Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erster Band,

Februar bis Juni

1832.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

~~IX 6~~
BP 373.1 (1-2)

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY

Subscription fund.
1832-1887.

5304
07.4
4.27

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

April: Historische Aufklärungen über die Portugiesischen Angelegenheiten. Vom Marquis von Rezende.

Spanien.

Mai: Journal-Literatur. — Sammlung Spanischer Romanzen. — Bibliographische Mittheilungen in zwei Nummern.

Juni: Eine Vergnügungsreise in Spanien. — Leben berühmter Spanier, von Don Manuel Josef Quintana. — Einnahme von Ciudad Rodrigo, am 19. Januar 1812. — Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Frankreich.

Februar: Paris, oder das Buch der 101 Schriftsteller. — Ampères Reise von Berlin nach Kopenhagen. — Herbstblätter, von Victor Hugo. — Philosophie des Rechts, von Lerminier. — Altfranzösische Literatur. — Fürst Talleyrand. Nach einer in England erschienenen Charakterschilderung. — Monsieur Mayeux. — Auflösung des Talleyrand'schen Ministeriums im September 1815. — Mirabeau und die beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen. — Der Saint-Simonismus. — Bibliographische Mittheilungen, fortgesetzt in 12 Nummern.

März: Der Saint-Simonismus. (Schluß.) — Charles Nodier. — Mirabeau's Pläne zur Dämpfung der Revolution. — Bildung des Ministeriums Richelieu und Decazes. Aus der Geschichte der Restauration, von einem Staatsmanne. — Ueber Mirabeau's Charakter. — Die Pilgerfahrt nach Holyrood. — Victor Hugo's Klage über die Zerstörung der geschichtlichen Denkmale in Frankreich. — Denkwürdigkeiten Ludwig's XVIII. — Ludwig XI., Trauerspiel von Casimir Delavigne. — Chateaubriand und Lamartine. — Die Presse und die Salons im Juli und August 1815. — Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

April: Der St. Simonismus. Zweiter Artikel. — Der Justiz-Palast in Paris. — Jamben, von Aug. Barbier. — Die Pest, mit Bezug auf die Furcht vor der Cholera. — Das südliche Frankreich im Juli und August 1815. — Romanen-Literatur. — Die Pariser Gesellschaft. — Geschichte Friedrichs des Großen, von Camille Paganel. — Ludwig XI. — Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

Mai: Der Salamander, von E. Sue. — Die Pest in Marseille und in der Provence in den Jahren 1720 und 1721. — Brand des Schiffs „le Regulus" von 74 Kanonen im Jahre 1814. — Einleitung zu Martignac's historischem Versuch über die Spanische Revolution und die Intervention von 1823. — Voltaire. Eine Charakterskizze, von Ed. Richer. — Skizzen moralischen Leidens, von Ed. Alletz. — Jules Janin und die Pariser Kritiker. — Bibliographische Statistik Frankreichs für 1831. — Das Finanz-Ministerium in Paris. — Einleitung zu den Vorlesungen über alte Skandinavische Literatur, von J. J. Ampère. — Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

Juni: Einleitung zu den Vorlesungen über alte Skandinavische Literatur, von J. J. Ampère. (Schluß.) — Der Pestkranke, von dem Bibliophilen P. L. Jacob. — Geschichte der Regentschaft, von Lemontey. — Eugene Scribe und das jetzige Französische Lustspiel. — Die Pariser Straßenecken. — Rückkehr der Franzosen nach Algier, von der Expedition nach Médea. — Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

Schweiz.

Februar: Erinnerungen, von C. V. v. Bonstetten. — Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Februar: Angelo Mai's neueste Forschungen. — Jetziger Standpunkt der Philosophie in Italien. — Karl Lucian Bonaparte's Eintheilung der Wirbelthiere. — Ugo Foscolo's bisher ungedruckte Gedichte. — Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

März: Europäische Geschichte, von Pierfrancesco Giambulari. — Petrarka. — Winkelmann in Italien. — Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

April: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur. Sardinische Staaten. — Geschichte der alten Völker Italiens, von Giuf. Micali. — Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Versuch einer Geschichte der Italiänischen Literatur im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. — Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Charakteristik Guicciardini's. — Drei neue Trauerspiele, von Silvio Pellico. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

England.

Februar: Leben Friedrich's II., Königs von Preußen, von Lord Dover. — Walter Scott's Abschied von der Lesewelt. — Lord Grey, eine Charakter-Schilderung. — Die Versammlungen Deutscher Naturforscher, von einem Briten dargestellt. — Denkwürdigkeiten berühmter souverainer Herrscherinnen, von Frau Jameson. — Die Ostindischen Moslemin, geschildert von Frau Mier Hassan Ali. — John Bull. Fragmente aus seiner neuesten Geschichte. — Lord Burleigh. — Das Sommerfest, von Thomas Moore. — Die Gesellschaft für Erdkunde zu London. — Das Leben und die Werke Lord Byrons. — Bibliographische Mittheilungen, fortgesetzt in jeder Nummer.

März: Göthe und die Tories. — Herzog von Wellington. — Abenteuer eines Edelmannes am Hofe Karl's II. — Das Englische Volk, und wer es ist. — Georg Canning. — Das Entstehen und die Ausbildung des Britischen Heeres. — Das Parlamentsmitglied, eine Selbstbiographie. — Gegenwärtiger Zustand des Theaters in England. — Chateaubriand und Lord Byron. — Die Handschriften der Stuarts. — Bibliographische Mittheilungen in 10 Nummern.

April: Lord Byron und Rousseau. — Samuel Johnson und seine Zeitgenossen. — Ein Blick auf die neuere Englische Literatur. Von J. Montgomery. — Die Britischen Besitzungen in Nord-Amerika. — Beschreibung eines Indischen Urvolkes. Von Cap. H. Harkneß. — Eine Seejagd. Nach Cap. Basil Hall. — Sitten der Dial's auf Borneo, von Dalton. — Richard und John Lander's Tagebuch einer Reise zur Erforschung des Laufes und Ziels des Niger. — Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

Mai: Die Abenteuer eines jüngeren Sohnes. — Versuch über das Recht der Hindus auf vorelterliches Eigenthum, von Rammohun Roy. — Häusliche Sitten der Amerikaner, von Frau Trollope. — Baillie's Bericht über die Provinz Neu-Braunschweig. — Frauenliebe, von Mrs. L. Grimstone. — Die Vorladung zum Tode, von Wimberley. — Ursprung der Sitte des Glückwünschens beim Niesen. — Versuche moralischen und politischen Inhalts, von Rob. Southey. — Die Alhambra, von Washington Irving. — Philobiblon. Eine im Jahre 1344 geschriebene Abhandlung über die Bücherliebe. — Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

Juni: Konstantinopel im Jahre 1831. Aus dem Tagebuch eines Britischen Offiziers. — Sechs Monat in Amerika, von G. T. Vigne. — Des Grafen von Munster Beschreibung des Britischen Feldzuges von 1809 in Portugal und Spanien. — Die Vendée und Schottland, von Sir Walter Scott. — Denkwürdigkeiten des Sir James Campbell. — Familienzwiste, oder Bruchstücke aus einer Erzählung von vielen Jahrhunderten. — Skrzynezki's Flucht von Warschau. Aus dem noch ungedruckten Manuskript eines Britischen Reisenden. — Ueber die Romane Edward Lytton Bulwer's. — Bibliographische Mittheilungen in 10 Nummern.

Belgien.

März: Lütticher Unruhen, von Herrn von Gerlache. — Bibliographische Mittheilungen.

Holland.

Februar: Krieg oder Friede? — Bibliothek der Niederländischen Geschichtsschreiber, von S. de Wind. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

März: Japan. Darstellung dieses Landes von Meylan. — Bibliographische Mittheilungen.

April: Skizzen aus Java. — Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Versuch einer Geschichte des Königreichs der Niederlande, vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1832. von A. J. Lastdrager. — Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Geschichte von Griechenland, von G. N. van Kampen. — Bibliographische Mittheilungen.

Dänemark.

Februar: Schilderung der Neugriechen, von Knyer. — Ueber die Preußischen Provinzial-Stände, von David. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

März: Ueber die Einführung der Provinzialstände in Dänemark. — Literarische Gesellschaften in Island. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

April: Geschichte von Dänemark, von P. F. Suhm. — Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Ueber das Neugriechische Volk und dessen Sprache. — Grönländische Flora. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Juni: Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen, vom Bischof Dr. Fr. Münter. — Bibliographische Mittheilungen.

Schweden.

Februar: Zeitungswesen. — Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Ermordung des Grafen Fersen. — Heirathsbewerbung in Lappland. — Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Digitized by Google

April: Ampère in Stockholm. — Zwei Vorstellungstage am Englischen Hofe. Aus dem Tagebuch eines reisenden Schweden. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Mai: Zwei Vorstellungstage am Englischen Hofe. (Schluß.) — Aktenstücke, die ältere, neuere und neueste Geschichte Schwedens so wie einzelne historische Personen dieses Landes betreffend. — Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Juni: Statistik von Schweden, von K. v. Forsell. — Das Leben und die politischen Schicksale des Baron Gustav Armfeldt, von ihm selbst geschrieben. — Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

Böhmen.

April: Ezestische Anthologie, von Dr. J. Bowring.

Polen.

Februar: Lexikon des gelehrten Polen. — Polnisches Recht, von Bandtke. — Ueber die Gesetzgebung der Slavischen Völker, von Maciejowski. — Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

April: Die Polnischen Dichter und die Warschauer Rezensenten. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Rußland.

Februar: Balladen und Erzählungen, von Schukoffskij. — Persische Idylle. — 25 Jahre Europa's während der Regierung Alexander's I. — Russische Bibliothek für Deutsche. — Geschichte des Nützlichen und Interessanten. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

März: Nordische Blumen. — Vollständige Sammlung Russischer Reichsgesetze. — Revue étrangère. — Memoiren des Admiral Schischkow. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

April: Memoiren über das Baltische Meer. — Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Ein Schreiben Jean Paul's an den Kaiser Alexander. — Zur Charakteristik Potemkin's. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Ostindien.

Mai: Zusammenkunft des General-Statthalters von Ostindien mit Rendschit Singh. — Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Die alten Tempel und Ruinen von Barelli, in Radschputana. — Ueber das von den Engländern in Ostindien befolgte Verwaltungs-System. — Das heutige Delhi und der jetzige Groß-Mogul. — Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Morgenländische Literatur.

März: Gesellschaft zur Uebersetzung aus orientalischen Sprachen in London. — Bibliographische Mittheilungen.

April: Markus Antoninus 12 Bücher an sich selbst, in's Persische übersetzt von Joseph v. Hammer. — Zwei Cingalesische Gedichte, übersetzt von Galloway. — Die Javanesische Sprache. — Australische Sprachen. — Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

Mai: Werke des Chinesischen Weisen Kbung-Fu-Dsü. Zum ersten Mal aus der Ursache ins Deutsche übersetzt von Dr. W. Schott. — Chinesische Sprachkunst, von J. A. Gonçalves. — Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Aegypten.

Juni: Der Aegyptische Hof. Von einem Europäer skizzirt.

Nord-Amerika.

Februar: Der Bravo von Cooper. — Neu-Engländisches Magazin. — Bibliographische Mittheilungen.

März: Der Fall der Indianer. — Henry Clay. — Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Vorlesungen über Zauberei, von Upham. — Versuch über Dämonolgie, Geister-Erscheinungen und Volks-Aberglauben, von J. Thacher. — Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Besuch bei dem Präsidenten, General Andreas Jackson. — Bibliograpische Mittheilungen.

Deutsche Literatur im Auslande.

Februar: Briefe eines Verstorbenen. — Schiller's Geisterseher. — Raupach's Tochter der Luft. — Reineke Fuchs. — Grabbe's Trauerspiele. — Nouvelle Revue Germanique. — Depping. — Dr. Julius Gefängnißkunde.

April: Das Deutsche Conversations-Lexikon in Nord-Amerika.

Mannigfaltiges.

Februar: Königl. Societät der Wissenschaften in London. — Sitzung der Königlichen Asiatischen Gesellschaft in London. — Universitäten in Spanien. — Dampfboot-Verbindung mit Indien. — Die St. Petershöhle bei Mastricht. — Die Bevölkerung von Paris, verglichen mit der von London. — Schreiben eines Franzosen aus Nord-Amerika. — Sklaverei im Lande der Freiheit. — Natürlicher Blitzableiter. — Arbeiten der Pariser Akademie der Wissenschaften im Jahre 1830. — Lancaster'sche Schulen in Dänemark. — Englische Reisende. — Königliche geographische Gesellschaft zu London. — Sonderbare Pietät. — Zeitmesser zur Anstellung der allergenauesten Beobachtungen. — Morrison contra Klaproth. — Zur Nachricht für Sinologen. — Indisches Erbrecht. — Eintheilung der Hindus nach Duls. — Aberglauben der Hindus. — Religiöse Anstalt zu Kalkutta, von Ram Mohun Roy gegründet. — Indische Prophezeiung von der Metamorphose der Welt. — Das erste Russische Kadetten-Corps. — Die Londoner Haushaltsbesitzer in Gefahr vor dem Pöbel. — Neue Beschäftigung der Elephanten. — Französische Findelhäuser.

März: Klaproth contra Morrison. — Erziehung der weiblichen Eingebornen in Ostindien. — Entdeckungs-Reisen in's Innere von Afrika. — Englisches Anleihe-System. — Der Französische National-Konvent. — Fortschritte der Künste und Wissenschaften in Assam. — Holländische Werke in's Japanische übersetzt. — Der Radschah von Punganur. — Die Gruft Romeo's und Julia's. — Die Insel Ithaka. Die medizinische Gesellschaft in Kalkutta. — London zur Zeit Elisabeth's. — Kleidung bei feuchtem Wetter. — Sucht nach Ungewöhnlichem. — Englische Zeitungsphrasen. — Verbrechen in Frankreich. — Fortschritte des Journalismus. — Aufforderung aus England an einen Deutschen Künstler. — U. A. w. g. — Was man denkt, und was man spricht. — Roscoe's äußere Verhältnisse. — Zeitungs-Curiosa. — Ein Geschenk für den Pascha von Aegypten. — Verbrecher-Kolonieen in Australien. — Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. — Spanische Besitzungen des Herzogs von Wellington. — Memoiren des Marschall Ney.

April: Menschenopfer in Hindostan. — Wandernde Fische zu Lande. — Der Alteweibersommer. — Macht der Gewohnheit. — Oberfläche von Frankreich. — Tod des Grafen Vidua de Gonzano. — Eisenbahnen in Amerika. — Amerikanisches Eisenbahn-Journal. — Thomas Moore. — Ein Ball in Griechenland, von einem Amerikaner geschildert. — Insel in der Seine. — Einführung des Bajonets in England. — Physisches Ungemach bei einem Aufenthalt in Indien. — Treib-Eis in der Südsee. — China's Handel mit dem Auslande. — Indische Hochländer. Aus dem Tagebuch eines Britischen Ostindiers. — Skandinavische Literatur-Gesellschaft zu Kopenhagen. — Verein zur Beförderung der Dänischen Literatur in Kopenhagen. — Sklaverei in England. — Gründung der Stadt Nikolajeff. — Begräbnisse in Neu-Seeland. — Berichtigung, von Z—e. — Begehr nach Verbrechern. — Einwohner der Insel Bali bei Java. — Verbrauch von Seide. — Die Polizei des alten Venedig. — Eine verunglückte Thierhetze. — Etwas über die Chinesischen Karavanen, welche jährlich nach Awa ziehen. — Ein Bild von Macao. — Gastfreundschaft der Chinesen bei Whampoa.

Mai: Heilung des Bisses von giftigen oder tollen Thieren. — Sprachen in Frankreich. — Newton's Genius. — Presse in Kalkutta. — Bengalische Literatur. — Das Eisen auf Borneo. — Ein neues musikalisches Instrument. — Urtheil über den Polnischen Dichter Massalski. — Privelegien der Geschlechter in England. — Ein Sagobaum. — Ueber ein großes Fest der Hindus, genannt Pungal. — Chinesische Frühlingsfeier. — Macht der Braminen über die Hindus. — Theatralische Gesellschaft der Hindus. — Kampf zweier Schlangen. — Fußstapfen-Kenntniß der Beduinen. — Eine Tigerkatze als Hausthier. — Schneller Flug einiger Insekten. — Ausdehnung des Britischen Reiches. — Die Offeten und Dugovs auf dem Kaukasus. — F. und B. — Tapferkeit wider Willen. — Moralität der Vorzeit. — Wallfischkäse. — Silberminen auf dem Kaukasus. — Indische Propheten. — Italiänischer Buchhändler-Verein. — Britische Auflagen. — Plan zu einer Land-Verbindung zwischen England und Irland. — Süd-Amerikanische Zeitungen. — Capitain Dillon's Reisen. — Der Berg Wingen, ein Vulkan in Neu-Holland.

Juni: Die Universität Pavia. — Bildnisse von Kopernikus Vater und Sohn. — Das Grab der Potozka. — Der größte Diamant. — Geschichte der Austern. — Die philharmonische Gesellschaft in London. — Admiral Freeman als Schiffsfähnrich. — Ablösung der Neujahrsgratulationen durch Geschenke an die Armen. — Das Veto der Polnischen Reichstage. — Die Chinesische Armee. — Ackerbau und Viehzucht in Van Diemens Land. — Washingtons Ansicht von den Rechten der Indianer. — Sonderbare Himmelfahrt der verstorbenen Oberpriester in Hinter-Indien. — Seltsamer Gebrauch bei den Bewohnern des Himalaya. — Klopstock's Messias. — Canning als diplomatischer Dichter. — Etwas für Isaak Titsingh. — Aberglaube der Indier. — Dänische Schulden-Tilgung in Italien. — Neu entdeckte Höhle in Pennsylvanien. — Königliche Nordische Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. — Eine Eisenbahn-Zeitung. — Tataren-Freundschaft. — Buchhandel in England. — Grabschrift auf Maria Stuart. — Eingesandt. — Typographisches. — Unterscheidungen. — Der Kirchenstaat. — Rom. — Bevölkerung der Galeeren. — Neue Erfindung in der Mechanik. — Kriegs-Dampfschiffe. — Zimmtverbrauch. — Berichtigung.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Mittwoch den 1. Februar 1832.

England.

The Life of Frederic the second, King of Prussia. By Lord Dover. (Leben Friedrichs II., Königs von Preußen, von Lord Dover.) 2 Bände. London, 1832. *)

Der große König, von jeher auch bei den Briten ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, hat in England einen, wiewohl für seine hohen Vorzüge eingenommenen, doch bei alledem höchst parteilosen und darum würdigen Biographen gefunden. Der Verfasser sagt und bewährt es, daß er sich Mühe gegeben habe, nicht in den Fehler so mancher Geschichtsschreiber und Biographen zu verfallen, die für ihren Gegenstand so eingenommen seyen, daß sie dessen kleine Mängel und Schattenseiten wo möglich ganz zu verdecken suchten. Das Gemälde, das er uns gegeben hat, erhält dadurch einen um so größeren Charakter der Wahrheit, und die vielen bewundernswürdigen Züge, die darin den mit dem Helden nicht so vertrauten Britischen Lesern dargestellt werden, finden eine um so bereitwilligere Anerkennung. Lord Dover, als Hr. Agar Ellis auch in der politischen Welt nicht unbekannt — kürzlich wurde er von den Zeitungen wieder als der nach Brüssel an die Stelle des Sir Rob. Adair bestimmte Großbritanische Gesandte genannt — ist in der literarischen schon früher nicht ohne Anerkennung aufgetreten. Sein gegenwärtiges Werk hat ihn, wie er versichert, längere Zeit beschäftigt; auch sind die zahlreichen Vorarbeiten, die dem Verfasser zu Gebote standen, fleißig benutzt worden. Namentlich haben ihm bei der Darstellung von Friedrichs Leben bis zum siebenjährigen Kriege, das den ersten Band ausfüllt, die „Memoiren der Markgräfin von Baireuth", „Friedrichs des Großen Jugendjahre, von Fr. Förster", Thiebaults vor wenigen Jahren erst erschienene „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin", Voltaire's „Siècle de Louis XV.", Müllers „Darstellung der Kriege Friedrichs des Großen", Grimoards „Tableau de la vie et du regne de Fréderic le grand", vor Allem jedoch des großen Königs Werke selbst (besonders die „Mémoires de mon temps") als Leitfaden gedient. Nächstdem aber haben dem Verfasser auch Manuskripte zu Gebote gestanden, die bisher noch von keinem Geschichtsschreiber Friedrichs II. benutzt worden, nämlich die im Britischen Museum aufbewahrten Handschriften des Sir Andrew Mitchell, der während der Dauer des siebenjährigen Krieges Großbritanischer Gesandter am Königl. Hofe war, und die Korrespondenz des Lord Marischal und des Feldmarschalls Keith, die sich im Besitze des Admiral Fleming befindet, und deren Benutzung dem Verfasser durch Lady Keith, die Gemahlin des jetzigen Französischen Gesandten am Preußischen Hofe, Grafen Flahault, gestattet worden ist. Als etwas, das auch für die mit dem Leben des großen Königs schon vertrauten Leser, besonders aber für die Verehrer des Marschalls Keith, neu und interessant seyn möchte, theilen wir nachstehend ein aus dieser Korrespondenz geschöpftes Fragment über Keiths Eintritt in den Königlichen Dienst mit:

„Es war im Jahr 1747", so erzählt zuvörderst der Verfasser, „als zwei der vertrautesten Freunde Friedrichs, Feldmarschall Keith und sein älterer Bruder, der Graf Marischal, in die Dienste Friedrichs eintraten. Die beiden Brüder waren in die Rebellion des Jahres 1715 verwickelt gewesen, zu der sie hauptsächlich durch die Kränkungen getrieben worden waren, die ihnen der nach der Thronbesteigung Georgs I. in Schottland allmächtig gewordene Herzog von Argyll widerfahren ließ. Marschall Keith trat zuerst in Spanische und sodann in Russische Dienste. Das nachstehende Schreiben an seinen Bruder enthält die Gründe, weshalb er die Dienste Rußlands wieder verlassen; es ist aus Potsdam vom 28. Oktober 1747 datirt:

„„Sobald ich am Bord meines Schiffes in der Bucht von Riga mich befand, schrieb ich meinem theuersten Bruder, um ihn von jeder Unruhe zu befreien; damals war es jedoch noch nicht an der Zeit, Dir einen vollständigen Bericht über Alles zu geben, was mir seit Deiner Abreise von Mitau bis dahin zugestoßen war. Jetzt aber, da ich glücklicher Weise unbehindert bin, will ich Dir eine so genaue Schilderung mittheilen, als ich sie mir von allen Chicanen, denen ich durch die Bosheit Bestuschef's ausgesetzt war, ins Gedächtniß zurückrufen kann. Du weißt, daß, nachdem Du die abschlägige Antwort *) erhalten hattest, ich mir fest vornahm, den Russischen Dienst zu verlassen. Da jedoch damals gerade die Campagnen-Jahreszeit war, die dort immer bis zum 15. Oktober dauert, so schob ich die Einreichung meiner Bittschrift bis zum Winter auf, um dessen Anfang ich die Nachricht erhielt, daß mit dem Beginn des nächsten Jahres ein sehr ansehnliches Corps sicherlich nach Flandern oder nach dem Rhein marschiren werde. Ich, der ich damals die Truppen in Livland befehligte, welches die einzigen waren, die zu einer solchen Expedition gebraucht werden konnten, zweifelte darum auch gar nicht daran, daß das Kommando mir zufallen würde. Unmöglich konnte ich mir denken, daß man mir meine Division nehmen und einem Anderen gerade zu einer Zeit übertragen würde, wo sie zur Thätigkeit gelangen sollte. Auch wurde ich in diesem Gedanken noch mehr bestätigt, als — nachdem der Feldmarschall Lacy bei Bildung der Winterquartiere dem Kriegs-Kollegium vorgeschlagen hatte, mich nach Reval zum Kommando der nach Esthland bestimmten Division zu senden, während er selbst die in Livland zurückbleibenden Truppen kommandirte — mir befohlen wurde, in Riga zu bleiben. Aber was ich für eine Bestätigung ansah, geschah nur, damit ich die Kränkung erfahre, zu sehen, wie die Division in meiner Gegenwart dem Fürsten Repnin übergeben wird. Im Monat Dezember wurde der Feldmarschall Lacy nach St. Petersburg berufen; bald darauf erhielt ich von verschiedenen Seiten her Glückwünsche, die mir auch von allen Offizieren der Armee zu Theil wurden. Du kannst Dir leicht denken, daß ich sie nicht annahm; denn ich war sicher, daß mein Freund Bestuschef sein Möglichstes thun würde, um meine Beförderung zu hintertreiben. Ein Gleiches erwartete ich von Mylord Hindford, den ich ganz besonders in Verdacht hatte, und der auch, wie ich später erfuhr, dem Feldmarschall Lacy vorspiegelte, daß ich Uebles von ihm redete. Ich schrieb einigen meiner Freunde bei Hofe, um zu erfahren, wer das Kommando erhalten würde, worauf mir geantwortet wurde, es sey dem Fürsten Repnin bestimmt. Wiewohl mir nun derselbe als ein trefflicher Offizier bekannt war, so mochte ich doch der Nachricht keinen rechten Glauben schenken, und zwar erstlich, weil Repnin, als Gouverneur des Großfürsten und Großmeister der Artillerie, Stellen bekleidete, die seine Gegenwart in St. Petersburg erheischten, und zweitens, weil mir bewußt war, daß er ebenfalls nicht am besten bei Bestuschef angeschrieben sey. Gerade dieser letztere Umstand war es jedoch, der ihm die neue Anstellung verschaffte; dem Kanzler war es gar nicht recht, einen Mann, der ihm nicht ganz ergeben war, so nahe um den Großfürsten zu sehen, und da er sein Auge auf einen gewissen Tschoglokof, einen der dümmsten Menschen im ganzen Reiche, warf, dessen Frau jedoch eine Verwandte der Kaiserin ist, so war es ihm darum zu thun, den Andern recht weit zu entfernen. — Sobald ich dies erfuhr, was zu Ende Januars der Fall war, so suchte ich meine Dimission nach und schrieb zugleich an Bestuschef, daß, da er mir in dem Schreiben, worin er Dir die Erlaubniß verweigerte, in Rußland leben zu dürfen, versichert hätte, er wolle bei vorkommender Gelegenheit sein ganzes Ansehen zu meinen Gunsten verwenden, ich die Ueberzeugung habe, daß er dies für die passendste Gelegenheit halten würde, indem mir dadurch mein Abschied verschafft werden könnte. Er schrieb mir eine kurze Antwort, von der ich Dir eine Abschrift mittheilen will, sobald ich nach Berlin zurückgekehrt seyn werde; er sagte mir darin, daß es nicht sein Fehler gewesen, wenn Du nicht aufgenommen worden; daß, wenn Du gewünscht hättest, Dich mit dem Könige von England auszusöhnen, die Kaiserin gewiß sehr gern das Ihrige dazu gethan und Dich alsdann auch mit großem Vergnügen nicht bloß in ihren Staaten, sondern auch in ihrem Dienste gesehen haben würde. Nächstdem schrieb er mir, daß Fürst Repnin mit den Hülfstruppen ausmarschiren würde, was lediglich aus Rücksicht für mich geschehe, weil ich eine so nothwendige Person sey, daß man mich nicht aus dem Reiche lassen könnte, wo ich durchaus die Gränzen gegen einen unruhigen Nachbar vertheidigen müßte. Du mußt aber wissen, daß zu dieser Vertheidigung nicht mehr als 3 Regimenter Infanterie und einige armselige Dragoner zurückbleiben sollten. Alsdann schrieb er mir, daß ich meine Dimission zu spät nachgesucht hätte. Das Heer sey in Bewegung, und die Campagne habe demnach angefangen; beharrte ich jedoch in meinem Entschlusse bis zur Zeit der nächsten Winterquartiere, so würde ich unbezweifelt meinen Abschied erhalten. Später ließ er mich wissen, daß ich zwar für die Dienste, die ich geleistet,

*) Zu finden in Berlin bei A. Asher, Commissionair der Herren Longman und Comp. in London.

*) Auf die Bitte Marischal's, sich ferner im Russischen Reiche aufhalten zu dürfen.

Digitized by Google

schon etwas zu gut bezahlt worden, daß ich jedoch, wenn ich bleiben wollte, auf Begünstigung, Zulagen u. s. w. rechnen könnte. In meiner Antwort, die ich Dir ebenfalls übersenden werde, erklärte ich, bis zum Winter bleiben zu wollen, weil er der Meinung sey, daß ich die Dimission zu spät nachgesucht; in der That giebt es auch eine Verordnung, wonach Offiziere ihre Entlassung für das laufende Jahr schon vor dem 1. Januar gefordert haben müssen; mein Gesuch war jedoch erst am 30. Januar abgegangen; doch fügte ich hinzu, daß, wenn die Zeit komme, ich meine Entlassung bestimmt erwarte. Hierauf antwortete er mir, er bedaure sehr, daß sein freundschaftlicher Rath keinen besseren Erfolg gehabt, daß ich jedoch, da diese Angelegenheit nicht zu seinem Departement gehöre, mich in Zukunft an das Kriegs-Kollegium wenden sollte. Kurze Zeit darauf übergab ich an Repnin die Infanterie mit Ausnahme dreier Regimenter, die ich, so wie auch die Kavallerie, ferner kommandirte. Allein auch dies wurde für zu viel erachtet, und ich erhielt daher den Befehl zur Uebergabe sämmtlicher Kavallerie an den General-Lieutenant Lieven, während ich das Kommando der beiden Regimenter Land-Miliz, deren weiße Uniform ich mir hatte machen lassen, behalten sollte; dies war nun meine Division als General en Chef! Da mir das Kriegs-Kollegium nicht antwortete, so schrieb ich Ende Mai an General Apraxin, um zu erfahren, ob ich wirklich bis zum Winter im Dienste bleiben sollte, weil ich sonst meine Equipage abschaffen wollte, die mir viel Geld koste. Er antwortete mir, daß die Kaiserin befohlen habe, mir den Abschied zu ertheilen, der mir so bald als möglich eingesandt werden würde. Zu gleicher Zeit schrieb mir jedoch einer meiner Freunde, daß zwar mein Abschied bereit liege, daß ich ihn jedoch nicht eher erhalten würde, als bis ich ein Papier unterzeichnet hätte, dessen Inhalt er nicht kenne; das wisse er aber, daß, wenn ich meine Unterschrift verweigerte, der Befehl gegeben sey, mich zu verhaften. Du weißt, was dies zu bedeuten hat. Einige Tage darauf wurde mir in einem anderen Schreiben mitgetheilt, daß mein Abschied dem Feldmarschall, begleitet von einem Revers, eingesandt sey, durch welchen ich mich anheischig machen sollte, niemals direkt oder indirekt gegen Rußland zu dienen; und daß, wenn ich mich weigerte, der Feldmarschall mich verhaften würde. Ich war eben noch beschäftigt, dieses Schreiben zu lesen, als ein Adjudant mich zum Feldmarschall berief. Ich fand den armen Mann in der großmöglichen Verlegenheit; bei ihm waren der General-Auditeur und noch ein Anderer als Zeugen. Er sagte mir, daß mein Abschied auf dem Tische liege, daß er jedoch vom Kriegs-Kollegium den Befehl erhalten habe, ihn mir nicht eher einzuhändigen, als bis ich ein anderes Papier unterzeichnet hätte. Ich bat, daß man mir Alles vorlesen möchte. Der Abschied war ganz einfach in gewöhnlicher Form abgefaßt und von der Kaiserin am 1. Juli unterzeichnet; der Befehl vom Kriegs-Kollegium, mich sofort von der Armee auszuschließen, war unterm 4ten ausgestellt und dem Kommissariate so wie dem Proviant-Bureau bereits mitgetheilt worden, damit mir weder Sold noch Fourage mehr verabreicht werde. Als diese beiden Papiere verlesen worden waren, sagte ich dem Feldmarschall, daß ich augenfällig nunmehr schon aus dem Russischen Dienste entlassen sey; weshalb ich auch nicht einsähe, unter welchem Vorwande sie einem Britischen Unterthanen, welcher dienen könne, wem und wo er wolle, Gesetze vorschreiben dürften. Der Feldmarschall bat mich, die Sache zu überlegen; ich aber nannte den Revers, den ich unterschreiben sollte, skandalös; worauf er mir erwiederte, daß es in der That skandalös von denjenigen sey, die so etwas auferlegten. Da ich indessen keine Lust hatte, die Reise nach Sibirien zu machen, so bat ich, mir den Revers vorzulesen. Ich sollte darin versprechen, niemals direkt oder indirekt gegen Rußland zu dienen, und, falls ich dem zuwider handelte, mich der Verurtheilung der Russischen Kriegs-Artikel unterwerfen. Sobald ich das Letztere hörte, sagte ich dem General-Auditeur, daß ich bereit sey, sofort zu unterzeichnen; denn ich kannte die Kriegs-Artikel zu gut, um nicht sicher zu seyn, daß sich darin keiner befinde, der einem freien Engländer, wie ich es damals war, verbiete, zu dienen, wo und wem er wolle. Ich unterzeichnete demnach den Revers, und indem ich ihn dem Auditeur zurückstellte, sagte ich zu ihm, daß die Russen, wenn sie mich jemals im Dienste gegen Rußland lebendig einfingen, meinetwegen noch einen neuen Kriegs-Artikel machen könnten, um mich zu verurtheilen. Es that mir jedoch gleich nachher leid, dies gesagt zu haben, und ich bemerkte, daß auch der Feldmarschall mißvergnügt darüber schien; denn es war darauf zu rechnen, daß der Auditeur dies sofort an Apraxin melden würde, der daraus Schlüsse ziehen möchte, die mir gefährlich seyn konnten. Da ich indessen meinen Abschied und meinen Paß in Händen hatte, so beschloß ich, dem zuvorzukommen; ich schiffte mich auf einem eben segelfertig liegenden Englischen Schiffe, und zwar nach England, ein; wäre ich nach Preußen direkt zu Lande gereist, so hätte ich besorgen müssen, daß man mich noch auf der Reise in Kurland verhafte. Solchergestalt kam ich aus Rußland, doch hatte ich eine sehr schlechte Seereise; auf der Fahrt nach dem Sund brachte ich 19 Tage bei contrairem Wind und unter stürmischem Wetter zu. Ich war jedoch am Ende nicht mißvergnügt darüber, indem es mir nämlich einen Vorwand gab, im Sunde meinen Engländer zu verlassen und zu erklären, daß ich den Landweg über Holland einschlagen wollte. In Kopenhagen war man sehr begierig, zu wissen, ob es wirklich meine Absicht sey, nach England zu gehen, und der Herzog von Sonderburg machte mir Anträge zum Eintritt in Dänische Dienste. So wie ich jedoch in Dänemark an das Ufer getreten war, schrieb ich an den König von Preußen und bot ihm meine Dienste an; bald darauf reiste ich nach Hamburg ab, wo ich ein sehr huldvolles Antwortschreiben empfing, in Folge dessen ich geraden Weges nach Berlin abging; zwei Tage nach meiner Ankunft ernannte mich der König zum Feldmarschall seines Heeres. Da der König sich nur noch einen Tag in Berlin aufhielt, so blieb mir kaum Zeit, einen förmlichen Entschluß zu fassen. Baron Maideffelt hatte mir jedoch bereits gesagt, daß ich einen jährlichen Gehalt von 8,000 Thalern zu beziehen hätte, und mit diesem kann man hier besser fertig werden, als mit 12,000 in Rußland, wo unsere Equipagen unser ganzes Einkommen aufzehrten. Ich finde in der That, daß ich mehr habe, als für Einen genug ist; denke Dir daher, welche Freude es für mich seyn würde, es mit Dir, mein theurer Bruder, zu theilen. Ich weiß, es würde dem Könige nicht im Mindesten unangenehm seyn, vielmehr sähe er es recht gern; indessen wird Dir in einigen Posttagen der Graf Rothenburg, der fast eben so ungeduldig ist, Dich zu sehen, als ich es bin, ausführlicher über diesen Gegenstand schreiben. Ich habe jetzt die Ehre und, was noch mehr ist, das Vergnügen, bei dem Könige in Potsdam zu seyn, wohin er mich, zwei Tage nachdem ich zum Feldmarschall ernannt worden war, berief. Ich genieße hier die Auszeichnung, fast täglich mit Ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er hat mehr Geist, als ich Geschick, Dir denselben zu schildern, spricht gediegen und kenntnißvoll über alle Arten von Dinge, und ich müßte mich sehr irren, wenn Er nicht mit der Erfahrung von vier Campagnen der beste Offizier seiner Armee ist. Er hat mehrere Personen um sich, die er fast mit der Familiarität eines Freundes behandelt, jedoch keinen Favoriten; es ist ihm inzwischen eine sehr natürliche Höflichkeit gegen Jedermann, der sich ihm nähert, eigen. Als Jemand, der sich erst vier Tage um seine Person befindet, maße ich mir, wie Du gewiß sagen wirst, etwas zu viel Urtheil über seinen Charakter an; Du kannst Dich jedoch auf Alles, was ich Dir erzähle, sicher verlassen. Bin ich erst länger hier, werde ich wohl so viel von ihm wissen, als Er mich wird wissen lassen; und mehr weiß ja sein ganzes Ministerium nicht von ihm. Lebe wohl, theuerster Bruder, jede Woche wirst Du ein Schreiben von mir erhalten, wenn auch nicht Alle so lang seyn sollten, als das gegenwärtige.

Keith.""

Der Verfasser fährt nun in Bezug auf die beiden Brüder Keith und Marischal folgendermaßen in seiner Erzählung fort: „Feldmarschall Keith genoß auch ferner seines Monarchen Gunst, Vertrauen und Freundschaft bis zu dem ruhmwürdigen Tode, den er im siebenjährigen Kriege fand*). Es scheint derselbe ein Mann von großem militairischen Talente gewesen zu seyn, mit welchem sich eine Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Charakters verband, die ihn allgemein beliebt machte. Die gegenseitige Anhänglichkeit der beiden Brüder war ebenfalls von der vertraulichsten und rührendsten Art; eine natürliche Folge davon war, daß Lord Marischal seinem Bruder Keith sehr bald in die Dienste des Königs von Preußen folgte. Lord Marischal scheint einen gebildeten Geist besessen zu haben und voller liebenswürdiger herzlicher Gesinnungen gewesen zu seyn. Friedrich machte ihn bald zu seinem vertrauten Freunde, und der Lord erwiederte die Königliche Freundschaft durch eine sich stets gleich bleibende Bewunderung und Liebe. Friedrich scheint auch die hohen Eigenschaften seines Charakters vollkommen erkannt und gewürdigt zu haben, denn keinem seiner Freunde war er so unveränderlich gewogen, als ihm. Im Jahre 1750 ernannte er ihn zum außerordentlichen Gesandten in Frankreich, ertheilte ihm den Schwarzen Adler-Orden und machte ihn zum Gouverneur von Neuchatel. Im Jahre 1759 ging Marischal als Preußischer Gesandter nach Madrid, wo er das Glück hatte, die Existenz eines Familienbündnisses zwischen den verschiedenen Zweigen des Hauses Bourbon zu entdecken, wovon er dem Britischen Ministerium eine Anzeige machte. Dieser Dienst wurde für so wichtig angesehen, daß ihm bald darauf von Georg II. eine Amnestie bewilligt wurde. Er kehrte demnächst nach England zurück, wo er eine Parlamentsakte erlangte, durch die seine Verbannung aufgehoben wurde. In Folge dessen kaufte er einen Theil seiner Familiengüter wieder an sich und blieb bis zum Jahr 1764 in England. Er hatte die Absicht, seinen festen Wohnsitz in Schottland zu nehmen; die wiederholten Bitten seines Königlichen Freundes, der ihn beschwor, nach Berlin zurückzukehren, bewogen ihn jedoch, diesen Entschluß wieder aufzugeben. Bei einer Gelegenheit schrieb ihm Friedrich: „„Hätte ich eine Flotte, so würde ich kommen, um Sie mit Gewalt mir zu holen.““ Lord Marischal ließ sich demnach unter der Protection seines erhabenen Freundes, dessen Gunst er bis an das Ende seines ehrenvollen Lebens genoß, in Preußen nieder. Ein Reisender, der ihn im Jahre 1777 sah, erzählt Folgendes von ihm: „„Wir speisten fast alle Tage bei Lord Marischal, der damals 85 Jahr alt und noch eben so jung an Körper und Geist war, als jemals. Der König hatte ihm ein Haus am Ende des Gartens von Sans-souci geschenkt und ging oft dahin, um ihn zu besuchen. Er hatte ihn davon dispensirt, an der Königlichen Tafel zu erscheinen, da des Lord's Gesundheit ihm nicht gestattete, lange an derselben zu verweilen. Von allen denen, die des Königs Gunst besaßen, war er derjenige, der am meisten Sein Freund genannt werden konnte, und der Seiner Person am innigsten zugethan war. Jedermann suchte daher auch des Lord's Gunst; er wurde niemals anders als des Königs Freund genannt, und in der That verdiente er auch diesen Titel.““ Ein Jahr darauf, nachdem dieser Bericht geschrieben worden war, starb Lord Marischal.“

Der zweite Band, bei welchem der Verfasser besonders sowohl Friedrich's als Archenholz's Geschichte des siebenjährigen Krieges, Horace Walpole's, Grafen von Orford's Memoiren, Denina's, Gillie's und Müller's Schriften über Friedrich, Mirabeau's Werk

*) In der Schlacht bei Hochkirch am 14. Okt. 1758, nachdem er drei Mal den Feind, der unter Daun's Befehlen den Ueberfall gemacht, in der Dunkelheit der Nacht zurückgetrieben hatte.

Digitized by Google

von der Preußischen Monarchie u. s. w. benutzt hat, umfaßt die Zeit vom Jahr 1756 bis zum Tode des Königs. Lord Dover bemüht sich, die Ursachen und Veranlassungen des siebenjährigen Krieges seinen Lesern recht deutlich zu machen. Besonders ist der Antheil, den England an diesem Kampfe genommen, und der Erfolg, den er auf Großbritaniens Politik ausgeübt, mit großer Geschicklichkeit dargestellt. Ein nicht uninteressantes Aktenstück wird uns in dieser Hinsicht über den Versuch mitgetheilt, den England im Jahr 1762 gemacht, um Peter III. von seiner Allianz mit Friedrich abzubringen. Es ist dies ein Schreiben des Britischen Gesandten Sir Andrew Mitchell (aus Breslau vom 3. Mai 1762) an den damaligen Premier-Minister Lord Bute, worin der Erstere mit großer Naivetät erzählt, wie er zu seinem Schrecken erfahren, daß der König genau um eine Unterredung wisse, die Lord Bute mit dem Fürsten Gallitzin nach dem Tode der Russischen Kaiserin zu obigem Zwecke gehabt; und zwar sey ihm der Inhalt dieser Unterredung vom Grafen v. Finkenstein selbst im Namen des Königs, der gegen das Britische Kabinet sehr aufgebracht sey, mitgetheilt worden. Nicht minder interessant sind in diesem Bande wiederum aus der Keith-Marischal'schen Korrespondenz einige Reliquien der beiden Helden, die, als die edelsten Opfer des siebenjährigen Krieges, gleich in den ersten Jahren desselben auf dem Felde der Ehre fielen. Von den Briefen des greisen Helden Schwerin an den ihm ungemein befreundeten Keith, die ganz vom Feuer eines jungen thatenlustigen Kriegers beseelt sind, theilen wir die nachstehenden zwei mit, von denen der eine kurz vor und der andere kurz nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges geschrieben ist:

I.

„Frankfurt an der Oder, 17. April 1756.

In Erwiederung auf das Schreiben vom 10. d. M., mit welchem Sie, mein theurer Marschall, mich beehrt haben, muß ich Ihnen sagen, daß ich entschlossen bin, in diesem Jahre nicht nach Karlsbad zu gehen, um dort wieder den Brunnen zu trinken. Ich glaube, daß es mir in meinem Alter kaum noch der Mühe oder der Ausgabe verlohnt, eine solche Reise zu machen, wiewohl ich immer gefunden habe, daß der Brunnen mir gut thut, und besonders jetzt gewisse Rheumatismen, die ich mir während des letzten strengen Winters zugezogen, eine solche Kur erfordern möchten. Da mir der Krieg nicht mehr so nahe vor der Thür scheint, so fange ich schon an zu verzweifeln, daß ich noch einmal Gelegenheit haben möchte, einen Feldzug mitzumachen, wiewohl doch mein Wunsch danach so groß ist. Denn wenn man erst zwei und siebzig alt ist und 56 Jahre gedient hat, so kann man vernünftiger Weise nicht länger mehr auf sich zählen, und die Campagnen, die wir in unserem Dienste erwarten dürfen, erheischen, besonders aber wenn Einer seine Pflicht der Gemächlichkeit vorzieht, eine recht kräftige Gesundheit. — Ich verbleibe Ew. Excellenz sehr ergebener und gehorsamer Diener

Gr. v. Schwerin."

II.

„Neiße, 21. August 1756.

Ich bitte Sie, mir von Zeit zu Zeit, wenn Ihre militairischen Beschäftigungen es erlauben, willkommene Nachrichten über Sie zu senden; als Entgegnung sollen Sie dafür Nachrichten von mir erhalten. Ich muß mich gefaßt machen, auf Feinde zu treffen, die mir an Kräften weit überlegen sind. Gott wird mir beistehen in der Bekämpfung ihrer Angriffe, und zuversichtlich denke ich immer meine Pflicht zu thun, den Ruhm der Königlichen Truppen zu behaupten und als ein braver Mann zu sterben. Leben Sie wohl!"

Zwei andere Briefe von Schwerin an Keith, die sich außerdem noch in dem Werke des Lord Dover befinden, sind aus dem Hauptquartier des Ersteren datirt, das sich in Böhmen, dem Oesterreichischen General Piccolomini gegenüber, befand, und schildern seine thatenlosen Mühseligkeiten der ersten Campagne des siebenjährigen Krieges, dessen folgender Feldzug dem ergrauten Feldherrn neuen unvergänglichen Ruhm und den von ihm fast sehnlich gewünschten Heldentod bringen sollte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. In London erschienen neu:

Memoirs of the late war. By the Earl of Munster. (Denkwürdigkeiten des letzten Krieges, vom Grafen von Munster [Lord Fitzclarence] Capitain Cooke u. s. w.) 2 Bde.

History of the Roman Hierarchies etc. (Geschichte der Römischen Hierarchieen von J. Abbott.)

Memoirs of celebrated female Sovereigns. By Mrs. Jameson. (Denkwürdigkeiten berühmter souveraiuer Herrscherinnen, von Frau Jameson.) 2 Bde. *)

The British dominions in North-America. (Die Britischen Besitzungen in Nord-Amerika, vom Oberst-Lieutenant Bouchette.)

The political Life of the Rt Hon. George Canning, etc. (Georg Canning's politisches Leben, von seiner Annahme des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten im Jahre 1822 bis zu seinem Tode im Jahre 1828; mit einem kurzen Ueberblick der auswärtigen Angelegenheiten. Von Aug. Granville Stapleton. Zweite stark vermehrte Auflage.) 3 Bde.

Memoirs of the Duke of Wellington. (Denkwürdigkeiten des Herzogs von Wellington, vom Capitain Moyle Sherer.) 2 Bde.

*) Wir werden hierauf, so wie überhaupt zuweilen auf einzelne Werke, die bereits unter der Rubrik „Bibliographie" kurz angeführt worden, ausführlicher zurückkommen.

Frankreich.

Paris, ou le livre des Cent-et-un.

(Paris, oder das Buch der hundert und ein Schriftsteller. Dritte Lieferung.)

Es war eine glückliche und kecke Idee, bei der Intelligenz zu kollektiren, eine Menge verschiedener, oft eifersüchtiger, zuweilen feindseliger Talente zu einem einzigen Plane zu vereinigen. Drei glückliche Proben haben den Erfolg gesichert; alle Talente Frankreichs haben sich einmal zusammengefunden, wenn auch nicht von Angesicht zu Angesicht, doch in Reih' und Glied, und haben sich die Hand zu einer guten Handlung gereicht. Das Gemälde der jetzigen Sitten von Paris, dies bildet den Hauptinhalt des Buches, und gerade die Verschiedenheit der Auffassung ist um so anziehender, als der Maler selbst, mit oder wider Willen, ein Theil seines Gemäldes ist. Wir haben nicht etwa ein Bild von Paris vor uns, gezeichnet von einem mürrischen Moralisten, der nur mit seinen Augen sieht, nur mit seinen Vorurtheilen urtheilt; Paris selbst ist vielmehr in Scene gesetzt, aus jedem Gesichtspunkt aufgefaßt, mit allen seinen Eindrücken angeschaut und sich durch das Organ eines Jeden aussprechend, der zu sehen und zu reden weiß. Sonach bedurfte dies Unternehmen nicht einmal der edlen Bestimmung, der es gewidmet war, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen; und doch hat das Publikum auch diese Rücksicht nicht vergessen und hat für das Buch der 101 dasselbe gethan, was es für eine Benefizvorstellung zu thun pflegt.

Bereits haben 47 Schriftsteller an diesen Arbeiten zum Benefiz des Buchhändlers Ladvocat Theil genommen. Die Lieferungen erscheinen mit großer Regelmäßigkeit. Der eben erschienene dritte Band steht in keinem Betracht unter den beiden ersten; dies deutet auf eine Stätigkeit der Anstrengungen, eine Beharrlichkeit des Eifers, die immer, zumal bei freiwilligen Beiträgen, höchst verdienstlich ist. Diese neue Lieferung enthält siebzehn Schriftsteller, von denen nur drei bereits in den früheren Bänden mitgearbeitet haben.

Zuerst begegnen wir Hrn. Victor Ducange. Er ist ein gewandter Erzähler, der dramatische Effekte und heftige Leidenschaften liebt; eine einfache Skizze der Sitten, im Salon, auf der Straße oder auf einem öffentlichen Platze aufgenommen, wäre für ihn von zu geringem Belang; er glaubt sich seiner Verpflichtung gegen den Herausgeber nicht anders entledigt, als wenn er seinen Helden zu Tode gebracht hat. Wirklich ist der Gegenstand seiner Erzählung ein Zweikampf und ein Selbstmord die Auflösung. Das Beste an der Sache ist, daß Alles in einer ganz eigenthümlichen Form recht lustig behandelt ist und die Erzählung mit einer pikanten Moral schließt.

Hr. Bouilly ist der wohlbekannte Erzähler der kleinen und großen Kinder; ein hausbackener Moralist, dessen die Mütter sich erinnern, und den die jungen Mädchen auswendig wissen. Hr. Bouilly ist erkenntlich; er wendet sich an die jungen Mädchen, deren er uns vier Proben, in verschiedenen Lagen des Glückes dargestellt, vorführt. Es versteht sich von selbst, daß die Aermste eine Heldin der Tugend, das Bürgermädchen ein Muster der Sittsamkeit, die Reiche unbesonnen und leichtsinnig, die Hochgeborne hochmüthig und närrisch seyn muß! Würde man ohne dies Erzählungen schreiben?

Ein junges Talent, Hr. Louis Desnoyers, führt uns unter dem räthselhaften Titel: „die Böotier von Paris" alle Narren vorüber, an denen die Stadt Ueberfluß hat. Wehe dem, dessen Gedanken nicht auf eigenem Grund und Boden wachsen, der sich bespiegelt, sich in die Brust wirft, der unnütze Worte, abgetragene Redensarten, veraltete Späße, von denen Ody nichts mehr hören will, in seine Unterhaltung mit einfließen läßt. Hr. Desnoyers hat dies unfruchtbare Geschwätz mit einer erstaunlichen Wahrheit aufgefaßt und verfolgt die Schwätzer mit einer beißenden, begeisterten Satire; das ist ein Mittel, um drei Viertheile unserer Liebenswürdigen auf einen ganzen Monat zum Stillschweigen zu verdammen. Gott gebe es!

Hr. Andrieux, den man so gern anhört, dessen Gutmüthigkeit so beißend, dessen Naivetät so pikant ist, hat sich einmal beschieden, nur der Secretair der Akademie zu seyn, der die Montyonschen Preise verkündigt*); er erzählt tugendhafte Handlungen, um den Geschmack daran zu wecken. — Eugen Briffault zeigt uns das nächtliche Paris mit seinen Höhlen des Lasters, seinen Runden und seiner frühwachen Arbeitsamkeit: ein wahres und sehr rührendes Gemälde. — Felix Bodin geht gerade auf die Politik los und faßt sie in ihrem höchsten Standpunkte, dem Gewissen eines Deputirten, auf. Er zeigt uns in einer gutmüthigen und kollegialischen Satire den armen Bevollmächtigten der Nation, wie er zuerst nach den entgegengesetzten Forderungen der Wähler ballotirt wird, wie er sich dann ganz allmälig dem juste-milieu zuwendet, wohin seine Ueberzeugung ihn treibt, wie er aber aus Furcht vor spöttischen Serenaden oder einem Hagel von Karrikaturen schnell zur Popularität zurückkehrt. — Vom Assisenhof, der Herrn F. Bousquet Scenen hochherzigen Mitleids und beredten Schreckens geliefert hat, führt uns Hr. Casimir Bonjour in eine Gesellschaft Komödianten. Das sind nicht mehr jene exkommunizirten und zugleich vielgesuchten Schauspieler, die mit den großen Herren umgehen und unter der Last der öffentlichen Geringschätzung schmachten, jene Günstlinge der Laune, denen man wechselsweise Liebkosungen und

*) Die bekannten von dem Grafen Montyon gestifteten Preise, welche alljährlich von dem Institute zuerkannt werden, und unter denen sich auch ein Tugendpreis befindet.

Digitized by Google

Kränkungen zuwirft; es sind aber auch nicht mehr die reichen, wohlgepflegten, fetirten Schauspieler, die einen blödsinnigen Millionär zu Grunde richten, sondern ehrsame Bürger und Bürgerinnen, welche die Laufbahn des Theaters, wie einen anderen Nahrungszweig, ergriffen haben, sehr sparsame Leute, die mit einem Regenschirm spazieren gehen, die mit uns und wie wir leben, mit einem Worte, die langweiligsten Schauspieler in der Welt.

Herr Max v. Billemareſt sucht an der Barrière du Mont-Parnasse naive Gesichter, wohlfeiles Vergnügen, eine freimüthige und lärmende Fröhlichkeit. Unterweges entdeckt er eine Gesellschaft von Künstlern und Dichtern in der Kneipe. Alle diese Scenen sind mit geistvoller Lebendigkeit gemalt. Graziöse Formen und zarte Empfindungen finden sich in der Erzählung einer Dame, der Mad. Marceline Valmore, die eine rührende Episode aus dem Leben eines berühmten Malers darstellt. — Herr Paulmier läßt uns eine öffentlichen Uebung der ihm anvertrauten taubstummen Kinder beiwohnen, denen eine wohlthätige Kunst durch die Augen das Gehör, durch die Geberde die Stimme wiedergegeben hat. — Capitain Montigny erzählt uns mit Geist die Widerwärtigkeiten, die Langeweile, die bescheidenen Vergnügungen des Soldaten, wenn ihn eine stets von seinem Oberen nachgesuchte Gunst in Garnison nach Paris führt. — Herr Mannéchet beschreibt uns den Hof von Frankreich, wie er ihn vor dem Juli 1830 kennen gelernt hat. Man darf mit der Dankbarkeit nicht hadern; wenn sie sich an einer Gewalt wendet, die nicht mehr ist, und mit Mäßigung und Talent spricht.

Mit Vergnügen werden die Leser der Hundert und Eins Herrn Jules Janin wieder begegnen, der diesmal in der Pariser Gesellschaft umhersuchte, um die kleineren Handwerke, die Vorsorge für ein kleines Vermögen, die Quelle kleiner Vortheile in einem beliebten Bilde darzustellen. — Herr v. Chateaubriand, vor dem neuen Werke der Tuilerieen vorübergehend, wirft einige Blätter seines spöttischen Zornes hin. Darauf erzählt Herr M. Bazin, den ein erster Erfolg in diesem Buche „Bürger von Paris" getauft hat, in der elegischen Form eines Nekrologs das ganze Leben jenes Mayeux, über den Frankreich während der siebzehn verflossenen Monate herzlich gelacht hat; eine unterhaltende Erzählung, die sehr wohl eine ernste Geschichte hätte seyn können.

Endlich, um diese Reihe belebter Gemälde zu beschließen, hat der Herausgeber mit trefflicher Wahl den Namen Lamartine und seine erhabene Poesie an das Ende des Buches gestellt. Der Gegenstand dieser Gesänge ist „die Revolutionen"; er schwingt sich auf zu der gewohnten Höhe seiner Gedanken, um unsere schwachen Versuche von Veränderungen, unsere lächerlichen Hoffnungen auf Dauer zu beurtheilen. Seine schönen Verse am Ende dieses Buches ergreifen die Seele, wie nach einem buntbewegten Tage die ernsten Gedanken der Nacht und der Einsamkeit in der Gegenwart des Ewigen. *) (J. d. D.)

Bibliographie. In Paris erschienen neu:

Philosophie du droit. (Philosophie des Rechts.) Von E. Lerminier. 2 Bde.

Correspondance diplomatique de Salviati, nonce apostolique près la cour de France, avec le Cardinal de Como, secrétaire d'état à Rome pendant etc. (Diplomatischer Briefwechsel des apostolischen Nuntius am Hofe von Frankreich, Salviati, mit dem Kardinal von Como, Staats-Secretair zu Rom, während der Jahre 1570, 1572, 1573, 1574.) Italiänischer Text und Französische Uebersetzung, begleitet von einer Notiz über die Bartholomäusnacht, vom Vicomte von Chateaubriand.

Les Rebelles sous Charles V. (Die Rebellen unter Karl V.) Ein neuer Roman vom Vicomte von Arlincourt.

Le manuscrit vert, roman du jour. (Das grüne Manuscript, ein Roman unserer Zeit.) Von Gust. Drouineau. 2 Bde.

Histoire générale du choléra-morbus depuis 1817 jusqu'en Août 1831. (Allgemeine Geschichte der Cholera vom Jahre 1817 bis im August 1831.) Von Dr. Huet.

Les Tuileries et Holyrood ou Réfutation etc. (Die Tuilerieen und Holyrood, eine Widerlegung der Chateaubriand'schen Schrift in Bezug auf die Verbannung Karl's X. und seiner Familie.) Von J. B. Mesnard.

Collection de costumes, armes et meubles pour servir à l'histoire de France. (Sammlung von Kostümen, Waffen und Möbeln; ein Beitrag zur Geschichte Frankreichs. Vom Grafen Hor. von Viel-Castel. Vierzigste Lieferung.)

Poésies lyriques de l'Anacréon moderne, Athanase Christopoulos. (Lyrische Dichtungen des neueren Anakreon, Athanasius Christopulos, herausgegeben von G. Theocharopulos aus Patras.) Neugriechisch mit der Französischen Uebersetzung gegenüberstehend.

Polen.

In der Buchhandlung von A. Brzezina und Comp. werden Pränumerationen auf ein Werk angenommen, das nächstens in Lemberg unter folgendem Titel erscheint: Dykcyonarz Uczonych Polaków przez X. Ignacego Chodynickiego Subpreora Konwentu Lwowskiego Xięży Karmelitów (Lexikon des gelehrten Polens, von dem Geistlichen Ignaz Chodynicki, Unter-Prior des Karmeliter-Klosters zu Lemberg). Es ist in alphabetischer Ordnung abgefaßt und enthält in 3 Theilen in Oktav kurze Lebensbeschreibungen der berühmtesten, namentlich der klassischen, Polnischen Schriftsteller, Dichter, Redner, Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Physiker, Aerzte, Theologen, Rechtsgelehrten, Politiker, Statistiker, Geschichtsschreiber, Philologen und vieler Anderer, die seit der Einführung des Christenthums und der Bildung bis auf die gegenwärtige Zeit in Polen einen berühmten Namen erlangt haben, nebst genauer Angabe ihrer sowohl gedruckten als handschriftlich vorhandenen Werke und einer kritischen Uebersicht der wichtigsten Schriften. Die Pränumeration auf das ganze Werk beträgt 20 Fl. (3⅓ Rthlr.) Später wird der Preis auf 30 Fl. (5 Thlr.) erhöht. (Dziennik Powszechny.)

Bibliographie. In Polen erschienen neu:

Uwagi nad pismem Doktora Maleza o cholerze Indyyskiey (Bemerkungen über die Schrift des Doktor Malcz in Bezug auf die Indische Cholera.) Warschau, 1832.

Mannigfaltiges.

— Königl. Societät der Wissenschaften in London. Im vorigen Monate wurde unter dem Präsidium Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Sussex die jährliche Sitzung der Königlichen Societät gehalten. Nachdem die Liste derjenigen Mitglieder vorgelesen worden war, die seit der letzten Sitzung gestorben sind, stattete Se. Königl. Hoheit einen vortrefflich abgefaßten kurzen Bericht von den vorzüglichsten Ereignissen ab, die seit seiner Erwählung zum Präsidenten in der Gesellschaft vorgefallen sind. Des Herzogs Erziehung, seine Studien, sein Rang haben ihn gleichsam zu den wichtigen Pflichten vorbereitet, deren Erfüllung von einem Präsidenten der Königl. Societät erwartet wird, weil er das Medium der Mittheilung zwischen der Gesellschaft und der Regierung und anderen öffentlichen Körperschaften ist. Von seinem Nebenbuhler bei der letzten Präsidentenwahl, Sir John Herschell, sprach er nicht anders, als in den Ausdrücken der Bewunderung und Verehrung, und mit treffenden Zügen wußte er mehrere der verstorbenen Mitglieder zu charakterisiren. Se. Königl. Hoheit und die übrigen Beamten der Gesellschaft sind wieder erwählt worden. (Litterary Gazette.)

— Sitzung der Königl. Asiatischen Gesellschaft in London. Sir Alexander Johnston führte den Vorsitz. Viele Geschenke wurden auf die Tafel gelegt, darunter zwei von Maharajah Kali Krishna Bahadur, einem gelehrten eingebornen Indier, überreichte Werke: die Puhrus Purithya, d. i. eine Sammlung von Erzählungen, welche die verschiedenen Charaktere der Menschen erklären, von ihm selbst aus dem Sanskrit ins Englische übersetzt, und eine alphabetisch-geordnete Anthologie von Moralsprüchen verschiedener Schriftsteller, ebenfalls in Englischer Sprache. Der gelehrte Indier ward demgemäß zum korrespondirenden Mitgliede der Gesellschaft vorgeschlagen. Speed Khan, der Agent des Abbas Mirza, überreichte dem Museum einige orientalische Kuriositäten. Darauf wurde ein Brief des Dr. Turnbull Christie, datirt Alexandria den 9. August, vorgelesen, der von der Gesellschaft beauftragt gewesen war, dem Pascha von Aegypten das Diplom als Ehrenmitglied derselben zu überreichen. Er zeigt an, daß der Pascha, was als eine hohe Gunstbezeugung aufgenommen wird, die Deputation stehend empfangen habe. Die vorgelesene Abhandlung, von F. Mansbach geschrieben und mitgetheilt von Colonel Gilbert, enthielt eine kurze Beschreibung des berühmten Tempels des Juggernauth in Cuttac und des Festes, das jährlich hier gefeiert wird. Colonel Gilbert, der vor einiger Zeit ein Modell des Festwagens vorgezeigt hatte, legte bei dieser Gelegenheit ein großes von einem Eingebornen verfertigtes Gemälde, das Innere des Tempels darstellend, vor. Es ist auf Leinwand mit gefirnißten Wasserfarben ausgeführt.

— Universitäten in Spanien. Vor dem Jahre 1806 gab es 22 Universitäten in Spanien; in diesem Jahre wurden sie auf 11 reduzirt, und jetzt giebt es deren 16. Davon werden 3 „mayores" oder Universitäten erster Klasse genannt, die sich in Salamanca, Valladolid und Alcala befinden; die übrigen heißen „menores" oder Universitäten zweiter Klasse und befinden sich in Valencia, Cervera, Saragossa, Grenada, Sevilla, Cordova, Oviedo, Santjago, Huesca, Murcia, Orihuela, Offena und Onata. Alle diese Universitäten sind jedoch sehr ärmlich ausgestattet, und nur in Salamanca erhalten die Professoren einen ihrem Lehramte angemessenen Unterhalt; namentlich aber sind fast auf sämmtlichen Universitäten die Professoren der Mathematik und der Philosophie am schlechtesten bedacht, und Manche beziehen kaum 30 Thaler jährlich. Wer von ihnen etwa 300 Thaler jährliche Einkünfte hat, der hält sich schon für sehr reich ausgestattet. Darum sind auch die Lehrstühle nicht sonderlich begehrt und werden meistens — selbst die von Salamanca nicht ausgenommen — nur als Uebergänge zu einträglicheren Aemtern angesehen. In der Regel treiben auch die Professoren nebenher noch eine andere Beschäftigung als die des Lehramts. Die Regierung, die über alle Gegenstände des Unterrichts eine strenge Kontrolle hält, hat im J. 1824 ein Reglement für Schulen und Universitäten erlassen. In einem offiziellen Berichte, der im Jahre 1825 abgestattet wurde, wird der Unterricht in der neueren Philosophie, als zum Skepticismus führend, von den Universitäten verbannt und nur der Unterricht in der alten Logik und Metaphysik empfohlen. (R. d. P.)

*) Wir behalten uns vor, Auszüge aus dem Buche selbst nachzuliefern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Freitag den 3. Februar 1832.

England.

The Life of Frederic the second, King of Prussia. By Lord Dover. (Leben Friedrichs II., Königs von Preußen, von Lord Dover.) 2 Bände. London, 1832.

(Schluß.)

Von Keith an Lord Marischal theilt uns der Verfasser noch mehrere Briefe zur Charakteristirung des siebenjährigen Krieges mit. Interessant ist besonders ein Schreiben nach der Schlacht bei Roßbach, an der auch Keith einen nicht unwichtigen Antheil nahm; ferner ein Schreiben nach der Schlacht bei Leuthen, bei der jedoch Keith nicht selbst mitwirkte (über dieselbe Schlacht befindet sich auch unter der dem Englischen Admiral Fleming gehörenden Handschriften-Sammlung ein Schreiben des Prinzen Heinrich an den Feldmarschall Keith, das uns Lord Dover ebenfalls mittheilt), so wie mehrere Briefe aus dem Lager vor Ollmütz und aus Königingrätz vom Juni und Juli 1758, in welchen die vergebliche Belagerung der erstgenannten Stadt, so wie des Oesterreichischen Festungs-Kommandanten, Baron Marschall, Vertheidigung derselben, geschildert wird — unter Anderem wird von Keith darin sehr launig dargestellt, wie Baron Marschall seinen Ungarischen Husaren durch „aqua magnanimitatis", wie der Russische Feldmarschall Lacy den Branntwein zu nennen pflegte, Muth zur Schlacht einzuflößen gewußt habe.

Folgendes ist das vorerwähnte Schreiben Keith's nach der Schlacht von Roßbach:

„Merseburg, 9. November 1757.

Da ich wußte, daß Weidmann*) Dir, mein theuerster Bruder, am Tage nach der Schlacht geschrieben, und daß Du demnach von meiner Erhaltung und meinem Wohlseyn unterrichtet seyst, so, denke ich, wirst Du es mir wohl verzeihen, daß ich mein Schreiben an Dich etwas verzögert habe. Wir haben die letzte Affaire mit dem Namen einer Schlacht beehrt, wiewohl sie in der That nichts als eine Niederlage des Feindes war. Er hatte uns angreifen wollen, aber wir kamen ihm etwas zuvor. Durch die Schnelligkeit unserer Bewegungen wurden wir in den Stand gesetzt, ihn in der Flanke anzugreifen, während er noch marschirte. Seine Kavallerie hielt den ersten Stoß aus, wurde jedoch bald geworfen; seine Infanterie that ihre Schuldigkeit nicht, floh vielmehr über Hals und Kopf, nachdem unsere Bataillone drei oder vier Mal auf ihre Flanke gefeuert hatten. Was nun kam, war in der That nichts weiter als von der einen Seite Flucht und von der anderen Verfolgung, die bis spät in die Nacht dauerte. Daraus wirst Du abnehmen können, daß der Verlust nicht groß gewesen. Auf unserer Seite blieben ungefähr 100 Mann, und 235 wurden verwundet; der Feind mag vielleicht 1000 Mann an Todten und mindestens 4000 Gefangene, die wir gemacht, verloren haben.**) Wäre er nicht durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt worden, so hätte seine Armee ganz aufgerieben werden müssen; denn wir trieben ihn von einem Orte, der etwa eine Meile von Merseburg entfernt war, bis nach der Unstrut, die nur eine einzige Brücke hat, über welche er während der ganzen Nacht defilirte, um sich in Sicherheit zu bringen. Wir haben mehr als 60 Kanonen, viele Standarten und Fahnen, so wie Generale, Herzoge, Marquis und Grafen in Hülle und Fülle, erbeutet. Besonders haben wir sehr viele Schweizer gefangen, die nicht so gute Läufer als die Franzosen zu seyn scheinen***). Das war so im Allgemeinen unsere Schlacht. Wenn ich die Berichte, die darüber im Druck erscheinen, gelesen haben werde, will ich alle von beiden Seiten gemachte falsche Angaben ausmerzen und Dir auf diese Weise einen wahren Bericht verschaffen, der jedoch nur für Dich und unseren guten Kanzler bestimmt ist; denn für das Publikum schreibt man nun einmal nicht die Wahrheit. Prinz Heinrich ist von einer Gewehrkugel in der Schulter verwundet; da ihm jedoch kein Knochen beschädigt worden, so ist er in keiner Gefahr. Halte Dich nur versichert, daß diese Helden-Familie unmöglich am Leben bleiben kann, wenn der Krieg noch fortdauert; sie setzen sich gar zu vielen Gefahren aus. Der König befand sich am nächsten Tage auf einem weit gefährlicheren Orte, als irgend einer seiner Generale. Für dieses Mal kam er noch glücklich davon, doch das nächste Mal mag es ihm vielleicht nicht so gut ergehen, und es tritt vielleicht eine Katastrophe ein, deren bloßer Gedanke mich schon zittern macht. Lebe wohl, mein theurer Bruder! Mit meiner Gesundheit geht es, trotz der Mühseligkeiten, denen wir ausgesetzt sind, fortwährend gut."

Wir lassen nun noch zum Schlusse aus den vom Verfasser benutzten Handschriften eine Reliquie Keiths, und zwar sein letztes, einen Tag vor der Schlacht, die seinem rühmlichen Leben ein Ende machte, an Lord Marischal gerichtetes Schreiben folgen:

„Aus Hochkirch bei Lobau, 13. Okt. 1758.

Vor zwei Tagen erhielt ich von Dir, mein theuerster Bruder, zwei Briefe, einen vom 10. August und einen anderen vom 10. September. In einem derselben befand sich ein Schreiben an den König, das ich diesem sofort einhändigte. Aus den Zeitungen ersiehst Du, daß die Russen immer noch den Sieg der letzten Schlacht*) für sich in Anspruch nehmen. Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen noch einen zweiten Sieg der Art; denn Du kannst Dich überzeugt halten, daß ihr Verlust in jener Schlacht sich mindestens auf 25.000 Mann belaufen hat. Ich muß ihnen indeß Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie schlugen sich sehr brav, besonders ihre Infanterie, die des Königs linken Flügel in die größte Verwirrung brachte, und die Ursache war, daß der Sieg nicht entscheidender wurde. Wenn sie jedoch die Schlacht gewannen, warum haben sie so wenig Nutzen davon gezogen? Statt vorwärts, gingen sie ja bis hinter Stargard zurück, wiewohl doch der König genöthigt war, mit allen Truppen, die mit ihm marschirt waren, hierher zurückzukehren. Auch war es in der That Zeit, daß dies von Seiten des Königs geschah, denn Prinz Heinrich fing schon an, von den beiden Armeen Daun's und des Fürsten von Zweybrücken sehr hart gedrängt zu werden. Jetzt befindet er sich in einer besseren Lage, denn der König hat den Marschall Daun genöthigt, seine Stellung bei Stolpe und mithin auch seine Communication mit der Elbe zu verlassen, und sich nach Zittau zurückzuziehen, jedoch hat sich dabei keine Gelegenheit gefunden, irgend ein Gefecht anzuknüpfen. Er hält sich immer im Gebirge und lagert sich an Stellen, die so unzugänglich sind, daß es der größte Leichtsinn seyn würde, ihn anzugreifen; auch kann man ihn nur durch geheime Märsche aus seiner Stellung locken. Durch einen Marsch der Art umgingen wir seine rechte Flanke, und nöthigten ihn so, sein Lager bei Stolpe zu verlassen. Jetzt hat ihn der Teufel auf die Bergspitze bei Lobau geführt, und nun müssen wir irgend ein Mittel versuchen oder ersinnen, ihn von dort herabzuziehen, widrigenfalls er da stehen bleibt, bis ihn der Schnee verjagt. Freilich würde das kein so besonderes großes Uebel seyn, denn wir sind jetzt so gestellt, daß er aus Sachsen nichts beziehen kann und gezwungen ist, alle seine Bedürfnisse aus dem hinter ihm liegenden Böhmen zu holen. Man sieht deutlich, daß es nicht seine Absicht ist, eine Schlacht zu liefern, daß er vielmehr nur seine Lebensmittel so lange als möglich aus Sachsen ziehen möchte, um sich auf diese Weise Böhmen für seine Winterquartiere aufzusparen. Wir unsererseits denken ihn jedoch daran zu verhindern, daß er in Sachsen fouragire, weil wir daselbst zu überwintern gedenken. Hier hast Du das Geheimniß von dem noch übrigen Theile dieses Feldzuges, der allem Anscheine nach nicht mehr lange dauern kann; denn es ist bereits so kalt, als wären wir im Monat Dezember, was wohl von der Nähe der Gebirge herrührt, aus denen inzwischen der uns so lästige Mann, trotz alles dessen, was er dort auszustehen hat, nicht herauszulocken ist. Durch Ueberläufer erfahren wir, daß er in der That viele Drangsale zu bekämpfen hat; in einer einzigen Nacht kamen 150 Deserteurs zu uns, und nicht ein einziger Tag vergeht, ohne daß deren 30 oder 40 kommen. — Bestelle doch dem lieben Kanzler recht viele Empfehlungen von mir, ich wünsche den Frieden gewiß eben so sehnlichst, als er, denn meine Gesundheit hält die Mühseligkeiten des Krieges nicht mehr aus, besonders wenn er, wie wir jetzt dazu gezwungen sind, gegen so viele Feinde geführt wird, denen wir in jedem Feldzuge von einem Ende Deutschlands bis zum anderen nachlaufen müssen."

Die hier mitgetheilten Auszüge werden hinlänglich beweisen, wie interessant das neue Werk des Lord Dover auch für diejenigen

*) Der Secretair des Marschall Keith.

**) Diese Angabe ist nicht ganz richtig; die Preußen hatten 611 Todte und Verwundete (unter welchen Letzteren sich Prinz Heinrich und Gen. Seidlitz befanden), und die Franzosen nebst Verbündeten verloren 1800 Mann Todte und Verwundete (unter den Ersteren den Gen. von Revel, Bruder des Herzogs von Broglio), so wie 11 Generale und 6200 Mann an Gefangenen.

***) Lord Marischal, an den dieses Schreiben gerichtet ist, befand sich damals als Gouverneur in Neuchatel.

*) Der Zorndorf.

ist, die mit dem Leben des großen Königs und mit der Geschichte des siebenjährigen Krieges auf das Innigste vertraut sind. Da es hier nicht sowohl darauf ankam, eine Kritik des Werkes, als Auszüge aus demselben zu liefern, die das Interesse der Neuheit haben, so kann auch hier nicht der Ort seyn, auf einzelne Irrthümer des Verfassers oder der Quellen, auf die er sich beruft, hinzuweisen. Mit den begeisterten Worten Mirabeau's über Friedrich beschließt Lord Dover sein Werk, das zugleich zweien Nationen, der einen durch den Gegenstand und der anderen durch die Sprache, angehört.

Walter Scott's Abschied von der Lesewelt.

Der Verfasser des Waverley beschließt sein neuestes und — letztes dichterisches Werk, die „Erzählungen meines Wirths" (Tales of my Landlord. Last series 4 vol. Lond. 1831) mit folgenden wehmüthigen Worten:

„Ich benachrichtige hiermit den geehrten Leser, daß dies, aller Wahrscheinlichkeit nach, die letzten Erzählungen sind, die der Verfasser dem Publikum vorlegen wird. Er will jetzt am Abend seines Lebens fremde Länder besuchen; ein Kriegsschiff ist durch seinen Königlichen Herrn beauftragt, den Verf. des Waverley einem Klima zuzuführen, welches vielleicht seine Gesundheit so weit herstellt, daß ihm vergönnt ist, den Faden seiner Tage in seinem eignen Vaterlande abzuspinnen. Hätte er fortgefahren, seine gewöhnlichen literarischen Arbeiten zu verfolgen, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß an der Gränze der Jahre, die er bereits erreicht hat, um mich des pathetischen Ausdrucks der heil. Schrift zu bedienen, der Krug an der Quelle zerbrochen worden wäre; und ein Mann, der den ganzen und ungewöhnlichen Antheil der unschätzbarsten Segnungen dieser Welt genossen hat, ist wenig zu der Klage berechtigt, daß das Leben, sobald es sich seinem Ende zuneigt, von seinem gewöhnlichen Maße von Schatten und Stürmen unausbleiblich begleitet wird. Sie haben ihn wenigstens bis jetzt auf eine nicht unangenehmere Art berührt, als es überhaupt unzertrennlich ist von diesem Theile des Tributs, den man der Menschheit zu entrichten hat. Von denjenigen, die ihm durch ihre gegenseitigen Verhältnisse im Leben etwa ihre Sympathie zugesichert, sind Manche nicht mehr; und diejenigen, die ihm noch auf seiner Reise folgen, sind berechtigt, bei der Ertragung unvermeidlicher Uebel ein Beispiel von Festigkeit und Geduld zu erwarten, wie es namentlich einem Manne zukommt, der während des Verlaufs seiner Pilgerschaft keines geringen Glücks sich erfreut hat."

„Das Publikum hat ein Anrecht auf seine Dankbarkeit, für die der Verfasser des Waverley keine angemessene Art des Ausdrucks hat; doch sey es ihm erlaubt, zu hoffen, daß die Kräfte seines Geistes, so wie sie jetzt sind, denen seines Körpers mindestens nicht nachstehen mögen, und daß er seinen wohlwollenden Freunden, wenn auch nicht gerade in seiner alten Art literarischer Beschäftigung, doch mindestens in irgend einem Zweige wieder begegne, der nicht die Bemerkung hervorrufen möge, daß die Veteranen auf den Brettern ein überflüssiges Volk sind. Abbotsford, im September 1831."

Einen ganz eigenthümlichen Charakter trägt diese freiwillige Abdankung des Heiden, der so lange die Europäische Lesewelt beherrscht hat. Er hat das höchste Maaß der Anerkennung genossen, die einem Dichter zu Theil werden kann; aber weit entfernt, mit seinem Ruhme ein frevenliches Spiel zu treiben, scheint ihn vielmehr ein leiser Schauer der Hinfälligkeit auch des höchsten Ruhmes überschlichen und zu diesem Schritte der Mäßigung bewogen zu haben. Es liegt ein so weiser Epikureismus in dieser Entsagung auf den Vollgenuß des literarischen Rufs, als in der zarten Sorgfalt für sein leibliches Wohl ein höchst liebenswürdiger Comfort. Dadurch wird die düstre Wehmuth des Abschieds wohlthätig gemildert.

Die Novelle des Dichters „Graf Robert von Paris" spielt in Byzanz, zur Zeit, als die Schaaren der christlichen Ritter durch das Gebiet der Byzantinischen Kaiser nach dem heiligen Grabe ziehen. Das hauptsächlichste Ereigniß, auf dem die Fabel beruht, ist in den Annalen der Prinzessin Anna Comnena, der Tochter des Kaisers Alexius, erzählt. In der Behandlung des Romans ist unser Autor weniger dramatisch als gewöhnlich. Der vorzüglichste Werth der Erzählung besteht in der wunderbaren Geschicklichkeit in der Sammlung und Anordnung des historischen Materials. In der Gruppirung der zahlreichen Massen, die auf der Scene erscheinen, ist eine wunderbare Macht der Beschreibung und zugleich eine große Treue der geschichtlichen Zeichnung entwickelt. Der ceremoniöse Hof der Griechischen Kaiser, die nordisch wilden Wäringer der Kaiserlichen Leibwache, die trecherischen und hämischen Afrikaner, die stolzen und ritterlichen Franken, die ungezähmten Normänner und die verschmitzten Italiäner — dies sind die höchst romantischen Gegensätze, die des Dichters fruchtbarer Geist in seinem Romane verarbeitet hat. Gleichwohl müssen wir ihn einer Art von Uebertreibung in der Charakteristik beschuldigen. Sein Robert von Paris ist eine Art von christlichem Don Quixote, Brunhilde von Aspramonte eine Amazone, die mit so wenigem Mitleid die Männer in der Schlacht ermordet, daß wir fast ihre außerordentliche Schönheit, von welcher der Dichter uns häufige Versicherungen giebt, für nichts achten. Gleichwohl ist sie einem historischen Originale, der Gaeta, der Gemahlinn Guiscards, nachgebildet. Der gelungenste Charakter des Ganzen ist der des Hereward von der Wäringischen Leibgarde, und namentlich scheint die durchklingende Sehnsucht nach England, dem Lande seiner Geburt, für das Englische Publikum von ganz besonders schmeichelhaftem Interesse zu seyn, da ihm Sir Walter sogar die historische Wahrheit geopfert hat, welche die Wäringer aus dem Skandinavischen Norden ableitet.

Die zweite Erzählung: „das gefährliche Schloß," kürzer und dramatischer, ist auf eine wohlbekannte Schottische Legende begründet. Das so lange uneinnehmbare Schloß der Douglas, die gespenstische Erscheinung des Douglas, die Galanterie des Walter, der Jahr und Tag im Kerker sitzt, um die Hand der Lady Berkeley zu gewinnen, sind wahrhaft melodramatisch behandelt, mit Verkleidungen, plötzlichen Uebergängen und dem Getümmel mannigfacher in einen engen Raum zusammengepreßter Begebenheiten. Wir schließen mit einem Wunsch für Sir Walter Scott's Wohlseyn. Möge er, der so viele Herzen fröhlich gemacht hat, selbst fröhlich seyn. Er füllt seinen Wasserkrug in einem fernen Lande — möge er leben, um noch recht viele an seinem eignen Heerde in Abbotsford zu schöpfen! (A.)

Bibliographie. In London erschienen neu:

Memoirs of the great Lord Burghley. (Denkwürdigkeiten des großen Lord Burghley.) Von Dr. Nares, Professor der neueren Geschichte an der Universität Oxford. 3r und letzter Theil, mit dem Bildnisse der Königin Elisabeth.

Eliot, Hampden and Pym. (E. H. u. P. Eine Erwiderung an den Verfasser der Denkwürdigkeiten Hampdens seiner Partei und seiner Zeit.)

Sir Ralph Esher, or Adventures etc. (Sir Ralph Esher, oder Abenteuer eines Edelmannes am Hofe Karl's II.) Von Leigh Hunt. 3 Bde.

Mrs. Colonel Elwood's Journey overland to India. (Der Frau Oberst Elwood Landreise nach Indien.) 2 Bde.

Musical Memoirs. (Musikalische Denkwürdigkeiten.) Von W. J. Parke. 2 Bde.

The Parisian Sketch-Book. (Pariser Stizzen-Buch; eine Uebersetzung des Livre des Cent-et-un.) 2 Bde.

Frankreich.

Ampère's Reise von Berlin nach Kopenhagen.

Der bekannte, zu den Doctrinairs sich zählende, Französische Schriftsteller Herr Ampère (ein Sohn des berühmten Mathematikers), dessen Aufenthalt zu Berlin im Jahre 1827 den hiesigen Gelehrten, die ihn mit großer Zuvorkommenheit aufnahmen, noch im Gedächtnisse seyn wird, trat von hier aus eine Reise über Kopenhagen nach Stockholm an, wo er besonders bei seinem Königlichen Landsmanne einen überaus ehrenden Empfang gefunden hat. Den Bericht über einen Theil seiner Reise — den von Berlin nach Kopenhagen — hat Herr Ampère unter der Ueberschrift „Skizzen des Nordens" in der Revue de Paris abdrucken lassen. Die geistvollen Bemerkungen des Reisenden dürften auch in Deutschland nicht ohne Interesse gelesen werden, wiewohl manche derselben, die ihren Französischen Autor nicht verläugnen können, mehr geistreich als wahr seyn mögen. Folgendes ist eine Uebersetzung derselben:

Inhalt: Zweck der Reise. — Das nördliche Preußen. — Bewunderung Napoleons in Deutschland. — Ueberfahrt nach Schweden. — Insel Rugen. — Stadt. — Schwedische Sitten. — Tegner. — Art zu reisen. — Eine Stadt des Nordens bei einem großen Winde — Kopenhagen. — Anblick der Stadt. — Bombardement. — Uebertragung der Rechte. — Universität. — Islandische Literatur. — Gelehrte Dänen. — Abreise.

„Am 7. Juli 1827 reiste ich von Berlin ab, um Schweden, Dänemark und Norwegen zu besuchen. Ich hatte stets einen lebhaften Zug nach diesen uns so entfernt scheinenden Ländern in mir gefühlt und war begierig, jene großartige und melancholische Natur des Nordens zu sehen, jene Germanen, die so unvermischt geblieben sind, daß Tacitus sie fast wieder erkennen würde, in der Mitte ihrer Einöden zu beobachten. Das Wenige, was mir von ihren Volksgesängen, ihren Sagas, ihrer alten Mythologie bekannt war, machte den Wunsch in mir rege, mehr davon kennen zu lernen; ich wußte, daß hier eine neue Welt für die Wissenschaft und die Phantasie vorhanden ist, und diese Welt wollte ich aufsuchen.

Vor Berlin beginnt die eigentliche Natur des Nordens; ohne Uebergang gelangt man in die Zone der Vegetation, welche Skandinavien und Rußland bedeckt. Eines Tages war ich auf der Reise bei Halle in einer Gegend eingeschlafen, welche dem Ländchen Brie ziemlich ähnlich war, und sah mich beim Erwachen mitten in einem Tannenwalde. Tannen auf Bergen hätten an die Schweiz, die Auvergne und die Dauphiné erinnert, Tannen in einer Ebene, und zwar in einer Sand-Ebene, bezeichneten das nördliche Europa; wäre ich wieder eingeschlafen und hätte im Traume achthundert Lieues zurückgelegt, so würde ich, an den Ufern des Obi aufwachend, genau dieselbe Natur wieder gefunden haben. Diese allgemeine Physiognomie Nord-Preußens gewinnt hier und da durch frische grüne Oasen mit Seen, deren Ufer mit Buchen, Erlen und Birken umkränzt sind, einige Mannigfaltigkeit. Dahin gehört das durch den Namen Humboldt berühmt gewordene Tegel, wo man, nur einige Stunden von Berlin, einen anmuthigen Vorgenuß des südlichen Skandinaviens empfindet. Hier findet man schon jene in Seeland so häufigen Seen, die man plötzlich durch die Zweige der Bäume erblickt, und deren unbestimmte Contouren wie durch den Zufall auf den flachen Boden hingezogen zu seyn scheinen, weite Wasserspiegel, die mit breiten Wiesen zusammenschmelzen, und auf denen Wälder zu schwimmen scheinen, — die wahren Lagunen des Nordens, deren Charakter so träumerisch und weich ist, und die sich zu anderen Landschaften verhalten, wie gewisse ruhige und trübe Herbsttage zu den übrigen Tagen des Jahres. Auf der Straße nach Stralsund, die ich einschlug, um mich in Greifswald einzuschiffen, trifft man keine zweite Landschaft dieser Art. Eine Stunde von Berlin verläßt man die Kunststraße und verliert sich oft ohne gebahnten Weg in die Einöde. Trauriges und seltsames Land! Bald kommt man durch sandige Haiden, die weiten Ebenen gleichen, von denen das Meer zurückgetreten ist, bald durch große Wälder riesiger Tannen und

Digitized by Google

Birken; hin und wieder sieht man in dieser Wüste auch Getreidefelder, wie die von Beauce, und Wiesen, wie die der Normandie. Die Flüsse haben keine steile Ufer, kein eigentliches Bett, sondern fließen fast im Niveau des Bodens träge über den Sand hin, kein Hügel deutet ihre Nähe an, und man fährt lange Zeit an ihnen hin, ohne sie zu bemerken; plötzlich erblickt man einen Mast mitten unter den Tannen, und ein weißes Segel schimmert durch das Grün derselben. Von Zeit zu Zeit kommt man durch reinliche Dörfer, die jenen stillen Charakter moralischen Wohlseyns an sich tragen, den die Deutschen mit dem Worte „heimlich" bezeichnen. Oft auch findet man, von jedem bewohnten Orte weit entfernt, einen kleinen Garten am Wege, einige Blumen-Partieen und in der Mitte eine Ruhebank für die Wandrer. Dies Alles erweckt die Vorstellung eines natürlichen Wohlwollens und einer sanften Phantasie, die man bei den untern Klassen in Deutschland häufig antrifft. Diese guten Menschen scheinen sich der traurigen Gegend, die sie bewohnen, zu schämen und suchen sie ein wenig zu schmücken, gleichsam um sich bei dem Fremden zu entschuldigen, daß sie ihn in einem so armseligen Lande empfangen. — Zum Reisegefährten hatte ich von Berlin bis zum Meere einen Preußischen Hauptmann, dessen vorherrschendes Gefühl ein unbegränzter Enthusiasmus für Napoleon war, und gewiß war niemals eine Begeisterung uneigennütziger, als die seinige. Bei Bautzen wurde er schwer verwundet und nur wie durch ein Wunder nach einjährigen Leiden gerettet. An demselben Tage fielen seine beiden Brüder auf dem Schlachtfelde, und der gleichzeitige Empfang dieser unglücklichen Nachrichten brachte seinem Vater den Tod. Dennoch war Napoleon ein Gott für den Hauptmann, und diese fast fanatische Bewunderung für den Kaiser ist in Deutschland allgemein. So fand in Berlin ein Vaudeville des Herrn von Poltei, „der alte Feldherr" betitelt, worin Napoleon auf der Bühne erschien, den lebhaftesten Beifall.

Uebrigens hatte ich in Deutschland unaufhörlich Gelegenheit, mit Verwunderung zu bemerken, welchen Antheil das Ausland an unserer Politik nimmt, und wie sehr unsere Angelegenheiten die des ganzen Europa sind. Der glänzende Vortrag eines Oppositionsredners, eine stürmische Kammersitzung bringen die Lesezirkel der kleinsten Städte Sachsens und Preußens in Aufregung. In manchem Fürstenthume ist man mit den Ereignissen, die sich bei uns zutragen, hundertmal vertrauter, als mit denen des eigenen Landes, und Jeder hat über den Gang unserer Regierung eine entschiedenere Ansicht, als über die seinige. Ich lernte eine Deutsche Ehe kennen, in der die dreiprocentige Rente und die Nationalgarde zu endlosen Erörterungen Anlaß gaben, welche oft in Zank ausarteten und eine Scheidung befürchten ließen.

Ich war im Begriff, über die Ostsee nach Schweden überzusetzen, und empfand eine kindische Freude bei dem Gedanken, daß das Dampfboot, welches ich eben bestieg, mich in zwölf Stunden nach Skandinavien bringen würde. Wir stießen am 18. Juli um 4 Uhr Abends bei herrlichem Wetter vom Lande; die Ostsee war ruhig und tiefblau, man konnte sie für das Mittelländische Meer halten; wir sahen die Sonne hinter der Insel Rügen untergehen, deren weiße und steile Küste mit ihren Buchten und Bäumen wir mehrere Stunden im Auge behielten.

Die Insel Rügen hat eine gewisse Berühmtheit in Deutschland; sie ist gewissermaßen eine Probe, ein Vorposten Skandinaviens, dessen Seen, Buchen- und Tannenwälder, dessen steile Ufer und Leichenhügel, vom Volke Hünengräber genannt, man dort findet. Die Hunnen und Attila haben fast überall ein tiefes Andenken hinterlassen. In der Schweiz schreibt man die alten Bergwälle, die großen Unordnungen der Natur häufig dem Attila zu, wie die Ueberreste von Lägern und Festungswerken von Cäsar und die religiösen Stiftungen von Karl dem Großen hergeleitet werden. Manche Namen haben ein sonderbares Schicksal; sie leben im Volke fort, das Alles, dessen Ursprung ihm unbekannt ist, auf sie zurückführt. So ist es mit Salomon und Alexander im Orient, so mit Virgil in Neapel, der dort Alles gemacht haben soll und den Ruf eines weisen Zauberers hinterlassen hat. — Die Insel Rügen ist einer der Punkte, wohin das Christenthum am spätesten gedrungen ist; erst unter Waldemar I. faßte es dort festen Fuß. Zu jener Zeit war Rügen von einer Völkerschaft Slavischen Ursprungs bewohnt, deren Hauptgott Swanowit hieß und sich durch seine Unerschrockenheit und seine Seeräubereien furchtbar gemacht hatte. Diese Bevölkerung wurde nach einer hartnäckigen Gegenwehr von den vereinigten Dänen und Pomeranern vernichtet; der Admiral der siegreichen Flotte war der berühmte Erzbischof Absalon. Hier findet sich ein merkwürdiges Beispiel von der Weise, wie Einrichtungen fortdauern, wenn auch ihre anfängliche Bestimmung sich geändert hat. Die ursprünglich den Priestern des Gottes Swanowit angewiesenen Ländereien gehören nämlich, nachdem sie später in katholische Pfründen umgewandelt worden, noch jetzt zu den vier protestantischen Pfarren der Insel und bilden das kirchliche Einkommen derselben.

Die Ueberfahrt gewährte mir die seltene und angenehme Ueberraschung, mich plötzlich in ein neues Land versetzt zu sehen; ich war nämlich mit Einbruch der Nacht in tiefen Schlaf verfallen, als man mich gegen sechs Uhr Morgens aufweckte und mir sagte: „Sie sind in Schweden!" Mit einem Sprunge war ich an dem fremden Ufer und sah lauter neue Gegenstände: eine andere Natur, eine andere Sprache, andere Menschen! Vor meinen Augen hatte ich den für mich fremden Anblick einer Schwedischen Stadt mit ihren Häusern von buntgemaltem Holze. Die Tracht der Bauern, die Race ihrer Pferde, die Gestalt ihrer Wagen, Alles war verschieden von dem, was ich noch den Tag vorher gesehen hatte. Einige Stunden Schlafs trennten mich von Deutschland, und dennoch schien es schon weit hinter mir zu liegen. Der Himmel, gestern noch so blau, war fahl, und die Luft schien mir kälter, vielleicht bloß darum, weil ich gern fühlen wollte, daß ich in Schweden sey; auch die Ostsee erschien mir viel wilder und trüber, seitdem ich sie von dem nördlichen Ufer aus betrachtete.

Die ersten Gestalten, welche ich erblickte, waren drei Matrosen, deren blondes Haar, hellblaue Augen, weiße Haut, gedrungener Körperbau, langsame und plumpe Gebärden und phlegmatisches Wesen für mich Muster des Skandinavischen Typus waren; sie trugen meine Sachen nach dem Wirthshause und verlangten dafür 15 Schellings, eine sehr mäßige Forderung, da ein Schelling noch etwas weniger als ein Sou ist; ich aber, mit dem Werthe der Landesmünze unbekannt und an den Englischen Schilling denkend, fand dieselbe übertrieben hoch und wurde ärgerlich; da ich mich aber auf Deutsch ärgerte, so verstanden sie nichts und wiederholten mit Gelassenheit ihre Forderung; endlich machte ein Diener des Hauses, der etwas Deutsch verstand, diesem Mißverständniß ein Ende.

Die Schwedischen Häuser haben ein reinliches und einfaches Ansehen, welches einen wohlthuenden Eindruck macht. Nach einer in Schweden allgemeinen Sitte sind die Dielen der Zimmer mit Tannenzweigen bestreut, welche einen gesunden und milden Duft verbreiten. Ich wurde zunächst mit den Gewohnheiten der Schwedischen Tafel bekannt, mit dem Knackabrod, einer Art von Brod, das dem Zwieback ähnlich ist, und mit der Siuppe, einer Art vorbereitender Collation, die aus Butter, gesalzenem Fleische und Branntwein besteht, und die man vor einem Büffet stehend vor der Mahlzeit einnimmt, um sich Eßlust zu machen."

(Schluß folgt.)

Bibliographie. In Paris erschienen neu:

Mémoires historiques sur la France et la Révolution. (Geschichtliche Denkwürdigkeiten in Bezug auf Frankreich und die Revolution, seit dem Kriege der Fronde bis zum Tode Ludwigs XVI., nebst einem Suppl. bis zur Restauration.) Von B. Puyraseau.

Documens pour servir à l'histoire des conspirations, des partis et des sectes (Aktenstücke zur Geschichte der Verschwörungen, der Parteien und der Sekten.) Von Hrn. v. Corcelle.

Anecdotes Historiques et Politiques pour servir à l'Histoire de la conquête d'Alger. (Geschichtliche und politische Anekdoten, ein Beitrag zur Geschichte der Eroberung Algier's. Von Merle.

Histoire des Poésies Homériques etc. (Geschichte der Homerischen Dichtungen, als Einleitung zu den Bemerkungen über die Iliade und die Odyssee.) Von Mombel.

Supplément à l'Histoire Naturelle générale et particulière de Buffon etc. (Nachtrag zu Buffon's allgemeiner und besonderer Naturgeschichte; die Beschreibung der bis zum heutigen Tage entdeckten merkwürdigsten Säugethiere und Vögel enthaltend. Mit Kupfern.) Von M. F. Cuvier. Erster Band.

Lettre sur la Lithotritie etc. (Schreiben über die Lithotritie nebst einer allgemeinen Uebersicht des gegenwärtigen Standes des lithotritischen Verfahrens.) Von Dr. Civiale.

Dänemark.

In Kopenhagen ist eine neue Schrift über die Deutschen Provinzialstände erschienen, deren Verfasser der Prof. der Philosophie, Sibbern, ist.

Eine interessante, gleichfalls vor nicht langer Zeit daselbst erschienene, kleine Schrift beschäftigt sich mit einer Schilderung des Neugriechischen Volkes und seiner Sprache. Der Verfasser ist ein junger Mann, Namens Kayser, gegenwärtig Licentiat der Theologie, der im Jahre 1831 Griechenland bereist hat. Die Schilderung bezieht sich recht eigentlich auf Volk und Sprache, und in beiden Beziehungen trifft man auf interessante Bemerkungen. Der Verf. erwartet alles Heil für das Volk von der Aneignung wahrer christlicher Gesinnung und von einer inneren nationaleren Ausbildung. Die hervorstechenden Tugenden der Griechen bestehen, seiner Ansicht nach, in der leidenschaftlichen Liebe für ihre Sprache, für ihr Vaterland, ihre Provinz, ihren Distrikt, ihre Gemeinde, und der Verfasser der kleinen Schrift bemerkt namentlich, daß wohl nirgends auf der Erde ein solcher Sinn für das Gemeinwesen existire und die ökonomische Verwaltung so ausgezeichnet gut gehandhabt werde. Eine große Gastfreiheit, unbegränzte Wißbegierde und seltne Fähigkeiten machen das Volk gleichfalls bemerkenswerth. Der Verfasser fügt seiner Charakteristik hinzu: die Griechen seyen eine niedergedrückte und in manchen Beziehungen, aber nicht von Grund aus, verdorbene Nation; sie haben offne Augen für das Verderben und streben nach etwas Besserem. Möchte nur christliche Gesinnung die Masse durchdringen, und das Volk würde eine ausgezeichnete Erscheinung darbieten. Hierzu scheint dem Verfasser in den an Ort und Stelle eingesammelten Erfahrungen und Beobachtungen allerdings einige Hoffnung vorhanden zu seyn, und indem er bemerkt, daß er, wie so Manche, die Ach und Weh über die Nation riefen, in Griechenland betrogen und ausgeplündert worden sey, fügt er hinzu, daß er dennoch als besserer Philhellene zurückgekommen wäre, als er gewesen sey, da er seine Reise nach Griechenland angetreten habe.

(Dän. Blätter.)

Bibliographie:

Om de danske raadgivende Provindsial-Staenders Vaesen og Vaerd, af F. A. Holstein. (Ueber das Wesen und den Werth der berathenden Provinzial-Stände Dänemarks. Vom Grafen Holstein zu Holsteinburg.) Slagelse 1831.

Deutsche Literatur im Ausland.

Briefe eines Verstorbenen — Schiller's Geisterseher — Raupach's Tochter der Luft — Reineke Fuchs — Grabbe's Trauerspiele — Nouvelle Revue Germanique — Depping — Dr. Julius Gefangnißkunde.

Die Deutsche Literatur wird im Ausland nicht mehr als müßige Spielerei getrieben oder als ein fremdes Ungethüm angestaunt. Die Zeiten sind vorüber, wo man in Frankreich l'idole de Berlichingue im Moniteur als ein Theaterstück ankündigte, das in Berlin gegeben werden sey; eine tiefere Einsicht trat an die Stelle jener oberflächlichen Bewunderung, und nicht selten erhalten wir vom Ausland die gründlichsten Kritiken einheimischer Werke. Der Deutsche kann sich's mit Stolz nachrühmen, daß er Englands größten Genius tiefer aufgefaßt und durchdrungen hat, nicht als das Englische Volk, das ihn im Herzen trägt, wohl aber als die Englischen Kritiker, und wie wohlthätig Deutscher Sinn und Deutscher Forschungseifer in dieser Beziehung auf England zurückgewirkt habe, dies bezeugt die Literatur beider Nationen. Nicht in dieser Weise bedarf der Deutsche des Auslands, um sich von dort aus das Verständniß seiner eignen literarischen Schätze eröffnen zu lassen; aber die gründlichste Belehrung wird er, möglichst frei von nationaler Beschränktheit, aus dem Urtheil schöpfen, welches das Ausland als ein Echo wiederhallt, mit patriotischer Theilnahme wird er die Schicksale seiner Literatur in der Fremde beobachten. Ueberdies ist die Deutsche Literatur, namentlich in Frankreich, zu einem Einfluß gelangt, wie ihn etwa die Englische in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf das französirte Deutschland oder die Italiänische und Spanische in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auf den Entwicklungsgang der unsrigen ausgeübt hat; die Erkenntniß des Deutschen Geistes macht eine Epoche in der Literatur Frankreichs. Um desto wichtiger wird es, die zerstreuten Urtheile des Auslandes über Deutsche Literatur zusammenzustellen und zurückzuspiegeln; hierzu werden wir in dieser Rubrik des Magazin's beizusteuern bemüht seyn.

Die „Briefe eines Verstorbenen" haben nach ächt Englischer Sitte ihre great tour through Europe angetreten. In's Englische übersetzt (Tour in England, Ireland and France in the years 1828—1829 by a German Prince), haben sie dieselbe einstimmige Billigung erhalten, wie in Deutschland, und in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt. Fast keines der gelesensten Tageblätter England's ist in dem Lobe dieses Buches zurückgeblieben. Desto wichtiger ist es, einen geistvollen Tadel anzuhören, welcher sich unter der Aufschrift: „Ein Fremder in England" im New monthly Magazine befindet. „Wir finden nicht," heißt es dort, „daß dieses Buch ein so großes Lob verdient, und Göthe's demselben vorgedruckte Ansicht muß mit einigem Argwohn aufgenommen werden; denn Göthe ist warm — zu warm wäre freilich unmöglich — durch das ganze Werk gepriesen. Ohne sehr scharf, oder sehr tief, oder sehr eigenthümlich, oder sehr unterhaltend zu seyn, besitzt unser Autor gleich wohl eine hinreichende Mischung aller dieser Eigenschaften, welche sein Werk mit Ausnahme der Genauigkeit zu einer der besten Reiseskizzen machen, die in den letzten Jahren erschienen sind. Doch ist er nicht frei von den gewöhnlichen Fehlern der Reisebeschreiber; er enthüllt uns zuweilen mit allzu freigebiger Geschwätzigkeit die Mysterien seines Appetits; doch wir verzeihen einem Mann von Beobachtung und Nachdenken solche Kleinigkeiten sehr gern. Aber wir müssen die Leser warnen, die Beobachtungen unseres Reisenden ohne alles Mißtrauen hinzunehmen. Seine Urtheile über Individuen sind nicht immer sehr bestimmt, oft nicht sehr treu. Bei weitem klassischer ist er in der Darstellung der leblosen Natur; er malt Landschaften sehr lebendig, aber Menschen gleichgültig. Seine Verdienste bestehen in einem lebhaften Auge für die Scenerie, einer beredten Beschreibung, einem leichten Talent für sentenziöse Diction, einem feinen, gesunden und muntern Ton, der tausend Fehler vergessen macht — vortreffliche Eigenschaften, mit denen ein Reisender seine Beobachtungen anstellen kann." Die Belege seines Tadels, die der Englische Kritiker anführt, beziehen sich zunächst auf die Ansicht des Reisenden von der unteren Volksklasse. Er bestreitet die Angabe, daß jene berüchtigte Armuth nur darin bestehe, anstatt Thee, Butterbrod und Beefsteak sich mit Fleisch und Kartoffeln begnügen zu müssen. „Nur in wenigen Theilen des Landes," erwiedert er, „sieht der Bauer mehr als ein- oder höchstens zweimal die Woche Fleisch auf seinem Tische. In diesem Mißgriff beharrt aber der vornehme Reisende und kommt sehr selbstgefällig darauf zurück. In Wales malt er einmal mit großem Vergnügen eine elende zerfallene Hütte sehr poetisch aus, in deren Mitte ein altes Weib sitzt und spinnt, während einige nackte Kinder vor ihr auf dem Boden liegen und an einer trocknen Brodrinde nagen. Dies Bild veranlaßt unsern Deutschen, der außerordentlich empfindsam ist, keineswegs, einen Rückblick auf das Fleisch und die Kartoffeln zu thun, mit denen er uns anfangs aufwartete. — Er sieht ein Bildniß Burke's, welches, wie er uns versichert, „„den Redner verkündet, der niemals sein eignes Interesse mit geheuchelter Begeisterung für Andere beschönigt hat."" Unglücklicherweise für die Treue der Darstellung hat es jedoch niemals einen Mann gegeben, der in seinen Schriften und Reden mehr Begeisterung für Andere erheuchelt hat, als Burke. Wir fügen einem andern eben so hastigen als voreiligen Ausspruche: „„Boron ist unser zweiter Poet, denn nach Shakespeare gebührt ihm gewiß die Palme!"" nur die Belehrung bei, daß es in der Englischen Literatur einen gewissen John Milton giebt, den wir nicht so bald entthront sehen möchten."

Doch dies sind Verschiedenheiten der Ansicht, die der Engländer nur mit Unrecht für Ungenauigkeiten ausgiebt. Wenn er ferner behauptet, daß nicht von einer einzigen Kirche gesprochen wird, bei deren Beschreibung nicht ein halbes Dutzend Irthümer vorkamen, nicht eine einzige Anekdote erzählt, die durch Uebertreibungen nicht plötzlich zum Roman würde, so hat uns gleichwohl selbst der Tadel des Kritikers überzeugt, daß der Deutsche Reisende, einzelne unvermeidliche Irrthümer abgerechnet, im Ganzen richtig gesehen und dargestellt hat. Bei der Flüchtigkeit der Eindrücke auf einer schnellen Reise darf uns, wenn nur die Grundfarbe treu gehalten wird, eine kleine Ungenauigkeit der Darstellung nicht allzusehr befremden. Zuweilen sträubte sich auch das Englische Nationalgefühl des Kritikers, der z. B. zu der Erzählung einer skandalösen Anekdote von dem Irländischen Lord K— ausdrücklich hinzugefügt wissen will, daß diese Irländischen Sitten sorgfältig von den Englischen unterschieden werden müßten. Wichtiger sind die Bemerkungen über verfehlte Darstellungen bekannter Individuen. „Die zwei vorzüglichsten Bildnisse," sagt der Englische Kritiker, „die der Reisende uns darstellt, sind beide Irländer: O'Connell und Lady Morgan. Es ist wohl eine gewisse, aber nicht sehr bestimmte Aehnlichkeit zwischen dem Original und dem Bildniß. Der Verfasser spricht viel von O'Connell's martialischer Erscheinung und versichert uns, daß er mehr einem General Napoleon's als einem Dubliner Advokaten ähnlich sieht. Wir gestehen, durchaus nichts Militairisches in der Haltung des berühmten Mannes bemerkt zu haben, es sey denn, daß man eine breite Brust und sechs Fuß Höhe nur für einen Soldaten passend findet. Auch glauben wir nicht, daß irgend etwas in O'Connell's Manieren seine „„sehr große Meinung von sich selbst"" bezeichnet. Im Gegentheil, wir sind wenigen Männern begegnet, die eine ausgezeichnete Rolle im Weltdrama gespielt haben, und die in der gewöhnlichen Unterhaltung so wenig selbstsüchtig und anmaßend sind. Das charakteristisch Auszeichnende in O'Connell's Manieren besteht vielmehr nach einer ganz allgemeinen Bemerkung in der zuvorkommenden Sanftmuth, der gutmüthigen Ungezwungenheit und der Macht der Ueberredung, die ihm eigen ist, und die sehr weit von dem Bilde entfernt ist, das sich etwa ein Fremder von dem wilden Agitator zu entwerfen pflegt. Wenn aber einmal die Leidenschaft angeregt ist, dann freilich weichen alle conventionelle Formen vor dem Sturme der Begeisterung. Gleichwohl läßt unser Reisender O'Connell's bewerkenswerther Toleranz entgegengesetzter Religionsmeinungen volle Gerechtigkeit widerfahren. Kein Mitglied des Hauses der Gemeinen spricht Gesinnungen eines liberaleren Christenthums aus, was um so auffallender ist, als in politischen Dingen das Mitglied für Clare nichts weniger ist, als ein Philosoph. Es sind gewöhnlich nur die Gemeinplätze des Raisonnements, die er vorzugsweise aufzufassen liebt, und vielleicht ist es gerade eine Ursache seines rednerischen Erfolgs, daß er, obgleich ausgezeichnet im Entgegnen, doch niemals im Entwickeln der Gedanken eine besondere Schärfe zeigt." — Ueber Lady Morgan heißt es: „Der Reisende hat das größte Verlangen, Lady Morgan zu sehen, er ist zu ihren Gunsten sehr eingenommen, er hat eine hohe Bewunderung für ihre Werke — und doch fühlt er sich unbefriedigt. Wie geht dies zu? Nicht weil sie ohne Verstand oder Geist, nicht weil sie eitel ist auf ihre Schriftstellerei, was freilich ein Mann von Welt einem Autor sehr leicht und gern verzeiht; sondern weil sie vornehme Namen im Munde führt, weil sie von Almanachen und Moden schwatzt, weil ihr der Reisende, da er ein Fürst ist, gefällt. Wir wünschen, es möge dies eine Lehre für Lady Morgan seyn, denn wir gestehen, daß wir ihr trotz all' dieser Sonderbarkeit wohlwollen, ja sogar trotz ihres unerträglichen — wie soll man es nur gerade ausdrücken? — Hanges, die Lehren des Materialismus zur Schau zu tragen, von dem sie eben so wenig fähig ist, sich irgend einen bestimmten Begriff zu machen, als wir, die Musik der Sphären zu analysiren; sie gefällt uns wegen ihres lebhaft angeregten Humors, ihrer muntern Keckheit, einer natürlichen Geistesschärfe, welche Eigenschaften, wenn sie nur in dem gewöhnlichen Maße frei sind von Ziererei, schon für sich allein einen Schriftsteller, wie viel mehr also eine Schriftstellerin, anziehend und unwiderstehlich machen können." — Nachdem der Kritiker einige ausgezeichnet gelungene Stellen des vorliegenden Buches bemerklich gemacht hat, unterläßt er es auch nicht, mehrere tadelnde Aeußerungen des Reisenden über den Englischen Nationalcharakter durchaus zu billigen und seinen Landsleuten als Spiegel vorzuhalten. Er findet den Vorzug gerecht, den der Reisende der Lebhaftigkeit der Irländerinnen vor der steifen und kalten Zurückhaltung Englischer Damen einräumt; er stimmt von ganzem Herzen in den Ausspruch, daß ein Engländer weit weniger, als man sich's gewöhnlich einbildet, durch eigene Beobachtung geleitet wird, sondern daß er sich immer einer Partei anschließt, mit deren Augen er sieht. „Vielleicht," fügt er hinzu, „werden meine Landsleute jetzt, wo sie sehen, wie dieser eingebildete Trotz, den sie stolz genug Charakter zu nennen belieben, sie in der Achtung des Fremden herabsetzt, mit Ernst nach ihrer eigenen Einsicht zu urtheilen beginnen und sich nicht erst darum bekümmern, was Hr N. N. von einem Buch und Lady N. N. von einer Person sagt, sondern — heraus mit der Wahrheit und Schande dem Teufel Mode!"

(Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 6. Februar 1832.

England.

Lord Grey.

Das New-Monthly-Magazine hat eine Reihefolge von Charakter-Schilderungen Britischer und anderer Staatsmänner mitgetheilt, von der wir eine Auswahl in diesen Blättern wiederzugeben gedenken. Wir beginnen zunächst mit dem, was das genannte, von Fox in England sehr geschätzten Schriftsteller L. Bulwer redigirte, Blatt über den gegenwärtigen Britischen Premier-Minister sagt:

„Große politische Veränderungen bedürfen, um unparteiisch gewürdigt zu werden, der Erläuterungen der Zeit, der Erfahrung und der Nachwelt. Man kann jedoch schon im voraus verkünden, daß die Aera der Reform eines Tages als einer der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte der Englischen Constitution angeführt werden wird. Die Reformisten wollen dies nur ungern einräumen, aber es ist eine Thatsache, daß die Reform eine größere Revolution seyn wird, als die von 1688. Die Frage von 1688 war mehr religiöser als politischer Natur. Die damals erhaltenen Garantieen waren auf die Herstellung des Privilegiums und auf Ausschließungen begründet. Heute ist die Frage rein politischer Art, und die Garantieen haben die Vernichtung des Monopols zur Grundlage. Die Elemente der mit der Reform eintretenden Veränderung sind nachhaltiger, als die der von 1688. Religiöse Feindseligkeiten, Verfolgungen und Streitigkeiten sind vorübergehend, wie so manche andere Plage der physischen oder moralischen Welt; aber die Elemente des gegenwärtigen Kampfes in England sind allgemeiner Natur und eben so dauernd, als die politische Gesellschaft selbst. Derselbe Kampf, der die Republiken Athen und Lacedämon, Karthago und Rom erschütterte, wiederholt sich in der Englischen Monarchie; man kann wohl behaupten, daß das Jahr 1831 die merkwürdigste Epoche in der Geschichte Englands seyn wird. Man wird daher in diesem Augenblick nicht ohne Interesse eine mit Unabhängigkeit und Freiheit geschriebene politisch-moralische Skizze über den Minister lesen, welcher sich mit dieser denkwürdigen Revolution identificirt hat.

Lord Grey hat sich folgerechter in seinem Charakter, als in seinen politischen Meinungen gezeigt. Persönlich in seinem Ehrgeiz, aber mit noch größerem Stolze begabt, hat er wohl seine Ansichten geändert, aber niemals nachgegeben. Er war Vertheidiger der Reform, gab diese Sache auf und ist jetzt von neuem Reformist. Aber indem er seine Meinungen änderte, setzte er seine Grundsätze niemals aufs Spiel. Er verlor die Gunst des Volkes, ohne daß man ihn auch nur auf das Entfernteste im Verdacht hatte, sie der des Monarchen aufgeopfert zu haben; er war während der Regentschaft und der Regierung des verstorbenen Königs vom Hofe verbannt, ohne daß er daran dachte, seinen Ehrgeiz als Partei-Chef zu entschädigen, ohne daß die Hofleute ihn für einen Rebellen ausgeben konnten. Mit den allerpopulairsten Gesinnungen konnte Lord Grey kein Demokrat seyn; mit seinen Manieren, mit einer eifersüchtigen Achtung für die conventionnellen Vorzüge der Geburt, des Ranges und der Titel konnte er kein Aristokrat seyn; und mit Patriotismus, Geschäftskenntniß und mit dem Genie eines Staatsmannes hat er nicht die dem Minister eines freien Volkes nöthigen Eigenschaften. Um diesen Charakter zu verstehen, muß man einen Blick rückwärts auf seine politische Laufbahn werfen.

Herr Grey, Sohn des Sir Charles, nachmaligen Grafen Grey, stammte von dem Grey ab, welcher einen so thätigen Antheil an der Rebellion des Monmouth unter Jakob II. nahm. Er trat nach Erreichung des gesetzmäßigen Alters, unter den Auspizien des Herrn Fox, ins Parlament ein. Sein glänzendes Debut und eine schmeichelhafte Vorhersagung des Herrn Pitt bezeichneten ihn als eine aufgehende Hoffnung für die Whigs. Der Glanz seiner fein ausgebildeten Jugend, seines Ranges und seiner persönlichen Annehmlichkeiten machte aus Herrn Grey einen Freund und politischen Anhänger des Prinzen von Wales (Georg IV.); aber es war Etwas in ihm, was ihn wenig geeignet machte, der Hofmann eines muthmaßlichen Thronerben zu seyn, so populair derselbe auch war, und trotz des Schutzes, den dieser der Whig-Opposition angedeihen ließ. Seine Beziehungen zu dem Prinzen von Wales arteten in politische Diskussionen aus und endeten damit, einen übelversteckten Haß in Carlton-House (dem Palaste des Prinz-Regenten) gegen ihn zu erregen. Einige Leute haben diese ersten Entfremdungen einem beleidigenden Vorzuge zugeschrieben, den eine durch ihren Geist und ihre Schönheit berühmte Dame dem Lord Grey vor dem Prinzen einräumte; Andere folgendem Vorfalle, der den eigenthümlichen Charakter des jungen Lords verrieth: Im Jahre 1787 mußte sich der Prinz von Wales zur Bezahlung seiner Schulden an das Parlament wenden. Eine seltsame Schwierigkeit widersetzte sich dem Erfolge seiner Forderung; man glaubte nämlich allgemein, er habe sich mit Madame Fitzherbert von einem katholischen Priester trauen lassen. Die Parlaments-Vertreter der Grafschaften zogen aus diesem beteroderen Bunde des muthmaaßlichen Thronerben mit einer Dame, die zwar wenig Neigung für Politik und Theologie hatte, die aber doch an das Fegefeuer und an die Vermittelung der Heiligen glaubte, Besorgnisse für Staat und Kirche. Es gab zwei Mittel, ihre Furcht zu zerstreuen, ihre Gewissen zu beruhigen und ihre Börsen zu öffnen, nämlich: entweder die Irrgläubigkeit der Dame oder die eheliche Verbindung zu bestreiten. Der Prinz wählte den letzteren Ausweg und beauftragte Herrn Fox, im Unterhause zu erklären, er sey zu der Versicherung ermächtigt, daß jene Heirath niemals vollzogen worden. Er hatte aber nur an die Parlaments-Mitglieder und an die Geldbewilligungen, deren er bedurfte, und nicht auch an die Dame gedacht. Nachdem Madame Fitzherbert am folgenden Morgen aus den Zeitungen den Vorfall im Unterhause erfahren hatte, erklärte sie mit Unwillen, daß ihr vertrautes Verhältniß mit dem Prinzen auf immer abgebrochen sey. Sie ließ sich nur durch die Versicherung beruhigen, daß Herr Fox seine Vollmachten überschritten habe, und daß der Widerruf eben so feierlich seyn solle, als es die Erklärung gewesen wäre. Es war selbst für einen Prinzen nichts Leichtes, ein so kühnes Versprechen zu erfüllen. Herr Fox weigerte sich nicht allein, das zu widerrufen, was er zu sagen ermächtigt gewesen, sondern er zeigte auch deutlich seinen Verdruß darüber, daß man auf eine so leichtsinnige Weise sein Zutrauen mißbrauchte. Der Prinz nahm zu Herrn Grey seine Zuflucht, welchen er seiner Jugend und ihrer Kameradschaft halber gefälliger zu finden hoffte. Er wollte, daß Herr Grey, ohne Herrn Fox geradezu zu widersprechen, sich künstlich gestellter zweideutiger Phrasen bedienen sollte, um die Glaubwürdigkeit seiner Ermächtigung in Zweifel zu stellen, und von Neuem einen geheimnißvollen Schleier über das Verhältniß des Prinzen zu Madame Fitzherbert zu werfen. Herr Grey weigerte sich, einen so zweideutigen Auftrag zu übernehmen, und zeigte sogar, wie unwürdig ihm ein solcher Vorschlag erscheine. Seit jener Zeit hielt ihn der verstorbene König für zu schwerfällig und für zu ungelehrig, um ihn als Prinz zu seinem Vertheidiger oder als Monarch zu seinem Minister machen zu können. Herr Grey nahm zwar an den Berathschlagungen in Carlton-House während der Frage über die Regentschaft im Jahre 1789 Theil und würde auch Minister geworden seyn, wenn die Regentschaft angenommen worden wäre; aber diese Angelegenheit war eine große constitutionnelle und eine Partei-Frage; der Widerwille des Prinzen hatte sich noch nicht bestimmt ausgesprochen, und er bedurfte damals mehr der Whigs, als die Whigs seiner bedurften.

Erst im Jahre 1795 zeigte der Prinz dem Lord Grey denselben politischen oder ministeriellen Widerwillen, den Georg III. Herrn Fox hatte empfinden lassen. Die pecuniairen Verlegenheiten gaben von Neuem den Anlaß dazu. Er hatte im Jahre 1792 die Whigs förmlich aufgegeben, und die Whigs bewilligten dagegen der Forderung, die er bei Gelegenheit seiner Vermählung im Jahre 1795 auf's Neue zur Bezahlung seiner Schulden an das Unterhaus richtete, nur eine kalte und bedingungsweise Zustimmung. Herr Grey ging noch weiter, als seine Partei. Er schlug eine Verminderung der bewilligten Fonds vor, und zwar in Ausdrücken, die, wie es scheint, von dem verstorbenen König niemals vergessen worden sind."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

A Dictionary of the military science. (Wörterbuch der Kriegswissenschaft.) Vom Lieutenant Campbell.

The Tales of Shakespeare. (Shakespear-Novellen. Fünfte Auflage.) Von Ch. Lamb.

The Adventures of a Dramatist. (Abenteuer eines dramatischen Dichters.) Von Benj. Enerf.

Population Returns. (Neueste Bevölkerungslisten von Großbritannien.) Nach offiziellen Aktenstücken herausgegeben von Rickman. Nebst einem Bericht über die spasmodische Cholera, welche im 14ten Jahrhundert in England geherrscht hat.

Rough Sketches of a soldiers life. (Skizzen aus dem Leben eines Soldaten.) Vom Oberst-Lieutenant Leach.

Frankreich.

Ampère's Reise von Berlin nach Kopenhagen.

(Schluß.)

„In dem Speisesaale des ersten Schwedischen Wirthshauses, das ich betrat, sah ich das Bild Jesaias Tegners, des ersten jetzigen Dichters in Schweden, und der vielleicht einer der berühmtesten in ganz Europa seyn würde, wenn seine Sprache bekannter wäre. Sein schönes Gedicht: „Die Frithiofs-Sage", dessen Haupt-Inhalt einer Skandinavischen Legende entlehnt ist, hat in seinem Vaterlande allgemeine Bewunderung gefunden; es ist das bedeutendste Erzeugniß der literarischen Reform, welche in Folge der letzten politischen Revolution in Schweden stattgefunden hat, und durch die an die Stelle der unnatürlichen Nachahmung Französischer Muster eine unabhängige Poesie getreten ist, welche ihren Stoff aus den lebendigen Quellen der Volks-Ueberlieferungen schöpft. Die moderne Poesie hat im Süden von Europa begonnen; sie ging von der Provence, von Italien und Spanien aus, von da nach Frankreich und England, dann nach Deutschland, jetzt ist die Reihe am Norden; da seine Poesie zuletzt gekommen ist und noch nicht Zeit gehabt hat, alt zu werden, so darf man noch etwas davon erwarten.

In Ystadt, wo ich gelandet war, verweilte ich nur einige Stunden; ich setzte meine Reise nach Malmoë, von wo ich nach Kopenhagen hinüber wollte, allein und ohne die Landessprache zu kennen, fort. Auf diesem Wege bediente ich mich zum ersten Male der kleinen Postwagen, des einzigen Transportmittels in Schweden und Norwegen für solche Reisende, die keinen eigenen Wagen haben. Die Form und Bequemlichkeit dieser Wagen ist nach den Provinzen verschieden; da ich in dieser Art von Fuhrwerk ungefähr tausend Lieues in Skandinavien zurückgelegt habe, so lernte ich die Form desselben und das Rütteln in allen seinen Modificationen kennen, und erkläre hiermit die Schwedischen Wagen für ungleich erträglicher, als die Norwegischen; beide sind von einander so verschieden, wie ein Heu- und ein Mistwagen. Auf diesen Postwagen befindet sich eine Bank, die manchmal in Riemen hängt, und auf der man neben dem fahrenden Bauer sitzt; oft macht ein Kind oder eine Frau den Postillon. Ein Postpferd kostet in Schweden 5 Sous für die Lieue, so daß man für einen Louisd'or hundert Lieues zurücklegen kann. Man reist sehr schnell; die Straßen werden gut im Stande erhalten, was bei der Natur des Bodens, dessen Grundlage fast überall aus Granit besteht, und bei der Abwesenheit alles schweren Fuhrwerks sehr leicht ist. Die Pferde, die an ihr Land gewöhnt sind und eine eigenthümliche Natur besitzen, haben eine Gewohnheit, die anderen Pferden gefährlich seyn würde; sie traben nämlich, wenn es bergan, und galoppiren, wenn es bergab geht. Dies ist aber auch nöthig, um in einem Lande, wie Schweden, vorwärts zu kommen, wo bei jedem Schritte Granitrücken den Weg durchschneiden und ihm eine wellenförmige Oberfläche geben. Als sich einer dieser kleinen Hügel das erste Mal auf unserem Wege zeigte, richtete der Bauer einen Zuruf an seine Pferde; ich glaubte, er wolle ihren Lauf hemmen, er wollte ihn aber im Gegentheil beim Beginn des Berganfsteigens beschleunigen. Bald gewöhnte ich mich an diese Weise der Fahrt, und es machte mir wahres Vergnügen, mich bei mildem Wetter in freier Luft und in einem unbekannten Lande bald schnell, bald reißend schnell, längs der Küste, vom Seewinde umweht und bei dem betäubenden Geräusch der Wellen fortgetragen zu sehen. Die Unmöglichkeit, mich verständlich zu machen, bereitete mir nicht die mindeste Verlegenheit oder Unannehmlichkeit; bei meiner Ankunft auf einer Station sah man, daß ich Pferde brauchte, und brachte meine Sachen auf den neuen Wagen, ohne daß es dazu von meiner Seite des geringsten Zeichens bedurfte. Wenn es an's Bezahlen ging, zog ich ein Paket schmutziger und halbzerrissener Papiere, die ich in Greifswald gegen meine schönen Preußischen Thaler eingewechselt hatte, und in denen mein ganzes Vermögen bestand, aus der Tasche; man nahm davon, wechselte und gab mir zurück, so viel man wollte, da ich den Werth dieser Papiere nicht kannte. Was übrig blieb, steckte ich wieder ein; bei späterer Erkundigung erfuhr ich, daß man mich nicht um einen Schilling bevortheilt hatte. In wenigen Ländern kann man sich auf die Redlichkeit der unteren Volksklassen so verlassen, wie in Skandinavien. Da es in Schweden weder öffentliche Wagen noch Frachtfuhrwerk giebt, so bleibt dem, der eine Geldsumme weit versenden will, nichts Anderes übrig, als sie einem Bauern anzuvertrauen, der sie bis zur nächsten Station bringt; von hier wird sie zur folgenden weiter befördert und geht so von Hand zu Hand bis zum Orte ihrer Bestimmung.

Ich langte Abends in Malmoë an; am anderen Morgen sah ich beim Aufstehen Kopenhagen auf dem jenseitigen Ufer des Sund, konnte aber wegen heftigen und ungünstigen Windes nicht hinüber und mußte drei Tage warten. Oft ging ich an's Ufer, betrachtete das traurige Meer, auf dem sich kein Segel zeigte, und sah den langen Zügen weißen Schaums nach, welche die öde Fläche durchfürchten. Auch machte es mir Vergnügen, in den Straßen von Malmoë umherzugehen, deren niedrige gleichmäßige Häuser langen Reihen von Sennenhütten gleichen. Die beste Vorstellung von dem Stubenleben des Nordens erhält man, wenn man eine Schwedische Seestadt bei starkem Winde durchwandert, wo Jeder sich in seine Wohnung verschließt, wie man auf der See während eines Sturmes im unteren Schiffsraume bleibt. Während meines dreitägigen Aufenthalts in Malmoë bin ich auf den Straßen nur Matrosen und Fuhrleuten begegnet. Der Wind that hier dieselbe Wirkung, wie die Hitze in Neapel; die Stadt schien unbewohnt. Aber im Süden lebt man die übrige Zeit auf der Straße, unter freiem Himmel oder am Ufer, und für die Tagesstunden, die man eingeschlossen verlebt hat, entschädigen die geräuschvollen Nächte; im Norden hingegen ist Alles auf das häusliche Leben eingerichtet; da man auf die Natur nicht rechnen darf, so muß man sich so einrichten, daß man sie entbehren kann; auch machte jedes dieser kleinen Häuser, aus denen Niemand heraustrat, den Eindruck einer bequemen behaglichen Existenz seiner Bewohner; überall, sogar an den Hütten der Fischer und Matrosen, sah ich reinliche helle Glasfenster mit weißen Gardinen dahinter und im Innern zierlich aus Stroh geflochtene Schirme und Blumentöpfe.

Endlich gestattete mir der Wind die Ueberfahrt über den Sund, und nach einer langweiligen achtstündigen Fahrt kam ich bei hellem Sonnenschein in Kopenhagen an. Die Stadt, die sich auf der Fläche des Wassers präsentirt, ist regelmäßig gebaut, hat schöne Straßen und Häuser, große Plätze und erinnert etwas an Berlin. Zunächst fallen in Kopenhagen die Züge verfallener Größe auf. Dieser große jetzt fast leere Hafen, dieses öde Arsenal waren einst der Schauplatz großer Thätigkeit zur See; aber die Engländer, immer eifersüchtig auf diese Art von Macht, haben Dänemark einen Schlag versetzt, von dem es sich vielleicht nie wieder erholen wird. Das Bombardement von Kopenhagen im Jahre 1807 war ein großes Unrecht. Die Engländer befürchteten, und, wie es scheint, mit Grund, die Dänen möchten sich von dem Bündniß mit ihnen losfagen, und kamen diesem Abfall durch ein Verbrechen gegen die Civilisation zuvor. Eine Hauptstadt wurde von ihnen ohne vorgängige Kriegserklärung beschossen. Die Sicherheit der Dänen war so groß, daß die Englischen Linienschiffe sich noch Tages zuvor an der Dänischen Küste verproviantirten und die Einwohner sich des Gewinnes wegen über die Anwesenheit derselben freuten. Plötzlich greifen die Engländer, während die Dänische Armee in Fünen war, Kopenhagen zu Lande und zu Wasser an; nur 5000 zum Theil aus Milizen bestehende Truppen leisteten, von dem Muthe der Bürger und Studenten unterstützt, drei Tage lang Widerstand. Welche Lage für die Bevölkerung einer großen Stadt, plötzlich im tiefsten Frieden alles Unheil des fürchterlichsten Krieges über sich hereinbrechen zu sehen! Noch jetzt sieht man Spuren jenes unglücklichen Ereignisses. Einer der ersten Gegenstände, die man beim Eintritte in die Stadt erblickt, ist eine durch das Bombardement zerstörte Kirche, deren weiße Ruinen noch keine Spuren des Alters an sich tragen.

In Kopenhagen muß man den Skandinavischen Typus in seiner Reinheit nicht suchen; der ehemals so ausgedehnte Handel dieser Stadt setzte die Einwohner mit allen Völkern in Berührung und brachte allerhand Mischungen hinein; daher nimmt man bei jedem Schritte Züge wahr, die nicht dem Norden angehören, z. B. schwarze Augen und Haare. Dänemark ist überhaupt unter den Staaten Skandinaviens am wenigsten Skandinavisch, was sich dadurch erklärt, daß es das Thor Skandinaviens, das Band ist, welches dieses mit Deutschland verbindet. Das Herzogthum Holstein, das bedeutendste Kronlehen, hat Jahrhunderte lang zum Deutschen Reiche gehört. Seit 1460 herrscht das Deutsche Haus Oldenburg über Dänemark, und man hat in diesem Lande das Beispiel von Königen gehabt, welche die Dänische Sprache nicht verstanden; dessenungeachtet und vielleicht eben um dieser Berührungspunkte willen, herrscht in Dänemark eine gewisse Antipathie gegen die Deutschen, denen man, sonderbar genug, den Spitznamen „Windbeutel" giebt, der ungefähr unserer Vorstellung von einem Gascogner entspricht.

Ohne über eine Stadt absprechen zu wollen, in der ich nur kurze Zeit verweilte, scheint es mir, daß der eigenthümliche Charakter Kopenhagens darin besteht, keinen zu haben; aber diese Verschmelzung Deutscher, Englischer und Französischer Sitten hat dennoch in ihrer Art etwas Anziehendes und Originelles. Vielleicht in keiner anderen Stadt ist der Gebrauch der fremden Sprachen so verbreitet, wie hier; es ist etwas ganz Gewöhnliches, in einer Gesellschaft zugleich Englisch, Französisch, Deutsch und Dänisch sprechen zu hören. Diese Unterhaltungen in so vielen fremden Zungen verwirrten mich anfangs, zuletzt gewöhnt man sich aber daran und findet am Ende eine Conversation in einer einzigen Sprache ärmlich.

Bekanntlich ist die Regierung Dänemarks eine unumschränkte, was gegen das constitutionnelle Schweden und das fast republikanische Norwegen sonderbar absticht; in den Händen des jetzigen Königs scheint diese unumschränkte Herrschaft aber äußerst mild zu seyn. Daß das Dänische Volk alle seine Rechte auf Friedrich III. übertrug, erscheint als ein monströses Ereigniß in der Geschichte und war dennoch höchst natürlich. Das von der Aristokratie unterdrückte Volk verlor nicht viel, indem es Rechte aufgab, die es nicht genoß; vielmehr zwang es durch dieses scheinbare Aufgeben seine Feinde, sich der Gewalt, mit der sie es erdrückten, zu entkleiden. Mit einem Worte, nie war eine Revolution populairer; es war eine wahrhafte Verschwörung, zu deren Gelingen es der ganzen Geschicklichkeit und des Muthes einiger patriotischer Bürger bedurfte. Der Adel war unwillig, daß er seine Zustimmung zu einer Maaßregel geben sollte, die ihm einen tödtlichen Streich versetzte, konnte es aber nicht umgehen, wenn er nicht dem Könige weniger ergeben erscheinen wollte, als die Bürgerschaft und der Klerus; endlich gab er nach. Die Freude war allgemein, denn für die Nation war diese Unterjochung eine Befreiung. Wenn das Auskunftsmittel gefährlich war, so ist es wenigstens gelungen, und seitdem sind die Angelegenheiten zwischen König und Volk freundschaftlich und wie in einer Familie verhandelt worden. Der Unterricht wird in diesem absoluten Staate von der Regierung so sehr begünstigt, daß manche constitutionnelle Staaten sich zu schämen Ursache hätten. Es giebt jetzt dreitausend Lancastersche Schulen in Dänemark. Die Universitäten haben fast

dieselbe Einrichtung wie die Deutschen. Der große Vorzug dieser Unterrichts-Anstalten scheint weniger in der Vortrefflichkeit der Lehrer (denn auch wir sind reich daran), als in der Tüchtigkeit der Schüler zu liegen. Das Programm der Kenntnisse, welche erfordert werden, um im Norden die Universität beziehen zu können, setzt in Erstaunen; ich wiederhole es, dem höheren Unterrichte in Frankreich fehlen nicht Lehrer, sondern Schüler.

Kopenhagen hat zwölf gelehrte Gesellschaften, mehrere Museen, drei öffentliche Bibliotheken, verschiedene Privat-Sammlungen und ein Athenäum, in welchem man die interessantesten Journale und Neuigkeiten der verschiedenen Europäischen Sprachen findet. Was in Paris erscheint, liegt neun Tage später bereits auf dem Tische des Athenäums in Kopenhagen. Die wichtigste Bibliothek für mich war die der Universität, weil sie eine reiche Sammlung von Handschriften in der alten Skandinavischen Sprache besitzt. Diese merkwürdigen Manuskripte sind fast sämmtlich in Island, dem Mittelpunkte und Heiligthume der alten Poesie und Geschichte des Nordens, aufbewahrt und von dort nach Kopenhagen gebracht worden. Diese literarischen Schätze sind nicht unbenutzt geblieben; einige ausgezeichnete Männer haben dieselben studirt, und zwar hat dieses Studium hier etwas Nationales; die Gelehrten in Kopenhagen setzen einen Patriotismus in diese Forschungen über die frühere Existenz ihres Vaterlandes. Von demselben Gefühle wird Oehlenschläger beseelt, wenn er die poetischen Ueberlieferungen wieder verjüngt. Ich habe die gelehrten und trefflichen Männer Nyerup, Rask und Rafn kennen gelernt und jenes Wohlwollen, jene Herzlichkeit bei Ihnen gefunden, die ich an den Deutschen Gelehrten bereits kannte; bereitwillig leiteten sie mich bei meinen Forschungen und beantworteten alle Fragen meiner Unwissenheit mit Zuvorkommenheit und, wie es mir schien, sogar mit Vergnügen. Nie werde ich die vielen und schönen Stunden vergessen, die ich mit Herrn P. E. Müller zugebracht, theils um die Stadt zu durchwandern, theils um unter den herrlichen, bis an den Strand des Meeres reichenden, Buchen des Parkes umherzuwandeln. Müller ist zugleich als Theologe, Humanist und Alterthumsforscher ausgezeichnet. Fast nur an den Ufern der Ostsee, der Spree und des Rheins findet man diese verschiedenartigen Verdienste in einer und derselben Person vereinigt; ich bezweifle, daß einer unserer Theologen die Abhandlung Müller's über das Jahrhundert des Theodosius schreiben und unsere alten Chroniken, die leichter zu lesen sind, als die Isländischen Sagas, erläutern kann. Außerdem ist Müller in der Unterhaltung höchst geistreich; bald öffnete er mir mit liebenswürdiger Gefälligkeit die Schätze seiner Skandinavischen Gelehrsamkeit, bald kamen wir auf Frankreich zu sprechen, wo er auch gewesen ist, oder auf die Pariser Welt, die er fast eben so genau kennt, als die Heldenthaten und Sitten der Norwegischen Helden des zehnten Jahrhunderts.

Nachdem ich Kopenhagen und das Merkwürdigste, was es enthält, kennen gelernt und mich Behufs meiner Studien orientirt hatte, schiffte ich mich mit einigen Freunden auf dem Dampfboote nach Norwegen ein. Bis jetzt hatte ich nur die Schwelle Skandinaviens begrüßt, nunmehr war ich im Begriff, mich in das Innere zu vertiefen. Eine wilde stolze Natur, patriarchalische Sitten, antike Gastfreundschaft, Gebirge, Seen, Wasserfälle von zweitausend Fuß Höhe, Gletscher am Ufer des Meeres, poetische Erinnerungen, wunderbare Sagen, den Olymp des Nordens, das Alles wollte ich aufsuchen und außerdem die republikanischen Debätten des Storthing, die großen Bergwerke, die Hütte des Lappländers, die Nordlichter, Christiania, Drontheim, Stockholm und Bernadotte kennen lernen."

Bibliographie.

Cours public d'histoire de France depuis 1789 jusqu'en 1830. Par le citoyen Lapponneraye. (Es öffentliche Vorlesungen über die Geschichte Frankreichs vom Jahr 1789 bis zum Jahre 1830.) Erscheint in Heften, deren jedes eine Vorlesung bildet.

Cours de Pathologie et de Therapeutique générales. (Vorlesungen über allgemeine Pathologie und Therapie, gehalten in der medizinischen Fakultät von Paris.) Von M. Broussais. Stenographirt unter Aufsicht des Autors.

Ali le renard. (Ali der Fuchs, oder die Eroberung Algiers.) Neuer Roman von Eus. de Salle. 2 Bde.

Les Camisards. (Der Aufruhr in den Cevennen.) Ein historischer Roman. 6 Bde.

La Danse Macabre. (Der Makabrische Tanz. Eine wunderbare Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert.) Von dem Bibliophilen P. L. Jacob.

Être et Paraître. (Seyn und Schein.) Ein Roman von Frau von Souza. 2 Bde.

Frédéric Ermer. (Friedrich Ermer. Erste Abtheilung: „Venezia la Bella" 2 Bde. — Zweite Abtheilung: „Der Graf von Miemengen*)" 2 Bde. — Dritte Abtheilung: „Das Lager der Verpesteten" 2 Bde.) Von Alph. Royer.

Henri de France. (Heinrich von Frankreich.) Von Lopau d'Amboise.

Histoire de la succession du marquis de Carabas dans le fief de Coquatrix. (Geschichte der Nachfolge des Marquis v. Carabas in dem Lehen Coquatrix; nebst drei vorangehenden Erzählungen.) Von Hrn. von Balzac. 2 Bde.

Le lit de camp. (Das Feldbette. Scenen aus dem Soldatenleben.)

Le livre de guerre. (Das Kriegsbüchlein.) Von Perrot. In 18mo.

*) So (nicht Französisch) lautet der Titel wörtlich in der Ankündigung.

Italien.

Scriptorum Veterum nova collectio eVaticanis Codicibus edita ab Angelo Majo Bibliothecae Vaticanae praefecto. Romae 1831. Vol. IV. et V. (Neue, nach den Codices des Vatikans herausgegebene, Sammlung alter Schriftsteller, von Angelo Mai.) 4ter und 5ter Theil, jeder ungefähr 800 Seiten stark. Rom 1831.

Der unermüdliche Mai hat neuerdings zwei Bände seiner fruchtbaren Forschungen in dem seiner Aufsicht anvertrauten reichen Schacht des Vatikans herausgegeben. Diese Anzeige genügt, um die Aufmerksamkeit aller Philologen auf das Werk, das damit angekündigt wird, hinzulenken. Die vorliegenden beiden Bände behandeln mannigfache sehr wichtige Materien, namentlich in Bezug auf Religion, christliches Alterthum und orientalische Sprachen. Der erste Band enthält zunächst die Beschreibung einer im Jahre 1166 zu Konstantinopel stattgehabten Synode, welche durch die Gegenwart vieler Bischöfe und Patriarchen, so wie selbst des Kaisers Emanuel, ausgezeichnet war. Es wurde auf dieser Synode über die Exegese der Worte Christi: „Quia pater meus major me est" deliberirt und deren eigentliche Bedeutung endlich, nachdem die scharfsinnigsten Argumente einander gegenübergestellt worden waren, fixirt. Der Herausgeber theilt außer dem Griechischen Texte auch eine wörtliche Lateinische Uebersetzung, von einigen Noten begleitet, so wie die Bildnisse des Kaisers Emanuel, seiner Gemahlin Maria und das Fac simile der Unterschriften einiger anwesender Bischöfe, mit. Nächstdem erhalten wir in demselben Bande ein langes und reiches Verzeichniß der im Vatikan befindlichen Arabischen Bücher und Handschriften, die in folgende vier Abtheilungen zerfallen: 1) Christliche, d. h. solche, welche die christliche Religion betreffen; 2) Mahomedanische, wozu namentlich die vielen Korane gehören; 3) Gemischte, die zum Theil das Christenthum und zum Theil den Islam betreffen, und 4) endlich die sogenannten Assemanniani, welche einst der gelehrten Familie gehörten, von der sie den Namen erhalten haben, und die ebenfalls wieder in christliche und mahomedanische zerfallen. Diesem Verzeichnisse sind zwei kleine Kataloge Persischer und Türkischer Werke beigefügt, die ebenfalls in der Bibliothek des Vatikans sich befinden. Ueber die beiden Assemann, welche unter Papst Benedikt XIV. die erste Ausgabe eines Kataloges orientalischer Werke des Vatikans (jedoch nur der Hebräischen und Syrischen) veranstalteten, wird Mehreres gesagt, und zwei historische Fragmente von Joseph Simon Assemann werden hinzugefügt. — Der zweite der neu erschienenen Bände enthält zunächst eine Auswahl der unzähligen christlichen Inschriften aus der ersten Zeit des Christenthums bis zum Jahre 1000, welche der berühmte Gaetano Marini in vier starken handschriftlichen Bänden gesammelt und der Bibliothek des Vatikans, deren erster Custos er eine Zeit lang war, hinterlassen hat. Die Inschriften sind zum Theil in Griechischer und zum Theil in Lateinischer Sprache abgefaßt und enthalten, wenn ihnen auch zuweilen die Klassicität des Lapidar-Styles abgeht, einen Schatz von Notizen in Bezug auf das christliche Alterthum. Den von Marini gesammelten hat übrigens der Herausgeber noch einige andere Inschriften, die er selbst aufgefunden, hinzugefügt. Endlich befinden sich auch noch in diesem Bande einige Nachträge zu dem Assemannischen Verzeichnisse Syrischer und Hebräischer, so wie Kataloge Aethiopischer, Koptischer, Indischer, Armenischer und Slavischer Werke, welche sich auf der Bibliothek des Vatikans befinden, und wiederum mehrere nachgelassene Fragmente J. S. Assemann's, deren eines von der Koptischen Nation handelt. (Bibl. Italiana.)

Bibliographie:

In Italien erschienen neu:

Della Fortuna delle parole. Libri due del Cav. Gius. Manno. (Vom Schicksal der Worte. [Ein geistvoll geschriebenes, für das größere Publikum bestimmtes, grammatisches Werk.] Vom Ritter Manno. 2 Bde. Turin.

Studi poetici del cav. Andrea Maffei. (Poetische Studien vom Ritter A. Maffei.) [Im Anhange befinden sich einige von Achillo Mauri übersetzte Oden Lamartine's. Derselbe Französische Dichter hat auch dem berühmten Maffei, der hier in mannigfaltigen poetischen Formen auftritt, Anlaß zu einigen Nachahmungen gegeben. Maffei sowohl als Mauri haben mit diesen Gedichten dem Buchhändler Fontana ein Geschenk gemacht, und dieser hat sie auf eine der Geschenkgeber würdige Weise ausgestattet.] Mailand.

L'architettura antica, descritta e dimostrata coi monumenti dall'architetto Luigi Canina. (Die Baukunst der Alten, nach ihren Denkmälern dargestellt von L. Canina.) Rom.

Dieci giorni in Torino, ossia Descrizione antica e moderna della Città. (Zehn Tage in Turin. Eine Beschreibung dieser Hauptstadt in älterer und neuerer Zeit.) Turin.

Deutsche Literatur im Auslande.

Briefe eines Verstorbenen — Schiller's Geisterseher — Raupach's Tochter der Luft — Reineke Fuchs — Grabbe's Trauerspiele — Nouvelle Revue Germanique — Deyping — Dr. Julius Gefängnißkunde.

(Schluß.)

Die neunte Nummer der Muster-Novellen (Standard novels) enthält zugleich mit „Frankenstein von Mrs. Shelley" eine Uebersetzung des Schillerschen Geisterseher's (Ghost-seer), über

die sich das N. M. M. folgendermaßen ausspricht: „Der Geisterseher von Schiller ist ein passender Gefährte des „Frankenstein,“ obgleich er weit hinter dem hohen Schwunge der Erfindung und Ausführung in diesem Roman zurückbleibt. Aber ein Genius wie Schiller's kann niemals einen Gegenstand behandeln, ohne ihm den Stempel einer hohen geistigen Macht aufzudrücken, die Fähigkeit, die Gefühle zu bewegen und die Einbildungskraft zu fesseln. Es ist genug für uns, daß das Werk von Schiller ist. Wenn unser Eifer und unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick ermattet, so erinnern wir uns der „Räuber“ und lesen weiter. Er, der die Räuber gedichtet hat, kann für einen ächten Leser dieses Stücks nichts geschrieben haben, was nicht von unwiderstehlichem Eindruck wäre.“ *)

Ein sehr geringschätziges Urtheil wird über Raupach's „Tochter der Luft“ gefällt, die ebenfalls in Englischer Uebersetzung erschienen ist. „Wir halten,“ heißt es, „die Geschicklichkeit des Uebersetzers für weggeworfen an diesem wilden und witren Drama Raupach's, in welchem die Anlage ohne Kunst ist und die innerliche Entwicklung der Gefühle, die für eine Tragödie unumgänglich nothwendig ist, durchaus fehlt. Die Darstellung kann auf keinen anderen Titel als den des Opernhaften und Melodramatischen Anspruch machen. Ein weiter Raum ist für die Aufführung prachtvoller Decorationen und großer Vokal- und Instrumental-Musik gelassen, und, mit einigen Arien untermischt, würde dies Stück einen eben so gerechten Anspruch auf den Beifall des Publikums haben, wie die meisten Compositionen dieser Gattung. Die Vorrede des Uebersetzers hat uns ganz besonders gefallen. Sie ist, nach unserem Dafürhalten, weit besser, als das folgende Stück, und zeugt von einem reinen Geschmack und vielfacher Belesenheit.“ — Einen leisen Verdacht gegen die Kompetenz dieses Kritikers muß indessen der Umstand erregen, daß er gar nicht zu wissen scheint, daß Raupach sein Trauerspiel dem gleichnamigen des Calderon nachgebildet hat.

Nach der Weise der Englischen Review's, bei Gelegenheit der Recension eines Buches selbstständige Aufsätze zu liefern, knüpft die Foreign quarterly review an die Seltan'sche Uebersetzung des „Reinecke Fuchs“ einen Abriß der Geschichte der Deutschen Literatur im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert an, der sowohl in dem Scharfblick für weltbistorische Combinationen, als auch in der charakteristischen Darstellung des Details, überall den Nerv der Sache trifft. Er bezeichnet diese Periode der Deutschen Literatur und Geschichte, wo der heitere Sängerkrieg der Wartburg dem ernsteren Schlachtfelde weichen muß, im Gegensatz zu der blühenreichen Zeit der Schwäbischen Minnesänger, als die Periode der ernsten Reflexion, der Forschung, der Wissenschaft, und die Poesie, die sich dem Charakter der Zeit fügen muß, nimmt den moralisirenden Lehrton der Fabel, der Satire an. Es wird eine Uebersicht dieser Fabelwerke der Deutschen bis auf Reinecke Fuchs gegeben. Namentlich verweilt der Englische Kritiker mit besonderer Liebe bei dem lebensfrischen Hugo von Trimberg und macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die gelobte Kritik seiner Gedichte in Vergleich mit dem, was für minder werthvolle Werke geschehe, noch sehr zurückgeblieben sey. Ueber Reinecke Fuchs heißt es: „Reinecke Fuchs gehört in jedem Betracht zu den merkwürdigsten Büchern: es gehört nicht allein Deutschland, sondern Europa an; und doch ist uns sein historischer Charakter weit wichtiger, als sein Inhalt. Denn es bildet in der Literaturgeschichte den Culminationspunkt einer Richtung, welche die vorhergehenden zwei Jahrhunderte beherrscht hat. Von dem Ende der Schwäbischen Zeit bis zur Reformation können wir Anfänge und Verzweigungen dieses einzelnen Fabelwerks verfolgen, die sich allmälig gestalten; und nun, nach drei Jahrhunderten wirklicher Existenz, steht es sichtbar und ungetheilt da, ehrwürdig in sich selbst, als ein dauerndes Denkmal von Vielem, was weit vergänglicher gewesen ist. So ist es, natürlich genug, der Repräsentant einer ganzen historischen Gruppe, und wenn wir seiner Bedeutung nachforschen, so studiren wir zugleich die einer geistigen Epoche. Dies Buch ist demnach ein wahres Weltbuch geworden, das seit Jahrhunderten immer seine Heimath gefunden und sich in alle Sprachen und Geister ergossen hat. Diese Aesopischen Figuren malen sich in unzähligen Köpfen, dieser rohe Humor war das Gelächter vieler Generationen; Reinecke ist ein altes einst verehrtes Götzenbild, das wir noch immer lieben, weil es, aus Europäischem Geist und Charakter entsprungen, das wahrhafte Organ desselben geblieben ist.“ Ueber die Gothesche Bearbeitung des Gedichts heißt es: „Seine Uebersetzung haben wir für den poetischen Gebrauch ohne Widerrede am geeignetsten befunden: sie gleicht der Kopie eines alten, dunkeln, halb verwischten Holzschnittes, auf Indischem Papier ganz neu in Stahl gestochen, mit allen Arten anmuthiger, aber passender Zugaben. Doch ist auch das Niederdeutsche Original, namentlich für England, von dem größten Interesse, weil dies die Sprache unseres alten Sächsischen Vaterlandes ist.“ Die Englische Interlinear-Uebersetzung eines Stückes aus dem Reinecke Fuchs versinnlicht diesen Ausspruch. „Wir nehmen Abschied vom Reinecke Fuchs,“ heißt es am Schlusse, „und von dem Aesopischen Genius überhaupt. Die Zeit der Fabel ist nicht mehr, so wie die Zeit des Ritterthums und des Minnesangs. Fragen wir nun nach unseren Volksbüchern, so möchte die Antwort zu manchem gerechten Bedenken Raum geben. Heinrich von Allmar ist verschollen und Dr. Virbeck an seine Stelle getreten. Wie viel Gutes und Böses liegt in diesem Ausspruch! Aber ohne Zweifel kommt die Zeit, welche diesen Mangel ersetzt, sowohl was die logische als auch was die poetische Empfänglichkeit und Fähigkeit des Volkes betrifft; seine Phantasie, sein Humor, die wahren Elemente des geistigen Lebens, werden nicht länger unbearbeitet und unfruchtbar daliegen oder höchstens trockene Disteln treiben, sondern in neuer und höherer Harmonie, in gesteigerter Geisteskraft werden sie erblühen, und in unserer inneren Welt wird wieder der Himmel sonnig seyn und die Erde grün, und die Menschen werden nicht allein zu rechnen wissen, sondern auch zu ehrfürchten und zu lieben!“

Grabbe's poetische Productionen, denen die F. Q. Review schon einmal einen Artikel gewidmet hat, erhalten das Lob, daß ihre Fehler durch große Verdienste aufgewogen werden, im Don Juan durch ausschweifende Phantasie und metaphysische Wahrheit, in den Hohenstaufen durch eine treue Darstellung der Empfindungen und Sitten vergangener Jahrhunderte und gewaltiger Menschen. Es werden darauf weitläuftige Auszüge der Stücke selbst, mit Uebersetzung der gelungensten Stellen, gegeben. „Hätten wir aber,“ fährt der Kritiker fort, „sein letztes Stück (Napoleon oder die hundert Tage) zuerst aufgeschlagen, so würden wir nicht weiter gelesen haben. Nicht ein Hauch idealer Färbung belebt diese Gemeinplätze des wirklichen Lebens; es scheint, als ob dies Stück in den Stunden schlechter Verdauung geschrieben sey. Diese grobe Sudelei erschüttert unsere Hoffnungen von Grabbe's fortschreitender Ausbildung, welche uns glauben machte, daß die noch übrigen Trauerspiele des Hohenstaufen-Cyklus ihn zum Rang eines bedeutenden Dramatikers erheben und uns zu einer gründlicheren Kritik veranlassen würden. Wir können diese Hoffnung noch nicht ganz fahren lassen; aber er muß sich sehr zusammennehmen, um den Eindruck seines Napoleon zu verwischen, wenn er anders seinen Ruf in unserem kritischen Lande eben so begründen will, wie in dem nachsichtigen Deutschland.“

Die Nouvelle revue germanique, recueil littéraire et scientifique, par une société d'hommes de lettres français et étrangers, eine kritische Monatsschrift, die es sich zum Zweck gemacht hat, Frankreich mit den Erzeugnissen der Deutschen Literatur bekannt zu machen, scheint die Bestimmung der Werke, über die Bericht erstattet wird, mehr dem Gerathewohl als einer vernünftigen Auswahl zu überlassen. Aus unbedeutenden, kaum in Deutschland bekannten Schriften werden lange Auszüge gegeben, z. B. aus einer Lebensbeschreibung Joh. Gottl. Koelling's, Lehrers zu Zerbst, und originelle Werke, wie Hebel's Alemannische Gedichte, werden mit einer kurzen Notiz abgefertigt. Da die Mittheilungen dieses Journals meist Auszüge ohne ein kritisches Urtheil enthalten und überdies großentheils von Deutschen, die sich in Paris aufhalten, geschrieben zu seyn scheinen, so haben sie für uns nur ein untergeordnetes Interesse, das sich auf die Untersuchung beschränkt, ob auch diese Berichte, aus denen Frankreich unsere Literatur kennen lernen soll, mit der gebührenden Genauigkeit und Sorgfalt gearbeitet werden. Wir werden auf die revue germ. zurückkommen.

Der in Frankreich eingebürgerte Deutsche Kritiker Depping, der bald die Franzosen mit Deutschem Wissen und Deutscher Literatur und bald die Deutschen mit den Literatur- und Kunst-Erzeugnissen ihrer Französischen Nachbarn bekannt macht, also das vermittelnde Prinzip zwischen beiden Nationen, gleichsam ein juste-milieu, bildet, scheint der Revue Encyclopédique, deren Berichterstatter über die Deutsche Literatur er von je her war, auch ferner treu geblieben zu seyn, wiewohl das genannte kritische Blatt seit einigen Monaten die Farbe der St. Simonianer trägt. Dasselbe Heft, welches Laurent's St. Simonistische Ansicht von der inneren Politik Frankreichs enthält, bringt uns auch eine Kritik mit Deppings wohlbekannter Chiffre. Sie handelt jedoch nur von dem im vorigen Jahre in Leipzig (bei Brockhaus) erschienenen Werke über den „Kampf im westlichen Frankreich während der Jahre 1793 bis 1796“ und ist frei von allen St. Simonistischen Redensarten. In einem anderen Hefte derselben Zeitschrift hat Depping die „Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz“ bei den Franzosen eingeführt, und zwar ließ er es nicht bei der bloßen Empfehlung dieser Dichtungen bewenden, sondern hat auch eine Romanze „der Kampf“ vollständig, wenn auch nur in Französische Prosa, übersetzt. „Ich bedaure es ungemein,“ bemerkt er dabei, „nicht auch das wiedergeben zu können, was der Rhythmus, die Inversion und der Reichthum der Epitheta in der Deutschen Sprache Poetisches hinzuthun.“

Unter dem Titel „Leçons sur les prisons, présentées en forme de Cours au public de Berlin, en l'année 1827“ ist von dem Werke des Dr. Julius in Berlin eine Französische Uebersetzung in zwei Bänden erschienen.

Mannigfaltiges.

— Dampfboot-Verbindung mit Indien. Es ist vorgeschlagen worden, anstatt das rothe Meer, den Euphrat und Tigris heraufzuschiffen. Der Pascha von Bagdad ist so von diesem Plane eingenommen, daß er eine Kanal-Verbindung zwischen den beiden Strömen in Vorschlag gebracht hat. Der Vortheil würde darin bestehen, daß die Landreise nur zwei Tage dauern würde, während die queer durch den Isthmus von Suez fünf Tage wegnimmt; auch die Seefahrt ist um zehn oder funfzehn Tage abgekürzt. Ueberdies ist die Flußreise weit lockender und einladender, als die auf dem rothen Meere, und es kommt ungemein zu Statten, daß ein Ueberfluß von Brennmaterial in Bagdad oder anderen Städten zu äußerst geringen Preisen angeschafft werden kann. (Athenäum.)

*) In Italien hat der Ritter Maffei, der früher bereits eine Uebersetzung von Schiller's „Maria Stuart“ herausgab, nun auch eine poetische Uebertragung der „Jungfrau von Orleans“ desselben Dichters erscheinen lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 8. Februar 1832.

Frankreich.

Feuilles d'automne. (Herbstblätter) Von Victor Hugo.

Der Dichter hat sich's nicht verhehlt, daß die durch die öffentlichen Angelegenheiten und die allgemeine Gleichgültigkeit vielfach zersplitterte Theilnahme seiner Leser dem Erscheinen der vorliegenden Gedichte keineswegs günstig seyn könne.*) Aber es war nicht ein Geschenk an das Publikum, das er beabsichtigte, es war eine Genugthuung, die er sich selbst gab, es war ein Gruß an einige gleichgestimmte Gemüther. Schon diese Unbekümmertheit um den Erfolg ist ein poetischer Gedanke; denn nichts scheint uns dem Wesen der Poesie mehr zu widerstreben, als die Eigenliebe, die kleinliche Sorgfalt, die Kunstgriffe des Schriftstellers. Wir sehen es mit Vergnügen, daß Hr. H. diese wenn gleich traurige Wahrheit erkannt hat, daß der Dichter heutzutage nur für eine geringe Zahl, zuerst aber für sich selbst schreibt. Was nützt es ihm also, seine Gedanken einer launischen Mode künstlich anzupassen und die wahrhaft tiefen, aber der Masse unverständlichen Bewegungen seines Innern zu verhüllen? Indem Hr. H. dieses Joch abgeschüttelt hat, ist er zu sich selbst zurückgekehrt; er spielt wieder mit den Kindern und liebkost ihrem blonden Lockenhaupt, er träumt von neuem den Traum seiner Jugend und baut ihn blühender, reicher, entzückender als jemals auf, und, weil er nur ausspricht, was er eben denkt und empfindet, so thut er einen großen Schritt vorwärts zur Wahrheit, Begeisterung und Poesie. Er bedarf nicht mehr des glänzenden Farbenschmuckes, nicht mehr des romantischen Zaubers, den ihm der Orient darbot; wenn ihr ein Lied von ihm fordert, so singt er euch die traurige Sehnsucht nach den Täuschungen seiner Kindheit, so wie die Juden an den Weiden Babylons ein Lied von Zion sangen. Wir finden in diesen Poesieen unsere eigenen Empfindungen, unsere eigenen Träume wieder.

Und doch, woher mag es kommen, daß die Lektüre dieses Buches eine Art bitteren Nachgeschmackes zurückläßt? Nach so viel schönen Bildern, so viel Frische und Balsam, so viel kindlicher Reinheit, woher dies bleierne Gewicht, das auf Allem so lästig drückt? Weil in der Seele, die sich in dieser Poesie abspiegelt, wirklich ein unpoetisches Element liegt, die Entzauberung nämlich durch den Zweifel. Wenn Hr. H. uns mit schönen Worten den einsamen Kreuzweg beschreibt, an dem er sich niedersetzt, ohne zu wissen, wohin er sich wenden soll, so liegt eine außerordentliche Poesie in den Worten, aber keine in dem Gedanken. Nur eine lange Ermüdung des Geistes, die längst alle kindliche Frische der Einbildungskraft abgestreift, alle Lust und Freude entblättert hat, führt zu diesem beklagenswerthen Resultat des Nachdenkens, dem die Poesie früher noch als der Glaube erliegt. Es giebt eine gewisse Poesie, die weder Entzauberung, noch Glaube ist, sondern Verzweiflung; aber die Verzweiflung ist eine starke Leidenschaft und adelt diese Poesie. Dieser Wiederhall der Hölle hat Leben und Seele und ergreift uns gewaltig, denn die Hölle hat ihre Poesie wie der Himmel. Aber der gemeinen Entzauberung eines gebildeten Pariser Bürgers, der Ermüdung und Uebersättigung eines zu wohlgenährten Menschen, mit einem Worte der Langenweile der Salons und der Börse wird auch die fruchtbarste Einbildungskraft keine poetische Seite abzugewinnen wissen, ja, sie wird in solchem Stoffe ihre Größe und Erhabenheit verscherzen. Welche Saite Hr. H. auch anschlagen mag, ob er die kindliche Liebe singt, Bewunderung für große Männer, lebendiges Naturgefühl, Liebe, Freundschaft oder Geschichte, immer klingt der strenge Ton des Zweifels hindurch, immer bleibt im Grunde seines Gedankens ein Niederschlag von den Schwächen unserer Zeit, eine düstere Trauer ohne Kraft und Hoffnung.

Jede der hohen Empfindungen, welcher der Dichter seine Leier weiht, muß vielmehr, um poetisch zu seyn, zum Glauben werden; ein höherer Tag, eine andere Sonne als die unsrige muß sie reifen. Darum waren die Alten Dichter, weil sie mehr als andere Völker jenen kindlichen Glauben nährten, welcher die alltäglichen Dinge des Lebens verklärt und heiligt; bei ihnen war der Vater mehr als Vater, er war Priester; der häusliche Heerd mehr als ein Heerd, er war ein Altar. Eine dieser Empfindungen, die Liebe für die Kinder, hat Hr. H. am glücklichsten ausgesprochen, weil sie ihm gewissermaßen zur Religion geworden ist. Das Kind ist nicht bloß für ihn, wie für Herrn von Büffon, ein kleines, zuweilen sehr hübsches, aber unartiges und eigensinniges, oft schon boshaftes Geschöpf von fünf bis sechs Jahren; er hat es mit Engeln umgeben, er hat ihm lebendige und geflügelte Träume geliehen, die ein Hauch verscheucht, die ein Lächeln zurückführt, er hat, um uns der antiken Bedeutung des Wortes zu bedienen, eine Religion, etwas Heiliges und Mysteriöses um die Kindheit gewoben. Die vier oder fünf Gedichte, die sich hierauf beziehen, sind ganz gewiß die reinsten; hier wird die Täuschung zur Wahrheit, hier wird der Zauber nicht zerstört, denn die Poesie glaubt an sich selbst. Wir wählen aus dem Liede: „Gebet für Alle" einige Strophen aus, in denen die entsündigende Kraft der Unschuld rührend dargestellt wird. In flüchtiger Uebertragung lauten sie etwa folgendermaßen:

Mein liebes Kind, knie' hin, an Tempelstäten
Für Vater und für Mutter still zu beten,
Und für den Reichen, dem die Freude fern,
Und für den Armen in der dunkeln Kammer,
Zu beten für der Erde ganzen Jammer,
Auch für die Todten! Selbst für Gott den Herrn.

„Wie, flüsterst Du und wagst es kaum zu sprechen,
Kann's denn dem Herrn an irgend was gebrechen?
Er ist ein heil'ger Gott, der höchste König,
Alleinig, ewig, der die Welt erschuf,
Der Ozean gehorchet seinem Ruf,
Die Sonne selber ist ihm unterthänig."

„Mein liebes Kind, wenn Du den ganzen Tag
Mit Deinen Brüdern spielst im Buchenhag,
So seyd ihr müd' am Abend, müd' und matt,
Dann schmeckt die Milch mit süßen Haselnüssen
Und Mutter kniet vor euch; mit tausend Küssen
Küßt an den Heimgekehrten sie sich satt.

Ja wohl, mein Kind, durch dieser Erde Weiten
Wir fühlen es von Mensch zu Menschen schreiten
Mit Rath und Trost, wenn wir vom Weg verirrt,
Ein Pilger ist's, der von der Heimath scheidet,
Ein guter Hirt, der seine Heerde weidet,
Gott heißt der Pilger, der getreue Hirt.

Und er ist müd' am Abend. Ihn erquickt
Ein Kind, das sein Gebet zu ihm geschickt,
Ein wenig Liebe. Und er lächelt wieder,
Wenn ihm die Unschuld darbringt, rein und jung,
Ein Herz voll Andacht und Begeisterung,
Gedämpften Laut's, gesenkt die Augenlieder.

Knie' hin, mein Kind, zu Gott dem Herren flehe!
Und wenn Dein Herz verkündet seine Nähe,
Und wenn die Engel mit dem Himmelsgruß,
Die himmlischen Gespielen Dir genaht,
Dann salbe Du, wie Magdalena that,
Aus Deinem Nardenkrug des Heilands Fuß.

(Rev. Européenne.)

*) Die Theilnahme des Publikum's hat die Erwartung des Dichters übertroffen. Die dritte Auflage der Herbstblätter ist bereits unter der Presse.

Bibliographie.

Seize mois, ou la révolution et les révolutionnaires. (Sechszehn Monate, oder die Revolution und die Revolutionnaire. Paris, Juli 1830; Lyon, November 1831.) Von N. A. v. Salvandy. Preis 7 Fr. 50 Cent.

Souvenirs sur Mirabeau etc. (Erinnerungen an Mirabeau und die beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen.) Von M. E. Dumont. Pr. 9 Fr.

Vie de J. F. Oberlin. (Das Leben J. F. Oberlins, Predigers zu Waldbach.) Von D. E. Stöber d. Aelt. Pr. 10 Fr. 50 Cent.

Voyage en Ecosse. (Reise in Schottland und Besuch in Holyrood.) Von Leon v. Bujonnière. Pr. 8 Fr.

Voyages pittoresques de la Russie. (Malerische Reisen in Rußland, oder Ansichten der vorzüglichsten Landschaften, Denkmäler, Städte ꝛc. des Russischen Reiches.) Gesammelt vom Grafen E. von Rechberg und von den ersten Künstlern gestochen. Nebst einem geschichtlichen und erklärenden Text von M. Depping. Fol. mit 30 Kupfern. Pr. 50 Fr.

Tableau des congrégations religieuses. (Darstellung der religiösen Congregationen, die seit dem 17ten Jahrhundert in Frankreich gestiftet worden.) Von M. Henrion. Pr. 1 Fr. 25 Cent.

England.

Lord Grey.

(Fortsetzung.)

„Es ist ein Zeugniß, das man den politischen Grundsätzen des Lord Grey, so wie seiner ausdauernden Ueberzeugung, geben muß, daß er nach Verlauf von 36 Jahren, und wahrscheinlich ohne sich der damals abgegebenen Erklärung zu erinnern, der Krönungs-Ceremonie alle jene unnützen Zierrathen nahm, „„welche"", so lauteten seine eigenen Worte, „„das Königthum belästigten, ohne den Glanz desselben zu erhöhen,"" Wen wird man auch überreden wollen, daß Wilhelm IV. seiner Macht durch die Etiquette alterthümlicher Krönungsfeierlichkeiten eine größere Ausdehnung verliehen hätte?

Die glänzendste Epoche in dem politischen Leben des Lord Grey fällt in die Jahre von 1792 bis 1801. Er befand sich damals an der Seite des Herrn Fox, des thätigsten und berühmtesten Mitgliedes der Whig-Partei, des anerkannten Oberhauptes der Reformisten. Im Jahre 1792 gründete er in Uebereinstimmung mit Lord Lauderdale, den Herren Erskine, Whitbread, Sheridan und mehreren anderen durch ihre Grundsätze und ihre Talente ausgezeichneten Männern die unter dem Namen Freunde des Volkes bekannte Gesellschaft. Die Existenz derselben, so kurz sie auch war, bildet einen nicht weniger wichtigen Zeitabschnitt in der Geschichte der Reform, als der gegenwärtige ist. Ohne irgend einen Einfluß auf die Abstimmungen im Unterhause auszuüben, versetzte sie der Oligarchie der Burgflecken, durch das vor aller Welt Augen aufgestellte Gemälde der Gebrechen der National-Repräsentation, einen tödtlichen Streich. Die Gesellschaft hatte den doppelten Zweck, die Reform einerseits gegen einen Haufen unwissender und hochmüthiger Charlatane, welche sich zuweilen nach dem Vorbilde Französischer Klubbs vereinigten und die Klubbisten Frankreichs in der Thorheit ihrer Lehrsätze und in der Emphase ihres Stiles nachahmten, und andererseits gegen Herrn Pitt zu schützen, der ein geschworener Feind der Reform geworden war und dieselbe mit der Treulosigkeit eines politischen Renegaten angriff. Herr Fox vertheidigte im Parlamente die Grundsätze jener Gesellschaft, ohne ein Mitglied derselben zu seyn. Herr Grey war das anerkannte Organ der „Freunde des Volkes." Die Gesellschaft erließ im Jahre 1792 eine kurze Erklärung ihrer Lehrsätze; aber sie beschränkte sich im Parlamente darauf, durch Herrn Grey ankündigen zu lassen, daß der Antrag auf eine Parlaments-Reform im künftigen Jahre stattfinden werde. Herr Pitt griff die „Freunde des Volkes" indirekter Weise durch eine Proclamation und im Parlamente an. Herr Grey antwortete ihm durch ein so strenges und so treffendes Vorhalten seiner Unredlichkeit und seiner Abtrünnigkeit, daß der Minister, trotz seines hochfahrenden Wesens und seiner Gewandtheit, zum Schweigen gebracht wurde. Im April 1793 entwarf und überreichte Herr Grey die denkwürdige Bittschrift der „Freunde des Volkes." Er trug darauf an, durch eine besondere Kommission der Kammer den Zustand der Repräsentation im Unterhause untersuchen zu lassen. Dieser Antrag wurde durch eine ungeheure Mehrheit verworfen; zur Unterstützung desselben erhoben sich nur 41 Mitglieder. Man kann wenig Beispiele von einer ähnlichen Verachtung der Thatsachen und der Vernunft anführen. Aber jene Bittschrift setzte die Argumente der Minorität mit so viel Klarheit, Bestimmtheit und Kraft aus einander, daß es ein klassisches Aktenstück in den Archiven der Reform bleiben wird. Die Bittsteller beklagten sich, daß die Zahl der von den Grafschaften erwählten Mitglieder des Unterhauses in einem seltsamen Verhältniß mit ihrer Ausdehnung, Bevölkerung und ihrem Handel stände, und erboten sich, die Beweise aller ihrer Angaben beizubringen, wenn man sie an der Barre des Hauses vernehmen wollte. Die von ihnen angeführte unbestreitbare Thatsache, daß 309 Mitglieder für England und Wales, die 45 Schottischen Mitglieder nicht eingeschlossen, von 71 Pairs und 91 Eigenthümern ernannt werden, machte nicht allein damals einen lebhaften Eindruck, sondern diente auch allen späteren Reformisten zur Basis.

Herr Grey brachte im Jahre 1797 die Parlaments-Reform zum zweitenmale im Unterhause zur Sprache und schlug einen, seinen Grundsätzen gemäßen, besonderen Plan vor. Demzufolge sollten die Grafschafts-Mitglieder vermehrt, das Wahlrecht durch einen gewissen Census erlangt und die verfallenen Burgflecken ganz gestrichen werden. Dieser Plan stimmte, wie man sieht, im Wesentlichen mit der jetzigen Bill überein. Er wurde durch 288 Stimmen gegen 93 verworfen. Die letzte Anstrengung für die Reform machte Herr Grey sodann im Jahr 1800, wo er sich an die mit Untersuchung der Königlichen Botschaft in Betreff der Vereinigung der Königreiche Großbritanien und Irland beauftragte Kommission wandte und darauf antrug: „„gewissen verfallenen Burgflecken das Wahlrecht zu nehmen, um die Unabhängigkeit des Parlaments aufrecht zu erhalten."" — Aber zu dieser Zeit fing auch der Eifer des Herrn Grey an zu erkalten. Da er in der großen Masse des Volkes nur Mangel an Energie und Theilnahme antraf, so bemächtigte sich seiner ein Gefühl von Entmuthigung und Unzufriedenheit, welches sich in der Adresse der „Freunde des Volkes" an das Volk von Großbritanien, die ihm zugeschrieben wird, zu erkennen gab. „„Wenn es,"" hieß es in dieser Adresse, „„nach mehrmaliger Erforschung des Landes-Willens, augenscheinlich wird, daß die Maaßregel ihre Popularität gänzlich verloren hat, und daß die Nation, sey es aus Mißbilligung, sey es aus Gleichgültigkeit, sich weigert, einen thätigen Antheil daran zu nehmen, dann allerdings geziemt es uns, einer unnützen und unzeitigen Ausdauer in einer so gänzlich aufgegebenen Sache zu entsagen. Wenn wir an das höchste Tribunal, das in einer National-Frage entscheiden kann, an das Volk selbst, appellirt haben, dann müssen wir uns mit Geduld seinem Ausspruche unterwerfen.""

Herr Grey wurde im Jahre 1806, durch die Erhebung seines Vaters zum Grafen, Lord Howick und in's Kabinet berufen, zuerst an die Spitze der Admiralität und dann an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten als Nachfolger des Herrn Fox während der kurzen Dauer des Whig-Ministeriums im Jahre 1807. In diesem Jahre wurde er, durch den Tod seines Vaters, Graf Grey und nahm seinen Sitz im Oberhause ein.

Einem stolzen Manne wird eine Sache bald zuwider, in welcher er nur durch eine schwache und wenig geachtete Minorität unterstützt wird. Man muß einräumen, daß die Reformisten nicht allein an numerischer Stärke, sondern auch an Achtung verloren hatten. Ein anderes Oberhaupt mit den Vortheilen der Jugend, der Neuheit und einer hinreißenderen Beredsamkeit hatte sich außerdem des Vorranges bemächtigt; und Lord Grey hatte, noch ehe er das Unterhaus verließ, das Schlachtfeld der Reform dem Sir Francis Burdett überlassen. Seine Verbindung mit den Grenville's und sein Eintritt in das Oberhaus vervollständigten und besiegelten auf eine Zeit lang seine Trennung von den Reformisten. Wenn sein Ehrgeiz weniger persönlich und sein Charakter weniger stolz gewesen wäre, so würde er, anstatt die Sache zu verlassen, bevor das Volk sie verlassen hatte, mit seinem Talent, seiner Beredsamkeit und seinem Titel dieselbe unterstützt und einen Nebenbuhler nicht verachtet, sondern denselben als Kollegen angenommen haben.

Lord Grey interessirte sich, seit seiner Vereinigung mit Lord Grenville, für keine große populaire Frage mehr. Der Beistand, den Beide der religiösen Freiheit leisteten, macht ihnen zwar Ehre; aber bei dieser Frage eilten sie der öffentlichen Meinung voraus und entfremdeten sich zu gleicher Zeit das Volk und die Krone. Die Auflösung der Verwaltung des Jahres 1807 erregte kein Bedauern. Die lange Herrschaft der Tory-Prinzipien unter Georg III., der politische Meinungs-Wechsel und der persönliche Widerwille des Prinzen von Wales hätten den Lord Grey überzeugen müssen, daß die einzige Hoffnung eines Whig-Ministeriums auf dem Beistand der Nation beruhe; er betrachtete aber die Aristokratie und die Krone als die einzigen Quellen der Gewalt. Obgleich indessen Lord Grey dem Adelstand anhing, konnte er doch seine Stirn vor den Oligarchen der verfallenen Burgflecken, vor Lord Liverpool, Herrn Perceval, dem Herzog von Portland und vor Pitt selbst nicht beugen. Er war also nicht der Mann, dem die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten von der Klasse anvertraut werden konnte, welche man in England die Aristokratie nennt. Die Elemente der Abneigung zwischen ihm und dem Hofe während des letzten Theiles der Regierungszeit Georg's III., während der Regentschaft und der ganzen Regierung Georg's IV. nahmen immer mehr zu und wurden immer heftiger.

Im Jahre 1809 ließen die beklagenswerthe Expedition nach Walcheren, das Duell und die Entlassung des Lords Castlereagh und des Herrn Canning, alsdann der Tod des Herzogs von Portland, das Land ohne Regierung. Herr Perceval richtete auf ausdrücklichen Befehl des Königs zwei gleichlautende Schreiben an die Lords Grey und Grenville, worin er sie einlud, sich unverzüglich nach London zu begeben, um, wie sich das Schreiben ausdrückte, „ein Coalitions-Ministerium" zusammenzusetzen. Die Lords Grenville und Grey befanden sich zu der Zeit, der Eine in Kornwallis, der Andere in Northumberland. Lord Grenville begab sich nach London und besprach sich mit Herrn Perceval und Lord Liverpool; aber nach einigen gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen verwarf er ihre Vorschläge. Lord Grey verwarf von Hause aus sowohl die vorgeschlagene Coalition, als die Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft. Die Lords begriffen ohne Zweifel Beide die Bedeutungslosigkeit des Vorschlages; aber Lord Grey fürchtete, daß sein Scharfblick einen Augenblick lang bezweifelt werden könnte, und er gab durch eine entschiedene, beinahe verächtliche, Weigerung seine Ansicht über dieses Manöver kund.

Als nachher das Publikum sah, daß der Prinz von Wales als Regent die Minister seines Vaters beibehielt, zog es daraus noch nicht den Schluß, daß er mit den Whigs gebrochen habe; man setzte vielmehr voraus, daß er sich im ersten Jahre als das bloß ceremonielle Oberhaupt des Staates betrachten wolle, und daß er seinen Neigungen erst dann folgen werde, wenn er eigentlicher Monarch seyn würde. Bald aber wurden die Whigs und das Publikum enttäuscht. Der Regent, nachdem er in einem Schreiben an den Herzog von York erklärt hatte, „daß er keiner besonderen Vorliebe zu genügen habe", drückte den Wunsch aus, daß die Lords Grenville und Grey in das Ministerium des Herrn Perceval eintreten möchten. Dieser an sich verkehrte Vorschlag wurde natürlich verworfen, und der Einfluß des Herrn Perceval und der Tories schien auf immer gesichert, als dieser Minister im Jahre 1812 durch die Hand eines Meuchelmörders fiel.

Das Ministerium wurde dadurch desorganisirt, und die Kabalen und Unterhandlungen des Hofes und der Parteien begannen von neuem. Das freimüthige Betragen des Lord Wellesley, die zweideutige Rolle, welche Lord Moira spielte, ihre beiderseitige Niederlage und die Intriguen Sheridan's sind zu bekannte Dinge, als daß wir uns nicht damit begnügen könnten, ihrer bloß zu erwähnen. Alles, was vorging, diente zum Beweis, daß die Regierung des Regenten, wie die seines Vaters, durch die Triebfeder eines einzigen Einflusses geleitet werde. Die Gewalt, welche die Marquise von Hertfort ausübte, war nicht allein notorisch, sondern auch eingestanden. „„Wenn wir"", sagte die halb offizielle Zeitung von Carlton-House, „„die Richtung, welche den öffentlichen Angelegenheiten gegeben worden ist, als ein Resultat der Rathschläge der

Marquise von Hertford betrachten dürfen, so schicken wir die aufrichtigsten Wünsche für diesen schützenden Engel Großbritaniens gen Himmel. Wenn es diese Dame ist, die den Regenten veranlaßt hat, die von seinem Vater erwählten Diener am Ruder zu erhalten und sich so fromm als Sohn, so patriotisch als Fürst zu zeigen, so hoffen wir von Besuchen zu hören, die Se. Königl. Hoheit an jedem Tage der Woche in Manchester-House abstatten wird.""" — Die Haus-Beamten des Regenten bestanden nur aus Mitgliedern der Familie der Marquise und aus ihren Günstlingen. Lord Grey und Lord Grenville hatten verlangt, daß die obersten Stellen im Palaste zu ihrer Verfügung gestellt würden; sie wurden nicht allein von den Neutralen, sondern auch von den Whigs dieser Bedingung halber getadelt, und Lord Grey wurde besonders deshalb verantwortlich gemacht. Alle Oberhäupter der Whigs verlangten, daß diese feindliche Kabale, welche einen geheimen Einfluß ausübte, entfernt würde; aber Lord Grey ging bei den Debatten, welche aus den ministeriellen Unterhandlungen entsprangen, noch weiter als seine Freunde; er deckte den geheimen Einfluß selbst auf, welcher auf eine so unumschränkte Weise den Prinzen leitete. ,,,Ich erkläre""", sagte er am Schlusse seiner merkwürdigen Rede, ,,,daß die Einwürfe, welche ich bereits vorgebracht habe, unbedeutend im Vergleich zu einem anderen sind, den ich nur ungern berühre. Ich will von einer Abhängigkeit sprechen, in der sich das Ministerium von einem unsichtbaren Einflusse befindet, der sich hinter dem Throne verbirgt — von einem verderblichen und abscheulichen Einfluß, welcher die Mißbräuche in ein System verwandelt und es verhindert, daß sowohl die öffentlichen Klagen als die Rathschläge rechtlicher Minister das Königliche Ohr erreichen. Diesen Einfluß muß das Parlament durch einen bestimmt ausgesprochenen Tadel brandmarken; es ist mein und meiner Freunde unerschütterlicher Entschluß, uns mit dem Parlamente über die Vernichtung dieses Einflusses zu verständigen, bevor wir die Aemter annehmen, welche uns die Krone anbietet.""" Es ist augenscheinlich, daß, nach dieser Erklärung, auch abgesehen von dem früheren Widerwillen des Regenten, Lord Grey, wie Lord Chatam, nur auf den Schultern des Volkes zur Gewalt gelangen konnte. Dennoch fuhr er fort, sich gleich weit vom Volke wie vom Hofe entfernt zu halten." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The annual biography and obituary. (Jahrbuch der Biographieen und Nekrologe für das Jahr 1832.) 16ter Band, mehr als 30 Lebensbeschreibungen enthaltend, worunter die des Admirals Grafen Northesk, des Admirals und Parlaments-Mitgliedes Sir Jos. Yorke, des Geschichtsschreibers Roscoe, der Schauspielerin Siddons, des Grafen von Dundonald (Vaters des Lord Cochrane) und des als Kanzelredner wie als Schriftsteller geachteten Rob. Hall. — Pr. 15 Sh.

Traditions of Lancashire. (Sagen von Lancashire.) Von J. Roby. Zweite Reihefolge. 2 Bände. Pr. 2 Pfd. 2 Sh.

History of the representation of England. (Geschichte der Englischen Parlaments-Vertretung.) Nach offiziellen Aktenstücken bearbeitet. Von Rob. Hannay. Pr. 8 Sh.

Annual retrospect of public affairs. (Jährlicher Rückblick auf die öffentlichen Angelegenheiten.) Für das Jahr 1831. 2 Bände. Pr. 10 Sh.

Pictures of the past. (Bilder der Vergangenheit.) Von Thom. Brydson. Pr. 3 Sh. 6 D.

Rußland.

Баллады и Повѣсти В. А. Жуковскаго. (Balladen und Erzählungen von W. A. Schukowskij.) St. Petersburg 1831. 2 Theile.

Schukowskij, bereits seit längerer Zeit in seinem Vaterlande als lyrischer Dichter beliebt, hat durch diese Sammlung seiner Balladen und Erzählungen, die zum Theil Originale und zum Theil Nachahmungen enthält, den Freunden der Russischen Dichtkunst ein angenehmes Geschenk gemacht. Als Nachahmer oder Uebersetzer hat Schukowskij aus den Anthologieen fast sämmtlicher Europäischer Völker einzelne Blümchen in seine Heimath verpflanzt. Englische und Deutsche Dichter scheinen ihn jedoch am meisten angesprochen zu haben. So finden wir in der vorliegenden Sammlung neben Moore und Byron Göthe's „Erlkönig", Schillers „Ritter Toggenburg", „die Kraniche des Ibykus", „Kassandra", „der Graf v. Habsburg", „der Ring des Polykrates", „der Handschuh", „der Taucher" und „die Klage der Ceres"; ferner von Uhland „Harald" und drei Lieder. Am gelungensten unter allen Nachahmungen erscheint jedoch Bürgers „Lenore", die der Russische Dichter im Versmaße des Originals fast wörtlich übersetzt hat. Eine besondere Ausgabe dieser Uebersetzung der Bürgerschen Ballade wird mit Zumsteegs bekannter Musik dazu in der Briefschen Buchhandlung in St. Petersburg herauskommen.

Der Professor F. Erdmann in Kasan beabsichtigt, eine Idylle des berühmten Persischen Dichters Nisami des Gendscher's in dem nach 10 Handschriften kritisch geläuterten Urtext nebst einer Deutschen metrischen Uebersetzung und den nöthigen erklärenden Anmerkungen in Deutscher Sprache, unter dem Titel: „Die Schöne vom Schlosse," auf Subscription herauszugeben. Der Subscriptions-Preis ist für ein Exemplar auf Schreibpapier 8, auf Velinpapier aber 10 Rubel. (St. Pet. Z.)

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Retschislan und Raßlana. Eine poetische Erzählung. Pr. 5 R.

Der Reisende. Von A. Weltmann. 2r Bd. Pr. 5 R.

Die neue Aglaja. Ein Geschenk für Geist und Herz, von Theodor Kominskij. Pr. 2 R.

Alcyon. Ein Taschenbuch für das Jahr 1832. Herausgegeben vom Baron Rosen. Pr. 10 R.

Cynthia. Almanach für das Jahr 1832. Pr. 10 R.

Ukrainischer Almanach. Herausgekommen in Charkow. Pr. 5 R.

Die Vergangenheit. Ein Roman von Alexejschkow. Pr. 6 R.

Vier und zwanzig Stunden einer verständigen Frau. Eine Erzählung von der Fürstin Constanze C. Pr. 5 R.

Polen.

Jus Polonicum codicibus veteribus manuscriptis et editionibus quibusque collatis edidit Joannes Vincentius Bandtkie L. U. D. regiae Alexandrinae universitatis literarum professor publicus ordinarius. Varsoviae 1831. Sumptibus societatis regiae philomathicae Varsoviensis in typographia publica impressum. 4to. (Polnisches Recht, nach Vergleichung aller alter Handschriften und Ausgaben herausgegeben von J. V. Bandtke, Dr. beider Rechte, ordentlichem Professor an der Königlichen Alexanders-Universität. Auf Kosten der Königlichen philomathischen Gesellschaft zu Warschau, gedruckt in der Staats-Buchdruckerei.)

Wer eine sorgfältigere Aufmerksamkeit auf die ältere Geschichte der Polnischen Nation oder auch nur auf die Geschichte ihrer Landesgesetze gewandt hat, dem ist ohne Zweifel der Mangel einer kritischen Ausgabe der Polnischen Rechts-Denkmäler fühlbar geworden. Der Arbeit Konarski's lag nur ein praktischer Zweck zu Grunde. Zu seiner Zeit handelte es sich nicht um die Ausbeute eines reinen Textes, frei von allen späteren Zusätzen, Auslassungen oder Entstellungen, sondern nur um einen solchen Text der Landesgesetze, wie er der damaligen Gerichts-Praxis entsprach. Einen Text der Art fand Konarski in der von Laski veranstalteten Ausgabe der alten Statuten, die im Auftrage und unter den Auspicien des Königs Alexander ergänzt wurde. Den Alterthumsforscher konnte diese Ausgabe nicht befriedigen. Unterdessen zeigte sich immer mehr die Nothwendigkeit historischer Untersuchungen in Bezug auf die alte Gesetzgebung. Der um die vaterländischen Wissenschaften so verdiente Dekan der juristischen Fakultät in Warschau, Johann Vincenz Bandtke, hat jetzt diesem Bedürfniß abgeholfen und alle Erwartungen befriedigt. Das obengenannte Werk umfaßt die Denkmäler Polnischer Gesetzgebung vom Anfang des 13ten bis zum Schluß des 15ten Jahrhunderts. Diese Ausgabe der allgemeinen Landesgesetze ist außerdem mit einer neuen Edition der Gesetze und Herkommen des Herzogthums Masovien vermehrt. Da dieses Herzogthum nämlich eine lange Zeit hindurch von dem übrigen Königreich getrennt war, so besaß es besondere Gesetze, deren ältestes vom Jahre 1377 herrührt. Wer die Wichtigkeit der Masovischen Gesetze kennt, die oft viel ältere Gebräuche enthalten, als das Gesetzbuch von Wislija (von Kasimir dem Großen im Jahre 1347 veranstaltet), der wird das Verdienst zu schätzen wissen, das sich der berühmte Herausgeber um die Wissenschaft des Landrechts erworben hat; noch größeren Nutzen für die Wissenschaft, sowohl hinsichtlich der historischen Kritik, als hinsichtlich der neuen Ergebnisse, gewährt jedoch die Herausgabe der übrigen landesgesetzlichen Denkmäler. Man findet darunter zum Theil schon bekannte Sammlungen der Landesgesetze, unter denen das Gesetzbuch von Wislija Kasimir des Großen, das Gesetzbuch von Warta des Königs Wladislaus Jagiello, das Gesetzbuch von Nieszawa des Kasimir Jagiellonczyk und Boleslaw's, Herzogs von Großpolen, Gesetze für die Israeliten vom Jahre 1264 den ersten Platz einnehmen, zum Theil auch zum erstenmale herausgegebene wichtige landesgesetzliche Verordnungen, aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Inhalts. Die Edition aller dieser Denkmäler ist mit der größten Sorgfalt angeordnet. Die wichtigsten darunter verdienen einer näheren Erwähnung. Den ersten und vorzüglichsten Platz unter den Landesverordnungen nimmt zweifelsohne das Statut von Wislija Kasimir des Großen vom Jahre 1347 ein; es ist die Quelle des Polnischen Staats- und Privat-Rechts. Seitdem man in neuerer Zeit eine kritische Untersuchung der Quellen des Landrechts vornahm, seitdem man anstatt späterer Ausgaben nach den ursprünglichen Handschriften desselben forschte, hat man alsbald die tristige Ueberzeugung gewonnen, daß die erste Gestalt des Statuts von Wislija eine ganz andere war, als die, welche die gedruckten Ausgaben darbieten. Czaszki, Johann Potoczki und Bandtke haben hierauf aufmerksam gemacht. Späterhin wurde für die Kritik des Statuts von Wislija noch mehr gewonnen, als im Jahre 1821 der Graf Sieralowski eine alte Handschrift an's Licht förderte. Aus dieser ergab sich, daß ältere Großpolnische Gesetze, die in demselben Jahre, wie das Statut von Wislija, zu Petrikau abgefaßt wurden, in den Text dieses letzteren eingefügt worden waren. So kam man denn auf die natürliche Meinung, daß vor dem allgemeinen Statut von Wislija in Groß- und Klein-Polen besondere Gesetze und Rechtsgebräuche bestehen mußten, die erst in dem Statut von Wislija in einen allgemeineren Körper zusammenwuchsen. Was anfangs nur noch eine Vermuthung war, bestätigte sich durch die Auffindung alter Polnischer Uebersetzungen des Gesetzbuchs von Wislija. Diese wurden im Jahre 1824 in Wilna herausgegeben. Unter ihnen befindet sich eine im Jahre 1449 von Swientoslaw angefertigte Uebersetzung. Darin sind die Verordnungen von Wislija in 2 Bücher getheilt; das erste enthält die Klein-Polnischen, das andere die Groß-Pol-

nischen Gesetze. Zur Unterstützung der hieraus sich ergebenden Folgerungen bedurfte es nur noch der Auffindung einer alten Lateinischen Handschrift, welche die unvermischten Klein-Polnischen Gesetze enthielt, so wie schon früher eine Handschrift der Petrikauer Groß-Polnischen Gesetze aufgefunden worden war. Es fand sich endlich eine solche in Folge der Bemühungen Joseph Muczkowski's. Da der Professor Bandtke alle diese Materialien nebst einer beträchtlichen Anzahl anderer alter Codices zur Hand hatte, so giebt er uns in seinem Werk eine vollständige Ausgabe des Gesetzbuchs von Wislica. Vornan stellt er eine kritisch gesichtete Edition des Kasimirschen Statuts, indem er die in den ersten Drucken dieses Statuts und in der Ausgabe von Laski angenommene Redaction mit den alten in seinem Besitz befindlichen Handschriften, in denen die Spur einer Unterscheidung der Klein- und Groß-Polnischen Gesetze schon verwischt ist, verglichen hat. Sodann giebt derselbe die Klein-Polnischen Gesetze in der ursprünglichen Gestalt, wie sie der von Joseph Muczkowski aufgefundene Codex darbietet; weiterhin theilt er die in Petrikau abgefaßten Groß-Polnischen Gesetze mit, zum Theil nach der Handschrift des Grafen Sierakowski, zum Theil nach der Uebersetzung Swientoslaw's ergänzt. Wie wichtig und nützlich diese kritische Ausgabe der Quellen des Gesetzbuchs von Wislica und der Kasimirschen Statuten in historischer Beziehung ist, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Unsere Ansichten haben sich erweitert, die Forschungen in Bezug auf die Geschichte der Landesgesetzgebung sind gründlicher und vollständiger geworden. Dies Alles haben wir den anhaltenden wissenschaftlichen Arbeiten des geehrten Herausgebers zu verdanken. Wir können sogar behaupten, daß wir erst jetzt, da wir eine kritische Ausgabe der alten Quellen des Landrechts besitzen, im Stande sind, uns mit dem gewünschten Erfolg mit historischen Untersuchungen auf dem weiten Felde der Landesgesetzgebung zu beschäftigen. Nicht minder vollständig sind die Editionen der oben angeführten Verordnungen von Warta und Nieszawa. Es ist bekannt, daß diese Gesetze in den alten Drucken sehr entstellt sind; Professor Bandtke giebt sie zum erstenmal in der ursprünglichen Gestalt. Eben so waren des Herzogs Boleslaw Gesetze für die Israeliten bisher ohne Kritik auf sehr verschiedene Weise abgedruckt worden. Unter den neu herausgegebenen Denkmälern der Landesgesetzgebung nehmen die Constitutionen des Gebiets von Lenczyz einen sehr wichtigen Platz ein. Im alten Polen gab es viel solcher örtlicher Rechtsgebräuche, und ein bedeutender Theil derselben ist noch nicht bekannt; die jetzt zum erstenmale herausgegebenen Gebräuche von Lenczyz werden die Kenntniß der Rechtsgebräuche des Landes sehr erweitern. Nachdem wir den Inhalt des Werkes angedeutet und die Art und Weise seiner Abfassung bezeichnet, brauchen wir zum Lobe desselben weiter nichts hinzuzufügen; es empfiehlt sich von selbst, und es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie viel wir dem würdigen Verfasser zu danken haben.

(Dziennik Powszechny.)

Bibliographie.

Gry i zabawy różnych stanów, Polskie lub przyswoione, przez Lukasza Gołębiowskiego. (Spiele und Belustigungen der verschiedenen Stände, theils national-Polnische, theils von außen aufgenommene, von Lukas Golembiowski.)

Mannigfaltiges.

— Die St. Petershöle bei Mastricht. Der bekannte Buchhändler John Murray in London schildert in seinem kürzlich erschienenen Werke über Belgien und Holland jene von den meisten Reisenden aufgesuchte Sehenswürdigkeit folgendermaßen: „Nachdem wir die zahlreichen Festungswerke von Mastricht überschritten und eine halbe Stunde lang an den malerischen Ufern der Maas entlang gegangen waren, kamen wir am Fuße des Hügels an, auf welchem das neue Fort gebaut ist, das von dieser Seite die Stadt vertheidigt. Wir hatten noch ein kleines Gebüsch zu passiren und gelangten dann an die Oeffnung der St. Petershöle, wo wir auf das Geheiß unserer Führer die Fackeln anstecken und in das Innere der Erde eintraten. Die Frische der Temperatur überraschte uns Anfangs, nahm uns jedoch nicht Wunder, denn der Uebergang war etwas stark. In der Sonne hatte unser Thermometer 23° Reaumur gezeigt, und als wir in die Höle eingetreten waren, fiel es mit einem Male auf 11°. Nachdem wir das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatten, die durch das flackernde Licht unserer Fackeln kaum ein wenig gemildert wurde, bemerkten wir eine Grotte von 52 Fuß Breite und 44 Fuß Höhe. Von da gingen wir einen in den Felsen horizontal eingehauenen gallerieartigen Steig entlang, der bald 20 und bald 6 Fuß Höhe hatte. Rechts und links unterschieden wir ähnliche fortlaufende Gallerieen, deren Wände aneinanderstoßen und ohne Seiten-Oeffnungen sind. Das äußerste Ende dieser Aushölungen bietet eine dunkle fürchterliche Tiefe dar, die der Stimme hier einen rauhen heiseren Ton verleiht, dort aber, je nachdem nämlich die Oberfläche beschaffen ist, von der sie zurückprallt, sie in ein gellendes Pfeifen verwandelt. Nachdem wir eine halbe Stunde gewandert waren, bemerkten wir lange, mehr oder weniger breite, Wege, die jedoch eine Wölbung von 20 bis 30 Fuß hatten. Diese Art unterirdischer Straßen, die seit 2000 Jahren von Menschenhänden gegraben worden und immer zahlreicher werden, erstrecken sich auf ein Gebiet, das 6 Stunden lang und 2 Stunden breit ist; sie durchschneiden und durchkreuzen sich in so verschiedenartiger Weise, daß der dreisteste Mann im Angesichte dieses furchtbaren Labyrinthes von Schrecken ergriffen wird. Selbst die Arbeiter, die in diesen finsteren Gängen beschäftigt sind, würden sich darin verirren, wenn der Instinkt ihrer Hunde oder Pferde sie nicht wieder auf den rechten Weg zurückführte. Wir mochten es darum auch nicht wagen, den Steinbruch in seiner ganzen Ausdehnung zu durchschreiten. Die an diesem Orte herrschende Dunkelheit und Stille ist so groß, so absolut, daß man sich außerhalb der bewohnten Welt versetzt glaubt; es scheint das Nichts, es scheint ein unermeßliches Grab zu seyn, in welchem man sich befindet; eine ganze Nation könnte darin wohnen, wenn sie Lebensmittel und Licht hätte. Während der blutigen Kriege, von denen die Niederlande früher heimgesucht wurden, flüchteten die Bewohner Mastricht's und der Umgegend öfter in diese Unterwelt. Während wir vorwärts gingen, machten wir unsere Bemerkungen über die Natur der Gallerieränder; einige waren rauh und uneben, andere dagegen glatt und glänzend, als wären sie künstlich geschliffen. Wir gewahrten oft Aushölungen, wo mitten durch den Sand der von den Arbeitern ausgehauenen Steine Incrustationen von Muschelwerken, Pflanzen und versteinerten Fischen, den Ueberbleibseln einer alten Welt, sich zeigten, die uns den Beweis gaben, daß das Meer einmal diesen Ort bedeckt hatte. Die eigenthümliche äußere Gestalt eines großen Theiles dieser Gegenstände deutete auch auf ein hohes Alterthum der wahrscheinlich hier untergegangenen Thiere, Pflanzen, u. s. w. Es hätte einer unermeßlichen Zeit bedurft, um diese Masse von Versteinerungen aller Art zu analysiren und zu klassifiziren; wir begnügten uns daher auch, von den meisten Species eine Probe mitzunehmen. Die Ueberbleibsel einer Art von riesenhafter Eidexe fesselten besonders unsere Aufmerksamkeit. Wir nahmen davon eine Zeichnung auf, und, den verschiedenen Theilen nach zu schließen, so weit wir sie nämlich beisammen hatten, muß diese Amphibie wenigstens 35 bis 40 Fuß lang gewesen seyn. — Unsere Führer brachten uns an einen Ort: der Springbrunnen genannt, wo wir uns am Rande eines ziemlich großen Bassin's hinsetzten, das die Natur in einer Glimmer-Schichte gebildet hat, und wo ein dünner Wasserstrahl sich ergießt, der aus dem Fuße eines, von zwei ungeheuren Felsen eingezwängten, versteinerten Baumes hervorsprudelt. Dieses chaotische Bild, die Stille, die uns umgab, das Feuer unserer in dem beweglichen Wasser des Bassin's sich wiederspiegelnden Fackeln verliehen dieser Scene etwas Zauberisches, das leichter zu empfinden als zu beschreiben ist. Nach einigen Augenblicken der Ruhe traten wir in eine Gallerie ein, deren mit glänzendem Tropfstein bekleidete Wände wir eben recht aufmerksam untersuchen wollten, als ein Zufall unseren geologischen Forschungen ein Ende machte. Wir waren nämlich eben in einen neuen Gang eingetreten, als wir beim Schein unserer Fackeln mitten in der Gallerie einen Gegenstand gewahrten, den wir Anfangs für einen Steinblock hielten, der vom Gewölbe heruntergefallen sey; unser Führer, der diese Gallerie nicht kannte, wiewohl er seit zwanzig Jahren allen Besuchern als Cicerone gedient hatte, schritt muthig vorwärts; kaum hatte er jedoch den Gegenstand erkannt, als er vor Schrecken zurückfuhr, indem er ausrief: „das ist ein Mensch!" Wir näherten uns sofort, um diesem Menschen einige Hülfe zu bringen, fanden jedoch nur ein Skelett, eine wahrhafte ausgetrocknete Mumie, welche die trockene Luft der Höle und der Mangel jeder Art von Insekten in derselben vollkommen erhalten hat. Seine Kleidungsstücke waren unversehrt, ein dreieckiger Hut lag neben ihm, und in der rechten Hand drückte er einen Rosenkranz fest an sich. Die Eingeschrumpftheit seiner Gliedmaßen deutete darauf hin, daß dieser Unglückliche, nachdem er sich in diesem schrecklichen Labyrinth verirrt hatte, den Peinigungen des Hungers unterlegen sey. Nach dem Schnitte seines Kleides zu urtheilen, ist als die Zeit seines Todes etwa die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts anzunehmen. Ungeachtet der Ermunterungen unseres Führers beeilten wir uns doch, aus Furcht ein ähnliches Schicksal zu erleiden, den Rückweg anzutreten. Bevor wir indessen die Höle verließen, machte uns unser Führer auch noch auf die langen in den Wänden eingegrabenen Namenlisten derjenigen aufmerksam, die seit vielen Jahrhunderten diese unterirdische Welt besucht hatten. Historische Namen und Zeichen eines ganzen Jahrtausends, Deutsche, Franzosen und Spanier, Dichter und Prosaisten fanden sich hier durch einander. Vergebens suchten wir jedoch den Namen Napoleons; man zeigte uns nur den Platz, wo im J. 1815 eine feindselige Hand seinen Namen verlöscht hatte. Dagegen haben Menschen und Zeit die Namen des Herzogs von Parma, jenes Würgers der Mastrichter Bevölkerung, und des Herzogs von Alba, jener berühmten Geißel der Niederlande, verschont. Sie selbst haben sich auf diesen Wänden verewigt, und in ihrem Gefolge bemerkt man noch die Namen jener Tausende von Spanischen Offizieren, die im Geleite der beiden Herzoge waren. Man glaubt sie in Person an der Spitze ihrer blutigen Soldateska zu sehen, und dieser finstere Ort scheint auch der einzige zu seyn, der würdig ist, ihr infernalisches Andenken zu bewahren. Nachdem wir unsere beiden unbekannten Namen der großen welthistorischen Liste beigefügt hatten, und nach einem vierstündigen Aufenthalte daselbst, verließen wir diesen wahrhaft Staunen erregenden Ort, von welchem wir eine reiche geologische Sammlung mitnahmen, deren Katalog wir später publiziren werden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 10. Februar 1832.

Holland.

Krieg oder Frieden?

Mit dieser Frage beschäftigt sich eine vor Kurzem in Utrecht unter dem Titel „Eenige Bedenkingen over oorlog of vrede" (Einige Bemerkungen über Krieg oder Frieden) erschienene, mit Scharfsinn abgefaßte, kleine Schrift. In Holland, wo man mehr handelt als raisonnirt, wo man, statt über das Wohl und Wehe der übrigen Welt zu politisiren und beschließen zu wollen, entweder arbeitsam an das Geschäft des Tages geht, oder, wenn der Segen desselben von außen bedroht ist, den Beutel öffnet, um ihn zu sichern und den Arm hergiebt, um die Unabhängigkeit des zwar kleinen, aber von einem seiner Nationalität sich bewußten Volke bewohnten, Landes zu schützen — in Holland ist ein über die öffentlichen Angelegenheiten ausgesprochenes Wort nicht sowohl die Aeußerung eines Individuums als vielmehr eine Stimme, die im Namen vieler, wenn nicht der meisten Landes-Einwohner spricht.

Durch die Begeisterung, mit der Hollands Söhne zu den Waffen eilten, als ihr König sie dazu rief, durch den Muth, den sie auf dem Kampfplatze zeigten und durch die Ausdauer, mit der sie eine günstige Entscheidung ihres Schicksales gleichsam ertrotzen wollen, haben sie bündiger, als es ein ganzes Heer von Schriftstellern zu thun vermochte, die Schmähungen widerlegt, die Belgier und Franzosen gegen das ihrer Meinung nach, „feigste Volk der Erde" ausstießen. Durch seinen zehntägigen Feldzug in Belgien stellte Holland seinen verunglimpften Nationalruhm wieder her; mit der Selbsthülfe, die es in einem kritischen Augenblicke sich leistete, bewies es seine Selbstständigkeit, und damit war schon viel geschehen. Es hatte seine edelsten Kräfte nicht umsonst in Anspruch genommen. Sollte aber dieser erste Erfolg auch die Gewähr für jedes künftige Wagniß in sich tragen? Soll Holland, um einiger Vortheile willen, die, so wesentlicher Bedeutung sie auch seyn mögen, doch nicht das Land und die Nation sind, Wohl und Wehe dieser selbst auf das Spiel setzen? Diese Frage sucht der Verfasser der vorliegenden Schrift zu lösen.

Er geht zunächst dem historischen Ursprunge der Frage nach und bemerkt dabei, daß seine eigenen Landsleute, unstreitig mit einiger Voreiligkeit, früher noch als die Belgier, eine vollständige Trennung der beiden Länder verlangt haben. „Als," sagt er, „die Regierung gleich nach dem Beginn des Belgischen Aufstandes in etwas unpolitischer Weise den Generalstaaten die Frage vorlegte, ob die Trennung der beiden großen Theile des Reiches nothwendig geworden, zeigte sich, bei Beantwortung derselben, die Mäßigung ganz auf Seiten der Belgischen Deputirten; denn diese verlangten fast sämmtlich eine nur theilweise Scheidung, während die Nord-Niederländischen Abgeordneten ungestüm auf vollständige und unbedingte Trennung bestanden. Diese wurde denn auch, als von der Mehrheit verlangt, proklamirt, wiewohl sich aus den zu jener Zeit gehaltenen Reden der Beweis führen läßt, daß die Majorität eine vollständige Trennung, die das Unglück beider Länder im Gefolge haben mußte und auch gehabt hat, nicht beabsichtigte. Konnte man es doch schon auch damals recht gut berechnen, welche nachtheilige Folgen es für den Handel haben müsse, wenn man das Interesse des so vortrefflich situirten Antwerpen von dem Nord-Niederlands trennte. Damals aber riefen gar Viele mit lauter Stimme: „Trennung! Trennung!," die jetzt zu einer Wiedervereinigung sich geneigt zeigen oder vielmehr, nachdem die Londoner Konferenz sich ausgesprochen, gar nicht wissen, was sie eigentlich wollen."

In dem, was seitdem geschehen ist, findet der Verfasser die Unmöglichkeit, zu dem früheren Standpunkte zurückzukehren. Er theilt einfach den Hergang der Dinge mit, faßt jedoch Manches von einer Seite auf, von der es uns bisher noch nicht dargestellt worden. So sagt er unter Anderem in Bezug auf den Prinzen Friedrich der Niederlande:

„Ich kann nicht umhin, dem verdienstvollen, wahrhaft edeln Prinzen Friedrich meine Huldigung für sein Bestreben darzubringen, das Heer für dessen nachmaligen Oberbefehlshaber, den Prinzen von Oranien, günstig zu stimmen; denn wenn das vorjährige Benehmen des Letzteren auch nicht hatte vergessen machen, daß er der Held von Quatrebras und Waterloo sey, so hatten sich doch hier und dort vor seinem Eintreffen bei der Armee allerlei seltsame Ideen über ihn verbreitet. Die Geschichte zeigt uns mehr als zu viele Beispiele von Fürsten, die sich selbst auf Kosten ihrer nächsten Verwandten zu erhalten oder zu erheben suchen, die, nur auf ihre Größe bedacht, jedes Opfer bringen, das Herrschsucht und Eigennutz von ihnen verlangen; hier aber und zu unserer Zeit finden wir einen Fürsten, der seine eigene Größe bereitwillig hintansetzt, um seinen Bruder dafür zu erhöhen. Prinz Friedrich stand an der Spitze des Heeres, er war Oberbefehlshaber. Er trachtete aber nicht danach, sich in dieser Stellung zu behaupten; nein, er pries vielmehr bei jeder Gelegenheit und mit dem rührendsten Eifer die Talente seines Bruders; jedes passende und seinem hohen Stand entsprechende Mittel wurde angewandt, um bei den Chefs der verschiedenen Corps den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den frühere Ereignisse zurückgelassen haben mochten. Die Zeit-Umstände und die vielfältigen rasch auf einander folgenden wichtigen Ereignisse sind vielleicht Schuld, daß diese wahrhaft fürstliche Handlungsweise nicht überall nach Verdienst gewürdigt worden; sie bleibt jedoch groß in den Augen jedes Wohldenkenden. Ihr allein ist es zu verdanken, daß der Prinz von Oranien nach Erlassung seiner trefflichen Proclamation mit so ungemein großer Begeisterung vom Heere empfangen worden ist."

Zu den Beschlüssen der Londoner Konferenz übergehend, äußert der Verfasser: „Ich gehöre nicht zu den Vertheidigern der 24 Artikel. Ich betrachte dieselben vielmehr als bloßen Ausfluß der Autorität des Stärkeren und, so weit sie die Fahrt auf unseren Binnen-Gewässern betreffen, als höchst nachtheilig für unser Interesse. Es handelt sich aber jetzt nicht sowohl noch um das, was man verlangen könnte, als um das, was wirklich ist. Hierüber will ich mit Bescheidenheit, aber auch freimüthig, mich aussprechen."

„Wir wissen, daß die Gesandten der fünf großen Mächte in London erklärt haben, daß sie nicht mehr im Stande seyen, an dem Inhalte der 24 Artikel etwas zu ändern. Nichtsdestoweniger hat doch unsere Regierung den General-Staaten ein Anleihe-Projekt vorgelegt, in welchem ein fortdauernder Kriegs-Zustand vorausgesetzt wird."

„Natürlich muß sich hier zunächst die Frage aufdrängen: Können wir Krieg führen?"

„Ein kleines Land kann Krieg führen, wenn sein Gegner ihm an Kräften und Hülfsmitteln, wenn auch nicht ganz, doch ungefähr gleichkommt. Die gute Gesinnung einer Bevölkerung, wenn sie von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit eines Krieges, den sie führen muß, überzeugt ist, bildet eine moralische Kraft, welche die materielle Kraft, die der Feind herzustellen vermag, nicht zu achten braucht, und demnach die Chance des Sieges für beide Theile gleich stellt. Findet sich eine solche Gesinnung im Volke, so kann der Fürst den Kampf wagen; die Hülfsmittel, um ihn mit Ehre und gutem Erfolg zu bestehen, werden ihm nicht abgehen. Der Feldzug gegen Belgien hat dies zur Genüge bewiesen."

„Man mache sich aber von dieser moralischen Kraft keinen zu großen Begriff, man übertreibe ihre Hülfsmittel nicht, wie dies in unserer Zeit nur allzuoft geschieht. Jede menschliche Kraft hat ihre Gränzen, die nicht überschritten werden können."

„Unser Heer hat mitten in seinen Siegen den Rückzug antreten müssen. Unsere Vorposten standen zwei Stunden von Brüssel entfernt, und keine Belgische Armee war mehr da, um unseren Einzug in ihre Hauptstadt zu verhindern. Warum unterblieb er? Warum ist unser siegreiches Heer nicht vorwärts gerückt?"

„Weil man die Ueberzeugung hatte, daß Holland zwar mit Belgien, wiewohl daßelbe reicher an Bevölkerung und eigenen Hülfsmitteln ist, nicht aber mit Frankreich und seinen 30 Millionen Einwohnern Krieg führen könne."

„Hat man dies aber anerkannt, so wird daraus von selbst folgen, daß wir noch viel weniger einen Krieg gegen die fünf größten Mächte von Europa unternehmen können. Denn, angenommen auch, daß Rußland, Oesterreich und Preußen, wie dies auch wohl zu vermuthen ist, uns nicht direkt angreifen, so ist doch schon der Umstand, daß diese Mächte es zugeben, wenn Frankreich und England feindselig gegen uns zu Werke gehen und uns hindern, Belgien mit Erfolg zu bekriegen, allein hinreichend, uns das Geständniß abzunöthigen, daß wir keinen Krieg führen können."

„Eine andere Frage, die sich nächstdem von selbst darbietet, ist: Wollen wir Krieg führen?"

„„Die uns vorgeschriebenen Artikel sind ungerecht! Sie werden uns aufgedrungen, vor Allem durch den Einfluß Englands, welches sich auf Kosten beider Abtheilungen des ehemaligen Königreichs der Niederlande bereichern will! Die Bestimmungen hinsichtlich der Schifffahrt ruiniren unseren Handel! Das Niederländische Volk wird dadurch in seinen Rechten gekränkt! Der Krieg ist gerecht, es sey

darum Krieg! Lieber Krieg mit ganz Europa, als nachgeben der Gewalt!'" — „So spricht täglich der patriotische Eifer aus dem Munde Vieler, welche die Sache nicht ernstlich überlegt haben."

„Wenn ein Familienvater überfallen und ihm die Wahl gelassen wird, ob er einen Theil seines Vermögens hergeben oder sich in einen blutigen hoffnungslosen Kampf einlassen will, wird er dann wohl das Leben seiner Kinder und Freunde, die bei ihm sind, tollkühn wagen, um einen Theil seines Vermögens zu retten? Hat er nicht vielmehr gegen seine Verwandte und Freunde die Verpflichtung, sich der harten Nothwendigkeit zu unterwerfen? Wer wird hier wohl behaupten dürfen, daß es besser, daß es edler von jenem Familienvater gehandelt sey, Leib und Leben muthig im ungleichen Kampfe zu wagen, seine Kinder und Freunde aufzuopfern, statt der Gewalt zu weichen, und, an die Gerechtigkeit seiner Sache appellirend, hinzugeben, was er sogar auch dann nicht behalten könnte, wenn er und die Seinigen Wunder der Tapferkeit thäten?"

„So beinahe ist unser Zustand in diesem Augenblicke. Bei jedem Kriege, den man führt, muß, meines Erachtens, mindestens einige Chance auf einen guten Erfolg vorhanden seyn. Man kann, man will beim Beginn eines Kampfes nicht ängstlich berechnen, wie viele Menschen dabei das Leben verlieren können; weder die Anführer, noch die Untergebenen wollen das, sobald Muth, Geschick und Ausdauer den Sieg versprechen. Wenn aber der Feldherr sieht, daß er ohne die geringste Hoffnung auf einen guten Ausschlag seine braven Krieger bloßstellen würde, wenn Verlust, Schande oder sicherer Tod der Lohn seyn würden für Tapferkeit und Selbst-Aufopferung, dann, glaube ich, ist es die Pflicht des Feldherrn, den Frieden anzunehmen, der ihm angeboten wird. Weder das jetzige noch das künftige Geschlecht würden ihm Dank wissen, wenn er dessenungeachtet tollkühn in den Kampf stürzte."

„Der Heldentod van Speyk's hat seinen Namen verewigt; hätte er aber sein Boot muthwillig an die Küste treiben lassen, um den Feind heranzulecken und sich mit ihm in die Luft zu sprengen, so würde sein Heldenmuth Ruchlosigkeit und seine edle Selbst-Aufopferung ein unverzeihlicher Leichtsinn gewesen seyn."

„Wenn wir zum zweiten Male in das von den Mächten anerkannte Belgien einfallen, so wird sich Frankreich wahrscheinlich nicht mehr damit begnügen, unserem Heere auf den Fersen zu folgen; es wird dasselbe vielmehr mit seiner Uebermacht angreifen, und unsere wackeren Landsleute, unsere Schutter und unsere Freiwilligen, d. h. die Blüthe der Nation, würden, zwar nicht ohne Ruhm, aber doch ohne irgend einen Nutzen für das Vaterland, den fremden Boden mit ihren Leichen bedecken."

„Das Englische Geschwader, durch die Stürme des Spätjahres von unseren Küsten vertrieben, ist darum doch nicht vernichtet; die Macht der Britischen Marine ist vielmehr so groß, daß wir, beinahe ohne Widerstand bieten zu können, unsere Kolonieen und unsere Schiffe verlieren müßten, sobald dies dem Englischen Ministerium gefiele. Die Zeiten De Ruyter's sind vorüber, und der Donner unseres Geschützes auf der Themse wird den Einwohnern von London keinen tödtlichen Schrecken mehr einjagen."

„Ja, unsere tapferen wackeren Seeleute würden bei einem Angriffe der Englischen Schiffe auf unsere Küsten den Ruhm der Väter behaupten; mancher Schiffs-Befehlshaber würde wahrscheinlich dem Vorbilde des jüngeren Waffenbruders folgen; aber alsdann wären wir nur um so viele wackere Männer, so viele Schiffe und so viele Millionen ärmer, ohne daß unser Zustand im Geringsten gebessert seyn würde."

„Die Einen fordern zum Sturme auf; aber es kann ja nicht immer stürmen. Die Anderen verlangen dagegen ein frommes Verhalten, fordern uns auf, zur protestantischen Lehre der Väter zurückzukehren und zu Bet- und Fasttagen unsere Zuflucht zu nehmen; denen möchten wir zurufen: O, versuchtet Ihr doch den Himmel nicht!"

„Sollte man uns in unserem Vaterlande angreifen wollen, so würden wir gewiß bei dem guten Geiste der Einwohner, bei der vortheilhaften Lage des von großen Strömen und zahllosen Kanälen durchschnittenen Landes einen langwierigen Widerstand, selbst dem mächtigen Frankreich, leisten können. Stände uns diese Gefahr bevor, wäre dies der Zustand, in welchem wir uns befinden, bekriegte man uns, drohte man damit, unsere Nationalität, unsere Freiheit zu vernichten, wären Gewissenszwang, Verfolgung wegen politischer und religiöser Gesinnungen und Inquisition unser Loos, duldeten wir feig eine fremde Oberherrschaft, wir diese zu den Zeiten Wilhelms des Schweigsamen ihr Joch über uns ausgebreitet hatte, dann käme Fluch über den Leichtsinnigen, der an Frieden dächte und von der Ruhe nur zu sprechen wagte. Dann, ja dann wäre die Zeit gekommen, Alles und Alle für das höchste Gut zu wagen, dann wäre es besser, Niederland ginge unter und hinterließe nichts als die Erinnerung an seine frühere Größe und an das heldenmüthige Erliegen seiner Söhne."

„Doch dies ist unser Zustand nicht. Wir sind es, die Krieg mit Europa wollen; wir sind es, die des ungleichen Kampfes sich unterfangen, das Glück und das Leben der Söhne Niederlands auf das Spiel setzen. Ich glaube, hinlänglich gezeigt zu haben, daß wir hierzu nicht befugt sind, daß wir keinen Krieg führen wollen."

„Setzten wir nun aber auch für einen Augenblick voraus, daß wir in materieller Hinsicht Krieg führen könnten und in moralischer ihn führen wollten, so würde noch immer die Frage zu beantworten bleiben: Gestatten unsere Finanzen uns, Krieg zu führen?"

„Gar bequem ist es, zu schreiben: Das Budget des Staates soll so und so viele Millionen betragen; die Anleihe soll aus so vielen Millionen bestehen. Wenn jedoch die Einwohner bei völligem oder theilweisem Stillstand aller Geschäfte und Handtierungen die Steuern aufbringen sollen, so zeigen sich bald die Schwierigkeiten." —

Der Verfasser geht nun näher auf die neueren Finanz-Operationen des Landes ein und sagt mit Bezug auf die im Werke seyende Anleihe von 138 Millionen Gulden: „Daß diese Anleihe durch freiwillige Subscriptionen ganz zu Stande kommen werde, ist nicht glaublich, es sey denn, daß die mächtige Provinz (Nord- und Süd-) Holland sie übernehmen möchte. Im Interesse des Handels hat Holland zur Zeit auf die fatale Trennung der beiden Theile des Reiches gedrungen. Im Interesse derselben Provinz wird vornehmlich die Zurückweisung der 24 Artikel angerathen. Wie wird jedoch Holland sich benehmen, wenn die Renten der Staatsschuld bezahlt werden sollen? Wird es sich speziell mit der Bezahlung von zwei Dritteln oder der Hälfte dieser Rente belasten, oder werden alle Provinzen verhältnißmäßig beitragen müssen? Zu dem Ersteren wird Holland wohl schwerlich geneigt seyn. Tritt aber die andere Combination ein, so sind die Landbau-Provinzen unwiederbringlich verloren."

„Man verweise es mir nicht, daß ich von Landbau-Provinzen im Gegensatze von Holland rede. Es ist dies die natürliche Folge unserer Trennung von Belgien. Als wir noch mit diesem Lande vereinigt waren, sprach man von Norden und Süden, und die verschiedenen Interessen würden, wiewohl nicht immer zum Vortheile der nördlichen Provinzen, mehr in einander verschmolzen."

„Man entgegne mir nicht, daß, wenn der Handel blühe, auch der Landbau prosperire. Es würde leicht zu erweisen seyn, daß, als unser Handel am meisten blühte, unser Landbau nicht auf gleicher Stufe der Wohlfahrt sich befunden habe. Dagegen war damals, als wir keinen Handel besaßen, unter der drückenden Französischen Herrschaft, der Landbau zu einem früher nie gekannten Reichthum und Umfang gelangt."

„Wiewohl die 24 Artikel nicht günstig für uns lauten, sind sie doch mit Ausnahme der Bestimmungen wegen der Schifffahrt nicht so unannehmlich, daß man deshalb den Kriegs-Zustand zu verlängern braucht. Wären die übrigen großen Interessen des Vaterlandes durch den Konferenz-Traktat eben so benachtheiligt als das des Handels, fragte es sich hier um Nationalität, Ehre und Unabhängigkeit, so würde Drenthe bei der Verwerfung der 24 Artikel eben so sehr interessirt seyn, als Holland oder irgend eine andere Provinz. Die große Schwierigkeit, die jetzt vorhanden ist, betrifft jedoch lediglich den Handel."

„Fern sey es von mir, nicht von ganzer Seele zu wünschen, daß die reiche Quelle unserer früheren Wohlfahrt und unserer entschwundenen Größe wieder mild und fruchtbar sich ergieße; fern von mir die Behauptung, daß nicht alle Einwohner das Ihrige beitragen müssen, um diesen Förderer unserer National-Existenz wieder zu beleben; aber ich behaupte, daß die Landbau-Provinzen das Opfer, das von ihnen gefordert wird, nicht bringen können. Ultra posse nemo obligatur."

„Möge immerhin das rednerische Talent schöne Bilder vor unsere Augen hinzaubern und ein lachendes Gemälde schaffen! Wo Thatsachen reden, finden die lieblichsten Töne keinen Eingang in unser Gemüth. Wir stehen am Rande eines bodenlosen Abgrundes."

„Er trete vor, der Mann, der meine Sätze zu widerlegen vermag! Wer bei unseren verwickelten trüben Finanzen, bei der stets wachsenden Staatsschuld, bei unserer kostspieligen Administration und bei fortdauerndem Kriege das Land vom Verderben retten kann — als eine Gottheit soll er verehrt werden, und die Dankbarkeit des Volkes wird ihm Ehrensäulen errichten, die aere perennius sein Andenken bewahren. Ich spreche es daher mit voller Ueberzeugung aus: Unsere Finanzen gestatten uns nicht, einen Krieg zu führen!" —

Nachdem der Verfasser auf diesen Punkt gelangt ist, sucht er nun auch nachzuweisen, daß selbst von einer möglichen Contre-Revolution in Belgien kein Heil für Holland zu erwarten sey, indem die dortigen Industriellen zwar eine Aenderung des jetzigen Zustandes, aber nicht aus Vorliebe für Holland, wünschten. Auch würde Frankreich niemals eine Restauration in Belgien zugeben. Von England aber sey selbst dann, wenn der Herzog von Wellington wieder an das Ruder komme, keine Unterstützung zu hoffen; denn wenn der Herzog jetzt der Niederländischen Regierung sich annehme, so geschehe dies nur aus Opposition gegen das Grey'sche Ministerium. Schließlich heißt es dann:

„Wenn wir nun auch von keiner der Mächte direkt angegriffen werden sollten, wenn man fortfährt, mit Belgien zu unterhandeln, als ob wir nicht existirten, so schwächen wir uns in fruchtlosem Eifer, wir entziehen tausend fleißige Hände dem Handel, der Industrie und dem Landbau und sterben endlich an einem National-Bankerott. Davor wird der Besitz der Antwerpener Citadelle, auf welchen Einige so sehr viel geben, uns schwerlich bewahren. Das ist aber noch nicht das Aergste, was uns treffen kann. Denn wenn England im Frühjahre unsere jetzt im Hafen liegenden Schiffe auszulaufen hindert, diejenigen, die auf dem Meere sind, wegnimmt und sich dabei unserer Kolonieen bemächtigt, werden wir dann wohl den Artikel wegen der Rheinfahrt wegraisonnirt haben, und wird der Handel für jenen unermeßlichen Schaden eine Vergütigung in der unsicheren Möglichkeit finden, daß der in Rede stehende Artikel verändert wird?"

„Fügen wir nun noch hinzu, daß, so lange der Krieg dauert und unsere auswärtigen Angelegenheiten nicht in Ordnung sind, unser innerer Zustand, der so mannigfaltiger Verbesserungen bedarf, unverändert bleibt, so haben wir die Summe aller Vortheile, welche der Frieden und welche der Krieg uns liefert, vor Augen und können dann den Vergleich ziehen."

Bibliographie.

Jaarboekje over 1832, uitgegeven op last van Z. M. den Koning. (Jahrbüchlein für das Jahr 1832, auf Befehl Sr. Maj. des Königs herausgegeben.) Enthält unter Anderem eine Abbildung und Beschreibung des am 5. Mai d. J. stattfindenden Durchganges des Merkurs vor der Sonne, Tabellen zur genauen Berechnung des jedesmaligen Mondwechsels; Entdeckungen der Niederländer in der Erdkunde; statistische Nachrichten aus Nord-Niederland u. s. w. Pr. 80 Cts. Haag.

Kolonisaal bezit en handel. (Kolonieen und Handel, in Verbindung gebracht mit der Trennung von Belgien und Holland.) Von P. de Haan jun. — Leiden.

Vlugtige beschouwing der vraag: welke moeten etc. (Flüchtige Betrachtung der Frage, welches müssen, aus dem doppelten Gesichtspunkte der Wohlfahrt und der Unabhängigkeit, für Nord-Niederland die unvermeidlichen Folgen seiner Trennung von Belgien seyn?) Utrecht.

Twee brieven over de vlugtige beschouwing etc. (Zwei Briefe über die „flüchtige Betrachtung der Frage, welches müssen u. s. w.") Amsterdam.

Nederland, met betrekking tot het verledene etc. (Niederland, mit Beziehung auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.) Von A. van der Hoop. Rotterdam.

England.

Lord Grey.

(Schluß.)

„Im Jahre 1815 löste er zum Theil das Band, welches ihn an Lord Grenville knüpfte. Er vertheidigte das Recht Frankreichs, seine Regierung sich zu wählen oder solche zu ändern. Er widersetzte sich den despotischen Maaßregeln, welche man viel weniger den Gefahren, denen der öffentliche Friede ausgesetzt war, als der scheuen Gewaltthätigkeit und der Schwäche einer unfähigen Verwaltung zuschreiben durfte. Seine Rede über das berüchtigte Cirkular des Lord Sidmouth, worin derselbe den Magistratspersonen eigenmächtige Maaßregeln gegen die Presse anempfahl, kann den beiden Meisterwerken des Lord Mansfield und des Lord Somers als Seitenstück dienen. Der verstorbene Lord Ellenborough, ein geschickter Rechtsgelehrter und noch geschickterer Redner, hatte den Muth, dieses Muster constitutioneller Dialektik, das er nicht zu widerlegen wußte, zu loben.

Da Lord Grenville bald darauf die öffentliche Laufbahn ganz aufgab, so machte dies die Bande noch lockerer, die den Lord Grey an jene Partei knüpften, welche, nachdem sie einige Jahre lang theilweise mit den Whigs zusammen gewirkt hatte, zu der Fahne der Tories überging oder vielmehr zu ihr zurückkehrte. Lord Grey aber, anstatt die Popularität zu benutzen, welche er durch seine Vota und seine unabhängigen Reden erlangen konnte, anstatt aus der Aufhebung seiner Verbindung mit den Grenville's Vortheil zu ziehen, um sich mit den Whigs offen der Sache des Volkes anzunehmen, widerrief seine Grundsätze über die Reform, welche er für eine thörichte Ketzerei seiner Jugend erklärte, und bekannte sich zum Vertheidiger der Aristokratie und des Privilegiums.

Der thätige und aufgeklärte Theil der Tory-Verwaltung hatte sich seit einiger Zeit von den hartnäckigsten Mitgliedern seiner Partei losgesagt. Die Spaltung wurde durch die Krankheit und Unfähigkeit des Lord Liverpool und durch die Gelangung des Herrn Canning zur Stelle eines Premier-Ministers vollständig. Nach allen Vorgängen erwartete man, daß Lord Grey diesen Minister, der sich auf die öffentliche Meinung stützte, und der das Verdienst hatte, von der Oligarchie der verfallenen Burgflecken mit der ganzen Heftigkeit des persönlichen Hasses angegriffen zu werden, unterstützen würde. Aber nein; in seiner hochfahrenden Eifersucht gegen einen jüngeren Politiker entfernte sich Lord Grey anfänglich von ihm und leistete später öffentlich durch sein Ansehen und seine Beredsamkeit einer Opposition Beistand, deren Gesinnungen er so wenig als ihre Grundsätze theilte. Die Whigs indessen, statt wie ein unnützer Parade-Aufzug in seinem Gefolge zu bleiben, überließen ihn diesesmal seiner stolzen Einsamkeit und den wenig schmeichelhaften Huldigungen der Lords Eldon, Bathurst und Westmoreland. Man konnte von Lord Grey nicht erwarten, daß er unter Herrn Canning in's Ministerium eintreten würde; aber er hätte einen Beweis politischer Großherzigkeit ablegen können, wenn er jenem Minister, in dem Augenblick, wo dessen Genie sich von seinen Irrthümern losmachte, einen uneigennützigen Beistand geleistet hätte.

Wenn der Ehrgeiz des Lord Grey weniger egoistisch und sein Stolz weniger eifersüchtig, wenn er gerechter gegen sich selbst gewesen wäre; wenn er bedacht hätte, daß der Mann, der nicht allein an der Seite des Lord Grenville, sondern auch neben Fox und in der Opposition gegen Pitt eine bedeutende Rolle gespielt hatte, sich an der Seite Burdett's und Canning's nicht erniedrigen konnte; wenn er in dem Reform-Kriege den Oberbefehl, der so lange Zeit ehrenvoll von den Lords Russell und Durham geführt worden ist, angenommen und mit seiner Partei Herrn Canning unterstützt hätte, so würde er den Sieg der Reform und den Fall der Tories beschleunigt und die wahren Interessen seines Ehrgeizes und seines Ruses am besten zu Rathe gezogen haben.

Die Ereignisse haben indessen für Lord Grey gethan, was er fast absichtlich zu hintertreiben schien. Der Tod Georg's IV. räumte zwei Hindernisse hinweg, die zwischen ihm und der Gewalt lagen: die persönliche Abneigung des Monarchen und das System eines geheimen Einflusses, gegen den er sich so unumwunden ausgesprochen hatte. Es ist schwer, einen regierenden Fürsten zu loben, ohne den Schein der Schmeichelei auf sich zu laden. Man muß indessen sagen, daß der neue König den Thron bestieg, ohne eitle Launen oder persönliche Abneigungen mitzubringen, ohne von irgend einem geheimen oder verderblichen Einfluß geleitet zu werden, mit einem Geist der Freimüthigkeit, der Geradheit und Königlicher Rechtschaffenheit, der seit mehreren Jahrhunderten dem Hofe und der Regierung Englands fremd war. Alles dieses würde indeß nicht hingereicht haben, dem Lord Grey die Pforte zum Ministerium zu öffnen, wenn ihm nicht das geringschätzige Benehmen, das sein militairischer Vorgänger im Amte sich angeeignet hatte, zu Hülfe gekommen wäre. Der Herzog von Wellington hatte seine Kollegen, die Bank der Bischöfe und das Parlament im Sturme dazu gezwungen, die katholische Emancipation zu bewilligen — eine gerechte, edelmüthige und der Lobsprüche der Geschichte würdige Maaßregel, der nichts fehlte, als daß sie durch offenere Mittel, durch Wahrheit und Beredsamkeit erlangt worden wäre. Von seinem Siege berauscht, gab der edle Herzog die Absicht zu erkennen, die öffentliche Meinung eben so mit Gewalt zu zwingen, die verfallenen Burgflecken zu verehren. Der gesunde Sinn des Landes, durch diese Prätensionen beleidigt, war selbst in seiner indirekten Wirkung zu mächtig, und der Herzog von Wellington mußte seinen Posten als Premier-Minister aufgeben.

Durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände verlieh es einen Anspruch auf das Ministerium, Vertheidiger der Reform und Gegner der Wahl-Oligarchie gewesen zu seyn. Dies würde indeß nicht hingereicht haben, um aus Lord Grey neuerdings einen Reformisten zu machen. Aber das Volk vereinigte sich um diese Sache, und Lord Grey hielt es noch einmal der Mühe werth, ihr seinen Schutz angedeihen zu lassen.

Wird aber Lord Grey Minister bleiben? Zu seinen Gunsten spricht der offene und edle Charakter des Monarchen, der geschickte und ehrenwerthe Rathgeber gefälligen Höflingen vorzieht. Er hat seine Verpflichtungen gegen die Reform durch eine wirksame Maaßregel und durch die Wieder-Aufnahme des Planes, den er in seiner Jugend entworfen und vertheidigt hatte, gelöst. Lord Grey hat die Vorzüge politischer Studien, der Erfahrung, edelmüthiger Grundsätze, großartiger Ansichten, der gründlichen Kenntniß der Gesetze und der Verfassung; er besitzt eine aufrichtige Liebe für die Freiheit, einen unbescholtenen Charakter, der der Verleumdung niemals eine Blöße gegeben hat, und eine merkwürdige Beredsamkeit. Mit allen diesen Eigenschaften ist seine Macht dennoch zweifelhaft. Die Sympathie, welche früher zwischen ihm und der Nation bestand, war lange Zeit hindurch aufgelöst, und er hat dieselbe noch nicht vollkommen wieder hergestellt. Lord Grey sollte nie vergessen, daß er der Minister des Volkes ist. Wenn es sein Wunsch ist dies zu bleiben, so muß er sich herablassen, zu einigen nothwendigen und keineswegs erniedrigenden Kunstmitteln, welche ihm die Popularität sichern, seine Zuflucht zu nehmen. Anstatt sparsam mit seiner Beredsamkeit zu seyn und sich im Hintergrunde zu halten, muß er sich ohne Rückhalt dem Strome seiner volksthümlichen Gesinnungen überlassen; ihm in dieser Beziehung Herrn Canning als Beispiel aufzustellen, würde vielleicht mehr seinen Stolz empören, als daß er es sich zur Lehre dienen ließe.

Man sagt, daß Lord Grey im Privatleben sehr liebenswürdig sey. Vielleicht weiß er es nicht, daß die gespreizte Gravität seiner amtlichen Manieren Viele von denen, welche die Regierung im Unterhause unterstützen, beleidigt und entfremdet. Lord Grey scheint zu glauben, daß die Reformbill für Alles genügt, auf Alles antwortet; daß sie entworfen zu haben ein Verdienst ist, das ihm erlaubt, sich über alle gefällige Rücksichten wegzusetzen, ohne welche kein Minister ein freies Volk und seine Repräsentanten leiten kann und darf. Die Reformbill ist ohne Zweifel sein Hauptanker, und ohne diese Bill würde seine Verwaltung längst Schiffbruch gelitten haben. Aber er kann sich nicht darauf beschränken wollen, zu sagen: „„Ich bin der Minister der Reform, und deshalb seyd Ihr mir Eure Stimmen schuldig;"" er muß vielmehr den ersten Minister eben so wohl als seine Verwaltung populariſiren.

Die Zusammensetzung und der Charakter des Ministeriums des Lord Grey bieten keine Garantieen für die Dauer dar. Die vorzüglichsten Mitglieder desselben werden, ohne daß man für sie gleiche Entschuldigungen wie für den Premier-Minister anführen könnte, derselben hochfahrenden Nachlässigkeit und des Rückhaltes angeklagt. Es ist dies ein charakteristischer Fehler der Whigs. Man möchte sagen, daß sie, indem sie ihr Glaubensbekenntniß ablegen, indem sie ihre Uebereinstimmung mit dem Volke verkündigen, befürchten, vom Volke beim Wort genommen zu werden. Sie könnten sich in dieser Beziehung die Tories zu einem nützlichen Beispiel dienen lassen, die, man muß ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, weit umgänglicher und weit weniger anspruchsvoll in ihren Manieren sind. — Das Ministerium hat politische Tugenden und die besten Absichten; aber es ist augenscheinlich, daß wenige von den thätigen Mitgliedern des Kabinettes ausgezeichnete Talente oder den überwiegenden Scharfblick besitzen, der der Erfahrung vorgreift oder dieselbe ersetzt. Wenn diese Staatsmänner die demüthigende Rückkehr der Fehler vermeiden wollen, welche das Land mit so vieler Nachsicht hat durchgehen lassen, so müssen sie sich bei Männern Rathes erholen, die eine ihnen abgehende praktische Geschäftskenntniß, sowohl von den Details der Verwaltung, als von den zarten Fragen des allgemeinen Interesses, besitzen. Es giebt ohne Zweifel Maaßregeln, besonders finanzielle, bei denen das strengste Geheimniß von der größten Wichtigkeit ist; aber es

giebt auch fähige und verschwiegene Männer, die der Minister mit voller Sicherheit um Rath fragen kann.

Der Zustand von Irland wird einen großen Theil der Aufmerksamkeit des Ministeriums in Anspruch nehmen. Wenn der Staats-Secretair, der mit den Angelegenheiten dieses Landes beauftragt ist, wie der Kaiser Joseph, von Niemanden als von sich selbst Rath annehmen will, so kann er auch dieselben Folgen herbeiführen. Dieser Staats-Secretair ist sicherlich ein geschickter Mann und zu den höchsten Aemtern geeignet; er hat den Weg durch das Innere der Bureaus gemacht; er ist einer der ausgezeichnetesten Redner im Parlamente; aber er muß sich mit Personen umgeben, die besser als er den Zustand Irlands, den Charakter, die Leidenschaften der Parteien, welche es bewegen, die Fehler seiner gesellschaftlichen und politischen Organisation und endlich die zweckmäßigsten und heilsamsten Hülfsmittel kennen. Er sollte nicht vergessen, daß es im Unterhause Irländische Deputirte giebt, von denen er nützliche Aufklärungen erhalten könnte; aber man muß wissen, daß die Irländer eine starke Dosis National- oder, wenn man will, Provinzial-Eitelkeit besitzen. Ein geschickter Politiker, der sie zu seiner Verfügung haben will, muß ihre Meinungen und selbst ihre Schwachheiten achten und schonen.

Ein anderes Element der Auflösung, welches dem Ministerium Grey droht, ist das zu große aristokratische Verhältniß, aus dem es zusammengesetzt ist. Es hat zu viel Lords und Honourables; es fehlt ihm eine Beimischung plebejischen Blutes. Der Kontrast, den es in dieser Beziehung mit der vorigen Verwaltung bildet, ist mit Recht nicht unbemerkt geblieben. Dennoch, wenn sich das Whig-Ministerium auflöst, wenn sich die ministerielle Erbfolge nicht noch lange Zeit nach der Annahme der Reform in derselben politischen Dynastie fortpflanzt, so hat die Partei nur sich selbst die Schuld beizumessen. Das Volk wird die reformirte Regierung den Händen der Tories mit demselben argwöhnischen Widerwillen anvertrauen, mit dem es im Jahre 1688 diese Partei von der Regierung der Revolution ausschloß. Es wird einige Zeit vergehen, ehe sich die Tories an diese zweite wie an die erste Revolution gewöhnen."

Bibliographie.

Social System. (System der gesellschaftlichen Einrichtung.) Von Gray. Pr. 8 Sh. 6 D.

Geological sketches. (Geologische Skizzen.) Von Hack. Pr. 9 Sh.

On the diseases of the heart. (Ueber die Krankheiten des Herzens.) Von Dr. Hope. Pr. 21 Sh.

Elements of pharmacy. (Elemente der Pharmacie.) Von Rob. John Kane. Pr. 8 Sh. 6 D.

Peerage and Baronetage of the British Empire. (Die Pairs und Baronets von Großbritanien.) Herausgegeben von Lodges. Pr. 14 Sh.

Genealogy of the British Peerage. (Geschlechts-Tabellen der Britischen Pairie.) Von Lodges. Pr. 16 Sh.

London University Calendar. (Kalender der Londoner Universität.) Auf das Jahr 1832. Pr. 4 Sh.

The Invasion. (Die Invasion.) Ein Roman vom Verfasser der „Collegians." 4 Bde. Pr. 2 Pfd. 2 Sh.

Frankreich.

Philosophie du Droit. (Philosophie des Rechts.) Von Lerminier, Professor der allgemeinen vergleichenden Geschichte der Gesetzgebungen am collège de France, mit dem Motto: „das Recht ist das Leben." Paris 1831. 2 Bände.

Die ersten 38 Seiten der Vorrede enthalten Betrachtungen über die neuen philosophischen, politischen und religiösen Theorieen und Lehren mit Einschluß des St. Simonismus... „Lassen wir aber," sagt der Verfasser, „diese unbedeutenden Dinge bei Seite liegen, um nur noch von den allgemeinen Interessen der Philosophie zu sprechen. Die Wissenschaft der Gesetzgebung wird für Frankreich in einem Augenblicke, wo alle Bedingungen der Sociabilität, so zu sagen, revidirt werden, wichtiger denn jemals. Es ist nothwendig, daß das Land, welches die Initiative der Neuerungen ergriffen hat, in der Kenntniß der gesellschaftlichen Gesetze nicht bei der Mittelmäßigkeit stehen bleibe.... Es ist Zeit, an einer nationalen Philosophie zu arbeiten." —

Das Werk ist in 5 Bücher getheilt; das erste, „der Mensch" betitelt, handelt von der Individualität, von dem Rechte im Allgemeinen, von der Sociabilität, der Politik, der Wissenschaft und der Religion. „Das Verzeichniß unserer Ideen und das unserer Rechte," sagt der Verfasser, „laufen parallel mit einander oder sind vielmehr ein und dasselbe... Die politische Wissenschaft ist in ihrer Kindheit; diese sociale Disciplin, die das Problem der menschlichen Vergesellschaftung aufstellt und zu lösen sucht, ist reich an Schriftstellern, aber arm an Resultaten.... Die Wissenschaften fühlen alle, daß sie streben müssen, sie selbst zu seyn, ein vollständiges System zu bilden und sich an etwas Einigeres und Einfacheres, d. h. an eine sie coordinirende Einheit, anzuschließen. Man möchte sagen, sie wünschen dieses allgemeine Bündniß, nach welchem auch die Nationen streben. Dann werden, wenn die Zeit gekommen ist, die zugleich tief durchgebildeten und generalisirten Wissenschaften sich einer weiteren Conception darbieten und sich vereinigen, um einer positiven Encyklopädie zur Grundlage zu dienen."

Das zweite Buch, „die Gesellschaft" betitelt, enthält 6 Kapitel: 1) vom Staate, vom Gesetze, von der Regierung und von der Freiheit, 2) vom Völkerrechte, von Krieg und Frieden, 3) von der Familie, der Ehe, der Scheidung, der Erziehung, 4) vom Eigenthum, 5) von der natürlichen und testamentarischen Erbfolge und von den Verträgen, 6) von den philosophischen Grundlagen der Strafgesetzgebung. „Das Gesetz," heißt es in diesem zweiten Buche, „ist das Substratum alles Bestehenden, die Quelle und das Verhältniß aller nur möglichen Verhältnisse..... Die Freiheit ist das Ergebniß und der Einklang aller Elemente der Sociabilität, sie ist die organische verwirklichte Ordnung..... Der Krieg ist das Recht des Menschen und der Menschheit, durch ihn vertheidigt sich der Mensch, durch ihn schreitet die Menschheit vorwärts.". . .

Das dritte Buch, „die Geschichte," umfaßt ebenfalls 6 Kapitel: 1) Rom, 2) die barbarischen Gesetze, das Feudalwesen, 3) die Kirche, die Reformation, das kanonische Recht, 4) die alte Französische Monarchie, 5) die Englische Verfassung, 6) die Französische Revolution. — „Cäsar," sagt Herr L., „war in der Geschichte bestimmt, sich zwischen das Alterthum und die moderne Welt zu stellen, wie Napoleon, das alte Europa hinter sich zurücklassend, seine Statue auf der Schwelle des 19ten Jahrhunderts aufstellt... Damit die Französische Revolution zugleich durch die Waffen und die Gesetze herrschen könne, mußte sie sich in eine furchtbare Einheit zusammenfassen, und diese Einheit konnte nur in einem Menschen vorhanden seyn; durch eine andere eben so unwiderlegbare Schluß-Folgerung konnte diese persönliche Einheit nur der Despotismus seyn.... Die Französische Revolution ist nothwendig eine Neuerung gegen die Geschichte der Vergangenheit.

Das vierte Buch heißt „die Philosophie" und umfaßt folgende Kapitel: 1) Plato, 2) Aristoteles, 3) der Stoicismus, 4) das Christenthum, 5) Macchiavel, 6) Hobbes, Locke, 7) Spinoza, 8) Kant, Fichte, 9) Schelling, Hegel, 10) J. J. Rousseau, 11) Condorcet u. s. w. . . „Italien," sagt der Verfasser hier, „verbesserte, so zu sagen, den historischen Geist Macchiavels durch die ideale und Platonische Philosophie Vico's .... Locke ging von der Metaphysik zur socialen Philosophie über; als Metaphysiker steht er unter Descartes, Leibnitz und Kant und hat weder die Strenge noch die Tiefe dieser Meister des Gedankens, aber als moralischer und politischer Schriftsteller übte er einen wohlthätigen Einfluß auf Europa aus; Fichte begnügt sich nicht mit dem kritischen Idealismus; nachdem er diesen durchlaufen, will er darauf zurückkommen, Gott, den Menschen und die Welt im Schmelztiegel seiner glühenden Abstractionen zu schaffen. . ."

Fünftes Buch: „die Gesetzgebung." Der Verfasser handelt darin: 1) vom Rechte, von der Gesetzgebung und ihrem Verhältniß zur eigentlichen Rechtswissenschaft; 2) von der Gesetzgebung in ihrem Verhältniß zur Religion, Philosophie und Staats-Oekonomie, 3) von der Codification, 4) vom Problem der Gerichts-Organisation. Im fünften und letzten Kapitel wird der Sieg der Intelligenz prophezeit: „Es wird eine neue Entwickelung der Religion für diejenigen geben, die sie suchen, wie es eine neue Welt für Chr. Kolumbus gab, der zu ihrer Entdeckung ausschiffte."

Die 112 letzten Seiten des zweiten Theils enthalten „Studien," nämlich: 1) Ein Fragment über das Leben und die Werke St. Simon's, 2) eine kritische Analyse der Monographie Ottfried Müllers über die Etrusker, 3) fünf Artikel über Niebuhr's Römische Geschichte.

Dieses Werk setzt sehr verschiedenartige Kenntnisse voraus; es hat lebendige Bewegung, Phantasie, Originalität des Styls; man kann aber von der Rechtsphilosophie eine ganz andere Vorstellung haben; dieses Studium dürfte eine strengere Methode, positivere Entwickelungen, klarere und strengere Resultate zulassen, wenn nicht verlangen.*) (Journal des Savans.)

Bibliographie:

Le Misantrope du Marais. (Der Menschenfeind in Paris, oder die junge Bretagnerin. Eine Geschichte der neueren Zeit.) Von Al. Duval. Pr. 7 Fr. 50 Cent.

Semblençay. (Semblençay, eine Geschichte aus der Regierungszeit Franz I.) Von dem Bibliophilen P. L. Jacob.

Un mariage sous l'Empire. (Eine Heirath unter dem Kaiserthume.) Von Mad. Sophie Gay. 2 Bände.

Le Convent de Ste. Marie-aux-Bois. (Das Marienkloster. Nebst einer Notiz über den Spanischen Krieg im Jahre 1823.). Vom Vic. von Martignac. Zweite Auflage. Pr. 4 Fr.

Le Baron de l'Empire. (Der Freiherr aus der Kaiserzeit.) Von Merville. 4 Bände. Pr. 12 Fr.

Les Blancs et les Bleus. (Die Weißen und die Blauen.) Von Eugenie Foi.

Les Destinées futures de la France, d'après les révelations etc. (Die künftigen Schicksale Frankreichs, nach den prophetischen Offenbarungen von Personen, die vom Himmel begeistert wurden; nebst einem Schreiben an Ludwig Philipp I. über das einzige Mittel, den Frieden und das Glück durch eine schleunige Rückkehr zur Legitimität wieder nach Frankreich zu bringen.) Von A. Antoine. Pr. 1 Fr. 75 Cent.

*) Herr Lerminier hat zwar wie alle Schriftsteller der neuern philosophischen Schule, die mit dem Namen „Eklekticisme" bezeichnet wird, die Grund-Gedanken seiner Rechtsphilosophie dem Hegelischen Systeme entlehnt, allein schon aus dem Durcheinander des Inhaltsverzeichnisses und der Fremdartigkeit der darin behandelten Gegenstände ließe sich folgern, daß ihm die schwierigste, aber wesentlichste Seite dieses Systems, die Strenge der konstruirenden Methode, weniger zugänglich geworden ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 13. Februar 1832.

England.

Die Versammlungen Deutscher Naturforscher, von einem Briten dargestellt.

Dr. Johnston, ein gelehrter Schotte, der im Jahre 1830 der Versammlung der Deutschen Naturforscher in Hamburg beiwohnte, hat seinen Landsleuten von diesem seinem Kontinental-Ausfluge eine Schilderung entworfen, die, als ein interessanter Reflex, auch in Deutschland begierige Leser finden dürfte. Der Verfasser sagt zunächst von dem Stifter jener Versammlungen:

„Oken ist ein Mann von kleiner Statur, ungefähr 50 Jahr alt. Der Ausdruck seiner Physiognomie verräth einen methodischen Geist, einen ernsthaften Charakter, der aber der Lebendigkeit nicht ermangelt. Seine finsteren Augen und zusammengepreßten Lippen geben seinen Zügen eine Strenge, die zu sagen scheint, man beleidigt mich nicht ungestraft. Ich weiß nicht, in wie weit sein Aeußeres mit seinem Temperament übereinstimmt, aber ich werde, wenn er in Zorn geräth, den Gegenstand desselben immer aufrichtig bedauern. Oken hat das Talent der Conversation; er drückt sich angenehm aus, und ich werde niemals die lebhafte Neugierde vergessen, die er erregte, als er in den Apollosaal eintrat. Mit liebevollem Eifer begrüßten ihn seine Freunde, und darauf wurden ihm sämmtliche Fremden vorgestellt."

„Es war in Leipzig im Jahre 1822, wo es diesem achtungswerthen Manne gelang, zum erstenmale mehrere Gelehrte zu versammeln. Dank dem unermüdlichen Eifer der vor drei Jahren mit den Vorbereitungen dieser Versammlung in Berlin beauftragten Herren von Humboldt und Lichtenstein, Dank der Gnade eines Königs, der mit allen fürstlichen und häuslichen Tugenden geschmückt ist, und der aufgeklärten Sorgfalt seines Ministers, des Herrn von Altenstein, ihre Anzahl vermehrte sich mit jedem Jahre. Die siebente Versammlung, welche im Jahre 1828 in Berlin stattfand, war weit glänzender als die im folgenden Jahre zu Heidelberg. Man weiß, daß mehrere Städte sich um die Ehre stritten, die Gelehrten aufzunehmen. Hamburg erhielt den Vorzug vor Kopenhagen, welches diese Auszeichnung ebenfalls gewünscht hatte."

„Da ich zeitig eingetroffen war, so hatte ich das Vergnügen, eine große Anzahl fremder Gelehrten ankommen zu sehen und mich mit Muße ihrer Unterhaltung erfreuen zu können. Ich fand hier den liebenswürdigen Agardh wieder, und durch dieses Zusammentreffen wurden die Gesinnungen der Freundschaft erneuert, die eine frühere Bekanntschaft zwischen uns gestiftet hatte."

„In Hamburg, wo alle Gemüther mit dem Steigen und Fallen der Fonds beschäftigt sind, unter dieser thätigen und gewerbfleißigen Bevölkerung, die sich allen Genüssen des Luxus überläßt, und, man kann es ohne Ungerechtigkeit sagen, deren Magen ihr Gott ist, war es sehr schwer, einen Mann zu finden, der geeignet war, den Präsidentenstuhl einzunehmen. Man wählte den Dr. Bartels, ersten Bürgermeister der Stadt, der durch eine Reisebeschreibung bekannt war, die zu ihrer Zeit Aufsehen machte, und der hinreichende Kenntnisse besitzt, um den Werth wissenschaftlicher Versammlungen würdigen zu können. Seine redneriſchen Talente machten ihn dazu geeignet, das Amt eines Präsidenten würdig auszufüllen, und seine Eigenschaft als erste Magistratsperson der Stadt machte es ihm möglich, die nöthigen Anstalten zu treffen, um die Fremden angemessen zu empfangen. Die Wahl des Präsidenten war daher sehr glücklich, und wir üben nur strenge Gerechtigkeit, wenn wir sagen, daß dieser kluge und liebenswürdige Greis sich seiner Pflichten zur allgemeinen Zufriedenheit entledigte, und daß seine lobenswerthen Bemühungen zum Gedeihen der Versammlung und zum Wohlbefinden jedes einzelnen Mitgliedes derselben beitrugen. Mit dem Secretair konnte man nicht auf gleiche Weise zufrieden seyn. Ich bin nicht persönlich gegen den Herrn Dr. Fricke eingenommen; aber sein Charakter, sein Benehmen und die Art und Weise, wie er seinem Amte vorstand, bewiesen, daß er nicht die zu demselben erforderlichen Eigenschaften besaß. Als Arzt und besonders als Operateur genießt Fricke in Hamburg eines großen Rufes, und er hat daselbst durch die Heilung syphilitischer Krankheiten ohne Mercur viel Aufsehen gemacht. Zu der Stelle eines Secretairs war aber ohne Widerrede der Dr. Lehmann, Direktor des botanischen Gartens, am geeignetsten, sowohl wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, als wegen der Liebenswürdigkeit seines Charakters. Es ist traurig, daß Rücksichten, welche dem Verdienste fremd sind, beinahe immer auf die Wahl der Beamten Einfluß haben. Fricke hatte die Ehre gehabt, die Heidelberger Gelehrten an seiner Tafel zu empfangen."

„Es war die erste Sorge der in Hamburg angekommenen Fremden sich nach dem Rathhause zu begeben, wo die Direktoren der Gesellschaft versammelt waren, um sie zu empfangen. Der zum Empfang eingerichtete Saal war geräumig und mit Gothischen Verzierungen ausgestattet. Die an den Mauern aufgehängten Banner der Stadt, die mit kostbaren Rüstungen oder mit dem Doktorhut bedeckten Statuen riefen die Verbindung der Hanseatischen Städte in's Gedächtniß zurück und gaben ein imposantes Bild des Senates der ersten Deutschen Handelsstadt. Seit dem 14. September versammelten sich ungefähr 20 Personen in diesem Saal; sie theilten sich die Neuigkeiten mit, welche gegenseitig interessiren konnten, und die Abwesenheit mehrerer Gelehrten gab Grund zu verschiedenen Muthmaßungen. Die Gesellschaft stand in verschiedenen kleinen Gruppen, als wir, Agardh und ich, in den Saal traten. Nachdem wir den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft vorgestellt worden waren, konnten wir uns nach Belieben mit den Personen, die uns am meisten zusagten, in Gespräch einlassen, und bei diesen Unterhaltungen, die durch den Reiz der Freundschaft erhöht wurden, verflossen die Stunden schnell. Der Reiz dieser ersten Zusammenkünfte nahm während der folgenden Tage noch zu. Ein Fremder tritt in Reisekleidern in den Saal; er geht auf eine Gruppe zu, in der er einen Bekannten wahrnimmt; die beiden Freunde finden sich wieder, in der Hingebung ihrer Freude umarmen sie sich und drücken sich die Hände. Jeder fragt sich: wer ist das? Wenn man den Namen des Neuangekommenen weiß, so wird die Unterhaltung fortgesetzt, bis ein anderer Gelehrter dieselbe wieder unterbricht. Der Held einer Wissenschaft wird mit den allerlebhaftesten Freudenbezeugungen von denen empfangen, die seine Werke gelesen haben und ihn schätzten, noch ehe sie ihn kannten."

„Die Gelehrten kamen gewöhnlich je zwei und zwei an, oder in Begleitung des berühmtesten Professors ihrer Universität, der alsdann einem von seinem Hofstaate umgebenen Fürsten glich. Berzelius verließ Stockholm mit einem einzigen Reisegefährten; aber in Berlin gesellte sich noch einer seiner vormaligen Schüler zu ihm. Pfaff und Wiedemann, der Stolz der Universität von Kiel, waren von mehreren Gelehrten jener Stadt begleitet. Der Erste, als Schriftsteller und als Professor der Naturgeschichte rühmlichst bekannt, ist ein lebhafter und angenehmer Mann, der das Herz auf den Lippen trägt. Diese beständige Heiterkeit, die seine Landsleute der Lebhaftigkeit seines Charakters zuschreiben, hat ihm mehr als einmal Unannehmlichkeiten zugezogen. Zur Zeit, als die Volksbewegungen die Regierungen beunruhigten, drückte er sich in einer fremden Stadt mit einer Freimüthigkeit aus, welche die dortigen Behörden als eine Kränkung ansahen. Der Gesandte des betreffenden Staates am Kopenhagener Hofe beklagte sich bei dem Dänischen Ministerium über die Kühnheit des Gelehrten; aber der König nahm keine Rücksicht darauf. Der Gesandte, empfindlich darüber, daß er keine Genugthuung erhalten hatte, verlangte in einer Audienz förmlich im Namen seiner Regierung die Bestrafung des Staatsraths Pfaff. „„Ach!"" sagte der König, „„Pfaff ist mein guter Freund; aber er ist zuweilen etwas zerstreut. Er wird geglaubt haben, sich in meinen Staaten zu befinden, wo er sagen kann, was er will.""" Wiedemann, der Astley-Cooper Deutschlands und der berühmteste Geburtshelfer dieses Landes, ist bis jetzt der einzige Arzt, dem es gelungen ist, an einer Person zweimal den Kaiserschnitt glücklich auszuführen; es war eine kleine verwachsene Frau in Hamburg. Er besitzt zu gleicher Zeit sehr ausgedehnte etymologische Kenntnisse. Unglücklicher Weise ist Wiedemann sehr kränklich. — Die Versammlung zählte unter ihren Mitgliedern zwei Fischer; der eine ist Direktor des botanischen Gartens in Petersburg, der andere Professor der Zoologie in Moskau und Präsident der Akademie der Wissenschaften. Die Universität Göttingen, welche den ersten Rang unter den hohen Schulen Deutschlands einnimmt, und die so glänzend in der Geschichte der Wissenschaften dasteht, hatte nur Ostander geschickt. Prag, die Mutter der Deutschen Universitäten, und die, ungeachtet ihres Verfalles, noch immer 1500 Studenten und 55 Professoren besitzt, wurde durch den einzigen Presl, Professor der Botanik und der Zoologie, repräsentirt. Müssen sich Prag und Göttingen, einst so stolz auf die Wissenschaft, nicht Vorwürfe über ihre Gleichgültigkeit machen, wenn sie bedenken, daß Archangel am Ufer des weißen Meeres und Baltimore jenseits des Oceans mehr Antheil als sie an der Versammlung der Deutschen Naturforscher und Aerzte genommen haben?"

„Die ehrenwerthen Hamburger Bürger begriffen nicht, was die

Ankunft so vieler Gelehrten aus den entferntesten Ländern bedeuten konnte. Ganz in ihre Handels-Angelegenheiten vertieft, hatten sie den Artikeln, welche über diesen Gegenstand in den Zeitungen gestanden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber als der Augenblick der Zusammenkunft sich näherte, als das Rathhaus, die Börse, der Apollosaal und andere Orte dazu eingerichtet wurden, als sie sahen, daß die Fremden Anstalt trafen, es sich auf ihre Kosten schmecken zu lassen, erkundigten sie sich mit einer etwas eigennützigen Neugierde nach dem Zwecke der Versammlung und nach den Kosten, welche der Aufenthalt derselben veranlassen könnte. Von dem Augenblick an beschäftigte man sich an der Börse, in den Kaffeehäusern und Restaurationen fortwährend mit dieser Frage. „„Was kann es Lächerlicheres geben"", sagte man, „„als so viele Personen zu sehen, die so weit herkommen, bloß um sich zu sehen. Sollen wir sie ernähren? Wenn der Senat auf diese Weise unser Geld verschwendet, wird er bald die ganze Stadt auf dem Halse haben. Wenn uns unsere Geschäfte in eine fremde Stadt führen, so denkt Niemand daran, für uns zu sorgen; wie geht es denn zu, daß wir diese Naturforscher beherbergen sollen!"" Diese Betrachtungen dienten ausnehmend zur Belustigung der Gelehrten."

„Die Deutschen Aerzte bezeigten mir zu wiederholten Malen das Verlangen, einige meiner Landsleute, Edinburger Männer vom Messer und von der Lanzette, zu sehen. „„Eure Chirurgen"", sagte mir der Direktor der Schwedischen Chirurgischen Schule, „„besitzen mehr Kühnheit, als die des Festlandes. Euer Lizars legt nicht viel Werth auf gemeinschaftlich unternommene Operationen, aber er ist einer der kühnsten Chirurgen Edinburgs. Nach einer Operation, bei der er sehr viel Kunst und Entschlossenheit bewiesen hat, geht er nach Hause, um sie zu beschreiben, und schickt seinen Artikel an das medizinische Journal; das ist vortrefflich; aber die folgende Nummer erscheint, und, Wunder über Wunder, der Kranke ist todt.""

Die Festlichkeiten, die Abend-Gesellschaften im Hôtel de Russie und im Apollosaal, die erste öffentliche Sitzung im Börsen-Gebäude schildert der Verfasser ausführlich. „Die Stadt Hamburg", sagt er, „gab den Mitgliedern der Gesellschaft ein glänzendes Frühstück in Blankenese. Auf einem Hügel waren zwei große, geschmackvoll mit Blumen und Kränzen verzierte, Zelte aufgeschlagen. Die Damen, welche sich mit Botanik oder Naturgeschichte beschäftigen, nahmen von dem einen Besitz; in dem anderen versammelten sich die Naturforscher und Aerzte. Wir hatten den Dr. v. Chamisso aus Berlin unter uns: einen Deutschen Dichter, der die Reise um die Welt gemacht hat — einen liebenswürdigen und geistreichen Mann. Bald brachte der Champagner eine allgemeine Heiterkeit hervor, und die Toaste folgten schnell auf einander; Pfaff und Chamisso belustigten die Gesellschaft durch Anekdoten und witzige Einfälle; und obgleich die Ernsthaftesten ein wenig den Kopf schüttelten, so betrachte ich doch noch immer jene Stunde als eine der angenehmsten meines Lebens."

„Man berieth sich, wo die nächste Versammlung stattfinden solle, und entschied für Wien. Baron Jaquin wurde zum Präsidenten und Herr Littrow zum Secretair erwählt *). Die Deutschen Fürsten bewilligen diesen gelehrten Versammlungen einen Schutz, der deutlich beweist, wie ungegründet die Befürchtungen waren, die man anfänglich dagegen hegte."

Der Verfasser schließt seinen Bericht mit Betrachtungen über die Vortheile solcher wissenschaftlicher Versammlungen; er drückt nochmals seine Freude über die angenehmen Bekanntschaften aus, die er während seines Aufenthaltes in Hamburg gemacht hat, und giebt den Wunsch zu erkennen, daß diese Versammlungen in anderen Ländern nachgeahmt werden möchten, ein Wunsch, der in England bereits in Erfüllung gegangen ist.

Bibliographie.

The Anatomy of the brain. (Die Anatomie des Gehirns, nebst einigen Bemerkungen über dessen Functionen.) Von Dr. Alex. Monro. Pr. 10 Sh.

The botanic annual for 1832. (Botanisches Jahrbuch.) Pr. 15 Sh.

Engineer's pocket-book for 1832. (Taschenbuch für Ingenieurs.) Von Adcock. Pr. 6 Sh.

Essay upon national character. (Versuch über den National-Charakter.) Von Chenevix. 2 Bände. Pr. 2 Pfd. 8 Sh.

Travels in the North of Europe. (Reisen nach dem nördlichen Europa.) Von Elliott. Pr. 15 Sh.

Anecdotes of Hogarth. (Anekdoten von Hogarth.) Erste Abtheilung. Mit 48 Abbildungen. Pr. 6 Sh.

Eugene Aram. Ein neuer Roman vom Verfasser des „Pelham". 3 Bde. Pr. 1 Pfd. 11 Sh. 6 D.

David, a poem. (David, ein Gedicht.) Pr. 4 Sh. 8 D.

Frankreich.

Altfranzösische Literatur.

Herr Edgar Quinet, Mitglied der von der Französischen Regierung unlängst nach Morea ausgerüsteten wissenschaftlichen Unternehmung, hat jetzt seine dadurch unterbrochenen Arbeiten in der alten heimischen Literatur wieder aufgenommen und einen Bericht an den Minister der öffentlichen Arbeiten (Argout) herausgegeben,**) in welchem er von den bisher unbeachtet in Handschriften der Königlichen und Zenghaus-Bibliothek in Paris liegenden Französischen Epopöen des 12ten Jahrhunderts handelt und zur Bekanntmachung derselben auffordert. Er betrachtet die Grundlage derselben (zunächst derer aus der heimischen Sagengeschichte, von Brutus, Artus, der Tafelrunde und dem Gral) als alleinige Ueberbleibsel der uralten Galischen oder Celtischen Priesterbildung und Bardendichtung, als ihre nur vielfach überarbeiteten Veda's und Purana's oder Zendavesta. Zuerst durch die Römische Herrschaft unterdrückt und vermischt, ging unter der christlichen Hierarchie diese alte Ueberlieferung durch mannigfaltige Lateinische Bearbeitungen, aus welchen sie mit den neuen in der Romanischen Landessprache sich entwickelnden Literaturen ein Hauptstoff derselben wurden und blieben und noch mannigfaltiger gedichtet wurden, und zwar schon gleichzeitig mit der älteren Edda und vor den Nibelungen (S. 11), und nur ein Jahrhundert später, als auf ähnliche Weise das Persische Heldenbuch (Schahnameh) aus älterer Prosa, Geschichtsbüchern und Ueberlieferungen hervorging. Diese großen Epopöen bilden einen Kreis für sich, der nicht in die daneben bestehenden Sagenkreise Karl's des Großen und der Kreuzzüge übergreift; der Mittelpunkt desselben aber wechselt, nach den, zum Theil christlich erneuten alten Priester- oder Bardensitzen und zog demnach, außer dem allgemein Christlichen, mancherlei Fremdes an, in Spanien und Süd-Frankreich (vergl. die Provenzalischen Gral-Gedichte) Arabische und andere Morgenländische, in Nord-Frankreich Altfränkische, Germanische Ueberlieferungen; am reinsten erhielt er sich in Klein- und Großbritanien.*) Alle jedoch, in innigem Zusammenhange, bilden gleichsam nur einzelne Gesänge eines großen Epos.

Nicht minder bedeutend ist ihr poetischer Werth; als lebendige Schilderung ihrer Zeit wetteifern sie im Farbenglanz mit Ariost, der sie oft bis in's Einzelne nachgeahmt, und den sie ohne Widerrede an Tiefe, Wahrheit und Naivetät übertreffen. Sie zeigen schon alle Grundeigenthümlichkeiten des Französischen Geistes und des wahren seitdem verlorenen epischen Lebens: Glanz, raschen ungeduldigen Fortschritt, Anmuth und Reichthum in der Erzählung, Klarheit sogar in dem Mysterium. Und höchst auffallend stehen so diese alten Rhapsoden in der stärksten Beziehung zu dem Französischsten aller modernen Dichter, — Voltaire; nämlich, wie man sich einen naiven und gläubigen Voltaire des zwölften Jahrhunderts denken müßte. Sie wurden auch bald im ganzen übrigen Europa übersetzt und bearbeitet, zum Theil durch die besten Dichter, in Italien, England, Deutschland (von Eschenbach, Gottfried u. a.),**) selbst in Scandinavien und Island. Daheim, nachmals in Prosa aufgelöst und mannigfaltig verarbeitet und entstellt (so auch gedruckt), wurden sie im sechzehnten Jahrhundert völlig vergessen und gingen zum Theil verloren.

In etwa 50 Foliobänden sind aber solcher Epopöen zu 20,000, 30,000, ja 70,000 Versen noch gegen 70 vorhanden, die untergeordneten nicht mit gerechnet. Die vier größten und wichtigsten Werke darunter sind: Tristan, Giron le Courtois, Lancelot und Parcival; von welchen das erste und schönste bis auf ein Bruchstück***) verloren, das zweite †) nur noch im Vatikan, in der Bibliothek der Königin Christine, vorhanden und allein die beiden letzten noch in Frankreich zu finden, aber gar keines, auch der übrigen, bisher herausgegeben ist; dagegen, wie im Auslande, besonders Deutschland, sich in alten Uebertragungen allein noch manches Wichtige erhalten (z. B. das Provenzalische Gral-Gedicht, Titurel und Parcival), sich dort auch schon, zum Theil durch und für eben diese Aneignungen, eine vaterländische Philologie und Kritik, neben der antiken, gebildet habe. Hr. Quinet meldet nun, daß er schon früher eine Sammlung der Hauptüberbleibsel aus den heimischen Sagenkreisen vorbereitet, auf verschiedenen Reisen die Deutschen mit den Französischen Handschriften verglichen habe und nur durch Fülle des Reichthums an der Wahl und Ausführung gehindert worden. Endlich hat er zwischen den beiden Hauptwerken, dem Brut d'Angleterre, der 1155 aus der Lateinischen Chronik des Galfried von Monmouth gedichtet worden ††), und dem Parcival, sich für den letzten entschieden. Dieser Parcival, sehr abweichend von dem Provenzalischen des Kyot, wie unser Eschenbach ihn noch bewahrt (und schon dies Verhältniß polemisch bemerkt), ist von Christian von Troyes, einem der fruchtbarsten Nordfranzösischen Dichter, dem Grafen Philipp von Flandern zugeeignet, der 1191 im Kreuzzuge starb. Zwei andere Dichter setzten Christians Werk

*) Bekanntlich ist wegen Annäherung der Cholera die in Wien beabsichtigte Versammlung im vorigen Jahre ausgesetzt worden.

**) Rapport à M. le Ministre des travaux publics sur les épopées Françaises du XII. siècle restées jusqu' à ce jour en manuscrits dans les bibliothèques du Roi et de l'arsenal.

*) Hier erhielt sich noch Manches in der Galischen Ursprache, mit dieser selbst (Wallisisch, Kaledonisch, Irisch), so wie in der vor der Normannischen herrschenden und in Nord-England von ihr nicht so wie im Süden überwältigten Altsächsischen Sprache, z. B. Tristan.

**) Der Verf. bemerkt, daß die beiden berühmtesten Dichter ihrer Zeit unabhängig von einander den Tristan bearbeiteten; so kann aber der ältere nur noch in Ueberarbeitung vorhandene Eilhard von Hobergen neben Gottfried von Straßburg (bei dessen Werken ein ächtes Bruchstück von jenem gedruckt steht) nicht genannt werden.

***) Der Verf. sagt (S. 22) von diesem bei Gottfrieds Tristan (1823) aus einer Pariser Handschrift mitgetheilten Bruchstücke: nous ne craignons pas d'être démenti par aucun juge compétent, quand nous dirons, que cet épisode, sauvé on ne sait comment, se place, par sa profondeur et sa grâce divine, à côté de tout ce qu'a produit de plus parfait l'art antique et moderne. — Zu verwundern ist, daß der Verf. nicht an die in England übrigen und durch Walter Scott's Auszüge bei seiner Ausgabe des Altenglischen Tristan bekannten Altfranzösischen Bruchstücke einer ganz anderen Darstellung des Tristan gedacht hat, welche unser Gottfried vor allen anderen erwählte, so wie das Altenglische Gedicht und die Norwegische Prosa mit ihr übertrifft stimmen.

†) Uns bekannt durch Wielands „Geron der Adliche", nach dem Auszuge der Altfranzösischen Prosa in der Biblioth. des romans.

††) Die Fortsetzungen derselben von demselben Dichter Robert Wace sind schon 1827 von Fred. Pluquet in 2 Banden herausgegeben: le roman de Rou et des ducs de Normandie.

fort, welches erst gegen Ende des 12ten Jahrhunderts vollendet wurde. Zwei in den Lesarten häufig abweichende Handschriften aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts liegen noch davon vor; die dritte, vormals in der Zeughaus-Bibliothek, ist in den letzten Jahren verschwunden. Mit diesem Parcival also, welchen Hr. Quinet als ein Kunstwerk rühmt, dessen Sprache, Farbe, Darstellung, Plan und Alles von einem großen Dichter zeugen, wird er, unterstützt von der Regierung, seine Sammlung eröffnen und ihn vollständig (20,000 Verse stark) in zwei Bänden herausgeben, mit einer umfassenden Einleitung über die Quellen der alten Galischen Ueberlieferungen und ihr Verhältniß zum Morgenlande und Norden.

Die Wichtigkeit dieses Unternehmens, auch für die Deutsche Literargeschichte, leuchtet ein; wir werden dadurch erst über das Verhältniß unserer alten Rittergedichte zu ihren Romanischen Urschriften aufgeklärt werden und zunächst durch den Parcival die Polemik unseres Eschenbach gegen Christian von Troyes besser verstehen. Wir machen hierbei dem Herausgeber noch bemerklich, daß sich in zwei Handschriften zu Bern, welche vormals Bongars und Etienne besaßen, ein Paar branches oder Rhapsodieen dieses Parcival befinden. Zugleich erinnern wir, daß auch eine Altdeutsche Bearbeitung desselben Parcival vorhanden ist, welche, ausdrücklich dem Eschenbach entgegen, sich den Christian von Troyes erwählt hat, zwar nicht unmittelbar, sondern in der späteren Französischen Umdichtung (oder Fortsetzung?) des Manescher. Dieser ist ohne Zweifel der in der großen Altfranzösischen gedruckten (1530) Prosa genannte Manessier, orateur der Gräfin von Flandern; und seine Arbeit haben Claus Wiße und der Goldschmidt Philipps Colin von Straßburg, nach einander, mit Hülfe eines Schreibers und des Juden Sangson als Dolmetscher, binnen fünf Jahren gedichtet und 1336 vollendet, für den Elsassischen Herrn Ulrich von Repoltstein, von welchem einst gegen 80,000 Reime starken Dichtwerke nur noch der zweite Band in einer Römischen Bücherssammlung zu finden ist. v. d. H.

Bibliographie.

Des crimes et des peines capitales. (Von den Verbrechen und Todesstrafen.) Von Ad. Bossange. Pr. 7 Fr.

Théorie de la procédure civile. (Theorie des Civil-Prozesses.) Von M. Boncenne. 2 Bde. Pr. 14 Fr.

Cours normal des instituteurs primaires. (Normal-Kursus für Elementarlehrer, oder Anleitungen, zur physischen, moralischen und intellectuellen Erziehung in Elementarschulen.) Von Hrn. v. Gérando. Pr. 3 Fr.

Cours normal des institutrices primaires. (Normal-Kursus für Elementar-Lehrerinnen.) Von Mlle. Sauvan. Pr. 2 Fr.

Manuel de l'instituteur primaire. (Handbuch des Elementar-Lehrers, oder Allgemeine Grundsätze der Pädagogik, nebst einer Auswahl von Büchern zum Gebrauche für Lehrer und Schüler und einem kurzen geschichtlichen Inbegriff dessen, was Erziehung und Elementar-Unterricht heißt.) Mit 4 Abbildungen. Pr. 2 Fr.

La parole rendue aux sourds-muets. (Die den Taubstummen verliehene Sprache, oder Versuch über den methodischen Unterricht in der Articulation der Stimme.) Von Alph. Laurent. Pr. 3½ Fr.

Coup d'oeil sur les avantages des relations commerciales entre la France et l'Angleterre. (Blick auf die Vortheile von Handelsverbindungen zwischen Frankreich und England, auf die wahren Prinzipien des Staats-Haushaltes begründet.) Von einem Englischen Parlaments-Mitgliede (Sir Henry Parnell). Aus dem Englischen übersetzt. Pr. 1½ Fr.

Italien.

Lezioni di filisofia rationale date del Prof. Corradini nel Seminario Fiorentino. (Vorlesungen über rationelle Philosophie, gehalten im Seminar zu Florenz vom Prof. Corradini.)

Die in Florenz erscheinende „Antologia" theilt aus dem Prospekte dieser Vorlesungen folgende darin behandelte Thesen mit, die einen Begriff von dem Standpunkte geben werden, auf welchem sich gegenwärtig in Italien die Philosophie befindet:

„Gegenwärtiger Zustand der Wissenschaft in Europa. — Thätigkeit ist dem Empfindungs- und Denk-Vermögen nothwendig einwohnend. — Beobachtung ist der einzige Führer in philosophischen Materien; die Autorität eines großen Geistes hat keinen Werth. — Die Beobachtung kann, wie ein lebender Schriftsteller sagt, auf zweierlei Weise richtig und mangelhaft seyn. — Empfindung und Begriff und deren Verschiedenheit, nach den Lehren Stewarts und Anderer. — Die Handlung des Begreifens umfaßt drei Dinge, nach der Lehre des Reid. — Jede Verrichtung der Sinne ist eine komplizirte, wie dies von Royer-Collard scharfsinnig dargethan wird. — Gilt die Empfindung allein, so ist man gezwungen, die Existenz der Körper zu läugnen. — Der Begriff der untergeordneten Eigenschaften ist, wie Locke bemerkt, relativ. — Nicht das Auge ist es, welches sieht, nicht das Ohr, welches hört; warum wird aber doch diesen Organen die Empfindung beigemessen? u. s. w."

Bibliographie.

Il Progresso delle Science, delle Lettere e delle Arti. (Das Fortschreiten der Wissenschaften, der Literatur und der Künste.) Erscheint während des Jahrs 1832 in 6 Lieferungen oder 3 Bänden in Neapel.

Saggio sulla Storia della letteratura italiana nei primi 25 anni del secolo XIX. (Versuch zur Geschichte der Italiänischen Literatur während der ersten 25 Jahre des 19ten Jahrhunderts.) Von A. L. — Mailand.

Due Novelle ed una lettera critica intorno all' arte del novellare. (Zwei Novellen und ein kritisches Schreiben über die Kunst, Novellen zu dichten.) Von B. Palermo. Neapel.

Discussione istorico-critica sulla italo-greca città di Samo, vera patria di Pittagora. (Historisch-kritische Erörterung über die Italisch-Griechische Stadt Samos, die eigentliche Vaterstadt des Pythagoras.) Vom Kanonikus Macri. Neapel.

Introduzione allo studio del diritto publico e privato del Regno di Napoli.) Einleitung zum Studium des öffentlichen und des Privat-Rechts des Königreichs Neapel.) Nachgelassenes Werk vom Ritter G. De Thomasis. Neapel.

Inni di Giuseppe Borghi. (Religiöse Gesänge von G. Borghi.) Florenz. (Sind mit großem Beifall aufgenommen worden.)

Italiänische Taschenbücher für das Jahr 1832:

Il Giuoculatore nelle serate invernali. (Der Spaßmacher an Winterabenden.)

Fior de' pensieri. (Gedankenblümlein.)

Novelle poetiche dedicate al bel sesso. (Poetische Novellen, dem schönen Geschlechte gewidmet.)

Il poeta classico-romantico, ossia nè l'uno nè l'altro. (Der klassisch-romantische Dichter, oder weder das Eine noch das Andere.)

Cronologia Storica. (Historisch-chronologisches Taschenbuch, die Geschichte Großbritaniens von 1689 bis 1820 enthaltend.)

Giornale astronomico. (Astronomisches Tagebuch.)

Il Paniere di frutta. (Der Fruchtkorb, den Schönen gewidmet.)

Non ti scordare di me! (Vergißmeinnicht. Wird als das beste aller in diesem Jahre erschienener Taschenbücher gerühmt.)

Nord-Amerika.

The Bravo. (Der Bravo). Von J. Fenimore Cooper. 2 Bände.

Es ist wohl nicht uninteressant, auch das Urtheil der Amerikaner über eines der neuesten Werke ihres berühmten Landsmannes kennen zu lernen; wir theilen daher nachstehende Bemerkungen darüber aus dem zu New-York erscheinenden American mit:

„Abgesehen von dem Zweck, durch die ergreifenden Begebenheiten einer tragischen Geschichte Rührung zu erwecken, scheint die Hauptintention dieser Venetianischen Erzählung darin zu bestehen, die geheimnißvolle und blutbefleckte Aristokratie der Republik Venedig, denn Republik war ihr Name, im Gegensatz zu dem offenen, gesunden und makellosen Republikanismus der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika darzustellen. Die Vorliebe, welche Cooper bei dieser und anderen Gelegenheiten für die Sitten und Einrichtungen seines Vaterlandes zeigt, und das Vergnügen, womit er jede passende Gelegenheit ergreift, um dieselben Anderen verständlicher zu machen, müssen in der That, was auch die Wirkung davon anderswo seyn mag, in Amerika seine Werke noch populairer machen. Sein neuestes Werk wird ohne Zweifel seinen Ruhm noch vermehren; denn obgleich der Stil ein wenig nachlässig ist und einige Wiederholungen, eine Folge zu großer Eil, auch für einen Roman vielleicht zu viel politische Erörterungen darin vorkommen, so sind doch durchgehends die Pinselstriche des Meisters nicht zu verkennen. Die Heldin unter den vorkommenden Frauen ist die Tochter des Kerkermeisters. Ihr Charakter ist schön gedacht und durchgeführt; und die Antwort, welche sie dem Karmelitermönch ertheilt, als dieser sie fragt, ob sie sich nicht fürchte, vor dem Dogen für ihren Geliebten zu sprechen, ist der hochherzigen und gewissenhaften Jeanie Deans*) würdig und geistesverwandt. Der herrliche alte Fischer Antonio und der Bravo selbst sind beides kraftvolle Charakterzeichnungen. Venedig wird uns aufs lebendigste vors Auge geführt in malerischer und genauer Schilderung seiner Kanäle, Paläste und Plätze; während von den Volksbelustigungen ein bewundernswerthes Bild gegeben ist durch Darstellung der glanzvollen Vermählungs-Feier mit dem Adriatischen Meer und der darauf folgenden erlustigenden Wettfahrt der Gondoliere."

New-England-Magazine. (Neu-Engländisches Magazin.) Boston 1831.

Von dieser ausgezeichneten periodischen Schrift ist bereits das 5te Heft erschienen, und sie verspricht einen dauernden und rühmlichen Fortgang. Jeden Monat erscheint eine Nummer davon zu Boston unter der Leitung der Herren J. T. und E. Buckingham, die sicherlich nicht nur von den für ein solches Unternehmen erforderlichen Talenten, sondern auch von dem nöthigen Fleiß die deutlichsten Beweise ablegen. In der Nummer für den Monat Dezember finden wir einen Reichthum der verschiedensten Gegenstände und mehrere Original-Aufsätze, durch die sich das Werk seinen Gönnern nur empfehlen kann. Unter den Originalien befindet sich eine sehr interessante Abhandlung über Philologie, von Noah Webster. Mit so ausgezeichneten Talenten und vor Allem mit so fleißiger Sorgfalt ausgestattet, muß dem Neu-Engländischen Magazin ein günstiger Erfolg zu Theil werden. — In einem der sonst übrigens interessanten Artikel, welche in dieser Nummer des Magazins mitgetheilt werden, hätten wir nur ein geringeres Maaß von Aeußerungen der Empfindlichkeit über die irrigen Ansichten Englands hinsicht-

*) In Walter Scott's Heart of Mid-Lothian. (Herz von Edinburg.)

lich der Institute und der Literatur unseres Landes gewünscht. Es zeigt dies, unserer Meinung nach, nicht von dem besten Geschmack. In der alten Welt ist es nun einmal Grundsatz der Politik, so geringschätzig von der neuen zu sprechen. Insofern, sieht man wohl ein, kann das Uebel unmöglich durch Spotteln über die Beleidiger geheilt werden. Und insofern es mit der Politik nichts zu schaffen hat, ist es ein Uebel, in Bezug auf welches man besser thut, es seiner eigenen Heilung zu überlassen. (Washington Int.)

Bibliographie: In den Vereinigten Staaten, wo die Zahl der daselbst erscheinenden Zeitschriften Legion ist, werden als die wichtigsten literärischen Blätter die nachstehenden genannt:

North-American Review (Nord-Amerikanische Literatur-Zeitung.)
American Quarterly-Review (Amerik. Vierteljahrschrift f. Literatur*)
Southern do. do. (Südliche dgl. dgl.)
American Journal of Science and Arts, conducted by B. Silliman (Amerikanische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst.)
American Journal of the Medical Sciences (Amerikanische Zeitschrift für die Arznei-Wissenschaften.)
American Jurist and Law Magazine (Amerikanisches Magazin für Juristen.)
The Lady's Book, monthly (Monatsschrift für Damen.)
New England Magazine (S. die obigen Bemerkungen.)
The Museum of Foreign Literature and Science (Museum für ausländische Literatur und Wissenschaft. Mit Kupfern. Das letzte Heft enthält das Portrait des Lord John Russell, des bekannten Advokaten der Engl. Reform-Bill.)

Jede der fünf erstgenannten Zeitschriften kostet in Nord-Amerika jährlich 5 Doll. (7 Thaler Preuß.); die fünfte 3 Doll. und jede der beiden letzten 6 Doll.

Mannigfaltiges.

— Die Bevölkerung von Paris, verglichen mit der von London. Das Seine-Departement hat einen Flächen-Inhalt von 473,965,509 Quadrat-Metres, wovon 34,396,800 auf Paris innerhalb der Stadtmauern, 239,150,584 auf den Bezirk von Sceaux und 200,418,125 auf den von Saint-Denis kommen. Die Gesammtbevölkerung des Departements beläuft sich auf 832,032; hiervon kommen allein 723,363 auf Paris. Zieht man von dieser Zahl 57,838 Individuen ab, welche die bewegliche Bevölkerung des Departements bilden, so bleiben 774,194 Individuen, worunter 360,524 männlichen und 413,670 weiblichen Geschlechts sind. Nimmt man die Zahl der Gesammtbevölkerung des Departements, so ergiebt sich, daß davon $17_{,55}$ auf jede Hektare kommen, nämlich $21_{,027}$ in Paris und $2_{,8}$ in dem Weichbilde. Diese 832,032 Individuen sind in 27,759 Häusern vertheilt, wovon 24,161 auf Paris kommen, und welche 225,688 Wohnungen, davon 196,431 in Paris, enthalten. London hat mit seinem Weichbilde einen Flächen-Inhalt von 526,169,234 Quadrat-Mètres und darauf 1,274,800 Einwohner, worunter 49,106 die bewegliche Bevölkerung bilden, so daß $24_{,22}$ Individuen auf die Hektare kommen. Von den 1,226,694 ansässigen Einwohnern sind 570,236 männlichen und 656,458 weiblichen Geschlechts. Die Gesammtbevölkerung nahm 164,681 Häuser ein; 8,246 andere Häuser waren zu vermiethen und 3,299 im Bau begriffen, was einen Totalbestand von 176,226 Häusern ergiebt. Was das Verhältniß der Geschlechter betrifft, so ist es, nach obigen Angaben, in beiden Hauptstädten ziemlich gleich. In London kommen nämlich auf 1000 Individuen $465_{,2253}$ männlichen und $534_{,7747}$ weiblichen Geschlechts, in Paris aber $465_{,4373}$ von ersterem und $534_{,5627}$ von letzterem; so daß in der ersten Stadt 69 und in der letzteren 68 weibliche Personen von 1000 unverheirathet bleiben. In der Stadt Paris ist das Verhältniß der Geburten zu der Gesammtbevölkerung $\frac{1}{32}$ und das der Todesfälle $\frac{1}{37}$. Was die Stadt London anbelangt, so beweisen die Verzeichnisse, daß mehr als ein Drittheil der Geburten und Todesfälle der Kontrolle der bürgerlichen und kirchlichen Verwaltung entzogen wird. Im Jahre 1829 betrug die Zahl der Verheirathungen in London 12,750 und in Paris nur 6,876; woraus folgen würde, daß die Zahl der ungesetzlichen Verbindungen in Paris um ein Fünftheil größer ist, als in London. Wenn man ferner die verschiedenen Altersjahre in beiden Hauptstädten mit einander vergleicht, so findet man ein merkwürdiges Resultat, indem die Lebensjahre, in denen die meisten Menschen sterben, hier und dort sehr verschieden sind. Es kommt nämlich auf eine gleiche Zahl von Einwohnern in London eine weit beträchtlichere Zahl von Individuen vom ersten Kindesalter bis zu 40 Jahren, als in Paris, während es in letzterer Stadt verhältnißmäßig weit mehr Individuen von 40 bis 90 Jahren giebt. (Nouv. Ann. d. Voy.)

— Schreiben eines Franzosen aus Nord-Amerika. Ich habe auf meiner Reise eine Strecke von 220 Stunden zurückgelegt; bald schaukelte ich auf Flüssen hinab, bald ging es wieder stromaufwärts; jetzt rollte ich auf Eisenbahnen fort, dann schiffte ich auf Kanälen hin, blieb auf Straßen, so schmutzig wie die Französischen, stecken und mischte mich unter das bunte Gewühl von Menschen aus allen Ständen, von Weibern und Kindern, die sich auf Landkutschen zusammendrängen; ich fuhr auf Dampfschiffen, die sich mit dem Getöse und der Gewalt des Donners fortbewegen; denn der Hauptzweck Amerikanischer Reisender ist, schnell an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen, ohne sich an Unbequemlichkeit und Widerwärtigkeiten zu kehren. Hudson, Troyes, Utika, Rom, Syrakus, Merito, Washington, Polawski, Wilna, Karthago, Turin und Leyden habe ich bereist, obgleich ich mich nie aus den Gränzen des Staates New-York entfernte. Aber unsere Amerikaner haben die Manier, den geringfügigsten Dingen die berühmtesten Namen beizulegen; so geben sie einem von schlammigen Morästen umgebenen Flecken den Namen Rom, wenn er auch nichts Aehnliches mit der ewigen Stadt hat, als eben jene Umgebungen; ein altes Pferd nennen sie Blücher, einen Stier Konstantin, eine feiste Wirthshausmagd Cornelia, Mutter der Gracchen; eine Handels-Barke wird mit Napoleon's militairischem Namen geschmückt, eine Schenke führt den Titel Lafayette. Der erste Versuch politischer Betrachtungen, den man an eine Zeitung einsendet, wird bescheidener Weise Tacitus oder Machiavell unterzeichnet, und der gewissenhafte Journalist versehlt nicht, den Artikel, der ihm portofrei zugekommen ist, unter Tacitus' oder Machiavell's Namen wirklich erscheinen zu lassen. Von New-York nach Albany rechnet man 150 Meilen. Ein Dampfschiff legt diesen Weg in 10 Stunden, nämlich 5 Lieues in einer Stunde, oder eine Lieue in 12 Minuten, zurück; dies ist das Maximum der Schnelligkeit dieser Art von Fahrzeugen. Man verbraucht eine ungeheure Menge Holz zu den durch Dampf getriebenen Maschinen. Dieses Brennmaterial wird unter den harzigen und schlechten Holzarten gewählt; und man zieht es der Kohle vor, weil man der Flamme desselben zur Entwickelung des Dampfes bedarf. In Philadelphia fängt man jedoch an, sich auch des Kohlenfeuers zu bedienen. Um eine Flamme zu erhalten, läßt man dann einen Dampfzug in den Ofen hineinstreichen, der bei seiner Auflösung die selbe hervorbringt. Das Zerplatzen der Kessel kommt im Osten sehr selten, auf dem Mississippi aber ziemlich oft vor. Durch solche Unfälle sind seit der Einrichtung dieser neuen Schifffahrts-Methode schon mehr als 1000 Personen ums Leben gekommen. Das schönste Dampfschiff der Vereinigten Staaten, und folglich der ganzen Welt, befindet sich zu Montreal; es heißt „John Bull." Seine Maschine hat 260 Pferde Kraft. Das Innere desselben ist bewundernswürdig. Jede Familie bekömmt darin ein besonderes Zimmer angewiesen. Für die Pariser wird dies ein Wunder scheinen. Aber es ist noch gar nichts im Vergleich mit den Eisenbahnen. In ganz Amerika hört man fast nur von der Errichtung der „rail-roads" sprechen. Ein von Pferden gezogenes Fahrzeug legt auf einem Kanal 4 bis 5 Meilen in einer Stunde zurück, ein Dampfboot 15 Meilen; auf der rail-road von Albany aber durchfliegt man 16 Meilen in einer halben Stunde oder fast 11 Lieues in einer Stunde. So lange die civilisirte Welt besteht, hat man dergleichen noch nicht erlebt. Bei der industriellen Wuth, von der die Amerikaner besessen sind, werden ihre Urwälder, die man überall zerstört, und deren Material man benutzt, in zehn Jahren ein erstaunliches und lebenvolles Schauspiel darbieten. (Nouv. Ann. d. Voy.)

— Sklaverei im Lande der Freiheit. Eine Anzeige im Washington-Telegraph, in welcher 600 Dollars Belohnung für denjenigen geboten wird, der drei fortgelaufene Negersklaven wieder einfängt, giebt uns eine sehr unvortheilhafte Vorstellung von der Behandlung der Negersklaven in Nord-Amerika. Unter Anderem versichert der höchst empörte Eigenthümer, daß er die undankbaren Neger sehr gut behandelt und ihnen daher durchaus keinen Anlaß zur Desertion gegeben habe. Wie sehr man aber der Versicherung eines Eigenthümers von Sklaven trauen dürfe, geht aus der beifolgenden Personalbeschreibung hervor, in welcher als besonderes Kennzeichen angegeben wird, daß sie alle drei kürzlich, weil sie Taback gestohlen, ausgepeitscht worden seyen und die Striemen der Peitsche sich unfehlbar noch finden müßten. Noch mehr aber als die üble Behandlung der Neger fällt den Vereinigten Staaten die Feindseligkeit gegen die Ureinwohner des Landes zur Last; auch in der neulichen Botschaft des Präsidenten, die namentlich nach ihren finanziellen Resultaten so äußerst glänzend ausgefallen ist, war die Darstellung der Indianischen Verhältnisse ein garstiger Fleck. (Atlas.)

— Natürlicher Blitzableiter. Der Franklinsche Blitzableiter ist nicht ohne Unbequemlichkeiten; er muß im Stande erhalten und beaufsichtigt werden. Die Blitzableiter von Stroh des Herrn Lapostole erfordern ebenfalls viel Mühe, wodurch deren Erfolg verleidet wurde. Ein anderes ganz natürliches und einfaches Mittel, sich gegen das Gewitter zu schützen, haben die Indianer entdeckt, und es könnte vielleicht zu einer allgemeinen Wohlthat werden. Sie haben nämlich die Bemerkung gemacht, daß die großblättrige Buche, eine Abart der Europäischen Buche (fagus sylvatica), niemals vom Blitz getroffen wird; es scheint sogar, daß die Alten dieses Mittel schon kannten; denn bei Gewittern suchten die Hirten unter der Buche Schutz; ja auch zu dem Lorbeer hegten sie dasselbe Vertrauen; der Lorbeer aber ist nur ein niedriges Gesträuch. Die wichtige Entdeckung dieser heilsamen Eigenschaft der großblättrigen Buche hat sich in dem Nordamerikanischen Staat Tennessee schon dermaßen bewährt, daß die Buchenpflanzungen dort während der Gewitter als ein sicherer Zufluchtsort gelten. Sobald der Himmel sich verdunkelt und der Donner zu rollen anfängt, nehmen die Einwohner jenes Staats zu diesen schützenden Gehölzen ihre Zuflucht und bleiben daselbst, bis die Gefahr vorüber ist. Uebrigens ist dies keine Entdeckung von gestern, sondern eine Beobachtung, welche diese Kinder der Natur durch eine lange Reihe von Menschenaltern überliefert erhalten haben. (Courr. des Et. Un.)

*) Das Novemberheft dieses Journals enthält folgende Artikel: Ornithologische Monographie — Memoiren der Herzogin von Abrantes — Cousin's Philosophie — Wheatons Geschichte der Nordländer — Cholera — Tod's Indien — Seidenwaaren — Diplomatische Korrespondenz aus der Revolutionszeit — Handelsfreiheit und Zoll-Tarif — Geisinn's Nachlaß.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 15. Februar 1832.

Frankreich.

Fürst Talleyrand.

Nach einer in England erschienenen Charakterschilderung.

Oft findet man bei ausgezeichneten Charakteren, abgesehen von dem Lohn, den ihnen das Vollbringen großer Thaten gewährt, einen Hang, der sie ein Vergnügen darin suchen läßt, gewissermaßen eine Rolle zu spielen, wie sie gerade zu der Lage paßt, in die ihre Talente sie versetzt haben. Diese Leidenschaft für das Theatralische, wenn wir sie so bezeichnen dürfen, hat so Manchen verführt, bald diesen, bald jenen entgegengesetzten Charakter anzunehmen, der häufig mit dem eigenen Naturell sich kaum vereinigen ließ, häufig mit der Stellung des Individuums ganz unverträglich war. Alexander und Julius Cäsar vor Allen besaßen diesen Hang in einem ungewöhnlichen Grade, so daß der Eine dieser großen Männer selbst am Bord eines Seeräuberschiffes, wie Plutarch uns erzählt, Gedichte und Reden schrieb und sie laut hersagte. Bolingbroke, ein talentvoller Staatsmann und begabt mit dem ausgebildeten Geschmack eines Gelehrten, spielte in melodramatischem Gemisch den Wollüstling und den Philosophen. Wir wagten einmal die Behauptung, daß dem bedeutendsten Britischen Redner unserer Zeit *) eben diese theatralische Neigung, eben dieser Sinn für Bühnen-Effekt beiwohne; und es giebt gewiß Wenige, die Herrn von Chateaubriand zu Rom, in der Pairskammer, in dem Institut gesehen, die seine Reisen oder sein Génie du Christianisme gelesen, oder die in sein Schreiben an Herrn Veranger und in seine Broschüre über die Verbannung Karl's X. einen Blick gethan haben, ohne zu bemerken, daß die Leidenschaft und Neigung für den Beruf eines Schauspielers in dem edlen Vicomte eben so stark ist, als sie es nur immer in Garrick, Talma oder Kean seyn konnte.

Darf man nun annehmen, daß diese Leidenschaft in dem ausgezeichneten Charakter, von dem wir hier sprechen wollen, vor allen anderen hervorragt, so haben sich gewiß wenige Menschen eines so sehr mit ihrem eigenthümlichen Naturell übereinstimmenden und zur Entwickelung desselben geeigneten Lebens erfreut. Werfen wir einen Blick auf die Vergangenheit, versetzen wir uns im Geist nach dem Zeitpunkte zurück, an welchem ein Jahr seit der Zerstörung der Bastille verflossen war; — und auf dem einst von den Seufzern so vieler Schlachtopfer belasteten Platz verkündigt uns jetzt mit sinnreicher Grazie und Fröhlichkeit das „Ici l'on danse!" den Sieg der Revolution. Es ist der 14te Juli 1790, der feierliche Tag des Bundesfestes; ein ungeheures und prachtvolles Amphitheater ist auf dem Marsfelde errichtet; dort sitzen die Repräsentanten des alten und jungen Frankreichs, der Abkömmling des heiligen Ludwig und der Präsident der Nationalversammlung, auf zwei gleichen Thronen, und neben dem Ersteren die Königin, „Heiterkeit und Anmuth verbreitend über die Sphäre, worin sie sich bewegt, leuchtend wie der Morgenstern, voll Leben, Glanz und Freude"; und zu beiden Seiten dieser Throne in langen Reihen die Mitglieder jener Versammlung, die so viel Talent, Energie und Ausdauer entwickelte, als sie eine Constitution schuf, welche leider dazu verurtheilt war, gleich dem Schauspiel, dem sie beiwohnten, das eitle Gepränge eines Tages zu seyn; und dort auf jenem Balkon der geschmackvollste und prächtigste Hofstaat, — denn selbst zu dieser Zeit war er dies noch, — der jemals gesehen worden; und die Galerieen rings umher überfüllt von dem heitersten Volk der Welt, stets leicht in Entzücken zu versetzen und in diesem Augenblick im Anschaun alles dessen verloren, was das Auge zu fesseln und die Einbildungskraft aufzuregen vermag; auf dem weiten Raum jene verbündeten Schaaren, aus allen Gegenden zusammengeströmt und jede Gesinnung, jedes Interesse in Frankreich repräsentirend und die Banner ihrer verschiedenen Abtheilungen schwingend, wie sie mit dem Enthusiasmus ihres Nationalcharakters sich jenen Ausbrüchen der Lust hingeben, die ein so lebendiger Glanz und solch ein Schauspiel erregen müssen; plötzlich — der Himmel war bis dahin bewölkt und verdunkelt gewesen — plötzlich klärt das Firmament sich auf, und die Sonne mischt ihren Prachtglanz in den des herrlichen Festes; und nun, — gehüllt in seine priesterlichen Gewänder, hoch auf dem Altar stehend, das den erhabenen Mustern des Alterthums nachgebildet ist, und dessen Stufen in dichtem Gedränge, mit langen weißen Roben und dreifarbigen Gürteln, dreihundert Geistliche einnehmen, — spricht der Bischof von Autun den Segen über die große Standarte Frankreichs, die Oriflamme, nicht mehr das Panier des Krieges, sondern das Zeichen und Sinnbild des Friedens zwischen der Vergangenheit und Zukunft, zwischen den alten Erinnerungen und den neu aufstrebenden Hoffnungen der Französischen Nation. Wer von denen, die an diesem Tage in Paris gegenwärtig waren, hätte geglaubt, daß eben die, welche mit den Söhnen von Bearn an dem Fuß der Statue Heinrichs IV. Thränen vergossen, so bald um das Schaffot seines Nachkommen frohlocken würden; daß die heitere Menge, die in den Elysäischen Feldern unter Lichtguirlanden umherwandelte und Töne unschuldiger Freude und Glückseligkeit aushauchte, so bald unter den wilden Pöbel, triefend vom Blut der Schlachtopfer des September, sich mischen würde; daß — eine Folge von Starrsinn, Täuschung und Verblendung einerseits, von Erbitterung, Gewaltthätigkeit und Unwissenheit andererseits — der Monarch, der Hof, die Deputirten, die Priester, jede von der Volksgunst emporgetragene Größe dieses erhabenen Schauspiels, die Religion selbst, durch die es gebeiligt ward, in so kurzer Zeit dahin seyn würden; daß auch der Hohepriester des Festes, der so feierlich die geheimnißvollen Gebräuche des Christenthums verrichtete, in sehr wenigen Jahren nichts als ein schlichter Bürger seyn würde — der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in einer Republik, wo die katholische Religion nicht nur nicht anerkannt, sondern verbannt war. Und doch war dies der Bischof von Autun, Herr von Talleyrand, als er am 10ten Dezember 1797 dem Directorium den jugendlichen Eroberer Italiens vorstellte, mit einer Rede, worin er voll von jenem Takt und Scharfsinn, die diesen glänzenden Charakter so sehr auszeichnen, die militairischen Talente des General Bonaparte überging, um die Einfachheit seines Geschmacks und seine Liebe für die abstrakten Zweige der Philosophie um so mehr zu preisen. „Man dürfte ihn vielleicht einmal bitten müssen", sagte der feine Schmeichler, „sich der Zurückgezogenheit und den Studien zu entreißen."

Der Minister Ludwigs XVI., des Directoriums, des Kaiserreichs, der Restauration und endlich des Bürger-Königs, dieser seltsame Mann hat, wenn er sich in der Darstellung der mannigfaltigsten Rollen gefällt, zweifelsohne mehr als das gewöhnliche Maaß des Glückes der Sterblichen genossen.

Die glückliche Gewandtheit, mit der er von einer persönlichen Neigung zur anderen übersprang, und mit der er leicht und anmuthig die vorherrschenden Ideen und die einflußreichsten Parteien einer jeden Epoche der Reihe nach sich zu eigen machte, indem er das Alte stets zur rechten Zeit verließ, um das Neue anzunehmen, und dies mit so wenig Ungeschicklichkeit und Anstrengung, daß er immer nur das zu thun schien, was man von ihm erwartete, ist eine Eigenschaft, die unsere Bewunderung erregt — jedoch auf Kosten unserer Achtung. Außer dem Zusammenhang und aus einer solchen Entfernung betrachtet, daß wir die allmälige Erhöhung oder Senkung nicht bemerken können, wodurch die verschiedenen Wege sich annäherten, überraschen uns diese häufigen Wechsel, wie so viele andere Lücken in der Geschichte, und erscheinen uns plötzlicher und unvorbereiteter, als sie es in der That waren; die mannigfachen Schmähungen, welche uns meistentheils auf einem umschweifigen und eben darum weniger verdächtigen Wege zukommen, diese mannigfachen Schmähungen seiner bittersten Feinde, deren Glück in einem der Revolutionsstürme Schiffbruch litt, während deren Fluthen sein eigenes leicht und im Triumph dahintrugen, haben sämmtlich dazu beigetragen, einen stärkeren Schatten auf Herrn von Talleyrands Charakter zu werfen, als gerechter Weise auf demselben lasten sollte. Wenigstens ist dies die Art, in der er dem Publikum erscheint. Zu gleicher Zeit sind oft in das entgegengesetzte Extrem diejenigen verfallen, die sich in der vertrauteren Nähe dieses merkwürdigen Mannes befanden, die von den geistreichen Einfällen hingerissen wurden, welche selbst das Alter nicht unterdrücken kann, und die mitten in jenem ihm eigenen Tone des Leichtsinns, der alle menschliche Dinge eher als abgeschmackt denn als ernst zu behandeln scheint, eine Klarheit des Blicks und oft eine Geradheit der Grundsätze bemerkten, die in der That nicht ganz von Tiefe der Gedanken getrennt seyn können. Diese nachsichtigen Freunde halten sich überzeugt, daß „der erste Diplomat des Jahrhunderts", um uns Herrn Thiers Ausdruck zu bedienen, nicht nur der witzigste, sondern auch der redlichste und offenherzigste aller Menschen sey. „Wahrlich", sagt unser Freund de la Rochefoucauld, „der Mann ist nicht besonders schlau, dessen Schlauheit Jedermann in Verdacht hat."

*) Unstreitig ist hier Lord Brougham gemeint.

Wir wissen, daß Lord Palmerston im Anfange glaubte, sein Kollege in der Konferenz werde sich einer Art von klarer und doch geheimnißvoller halbverständlicher Redeweise bedienen; er werde sich hüten, in eine Falle zu gehen, und so sprechen, als wolle er Anderen Schlingen legen; kurz, er werde als ein verschlagener und verschmitzter Mann sich zeigen, geschickter, wie Lord Baco sagt, im Mischen der Karten, als, nachdem sie vertheilt sind, im Ausspielen derselben. Als er nun im Gegentheile fand, Niemand könne, allem Anschein nach, aufrichtiger und offener sprechen, ängstlicher darum besorgt seyn, daß er auch richtig verstanden werde, und sich deutlicher erklären in Allem, was er sage, und weniger bemüht seyn, aus den Worten Anderer mehr herauszulocken, als ihre Absicht war, zu sagen; da ward er von Staunen erfüllt und versicherte, daß bis dahin Jedermann den Fürsten von Benevent mißkannt habe, da er in Wahrheit ein höchst treuherziger und offen handelnder Mann sey, mit dem es sich auf das angenehmste umgehen lasse. Und doch mag Herr von Talleyrand Alles gethan haben, was wir uns von ihm versahen, und trotz der Versicherung, die wir eben von dem edeln Lord vernommen, dürfte er ein schlauer, in der That sehr schlauer Mann seyn.

Das andererseits von Frau von Stael gegen Hrn. v. Talleyrand einmal angewandte Witzwort (C'est la m·de dans un bas de soie) ist viel zu derb, um wahr zu seyn. Diese Dame, eben so stark in ihrer Abneigung als in ihrer Vorliebe, ließ einem undankbaren Freunde nicht leicht Vergessenheit und Vergebung zu Theil werden. Als Herr von Talleyrand von Amerika zurückkehrte, wohin er sich nach der Abreise des Herrn von Chauvelin aus England begeben hatte — sonach war er den schauderhaften Scenen der Revolution ganz fern geblieben — als er von Amerika zurückkehrte, wo er in solches Elend gerathen war, daß er sogar seine Taschenuhr verpfänden mußte, waren die Tage Robespierre's vorüber, und das Direktorium, einen alten Adeligen, Herrn Barras, an der Spitze, hatte der Gesellschaft von Paris etwas von jener alterthümlichen Eleganz zurückgegeben, wodurch die Monarchie vor ihrem Verfall sich so auszeichnete; freilich war der Charakter derselben gewöhnlicher und nicht so verfeinert; denn die Männer, welche daran Theil hatten, waren Leute von Unternehmung und Thatkraft, und die Unglücksfälle, welche ein Jeder von ihnen bestanden hatte, die Gefahren, welche noch über eines Jeden Haupt schwebten, veranlaßten eine sorglose Begier nach den Freuden des Lebens, dessen Dauer so ungewiß war; was freilich nicht sehr günstig auf Zartgefühl und Sittlichkeit wirkte. Barras jedoch, umgeben von seinem Hofstaat, — die leuchtendsten Sterne desselben waren Frau von Talien, Frau von Beaubarnais (die unglückliche Josephine) und Frau von Stael, deren glänzende Unterhaltung alle Talente und Berühmtheiten des Tages in ihren Salons versammelte — regierte zu dieser Zeit jenes gesellschaftliche Reich zu Paris, von dessen Wichtigkeit uns Bonaparte's spätere Bemühungen überzeugen, indem er Alles in Bewegung setzte, um die Anerkennung des Faubourgs St. Germain zu erlangen. Bei seiner alten Bekanntschaft, Frau von Stael, fand sich nun Herr von Talleyrand sehr regelmäßig ein; mit all jener Grazie, die damals wieder in Schwung kam, und bis zu einem ausgezeichneten Grade im Besitz aller Talente, welche ihm in der von ihm besuchten Gesellschaft zu hohem Rang und Ehren verhelfen mußten, erbielt der Erbischof jede Art von Auszeichnung, nur kein Amt. Um diese Zeit verursachte ihm aber die äußerst kärgliche Beschaffenheit seiner Hülfsquellen unaufhörliche Unruhe. Il faut vivre, sagte jener Französische Beutelschneider zu seiner Entschuldigung; und eben dies war gewiß der Gedanke Herrn Talleyrands, als er eines Tages bei Frau von Stael ansprach, seine ungefähr zwanzig Franken enthaltende Geldbörse auf ihrem Tisch leerte und ihr entdeckte, daß dies Alles sey, was er auf der Welt besitze, und daß die Seine seine einzige Zuflucht wäre, wenn sie nichts für ihn thun könnte. Die Dame, entzückt über ihren Freund und erfreut über eine Gelegenheit, ihren Einfluß in einem für die Ausübung desselben so günstigen Fall zu zeigen, machte sich augenblicklich an ihr Geschäft, und da das Direktorium damals ängstlich bemüht war, durch Namen, die in den Schreckensregierungen seiner Vorgänger nicht kompromittirt waren, seine Stärke zu befestigen, so gelang es ihr, dasselbe zu überzeugen, daß ihm ein Mann zu großem Nutzen gereichen würde, der ein ausgezeichnetes Talent besäße und mit der Sache der Freiheit eng verbrüdert sey, ohne an deren Entartungen irgend einen Antheil genommen zu haben, und der, als ein Mann von hohem Rang und großer Beliebtheit bei dem Volk, der beste Minister wäre, den man nur immer für eine Regierung finden könne, die sich bestrebe, der Bewegung Einhalt zu thun und die Elemente der Revolution zu verschmelzen und zu vereinigen. — In der That hatte Frau von Stael viel triftige Gründe für ihr Gesuch, und der Erfolg ihrer Anstrengungen und ihrer Beredsamkeit war, daß ihr berühmter Schützling, weil er zufällig nur 20 Franken in der Tasche hatte, Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Es kam jedoch eine Zeit, wo die Beschützerin und der Beschützte ihre Stellen wechselten, und in Folge mannigfacher mit diesem Wechsel verknüpfter Umstände, wobei gegenwärtiges Mißgeschick durch frühere Erinnerungen noch drückender wurde, nährte die Verfasserin der Corinna gegen ihren ehemaligen Freund den bittersten Groll, den sie auch später fortwährend äußerte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

De la monarchie et de la propriété. (Von der Monarchie und vom Eigenthume, oder Betrachtungen über die Verhältnisse des Eigenthums zu den verschiedenen Arten der Monarchie.) Von Hrn. v. Faventine. Pr. 1½ Fr.

La révolution du 7. Août devant la France. (Die Revolution des 7. August im Angesichte Frankreichs.) Vom Oberst-Lieutenant N..., Privat-Secretair Ihrer K. H. Madame, Herzogin von Berry. Pr. 1½ Fr.

Le secret des Jésuites. (Das Geheimniß der Jesuiten, oder die Politik der Restauration.) Von V. N. Pr. 3 Fr.

Du système de colonisation suivi par la France. (Ueber das von Frankreich befolgte Colonisations-System. Algier.) Von A. C. v. Bacharière. Pr. 2 Fr.

Trois Philippiques. (Drei Philippika. Briefe des Hrn. v. Cormenin über die Civilliste.) Pr. 75 Cent.

Des trois systèmes de gouvernement. (Von den drei Regierungs-Systemen, dem der Volks-Souverainetät, dem der Quasi-Legitimität und dem der Legitimität.) Vom Baron Eug. v. Brav. Pr. 2½ Fr.

La vérité sur la révolution de 1830. (Die Wahrheit über die Revolution von 1830. Eine Erwiderung an Hrn. v. Chateaubriand, nebst einer Note über die von demselben kürzlich publizirte Nachricht an seine Leser.) Von C. Huart. Pr. 2 Fr.

England.

Memoirs of celebrated female Sovereigns. (Denkwürdigkeiten berühmter souverainer Herrscherinnen.) Von Frau Jameson. 2 Bde.

Die Verfasserin hat die Lesewelt mit einem sehr unterhaltenden Buche beschenkt, und wir beeilen uns, ihr unseren Dank dafür darzubringen. Ob unter den Schriftstellern besonders die weiblichen das Talent besitzen, die Mysterien jenes schwierigsten und reizendsten aller Räthsel, des Frauenherzens, zu lösen, oder ob die Erforschung von Gefühlen, die von den eigenen so abweichend sind, den Mann, als Dichter, minder interessiren, das wollen wir hier unentschieden lassen. Das vorliegende Werk wird jedoch als ein neuer Beweis angesehen werden, daß die Denkwürdigkeiten ausgezeichneter Frauen immer nur von Frauen mitgetheilt und erläutert werden sollten. Wo es aber vollends darauf ankommt, die Eleganz, das Verfeinerte und das Anziehende als die künstlerischen Züge eines Gemäldes hervortreten zu lassen, da wird derjenige Maler, der sich zu streng an den Gegenstand selbst bindet, die Farben, die der beabsichtigte Effekt erheischt, nicht am besten zu treffen wissen. Daß die Verfasserin jedoch die Fähigkeiten zu einem solchen Unternehmen besitzt, braucht wohl denen, die mit ihren früheren Werken bekannt sind, nicht erst gesagt zu werden. Wenn wir, als sie die gegenwärtige Arbeit uns angekündigt, große Erwartungen davon hegten, so sind dieselben nun nicht bloß befriedigt, sondern sogar noch übertroffen worden. Ueberall gewahren wir eine verständige, ausgebreitete Belesenheit, und nirgends ist die Würde geschichtlicher Wahrheit dem Wunsche, einen großen Effekt hervorzubringen, aufgeopfert worden. Das Werk besitzt alle Eigenschaften, um etwas mehr als ein bloßer Zeitvertreib zu seyn, und wird, wenn es zu wiederholten Malen geschieht, immer mit neuem Vergnügen gelesen werden. Die hier mit großer Treue gezeichneten Charaktere geben dem Auge nach und nach wie die erbleichten majestätischen Schattengestalten der Monarchen im Macbeth vorüber. Kleopatra, Anna Iwanowna, Maria Stuart und ihre Königliche Nebenbuhlerin Elisabeth, Christine von Schweden, Königin Anna, Maria Theresia, Catherina II. und andere Herrscherinnen, die alle mit großen und überraschenden Ereignissen in Verbindung stehen, werden uns hier vorgeführt; die meisten erblicken wir unter Umständen, welche uns zeigen, wie wenig eine weibliche Hand sich dazu eignet, das Scepter mit Leichtigkeit und Sicherheit zu führen. Der größere Theil unter ihnen führte ein unglückliches Leben, und manche derselben zeigen uns noch im Tode ein Bild, das wir nicht ohne die tiefste Bewegung des Mitleids und der Trauer anblicken können. Wo alle Theile eines Werkes, so wie hier, ein gleiches Lob verdienen, möchte es ungerecht scheinen, Einzelnes als besonders vortrefflich hervorzuheben; unserer Ansicht nach sind jedoch die Denkwürdigkeiten Christinens, Maria Theresia's und Catherina's mit größerem Fleiße bearbeitet und mit dem meisten Scharfsinn dargestellt. Dem „glänzenden Gestirn des Occidents" (Elisabeth) hat die schöne Verfasserin ebenfalls die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihre Bemerkungen über den Charakter dieses herrschsüchtigen und launenhaften Wesens sind sehr scharf und treffend, auch können wir die Darstellungen der mütterlichen sanften Isabella von Kastilien, so wie unserer eigenen Königin Anna, bei denen eine Mitte zwischen ungerechtem Tadel und unverdienter Verherrlichung glücklich beobachtet worden, nicht unerwähnt lassen. Als ein treffendes ungemein vollendetes Gemälde bleibt jedoch das der Schwedischen Christine unser größter Liebling. Als fleißige Schülerin wie als Zeitverschwenderin, in philosophischer wie in sinnlicher Beschäftigung, als eifrige Vertheidigerin religiöser Duldung wie als planmäßige Mörderin — überall wird uns diese excentrischste aller Frauen und Königinnen in diesem Spiegel mit bewunderungswerther Wahrheit dargestellt. Niemals hatten wir mehr Ursache, als jetzt, den Mangel an Raum zu bedauern, der uns Auszüge verbietet, die mehr als irgend eine Kritik zu Gunsten des vorliegenden Werkes sprechen würden. Das Buch selbst befindet sich indessen schon in den Händen des Publikums, und wir zweifeln gar nicht, daß, wie warm wir es auch empfohlen haben mögen, der Beifall der Leser den unsrigen übertreffen, in keinem Falle aber dagegen zurückbleiben wird. (New Monthly Mag.)

Bibliographie.

Memoirs of Lady Jane Grey. (Denkwürdigkeiten der Lady Johanna Grey.) Von Nicholas. Pr. 15 Sh.

The life of Hampden. (Hampden's Leben.) Von Nugent. 2 Bde. Pr. 1½ Pfd.

Lives of celebrated travellers. (Lebensbeschreibungen berühmter Reisenden.) Dritter Band. Preis 6 Sh.

The usurer's daughter. (Des Wucherers Tochter.) Von einem Mitarbeiter des Blackwood'schen Magazins. 3 Bde. Pr. 1 Pfd. 8½ Sh.

Sayings of the ancients. (Aussprüche der Alten.) In Folio. Pr. 6 Sh.

Sunbeams. (Sonnenstrahlen.) In 64mo. Pr. 6 D.

Holland.

Bibliotheek der Nederlandsche Geschiedsschryvers; of oordeelkundig overzigt der inlandsche Geschiedschryvers der Nederlanden, van de vroegste tyden af tot den jare 1815, voor zoo ver dezelve zyn uitgegeven. (Bibliothek der Niederländischen Historiker, oder kritische Uebersicht der inländischen Geschichtsschreiber der Niederlande, von den frühesten Zeiten ab, bis zum Jahr 1815, so weit dieselben herausgegeben worden.) Von S. de Wind. Erster Theil, erstes Stück, enthaltend die Niederländischen Geschichtsschreiber von den frühesten Zeiten bis zum Beginn der Niederländischen Unruhen. (Vom Jahr 970 bis zum Jahr 1566.) Middelburg, Gebr. Abrahams, 1831.

In der Vorrede erklärt sich der Verfasser zuvörderst darüber, was eigentlich dem Bereiche seiner Kritik unterworfen werden soll. Er beschränkt sich nämlich 1) auf diejenigen Geschichtsschreiber, die in den Niederlanden geboren worden oder durch langen Aufenthalt daselbst als Inländer angesehen werden können; 2) auf wirkliche Chroniken oder Geschichtswerke; so daß auf bloße archäologische Abhandlungen, Länder- und Städtebeschreibungen, insofern sie nur einen topographischen Zweck haben, gar keine Rücksicht genommen wird; 3) auf solche inländische Geschichtsschreiber, deren Werke herausgegeben worden, und 4) auf Werke, deren Verfasser bekannt sind. Ausnahmsweise sollen nur diejenigen anonym erschienenen Werke erwähnt werden, die einen besonderen geschichtlichen Werth haben.

Mit Recht war der Verfasser der Ansicht, Belgische Geschichtsschreiber nicht ausschließen zu dürfen. Denn es kann nicht übersehen werden, daß bereits im 14ten Jahrhundert Holland und Hennegau eng mit einander verbunden waren; daß im 15ten das Burgundische Haus fast über alle Niederländische Provinzen herrschte; daß darauf Karl V. alle ohne Unterschied mit seinem Gebiet vereinigte; daß ein gründliches unparteiisches Urtheil über die Ereignisse während des 80jährigen Befreiungskampfes gegen Spanien nur dadurch erlangt werden kann, daß die Geschichtswerke beider Länder, Hollands und Belgiens, zu Grunde gelegt werden, und daß viele Belgische Autoren, die nach dem Jahre 1648 lebten, die frühere Geschichte ebenfalls behandelt haben. Es thut uns nur leid, daß sein Plan nicht auch die ausländischen Historiker, die unsere Geschichte bearbeitet haben, so wie die nicht im Druck erschienenen Werke umfaßt; sein Werk würde dadurch an Vollständigkeit gewonnen haben. Inzwischen wollen wir gern zugeben, daß dies eine ungemein mühselige Arbeit, welcher ein einziger Schriftsteller kaum gewachsen wäre, gewesen seyn würde. Auch wollen wir das viele Gute, das uns hier geboten wird, um des Mehreren willen, das noch wünschenswerth erscheint, weder übersehen noch verkennen.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung der Griechen und Römer gedacht, die in ihren Schriften der ersten Bewohner der Niederlande erwähnt haben, berührt er die frühesten, höchst unlautren Quellen unserer Geschichte, nämlich die Heiligen-Legenden, die Kloster-Chroniken und die Ritter-Romane, und stellt demnächst die Untersuchung an, wen man als den ältesten Niederländischen Geschichtsschreiber anzusehen habe? Er kommt dabei auf das Resultat, daß dem Verfasser der Chronik, die unter dem Namen des Ocko Harlensis bekannt ist und um das Jahr 970 geschrieben seyn soll, eine solche Ehre keineswegs vindizirt werden darf, da erstlich diese Chronik niemals ohne fremde Beimischung bekannt oder herausgegeben worden und zweitens noch sehr zweifelhaft ist, ob ein Ocko überhaupt jemals existirt habe.

Der erste uns vorliegende Theil, der bis zum Anfang der Niederländischen Unruhen im Jahre 1566 reicht, behandelt in fünf Abschnitten die folgenden Gegenstände: I. Dreizehn Autoren aus dem 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert und einige Ungenannte. II. Sechs Autoren aus dem 13ten Jahrhundert, wobei zugleich des als Dichter erkannten Klaas Kolyn Erwähnung geschieht. III. Zwölf Autoren aus dem 14ten Jahrhundert nebst einigen Ungenannten. IV. Achtzehn Autoren aus dem 15ten Jahrhundert und eine Anzahl Chroniken, deren Verfasser unbekannt sind. V. Neunzehn Autoren aus dem 16ten Jahrhundert bis zum Jahre 1566, nebst den in diese Periode gehörenden Chroniken von Unbekannten.

Von jedem Autor wird zunächst ein kurzer Lebens-Abriß gegeben, dem zugleich einige Bemerkungen über seinen Werth als Schriftsteller, so wie über das Maaß von Vertrauen, das seinen Schriften geschenkt werden darf, hinzugefügt sind; alsdann folgt die Angabe seiner historischen Schriften und endlich eine kurze, noch mehr ins Einzelne gehende Kritik über jede dieser Schriften, wobei Hr. de Wind zum Theil dem Zeugniß Anderer und zum Theil dem eigenen Urtheile gefolgt ist. Als Probe geben wir hier, was er von Froissart sagt. Wir theilen es mit Weglassung der Anmerkungen mit, die hierzu, so wie überhaupt im ganzen Werke, sehr zahlreich sind und meistens die Gewährsmänner des Verfassers betreffen, zum Theil aber auch die eigenen Worte der angeführten Schriftsteller oder die Ausgaben der im Texte genannten Werke näher angeben:

„Der letzte Geschichtsschreiber dieser Periode ist der berühmte „Jean du Froissart. Er ward um das Jahr 1337 zu Valenciennes — das damals noch zum Hennegau gehörte — geboren, „wurde Kanonikus und Schatzmeister des Kapitels von Chimay, so „wie von St. Peter in Lille, und starb im Anfange des 15ten Jahrhunderts. Kaum 20 Jahr alt, unternahm er, auf den Wunsch des „Grafen Robert von Namur, die Beschreibung der Kriege seiner „Zeit. Sodann nach einander im Dienste von Philippa (Tochter „unseres Grafen Wilhelm III.), Gemahlin Eduards III., Königs „von England; von Johann, König von Frankreich, und von Wenzeslaus von Luxemburg, Herzog von Brabant, genoß er das Vertrauen aller dieser Fürsten und hatte den unschätzbaren Vortheil, „Augenzeuge der wichtigsten Ereignisse und in der Nähe der interessantesten Männer seiner Zeit zu seyn. Hieraus ist abzunehmen, „daß sein Geschichtswerk von keinem geringen Werthe seyn kann. „Es führt den Titel: Chroniques de France, d'Angleterre, d'Ecosse, „d'Espagne, de Flandres etc. und umfaßt in 4 Büchern die Geschichte vom Jahre 1326 bis zum Jahre 1400. Die beste Ausgabe „ist die von Denis Sauvage in Lyon. Ueber seine Glaubwürdigkeit kann kein Bedenken obwalten, und nach wie vor ist „er unbezweifelt die schätzbarste Quelle für die Geschichte des „vierzehnten Jahrhunderts. In Bezug auf die Form seines „Werkes ist zu bemerken, daß, wie naiv sein Styl auch von „Vielen und mit Recht genannt werden mag, derselbe doch etwas „starr, weitschweifig und, vermöge seines Alters, auch schwer zu „verstehen ist. Auch nimmt er es bei der Angabe von Eigennamen, „besonders von Personen, nicht sonderlich genau und spricht über„all von Nuitre, Alterman, Pruncaux ꝛc. statt von de „Winter, Ackermann, Bruneel. Zuweilen läßt er sich auch „auf die allergeringfügigsten Dinge mit Vorliebe ein, was natürlich „in einer so ausgedehnten Geschichts-Erzählung den Zusammenhang „oft unterbrechen muß. Darum hat auch Joh. Sleidanus diese Chronik „abgekürzt und ins Lateinische übersetzt" u. s. w.

Gern erkennen wir mit dem Verfasser, daß ungeachtet dessen, was schon über die Literatur der Niederländischen Geschichte von älteren Schriftstellern, wie Pars, Paquot, Sare, van Kampen, Siegenbeek und Anderen, geschrieben worden ist, sein Werk doch einem bisher noch unbefriedigten Bedürfnisse entspricht. Wir nehmen keinen Anstand, es als eine ungemein interessante Bereicherung unserer historischen Literatur zu bezeichen, und zwar sowohl um der gelehrten und mühsamen Forschungen halber, die ihm zum Grunde liegen, als wegen des großen Nutzens, der dadurch dem Studium der vaterländischen Geschichte erwiesen wird. Mit Sehnsucht sehen wir der Vollendung des wichtigen Unternehmens entgegen und hoffen wir, daß der Verfasser in dem allgemeinen Beifall unserer Landesgenossen diejenige Ermunterung finden wird, welche ihm der wünschenswertheste Lohn für seinen Fleiß seyn muß.

(Letterlievend Haandschrift.)

Bibliographie.

De Familie van Waardenstein. (Die Familie Waardenstein. Gespräche einer Mutter mit ihren Kindern über die Lehre Christi.) [Von den Kindern ist der älteste, Christian, Prediger, der zweite, Adolph, Marine-Offizier und der dritte, Eduard, Steuer-Einnehmer; zwei jüngere Schwestern, Henriette und Louise, leben noch im Hause der Mutter. Die ersten Gespräche handeln vom Werthe des Christenthums, vom Werthe des Protestantismus, vom Menschen, vom Daseyn und Leben, von der Seele, von der Unsterblichkeit u. s. w.] Haag.

Nederlandsche Muzen-Almanak. (Niederländischer Musen-Almanach für das Jahr 1832.) Vierzehnter Jahrgang. Haag.

Over de belangrykheid eens zestigjarigen ouderdoms. (Ueber die Wichtigkeit eines 60jährigen Alters im Jahr 1831, oder Würdigung der ungemein interessanten Erscheinungen, welche diese Lebenszeit ganz besonders charakterisiren.) Amsterdam.

Mannigfaltiges.

— Arbeiten der Pariser Akademie der Wissenschaften im Jahre 1830. Die von den Herren Audouin, Brongniart und Dumas herausgegebenen Annales des Sciences Naturelles enthalten in ihrem Oktoberhefte von 1831 eine von dem immerwährenden Secretair der Akademie der Wissenschaften, Baron Cuvier, verfaßte und nach den verschiedenen Natur-Wissenschaften eingetheilte Uebersicht der Arbeiten der Akademie im Laufe des Jahres 1830. In der Rubrik der Mineralogie und Geologie werden die Forschungen der Herren Rozet und Geoffroy St. Hilaire genannt; der Erstere, der als Ingenieur-Geograph an der Expedition nach Algier Theil nahm, theilt die Resultate seiner geologischen Untersuchungen über die ganze von den Französischen Truppen durchzogene Gebirgsstrecke der ehemaligen Regentschaft mit; der Zweite beschäftigt sich mit den in der Normandie gefundenen Kalkstein-Abdrücken von Krokodillen und Eidechsen. In der Botanik finden wir außer den Herren Jussieu, Brongniart u. s. w. auch unseren Landsmann, Herrn Schultz, Professer an der Königl. Universität in Berlin, genannt, der im Jahre 1830, während seines Aufenthalts in Paris, der Akademie seine Forschungen über die Anatomie und Physiologie der Pflanzen und namentlich über die Circulation des Pflanzen-Saftes in den Phanerogamen mittheilte. Im Gebiete der Anatomie und Physiologie werden die Forschungen der Doctoren Bennati über den Mechanismus der

menschlichen Stimme beim Singen, Flourens über das Athmen der Fische und über das Gehirn und der wissenschaftliche Streit der Herren Cuvier und St. Hilaire über die Organisation gewisser Thiergattungen hervorgehoben. Am fleißigsten wurde das Feld der Zoologie bearbeitet; hier finden wir die Namen Cuvier, Lesson, Valenciennes, Duclos, Deshayes, Audouin, Milné, Edwards, Guérin und Latreille genannt und ihre Forschungen zum Theil über einige neue Species der Thierwelt summarisch mitgetheilt. Besonders interessant sind die gelehrten Untersuchungen des Letztgenannten über die Kenntniß, welche die Alten von der Seide und dem Seidenwurm hatten. Herr Latreille sucht darzuthun, daß mit der Insel Kos, auf welcher, dem Plinius zufolge, der Seidenwurm gezogen und aus den Cocons die Seide zubereitet wurde, nicht die Insel Kos im Archipelagus, sondern eine in Hinter-Asien liegende Insel gemeint sey, und bringt damit in Verbindung, daß, während Aristoteles die Kunst, die Seide abzuwickeln, der Pamphila von der Insel Kos zuschreibe, dieselbe Erfindung von den Chinesen ebenfalls einer Frau, der Tochter des Kaisers Hoang-Ti, Namens Si-Ling, beigelegt werde.

— Lancasterſche Schulen in Dänemark. In Dänischen Blättern liest man: „Nachdem durch eine im 10ten Hefte der Monatsschrift für Literatur enthaltene, meisterhafte, durch Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichnete Kritik des von dem Oberst-Lieutenant v. Abrahamson herausgegebenen Extraktes seines Haupt-Rapports, betreffend den Zustand des wechselseitigen Schul-Unterrichts in Dänemark für das Jahr 1830, der vermeintlichen Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit dieser Methode in der öffentlichen Meinung ein harter Stoß beigebracht worden, hat nun auch der Pastor Knap in Brahetrolleburg (einem der wenigen Distrikte, in dessen Schulen nicht nach der wechselseitigen Methode unterrichtet wird) sich sehr bestimmt gegen die unbedingte Anwendung der fraglichen Methode erklärt, welche nach seiner Ansicht hauptsächlich nur in größeren Städten, wo sich eine Masse verwahrloster ungebildeter Kinder befindet, zu empfehlen seyn möchte."

— Engliſche Reiſende. Die Engländer sind zu allen Zeiten eine Nation Reisender gewesen, von dem Mylord mit seinem Gefolge an bis zu demjenigen, dessen einziger Begleiter sein Schatten ist. Corvate legte im Jahre 1608 seine Reise zu Fuß zurück und hing bei der Rückkehr seine Schuhe als ein ex-voto in seiner Dorfkirche auf. Goldsmith reiste 150 Jahre später auf dieselbe Weise und blies immer ein Stückchen auf seiner Flöte, um sich sein Nachtquartier zu verschaffen. Diese Reiselust der Engländer darf nicht Wunder nehmen, da Luft, Wasser und Feuer auf ihr Geheiß warten, um sie von einem Ufer zum anderen zu führen, und sie in weniger als 3 Stunden, anstaunend und angestaunt werdend, sich unter einem fremden Volke befinden. Keinem Engländer fehlt es beim Reisen an einem Vorwande: der Reiche reist zum Vergnügen, der Arme, um zu sparen, der Kranke zu seiner Wiederherstellung, der Schüler, um zu lernen, und der Gelehrte, um sich von seinen Studien zu erholen. (Rogers' Italy.)

— Königliche geographiſche Geſellſchaft zu London. In einer der letzten Sitzungen dieser Gesellschaft theilte Herr John Barrow einen Auszug aus einem Berichte des Herrn Alexander London mit, der großes Interesse erregte. Der Bericht handelt von einem kleinen Thal auf der Insel Java, welches besonders dadurch merkwürdig ist, daß darin jedes animalische Leben durch den Einfluß der Atmosphäre vernichtet wird. Das Thal ist nur 3 Meilen von Batur auf Java entfernt und ist unter dem Namen Guevo Upas oder Giftthal bekannt. Die Gesellschaft, mit der Herr London reiste, verfolgte einen zu diesem Zweck angelegten Pfad und hatte ein Paar Hunde nebst einigen Vögeln mitgenommen, um damit Versuche anzustellen. An den Bergen angelangt, stieg die Gesellschaft von den Pferden und erklimmte den Abhang eines Hügels, ungefähr eine Viertelmeile hoch, unterstützt von Baumzweigen und vorragenden Wurzeln. Da es in der Nacht stark geregnet hatte, so wurde die Mühe äußerst erschwert, und man fühlte sich sehr ermattet. Als man nur noch wenige Schritte von dem Thal entfernt war, verspürte man einen sehr widrigen und erstickenden Geruch; doch bei der Annäherung an den Rand des Thales verschwand diese Unbehaglichkeit. Der Anblick, welcher sich jetzt darbot, war, der Schilderung zufolge, Entsetzen erregend. Das Thal hat etwa eine halbe Meile im Umfang, 30 bis 35 Fuß Tiefe und eine länglich runde Gestalt. Der Boden schien ganz kahl und eben zu seyn, ohne die geringste Vegetation; einige große Steine lagen hin und wieder darin umhergestreut. Die Blicke der Gesellschaft fielen sogleich auf eine Menge Skelette von menschlichen Wesen, Tigern, Ebern, Hirschen Vögeln, und wilden Thieren aller Art, von denen der ganze Boden bedeckt war. Der Grund, auf dem sie lagen, in der Tiefe des Thals, schien aus einer harten sandigen Masse zu bestehen; man konnte keinen Dunst aus demselben hervordringen sehen, noch irgend eine Oeffnung, durch die er hätte hindurchkommen können, und die Seitenwände waren mit Vegetation bedeckt. Man beschloß nun, hineinzusteigen; ein Jeder von der Gesellschaft brannte sich eine Zigarre an und schickte sich an, bis auf 20 Fuß in das Innere vorzuschreiten; hier verspürte man einen ermattenden und Uebelkeit erregenden Geruch, ohne jedoch dadurch im Athmen behindert zu werden. Ein Hund wurde jetzt an das Ende eines Bambusrohres befestigt und in die Tiefe des Thals vorgeschoben, während Einige von der Gesellschaft, mit der Uhr in der Hand, die Wirkungen beobachteten. Nach Verlauf von 14 Sekunden streckte der Hund regungslos, und ohne sich umzuschauen, die Füße von sich und lebte nur noch 18 Minuten. Jetzt verließ der andere Hund die Gesellschaft und folgte seinem Gefährten; als er jenen erreichte, faß man ihn ganz ohne Bewegung stillstehen, und nach Verlauf von 10 Sekunden stürzte er nieder; er bewegte kein Glied mehr und lebte nur noch 7 Minuten. Man warf nun einen Vogel hinein, der in anderthalb Minuten todt war; noch ein zweiter starb ebenfalls in demselben Zeitverlauf. Während diese Versuche angestellt wurden, fiel ein heftiger Regenschauer, den man indeß kaum bemerkte, weil Aller Aufmerksamkeit von den Experimenten gefesselt war. Auf der dem Standpunkt der Beobachter gegenüberliegenden Seite des Thals lag ein menschliches Gerippe, den Kopf auf den rechten Arm gestützt. Die Einwirkung des Wetters hatte die Gebeine so weiß wie Elfenbein gebleicht. Zwei Stunden brachte man in diesem Thal des Todes zu, und die Gesellschaft hatte wegen des starken Regens, der gefallen war, große Mühe, wieder hinauszukommen. Man glaubte, daß die menschlichen Skelette ehemaligen Rebellen angehörten, die, von der Hauptstraße ab verfolgt, ihre Zuflucht in dies Thal genommen hatten, ohne zu wissen, welcher Gefahr sie sich aussetzten. Die hier beschriebenen Wirkungen stimmen übrigens mit denen der Hundsgrotte (Grotto del Cane) bei Neapel überein und rühren ohne Zweifel aus derselben Ursache her. In einem offenen Thale möchten sie freilich seltsamer erscheinen; aber auch in jener Grotte ist die mephitische Luft so schwer, daß man ohne Nachtheil aufrecht darin stehen kann, da sich dieselbe nur wenige Zoll hoch über die Oberfläche erhebt.

— Sonderbare Pietät. Binderabend, eine Stadt in der Ostindischen Provinz Agra, wird von den frommen Hindus sehr heilig gehalten; man betrachtet sie als den Lieblingsaufenthalt des Gottes Wischnu, und aus den entferntesten Gegenden des Reichs wird nach derselben gewallfahrtet. Diese Stadt liegt mitten in Gehölzen, welche, nach der Erzählung von Augenzeugen, einer unzähligen Menge von Affen zur Wohnung dienen, deren natürliche Neigung zur Bosheit durch die ihnen bewiesene religiöse Ehrfurcht noch gesteigert wird. Es geschieht dies zu Ehren Hunamann's, eines Gottes der Indischen Mythologie, der in der Gestalt eines Affen vorgestellt wird. In Folge dieses verächtlichen Aberglaubens wird eine so große Anzahl dieser Thiere durch die freiwilligen Beiträge der Pilger unterhalten, daß sich Niemand ihnen zu widersetzen oder sie übel zu behandeln wagt. Man kann sich daher oft nur mit Gefahr der Stadt nähern; denn kommt zufällig einem jener Affen die Lust nach einem unglücklichen Reisenden an, so kann dieser sicher seyn, daß die ganze Bande über ihn herfällt und ihn mit Wurfgeschossen, wie sie ihr gerade in den Weg kommen, als Bambusknitteln, Steine und Schmutz, verfolgt; zu gleicher Zeit stoßen die se Thiere ein furchtbares Geschrei aus. Im Jahre 1808 ereignete sich ein trauriges Beispiel von der Gefahr, der man sich bei dem Zusammentreffen mit Thieren dieser Art unterzieht. Zwei junge Kavallerie-Offiziere von der Bengalischen Armee waren zufällig in diese Gegend gekommen und wurden von einem Trupp Affen angegriffen; der Eine von diesen jungen Leuten hatte aus Unvorsichtigkeit auf einen Affen Feuer gegeben. Der Knall zog den ganzen Haufen herbei, die Faurs gesellten sich dazu, und nun wurden die Offiziere mit solcher Wuth angefallen, daß sie, obgleich sie auf Elephanten ritten, sich genöthigt sahen, ihr Heil in der Flucht zu suchen und Beide bei dem Versuch, den Dschemna-Fluß zu passiren, ums Leben kamen. Binderabend liegt auf dem rechten Ufer des Dschemna, 35 Meilen nordwestlich von Agra, unter 27° 31' nördlicher Breite und 77° 34' östlicher Länge von Greenwich. (Lit. Gaz.)

— Zeitmeſſer zur Anſtellung der allergenaueſten Beobachtungen. Dieser verbesserte Chronometer besteht, wie gewöhnlich, aus 5 Rädern und einer cylinderförmigen Hemmung. Es geschehen 18,000 Schwingungen in einer Stunde, also in jeder Sekunde fünf. Der Zeiger legt demnach in jedem Raum zwischen den Abtheilungen des Zeitmessers 5 kleine Sprünge zurück. Das Anhalten des Zeigers kann nur auf einen dieser Sprünge Einfluß haben, so daß die Ungenauigkeit in der Bewegung auf weniger als ein Fünftheil einer Sekunde beschränkt wird und das Instrument daher zu dem bestimmten Zweck hinreichend genau ist. Wenn die Maschinerie in Bewegung gesetzt werden soll, so drückt man auf einen Knopf, der dem an Repetiruhren befindlichen ähnlich ist, und dessen Wirkung man nach Belieben Einhalt thun kann, je nachdem es die anzustellende Beobachtung erfordert. Man sieht dann nach dem Standpunkt des angehaltenen Zeigers und notirt die Sekunde nebst dem dazu gehörigen Bruch, worauf der Weiser bei seiner Hemmung gerade zeigt. Dieser Bruch ergiebt sich natürlich, wenn man den ganzen Raum zwischen den beiden Abtheilungen, innerhalb deren die Hemmung geschieht, in fünf theilt und den Punkt des Stillstandes bezeichnet, wobei jedoch zu bemerken ist, daß man bei dieser Theilung und Bestimmung mit großer Sorgfalt verfahren muß, um Ungenauigkeiten zu vermeiden. Sobald die Beobachtung aufgezeichnet ist und man eine andere anstellen will, drückt man mit dem Finger auf den Modelknopf, um den Sekundenzeiger in Bewegung zu setzen, und sogleich wird man ihn schnell wieder an seinen Platz eilen sehen. Um diese Bewegung genauer zu verifiziren, hat der Erfinder noch einen anderen Zeiger angebracht, der nicht mit dem ersteren zugleich still steht, damit man sehen kann, daß der letztere unterdessen wirklich schon seinen Platz erreicht und den anderen überholt hat. Dieser Theil des Mechanismus besteht darin, daß mit dem kleinen Mittelrade ein Triebwerk, von gleichem Rhythmus wie das Sekundenrad, zusammenhängt, und daß man auf die Verlängerung der Axe dieses Triebwerkes, als den Mittelpunkt eines zweiten Sekundenweisers, noch einen zweiten beweglichen Zeiger aufsetzt. (Lond. and Paris Observer.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt in Berlin in der Expedition der Allgem. Preuß. Staats-Zeit. (Mohrenstraße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöblichen Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 17. Februar 1832.

England.

Observations on the Mussulmans of India: descriptive of their manners, customs, habits and religious opinions. Made during a twelve Years residence in their immediate society. By Mrs. Meer Hassan Ali. (Bemerkungen über die Ostindischen Moslemin, deren Sitten, Gebräuche und religiöse Meinungen; gesammelt während eines zwölfjährigen Umganges mit denselben. Von Frau Mier Hassan Ali.) 2 Bde. London, 1832.

Frau Mier Hassan Ali ist eine Englische Dame, die einen Moslemitischen Seied, einen sogenannten Abkömmling des Mohamed, den sie, wie sie uns erzählt, in England kennen gelernt hatte, heirathete. Nach ihrer Hochzeit ging sie mit ihrem Ehemanne nach Ostindien, wo sie von ihrem Schwiegervater Mier Hadschi Schah, einem ehrwürdigen Greise, dessen religiöser Charakter und würdiges Benehmen ihm schon seit einer langen Reihe von Jahren die Achtung und Anhänglichkeit seiner Landsleute verschafft hatten, mit Herzlichkeit empfangen wurde. In seiner Nähe lebte die Verfasserin zwölf Jahre, während welcher Zeit sie mit den Eingebornen in ununterbrochenem Verkehre stand, wodurch sie mit deren Gebräuchen auf das Innigste vertraut wurde und eine genaue Kenntniß von ihrer Geschichte und ihren religiösen Ceremonien erhielt. Jetzt nach England zurückgekehrt, publizirt sie das Resultat ihrer Beobachtungen in zwei Bänden, deren geringste Empfehlung darin besteht, daß sie überaus unterhaltend sind.

Die Verfasserin folgt in ihren Schilderungen keiner bestimmten Ordnung, sondern wie gerade die Gegenstände ihrem Gedächtnisse sich darbieten, so zeichnet sie dieselben auf. Ihre Darstellungen sind nicht klassifizirt oder in einer solchen Form entwickelt, wie sie der Leser wünschen möchte, um in jedem besonderen Abschnitt sogleich einen Ueberblick aller dahin gehöriger Einzelheiten zu gewinnen; vielmehr folgen sie auf einander, wie die einzelnen Erinnerungen ihr näher oder entfernter vorschwebten. Daher kommt es, daß sich historische Notizen, Legenden des Aberglaubens und Anekdoten von Personen oft da eingeschlichen haben, wo man sie am wenigsten erwarten sollte, und daß man beim Lesen des Buches die Erzählung einer redseligen, aber äußerst unterrichteten Person am winterlichen Kamin zu hören glaubt. Auch die Schreibart der Dame ist dieser umherflatternden Erzählungsweise angemessen. Der Ton, in dem sie ihre Erlebnisse und Erinnerungen beschreibt und mittheilt, ist ganz der des gewöhnlichen Lebens, oft ein wenig lose und fehlerhaft, und noch häufiger abgenutzt und alltäglich. Doch beabsichtigen wir ja auch nicht, auf die Darstellungsweise der Frau Hassan Ali die Aufmerksamkeit zu lenken, sondern auf den Inhalt ihrer Erzählungen, und in dieser Beziehung kann sich ein Jeder, der dies Werk in die Hand nimmt, versichert halten, einen Schatz von unterhaltenden und interessanten Gegenständen darin zu finden. Als sie schrieb, war ihr sicherlich unbekannt, was während ihres Aufenthaltes in Indien über denselben Gegenstand in England geschrieben und herausgegeben wurde, und sie wiederholt daher manches bereits Bekannte; aber was sie giebt, ist immer schätzenswerth, als ein Ergebniß eigener Beobachtung, und durch den Stempel prunkloser Wahrheit bezeichnet; außerdem ist es deshalb besonders interessant, weil eine Frau, und zwar eine einsichtsvolle Frau, welche Gelegenheit gehabt, aufmerksame Beobachtungen anzustellen, ihre Ansichten über den Zustand der Gesellschaft in Indien darin niedergelegt hat.

Die Religion der Moslemin theilt sich bekanntlich in zwei Sekten, die Schiiten und die Suniten. Ihr hauptsächlichster Differenzpunkt besteht in dem Streit über Mohameds Nachfolger, indem die Ersteren an die Emauns (Ali und dessen nächste Abkömmlinge), die Letzteren aber an die mit dem Usurpator Omar beginnenden Kalifen glauben. Da der Gatte der Verfasserin zu den Schiiten gehört und überdies ein Seied, ein Mann von vornehmem Rang unter den Moslemin, ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie für dessen Sekte besondere Vorliebe hegte. In der äußerlichen Gottesverehrung der verschiedenen Ostindischen Moslemin ist jedoch kaum ein Unterschied wahrzunehmen; sie glauben Alle mit gleicher Begeisterung an den Propheten; und wenn gleich einige Ceremonien der Einen von den Anderen verworfen werden, so bleibt ihnen doch ein gemeinsamer Grund der Vereinigung. In ihren religiösen Gebräuchen sind sie äußerst gewissenhaft. Fasttage und Feste werden streng von ihnen beobachtet; und Mildthätigkeit scheint bei allen öffentlichen Vorfällen der Trauer und der Freude als eine Pflicht vorzuwalten. Zu den auffallendsten Eigenthümlichkeiten der Moslemin gehören ihre Hochzeitsgebräuche, die auf das kostbarste und feierlichste vollzogen werden. Eine Hochzeit gilt für ein so wichtiges und glänzendes Ereigniß, daß die betheiligten Personen oft die größte Verschwendung dabei ausüben und ihre Vermögens-Umstände dadurch für ihr ganzes Leben zerrütten. Vielweiberei ist gesetzlich erlaubt, und man bedient sich dieses Gesetzes, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die erste Frau das Haupt der Haushaltung wird und die weniger begünstigten Nebenbuhlerinnen ihr untergeben sind. Auch der wackere und weise Mier Hadschi Schah folgte diesem Gebrauch, und seine Schwiegertochter scheint sich so sehr daran gewöhnt zu haben, daß sie bei der Geschichte einer seiner untergeordneten Frauen mit solcher Liebe verweilt, als ob sie einen ergötzlichen Roman erzählte. Es wäre wünschenswerth, zu wissen, ob ihr Gatte, ein vornehmer Linguist, das Beispiel seines würdigen Vaters nachahmte. Dieser Wunsch muß noch mehr durch den Enthusiasmus angeregt werden, mit dem die Dame in mehr als einer Beziehung ihr Gefallen und ihre Billigung in Bezug auf die Sitten der Moslemin ausspricht. Doch es ist nun Zeit, einen Blick in dieses Panorama von Gebräuchen und Trachten zu thun. Die Verfasserin handelt zunächst von den muselmännischen Frauen. Diese Frauen werden im strengsten Verwahrsam gehalten; es wird ihnen nie gestattet, ihre Sihnahnahs oder Palaste zu verlassen, und niemals erlaubt, mit Jemand zu sprechen oder Jemand zu sehen, außer ihren nächsten Verwandten. Die Unwissenheit, in welcher diese armen Weiber daher über die äußere Natur und den Verlauf der Welt schweben, ist wahrhaft beklagenswerth, obgleich Frau Hassan Ali versichert, daß sie sich dessenungeachtet sehr glücklich fühlen. Von dem Sihnahnah, dem Gefängniß der Frauen, giebt die Verfasserin folgende Beschreibung:

„Man denke sich ein ziemlich großes Viereck; drei Seiten desselben aus Wohngebäuden und die vierte aus Küchen, Wirthschafts-Gebäuden und Polterkammern bestehend; in der Mitte ein offener Hofraum. Zu den Wohngebäuden führen vom Hofe aus einige Stufen; eine Reihe von Pfeilern bildet die Vorderseite des Gebäudes, welches kein oberes Stockwerk enthält; das Dach ist platt; die Seiten und der hintere Theil haben keine Fenster und nicht die geringste Oeffnung, durch welche frische Luft eindringen könnte. Eigentlich sind die Seitenflügel und das Hintergebäude nichts als hohe Mauern, die den Raum einschließen, und nur von der Vorderseite des Wohngebäudes, nach der Seite des Hofraums zu, kömmt Tageslicht hinein. Die Gemächer sind in lange Säle abgetheilt, an deren äußersten Enden sich kleine Zimmer oder finstere Erker befinden, welche zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten oder Mundvorräthen bestimmt sind; an diesen Alkoven sind auch Thüren angebracht; dies sind aber die einzigen Orte in dem ganzen Sihnahnah oder Mahul, dem von Frauen bewohnten Haus oder Palast, wo ich dergleichen gefunden habe; der Fußboden besteht entweder aus geebneter Erde, Steinen oder Ziegeln; Dielen sind noch nicht in Gebrauch gekommen. Da in den Sälen weder Thüren noch Fenster befindlich sind, so bedient man sich an deren Stelle, um die Gemächer warm und abgesperrt zu erhalten, dick wattirter Vorhänge, welche so eingerichtet sind, daß sie gerade die Oeffnung zwischen je zwei Pfeilern ausfüllen. Einige Sihnahnahs haben zwei Reihen Pfeiler in den Sälen und an jeder von beiden solche wattirte Vorhänge, so daß hieraus zwei abgesonderte Säle entstehen, welche bei vorkommenden Gelegenheiten von Nutzen sind und auch größere Wärme gewähren; da, wo der Haushalt der Dienstboten und Sklaven sehr zahlreich ist, erscheint eine solche Einrichtung als vorzüglich angemessen. Der Fußboden der Säle ist zu unterst mit den im Lande gewöhnlichen Matten aus Dattelblättern belegt, und über diese werden dicke, baumwollene Teppiche, in blauen und weißen Streifen oder in Schattirungen von Blau gewebt, — das vorzüglichste Fabrikat der oberen Provinzen von Indien, — ausgebreitet; diese sind wieder mit weißen Kalifo-Teppichen bedeckt, und auf letzteren nehmen die Frauen ihren Sitz."

„Die Ruhebetten der Familie sind den Tag über an der hinteren Seite des Saales neben einander aufgestellt, um bei Nachtzeit von dort an irgend einen beliebigen Platz gebracht zu werden, bisweilen selbst in den offenen Hofraum, um der freien Luft zu genießen. Alle sind nach gleichem Modell verfertigt und nur an Qualität und Größe verschieden; sie erheben sich ungefähr eine halbe Elle über den Fußboden; die Füße derselben sind unten rund und breit, werden aber schmäler da, wo sie mit dem Gestell zusammenhängen. Dieses letztere ist mit dickem baumwollenen Band über-

schnürt, das besonders dazu angefertigt und würflicht gewirkt ist; das Lager ist daher weich und fast elastisch, und es ruht sich ganz vortrefflich darauf. Die Füße dieser Ruhebetten sind zuweilen von Gold, auch von vergoldetem oder reinem Silber; manchmal von feinem Holz mit Figuren aus eingelegter Arbeit; bei den niederen Klassen findet man sie nur von gewöhnlichem gemahlten und überfirnißten Holz; die Bettstellen der Dienstboten sind aus gemeinem Mangeholz ohne Verzierungen, und die elastischen Schnüre, auf denen die Betten liegen, aus dem faserigen Netz der Kokosnuß verfertigt. So sind die Ruhebetten aller Volksklassen eingerichtet. Selten haben sie Matratzen; ein weißes Polster wird über das Schnürwerk ausgebreitet, darüber ein Bettuch aus Kaliko, welches an den vier Ecken des Gestells mit Stricken und Quasten festgebunden wird. Unter den Kopf werden einige dünne flache Kissen aus festgestampfter Baumwolle gelegt. Eine Bettdecke aus Nesseltuch für die warme Jahreszeit und eine gut wattirte Decke für den Winter ist Alles, was diese Kinder der Natur beim Schlafen zu ihrer Bequemlichkeit brauchen. Von besonderen Nachtkleidern wissen sie nichts; denselben Anzug, der eine Dame bei Tage schmückt, behält sie auch bei Nacht an, bis ein Wechsel der Kleidung nothwendig wird. Unter den vornehmsten Klassen herrschen in dieser Beziehung dieselben Gewohnheiten wie unter den niedrigsten; wer es daran wenden kann, zieht jedoch für die Nacht einen Kaschmirshawl vor, wenn es nämlich so kalt ist, daß man ihn ertragen kann. Wollene Zeuge werden nur von den ärmsten Landleuten getragen, welche sie dann aus Mangel an besseren Kleidungsstücken während des Winters Tag und Nacht anbehalten; sie sind gewöhnlich von schwarzer Farbe."

Das Volk ist natürlich sehr abergläubisch. Es glaubt an böse Geister, an Wunder, Zauberei und einflußreiche Kräuter. Der einzige Aberglaube, welcher der Erwähnung werth und fast poetisch ist, wird in folgenden Worten geschildert:

„Was wird man zu der sonderbaren Sitte sagen, „„den Mond mit einem Zuge einzuschlürfen?"" Ein silbernes Becken nämlich wird mit Wasser angefüllt und so gehalten, daß der Vollmond sich darin spiegelt; die Person, welche aus diesem Trunk Heil schöpfen soll, muß ihren Blick unverwendet auf den Mond in dem Becken richten, nachher ihre Augen schließen und die Flüssigkeit in einem Zuge hinunterschlürfen. Dieses Mittel wird bei nervösen Zufällen und auch bei Herzklopfen von den dortigen Aerzten empfohlen."

Der Landplagen giebt es in Indien so viele, daß das in diesem Werke mitgetheilte Verzeichniß derselben hinreichen wird, selbst den herzhaftesten Europäer von dem Wagniß abzuschrecken, in einem solchen Klima seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Was z. B. die Frösche betrifft, so heißt es darüber: „So harmlos auch die Frösche ihrer Natur nach sind, so verursachen doch diese Thiere den Bewohnern Indiens nicht wenig Belästigung. Sie hüpfen ganz dreist in großer Menge in deren Häuser und pflegen selbst in ihre Betten wie in ihre Zimmer einen Weg zu finden; ihr Quäken während der Regenzeit ist fast betäubend, besonders bei Abend und des Nachts. Ehe noch der Morgen tagt, schleichen sich diese Thiere zu jeder offenen Thür hinein und verkriechen sich den Tag über unter die Matten und Teppiche, zum großen Ekel aller derjenigen, die gegen diese garstigen Thiere einen Widerwillen hegen."

Der Fliegen und Musquites, die in ganzen Wolken umherschwärmen, in die Speisen fallen und sich auf Hände und Gesicht setzen, braucht hier wohl nicht erst Erwähnung zu geschehen. Jedermann kennt sie, und glücklich ist der, welcher sie nur vom Hörensagen kennt. Eine noch größere und länger fortwirkende Plage ist aber die weiße Ameise. Die Verfasserin sagt darüber: „Die weiße Ameise richtet schreckliche Verwüstungen an; wo sie einmal sich eingeschlichen hat, da ist das Haus von einer völligen Plage heimgesucht. Sie ist das schädlichste Insekt in der ganzen Welt und verursacht in einer Stunde mehr Unheil, als ein ganzes Menschenleben wieder gut machen kann. Besonders scheinen es diese Ameisen auf den Putz der Damen abgesehen zu haben, und schon manche Garderobe, mit den kostbarsten Kleidern und Galanterie-Waaren angefüllt, wurde von ihnen vernichtet, ehe man noch ihre Nähe ahnte oder ihre Spur entdeckte. Sie zerstören Balken an den Dächern der Häuser, Schränke mit werthvollen Papieren, Teppiche, Decken und Möbel mit einer solchen Schnelligkeit, daß sie dadurch, wie unscheinbar sie auch dem Ansehen nach sind, unter allen Insekten zu dem furchtbarsten Feinde der Menschen werden." — Die Verfasserin war Augenzeuge von dem Zug eines Heuschreckenschwarms, und sie giebt davon folgende Schilderung: „Schon lange, bevor sie herankamen, saß ich in einem offenen Raum unter dem Schatten meines Hauses, um sie genauer zu beobachten. Das erste Geräusch, durch das sie mir vernehmlich wurden, glich dem leisesten Lufthauch, nahm aber an Stärke zu, je mehr die lebendige Wolke sich näherte, und als sie über meinem Haupte hinzogen, glich das Geräusch dem Rauschen des Windes, wenn er durch das Laub der Bäume fährt." — Das furchtbarste Erlebniß der Frau Ali war jedoch jener schreckliche Sturmwind, der völlige Finsterniß verursacht, und den die Eingebornen Tufahn oder Haundib nennen. „Sein erstes Nahen," sagt sie, „wird durch gelbe finstere Wolken-Säulen am Saum des Horizonts verkündigt; die Eingebornen geben dann sogleich ein Lärmzeichen, löschen die Feuer in den Küchen aus und lassen die Purdahs herunter; in den nach Europäischer Art gebauten Häusern schließt man Thüren und Fenster zu. Wer nicht Zeuge dieser Naturerscheinung gewesen ist, kann sich von dem Toben dieses Sturmes unmöglich eine Vorstellung machen. In wenigen Minuten wird durch die dikken Staubwolken gänzliche Finsterniß hervorgebracht, und der furchtbar sausende Wind treibt den feinen Sand, welcher die Finsterniß erregt, durch jede Ritze und Spalte der Häuser, so daß auch in den verwahrtesten Zimmern jedes Möbel mit Sand bedeckt und der ganze Raum mit einem dichten Nebel angefüllt wird; Menschen, Kleidungsstücke, Möbel und Speisen, wenn es gerade Essenszeit ist, werden mit einer schmutzigen Farbe überzogen, und wenn man auch Lichter ansteckt, um die schreckliche Finsterniß zu erhellen, so dienen sie doch nur dazu, die allgemeine Verwirrung noch sichtbarer zu machen."

Wir glauben, diese Auszüge werden hinreichend seyn, um von dem Werke der moslemisirten Engländerin eine Anschauung zu geben.

(Atlas.)

Bibliographie.

The eastern origin of the celtic nations. (Der orientalische Ursprung der celtischen Nationen, nachgewiesen durch einen Vergleich ihrer Dialekte mit dem Sanskrit, dem Griechischen, Lateinischen und den Teutonischen Sprachen; ein Nachtrag zu den Untersuchungen in Bezug auf die physische Geschichte der Menschheit.) Von J. C. Prichard. Oxford.

Eminent British military commanders. (Ausgezeichnete Britische Militair-Befehlshaber.) Erster Theil, die Lebensbeschreibungen von Sir Walter Manny, Sir Fr. de Vere, Oliver Cromwell und vom Herzog von Marlborough enthaltend. [Bildet auch den 25sten Band von Lardner's Kabinet-Encyklopädie.] Von G. R. Gleig. Pr. 6 Sh.

Italian republics. (Italiänische Republiken, oder Entstehen, Fortschreiten und Sinken der Italiänischen Freiheit.) Von J. C. L. de Sismondi. [Bildet ebenfalls einen Band von Lardner's Kabinet-Encyklopädie.] Pr. 6 Sh.

Sketch of the reformation in England. (Skizze der Reformation in England.] Von J. L. Blunt.

Grammar of modern Geography. (Grammatik der neueren Geographie.) Von Ring. Nebst einem Atlas. Pr. 10½ Sh.

Why and Because. (Warum und Weil.) 3 Bde. Pr. 12 Sh.

Stories of animals. (Thier-Geschichten.) Zweite Reihefolge. Pr. 2½ Sh.

Tales written during a wet summer. (Erzählungen, während eines nassen Sommers geschrieben.) In 24mo. 1½ Sh.

Frankreich.

Fürst Talleyrand.

Nach einer in England erschienenen Charakterschilderung.

(Schluß.)

Wenn man einem Manne auch den Besitz eines höchst ausgezeichneten Talents zuerkannt hat, bleibt es doch immer schwierig, diesem Talente seine Stellung zu geben und seinem Besitzer den ihm gebührenden Platz unter den Männern von außerordentlichen Eigenschaften anzuweisen. Die verschiedenen Abstufungen unter solchen Männern sind in der That weit mehr in der Verschiedenheit ihres Charakters zu suchen, als in der ihrer Einsichten. Der Charakter mancher Leute ist von solcher Gradheit und der Charakter Anderer von solcher Geschmeidigkeit, daß dadurch allein ihr Schicksal und ihre Laufbahn bestimmt werden. Männer von großer Energie, wenn sie in Zeiten leben, die der Richtung ihres Geistes besonders günstig sind, schwingen sich unversehens bis zur Spitze der Angelegenheiten und führen alles ihnen Vorkommende mit der Heftigkeit eines Wirbelwindes aus, so lange die Umstände dem Volk, unter dem sie auftreten, dieselbe Leidenschaft einflößen, welche in ihnen vorwaltet. Dies sind die Männer, denen der größte Name in der Geschichte zu Theil wird; denn sie repräsentiren nicht nur ihre besondere Epoche, sondern erscheinen auch als die stärkste und majestätischste Repräsentation derselben. Aber man vergesse nicht, daß es eines besonderen Zusammentreffens von Umständen bedarf, um solche Geister in Thätigkeit zu bringen, und wenn dann später andere ihrem Geist weniger verwandte Verhältnisse eintreten, so sind sie unfähig, ihren Genius vor der Gewalt der Ereignisse zu beugen, sie zertrümmern und zerschellen an denselben und werden so von eben der Charakterstärke gestürzt, der sie ihre ursprüngliche Erhöhung verdankten.

Hiervon haben wir ein wunderbares Beispiel in unseren eigenen Tagen erlebt. Die Laufbahn Bonaparte's, der gerade in dem Moment auftrat, wo seine Talente und sein Charakter Einfluß ausüben mußten, kann in drei Epochen getheilt werden. — Die erste war diejenige, wo die Französische Nation und die Französische Armee Eins waren und eine einzige Leidenschaft durch ganz Frankreich vorherrschte, für Sicherheit im Innern und Waffenglück im Auslande. Dies war der Zeitraum, dem Napoleon eigentlich angehörte, der Zeitraum, der sich für sein Streben nach der höchsten Gewalt und für seine militairischen Talente eignete, und damals war er wirklich das, wofür er später eitel genug war sich zu halten, der wahrhafte und einzige Repräsentant der Nation. Der nächste Zeitabschnitt war der, wo er, von seinem Genius fortgerissen, die öffentliche Meinung hinter sich ließ, was in dem von ihm befolgten Verfahren seinen Grund hatte. Die Bewunderung seines kriegerischen Ruhms, die ihm den höchsten Platz in der Republik verschafft hatte, machte er zur Grundlage für eine Herrschaft der Willkür; das Verlangen nach Sicherheit, welches ihm als freier Magistratsperson Kraft verliehen hatte, machte er zur Basis einer knechtischen Unterwerfung. Der dritte und letzte Zeitabschnitt von Napoleons Regierung beginnt da, wo sein despotischer Geist in der öffentlichen Meinung, von der bis dahin die Tyrannei, aus Sehnsucht nach Ruhe, begünstigt worden war, eine Reaction hervorgerufen hatte, während sein kriegerischer Geist, eben so excentrisch, selbst den Kampfeifer seiner

Soldaten ermüdet hatte. Damals war es, wo die Freiheit durch jedes zu ihrer Unterdrückung bestimmte Dekret neue Stärke gewann, und wo eine große Armee, die fast unlustig auf Eroberungen ausgezogen war, eine völlige Niederlage erlitt. Volksgunst würde keineswegs von dem Kaiser im Jahre 1812 verschmäht; aber da Entschiedenheit und Gewalt einmal die Elemente seines Genius waren, so schmeichelte er sich auch, daß er jene Gunst durch Gewalt und Entschiedenheit behaupten würde. Mit einem Wort, die kräftige Energie und die Eigenthümlichkeit seines Charakters, die seine Person zum Typus einer jener Zeitepochen machten, durch welche die ganze gesellschaftliche Einrichtung Frankreichs gleichsam in einem reißenden Strudel hindurchgetrieben wurde, waren zu hartnäckig und unbeugsam, um sich nach den Bedürfnissen und Wünschen Anderer lenken und einschränken zu lassen.

Der Charakter unseres berühmten Diplomaten bildet zu demjenigen seines großen Meisters und Zeitgenossen einen völligen Gegensatz, der theils aus dem Temperamente hervorgeht, theils in Nebenumständen seinen Grund hat, die man mit dem Namen Erziehung bezeichnen kann. Dieser, der seine Kindheit auf den Felsen von Korsika verlebte, und dessen Jugend unter Besorgnissen und Entbehrungen verfloß, die dem Romantischen früherer Eindrücke eine gewisse Härte verleihen, konnte nicht dem jungen Edelmann gleichen, von dem man, so manche einzelne Entbehrungen er auch in seiner Kindheit gehabt haben mag, doch immer sagen kann, daß er im Schoße eines üppigen Hofes gewiegt ward, und dessen jugendliche Kraft, ohne daß wir ihm alle Untugenden eines Valmont beilegen wollen, doch durch die Vergnügungen dieses Hofes zu verschwenderisch vergeudet wurde. Während der Eine in der Handhabung aller Kräfte einer Nation, so lange sie seinen Wünschen sich darlieh, eine eiserne Stärke zeigte, ließ sich der Andere, von Natur bildsam, von den Händen eben dieser Nation fast in jegliche Gestalt formen. Weder der Eine, noch der Andere — der Kaiser, als er den Imperatorthron bestieg, und der Minister, da er während aller auf einander folgender Veränderungen seinen Platz behauptete — handelten bloß mit berechnender Ueberlegung; die Handlungen Beider folgten ganz natürlich aus der Neigung und Verfassung ihrer Gemüther. Die Leidenschaft jenes Mannes trieb ihn an, jedes Hinderniß auf seinem Pfade niederzuschmettern, und er strauchelte erst, als das Beil in seiner Hand selbst zerschmetterte; der kalte Scharfblick des Letzteren ließ ihn die Zukunft auf seinem Wege vorhersehen, und die Fügsamkeit seines Charakters bereitete ihn dazu vor, während jene nach und nach wirklich herankam. Wir wagen es, zu behaupten, daß Herr von Talleyrand häufig bloß einer Ueberzeugung gefolgt ist, die durch eine ihm eigenthümliche Voraussicht sich allmälig in ihm gebildet hatte, während man ihn doch anklagte, daß er plötzlich sein Gewissen und seine Freunde verrathen habe. Wenn wir jedoch die Scenen betrachten, welche er durchlebt, und die Männer, mit denen er sich vertraut gemacht hat, so können wir nicht umhin, es auszusprechen, daß der Französische Diplomat weder *sehr offen* in seinen Handlungen, noch *sehr streng* in seinen Grundsätzen ist.

Die Uebergänge vom ancien regime zur constitutionnellen Monarchie, vom Wohlfahrts-Ausschuß zum Direktorium, vom Direktorium zum Konsulate, vom Konsulate zum Kaiserthum, vom Kaiserthum zur Restauration und von der Restauration endlich zur neuen Revolution waren entweder die nothwendigen Folgen des Vorhergegangenen oder doch im Ganzen der Nation förderlich. Und so entschuldigt Herr von Talleyrand die Verletzung seiner Freundschaften, indem er sagt: Er sey stets *Frankreichs* Freund gewesen. Auch würde es in der That zu keinem Vorurtheil gegen irgend Jemand berechtigen, daß er an einer dieser Veränderungen thätigen Antheil genommen; aber bei *allen* betheiligt gewesen und am Platze geblieben zu seyn, wenn es auch, wie wir zugeben wollen, keine Abweichung von den praktischen Regeln der Politik beweist, muß doch in jedem Fall eine gewisse Doppelsinnigkeit des Benehmens und eine Schlaffheit der Grundsätze erfordert haben, wodurch immer unsere Achtung für das Individuum geschmälert wird, wenn auch für das Gemeinwohl kein Schaden daraus hervorgegangen wäre.

Das frühere Leben des Herrn von Talleyrand bildete einst den Gegenstand jeder Lügenschrift, die dem schlechten Geschmack des Publikums geboten wurde. Während der General Bonaparte mit Hörnern auf dem Kopf gemalt wurde, stellte man den Bürger Talleyrand als eine besondere Art von Teufel dar, als einen frechen, philosophischen, mephistopheliſchen Teufel mit einem Schweif, der sich in jeder Art von moralischer Verderbtheit wälzte. Vierzehn Jahre alt, sollte er ein Komplott gemacht haben, um das Christenthum zu stürzen und die Kirchen in jene Art von Häusern zu verwandeln, die man, dem Sprichworte zufolge, stets in der Nachbarschaft der Kirchen findet. Von siebzehn bis zu zwanzig hieß es von ihm — wir folgen den Worten eines Journals, das von diesen sauberen Geschichten Notiz nahm — „er habe sich gerühmt, daß sechs Ehemänner, aus Eifersucht auf seine Rechnung, sich das Hirn zerschmettert hätten; daß achtzehn Liebhaber, die ihn aus Eifersucht herausgefordert, im Duell umgekommen wären; daß zehn von ihm verlassene Weiber sich aus Verzweiflung ins Kloster zurückgezogen hätten, während zwölf unverheirathete Mädchen, aus Verzweiflung an seiner Treue, verschmachtet oder an Gift gestorben wären; nicht zu rechnen alle die Hunderte und Tausende von Damen, jung und alt, die, weil er sie verlassen, Trost in der Seine gesucht haben sollen." Trefflicher, frommer Ludwig XVI., der du einem Mann von so musterhafter Aufführung ein Bisthum anvertrauen konntest! Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß ein klein wenig Uebertreibung in diesen Berichten herrscht; in der That, sie strotzen von einer verwirrten Mischung der Thatsachen und Zeitbestimmungen und verdienen kaum der Erwähnung, der wir sie hier beiläufig gewürdigt haben.

Herr v. Talleyrand, wegen der Unförmlichkeit seines Fußes von seinem Vater geringgeschätzt, wurde als Knabe mit großer Strenge behandelt und gezwungen, gegen Geschmack und Neigung sich der Kirche zu widmen. Diese Behandlung, welche, sonderbar genug, auch seinem Freunde Mirabeau von dessen Vater, obwohl aus anderen Gründen, zu Theil wurde, übte ohne Zweifel einen großen Einfluß auf sein Gemüth aus, das eben in der Bildung begriffen war; und in der That machte er sich während seiner Studien auf der Sorbonne durch sein finsteres und hochmüthiges Wesen, so wie durch sein zurückgezogenes und arbeitsames Leben, welches er stets unter Büchern zubrachte, bemerklich. Im Jahre 1789 in die glänzende Stellung eines Agenten des Französischen Klerus versetzt, hielt er jene Rede gegen die *Lotterieen*, über welche Frau von Stael in ihrem Werke über die Revolution eine Art von Tadel ergehen läßt, die ihm aber die Bekanntschaft und Protection Ludwig des XVI. erwarb. In der National-Versammlung konnte er kaum „ein Redner" heißen, da ihm sowohl jene Gewalt und Majestät des Ausdrucks, als jene Energie im Vortrag fehlte, die eine Volksversammlung fesseln und beherrschen. Seine Reden waren jedoch sehr ausgezeichnet, nicht nur durch die geschmackvolle und epigrammatische Sprache, worin sie abgefaßt waren, sondern auch durch die Nützlichkeit ihres Inhalts und die darin entwickelte Kenntniß und Erfahrung. Seine Bemerkungen über die fernere Verausgabung von Assignaten, welche sich in dem Appendix zu Herrn Thiers Geschichte der Revolution befinden, zeigen ganz besonders von gesundem und scharfem Urtheil sowohl, als von Kenntniß jener Finanz-Prinzipien, welche, wie er es vorhersagte, leider einen nur zu unheilvollen Ausgang nahmen, indem diese verderbliche und doch für den Augenblick vielleicht nothwendige Speculation gänzlich fehlschlug. Eine Rede dürfen wir hier nicht übergehen, ohne die edlen Gesinnungen, durch die sie hervorgerufen wurde, rühmend anzuerkennen, diejenige nämlich, welche er zur Vertheidigung des verfolgten Klerus hielt, den er, trotz dessen Unpopularität, nicht verlassen wollte.

Als Schriftsteller ist uns Herr von Talleyrand durch sein Werk über den öffentlichen Unterricht bekannt, welches gewiß Niemanden fremd geblieben ist, und durch zwei in dem *Institut* von Paris vorgelesene Abhandlungen, die ihrem Verfasser großen Ruhm erwarben, sowohl wegen der Tiefe seiner Ansichten, als wegen der bisweilen zu einer höheren Stufe der Beredsamkeit sich erhebenden anmuthsvollen Leichtigkeit, womit dieselben dargelegt waren. Diese Abhandlungen waren: „Ein Versuch über die Vortheile, welche neue Kolonieen unter den jetzigen Umständen gewähren würden," und: „Eine Denkschrift über die zwischen England und Amerika bestehenden Handels-Verhältnisse," das Resultat von Beobachtungen, welche Herr v. Talleyrand bei seinem Aufenthalt in dem letzteren Lande zu machen Gelegenheit hatte. Die erste Abhandlung enthält die Theorie der Kolonisirung, die zweite deren Belag durch Beispiele. Der Verfasser sieht in einem gesellschaftlichen System, das noch der Sklaverei als eines seiner Theile bedarf, den Keim der Auflösung vorher. Er sieht die Unmöglichkeit vorher, das Französische West-Indien zu behaupten, und ist der Meinung, daß die daraus gezogenen Vortheile der das Geschick der Staaten bildenden Gewalt der Nothwendigkeit weichen müßten. Herr von Talleyrand sieht in die Zukunft, und indem er zu gleicher Zeit um sich schaut und auch die gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes betrachtet, in das er zurückgekehrt, und wo die seit langer Zeit aufgewühlten Leidenschaften einen Ausweg für ihre überreizte Kraft und Ehrbegierde bedurften, schlägt er, als einen Abzugs-Kanal für jene überströmende Heftigkeit und Thatkraft, welche Frankreich alle seine Ruhe raubten, irgend ein großes und unerforschtes Land vor, das in ziemlicher Entfernung von dem früheren Revolutions-Schauplatz läge und den verschiedenartigsten Plänen seine Arme öffnen, die mannigfachsten Hoffnungen in sich aufnehmen könnte; so werde es einen Theil jenes Geistes verschlingen, der zu unbändig geworden sey für das Königreich, das ihn in seine Gränzen einschließe. Aegypten war es, welches er als einen solchen Zufluchtsort betrachtete, sowohl für den Ackerbau West-Indiens, als für die mancherlei Leidenschaften, welche sein Vaterland beunruhigten.

„Und wie viele Franzosen," ruft er aus, „müßten diesen Gedanken mit Entzücken umfassen! Wie vielen ist, wenn auch nur für einen Augenblick, ein anderer Himmelsstrich *Bedürfniß* geworden! Die allein stehen und Alles, was ihrem Vaterlande Reiz verlieh, unter dem Messer der Guillotine verloren haben — denen dies Land zur Wüste geworden ist — denen es nur die Früchte der Reue und der Gewissensbisse trägt — die sich nicht entschließen können, ihre Hoffnungen auf dem Fleck zu gründen, auf dem schon das Denkmal ihres Unglücks sich erhebt — und jene Menge politischer Invaliden, jene unbiegsamen Charaktere, die kein Schlag zu Boden drückt — jene glühenden Phantasieen, die kein Vernünftein in Schranken hält, kein Ereigniß entzaubert und die, welchen es in ihrem Vaterlande zu eng wird — und die, welche aus Habsucht nach Speculationen dürsten, und die, welche dieselben aus Abenteuerlichkeit lieben — und wiederum die, welche von dem Verlangen brennen, neuen Entdeckungen, neu gegründeten Städten, neuen Aeren der Civilisation ihren Namen aufzuprägen — solche, die unter einer geordneten Regierung Frankreich doch immer noch zu aufgeregt finden werden — solche, die es, wie es auch wirklich ist, zu unterdrückt und ruhig finden — alle, mit einem Wort, die einerseits kein System der Gleichheit ertragen können, und die andererseits jeden Gedanken an Abhängigkeit mit Verachtung zurückweisen."

Solcher Gedanken und Betrachtungen finden sich viele in diesen beiläufig erwähnten Versuchen, und sie konnten sich wohl nur

einem Manne darbieten, der durch und durch mit dem Prozeß des Lebens bekannt war; eben so wie wir andererseits in seinen Handlungen häufige Beweise von Talenten finden, welche der bloße Verkehr mit den Menschen niemals entwickelt oder hervorgerufen haben würde. Der Nachwelt wird Herr von Talleyrand besonders durch seine Schriften und Thaten interessant seyn. Uns, wir müssen es gestehen, interessirt er vorzüglich durch das, was er ist, uns erscheint er als das interessanteste und lebendigste Bild alles dessen, was sich in dem liberalen Adel der der Revolution vorhergehenden Periode, wenn nicht Bestes, doch Glänzendstes vorfindet, gewissermaßen als ein Ausfluß von Voltaire's Geist, der den Mantel seines Genius über das ihm unmittelbar folgende Zeitalter ausbreitete.

Wir finden in ihm den Witz, den Leichtsinn, die Kenntnisse, die Philosophie, die Art, über alle Grundsätze vielmehr zu spotten, als irgend einem treu anzuhängen; wir finden in ihm alle Gebrechen und Tugenden lebendig und hervorragend, die in den glänzenden Schriften des Einsiedlers von Ferney zu finden sind; mit derselben Leidenschaft verbunden, in großen Dingen kleinliche Beweggründe zu suchen, mit demselben Vergnügen, welches die Encyklopädisten auszeichnete, lieber über die Schwächen und Erbärmlichkeiten der Menschheit zu spötteln, als ihre edleren und erhabneren Kräfte aufzuregen, sehen wir diesen Staatsmann, bald Cyniker, bald Hofmann, eine Revolution mit einem Scherz schließen und nach selbstgenügender Aufzählung seiner verschiedenen Meisterstücke ausrufen: „Le voilà tout fini, il ne faut maintenant que les feux d'artifice et un bon mot — pour le peuple."

Und nun, nicht ein langes Verzeichniß von Herrn v. Talleyrand's witzigen Aeußerungen, sondern nur ein Wort über deren Charakter; denn die Aussprüche unseres Diplomaten sind nicht sowohl merkwürdig durch die bloße Sprache und Wendung des Ausdrucks, als vielmehr durch ihren treffenden und tiefsinnigen Inhalt. Wir selbst erinnern uns einer Bemerkung, die als Beleuchtung des eigenthümlichen Stils von Herrn v. Talleyrand's Ausdrucksweise dienen kann. Jedermann sprach von des Lord-Lieutenant, Marquis von Anglesea, Zurückberufung aus Irland und von den Gründen derselben. Die Absichten des Herzogs v. Wellington in Bezug auf die katholische Emancipation waren noch ein Geheimniß. „Quand on rappelle le Lieutenant", sagte der schlaue Politiker, „c'est que le Général veut livrer bataille".

Seine Begriffe von Freiheit enthalten vielleicht Alles, was Philosophie und Denken erzielen kann, wenn die Entwickelung und Bekräftigung durch die That nicht hinzutritt. Aus Speculation der Freiheit anhängend, mußten ihn natürlich alle Uebel und Unglücksfälle, denen er auf seinem Wege begegnete, weit mehr anwidern, als wenn er ihr aus Gewohnheit und Natur gefolgt wäre. Auch ermunterten ihn in seiner Laufbahn nicht jene alten Erinnerungen, welche Brutus' Hand bewaffneten und in Sydney's große Seele lebendige Gluth hauchten; der Begriff der Freiheit war bei ihm nicht mit der Geschichte seines Landes verbunden. Sehr ungerecht würde es seyn, wenn wir Herrn v. Talleyrand's Charakter getrennt von dem Zustand der Gesellschaft, in dem er aufgezogen wurde, und ohne Rücksicht auf die Umwälzungen und Konvulsionen, unter die er sich später versetzt sah, beurtheilen wollten. Indem wir daher keineswegs gesonnen sind, ihn ein Ungeheuer von Schändlichkeit oder ein Wunder von Tugend zu nennen, sondern nur seiner Zeit und dem Mann, welchen sie hervorbrachte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wünschen, wagen wir es, unsere Betrachtungen über Herrn von Talleyrand mit der Vorhersagung zu schließen, daß derselbe der unparteiischen Nachwelt als ein Mann von ganz ungewöhnlichem Talent erscheinen wird, der für das Zeitalter, in welchem er auftrat, alle Fähigkeiten besaß, die seinen Ehrgeiz rechtfertigen konnten, und gerade die Tugenden, welche mit einem glücklichen Gelingen nicht unverträglich waren. (N. M. Mag.)

Bibliographie.

Recherches sur les arts et métiers, les usages etc. (Untersuchungen über die Künste und Handwerke, so wie über die Gebräuche des bürgerlichen und häuslichen Lebens der alten Völker Aegyptens, Nubiens und Aethiopiens. Nebst Beschreibungen von den Sitten und Gewohnheiten der neueren Völker in denselben Gegenden.) Von Fr. Caillaud. 1—3te Lief. Pr. 24 Fr.

Atlas des oiseaux d'Europe. (Atlas der Europäischen Vögel.) Von J. C. Werner. 23ste Lief. Pr. 3½ Fr.

Histoire naturelle des colibris. (Naturgeschichte der Kolibris, nebst einem Nachtrage zur Naturgeschichte der Fliegen-Vögel.) 13te und letzte Lief. Pr. 5 Fr.

Élémens de physique générale. (Elemente einer allgemeinen Physik.) Von J. Gupot. Pr. 3½ Fr.

Traité du choléra-morbus. (Abhandlungen über die Cholera, eine kritische Analyse alles dessen, was ältere und neuere Schriftsteller über diese Krankheit geschrieben haben.) Von P. A. Prost. Pr. 6 Fr.

La cuisine de santé. (Die Gesundheitsküche. Ein Präservativ vor Krankheiten.) Pr. 2 Fr.

Méthode de coiffure, par Croisat, professeur coiffeur. (Des Haarkünstlers Croisat Kopfputz-Methode.) Mit 5 Abbildungen. Pr. 5 Fr.

Rußland.

Двадцатипятилѣтіе Европы въ Царствованіе Александра I. (Fünf und zwanzig Jahre Europa's während der Regierung Alexanders I.) 2 Thle. Pr. 12 R.

Der Verfasser führt in seinem Vorworte die Quellen an, welche er zu seinem Werke benutzte. Diese sind: Für die Epoche von 1804—1812: die Werke Jomini's; für den Feldzug von 1812 und 13: Buturlin; für 1814: Koch; für 1815: Labaume; für den Türkischen Feldzug von 1806 bis 12: Buturlin. In der hierauf folgenden Einleitung werden die Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts vom Spanischen Erbfolgekriege bis zum Tode Pauls I. geschildert, und dann beginnt das eigentliche Werk, welches nach den verschiedenen Perioden in Abschnitte getheilt ist; jeder Abschnitt zerfällt in zwei Hälften, nämlich in inländische und auswärtige Ereignisse Rußlands. Das Ganze erscheint als nützlich und die Eintheilung als zweckmäßig.

Russische Bibliothek für Deutsche. Von Karl von Knorring. Drittes Heft. Reval, 1831.

Dieses Heft enthält eine Uebersetzung von Gribojedow's beliebtem Lustspiel: Горе отъ Ума, welches der Herausgeber mit „Leiden durch Bildung" übersetzt hat.

Сынъ полезнаго съ любопытнымъ или собраніе разныхъ предметовъ для сердца и разума. (Geschichte des Nützlichen und Interessanten, oder Sammlung verschiedener Gegenstände für Geist und Herz.) Moskau, 1831. 2 Thle. Pr. 10 R.

Das Werk scheint eine Buchhändler-Speculation zu seyn und enthält ein sonderbares Gewirre von Gegenständen, wie z. B.: Ueber die verschiedenen Begriffe des Wortes Natur; über den Grafen St. Germain; etwas über die Kunst, die Wünschelruthe zu gebrauchen; über die Sybillen u. dgl. m. (Russ. Merkur.)

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten in Rußland, von der Thronbesteigung Peters I. bis zum Tode Catharina der II., von A. Weidemeier. 2 Thle. Pr. 10 R.

System der Logik, von Friedrich Bachmann. Pr. 5 R.

Kurze Abhandlung über die Liturgie, nach den vorzüglichsten Schriftstellern von J. Woskressensky. Pr. 2½ R.

Anekdoten über und von Napoleon Bonaparte. 2 Bde. Pr. 4 R.

Die Gelehrten-Revolution oder der Krieg der Romantiker und der Klassiker, satirischer Roman von Sugoff. Pr. 2 R.

Der letzte Nowick oder die Eroberung Lievlands unter Peter dem Großen. Historischer Roman von Iwan Laschetschnikow.

Der Kirgis-Kosak. Ein Roman von Uschakow. 2 Bde.

Kater Murmosseko. Eine Erzählung von Uschakow.

Uebersicht der Russischen Münzen, anschaulich dargestellt in 4 Tabellen. Pr. 10 R.

Verzeichniß der Bücher der Kaiserlichen Universitäts-Bibliothek zu Moskau, von F. Reuß und J. Petrzylius. Erster Theil, XLIX. und 327 S.

Mannigfaltiges.

— Morrison contra Klaproth. Das Asiatic Journal (Jan. 1832) enthält eine aus China vom 5. Juli 1831 datirte Erwiederung des Dr. Rob. Morrison auf die von Hrn. Klaproth im Nov. 1830 gegen denselben erhobene Beschuldigung, daß er nicht der Autor des unter seinem Namen bekannten English-Chinesischen Wörterbuchs sey, und daß er fälschlich behaupte, außer den Psalmen Davids auch noch die Morgen- und Abend-Gebete der Englischen Kirche ins Chinesische übersetzt zu haben. Dr. Morrison sucht beide bestrittene Thatsachen als evident darzuthun; er erzählt, welchergestalt er sein Wörterbuch zusammengetragen habe, und weist darauf hin, daß Hrn. Klaproths zweite Behauptung auf dem einfachen Umstande beruhe, daß ihm nur die Ausgabe der ins Chinesische übersetzten Psalmen zugekommen sey, während eine andere Ausgabe auch noch die Morgen- und Abendgebete enthalte. Schließlich fordert er Hrn. Klaproth auf, ebenfalls irgend ein Werk Chinesisch zu schreiben oder ins Chinesische zu übersetzen, damit alsdann die Welt über seine vorgebliche Kenntnisse ein richtiges Urtheil fällen könne.

— Zur Nachricht für Sinologen. Ein Einwohner von Canton, der das Studium der Chinesischen Sprache zu befördern wünscht, hat einen Preis von 50 Pfd. Sterl. für denjenigen ausgesetzt, der den besten in Chinesischer Sprache abgefaßten (ungefähr 200 Seiten starken) Versuch über Staatswirthschaft schreiben wird. In diesem Versuche sollen die leicht faßlichen und anwendbaren Lehren der genannten Wissenschaft erklärt werden, und zwar mit Hinweisung auf diejenigen Schriften Chinesischer Weisen, die zur Aufhellung des Gegenstandes dienen können, und mit Vermeidung aller dunkeler zweifelhafter Lehrsätze, über welche die Philosophen im Westen selber noch nicht einig sind. Wer Lust hat, sich um den Preis zu bewerben, hat seine Arbeit vor dem 31. Dezbr. 1832 an das Englisch-Chinesische Kollegium in Malacca einzusenden, dessen Director zum Preis-Richter ernannt worden ist. (Asiatic Journal.)

— Indisches Erbrecht. Der jetzt in London befindliche Radschah Rammohun Roy wird nächstens ein Werk „über die Rechte der Hindu's auf vorälterliches Eigenthum, nach dem Gesetz von Bengalen," herausgeben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 20. Februar 1832.

Frankreich.

Monsieur Mayeux.

(Aus dem dritten Bande des Buches der 101 Schriftsteller*).

Wir geben aus dem Buche der 101 nachträglich einen Auszug, und zwar eine Arbeit des Hrn. A. Bazin, der in dem Nekrologe des Mayeux einen interessanten Beitrag zu einer modernen Mythologie mittheilt. Mayeux ist ein neues Volksbuch, gedruckt in diesem Jahr.

„Frankreich hat einen seiner besten Bürger, die Freiheit einen ihrer heißesten Lobredner, die öffentliche Ordnung einen ihrer Grundpfeiler verloren. Er, der so lange Zeit Paris mit seinen Heldenthaten, seinen Abenteuern und Unfällen beschäftigt hat, der Polterer, der Unglücksvogel, der Spötter, der uns für jeden dummen Streich ein Epigramm, für jeden Betrug eine Neckerei, für jeden Schmerz eine boshafte Anekdote zu hinterbringen wußte, der die Begebenheiten unserer Zeit am besten beurtheilt hat, der unseren Zorn, unsere Begeisterung, unsere Leichtgläubigkeit in sich personifizirt zu haben schien, der Typus von 1830 und 1831, die Maske, in der wir uns Alle ohne Aerger wiedererkennen konnten, weil wir all' unsere Thorheiten und Fehlgriffe auf seinen Rücken luden, der Mann des Volkes, dem wir es verdanken, daß wir während der verflossenen siebzehn Monate gelacht haben; mit einem Worte, Monsieur Mayeux ist am 23sten Dezbr. 1831, am Tage der heiligen Victoria, gestorben. Er ist gestorben an Langerweile, an Verdruß, an Abzehrung, an einer unbestimmten, schleichenden Krankheit, welcher die Aerzte, die am gelehrtesten sind, wenn sie unheilbare Krankheiten rubriziren, den Namen: „zurückgetretene Revolution" gegeben haben.

Und kein Mensch hat ein Sterbenswörtchen davon gewußt, man hat kein Bulletin seiner letzten Leiden ausgetheilt, Niemand hat sich bei dem Portier einschreiben lassen, um sich nach dem Befinden dieses Freundes zu erkundigen. „Denn er war unser!" Er gehörte uns Allen, Armen, Reichen, Legitimisten, Republikanern, und Euch vor Allen, Ihr erfindsamen Künstler, die Ihr so häufig seine possirliche Figur angebracht habt, Euch, Ihr Schriftsteller aller Farben, die Ihr so oft mit seinen Bonmots geistreich gewesen seyd. Man sah ihn nicht mehr hinter den Glasfenstern der Kunsthändler, man begegnete ihm nicht mehr auf den Straßen, und sogleich hat man ihn vergessen, so ganz und gar vergessen, wie einen großen Bürger, den die Tage des Aufruhrs in die Höhe trugen, wie einen Redner, der in einem Journale vom vorigen Jahre als der Nachfolger von Mirabeau oder Foy gepriesen worden, wie den Verfasser einer Charte oder den Stifter einer neuen Religion. Ach, er war schon lange todt, bevor er den Geist aufgegeben hatte, und vielleicht hat diese Vernachlässigung, diese Undankbarkeit, diese Unbeständigkeit der öffentlichen Gunst sein Leben abgekürzt. Wenn er auf seinem Sterbebette, wo ich ihn liegen sah, einen schmeichelhaften Zuruf vernommen hätte, wenn nur ein wohlwollender Auflauf seine Fenster von dem Geschrei: „Es lebe Mayeux! Wir wollen unseren Mayeux!" hätte klirren lassen — kann seyn, daß diese unverhoffte Rückkehr der Volksgunst sein eiskaltes Blut von neuem in Umlauf gesetzt und den Athem seinen erloschenen Lippen wiedergegeben hätte; daß ihm die Kraft geworden wäre, noch einmal zu fluchen, und wenn er fluchte, so war er gerettet. Aber da war kein Geschrei zu hören, die Pariser waren wo anders, ich weiß nicht wo; sie gehörten einem Anderen an, ich weiß nicht wem. Vielleicht hatten sie gerade viel zu thun, waren in ihren Familien, mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, ich will's gern glauben, aber so viel ist gewiß, sie waren fern von Mayeux. Er schmachtete allein, einsam, verachtet, vom Skandal wie von seinem Arzt verlassen. Er ist gestorben, wie viele Staatsmänner sterben werden, erdrückt von seiner Einsamkeit. Und weil er gerade nichts Besseres zu thun wußte, hat er nach einem Priester verlangt, nicht von der Französischen Kirche,**) denn er hatte keine Lust mehr, zu lachen, sondern einen guten alten Pastor, der mit seinem langen Stock zu Fuß ankam und die Straße Montesquieu passirt war, ohne mehr bemerkt zu werden, als ein Ritter der Ehrenlegion. Er beichtete und hatte sehr viel auf dem Herzen. Er klagte sich vorzüglich an des Stolzes, des Neides, elender Eitelkeit, und der Pastor hat ihm versprochen, wenn er in sich gehen wolle, ihm neben dem Weihkessel in seiner Kirche einen Platz zu geben, um ihn der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Jetzt ist er begraben, nicht auf dem Kirchhof des Pater La Chaise, denn er soll doch wenigstens in seinem Grabe Ruhe haben, sondern am Fuße des Montmartre. Gebt euch keine Mühe, den stolzen Denkstein aufzusuchen, der seine letzte Ruhestätte bezeichnet; er ist mit einer Demuth gestorben, die diesen Luxus von Betrübniß nicht zuläßt. Eine Erdscholle, sechs Fuß im Quadrat, die ich angekauft habe, wird denjenigen, die zu rathen wissen, den Ort, wo er begraben ist, anzeigen. In die Grube hat man Tausende von Pamphleten, Karikaturen, Protestationen, Proclamationen, Programmen, Tagesordnungen hineingeworfen, Alle von ihm, für ihn, auf ihn gemacht; alle mit Beziehung auf seine Neigungen, seinen Haß, seine Leiden. Denn die Geschichte ist sehr wählerisch; sie muß etwas Dauerndes haben, das starke Spuren hinterlassen hat, nicht eine flüchtige Bewegung, ein Tagesgeschwätz, eine Zeitungsberühmtheit.

Und was wird von ihm übrig bleiben? Welche Spur wird die Nachwelt von diesem kurzen, aber bewegten Leben überkommen, von diesem armen Schlucker, der zu seiner Zeit so berühmt, so naiv, so moquant war! Kaum ein Name, ein unbekannter Name, den man in einigen Jahren für den eines Deputirten oder eines tragischen Dichters hält; ein Räthsel, das seinen Oedipus, ein Text, der einen Commentator nennöthen haben wird. Der Unglückliche, er sah das Mißliche des Tagesruhmes sehr wohl ein, er bemitleidete die, welche die Erfahrung gemacht hatten, denn er war im Grunde eine gute Seele; er fürchtete auch für seinen eigenen Nachruhm. In seinen letzten Augenblicken hat er mich kommen lassen, und ich bin Bürger von Paris und nichts mehr, Bürger von Paris von Kopf bis Fuß, und verstehe nichts weiter von Politik, als daß ich regelmäßig meine Abgaben bezahle, welche die auf dem Grundsatz der Ersparnisse beruhende Regierung verdoppelt hat. Er beklagte sich bei mir, von seinen Zeitgenossen nicht mehr und nicht weniger beachtet zu werden, als der Mann mit dem langen Barte; als einziges Zeugniß der öffentlichen Aufmerksamkeit bei dem Buchhändler Terry im Palais-Royal eine Stelle neben dem Bildniß des Gottes Mars erhalten zu haben, wo seine Geschichte sich herumtreibt unter alten Scharteken, wie: „Die Geschichte berüchtigter Räuber, die Intriguen der Grisetten, die Liebe auf der Auction, der Erzdieb, die Kunst, Frauen treu zu machen." Er versicherte mir, daß er zufrieden sterben würde, wenn in einem gut gedruckten Buche, in Oktav und von demselben Verlage, der die mémoires d'une contemporaine erscheinen lassen, von ihm die Rede wäre. Der vortreffliche Mann glaubte an die Unsterblichkeit der großen Formate! Ach! Wenn der Tod nur hätte warten wollen, er würde sich selbst in Oktav herausgegeben haben. Monsieur Mayeux hätte, wie ich, seine zwei Artikel für das Buch der Hundert und Eins geliefert, und ich bin es, den er mit der Abtragung seiner Schuld beauftragt hat. Seine Hoffnung auf Ruhm soll mindestens nicht getäuscht werden, denn diesmal werde ich nur von ihm sprechen.

Messidor Napoleon Ludwig Karl Philipp Mayeux (denn er hat hinter einander alle diese Vornamen gehabt, obgleich sein Taufschein ihn nur nach dem Heiligen seines Geburtstages, Bonaventure, nennt) kam in Paris am 14ten Julius 1789 zur Welt, während sein Vater, ein ehrsamer Handwerker in der Straße Beaubourg, bei der Erstürmung der Bastille beschäftigt war. Dieser Tag des Ruhmes war sein Unglück; denn seine Mutter, durch den Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers erschreckt, ward vor der Zeit von einem elenden und mißgestalteten Kinde entbunden. Eine störrische und zänkische Gemüthsart, die selbst das Alter nicht verbessern konnte, erinnerte an das Datum seiner Geburt. Die funfzehn folgenden Jahre gehören der Geschichte seines Vaters. Nachdem dieser in Paris Proben seines Muthes gegeben hatte, bekämpfte er den Feind an den Gränzen, folgte unseren Heeren auf allen ihren Eroberungen, stieg zur Belohnung für zwei und dreißig Wunden bis zum Korporal und fiel in der Schlacht bei Austerlitz, indem er das Banner, unter dem er focht, Vaterland nannte, wie er es ehedem Freiheit geheißen hatte. Napoleon Mayeux — denn damals nahm er diesen Namen an — hat uns oft seinen Vater gezeigt, den er in der siebenten Schicht der ehernen Reliefs, die sich, mit Helden und Siegen beladen, bis an den Gipfel um die Vendôme-Säule schlingen, zu erkennen vergab. Ein Kind der Revolution, wie unsere politischen Kandidaten sagen

*) Eine elegant ausgestattete Uebersetzung des ersten Theiles, von Julius Karolina, ist in der Buchhandlung von Ferd. Riegel in Potsdam erschienen. Die bisher erschienenen drei Bande des Originals sind in Berlin in der Buchhandlung des Hrn. A. Asher zu finden.

**) Die vom Abbé Duchatel gegründete sogenannte Französische Kirche, die sich vom Papst lossagt und Französisch betet.

war er ein junger Mann und eine Waise unter dem Kaiserthum. Da seine Schwäche ihn von Kriegsdiensten befreite, was acht Jahre hinter einander durch dreizehn Revisions-Collegia bestätigt wurde, so genirte ihn keine persönliche Unbequemlichkeit in seiner Begeisterung für kriegerische Großthaten. Er sprach von Nichts als von Schlachten, Angriffen, forcirten Märschen, genommenen Städten, konfiszirten Königreichen. Er zählte die Todten des feindlichen Heeres nach Tausenden, die Gefangenen nach Divisionen, die Kanonen und Standarten nach Hunderten; er übertrieb die Bulletins der großen Armee. Tagtäglich sah er in Paris neue Monumente sich erheben, Straßen sich erweitern, Quais anlegen und neue Brücken ihre stolzen Bogen auf beide Ufer der Seine stützen. Man gab ihm Festlichkeiten, Feuerwerke, freies Schauspiel, Paraden; man erhöhte über alle Nationen der Welt das Volk, dem er anzugehören die Ehre hatte, und er stellte sich auf die Zehen und schrie mit seiner gurgelnden Stimme: „Ich gehöre zur großen Nation.“ Er war daher stolz, trunken, verklärt. Ueberdies sahen ihn die Mädchen, weil sein Viertel Mangel an Junggesellen litt, nicht allzuverächtlich an; und — man kennt seine schwache Seite! Man lebt nicht von Ruhm; das wußte er sehr wohl, und darum verheirathete er sich und bekam eine Mitgift, mit der er ein vortheilhaftes Geschäft anlegte. Er war der Erste, der die Idee hatte, den Vorübergehenden die Stiefeln zu putzen und sie dabei ganz bequem, vor Unwetter geschützt, auf ein mit Sammet überzogenes Bänkchen niedersitzen zu lassen. Die Kaiserlichen Garden waren gute Kunden. Sie fluchten, sie hatten keine Geduld; sie donnerten mit ihren energischen Ausdrücken gegen den kleinen Kerl, der neben dem großen Stiefel niederkauerte — aber sie bezahlten gut. Kann man da wohl noch der großen Armee grollen?

Endlich hörte der Lauf der Siege auf. Niederlagen waren an der Tagesordnung und in ihrem Gefolge Verdruß, Unruhe, Unzufriedenheit. Keine freudige Jahresfeier mehr, keine Ceremonien, keine Gebäude, die aus der Erde zu steigen schienen. Das Hôtel am Quai d'Orsay blieb unausgebaut. Der Triumphbogen stand ohne Arbeiter. Paris wurde traurig, und wenn Paris traurig ist, so ist auch gar nichts damit anzufangen. An der Stelle von Triumphzügen mit Pauken und Trompeten sah man ambulante Lazarethe ankommen. Da merkte Mayeux, daß es mit dem Kaiserthum auf schwachen Füßen stehe; er legte die Hände von wegen seiner Schwäche kreuzweis auf den Rücken und ging hin und besah sich die Preußen, die Russen und die Oesterreicher und Andere, die auf den Boulevards spazieren gingen; gewiß ohne Freude, aber auch ohne Zorn, so wie man heutzutage etwa eine Abtheilung der Municipalgarde betrachtet. Am anderen Tage beaumte er sich, zuerst den Kosaken und alsdann den Musketieren die Stiefeln zu putzen. Dann kamen seine alten Kunden zurück, und er gratulirte ihnen zur glücklichen Veränderung. Die Engländer kamen an; er empfing sie wie Leute, die er den Tag vorher gesehen hatte, und tröstete sich mit seiner Beschäftigung, indem er sich über die Executions-Truppen lustig machte.

Diesmal hielt er die Restauration für gänzlich befestigt; er gewöhnte sich daran und ließ sich Ludwig nennen. Die beiden Invasionen, die neuen Uniformen, in denen man sich nicht gern ohne ungeputzte Stiefeln zeigte, hatten ihm einiges Geld eingebracht. Er stieg eine Stufe höher; bisher war er nur Künstler gewesen, jetzt wurde er Kaufmann und eröffnete einen Laden mit verschiedenen Artikeln, die sämmtlich 25 Sous das Stück kosteten. Er erhielt sein Patent; er brauchte nur noch 265 Fr. mehr an Steuern zu bezahlen, und er war Wähler; ich glaube, daß er es heute seyn würde. Er las tagtäglich sein Journal und sprach von Politik. Tadelsüchtig von Natur, konnte er nicht umhin, bald zu bemerken, daß Alles sehr schlecht gehe, und da er sah, daß der Verdienst dabei nicht litt, entschloß er sich und ging unter die Opposition. All' seine alte Neigung und Vorliebe erwachte und bildete ein seltsames Gemisch schmerzlicher Erinnerungen; so nahm die Freiheit, die ihm sein Journal unaufhörlich vorpredigte, in seinem Gehirn die Gestalt von Napoleon an. Karls X. Regierungs-Antritt unterbrach eine Zeitlang seinen Unmillen, denn Er, Mayeux, war es gewesen, den ein Gendarm eben grob zurückgestoßen hatte, als der neue König: „Keine Hellebarden mehr!“ ausrief, und noch am Abend desselben Tages ließ er sich Karl nennen. Aber diese Liebe dauerte nicht lange. Die Auflösung der National-Garde brachte ihn ganz und gar aus der Fassung; um so mehr, als er nicht dazu gehörte.

Bis dahin hatte Mayeux noch nicht viel von sich sprechen machen. Sein Name war höchstens in den Werkstätten der Maler bekannt, welche seine sonderbare Statur, seine leidenschaftlichen Züge, die heisere Lebhaftigkeit seiner Sprache, die spaßhafte Uebertreibung in seinen Reden, vor allen Dingen seinen zügellosen Hang zum schönen Geschlecht förmlich studirt hatten, und die daraus so unterhaltende Erzählungen und Scenen zusammensetzten, daß man vor Lachen bersten mußte. Einmal hatte man ihn sogar schon aufs Theater gebracht, aber er hatte die Sache wie ein Mann von Kopf hingenommen und nicht wie jene Herren vom Comptoir, die, dumm genug, einen Auflauf gegen Brünet veranstalteten. Der Revolution des Julius war es vorbehalten, Mayeux in seinem vollen Glanze zu zeigen. Wenige Tage vorher war er, wenn auch nicht blutig, doch so beleidigt worden, daß er den fürchterlichen Schwur der Rache that. Das Kurze und Lange von der Sache ist, daß ein Grenadier von der Königlichen Garde, der mit seinen großen Bereitersliefeln zu Pferde saß, ihn hinter einer Hecke nicht bemerkt hatte. Die Lithographie hat diese Begebenheit verewigt. Als nun die Bekanntmachung der Ordonnanzen das Volk zum Aufstand rief, da war Mayeux einer der Ersten, der sich auf den Straßen sehen ließ. Vor dem Steinhaufen, hinter dem er stand, und der ihn bis zum Kopf bedeckte, sah er nach und nach in einer Entfernung, so weit seine Flinte trug, die Uhlanen mit den langen Parisanen, die Küraffiere fast ganz mit Eisen gepanzert, die Grenadiere mit den Bärenmützen und jene Fremden mit scharlachrothen Uniformen, welche zweimal den Tod in unseren Revolutionen gesucht haben, vorbeipassiren. Er ward getragen von den Wogen der siegreichen Menge und ruhte auf seinen Lorbeeren in den Tuilerieen. Von sieben getödteten Gendarmen kamen allein auf sein Theil vierzig, die er niedergeschossen hatte.

Damals fing die Blüthezeit unseres Mayeux an, der nun von allen Seiten gepriesen, verleumdet oder verhätschelt wurde. Ganz natürlich und instinktmäßig brachte er den Opferdank für seinen Triumph am Fuße der Säule wie an dem Altar des Gottes dar, dessen Dienst er sich insgeheim funfzehn Jahre lang gewidmet hatte; man schleppte ihn nach dem Palais-Royal; ein Republikaner versuchte, ihn zu verführen; denn alle Welt wollte Mayeux auf seiner Seite haben. Er war es, der gesiegt hatte, ihm drückte man mit Inbrunst die Hand. Als er aus dem Stadthause trat, glaubte er das Programm in seiner Tasche mitzunehmen. Stolz auf die Wichtigkeit, die er erhalten hatte, schloß er seinen Laden; er verkaufte alle seine Waaren um einen Spottpreis an einen Jägerburschen oder, wie Andere sagen, an einen Musikus von der Kapelle, der ohne Anstellung war. In diese Zeit fallen alle jene galante Abenteuer, die seine Zeichner so indiskret waren zu enthüllen. Das war seine gute Zeit, die er selbst — denn er wußte etwas Geschichte — sehr wohlgefällig seine Regentschaft zu nennen pflegte.

Alle diese Jugendsünden, deren Zahl man häufig übertrieben hat, waren eigentlich nur unschuldige Vergnügungen, durch die er sich während seiner Mußestunden erholte. Sein eigentliches Geschäft war die Politik, die gewissenhafte Leitung der Ereignisse, die freiwillig übernommene Pacht der öffentlichen Meinung. Er war es, den man immer sah, oder den man vielmehr nicht sah, wie er in der Mitte von Volkshaufen Reden hält, wie er die Chronik des Tages verbreitet, wie er eine Aufregung, die man gerade nöthig braucht, anzettelt, wie er in den Versammlungen zur gelegenen Zeit eine seltsame, unwahrscheinliche, unsinnige Geschichte herumträgt, die aber in bewegten Zeiten geglaubt wird. Ihm verdankt man die Erfindung von den Gendarmen, die, als Frauen verkleidet, von der Polizei bei den ersten Auflaufen festgenommen worden seyen, eine Erfindung, die ihn nothwendig mit einem Journalisten von seiner Bekanntschaft entzweien mußte, der die Schwachheit hatte, darüber eifersüchtig zu seyn.

Während eines Jahres lebte, sprach, dachte, fluchte ganz Paris, und zwar im strengsten Sinne des Wortes, nicht anders als bei Mayeux. Mayeux hatte dies gewollt, Mayeux hatte dies und jenes gesagt, Mayeux wollte nicht, Mayeux schalt, Mayeux billigte, vor allen Dingen mußte man Mayeux zufrieden stellen. Die Allgemeinheit dieses Menschen war so groß, daß man an seiner Einheit zweifelte. Man konnte nicht glauben, daß ein einziger Kopf so viele Tumulte ausdenken, ein einziger Wille so viele Grillen regieren könne. Man hatte Mayeux im Tumult gegen den Tumult gesehen, hier mit einem grauen, dort mit einem schwarzen Hut, wie er fest und entschlossen den Anmarsch der Republik auf dem Platz Vendôme erwartete und der Republik in den Straßen nachlief, wie er die Laternen zerbrach und die Nacht im Palais-Royal bivouaquirte, wie er schrie: „Es leben die Polen!“ und sich über die Polen lustig machte. Und doch war es immer derselbe gute Mayeux, leichtgläubig und beweglich, Republikaner, Bonapartist und juste-milieu um die Wette; immer auf der Straße, ein unruhiger Geist und ein Spaßvogel; in den Reihen der Nationalgarde unerschrocken und tapfer; vor den Assisen als Zeuge für dieselben Unruhestifter erscheinend, denen er den Tag vorher den Bauch hätte aufschneiden mögen.

Er gehörte, wie man weiß, zur Nationalgarde; gleich im Anfang hatte er sich bei der Mairie seines Viertels einschreiben lassen. Er putzte sich sehr gern mit seiner Uniform; er war der Erste, der ein kleines Hütchen à la Bonaparte trug, und als man ihn deswegen aufzog, antwortete er nicht ohne einige Bitterkeit: „er kenne Leute, die nicht werth wären, sich ein Ansehen zu geben, als ob sie dem großen Mann nachäfften.“ Wohl zu merken, er wollte damit keineswegs Hrn. Gobert, oder Hrn. Frederick, oder Hrn. Cazot, oder Hrn. Edmond, oder Hrn. Francisque gemeint haben, vor denen er eine wahrhafte Ehrfurcht hegte. In der ersten Zeit kümmerte man sich weder um die Taille noch um die gesellschaftliche Stellung der Nationalgardisten; Bucklige und Zerlumpte, alle durften die Nachtrunden und Wachen mitmachen, die Spitzbuben und Herumtreiber einfangen und den Dienst der Garde, des Heeres, der Gendarmerie versehen. Mayeux wurde durch Acclamation zum Korporal ernannt. Bald aber sprach man von Reinigungen und Musterungen; Mayeux merkte, daß man ihn seit einiger Zeit nicht mehr nach den Ehrenposten kommandirte, nicht einmal nach den Ställen der Straße St. Thomas du Louvre. Man postirte ihn immer auf die Mairie unter's Gesindel, und dort habe ich ihn kennen lernen. Endlich gab ihm sein Capitain, ein Mensch, der das Ehrenkreuz einzig und allein erhalten hatte, weil Mayeux in seiner Compagnie diente — wenigstens sind seine übrigen Ansprüche nicht bekannt — der ihm ohne Zweifel die doppelten Epaulets verdankte, auf die er so stolz thut, wie gesagt, sein Capitain gab ihm endlich ganz höflich zu verstehen, daß seine Gegenwart eine gewisse unanständige Lustigkeit unter seinen Waffengefährten verbreite, daß seine Späße der Würde des Corps Eintrag thäten, daß neulich eine erhabene Person von sieben Jahren bei seinem Anblick das Lachen nicht habe halten können, ja sogar, daß zwei und achtzig Soldaten von der Linie in Arrest gekommen wären, weil sie unter den Waffen gelacht, als er, Mayeux, bei der Parade vorbeidefilirte, und dies Alles sey höchst bedenklich wegen der Ereignisse in Lyon. In Be-

treff aller dieser Gründe werde er für das Wohl des Vaterlandes und der öffentlichen Ruhe, werde er im Namen jener Revolution, die er so tapfer unterstützt, aufgefordert, sich zurückzuziehen, sich so wenig als möglich zu zeigen und ruhig zu Hause zu bleiben. Mayeux wollte nicht; er wollte einen Richterspruch. Er wurde vor eine Jurd berufen, der ein Friedensrichter präsidirte, welcher sich vortrefflich auf den Dienst verstehen soll, und wurde einstimmig aus den Listen gestrichen. Wollte Gott, ich wäre an seiner Stelle gewesen; Mayeux dachte nicht wie ich. Der Major ließ ihm seine Flinte abfordern, eine vortreffliche von der Regierung gelieferte Flinte, die ihm 27 Fr. Reparaturen gekostet hatte. Das war der letzte Streich, der Todesstreich für den armen Mayeux. Und was seinen Aerger vollständig machte, war, daß er sehen mußte, wie kein Mensch sich sein Unglück zu Herzen nahm, wie kein Vorübergehender sich seiner erbarmte, wie sein Platz in der Galerie Vero-Dodat schon eingenommen war. Nach drei Wochen war er nicht mehr! Der Himmel schenke ihm Frieden! Die Erde sey ihm leicht! Er hat auch seine Leiden gehabt!

Mayeux hinterläßt einen achtzehnjährigen Sohn. Er hatte ihn nicht versorgt, weil er für ihn auf eine Anstellung rechnete, die der erste nach der Revolution ernannte Polizeipräfekt ihm versprochen hatte. Je dringender seine Gesuche wurden, desto geringer seine Hoffnungen; und so ging's von Präfekt zu Präfekt bis zum sechsten, der ihm die Thüre weisen ließ. Der junge Mensch hatte geglaubt, daß er wegen der Siege des Volks und der Verdienste seines Vaters kein Handwerk zu erlernen brauche, und er wäre jetzt sicherlich im Zuchthaus, wenn er nicht den Ausweg gefunden hätte, sich in die Saint-Simonianische Religion einschreiben zu lassen, wo ihm, nach gehöriger Prüfung seiner Fähigkeit, erlaubt worden ist, die Stiefeln des Papstes gratis zu putzen.

Bibliographie:

Réflexions sur le goût musical en France. (Betrachtungen über den musikalischen Geschmack in Frankreich.) Von Fr. Gail. Pr. 2 Fr.

L'aiguillon. (Der Stachel, ein neues Liederbuch den Bettlern gewidmet.) Von A. Pfabeau.

Le dernier homme. (Der letzte Mensch.) Ein Gedicht nach Grainville von A. Creuzé de Lesser. Pr. 3 Fr.

La muse royaliste. (Die royalistische Muse.) Pr. 2½ Fr.

Rapsodies. (Rhapsodieen.) Von Petrus Borel. Pr. 3 Fr.

L'assassinat. (Der Meuchelmord. Scenen aus dem Süden vom J. 1815.) Von Méry. 2 Bde. Pr. 7½ Fr.

Charles II. et l'amant espagnol. (Karl II. und der Spanische Liebende. Von Regnier Destourbet. 4 Bde. Pr. 10 Fr.

Les chevaliers d'industrie. (Die Glücksritter.) Eine Sittenschilderung von Eug. Sainville. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Contes du Bibliophile Jacob à ses petits-enfans. (Erzählungen des Bibliophilen Jakob an seine Enkel.) 2 Bde. Pr. 10 Fr.

Gilbert, chronique de l'Hôtel-Dieu, 1780. (Gilbert, eine Chronik des Pariser Krankenhauses [Hotel-Dieu] vom J. 1780.) Von St. Maurice. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

England.

John Bull.

Blackwoods „Edinburgh Magazine", eine literarische Monatsschrift, welche die Farbe der Tories trägt, enthält „Fragmente aus der Geschichte John Bulls", die wir als ein charakteristisches Seitenstück zu „Monsieur Mayeux" mittheilen. Dieser John Bull ist Mayeux, ins Englische übertragen.

Erstes Kapitel.

Wie Arthur John Bull's Haushalt verwaltete, und wie er sein Amt aufgab.

— — Johns Angelegenheiten mit seinen langen Prozessen, seinen unerheblichen Pensionen, seinen ausstehenden schlechten Schulden waren jetzt sehr baufällig geworden; er setzte sich daher an sein Pult, trug Alles reinlich in seine Bücher ein und beschloß, sich in seinen Ausgaben einzuschränken. „Meine Wirthschaftsführer", sprach er bei sich, „sagen mir immer, daß sie jährlich Geld auflegen, daß meine Renten im Wachsen sind, daß sie meine verpfändeten Grundstücke für ein Spottgeld wieder einlösen können, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich aus diesen Winkelzügen klug werde. Ich will einen schlichten, vernünftigen Mann um mich haben, den ich verstehe, und der mich versteht, und so Gott will, werd' ich dem Dinge bald auf die Spur kommen." Er schickte daher nach Arthur O'Bradley, demselben, der ihm vordem in dem langen Prozeß wegen des Nachbars Güter auf der anderen Seite des Flusses gute Dienste geleistet hatte und ein alter Zögling von Hocus*) war, der Johns ersten Prozeß gegen Lord Strutt**) geführt hatte; Manche behaupten sogar, Arthur habe zu seiner Zeit mehr Prozesse gehabt, als sein Herr; doch sey dem wie ihm wolle, er war ein weit anständigerer Bursch als Hocus, war ein kecker freimüthiger Mann, der kurze Reden und kurze Gesetze gern hatte, seine Diener in Ordnung hielt und sie gehörig durchwackelte, wenn sie nicht ihre Arbeit thaten. Kaum war er in Johns Dienste getreten, als er einen der Buchhalter, Namens Husky, fortjagte, der sich unter den beiden letzten Hausbofmeistern, Cunning und Good Rich, ein großes Ansehen gegeben hatte und sich für einen ausgezeichneten Mann hielt. Husky wäre gar zu gern wieder in den Dienst getreten, und als er sah, daß ihm seine Schliche nichts halfen, schrieb er einen langen wehklagenden Brief, worin er sagte, daß, wenn er Nein sage, er Ja meine; doch Arthur erklärte ihm, gerade heraus sey am besten, und er wolle nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Eben so verfuhr er mit den Uebrigen. „He da, Rich, ist der Posten da gebucht?" Und wenn's nicht geschehen war, so pfiff das Lineal über Rich's Kopf. — Darauf ging er in sein Zimmer und schluckte ein Waschbecken mit kaltem Wasser hinunter. So ging das Ding eine Weile fort; die Diener murrten ein Bischen, aber John selbst war mit seinem neuen Hausbofmeister außerordentlich zufrieden, und alle Pächter lobten ihn wegen der großen Ersparnisse, die er in Johns Haushalt gemacht hatte.

Aber das Unglück wollte, daß um diese Zeit Peter, der alte aufsässige Priester, der aus dem Hause gejagt worden war, weil er Freudenfeuer im Hofe angezündet und mit Dominik, Strutt's Advokaten, Intriguen angeknüpft hatte, und der an der anderen Seite des Teiches auf einer kleinen John zugehörigen Pacht saß, in Johns Nachbarschaft sehr lärmend und unruhig wurde. John hatte wenig Ursache, den Burschen gern zu mögen, aber, so lange er sich still verhielt, erlaubte er ihm, auf seiner Pacht zu bleiben, und ließ ihn sich seinen ehrlichen Dreier zusammensparen — doch hatte er geschworen, daß er niemals in sein Haus kommen dürfe. „Und ich will doch in sein Haus kommen", sagte Peter zu sich, „und dann — mag Jeder für sich selbst sorgen, wie der Esel sagt, wenn er unter den Hühnern herumtanzt. Ich sage nichts, aber Martin und Dick sollen sich in Acht nehmen." So rottete er eine Anzahl zerlumpter Kerle zusammen unter der Anführung eines Burschen, Namens Dan, die in einer Mondscheinnacht mit Prügeln bewaffnet auszogen, alle Fenster in der Nachbarschaft zerbrachen und aussprengten, sie würden allen Pächtern Johns die Gurgel abschneiden, wenn Peter nicht in Johns Haus zugelassen werde. Johns Pächter liebten Petern nicht, den sie als einen Mordteri kannten, aber sie liebten blutige Köpfe noch weniger; doch Peter mit seiner Bande machten einen so teuflischen Lärmen, beraubten Johns Postwagen und schossen sogar von Zeit zu Zeit aus einer Musete, die jedoch nur mit alten Zeitungen geladen war, hinter einer Hecke auf sie los, daß einige von ihnen die Sache endlich ernsthafter zu nehmen anfingen. Arthur haßte Peter wie den Teufel und hatte wirklich drei oder viermal einen Tanz auf Rippenstöße mit ihm gehabt; aber endlich gewann ihn der Peter doch, denn er ist ein schlauer Fuchs, und indem er sich bei Arthur für einen aufrichtigen Friedensstifter ausgab, ihn durch Schmeicheln überlistete und seinen Gehülfen, den Bobby, einen geschiedten Erforder Gelehrten, herausstrich, so brachte er es am Ende dahin, daß er, sehr gegen Johns Wünsche, der sich wegen des Schwures, den er geschworen hatte, in seinem Gewissen nicht für beruhigt hielt, in seiner alten Wohnung mit vieler Bequemlichkeit von neuem etablirt wurde.

Das that manchen von Arthurs Kollegen sehr weh, denn sie kannten Peters Kniffe von Alters her; so steckten die, welche Petern nicht liebten, und die, welche mehr Rippenstöße als Lohn von Arthur erhielten, ihre Köpfe zusammen und warteten einzig und allein auf eine günstige Gelegenheit, ihre Klagen bei John anzubringen und Arthur aus der Thüre zu werfen. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Denn man muß wissen, daß der Hausherr auf der anderen Seite des Flusses mit seinen Dienern Streit bekam, weil er darauf bestand, die Schlüssel zur Speisekammer unter seinem eigenen Verschluß haben und wen er wollte, in sein Haus einführen zu dürfen. Da er sah, daß sie immer toller wurden, so versuchte er, sein Haus mit dem Knüttel aufzuräumen, aber die Schurken setzten sich zur Wehr und nöthigten ihn, sich schnell nach John's Fähre zu begeben. Dann liefen ein Paar von ihnen, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, nach den Häusern der nicht weit davon wohnenden Gewürzkrämer, und im Einverständniß mit mehreren Dienern derselben brachen sie in ihre Gewölbe ein, bevor jene noch wußten, woher der Wind kam, verschlangen einen Theil ihrer Orangen und zerbrachen dabei den armen Leuten ihre besten Pfeifen und Tabacks-Büchsen. Die Diener, die in des Hausherrn Besitzung auf der anderen Seite des Flusses zurückgeblieben waren, erlaubten seinem Vetter, sich auf einige Zeit daselbst einzurichten, entzogen ihm jedoch vor Allem den Schlüssel zum Brodschrank und verlangten von ihm, er solle ein Pistol zu sich stecken, um an allen auch jenseits des Weichbildes seines Gutes sich zutragenden Händeln thätigen Antheil zu nehmen, womit er jedoch durchaus nicht einverstanden war.

Nun gab es diesseits des Flusses Halunken die Hülle und Fülle auf Johns Gütern, die von diesen seltsamen Dingen hörten und dachten, das sey eine vortreffliche Gelegenheit, etwas derselben Art in Johns Haus anzustellen. Sie hatten schon früher einmal ähnliche Ränke versucht, zur Zeit, als der alte Gutsnachbar auf eine grausame Weise umgekommen war; aber Johns Hausbofmeister zu jener Zeit war ein Bursch, der Herz im Leibe hatte, und der warf sie augenblicklich mit den Konstabeln zur Thüre hinaus. Da nun Arthur und seine Kameraden in der verdammten Geschichte mit dem Peter mit so schönen Redensarten um sich geworfen hatten, so dachten die Schurken, jetzt, wo alle Diener im Hause halbsieben wären, sey es gerade die rechte Zeit, und nun fingen Johns Heuschober und Hühner-Häuser zu brennen an, sie zerstörten seine Dreschmaschine, stahlen seine Leinewand von der Bleiche und gaben die nämlichen Possen an, wie Dan und sein zerlumpter Haufen auf der anderen Seite des Teiches. Nachdem das Ding eine Weile so fortgegangen und einige von den Rädelsführern, die Johns Hegereiter eingefangen hatte, in den Block gespannt worden waren, so sagte Einer von der Rotte, Namens Swing, ein feiner Junge, zu seinen Kameraden: „Meine Herren, die Sache geht auf die Art nicht weiter; wir wer-

*) Der Herzog von Marlborough.
**) Spanien.

den uns alle die Köpfe einrennen, meine Herren, und man muß daher vorsichtiger zu Werke gehen. Wie wär's daher, wenn wir die alte Geschichte mit der Dame Reform wieder aufführten? Es ist eine Schande für John, sie so von sich zu entfernen, und man munkelt noch dazu, daß sie sehr nahe Blutsverwandte sind. Wenn wir's dahin brächten, daß er sie augenblicklich wieder in sein Haus aufnehmen müßte — das würde eine prachtvolle Verwirrung geben, und während sie sich mit Fäusten schlügen, fänden wir den Weg durch die Hinterthür. Ueberdies habe ich neulich ein oder zwei Pfeifen mit dem Radikal Dick, dem Neffen der alten Dame, geraucht, und wenn wir nur erst die Dame hinein praktizirt haben, werden wir schon mit den faulen goldgestickten Livreen fertig werden und untersuchen, von welcher Art Johns Keller und Speisekammer ist."

Die alte Dame, von der die Kerle sprachen, war eine weitläuftige Verwandschaft von John, und weil sie sich ein wenig auf die Arzneigelahrtheit verstand, so hatte sie ihm einmal, als er ein sehr wilder Bursche war, seine Constitution wieder zurechtgesetzt — und darum pflegte sie John nur mit dem Beinamen Dame Reform zu nennen. Aber da sie eine sehr grillenhafte alte Dame war, so belästigte sie ihn beständig mit Arznei, auch wenn's gar nichts nützte; heute verordnete sie ihm ein Abführungs-Mittel und morgen wieder Vomitive, Pillen, Klystiere, Pflaster, Spanische Fliegen, zum Auflösen, zum Reizen, zum Beruhigen — kurz all' die verlegene Waare, welche ihr die Quacksalber in der Nachbarschaft anschmierten. Zuletzt riß ihm die Geduld, und er sagte zu ihr: „Madam, wenn ich wirklich so krank wäre, wie Sie behaupten, so könnte ich schon gar nicht mehr am Leben seyn. Ich sehe das Ding von wegen meiner Constitution mit meinen eigenen Augen an, ich esse gut, trinke gut und schlafe gut, und so mögen Sie Ihre Medizin anderswo hintragen. Vielleicht dankt's Ihnen Herr Süd oder Herr Nord, oder Lord Strutt, oder Dom Pedro, oder Signor Macareni, und somit — ich empfehle mich Ihnen!" So schieden sie und hatten seitdem wenig mehr mit einander zu schaffen. Nachdem John ihr die Thüre gewiesen hatte, gerieth sie in schlechte Gesellschaft mit Dan, dem Küchenjungen, und Harry, dem Stiefelputzer, und Hum, dem Schottischen Quacksalber, und Cabbage, dem Schneider, die in der Westminsterschenke zusammen zu trinken pflegen; und obgleich ihre Freunde die Sache vertuschten, so munkelte man doch sehr stark — und ein Konstabler hat es vor Gericht beschworen — daß der ungehängte Schuft, der Swing, sich Morgens nach zwei Uhr aus ihrer Hinterthüre herausgestohlen habe. Alle diese Geschichten haben die alte Dame in Mißkredit gebracht, und obgleich einige ihrer alten Kundschaften über die Nothwendigkeit, sie wieder in Johns Haus einzulassen, und über die großen Vortheile, wenn sie Johns Haushälterin würde, Einiges faseln wollten, so haben sich doch zu guterletzt nur wenige ihretwegen den Kopf zerbrochen, und John pflegte laut aufzulachen, wenn man ihm damit Furcht machen wollte, daß er die Plage von altem Weib wieder bei sich werde aufnehmen müssen.

Man hatte schon seit lange bemerkt — und das war ein schlimmes Zeichen — daß, so oft in Johns Angelegenheiten irgend etwas schief ging, eine Bande von faulen, unzufriedenen Burschen, von denen die meisten schon in allen Zeitungen mit Steckbriefen verfolgt worden waren, sich auf den Straßen zusammenrotteten und, wenn sie ein Glas über den Durst getrunken hatten, nach Dame Reform verlangten: „Ja, wenn die gute alte Dame hier wäre," sagten sie, „so wäre es nicht so weit gekommen — wir würden alle wohlhabende Kaufleute seyn, man würde in der Küche nicht verschwenden, sondern alle Brosamen dem Armen geben, es wäre kein Zank mit den Nachbarn," und doch weiß die ganze Welt, daß gerade die Anhänger der alten Dame eine Rotte der streitsüchtigsten Bösewichter ist. Alle faule Burschen auf dem Gut, die nichts weiter zu thun hatten, als zuseben, was bei den Nachbarn vorging, setzten sich jeder eine rothe Nachtmütze auf und marschirten gegen Johns Haus und schrieen, daß nichts in guter Ordnung vor sich geben werde, bis die alte Dame zurück wäre. Zuerst lachten die Diener sie aus und schlugen ihnen die Thüre vor der Nase zu, und Arthur sagte zu Twist, seinem Schickjungen: „Horaz, mein Sohn, gehe leise nach meiner Schlafkammer und gieß mein Waschbecken aus dem Fenster ihnen über den Kopf, willst du!" Und Horaz that's mit einer Wichtigkeit, als ob er eine Etrustische Vase in der Hand hätte. Doch zuletzt lachten sie Horaz mit seinem Waschbecken aus, und das Geschrei wurde so laut, daß einige im Hause anfingen sich zu fürchten und sagten, daß, obgleich die alte Dame ein ganz nichtsnutziges Möbel wäre, es doch besser sey, sie einzulassen, als sich blutige Köpfe zu holen. Aber Arthur war nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ; er steckte den Kopf zum Fenster hinaus: „Meine Jungen," sagte er, „Ihr thätet besser, Euch so weit als möglich fortzuscheeren. Ich habe mit John über besagtes altes Weib gesprochen, und, so wahr ich hier stehe, sie soll, so lang' ich im Hause bin, niemals hereinkommen." — „Und so sag' ich auch," rief Bobby, indem er den Kopf aus dem nächsten Fenster steckte; und darauf zogen sie beide ihre Köpfe wieder ein. „Was sagt Ihr da, Herr!" rief Peter und kreuzte sich, „sie hat ein so gutes Recht, hier zu seyn, als ich — Ihr wißt, Ihr habt mir heimlich einen Schwur gethan, mir zu Gefallen zu seyn — und ich sage, sie soll hineinkommen." Arthur war wie vom Donner gerührt, als er hörte, daß dieser undankbare Schuft, der Peter, wider ihn Partei nahm, und noch mehr, als der Bärenhäuter Dan sich gleichfalls auf Peters Seite schlug. Das Aergste aber war, daß Arthurs Kollegen, die so erbost auf ihn gewesen waren, daß er den Peter ins Haus genommen hatte, sich jetzt mit diesem verbanden, um Arthur zu verdrängen, indem sie sagten, sie wollten lieber selbst zu Grunde gehen, als länger solch' einen großprahlerischen papistischen Hausbofmeister haben. Und nun kam's heraus, daß eine Allianz zwischen Peter und der alten Dame bestanden hatte und daß Peter auf's Brevier geschworen, wenn er hineinkäme, sein Bestes zu thun, um sie gleichfalls ins Haus zu bringen, aber mit der reservatio mentalis — wenn's ihm was einbrächte. So gingen Arthur und Bobby geradeswegs zu John, der immer auf der Treppe saß und sehr unruhig war über den gewaltigen Lärmen, und sagten ihm, sie sähen es ein, daß eine Partei im Hause wäre, die durchaus die alte Dame hineinbringen wolle, was ihnen ein für allemal zuwider sey. — „Damit man aber nicht sagen kann," fuhr Arthur fort, „daß sie uns aus dem Hause geworfen, so dürfte es angemessener seyn, vorzugeben, daß wir wegen einiger unbedeutender Zwistigkeiten in Rechnungssachen auseinandergehen." — „Immerzu," antwortete John, „gegen's Muß ist kein Kraut gewachsen; aber unter uns," und er legte seinen Finger an die Nase, „Ihr verstebt mich doch?" „Vollkommen!" sagte Arthur und blinzelte mit den Augen; sie schüttelten sich die Hände, und John gab beiden ein vortreffliches Zeugniß über ihre Aufführung.

(Das zweite Kapitel, welches die Ueberschrift führt: „Wie Gaffer Gray sich bemüht, Dame Reform in Johns Haus zu bringen, und wie sie die Treppen hinunterflog, als sie in's zweite Stockwerk hinein wollte," folgt in der nächsten Nummer.)

Bibliographie:

The modern novelists. (Sammlung der neueren Novellisten, nebst einleitenden Bemerkungen ꝛc.) 50 Bde. Pr. 15 Pfd.

Musical Forget me not. (Musikalisches Vergißmeinnicht.) Für das J. 1832. Pr. 12 Sh.

Mental recreation. (Geistige Erholung, oder Maximen, Aussprüche und Bemerkungen von Philosophen, Staatsmännern, Geistlichen und anderen großen Männern der älteren und der neueren Zeit.) Pr. 6½ Sh.

The robber. (Der Räuber.) Ein Roman vom Verfasser des Chartley. 3 Bde. Pr. 1 Pfd. 11½ Sh.

Examinations in surgery. (Chirurgische Examina.) Von Dke.

Elements of diagnosis. (Elemente der Krankheits-Erkenntniß.) Von Dr. Norton.

On the nerves. (Ueber die Nerven.) Von Swan. Abtheilung II In Folio. Pr. 2 Pfd. 12½ Sh.

A Treatise on poisons. (Abhandlung über die Gifte, mit Hinsicht auf medicina forensis, Physiologie und Heilkunde.) Von Dr. Rob. Christison. Zweite Auflage. Pr. 18 Sh.

Mannigfaltiges.

Eintheilung der Hindus nach Duls. Es möchte in Europa noch nicht allgemein bekannt seyn, daß die Hindus von Kalkutta, abgesehen von den Kasten-Unterschieden, auch noch in sogenannte Duls oder Stämme getheilt sind, die aus allen Kasten und Klassen zusammengesetzt sind, und an deren Spitze sich die Hauptfamilien des Staates befinden. Die Vorschriften dieser Duls scheinen zu erheischen, daß jedes Mitglied derselben, wenn es die diesfälligen Kosten bestreiten kann, zu allen wichtigen Vorfällen, als Hochzeiten, Festen und dergleichen, die Braminen und andere Mitglieder dieser Klasse einladen muß. Wenn ein Individuum die Regeln seines Dul verletzt, so wird es bestraft und im äußersten Fall aus demselben verstoßen. Es ist dies eine Art von Bann oder Achtserklärung, der sich auch die angesehensten Eingebornen unterwerfen müssen.

(Asiat. Journ.)

— Aberglauben der Hindus. Die zu Kalkutta bestehende Gesellschaft für Ackerbau und Gartenzucht sucht den Anbau des Tabacks auf alle mögliche Weise zu vervollkommnen; in dieser Absicht ließ sie vor einiger Zeit einem Europäer, der das Amt eines Oberaufsehers in Kalkutta verwaltet, eine ausländische sehr ausgezeichnete Gattung von Tabakssaamen zukommen und ersuchte ihn, denselben unter die Eingebornen zu vertheilen. Dies geschah auch, es wurden mehrere Hindus zusammenberufen und beauftragt, ihre Felder mit jenem Saamen zu besäen. Diese aber meinten, der Saame sey dem einheimischen ganz unähnlich, und weigerten sich, ihn anzunehmen, weil sie ihre Ländereien nicht mit ausländischen Erzeugnissen bebauen wollten; sie gaben vor, daß sie dem großen Gott höchlichst mißfallen würden, wenn sie dies thäten, und daß sie fürchteten, es werde ihnen dann nichts mehr gedeihen. So sehr man sich auch bemühte, ihnen begreiflich zu machen, daß sie völlig im Irrthum seyen, da ja der ihnen angebotene Saame von demselben Gott herrühre wie der ihres Landes — es half Alles nichts, sie waren in ihren Aberglauben so verstockt, daß keine Vorstellung fruchten wollte. Endlich, nachdem man alle gütliche Mittel versucht hatte, sah man wohl, daß hier nur Zwang den Erfolg seyn werde; es wurde ihnen dabe befohlen, augenblicklich zu gehorchen und den Saamen anzunehmen mit großem Widerstreben folgten sie und begaben sich auf ihre Felder; statt aber den Taback wirklich zu säen, gruben sie nur den Boden um und thaten, als hätten sie Alles gehörig beschickt, schütteten aber den Saamen heimlich fort, und als nun nichts hervorkeimte, gaben sie vor, Gott habe dieses sündliche Unternehmen mit seinem Fluch belegt und den Boden unfruchtbar gemacht. (Asiat. Journ.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 22. Februar 1832.

Schweden.

Die in Leipzig erscheinenden Blätter für literarische Unterhaltung enthielten vor Kurzem drei Artikel über die neuere Schwedische Literatur (von Anfang des J. 1829 bis zum Juli 1831), welche den Freunden der eben in ihrer Blüthenzeit befindlichen Skandinavischen Poesie und Sprache einen erfreulichen Ueberblick gewährt haben. Wir begnügen uns für's Erste, darauf hinzuweisen, und wollen, indem wir uns vorbehalten, ebenfalls einen übersichtlichen Artikel in Bezug auf die neuere Schwedische Literatur zu geben, vorläufig zur Vervollständigung jener in Leipzig erschienenen Berichte aus den bis zum Febr. 1832 reichenden Mittheilungen aus Schweden einen Nachtrag in Bezug auf die neuesten Erscheinungen liefern.

Zunächst bemerken wir hinsichtlich der Zeitungen und Zeitschriften, auf deren große Zahl uns schon der Leipziger Bericht aufmerksam gemacht, daß sich dieselben im neuen Jahre noch vermehrt haben, und zwar belaufen sich dieselben, dem uns vorliegenden Verzeichnisse zufolge, auf 89. Hiervon kommen auf Stockholm allein 25, die wir, als die bedeutendsten, hier namhaft machen wollen. Zeitungen, welche täglich oder wöchentlich mehrere Mal erscheinen: Post- och Inrikes-Tidningar (Post- und inländische Zeitung). Stockholms Dagligt Allehanda (Tägliches Allerlei). Stockholms Posten. Journal för Handel, Slöjd och Konst (Journal für Handel, Fabrikwesen und Kunst). Stockholms Dagblad (Tageblatt). Stockholms Tidning (Stockholmer Zeitung). Journalen. Swenst Författnings-Samling (Schwedische Gesetz-Sammlung). Nya Argus (Der neue Argus). Arkif för Hushållningen och Näringarne (Archiv für Oekonomie und Gewerbe). Heimdall.*) Skandinaviens Conversations-Blad. Swenska Minerva (Schwedische Minerva). (Swenske Medborgaren i Stockholm (Schwedische Bürger in Stockholm). Fäderneslandet (Vaterländisches). Aftonbladet i Stockholm (Abendblatt). Tiderna (die Zeiten). Stockholms Annonce-Blad (Anzeigeblatt). — Monats- und andere periodische Schriften: Magasin för Konst, Nyheter och Moder (Magazin für Kunst, Neuigkeiten und Moden). Tidskrift för Häst-Vänner och Landtmän (Zeitschrift für Pferde-Liebhaber und Landleute). Pantheon. Bibliotbek för Konst, Slöjd och tillämpad Wetenskap (Bibliothek für Künstler, Fabrikanten und Handwerker). Tidskrift för Jägare och Naturforskare (Zeitschrift für Jäger und Naturforscher). Musikaliskt Tidsfördrif (Musikalischer Zeitvertreib). Polymnia.

Nächst der Hauptstadt besitzt Gothenburg die meisten und zwar 9 periodische Blätter, von denen der größere Theil politischen Inhalts. Seit dem Januar 1832 erscheint daselbst eine Monatsschrift „Linnäa, för bildade Qwinnor" (für gebildete Frauen). In Upsala erscheinen 4 Zeitschriften, von denen jedoch nur eine, Swea, für Wissenschaft und Kunst. In Lund finden wir 5 Journale, worunter eine theologische Vierteljahresschrift. Ein juridisches Archiv kommt in Christianstadt heraus, ein Magazin für Veterinair-Wissenschaft und Landes-Oekonomie in Skara und ein „Sammler von akademischen, kirchlichen und anderen inländischen Neuigkeiten" in Strengnäs.

Von den Zeitschriften zu den anderen literärischen Erscheinungen übergehend, bringen wir dieselben in die gewöhnliche bibliographische Form, und werden wir zu dieser Anzeige bald wohl fernere Nachträge liefern können.

Bibliographie.

Om det Theologiska Studium, med särskilt hänseende till Sverige. (Ueber das theologische Studium, mit besonderer Hinsicht auf Schweden.) Von H. Reuterdahl. Lund. Pr. 32 Sk.

Tankar i Åtskilliga Ämnen af Swenska Kron-Prinsen Carl August. (Gedanken über verschiedene Gegenstände, vom Schwedischen Kronprinzen Karl August; dargestellt aus Briefen von ihm an den Prinzen von ***. Uebersetzung. Nebst einer kurzen Erzählung von dem Tode des genannten Fürsten und von der sogenannten Ferfen'schen Ermordung.) Mit dem Bildnisse Karl August's. Stockholm. Pr. 32 Sk.

*) Heimdall ist der Name eines altnordischen Götzen, der etwa durch Argus übersetzt werden könnte.

Åminnelse-Tal öfwer Kongl. Wetenskaps-Academiens framlidne Ledamot Herr Joh. Gottl. Gahn. (Gedächtniß-Rede auf das verstorbene Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Hrn. J. G. Gahn, Assessor beim Berg-Kollegium.) Gehalten am 8. Okt. 1831 von Hans Järta. Stockholm. Pr. 16 Sk.

Register öfwer Års berättelser om Framstegen i Physik och Chemie. (Register zu den Jahresberichten über das Fortschreiten in der Physik und Chemie, an die Königl. Akademie der Wissenschaften vom J. 1821 bis zum J. 1829 abgestattet von Jac. Berzelius.) Stockholm. Pr. 24 Sk.

En Wink om Barns Stöfsel. (Ein Wink über Kinder-Erziehung, besonders für die ärmeren Volksklassen.) Von P. G. Cederschjöld. Stockholm. Pr. 8 Sk.

England.

John Bull.

(Schluß.)

Zweites Kapitel.

Wie Gaffer Gray sich bemüht, Dame Reform in Johns Haus zu bringen, und wie sie die Treppen herunterflog, als sie ins zweite Stockwerk hinein wollte.

John konnte sich Anfangs nicht recht auf einen neuen Hausbaasmeister besinnen; zuletzt erinnerte er sich eines gewissen Gaffer-Gray, eines Landjunkers vom Norden, der ein Anhänger seines Hauses zu seyn pflegte, obgleich er nichts da zu thun hatte. Gray war ein thätiger, lebhafter Bursch in seiner Jugend gewesen — in seinen jungen Tagen machte er sich viel im Hause der Dame Reform zu schaffen, aber bald ward er ihrer Bekanntschaft überdrüssig, und obgleich er meinte, John solle sie wohl einmal morgen oder übermorgen bei sich aufnehmen, so setzte er doch immer hinzu, es werde eine gute Zeit kommen, wo er diejenigen auslachen würde, die ihm jetzt davon sprächen, sie augenblicklich in's Haus zu nehmen. Doch da er als ein alter Courmacher der Dame bekannt war, so dachte John, das wäre gerade der rechte Mann, um den höllischen Spektakel zu stillen. „Gaffer," sagte John, „du siehst, wie die Karte liegt. Willst du das Spiel übernehmen? Wenn die Dame nun einmal herein muß, so soll sie doch wenigstens nicht vorher mein ganzes Haus umkehren." „Seht John," sagte Gray, „wenn Ihr mich einige von den sauberen Herren wollt aus dem Hause werfen lassen, die mich zwanzig Jahre lang vom Amt entfernt gehalten haben, und ihre Stellen mit etlichen meiner guten Freunde besetzen laßt — lauter vortrefflichen Leuten, obgleich ichs selbst sage — so habt Ihr mich." Darauf ging Gaffer zu den Dienern hinaus, versammelte sie um sich und sagte: „Ich glaube, wir sind sämmtlich darüber einverstanden, (das war eine verdammte Lüge) daß kein Frieden im Hause seyn wird, bis Dame Reform hereinkommt; sie ist eine vortreffliche Frau, wie ihr wißt, nur zuweilen sehr boshaft, zumal, wenn sie betrunken ist; wir müssen sie daher in ihrem Zimmer versteckt halten, und, paßt wohl auf, wenn Ihr einige Taugenichtse ums Haus schleichen seht, die mit ihr sprechen wollen, so laßt ohne alle Umstände den Haushund Dragon auf sie los." Darauf ging er nach Arthur's Arbeitszimmer, wo er Alles in guter Ordnung vorfand. „Laß mich das Wirthschaftsbuch sehen!" sagte er zu Allsoap, den er als Buchhalter mitgebracht hatte; „was das für Ausgaben sind! John muß gründlich betrogen worden seyn. Was meint Ihr, sollen wir nicht für ihn und uns einige Pfund am Jahresschluß erübrigen?" „Meinetwegen!" sagte Allsoap, aber nachdem sie zwei Tage zusammen gearbeitet hatten, sahen sie ein, daß nirgends Ersparnisse anzubringen wären; nur einige Krümeln fand Allsoap, die der Küchenjunge als Sporteln in die Tasche gesteckt hatte: „Aha," rief er aus, „hier liegt der Hund begraben. Sieh nur, wie man Johns Gutmüthigkeit gemißbraucht hat; der Schuft von Küchenjunge soll nicht einen Tag länger im Hause bleiben." Darauf ging Gray zu John und hielt eine Rede an ihn (denn Gray versteht sich sehr gut auf Reden) und sagte: „John, deine Sachen stehen nicht gerade so schlimm, als wir dachten; doch für jetzt können wir unmöglich mehr als fünf Pfund am Ende des Vierteljahres für dich zurücklegen, vielleicht können wir aber deine Einkünfte etwas in die Höhe bringen." Nun ging er in seine Arbeitsstube zurück, und er und Allsoap und Buckram und Drum und Johny steckten eine ganze

Woche lang die Köpfe zusammen. Drum ist ein Meister Köhler und Buckram ein Winkelschreiber gewesen; Johny war in seinem ganzen Leben nichts. John hatte eine Art von Sparkasse angelegt, wo seine fleißigen Diener von Zeit zu Zeit ihren Verdienst auflegen konnten. Nun schlug Allsoap vor: „Laßt die Burschen jedesmal, wenn sie ihren Lohn bekommen, 2 Pence auflegen." „Ein vortrefflicher Gedanke, bei Gott!" riefen Gray und Buckram und Bill Jones. Drum sagte gar nichts und schürte das Feuer an. Und als sie die Treppe herunter kamen und den Dienern im unteren Geschosse sagten, was geschehen sollte, da ging ein Spotten und Husten und Zischen und Scharren los, daß sie froh waren, mit heiler Haut davon zu kommen. Dann machten sie den Vorschlag, Johns Weinhändler zu ändern, obwohl Don Pedro Johns Versprechen Schwarz auf Weiß hatte, daß er mit Niemand anders als mit ihm Geschäfte machen wolle; aber die Dienerschaft, die den neuen Französischen Krüger nicht mochte, widersetzte sich auch diesem Vorschlag. Dann wollten sie wieder das Tabacksmonopol abkürzen, und den anderen Tag wollten sie den Leuten wohlfeilere Lichte liefern. Drum sagte zu den Dienern, sie möchten so viele Kohlen verbrennen, als sie nur immer wollten, „aber," sagte Allsoap, „nicht ein Stück Bauholz, so wahr Euch Euer Leben lieb ist." — „Gieb ihnen Seife, so viel sie wollen," sagte Pullet, „sie haben's nötig." — „Sollen wir Zucker und Rum herabsetzen?" sagte Buckram, „ich hab' einmal davon gesprochen, als ich noch nicht im Amt war." „Wir wollen sehen," antwortete Allsoap. „Da fällt mir was ein," sagte Buckram, „und ich hab's. Laßt uns ans Werk gehen und die alten Papiere in der Polterkammer abstäuben. Sie sind zwar Niemanden sehr im Wege, das ist wahr, aber man spricht doch davon." „So ists recht," sagten alle einstimmig. Gesagt, gethan, sie gingen mit Besen und Scheuerlappen in die Polterkammer und störten in den Papieren herum und wuschen ab und reinigten und verbrannten manches wichtige Aktenstück in der Eile. Da sie aber sahen, daß sie doch nicht fertig werden konnten, so packte Buckram den Rest ganz schnell hinter einen Wollsack, der im Winkel stand, setzte sich gravitätisch darauf nieder, spreizte den Mantel aus, um die Papiere zu verstecken, ließ die Dienerschaft hereinrufen und sagte zu ihnen mit großer Würde: „Seht auf mich! Ich bin der Mann, der diesen verdammten Haufen vermoderter Papiere, welcher, wie Ihr wißt, Jedermann im Wege stand, aufgeräumt hat." Darauf schrieen zwei oder drei von ihnen ein Hurrah für Buckram, aber der größte Theil, der seit einem Jahre nicht in dem Zimmer gewesen war, bekümmerte sich gar wenig darum. Am Ende kam es durch diese verdrießlichen Veränderungen so weit, daß Niemand wußte, was er zu thun habe, und die meisten Diener sahen jetzt klar ein, daß Gaffer kein Genie sey. Die kühnsten faßten sich ein Herz und sprachen gerad' heraus mit ihm, und wenn der Buckram, der Zungendrescher, nicht gewesen wäre, so würde es dem armen Gaffer Gray Mühe genug gekostet haben, im Amte zu bleiben. Deshalb nahm Buckram Gray und die Uebrigen eines Tages, unter dem Vorwande, eins zusammen zu trinken, nach Grays Arbeitsstube und sagte: „Meine Herren, wir sind auf dem Wege, zur Thür hinausgeworfen zu werden, denn die Diener nennen uns bereits Einfaltspinsel, und theilweise" — hier rümpfte er die Nase, die er, es ist fürchterlich anzusehen, bewegen kann, wie er will — „theilweise, sage ich, nomina sunt odiosa, theilweise haben sie Recht. Es bleibt uns nichts weiter übrig, als das alte Weib wirklich ins Haus zu lassen und alle ihre Freunde für uns zu gewinnen, oder mit unserer Haushofmeisterschaft hat's ein Ende." „Ich könnte sie meinetwegen am Galgen hängen sehn," sagte Gray. „Oder in einer Kohlengrube verscharrt," sagte Drum. „Aber wenn's seyn muß, so muß es seyn," sagte Allsoap. „Ich wasche meine Hände in Unschuld," sagte Pullet. So gingen sie, um das Ding der Dienerschaft im unteren Geschosse vorzuschlagen.

Unterdeß ging in Johns Haushalt Alles drunter und drüber. Seine höhere Dienerschaft, die im oberen Geschosse aß, war schon von Johns Vorfahren engagirt und konnte von ihm nicht nach Belieben entlassen werden; und diese würdigen Leute behagten dem Herrn Haushofmeister nicht. Die übrige Dienerschaft aß in einem Zimmer unten zusammen und konnte, wenn John es für gut fand, ohne Unterschied von ihm entlassen werden. Einige davon gefielen Gaffer Gray, einige nicht. Gray sendete Allsoap zu ihnen, der ihnen die nunmehr definitive Ankunft der alten Dame verkündigte und ihnen sagte, daß sie die Dame des Hauses seyn werde, und daß sie auf der Stelle Dragon von der Kette losbinden und ihn auf diejenigen, die ihr was anhaben wollten, hetzen möchten. Die Hälfte dieser Diener zog die Mützen ab, denn sie dachten, daß von nun an alle Tage Sonntag seyn würde, und sie lärmten und tobten nach Dame Reform. Die anderen sahen einander an, und zuletzt stand einer auf, ein gescheidter alter Bursche, Namens Leatherell, der sein jus studirt hatte und selbst Buckram nichts nachgab, und fragte Allsoap, ob er sich denn gar nicht mehr der Geschichte von dem engen Kamisol erinnerte, und wie man schon einmal den Hund auf die Hallunken von Fremden der Dame Reform habe hetzen müssen. Doch Allsoap und Johny und alle Uebrigen konnten sich auf gar nichts mehr besinnen. „Aber," sagte Allsoap, „wir wissen sehr wohl, daß der Neffe der alten Dame, Radikal Dick, und ein Paar andere solcher Kerle gern mit hereingekommen wären, aber wir sind die Männer, sie abzuhalten! — Bei Ihrer Seligkeit, meine Herren! Es soll Niemand eingelassen werden, der nicht ein Hemd auf dem Leibe und einen Schilling in der Tasche hat, und für das Uebrige lassen wir Dragon weiter sorgen." „Was!" rief Leatherell aus, „ich lasse mein Leben, wenn Ihr nicht jetzt einen Brief von dem Schurken, dem Radikal Dick, datirt Brummagem, in der Tasche habt — he!? ist das nicht etwa Euer und Johny's Gekritzel?" Und bei diesen Worten zog er ein Geschmiere aus der Tasche, Allsoap und Johny unterzeichnet, wo's schwarz auf weiß geschrieben stand, wie Allsoap dem Dick versicherte, er sey stolz auf seine Bekanntschaft, und Johny ihm ein Langes und Breites von sich erzählt, wie die Oppositionen gegen seine Tante nur das ohnmächtige Räuspern einer Faction gewesen sey, obgleich es, weiß Gott, laut genug war, und dergleichen mehr. Mit solchen Angriffen schwächten sie Allsoaps Gehirn, das ohnedies nicht von der besten Sorte war, so sehr, daß er die Sache aufgab. So kam Allsoap zu Gray zurück und sah recht verdutzt aus und erzählte ihm, was vorgegangen war.

Gaffer sah ein, daß hier nichts Anderes zu machen sey, als die ganze niedere Dienerschaft zu entlassen. Sie wurden an einem schönen Morgen fortgejagt. John war das Alles gar nicht recht, und er hätte lieber das Ding gehen lassen, wie es wollte, aber Gaffer setzte ihm aus einander, entweder er oder sie müßten aus dem Hause. Da es noch nicht Zeit war, sich den Arthur wieder kommen zu lassen, so gab er nach, sagte ihnen allen ein trauriges Lebewohl und schüttelte einem oder dem anderen von ihnen die Hand, wenn er glaubte, daß Gray es nicht bemerkte.

Als die neue Dienerschaft ankam', versammelte sie Gray in der Halle und redete sie an: „Jungens", sagte er, „mir ist nichts lieber als Freimüthigkeit; das ist das glorreiche Kennzeichen des Briten. Ich verlasse mich auf die Gesinnungen meiner Pächter". „Gut getrostet," sagte Buckram. „Nur, fuhr Gaffer fort, müßt Ihr sprechen, wie ich spreche, Jungens, müßt abstimmen wie ich, oder, bei Gott, Euer Dienst in Johns Haus ist nicht einen rothen Heller werth!" Die vortreffliche Dame Reform ist auf dem Wege hierher. Ihr wißt, meine Ansicht über sie war immer dieselbe." Hier winkte Buckram seinem Kollegen Allsoap zu: „Wir müssen sie warm empfangen. Geh jetzt einer von Euch und lasse einige Backen voll Lob in die Zeitungen einrücken. Hier sind fünf Schillinge für den Redacteur, und nehme einer eine Handlaterne und gehe der Dame entgegen, denn die Wege hier herum sind so holprig wie Torfboden und schwarz wie die Hölle. Bringt sie so schnell als möglich herein, und dann laßt mich's wissen." Die Diener begegneten der alten Dame, die eben direkt von East-Retford ankam. Sie hatte etwas Verkehrtes in ihrem Aussehen, lachte und plauderte und war in ewiger Unruhe; nicht zwei Stücke ihres Anzugs paßten zusammen; und hinterher folgte eine ekelhafte Gesellschaft, die Johns Leute nicht anrühren wollten, weil sie ihre Sonntagskleider anhatten. Zuletzt entschlossen sie sich, nahmen die alte Dame auf die Arme und trugen sie vor Johns Hausthür, wo ihnen, wie sie glaubten, der Eingang nicht versagt werden konnte. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn Leatherell und Croaker und ihre Freunde standen vor der Thür und fingen eine mörderische Schlacht an — ein Schlachten wars und keine Schlacht zu nennen. Allsoap mußte sich zu Bett legen, und die alte Dame erhielt einige tüchtige Hiebe auf den Kopf, die ihr vollends den Verstand benahmen. Aber nun war es schwierig, sie die Treppe heraufzubringen, da die höhere Dienerschaft fest entschlossen war, sie sollte die Nase nicht unter ihnen sehen lassen, so lange sie's hindern könnten. Gaffer und Buckram half all' ihr Reden nichts; Allsoap und Johny luden sie endlich auf die Schultern und schrieen laut, die höhere Dienerschaft müsse sie hereinlassen. Die aber antwortete, die alte Dame müsse mindestens anständig angezogen kommen und nicht mit so viel Lumpenpack hinterdrein. Martin, der Kaplan, der ihre Kniffe von Alters her kennt, sagte, sie sey eine gottlose alte Bettel. Darauf hielt Buckram eine ungeheuer lange Rede, und da er eine tüchtige Zunge im Kopf hat, so ist nicht abzusehen, was vielleicht doch geschehen wäre, wenn nicht Radikal Dick im Flur einen gewaltigen Lärmen gemacht hätte. Als sie nun einsahen, in welcher Lage sich das Haus befinde, warfen sie den draußen Stehenden die Thüre vor der Nase zu, und Allsoap, Johny und die alte Dame purzelten alle drei mehr als 40 Stufen die Treppe herunter, und als man die alte Dame aufnahm, war sie wie todt. Man trug sie ins Zimmer der subalternen Dienerschaft und verbrauchte mehr als 200 Tropfen Ebringtons-Essenz, aber es wollte nichts anschlagen. Sie lebte noch lange genug, um von einer Tochter, einem schwächlichen Kinde, entbunden zu werden und zu bekennen, daß Gaffer Gray der Vater sey. Sie trugen die Dame in der Stille fort und begruben sie in der Gegend von Old-Sarum. Von der Tochter werden wir weiter hören.

Bibliographie.

The Algebra of Mohammed ben Musa. (Die Algebra von Mohammed ben Musa.) Arabisch und Englisch. Herausgegeben und übersetzt von Fr. Rosen. Pr. 8 Sh.

The history of the maritime wars of the Turks. (Geschichte der Seekriege der Türken. Uebersetzt aus dem Türkischen des Hadschi Khalifih.) Von James Mitchell. Cap. I bis IV. Pr. 7 Sh.

Miscellaneous translations from oriental languages. (Vermischte Uebersetzungen aus orientalischen Sprachen.) Erster Theil. Enthält: 1) Bemerkungen auf einer Reise in das Innere von Nord-Afrika. Von Hadschi Ebn-ebdie El-Egwaata. Aus dem Arabischen von W. W. Hodgson. 2) Auszüge aus dem Saha Thevan Saasteram oder dem Buche des Schicksals. Aus der Tamul-Sprache von Jos. Roberts. 3) Die letzten Tage Krischna's und die Söhne Pandus; aus der letzten Abtheilung des Mahabarata. Nach der Persischen Uebersetzung des Nekib Khan, aus der Zeit des Kaisers Akbar. Vom Major David Price. 4) Vedala Cadai, die Tamulische Uebersetzung einer Sammlung alter Erzählungen in der Sanskrit-Sprache, die bei dem Volke in Indien unter dem Namen Vetala Panchavinsati bekannt sind. Von W. G. Babington. 5) Indische Kochkunst,

wie sie von den Eingebornen des Orients ausgeübt und beschrieben wird. Von Sandford Arnot.

The Shah Nameh, an heroic poem. (Schah Nameh, ein Heldengedicht, die Geschichte Persiens enthaltend. Von Abul Kasim Ferdusi.) Sorgfältig zusammengestellt ꝛc. ꝛc. nebst einer Einleitung und dem Leben des Verfassers, von Cap. Turner Macan. 4 starke Bde. Calcutta. (Ist in London für 10 Pfd. 10 Sh. zu haben.)

Von dem bekannten Werke des Pater Premare Notitia Linguae Sinicae ist in Malacca ein Abdruck veranstaltet worden, von welchem Exemplare in London à 21 Sh. zu haben sind.

Frankreich.

Auflösung des Talleyrandschen Ministeriums im September 1815.

Bruchstück aus dem dritten Bande der „Geschichte der Restauration, von einem Staatsmanne“*)

„Drei Ursachen trugen zu dem Falle des Ministeriums des Fürsten Talleyrand bei. 1) Die Unmöglichkeit, sich mit den Verbündeten über einen Definitiv-Traktat zu verständigen; 2) der schädliche Einfluß der Coterie des Grafen v. Artois, die über den halbconstitutionnellen Gang der ministeriellen Verwaltung aufgebracht war; 3) der Ausfall der Wahlen und das Herannahen der leidenschaftlichen Kammer von 1815. — Die Unterhandlungen mit den fremden Mächten standen im September so, daß ein definitiver Friedens-Vertrag fast eine absolute Unmöglichkeit wurde; man konnte sich weder über die Begränzung des Gebiets, noch über die Geldentschädigung, welche die Grundlage der diplomatischen Unterhandlung bildeten, noch über die Dauer der Occupation verständigen. Hr. v. Talleyrand hegte noch einige Hoffnung von der Wirkung seiner letzten Note, die in würdigen und festen Ausdrücken abgefaßt war; er hoffte, die Coalition werde geheimen und mit Geschick jeder der einzelnen Mächte gemachten Vorschlägen nicht widerstehen; diese Hoffnung wurde aber durch das neue Ultimatum, das die vier großen Höfe am 20sten September an ihn richteten, und worin die definitiven Absichten der Mächte zusammengefaßt waren, gänzlich getäuscht.

„Die verbündeten Mächte,“ hieß es darin, „betrachten die Wiederherstellung der Ordnung und die Befestigung der Königlichen Autorität in Frankreich als den Hauptzweck ihres Verfahrens; da sie aber zugleich überzeugt sind, daß Frankreich nur dann eines dauernden Friedens genießen kann, wenn die benachbarten Nationen aufhören, gegen dasselbe entweder bitteren Groll oder dauernde Besorgnisse zu hegen, so haben sie das Prinzip einer billigen Entschädigung für frühere Verluste und Opfer, so wie das einer hinreichenden Garantie für die Sicherheit der Nachbarstaaten als die einzig geeigneten Mittel betrachtet, aller Unzufriedenheit und Besorgniß ein Ende zu machen. Die Französischen Herren Bevollmächtigten erkennen selber das erste dieser Prinzipien an, während sie über das zweite Stillschweigen beobachten. Es liegt jedoch am Tage, daß das Bedürfniß der Garantieen für die Zukunft sichtbarer und dringender geworden ist, als dies zur Zeit des Pariser Vertrages der Fall war; was die Mächte im Jahre 1814 zufrieden stellen konnte, kann sie also im Jahre 1815 nicht mehr befriedigen; die Demarcations-Linie, welche den Nachbarstaaten Frankreichs zur Zeit des Traktats vom 30. Mai Beruhigung zu gewähren schien, kann den jetzigen gerechten Ansprüchen derselben nicht mehr genügen. Dies sind die wichtigen Beweggründe, welche die verbündeten Höfe bewogen haben, von Frankreich einige Gebiets-Abtretungen zu verlangen. Diese Abtretungen sind nicht von der Art, daß sie der wesentlichen Integrität des Landes Eintrag thäten; dieses wird darum nicht minder einer der abgerundetsten und befestigtsten Staaten Europas so wie einer der reichsten an Mitteln aller Art seyn, um den Gefahren einer Invasion zu trotzen. Die Unterzeichneten haben einige Mühe, zu begreifen, worauf die wesentliche Unterscheidung zwischen altem und neuem Gebiet begründet werden könnte. Unmöglich läßt sich annehmen, daß die Herren Bevollmächtigten bei den gegenwärtigen Unterhandlungen die Lehre von der angeblichen Unverletzlichkeit des Französischen Gebiets wieder vorbringen wollten. Es hieße, alle Gedanken der Gleichheit und Reciprocität zwischen den Mächten vernichten, wenn man das Prinzip aufstellen wollte, Frankreich habe ohne Schwierigkeit seine Gränzen erweitern, Provinzen durch Eroberungen oder Verträge erwerben und zu seinem Gebiete schlagen können, während es allein des Vorrechts genießen sollte, von seinen alten Besitzungen weder durch die Unglücksfälle des Krieges, noch durch politische Uebereinkünfte, jemals etwas zu verlieren.“

Aus diesen Gründen beharrten die Bevollmächtigten bei dem dem Könige von Frankreich überreichten Ultimatum. Diese Note war von den Grafen Rasumoffski und Capodistrias für Rußland, dem Fürsten v. Metternich und dem Baron von Wessenberg für Oesterreich, dem Fürsten v. Hardenberg und dem Freiherrn v. Humboldt für Preußen und dem Lord Castlereagh für England unterzeichnet.

Was konnte das Talleyrandsche Ministerium bei diesem Stande der Unterhandlungen thun? Die Vorschläge, die es den vier großen Mächten gemacht hatte, erlaubten ihm nicht, sich dem Ultimatum der Kabinette zu unterwerfen; es konnte diese Genugthuung nicht geben, ohne sich gänzlich zu entehren; es dachte daher jetzt daran, seine Entlassung zu nehmen. War aber dieser Wunsch aufrichtig? Hatte die Drohung des Abtretens nicht vielmehr den Zweck, Ludwig XVIII. mehr Energie einzuflößen und ihn zu dem Gedanken eines National-Widerstandes fortzureißen? Hr. v. Talleyrand behauptet, sein Verfahren sey ihm durch ein tiefes Gefühl der Französischen Ehre vorgezeichnet gewesen; er wollte keinen erniedrigenden Vertrag unterzeichnen; diejenigen, welche das Wahre von der Sache kennen, fügen zu diesem edlen Zartgefühl des Hrn. v. Talleyrand die von ihm nicht minder stark gefühlte Ueberzeugung hinzu, daß es unmöglich sey, in seiner Stellung sowohl gegen die fremden Mächte als gegen den Hof und die neue Kammer am Staatsruder zu bleiben. Der Kaiser Alexander hielt in der That seine Abneigung gegen Hrn. v. Talleyrand nicht verborgen. In einer Konferenz mit Ludwig XVIII. ließ er die Schwierigkeiten durchblicken, welche die Gegenwart eines Premier-Ministers hervorrufe, der auf dem Wiener Kongresse den Hoffnungen Rußlands nicht entsprochen hatte; auch verfehlte er nicht, ihm die Möglichkeit einiger Konzessionen von Seiten der Verbündeten vorzuhalten, wenn der König von Frankreich ein System annehme und einen Mann hinstelle, die mehr Vertrauen einflößten. Ludwig XVIII. lieh diesen Eröffnungen ein geneigtes Ohr; mit heimlichem Aerger hatte er den Fürsten von Talleyrand als Präsidenten seines Conseils angenommen und man begriff, daß er mit Freuden dem Augenblick entgegensehen mußte, der ihn von einer unerträglichen Fessel befreien sollte. Von der anderen Seite wurde Ludwig XVIII. auch vom Hofe dazu gestimmt; in den ersten Augenblicken des Sieges einer Partei reißt immer ein unwiderstehlich kräftiger Schwung ein, und ein Ministerium, das eine Bahn der Mäßigung verfolgen will, wird mit fortgerissen oder gestürzt, wenn es Widerstand leisten will.

Seit den beiden Berichten des Herzogs von Otranto an den König und der unbegreiflichen Oeffentlichkeit, welche diesen beiden großen Dokumenten gegeben wurde, schien es beinahe gewiß zu seyn, daß Fouché abtreten würde, — ein Umstand, der in Verbindung mit der Weigerung des Herzogs von Richelieu und der Verzögerung, welche die Abmachungen mit Herrn Pozzo di Borgo erlitten, ehrgeizigen Bestrebungen nach dem Ministerium Thür und Thor öffneten. Es stand daher die Alternative zwischen einer völligen und einer nur theilweisen Veränderung des Kabinets. Nachdem einmal Talleyrand persönlich bedroht war, mußte die Veränderung nothwendig eine absolute werden, da das Haupt getroffen worden. Der Pavillon Marsan vergab es dem Talleyrandschen Kabinet nicht, daß dieses eine von seinem Einflusse und also von den royalistischen Comité's unabhängige Verwaltung errichtet hatte. Am Hofe nichts als Klagen und geheime Intriguen; man beschuldigte das Ministerium, daß es den Frieden verzögere und die Regungen des Royalismus zu unterdrükken suche. Der Graf von Artois handelte offen gegen die Minister; täglich sagte man dem ohnehin schon dem Herrn von Talleyrand nicht sehr gewogenen Könige, das Volk verlange laut die Entlassung des Premier-Ministers. Herr v. Talleyrand verhehlte sich nicht, daß eine Ministerial-Veränderung unvermeidlich sey; das Kabinet, welches er im Juli gebildet hatte, war unvollständig und kraftlos; den Herzog von Otranto konnte er nicht an der Spitze der Polizei beibehalten, das Ministerium des Innern war gar nicht, das des Königl. Hauses nur interimistisch besetzt. Herr von Talleyrand wollte, indem er die Bildung einer neueren Verwaltung, deren Präsident er ebenfalls wäre, sich vorbehielt, den König nöthigen, der öffentlichen Meinung so viel Zugeständnisse wie möglich zu machen. Dieser Plan konnte nicht gelingen; es walteten so viele dem Ministerium gefährliche Umstände ob! Herr von Talleyrand war zu klug, um seine Lage nicht einzusehen; er war kein parlamentarischer Mann und verstand nichts von der Leitung einer politischen Versammlung; seine einzige Kraft lag im Könige und im Gelingen seiner Vermittelung bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten; da nun auch diese Unterhandlungen seinen Händen entschlüpften, so hatte er keinen festen Halt mehr. Mehrmals hatte er den König ausgeforscht, die Antworten Ludwig's XVIII. waren aber sehr kalt ausgefallen; er hatte für einige seiner Kollegen um ein Zeichen der Königlichen Zufriedenheit gebeten, der König hatte ihm dasselbe verweigert, und als Herr v. Talleyrand gegen ihn äußerte, diese Weigerung könne leicht das Abtreten mehrerer Minister und alsdann das des ganzen Kabinets zur Folge haben, antwortete Ludwig XVIII.: „Das ist recht; so ist es in England Sitte.“ Herr v. Talleyrand fühlte das Weitreichende dieser Worte.

Bei dem Stande der Unterhandlungen mit den fremden Mächten war es indessen dringend nothwendig, einen Entschluß zu fassen und zu einem Resultate zu gelangen. Den Charakter des letzten Ultimatums hat man gesehen; Herr v. Talleyrand hatte durch Herrn v. Labesnardière eine dasselbe beantwortende Note anfertigen lassen; die Abfassung derselben war tief durchdacht. Der Premier-Minister und die beiden anderen Bevollmächtigten, der Baron Louis und Hr. v. Dalberg, begaben sich nach dem Schlosse, um sie vom Könige genehmigen zu lassen, ehe sie dieselbe den Bevollmächtigten der alliirten Mächte vorlegten. Ludwig XVIII. empfing die Minister mit einer Miene der Verlegenheit, die er so gut anzunehmen wußte. Die Note wurde zum ersten Male vorgelesen; der König machte, wider seine Gewohnheit, keine Bemerkung, denn er liebte es, die von seinem Conseil ausgehenden offiziellen Dokumente selbst in bloß stylistischer Beziehung zu corrigiren; Herr v. Talleyrand las dieselbe zum zweiten Male vor, worauf der König ein allgemeines Gespräch über den Stand der Unterhandlung und die Beziehungen der Mächte unter einander anknüpfte; er wisse, sagte er, daß es unmöglich sey, die Allianz der vier Höfe aufzulösen, die einiger unter einander seyen, denn jemals, und es bleibe nichts Anderes übrig, als zu der wohlwollenden Dazwischenkunft Alexanders seine Zuflucht zu nehmen. „Sind Sie, meine Herren,“ fragte er, „in der Lage, diese neue Richtung in meinen diplomatischen Beziehungen zu verfolgen?“ Herr v. T. ant-

*) Der Herzog Decazes wird allgemein als Verfasser dieses Werkes angesehen.

wortete ohne Zögern, daß er und seine Kollegen nicht die dem Kaiser von Rußland angenehmsten Personen seyen, und daß es ihnen schwer werden würde, diesen peinlichen Weg bei der Unterhandlung einzuschlagen. Der König, dem ein Stein vom Herzen zu fallen schien, fügte hinzu: „Ich glaube gern, meine Herren, was Sie mir da sagen; der Kaiser von Rußland hat mir nicht verhehlt, daß, wenn ich die Leitung meiner Angelegenheiten anderen Händen anvertraute, bessere Bedingungen bewilligt werden könnten, und daß er dann selbst die Interessen Frankreichs bei seinen Verbündeten vertheidigen würde." — „In diesem Falle," erwiederte Herr v. T., „bitte ich den König, mir zu erlauben, daß ich aus seinem Conseil austrete; er hat freie Wahl, sein Vertrauen in würdigere Hände niederzulegen." Der Herzog v. Dalberg und der Baron Louis baten gleichfalls um ihre Entlassung. Der König äußerte: „Sie sehen, wozu die Umstände mich zwingen; ich habe Ihnen für Ihren Eifer zu danken, Sie sind ohne Tadel, und nichts hält Sie ab, ruhig in Paris zu bleiben." Die letzteren Worte verletzten Herrn v. T., der mit Wärme erwiederte: „Ich habe das Glück gehabt, dem Könige Dienste genug zu leisten, um glauben zu dürfen, daß sie noch nicht vergessen worden sind; ich begreife nicht, was mich nöthigen könnte, Paris zu verlassen; ich werde hier bleiben und glücklich seyn, wenn ich vernehme, daß man den König nicht auf eine Bahn führt, die seine Dynastie und Frankreich gefährden könnte." Ludwig XVIII. that, als schenke er diesen Worten wenig Aufmerksamkeit, wiederholte einige für die Minister verbindliche Redensarten und entließ sie. Herr v. T. trat sehr aufgeregt aus dem Kabinet des Königs und sagte laut zu seinen Kollegen: „Wir sind überlistet; dies ist eine längst angelegte Intrigue."

Der Ministerrath kam sogleich zusammen; Herr v. T., der bis dahin seine Kollegen von dem Stande der Unterhandlung mit den fremden Mächten, die er sich ausschließlich vorbehalten, nur unvollständig unterrichtet hatte, zeigte ihnen den Vorfall auf dem Schlosse und sein Ausscheiden an. Die Minister fühlten alle die Schwierigkeit des Regierens; seit der Bekanntmachung der Denkschriften an den König durch Fouché war das Kabinet aufgelöst, es hatte keine Einheit, keine Kraft der Gesinnung mehr. Sämmtliche Minister beschlossen daher, ihre Entlassung zu nehmen; dieselbe wurde noch im Laufe des Tages dem Könige geschickt, der sich jetzt ohne Ministerium befand.

Im Schlosse trug sich nun Folgendes zu: sobald der König das Entlassungs-Gesuch des Herrn v. T. empfangen hatte, benachrichtigte er den Kaiser Alexander davon und schickte nach dem Herzoge v. Richelieu. Dieser strebte nicht nach dem Ministerium; die Verhältnisse waren äußerst schwierig, und er wußte, daß Ludwig XVIII. eine Abneigung, einen alten Groll gegen ihn hegte. Um den Herzog war aber eine thätige und dringende Partei versammelt; von allen Seiten forderten ihn die Freunde des Hofes zur Annahme eines Ministeriums auf; endlich ging ihn Alexander selbst so dringend an, daß er die Präsidentur des Conseils annahm.

Die Freunde des Herrn v. T. behaupten, daß die Sache längst verabredet und daß der Herzog v. Richelieu der Intrigue nicht fremd gewesen; ich erwiedere mit Bestimmtheit, daß dies in Bezug auf den Herzog nicht wahr ist. Niemand war abgeneigter als er, in ein Ministerium zu treten, Niemanden wurde die Last desselben schwerer; der edle Herzog war einer Intrigue unfähig, aber es ist klar, daß sich um ihn gewisse politische Personen versammelten, die gegen das Ministerium des Herrn v. T. thätig waren; sie bezeichneten den Herzog v. Richelieu als den geeigneten Mann, weil jede politische Bewegung das Bedürfniß hat, sich in einem bedeutenden Manne zu personifiziren; das Wort des Kaisers Alexander that das Uebrige.

Was Ludwig XVIII. anlangt, so liebte er, wie gesagt, Herrn v. Talleyrand nicht, und es gewährte ihm große Freude, sich desselben zu entledigen. Der König übte Verstellung; er hatte sich öfter im Vertrauen gegen seine Freunde über die Art, wie Herr v. T. mit ihm arbeite, beschwert; der Premier-Minister hatte bei einer stets edlen und ehrerbietigen Sprache Formen des Rathgebens, die Ludwig XVIII. wenig Freiheit ließen; Herr v. T. legte gewöhnlich seine ganze Arbeit auf das Schreibpult des Königs, gab ihm einige Erläuterungen über die oben aufliegenden Aktenstücke und legte die Verordnungen, für welche die Unterschrift des Königs am schwersten zu erlangen war, sorgfältig zuletzt. Der König unterzeichnete oft ohne Bemerkung, bloß weil es geschehen mußte; aber innerlich nagte er an seiner Fessel. Eines Tages sagte er in einem Anfall übler Laune sogar zu einem später in seiner Gunst hoch gestellten Staatsmann: „Herr v. T. hat bis jetzt die Karten für sich gehabt, aber ich spare ihm meinen besten Trumpf auf." Er ergriff daher die sich darbietende Gelegenheit mit Hast und spielte seinen Trumpf. Der König mischte sich, wie alle Bourbonen, gern in die Leitung seiner Angelegenheiten; Herr v. Talleyrand hatte eine andere Ansicht von dem Repräsentativ-System, und dies trug zu seinem Sturze bei. Ich habe die Gründe auseinandergesetzt, welche das Ministerium in seinem Beginn mit der Auflösung bedrohten; es bestand aus fähigen, jeder in seinem Fache ausgezeichneten Männern; es fehlte ihm aber an Einheit, an gegenseitigem Vertrauen, und was das Wichtigste war, es stand mit den herrschenden Ansichten nicht im Einklang. Wenn eine große Revolution eintritt, so sucht sich jedes Mal eine Regierung von gemäßigten Männern zu bilden, um den Strom der Leidenschaften aufzuhalten; es ist aber ein seltener Fall, daß diese Regierung nicht mit fortgerissen würde und für einige Zeit ihren Platz Parteimännern einräumen müßte. Diese Episode ist für die Gesellschaften schrecklich, aber unvermeidlich."

Bibliographie.

Essai de psychologie physiologique. (Versuch einer physiologischen Psychologie). Vom Verfasser der „Skizze der menschlichen Natur," M. C. Chardel. Pr. 5 Fr. [In diesem neuen Werke sucht der Verfasser die Beziehungen der Seele zum Körper zu erklären, zu welchem Behufe er eine Reihefolge von Beobachtungen mittheilt.]

Le père de famille. (Der Familienvater.) Monatsschrift der Gesellschaft für den National-Unterricht. [Enthält pädagogische Aufsätze, die keiner besonderen politischen Partei-Ansicht huldigen, und daher mit Mäßigung und Würde abgefaßt sind.] Pr. in Paris 12 Fr. und im Auslande 15 Fr. 60 Cent. jährlich.

Biographie allégorique et fantastique des illustrations contemporaines. (Allegorische und fantastische Biographie berühmter Zeitgenossen) von A. Sylvestre. Erste Lieferung. 4. Pr. von 48 Lieferungen 50 Fr.

In der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erscheinen „Dupuytren's klinisch-chirurgische Vorträge im Hôtel-Dieu zu Paris, gesammelt und herausgegeben von einem ärztlichen Verein." Für Deutschland bearbeitet von den in Paris sich aufhaltenden Aerzten Dr. E. Bech und Dr. Rud. Leonhardi. (Erscheinen in 32 Lieferungen von 1 — 1½ Druckbogen in einer trefflichen typographischen Ausstattung.) Preis von je 12 Bogen 22½ Sgr. Nach dem Erscheinen des Ganzen (binnen 8 Monaten) tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Mannigfaltiges.

— Religiöse Anstalt zu Kalkutta, von Ram Mohun Roy gegründet. Im Jahre 1828 stiftete der gegenwärtig in London befindliche Bramin Baboo Ram Mohun Roy in Verbindung mit mehreren anderen gelehrten Hindus in Kalkutta ein neues Vedant-Institut unter dem Namen Bhurmo Schubha, welches seitdem große Berühmtheit erlangt hat. Eine in Hindostanischer Sprache erscheinende Zeitschrift, „der Reformator", erstattet darüber folgenden Bericht: „Der Zweck dieser Anstalt ist, unsere Landsleute durch den reichen Schatz der theologischen und moralischen Lehren der Veda's geistig aufzuklären. Die Mitglieder des Instituts halten ihre Zusammenkünfte an jedem Sonnabend in einem wohlbekannten Hause in der Chitpur-Straße; es wird daselbst aus den Vedas gepredigt, und die Versammelten singen Psalmen zur Lobpreisung des einzigen und wahrhaftigen Gottes; man dient dem ewigen Schöpfer des Weltalls und sendet Gebete zu seinem Thron, ohne das Gemüth durch den unsinnigen und lächerlichen Prunk des Aberglaubens zu zerstreuen. Auch Christen und Leuten jedes anderen Glaubens wird gestattet, bei diesem Gottesdienst zugegen zu seyn, und da die Predigten über Texte aus den Veda's in der Bengalischen Landessprache Prakrito Bhasa gehalten werden, so kann sie Jeder verstehen. Kein Bild darf in dieses Gotteshaus gebracht und keine Art von Opfer darin verrichtet werden. Die sogenannten rechtgläubigen Hindus pflegen diese Versammlungen zuweilen zu besuchen und verschiedene Fragen vorzulegen, welche ihnen die Gelehrten des Instituts mit deutlicher Auseinandersetzung beantworten. Die hauptsächlichste Absicht dieser Anstalt besteht darin, die Hindus von der Knechtschaft des Aberglaubens und Götzendienstes zu befreien, zur Verehrung eines einzigen Gottes anzuleiten und ihren moralischen Charakter zu bessern, ihre Gedanken von kleinlichen Gegenständen, die nur die Sinnlichkeit erregen, auf geistige Betrachtungen zu lenken und ihr Gemüth zu dem zu erheben, der ein Geist ist und will, daß Alle, die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

— Indische Prophezeiung von der Metamorphose der Welt. In ganz Indien soll unter den Eingebornen der feste Glaube herrschen, daß in diesem Jahre irgend ein übernatürliches Ereigniß stattfinden werde. Besonders sind die Bewohner der Insel Ceylon, dem Vernehmen nach, in der größten Aufregung in Folge einer Prophezeiung, daß in diesem Monat die Welt untergehen oder wenigstens eine ungeheure Umwälzung erleiden solle. Herr James Selkirk, ein auf der Insel Ceylon sich aufhaltender Missionair, hat von dieser Prophezeiung folgende Abschrift eingesandt: „Im Hindostanischen Jahre 1888 und im Jahre Saleevahum Sagalden's 1753, welches dem Jahre 1832 nach Christi Geburt entspricht, im Monat Februar, am 5ten Tage nach dem Vollmond, welches ein Sonnabend ist, und um 10 Uhr Abends, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, wird sich das eiserne Zeitalter der jetzigen Welt in ein goldenes Alter verwandeln; dieses wird 1000 Jahre dauern, und das gewöhnliche Lebensalter der Menschen wird dann 125 Jahre seyn. Und ein Rabschab aus dem Mondgeschlecht wird an oben genanntem Tage des Morgens um 8 Uhr am Nord-Pol geboren werden, und die Nacht dieses Tages wird länger seyn, als sonst, und 13½ Stunden dauern; sobald aber 9 Stunden derselben vorüber seyn werden, da wird ein großes Erdbeben erfolgen, und alle Tyrannen, alle Gottlosen werden umkommen, nur die Heiligen und Barmherzigen werden verschont bleiben. Die, so diese Nachricht hören und Zweifel darüber hegen, werden sich gewißlich versündigen, die aber, so dieselbige annehmen und in andere Länder verbreiten, werden ein eben so barmherziges Werk thun, als ob sie tausend Kühe und Pferde dargebracht hätten." Auch zu Benares ist in einem Mahratta-Blatt eine ganz gleichlautende Prophezeiung verkündigt worden. (Asiat. Journ.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 24. Februar 1832.

Frankreich.

Souvenirs de Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives par Etienne Dumont. Ouvrage posthume publié par Duval. (Erinnerungen an Mirabeau und an die beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen, von E. Dumont. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Duval.) Paris 1832.

Das Urtheil über den Werth oder Unwerth der beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs wird noch jetzt so sehr von den Parteiansichten des letzten Tages bestimmt, daß, während die Einen darin die reinste Quelle einer schlechthin beilbringenden Weltentwickelung sehen, die Anderen behaupten, aus ihnen sey, wie aus dem Gefäße der Pandora, das allgemeinste und entsetzlichste Elend für ganz Europa hervorgegangen. Beide Behauptungen verfehlen das richtige Maaß und bedürfen wesentlicher Berichtigungen, welche sich zunächst auf genaue Kenntniß der Thatsachen gründen müssen. Hierzu liefert das obengenannte Werk einen anziehenden Beitrag. Denn obgleich das Nützlichkeits-System Benthams (dem Dumont unbedingt zugethan ist) in wissenschaftlicher Hinsicht sehr ungenügend erscheint, konnte dieser doch im Einzelnen richtig beobachten und stand mit Mirabeau (von welchem das Buch vorzugsweise handelt) in engen persönlichen und literarischen Verbindungen.

„Ich habe keinen Menschen gekannt," sagt der Verfasser, „der einnehmender und verführerischer seyn konnte, als Mirabeau. Er wußte sich jedem Tone, jedem Verhältnisse anzupassen, und wenn er selbst nicht tugendhaft war, hatte er doch eine entschiedene Vorliebe für Menschen, deren strenge Grundsätze und Sitten mit den seinigen im Widerspruch standen. Er bekannte freimüthig seine Irrthümer und Leidenschaften und erklärte den Vorsatz: alle Kräfte künftig, ohne persönliche Rücksichten, der Menschheit und Freiheit zu widmen. Trotz vieler Ausschweifungen hatte er eine gewisse Würde und Erhabenheit und eine seltene Kraft des Charakters zu bewahren gewußt, und man fühlte sich geneigt, seine Tugenden ihm, seine Laster anderen Verhältnissen zuzuschreiben. Durch Beziehung auf die Ehre konnte man ihn zu Allem bringen; aber die Gewalt seiner Leidenschaften war zu groß, als daß sein Wandel Maaß, Einheit und Haltung zeigen konnte."

Französische Kritiker haben streng gerügt, daß Dumont bald andeutet, bald deutlich ausspricht: er selbst, Duroverai, Reybaz und Andere hätten die Schriften und Reden Mirabeau's vorbereitet oder ausgearbeitet. Wir sehen darin nur einen neuen Beweis überlegenen Talents, daß dieser eine Menge von Leuten, die sich eitel ihm gleich setzten, für seine Zwecke zu benutzen, ihre Gedanken zu verklären, sich zuzueignen und über Alle wie ein König zu herrschen wußte. Nur das ganz Einzelne und Untergeordnete kann man ohne allen Beistand selbst machen; so wie sich hingegen die Kreise der Thätigkeit erweitern, darf und muß man fremde Kräfte benutzen. Dadurch wird der Ruhm des Malers, des Historikers, des Feldherrn, des Staatsmannes nicht verringert; er wird erhöht, sobald sie als das wahrhaft belebende Prinzip erscheinen.

Mit Geschicklichkeit und als Augenzeuge schildert Dumont Stimmungen und Gesinnungen beim Anfange der Französischen Revolution. Allgemeine Herzlichkeit, edles Wohlwollen, Eifer für Freiheit, Recht und ächte Besserung aller öffentlichen Verhältnisse; andererseits Verwirrung der Begriffe, Ueberspannung der Gefühle, falsche Hoffnungen, irrige Befürchtungen, Leidenschaften überall.

Necker, der es fast für ein Verbrechen hielt, wenn der Staatsmann leiten und herrschen wollte, konnte am wenigsten den nahenden Sturm beschwören. Man thut sehr Unrecht, sagte Mirabeau, wenn man ihm Bosheit oder Tiefe beimißt. Eben so wenig taugte Sieyes dazu, etwas zu erzeugen und zu bilden, da er (wie Dumont behauptet) nur den Muth der Furchtsamen besaß, alles Bestehende in Frankreich verachtete und die Englische Verfassung ein zum Betrug des Volks erfundenes Possenspiel nannte. Nur an sich selbst glaubte der Eitle und sagte: die Politik ist eine Wissenschaft, die ich zur Vollendung gebracht habe. Mit Mirabeau, dem zweifelsohne viel größeren Geiste, war er in den wesentlichsten Punkten uneinig, z. B. über die Benennung Nationalversammlung, das Veto, den Adel u. s. w. Als jene Benennung angenommen war, sprach Mirabeau zu Dumont: „Wie kläglich, sie bilden sich ein, Alles sey zu Ende, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein Bürgerkrieg aus ihrem Beschlusse folgte."

Durch das, was Dumont über die Königliche Sitzung vom 23. Junius beibringt, wird weder Necker, noch Mirabeau, noch der Graf von Artois gerechtfertigt. Wer, fügt Dumont hinzu, die Revolution durch verborgene Ränkemacher erklären will, begeht einen großen Irrthum. Diese haben die Richtung nicht erzeugt, sondern sich derselben nur bedient. Es ist lächerlich, die große, plötzliche, allgemeine Bewegung des Französischen Volkes lediglich aus Verschwörungen abzuleiten. Unordnung und Unglück betrachtete man damals als Zufälle, die, im Vergleiche mit dem allgemeinen Gewinne, ganz unbedeutend wären, und während man die Regierung mit bloßen Höflichkeiten abfand, beförderte man in Wahrheit die Auflösung. Benthams und Dumonts strenge Kritik der Erklärung der Menschenrechte hat Jsambert bereits zu widerlegen gesucht; in vorliegendem Werke heißt es aber von Neuem: ich erinnere mich dieser wochenlangen Berathung als einer Zeit tödtlicher Langerweile; eitler Wortstreit, metaphysischer Unsinn, erdrückendes Geschwätz; jeder Schüler in der Gesetzgebung versuchte sich an diesen Kindereien.

Von den Beschlüssen des 3. Augusts sagt Dument: die Versammlung verfuhr, als mache sie in aller Eile ihr Testament, Jeder bot freigebig dar, was ihm nicht gehörte und zeigte sich großmüthig auf Kosten Anderer. Sieyes und Mirabeau tadelten gleichmäßig diese Thorheiten übereilter Begeisterung. Sie haben, sagte dieser zu jenem, den Stier losgebunden und beklagen sich jetzt, daß er stößt. Einen Monat lang hat man über Sylben gestritten, und in einer Nacht wirft man die Monarchie über den Haufen. Am Schlusse weiterer Betrachtungen bemerkt Dumont: „Alles, was man aus Furcht thut, führt niemals zum Ziele; aber eben so thöricht ist es, wenn man bloß aus Furcht etwas unterläßt und nicht thut, was, weiter hinausgeschoben, dann oft mit revolutionairer Gewalt zurückkehrt und sich geltend macht. Unterlassungssünden solcher Art führten eben die gewaltsame, plötzliche Umwandlung des dritten Augusts herbei."

Bei Gelegenheit des Verfassungs-Entwurfs von 1791 äußert der Verfasser: „Die Mitglieder der National-Versammlung (besonders die linke Seite) hatten eine so hohe Meinung von sich selbst, daß sie gern Gesetze für jedes Volk entworfen hätten. Sie hielten sich für berufen, alle Fehler der Vergangenheit wieder gut zu machen und allen Irrthümern der Zukunft vorzubeugen. — Nur eine starke Regierung kann die Leidenschaften der Einzelnen zähmen und ihnen eine gemeinsame Richtung verleihen. Unter schwachen Regierungen bilden sich eine Menge kleiner, entgegengesetzter Kreise oder Wirbel. Alle, die auf öffentliche Gunst Anspruch machen, möchten ganz unabhängig von Anderen ihr Glück gründen; sie hassen und schwächen sich unter einander, bis sie ohne Ausnahme unter die Gewalt eines Einzigen zurückfallen."

Mit Recht dachten die Wohlgesinnteren daran, den zügellosen Zeitschriften gemäßigte entgegenzustellen, den Glauben an die Aufrichtigkeit des Königs zu verstärken und das stete Mißtrauen zu bekämpfen, wodurch alle Maaßregeln der Regierung gelähmt wurden. Wenn sich Mirabeau in diesem Sinne dem Hofe anschloß, oder mit ihm verständigte, so that er nur das, was Pflicht und wahre Klugheit ihm vorschrieben; er wollte nicht die ächte Freiheit preisgeben, sondern nur der Zügellosigkeit vorbeugen. Die Partei Robespierre's und seiner Genossen erschien ihm so verächtlich als gefährlich; obgleich jener damals noch versicherte: er zittere, wenn er sich der Rednerbühne nahe.

Als Präsident der National-Versammlung zeigte Mirabeau seine Talente in neuem Lichte; er brachte Ordnung in die Geschäfte, beseitigte alle Nebendinge, klärte Fragen mit einem Worte auf und beruhigte die Lautesten in gleicher Weise. Beim Abschiede von Dumont sagte er: „Wenn ich nicht mehr lebe, wird man erfahren, was ich werth war. Die Unfälle, welche ich aufhielt, werden von allen Seiten über Frankreich hereinbrechen, und die verbrecherische Partei, welche jetzt vor mir zittert, hat dann keine Zügel mehr. O, mein Freund, mit wie großem Rechte wollten wir gleich anfangs verhindern, daß die Gemeinen sich für eine National-Versammlung erklärten; da ist der Ursprung des Uebels: seit sie diesen Sieg errangen, zeigten sie sich desselben stets unwürdig. Sie wollten den König beherrschen, statt durch ihn zu regieren; bald aber werden beide nicht mehr am Ruder sitzen, sondern eine schändliche Faction Aller Herr werden und Frankreich mit Gräuel bedecken."

Man darf Mirabeau nicht den großen Männern im edelsten Sinne des Wortes beizählen, denn ihm fehlte unschuldige Reinheit des Gemüths und die Kraft des Willens, welche gewaltige Leidenschaften zu bändigen weiß. Andererseits aber geschieht ihm Unrecht, wenn man ihn der gemüthlosen Rotte zugesellt, welche [illegible]

von Unschuldigen mit eiskalter Gleichgültigkeit ihren frechen Meinungen opferte und Konsequenz im Bösen für den höchsten Triumph persönlicher Kraft und politischer Weisheit hielt. Keiner von diesen Tyrannen hat ein Gefühl gezeigt, wie Mirabeau, der unter bitteren Thränen, die seine Stimme erstickten, zu Dumont sagte: „Ich büße grausam die Irrthümer meiner Jugend.“ *)

Bibliographie.

Roman de Mahomet et Livre de la loi au Sarrazin. (Mahomet's Roman, in Versen des 13ten Jahrhunderts, von Alexandre du Pont; und Gesetzbuch für den Sarazenen, in der Prosa des 14ten Jahrhunderts, von Raymond Lulle.) Zum ersten Male publizirt und mit Anmerkungen ausgestattet von Reynaud und Franc. Michel. Nebst Facsimile. Pr. 12 Fr.

La Chine. (China. Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten u. s. w. der Chinesen.) Von D. B. de Malepierre. 24ste Lieferung, 6 Platten enthaltend. Pr. 12 Fr.

Essai historique et politique sur la Pologne. (Historischer und politischer Versuch über Polen, von dessen Ursprung bis zum Jahr 1788.) Französisch geschrieben von Peter Maleszewski, herausgegeben von seiner Wittwe. Pr. 7½ Fr.

Evènemens de Lyon. (Ereignisse in Lyon, oder die drei Tage des Novembers 1831.) Von J. F. N. M.... Pr. 1¼ Fr.

Rose et Blanche, ou la comédienne et la religieuse. (Rosa und Blanka, oder die Schauspielerin und die Nonne.) 5 Bdchn. Pr. 15 Fr.

La vieille fronde. (Die alte Fronde, 1648.) Historische Scenen, von H. Martin. Pr. 7½ Fr.

Les femmes et les fleurs. (Die Frauen und die Blumen.) Von Ch. Malo. Mit 12 Steindrücken. Pr. 12 Fr.

Le Livre Joujou. (Tändelbüchlein.) Von Brès, in 18mo. Pr. 7 Fr.

England.

Memoirs of the life and administration of the Rt. Hon. William Cecil, Lord Burleigh. (Denkwürdigkeiten über das Leben und die Verwaltung William Cecil's, Lord Burleigh.) Von Edw. Nares, Doct. der Theologie und Professor der Geschichte an der Universität Oxford. London 1831. 3 vol. 4.

Das Werk des gelehrten Professers erfüllt die Forderungen nicht, die wir an ein Geschichtswerk zu machen gewöhnt sind. Der Styl ist unbehülflich und verworren, zuweilen sich überstürzend, zuweilen stillstehend wie Sumpfwasser. Anstatt mit sicherer und kunstgeübter Hand die Massen zu sichten, scheint er durch die Mannigfaltigkeit und Bedeutendheit der Begebenheiten verwirrt. Das Resultat ist: eine durchaus verunglückte Erzählung, harte Uebergänge von einem Gegenstand zum anderen und häufige Wiederholungen. Eben so wenig hat Dr. Nares die höheren Eigenschaften des Geschichtschreibers bewährt. Umsonst nehmen wir seine Hülfe in Anspruch, daß er uns durch den Irrgang der Burleigh'schen Politik den rechten Weg zeige; auch hat er seine Erzählung mit Nichts ausgeschmückt, was einer anmuthigen Zierde, die Geist und Geschmack ihm eingegeben hätte, nur ähnlich sieht. Alle diese Mißgriffe werden großentheils dadurch erklärt, daß der Verfasser bei der Ausarbeitung dieser Denkwürdigkeiten einen durchaus fremdartigen Zweck verfolgt hat; denn er hat diesen Gegenstand vorzugsweise gewählt, weil ihm jene entscheidende Epoche unserer Geschichte die beste Gelegenheit darbot, dem Geist theologischen Hasses gegen einen Jeden, der in seinem Credo von ihm abweicht, Raum zu geben, und er hat daher die Geschichte der Reformation mit allen ihren pikanten Zuthaten von Anklagen und Verleumdungen, die einer ewigen Vergessenheit übergeben werden mußten, für den Gaumen seiner Leser anzurichten gewußt.

Zu Burleighs Zeiten war die Presse noch in der Kindheit, und dieser Umstand ist hinreichend, um die Möglichkeit, jemals vollkommen genügende Aufschlüsse über sein Leben zu erhalten, von vorn herein abzuläugnen. Alle Quellen kommen jedoch darin überein, als einen besonders auszeichnenden Charakterzug Burleigh's seine außerordentliche Schweigsamkeit anzugeben. Er beobachtete sowohl im Parlamente als in seiner Privat-Korrespondenz die größte Zurückhaltung über alle schwebende Fragen politischer Natur, und niemals gab er den dringendsten im Hause der Gemeinen deswegen an ihn gerichteten Aufforderungen nach. Dies war seinem Rufe sehr günstig, denn da sich ein Mann, der nie eine feste Meinung ausspricht, unmöglich einer Unbeständigkeit schuldig machen kann, so kam er in den Kredit, den einen Fehler sowohl wie den anderen sorgfältig zu vermeiden. Die Thronbesteigung Elisabeths kann als der Anfang der glänzenden Laufbahn angesehen werden, die ihn zum Beherrscher von Englands Geschick gemacht hat. Wenn er in einer früheren Zeit den glänzenden Hof Maria's verlassen und alle seine Aufmerksamkeit der Prinzessin Elisabeth gewidmet hatte, so können wir dies Verfahren kaum mit dem Namen „Scharfblick“ bezeichnen. Denn obgleich Elisabeth damals in Dunkelheit und Vernachlässigung lebte und man verleitet werden könnte, von Burleigh zu glauben, er habe als Philosoph seinen eigenen Vortheil der gerechten Sache zum Opfer dargebracht; so war doch wohl ein geringer Grad von Fähigkeit hinreichend, um einzusehen, daß in der Gesinnung des gesammten Englischen Volkes die sicherste Bürgschaft lag für den endlichen Sieg Elisabeth's. Burleigh sah daher den Weg, den er verfolgen mußte, klar vor sich liegen und that einen entscheidenden Schritt für Elisabeth in einem Augenblick, wo Jedermann denselben für eine Maaßregel der Verzweiflung hielt. Seitdem war sein Einfluß auf die neue Königin unwiderstehlich; gleich in den ersten Tagen ihrer Regierung wurde er Staatssecretair und Mitglied des geheimen Rathes und debütirte mit einer Maaßregel wegen Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten des Landes. (Die 39 Artikel.)

Ein Gesetz gegen übermäßige Kleiderpracht, das sich gleichfalls unter den ersten von Elisabeth angeordneten befindet, war eine Wohlthat für das Land, welche der heutige Leser nach folgendem Bruchstück aus der Rede eines Erzbischofs, der die weltliche Autorität mit den Blitzen seiner Kanzelberedsamkeit unterstützen zu müssen glaubte, in ihrer vollen Größe würdigen wird. „Diese fünffingerigen Taugenichtse,“ sagte der ehrwürdige Prälat, „mit ihren Säbeln, ihren Kortschuhen, ihren ausgeputzten Halbstiefeln, warmen Pelzhandschuhen, bepelzten Magenwärmern und langen Röcken, diese weibischen Stutzer, müssen einen Rock für den Tag und einen anderen für die Nacht, einen für den Winter, einen anderen für den Sommer, einen gefüttert und einen anderen besetzt, einen für den Werkeltag und den anderen für den Sonntag, einen von dieser, den anderen von jener Farbe, einen aus Wolle, den anderen aus Seide und Damast, einen für den Vormittag, den anderen für den Nachmittag, einen nach Spanischem, den anderen nach Türkischem Schnitt haben, mit einem Worte, sie können sich nie begnügen und müssen immer neue und immer tollere Moden erfinden. Solch' ein Lumpenkerl *) thut mehr für Ueberwurf und Hosen verschwenden, als das ganze Jahr Almosen spenden; er, der in einem Bauernmittel einhergehen müßte, giebt für seinen und seines Weibes Putz so viel aus, daß sich sein Vater ein gutes Pferd dafür kaufen könnte!“

Cecil scheint allgemeines Vertrauen auf seine Geschicklichkeit, Klugheit und auf seinen Scharfblick eingeflößt zu haben. Selten gab es einen Streit, der die Nation oder eine einzelne Kommune betraf, wobei man nicht an ihn, als an eine letzte Instanz, appellirt hätte; zuweilen fungirte er als Richter, zuweilen als Schiedsrichter, ja er wurde nur zu häufig zur Entscheidung der verwickeltsten Fälle theologischer Kasuistik berufen. Die Eifersucht zwischen zwei Geistlichen, Travers und Hooker, erregte eine Streitigkeit, welche sehr schwierige Punkte der Glaubenslehre und der Kirchenzucht betraf; sie wurde Cecil zur Entscheidung vorgelegt. Der Bischof von Man sendet ihm mittlerweile eine Vorstellung wegen der unerhört hohen Getreidepreise in seiner Diöcese ein; der Bischof von Durham beklagt sich um dieselbe Zeit über den üblen Zustand des Hospitals zu Sherborne und der Bischof von Hereford über einen Aufwiegler, der kürzlich in seinem Sprengel einen Besuch abgestattet. Der Senat und die Stadt Genf erholten sich Raths bei Cecil über die besten Mittel, sich von Krieg und Hungersnoth zu befreien. Sir James Smith nimmt Burleigh's Dazwischenkunft wegen der Unterdrückung seiner Schrift über militairische Disciplin in Anspruch, während er täglich von Topcliff, dem reisenden Agenten der Reformation, bestürmt wird. So wurde Lord Burleigh während seiner ganzen Laufbahn von der Zudringlichkeit der Eiferer belästigt, und selbst am Abende seines Lebens, als er sich schon zum Uebergang in eine andere Welt vorbereitete, wurden die Stunden seiner einsamen Betrachtung durch die Zumuthung zweier hitziger Theologen unterbrochen, welche ihn mit der Entscheidung über ihre verworrenen Ansichten heimsuchten.

Es scheint, daß es keinen wesentlichen Theil der Politik Burleigh's ausgemacht, sich der ganzen Strenge des Moralgesetzes zu bequemen. Er machte sich daher trotz des Eifers für die junge Kirche kein Gewissen daraus, hier und dort die Bischofsstühle mit Männern zu besetzen, von denen er wußte, daß sie der anglikanischen Kirche nicht ganz zugethan seyen. Da alle seine Bestrebungen die Ausrottung des Katholizismus zum Zweck hatten, so hielt er es als ein gewandter Politiker vielleicht für besser, jede christliche Sekte, die nicht katholische Grundsätze bekannte, dem Protestantismus beizuzählen. Jedenfalls ist es ausgemacht, daß erklärte Puritaner die höchsten Würden in der Kirche inne hatten, und daß ein Beachten der Zeitumstände in den Zeiten Elisabeths sowohl als während der Regierung ihrer Nachfolger immer rathsam erschien. Ganz gewiß war es nicht der leichteste Theil der Pflichten, die Burleigh oblagen, die wohlbegründete Eifersucht eines gewissenhaften Klerus wegen seiner heterodoxen Kollegen zu beschwichtigen. Solche Beschwerden, die nicht selten sich bis zu direkten Angriffen steigerten, empfing der große Minister kalt und gleichgültig; den unteren Klerus würdigte er selten einer Antwort; ein Dechant oder Bischof hatte im besten Fall nichts Anderes zu gewärtigen, als: man sey über seine Mittheilung sehr erfreut gewesen; wenn aber ein Großwürdenträger der Kirche, ein Erzbischof, sich so weit vergaß, daß er lästig und unruhig wurde, dann hatte Burleigh eine vortreffliche und gewiß sehr erfolgreiche Methode, den Prälaten zuerst in seine Schranken zurückzuweisen und ihn zuletzt zum Schweigen zu bringen. Ein Beispiel dieser Methode liefert der folgende Brief, den derjenige, welcher in der Geschichte der letzten Monate bewandert ist, nur mit Lächeln wird lesen können:

„Mein guter Herr! Ew. Hochehrwürden Schreiben ist so erfüllt von Zorn gegen mich, daß ich kaum ohne Zorn antworten kann, und so müßte ich Oehl ins Feuer gießen, addere oleum igni. Aber sowohl Ehrfurcht für Ihr geistlich Amt, als auch die Rücksicht auf meine persönliche Freundschaft für Ew. Hochehrwürden haben mich umgestimmt. Denn wenn Sie an meiner wohlwollenden Gesinnung zweifeln, so ist Ew. Hochehrwürden hierin gewiß falsch unterrichtet, und was die

*) Weitere Auszüge aus diesem Werke werden wir später mittheilen.

*) Um diesen Kern-Ausdruck ganz zu verstehen, bedarf es der Erklärung, daß „ruffian“ zugleich Einen, der den ruff, Ueberwurf, trägt, bedeuten kann.

echtfertigung coram domino betrifft, so bezeuge ich hiermit, daß
o keine Art der Mißgunst gegen Sie hege. . . . . Ihren Ta-
el der durch die Bischöfe, die geistlichen Räthe, die Kommissarien,
e Gerichtsdiener herbeigeführten Mißbräuche betreffend, so antworte
ö Ihnen mit tiefer Betrübniß, daß ich darin allerdings nicht die
bsicht der Einrichtung dieser Kirchenzucht verwirklicht sehe, sondern
ur Privatvortheil, welcher dem öffentlichen Wohl widerstrebt. Auch
ümerzt es mich, zu sehen, daß leichtsinnige und vorgebliche Refor-
er höchst unklug die Beamten verurtheilt haben, wo sie den Miß-
rauch hätten verdammen sollen. . . . Ich schließe und vergebe
hnen die Beleidigungen Ihres Briefes. Ew. Hochehrwürden Die-
er mit Ehrerbietung und christlicher Liebe.

Westminster 26ten Mai 1579. W. Burleigh."

Eine der Unannehmlichkeiten in Burleigh's Stellung war es, daß
e Nonconformisten im Geheimenrathe Freunde hatten, daß ihre
nermüdlichen Bestrebungen, ihr enthusiastischer Eifer, die glänzenden
nd populären Talente an der Spitze dieser ausgebreiteten Partei,
e in der öffentlichen Achtung so sehr hoben, daß die Regierung sie
icht mehr leichtsinnig oder mit Verachtung behandeln konnte. Die
nführer der Nonconformisten stimmten daher bald in der Korre-
pondenz einen Ton an, welcher zeigte, daß sie ihren erlangten Ein-
uß sehr wohl zu schätzen wußten.

„Wenn es gesetzlich ist", erklärten sie, „nur die Wahrheit über
ch zu sagen", so ist dies unser Bekenntniß. Wir dienen Sr. Ma-
estät und dem Lande nicht nach unseren Grillen, wie man es
ns unterschieben möchte, sondern nach den Gesetzen und Statuten
on England. Wir ehren Gesetz und Gesetzgeber. Das Gesetz spricht,
ir gehorchen. . . . Daher können wir den Papisten ihre verrätheri-
che Heuchelei nicht hingehen lassen, eben so wenig wie der soge-
annten Familie der Liebe,"*) die ein Ei aus demselben Neste ist.
Wir leiden die Anabaptisten und ihre Gemeinschaft nicht; wir leiden
Brown nicht, der Kirche und Gemeinwohl zerstört. Wir verabscheuen
lle diese Ketzereien — nein, wir bestrafen sie. Ew. Herrlichkeit
ollen in Erwägung ziehen, daß unsere Gegner uns mit einem ganz
alschen Namen „Puritaner" genannt haben, wir verabscheuen den
amen und die Ketzerei, die darin liegt, und die allen vorbenannten
etzereien die Wage hält. Der Papist hält sich für rein und un-
efleckt....; die Familie der Liebe kann nicht sündigen, sie ist
o rein, daß Gott Mensch geworden ist in ihr und sie gottgewor-
en in Gott."**) Wir aber beten, Gott sey Dank: peccavimus cum
atribus nostris. Wir seufzen unter der Last unserer Sünden, wir
estehen, daß es keine sündhaftere Menschen vor Gott giebt, doch
estreben wir uns, in den Augen der Welt uns untadelhaft zu erhal-
en: das ist unser Puritanismus."

Man kann nicht anders sagen, als daß Burleigh das vieljährige
Vertrauen seiner Königin allein der Ueberzeugung zu verdanken
hatte, daß ihr Staatssecretair das Beste des Landes beförderе, und
ewiß ist es kein geringes Zeugniß ihrer Weisheit, daß sie immer
eise Männer zu Räthen erwählt hat. Ein großer Theil des
influsses aber, den er auf sie ausübte, ist zu gleicher Zeit seiner
iefen Menschenkenntniß zuzuschreiben, und das wahrhafte Geheimniß
eines langen Besitzes der Macht besteht darin, daß er vor der Welt
ls der Führer der Königin erschien, da er doch nur die Neigungen
derselben geschickt wahrzunehmen wußte. Wir finden, daß Cecil im-
ner an den häufig angeknüpften und wieder abgebrochenen Verhand-
ungen wegen Vermählung der Königin herzlichen Antheil nimmt;
n einem Brief an Walsingham, wo von dem Heirathes-Antrag von
Seiten des Bruders des Königs von Frankreich die Rede ist, be-
merkt er, „daß er nicht einsehe, wie die Ruhe der Königin ohne
ine Heirath dauernd bestehen könne." Ob er damit auf Elisabeths
amalige Gemüthsstimmung oder auf politische Gefahren anspielt, ist
chwer zu entscheiden; aber es scheint die ängstliche Sorge Cecils ge-
esen zu seyn, irgend eine Anordnung zu treffen, um die Thronfolge
or den Gefahren, mit denen sie bedroht war, zu sichern. Es ist
ine merkwürdige, aber demüthigende Gewißheit, daß Cecil sich der
ülfe von Astrologen bedient habe, um die jungfräuliche Königin zur
he zu bewegen. Es findet sich, von seiner eigenen Hand geschrie-
en, die Abschrift einer von einem berühmten Astrologen ihm über-
andten Berechnung, in welcher der Königin zugesichert wird, sie werde,
enn sie sich vermähle, außer einer Tochter einen Sohn gebären,
er im Mannesalter ein Ausbund von männlicher Kraft seyn und
in glückliches und ruhmvolles Leben führen werde. Die Französi-
chen Unterhändler wurden mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit von
Burleigh empfangen. Er gab ihnen ein kostbares Gastmahl, das
egen seiner Pracht in den gastronomischen Annalen Englands Epoche
acht. Ein Inventarium der Gerichte findet sich noch gegenwärtig
nter den Papieren Lord Burleighs, wovon wir, der Sonderbarkeit
egen, einige Item's anführen wollen: 2 Hirsche 40 Sh., 2 Reh-
öcke 20 Sh., 6 Ziegen 24 Sh., 6 Ferkel 10 Sh., 6 Rinderkeulen,
Speckseiten, 1 Schwan, 3 Kraniche u. s. w. außer ungeheuren
uantitäten von gewöhnlichen Fleischsorten. Neun seltene Fischar-
n werden aufgezählt, und 360 Pfund Butter nebst 3300 Eiern und
2 Quart Rosenwasser wurden zu diesem Gastmahl verbraucht."

Als Pair erhielt sich Burleigh ganz denselben Charakter wie als
infacher Ritter, indem er die Ehre der Pairie nach ihrem wahr-
aften Werthe schätzte. So schrieb er einmal einem Freunde, mit
em er auf sehr vertraulichem Fuße gestanden zu haben scheint:
„Meine Adresse ist: Lord Burleigh, wenn Du wissen willst, wie Du
ir zu schreiben hast; und wenn Du die Wahrheit schreiben willst,
er ärmste Lord in England. Der Dringe unwandelbar in Freund-
schaft, obwohl veränderlich im Namen, William Burleigh." Der
Schluß eines Briefes an einen anderen Freund lautet folgendermaßen: „Der Deinige, wie ich gewohnt bin, William Cecil, und wie
ich jetzt wohl unterzeichnen muß, William Burleigh."

Bis zu seinem Tode (1598) erhielt er von seiner Königin fortgesetzte Beweise der Achtung und Verehrung. „Sein Tod", sagt
einer seiner glaubwürdigsten Hausgenossen, „war nicht plötzlich, noch
der Schmerz in seiner Krankheit groß... Seine größte Betrübniß
war die, daß er sein Vaterland nicht in Frieden zurücklassen konnte,
denn nichts Weltliches konnte ihn außerdem betrüben. Er besaß die
Gunst seiner Königin, die Liebe des Volkes, hohe Aemter, vortreffliche Kinder; doch er verachtete die Welt und verlangte nur den Tod."

Einige Vorschriften, die Burleigh seinen Kindern hinterlassen hat, sind wegen der Schönheit und Kraft der Sprache
und wegen der tiefen Weltkenntniß, die er darin entwickelt,
höchst beachtenswerth. Doch wir gestehen, daß in einigen derselben
der Egoismus vorleuchtet. Folgendes sind die schlagendsten dieser
Vorschriften:

„Wenn es Gott gefällt, dich zu männlichen Jahren kommen
zu lassen, so sey in der Wahl einer Gattin sehr vorsichtig; denn
dies ist die Quelle deines zukünftigen Glücks oder Unglücks. Es ist
dies eine Handlung deines Lebens, wie eine Kriegslist, in welcher
der Mann nur einmal fehlgreifen kann. Ist dein Vermögen groß,
so heirathe aus der Nachbarschaft und sehr bedächtig; ist es gering,
verheirathe dich in der Fremde und rasch. Forsche genau dem Charakter deiner Braut nach, und ob sich ihre Eltern in der Jugend
einander geliebt haben. Laß sie nicht arm seyn, wenn auch vom
höchsten Adel; denn mit Adel kauft sich nichts auf dem Markte.
Wähle auch kein niedrig geborenes ungraziöses Mädchen bloß um
des Geldes willen, denn dies erregt dir Widerwillen und Ekel; nimm
aber auch keine Zwergin und keine Närrin zur Frau, denn mit der
ersten wirst du Pygmäen zeugen, und die andere wird deine ewige
Plage seyn, und es wird dich anwidern, sie sprechen zu hören. Erziehe deine Kinder zur Wissenschaft und zum Gehorsam, aber ohne
besondere Strenge. Lobe sie öffentlich und tadle sie insgeheim.
Versorge sie gut — nach deinem Vermögen, sonst wird dein Leben
ihnen zur Last, und für den Antheil, den du ihnen hinterläßt, werden sie dem Tode, nicht dir danken. Und ich bin's überzeugt, daß
sowohl das thörichte Verzärteln als auch die Ueberstrenge mancher
Eltern mehr Männer und Frauen vom rechten Wege abführt, als
ihre eigenen lasterhaften Gelüste. Vermähle deine Töchter bei Zeiten, damit sie sich nicht selbst vermählen. Gieb nicht zu, daß deine
Söhne über die Alpen gehen; denn sie werden dort nichts lernen
als Stolz, Lästerung und Atheismus; noch sollst du sie mit meiner
Uebereinstimmung zum Kriegsdienst erziehen; denn wer seinen Frieden daransetzt, um ganz dem Kriege zu leben, ist schwerlich ein
braver Mann oder ein guter Christ. Ueberdies ist es eine Wissenschaft, nach der nicht länger Nachfrage ist, als man sie braucht;
Soldaten im Frieden sind gleich Kaminen im Sommer."

„Was dein Hauswesen betrifft, laß deine Gastfreundschaft mäßig
seyn und deinem Vermögen entsprechend, eher freigebig als sparsam,
aber nicht kostbar; denn ich weiß Niemand, der arm geworden ist,
weil er eine reichliche Tafel gehalten hat; aber Manche verschwenden ihr Vermögen durch geheime Laster, und ihre Gastfreundschaft
muß dann die Schuld tragen. Trunkenbolde halte fern von deinem
Hause; denn dies Laster schwächt die Gesundheit, ist sehr kostbar
und bringt in üblen Ruf. Ich habe niemals von einem Trunkenbolde etwas Anderes rühmen hören, als daß er viel vertragen kann,
ein Lob, das mehr einem Brauerpferd oder einem Schlittenführer
zukommt, als einem Edelmann oder einem Diener. Nimm dich in Acht,
mehr als drei von vier Theilen deines Einkommens auszugeben,
oder mehr als das Drittheil dessen, was du im Hause hast; denn
die übrigen zwei Drittheile müssen die Unkosten deiner außerordentlichen Ausgaben decken, welche immer die ordentlichen bei weitem übersteigen. Befolgst du dies nicht, so lebst du immer als ein
reicher Bettler, in ewiger Noth, und der Dürftige kann niemals
glücklich oder zufrieden leben; bei jedem Mißgeschick verpfändet oder
verkauft er, und der Edelmann, der einen Morgen Landes verkauft,
verkauft eine Unze seines Kredits — der Adel ist nichts als ererbter Reichthum. Wenn der Grund einmal gesunken ist, wird das
Gebäude nothwendig bald nachfolgen."

„Lebe nicht auf dem Lande, ohne Kornfelder und Vieh um dich
zu haben; denn wer jede Ausgabe seines Haushalts mit baarem
Gelde bestreitet, gleicht dem, der Wasser in ein Sieb schöpft."

„Laß dich nicht von Vettern oder Bekannten bedienen; denn
sie fordern viel und thun wenig."

„Heiße deine Verwandten und Freunde willkommen in deinem
Hause, unterstütze sie mit deinem Vermögen und fördere sie in allen
ehrbaren Dingen; denn dadurch wirst du die Bande der Natur verdoppeln und dir Anwälte erwerben, die hinter deinem Rücken für
dich sprechen."

„Hüte dich, für deine besten Freunde zu bürgen. Wer Anderer Schulden bezahlt, sucht sein eigenes Unglück." —

Freilich wäre es von noch höherem Interesse gewesen, wenn
Burleigh, wie es Richelieu gethan hat, die politischen Grundsätze,
die ihn während seines Lebens geleitet haben, in sein Testament
niedergelegt hätte; aber auch das eben mitgetheilte Aktenstück läßt
manchen wichtigen Rückschluß auf den Charakter des Mannes machen, der ein solches moralisches Vermächtniß an seine Kinder
hinterlassen zu müssen geglaubt hat. (Monthly Review.)

*) Eine Sekte, die ihren Hauptsitz in Colchester hatte. Sie verschwand um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, wie so viele ähnliche Geburten der Englischen Reformation.

**) Faßt wörtlich das Schiboleth der Saintsimonisten.

Bibliographie.

Outlines of the ancient history of medicine (Umrisse einer Geschichte der Medizin der Alten. Eine Darstellung von den

Fortschritten der Heilkunde bei den Aegyptern, Griechen, Römern und Arabern.) Von D. M. Moir. Edinburg. Pr. 6 Sh.

Palestine. (Palästina, oder das gelobte Land von der frühesten bis zur gegenwärtigen Zeit.) Von M. Russell. Edinburg. Pr. 5 Sh.

A Treatise on the progressive improvement and present state of the Manufactures in metal. (Abhandlung über die fortschreitende Verbesserung und den gegenwärtigen Zustand der Fabricationen in Metall.) Erster Bd. Eisen und Stahl. [Bildet einen Band der Kabinet-Encyklopädie.] Pr. 6 Sh.

Change of air. (Veränderung der Luft, oder Philosophie des Reisens. Herbstliche Ausflüge durch Frankreich, die Schweiz, Italien, Deutschland und Belgien. Nebst Betrachtungen über den moralischen, physischen und medizinischen Einfluß des Reisens, der Bewegung, der Veränderung des Schauplatzes, des ausländischen Himmels und freiwilliger Expatriation ꝛc.) Von Dr. J. Johnsen, extraordinairem Arzte des Königs.

History of the civil wars of Ireland. (Geschichte der Irländischen Bürgerkriege, von der Anglo-Normannischen Invasion ab bis zur Vereinigung des Landes mit Großbritanien.)

Italien.

Saggio di una distribuzione metodica degli animali vertebrati, di Carlo Luciano Bonaparte, principe di Musignano. (Versuch einer methodischen Eintheilung der Wirbelthiere, von Carl Lucian Bonaparte, Fürsten von Musignano.) Rom, 1831.

Die Werke, welche der Fürst C. L. Bonaparte über Gegenstände der Ornithologie und Mammologie bereits herausgegeben hat, und namentlich das Supplement zu Wilson's Amerikanischer Ornithologie, haben ihm den Ruf eines tüchtigen Naturforschers erworben und ihn sogar unter die besten unserer Zeit erhoben. Im Jahr 1830 hat er in den Annalen für Naturgeschichte mehrere kritische Bemerkungen über die zweite Ausgabe des großen Werkes: Le règne animal, vom Baron Cuvier, abdrucken lassen, mit denen obiges Werk in Verbindung steht. Vergleicht man die vom Fürsten Bonaparte darin angegebene Zahl der bekannten Arten der Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fische (mit Einschluß der Fossilien) mit der, welche Gmelin in seinem 1788—90 erschienenen Systema naturae und der Freiherr v. Humboldt in seinem 1821 erschienenen Memoire über die Flußfische von Mittel-Amerika angegeben, so werden aus dieser Zusammenstellung die bewundernswerthen Fortschritte der Zoologie in unserer Zeit erhellen:

	Säugethiere.	Vögel.	Reptilien.	Fische.
Gmelin (1790)	400	2600	345	826
Humboldt (1821)	500	4000	700	2500
Bonaparte (1831)	1135	4099	1500	7000. (Bibl. Italiana.)

Bibliographie:

Opere di Antonio Canova incise ed illustrate. (Canova's Werke, gestochen und mit Erläuterungen versehen.) Erscheint in Heften, deren jedes vier Kupfertafeln nebst Erklärungen enthält. Das ganze Werk wird aus 40 Heften bestehen. Preis jedes Heftes 5 Lir. Mailand.

Viaggi in Italia. (Italiänische Reisen, oder geographische, historische, pittoreske und statistische Beschreibung von Italien, mit Hinsicht auch auf Postwesen und Handel.) Von Francesco Gandini. Cremona. (Erscheint in ungefähr 20 Heften, deren jedes 5 Druckbogen und eben so viele Kupfertafeln enthält.) Pr. 25 Cent. jeder Druckbogen und 50 Cent. jede Kupfertafel.

Introduzione allo studio della filosofia. (Einleitung in das philosophische Studium, zum Gebrauche der Jugend.) Vom Baron Pasquale Galuppi. Neapel.

Critica sistematico-universale, e Guida alla rinnovazione della filosofia. (Systematisch-universelle Kritik und Leitfaden zur Wiederbelebung der Philosophie.) Von Giovianni Maggi. Mailand. [Der Verfasser dieses Versuches ist ein junger Mann, von dem die Bibl. Ital. sagt, daß er sich einem gewissen philosophischen Romanticismus, der noch viel verwerflicher als der poetische sey, ergeben habe. Um anzudeuten, was er hierunter verstehe, weist der Rec. auf Destut-de-Tracy als einen Muster-Philosophen hin, der dergleichen „romantische Erbärmlichkeiten" agli alunni delle scuole prussiane (den Zöglingen der Preußischen Schulen) überlasse. Er (Rec.) habe das kleine Werk drei oder vier Mal gelesen, ohne es vollständig zu fassen. — Es scheint demnach lesenswerth zu seyn.]

Della cagione dei venti irregolari. (Von der Ursache der unregelmäßigen Veränderung des Windes.) Von G. Bravi. Bergamo.

Mannigfaltiges.

— Das erste Russische Kadetten-Corps. In der Nordischen Biene befindet sich ein Auszug aus einer noch nicht im Druck erschienenen Geschichte dieses Corps, von einem ehemaligen Zöglinge desselben, Herrn Wiskowatow, und zwar über die Gründung des Instituts, welches am 29. Februar d. J. sein hundertjähriges Jubiläum feiert. Rußland, heißt es in diesem Artikel, von Peter dem Großen civilisirt und vergrößert, hatte zwar beim Tode dieses Monarchen ein zahlreiches und wohl disciplinirtes Heer, aber keine gebildete Offiziere Russischer Nation. Die meisten Feldherren und Generale, welche in den unter dem Namen Potescheyja Rotty bekannten Compagnieen sich mit Peter I. in den Waffen geübt und ein Vierteljahrhundert hindurch im Kriegsdienst vervollkommnet hatten, überlebten ihren Führer nicht lange. Als die Kaiserin Anna den Thron bestieg, waren fast alle Ehrenstellen in der Armee von Ausländern besetzt; denn nur wenige Russische Edelleute besaßen die dazu nöthigen Kenntnisse, theils aus Mangel an Fähigkeiten überhaupt, theils wegen ihrer eingewurzelten Vorliebe für die alten Gebräuche, theils auch aus gewissen Vorurtheilen, die der Aufklärung hinderlich waren. Dieser Vorzug der Ausländer kränkte indessen die Russen; auch waren noch nicht 10 Jahre seit dem Tode Peter des Großen verflossen, als zur Beseitigung dieses Uebelstandes der Grund gelegt wurde, und zwar selbst auf den Rath eines Ausländers, der unter 8 Monarchen, nämlich Peter I., Katharina I., Peter II., Anna, der Regentin Anna, Elisabeth, Peter III., und Katharina II., Rußland seine Dienste widmete. Dieser Mann war der Feldmarschall Graf Münnich. Auf seine Vorstellung, wie nöthig eine Anstalt zur Bildung geschickter Offiziere wäre, erließ die Kaiserin in einem Ukas vom 10. August 1731 den Befehl zur Einrichtung eines solchen Instituts, unter dem Namen eines Kadetten-Corps für 150 Russische und 50 Esthländische und Liefländische Edelleute. In demselben Jahre, am 30. November, erschienen das Reglement und der Etat des Corps, wonach die Kadetten in 2 Compagnieen, jede zu 100 Mann, vertheilt wurden. Die Lehrgegenstände waren: Religion, Deutsche, Französische und Lateinische Sprache, Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik, Militairwissenschaften, Architektur, Schönschreiben, Zeichnen und Fechten. Außerdem sollten auch einige besonders fähige Zöglinge in der Rechtslehre, in der Musik und im Voltigiren Unterricht erhalten; 50 Kadetten lernten reiten und hießen Kadetten der Kavallerie. Die Oberaufsicht über das Kadetten-Corps ward dem Gründer desselben, Grafen Münnich, anvertraut und zum Direktor oder Oberstlieutenant der berühmte Erbauer des Kanals Peter des Großen, General-Major Baron von Lubras, ernannt. Für den Unterhalt des Instituts wurden jährlich 33,846 Rubel 72½ Kop. angewiesen und zur ersten Einrichtung dem Grafen Münnich 15,000 Rubel gegeben. Am 2. Dezember 1731 ward ein Ukas erlassen, durch den der Adel eingeladen wurde, seine Söhne in dem neu errichteten Corps einschreiben zu lassen. Bei dieser Gelegenheit ernannte die Kaiserin selbst 12 Pagen der kurz zuvor verstorbenen Czaarin Eudoxia Feodorowna und der Czarewna Praskowia Joannowna zu Kadetten. Am 23. Dezember erschien ein zweiter Ukas, in dem alle aus der Errichtung dieses Instituts für den Adel zu hoffende Vortheile auseinandergesetzt wurden. Der Adel beeilte sich, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen, und der Senator Nowossiljeff war der Erste, der seinen Sohn, Alexander Wassiljewitsch, dem Kadetten-Corps übergab. Dieser ward einer der ausgezeichnetsten Zöglinge und verließ die Anstalt im Jahr 1737 als Lieutenant. Es folgten bald Mehrere jenem Beispiele, und nach Verlauf eines Monats zählte das Institut unter seinen Zöglingen die angesehensten Namen des Reiches, unter anderen die Fürsten Repnin, Dolgoruki und Golitzyn, die Grafen Stawronski und Scheremetjeff, die Mieslawski's und Wassiltschikoff's und unter den Liefländern und Esthländern die Namen: Völkersahm, Essen, Pahlen, Rosen, Korff, Berg und Glasenap. Am 29. Februar 1732 wurde das Institut eröffnet, und es trafen bereits an diesem Tage 56 Zöglinge in demselben ein. Im März waren schon 308 Kadetten eingeschrieben. Die Kaiserin erhöhte hierauf die Zahl der aufzunehmenden Zöglinge bis auf 360, und in Folge eines Ukases vom 24. Mai desselben Jahres wurde das Corps in 3 Compagnieen, jede zu 120 Mann, getheilt, die Zahl der Beamten und Diener vermehrt und für den Unterhalt des Instituts die Summe von 63,403 Rubel 12½ Kop. angewiesen. Am 26. Juni wurden die Unterrichtsklassen unter dem Titel einer Ritter-Akademie eröffnet. Die Zöglinge mußten um 4½ Uhr aufstehen und um 9 Uhr Abends sich zu Bett begeben. Es wohnten ihrer 6 bis 7 in einem Zimmer. Es war ihnen auf das strengste eingeschärft, auf den Straßen die eingeführte Form zu beobachten und nicht bloß den Offizieren, sondern auch allen angesehenen Herren und Damen die Honneurs zu machen. An jedem Sonntag wurde von jeder Compagnie ein Kadett als Ordonnanz zum Grafen Münnich geschickt; die hierzu Auserwählten erhielten aber zuvor vom Tanzmeister Unterricht in der Kunst, sich dem Chef anständig zu nähern und ihm ein Kompliment zu machen. Der Baron Lubras wohnte in der Anstalt und war der beständige Begleiter der Kadetten. Die Kaiserin verlieh dem Kadetten-Corps noch im J. 1732 eine Fahne als Zeichen ihrer Gunst. An dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage führte der General Lubras eine aus 145 Kadetten gebildete Compagnie auf die Admiralitäts-Wiese. Bald darauf langte die Kaiserin mit einem glänzenden Gefolge an, begrüßte die Kadetten, ließ sich die Fahne reichen und schlug selbst den ersten Nagel in die Stange, die Prinzessin Anna Karlowna, nachherige Regentin, den zweiten und der Graf Münnich den dritten. Sodann überlieferte die Kaiserin die Fahne dem ausgezeichnetsten Zögling des Corps, Fürsten Peter Iwanowitsch Repnin, der nachher im Jahre 1737 als Lieutenant entlassen, als Volontair zur Oesterreichischen Armee geschickt wurde und zuletzt als General-Lieutenant und bevollmächtigter Minister am Spanischen Hofe fungirte. Das solchergestalt begründete Kadetten-Corps blieb während des Verlaufs von 100 Jahren fortwährend ein Gegenstand vorzüglicher Auszeichnung von Seiten der Russischen Herrscher und Herrscherinnen, und die ausgezeichnetsten Offiziere gingen aus demselben hervor.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 27. Februar 1832.

Dänemark.

Om de preusiske Provindsialständers Väsen. (Ueber das Wesen der Preußischen Provinzialstände.) Von Dr. C. G. H. David, Professor der Staats-Wirthschaft. Kopenhagen, 1831.

Als zu Anfang des vorigen Jahres zwei Königliche Reskripte die Einführung ständischer Verfassungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein so wie in dem Königreich Dänemark aussprachen, so geschah es mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß bei Ausarbeitung des desfallsigen Gesetzentwurfs die Grundzüge des Preußischen Gesetzes vom Jahre 1823, die Anordnung von Provinzialständen betreffend, befolgt werden sollten. Hierdurch wurde vorstehende kleine Schrift veranlaßt, über welche sich der Verfasser selbst folgendermaßen äußert:

„Dieselbe hat zum Zweck, nicht allein das Publikum mit der Form der Preußischen Provinzialstände, sondern auch mit deren Geist und wahrer Bedeutung bekannt zu machen. Wohl ist es nicht in Abrede zu stellen, daß es großentheils auf der Form beruht, ob eine Institution sich ihrem Geiste nach geltend machen und so ihren Zweck erfüllen kann; aber nicht minder gewiß ist es auch, daß dieselbe Institution unter verschiedenen Formen gedacht und unter jeder ihre Bestimmung erreichen kann. Ich habe deshalb, abgesehen von ihrer eigenthümlichen Form in Preußen, zu beweisen gesucht, wie diese Institution die Begründung und Erweiterung des Vertrauens und des Einverständnisses zwischen der Regierung und dem Volke in so fern zur Absicht hat, als sie der Regierung ein Mittel in die Hände giebt, die Gesinnungen und Meinungen der verschiedenen Stände in den verschiedenen Provinzen kennen zu lernen und danach die Anordnungen zu treffen, die sie für das Ganze oder Einzelne nützlich hält."

„Provinzialstände sind keine Landstände, oder, um den Unterschied zwischen dem Wesen dieser beiden Institutionen zu bezeichnen, berathende Stände sind keine stimmgebende, welche letztere einen integrirenden Theil der gesetzgebenden Macht im Staate ausmachen. Nichts desto weniger sind erstere von nicht geringerer Bedeutung, und dies gerade habe ich anschaulich zu machen gesucht, indem man nur allzu oft sagen hört, daß Provinzialstände eben deshalb, weil sie keine National-Repräsentation bilden, keine Bedeutung haben. Zwar könnte es auch eine National-Repräsentation geben, welche berathend und nicht stimmgebend wäre, allein diese würde in ihrem Prinzip von den Provinzialständen nicht verschieden seyn, und nicht eine solche versteht man gemeiniglich darunter, wenn von Landständen im Gegensatze von Provinzialständen die Rede ist. Berathende Stände treffen in ihrem Wesen mit Provinzialständen zusammen, und so wie die Repräsentation einzelner Provinzen nach ihren lokalen Beziehungen verschiedene und eigenthümliche Interessen hat, so hängt es auch davon ab, in wie weit alle Theile eines Staates die nämlichen Interessen haben oder in ihren Beziehungen übereinstimmen, ob eine berathende Repräsentation des ganzen Landes ihrem Zwecke nicht besser entspricht, als berathende Repräsentationen der verschiedenen Provinzen. Beides ist denkbar, aber eine National-Repräsentation in dieser Bedeutung würde dann nur eine besondere Form für diejenige Institution seyn, welche wir Provinzialstände nennen, während eine National-Repräsentation in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes eine von den Provinzial-Ständen ganz verschiedene Staats-Form bildet."

„Es kann nicht meine Absicht seyn, mich hier auf eine Untersuchung des Werthes und Nutzens der verschiedenen Staatsformen einzulassen, aber ich glaube, daß es nicht überflüssig seyn dürfte, darauf aufmerksam zu machen, daß das geringere Gewicht, welches man hier und da der Befugniß des Landes beizulegen scheint, sich in den sein wahres Interesse betreffenden Regierungs-Maaßregeln selbst zu berathen, aus der grundfalschen Ansicht entspringt, daß die Regierung ganz andere Interessen als das Volk haben muß, und daß es also höchst unwahrscheinlich sey, daß aus dieser Befugniß ein wahrer Nutzen hervorgehe. Hier ist nicht insbesondere von uns die Rede, denn in Dänemark erkennt glücklicher Weise das Volk, daß der König nichts Anderes, als seines Volkes Wohl will und keinen anderen Zweck hat, als diesen, so wie man denn auch hier allgemein überzeugt ist, daß jeder wirklich gute Rath, der vom Volke durch seine zum Rathgeben gewählten Männer ausgeht, bei der Regierung ein williges Ohr finden wird. Allein ich spreche im Allgemeinen und bin der Ansicht, daß die Mißachtung, worin anderwärts die Besorgniß des Landes, der Regierung durch seine gesetzlichen Organe Rath zu ertheilen, verfallen ist, indem es nicht scheint, als ob das Land eine sichere Bürgschaft dafür habe, daß dieser Rath beachtet und befolgt werde, aus der leider ziemlich allgemein verbreiteten Geringschätzung moralischer Bürgschaften und der für das Volk verderblichen Meinung entspringt, daß Leidenschaftlichkeit und Eigennutz stets bei der Regierung vorhanden ist und diese die Freiheit des Volkes nie aufrichtig wünschen kann. Dies ist eine Theorie, die eben so falsch und gefährlich als die entgegengesetzte ist, nämlich die, daß böser Wille und blinde unvernünftige Kraft stets beim Volke vorauszusetzen, dagegen Klugheit, Uneigennützigkeit und Mäßigung nur bei der Regierung anzutreffen seyen. Leider haben diese beiden Theorieen in vielen Ländern die meisten Anhänger, und daher ist der Kampf zwischen der Regierung und dem Volke an manchen Orten so anhaltend, hartnäckig und blutig; ja wir sehen deshalb dort, daß die Männer des Volks von diesem verlassen werden, sobald sie, selbst nach seinem eigenen Wunsch, Mitglieder der Regierung werden, eben so wie man die Regierung Mißtrauen gegen diejenigen ihrer Mitglieder fassen sieht, sobald das Volk sie zu seinen Männern auserliest. Wo daher unglücklicher Weise diese beiden Theorieen ein Land trennen, da werden gewiß auch berathende Stände weder in ihrer Bedeutung aufgefaßt werden, noch zum öffentlichen Wohle wirksam seyn können. Dagegen wo diese Theorieen nur wenige Anhänger zählen (im Fall es überhaupt dergleichen da giebt, wo das gegenseitige Vertrauen zwischen der Regierung und dem Volke noch ungeschwächt ist), da wird man auch, nicht geblendet vom Vorurtheil und von dem, was man Erfahrung nennt, und was in diesem Falle nur einzelne abgesonderte Thatsachen sind, die ganze Bedeutung der in Rede stehenden Institution, sobald nur darauf hingewiesen worden ist, einsehen und sich darauf vertrösten, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen kann, weil die Regierung eben so redlich Aufklärung und Rath zu erlangen, als das Land diese zu ertheilen wünscht."

„Allein in welchem Umfang diese Befugniß, Rath zu ertheilen, dem Volke einzuräumen sey, und in wie weit jedes Interesse, worüber das Volk in seiner Thätigkeit gebunden ist, dieser Befugniß theilhaftig werden solle, das wird von der Grundlage abhängen, welche diese Institution in dem besonderen Lande erhält, wo sie entweder hervorgerufen wird oder auf's Neue ins Leben tritt. Ohne Zweifel muß es sehr wünschenswerth seyn, daß jedes bedeutende Interesse, worauf die zu treffenden Anordnungen einen großen und dauerhaften Einfluß haben können, einen Antheil an der Befugniß, die dem ganzen Volke zur Beförderung seines Wohles zugedacht ist, erhalte. Denn im entgegengesetzten Falle wird die Regierung nicht völlig ihren Zweck erreichen, den Zweck, mit den Bedürfnissen und Wünschen aller Interessen bekannt zu werden, und ein Theil des Volkes wird sich in seinen Erwartungen getäuscht finden, sich in seinen Interessen vernachlässigt und geringgeschätzt glauben. Es kann inzwischen in einem Lande, wo diese Institution eine historische Bedeutung hat, wohl geschehen, daß jene Befugniß keinen anderen als den allgemeinen Interessen beigelegt werden kann, welche vorzugsweise eine Art von verjährtem Recht darauf haben, indem man sonst genöthigt seyn würde, von dem Bestehenden allzu weit abzuweichen. Es können sich auch Verhältnisse in einem einzelnen Lande so ausgebildet haben, daß die meisten, um nicht zu sagen, alle Interessen sich zu einem allgemeinen verschmolzen haben, welches überall, wo jene Befugniß eingeräumt wird, zur Grundlage dienen muß. Dieses ist größtentheils in Preußen der Fall, wo Grundbesitz bei allen früheren Institutionen eine conditio sine qua non war, um auf öffentliche Angelegenheiten einwirken zu können, und wo auch wohl, zum Theil als Folge davon, alle wichtige Interessen an den Grundbesitz geknüpft und mit demselben vereinigt sind. Bedenkt man ferner, daß zu der Zeit, wo die in Preußen auf einer historischen Grundlage ruhenden Institutionen wieder hervorgerufen wurden, sowohl in dieser Monarchie, als in dem größten Theil von Europa, eine so allgemein verbreitete Gährung, eine so allgemein nach Reformen strebende Bewegung in den Ideen sich zeigte, daß es der Regierung sehr daran gelegen seyn mußte, die erneute Institution auf etwas Festes und Unverrückbares zu stützen, welches zu allen Zeiten, mit oder ohne Grund, als die sicherste Schutzwehr gegen den verderblichen Andrang zur Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge betrachtet wurde — bedenkt man dies, so wird man leicht einsehen, warum in Preußen jene Befugniß einzig und allein den Interessen eingeräumt ward, die entweder aus dem Grundeigenthum entspringen oder doch damit ver-

bunden sind. Außerdem sollten auch — und diese Bemerkung ist vielleicht nicht ganz unwichtig — die Preußischen Provinzialstände, weit entfernt, mit der bestehenden Kommunal-Verfassung in Opposition zu treten, diese vielmehr ausbilden und erweitern. Nun hatte aber bereits im Jahre 1808 der Grundbesitz einen so Alles überwiegenden Einfluß auf die Verwaltung der Kommunal-Angelegenheiten erhalten, daß deshalb darin ein besonderer Widerspruch gelegen haben würde, wenn dem Grundbesitz gerade da, wo er in einem höheren Grade mit allen anderen Interessen zusammenschmilzt, ein geringeres Gewicht beigelegt und das Grund-Eigenthum nicht eben so zur Bedingung der Theilnahme an der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten für das ganze Land, als für die einzelnen Städte, gemacht worden wäre. Was solchergestalt als Grundsatz der Verfassung der Preußischen Provinzialstände ausgesprochen wurde: „„daß der Grundbesitz Bedingung der Standschaft ist,"" kann daher kaum, wenn man das Wesen dieser Institution im Allgemeinen betrachtet, für etwas Anderes, als eine eigenthümliche Form angesehen werden, unter welcher diese Institutien in Preußen besteht. Ich habe dies auch in der obenerwähnten Schrift bemerkt, um es begreiflicher zu machen, was bei jener Institution das Allgemeine und Wesentliche und was das Spezielle und Lokale ist und bei anderen Verhältnissen nicht unter der nämlichen Gestalt hervortreten kann. Hier möge es mir vergönnt seyn, meine desfallsige Ansicht näher zu begründen."

Der Vers. sucht nunmehr zu beweisen, daß es nicht in allen Staaten nothwendig und zweckmäßig sey, das Grund-Eigenthum zur ausschließlichen Bedingung der Wahlfähigkeit zu machen, sondern daß da, wo die Verhältnisse sich anders ausgebildet und wo namentlich Handel und Gewerbs-Thätigkeit lange schon auf einer gewissen Höhe gestanden hätten, diesen ebenfalls, als eine hinlängliche Garantie darbietend, Einfluß auf die Wahlen zu gestatten sey.

„„Ein anderer Punkt," fährt derselbe fort, „worauf ich in meiner Schrift die Aufmerksamkeit zu lenken gesucht habe, besteht in der engen Verbindung in Preußen zwischen der Kommunal-Verfassung und der Organisation der Provinzialstände; denn nur dann, wenn man diese Verbindung vollkommen begreift, läßt sich die Ursache zur besonderen Vertretungsart der Städte und deren, wie es scheinen könnte, eingeschränkter Wahlbefugniß, so wie zu dem überwiegenden Einfluß des Provinzial-Landtages auf die definitive Regulirung der Kommunal-Angelegenheiten, erklären. Heißt es demnach, daß in den Städten alle diejenigen wahlberechtigt sind, welche den Magistrat wählen dürfen, (bei den Städten steht das Wahlrecht denjenigen zu, welche den Magistrat wählen) und weiß man, daß nur die Stadtverordneten den Magistrat wählen, so könnte es scheinen, als ob die Bürgerschaft nur einen sehr beschränkten Einfluß auf die zur Vertretung ihrer Interessen Gewählten haben müsse. Allein zieht man die Bestimmungen der Städte-Ordnung vom 19. Nov. 1808 in Erwägung und richtet sein Augenmerk eines Theils auf die große Zahl von Stadtverordneten, die im Verhältniß zur Einwohnerschaft jeder Stadt eingeräumt sind, anderen Theils aber darauf, daß das Stadtverordneten-Kollegium durch Wahl der Bürgerschaft eben so oft erneuert wird, als jenes zur Wahl von Abgeordneten zu dem Provinzial-Landtage berufen ist, so muß man zugeben, daß alle Bürger einen vollkommnen, wiewohl indirekten, Antheil an den Wahlen haben, und daß die dem einzelnen Bürger beigelegte Befugniß gerade die nämliche ist, welche die kleineren Gutsbesitzer haben, denn auch diese wählen Wahlmänner, die im Verein mit denen des dritten Standes oder des flachen Landes zur definitiven Wahl der Abgeordneten schreiten; so wie denn auch die Stadtverordneten in derselben Art die Wahlmänner der Bürgerschaft sind, um die definitive Wahl der Vertreter dieses Standes vorzunehmen. Indessen würde diese Befugniß in der That ganz anders und viel geringer seyn, wenn das Stadtverordneten-Kollegium weniger unmittelbar aus der Wahl sämmtlicher Bürger hervorginge, wenn es bei seiner Erneuerung weniger abhängig von derselben und minder zahlreich wäre. So kann auch die geringere Qualification, die von einer Magistrats-Person verlangt wird, welche als städtischer Abgeordneter wahlfähig ist, (denn hier schreibt das Gesetz nicht, wie bei allen anderen Abgeordneten, den Besitz eines gewissen Vermögens vor) mißverstanden werden, wenn man nicht weiß, daß sämmtliche Magistrats-Personen der Wahl der Bürgerschaft ihr Amt verdanken und also als diejenigen anzusehen sind, zu welchen die Bürgerschaft aus eigenem Antrieb das größte Vertrauen hat."

„Es kann hier nicht der Ort seyn zu untersuchen, ob die den Städten in Preußen beigelegte Befugniß, sich selbst ihren Magistrat zu wählen, nicht allein mit dem monarchischen Prinzip, sondern auch mit der doppelten Stellung des Magistrats, als Kommun-Vorstehers und Staats-Beamten, übereinstimmt. Nur bemerken will ich, daß selbst zufolge des neuesten von der Französischen Deputirten-Kammer nach der letzten Staats-Umwälzung ausgegangenen Munizipal-Gesetzes diese Befugniß den Kommunen nicht in demselben Umfange zugestanden ist, indem die Bürgerschaft hiernach nur das Vorschlagsrecht hat, die Regierung dagegen bei ihrer Wahl zu den Magistrats-Personen an die Mitglieder des Munizipal-Rathes, die aus der ganzen Kommune gewählt werden, gebunden ist. Daß diese den Städten in Preußen eingeräumte Befugniß auch nicht immer zu ihrem eigenen Besten gedient hat, weil dort, was vielleicht aus der Natur der Sache fließt, nicht immer der gehörige Gebrauch davon gemacht worden ist, dies ersieht man daraus, daß die Preußische Regierung durch verschiedene Reskripte (15. Nov. 1814, 6. Mai 1815, 5. März 1821) den Städten einzuschärfen genöthigt gewesen ist, sich des Vertrauens des Staats würdig zu zeigen und die Wahlen zu den ledigen Stellen nicht mit so viel Leichtsinn und Nachlässigkeit, sondern mit mehr Umsicht vorzunehmen."

„Dagegen glaube ich hier die ganze Bedeutung, welche die Stadtverordneten in dem Preußischen Kommunalwesen haben, darstellen zu müssen, eines Theils damit es einleuchtend werde, daß die Befugniß, die städtischen Abgeordneten zu den Provinzialständen zu wählen, natürlich ihnen übertragen werden mußte, anderen Theils damit man einsehe, daß die Entwickelung des Gemeinsinns in den Preußischen Staaten mit der den Kommunen eingeräumten selbstständigen Leitung ihrer Angelegenheiten begonnen, und daß die Garantie, welche für die Uebereinstimmung zwischen der Regierung und dem Volk mittelst der Provinzialstände gebildet werden sollte, ihre tiefen Wurzeln in der Kommunalverfassung hat, die überhaupt als die wahre Schutzwehr aller bürgerlichen Freiheit angesehen werden muß."

Der Verfasser liefert nun noch eine allgemeine Uebersicht der Befugnisse, welche nach dem Gesetz vom 19ten Nov. 1808 den Stadtverordneten zustehen, vergleicht dieselbe mit den Kommunalverfassungen einzelner Städte in Dänemark und Holstein, wo die städtischen Repräsentanten bei weitem weniger zahlreich sind, und erblickt schließlich in der häufigen Erneuerung ihrer Wahlen, wie in Preußen, das sicherste Mittel, das Interesse an der Mitwirkung zu den öffentlichen Angelegenheiten stets lebhaft zu erhalten und so das Band zwischen den Bürgern und der Kommune und zwischen dieser und dem Staat immer fester zu knüpfen. (Maandsskrift for Litteratur.)

Bibliographie.

Oehlenschlägers Levnet, fortalt af ham selv. (Oehlenschläger's Leben, von ihm selbst erzählt.) 1—2r Thl. 12.

Baggesen, Jens, danske Værker; udgivne af Forfatterens Sønner og C. J. Boye. (Jens Baggesen's Werke, herausgegeben von des Verfassers Söhnen und C. J. Boye.) 7r Thl. 8.

Sendebrev til Grev F. A. Holstein i Anledning af hans Skrift: om de danske Provindsialstaender ꝛc. (Sendschreiben an den Grafen F. A. Holstein, auf Veranlassung seiner Schrift: über die Dänischen Provinzialstände ꝛc.) Von Prof. Dr. David.

Brandis, J. D., Ueber den Unterschied zwischen epidemischen und ansteckenden Fiebern. Mit 1 Kupfer.

Agardh, Prof. C. A., Lehrbuch der Botanik, mit einer Vorrede vom Etatsrath J. W. Goonemann. 1ste Abth. Organographie. Mit Kupfern. gr. 8.

England.

The summer-fete. (Das Sommerfest, ein Gedicht von Thomas Moore.) London. 4. Pr. 16 Sh.

Es ist erfreulich, die Winterzeit mit der Erinnerung an ein Sommerfest zu beleben; aber ein poetisches jeu d'esprit ist immer willkommen. Leicht, gefällig und vielgestaltig ist es gerade für den gesellschaftlichen Zirkel gemacht. Wenn man dies Gedicht unter irgend eine Rubrik poetischer Darstellung klassifiziren wollte, so möchte man es ein Idyll nennen; aber statt der Schäfer und Schäferinnen, die ihre Heerden am murmelnden Bache zusammentreiben, bildet die schöne Welt von London die Staffage der reizenden Landschaft. Sie setzt sich das leichte Ganze aus landschaftlichen Darstellungen, Beschreibungen der Menschen, Feste und Bälle, die darin umhergehen, und unbelebten Massen des Gemäldes spielend hin und wieder gehen. Eingelegte Lieder in Moore's bekannter Weise erhöhen als eine lyrische Würze den Reiz des epischen Grundtons.

Die berühmte Ergötzlichkeit zu Boyle-Farm beginnt das Ganze: der Dichter preist das schöne Wetter, welches dieses Fest so wunderbar begünstigt hat. Eine glänzendere Sonne, als jetzt über den Doms Thürmen strahlt, hat niemals Florenz Blumenstadt geküßt.

O welch' ein Anblick! Zwischen Ufergrün
Rollt dort die Themse stolz dahin,
Und eifersücht'ge Willen blicken lüstern
Dem Strome nach, die grünen Wälder flüstern;
Doch wie ein Sultan fühllos durch ein Heer
Von Schönen geht, so fließt der Strom einher
Und wird geliebt selbst um der Anmuth willen,
Mit der er der Umarmung sich entzieht.

Der Dichter mischt sich unter ein Fest, das in einem jener herrlichen schönen Säle gefeiert wird, wo Englands Schönheit, Rang und Adel beisammen ist —

Vom schönen Kind, das sich herausgewagt,
Bis zum Premier, der schon zu lang' darin,
Von Beinen, die das Zipperlein geplagt,
Bis zu dem jüngsten Milchbartskinn.

Alle hat die Mode mit ihrem Zauberwort in den Zirkel, wo sie thront, zusammengerufen, und dort mischt sie, ein anderer Epikur, ihre lustigen Atome und bildet daraus: „die schöne Welt". — So gar das Parlament läßt sich von den langweiligen Rednern nur die halbe Dosis Opium reichen und eilt hinaus; der Grosvenor-square belebt sich, diese letzte uneinnehmbare Schanze, wo, von Senatorensorgfalt gehütet, der gute alte Irrthum Wache hält, wo nie ein Gasstrahl es gewagt hat, sich gegen die alte Finsterniß zu empören noch ein sanfter Macadam hoffen kann, den Damen einen einzigen Rippenstoß zu ersparen,

Wo man, zu vornehm und erhaben,
Um von dem Geist der Zeit zu lernen,
Die Bildung ruhig vorwärts schreiten läßt
Und sich begnügt mit alten Oellaternen.

Aber wir dürfen nicht in der Stadt zurückbleiben, sondern in lustiger Gesellschaft nach dem Lande hinausfliegen. Hier singt sich's gut, und der Champagner giebt dem Dichter ein Trinklied ein, das eine neue Variation auf das weltalte Thema der Dichter ist, daß man die Gaben der flüchtigen Stunde genießen möge, dona carpere praesentis horae. — Die Sonne geht unter, und wo der Tag sich geneigt hatte, war ein unwilliges Erröthen sichtbar, daß er hatte sterben müssen. Eben so schön und immer in Bildern, die menschlichen Empfindungen entsprechen, ist die Stille der Nacht beschrieben, welche dem Dichter einen Gesang voll elegischer Wehmuth entlockt. Die possirlichen Gestalten der Mode führen uns jedoch wieder in den Strudel der großen Welt; der Kopfputz einer Schönen beschäftigt die Aufmerksamkeit des Dichters — ein wahres Gebäude von einem Hut, welcher, wie die Irrlehre eines Ketzers, die Kirchthür in Verlegenheit setzt, ihn einzulassen. Doch übergroße Hüte sind nicht die einzige Thorheit hier, denn die Thorheit selbst tritt in eigener Person an einem Ladentisch auf und empfiehlt ihre Firma, Thorheit und Compagnie, als das älteste Handlungshaus der Welt.

Wer kauft? Wer kauft? Die Thorheit sitzt zu Markte,
Wir haben Tand und Spielwerk allerlei,
Denn außer unsrer Waare für die Narren
Giebt's auch für Weise manche Spielerei.
Für Philosophen hier ein Gaukelbecher,
Der leer ist, wenn er voll erscheint,
Hier Kegel, wie Systeme aufmarschirt,
Die umgefallen sind, noch eh' man's meint.
Wer kauft? Wer kauft? Die Thorheit sitzt zu Markte.

Und in diesem Tone gaukelt das Gedicht weiter und endigt mit der Abschiedsstrophe:

Und nun lebt wohl! So wird zu Staub
Der Erde Glanz, der Erde Pracht;
Tyrus und Sidon ward der Zeit zum Raub,
Und selbst ein Ball — er dauert eine Nacht!

Die Gesellschaft für Erdkunde zu London.

In Europa, diesem Erdtheile des Weltverkehrs, giebt es bis jetzt 3 Gesellschaften für Erdkunde. Die zuerst gestiftete war zu Paris, dann folgte Berlin, zuletzt folgte die Stadt, welche doch gerade den größten Erdhandel treibt, London. Wollten wir eine kleinere nicht öffentliche Gesellschaft rechnen, welche vor dem letzten Befreiungs-Kriege in Berlin war, so wäre diese festländische Stadt die erste gewesen, welche dieser Wissenschaft eine Halle eröffnete. Mit dieser kleinern Gesellschaft kann man ungefähr den schon längere Zeit bestehenden Reise-Klub, der nach Walter Raleigh, (nach neuern Aufschlüssen dem Einführer des Tabacks und der Kartoffeln in Europa) der Raleigh-Traveller-Klub sich nennt, vergleichen.

Dieser Reiseklub versammelte sich nebst andern Männern unter dem berühmten Barrow im Mai 1830, um sich zu einer Gesellschaft für Erdkunde zu erweitern. Man hielt um den Schutz des Königs an und da Se. Maj. denselben zusagte, wurde eine zweite Versammlung am 16. Juli als die eigentliche Eröffnung und Stiftung betrachtet. Man beschloß hier 1) daß die Gesellschaft den Namen, einer Königlichen annehmen solle, da der König ihr Oberschutzherr (patron) und der Herzog von Sussex ihr Unterschutzherr (vice-patron) sei, 2) daß die Zahl der ordentlichen Mitglieder unbeschränkt, die der Ehrenmitglieder auf 40 beschränkt sei, 3) daß ein Vorstand (council) aus einem Vorsitzer (president), vier Stellvertretern (vice-presidents), einem Schatzmeister, 2 Schriftführern und 21 andern Beisitzern bestehe, 4) daß die Wahl dieser Vorsteher jährlich sei, 5) daß das Amt des Vorsitzers nur höchstens zwei Jahre hinter einander von demselben Mitgliede bekleidet werden könne, das jedoch nach eines Jahres Zwischenraum wieder wählbar sei, 6) daß einer der 4 Stellvertreter jährlich ausscheide, Schatzmeister und Schriftführer aber wieder wählbar seien, 7) daß 7 der 21 Beisitzer jährlich austreten, 8) daß das Eintrittgeld 3 Pfd. und der jährliche Beitrag 2 Pfd., oder beides auf einmal 20 Pfd. betrage, 9) daß die Ersparnisse in öffentlichen Papieren angelegt werden sollen. Hieran hangt das äußere Leben der Gesellschaft.

Der Vorsitzer J. Barrow trug den Wunsch vor, daß man vorzüglich ins Auge fasse 1) Ausarbeitung genauer See- und Landkarten, 2) wissenschaftliche Eintheilung der Erdfläche in Betracht der Naturbeschaffenheit und Völker, 3) gleichförmige Schreibung der Namen, 4) Abfassung guter Wegweiser durch die verschiedenen Länder und statistischer Tafeln. Hievon hangt das innere Leben der Gesellschaft ab.

Unter den 535 inwärtigen Mitgliedern findet man Staatsmänner, wie Lord Aberdeen, Althorp, Goderich, Peel, Russell, Wellington, Seemänner, wie Beechey, Parry, Smyth, Gelehrte, wie Robert Brown, Buckland, Reisende, wie Crawford, Crawfurd, Elphinstone, Leake. Von den 50 auswärtigen sind 12 in Paris, z. B. Balbi, Dumont, Duperrey, Freycinet, Jomard, Zach, 6 in Berlin, von Buch, Ehrenberg, v. Humboldt, Klaproth, Ritter, Zeune, 4 in Kopenhagen, Hansteen, Schouw, Wahlenberg, Zahrtmann, 3 in Petersburg, Krusenstern, Litke, Suchtelen, 2 in München, v. Martius, Mannert, 1 in Wien, Fallon †, 1 in Dresden, Falkenstein, 1 in Stutgart, Bollrath Hoffmann, 1 in Frankfurt, Rüppell, 5 in Italien und 2 in den Washingtonstaaten.

Die gewöhnlichen Versammlungen sind am 2ten und 4ten Montage jedes Monats Abends 9 Uhr, wo 1) Besucher vorgestellt, 2) der Bericht über die vorige Versammlung gelesen, 3) Geschenke überreicht, 4) über neue Mitglieder gestimmt, 5) Vorlesungen gehalten werden. Eine jährliche Versammlung zur Wahl ist am 2ten Montage des Mai Mittags 1 Uhr.

Der König gibt jährlich 50 Guineen zu einer Preisaufgabe, welche zum ersten male Robert Lander für seine Reisebeschreibung nach dem Süden Afrikas erhalten hat. Möge bald eine Reise nach den Mondbergen und nach dem großen Altai nachfolgen!

Zeune.

Bibliographie.

The crucified Jesus. (Der gekreuzigte Jesus.) Von Dr. Horneck. Pr. 6½ Sh.

The words of Christ. (Die Worte Christi, aufgezeichnet von den Evangelisten.) Pr. 5½ Sh.

Progress of the gospel in Polynesia. (Weitere Verbreitung des Evangeliums in Polynesien.) 3½ Sh.

The priest to the temple. (Priester und Tempel). Von Herbert. Pr. 2½ Sh.

The last of the Sophis. (Der letzte Sofi.) Ein Gedicht, von E. Henningsen. Pr. 5½ Sh.

Treatise on the manufacture of porcelain and China. (Abhandlung über die Fabrication des Chinesischen und anderen Porzellans.) Bildet den 26sten Band von Lardner's Kabinet-Encyklopädie. Pr. 6 Sh.

American stories. (Amerikanische Geschichten.) Von Miß Mitford. Zweite Reihefolge. 3 Bde. Pr. 10½ Sh.

Romance and reality. (Roman und Wirklichkeit.) Von L. E. L.

The mothers book. (Das Buch der Mutter.) Von Frau Child. Pr. 4 Sh.

Schweiz.

Souvenirs de C. V. de Bonstetten.

(Erinnerungen von C. V. v. Bonstetten, geschrieben im Jahre 1831.) 1r Band. Genf bei Gerbuliez, Zürich bei Orell, Füßli und Comp. 1832.

Ein neues Geisteserzeugniß des liebenswürdigen Schriftstellers *) das vom Publikum mit eben so vieler Theilnahme, wie seine frühern Schriften, aufgenommen werden wird. Die lange Laufbahn eines so originellen und geistreichen Beobachters, wie Herr v. Bonstetten, würde allerdings zu einem viel voluminöseren Werke, als dem obigen, Stoff darbieten; es sind aber auch nicht seine Memoiren, die er schreiben, sondern nur einige flüchtige Erinnerungen, die er auf dem Papier festhalten wollte. „Das Gedächtniß" sagt er in der Vorrede, „ist eine bewundernswürdige Erscheinung; indem ich die Erinnerungen meiner 85 Jahre niederschreibe, glaube ich mein ganzes Leben, gleich einer Statue aus den Gräbern von Pompeji und Stabiä, aus der Vergangenheit hervortreten zu sehen. Nichts, glaube ich, vergißt man völlig, nichts geht verloren, es fehlt nur manchmal an dem anregenden Gegenstande zu dieser oder jener Vorstellung; diese ist irgendwo vorhanden, aber die Klingelschnur dazu ist nicht da. Man macht sich falsche Vorstellungen von den Empfindungen; sie kommen nicht von außen, sie sind in uns und treten hervor, so oft sie von den Sinnen hervorgerufen werden; weil sie von uns selbst ausgegangen sind, erhalten sie sich, ohne Zweifel, um in einem neuen System von Beziehungen zwischen uns und der Außenwelt wieder aufzuleben."

Die Bruchstücke, welche den Inhalt dieses kleinen Bandes bilden, sind betitelt: Erinnerungen an Bern, Haller, die Gräfin von Albani, die Stegreif-Dichterin Corilla, der Kardinal v. Bernis, der Graf Firmian, Ganganelli, Venedig im Jahre 1773, Neapel im Jahre 1771, Bologna im Jahre 1773, Matthissen in den Jahren 1782 und 1831. Unter diesen Kapiteln eine Auswahl zu treffen, wird schwer; unter dem Anscheine einer schmucklosen Erzählung enthalten sie sämmtlich die dem Verfasser eigenen Bemerkungen voll Feinheit und Philosophie. Die von der ehemaligen Regierung von Bern handelnden Abschnitte scheinen in einer Zeit, wo so viele alte Formen täglich mehr verschwinden, vorzugsweise von Interesse zu seyn.

„Diese Regierung, sagt Hr. v. Bonstetten, hatte alle Mängel, aber auch alle Vorzüge einer Aristokratie. Die Uneigennützigkeit der Patrizier, die über ihre Finanz-Verwaltung nur sich selbst Rechenschaft abzulegen hatten, war so groß, daß sie neben 30—40 Millionen ersparten Geldes, die sich bei der von ihren Freunden und Verbündeten, den Franzosen, angestellten Plünderung vorfanden, mittelmäßig lebten. Die Regierung stand inmitten ihrer bewaffneten Unterthanen waffenlos da. Ganz verschieden von Venedig, bedurfte sie zu ihrer Aufrechthaltung keiner Tyrannei. Wenn die Regierung von Bern stationair war, so war sie es zum Glück aller Individuen, die, gleich ihr, stationair waren. Man würde in einer ewigen Mittelmäßigkeit glücklich fortgelebt haben, wenn nichts um uns herum uns benachrichtigt hätte, daß wir es nicht genug waren. Der souveraine Rath von Bern bestand aus 299 Mitgliedern; es gab ein Gesetz, welches verbot, daß er die Zahl 300 erreiche. Ein anderes Gesetz bestimmte die Zeit der Wahlen auf das Jahr, wo 80 Stellen erledigt waren. Die Wähler waren die 27 Mitglieder des Senats und 16 durchs Loos bestimmte Mitglieder des großen Raths; jeder Wähler hatte eine Stelle zu vergeben, und diejenigen, welche eine Tochter zu verheirathen hatten, gaben die Stelle dem Kandidaten, der um die Hand derselben angehalten hatte. Es kann nichts Belustigenderes geben, als diese improvisirten Heirathen, welche plötzlich die unbekanntesten Gesichter zum Vorschein bringen; man hat

*) Der am 3ten d. M. in Genf, 87 Jahr alt, mit Tode abgegangen ist.

sie zum Gegenstande eines Lustspiels gemacht. Zur Zeit der Wahlen, die beinahe alle zehn Jahre geschahen, war die Stadt Bern ein großes Conclave, in welchem alle Familien-Interessen wie auf einem Schachbrette erörtert und erwogen wurden. — Die größte Rechtlichkeit charakterisirt die Regierung von Bern; ich habe in allen Tribunalen gesessen und bezeuge, daß ich keine auch nur zweideutige Handlung wider die Rechtlichkeit gesehen habe. Ich erinnere mich hierbei einer Scene, die in dem Deutschen Appellations-Gericht, dessen Mitglied ich war, vorfiel. Ein Bauer, der einen Prozeß bei unserem Gerichte hatte, stellte in die Küche eines der Richter heimlich einen Korb mit Zukkerbrodten, um seine Stimme dadurch zu gewinnen, ohne ihn zu kompromittiren. Der Bauer wurde von dem Richter, den er hatte bestechen wollen, vorgeladen, empfing einen Verweis und wurde in's Gefängniß gesteckt. Eine solche Handlung der Rechtlichkeit übt einen wunderbaren Einfluß auf die Sitten aus. Welchen Kontrast bildet der Geist der Berner Aristokratie mit dem Geiste der Demokratieen, welche die Richterstellen dem Meistbietenden verkauften und dadurch die Strafloſigkeit aller Vergehen proklamirten, indem das größte von allen, das Verkaufen der Gerechtigkeit, der Brauch des souverainen Volkes war! Wenn die Aristokratie von ihrem Prinzipe abgewichen ist, so kann sie durch die Demokratie gebessert werden; wenn aber die Demokratie verderben ist, so ist ihr Uebel unheilbar."

„Das Berner Patrizіat ist unter allen bestehenden Regierungen diejenige gewesen, welche die Gesetze der Gerechtigkeit am meisten geehrt hat. Wie klein auch die Rolle seyn mag, welche ein Theil der Schweiz auf der großen Schaubühne der Welt gespielt hat, der Berner Senat zog die Aufmerksamkeit Montesquieu's auf sich, weil er mit dem Römischen in den schönen Zeiten der Republik Aehnlichkeit hatte. Das große Uebel der Aristokratie war der Müßiggang der patrizischen Jugend von ihrem funfzehnten Jahre bis zum Eintritte in den großen Rath, d. h. bis zum 30sten oder 39sten Jahre. Man denke sich eine Jugend kleiner müßiger Souveraine, in einer und derselben Stadt versammelt, alle in der Vorstellung von dem höheren Range ihres Geschlechts erzogen und von dem Gefühl durchdrungen, daß man ihrem Verdienste einige Achtung schuldig sey, den Handel und Gewerbfleiß geringschätzend, das Denken und die Wissenschaften liebend, aber nicht als nothwendige Dinge, sondern wie man einen Gegenstand des Luxus liebt, sämmtlich ihren Vergnügungen und Launen hingegeben: man denke sich eine solche Jugend, und man wird erkennen, welche Gefahren es haben mußte, sie in Müßigkeit ihren Neigungen zu überlassen. Eine Regierung mit dergleichen Privilegien sucht nur sich zu erhalten, statt mit der Civilisation fortzuschreiten; sie fürchtet alles Neue und sucht es zu unterdrücken. Aus dem Müßiggange entstand der Geschmack an fremdem Kriegsdienste, der in den kapitulirten Regimentern nur eine Form des allgemeinen Unbeschäftigtseyns war."

„Im Jahre 1775 trat ich in den großen Rath ein; es kann nichts Ehrwürdigeres geben, als diesen Senat, der aus den dunkelsten Zeiten des Mittelalters hervorgegangen war und sieben Jahrhunderte einer ehrenvollen Existenz zählte. Die Menschen schaffen die Institutionen, und dann schaffen die Institutionen die Menschen; höchst merkwürdig war der Eindruck, den der Anblick dieses Senats auf die Müßiggänger machte, die in denselben eintraten, um ihren Platz darin zu nehmen. Beim Eintritt in den alten, gewölbten und in seiner Einfachheit schönen Saal, wo die Räthe längs der Wand auf erhöhten Sitzen in ihrer Amtstracht saßen, in ihrer Mitte der Präsident, Landammann genannt, auf seinem Thronsessel, der große Rath der Zweihundert auf in vier Sectionen getheilten Bänken, beim Eintritt in diese erhabene Versammlung fühlte man sich von Ehrfurcht ergriffen, die Träumereien des Müßigganges verschwanden, man fühlte, daß man vor dieser großen Schöpfung der Zeit und des edlen Geistes unserer Vorfahren besser wurde. — Ich war nicht der Unwissendste meines Standes, und dennoch wußte ich nichts von dem, was ich hätte wissen sollen. Wir hatten keine gedruckte Gesetzsammlung, ein Civil-Gesetzbuch ausgenommen, das ich erst nach meiner Erwählung in das Appellations-Gericht las; die Geschichte von Bern war noch nicht geschrieben und ist es jetzt noch nicht, auch die der Schweiz war noch zu schreiben, und nur zerstreute Materialien dazu waren vorhanden. Ich hatte juristische Vorlesungen in Genf und Leyden gehört, mich aber nicht viel damit beschäftigt; kurz, ich wußte das, was ich gut hätte wissen sollen, entweder gar nicht oder nur sehr schlecht. Erst seit wenigen Jahren hat man die Entdekkung gemacht, daß man das, was man durchaus wissen soll, lernen muß, und daß man zunächst das lernen muß, was nothwendig und nützlich ist. Zehn Jahre meiner Jugend hatte ich damit zugebracht, Latein, Griechisch, Englisch und Italiänisch einzuüben, und kannte doch die Sprache noch nicht, die ich sprechen sollte, nämlich die Deutsche. Ein noch größerer Ignorant war ich in der Verwaltung eines Landgutes oder der Kapitalien. Der Fehler lag nicht an meinen Eltern, sondern am Jahrhundert und vielleicht an der Natur des menschlichen Geistes, der sich erst zu allerletzt mit sich selbst beschäftigt."....

„Das erste, was ich lernte, war die Erschaffung der Welt in meiner biblischen Geschichte mit Kupfern, wo Adam neben einem Löwen, seinem Hausfreunde, stand. Nach der Geschichte der Juden sagte man mir einige Worte von den Babyloniern, den Griechen und Römern, dann Lateinische und Griechische Vokabeln, ein wenig von den vier Welttheilen, und meine Erziehung war beendigt. Ist das nicht die umgekehrte Ordnung von der, in welcher der Unterricht ertheilt werden müßte? Bei dieser Vernachlässigung alles dessen, was uns näher angeht, ist es nicht auffallend, daß man sich über die Natur der Regierung, in deren Mitte man sich befand, niemal Fragen vorlegte; dieses Studium war nicht nur gegen die verkehr Reihefolge, die man damals beobachtete, sondern auch gefährlic Die Nationen leben in ihren Institutionen, wie die einzelnen Me schen in ihrer Haut leben, und eine Verfassung analysiren, heißt d anatomische Messer an den lebendigen Leib bringen. Große poli sche Krankheiten und der Tod der Verfassungen waren nöthig, u dieselben zu analysiren, wie man heutzutage schmerzhafte Operation vornimmt, bei denen man in das lebendige Fleisch schneidet."

„Drei verschiedene Elemente bilden die mannigfachen Ve fassungen der Schweizerischen Völkerschaften. Das erste dieser a dem ursprünglichen Zustande der eroberten Völker des Helvetisch Bodens hervorgegangenen Elemente nenne ich das patriarchal sche. Dieses wesentlich stationaire Element, weil es eine Tend zur Unbeweglichkeit hat und das Gewesene gewissenhaft bewah macht jedes gesellschaftliche Fortschreiten unmöglich. Wir sehen di ses Element in den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden u Wallis ausschließlich herrschen; in den Kantonen Glaris und Ap zell sehen wir es mit dem industriellen Elemente vereinigt, w ches in den Städten Zürich, Basel, Schaffhausen und St. Ga vorherrscht; es ist vital und strebt nach Gesittung, nach fortsch tender Aufklärung, nach gesellschaftlicher Entwickelung, es ist d Seele der Municipal-Regierung. Das dritte Element, das fr dale, im Innern stationair, nach außen unternehmend und fo schreitend, hat die Aristokratieen von Bern, Luzern, Solothurn u Friburg geschaffen." (Bibliothèque Universelle.)

Bibliographie.

Le dixhuit Décembre et ses causes. (Der 18. Dezember 18 und seine Veranlassungen.) Von Dr. L. Pellis. Lausanne.

Les Bâlois à leurs confédérés. (Die Baseler an ihre Konfö derirten.) Basel.

Statistica della Svizzera. (Statistik der Schweiz.) Von Stefa Franscini. Lugano.

Della riforma della costituzione Ticinese. (Ueber die Reform d Verfassung von Tessin.) Zürich.

Osservazione sopra la riforma della costituzione etc. (Bemer kungen über die Reform der Verfassung des Kantons Tessin Von Dr. Mich. Roggia. Lugano.

Mannigfaltiges.

— Die Londoner Haushaltsbesitzer in Gefahr v dem Pöbel. Dies ist der Titel einer in London erschienenen Sc schüre, worin der Verfasser, Edward Gibbon Wakefield, der sich den Tories bekennt, unter Anderem sagt, es gebe unter der Bev kerung von London gewisse Klassen, die stets geneigt seyen, ei Zustand der Anarchie herbeizuführen. Das gemeine Volk im Gegen satze zu den Haushaltsbesitzern theilt er demnach in folgende drei Kl sen: 1) Diebe; 2) Gesindel; 3) tollkühne Wagehälse, von denen sich doch auch einige unter den Haushaltsbesitzern selbst befinden. Der Ve fasser lernte diese drei Klassen in Newgate kennen. Von der erst Klasse giebt es im Ganzen etwa 30,000 in London. Sobald sie eine Aussicht auf politische Unruhen zeigt, sind diese Kerle bere die Stadt zu plündern; der häufige Anblick von Bestrafungen u Hinrichtungen ihrer Kameraden und Weiber hat sie zu gefühllose wilden Thieren gemacht. Sie lechzen nach Auflösung der gesel schaftlichen Bande, um unter Blut und Flammen in sinnlichem Ge nuß zu schwelgen. Die zweite Klasse besteht aus Hökern, Viehtre bern, Kesselflickern, Tabulett-Krämern, Leichenverkäufern, Hunde ter-Händlern, Ziegelstreichern, Schornsteinfegern, Schmutzkärrne Straßenkehrern u. s. w.; sie steht mit der ersteren in beständige Verkehr. Die Zahl dieser Heloten der Gesellschaft beläuft sich a 50,000; hierzu sind noch 10,000 lüderliche Weibspersonen zu rec nen. Die Ersteren sprechen von nichts als Verwüstung, und d zuletzt genannten Unglücklichen stehen mit den Soldaten auf s vertrautem Fuß, daß sie bei einem Aufstande ihren anderen Freunde den Dieben und dem Pöbel, zum Schild gegen das Feuer ihr militairischen Liebhaber dienen. Von der dritten Klasse besucht e großer Theil die Rotunde; aber die meisten von ihnen sind von de eigentlichen Geschäftsleuten und ansässigen verheiratheten Männe leicht zu unterscheiden. Wenn die Reformbill durchgeht, wird sich dieser fesſellose, durch kein Verhältniß gebundene, schurkenhafte un unwissende Haufe nicht damit begnügen. Obgleich es von dieser Klasse nicht viel mehr als 1000 giebt, so droht, trotz ihrer geringe Anzahl, von ihrer Seite doch nicht geringere Gefahr. Sie strebe nach demokratischer Tyrannei unter dem Namen einer Republik. Di sind die Elemente, welche so lange im Zaum gehalten werden kö nen, als die Reform-Maaßregel nicht angenommen ist; sollte das aber durchgehen, so werden sie sicherlich ihre Kraft geltend mache (Fraser's Magazine.)

— Neue Beschäftigung der Elephanten. Auf der In sel Ceylon werden die Elephanten jetzt zur Beackerung der Reisf der gebraucht; auch müssen sie die Ländereien zum Anbau d Kaffee, des Pfeffers und anderer Pflanzen bearbeiten. Ein Ele phant verrichtet an einem Tage so viel als zwanzig Ochsen, was i einem so dünn bevölkerten Lande, wie Ceylon, eine wirkliche Zei Ersparniß bewirkt und die Leichtigkeit gewährt, vieles Nothwendi schnell verrichten zu können. In Ceylon kostet ein Elephant ungefähr 10 bis 15 Pfd. Sterling. (Nouv. Ann. d. Voy.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 29. Februar 1832.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

Erster Artikel.

Der Saint-Simonismus auf der Stufe der Entwicklung, die er gegenwärtig erreicht hat, ist ein philosophisch-politisch-religiöses System. Die philosophische Basis, auf der er beruht, ist eine seltsame Mischung von Deutscher Philosophie aller Farben und Schulen, von mittelalterlichen Ideen und, wie sehr sich die Saint-Simonisten dagegen sträuben mögen, von Französischem Materialismus. Die Hauptstärke des Systems, seine wahrhaft positive Seite, besteht in der entschiedenen Polemik gegen die Philosophie des 18ten Jahrhunderts, die noch immer, obgleich viele Schriftsteller von Geist und Einfluß nicht mehr die Sprache der Encyklopädisten reden, die allgemein verbreitetste Stimmung in Frankreich zu seyn scheint. Die romantische Poesie, durch die Verehrung der geschichtlichen Vorzeit dem Royalismus, durch die Kraft der Jugend und der Opposition dem Liberalismus gleichmäßig angehörend und mit dem Marke beider genährt, hat durch die kühne Sprache der Empfindung die engen Schranken jenes armseligen, selbstgenügsamen Raisonnements zerbrochen; die Philosophen haben durch die gastfreundliche Aufnahme fremder Ideen und durch eigenes Studium der Geschichte ein tieferes Bedürfniß und Bewußtseyn angeregt; aber mit so rücksichtsloser Kühnheit und geistreicher Beredsamkeit, mit so schlagender Dialektik und so tiefem Gefühle des Besseren ist die leere Oede jenes Philosophirens, das sich unter glänzenden Namen verbirgt, in Frankreich noch niemals aufgedeckt und beim wahren Namen genannt worden. In dieser Beziehung kann der Saint-Simonismus nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Französischen Wissenschaft seyn. Sobald er nun aber selbst, worauf er den meisten, ja sogar den einzigen Nachdruck legt, die positiven Grundlagen seines neuen Systems aufstellt und an der Stelle der Zerstörung organisirt und aufbaut, dann zeigt es sich, daß er gleichfalls mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist, irgend eine positive Organisation zu begreifen oder gar schöpferisch zu gestalten. Müde des Umherschwankens unter den Gegensätzen einer verständigen Abstraction sucht er Hülfe bei der Deutschen Philosophie, welche eine Versöhnung des Gegensatzes verkündet; aber unfähig, die spekulative Idee festzuhalten, vernichtet er vielmehr den Gegensatz und somit alle Individualität, alles Leben. Geist und Materie, Ich und Nicht-Ich, Endlichkeit und Unendlichkeit, Staat und Kirche — Alles ist eins, und nachdem der Saint-Simonismus auf diese Weise die Gränzmarken des Lebens aufgehoben und den Reichthum der Wirklichkeit zu einem Chaos abstrakter Allgemeinheit verflüchtigt hat, so glaubt er mit der ohnmächtigen Kategorie der Fähigkeit aus diesem Chaos eine neue Welt wirklicher Existenzen erschaffen zu können.

Hier fängt die politische Seite des Systems an. Wir werden in der Folge einen Grundriß des armseligen, mit einigen Purpurlappen und Goldquasten des Mittelalters verbrämten politischen Gebäudes vorlegen, das der Saint-Simonismus auf seiner Maxime: „Jeder nach seiner Fähigkeit, und jede Fähigkeit nach ihren Werken" aufgebaut hat. Es wird für Deutsche Leser wohl kaum der Bemerkung bedürfen, wie dieses politische System, indem es von Sätzen ausgeht, die man in ihrer Allgemeinheit allenfalls zugeben kann, sich nach und nach durch eine folgerechte Schlußreihe bis zur ausgemachten Tollheit, ja sogar bis zur Gotteslästerung steigert. Wenn daher der Saint-Simonismus eine allgemeine weltgeschichtliche Bedeutung in Anspruch nimmt, so müssen namentlich wir Deutsche diese ungeheure Anmaßung in ihre Schranken zurückweisen. Was er Tiefes und Bedeutendes ausspricht, hat er Deutschem Geiste entlehnt, aber naiv genug für ganz neue Offenbarungen ausgegeben, und was die Ausartung desselben betrifft, so ist Deutschland den Kinderkrankheiten der Philosophie längst schon entwachsen.

Fragen wir nun endlich nach der religiösen Bedeutung des Saint-Simonismus, so erhalten wir nirgends genügende Auskunft. Bei der Aufhebung aller Gegensätze sehen wir freilich Politik zur Religion und Religion zur Politik werden; von dem eigentlichen Dogma erfahren wir jedoch nichts Bestimmtes. Aus demjenigen, was uns bruchstückweise darüber mitgetheilt wird, ist nicht abzusehen, welchen Fortschritt der Saint-Simonismus vor dem Christenthum gethan haben solle. Die emphatischen Versicherungen dieses Fortschreitens beruhen auf einer durchaus verkehrten Auffassung des Christenthums. Einige Lehren, z. B. das Fortleben St. Simons in der Gemeinde, sind christlichen Glaubenslehren nachgebildet, und man muß eine gänzliche Unbekanntschaft der Saint-Simonisten mit dem Inhalt des Christenthums voraussetzen, wenn sie sich solche Lehren als die Offenbarungen ihrer Päpste aufbinden lassen.

Um nun unseren Lesern eine möglichst lichte Darstellung des Saint-Simonismus zu geben, die ihnen zugleich einen Maaßstab der Beurtheilung darbieten möge, fangen wir mit der Zusammenstellung der geschichtlichen Daten an, die uns unsere Quellen über das Leben Saint Simons und die Ausbreitung seiner Schule mittheilen. In einem zweiten Artikel werden wir eine Uebersicht der Lehre nebst der ausführlicheren Darstellung einzelner Doktrinen nachfolgen lassen. —

Claude Henri, Graf von St. Simon, den 17ten Apr. 1760 zu Paris geboren,*) gehörte jenen Saint Simons an, die Ludwig XIII. mit seinen Gunstbezeugungen überhäufte, die unter Ludwig XIV. und dem Regenten einen berühmten Repräsentanten ihrer Familie hatten, der seinem weitverbreiteten Rufe nach zu den ersten Schriftstellern Frankreichs gehört, die von den Grafen von Vermondois und durch diese von Karl dem Großen abstammen. Der Ruhm seiner Geburt war für ihn ein mächtiger Sporn; er glaubte, den Königlichen Ahn zu vernehmen, wie er ihm verkündigte, daß seine Familie ihren alten Ruhm, einen großen Monarchen erzeugt zu haben, durch den neuen vermehren würde, einem großen Philosophen das Daseyn zu geben. In der Vorrede zu einem seiner Werke bekennt er, den literarischen Ansprüchen der Schriftsteller von Profession gänzlich fremd zu seyn und nur zu schreiben, weil er neue Dinge zu sagen habe, und fügt hinzu: „Ich schreibe wie ein Edelmann, wie ein Nachkomme der Grafen von Vermondois, wie ein Erbe der Feder des Herzogs von St. Simon." Und an einer anderen Stelle: „Was jemals Größtes gethan und gesagt worden ist, haben Edelleute gethan oder gesagt. Unser Ahn Karl der Große, Peter der Große, der große Friedrich und Kaiser Napoleon waren geborene Edelleute; eben so die Denker ersten Ranges, Galilei, Baco, Descartes und Newton." Sonderbar! derselbe Mann, der sich noch im Jahre 1808 zum rechtmäßigen Erben der Grundsätze seines berühmten Vorfahren mit allem Stolze des geschichtlichen Adels bekannte, sollte der Stifter einer Sekte werden, welche alle Vorrechte der Geburt, ja sogar die Vererbung des Vermögens aufhebt!

Man hat keine Nachrichten über die Jugendzeit St. Simons; nur so viel ist gewiß, daß er als Jüngling voll Enthusiasmus für eine erhabene Bestimmung glühte, die ihm nur noch dunkel vorschwebte. Jeden Morgen ließ er sich mit den Worten erwecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen!" In seinem siebzehnten Jahre trat er in Kriegsdienste, und zwei Jahre darauf (1779) ging er nach Amerika, wo er unter Bouillé und Washington fünf Feldzüge mitmachte. Man kann auf ihn anwenden, was er in einem seiner ersten Werke von Descartes gesagt hat: „Er war Soldat, bevor er Gelehrter gewesen war; tapfer auf dem Felde der Ehre, war er kühn in philosophischen Forschungen." Doch schon in Amerika wurde er mehr von der Politik als von der Taktik angezogen. „Der Krieg an sich," schreibt er darüber, „interessirte mich nicht, wohl aber der Zweck des Krieges, und weil ich den Zweck wollte, so mußte ich wohl auch die Mittel wollen; doch ganz entschieden gewann der Widerwille gegen das Waffenhandwerk in mir die Oberhand, als sich der Friede näherte. Nur der Friede, dies fühlte ich klar, konnte der Schauplatz meiner Thätigkeit seyn; die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geschlechts zu ergründen, um an der Civilisation zu arbeiten — dies war das Ziel, dem ich von jetzt an alle meine Kräfte widmete. Seitdem sah ich auch ein, daß die Amerikanische Revolution den Anfang einer neuen politischen Aera bezeichne, und daß sie in kurzer Zeit bedeutende Umwälzungen im gesellschaftlichen Zustande Europa's hervorbringen würde." Nach dem Friedensschlusse legte er dem Vizekönig von Mexiko den Plan einer Verbindung der beiden Meere vor, welchen er durch die Schiffbarmachung des Flusses Partido**)

*) Doctrine de Saint Simon. Exposition. prem. année 1828—1829 troisième édition. 1831. In der Einleitung und der vorangeschickten Abhandlung sur la vie et le charactère de St. Simon.

Philosophie du droit par Lerminier. (Siehe Magazin Nr. 5.) In dem Anhange befindet sich unter den „Studien" eine Abhandlung über das Leben und die Werke St. Simons. Die Saint-Simonisten erzählen das Leben ihres Lehrers nur in einer emphatischen, den Kategorieen der Saint-simonistischen Schule entsprechenden, Phraseologie, die wir an vielen Stellen wörtlich beibehalten haben; die Einzelnheiten unserer Erzählung sind aus Lerminier. Wir kommen auf Lerminier's Ansicht über S. S. zurück, die er selbst schon an einer anderen Stelle seines Werkes (p. 268—273) bedeutend modifizirt hat.

**) Der Nicaragua, ein großer Binnensee, steht nämlich durch den schiffbaren San Juan mit dem atlantischen und vielleicht durch den Partido

bewerkstelligen wollte. Der Vorschlag wurde kalt aufgenommen, und er gab ihn auf.

Nach seiner Rückkehr wurde er, noch nicht drei und zwanzig Jahre alt, in Frankreich zum Obersten ernannt. Im Jahr 1785 reiste er nach Holland, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, und 1787 nach Spanien. Die Spanische Regierung hatte einen Kanalbau unternommen, der Madrid mit dem Meere in direkte Verbindung setzen sollte, aber es fehlte an Geld und Arbeitern. Im Einverständniß mit dem Grafen von Cabarus legte St. Simon einen weitaussehenden Plan vor — da brach die Französische Revolution aus, und er kehrte nach Frankreich zurück. Hatte er an dem Amerikanischen Freiheitskampfe thätigen Antheil genommen, so blieb er doch in Frankreich ein ruhiger, wenn auch nicht müßiger, Zuschauer der Begebenheiten. Mitten unter den verheerenden Stürmen der Revolution suchte er die Ursachen derselben zu erkennen und durch diese Erkenntniß die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes zu beschleunigen. „Wie gefährlich ist sie," ruft er einmal aus, „diese Arbeit eines Volkes, das sich verjüngt! Das Volk ist während dieser Metamorphose ein hinfälliger Greis von der einen, ein Kind von der anderen Seite. Aber dies Schauspiel hat fruchtbare Empfindungen und Gedanken in mir aufgeregt." Endlich glaubte er die Ursache dieser Bewegungen, deren Zeuge er war, in dem allmäligen Verfalle des Katholizismus seit der Reformation Luthers und das einzige Heilmittel dagegen in der Aufstellung einer neuen allgemeinen Lehre gefunden zu haben.

Von nun an widmete St. Simon eine Periode von vier und dreißig Jahren den vorbereitenden Arbeiten, die der Idee seines „neuen Christenthums" vorangehen mußten. Sieben Jahre wurden für die Erwerbung von Geldmitteln, sieben andere für das wissenschaftliche Material, zehn für die Reformation der Philosophie und zehn für die der Politik bestimmt. So verband er sich im Jahre 1790 zum Behuf finanzieller Unternehmungen, deren Ertrag für die Vervollkommnung der Civilisation verwandt werden sollte, mit dem Preußischen Grafen von R....., von welchem er sich aber wegen Ungleichheit der Gesinnungen bald lossagen mußte. Ihre Speculationen waren mit Erfolg gekrönt, aber die Liquidation fiel ungünstig für St. Simon aus, der auf seinen Antheil nur eine Summe von 144,000 Fr. erhielt. Diesen Rest seines Vermögens verwandte er für seine wissenschaftliche Ausbildung. Er faßte die Nothwendigkeit einer neuen allgemeinen Philosophie auf und entwarf, wie er sich ausdrückte, den Plan, der Französischen Schule die Initiative wiederzugeben, welche ihr seit Carteſius gehöre. Um diese Unternehmung auszuführen, wollte er zuvörderst den Standpunkt der menschlichen Kenntnisse feststellen. Zu diesem Zwecke nahm er seine Wohnung der polytechnischen Schule gegenüber und knüpfte mit einigen Lehrern derselben, unter anderen mit Monge, freundschaftliche Verbindungen an. Nachdem er sich drei Jahre lang mit der Physik der unorganischen Körper bekannt gemacht hatte, zog er in die Nähe der medizinischen Schule, um in Verbindung mit den Physiologen die allgemeinen Ideen derselben über die Welt der organischen Körper festzustellen. Ueberdies versammelte er die berühmtesten Gelehrten um sich, seine Tafel und Börse waren ihnen stets geöffnet, und er versuchte, aber umsonst, sie mit dem heiligen Feuer zu beseelen, das ihn selbst belebte. Nach dem Frieden von Amiens besuchte er England und verließ es mit der Ueberzeugung, daß es keine neue Idee auf dem Stapel habe. Dann ging er nach Genf und streifte im Fluge durch einen Theil von Deutschland. Ueber Deutschland sagt er: „Ich habe von dieser Reise die Gewißheit mitgebracht, daß die allgemeine Wissenschaft in diesem Lande noch in der Kindheit ist, da sie noch auf mystischen Grundlagen beruht; aber ich habe für die Fortschritte dieser Wissenschaft zu hoffen angefangen, als ich sah, daß eine ganze große Nation für diese wissenschaftliche Richtung begeistert sey."

Nachdem er auf diese Weise „ein vollständiges Inventarium der philosophischen Schätze Europas" aufgenommen hatte, fühlte er sich Meister seiner Ideen und bereit, sie mitzutheilen. Zugleich war aber auch sein Vermögen erschöpft, seine alten Freunde verließen ihn, und unter diesen Auspizien begann er seine wissenschaftlichen Arbeiten. Napoleon hatte dem Institut eine Frage über den Fortschritt der Wissenschaft seit 1789, ihren gegenwärtigen Zustand und die Mittel, ihr aufzuhelfen, vorgelegt. Das Institut hatte, wie St. Simon sagt, nur speziell und deswegen ungenügend und mittelmäßig diese stolze Frage beantwortet, und um die Aufgabe würdiger zu lösen, schrieb er seine „Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des 19ten Jahrhunderts." Namentlich wirft er der heutigen Wissenschaft den Mangel philosophischer Einheit vor. Er fordert darin die Gelehrten auf, den Gesichtspunkt Newtons zu vergessen und auf den des Carteſius zurückzukommen. „Descartes," ruft er ihnen zu, „hat die Wissenschaft monarchisirt, Newton hat sie demokratisirt und anarchisirt; ihr seyd Anarchisten, ihr Gelehrte, ihr läugnet die Existenz und die Herrschaft einer allgemeinen Theorie." Es war aber eben so ein politischer als ein wissenschaftlicher Zweck, der St. Simon bewog, den Eifer der Gelehrten anzuspornen; denn er glaubte damals noch, daß die neue Lehre, welche eine centrale Macht für ganz Europa werden sollte, nur von der Wissenschaft ausgehen könne, und er bestrebte sich daher, sie zur Höhe einer solchen Aufgabe emporzuheben. Aber die Gelehrten blieben taub; St. Simon wußte noch nicht, daß er allein die Lehre und die Männer erwecken müsse, die seiner Ansicht nach fähig wären, Einheit, Ordnung und Harmonie wiederherzustellen! Gegen den Schluß des Jahres 1808 gab er „Briefe" an das Längenbureau und die erste Klasse des Instituts gerichtet heraus, in welchen er seine in der „Einleitung" angedeuteten Ideen über das astronomische System, die er aber in der Folge wieder aufgab, entwickelte; aber neben diesen Hypothesen quellen eine Menge neuer und fruchtbarer Ideen hervor. Einige Zeit nachher schrieb er Betrachtungen über „die Idee einer Encyklopädie" und „über die Wissenschaft des Menschen" (sience de l'Homme) *). Im Jahre 1810 ließ er den „Prospektus einer neuen Encyklopädie" drucken, welche im Gegensatz zu der des 18ten Jahrhunderts aufbauen nicht aber zerstören sollte.

Nach dem Sturze des Kaiserreichs begab sich St. Simon auch in die Politik. Er schrieb gemeinschaftlich mit Augustin Thierry eine Broschüre über die „Reorganisation der Europäischen Gesellschaft", in welcher er noch die constitutionelle Form als die vorzüglichste betrachtet. Kühne und neue Blicke in die Geschichte zeichnen diese Schrift aus, die mit jenem von seiner Schule so oft angeführten Ausspruch endigt: „Das goldne Zeitalter der Menschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; es liegt in der Vervollkommnung der Gesellschaft. Unsere Väter haben es nicht gesehen, unsere Kinder werden es einst erleben; es ist unsere Pflicht, ihnen die Bahn zu brechen." Im folgenden Jahre schrieb er während der hundert Tage wiederum in Gemeinschaft mit Thierry eine Flugschrift über die Maaßregeln, die man gegen die Coalition von 1815 zu ergreifen habe, worin er seine Lieblingstheorie, eine wegen der Gleichartigkeit der politischen Institutionen nothwendige Verbindung Frankreichs mit England, auseinandersetzt, eine Ansicht, die freilich wenige Tage vor der Schlacht bei Waterloo nicht populär seyn konnte. In einem neuen 1817 herausgegebenen Werke, die „Industrie", polemisirt er zuerst gegen die Untrüglichkeit des constitutionellen Systems, das er einer gründlichen Kritik unterwirft um in dem Organisateur**) (1819) seine Ideen über die Reorganisation der Gesellschaft dogmatisch zu begründen. Diese Ideen entwickelte er noch ausführlicher in dem „système industriel" und in dem 1823 und 1824 erschienenen „Catechisme des industriels." „Der Politiker" und eine Flugschrift „über die Wahlen" beschäftigten indessen seine rastlose Thätigkeit. 1822 verkündigte er in einer Schrift „die Bourbonen und die Stuarts" Karl X. den gewissen Untergang, wenn er nicht ein anderes als das bisher befolgte System einschlage. Sein letztes Werk vor dem neuen Christenthum waren die „Opinions littéraires, philosophiques et industrielles." „Wenn man nun aber bedenkt," heißt es in der Doctrine de St. Simon, „daß St. Simon, um diese Werke bekannt machen zu können, sich der Rolle eines Bettlers bequemen mußte, so weiß man nicht, ob man sein Talent oder seinen Muth bewundern soll. „„Seit zehn Tagen,"" erzählte er einmal, „„esse ich Brod und trinke Wasser; ich arbeite in der Kälte und habe sogar meine Kleider verkauft, um die Kosten für den Abschreiber zu bestreiten."" „Aber ist Betteln nicht das nothwendige Loos jener göttlichen Geister, die, in dem Gedanken, der sie beherrscht, gänzlich versunken, unfähig sind, für ihre persönlichen Bedürfnisse zu sorgen? Ist nicht sogar jene Tugend selbst, welche ihnen den Muth giebt, bei dem faulen oder hochmüthigen Reichthum um die Mittel einer Existenz zu betteln, deren Werth sie allein zu schätzen wissen, ist diese Tugend nicht der höchste Grad ihrer großartigen Hingebung! Man stelle sich die fürchterliche Marter dieses erhabenen Genius vor, der das Gesetz der Menschheit besitzt, der es verkündet und nur verspottet wird. Er zeigte den Gelehrten eine neue Bahn und die Gelehrten überhäuften ihn mit Schmähungen; durch ihn ist die Welt den Menschen gewissermaßen zum zweitenmal geschenkt, und er starb in Mangel und Entsagung. Verfolgt von der Treibjagd der akademischen Menge, getränkt mit Galle, wurd er von den Ruthen des neunzehnten Jahrhunderts, von Elend und Spott gegeißelt. Man stelle sich den Unwillen dieses verkannten Genius vor, wie er alle mögliche Formen erschöpft, ohne jemals einen Anklang zu finden, wie er sich an alle Intelligenzen wendet, und immer wieder vor den blinden Richterstuhl der öffentlichen Meinung verwiesen wird; verstoßen von denen, die er genährt, verläugnet von denen, die er adoptirt hatte, und seine letzten Blicke nach der Zukunft hinwendend, um ein Lächeln und einen Segen zu gewinnen. Dies ist ein Abriß vom Leben St. Simons; im Laufe eines solchen gedehmüthigten und opferreichen Lebens prophezeite dieser für die Menschheit begeisterte Mann (passionné pour l'humanité) eine neue Zukunft. Aber er sollte zuvor den Qualen der Erde einen Augenblick erliegen; wie Moses, sollte er einen Augenblick an seiner göttlichen Sendung zweifeln und den Tod verlangen. Er sucht ihn auf, seine Hand bewaffnet sich gegen ihn selber, die Kugel hat seine Stirn gestreift — aber seine Stunde war noch nicht gekommen, seine Sendung noch nicht erfüllt. Der Philosoph in der Wissenschaft, der Gesetzgeber der Industrie wird jetzt der Prophet eines Gesetzes der Liebe. Gott erhebt ihn vom Abgrund und verbreitet über ihn eine religiöse Begeisterung, die sein ganzes Wesen belebt, heiligt und erneut. Ein Hymnus der Liebe entströmt diesem verklärten Körper, der göttliche Mensch offenbart sich, das neue Christenthum ist der Welt geschenkt. Moses hat den Menschen allgemeine Brüderschaft versprochen, Christus hat sie vorbereitet, St. Simon verwirklicht sie. Endlich erhebt sich die wahrhaft allgemeine (katholische) Kirche; das Reich Cäsars (das weltliche Reich im Widerspruch mit der Kirche) hört auf; eine friedliche Gesellschaft ersetzt die kriegerische, die allgemeine Kirche beherrscht das Weltliche und Geistliche. Die Wissenschaft ist heilig, die Industrie ist heilig; denn sie dienen dem Menschen, um das Loos der ärmeren Klasse zu verbessern, um sie Gott zu nähern. Priester, Gelehrte, Werkthätige (industriels),

mit dem Australocean in Verbindung, so daß die Schiffbarmachung des Partido eine direkte Verbindung zwischen beiden Oceanen eröffnen würde. (Randaloffen zu der im geographischen Institut zu Weimar 1823 erschienenen Karte von Guatemala.)

*) Das letztere Werk ist nebst der Abhandlung „über die Gravitation nur im Manuskript vorhanden.

**) Diese Schrift gab der Restauration Veranlassung, St. Simon vor Gericht zu fordern, aber er wurde freigesprochen.

Digitized by Google

aus diesen Ständen besteht fortan die Gesellschaft, die Vorsteher derselben bilden die Regierung. Jedes Gut ist ein Gut der Kirche und jedes Gewerbe ein religiöses Amt, eine Stufe in der gesellschaftlichen Hierarchie; Jeder nach seiner Fähigkeit und jede Fähigkeit nach ihren Werken. Das Reich Gottes ist auf die Erde gekommen. Alle Prophezeiungen sind erfüllt. Jetzt kannst du sterben, St. Simon, denn du hast große Dinge vollbracht; du kannst sterben, denn der treue Schüler, der Erbe deines Versprechens, ist bei dir! Noch am Rande des Grabes, auf seinem Siech- und Sterbebette hat er unseren Eifer angeregt, indem er uns die Hoffnungen der Menschheit enthüllte und uns durch sein Beispiel die Pflicht auferlegte, Alles aufzuopfern, um diese Hoffnungen zu verwirklichen!"

In derselben überspannten Weise werden die vielfachen Anklagen, die gegen St. Simon's Leben erhoben worden sind, von seinen Anhängern nur „als elende, den unbedeutendsten Zufälligkeiten des Lebens entlehnte, Einzelnheiten bezeichnet, die der Eine so, der Andere anders auslegt, weil die Menschen unvermögend sind, das Leben als jene charakteristische Einheit aufzufassen, welche alle Handlungen eines Menschen umfaßt und beherrscht, und sich gewöhnlich nur an Besonderheiten halten, die eben nicht das Leben sind. Gerade darin bestehe der Fortschritt des Saint-Simonismus, daß das Leben des Stifters nicht ein durchaus vollkommenes ist, dem man gewissenhaft nachzuleben habe, sondern daß es die Basis der neuen Religion, die Perfektibilität, in sich trägt. „„Mein Leben,"" sagt er selbst, „„stellt eine Reihe von Unfällen dar; gleichwohl ist es nicht verloren, denn meine aufsteigende Kraft hat es immer über die sinkende davongetragen.""" „Je niedriger er angefangen," fügen seine Schüler hinzu, „desto größer ist, weil er mit dem neuen Christenthum geendigt, sein Ruhm und seine Heiligkeit gewesen; denn Heiligkeit für den Menschen ist Perfektibilität, nur Gott gehört die Vollendung. So wie die Menschheit dem Fortschritt huldigt, so hat sich dieser weltgeschichtliche Typus im Leben St. Simon's ausgeprägt; ja selbst sein Tod hat sein ewiges Fortschreiten nicht unterbrochen. Er wird ewig mit und in uns seyn, wir entwickeln uns durch ihn, und Alles, was wir in menschlichen Formen als Liebe, Weisheit und Schönheit auffassen, sind Elemente, aus denen sich uns das in jedem Augenblick vollendetere Wesen St. Simons zusammensetzt. Wenn andere Religionen ihren göttlich verehrten Typus in die Vergangenheit versetzen, so hat der unsrige, ewig fortschreitende, seine Stelle einzig und allein in der Zukunft. So schwindet und bleicht das vergangene Leben unseres Lehrers vor dem Glanze seines gegenwärtigen und zukünftigen, und doch überragt es, in der Umgebung und unter den Einflüssen seiner Zeit betrachtet, dasjenige aller Zeitgenossen."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lettre à M. le duc de Luynes sur les graveurs des monnaies grecques. (Schreiben an den Herzog von Luynes über die Stempelschneider Griechischer Münzen.) Von Raoul-Rochette. 4. Mit 4 Kupfertafeln. Pr. 10 Fr.

Lettres et documens officiels relatifs aux derniers évènemens de la Grèce. (Briefe und amtliche Aktenstücke in Bezug auf die letzten Begebenheiten in Griechenland, vor und nach dem Tode des Grafen Capodistrias bis zum 31. Okt. 1831.) Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des ehemaligen Griechen-Comité in Paris. Pr. 4 Fr.

Mémoires de l'Académie des sciences, arts et belles-lettres de Dijon. (Denkwürdigkeiten der Akademie der Wissenschaften, Künste und schönen Literatur in Dijon.) Erste Lieferung. Pr 1½ Fr.

L'Océanie en estampes. (Historische und geographische Beschreibung aller Inseln des großen Oceans und des Festlandes von Neu-Holland.) Von J. und E. Verreaux. Mit 60 Abbildungen.

Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France. (Malerische und romantische Reisen im alten Frankreich.) Von Ch. Nodier, J. Taylor und Alph. Cailleux. Heft XLI bis XLV. In Fol. Mit 22 Abbildungen. Pr. 62½ Fr.

England.

Das Leben und die Werke Lord Byrons.

Erste vollständige Ausgabe in 14 Bänden, mit Stahlstichen von Finden. London bei Murray. Pr. jedes Theiles in schönem Einbande 5 Sh.

Sonderbar genug hat es im Vaterlande des größten der neueren Britischen Dichter bisher noch an einer Gesammt-Ausgabe seiner Werke gefehlt!

Murray, ein persönlicher Freund Lord Byrons, besaß zwar das Verlagsrecht derselben, ward aber durch ihn selbst veranlaßt, einen Erstling seiner Muse: „English bards and scotch reviewers" (Englische Barden und Schottische Rezensenten), das der Dichter gern zurückgenommen hätte, so wie mehrere andere kleine Gedichte dieser Periode, nicht wieder zu drucken; ferner entschied der Lord-Kanzler Eldon, daß ein Gedicht, so voller Unziemlichkeiten wie Don Juan, den Schutz des Gesetzes wider den Nachdruck nicht verdiene, und erklärte demnach dieses poetische Produkt gleichsam für vogelfrei. Nachdem nun aber Lord Byron aus der physischen und Lord Eldon aus der richterlichen Welt geschieden, hat sich Murray veranlaßt gefunden, eine Gesammt-Ausgabe zu veranstalten, und er fordert in einem Cirkular an die Englische Nation und an die Buchhändler besonders zur Theilnahme auf.

„Die erste vollständige und durchgehends gleichförmige Ausgabe des Lebens und der Werke Byrons" heißt es darin, „wird in 14 Bänden, in monatlichen Lieferungen von einem Bande, erscheinen; jeder Band wird ein Titelkupfer und eine Vignette enthalten und nur 5 Sh. (1 Thlr. 22½ Sgr.) kosten. Zu gleicher Zeit erscheint, auch in 14 Lieferungen, eine Folge landschaftlicher Kunstblätter und Portraits, von Finden in Stahl gestochen; jede Lieferung wird 5 Blätter enthalten und nur 2 Sh. 6 D. (25 Sgr.) kosten."

Das Unternehmen ist vorzüglich darum begonnen, um das Verlagsrecht Murrays, wofür bisher mehr als 30,000 Pfd. Sterl. (210,000 Thlr.) ausgegeben worden sind, gegen den ungeheuren Nachdruck der Byronschen Werke zu schützen. Der Betrieb des letzteren ist so ausgedehnt, daß es der Stolz eines Pariser Hauses (Galignani's) ist, sich rühmen zu können, mehr als 50,000 Exemplare von Byrons Werken abgedruckt und verkauft zu haben. Daß aber hierdurch der literarischen Industrie und dem Buchhandel Englands nicht wenig Abbruch geschieht, mögen unter Anderem die folgenden Angaben Murray's beweisen:

„Die so ungemein günstige Aufnahme, deren die Ankündigung der Gesammtausgabe Byrons sich erfreut, läßt voraussetzen, daß die Anzahl der verlangten Exemplare wenigstens 40,000, wenn nicht gar 50,000 Exemplare übersteigen wird. Schon die geringere dieser beiden Zahlen wird 1750 Ballen Papier, mehr als 90,000 Ellen Leinen und 100,000 Pfd. Pappe konsumiren; nahe an 300 Personen werden während 14 Monaten bei den verschiedenen Arbeiten Beschäftigung finden; die Abgaben an den Staat werden 8000 Pfd. (56,000 Thlr.) betragen, und im Ganzen wird dadurch ein Kapital von 250,000 Pfd. (1,750,000 Thlr.) in Umlauf kommen."

Die ersten 2 Bände sind erschienen, sie lassen in keiner Hinsicht etwas zu wünschen übrig und machen es zweifelhaft, ob die äußere oder die innere Eleganz am meisten zu bewundern sey; es kann diese Ausgabe als das Vollendetste gelten, was je der Buchhandel (selbst Englands) zu so mäßigem Preise geliefert hat.*)

Bibliographie.

Journal of a residence in Germany. (Tagebuch eines Aufenthaltes in Deutschland.) Geschrieben in der Zeit, da Ihre Königl. Hoheiten der Herzog und die Herzogin von Clarence (das jetzt regierende Herrscherpaar) mehrere Höfe jenes Landes besuchten (in den Jahren 1822, 1825 und 1826), von deren Leibarzt Dr. William Beattie. 2 Bde. [Dieses Werk, so reichhaltig auch das vorgesetzte Inhalts-Verzeichniß ist, enthält doch nur oberflächliche Reise-Notizen, die nicht einmal überall durch ein zusammenhaltendes Band zu einem gefälligen Ganzen verschlungen sind. Der Verfasser war in Bonn, Heidelberg, Tübingen und Jena, erzählt uns aber von allen vier Universitäten wenig mehr, als daß er die Studenten in seltsamen Trachten, mit langen Tabackspfeifen und vor großen Bierkrügen gesehen habe. Alle drei Besuche des hohen Paares, in dessen Begleitung sich der Dr. Beattie befand, waren zunächst dem väterlichen Heimathlande der damaligen Herzogin von Clarence (Sachsen-Meiningen) gewidmet. Ausflüge nach den benachbarten und befreundeten Höfen von Würtemberg, Baiern, Sachsen-Weimar, Baden u. s. w. waren gewöhnlich damit verbunden, doch auch von den Deutschen Residenzen weiß uns der Verfasser nichts als kleine Ereignisse und Anekdoten mitzutheilen, die eben nur damals, als sie sich zutrugen, ein Interesse hatten. Man muß ihm, als Engländer, jedoch mit einigem Danke — denn nicht alle seine reisenden Landsleute gleichen ihm in dieser Hinsicht — die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Gute in Deutschland, in so fern er es nämlich bemerkt hat, gern anerkennt und lobt; besonders sind es die Deutschen Frauen, denen er seine ehrlich gemeinte Bewunderung zollt. Als ein Reise-Handbuch für Engländer, welche die Rhein- und Neckargegenden, den Schwarzwald und Thüringen besuchen wollen, dürfte dieses mit Deutschen Redensarten und Versen zum Ueberfluß, aber dabei auch in ächt Englischer Weise mit Eleganz ausgestattete Buch nicht ohne Nutzen und Unterhaltung seyn.]

Sir Edward Seawards narrative of his shipwreck and consequent discovery of certain islands in the Caribbean sea. (Sir Edward Seaward's Erzählung von seinem Schiffbruch und seiner demnächst erfolgten Entdeckung einiger Inseln im West-Indischen Archipelagus.) Nebst einem Bericht über viele merkwürdige Ereignisse seines Lebens vom Jahr 1733 bis zum Jahr 1749, wie er sie in seinem Tagebuche verzeichnet hat. Herausgegeben von Miß Jane Porter. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Observations on the medical treatment of insanity. (Bemerkungen über die medizinische Behandlung der Geisteskranken.) Von Dr. E. J. Seymour. Pr. 5 Sh.

Historical memoirs of the house of Bourbon. (Geschichtliche Denkwürdigkeiten des Hauses Bourbon.) 2 Bde. Gehört zu Lardner's Kabinets-Bibliothek. Pr. 10 Sh.

Comparative View of the social life of England and France, from the restoration of Charles II. to the french revolution of 1789. (Vergleichende Ansicht des geselligen Lebens von England und Frankreich, von der Restauration Karl's II. bis zur Französischen Revolution des Jahrs 1789.) Von dem Herausgeber der Briefe der Mad. du Deffand. Pr. 13 Sh.

Social life in England and France, from the french revolution of 1789 to that of 1830. (Geselliges Leben in England und Frankreich, von der Französischen Revolution des Jahres 1789 bis zu der des Jahres 1830.) Von dem Herausgeber der Briefe der Mad. du Deffand. Pr. 7 Sh.

*) In Berlin liegen in der Asher'schen Buchhandlung Exemplare zur Ansicht.

Italien.

Poesie inedite di Nicolò Ugo Foscolo.

(Ugo Foscolo's bisher noch ungedruckte Gedichte.) Lugano, 1831.

Wir wissen nicht, warum diese Gedichte, die weder den Ruf des Verfassers erhöhen, noch die Fortschritte der studirenden Jugend fördern können, der Vergessenheit entrissen worden sind, der Ugo Foscolo sie geweiht hatte. Wir räumen ein, daß Einige, die in unseren Tagen Poeten genannt seyn wollen, vielleicht nicht so gut dichten würden, glauben aber auch eben so behaupten zu können, daß nicht Wenige unter denen, welchen dieser Titel mit Recht verweigert wird, bei weitem bessere Gedichte geliefert haben. Warum tritt man also mit diesem Bändchen hervor? Der Ruf Ugo Foscolo's ist nicht sowohl durch das, was er leistete, als durch dasjenige, dessen er sich fähig zeigte, so groß; es ist aber nicht klug gethan, mitten in diesen Enthusiasmus hinein ein Heft jugendlicher Dichtungen zu werfen. (Bibl. Italiana.)

Bibliographie.

Commedie edite ed inedite di F. Augusto Bon, Veneziano. (Sämmtliche Lustspiele des Venetianers F. A. Bon.) Herausgegeben von G. Crespi. 7 Bde. in 16mo. (jeder ungefähr 300 S. start). Mailand. Pr. 2 Lir. jeder Band.

Dizionario degli architetti, scultori, pittori, intagliatori in rame ed in pietra, coniatori di medaglie, musaicisti, niellatori, intarsiatori d'ogni età e d'ogni nazione. (Lexikon der Architekten, Bildhauer, Maler, Holz- und Steinschneider, Medailleurs, Mosaik-Arbeiter, Gold- und Holz-Ausleger aller Zeiten und aller Völker.) Herausgegeben von Stefano Ticozzi. [Das Ganze wird 6 Bände umfassen, von denen die 4 ersten von verstorbenen Künstlern, die irgendwo einen berühmten Namen erlangt, so wie von deren Werken, Nachricht geben werden; der fünfte wird die berühmten lebenden Künstler und ihre Werke nennen, und im sechsten sollen historische Betrachtungen über die vornehmsten Epochen der Kunst, deren Prinzipien, Fortschritte, Verfall und Wiederherstellung enthalten seyn. Jeder Theil erscheint in drei Heften, deren jedes aus ungefähr 10 Bogen besteht.] Mailand. Pr. 25 Centes. jeder Bogen.

Manuale di ogni letteratura antica e moderna. (Handbuch sämmtlicher Literaturen, der älteren sowohl als der neueren; eine historisch-kritisch-biographische Uebersicht zum Gebrauche der studirenden Jugend.) Von Ant. Riccardi. Mailand. Pr. 6 Lir. 90 Cent.

Manuale della letteratura italiana. (Handbuch der Italiänischen Literatur.) Von Francesco Ambrosoli. Erster Theil. Mailand.

Nuovo dizionario dei sinonimi della lingua italiana. (Neues synonymisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache.) Von A. Tommaseo. Florenz. Erscheint in Heften, deren jedes 60 Cent. kostet.

Supplimento alla bibliographia dei romanzi e dei poemi romanzeschi d'Italia. (Nachtrag zur Bibliographie der Romane und romantischen Gedichte Italiens.) 4. Mailand.

Polen.

Ueber die Gesetzgebung der Slavischen Völker, vom Dr. und Professor Alexander Maciejowski.

Es äußert sich in Europa immer mehr der Wunsch, die Polnische Verfassung und die Gesetzgebung der Slaven, die sich in ihren Sitten, Gewohnheiten und Institutionen so sehr von den Völkern Romanischen und Germanischen Stammes unterscheiden, genauer kennen zu lernen. Bis jetzt jedoch giebt es kein diesem Bedürfniß entsprechendes Werk, vornehmlich deshalb, weil wenig einheimische Gelehrte diesen Zweig der Wissenschaft bearbeitet haben und die Mehrzahl der fremden Schriftsteller mit der Sprache und dem volksthümlichen Geist der Slaven nicht hinreichend bekannt war. Selbst das, was über das Russische Recht von Karamsin, Ewers und Anderen gesagt ist, erschöpft diesen Gegenstand nicht, denn es schließt sich in enge Gränzen ein, berührt den inneren Zusammenhang nur obenhin und läßt sehr große Lücken übrig. Dazu kommt die geringe Bekanntschaft jener Schriftsteller mit den Slavischen Dialekten, ein Mangel, der auch die Schriften des gelehrtesten Russischen Geschichtsforschers, Schlözers, trifft. Wir glauben daher, daß Herr Maciejowski ein sowohl für die Slaven selbst als für das Ausland sehr wichtiges Werk unternommen hat, indem er, alle Lücken ausfüllend und die Gesetzgebung aller Slavischen Völker umfassend, das gesammte Slaventhum in seiner politischen und rechtlichen Bildung darstellt. Er theilt die Gesetzgebung der Slaven in zwei große Hälften, deren erste bis ins 17te und 18te Jahrhundert reicht, die zweite aber die Gegenwart und Zukunft betrifft. Diese zweite Hälfte aber liegt außer seinem Bereich, denn er beabsichtigt nur historisch-philosophische Vorbereitungen zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft, die Ergründung des Ursprungs der Slavischen Gesetzgebungen und ihrer eigenthümlichen Entwickelung und die Nachweisung dessen, was zum Wachsthum des einen Slavischen Volksstammes und zum Verfall des anderen beitrug. Es erscheinen in diesem Werke zunächst zwei wesentliche Unterscheidungspunkte, denn es treten zuerst auf dem Schauplatz des Slaventhums die Völker katholischer Religion und unter diesen als die ausgezeichnetsten die Böhmen und Polen auf, dann zweitens die dem Griechischen Ritus zugethanen Slaven, unter welchen den Russen der erste Platz gebührt, und wo vielleicht auch die Serven von Wichtigkeit seyn werden. Dieser Unterschied beruht vorzüglich darauf, daß die Slavisch-katholischen Gesetzgebungen einem bedeutenden Einfluß des kanonischen Rechtes und der Päpstlichen Macht nicht entgingen, daß aber die Griechischen Slaven sich von fremdartiger Einwirkung der kirchlicher Hierarchie freier hielten, weil die Monarchen zugleich Oberhäupter der Kirche waren. Dann zerfallen die Slavischen Gesetzgebungen wieder der Zeit nach in zwei Abtheilungen. Die eine verliert sich im 13ten und 14ten Jahrhundert, wo fast alle Slavische Nationen, oder wenigstens die bekanntesten unter ihnen, als die Böhmen, die Polen, die Ungarn, die Servier, ihre Gewohnheitsrechte aufzeichneten, nach denen nicht nur jene größeren Völkerschaften, sondern auch die ihnen unterworfenen Völker, namentlich die Schlesier, Pommern, Sorben und Wenden, die Lausitzer, Krainzer, Bulgaren, Dalmatier und andere noch geringere jenseits der Karpaten wohnende Slavische Stämme, sich richteten. Die zweite Abtheilung verliert sich im 17ten und 18ten Jahrhundert da, wo einige Slavische Völkerschaften, die an Deutschla... gränzten, germanisirt wurden und sich auf diese Weise von der großen Slavischen Völker-Familie trennten, andere aber, wie einige Ueberreste des alten Preußischen Volksstammes, ferner die Letten und Litthauer, sich slavonisirten, endlich mehrere einst große Slavische Nationen, wie die Böhmen und Polen, ihre Selbstständigkeit, jedoch nicht ihre Nationalität verloren. Das genannte Werk ist in Polnischer Sprache geschrieben, und sein Druck hat bereits begonnen. Es wird aus 5 Theilen bestehen und die Geschichte der Gesetzgebungen, des Staats-, Civil- und Kriminal-Rechts, so wie auch des Gerichts-Verfahrens, enthalten. Als Quellen sind nicht nur die größtentheils noch ungedruckten Gesetzbücher, sondern auch Urkunden und alte Chroniken benutzt. Als Hülfsmittel dienten auch neuere Schriftsteller, deren Ansichten und Ideen darin beurtheilt werden. Endlich ist auf fremde Gesetzgebungen, namentlich auf die der Römer und Germanen, auf das kanonische Recht und auf die Griechen, Rücksicht genommen und deren Einfluß auf das Slaventhum nachgewiesen. (Gaz. Warsz.)

Bibliographie. Nächstens soll erscheinen:

Wyklad sztuki gorzelniczey ze szczególnieyszym względem na udoskonalenie apparatu destyllacyinego i zmnieyszenie kosztów w wypalaniu wódki; przez Jana Koncewicza, Professora technologii chemicznéy. (Beschreibung der Branntwein-Distillation, mit besonderer Rücksicht auf die Vervollkommnung des Distillir-Apparats und die dabei mögliche Kostenverminderung; von Johann Koncewicz, Professor der chemischen Technologie).

Mannigfaltiges.

— Französische Findel-Häuser. Sobald in Frankreich die Findlinge dem Alter der ersten Kindheit entwachsen sind, werden sie aus dem Findel-Hause entlassen und, sie mögen wollen oder nicht, in die weite Welt geschickt; das einzige Geschenk, was ihnen mitgegeben wird, ist eine unvollkommene Erziehung. Sollte eines von ihnen unter dem groben Gewande den Trieb des Genius in sich fühlen und den Versuch machen wollen, die Fessel des Heloten abzustreifen, so würde ihm immer keine andere Wahl als der Hobel, der Spaten oder das Verhungern bleiben. Wenn ich sage, daß kaum die Hälfte aller Findlinge dahin gelangt, selbst ein so trauriges Erbtheil anzutreten, und daß der übrige Theil wegen Entbehrung der Muttermilch und an Kinder-Krankheiten stirbt, so bleibe ich noch hinter der Wahrheit zurück. Gegenwärtig sterben beinahe drei Fünftheile der Findlinge in ihrem ersten Jahre. Ein Viertel der neugeborenen Kinder stirbt während der ersten fünf Tage. Fünf Jahre nach dem Tage, an welchem 8 Kinder in das Findelhaus aufgenommen worden, sind nur noch 3 am Leben, und nach zwölf Jahren bleibt nur noch 1 übrig. Es ist beklagenswerth, daß die Bemühungen der Kunst und der Verwaltung eine so große Sterblichkeit zu verhindern nicht im Stande sind. Indeß gewährt doch die Bemerkung einigen Trost, daß die Zahl der Sterbefälle täglich abnimmt, und daß das Sterblichkeits-Verhältniß mit dem vor 40 Jahren nicht zu vergleichen ist. Jetzt wird Paris vom Lande her gehörig mit Ammen versorgt, und jedes Departement hat sein Findelhaus. Kaum glaublich erscheint es aber, wie vor der Revolution, da das Pariser Findelhaus noch das einzige im Königreiche war, von allen Theilen desselben die Kinder nach Paris gebracht wurden, um dort Aufenthalts-Karten für das Leben zu erhalten, welche sich jedoch meistentheils in Todtenscheine verwandelten. Ein Lastträger ging durch die Provinzen und trug auf seinen Schultern einen mit Heu angefüllten Kasten, worin etwa 3 neugeborene Kinder Platz hatten, die durch Löcher, welche im Deckel angebracht waren, Athem holen mußten. Ein solcher Mann wanderte ruhig nach Paris, unbekümmert um Staub, Schmutz, Sonnenhitze oder das Getümmel in den Schenken. Dann und wann hielt er an und fütterte seine Säuglinge mit etwas Milch. Beim Oeffnen des Kastens fand er zuweilen eines von ihnen todt. War dies der Fall, so warf er den Leichnam bei Seite und setzte mit den übrig Gebliebenen seinen Weg fort. Bei seiner Ankunft erhielt er einen Ablieferungs-Schein, ohne daß er für die Zufälle auf der Reise irgendwie verantwortlich gemacht wurde.

(Livre des Cent-et-un.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 2. März 1832.

England.

Göthe und die Tories.

Die belletristischen Monatsschriften Englands, die, da sie mehr als die politischen Tageblätter in den feineren Zirkeln ihr Publikum haben, darum auch in einem größeren Verhältniß die Farbe der Tories tragen, feinden nicht selten das Grey'sche Ministerium und dessen Reformbill an. Eine Probe davon haben wir kürzlich in dem, Blackwoods Magazine entlehnten, Fragmente aus John Bulls Leben mitgetheilt. Nicht minder antireformistisch gesinnt ist Fraser's Magazine, in welchem zwei Masken: Oliver Yorke und Regina, die Doktrinen der Tories repräsentiren, und dessen Herausgeber besonders den Schriftsteller Edward Lytton Bulwer, Verfasser des bekannten Romans „Pelham" und Herausgeber des Whigistischen New-Monthly Magazine, mit unerschöpflicher Spottsucht verfolgt. Im neuesten (Februar-) Hefte von Fraser's Magazine hält Oliver Yorke eine lange Unterredung mit unserem Göthe*), in welcher der „Deutsche Meister" in Prosa und in Versen über Kirche und Philosophie, über Geschichte und Politik, über Torysmus und Whigismus, und zwar in Flosteln sich ausspricht, die man, wenn sie, wie zu vermuthen steht, von keinem Leser in England verstanden werden, dort wahrscheinlich für Deutsch halten oder ausgeben wird. Unter den vielen kuriosen und mysteriösen Dingen, die dem Deutschen Dichter dabei in den Mund gelegt werden, befindet sich auch der seltsame Plan, die Erblichkeit der Brittischen Pairie mit einer Art von Wählbarkeit zu verbinden. Wir geben die betreffende Stelle und bemerken, daß dies noch die verständlichste im ganzen Dialoge ist; alles Uebrige entbehrt oft selbst des logischen Zusammenhanges.

Nachdem Oliver Yorke Betrachtungen darüber angestellt, wie das Rein-Menschliche in der Thätigkeit des Weltmanns untergehe, bemerkt

Göthe.

„Vieles, was Sie da gesagt, könnte oder sollte ich vielmehr geäußert haben. Die alten Griechen hatten ein treffliches Gefühl von der Richtigkeit des von Ihnen aufgestellten Prinzips. Es ist augenscheinlich, sagt Müller, daß der Staatshaushalt bei den Doriern von einer größeren Einfachheit gewesen seyn muß, denn es war der Zweck ihrer Verfassung, alles Zufällige und Willkürliche zu beseitigen und das Vermögen, — indem man nicht zugab, daß es ein Gegenstand freier Wahl oder individueller Hervorbringung werde, — zu einem gleichgültigen Dinge für Personen zu machen, die nur von moralischer Auszeichnung sich sollten anziehen lassen. Daher war der herrschenden Klasse, den ächten Spartanern, jedes Handwerk, jedes Geschäft und auch der Ackerbau fast gänzlich untersagt, und sie waren sowohl von den Sorgen als von den Genüssen dieser Beschäftigungen ausgeschlossen. Der Erfolg dieser allgemeinen Disciplin war eine Gleichförmigkeit des Charakters bei den privilegirten Ständen, und nur wenig Individualität war sonach unter diesen bevorzugten Mitgliedern der Gesellschaft anzutreffen. In der That wird auch die Individualität je nach dem Verhältnisse, in welchem sich der Charakter dem Muster moralischer und intellektueller Symmetrie nähert, immer mehr zurücktreten.

Oliver Yorke.

Je nach der Symmetrie eines Charakters, den wir zu beobachten haben, ist auch mehr oder weniger Unterscheidungssinn und eine höhere Analyse der Phänomene erforderlich, um die Grundzüge zu finden, welche die Individualität ausmachen. Ich kenne aber keinen Dramatiker oder Dichter, der mehr Scharfblick und praktische Abstractions-Fähigkeit, mehr Empfänglichkeit für Alles, was gerechte und edle Gesinnung ist, mehr Sympathie mit Allem gezeigt hätte, was gut, zart und rein heißt, als Du selbst, o ehrwürdiger Göthe! Ich gedenke niemals Ihres Dramas Torquato Tasso, ohne Sie in dieser Hinsicht hoch über unseren Shakespeare selbst zu stellen, dessen Charaktere aus dem höheren Leben alle zu deutliche Umrisse haben und allzu starke Abzeichen der Verschiedenheit an sich tragen, welche die Politur einer erhabenen Stellung gewiß fortgeschafft haben würde. Was ist im Vergleiche mit jener Macht philosophischer Beobachtung, welche die schönere Seite der menschlichen Natur erkennt, wie sie in Ihrem Torquato Tasso sich darstellt, das glänzende Karrikirungs-Talent der besten Satiriker? Was ist es anders als Buhlerei, die jede beliebige Stellung annimmt und nicht im Stande ist, irgend einen Gegenstand, der sich über die Oberfläche des gemeinsten moralischen Begriffes erhebt, aufzufassen?

Göthe.

In diesem Schauspiele wollte ich die Aristokratieen des Vermögens und des Genies einander gegenüberstellen. Ein Dichter am Hofe eines Fürsten tritt nothwendig mit Ansprüchen auf, die mit den Rechten und Privilegien, womit künstliche Größe gewöhnlich eingezäunt ist, im Widerspruche sich befinden. Das Natürliche und das Geistvolle sind hierdurch zugleich in Konflikte gebracht. Adel der Geburt kann ursprünglich seine Grundlage im Adel des Charakters gehabt haben — und er hatte sie unbezweifelt; aber Seelen- und Körperstärke begründeten oft eine Ahnenreihe, deren Nachkommen ausarteten. Der praktischen Anwendbarkeit halber ist die erbliche der Wahl-Successionen vorzuziehen; aber es giebt kein Gesetz der Natur, wonach die Besten und Weisesten auch die Besten und Weisesten erzeugen. Der Wind bläst, wo er Lust hat; oft ist der Edelmann von einem Bauern erzeugt. Doch der Lordgeborne wird das Recht des Bauergebornen nicht anerkennen; dem Letzteren fehlt gerade eine Hälfte dessen, was zu einer solchen Anerkennung erforderlich ist, nämlich der Umstand, daß seine zufällige Stellung in der Gesellschaft mit seiner innerlichen Disposition übereinstimme.

Oliver Yorke.

Sie haben diesen Mangel in Ihrem Schauspiele durch das Verhältniß dargestellt, in welches Sie den Dichter Torquato Tasso mit dem Staatssecretair Antonio Montecatino gebracht haben.

Göthe.

Ja wohl, sie sind die beiden Hälften eines Mannes. Beide, in einer Person vereinigt, würden einen Charakter darstellen, in welchem sich die Gaben der Natur und des Geistes beisammen fänden, ein Vortheil, der vielleicht aus einer Vereinigung (wenn sie möglich wäre) der erblichen und der Wahl-Weise der Pairs-Succession entspringen möchte.

Oliver Yorke.

Es ist wohl gewiß, daß keine von beiden Weisen allein für ausreichend befunden wird, wiewohl die erbliche immer vor der Wahl-Weise den Vorzug haben muß.

Göthe.

Die Vortheile beider könnten vereinigt werden, wenn man alle Pairieen wählbar in der erblichen Linie machte. Ihre neue Pairs-Creirung muß mit der Zeit diesen Stand so zahlreich machen, daß Sie anfangen werden, die Zweckmäßigkeit einzusehen, unter den ältesten Söhnen nur die besten und reinsten auszusuchen, die den hohen Rang ihrer Väter erben sollen. Auf diese Weise würden alle diejenigen ausgeschlossen, von denen zu erwarten wäre, daß sie den Stand in Mißkredit bringen, während ihre Reihen durch die Zulassung würdiger Kandidaten ergänzt werden könnten.

Oliver Yorke.

Die Aristokratie Englands strebt jetzt eifrig danach, in ihren Personen die Auszeichnungen der Geburt und des Genies zu vereinigen. Ein berühmter Dichter*) ist diesem Stande entsprossen, und nun scheint jeder Pair zu glauben, daß er es seinem Charakter schuldig sey, sich als Schriftsteller, gleichviel ob in Versen oder in Prosa, hervorzuthun. Ja, um der periodischen Kundmachung ihrer Versuche in beiden Schreibarten sicher zu seyn, haben die Lords ein eigenes jährlich herauskommendes Taschenbuch gestiftet.

Göthe.

Etwa das Keepsake?

Oliver Yorke.

Ganz recht.

Göthe.

Das Genie ist jedoch weder in ganzen Familien, noch in ganzen Ständen zu Hause. Wenn ein Lord Dichter gewesen, so geschah es nur, um zu zeigen, daß die Höchsten eben so wenig als die Niedrigsten von den Gaben des Geistes ausgeschlossen sind."

Oliver Yorke stimmt mit diesem Urtheile um so mehr überein, als die meisten vornehmen Mitarbeiter des Keepsake Whigs sind und namentlich Lord John Russell, der Advokat der Reformbill, mehrere Gedichte dazu beigetragen hat.

*) „A dialogue with Johann Wolfgang von Göthe," so ist der Aufsatz überschrieben.

*) Lord Byron.

Bibliographie.

Oriental metrology. (Orientalische Maaßkunde.) Ueber die Münzen, so wie über Maaß und Gewicht von Ostindien und anderen Handelsplätzen in Asien; auf ihren Werth in England durch genau berichtigte Operationen reduzirt. Von P. Kelly. Pr. 10 Sh.

Monastic Annals of Teviotdale. (Klösterliche Annalen von Teviotdale.) Geschichte und Alterthümer der Abteien Jedburg, Kelso, Melrose und Dryburg. Von J. Morton. 4. Pr. 2 Pfd. 2 Sh.

Poems, addressed by a father to his children. (Gedichte eines Vaters an seine Kinder, nebst Auszügen aus dem Tagebuche eines Fußreisenden u. s. w.) Von H. J. Johns. Pr. 7½ Sh.

Memoirs of the Wernerian natural history society. (Denkwürdigkeiten der Wernerschen Gesellschaft für Naturgeschichte.) Für die Jahre 1826—31. Bd. VI. mit 6 Kupferstichen.

Scottish jests and anecdotes. (Schottische Späße und Anekdoten, nebst einer Auswahl Englischer und Irischer Späße.) Pr. 6½ Sh.

A series of experiments etc. (Eine Reihefolge von Experimenten, die gemacht worden, um zu zeigen, daß Arterien ohne Unterbindung, Kompression oder Messer weggeschafft werden können.) Von Benj. Phillips. Pr. 2½ Sh.

Epidemia, contagion and infection, with their remedies. (Epidemie, Kontagion und Infizirung, nebst den Mitteln dagegen.) Von Benj. Phillips. Pr. 3 Sh.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

Erster Artikel.

(Schluß.)

St. Simon starb den 19. Mai 1825. Seine letzten Worte zu den ihn umgebenden Schülern waren: „Die Frucht ist reif, ihr werdet sie pflücken!“ Er hinterließ nur eine sehr kleine Anzahl von Schülern, von denen Olinde Rodrigües der erste war, und seine Lehre war nur von Wenigen wissenschaftlich erforscht. Um daher die Prinzipien der neuen Philosophie zu verbreiten und eine Schule zu stiften, wurde der Producteur, ein zuerst wöchentlich, später monatlich erscheinendes periodisches Blatt begründet; sechs Schüler Saint Simon's übernahmen die Redaction, und zur Deckung der Druckkosten trat eine Actiengesellschaft zusammen. Denn gegen die Gewohnheit religiöser Sekten haben sich die Saint-Simonisten von Anfang an die größtmöglichste Oeffentlichkeit der Verhandlungen zum leitenden Grundsatz gemacht; sämmtliche Aktenstücke, mögen sie die Entwickelung der Lehre oder äußeren Verhältnisse der saintsimon. Familie betreffen, erscheinen sogleich in den Journalen und in besonderen Abdrücken. Diese Oeffentlichkeit betrachtin sie nicht allein als ein Mittel, ihre Gedanken zu verbreiten, sondern auch als die einzig wirksame und würdige Vertheidigung gegen die Anklagen ihrer Gegner. Was durch die Gründung des Producteur zunächst bezweckt worden war, ging in Erfüllung: die Prinzipien, welche er entwickelte, erweckten den Widerspruch namentlich der liberalen Presse und dieser Widerspruch begründete die philosophische Schule St. Simon's. Doch waren nach einiger Zeit die Geldmittel erschöpft, und der Producteur mußte aufhören zu erscheinen. Mündliche Unterredungen mit solchen, die durch den Producteur für das neue System gewonnen worden waren, und „wahrhaft apostolische Korrespondenzen“ mit den Neueingeweihten traten nun an die Stelle druckschriftlicher Mittheilungen. Es wurden an verschiedenen Orten Vereine gebildet, das Wort, lebendiger als die Presse, vermehrte die Zahl der Anhänger der neuen Lehre mit unglaublicher Schnelligkeit, und jeder Einzelne versammelte mehr Schüler um sich, als St. Simon selbst an seinem Sterbebette gezählt hatte. Nur Leute, die ihr Leben dem Studium ernster Wissenschaften gewidmet hatten, nicht aber „die Phrasenmacher, die sogenannten Literaten,“ schlossen sich der Schule an; Andere bekannten sich zu einzelnen Lehren, die Spöttereien verschwanden allmälig, und man fing augenscheinlich an, die Sache von einer ernsthafteren Seite zu betrachten. Die wachsende Menge der Schüler machte die Mittheilung durch Rede und Schrift immer schwieriger, und abermals wurde, aber unter günstigeren Auspizien als das erste Mal, die Hülfe der Presse in Anspruch genommen. „Der alte Producteur,“ heißt es in derselben Schrift, „hatte die Grundlagen der ganzen Lehre, die Phänomene der Menschheit in ihrer höchsten Allgemeinheit umfassend, vorläufig erörtert, und aus diesem Grunde hatte er sie damals noch Philosophie genannt: aber ein anderer größerer Name, Religion, ward ihr noch vorbehalten. So haben sich die Philosophieen des Alterthums im Christenthume vereinigt: so werden die philosophischen Systeme der Gegenwart im Saint-Simonismus zur Religion werden.“ Die Vorlesungen über die Lehre wurden unter dem Titel: Doctrine de St. Simon herausgegeben und ein periodisches Blatt „l'Organisateur“ begründet.

Als der Saint-Simonismus zu dieser inneren und äußeren Konsistenz gelangt war, da wurden, um die Sprache seiner Anhänger zu reden, die Zeichen der Zeit offenbar*). Die Juli-Revolution brach aus; aber was das Volk begonnen, das glauben die Saint-Simonisten allein, und zwar durch Verbesserung des Looses der zahlreichsten und ärmsten Klasse, seiner Vollendung zuführen zu können. In dieser Weise verstehen die Saint-Simonisten das Programm des Stadthauses, und man muß eingestehen, daß sie diesen Zweck mit Talent und Energie verfolgt haben. Im Jan. des Jahres 1831 übergab P. Leroux, einer der Stifter des Globe, dieses Blatt der saintsimonistischen Schule, welche dadurch Gelegenheit erhielt, die politischen Fragen des Tages nach ihrer Weise zu besprechen und zu lösen. Aber weil St. Simon das Gesetz des Fortschrittes seinen Schülern nur unter der Bedingung hinterlassen hatte, es rastlos auszubreiten, so ließen sie es bei diesem ersten Erfolge nicht bewenden: Unterricht, Predigten, Missionen, Schriften, alle Hülfsmittel der Oeffentlichkeit wurden aufgeboten und im Laufe eines Jahres mit einem ungewöhnlichen Erfolg gekrönt. Bereits werden die nöthigen Geldmittel durch die Familie selbst aufgebracht, denn die Hingebung in materieller Beziehung wird bei den Proselyten als ein untrügliches Zeichen persönlicher Fähigkeit angesehen; auf diese Weise sind der Gesellschaft 800,000 Franken übergeben worden. Der Unterricht, der früher nur allwöchentlich ertheilt wurde, ist jetzt täglich; am Sonntag wird er für die Arbeiter viermal wiederholt. Ein Erziehungshaus für die Kinder der Saint-Simonisten, ohne Unterschied des Standes, ist gestiftet; die Emancipation der Frauen ist ausgesprochen und denselben ihr Antheil an den Arbeiten der Familie übertragen worden. Dürfen wir ferner den Berichten der Saint-Simonisten trauen, so hat die Lehre in Frankreich schnelle Fortschritte gemacht. Die Missionaire der Gesellschaft haben acht Departementalkirchen (églises) zu Montpellier, Toulouse, Lyon, Metz, Dijon, Limoges und Rouen gegründet. Eine Kirche wird diejenige Niederlassung genannt, welche die vollkommene Organisation von drei Graden, nebst einem vorbereitenden Grade und einer Unterrichts-Anstalt für die Arbeiter, erhalten hat; eine unentwickeltere Form der Gesellschaft erhält den Namen: centre de propagation. Solcher Centra bestehen neun in verschiedenen bedeutenden Städten. So sind z. B. die Anhänger der Kirche zu Toulouse bis zur Zahl von 800 angewachsen, und zahlreiche Verzweigungen in Sorrèze, Castres, Castelnaudary und Montauban vereinigen sie nach Norden hin mit Limoges und nach Süden mit Toulon. Eben so ist in Brüssel eine Kirche und in den Provinzen sind sechs Centra organisirt, und Verbindungen mit England, das, wegen des schroffen Gegensatzes von Reichthum und Armuth, saint-simonistischen Umtrieben den erwünschten Spielraum darbietet, sind gleichfalls angeknüpft worden. Ueber die Fortschritte der Sekte in Deutschland wird, weil sie dort weder Fortschritte gemacht hat, noch machen kann, das tiefste Stillschweigen beobachtet. Bekannt ist der Plan zu einer saint-simonistischen Anleihe, die Rodrigues am 27. November in einem wunderlich excentrischen Aufruf entwickelt hat, worin er zuerst sein Glaubensbekenntniß ablegt und dann den saint-simonistischen Kredit zu begründen verspricht. Die Menge der von allen Orten eingehenden Briefe machte es endlich nothwendig, ein bureau de correspondance zu errichten, welches über die Ergebnisse dieses Briefwechsels, die daraus hervorgehende Verbreitung der Lehre unter alle Klassen der Gesellschaft, die Einwürfe gegen diese und die besondere Gunst für jene Lehre an die obersten Väter zu berichten hat. Auszüge der merkwürdigsten Briefe werden sogar durch die Organe des Saint-Simonismus öffentlich bekannt gemacht.

Zugleich mit der Verbreitung der Lehre entwickelte sich die hierarchische, den Jesuiten nachgebildete, Form der Gesellschaft: Bazard und Enfantin stehen als pères suprêmes an der Spitze, und jede Unterabtheilung hat ihren besonderen père, die zusammen ein Kollegium bilden, welches mit dem ersten Grade identisch zu seyn scheint. Unter die Mitglieder des Kollegiums ist die Leitung der Predigten, der Journale, der Erziehungs-Anstalten, der Missionen im In- und Auslande, der individuellen Bekehrung, des Unterrichts für die Arbeiter, der Korrespondenz gleichmäßig vertheilt, und in allgemeinen Versammlungen (communions générales) werden in Gegenwart der Saint-Simon-Familie aller Grade die Berichte über den Erfolg an die pères suprêmes abgestattet, welche ihrerseits für glücklich vollendete Missionen ihre Ernennungen, d. h. Versetzungen in höhere Grade der Hierarchie, verkündigen und an den Neubekehrten durch den Vaterkuß die Taufe der Gleichheit (le baptême de l'égalité) vollziehen. Die Vorsteher der Familie, welche den Lebenskeim der zukünftigen Menschheit (germe de l'avenir) darzustellen glaubt, haben es nicht unterlassen, sich mit einem Nimbus von Ceremoniel zu umgeben, das aber nur als die Reminiscenz einer ärmlichen Phantasie erscheint. Desto bestimmter organisirt sind diejenigen Institutionen, welche die Verbreitung saint-simonistischer Ideen unter der arbeitenden Klasse und die Erziehung der Jugend zum Zweck haben. In jedem der zwölf Arrondissements von Paris residirt ein Director und eine Directrice, die über die saint-simonistischen Arbeiter wachen und andere bekehren sollen. An jedem Sonnabend findet eine Versammlung sämmtlicher Direktoren statt, welche durch gegenseitige Mittheilungen die zu ergreifenden Maaßregeln bestimmt und die Karten zu dem sonntäglichen Unterricht für die Gläubigen sowohl wie für die Katechumenen, die noch in den Fesseln der alten Welt schmachten, austheilt. Der Unterricht am Sonntag wird zur Erörterung einzelner Lehren, zum Vorlesen der Glaubensbekenntnisse und zu freien Disputationen verwendet. Jedes Arrondissement hat ferner seinen Armenarzt und seine Apotheke, welche freie Medizin austheilt. Gemeinschaftliche Wohnhäuser für die Arbeiter, diese „enterbten Söhne der Europäischen Gesellschaft“, sind in zwei Arrondissements errichtet und werden in den übrigen vorbereitet. Eben so sind acht Schulen eröffnet, in denen außer den gewöhnlichen Lehrgegenständen Vorlesungen über den moralischen Fortschritt der Gesellschaft, über die Hierarchie, die Familie u. s. w. gehalten werden.

*) Religion Saint-Simonienne. Rapports adressés aux pères suprêmes sur la situation et les travaux de la famille
R. S. S. Communion générale de la famille S. S. Extrait de l'Organisateur
R. S. S. Cérémonie du 27. Novembre (Appel de Benjamin Olinde Rodrigue).
R. S. S. Enseignement des ouvriers. Séance de dimanche 18 déc. 1831.
R. S. S. Correspondance. Articles extraits du Globe.

Es scheint, als ob der Saint-Simonismus in wenigen Monaten alle die Phasen habe durchlaufen sollen, die sonst wohl in dem Entwicklungsgang einer religiösen Sekte begründet sind. Denn kaum hatte sich sein Einfluß außerhalb Paris auf die Provinzen ausgedehnt, als schon im Schooße der saint-simonistischen Gesellschaft mannigfache Spaltungen sich kundgaben*). Offenbar waren nämlich die Saint-Simonisten weiter gegangen, als St. Simon selbst, der sich immer noch innerhalb des Christenthums bewegt und nur als Philosoph, welcher die Reinheit des ursprünglichen christlichen Prinzips wieder herstellen will, nicht aber als der Stifter einer neuen Religion auftritt. Wir werden in einem folgenden Artikel dies Verhältniß St. Simons zu seinen Schülern näher zu ermitteln bemüht seyn. Zuerst sagten sich daher die Anhänger der neuen philosophischen Schule (science nouvelle) von der sogenannten saint-simonistischen Religion gänzlich los, indem sie den Anhängern derselben namentlich den Vorwitz zum Vorwurf machten, mit dem sie die Lehren St. Simons, an deren allmäliger Ausbildung und Entwicklung sie hätten arbeiten sollen, vor der Zeit zu verwirklichen sich berufen glaubten. „Ihr hättet pflanzen und vorbereiten sollen, ohne einen anderen zeitlichen Lohn in Anspruch zu nehmen, als die Wiederholung des schönen Wortes: Unsere Enkel werden unter diesem Schatten wandeln. Aber diese Zukunft, dieses goldene Zeitalter der Menschheit, ihr wolltet es um jeden Preis, ihr wähntet, es genüge, eine Nacht davon zu träumen, um am anderen Morgen darin zu erwachen. Aber die Früchte des Baumes gehören nach den Gesetzen eines natürlichen Wachsthums euren Urenkeln, und ihr habt durch Treibhaushitze die Reife befördert."

Ein anderes noch wichtigeres Schisma trennte im November des vorigen Jahres die saint-simonistische Hierarchie**). Die obersten Väter waren über die politischen und religiösen Grundsätze übereingekommen, konnten sich aber nicht über die Grundlagen der neuen Moral verständigen, welche fortan die Welt beherrschen solle. Enfantin hatte sich sein eigenes System darüber ausgebildet, man hoffte, daß eine Ausgleichung der Ansichten stattfinden würde, aber in den Sitzungen vom 19ten und 21ten November brach der Sturm los, der sich vorzugsweise gegen Enfantin kehrte. Jules Lechevallier, Hippolyte Carnot und andere der eifrigsten Anhänger der Lehre sagten sich feierlichst von ihm los und trennten sich, ohne zu Bazard überzugehen, von der saint-simonistischen Gemeinschaft. Rodrigues, Barrault, Duveyrier unterwarfen sich der Autorität Enfantin's, ohne jedoch seine moralischen Grundsätze anzunehmen***). Die öffentliche Ceremonie vom 27sten November hatte den doppelten Zweck, den neuen Papst in seiner Würde zu bestätigen und die finanzielle Organisation der Gesellschaft durch Rodrigues zu begründen. Bazard, der Gegenpapst, der sich seitdem seinerseits gleichfalls chef de la hiérarchie nouvelle unterschreibt, mißbilligt alle Schritte Enfantin's und seiner Anhänger, namentlich die Anleihe, die nach seiner Meinung eine vollkommene Täuschung über die wirkliche Lage der saint-simonistischen Lehre und ihren wahrscheinlichen Fortschritt zur Grundlage hat. Er erklärt sich ausdrücklich gegen die phantastischen Vorstellungen, die in den Predigten des Saales Taitbout und in den Spalten des Globe genährt werden. Abgesehen von der philosophischen Kontroverse, welche diese Spaltung hervorgebracht hat, ist es offenbar, daß Bazard einen Weg der Mäßigung einzuschlagen beabsichtigt, weil er sehr wohl voraussieht, daß die konsequente Verfolgung der saint-simonistischen Grundsätze die ganze Lehre ihrem baldigen Verderben entgegenführen müsse. Enfantin dagegen mit seinen orthodoxen und fanatischen Anhängern läßt sich von der rücksichtslosen Abstraction der saint-simonistischen Grundsätze blindlings fortreißen und stellt daher recht eigentlich das Element des Fortschrittes im Saint-Simonismus dar, der nicht früher ruht, bis er sich zu seinen äußersten Konsequenzen getrieben und sich dadurch dem Abscheu und dem Gelächter preisgegeben hat. Denn die Aufhebung aller wahrhaften Individualität in dieser neuen Lehre, verbunden mit dem Grundsatz von der Emancipation der Frauen, führt durch eine dialektische Nothwendigkeit zur Aufhebung der Familie, der Sittlichkeit, der Ehe und wir verdanken es dem konsequenten Ingestüm Enfantin's, daß er diese Folgerung ausgesprochen und dadurch sein eigenes Werk untergraben hat. Bazard aber kann nicht in einer unmöglichen Mitte stehen bleiben; er muß entweder die Folgerungen Enfantin's anerkennen oder gänzlich umkehren. Es ist hier noch nicht der rechte Ort, in das metaphysische Detail des Streites einzugehen, nur so viel sey über den gegenwärtigen Stand der Dinge bemerkt, daß das neue Moralgesetz noch immer nicht bestimmt ausgesprochen ist. Nur über den Satz: „nicht mehr, wie es in der Vergangenheit der Fall war, der Mann allein sondern „Mann und Frau sind das gesellschaftliche Individuum", haben sich beide verständigt. Aber Enfantin behauptet, daß nur durch die Mitwirkung der Frau das Gesetz der Moral offenbart werden könne; denn wenn der Mann die Formel dieses Gesetzes, welches die Frau unächst angehe, ohne ihre Zustimmung ihr auferlege, so würde dadurch die geistige Sklaverei der Frauen von Neuem bestätigt. Er erwartet daher das Erscheinen der Frau, welche mit ihm ein couple révélateur zu bilden sich berufen fühlt; mittlerweile aber dekretirt er, daß die bisher bestehende Moral provisorisch fortbestehen und von seinen Anhängern beobachtet werden solle. Bazard ist, wahrscheinlich um Skandal zu vermeiden, weniger konsequent; er schließt die Einleitung zu einer Schrift, die er bei dieser Gelegenheit herausgegeben hat, mit folgenden Worten: „Was wir vor allen Dingen zu thun haben, ist, das Moralgesetz, d. h. das Gesetz des Individuums zu ergründen, zu lehren und zu beglaubigen. Wenn diese Aufgabe erfüllt seyn wird, dann ist der Saint-Simonismus, obgleich unendlicher Vervollkommnung fähig, in seinen Grundlagen vollendet. Dann wird er die fremden Formen von sich abthun, die er der Vergangenheit entlehnt hat, und sich in dem ganzen Reize der Neuheit und des Fortschrittes offenbaren; dann erst wird die Welt Zutrauen haben zu unserer Moral und dann erst kann die wahrhafte Organisation der arbeitenden Klasse vor sich gehen. Dies ist die Aufgabe, die ich mir mit allen meinen Anhängern gesetzt habe." Möge dies eine vorläufige Probe von der taumelnden Verstandesmystik der Saint-Simonianer seyn.

Indem Bazard den Zeitpunkt, welcher die Lehre St. Simons verwirklichen soll, weiter hinausschiebt und die Hierarchie, wie sie unter Enfantin gegenwärtig besteht, nicht anerkennt, scheint er Zeit gewinnen zu wollen, um unter schmiegsameren und minder anstößigen Formen den Geist saint-simonistischer Grundsätze unvermerkt mit der öffentlichen Meinung zu assimiliren. Während daher der Globe und der Organisateur, die Journale Enfantin's, die gewohnte Sprache führen, hat sich die Gegenpartei der Revue encyclopédique bemächtigt, welche unter der Redaction Hippolyt Carnot's ihre Gedanken entwickelt. Sehr weislich ist aber der Schein einer Veränderung der Grundsätze in der äußeren Einrichtung des Blattes, welches sogar einige seiner früheren Mitarbeiter beibehalten zu haben scheint, ganz und gar vermieden worden; weder das übliche Glaubensbekenntniß, noch die Ueberschrift aller saint-simonistischen Schriften: religion saint-simonienne, ist auf dem Titelblatt sichtbar. Nach den vorliegenden Heften zu urtheilen, scheinen sich die kenntnißreichsten und geistvollsten Saint-Simonisten zu dieser Zeitschrift vereinigt zu haben. Ein anderer Dissident, Hr. Buchez, hat das Journal des sciences morales et politiques, gegenwärtig unter dem Titel l'Européen erscheinend, als das von ihm anerkannte Organ bezeichnet.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, von dem Verhältniß der Regierung zum Saint-Simonismus zu sprechen*). Die häufigen Gährungen nach der Revolution des Julius, die patriotischen Klubs, der Prozeß der Minister, die Kirche Saint-Germain l'Auxerrois zogen die Aufmerksamkeit von der allmäligen Ausbreitung der neuen Sekte ab; die Missionaire des Saint-Simonismus wurden sogar damals, wohin sie kamen, sehr gut aufgenommen. Die Ortsbehörden eröffneten ihnen die Theater und andere öffentliche Plätze, und als die jungen elegant gekleideten Herren die Bühne bestiegen, um ihre Grundsätze zu verkündigen, so hörte sie das Publikum an, wie man einem Schauspiel beiwohnt. Aber die Unruhen in Lyon änderten die Stimmung der öffentlichen Meinung und der Regierung. Die ministeriellen Journale erklärten dem Saint-Simonismus den Krieg, und der Marschall Soult erließ am 24. November 1831 ein Rundschreiben an die General-Lieutenants des Heeres, worin er sie anweist, die Offiziere gegen dergleichen Versuchungen zu warnen und ihnen das Lächerliche der Lehren und die eigennützigen Rücksichten der Oberen vorzuhalten. Vielfach besprochen in den Zeitungen ist ferner die neuliche Schließung des Saales Taitbout und die Vorladung Enfantin's und Rodrigues vor den Instructionsrichter. Die Saint-Simonisten erwarten Verfolgungen und Spott, wie dies aus vielen Stellen ihrer Schriften hervorgeht; aber sie nehmen die Freiheit der Meinungen für sich in Anspruch. So heißt es Pag. 333 der Exposition: „Wir machen keinen Anspruch auf irgend ein Heldenthum, wenn wir gegenwärtig die Grundlagen einer neuen Religion legen; wir wissen es wohl, alle Meinungen können in diesem nachsichtigen oder vielmehr gleichgültigen Zeitalter sich ohne Gefahr aussprechen, zumal wenn sie sich in den engen Umkreis einer philosophischen Schule einschließen; aber wir wissen auch, daß wir uns an Männer wenden, die sich für überlegen halten, weil sie ungläubig sind, und die ein Lächeln der Verachtung für alle religiösen Ideen haben, welche sie sogleich in die Jahrhunderte der Finsterniß, in die sogenannte Barbarei des Mittelalters und in die Kindheit des menschlichen Geschlechts verweisen." Es wird daher darauf ankommen, bemerkt ein Französisches Blatt, daß die Regierung zwischen der Verfolgung der schädlichen Meinung und der gesetzwidrigen That die rechte Mitte halte. S.

Bibliographie.

Dictionnaire général du budget. (Allgemeines Budget-Lexikon. Nebst Aufschlüssen über jeden Artikel, aus den Debatten der Deputirten-Kammer geschöpft.) Von Eug. Roch. Pr. 15 Fr.

Nécessité de la colonisation d'Alger et des emigrations. (Ueber die Nothwendigkeit einer Kolonisirung Algiers und der Auswanderungen.) Von B. H. D.

Monographie du melon. (Monographie der Melone.) Von Jaquin d. Aelt. Erscheint in 6 Lieferungen, deren jede 6 Fr. kostet.

---

*) Science nouvelle. Lettre d'un disciple de la science nouvelle aux réligionnaires prétendus saintsimoniens de l'Organisateur et du Globe par P. C. A . . . . X.

**) R. S. S. Réunion générale de la famille. Séances du 19 et 21 Novembre. Note sur le mariage et le divorce, lue au Collège de la R. S. S. le 17 Octobre par le père Rodrigues.

R. S. S. Discussions morales politiques et réligieuses, qui ont amené la separation, qui s'est effectuée au mois de novembre 1831 dans le sein de la société S. S. prem. partie. Mariage, divorce 1832. (par le père Bazard).

***) Diese dreimalige Unterwerfung Rodrigues', der sich als ersten Schüler St. Simons ein großes Ansehen giebt, veranlaßte eine neue Spaltung. Rodrigues sagt sich von Enfantin los, und so wird die saint-simonistische Hierarchie durch drei Gegenpapste zerrissen. Nähere Aufschlüsse über diesen neuen Streit will der Globe mittheilen.

*) Des Saint-Simoniens et de l'impuissance du gouvernement à réprimer leurs doctrines. 1832. Der Refrain dieser Schrift, daß eine von der Revolution emporgetragene Regierung eine so revolutionaire Sekte wie die S. S., die folglich auf demselben Prinzipe beruht, nicht unterdrücken könne, zeigt deutlich, welcher Partei der Verfasser angehört.

Planches anatomiques, destinées à accompagner le traité d'anatomie descriptive de M. Cloquet. (Anatomische Abbildungen, zu Cloquet's Abhandlung der beschreibenden Anatomie gehörend.) Erste Abtheilung. Osteologie. 4. Aus 59 Kupfertafeln bestehend.

Traité théorique et pratique de la ligature des artéres. (Theoretische und praktische Abhandlung von der Unterbindung der Arterien.) Vom Prof. Manec. In Fol. Mit colorirten Abbildungen. Pr. 18 Fr.

Rußland.

Сѣверные Цвѣты. (Nordische Blumen. Taschenbuch für das Jahr 1832.) St. Petersburg. Pr. 12 Rub.

Wir erfreuen uns des Erscheinens dieser gehaltreichen Zusammenstellung um so inniger, als darin, nach langem Schweigen, der unvergleichliche Sänger von „Ruslan und Ludmilla", unser Puschkin, uns wieder mit einigen Gaben seiner Muse beschenkt. Dieser Almanach enthält von ihm: „Mozart und Salieri", zwei dramatische Scenen, klassisch sowohl durch ihre Sprache, als durch ihren charaktervollen Inhalt. Besonders ansprechend ist der Monolog des Salieri, der uns in die Seele des großen Komponisten einen tiefen Blick thun läßt; die Anordnung des Ganzen ist wahrhaft dramatisch. „Echo", ein größeres Gedicht, und einige andere kleinere bekunden, obgleich nur im Fluge, den großen Sänger, und einige Epigramme bezeugen die Gewandtheit desselben auch in bisher von ihm unversuchten Dichtungsarten.

Außer Puschkin haben noch Batuschkoff, J. J. Dmitrieff und Schukoffsky dazu Beiträge geliefert, und diese Namen allein reichen hin, um den Almanach zu einem der ausgezeichnetsten aller ähnlichen eleganten Büchlein zu machen, die, von Deutschland ausgegangen, jetzt in steigender Zahl das Interesse der gebildeten Welt in Form von Neujahrsgaben in Anspruch nehmen und sich im Norden und Süden, in Europa und Amerika unter hundertfachen Namen vervielfältigen.

Полное Собрание Законовъ Россійской Имперіи. Vollständige Sammlung Russischer Reichsgesetze, zweite Serie, 5r Band (2045 Seiten) in 2 Abtheilungen. Gr. 4. à deux colonnes. Pr. 20 Rub.

Dieser 5te Band enthält die sämmtlichen Gesetze des Jahres 1830 in 834 Nummern — denselben sind beigelegt: 1) Statistische Tabellen, 2) Nachweisungen in chronologischer und alphabetischer Ordnung, 3) Abrisse und Zeichnungen. — Mit der früher in 45 Bänden erschienenen ersten Abtheilung, welche die Gesetze seit dem Jahre 1649 bis zum 12. (24.) Dezember 1825, dem Tage der Thronbesteigung Sr. Maj. Nikolai I., enthalten, und den 4 früheren Bänden der zweiten Serie (12. Dez. 1825 — 31. Dez. 1830) ist nun in 53 Bänden eine ganz vollständige Sammlung der Russischen Gesetze erschienen. (Preis des Ganzen 550 Rub.) Die beigefügten zweckmäßigen Inhalts-Verzeichnisse gewähren eine genaue und leichte Uebersicht des Ganzen. (Nord. Biene.)

Revue étrangère de la littérature, des sciences et des arts. (Zeitschrift für Literatur, Wissenschaft und Kunst des Auslandes.) Herausgegeben von den Herren Bellizard und Dufour, Kaiserl. Hofbuchhändlern zu St. Petersburg.

Die erste Nummer dieser Sammlung ist eben ausgegeben worden. Der Abschnitt für Moral enthält eine interessante geschichtliche Uebersicht der Verbrecher-Kolonieen Englands, von E. v. Blosseville, und eine Statistik der Vereinigten Staaten in religiöser Beziehung für das Jahr 1830. In dem Abschnitt für Literatur befindet sich eine treffliche Abhandlung über das Epos der Böhmen, dieses Band zwischen den epischen Traditionen Europa's und der Poesie der Tartaren und Mongolen, ferner eine ergötzliche Episode aus einem noch nicht erschienenen Roman: „Der Verdammte, eine Episode aus den Kriegen in der Vendee", von Mad. A. Havelle, sodann ein reizender Brief von V. Hugo an Lamartine, aus des Ersteren „Herbstblättern" und ein Bruchstück aus dem 4ten Bande des Buchs der Hundert und Ein Schriftsteller, „Der Kabrioletskutscher", von Alex. Dumas. Das Blatt schließt mit zwei moralischen Skizzen, wissenschaftlichen Miscellen und einem Artikel über die neuesten Pariser Moden. Diese Zeitschrift ist die erste der Art, welche Rußland in Französischer Sprache aufzuweisen hat. (J. d. St. P.)

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Das Glück in der Hütte, oder der Hirt im Salisburger Thal. Pr. 3 Rub.

Gesetze der Chemie, vom Akademiker Hesse. 1r Theil. Pr. 7 Rub.

Praktische Algebra von Bosherenoff. 1r Theil. Pr. 3 Rub.

Abriß der angewandten Physik, von Bellanski. 4. Pr. 25 Rub.

Oronomie, oder Gesetze der Geologie des Erdballs, von Anton Terlezko. Pr. 3 Rub.

Lehrbuch der Artillerie-Wissenschaft, von Bessel. Pr. 12 Rub.

Mannigfaltiges.

— Klaproth contra Morrison. Im Februar-Hefte des Asiatic Journal wird einer Antwort Erwähnung gethan, die Hr. Klaproth auf das Schreiben des Dr. Morrison (S. Nr. 8 des Magazins) an die Redaction jenes Journals gerichtet hat. Dieselbe theilt jedoch daraus nur die Rechtfertigung des Hrn. Klaproth gegen die Beschuldigung des Hrn. Morrison mit, daß er die beiden Chinesischen Zeichen urh und yth, die, wiewohl ihrer äußeren Form nach fast ganz gleich, doch eine sehr verschiedene Bedeutung hätten (das erstere heißt zwei und das andere eins) mit einander verwechselt habe. Er schiebt die Schuld auf den Herausgeber des Asiatic Journal, und dieser erklärt sich auch für den Irrthum verantwortlich, indem die Zeichen urh, shih und yth einander so ähnlich sähen — sie unterscheiden sich nur durch ein ganz kleines Häkchen —, daß die Abweichung oft dem Kundigen selbst entgehe und der Anfertiger der Typen daher leicht in einen Irrthum verfallen könne.

— Erziehung der weiblichen Eingebornen in Ostindien. Am 10. Aug. 1831 fand die 8te Jahres-Versammlung der Damen-Gesellschaft zur Erziehung der weiblichen Eingebornen in Calcutta beim Archi-Diakonus Corrie statt. Der Bericht des Ausschusses ward verlesen; es wurde darin der Zustand der Central-Schule in Calcutta und der Schulen in Mirzapore, Burdevan, Culna, Patna, Benares und Allahabad auseinandergesetzt. Gegen 50 junge Mädchen werden in diesen Schulen erzogen. In dem erwähnten Bericht heißt es über die jetzt merklichen Resultate der Erziehung unter Anderem: „Man wird hieraus ersehen, daß der zu beschäftigende Gegenstand nur richtig und vernünftig dargestellt zu werden brauchte, um Anklang und die nöthige Unterstützung zu finden. In der Ferne dürfte man sich indeß leicht über den Umfang der bereits durch diese oder ähnliche Schulen erlangten Resultate täuschen. Das Damen-Comité, das sich zwar hinreichend aufgemuntert fühlt, in seinen Bemühungen fortzufahren, kann doch nicht umhin, den Freunden und Beförderern der Anstalten bemerklich zu machen, daß die Fortschritte nur gering sind, und daß es besonders nothwendig ist, daß die Christen in ihren wohlgemeinten Anstrengungen nicht nachlassen. Bis jetzt hat die Unterweisung der Kinder noch nicht den geringsten Einfluß auf die erwachsene Bevölkerung geäußert, im Gegentheil: der Einfluß der Eltern arbeitet auf eine höchst traurige Weise den Wohlthaten entgegen, welche den Kindern aus den ihnen gewidmeten Bemühungen etwa erwachsen sind. In sehr vielen Fällen ist zu befürchten, daß das Ansehen der Verwandten und der Einfluß ihrer schädlichen Umgebungen bei den Kindern das Gute wieder verwischen werde, was ihnen in den Schulen beigebracht worden ist." (Asiatic Journal)

— Entdeckungs-Reisen ins Innere von Afrika. Das Innere von Afrika, das Grab so vieler kühnen und talentvollen Europäischen Reisenden, die Sphinx, welche den, der ihr geheimnißvolles Räthsel zu lösen wagt, in den Abgrund hinabstürzt, ist in desto höherem Maße die ungestüme Wißbegier der Europäer, namentlich der Engländer und Franzosen. In derselben Sitzung, in welcher Herr Douville, ein Franzose, von seiner Reise nach Süd-Afrika, in welches er von der Küste Congo aus einzudringen versucht hat, der geographischen Gesellschaft in London Bericht abgestattet, meldet sich ein Herr Colthurst, der auf seine eigenen Kosten von der Bucht von Benin aus ostwärts nach Wahr el Abiad seine Reise zu unternehmen gedenkt. Ein sehr bedeutender Fortschritt für die Kulturgeschichte Afrika's scheint ferner die Colonisation von Algier zu seyn; sie wird auf jeden Fall ein höchst wichtiger Ausgangspunkt für die Entdeckung des inneren Afrika's von der Nordküste aus, welche bisher dergleichen Unternehmungen nicht anders als feindlich gesinnt seyn konnte. — Der Weg, den Hr. Douville genommen, ist folgender. Von Benguela, wo er 1827 gelandet ist, nach Loando und der Mündung des Flusses Bengo oder Zenja; von da aus in einer fast östlichen Richtung durch die Distrikte von Bengo, Icollo Gelungo und Dembos, das letztere wegen seines fürchterlichen Echo's bei Gewittern und Stürmen für die Eingebornen und selbst für die Portugiesen ein ganz besonderer Gegenstand des Schreckens. Hier hatte der Reisende sowohl, wie seine heldenmüthige Gattin, welche die Gefahren und den Ruhm dieser Reise theilte, aber ginwohl zuletzt erlag, die außerordentlichsten Beschwerden zu bestehen; doch setzten sie ihre Reise nach den Provinzen Ambacca und Pungo Andongo fort, deren geologische Formation, von nunmehr erloschenen Vulkanen aufgewühlt und zerrissen, beschrieben wird —, und von da östlich nach Haco, Tamba und Bailundo, deren stolze und kriegerische Eingeborne dem Reisenden weniger Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, als die Eifersucht der Portugiesen. Von Bailundo kehrte Hr. Douville zwar nach Benguela zurück, aber nach kurzer Ruhe begab er sich südöstlich durch die Provinz Nano nach Bihé, einer Hochebene von ungefähr 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Hr. Douville fand dort eine große Mannigfaltigkeit unbekannter Pflanzen, von denen er einige Exemplare mitgebracht hat. Von Bihé ging er nordöstlich nach den Staaten von Cubinga, um zwischen Libolo und Quisoma einen Vulkan zu untersuchen und alsdann nach Loando zurückzukehren. Alle diese Länder sind, außer Quisoma, dem Portugiesischen Scepter unterworfen. Von Loando nach Ambriz und von dort aus über den Zahire, den er mit dem Congo für eins hält, drang er nordwärts in Länder vor, deren Namen selbst bisher noch ganz unbekannt waren. Unter 3° und 5° südlicher Breite und 29° und 30° östlicher Länge von London liegt, nach seiner Versicherung, ein großer See, von den Eingebornen Conffea genannt, den er für den See Maravi unserer Karten hält; seiner Eigenthümlichkeit nach dem Todten Meere ähnlich, von schwarzen Gebirgen umgeben, die in der Sprache des Landes die stinkenden genannt werden. Er kreuzte auch den Aequator, kehrte aber, von Strapazen erschöpft, nach Ambriz zurück. Hr. Douville erläuterte seine Mittheilungen durch viele mitgebrachte Pläne und Zeichnungen und erntete den wärmsten Dank der Gesellschaft.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 5. März 1832.

England.

Herzog von Wellington.

So viel sich dagegen einwenden läßt, die Biographie eines berühmten Mannes noch während seines Lebens, sobald es nämlich darauf ankömmt das Wollen und Wirken eines solchen Mannes und sein unmittelbares Eingreifen in die Begebenheiten unserer Zeit zu erklären und zu würdigen, dem Publikum zu übergeben, um so zweckmäßiger scheint ein solches öffentliches Vortreten, wenn es hauptsächlich den Zweck hat, über viel besprochene und gedeutete Thatsachen und Begebenheiten das gehörige Licht zu verbreiten; der Mann selbst, um den es sich handelt, tritt dabei in den Hintergrund und gleichsam nur als Erklärer der großen Begebenheiten auf, die an uns vorübergegangen sind. Dies ist in dem uns vorliegenden ersten Theil der militairischen Denkwürdigkeiten des Herzogs von Wellington*) der Fall. Es werden darin die Feldzüge beschrieben, an denen der Herzog von Wellington von seinem Eintritt in die Armee an bis zum Spanischen Feldzuge Theil genommen hat, und die Stellung des Verfassers, so wie die Art der Darstellung, lassen schließen, daß durchweg die besten und zuverlässigsten Quellen benutzt worden sind.

Der Herzog von Wellington, damals Herr Arthur Wellesley, trat im Jahre 1787, 18 Jahr alt, als Fähnrich in die Infanterie ein. Als Subaltern-Offizier und Capitain diente er in den folgenden 6 Jahren, theils bei der Infanterie, theils bei der Kavallerie, und genoß den seltenen Vortheil einer frühzeitigen und genauen Kenntniß des Felddienstes beider Waffengattungen. Im Jahre 1793 wurde er Major im 33sten Regimente, und einige Monate später kaufte er die Oberst-Lieutenants-Stelle in demselben Regimente. Als solcher nahm er im Monat Mai 1794 zuerst an dem unglücklichen Feldzuge des Herzogs von York in den Niederlanden Theil.

„Sein Corps," sagt der Verfasser, „landete in der zweiten Hälfte des Juni in Ostende und war bereits in Garnison, als Lord Moira in jener Stadt eintraf, um daraus einen Stützpunkt für die vereinigte Armee in Flandern zu machen. Der Feind befand sich indeß von der einen Seite bereits im Besitz von Ypern, von der anderen im Besitz von Brügge. Nahe bei dem ersten Platze hatte der Oesterreichische General Clairfait schon drei Niederlagen erlitten und sich nach Gent zurückgezogen. Der Hannöversche General Walmoden, dadurch gezwungen, Brügge zu räumen, suchte seine Vereinigung mit Jenem zu bewerkstelligen. Der tapfere Herzog von York, dessen Unglück es war, ein dergestalt eingeschränktes Kommando zu besitzen, daß ein weit älterer und mehr erfahrener General dadurch in Verlegenheiten gebracht worden wäre, war in Folge jener Niederlagen gezwungen, seine Stellung bei Tournay aufzugeben, und dadurch in eine höchst kritische und betrübte Lage versetzt worden. In diesem Zustand der Dinge berief Lord Moira einen Kriegsrath, und man kam in demselben überein, daß die bloße Vertheidigung von Ostende, worauf seine Befehle ihn beschränkten, nicht von so großer Wichtigkeit wäre, als die unmittelbare Unterstützung des Herzogs von York. Ostende wurde am 29sten Juni geräumt. Mit 8000 Mann marschirte Lord Moira über Brügge — welches die Franzosen bei seiner Annäherung verließen — nach Gent. An demselben Tage schiffte sich die Garnison unter dem Befehl des Obersten Vyse mit solcher Ordnung und Schnelligkeit ein, daß sich nach Sonnenuntergang kein Soldat und keine Vorräthe mehr in der Stadt befanden. Diese Brigade landete an den Ufern der Schelde und verband sich mit dem Herzog von York in seinem Lager vor Antwerpen."

„Hier war es, wo der Oberst-Lieutenant Wellesley zuerst eine Armee im Felde sah! In diesem Zeitpunkt und auf diesem Kriegsschauplatze, wo man von nichts als Niederlagen hörte und mit den trübseligsten Erwartungen in die Zukunft sah, machte der Sieger so vieler Schlachten seinen ersten Versach in den Waffen. Hier erhielt er seinen ersten Unterricht im praktischen Kriegführen, und hier gelang es ihm, die Aufmerksamkeit bald auf sich zu lenken und sich den frühzeitigen Ruhm zu erwerben, der Vertrauen erweckt und den Ehrgeiz anfeuert. — Bei dem stillstehenden Heere und in den beschränkten und unbedeutenden Operationen eines defensiven Feldzuges gab es wenig Gelegenheiten, sich auszuzeichnen; einige kamen indeß doch vor, und diese wurden eifrigst wahrgenommen. Oberst-Lieutenant Wellesley kommandirte das 33ste Regiment in jeder Affaire. An dem Ufer der Nethe, in einem heftigen Gefechte bei dem Dorfe Wortel und in einem heißen Treffen an der Waal zeichnete er sich mit seinen Soldaten sehr aus. In diesen Gefechten blieb unser junger Commandeur nicht unbemerkt. Am Schluß des Feldzuges wurde er von dem General David Dundas dazu ausersehen, mit der Brigade, zu der sein Regiment gehörte, den denkwürdigen Rückzug aus Holland zu decken. Dies war keine geringe Auszeichnung; denn Dundas war ein General von großem Rufe, strenger Disciplin und ein unerschreckener Soldat. Das Kommando der Arrièregarde war ein Ehrenposten; Wellesley füllte denselben vollkommen aus und erwarb sich von dem Augenblick an den Ruf eines vielversprechenden Offiziers."

„Nach der Rückkehr der Truppen von Holland wurde das 33ste Regiment zu einer Expedition gegen die Westindier beordert und sollte im Jahre 1795 mit der Flotte unter den Befehlen des Admirals Christian dahin absegeln. Die Flotte machte mehrere Versuche, in See zu stechen, wurde aber durch widrige Winde mehremale zurückgetrieben. Dieser Verzögerung halber erhielt das 33ste Regiment Gegenbefehl, mußte wieder landen, und im April 1796 segelte es nach dem Cap und nach Ostindien. Auf diese Weise erglänzte im Osten ein Stern im hellsten Scheine, der vielleicht im Westen in Dunkel und Vergessenheit untergegangen wäre."

„Als im Jahre 1797 Lord Mornington, der jetzige Marquis Wellesley, zum General-Gouverneur von Indien ernannt wurde, vergaß er die Interessen seines Bruders nicht. Oberst-Lieutenant Wellesley wurde zum Oberst befördert. Einer seiner damaligen Gefährten auf seiner Ueberfahrt nach Indien erinnert sich noch jetzt, daß er den größten Theil des Tages mit Studiren in seinem Kabinette verbrachte, um sich auf den Befehl und auf sein Verfahren in jenem Lande vorzubereiten. Durch keine lächerliche Sonderbarkeit vor anderen jungen Männern seines Alters und Standes ausgezeichnet, legte er bedächtig den Grund zu seinem späteren Ruhme. Geburt und hohe Verbindungen verschafften ihm eine schnelle Beförderung; aber mehr konnten diese auch nicht für ihn thun. Man wird nicht durch Zufall ein großer Mann, sondern nur durch persönliche Vorzüge, die zwar ursprünglich Geschenke der Vorsehung sind, später aber durch emsige Vorbereitungen, durch festen Willen und durch einen eisernen Entschluß ausgebildet werden müssen."

Der Verfasser beschreibt hierauf mit vieler Lebendigkeit den Theil der Feldzüge in Ostindien, an denen der Oberst Wellesley Theil nahm. Nach der Belagerung und Einnahme der von Tipoo Saib vertheidigten Stadt Seringapatam wurde der Oberst Wellesley zum Kommandanten derselben und bald darauf zum General ernannt. Bei der Schilderung des ungünstigen Einflusses, den das dortige Klima auf den größten Theil der Engländer äußerte, entwirft der Verfasser folgendes Bild von dem damals ungefähr 30 Jahr alten General Wellesley.

„Er war glücklicherweise von der Natur mit einem Körper, der dazu ganz gemacht schien, alle Anstrengungen zu ertragen, so wie mit einer gesunden und kräftigen Constitution ausgestattet. Seine Größe überstieg etwas die mittlere; er war regelmäßig und kräftig gebaut, obgleich eher mager als stark zu nennen. Ein fester Schritt, gerader Gang, seine edle und würdige Haltung und Physiognomie und überhaupt ein merkwürdiges und ausgezeichnetes Aeußere verkündigten den Helden. Wenige nahten sich ihm im Dienst oder bei irgend einer anderen seine ernste Aufmerksamkeit erfordernden Veranlassung, ohne von dem einigermaßen Befremdlichen und Durchdringenden in seinem klaren hellen Auge betroffen zu werden. Nichts war einfacher und überzeugender als seine Art, sich auszudrücken; und niemals in seinem Leben gab er sich den Anschein von Eigenheiten oder nahm etwas Auffallendes in seinem Benehmen an; auch in der größten Aufregung bediente er sich keiner unedlen Ausdrücke. Es mag hier angemessen, zu bemerken, und besonders lesenswerth für unsere jüngeren Offiziere seyn, daß der General Wellesley durchaus mäßig in allen seinen Gewohnheiten war, und daß man sich nicht erinnern kann, daß er jemals der Sklave jener Gebrechen wurde, die oft das ganze Leben eines Soldaten bezeichnen. Er verbrachte außerdem einen großen Theil seines Lebens im Feldlager, und dieses ist so gewiß die Pflegerin männlicher Tugenden, daß wenige Offiziere im vorgerückten Alter auf ungetrübtere Tage und auf heiterere Nächte zurückblicken können, als auf die im Feldlager verbrachten. Um mit einem Worte Alles zu sagen: er war ein Britischer Edelmann, der seinem Könige und sei-

*) Military Memoirs of Field Marshal, the Duke of Wellington, by Captain Moyle Sherer. (Militairische Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls, Herzogs von Wellington, von Captain Moyle Sherer.) Zu finden in Berlin in der Aßherschen Buchhandlung.

nem Vaterlande mit Herz und Hand diente!" — Nach der berühmten Schlacht bei Assaye, welche den Frieden herbeiführte, kehrte General Wellesley nach England zurück, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Im Jahre 1806 nahm er zuerst seinen Sitz im Unterhause ein, als Mitglied für Newport auf der Insel Wight. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Catharine Pakenham, der Schwester des Grafen von Longford. — Ueber das Bombardement von Kopenhagen, der nächsten militairischen Expedition, an welcher General Wellesley Theil nahm, äußert sich der Englische Verfasser folgendermaßen:

„Im Sommer des Jahres 1807 segelte Sir Arthur mit der Expedition unter Lord Cathcart nach Kopenhagen. Niemals segelte wohl eine Expedition von den Britischen Ufern, in der es so peinlich gewesen, zu dienen, als in dieser. Nichts zeigte deutlicher, daß England für seine politische Existenz kämpfe, als der Angriff auf Dänemark. Es befand sich mit dieser Macht bis zu dem Augenblick in Frieden, wo 27 Linienschiffe mit einer ansehnlichen Truppenmacht vor ihrer Hauptstadt erschienen und die Uebergabe ihrer Flotte verlangten. „„Ihr könnt sie nicht,"" sagten unsere Diplomaten, „„gegen Napoleon vertheidigen, der sie gegen unsere Nation gebrauchen wird. Ueberliefert sie uns daher als Pfand bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens, wir werden sie Euch unversehrt zurückgeben. Verwerft Ihr unseren Vorschlag, so müssen wir denselben mit Gewalt ausführen."" Unfürstlich würde es gewesen seyn, einem solchen Vorschlage feig nachzugeben; der Kronprinz von Dänemark nahm den Fehde-Handschuh auf. Und nur erst, als seine unvorbereiteten Truppen geschlagen waren, als in den brennenden Gebäuden und auf den blutbefleckten Straßen Kopenhagens das Angstgeschrei seiner Unterthanen ihm über den Ausgang des Kampfes keinen Zweifel mehr übrig lassen konnte, da erst willigte der König in die demüthigendste Maaßregel, die je einem Monarchen und einem Vaterlandsfreunde vorgeschlagen worden war. Es möchte moralischer und vielleicht wahrhaft christlicher gewesen seyn, wenn der Fürst, nach reiflicher Abwägung aller Umstände, die Vergeblichkeit des Widerstandes einsehend, schon vorher seine Skrupel und seinen Stolz der Nothwendigkeit aufgeopfert hätte. Es würde dies seine ruhige Unterwerfung entschuldigt haben; aber mit einer Krone auf dem Haupte, einem Schwerdt an der Seite und Blut in den Adern konnte man ein solches Nachgeben kaum von irgend einem Herrscher erwarten. Die vorbeugende Politik der Englischen Minister konnte nur auf den Grund einer unumgänglichen Nothwendigkeit gerechtfertigt werden, und diese war vorhanden. In dem einzigen Gefecht von einiger Wichtigkeit, welches bei dieser Gelegenheit stattfand, kommandirte Sir Arthur Wellesley. Das einzige Dänische Truppen-Corps, welches wagte, eine Stellung nahe bei Kiege zu vertheidigen, wurde von ihm angegriffen, vertrieben und bis zu einem im Rücken liegenden befestigten Lager verfolgt; auch dies wurde mit Sturm genommen und die Truppen mit beträchtlichem Verlust in die Stadt gedrängt. Sir Arthur begab sich darauf nach dem Mittelpunkt der Insel, um die Bewohner zu beruhigen und zu entwaffnen. Er war bei dem schrecklichen und traurigen Bombardement Kopenhagens nicht zugegen. In dem Augenblick aber, wo der Feind Lust zum Unterhandeln zeigte, wurde nach ihm gesandt und er mit Sir Home Popham und Oberst Murray beauftragt, die Bedingungen der Capitulation festzusetzen. In der Diplomatie wie im Kriege war Sir Arthur immer schnell und entschlossen; die Bedingungen wurden in einer Nacht berathen und festgesetzt und am folgenden Morgen die Ratificationen ausgetauscht. Die Absichten unserer Regierung wurden unbedingt erfüllt, und die Thore der Hauptstadt, die Citadelle und die Schiffswerfte waren an demselben Abend in unserem Besitz. — Selbst noch jetzt, nach so langer Zeit, können wir nicht ohne Pein an das Bombardement von Kopenhagen denken; dagegen erinnern wir uns mit Vergnügen der Thatsache, daß während des ganzen Krieges, den Sir Arthur auf der Pyrenäischen Halb-Insel führte, keine Stadt jemals durch ein Bombardement zerstört wurde; und so wichtig in einem besonderen Falle die schnelle Einnahme der durch ihn belagerten Festung war, so wollte er doch nicht zu dieser äußersten Maaßregel schreiten, sondern unterwarf sich lieber allen Unannehmlichkeiten und aller Gefahr einer Verzögerung. Wir wollen damit nicht andeuten, daß die Lords Cathcart und Gambier das Bombardement von Kopenhagen hätten vermeiden können; ohne dasselbe würde der Erfolg ihres Angriffs zweifelhaft gewesen seyn, und sie befolgten nur die Vorschriften einer Regierung, welche diesen traurigen Schritt reiflich überlegt haben mußte und ihn befahl. Bombardements sollten aber in unseren Tagen durch einen Vertrag zwischen civilisirten Nationen für immer abgeschafft werden. — Wir sind überzeugt, daß Sir Arthur Wellesley eben so wenig als Lord Cathcart Anstand genommen haben würde, jene Befehle auszuführen; aber es ist für seine Biographen ein Gegenstand aufrichtiger Freude, daß er bei jener traurigen Unternehmung nicht thätig war."

Im Juli 1808 führte Sir Arthur Wellesley ein Britisches Heer nach der Pyrenäischen Halbinsel, und hier war es, wo sich sein militairisches Talent unter den schwierigsten Verhältnissen nach jeder Richtung hin auf das Glänzendste entwickelte. Der Verfasser schildert in diesem ersten Theile die bekannten Ereignisse jenes Feldzuges bis zu dem Zeitpunkte im Jahre 1810, wo Massena den Oberbefehl über die Französischen Truppen erhielt. — Nach der zwar siegreichen, aber erfolglosen Schlacht von Talavera wurde Sir Arthur mit den Titeln Baron Douro von Wellesley und Viscount Wellington von Talavera zum Pair erhoben, bald darauf aber durch den gänzlichen Mangel an Unterstützung sowohl von Seiten der Spanischen Truppen als der Spanischen Behörden gezwungen, sich nach Portugal zurückzuziehen.

„In dieser schwierigen Lage," sagt der Verfasser, „wo so viele und bedeutende Sorgen das Gemüth des Lord Wellington belasteten, ist es interessant, zu untersuchen, wie weit er von Haus aus durch das Ministerium unterstützt, und wie weit er durch die Stimme seiner Landsleute ermuthigt wurde. Im Britischen Senate hielt man Reden, die den doppelten Zweck zu haben schienen, die Franzosen zu ermuntern und die Britischen Heere niederzuschlagen. Wir wollen nur einige wenige Auszüge mittheilen; aber sie werden dazu dienen, den Charakter des Lord Wellington in seinem wahren Lichte darzustellen und ein richtiges Urtheil über sein Talent und seinen Muth zu begründen. „„Es ist traurig und beunruhigend,"" sagte ein Parlaments-Mitglied, „„zu hören, daß Lord Wellington gesagt hat, er könne Portugal mit 50,000 Mann vertheidigen, vorausgesetzt jedoch, daß 30,000 Engländer darunter seyen; denn wenn demnach die Absichten der Franzosen auf jenes Land ernstlicher Art sind, so wird Lord Wellington und seine Armee, ehe drei Monate vergangen sind, wieder in England seyn.""" Bei einer merkwürdigen Debatte im Oberhause brach ein angesehener Lord, auf dessen Meinung die fähigsten Männer einen großen Werth legten, nachdem er gegen die Nutzlosigkeit der Vertheidigung Portugals geeifert hatte, in folgende Worte aus: „„Ist wohl auch nur Einer unter denen, die mich hören, der innerlich überzeugt wäre, daß Portugal, selbst mit Aufopferung der ganzen tapferen Britischen Armee, zu halten sey? Sollte ich auf diese Frage von irgend Jemanden eine bejahende Antwort erhalten, so würde ich aus dieser Antwort auf die Unfähigkeit einer solchen Person, dieses Land zu verwalten oder selbst nur öffentliche Angelegenheiten in einer berathenden Versammlung zu verhandeln, schließen können."" — Hiernächst trat ein Graf auf, der General und tapferer Soldat, aber glücklicherweise nicht Befehlshaber unserer Armee in Portugal war. Er sagte: „„Der Versuch, Portugal zu vertheidigen, ist der Gipfel des Irrthums; denn man wird uns bei dem gegenwärtigen System gerade so lange erlauben, Portugal zu behaupten, als es Bonaparte für angemessen erachtet."" Der Rath der verzweifelnden Partei in beiden Häusern des Parlamentes und unter dem Englischen Volke war in der That dieser: „„Brecht die Treue; verlaßt die Spanier, verlaßt die Portugiesen; hütet Euch vor diesen furchtbaren Legionen Napoleons, Ihr könnt weder ihnen noch ihm widerstehen; bringt die Armee zurück und thut keinen Schuß, bis etwa Napoleon sich an den Küsten von Alt-England zeigen sollte."" — Dennoch siegten die Minister in beiden Häusern, und die nöthigen Unterstützungen für die Portugiesischen Truppen wurden bewilligt; aber sie blieben dabei in ihren Maaßregeln immer höchst ängstlich und vorsichtig; sie sandten keine Britische Verstärkungen und empfahlen dem Lord Wellington immer, nichts zu wagen und stets zu einer sicheren und zeitigen Einschiffung vorbereitet zu seyn. Aus dem Inhalt ihrer Instructionen ging deutlich hervor, daß er im Fall eines Unglückes die schwere Verantwortlichkeit allein tragen müsse; aber er hatte Herz, Geist und Muth, wie die Fähigkeit, das Gewicht aller Schwierigkeiten, die auf ihm lasteten, zu ertragen — und mit diesen Eigenschaften gelang es ihm, nicht bloß Portugal zu retten, sondern unsere Armee siegreich nach Spanien und Frankreich zu führen."

Der zweite Band, der im Laufe dieses Monats in den Englischen Buchhandel kommen sollte, wird die Beschreibung der siegreichen Feldzüge des Herzogs auf der pyrenäischen Halbinsel bis zum Friedensschlusse von 1814, so wie des kurzen im Jahre 1815 gemeinschaftlich mit dem Preußischen Heere und seinem tapferen Führer beendigten Feldzugs, umfassen.

Bibliographie.

Observations on pauperism. (Bemerkungen über das Armenwesen) Von R. F. Pr. 1 Sh.

The elements of the British Constitution. (Die Elemente der Britischen Verfassung.) Von J. D. Schomberg. Pr. 2½ Sh.

Illustrations of the Vaudois. (Waadtländische Darstellungen.) Mit Kupfern. Von Acland. Pr. 15 Sh.

History of chronic phlegmasiae. (Die chronische Verschleimung.) Von Brouffais. 2 Bde. Pr. 25 Sh.

Treatise on physiology applied to anatomy. (Abhandlung über die auf Anatomie angewandte Physiologie.) Von Brouffais. Pr. 16 Sh.

On emigration. (Ueber Auswanderung.) Von Burns. Pr. 2½ Sh.

Three discourses on practical subjects. (Drei Reden über praktische Gegenstände.) Von Cecil. Pr. 2½ Sh.

On the phenomena of dreams. (Ueber die Erscheinungen im Traume.) Von Dendy. Preis 4 Sh.

Dublin delineated in 26 views. (Dublin in 26 Ansichten dargestellt.) Pr. 4 Sh.

Italien.

Istoria dell' Europa di Pierfrancesco Giambullari dall' anno 887 al 947. (Geschichte von Europa vom Jahr 887 bis zum Jahr 947, von Pierfrancesco Giambullari.) Neue Ausgabe. 3 Bde. Livorno, 1831.

Endlich ist eine so lange schon gewünschte korrekte Ausgabe dieses alten historischen Schriftstellers erschienen. Sie bildet einen Theil der bei Masi in Livorno herauskommenden „Ausgewählten Bibliothek Italiänischer Geschichtsschreiber." Folgendes ist die Einleitung, die der Herausgeber ihr vorgesetzt hat:

„Der Italiänische Herodot — denn ein solcher Name scheint in der That dem Pierfrancesco Giambullari zu gebühren — war

eit mehr als drittehalb Jahrhunderten in Italien fast verschollen. Eine sehr schlechte, wiewohl von einem Freunde des Verfassers veranstaltete, doch von Grund aus verfälschte Ausgabe seiner Geschichte von Europa hat dazu nicht wenig beigetragen. Vier etwas bessere Ausgaben, die während der letzten zehn Jahre in kurzen Zwischenräumen hinter einander erschienen sind, haben wohl nicht wenig zur Wiederbelebung seines Rufes beigetragen. Ihn aber ganz wiederherzustellen, wird, wie wir hoffen, der gegenwärtigen neuen Ausgabe gelingen, die, nach der in Palermo erschienenen, von einem ausgezeichneten Gelehrten, Pietro Gierdani, berichtigt worden, der auch, wozu er wohl mehr als irgend ein Anderer die Fähigkeiten besitzt, die uns fehlenden Manuskripte mit eigenem Geiste supplirt hat, und dem wir die Unterscheidung der Jahre und der Länder verdanken, auf welche die Geschichte in ihrem Verlaufe sich bezieht. Die Jahreszahlen wird man obenan auf jeder Blattseite und die Länder als Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte verzeichnet finden."

„Diese neue Ausgabe, die sechste seiner Geschichte Europa's, ist doch die erste im Vaterlande des Giambullari (Toskana). Die allererste, von seinem Freunde Cosimo Bartoli veranstaltete Edition, die so lange Zeit die einzige in Italien blieb, erschien zu Venedig im Jahre 1566; die zweite ist die vorerwähnte von Palermo, welche die Jahreszahl 1820 trägt; die dritte, welcher die zahlreichsten Notizen, die jemals über den Verfasser gesammelt worden, vorgedruckt waren, erschien zu Pisa im Jahre 1824; die vierte, die man als einen bloßen Abdruck der vorangegangenen ansehen kann, erhielten wir aus Brescia im Jahre 1827; die letzte, in der von den eben erwähnten Notizen ein Auszug gegeben wurde, und welche von allen übrigen noch die richtigste Lesart enthält, erschien im vorigen Jahre zu Mailand."

„Nicht leicht ist es, sich zu erklären, warum dieses Werk ein so unverdientes Geschick erfahren, besonders wenn wir erwägen, daß Giambullari als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit angesehen wurde. Im Jahre 1495, als der Sohn des berühmten Dichters Bernardo Giambullari, geboren, bekleidete er — wie man sich wohl ausdrücken darf — bis zu seinem Tode, im Jahre 1555, die höchste Magistratur der Sprache, deren Ursprung er erforschte, und deren Regeln er, als der Erste unter den Florentinern, feststellte. Auch wurde er immer von der Zeit ab, da eine gefeierte Akademie (della Crusca) anfing, den Sprachschatz zu sammeln, sowohl seiner Geschichte als seiner anderen Werke wegen, zu denjenigen Schriftstellern gezählt, die es am meisten würdig seyen, jenen Schatz zu bereichern. Es scheint demnach, insofern es das Ansehen hat, als ob nach langen Irrthümern der bessere Geschmack wieder obsiegen wollte, an der Zeit zu seyn, dieser Geschichtschreibung Europa's sowohl, als ihrem Verfasser, Genugthuung für ein langes Unrecht zu Theil werden zu lassen."

„Schon der Gedanke macht uns Freude, daß mindestens in Toskana die beste fehlerfreieste Ausgabe dieser Geschichte oder vielmehr des unschätzbaren Bruchstückes erscheint, welches Bartoli uns davon aufbewahrt hat — eines Bruchstückes, das in der That das erste Muster einer allgemeinen Europäischen Geschichte nicht bloß für Italien, sondern auch für das übrige Europa war. Das Herz erfüllt von seinem Dante, dem und dessen Gedicht er mehrere Schriften widmete, die zum Theil im Druck erschienen, zum Theil aber leider verloren gegangen sind, wollte Giambullari seine Geschichte da beginnen, wo, so schien es ihm, Dante selbst sie begonnen hätte, nämlich bei der Wiedererschaffung des Kaiserreiches durch einen Karl, dem nicht ohne volles Recht der Beiname des Großen ertheilen worden. Indem er seine Stellung in dem Mittelpunkte nahm, der ihm von seinem Gegenstande angedeutet war, nämlich in dem schönsten Theile des Kaiserreiches selbst (Italien), ließ er von hier aus den Blick über alle ihm zugängliche Regionen Europa's schweifen und machte seine Geschichte zum schönsten Spiegel jener Größe und jener Einheit, die er im Geiste stets vor sich sah, und die über das Abbild der glänzenden Eigenschaften Karls des Großen waren. Darum ist auch seine Sprache, deren Reichthum ihm zwar immer zu Gebote stand, doch in diesem Werke so besonders edel, so reich an Abwechselung und so harmonisch, daß, wenn wir von seiner Geschichte, wie von der des Griechischen Herodot, neun Bücher, statt der sieben kaum vollständigen, besäßen, wir auch ihnen die Namen der neun Musen beilegen könnten." (Antologia di Firenze.)

Bibliographie.

Biblioteca di medicina e chirurgia pratica. (Bibliothek für praktische Medizin und Chirurgie.) Medizinische Abtheilung. Enthält nachstehende Italiänische Uebersetzungen: Rayer's „Abhandlung über die Hautkrankheiten." 2 Bde. Pr. 23 Lir. 60 C. — Wenzel's „Krankheiten des Uterus." Pr. 3 Lir. — Mutel's „Abhandlung von den Giften." Pr. 6 Lir. — Andral's „Medizinische Klinik." Pr. 6 Lir. — Mailand.

Teoria delle leggi della sicurezza sociale. (Theorie der Gesetze von der gesellschaftlichen Sicherheit.) Vom Prof. Giovanni Carmignani. 2 Bde. Turin.

Dell' amore di Dante Alighieri. (Von Dante's Liebe und vom Bildnisse der Beatrice Portinari.) Ein Kommentar von Melchior Messirini. Florenz. Dritte Auflage.

Delle memorie di Dante Alighieri. (Von den Denkschriften Dante's und von seinem Mausoleum in der Kreuz-Kirche.) Kommentar von M. Messirini. Florenz. Dritte Auflage.

Opere complete di P. Metastasio: volume unico. (Metastasio's sämmtliche Werke in Einem Bande.) Bildet den 4ten Band der portativen Bibliothek für Reisende. Florenz. Borghi e C.

Vite degli illustri cittadini Italiani. (Das Leben berühmter Italiänischer Bürger.) In der Weise des Plutarch beschrieben von Francesco Benedetti. Erste Lieferung, enthält das Leben Cola di Rienzo's. Italien, 1831.

Opere teatrali inediti di Casimiro Casetti. (C. Casetti's bisher noch ungedruckte dramatische Werke.) 2 Bde. Turin.

Stefano, Duca di Napoli. (Stephan, Herzog von Neapel.) Trauerspiel von Alfonso Filippeni. Neapel.

Instruzioni per mantenere la salute. (Instructionen zur Erhaltung der Gesundheit und um sich vor der Ansteckung der Cholera zu bewahren.) Aus dem Deutschen nach der zu Berlin im Jahr 1831 erschienenen verbesserten Ausgabe, mit Anmerkungen versehen vom Prof. Pozzi. Mailand. Pr. 15 Sold.

Frankreich.

Charles Nodier.

(Plan zu einer vollständigen Ausgabe seiner Romane und Erzählungen.)
Von J. Janin.

Das literarische Leben Ch. Nodier's giebt das vollständigste, wenn nicht das glänzendste Bild der Literatur unserer Epoche. Wenn man unter den jetzigen Schriftstellern einen zum Repräsentanten der verschiedenen Nuancen der modernen Bildung wählen wollte, so wäre nur Nodier dazu geeignet; von den Uebrigen sind die Einen noch zu jung, die Anderen schon zu alt. Nur Nodier, ein kräftiger Jüngling unter der Republik, ein ungestümer junger Mann, der Held der Opposition, unter der Kaiserlichen Regierung, ein Mann von leidenschaftlicher Einbildungskraft und tiefer Einsicht unter der Restauration, trägt in sich und in seinen Werken etwas, das an alle die verschiedenen Epochen erinnert, aus denen die unserige, gleich einem aus allen übrigen Metallen zusammengesetzten Erze, besteht. Nodier hat in seinem trefflichen Buche über die Revolution sein Leben beschrieben. Als Jüngling studirte er das Griechische bei Eulogius Schneider, dem blutigen Hellenisten, dessen sich Straßburg noch erinnert; später waren die Gefängnisse des Kaiserthums die Wohnung des poetischen Tadlers. Alles war damals in diesem ruhmreichen und dennoch so traurigen Frankreich für Nodier poetisch. Während ganz Europa sich Schlachten lieferte, las er die Alten, studirte er die neueren Schriftsteller, versenkte er sich mit dem höchsten Genuß in die Tiefe der Wissenschaft, war er vielleicht der einzige Mensch, der damals daran dachte, Dictionaire zu lesen, sie zu kommentiren und zu beurtheilen. Als Frieden eintrat, als Frankreich zur Ruhe und zur Wissenschaft zurückkehrte, hatte nur Nodier ununterbrochen studirt und war allen Talenten seiner Zeit weit voran geeilt; Niemand von seinem Alter wußte so viel als Nodier. Er wußte zuerst in Frankreich, daß da oben in einem Lande eine neue, jungfräuliche und wahre Dichtkunst, eine innige Herzenspoesie vorhanden war, die durch Byrons Stimme erwacht war; er wußte, daß es da oben irgendwo ein Königreich Schottland gab, das durch einen neuen Geschichtschreiber aufgehellt und belebt wurde, dessen erste Werke wir als leichte Romane hingenommen hatten; was noch mehr ist, Nodier wußte, daß es in Frankreich eine Frau gab, die v. Staël, und einen Mann, der Chateaubriand hieß; er wußte das fast allein und hat es uns zuerst enthüllt, er, der so gutmüthig, so naiv, so träumerisch, so gelehrt, so leidenschaftlich und dennoch so weich war.

Nodier hat also dreimal mehr als irgend sonst Jemand gelebt. Die drei verschiedenen Phasen seines Lebens sind in eben so verschiedenen Werken ausgedrückt. Als Jüngling sammelte er in seinem Innern Träume, Erinnerungen, Freundschaften, Leidenschaften, unglückliche Schicksale zur späteren Verarbeitung; eine köstliche Sammlung, ein unschätzbarer Vorrath! Erinnerungen voll Wärme und Mitleid, die er in unvergänglichen Buchstaben in seinen Erinnerungen aus der Revolution niedergeschrieben hat. Auf die Dichtkunst folgte die Wissenschaft; nächst der Liebe war die Grammatik die beste Leidenschaft Nodiers; seine philologischen Arbeiten sind unzählbar; er hat eine Grammatik, eine raisonnirende Kritik aller alten und neuen Wörterbücher geschrieben, selbst zwei Dictionaire verfaßt, über alle Klassiker unserer Sprache geschrieben, sie kommentirt und mit Anmerkungen versehen, er hat eine neue Leidenschaft, die Bücherwuth, erfunden oder wenigstens bei uns auf ihre höchste Stufe gebracht. Er ist ein tiefer, gelehrter und geistreicher Kritiker; kein anderer Kritiker vom Fach hat so viel geschrieben und namentlich so viel Wahres gefunden, wie er.

Als dritte Lebensbeschäftigung Nodiers finden wir seine Dichtungen, Romane, Erzählungen, leichte, durch Inhalt und Sinn glänzende Werke, theils Bilder der Sitten und Leidenschaften einer anderen Zeit, theils anmuthige und tiefe Reflexe der Poesie, die um uns herum, in Deutschland, England, Italien, kurz überall, nur nicht in Frankreich, lebte. Zunächst ist es der Göthesche Werther, der Nodier zum Schreiben drängt; er weiß den Werther auswendig und macht aus dieser Deutschen Leidenschaft eine Französische, eine Leidenschaft von Verbannten und Aristokraten. Nodier hatte selbst unter der Kaiserlichen Herrschaft Vertrauen zur Aristokratie; er schmückte seine Bücher und Leidenschaften mit ihr, um aber Verzeihung dafür zu finden, machte er seine Helden unglücklich, man betrachte Therese Aubert: welche Scenen! welcher Wahnsinn! welche blutige und pathetische Phantasie. — Nach Göthe kommt Byron, nach Werther der Korsar und Lara an die Reihe. Eine neue Saite ertönt in der Seele des Romandichters, die wilde Poesie, die scharfe Schilderung, die wahre Leidenschaft, die einfache und doch kräftige Handlung, der Menschenhaß Byrons, — das Alles findet sich in dem schönen Buche Jean Hogar. Jean Hogar, ein Italiäner, Bergbewohner,

Dichter, Liebender, Räuber, im Kampfe mit der Gesellschaft und die Gesellschaft dennoch zur Achtung zwingend. Dieser Roman wurde bei seinem Erscheinen dankbar und freundlich aufgenommen; die Männer erstaunten über diese warme Leidenschaft, dieses einfache und düstere Interesse, über diese mit der Melancholie des Nordens verschmolzenen Leidenschaften des Südens. Die Frauen waren entzückt, hingerissen, als sie endlich einen Roman hatten, den sie lesen konnten. Ein allgemeiner Ruf des Dankes begrüßte den Zauberer, der alle Formen, Poesieen und Leidenschaften annahm und Alles nachahmte, indem er doch zugleich selbst schuf. Eines Abends liest er Faublas, am anderen Morgen schreibt er etwas Besseres, als Faublas; eben so viel Leidenschaften, so viel Liebe, so viel Schwäche und dennoch nur eine einzige Schwäche, eine einzige Liebe, ein Weib, ein Held, eine Heirath, dies ist der Inhalt des anmuthigen kleinen Buches: das letzte Kapitel meines Romans.

Doch horch! Walter Scott belebt Schottland; alte Ruinen, alte Volkslieder und die alte Geschichte leben wieder auf; alle Leidenschaften, Tugenden, Schlachten, aller Aberglaube des alten Schottlands erstehen wieder. Jetzt begeistert Nodier sich für Schottland; er hört zu, studirt, sucht und findet Trilby, den Geist von Argail, Trilby, — eine Seele mit Flügeln, eine liebende Flamme in reinem Herzen, eine seufzende Stimme, Trilby, das Geräusch in der Hütte, das Feuer des Heerdes, den Traum der Nacht, den Gesang des Tages, das Schnurren des Spinnrads, den Gefährten der häuslichen Freuden — das Alles fand Nodier in Schottland. Dieser kleine Roman ist voll Reiz und Anmuth und dem Style nach ein Meisterwerk. Ein Gegenstück dazu bildet Smarra, der Alp, der sich auf die Brust setzt, der mit seinen beiden Knieen auf den Schlafenden lastet, ihre Augenlieder zudrückt, sie mit seiner Stimme erschreckt, mit seinem Athem erstickt. — Dann kommen die flüchtigen Studien über die Gesellschaft, Skizzen der Pariser Salons, die Träume eines thätigen Geistes bei schönem und ruhigen Wetter, z. B. der Sittenroman Adele, dann Anekdoten, Erzählungen, Mährchen, kurz dieses ganze reiche Leben, welches Nodier in den Blättern und namentlich in der Revue de Paris ausgestreut hat.

Als Schriftsteller verdient Nodier vielleicht den ersten Rang unter den Zeitgenossen; sein Styl ist ein Muster von Klarheit, Eleganz und Reinheit; er hat eine eigene Manier, eine Schule gestiftet und seiner würdige Schüler gebildet. Und dennoch findet man, wenn man einen Roman von Nodier sucht und fragt, wo seine Bücher sich befinden, und wie viel er deren geschrieben hat, dieselben nirgends, und nur wenige Personen werden letztere Frage zu beantworten wissen. Wie alle guten neueren Bücher, so wurden auch die seinigen bei ihrem Erscheinen verschlungen und sind dann verschwunden oder in die Bibliotheken und in das Gedächtniß der Männer von Geschmack verbannt worden. Die Ausgabe, die wir hier ankündigen, wird höchst sorgfältig seyn, der Verfasser selbst wird dieselbe durchsehen und verbessern und jeder Roman mit einer Vorrede begleitet werden, worin, nach dem Beispiele des großen Corneille, der Verfasser die Geschichte seines Inhalts und manchmal eine Kritik des Werkes giebt. Auf diese Weise werden wir sämmtliche Werke Nodier's und die ganze Geschichte seiner Schriften erhalten, die zugleich eine Literatur-Geschichte unserer Zeit ist.

(Revue de Paris.)

Bibliographie:

Conférences de philosophie catholique. (Konferenzen katholischer Philosophie.) Vom Abbé Gerbert. Das Ganze wird aus 15 Konferenzen bestehen, deren zwei in jedem Monat erscheinen. Pr. 8 Fr.

Le nouvelliste de la jeunesse. (Jugendzeitung.) Herausgeber P. Blanchard. Erscheint drei Mal monatlich in Heften. Pr. des Jahrganges 15 Fr.

Théophron, ou l'étude des choses: de la nature, de l'homme et de la société. (Theophron. Untersuchung von Gegenständen aus der Natur, mit Hinsicht auf den Menschen und die Gesellschaft.) Von J. Henri ***, von Orbe. Pr. 6 Fr.

Dictionnaire universel de matière médicale et thérapeutique générale. (Universal-Wörterbuch der materia medica und der allgemeinen Therapie. Die Erkenntniß, Beschreibung und Anwendung aller in den verschiedenen Welttheilen bekannten Medikamente enthaltend.) Von Mérat und De Lens. Vierter Bd. (L-N.) Pr. 8 Fr.

Physiologie à l'usage des colléges et des gens du monde. (Physiologie zum Gebrauche der Kollegien und der Layen. Durch kolorirte Zeichnungen deutlicher gemacht und erklärt.) Ein Stammbuch von J. Ach. Comte, Professor der Naturgeschichte. 4. Pr. 12 Fr.

Mannigfaltiges.

— Englisches Anleihe-System. Schon vor sehr langer Zeit war es in England Gebrauch, für den Staat Schulden zu machen. Unter der Regierung Richards I. wurden bereits gewisse Kron-Revenuen zur Wiederbezahlung der Gelder verpfändet, welche jener Monarch zur Bestreitung der Kosten seines Zuges nach dem heiligen Lande aufgenommen hatte. Solche Anleihen wurden in der Regel nur auf kurze Termine abgeschlossen, und da die zu ihrer Wiederbezahlung angewiesenen Fonds für Kapital und Zinsen hinreichten, so hatten Geschäfte solcher Art in jener Zeit natürlich wenig Aehnlichkeit mit den jetzigen. Damals wurde der Betrag der geliehenen Summen durch die vorhandenen Revenuen gedeckt, und sie waren ihrer Natur nach [illegible] Vorschüsse auf die zu gewärtigenden Einnahmen; während in neueren Zeiten unsere Finanz-Minister sich meistens damit begnügen müssen, durch neue Auflagen für die regelmäßige Zahlung der Zinsen zu sorgen, ohne erwarten oder hoffen zu dürfen, daß das ursprüngliche Kapital jemals wird zurückbezahlt werden können.

(London and Paris Observer.)

— Der Französische National-Konvent. Folgende ist eine Notiz über die Zahl der Opfer und ihren Rang, welche dem Französischen Konvent, der am 17ten Aug. 1792 zusammentrat und am 15ten Dez. 1794 aufgelöst wurde, erlagen. Die Personen, welche durch den Spruch des Konvents zur Enthauptung verurtheilt wurden, waren: — Ludwig XVI., Maria Antoinette, Prinzessin Elisabeth, 6 Prinzen von Geblüt, 3 Prinzessinnen, 6 Herzoge, 2 Herzoginnen, 14 Marquis, 2 Marquisinnen, 3 Reichs-Freiherren, 23 Grafen, 6 Gräfinnen, 3 Vicomtes, 214 Adelige, 12 Ritter des St. Ludwigs-Orden, 127 verheirathete adelige Frauen, 45 bürgerliche Frauen, 76 Wittwen von Adeligen und Anderen, 4 Abbé's, 2 constitutionelle Bischöfe, 14 Mönche, 155 Priester, 17 constitutionelle Priester, 23 Nonnen, 2 Marschälle von Frankreich, 47 Generale, Generals-Lieutenants und Brigadiers, 13 Marechal's de Camp, 22 Obersten und Oberst-Lieutenants, 8 Majore, 51 Capitaine, 17 Adjutanten, 41 Lieutenants, 7 Artillerie-Offiziere, 84 Soldaten, Nationals-Gardisten und Matrosen, 2 Admirale, 1 Kommodore, 8 Schiffs-Capitaine, 105 Kriegs- und Marine-Kommissarien, 33 Mitglieder des National-Konvents, 4 Mitglieder der gesetzgebenden und 3 Mitglieder der konstituirenden Versammlung, 3 Staats-Minister, 30 Maires, 22 Richter, 19 Friedensrichter, 24 Auteurs, Literaten und Zeitungs-Redakteuren, 178 Parlaments-Räthe, Advokaten und Notarien, 109 Privatleute, 12 Banquiers, 58 Kaufleute, 166 Municipal-Beamten, 941 Personen aus verschiedenen Ständen — zusammen also 2774 Personen. Der älteste unter ihnen war Herr Dam, Rath des Toulouser Parlamentes, dessen 97 Jahre umsonst die Gnade des Blutgerichtes ansprachen; er und 25 andere Räthe desselben Parlamentes nebst 4 des Pariser wurden zusammen hingerichtet. Eine Art von Beruhigung des in uns erregten Schauders gewährt noch die Bemerkung, daß die von jenem Blutgerichte zuletzt Verurtheilten Robespierre selbst und ungefähr 100 seiner Kollegen, die Gründer und Erhalter des Tribunals, waren.

(United Service Journal.)

— Fortschritte der Künste und Wissenschaften in Assam. Ein von Ostindischen Eingebornen redigirtes Bengalisches Blatt (Sumachar Durpun) enthält Folgendes: „Wir haben das Vergnügen, eine Bengalische Uebersetzung Englischer Gedichte von Jugou-ram Fukkun anzeigen zu können. Dieser Uebersetzer ist ein Beamter der Regierung in Assam, und seine Arbeit macht ihm große Ehre. Es hat derselbe auch ein anderes und zwar bedeutenderes Englisches Werk in's Bengalische übersetzt, und er steht im Begriff, es zur Belehrung seiner Landsleute drucken zu lassen. Unsere Leser sind bereits mit den literarischen Bemühungen eines zweiten Assamers, Holleram Dhenkyal Fukkun's, bekannt, welcher vor ungefähr 18 Monaten ein Werk erscheinen ließ, welches mit vielem Beifall aufgenommen wurde. — Wir sind wahrhaft darüber erstaunt, daß, obgleich Assam sich kaum 7 Jahre lang unter Englischer Herrschaft befindet, ein so bedeutendes Vorschreiten auf dem Wege der Wissenschaften bemerklich wird; und wenn dieses so gerechte Lob dazu dienen könnte, zu ferneren Bestrebungen anzureizen, so würden wir uns sehr glücklich fühlen. Die höheren Klassen der Eingebornen von Assam hängen sehr an Bengalen, und die einheimischen Zeitungen werden deshalb daselbst mehr gelesen, als in irgend einem Theil von Bengalen; und während von mehr als der Hälfte der übrigen Distrikte noch nicht eine Zeile in den öffentlichen Blättern erschienen ist, geht kaum eine Woche vorüber, in welcher nicht uns oder unseren Kollegen eine Mittheilung aus Assam gemacht würde. Wir berichten auch mit Vergnügen, daß bei den Dienste der Regierung stehenden Europäer, an deren Spitze sich der vortreffliche Herr Scott befindet, einige Schulen eingerichtet haben, in denen besonders die Bengalische Sprache gelehrt wird; da dieselbe nur wenig von der Assamer Sprache abweicht, so sind von dieser Einrichtung die glücklichsten Folgen zu erwarten, indem die Bewohner von Assam dadurch in den Stand gesetzt werden, alle Werke zu benutzen, die in der Folge ins Bengalische übersetzt werden. — Obgleich Assam schon längst Seide hervorbrachte, so waren doch die dortigen Weber nicht im Stande, dieselbe gut zu spinnen. Deshalb hat der Regierungs-Kommissarius einige Seidenspinner aus Rungpore kommen und den Eingebornen der Provinz Unterricht ertheilen lassen. Es ist der Wunsch des Kommissarius, daß der Wohlstand der Provinz durch eine größere Production von Seide gefördert werde, und er hat zu dem Ende festgesetzt, daß, wer sich verpflichtet, ein Feld zur Pflege der Seidenraupe zu bebauen, keine Abgaben von dem Lande zu bezahlen braucht."

— Holländische Werke in's Japanische übersetzt. In dem diesjährigen Berichte der Holländischen Gesellschaft „Tot Nut van't Algemeen" liest man unter Anderem: „Die Direktoren haben die überraschende und angenehme Nachricht erhalten, daß das von der Gesellschaft herausgegebene Schulbuch der Naturwissenschaft von J. Buys nebst mehreren anderen natur- und arzneiwissenschaftlichen Werken ins Japanische übersetzt werden und in Japan beim Unterrichte gebraucht wird. Auch haben sie mit großem Vergnügen erfahren, daß gute in der Holländischen Sprache abgefaßte Bücher in Japan sehr gesucht werden."

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Mittwoch den 7. März 1832.

Holland.

Japan, voorgesteld in schetsen over de zeden en gebruiken van dat ryk, byzonder over de ingezetenen der stad Nagasaky. (Japan, in einer skizzirten Darstellung der Sitten und Gebräuche dieses Reiches, besonders der Einwohner der Stadt Nagasaky.) Von C. F. Meylan, Oberhaupt daselbst. Herausgegeben vom Ritter J. H. Tobias. Mit Abbildungen. Amsterdam, Westerman und Sohn.

Herr Meylan, der sich bereits durch das Schreiben, mit welchem er diese Skizzen seinen Freunden Tobias und Tiedemann zugesandt, und das dem Werke vorgedruckt ist, auf eine vortheilhafte Weise bekannt gemacht hat, ist ein eben so aufmerksamer Beobachter als unterhaltender Schriftsteller. Selten ist uns ein Werk vorgekommen, das, wie das vorliegende, nur einige flüchtige Skizzen von einem uns wenig bekannten Lande verspricht und doch ein so anziehendes, mit so vieler Geschicklichkeit entworfenes Gemälde vor unserem Auge aufrollt. Mit wenigen, aber treffenden Zügen schildert der Verfasser die Landes- und die städtische Verwaltung, die Stadt Nagasaky, das kleine Eiland Desima, die Tempel und die Theehäuser, die verschiedene Eintheilung der Einwohnerklassen, die religiösen Sekten, die Kleidertrachten und die Feste; er giebt uns ferner einige Begriffe von der Sprache und den Dialekten, von der Zeitrechnung und Zeit-Eintheilung, von den Künsten und Wissenschaften, so wie von der Industrie in Japan; endlich belehrt er uns auch über einige Besonderheiten in Bezug auf den Verlauf der 12 Japanesischen Monate, auf den Lebenslauf überhaupt und auf den National-Charakter der Einwohner.

Mit großem Vergnügen lasen wir dieses voller Sachtenntniß geschriebene Buch, das überall die Spuren der Aufmerksamkeit trägt, mit der Herr Meylan seine Wahrnehmungen gemacht hat, und das sich durch eine Unparteilichkeit auszeichnet, die keinesweges nur die Lichtseite des Gegenstandes zeigt oder hervortreten läßt. Die Japanesen sind unverkennbar ein ganz eigenthümliches Volk, von welchem wir lange noch nicht alles dasjenige wissen, was in Bezug auf Erd- und Völkerkunde als interessant und der Kenntniß werth erscheint. Jeder daher, dem es vergönnt ist, dieses für alle andere Nationen wie mit einer eisernen Mauer umgebene Land zu schauen, hat durch Kundmachung seiner Wahrnehmungen ein Recht auf die Dankbarkeit seiner Landsleute erhalten.

Wir müssen darum zunächst dem Herrn de Meylan, als dem Autor, alsdann aber seinem würdigen Freunde Hrn. Tobias, als Herausgeber, und endlich den Herren Westerman und Sohn, als sorgfältigen Verlegern des Werks, unseren Dank abstatten. Dasselbe ist mit Abbildungen ausgestattet, die auf eine glänzende Weise darthun, daß man hier zu Lande die Japanesische Malerei, selbst in der Schönheit ihrer Farben, nicht bloß getreu nachzuahmen, sondern, wo möglich, auch noch zu überbieten weiß. Herzlich wünschen wir, daß dieses Werk so vielen Absatz finden möge, daß die Herausgeber dadurch angespornt werden, auch noch die versprochene zweite Lieferung erscheinen zu lassen. Unsere Leser werden gewiß gern von einem Werke, das wir so über die Maßen anpreisen, auch eine, wenn auch nur kleine Probe, kennen lernen wollen. Wir theilen ihnen daher schließlich den nachstehenden Auszug mit:

„Beim Tanz in Japan ist, wie bei dem aller anderen orientalischen Völkerschaften, das Europäische Springen und Trippeln durchaus nicht üblich. Er besteht bloß in abgemessenen Bewegungen, oder vielmehr in Schwingungen des Körpers, der Hände und der Füße. Die anmuthigen Mädchen wissen diese Bewegungen jedoch mit so vieler Zierlichkeit zu machen, daß sie uns nicht selten dadurch Herz und Sinne gefangen nehmen. Außerdem haben die Tänze in Japan noch das Eigenthümliche, daß sie stets irgend eine Handlung darstellen oder eine Leidenschaft ausdrücken und darum, im eigentlichsten Sinne des Wortes, mimischer Art sind. Hier erblicken wir einen tanzenden Fischer, der die täglichen Beschäftigungen seines Gewerbes auf groteske Weise darstellt, dort einen Eifersüchtigen, der das schmerzliche Gefühl von Zweifeln an der Treue seiner Frau auszudrücken sucht. Wollen meine Leser sich nun vorstellen, wie ein Mädchen, reizend durch Jugend und Schönheit, in ihrem Tanze das Gefühl eines verliebten Mägdleins auszudrücken sucht, so wird ihnen ihre Phantasie auch noch so weit zu Hülfe kommen, um beurtheilen zu können, daß diese Tänze oft für einen der Liebe fähigen Zuschauer sehr viel Anziehendes haben müssen." —

„Wo Musik und Gesang wie in Japan zu Hause ist, da kann die ältere Schwesterkunst, Poesie, auch nicht fremd seyn. Musik und Gesang gehen hier auch mit der Dichtkunst Hand in Hand, und wiewohl ich es unentschieden lassen will, ob die Lieder der Japanesischen Dichter sich mit denen unserer Feith und Helmers messen dürfen, so ist es doch gewiß, daß eine besondere Art der Poesie, nämlich die improvisirte, hier nicht bloß mehr als in unserem Vaterlande, sondern auch wohl häufiger als irgendwo anzutreffen ist. Gegen die Gewohnheit der übrigen orientalischen Völker schließen die Japanesen ihre Frauen von ihren Versammlungen und Gesellschaften nicht aus; ja, ihnen wird sogar meistens die Sorge überlassen, im Hause die Honneurs zu machen. Bei fröhlichen Zusammenkünften geben darum auch Frauen und Mädchen den Ton an; mit ihrem Siamsie*) in der Hand stimmen sie passende Lieder an, und nicht selten wird dann auf die allerlauigste abwechselndste Weise improvisirt, wobei sie denn, indem sie auf dem Instrumente sich accompagniren, Gelegenheit haben, ihren Geist und ihre Virtuosität zugleich bewundern zu lassen."

„Leicht kann man sich denken, daß in solchen Gesellschaften das Minnelied zumeist gesungen wird. Ich will es hier versuchen, einige Strophen aus einem solchen Liede mitzutheilen, indem ich dem Original eine Uebersetzung gegenüberstelle, die jedoch, da es unserer Sprache unmöglich ist, die Japanesische Kürze wiederzugeben, sich weder an das Versmaaß, noch an die Zahl der Versreihen zu binden vermag:

Des Mägdleins Klage.

Aita kanbé	Ach, wie groß ist mein Verlangen,
Kawo mita kanbé	Dich zu sehen, Dich zu sprechen,
Mamani hana siwo	Ach, wie groß ist mein Verlangen!
Hasi ta kanbé	Doch ich berge mein Verlangen,
Oeti siri tava	Weil, wenn sie in meinem Hause
Sakamasi kanbé	Wüßten, daß ich Dich gesprochen,
Sikenni war kanbé.	Großes Leid mir anthun könnten,
	Und den guten Namen würd' ich
	Büßen ein für das Verlangen.
Aita meta sava,	Ach, was hilft mir mein Verlangen,
Tobi tatsoe bakari,	Dich von Angesicht zu sehen!
A! Kagono tori kaia	Ach, in einem engen Käfig
Mama na ranoe.	Sing' ich trauernd um die Freiheit,
	Wie ein schmachtend süßes Vöglein.
Kago no tori ziato	Aber bist Du auch gefangen,
Kfoe jamoe na nac foena,	Wie ein schmachtend süßes Vöglein,
Kagoga jaboerer	Traure d'rum doch nicht im Käfig,
Setsoe mo aroe.	Denn die Thüre öffnet bald sich,
	Und das Vöglein fliegt dann fort.

„Nach diesem Minnelied folge hier ein kleiner Japanesischer Sittenspruch, der, merkwürdig genug, ganz so klingt, als wäre er in unserem christlichen Europa gemacht worden:

Kokoro da ni makoto,	Ist nur rein dein Gemüth, dein
No mit ri ni kana fi naba,	Herz aufrichtig und edel,
J! no ra t soc to te mo kami,	Strömt auch der Segen des Herrn
Jama mo ramoe.	stets dir vom Himmel herab;
	Lautes Gebet und Geplärr, sie
	können nur wenig dir nützen,
	Wohlthun jedoch um so mehr, das
	in der Stille du übst."

Und hiermit schließen wir unseren Bericht über diesen nutzreichen Beitrag zur Geschichte der Völker. (Letterlievend Naandschrift.)

*) Vermuthlich ein Instrument aus Siamesischem (Japan.) Holz.

Bibliographie.

Schoonheden des Christendoms. (Schönheiten des Christenthums, oder moralische und poetische Vorzüge des christlichen Gottesdienstes.) Nach Chateaubriand. Umgearbeitet, abgekürzt und für Niederländische Leser eingerichtet, von N. G. van Kampen. Neue Ausgabe. Erster Theil. Mit Kupfern. Amsterdam.

De eed, of de gesluyerde onbekende. (Der Eid, oder die verschleierte Unbekannte.) Ein Original-Roman von Th. Gottfried. Amsterdam. Pr. 2 Fl. 75 Cents.

Album van romans en verhalen. (Stammbuch von Romanen und Erzählungen.) Erster Theil. Drei Erzählungen von Balzac enthaltend. Haag.

Tydkorter in ledige oogenblikken. (Zeitvertreib in müßigen Augenblicken.) Taschenbüchlein für das Jahr 1832, von A. Hazelhoff. Zwanzigster Jahrgang. Pr. 25 Cents.

Verhaal der belangrykste ontmoetingen etc. (Bericht von den interessantesten Begegnissen und Kriegsthaten der mobilen Schutterei (Landwehr) von Amsterdam, vom 29. Okt. 1830 bis zum 29. Aug. 1831.) Von Jan Herman van Ingen, Hauptmann. Haag und Amsterdam.

Frankreich.

Mirabeau's Pläne zur Dämpfung der Revolution.

Aus E. Dumont's „Erinnerungen an Mirabeau und die beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen.*)

„Mirabeau besuchte mich eines Morgens," so erzählt Dumont, „und sagte mir, daß er mir eine überaus wichtige Mittheilung zu machen habe. Er begann damit, mir, seiner Gewohnheit gemäß, mit den schwärzesten Farben die vollkommene Desorganisation des Königreiches und die Unmöglichkeit zu schildern, mit den Elementen, aus denen die National-Versammlung zusammengesetzt sey, irgend etwas Gutes zu Stande zu bringen. Ich harrte mit Besorgniß auf den Weg, den dieser Eingang, der mit der Sprache derer, welche man damals Contrerevolutionaire nannte, übereinstimmte, nehmen würde. Er zog aus seiner Brieftasche ein Papier, sieben oder acht Seiten von seiner Hand geschrieben, und sagte mir: „„Hier ist ein Plan, der Frankreich noch retten und seine Freiheit sichern kann; denn Sie kennen mich zu gut, mein Freund, um zu glauben, daß ich mich in irgend ein Unternehmen einlassen würde, dessen Grundlage nicht die Freiheit wäre. Lesen Sie diese Schrift bis zu Ende; ich werde dann mit Ihnen über die Mittel zur Ausführung sprechen, und Sie werden sehen, daß sie der Größe der Maaßregel entsprechen; ich kann Ihnen indeß weder Alles sagen, noch die dabei betheiligten Hauptpersonen nennen; ich habe meine Ehre für das Geheimniß verpfändet, ich habe mich feierlich verpflichtet.""" — Ich muß bedauern, daß durch die Unvollkommenheit meines Gedächtnisses und durch den langen Zeitraum, der seitdem verflossen ist, der größte Theil der Einzelnheiten jenes Planes verwischt worden. Die Grundlage des Ganzen war die Abreise des Königs, der seine Gefangenschaft in Paris nicht länger ertragen konnte; er sollte sich nach Metz oder nach irgend einer anderen Festung begeben, wo er Generale hatte, die für einige treue Regimenter stehen konnten; sobald er an dem Orte seiner Bestimmung angekommen seyn würde, sollte er einen Aufruf an ganz Frankreich erlassen, in welchem seine Wohlthaten und die Verbrechen der Hauptstadt auseinandergesetzt würden. Er sollte alle Dekrete der National-Versammlung, als ihren Vollmachten zuwider und auf eine offenbare Usurpation begründet, für null und nichtig erklären. Die Versammlung selbst sollte aufgelöst und die augenblickliche Zusammenberufung der Gemeinden zur Wahl anderer Deputirten angeordnet werden. Zu gleicher Zeit sollte der König allen Kommandanten befehlen, ihre Autorität zu behaupten, und den Parlamentern, alle ihre Functionen wieder anzutreten und gegen die Rebellen zu verfahren. Er sollte seinen ganzen Adel zu sich berufen und denselben auffordern, sich augenblicklich um den König zur Vertheidigung des Thrones zu versammeln. Mirabeau sollte in Paris bleiben und über die Bewegungen der Versammlung wachen. In dem Augenblick, wo die Königliche Proclamation bekannt würde, sollten die ganze rechte und die Gemäßigten der linken Seite erklären, daß sie sich augenblicklich zum Könige begeben und sich von denen trennen würden, die sich weigern sollten, mit ihnen gemeinschaftlich zu handeln; dies wäre dann der Augenblick einer vollkommenen Trennung gewesen. Wenn Paris in seinem Ungehorsam beharren würde, sollten ihm alle Verbindungen abgeschnitten und durch Hunger sollte es bezwungen werden. Man war sicher, daß die ganze Geistlichkeit, die von der National-Versammlung ihrer Güter beraubt war, ihren ganzen Einfluß auf den Geist des Volkes anwenden würde; demnächst sollten die Bischöfe sich vereinigen, um im Namen der Religion gegen die kirchenräuberischen Anmaßungen der Versammlung zu protestiren. Es waren ungefähr vier oder fünf Blatt-Seiten, auf denen diese Details entworfen waren, und es schien mir, daß das Ganze mit vieler Kunst angelegt war, und daß alle Theile des Planes mit einander übereinstimmten."

„Ich kann nicht beschreiben, wie groß meine Aufregung, oder vielmehr mein Schrecken, beim Durchlesen jener Schrift war. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens sagte ich zu Mirabeau, daß ich seine Freundschaft in diesem Vertrauen erkenne, daß ich ihm keine einzige Bemerkung zu machen hätte, daß dergleichen Dinge außer meiner Beurtheilung lägen, daß ich mich nicht berufen fühlte, über das Schicksal der Monarchie und zwischen dem Könige und der Versammlung zu entscheiden; daß aber mein Entschluß gefaßt sey, nicht zwei Tage länger in Paris zu verweilen, und daß ich noch in diesem Augenblick Alles zu meiner Abreise vorbereiten werde. — Der Ton dieser Unterredung lebt noch in meinem Gedächtnisse; wir sprachen mit leiser Stimme und langsam, wie Leute, die jedes ihrer Worte abwägen, und die, um ihrer inneren Aufregung Herr zu werden, alle Bewegungen ihres Körpers unterdrücken und Furcht vor einem plötzlichen Ausbruche haben. „„Sie befinden sich in einem großen Irrthum,"" sagte Mirabeau, den mein Entschluß in Erstaunen setzte, „„Sie glauben, daß dieser Plan das Zeichen zu einem Bürgerkriege seyn wird; Sie wissen nicht, in welchem Grade ganz Frankreich noch an seinem Könige hängt, und daß wir unserem Wesen nach monarchisch sind. In dem Augenblick, wo der König frei seyn wird, ist die Versammlung ein Nichts: sie ist ein Koloß mit ihm, aber ein Sandhaufen ohne ihn. Im Palais-Royal werden einige Bewegungen stattfinden. Wenn Lafayette den Washington spielen und sich an die Spitze der National-Garde stellen will, so verdient er den Tod, und sein Schicksal wird bald entschieden seyn.""" — „„Und das vieler Anderen,""" unterbrach ich ihn; „„ich weiß nicht, welche Mittel Ihnen zu Gebote stehen, aber ich bin gewiß, daß sie durchaus schlecht sind; denn der König hat nicht Charakter genug, dieselben zu unterstützen; er wird diesen Plan wie alle andere scheitern machen;""" — „„Sie kennen die Königin nicht,"" antwortete er mir, „„sie hat eine bewundernswerthe Geistesstärke, sie ist ein Mann an Muth.""" — „„Haben Sie sie gesehen?""" fragte ich; „„hat man mit Ihnen berathschlagt? Sind Sie gewiß, daß man Ihnen traut? Ueberlegen Sie, mit wem Sie handeln wollen, mit welchen Leuten Sie zu thun haben werden. Denken Sie sich in Metz oder an einen anderen Platz und rechnen Sie darauf, daß, wenn der Plan in seinem Anfange gelingt, Sie der Erste seyn werden, den man zurückstößt; denn Sie haben sich gefährlich gemacht, und das wird man Ihnen niemals verzeihen. Lassen Sie uns aber alle persönliche Rücksichten bei Seite setzen. Ist nicht Alles, was man bisher gegen die Versammlung gethan hat, zu ihrem Vortheil ausgefallen? Hat sie nicht die ganze Gewalt der öffentlichen Meinung für sich? Der König wird sich an der Gränze befinden und vom Kaiser unterstützt werden; aber liegt es in seinem Charakter, der Eroberer seines Volkes zu werden? Wollen Sie mit Oesterreichischen Truppen die Freiheit aufrichten, und ist es nicht Tollheit, durch das größte Unglück die Wiedergeburt Frankreichs zu beginnen?""" — Ich erinnere mich, daß ich, durch den Gegenstand erhitzt, nicht mehr auf meiner Hut war und mit erhobener Stimme gesprochen hatte. „„Man könnte uns hören,"" sagte Mirabeau, „„ich habe mir selbst schon einen Theil der eben von Ihnen gemachten Einwendungen vorgehalten; aber ich bin überzeugt, daß der Hof zu diesem Versuche entschlossen ist; und ich halte es für nothwendig, mich lieber demselben anzuschließen und ihn im Sinn der Freiheit zu leiten, als neue Fehler begehen zu lassen, durch die Alles verloren gehen würde. Wenn man scheitert, so ist es um die Monarchie geschehen.""" — „„Und wie kann ein vernünftiger Mensch,"" antwortete ich ihm, „„in dieser infernalischen Lotterie spielen? Sie sind seit dem Dekret, welches Sie vom Ministerium ausschließt, gegen die National-Versammlung erbittert; ohne Ihr Wissen werden Sie von Ihrem Unwillen verführt. Wenn dieser Plan von Anderen, als von Ihnen, entworfen worden wäre, so würden Sie ihn für das größte Verbrechen, wenn nicht für die größte Thorheit, halten. Ich gebe Ihnen zu, daß die Versammlung sehr schlecht geleitet wird, aber ich bin überzeugt, daß, wenn sich sieben oder acht Leute aufrichtig vereinigen und übereinstimmend handeln wollten, man das Beste aus ihr machen könnte. Wenn Sie etwas bei Hofe gelten, woran ich zweifle, so wenden Sie Ihren Einfluß an, daß dieser Rath befolgt werde, und daß man nach Innen, nicht nach Außen hin arbeite. Alle diese halben Entwürfe, diese contrerevolutionairen Phantasieen erhalten nur die allgemeine Unruhe und schaffen den Jakobinern und dem Beaufsichtigungs-Comité ewige Besorgnisse; mit einem Worte: in der Versammlung haben Sie Ansehen und Gewalt, außerhalb derselben keines von beiden: und wenn sich der Hof Ihnen anvertrauen will, so können Sie ihm besser als Deputirter denn als Minister dienen.""

„So viel habe ich von einem Gespräch behalten, welches zwei bis drei Stunden dauerte. Ich machte den Entschluß Mirabeau's wanken, und nach und nach gestand er mir, daß jener Plan erst dann von ihm entworfen worden sey, als man ihn zu erforschen gesucht habe, ob man, im Fall der König sich von der Hauptstadt entferne, auf ihn rechnen könne. Ich machte ihm ohne Schwierigkeit bemerklich, was die Leidenschaft ihm bisher verborgen hatte, daß es sich von Seiten des Hofes nur um einen hypothetischen Plan handele, und daß er keine bestimmte Angaben besitze, da er nicht im unmittelbaren Vertrauen der Tuilerieen sey, und daß ein großer Unterschied darin bestehe, ob man einen Plan angebe, oder ob man zu dem Rathe gehöre, der mit der Ausführung desselben beauftragt werde. Diese Betrachtung war entscheidend für ihn; er fühlte, daß er nur eine untergeordnete Stelle einnehme, da man ihm nicht einmal die Namen der Hauptpersonen, welche den Plan zur Flucht entworfen, genannt hatte, und da er nicht überzeugt war, daß der König ihn annehmen und die Folgen desselben kräftig durchführen wolle. Unsere Unterredung endete damit, daß er mir sein Ehrenwort gab, sich ganz zurückzuziehen, den Grafen von Artois, denn er war es, den man an die Spitze des Planes stellte, aufzufordern, sich davon loszusagen, und den Hof zu bewegen, alle seine Bemühungen auf die National-Versammlung zu wenden."

„Zwei oder drei Tage später sagte mir Mirabeau, daß der Plan nicht allein von seiner Seite, sondern auch vom Hofe aufgegeben worden sey; daß der König, immer unentschlossen, über einen neuen Angriff der Versammlung erbittert, zur Flucht geneigt gewesen sey, jetzt aber, da man ihn in Ruhe lasse, nichts mehr davon hören wolle. Das jetzige System sollte darin bestehen, alle diejenigen zu einer Partei zu vereinigen, die gemäßigte Gesinnungen zeigten, und man betrachtete Mirabeau zur Ausführung dieses Planes als wesentlich nothwendig. — Einige Tage später, sagte mir Brissot beim Bischof von Chartres mit triumphirendem Blick: „„Nun! Sie machen sich immer über unser Beaufsichtigungs-Comité und über

*) S. Nr. 11 des Magazins.

unsere Entdeckungen von Verschwörungen lustig; aber diesesmal werden Sie nicht spotten. Wir haben alle Fäden einer Verschwörung, wir haben die Namen vornehmer Personen, wir haben Beweise; ich sage ihnen nichts weiter; aus unserem morgenden Bericht werden Sie ersehen, wovon die Rede ist.““ — Am anderen Morgen denunzirte das Comité den Marquis von Favras, der sich in Diensten des Grafen von Artois befand, und brachte ziemlich bestimmte Angaben über einen Plan bei, der darin bestand, den König zu entführen und nach einer Gränzstadt zu bringen. Ich weiß, daß der Graf von Artois sehr bestürzt war, er läugnete jede Art von Verbindung mit dem Marquis von Favras und schrieb einen Brief an die Versammlung, für dessen Verfasser sich Mirabeau bei mir ausgab. Der Sturm ging vorüber. Das traurige Ende des Marquis von Favras, der auf dem Schaffotte starb, mußte dem Hofe die Nothwendigkeit zeigen, seine ganze Politik darauf zu verwenden, einen Theil der Versammlung zu gewinnen. Mirabeau verfluchte die erbärmlichen, jämmerlichen Verschwörer, die durch einen solchen Menschen, wie Favras, die Monarchie wieder herstellen wollten; aber die Lobsprüche, welche er der Unerschrockenheit des Letzteren während seines Verhörs ertheilte, ließen mich argwohnen, daß sein Tod seine Freunde nicht weniger als seine Feinde beruhigt hatte.“

„Mirabeau hatte sein möblirtes Hotel verlassen und ein Haus in der Chaussee d'Antin gemiethet, das er wie das Boudoir einer eleganten Dame ausputzte. Seine Neigung für äußere Pracht hatte er in den beschränkten Umständen, in denen er bis jetzt gelebt, nicht befriedigen können; aber er liebte das Vergnügen und den Glanz, zierliche Möbel, eine ausgesuchte Tafel und zahlreiche Gesellschaft; und doch würde man nichts von seiner Lebensweise haben tadeln können, wenn sie nicht seinen Vermögens-Umständen unangemessen gewesen wäre. Sein Vater hatte ihm den Titel Marquis, den er aber niemals tragen wollte, und bedeutende Güter hinterlassen, die aber mit Schulden beladen waren. Er vertraute mir, daß man ihm Anerbietungen gemacht habe, ihn aus diesen Verlegenheiten zu ziehen und ihn wieder in den Besitz seiner Güter zu setzen. Er erhielt bald darauf wirklich jeden Monat 20,000 Frcs. von Monsieur (Bruder des Königs, nachmals Ludwig XVIII.). Diese Pension wurde indessen nicht lange gezahlt; man fand, daß Mirabeau nicht fügsam war, daß er den Hof nicht um Rath fragte, und daß er nicht die Rücksichten nahm, die man von ihm zu verlangen berechtigt zu seyn glaubte. Er seinerseits aber behandelte jene Partei, die, wie er sagte, ihn unnütz zu machen denke, indem sie ihm seine Popularität entreißen wolle, mit der größten Verachtung.“

Bibliographie.

Cazilda. (Kastilda.) Eine Geschichte unserer Zeit, von Emile M. D. Saint-Hilaire. 5 Bde. Pr. 15 Fr.

Oeuvres choisies de J. B. Rousseau. (Auserlesene Werke von J. B. Rousseau.) Nebst den besten Oden von Malherbe, Lefranc und anderen Französischen Lyrikern. Pr. 1¼ Fr.

Vers. (Verse.) Von Emile Arago. Pr. 4 Fr.

Atlas de geographie universelle. (Atlas der allgemeinen Erdbeschreibung.) Zum Gebrauche der Jugend. Von H. Sonnié-Moret. 4. Pr. 8 Fr.

Chronique de 50 jours. (Chronik der 50 Tage vom 20 Juni bis zum 10. August 1792.) Von P. L. Röderer.

Compte rendu des évènemens, qui ont eu lieu dans la ville de Lyon. (Bericht über die in Lyon stattgehabten Ereignisse des Monat November 1831.) Vom Rhone-Präfekten Bouvier Dumolard. Pr. 2½ Fr.

Methode pour étudier la langue allemande. (Methode zum Studium der Deutschen Sprache.) Von F. J. Kientz. Straßburg.

England.

Sir Ralph Esher; or Adventures of a gentleman of the court of Charles II. (Sir Ralph Esher, oder Abenteuer eines Edelmannes am Hofe Karl's II.) 3 Bde. London 1832.

Es thut dem Interesse dieses Werkes Eintrag, daß man den Verfasser desselben (Herrn Leigh Hunt) hat nennen hören. Man glaubte in den vorliegenden Memoiren die eigenen Bekenntnisse oder die Selbst-Biographie eines Edelmanns von dem üppigen Hofe des zweiten Karl zu finden, und die Schilderungen kommen in der That der Wahrheit eigener Erlebnisse so nahe, daß man sie gern für das genommen hätte, was sie zu seyn vorgeben; nun ist zwar auf dem Titelblatt der Name nicht genannt, er wurde aber in den öffentlichen Anzeigen des Werkes schonungslos offenbart, und da sonach das Geheimniß der Autorschaft verrathen ward, ist auch die von dem Verfasser erzielte Wirkung verloren gegangen. Das Werk kann jetzt nur noch seine Verdienste als Dichtung geltend machen, und man muß beinahe fürchten, daß es als solche die Erwartungen der Leser täuschen wird. Der Faden der Geschichte ist ziemlich dünn gesponnen; an Charakteren, wie sie zu Ort und Zeit passen, ist großer Ueberfluß; die Begebenheiten, die sich dicht auf einander drängen, stehen in flüchtigen Umrissen vereinzelt da, ohne inneren Zusammenhang; und die vorkommenden Gruppen von Personen fliegen alle so schnell und panoramenartig vorüber, daß die Aufmerksamkeit durch die beständige Mühe, sie festzuhalten und dem Gang der Hauptereignisse zu folgen, sehr leicht ermüden kann. Als Roman wenigstens ist das Buch nicht zu empfehlen; es würde jedoch den Titel von Denkwürdigkeiten wirklich erlebter und vorgefallener Begebenheiten gewiß rechtfertigen, wenn nicht eben die Illusion durch Nennung des Verfassers gänzlich zerstört wäre, so daß ein großer Theil der Arbeit nicht nur überflüssig, sondern fast abgeschmackt erscheinen muß. Der Eindruck der erklärenden Anmerkungen ist ganz verfehlt, da man weiß, daß Verfasser und Kommentator ein und dieselbe Person sind. Es hat ein albernes Ansehen für einen Mann, sich über seinen eigenen Text verwirrt zu stellen und sich den Anschein zu geben, als zerbreche er sich Kopf und Gehirn, um Räthsel zu lösen und Dunkelheiten aufzuklären, die alle ein Werk seiner Schöpfung sind.

Der Verfasser hat sich übrigens mit großer Geschicklichkeit bemüht, durch die äußere Gestalt dieser Denkwürdigkeiten ihnen den Anschein der Wahrheit zu verleihen. Die Art des Ausdrucks ist glücklich getroffen und dem Leben treu nachgeahmt: dieses Tändeln und Schönthun, dieses eitele Schwatzen und Empfindeln, diese Poesie und Romantik, diese zerstreute Einmischung persönlicher Anekdoten, leicht hingeworfen, als wären sie von dem Schreibenden zu Papier gebracht worden, wie sie ihm gerade einfielen, oder wie er sie erlebt hatte, und jene umständliche Genauigkeit in zufälligen Kleinigkeiten, die für die Nachwelt gar kein Interesse haben, dem Erzähler aber für den Augenblick wichtig erscheinen konnten — alles dies findet sich hier beisammen. Einige der flüchtigen Skizzen sind ausgezeichnet in ihrer Art, wie z. B. Philipp Herne's Erzählung von den Verfolgungen der Papisten und die fragmentarischen Erinnerungen an die Pest nebst Sir Ralph's Abenteuern in der Stadt, als er während jener furchtbaren Seuche einen Freund daselbst aufsucht. Die Sprache mag hin und wieder ein wenig zu manierirt seyn, und besonders sind die zierlichen Parodieen des Heroischen und Poetischen zuweilen etwas sehr ins Breite gezogen; doch der redselige, unterhaltende und muntere Ton des Verfassers ist so gefällig und vor Allem so reich an Stoff zum Nachdenken, daß man eben nicht zu toleranter Natur zu seyn braucht, um das lockere Kolorit, welches hin und wieder durchblickt, zu verzeihen.

Da in dem ganzen Buch nur wenig Handlung ist, so wäre es dem Interesse desselben nachtheilig, auch dies Wenige hier mitzutheilen; es möge den Lesern vorbehalten bleiben, an denen es dem Werk gewiß nicht mangeln wird. Angemessener scheint es, bloß einige charakteristische Schilderungen zur Probe zu geben.

Als treffender Kommentar zu den Sitten des Hofes Karl's II. kann keine passendere Stelle, wenigstens keine von so schlagender Kürze, ausgewählt werden, als folgende: „Nell Gwynne, ein schönes Mädchen, eine Heldin der Komödie, und ein Geschöpf in der üppigsten Fülle sinnlicher Lust, ist eben eingeführt worden: „„Wirklich, ein liebes Kind!““ sagt die Gräfin, „„kein Wunder, daß sie in ihrer Kunst eine solche Meisterin ist!““ „„Ja wohl,““ bemerkt Buckingham, „„ich kenne Viele, die sich auf ihre Kunst viel schlechter verstehen und doch ein gut Theil älter sind.““ Man lachte; denn nichts wurde bei Hofe gesprochen, dem man nicht einen Doppelsinn unterlegte.“ Dieser erklärende Zusatz ist Goldes werth.

Von Cromwell ist Nachstehendes eine treffliche Skizze: „Wißt ihr, was Cromwell sagte, als Lely ihn malen wollte? Er drang in ihn, nichts wegzulassen, damit das Gemälde vollkommen ähnlich werde, wenn es auch noch so unfreundlich und übel aussähe. Keine Warze, keine Runzel sollte fortbleiben. So kam es, daß Lely ein stärkeres und plumperes Gesicht zu Stande brachte, als sonst seine Manier ist: obgleich man wohl zweifeln kann, daß der Schönheitssinn, dem sein Pinsel nachmals so sehr opferte, ihm gestattet habe, sich ganz der Weisung Cromwell's zu fügen, wenn man auch zugeben will, daß der Instinkt des Hofmanns ihn nicht daran verhinderte. Auch kann man nicht glauben, daß Cromwell selbst, ein so großer Mann er auch war, sich nicht dessenungeachtet in dem Gedanken gefallen hätte, seine Warzen und Runzeln seyen für ein angenehmes Aeußere nicht so hinderlich befunden worden, als man es hätte erwarten können. Dem sey wie ihm wolle, ich wurde, als mir dies Gemälde späterhin zu Gesicht kam, durch die Aehnlichkeit, die es noch damals mit dem Original hatte, höchlichst überrascht. Alles, was man daran aussetzen konnte, war, daß den Augen noch etwas an Schönheit mangelte; sie waren nicht geistreich und ausdrucksvoll genug. Und doch hat Lely nicht etwa gewöhnliche Augen gemalt. Wunderbar ähnlich ist die Stirn und das Haar, welches kühn zu beiden Seiten zurückfliegt, als ob es nach dem von ihm regierten Königreich hinausschaute und dessen Luft ihm entgegenwehte. Eben so treffend ist der entschiedene, aber ungezwungene Zug um den Mund. Die Nase, vielleicht in jedem Antlitz der Sitz der Bildung oder Rohheit, wenigstens habe ich mich niemals in diesem Symptom getäuscht, ist kaum roth genug, und in gleichem Verhältniß fehlt es ihr an Ausdruck der Kraft. Cromwell's Nase glich fast einem Eichenknorren. In der That, in seinem ganzen Gesicht lag etwas von dem knotigen und knorrichten Charakter jenes Monarchen unserer Wälder. Ich muß noch hinzufügen, daß Cromwell's Aeußeres vielleicht niemals so ächt fürstlich war, als in dem Augenblick, wo er zu diesem Gemälde saß; denn es geschah kurz darauf, nachdem er zur souverainen Gewalt gelangt war. In einem einzigen Punkt jedoch nahm Lely wahrscheinlich auf seine eigene Hand eine kleine Aenderung vor, nämlich in der Röthe der Nase. Sie war in der Wirklichkeit etwas zu roth, wenn auch nicht in dem Grade, als seine Schmäbredner es darstellten, noch auch in der Farbe von seinem übrigen Gesicht so sehr abstechend. Wenn er in Zorn gerieth, schien sich die ganze Reizbarkeit seines Naturells in Nase und Wangen zu ergießen, und da er sich sehr wohl bewußt war, welche Wirkung dies hervorbrachte, so half es ihm gewiß nicht wenig dazu, sich stets in seiner Gewalt zu haben. Ueberhaupt, wenn auch viele Fürsten von lieblicherem Aeußeren waren, so war es doch bei wenigen so gewaltig, und noch wenigere haben dem äußeren Eindruck so sehr durch ihre Handlungen entsprochen.“

Ueber Lely selbst, den Maler von Cromwell's Bildniß, heißt es: „Lely war ein großer Bursche, der sowohl in seiner Lebensweise als in seinen Gemälden Vandyk's und Rubens' Styl nachzuahmen strebte; da er aber von Natur ein wenig tölpisch war, so that er des Guten zu viel. Seine Draperieen strotzten von geschmacklosen Zierathen und seine Staffagen von städtischem Prunk. Doch war es ein herrlicher Anblick, die Blüthe des Hofes in seinem großen Gemälde-Saal aufgestellt zu sehen. Seine Gastmähler waren ein wenig bäurisch; aber mit seiner Palette in der Hand war er gar nicht zu verachten, und die sitzenden Schönen schmachteten mit halb geschlossenen Augen vor ihm, als ob er ein Sultan wäre. Von Lady Castlemain entwarf er ein etwas unanständiges Portrait; er malte sie nämlich als Britannia mit einer Sturmhaube in dichtem Kugelregen, zum Ersatz dafür, daß Miß Stewart auf der Münze in eben diesem Charakter prangte. Sein Bildniß von Miß Taafe aber war, ich muß es gestehen, so gelungen, als hätte es ein Bräutigam verfertigt. Es schien, als ob er gesagt hätte: „„Halt' einen Augenblick still, meine Theure, ehe du deinen Anzug vollendest; in dieser Stellung will ich dich zeichnen.““ Die Allgewalt unwiderstehlicher Schönheit lag darin.“

Das folgende Bruchstück ist ein dichterisches Umherschwärmen auf Augen und Gesichtszügen, welches der Stimmung, in der es angeblich niedergeschrieben seyn soll, vortrefflich entspricht: „Miß Price hatte schöne Augen, man muß es gestehen. Darum hielt sie es nicht für nöthig, sie schlafen zu lassen, wie die Anderen es machten. Schlafen, dachte sie, könne Jedermann, aber nicht Alle könnten so stattliche Blicke werfen, wenn sie wachten. Es waren Augen, die einen, wie man zu sagen pflegt, durch und durch sehen, aber im höchsten Grade gutmüthig, sehr ernst und tröstend. Doch was den Ernst anbetrifft, machten Miß Howard's Augen ihnen den Sieg streitig, aber sie flößten nicht solches Vertrauen ein. Lady Shrewsbury hatte ein weiches und aufgeregtes Gesicht, das stets aussah, als wäre sie eben erst aufgestanden; ihre scharfen Augen glänzten wie Perlen, hatten aber keinen Ausdruck, wenn man sie in der Nähe betrachtete. Ich fand sie nichts weniger als hübsch. Lady Castlemain hatte stolze und leuchtende Augen, nicht so schön wie ihr Mund, der jedoch etwas zu sehr hervorragte. Ich sah sie einst ein großes Stück Gerstenzucker essen und konnte dies Bild nie mehr aus den Gedanken verlieren. Sie schwebte mir immer vor, wie sie insgeheim es aufzehrte, gleich einem Mädchen, das Zuckerwerk mit in die Kirche genommen hat. Ihre Lippen waren so schön, wie sie es bei Gesundheit, strotzender Fülle und lächelnden Umrissen seyn konnten; sie waren so roth, daß sie in der Sonne völlig wie Kirschen glänzten. Ihr Stumpfnäschen war eines der niedlichsten, gleich denen der Miß Hamilton und der Frau von Bouillon. Miß Hamilton's Augen waren gefühlvoller, so wie Miß Fielding's; aber die erstere hatte ein wenig zu viel Aehnliches von einer Minerva, und ich konnte sie durchaus nicht so hübsch finden, als ihre Familie es wollte. Miß Fielding hatte eine zu starke Nase, und ihr Fuß, sagten sie, reimte sich dazu. Doch hätte ich es immer lieber mit Nase und Fuß als mit zwanzig hübschen Gänschen aufgenommen; denn sie hatte einen Mund voll Witz und Güte. Ich glaube in der That, Grammont war eifersüchtig auf sie. Wenigstens machte sie ihm Sorgen. Er wagte es einst, über das Zuviel in ihrem Gesicht loszuziehen, aber sie bechelte ihn mit so viel Laune durch, daß er eine Stunde lang ganz außer Fassung war; für ihn etwas sehr Seltenes. Unglücklicher Weise verfolgte sie ihren Triumph zu weit und gab ihm Gelegenheit, wieder zu sich zu kommen. Sie machte sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, so daß Alle ringsherum vor Lachen barsten; da ward er es plötzlich gewahr und that, als ob er, wie gegen einen Mann, das Schwert ziehen wolle, stieß es aber schnell wieder in die Scheide zurück und sagte: „„Ach nein, die Augen gehören einem Weibe.““ Hierauf hielt er es für schicklich, ihr etwas Schmeichelhaftes über Augen und Mund zu sagen, und Miß Fielding's Haß, so hieß es, verwandelte sich in Liebe. Ich glaube es aber nicht. Grammont würde sich dessen gerühmt haben, wäre der Sieg auch weit geringer gewesen. Zwar sind Frauen, wenn sie wissen, daß sie einen bedeutenden Fehler haben, viel empfänglicher für Lob, als sonst; aber des Ritters großthuerisches Benehmen war doch immer ein wenig zu fern von wahrer Bildung. Grammont hätte die Augen einer Dame nicht preisen müssen, nachdem er über ihre Nase gespöttelt. Er hätte sie durch irgend eine zarte Anspielung auf den Fehler selbst versöhnen oder ihr durch eine feine Geringschätzung desselben zeigen sollen, daß es damit nichts zu sagen habe. Aber in seinem ganzen Umgange mit dem anderen Geschlecht zeigte er denselben Mangel an richtigem Takt. Er bespöttelte das Geschlecht im Allgemeinen und glaubte dadurch einigen Auserwählten zu gefallen. Dies mag wohl bei mißlaunigen und tadelsüchtigen Frauen angewandt seyn, die sich im Bewußtseyn ihres eigenen Unwerths daran ergötzen, Jedermann oder vielmehr jeder Frau Uebles nachzureden; aber weder die Gutgesinnten, noch die Schönen mögen dergleichen leiden. Jede schöne Frau betrachtet sich als die Vertreterin ihres Geschlechts und glaubt in ihrer Person dessen Ehre vertheidigen zu müssen. Selbst die Tadelsüchtigen des Geschlechts werden es gewiß nicht dulden, daß man das Weib in Anderen angreift. Wie könnten sie es auch, da sie selbst Frauen sind! Nur die mögen es leiden, welche, wie jenes Mannweib, Christine von Schweden, ganz darauf verzichtet haben, daß man sie zum weiblichen Geschlecht zähle. Am ganzen Hofe übrigens gab es keine so reizende Augen, als Miß Revnell's, welche D'Olonne nicht genug bewundern konnte; ihre Muhme, Johanna Killegrew, hatte zwar fast eben so schöne Augen, in dem Blick der Ersteren aber lag die höchste Poesie mit einer Mischung von Ernst und Innerlichkeit; und wenn sie so zwischen ihren fliegenden Locken herausschaute, war sie, wie die Killegrew bemerkte, das treuste Gemälde einer Heldin aus Shakespear's Werken. Miß Price's Blick war nur halb so schön. Die kleine Reynell würde eine herrliche Imogene oder Viola abgegeben haben. — Unter allen Gesichtern, die bei Hofe erschienen, hörte ich Lord Dorset sagen, der sich auf dergleichen verstand, gefiele ihm nächst Miß Bagott's, deren reizenden zigeunerbraunen Teint eine leichte Röthe überflog, keines besser, als das der Gräfin von Ossory. Es war nicht schön, es war nicht frappant, aber es wirkte durch täglich sich gleich-bleibende Anmuth. Ein schalkhafter Zug um Mund und Augen mußte bei einer so herzensguten Frau entzücken und herausfordern.“

Zum Beschluß der Auszüge möge noch eine Skizze anderer Art hier Platz finden; sie ist unter den schauerlichen Schrecken der Pest, die damals in London herrschte, entworfen: „Die Straße, in die ich einbog, war eine der stillsten. Alle Häuser waren verschlossen, und doch sah ich keinen einzigen Wächter an den Thüren. Es wurden nämlich bei den verpesteten Häusern solche Wächter aufgestellt, um Acht zu geben, daß sich Niemand daraus entferne. Hieraus folgerte ich, daß alle Hausbewohner todt wären, was mich mit Grauen erfüllte. Der Gedanke war mir fürchterlich, daß der Tod mit so regelmäßiger Verwüstung durch eine ganze Straße hingeschritten sey. Nach dem aber, was ich später hörte, schien es, daß der größte Theil der Einwohner seine Geschäfte verlassen und sich aufs Land geflüchtet hatte, und die Wächter, nur wenig an der Zahl und ohne Beaufsichtigung, waren höchst wahrscheinlich gerade, als ich vorbeiging, nach einer Erfrischung ausgegangen, hatten vielleicht insgesammt ihre Posten verlassen oder sich in die Häuser hineingegeben und es sich darin auf ihre eigene Hand bequem gemacht; denn allerlei solche Geschichten erzählte man von ihnen. Dem sey nun wie ihm wolle, es hatte eine fürchterliche Sterblichkeit in dieser Straße gewüthet, und noch hatte der Tod sie nicht verlassen. Ich ging auf der schattigen Seite des Weges entlang, um der tödtenden Hitze auszuweichen; denn von dem bloßen Sonnenstrahl schien ein Todeshauch auszuströmen; da hörte ich plötzlich in einem schräg gegenüber stehenden Hause ein furchtbares Geschrei; die Thür desselben war, glaube ich, schon offen, und ich sah eine Gestalt, gleich einem Mann in Grabgewändern, herausstürzen, seine Familie dicht an seinen Fersen, mit dem Ruf: „Vater! Vater!“ ihn verfolgend. Er floh die Straße hinauf, Arme und Gewänder in die Luft emporschwingend, und ich verlor ihn aus dem Gesicht, als er um eine Ecke bog. Als ich noch über dieses Schauspiel nachdachte, bemerkte ich, daß ein Mann an dieser Seite der Straße sehr ruhig, aber niedergedrückt, auf mich zu kam; er ging jedoch an mir vorüber, ohne sich an das zu kehren, was er eben gesehen. Da ich den angewiesenen Weg verfehlt zu haben glaubte, so wendete ich mich um, als er vorbei war, und fragte ihn nach dem Namen der Straße. Er sah mir fest ins Auge, mit einem so plötzlichen und zweideutigen Lächeln, wie man es oft an Betrunkenen bemerkt, und doch waren seine Bewegungen sicher und abgemessen. „„Ihr kennt den Namen dieser Straße nicht!““ sagte er, „„das ist die Höllenstraße.““ Verwirrt durch diese Antwort, wollte ich eben weiter gehen, ohne ein Wort zu sagen, wie wir thun, wenn Wahnsinnige uns anreden, als er in ein gellendes Gelächter ausbrach, welches er mit solcher Heftigkeit immer wiederholte, daß zwei oder drei Leute aus den Fenstern herausschauten, aber, ohne einen Laut von sich zu geben, fast eben so schnell wieder verschwanden. Ich setzte nun meinen Weg fort; er aber rief mir in ganz vernünftigem und tief ergreifendem Tone nach: „„Sir, ich sage Ihnen, Sir.““ Da konnte ich nicht anders, ich mußte mich umwenden; er näherte sich mir und sagte mit thränendem Auge: „„Alles todt, Sir, sechs aus der Familie und ihre Mutter dazu; ich sah sie alle in die Grube tragen.““ „„Sie dauern mich, Sir,““ sagte ich, „„über die Maßen; mein Herz fühlt mit, was sie leiden.““ Starr schaute er mich an, er wollte eben wieder lächeln, da ward ich von Furcht und Schaudern durchschüttelt, und ich machte mich davon, indem mein Schritt immer schneller wurde. Als ich aber den Ort erreichte, wo die Straße eine Biegung macht, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, mich noch einmal umzuschauen; ich sah ihn mitten auf der Straße stehen, indem er seinen rechten Arm gewaltsam in die Höhe warf und mit der anderen Hand mir zurückzukehren winkte. Ich eilte, ihm aus dem Gesicht zu kommen.“

Hoffentlich werden die Leser schon um des Autor's willen, dem ihre Protection gewiß angenehm seyn wird, dies Buch lieb gewinnen. Wenn man seinem Genius nicht hin und wieder etwas nachzusehen hätte, würde vielleicht weniger an ihm zu lieben und zu bewundern seyn. Herrn Leigh Hunt's Gefallsucht ist in allen seinen Schriften bemerklich, doch ist sie nie verletzend, gemein oder anstößig. Sein Geist ist fruchtbar, und seine Gedanken sind anmuthig. Alles, was er schildert, wird unter seiner Feder verschönert; und wenn er seine Betrachtungen in einen fremden Schmuck gehüllt hat, so ist doch eine solche Fülle von Schönheiten darin, daß man gern in der Würdigung seiner Verdienste Großmuth üben wird. Ja man kann nicht umhin, diesem sorgfältig ausgearbeiteten Gemälde von einem Zeitalter, welches außer dem feinigen nur wenige Griffel zu einem so unterhaltenden und zu gleicher Zeit so belehrenden Bilde zu gestalten vermocht hätten, den besten Erfolg zu wünschen. (Atlas.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 9. März 1832.

Frankreich.

Bildung des Ministeriums Richelieu und Decazes. (September 1815.)

(Auszug aus der so eben in Paris erschienenen neuen Lieferung der Geschichte der Restauration von einem Staatsmanne. Als Fortsetzung des in Nr. 10 des Magazin enthaltenen Artikels.)

Nachdem der Herzog v. Richelieu das Ministerium angenommen hatte, beschäftigte er sich mit der Bildung des Kabinets; — für ihn ein schwieriges Werk; fast fremd in Frankreich, kannte er weder die Menschen, noch die politischen Bedürfnisse. Schon vor dieser Ministerial-Veränderung hatte ihm der Graf von Artois eine Liste mitgetheilt, die folgende Namen enthielt: Den Herzog v. Feltre für den Krieg, Herrn v. Herbouville oder Herrn v. Baublanc für das Innere, den Präsidenten v. Grosbois für die Justiz, den Fürsten Julius v. Polignac oder Herrn Bourienne für die Polizei, den Vicomte Dubouchage für die Marine; das Finanz-Ministerium war nicht besetzt, man wünschte Herrn v. Vitrolles auf diesem Posten. Während die Sachen so standen, begab sich Decazes zu dem Herzoge v. Richelieu, um diesen in dem Entschlusse, die Präsidentur des Ministerrathes anzunehmen, zu befördern. Der Fürst Julius von Polignac, der bei dem edlen Herzoge war, entfernte sich auf einen Augenblick, und Richelieu knüpfte ein allgemeines Gespräch über die Schwierigkeiten seiner Lage an; er verhehlte Herrn Decazes nicht, daß er auf ihn sein Auge für das Finanz-Ministerium geworfen habe. Herr Decazes, über diese unvorbereitete Eröffnung verwundert, antwortete zunächst mit einer Weigerung. Der Herzog von Richelieu entgegnete: „Wen wollen Sie, daß ich an diesen Posten stelle? Ziehen Sie es vor, Präfekt unter Julius v. Polignac, oder unter Herrn Bourienne, oder gar unter Herrn Anglès zu seyn?" Diese so gestellte Bedingung bestimmte den Herrn Decazes; er nahm an. Nunmehr wurde über die Namenslisten der Minister debattirt: Herr v. Baublanc hatte einen alten Ruf von der konstituirenden Versammlung her; Herr v. Herbouville dagegen hatte sich aus der Kaiserzeit einige Vorwürfe zu machen; man gab also Herrn v. Baublanc den Vorzug. Für die Justiz wurde der Marquis v. Marbois, ein Mann von dem Rufe einer gewissen Strenge, Herrn v. Grosbois vorgezogen. Eine telegraphische Depesche brachte den Befehl nach Lyon, von dort aus einen Courier an Herrn von Baublanc abzufertigen. Herr Decazes ging zu einem seiner politischen Freunde, um ihn von der neuen Minister-Combination zu benachrichtigen; als er den Namen Baublanc aussprach, rief dieser Freund aus: „Was haben Sie gethan? Sie kennen also Herrn v. Baublanc nicht? Welche Verlegenheit schaffen Sie sich da!" Auf diese Weise gewarnt, kehrte Herr Decazes zu dem Herzoge v. Richelieu zurück; aber die Depesche war bereits abgefandt. Der Marquis v. Marbois, der es anfangs abgelehnt hatte, nahm das Justiz-Ministerium noch im Laufe des Abends an. Der Herzog v. Feltre und der Vicomte Dubouchage waren bereits Minister. Dem Baron Louis machte man einige Eröffnungen, damit er das Finanz-Ministerium behalte; er schlug es ab, weil er sich von seinem System nicht trennen wollte, bezeichnete aber den Grafen Corvetto als den geeignetsten Mann, um ihn zu ersetzen.

Um diesem Ministerium eine bestimmte Farbe zu geben, wurde Herr Bertin de Beaux, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, zum General-Secretair des Polizei-Ministeriums ernannt; Herr v. Herbouville erhielt die General-Post-Direction; Herr Tabarié, ein leidenschaftlicher Royalist, wurde General-Secretair des Kriegs-Ministeriums unter dem Herzoge v. Feltre; der Graf v. Barante bekam interimistisch bis zur Ankunft des Herrn v. Baublanc das Ministerium des Innern; Herr Anglès, ein gemäßigter Mann, nahm die Polizei-Präfektur; die Herren v. Barrairon und v. Saint-Cricq, tüchtige Bureau-Geschäftsmänner, erhielten die beiden General-Directionen der Einregistrirung und der Douanen; später wurde Herr v. Barante, der mit Herrn v. Baublanc nicht stimmte, zum General-Direktor der indirekten Steuern ernannt.

Das abtretende Kabinet des Fürsten Talleyrand empfing Beweise, daß es nicht gänzlich in Ungunst gefallen sey. Die sieben Minister erhielten eigenhändige Schreiben vom Könige, worin ihnen dieser für die von ihnen geleisteten Dienste dankte. Die erste Abfassung dieser Schreiben war von Herrn Bertin de Beaux, sie gefiel aber nicht; man verabredete eine zweite; sämmtliche Minister, mit Ausnahme des Herzogs von Otranto, wurden zu Staatsministern ernannt, die meisten erhielten außerdem das Großkreuz der Ehrenlegion; Herr von Talleyrand sicherte sich den Titel eines Ober-Kammerherren, einer hohen Hofcharge mit einem Gehalte von 100,000 Fr. Dies wurde der Gegenstand einer ziemlich langen Unterhandlung. Der Herzog von Richelieu trug dazu bei, das persönliche Widerstreben des Königs zu besiegen; er sagte wiederholentlich: „es sey unmöglich, Herrn v. Talleyrand wie einen anderen Minister zu entlassen; er habe dem Hause Bourbon im Jahre 1814 so große Dienste geleistet, daß man ihm auch eine große Belohnung zusichern müsse." Alle Welt mischte sich hinein, sogar der Herzog v. Wellington. Der Herzog von Otranto, der wohl fühlte, daß er nicht in Frankreich bleiben könne, hatte von Herrn v. Talleyrand bei seinem Ausscheiden den Botschafterposten in Dresden erhalten. Er hatte zu viel Bewußtseyn über seine Lage, um den Versprechungen Königlichen Schutzes zu trauen. er reiste sofort nach seinem Posten ab; seine Päße waren ausgefertigt; einige Tage später wäre er verhaftet worden.

Ueber die politische Bedeutung des Ministeriums ist Folgendes zu sagen: Der Herzog von Richelieu hatte sich als Gouverneur von Odessa den Ruhm eines geschickten Administrators erworben; er hatte seine Laufbahn unter jenen aventurirenden Edelleuten begonnen, die in den Reihen der Russen bei der Belagerung von Ismailoff Ruhm und Gefahren aufgesucht hatten; er hatte sich hier ausgezeichnet und setzte nach dem Ausbruche der Revolution seine Laufbahn in der Russischen Armee fort, bis Alexander ihn zum Gouverneur der Krimm und von Odessa ernannte. Der Handel, das Gedeihen, das Leben dieses vorher öden Landes waren sein Werk. Er hatte das hohe Vertrauen und die Freundschaft des Kaisers gewonnen, der ihn oft besuchte und seine Bemühungen unterstützte. Im Jahre 1814 war er nach Frankreich zurückgekehrt, hatte sich aber wenig um die Staats-Angelegenheiten bekümmert. Der Herzog von Richelieu hatte keinen sehr umfassenden Geist, besaß aber große Leichtigkeit im Arbeiten und eine Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit, die jede Probe überstanden. Bei seiner loyalen und edlen Gesinnung war das Wohl des Landes seine Leidenschaft; aber er kannte das Land nur unvollkommen; zwischen der Regierung eines großen Königreiches und der Verwaltung von Odessa war ein Unterschied. Wir standen in einer Zeit der Krise, entfesselter Leidenschaften und jener auf- und abwogenden Meinungen, von denen auch die erhabensten Charaktere über das Wahre und Rechte hinausgetrieben werden. Der Herzog ließ seinen Kollegen viel zu thun übrig, indem er sich ganz den auswärtigen Angelegenheiten und der Befreiung des Französischen Gebietes, dem Gegenstande seiner hochherzigen Anstrengungen, seiner edlen Bestrebungen, widmete.

Ich komme jetzt zu dem Herzoge Decazes, diesem wunderbaren Glückskinde der Restauration, diesem aus der Menge emporgestiegenen jungen Manne, der fünf Jahre hindurch das Conseil und die Gedanken Ludwigs XVIII. beherrschte; doch ich gehe auf den Anfang zurück. Herr Decazes hatte, als Polizei-Präfekt, Geist, Dienstfeifer und Thätigkeit entwickelt; mit aller Wärme der Jugend hatte er die Forderungen der Fremden zurückgewiesen und die Kassen zweier Präfekturen gerettet. Die royalistische Partei hatte sich ihm bei dem Mißtrauen, welches der Herzog v. Otranto einflößte, genähert; die in den Händen eines Königsmörders befindliche Polizei war nicht geeignet, die monarchischen Besorgnisse zu beschwichtigen. Der Herzog v. Otranto und Herr Decazes liebten sich nicht, sie waren mißtrauisch gegen einander. Im August 1815 schrieb ein damals bei Hofe viel geltender Staatsminister an Herrn Decazes: „Der König hegt kein Vertrauen zu dem Herzoge v. Otranto, er wünscht, daß Sie Ihre Berichte unmittelbar an ihn richten, haben Sie die Güte, dieselben an mich zu adressiren, damit ich sie Sr. Majestät vorlegen kann." Herr Decazes ging darauf ein. Einige Zeit darauf ließ Herr v. Talleyrand den Polizei-Präfekten zu sich rufen und zeigte ihm an, daß man einen Versuch gemacht habe, den Kaiser Alexander zu vergiften. „Der König ist sehr unruhig," sagte der Minister, „ich wünsche, daß Sie ihm Bericht über Ihre Maaßregeln erstatten, Sie werden Zutritt in sein Kabinet erhalten." Herr Decazes ging zu Herrn v. Nesselrode; im Hause des Kaisers herrschte Verwirrung; bei näherer Untersuchung fand sich, daß eine in dem Zimmer des Kaisers gelassene Flasche eine Substanz zur Reinigung der Möbel enthielt. Die Um-

gebung Alexanders wurde dadurch beruhigt, und Herr Decazes begab sich nach dem Schlosse; er wurde sogleich in das Kabinet des Königs geführt und berichtete diesem über das Resultat seiner Sendung. Ludwig XVIII, der gern gute Nachrichten hörte, war höchst erfreut darüber: „Es ist mir lieb," sagte er, „einen so einsichtsvollen Polizei-Präfekten zu haben; künftig werden Sie zu mir kommen und mir über die wichtigen Vorfälle in meiner Hauptstadt Bericht erstatten." Herr Decazes erzählte, was Herr v. Vitrolles ihm im Namen des Königs geschrieben habe. „Nein," erwiederte dieser, „ich wiederhole es, keinen Zwischenträger; wenn Sie etwas Wichtiges zu melden haben, so theilen Sie mir es mit." Hierauf befragte der König in vertraulichem Tone Herrn Decazes nach einigen Familien-Angelegenheiten: „Sind Sie ein Verwandter der schönen Madame Cazes, der Frau des General-Pächters?" — Nein, Sire. — „Gleichviel," sagte der König lächelnd, „es ist nicht nöthig, daß man der Verwandte einer hübschen Frau sey, um ein trefflicher Polizei-Präfekt zu seyn." Seit diesem Augenblicke suchte Decazes durch seinen Eifer sich die Freundschaft des Königs zu erwerben; Ludwig XVIII. liebte die Popularität, Decazes bereitete ihm ruhige Spaziergänge vor; nie wurde der König auf denselben durch einen unangenehmen Zufall gestört, und die kleinen Polizei-Berichte gereichten ihm oft zur Belustigung.

Nach Außen hin hatte Herr Decazes einen gewissen Einfluß auf die Wähler des Seine-Departements gewonnen; bei den Wahlen von 1815 war sein Name als der zweite aus der Urne hervorgegangen, während die Herren Roy, Pasquier, Louis erst beim zweiten Skrutinium gewählt worden waren. Herr Decazes, ein freier, gebildeter Geist, besaß, ohne alle Talente eines Staatsmannes zu haben, doch mehrere Eigenschaften desselben und verstand besonders die Menschen zu behandeln, er kannte genau alle die kleinen Triebfedern, welche das menschliche Herz in Bewegung setzen. Vielleicht hatte er keine Einsicht in das Parteien-Wesen, aber er verstand es trefflich, sich an den Privatmann zu wenden, ihn zu umstricken, mit fortzuziehen und auf diese Weise leidenschaftliche Majoritäten zu schwächen. Er hatte eine jener sanften einnehmenden Physiognomieen, so daß es selbst einem Feinde schwer wurde, ihn zu sehen, ohne sich geneigt zu fühlen, sich ihm anzuschließen. Er war derjenige Minister, der es am besten verstand, jene Art von Bestechung zu handhaben, welche erhebt und nicht erniedrigt. Während seines Ministeriums bildete er sich inmitten der öffentlichen Aufregung eine Partei und Freunde, die ihn, etwas Seltenes, auch nachdem er in Ungunst gefallen war, nicht verließen. Unter dem Feuer zweier Oppositionen hatte er eine ergebene Majorität und besaß, ohne selbst eine politische Partei zu ergreifen, doch eine Partei für sich. Sein System war das der Versöhnung; er kam damit zu früh, denn nach großen gesellschaftlichen Erschütterungen verlangen die Parteien, daß man mit ihnen vorwärts gehe, ihnen als Sklave diene! Verloren ist, wer sich von ihnen zu befreien strebt! Man hat viele Beschuldigungen gegen Herrn Decazes erhoben, von dem geistvollen Unsinn der „Minerva" an, bis zu den einfältigen Anklagen des Herrn Clauzel de Coussergues. Die unparteiischere Nachwelt wird ihm zu viel Nachgiebigkeit gegen die Umstände und die Gewalt und ein zu sehr hervortretendes Spiel der List vorwerfen. Man erkennt in ihm eine Absicht, zu verführen und Alles, was mit ihm in Berührung kommt, an sich zu ziehen. Das ist allerdings gut, aber die Geschicklichkeit, die sich zu sehr zeigt, hört auf, Geschicklichkeit zu seyn. An dem Tage, wo das Ministerium definitiv konstituirt war, wurde Herr Decazes, erschöpft von seiner Polizei-Verwaltung, der er sich mit der größten Hingebung aufgeopfert hatte, krank.

Der Herzog v. Feltre, der einige Tage vor dem 20sten März Kriegs-Minister war, besaß große Einsicht in der Verwaltung dieses Departements; als Privatmann war er keineswegs zum Verfolgen geneigt, aber als Organ einer Partei zum Minister ernannt, war er genöthigt, sich deren Gesetzen zu unterwerfen. Er hatte den Royalisten große Beweise der Hingebung gegeben; der Abfall der Armee hatte ihn tief verwundet, denn er hielt um so strenger auf die Treue des Eides, als er selbst den seinigen mit Ehren gehalten hatte; er zeigte sich darum auch gegen das Kaiserliche Heer äußerst streng und lichtete es durch Aufstellung gewisser Kategorieen. Der Herzog von Feltre hatte eine Art von Schwäche gegen historische Namen; auch verweigerte er keinem Edelmanne eine Unter-Lieutenantsstelle, und diese Schwäche beherrschte seine ganze Arbeit bei der Reorganisirung der Armee.

Herr v. Vaublanc besaß damals einen großen Ruf als Verwalter. Als Präfekt des Mosel-Departements, welchen Posten er lange bekleidete, hatte er schöne Erinnerungen zurückgelassen; unlängst war er zum Präfekten der Rhone-Mündungen ernannt worden, wo er den wärmsten Royalismus und Talent gezeigt hatte. Schon in Gent hatten ihn die Freunde des Grafen v. Artois für das Ministerium des Innern designirt. Herr v. Vaublanc besaß viel Rechtlichkeit und hatte eine ehrenvolle Laufbahn durchgemacht; man konnte ihm Eifer für das öffentliche Wohl nicht absprechen, er besaß Erfahrung in der Administration, war wohlwollend gegen Alle, aber auch von einer ungemessenen Eitelkeit, die sich auf die Rednerbühne, die Künste, die Wissenschaft erstreckte. Wenn ich von Herrn v. Vaublanc, so wie von allen Männern der Restauration, spreche, so unterscheide ich den Staatsmann vom Privatmann; ich erzähle vielleicht einige Bureau-Geschichten über die administrativen Lächerlichkeiten eines Ministers, ehre aber das ergraute Haar und dem Vaterlande geleistete langjährige Dienste.

Der Marquis v. Barbé-Marbois war ein Mann von ernstem Ansehen, trockenen und steifen Formen, hoher Rechtlichkeit, aber von einer großen inneren Schwäche und Furchtsamkeit, weshalb er den Beinamen das bronzirte Binsenrohr erhalten hatte. Er übernahm eine schwere Bürde, das Justiz-Ministerium, in einer Zeit der Reaction. Herr von Marbois zeigte sich sehr gefällig gegen die royalistischen Gesinnungen, und dennoch konnte er die Abneigung, welche die Majorität der Kammer von 1815 gegen seine Person hegte, nie besiegen. Der Grund lag in den heftigen Bonapartistischen Gesinnungen seiner Tochter, der Herzogin von Piacenza, deren unvorsichtige Aeußerungen, wie damals treffend gesagt wurde, die Anwendung des Gesetzes gegen aufrührerisches Geschrei in dem eigenen Salon des Großsiegelbewahrers nöthig machten; ein anderer Grund lag in dem Protestantismus des Herrn Guizot, General-Secretairs im Justiz-Ministerium, was in den Augen einer katholisch gesinnten Majorität schwer gut zu machen war.

Herr Corvetto, berühmter Advokat in Genua und ausgezeichneter Staatsrath unter der Kaiserlichen Regierung, war, was Ordnung und Geschäftstüchtigkeit anlangt, ein würdiger Ersatz für den Baron Louis; er hatte Geist und Feinheit des Urtheils, seine Redlichkeit war tadellos, aber ihn umgab eine Familie, welche die Strenge seiner Grundsätze nicht theilte. Herr Schiassino kompromittirte den Grafen Corvetto nur zu oft. Das so schwierige Budget von 1815 ist ein bleibendes Denkmal; es enthielt den Keim zu allen großen Ideen über Staats-Kredit.

Mit Herrn Dubouchage, dem Marine-Minister, läßt sich nicht vergleichen; er war ein ehemaliger Ingenieur-Offizier, besaß einen Geist, aber keine Geschäfts-Tüchtigkeit; er war ein Geschöpf des Grafen von Artois.

Dieses so zusammengesetzte Ministerium verdankte seine Bildung fast ausschließlich dem Hofe und der royalistischen Meinung. Dennoch hatte die Weigerung, Herrn von Grosbois aufzunehmen, und der Herrn von Marbois vor ihm zu Theil gewordene Verzug dem Ministerium schon manches Gewitter veranlaßt. Der Pavillon Marsan rechnete auf eine spätere Modification, wodurch die Herren von Barbé-Marbois und Corvetto ausscheiden und den Herren von Grosbois und von Vitrolles Platz machen sollten. Herr Decazes gehörte nicht unter die vom Pavillon Marsan Proskribirten; er sollte in der neuen Ministerial-Veränderung, welche Monsieur vorbereitete, beibehalten werden. Dies war aber noch nicht Alles; die Parteien machten große Forderungen. Ein Minister, der als der Ausdruck einer Parteimeinung an das Staatsruder kommt, ist Bedingungen unterworfen und wird durch die Gewalt der Dinge so gebemmt, daß er seine Partei nur unvollkommen befriedigen kann. Im Amte sieht man die Dinge anders an, als außerhalb desselben; man fühlt sogleich, daß man sich in einer Sphäre der Vernunft und Mäßigung befindet; tausend Schwierigkeiten sind zu besiegen, tausend Hindernisse zu überwinden. Die Heftigkeit wird gleichsam durch eine Menge kleiner Ketten in Fesseln gelegt; daher kommt es, daß so viele Parteimänner Gemäßigte wurden, nachdem sie ein Portefeuille erhalten hatten; daher kommt es auch, daß die Parteien ihr bisheriges Haupt, wenn es ans Staatsruder gelangt ist, verlassen; denn wenn die Menschen sich ändern, so beharren die Meinungen unbeugsam bei ihren Thorheiten. Der Pavillon Marsan war indessen nicht der einzige Feind des Ministeriums; dieses hatte noch eine Kammer zu befriedigen, deren Majorität unter dem Einflusse der royalistischen Comité's gewählt worden war. Diese Kammer war auf den 24. September zusammenberufen; als jedoch von einer Ministerial-Veränderung die Rede war, wurde sie bis zum 7ten October prorogirt. Bevor ich aber an die Prüfung des Geistes und der Tendenz dieser politischen Gewalt gehe, muß ich noch einen Blick auf den Stand der Meinungen in Frankreich und im Auslande werfen.

Bibliographie.

Botanique élémentaire. (Elemente der Botanik.) Unterhaltungen über die Physiologie der Pflanzen, nach Decandoles Vorträgen, von M. Marcel. 2 Bde. Pr. 9 Fr.

Documens, recueillies par MM. Chervin, Louis et Trousseau (Aktenstücke, gesammelt von den Herren Chervin, Louis und Trousseau, Mitgliedern der zur Beobachtung der Epidemie von 1828 nach Gibraltar gesandten Französischen Medizinal-Kommissien, und vom Dr. Barry, Englischem Stabs-Arzt.) 2 Bde.

Hygiène militaire. (Abhandlung über die Kunst, die Gesundheit der Land-Truppen zu erhalten.) Von Dr. Bailly.

Les quatre saisons. (Die vier Jahreszeiten, oder Botanik, Zoologie, Astronomie und Physik, zum Verständnisse der Jugend gebracht.) Von A. Pascault. Mit 50 Abbildungen. 4 Bde. Pr. 16 Fr.

Barême du marchand de bois. (Rechenknecht für den Holzhändler.) Von Tessèdre. Pr. 4 Fr.

Des cosaques et de leur utilité à la guerre. (Von den Kosaken und von ihrem Nutzen im Kriege.) Vom General-L. v. Benkendorf. Pr. 1½ Fr.

Principes fondamentaux de l'équilibre et du mouvement etc. (Grund-Prinzipien des Gleichgewichts und der Bewegung schwebender Körper zwischen zwei abstoßenden Seiten.) Zum Gebrauche der Königl. Ingenieur-Schule. Von P. J. Moreau. Brest.

England.

Das Englische Volk, und wer es ist.

(Aus Fraser's Magazine.)

Sir John Fortescue, der die Vortrefflichkeit der Englischen Gesetze in idealer Weise dargestellt hat, macht einen für seine Landsleute damaliger Zeit höchst günstigen Vergleich zwischen dem gemeinen Volk in Frankreich und England. Von dem ersteren sagt er, es sey so verarmt und heruntergekommen, daß es kaum leben könne;

ie Leute tränken Wasser und äßen Aepfel und schwarzes Roggenrod, aber kein Fleisch, sondern höchstens ein wenig Speck oder Schinkenfett, auch die Eingeweide und Köpfe von dem Vieh, das er Adel und Kaufmannsstand für sich schlachten ließe. Dagegen childert er die Bewohner Englands als reich an Gold und Silber und an allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens; sie ißen sich satt an allerlei Fisch und Fleisch, woran das Land Ueberfluß habe; sie tränken kein Wasser, außer bei religiösen Anläßen; sie hätten reichlich Alles, was zu einem tüchtigen Haushalt und zu iner guten Wirthschaft gehöre, und Jeder besäße, seinem Stande ufagend, jegliches Gut, wodurch das Leben freundlich und leicht erde.

So anmuthig aber auch dies Gemälde für ein patriotisches Gemüth seyn mag, so muß man doch gestehen, daß es ganz eben so dealisch ist, wie die anderen Schilderungen des Verfassers, und daß s in der That den glaubwürdigsten Zeugnissen der Zeitgenossen völig widerspricht. Hunderte von Englischen Armen starben in Jahren er Theurung oft den Hungertod oder verschmachteten in Folge hrer ungesunden Nahrungsmittel an Krankheiten; denn sie lebten ann meist von Wurzeln und Kräutern, die sie sammelten, trocknen und statt des Brodes gebrauchten. Aeneas Sylvius, nachmals Papst Pius II., erzählt in einem seiner Briefe, daß von den Einohnern eines volkreichen Dorfes in Northumberland, in dem er ohnte (1437), nicht ein Einziger jemals Wein oder Weizenbrod zu Gesicht bekommen habe, und daß sie nicht wenig erstaunt gewesen ären, als sie diese Delikatessen auf seiner Tafel erblickten. Auch us einer Stelle in Piers „Traum eines Ackermanns" geht heror, daß vertrocknete Rüben oder Kohl ein gewöhnliches Essen war, as nun freilich eben keine nahrhafte Kost ist.

In den obigen Schilderungen will also Sir John Fortescue ein Gemälde von dem allgemeinen Wohlstande geben, wie er aus den Englischen Gesetzen hervorgehen würde, wenn sie im Geist seiner dealen Vorstellung in Ausübung kämen und vor allen Dingen von em Gesetz der gesunden Vernunft, das man stets in Kraft wünchen möchte, gehörig unterstützt würden. Von dem wirklichen und atsächlichen Einfluß dieser Idee oder dieses Gesetzes war das Erheinen von Fortescue's Werk selbst ein hinreichender Beweis, um zu zeigen, daß die Grundsätze einer beschränkten Monarchie unter er Regierung Eduard's IV. eben so vollständig anerkannt waren, ls unter den Fürsten aus dem Hause Lancaster, wenn auch hin nd wieder einzelne Handlungen der Gewalt vorkamen.

Indeß die Autorität dieses großen Juristen ward hier zu einem nderen Zweck angeführt. Er hat in jener Darstellung seine Begriffe on einem Volk als Volk, und namentlich von dem Englischen Volk, iedergelegt. Wenn ein Volk diesen Namen verdienen soll, so muß s auf einer gewissen Stufe der Bildung stehen. Es muß reich seyn n Gold und Silber und an allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens; es muß Ueberfluß haben an allerlei Fisch und Fleisch, nachdem die Producte des Landes sind; sein Getränk muß nicht bloßem Wasser, sondern in einem edlen Gebräu oder Gemisch beehen; es muß reichlich Alles haben, was zu einem tüchtigen Hausalt und zu einer guten Wirthschaft gehört, und ein Jeder muß, seinem Stande zusagend, jegliches Gut besitzen, wodurch das Leben reundlich und leicht wird. Dies ist des alten Rechtsgelehrten abalte Idee von dem Englischen Volke, wie es seyn sollte, wozu er patriotischer Gesinnung noch hinzufügt — und welcher Patriot irde ihm nicht seine Zustimmung geben? — es müsse in allen diesen Beziehungen besser daran seyn, als sein Nachbar, der Franzose.

Und in allen diesen Beziehungen hat das Englische Volk die nachbarten Nationen überragt; möge es darin noch lange jedem deren Volke voranstehen! Welch ein Gegensatz in dem Fortgang d Verlauf seiner Geschichte zu der des Französischen Volkes! Wie er und wie weise hat es sich die Rechte und Freiheiten des Menen erworben! Ein einzigesmal handelte es tadelnswürdig, als es, n einem Geist des Fanatismus angetrieben, auf den Ruinen des rones eine Republik zu gründen sich in den Sinn kommen ließ d zugab, daß eine usurpirte Gewalt auf dem vom Blut eines Köglichen Märtyrers getränkten Boden frischweg Wurzel faßte. Doch ses böse Beispiel ward bei nächster Gelegenheit wieder gut gecht durch die hochherzige Weise, in der die Ausgleichung von 1688, e man mit Unrecht den Namen einer Revolution beigelegt hat, Stande gebracht wurde. Man vergleiche mit jener Periode die chrecken der ersten Französischen Revolution und mit der letzteren s Blutvergießen der zweiten. Der Kampf zwischen der Aristokratie d Demokratie in England hatte einen viel edleren Ursprung, als gegen einander tobende Wuth eben dieser Parteien in Frankch zur Zeit seiner Revolutionen. Er führte keine Schreckensrerung herbei; keine krampfhafte Zuckungen, die einen Danton, t. Just oder Robespierre gebaren; keine Bastillen, die sich in ßloser Menge an der Stelle einer einzigen zerstörten erhoben; ne tägliche Hinrichtungen von Hunderten unglücklicher Schlachfer; keine Einkerkerungen von Hunderten und Tausenden, die in n Gefängnissen der Revolution verschmachten mußten; kein „Entzen, emporgetürmt auf dem Haupt des Entsetzens." Volksleidenast artete niemals in Volkswuth aus. Nein, das Englische Volk ar aus heroischerem Stoff gebildet; trotz den Talenten des bilosophen von Malmesbury verschmähte es eine Lehre, die alle ewalt auf Furcht begründen wollte; denn es kannte keine Furcht, d eine Schreckensregierung war hier unmöglich. Die Schrecken der anzösischen Revolution folgten aus der Feigheit des Volks oder iner Führer; die Furcht hatte es zur Raserei getrieben. Und warum ar es von Furcht erfüllt? Weil die Uebermacht einer abergläubischen irche ihren Einfluß auf die Gewissen mißbrauchte und Memmen s ihren Beichtkindern machte. Der Zweck des Gewissens ist sicherlich nicht, „Feige aus uns Allen zu machen," trotz Hamlets Behauptung vom Gegentheil. In diesem Falle jedoch ist er kein Gewährsmann; denn er brauchte das Wort „feige" unrichtig, in dem Sinn, den sein Wahnsinn ihm unterschob, nicht in dem, worin seine bessere Vernunft es genommen haben würde. „Nicht Hamlet, sondern sein Wahnwitz sprach aus ihm." Sein Gewissen verhinderte ihn am Selbstmord, und dies nannte er Feigheit; aber das Verbrechen zu begehen, wäre größere Feigheit, wäre allein Feigheit gewesen. Ja, die Furcht war es, die ihn zurückhielt, „das Gebot, welches der Ewige gerichtet hat gegen Selbstmord," zu verachten, aber es war die Furcht Gottes. Wer von dieser Furcht durchdrungen ist, kennt keine andere. Wahrer Seelenmuth wurzelt nur in dieser heilsamen Furcht; denn er hat sein Leben nur im Glauben an ein Etwas, das über ihm ist. Man sage immerhin, und man hat es oft gesagt, daß nur Verzagtheit ihre Blicke aufwärts richte nach Schutz, Trost und Glückseligkeit. Aber gerade das Gegentheil hiervon ist wahr. Dem christlichen Helden eignet der zum Himmel gerichtete Blick, und er ist nur möglich bei dem Bewußtseyn reiner Sittlichkeit, bei der Hoffnung, die fest auf die Zukunft baut und siegreich die Versuchung hinter sich läßt. Durch dieses richtige Verständniß des Gewissens hat sich das Englische Volk selbst in den Zeiten der größten Gefahr stets ausgezeichnet. Es braucht keiner Geschichte, um von ihr zu lernen, keiner Erfahrung, um durch sie klüger zu werden; sein eigenes Herz sagt es ihm, daß bloße Furcht an sich nicht einmal auf den Einzelnen anhaltend, regelmäßig und sicher wirkt, und daß die Furcht, welche einen bestimmten und geordneten Einfluß auf das Gemüth ausübt, stets ein Pflichtgefühl als Grund voraussetzt. Man hat bemerkt, daß die feigsten Nationen Europa's, die Neapolitaner und Sicilier, über welche in Bezug auf ihre Person die Todesfurcht die tyrannischste Gewalt ausübt, gerade diejenigen sind, die sich am wenigsten scheuen, ihre Mitbürger durch Gift oder Meuchelmord ums Leben zu bringen, während in Grosbritanien ein Guts-Tyrann, der die durch den Besitz eines bedeutenden Eigenthums ihm verliehene Gewalt, die ganze Nachbarschaft zu unterdrücken, mißbraucht, ohne Geleit sicher und unverletzt umhergehen kann mitten unter Hunderten von Menschen, denen vielleicht Allen bei seinem Anblick das Herz vor Wuth und Empörung glüht. „Dies ist der Mann," sagt der Eine, „der meinem Vater das Herz brach;" ein Anderer: „sein Werk ist es, daß meine Kinder in Lumpen gekleidet gehen und um Nahrung schreien, die ich ihnen nicht länger mehr zu schaffen vermag." Und doch wagen sie es nicht, ihm ein Haar zu krümmen! Was ist die Ursache hiervon? Rührt es etwa von feiger Empfindsamkeit her, und schaudert vielleicht der Gekränkte bei dem Gedanken an Blutvergießen? Oder von feiger Selbstliebe, und fürchtet er sich etwa, sein eigenes Leben daran zu setzen? Keines von beidem. Das Schlachtfeld von Waterloo und in neuester Zeit hundert andere Proben zeugen von seiner Tapferkeit und seinem persönlichen Muth. Woher denn kommt der Unterschied des Gefühls in jenem Fall? Was macht den Unterdrücker so sicher? Der siegende Gedanke: die Gesetze Gottes und meines Landes wollen, daß sein Leben unverletzlich sey. Ich darf ihm kein Haar krümmen! „So macht Gewissen Feige aus uns Allen;" aber seht! Gewissen ist es auch, das Helden aus uns Allen macht!

Doch in diesen Eigenthümlichkeiten seines National-Charakters handelt das Englische Volk nur dem Grundprinzip gemäß, welches die Menschen zu Menschen macht; und so handelnd, erwirbt es sich die Rechte der Menschheit. Dieses Grundprinzip ist in der That nichts Anderes, als ein allgemeines Gesetz, das vom Engel bis zum Sonnenstäubchen durch die Schöpfung hindurchgeht und so seine Macht erweist. Der Mensch, sagt Hooker, bezieht sich schlechthin auf ein Postulat außer ihm, auf ein höchstes Gut, welches nichts Anderes ist, als das göttliche Wesen. Eben so hat jedes Geschöpf eine Beziehung auf ein anderes vollkommneres Wesen. Die Allgemeinheit dieses Gesetzes hatte Lord Baco richtig erkannt, als er folgendergestalt argumentirte: „Die, welche einen Gott läugnen, vernichten den Adel des Menschen; denn vermöge seines Körpers ist nun einmal der Mensch mit dem Thiere verwandt, und wenn er nicht vermöge seines Geistes Gott verwandt wäre, welch' ein erbärmliches und niedriges Geschöpf würde er dann seyn! Auch vernichtet der Gotteslaugner jedes erhabene Gefühl und das Emporstreben der menschlichen Natur; denn man betrachte nur zum Beispiel einen Hund, und sehe, welchen Muth und edlen Sinn er annimmt, sobald ein Mensch sein Beschützer ist, der für ihn dann ein Gott, eine bessere Natur wird; und einen solchen Muth könnte wahrlich dies Geschöpf ohne das Abhängigkeitsgefühl von einem besseren Wesen, als es selbst ist, nimmer erreichen. So auch der Mensch: wenn er auf Gottes Schutz und Gnade vertrauend baut, sammelt er eine Kraft des Glaubens in sich, welche die menschliche Natur allein niemals erringen könnte." Eine höhere Autorität hat ferner gesagt: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn." In diesen Thieren ist also gleichsam eine Ahnung der menschlichen Natur, die sich aber zu ihrer weiteren Entwickelung auf etwas Höheres, sowohl an Art als Geschlecht, auf den Menschen nämlich, richtet. Indessen ist dies nur ein einzelnes Beispiel dieser Abhängigkeit aller Wesen und aller Theile der Schöpfung von einander, die in ihrem an einander gereihten Ganzen das System des Weltalls bilden — eine Abhängigkeit, welche für jedes Einzelne das gleichzeitige Bestehen Aller nothwendig macht. So zieht die Pflanze ihre Nahrung aus unorganischen Körpern und verändert deren träge Substanz, die zur Nahrung der Thiere nicht eher taugt, als bis sie den Prozeß des Pflanzenlebens durchgemacht hat. Alle Reiche der Natur, von der niedrigsten Lebensgestaltung bis zur höchsten und vollkommensten, tragen, ein jedes in seiner Art, die Kennzeichen dieses allgemeinen Gesetzes an sich. Jede niedere

Mangel dar, welcher in der unmittelbar darüber befindlichen seine Ergänzung findet. So gehen unorganische Körper in organische über, und Pflanzen nähern sich dem thierischen Leben; die Natur erhebt sich stufenweise vom Mineral zur Pflanze und von dieser zum Thierreich. Darum ist derjenige Mensch ein trauriges Geschöpf, der nicht über sich zu schauen und zu etwas Höherem sich emporzuschwingen vermag. In dem Grade nun, in welchem der menschliche Charakter sich emporgeschwungen, in demselben Grade, und allein in diesem, hat eine Masse von Menschen, die diesen Charakter trägt, sich das Recht erworben, ein Volk genannt zu werden. Herumziehende Stämme sind kein Volk, sondern nur die Elemente zu einem Volke. Eine feste Ansiedelung muß erst vorangehen, ein gesellschaftlicher Verband geschlossen, Gesetze müssen gegeben, eine Regierungsform gebildet, die Künste des Lebens ausgeübt und die Wissenschaften wenigstens einigermaßen kultivirt worden seyn, ehe von dem Daseyn eines Volkes gesprochen werden kann. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die nordischen Horden nicht eher ein Volk wurden, bis sie civilisirtere Nationen unterjochten, um selbst, wenn auch nicht physisch, doch moralisch, unterjocht zu werden, indem sie meistentheils die Sitten und Gebräuche der besiegten Länder annahmen. Die Germanischen Nationen, welche dem Römischen Joch so lange und standhaft Widerstand leisteten, warteten den wohlthätigen Einfluß des Christenthums ab, um sich später, aber wirksamer, zu civilisiren. „So gingen sie sogleich," wie Frau von Stael bemerkt, „aus einem barbarischen Zustande zu den Verfeinerungen des christlichen Lebens über." Eben diese Schriftstellerin gesteht dem Englischen Volke einen entschiedenen Vorzug vor den übrigen Stämmen Germanischen Ursprungs zu; obgleich sie, und wohl mit Recht, behauptet, daß man unter allen gleiche Charakterzüge antreffe. „Alle," sagt sie, „zeichneten sich von Alters her durch ihre Unabhängigkeit und Treue aus; immer waren sie gut und redlich; und vielleicht eben deshalb haben alle ihre Schriften einen melancholischen Charakter; denn Nationen, wie Individuen, müssen häufig für ihre Tugenden dulden."

Wie dem auch sey, in dem Unterschied zwischen dem National-Charakter Englands und Frankreichs, so wie in dem Verlauf und der Richtung ihrer Revolutionen, muß sehr Vieles dem Unterschied ihrer Abstammung zugeschrieben werden. Die Italiäner, die Franzosen, die Spanier und die Portugiesen, die ihre Sprache und Bildung von Rom überkamen, waren am frühesten civilisirt und tragen noch immer, wie eben jene Schriftstellerin sich ausdrückt, den Charakter einer alten und vieljährigen Civilisation heidnischen Ursprungs an sich. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Catherine of Cleves, and Hernani. (Katherina von Kleve, und Hernani.) Zwei Trauerspiele von Lord Leveson Gower. Pr. 8 Sh.

Finden's landscape illustrations to the Waverley Novels. (Finden's landschaftliche Darstellungen zu Walter Scott's Romanen.) 2 Bde. 4 Pfd. 4 Sh., avant la lettre 10 Pfd. 10 Sh.

Visit to the courts of Russia and Sweden. (Besuch der Höfe von Rußland und Schweden.) Von Capitain Frankland. 2 Bde.

Sacred Imagery. (Die heiligen Bildwerke.) Von Fincher. Pr. 1½ Sh.

Regeneration and baptism considered. (Betrachtungen über Wiedergeburt und Taufe.) Von Hall. Pr. 5½ Sh.

Parliamentary Debates. (Sammlung der Parlaments-Debatten.) Dritte Reihefolge 5r Band, oder 2r Band der Session von 1831.

Elizabeth, and Beggar-boy. (Elisabeth und der Bettler-Knabe.) Zwei Erzählungen von Frau Hofland.

The hive. (Der Bienenstock.) Ein Taschenbuch. Pr. 5 Sh.

Dänemark.

Bemaerkninger ved der kongelige Anordning angaaende Provindsialstaenders Indförelse i Danmark. (Bemerkungen zur Königlichen Verordnung, die Einführung von Provinzialständen in Dänemark betreffend. Von Dr. Frederik Christian Sibbern, Professor der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen. Kopenhagen 1832.

Von dieser bereits in Nr. 2 des Magazins mit wenigen Worten gedachten Schrift machen Dänische Blätter folgende Anzeige:

„Gewiß hat diese Schrift den größten Anspruch auf das Interesse des Publikums, nicht allein wegen des Gegenstandes, den sie behandelt, sondern auch wegen der Art, in welcher derselbe behandelt ist. Sie betrifft nämlich das für ganz Dänemark so wichtige Institut der Provinzialstände, seine historische Verbindung mit der Vergangenheit und Gegenwart, die heilsamen Wirkungen, die es den jetzigen und künftigen Geschlechtern verheißt, und schließlich die einzelnen Punkte der Verordnung, insofern sie mit der Tendenz der Institution, dem Bedürfniß der Nation und den Anforderungen der Zeit übereinstimmen. Beigefügt ist ein Anhang über die Preßfreiheit."

„Empfiehlt sich das Buch dem denkenden und kritischen Leser einerseits durch des Verfassers wohlbegründetes und im Allgemeinen auch klares Raisonnement, so spricht es andererseits durch seine Freimüthigkeit und, man möchte sagen, durch den Enthusiasmus, womit die Sache behandelt ist, Jeden an, der für Vaterland und Freiheit Sinn hat. Es möge hinreichen, die Worte hier anzuführen, womit der Verfasser den Abschnitt über die Wirkungen der Provinzialstände auf den Geist der Nation und deren freieres Leben schließt, und die gewiß jedem Dänen ans Herz gelegt zu werden verdienen:

„„Wer dazu beiträgt, daß die Provinzialstände nur zur Hälfte dem entsprechen, was sie seyn sollen, der wird eo ipso dazu beitragen, das in so vielen Rücksichten herrliche Band zu erschlaffen, ja zu trennen, welches in Dänemark den König mit dem Volke verbindet, und sich hierdurch eine schwere Schuld aufladen. Keine Wahl ist mehr übrig. Entweder gelingt es den Ständen, die Hingebung des Volkes an seinen König zu beleben, zu erhöhen, zu kräftigen und das Band zwischen dem Königshause und dem Volke fester zu knüpfen, — oder sie werden, was Gott verhüten möge, dahin wirken, jene Hingebung zu schwächen und dieses Band locker zu machen. Daß ich bei der Herausgabe meiner Schrift das Erstere zum Zweck hatte, dessen bin ich mir vollständig bewußt.""

Bibliographie.

Menneskets moralske Selvständighed. (Des Menschen moralische Selbstständigkeit.) Ein philosophischer Versuch, von L. Zeuthen. Pr. 4 Mk.

Om det nygräske Folk og Sprog. (Ueber das Neugriechische Volk und dessen Sprache.) Erinnerungen einer Reise in Griechenland im J. 1831. Von J. F. Fenger. Pr. 1 Rbd.

Om Agerdyrknings- og Forst-Institutet paa Mörupgaard, dets Hensigt og Indretning. (Ueber das Ackerbau- und Forst-Institut zu Mörupgaard, dessen Zweck und Einrichtung.) Vom Kammerrath N. Gjerfing. Pr. 3 Mk.

Criminalprozessen og dens Följer. (Kriminalprozesse und deren Folgen, vor den Richterstuhl der Vernunft gebracht.) Von Andreas Richter. Pr. 3 Mk.

Undersögelse om Aarsagerne til den danske Hesteavls Forfald og Aftagen. (Untersuchung der Ursachen des Verfalls und der Abnahme der Dänischen Pferdezucht, nebst den Mitteln, wie dieselbe in der kürzesten Zeit und mit den mindesten Aufopferungen für Regierungen und Privatleute zu einem hohen Grade von Vollkommenheit zu bringen sey.) Vom Herzog von Augustenburg. Pr. 3 Mk.

Tordenskjold. (Tordenskjold, ein geschichtlicher Roman.) Von J. C. Lange. Mit Kupfern. Pr. 9 Mk.

Lydsk Chrestomathie. (Deutsche Chrestomathie.) Musterstücke aus den berühmtesten Deutschen Prosaikern enthaltend. Vom Cap. H. J. Blom. Pr. 2 Rbd.

Mannigfaltiges.

— Der Radschah von Punganur. Am 10. Mai vorigen Jahres fand zu Punganur, in der Ostindischen Präsidentschaft Madras, eine interessante Feierlichkeit statt, indem Se. Hoheit Imudy Tschicka Eschovanth Beheder, der Radschah jener Provinz, mit dem Killath und anderen Auszeichnungen von Seiten der Englischen Regierung bekleidet wurde. Diese Ceremonie geschah in Gegenwart mehrerer vornehmen Engländer und einer großen Menge angesehener Eingebornen. Der Gouverneur verlieh dem Radschah jene Decorationen in Betracht der Treue, welche das Haus Punganur stets gegen die Britische Regierung bewiesen hat, und in Folge einer alten Sitte, wonach die herrschenden Gewalten jedem neuen Radschah, wenn er die Verwaltung seiner Provinz übernimmt, ihre Anerkennung zu Theil werden lassen. Der Radschah, der Steuereinnehmer von Cuddapah, Herr Lacon, und andere Engländer versammelten sich um 4 Uhr Nachmittags in einem großen Saal im Palast des Radschah, und bald füllte sich der Raum, der in Europäischem Geschmack möblirt war, mit einer Menge von Zuschauern. Hierauf trat der Steuereinnehmer vor und überreichte dem Radschah im Namen der Regierung ein schönes purpurfarbenes und goldgesticktes Sammetkleid. Dieser entfernte sich nun auf einige Augenblicke und kam dann, mit dem Ehrenkleide geschmückt, wieder in den Saal zurück. Bei seinem Eintritt erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen, und Herr Lacon übergab dem Radschah ein prachtvoll verziertes Schwerdt nebst einem goldenen Turban, den er selbst ihm um das Haupt wand. Der Radschah schmückte sich nun noch mit seinen Familien-Juwelen und wurde in diesem Staatsanzug von Herrn Lacon zu einem am äußersten Ende des Saales befindlichen Thron geleitet, auf dem er unter einem reichen scharlachfarbenen und mit goldenen Stickereien verzierten Thronhimmel Platz nahm. Unter die Versammlung vertheilte man demnächst Betelkraut, Rosen-Wasser und andere wohlriechende Spezereien, während Musik und Tanz der Eingebornen das Schauspiel belebten. Am folgenden Abend hielt Se. Hoh. im vollen Ornat, von allen seinen Hofleuten und von einer großen Schaar Eingeborner umgeben, auf seinem Elephanten bei Fackelglanz einen festlichen Umzug durch die Straßen der Stadt Punganur und wurde von der versammelten Volksmenge mit allen möglichen Freudenbezeigungen empfangen. Nach Beendigung der Prozession stieg der Radschah in seinen Palast ab, um daselbst die Besuche der vornehmsten Personen aus der Stadt und der Provinz entgegen zu nehmen, wobei ein Jeder ihm ein angemessenes Geschenk überreichte. Den Beschluß der Feierlichkeiten machte ein glänzendes Gastmahl, zu dem Se. Hoheit eine zahlreiche Versammlung von Hindus und Moslemin eingeladen hatte, und wobei er unter die verschiedenen Volksklassen allerlei Geschenke vertheilte.

(Asiat. Journ.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 12. März 1832.

Rußland.

Краткія Записки Адмирала А. Шишкова, веденныя имъ во время пребыванія его при блаженной памяти Государѣ ИМПЕРАТОРѢ Александрѣ. Первомъ въ бывшую съ французами въ 1812 и послѣдующихъ годахъ войну. (Kurze Memoiren des Admirals A. Schischkow, entworfen während er sich in dem Kriege 1812 und in den folgenden Jahren bei Seiner Majestät dem Kaiser Alexander I. glorreichen Andenkens befand.) St. Petersburg 1831. Pr. 7 R.

Dieses höchst anziehende Buch enthält eine Menge wichtiger Thatsachen aus der auf dem Titel angegebenen Zeit, als der verdienstvolle Verfasser das Amt eines Staatssecretairs bei Seiner Majestät dem Kaiser Alexander verwaltete. Das Werk ist in einem einfachen Style geschrieben und trägt den Stempel hoher Wahrheit.

Im Frühling des Jahres 1812 trug der Kaiser Alexander dem Admiral auf, ein Manifest in Bezug auf die Rekrutirung zu entwerfen. Darauf wurde der Admiral zum Staatssecretair des Kaisers ernannt und folgte demselben nach Wilna. Dort entwarf er die beiden Manifeste an das Heer und an den Feldmarschall Grafen Saltikow. Von Wilna begann der Rückzug der Russischen Truppen; in Drissa ward Halt gemacht, und hier entwarf der Admiral ein höchst wichtiges Sendschreiben, von ihm, dem Grafen Araktschejew und dem General Balaschew unterzeichnet, an den Kaiser, worin er demselben die Nothwendigkeit vorstellte, nach Moskau zu eilen. In Drissa schrieb der Admiral noch die Aufforderung an die Stadt Moskau und das Manifest zur allgemeinen Landes-Bewaffnung. Auf der Reise von Drissa nach Moskau verweilte der Kaiser nur ein paar Stunden in Smolensk, wo Alles zu den Waffen griff. In der alten Hauptstadt der Czaaren entwarf der Admiral vier Manifeste, worauf er dem Kaiser nach St. Petersburg folgte.

Der Verfasser schildert in gedrängter Kürze die allgemein bekannten Begebenheiten des Jahres 1812 bis zur Flucht der Franzosen aus Moskau und bis zur Abreise des Kaisers nach Wilna. Mit lebhaften Farben malt er die Gräuel, welche er auf diesem Wege sah; hierauf den Zug über die Gränzen des Reiches, die Ankunft in Lick und dann die Reise bis Kalisch, das Einrücken in Schlesien und den Jubel der dortigen Bewohner; das weitere Vordringen der Russisch-Preußischen Armee bis Dresden, wo der Admiral den Anfang eines kleinen Drama's entwarf, welches jedoch nicht vollendet ward. Von Dresden aus besuchte der Kaiser die Porzelanfabrik in Meißen. Der Admiral folgte dem Kaiser und dem Heere bis zum Städtchen Berna und theilt von dort aus die Fragmente einiger Briefe an seine Gemahlin mit. Aus dem Städtchen Berna begab sich der Admiral nach Penig und von dort nach Dresden zurück, wo er einen Armeebefehl und ein Restript an die Wittwe des Feldmarschalls Fürsten Kutusow von Smolensk schrieb. Am 25. April 1813 verließen die Russen Dresden; das Heer machte bei Bautzen Halt, und der Admiral ging nach Görlitz, wo er angenehm lebte und die Umgegenden besuchte. Von dort wurde das Hauptquartier nach Reichenbach verlegt, wo der Waffenstillstand geschlossen wurde. Während desselben besuchte der Admiral Karlsbad, eilte aber nach kurzem Aufenthalte daselbst ins Hauptquartier nach Peterswalde. Endlich ward der Kongreß in Prag aufgehoben, Oesterreich vereinigte sich mit Rußland und Preußen, und der Admiral folgte dem Kaiser nach Prag. Nach drei Tagen setzte sich Alles gegen Dresden in Bewegung; der Admiral ereilte den Kaiser in Kommetau und folgte darauf dem Hauptquartier bis zum Städtchen Marienberg; von dort begab er sich nach Laun, wo er am 17. August die Nachricht von der glorreichen Schlacht bei Kulm (in Böhmen), so wie die Siege an der Katzbach und bei Groß-Beeren, erfuhr. Der Admiral blieb in Laun, bis er endlich die Erlaubniß erhielt, nach Prag zu gehen, wo er in Gesellschaft mit mehreren Russen und mit dem gelehrten Abt Dobrowski lebte und den Plan zu einem Denkmale für die bei Kulm gefallenen Russen entwarf. In Prag verweilte der Admiral bis zur Mitte des Oktober (1813) und erhielt hierauf durch einen Flügel-Adjutanten den mündlichen Befehl, sich in das Hauptquartier zu begeben, welches damals in Weimar war.

Die Reise ging über Karlsbad, Franzenshrunnen u. s. w. nach Weimar; das Hauptquartier war aber bereits in Frankfurt am Main, wo der Admiral, nach einigen kleinen Reise-Abenteuern, am 31. Okt. ankam und einen Aufsatz über die Schlacht bei Leipzig schrieb. In Frankfurt am Main erwog der Admiral den noch unsicheren Fortgang des Krieges, welcher nun auf Französischen Boden versetzt werden sollte, und übersandte dem Kaiser am 6. November einen merkwürdigen Aufsatz unter dem Titel: „Betrachtung über unsere gegenwärtige Lage." Die Unpäßlichkeit des Admirals hatte die Uebersendung dieses Aufsatzes um einige Tage verzögert; bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Kaiser fragte der Admiral, ob Seine Majestät mit dem Aufsatze nicht unzufrieden wären; der Kaiser erwiederte: „Im Gegentheil. Ich bin mit Deiner Schrift sehr zufrieden und habe sie mehr als einmal gelesen. Es ist viel Wahres darin, und obgleich Ich nicht thun werde, was Du willst, so bin Ich doch in Vielem Deiner Meinung." Zu Anfang Dezembers 1813 folgte der Admiral dem Kaiser von Frankfurt am Main nach Karlsruhe, war aber so unpäßlich, daß er sich bei Hofe nicht vorstellen lassen konnte; er bat daher um die Erlaubniß, nach Rußland zurückkehren zu dürfen. Der Kaiser willigte nicht darein, und der Admiral folgte demselben nach Freiburg. Hier fragte der Kaiser den Admiral sehr freundlich, wozu er sich entschlossen habe, und ob er nicht nach München gehen wolle. Der Admiral erklärte, dahin möchte er nicht gehen, weil er daselbst keinen einzigen Russen finden würde, er möchte aber lieber nach Zürich zur Großfürstin Katharina Pawlowna. „Sehr gut", erwiederte der Kaiser, „das ist nahe und am allerbesten. Sie ist jetzt in Schaffhausen; Ich reise bald dahin und werde selbst mit ihr Deinethalben sprechen."

„Nach zwei Tagen," erzählt nun der Verfasser, „schickte der Kaiser nach mir. Ich begab mich nach seinem Hôtel, doch er war gerade den in die Stadt rückenden Würtembergischen Truppen entgegengeritten. Wir erwarteten ihn im Vorzimmer. Als er zurückkam und durch die Antichambre ging, sah er mich neben dem Doktor Wylie stehen und fragte Letzteren nach meinem Befinden. Wylie antwortete: ich befände mich besser als vorher, bedürfe aber bei meiner Krankheit der Ruhe. Darauf erwiederte der Kaiser etwas ärgerlich: „„Das ist euer gewöhnlicher Kunstgriff; wenn ihr einen Kranken nicht heilen könnt, so macht ihr nur, daß ihr ihn recht weit von Euch entfernt.""" Aus diesen Worten schloß ich, daß der Kaiser mich nicht gern entfernen wollte; ich nahm mir vor, zu erklären, daß ich bei ihm bleiben könne, aber mein Uebelbefinden verhinderte mich daran."

In Freiburg las der Admiral ein Neujahrsgedicht Jakobi's, worin dieser Dichter erklärt, es wäre sein Schwanengesang. Die Verse gefielen dem Admiral so sehr, daß er ungesäumt den Dichter besuchen und dessen Bekanntschaft machen wollte, da ward ein Sorg an seinen Fenstern vorübergetragen — es war Jakobi's Leiche.

In derselben Stadt bewohnte der Admiral ein Haus, das außer dem Hausherrn nebst dessen Frau auch noch von einem Französischen General, welcher Frankreich während der Revolution verlassen hatte, bewohnt wurde. Der Hausherr und der General — Letzterer ein Mann über die neunzig, aber noch rüstig und munter — besuchten den Admiral oft. Eines Tages speiste der Letztere bei dem General und dessen Schwester. Während des Mittagessens wurden die Jahre der Gäste zusammengezählt. „Da fand es sich denn," bemerkt der Verfasser, „daß ich und der General zusammen über 150, die Schwester des Generals und die Köchin, beide Jungfrauen, etwas über 180 Jahre und wir alle vier nur 334 Jahre alt waren! Ein seltenes Mittagessen, dachte ich, und eine seltene Familie."

Als der Kaiser Freiburg verließ, sagte er dem Admiral: „Ich werde Deine Angelegenheit nicht vergessen." Der Kaiser reiste nach Schaffhausen, wohin ihm bald darauf der Admiral folgte. Auf dem Wege dahin verweilte der Admiral in Donau-Eschingen, besuchte dort die Quelle der Donau und sah die Zauberflöte, welche von zwei Schauspielern aufgeführt wurde.

Bei der Ankunft in Schaffhausen begab sich der Admiral sogleich zum Kaiser, welcher ihm sagte: „Nun, die Umstände haben sich geändert; Meine Schwester bleibt nicht in der Schweiz, sondern reist nach Oldenburg; das ist für Dich zu weit. Was wirst Du nun thun?" Wenn dem so ist, sagte der Admiral, so muß ich schon dem Hauptquartiere folgen. „Gut", versetzte der Kaiser, „halte Dich nur immer recht nahe bei uns." Bald darauf verließ der Kaiser Schaffhausen, der Admiral begab sich zur Großfürstin Katharina Pawlowna, besuchte den Rheinfall, verweilte bei dem Fürsten Gagarin und reiste dann nach Basel, wo er gerade am Neujahrstage 1814 ankam, aber gleich darauf wieder krank wurde und die Erlaubniß erhielt, nach Karlsruhe zu gehen, wobei der Kaiser mit seiner ge-

wöhnlichen Huld bemerkte: „Das macht sich ja vortrefflich! Meine Gemahlin kommt auch dorthin. Ich werde Deinetwegen der Markgräfin schreiben.“ Der Admiral umarmte den Kaiser mit Thränen, und als er den Monarchen bat, im Falle seines (des Admirals) Ablebens seiner Familie zu gedenken, erwiederte der Kaiser: „Ich hoffe, daß Du Dich bessern wirst; übrigens aber ist es Meine Sache, an Dich zu denken.“

Auf der Rückreise nach Karlsruhe begegnete der Admiral dem Englischen Minister Castlereagh, dann den Großfürsten Nikolai und Michael Pawlowitsch. In Freiburg verweilte der Reisende einige Tage bei seinen alten Wirthsleuten, reiste dann über Herboltsheim und Offenburg nach Baden und von dort nach Rastadt, wo er die Gräfin Wittgenstein besuchte und einen trefflichen Arzt fand. In Rastadt entwarf der Admiral ein Manifest für den Fall, daß die Verbündeten Paris eroberten, wie auch einen Aufruf an die Franzosen.

Nachdem der Admiral beinahe zwei Wochen in Rastadt verweilt hatte, begab er sich nach Karlsruhe. Bald nach der Ankunft daselbst traf Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth Alexejewna in Bruchsal ein, wohin ihr ihre Mutter, die Markgräfin, entgegenfuhr. Drei Tage nach der Ankunft des Admirals traf die Kaiserin auch in Karlsruhe ein. Der Admiral begegnete derselben, folgte ihr in den Palast, und die Kaiserin stellte ihn der Markgräfin vor. Mit der größten Anspruchslosigkeit schildert der Verfasser seinen Aufenthalt am Hofe zu Karlsruhe, so wie einige dort lebende Personen, und schließt sein höchst interessantes Werk mit der Beschreibung seiner Rückkehr ins Vaterland. (Russ. Merk.)

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Briefe an die Krieger; von dem Geistlichen, Magister Alexei. 2 Theile.

Von den Wahlen des Adels und denen der Kaufleute. Von Gulawij.

Von den Vormundschaften. Von demselben.

Systematische Sammlung der bestehenden Rechte und Pflichten der Administration der Kronbauern ꝛc. Von demselben.

Von der Kontrolle oder Revision der Rechnungen. Von demselben.

Rechte und Pflichten der Stadt- und Land-Polizei und überhaupt aller Einwohner des Russischen Reichs nach ihren Ständen und in Beziehung auf Polizei. Von demselben. 2 Theile.

Das Russische Kriminal-Recht, zusammengetragen nach den Reichs-Gesetzen. Von demselben.

Belehrende Worte und Reden des Geistlichen, Magisters Alexei Malew.

Erzählungen des verstorbenen Bälkin. Herausgegeben von A. P.

Harald und Elsbeth, oder das Jahrhundert Johann des Schrecklichen, historischer Roman, von W. Dertel. 2 Theile.

England.

Das Englische Volk, und wer es ist.

(Schluß.)

Die Gesellschaft theilt sich nothwendiger Weise in Solche, die den Stoff besitzen, in Solche, die demselben die Gestaltung geben, und in Solche, die in Bezug auf Beide und für Alle die Gesetze feststellen. Natur und Arbeit, Material und Form, sind die Quellen aller Erzeugung und Wohlfahrt. Wo es Menschen giebt, da giebt es auch Künstler irgend einer Art, die, mit bildsamem Stoff versehen, denselben aus dem chaotischen Zustande in ein Werk ihrer Schöpfung verwandeln. Sie haben von der Natur das Recht, ihr Zelt auf jedem ledigen Fleck, den sie vorfinden, aufzuschlagen und jeglichen Theil des ledigen Bodens zu ihrer Erhaltung anzuwenden. Da sollen sie vermöge einer allmälig zunehmenden Kunst das Leben angenehm und behaglich gestalten. Jede Stufe, um die sich der Mensch über den Zustand des Wilden erhebt, ist eben so viel reiner Gewinn an menschlicher Glückseligkeit, eben so viel Zunahme an Reichthum und Freudenfülle, woran es dem Zustand des Wilden mangelt. In den ersten Anfängen der Gesellschaft ist der Eigenthümer und Bildner des Stoffs ein und dieselbe Person; aber so wie die Ausdehnung seiner Familie zunimmt, wird er die Arbeit dieses Bildens mit denen theilen, die an dem Genuß des Ertrages Theil nehmen wollen, und je mehr Ertrag erforderlich ist, um desto größer wird der Umfang des zu Bildenden seyn. Dieses Geschäft aber wird von den Vielen, welche der Ertrag desselben zu ernähren im Stande ist, nur wenige Hände zur Arbeit erheischen. Ueberdies nimmt nicht nur das Wohl der Menschheit an Intensität zu, sobald gesellschaftliche Künste und Gewerbe erfunden werden, sondern ein beschränktes Gebiet kann auch einer größeren Menschenmenge zum Unterhalt dienen: denn wo im wilden Zustande nur zehn leben können, da verschafft die Civilisation Nahrung für hundert. Der ursprüngliche Eigenthümer des Bodens oder des Stoffes wird nun anderen Arbeitern oder Bildnern bestimmte Theile zu deren eigenem Gebrauch überlassen, unter der Bedingung jedoch, daß sie ihm einen Theil des aus dieser Abtretung für sie hervorgehenden Ertrags abgeben. Dergestalt wird der ursprüngliche Eigenthümer Muße gewinnen und seine Aufmerksamkeit sehr natürlich auf die Angelegenheiten des Eigenthums richten, und in allen Streitigkeiten über die verschiedenen Verhältnisse des Grundbesitzes wird man eben deshalb seine Entscheidung in Anspruch nehmen. So werden sich drei Klassen der Gesellschaft bilden, indem die dritte aus den anderen beiden entspringt. Diese dritte wird sich wieder in verschiedene Abtheilungen spalten, je nach den verschiedenen Abschnitten, in welche sich die gesetzlich zu bestimmenden Gegenstände absondern. Diese Gegenstände werden nicht allein die physischen Interessen des Menschen betreffen; denn es ist ein Geist in ihm, der ihm von einem höheren Seyn Zeugniß giebt, und die Gottheit hat ihn in keinem Lande oder Zeitalter der Welt ohne diesen Zeugen gelassen; und allmälig werden beide Interessen abwechselnd dem Menschen nach seinen verschiedenen Anlagen zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß geben. Dann werden zwei Stände unter der Aristokratie sich bilden, und es wird jene Trennung zwischen Kirche und Staat eintreten, welche das Zeichen ist von einer vorgeschrittenen Bildungs-Periode. Im Verlauf der Zeit werden sich vielleicht diese beiden Stände von den Grundbesitzern absondern, aber immer von diesen unterstützt werden, in Berücksichtigung der natürlichen Dienste, welche sie der zeitlichen und ewigen Wohlfahrt aller Klassen zu leisten in den Stand gesetzt sind. So beginnen und entstehen Eigenthum, Regierung und Gesetz: Religion aber ist die Wurzel von Allem. Dies ist der einfachste Zustand der Gesellschaft; aber im Strom der Jahrhunderte werden die Formen ihrer Verfassung verwickelter, doch nie so verworren, daß der Philosoph nicht durch einen analytischen Prozeß die konkrete Masse in ihre ursprünglichen Elemente zersetzen könnte.

Es ist unnöthig, anzuführen, daß die Geschichte unseres eigenen Landes in einem Zeitalter, wo die Gesellschaft so sehr vorgeschritten ist in Gutem und Bösem, weit über den eben beschriebenen elementarischen Zustand hinausragt.

Wenn der Menschen zu viel werden und ein bestimmtes Gebiet nicht mehr zu ihrem Unterhalt hinreicht, so wird es nöthig, daß der Ueberfluß der Bevölkerung nach einem anderen Gebiete auswandert, wie wir es schon im alten Testamente finden. Die Auswanderung fand damals statt, wie noch jetzt, als die Erde zu dicht bevölkert wurde, und den ausgewanderten Familien blieb nichts Anderes übrig, als bei ihrer Ansiedelung die früheren Besitzer mit Gewalt zu verdrängen. Die Geschichtschreiber haben diese wandernden Stämme Barbaren genannt; aber man wird in der That finden, daß sie fast überall einen ziemlichen Grad von Bildung mitbrachten, wenn auch freilich nicht so viel, als sie oftmals vorfanden, und woran sie später weislich Theil nahmen. Die Bildung fand in ihnen kräftigere Stützen, als in dem unterjochten Volke; die Kunst empfing einen Zusatz von jener wild romantischen Natur, dessen sie bedurfte, um den Schaden wieder gut zu machen, den sie in ihrem Verlaufe durch Ueppigkeit erlitten hatte. In allen diesen Anordnungen der Vorsehung war augenscheinlich die Vervollkommnung des Geschlechts der leitende Zweck des Himmels. Seit der Einführung des Christenthums finden wir durchgehends denselben Plan in den Begebenheiten, um die Lehren und Segnungen des wahren Glaubens tapferen und mächtigen Volksstämmen mitzutheilen, welche fähig dazu waren, ein edles und mächtiges Volk zu werden.

Dies ist die Geschichte der Sachsen, die zu Hengist's Zeit, als sie noch Seeräuber und Heiden waren, das Britische Volk unterjochten, um selbst wieder von einem Volke aus demselben Stamme unterjocht zu werden. Die Seeräuber von den Inseln des Baltischen Meeres oder von den Küsten Norwegens, obgleich sie einen Dialekt sprachen, der sowohl von den Angelsachsen als von den Franken verstanden werden konnte, kehrten sich nicht an diese Zeichen einer alten Verbrüderung und machten sich kein Gewissen daraus, die Sachsen, Briten, Fränkischen Gallier und das Gebiet jenseit des Rheins, den ehemaligen Sitz der Franken und noch von Männern Sächsischer Abkunft und Sprache bewohnt, zu überfallen. Die nordischen Teutonen, noch stolz auf den Namen: Söhne Odin's, betrachteten die bekehrten Stämme als Bastarde und Renegaten und gleich den von ihnen unterjochten Völkerschaften; nachmals aber wurden sie selbst bekehrt.

Während die Dauer des Englischen Staates durch die feste Begründung der Ackerbau-Interessen gesichert war, wurde dieselbe in der Folgezeit durch Begründung des anderen Standes, der aus Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern besteht, noch mehr befestigt. Aus diesen zwei Ständen besteht das Volk. Dieses Volk ist berechtigt, bei allen Akten der Gesetzgebung entweder persönlich oder durch seine Repräsentanten eine Stimme abzugeben. Wenn die vox populi von diesen Klassen verrührt und vernünftig sich kund giebt, muß man sie für die vox Dei nehmen.

Die Reform, welche man jetzt in die Repräsentation dieses Landes einführen will, ist angeblich gegen gewisse offenbare Mängel und Unvollkommenheiten in der Verwirklichung der konstitutionellen Idee gerichtet. Wir müssen uns aber entschieden gegen jede Ansicht erklären, die zwischen der Aristokratie und dem sogenannten Volk eine Opposition zu Stande bringen will, als ob nicht die Aristokratie selbst ein Theil des Volkes wäre, und als ob dieselbe Interessen haben könnte, die von denen des Volks wesentlich getrennt und verschieden wären. Die öffentliche Meinung ist dem Einfluß beider Stände geöffnet, und die Hülfsmittel der Presse sind nicht auf eine besondere Partei im Lande beschränkt. Die höheren Klassen sind tadelnswerth, wenn sie nicht von diesem Vortheil Gebrauch machen, da er ihnen zu Gebote steht. Sie lassen schön ausgeschmückte Adressen an die niederen Klassen der Gesellschaft schreiben, wo ein solches Geschäft Dank und gute Aufnahme findet, verschaffen aber dem Literaten keine Aufmunterung, um seinen Geist über den Dunst und Wirrwarr des Volksvorurtheils zu erheben und zuvörderst in sich selbst jene „Göttlichkeit im Menschen“ zu beleben, dann aber durch den Funken der Sympathie auch in anderen die göttliche Flamme zu wecken. Andererseits jedoch wird als ein

Äquivalent vorgeschlagen, jene niedrigsten Klassen der Gesellschaft, die aus bloßen Arbeitern bestehen, welche jetzt in volkreichen Städten und Flecken, wie Liverpool und Coventry, Mitglieder ins Parlament schicken, ihrer alten Rechte und Privilegien zu berauben. Man giebt freilich zu, daß dies eine revolutionnaire Maßregel sey, aber, sagt man, sie dient zu Gunsten des Eigenthums. Doch wer möchte nicht mit Burke ausrufen: „Ich mag nichts zerstört, keine Leere in der Gesellschaft hervorgebracht, keine Verwüstung auf der Oberfläche des Landes sehen!“ Daß alles Eigenthum vertreten werden muß, ist klar, daß die Mittelklassen einen Bestandtheil des Landes ausmachen müssen, ist ebenfalls klar; aber nicht so klar ist es, daß der Arme nicht vertreten werden dürfe. Wir haben eben gesagt, daß die Einrichtungen der Gesellschaft, wie sie aus der Zeit entsprießen, mit der Gestaltung des Geistes selbst in Einklang stehen. Ja, sie tragen das Zeichen des Siegels an sich, von dem sie gestempelt sind. Stoff und Form, in diesen beiden ist Alles enthalten, was der Geist in der Natur zu erkennen vermag. Die erstere faßt er vermittelst der Sinne, die zweite wird ihm durch den Verstand gegeben. Form fordert Einsicht und ist ohne diese undenkbar. Es ist aber eine Grundbedingung des Repräsentativ-Systems, daß Einsicht repräsentirt werden muß. Nun ist der Arbeiter, womit er sich auch beschäftigen mag, bis zum Umpflüger des Bodens hinab, insofern er damit beschäftigt ist, das rohe Material der Natur zu bilden, in Ausübung solcher Einsicht begriffen. Es giebt also verschiedene Grade der Einsicht, und man mag darüber im Zweifel seyn, ob der niedrigste Grad bloß dem Namen nach oder wirklich repräsentirt werden soll, aber darüber kann kein Zweifel stattfinden, daß er auf irgend eine Weise repräsentirt werden muß. Hüten wir uns, es als einen verfassungsmäßigen Grundsatz aufzustellen, daß man den Armen unterdrücken dürfe.

Wenn indeß das jetzt von den Armen besessene Stimmrecht nicht in der ursprünglichen Absicht lag, sondern sich zufällig eingefunden hat, sollte man dies dann nicht auf Rechnung jener Vervollkommnung schreiben, die bei der allmäligen Entwickelung der Verfassung wesentlich nöthig ist? Man bestrebt sich in jetziger Zeit nur zu sehr, Alles durch äußere Hülfsmittel und mechanische Kunstgriffe umzuändern. Vom kleinsten Gedicht bis zum Parlament zwingt man jegliches Ding in eine neue Form. Die Natur aber nimmt nicht einen solchen Gang; ihre Einwirkungen geben alle von innen nach außen. Der Baum hat ein Lebensprinzip in sich, vermöge dessen er die Grundstoffe seines Bestandes zu seinem eigenen Zweck verwendet, und nach dem er Gestalt und Verhältniß annimmt. Den Baum der Verfassung sollte man eben so wenig, wie jeden anderen, wild emporschießen lassen, sondern ihm zur gehörigen Zeit die Sorge des Gärtners angedeihen lassen, ihm junge Schößlinge einpfropfen, ihn beschneiden oder umpflanzen, je nachdem das Bedürfniß oder die Natur seiner Gestaltung es erheischt. „Jeden Zweig, der keine Frucht trägt, schneide man hinweg; jeden Zweig aber, der Frucht trägt, reinige man, auf daß er noch mehr Frucht bringe.“ Aber da „kein Rebe Frucht bringen kann von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock“, so werfe man nicht Lebenstheile als unnütze Zweige fort; denn sonst werden sie freilich „verwelken, und es wird nöthig seyn, daß man sie sammle und ins Feuer werfe, und sie müssen verbrannt werden.“ Aber nein! dieser Prozeß wird sich in der Wirklichkeit nicht als so leicht erweisen, wie in der Vorstellung; denn da diese auszuschneidenden Zweige nicht todte Zweige eines Baumes sind, sondern menschliches Fleisch und Blut, so wird man nicht so geradezu darüber schalten können, ohne daß sie Widerstand leisten und bei ihrer Zerstörung einen Todeskampf bestehen, wenn jene ungeschickten Gärtner dabei beharren sollten, ihren Weinstock nach einem bloß mechanischen Prinzip zu behandeln, nach dem sie seine Gestalt und Verhältnisse gern formen möchten, statt dem Gesetz zu folgen, welches ihn zu dem macht, was er ist, und das man nicht umstoßen, sondern dem man gehorchen muß.

Wir haben eine lange Abhandlung geschrieben, und doch wie viel mußten wir übergehen, was zu einer Geschichte des Englischen Volks gehören würde. Eine Geschichte des Englischen Volks! welch' ein reicher Gegenstand, für den sich aber bis jetzt noch kein Historiograph gefunden hat. Nach der Thronfolge der Könige hat man die Geschichte der Nationen eingetheilt und bearbeitet, obgleich eine Regierung nur einen Theil von einem Menschenalter umfaßt und die Geschichte eines Hofes nicht die Geschichte eines Volks ist. Von weit größerer Wichtigkeit in der Geschichte des Menschengeschlechts, als Kriege und Eroberungen, sind die fortschreitenden Erfindungen, durch die das Leben genußreich ward, und die Vervollkommnungen der Wissenschaft, durch die das Geheimniß der Wahrheit enthüllt wurde. Es fehlt uns noch an einer Aufzählung der Mittel, wodurch die Masse der Menschen an Einsicht und Weisheit zunimmt und von Jahrhundert zu Jahrhundert der Fähigkeit zu einer politischen Gewalt immer mehr entgegenreift. Es fehlt uns an einer Darstellung dessen, was sie an Anmuth, Kenntnissen und Edelsinn gewonnen hat. Die Bibel verschmähte es nicht, uns zu erzählen, wer der Vater von Leuten war, die in Zelten wohnten und Vieh hielten, oder von Leuten, welche die Harfe und die Orgel spielten, und wen jedweder Verfertiger von Kunstwerken aus Metall und Eisen zum Lehrer hatte. Und ein solches Feld sollte auch der Schriftsteller durchwandern, der die Geschichte seines Landes in würdiger Weise schreiben will.

Eine Geschichte dieser Art würde uns besser, als alle Abhandlungen, zeigen, wer das Volk ist, und wer nicht. Gewiß würde sie die edelsten und berühmtesten Männer aus ihrem Bereich nicht ausschließen. Unser Zweck ist, alle Klassen mit einander zu versöhnen und zu beweisen, daß sie gemeinschaftliche Glieder eines Ganzen sind, daß sie ein gemeinsames Interesse haben und eine einzige Gemeinde bilden; nicht aber, sie zu spalten, zu schwächen und mit einander in Opposition zu bringen. Wir wollen dem Volk die Ehre jener großen Namen bewahren, die unsere Geschichte schmücken — der Burke's und Bacon's, der Sidney's und Hampden's, der Russel's und Raleigh's — und National-Dankbarkeit und öffentliche Großmuth, die ihm seine angeblichen Vertheidiger mitsammt jener Ehre so gern entreißen möchten, wieder bei ihm zu Ansehen bringen.

(Fraser's Mag.)

Bibliographie.

On the humanity of Christ. (Ueber die Menschheit Christi.) Von Maitland. Pr. 6½ Sh.

The prophetic blessings of Jacob and Moses. (Die prophetischen Segnungen von Jakob und Moses.) Pr. 3 Sh.

Geology. (Geologie) Von Lyell. Zweiter Band. Pr. 12 Sh.

On the calendar and zodiac of ancient Egypt. (Ueber den Kalender und Zodiakus des alten Aegypten.) Pr. 9 Sh.

Nights of the round table. (Abende der Tafelrunde.) Erste Reihefolge. Pr. 5 Sh.

The Norman abbey. (Die Normännische Abtei.) Eine Erzählung aus dem Sherwood-Walde. 3 Bde. Pr. 24 Sh.

The Republic of letters. (Die literarische Republik.) Eine Auswahl von Poesie und Prosa in 14 Bänden. Erster Band Pr. 6½ Sh.

The opera. (Die Oper.) Ein Roman. 3 Bde. Pr. 1 Pfd. 11½ Sh.

The producing-man's companion. (Der Gefährte des Produzenten.) Ein Rathgeber. Pr. 1 Sh.

Frankreich.

Ueber Mirabeau's Charakter.

Aus E. Dumont's Erinnerungen an Mirabeau und die beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen.*)

In einem der letzten Kapitel seiner Schrift liefert Dumont einige fragmentarische, aber nicht uninteressante Züge zur Charakteristik seines Freundes.

„Mirabeau,“ sagt er, „liebte es sehr, Beinamen zu geben, die aus bekannten Geschichtsnamen zusammengesetzt waren; es ist dies eine energische Art, Charaktere zu schildern und Aehnlichkeiten durch ein Wort zu bezeichnen. So nannte er Sieyes oft Mahomet, besonders zu der Zeit, wo derselbe den dritten Stand leitete. Despremenil nannte er Crispin-Catilina, um das Lächerliche seiner Verschwörungen zu bezeichnen. Dem strengen Camus gab er den Namen die rothe Fahne, als Anspielung auf die rothe Fahne der Aufruhr-Akte; er hatte in der That beständig eine erhitzte Physiognomie, und seine Nase war blutroth. Der will ein Grandison-Cromwell seyn, sagte er, wenn er von Herrn von Lafayette sprach, welchen er als einen trastlosen, ehrgeizigen Menschen betrachtete, der gern die höchste Gewalt besitzen möchte, aber weder den Muth noch die Mittel hätte, sich derselben zu bemächtigen. Sein Haß machte ihn bei solchen Gelegenheiten höchst ungerecht; er sagte von ihm: daß er einen großen Anlauf genommen habe, um rückwärts zu springen, weil er dem Rufe nicht entspreche, den er sich in Amerika gemacht habe. Er beschuldigte ihn, nur den Ruhm der Zeitungen zu lieben. Herr von Narbonne sagte, daß Lafayette alle große Eigenschaften besäße, daß aber bei jeder etwas fehle; Mirabeau räumte indeß seine Kaltblütigkeit ein und sagte in dieser Beziehung von ihm: „„Alles, was er an Talent hat, besitzt er in jedem Augenblick.““**)

„Als man von Washington sprach, dessen Weisheit, das Gleichmäßige aller seiner Eigenschaften und den Charakter bewunderte, der nicht glänze, weil alle Tugenden sich in einem richtigen Ebenmaße befänden, ließ ihm Mirabeau vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, aber er sagte, daß er an seiner Stelle, bevor er die Amerikanische Revolution geschlossen hätte, alle Abenteurer, die sich an ihn hätten anschließen wollen, versammelt und die fast sichere Eroberung des Spanischen Amerika versucht haben würde. Die Hauptsache war, daß Mirabeau sich nicht fähig fühlte, das edle Leben des Menschen in der Zurückgezogenheit und im Frieden zu führen, otium cum dignitate. — Von Necker sagt er: Es ist eine Uhr, die nachgeht. Die Verbindung, die wir zwischen ihm und Necker anknüpfen wollten, gelang nicht. — Necker sah den großen Nutzen nicht ein, von dem ihm Mirabeau seyn konnte; er kannte die Zeit nicht, in der er lebte, und Mirabeau hielt ihn für schwach und ohnmächtig; er betrachtete ihn als einen Pygmäen in der Revolution. „„Malebranche,““ sagte er, „„sah Alles in Gott, und Herr Necker sieht Alles in Necker.““ — Von Clavière sagte er, daß er seinem Kopfe nach ein Mann, seinem Herzen nach ein Kind sey. Er bedurfte beständig eines Führers; sich selbst überlassen, schwankte er beständig. — Als Mirabeau einstmals die Zeit mit einer Sense in der einen und einer Sanduhr in der anderen Hand dargestellt sah, sagte er, immer von seinem Gegenstande erfüllt: „„Die Sense haben wir genommen, aber nicht die Uhr.““ So sagte er auch: „„Die National-Versammlung hat genug Hannibals, sie bedarf eines Fabius.““

„Mirabeau wiederholte mit Vergnügen einen Zug seines Bru-

*) S. Nr. 11 und 16 des Magazins.

**) Anmerk. des Herausgebers. Da ich weiß, welche große Achtung Herr Dumont für den Charakter und die Talente des Herrn von Lafayette hegte, so würde ich obige Stelle fortgelassen haben, wenn ich nicht den Vorwurf befürchtet hätte, ein mir anvertrautes Manuskript verändert zu haben. Da mehrere Personen dieses Werk schon bei Lebzeiten des Verfassers gekannt haben, so hatten diese auf noch bedeutendere Veränderungen schließen können, wenn sie jene Meinung Mirabeau's über einen der Männer, die ihr Vaterland am meisten ehren, nicht wiedergefunden hätten.

ders, des Vicomte von Mirabeau, der so dick und unbeholfen war, daß ihn das Volk das „Faß Mirabeau" nannte. Eines Abends, als dieser sich zu den Tanten des Königs begab, verwechselte ihn der Kammerdiener in der Entfernung mit Monsieur, Bruder des Königs, und meldete ihn als solchen an: „„Monsieur,"" sagte er, indem er die Thüre öffnete. „„Es ist nur Monsieur, Bruder des Königs Mirabeau,"" sagte der Vicomte, und der ganze Zirkel lachte über eine Anspielung, die damals etwas Wahres hatte."

„Man hat hin und wieder Zweifel über den persönlichen Muth Mirabeaus erhoben; er hatte vernünftigerweise den Entschluß gefaßt, während der Dauer der National-Versammlung jedes Duell zu verweigern. „„Sie können so viel Raufer haben,"" sagte er, „„als sie nur immer wollen, und sich durch Duelle jedes Mannes entledigen, der ihnen im Wege steht; denn wenn man auch wirklich zehn todt sticht, so unterliegt man am Ende doch dem elften.""" Er war immer mit Pistolen bewaffnet, und seine Dienerschaft ebenfalls; er fürchtete oft, ermordet zu werden, obgleich niemals ein Versuch der Art gemacht worden ist; und wer würde auch ein so gefährliches Verbrechen bei der Stimmung, in welcher sich das Volk damals befand, gewagt haben? — Von seinen Leuten war Mirabeau außerordentlich geliebt. Drei oder vier Tage nach der Einnahme der Bastille besuchte ich dieselbe mit ihm; wir stiegen in ein Gefängniß hinab, wohin sein Bedienter nicht folgen durfte. Der arme Bursche brach in Thränen aus, und beschwor mich, seinen Herrn, den man in diesen Löchern so leicht umbringen könne, nicht aus den Augen zu verlieren."

„Man hat viel von Mirabeau's Bestechlichkeit gesprochen. Wenn man gewisse Leute hört, sollte man glauben, daß alle seine Talente durchaus dem Meistbietenden zu Gebote gestanden hätten. „„Hätte ich mich wirklich schon so häufig verkauft,"" sagte er, „„müßte ich so viel verdient haben, mir ein Königreich zu kaufen; ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich immer ein Bettler geblieben bin, da mir doch alle Könige und alle Schätze zu Gebote stehen.""" Es ist nur zu gewiß, daß er, was Geld anbetraf, eben nicht sehr delikat war; aber sein Stolz ersetzte seine Rechtlichkeit; und er würde denjenigen zum Fenster hinausgeworfen haben, der ihm irgend einen entehrenden Antrag gemacht hätte. Er hat eine Pension von Monsieur und späterhin eine vom Könige erhalten; aber er betrachtete sich als einen Agenten, der ihre Vortheile wahr zu nehmen hätte, und er nahm ihre Pensionen, um sie zu beherrschen, aber nicht um von ihnen beherrscht zu werden. Er äußerte einstmals gegen Herrn von Narbonne: „„Ein Mann wie ich kann hundert tausend Thaler nehmen, aber man bekommt für hundert tausend Thaler keinen Mann wie mich.""" — Wenn Spanien und England ihn gekauft haben, wo sind denn die Summen, welche er empfangen hat? Warum ist er insolvent gestorben? Im Verhältniß zu seinem Vermögen kostete ihm sein Haus viel; aber es war doch nur die Lebensweise eines Mannes von mittleren Vermögensumständen; und wenn er im Dienste des Königs Geld vertheilte, so darf man ihm deshalb keine Habsucht vorwerfen, da er in diesem Falle nur als Banquier der Krone gehandelt hätte. Ich glaube, daß Mirabeau in dieser Beziehung einige leichtsinnige Handlungen durch seinen Ruf, und zwar mit Wucher, hat bezahlen müssen. Die Uebertreibung ist die erste Strafe in dem Codex der öffentlichen Meinung. Er fühlte so gut, daß, wenn er persönliche Achtung genossen hätte, ganz Frankreich zu seinen Füßen gelegen haben würde, daß er in gewissen Augenblicken gern durch's Feuer gegangen seyn würde, um den Namen Mirabeau zu reinigen. Ich habe ihn oft weinen sehen und mit vor Schmerz erstickter Stimme im bittersten Tone sagen hören: „„Ich büße grausam für die Irrthümer meiner Jugend.""

„Mirabeau ist der einzige Mensch, dem man die Ehre erzeigen konnte, von ihm zu glauben, daß, wenn er am Leben geblieben wäre, die Schicksale Frankreichs eine andere Richtung genommen hätten. Sein Tod machte alle Parteien kühn. Robespierre, Pethion und so viele Andere, die während seines Lebens in den Hintergrund treten mußten, wurden sogleich große Männer. — Mirabeau ist kein großer Mann, aber ein außerordentlicher gewesen. Er war kein Schriftsteller ersten Ranges, und als Redner kann man ihn weder mit Cicero noch mit Demosthenes, weder mit Pitt noch mit Fox vergleichen; der größere Theil seiner Schriften ist bereits vergessen, und seine Reden in der Versammlung haben, mit Ausnahme einiger wenigen, kein Interesse mehr. Aber den charakteristischen Zug seines Genie's suchend, finde ich denselben in dem politischen Scharfblick, in der Voraussicht der Ereignisse, in der Menschenkenntniß, welche er mir in einem seltneren und ausgezeichneteren Grade zu besitzen schien, als alle andere Eigenschaften des Geistes. Es gab Augenblicke, wo er einen wahrhaft prophetischen Geist zu haben und inspirirt zu seyn schien. — Niemand begriff wie er die Folgen der Königlichen Sitzung und durchdrang gleich ihm die Pläne der Volkspartei. Ich erinnere mich einer seiner Reden, in welcher er die Folgen ihrer Trennung vom Könige schilderte. „„Ihr werdet Euch metzeln,"" sagte er, „„Ihr werdet Euch unter einander schlachten und nicht einmal die schauderhafte Ehre eines Bürgerkrieges haben.""" Seine Besorgnisse im Laufe der fürchterlichen Krankheit, welche ihn so schnell dahinraffte, sind bekannt: „„Ich nehme,"" sagte er zum Bischof von Autun (Talleyrand), „„die letzten Fetzen der Monarchie mit mir hinweg.""

„Mirabeau hatte den jungen Cabanis, der noch wenig medizinische Erfahrung besaß, wegen seiner Sanftmuth, seines Geistes und seiner gränzenlosen Bewunderung für ihn, sehr lieb gewonnen. Er vertraute sich seiner ärztlichen Behandlung aus Freundschaft an und freute sich sogar, daß er zu seinem Rufe beitragen konnte. Im Anfange seiner Krankheit, obwohl er gleich fühlte, daß sie eine gefährliche Wendung nehmen würde, wollte er keinen anderen Arzt zu Hülfe rufen, um kein Mißtrauen gegen Cabanis zu zeigen und um ihm die Ehre der Heilung nicht zu entziehen. Cabanis hat die Geschichte der Krankheit und seine Behandlungsart bekannt gemacht; ich befand mich zu der Zeit in Genf; unsere geschicktesten Aerzte urtheilten nach dieser Auseinandersetzung, daß Cabanis vom zweiten Tage an das Uebel verkannt und den Kopf verloren habe. Zwei Jahre später hörte ich dieses Urtheil von den Edinburger Aerzten bestätigen. Sie behaupten nicht, daß die Behandlung den Tod verursacht habe, aber sie sagen, daß man nichts gethan habe, um ihn zu heilen. Sie haben jeden Gedanken an Vergiftung entfernt; es war nicht der geringste Anschein davon vorhanden. Die Krankheit war eine Entzündung der Eingeweide, durch Ausschweifungen veranlaßt. — Der Bischof von Autun, der ihn während dieser Krankheit häufig sah, hat mir erzählt, daß, sobald die Anfälle der fürchterlichen Schmerzen vorüber waren, er sich gegen alle seine Umgebungen sanft, heiter und liebenswürdig benahm. Aber bis zu seinem letzten Augenblick ist er seinem Charakter getreu geblieben; er sah, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und sprach und benahm sich auch in seiner letzten Stunde wie ein großer und edler Schauspieler auf dem National-Theater. Der Bischof von Autun sagte: „„Er hat seinen Tod dramatisirt.""" — Nach einem der heftigen Anfälle, die ihm ein Schmerzensgeschrei entrissen und seine ganze Geduld besiegten, ließ er sich seine Papiere bringen und wählte daraus eine Rede über die Testamente. „„Hier,"" sagte er zum Bischof von Autun, „„dies sind die letzten Gedanken, welche ich zurücklasse: ich lege sie in Ihre Hände; Sie werden dieselben lesen, wenn ich nicht mehr bin — es ist mein Vermächtniß an die Versammlung.""" — Diese Rede über die Testamente war, wie ich ganz gewiß weiß, eine Arbeit des Herrn Reybaz. Es ist merkwürdig, daß er bis auf seinem Todbette diese Sucht nach erborgtem Rubine beibehielt, da er doch so viel des eigenen Ruhmes erlangt hatte und sein Ruf keines fremden Scheines mehr bedurfte."

Bibliographie.

L'Architecte. (Der Architekt.) Eine Monatsschrift, enthaltend: Ideen über die Kunst, zu bauen und die Gebäude auszuschmücken; Belehrungen über die Anlegung von Landhäusern und ländlichen Wohnungen; Instructionen mit Bezug auf die Rechte und Verpflichtungen der Bau-Unternehmer und Eigenthümer u. s. w. 4. Mit Abbildungen. Pr. des Jahrganges 25 Fr.

Traité théorique et pratique de l'art de bâtir. (Theoretische und praktische Abhandlung über die Baukunst.) Vom Architekten Rondelet. 5r Theil. 4. mit 8 Kupfern. Pr. 25 Fr.

Monumens funéraires. (Grabdenkmäler auf den Kirchhöfen von Paris und anderen großen Städten Frankreichs.) Gezeichnet gestochen und herausgegeben von Normand d. S. Fol. Pr. 30 Fr.

Manuel des fleurs artificielles en pains à cacheter. (Darstellung künstlicher Blumen von Oblaten.) Fol. Pr. 5 Fr.

Arabesques populaires. (Volks-Arabesken nebst einem Tagebuch von Anschlag-Zetteln.) Pr. 3 Fr.

Grammaire française. (Französische Grammatik, den Damen gewidmet.) 3 Bch. Pr. 6½ Fr. Lille.

Mannigfaltiges.

— Die Gruft Romeo's und Julia's. Der Kirchhof in Verona, wo die Asche dieser berühmten Liebenden ruht, wurde vor langer Zeit durch das Einschlagen des Blitzes in ein nahe liegendes Magazin, welches in Feuer aufging, zerstört; und der steinerne Sarg, in welchen Julia, nachdem sie den Schlaftrunk genommen hatte, von dem Mönch gelegt wurde, ist die einzige jetzt noch verhandene Reliquie. Man bemerkt darin einen Stein, auf dem der Kopf ruhte, zwei Luftlöcher und einen Platz für die Kerze, wie man sie noch jetzt in Grabgewölben anbringt. Bis vor einigen Jahren stand dieser Sarg von Stein auf der Stelle des Kirchhofes, wo die beiden Liebenden begraben worden waren; da aber die Liebhaberei, ein Stückchen von diesem Liebesstein zu besitzen, so viel nächtliche Diebstähle veranlaßte, so ist er in einen verschlossenen Hof gebracht werden. Ein sicherer, aber seiner nicht würdiger Platz.

(Library of the fine Arts.)

— Die Insel Ithaka. Ein Reisender, der kürzlich einen Theil von Griechenland besucht hat, giebt einige interessante Details über das alte Land des Ulysses. Vathi, die Hauptstadt desselben, liegt in einer malerischen Gegend, umgeben von einem Amphitheater von Felsen, die eine von allen Seiten beschützte Bucht bilden. Die Stadt selgt am Fuße der Felsen den Krümmungen derselben und dehnt sich bis an's Meer aus, dessen Wellen theils die Häuser bespülen, theils durch steinerne Dämme abgehalten werden. Die höchst merkwürdigen Alterthümer, deren die Insel viele besitzt, ziehen besonders die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich; die vorzüglichsten sind: der Palast des Ulysses, nahe bei der Bucht von Aito; die Gärten des Laertes, noch immer wegen ihrer Fruchtbarkeit bewundert; der Felsen des Homer, bei dem Dorfe Exerii; der Arethusische Springbrunnen u. s. w.

(London and Paris Observer.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Mittwoch den 14. März. 1832.

Frankreich.

Die Pilgerfahrt nach Holyrood.

Unter obigem Titel ist vor einigen Wochen in Paris eine mit iner den Herzog v. Bordeaux als Schottischen Bogenschützen darellenden Silhouette versehene Broschüre erschienen, deren anenmer Verfasser, ein entschiedener Anhänger des älteren Zweiges der Bourbonen, die von ihm nach Holyrood unternommene Reise und ie Aufnahme, die er bei der verbannten Königsfamilie gefunden, eschreibt. Nachdem er in Edinburg angekommen war, ließ er sich ofort in Holyrood anmelden. Demnächst fährt er in seiner Erzähung folgendermaßen fort:

„Nachmittags erhielt ich die Aufforderung, mich um 4 Uhr nach olyrood, zu dem Baron v. Damas, Gouverneur Heinrich's V., t begeben. Zur bestimmten Stunde begab ich mich auf den Weg ach dem Schlosse; mein Herz ward beklommen, als ich diese zwei rallel emporsteigenden und von der Zeit geschwärzten Thürme, is niedrige Thor, über welchem noch das kolossale Wappen der tuarts mit dem stolzen Wahlspruche: Nemo me impune lacessit, sehen ist, und die beiden Englischen Schildwachen erblickte, elche drei Königsgenerationen beschützen; ich glaubte ein Grab oder n Gefängniß zu sehen. Die inneren Gemächer sind geräumig und ön, aber ich bemerkte die Abwesenheit jedes Aufwandes; Alles ugte von der traurigen Lage der unglücklichen Gäste, die Holyrood wohnen. Ich wurde in das Kabinet des Baron v. Damas geührt und von diesem mit ernster Einfachheit, aber dabei äußerst sflich empfangen. Da meine Absichten rein waren, so waren auch eine Antworten auf seine Fragen offen, ohne alle Verlegenheit, d schienen Herrn v. Damas, dem ich überdies das Schreiben ier hohen Person überreichte, vollkommen zu befriedigen; er verach mir, daß ich den König und seine ganze erhabene Familie en sollte, ohne mir jedoch die Zeit anzugeben. Erfreut über se Zusicherung, stand ich auf und beurlaubte mich bei dem Baron. Ich werde Sie zurückbegleiten," sagte er mir, indem er voran; ich dankte ihm und folgte schweigend. Herr v. Damas führte durch Gemächer, die ich nicht wieder erkannte, und brachte , ohne mich darauf vorzubereiten, in das Zimmer des jungen nrich. Herr v. Damas öffnet eine Thüre und sagt zu dem Prin; den ich noch nicht erblickte: „Monseigneur, ich habe die Ehre, nen einen guten Royalisten, einen treuen Freund Ihrer Familie rstellen;" ich trat vor und stand plötzlich zwei Schritte vor dem nglichen Knaben, bei dem sich sein Unter-Gouverneur und Herr Lavillatte befand, den ich sogleich wieder erkannte. Ich heftete so begierige als erstaunte Blicke auf den jungen Heinrich; erraschung, Freude, tausend Gefühle und Erinnerungen an den igen Ludwig und Heinrich IV. machten mich stumm; was ich ei: Sekunden lang empfand, läßt sich fühlen, aber nicht beschrei; endlich kniete ich nieder und rief: „Mein junger König!".... wird mich, hoffe ich, nicht der Servilität beschuldigen; nie habe mein Knie vor Jemand gebeugt, außer vor Gott und Heinrich V.

Heinrich trat auf mich zu und reichte mir mit aller Lebhaftigkeit seines Alters die Hand, um mich aufzuheben; ich drückte diese nigliche Hand mehrmals an meine Lippen und stand auf. Während der ganzen Zeit, die ich in seinem Zimmer zubrachte, konnten meine Augen nicht von diesem Königlichen Antlitze abwenden, welchem alle charakteristische Züge der Bourbonen ausgedrückt sind. n frisches Aussehen zeugt von Gesundheit, alle seine Bewegunsind voll Zierlichkeit und Behendigkeit, sein Geberdenspiel ist aft, seine Adlernase ist im richtigen Verhältniß, und seine Lippen durch das anmuthigste Lächeln der Unschuld, des Frohsinns und Gesundheit leicht geöffnet. Ich bemerkte bald, daß die Erzieher Königliche Kind ohne alle Etiquette behandelten. Monseigneur, n Sie sich; Monseigneur, bleiben Sie; kleiner Herr, wohin gehen ? Das sind die Formeln, in denen man mit ihm spricht, und kleine Herr gehorcht ohne Widerrede oder Eigensinn; doch sah hn bei einer Gelegenheit mit Wärme behaupten, daß er Recht

Die Kleidung des Prinzen ist so einfach, wie seine ganze Umng; ein Halskragen à la Henri IV., ein kurzer Rock von grüTuche, leichte Schuhe und ein runder Hut bilden seine gewöhnToilette.

Nachdem sich meine Augen an seinem Anblicke gesättigt, sagte nter Anderem zu ihm: „Ich wage zu hoffen, daß Eure Königs-Hoheit mir eine Locke Ihres Haares und eines Ihrer Portraits verehren werden; sie sollen mir heilige und werthe Unterpfänder seyn, die ich mit großer Freude mit mir nehmen werde." Heinrich antwortete mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und seinem leichten Stottern: „Ja, zuverlässig, ich habe in diesem Augenblicke keine Haarlocke abgeschnitten, aber vor Ihrer Abreise werde ich mir eine abschneiden lassen; auch mein Bild sollen Sie haben." — Ich werde eines holen," sagte Herr Damas," wenn Monseigneur es erlaubt." — „Ich will es selbst holen," erwiederte Heinrich," und es dem Herrn überreichen." Und sogleich sprang er in sein Kabinet und brachte zwei niedliche Silhouetten zurück, auf denen er als Schottischer Bogenschütze dargestellt ist; auch schrieb er seinen Namen auf den Umschlag mit dem Datum des Tages. Ich drückte das Geschenk an mein Herz und empfahl mich, um nicht lästig zu seyn oder dem Königlichen Kinde einige für seine Studien kostbare Augenblicke zu rauben, indem ich den Prinzen um die Erlaubniß bat, ihn vor meiner Abreise noch einmal zu sehen. „Verlassen Sie uns nicht so schnell, kommen Sie noch drei oder vier Mal, wenn Sie wollen." An der Thürschwelle fügte er hinzu: „Machen Sie uns das Vergnügen, morgen mit uns zu frühstücken." Ich versprach, mich dieser ehrenvollen Einladung gemäß einzufinden, und zog mich zurück, dem Prinzen und seinen Erziehern dankend.

Am folgenden Tage, einige Minuten vor 12 Uhr, hatte ich das Vergnügen, den Ritter von Lavillatte in meinem Gasthofe zu sehen, von wo ich mich mit ihm nach dem Palaste begab; das Wetter war schrecklich, der Schnee fiel in großen Flocken. Da der Prinz noch Geschichtsstunde hatte, so warteten wir in dem Empfangezimmer; nach wenigen Augenblicken öffnete sich eine Thür, und ich sah ein liebliches Mädchen in bloßem Haar, in der einfachsten Kleidung und mit Büchern in der Hand durch das Gemach gehen. Es war Mademoiselle, ihr folgte ihr Königlicher Bruder; ich ging auf sie zu und bewies ihnen meine Ehrfurcht; sie antworteten liebevoll und drückten mir lebhaft die Hand. Mademoiselle sagte, auf das Fenster zeigend: „Da sehen Sie unser schönes Edinburger Klima; wir fangen an, es überdrüssig zu werden!"... Nachdem Mademoiselle sich mit einer sie begleitenden Dame entfernt hatte, welche, wie man mir sagte, die Herzogin von Gontaut war, setzten wir uns zu Tische; ich saß neben dem Prinzen, die Herren von Damas, von Maupas, von Lavillatte und zwei Lehrer nahmen die anderen Seiten des Tisches ein. Als das frugale Frühstück, das nur drei Viertelstunden währte, und während dessen wir uns von Frankreich und nur von Frankreich unterhielten, beendigt war, stand Heinrich auf und sprang und lief aus allen Kräften um den Tisch herum; unwillkürlich fiel mir der schöne und wahre Gedanke Chateaubriands ein: „Ein Königliches Kind, das am Ende einer langen Reihe von Gräbern spielt." Bald darauf sagte einer seiner Gouverneure zu ihm: „Monseigneur, es ist zwar kein schönes Wetter, aber es schadet nichts, das schlechte Wetter hält Männer nicht ab, wir wollen unseren gewöhnlichen Spaziergang machen." Ich nahm von Heinrich und den ehrenwerthen Männern, die seine Umgebung bilden, Abschied, hüllte mich in meinen Mantel und entfernte mich.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, Morgens wurde mir aus dem Schlosse angezeigt, daß ich um 11 Uhr zugelassen werden würde, der ganzen erlauchten Familie der Bourbonen meine Huldigungen darzubringen und sie nach der Messe zu begleiten. Zur angegebenen Stunde begab ich mich nach Holyrood, wie ich bekenne, voll von Vorurtheilen gegen Karl X. und den Dauphin, die man mir unter den unvortheilhaftesten Farben und als von derselben Etiquette, wie in den Tuilerien, umgeben geschildert hatte. Da Hr. v. Lavillatte mich begleitete, so trat ich ohne alle Förmlichkeit, und selbst ohne angemeldet zu seyn, in den Saal ein, wo sich alle Mitglieder der Königlichen Familie und ihre treuen Diener versammeln. Mit Ausnahme zweier Damen, die auf einem Sopha saßen, standen alle Personen. Ich erkannte den König und den Dauphin nicht, da sie keine Unterscheidungszeichen, nicht einmal ein Band im Knopfloche, trugen. Herr v. Lavillatte aber zeigte mir in geringer Entfernung von uns einen Greis von hoher Gestalt und edlem lächelndem Antlitz mit den Worten: „Dies ist der König." Kaum hatte ich dieses weiße, der Krone beraubte, unter der Last des Alters und des Unglücks gebeugte Haupt betrachten können, als der König, der mich bemerkt hatte, gerade auf mich zu kam und mir die Ehre erzeigte, mir zu sagen: man habe ihm von meiner Anhänglichkeit an seine Familie gesprochen, er sehe mich mit vielem Vergnügen, und andere schmeichelhafte Dinge; eingeschüchtert durch die Königliche Majestät, antwortete ich einige Worte der Ehrfurcht und

des Dankes. Der Ton des Königs war voll Güte und Milde, meine Verlegenheit schwand bald, und ich konnte auf mehrere Fragen, die er an mich richtete, mit Bestimmtheit antworten. „Sagen Sie," äußerte Seine Majestät beim Weggehen, „sagen Sie unseren Freunden, daß wir nicht aufhören, für ihr Glück zu beten." Kurz darauf traten der Herzog und die Herzogin von Guiche, die in geringer Entfernung von Holyrood wohnen, ein, sogleich ging der König, der, indem er eine Krone aufgab, die Courtoisie eines Französischen Kavaliers nicht ablegen wollte, der jungen Herzogin entgegen, reichte ihr die Hand und führte sie zur Dauphine, die sie begrüßte und umarmte. Inzwischen näherten sich mir der Herzog von Bordeaux und seine Schwester und drückten mir zutraulich die Hand; der Herzog entfernte sich eilig und führte die Dauphine zu mir; die Tochter Ludwigs XVI. sagte mit jener zum Herzen dringenden Stimme: „Sie kommen aus der Umgegend von Lyon, Sie haben einen weiten Weg gemacht, um uns zu sehen, wir wissen Ihnen Dank dafür." Die folgenden Worte der Prinzessin konnte ich nicht verstehen, weil sie durch Thränen erstickt wurden; sie kann keinen Franzosen sehen, ohne zu weinen. Auch mein Auge ward feucht, und ich antwortete: „Das Unglück Ew. Königl. Hoh. ist so groß, als Ihre Tugenden, nur in einer besseren Welt können Sie Trost finden." Die Prinzessin richtete noch einige freundliche Worte an mich und entfernte sich, als auch der Dauphin, von Heinrich geführt, zu mir herantrat. Als einer der uns umgebenden Freunde der Legitimität zu ihm sagte, daß ich allein und in zehn Tagen vierhundert Lieues gemacht hatte, um seiner ganzen Erlauchten Familie meine Ehrfurcht zu bezeugen, und daß diese Reise die erste sey, die ich in meinem Leben unternommen, äußerte der Dauphin, mein Anfang sey großartig und zeuge von einer nicht gewöhnlichen Seelenstärke. Der Beginn der Messe wurde angekündigt; der König verließ zuerst den Saal, ihm folgte der Dauphin, dann die Dauphine mit den Kindern von Frankreich, wir Anderen folgten der Reihe nach. Alle Zimmer, durch die wir kamen, so wie die Kapelle, sind höchst einfach, keine Spur des ehemaligen Glanzes, weder Krone, noch Wappen, noch Lilien waren zu sehen, nur über dem Altar bemerkte ich zwei Lilienstengel in den Wolken. Am Fuße des Altars standen in einer Reihe fünf Polsterstühle, Heinrich nahm auf dem ersten zur Rechten stehenden Platz, zu seiner Linken der Dauphin, dann der König, neben diesem die Dauphine und zuletzt Mademoiselle. In geringer Entfernung hinter ihnen stehend, betrachtete ich diese drei Königs-Generationen, die, vom Gipfel der Größe in eine traurige und precaire Lage herabgesunken, am Fuße des Altars andächtig knieten. Nach Beendigung der Messe kehrte die Königl. Familie in derselben Ordnung, wie sie gekommen, wieder zurück. Das Gesicht des Königs ist stets von einem anmuthigen Lächeln belebt; man bemerkt aber bald, daß es ein gezwungenes ist; ein großer konzentrirter Schmerz ist das vorherrschende in ihm. Einige Personen traten in den Saal des Königs ein, ich folgte dem Herzoge von Bordeaux in seine im zweiten Stockwerke gelegenen Zimmer; ungefähr acht Personen, unter denen die beiden Söhne des Herzogs von Guiche, begleiteten ihn mit mir. Kaum in seinem Kabinet angekommen, griff Heinrich nach einer Lanze; die Herzoge von Guiche nahmen jeder ein Gewehr und wiederholten einige Exercitien; dann holte Heinrich kleine Bleisoldaten, Kavallerie und Infanterie aus ihren Kantonnirungen hervor und stellte sie in Schlachtordnung auf; ich mischte mich in das kriegerische Spiel der lieblichen Knaben und half in einer Schwadron Ulanen, die durch einen unglücklichen Schuß in Verwirrung gerathen war, die Ordnung wieder herstellen.

Durchdrungen von Dank für die Güte, mit der mich die ganze Königl. Familie überhäuft hatte, von allen meinen Vorurtheilen geheilt, und nachdem ich den Zweck meiner Reise vollkommen erreicht hatte, setzte ich meine Abreise auf Dienstag an und traf demgemäß meine Veranstaltungen. Am Montage begab ich mich nach dem Schlosse, um von dem Könige, dem Herzoge von Bordeaux und Mademoiselle Abschied zu nehmen. Noch vor 12 Uhr wurde ich zur Audienz bei dem Könige zugelassen, der selbst die Thür seines Kabnets öffnete und befahl, daß man mich eintreten lasse; er faßte mit seiner rechten Hand eine der meinigen und drückte sie herzlich; ich verbeugte mich tief und führte die geheiligte Hand Sr. Majestät an meine Lippen. Es würde gegen allen Anstand verstoßen, wenn ich von unserer Unterhaltung etwas enthüllen wollte; aber ich kann versichern, daß kein Wort gesprochen wurde, das eines guten Franzosen und eines wahren Freundes seines Vaterlandes nicht würdig gewesen wäre. Mir die Hand abermals drückend und Lebewohl sagend, wiederholte der ehrwürdige Greis seine Aeußerung von vorigem Tage: „Sagen Sie unseren Freunden, daß wir nicht aufhören, für ihr Glück zu beten." Ich begab mich jetzt zu dem Herzoge von Bordeaux, um Abschied zu nehmen und ihn an die versprochene Haarlocke zu erinnern; er ließ sich eine abschneiden, legte sie in ein Papier, das die Form eines Briefes hatte und schrieb seinen Namen darauf. Als ich äußerte, ich sey so gut aufgenommen worden, daß ich mich versucht fühlen könnte, in einigen Monaten wiederzukommen, und ihm vielleicht gute Nachrichten mitbringen würde, erwiederte er traurig: „Kehren Sie wieder, wenn Sie wollen, Sie werden stets willkommen seyn; aber uns wäre es lieber, wenn wir nach Frankreich kommen und Sie aufsuchen könnten." Der junge Prinz führte mich zu seiner Schwester, die mit Malen beschäftigt war; ich bat Mademoiselle um ihr Portrait; sie antwortete: „Ich habe bereits eines mit meiner Namensunterschrift für Sie zurechtgemacht," und überreichte es mir. Als ich von den Königlichen Kindern Abschied nahm und ihre kleinen Hände zum letzten Male drückte, fragte mich Frau v. Gontaut, wann ich in Paris seyn könne; ich erwiederte, in 6 bis 7 Tagen, wenn ich mich nicht in London aufhalte und an der Französischen Küste keine Quarantaine zu überstehen habe. „„Wie glücklich sind Sie!"" riefen bei diesen Worten Heinrich und seine Schwester aus, „„wie glücklich sind Sie!"" Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn es in meinen Kräften gestanden hätte, sie mitzunehmen!"

Bibliographie.

Crac! Pshcht!! Baoumhl!! ou le manteau d'un sous-lieutenant. (Der Mantel eines Seconde-Lieutenants.) Ein Roman. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Nouvelles. (Novellen.) Von Boucher de Perthes. Pr. 5 Fr.

Li romans de Berthe aus grans piés. (Die Romane Berthe's mit den großen Füßen.) Alt-Französisch. Zum ersten Male herausgegeben, nebst einem Schreiben an Hrn. v. Mornmequé über die Romane der 12 Pairs, von Paulin Paris. Pr 8 Fr.

La salamandre. (Der Salamander.) Von Eug. Sue, Verf. von „Plik und Plok". 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mes premières amours. (Meine erste Liebe.) Erotische Gedichte von Leger Noël. Begleitet von einigen Betrachtungen über das neue poetisch-dramatische System und von einer Sammlung von Erzählungen, Epigrammen u. s. w. Pr. 1½ Fr.

La vie de Molière. (Molière's Leben.) Historisches Lustspiel in 3 Akten mit Couplets. Von Dupeuty u. E. Arago. Pr. 2½ Fr.

England.

George Canning.

The political life of George Canning etc. (Das politische Leben des sehr ehrenwerthen George Canning von seiner Uebernahme des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im September 1822 bis zu seinem Tode im August 1827 zugleich mit einem kurzen Ueberblick der gleichzeitigen auswärtigen Ereignisse.) Von seinem Privatsecretair Augustus Granville Stapleton. Zweite Ausgabe. Mit Einschluß des in der ersten fortgelassenen dritten Bandes. Drei Bände, London 1831. Longman.

Das vorliegende Werk sollte schon im Anfange des Jahres 1830 erscheinen, um so schnell als möglich manche irrthümliche Angaben über Canning's Politik zu beseitigen. Bereits waren zwei Bände am Ende des Jahres gedruckt, als geheime Winke den Verfasser bewogen, die Herausgabe dieses Werkes, obwohl er es mit Widerstreben that, auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Aber das Erscheinen zweier Broschüren, welche Canning's Andenken verunglimpften, und wovon die eine sogar den Stempel eines offiziellen Ursprungs trug, bestimmten den Verfasser, mit Hintenansetzung aller persönlichen Rücksichten, die Herausgabe seines Werkes zu beschleunigen.

Dem Erben Cannings ist der Verfasser vielfach für die Erlaubniß der freien Benutzung von Canning's Papieren verpflichtet, die ihn befähigt haben, sein Werk zu schreiben.

Bei dem reichen Material, das in den vorliegenden drei Bänden enthalten ist, beschränken wir uns mit unseren Auszügen auf die Darlegung von Canning's politischem System, wie es der Verfasser an verschiedenen Stellen seines Werkes mit Umsicht und Scharfsinn entwickelt hat.

„Vielleicht," sagt der Verfasser, „hing zu keiner anderen Zeit die Wohlfahrt und das Mißgeschick der Welt so ganz und gar von der Richtung unserer auswärtigen Politik ab, als in dem Augenblick, in dem Canning die Siegel seines Amtes vom Könige empfing. In den sieben Jahren vom letzten Friedensschluß bis zu diesem Zeitpunkt war England's Politik ohne leitende Prinzipien gewesen. Canning hat zuerst wieder ein politisches System aufgestellt und durchgeführt. Er sah die Welt in zwei Prinzipien gespalten und erkannte Englands Beruf darin an, die Wage zu halten „„nicht allein zwischen kriegführenden Völkern, sondern auch zwischen kämpfenden Prinzipien,"" indem er keiner Partei ein Uebergewicht vergönnte, doch aber mehr die liberale Seite unterstützte, weil die entgegengesetzte im Besitz der Macht war. Und in dieser Politik suchte er zugleich Englands wahrhaftes Interesse. Denn er bezweckte nicht die Vergrößerung Großbritaniens auf Kosten der anderen Mächte, er sagte im Gegentheil: „„Englands Wohlfahrt muß zur Wohlfahrt der nachbarlichen Völker beitragen und seine Stätigkeit zur Sicherheit der Welt.""" Gleichwohl behauptete er im Gegensatz sowohl gegen die Lehren einer allgemeinen Philanthropie als gegen die der heiligen Allianz, daß ein Staatsmann vor allen anderen Dingen die Interessen seines eigenen Landes wahrzunehmen habe. Doch konnte kein Uebergang zu einer gewaltsamen Opposition heilsame Ergebnisse herbeiführen; dieser plötzliche Wechsel würde die Hoffnungen der demokratischen Partei überreizt und somit dasselbe Unglück herbeigeführt haben, welches eben abgewendet werden sollte. Dies ist der Schlüssel zu Cannings politischem System."

Nachdem im ersten Bande hauptsächlich die Verhandlungen wegen Griechenland, Südamarita und Spanien (Einmarsch der Französischen Truppen) entwickelt worden sind, rekapitulirt der Verfasser am Schlusse desselben die eben aufgestellte Ansicht von Cannings politischem System: „Die Wiedereinsetzung Englands in die ihm zukommende Stellung und die Abwendung der drohenden Gefahr, welcher die Menschheit durch einen so gewaltigen Kampf ausgesetzt worden wäre, waren die Folgen, die Herr Canning als das Ergebniß seiner Maaßregeln vorausgesagt hatte. „„Wenn die Ereignisse,"" sagte er, „„sich nicht bis zum Extrem steigern sollen, so kann es nur dadurch geschehen, daß England eine entschiedene Stellung in der Mitte annimmt (a distinct middle ground)."" Aus den nach-

Digitized by Google

lgenden Bemerkungen mögen die allmäligen Fortschritte ersichtlich yn, welche die Entwickelung dieses Systems gemacht hat.“

„Was Spanien betrifft, so erinnere man sich der Verhandlun- en von Verona. Dort verlangten zwei von den großen Mächten es Kontinents Krieg mit diesem Lande. Die beiden übrigen, ob- wohl besondere politische Gründe ihnen eine abweichende Richtung orschrieben, wären gleichwohl aus Abneigung gegen die in Spanien ingeführte Regierungsform bereit gewesen, die Absichten ihrer Ver- bündeten zu unterstützen. Welches Verfahren befolgte demnach Großbritanien? Legte es sein Gewicht in die eine Schaale, so daß es ntweder zugab, der Zustand von Spanien rechtfertige eine Dazwi- henkunft, oder erklärte, es werde, falls man bei der Einmischung eharre, diejenigen unterstützen, gegen welche diese Einmischung ge- ichtet sey? Nein, es begnügte sich, bestimmt zu erklären, daß es ar keine Partei bei diesem Plane ergreifen wolle, gegen das Recht er Verbündeten aber, denselben ins Werk zu setzen, öffentlich pro- estire. Die Wirkung einer solchen Sprache verhinderte eine Erklä- rung der Mächte in corpore gegen das constitutionnelle Spanien; bgleich sie nicht verhindern konnte, daß Frankreich Muth genug atte, für sich allein zu thun, was die Mächte in Verbindung nicht ehr wollten. In Verona triumphirte daher keine der beiden Par- eien, obgleich die Vereitelung der gemeinschaftlichen Absichten der erbündeten Mächte gegen Spanien die Sache der liberalen Par- ei verstärkte.“

„Als ferner nach dem Kongreß von Verona Frankreich Be- chwerden gegen Spanien führte und darauf einen Vorwand zum Kriege egründete, so wandte das Englische Ministerium jedes Mittel der Ueberredung an, um es von seinem Vorhaben abzubringen; sowohl irekt in den Verhandlungen mit Frankreich, als auch öffentlich im Britischen Parlament tadelte es die Prinzipien, durch welche jenes eine Feindseligkeiten zu rechtfertigen gedachte. Aber hier zeigte ich's wiederum, daß die Englischen Minister nicht die Sache der Re- olutionen geradezu begünstigten, und anstatt Spanien zum Wider- tand zu ermuthigen, thaten sie Alles, was in ihrer Macht stand, m es durch freundschaftliche Rathschläge zu bewegen, gewisse Ver- inderungen in seiner Constitution vorzunehmen, die vielleicht einen Vergleich mit Frankreich zu Wege gebracht haben würden. Aber da ie Spanier zu hartnäckig waren, um einen Vergleich einzugehen, o rückte das Französische Heer in Spanien ein. Strenge Neutra- ität zwischen den kämpfenden Völkern war die Richtschnur der Bri- ischen Politik. Doch nicht allein ein Kampf der Völker, es war ein Kampf der Prinzipien, und es stand in der Macht der Englischen Regierung, wenn sie gewisse Schritte thun wollte, die beiderseits auf leiche Weise zu rechtfertigen gewesen wären, einer oder der anderen Partei einen Triumph, wenn auch nur des Prinzips, zu verschaffen. Aber dieses Verfahren würde mit Hrn. Cannings System nicht ge- timmt haben.“

„Welches war denn also der Geist der Instructionen, die Sir William A'Court erhielt? Daß er, beim Könige von Spanien accre- ditirt, bei Sr. Majestät ausharren solle, so lange als Se. Majestät em Anschein nach die Zügel der Regierung in Händen hielten. „„Denn die Ungewißheiten und Einmischungen,““ sagte Hr. Canning, „„würden gar nicht aufhören, wenn es unsere Sache wäre, den Grad on Freiheit und Beschränkung zu bestimmen, mit welchem alle Sou- veraine von Europa regieren sollen; namentlich diejenigen unter ih- ren, die, nachdem sie wegen der Beschränkung ihrer Macht öffentlich übereingekommen, dessenungeachtet offenbar entschlossen sind, die von hnen gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen. In solch eine Frage ann keine constitutionelle Regierung eingehen. Was würden wir zu iner Einmischung der Europäischen Mächte gesagt haben, als König Johann die magna charta gab? Oder zu einer Einmischung in den Streit zwischen Karl I. und seinem Parlament? In einem jeden Falle ieser Art haben es die auswärtigen Mächte mit dem König zu halten, der, is zu seiner wirklichen Absetzung, das Volk, an dessen Spitze er steht, dar- ellt. Dies war das Prinzip, nach dem England zur Zeit der Französischen Revolution verfuhr. Denn der Britische Botschafter blieb in Paris, is nach der Absetzung des Königs die Macht, bei der er accreditirt ewesen, gänzlich erloschen war.““ Gleichwohl wußte Sir William A'Court sehr wohl, daß Ferdinand wider seinen Willen von Madrid nach Sevilla gegangen sey, doch glaubte er sich deshalb noch nicht ermächtigt, sich von der Person des Königs zu entfernen. Als aber durch die Vorfälle zu Sevilla die Autorität des Königs eine Zeit ang gänzlich suspendirt worden war, da wollte Sir William A'Court urch seine Gegenwart die Maaßregeln, die man ergriffen hatte, icht billigen. Hätte er dies gethan, so würde er das Gewicht sei- er Regierung in die Schaale der Revolution haben fallen lassen. Andererseits aber notifizirte auch Herr Canning, was er gewiß gethan haben würde, wenn er die entgegengesetzte Partei hätte begünstigen ollen, dem Spanischen Minister in London keineswegs die Unterbre- hung seiner Functionen, noch instruirte er Sir W. A'Court, sich icht wieder zum Könige zu begeben, falls Se. Majestät Ihre Au- orität wieder erlangen und den Britischen Minister an Ihren Hof einladen sollten; aber es wurde ihm die Vollmacht gegeben, eine sol- he Einladung anzunehmen oder nicht. In dem einfachen Fall, wenn er König selbst Sir William ersucht hätte, sich nach Cadix zu bege- en, um seine Person vor Gewaltthätigkeiten zu beschützen, war er ohne Bedenken angewiesen, dem Gesuch des Königs Folge zu lei- ten. Als es für Sir William Zeit war, diese Frage zu entscheiden, war solche Aufforderung von Ferdinand nicht gemacht worden; auch war Cadix blokirt, und Sir William beschloß daher, nicht innerhalb einer Wälle sich aufzuhalten. Dessenungeachtet leistete er den Cor- es allen nur möglichen Beistand, um einen Vergleich mit den Fran- zösischen Autoritäten zu Stande zu bringen und um die Constitutio- nellen vor den Folgen einer Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu bewahren. Es ist nicht Sir William's Fehler, wenn seine Bestre- bungen ohne Erfolg geblieben sind. Sobald aber der König nicht mehr in einer belagerten Stadt sich aufhielt, war das einzige Hin- derniß der Rückkehr Sir William's an den Spanischen Hof beseitigt. Er begab sich also augenblicklich wieder zu Seiner Katholischen Ma- jestät. Als jedoch ein Versuch gemacht wurde, den Britischen Mi- nister zum Bekenntniß der Ungesetzlichkeit der constitutionellen Regie- rung dadurch zu bewegen, daß man ihn aufforderte, sich mit neuen Kreditiven zu versehen, indem die früheren, von Ferdinand während der Existenz der constitutionellen Regierung empfangenen, nicht mehr gültig seyen, so lehnte er die Nothwendigkeit einer solchen Reini- gung gänzlich ab und bewog den Spanischen Monarchen, die zurei- chende Gültigkeit der bereits übergebenen Kreditive anzuerkennen und die Allianz zwischen Spanien und England, die während der Dauer der constitutionellen Regierung abgeschlossen worden, als ferner noch in Kraft seyend anzuerkennen.“

„Die Weigerung des Sir W. A'Court, durch seine Gegenwart die Regentschaft der Cortes zu bestätigen, kann im ersten Augenblick als eine Maaßregel zu Gunsten ihrer Gegner erscheinen; aber sie ward dadurch wieder aufgehoben, daß der Britische Minister diese Weigerung nicht aus dem Grunde that, weil die Königl. Functionen suspendirt seyen, da er ja nachher, als Se. Majestät sie wieder antrat, die constitutionelle Regierung durch seine Gegenwart feierlich bestätigte, sondern in Berücksichtigung der besonderen Umstände, in denen die Stadt, wo der König residirte, sich damals befand. Die Rückkehr des Britischen Ministers nach Ferdinands Befreiung könnte eben so zu Gunsten des Absolutismus ausgelegt werden, aber diese anscheinende Begünstigung war mehr als ausgeglichen durch das Be- harren auf seine Zulassung bei Hofe, die er nur nach einem Akt des Königs als Haupt der Cortes-Regierung verlangen konnte.“

„Eben so wenig konnte Herr Canning dem Verlangen des Don Victor Saez Genüge leisten, ihn öffentlich als Staats-Secretair der Regentschaft und somit diese selbst anzuerkennen und dem Britischen Minister in Paris zu untersagen, irgend einer Feierlichkeit beizuwoh- nen, die wegen des Erfolgs der Französischen Waffen in Spanien stattfinden würde.„

„Doch nicht in seiner Spanischen Politik konnte Canning sein ganzes System zur Ausführung bringen. Das Ergebniß des Kam- pfes in diesem Lande (der im Oktober 1823 endigte) verursachte eine große Freude unter der apostolischen Partei von Europa. Herr Canning glaubte daher, daß eine öffentliche Auseinandersetzung der Prinzipien Englands in Bezug auf Spanien und Frankreich als ein Gegenmittel gegen die Erfolge des letzteren nothwendig sey, und da das Parlament nicht beisammen war, so ergriff er eine andere gün- stige Gelegenheit, um diese Grundsätze auszusprechen. „„Die in- neren Spaltungen Spaniens,““ sagte er zu der Deputation von Plymouth, „„rechtfertigen uns, daß wir uns nicht donquixoteartig in den Krieg gemischt haben. Aber wir wollen nicht den Frieden, weil wir den Krieg fürchten, oder weil wir unvorbereitet sind zum Kriege; im Gegentheil, wir sind seit acht Monaten, wenn unglück- licher Weise der Krieg nothwendig werden sollte, vollkommen ge- rüstet.““ Darauf vergleicht er das friedliebende, aber krieggerüstete England mit einem jener gewaltigen Kriegsschiffe im Hafen von Plymouth, die gleichfalls, wenn sie unthätig daliegen, ohnmächtig zu seyn scheinen, aber auf einen Ruf des Vaterlandes Leben und Bewegung empfangen.“

„Herr Canning erklärte demnach, daß England die Macht be- sitze, Krieg zu führen, wenn eine entsprechende Gelegenheit sich darböte, und war diese Erklärung nicht eine Warnung, diese Gelegenheit nicht hervorzurufen, welche die Lust Englands, Krieg zu führen, wecken könnte? Zugleich erklärte er jedoch auch, daß er kein Freund von Revolutionen sey. „„Ich habe fast dreißig Jahre meines Lebens,““ sagte er, „„für alte Institutionen gekämpft. Es darf nicht vergessen werden, daß ich der Französischen Revolution in allen ihren Stadien, von der Convention bis Bonaparte, Wider- stand geleistet habe; eben so aber der fremden Herrschaft. So lange als Beides Hand in Hand geht, belebt ein Widerstand den anderen, aber sobald sie sich trennen und feindselig wider einander verfahren, muß wohl der beharrlichste Anti-Revolutionist schwanken, welche Partei er ergreifen solle.““

„Herrn Cannings Prinzipien waren monarchisch; auch war er der absoluten Monarchie in demjenigen Theile von Europa, wo sie als ein einheimisches Gewächs gedieh und daher zum Glück und zur Ruhe des Volkes betrug, gar nicht abhold. „„Ich bin über- zeugt,““ äußerte er bei einer Gelegenheit, „„daß die Harmonie der politischen Welt durch die Verschiedenheiten bürgerlicher Institu- tionen eben so wenig gestört werde, als die physische Welt durch die verschiedene Größe der Körper, die ein System bilden. Die Sonne und die Sterne haben ihren Schein; doch die Mächte schei- nen der Meinung zu seyn, daß wir wo möglich der Mond des Fest- landes seyn müßten; aber sie thäten besser, uns ruhig in unserer Sphäre kreisen zu lassen, oder wir möchten ihnen eine gar unharmonische Musik anstimmen.““ Diese Sprache führte er gegen unsere Ver- bündeten, als sie sich beklagten, daß er zu demokratisch gesinnt sey.“

„Andererseits antwortete Canning der Philippica, die Hr. Brougham im Anfang der Sitzung vom Jahre 1824 wider ihn richtete, weil er eine so stürmische Opposition wider die Politik des Kontinents nicht für den geeignetsten und sichersten Weg hielt: „„Wir können uns nicht eine neue Welt aus vollkommenem Chrysolith erschaffen; wir müssen mit der Welt, wie sie ist, zusammen leben, und es ist die Aufgabe dieses Landes, die Verbindung mit den großen Mächten des Festlandes auf den allgemeinen Prinzipien der Politik zu begrün- den, ohne genau die Mißbräuche zu untersuchen, welche in ihren Staaten verhanden seyn mögen, und welche unsere Regierungs-

form und unsere Institutionen mit Strenge zu beurtheilen oder abzuweisen uns befähigen. Die wahrhafte Politik Englands besteht darin, sich stätig in seinem eigenen Kreise zu bewegen ohne zu ängstlich auf das Verfahren der verbündeten Mächte zu blicken; mit seinem eigenen Ruhme zufrieden zu seyn und durch sein Beispiel andere Nationen zu denselben Vortheilen, die ihm aus seinem politischen System hervorgehen, zu bewegen; nicht aber durch einen wilden Kreuzzug diese Kraft anderen Staaten aufzwingen zu wollen und auf diese Weise Segen in Fluch zu verwandeln.'" So sprach Canning und so hielt er die Mitte zwischen kriegführenden Völkern und kämpfenden Prinzipieen."

„Doch waren alle bisher erwähnte diplomatische Operationen Canning's nur noch vorläufig; der Hauptschlag, den er ausführte, um das gestörte Gleichgewicht der politischen Parteien in Europa wiederherzustellen, war die Anerkennung der Unabhängigkeit der Süd-Amerikanischen Freistaaten. Von dieser Zeit an mußte alle Täuschung über die Ansichten des Englischen Ministeriums aufhören, die Parteien einigten sich über ihre verschiedenen Zwecke. Keine Partei hatte einen Sieg davongetragen, und doch hatten beide gewonnen; denn indem die Sache der Freiheit vorwärts schritt, war zugleich die Monarchie gekräftigt worden. Herr Canning wurde mit der Achtung Europa's belohnt, und dies setzte ihn in den Stand, auf die Kabinette des Kontinents Einfluß auszuüben. Den geringen Einfluß, dessen sich das Land vor Cannings Leitung der auswärtigen Angelegenheiten rühmen durfte, bezeugen die Verhandlungen des Kongresses von Laybach und Verona. Jetzt suchten die Mächte Großbritaniens Freundschaft nach und nahmen seine Hülfe zur Ausgleichung ihrer eigenen Verhältnisse in Anspruch. Rußland und Frankreich machten kein Hehl daraus, daß sie hinsichtlich der Entwickelung der Griechischen Frage auf England blickten; Oesterreich vereinigte seine Anstrengungen mit Großbritanien, um die Streitigkeiten zwischen Portugal und Brasilien beizulegen; Frankreich forderte seinen Rath wegen des Zurückziehens der Französischen Truppen aus Spanien; das Spanische Amerika war zur Dankbarkeit verpflichtet, und von einem Ende Europas zum anderen erscholl es vom Preis der Englischen Politik und des Mannes, der sie leitete. So war die Stellung von Großbritannien von sehr gebietender Natur, und doch regte sie nicht die Eifersucht der Nachbarvölker auf, ein Phänomen, welches sich nur daraus erklärt, daß es seine Macht nicht ausschließlich für seinen eigenen Vortheil, sondern auch für den der Nachbarvölker verwandte. Den Frieden der Welt zu erhalten, war der leitende Grundsatz der Englischen Politik. Herr Canning wußte sehr wohl, daß Friede unter den Völkern das vorzüglichste Element der Glückseligkeit sey, und daß innerer Friede nicht sicherer erhalten werden könne, als wenn Könige und Völker auf keine Unterstützung von außen her zu rechnen hätten. Er war überzeugt, daß mit der Zeit die Ideen des Jahrhunderts überall Eingang finden würden; aber um Volks-Freiheiten auf einer dauernden Basis zu begründen, hielt er es für wesentlich, daß sie allmälig und nicht durch krampfhafte Kraftanstrengung erworben werden müßten. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen freisinnigen Institutionen die besten sind, durch welche in den Zeiten häuslicher Ruhe die Mängel der Verwaltung verbessert werden. So war Europa ein friedlicher Zustand wiedergegeben worden, und kein Volk gewann mehr bei dieser Ruhe, als England, dem der Friede wesentlich nothwendig war und ist. Herr Canning hat daher auch sein Vaterland gut berathen, indem er für die Ruhe der Welt arbeitete."

„Die ersten vier Jahre nach seiner Uebernahme des Amtes begnügte er sich, sein System insgeheim wirken zu lassen, ohne es öffentlich auseinanderzusetzen. Ein einziges Wort war hinreichend, den diplomatischen Agenten der fremden Staaten seine wahre Meinung anzudeuten; eben so wenig sprach er sich in den Berathungen des Parlaments aus. Man fühlte nur allgemein, daß unsere auswärtige Politik geschickt gehandhabt werde, weil Großbritanien blühte und so manche Schwierigkeiten gehoben wurden. Aber endlich kam die Gelegenheit, wo es nothwendig wurde, einem Theile der Welt die Rolle, die Herr Canning spielte, begreiflich zu machen. Die Apostolischen in Frankreich und Spanien spornten ihre Regierungen zu feindseligen Maaßregeln gegen die Portugiesische Constitution. Jetzt hielt es Herr Canning für geeignet, ihnen die Augen zu öffnen über das Unzweckmäßige eines solchen Verfahrens, und demgemäß mahlte er im Britischen Senate mit den Farben der glühendsten Beredsamkeit die Schrecken des Kampfes, den sie anzufachen so geschäftig waren. Diese Rede war von höchst heilsamem Einfluß auf jene ungestüme und mißleitete Faction. Wenn Cannings Bestreben hauptsächlich dahin ging, eine Kollision zwischen beiden Parteien zu verhindern, so kann man sagen, daß es ihm vollkommen geglückt ist. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß ein Abweichen von seinem politischen System die Gefahr erneuern müsse, und als er, seinen Tod erwartend, die Wahrscheinlichkeit, den Herzog von Wellington zum Nachfolger zu haben, voraussah, sagte er mit einer prophetischen Genauigkeit, die in den Annalen der Geschichte nicht ihres Gleichen hat, den Zeitpunkt voraus, der seine Befürchtungen verwirklichen werde. „„Zwei Jahre,"" sagte er, zwei Jahre werden Alles stürzen, was ich gebaut habe!""

Das Denkmal, das Herr Stapleton dem politischen Leben seines Freundes errichtet hat, ist Cannings würdig. Aber der Begierde, einen jeden geschichtlichen Menschen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um aus den individuellsten Zügen seines Wesens die allgemeinen weltgeschichtlichen Wirkungen seines Geistes heraus zu lesen — dieser Begierde ist in dem vorliegenden Buche nicht Genüge geleistet. Freilich lag es nicht in dem Plan des gegenwärtigen Werkes; aber der Wunsch liegt nahe, Herr Stapleton möge eine Biographie Cannings nachliefern, die, wo möglich ins einzelnste Detail eingehend, ein Bild von Canning entwirft, wie er in seinem Gedächtniß lebt. Beide Werke werden sich alsdann, wechselsweise Text und Kommentar, gegenseitig ergänzen.

Bibliographie.

The sacred history of the world. (Die heilige Geschichte der Welt.) Ein philosophischer Versuch in einer Reihe von Briefen an einen Sohn. Erster Theil. Die Schöpfung und die darauf folgenden Ereignisse bis zur Sündfluth. Von Sharon Turner. Pr. 16 Sh.

Oriental customs. (Orientalische Sitten.) Zur Erklärung der heiligen Schrift. Von Sam. Burder. Pr. 8½ Sh.

A guide to the orchard and kitchen-garden. (Führer in den Obst- und Küchengarten.) Ein Bericht über die werthvollsten in Großbritanien einheimischen Früchte und Vegetabilien, nebst Anleitung zu deren Pflege in jedem Monate des Jahres. Von G. Lindley. Pr. 16 Sh.

An introduction to the natural system of botany. (Einleitung in das Natursystem der Botanik.) Von G. Lindley. Pr. 12 Sh.

The life and reign of George IV. (Das Leben und die Regierung Georg's IV.) 3 Bde. Gehört zu Lardner's Kabinet-Bibliothek. Pr. 15 Sh.

Cathedral Antiquities. (Kirchen-Antiquitäten.) 51r Band. Enth. 6 Abbildungen der Kirche von Worcester. Herausgegeben von John Britton. 4. Pr. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die medizinische Gesellschaft in Kalkutta. Die erst kürzlich ins Leben getretene Gesellschaft besteht nur aus der Kaste der Bydya's (Indischen Aerzte). Ihr Hauptzweck ist, zu verhindern, daß irgend ein fremder Arzt oder Jemand, der nicht zu ihrer Kaste gehört, sich mit Behandlung der Kranken abgebe. Außerdem will die Gesellschaft alle Arten von Medizin zubereiten lassen, aber dieselbe an Niemanden verkaufen, der nicht zu der Bydya-Kaste gehört. Wenn irgend ein Arzt über einen ihm vorkommenden schwierigen Fall berichtet, so werden die medizinischen Pundits, Directoren der Gesellschaft, ihn benachrichtigen, welche Behandlung und Arznei die Schastra vorschreibt, damit die Ehre der Kaste nicht Gefahr laufe. Der Sumachar Durpun, ein Indisches Blatt, aus dem diese Notizen entnommen werden sind, fügt noch Folgendes hinzu: „Durch Verwirrung in den medizinischen Angelegenheiten kann der Verlust der Gesundheit, der Frömmigkeit, der Kaste und selbst des Lebens herbeigeführt werden — ja nicht bloß dieses, sondern auch das ewige Leben kann dadurch verloren gehen, und was hat man mehr einzubüßen! Denn es ist in unseren Schastras verboten, daß Jemand die Arznei einer fremden Kaste gebrauche, und wenn man nach dem Gebrauch einer solchen Medizin stirbt, statt dadurch geheilt zu werden, so ist dies anerkanntermaßen ein vorzeitiges Ende. Eben so, wenn andere Kasten Dinge in die Arzneien thun, welche Hindus nicht essen dürfen, so wird durch den Genuß derselben die Heiligkeit vernichtet, und viele Uebel sind unausbleiblich. Obgleich es ferner allgemein bekannt ist, daß man spirituöse Getränke als Arznei genießen darf, so ist damit doch nicht gemeint, daß man bei jeder Krankheit Wein oder Branntwein zu sich nehmen darf, sondern wir verstehen es so, daß verbotene Dinge als Arznei gebraucht werden dürfen, jedoch nur wenn die Bydyas es vorschreiben. Es darf daher kein anderer Arzt zu Rathe gezogen werden, als ein gelehrter Bydya. Wir geben zu, daß jetzt wenig gelehrte Aerzte im Lande sind, und wir begreifen es, daß der Ruf der moslemitischen Hakihms und der Englischen Doctoren die Eingebornen verleiten kann, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen; aber keiner dieser Aerzte geht in die Dörfer, und daher könnte schon der Nutzen derselben nicht allgemein gefühlt werden. Man darf daher mit Recht erwarten, daß die Vereinigung aller gelehrten Bydya's in der erwähnten Gesellschaft einen großen Vortheil gewähren wird, und wir beten daher für ihre lange Dauer."

— London zur Zeit Elisabeth's. In den Tagen der Königin Elisabeth wurde das Dorf Holborn oder Oldbourn, jetzt zu dem bevölkertsten Mittelpunkt der Hauptstadt gehörend, zuerst mit der eigentlichen Stadt London vereinigt, und ein großer Theil von High Holborn existirte noch gar nicht. St. Giles war damals ein Dorf, das man aber noch nicht als zu London gehörig betrachtete, und Westminster nichts als ein kleiner Flecken, südwestlich und südlich vom St. James Park. Auf den beiden Seiten des Strandes befanden sich Gärten, und Haymarket hatte an der einen Seite eine Hecke und an der anderen ein verwildertes Dickicht von Gesträuch. Im Jahre 1606 wurden die ersten Sterbelisten gedruckt, und es ergiebt sich daraus, daß in den folgenden 26 Jahren die Bevölkerung nur wenig zunahm; denn in den Jahren 1606 und 1607 starben jährlich zwischen 6 und 7000 Menschen und in den Jahren 1632 und 1633 nur 8 — 9000. Es war dies die natürliche Folge des allgemeinen Geschreis gegen den Verbrauch von Ziegeln und Mörtel, welches damals so überhand nahm, daß im 38sten Regierungsjahr der Königin Elisabeth ein Gesetz durchging, wonach die fernere Errichtung von Gebäuden innerhalb des Stadt-Bezirks untersagt war. (Lond. and Par. Obs.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 16. März 1832.

Morgenländische Literatur.

Gesellschaft zur Uebersetzung aus orientalischen Sprachen in London.

Für Uebersetzung morgenländischer bisher noch unzugänglicher Werke, deren ein so reicher Vorrath in England und den dazu gehörigen Ländern handschriftlich sich befindet, wurde im Jahre 1828 zu London ein Verein besonders durch den Obersten Fitzclarence (Sohn des jetzigen Königs von England) gestiftet, der lange im Morgenlande gewesen und sich vielseitig gebildet hatte. In Verbindung mit mehreren Kennern und Freunden der morgenländischen Sprachen wurden Geldbeiträge aufgebracht und wurde beschlossen, sich bei den dadurch zu veranstaltenden Uebersetzungen nicht auf die bekannten Sprachen, Arabisch, Persisch, Syrisch, zu beschränken, sondern auch die bedeutendsten Werke aus dem Sanskrit, dem Chinesischen, im Pali, dem Cingalesischen und Birmanischen, so wie tibetanische, Tatarische und Türkische Handschriften, zu übersetzen und auch das Malayische und die übrigen Mundarten des östlichen Inselmeers, so wie die zahlreichen Mundarten Hindostans und der südlichen Halbinsel Indiens, in diesen Kreis zu ziehen. Die früher gestiftete Königl. Asiatische Gesellschaft beförderte dies Unternehmen und ernannte einen Ausschuß zur Aufsicht über die Herausgabe, die Uebersetzung und den Druck der Werke. Dieser bestimmte jährlich vier Belohnungen von 50 bis 100 Pfd. für diejenigen, welche sich mit Arbeiten dieser Art beschäftigten, und vier goldene Medaillen, jede zu 20 Guineen, für die beste Uebersetzung eines ganzen Werks oder einzelner Theile, denen der König noch 2 Medaillen, zu 25 Guineen jede, beifügte; alle werden bei der jährlichen Haupt-Versammlung der Gesellschaft ausgetheilt. Die Aufforderung an das Publikum zur Theilnahme durch einen jährlichen Beitrag von 5 Guineen (wofür jeder Theilnehmer die von der Gesellschaft besorgten Werke für die Hälfte des sonstigen Preises empfängt, so wie sein Name auf dem zierlich in Holz geschnittenen Blatte mit morgenländischen Verzierungen, vor dem eigentlichen Titelblatte, eingedruckt wird) hatten den glücklichsten Erfolg. Bedeutende höhere Beiträge unterzeichneten die Herzoge von Clarence (der jetzige König), Sussex, Cambridge und Gloucester, Prinz Leopold (jetzt König von Belgien), der Herzog von Orleans (nunmehr König der Franzosen), die Herzoge von Somerset, Richmond, Bedford, Devonshire, Northumberland, die Marquis Lansdowne, Anglesey, die Grafen Carlisle, Egremont, Spencer, Powis, Lord Goderich, mehrere Bischöfe, der Kolonial-Minister, Sir G. Ouseley, Sir G. L. Staunton, die Herren Knatchbull und Marsden, der Oberstlieut. Lod u. v. A., so daß gleich anfangs gegen 1450 Pfd. zusammmenkamen, welche Summe sich noch durch den Beitritt vieler Einzelnen, so wie mehrerer anderer Gesellschaften und Bibliotheken (Berlin, München, Kasan) ansehnlich vermehrte. Der zweite Jahres-Bericht (1829) meldete schon die Stiftung von Tochtergesellschaften zu Kalkutta und Madras und die Zusage jeglicher Förderung durch die Asiatische Gesellschaft, der bisherigen Hauptpflegerin der morgenländischen Literatur. Die neue Gesellschaft setzte sich nun mit mehreren ausgezeichneten Sprachkundigen im übrigen Europa, namentlich auch in Deutschland, und in Indien in Verbindung, und so erschien schon im zweiten Jahre eine durch sie veranstaltete Uebersetzung.

Die bisher auf diese Weise bekannt gemachten Werke sind folgende:

1) Die Reisen des Ibn Batuta, aus dem Arabischen übersetzt von Dr. Lee, in 4. Preis (für Nicht-Theilnehmer) 1 Pfund.

2) Die Denkwürdigkeiten des Kaisers Dschehanghir, von ihm selbst; aus dem Persischen vom Major Price, in 4. 12 Shilling.

3) Die Reisen des Patriarchen von Antiochia, Makarius, von einem Gefährten Paulus, Archidiakonus von Aleppo; aus dem Arabischen von F. C. Belfour. (16 Sh.)

4) Han Kung Tsu oder Han's Leiden, Chinesisches Trauerspiel, übersetzt von J. F. Davis. 4. (5 Sh.)

5) Die Geschichte der Afghanen von Neamet Allah; aus dem Persischen von B. Dorn. Th. 1. 4. (14 Sh.)

6) Die glückliche Verbindung, ein Chinesischer Roman, mit einem Chinesischen Trauerspiel, übersetzt von J. F. Davis. 2 Bde. 8. (16 Sh.)

7) Jatkun Nazzánava; ein Cingalesisches (Ceylanisches) Gedicht über die Cingalesische Geisterlehre; und

8) Kolan Nattannava, poetische Beschreibung einer Ceylanischen Maskerade, mit Kupfern nach Cingalesischen Bildern, übersetzt von J. Callaway. 8. (8 Sh.)

9) Die Abenteuer des Hatim Tai, Persischer Roman, aus dem Persischen von Duncan Forbes. 4. (16 Sh.) Ist auch schon in Deutscher Uebersetzung in Leipzig erschienen.

10) Das Leben des Scheich Mohammed Ali Hafin von ihm selbst; aus zwei Persischen Handschriften übersetzt von F. C. Belfour. 4.

11) Denkwürdigkeiten einer Malayischen Familie, von ihr selbst; übersetzt von W. Marsden. 8.

12) Mulfuset Timury, oder Denkwürdigkeiten des Mongolischen Kaisers Timur, ursprünglich in Jaghatin, einer Türkischen Mundart, von ihm selbst geschrieben; ins Persische übersetzt von Abu Talib Halsiny; daraus vom Maj. Stewart.

13) Geschichte des Armenischen Königs Wartan oder die Schlacht der Armenier; aus dem Armenischen von C. F. Neumann.

14) Geschichte des Krieges in Bosnien 1737—39. Aus dem Türkischen von Fraser.

15) Diwan in Arabien; aus dem Arabischen von Hodgson; dabei

16) Die letzten Tage des Krishna; aus dem Persischen vom Maj. Price.

17) Die Reisen des Ewlia Effendi, übersetzt von Jos. von Hammer; und

18) Das Tufat el Kibir des Katib Tschelebi, übersetzt von J. Mitchell.

Italien.

Petrarka.

Von einem Französischen Kritiker dargestellt.

Vor einiger Zeit lasen wir in dem Bericht über eine der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften die herrliche Abhandlung des Herrn Adolph Brongniart über die versteinerten Pflanzen. Man mag es nun entschuldigen oder lächerlich finden, daß wir hier, wo wir von Petrarka sprechen wollen, uns vorher mit der Wissenschaft von den Pflanzen der Urwelt beschäftigen; aber als wir sahen, wie der Gelehrte mit langsamer und sicherer Hand Welten wieder zusammensetzt, über die unser Fuß, ohne sie zu ahnen, dahinschreitet; als wir hörten, wie der Naturforscher uns von vollständigen Gattungen und Arten erzählt, die bis auf ihre Größe denen ähnlich sind, welche die Erde noch jetzt unter unseren Augen hervorbringt, wie er nach einigen wenigen verstümmelten Proben die ungeheuren und riesenhaften Pflanzenfamilien der Vorwelt mit Regelmäßigkeit und Bestimmtheit ordnet, und wie er in der natürlichen und geistigen Welt „jene langen Zwischenräume, jene Abschnitte der Ruhe, wo die dürre Erde keine Vegetation auf ihrer Oberfläche erzeugte," auffindet — da kam es uns vor, als habe sich plötzlich unserem Blick eine neue, noch zu schaffende, ja selbst noch zu benennende Wissenschaft aufgethan

Und warum sollte die Welt der Geister nicht auch ihre Naturforscher haben? Warum könnten nicht kühne Geologen eine Schicht dieses fruchtbaren Bodens nach der anderen aufdecken und alle im Lauf der Jahrhunderte auf einander gefolgte Ausschwemmungen an's Tageslicht bringen? Warum nicht die sinnreichen Eintheilungen der Pflanzenkunde auf jene verschiedenen Familien anwenden, die sich in das Reich des Wissens theilen? Warum nicht die ursprünglichen Arten aufsuchen, an welche sie sich anschließen, und so auf dem Wege der Analyse jener strengen Einheit sich nähern, die ihre bunte Mannigfaltigkeit beherrscht? Laßt uns den Versuch machen! Die Arbeit wird in keinem Fall verloren seyn, so schwer es auch scheinen mag, eine genaue und bestimmte Klassifizirung zu gewinnen. Wenigstens wird sie doch vielleicht einiges Licht auf jene geheimnißvolle Geisterwelt werfen, in der alle Zeitalter des Genies zusammentreffen und sich gegenseitig erklären.

In dem zarten und verwickelten Organismus, den man eine Dichterseele nennt, muß ein Grundstoff vorherrschen: nämlich jene außerordentliche Empfindsamkeit, jene unruhige und kränkliche Reizbarkeit, welche zu gleicher Zeit Leiden und Ruhm gewährt, und die eigentlich die sogenannte dichterische Stimmung hervorbringt. Aber dieses so äußerst empfängliche Naturell, welches meist durch tausend unbemerkbare Bande mit der physischen Beschaffenheit des Dichters zusammenhängt, diese duldende Passivität der Seele, sind es die einzigen Kennzeichen des Genius? bilden sie allein jenes kunstvolle Lebensgetriebe der Persönlichkeit eines Dichters? Nein! das hieße,

den Materialisten, die den Genius in einige Nervengefäße versetzen, zu viel Spielraum gewähren. Nein! es beschränkt sich, dem Himmel sey Dank, nicht Alles im Menschen auf ein paar mehr oder minder eindrucksfähige Nervengeflechte; auch dem denkenden Lernen und vor Allem dem Willen gebührt ihr Theil an dieser trägen und leidenden Welt, in der man der Empfindung allein die Herrschaft hat einräumen wollen. Der Wille bemächtigt sich des reichen Stoffs, den die Empfänglichkeit gesammelt hat, und schafft sich eine innere Welt, in welche die äußeren Eindrücke nur gelangen, nachdem sie zuvor geläutert und gleichsam von einer geschickten bildenden Hand geschmeidigt worden; hier in sich selbst zusammengedrängt und durch das ununterbrochene Gewebe, welches er um sich spinnt, von der Außenwelt getrennt, arbeitet jener Geist ruhig, wie der Wurm in seiner Hülle, das Gold und die Seide, die er einst zu Tage fördern soll. Er brütet über den wunderbaren Werken, welche die lange und mühevolle Arbeit des unbekannten Genius sind, und läßt sie stolz hinter sich zurück, wenn die Stunde endlich gekommen ist, wo er als strahlender Schmetterling seine Flügel entfaltet. So hinterläßt ein Dante, müde, seine Verbannung dem Hohne der kleinen Tyrannen Italiens, für deren Almosen Petrarka mit seinen Versen zahlen mußte, bloßgestellt zu sehen, zur rächenden Vergeltung dem undankbaren Vaterlande sein unsterbliches Werk; doch seine Gebeine soll es nicht besitzen. Nun er in seinem Grabe liegt, schätzt man messend diesen Dichterriesen ab, dessen Größe von einem pygmäischen Geschlecht nicht geahnt wurde. Petrarka mag immerhin nach ihm einen Kranz pflücken, den Dante verschmähte; der Schatten des großen Mannes schwebt noch über dem Jahrhundert; sein kahler Scheitel überragt noch stets die getrönte Stirn seines Nebenbuhlers. Es mußte jede Spur von Freiheit auf Italiens verdorrtem und von Knechtschaft platt gemachtem Boden entschwunden, es mußten die Geister durch den Mangel jeder höheren Regung verweichlicht, es mußte der Gedanke durch das Concetto, das Genie durch Empfindelei verdrängt seyn, wenn manierirte Secentisti, die würdigen Poeten eines erschlafften Zeitalters, die schmachtende Lyra von Laura's Anbeter der himmlischen Harfe von Beatricens Sänger vorziehen konnten.

, Empfindung und Nachdenken, Leidenschaft und Wille, dies sind, so scheint es uns, die beiden Grundstoffe des Dichtergenius, die beiden scharf gesonderten Arten, welche die Gattung bilden. In ihrer Vereinigung geht aus diesen beiden Eigenschaften der vollendete Dichter hervor, wie man einen Dante, Milton und Shakespeare nennen kann; aber dieser seltene und wünschenswerthe Verein findet sich nur in langen Zwischenräumen wieder und in einzelnen Samenkörnern über die Jahrhunderte hingestreut. Die Leidenschaft hingegen, ihrer Natur nach fast das Widerspiel des Nachdenkens, welches doch allein ihr Werk vollkommen macht, scheint dem Menschen von freigebigerer Hand gespendet zu seyn; nicht zu gedenken aller jener verfehlten Dichtergebilde, die aus Mangel an reiner Luft in ihrer unedlen Werkstatt ersticken, und jener unreifen Talente, die in Vergessenheit auf einem Dorfkirchhofe ruhen; aber wie viele unvollendete Dichter, wie viele halbe Genies täuschen sich durch die Lebhaftigkeit ihrer Gefühle über ihre Unfähigkeit, dieselben wiederzugeben! Wie viele schmachtende Sänger, die mit ihrer einförmigen Empfindsamkeit aus dem engherzigen Ich des Dichters den Brennpunkt eines Weltalls machen, das sie nur in sich sehen, dringen, wie Petrarch, dem Leser die unfruchtbare Beschäftigung mit ihrem poetischen Egoismus auf! Wie viele Andere irren sich, gleich Tasso und Virgil, in der eigentlichen Bestimmung ihres Talents und verlassen die süße Leier des ländlichen Dichters und die schwärmerischen Liebes-Träumereien et calamos agrestes et duleem Amaryllida, um der für ihre schwächliche Brust viel zu angreifenden Kriegstrommete zu folgen! Wie viele Andere endlich geben ihre Seele den Stürmen der Leidenschaft preis und erheben sich dann wieder vermöge ihres kräftigen Willens, wie Byron, jenes Doppel-Genie, jener auf den Gränzen beider Gattungen einsam dastehende Zwittergeist; Byron, dieser leidende Dichter, dieses monotone Echo, wenn er nur von seinem Haß und Schmerz begeistert ist, aber auch dieser im wahren Sinne des Wortes bildende und schaffende Dichter, wenn er sich einmal losmacht von jener engherzigen Persönlichkeit, um mit vollen Händen den befruchtenden Samen der Poesie und des Lebens über seine fantastischen Schöpfungen auszustreuen!

Doch genug der Aeußerungen gegen Petrarka; es ist Zeit, auch etwas Gutes von ihm zu sagen, und dazu braucht es nur einer Erzählung seines Lebens; dies spricht vortheilhafter für ihn, als alle seine Schriften. Eben in seinen vertrauten Briefen aber, in den kleinen rührenden Zügen aus dem unruhigen und bewegten Leben dieses Dichters wird man besser als in kalten Theorieen den Beweis für unsere Behauptung finden, „daß Empfindung allein nur ein halbes Genie ausmacht.“ Und wenn der Leser in diesem zarten, wohlwollenden und von Liebe und Eitelkeit in so liebenswürdiger Mischung durchdrungenen Daseyn das Gepräge jenes bevorzugten Jahrhunderts wiederfindet, in welchem Dante und Petrarka lebten, so sind nicht wir es, sondern der Dichter, dem der Dank gebührt; es ist seine gewissenhafte Feder, die Tag für Tag die Begebenheiten dieses unbeständigen Lebens aufzeichnete und aus den Briefen des Dichters ein Tagebuch seiner Erlebnisse machte, wie seine Verse ein Tagebuch seiner Gefühle bilden. Hat dann der Leser mit uns in Petrarka's Leben den von Dante's Poesie auf jenes Jahrhundert, wo der große Schatten des Dichters der göttlichen Komödie noch nicht verbleicht war, ausfließenden Wiederschein kennen gelernt; hat er sich, wie wir, aus Petrarka eine Stiege gebildet, um zu Dante zu gelangen, dann wollen wir vielleicht den Versuch machen, von dem Theil zum Ganzen, von dem Strahl zum Mittelpunkt, von dem Reflex zum Licht uns zu erheben; denn von welcher Seite wir auch die Italiänische Literatur auffassen, stets wird Dante der Ausgangspunkt seyn. Aus ihm, dem Ocean aller Poesie, ergießt jeder Strom, um wieder in ihn zurückzukehren.

Es ist nicht unsere Absicht, Petrarka's Leben hier zu erzähle es fehlt nicht an Quellen, um es kennen zu lernen; nicht Erzäh sind es, sondern das Jahrhundert und der Mensch, wonach wir gehen. Geboren zu Arezzo und schon vor seiner Geburt verba begann er seine Kindheit, umherirrend wie Tasso, inmitten fruchtbaren Hindernisse, die das Genie stählen; aber, wenn lange währen, es auch aufreiben. Sein Vater, stets von Schlägen des Schicksals gemißhandelt, wußte dem Glücke wenig so viel abzulocken, als zur Erziehung seiner beiden Söhne war; er verpflanzte seine Hoffnungen von Arezzo nach Pisa, Pisa nach Liverne und übertrug sie zuletzt nach Avignon an Päpstlichen Hof, jenes Eldorado aller Ehrgeizigen und Ränkem des Jahrhunderts. Wir können ihm nicht dorthin folgen, einen Blick auf diesen Hof von Avignon zu werfen, von dem zum Glück Petrarka das reizendste cynische Gemälde aufbewahrt und dann auf jenes Italien, welches durch einen sonderbaren fall von seinen beiden mächtigen Bewerbern, dem Papst und Kaiser, verlassen, aber darum nicht freier ist, als sonst.

Das Papstthum, tief im Herzen verwundet durch den Sturz eines Colonna, hatte jenes schlimmgeartete Rom, das seine Fr eintertern ließ und sie oft selbst noch unchristlicher behandelte, lassen und sich, ohne Zweifel um das Sprichwort: chi Roma perde la sede, in ein anderes Land zu übertragen, nach begeben, wo es versuchen wollte, ob es hier den Heiligenschein wieder erlangen könne, den der Statthalter Gottes, in ju Nähe gesehen, für Italien verloren hatte. In der That war so gefesseltes Papstthum, das in seiner Stadt Avignon, da nicht einmal ganz gehörte, wie in einem Käfig saß und den von Frankreich, der seiner bedurfte, um sich bei den andern narchen in Ansehen zu erhalten, seine bereitwillige Heiligkeit dem aufrührerischen Italien eher Mitleid als Furcht einflößen. mals gab es nur einen einzigen König in Europa, der die Päpste fürchtete, weil er selbst es war, der sie schuf. Auf seinen Befehl führte das gelehrige und wohl zugestutzte Konklave seine Manöver einer Compagnie Soldaten. Bedurfte er Geld, so predigte sein Papst einen höchst friedfertigen und wohl eingerichteten Kreuzzug, der den anderen wenig glich, außer darin, daß die Gläubigkeit die Zehnten dazu zahlte, womit Philipp von Valois und Geldkasten um die Wette sich spickten.

Unterdessen war Rom verwittwet und benutzte sein Witwen wie eine Frau, die sich dessen nicht versehen hat, um sich fr machen; die Sachen waren dort im allerbesten Gange; die Orsini die Colonna's und Savelli's betriegten sich wie sonst und noch ärger man konnte keine Gasse mehr sicher und wohlbehalten passiren und auf keiner Landstraße mehr reisen; Krieg war überall: der Landmann trieb seinen Pflug und seine Rinder nicht mehr mit dem Knotenstock, sondern mit dem Wurfspieß in der Hand: die Glocken tönten, wie Petrarka sagt, zum Sturm, statt zum Gebet:

Nè senza squille s'incomincia assalto
Che per ringraziar Dio fur poste in alto'

Was das Volk anbelangt, so mußte man sich freilich von Zeit zu Zeit einmal mit ihm beschäftigen, wenn es ihm einfam, sich daran zu erinnern, daß es vor Guelphen und Gibellinen, vor Papst und Kaiser hier zu Hause Herr gewesen war; es schrie noch immer in der guten alten Zeit: Panem et Circenses; auch warf man ihm zuweilen als freiwillig zugestandenes Surrogat eine Parodie Tribun, eine Art von Konsul, eine nach Titus Livius aufgeputzte gelehrte Posse hin, und dann vergaß es eine Zeit lang, daß es vor Hunger sterben mußte; dies dauerte indessen gewöhnlich kaum drei Monate, selten länger; dann fiel der Vorhang, und es kehrte wieder an seine Arbeit zurück, grub den Orsini's ihr Land um, baute dem Meister Colonna sein abgebranntes Schloß wieder auf der Schauspieler, der die Rolle des Tribuns übernommen hatte wurde gehängt oder ersäuft, und Niemand dachte mehr daran.

Fast eben so stand es mit dem ganzen übrigen Italien, jedoch mit einem kleinen Unterschiede; die ehrenwerthen Bürger aller jener sogenannten Republiken waren nämlich von Päpsten und Kaisern, Guelphen und Gibellinen, im Namen des Adlers und der Schlüssel St. Petri, dermaßen zerarbeitet, daß man anfing, sich zu gar keiner Partei zu halten, was immer ein Zeichen ist, daß man nicht mehr weit hat bis zur Bequemung unter das Scepter eines Herrn. Zwar hörte man noch immer die gewichtigen Namen Guelphen und Gibellinen ertönen, aber es gab keinen Papst und keinen Kaiser mehr dazu; nur der Haß von Familien, Gemeinden und Städten sprach sich darin aus, ein Streit, der ungefähr eben so bedeutend war, als der Wettkampf der Wagenlenker des Cirkus. Unter den Parteien selbst gab es wieder Factionen und Nuancen; aus einem Gibelin wurde man ein Weißer, aus einem Guelphen ein Schwarzer; man ging von der einen Seite zur anderen über, wie Dante oft aus Haß und Laune. In Florenz zum Beispiel war es die Bürgerschaft müde geworden, alle Monate die Sturmglocke dieses oder jenes Edelmannes gegen die Burg eines Anderen zum Bürgerkrieg Lärm schlagen zu hören; man hatte daher alle Adlichen vertrieben und sich auf seine eigene Hand so herrliche Bürgergesetze gegeben, daß, wie Dante sagt, „was man im Oktober spann, den Dezember nicht mehr erlebte.“

Außer Genua und Venedig, die ihre Dogen hatten, welche nur Wirthschaftsbrod salti in casa (hausbacken) waren, und die sich mit gleicher Erbitterung, wie Rom und Karthago, die Oberherrschaft des Handels auf allen Meeren streitig machten, hatte der größte Theil Italiens eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, und sehr wenig bekümmert um eine Freiheit, die zu Florenz

Anarchie, zu Rom mit Bürgerkrieg und zu Venedig mit Aristokratie gleichbedeutend war, hatte sich eine jede Stadt einen Herrn gegeben, und zwar den Edelsten an Geschlecht, den man auffinden konnte; jeder dieser Herren spielte in seinem Reiche den Tyrannen im Kleinen; sie vergifteten sich, führten Krieg mit einander und hatten Maitressen und Günstlinge vollauf. Das Königreich Neapel, wo die Lehnsherrschaft eben so blühte wie in Schottland, sah schon früher, als letzteres, eine Maria Stuart ihren Geliebten über dem Leichnam ihres Gemahls zum Thron erheben; und mitten unter all diesem Blut, diesen Parteien und diesen Feindseligkeiten ging man auf Liebesabenteuer aus, machte Sonnette und krönte diejenigen auf dem Kapitol, welche den Muth hatten, sich darin auszuzeichnen. Jeder der kleinen Zaunkönige, die den großen Namen Italiens herunterbrachten, wollte seine Dichter und Redner haben; Dante hatte man verstoßen, weil er seinen edlen Gönnern nur einen Platz im Himmel oder in der Hölle anweisen wollte; Petrarka nahm man auf, weil seine Verse mehr von dieser Welt waren und weder so hoch noch so tief reichten. Man bezahlte ein Sonnett mit einem Kanonikat, und der Dichter seinerseits bezahlte das Kanonikat wieder mit einer Gesandtschaft; er repräsentirte mit großem Gefolge Se. Majestät Azor von Correggio, Herrn von Parma, oder Jakob von Carrara, Oberherrn von Padua, oder Galeazzo Visconti von Mailand bei dem Kaiser oder dem Dogen von Venedig; er hielt glänzende Anreden an fremde Herscher, wobei er eine Menge Lateinischer Citate und viel ungeschmückte Wahrheiten anbrachte, wie man sie kaum von einem Hofmann hätte erwarten sollen; und die Kaiser überschickten ihm Pfalzgrafen-Diplome in goldenen Kapseln; die Kapsel schickte er wieder zurück und behielt das Diplom, ohne davon Gebrauch zu machen. Er ward der Vermittler bei Zwistigkeiten von Städten oder Herren und predigte bis zum Heiserwerden den Frieden vielleicht in schöneren Versen, als jemals ein Krieg in der Welt sie veranlaßt hat, obgleich er deshalb kein geneigteres Gehör fand; dem Verbannten zu Avignon, der viel lieber Rom seinen Verdammungsort genannt hätte, rieth er zur Rückkehr nach Rom und den avignenisirten Kardinälen und Bischöfen, die von Italien nichts als die von dort bezogenen Zehnten und höchstens den Namen ihres Bisthums kannten, zur Uebernahme ihrer Aemter. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Della callolilia. (Von der Liebe und vom Studium des Schönen.) Von G. Venanzio. Padua. Pr. 3½ Lir.

Estratto delle memorie scientifiche etc. (Auszüge aus den wissenschaftlichen Denkschriften, die in der medizinisch-chirurgischen Akademie zu Ferrara während der Jahre 1827—28 und 29 vorgelesen wurden.) Ferrara.

Opuscoli scelti scientifici. (Auserlesene wissenschaftliche Abhandlungen.) Enth. Denkschriften über die Wasserschen, über die physische Topographie des Bodens von Tirol u. s. w. Von Agost. Cappelle. Rom.

Lettere scientifiche etc. (Wissenschaftliche Briefe aus der Korrespondenz des Dr. L. Linuffo di Tolmezzo mit mehreren Italiänischen und auswärtigen Gelehrten.) Enth. Briefe von Saussure, Senebier, Scarpa, Alex. von Humboldt, Lacepede, Berzelius, Capo d'Istrias u. s. w. über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte und Physik. Venedig.

Anna Erizzo. — Trauerspiel von Giuf. Bedeche. Florenz.

Erisia Lampugnani. — Trauerspiel von C. Angielini. Mailand.

Erotiche. (Liebesgedichte.) Nebst einem Versuch über das Romantische und Klassische. Von Girol. Fatterini. Ebioggia.

Vita di Giov. Bellino. (Das Leben des Venezianischen Malers G. Bellino.) Von C. Ridolfi, mit Zusatzen von G. Meschini. Venedig.

I rivali. (Die Nebenbuhler.) Eine Erzählung in Versen. Von G. Gazzino. Genua.

Vocabolario piemontese italiano. (Piemontesisch-Italiänisches Wörterbuch.) Von Ponza de Cavour. Turin.

England.

Das Entstehen und die Ausbildung des Britischen Heeres.

(Aus Gleig's „Leben berühmter Britischer Generale.")

Seit der Zeit Wilhelms des Eroberers gab es keine Periode, wo nicht die Könige von England eine größere oder kleinere Anzahl besoldeter Truppen in ihrem Dienste gehabt hätten. Es waren ihrer indeß immer zu wenige, um den Namen eines stehenden Heeres zu verdienen; und da sie in Festungs-Garnisonen vertheilt und jeden Augenblick feindlichen Angriffen ausgesetzt waren, so kann man von ihnen sagen, daß sie sich fast beständig im aktiven Dienst befanden. So sah man längs den Küsten von England und Wales und späterhin in Irland, als diese Insel durch das Recht der Eroberung der Englischen Krone unterworfen wurde, Haufen von Bogenschützen und mit anderen Waffen versehene Männer beständig aufgestellt. Vollkommen gewiß ist es, daß England Cromwell und dem langen Parlamente die erste regelmäßig bewaffnete Macht verdankt, ohne welche es, wie man jetzt allgemein zugiebt, seinen Rang unter den übrigen Nationen nicht behaupten könnte. Es ist indeß wahr, daß Heinrich VII. und Heinrich VIII. Einiges zu der Heeres-Bildung beitrugen, von welcher wir jetzt sprechen. Der Erstere errichtete eine Leibwache von 50 Yeomen, deren Anzahl der Letztere vermehrte. Eduard VI. musterte täglich 100 Bogenschützen und eben so viel Hellebardiere, deren Beibehaltung Elisabeth für nothwendig hielt. Gleichwohl kann man eine Leibwache von 300 Mann — höher belief sich diese Macht nicht — für ein stehendes Heer nicht ansehen. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß jenes Corps noch jetzt in seiner ursprünglichen Tracht, und fast auch noch mit denselben alten Waffen ausgerüstet, existirt; doch ist es wohl den Besuchern der Königlichen Menagerie und des Waffensaales im Tower mehr unter dem Namen der „Fleischfresser" bekannt.

Jakob I. brachte, als er aus Schottland kam, weder Infanterie noch Kavallerie mit nach England. Seine Garden, späterhin als das 1ste oder Königliche Regiment der Schotten in Britischen Dienst aufgenommen, gingen nach Frankreich, wo sie bis zum Jahre 1661 sich fortwährend des trefflichsten Rufes wegen ihrer Tapferkeit im Felde und wegen ihres guten Betragens in den Standquartieren erfreuten. Selbst Karl I. hatte bis zum Ausbruche der großen Rebellion keine andere Streitkräfte, als die, die der aufgeregte Zustand Irlands nothwendig machte; und später umgab er sich nur mit solchen Soldaten, von deren Treue und Anhänglichkeit an die alten Einrichtungen er überzeugt war. In gleicher Weise stützte sich das damalige Parlament nur auf die Londoner Stadt-Soldaten und auf diejenigen Truppen, welche durch Geld oder durch übelverstandenen Patriotismus veranlaßt wurden, sich um dasselbe zu sammeln. Auf keiner von beiden Seiten befanden sich eigentlich regulaire Truppen. Ein langer und heftiger Kampf verwandelte zwar die ursprünglich rohe Miliz in Veteranen und verschaffte den Offizieren Gelegenheit, bedeutende militairische Talente zu entwickeln; aber nur erst als der König unterlegen war, als die Rebellion gesiegt hatte, um sich ihrerseits wieder unter das Joch eines Usurpators zu beugen, bekam dieses Königreich ein wirklich stehendes Heer. Cromwell kannte den Werth seiner disziplinirten Kameraden zu gut, um sie, dem Wunsche des Volkes gemäß, ihrer Waffen zu berauben. Er hielt während der ganzen Dauer seines Protektorats eine für die damaligen Zeiten zahlreiche Armee; und die Folge davon war, daß er mit einer unumschränkteren Macht regierte, als irgend ein Monarch seit den Tagen der Eroberung.

Die erste Maaßregel Karl's II nach seiner Restauration war die Auflösung fast aller der Truppen, welche Cromwell unterhalten hatte. Nur ungefähr 5000 Mann, welche zum Garnisondienste gebraucht wurden, behielt er bei. Zu den Corps, welche indessen weder damals, noch zu irgend einer späteren Zeit aufgelöst wurden, gehört das Garderegiment Coldstream. Es war ungefähr 10 Jahre zuvor in Coldstream, an der Gränze Schottlands, ausgehoben, woher es seinen Namen führte; und da der General Monk es kommandirte, so wurde es aus Dankbarkeit für seinen Commandeur beibehalten. Das Garde-Infanterieregiment Coldstream, das in diesem Augenblick noch existirt, wurde im Jahre 1660 gebildet. Diesem wurden demnächst zwei Regimenter hinzugefügt, von denen das eine, das erste Regiment genannt, der Lord John Wentworth erhielt, während das andere, oder das dritte Regiment, als seinen ursprünglichen Commandeur den Grafen von Linlithgow nennt. Außer diesen Haustruppen bestand die Infanterie Karl's II. aus dem Königlich Schottischen Regimente, welches, obgleich es schon im Jahre 1663 in Englische Dienste aufgenommen worden war, doch erst nach der Restauration von Frankreich herüberkam; aus dem 2ten oder dem Regimente Königin, welches im Jahre 1661 errichtet worden war und von dem berühmten Lord Peterborough kommandirt wurde; aus dem 3ten oder dem alten Büffelleder-Regiment, seinem Anzuge nach, der aus Büffelleder gemacht war, so genannt, und aus dem 4ten oder Königs-Leibregiment, welches im Jahre 1664 errichtet worden war.

Diese Regimenter sind von ihrem Entstehen an bis zu der Schlacht von Waterloo in mehr oder weniger thätigem Kriegsdienst beschäftigt gewesen. Mit Ausnahme des 3ten haben alle übrige Regimenter immer blaue Aufschläge gehabt; doch jenes Regiment, als ob man es für diesen Mangel hätte entschädigen wollen, besitzt ausschließlich das Vorrecht, mit Trommelschlag durch die City von London marschiren zu dürfen. Man weiß nicht genau, woher diese Auszeichnung ihren Ursprung hat; aber die vorherrschende Meinung ist, daß das Regiment auf dieselbe Anspruch macht, weil es ursprünglich unter den Stadt-Soldaten rekrutirt worden ist. Bei der Britischen Kavallerie sind die beiden Regimenter der Leibgarde und die sogenannten Blauen die ältesten. Die Leibgarde-Regimenter wurden von Karl II. errichtet, das eine im Jahre 1661, das andere etwas später, und ihre Reihen waren lange Zeit mit Edelleuten und Kavalieren von Familie angefüllt, die selbst oder deren Väter im Bürgerkriege gefochten hatten. Beide Regimenter genossen unter solchen Umständen zahlreiche Vorrechte, als z. B. höheres Gehalt, bessere Kleidung, Pferde und Quartiere. Sie wurden übrigens in jeder Hinsicht wie die Garde-du-Corps am Französischen Hofe behandelt; und sie behielten, wie es gewöhnlich zu geben pflegt, jene Privilegien noch lange nachher, als sie schon nicht mehr aus solchen Leuten bestanden, zu deren Gunsten dieselben bewilligt worden waren. Erst im Jahre 1788 wurde ein neues System eingeführt; und selbst damals blieben ihnen einige Vorzüge, deren sie sich durch ordentliches und gutes Betragen nicht unwerth gezeigt hatten. Ihr Sold blieb höher, als der der anderen Regimenter, und ihre Offiziere dürfen nur vor Kriegsgerichte gestellt werden, deren Mitglieder sämmtlich den Haustruppen angehören. Die Blauen, auch oft nach ihrem ersten Commandeur, dem Grafen von Oxford, die Oxford-Blauen genannt, wurden im Jahre 1661 errichtet. Sie waren damals und sind noch bis jetzt, sowohl wegen ihrer Tapferkeit im Felde, als wegen ihrer Mäßigkeit in den Garnisonen, rühmlichst bekannt und haben sich in jedem Kriege, von Marlborough an bis zu den neuesten Kämpfen unter Wellington, immer ausgezeichnet.

Von der Restauration an wird die Geschichte der Britischen Armee den Thatsachen nach die Geschichte aller Kriege, in welche

die Britische Nation seit jener Zeit verwickelt worden ist. Jede nachfolgende Regierung vermehrte übrigens ihre Zahl und Wirksamkeit, und jeder Krieg brachte einige wesentliche Verbesserungen in der Art des Anzuges, der Bewaffnung und Bewegung der Truppen mit sich. So fügte Jakob II. seiner Infanterie zwei Regimenter, das 5te und 7te, hinzu; beide wurden im Jahre 1685 errichtet, und beide, aber besonders das letztere, zeichneten sich in jedem Treffen aus, an dem sie das Glück hatten Theil zu nehmen. Das 7te wurde von seinem Entstehen an das Königl. Füselier-Regiment genannt; die Walliser Füseliere, oder das 23ste Regiment, wurden im Jahre 1688 errichtet. Der Kavallerie fügte derselbe Monarch am 6. Juni 1685 das 1ste oder Königliche Garde-Dragoner- und das 2te oder Königin-Garde-Dragoner-Regiment hinzu; beide Regimenter waren dazu bestimmt, sowohl zu Fuß als zu Pferde zu dienen, und waren zu dem Ende außer mit Säbeln und Pistolen auch mit Feuerröhren und Bajonetten bewaffnet.

Im Jahre 1684 belief sich das ganze Heer mit Einschluß der Garden auf 4900 Mann. Aber als Jakob zu fühlen begann, daß sein Thron nicht mehr durch die Liebe des Volkes unterstützt wurde, vermehrte er die Zahl der Truppen von Jahr zu Jahr, so daß im Jahre 1688 20,000 Mann regulairer Truppen in England und nicht weniger als 8000 Mann in Irland standen. Alles dies konnte indeß seinen Fall nicht verhindern. Wilhelm kam, die Armee, theilweise durch ihre Offiziere verführt, verließ ihren Fürsten, und das Haus der Stuart wurde aufs Neue und für immer verstoßen. Eifersüchtig auf die Gewalt, welche ein stehendes Heer in die Hände des neuen Monarchen zu legen schien, beeilte sich das Englische Parlament, zu erklären, daß das Beibehalten einer solchen Institution ohne seine Einwilligung während des Friedens den Gesetzen des Königreiches zuwider sey. Seit der Zeit wurde angenommen, daß das Heer nur immer von Jahr zu Jahr zusammenberufen würde, indem das Unterhaus nur für diese Zeiträume die Gelder zu dessen Unterhaltung bewilligte und vorher festsetzte, wie viel Mann ausgehoben und nach welchen Gesetzen und Bestimmungen dieselben beeidigt werden sollten. Alle Zwangs- und gewaltthätige Maaßregeln zum Rekrutiren wurden überdem verboten. Landläufer und Spitzbuben konnten zum Soldatendienst verurtheilt werden; aber das Pressen war, wenigstens für den Landdienst, untersagt, und das Recht des Königs, den persönlichen Dienst seiner Unterthanen zu verlangen, wurde aufgehoben. Dessenungeachtet fand seit jener Zeit keine dauernde Verminderung in der Britischen Armee statt. Wilhelm wurde durch die Umstände gezwungen, während des größeren Theils seiner Regierung die Einrichtung seiner Vorgänger eher auszudehnen, als einzuschränken; und der Erbfolgekrieg, welcher den größten Theil der Regierung der Königin Anna hindurch dauerte, trug noch zur Vergrößerung des Heeres bei. Von jener Zeit an ist dasselbe, obgleich bei der Wiederkehr des Friedens immer wieder vermindert, doch beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten auch stets von neuem vermehrt worden.

In demselben Verhältnisse, in dem die Britische Armee an Zahl und Disziplin zunahm, wurden auch zahlreiche Veränderungen in der Art der Kleidung, der Bewaffnung und der Ordnung der verschiedenen Corps vorgenommen. Die schwere und lästige Tracht der Kavallerie, welche wenig geeignet war, gegen die neue Art von Waffen zu beschützen, wurde nach und nach abgeschafft. Panzer und Büffelhäute wurden zwar noch eine Zeit lang beibehalten, am Ende aber doch auch bei Seite gelegt. Eben so hörte der Unterschied zwischen Kavalleristen und Dragonern auf. Die Letzteren vertauschten ihre langen Feuerröhre mit Karabinern und scheinen seit Marlboroughs Zeiten nur höchst selten und nur in den dringendsten Fällen zu Fuß gebraucht worden zu seyn. Dagegen entstand ein neuer und besserer Unterschied in der Kavallerie; es wurde dieselbe in leichte und schwere getheilt. Bei der Auflösung der Armee im Jahre 1698 bestand die Kavallerie aus Garden, Garde-Grenadieren zu Pferde und Dragonern. Diese Unterscheidungen dauerten bis zum Jahre 1746, wo ein Regiment leichter Kavallerie in Nottingham ausgehoben wurde, welches der Herzog von Cumberland erhielt. Das damals gegebene Beispiel wurde in der Folge oft wiederholt, und im Jahre 1755 finden wir bei jedem Dragoner-Regiment leichte Kavallerie. Diese wurde nach und nach abgesondert und zu eigenen Regimentern formirt, und da selbige sich bei verschiedenen Gelegenheiten als außerordentlich brauchbar erwiesen, so wurde die Zahl derselben allmälig vermehrt. Es gab in der That eine Zeit, und sie ist nicht allzu entfernt, wo es Mode war, alle andere Kavallerie gering zu schätzen; viele unserer schönen Truppen wurden deshalb auf Pferde gesetzt, welche zum Wettrennen besser als zur Schlacht waren, und viele Rosse versagten ihnen in der Stunde, wo Knochen und Muskeln nöthiger waren, als ein glattes Fell, den Dienst. Aber ein besserer Zustand der Dinge ist wiedergekehrt. Die Schlacht von Waterloo gab den entscheidenden Beweis, daß, wie brauchbar Husaren und leichte Dragoner auch beim Rekognosziren und beim Vorpostendienst seyn mögen, doch die schöne alte Englische Kavallerie es ist, welche im Getümmel Alles vor sich vertreibt; und seit der Zeit hat unsere schwere Kavallerie in der öffentlichen Achtung den Platz wieder eingenommen, von dem sie, obgleich ohne eigene Schuld, vertrieben worden war.

Bibliographie.

An encyclopaedia of agriculture. (Encyklopädie des Landbaues.) Theoretische und praktische Belehrungen über Landwirthschaft und Viehzucht, so wie deren Geschichte mit Einschluß der neuesten Entdeckungen. Von J. C. Loudon. Mit beinahe 1100 Holzschnitten. Neue Ausgabe. Pr. 2½ Pfd.

An encyclopaedia of gardening. (Encyklopädie des Gartenbaus.) Theoretische und praktische Belehrungen über Pflanzung und Pflege von Gärten, Blumen, Bäumen und Landschaften. Mit 700 Holzschnitten. Von J. C. Loudon. Pr. 2 Pfd.

Hortus Britannicus. — Verzeichniß aller einheimischen in Großbritanien angebauten oder eingeführten Pflanzen. Pr. 21 Sh.

An encyclopaedia of plants. (Encyklopädie der Pflanzen.) Beschreibung, spezifischer Charakter, Anbau und Geschichte der Pflanzen, so wie deren künstlerische Anwendung. In Einem Bande mit beinahe 10,000 Holzschnitten. Von John Lindley. Zeichnungen von Sowerby. Pr. 4 Pfd. 14½ Sh.

The Magazine of natural history. (Magazin der Naturgeschichte.) Journal für Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie und Meteorologie. Bearbeitet von bekannten Gelehrten und herausgegeben von J. C. Louden. Nr. XXIV. Pr. 3½ Sh.

The harmonicon. (Das Harmoniken.) Eine musikalische Monatschrift. Kritiken und Mittheilungen über Musik, so wie neue Compositionen, enthaltend. Pr. jedes Heftes 3 Sh.

Mannigfaltiges.

— Kleidung bei feuchtem Wetter. Der Naturforscher Rennie stellt in seinen im „Londoner Witterungs-Teleskop für das neue Jahr" mitgetheilten Bemerkungen folgende Hypothese auf: „Das beste Mittel, sich gegen die Einwirkungen des trüben und düsteren Wetters zu verwahren, besteht darin, daß man die Haut durch eine zweckmäßige Bekleidung vor Kälte und Feuchtigkeit schützt und jeden freundlichen Sonnenblick, jede trockene Witterung zum Spazierengehen benutzt. Der Einfluß der Elektricität auf den ganzen Körper ist allgemein bekannt; in der That, man wird sich nie ganz wohl und behaglich befinden, wenn nicht ein gewisses Quantum davon in dem Nerven-System vorhanden ist. Fehlt dieses Quantum, so fühlen wir uns matt, träge und niedergeschlagen, und mit Unrecht schieben wir die Schuld auf unser Blut, welches damit nichts zu thun hat, während wir nicht ahnen, daß es die feuchte Atmosphäre ist, welche uns die Elektricität raubt. So ist es aber. Bei trockenem Wetter, es mag nun warm, kalt oder frostig seyn, fühlen wir uns leicht und heiter gestimmt, denn trockene Luft ist ein unmerklicher Leiter der Elektricität und läßt uns deren heilsame Wirkungen genießen. Bei feuchtem oder regnichtem Wetter fühlen wir uns gedrückt und schläfrig, weil alle Feuchtigkeit unsere Elektricität schnell verzehrt und unserem Körper dann jene erleichternde Erquickung fehlt. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, kommt es nur darauf an, einen guten Nicht-Leiter der Elektricität aufzufinden, so daß diese nicht aus dem Körper entschlüpfen kann, und dies ist die Seide, welche die Elektricität so wenig fortleitet, daß der Blitz selbst durch das dünnste seidene Tuch, wenn es ganz trocken ist, nicht durchdringt. Für diejenigen also, welche bei feuchtem Wetter leicht mißmuthig und verdrießlich werden, sind seidene Unterkleider, Jacken und Strümpfe das wirksamste Erquickungs-Mittel." — Da wir bei solchem Wetter noch nicht den Versuch mit seidenen Kleidern gemacht haben, so wollen wir die Richtigkeit dieser Behauptung nicht bestreiten; doch haben wir niemals gehört, daß Damen, welche dergleichen Kleider tragen, die angegebene Wirkung an sich verspürten. Sollte die Hypothese begründet seyn, so würde sich Herr Rennie ein Denkmal von den Seidenfabrikanten verdient haben. (Lond. and Par. Obs.)

— Sucht nach Ungewöhnlichem. Ueber nichts hört man häufiger Klage führen, als über die Leerheit der Zeitungen. Wenn sie nicht etwas ganz Merkwürdiges enthalten, so sind sie fade, leer und ungenießbar. Strotzen aber die breiten Blätter von Mordgeschichten, Feuersbrünsten, Aufruhrscenen oder anderen Schreckensereignissen, so schweigt augenblicklich aller Tadel; der politische Kannengießer vergräbt sich in seinen Lehnstuhl, setzt die Brille auf, schiebt sich die Fußbank heran, stellt den interessanten Zeitungsbogen in einer senkrechten Ebene auf dem Fußboden und sechs Zoll von seiner Nase entfernt auf, rückt ihn aus dieser Stellung nur, wenn er ein Blatt umschlagen muß, und bleibt so Stunden lang sitzen. Dieser Abscheu gegen Zeitungsleere und dieses Haschen nach Außerordentlichem erstreckt sich auch auf die Charaktere; das Ungewöhnliche ist nach der Berühmtheit der nächste Wunsch. Plutarch sagte zwar, er wolle lieber, daß die Nachwelt gar nichts von ihm höre, als daß sie ihn etwa als Plutarch den Kinderfresser kennen lerne; aber Plutarch lebte nicht in einem so erschütterungssüchtigen Zeitalter, wie das unsrige. Das Gelüst des Publikums zeigt sich auch in der Begierde, Kriminaluntersuchungen und Hinrichtungen beizuwohnen oder Ungeheuer und Wunder zu sehen, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, wenn sie nur bizarr genug sind, um die Phantasie aufzuregen. Aus demselben Grunde wiegt ein Löwe in einer Gesellschaft ein ganzes Schock liebenswürdiger und angenehmer Leute auf. Jene schlaue Klasse von Bücheranpreisern in den Zeitungen versteht sich sehr wohl auf diesen Zeitgeist; wenn ein Buch nicht das Lob eines ganz ungemein trefflichen Erzeugnisses erhält, so thut eine frappante Abgeschmacktheit denselben Dienst; daher haben gewisse Personen, die in dieser Kunst bewandert sind, angefangen, den Tadel der Kritiker, statt ihres Lobes, zu citiren. (New Monthl. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 19. März 1832.

Schweden.

Tankar i ätskillige ämnen af Swenska Kron Prinsen Carl August, framställde uti bref från honom till Prinsen af *. (Gedanken über verschiedene Gegenstände, vom Kronprinzen Karl August von Schweden, dargestellt in Briefen von ihm an den Prinzen ***.) Nebst kurzem Bericht über den Tod des gedachten Prinzen und über die sogenannte Fersensche Ermordung. Uebersetzung.*)**

Diese Schrift hat im ersten Augenblick ihres Erscheinens in Stockholm großes Aufsehen und die Neugier allgemein rege gemacht, weil man glaubte, über Vieles bisher noch im Dunkel schwebende darin Aufschluß zu finden. Allein bald war man, nach Durchlesung dieser 64 Seiten starken Broschüre, dahin einig, daß der Verfasser derselben damit nur eine Geld-Speculation beabsichtigt habe. Dieselbe enthält nämlich durchaus nichts, was nicht schon seit lange in Schweden allgemein bekannt wäre; auch sind die Briefe in einem Style abgefaßt, der Jeden leicht erkennen läßt, der Kronprinz Karl August könne sie so nicht geschrieben haben; sie sprechen sich nämlich ganz im Geiste der Schwedischen Ultra-Liberalen aus, und enthalten sogar genaue Angaben zur Verbesserung der Schwedischen Staats-Einrichtungen, ganz nach den Ansichten jener Partei — Ansichten und Ideen, die schon bei dem letzten Reichstage in allen liberalen Blättern Stockholms und den daselbst erschienenen Broschüren kund gemacht worden sind.

Außer diesen Briefen enthält die Broschüre aber auch den umständlichen Bericht über den am 28. Mai 1810 bei einem Manöver in der Provinz Schonen, durch einen Sturz vom Pferde, erfolgten Tod des Kronprinzen Karl August und die am 20. Juni 1810 in Stockholm erfolgte grausame Ermordung des Grafen Fersen, damaligen Reichs-Marschalls von Schweden. Da diese Berichte ohne Uebertreibung geschrieben sind, auch den Aussagen von Personen nach, die bei den Vorfällen selbst zugegen gewesen, gründlich und wohl in keinem Geschichtswerke so ausführlich dargestellt sind, so könnten sie für den Leser wohl von Interesse seyn. Nachstehendes ist demnächst der Bericht über die Ermordung des Grafen Fersen:

„Schon vor der Abreise des Kronprinzen Karl August nach der Provinz Schonen, wo er die versammelten Truppen inspizirte und eine Zusammenkunft mit seinem Bruder, dem Prinzen von Augustenburg, in Helsingborg haben wollte, hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man nach dem Leben dieses geliebten Fürsten trachte, und daß das Verbrechen durch Vergiftung zu Stande gebracht werden solle. Natürlicherweise hatte diese Sage, gleich allen ähnlichen unbestimmten Gerüchten, in dem Maße, wie sie ausgebreitet wurde, auch mehr und mehr Zusätze erhalten, und da die gewöhnlichen Gifte zu gering geachtet wurden, so sollte entweder aqua tofana oder eine dieser ähnliche Mischung dazu angewandt werden. Die während der Reise leidende Gesundheit des allgemein verehrten Prinzen und der später durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde erfolgte Tod desselben hatten diesem Gerüchte eine noch vermehrte Konsistenz geliehen, und eine natürliche Folge davon war, daß die durch diese Trauer und bitteren Schmerz aufgeregten Gefühle des Volkes zur Rachlust gegen den gesteigert wurden, den das Gerücht als den Urheber des erlittenen Verlustes angaben, und daß man wenig danach fragte, ob solches wirklich Grund habe oder nicht. Unter denen, welche man vor allen Anderen dieses unerhörten Verbrechens schuldig hielt, zeichnete sich der damalige Reichs-Marschall Graf Axel von Fersen aus, der durch die Gunst und das Ansehen, in welchen er bei dem vorigen Könige Gustav Adolph gestanden hatte, und die sonst nur einem Königl. Prinzen gebührende Pracht, mit welcher er beim Einzug des Kronprinzen am 28. Januar 1810 umgeben war, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gezogen hatte, und zwar in dem Grade, daß er sich noch mehr als früher den bärtesten Urtheilen bloßgestellt sah. Als Haupt einer der ältesten und angesehensten adeligen Familien Schwedens, dabei im Besitz eines bedeutenden Vermögens, konnte es ihm in seiner Stellung nicht werden, der höheren Aristokratie noch mehr Gewicht zu geben, und das Volk, schon aufgebracht gegen diese, glaubte in seiner Person und in seiner Denkungsweise den ganzen Stand dargestellt zu finden. Bei so bewandten Umständen war es daher nicht zu verwundern, daß das früher schon verbreitete Gerücht eines Mordanschlags auf den Prinzen bei der Nachricht von seinem Tode auf dem Davidingched in Schonen, sich in offenbaren Verdacht und demnächst in bestimmte Anschuldigungen wider den Grafen Fersen und dessen Schwester, die Gräfin Piper verwandelte und beide dafür angesehen wurden, das Leben des geliebten Prinzen verkürzt zu haben."

„Der Schwedische Name war, nach des Volkes Glauben, entehrt; die Ehre der Nation fordere, so hieß es ziemlich laut, ein blutiges Opfer, um den Schandfleck abzuwaschen, den dieses vermeinte Verbrechen auf das Land geheftet habe. Diese, Gedanken und Meinungen liefen überall so schnell umher, daß man selbst auf dem Lande, bevor noch die nachher erfolgte Katastrophe sich zutrug, mit Sicherheit verkündigte, daß sie bestimmt eintreffen müsse. Selbst der Regierung und den höheren Klassen konnte dies nicht unbekannt bleiben, gleichwie daß der größte Unwille hauptsächlich gegen den Grafen Fersen gerichtet sey. Obgleich wohl Keiner zweifelte, daß des Kronprinzen Tod unmittelbar und zunächst durch einen Schlagfluß erfolgt sey, so schien doch dem Volke dies nicht natürlich genug, da der Prinz bis zu seiner Ankunft in Schweden der besten Gesundheit genossen hatte. Erst in Stockholm fing sie an, sich zu verschlimmern; sein sonst guter Appetit verschwand, und er litt besonders während der letzten Zeit vor seinem Tode an Kolik und Diarrhöe. Keine besondere Ursachen zu einem Schlagflusse, der ihn beim Reiten betroffen haben sollte, schienen vorhanden zu seyn; überdies war der Prinz ein geschickter Reiter und höchst gewandt in der Leitung seiner Pferde. So glaubte man denn auch, daß die Ursache zu seinem Pferdesturz nur einer plötzlich eingetretenen Nervenschwäche zuzuschreiben sey, welche durchaus im Zusammenhang mit dem früheren Unwohlseyn stände, und daß beide von einerlei Ursachen herrühren müßten. Wiewohl es sehr leicht war, durch die Oeffnung des Leichnams allen diesen Gerüchten ein Ende zu machen, so verbreitete sich dessenungeachtet die Ueberzeugung, daß die Obduction nicht in ganz gehöriger Form vorgenommen werden sey; insbesondere, wollte man wissen, sey das, was man im Magen vorgefunden, mit großer Unachtsamkeit behandelt worden. Gleichwohl war es aber nur der Befund des Magens, der das Gerücht einer Vergiftung widerlegen konnte, weshalb die vermeinte Oberflächlichkeit, mit welcher die zugerufenen Aerzte die Operation vorgenommen haben sollten, jenem Gerüchte nur neue Nahrung gab; dazu kam die eigene Beschaffenheit des Unwohlseyns, welches den Prinzen längere Zeit beschwert hatte, die unnatürliche Art des Todes und so manches Andere noch, was der Volksmeinung die eingeschlagene Richtung gab. In der That aber schien es, als wenn man absichtlich das einzige geeignete Mittel verabsäumt hätte, um jede Mißdeutung auszurotten, nämlich eine gründliche und wissenschaftliche Untersuchung derjenigen Thatsachen, in welchen das traurende und zugleich sehr aufgeregte Volk eine Spur von Verbrechen zu finden glaubte. Pflicht hätte es seyn müssen, mit der größten Strenge hierbei zu Wege zu gehen und dabei der Oeffentlichkeit nichts zu verbergen, um so mehr da der beim Volke tief eingeprägte Verdacht leicht zu einem gefährlichen und verderblichen Ausbruch kommen und Veranlassung zur Selbstrache geben konnte."

„Je mehr der Prinz und je allgemeiner er geliebt war, und je mehr das Volk mit Freuden und Hoffnungen ihn als die sichere zukünftige Stütze seines Wohles betrachtete, um so mehr fragte man nun mit Erbitterung und der größten Leidenschaftlichkeit nach dem möglichen Urheber dieser Unthat. Die Umstände, wodurch man sie veranlaßt glaubte, ließen den Verdacht derselben auf den höheren Adel fallen, von dem das Volk glaubte, daß er dem Glück des Landes entgegen sey. Der Prinz, obgleich allgemein geliebt, wurde doch hauptsächlich von den niederen Ständen enthusiastisch verehrt. Seine populaire Art zu denken und zu seyn hatte ohne anderweitige Beweggründe den Glauben erzeugt, daß er einst, wenn auch nicht vorzugsweise jene Stände beschützen, sie doch wenigstens von allen Eingriffen und Bedrückungen befreien würde. Es war allgemein seine Aeußerung bekannt geworden, daß er selbst mit eigenen Augen Alles nachsehen wolle, und daß er nach seiner Thronbesteigung selbst regieren und selbst die tauglichsten und schicklichsten Männer auswählen wolle, von welchem Stand und Rang sie auch seyn möchten. Hiernach meinte man nun, daß hauptsächlich der höhere Adel ihn mit scheelen und mißgünstigen Augen betrachtete, und diese Mißgunst glaubte man durch den Umstand erhöht, daß der Prinz als schädlich für das Reich und entehrend für sich selbst jeden Gedanken

*) Uebersetzung (aus dem Deutschen) ist dieses Werk nicht; dies ist wahrscheinlich nur angegeben, um mehr Interesse noch zu erregen.

einer Eroberung Norwegens verworfen hatte. Oftmals hat die Geschichte den Beweis geliefert, daß weder die Fürsten selbst, noch viel weniger das Volk Veranlassung zum Ausbruch eines Krieges gegeben haben, sondern sehr häufig ist dies von Männern geschehen, die vielen Einfluß auf die Regierung ausübten und dabei anderweitige Neben-Absichten hatten. Karl August hatte dargelegt, daß er den Krieg verstehe, wenn er dazu gezwungen sey, aber er selbst hätte ihn gewiß niemals hervorgerufen. Schweden konnte daher unter seiner Regierung auf einen langen Frieden hoffen, es konnte mit Zuversicht auf sichere Heilung der tiefen und blutigen Wunden zählen, welche der Krieg hinterlassen hatte. Auch diese Aussicht trug viel dazu bei, dem Prinzen die uneingeschränkte Liebe des Volkes zu gewinnen und somit die Trauer über sein Hinscheiden in hohem Grade zu verbittern, denn es schien nun, daß der Ehrgeizigen Wunsch nach Krieg kein Hinderniß mehr im Wege stehe."

„Alles dies zusammengenommen veranlaßte das Volk, unter der höheren Adelsklasse den Urheber zu diesem Unglück zu suchen. Ohne anderweitige Veranlassung fiel dieser Verdacht, wie oben schon gesagt, hauptsächlich auf den Grafen Axel von Fersen und dessen Schwester, die Gräfin Piper. Dieser Verdacht verwandelte sich sogar in eine Art von Gewißheit, nachdem eine Fabel in Versen; „Räsvarne," die Füchse, in einer damals allgemein gelesenen Zeitung Nya Posten erschienen war. Diese Fabel hatte eine so deutliche Tendenz, daß Niemand über ihren Gegenstand in Zweifel bleiben konnte. In einem Lande wie Schweden, wo der Haß der Parteien mit der Absonderung der Stände identifizirt war, wo seit Jahrhunderten dieser Haß mit gefährlicher Stärke genährt worden und blutige Opfer durch ihn gefallen waren, wo er still fortwucherte seitdem die niederen Stände besiegt, dem Einfluß und Reichthum der höheren weichen mußten, konnte es allerdings leicht geschehen, daß bei der geringsten Gelegenheit der mit Mühe zurückgehaltene Widerwillen leicht wieder zum Ausbruch kam. Es bedurfte nur einer Veranlassung, durch die das Volk aufgereizt wurde, um die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten hervorzurufen. Diese Veranlassung war nun wirklich vorhanden, und es war mehr als wahrscheinlich, daß die Wuth ohne Berücksichtigung, ob das geträumte Verbrechen irgend Jemand mehr oder weniger zur Last gelegt werden könne, unaufhaltsam ausbrechen und sich Luft machen würde."

„So sprach sich die allgemeine Stimmung des Volkes und dessen Denkungsart aus, als die Fürstliche Leiche sich der Hauptstadt näherte. Die Bauern hatten sich auf dem ganzen Wege von Schonen bis Stockholm freiwillig angeboten, dieselbe zu tragen, ein Anerbieten, welches seit Gustav Adolphs II. Zeit bei keinem Königlichen Leichenbegängnisse gemacht worden war. Das letzte Nachtquartier war in der Kirche von Salem; von da wurden die irdischen Ueberreste des Fürsten nach Lilljeholmen (einer Besitzung dicht vor dem Thore der Stadt) gebracht, und von hier aus sollte die feierliche Prozession bis nach dem Schlosse in Stockholm anfangen. Der Graf Axel von Fersen fungirte bei dieser Prozession als Reichs-Marschall*); er fuhr in einem ihm gehörenden Galla-Wagen, welcher mit 6 weißen Pferden bespannt war. Sein Reichthum machte es ihm leicht, großen Aufwand zu machen, und bei dieser Gelegenheit erforderte es sein Amt, einen solchen zu zeigen."

„Am 20. Juni gegen Mittag geschah der Einzug in die Stadt; voraus ritt eine Eskadron der Leibgarde zu Pferde, dann kam der Hofstaat des verstorbenen Prinzen, darauf folgte der Graf von Fersen in seinem Wagen, hinter ihm der Unter-Stallmeister, demnächst die Fürstliche Leiche auf einem mit 8 Pferden bespannten Wagen, darauf die Reisebegleiter und Aerzte in mehreren Hofwagen."

„Als der Zug bei der rothen Schleuse vorbeikam, fing das Volk schon an, zu rufen und zu fragen, ob keine Steine bei der Hand wären? „„Ja, ja, Steine für Fersen!"" erschallte es von allen Seiten, unter welches Geschrei sich auch der Ruf: „„Mörder!"" mischte. Kein wirklicher Grund war aber vorhanden, einen so schrecklichen Verdacht auf den Grafen Fersen zu werfen. Sein Verbrechen bestand in nichts Anderem, als daß er einer der Vornehmsten und Reichsten des Landes war."

„Der Zug schritt langsam weiter. Leicht wäre es dem Grafen gewesen, sich in Sicherheit zu begeben; allein, wiewohl er am Morgen durch ein anonymes Schreiben gewarnt und ihm gerathen worden war, sich bei der Prozession nicht zu zeigen, hatte er doch eben so wenig darauf, wie auf des Pöbels Geschrei, das bald in seine Ohren drang, irgend ein Gewicht gelegt, und nur seiner Amtspflichten eingedenk, verabsäumte er sogar, die Anstalten zu treffen, welche er im möglichen Fall zu seiner Rettung bedurft hätte. Die lauten Verwünschungen gegen ihn ließen sich indessen immer deutlicher vernehmen. In der stora Nygatan (großen Neustraße) fuhr der erste Stein durch das Wagenfenster des Grafen, und mehrere andere folgten nach; sogar Holzscheite und dergleichen Dinge mehr wurden nach ihm geworfen. Das Volk, welches dem Wagen sich nähern konnte, fing bald auch an, mit Stöcken und Regenschirmen nach ihm zu stoßen, und in der Nähe des Ritterhaus-Platzes (Riddarhustorget), der Französischen Kirche gegenüber, sprang er, um sein Leben zu retten, verwundet und ohne Hut aus dem Wagen und versteckte sich in dem Hause des Herrn Hultgren eine Treppe hoch in einer Kammer."

„Alle diese Vorfälle hielten den Zug im Uebrigen nicht auf. Nachdem derselbe im Schlosse angekommen war, wurde der Sarg von 24 Offizieren vom Leichenwagen abgehoben und in das dazu eingerichtete Trauerzimmer gesetzt, woselbst er in einem mit blauem Sammet, worauf goldene Kronen gestickt waren, und mit goldenen Franzen verzierten Parade-Sarg eingesetzt wurde. Derselbe befand sich auf einer Erhöhung unter einem Thronhimmel, dahinter das Prinzliche Wappen. Der Sarg stand geöffnet, die Leiche war in der Seraphinen-Ordenstracht gekleidet, auf dem Sargdeckel lagen das Ordensschwert und die Sporen, die Trauerfahne und das Seraphinen-Banner waren am Kopf- und Fußende aufgestellt. Auf einem dabei stehenden Tische lagen auf schwarzen Sammet-Kissen die Fürstliche Krone und die Orden des verstorbenen Prinzen."

„Der Leibarzt des Prinzen, Dr. Reuß, welchen das Volk ebenfalls als Theilnehmer des Verbrechens im Verdacht hatte, war in der Prozession gleichfalls erkannt worden, doch erst, als der Zug schon beinahe am Schlosse angelangt war. Auch nach ihm warf der aufgebrachte Pöbel mit Steinen und schmutzigen Dingen. Er wußte sich indessen glücklicherweise der Wuth der Masse zu entziehen, indem es ihm glückte, durch eine Seitenthür ins Schloß zu kommen." (Schluß folgt.)

*) Eine Würde, die in anderen Ländern gleichbedeutend ist mit der des Ober-Ceremonien-Meisters.

Bibliographie.

Swenskt Pantheon. (Schwedisches Pantheon.) Erstes Heft. Mit 4 Steindrücken. Stockholm. Pr. 1 Rdr.

Läsning för Barn. (Lektüre für Kinder.) Bruchstücke zur Kenntniß der biblischen und der Weltgeschichte enthaltend. Mit 8 Kupfern. Upsala. Pr. 1 Rdr. 40 Sk.

Prolog, då Theatere öppnades :c. (Prolog bei Eröffnung des Theaters Aurora im Januar 1832.) Mit dem Motto: „Jedes verlebte Jahr ist ein Tribut, dem Tode bezahlt. Schiller." Stockholm.

Frankreich.

Victor Hugo's

Klage über die Zerstörung der geschichtlichen Denkmale in Frankreich.

Wenn die Zerstörungswuth in Frankreich eine Zeit lang wie bisher fortgeht, so wird Frankreich am Ende kein anderes nationales Denkmal übrig bleiben, als die malerischen und romantischen Reisen, wo Taylors Griffel und Charles Nodiers Feder in Anmuth, Einbildungskraft und Poesie wetteifern. Ein allgemeiner Schrei muß das junge Frankreich zur Hülfe des alten aufrufen; denn alle Arten der Entweihung und Zerstörung bedrohen die geringen Ueberreste jener wunderbaren Monumente des Mittelalters, an die sich zugleich das Andenken der Könige und des Volkes knüpft. Während man mit großen Kosten ich weiß nicht welche Bastardgebäude errichtet, die mit dem lächerlichen Anspruch, in Frankreich Griechisch oder Römisch zu seyn, weder Griechisch noch Römisch sind, verfallen andere prächtige und eigenthümliche Gebäude, deren einziger Fehler ist, nach Ursprung, Geschichte und Endzweck Französisch zu seyn. Der Palast der Generalstaaten in Blois wird als Kaserne benutzt, und in Orleans verfallen die letzten von der Jungfrau vertheidigten Mauern. Wir wissen, was man in Paris mit den alten Thürmen von Vicennes gemacht hat, an denen jeder Stein den Namen des heil. Ludwig zu tragen schien. Die Abtei der Sorbonne fällt in diesem Augenblicke unter dem Hammer der Maurer.

Man hat uns versichert, daß die Engländer um 300 Franken die Erlaubniß erkauft haben, von den Trümmern der wunderbaren Abtei Jumièges Alles einzupacken, was ihnen beliebe; so erneuert sich bei uns der Vandalismus Lord Elgins, und wir ziehen Gewinn davon. Die Türken verkauften doch nur Griechische Denkmale, wir verkaufen die unsrigen. Und wir holen den Schmuck unserer Museen von weit her zusammen!

Eine aufgeklärte Verwaltung sollte solchem Unfuge endlich ein Ziel setzen; denn obgleich durch revolutionaire Verwüster, kaufmännische Spekulanten und klassische Restaurateren verarmt, ist Frankreich noch reich an nationalen Denkmalen. Man muß dem Hammer Einhalt thun, der das Land verstümmelt. Ein Gesetz wäre hinreichend. Welches auch die Eigenthumsrechte seyn mögen, so darf doch die Zerstörung eines geschichtlichen Gebäudes jenen gemeinen Spekulanten nicht erlaubt seyn, die ihr Vortheil über ihre Ehre verblendet — jenen blödsichtigen Menschen, die nicht einmal einsehen, daß sie Barbaren sind. Zwei Dinge sind bei einem Gebäude zu unterscheiden, sein Gebrauch und seine Schönheit. Sein Gebrauch gehört dem Eigenthümer an, aber seine Schönheit aller Welt; sie zerstören, heißt demnach, sein Recht überschreiten.

Mit geringen Kosten würde man Gebäude erhalten, die, abgesehen von allen übrigen Rücksichten, ungeheure Kapitalien repräsentiren; die einzige gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts gebaute Kirche von Bron hat in einer Zeit, wo der Tagelohn 2 Sous betrug, 24 Millionen gekostet. Heute würde dies mehr als 50 Mill. betragen. Sie zu zerstören, bedarf es nicht mehr als 300 Fr. und drei Tage Zeit.

Man könnte ein Buch über diesen Gegenstand schreiben; ich werde noch oft darauf zurückkommen, und wie der alte Römer, der sein: „censeo, Carthaginem esse delendam!" bei jeder Gelegenheit ausrief, werde ich nicht aufhören, zu wiederholen: „Ich halte dafür, daß man Frankreich nicht verwüsten darf."*) (France Litt.)

Bibliographie.

Nouvelles considérations historiques et critiques etc. (Neue geschichtliche und kritische Betrachtungen über das Werk „die Nachahmung Christi" und über dessen Verfasser.) Von J. B. M. Gence.

*) In dem neuesten Heft der Revue des deux mondes befindet sich bereits ein ausführlicher Aufsatz Hugo's Guerre aux démolisseurs überschrieben.

Esquisses historiques de la révolution de Belgique en 1830. (Historische Skizzen der Belgischen Revolution vom Jahre 1830.) 5 Lieferungen. Pr. 17½ Fr.

L'accusateur public. (Der öffentliche Ankläger, oder Richter Lynch im Jahre 1832.) Ein Werk, das hauptsächlich gegen den Journalismus gerichtet ist. Vom Ritter von Fonvielle. — Der Titel dieses periodischen Werkes wird mit jedem neuen Bande geändert; der Band, welcher 30 Bogen enthält, die den Abonnenten einzeln zugesandt werden, kostet 15 Fr.

Musiciana. — Taschenbuch eines Musikers. Erzählungen, Anekdoten, Lieder, Epigramme u. s. w., die sich größtentheils auf Musik und Musiker beziehen.

Revue Parisienne. — Eine neue Monatsschrift. In 4. Jährlicher Pränumerationspreis 36 Fr..

Italien.

Petrarka.

(Schluß.)

Es läßt sich kein größerer Kontrast denken, als die Sitten jener Zeit und das Dichterleben Petrarka's mitten unter diesen Sitten der Zeit! Man denke sich jenen Päpstlichen Hof und seinen Gastgeber Papst Klemens VI., der die Verwilligungen, welche von dem Amtswucherer Johann XXII. so theuer verkauft worden waren, und die der gewissenhafte Benedikt XII. aus Furcht, sie an den unrechten Mann zu bringen, gar nicht zu ertheilen wagte, den gewissenlosen Bewerbern in gesegneter Laune und mit stets offener Hand hinwarf, ja sie ihnen fast vor die Füße warf; man denke sich ferner die schöne Gräfin Turenne, eine Art von weiblichem Kämmerling, die ihrerseits sehr theuer alle jene Privilegien verkaufte, mit denen der würdige Klemens ein Geschenk zu machen glaubte; die auserlesenen Abendmahlzeiten in Gesellschaft der Kardinäle in jenem schönen päpstlichen Palast zu Avignon, der noch jetzt um seinen Papst zu trauern scheint, wie Rom um seine Cäsaren; die lärmenden und in aller Lust bis in die tiefe Nacht hinein dauernden Gelage und Schmausereien; den herrlichen Französischen Wein in den goldenen Bechern und endlich die unsittigen Epigramme, die das arme Avignon, dieses Französische Babylon, wie Petrarka es nennt, durch alles dies sich zuzog.

Doch wenden wir unseren Blick hiervon ab, um den Dichter in einer ihm so theuren Einsamkeit zu Vaucluse aufzusuchen. Dies Vaucluse ist, beiläufig gesagt, ein höchst dürres Felsennest, und gewiß hat nie ein träumerischer und grillenfangender Dichter sich mit einer Liebe und seiner Muse an einem weniger romantischen Ort angesiedelt. Den edelsten Gegensatz zu jenen Schilderungen bildet in dies arme und fleißige Leben, das er versteckt in seinen Gebirgen zubringt, um den ansteckenden Lastern zu entfliehen, welche die Luft von Avignon verpesten. Mit welchem Vergnügen betrachtet man einen Mann, der dreimal die Stelle eines apostolischen Secretairs ausschlägt und sich nach Vaucluse zurückzieht, in seine Hütte und zu einer einfachen Lebensweise, die bis auf seine Studien und seinen Cicero, den einzigen Nebenbuhler von Madonna Laura, fast einem Einsiedlerleben gleicht, und zu seinem oft besungenen Brunnen, und zu einem alten Diener mit sonnverbranntem Gesicht und schwieligen Händen, aber mit einem Herzen von Gold. Dieser Diener selbst ist eine Art von Hausthier, ein treuer Hund, unter den geliebten Büchern seines Herrn ein bäurischer Laie, der gleich einem Eunuchen, in der Mitte seines Serails, mit dem Auge der Liebe den ihm anvertrauten Schatz bewacht, indem er diejenigen Bücher, welche seinem Herrn am theuersten sind, und die er an der Abnutzung des Einbands erkennt, den schädlichen Einflüssen der Luft und der Witterung entzieht. O, wie sehnte ich mich unter den getäuschten Erwartungen meines Aufenthalts zu Vaucluse, dem guten Petrarka zu begegnen, seinem langen weißen Gewande, und die Kapuze auf seinem schönen Haupt durch einen Lorbeerkranz festgehalten, wie man ihn uns darstellt, mit regelndem Finger den Rhythmus des Sonnetts angebend, das er dichtend singt, und auf seine Schreibtafel oder auf die Rückseite der Bekenntnisse des heiligen Augustins, die stets seine Begleiter waren, die zwanzigste Verbesserung des Coda's seines Liebes-Sonnetts aufzeichnend. Wie süß wäre es gewesen, sein schlichtes Mahl, seine Hülsenfrüchte in Wasser gekocht, die seine Freunde, die Leckermäuler von Avignon, in die Flucht jagten, und seine Aale aus der Sorgue, mit ihm zu theilen, welche letzteren ihm noch jetzt den Ruhm, jene mehr als einem Kultus gewidmeten Pilgrimme Alexons hierher zu locken, streitig machen. Vielleicht wäre es gerade der Tag gewesen, wo eine doppelte Gesandtschaft von dem Römischen Senat und von der Pariser Universität, zweien damals sehr ungleichen Mächten, trotz der Majestät des ersten dieser beiden Namen, zu ihm kam und ihm jenen Lorbeerkranz darbrachte, den die Könige schenkten, aber nicht trugen, und in der Mitte seines Landlebens einen zweiten Cincinnatus, den Diktator der Poesie jenes Zeitalters, aufsuchte. Ja, damals war Petrarka eine Macht, ein Name, mit dem die Könige Europa's und die Zaunkönige Italiens gern ihren Hof schmückten und ihre gelehrten Kanzleien ausstaffirten. Dichter und Redner, denn jene waren eins, bildeten damals eine Dynastie, die so gut wie jeder eine ihre Hofleute hatte, die von den Königen selbst mehr Beifall empfing, als sie spendete, und die mit Ruhm bezahlte, was sie an Huldigungen erhielt.

Ein solches Dichterleben, in dieser Fülle und diesem Ruhm, unverirrend wie eine göttliche Botschaft und geehrt wie ein Priesterthum, ist ein erhebender und tröstender Anblick vom Standpunkte der entarteten Literatur unserer Tage, wo das Genie genug gethan hat für seinen Besitzer, wenn es bereichert, und genug für sein Jahrhundert, wenn es belustigt. In jenem Zeitalter, wo es weder Pressen noch Journale, ja nicht einmal Bücher gab, denn die Fürsten allein und die Dichter gestatteten sich diesen fast Königlichen Luxus; wo der Geist des Widerspruchs, diese dem menschlichen Wesen angeborne Neigung, dieser krittelnde Dämon, der, wie Faust sagt, immer verneinet; kaum auf dem Lehrstuhl des Evangeliums, der einzigen Rednerbühne damaliger Zeit, sich Luft zu machen begann; wo die noch im Keim verborgene Reformation erst in einigen glühenden Mönchsköpfen zu brüten anfing und von einem in pace oder einem Scheiterhaufen, dem besten Mittel gegen hitzige Fieber, leicht erstickt wurde; da vereinigte der Dichter dies Alles, Presse, Tribüne, Opposition und Reform, in seiner Person. Kein wichtiges Ereigniß, kein Prozeß von Königen, mit bewaffneter Hand geführt, die nicht vor diesem strengen Richterstuhl hätten erscheinen müssen; kein zweideutiger Ruf, mit Schlacken und Flittern vermischt, der nicht dieser Läuterung sich unterziehen mußte! Kein berühmter Name unter Lebenden und Todten, mochte er Papst, Kaiser oder Universitäts-Professor seyn, der nicht das Vidi des Dichters unter seinem Diplom wünschte! Bewaffneten sich Genua und Venedig gegen einander, als sey das Meer zu eng für ihre Fahrzeuge, so warf sich Petrarka, oder vielmehr das in seiner beredten Prosa personifizirte Italien, zwischen die Kämpfenden; erhob sich das Phantom eines großen Mannes mitten aus den Trümmern Roms, um Petrarka und die Welt einen Augenblick zu täuschen, schien ein Rienzi, dieser letzte Römer, wie ihn Voltaire, der hier zum erstenmal in seinem Leben leichtgläubig war, artig genug nannte, Italien seine verlorne Einheit, die der Genius allein ihm aufprägen kann, wiedergeben zu wollen, da glänzte der Glauben des Dichters an seinen Helden in jener prächtigen Kanzone, Spirto gentil, auf, der patriotischsten Hymne, die jemals einem Großen Weihrauch gestreut hat; und wer wollte dem Dichter nicht eine Täuschung gern verzeihen, die uns so schöne Verse eingetragen hat; denn, es ist kein Zweifel, Dante, Petrarka und später Machiavell träumten von der Unabhängigkeit und Einheit Italiens, lange bevor sie an seine Freiheit dachten. Mit allen ihren Wünschen riefen sie nach einem Herrn, einem Cäsar, einem Italiäner, wo möglich, doch es mochte auch ein Fremder, es mochte ein Barbar seyn, wenn er nur jenes wogende und bewegliche Italien, das dem Bildenden stets unter den Händen entschlüpft, zu Einem Ganzen formte; hätte Italien nur einem einzigen Herrn gehorcht, so wäre ihr Wunsch nach Freiheit befriedigt gewesen.

So hatten denn, wie man sieht, die Prophezeiungen des Vates und das Leben des Dichters zuweilen ihre Stunden des Irrthums; aber Vaucluse war ein Trost für Alles; Vaucluse und seine Quelle, und sein ländliches Mahl, und seine Sonnette, die er sich hin und wieder als eine harmlose Erheiterung nach den der Unsterblichkeit gewidmeten Arbeiten gestattete, wenn er an seinem Afrika geschrieben hatte, das Niemand mehr liest, und an seinen schönen Briefen an Cicero und Quintilian, die diesen beiden Schriftstellern ein Lächeln abgenöthigt hätten, wenn sie in ihre Hände gelangt wären. Endlich fand er ja seine Laura dort wieder, Laura, die er in Avignon nimmer erblickte, und von der er in Vaucluse träumen konnte, was für ihn Sehen war, mit dem Auge des Liebhabers und Dichters.

Nun wären wir also zu dieser berühmten und doch so wenig gekannten Laura gelangt, über die sich die seltsamsten Streitigkeiten entsponnen haben, die es wagten, die Reinheit jener in so vielen Sonnetten und Kanzonen gepflegten Flamme zu bezweifeln. Einen Augenblick wollen wir daher bei dieser Frage verweilen, der wir so viele gelehrte Kommentare, worunter die drei dicken Quartbände des Abbé von Sade, eines Abkömmlings der schönen Laura, zu verdanken haben. Ist sie denn aber nicht auch mindestens eben so vieler Kommentare würdig, als jener berühmte Dantesche Vers: „Poscia più che'l dolor potè 'l digiuno," der noch neuerlich die Italiänische Presse mit einem starken Bande, der über diese Worte handelt (Raggionamento su quel verso del Dante. Pisa, 1827.), bereichert hat? Auch scheint es uns, daß hierdurch ein neues Licht über die Sitten jenes heut zu Tage so viel studirten und noch so wenig gekannten Mittelalters verbreitet werden kann.

Ein Mann von Geist, wir müssen hinzufügen, daß es ein Ausländer war, behauptete einst, der Ehebruch sey tief eingewurzelt in den Sitten der Franzosen. „Als Beweis," sagte er, „führe ich nur an, daß fast zu allen Gedichten der Troubadours, fast zu allen Großthaten des Ritterthums verheirathete Frauen begeisterten; und die in Entzückung versetzten Dichter oder Ritter waren niemals deren Männer!" Der Himmel verhüte, daß wir zugestehen sollten, man könne in Frankreich keinen sittlicheren und reineren Begeisterungsquell für Muth und Poesie auffinden! Aber in jenem ungebildeten Zeitalter, wo die Einbildungskraft um so reger war, je weniger der Geist Beschäftigung hatte, in jenem rohen und einfachen Zeitalter, wo das Leben so rauh, die gesellschaftlichen Bande so schwach und der häusliche Heerd so arm an Freuden der Phantasie und zugleich so wenig sicher war, da mußte man wohl dieses prosaische Leben mit ein wenig Poesie umgeben und an der Seite eines spießbürgerlichen Hymens oder eines frostigen Cölibats einige feurigere Liebesträume nähren. Die Dichter jenes Zeitalters waren bekanntlich meistentheils Priester oder Krieger. Inmitten dieses losen gesellschaftlichen Verbandes war die Poesie entweder Kampf oder Priesterthum. Dante tröstete sich als Ehemann über die Grillen seiner zweiten Xantippe mit den Musen, wie Sokrates mit der Philosophie; er besang seine Beatrice bald als die Freundin seiner Kindheit, bald als das Ufer seines Lebens, bald als das Sinnbild himmlischer Weisheit. Petrarka, Chorherr und Prior, Petrarka, der lieber Dichter bleiben wollte, während er Bischof werden konnte,

Petrarka, ebenfalls vermählt, aber mit der Kirche, die damals noch nachsichtiger war, als in späterer Zeit, erhielt sich von den Bitterkeiten seines keuschen Hymens in einer eben so keuschen und fast eben so uneigennützigen Leidenschaft. Er bedurfte auch wahrlich in jener armseligen Zurückgezogenheit in Vaucluse, in seiner Zelle und an seinem Tisch, die einsamer und mäßiger als die eines Karthäusermönchs waren, einer tröstenden Vision, die ihn in seinen Mußestunden entzückte, einer Muse von Fleisch und Blut, einer geistigen Gattin, die, gleich Dante's Beatrice, über seinem idealen Leben schwebte.

In Bezug auf die schöne Laura hat sich ein gelehrter und ernster Streit darüber erhoben, ob sie verheirathet war oder nicht. Derjenige Kämpe, welcher die schwerfälligste Lanze für sie gebrochen hat, der Abbé von Sade, hat es sich ungeheure Arbeit und Zeit kosten lassen, Madonna Laura mit eilf, natürlich legitimen, Kindern zu beschenken, ohne sich darum zu kümmern, ob nicht eine so üppige Fruchtbarkeit das Ideal ein wenig zerstöre, welches man sich so gern von der Göttin von Vaucluse bildet. Andererseits neigt sich der ehrwürdige Marsand, der sein ganzes Leben damit zubrachte, die vollständigste der bis jetzt existirenden Sammlungen von Ausgaben Petrarka's und sich auf ihn beziehenden Werken zu begründen, zu dem Glauben hin, daß die keusche Laura sich niemals dem Joch der Ehe gefügt habe. Zwischen zwei so gewichtigen Auteritäten wollen wir dem Leser die Entscheidung überlassen und nur hinzufügen, und zwar auf die Gefahr, noch eine Täuschung mehr zu vernichten, daß die schöne Laura, die von ihrem beredten Freunde so gelehrt besungen wurde, in wenig Beziehungen zu jener, von Byron so ergötzlich geschilderten, „liebenswürdigen Zunft der Blauen" gestanden zu haben scheint; denn wenn man einem Verse Petrarka's und einigen anderen etwas dunkleren Anspielungen glauben darf, so könnte man sogar in Zweifel seyn, ob die schöne Laura lesen konnte. Doch genug hiervon, um unsere Lästerungen nicht noch mehr auszudehnen.

Schnell und freilich etwas oberflächlich sind wir so die einzelnen Phasen von Petrarka's Leben durchlaufen; wir haben ihn als Dichter, Redner, Staatsmann und Liebhaber der Laura kennen gelernt. Es bleibt uns nun noch übrig, auf die schönste Seite, nicht seiner Schriften, sondern seiner Seele, einen Blick zu werfen; nämlich auf die Freundschaft, die für dieses zarte Gemüth ein Bedürfniß war, wie die Luft, die er einathmete, wie die Liebe, die unter allen Gestalten das Element seines Lebens gewesen zu seyn scheint. Nur in jenen glücklichen Naturen, die ein mächtiger Trieb des Wohlwollens für das menschliche Geschlecht zu beseelen scheint, nur in diesen Seelen, die man als aus leichterem und biegsamerem Thon geformt ansehen möchte, prägt sich allein die Wohlthat ein, während die Beleidigung spurlos an ihnen vorübergeht. Es fehlt unserer Sprache ein Wort, um jene wohlwollende Neigung des Herzens, die für alle zarte Eindrücke offen ist, auszudrücken; es ist das herrliche Wort amorevolezza, um das der Franzose den Italiäner beneiden muß*), und das eigens dazu gemacht scheint, um den Charakter Petrarka's zu bezeichnen. Es schien in der That dieses liebende Gemüth, gleich dem Naturell der Alten, stets nach Freundschaft schmachtend und jede Leere verabscheuend, immer eine Vollzahl von Freunden umfassen zu wollen. Selbst als im Jahre 1371 die Pest, jene andere Cholera, die drei Welttheile verwüstete — da der vierte glücklicherweise noch nicht entdeckt war — und ihm mit einem Schlage seine ältesten und treusten Freunde entriß, ward diese zarte Seele zwar anfangs niedergedrückt, aber bald machte sich das Bedürfniß nach neuen Banden noch fühlbarer, als der Kummer über die verlorenen. Er knüpfte frische Verbindungen an und war so glücklich, die neuen Freunde als nicht minder treu zu erproben. Vor allen verbreitete die Freundschaft des Boccaccio, ihr beiderseitiger vertraulicher und lebhafter Briefwechsel, wobei die rege Einbildungskraft des Königs der Erzähler einen reizenden Gegensatz zu den mild pedantischen Formen der Abetorik des Dichters bildete, einen eigenen Zauber über die letzten Jahre dieses durch so viele Verluste gestählten Lebens.

Petrarka fühlte, daß sein Ende nahe war. Die Religion, die wir bei allen großen Männern jenes Zeitalters in schönem und rührendem Verein mit allen Handlungen ihres Lebens verschmolzen und verschlungen finden, die Begleiterin ihrer Arbeiten, die begeisternde Flamme ihrer Schöpfungen und die Stütze in ihrem Unglück, die Religion war es, die den seines Ruhmes müden Dichter am Ende seiner Laufbahn erwartete. Er hatte auf sie gebaut, und sie verließ ihn nicht; sie linderte die Gewissensbisse des Tugendheiden, die er über manche Schwäche sich machte, und die vielleicht eben so drükkenden Gewissensbisse des Literaten, mit denen die Erinnerung an eine unreife Frucht, an sein unglückliches „Afrika", das Bewußtseyn des Dichters quälte. Petrarka sah seinen Tod langsam und Schritt vor Schritt herannahen, ohne Kleinmuth und ohne prahlerische Beherztheit; jedes Flämmchen des dahinscheidenden Lebens dem Tode abringend, um es den Studien zu widmen; jede Mitternacht erwachend und seine treue Lampe und seine Bücher neben sich findend, setzte er, wie im früheren Leben, seine religiösen und poetischen Andachtübungen fort und starb endlich, wie er gelebt hatte, über seinen Arbeiten. Man fand ihn eines Morgens todt in seiner Bibliothek, mit dem Arm auf ein Buch gestützt, in dem er noch zu lesen schien. Armer Dichter, wir besuchten deine Asche zu Arqua, wo du nun so lange schon in Frieden ruhst, die zur Seite deine treue Katze, die der Bauer von Arqua besser aufbewahrte, als der Senat von Venedig deine kostbaren Schriften. Anderen möge es überlassen bleiben, über deine Verse zu sprechen; aber der Gelehrte allein, der die Geduld hat, deinen bändereichen Briefwechsel zu durchblättern, wird ganz die Schönheit dieser Seele kennen lernen, die sich so vollkommen in deiner Gestalt abspiegelte. Könnten wir denen, die da glauben, daß Genie und Herzensgüte zwei verschiedene Gaben des Himmels sind, von denen die eine die andere ausschließe, nur wenigstens eine entfernte Vorstellung davon geben. Dein Leben war reich, geehrt und glänzend, ohne beneidet zu werden; und dein Herz, ein sehr seltenes Verdienst an einem Schriftsteller, war noch mehr werth, als deine Schriften. Wir konnten dir keinen sanfteren und rühmlicheren Tod wünschen. Starbst du nicht auf der Bresche, wie ein Krieger, betend wie ein Priester und liebend wie ein Dichter? (Rosseeuw St. Hilaire. — R. d. P.)

*) Unser Deutsches „liebreich" giebt das Italiänische „amorevole" vollkommen wieder.

Bibliographie.

Nuovo specchio geografico, storico, politico di tutte le nazioni del globo. (Neuer geographisch-historisch-politischer Spiegel aller Nationen der Erde, nebst geographischem Lexikon.) Nach den besten Quellen und mit den Resultaten der neuesten Forschungen ausgestattet, von Pietro Castellano. Erscheint bogenweise in 10 Bänden. Pr. jeder Blattseite 3 Cent. Rom.

Relazioni della aurora boreale etc. (Berichte über das Nordlicht, das in Rom und an andreen Orten Italiens am 3., 4., 5. und 6. Aug. 1831 des Abends und des Morgens gesehen wurde.) Nebst kritischen Bemerkungen von Carlo Fea. Rom.

Meccanica elementare. (Elemente der Mechanik.) Vorlesungen des Professer Alberto Gabba. Brescia. Pr. 6 Lir.

Osservazioni intorno ai vocabulari della lingua italiana. (Bemerkungen in Bezug auf Italiänische Wörterbücher, besonders diejenigen, welche zur Erklärung naturwissenschaftlicher Dinge dienen.) Vom Prof Giacinto Carena. Turin.

Scritti edite ed inedite. (Sämmtliche Schriften.) Von Francesco Negri. In einem Bande. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Englische Zeitungsphrasen. Die stehende Phraseologie der Englischen Presse liefert fortwährend einen höchst ergötzlichen Stoff zum Lachen, sie ist ein unerschöpflicher und nie versiegender Quell „vernunftgemäßer Unterhaltung". Fällt ein ungewöhnlich starker Regen in irgend einem Dorfe im Umkreis von 500 Meilen um London, — so erinnert man sich eines gleichen nicht „seit Menschengedenken". Stellt ein solcher Regenschauer in der Stadt sich ein, — so „wurde die Hauptstadt heimgesucht von einem der furchtbarsten Orkane". Geräth ein Schornstein in Brand, — so flammt „das verzehrende Element" durch einen langen Paragraphen hindurch. Wird der Gehülfin eines Strohhutfabrikanten ihr Netz geraubt oder ihr schmählicher Weise der Schleier leise heruntergezogen und ihre Schönheiten den Blicken des Pöbels ausgesetzt, — so ward die That entweder von einem „Elenden" oder von einem „Ungeheuer in menschlicher Gestalt" verübt. Spricht der Lord-Mayor Jemanden von der Anklage des Betrugs frei, — so ist dieser Freigesprochene eine „Person von sehr interessantem Aeußeren". Wird aber Einer einer ähnlichen Beschuldigung überführt, — so ist er ein „verdächtig aussehender Charakter". Mißlingt es Jemand, vermittelst der Obrigkeit seine fünfzehnmal davongelaufene Frau wieder aufzutreiben, — so „lassen sich seine Gefühle eher empfinden als beschreiben". Kommen zufällig fünf einundfunfzigjährige alte Narren irgend einmal auf dieser Hälfte der Erdkugel zusammen, — so macht man die Entdeckung, daß „ihr Alter in Summa 255 Jahre ausmacht". Verheirathen sich heut zu Tage die Leute? Nein, sie werden stets zu „Hymens Altar geführt". Werden sie gehängt? Keinesweges, sie werden „in die Ewigkeit hinüber befördert." Geben reiche Landeigenthümer ihren hungrigen Pächtern zu Weihnachten einen Schmaus, — so rühmt man es als einen edlen Beweis „ächter Englischer Gastfreundschaft". (Monthl. Mag.)

— Verbrechen in Frankreich. Unter 100 Angeklagten werden in Frankreich in der Regel 61 verurtheilt. Von der ganzen Bevölkerung wird durchschnittlich unter 4460 Einwohnern 1 Individuum vor Gericht gezogen. Unter 100 Verbrechen sind gewöhnlich 25 gegen Personen und 75 gegen das Eigenthum gerichtet. Die Erfahrung zeigt, daß die Zahl der Mörder sich fast in allen Jahren gleich bleibt, und, was noch sonderbarer ist, daß auch das Verhältniß der dabei gebrauchten Werkzeuge und Mittel sich nicht ändert. Die Neigung zu Verbrechen ist am stärksten bei Männern in dem Alter von ungefähr 25 Jahren und bei Frauen etwa 5 Jahre später. Die Verbrecher männlichen und weiblichen Geschlechts verhalten sich ihrer Zahl nach wie 4 zu 1. Einen besonderen Einfluß auf das Begehen von Verbrechen üben die verschiedenen Jahreszeiten aus. Im Sommer finden mehr Verbrechen gegen Personen und weniger gegen Eigenthum statt; im Winter ist der Fall umgekehrt. Je nachdem die Leidenschaften und die Körperkraft sich entwickeln, steigt auch der Hang zu Verbrechen, und andererseits setzt die Ausbildung der Vernunft dieser Neigung Schranken. Die größte physische Stärke erreicht der Mensch vom 30sten bis zum 35sten Jahre und die höchste Energie des Geistes in dem Alter von 45 bis 50 Jahren. In diesem letzteren Lebensalter haben die Französischen Bühnendichter ihre meisten chefs-d'oeuvre vollendet. Einen auffallenden Gegensatz hierzu bildet es, daß in diesem Alter auch die meisten und gefährlichsten Geisteszerrüttungen vorkommen. (Rev. Enc.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 21. März 1832.

Frankreich.

Mémoires de Louis XVIII. (Denkwürdigkeiten Ludwigs XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D****.) Erster Theil. *)

Denkwürdigkeiten Ludwigs XVIII., die Jugenderinnerungen des Grafen von Provence, die blutigen Erlebnisse Monsieurs, der Schmerz des Verbannten, die großen Erfahrungen des Königs — welch ein Aufschluß für die Geschichte der Zeit! Die Etikette freilich ist lockend genug, aber man weiß, wie es mit Etiketten zu gehen pflegt; sie werden verfälschten Weinen angeheftet. Der Wein, der uns hier geboten wird, ist zwar auf Madeira abgezogen, aber der Kenner schmeckt den sauren Landwein heraus. Weder in der Sprache, noch in der Anordnung ist irgend etwas Auszeichnendes, durchgängig der gewöhnliche Memoirenton, jener schwatzhafte Ton der Salons, der von der geheimen Geschichte des Tages gerade so viel enthüllt, um auf das Verborgene begierig zu machen, pikant durch seine Erzählungen, am pikantesten durch das, was er verschweigt. Hätte wirklich der König selbst diese Memoiren geschrieben, würde er wohl so eifrig beflissen gewesen seyn, alle die kleinen Hof- und Stadtgeschichten aufzuzählen, die zum Theil ohne alle Beziehung auf seine eigene Persönlichkeit in seiner Jugend das Gespräch des Tages gewesen sind? Ist es nicht vielmehr das Verfahren des Kompilators, ohne Takt und Einsicht zusammenzutragen, was sich gerade Interessantes darbietet? Ein und dasselbe historische Faktum kann freilich, wenn auch schon hinlänglich bekannt, durch die eigenthümliche Auffassungsweise eines Augenzeugen eine neue Wichtigkeit erhalten; was aber solchen nachgeahmten Denkwürdigkeiten immer abgeht, ist eben der Reiz einer individuellen Ansicht der Dinge und der Menschen. Und gerade diejenigen Stellen, in denen der Verf. der vorliegenden Denkwürdigkeiten Ludwigs XVIII. eigenthümliches Raisonnement hervortreten lassen will, sind so ungeschickt eingewoben, daß man die Absicht merkt und sich verstimmt fühlt. Eine recht auffallende Bemerkung dieser Art ist die über die Familie Orleans, pag. 154. „Ich würde dem Hause Orleans niemals den Titel Königl. Hoheit bewilligen, den es seit 1814 so eifrig nachsucht. Diese Familie wird für den älteren Zweig immer gefährlich seyn, und weit entfernt, sie dem Thron zu nähern, müßte man sie so viel als möglich zu entfernen suchen."

Wenn wir aber von der Frage der Aechtheit oder Unächtheit dieser Denkwürdigkeiten absehen, so gestehen wir gern ein, daß wir das Buch, durch das Interesse am Stoffe gefesselt, mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen haben. Dieser erste Band umfaßt die Zeit von der Geburt bis zu den ersten Regierungsjahren Ludwigs XVI. Der Hof des funfzehnten Ludwig mit seinen feingesponnenen Intriguen geht an uns vorüber, und es ergreift uns ein wunderbares Gefühl, wenn wir dieselben Namen, an die sich später weltgeschichtliche Leiden anknüpfen, hier als die Helden kindischer Intriguen und kleiner Leidenschaften auftreten sehen. Es sind die verzogenen Kinder der Macht, die am Rande eines Abgrundes spielen.

Den Grafen von Provence, ausgezeichnet durch überwiegenden Verstand, sehen wir schon als Knaben die Rolle spielen, die ihm in der Folge die Geschichte zugetheilt hat: schon früh ist ihm die Aufgabe geworden, die Fehler seiner Brüder durch Klugheit und Einsicht zu vergüten und die Kollisionen auszugleichen, die das Mißverhältniß zwischen der Tugendstrenge des Dauphin und der Leichtfertigkeit des Grafen von Artois nothwendig ergeben mußte.

Wir heben einige anziehende Stellen aus. Ueber Ludwig XV. heißt es: „Ludwig XV. war von den Angelegenheiten seines Reiches am besten unterrichtet und zugleich derjenige, der sich am wenigsten damit beschäftigte." Und an einer anderen Stelle wird von ihm gesagt: „er habe sich nur als den Nutznießer des Königthums betrachtet, das er, so lange er lebte, unangefochten genießen wollte, unbekümmert über die Zukunft von Frankreich." (p. 117.) „Das Königthum war wie eines jener alten Gebäude, von denen ein Stein nach dem anderen abfällt. Gleichwohl führte mein Großvater in diesem Jahre eine wichtige Unternehmung aus, indem er den Titel: „König und Herr der Fiedler und Spielleute von Frankreich" unterdrückte. Diese spaßhafte Monarchie bestand damals noch in der Person des Sieur Guignon, dem man, ich weiß nicht warum, die Ehre einer Thronentsagung zugestand. Er legte feierlichst seine harmonische Krone nieder. Wenige Hofleute beschäftigten sich mit dieser Entäußerung einer Macht, die bis zu den Balkis hinaufreichte; denn diese kunstliebenden Fürsten hatten den Königen der Fiedler ehrenvolle Auszeichnungen und Vorrechte übertragen. Der arme entthronte Guignon war nunmehr zu nichts mehr gut, als auf dem Karneval zu Venedig unter den entthronten Fürsten zu figuriren, die Candide dort antrifft. Denn obwohl sehr begeistert für seine Kunst, war er doch ein wahrer Bierfiedler. Ich habe immer gütig mit ihm gesprochen, auch hatte er für mich eine ganz besondere Freundschaft. Als ich ihm zum erstenmal nach seinem Sturz begegnete, winkte ich ihn zu mir heran. „„Sire Guignon,"" sagte ich zu ihm, „„Sie haben Unglück gehabt; ihr Königthum ist reformirt worden!"" „„Das ist gar kein Ding zum Spaßen!"" antwortete er mit ernster Miene, und ich erinnerte mich späterhin daran, als die Ereignisse seine Weissagung in Erfüllung gebracht hatten. „„Fürchten Sie, Monseigneur, daß diese Wuth, zu entthronen, am Ende mächtigere Monarchen trifft, als ich bin."" Diese Worte, denen ich durchaus keine Wichtigkeit beilegte, gefielen mir gleichwohl nicht. Ich wandte der entthronten Majestät den Rücken, die kurz darauf vor Alter, Andere sagen vor Kummer, gestorben ist. Schrieb man den Tod Karls V. nicht gleichfalls dieser Empfindung zu, und er hatte doch freiwillig abgedankt!?"

Ueber den Dauphin heißt es: „Der Dauphin, später der unglückliche Ludwig XVI., wurde ebenfalls nicht nach Maßgabe seiner Tugenden und seiner Liebe zur öffentlichen Wohlfahrt geschätzt. Er war gut, aber ohne Festigkeit, er hatte einen richtigen Blick, aber ein außerordentliches Mißtrauen in sich; er verstand zur rechten Zeit weder zu verweigern noch zuzugestehen; er legte Anderen seine guten Absichten unter und beurtheilte sie nach sich. Wenig geneigt, sich mit Geschäften abzugeben, überließ er sie oft seinen Ministern, sogar seiner Frau, und erholte sich in der Einsamkeit, wenn er einen Augenblick aufhören durfte, die Rolle des Monarchen zu spielen. Der Hof liebte ihn nicht, er war seinen Sitten zu fremd, und doch konnte er sich nicht genug von ihm losagen, um sich dem Volke zu nähern. Welches Elend hätte mein unglücklicher Bruder sich und seiner Familie erspart, wenn er das Scepter, das ihm die Vorsehung anvertraut hatte, mit starker Hand zu halten gewußt hätte." Ueber Marie Antoinette: „Die Erzherzogin gewann bei ihrem ersten Erscheinen in Frankreich alle Herzen für sich; sie war schön, einnehmend, anmuthig, sie verblendete, ihr Sieg war entscheidend. Man diente ihr wie einer Gottheit, die den Dienst sogar der Sultanin (Mad. Dubarry) erbleichen machte. Dies dauerte bis zu ihrer Thronbesteigung, und acht Tage darauf hatte bereits die Königin die Hälfte der öffentlichen Gunst eingebüßt, welche die Dauphine gewonnen hatte. Der Hof fing damit an, das Götzenbild zu plündern, welches das Volk in der Folge zerbrach.... Die Königin liebte ihre Kinder und den König, und dies war das Einzige, was sie in Frankreich liebte, mit Ausnahme der Frau von Polignac, die bald gewissermaßen ein neues Mitglied der Familie wurde, denn die Königin liebte sie wie eine Schwester. Frau von Polignac, gutmüthig, sanft und zärtlich, besaß gleichwohl keine der Eigenschaften, die in einer Günstlingin von Nutzen seyn können. Ihren Einfluß benutzte sie lediglich dazu, um sich und ihre Kreaturen zu bereichern; sie umgab sich mit Nichtigkeiten, aus denen sie bald einen Wall um die Königin bildete, um dieselbe, so zu sagen, für alle Ungeweihten unsichtbar zu machen. Dieser Zirkel, wo sich Haß, Kränkung, Furcht, Hoffnung aller Art durchkreuzten, wurde der Heerd kleiner Intriguen und engherzigen Ehrgeizes.... Krieg, Frieden, innere Verwaltung, auswärtige Angelegenheiten kamen bei der Königin gegen die Erwerbung eines Tabourets, eines blauen Bandes, eines Aufsatzes nach der Mode gar nicht in Anschlag; das sind die großen Geschäfte, welche diesen leichtfertigen Hof in Bewegung setzten, wo man seine Zeit nicht besser anzuwenden wußte, als wenn man tanzte, sang, Komödie spielte und die Arbeiter beaufsichtigte, die an den Vorbereitungen zu einem neuen Feste arbeiteten."

*) In Berlin zu finden in der A. Asher'schen Buchhandlung.

Bibliographie.

De l'état actuel de la monarchie portugaise. (Ueber den gegenwärtigen Zustand von Portugal und über die fünf Ursachen seines Verfalls.) Von Anastacio Falcao. Pr. 7 Fr.

De l'expédition d'Annibal en Italie. (Ueber Hannibals Expedition nach Italien und über die beste Art, die Italiänische Halbinsel sowohl anzugreifen, als zu vertheidigen.) Vom Baron Felix von Beaujour. Pr. 5 Fr.

Expédition scientifique de la Morée. (Wissenschaftliche Expedi-

tion nach Morea.) Architektur, Skulptur, Inschriften u. s. w. Dritte Lfg. Fol. Pr. 12 Fr.

Histoire de Pologne. (Geschichte von Polen, bis zum J. 1831.) Von Fr. Fayot. Bd. 2 und 3. Pr. 1 Fr. 20 Cent.

Histoire de la conspiration de Saumur. (Geschichte der Verschwörung von Saumur.) Tod des General Berton und seiner Mit-Angeklagten im J. 1822. Vom Oberst Gauchais. Pr. 2½ Fr.

Histoire de Louis Philippe Ier. (Geschichte Ludwig Philipp's I. Königs der Franzosen.) Nebst Notizen über den Herzog von Orleans und den General Lafayette. Pr. 3 Fr.

Schweden.

Tankar i ätskillige ämnen af Swenska Kron Prinsen Carl August, framställde uti bref från honom till Prinsen af *. (Gedanken über verschiedene Gegenstände, vom Kronprinzen Karl August von Schweden, dargestellt in Briefen von ihm an den Prinzen ***.) Nebst kurzem Bericht über den Tod des gedachten Prinzen und über die sogenannte Fersensche Ermordung. Uebersetzung.**

(Schluß.)

„So glücklich erging es dem Grafen Fersen nicht, der unterdessen auch selbst an dem Orte, wo er eine Zuflucht gesucht hatte, angefallen wurde. Der größte Theil des Volkshaufens, welcher zuerst angefangen hatte, ihn zu mißhandeln, war vor dem Hause, in welches er sich geflüchtet hatte, stehen geblieben. Vergebens ließ der dienstthuende General-Adjutant, General-Major Silfversparre, mit Dragenern den Eingang besetzen, umsonst versuchte er selbst durch leutselige Worte, welche er an das Volk richtete, dasselbe zum Fortgehen zu bewegen. Die fürchterliche Lehre, welche die Französische Revolution schon 20 Jahre früher gegeben hatte, schien vergessen zu seyn. Ein Volks-Auflauf ist nur im ersten Augenblick leicht zu stillen; denn wenn die Unruhigen erst Zeit haben, gegenseitig übereinzukommen und sich gegenseitig zu ermuntern, kann Keiner mehr für den Ausgang stehen."

„Mit rasender Wuth forderte das Volk des Kronprinzen Mörder. Herr von Silfversparre begab sich jetzt in das Haus, um den unglücklichen Grafen persönlich zu schützen, aber mit ihm zugleich drängten sich die Wüthendsten des Volkes mit ein, und deren Anzahl vermehrte sich durch einen Trupp Anderer, welche durch eine unbewachte Hinterthür in der Franziskanergasse (Grämunkegränd) sich Eintritt in das Haus verschafft hatten. Die Thüre des Zimmers, in welches der Graf sich geflüchtet, wurde erbrochen, und die Wüthenden stürzten hinein. Mit gefalteten Händen bat der Graf um Schonung und versicherte bei Allem, was heilig ist, daß er unschuldig sey; auch wolle er dem Volke alle nur mögliche Beweise dafür geben. Allein auf Alles dies wurde nicht gehört; mit den fürchterlichsten Beschuldigungen wurde er überhäuft; ja die Wuth dieses Haufens wurde immer mehr durch das Schreien der auf der Straße versammelten Volksmasse aufgereizt. General Silfversparre öffnete jetzt ein Fenster und betheuerte auf sein Ehrenwort, daß er den Grafen Fersen als Gefangenen nach dem Rathhause führen wolle, wenn das Volk von seiner Seite ihm versichere, daß es gegen ihn keine Gewaltthätigkeiten verüben werde. Die Antwort hierauf lautete sowohl: Ja! als Nein!"

„Unterdessen hatten die in das Zimmer Eingedrungenen, unter denen sich der frühere Großhändler Lerow bemerklich machte, den Grafen schon gemißhandelt, ihm die Ordenszeichen, das Schwert und den Mantel abgerissen und diese, gleich errungenen Trophäen, durch das Fenster auf die Straße geworfen. Mit schrecklichem Hurrah-Rufen wurden diese Siegeszeichen von dem Volkshaufen aufgenommen und in tausend Stücke zerrissen. Als der General Silfversparre nun sah, daß er unvermögend war, den unglücklichen Grafen und sich selbst in dem Hause länger zu schützen, schien ihm keine andere Rettung übrig, als den Grafen nach dem Rathhause als Arrestant des Volkes zu führen, in der Hoffnung, daß die Volks-Masse auf der Straße sich mit dieser Maßregel zufrieden stellen und sich später aus einander begeben würde. Es wurde auch sogleich zum Werke geschritten."

„Todtenbleich, blutig und mit entstellten Zügen trat der sechszig Jahr alte Graf Fersen, zwischen dem General Silfversparre und dem Lieutenant Hammarstöld gehend, aus dem Hause; aber kaum hatte das Volk ihn erblickt, als die Raserei gegen ihn mit verdoppelter Stärke ausbrach. Der wüthende Haufe stürzte sich auf ihn, trennte seine Begleiter von ihm, schleppte ihn bei den Haaren weiter und schlug mit den Fäusten, mit Stöcken und mit Regenschirmen auf ihn los. Auf diese Weise wurde der unglückliche Mann nach dem Ritterhaus-Markt bis zu der dortigen im Rathhause stehenden Bürgerwache (stadsvakt) geschleppt; unter dem lauten Ruf: „Arretirt ihn!" zog man ihn die Treppe des Rathhauses herauf. Aber dies stimmte nicht mit der Rachgier der rohen Menge überein. Sobald der Graf auf der Treppe bemerkt wurde, stürzte der mordgierige Haufe aufs neue auf ihn los und riß den Unglücklichen herunter. Einige Personen, welche ihn zu retten sich angelegen seyn ließen, versuchten mit Gefahr ihres Lebens, ihn in das Wachgefängniß zu bringen, aber auch dies gelang nicht. Die wüthende Masse bemächtigte sich seiner aufs Neue, und gleich einem Spielball wurde nun der Unglückliche unter unaufhörlichen Mißhandlungen aus einer Hand in die andere geworfen; Keiner mochte ihn morden, Keiner mochte eigentlich recht wissen, was man mit ihm anfangen sollte, aber Jeder, der ihn erreichen konnte, schlug nach ihm; mit einem Wort, es war die schrecklichste Blutscene, die man sich vorstellen konnte."

„Endlich unterlag der Greis so unerhörten Mißhandlungen, er sank nieder, und sein Leben endigte nach kurzem Todeskampf. Aber auch in diesem letzten Augenblick war die Rachgier noch nicht gestillt. Man beschimpfte auf alle mögliche Weise den Leichnam und schlug und spie nach ihm; Stücke der zerrissenen Kleider wurden als Siegeszeichen getragen, und das Volk schlug sich um sie. Höchst auffallend war bei dieser rohen schändlichen That, daß, außer wenigen Sachen von Werth, welche fortkamen, kurz nach dem Tode des Unglücklichen seine Uhr und das Geld, welches er bei sich gehabt, dem General Silfversparre übergeben wurden."

„Eine ganze Stunde blieb der Leichnam, entblößt von allen Kleidern, auf dem Markte liegen. Erst später kamen mehrere Polizei-Diener, legten den Todten in einen Sarg, worin man gewöhnlich die im Gefängnisse gestorbenen Personen begräbt, und brachten ihn nach der Polizei-Arreststube. Am anderen Morgen ganz früh wurde der Leichnam nach einem der nahegelegenen Güter des Verstorbenen gebracht, daselbst einbalsamirt und in einem Gartenhause beigesetzt. Nur erst längere Zeit nachher wurde dem Todten die feierliche Beisetzung in der Ritter-Insel-Kirche (Riddarholms Kyrkan) mit den gebräuchlichen Ceremonien bei Begrabung eines Seraphimen-Ritters zugestanden."

„Der Reichs-Marschall Graf Axel von Fersen war zu seiner Zeit einer der gebildetsten, aber auch einer der geburtsstolzesten Männer in Schweden. Er stammte aus einem uralten Geschlechte, welches zu den mächtigsten und geachtetsten des Landes gezählt wurde, und dessen Zweige sich bis zu Erichs XIV. Zeit erstreckten. Er hatte in vielen Provinzen große Besitzungen. Mit einem ungewöhnlich schönen Aeußeren vereinigte er ein einnehmendes Betragen und einen leichten und zuvorkommenden Umgang, welches Alles ihn bei denen beliebt machte, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Dabei war er sehr dienstwillig, Jedermann zu dienen und wohl zu thun; und obgleich er sehr ehrsüchtig schien und ganz das Wesen der alten Ritterzeiten durchblicken ließ, so konnte sein Benehmen im Allgemeinen weder übermüthig, hochmüthig, noch verletzend genannt werden."

„In der Französischen Revolution zeichnete er sich durch seine Treue für den König Ludwig XVI. aus. Als Chef eines Französischen Regiments, in welchem mehrere Schweden dienten, verblieb er beim Ausbruch der Revolution der Königlichen Sache treu und legte den größten Eifer für dieselbe dar. Mehrere Pläne, den König und die Königliche Familie zu retten, wurden von ihm entworfen; auf der Flucht nach Varennes folgte er dem Ersteren, und er war es, der in einem Nelkenstrauß der Königin Maria Antoinette ein Mittel zur Flucht angab. Als endlich alle seine Bemühungen vergebens waren, begab er sich nach Brüssel und hielt sich daselbst längere Zeit auf. Gustav IV., der im hohen Grad seinen ritterlichen Sinn liebte, rief ihn zurück, um ihn zu den höchsten Ehrenstellen im eigenen Vaterlande gelangen zu lassen. Bei dem Kongreß in Rastadt sollte er als Schwedischer Gesandter auftreten, aber die damaligen Verhältnisse hinderten die Ausführung dieses Auftrags. Nach dieser Zeit nahm er wenig oder fast gar nicht Theil an den Geschäften; erst im Jahre 1805 versuchte er, als persönlicher Freund des damaligen Königs, denselben zur Versöhnung mit Frankreich zu überreden."

„Aber da ihm dies nicht glückte, zog er sich von Allem zurück und verblieb später ein ruhiger Zuschauer der Revolution des Jahres 1809. Obgleich er dieselbe billigte, gab es sein ritterlicher Sinn doch nicht zu, daß er gegen seinen König auftrete. Er lebte entfernt von allen politischen Vorfällen und beschränkte sich bloß auf die Ausübung seiner Amtspflichten, als er plötzlich seinen Untergang durch die Wuth des Volkes fand. Nachdem er in Frankreich tausend Gefahren glücklich entgangen war, mußte er in seinem Vaterlande, mußte er in einem Volksauflauf der merkwürdigsten Art umkommen, und aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz nahm er ein gewaltsames Ende, wie es ihm einmal prophezeit worden seyn soll."

„Von des Grafen blutigem Leichnam stürzte die Volksmasse nach seinem Palast auf der Blasie-Holmen (Blasie-Insel). Hier wohnte seine Schwester, die Gräfin Eva Sophia Piper, Oberst-Hofmeisterin der damaligen Königin. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen forderte das Volk ihre Person, aber schon beim ersten Ausbruch des Tumults hatte sie sich nach Warholm (Festung am Eingang des Hafens von Stockholm) begeben, und der Palast war mit einer Militairwache von 300 Mann besetzt worden. Da nun dieses Unternehmen dem aufgereizten Pöbel mißglückte, durchzog er die Straßen und Plätze der Stadt in wilden und lärmenden Haufen, ohne recht zu wissen, was er eigentlich beginnen sollte, und die Personen aus den höheren Ständen, die sich auf der Straße zeigten, wurden angefallen und auf alle mögliche Art beschimpft. Das Volk befand sich in einem solchen Grade von Aufregung, daß es ohne Bedenken jede Grausamkeit und jeden Eingriff in die allgemeine Sicherheit begangen hätte, wenn nicht ernstliche Maßregeln, um die zusammengerotteten Haufen aus einander zu treiben, genommen worden wären. Hier muß indessen bemerkt werden, daß ein großer Theil derjenigen Volksmasse, welche eigentlich den Grafen Fersen ermordet oder doch dazu beigetragen hatte, sich schon nach dem Tode des Grafen gänzlich von der Straße verlor; der Mord, und zwar lediglich diese Unthat, scheint daher der Zweck eines vorausbestimmten Planes gewesen zu seyn, nach dessen Erreichung die Anstifter nichts weiter vorzunehmen gedachten. Daß Letztere nicht zu den niederen Klassen des Volkes gehörten, schien keinem Zweifel unterworfen, obgleich bei der späteren Untersuchung kein bestimmter Aufschluß darüber gewonnen werden konnte."

„Der König, welcher während des Sommers sich auf dem Schlosse Haga, unweit der Stadt, aufhielt, hatte sich bei der ersten Nachricht von diesem Volks-Tumult nach der Hauptstadt begeben und sogleich eine mit Ernst abgefaßte Proclamation erlassen, welche überall angeschlagen wurde. Die Truppen erhielten sodann Befehl, sich auf ihre Allarmplätze zu begeben.“

„Zufälligerweise hatte am Morgen desselbigen Tages der Feld-Marschall Graf Klingspor sein Amt als Oberstatthalter (Gouverneur der Stadt) niedergelegt. Der König übertrug solches sogleich dem General-Major, jetzigen Reichsherrn, Grafen Stedebrand. Derselbe begab sich an der Spitze des Magistrats und der 50 Aeltesten der Stadt zum König und stellte Höchstdemselben vor, daß die kräftigsten Maaßregeln ergriffen werden müßten, um die Ruhe wieder herzustellen. Der Justiz-Bürgermeister Wallin äußerte zugleich, daß der Magistrat und die Bürgerschaft nicht zweifle, daß, wenn Se. Majestät, unter Ausübung der Ihnen zustehenden Macht, solche Maaßregeln, als schon in früheren Zeiten angewandt worden seyen, nehmen möchten, um die gegen alle Gesetze und gegen die gesellschaftliche Ordnung streitenden grausamen Auftritte, wodurch der heutige Tag sich auf eine so schreckliche Weise auszeichne, zu dämpfen, Jedermann dadurch zufrieden gestellt seyn würde. Der König ertheilte auch demgemäß augenblicklich die nöthigen Befehle.“

„Die Regierung traf in der That ernstlichere Anstalten, um den Auflauf zu dämpfen. Die Paläste der auswärtigen Gesandten erhielten Schutzwachen, und kräftige Ermahnungen und Aureden wurden an das Volk gerichtet, um es zum Auseinandergehen zu bewegen. Jedoch fruchteten diese noch milden Maaßregeln nicht das Geringste bei der einmal in Aufruhr gebrachten Menge. Das Militair wurde beschimpft und mitunter sogar mit den dem Pöbel zu Gebote stehenden Waffen angefallen. Unter fürchterlichen Schwüren und Verwünschungen forderten die Wüthenden diesen und jenen, von denen sie glaubten, daß sie Theilnehmer an der Verschwörung wider den Kronprinzen gewesen wären, als Opfer. Die Wuth der Aufrührer schien hauptsächlich jetzt gegen den Grafen Ugglas gerichtet zu seyn. Der Tumult wurde immer stärker. Der General-Adjutant Freiherr von Adlercreutz, der sich in die Volksmasse begeben hatte, um sie durch gütiges Zureden zum Auseinandergehen zu bewegen, wurde nicht gehört und entging mit vieler Noth den gröbsten Mißhandlungen. Die Volksmassen wurden immer zahlreicher; der Ritterhaus-Platz, die Storkyrkbrinken-Straße (Kathedralbergs-Str.) und die angränzenden Gassen waren gedrängt voll Menschen; auf die aufmarschirenden einzelnen Truppen-Corps wurde schon von den Häusern mit Steinen und Dachziegeln geworfen, und die allgemeine Sinnesstimmung schien noch schrecklichere Auftritte kund zu geben.“

„Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren. Das Leben und die Wohlfahrt von Tausenden, die Sicherheit und vielleicht selbst des ganzen Reiches Ruhe stand auf dem Spiel. Es wurden sonach auf der Norrbro (Nordbrücke) Kanonen aufgepflanzt und gleichfalls mehrere auf die Storkyrkbrinken-Straße gerichtet; starke Detaschements Infanterie marschirten in geschlossenen Gliedern gegen die Volksmassen an, um sie aus einander zu drängen. Doch Alles war vergebens; die Aufregung war so groß, daß sich mehrere Personen vordrängten und sich vor die Mündungen der Kanonen stellten, mit der Herausforderung, man solle auf sie schießen, wenn man es wage.“

„Um 8 Uhr Abends, nachdem alle andere Mittel vergeblich angewandt worden waren, erhielten die Truppen endlich Befehl, Feuer zu geben; die Kavallerie hieb zugleich auf die Aufrührer ein, welche Letzteren sich ernstlich zur Wehr gesetzt hatten. Viele von ihnen kamen dabei ums Leben, und eine noch größere Anzahl wurde verwundet; aber auch die Truppen hatten mehrere Todte und Verwundete. Bald siegte indessen das Militair, und schon um 11 Uhr Abends war die Ruhe wiederhergestellt. Während des Gemetzels auf der Storkyrkbrinker-Straße hatte ein anderer Volkshaufen sich nach dem Hause des Grafen Ugglas in der Drottning-Straße (Königin-Str.) begeben und daselbst alle Fenster eingeschlagen; aber auch diese Masse wurde von der Kavallerie zerstreut und von jedem anderen ähnlichen Versuch abgehalten. Die Truppen blieben die ganze Nacht unterm Gewehr.“

„Tages darauf waren alle Läden geschlossen und Alles deutete darauf hin, daß des Volkes Wuth eher mehr aufgeregt als vermindert sey. Aber die Regierung ergriff nun die kräftigsten Maaßregeln, um jeden erneuerten Ausbruch zu verhindern. Eine neue Proclamation wurde erlassen, die Anzahl der Truppen wurde durch 4000 Mann von den Feldregimentern verstärkt, das Opernhaus auf dem Gustav Adolphs-Platz wurde zur Kaserne eingerichtet, auf den meisten öffentlichen Plätzen bivouaquirten die Soldaten; Kanonen waren an den Stellen aufgefahren, wo die gefährlichsten Punkte zu seyn schienen, und starke Patrouillen durchstreiften die Straßen in allen Richtungen. Selbst die Bürgerschaft zu Fuß und zu Pferde trug viel zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung bei. Alle diese Vorsichts-Maaßregeln wurden längere Zeit beibehalten. Die Hauswirthe und Miether wurden dafür verantwortlich gemacht, die Häuser zu einer gewissen Zeit zu schließen und des Nachts über verschlossen zu halten. Sicherheitskarten wurden ausgetheilt, und ohne mit einer solchen versehen zu seyn, durfte sich Keiner nach 11 Uhr Abends auf der Straße zeigen. Das Schloß blieb gleichfalls mehrere Tage geschlossen. Durch dies Alles wurde jedem ferneren Ausbruch von Gewaltthätigkeiten vorgebeugt. Gleichwohl war, aller dieser Vorsichts-Maaßregeln ungeachtet, in den ersten acht Tagen mehrmals an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer angelegt worden, wahrscheinlich um die Truppen nach den entlegenen Theilen der Stadt zu locken, oder doch Volks-Versammlungen dadurch zu veranlassen. Der neue Oberstatthalter traf aber so energische Anordnungen, daß, ohne die geringste Störung für die übrige Sicherheit der Stadt, die schleunigste Hülfe zur Beseitigung jener Mordbrände geleistet wurde.“

„Unterdessen wurden die ernstlichsten Untersuchungen, um die Anstifter der Volks-Aufläufe und deren Theilnehmer zu entdecken, angestellt. Ungefähr 30 Personen wurden festgenommen; von diesen gehörte ein großer Theil der mittleren Klasse an. Allein bei der durch die Polizei-Behörde und die Untergerichte geschehenen Verhören konnten die eigentlichen Anstifter und Urheber nicht entdeckt werden, auch schien es, als wenn wirkliche Anführer ganz und gar fehlten. Es ist daher wahrscheinlich, daß jene entsetzliche Begebenheit entweder nur eine Folge von dem zufälligen, aber tiefen Eindruck war, welchen der Anblick der Leiche des so sehr geliebten Fürsten, so wie das verbreitete Gerücht seiner Vergiftung, allgemein hervorgebracht, oder es bestand auch ein gegen den Grafen Fersen gerichteter Anschlag, der zum Zweck hatte, ihn der Wuth des Volkes preiszugeben; und dies Letztere ist um so glaubwürdiger, da, so lange es sich um das Leben des Grafen Fersen handelte, Alles planmäßig zuzugehen und selbst das Volk nach einem bestimmten Impuls zu handeln schien; so bald er aber gemordet war, fehlte jede Spur oder ein merkbarer Antrieb, und nur die rohe aufgeregte Masse fuhr fort, Unfug zu treiben, ohne dabei einer bestimmten Richtung zu folgen.“

„Erst am 21sten November 1811 erfolgte der von dem Gerichtshofe gefällte und vom Könige bestätigte Ausspruch in Bezug auf die bis dahin geführte Untersuchung. Derselbe lautete dahin, daß keiner von den zur Untersuchung Gezogenen als eigentlich theilhaftig am Mord des Grafen Fersen oder als wirklicher Anstifter und Urheber des Tumults angesehen werden könne, daß aber denen eine Strafe zu ertheilen sey, die einer größeren oder geringeren Theilnahme am Auflaufe selbst überführt werden. Die härteste Strafe, nämlich 40 Ruthenhiebe, Verlust der bürgerlichen Rechte und 6 Jahr Festungsarbeit, wurde dem Großhändler Lerow dafür zuerkannt, daß er dem Grafen Fersen, als dieser sich in das Haus des Herrn Hultgren gerettet hatte, die schmählichsten Vorwürfe gemacht, ihm die Ordenszeichen abgerissen und sie auf die Straße geworfen hatte. Sodann erhielten die beiden Handwerksgesellen Lundqvist und Bergman jeder 20 Ruthenhiebe und lebenslängliche Festungsstrafe: der Erste dafür, weil er nach dem dienstthuenden General-Adjutanten Freiherrn Adlercreutz, bei Ausübung seiner Amtspflichten, mit dem Stock geschlagen, der Andere, weil er sich vor die Mündung der Kanonen gestellt und die Artilleristen aufgefordert, auf ihn zu schießen. Die Uebrigen zur Untersuchung Gezogenen erhielten theils geringere Strafen, theils wurden sie freigesprochen.“

„Dergestalt endete diese merkwürdige Begebenheit, welche in den Annalen der Geschichte unstreitig vereinzelt dasteht, und welche weder durch die damaligen politischen Verhältnisse veranlaßt war, noch in näherer Verbindung mit ihnen stand. Gleichwohl scheint dieselbe wenigstens das Resultat hervorgebracht zu haben, der Welt deutlich zu zeigen, daß die Schwedische Nation von der Beschuldigung, daß der Kronprinz vergiftet worden, frei zu sprechen sey: schwerlich ist es indessen zu glauben, daß die Anstifter dieser Mordscene solches haben bewirken wollen, und wenn dies wirklich der Fall gewesen wäre, sollten sie bedacht haben, daß das Blut, welches einen Schandfleck abwusch, einen vielleicht noch größeren an seine Stelle setzte.“

Bibliographie.

Berättelser ur Medeltidens Historia. (Erzählungen aus der Geschichte des Mittelalters.) Mit 8 Kupfern. Pr. 1 Rdr. 40 St. Upsala.

De Små Geograferne. (Die kleinen Geographen oder erster Unterricht im Studium der Geographie.) Pr. 22 St. Stockholm.

Columbi Följeslagare, deras Resor och Upptäckter. (Die Gefährten des Kolumbus, deren Reisen und Entdeckungen.) Nach Washington Irving. Pr. 1 Rdr. 40 St. Stockholm.

Predikningar och Andelige Tal. (Predigten und geistliche Reden.) Von Pehr Elendahl, Königl. Hofprediger. Pr. 40 St. Upsala.

England.

The member. (Das Parlamentsmitglied.) Eine Selbstbiographie. Herausgegeben von Galt. London, 1832.

Dies ist die von ihm selbst geschriebene Geschichte eines jener gewandten Mitglieder des Unterhauses, die weder Whigs noch Tories, weder Ultras noch Radikale sind, aber eine geschickte Auskunft gefunden haben, alle vier Parteien in sich zu verschmelzen, und immer sicher sind, sich bei jeder Ministerial-Veränderung auf der richtigen Seite zu befinden. Herr Archibald Jobbry ist in dieser Beziehung wirklich eine Natur-Merkwürdigkeit. In ihm findet sich die paradoxe Vereinigung der Unabhängigkeit und der Servilität; er ist ein Schotte, der sich immer nach „überzeugenden Gründen“ umsieht und sich jeder bestehenden Regierung anzuschließen weiß, jedoch wiederum nur bis auf einen solchen Grad, daß er zur rechten Zeit ohne Aufsehen von ihr abfallen kann. Die Selbstbiographie dieses vortrefflichen Gentleman hat uns überzeugt, daß es besser ist, ein geborner Schotte als der Erbe von zehn tausend Pfund jährlicher Einkünfte zu seyn. Nur ein so glücklich ausgestattetes Individuum kann seine parlamentarische Laufbahn so gewandten Geistes beginnen, wie es der nachstehende Auszug aus jener Biographie uns auseinandersetzt:

„So bald ich,“ erzählt uns Herr Jobbry, „meinen Eid geleistet und meinen Sitz eingenommen hatte, rieb ich mir die Augen und schaute um mich her. Der erste und bestimmte Entschluß, den

ich faßte, war der, vor der Hand keinen Theil an den Debatten zu nehmen. Die thörichte Eitelkeit, Reden zu machen, lag hinter mir; ich war davon durchdrungen, daß ein nützliches Parlaments-Mitglied nicht geschwätzig seyn, sondern sich auf eine solide Weise den Geschäften widmen müsse; eben so nahm ich mir vor, obgleich ich einen großen Werth auf meine Bequemlichkeit legte, doch nicht gar zu leicht mit mir fertig werden zu lassen. Demgemäß beschloß ich, in der ersten Woche keinen bestimmten Platz im Hause einzunehmen, sondern mich immer auf die Seite des jedesmaligen Redners zu stellen und mir den Anschein zu geben, als ob es geschähe, um ihn besser zu verstehen: und dies richtete ich auf so geschickte Weise ins Werk, daß es mir nicht entging, als die Minister mich bei einer Abstimmung scharf ins Auge faßten, wahrscheinlich um zu erforschen, auf welcher Seite ich stimmen würde — ich stimmte aber auf keiner. An demselben Abend fragten mich mehrere meiner Freunde, was ich von dem zur Berathung vorliegenden Gegenstand dächte. Hieraus konnte ich abnehmen, daß man es darauf abgesehen hatte, mein Benehmen auf die Probe zu stellen, und deshalb erwiederte ich ihnen: „„Es läßt sich in der That viel dafür und viel dagegen sagen; ich bin aber entschlossen, nicht eher auf eine oder die andere Weise zu stimmen, bis ich überzeugende Gründe gewonnen habe.““

„Man hielt dies für einen guten Scherz, und als wir des Morgens um 7 Uhr aufbrachen, waren meine Worte im ganzen Hause verbreitet. Beim Hinausgehen nahm mich einer der Minister, ein junger zierlicher Fant, im Korridor unter den Arm und fragte mich in einem scherzenden Ton, ob ich jetzt überzeugende Gründe gewonnen hätte. Ich antwortete ihm mit einem pfiffigen Blick: „„Noch nicht, aber ich hoffe bald, und dazu werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen.““ Er hörte dies wohlgefällig an, schüttelte mir beim Abschiede sehr vertraulich die Hand und sagte: er hoffe, daß wir uns bald besser kennen lernen würden. Ich bemerkte ihm darauf, daß es nicht meine Schuld seyn würde, wenn es nicht geschähe. Somit schieden wir, und ich sah mit meinem geistigen Auge, daß er sich in seinem leichten jugendlichen Sinn über die prächtige Eroberung freute, die ihm seine Herablassung zu Wege gebracht hatte.“

„Dieser unbedeutende Umstand erfordert eine Erläuterung zum Vortheil anderer neuer Mitglieder. Wenn man beim Eintritt ins Parlament die Augen gehörig öffnet, so wird man bald wahrnehmen, daß ein Ministerium, wenn es auch drei bis vier gesetzte greise Männer hat, doch größtentheils aus ganz jungen Mannern, eigentlichen Staats-Lehrlingen, Sprößlingen der mächtigsten Familien, zusammengesetzt ist. Ihnen liegt es ob, die Parlamentsmitglieder zu gewinnen; denn das gewichtigere Metall des Ministeriums wird zur Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten verwendet, während den Schlacken die Vertheilung des Patronates anvertraut wird. Dies hat den Vortheil, daß die Jüngeren in den Stand gesetzt werden, sich für die Zeit, wo sie, dem Gange der Natur gemäß, das Erbe der höheren Aemter antreten, Freunde und eine Partei zu verschaffen.“

„Ich war noch nicht lange im Hause, als ich diese Bemerkung machte, und da mein Zweck beim Eintritt in dasselbe darin bestand, mir selbst Ansehen zu verschaffen, so waren mir die Absichten, die man gegen mich merken ließ, nicht unangenehm. Bei obiger Gelegenheit aber hatte ich noch einen persönlichen Grund, der mich veranlaßte, dem Minister so keck zu sagen, daß ich ihm meine Aufwartung machen würde, um überzeugende Gründe zu erlangen. Als nämlich mein Vetter, James Glen, durch die Zeitungen erfahren hatte, daß ich zum Parlamentsmitgliede erwählt worden sey, schrieb er mir und drückte die Hoffnung aus, daß ich auf die Seite der Regierung treten würde. Zu gleicher Zeit meldete er mir, daß das Amt eines Stempel-Distributeurs in unserer Grafschaft unbesetzt wäre. So kam es mir zur rechten Zeit in den Sinn, dem Minister Wort zu halten und ihm einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Um die Sache so leicht als möglich zu machen, sagte ich ihm beim Eintreten in meiner spaßhaften Weise, daß ich der überzeugenden Gründe halber gekommen wäre.“

„Ich bemerkte wohl, daß er in seinem Geschäfts-Lokale etwas feierlicher war, als in dem Korridor. Aber ich war entschlossen, mich nicht einschüchtern zu lassen. „„Mylord,““ sagte ich ihm, „„Sie werden einen Mann in mir finden, der sehr geneigt ist, sich überzeugen zu lassen — in diesem Augenblick werden mir sehr geringe Gründe genügen; aber, ganz offen gesagt, ich muß wirklich Gründe haben; nicht als wollte ich sagen, daß die Regierung sich im Unrecht befände — aber ich bin gar nicht abgeneigt, zu glauben, daß die Opposition doch wohl im Ganzen genommen Recht haben mag.““ Und dann erzählte ich Sr. Herrlichkeit auf eine höchst unbefangene Weise Alles, was mir mein Vetter, James Glen, geschrieben hatte, und fügte hinzu: „„Es ist nur eine unbedeutende Stelle, und es mag seyn, daß Ew. Herrlichkeit mich für zu bescheiden halten, weil ich um keine bessere nachsuche; aber ich wünsche die Regierung zu überzeugen, daß ich ein Mann von mäßigen Ansprüchen und von loyaler Gesinnung bin.““ Se. Herrlichkeit erwiederte, daß er sehr geneigt sey, einem unabhängigen Mitgliede zu dienen, daß sich aber die Regierung nicht ohne eine bestimmte Unterstützung im Parlamente bewegen könne; übrigens würde es ihm Vergnügen machen, mich zu verbinden. „„Mylord,““ entgegnete ich, „„wenn ich eine Gunstbezeugung für mich selbst suchte, so würde ich nicht um jene unbedeutende Stelle angehalten haben. Ich bin ein Mann, der nichts bedarf; nur würde es mir eine Art von Vergnügen gewähren, einen so verdienstvollen Mann, wie den Herrn James Glen, zu verbinden.““

Wir unterhielten uns dann noch über andere Gegenstände; und er gab mir beim Abschied das Versprechen, daß, wenn die Stelle noch nicht vergeben wäre, mein Freund sie haben solle.“

Bei seinen Unterhandlungen für andere Stellen und Aemter, bei der Art und Weise, wie er seine zweite Wahl für den Burgflecken Frailtown leitete, indem er gerade in dem Augenblick, wo sein Mitbewerber das Volk anreden wollte, einen Possenreißer und Bänkelsänger in den Marktflecken einziehen ließ, zeigt uns Herr Jobbry noch deutlicher, daß ihm der ächte Kaledonische Geist inne wohnt. Unglücklicher Weise aber — denn der Zufall hindert zu Zeiten selbst das Gedeihen eines Schotten — erhielt er, gerade als er sein Schiff sicher in den Hafen gebracht zu haben glaubte, die überraschende Nachricht, daß des Herzogs Ministerium schwanke. Kaum hatte er sich von diesem Schlag erholt, als er erfuhr, daß es wirklich gestürzt sey; aber der Athem verging ihm, und seine Sinne schienen ihn verlassen zu wollen, als er beim Antritt eines Whig-Ministeriums und der darauf folgenden Einbringung der Reform-Bill sah, daß sein eigener geliebter Burgflecken einen der ersten Plätze auf dem ungerechtesten aller Schemata — auf Schema A — einnahm. Dieser Unfall erschütterte ihn tief; in einer Anwandlung patriotischen Unwillens zog er sich aus der Gesellschaft des Unterhauses zurück, indem er jede Berührung mit demselben für befleckend erklärte, und verwendete seine Muße darauf, eine Schilderung seiner parlamentarischen Laufbahn zu entwerfen.

Bibliographie.

Dissertation on malaria, contagion and cholera. (Abhandlung über ungesunde Luft, Ansteckung und Cholera.) Erklärende Darstellung endemischer, epidemischer und ansteckender Krankheiten nebst Mitteln zur Verbeugung derselben. Für Behörden, Geistliche und Familienväter. Von W. Aiten. Pr. 8½ Sh.

History of Spain and Portugal. (Geschichte von Spanien und Portugal.) Erster Theil. Bildet einen Theil von Lardner's Kabinets-Encyklopädie. Pr. 6 Sh.

On political economy. (Ueber Staatswirthschaft, in Verbindung mit dem moralischen Zustand und den ethischen Zwecken der Gesellschaft.) Von Th. Chalmers, Professor der Theologie an der Universität Edinburg. Pr. 12 Sh.

Royal naval biography. (Der Biograph der Königl. Flotte.) 3r Bd. 2te Abth. Von John Marschall. Pr. 15 Sh.

Evan Bane. — Eine Sage aus dem Hochland, nebst anderen Gedichten, von D. M. Fergusen.

Mannigfaltiges.

— Fortschritte des Journalismus. Nicht bloß zu Algier, Constantinopel und in der emancipirten Negerkolonie zu Liberia, sondern auch am Schwanenflusse in Neuholland erscheint jetzt regelmäßig eine Zeitung. Zu Sydney, wo sich in letzterer Zeit eine Gesellschaft zur Aufmunterung der Industrie bildete, wo zwei neue Unterrichtsanstalten, das Sydneycollege und die Kingsschool, erstanden, und von wo aus jetzt regelmäßig ein Dampfboot nach Paramatta fährt, erscheinen außer den bisher vorhandenen jetzt noch zwei neue Zeitblätter: The Sydney-Herald und The Life in Sydney. — In Hindostan ist das Lesen der Zeitungen unter den Eingebornen selbst schon eine wahre Leidenschaft; es erscheinen daselbst neun Zeitschriften, welche sämmtlich von Eingeborenen redigirt werden; eine zehnte, die halb in Englischer und halb in Bengalischer Sprache geschrieben seyn wird, ist im Entstehen. — Zu Cuttack soll, der India-Gazette zufolge, demnächst sogar eine Zeitung in Bengalischer, Persischer und Orissa'scher Sprache erscheinen! — Die Professoren Ducatel und Calvert, an der Universität zu Maryland, geben eine täglich erscheinende Zeitung heraus, welche eine gedrängte Anzeige der wichtigsten politischen Ereignisse enthält und außerdem interessanten Artikeln über Statistik, Naturgeschichte, Künste, Gewerbe u. s. w. gewidmet ist. — Nach den Annales des Travaux des societés de statistique ist das Verhältniß der Journal-Zahl zu der der Bevölkerung in den verschiedenen Welttheilen folgendes: In Asien kommt auf 14 Millionen Menschen eine Zeitschrift, in Afrika auf 5 Millionen eine, in Europa auf 106,000 und in Amerika auf 40,000 eine. Gerade in demselben Verhältnisse, fügt jenes Blatt hinzu, steht auch das vergleichweise Fortschreiten der Civilisation in diesen vier Welttheilen. Gegen diese Behauptung erhebt sich jedoch das Mechanics-Magazine, dem diese Notizen entlehnt sind, indem es den Engländern, Franzosen und Deutschen einen höheren Grad von Civilisation zugesteht, als den Amerikanern, und indem es behauptet, daß in England allein nach einem Jahre doppelt so viel Zeitschriften, als gegenwärtig, erscheinen würden, wenn nur die hohen Zeitungsstempel aufgehoben werden möchten.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement am 31sten d. M. zu Ende geht, werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig zu erneuern. Den hiesigen Lesern, welche das Magazin bereits halten, wird die Pränumerations-Quittung durch die Stadtpost in das Haus gesandt werden. Für neu hinzutretende Abonnenten wird bemerkt, daß vollständige Exemplare aller bisher erschienenen Nummern nur noch in geringer Anzahl vorräthig sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 23. März 1832.

Frankreich.

Louis XI. (Ludwig der Eilfte.) Trauerspiel in fünf Akten von Casimir Delavigne.

Ludwig XI. ist ein Held der Komödie; Scapin und Figaro kommen ihm nicht gleich. Er liebt den Zufall, er sucht die Gefahr auf, er spielt Schach mit dem Schicksal, er überlistet, betrügt, mordet, schmeichelt, lügt, entflieht, kehrt wieder, ist muthig, trotzig und gütig, wie er es gerade gebraucht. Er versteht sich auf Meineid und Kerker, auf Offenheit und Zurückhaltung; er versteht Alles, er wagt Alles, wofern er nur gewinnt, und er gewinnt immer. Dann fängt er seine Schachpartie mit dem Schicksal von vorn wieder an, und Krone, Freiheit und Leben sind der Einsatz, den er wagt. Er ist ein so vortrefflicher Lustspielcharakter, weil er nur intriguirt aus Liebe zur Intrigue, denn niemals benutzte Ludwig XI., was er gewann. Diese verzehrende Thätigkeit, diese merkwürdige Sucht, sich überall Feinde zu machen, sie zu reizen und dann zu schlagen, sich in Gefahr zu begeben, lediglich um das Vergnügen zu haben, sich geschickt herauszuziehen, hat einer seiner Geschichtsschreiber, Duclos, für Geistestiefe gehalten und, selbst Comines giebt seine Geschicklichkeit für Weisheit aus. Karl VII. hinterläßt ihm das Reich im Frieden nach innen und außen; er braucht fünf oder sechs Jahre, um Alles zu verwirren, und nachdem er den Thron recht untergraben hat, gefällt er sich darin, ihn zu befestigen. In seiner erzwungenen Muße bedurfte er, um sich zu zerstreuen, weder Geschichte noch Dichtkunst, sondern pikanter Erzählungen voll Intrigue. Wenige mögen wissen, daß die „hundert Novellen" für ihn und unter seinen Augen zu Genep geschrieben worden sind.

Man stelle sich diesen Bürger auf dem Throne vor, den alten mit Leder überzogenen Lehnstuhl in jenem eingeräucherten Thurm, diese Augen, bohl und spähend, dies possenhafte und verschmitzte Lachen, diese Horchermiene, diese gemeine Feinheit, diese Unruhe im Gesicht, diese Fuchsgestalt. Das Werk des Herrn Delavigne ist kein Trauerspiel, es ist ein tiefes und sehr genau, vielleicht allzu genau ausgeführtes Studium Ludwigs XI. in seinem Alter. Anstatt Herrn Delavigne die lange Vorbereitung für sein Trauerspiel zum Vorwurf zu machen, sind wir vielmehr sehr geneigt, ihm deshalb zu danken. Aber ist auch ein gutes Theaterstück aus diesem Studium geworden? Es kommt hierbei auf zwei Dinge an, die Analyse des Charakters und das Interesse der Handlung; die Analyse scheint uns bewunderungswerth gelungen, die Handlung dagegen schwach und ohne lebendiges Fortschreiten. Wir wollen den Dichter in der Entwickelung seines Stoffes verfolgen.

Wir sind im Jahre 1483. Die Scene ist der Plessis-les-Tours, ein tüchtiges Haus, mit schweren Eisenbarren in Form von großen Fenstergittern verschlossen; an den vier Ecken vier gute, große und dicke eiserne Bollwerke; im Hintergrunde ein Graben, von dichten eisernen Stacheln geschützt; zehn Armbrustschützen bei jedem Bollwerke, die in den genannten Gräben schlafen müssen, um auf die Ueberfallenden zu schießen. Man ging nur durch einen Thorweg um acht Uhr Morgens ein, wie in eine eng belagerte Festung an der Gränze. „Dies ist," sagt Comines, der größte Geist seiner Zeit, „die Höle Ludwigs XI., der der erste Gefangene seines Königreichs war. Nachdem er so viele Fesseln für Andere geschmiedet hatte, fesselte er sich selbst mit so seltsamen Ketten und Banden. Denn ist es wohl möglich, einen König in engerem Gewahrsam zu halten, als er sich selbst hielt, er, der so wenig Mitleid hatte für ein Volk und so begierig war, zu strafen!"

Wenn der Vorhang aufgezogen wird, geht die Sonne über dem Thurme des alten Königs auf. Die Schotten machen die Runde, angeführt von Tristan, Ludwigs Gevatter und Henker. Sie begegnen einem jungen Bauer, dessen Sohn ertrunken ist, und weisen ihn zurück. Der König will nicht, daß man zu dieser Stunde ausgehe. Die Losung wird vertheilt, und die Wache kehrt in das Schloß zurück. Comines, der Vertraute Ludwigs XI., nachdem er Soldat unter Karl dem Kühnen gewesen war, benutzt die Ruhe und Stille eines Aufenthalts, um sein geschichtliches Werk fortzusetzen. Er malt seinen Herrn an Ort und Stelle, der

> Den Rest des Lebens streitig macht dem Tode
> Und eine schwere Krone trotzend trägt,
> Der, eifersüchtig auf den jungen Dauphin,
> Nur halb noch lebt, doch ganz regiert.

Freilich hat Comines seine Denkwürdigkeiten erst nach dem Tode Ludwigs XI. geschrieben; denn, einer Verschwörung angeklagt, bewohnte er einen jener schrecklichen Käfige, die La Balue gebaut, der alsdann zehn Jahre darin geschmachtet hat. „Von außen und innen," sagt Comines, „waren diese Käfige mit starken Eisengittern, fürchterlichen Schlössern und dicken Kugeln bedeckt, in der Höhe eines Menschen und einen Fuß darüber; ein Käfig, dessen Raum ich acht gute Monate ausgemessen habe!" setzt er recht kläglich hinzu. Ich zweifle sehr, ob während der Regierung Ludwigs XI. Comines Muße gefunden habe, seine Beobachtungen niederzuschreiben, und aus dramatischen Rücksichten bemerke ich, daß Schriftsteller und Künstler auf der Bühne immer von ganz ausnehmender Kälte sind. Herr Delavigne hat mit seiner gewohnten Geschicklichkeit diese Details gleich an den Eingang seines Werkes gestellt. An Comines' Seite steht Coittier, der Arzt. Gestern hat ein Soldat von der Schottischen Leibwache, der auf dem Thurm von Plessis Wache stand, mit einem Pfeilschuß den Sohn eines armen Hirten verwundet. Coittier will ihn besuchen, bemerkt Comines und nähert sich ihm. Ihr Gespräch bildet die Exposition. Coittier, im Hause der Nemours erzogen, hat die Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter bewahrt, an dem der König einen Justiz-Mord begangen hat. Er hat einen der Söhne des Nemours gerettet und verborgen, und Comines hat ihn bei dieser Gelegenheit unterstützt. Der junge Nemours liebt die Tochter des Comines, und der Hofmann sieht in dieser Liebe ein Mittel, sich, im Fall Ludwig sterben sollte, eine nützliche Stütze zu verschaffen. Dies Detail ist gut angelegt; es geht ganz in den Charakter des Comines ein, dem der Dichter gleichwohl erhabenere Ansichten hätte geben können. Comines war nicht allein ein Intriguant, ein Ehrgeiziger, sondern einer jener Männer, die, wie Macchiavelli, über die Hinterlist eine Art von Größe verbreitet haben; Beide haben die Treulosigkeit als einen ungeheuren Hebel angesehen und haben durch ihren Scharfsinn den Betrug idealisirt. Comines hat im funfzehnten Jahrhundert die Größe Englands, die Monarchie Ludwigs XIV. und die Freiheit Hollands prophezeit. Coittier, bitter wie Einer, der sich bei einem alten kranken König langweilt, frei wie ein Arzt, den man nicht entbehren kann, spottet über die Behutsamkeit des Comines. Seine eigene Lage, Ludwig XI. gegenüber, beschreibt er sehr energisch:

> Einer quält den Andern
> Und stets gebannt ist Einer an den Andern,
> Bis daß der Tod, der unsern Bund zerreißt
> Und ihm mein Leben nimmt, das er sich anmaßt,
> Tritt zwischen mich und ihn und ihm sein Leben
> Abfordert, um mir meines zu erstatten.

Nun erscheint Marie, die Tochter des Comines; sie meldet dem Vater, daß Franz von Paula, den der sterbende König hat rufen lassen, angekommen ist, und daß er überall Wunder thut; sie vertraut ihm ihre Zärtlichkeit für den jungen Nemours, der im Heere des Herzogs von Burgund Dienste genommen hat. Coittier warnt die Tochter zugleich gegen die allzu emsigen Bewerbungen des jungen Dauphin. Bald erscheint das fromme Gefolge, das Franz von Paula begleitet, auf der Bühne; man verlangt von dem Heiligen Gesundheit, Reichthum und Alles, was er nicht geben kann; er antwortet einfach und demüthig, und die Landleute sagen im Weggehen: „Sind wir ein Wunder werth?" „Dieser heilige Mann," sagt Comines von ihm, „der in einem Alter von zwölf Jahren seinen Wohnsitz auf einem Felsen genommen hat, der, seit er dies Klausnerleben geführt, niemals Fleisch, Fische, Eier oder Milch gegessen hatte — es schien, als ob der heilige Geist durch seinen Mund spräche — war doch weder ein Geistlicher noch ein Gelehrter." Franz von Paula in dem Trauerspiel des Herrn Delavigne spricht sehr gut, zu gut vielleicht für das funfzehnte Jahrhundert und einen Klausner. Ein Gesandter kommt an vom Herzog von Burgund, der Graf von Rethel, und dieser Graf Rethel ist der Herzog von Nemours, den Rachedurst nach Plessis-les-Tours treibt. Er bittet Franz um seinen Segen; der Mord, den er im Sinne hegt, ist das Ergebniß eines unerschütterlichen Entschlusses. Umsonst sucht der heilige Greis in seine Pläne einzudringen oder ihn in einem Vorhaben zurückzuhalten, das er nicht deutlich eingestehet.

Der zweite Akt fängt mit zwei episodischen Scenen an; es ist nicht Liebe, sondern eine kindische Galanterie, welche den Dauphin von Frankreich (später Karl VIII.) zu Marie hinzieht. Der Dichter benutzt diese Gelegenheit, um die Unwissenheit und Erniedrigung zu schildern, in welcher Ludwig seinen Sohn geflissentlich erhalten hat, damit er ihm nicht furchtbar werden möge. Diese Scene ist voll

Anmuth und Zartheit, aber das Publikum war auf das Erscheinen Ludwigs selbst begierig. Comines unterbricht die Unterredung der Liebenden. Er ist abgeschickt, um den Grafen von Rethel zu taufen, denn:

Mit einem Federzug auf dem Papier
Eroberte mein Herr mehr Herzogthümer,
Als mit dem Degen in der Faust.

Mit Erstaunen erkennt er Nemours, den er gerettet hat, und der nun kommt, um seinem Henker zu trotzen. Er stellt ihm seine unnütze Kühnheit vor. Nemours aber erinnert ihn an den Tod seines Vaters und die Bluttaufe, mit der ihn Ludwigs Grausamkeit getauft hat. Er geht und läßt Comines allein auf der Bühne. Der König tritt auf, jener Ludwig XI., der dem Feudalismus ins Herz stößt, während Richelieu seine Wurzel untergräbt und Ludwig XV. den letzten Saft austrocknet. Ludwig XI.! Ja, das ist er! Klein, das Auge hohl und funkelnd, der Rücken gekrümmt, die Miene voll Verachtung und Argwohn, das Aussehen eines behaften Spießbürgers.*) Der Graf von Dreux, der sich's erlaubt hat, die Unterthanen des Königs zu pfänden, wird hart angelassen; Ludwig XI. will der Einzige seyn, dem es erlaubt seyn soll, das Volk zu bedrücken. Coittier, der sich offenbar mit dem Grafen versteht, fällt dem König ins Wort und schilt ihn, daß ihm der Zorn übel anstehe. Darauf nähert sich Ludwig dem Schuldigen und befiehlt ihm mit besänftigtem Tone, herauszugeben, was er geraubt habe:

In dreien Tagen löst Ihr Euren Kopf
Um diesen Preis mir ein, sonst muß ich glauben,
Daß Ihr gering ihn achtet, und ich werd' ihn
Abschlagen lassen; aber ohne Zorn.

Dann erhebt er von seinen guten Bauern und Bürgern eine Summe für Olivier den Teufel, der gegenwärtig ist, und eine andere für Coittier, der sie murrend in Empfang nimmt. Er verspricht, mit ihnen zu Mittag zu essen und entläßt sie. — Gesandte der Helvetischen Kantons werden angemeldet. Ludwig will sie nicht empfangen; er begnügt sich, sie gut zu behandeln, und versucht, sie zu taufen. Olivier ist damit beauftragt. Comines berichtet ihm, der Graf von Rethel sey unbestechlich; Ludwig macht sich über seinen Vertrauten lustig, und trotz der Bitten desselben weigert er sich, den Grafen zu sehen. Nach einer kurzen Scene, in welcher der König die Liebe Marie's zum Grafen erräth, tritt dieser mit seinen Burgundern auf. Dem König vorgestellt, steigert er noch durch die Kühnheit seiner Worte den beleidigenden Fehdebrief, den Karl der Kühne Ludwig XI. durch ihn übersendet. Dieser hört ihn kalt an und läßt seinen jungen Sohn den Fehdehandschuh aufnehmen, eine Wendung, welche geschickt die Zukunft Karls VIII., des Eroberers von Neapel und einem großen Theil Italiens, andeutet und einen lebhaften Eindruck gemacht hat. Ludwig vergiebt die Beleidigungen, verspricht, die Beschwerden genau zu prüfen, und bleibt allein mit Comines und Tristan dem Henker. Er sagt ihnen:

Ich hasse nicht die Menschen, die der Zorn
Benommen; sie sind leichter zu durchschaun.

Ein Schrei Marie's, als sie den Grafen Rethel erblickt, hat Ludwig die Zärtlichkeit der jungen Leute errathen lassen; er erfährt von Comines, daß er sich nicht getäuscht hat, und hofft, daß die Geschicklichkeit Marie's ihm ein Geheimniß enthüllen werde, das er nur erst argwohnt. Allein mit Tristan, zeigt er seinem Gevatter das Mittel, sich dieses Grafen Rethel zu entledigen, dem er einen Bundesvertrag mitgiebt, und den Tristan bis an die Gränze begleiten soll — um ihm eine Ehre zu erweisen. Das Glöcklein erschallt mitten im Gespräch der beiden Mörder. Der Herr bekreuzt sich und betet; der Diener thut desgleichen, und der Mord des Grafen ist eine ausgemachte Sache.

Am Anfang des dritten Akts tanzen die Bauern auf Befehl Oliviers; sie singen zitternd ihr Glück. Ludwig beneidet den Bauern ihre Gesundheit und ist doch erfreut, weil eine Pächterin, die von Olivier dazu angewiesen ist, ihm wegen seines Wohlseyns ein Kompliment macht. Diese ganze komische Scene entfaltet den Charakter Ludwigs XI. vortrefflich. Er stößt den Dauphin, weil ihn die Bauern grüßen, hart zurück und bleibt allein mit Marie, der er in einer geschickten Wendung ihr Geheimniß entreißt und zugleich den Schwur, diese Unterredung geheim zu halten. Sie hält Wort; Nemours, der eben auftritt, erfährt nicht von ihr, daß sie mit dem König gesprochen habe. Bald darauf überreicht Ludwig in Gegenwart von Franz v. Paula dem vorgeblichen Grafen Rethel den Traktat, in dem er die von seinem Vasallen ihm vorgeschriebenen Friedensbedingungen annimmt. Der König und Nemours tauschen beleidigende Worte, indem sie den Traktat unterschreiben, als der Dauphin die vollkommene Niederlage und den Tod Karls des Kühnen anmeldet. Nun legt Ludwig die Maske ab, nennt Nemours bei seinem wahren Namen und läßt ihn in Ketten schlagen. Sein Alter belebt sich plötzlich, seine Thätigkeit erwacht; er schickt seine Hauptleute und Ritter nach allen Seiten aus:

„Greift zu! Denn nur, was man mit Händen hält,
Ist man gewiß, zu haben. Auf, ins Feld!
Wir theilen diese Beute, und um Ostern
Hat der ein Lehn, der eines haben will!
Der edle Herzog starb, wie er gelebt hat,
Als Held, ihr Herrn. Man sah uns selten einig;
Er wollte mir nicht wohl, und in Peronne
Ließ er drei jener Nächte mich verleben,
Die man nicht leicht vergißt. Doch jeder Haß
Erlischt auf einem Sarg. Er war mein Vetter.
Der Hof legt Trauer um den Herzog an.

Der vierte Akt führt uns in das Schlafzimmer Ludwigs XI. Er hat Coittier befohlen, ihm den jungen Nemours zuzuführen: Coittier, der an der Familie des Letzteren hängt, giebt seinem Schützling die Mittel, zu entfliehen. Nemours empfängt Schlüssel und Dolch, aber der Dolch ist's, dessen er sich bedienen will. Er verbirgt sich hinter den Bettvorhängen und erwartet dort die Ankunft des Monarchen, der, durch Leiden erschöpft, auf Olivier und Comines gestützt, eintritt. Er wärmt sich, er lobt ein warmes Feuer mit dem Enthusiasmus eines Greises, dann fragt er nach Nemours. Coittier gesteht, daß er ihn habe entwischen lassen. Ludwig überhäuft seinen Arzt mit Verwürfen und Drohungen; aber, den Stachel der Krankheit und des Todes fühlend, wird er milder:

Was willst du? Gold? Du hast's im Ueberfluß.
Ich gebe, wie ein Anderer verspricht.
Was that Nemours dir mehr, daß du ihn liebtest?

Coittier.

Er liebte mich. Welch einen Anspruch hast du
Auf meinen Dank?
Du giebst aus Furcht, ich nehm' aus Eigennutz.
Wenn ich, dein Leben zu verlängern, meines
Einsetze, geb' ich eine Hälfte hin,
Die andre Hälfte besser zu genießen.
Ich kaufe, du bezahlst.....

Ludwig.

Mein lieber Coittier, wohl, ich will dich lieben.
Ich liebe dich.

Coittier.

Ja, deinetwegen.

Ludwig.

Ohn' Eigennutz. Mein Leiden ist entsetzlich.....

Franz von Paula tritt ein, um die Beichte Ludwigs anzuhören, jene furchtbare Beichte, in der er Gott zu prellen versucht:

Ludwig (beichtend).

. . . . . Aus Angst vor seinem Sohne
Verging der alte König und erblaßte.

Franz.

Ein Sohn, der seines Vaters Tod beschleunigt!

Ludwig.

Der Sohn . . . ich war's.

Franz.

Du!

Ludwig.

Ja. Seine Ohnmacht
Verrieth das Reich an schnöde Günstlinge.
Frankreich ging unter, starb der König nicht.

Franz.

Beichte! Beschönige nicht, gottloser Sohn!

Ludwig.

Ich hatte einen Bruder.

Franz.

Nun?

Ludwig.

Er ward
Vergiftet.

Franz.

Wie? Auf dein Gebet?

Ludwig.

Die Leute
Argwöhnten's damals Alle.

Franz.

Großer Gott!

Ludwig.

Hätt' ich sie nur in meiner Macht, die also
Gesprochen haben!

Franz.

Ist es Wahrheit, König?

Ludwig.

Sein Geist nur, der den Grabesdeckel sprengt,
Kann ungestraft mich des Verbrechens zeihn.

Franz.

Wahr also!

Ludwig.

Der Verräther, er verdient' es! . . . . .

Nachdem der Heilige, der ihm die Absolution verweigert, sich entfernt hat, betet Ludwig; Nemours stürzt aus seinem Hinterhalt hervor und will ihn ermorden. Zuvor zeigt er ihm noch, den Dolch in der Hand, den letzten mit Blut bedeckten Brief seines Vaters. Ludwig ringt vergeblich mit ihm und ruft endlich aus: „Das ist der Tod!" Aber Nemours, eine andere Wendung nehmend, als Hamlet in einer ähnlichen Situation, antwortet ihm:

Es ist dein Leben! Und ich sollte dich
Davon befrei'n? Ich sah dich zu viel leiden.
So fahr' denn fort zu leben, nein, zu sterben.
Stirb immerfort, stirb lange, daß die Morde,
Die auf dir lasten, deine Qualen häufen,
Daß jeder Tag, gefügt zu deinem Leben,
Verbote sey der grausen Ewigkeit. . . . . .

Im fünften Akt liegt der König im Sterben. Man schmeichelt dem Dauphin; Comines zeichnet sich unter den Hofleuten aus, das neu aufgehende Gestirn zu begrüßen. Nemours und Coittier sitzen im Kerker. Der König hat den Gebrauch seiner Sinne verloren, kaum erkennt er seine Diener. Seine Schmerzen pressen ihm den Wunsch

*) Unsere Leser erinnern sich gewiß noch der vortrefflichen Darstellung Ludwigs XI. durch Herrn Deprient in dem nach Walter Scott's Quentin Durward bearbeiteten Drama: Ludwig XI. in Peronne.

aus, Coittier wiederzusehen. Dieser ist so unklug, den Sterbenden an die fürchterliche Scene des Mordversuchs zu erinnern. Ludwig rafft sich zusammen, um die Hinrichtung des jungen Mannes zu befehlen. Nachdem er dem Comines einige politische Grundsätze diktirt hat, fällt er wie leblos rücklings nieder. Coittier bleibt allein bei dem Leichnam:

So bin ich endlich frei!

Aber noch schlägt das Herz. Coittier kann auf einen Augenblick diesen eiskalten Körper wieder beleben, er läßt ihn als Leichnam liegen. Der Dauphin tritt ein, kniet vor dem Bette nieder, bedeckt des Vaters eiskalte Hand mit Küssen, dann setzt er sich, wie der Prinz Heinrich bei Shakespeare, die Krone des Vaters, die auf einem Tische liegt, zur Probe auf. Marie bittet den neuen König um Gnade für ihren Geliebten. Da erwacht Ludwig, der Königliche Leichnam richtet sich auf, er schlägt dem Sohn auf die Schulter, der vor Schreck niederfällt und dem Vater die Krone wieder erstatten will:

Ludwig.
Behalte sie!
Mein Vater ist durch meinen Sohn gerächt.

Aber seine letzte Stunde ist gekommen. Er verscheidet, indem er Nemours begnadigt, was Franz zum Heil seiner Seele von ihm verlangt. Doch Tristan hat bereits gethan, was seines Amtes ist; Nemours ist nicht mehr. —

Ob dieser Ludwig, wie ihn der Dichter darstellt, der Ludwig der Geschichte sey, ist eine Frage, die schwer zu beantworten ist, weil man über seinen Charakter so sehr verschiedene Meinungen hegt. Voltaire hat die tragischen Dichter seiner Zeit aufgefordert, ihre Stoffe aus der Französischen Geschichte zu nehmen. Aber die Geschichte Frankreichs ist noch nicht geschrieben. Sie liegt in den Chroniken, in den Memoiren begraben; sie ist noch nicht national geworden. Unparteiischer Scharfblick ist eine für Frankreich seltene Tugend, aber dieser Scharfblick macht große Geschichtschreiber.

Ueber keinen Französischen König sind so zahlreiche Dokumente vorhanden, als über Ludwig XI. Comines malt ihn uns intus et in cute: Johann von Troyes zeigt uns, was der Bürger über ihn geurtheilt hat, und die Königliche Bibliothek enthält einen Schatz von Aktenstücken über ihn. Und dieser Mann ist nicht bekannt! Der wahre Ludwig XI. ist daher weder der des Walter Scott, noch der des Duclos, Mézeray, Mercier oder Voltaire, sondern der seiner Zeitgenossen, des Comines, der Thatsachen. Und dieser Ludwig ist nicht schwer zu beurtheilen; freilich ist er komplizirt und seltsam, aber nach dem allgemeinen Gesetze dem Schicksal seines Charakters unterworfen. Vergleicht man seine Handlungen mit dem Bilde, das Comines von ihm entworfen hat, so wird man sehen, daß er weder ein Nero, noch ein tiefer Gesetzgeber, noch ein Weiser, noch ein gewöhnlicher Mensch ist, sondern ein Intriguant auf dem Throne. In wenigen Worten malt ihn Comines: „Er konnte den Frieden nicht ertragen; sobald er sich sicher glaubte, oder auch nur im Waffenstillstand, so ging er darauf aus, die Leute durch kleine Mittel, die ihm wenig einbrachten und ihn in große Gefahr versetzten, verdrießlich zu machen."

Die tief angelegten Pläne, die man Ludwig XI. so freigebig zuzuschreiben pflegt, sind daher Erdichtung der Historiker, namentlich des Duclos, der seiner Neigung für antithetische Wendungen und geistreiche Paradoxieen zu Gefallen die fleißigen Sammlungen des Abbé Legrand über die Regierungszeit Ludwigs XI. oberflächlich bearbeitet hat. Er endigt sein Buch mit den Worten: „Alles abgewogen, war er ein König," und diese Phrase, die damals vor dem Ausbruche der Französischen Revolution Glück machte, hat noch heute Gesetzeskraft in Frankreich. So ist der gute Ruf Ludwigs XI. entstanden. Eigentlich aber datirt der heimliche Krieg des Königthums gegen die Aristokratie schon von Hugo Capet; Ludwig XI. fand nur den rechten Zeitpunkt, aber indem er in seinem Kampf gegen den Feudalismus zu weit ging, bereitete er die Ligue vor und isolirte den Thron.

Die jahrelangen Studien des Dichters ließen uns ein treues Bild des geschichtlichen Ludwig erwarten, und er hat uns auch ein solches gegeben. Doch genügte es nicht, uns den Todeskampf seines Helden darzustellen, um diesen Charakter in seiner ganzen Lebendigkeit zu entfalten; der sterbende Ludwig XI. ist nicht mehr er selbst. Anstatt jener ironischen Popularität, jener glänzenden und gefahrvollen Thätigkeit, ist es der Argwohn, der sich des ganzen Menschen bemächtigt hat, die Gewissenspein, die in einem Leichnam lebt. Freilich sind diese Todesschrecken eines Tyrannen etwas sehr Malerisches und Dramatisches, aber sie stellen uns nicht den ganzen Ludwig dar. Dieser enge Rahmen, in den der Dichter ein Gemälde hineinzwängt, das er bis in das kleinste Detail auszumalen beabsichtigt, giebt dem Werke etwas Enges und Peinliches, das seine poetische und dramatische Wirksamkeit bedeutend schmälert. Es sieht fast aus wie das anatomische Präparat eines geschichtlichen Leichnams. Der Stil ist wie immer bei Delavigne vortrefflich ausgearbeitet und hat diesmal noch den Vorzug, daß er weniger als sonst umschreibt, sondern unumwunden sich ausspricht. Doch fehlt es auch nicht an Tiraden, die wie die Couplets des Vaudeville auf Theaterwirkung berechnet sind.

(J. d. D.)

Bibliographie.

Explication raisonnée de l'apocalypse. (Kritische Erklärung der Apokalypse, nach den ihrer Abfassung zu Grunde liegenden Prinzipien.) Von dem Geistlichen Eb. Basset. Erster Theil.

Institutes. (Institutionen des Kaisers Justinian.) Uebersetzt von Du Caurroy. Vierte Auflage. Pr. 7½ Fr.

Flore de Sénégambie. (Flora von Senegambien.) Nach den von Leprieur und Perrotet gesammelten Pflanzen, beschrieben von Guillemin, Perrotet und Richard. 5te Lfg. 5 Bogen und 10 Platten. Pr. 12 Fr.

La famille d'un député. (Die Familie eines Deputirten.) Von Mad. Bastide. 5 Bde. Pr. 15 Fr.

Jeanne Vaubernier. — Der Hof Ludwigs XV., Lustspiel in 3 Akten von Rougemont, Lafitte und Lagrange. Pr. 2½ Fr.

Paul premier. (Paul der Erste.) Historisches Drama in 3 Akten von Ed. D'Anglemont und Theod. Murat. Pr. 1½ Fr.

England.

Gegenwärtiger Zustand des Theaters in England.

Unter den vielen Seltsamkeiten der Engländer befindet sich eine, die ich mir nie habe erklären können: ihre Inkonsequenz in Bezug auf Theater-Angelegenheiten. Ich bin niemals mit zweien oder dreien meiner Landsleute zusammengetroffen, ohne daß nicht die Unterhaltung auf das Theater gefallen wäre. Kein Gegenstand wird allgemeiner und ausführlicher erörtert, als der Verfall des Dramas, oder die Engagements, die Vorzüge und die Abenteuer der Schauspieler. Weder der Lordkanzler noch der Erzbischof von Canterbury ist jemals dem Publikum so genau von Namen und Person bekannt, als der erste Schauspieler des Tages; und die theatralischen Schönen und Heldinnen werden entweder durch Heirath zur Pairie erhoben oder von dem Todtengräber in die Westminster-Abtei versenkt — wie ein Französischer Dichter sagt: „Molière wurde in Frankreich ein ehrliches Begräbniß versagt, während

Garrick repose à côté de ses rois!" —

Und doch ist trotz all' dieses Aufhebens, trotz all' dieses närrischen Enthusiasmus kein Zweig der Kunst in England so gröblich vernachlässigt, als das Drama.

Die Mode, das Theater zu besuchen, ist in London gänzlich abgekommen. Theils durch die Zunahme der Privat-Vergnügungen und theils durch die unter der Regierung Georg's IV. allmälig immer später angesetzte Theaterzeit sind die höheren Klassen fast gänzlich vom Schauspiel abgezogen oder verscheucht worden, wodurch natürlich eine Reaction eingetreten ist, die schlechte Stücke und mittelmäßige Schauspieler herbeigeführt hat. Selbst ein guter Schauspieler, wenn er beständig von einem ungebildeten und rohen Publikum beurtheilt wird, muß bald ausarten und herabsinken, und das, was ich auf der Londoner Bühne gesehen habe, hat mich überzeugt, daß es zur Gewohnheit geworden ist, entweder der Gallerie zu schmeicheln, oder seine Rolle mit kalter zahmer Mittelmäßigkeit abzuspielen. Ohne die geringste Aufmunterung Seitens des Hofes und ohne eine wesentliche Unterstützung von Seiten der Beschützer literarischen Verdienstes verlangt man von den unbeachteten und vernachlässigten Künstlern dieselben Anstrengungen und dasselbe aufmerksame Studium, die in anderen Ländern durch die schmeichelhafteste geistreichste Aufmerksamkeit und bei eintretendem Alter durch Pensionen belohnt werden. Wenn auch der Englische Schauspieler von dem Theater-Unternehmer erträglich gut bezahlt ist, so erduldet er doch die Kränkung, von der Gallerie tyrannisirt und gemißhandelt und von den höheren Klassen gänzlich übersehen zu werden. Wenige Personen von Rang und Vermögen haben abonnirte Logen in den National-Theatern; und diese wenigen stehen auch fast alle Abend zum Verkauf. Selten sieht man eine vornehme Familie in dem ersten Range von Drurylane oder Coventgarden; während es dem Französischen Schauspiel niemals an einem sogenannten eleganten Publikum fehlt. Auch die Oper füllt sich immer mehr, während mich in den beiden patentirten Theatern eine Reihe fürchterlich leerer Logen und eine fade, mangelhafte und unlustige Vorstellung begrüßt, wenn ich einmal kühn genug bin, meinen Beobachtungsposten dort einzunehmen. In Gesellschaft sucht man sich auf eben so mannigfaltige Weise zu entschuldigen, daß man den seltsamen Einfall gehabt hat, das neue Trauerspiel zu sehen, wie man in Paris das Gegentheil zu beschönigen suchen würde.

Seitdem die Kemble-Manie und die Byron-Manie abgekommen, ist es Mode geworden, eine Gleichgültigkeit gegen die Poesie und gegen das höhere Drama zu affektiren, und der Stutzer hält es für seine Pflicht, jeden Enthusiasmus in dieser Beziehung lächerlich zu machen. Aber alle Abgeschmacktheiten dieser Herabwürdigung von Kunst- und Nationalitäts-Sinn werden noch durch die Trivialitäten unserer Zeitungs-Theater-Artikel übertroffen. Die Zeitungen legen einen so großen Werth auf Alles, was auf die Schauspiel-Kunst Bezug hat, daß sie uns täglich von den Lebens-Verhältnissen selbst der Schauspieler dritten Ranges unterhalten; so lesen wir z. B. mit großer Ausführlichkeit, daß Herr Smith von Sadler's Wells von Herrn Ducrow engagirt worden, oder daß Miß Brown, die zum Ballet des Surrey-Theaters gehört, sich den Knöchel verrenkt hat, u. dgl. m. Während zwei Drittel einer Zeitung mit Details über die Reform-Bill oder mit der Debatte über eine constitutionelle Frage angefüllt und die auswärtigen Nachrichten mit der eines Telegraphen würdigen Kürze abgefaßt werden, widmet man ganze Kolumnen einem neuen Melodrama im Koburg-Theater oder einer trockenen Kritik über die neunhundertste Vorstellung des Hamlet; welche mit dem „unsterblichen Sänger" beginnt und mit den „Jacken der Todtengräber" endet.

(The opera. [Die Oper] ein neuer Roman in 3 Bden.)

Bibliographie.

Miscellaneous discourses. (Reden verschiedener Art.) Von dem Geistlichen George Crawfurd. Pr. 4 Sh.

Heaven's glory — Hell's terror. (Des Himmels Ruhm — der Hölle Schrecken.) Zwei Abhandlungen. Von Christopher Love. Pr. 3½ Sh.

Questions on ancient geography. (Fragen über die Geographie der Alten.) Pr. 1½ Sh.

A letter to a friend. (Schreiben an einen Freund.) Vergleichende Bemerkungen über die Vorzüge von Kanälen und Eisenbahnen. Veranlaßt durch die Berichte des Comité für die Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool.

Observation on tithes and tithe-laws. (Bemerkungen über Zehnten und Zehnten-Gesetze.) Von Sir George Wood. Pr. 1 Sh.

The miracles of the Irving school. (Die Wunder der Irving'schen Schule, dargestellt als unwürdig einer ernsten Untersuchung.) Von dem Geistlichen Dav. Thom. Pr. 1 Sh.

An essay on duelling. (Versuch über den Zweikampf, so wie über die absolute Nothwendigkeit und die besten Mittel, diesem Gebrauch ein Ende zu machen.) Von dem Geistlichen Edw. Mangin. Pr. 2 Sh.

Schweden.

Heirathsbewerbung in Lappland.

Aus dem Journal af Petrus Lästadius, för första året af hans tjenstgöring såsom Missionaire i Lappmarken. (Tagebuch des Petrus Lästadius während des ersten Jahres seines Aufenthaltes als Missionair in Lappland.) Stockholm. 1831*).

Eine Lappländische Heirathsbewerbung geht ungefähr auf folgende Weise zu. Die Eltern, Verwandten und Freunde des Heirathslustigen versammeln sich in Masse und versehen sich reichlich mit Branntwein, womit sie des Mädchens Eltern und Anverwandte traktiren, indem sie bei dieser Gelegenheit ihr Gesuch anbringen. Der Freier selbst und die künftige Braut sprechen hierbei kein Wort. Es hat beinahe das Ansehen, als wenn Beide die Sache gar nichts anginge, und als wäre ihnen die ganze Verhandlung so gleichgültig, wie nur irgend etwas in der Welt. Ausnahmen mögen indessen allerdings stattfinden. Auch ist es der Natur der Sache gemäß, daß die beiden einander bestimmten Leute bei solcher Gelegenheit kein Zeichen von gegenseitiger Liebe geben, sollten sie auch dergleichen empfinden; denn die Liebe ist natürlich scheu, wo eine so große Anzahl von Augen und Ohren zugegen sind. Die größte Oeffentlichkeit herrscht bei dieser Gelegenheit. Außer einer großen Menge von Freunden und Bekannten von beiden Seiten, Tanten und Cousinen bis ins dritte und vierte Glied, welche dem Freiwerber angehören, versammeln sich zugleich eine Masse von anderen Menschen, die die Neugier allein herbeizieht, um zu sehen, wie die Sache ablaufen wird.

Auf des Freiers Seite ist der Haupt-Wortführer der Sognenäive (Freiwerbers-Hauptmann), dieser wendet sich mit seiner Branntweinflasche und seiner Rede an die hauptsächlichsten Personen auf Seiten der Braut, nämlich an ihren Vater und ihre Mutter. Die übrigen Freiwerber wenden sich, wie der Zufall es will, an die anderen entfernteren Verwandten der Braut, doch immer so, daß Jeder, so wie es sich nur thun läßt, auch den Vater und die Mutter mit traktirt — es versteht sich übrigens von selbst, daß die Braut dabei auch nicht vergessen werden darf und jedesmal ihren Theil davon bekömmt.

Nachdem man sich nun gehörig genährt und genähret hat, so daß es in den Köpfen heller zu werden anfängt, und über die eigentliche Angelegenheit theils in Prosa, theils singend ausführlich diskutirt worden ist, so geschieht es oft, daß die Eltern der Braut die für sie gesandten Geschenke (Lappisch: Kileb) zu sehen wünschen. Werden diese mit Wohlgefallen angenommen, so ist der Handel abgeschlossen, und man geht dann entweder gleich oder am folgenden Tage zum Prediger, um sich aufbieten zu lassen.

Gewöhnlich kommen an Markttagen oder bei anderen großen Festlichkeiten die meisten Heirathen zu Stande, aber ganz ohne Branntwein läßt sich dies niemals bewirken. Es giebt einen Volks-Ausdruck der Lappländer, welcher heißt: fria med brännvin (heirathen mit Branntwein), welches im Schwedischen ungefähr so viel bedeutet, als: fria formeligen (förmlich heirathen), eine Liebeserklärung in voller Form machen; denn ohne Branntwein scheint die Sache nicht ernstlich gemeint zu seyn. Unterdessen geschieht es oft, daß dies Mittel nicht immer hinreichend ist und der Freier seinen Branntwein ins Faß der Danaiden gießt. Gewöhnlich ist kein guter Erfolg zu erwarten, wenn der Freier arm, sein auserwähltes Mädchen aber reich ist. Obgleich es wahr ist, daß der Reichthum überall wohl einen mächtigen Einfluß hauptsächlich in dieser Angelegenheit, welche eigentlich allein nur Herzenssache seyn sollte, ausübt, so macht sich doch gewiß dieser Einfluß nirgends geltender, als eben hier in diesem Lande. Bei den Lappen ist der Reichthum stets dasjenige, was dem Einen vor dem Anderen den Vorzug giebt; denn die Kleidung thut es nicht, da die Pelze, die sie tragen, sich alle gleich sind. Rang und Talent, welche bei allen civilisirten Nationen eine größere oder mindere Opposition gegen des Reichthums Alleinherrschaft bilden, sind hier ganz unbekannte Dinge.

Bei so bewandten Umständen wagt es selten des Aermeren Sohn, nach des Reicheren Tochter zu sehen, und des Reicheren Sohn schaut nicht nach des Aermeren Tochter herab — es würde ungefähr dasselbe seyn, als wenn in anderen Ländern ein Herr sich mit seiner Magd oder ein Fräulein mit einem Bedienten verheirathen wollte. Oft geschieht es auch bei solchen Brautbewerbungen, daß beide Hauptpersonen, nämlich der Freier und die Braut, nicht einmal bei der Bewerbung gegenwärtig sind, ja nicht einmal eine Ahnung von dem haben, was ihnen bevorsteht, bis die von dem Kirchdorfe Heimkehrenden ihnen erzählen, daß ein christlicher ächter Verband zwischen ihnen so eben von der Kanzel abgelesen worden sey.

*) Ein Werk, das in Schweden mit sehr großem und verdientem Beifall aufgenommen worden.

Bibliographie.

Tankar om Guds Ord. (Gedanken über Gottes Wort.) Stockholm. Pr. 36 Sk.

Uppgift öfwer Wexel-Bankens Ställning. (Bericht über den Zustand der Wechselbank am 31sten Dezember 1831.) Stockholm.

Cholera-Morbus. Eine Lehrschrift. Stockholm.

Mannigfaltiges.

— Aufforderung aus England an einen Deutschen Künstler. Wenn unsere schwache Stimme Hrn. Retzsch in Deutschland erreichen sollte, so möchten wir ihn auf das Dringendste beschwören, mit seinen berühmten bildlichen Darstellungen Shakespeare's fortzufahren. Er kann sich gewiß nicht über einen Mangel an Aufmunterung beklagen, da, so viel wir wissen, mehr als 500 Abzüge seines Hamlet durch ein einziges Londoner Haus verkauft worden sind.
(Foreign quarterly Review.)

— U. A. w. g. Das Journal des Debats, welches den König der Franzosen und die Französischen Kammern zur Unterstützung der Hinterbliebenen Champollions des Jüngeren und zur Herausgabe seiner Werke auffordert, erzählt, Champollion habe nach dem ersten Krankheitsanfalle, mit Bezugnahme auf seine Aegyptische Grammatik, gesagt: „Was auch kommen mag, ich werde wenigstens meine Visiten-Karte bei der Nachwelt hinterlassen."

— Was man denkt, und was man spricht. Es gibt dreierlei Arten, seine Gedanken auf eine schlaue Weise zu verbergen. Die erste besteht darin, so zu thun, als habe man gar nichts im Sinne; die zweite, etwas vorgeben, woran man nicht denkt, um das, worauf eigentlich die Gedanken gerichtet sind, desto besser zu verheimlichen; die dritte endlich, das, woran man denkt, ganz offen, jedoch gleichsam scherzweise herauszusagen, so daß es darum eben nicht geglaubt wird. Es passirt mir oft wider meinen Willen, daß ich meine Freunde in eine dieser drei Kategorieen zu bringen suche, und ich muß gestehen, daß ich noch am seltensten in dem Falle war, die erste der obigen drei Kategorieen dabei anwenden zu können.
(Le Lorgnon, Novelle von Frau von Girardin. [Delphine Gay])

— Roscoe's äußere Verhältnisse. Der berühmte Geschichtsschreiber Leo's X. und Lorenzo's von Medici war zu gleicher Zeit Associé eines bedeutenden Handlungshauses in Liverpool, das jedoch durch unglückliche Umstände, namentlich durch mehrere andere Fallissements, gezwungen wurde, seine Zahlungen einzustellen. Die Gläubiger hatten indessen solches Vertrauen zu Roscoe's Redlichkeit, daß sie seinem Hause eine Frist zugestanden, sich von seinen Bedrängnissen frei zu machen. Als Roscoe nach dieser Vereinbarung zum ersten Male wieder auf der Börse erschien, wurde er von der Versammlung mit lauten Acclamationen begrüßt. Inzwischen waren die Schwierigkeiten, mit denen sein Haus zu kämpfen hatte, so groß, daß es ihm, aller Bemühungen ungeachtet, unmöglich wurde, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Roscoe that Alles, was nur von einem ehrlichen Manne erwartet werden konnte; er gab sein ganzes Vermögen hin, um die Gläubiger seines Hauses, so gut es anging, zufrieden zu stellen. Seine sehr ansehnliche Bibliothek, die meistens aus seltenen Italiänischen Büchern bestand, war das größte Opfer, das er brachte. Die Bücher wurden in Liverpool für 5150 Pfd., die Kupferstiche für 1880 Pfd. und die Zeichnungen für 738 Pfd. verkauft. Ein Bildniß Leo's X. wurde von Herrn Coke aus Holkham mit 500 Pfd. bezahlt.
(The annual obituary)

— Zeitungs-Curiosa. Macht erst einmal eine gelesene Zeitung irgend eine triviale, wenn nur etwas auffallende, Bemerkung, so kann man auch sicher seyn, daß diese bald die Reise durch halb Europa und endlich auch durch Nord-Amerika zurückgelegt haben wird. Ein Englisches Blatt machte zuerst die demnächst von vielen Französischen und Deutschen Blättern bewunderte Entdeckung, daß der diesjährige Februar, seiner Kürze ungeachtet, doch fünf Mittwoche zähle, ein Fall, der — o Wunder über Wunder! — erst in vielen Jahren wieder eintreten werde! Der gelehrte Chronolog, der diese Entdeckung gemacht, hat wahrscheinlich vergessen, daß in jedem Schaltjahre der Monat Februar einen der 7 Wochentage fünf Mal enthält: im Jahr 1832 war es der Mittwoch, und im Jahr 1836 wird es der Montag seyn. Sicherlich aber werden wir in 4 Jahren sowohl in Englischen, als in Französischen und Deutschen Blättern die wichtige Nachricht finden: „Man hat die Bemerkung gemacht, daß der diesjährige Februar, ungeachtet seiner Kürze, doch fünf Montage enthält, ein Fall, der erst in vielen Jahren wieder eintreten kann."
(Atlas)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 26. März 1832.

Italien.

Opere di Gio. Winckelmann, prima edizione italiana completa. (Winckelmann's Werke. Erste vollständige Italiänische Ausgabe.) In 12 starken Bänden, von denen Bd. I., II., IV., V., VI. und VIII. bereits erschienen sind. Mit 200 Kupfertafeln. Pr. 300 Lir.*) Prato, Gebrüder Giachetti.

„Ich werde Italien sehen," sagte Johann Winckelmann in seinem Enthusiasmus für die göttliche Kunst, und unzählige Male wiederholte er: „ich werde Italien sehen, und mein Herz wird schwelgen und befriedigt seyn!" Es war dies der beständige heiße Wunsch seiner jugendlichen Seele von dem Augenblicke an, da er die Eindrücke des Schönen und Erhabenen in sich aufzunehmen begann. Die Sehnsucht, Auge und Geist an den ehrwürdigen Ueberbleibseln der antiken Kunst zu ergötzen, war in seinem Gemüthe stets vorherrschend, und der Plan einer Reise nach Italien war für ihn, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art von fixer Idee geworden, die er selbst in den bedrängtesten, kümmerlichsten Verhältnissen nicht aufgab. Viele unglückliche Ereignisse traten jedoch lange Zeit der Erfüllung dieses Wunsches in den Weg; erst im Jahr 1755, als er bereits das 38ste Jahr seines Alters erreicht hatte; war es ihm vergönnt, den Fuß auf klassischen Boden zu setzen. Und in diesem Momente begann erst, wie er selbst immer zu sagen pflegte, sein geistiges und moralisches Leben.

Winckelmann befindet sich nun in Rom, umgeben von den Denkmälern oder vielmehr von den Wundern der antiken und modernen Kunst. Ein unermeßliches Feld ist nun seinen Studien, seinem Nachdenken eröffnet; seine Theorieen über das Schöne, das Anmuthige und das Erhabene bilden, entwickeln und vervollkommnen sich; an diesen wunderbaren Bildungen des menschlichen Geistes befruchtet und erkältet sich seine Phantasie. Lebhaft empfindet er das Bedürfniß, seinen Gedanken eine feste konkrete Gestalt zu geben — Winckelmann schreibt. Aber darum unterläßt er doch nicht, die gebildetsten Gesellschaften der antiken Weltstadt aufzusuchen. Mit Künstlern und Gelehrten unterhält er sich oft, und bald gewinnt er die Ueberzeugung, daß die Italiäner nicht bloß die Bewahrer und Aufseher der reichen Schätze des Alterthums, sondern auch deren richtige und aufgeklärte Beurtheiler und, was noch mehr ist, nicht unwürdige Nachfolger und Nebenbuhler der alten Meister in der Kunst sind.

„Alles ist nichts," schrieb Winckelmann seinen Freunden nach Hause, „Alles nichts im Vergleiche mit Rom. Ich glaubte, bevor ich nach dieser Stadt kam, meine Studien schon beendigt zu haben, doch ich sehe nun ein, daß ich gar nichts wußte. Rom ist, meiner Meinung nach, die Schule der ganzen Welt, und auch ich habe mich in dieser Stadt, einer Art von Lehrburschenzeit unterwerfen müssen. Mitten unter diesen kunstverständigen Männern komme ich mir so aller Kenntnisse ledig vor, wie damals, da ich von meinem Schullehrer-Amt in Seehausen auf die Bibliothek des Grafen von Bünau kam." — In Italien legte er den Grund zu seinen größeren Werken, hier arbeitete er sie aus, und hier wurden sie auch zur Vollendung gebracht. Mitten unter so zahlreichen Denkmälern, die den verschiedensten Zeiten angehören und eine eben so große Mannigfaltigkeit an Aufgaben als an Behandlungsarten der Kunst darstellen, entstand in Winckelmann der Plan zu einem weit umfassenden Werke von tiefer Einsicht und klassischer Gelehrsamkeit, einem Werke, das durchaus neu und wahrhaft einzig in seiner Art zu nennen ist. Ihr werdet Euch, meine Leser, wohl schon selbst gesagt haben, daß ich nichts Anderes als seine Geschichte der Kunst bei den alten Völkern meine. In dieser Geschichte wußte Winckelmann Gelehrsamkeit mit Philosophie und Geschmack in wunderbarer Harmonie zu vereinigen, und man kann sie mit Recht die Grammatik des Alterthums, dargestellt in seinen Beziehungen zur Kunst und zur Geschichte des häuslichen Lebens, nennen. Von solcher Wichtigkeit ist die darin entwickelte philosophische Ansicht, daß erst durch dieses Werk die Kunst-Kritik, die Aesthetik und die Archäologie zur Würde wahrhafter Wissenschaften erhoben wurden, und zwar der Art, daß ich wohl die Behauptung wagen darf, diese Geschichte sey es, die hauptsächlich dazu beigetragen, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts der menschliche Geist so reißende Fortschritte gemacht hat.

Das erste Werk, das Winckelmann in Italien herausgab, ist die Beschreibung der dem Stoschischen Museum gehörenden geschnittenen Steine, die ursprünglich in Französischer Sprache abgefaßt war und in Florenz erschien, wo der Verfasser neun Monate lang sich aufhielt. Dieses treffliche Werk, voller Gelehrsamkeit und Geist, das sich die Lobsprüche eines Barthelemy und eines Caylus erwarb, ist freilich noch etwas ganz Anderes als ein trockenes langweiliges Verzeichniß jener reichen Sammlung, wie dies der Unkundige leicht aus dem Titel schließen könnte. Besitzer dieses Museums war damals der Baron Philipp v. Stosch, welchem unser Winckelmann durch den Kardinal Alessandro Albani, einen großen Förderer seines literarischen Glückes, auf das Wärmste empfohlen worden war. Letzterer, ein eifriger und kenntnißreicher Liebhaber der Kunst und des Alterthums, ein freigebiger Beschützer von Künstlern und Gelehrten, zeigte sich ihm, so lange er lebte, als edler Mäcen und, was noch mehr so wie für beide gleich ehrenvoll ist, als ein aufrichtiger herzlicher Freund. Der erlauchte Fürst verschmähte es nicht, sich als Gefährten und Mitarbeiter des Sohnes eines gemeinen Schusters in Stendal zu betrachten. In der ihm gewidmeten Zueignung seines Werkes von den antiken Denkmälern bekennt Winckelmann, daß auch der Kardinal Theil an demselben habe, und daß es als eine gemeinschaftliche Arbeit zu betrachten sey.

Dieses ungemein gelehrte Werk, das er im Jahr 1767 in Rom, wo er damals Direktor der Alterthümer war, herauszugeben begann, erlitt leider durch seinen gewaltsamen Tod eine Unterbrechung. Während er daran arbeitete, mußte er öfter auf Veranlassung seines Beschützers, des Kardinals, einzelne Abschnitte daraus in der auserlesenen Gesellschaft vortragen, die sich in Castell Gandolfo versammelte, wo einige Mal auch der Papst Clemens XIV. erschien, dem er unter Anderem die glänzende Beschreibung von Agamemnons Tod, dargestellt auf einem Sarkophage des Palastes Barberini, vorlas. Wunderbar scheint es in der That, daß unser Winckelmann, der sich in Rom in so naher Beziehung zu den höchsten Personen befand, der von so vielen Protectionen und öffentlichen Beweisen der Achtung geehrt war, mitten unter den mannigfaltigsten Ceremonien und Etiquetten, die er zu beobachten hatte, doch nicht bloß Herr seiner Zeit zu bleiben und immer ein regelmäßiges methodisches Leben zu führen verstand, sondern, was noch viel mehr ist, die Einfachheit seiner nationalen Sitten, die Geradheit seines Charakters, die Unabhängigkeit seines Geistes und die ganze Reinheit seiner Tugend zu bewahren wußte. Zu einer Zeit, wo er selbst noch nicht wußte, welches die Art und Weise seyn würde, in der er den Bedürfnissen seines damals nicht mehr entfernten Alters würde abhelfen können, verschmähte er doch eine fette Pfründe, ein Kanonikat, das ihm unter der einzigen Bedingung, die geistliche Tonsur zu nehmen, angeboten wurde. Mit Wärme betheuerte er, daß er eben so frei, wie er geboren worden sey, auch sterben wolle.

Es traf sich indessen, daß er, in Folge eines mit dem Kardinale eingetretenen an sich freilich unerheblichen Mißverständnisses, an welchem des Kardinals Schwester, der vielleicht die Orthodoxie Winckelmanns nicht ganz genügend erschien, Schuld war, nach seinem Vaterlande zurückzukehren den Entschluß faßte. Unversehens nahm er von seinem erlauchten Beschützer und von seinen übrigen Freunden Abschied und trat in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi die Reise nach Deutschland an. Winckelmanns Empfindungen hatten jedoch, seitdem er sein Vaterland verlassen, eine ganz andere Richtung genommen; der majestätische imposante Anblick der Bergstürze in Tyrol hatte das Anziehende, das er für ihn bei der Hinreise nach Italien gehabt, wo er in entzückende Extase dadurch versetzt worden war, ganz und gar verloren; das Land erschien ihm so kalt, die Luft so rauh, der Himmel so traurig, und die Wohnungen der Menschen, die ein anderes Klima auch anders als in Italien konstruiren lehrte, kamen ihm unförmlich und von barbarischer Architektur vor; besonders konnte er sich mit den pyramidenartigen spitzzulaufenden Häusern nicht mehr befreunden. Er wurde immer unruhiger, je weiter er sich vom Italiänischen Boden entfernte; es fehlte ihm etwas, doch konnte er es sich Anfangs selbst nicht erklären, bis er endlich seinem Reisegefährten zurief: „Kehren wir nach Rom zurück!" Und ungeduldig wiederholte er dann in jedem Augenblicke: „Zurück nach Rom, nach Rom!"

Nur mit Mühe war Cavaceppi im Stande, die Ungeduld seines Freundes zu mäßigen und ihn bis nach Regensburg zu bringen;

*) Eine Ausgabe in groß Fol. und mit größerer Schrift gedruckt in drei Banden kostet 600 Lir.

hier betheuerte dieser jedoch auf das Feierlichste, daß er ohne Rom nicht leben und daß er nirgends als in Rom, in seinem Rom, Ruhe finden könne; inständigst bitte er daher seinen Freund, ihm das gegebene Wort, mit ihm die Reise durch ganz Deutschland zu machen, zu erlassen. Vergebens waren Cavaceppi's Vorstellungen und Zureden; das Höchste, was er von Winckelmann erlangen konnte, war der Entschluß, ihm zu Gefallen bis nach Wien mitzureisen.

Hier machte ihm der Fürst Kaunitz die allerfreundlichsten und großmüthigsten Anerbietungen und ließ ihm die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit zu Theil werden. Vom Baron v. Sperges wurde er bei dieser Gelegenheit der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die ihm — o unglückseliges Geschenk! — eine Sammlung goldener und silberner Medaillen verehrte.*) Die ersten Männer der Hauptstadt bestürmten ihn mit Bitten, sich in Wien niederzulassen; er schrieb jedoch an Albani: „Ich versichere Ew. Eminenz, daß alles Gold in der Welt mich nicht bewegen kann, Rom aufzugeben." So groß auch die Ehrenbezeugungen waren, die ihm in Wien zu Theil wurden, sie vermochten nicht den geringsten Einfluß auf die Seele unseres Winckelmann zu üben. Er erschien vielmehr ganz niedergedrückt, sein Gesicht wurde bleich, und in seiner Gestalt gab sich die tiefste Melancholie zu erkennen; stets war er von einer Art von Fieber befallen und Alles in ihm schien die Annäherung einer schweren Krankheit anzudeuten. Da riß er von Wien sich los — aber, was er zu seiner Rettung gethan zu haben glaubte, das wurde ihm zum Verderben; in Triest angekommen, fand er, ein beklagenswerthes Opfer seiner Arglosigkeit, wie Jedermann weiß, den schrecklichsten Tod.

Auf dem Passe, den man unter anderen Papieren bei ihm fand, las man: „Joanni Winckelmann, Praefecto antiquitatum in almam urbem redeunti." Um nach der hehren Stadt zurückzukehren, verließ er das kaum betretene Vaterland wieder und eilte dem Tod in die Arme. Alles dies vermochte die Liebe zum Boden Italiens und die Bewunderung der dort versammelten Meisterwerke der Kunst bei einem Manne, dessen in dem gesegneten Klima dieses Landes gediehene klassische Werke für die Erläuterung der Denkmäler antiker Kunst neue Bahnen eröffnet und die ganze Wichtigkeit der archäologischen Studien gezeigt haben, wenn diese in innigem Zusammenhange mit der politischen Geschichte, mit der Philosophie und mit dem Sprach-Studium betrieben werden. Seine Werke waren es, welche zuerst die Theorie der gegenseitigen Beziehungen des Wahren, des Schönen und des Guten aufstellten, in das Studium des Alterthums eine Methode, und zwar die einzig richtige, brachten, und in Italien die Liebe zur Archäologie immer mehr verbreiteten.

Die Gebrüder Giachetti in Prato, bereits durch mehrere großartige typographische Unternehmungen rühmlichst bekannt, kommen einem längst ausgesprochenen Wunsche nach, indem sie den Freunden der Kunst und ihrer Geschichte die vollständige Sammlung der Winckelmannischen Werke, alle in Italiänischer Sprache, darbieten. Nächstdem, daß dadurch der Kunst selbst, der Literatur und der Archäologie ein wichtiger Dienst geschieht, wird auch dem unsterblichen Gedächtnisse jenes großen Schriftstellers auf diese Weise ein Tribut gebracht, wie ihn Italien ihm längst schon schuldig war.

Die freundlichen Leser werden es dem Herrn Herausgebern gewiß gern vergeben, daß sie, von dem Wunsche beseelt, die Ausgabe so vollständig als möglich zu veranstalten, gegen das ausdrückliche Verbot Winckelmanns selbst — er sprach dasselbe wenige Augenblicke vor seinem tragischen Ende in den Instructionen aus, die er zur Veranstaltung einer neuen Auflage seiner Geschichte der Kunst ertheilte — dieselbe mit kritischen, historischen und philologischen Anmerkungen, die sie allen älteren und geschätzteren Ausgaben entlehnten, ausgestattet haben, und zwar so reichlich, daß man wohl zuweilen sagen kann, der Text bedürfe ihrer nicht, doch erscheinen sie zum größeren Theile sehr nützlich und wichtig. — Die beigefügten Kupfertafeln von Casieni entsprechen nicht überall dem Namen des Meisters, dessen Grabstichel schon so treffliche Leistungen hervorgebracht hat.

(Antologia di Firenze.)

Bibliographie.

Opere filosofiche. (Philosophische Werke von Dugald Steward und Reid.) Italiänische Uebersetzung mit Anmerkungen von N. Tommaseo. Lodi.

Apologia delle science e delle arti. (Apologie der Wissenschaften und Künste, und Lobpreisung der vornehmsten Entdeckungen.) Zwei Werke des Abbate Ferd. Orlandi. 2 Bde. Florenz.

Opere varie. (Mannigfaltige Werke.) Von Ennio Quirino Visconti. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Gio. Labus. Vierter und letzter Theil. Mailand.

L'antica morale filosofia. (Die Moral-Philosophie der Alten, und zwar die peripathetische nach Zanotti, die stoische und die pythagoräische nach mehreren Griechen dargestellt; nebst den Grundlinien der Philosophie des Jacopo Stellini.) Herausgegeben von Giandomenico Romagnosi. Mailand.

Storia della scultura. (Geschichte der Bildhauerkunst, von ihrem Wiederaufblühen in Italien bis zu Canovas Jahrhundert.) Von Leop. Cicognara. Zweite Auflage. 8 Bde. Nebst dem Leben Canovas von Missirini. Prato. Pr. 120 Lir.

Tre nuove tragedie. (Drei neue Trauerspiele.) Von Silvio Pellico. Turin.

*) Diese Medaillen waren es vornehmlich, die in Triest den Mörder Winckelmanns, Francesco Arcangeli, zum Meuchelmorde reizten.

Belgien.

Révolutions de Liége sous Louis de Bourbon. (Lüttichers Unruhen unter Ludwig von Bourbon.) Von Herrn von Gerlache, Präsidenten der Belgischen Repräsentanten-Kammer. Brüssel, 1831.

Wenn Herr Gachard, der Verfasser der Belgischen Analekten oder der Sammlung noch ungedruckter Dokumente in Bezug auf die Geschichte der Niederlande, uns geschichtliche Materialien liefert, so zeigt uns Herr von Gerlache, wie dieselben zu benutzen sind. Wir stellen diese beiden Schriftsteller um so lieber neben einander, als der Letztere eingesteht, daß er dem Ersteren nicht wenig verpflichtet ist. Er hat eine Episode des schönen Romans Quentin Durward in reine Wahrheit umgeschmolzen — eine Episode, in der sich Walter Scott nicht immer treu an eine genaue Schilderung der Sitten und historisch wahre Darstellung der Charaktere gehalten hat, da er zum Beispiel aus Lüttich eine Flamändische Stadt macht, die Flamändisch spricht und von Flamändern bewohnt ist; und von was für Flamändern! von offenbaren Karikaturen, die selbst als Theater-Figuren schon veraltet sind, und von fratzenhaften Mißgestalten, wie sie Tenniers' übertreibender Pinsel so gern ins Grelle malte. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, diese Irrthümer bemerklich zu machen, und wollen uns deshalb hier nicht weiter dabei aufhalten. Was den Anachronismus betrifft, den Walter Scott beging, indem er Ludwig von Bourbon während der Regierung Karl des Kühnen sterben ließ, so war dies eine dem Dichter erlaubte Freiheit; dies durfte aber für Herrn Buchon nicht gelten, der, merkwürdig genug, bei seiner Erläuterung der meisten Chronik von Georg Chastelein und Molinet am Schluß des Werkes von Herrn von Barante, der Chronologie Walter Scott's folgt, anstatt sich an die von Foulon, Bouillé, Chapeauville oder Dewez zu halten. Herr von Gerlache hat sein Gemälde, denn so kann man es in der That nennen, trefflich geordnet und ihm ein belebtes Kolorit gegeben. Der Uebersetzer des Sallust kann sich nur Glück wünschen zu diesem Dienst der Musen, dem er leider so selten sich widmet. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Stürme des öffentlichen Lebens ihn der Literatur raubten. (Rev. Encycl.)

Bibliographie.

Traditions nationales belges. (Belgische Volkssagen.) Von Hrn. von Reiffenberg. Brüssel.

Synodicon belgicum. (Ueber die Belgischen Synoden.) Von Abbé de Ram. Mecheln.

Mémoire généalogique sur la branche de la très-ancienne noble famille de van den Kerckhove. (Genealogische Denkschrift über die altadelige Familie van den Kerckhove, Kerckhoffs oder von Kirchhoff im Limburgischen.) Von Herrn von Becht. Brüssel.

La révolution vengée. (Die gerächte Revolution oder politische Betrachtungen über die Ursachen, die Begebenheiten und die Folgen der Belgischen Revolution.) Von einem patriotischen Katholiken aus Beaufort. Löwen.

Dänemark.

Literarische Gesellschaften in Island.

Auf Island wissenschaftliche Vereine! In diesem Lande der Stürme und des ewigen Schnees eine Literatur und literarische Gesellschaften! Und die Hauptstadt hat nicht einmal 200 Einwohner, keine andere Stadt aber auch nur die Hälfte dieser Zahl! Bis in so ferne Gegenden hat die Bildung auf kühnen Schwingen ihren Flug genommen! Und was hat die Natur für dieses Island gethan? Sie warf es in die unabsehbare Wüste des Eismeeres und behandelte dies fast verlassene Kind wie eine grausame Stiefmutter. Die Zeit ist nicht mehr, wo eine üppig wilde Vegetation diesen Boden bedeckte, und wo seine Ebenen und Wälder von den Gesängen der Skalden wiedertönten. Das Grün ist verwelkt, die Lieder sind verstummt, und erstarrt ist der abenteuerliche Geist der alten Isländer durch den eisigen Frost der Jahrhunderte. Siegbekränzt durchsuchten einst Isländische Krieger und Oberhäupter das Meer mit ihren Schiffen; einst lernte der Süden vom Norden die Künste der Poesie, der Schiffahrt und des Krieges; und jetzt — wer spricht jetzt noch von Island!

Es ist der Zweck dieses Aufsatzes, eine Art von statistischer Uebersicht der Literaturgeschichte dieser Insel zu geben und eine flüchtige Skizze von den Arbeiten ihrer Societäten bis auf unsere Zeit herab zu entwerfen. Diese Details, die in Bezug auf jedes andere Land vielleicht hin und wieder etwas trocken oder zu geistlos erscheinen möchten, werden gewiß durch die geographische Lage jenes ultima Thule von Europa ein ungewöhnliches Interesse gewinnen. Diese Eisinsel mit ihren Vulkanen, ihren glühenden Lavaströmen, ihren Erdbeben und ihrem Tod, der die Bevölkerung von Jahr zu Jahr immer mehr lichtet, verdient sie nicht schon an sich unsere größte Aufmerksamkeit? Vor nicht gar langer Zeit hatte sie zum wenigsten noch 100,000 Einwohner, und jetzt ist kaum die Hälfte davon übrig. Im Jahre 1783 brach ein Erdbeben aus, vielleicht eines der schrecklichsten, deren die Geschichte erwähnt; die Lava stürzte sich von den Gebirgen und riß in ihren verschlingenden Wogen Alles, was ihr in den Weg kam, mit sich fort. Pest und Hungersnoth folgten ihr nach und verzehrten 3366 Menschen, 28,000 Pferde und 202,000 Stück anderes Vieh.

Die Isländer sind theils Hirten, theils Fischer; das rauhe Klima gestattet keinen Ackerbau. Brod ist etwas so Seltenes, daß es nur von wenig Bauern mehr als drei oder vier Monate des Jahres über gegessen wird. Diese Bauern leben zerstreut und einzeln in jenen weiten Einöden, von einander entfernt und abgesondert, in Hütten oder Meierhöfen. Erst im Jahre 1787 vereinigte sich ein Theil der Bevölkerung zum Bau von Städten, wenn man die beiden Flecken, in denen einige Familien näher zusammen wohnen, so nennen will. Sie heißen Reykiavick und Osjord. Hier befinden sich Kaufleute, Künstler, ein paar Beamte der Dänischen Regierung, Gerichtspersonen und Geistliche, deren Einkünfte höchst armselig sind. Die Gehalte der Pfarrer betragen nicht über 25 Thaler. Vor der Reformation belief sich der Gehalt eines Bischofs auf 600 Thaler. Die Studien werden auf den Schulen von Skalholt und Holum betrieben, wo bis auf die neuste Zeit theologische, philosophische, geschichtliche, geographische und mathematische Wissenschaften gelehrt wurden. Manche begeben sich auch nach Kopenhagen, um dort ihre Erziehung zu vollenden; aber der größte Theil bleibt in Island und widmet sich den mühseligen Geschäften, die ein karger von Schnee und Reif bedeckter Boden erheischt. Doch die Literatur hat dieser Insel ihre Erheiterungen nicht versagt. Zwar giebt es nur wenig Eingeweihte, und auch diese sind hierhin und dorthin zerstreut; aber wie die ewig brennende Lampe an den Gräbern des Orients, haben sie die Flamme der Wissenschaft wach erhalten.

Die literarischen Gesellschaften Islands, die bereits im Mittelalter sich bildeten, bestanden anfangs nur aus Mitgliedern einer und derselben Familie und Religion. Viele Isländer leiteten ihren Ursprung in gerader Linie von den alten Edlen, von den Heiden oder Skalden ab; sie wachten eifrig darüber, die Ehre ihres Stammes zu bewahren, und ihre Verbindungen hatten zum Zweck, die Gesänge ihrer Vorfahren der Vergessenheit zu entreißen. Sie rühmten die Thaten der alten Söhne Skandinaviens und feuerten durch diese glorreichen Erzählungen die Jugend zur Nacheiferung an. Als die auf Holz, Metall, Knochen oder Stein eingegrabenen Runenschriften noch nicht im Gebrauch waren, ersetzte man dieselben durch mündliche Ueberlieferungen; und diese Vorträge bildeten sogar zuweilen ein beinahe ausschließliches Recht und gleichsam ein Monopol gewisser Familien. Auf diesem Wege haben sich die Edda's und die berühmtesten Saga's des Nordens auf uns vererbt.

Mit dem Jahre 1264 beginnt für Island ein Jahrhunderte langes Dunkel. Es ist, als ob der Gesellschaftsgeist unter den Familien mit einem Male erloschen wäre. Gleichzeitig scheinen sich die Elemente zur Verwüstung dieses unglücklichen Landes verschworen zu haben. Eine ununterbrochene Reihe der strengsten Winter, das gewaltsame Hereindringen des Treibeises vom Nordpol, der Ausbruch neuer Vulkane und die Pest, alle diese schrecklichen Geißeln verwüsteten wechselweise das verlassene Eiland. Erst im Jahre 1760 finden wir wieder einen gesellschaftlichen Verein. Er ward nach dem Muster derer gebildet, die in allen Theilen Europa's jetzt so verbreitet sind; aber seine Sitzungen waren geheim, und er nannte sich den „unsichtbaren". Nur von zweien seiner Mitglieder kennt man die Namen; es waren Hasdar Einarson, Rektor der Lateinischen Schule zu Holum, und Socren Pens, ein Dänischer Kaufmann, der auf seine Kosten das von der Gesellschaft herausgegebene Journal: „Konungs Skuggsia" (Königsspiegel) publizirte. Der Verfasser desselben muß irgend ein Amt bei Hofe bekleidet haben. Es ist in Form eines Dialoges zwischen einem Vater und seinen Söhnen abgefaßt. Im Jahre 1779 wurde die Isländische Gesellschaft für Literatur gegründet. Es verbanden sich zu diesem Zweck 12 Isländische Studirende unter Johann Erichsen's Vorsitz und machten die Statuten des Vereins bekannt. Ihre Absicht war, nützliche Kenntnisse und Aufklärungen, besonders in Bezug auf den Ackerbau, zu verbreiten, Künste und Manufakturen aufzumuntern und die Reinheit der Isländischen Sprache zu erhalten. Jedes Mitglied sollte ein Werk in dieser Sprache schreiben. Die finanziellen Hülfsmittel der Gesellschaft waren sehr gering, aber dennoch gab sie alle Jahre einen Band ihrer Arbeiten heraus. Folgendes ist ein Verzeichniß der von ihr publizirten Abhandlungen und Werke nebst den Namen ihrer Verfasser: Das Eisen und seine Zubereitung; der Wallfischfang; Wiederbelebung der Scheintodten und Erfrornen — von Johann Erichsen. Benennung der Isländischen Pflanzen, Fische und Vögel nach dem Linnäischen System; Vergleichung der Fahrzeuge und Fischereien von Mantrand in Schweden mit denen von Jütland, Island und Nord-Amerika; über die neuen Handelsgesetze auf Island — von Olaf Olavius. Islands Erwachen, ein Heldengedicht; Islands Munadarmal, ein National-Gesang — von Johann Johnsonius. Meteorologie — von Stephan Biörnsen. Das Isländische Vieh; über die Pferdezucht — von Olaf Stephensen. Das Isländische Moos; die Kunst des Pflanzens — von Skule Magnussen. Die Lesesucht der Isländischen Bauern; Geburts-, Confirmations-, Verheirathungs- und Sterbelisten von Holum — von Stephan Thorasensen. Island's Schwefelgruben und Schwefelhandel unter der Regierung Friedrich's II. (1536—1559); Island's Entvölkerung in Folge der Kälte, der vulkanischen Eruptionen und der Hungersnoth — von Hans Finsen. Die Kunst des Sensenwetzens; die Zubereitung des Bieres und Brodes — von Olaf Olassen. Gewinnung von Pottasche aus gewissen Meerpflanzen; die Kuhpocken; Uebersetzung des „Tempel des Ruhms" von Pope — von Johnson Gröndal. Die Isländischen Bettler — von Magnus Ketilson. Die Isländische Baukunst — von Gudsang Sweinsson. Benutzung der Seehundsfelle durch die Grönländer zu Böten und Kleidungsstücken; die Heuernte; Zubereitung des Stockfisches; die Armentaxe; die Epidemieen auf der Insel Island; Gründung von Apotheken auf Island; die einfachsten Hausmittel — von Johann Sweinson. Steinerne Häuser auf Island; die Kunst des Vergoldens; die Schmiedekunst; Nutzen der Milch auf Island; Uebersetzung der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Theokrit, des Anakreon und des Horaz; Uebersetzungen aus dem Dänischen; Uebersetzung der drei ersten Bücher des „verlorenen Paradieses" u. s. w. Alle diese Werke rühren von Isländern her.

Obgleich Erichsen nicht vermögend war, so übernahm er doch einen großen Theil der Ausgaben jener Gesellschaft, und sein im Jahre 1787 erfolgter Tod war für sie, so wie für ganz Island, ein unersetzlicher Verlust. Die Arbeiten waren zwar nicht systematisch unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, bildeten aber doch ein ziemlich vollständiges Ganze und eine wahrhafte Encyklopädie. Wären diese Abhandlungen selbst von einem leitenden und prüfenden Comité ausgegangen, so hätten sie dem Isländer, der aus seinem Lande den höchstmöglichen Gewinn ziehen will, kein nützlicheres Vademecum gewähren können. Sie entsprachen dem Ziel, das sich der Gründer der Gesellschaft gesteckt hatte; und da dieser Mann einen so mächtigen Einfluß auf die Civilisation seines Vaterlandes ausübte, so werden einige Mittheilungen über sein Leben nicht uninteressant seyn.

Johann Erichsen wurde am 28. August 1728 in dem Meierhof Skalafelle im südöstlichen Bezirk von Island geboren. Sein Vater war ein armer und rechtschaffener Landmann. Seine Mutter besaß eine für ihren Stand ungewöhnliche Bildung und Erziehung und entdeckte daher sehr bald die frühreifen Anlagen ihres Sohnes. Er lernte im väterlichen Hause lesen und schreiben, wie es in Island Sitte ist, und wurde auch in der Religion sehr sorgfältig unterrichtet. Seine Confirmation fand schon in seinem neunten Jahre statt, viel früher, als es sonst in Island zu geschehen pflegt, und obgleich ein Königliches Dekret diese heilige Handlung vor dem vierzehnten Lebensjahre der Kinder verbietet. Der Kaplan Vigpis Johnson, den die Fähigkeiten und die schnelle Fassungskraft des Knaben für ihn einnahmen, ließ sich vier lange Winter hindurch dessen Erziehung eifrigst angelegen seyn; denn die Sommermonate sind in Island vorzugsweise für Handarbeiten bestimmt. Durch Vermittelung dieses seines Gönners gelang es dem jungen Manne, auf die Universität von Kopenhagen zu kommen. Er hatte vorher einige Zeit unter den Dänen und unter den Bewohnern des Herzogthums Schleswig zugebracht und erstaunte daher nicht wenig, als er in Kopenhagen bei seinem Zusammentreffen mit Isländern gewahrte, daß er seine Muttersprache beinahe vergessen hatte. Nun wandte er sich mit Eifer auf das Studium der alten Skandinavischen Schriften und übertraf nicht nur bald alle seine Nebenbuhler, sondern ward selbst ein Gewährsmann für die Reinheit der Sprache. Er wurde Baccalaureus, Dekan, Professor der Jurisprudenz und später auch zu den öffentlichen Aemtern eines Staatsraths und Directors der Akademie von Soroë erhoben. Die wichtigen National-Kommissionen für die Reform der Universität und der anderen Schulen von Kopenhagen, für die Verbesserungen des Zustandes der Dänischen Bauern, und alle diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar auf Island Bezug hatten, zählten ihn unter ihren Mitgliedern. Aber die übermäßigen Arbeiten erschöpften seine Kräfte, und unangenehme Verhältnisse, die mit den Interessen seines Vaterlandes in Verbindung standen, machten ihm schweren Kummer. Seine Lebhaftigkeit verschwand, sein Frohsinn machte einer düsteren Trauer Platz, er ward finster und melancholisch. Am 29. März 1787 begab er sich zum letztenmal in das Rentkammer-Kollegium; in seinem Benehmen lag zwar nichts Auffallendes, aber seine Stimme war schwach und sanfter als sonst, seine Sprache athmete eine ganz besondere Freundlichkeit und Güte gegen die Anwesenden. Am Schluß der Sitzung kehrte er in seine Wohnung nach Christianshafen zurück; unterwegs mußte er über die lange Brücke, welche Seeland von der kleinen Insel Almager trennt. Auf der Mitte dieser Brücke rief er seinem Kutscher Halt zu, und ehe dieser sich umwenden konnte, hatte sein Herr sich schon ins Meer gestürzt. Man eilte sogleich zur Hülfe herbei, aber er hatte sich im Fallen schwer verwundet, und alle Bemühungen der Freundschaft, alle Mittel der Kunst waren vergeblich. Erichsen starb in einem Alter von 58 Jahren. Seine persönlichen Eigenschaften und seine literarischen Verdienste hatten ihn in Island und Dänemark allgemein beliebt gemacht, und das Tragische seines Todes trug dazu bei, den Schmerz um seinen Verlust noch zu erhöhen. Er war Islands Stolz, und seine Landsleute ehrten sein Andenken durch zahlreiche Beweise von Achtung und Bewunderung. Olav Olavsen verewigte ihn durch seinen Pinsel, Berhal Thorwalden verfertigte seine Büste, Swein Paulsen schrieb seine Biographie, die auf Kosten der Isländischen Gesellschaft gedruckt wurde, der Dänische Dichter Thomas Thaarup besang seinen Tod, und Luxdorf und Thorlacius verfaßten ein Jeder ein Lateinisches Epigramm auf ihn. Bemerkenswerth ist es, daß Erichsen's Selbstmord als die einzige That dieser Art unter den gebildeten Ständen Islands dasteht.

Wir kommen nun wieder auf die Isländische Gesellschaft für Literatur zurück. Des unermüdlichen Eifers ihres Begründers beraubt und genöthigt, sich aus Fremden zu ergänzen, gerieth sie nach und nach in Verfall, und der fünfte Band ihrer Verhandlungen trägt den sichtbaren Stempel ihrer Verschlechterung. Bis zum Jahre 1817 fristete sie noch ihr Leben und verschied dann still und sanft; ihre Trümmer aber verschmolzen und verloren sich in andere Vereine.

Gleichzeitig mit ihrem Fall hatte sich jedoch eine andere Gesellschaft erhoben, ohne des Beistandes aus der Fremde zu bedürfen. Ihr Stifter war Magnus Stephensen. Sie hatte keinen besonde-

ren Namen, vereinigte aber in sich eine große Anzahl von Bürgern aus allen Klassen, die nach ihrem Vermögen dazu beisteuerten, die Bildung in ihrem Vaterlande zu verbreiten. Die Mitglieder erhielten für ihre größeren oder geringeren Beiträge von der Gesellschaft Bücher, die sie im Jahre 1786 drucken ließ. Zu Leirargerdum erschien eine Subskribentenliste, auf der sich nicht weniger als 1200 in alphabetischer Ordnung und nach dem uralten Isländischen Brauch mit ihren Taufnamen aufgeführte Mitglieder befinden.

Aber in einem solchen Lande sind die Stürme und das rauhe Klima in allen Verhältnissen des Lebens von großem Einfluß und wirken auch höchst nachtheilig auf Literatur und Wissenschaft. Kam ein sehr rauher Winter und ungestüme Witterung, so traten Hindernisse in den Zusammenkünften, Zögerungen in den Subscriptionszahlungen, Erschlaffung in dem wissenschaftlichen Eifer der Mitglieder ein, und um das Maaß des Unheils voll zu machen, erhob sich noch der Dämen der Zwietracht und des Religionsstreites. Prozesse hemmten zuweilen eine ganze Zeit den Gang der einzigen Presse, die sich auf Island befand. Indeß raffte sie sich immer bald wieder auf, und unter den Werken, die noch dem obigen langen Verzeichniß hinzuzufügen sind, wollen wir nur eine Art von Jahrbüchern nennen, in denen sehr genau über die Ereignisse der Französischen Revolution Bericht abgestattet wird; ferner die Geschichte Rollon's von der Normandie, von Halder Jakobson, die Uebersetzung des zweiten Buchs der Odyssee und eine Monatsschrift. Nach Entwickelung einer fast unglaublichen Thätigkeit verfiel auch diese Gesellschaft in eine tiefe Lethargie, und wer weiß, wann sie wieder erwachen wird. Die Musen sind im Prozeß mit einander. Die Gesellschaft hat sich in zwei scharf gesonderte Feldlager getrennt; Klagen und Gegenbeschuldigungen sind an der Tagesordnung, und der kreischende und schneidende Lärm der Schikane übertönt das Heulen des Sturms und den Donner des Ungewitters.

Wenden wir unsere Blicke von diesem Schauspiel, um sie auf eine andere Gesellschaft, die der „Nordischen Alterthumsforscher", zu wenden, welche der Professor Rask im Jahre 1816 zu Kopenhagen gegründet hat. Ihre literarischen Schätze sind kostbar und werthvoll, und sie hat der Isländischen Sprache bereits ausgezeichnete Dienste geleistet. Rask ist ein vollendeter Philologe; seine Theorieen sind nicht etwa auf zerstreute und zufällig zusammengebrachte Bruchstücke gegründet, sondern aus den mühsamsten und tiefsinnigsten Forschungen hervorgegangen; er sah mit eigenen Augen, hörte mit eigenen Ohren und studirte nicht an seinem Schreibpult, sondern in den Ländern selbst die Sprachen der verschiedenen Völker, welche die Erdoberfläche bedecken. Er hat die beste Isländische und Angelsächsische Grammatik geschrieben; durch die Geschichte der Hebräer und die Hieroglyphen-Denkmäler folgte er, so zu sagen, der Chronologie der Aegypter auf der Spur; die Eddas und Sagas sind von ihm herausgegeben. Vermöge seiner Opfer jeder Art bewerkstelligte die Gesellschaft den Wiederabdruck der Isländischen Originalwerke. Sie giebt Erziehungsbücher, Journale und periodische Schriften zu einem höchst billigen Preis heraus; sie hat ihre ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder, ihre auswärtigen Korrespondenten, eine Dänische und eine Isländische Abtheilung, und besteht aus 500 Personen. Von dem Souverain empfängt sie ein jährliches Geschenk und von dem Dänischen Adel ansehnliche Unterstützungen.

Aber wie oft hatte Island ein tragisches Ende seiner Kinder zu beweinen, die vor der Zeit als Opfer ihres Eifers, ihrer schwierigen Laufbahn und ihrer Reisen in das Ausland vom Tode dahingerafft wurden! So ging es zwei jungen Studirenden, Gisle Brynjulfsen und Thorafen, als sie von einer langen wissenschaftlichen Reise in ihr Vaterland zurückkehrten; ein unvorhergesehener Zufall ließ sie in einem Bergstrom den Tod finden. Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie unheilbringend die Lebensweise in Dänemark für die Isländer ist, noch unheilbringender fast, als die Tropen für die Engländer sind. Obgleich das Klima dort viel milder ist, als auf ihrer Insel, so sterben sie doch häufig daselbst an der Schwindsucht; in dem Lande ihrer Ahnen wanderten sie über Eisgebirge, setzten schwimmend über Bergströme, trotzten dem fürchterlichsten Unwetter und vertrauten sich furchtlos den schwimmenden Eisschollen an, und unter einem sansteren Himmelsstrich, bei einer gelinderen Temperatur schmachten sie hin und unterliegen der Natur. Es ist eine durch die Sterbelisten klar erwiesene Thatsache, daß die Reisen nach dem Süden den Einwohnern Islands tödtlich sind. Regen und Reif, Hagel und Schnee dient zu ihrer Gesundheit; das Brüllen des Orkans ist ihrem Ohr die lieblichste Musik. Ich war einst an einem Herbsttage mit einem Isländer zusammen; der Sturm tobte und wühlte die Elemente bis zu den Himmelsgewölben empor, aber mein Gefährte sagte: „das sey nicht der Wind seiner Gebirge; es sey nichts als ein Theaterorkan, ein armseliges und unvollkommenes Echo seiner tosenden und wüthenden Elemente auf Island."

Noch müssen wir der „Bibelgesellschaft" Erwähnung thun, die ihre Existenz den unermüdlichen Anstrengungen des Dr. Henderson verdankt, und die im Jahre 1813 eine vollständige Ausgabe der heiligen Schriften veranstaltet hat; ferner der „Gesellschaft für Verbreitung religiöser Traktate", die unter Leitung von Johann Johnson 50 verschiedene Abhandlungen herausgegeben hat, und, um unsere Statistik zu vollenden, zweier anderer in Dänemark gegründeter Gesellschaften, welche die Herausgabe alter Skandinavischer Schriften zum Zweck haben.

Alle diese Bemühungen und Arbeiten sind gewiß in einem Lande, wie Island, höchst merkwürdig. Sie dienten zur Verbreitung von Kenntnissen, und zwar nicht nur unter den höheren Klassen, sondern auch unter dem Volk, welches hier gebildeter ist, als in vielen Gegenden von Europa. Selten findet man daher einen Bauer, der nicht außer den Grundsätzen der Religion auch die Geschichte seines Vaterlandes und die Gesänge seiner Barden kennt.

(For. Q. R.)

Bibliographie. Verzeichniß der von der oben erwähnten Königlichen Gesellschaft der Nordischen Alterthumsforscher in Kopenhagen herausgegebenen Werke:

Fornmanna Sögur. Geschichtliche Sagas von Ereignissen außerhalb Islands; in Isländischer Sprache herausgegeben. Bd. I. II. III. IV. V. und XI.

Aldnordiste Sagaer. Dänische Uebersetzung der obigen Sagas, von C. C. Rasn. Bd. I. II. III. und XI.

Scripta historica Islandorum. Lateinische Uebersetzung desselben Werkes. Bd. I. II. und III.

Islendinga Sögur. Geschichtliche Sagas von den in Island selbst vorgefallenen Ereignissen, in der Ursprache herausgegeben. Bd. I. und II.

Obige 15 Bände enthalten 35 verschiedene Sagas und unter Anderen die wichtigen Sagas von den Königen von Norwegen, Olav Tryggveson und St. Olaf; ferner die Knytlinga-Saga, welche die Geschichte Dänemarks von Harald Blaatand bis auf Knut VI., also von der Mitte des 10ten bis zum Ende des 12ten Jahrhunderts, umfaßt, und endlich das „Landnama-Bok" oder die Beschreibung der Einnahme Islands.

Außerdem sind noch folgende Werke vom Professor Rasn herausgegeben worden:

Krakas Maal, oder Großthaten und Heldentod Ragnar Lodbrocks in England, in der Ursprache nebst Dänischer, Lateinischer und Französischer Uebersetzung mit kritisch-philosophischen Noten und Bemerkungen.

Fornaldar Sögur Nordlanda. Mythologisch-historische und romantische Sagas von den Ereignissen des Norden vor der Einnahme Islands im 9ten Jahrhundert oder dem Anfang der eigentlich historischen Aera; herausgegeben in Isländischer Sprache. Bd. I—III.

Nordiske Fortids-Sagaer. Dänische Uebersetzung des obigen Werkes. Bd. I—III.

Mannigfaltiges.

— Ein Geschenk für den Pascha von Aegypten. Der jetzige Pascha von Aegypten ist ein Mann von sehr liberalen Ansichten; er hat mehrere talentvolle junge Leute nach verschiedenen Städten Europas gesandt, damit sie sich Sprachkenntnisse verschaffen und mit den Verbesserungen des Auslandes vertraut machen sollen. Ein junger Perser von guter Familie, der auf des Pascha Kosten kürzlich in Florenz lebte, wurde von Herrn H. in eine Gesellschaft bei der Mistreß B. eingeführt. Die drei Töchter dieser Dame machten durch ihre außerordentliche Liebenswürdigkeit großes Aufsehen. Des Persers edler Anstand und prächtige Kleidung verfehlten nicht, die Bewunderung jener jungen Damen auf sich zu ziehen; die Augen derselben schienen höher zu glänzen, wenn sie sich auf den Fremden richteten. Am folgenden Morgen stattete der Perser dem Herrn H. ganz ungewöhnlich früh einen Besuch ab und bat ihn, sogleich zu Mistreß B. zu gehen und einen Antrag in seinem Namen zu machen. „Ich habe nichts dagegen einzuwenden," sagte Herr H., „obgleich es nicht gebräuchlich ist, einen Antrag auf eine so übereilte Weise zu machen; aber wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu sagen, um welche von den Töchtern ich für Sie anhalten soll?" — „Um alle drei," war die Antwort. „Ich will für jede tausend Pfund bezahlen und sie mit erster Gelegenheit dem Pascha zum Geschenk senden. Er ist ein großer Bewunderer von schlank gewachsenen schönen Frauen, und da man deren bei uns selten antrifft, so wird er ohne Zweifel mein hübsches Geschenk gehörig zu schätzen wissen." — Wir wollen wünschen, daß diese Anekdote, deren Wahrheit wir verbürgen können, unsere schönen Landsmänninnen veranlassen wird, ein wenig vorsichtiger in ihrem Benehmen im Auslande zu seyn. (The Town.)

— Verbrecher-Kolonieen in Australien. Die im Jahre 1788 gegründeten Englischen Kolonieen von Neu-Süd-Wales, deren erste Bevölkerung, mit Inbegriff von 18 Kindern, nur aus 1040 Individuen bestand, zählten im Jahre 1824 gegen 37,068 Einwohner, worunter sich 13,814 deportirte Sträflinge befanden; der übrige Theil bestand aus freigelassenen Deportirten, aus Emigranten und aus Kindern, die in Australien geboren wurden. Im Jahre 1830 war diese Bevölkerung bis auf 50,000 Seelen angewachsen. Im Jahre 1820 waren 450,000 Morgen Landes, im Jahre 1830 aber schon über eine Million bebaut, und die Kolonie besaß reiche Heerden von Rindvieh und Schafen, so daß in letztgenanntem Jahre bereits 500,000 Pfund Wolle von dort ausgeführt wurden. Die sechs bis jetzt gegründeten Städte befinden sich in einem blühenden Zustande; man hat Minen von Steinkohlen, Kupfer, silberhaltigem Blei und vorzüglichem Eisen, Marmor-, Mühlstein- und Quader-Stein-Brüche entdeckt. Das Klima ist in allen Theilen der Kolonie gesund; noch ist keine rein endemische Krankheit daselbst wahrgenommen worden, und die Sterblichkeit steht in gleichem Verhältniß mit derjenigen der gesundesten Gegenden von Europa.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 28. März 1832.

Nord-Amerika.

The fall of the Indians. (Der Fall der Indianer und andere Gedichte.) Von Isaak Mc. Lellan. Boston.
Life of Henry Clay. (Biographie Henry Clay's.) Von Georg Prentice. Hartfort, 1831.

Herr Mac Lellan hat in seinem poetischen Werke „der Fall der Indianer" die zuerst von Cooper gebrochene Bahn betreten, obwohl nicht mit so viel Glück, als jener berühmte Romanenschreiber; eben so, wie dieser, hat er die wahrhaft göttliche Poesie der Amerikanischen Natur aufgesucht und sich mit den menschlichen Wesen, in denen sich die Schönheiten ihrer Heimath spiegeln, mit den unbezwungenen Volksstämmen, die in den Wäldern und Einöden wohnen, vertraut gemacht. Das Leben eines Wildenhäuptlings, mag es nun in Versen oder in Prosa geschildert seyn, muß einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf das Gemüth des Lesenden machen, als das Leben eines großen Mannes vor den Schranken und auf der Rednerbühne von Amerika. Die Geschichte Beider bildet ein seltenes Gegenstück, und der Vergleich, zu dem sie Anlaß giebt, gewährt einen größeren Reiz, als alle Parallelen Plutarchs. Dieser Schriftsteller verglich die Helden zweier Bildungsformen, deren eine von der anderen ausging, und wählte seine Männer aus einander entsprechenden Zeiträumen, in denen der Eine und der Andere auftraten, entweder in das Dunkel der Sagenwelt sich verlierend oder in Kampf und Kriegen unter die Streitenden sich mischend. Im vorliegenden Fall aber ist das Verhältniß ein ganz anderes. Hier finden wir eine jugendlich frische und in ihrem Kindesalter stehende Bildung, die unreif dahin stirbt, und ihr gegenüber eine verjüngte Ordnung der Dinge, welche sich durch die Fortschritte ihrer Einrichtungen immer wieder von neuem stählt und verjüngt, indem sie, gleich einem schon aufgegebenen Schwindsüchtigen, der in reinerer Luft und unter wärmerem Himmelsstrich oft Leben und Kraft wiederfindet, in einem neuen Klima gleichsam neu geboren wird.

Gewiß hat es zum Wohl der Menschheit beigetragen, daß der falsche Europäer das Recht des Stärkeren gegen den arglosen Wilden ausübte; aber wer vermöchte es, diesem Letzteren ein mitfühlendes Herz und ein thränendes Auge zu versagen, wenn man ihn, den alle Tugenden des Einzelwesens schmücken, vor der bloßen Macht der Gesammtheit unterliegen sieht! Ich fühle mich sehr geneigt, Rousseau's rückwärts strebende Ansichten zu theilen, wenn ich diese beiden Leben nach einander lese, erst das des heldenmüthigen Mekkom, der für die Unabhängigkeit seines Stammes sich opfert und den den civilisirten Weißen, denen er ein Barbar ist, geviertheilt wird, und dann das eines Henry Clay, des reichen und berühmten Vertheidigers der Amerikanischen Unabhängigkeit, den seine glücklichen Landsleute mit den Jeffersen's, Adam's und Franklin's auf gleiche Stufe stellen. Dieser Staatsmann begann seine glänzende Laufbahn vor der Barre, wo er ein seltenes Rednertalent entfaltete, um überwiesenen Verbrechern und Mördern die Lossprechung zu erkämpfen, und er wird sein Leben wohl schwerlich schließen, ohne die höchste Würde in der Republik, die des Kongreß-Präsidenten, wozu er jetzt laut und dringend berufen wird, zu bekleiden. Ein strengeres Nachdenken wird vielleicht unser Gerechtigkeitsgefühl mit diesem anscheinend eigensinnigen Geschick aussöhnen, das dem Einen Ruhm und Erfolg, dem Anderen schmachvollen Tod und Vergessenheit bereitet. Das allgemeine Gesetz der Vervollkommnung spottet der Einzelnen und der Völker, aber es fördert die ganze Menschheit, die unter dieser Sonne der Sittlichkeit reift. Doch sind die Einzelnen in diesem großen Fortschreiten nicht ganz verlassen; und würde sich nicht jedes edle Herz einen Tod wünschen, wie er Metacomet, dem Letzten der Wampanoags, zu Theil wurde, da er sein Alles bis auf den letzten Hauch mit starker Seele hingab für die hochherzige Vaterlandsliebe, von der sein Blut glühte und seine Brust athmete, diese edelste Leidenschaft nach der allgemeinen Menschenliebe! Die Luft wurde dem Sohn der Natur zu eng in jenen Einöden, als die Europäer sie mit Mauern umschlossen und durch Schranken abtheilten. Er ist hinübergegangen zu der Wohnung seiner Väter, in die Wälder über den Wolken, wo es nie an Wild mangelt und der Pfeil stets sein Ziel trifft.

Traurig ist es für die Vorfahren dieser Amerikaner, deren sittliches Gefühl ihren alten Feinden jetzt so ehrenvolle Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß sie in ihren Verträgen mit den Stämmen deren Erdtheil sie in Anspruch nahmen, so viel Treulosigkeit, und in ihren Handlungen so wenig Erbarmen bewiesen. Sie beraubten das harmlose Kind, würgten den Vogel, der sich an ihren Busen flüchtete, und hintergingen die gläubige Treue des Wilden. Unumschränkter Herr in seiner Heimath, unterschrieb der Sachem den Vertrag mit einem Zeichen, das er nicht lesen konnte, und das ihn einem König unterwürfig machte, von dessen Daseyn er nichts wußte; und dann ward er verfolgt, umstellt, hingerichtet wie ein Europäer, weil er fortfuhr, sich für unabhängig zu halten. Dies nannten die ersten Ansiedler friedlich und freundschaftlich mit den Herren des Bodens umgehen.

Keine Geschichte macht den Wilden so viel Ehre und dem Geschlecht der Weißen solche Schande, als die der drei letzten Häuptlinge der Wampanoags; so hieß nämlich der vornehmste und einflußreichste Stamm der neun Bezirke der Pockanockets. Die ehemaligen Wälder dieser Indianer bilden jetzt einen Theil der Grafschaft Bristol in Rhode-Island und der Gebiete Plymouth und Barnstable. Als die Kolonie von Plymouth im Jahre 1621 schwach und durch Krankheiten gelichtet war, besuchte der große Sachem Massasoit die Weißen in ihrem Wohnsitz. Er ließ seine sechzig Leibwächter und seinen Bruder Quadequina auf einem Hügel zurück und begab sich in Begleitung von zwanzig Männern, die ihre Bogen und Pfeile ablegten, ehe sie den von den Europäern sie trennenden Bach passirten, in die kaum im Plan entworfene Stadt. Hier sah er den ärmlichen Zustand der neuen Ansiedler, bewunderte ihre Kenntnisse und wollte in doppelter Beziehung, als Beschützer und als Untergeordneter, ihr Freund seyn. Die unter den Wilden so seltene Friedensliebe, welche den Sachem der Wampanoags, den angesehensten Häuptling dieser umherschweifenden Horden, auszeichnete, erhielt die im Jahre 1621 begonnenen freundschaftlichen Verhältnisse bis zum Jahre 1656, wo Massasoit in hohem Alter starb. Das „Tagebuch eines Plymouther Pflanzers" und die historischen Sammlungen von Massachusetts, obwohl den Indianern im Allgemeinen wenig günstig, sind doch von naiven Zügen des Vertrauens, der Freundschaft und Sanftmuth jenes Wilden angefüllt. Als die Weißen ihn bei seinem ersten Besuch erblickten, sagten sie unter sich mit dem ihrem Geschlecht eigenen Argwohn: „Wir können nicht glauben, daß er etwas Anderes will, als mit uns in Frieden leben, denn seine Leute sind Einzelnen von uns in den Wäldern begegnet und haben ihnen nichts zu Leide gethan." Diese ersten Ansiedler, waren noch von Furcht gezähmt und behandelten daher die Wilden noch nicht als Bösewichter, Memmen oder wüthende Thiere, auf die man in ihren Wäldern Jagd machen müsse, wie sie es in der folgenden Zeit des Kampfes thaten.

Der Verfasser des „Tagebuchs eines Pflanzers" schildert Massasoit als einen höchst kräftigen Mann in der Blüthe seines Alters, von schönem Wuchs, würdevollem Aeußeren und gemäßigter Sprache; sein Gesicht und Kopf waren mit Oel übertüncht und der übrige Körper mit dunkelrother Farbe bemalt; sein Gefolge bestand aus großen, kernigen und flinken Burschen. Sie waren die ersten Eingebornen, welche die Ansiedler zu Gesicht bekamen. Es gewährte den Letzteren ein überaus einnehmendes und reizendes Schauspiel, daß dieser König von selbst den neuen Ankömmlingen entgegeneilte und bereitwillig als Austausch für ein Beil, ein Messer oder ein kupfernes Spielzeug die weiten Landstrecken, die seine Wilden nicht bevölkern konnten, an die Fremdlinge abtrat. Massasoit schloß wirklich dies Bündniß mit den Engländern in der aufrichtigsten Absicht. Er hatte ihnen seine Genesung von einer Krankheit zu verdanken, die durch die bloße Verzweiflung seiner Umgebungen hätte tödtlich werden können, so gewaltsam waren ihre Ausbrüche des Schmerzes und so fürchterlich ihr Geschrei, während ihr dichter Haufe dem Todtkranken auch die Luft noch raubte. Als der Sachem genesen war, wollte er eine ewige Freundschaft zwischen beiden Nationen begründen; er bat sich späterhin sogar, als eine Art von Adoptirung, für seine beiden Söhne Englische Namen aus. Nach seinem Tode, der 33 Jahre nachher erfolgte, beerbte ihn sein ältester Sohn Moanam oder Alexander. Dieser neue Häuptling hatte sechs Jahre regiert, und 44 Jahre waren verflossen, seitdem die Macht der Engländer sich befestigte und immer schneller emporwuchs, da gaben die nun stark gewordenen Ansiedler den unbegründetsten Anklagen gegen den Sachem Raum; theils waren dieselben von den in Boston umherstreichenden Wilden eingezogen, theils durch Briefe ihnen mitgetheilt worden. Alexander, so gab man vor, schmiedete in Verein mit den Narraghansetts ein Komplott gegen die Engländer. Ohne weitere Untersuchung wurde der Generalmajor Winslow insgeheim mit zehn handfesten, entschlos-

senen und bis an die Zähne bewaffneten Männern abgeschickt. Sie überfielen Alexander auf seinem Jagdsammelplatz zu Sowams, an demselben Ort, wo sein Vater so krank und so dankbar gewesen war. Die Wilden hatten ihre Waffen außerhalb des Wigwams zurückgelassen; die Weißen bemächtigten sich derselben, setzten dem wehrlosen Häuptling ein Pistol an die Brust und zwangen ihn so, ihnen zu folgen; auf die rohheste Weise schleppte man ihn fort. Doch soll nach Mather, einem Chronikenschreiber, der Generalmajor „mit der ihm eigenen Höflichkeit und Humanität" dem Sachem ein Pferd angeboten haben. Er verschmähte es, „weil seine Weiber zu Fuß gingen." Man stellte ihn vor den Friedensrichter von Plymouth; er ward aber freigesprochen, ohne zu wissen, was ihm Schuld gegeben worden, und man erlaubte ihm unter gewissen Bedingungen, in seine Heimath zurückzukehren. Von den Seinigen auf den Schultern getragen, zog er von dannen und starb, als er zu Hause anlangte.

Eine solche Behandlung widerfuhr dem Sohn des aufrichtigsten Freundes und treusten Bundesgenossen der Engländer. Sein Bruder Metakom, bei den Ansiedlern unter dem Namen Philipp bekannt, wurde nun unter dem einstimmigen Beifall der Pocknocket-Stämme Sachem der Wampanoags; aus den entferntesten Provinzen eilten die Wilden herbei, um den Antritt seiner Oberherrschaft zu feiern. Er war aber nicht stark genug, um den Tod seines Bruders und die Beschimpfung seiner von den Weißen immer mehr zurückgedrängten, beraubten und zu Grunde gerichteten Nation zu rächen. Indeß ließ er im Jahre 1671 einige Beschwerden über die Bedrückungen der Engländer laut werden und klagte, „daß sie ihm kaum noch die Wälder zum Jagen einräumten". Dumpfe Gerüchte meldeten, daß die Wampanoags sich in ungewöhnlich zahlreichen Trupps zusammenrotteten, ihre Beile schärften und ihre Feuergewehre in Stand setzten; und Philipp, den man nicht so mißhandeln konnte, wie seinen Bruder, weil er stets auf seiner Hut war, empfing eine Botschaft, durch die man Erklärungen von ihm forderte. Er verlangte eine Zusammenkunft mit den obersten Beamten. Der Ober-Statthalter von Plymouth willigte ein und ließ den Sachem zu sich bitten, indem er ihm die Sicherheit seiner Person verbürgte. Philipp kam bis Eroß-Man's-Mill, wo man die Bewohner von Taunton kaum verhindern konnte, über die Indianer herzufallen. Dort fand eine Unterhandlung statt, und man kam endlich überein, das Stadthaus zum Ort der Zusammenkunft zu bestimmen.

Im Angesicht der Engländer war in ernster und feierlicher Haltung eine Reihe von knirschenden Indianern aufgepflanzt, gekleidet in ihre dicht anschließenden Röcke, halb nackt und zum Kampf gerüstet, ihr schwarzes Haar zerstreut um ihre Brust fliegend. Philipp war ihr einziger Redner. Er vertheidigte sich sehr geschickt und behauptete, sein alleiniger Zweck sey gewesen, sich gegen die Narraghansetts zu schützen. Diesmal aber war die Anklage gegründet; die Englischen Kommissarien hatten Beweise in Händen, und Metakom mußte zur Verstellung seine Zuflucht nehmen; er unterzeichnete nochmals den Vertrag, dessen Bruch man ihm vorwarf, und man nöthigte ihn, die siebenzig Musketen der ihn begleitenden Krieger auszuliefern. Der Sachem begab sich hierauf nach Boston, wo es ihm gelang, die Furcht der Regierung von Massachusetts zu beseitigen und dieselbe für seine Partei zu gewinnen. Neue Zusammenkünfte fanden zu Plymouth statt, weil diese Kolonie bloßgestellter war, als Boston, und sich daher behutsamer und hartnäckiger zeigte; da indeß Philipp versprach, bei wieder vorkommenden Mißhelligkeiten sich persönlich an den Kommandanten von Plymouth zu wenden, da er sich für einen Unterthan der Englischen Regierung bekannte und verpflichtete, 100 Pfd. Sterling „in Gegenständen, die sich in seinem Besitz befänden", und einen jährlichen Tribut von fünf Wolfsköpfen zu zahlen, so brachte er endlich die Ansiedler zur Ruhe und entfernte einen Krieg, zu dem er nicht gerüstet war.

Nicht zur Wolfsjagd aber verwandte der Sachem die ihm übrig bleibende Zeit; er gönnte sich nicht Ruhe und nicht Rast in seinen Anstrengungen zur Ausführung des ungeheuren Planes, den er gefaßt hatte, nämlich alle bis jetzt einander befeindende Stämme zu vereinigen und die Weißen zu vertilgen. So viel lebhafte Bewegungen, Reisen, Zusammenkünfte und Unterhandlungen zwischen den Indianern — der Wampanoag hatte seine Verbindungen bis nach Virginien ausgedehnt — konnten nicht ganz verborgen bleiben. Der vertrauliche Secretair und Dolmetscher Metakom's, ein theilweise in der Kolonie aufgewachsener Indianer, ließ sich von den Engländern bestechen; als sein Verrath entdeckt wurde, nahm er die Flucht und versteckte sich in einen Schlupfwinkel; man ergriff ihn aber, und die Abgeordneten des Sachem vollzogen insgeheim schnelle Gerechtigkeit an ihm; sein Leichnam wurde in einen Morast geworfen. Die Chronikenschreiber sagen, der Körper habe, als er aus dem Sumpf gezogen worden, im Angesichte der von den Engländern ergriffenen Mörder von neuem geblutet, und drei Indianer, durch ein Geschwornen-Gericht von Weißen für schuldig erklärt, wurden aufgeknüpft. So begannen die Feindseligkeiten im Juni 1675, und noch war Philipp nicht schlagfertig. Von diesem Augenblick an sah man kein Lächeln mehr um seine Lippen, keinen Schlaf auf seinen Augenliedern; seine Verbündeten hatten sich noch nicht mit ihm vereinigt; noch war nicht alle Eifersucht beseitigt; und die Verwüstungen, welche seinen Sturz begleiteten, der ungeheure Verlust der Ansiedler, dreizehn zerstörte Dörfer, sechshundert verbrannte Meiereien beweisen, daß, wenn man dem Sachem nicht zuvorgekommen wäre und ihm die Wahl des Zeitpunktes zur Eröffnung des Feldzuges überlassen hätte, ein Jahr später die Engländer verloren waren. Es war ein Zweikampf auf Tod und Leben zwischen beiden Völkern; aber die rothen Häute nahten sich nur bordenweise, anstatt nach Metakom's Plan alle zusammen auf die Europäischen Niederlassungen einzudringen. Die trüben Ahnungen des Sachem, als er sich überrascht sah, täuschten ihn nicht. Dieser Krieg war für ihn der Verlust der Seinigen. Die Narraghansetts ließen mehr als tausend ihrer Leute auf dem Kampfplatz zu Sunke-Squaw; die Indianer von den Ufern des Konnektikut-Flusses und der größte Theil der Nipmuks, die den Kampf überlebten, flohen nach Kanada, wo sie später den Franzosen gegen ihre alten Feinde, die Engländer, als Hülfstruppen dienten. Die Pocknockets aber verschwanden gänzlich von der Oberfläche der Erde.

Zu der Niederlage der unter Philipp vereinigten Horden trugen zum Theil andere Indianer mit bei, wie die Pequote, die Mohikaner und die Mohahks, die auf Seiten der Weißen kämpften, und die der Sachem sicher zu gewinnen glaubte oder selbst schon unter seine Befehle hatte anwerben lassen; da verbreitete der plötzlich und unvermuthet ausbrechende Krieg Spaltung und Schrecken unter ihnen. Unerschüttert in seinen Plänen, benutzte der kühne Feind der Engländer den Winter von 1675 zu ohnmächtigen Versuchungen, sich neue Verbündete zuzugesellen. Er besuchte die Mohahks in der Grafschaft New-York. In der Verzweiflung darüber, daß er sie nicht zu gewinnen vermochte, soll er einige ihrer jungen Krieger in den Wäldern getödtet haben, um den Verdacht des Mordes auf die Engländer zu wälzen. Aber diese Kriegslist mißlang; einer seiner eigenen Stämme, seine Freunde und Verwandte erklärten sich gegen ihn; seine Getreusten selbst, deren Felder, Pflanzungen und Fischereien von dem Feinde verwüstet worden waren, gingen von Murren zu Drohungen über; und die, welche sich zur Aufopferung seinem Geschick anschlossen, wurden Tag und Nacht von Morast zu Morast, von Schlucht zu Schlucht gehetzt und schmachteten vor Hunger und Kälte. „Ich aß Pferdefleisch," sagte einer dieser Unglücklichen, „aber jetzt frißt das Pferd mich." Es ist unglaublich, was Philipp allein in physischer Hinsicht zu leiden hatte; ohne Ruhe, ohne Zufluchtsort, selbst von den Seinigen angezeigt, den Engländern entfliehend, indem er sich hier in einen Fluß stürzte, dort über einen Abgrund sprang, in Sümpfe gerieth und auf einem Floß mit einigen Freunden über den großen Taunton-Fluß sich rettend, indem er Weiber und Kinder den Engländern preisgab, sah der unglückliche Fürst seinen Oheim und seinen Bruder neben sich tödten, und doch konnte nichts seinen Muth und seinen unüberwindlichen Haß zu Boden drücken. Von einem Nachtlager zum anderen getrieben, schöpfte er aus der Verzweiflung Kraft und Hülfsmittel; niemals dachte Philipp daran, sich zu beugen und zu ergeben, und bis zum letzten Augenblick suchte und fand er Feinde der Engländer auf. Wenige Tage vor seinem Tode erschoß er einen Indianer, der es wagte, von Frieden zu sprechen. Ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt, er hatte keinen Verwandten, keinen Freund mehr; nur ein kleiner Trupp ergebener Diener folgte ihm nach, und auch diese bat er, ihn zu verlassen und auf ihre Rettung zu denken, „denn seine Träume seyen von schlimmer Vorbedeutung"; da überfielen ihn die Engländer, und ein Indianer jagte ihm eine Kugel durch's Herz.

Eine von des Sachem's Händen erhielt der Wilde zur Belohnung, der so gut gezielt hatte. Philipp ward unter den Klängen eines Tedeums der Anglikanischen Kirche in vier Stücke gehauen; seinen Kopf brachte man nach Plymouth, und er wurde triumphirend in der Kolonie umhergetragen; sein Wehrgehenk, sein Pulverbeutel und das Schloß der Flinte, die ihn tödtete, werden noch jetzt im National-Museum aufbewahrt.

So endete der Sohn des menschenfreundlichen Massasoit und der letzte Sachem des Stammes, der 55 Jahre früher die Ansiedler so gütig aufgenommen hatte, und selbst sein Leichnam wurde noch mit Grausamkeit behandelt. Er war von edlem, festem und liebendem Gemüth; in der größten Wuth des Krieges achtete und schätzte er diejenigen, welche seine Gastfreunde oder Freunde seines Vaters gewesen waren; und die Stadt Taunton, deren Umgebungen den Flammen und der Plünderung preisgegeben wurden, ward auf seinen Befehl verschont, weil er Freunde daselbst hatte. Nach dem Tode des Vaters berathschlagte die Kolonie über das Schicksal seines neunjährigen gefangenen Sohnes. Man zog die Geistlichen zu Rathe, und ein Theil derselben kam dahin überein, daß die Kinder von Verräthern, Aufrührern, Mördern und Hauptanführern in einem Empörungskriege in die Schuld der Väter mit einbegriffen seyen und zum Wohl des Gemeinwesens zum Tode verurtheilt werden müßten. Sie fanden dafür selbst Belege in der Bibel. Indeß begnügte man sich damit, den armen kleinen Wilden als Sklaven zu verkaufen und ihn nach den Bermudas-Inseln einschiffen zu lassen.

Solcher Lohn wurde dem Patriotismus Metakom's des Sachem, eines Mannes von gewiß sehr hohen Eigenschaften. Ein ganz anderer ward Herrn Henry Clay, der auf der Rednerbühne nicht nur für die Unabhängigkeit von Nord-Amerika, sondern auch für die Emancipation und Anerkennung der Spanischen Kolonieen des Südens mit Nachdruck kämpfte; sein friedliches Leben erfreut sich aller möglichen Ehren; an seinen Namen knüpfen sich die für sein Vaterland vortheilhaftesten Verhandlungen; seine Reden, in denen er unter Anderem einmal äußerte, „die Revolutionen gingen niemals rückwärts", wurden an der Spitze der Spanisch-Amerikanischen Armeen abgelesen. Er brachte es dahin, daß sein Land mit Riesenschritten auf dem Wege der Verbesserungen vorschreitet, indem er es eben so in Bezug auf dessen Institutionen von dem Mutterlande trennte, als es in politischer Hinsicht schon von demselben getrennt war. Das große Kanal- und Landstraßen-System, vielleicht das stärkste Band der Föderativstaaten, wurde unter seinem Einfluß ausgeführt. Vor Gericht hatte er eher nach Gelegenheit gesucht, sein Talent glänzen zu lassen, als seinen Gerechtigkeitssinn an den Tag zu legen; aber als seine Stimme zum erstenmale in einer politischen Angelegenheit sich vernehmen ließ, sprach er für die Eman-

cipirung der Sklaven. Ich weiß nicht, ob man ihm für seine häufigen Verträge zu Gunsten der Zölle eben so verbunden ist, und ob man es, was den Handel anbelangt, verliehenen Schutz oder auferlegte Sklaverei nennen soll, daß der friedliche Austausch der Nationen mit solchen Fesseln belastet wird. Die Zustimmung einer zahlreichen Partei, die Herrn Clay zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ausersehen hat, scheint diese Frage, wenigstens für Amerika, zu seinen Gunsten zu entscheiden. (Rev. Enc.)

Bibliographie.

A short view of the whole scripture history etc. (Kurze Uebersicht der ganzen biblischen Geschichte.) Von Dr. Isaac Watts; neu verbessert und vermehrt von Schimeall. New-York.

A memoir of the life of Daniel Webster. (Daniel Webster's Lebensbeschreibung.) Von Samuel Knapp. New-York.

Library of religious knowledge. (Bibliothek für religiöse Belehrung.) Bd. 1—3. New-York.

Finn's comic sketch-book. (Finn's komisches Skizzenbuch.) New-York.

Pocket Almanac. (Taschen-Almanach, enthaltend eine Uebersicht der Central-Regierung und der Regierungen der einzelnen Staaten von Nord-Amerika.) Philadelphia.

History of the Northmen. (Geschichte der Nordländer oder der Dänen und Normannen.) Von Henry Wheaton, Geschäftsträger der Vereinigten Staaten am Hofe von Dänemark. Philadelphia.

Universal history. (Allgemeine Weltgeschichte.) Aus dem Deutschen des Johannes von Müller übersetzt. Bd. I. Boston.

The Spanisch expositor. (Der Spanische Dolmetscher, oder analytische Anleitung zum Studium der Spanischen Sprache.) Von J. Quintana Warnes. Philadelphia.

Annual discourse. (Rede, gehalten in der Jahressitzung der historischen Gesellschaft von Pennsylvanien am 24. Oktober 1831.) Von R. Tyson. Philadelphia.

Eulogy on the life and character of the late Dr. Mitchill. (Panegyrikus des Lebens und Charakters des verstorbenen Amerikanischen Naturforschers Dr. Mitchill.) Von Felix Pascalis. New-York.

Domestic happiness pourtrayed. (Gemälde häuslicher Glückseligkeit oder Repositorium für Verheirathete und Unverheirathete.) Von Karl Spalding. New-York.

Encyclopaedia Americana. (Amerikanisches Conversations-Lexikon.) Bd. 8. enthält die Artikel von Lin—Mon. Philadelphia.

Family cabinet. (Kabinetsbibliothek für die Jugend.) Mit Kupfern von berühmten Gebäuden der Vereinigten Staaten. Pendleton.

Frankreich.

Chateaubriand und Lamartine.

Zwei große Schriftsteller oder vielmehr zwei große Dichter theilen sich in das heutige Frankreich: Chateaubriand und Lamartine. Beide haben zum Herzen der Völker jene Sprache der Leidenschaft und der Tugend gesprochen, welche die Völker so gut verstehen; beide haben den erstickten moralischen Sinn unter uns wieder erweckt. Welch ein zauberischer Reiz für unsere Zeit, als sie sich bei so unerträglichem Verfall und noch unerträglicheren Neuerungen durch die „Märtyrer" und die „méditations poétiques" in ein so süßes Erstaunen versetzt fühlte! Es ist für ein Volk, das an nichts mehr glaubt, ein so großer Trost, noch an seine Dichter zu glauben! An eine Dichtkunst, diese letzte Religion der Völker, die keine mehr haben!

Zu dieser moralischen Aehnlichkeit, die unsere beiden großen Schriftsteller so innig verbindet, kommt noch eine andere Aehnlichkeit, die Niemand entgehen wird. Beide glauben an das Königthum, wie sie beide an das Evangelium glauben. Für sie ist das Unglück eine doppelt heilige Religion, für sie ist ein umgestürzter Thron wie ein zertrümmerter Altar, Ehrfurcht und Thränen weckend. Der Christ setzt sich auf die Trümmer dieses Altars und betet. Er niet vor dem umgestürzten Thron, eben weil er umgestürzt ist, und alte Erinnerungen steigen in ihm auf. Hier wird der Dichter zum Staatsmann. Er allein versteht dies Schicksal, das über dem gewöhnlichen erhaben ist. Wir erinnern uns der Rede Chateaubriand's in der Pairskammer, als er der Pairie Lebewohl sagte; wir wissen die letzte Ode Lamartine's zur Rettung der Gefangenen von Vincennes auswendig. Welche Beredsamkeit von beiden Seiten! Welcher edle Muth! Welche Poesie und welche Seele! So wird man ein Volksdichter! Eine Revolution, die alle Popularitäten mit sich fortreißt und ihre Günstlinge vom vorigen Tage der Schande preisgiebt, läßt diese beiden Männer, Dichter, die nichts niederschlägt und entmuthigt, unangetastet, und gegen den Strom dieser Revolution gelangen sie an das Ziel. Sie schauen der Revolution ins Angesicht, sie duzen sie, nicht als Genossen, sondern als Dichter; sie haben nur bittere Worte und Mitleid für sie, doch alles dies but nichts; die Revolution adoptirt die beiden Dichter, sie bedeckt sie mit ihrem Mantel, sie schützt sie in ihrem Schatten, sie hört sie an, was sie auch immer sagen mögen; ihnen allein erhält sie ihren Ruf, ihre Unabhängigkeit, ihren Ruhm und ihr Recht, Alles zu sagen. Nur die großen Dichter haben solche Vorrechte!

In der That, sehe man einmal, was geschehen ist. Seit der Juli-Revolution sind zwei vollständige Ausgaben der Chateaubriand'schen Werke erschienen; das sonst durchaus aristokratische Buch ist mit einem Male populair geworden; es erhob sich im Buchhandel zu einem billigen Artikel — was jetzt so selten und so schwierig ist, und was wohl, mehr als alles Uebrige, sowohl von der Bewunderung als von den Lesern zeugt, die es findet.

Wie es Chateaubriand ergangen ist, so dürfte es auch Lamartine ergehen; auch dieser muß zum billigen Artikel werden, nachdem er eben so wie Chateaubriand seinen glänzend hohen Preis gehabt hat. Lamartine ist der Dichter der schönen Seelen, der edlen Herzen, der reinen Leidenschaften; melancholisch und zärtlich, leidenschaftlich und religiös tritt uns der Dichter entgegen. Er hatte Gesänge für alle unsere Freuden wie für alle unsere Schmerzen, Tröstungen für jedes Leid und Ermunterungen für jede Hoffnung. Lamartine ist für uns, das entmuthigte Volk, ein Dichter der Zukunft gewesen; als wir alle Sprachen, selbst den Barbarismus, erschöpft hatten, da hat er eine neue Sprache gefunden. Uns Unglücklichen selbst, die wir daran zweifelten, uns hat er bewiesen, daß man lieben, daß man beten, daß man noch leiden könne! Lamartine hat vor und für uns jeden verschwundenen Glauben in sich aufgenommen: den Glauben an den Altar, den Glauben an den Thron, den Glauben an die Nachwelt, den Glauben an eine bessere Welt und den Glauben an den Ruhm! Und ihm verdanken wir auch unseren Glauben an das Genie. Welch ein Dichter! fruchtbar, unerschöpflich, melancholisch, Italiänisch, Französisch, christlich, schrecklich und mit Lord Byron Angesicht in's Angesicht redend! Die ersten Méditations poétiques haben eine Revolution in der moralischen Welt hervorgebracht, dieses Mal eine heilsame und moralische Revolution. Eine wahrhafte Centre-Revolution gegen die gräuliche Poesie Werthers und der ganzen Deutschen Schule! Eine wohlthätige Revolution, die uns wieder ein wenig mit einer Tugend, die wir nicht mehr besitzen, mit der Hoffnung, vertraut gemacht und erfrischt hat! Beglückende schöne Poesie! Du bist für uns die Oase in der Wüste, der Schatten und die Quelle gewesen, bei denen es sich mitten in dem brennenden Sande so süß ausruht!

So wie seine ersten „Meditationen" erschienen waren, faßte diese Poesie auch sogleich einen festen Boden unter uns und wuchs schnell bis zu den „zweiten Meditationen" heran, diesem Meisterstücke eines gebundeneren und korrekteren Stiles, der doch nichts von der früheren Weichheit und dem früheren Reize verloren hat. Alsdann kamen die „Harmonieen", dieser schöne Traum eines großen sich ruhenden Genius, der zu seinen Stunden, zu den schönsten Stunden, Dichter ist, der da geht und kommt, der da singt und betet, aber wie man betet, wenn man im Himmel ist. Vor Lamartine hatte man in Frankreich von der Ode viel gesprochen; das ganze siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert redeten sich ein, daß sie Oden hätten und lyrische Dichter. Es thut mir leid um Frankreich, aber man muß bekennen, daß es selbst bis zu Malherbe hinauf vor Herrn von Lamartine keine lyrische Dichter in Frankreich gegeben hat; er ist es, der die Ode gefunden und sie uns verliehen, wie es Mirabeau ist, der die parlamentarische Beredsamkeit gefunden hat. Lyrischer Dichter und Redner seyn — zwei schwierige Dinge, besonders in einem Lande, wo man als der Erste auftritt! Aber die Anstrengungen der Edeln tragen auch ihre Belohnung in sich. Bei dem ersten Schritte, den er that, wurde Lamartine populair; nach allen Seiten verbreitete er Licht. Jetzt ist Herr von Lamartine im Besitze der Macht; es ist dies eine von den moralischen Kräften, die uns geblieben sind, als alle anderen untergingen. Eine unverletzbare Legitimität, wird sie von keiner Revolution erreicht; die Seele des Volkes ist ihre Grundlage, und die Völker sind so erkenntlich gegen den, der zu ihnen vom Eide, von der Religion, vom Vaterlande, von Freiheit und von Liebe spricht! (J. Janin. — R. d. P.)

Bibliographie.

Histoire romaine. (Römische Geschichte.) Für Kinder bearbeitet von Lamé Fleury. Pr. 2 Fr.

Homère et ses écrits. (Homer und seine Schriften.) Vom Marq. v. Fortia d'Urban. Pr. 3 Fr.

Mémoire sur la révision du procès du maréchal Ney. (Denkschrift über die Revision des Prozesses des Marschall Ney und über die Gerichtsbarkeit des Pairhofes im Allgemeinen.) Von G. Delmas. Pr. 1½ Fr.

Relation de la guerre d'Afrique. (Der Krieg in Afrika während der Jahre 1830—31.) Von Rozet, Hauptmann vom Generalstab. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

Souvenirs d'un militaire. (Erinnerungen eines Soldaten aus der Regierungszeit Napoleon Bonaparte's.) Von Drujon de Beaulieu.

Voyage en Normandie. (Reise in die Normandie.) Von Ad. Gendinet. Pr. 2½ Fr.

England.

Chateaubriand und Lord Byron.

Obgleich Herr von Chateaubriand keineswegs in jeder Beziehung mit Lord Byron verglichen werden kann, so kann man ihm doch gewissermaßen den Namen eines politischen Byron beilegen, wenigstens nach der Vorstellung, die allgemein von Letzterem im Umlauf ist. Anziehend und abstoßend, liebenswürdig und haßenswerth, bald mit Schrecken erfüllend durch seine Talente, bald wieder bloß auffallend durch seine Sonderbarkeiten, so stellt sich uns Herr von Chateaubriand dar. Sein Charakter ist nicht der vorzüglichste, denn er hat eben so wenig Grundsätze im öffentlichen als Lord Byron im Privatleben. Trotz der Ungleichheit ihres literarischen Genius ist doch auch hier sehr viel Aehnliches in Beiden; sie gefallen sich Beide in der Uebertreibung des Erhabenen, und nur ein ihnen an-

geborne Gefühl schützt sie davor, jeden Augenblick ins Lächerliche zu verfallen. Beide hatten ihre Muttersprache auf eine seltene Weise in ihrer Gewalt. In Byron's Hand war die Englische Sprache nach seinem Belieben bald ein Spielwerk, bald ein Donnerkeil, gleich Aaron's Stabe jetzt eine rubige Stütze, um wohlgemuth daran einherzugehen, und dann eine Schlange, die Alles um sich her verzehrt. Chateaubriand besitzt, wiewohl bei weitem nicht in diesem Grade, eine ähnliche Gewalt über die Französische Sprache, die jedoch schon an sich viel ungefügiger und unbildsamer ist. Mit Ausnahme von Montaigne, Voltaire und Paul Louis Courrier hat er mehr als irgend ein Franzose aus seiner Sprache gemacht, die einer glänzenden Rüstung gleicht, welche den Träger zwar ziert, aber auch durch ihre Last alle seine Stärke in Anspruch nimmt und erschöpft.

In persönlicher Hinsicht läßt sich der Vergleich noch genauer durchführen. Chateaubriand ist von Adel und hat alle Vorurtheile, aber nur wenig von den Vortheilen seines Standes geerbt; eben so wie Lord Byron, ist er arm für seinen Rang, gering geschätzt von seines Gleichen und genöthigt, um der Auszeichnung willen zu dem Adel der Plebejer, zu dem Talent, seine Zuflucht zu nehmen. Erzogen unter einer Nation, deren Dogma der Unglaube war, kämpfte Chateaubriand gegen die geltenden Meinungen und predigte die Religion, als die Kirche keinen Diener mehr hatte. Byron that bekanntlich eben dies, aber auf die entgegengesetzte Weise; er stürmte gegen die religiösen Dogmen seiner Landsleute mit dem ritterlichen Geist des Widerspruchs. Und nun hat endlich Chateaubriand den Sieg errungen durch seine politischen Paradoxen, sein Mißgeschick und seine Talente; er hat dieselbe Stellung zu dem Französischen Publikum eingenommen, wie sie einst Byron in den Augen des Englischen Volks inne hatte. Er hat sich zu einer puissance erhoben — wie soll man dies Wort wiedergeben? — zu einem mit einem Lorbeer gekrönten Haupt, den alle Parteien ehren, dem sie schmeicheln und den sie fürchten.

Ein Opfer seiner liberalen Grundsätze, verzichtete Chateaubriand auf seine Gesandtschaft, als Polignac die Verwaltung erhielt; ein Opfer seines Royalismus, ist er jetzt ohne Stelle und bis auf seine Feder ohne Unterhaltsmittel. In einem vorsichtigen Irrthum, wie er ganz zu der Hauswirthschaft eines Dichters paßt, legte er seinen Sparpfennig in Holländischen Fonds an, damals freilich die sichersten in dem revolutionairen Europa und, aller Wahrscheinlichkeit nach, für ein politisches Exil die zuverlässigsten. Aber gerade im Gegentheil, Hollands Hauptanker wurde von den politischen Stürmen zuerst aus dem Grunde gerissen. Jetzt ist Chateaubriand Karlist und der einzige Mann in Frankreich, der für das verstoßene Geschlecht Stand zu halten wagt; das Journal des Debats, so lange Zeit das Organ seiner Ansichten, hat des edlen Vicomte's Leitung verloren: und, was das Merkwürdigste ist, er ist der einzige Mann, dem die Franzosen seinen Karlismus verzeihen. (New Monthl. Mag.)

Bibliographie.

Passages from the diary of a late physician. (Aus dem Tagebuch eines verstorbenen Arztes.) Mit Noten und Erläuterungen des Herausgebers. 2 Bde.

My old portfolio (Mein altes Portefeuille.) Erzählungen und Skizzen von H. G. Bell.

Francis the first. (Franz der Erste.) Ein Trauerspiel von Miß Fanny Kemble.

Attila, a tragedy. (Attila, ein Trauerspiel.) Nebst anderen Dichtungen.

Memoirs of great commanders. (Denkwürdigkeiten großer Befehlshaber.) Von G. P. R. James. 3 Bde.

Mannigfaltiges.

— Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. Zwischen diesen beiden Städten findet täglich viermal Vormittags und viermal Nachmittags eine gegenseitige Communication durch Dampfwagen statt. Es giebt zwei Klassen solcher Fuhrwerke. Die der ersten Klasse halten nur einmal an, nämlich in Newton, und auch da nur eine kleine Weile, damit die Maschine besichtigt und eingeschmiert werde. Die der zweiten Klasse setzen auf zwölf Punkten unterweges Reisende ab; dies geschieht aber so schnell, daß der Verzug kaum zu bemerken ist. Die Fuhrwerke sind theils mit Glasfenstern versehene Kutschen, theils gondelförmige und offene oder mit Vorhängen versehene Wagen. Die Dampfmaschine befindet sich an der Spitze des Zuges, hinter ihr ein Packwagen für Kohlen, Wasser, Geräthschaften und Wagenmeister; vermittelst eines Druckwerks wird dem Dampfkessel nach Belieben Nahrung zugeführt. An dem Packwagen befinden sich eiserne Agraffen, wodurch der erste Wagen an jenen befestigt ist; an diesem hängt wieder der folgende und so weiter bis zur Zahl von 15, 20 oder noch mehr, je nach der Zahl der Reisenden und der Masse des Gepäcks. Die Kaufmannsgüter werden durch andere besondere Fuhren besorgt, wobei man die Stunden des Abgangs mit den Interessenten verabredet. Auch sind besondere Fuhren für den Transport von Thieren eingerichtet, da derselbe außerordentlich bedeutend ist; so werden Schweine, Rinder u. dgl., von Irland kommend, schnell und leicht nach Manchester befördert und von da ins Innere des Landes versandt. Bei einem Passagierzuge befinden sich gewöhnlich 130 bis 150 Personen nebst Gepäck, welches Letztere eben auf den Wagen befestigt wird. Auf dem Expeditions-Bureau hält die Polizei auf Ordnung und läßt nur solche Personen ein, die wirklich Geschäfte dort haben; man miethet daselbst seinen Platz und empfängt ein Billet, auf dem sich die Nummer des Wagens und des Platzes in demselben befindet. Beim Abgang der Wagen werden diese Billets abgefordert, die Glocke ertönt, die Maschine wird in Bewegung gesetzt, jedoch erst allmalig, bis die einzelnen Wagen alle gehörig angespannt sind, und nun fährt man wie der Blitz davon, ohne Stöße und mit weniger Geräusch, als auf einer gewöhnlichen Schnellpost. Unterweges trifft man überall Arbeiter und Aufseher, welche die Bahn untersuchen und in Stand erhalten; in gewissen Zwischenräumen wird einen Augenblick Halt gemacht, und man sieht dann häufig Leute von der Eisenbahngesellschaft, die auf einem schwarzen Hut ein weißes Papier tragen und die Arme ausstrecken, um durch dieses Zeichen anzudeuten, daß die Bahn frei und in gutem Zustande ist. Geschmackvolle Verzäunungen und Schranken sind da angebracht, wo kein natürliches Hinderniß vorhanden ist, um böswillige Menschen und Thiere von der Eisenbahn abzuhalten. Man kann nach Belieben der Maschine und dem Wagenzuge Halt gebieten; und trotz der Neuheit und Hast dieser neuen Art, zu reisen, bedient sich doch Jedermann derselben, Weiber, Mädchen und Kinder, ohne Furcht und ohne Gefahr. Eine in der Mitte des Zuges befindliche Kutsche ist ausschließlich für die Brief-Felleisen bestimmt, die täglich zweimal von einem Ort zum anderen gehen. Man legt den Weg zwischen beiden Städten, die ungefähr 13 Post-Lieues von einander entfernt sind, gewöhnlich in fünf Viertelstunden zurück, ohne ermüdet zu werden, und an die Stelle der 30 bis 40 vierspännigen Fuhren, die vor dem Jahre 1830 täglich zwischen diesen beiden Städten unterweges waren, ist jetzt fast nur eine einzige getreten. Wegen der großen Schnelligkeit des Fuhrwerks sieht man die Gegenstände auf der Reise nur undeutlich am Auge vorüberschweben, richtet man aber seine Blicke auf die Ferne und auf das Ganze der Landschaft, so wird man nicht gewahr, mit welcher Eil man davonfliegt. In allen Theilen dieses Geschäfts herrscht bewundernswerthe und Vertrauen erregende Ordnung, Ruhe und Regelmäßigkeit. Der Gewinn dieser Erfindung ist gar nicht zu berechnen. Zwei Thatsachen können eine ungefähre Vorstellung davon geben. Zur Zeit der letzten Pferderennen in Newton, welches auf der Hälfte des Weges zwischen beiden Städten liegt, wurden mit einem einzigen Wagenzuge auf einmal über 1500 Personen befördert. Einer meiner Freunde, ein Kaufmann aus Manchester, verlangte einst von der Eisenbahngesellschaft, ihm durch einen einzigen Transport 1000 Ballen Baumwolle zu besorgen; jeder Ballen wiegt beinahe 300 Pfund. Die ganze Last, die Schwere der Wagen nicht eingerechnet, betrug also 300,000 Pfd. Die Gesellschaft forderte dessenungeachtet kein höheres Fuhrlohn, und diese ungeheure Quantität Baumwolle, welche die Ladung eines ganzen im Hafen von Liverpool angelangten Schiffes ausgemacht hatte, wurde in kaum 2 Stunden von den Quais dieser Stadt in die Magazine von Manchester befördert und selbst bis in die Werkstätten der Spinner geschafft. Die Fuhrpreise für Reisende und Waaren sind sehr gering. Die Preise der Plätze für Reisende wechseln von 3 bis 5 Shilling, worin zugleich die Bezahlung für die Plätze in geschmackvollen Omnibus, welche die Reisenden von den verschiedenen Punkten der Stadt nach dem Abgangsort und umgekehrt von da nach ihren Wohnungen bringen, mit einbegriffen ist. Die Kosten dieser außerordentlichen Einrichtung sind auf das Doppelte der ursprünglichen Abschätzung gestiegen, sie haben nämlich nicht 400,000 Pfund Sterling, sondern 820,000 Pfund (über 5½ Millionen Thaler) betragen. Ungeachtet dieser Mehrausgabe hatten indeß die Actionaire am Schluß des Jahres 1830 schon 8 pCt. Zinsen, und der Jahresabschluß von 1831 wird ihnen zweifelsohne 10 pCt. gewähren. Man will einen Reserve-Fonds gründen, der zur Verbesserung der Bahn und später zur Reduction des Preis-Tarifs dienen soll. Schon arbeitet man auf verschiedenen Landstraßen Englands an ähnlichen Bahnen, und man hofft, binnen kurzem zwischen London, Liverpool und Manchester dieselbe Art der Communication begründet zu sehen, in welchem Fall man diese große Strecke in wenigen Stunden würde zurücklegen können. (Nouv. Ann. d. Voy.)

— Spanische Besitzungen des Herzogs von Wellington. Die Güter, welche der Herzog von Wellington in Spanien besitzt, liegen in dem niedrigen Theile der Vega etwa zwei Leguas von Granada und lassen sich sehr gut bewässern. Sie tragen ihm jährlich 15,000 Piaster ein, und der Herzog bezieht seine Einkünfte in Getreide, aber nicht je nach dem Ausfall der Ernte, sondern in einer festgesetzten Quantität; — ein Plan, der auch von anderen Land-Eigenthümern jetzt ziemlich allgemein befolgt wird. Der Herzog hat 300 Pächter, die demnach nur sehr kleine Pachttheile in der Vega von Granada zu besitzen scheinen; denn wenn man den ganzen Pachtzins durch 300 theilt, so kömmt auf jeden Pächter nur eine Abgabe von 50 Piaster. Uebrigens geht es den Pächtern auf des Herzogs Gütern sehr gut, da sie weiter keine Steuern entrichten; ihre Ländereien sind von den meisten schwer das Land bedrückenden Lasten ganz befreit. Der Herzog von Wellington findet sich für alle Ansprüche der Spanischen Regierung mit einer Durchschnitts-Abgabe von 6 pCt. ab. (Lond. and Par. Obs.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement am 31sten d. M. zu Ende geht, werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig zu erneuern. Den hiesigen Lesern, welche das Magazin bereits halten, wird die Pränumerations-Quittung durch die Stadtpost in das Haus gesandt werden. Für neu hinzutretende Abonnenten wird bemerkt, daß vollständige Exemplare aller bisher erschienenen Nummern nur noch in geringer Anzahl vorräthig sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. vierteljährlich in allen Theilen der Preußischen Monarchie. Für die Monate Febr. u. März ist d. Preis auf 15 Sgr. festgesetzt.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Freitag den 30. März 1832.

England.

Die Handschriften der Stuarts.

Wenn man Walter Scott's letzten Roman: „das gefährliche Schloß" liest und wahrnimmt, wie ein alter Minnesänger eine beschwerliche Pilgerfahrt unternimmt, um das geheimnißvolle Manuskript des Thomas von Erceldeune aufzufinden, so erinnert man sich unwillkürlich eines neueren Bibliomanen, der, nachdem er einen nicht weniger kostbaren Schatz aufgefunden hatte, sich auf verrätherische Weise der Frucht seiner langen Nachforschungen beraubt sah. Die Erzählung, deren Details wir hier zusammenstellen wollen, wie wir sie aus den Englischen Journalen der damaligen Zeit gesammelt haben, dürfte eben so interessant für die Geschichte wie für die Bibliomanie seyn. Man wird es uns verzeihen, wenn wir hin und wieder einige Betrachtungen einfließen lassen.

Wir haben den ehrwürdigen Doktor Walter selbst gekannt, und wenn wir jemals in einer Komödie oder in einem Roman den Charakter eines Bibliomanen zu schildern hätten, so würde er unser Held seyn; aber wir würden zu spät damit kommen, denn er ist es, den Walter Scott unter dem Namen Monbarns gezeichnet hat. Der Doktor Walter war ein Schotte von Geburt und gehörte einer Familie an, die früher den Stuarts sehr ergeben gewesen war. Aehnlich jenem alten Puritaner, der sein Leben damit zubrachte, auf den Grabsteinen der Märtyrer seiner Sekte die Inschriften wiederherzustellen, liebte er es, dem Staub der Bibliotheken oder der Unwissenheit der Buchhändler alle Bücher und Manuskripte abzugewinnen, welche er als Denkmäler der glorreichen Vorzeit Schottlands, aber besonders des Jakobitischen Schottlands betrachtete. Der Doktor war einer der letzten gelehrten Schotten, welche die Existenz Ossians, jenes apokryphen Homer des alten Kaledoniens, behaupteten. In Florenz bemerkten diejenigen, welche bei der Herzogin von Albany mit ihm zusammentrafen, mit welcher Ehrfurcht er der Wittwe Karl Eduards, die als Frau eines Dichters (Alfieri's) gestorben ist, den Titel Majestät beilegte. Dieses Phantom von Poesie und Königthum machten für ihn einen Theil des National-Ruhmes aus.

Der Doktor glaubte während seines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1814 zwei Glücksfälle mit einem Male erlebt zu haben, als er bei genauer Durchstöberung des ehemals Schottischen Kollegiums ein Manuskript in Gälischer Sprache und ein Bruchstück des Tagebuches Jakobs II. entdeckte. Das Manuskript enthielt nur einige Balladen; aber aus dem Bruchstücke ersah er, daß sich noch ähnliche unter den nachgelassenen Papieren des Kardinals von York befinden müßten. Im Jahre 1817 reiste er dieserhalb nach Rom.

Es war dies nicht seine erste Reise nach Italien; er hatte sich früher bereits längere Zeit daselbst aufgehalten und fand dort Freunde, wenn auch nicht unter den Großen, doch in den Familien der mittleren Klassen wieder. Nachdem er durch die dritte Hand in Erfahrung gebracht hatte, daß ein beträchtlicher Theil der Handschriften des Kardinals von York sich in den Händen seiner Testaments-Vollstrecker befände, und daß noch kein Manuskript davon abhanden gekommen sey, verlor er keinen Augenblick, sich an denjenigen Kardinal, der mit der Liquidation der Erbschaft beschäftigt war, zu wenden; aber Monsignor war nicht in der Stadt, und es war zweifelhaft, ob sein Agent, der Abbate Lupi, die gehörige Vollmacht besitze, um in Abwesenheit des Kardinals über die Handschriften verfügen zu können. Der Abbate Lupi, weniger skrupulös oder unwissender, als es in der Regel so wichtige Agenten sind, lächelte über die Neugierde des Doktors und führte ihn, ohne sich lange bitten zu lassen, an den Ort, wo das Geschreibsel des verstorbenen Kardinals, wie er es nannte, in größter Unordnung aufbewahrt lag. Es war eine finstere und elende Kammer im Giebel des Hauses. Der Abbate stieß eine verwitterte Thür auf und zeigte ihm alle Papiere, die in Stößen auf einander geschichtet da lagen. Weder die Verwüstungen, welche der durch das verfallene Gemäuer eindringende Regen angerichtet, noch die verheerenden Invasionen der Ratten und Mäuse, hatten die Administratoren aus ihrer Sorglosigkeit erweckt. Was er hier erblickte, brachte bei dem Jakobitischen Bibliophilen ein sonderbares Gemisch von Empfindungen hervor. Er wußte nicht, ob er sich seinem Entzücken überlassen, seine Freude über eine so reiche Entdeckung ausströmen lassen, wie Kolumbus: Land, Land! ausrufen, oder seinem Unwillen über die Entweihung eines so heiligen Schatzes Luft machen sollte. Dieses Schwanken zwischen zwei fast gleich lebhaften Empfindungen gab ihm Zeit, sich zu sammeln. Ein minder edler, aber allen Bibliophilen eigener Instinkt sagte ihm, daß er weder zu viel Freude noch zu viel Schmerz zeigen dürfe, um dem gleichgültigen Abbate nicht zu zeigen, welchen Werth er auf jene verachteten Papiere legte. Das erste, was ihm in die Hände fiel, war eine eigenhändige Schrift Jakobs II.; er bezwang sich indeß doch so weit, daß er, nachdem er noch einen flüchtigen Blick auf die Papiere geworfen hatte, für Alles, was in der Kammer lag, nur 300 Römische Thaler bot. Es befanden sich daselbst nahe an fünf Tausend authentische Aktenstücke. Der Abbate nahm sein Gebot sogleich an. Nun stellte sich aber der Doktor, als ob ihm dasselbe leid thue; er wollte sehen, ob die Vollmachten des testamentarischen Agenten in Ordnung wären, und erst als er sich davon überzeugt hatte, unterzeichnete er das Abkommen. Als dies aber geschehen war, hielten schon zwei Karren vor der Thüre, auf welche man alle Papiere durch einander packte.

Nun war der Bibliophile zu Hause angekommen; er sah sich im Besitz einer Sammlung ohne Gleichen; er breitete sie in seinem Zimmer aus, bezeichnete die einzelnen Stöße und freute sich darauf, sie sorgsam zu studiren und chronologisch zu ordnen. Aber der Mensch ist ein geselliges Wesen; er mag sich nicht lange allein des Besitzes freuen. Die Eitelkeit des Bibliophilen trug den Sieg über seine Vorsicht davon. Er hatte mehrere Landsleute in Rom; sie sollten an seinem Triumph Theil nehmen, er lud sie ein, die feindlichen Spolien in's Geheim zu bewundern; sie kamen und bewunderten. Aber in Rom, obgleich es eine Hauptstadt ist, wird geklatscht wie in der Provinz. Nach einigen Tagen war das Glück des Schottischen Doktors das Gespräch der Barbiere und der Poeten. Worin bestand dieses Glück? Die Wenigsten wußten es, aber Alle sprachen davon. Unglücklicherweise sprach man auch, und zwar mit Kenntniß der Sache, in dem Salon der Herzogin von Devonshire davon, derselben, welche Delille besungen hat. Dieser Salon war das Rendezvous aller Fremden und besonders aller Engländer. Am gefährlichsten war eine Art von Antichambre des Vatikan's, die sich dort einfand; die genaue Bekanntschaft der Herzogin mit dem Kardinal-Staats-Secretair brachte sie natürlicherweise auch in Verbindung mit der Päpstlichen Regierung. Die Herzogin äußerte den Wunsch, die kostbare Sammlung zu sehen. Der Doktor hatte nicht den Muth, das zu verweigern, was er als ein Kompliment betrachtete, und er versprach, Ihrer Herrlichkeit selbst eine aus seinen Reichthümern gewählte Probe zu überbringen. Es wurde ein Abend für diese vertrauliche Mittheilung festgesetzt; aber die Herzogin, als Beschützerin der Literatur, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, ihre literarischen Freunde an der Begünstigung, welche sie ihrem Range und Ansehen verdankte, Theil nehmen zu lassen. Sie lud daher fünf bis sechs ihrer Freunde ein, um bei ihr die Jakobitischen Manuskripte zu bewundern. Unter diesen Freunden befand sich natürlich, als der vertrauteste, der Kardinal-Staats-Secretair. Die Manuskripte waren auf dem Tische ausgebreitet und machten fast den ganzen Abend den alleinigen Gegenstand des Gespräches aus. Der Kardinal allein begnügte sich damit, in denselben zu blättern, ohne ein Wort zu sagen. Am anderen Morgen aber drang eine Abtheilung Päpstlicher Karabiniers in das Zimmer des Doktor Walter, der noch schlief. Ein Polizei-Agent weckte ihn ohne alle Umstände, in dem Augenblicke vielleicht, wo ein Traum die Manuskripte des glücklichen Bibliophilen noch vermehrte. Wie groß aber war sein Schmerz, als er sah, daß die Thüren seines Zimmers versiegelt und Schildwachen im Hause aufgestellt wurden.

Zu derselben Zeit verbreitete sich in Rom das Gerücht, daß der Abbate Lupi verhaftet und ins Gefängniß gebracht worden sey, weil er seine Vollmachten als testamentarischer Agent überschritten habe. Dieser Verhaftung und dem Beschlag, der auf die Manuskripte gelegt worden war, folgte eine andere Maaßregel, die der Willkür des Päpstlichen Hofes nicht schwerer wurde. Der Kauf-Kontrakt wurde vernichtet, und dem Doktor Walter wurden die 300 Römischen Thaler zurückbezahlt. Dieser hielt sich indeß noch nicht für verloren; er befragte alle Römische Advokaten; aber man gab ihm zu verstehen, daß er umsonst prozessiren würde; denn alle Rechtsgelehrte der Curia Innocenziana würden, dem Kardinal-Staats-Secretair zu Gefallen, entscheiden, daß dieser allen früheren und bestehenden Gesetzen Roms gemäß gehandelt habe. Der Doktor lief überall umher und schrie über Ungerechtigkeit; man ließ ihn ruhig seinem Unwillen Luft machen, bis von England ein Schiff von Civita-Vecchia und von Fiumicino eine Schaluppe in Rom ankam, die im Angesicht des beraubten Bibliophilen alle Handschriften des Kardinals von York

mit sich fortnahmen. In seiner Verzweiflung zwang er den Kardinal-Staats-Secretair, ihm eine Audienz zu ertheilen, und unterstützte seine Klagen durch Berufung auf alle Richterstühle Europas. Der Kardinal hörte ihm mit der ganzen Urbanität der Italiänischen Diplomatie zu und antwortete ihm, daß die Sache nicht mehr von dem heiligen Stuhl, sondern vom König Georg abhinge, der sich seit dem Tode des Kardinals von York für den Erben der Stuarts erklärt habe. „Mein Herr," fügte Se. Eminenz hinzu, „Sie haben so laut über die Tyrannei Roms geklagt; ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie es von jetzt an mit dem Souverain eines freien Landes zu thun haben, der Ihnen sicherlich Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Wenden Sie sich an den König von England."

Der Spott war grausam. Der Bibliophile machte die Erfahrung, daß die Liberalität der Englischen Regierung nicht so weit ging, ihm auch nur ein einziges jener Manuskripte wieder zurückzustellen. Sie wurden in einem besonderen Zimmer der Britischen Bibliothek aufgestellt, wo noch Niemand ohne sehr bedeutende Empfehlungen zugelassen worden ist. Bevor wir diese Strenge seltsam finden, dürfen wir nicht vergessen, wie schwer es von jeher Jedem, der Geschichte schreiben wollte, auch in Frankreich, gemacht wurde, die Mittheilung historischer Aktenstücke, welche sich im Besitz der Regierung befinden, zu erlangen. Kann man sich darüber wundern, daß der König von England so eifersüchtig auf die Handschriften der Stuarts ist, wenn in Paris die Herren Guizot, Mazure, A. Carrel, Amédé Pichot und Andere der bedeutendsten und freundschaftlichsten Empfehlungen bedürfen, um einen Blick in die dürftigen Mappen werfen zu können, wo die auf Jakob II., auf seinen Sohn, den Ritter St. Georges, und auf seinen Enkel Karl Eduard bezüglichen Aktenstücke schlummern? *)

Die dem Bibliophilen Walker geraubte Manuskripten-Sammlung ist einzig in ihrer Art; schon die Bekanntmachung des summarischen Kataloges der einzelnen Stücke würde ein Fund seyn. Man denke sich ein Tagebuch, ausführlicher wie das des Dangeau, das mit der Ankunft Jakob's II. in St. Germain beginnt und wenige Tage vor dem Tode des Kardinals von York endet. Man findet unter den Autographieen einen politischen, häuslichen und persönlichen Briefwechsel, welcher einen erläuternden Kommentar zu allen Thatsachen liefert. Die Verzeichnisse der Ausgaben, die mit der Genauigkeit eines Handlungsbuches geführt worden sind, gewähren einen seltsamen Ueberblick über die pecuniaire Lage der verbannten Familie, in den verschiedenen Epochen ihres Wohlstandes oder ihrer Bedürftigkeit in fremden Ländern. Man ersieht daraus genau die Summe, die es einer verbannten Dynastie gekostet hat, drei Generationen hindurch ohne Königreich zu regieren, Hofleute beizubehalten, Verschwörer und Verräther zu besolden, eine Restauration durch Intrigue oder durch das Glück der Waffen zu versuchen und sich endlich mit dem bloßen Leben zu begnügen. Die Denkwürdigkeiten Jakob's II. haben ein helles Licht auf seinen Charakter geworfen; aber man würde ihn ganz kennen lernen, wenn seine Briefe an seinen Sohn bekannt gemacht würden. Bei einigen findet sich noch der erste Entwurf, in dem in der Regel sehr viel ausgestrichen und verändert worden ist, und dessen Schrift die Aufregung verräth, die seine Hand zum Zittern brachte, wenn er an jenen Sohn, den Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe, schrieb, dem er jedoch auch die Vorwürfe eines in seinen süßesten Hoffnungen getäuschten Vaters nicht ersparte. Was Jakob II. beim Durchlesen dieser Briefe gewinnt, das verliert in gleichem Maße der Ritter von St. Georges.

Jakob III — ich nenne ihn so, da er doch einmal diesen Titel nach dem Tode Jakob's II. angenommen hat — besaß in der That alle Fehler, aber keine von den guten Eigenschaften seines Vaters. Das Kind der alten Tage desselben, hatte er nichts von dem, was der Jugend des Herzogs von York einen gewissen Glanz verlieh. Die Erziehung an dem bigotten Hofe von St. Germain fruchtete auf eine wunderbare Weise in einer Natur, die nur zu gut darauf vorbereitet war, so traurigen Samen aufzunehmen. Er starb, ohne jemals die Hoffnung verloren zu haben, sein eingebildetes Scepter wieder zu ergreifen, aber ohne jemals den festen Willen dazu gezeigt zu haben; es gehörte der ritterliche Charakter seines Sohnes dazu, dieser verlorenen Sache wieder einiges Interesse zu verschaffen.

In der Masse der eigenhändigen Manuskripte der vier letzten Stuarts, so wie in den Denkwürdigkeiten der Zeit, stellt sich der Charakter Karl Eduard's unter Kontrasten und Widersprüchen dar. Verdiente der Prätendent von 1745, tapfer bis zur Tollkühnheit, edelmüthig, uneigennützig, liebenswürdig gegen seine Anhänger im Glück, heldenmüthig und stolz im Unglück, verdiente er wirklich, ich sage nicht die Verleumdungen der reisenden Whigs, sondern die kränkenden Anschuldigungen Alfieri's, der ihn un Irragionevole e sempre ubriaco padrone nannte? Hatte das Unglück diese edle Natur erniedrigt, oder war sein Heldenmuth nur die leidenschaftliche Aufregung des Augenblickes? Alfieri, damals Republikaner und verliebt, konnte ein Interesse dabei haben, den Mann zu verleumden, der für ihn der Repräsentant einer legitimen Dynastie und der Gemahl einer Frau war, die er liebte. Dennoch kann man nicht läugnen, daß beim Durchlesen der Manuskripte, aus denen wir die Verhältnisse Karl Eduards zu seinem Vater, zu seiner Frau, seiner Maitresse und seiner Tochter kennen lernen, eine wahre Entzauberung stattfindet. Zwischen Vater und Sohn Eifersucht, Unredlichkeit, Mißtrauen, kränkende Vorwürfe; zwischen Gatte und Gattin gegenseitiges Unrecht, schaamloser Zwist, unwürdige Streitigkeiten.

*) Uneingeschränkt richtig scheint diese Bemerkung nicht zu seyn; mindestens wissen unsere geehrten Landsleute, namentlich auch Herr Professor Fr. von Raumer, nur die Bereitwilligkeit zu loben, mit der ihnen die Handschriften der Königl. Bibliothek in Paris zugänglich gemacht worden.

In dieser Zeit der geheimen Memoiren lassen wir uns wider Willen dazu verleiten, hier aus so vielen bis jetzt noch nicht bekannten Papieren drei Briefe anzuführen, welche einiges Licht auf die Verbindung Karl Eduards mit jener Maitresse werfen, die Walter Scott mit ihm in „Redgauntlet" einführt, jener Miß Clementine Walkenshaw, Mutter der unglücklichen Tochter des Prinzen. Von einer blinden Leidenschaft für diese Dame war Karl Eduard zu einer wahrhaften Abneigung übergegangen, welche sich auch lange Zeit hindurch auf die junge Charlotte erstreckte. Dieser Theil der geheimen Geschichte des Prätendenten ist vernachlässigt worden, entweder aus Mangel an Materialien, oder weil er in den Augen der Geschichtsschreiber nicht wichtig genug war. Der erste Brief lehrt uns, daß die verstoßene Maitresse im Jahre 1767 mit ihrer Tochter in Paris lebte; Nachstehendes ist eine genaue Abschrift:

„Sire, ich frage in diesem Augenblick nur mein Herz, und dem Feder folgt seinen Bewegungen; ich kann nur unglücklich seyn, wenn Ew. Majestät sich nicht zuweilen des Püppchens erinnern, daß Ihnen von dem Augenblick seiner Geburt an so theuer war. Sein Alter und die ihm gewordene Erziehung haben in seinem Herzen die Gesinnungen der Liebe und Ehrfurcht, welche es seinem Könige und erlauchten Vater schuldig ist, verstärkt. — Sire, in diesen beiden Eigenschaften ist mir Eure Majestät Schutz und väterliches Wohlwollen schuldig; Ihre Tochter macht darauf Anspruch, und sie wagt es, zu hoffen, daß Sie ihr dieselben bewilligen und Ihr Herz demjenigen öffnen werden, die Ihnen das Leben verdankt. Wenn sie glücklich genug wäre, daß Ew. Majestät sich zu ihr herablassen und sie mit einer Antwort beehren wollten, so könnte solche an die Marquisin von Albert, Rue Caffette in Paris, gerichtet werden. Diese Dame von ausgezeichnetem Verdienst bezeigt uns die größte Freundschaft, und dies aus Achtung und Anhänglichkeit, welche dieselbe für Ew. Majestät hegt. — Wenn ich daher das Glück habe, ein Wort des Andenkens von meinem erlauchten Vater zu erhalten, so darf mir dasselbe sicher zukommen, und ich erwarte diesen Augenblick mit Ungeduld. Ich bin mit tiefster Hochachtung Ew. Majestät ergebenste unterwürfigste und gehorsamste Dienerin und Tochter

Paris, 25 Juli. 1767. Charlotte."

Dieser Brief, so rührend durch die Mischung der für ein Vaterherz so süßen Worte mit jenem Namen der Königlichen Majestät, die der Prinz von keinem Anderen damals als von seiner Tochter hören konnte, erlangte nur eine kalte Antwort; dennoch bestand der Prinz darauf, daß Charlotte ihrer Geburt gemäß erzogen würde. Das folgende aus Meaux vom 16. Dez. 1768 datirte Schreiben ist von Mutter und Tochter unterzeichnet:

„Gnädigster Herr! Obgleich man mir unaufhörlich wiederholt, daß meine Briefe Sie ermüden, und mir deshalb vielleicht die Klugheit geböte, Sie nicht damit zu belästigen, so würde ich mich doch für undankbar gegen Ew. Königliche Hoheit halten, wenn ich Ihnen bei dem bevorstehenden Anbruch des neuen Jahres nicht alle Empfindungen ausdrückte, die ich Ihnen schuldig bin. — Das Jahr, in das wir eintreten, kann nur dann glücklich für uns seyn, wenn Sie fortfahren wollen, uns die Ehre Ihres Schutzes widerfahren zu lassen, und sich von der tiefen Hochachtung überzeugt halten, mit welcher wir verharren Eurer Königlichen Hoheit ergebenste und gehorsamste Dienerinnen

Clementine Wallenshaw. Charlotte."

Endlich hier ein drittes Schreiben, welches die Klagen der Mutter und interessante Details über die Erziehung der jungen Charlotte enthält:

„Sire! Es ist immer das Gefühl der tiefsten Hochachtung, womit ich es wage, mir die Freiheit zu nehmen, Eurer Majestät den grausamen und beklagenswerthen Zustand Ihres Kindes zu schildern, dieses liebenswürdigen Wesens, welches Ihnen sein Daseyn verdankt und sicherlich nichts gethan hat, weshalb es verdiente, von Ew. Majestät verlassen zu werden; denn es ist, ich wage es zu sagen, Ihrer und alles dessen, was Sie für sie thun wollen, würdig. Dieses unglückliche Kind macht daher auf die Rechte seines Blutes bei Ihnen Anspruch, der Sie sein König und Vater sind. — Und was wird aus ihr werden, wenn Sie ihr diese Gerechtigkeit, die ihr vor Gott und Menschen gebührt, verweigern? Welch trauriges Schicksal steht Ihrem Kinde bevor, wenn Ew. Majestät nicht geruhen, einen Blick des Mitleids auf dasselbe zu werfen? Sie befindet sich gegenwärtig in dem Alter, wo ein ernsthafteres Nachdenken beginnt, und sie fühlt schon nur allzulebhaft und mit dem tiefsten Schmerz die Ungültigkeit Ewr. Majestät. — Das unglückliche Kind wiederholt mir unaufhörlich: Was wird aus mir werden, wenn mein Vater mich verläßt? Mein Schicksal und meine Zukunft hängt von ihm ab, und ich muß das unglücklichste Geschöpf werden, wenn er nichts für mich thut . . . es bliebe mir nichts übrig, als den Tod herbei zu wünschen! Diese Aeußerungen zerreißen mir das Herz; auch sagt sie mir sehr häufig: Ich bin dazu geboren, liebe Mutter, das Unglück meines Königs und Vaters zu theilen, aber er erkenne mich wenigstens für seine Tochter an; das ist das Einzige, was ich von Gott und von ihm erflehe! — Kurz, mein erlauchter König, sollte es möglich seyn, daß Sie sich dazu entschließen könnten, ein Kind der Vergessenheit zu übergeben, welches Ihnen gehört, welches Sie geliebt haben, und welches jetzt auf eine Weise erzogen ist, Ew. Majestät Ehre zu machen; denn sie ist geschmückt mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und mit dem edelsten und interessantesten Aeußeren. Was ihre Talente betrifft, so habe ich in dieser Beziehung Alles gethan, was in meinen Kräften stand; und wenn uns etwas mehr Mittel zu Gebote gestanden hätten, so würde ihre Erziehung vollendet und vollkommen seyn. Aber Alles wurde uns ver-

sagt, seit der König todt ist*), der nichts sparte, um diese Tochter Eurer Majestät würdig zu machen. Da sie indeß den Unterricht der besten Lehrer genossen hat, so habe ich es mir angelegen seyn lassen, es so einzurichten, daß sie nichts von dem vergessen durfte, was sie bereits gelernt hatte; durch fortgesetzte Uebung hat sie gute Kenntnisse in der Musik erlangt. Sie hat eine sehr schöne Stimme und spielt bereits ziemlich das Klavier und die Laute. Sie erlernt die Instrumente leicht, und es ist sehr Schade, daß wir nicht Gelegenheit haben, dies Talent besser auszubilden; ihre Vorliebe für Musik rührt mit daher, weil sie weiß, wie sehr Ew. Majestät dieselbe lieben. Sie tanzt mit außerordentlicher Grazie. Jetzt beschäftigt sie sich auch mit Geographie und Geschichte. Ich glaube, Eure Majestät mit diesen Details unterhalten zu müssen, und hoffe, daß Ihnen dieselben Vergnügen machen werden; ich kann Ihnen, Sire, keinen größeren Beweis meiner ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit geben, als den, ein Wesen auszubilden, das Ihrer würdig werden soll. Ich hoffe, daß Sie mir eines Tages werden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dann werde ich zufrieden sterben. Mittlerweile flehe ich den Himmel an, seine Segnungen auf meinen erhabenen König auszuströmen und ihn glücklich zu machen. Das sind die beständigen Wünsche der unglücklichen Mutter Ihres Kindes, die Ihnen bis zu ihrem letzten Hauche treu und unveränderlich ergeben seyn wird. Mit diesen Gesinnungen hat sie die Ehre zu seyn u. s. w.

Aus der Abtei unserer lieben Frau zu Meaux, 2. Mai 1769.

Clementine Walkenshaw."

Eine einzige Rücksicht konnte Karl Eduard dagegen entschuldigen, daß er sich den Liebkosungen seiner Tochter entzog; er gab den Plänen des Großherzogs von Toskana, oder vielmehr seinen eigenen Träumen, in denen er sich als das Oberhaupt einer Dynastie betrachtete, Gehör und glaubte sich noch in dem Alter zu befinden, sein Geschlecht in einer legitimen Ehe fortpflanzen zu können. Er vermählte sich daher mit der Prinzessin von Stollberg; aber getäuscht in diesen Hoffnungen an der Seite einer Frau, die um 32 Jahre jünger war als er, auf alle Weise unglücklich in dieser kinderlosen Ehe, erinnerte er sich 10 Jahre später seiner natürlichen Tochter; er berief sie zu sich, und von der Gleichgültigkeit zu der größten Zärtlichkeit übergehend, schien er nur für sie zu leben. Er verletzte sogar seinen Bruder, indem er sie zur Herzogin von Albany ernannte, einen Titel, welchen der Kardinal von York ihr in einem seiner Schreiben zu mißgönnen schien.

Dieser Kardinal war gewiß der friedfertigste aller Prätendenten. Herr Amedee Pichot sagt von ihm: „So starb unter dem Kardinalshute der letzte Enkel Jakobs II., der dem Papstthum die dreifache Krone Großbritaniens geopfert hatte." Man darf übrigens aus dieser Zusammenstellung nicht folgern, daß der letzte Enkel Jakobs II. den Kardinals-Hut aus Fanatismus begehrt hat. Er suchte unter diesen geistlichen Insignien nichts als das otium cum dignitate, die Mittel, das süße Wohlleben eines Fürsten der Kirche zu genießen. Er würde weltlicher Fürst geblieben seyn, wenn sein Bruder nicht unter diesem Titel die Pension von Frankreich zurückgewiesen hätte. Unter allen seinen Privilegien hielt er am meisten auf das, welches ihm gestattete, sich in einer Sänfte nach dem Vatikan tragen zu lassen. Wie groß aber auch seine Liebe zur Ruhe, ich will nicht sagen sein Egoismus, seyn mochte, so findet sich doch unter den Handschriften der Stuarts die Abschrift eines seiner Schreiben, woraus hervorgeht, daß er den Tod seines Bruders tief empfand. Es muß in der That ein imposantes Schauspiel gewesen seyn, das Begräbniß zu sehen, „wo der Bruder selbst des Verstorbenen, ein Diener des Gottes, der Könige macht und vernichtet, inmitten der Trauer-Wappen seiner Familie, mit den Worten der heiligen Schrift über dem Grabe eines Königs ohne Königreich die Nichtigkeit aller Dinge hienieden verkündet."**)

An diese Feierlichkeit erinnert die Inschrift in der Kirche von Frascati auf dem Grabmale, welches der Kardinal selbst seinem Bruder errichten ließ. Sie lautet folgendermaßen:

HENRICUS CARD. EPISCOPUS TUSCULANENSIS
CUI PATERNA JURA TITULIQUE CESSERE
DUCIS EBORACENSIS APPELLATIONE RESCRIPTA
IN IPSO LUCTU TAMEN ET REVERENTIA OBSECUTUS
INDUCTO IN TEMPLUM SUUM FUNERE
MULTIS CUM LACRYMIS PERSOLVIT
FRATRI AUGUSTISSIMO
HONOREMQUE SEPULCRI AMPLIOREM
DICAVIT.

Das Denkmal in Rom, durch Canova in der Kirche St. Peter ausgeführt, ist dem Vater und seinen beiden Söhnen gewidmet. Nur die beiden Genien des Mausoleums kann man Canova's würdig nennen.

Wir haben jetzt nur noch einige Worte über die Handschriften der Stuarts hinzuzufügen. Wenn deren öffentliche Bekanntmachung verzögert wird, so geschieht es aus Schonung gegen die vorzüglichsten Familien Großbritaniens. Wie viel Söhne würden über die Rolle zu erröthen haben, welche ihre Väter in jener langen Jakobitischen Verschwörung spielten, die 60 Jahre hindurch bis zu der Schlacht von Culloden die Revolution von 1688 und ihre Folgen bedrohte. Welche Verderbtheit in der Armee, im Volke und besonders in der Aristokratie! Der Admiral Vaker erbietet sich, seine Flotte für 100,000 Pfd. Sterling zu überliefern; andere Whigs verkaufen dem Könige „auf der anderen Seite des Kanals" ihre Dienste für die Pairie. Man findet auch die Geständnisse eines gewissen Hamilton, der erkauft worden war, alle Stuarts zu ermorden. Die Korrespondenz der Jakobiten selbst ist merkwürdig, wegen ihrer Ansichten über das ihnen angeborne Recht. Zur Beleuchtung der religiösen Doktrinen dieser Partei finden sich zahlreiche Briefe in Bezug auf die Heiligsprechung Jakob's II., um welche einige seiner Anhänger nach seinem Tode bei dem Hofe zu Rom anhielten. Ihr Unterhändler bei dem heiligen Vater war ein verschmitzter Jesuit, Namens Innes, dessen Antworten dem Ambrosio Lamela im Gil Blas Ehre machen würden. Dieser ehrwürdige Vater schmeichelte seinen Korrespondenten mit Erfolg und erhob dennoch immer neue Schwierigkeiten. Anfänglich scheinen die Tugenden Jakob's und sein christlicher Heldenmuth zu genügen; sein fast klösterliches Leben in St. Germain hat alle Sünden seiner Jugend ausgelöscht. Bald aber fragt man seine getreuen Unterthanen, ob er niemals Wunder verrichtet habe! Der Papst verlange wenigstens Ein Wunder in einem so heiligen Leben. In einem ziemlich räthselhaften Schreiben scheint der Jesuit dann wieder einen Ausweg gefunden zu haben; endlich aber fand die Heiligsprechung nicht statt, weil das Geld der frommen Jakobiten früher zu Ende war, als ihre Leichtgläubigkeit. — Gezwungen, zu gleicher Zeit Leute von den verschiedenartigsten Ansichten zu schonen, mit den Einen von Freiheit, mit den Anderen von Religion zu reden, widersprechen sich die unglücklichen Stuarts häufig in ihrer Korrespondenz; und man begreift, wie schwer es ihnen geworden seyn würde, wenn das Glück in seiner Laune sie wieder auf den Thron gesetzt hätte, so vielen Leidenschaften, so vielen verschiedenen Interessen, welche zu ihrer Zurückberufung vereinigt schienen, Wort zu halten.

Wie dem aber auch seyn möge, so muß man es jetzt, wo jene Dynastie erloschen ist, bedauern, daß einige Empfindlichkeiten die Bekanntmachung so kostbarer Dokumente verzögern. Wir wollen hoffen, daß der jetzige Englische Monarch, der freisinnig genug war, bei seiner Thronbesteigung die parlamentarische Reform anzunehmen, dieses der Geschichte so nothwendige Licht nicht länger unter dem Scheffel halten wird. Es ist der einzige Trost, der den armen Bibliophilen, dessen zu kurzen Triumph wir erzählt haben, entschädigen könnte; da er leider, im Streit mit einem Könige, nicht wie jener Müller in Sans-Souci sagen konnte: „Wir haben ein Kammergericht in Berlin!" (St. Michel. — R. d. P.)

Bibliographie.

Questions on slavery. (Fragen in Bezug auf Sklaverei, beantwortet durch die heilige Schrift.) Besonders zur Ueberzeugung an dem allgemeinen National-Fasttage. Von L. Townshend.

A brother's gift. (Brüderliches Geschenk.) Erzählungen aus lauter einsylbigen Worten bestehend, für Kinder. Pr. 2 Sh.

On the advantages of the present times. (Ueber die Vortheile unserer Zeit mit Hinsicht auf Freiheit und Wissenschaft.) Eine Vorlesung von J. Buller. Preis 1 Sh.

Adventurres of a younger son. (Abenteuer eines jüngeren Sohnes.) 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Numismatic manual. (Numismatisches Handbuch.) Von Ackerman. Pr. 8 Sh.

Principles of the law of Scotland. (Prinzipien des Gesetzes von Schottland.) Von Alison. Pr. 18 Sh.

Memoir on gunpowder. (Denkschrift über das Schießpulver.) Von Bradeock.

Life of Akenside. (Akensides Leben.) Von Bute. Pr. 9 Sh.

On political economy. (Ueber Staatswirthschaft.) Von Chalmers. Pr. 12 Sh.

Chantilly. — Ein Roman in 3 Bdn. Pr. 31½ Sh.

Frankreich.

Die Presse und die Salons im Juli und August 1815.

(Aus dem dritten Bande der Geschichte der Restauration, von einem Staatsmanne.*)

In den ersten Monaten der Restauration von 1815 war es im höchsten Grade interessant, die ausländischen Zeitungen zu beobachten; von den Französischen Journalen, die der Censur des Herzogs von Otranto unterworfen und damals äußerst schüchtern waren, werde ich später sprechen. Drei Klassen auswärtiger Blätter beschäftigten sich mit den politischen Angelegenheiten, die Englischen, welche frei waren, wie ihre großartige und schöne Verfassung, die Belgischen Blätter und die Zeitungen von Frankfurt am Main und Achen. Die Englischen verfolgten verschiedene Richtungen. Die Times, die seitdem eine liberale Farbe angenommen hat, war der größte Feind der Männer aus der Revolution und den hundert Tagen und äußerte tiefen Haß gegen Napoleon und diejenigen, welche seinem Glücke gefolgt waren. Die Morning-Post, das Organ der alten Aristokratie, ging noch weiter. Ihre Artikel waren aber weniger der Ausdruck der populairen Gesinnungen in England, als durch einige Französische Emigrirte veranlaßt. Madame war bis zum 17. Juli in London geblieben, Herr Blacas, Herr Lynch und der Herzog von La Châtre sahen die Minister häufig. In England ist es Regel, daß die öffentlichen Blätter gegen gewisse Subsidien ihre Kolumnen öffnen, und man kann annehmen, daß die Emigrirten nichts verabsäumten, um durch die Presse zu wirken. Uebrigens hatten die Massen in England damals noch nicht die Sympathie für die

*) Jakob III. Nach seinem Tode setzte der Französische Hof die den Stuarts bestimmte Pension von 24 auf 18,000 Thaler herunter. Karl Eduard wies dieselbe aus Stolz zurück.

**) Geschichte Karl Eduards. Th. 2.

*) Vergleiche Nummer 10 und 17 des Magazins.

Französische Nation wie heute. Der Nationalhaß bestand noch mit der Erinnerung an seine alte Lebhaftigkeit. Besonders bezeichnend für die Ansichten des Kabinets des Lord Castlereagh war es, daß der Courier in die Declamationen der Times über die Nothwendigkeit einer strengen und unversöhnlichen Regierung in Frankreich einstimmte.

Bei dieser Leidenschaftlichkeit der Englischen Presse, welche eine Politik der Milde und des Vergessens so heftig angriff, vertheidigten nur die British-Press und die Morning-Chronicle ein gemäßigtes System. Einige andere Englische Blätter beschäftigten sich mehr mit der diplomatischen Frage. Der Statesman betrachtete es als eine Narrheit und ein Verbrechen, den Pariser Vertrag von 1814 ohne weitere Garantie erneuern zu wollen; er meldete, ein edler Lord habe dem Chef des Englischen Ministeriums die Nothwendigkeit gezeigt, mit dem Königreiche der Niederlande die ganze Kette der Französischen Festungen, von Dünkirchen bis nach Luxemburg, zu vereinigen.

Dieser Plan einer großen Gebiets-Abtretung von Seiten Frankreichs wurde von den Aachener Blättern unterstützt. Der Rheinische Merkur, das Organ der geheimen Absichten eines Theils der Coalition, setzte stets den Elsaß unter die Rubrik Deutschland; das Oracle de Bruxelles erlaubte sich dieselbe Licenz mit den Städten an der Nordgränze; alle diese Blätter sagten einstimmig, Frankreich ist uns einen Theil der Kriegskosten schuldig, und kann, statt sie uns in Gelde zurückzuzahlen, uns einige Säume seines Gebietes abtreten.

Die Französischen Blätter standen unter der doppelten Censur des Herzogs von Otranto und seiner Bureaus. Um den Einfluß der Regierung noch mehr zu sichern, berief Fouché die Redacteure der periodischen Blätter unaufhörlich zu sich und nöthigte sie durch Versprechungen und Drohungen, die ihnen von ihm vorgezeichnete Linie zu befolgen. Um gerecht zu seyn, muß gesagt werden, daß dieser Einfluß oft nothwendig und dem Lande nützlich war. Paris wurde nach den hundert Tagen mit neuen Blättern überschwemmt; außer den großen Blättern, die in royalistische und liberale zerfielen, war eine Menge kleiner Blätter erschienen. Der gute Erfolg des Nain Jaune hatte eine Unzahl von unächten Kindern, von Zwergen aller Farben, zu Tage gefördert, in denen der Französische Geist in seiner ganzen Lebhaftigkeit hervortrat; alle suchten durch das Format und durch die Zeiträume ihres Erscheinens sich der Censur zu entziehen. Die Censur wurde damals auf eine strenge, unerbittliche, aber doch großartigere Weise gehandhabt, als unter der Regierung von 1814. Der Herzog von Otranto hatte bei seinem Scharfsinn begriffen, wie wichtig es sey, dem öffentlichen Geiste eine Richtung zu geben, und strebte, dahin zu gelangen, indem er theils den Blättern Artikel aufdrang, theils Alles, was die Gemüther reizen konnte, strich. Selten sah man in den damaligen Blättern jene Leidenschaften und Angriffe hervortreten, die so geeignet sind, den Parteihaß aufzuregen. Aber die politischen Leidenschaften waren so mächtig, daß die Zeitungsschreiber das Unglück ihres Vaterlandes vergaßen, um sich die unsinnigsten gegenseitigen Beschuldigungen zu machen!

Die Verwegenheit ging so weit, daß man der Censur trotzte und der Herzog von Otranto sich genöthigt sah, den Blättern die Erlaubniß des Erscheinens zu entziehen. Dies war der Beweggrund zu seiner Verordnung vom 8. August. „Die Erfahrung," sagte er, „stellt die Uebel, welche durch die Journale hervorgebracht werden, so wie die Gefahr, ihnen unbeschränkte Freiheit zu gewähren, außer allen Zweifel. Täglich kompromittiren sie uns mit den Fremden und vereiteln, indem sie altes Mißtrauen wieder erwecken, die hochherzigen Bemühungen Ew. Maj., die Gemüther zu versöhnen und die Wunden des Staates zu heilen." Es wurde eine Censur-Kommission aus den Herren Ziévée, v. Torcy, Pellenc, Auger und Mutin gebildet, Herr Ziévée schlug aber die Stelle aus.

Diese Maaßregel wurde durch die Lage der Dinge und durch das Verfahren der royalistischen Blätter insbesondere, als der Organe einer siegreichen und mächtigen Partei, gerechtfertigt. Eine partielle Maaßregel dieser Art war bereits gegen den Indépendant wegen eines Artikels, worin er die Unschuld des Herrn v. Labédoyère darzuthun suchte, getroffen und dieses Blatt verboten worden.

Nach diesem entscheidenden Schritte Fouché's gegen die Journale waren kaum noch einige liberale Blätter bestehen geblieben. Die Macht der öffentlichen Meinung war in dem Journal des Debats konzentrirt, dessen Royalismus aufrichtig und warm, aber durch das Talent seiner Redacteure geläutert war; die Quotidienne suchte unter der Leitung der Herren Nippert und Malte-Brun der Censur einige leidenschaftliche royalistische Artikel zu entziehen; die Gazette de France, die sich in den hundert Tagen etwas kompromittirt hatte, suchte ihren Fehler wieder gut zu machen; das Journal général endlich beharrte bei dem System des ancien régime in seiner ganzen Reinheit.

Es war eine ungeheure Aufgabe für den Polizei-Minister, eine siegreiche Meinung in ihren Verirrungen zu zügeln. Die Broschüren waren censurfrei, standen aber unter einer schlimmen Verantwortlichkeit. Vollkommene Preßfreiheit war vorhanden für Herrn v. Salvandy, der die Musketiere vertheidigte, für den General-Adjutanten Dubourg, der eine royalistische Reinigung der Armee, die Bildung einer Königlichen Garde und ein Militair-Comité verlangte, dessen Mitglieder die Herren v. Bruges und v. Polignac seyn sollten, für Herrn Michaud, der die Geschichte der funfzehn Wochen improvisirte, für Herrn Suleau, der die Thaten des Herzogs v. Angoulême im Süden besang u. s. w.; aber jede etwas kühn gedachte Broschüre setzte den Verfasser der Verhaftung oder Verbannung aus.

In den Salons herrschte damals die größte Lebendigkeit; man kann sich keine Vorstellung von den seltsamen und manchmal grausamen Dingen machen, die damals in den eleganten Salons des Faubourg St. Germain gesagt wurden. Die Hauptversammlungen fanden bei der Fürstin von la Tremouille, den Herzoginnen von Escars, von Rohan und von Duras statt. Dort kamen junge Offiziere von altem Adel, junge exaltirte Frauen und geistreich schwatzhafte verwittwete Herzoginnen, einige Herren von der hohen Dienerschaft der Tuilerien, einige Pairs und Prälaten zusammen, und im Feuer einer Whistpartie, mitten unter verliebten Intriguen verhandelte man über die Mittel, die Religion und die Monarchie zu befestigen; besonders zeigten sich die Frauen leidenschaftlich royalistisch. Oft trugen sie auf Todesurtheile, harte Maaßregeln, und ihre so empfindlichen Nerven fühlten nichts für Ney und Labédoyère.

Die liberale und Bonapartistische Gesellschaft war zerstreut, ihre Häupter waren verbannt und ihre Salons verödet; sie hatte Anhang unter dem niederen Volke in den Vorstädten. Einige Schriftsteller waren von ihr noch übrig, zwischen denen jene Herzensergießungen stattfanden, über die der Unterdrücker keine Macht hat. Man sah sich in den Kaffehäusern, in den Lese-Kabinetten, man theilte sich im Geheimen Plane und Hoffnungen mit.

Das Volk, das nicht so vieler Vorsicht bedarf, sprach sich offener aus. Paris war angefüllt mit Offizieren auf Halbsold, die von der Loire-Armee angekommen waren; man schickte davon so viele wie möglich fort, es blieben aber immer noch genug da, um unter dem Volke den Geist der Empörung gegen die Regierung und des Hasses gegen die Fremden zu verbreiten. Die bürgerliche und die handeltreibende Klasse hatte sich anfangs durch die Anwesenheit der Verbündeten gedemüthigt gefühlt; aber die von den Chefs aufrecht erhaltene strenge Mannszucht, die ungeheuren Summen, welche sie in der Hauptstadt ausgaben, hatten einen Luxus, eine Wohlhabenheit beigeführt, wovon man noch kein Beispiel gehabt hatte. Wenn die Provinzen durch zahllose Requisitionen, Auflagen und Anleihen erschöpft waren, so absorbirte jetzt Paris einen großen Theil davon wieder. So groß ist der Einfluß der vorgeschrittenen Civilisation, daß die Fremden mehr Geld ausgaben, als sie durch Contributionen einnahmen. Die Theater, Kaffehäuser, öffentlichen Orte, die Kaufleute lösten das Zehnfache ihrer gewöhnlichen Einnahme. Die meisten vermögenden Kaufleute der Hauptstadt datiren von 1815 her.

Die Englischen Familien, die damals nach Paris kamen, sind unzählbar; die Morning-Chronicle giebt sie auf zweitausend an. Der Herzog v. Wellington wohnte in dem Hotel de la Reyniére, gab dort seine Audienzen und empfing seine Gesellschaft; die großen Cirkel fanden indessen bei Lord Cathcart, im Hotel Abrantes, statt. Lord und Lady Castlereagh wohnten im Englischen Gesandtschafts-Hotel im Faubourg Saint-Honoré, die Lady empfing alle Abende Gesellschaft. Lord Stewart bewohnte den anderen Flügel des Hotels. Unter den in Paris angekommenen Engländern von Rang bemerkte man den Herzog von Devonshire, den Marquis v. Camden, die Herzogin von Rutland, den Lord Manners, den Grafen Darnley, Lord Arthur Hill und Sir Sidney Smith. Es war Mode in London geworden, nach Paris zu gehen, und die Mütter schickten ihre Töchter hierher, um eine gute Partie für sie zu finden. Die Pariser sahen mit Erstaunen jene Gruppen junger Ladies, die ohne Begleitung bei den Restaurateuren saßen, jene Engländer, die zu Pferde bei Tortoni Eis aßen, mit einem Worte, jene fashionable und comfortable Welt, die seitdem überall nachgeahmt worden ist.

Bibliographie.

Aventures amusantes d'un homme de monde. (Unterhaltende Abenteuer eines Weltmannes, oder philosophische Gallerie.) Von dem Verfasser der Nichte Tekely's. 3 Bde. Pr. 7½ Fr.

Causeries du soir. (Abend-Unterhaltungen.) Von Herrn von Balzac. Pr. 7½ Fr.

L' echafaud. (Das Schaffot.) Von Vignau. Pr. 7½ Fr.

La grenouille verte. (Der grüne Frosch.) Eine See-Chronik, geordnet von Noblet.

Mannigfaltiges.

— Memoiren des Marschall Ney. Hat der Marschall Ney wirklich Memoiren hinterlassen? Darauf antworten wir, die wir seine Papiere durchlaufen haben, daß es leicht seyn wird, auch die Ungläubigsten durch die bloße Mittheilung derselben zu überzeugen. Wenn auch an einigen unvollendeten Stellen die Feile fehlte, so dürfen wir versichern, daß kein einziges Faktum, keine Anekdote in diesen Denkwürdigkeiten sich vorfindet, die nicht vom Marschall herrührt. Ein Gegenstand der Bewunderung für uns war es, als wir die zahlreichen Materialien durchlasen, welche die Familie des Marschalls einem geübten Schriftsteller zur Bearbeitung übergeben hatte, daß dieselbe Hand, die dem Feinde so furchtbar und geschickt war, das Schwert zu führen, keineswegs fremd sey in der Kunst der Geschichtschreibung. Wir haben einzelne Stellen dieser Denkwürdigkeiten gesehen, Episoden und ganz von ihm abgefaßte Berichte, die mit Nettigkeit, Bestimmtheit und einem merkwürdigen Talent geschrieben waren. Die erste Lieferung wird gegen das Ende des April bei dem Buchhändler Fournier erscheinen.

(Revue des deux mondes.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumer.-Preis 22½ Sgr. (½ Thl.) vierteljährl. in allen Theilen der Preuß. Monarchie. Einige Exempl. der Monate Febr. u. März sind noch à 15 Sgr. zu haben.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№. 27. Berlin, Montag den 2. April 1832.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir im ersten Artikel*) die Geschichte des Saint-Simonismus im Abriß gegeben haben, lassen wir in diesem zweiten eine Darstellung des Systems folgen. Die Hauptquelle ist noch immer der erste Theil der Exposition de la doctrine, der uns in einer dritten vermehrten und verbesserten Auflage vorliegt. Diese Auseinandersetzung der Lehre ist in Form von Vorlesungen eingekleidet. Der Vortrag wird durch häufige Wiederholung derselben Gedanken in verschiedenen Worten, durch das Bestreben, Gegner zu widerlegen oder sie durch Eingehen in ihren Ideenkreis zu gewinnen, sehr breit und unsystematisch. Wir haben uns daher nicht an den Gedankengang dieses Buches gebunden, sondern uns bemüht, durch die Darstellung des Systems zu zeigen, wie ein Gedanke konsequent aus dem anderen herfließt, und wie wunderlich sich Irrthum und Wahrheit darin verketten.

Die Formel des Glaubensbekenntnisses, die Enfantin vor dem Beginn einer Sitzung ablegt, lautet folgendermaßen**): „Gott ist Alles, was ist. Alles ist in ihm, Alles ist durch ihn. Keiner von uns ist außer ihm, aber Keiner von uns ist Er. Jeder von uns lebt von seinem Leben, und wir Alle vereinigen uns in ihm (nous communions en lui); denn er ist Alles, was ist.“ In dieser seiner lebendigen Einheit ist er die Liebe, das Unendliche, das Leben. Man kann aber nicht mehr einen ursprünglichen Dualismus von Unendlich und Endlich gestatten***); denn der Dualismus existirt nur im Endlichen durch die doppelte Offenbarung des Ich und Nicht-Ich (des Geistes und der Materie), welches wiederum nichts Anderes ist, als eben die Manifestation des Unendlichen. Wenn man also sagt: das Unendliche und das Endliche, so hat man damit nicht einen Dualismus ausgesagt, sondern eine Dreieinigkeit, nämlich: Ich und Nicht-Ich, deren gemeinsames Band das Unendliche ist. Der erste Wille Gottes aber und das oberste Gesetz seiner höchsten Liebe ist: daß das Ich das Nicht-Ich liebe; denn wenn das Ich Gott zu sehr in das Nicht-Ich (d. i. außer sich) versetzt, oder wenn das Ich das Nicht-Ich entgöttert, um Gott in sich zu konzentriren, so verfällt es entweder in Entäußerung seiner selbst (abnégation), oder in Egoismus; es opfert sich auf, oder es opfert Andere, es ist Christ oder Heide, aber nicht Saint-Simonist. — Gott ist weder in den Himmel verbannt, noch ist sein Reich allein auf der Erde; das Fleisch (die Materie, das Nicht-Ich) unterdrückt nicht mehr den Geist†), wie im Heidenthum, und der Geist stößt nicht mehr das Fleisch zurück, wie im Christenthum, sondern sie sind in Liebe verbunden.“

Wir bleiben gleich bei diesem ersten Schritte stehen, um einen Grundirrthum des Saint-Simonismus, in Bezug auf seine Opposition gegen das Christenthum, aufzudecken. Es kann Niemand entgehen, daß der oben angeführte Grundsatz, den Enfantin in einem Lehrbriefe an ein Mitglied des dritten Grades ohne weitere Ausführung hinwirft und als den spekulativen Gipfel des ganzen Systems bezeichnet, in einer aufgerafften philosophischen Terminologie nichts Anderes als eine christliche Idee ausspricht, die das System aber nicht in ihrer spekulativen Tiefe festzuhalten vermag. Woher also die Polemik gegen das Christenthum? Offenbar aus völliger Unkenntniß seines wesentlichsten Inhalts; denn wo steht geschrieben, daß der christliche Gott ein jenseitiger ist, daß der Christ in der Erkenntniß dieses Gottes, wie der Indische Yogi, sein Selbst ertödten und die Erde für den Himmel aufgeben müsse? Der Saint-Simonismus bekämpft das Christenthum da, wo es nicht ist, in einer Ausartung des Katholizismus. Freilich giebt es eine mönchische Gottseligkeit, welche in Kasteiungen, Selbstpeinigungen und gänzlicher Verachtung irdischer Dinge besteht; freilich führen diese christlichen Ascetiker Aussprüche Christi zu ihren Gunsten an, als: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist“ oder „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, und die Saint-Simonisten verfehlen nicht, mit solchen Bibelstellen den Beweis führen zu wollen, daß das Christenthum gleichgültig sey gegen diese Welt, und daher unfähig, sie zu organisiren.*) Jene Stellen dürfen jedoch nicht aus ihrem Zusammenhange gerissen und als Dogmen hingestellt werden. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ antwortet Christus den Ungestümen, die seine göttliche Sendung mißverstehen und erwarten, er werde das Königreich Juda wieder aufrichten, und „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ den argistigen Pharisäern, die ihn fangen und als einen Empörer gegen die Ordnung des Staates darstellen wollen. Solche beschränkte politische Zwecke mußte er nothwendig von sich weisen; daß aber im Christenthum nicht allein die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit enthalten sey, die Formen der Welt nach sich umzugestalten, davon zeugt die Geschichte zweier Jahrtausende.**) Und hat nicht Christus selbst geweissagt, daß um diesen Kampf des Neuen mit dem Alten Blut fließen werde? „Ich bin nicht gekommen,“ sagt er, „den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt.“ Somit ist, was im Saint-Simonismus als das Wesentliche des Christenthums angegeben wird, etwas durchaus Unchristliches und der allgemeine Standpunkt, auf den sich der Saint-Simonismus gestellt wissen will, ein übertünchter, für den verwöhnten Geschmack der modernen Franzosen zurechtgemachter, Pantheismus.

Einen anderen philosophischen Ausgangspunkt giebt das tableau synopt. (I. II.). Gott ist 1) nach der geistigen Anschauung, (aspect) welcher vorzüglich entspricht der Mensch oder das Ich, Verstand, Weisheit, 2) nach der materiellen Anschauung, welcher vorzüglich die Natur entspricht oder das Nicht-Ich, Stärke, Schönheit. Der Mensch ist ein fortschreitendes Kollektivwesen, die endliche Offenbarung Gottes. In seiner lebendigen Einheit ist er, wie Gott der Unendliche, Liebe. Nach seiner geistigen Anschauung (Christenthum und dessen gesellschaftliche Gestalt, der Katholizismus) ist er Verstand und Weisheit, nach seiner materiellen Anschauung (Fetischismus, Polytheismus, jüdischer Monotheismus) Stärke und Schönheit.

Dies sind die beiden einzigen Stellen, die wir in den Schriften der Saint-Simonisten über die dogmatische Grundlage einer neuen Religion gefunden haben, und doch genügen sie uns, wie wir weiter unten zeigen werden, um den Standpunkt derselben zu erkennen. Der zweite Theil der Exposition de la doctrine, der die Entwicklung des Dogma enthalten sollte, ist noch immer nicht erschienen; es ist daher nicht der Mühe werth, diese embryonischen Anfänge der Speculation als solche kritisch zu beleuchten. Der Verfasser der schon angeführten Schrift: Lettre d'un disciple de l. sc. nouv. giebt sich (47—62) die unfruchtbare Mühe, vom Standpunkte des Dualismus aus den oberflächlichen Pantheismus der Saint-Simonisten zu bekämpfen, indem er denselben durch die widersprechenden Konsequenzen, die er aus ihm zieht, zu vernichten gedenkt. Es kommt uns vielmehr darauf an, den Standpunkt jenes Philosophirens zu erkennen und darzustellen; auf eine Widerlegung desselben können wir uns nicht einlassen, denn um eine einzige unreife Idee zu widerlegen, die vielleicht in wenigen Worten hingestellt ist, bedarf es wissenschaftlicher Erörterungen, die leicht zu Büchern anschwellen könnten.

Wenn wir den angeführten Philosophemen das Gewand der philosophischen Formen ausziehen, in welches sie sich nachträglich eingehüllt haben, so behalten wir die vage Empfindung einer pantheistischen Einheit von Geist und Materie übrig, und diese Empfindung oder Grundanschauung bildet wirklich die Grundlage des ganzen Systems. Da nun einmal vorausgesetzt wird, daß im Christenthum die Materie nicht zu Ehren komme, so wird als der Fortschritt, dem die ewig fortschreitende Menschheit durch den Saint-Simonismus entgegengeführt werden soll, die Anerkennung einer gleichen Berechtigung von Geist und Materie gefordert. Die Industrie, als die Beschäftigung mit der Materie, soll gleichfalls geheiligt seyn. Indem Gott somit die ganze Welt des Geistigen und Materiellen durchdringt, vergißt der Saint-Simonismus, ihn zugleich in seinem Unterschiede, in seiner Selbstständigkeit gegen diese Welt, festzuhalten. Es verschwindet somit jedes Verhältniß des Menschen zu Gott als einem Höheren, d. i. ein jedes religiöse Verhältniß, denn die Arbeit selbst, sey es nun im Felde des Gott-Geistes (dieu esprit) oder der Gott-Materie (dieu matière), die Arbeit selbst als Beschäftigung mit dem Göttlichen ist Gottesdienst. Es ist daher nicht zufällig, wenn das religiöse Element des Saint Simonismus noch immer unausgebildet

*) Vergl. Nr. 13 und 14 des Magazins.
**) R. S. S. Commun. génér. p. 10.
***) Lettre du père Enfantin à François et à Pfeiffer.
†) Lettre du père Enfantin p. 9.

*) Doct. d. S. S. p. 157.
**) Ueber die Lehre von der Verwerflichkeit der Materie vergleiche: „Der Simonismus und das Christenthum von Bretschneider.“

ist, es ist vielmehr in der Art, wie es das Bedürfniß aller Zeiten und Völker gewesen, gar nicht vorhanden, indem Gott von Geist und Materie gänzlich verschlungen wird. Wohl noch niemals hat sich das selbstische Thun und Treiben des Menschen bis zu diesem Gipfel der Selbstvergötterung gesteigert, und es ist nur konsequent, daß auch alle göttliche Vorsehung wegfällt und diese selbst von Menschen usurpirt wird.

So viel über die religiöse Frage, welche die Expos. ganz unberührt läßt. Der Ausgangspunkt derselben besteht vielmehr in einer Polemik gegen die Gegenwart, die in ihrer Zersplitterung jene lebendige Einheit schmerzlich vermissen läßt.

„Die Gesellschaft," heißt es in der ersten Vorlesung der Exp. d. l. d., „ist gegenwärtig in zwei Feldlager getheilt, in Vertheidiger der religiösen und politischen Ideen des Mittelalters und in Anhänger der sogenannten neuen Ideen. Wir kommen, zwischen den streitenden Parteien Frieden zu stiften, denn uns graut nicht allein vor Blut, sondern auch überhaupt vor Streit. Antagonismus zwischen einer geistlichen und zeitlichen Macht, Opposition zu Ehren der Freiheit, Konkurrenz für das größte aller Güter — wir glauben nicht an die ewige Nothwendigkeit einer dieser Kriegsmaschinen, wir erkennen der civilisirten Menschheit kein natürliches Recht zu, ihre Eingeweide zu zerfleischen, und unsere Lehre wird die Zukunft vollkommener beherrschen, als die frühere Lehre die alte Welt. Man sollte denken, daß unsere Zeit, die kaum den Stürmen vielfacher Revolutionen entronnen ist, für diese neue Lehre des Friedens geeignet sey; aber gerade das frische Andenken des Kampfes macht die Gemüther mißtrauisch, und sie sehen in jedem gemeinschaftlichen Handeln und Glauben ein Joch und einen Rückschritt. Es ist eine allgemeine Erschlaffung der gesellschaftlichen Bande, eine permanente Anarchie eingetreten. Die Einheit fehlt uns; ein Jeder trennt sich von dem großen Ganzen und sagt: „Jeder für sich, Gott für Niemand! — Es ist Zeit, eine neue allgemeine Conception zu gewinnen; wir legen eine solche vor, die, wofern sie Wahrheit in sich hat, durch die sympathetische Erhebung der Gemüther sich bewahrheiten wird. Doch nur der endliche Erfolg, nicht der augenblickliche Eindruck, kann hierbei Richter seyn, indem die Geister jetzt noch mißtrauisch sind gegen allgemeine Gedanken." Dieser Krieg Aller gegen Alle wird, nach einer anticipirten Eintheilung, die sich erst später rechtfertigen wird, in allen Zuständen des Lebens, in Wissenschaft, Industrie und Kunst, nachgewiesen. — Es darf nicht vergessen werden, daß diese Polemik, die sich gern als eine allgemein geltende darstellen möchte, im Grunde nur auf der Kenntniß Französischer Zustände beruht.

„Wir rühmen so gewaltig", heißt es weiterhin in jener Schrift, „unsere Fortschritte in der Wissenschaft, und doch vernachlässigen wir die Theorie. Seit einem Jahrhundert ist keine große wissenschaftliche Ansicht mehr produzirt (Newton †1727). Man beunruhigt sich gar nicht um allgemeine Gedanken, und der gewonnene Reichthum des empirischen Materials bleibt ungeordnet liegen. Jede Wissenschaft folgt ihrem eigenen Wege, jeder einzelne Gelehrte aus Eifersucht dem seinigen, da doch nur das bewußte Zusammenwirken vieler Kräfte zu großen Entdeckungen führen kann. In den Akademieen, welche recht eigentlich zum gemeinschaftlichen Wirken auffordern sollten, versammeln sich die Gelehrten zwar in einem Saale, aber ohne allgemeine Gesichtspunkte. Akademieen sind mehr Invalidenhäuser für alte Gelehrte, als Centra der Wissenschaft. Auch wird der Gelehrte durch praktische Beschäftigungen der Theorie entzogen, und sein Amt wird mit Widerwillen, d. h. schlecht verwaltet. Diese Anarchie in der Wissenschaft ist in der Abwesenheit einer Einheit des gesellschaftlichen Standpunktes begründet."

„Die Industrie hat in neueren Zeiten große Fortschritte gemacht, sie hätte aber bei weitem größere machen können. Man muß die Industrie unter drei Gesichtspunkten betrachten. Was zuerst die Technologie betrifft, so müßten die Fortschritte derselben unermeßlich seyn, wenn sie mit denen der entsprechenden Wissenschaft gleichen Schritt hielten; aber der Egoismus waltet auch hier vor, vereinzelte Versuche verschwenden Kraft und Geld, anstatt daß der Erfolg durch gemeinsame Unternehmungen beschleunigt und gesteigert werden müßte. Eben so ist zweitens die Organisation der Arbeit, d. i. die Vertheilung der Kräfte der Production im Verhältniß zu den Bedürfnissen der Consumtion, der Willkür der Einzelnen, dem persönlichen Interesse überlassen. Die Oekonomisten rühmen sich damit, die Industrie einer Beaufsichtigung der Oberen entzogen zu haben (Zunftwesen, Gewerbefreiheit), und vergessen doch gänzlich, daß ein Einzelner nicht das Ganze übersehen, d. h. beurtheilen kann, ob er nicht etwa durch seine Unternehmungen das Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion stört. Die Konkurrenz, die für den Gipfel des industriellen Wohlseyns ausgegeben wird, untergräbt vielmehr alle Industrie, sie ist ein Kampf auf Leben und Tod, ein allgemeiner Schrei: Rette sich, wer kann! Drittens findet ein Mißverhältniß zwischen den Arbeitern und denjenigen statt, welche die Instrumente der Arbeit (d. i. Geld und Geldeswerth) besitzen. Zufall und Geburt vertheilen gegenwärtig die Instrumente der Arbeit, da sie doch nur in den Händen der industriellen Fähigkeiten ein lebendiges Kapital für das allgemeine Beste sind."

„Ueber den Verfall der schönen Künste ist Jedermann einig. Sie sind der Ausdruck des (substantiellen) Gefühles, welches die Gesellschaft beseelt. Die tiefste Wunde der modernen Gesellschaft ist aber der Egoismus, und nur diese antisociale Empfindung bleibt der Kunst übrig. Die einzigen Dichtarten, die noch gelten, sind daher die Elegie und die Satyre. Im Uebrigen hat die Form den Inhalt überlebt und ist zum leeren Spiel der Langenweile geworden."

Da nun die Menschheit im ewigen Fortschreiten begriffen ist, so wird ihr gegenwärtiger Zustand, der so eben geschildert worden ist, als ein nothwendiger Standpunkt ihrer Entwicklung und zwar als eine Katastrophe aufgefaßt, die sich in der allgemeinen Vergesellschaftung, (association) welche die Zukunft beherrschen wird, harmonisch auflösen muß. Um dies geschichtlich zu erweisen (vérifier par l'histoire), wird ein Gesetz der Menschheit (Philosophie der Geschichte) entwickelt, das St. Simon auf seinem Sterbebette offenbart hat.*)

„Es giebt zwei Zustände der menschlichen Gesellschaft, eine organische und eine kritische Epoche. In der ersteren sind alle Fakta der menschlichen Thätigkeit geordnet und durch eine allgemeine Theorie geleitet, der Zweck der Gesellschaft ist klar bestimmt. Erziehung und Gesetzgebung geben allen Handlungen, Gedanken und Gefühlen die Richtung auf einen gemeinschaftlichen Zweck, deren Ausdruck die gesellschaftliche Hierarchie ist. Vollkommene Uebereinstimmung, gegenseitige Hingebung und Begeisterung sind die Kriterien dieser Epochen. Kritische Zustände nennen wir aber diejenigen, wo jede Gemeinschaft der Gedanken und Handlungen aufgelöst ist und die Gesellschaft nur ein Nebeneinander vereinzelter Individuen darstellt, die im gegenseitigen Kampfe begriffen sind. Die organischen Epochen sind daher religiös und in der Wissenschaft encyklopädisch, die kritischen philosophisch*) und atheistisch. Die großen Männer der einen Epoche erbauen und erhalten, die der anderen zerstören, und eine jede Bestrebung nimmt die Farbe ihrer Epoche an."**)

„Jeder dieser Zustände hat zweimal die Geschichte beherrscht***), und gegenwärtig bereitet sich eine dritte Epoche vor, in welcher das ewige Streben der Menschheit, die allgemeine Vergesellschaftung, erreicht werden soll. Die Elemente des allgemeinen Fortschrittes fanden sich im Keime vor bei denjenigen Völkern, die nach einander auserwählt worden waren, zu jeder Zeit den neuen durch das menschliche Geschlecht erreichten Standpunkt des Fortschrittes darzustellen.†) Der erste geschichtliche Zustand war ein organischer, dessen Repräsentanten Moses und das Hebräische Volk auf der einen und die Griechen mit ihrem Polytheismus auf der anderen Seite sind. Die Hebräer hatten noch nicht die Aufgabe, die Welt zu civilisiren, sondern im Gegentheil, in ihrem engen von der übrigen Welt wenig gekannten Ländchen eingeschlossen, die Idee der Einheit auszuarbeiten und ihren Nachfolgern zu überliefern. Schon das militairische Königthum untergräbt diesen organischen Zustand, und mit der Zerstreuung des Volkes ist vollends die kritische Epoche eingetreten. Von der anderen Seite verfällt der Griechische Polytheismus, dessen Trümmer die Mysterien bewahren, indem Sokrates die alten Dogmen einer Kritik unterwirft und ihnen so den Todesstreich vergibt, den sie gegen ihn selbst geführt haben. So beginnt mit der Griechischen Philosophie die erste kritische Epoche. Gerade die materielle Ausdehnung der Griechischen und Römischen Macht über die ganze civilisirte Welt trug zum Sturze der alten Götterlehre immer mehr bei. Trotz der Verführung der schönen Künste in Griechenland und Rom, trotz Homer, Hesiod und Virgil hat der Scepticismus Epikurs die heidnischen Götter entthront. Aber eben diese Ausbreitung Griechischer und Römischer Bildung bahnte wiederum dem Christenthum den Weg. Eben so ist schon im Platonischen System das Christenthum vorbereitet, und es wird in späteren Systemen der Neu-Platoniker immer mehr ausgebildet. Die Zeiten vor Christi Geburt haben dies Aehnliche mit der gegenwärtigen Welt, daß allgemein das Bedürfniß eines großen Fortschrittes gefühlt wurde. Die Sklaverei ist in der ganzen Härte, welche ihr der Sieg verleiht, in Rom eingeführt, die militairische Gewalt ist zum Despotismus der Kaiser ausgeartet, der Vater übt ein fürchterliches Recht über sein Kind aus. Der Schwache, der Arme, der Sklav, die Frauen erharren einen Heiland. Christus erschien und verkündigte das Gesetz der Liebe und der allgemeinen Brüderschaft, und somit war die zweite organische Epoche der Weltgeschichte begründet. Der Ausdruck dieses Organismus ist im Katholizismus gegeben. Die Lehren der Kirche wurden ausgebildet, ohne sich um die Rechte des Staates zu bekümmern; daher der Gegensatz des Weltlichen und Geistlichen im Christenthume.††) Verfolgt und doch friedlich, erkennt die Kirche den Antagonismus von Krieg und Frieden noch immer an; aber sie gründet in ihrer Mitte die Würde nicht auf die Geburt, sondern auf das persönliche Verdienst, auf die menschliche Brüderschaft. Das weltliche Reich dagegen ist das kriegerische Reich Cäsars, dem die Kirche den größten Theil der Verwaltung der weltlichen Dinge überlassen mußte. Der Kampf dieser Gewalten des Friedens und des Krieges mußte der Menschheit vortheilhaft werden, indem er mehr und mehr die Herrschaft des Schwerdtes untergrub. Zugleich aber hat dieser Kampf, indem er ohne Unterlaß die Kirche beschäftigte, nicht wenig dazu beigetragen, die Entwicklung der erhabenen Lehre, die ihr anvertraut worden war, zu verhindern; daher kam es, daß ihre Moral und ihr Dogma stationair blieben, während die menschliche Gesellschaft in beständigem Fortschreiten begriffen war. Im Vorgefühl

*) Philosophie bedeutet hier und an anderen Stellen vorzugsweise die philosophische Richtung des achtzehnten Jahrhunderts.

**) Ueber die nähere Entwicklung dieser Idee, welche die wichtigste Conception des ganzen Systems ist, muß ich wegen des beschränkten Raumes auf das Buch selbst verweisen, welches sehr oft darauf zurückkommt, am weitläuftigsten p. 137—143. Dort heißt es: „Die Eintheilung, die wir so eben in der Geschichte gemacht haben, wird im Verlaufe dieser Exposition durch eine neue Anwendung der geschichtlichen Fakta wieder aufgenommen und gerechtfertiget werden. Diese große Conception wird uns ein wahrer Kompaß in unserer Betrachtung der Vergangenheit seyn, so wie er uns auch in Hinsicht auf die Zukunft leiten wird." Man vergleiche noch damit p. 341, p. 359 seqq. und p. 362.

***) Fünfte Sitzung. Ueber die allgemeine Entwickelung des menschlichen Geschlechts.

†) Vergl. p. 112.

††) Man sieht daß Christenthum und Katholizismus gänzlich identisch gebraucht wird.

eines Kampfes, den sie mit dem Geiste des Fortschrittes zu bestehen haben würde, bemächtigte sich die Kirche des Aristoteles, vor allen Dingen seiner Logik, und in diesem Sinne ward die Scholastik gegründet. Aber die anderen Theile der Aristotelischen Philosophie konnten nicht eben so zu Stützpunkten der Kirche gemacht werden; es knüpft sich vielmehr an sie außerhalb der Kirche eine Reihe von Fortschritten der Wissenschaft, welche sogar von den Königen begünstigt wurden, um sich derselben als einer Waffe gegen die sogenannten Anmaßungen der geistlichen Macht zu bedienen. Von der anderen Seite befleckte sich auch die Organisation des Klerus, die in ihrem Prinzip vollkommen war, durch den beständigen Kampf mit einer Gemeinschaft, die durch das Schwerdt zusammengehalten wurde und auf Sklaverei begründet war. Weltliche Mißbräuche schlichen sich in die Kirche ein, und seitdem war ihr Sturz gewiß. Der allmälige Verfall der organischen Hierarchie des Mittelalters, die Fortschritte der Wissenschaft außerhalb der Kirche, und die durch beide Motive bedingte kirchliche Reformation Luthers führten die zweite kritische Epoche der Weltgeschichte herbei. Und kaum erwachte der katholische Klerus aus seiner Schlafsucht; die letzten Kraftanstrengungen, durch die er Europa erstaunt und erleuchtet, sind der Aufschwung der schönen Künste im 16ten Jahrhundert, indem er die Gewalt über die Gemüther, die er nicht mehr im Glauben besaß, durch die Phantasie wieder zu erlangen gedachte, und endlich wirft das energische Institut der Jesuiten einen letzten Glanz über die Agonie des Katholizismus. Aber die Kritik macht immer mehr Fortschritte, immer mehr wird der alte Glaube untergraben, bis endlich die Französische Revolution den Thron Cäsars und Sankt Peters Stuhl zu gleicher Zeit umstürzt."

„Die kritischen Epochen theilen sich ganz bestimmt in zwei Perioden.*) Die erste bildet den Anfang der Epoche, in welcher die Gesellschaft, durch einen lebhaften Glauben an die Lehren der Zerstörung vereinigt, einstimmig handelt, um die alten religiösen und gesellschaftlichen Institutionen umzustürzen; die zweite Periode umfaßt die Zeit, die zwischen der vollendeten Zerstörung des alten Gebäudes und der Erbauung eines neuen liegt. Was wir von der gänzlichen Auflösung der kritischen Epochen gesagt haben, gilt vorzüglich von dieser zweiten Periode. Die Männer der ersten lieben die Zerstörung, sie predigen den Haß — aus Liebe, sie reißen ein und glauben aufzubauen. Wir wollen sie bemitleiden, aber unsere Bewunderung dürfen wir ihnen nicht versagen. Wenn in dieser ersten Periode die Zerstörung gleichsam eine Religion ist, so ist die zweite gänzlich entgöttert. In dieser Zeit, also in der zweiten Periode der zweiten kritischen Epoche, stehen wir, und alle Versuche, aus diesem Umsturz aller Formen neue Gestaltungen zu organisiren, sind bisher unfruchtbar gewesen.**) Freilich kündigt seit einiger Zeit die Wissenschaft durch Männer, wie Guizot und Cousin, etwas Anderes an, als die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts. Aber das Resultat ihrer Forschungen ist der Constitutionalismus, bei dem sie stehen bleiben, und den wir nur als ein heilsames und nothwendiges Provisorium betrachten können. Die Zeit ist nahe, in der die Nationen das Banner eines unüberlegten und ungeordneten Liberalismus verlassen werden, um mit Liebe in einen Zustand des Friedens und des Glückes zu treten, um dem Mißtrauen zu entsagen und zu erkennen, daß auf der Erde eine legitime Macht bestehen könne."

„Wir stehen nach dem Ausdruck von Ballanche***) am Ende einer jener Krisen der Wiedergeburt, wo sich der Uebergang einer erschöpften kritischen Epoche zu einer neuen organischen vorbereitet, d. i. wo die Gesellschaft, müde, ohne moralisches Band zu leben, ein neues zu entdecken weiß, welches stärker ist als das zerstörte, und dem die Kritik selbst sich endlich unterwirft. Viele Gemüther ahnen bereits diese neue Zeit†); am lebhaftesten aber hat Saint Simon die Leere der ihn umgebenden Mitte gefühlt und die Eiseskälte, mit der der Egoismus die Gegenwart durchdrungen hat; aber er hat an der Menschheit nicht verzweifelt, weil er genug Leben und Liebe in sich empfand, um der Welt ein neues Leben zu geben. Somit ist die Nothwendigkeit seiner Erscheinung und seiner Lehre der Zukunft geschichtlich bewiesen." (Fortsetzung folgt.)

*) p. 341.
**) p. 102.
***) p. 362.
†) p. 119.

Bibliographie.

La Bible. (Die heilige Schrift.) Neue Uebersetzung mit dem Hebräischen Texte gegenüber, so wie mit Kommentarien und Anmerkungen, von P. Cohen. Pentateuch, Th. II. Pr. 4 Fr.

Selva. Eine Auswahl Materialien für Prediger; Maximen und Gedanken über die Würde, die Verrichtungen, die Pflichten und die Tugenden der Priester, nebst einer Belehrung über die Ausführung von Missionen. Vom Pater S. Liguori. Neue Uebersetzung. 3 Bde.

Nouvelles conjectures. (Neue Muthmaßungen über den bevorstehenden Untergang der Welt und über die hauptsächlichsten Ereignisse, die demselben vorangehen werden.) Pr. 2½ Fr. Toulouse.

L'hermite à Alger. (Der Eremit in Algier.) Bemerkungen über Sitten und Gebräuche der Barbaresken. 2 Bde. Preis 7½ Fr.

Illustration de Zoologie. (Zoologische Erläuterungen.) Auswahl von Abbildungen seltener Thiergattungen, die erst in neuerer Zeit entdeckt worden, nach der Natur gezeichnet und mit erklärendem Texte begleitet von R. P. Lesson. Pr. jeder Lfg. 3½ Fr.; jeder Band wird aus 20 Lieferungen und jede Lfg. aus 3 Kupfertafeln nebst Text bestehen.

Introduction à la connaissance de la sphère. (Einleitung zur Kenntniß der Sphäre.) Von S. F. Lacroix.

Le mont-de-piété. (Das Leihhaus oder der Winter von 1830.) Von Mad. Amelie Richarme. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le pavillon Marsan. (Der Pavillon Marsan.) Von mehreren Schriftstellern. Der Ankündigung zufolge, nach dem Plane des Livre des cent et un. Pr. 8 Fr.

Rußland.

Записки о Балтійскомъ морѣ. Н. Соковнина. Memoiren über das Baltische Meer, von N. Ssokownin. St. Petersburg. A. Ssmirdin.

Der Verfasser beginnt sein Werk mit einem historischen Blicke auf die Ostsee, wobei er von den ältesten Zeiten ausholt. Dieser kurzen historischen Uebersicht folgt die Schilderung der Ost-See, ihrer Küsten, der in die Ostsee unmittelbar fallenden Ströme, der Strom-Arme und der mit der Ostsee in mittelbarer Verbindung stehenden Landseen. Die Zusammenstellung ist trefflich, klar und deutlich, und läßt gleich der Stil manches zu wünschen übrig, so darf dennoch mit Fug und Recht behauptet werden, daß der Verfasser sich durch dieses Werk ein bedeutendes Verdienst erworben hat.

Bibliographie.

Kurze historische Schilderung des gegenwärtigen Zustandes des Armenischen Volkes. Mittheilungen nach mehreren Armenischen Schriftstellern, herausgegeben vom Staatsrath von Schubert. Pr. 3 R.

Allgemeine Theorie der Dichtkunst. Herausgegeben von J. Swiedenjew. Moskau. Pr. 4 R.

Theorie zur Bildung und Ausschmückung landschaftlicher und anderer Gärten. Russisch und Französisch. Nebst Umrissen, Plänen u. s. w. Pr. für 12 Hefte 50 R.

Façaden zu Kirchen, Glockenthürmen und Heiligen-Wänden. Vom Architekten Hofrath Kutepoff. Pr. 30 R.

Albert, oder die Todesstunde. Erzählung in Versen. Moskau. Pr. 1½ R.

Auserlesene Züge und Anekdoten aus der Geschichte des Russischen Reiches von Rurik bis auf unsere Zeit. Von J. Gurjanow. 4 Bde. Moskau. Pr. 10 R.

Die leidende Unschuld, oder das Ferkelchen im Sacke. Ein moralischer Roman. Moskau. Pr. 1 R.

Ueber den Umgang mit Menschen, von Knigge. Uebersetzt von Jakob Langen. 4 Bde. Pr. 12 R.

Der Mann in der unbekannten Welt, oder die Familie des Grafen ***. Nach Claurens Erzählung (Mein erster Ausflug in die Welt) aus dem Deutschen übersetzt.

Morgenländische Literatur.

Μάρκου Ἀντωνίνου αὐτοκράτορος τῶν εἰς ἑαυτὸν βιβλία ιβ περσιστὶ μεθερμηνεύσαντος Ἰωσηφ Ἀμμερ. (Des Kaisers Markus Antoninus 12 Bücher an sich selbst, ins Persische übersetzt von Jos. v. Hammer. Wien, bei Straus.)

Unter allen Sprachen des heutigen Morgenlandes ist die Persische diejenige, welche sich am zwanglosesten dem Genius des Abendlandes anschmiegt, wie denn auch Wurzel-System und grammatische Gestaltung die nahe Verwandschaft derselben mit den klassischen und Germanischen Sprachen verkündigt. Sie erscheint als verbindendes Mittelglied zwischen jenen und der gemeinschaftlichen Mutter, dem Sanskrit. Ihre Zartheit und Anmuth, die Faßlichkeit ihrer einfachen Formenlehre, die überall Anklänge an längst Bekanntes enthält, so wie das Einfache, Kunstlose des Periodenbau's ermuntern schon bei oberflächlicher Bekanntschaft zur Uebersetzung Abendländischer Stücke ins Persische, ja selbst zum Versuch eigener Aufsätze. Freilich kann auch bei dieser Sprache nur die lebendigste Auffassung und schärfste Sonderung den gewandten, im Nachbilden schaffenden Uebersetzer hervorbringen. Als einen solchen hat sich Herr von Hammer, dem das Persische von jeher Lieblings-Studium gewesen, in vorliegendem Werke beurkundet. Antonin's weise Maximen haben sich unter seiner Hand in ein rein morgenländisches Gebilde umgewandelt, was um so verdienstlicher ist, je größer die Schwierigkeiten sind, welche der ganze eigenthümliche Styl des Originals darbietet. Wir machen hier nur auf Einiges, was den Probierstein des Meisters abgeben mag, aufmerksam. Die Persische Sprache mußte, bei ihrer geringeren lexikalischen Entwicklung, viel Arabisches Sprachgut in sich aufnehmen, das, mit richtigem Sinn für Schicklichkeit angewendet, die Energie des Ausdrucks um Vieles erhöhen kann. Solche Fremdlinge nun da einzuführen, wo sie willkommen sind, erfordert einen durch sorgfältige Beobachtung erworbenen Takt, damit Ohr und Gefühl des Persers nicht beleidigt werden. Kraft- und geistvolle Sprüche vernimmt der Perser am liebsten ganz Arabisch. Der würdige Herausgeber hat nicht bloß diesen Anforderungen genügt, er geht noch einen Schritt weiter und läßt die von dem Fürstlichen Denker hin und wieder citirten Griechischen Verse in Orientalischen Metris und Reimen ertönen. Die unzweideutigste Anerkennung seines Werthes hat Herrn v Hammers Werk bei dem regierenden Schach von Persien gefunden, der ihm zur Belob-

nung das Diplom des Sonnen-Ordens übersendet hat. Die ganze typische Ausstattung ist so elegant und ächt Morgenländisch zugleich, daß sie den verwöhntesten Sinn für solche äußerliche Zierden befriedigen muß.

Bibliographie.

Vocabulaire français-turc. (Französisch-Türkisches Wörterbuch.) Zum Gebrauch für Dolmetscher so wie für Reisende in der Levante. Von I. X. Bianchi. Paris.

Grammaire arabe. (Arabische Sprachlehre:) Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, welcher eine Abhandlung über Prosodie und Dichtkunst der Araber hinzugefügt werden. Vom Baron Silvestre de Sacy. 2 Bde. Paris.

La vie contemplative. (Das beschauliche, ascetische und klösterliche Leben bei den Indiern und Budhistischen Völkern.) Von J. J. Bochinger. Straßburg.

Mémoire sur l'origine etc. (Ueber den Ursprung und die Verbreitung der von Lao-Tseu begründeten Tao Lehre.) Nebst zwei Upanischads aus den Vedas. Sanskritanisch und Persisch. Von I. G. Pauthier. Paris.

Anthologie érotique. (Erotische Blumenlese des Amaru.) Sanskritanischer Text, nebst Uebersetzung und Anmerkungen von A. L. Apudy. Paris.

Kabatkian sahari harian. (Malaische Uebungen und Gebete.)

Mannigfaltiges.

— Menschenopfer in Hindostan. Vor einiger Zeit wurde das bekannte Fort von Seringapatnam dem Radschah von Maissur durch die Engländer übergeben. In diesem Fort befand sich ein weitläuftiges Gebäude, welches, so lange als die Britischen Truppen den Platz besetzt hielten, zu einer Werkstatt für Anfertigung von Laffeten gedient hatte, in früherer Zeit aber ein Tempel gewesen war. Die Braminen bedienten sich ihrer Gewalt über den Geist eines abergläubischen Fürsten, der unter ihren Händen nichts als ein duldsamer Sklave ist, und erklärten ihm, daß dieser Tempel von den Engländern so viele Jahre lang entweiht worden und nur durch Menschenblut gereinigt werden könne, weshalb man sieben Jungfrauen opfern müsse. Der Fürst machte zwar keinen auf Menschlichkeit und Moral gegründeten Einwurf, erwiederte aber, daß die Erfüllung ihrer Forderung durchaus unmöglich sey, weil die Engländer es nicht zugeben würden. Das schade nichts, meinten sie, Blut und zwar Menschenblut müsse vergossen werden, um die so lange vernachlässigten und beschimpften Götter zu versöhnen und den Ort zu reinigen, wo nur der hätte wohnen sollen, dem die Stätte ursprünglich geweiht war. Um nun dieses furchtbare Verhaben durchzusetzen und doch nicht das Mißfallen des Britischen Residenten zu erregen, verfuhr man folgendermaßen. Es waren gerade fünf Verbrecher zum Tode oder zur Verbannung verurtheilt worden. Zwei von ihnen erhielten die Versicherung, wenn sie sich vor dem Radschah demüthigten, sobald er den Tempel zum erstenmale wieder beträte, so würde er darüber so große Freude empfinden, daß sie sicherlich auf Verzeihung rechnen könnten. Die armen Teufel setzten sich also dem Götzenbilde gegenüber. Der Radschah trat ein, umgeben von einem großen Gefolge, das aber nur aus Braminen bestand. Die beiden Verurtheilten falteten ihre Hände und hoben sie nach dem Landesgebrauch so weit in die Höhe, daß die beiden Zeigefinger ihre Stirn berührten; indessen hatte man zwei Peonen oder Soldaten hinter eine Säule auf beiden Seiten des Heiligthums in den finsteren Theil des Gebäudes versteckt, und als jene sich demüthig krümmten, hieben diese ihnen mit einem Schlag die Köpfe ab, so daß beide zwischen den blutdürstigen Gott und den fanatischen Radschah hinrollten. Die Sorgfalt, mit der man diese schaudervolle Hinrichtung geheim zu halten suchte, aus Furcht, sich die Ungnade der Engländer zuzuziehen, bewies, daß die Hindus den menschenfreundlichen Charakter der Britischen Nation sehr wohl zu schätzen wissen; zu gleicher Zeit aber muß man leider daraus ersehen, daß der Einfluß ihrer Herrschaft noch nicht viel dazu beigetragen hat, die durch lange und traurige Gewohnheit eingewurzelten Abscheulichkeiten des Götzendienstes zu vermindern. Die drei anderen Verbrecher wurden vor Aller Augen in die Verbannung geschickt, und man verbarg die Mordthat so angelegentlich vor dem Volk, daß man glauben machte, alle fünf hätten ein gleiches Schicksal gehabt.
(Missionary register.)

— Wandernde Fische zu Lande. Theophrast hat unter Anderem eine „Abhandlung über die Landfische" geschrieben. Von diesem Werk ist uns, wie von so vielen anderen desselben Schriftstellers, nur der Titel übrig, der etwas bizarr scheinen mag. Indeß eine Thatsache, die von einem neueren Naturforscher gemeldet wird, berechtigt zu dem Glauben, daß der Griechische Philosoph die reine Wahrheit erzählte, an die man aber seitdem nicht wieder gedacht hat, bis Herr Hancock, ein in Guiana ansässiger Englischer Arzt, von Demerary aus an einen seiner Freunde in England einen Brief schreibt, der höchst merkwürdige Details über einen Fisch von der Gattung der Doras enthält. Diese Fische, nach Cuvier zu der Familie der Silberbeiden gehörig, sind am Kopf mit einer dicken und knochigen Hülle gepanzert und haben am Körper entlang eine Reihe Schuppen von eben solcher Masse. Der Hauptstrahl ihrer Rücken- und Brustflossen besteht aus einer starken und spitzigen Gräte, die mit einer oder zwei Reihen scharfer Zacken besetzt ist, so daß sie fast einer Säge gleicht. Der Doras von Demerary hält sich gewöhnlich in Teichen und Sümpfen auf. Wenn in der trockenen Jahreszeit das Wasser verschwindet, verlassen diese Fische gemeinschaftlich ihren Aufenthaltsort, begeben sich aufs Land und bewegen sich hüpfend über den Boden fort, um anderwärts Wasser aufzusuchen. Herr Campbell, ein Landsmann des Doktor Hancock, traf einst auf einem Ausflug einen ganzen Trupp solcher Fische, die auf der Wanderung nach einem Nebenfluß des Pomerun begriffen waren. Es waren ihrer so viele, daß Herrn Campbell's Neger mehrere Körbe voll davon sammelten. Den Aussagen der Indianer zufolge, verwenden diese Fische oft eine ganze Nacht zu ihren Reisen. Sie bewegen sich fast so wie die zweipfotigen Eidexen auf dem Boden fort, indem sie sich vermittelst Bewegung der beiden vor den Brustflossen befindlichen knochigen Strahlen und vermittelst Bewegung des elastischen Schwanzes nach beiden Seiten hin von einem Punkt zum anderen schnellen. Sie kommen fast eben so rasch weiter als ein Mensch, der im gewöhnlichen Schritt geht. Die Indianer behaupten auch, daß diese Fische auf ihren Reisen Wasser mit sich führen. Nach den Beobachtungen des Herrn Hancock besitzen sie ein so starkes Absonderungsvermögen, daß es fast unmöglich ist, so lange sie lebendig sind, ihre Oberfläche ganz trocken zu bekommen. Wischt man sie mit einem Tuch ab, so werden sie im Augenblick wieder feucht. Eine andere Art von derselben Gattung und eine von der Gattung der Esox oder Hechte, die sich beide an denselben Orten, wie die oben genannte, aufhalten, unternehmen keine solche Wanderungen in der trockenen Jahreszeit; sie versenken sich vielmehr in den Schlamm, sobald das Wasser einzieht, und leben dort so lange, bis die Feuchtigkeit wieder hervortritt. Der wandernde Doras bietet noch eine andere auffallende Erscheinung dar; er baut sich nämlich ein Nest, in das er seine Eier legt, die er sorgfaltig bebrütet und bewacht, bis die Jungen auskriechen. Dieses Nest besteht aus einem kleinen Klump abgefallener Blätter oder Gräser. Männchen und Weibchen, denn diese Fische leben in Menogamie, wachen über dem Nest, um es zu vertheitigen. Wollen die Neger sie nun fangen, so stecken sie die Hand in der Nähe ihres Aufenthalts ins Wasser, und sobald das Wasser aufgerührt ist, eilt das Männchen augenblicklich, sein Nest zu beschützen, und wird auf diese Weise ergriffen. (Zoological Journal.)

— Der Alteweibersommer. Diesen Namen hat man einer Substanz beigelegt, die man zu gewissen Jahreszeiten, namentlich im Herbst, in langen Fäden durch die Luft fliegen sieht; zuweilen findet man sie auch mit dem einen Ende an einem Zweige oder Grashalm befestigt und oft in langen Strähnen um die Baumzweige geflochten. Man war lange in Zweifel, woron diese leichten und niedlichen Gewebe herrührten, jetzt aber weiß man bestimmt, daß sie das Erzeugniß einer Spinne sind. Dieses Thier ist ein wahrer Künstler; es macht sich nicht nur eine Wohnung, um sich darin mit Vorräthen zu versehen, sondern es fabrizirt sich auch ein Flugwerk, wodurch es sich, obgleich es keine Flügel hat, in der Luft fortbewegen und sein Leben in höheren Regionen fristen kann, wenn es auf der Erde dies nicht mehr vermag. Sobald die Spinne, entweder aus freier Wahl oder aus Nothwendigkeit, ihren Aufenthaltsort verändern will, so entwickelt sie aus sich eine Masse solcher loser Netze, die so leicht sind, daß der leiseste Wind sie fortbewegt; und indem sie sich dann an das Ende befestigt, fliegt sie wohlgemuth davon, wie Herr Green in seinem Luftballon, aber sicherer, als dieser unglückliche Reisende; man hat sie nicht unpassend mit einem Kahn auf der Themse verglichen, dessen Ruderer hierhin sieht und dorthin schifft. Manchmal fliegen diese Spinnen hoch über den Spitzen der Kirchthürme und segeln mit ihren gewebten Schiffchen von dannen; werden sie von der Sonne beschienen, so gewähren sie einen eben so seltsamen als schönen Anblick und gleichen kleinen Kometen, die mit ihrem strahlenden Schweif glänzend durch das blaue Himmelsgewölbe hinziehen. (Lond. and Par. Obs.)

— Macht der Gewohnheit. Der Mensch, dessen Geschmack nicht durch Kunst verdorben ist, wird sich mit Widerwillen von Opium, Taback, eingemachten Oliven und anderen Reizmitteln abwenden; durch Gewohnheit und Erziehung aber lernt er ein Wohlgefallen daran finden. So kann man die Natur des Schafs durch Zucht ganz umwandeln. Die alten Leute im Greenwich-Hospital wissen unzählige Geschichten hiervon zu erzählen. Ein Schaf, das man jung an Bord eines Schiffes gebracht hatte, und welches drei Jahre lang unter der Zucht der Matrosen gewesen war, wurde ein völliger Vielfraß und überdies so bösartig wie ein Affe. Es fraß Taback und soff Grog; auch Fleischbrateten und Obstkuchen verschmähte es nicht; es machte ihm großes Vergnügen, die Kleider der Matrosen zu zernagen, und es stieß den Kajütenjungen, wenn er es daran hindern wollte. Wäre dieses Schaf auf den Feldern aufgewachsen, so hätte der Pächter ihm ruhig sein Bier hinstellen können, während er es vor den Ferkeln verbergen muß, die mit künstlichem Futter gespeist werden. Kein Thier kann lange Zeit am Bord eines Schiffes zubringen, ohne daß seine Lebensweise durch die Matrosen verändert wird, namentlich wenn sie es jung bekommen haben. Sehr schwer aber möchte es seyn, das Schwein enthaltsam zu machen, weil alle Thiere von so niederer Organisation an dem sinnlichen Genuß kleben; man kann denselben wohl noch steigern, aber auch durch die sorgfältigste Zucht kaum vermindern. Indeß läßt sich durch Zucht und Erziehung viel thun. Im Agricultur-Journal wird von einem schwarzen Schwein erzählt, das dem Sir A. Mildmay gehörte, und das er mit jungen Jagdhunden zusammen aufzog. Es wurde nachher vom Hegereiter zur Jagd abgerichtet und that denselben Dienst wie die Hunde, ließ Ohren und Schwanz hängen und kauerte sich auf die Kniee, wenn es des Wildes gewiß war. (Mech. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 4. April 1832.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur.

Sardinische Staaten.

Italien ist vielleicht das einzige Land, dem das Vorrecht zu Theil wurde, sich in Zwischenräumen immer von Neuem wieder eine Civilisation und eine große historische Epoche zu erschaffen. Während Aegypten und die Länder des Orients nach so vielen Jahrhunderten noch von den Anstrengungen einer ersten geistigen Entwickelung erschöpft scheinen, sehen wir in Italien zuerst die Etrurier den Orientalischen Völkern in einer ursprünglichen Civilisation vorangehen und dann die kriegerische Barbarei der Römer durch Jahrhunderte von Ruhm und Freiheit die Wissenschaften und Künste der Toskaner ersetzen. Später verbergen die Schriften Cicero's und Virgil's den Augen der Nachwelt die Proscriptionen der Triumvirn und die Feigheit des Senates; und in jenen unheilvollen Zeiten, wo die Barbaren das alte Europa verwüstete, ist es Rom, der Greis, der ihnen mit dem Kreuze gebietet, und sie auf die Kniee niederzwingt. Endlich tritt das Italien des Mittelalters an die Spitze der Civilisation, in der einen Hand die Fackel der Wissenschaften und Künste, in der anderen das Schwerdt der Freiheit tragend. Doch, man muß es gestehen, jener große Ruhm, er ist verschwunden; drei Jahrhunderte der Unterdrückung, in denen man abwechselnd Gewalt und List, die Qualen der Tortur und die Verführungen des Vergnügens angewendet hat, scheinen ihre Früchte getragen zu haben: wiewohl diejenigen, die Italien unterdrückt und verstümmelt haben, mit Unrecht auf der Meinung beharren, daß es ein Leichnam sey; denn jenseits der Alpen sind die Talente nicht seltener, als in jeder anderen Gegend Europa's.

Obgleich aber, von einer anderen Seite betrachtet, die Schwierigkeit der geistigen Mittheilungen, der Mangel eines Mittelpunktes der Thätigkeit und das Mißtrauen der Regierungen der moralischen Entwicklung eines Volkes große Hindernisse entgegenstellen können, obgleich die allgemeine Gährung der Gemüther in Italien alle Gedanken auf die Politik gerichtet hat, so reichen doch diese Umstände nicht hin, um diejenigen Italiäner freizusprechen, welche darin eine Entschuldigung für ihre Trägheit suchen; denn wir fragen, ob damals, als Dante mit seiner ganzen Familie zum Feuer-Tode verurtheilt wurde, als der Herzog von Mantua die Bücher und Sachen des kaum aus dem Gefängnisse entlassenen Tasso mit Beschlag belegen ließ, um den Dichter zu zwingen, sein Lob zu feiern, als Giordano Bruno mitten in Rom in den Flammen umkam, ob damals endlich, vor kaum einem halben Jahrhundert, als Giannone in der Citadelle von Turin eingekerkert starb und es dem Lagrange als eine Gunst angeboten wurde, ihn zum Kammerdiener des Herrschers von Piemont zu machen, die Wissenschaften und Künste mehr Aufmunterung erhielten, als jetzt? Denen, die da glauben, daß Vaterlandsliebe und Politik jedes andere Studium, jede literarische Arbeit ausschließen, zeigen wir Machiavell auf der Folter und dann seine schönsten Werke schreibend; wir zeigen ihnen Michel Angelo, abwechselnd an den Befestigungswerken von Florenz und an seinem „jüngsten Gericht" arbeitend; wir erinnern sie daran, daß Campanella 27 Jahre im Gefängniß schmachtete, und siebenmal auf die Folter gespannt wurde, weil er die Spanier hatte aus Italien vertreiben wollen, ohne daß dadurch seine Liebe für die Wissenschaften geschwächt wurde.

Man muß also einen anderen Grund für den Verfall der Wissenschaften in Italien aufsuchen. Er liegt, unserem Erachten nach, in der Verweichlichung der Einwohner und in dem geringen Werth, den man auf Talente legt; denn in einem Lande, wo die Liebe und die Frauen die ganze Zeit der jungen Leute in Anspruch nehmen, wo das Vergnügen das große Geschäft des Lebens ist, da flieht man Alles, was bedeutend und ernst erscheint. Diese Neigung zum Leichtsinn nimmt im Allgemeinen zu, je mehr man gen Süden kommt, und es giebt Italiänische Städte, wo derjenige, welcher sich in Gesellschaft ein einzigesmal erlaubte, den Dante anzuführen, sich auf ewige Zeiten den Ruf der Pedanterie zuziehen würde. Auf diese Weise bringen Leute von Talent, denen aber die nöthige Energie, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen, mangelt, — ihre Tage zu den Füßen einer Geliebten und ihre Abende in nichtssagenden Gesprächen zu, indem sie sich im Schooße der Vergnügungen zu betäuben suchen und dabei die Empfindungen vergessen die ein würdigeres Leben und ein besserer Gebrauch ihrer Kräfte in ihnen erwecken würde.

Inmitten dieser Verweichlichung fehlt es indessen Italien nicht an edelmüthigen Seelen und großen Geistern, welche sich erheben, um gleichsam gegen die Verderbtheit, von der sie umgeben sind, zu protestiren; und wenn diese Männer auf einem Punkte vereinigt wären, so würden sie bekannter seyn und vom Auslande besser gewürdigt werden; aber im ganzen Lande zerstreut, mit geringen Mitteln zur Mittheilung, einer oft ins Lächerliche gehenden strengen Censur unterworfen, finden sie für ihre Anstrengungen weder bei den Regierungen, die sie fürchten, noch in der Achtung einer Gesellschaft, die zu leichtfertig ist, um ihren Werth zu schätzen, noch endlich in den Vortheilen, welche sie in jedem anderen Lande aus der Bekanntmachung ihrer Schriften ziehen würden, eine Belohnung. In Italien, wo das literarische Eigenthum nicht von einem der kleinen Staaten gegen den anderen geschützt wird, ist der Buchhandel so beschränkt, daß die wissenschaftliche Beschäftigung eine Last und eine Gelegenheit zu Ausgaben, statt wie in anderen Ländern die Quelle einer ehrenvollen Unabhängigkeit, zu seyn pflegt.

Diese Zersplitterung talentvoller Männer, die man von Stadt zu Stadt, wie die Ueberreste der Denkmäler aus den Zeiten der Römer und des Mittelalters, aufsuchen muß, ist Schuld daran, daß der Fremde, der Italien im Fluge durcheilt, von keinem lebhaften Glanzpunkt, wie z. B. in Paris und London, getroffen wird. Während aber in Frankreich die Hauptstadt alle ausgezeichnete Männer absorbirt und man mehrere große Städte der Provinz besuchen kann, ohne eine einzige Notabilität zu finden, wird man in Italien dadurch überrascht, daß man selbst in den kleinsten Städten merkwürdigen Männern begegnet. Man würde auch vergebens versuchen, den Zustand der Wissenschaften und der Künste in Italien im Ganzen zu schildern, wenn man nicht vorher denselben im Einzelnen untersucht, und wir wollen daher auf diese Weise unsere Uebersicht beginnen.

Wenn man von Frankreich aus Italien betritt, so kommt man zuerst nach Piemont, welches sich, unserer Meinung nach, bald an die Spitze der moralischen und geistigen Entwickelung der Halbinsel stellen wird. Obgleich es durch sein Aeußeres, sein Klima und seinen Dialekt Frankreich ähnlicher sieht als Italien, so ist es doch hinsichtlich seiner Sitten, hinsichtlich eines gewissen Ernstes der Einwohner, und besonders mit Hinsicht auf die Macht, welche die Aristokratie dort besitzt, nichts weniger als Französisch. Seit dem Tage, wo der Herzog Emanuel Philibert die Schlacht von St. Quentin, welche er an der Spitze der Spanischen Truppen gewonnen hatte, benutzte, um in die Staaten seiner Vorfahren zurückzukehren, haben die Fürsten des Hauses Savoyen aus dem Schlüssel der Alpen geschickten Vortheil gezogen und sich, theils durch persönliche Tapferkeit und die Disziplin ihrer Truppen, theils durch passende Verbindungen mit Frankreich und Oesterreich, allmälig zu vergrößern und eine wichtige Macht zu werden gewußt, so daß aus dem Königlichen Palaste in Turin das Zeichen dazu gegeben werden müßte, wenn in Italien wirklich eine große politische Veränderung sich zutragen soll.

Piemont hat wenig zu der wunderbaren geistigen Entwickelung in Italien vom 13ten bis zum 17ten Jahrhundert beigetragen. Fortwährend in Kriege verwickelt, ist es erst spät auf dem Schauplatz erschienen; aber dafür mit unentweihten Kräften, während Alles ringsumher alterte. Man sah in der That in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts plötzlich Lagrange, Alfieri, Berthelet, Boboni erscheinen, Namen, welche Europa kennt, und die den wissenschaftlichen und literarischen Ruhm Piemont's auf den höchsten Gipfel trugen, die aber durch ein unglückliches Verhängniß sämmtlich gezwungen wurden, den vaterländischen Boden zu verlassen: die Einen, um im Auslande die Mittel der Existenz zu suchen, die Anderen, um daselbst die Freiheit, ihre Gedanken auszudrücken, zu genießen. Dennoch kam dieser erste Aufschwung Piemont zu Statten, und die Wissenschaften und ernsten Studien entwickelten sich daselbst mit Schnelligkeit. Der Graf von Saluzzo, sehr bekannt durch seine Untersuchungen des Gases, errichtete eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich durch die Herausgabe der „Turiner Miscellen" die Bewunderung des gelehrten Europa's erwarb. Beccaria und Cigna verbreiteten durch ihre schönen elektrischen Versuche den Geschmack an der Physik; Allioni brachte die Naturgeschichte zur Blüthe, und der Abbate von Caluso, ein Mann von unendlichem Wissen, öffnete den tiefen klassischen Studien die Bahn. Die Gesellschaft des Herrn von Saluzzo wurde im Jahre 1783 zur Königlichen Akademie der Wissenschaften erhoben, und ihre Schriften,

obgleich der thätigen Mitwirkung Lagrange's beraubt, erhielten die Ehre des Landes aufrecht. Man errichtete für Micheloni das hydraulische Institut der Parella, welches in Europa nicht seines Gleichen hat; die Militairschule, die Universität und andere wissenschaftliche Anstalten wurden beschützt und ausgedehnt; und Alles versprach ein rasches Emporblühen, als der Krieg, den Piemont gegen die Französische Revolution zu bestehen hatte, und die daraus hervorgehende Invasion die Bewegung der Geister lähmten. Während der Regierung Napoleons verlor Turin, obgleich vom Kaiser begünstigt, doch den größten Theil seines Einflusses, da es kein Mittelpunkt der Thätigkeit mehr war; aber im Jahre 1814, als der König von Sardinien in seine Staaten zurückkehrte, beeilte er sich, die Universität und Akademie, deren Organisation während der Französischen Besetzung verändert worden war, wiederherzustellen. Mehr als 3000 Schüler eilten aus den Provinzen nach der Hauptstadt, und obgleich die Revolution im Jahre 1821 für den Augenblick das gesellschaftliche Gebäude erschütterte und selbst mehrere in den Wissenschaften und Künsten ausgezeichnete Männer zwang, ihr Vaterland zu verlassen, so wurde doch die geistige Bewegung nur für eine kurze Zeit gehemmt. Jetzt besitzen die Universität und die Akademie von Turin mehrere Männer, wie Plana, Bidone, Peyron, Bucheron u. A., welche einen Europäischen Ruf erlangt haben und einen Mittelpunkt der Aufklärung bilden, wie Italien keinen ähnlichen hat.

Es würde uns zu weit führen, alle die Männer aufzuzählen, die sich in Turin mit Erfolg den physischen und mathematischen Wissenschaften widmen; aber auch die gelehrte Literatur wird mit keinem geringeren Eifer betrieben. Alfieri, Denina und Baretti, obgleich Piemonteser, üben nur einen geringen Einfluß auf ein Land aus, welches sie verlassen haben, bevor ihr Ruf gegründet war. Aber Caluso hat daselbst das gründliche Studium der Griechischen Literatur und der orientalischen Sprachen eingeführt, und Bernezza lenkte die Geister auf genaue und bestimmte Nachforschungen in der Geschichte; und während gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die alte Italiänische Literatur dermaßen in Vergessenheit gerathen war, daß es Mode wurde, sich nur fremder Wörter und Redensarten zu bedienen, hatte Napione das Verdienst, einer der ersten zu seyn, welche ihre Stimme erhoben, um die Sprache des Dante und Petrarka wieder zu Ehren zu bringen und die Italianer zu ermahnen, doch wenigstens in der Sprache eine Nationalität wieder zu gewinnen.

Es hat sich in Piemont eine historische Schule gebildet, an deren Spitze man Herrn Botta stellen muß, der, obgleich seit mehr als 30 Jahren in Frankreich wohnend, doch einen großen Einfluß auf sein Vaterland ausgeübt hat. Carlo Botta folgte der Französischen Armee auf ihrem Rückzuge nach dem unglücklichen Feldzuge im Jahre 1799. Unter der Kaiserlichen Regierung saß er im gesetzgebenden Corps. Zu jener Zeit schrieb er die Geschichte des Amerikanischen Krieges, welche seinen Ruf begründet hat. Nach der Restauration wurde er zum Rektor der Universität in Neuen ernannt; aber das Ministerium Villèle setzte ihn ab. Im Jahre 1824 gab Botta eine Geschichte Italiens von 1789 bis 1814 heraus. Dieses Werk, obgleich von allen Parteien bekrittelt, hatte einen solchen Erfolg in Italien, daß in dem ersten Jahre seines Erscheinens eilf Ausgaben davon allein in Toskana herauskamen. Doch dieses Buch, welches die Buchhändler bereicherte, brachte dem Verfasser, wie das immer jenseits der Alpen der Fall ist, nichts ein; und Botta würde sich vielleicht in einer bedenklichen Lage befunden haben, wenn sich nicht eine Gesellschaft gebildet hätte, wie deren noch nie eine in Italien gewesen war, die jenen Schriftsteller aufforderte, die Geschichte des Guicciardini bis zum Jahre 1789 fortzusetzen. Hundert Subskribenten verpflichteten sich, die Summe von 60,000 Frcs. herzugeben, um Herrn Botta für seine Arbeit zu entschädigen und die Kosten des Drucks zu bestreiten. Jetzt hat Herr Botta seine Aufgabe erfüllt, und seine Fortsetzung des Guicciardini in 10 Bänden wird noch vor Ablauf dieses Jahres erscheinen. Der neue Souverain von Sardinien hat den Antritt seiner Regierung dadurch bezeichnet, daß er Herrn Botta aus freiem Antrieb eine Pension bewilligt, ihn zum Commandeur seiner Orden ernannt und ihm die Stelle als Akademiker, welche er im Jahre 1814 aus politischen Gründen verlor, wiedergegeben hat.

Die Piemonteser, welche sich in den Wissenschaften und in der gelehrten Literatur so ausgezeichnet haben, scheinen weniger als die übrigen Italiäner zur Hervorbringung von Werken der Phantasie und des Gemüthes fähig zu seyn. Unter den großen Künstlern und Dichtern Italiens sucht man vergeblich Einen, der an den Ufern des Po geboren wäre. Selbst Alfieri ist weit merkwürdiger durch die Kraft seiner Gedanken und durch die Energie seines Style, als durch den Reichthum seiner Phantasie oder durch den Wohlklang seiner Verse. Er fühlte dies auch so wohl, daß er Calsi, dessen Schöpfungen voll Geist und Eigenthümlichkeit, aber leider, da sie im Turiner Dialekt geschrieben, dem übrigen Italien unbekannt geblieben sind, um sein Talent beneidete. Dennoch ist es ein Piemonteser, Herr Alberto Nota, der fast allein die Ehre des Italiänischen Lustspiels aufrecht erhält; er ist der Verfasser der „Messe" und des „philosophischen Junggesellen" und anderer Stücke, welche mit Beifall aufgenommen worden sind. Der Graf von Baguole hat mit Glück die Meisterwerke Corneille's für die Italiänische Bühne bearbeitet. Ein anderer Piemonteser, Silvio Pellico, ist der Verfasser einer Tragödie, „Francesca da Rimini", welche ungemeines Glück gemacht hat. Aber nur durch Beifallklatschen haben die Italiäner ihre Theilnahme für diesen jungen und interessanten Schriftsteller bewiesen, der lange in einem Gefängnisse begraben gewesen war. Allein und ohne alles Schreibmaterial dichtete er in seinem Gefängnisse eine Tragödie, welche er gleich nach seiner Befreiung diktirte. Seine Freunde wollten das Stück zum Besten des unglücklichen Dichters herausgeben, in der Hoffnung, eine große Menge von Subskribenten zu finden; aber die Italiänische Apathie hat diesem patriotischen Aufruf kein Gehör geschenkt.

Außer der Turiner Universität existirt in Piemont noch die Universität von Genua, welche ausgezeichnete Gelehrte besitzt; endlich ist im eigentlichen Sardinien noch die Universität von Cagliari, die zwar auf dem Kontinente wenig bekannt ist, wo aber noch vor kurzem Azuni sein unendliches Wissen ausbreitete. Es ist leicht vorauszusehen, daß solche Mittel zur Belehrung einen großen Einfluß auf ein schon zu ernsten und strengen Wissenschaften geneigtes Volk ausüben müssen. Um aber aus diesen Elementen die Früchte zu ziehen, die man davon erwarten darf, muß der Volks-Unterricht in den Staaten des Königs von Sardinien freier und allgemeiner und das Studium der moralischen und politischen Wissenschaften mehr ermuntert werden. Um dieses Resultat zu erlangen, ist es nothwendig, daß die Aristokratie, welche in Piemont noch ihren ganzen Einfluß beibehalten hat, die nützlichen Reformen begünstige. Ohne hier den Vertheidiger der Piemontesischen Aristokratie machen zu wollen, so erklären wir doch, daß, wenn sie ein Element der Stärke ist, sie sie mit allen unseren Wünschen unterstützen; denn Italien bedarf vor allen Dingen der Stärke. Andererseits aber sind wir der Meinung, daß sie von ihren Pflichten gegen das Vaterland einen ausgedehnteren Begriff haben und sich bemühen muß, ihre Macht dadurch zu verlängern, daß sie alle ausgezeichnete Männer zu sich beruft. Gewisse Vorurtheile und gewisse Abgränzungen, welche für unser Jahrhundert nicht mehr passen, müssen aus der Turiner Gesellschaft verschwinden. Man müßte einem Fremden keine Gelegenheit geben, darüber zu erstaunen, daß er allenthalben die Bilder des Saluzzo und Caluso, welche den ersten Familien Piemonts angehören, und nirgend das von Lagrange erblickt; und wenn man eine Sternwarte errichtet, so müßte man dabei die Fortschritte in der Astronomie bezwecken, aber nicht die Absicht haben, die Zukunft in den Sternen lesen zu wollen.

Wenn man die Gesellschaft von einigen lächerlichen Gebräuchen befreit hat, die das Land spalten und schwächen; wenn man z. B. aus dem Jagd-Kodex das Gesetz gestrichen hat, welches denjenigen zum Tode verurtheilt, der einen Fasan erlegt, und aus den Verfassungen Piemonts die Ermahnung, die Juden nicht zu mißhandeln; wenn man alle die Männer in ihr Vaterland zurückrufen wird, die ihm durch ihre Talente und Tugenden Ehre machen; wenn endlich die Regierung von Piemont ernstlich den Weg nützlicher Reformen einschlagen wird — dann erst kann sie der widerstrebenden Elemente, aus denen ihre Staaten zusammengesetzt sind, Herr werden und sich auf ihre Bestimmung vorbereiten.

(G. Libri. Revue des deux mondes.)

Storia degli antichi popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Giuseppe Micali.

Unter diesem Titel ist von dem rühmlichst bekannten Verfasser des Werkes „Italien vor der Herrschaft der Römer" (Italia avanti il dominio de Romani) eine Geschichte der Italiänischen Vorzeit angekündigt worden, die zu großen Erwartungen zu berechtigen scheint. „Die hohe Wichtigkeit," heißt es in der Ankündigung, „welche die alt-Italiänische Geschichte seit dem Anfange unseres Jahrhunderts durch das Erscheinen bedeutender Werke erlangt hat, die an das Licht getretenen klassischen Dokumente und die zahlreichen eben so unerwarteten als bewundernswürdigen Entdeckungen, die in den letzten Jahren überall auf Etruskischem Boden gemacht worden, müssen natürlich dem Geschichtsstudium ein viel weiteres Feld eröffnen . . . . . Nicht aber soll dieses Werk eine Wiederholung oder bloße Ergänzung des vorangegangenen seyn. Vielmehr ist es der Zweck desselben, so viel als möglich eine von den großen Lücken in der Geschichte der Menschheit auszufüllen; vergangene Jahrhunderte und Ereignisse unter einem neuen Gesichtspunkte darzustellen; die von den unsrigen so sehr abweichenden gesellschaftlichen Formen, welche in jener alten Zeit die Ansichten und die Sitten der Vorväter bestimmten, nachzuweisen; durch einen Vergleich der damals neben einander geltenden menschlichen und göttlichen Satzungen, die in der That die einzige Weisheit und Bildung der alten Welt ausmachten, diese selbst und endlich ihre verschiedenen politischen und moralischen Veränderungen zu erklären."

Ein Atlas, der die Karte des alten Italien von d'Anville und 120 Abbildungen geschichtlicher Denkmäler dieses Landes enthalten soll, wird dem Werke beigefügt seyn, welches, aus 3 Banden bestehend, 150 Franken kosten und bei Luigi di Giuf. Molini in Florenz erscheinen wird.

Bibliographie.

I monumenti dell' Egitto e della Nubia. (Die Denkmäler Aegyptens und Nubiens.) Das Werk Champolliens des Jüngeren und Ippolito Rosellinis in Italiänischer Sprache. Paris und Pisa, 1832.

L'archeografo Triestino. (Der Archäograph von Triest.) Sammlung von Schriften und Notizen über Triest und Istrien.) 2 Bde. Triest.

Oggetti, vantaggi e piaceri della scienza. (Gegenstände, Vortheile und Vergnügungen der Wissenschaft.) Eine Rede von Henry Brougham, in's Italiänische übersetzt von F. P.

L'amicizia sulla tomba di Carlo Capelli. (Die Freundschaft am Grabe des berühmten Arztes und Professors Capelli.) Turin.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Wir werden sogleich noch die anderen saint-simonistischen Beweise dieser Nothwendigkeit ausführen, stehen aber jetzt einen Augenblick still, um von dem gewonnenen Standpunkt einen Rückblick zu thun. Es schien uns überflüssig, die Punkte anzugeben, wo die eben vorgetragene philosophische Ansicht mit Hegels Philosophie der Geschichte, die in Frankreich wohlbekannt ist, zusammenfällt, auch ist hier nicht der Ort, den Werth oder Unwerth derselben zu prüfen. Freilich werden die geschichtlichen Data unter ein aprioristisches Schema so unbarmherzig gezwungen, daß sogar der Orient unter dem Vorwande, nur fragmentarisch bekannt zu seyn, von der geschichtlichen Betrachtung gänzlich ausgeschlossen wird; doch ist nicht zu läugnen, daß auch viele höchst fruchtbare und geistvolle Ideen angeregt worden sind, die wir großentheils nicht einmal berühren konnten. Was zunächst unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, ist die Erkenntniß der eigenthümlichen äußeren Stellung, die der Saint-Simonismus in der Gegenwart mit vollem Bewußtseyn einnimmt. Keiner der üblichen Parteinamen erschöpft die Bedeutung dieser Stellung. Der Saint-Simonismus bewundert die Hierarchie des Mittelalters, weil er in ihr die allgemeine friedliche Hierarchie der Zukunft, die er zu begründen verspricht, vorgebildet sieht; er erhebt den „Gottesstaat" des heiligen Augustinus über alle Schriften des vorigen Jahrhunderts, er preist die Schriftsteller jener Partei, die ein berühmter Deutscher Geschichtschreiber die „Revolutionaire rückwärts" genannt hat; aber zugleich ermuntert er, sich nicht mit vergeblichen Wünschen rückwärts, sondern mit frischer Hoffnung vorwärts zu kehren, indem die morschgewordenen Formen der mittelalterlichen Religion und Gesellschaft nicht mehr für die Zukunft taugen, und, den Inhalt mit der Form zugleich verdammend, behauptet er, daß das Christenthum selbst für die Organisation der Zukunft nicht mehr ausreiche. Wiewohl er somit von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche tief durchdrungen ist, tritt er gleichwohl polemisch gegen den Protestantismus auf, dessen innere Größe er durchaus verkennt, indem er ihn nur als eine rein negative und somit revolutionaire Bewegung begreifen kann. Sich selbst aber verwahrt er vor dieser Anklage, da er ja nur ein durch und durch Negatives — die gegenwärtige Krisis — zerstöre und daher (als Negation der Negation) recht eigentlich jenes „magische Beiwort, positiv" verdiene. Seine entschiedenste Polemik aber wendet er gegen den Liberalismus aller Farben und überflügelt doch den heftigsten Ultraliberalismus in seinem Mißtrauen gegen alles Bestehende, in dieser rücksichtslosen Forderung einer stets beschleunigten Bewegung, die gern die Fortschritte der Menschheit täglich in den Journalen verkündigen möchte. Der Saint-Simonismus hat daher das Feuer der ganzen liberalen und antiliberalen Presse auszuhalten und, was namentlich in Frankreich von bedeutendem Einfluß ist, auch die Geißelhiebe einer siegreichen Satire. Und er hat gleichwohl Wurzel gefaßt und eine bedeutende Anzahl von Anhängern an sich gezogen. Es muß doch also ein Bedürfniß in Frankreich vorhanden seyn, dem der Saint-Simonismus entgegenkommt, und, irren wir nicht, so ist es das tiefe Bewußtseyn, daß die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs weit hinter dem Fortschritte der politischen zurückgeblieben sind; es ist ein dumpfes Gefühl dieser Spaltung, welches die Gemüther bei den Ausschweifungen des Saint-Simonismus eine Heilung suchen und eine Zeit lang finden läßt. Und wenn der Saint-Simonismus auch nur ein negativer Schritt zu einer dereinstigen Reformation des Französischen Kirchenthums wäre, so ist er doch, namentlich in Verbindung mit ähnlichen Bestrebungen der Zeit, wie z. B. der Französischen Kirche des Abbé Duchatel, ein sehr beachtenswerthes Verzeichen, ein neues Ferment in dieser Masse gährender Gedanken. — Wir kehren zur Darstellung des Systems zurück.

„Wir haben gezeigt, daß der Wechsel von organischen und kritischen Epochen die Bedingung des gesellschaftlichen Fortschrittes sey,*) es bleibt uns übrig, zu beweisen, daß dieser scheinbare Wechsel wirklich nichts Anderes ist, als eine folgerechte Reihe von Bestrebungen, die nach einem Endziel hinarbeiten. Dieser Endzweck der Menschheit ist, wenn man sich auf einen so erhabenen Standpunkt stellt, daß man die ganze Vergangenheit klar genug übersieht, um aus ihr auf die Zukunft zu schließen, die allgemeine Vergesellschaftung, d. h. die Vereinigung aller menschlichen Kräfte in einer friedlichen Absicht, wogegen der Antagonismus der Charakter der Vergangenheit war. Im Zustande des Antagonismus bekämpfen sich die neben einander bestehenden Individuen, Völker, Stände, Menschen; im Zustand der Vergesellschaftung dagegen stellt sich die Classification der menschlichen Familie als eine Systematisirung ihrer Bestrebungen nach einem gemeinsamen Ziele dar." Dieses Johanneische Reich wird mit den lebhaftesten Farben des Entzückens ausgemalt, alle natürliche Völkerunterschiede erbleichen vor dieser Sonne der Allgemeinheit, selbst die Tugenden der Vergangenheit sind veraltet, und das höchste Bewußtseyn nationaler Selbstständigkeit, die Vaterlandsliebe, wird der Egoismus der Nationen gescholten.

Die Conception eines Antagonismus, der sich endlich in eine allgemeine Vergesellschaftung der Menschheit auszulösen habe, wissenschaftlich zu bewahrheiten, werden drei historische Reihen aufgestellt, die nach dem Gesetze der Perfektibilität, von den schroffsten und niedrigsten Formen des Antagonismus anhebend, im Verlaufe der Geschichte sich zu immer allgemeineren und milderen Gestalten durchbilden und so ihrem endlichen Ziele mehr und mehr nachstreben.

„Die Ursache dieses Antagonismus ist die Herrschaft der physischen Gewalt, und die Wirkung desselben ist die Nutzung des Menschen durch den Menschen, (l'exploitation de l'homme par l'homme) die entsprechende historische Reihe heißt: Herr, Sklave — Patrizier, Plebejer — Lehnsherr, Vasall — Müßiger, Arbeiter.**) Die Gesellschaft beginnt mit einem Krieg Aller gegen Alle, von Stadt gegen Stadt, Volk gegen Volk, und auch im Innern dieser engen Gemeinschaften wüthet der Krieg; blutige Menschenopfer werden der Gottheit dargebracht, denn der Sieger übt sein Recht aus auf Leben und Tod. Nach und nach werden die Sitten milder, der Gefangene wird nicht mehr geschlachtet, er kauft mit seiner Arbeit sein Leben ab, er wird der Sklave des Herrn. So ist die Sklaverei sogar schon ein Fortschritt der Civilisation. Die Nutzung umfaßt im Anfang das ganze materielle, intellektuelle und moralische Leben des Sklaven, er ist Sache und daher in jeder Beziehung rechtlos. Die Gesetzgebung schreitet allmälig in dies Verhältniß ein, der Sklave hört auf, Sache zu seyn, er erhält einen Antheil von dem Ertrage seiner Arbeiten und einige Garantieen seiner Existenz; so bildet sich in den Republiken des Alterthums das Verhältniß des Plebejers zum Patrizier. Der Plebejer hat weder religiöse noch bürgerliche und politische Existenz, weil er Eigenthum und Vermögen nur durch eine Delegation des Patriziers und unter dessen Namen besitzen kann. Die Begeisterung der Gracchen hat die Emancipation der Plebejer beschleunigt; aber diese Befreiung konnte erst vollständig werden durch das Christenthum, welches im Occident sich politisch realisirt. Der Vasall oder Leibeigene ist nicht mehr Eigenthum seines Herrn, er ist nur an die Scholle gebunden; er erhält einen Theil von dem Ertrage seiner Arbeit, hat eine Familie und ist durch das bürgerliche und göttliche Recht geschützt; die Seele des Leibeigenen ist in den Augen der Kirche nicht minder kostbar, als die des Lehnsherrn; sie ist kostbarer, denn nach dem Evangelium ist der Arme der Auserwählte Gottes. Später wird der Leibeigene der Scholle entbunden, er darf seinen Herrn wählen, und so verwandelt sich dies Verhältniß allmälig in das der Arbeiter und des müßigen Reichthums, ein Verhältniß, das, als die letzte und mildeste Form der Nutzung des Menschen durch Menschen, die moderne Sklaverei genannt werden kann. Eine ähnliche Knechtschaft ist es, in der noch heute die Frauen schmachten. In demselben Maße, wie die Nutzung des Menschen durch Menschen, haben sich auch die Formen des Krieges gemildert, indem sie sich verallgemeinerten. Wenn früher der Krieg um seiner selbst willen geführt wurde, um zu erobern, zu plündern, sich zu rächen, so dient er jetzt allgemeinen Gedanken als Mittel, und Napoleon selbst, dieser Genius, den Rom zu erschaffen vergessen hat, giebt als Zweck seiner Kriege die Erhaltung des Friedens und die Freiheit des Handels an."

„Die zweite historische Reihe heißt: Familie, Stadt, Volk, Kirche.***) Je mehr man in das Alterthum zurückkehrt, desto enger ist die Vergesellschaftung, deren erste Gestalt die Familie ist. Noch jetzt giebt es Völker, die bei diesem primitiven Zustand der Gesellschaft stehen geblieben sind. Mehrere Familien vereinigen sich in eine Stadt, mehrere Städte zu einem Volk, mehrere Völker endlich, durch das gemeinsame Band des Glaubens zusammengehalten, zu einer Kirche. Ein beständiger Streit herrscht in allen diesen Zuständen; nicht allein Familie gegen Familie, sondern auch im Innern der Familie, des Volkes, der religiösen Gemeinschaft. Die größte Conception einer friedlichen Vergesellschaftung ist die katholische Hierarchie des Mittelalters; weil aber das Christenthum nur eine Art der menschlichen Existenz umfaßt und seine Herrschaft daher nur auf einem Theil der Menschheit erbauen konnte, so ist die Hierarchie dieser ihrer eigenen Einseitigkeit und dem daraus hervorgehenden Streit mit der weltlichen Macht erlegen. Die nächste organische Epoche muß diesen letzten Gegensatz nothwendig aufheben, und die allgemeine Vergesellschaftung wird die nächste Stufe der Weltgeschichte seyn."

„Einen ähnlichen Gang hat die religiöse Entwickelung der Menschheit genommen, deren Ausdruck in folgender Reihe enthalten ist†): Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus, Jude und Christ. Der Fetischismus vergöttert (déifie) die Natur in allen ihren Productionen; die Furcht, das Abwenden des himmlischen Zornes ist das einzige mit der Gottheit vereinigende Band. Der Polytheismus erhebt sich schon zu Abstractionen und vergöttert diese Abstractionen, er kennt schon die Frömmigkeit, aber die Furcht, die Scheu vor den Göttern überwiegt noch; die Unsterblichkeit trägt mehr den Charakter der Strafe, denn das Elysium ist in Gegenwart des Tartarus, und nur wenige Heroen und Halbgötter sind in den Olymp aufgenommen. Der Monotheismus, obgleich er noch nicht die lebendige und absolute Einheit des Seyns auffaßt, erkennt doch ein allgemeines Band der Erscheinungen an und bezieht dieselben auf eine einzige Ursache, die zwar außerhalb des Universums liegt, die aber die Rechtfertigung desselben ist. Im Judenthum ist die Furcht vor der Verehrung der Gottheit zurückgedrängt; im Christenthum überwiegt die Liebe, und die Idee der Unsterblichkeit nimmt einen höheren Schwung, indem das Leben nur als ein Durchgangspunkt betrachtet wird."

Fassen wir die Fäden des Raisonnements zusammen, so haben

*) Vierte Vorlesung.

**) 108 seq. 152 seq.

***) p. 146.

†) Siebzehnte Vorlesung.

wir folgendes Ergebniß: St. Simon hat das Gesetz des Fortschrittes enthüllt, und zwar schreitet die Menschheit fort vom Krieg zum Frieden, von engen sich gegenseitig befehdenden Gemeinschaften zur allgemeinen Vergesellschaftung. Die Weltgeschichte hat nach diesem Ziele hingestrebt; davon zeugt die allmälige Abnahme (décroissance) der Nutzung des Menschen durch Menschen, die Erweiterungen der menschlichen Gesellschaft, die Entwickelung der Religionen. Die geschichtliche Form, in der die Weltgeschichte diese Fortschritte bewirkt hat, ist ein Wechsel organischer und kritischer Epochen. Wir stehen am Ende einer dreihundertjährigen Krisis, und das Gesetz der Perfektibilität drängt zu einer dritten, und zwar definitiven, organischen Epoche, welche die Idee der allgemeinen Vergesellschaftung realisiren wird. Fortan wird die Menschheit keine blutige Krisen mehr zu bestehen haben, denn sie wird zwar fortschreiten, aber so für den Fortschritt eingerichtet seyn, daß sie keiner Revolutionen mehr bedarf.

Welches ist nun die Organisation dieser allgemeinen Vergesellschaftung, dieser religiösen Zukunft der Menschheit? Die Beantwortung dieser Frage bildet die zweite Hälfte des Systems, so wie der Beweis von der Nothwendigkeit einer solchen Zukunft die erste Hälfte desselben umfaßte.

Alle Unterschiede der Religion, des Volkes, der Familie, des Standes sind als unheilige Gegenstände und somit als Beschränkungen des gesellschaftlichen Fortschreitens aufgehoben, und diese Aufhebung bildet die bedingende Grundlage der neuen Welt. Die Menschen sind also alle gleich? Nein, antwortet der Saint-Simonismus, die Menschen sind ungleich, nicht nach dem Zufall der Geburt, wohl aber nach ihrer Fähigkeit. Die Fähigkeit wird der Eintheilungsgrund der neuen Welt und das Reichsgrundgesetz derselben: Jeder nach seiner Fähigkeit und jede Fähigkeit nach ihren Werken. „Der Fähigste wird regieren, oder vielmehr er wird regieren, weil er die größte Fähigkeit der Liebe für seine Untergebenen hegt. Wenn (wenn!) demnach die Fähigsten an der Spitze der Gesellschaft stehen und Jeder den Platz einnimmt, der ihm nach seiner Fähigkeit zukommt, so wird das menschliche Geschlecht ohne Kampf seinem Ziele nachstreben, welches seyn wird die Verbesserung des Menschen durch den Menschen, die Nutzung und Verschönerung der Erde. Es wird, wie nur eine Gemeinschaft, so nur eine Wissenschaft und eine Kunst geben."

„Die Fähigkeit und demgemäß auch die Thätigkeit des Menschen ist dreifacher Art, sie ist Gefühl (sentiment, sympathie), Geist (intelligence) und materielle Thätigkeit (activité materielle)."

„Es giebt demnach auch drei Stände: Künstler oder Priester (artistes, prêtres), Gelehrte (savans) und Werkthätige (industriels)."

„Die Thätigkeit des menschlichen Geistes theilt sich nämlich in zwei ganz bestimmte Arten, in Anschauung (conception) und Beweis (vérification), oder, was dasselbe ist, in Erfindung und Methode; durch jene entdeckt, schafft, offenbart er, durch diese rechtfertigt er seine Offenbarungen und Eingebungen. Was bei der Erfindung vorgeht, ist unerklärbar, denn das Genie läßt sich nicht definiren, es ist ein Phänomen, eins seiner Natur nach, das Prinzip aller menschlichen Erkenntniß, im Reiche des Geistes, was die Bewegung im Reiche der Materie ist. Die Methode, die Rechtfertigung (la sanction) des ursprünglichen Gedankens drückt den Schöpfungen des Genius das Siegel der Wissenschaft auf, indem sie den Uebergang macht von der Schöpfung zur Beobachtung,*) von der Einbildungskraft zum Gedanken."

Dies ist also das Verhältniß, in dem das Gefühl oder die Sympathie zur Intelligenz oder dem Verstande steht. Eine ähnliche Rolle ist den entsprechenden Ständen zugetheilt. „Der Priester ist das schaffende Genie, der die größte Liebe zur Menschheit, das lebhafteste Gefühl des Fortschrittes in sich trägt und darum das Ganze anordnet und regiert. Der Künstler ist die Manifestation des Priesters, er ist das Wort und die Geberde desselben. Der Künstler ergreift die Conception des Priesters, übersetzt sie in seine Sprache, indem er sie in sinnliche Formen einkleidet (l'incarnant). Er entschleiert die Welt, die der Priester entdeckt hat, den Augen Aller, er begeistert die Massen, welche weder die Sprache des Priesters noch die der Wissenschaft verstehen würden, durch die Sprache der Sympathie. Der Gelehrte, welcher die Verstandesthätigkeit im Menschen repräsentirt, hat den Inhalt der sympathetischen Offenbarungen durch die Methode, d. h. durch Analysis und Synthesis, zu bewahrheiten. Der Werkthätige endlich, der Ausdruck der materiellen Thätigkeit, hat, da die Nutzung des Menschen durch die Menschen aufgehört hat, nur die Nutzung der materiellen Kräfte, d. i. Industrie in ihrer weitesten Bedeutung, zum Gegenstand seiner Thätigkeit."

(Schluß folgt.)

*) p. 126. seqq.

Bibliographie.

Histoire complète et impartiale du procès etc. (Vollständige und unparteiische Geschichte des Prozesses in Bezug auf den Tod und das Testament des Herzogs von Bourbon, Prinzen von Condé.) Pr. 1½ Fr.

Cours d'histoire de la philosophie ancienne. (Kursus der Geschichte der alten Philosophie.) Alexandrinische Schule. Einleitungs-Rede ꝛc. Von H. Poret. Pr. 1 Fr.

Essai de philosophie religieuse. (Versuch einer religiösen Philosophie über den Aberglauben.) Von P. Caze. Bordeaux.

De l'instruction primaire. (Vom Elementar-Unterricht.) Von B. d'Eyrauvillez.

Mémoire sur l'instruction publique. (Denkschrift über den öffentlichen Unterricht.) An die Kammern gerichtet von Patrice Larroque, Inspektor der Akademie zu Toulouse. Pr. 1½ Fr.

De l'avenir de la France. (Ueber Frankreichs Zukunft.) Von Prn. v. Conny.

De l'administration des constructions. (Ueber die Führung von Bauten im Allgemeinen.) Von F. X. L. Defar. Pr. 6 Fr.

De l'opposition en 1832. (Von der Opposition im Jahr 1832.) Vom Advokaten A. Pepin.

La politicomanie. (Die Politisirsucht, oder über die jetzt in Frankreich grassirende Thorheit.) Von S. Eymard aus Grenoble. Pr. 2. Fr.

Du véritable gouvernement de la France. (Von der wahrhaften Regierung in Frankreich und den Mitteln, eine solche zu erlangen.) Von Battur. Pr. 3½ Fr.

Mannigfaltiges.

— **Oberfläche von Frankreich.** Die Oberfläche des gegenwärtigen Französischen Bodens, ohne die Insel Korsika, besteht aus 53,213,000 Hektaren, worunter 23,818,000 Hektaren Ackerland, 3,482,000 H. Wiesen, 3,535,000 H. Walden, 1,977,000 H. Weinberge, 6,912,000 H. Schlagholz, 460,000 H Hochwälder, 400,000 H. Kastanien-Waldungen, 687,000 H. Obst- und Küchengarten, 975,000 H. verschiedenen Anbaus, 3,039,000 H. leeres Heideland und Steppen, 186,000 H. Moräste, 53,000 H. Steinbrüche, Minen und Torfstiche, 213,000 H. Gebäude, 7,485,000 H. Flüsse, Kanäle, Wege, Straßen, öffentliche Plätze und unfruchtbare Gebirge. Ueber 4 Millionen Quadrat-Hektaren an Morästen, Heideland u. s. w. sind also noch zu bebauen und liegen verlassen da. Dies ist mehr als der 13te Theil der Oberfläche eines Königreichs, dessen Boden im Allgemeinen fruchtbarer und günstiger gelegen ist, als irgend ein Land in ganz Europa, und dennoch stopft sich ein sehr großer Theil der Bevölkerung in die Städte dicht zusammen, leidet dort Mangel, verdirbt und stirbt ans Noth und Elend.

(Journal d'agriculture des Pays-Bas)

— **Tod des Grafen Vidua de Gonzano.** Dieser berühmte Reisende starb im verflossenen Frühjahr auf Amboyna, einer der Molukkischen Inseln, indem ihn beim Besteigen eines Vulkans ein aus dem Krater geschleuderter Stein an der Brust tödtlich verletzt hatte. Er war einer der ausgezeichnetsten Reisenden seines Zeitalters und ein Vetter des Sardinischen General-Konsuls in den Vereinigten Staaten. Der Graf machte in früherer Zeit eine große Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko und hat im Ganzen 26 Jahre auf Reisen in fremden Ländern zugebracht. Unersättlich in seinem Durst nach Wissen, unermüdlich in den genauesten Untersuchungen und äußerst sorgfältig in der Aufzeichnung seiner Beobachtungen, bereiste er einen großen Theil aller vier Welttheile. Die Denkwürdigkeiten, welche er in Turin niederlegte, waren treffliche Proben von der Einsicht und Mannigfaltigkeit seiner Forschungen und von dem Umfang seiner seltenen gelehrten Kenntnisse. Uneigennützige Wißbegierde und Eifer für die Wissenschaft waren die alleinigen Beweggründe zu seinen ausgedehnten und anstrengenden Reisen. Er war der einzige Sohn des Premier-Ministers von Sardinien; es stand ihm ein bedeutendes Vermögen zur Disposition, und er hätte sich in seiner Heimath jeder gesellschaftlichen Auszeichnung und genußreichen Bequemlichkeit erfreuen können. Mit Ausnahme Alexanders von Humboldt hat vielleicht kein Reisender unserer Zeit so viel Materialien in seinem Portefeuille gesammelt. Die Art seines Todes stimmte gewissermaßen zu seiner Hauptleidenschaft und gleicht dem des älteren Plinius.

(Unit. Stat. Nat. Gaz.)

— **Eisenbahnen in Amerika.** In den Vereinigten Staaten giebt es jetzt eilf Eisenbahnen, zusammen 105 (Engl.) Meilen lang, darunter 6 mit einfachen und 5 mit doppelten Geleisen. Die längste mißt 15, die kürzeste 3 Meilen. Von denen mit einfachem Geleis kostet die wohlfeilste 432, die theuerste 2400 Pfund Sterling; diejenigen mit doppeltem Geleis kosten 1200 bis 2600 Pfund. Vier andere Bahnen dieser Art sind noch im Bau begriffen und sollen zusammen eine Ausdehnung von 970 Meilen betragen. Die längste wird diejenige zwischen Baltimore und Ohio seyn; sie soll doppelte Geleise enthalten und 335 Meilen messen. Die Kosten dafür werden auf 4800 Pfund für jede Meile abgeschätzt. Ein bereits fertiger Theil dieser Bahn ist ein völliges Kunstwerk und besteht aus einem Tunnel, dessen aus Granitblöcken von 1 bis 7 Schiffspfund Schwere gewölbter Bau über 10,000 Kubikruthen Umfang hat. Die Entfernung der Fläche dieser Bahn von dem obersten Schlußstein des Gewölbes beträgt mehr als 30 Fuß.

(Mech. Mag.)

— **Amerikanisches Eisenbahn-Journal.** Unter diesem Titel wird eine neue Wochenschrift in den Nord-Amerikanischen Zeitungen angekündigt, welche allgemeinere Kenntniß über die wichtige Communication vermittelst der Eisenbahnen verbreiten, jedoch auch von anderen inneren Verbesserungen Notiz nehmen soll. In der Ankündigung wird versprochen, die einzelnen Abhandlungen durch Kupfer zu erläutern. Ein besonderer Theil des Journals soll eine Geschichte der Eisenbahnen, seit ihrer ersten Einführung in England, enthalten und ein anderer über die in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten in Eisenbahn-Angelegenheiten stattfindenden Versammlungen Bericht abstatten. Der übrige Theil des Blattes soll literarische Neuigkeiten und Miscellen mittheilen. Der Preis des Journals ist auf 3 Dollars jährlich festgesetzt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt außerdem auf Bestellungen der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in den Provinzen wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 6. April 1832.

Morgenländische Literatur.

Yakkun Nattannava und Kôlan Nattannava; zwei Cingalesische Gedichte, ersteres die Dämonologie der Bewohner Ceylons, letzteres die Beschreibung einer einheimischen Maskerade enthaltend. Uebersetzt von Galloway. London.

Das Yakkun Nattannawa, eines der interessantesten Werke, welche die Londoner Orientalische Uebersetzungs-Gesellschaft bis jetzt bekannt gemacht, enthält ein System der Dämonologie, das noch heutiges Tages auf der Insel Ceylon verbreitet ist. Ceylon hieß ehedem Lanka und wurde von Rama, dem Helden des bekannten Epos Ramayana, erobert. Die Religion der Cingalesen ist der Buddhismus, allein die ganze Dämonenlehre dieser Insulaner war schon lange vor Einführung desselben entwickelt. Der einheimischen Sage gemäß waren die ersten erdentstammten Einwohner Dämonen. Diese, ohnehin dem Tode nicht unterworfene Geschlecht vermehrte sich mit fürchterlicher Schnelligkeit. (Eine Mutter soll täglich 30,000 Kinder zur Welt gebracht haben.) Als Buddha, nach seiner Verkörperung, Ceylon besuchte, fand er die Dämonen so zahlreich und dicht gedrängt, daß er nicht Platz genug hatte, um die Spur seines göttlichen Fußes einzudrücken*). Ungeachtet ihrer Tapferkeit und gewaltigen Menge widersetzten sich diese Wesen der Landung eines sterblichen Eroberers nicht. Sie wurden alle nach einander vertrieben, mit Ausnahme eines einzigen, dessen ächt teuflischer Starrsinn ihm einige Jahrhunderte den Besitz eines Waldes der Insel sicherte.

Diese bizarre Ueberlieferung hat die religiösen Ideen der Cingalesen mit Aberglauben überfüllt, und selbst (vielmehr und also auch) ihre Literatur angesteckt. Die Dämonen walten noch über Ceylon; sie werden noch immer angebetet, weil man sie fortdauernd fürchtet. Der kleinste widrige Zufall muß einen Dämon zum Urheber haben, dessen Zorn durch Opfer besänftigt wird. Man sehe, wie ihre Schriftsteller und Maler diese bösen Genien schildern:

1) Der Dämon Oddy. Er ist grausam und sehr mächtig. Er kann drei verschiedene Gestalten annehmen. Seine Kleidung besteht aus Stücken von 28 Stoffen, die sich anmuthig um den Körper winden. Seine Augen sind blau, sein Leib glänzt von Goldfarbe. Das Gesicht ist entsetzlich, der Mund ungeheuer, und durch die Reihen seiner Zähne flicht sich eine Schlange. Er reitet auf einem Pferde und trägt in der Hand ein Feuer-Gefäß. 2) Der große schwarze Dämon ist fremder Herkunft, aus Schlamm gebildet und trägt eine Kapuze auf dem Haupte. Seine vier Hände halten zwei Schwerdter, einen Schild und eine Lanze. Vier wilde Büffel umgeben ihn, und sechzehn Tigerköpfe hangen ihm über Kopf und Brust. 3) Der Dämon des Schlachtopfers haust auf dem Meere und an wasserreichen Orten. Er hat ein langes, schwarzes Gesicht, gleich einem Menschen-Antlitz, das mit Oehl und geronnenem Blute besudelt ist. Seine Zähne stehen aus dem Munde hervor. Er ist so lang wie ein Felsen und reitet stets auf einer Katze. 4) Der Dämon des Todes ist grausig. Er hat drei Augen, von denen das eine vertikal über der Nase steht. Sein Mund erstreckt sich von Ohr zu Ohr. Er grinzt mit den Zähnen, welche schneidend wie Glas, und von denen zwei ganz ungeheuer sind. In einer von seinen vier Händen hält er den Todesspeer. Sein Leib ist mit Roth vom Sandelbaum bepinselt, und er trägt einen Panzer, der eine Art von scheußlichem Medusenhaupte darstellt.

Eine Menge anderer böser Geister werden gleichfalls verehrt oder gefürchtet, wie z. B. der große Dämon der Gräber mit dem Weltskopfe, der einen Elephanten in seine Faust nehmen kann und, auf Felsen sich niederlassend, Menschenfleisch hinunterschlingt; der schwarze weibliche Dämon, der unter den Felsen des schwarzen Meeres wohnt u. s. w. Die Gaben, welche man diesen Teufeln darbringt, bestehen gewöhnlich aus Blumen, Zucker, gebackenen Fischen, gekochtem Reis u. s. w. Sie werden unter Tänzen und Anrufungen gebracht. Die folgende Probe einer solchen Anrufung ist dem Gedichte selbst entlehnt:

„Es ist kein anderer Gott als du unter den 1600 Königinnen. Du erfassest den Menschen und machst ihn krank, in die Einöde ihn versetzend. Wir haben schmackhafte Speisen zubereitet und die angeboten ohne Trug. O großer, schwarzer Gott, rette und schütze die Kranken!"

„Er hat seine Freiheit empfangen von den 1600 Königinnen; er trägt auf dem Haupte einen schwarzen Turban; er hat vier Arme; ein Schwerdt ist in einer seiner Hände, ein Schild in der anderen. Eine Maske deckt sein Gesicht, auf daß man ihm gebe sechzehn Gesichter gleich denen des Tigers."

„Mit zweien seiner Hände und mit seinem Kopf einen großen Elephanten packend, hat er ihm das Blut mit seinem Munde ausgesogen und den ganzen Körper mit den Eingeweiden umwickelt. Er trägt schwarze Kleider, auf die ein schwarzer Teufel (!) gemalt ist, und reitet auf einem jungen Stier."

„Sein ganzer Leib ist schwarz, und er reitet einen schwarzen Stier. Er trägt als Zierrath goldene Ketten. Er richtet immer den Blick auf die Welt, das Treiben der Menschen beobachtend. Er liebt den Geruch der Blumen. O schwarzer Geist! wache über das Licht der Lampe dieser Nacht!"

„Du lebst immer in Maja's Tempel; deine Gewalt besteht seit Tausenden von Jahrhunderten. Erhöre heut mein flehentlich Gebet! O schwarzer Geist! tritt aus Maja's (der Täuschung) Tempel!"

„Du wohnest stets in Strömen und Gewittern, du liebest Alles, was rein und weiß. Komm', schwarzer Dämon, tritt aus Vellipatan's See."

„Du wirst heut erscheinen wie ein Königlicher Bote, Anspruch machend auf Oberherheit. Heut wirst du treten aus des Meeres Höhlen, durch des weißen Fürsten Ansehen und Gewalt."

Diesem, wie man sich überzeugt hat, an Poesie sehr dürftigen Gedichte folgt ein anderes über Masken und Maskeraden. Es giebt 16 Arten derselben. Eine regelmäßige Maskerade beginnt mit der Nacht und endigt mit dem Tage. (Revue Encycl.)

*) Alle Bekenner des Buddha verehren gewisse Abdrücke auf Steinblöcken, welche sie für den Fuß des Buddha halten. Man findet einen ähnlichen Volksglauben unter den Katholiken in Beziehung auf Jesu Fußtapfen.

Bibliographie.

La Chine. (China.) Von D. B. Malpière. 23ste Lieferung. 4. Paris.

Twenty four plates. (24 Abbildungen zur Sittenschilderung der Hindus und Europäer in Bengalen.) Auf Stein gezeichnet von A. Colin. 6 Lfgn. in Fol. Paris.

Transactions of the royal asiatic society. (Verhandlungen der Königlichen Asiatischen Gesellschaft von Großbritanien und Irland. Bd. III, Abth. 1. London.

Translations from the chinese and armenian. (Uebersetzungen aus dem Chinesischen und Armenischen.) Enth. 1) Geschichte der Seeräuber, welche auf dem Chinesischen Meere vom Jahr 1807 bis zum Jahr 1810 hausten. 2) Katechismus der Schamanen oder Gesetze und Anordnungen der buddhistischen Priesterschaft in China. 3) Vahram's Chronik des Armenischen Königreichs Cilicien während der Zeit der Kreuzzüge. — London.

The orientalist. (Der Orientalist.) Briefe eines Rabbi nebst Anmerkungen. Von J. Noble, Lehrer der morgenländischen Sprachen bei der Schottischen Marine- und Militair-Akademie. Edinburg.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Dies sind die Formen jener Hierarchie der Fähigkeit, welcher nach dem Glauben der Saint-Simonisten die Zukunft gehört. Wir haben uns demnächst mit den Institutionen zu beschäftigen, durch welche diese Formen realisirt werden sollen.

Organisation der Industrie. Man rufe sich in's Gedächtniß zurück, daß früher das Mißverhältniß der Arbeiter und der Müßigen, die, ohne zu produziren, konsumiren, als die moderne Sklaverei bezeichnet wurde. Diesen Sklaven unserer Zeit verkündet der Saint-Simonismus Erlösung und stellt daher das Streben nach einer „Verbesserung des Zustandes der ärmsten und zahlreichsten Klasse" als einen seiner religiösen Grundsätze auf. Den Grund aber dieser falschen Vertheilung des Reichthums findet er in der Erblichkeit, die nach dem Zufall der Geburt nicht nach der inneren Fähig-

den Reichthum austheilt, und das Heilmittel dagegen in der Aufhebung der Erblichkeit. „Nur die Erblichkeit der Familie," heißt es in der achten Vorlesung, „hat sich aus dem Schiffbruch des Mittelalters gerettet, und man darf sie nicht anrühren, ohne selbst von dem Klerus der Freiheit in den Bann gethan zu werden. Diese fast religiöse Anhänglichkeit an die Erblichkeit ist ein wahres Wunder, und wir wünschen uns Glück dazu, weil es mitten in dieser moralischen und intellektuellen Anarchie wenigstens materiell die Ordnung aufrecht erhalten hat. Aber in der Zukunft muß auch diese letzte Scheidewand der alten Welt als die Fortsetzung der Nutzung des Menschen durch den Menschen einsinken."

„Das Eigenthum ist gar nicht ein so unveränderliches Faktum, für welches es gewöhnlich gehalten wird. Es ist der Entwickelung und somit dem Fortschritte unterworfen. Dies beweist die Abnahme der Nutzung des Menschen durch den Menschen, die ja damit anfing, daß der Mensch selbst Eigenthum war. Auch die Erblichkeit hat ihre geschichtlichen Phasen. Zuerst durfte der Eigenthümer willkürlich vererben; dann trat das Gesetz dazwischen und bestimmte die Vererbung auf den ältesten Sohn, und endlich hat der Gesetzgeber das Vermögen gleichmäßig unter alle Kinder vertheilt. Die nächste Veränderung, die der Erblichkeit bevorsteht, ist die, daß der Staat und nicht die Familie erben soll. Man verwechsele diese Vererbung ja nicht mit dem leeren Utopien einer Gütergemeinschaft, denn die Vertheilung des Vermögens geschieht ja nicht zu gleichen Theilen, sondern ungleich, nach der Fähigkeit und nach den Werken. So würde ein Jeder sein Vermögen nur als Ausdruck seiner Fähigkeit besitzen, und zwar so, daß der Eigenthümer nur den Nießbrauch seines Eigenthums hat. Dann erst, wenn der müßige Reichthum nicht mehr auf Kosten des Arbeiters lebt, wenn nur die größten industriellen Fähigkeiten im Besitz des größten Vermögens sind, erst dann sind die hemmenden Beschränkungen der Industrie aufgehoben."

„Einzelne instinktmäßige Anstrengungen zur Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen dem müßigen Reichen und dem Arbeiter hat der Genius des Fortschrittes schon in der Vergangenheit hervorgerufen. Dahin gehört das System der Banken. Durch ihre Dazwischenkunft wird eine leichtere Circulation der Instrumente der Arbeit bewirkt, was auf jeden Fall den Arbeitern zu gute kommt. Freilich ist dies Institut nur noch ein roher Anfang, aber es muß darauf fortgebaut werden. Um alle Willkür abzuschneiden, müßte eine Centralbank errichtet werden, welche die Bedürfnisse des Kredits, dessen die Industrie in allen ihren Richtungen bedarf, mit Umsicht und Scharfblick erwägen würde, und bei welcher zugleich alles persönliche Eigenthum niedergelegt werden müßte. Von dieser Centralbank würden die Banken zweiter Ordnung abhängig seyn, welche die besonderen Zweige der Industrie und die lokalen Bedürfnisse derselben ins Auge zu fassen haben, und diese würden wiederum immer speziellere Banken für die einzelnsten Bedürfnisse der Industrie errichten. Man sieht wohl, daß bei dieser Organisation die Steuer gänzlich wegfällt. Die Einnahme in unserem Budget ist die Gesammtheit der jährlichen Produkte der Industrie, die Ausgabe, die Vertheilung dieser Produkte durch die Banken."

„Die organische Epoche des Mittelalters hatte gleichfalls in den Corporationen und Zünften eine Beaufsichtigung der Industrie, die der Geist der Kritik durch sein Phantom einer sogenannten Handels- und Gewerbefreiheit zerstört hat, ohne etwas Positives an die Stelle zu setzen. Die industrielle Hierarchie der Zukunft, welche ein mächtiges Heer friedlicher Arbeiter erschafft, wird alle Vortheile des Zunftwesens, ohne dessen Nachtheile, in sich vereinigen. Denn indem die bedeutendsten industriellen Fähigkeiten die Vertheilung der Instrumente der Arbeit leiten, so geben diese die sicherste Bürgschaft, daß sie ihre Aufgabe für das Wohl des Ganzen lösen werden."

„Eine solche Systematisirung der Industrie würde das wichtigste politische Faktum seyn; denn Industrie und Politik sind eins."

Den modernen Theorieen über das Eigenthum, die von dem Standpunkt der Unrechtmäßigkeit des Erbrechts einer Kritik unterworfen werden, wird mit scharfer Dialektik nachgewiesen*), daß sie die Erscheinung, das Eigenthum durch Vererbung, als Voraussetzung hinnehmen, ohne den Grund derselben zu untersuchen. Die Lebensfrage, ob das Eigenthum durch die Geburt vertheilt oder durch Arbeit gebildet werde, kommt daher gar nicht zur Sprache.

Erziehung.**) „Man hat eingewendet, daß es schwierig seyn würde, die öffentliche Meinung mit den neuen Ideen des Saint-Simonismus vertraut zu machen. Dies kann freilich auch nur durch eine gänzliche Umwandlung der Erziehung geschehen. Die Erziehung ist dazu da, um den Willen des Einzelnen mit der Gesammtheit in Harmonie zu setzen. Die Gesetzgebung kann nur die Lücken ausfüllen, welche die Erziehung gelassen hat. Obgleich sie in der Jugend am einflußreichsten ist, so darf sie doch eigentlich niemals aufhören. So war im Alterthum die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die Olympischen Spiele und dergleichen eine fortwährende Erziehung. Eben so hatte das Mittelalter an der Predigt, der Beichte, dem Katechismus solche Mittel der Erziehung, die den Geistern eine allgemeine Richtung gaben. Aber in unserer Zeit hat sich auch in der Erziehung Alles vereinzelt und ist durch die Freiheit des Unterrichts wie ein Gewerbe einer blinden Konkurrenz preisgegeben worden; die allgemeine oder die moralische Erziehung liegt ganz danieder, nur die spezielle oder professionelle für die besonderen Geschäfte des Lebens wird ausgeübt und einzelne Fähigkeiten auf Kosten des ganzen Menschen einseitig ausgebildet. Freilich hat die Theilung der Arbeit, einer der vorzüglichsten Hebel der Civilisation, den Menschen zugleich in beschränktere Kreise der Thätigkeit eingezwängt, aber gerade in dem Maße, als sich die Arbeit mehr und mehr theilt, müßte die Intensität der Erziehung erhöht werden. Es ist den modernen Theoretikern sogar als ein Triumph der Erziehung angesehen worden, das Gefühl durch den Verstand zu unterdrücken. Das Gefühl ist aber die lebendige Einheit des Menschen, und die allgemeine Erziehung muß daher gerade das Gefühl zu bilden und zu leiten suchen. Die Mittel dieser Erziehung durch das Gefühl werden denen ähnlich seyn, durch welche der Katholizismus die Menschen beherrscht hat. Der Priester aber, als der die größte Fähigkeit hat, das Verlangen der Menschen nach den allgemeinen Zwecken der Gesellschaft rege zu erhalten, steht an der Spitze der Erziehung wie einer jeden allgemeinen Angelegenheit der Menschheit."

„Das Prinzip, auf dem die Erziehung der Zukunft beruhen wird, kann kein anderes seyn, als die dreifache Art menschlicher Fähigkeit. Künstler, Gelehrte und Werkthätige sollen gebildet werden, aber ihrer Ausbildung zu dem besonderen Fache, dem ihre Fähigkeit sie bestimmt, geht eine allgemeine Erziehung voraus, welche als eine Vorbereitung zu ihrer individuellen Bestimmung die Jugend in den Anfangsgründen der schönen Künste, der Wissenschaften und der Industrie unterrichtet. Am Ende dieser vorläufigen Erziehung findet eine Wahl statt, durch welche die Schüler je nach ihrer Fähigkeit, die von dem Lehrer bestimmt wird, einer besonderen Lebenssphäre gewidmet werden. Dieser ersten Wahl zufolge werden sie in die besonderen Schulen der Kunst, Wissenschaft oder Industrie vertheilt, und hier beginnt die professionelle Erziehung. Durch eine zweite Wahl werden endlich die Schüler in die verschiedenen Schulen vertheilt, die allen möglichen Unterabtheilungen der Fähigkeit und des Berufs entsprechen, bis sie hier genügend sich ausgebildet haben, um die ihnen zukommende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen."

„Die Bedingungen dieser Art der Erziehung sind folgende: 1) Der Unterricht muß alle Zweige des menschlichen Wissens in ihrer höchsten Entwickelung umfassen. Daher müssen 2) die Lehrenden in beständiger Verbindung mit derjenigen Körperschaft von Gelehrten bleiben, welcher die Fortschritte der Wissenschaft anvertraut sind. 3) Umfaßt der Unterricht alle Gewerbe, die das gesellschaftliche Bedürfniß hervorbringt, und 4) muß jede Stufe die Konsequenz der vorhergehenden und der Keim der folgenden seyn."

„Eine so verallgemeinerte Erziehung wird die Emancipation der Menge vollenden. Verfehlte Lebensbahnen, die wirksamste Ursache des Unglücks in der Vergangenheit, werden fortan nicht mehr vorkommen, oder, weil die menschliche Schwäche doch immer noch fehlgreifen wird, nur als Ausnahme von der Regel."

„Die Gesetzgebung kann eigentlich nur als ein Ausfluß des Moralgesetzes behandelt werden; doch fassen wir hier vorläufig den Gesichtspunkt auf, sie als ein Komplement der Erziehung zu betrachten. Sie hat die Aufrechthaltung des Moralgesetzes zum Zweck und umfaßt die anomalen Fakta der Gesellschaft, (faits exceptionels ou anômaux) d. h. sowohl die moralischen als unmoralischen, die Lob oder Tadel erregen. Es giebt daher eine negative oder strafende und eine positive oder belohnende Gesetzgebung. Ihre Mittel sind Furcht und Hoffnung: mit jener hemmt sie das Laster, mit dieser belohnt sie die Tugend. Da nun die Worte ihre Bedeutung ändern, wenn große Veränderungen der Menschheit vorgehen, so haben wir zu bestimmen, was Tugend und Laster sey? Tugend ist diejenige That, welche die fortschreitende Entwicklung der Menschheit befördert, Laster, welche dieselbe zurückhält."

„In unserer gegenwärtigen Gesetzgebung aber fehlt nicht allein die belohnende gänzlich, an deren Stelle wir die traurige Gottheit der Lehre des Individualismus, die öffentliche Meinung, gesetzt haben,*) sondern sie hat auch noch andere Lücken, die sich in dem Gegensatze, den wir zwischen Gerechtigkeit und Billigkeit machen, hinlänglich aussprechen. Die Jury ist der Ausdruck des Mißtrauens, das wir gegen die Gesetzgebung hegen. Aber es wird ein Tag kommen, wo die von den Organen der gesellschaftlichen Justiz ausgesprochenen Urtheile allen Herzen eine wahrhafte Freude oder einen innigen Schmerz bereiten werden; ein Tag wird kommen, wo die der Menschheit geweihten Menschen auf eine neue Krone der Heiligkeit werden Anspruch machen dürfen, wo das Laster durch den schmerzlichen Anblick der Leiden, die es der Tugend verursacht hat, hinlänglich gestraft seyn wird, ein Tag endlich, wo die Reue zu hoffen lernen wird."

„Die Strafe wird nur ein Mittel der Besserung, nicht mehr der Rache seyn. Der Nutzen der Strafe wird daher ein positiver werden, was weder in der Gesetzgebung unserer Zeit noch in der des Alterthums erreicht worden ist. Nur das Mittelalter hatte, wie schon Bentham bemerkt, eine Vorahnung dieser Idee der Strafe, indem die zeitliche Strafe, die der Staat verhängte, erst durch die Religion zu ihrer wahren moralischen Würde und Bedeutung erhoben wurde und Liebe und Hoffnung den Verbrecher bis auf das Schaffot begleitete. So hat jenes barbarische Mittelalter tiefer geschaut, als unsere hochgebildete Zeit."

„Die Verbrechen sind dreifacher Art; sie sind gerichtet gegen die Gefühle, gegen die Wissenschaften und gegen die Industrie; dieselben Eintheilungen sind auch auf die tugendhaften Handlungen anwendbar. Diese letzteren aber ziehen wir hier noch nicht in Betracht. Die drei Arten des Verbrechens entsprechen drei Gerichtshöfen, und wenn auch mancher verwickeltere Fall vor mehrere zugleich gehört, so halten wir hier doch zunächst die abstrakte Eintheilung fest. Es wird demnach eine Magistratur für die Wissenschaft, die Kunst und die Industrie geben. Jedes Verbrechen muß von Glei-

*) Achte Vorlesung.
**) Neunte, zehnte, eilfte Vorlesung.

*) p. 288.

chen gerichtet werden, d. h. ein Verbrechen gegen die Industrie von Industriellen u. s. w. Das Loos aber darf die Jury nicht bestimmen, denn nur die Fähigsten können eine richterliche Entscheidung abgeben, indem man, um ein besonderes Faktum zu richten, so hoch gestellt seyn muß, um die allgemeinen Gesichtspunkte zu kennen. Diesem Gedanken nähert sich in unserer ganzen Gerichtsverfassung nur der Code de commerce und das Institut der Handels-Gerichte, bei denen die Richter, obgleich scheinbar durch fremdartige Geschäfte abgezogen, bedeutende richterliche Fähigkeiten entwickeln. In diesem und ähnlichen Instituten, z. B. auch in dem der Banken, sind Keime der Zukunft enthalten, was zugleich viele Zweifel an der Ausführbarkeit unserer Ideen niederschlagen möge."

„Der Gipfel der Gesetzgebung endlich ist die Bestimmung der Bedingungen, die zur Gesetzgebung befähigen. Bei uns hängt dies gegenwärtig nur vom Vermögen ab, wodurch gerade die Müßigen bevorzugt sind; erst in der neuesten Zeit ist auch die Intelligenz repräsentirt worden. Die Gesetzgebung umfaßt aber in ihrer größten Allgemeinheit die Redaction der gesellschaftlichen Ordnung und die Sorge ihrer Aufrechthaltung; sie darf daher nur denjenigen Individuen anvertraut werden, die am fähigsten sind, die Gerechtigkeit und Nützlichkeit derselben zu erwägen."

„So wird sich in dem Reiche der Zukunft, das St. Simon verkündet hat, die alte Ordnung mit der jungen Freiheit durchdringen."

Der Glaube an eine fortschreitende Entwickelung des menschlichen Geschlechts zu einer allgemeinen Verbrüderung im Geist und in der Wahrheit ist mehr als ein schöner Traum; er ist das tiefste Bedürfniß der Menschheit. Er hat alle große und edle Kräfte geweckt, denn indem er dem einzelnen Menschen die Idee der Menschheit vorhielt, hat er ihn angefeuert, sich an dieser großen Idee emporzuarbeiten, die beschränkte Sphäre seiner vereinzelten Wirksamkeit zu einer allgemeinen zu erheben und in der Gegenwart für die Zukunft d. i. für den Fortschritt zu wirken. Nur vor dieser siegreichen Ueberzeugung sind im Laufe der Jahrtausende veraltete Vorurtheile und Mißbräuche verschwunden. Die Religion hat diesen Glauben geheiligt, und es hat von jeher Menschen gegeben, welche sich, ermüdet von dem langsamen Fortschreiten der Menschheit, mit schwärmender Begeisterung an dem Ausmalen jenes Zustandes geweidet haben, wo ein Hirt und eine Heerde seyn, wo der Krieg aufhören und ein ewiger Friede alle Menschen umfassen wird. Auch der Saint-Simonismus theilt diesen schönen Enthusiasmus; eben so anerkennenswerth ist es, daß er die ursprüngliche Einheit des Menschen, als deren Ausdruck er sehr richtig das Genie bezeichnet, gegen die Zersplitterung und einseitige Ausbildung menschlicher Fähigkeiten mit Kraft und Bewußtseyn geltend macht.

Zunächst aber muß die unglaubliche Verblendung nochmals gerügt werden, mit der er die Mutter, die seine Idee einer allgemeinen Vergesellschaftung genährt hat, das Christenthum, verläugnet. Es ist schon oben gezeigt worden, daß er bei seiner Polemik gegen dasselbe von einer falschen Voraussetzung ausgeht und somit eine gänzliche Unkenntniß seiner wesentlichsten Lehren bekundet.

So wie in der pantheistischen Vorstellung einer Einheit des Geistes und der Materie aller Unterschied wegfällt, so wird auch die schöpferische Kraft des Gegensatzes im ganzen System geläugnet und heftig bekämpft. Dies ist der Grundirrthum des Saint-Simonismus, wie jeder unwirklichen Abstraction. So wie der Geist sich gänzlich in die Materie versenkt, so soll der Einzelne im Allgemeinen aufgehen. Dieses Aufgeben seiner selbst heißt ihnen Liebe, Begeisterung, ja, der Himmel auf Erden; alle Individualität aber Egoismus, Entfremdung vom Göttlichen, falsche Freiheit, ewiger Krieg. Dieser erste Fehlgriff erzeugt alle folgenden.

Das Gefühl, das sich im Saint-Simonismus ausspricht, steht unendlich höher als seine Philosophie. Dies Gefühl eifert mit Begeisterung und Kraft gegen den gleichmachenden negativen Rationalismus und wittert mit scharfem Instinkt manche Mängel und Einseitigkeiten Französischer Zustände; aber die saint-simonistische Philosophie ist nichts als eine Konsequenz des revolutionairen Rationalismus und gänzlich unfähig, die Idee der Freiheit, wie sie in der Charte gegeben ist, zu begreifen.

Die Freiheit, im Anfang der Französischen Revolution als die Vernichtung der Freiheiten, d. i. der äußeren Unterscheidungen und Vorrechte, aufgefaßt, steigerte sich im Terrorismus Robespierre's bis zu jener Raserei der gesellschaftlichen Gleichheit, an welcher, wie Herr Casimir Périer kürzlich auf der Rednerbühne bemerkt hat, Frankreich noch immer krankt. Bald aber mußte sich das Bedürfniß einer Reorganisation des Staates und somit einer bürgerlichen Ungleichheit wieder einstellen. Daher hat die Charte, in welcher die Anerkennung aller nothwendigen und wahrhaften Ergebnisse der Französischen Revolution niedergelegt ist, die Freiheit so verstanden, daß keinem Bürger ohne Unterschied des Standes oder der Religion die Möglichkeit abgeschnitten werden dürfe, eine seiner Fähigkeit entsprechende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Der Saint-Simonismus geht einen Schritt weiter; er will diese Möglichkeit nicht mehr der Willkür des Einzelnen, den unberechenbaren Zufälligkeiten des Lebens überlassen, sondern durch seine Hierarchie bewirken, daß jede Fähigkeit nun auch wirklich den ihr zukommenden Rang einnehme. So setzt er an die Stelle der wahren individuellen Freiheit, welche der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten freien Spielraum läßt, den fürchterlichen Despotismus der bevorrechten Fähigkeit.

Hat er dadurch die Freiheit und somit die Existenz des Individuums vernichtet, so kann es nicht auffallend erscheinen, wenn er auch der Familie kein individuelles Bestehen im Gegensatz zum Staate einräumt, sondern auch sie der allgemeinen Auflösung preisgiebt. Der Saint-Simonismus vernichtet daher die Familie sowohl nach ihrer materiellen als auch nach ihrer sittlichen Grundlage, d. i. Erblichkeit und Ehe*). Denn freilich wenn man das Erbrecht nur als ein Vorrecht wie jedes andere betrachtet, so ist nicht abzusehen, warum es nicht, wie ein jedes andere, ohne sonderliches Aufheben abgeschafft werden könnte.

Indem er daher durch seine eigene Konsequenz zum Aussprechen solcher Grundsätze getrieben wird, die der menschlichen Natur Hohn sprechen, hat er sich selbst gerichtet. Durch den Anspruch aber, diese Grundsätze nun auch wirklich ins Leben einzuführen, wird, was früher Ohnmacht des Gedankens gewesen war, wie schon in der Einleitung zum ersten Artikel ausgesprochen ist, zur ausgemachten Tollheit gesteigert.

Eine Hierarchie der Fähigkeit! Wir würden den gesunden Sinn unserer Leser zu beleidigen glauben, wenn wir über die Unausführbarkeit so chimärischer Ideen ein Wort verlieren könnten. Ist nicht aber auch jedes Gefühl der menschlichen Unzulänglichkeit und Schwäche in diesen Menschen verschwunden, welche sich wirklich die Fähigkeit zutrauen, über die Fähigkeit eines Anderen zu entscheiden? Es ist wahrscheinlich nur vergessen worden, das Dogma von der Untrüglichkeit des saint-simonistischen Papstes auszusprechen; denn er hat seine Ansprüche in vollem Ernste bis dahin hinaufgeschraubt, für die menschliche Manifestation Gottes zu gelten, und wie der Kaiser von China, in direkter Verbindung mit dem Himmel zu stehen. Man höre z. B., was Enfantin an Charles Duveyrier schreibt, als dieser ihm den Vorwurf gemacht hat, daß er gegen den Enthusiasmus der Schüler zu kalt sey**): „Hast du wohl daran gedacht, daß wir, Bazard und ich, Niemand über uns haben, Niemand, als den, der stets ruhig (calme) ist, weil er die ewige Liebe ist? Wie wir, bringt Ihr Alle Gott Euren Dank dar; aber wo ist die menschliche Offenbarung Gottes, die wir, wie Ihr, segnen können? Zu welchem Menschen sollen wir sagen: „„Mein Vater, ich liebe dich?"" Welcher Mund wird unsere Stirn küssen und sagen: „„Mein Sohn, ich liebe dich?"" Großer Gott! Du hast also gewollt, daß derjenige, der die Menschen regiert, der nur von dir abhängt, Theil habe an der Ruhe deiner ewigen Liebe, du hast gewollt, daß er allein dich lieben könne, dich erkennen und empfinden in Allem, was ist. Du hast gewollt, daß seine Liebe, nur dich benedeiend, wie die deinige, zu allen Menschen herniedersteigen und, wie die deinige, nur zu dir aufsteigen solle. Du hast gewollt, daß der Vater der Menschen für die Menschen sey, was du für das Universum, die Seele, das Leben einer Welt." Und weiter: „Möge ein Lächeln eures Vaters so viel Macht über euch ausüben, als alle Freudenkonzerte der Menschheit; denn dies Lächeln verkündet sie euch; es erzeugt sie. Durch euch und eure Kinder wird es sich über die ganze Erde verbreiten . . . . Dies ist der Jupiter, von dem Heiden gesagt haben: nutu tremefacit Olympum; das ist es, was der saint-simonistische Papst wissen, fühlen und aussprechen muß!" Hat sich wohl jemals ein Mensch in dem Bewußtseyn seiner Göttlichkeit so vermessen berauscht?

Ueber die Fähigkeit eines Einzelnen entscheidet sein ganzes Leben. „Es irrt der Mensch, so lange er strebt," und erst nach dem letzten Athemzuge kann die Fähigkeit eines Menschen beurtheilt werden. So versammelte sich an den Ufern des Nils das Aegyptische Volk zum Todtengericht seiner Könige. Die Anmaßung der Saint-Simonisten, jedem Individuum die ihm gebührende Stelle anzuweisen, ist daher nicht mehr und nicht minder als Gotteslästerung; denn sie will Vorsehung spielen, sie möchte die ärmlichen Belohnungen irdischer Oberen an die Stelle des himmlischen Lohnes setzen, der des Gerechten jenseits des Grabes harrt.

Gesetzt aber, es bestünde eine solche Welt der Fähigkeit, welch eine arithmetische, todte, unmoralische Welt! Sie würde entweder die zügellosesste Anarchie seyn oder der schauerlichste Despotismus, der je in einem Menschenhirn ausgebrütet worden ist. Man denke sich eine Welt, wo Reichthum zugleich Tugend und Talent, Armuth dagegen Blödsinn und Laster bezeichnet. Wie soll aber der Böse nicht auch noch die Last der Armuth und der Schande ertragen? Ist es nicht vielmehr besser bestellt, daß er mit dem Mantel des Reichthums und äußerer Ehre die Wunde der Schuld bedeckt? Der Edle wird seine Dürftigkeit leicht zu tragen wissen. Sollen wir nie mehr das erhebende Schauspiel sehen, daß der Unschuldige unterdrückt wird und in der Bedrängniß größer ist, als sein Dränger? Daß das Genie verkannt und verfolgt wird und sich durch alle feindliche Hemmnisse Bahn bricht? Denn ich glaube nicht an die großen Geister, die ungekannt auf einem Dorfkirchhof schlummern. Der Mensch kann des Gesellen nun einmal nicht entbehren, „der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen;" ohne ihn ist keine Bewegung möglich, kein Leben, keine Tugend.

Wirklich ist die improvisirte saint-simonistische Gesellschaft bereits ihrem Untergang nahe. Die einzige Frucht, welche die letzte Spaltung getragen hat, möchte die Herausgabe der sämmtlichen Schriften des Grafen Saint-Simon seyn, die O. Rodrigues besorgen wird. Erst wenn uns diese Sammlung vorliegen wird, werden wir über das wahre bisher absichtlich im Dunkeln gehaltne Verhältniß Saint-Simons zu dem in seinem Namen verkündeten System ein begründetes Urtheil fällen können. S.

*) Die saint-simonistischen Ideen über die Ehe werden wir in einem folgenden Artikel erörtern.

**) Lettre de p. E. à Ch. D. p. 2.

Bibliographie.

Exposition de la doctrine médicale homœopatique. (Die homöopathische Lehre oder Organon der Heilkunst, von S. Hahnemann.) Nebst Bruchstücken anderer Werke des Verfassers und einer homöopathischen Pharmakopöe. Neue nach der vierten Ausgabe veranstaltete Uebersetzung von A. J. L. Jourdan.

Du choléra-morbus en Pologne. (Von der Cholera in Polen.) Wissenschaftliche Untersuchungen dieser Krankheit, von F. Foy. Pr. 3½ Fr.

Documens etc. (Aktenstücke über die epidemische Cholera.) In Briefen an einen Arzt in der Provinz. Von A. N. Gendrin. Pr. 2½ Fr.

De la non-contagion du choléra-morbus. (Von der Nicht-Ansteckung der Cholera und von dem entlarvten Charlatanismus.) Von Dr. Goblin. Pr. 2½ Fr.

Nouvelle médecine domestique. (Neue Haus-Arznei.) Zum großen Nutzen der Aerzte und Wund-Aerzte, die auf dem Lande praktiziren, so wie der Maires und Pfarrer ꝛc. Von F. Delaure. Pr. 3 Fr.

Traité des maladies cutanées des pieds. (Ueber die Hautkrankheiten der Füße.) Vom Fußarzt (pédicure) Reulihet. Preis 5 Fr. Toulouse.

England.

Lord Byron und Rousseau.*)

Als man einst Lord Byron mit Rousseau verglich, gab er selbst darauf, wie uns Thomas Moore in neuesten Bande seiner Lebensbeschreibung des großen Dichters erzählt, folgende Erwiederung: „Rousseau schrieb Prosa, ich Verse; er gehörte zum Volk, ich zu den Aristokraten; er war ein Philosoph, ich bin keiner; er machte sein erstes Werk mit 40 Jahren bekannt, ich mit 18; sein erster Versuch brachte ihm allgemeinen Beifall ein, meiner das Gegentheil; er heirathete seine Haushälterin, ich konnte mit meiner Frau nicht Haus halten; er glaubte alle Welt gegen sich verschworen, meine kleine Welt scheint mich im Verdacht einer Verschwörung gegen sie zu haben; er liebte Botanik, ich liebe Blumen, Kräuter und Bäume, aber weiß nichts von ihrem Geschlechtsregister; er war ausübender Künstler in der Musik, ich bin nur ein empfänglicher Hörer derselben; er studirte emsig, ich konnte niemals durch Studium etwas erlernen; er hatte ein schlechtes Gedächtniß, ich ein ganz vortreffliches; er schrieb mit Zaudern und Bedenken, ich mit Hast und selten mit Mühe; er konnte nie reiten oder schwimmen und verstand nichts von der Fechtkunst, ich bin ein ausgezeichneter Schwimmer, ein stattlicher Reiter und ein ziemlich guter Fechter, auch kein übler Boxer, wenn ich meinen Gleichmuth bewahren könnte, was mir stets sehr schwer war, wonach ich aber seit der Zeit, daß ich den behandschuhten Herrn P. niederwarf und ihm die Kniescheibe auszerrte, aufs ernstlichste strebte; — Rousseau aber war ein großer Mann, und der Vergleich würde schmeichelhaft genug für mich seyn, wenn er wahr wäre."

Bibliographie.

Atlas of surgical apparatus. (Vollständiger Apparat für Wundärzte.) Von Chapman. 4. Pr. 18 Sh.

On spinal deformities. (Ueber Mißbildungen des Rückgrads.) Von Hamon. Pr. 8 Sh.

Phenomena of nature. (Natur-Phänomene.) Aus dem Deutschen des Herrn von Türk. Pr. 4½ Sh.

Moral fables and parables. (Fabeln und Parabeln.) Von Cobbin. Pr. 2 Sh.

Ancient fragments. (Alte Fragmente.) Von Cory. Pr. 21 Sh.

Comic Album. (Komisches Taschenbuch.) Von Cruickshank. 2r Band. Pr. 7 Sh.

Elementary treatise on Algebra. (Elemente der Algebra.) Pr. 9 Sh.

On inspiration. (Ueber göttliche Eingebung.) Von Haldane. Pr. 3½ Sh.

Costumes of the french Pyrenees. (Trachten in den Französischen Pyrenäen.) Von Johnson und Harding. 4. Pr. 3 Pfd. 13½ Sh.

Mythology. (Kleine Götterlehre für Schulen.) Von Keightley. Pr. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— Thomas Moore. Dieses Dichters literarische Laufbahn ist eine der glücklichsten zu nennen. Sein Genie wurde sehr zeitig erkannt, gewürdigt und belohnt. Seine Beiträge zu den „Irländischen und anderen Gesängen", die der Musikhändler Power herausgab, wurden durch eine jährliche Rente von 500 Pfd. Stlg. honorirt. Für „Lalla Ruth" erhielt er von den Herren Longman und Comp. 3000 Pfd.; für „das Leben Sheridan's" 2000 Pfd., und wir glauben 6000 Pfd. von Murray für sein „Leben Byron's". Diese Summen sprechen am besten für seine Beliebtheit; denn das Honorar der Buchhändler steht mit ihrem eigenen Vortheil im Verhältniß, und das ist nicht mehr als billig. Herrn Moore's Genie ist am richtigsten durch Sheridan bezeichnet worden, der von ihm sagte: „Es giebt außer Moore Niemand, dessen Einbildungskraft so voller Gefühl ist; seine Seele scheint ein von der Sonne abgelöster Feuerfunke, der ewig zu jener Quelle des Lichtes und der Wärme zurückzukehren strebt." Wenige Personen besaßen, wie er, den unbeschreiblichen Reiz der Sitte. Reich an Anekdoten und witzigen Einfällen, ist seine Unterhaltung durch bescheidenes und anspruchsloses Benehmen besonders anziehend. Mit wenig oder gar keiner Stimme, aber mit ausgesuchtem Geschmack und feinem Gehör singt er seine eigenen Lieder auf eine höchst angenehme Weise. Der gewöhnliche Aufenthalt Moore's ist Sloperton Cottage in der Grafschaft Wilt. (National Portrait-Gallery.)

— Ein Ball in Griechenland im Jahre 1831, von einem Amerikaner geschildert. Der Gedanke, einem Ball in Griechenland beizuwohnen, hatte für mich etwas so Neues und Anziehendes, daß ich die Einladung des Englischen Residenten in Napoli di Romania, Herrn D—, mit großem Vergnügen annahm. Wie eigenthümlich aber waren meine Gefühle, als ich mich in diesem klassischen Lande unter der weiten Kuppel einer ehemaligen Moschee befand, die jetzt vor den Augen aller guten Moslemin durch die Tänze einer munteren Gesellschaft von Christen entweiht werden sollte. Es war derselbe Raum, in dem der hochweise Senat sich zu versammeln pflegt, um wohlgemuth bei einer Tasse Kaffee seine Pfeife zu rauchen und zu votiren, was dem Präsidenten beliebt. So fröhlich ich auch gestimmt war, so konnte es meine Heiterkeit nicht erhöhen, wenn ich daran dachte, daß sich in dem unteren Geschoß dieses Gebäudes die vergitterten Fenster eines Kerkers befänden. Indeß entschwanden Moschee, Senat und Gefängniß bald aus meiner Erinnerung und wurden vergessen über die lebendigen Gruppen, die alle Englische und Schottische Contretänze, den Französischen Cotillon, den Deutschen Walzer und die Russischen Tänze, die ich weder zu nennen noch zu beschreiben vermag, in unermüdlicher Reihefolge ausführten; aber seltsam genug, als die Musik zu dem Nationaltanz der Griechen aufspielte, ließ kein Tänzer sich blicken. An der Wand des Saales ist das Bild eines Phönix, der in seinem Schnabel einen Kranz über Capo d'Istrias Porträt hält. Auf einer anderen Seite sieht man ihn aus den Flammen emporsteigen und sich zu den Flaggen der drei Nationen, England, Frankreich und Rußland, erheben. Aber ach! der majestätische Vogel ist noch nicht wiedergeboren aus seiner Asche, die dem belebenden Einfluß der westlichen Welt entgegenharrt. — Ungeachtet des Staubes, der von dem steinernen Fußboden aufstieg und die Schuhe der Tänzer grau färbte, wurde dies körperliche Exercitium doch mit lobenswerthem und lebhaftem Eifer vollführt. Von den zweihundert oder dreihundert Anwesenden waren kaum fünf aus derselben Stadt oder nur aus demselben Lande. Europäer und Europäisirte Griechen in buntem Gemisch mengten ihren Französischen Anzug unter die anmuthige und reizende Albanesische Kleidung, die eigentliche Nationaltracht der Griechen. Noch ergötzlicher war die Mannigfaltigkeit von Sitten und Gebräuchen. Während der Franzose seinem Pariser Gesetzbuch des Anstandes folgte, stellten sich die Griechen, selbst die angesehensten Damen unter ihnen, die Frauen der Senatoren, auf die höchsten Bänke, um ein ihnen so neues und interessantes Schauspiel zu übersehen. Ein Tanz unter den vielen war auch mir ganz neu; die Herren setzten sich nämlich mit ihren Damen in einem Kreis herum, standen dann auf und walzten, bis der Aufführende seine Dame auf einem Stuhl in der Mitte des Kreises niederließ; er stellte ihr hierauf einen Herrn nach dem anderen vor, von denen sie oft acht bis zehn verschmähte, bis sie endlich dem Begünstigten fröhlich ihre Hand reichte und ihm durch diesen Vorzug ihre inneren Gefühle kund gab, während die Abgewiesenen in langer Reihe traurig dastanden, bis das Mägdlein vom Stuhl zum Tanz sich erhob; dies war für Jeden das Zeichen, sich eine Dame zu wählen und das erste Paar im Walzen zu begleiten. Eine sehr schöne Dame aus Kreta gab selbst dem feisten Gouverneur den Korb, als dieser zur großen Belustigung der ganzen Gesellschaft von dem behenden kleinen Tanzführer plötzlich und unvermuthet vor sie geschleppt wurde; man lachte und klatschte in die Hände über sein klotziges Benehmen und die unglückliche Figur, die der arme Mann dabei spielte. Er machte sich sogleich wieder aus dem Staube und verließ seinen Ehrenposten hinter dem Stuhl der Dame; ich konnte nicht umhin, ihn ein wenig zu bedauern, obgleich ich sonst den Mann nicht sonderlich achtete und achten konnte. Der Präsident Capo d'Istrias selbst war in der ersten Hälfte des Abends gegenwärtig und behandelte einen Jeden mit jener Leutseligkeit und ungekünstelten Herablassung, die seine Gesellschaft stets so angenehm macht und ihn in seinen Sitten als vollendeten Mann von Bildung bezeichnet. Im Privatumgange erscheint er liebenswürdig, einsichtsvoll, Bewunderung und Neigung abgewinnend; aber er kennt keine andere Regierungsform, als den Despotismus. Es war regnichtes und stürmisches Wetter an dem Ballabend, die Straßen waren sehr schmutzig, und da sie dabei ganz eng und schmal sind, so mußten die Damen alle zu Fuß kommen und gehen, und dennoch blieb keine aus. Großes Vergnügen gewährte mir ein alter Lacedämonier in rothem Gewand und weißem Turban, durch dessen Brille zwei stechende Augen hervorblitzten. Ich hörte später, daß es der allgemein bekannte Dillyani war, dessen Sohn, wie er mir selbst versicherte, eine Geschichte der Revolution zu schreiben gedenkt. Die meisten Tänzerinnen waren nach Europäischem Geschmack gekleidet, und es war ergötzlich, die Emsigkeit zu sehen, womit sie auf die anmuthigen Bewegungen einer am Tanze theilnehmenden Französin Acht gaben, und die Geschicklichkeit, mit der sie dieselben nachahmten. Sie lernen in der That Alles mit erstaunlicher Leichtigkeit, aber ihre Bildung besteht meistentheils in nichts als der Kunst, zu sticken und Leckerbissen zuzubereiten. (Un. St. Nat. Gaz.)

*) Wir theilen dies als ein Seitenstück zu den in No. 25 des Magazins enthaltenen Parallelen: „Lord Byron und Lamartine" und „Lord Byron und Chateaubriand" mit.

Berichtigung. In Nr. 28 des Magazins S. 112, Sp. 1 Z. 23 statt „Gegenstände" l. Gegensätze.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Montag den 9. April 1832.

Schweden.

Ampère in Stockholm.

Derselbe Französische Gelehrte, dessen geistreiche Bemerkungen auf einer Reise über Deutschland nach Skandinavien wir in Nr. 2 und 3 des Magazins mitgetheilt haben, giebt im neuesten Hefte der Revue de Paris den nachstehenden Bericht über seine Ankunft und seinen Aufenthalt in der Schwedischen Hauptstadt:

Mälar-See. — Ankunft in Stockholm. — Umgegend. — Schwedische Literatur. — Romantiker. — Upsala. — Geyer. — Tegnér — Atterbom — Hiarta. — Die silberne Handschrift — Mine von Dannemora. — Nordlicht. — Der König von Schweden.

Ich ging auf dem Dampfboote von Upsala nach Stockholm ab; das Wetter war mild, der Himmel umzogen; es war ein ruhiger, melancholischer, zu dem trüben und stillen Charakter der Ufer des Mälar-Sees vollkommen stimmender Herbsttag. Niedrige, bewachsene, runde Felsen mit weichen Linien und monotonen Formen — ein einsamer Anblick: größtentheils Tannen, die bis zum Ufer hinabreichen, aber auch Erlen, Eichen, Linden; hier und dort einige reihe hölzerne Häuser, ein modernes Schloß, das durch das Grün der Bäume schimmert, — das ist Alles, was das Auge von Upsala bis nach Stockholm erblickt. Bald zieht der See sich wie ein Fluß zusammen, bald erweitert er sich zu einem Bassin. Diese beiden Gestalten wechseln ohne weitere Veränderung mit einander ab, bis der See sich zum letztenmale erweitert; dann sieht man, aus einem ziemlich langen Kanal herauskommend, den nach dem See zuliegenden Theil von Stockholm, der sich allmälig in seiner Länge entfaltet, je weiter man in den Meerbusen hineinkommt, an welchem er liegt. Stockholm liegt nicht flach auf dem Wasser, wie Kopenhagen, noch amphitheatralisch, wie Neapel; seine Lage ist eigenthümlich und es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung davon zu machen, ohne sie gesehen zu haben. Die Stadt liegt auf Felsen von ungleicher Höhe zwischen dem Meere und dem Mälar-See zerstreut.

Mit Eindruch der Dunkelheit kam ich in Stockholm mit jenem Schwindel an, den man immer empfindet, wenn man zum ersten Male in eine größere Stadt eintritt. Dieser Eindruck wurde hier noch durch den Kontrast der stillen Einöde, durch die ich gekommen war, mit dem Lärmen einer Hauptstadt gesteigert. Abends verließ ich meinen sehr schlechten Gasthof und ging aus; in Stockholm erwartet man keine Fremden, und nichts ist für sie vorbereitet, weil Stockholm Niemanden auf dem Wege liegt; man befindet sich dort außerhalb der Europäischen Bewegung. Ein junger Diplomat, der sich dort langweilte, verlangte daher auch einmal einen Paß nach Europa. Ich ging in's Theater, wo man eine Schwedische Nachahmung einer Deutschen Nachahmung eines Pariser Vaudeville's gab. In ganz Deutschland fand ich die Bühnen mit unseren kleinen Stücken überfüllt. Die Couplets von Scribe pflanzen sich wie ein Echo vom Boulevard Bonne-Nouvelle bis zum Fuße der Skandinavischen Alpen fort; übersetzt, erläutert und nach dem Geiste der verschiedenen Völker verändert, unterhalten sie Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland, wenn sie in Paris vom Publikum und vielleicht vom Verfasser selbst bereits vergessen sind; einem dieser Vaudevilles nachreisend, würde man durch ganz Europa kommen, und etwa achtzehn Monate nach der Abreise mit demselben nach Stockholm gelangen.

Ich verließ das Theater; die Temperatur war merkwürdig mild, obgleich es der 2. September war, der Mond gerade voll, die Nacht wunderschön. Durch die Neuheit meiner Umgebungen betäubt, noch aufgeregt durch die Musik und durch die Lichter des Theaters geblendet, wanderte ich ohne bestimmtes Ziel in der seltsamen Stadt umher; ich ging nach dem Meere zu und kam über eine lange, dicht über dem Wasser liegende Brücke, auf der ich öfter stehen blieb, um die unter den Fenstern des Palastes vor Anker liegenden Schiffe und den Palast selbst zu betrachten, der sich mit seiner viereckigen Masse über die mondbeglänzte Stadt erhob; ich dachte daran, daß in diesem Palaste ein König wohne, der, wie ich, aus dem fernen Frankreich gekommen, und sann über sein Geschick nach, das noch wunderbarer ist, als Alles, was mich umgab. Nach einiger Zeit befand ich mich auf Felsen mit großen Eichen, und hinter den Felsen erblickte ich das Meer, das ihren Fuß bespülte. Wie durch einen Zauber gefesselt, setzte ich mich hier nieder, zu meiner Linken und Rechten hatte ich ebenfalls Felsen mit weißen Häusern auf ihrer Spitze, in der Ferne sah ich Vorgebirge, Meerbusen, Inseln, zu meinen Füßen breitete sich das stille glänzende Meer aus, welches kleine Barken unaufhörlich durchkreuzten, und auf dem die großen Schiffe zu schlafen schienen; hinter mir die Stadt mit ihren Lichtern, ihrem Wagengerassel, ihren Volks-Gesängen, vor mir in der Tiefe des reinen Himmels der Vollmond: Diese Luft, dieser Glanz, diese Bäume, an die ich lange nicht mehr gewöhnt war, entzückten mich; ich wunderte mich, in Stockholm an Italien erinnert zu werden; meine Gefühle gränzten an Trunkenheit und Bezauberung; wäre ich noch in dieser Nacht abgereist, so würde Stockholm die Erinnerung an eine wunderbare Erscheinung in mir zurückgelassen haben. Am folgenden Morgen regnete es, Stockholm war noch immer eine sehr schöne Stadt, aber ich konnte doch nicht begreifen, daß es dieselbe sey, und daß mein Spaziergang von gestern Abend kein Traum gewesen. Ich bestieg den Thurm der St. Katharinen-Kirche, von wo man das seltsamste Panorama erblickt: Stockholm zwischen dem Meere und dem Mälar-See. Dieses Gemisch von Wasser, Felsen, Häusern und Wäldern bildet ein Ganzes, das sich nicht beschreiben und schwer vergessen läßt.

Leider besitzt Stockholm wenig bemerkenswerthe Denkmäler oder schöne Häuser und steht in dieser Beziehung unter Kopenhagen, das von ihm an malerischer Lage bei weitem übertroffen wird. Das schönste Gebäude der Stadt ist der Königliche Palast im Florentinischen Stil. Diese Italiänische Architektur steht mit der Umgebung nicht ganz im Einklang, dennoch bringt der Palast durch seine Lage eine imposante Wirkung hervor; er erhebt sich über einer Felsenmasse und beherrscht die Stadt und das Meer. Die Mälar-Holm-Kirche ist die merkwürdigste wegen der Grüfte, die sie einschließt, und unter denen sich auch die Gustav Adolphs und Karls XII. befinden; ich wollte schon nach Christinens Grab fragen, als ich mich erinnerte, es in den Gewölben von Sankt Peter zu Rom gesehen zu haben.

Obgleich Stockholm nur 60,000 Einwohner zählt, so hat es doch eine ungeheure Ausdehnung. Außer dem Raume, den nackte Felsen einnehmen, die hier und dort über die Häuser hervorragen, und außer dem Wasser, welches verschiedene Theile der Stadt trennt, enthält diese auch Felder und Wiesen; die Straße der Königin, die nach einem der äußersten Enden führt und eine halbe Stunde lang ist, führt durch eine förmliche Landschaft. Die Umgebungen Stockholms sind reizend und von eigenem Charakter, sie haben etwas Sanftes und doch zugleich Wildes, etwas Anmuthiges und Einsames. Dies ist der Charakter des lieblichen Lustschlosses Haga und des Parkes, wo man, aus der Stadt heraustretend, neben schönen Landhäusern stille Plätze findet, an denen man sich von jeder menschlichen Wohnung entfernt glauben kann. In ein Tannen- oder Eichengehölz vertieft und von Granitfelsen umgeben, sieht man plötzlich ein großes Schiff oder eine kleine Barke vorübergleiten und hinter dem Laube verschwinden; dann verschwindet wieder alles Leben, man kann sich für einen Augenblick tief nach Norwegen hineindenken und sieht einige Schritte weiter dicht vor sich die Gebäude einer Hauptstadt.

Die Sitten Stockholms sind ganz Französisch; die Französische Sprache ist allgemein bekannt und hier das, was die Deutsche Sprache in Kopenhagen ist. Gustav III. schrieb den Plan zu seinen Opern Französisch, und seine vertraute Korrespondenz ist bald in seiner Muttersprache, bald in der Französischen geschrieben. Die letztere war unter ihm bereits sehr in der Mode, natürlich hat diese Mode unter einem Könige von unserer Nation nicht abgenommen. Gustav III., dessen Ende so tragisch war, stand völlig unter dem Einflusse, den der Französische Geist im achtzehnten Jahrhunderte fast auf alle Länder und insbesondere auf die Höfe Europa's ausübte. Er gründete eine Akademie nach dem Muster der Französischen, und sein ganzer Wunsch war, daß die Literatur seines Landes eine Kopie der unsrigen werde. Ruhmvoll war es für den Königlichen Literaten, daß er selbst zuerst den von ihm gestifteten akademischen Preis davontrug und erst lange Zeit nachher als der Verfasser des gekrönten Werkes bekannt wurde. Aber weder die Productionen Gustav's, noch die der Schöngeister, die er in seine Akademie aufnahm, konnten eine nationale Literatur bilden. In den südlichen Ländern Europa's stellte sich der Einfluß der Griechischen und Römischen Literatur leicht fest, deren Geist sich dort gewissermaßen fortsetzte. Die christliche Religion formte sich nach dem Heidenthum und die moderne Literatur nach der antiken. Die dem Süden natürliche religiöse und poetische Form stand aber, nach dem Norden verpflanzt, mit den Gefühlen und Ideen der Völker im Widerspruch. Aus diesem Widerspruch entstand zuerst Unterjochung,

dann Kampf und zuletzt Befreiung; in der Religion ist diese der Protestantismus, in der Literatur hat man sie den Romantismus genannt, müßte sie aber eigentlich Unabhängigkeit nennen.

Je weiter man in den Norden vordringt, desto bestimmter ist diese Frage entschieden. Frankreich, das den Norden und den Süden in sich vereinigt, das an Deutschland und Italien gränzt, befolgte die mittlere Linie zwischen beiden Extremen; es ist katholisch geblieben, aber sein Katholizismus ist gereinigter, als der Italiänische und Spanische; seine Literatur modelte sich in der Form nach dem Alterthum, bewahrte aber einen nationellen Charakter.*) In Deutschland und England trug die Reformation den Sieg davon und war die Befreiung der Literatur vollständig. In Skandinavien mußte früher oder später derselbe Fall eintreten. Aus Schweden ging Gustav Adolph hervor, jener ritterliche Repräsentant und heldenmüthige Märtyrer der Reformation, aber das Volk, welches der muthigste Verfechter der religiösen Freiheit gewesen, blieb bis auf die neueste Zeit dem despotischen Einflusse der Französischen Literatur unterworfen; namentlich waltete am Schlusse des 18ten Jahrhunderts durch Gustav und seine Akademie dieser fremde Einfluß über die nationelle Eigenthümlichkeit vor. Zwar waren einige Männer als ächte Schweden an Geist und Talent aufgetreten, so der Liederdichter Bellmann und Stagnelius, aber ihre Bestrebungen, so wie die einiger Andern, hatten keine weitere Folge. Selbst Männer, deren Talent von der Natur zur Originalität berufen war, wie der unglückliche Lidner, unterwarfen sich theilweise den Gesetzen, die ihnen im Namen des guten Geschmackes ein Monarch auferlegte, der seine Autorität in der Literatur mit derselben Eifersucht, wie seinem aufrührerischen Adel gegenüber, geltend machte, und im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts herrschte ohne Nebenbuhler der ausgezeichnetste Repräsentant der klassischen Schule, der achtungswerthe Leopold, als sich gegen diese Schule eine heftige Opposition aufthat, welche dieselbe später stürzte. Die Berufung eines Französischen Generals zum Erben der Wasa gab die Veranlassung zu dieser Auflehnung gegen die Französische Schule. Der Grund liegt darin, daß die Revolution, welche den General Bernadotte auf den Thron setzte, eine liberale war; die Unabhängigkeit ist aber ansteckend, und auf die politische Befreiung folgte die literarische.

Der Angriff begann durch das Blatt „der Polyphem"; ihm folgte bald ein anderes, „der Phosphoros" betitelt, an welchem junge Leute in Upsala arbeiteten, die voll Verdienst, Ueberzeugung und Eifer, bisweilen aber auch bitter waren. Das letztere Blatt war der Schwedische Globe; nur daß die Tendenz des alten Globe mehr historisch, die des Phosphoros mehr metaphysisch war; er stützte sich vornehmlich auf die Speculationen der Deutschen Philosophie, die von einem moralisirenden Dichter, Thorild, und von einem mit großer Kraft der Abstraction begabten Denker, Hojer, wiederholt und modifizirt wurden. Diese Speculationen, namentlich die von Fichte und Kant, hatten den Geistern die neue Richtung gegeben. Die Phosphoristen vertheidigten die wissenschaftlichen Theorieen Deutschlands und übersetzten dessen literarische Erzeugnisse oder ahmten sie doch nach; es war noch keine freie Nationalität, aber doch ein großer Schritt zu diesem Ziele, denn zwischen Schweden und Deutschen findet Verwandtschaft des Stammes, der Natur und der Sprache statt. Was aber die Schwedische Literatur vollends belebte und ihr Individualität verlieh, war die Rückkehr zu den Skandinavischen Ueberlieferungen. Den polemischen Blättern folgte ein wissenschaftliches Journal „Iduna", welches Kritiken und poetische Versuche vom höchsten Interesse enthält.

Endlich reifte das Talent dieser jungen Kämpfer der literarischen Neuerung, und sie gaben ihrem Vaterlande mehrere Werke ersten Ranges. Geyer, der gezeigt hatte, was sich mit den Erinnerungen des alten Skandinaviens in der Poesie leisten lasse, widmete sich seitdem ganz der Geschichte, und sein erster Band der Schwedischen Annalen ist ein Muster von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Hammarstield, ein eifriger Schüler der Deutschen Philosophie und etwas Swedenbergschen Mystizismus beimischend, hat eine Geschichte der Schwedischen Literatur und eine Geschichte der Schwedischen Philosophie geschrieben. Dieser treffliche Mann lebte noch, als ich in Stockholm war, war aber schon von der Krankheit ergriffen, die ihm den Tod brachte. Bei ihm fand ich den Dichter Atterbom, den man den Lamartine des Nordens nennen könnte; er besitzt dieselbe süße Melodie, dieselbe Trauer und Begeisterung, nur mit mehr Unbestimmtheit und Kühnheit gepaart. Hiärta hat unter dem sonderbaren Titel „Pique-Dame" einen Roman geschrieben, der offenbar von Werther eingegeben ist, und worin sich neben der Leidenschaft, wie Göthe sie zu schildern wußte, eine excentrische Phantasie, der Jean Paulschen ziemlich ähnlich, aber auch die ganze Skandinavische Düsterkeit findet. Gekrönt ward der Sieg der Neuerer durch Tegnérs Frithiofs-Saga, zu welcher eine alte durch Tradition erhaltene Sage den schönen und pathetischen Stoff lieferte. Die schwierige Aufgabe, Leser des 19ten Jahrhunderts für die Sitten und Gefühle des achten Jahrhunderts zu interessiren, hat er im Allgemeinen darin mit Glück gelöst. Das Gedicht ist voll der verschiedenartigsten Schönheiten und hat einen außerordentlichen durchaus nationalen Beifall gefunden. Merkwürdig ist, daß der Verfasser für dieses ganz heidnische Werk durch einen Bischofssitz belohnt worden ist. In Schweden, wo der Zustand der Finanzen keinen Aufwand von Pensionen und Sinekuren erlaubt, werden ausgezeichnete Schriftsteller und Gelehrte für ein vom Prediger-Talente und der theologischen Gelehrsamkeit ganz verschiedenes Talent durch geistliche Beförderung belohnt.

Der Kampf zwischen den beiden literarischen Parteien hat mit dem vollständigen Siege der revolutionairen geendigt. Atterbom hatte eine rührende Zusammenkunft mit dem alten Leopold, in welcher der junge Romantiker sich selbst wegen einiger lebhaften Kritiken anklagte und der im Alter erblindete ehrwürdige Patriarch der klassischen Schule sich mit seinem jungen Gegner aussöhnte.

Upsala war mir wegen der dort lebenden Männer einer der wichtigsten Punkte; in meiner Ungeduld, nach Stockholm zu gelangen, war ich nur durchgeeilt, kehrte aber bald wieder dahin zurück. Upsala machte einen tiefen Eindruck der Trauer und Einsamkeit auf mich; da gerade Ferien waren, so hatten sich die Studenten, die gewöhnlich eine Universitätsstadt beleben, entfernt, und tiefe Stille herrschte in den verödeten Straßen. Die Organisation der Universität ist die der Deutschen, nur mit einigen Modificationen, wie in Kopenhagen; von der unter den Deutschen Studenten so allgemeinen Duellwuth ist man hier frei; die Landsmannschaften bestehen noch. — Ich besuchte Geyer und brachte das Gespräch auf die Schwedische Geschichte, mit der ich ihn eben beschäftigt wußte. Mehrere junge Männer der neuen Schule nahmen mich mit der ersten Herzlichkeit auf. Zwischen der Hauptstadt, deren Bildung ganz Französisch ist, und wo noch in der Philosophie und Literatur die Ansichten des 18ten Jahrhunderts gelten, wo die Naturwissenschaften, durch den großen Namen Berzelius repräsentirt, herrschen, und Upsala, als dem Mittelpunkte einer der Deutschen ähnlichen spekulativen und poetischen Tendenz, besteht eine Art von Eifersucht, aus der in den kontemplativen Geistern von Upsala eine Opposition gegen die positive Richtung Stockholms hervorgegangen ist.

Die Bibliothek in Upsala besitzt einen Schatz, der für mich von unendlichem Werth war, nämlich die unter dem Namen codex argenteus bekannte Handschrift. Sie enthält eine Gothische Uebersetzung eines Theiles der Bibel, die im vierten Jahrhundert von dem arianischen Bischofe Ulphilas für seine Brüder in Mösien verfaßt wurde. Sie ist das älteste Denkmal der nordischen Sprachen. Ulphilas erfand ein Alphabet, welches eine Veränderung des Griechischen war, und ein eigenes typographisches Verfahren, um die Buchstaben zu bilden. Auf einem violetten Grunde erheben sich in Relief die silbern aussehenden Schriftzüge; die Anfangsbuchstaben der Kapitel und einige Stellen sind in goldener Schrift. Die Geschichte dieses Manuskripts ist merkwürdig; im Jahre 1597 in einer Abtei Westphalens entdeckt, wurde es nach Prag gebracht; als dieses im Jahre 1648 von den Schweden eingenommen wurde, fand sich die Handschrift unter der Beute und wurde an die Königin Christine geschickt. Nachdem es von einem Soldaten gestohlen worden, sollte es auch durch einen Gelehrten entwendet werden. Wenigstens beschuldigte man Vossius dieser That. Gewiß ist, daß nach seinem Tode die Handschrift seinen Erben durch einen Schwedischen Großen abgekauft und der Universität Upsala geschenkt wurde. Sie wird sorgfältig in einem verschlossenen Kasten bewahrt.

Von Upsala aus besuchte ich das Eisenbergwerk von Dannemora. Dieses Bergwerk gleicht keinem anderen; hier findet man keinen finsteren Schacht, keine unterirdische Gänge, sondern eine große offene Schlucht. Eimer, welche eine von Pferden in Bewegung gesetzte Maschine heraufzieht, bringen das Erz auf die Oberfläche des Bodens; in einen solchen Eimer stellt man sich, um in die Grube hinabzugelangen. Der Augenblick, wo der Eimer sich von dem festen Boden abtrennt, wo das Rad sich zu drehen und die Maschine zu knarren beginnt, und wo man über dem Abgrunde schwebt, hat etwas Beängstigendes. Bald sieht man sich von durch einander gewerfenen Felsenmassen umgeben und steigt wie durch einen Zauber durch dieses malerische Chaos hinab; einige auf dem Rande des Eimers sitzende und sich an den Ketten und Streben, an denen er befestigt ist, festhaltende Bergleute sorgen dafür, daß er nicht an die auf seinem Wege befindlichen Felsenecken anstößt. Bald kann man die Menschen, die unten in der Grube arbeiten, unterscheiden und hört den Schlag des Hammers und den klagenden Gesang der Bergleute. Die Bewegung des Hinabsteigens ist schnell, aber gleichmäßig und ohne Rütteln. Das starke Seil, an welchem der Eimer hängt, schwebt über dem Kopfe, wie ein vom Winde bewegtes Band, und sieht man daran hinauf, so wird es immer kleiner und verschwindet zuletzt fast ganz. Endlich berührt der Eimer den Boden, wird von dem Seile abgemacht und statt seiner ein mit Erz angefüllter daran befestigt, den die Maschine in die Höhe hebt. Man kann sich eines Schauers nicht erwehren, wenn man diesen vollen Eimer denselben Weg machen sieht, den man so eben zurückgelegt hat, wenn man sieht, wie er immer kleiner wird, je höher er hinaufkommt, bis er zuletzt, an den Rand der Schlucht gelangend, nur noch einem Punkte gleicht. Unten in der Grube hat man ein wunderbares Schauspiel; die Wände gleichen hohen eisernen Mauern, und der Boden ist stets mit Eis gepflastert; über dieses Eis schreitend und die großen schwarzen Mauern betrachtend, dachte ich an Dante's Hölle, als ich, das Auge erhebend, den blauen Himmel über mir erblickte. Die Herabfahrt hatte mir so gefallen, daß ich das Vergnügen wiederholte und mich in die Höhe winden ließ, um nochmals hinabzusteigen. Zum Glück nahte der Mittag heran, und es sollte eben eine Mine gesprengt werden. Ich begab mich mit den Mineurs in die durch einen Felsen geschützte Hütte, wo sie sich während der Explosion verbergen. Plötzlich verbreitete sich das Getöse gleich einem Ocean durch den Abgrund und schien ihn auszufüllen. Ich stieg durch den Rauch und Staub, den das Springen der Mine veranlaßte, und die in Wolken unter mir, um mich herum und über mir wirbelten, in die Höhe. Endlich landete ich wieder oben und hatte ein

*) Es ist zu bemerken, daß Frankreich, das sich anfänglich zum Süden gehalten hatte, nämlich unter Franz I zu Italien, bis auf Ludwig XIV zu Spanien und unter Ludwig XIV zu dem Griechischen und Römischen Alterthum, in der folgenden Epoche in die intellectuelle Bewegung des Nordens eingetreten ist. Das 18te Jahrhundert stützt sich auf England, das 19te geht von Deutschland aus.

höchst angenehmes Gefühl, als ich einige Minuten später in meinem kleinen Wagen mit reißender Schnelle an einem reizenden See entlang durch ein liebliches Eichen- und Birkengehölz fuhr. Bei meiner Rückkehr nach Stockholm hatte ich das noch merkwürdigere Schauspiel eines Nordlichts.

Vor meiner Abreise hatte ich die Ehre, zu Ihren Majestäten dem Könige und der Königin gerufen zu werden, eine Ehre, die Karl Johann seinen Landsleuten gern erzeigt. Es war meine erste Zusammenkunft mit einem gekrönten Haupte, und ich besorgte, sie werde in gleichgültigen Fragen von Seiten des Monarchen und in verlegenen Antworten von der meinigen vorübergehen. Statt dessen hatte ich das Glück, den König eine Stunde lang mit vielem Geiste und großem Mut der Gesinnung über die Revolution und sich selbst, über sein Schicksal und seine Politik sprechen zu hören. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie der einzige auf einem Europäischen Throne gebliebene Repräsentant des Französischen Ruhmes sich gern der Zeiten erinnerte, wo er einer der Generale der Republik war. Die Krone hatte einen Mann von dem Genie Napoleons geblendet, und ich durfte dieselbe Schwäche von seinem alten Waffengefährten befürchten. Ich hatte geirrt, und nicht ohne Rührung hörte ich aus einem Königlichen Munde die merkwürdigen Worte: „Ich, ein Republikaner auf dem Thron.“

Nachdem ich einen herrlichen Septembermonat in Stockholm verlebt, reiste ich endlich, wenn auch ungern, ab, da die vorgerückte Jahreszeit mit jedem Tage Kälte und schlechtes Wetter bringen konnte. Ich fand den einförmigen, einsamen und melancholischen Charakter der Schwedischen Natur wieder. Ich sah den merkwürdigen Hafen Landskrona, wo die Kriegsflotte liegt, mit schönen in den Granit gehauenen Bassins, die an Cherbourg erinnern, und Kalmar, bekannt durch die zu viel gerühmte Union, die trotz ihres Namens den Keim zum Zwiespalt zwischen den drei gewaltsam unter einem Scepter vereinigten Skandinavischen Königreichen legte. Endlich kam ich wieder in Pstadt an, wo ich zuerst den Boden Skandinaviens betreten. Das Dampfboot, das mich nach Schweden übergefahren hatte, brachte mich auch glücklich nach Deutschland zurück, und an einem schönen Tage, dem, an welchem ich mich vor drei Monaten nach Schweden eingeschifft hatte, vollkommen ähnlich, landete ich auf dem Ufersande Greifswalds.

Bibliographie.

Afsked till Gubbhuset. (Abschied vom Narrenhause, oder Gespräch zwischen einem Oppositionsmitgliede, einem Journalisten und einem Liberalen.) Dem Vater Jan Janßon liebevoll gewidmet.

Dramatiska Dikter. Första Häftet. Hjalmar och Ingeborg, Sörgspel. (Dramatische Gedichte. Erster Theil. Hialmar und Ingeborg, Trauerspiel von J. Engström.) Pr. 32 St.

Saibtamilag, eller det Positiva i Frimureriet. (Saibtamilag, oder das Positive in der Freimaurerei.) Ein Fastnachtsschwank, der hochpreislichen Nüchternheits-Mutterloge in Rumelien zugeeignet. Erster Grad. NB. Das Manuskript ist in der Makulatur-Sammlung eines verstorbenen Freimaurer-Bruders gefunden worden. Stockholm. Pr. 8 St.

Andes-Lunden wid Kaßin. (Der Geisterhain bei Kaffin.) Schwedische Original-Dichtung von Fräulein R... Stockholm. Pr. 32 St.

Romantiska Berättelser. (Romantische Erzählungen aus Schwedens und anderer Länder Geschichte.) 2r Theil. Reinhold von Rosen. Pr. 32 St.

De Trolofwade. (Die Verlobten.) Aus dem Italiänischen des Manzoni. 1r Th. Pr. 1 Rdr. 20 St.

Une heure de quarantaine en Dannemark. (Eine Stunde in der Dänischen Quarantaine.) Gesundheits-Apropos in einem Akt. Stockholm.

England.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.*)

Eine Skizze von J. Macauley, Parlamentsmitglied.

Es giebt kaum einen Namen, welcher so vielfach in der Englischen Literatur genannt wird, als der klassische Name Dr. Samuel Johnson's, und doch möchte er unter uns, seinen Schriften und eigenthümlichen Bestrebungen nach, eigentlich weniger gekannt seyn, als er es in der That verdient. Der nachfolgende Artikel, einem größeren der Edinburgh-Review entlehnt, scheint uns daher geeignet, uns ein übersichtliches Bild vom Verdienst und Charakter dieses großen Kritikers zu geben, welcher das Orakel aller seiner literarischen Zeitgenossen war. Die berühmte Biographie Boswell's dient diesem Aufsatz als Anknüpfungspunkt, in welchem sich zugleich höchst interessante Details über die Vorgänge des ganzen literarischen Lebens während des achtzehnten Jahrhunderts mitgetheilt finden.

In keiner Literatur hat es wohl je eine so auffallende Erscheinung gegeben, als das Leben Johnsons von Boswell. Mehrere der berühmtesten und trefflichsten Schriftsteller haben Biographieen geschrieben; Boswell war einer der unbedeutendsten unter diesen und hat sie dennoch Alle übertroffen. Sein Name war, nach Analogie von Beaucler, das Synonymum von Narr. Er diente der großen Welt in London gewissermaßen zum Pfasterstein, und lag beständig vor irgend einer hohen Personnage auf den Knieen, indem er bat, die Güte zu haben, ihn mit Füßen zu treten. Tagtäglich wurde er auf eine neue Weise lächerlich gemacht und brüstete sich damit. Er war kriechend und unverschämt, hochmüthig und pedantisch, abergläubisch und schwach, stolz auf seine Geburt und konnte sich doch zu gleicher Zeit dazu erniedrigen, der Herumträger von Neuigkeitsklatschereien in den Weinhäusern von London zu werden; er haschte so sehr nach den kindischsten Auszeichnungen, daß er, wenn er vom Hofe zurückkehrte, sich in seinem Gallakleide sogleich in die Druckerei begab, wo sein Buch sich unter der Presse befand, und hier alle Arbeiter zusammenrief, um sie seine neuen Manchetten und sein Porid'epée bewundern zu lassen. So war Boswell, so gefiel es ihm zu seyn. Er erzählte von Allem, von seinen eigenen Thorheiten, von seiner Unverschämtheit, von den Witzeleien und Spötteleien, deren Gegenstand er war, ohne je daran zu denken, daß er sich zum größten Narren der Welt machte. Er hat mehr als Einem schlecht mitgespielt, aber Niemanden so schlecht als sich selbst.

Daß ein solcher Mensch eines der besten Bücher, das es giebt, hat schreiben können, ist verwunderlich genug; aber es giebt mehr als einen Schriftsteller der Art, wie Goldsmith in England und La Fontaine in Frankreich war, deren persönliche Unterhaltung und beständige Thorheiten sehr gut in den Erzählungen des Herokles eine Stelle hätten finden können, die aber doch ungeachtet ihrer Nichtigkeit in der Welt einen wahrhaften Ruhm in der Literatur erlangen, so wie Boswell eben durch seine Nichtigkeit selbst sein Glück machte. Ohne alle die Schwächen, welche ihn denen, mit welchen er lebte, lächerlich machten, ohne seine Allerweltsschmiegsamkeit, seine Neugier, seine Frechheit, seine Leichtgläubigkeit, seine Gleichgültigkeit gegen alle Art von Beschimpfungen würde er nie ein so vortreffliches Buch haben zu Tage fördern können. Er war ein stolzer Sklave seines knechtischen Sinnes, — ein unverschämter Neuigkeitsträger, der sich überzeugt hielt, daß seine Neugier und Schwatzhaftigkeit Tugenden wären — ein rücksichtsloser Freund, welcher alles das aufdeckte, was er bei seinem Wirthe gesehen, ohne alles Zartgefühl, ohne Scham, und selbst zu beschränkt, um einzusehen, wo er das Gefühl des Anderen verletze oder sich selbst dem Spott preisgebe, aber eben weil er dies Alles in einer sehr bedeutenden Branche der Literatur gewesen, hat er selbst solche Schriftsteller wie Tacitus, Clarendon, Alfieri und sein eigenes Ideal, den Samuel Johnson, bei weitem übertroffen.

Entblößt von Gedanken-Konsequenz, von Beredsamkeit, Geist, Geschmack und Allem, was einen Schriftsteller schätzbar macht, besaß er nichts als Beobachtungsgabe und Gedächtniß, die, wenn er sonst ein Mann von Einsicht gewesen wäre, schwerlich hingereicht haben würden, ihm Ruhm zu verschaffen, aber weil er ein zudringlicher Narr und Schmarotzer war, haben sie ihn zu einem musterlichen Mann gemacht. Oft sind selbst die plattesten Partieen seines Buches noch ergötzlich, da sie dazu dienen, den Charakter des Verfassers abzuspiegeln; verabscheuungswürdig an sich selbst, sind sie gewissermaßen unter einem dramatischen Gesichtspunkt gut, wie die versetzten Sylben des Fluellen in jenem Stück des Shakespeare. Unter allen Verfassern von Bekenntnissen steht Boswell als der aufrichtigste da. Andere, die vor ihm ihr Herz dem Publikum erschlossen haben, wie z. B. Jean Jacques Rousseau und Lord Byron, welche immer nur in der Absicht schreiben, Effekte hervorzubringen, müssen gerade da, wo sie die wahrsten zu seyn scheinen, am meisten Mißtrauen einflößen. Es giebt nicht wenig Menschen, welche es vorziehen würden, sich großer Vergehen oder wilder Leidenschaften zu bezüchtigen, oder alle ihre kleinen Fehler, alle ihre ausschweifenden Gedanken zu gestehen. Man würde leichter Jemand finden, welcher sich zu den Thaten eines Borgia oder Danton bekennen würde, als zu den Träumereien eines Malvolio. Solche Schwächen gerade nun, die Jedermann seinem Freunde oder seiner Geliebten verbirgt, sind es, die Boswell an's Tageslicht zieht, weil sein Mangel an Einsicht und Gefühl ihn nicht erkennen ließ, wie er sich dadurch bloßstellte.

Ohne Rücksicht auf sich selbst schonte er mit seiner Freimüthigkeit auch diejenigen nicht, welche er liebte und ehrte. Er würde seinen Helden ohne Zweifel eben so verächtlich als sich selbst dargestellt haben, wenn eben sein Held nicht wirklich einige intellektuelle und moralische Eigenschaften höherer Art besessen hätte. Die beste Probe, daß Johnson ein außerordentlicher Mann gewesen, ist die, daß sein Charakter selbst den Vertraulichkeiten eines solchen Kammerdieners Stand zu halten vermocht hat. —

Johnson im Alter, Johnson im höchsten Glanz seines Ruhmes, Johnson im Zustande glücklicher Häuslichkeit, gehört zu den Menschen, wie sie uns ganz wohl bekannt sind. Wir verstehen ihn im Herzensgrunde, wir sehen ihn, wie er war, mit seiner Tracht, seiner Taille, seiner Gestalt, seinen Skrofelgeschwülsten, seinen Nervenanfällen, seinem blinzelnden Auge, seiner Geberde, wenn er gut zu Mittag gespeist hatte, seinem unersättlichen Geschmack für Fischsauces und Kälber-Pasteten, seinem unstillbaren Durst nach Thee, seiner Manier, alle Pfähle auf seinen Spaziergängen zu berühren, seiner mysteriösen Gewohnheit, sich stets mit Vorräthen von Pomeranzenschalen zu versehen, seinem Morgenschlummer, seinen Abendgesprächen, seinen Verrenkungen, seinen Halbworten, seinem Brummen, seinen Ausrufungen, seiner lebhaften Beredsamkeit, seinen Sarkasmen, seiner Heftigkeit, seiner Grobheit, seinen Anfällen von Wuth; wir sehen ihn endlich in Gesellschaft seiner gewöhnlichen Gefährten, des alten Levett, des blinden Williams, seines Katers Hodge und des Mohren Franck.

*) Wiewohl dieser Artikel etwas verspätet ist — er hat sich bereits im vorigen Jahrgange der Edinburgh-Review befunden — konnten wir es uns doch nicht versagen, ihn, als eine ungemein lebendige Darstellung einer interessanten Periode der Englischen Literatur, in diesen Blättern nachträglich mitzutheilen.

Digitized by Google

Wenig wissen wir jedoch von den anfänglichen Verhältnissen seines Lebens. Wir kennen Johnson nicht so, wie er unter den Genossen seiner Generation bekannt war, sondern nur so, wie man ihn unter denen, deren Vater er hätte seyn können, kannte. Die berühmte Genossenschaft, deren ausgezeichnetstes Mitglied er war, zählte Wenige unter sich, welche sich noch der Zeit erinnern konnten, wo sein Ruhm noch nicht vollendet und seine Eigenschaften vollständig ausgebildet gewesen. Er hatte sich bereits einen Namen in der Literatur erworben, als Reynolds und die beiden Warton noch Kinder waren. Er war zwanzig Jahre älter als Burke, Goldsmith und Hamilton; dreißig Jahre älter als Gibbon, Beauclerk und Langton; Garrick allein hätte ihn während der zwölf ersten Jahre seines Aufenthaltes zu London sehen können, jedoch scheint es nicht, daß ihn Garrick viel gesehen.

Johnson lebte vornehmlich in einer Zeit zu London, wo die Lage eines Literaten die kläglichste und herabgewürdigste von allen war. Es war ein Nachtdunkel zwischen zwei schönen Tagen. Das Zeitalter der Mäcene war nicht mehr, und die Epoche der allgemeinen Theilnahme an den Hervorbringungen des Geistes war noch nicht angebrochen. Heutzutage ist die Zahl der Leser so groß, daß ein beliebter Schriftsteller mit Bequemlichkeit von dem Ertrag seiner Werke leben kann. Unter der Regierung Wilhelms III., Anna's und Georgs I. würden Schriftsteller, wie Addison und Congreve, durch ihre Feder allein sich schwerlich eine anständige Lage in der Welt haben behaupten können. Aber gegen Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts fanden die Schriftsteller das, was ihnen in dieser Beziehung bisher gefehlt, durch eine andere Art von Ermunterung ersetzt. Vielleicht wurde literarisches Verdienst nie reicher belohnt als dann, wenn Jeder, der Schriftsteller war, zu den ausgezeichnetsten Gesellschaften Zutritt hatte und zu den bedeutendsten Ehrenstellen im Staat gelangen konnte. Die Häupter der beiden großen Parteien, welche England theilten, begünstigten um die Wette die Wissenschaften. Die erste Komödie Congreve's verhalf ihm in seinem einundzwanzigsten Jahre zu Verbindungen, die ihn für sein ganzes Leben unabhängig erhielten. Eine Pension von 300 Pfd. St. würde Smith über den Fall seines Hyppolite haben trösten können, wenn man sich jemals darüber tröstete, ausgezischt worden zu seyn. Rowe war nicht nur poeta laureatus, sondern auch Douanen-Inspektor im Hafen von London, Secretair des Raths des Prinzen von Wales und der Kanzlei; Hughes war Secretair der Friedens-Comités; Philipps Richter des Prarogativen-Hofes in Irland; Locke Commissair des Appellations-Hofes und des Handels-Comité; Newton Direktor der Münze; Stepney und Prior bei bedeutenden Gesandtschaften angestellt; Gay in seinem fünfundzwanzigsten Jahre Legations-Secretair, nachdem er vorher nichts als simpler Commis eines Seidenhändlers gewesen. Einem Gedicht auf den Tod Karls II. und seiner Erzählung von der Stadtratte und der Feldratte verdankte Montague seine Gunst, seine Grafschaft, seinen Hosenband-Orden und seine Stelle in der Schatzkammer; es bedurfte ganz der persönlichen Abneigung der Königin, um Swift zu verhindern, daß er nicht Bischof wurde. Orford ließ sich, mit seinen Groß-Seneschalls-Insignien in der Hand, von dem Strom seiner Anbeter tragen, um Parnell zuvorzukommen, als dieser geniale Schriftsteller sich von den Whigs abwandte; Steele wurde Protokoll-Secretair und Mitglied des Unterhauses; Arthur Mainwaring Commissair der Douanen; Tickel Secretair der Großrichter Irlands und Addison Staats-Secretair.

Diese großsinnige Begünstigung ging von dem herrlichen Dorset aus, welcher allein von allen vornehmen Versmachern am Hofe Karls II. Talent genug besaß, um sich ohne Hülfe seines Wappens berühmt zu machen. Montague verdankte seine Erhebung der Gunst Dorsets und er ahmte einen Edelmuth nach, dem er sein Glück schuldete. Die Häupter der Tories, insonderheit Harley und Bolingbroke, rivalisirten mit den Häuptern der Whigs in der Ermunterung der Wissenschaften. Aber bald nach Gelangung des Hauses Hannover auf den Thron gewannen die Dinge eine andere Gestalt. Die Gewalt war an einen Mann gekommen, der sich wenig um Poesie und schöne Redekunst kümmerte. Die Bedeutung des Unterhauses vergrößerte sich auf Kosten der des Parnaß. Walpole hielt es für vortheilhafter, parlamentarische Redner zu erlangen, als Literaten, die er für unnütz erachtete. Er war ein gewandter Minister, aber er schätzte Bücher und Schriftsteller gering. Ein Bonmot seines Freundes Sir Chr. Hanbury gefiel ihm bei weitem besser, als die Jahreszeiten Thomson's oder Richardson's Pamela. Er hatte bemerkt, daß einige ausgezeichnete Schriftsteller, welche die Gunst zu Staatsmännern erhoben hatte, nur Hindernisse für ihre Partei, unbrauchbar in den Bureaus und stumm im Parlamente gewesen waren. Während des ganzen Verlaufes seiner Verwaltung stellte er kaum einen einzigen Autor von Talent an. Die besten Schriftsteller begaben sich alle auf die Seite der Opposition und trugen mit dazu bei, das allgemeine Mißvergnügen zu erwecken, welches, nachdem es die Nation in einen thörichten und ungerechten Krieg verwickelt, das Ministerium stürzte, um es durch weniger gewandte Männer zu ersetzen. Die Opposition konnte ihre Wortführer nur durch Versprechungen und Liebkosungen belohnen. Der Hof wollte nichts geben.

Es war also damals, als Johnson seine literarische Laufbahn begann, wenig für einen Autor von der Gunst der Großen zu erhoffen, und die Gunst des Publikums gewährte noch nicht die Mittel zu einer bequemen Existenz. Der Preis, welchen ein Buchhändler für ein Werk zahlte, war so wenig bedeutend, daß ein Schriftsteller von reichem Talent und unermüdeter Thätigkeit sich doch nur spärlich von Tag zu Tag damit zu fristen vermochte. Wie es in der Bibel heißt, hatten die mageren Kühe die fetten Kühe verschlungen; die schlechten Aehren hatten die guten Aehren verdrängt. Die Zeit der reichen Ernten war vorüber, die der Hungersnoth nahm ihren Anfang. Alles, was es Klägliches und Erbarmenswerthes in der Welt giebt, konnte man alsbald in dem Wort — Poet zusammenfassen. Dies Wort bezeichnete ein Geschöpf in burlestem Kostüm, sich in den in Kellern gelegenen Wirthshäusern umhertreibend, auf dem Boden wohnend oder im Schuldthurm, sterbend im Hospital und begraben auf Kosten der Gemeinde. Dies war das Schicksal so manches Unglückseligen, welcher, dreißig Jahre früher geboren, zu dem glänzenden Klub, den Addison besuchte, Zutritt gefunden hätte, Parlamentsmitglied geworden und bei einer Gesandtschaft angestellt worden wäre, oder der, in unseren Tagen lebend, von den Buchhändlern mehr als tausend Guineen jährlich eingenommen haben würde.

Jede Lebensweise hat ihre Anfechtungen, so wie jedes Klima seine eigenthümlichen Krankheiten. Zu den beständigen Fehlern des literarischen Charakters, der Eitelkeit, dem Neid, dem reizbaren Genie, gesellten sich die Mängel einer precären Existenz, welche allen Versuchungen der Sorgen ausgesetzt ist; zu den Gebrechen des Autors gesellten sich die Gebrechen des Bettlers und Spielers. Ein gutes Loos in der Lotterie der Literatur war fast eben so unheilbringend als ein schlechtes. Traf ein glückliches Geschick einen armen Teufel, so beeilte er sich, es übel anzuwenden. Nach Monaten der Dürftigkeit und Verzweiflung, wenn eine gute Einnahme im Theater oder eine wohl vergoltene Dedication seine Taschen mit Guineen gefüllt hatte, ging er hin, um sich an den Genüssen zu ersättigen, deren Vorstellung seine Träume geschmückt hatte, während er auf dem Stroh schlief und Kartoffeln speiste. Eine Woche ergötzlicher Banquets führte ihn wieder zu einem Jahr der traurigsten Entbehrungen zurück. So lebten Savage, Boyle und eine Menge Anderer. Bald mit betreddeltem Hut und Kleid geschmückt, bald im Bette liegen bleibend, weil sie keine Kleider anzuziehen hatten, oder Kravatten von Papier tragend, weil ihre Wäsche im Versatzhause stand; zuweilen mit verführerischen Courtisanen Champagner oder Tokayer trinkend, und dann wieder vor dem Fenster eines Traiteurs den Geruch der Schüsseln einathmend, deren sie aus Mangel an Geld entbehren mußten — so kannten sie den Ueberfluß, so kannten sie das Elend, aber niemals ein zufriedenes Daseyn. Da sie durch Gewohnheit Feinde eines regelmäßigen und frugalen Lebens waren, mußte man sich sehr mit ihnen versehen, denn sie machten sich kein Gewissen daraus, das Haus eines Freundes, der ihnen Gastfreundschaft bewies, durch ihre Orgien und Völlereien zu beunruhigen.

Einige ausgezeichnete Schriftsteller waren glücklicher. Pope sah sich vor dem Druck der Armuth geschützt durch die thätige Gunst, welche die beiden politischen Parteien seinem Homer widerfahren ließen. Young hatte die einzige literarische Pension bezogen, welche jemals Sir Robert Walpole bewilligt. Thomson und Mallet fanden bei ihren politischen Freunden Mittel der Subsistenz, nachdem sie lange Zeit geduldet hatten. Richardson setzte sein Gewerbe als Buchdrucker fort, wovon er leben konnte, was er von seinen Romanen, so bewundernswürdig sie auch sind, nicht vermocht haben würde. Aber was giebt es wohl Kläglicheres, als den Zustand der trefflichsten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, welche keine andere Hülfsquellen hatten, als ihre Schriften! Johnson, Collins, Fielding und Thomson waren alle vier wegen Schulden verhaftet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Curate's book. (Des Pfarrers Buch.) Von Demroche. Pr. 3 Sh.

The general delusion. (Die allgemeine Verblendung unter den Christen.) Pr. 8 Sh.

Evidences of Christianity. (Zeugnisse des Christenthums.) Von Paley. Pr. 6½ Sh.

Reminiscences of the Rev. R. Hall. (Erinnerungen an den [kürzlich verstorbenen berühmten] Kanzelredner R. Hall.) Von Greene. Pr. 9 Sh.

Hints to a clergyman's wife. (Winke an die Frau eines Geistlichen.) Pr. 4 Sh.

Pastor and flock. (Hirt [Pastor] und Heerde.) Von Morison.

On the christian Sabbath. (Ueber den christlichen Sabbath.) Von Macfarlane. Pr. 4 Sh.

The seven apocalyptic churches. (Die sieben Kirchen der Apokalypse.) Von Macfarlane. Pr. 15 Sh.

On the gospel miracles. (Ueber die Wunder des Evangeliums.) Von Bp. Mant. Pr. 5½ Sh.

Sacred poetry. (Religiöse Poesie.) Von einem Layen. Pr. 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Insel in der Seine. Vor ungefähr einem Jahre hob sich der Grund der Seine bedeutend und bildete, der Gemeinde St. Nicolas de Bliquetius gegenüber, eine kleine Insel. Seitdem hat sich der Boden dieser kleinen Insel beträchtlich ausgedehnt und bildet jetzt eine Oberfläche von mehr als 10 Morgen. In der Mitte derselben war während des Sommers 1831 ein schöner Graswuchs, und die Einwohner der benachbarten Dorfschaften schickten ihre Heerden zum Grasen dahin. Da diese Insel sich innerhalb des Stromes gebildet hat, so gehört sie dem Staate, und man sagt, daß die Verwaltung der Staats-Domainen bald davon Besitz zu nehmen beabsichtigt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beilage der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 11. April 1832.

Dänemark.

Historie af Danmark. (Geschichte von Dänemark.) Von P. F. Suhm. Eilfter Band von 1286 bis 1319. Kopenhagen 1812 (943 S.); zwölfter Band von 1320 bis 1340. ebd. 1824 (439 S.); dreizehnter Band von 1340 bis 1375 ebd. 1826 (876 S.); vierzehnter und letzter Band von 1375 bis 1400, mit einer Vorrede von R. Nyerup ebd. 1828 (666 S.) 4.

Obschon die Entwürfe, welche die Sterblichen dreist auf eine lange Reihe von Jahren hin berechnen, selten das vorgesetzte Ziel erreichen, so fehlt es doch nicht an Beispielen, daß die Vorsehung durch eine lange Lebenszeit einen solchen Entwurf segnet, wenn Wahrheit, Aufklärung und Gemeinwohl sein Augenmerk ist. Wenige oder kein Däne haben mehr für die Wissenschaft und das öffentliche Leben gewirkt, als Suhm; aber auch Wenige sind durch äußere Bedingnisse besser im Stande gewesen, dem Vaterlande so reiche Opfer zu bringen, als er. Aufmunternder Beifall der Heroen seiner vaterländischen Literatur in seiner Jugend, getreue Freundschaft ausgezeichneter Männer in seinem Mannesalter, Unabhängigkeit von mühvollen und geisttödtenden Amtsgeschäften, von Verrichtungen und Sorgen, welche des Lebens Nothdurft hervorruft, häusliches Glück, bürgerliche Ehre, weiser Genuß der irdischen Freuden — das war Suhms glückliches Loos siebenzig Jahre hindurch und wurde stets von ihm mit tiefer Dankbarkeit erkannt. Voll Hoffnung und Zuversicht, zeichnete er sich frühzeitig seine Bahn und Wirksamkeit im Leben vor, und sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Schon in seinem zwanzigsten Jahre, 1748, setzte er einen sogenannten letzten Willen auf, oder einen Entwurf aller der gelehrten Arbeiten, welche er in dem nächsten halben Jahrhundert oder bis 1799 auszuführen gedachte (s. Suhmiana von Nyerup S. 244—46); und sein Vorsatz schlug ihm so wenig fehl, daß die Vorsehung ihm, bis auf Ein Jahr, die Lebenszeit vergönnte, auf welche er seine Berechnung gemacht hatte, — obgleich, zum Besten der Wissenschaften überhaupt und der Vaterlands-Geschichte insonderheit, seine Anordnung manche Veränderung erfuhr, so daß weder Briefe noch Gedichte, weder Reden noch geistliche Schriften Suhms Zeit und Kraft für die Geschichte seines Volkes hinwegnahmen, auf welche er sich von seinem zwanzigsten Jahre an vorbereitete. (Suhmiana S. 234.)

Mit wunderbaren Empfindungen muß jeder Dänische Geschichtforscher diese letzten vier Bände des Suhmschen Werkes in die Hand nehmen. Neun und funfzig Jahre liegen zwischen dem Jahre 1769, als Suhms „Forsog til et Udkast af en Historie over Folkenes Oprindelse i Almindelighed" (Entwurf zu einer Urgeschichte des Volkes im Allgemeinen) erschien, und dem Jahre 1828, welches, 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers, uns den letzten Band einer zusammenhängenden Reihe von Arbeiten übergab, die, nach seinem Entwurfe, die mannigfaltigen Schicksale des Dänischen Volkes, seit dem ersten schwachen Scheine der Geschichte bis zu des Oldenburgischen Stammes Gelangung auf den Thron, umfassen sollte. Welche Umwälzungen haben binnen dieser zwei Menschenalter nicht die Wissenschaften, namentlich die geschichtlichen, erfahren! Hätte Suhm sie noch erlebt, würde es ihm nicht genügt haben, Berichtigungen und Zusätze zu dem ersten Bande dieses Werkes, so wie zu seiner kritischen Geschichte (Vorarbeit desselben), zu liefern, sondern er würde, geleitet von so manchen neueren Untersuchungen durch Gelehrte des Inlandes und Auslandes, sie gänzlich umgearbeitet haben. Er würde ohne Zweifel die Finnen als Nordisches Urvolk genannt und die Bewohner der drei Nordischen Reiche von verschiedenen Seiten hergeführt haben. Rasks sprachliche Forschungen würden ihn gelehrt haben, Joten, Gothen und Jotnen unterscheiden; so wie das kürzlich erst zugänglichere Beowulfs-Lied ihm einen neuen Blick in die älteste Dänische Volksgeschichte eröffnet hätte. Kaum würde er die Phönizier noch unmittelbar Bernstein aus der Ostsee holen lassen oder Thule an irgend einer bestimmten Stelle gefunden haben. Sein Werk über die vom Norden ausgewanderten Völker würde zu Einem Bande eingeschwunden seyn, wenn die Germanischen Stämme, von welchen niemals einer erweislich im Norden gewohnt hat, davon abgesondert wären. Sein Buch „om Odin" (über Odin) würde seit Finn Magnussens Eddalehre höchstens noch für eine brauchbare Materialien-Sammlung gelten. Seine kritische Geschichte wäre wohl, was die Ergebnisse betrifft, als überflüssig betrachtet worden, seitdem P. E. Müller uns Saxo's Werk näher kennen und beurtheilen und die ganze Nordische Sagengeschichte richtiger ansehen gelehrt hat; obwohl sie auch jetzt noch einen nicht hinlänglich erwogenen oder benutzten Reichthum von literarischen und kritischen Bemerkungen enthält.

Mehrere haben es mit Grund wünschenswerth gefunden, daß Suhm diese verschiedenen einleitenden Arbeiten abgekürzt und sich dadurch in den Stand gesetzt hätte, die eigentliche Geschichte Dänemarks bis zu dem vorgesetzten Ziele 1448 zu führen, und — kann man hinzufügen — auch mehr Fleiß und Umsicht auf die letzten Bände zu verwenden, welche, vom 9ten ab, mehr und mehr ein Hastwerk verrathen, welches der Gedanke an das sechzigjährige Alter des Verfassers wohl entschuldigen mag. Auf jeden Fall behält Suhms Geschichte von Dänemark einen unvergänglicheren Werth, als irgend eine seiner Vorarbeiten dazu, obschon auch sie als eine kritische Geschichte zu betrachten ist; denn die pragmatische Behandlung lag sowohl außerhalb Suhms Absicht, als auch vielleicht außerhalb seiner ganzen Geistesrichtung. In der Zeitfolge alle geschichtliche Thatsachen zu sammeln unter den verschiedenen Abtheilungen von Dänemark, Norwegen und den Beilanden, Holstein und den übrigen mit Dänemark verbundenen Ostseeländern und mit Hülfe der Kritik diese Thatsachen so rein als möglich darzustellen, war Suhms vorgestecktes und erreichtes Ziel; obgleich die strenge Anordnung auch der Zeitfolge ihn oft in die Nothwendigkeit versetzte, zusammenhängende Begebenheiten zu zerstücken. Daß er in dieser Art ein solches Maaß der Vollständigkeit erreichen konnte, dafür gebietet uns die Wahrheit, Suhms Freunde und Dänemarks größtem Geschichtsammler Langebek zu danken. Denn ohne die von Gram begonnene und besonders von Langebek fortgesetzte Dänisch-Norwegische Urkundensammlung, würde es Suhm unmöglich gewesen seyn, so manche wichtige und anziehende Urkunden beizubringen, welche seit dem 12ten Jahrhundert die reichste Quelle der Nordischen Geschichte des Mittelalters ausmachen. Die letzten sechs Bände sind demnach minder eine eigentliche Geschichte geworden, als eine geordnete Geschichtsammlung, bei welcher man leichter zulassen kann, daß keine Rücksicht auf die Darstellung genommen ist, aber mehr beklagen muß, daß Zeit und Umstände, welche A. Kall in der Vorrede zum 8ten Bande S. IX. berührt, verhinderten, daß Suhm selber seine Handschrift noch einer eigentlichen Durchsicht unterwarf; eine Arbeit, die bei einem Werke, welches größtentheils auf Auszüge und Sammlungen Anderer gegründet war, doppelt nothwendig seyn mußte. Kall erklärte deshalb, von Knuds VI. Geschichte an, also vom 9ten bis zum 14ten Bande, wo solche nochmalige Durchsicht des Verfassers nicht stattgefunden, dieselbe für so nothwendig, daß, wenn man sie unterließe, Suhms Arbeit keineswegs so erscheinen würde, wie er es selber gewünscht, noch auf eine seinem Gedächtnisse würdige Weise. Eine solche kritische Durchsicht erhielt auch der achte und neunte Band des Suhmschen Werks von Suhms Freund A. Kall, der sich zugleich der mühseligen Arbeit unterzog, die sehr unleserliche Urschrift in eine deutliche Abschrift zu bringen. Wie manche Berichtigung, wie manche dem Verfasser entgangene Bemerkung und Aufklärung über Knuds VI. und Waldemars II. Geschichte wir demnach Kalls umfassender Gelehrsamkeit, unglaublichem Gedächtnisse und Scharfblicke verdanken, ist seiner Zeit von einem kundigen und gründlichen Beurtheiler dargelegt. Um so mehr muß man beklagen, daß Kalls Alter und anderweitige literarische Unternehmungen, welche ihn sein Lebelang beschäftigten, ihn verhinderten, noch mehreren Theilen des Suhmschen Werkes gleiche Sorgfalt zu widmen. Er übertrug also die Ausgabe der übrigen Theile zweien seiner Schüler und Kollegen, von denen Nyerup, Suhms Günstling und vormaliger Bibliothekar, in den Jahren 1809 bis 1812 den 10ten und 11ten Theil besorgte und dann auch, weil derjenige, dem die Besorgung der folgenden Theile aufgetragen war, nicht Zeit und Lust dazu hatte, in den Jahren 1824 bis 1828 die drei letzten Theile herausgab.

Daß nun diese fünf Theile, mit Kalls Anmerkungen und Berichtigungen ausgestattet, die Wünsche der Geschichtsforscher mehr befriedigt haben würden, erkannte Niemand williger, als Nyerup selber (in der Vorrede zu Bd. 14), mit der edlen, anspruchlosen Bescheidenheit, welche einen Hauptzug des liebenswürdigen Greises ausmachte. Aber mit vollem Rechte, wie ihm gewiß Niemand abläugnen wird, eignete er sich auch das Verdienst zu, daß, wenn er nicht dieser Arbeit sich unterzogen hätte, diese Theile noch lange, wie ein vergrabener Schatz, liegen geblieben wären. Erinnert man sich, daß Nyerup in seinen letzten Jahren auf einem Auge blind

war; weiß man, was es heißt, Suhms Handschrift zu entziffern, besonders in den Hinweisungen auf die Quellen, und diese damit zu vergleichen, dabei die Druckberichtigung von 250 Bogen binnen fünf Jahren; so wird man es für kein geringes Opfer erkennen, welches Nyerups Dankbarkeit und Vaterlandssinn dem Gedächtnisse des geliebten Wohlthäters und dem Genius der Nordischen Geschichte darbrachte. Demnach darf kein Dänischer Geschichtsfreund dieses Hauptwerk benutzen, ohne dankbare Erinnerung an die beiden Männer, deren Bemühungen es allein verhindert haben, daß die letzten 7 Theile nicht vielleicht eben so lange dem Gebrauche entzogen blieben, als Höiers Geschichte Friedrichs IV.; gleich wie man es auch erklärlich und entschuldlich finden wird, daß Nyerup sich begnügte, Suhms Nachlaß bekannt zu machen, so wie er ihn vorfand, und kommenden Geschichtforschern überließ, was er selber, in besseren Tagen, nicht würde unterlassen haben.

Vergleicht man nun diese in Suhms späteren Lebensjahren verfaßten und nach seinem Tode von verschiedenen Händen herausgegebenen Theile mit den vorderen, so findet sich sowohl in Hinsicht des Stoffs, wie der Einrichtung, ein merklicher Unterschied. In den späteren Theilen sind die Norwegischen Begebenheiten mit weniger Vollständigkeit behandelt. Mehrere hierher gehörige Quellen, z. B. die Isländischen Jahrbücher, Sturlunga-Saga, sind nicht hinlänglich benutzt; aus der letzten konnte besonders die Bischof Arnas-Saga mehr denn eine hier vermißte Aufhellung in Magnus Lagabäters und seiner Söhne Geschichte gewähren.

Einen unverkennbaren Vorzug haben die nach Suhms Tode herausgegebenen Theile vor denen von ihm selbst besorgten darin, daß die Hinweisungen auf die Quellen jedesmal an ihrer besonderen Stelle stehen, anstatt ihrer früheren Anhäufung für ein ganzes Jahr. Jeder der vorliegenden Theile ist nicht allein mit Einem Register versehen, wie die vorderen, sondern mit Personen-, Orts- und Sach-Registern. Der eilfte Theil hat überdies ein Verzeichniß der Dänischen Dörfer, nach der alten Schreibweise der Namen: eine für die Erdbeschreibung des Mittelalters sehr verdienstliche Arbeit, welche Nyerup jedoch zu beschwerlich mag gefunden haben, sie auch für die folgenden Theile fortzusetzen. Ein wichtiges Hülfsmittel für solche Jahrbücher, nämlich Stammtafeln, womit die 7 ersten Theile reichlich ausgestattet sind, fehlen dagegen den übrigen ganz. Vermuthlich um die Kosten zu sparen, hat man auch eine Zierde der vorderen 7 Theile beschränkt, die Kupferplatten, deren nur noch im 13ten zwei vorkommen, nämlich das Kreuz bei Bisby, als Denkmal von Waldemars Sieg 1361, und das schöne Grabmal des Burgemeisters von Ribe, Andreas Bondesen (der 1361 starb) und seiner Hausfrau; welches letzte auch durch seine Aehnlichkeit mit dem Grabmale König Erich Menveds und seiner Gemahlin in der Kirche zu Ringsted merkwürdig ist. Beide sind nach Zeichnungen in der Abildgaardschen Sammlung von D. Bagge gestochen.

Da die Urkunden von Knuds VI. Zeiten ab je mehr und mehr eine Hauptquelle der Nordischen Geschichte bilden, und weil die Hoffnung, die im geheimen Archive liegenden Urkunden bekannt gemacht zu sehen, sich stets nur in der Ferne gezeigt, so hat man vom 8ten Theile an jeden Theil mit einer Auswahl von Urkunden bereichert. In den von Kall besorgten Theilen 8 und 9 wird auch ein Verzeichniß der in jedem Theile benutzten schon gedruckten Urkunden gegeben. Von den ungedruckten sind nur die das eigentliche Dänemark betreffenden verzeichnet, weil der Herausgeber die Norwegischen für ein besonderes Norwegisches Urkunden und Siegel-Werk bestimmte, zu welchem die Kupfer schon gestochen waren, aber durch die veränderten Zeitverhältnisse und das herannahende Alter an der Ausführung verhindert wurde. In den von Nyerup besorgten Theilen finden sich keine solche Verzeichnisse, dagegen nicht wenige vollständige Norwegische Urkunden, für deren Genauigkeit es schon ein günstiges Vorurtheil erwecken muß, daß der große Nordische Sprachkundige, Professor Rask, sich der Druckberichtigung unterzogen hat. Zufällig sind hier einige Urkunden mit aufgenommen, welche schon bekannt gemacht waren, z. B. Hakons Schutzbrief für die Biborgschen Kanoniker auf Lesse 1293 (schon in Thorkelins diplom. II. 142); des Erzbischofs Eilif Kelletendrief für die abgebrannte Domkirche in Drontheim 1328 (im Anhang zu Schönings Dronth. Domkirche S. 2); Magnus Smeks Norwegisches Testament (in „Handlingar rörande Scandinaviens Historia" XII.); eine Norwegische Gildeordnung (im Anhange zu Schnabels Beschreibung von Hardanger). Die mehrmals gedruckte Kalmarische Unionsurkunde, 1397, steht auch schon im „Nye Danske Magazin" Th. 3. Aber ungeachtet beide Abdrücke nach Abschriften der Urschrift gemacht worden, haben sie doch so manche Abweichungen von einander, daß eine genaue Abbildung dieser für alle drei Reiche so wichtigen Urkunde immer noch der Mühe werth wäre; wobei es denn auch wohl eine nähere Untersuchung verdiente, daß die Urschrift im geheimen Archiv mit dem Siegel darunter auf Papier ist; während am Schlusse der Urkunde ausdrücklich gesagt wird, daß zwei Abschriften davon auf Pergament gemacht werden sollten, so daß jedes der drei Reiche eine hätte. — Daß die Handfesten Christophs II. und Waldemars von 1360 nur nach Holtfelds mittelmäßiger Uebersetzung mitgetheilt sind, obschon Suhm selber die zweite in der Ursprache als Beilage geben wollte, ist ein Mangel, welchem abgeholfen wird, wenn wir einst die von dem berühmten rechtsgeschichtkundigen Prof. Kolderup-Rosenvinge angekündigte Ausgabe der Handfesten der Dänischen Könige erhalten werden.

In der Vorrede zum 14ten Theile giebt Nyerup Rechenschaft von seinem Antheil an der Ausgabe und zugleich Nachricht von einigen handschriftlichen Hauptquellen, aus welchen Suhms Werk größtentheils geschöpft ist. Diese sind:

1) Die erwähnte Urkunden-Sammlung des geheimen Archivs, begonnen von Gram, fortgesetzt von Langebek und vermehrt durch die Geheim-Archivare Schöning, Boß und Thorkelin;

2) die Bartholinsche Sammlung in der Universitäts-Bibliothek, aus welcher viel in den Scriptores rerum Danicarum bekannt gemacht und deren Inhalt von um so höherem Werth ist, als ein großer Theil davon der alten Universitäts-Bibliothek angehörte, welche 1728 verbrannte;

3) die Isländischen Jahrbücher, unläugbar eine Hauptquelle, besonders für die Norwegische Geschichte vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Norwegische Königs-Geschichte aufhört, und von welchen bisher nur die Annales regii und annales vetusti in den Scriptores gedruckt sind, welche aber einst in vollständiger Reihe, wie A. Kall den Abdruck derselben begann, durch Mitwirkung der Arne-Magnäischen Stiftung ans Licht treten dürften;

4) das Protokoll der Hansestädte vom 14ten und 15ten Jahrhundert, dessen Urschrift, vormals in der Holstein-Lethraburgischen Bibliothek, zwar verschwunden, der Inhalt jedoch gerettet ist, theils in einer Lurdorphischen Abschrift auf der Königlichen Bibliothek, theils in der Langebekischen Urkundensammlung; jene ist schon einmal dem verdienten Geschichtschreiber des Hansebundes, Sartorius, mitgetheilt worden;

5) ein Lübekisches Jahrbuch, in Niederdeutscher Sprache, benutzt von Suhm in Waldemar Atterdags, Olafs und Margarethens Geschichte. (Dansk Litteratur-Tidende.)

Bibliographie.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger. (Uebersicht der Verhandlungen der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und der Arbeiten ihrer Mitglieder, — vom 31sten Mai 1830 bis zum 31sten Mai 1831.) Vom Staatsrath und Prof. H. C. Örsted.

Anonym Nytaarsgave for 1832. (Anonyme Neujahrsgabe für 1832.) Vom Verfasser der Gespensterbriefe, Amorsgeniestreiche u. a.

Betragtninger over Bibelen. (Betrachtungen über die Bibel.) Von Hornsyld, Pastor emeritus und Dannebregsritter. 1r Th. Kopenhagen 1831. 547 S. 8.

Danmarks Riges Historie. (Geschichte des Dänischen Reiches.) Von Dr. C. L. Baden. 5r Theil.

Grönlands Beskrivelse. (Beschreibung von Grönland.) Von J. Beres. Mit einer Karte und Vorerinnerungen von Arent Aschlund.

England.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Schluß.)

Johnson hatte bis zu seinem acht und zwanzigsten Jahre jenes ganze Mißgeschick zu dulden, welches sich damals dem Stande eines Literaten unausbleiblich zugesellte. Erst später erhielt er eine Pension von 300 Pfd. Sterling, welche er der Empfehlung des Grafen von Bute, eines Ministers Georgs III., verdankte. In seiner Jugend sah er wohl die Großen zuweilen, aber nur als armer Bittsteller. Nachmals sah man ihn jedoch als Freund unter ihnen aufgenommen. In einem Vierteljahrhundert war das Bedürfniß nach literarischer Unterhaltung bedeutend gewachsen, der Preis der Geistesarbeiten hatte sich erhöht, und die Schriftsteller der neuen Generation, deren Genosse Johnson jetzt wurde, waren meistentheils ganz andere, als die gewesen, mit welchen er sonst ganze Nächte hindurch in Ermangelung einer Wohnung auf den Straßen umhergeirrt war. Burke, Robertson, die Wartons, Gray, Mason, Gibbon, Adam Smith, Beattie, Sir William Jones, Goldsmith und Churchill waren die ausgezeichnetsten unter denen, welche man die Schriftsteller der zweiten Periode im Jahrhundert Johnson's nennen kann. Churchill allein trug noch einige charakteristische Züge aus der ersten an sich; er war der einzige, welcher noch die Roth kannte, während die übrigen alle in den achtbarsten Gesellschaften auf gleichen Fuß Zulaß gefunden hatten.

Johnson stand unter ihnen da, wie das einsame Monument einer anderen Zeit — der letzte überlebende Sprosse aus dem wahren Stamm der Tagelohn-Schriftsteller in der Grub-street, aus jener Schaar, deren niedriges Elend und verworfene Sitten dem satirischen Genius Pope's so oft Bilder des Spottes geliefert hatten. Er war von Natur mit einer starken Leibesbeschaffenheit ausgestattet, sein Gesundheitszustand war jedoch schwächlich, sein Charakter verrieth eine große Reizbarkeit. Die Verhältnisse, unter welchen er die ersten Jahre seines Mannesalters zugebracht, hatten ihn mit mancherlei absonderlichen Gewohnheiten erfüllt, vor welchen sich die gesitteteren Freunde seines Alters entsetzten. Die Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, die Unsauberkeit seiner Person, seine Anwandelungen von unermüdeter Arbeitsamkeit, welche dann wieder durch lange Zwischenräume der größten Trägheit unterbrochen wurden, — seine auffallende Enthaltsamkeit, und dann wieder seine nicht weniger befremdende Gefräßigkeit, — seine Gutmüthigkeit im Gegensatz zu seiner Rohheit, welche sich bisweilen bis zur Grausamkeit steigern konnte, — alles dies machte ihn in den Augen derjenigen, welche in seinen letzten zwanzig Jahren mit ihm zusammenlebten, zu einem vollendeten Original. Er war auch ohne Zweifel in gewisser Hinsicht ein Original; aber wenn wir über den ersten Theil seines Lebens Nachrichten besäßen, würden wir wahrscheinlich finden, daß alle seine Absonderlichkeiten sämmtlichen Schriftstellern

gemein waren, mit denen er früher in Verbindung gestanden. Gewohnt, Entbehrungen mit Muth zu ertragen, vermochte er doch nicht, den Genüssen mit Mäßigung sich hinzugeben. Er verstand es, Hunger zu leiden; aber wenn er einmal sein Fasten brach, verschlang er sein Mittagsmahl mit der Gefräßigkeit eines Wolfes, auf seiner Stirn begannen alle Adern anzuschwellen, und der Schweiß strömte ihm über das Gesicht herab. Er trank selten Wein, aber wenn er ihn trank, aus vollen Bechern. Die Launen seines Charakters waren von der Art, wie man sie bei einem Menschen findet, welcher von Natur zwar sanftmüthig ist, aber lange Zeit durch die Widerwärtigkeiten des Lebens, durch Mangel an Nahrung, Feuerung und Kleidern, durch die Zudringlichkeit der Gläubiger, durch die Unverschämtheit der Buchhändler, durch die Witzeleien der Spötter und durch falsche Versprechungen der Gönner niedergedrückt worden. Es war nothwendig, daß ein solcher schlechtgekleideter, grober und mürrischer Pedant über alle diese Anfechtungen triumphiren mußte, als er zu literarischem Ansehen gelangte. Hierin beruhte das Geheimniß seiner Herrschsucht und Rohheit. Während er sich voll Mitgefühl gegen ein großes Unglück und auf die edelmüthigste Weise freigebig für dasselbe bewies, war er unbarmherzig gegen alle Leiden, welche die Eitelkeit verursacht hatte. Er beklagte eben so wenig seinen Freund Goldsmith über den Fall einer seiner Komödien, als Boswell, wenn er an Migraine litt, oder die Mrs. Thrale, wenn sie über den Staub auf der Promenade seufzte. Obgleich er sich selbst in einem schlechten Gesundheitszustande befand, verabscheute und verachtete er doch die Kränklichen. Er konnte nicht begreifen, wie eine Abweisung oder ein Spott einen Menschen in der That unglücklich zu machen vermöge. Man hat die Höflichkeit als „Wohlwollen in kleinen Dingen" definirt. Johnson war unhöflich, nicht weil er bösartig war, sondern weil die kleinen Dinge ihm noch kleiner erschienen, als denen, welche nicht wußten, wie er, was es heiße, mit 3 Groschen täglich zu leben.

Ein charakteristischer Zug im Geiste Johnson's war die Verbindung hoher Fähigkeiten mit kleinen Vorurtheilen. Aufgefaßt von seiner günstigsten Seite, ist er des Platzes würdig, auf welchen ihn der Götzendienst Boswells gestellt; beurtheilt man ihn aber von seiner schwachen Seite, so steigt er zum Niveau Boswells selbst herunter. Bald ein tiefer und feinsinniger Dialektiker, nur etwas zu sehr zum Skeptizismus hinneigend und Paradoxen liebend, und bald wieder plötzlich vor einem kindischen Skrupel stutzend, ist dieser Riese nichts als ein Zwerg, ähnlich jenem Geiste in den Arabischen Märchen, dessen Schatten sich über die ganze Seite des Meeres ausdehnte, der aber, während er ganz allein gegen Heere mit Kraft zu kämpfen scheint, sich plötzlich in die Räume seines engen Gefängnisses zusammenzieht und dort als schwacher Sklave des Zaubers Salomonis ruht.

Johnson war ungläubig gegen Alles, was außerordentlich war, nahm aber mit mehr Vertrauen das auf, was nach einem Wunder roch, indem er z. B. eine Naturerscheinung für eine Fabel erklärte, sich jedoch gern Träume erzählen ließ. Er zweifelte sechs Monate lang an der Erderschütterung in Lissabon und machte dagegen auf das Gespenst von Cock-Lane Jagd, um es zu erhaschen; er verwarf die Genealogieen und die Gedichte der Celten und erklärte sich bereit, dem second sight der Gebirgsleute in Schottland Glauben zu verschaffen. In der Religion bekannte er sich zu mancherlei freien Ansichten, und doch lebte er zugleich unter dem Joch eines gewissen praktischen Aberglaubens.

In der Politik, obwohl er aus Philosophie gegen jede Regierungsform gleichgültig war, zeigte er doch alle kleinliche Leidenschaft der Factien, und, ein fanatischer Tory, gerieth er in Wuth, wenn er von den Whigs sprach.

Seine literarischen Urtheile, welche zu seiner Zeit ein so hohes Ansehen genossen, bewegen sich in diesem beständigen Widerspruch einer großen, aber zugleich in Vorurtheilen befangenen Einsicht.

Johnson entschied die literarischen Fragen im Gebiet der Wissenschaften wie ein Advokat, nicht wie ein Gesetzgeber, indem er sich auf ein Vorausgesetztes bezog, ohne sich die Mühe zu nehmen, einen aus der Natur der Sachen selbst hervorgehenden Grund geltend zu machen. Er ging von dem Standpunkt aus, daß die beste Poesie diejenige sey, welche zu seiner Zeit blühte, die er seit seiner Kindheit rühmen zu hören gewohnt war, und in welcher er sich selbst mit Erfolg versucht hatte. Er glaubte an ein beständiges Fortschreiten der Poesie seit Shakespeare. Waller, Denham, Dryden und Pope hatten sie, seiner Meinung nach, vervollkommnet, und so beurtheilte er alle Schöpfungen der Phantasie nur aus dem Gesichtspunkt seiner Zeit. Wenn er auch zugestand, daß Homer ein größerer Dichter sey als Virgil, so schien er doch die Ansicht gehabt zu haben, daß die Aeneide ein schöneres Gedicht sey als die Iliade; selbst die Iliade von Pope zog er der des Homer vor. In den schönen Balladen von Alt-England sah er nichts besonders Verdienstliches. Wenn er an Richardson's Romanen Geschmack fand, so schätzte er dagegen den Tom Jones, die Reisen Gulliver's, den Tristram Shandy u. A. gering. Gegen Macpherson hatte er zufälliger Weise Recht; denn er stützte sich in seiner Verachtung Fingals auf den Grund, aus welchem anders Leute von Geist ihn bewunderten, nämlich auf ihren Anstrich von Originalität. Seine Bemerkungen über Shakespeare und Milton sind armselig.

Obgleich Johnson gewandter Beobachter einer besonderen Gattung der Sitten und Menschen war, so hatte er doch nur eine beschränkte Auffassung der Menschen im Allgemeinen. Sein philosophischer Scharfblick verließ ihn bei dem ersten Schritt, den er aus London fort that. Seiner Verachtung, welche er gegen die alten Vereine hegte, weil er eine wahrhafte Civilisation nur durch Bücher für möglich hielt, kam nur seine Verachtung gegen die Ausländer gleich. Ein Monat Aufenthalt in Frankreich, wo er auch nicht ein Wort Französisch gesprochen hatte, genügte ihm, um zu behaupten, daß die Franzosen ein stupides, unwissendes und weit hinter seinen Landsleuten zurückstehendes Volk seyen. Seine Irrthümer waren die eines Menschen, welcher fast sein ganzes Leben in Städten zugebracht; dies gestand er auch selbst später in dem letzten Abschnitt seiner Reise nach den Hebriden, aber dies Bekenntniß hinderte ihn nicht, bis an das Ende seiner Tage den größten Abscheu gegen Reisen und Geschichte zu bezeigen; denn Geschichte war in seinen Augen nichts als ein alter Kalender. Er hatte es niemals über sich vermocht, den Hume zu lesen, und fing Händel mit einem seiner Freunde an, als dieser es sich in den Sinn kommen ließ, den Sallust als eine Autorität zu citiren.

Johnson erscheint uns, wie Burke richtig gesagt hat, größer in dem Buche des Boswell als in den seinigen. Seine mündliche Unterhaltung war wenigstens gleich dem Gehalt seiner Schriften, in der Form aber ihnen bei weitem überlegen. Wenn er sprach, lieh er seinem Geiste und Gedanken die energischsten und natürlichsten Ausdrücke; wenn er jedoch die Feder in die Hand nahm, um sich an das Publikum zu wenden, wurde seine Schreibart aus Grundsatz unnatürlich. Alle seine Werke sind in einer gelehrten Sprache geschrieben, in einer Sprache, welche noch Niemand je aus dem Munde seiner Mutter oder Amme vernommen, in einer Sprache, in welcher Niemand weder sein Leid noch seine Liebe laut werden läßt, noch seine Geschäfte verhandelt, in einer Sprache, in welcher Niemand denkt. Es ist offenbar, daß Johnson selbst nicht in der Ausdrucksweise dachte, deren er sich beim Schreiben bediente. Die Ausdrücke, welche ihm zuerst auf die Lippe kamen, waren einfach, energisch und bezeichnungsvoll; wenn er für das Publikum schrieb, übersetzte er seine Phrasen aus dem Englischen in das Johnsonische. Seine Briefe aus den Hebriden an Mrs. Thrale sind das Original, von welchem die „Reise nach den Hebriden" die Uebersetzung ist, und es ist interessant, beide Darstellungen mit einander zu vergleichen: — „Als wir ins Zimmer traten," erzählt einer seiner Briefe, „sprang ein schmutziger Mensch aus dem Bette, in welchem einer von uns schlafen sollte." Dieser Vorfall ist in der Reise mit folgenden Ausdrücken erzählt: „Aus einem der Betten, in welchen wir die Ruhe schmecken sollten, wand sich bei unserem Eintritt ein Mensch empor, schwarz wie ein Cyklop, der aus seiner Schmiede kommt."

Ein hauptsächlicher Fehler in der Schreibart Johnson's bestand in der Affection, daß er den einfachen und naiven Worten, welche sich aus dem Angelsächsischen oder Normannisch-Französischen ableiten, diejenigen Ausdrücke vorzog, welche, später aus dem Griechischen und Lateinischen herübergenommen, wenn sie auch zu Englischen naturalisirt worden, doch das Gepräge ihres fremdartigen Ursprungs behalten haben. Sein Ueberfluß an Beiwörtern und antithetischen Wendungen, welche er selbst da anbringt, wo sich gar keine Entgegensetzung in den Gedanken bildet; seine großen Worte, um kleine Gegenstände zu bezeichnen; seine gezwungenen Inversionen, welche so verschieden von den leichten und anmuthigen sind, die einen so großen Reiz in den alten Schriftstellern ausüben, — alles dies charakterisirt die Manier Johnson's, und das, was bis zum Ueberdruß von seinen Bewunderern oder Feinden entweder nachgeahmt oder parodirt worden.

Goldsmith sagte zu ihm sehr treffend: „Doctor, Sie würden, wenn Sie eine Fabel über kleine Fische schreiben wollten, die kleinen Fische wie Wallfische sprechen lassen!" In der That hat kaum je Einer so wenig Talent für die Individualisirung der Charaktere gehabt, als Johnson; bei ihm führen die Abenteurer, der Narr, der Künstler, die Coquette alle dieselbe gespreizte und pomphafte Sprache. So verräth sich Sir Percy Shafton, im „Kloster", beständig durch seine hochtrabende Beredsamkeit unter allen seinen Verkleidungen; in der That, Falstaff selbst trägt sein weites Wamms mit nicht schlechterem Anstande, und der Leser kann dem Johnson zurufen, wie der gute Sir Hugh Evans dem Günstling Heinrichs V.: „Ich liebe es nicht, daß ein Frauenzimmer einen großen Bart hat; ich sehe hier unter der Larve dieser Person einen großen Bart!"

Um Johnson recht kennen zu lernen, muß man sein Leben von Boswell mehr lesen als seine eignen Werke. Wenn man dies Buch zuschlägt, glaubt man sich in den Saal des Klubs und an die Tafel versetzt, wo der Eierkuchen für Nugent und die Citronen für Johnson servirt sind; hier sieht man Köpfe vereinigt, wie sie je auf der Leinwand Reinolds gelebt haben; dort die Brillengläser Burke's, die magere Taille Langton's, das höfische Lächeln Beauclerk's, das strahlende Lächeln Garrick's, Gibbon mit dem Finger auf seine Dose klopfend und Sir Joshua mit seinem Hörrohr am Ohr. Auf dem ersten Felde des Gemäldes zeigt sich die seltsame Gestalt Johnson's, der uns eben so vertraut ist als die, in deren Mitte wir aufgewachsen sind; das ist sein gigantischer Körper, sein großes und breites von Skrofelnarben durchfurchtes Gesicht, sein brauner Anzug, seine schwarzen Strümpfe, seine tonsurartige Perücke, seine schmutzigen Hände, seine bis aufs Fleisch abgenagten Nägel. Wir sehen die konvulsivische Bewegung seiner Augen und Lippen, das Hin- und Herschwanken seines trägen Körpers; wir hören ihn keuchen, wir erkennen ihn an dem geringsten Laut, den er von sich giebt.

Welches seltene Schicksal hatte dieser merkwürdige Mann! Er galt, so lange er lebte, für einen klassischen Autor und empfing von seiner Zeit die Huldigungen, welche die Nachwelt in der Regel nur Männern von Genie zuzugestehen pflegt. Diese Gattung des Ruhms, welche gemeiniglich die vergänglichste ist, ist für Johnson die dauerndste geworden; der Ruf seiner Schriften, auf deren Unsterblichkeit er hoffte, sinkt täglich, aber so lange man in einem Winkel der Erde noch Englisch sprechen wird, wird man auch seiner absonderlichen

Tollheiten und seiner rücksichtslosen Schwatzhaftigkeit eingedenk seyn, von welcher er wahrscheinlich geglaubt, daß ihr Gedächtniß mit ihm aussterben würde.

Bibliographie.

Guide to the „Lyons" of London. (Londons Sehenswürdigkeiten.) Von Kidd. Pr. 4½ Sh.

Guide to the thoughtful. (Anleitung zum Nachdenken.) Von Philips. Pr. 2½ Sh.

Questions on Adams' roman antiquities. (Fragen in Bezug auf Adams Römische Alterthümer.) Pr. 6 Sh.

Saturday evening. (Sonnabend Abends.) Von dem Verfasser der „Naturgeschichte des Enthusiasmus." Pr 10½ Sh.

Selections from Southey. (Auserlesenes aus Southeys Schriften.) Prosa. Pr. 5 Sh.

Essays, moral and political. (Versuche über Moral und Politik.) Von Rob. Southey. 2 Bde. Pr. 12 Sh.

The duty of a christian people. (Die Pflicht eines christlichen Volkes.) Von Smart. Pr. 6 Sh.

Life of Bradford. (Bradford's Leben.) Von Stevens. Pr. 16 Sh.

Holland.

Schetsen uit mijne Javaansche portefeuille. (Skizzen aus Java.) Von G. H. Nagell, Regierungsbeamten in Niederländisch Indien. Amsterdam, Sulpke.

Ein mit Liebe geschriebenes Buch, das einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Sitten und der Lebensweise in den Niederländisch-Ostindischen Kolonieen, so wie des Landes selbst, bildet. Fast zu bescheiden äußert der Verfasser in der Vorrede, er befürchte, daß dieses in einem anderen Welttheile entstandene Produkt der Ueberfahrt nach Europa kaum werth sey. Wie das Bildniß eines Menschen oft solche Kennzeichen der Wahrheit trägt, daß der Beschauer, wenn er auch das Original nicht kennt, von der Aehnlichkeit doch getroffen wird, so sind auch in dem Portrait eines Landes leicht die Züge zu unterscheiden, an denen sich die Wahrheit oder Unwahrheit der Schilderung erkennen läßt. Solcher Züge trägt das vorliegende Werk eine große Anzahl; namentlich zählen wir dazu den ungezwungenen, naiven und launigen Ton, der durchgehends herrscht und des Lesers Theilnahme, je mehr er mit dem Buche bekannt wird, auch immer mehr für sich gewinnt.

Die Gegenstände, die der Verfasser behandelt, sind: eine Reise, die er gemeinschaftlich mit dem Dr. Blume durch einen großen Theil von Java gemacht hat; ferner eine Postreise von Buitenzorg nach Rembourg; eine Wanderung in und um das Militair-Cantonnement Weltevreden; der botanische Garten in Buitenzorg; die Njepen (Inländische Hausverwalter der Europäer in Indien); der böse und der gute Njey; der Traktamentstag eines Kommis und der alte Gast. Einen Theil dieser Gegenstände hat der Verfasser in Versen launig dargestellt.

Folgendes ist die Beschreibung seiner Ankunft in Samarang:

„Am 18. Jan. setzten wir unsere Reise nach Samarang fort: der Weg war besonders schön, die Pferde flogen mit Pfeilesschnelle und ließen unseren Augen kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf das schöne Schauspiel zu werfen, das uns rings die Natur darbot, und das vom glänzendsten Sonnenlichte bestrahlt und verherrlicht wurde. Ein ausgedehntes Gebüsch von hohen Kaffeebäumen, in welchem der reichste Blumenflor prangte, machte einen besonders lebendigen Eindruck auf uns. In den bergigen Gegenden wurden die Pferde ausgespannt und stattliche Büffel zogen uns langsam die Höhen hinauf, wo sie wieder durch rasche Pferdchen abgelöst wurden. Auf manchen Poststationen war man mit den Pferden so freigebig, daß man uns oft deren 6 vorspannte, während wir nur 4 bezahlten. Die Einfahrt in Samarang gewährt einen zauberischen Anblick. Eine wunderbar schöne breite Allee, auf beiden Seiten mit kostbaren Landhäusern und geschmackvoll arrangirten Vorplätzen geschmückt, führt bis in die Stadt, die zwar minder groß als Batavia, aber dichter und schöner angebaut ist. Wir nahmen unsere Wohnung im sogenannten Herren-Logement, wo wir eine ausgezeichnete Bedienung fanden. Die dortige Billardstube war stets voll von Samarangschen Bürgern. Sie waren es, die später in dem Kriege gegen die rebellischen Eingebornen unter Diepo Negoro, deren Invasionen die Stadt Samarang am meisten ausgesetzt war, als Freiwillige sich vereinigten und in der Vertheidigung ihres Heerdes und der Regierung eben so viele Tapferkeit als Anhänglichkeit an das Mutterland bewiesen. Viele junge Leute, die einige Monate später im blutigen Kampfe ihr Leben verloren, lernte ich hier kennen und schätzen."

„Samarang besitzt viele treffliche Gebäude. Die Kasernen der sehr zahlreichen Garnison, die christlichen Kirchen und das Kadetten-Institut sind sehr geschmackvolle Anlagen, und auch die meisten Privathäuser dienen der Stadt zur Zierde, die von einer großen Anzahl Europäer bewohnt wird, unter denen sich sehr reiche Kaufleute, sowohl Niederländer als Engländer, befinden. Die Chinesen sind hier nicht so zahlreich als an anderen Orten auf Java; auch zeichnen sich hier die Javaner selbst durch ihren Gewerbfleiß aus. Alle Handwerke und Gewerbe werden von ihnen betrieben, und man findet unter ihnen sehr gute Schneider und Schuhmacher, Schmiede, Weber, Färber, Zimmerleute, Schlächter, ja sogar Uhrmacher und Goldarbeiter. Nirgends auf Java findet man bessere und wohlfeilere Schuhe und Stiefeln. Für zwei Gulden oder Rupien kauft man ein Paar treffliche Stiefeln und für einen Gulden ein Paar Schuhe oder Pantoffel. Die Thür unserer Wohnung war beständig von Javanen, die dergleichen Dinge zu verkaufen hatten, umlagert, und nicht leicht konnte man ihren beredsamen Zudringlichkeiten entgehen, ohne ihnen etwas abzukaufen."

„Samarang ist eine Seestadt, in welcher viel Handel mit Surabaya, Cheribon, Batavia und anderen Orten getrieben wird. Viele inländische Fahrzeuge, aber auch Niederländische, Französische, Amerikanische und Englische Schiffe liegen dort stets auf der Rhede." —

Für den Holländer hat diese Beschreibung von Java noch das besonders Anziehende, daß sie durchgehends eine ehrenwerthe Anhänglichkeit an Niederländische Sitten und den reinsten Patriotismus athmet. (Letterl. Maandschr.)

Bibliographie.

Muntboek. (Münz-Verzeichniß.) Namen und Abbildungen der Münzen, die in den ehemaligen sieben Vereinigten Niederländischen Provinzen seit dem Frieden von Gent bis auf unsere Zeit geprägt worden. Von P. Verkade. Erste Lfg. Münzen der Provinz Geldenland. Delft.

Opwekking der Mogendheden. (Aufforderung an die Mächte zum Heereszuge nach Paris.) Von Cornelis Loots. Amsterdam.

Clausse, of Hollandsche trouw. (Klausse, oder Holländische Treue.) Ein geschichtliches Gemälde aus dem gegenwärtigen Kriege, von H. van der Sprenq. Haag.

Korte schets. (Kurze Skizze der Griechischen und Römischen Mythologie.) Ein Handbuch beim Unterricht, von J. J. te Gelder. Haag und Amsterdam.

Merkwaardigheden uit den tiendaagschen Veldtogt. (Merkwürdigkeiten des zehntägigen Feldzuges der Niederländer in Belgien.) Mit 24 Abbildungen und einer Karte vom Kriegsschauplatz. Erste Lfg. Amsterdam.

De schepen De Willem en de Leopold. (Die Schiffe „Wilhelm" und „Leopold".) Ein Gedicht von M. A. Sobels. Amsterdam.

De nationale Kleederdragt. (Die National-Tracht.) Eine Vorlesung von B. Meylink. Deventer.

Mannigfaltiges.

— Einführung des Bajonets in England. Ein Schritt vorwärts zur Abschaffung der Piken ward in England unter der Regierung Jakobs II. gethan, indem einige von den Musketieren mit Stiletten versehen wurden, die so eingerichtet waren, daß ihre Griffe an die Mündung der Gewehre angesetzt oder aufgeschraubt werden konnten. Man entlehnte diesen Gebrauch von den Franzosen, bei denen im Jahre 1671 ein Füselier-Regiment auf diese Weise bewaffnet wurde. Es wird der neuen Erfindung zuerst in einer 1686 erschienenen militairischen Abhandlung erwähnt, worin noch der alte Name Stilet beibehalten ist; im Jahre 1690 aber wird diese Waffe schon Bajonet genannt, welchen Namen sie von der Stadt Bayonne erhielt, wo sie zuerst verfertigt wurde. Auffallend ist es, daß alle Englische Alterthümler so gar nichts darüber sagen, wie man nach und nach von diesem unbehülflichen Gebrauch zu der jetzt gewöhnlichen Weise, das Bajonet zu befestigen, vorschritt; doch hat man allen Grund, zu glauben, daß es langsamer und allmäliger geschah, als man es hätte erwarten sollen; und die folgende Anekdote beweist gewiß zur Genüge, daß nur die eiserne Nothwendigkeit unsere Vorväter zur Annahme derselben zwang. Die Geschichte wird von Herrn Grose, dem sie der Enkel des weiter unten genannten Offiziers mittheilte, wörtlich so erzählt: „Auf einem der Feldzüge König Wilhelms III. in Flandern befanden sich in einer Affaire 3 Französische Regimenter, die ihre Bajonette schon nach der neuen Art auf den Gewehren befestigt hatten, die der Britischen Armee damals noch ganz unbekannt war. Eines von diesen Regimentern drang mit gefälltem Bajonet auf das 25te Britische Regiment ein. Der Commandeur desselben, Oberstlieutenant Maxwell, befahl seinen Leuten, ihre Bajonette auf die Mündungen zu schrauben und dem Angriff zu begegnen, weil er glaubte, die Franzosen wollten Brust gegen Brust kämpfen; aber wie groß war sein Erstaunen, als die Franzosen, sobald sie sich bis auf eine gewisse Entfernung genähert hatten, plötzlich ein heftiges Feuern begannen, wodurch seine Truppen auf einen Augenblick in Verwirrung geriethen, da sie einer solchen Begrüßung sich nicht versahen, indem sie nicht begriffen, wie die Feinde mit aufgestecktem Bajonet feuern konnten; nichtsdestoweniger ermannten sie sich bald wieder, chargirten und trieben den Feind aus seiner Position." Ungeachtet dieser Probe von dem Vorzug des Bajonets mit hohlem Schaft vor dem Stilet verstrichen noch mehrere Jahre, bevor man einen Versuch machte, es bei der Englischen Armee einzuführen. Als es endlich geschah, befestigte man erst zwei Ringe an den Griff des Stilets, welche um den Lauf der Muskete anschlossen und die Mündung frei ließen; aber zu welcher Zeit diese dem gegenwärtigen verbesserten Schaft Platz machten, hat man nicht genau ausmitteln können. Sowohl das Stilet als das Bajonet waren anfangs flach wie breite Tranchirmesser; die dreieckige Form, welche sie jetzt haben, ist eine sehr neue Erfindung.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 13. April 1832.

England.

Ein Blick auf die neuere Englische Literatur.

Von James Montgomery.

Es muß zuvörderst eingeräumt werden, daß zu keiner früheren Zeit so viele Männer von Geist und Talent sich auf der Britischen Insel zusammenfanden, als in der neueren. Außerdem, daß die Umstände keiner früheren Periode der Geschichte so dazu geeignet waren, den Geist zu erwecken und jede moralische Energie zu vervollkommnen, ist es auch keine eitle Anmaßung zu Gunsten der Lebenden und keine Ungerechtigkeit gegen die Verdienste der Todten, die augenscheinliche Ueberlegenheit der Ersteren anzuerkennen in einer entwickelten Geisteskraft — in der Poesie, der edelsten der Künste, und derjenigen, welche am leichtesten allgemein verbreitet wird, da sie nicht von Fortschritten in der Wissenschaft, sondern von der Empfänglichkeit für das abhängt, was zu allen Zeiten in der Größe und in der Schönheit der äußeren Natur bewundernswerth erscheint, und mit dem inneren Gefühl für Alles, was zart und liebenswürdig ist, zusammentrifft.

In der Poesie — so lange dieselbe auch schon gepflegt wird, und trotz aller Bemühungen auf jedem Felde, welches in den letzten drei Tausend Jahren Stoff zu Gedichten liefern konnte — kann die gegenwärtige Generation wenigstens auf sechs Namen stolz seyn, die mit jeder anderen gleichen Anzahl nicht allein in diesem, sondern in jedem anderen Lande in die Schranken treten können. Scott, Southey, Wordsworth, Moore, Campbell und Byron, — diese würden unter allen Umständen, der ursprünglichen Richtung ihres Geistes gemäß, Dichter gewesen seyn; wären sie auf Thronen geboren, sie würden sich Lorbeerkränze geflochten haben, die den Glanz ihrer ererbten Kronen überstrahlt hätten; wären sie aus den niedrigsten Ständen der civilisirten Gesellschaft hervorgegangen, so würden sie sich über ihres Gleichen erhoben haben durch irgend einen Abglanz des „himmlischen Lichtes," welches selbst die Finsterniß der Unwissenheit in vernachlässigten Geistern nicht ganz bedecken oder auslöschen kann. Es muß aber von allen denen, welche die Werke jener Dichter gehörig zu würdigen wissen, anerkannt werden, daß die großen National-Ereignisse ihrer Tage keinen geringen Einfluß auf die Bildung ihres Geistes, auf die Wahl ihrer Gegenstände und auf die Veredlung ihres Stiles geäußert haben.

Wenn demnach einerseits zugegeben wird, daß die Zeit-Umstände Quellen ihrer Begeisterung gewesen, so bedarf dafür andererseits auch Jeder von ihnen einer gewissen Nachsicht; sie haben, der ungeduldigen Stimmung ihrer Zeit nachgebend, in ihrem eifrigen Streben nach Ruhm, den Tempel auf dem Gipfel des Berges nicht auf dem mühsamen und beschwerlichen Wege zu erreichen gesucht, den ihre unsterblichen Vorgänger betraten, und den Jeder betreten muß, der sicher die Höhe gewinnen und den erlangten Standpunkt behaupten will; sondern sie haben es vorgezogen, durch kühne Sprünge von Fels zu Fels auf der gefährlichsten Seite den Gipfel zu erklimmen. Auf diese Weise haben sie sich bemüht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und Erstaunen zu erregen. Mit einem Worte: es ist zu bezweifeln, ob Einer von den fünf Lebenden — denn Byron ist jetzt außer dem Bereich der Warnung — jemals seine besten Kräfte zu einer einzelnen seiner würdigen Anstrengung aufgewendet und alle seine nur passablen, mittelmäßigen oder unbedeutenden Gedanken aufgeopfert hat, um einzig in seinem eigenthümlichen Charakter zu erscheinen. So lange die noch Lebenden auf diesem Wege verharren, kann man kaum mit Gewißheit behaupten, daß sie die Unsterblichkeit einer ihrer großen geistigen Schöpfungen gesichert haben; jede derselben hat ihren verwundbaren Theil, welchen der Pfeil des Todes oder die Sichel der Zeit früher oder später der Vergessenheit übergeben wird.

Der beispiellose Absatz der poetischen Werke Scott's und Byron's, im Vergleich mit dem mäßigen Erfolge Anderer, beweist, daß eine große Veränderung sowohl in dem Charakter der Autoren, als in dem Geschmack des Publikums während der letzten 40 Jahre vorgegangen ist. Zur Zeit des Anfanges der Französischen Revolution wollte kaum irgend ein gereimtes Werk die Leser ansprechen; einige Jahre später wagten es bereits Buchhändler, auf Quart-Bände von Versen, die sie von fünf Schillingen bis zu einer Guinee für die Zeile bezahlten, zu spekuliren, und wurden in vielen Fällen reichlich für ihre Freigebigkeit entschädigt. Es giebt wohl funfzig lebende Poeten, denen ihre Arbeiten in pecuniairer Hinsicht genützt haben, und dieser materiellen Belohnung ist ein verhältnißmäßiger Ruhm gefolgt. Es mag scheinen, daß dies ein erniedrigender Maaßstab ist, um das Genie der Schriftsteller und die Intelligenz der Leser zu messen; aber in einem Handels-Lande ist es wenigstens ein richtiger; denn es ist nicht vorauszusehen, daß eine solche Steigerung in den Marktpreisen stattgefunden haben könnte, wenn nicht die Waare selbst kostbarer oder seltener geworden wäre oder der Geschmack des Publikums für diese Art Literatur nicht außerordentlich zugenommen hätte. Nun war aber die Poesie, statt seltener zu seyn, zehnmal reichlicher zu der Zeit, wo sie am meisten begehrt wurde; es folgt daher, daß die Nachfrage durch eine eingetretene Veränderung veranlaßt wurde, welche dem überwiegenden Talente derer, welche lieferten, und der vermehrten Bildung derer, welche das Gelieferte genossen, gleiche Ehre machte. Der Markt ist übrigens in den letzten zehn Jahren bedeutend niedriger gegangen; und der reichste Händler legte sein Kapital schon weit früher in anderen Fonds an. — Lord Byron that große Mißgriffe; aber ich bin hier nicht der Richter seiner Sitten. Ich will nur hinsichtlich seines literarischen Charakters bemerken, daß, wenn er, wie Milton, immer Gegenstände zu seinen Gedichten gewählt hätte, die den Kräften, welche er aufzuwenden hatte, gleich gewesen wären, jene niemals den schönen und herrlichen Werken nachgestanden haben würden, welche er in der goldenen Aera seines Genies, zwischen der Herausgabe des ersten und vierten Gesanges von „Childe Harold", verfaßte, — eine Aera, die, wie ich glaube, alle seine Meisterwerke umfaßt. Aber so hat kein neuerer Dichter, der Anspruch auf die höchsten Ehren des Parnasses machen kann, eine größere Anzahl vergänglicher Verse geschrieben, als der begabteste von Allen.

Sir Walter Scott und Lord Byron haben mehr Nachahmer gefunden, als irgend ein anderer Dichter, nicht allein unter der knechtischen Heerde der Nachbeter, sondern auch unter Männern von wirklichem Talent, die genug Kraft und Mittel gehabt hätten, um in ihrem eigenen Charakter aufzutreten und ihre eigene Sprache zu reden. Die Folgen davon sind gerade die gewesen, die eintreten mußten; keiner von den Nachschreibern Walter Scotts oder Byrons ist in diesem Augenblick populair; und man kann mit Bestimmtheit voraussagen, daß kein Werk, das den übrigen ähnlich, und nicht von ihnen ist, dreißig Jahre überdauern wird.

Ist es nicht merkwürdig, daß wir, während wir beispiellose Reichthümer in jeder anderen Art von Literatur besitzen, im Drama bis zur Bettelei arm sind, wenn dieser Ausdruck in seinem technischen und erniedrigenden Sinn so angewendet werden kann? Seit vielen Jahren ist nicht eine Tragödie zum Vorschein gekommen, die auf der Bühne, ihrem eigentlichen Elemente, die Zeit eines neuntägigen Wunders überleben konnte. Vergebens wendet man dabei ein, daß viele Stücke, die Trauerspiele genannt worden sind, ein besseres Schicksal verdient hätten, als das, welches ihnen zu Theil geworden ist; denn was auch immer der Grund ihres Mißlingens gewesen seyn mag, die Thatsache, die unselige Thatsache bleibt, daß die jetzige Zeit kaum Eine Tragödie hervorgebracht hat, welche sich bei der Darstellung behaupten kann. Verdienst gilt nichts in solchem Falle, wenn es seine Ansprüche nicht zu bekräftigen weiß; so lange eine Versammlung sich nicht zwingen kann, daß ihr etwas gefalle, so lange ist es unnütz, zu behaupten, daß sie dazu verpflichtet sey. Die Huldigung, die ein Genie verlangt, ist die, welche man nicht zurückhalten kann, obgleich man sie freiwillig bringt. Es möchte scheinen, daß die Zeit der Tragödie, so wie die Zeit der epischen Poesie, für immer verschwunden wäre; beide gehören einer Epoche geringerer Verfeinerung in der modernen Gesellschaft an. Hier ist indessen nicht der Ort, die Lösung dieses Paradoxon zu versuchen.

Aber das Lustspiel — das heitere, gefällige, witzige Lustspiel, von diesem stand doch zu erwarten, daß es unter dem raschen Wechsel der Begebenheiten in den letzten 30 Jahren zur Vollkommenheit gebracht seyn würde; denn die Energie der Leute jedes Ranges war auf eine beispiellose Weise gereizt, und es mußten daher immer die mannigfaltigsten Charaktere und Situationen zur Hand seyn, um Stoff zu scenischen Darstellungen zu liefern; zu gleicher Zeit würden die Gemüther, welche beständig nach stärkerer Aufregung verlangten, mit Eifer jede ihnen in Form dramatischer Unterhaltung dargebotene Neuigkeit ergriffen haben. Neuigkeiten aller Art, mit Ausnahme solcher, welche das Genie allein hervorbringen kann, sind auch auf der Bühne dargestellt und von den Theaterbesuchern mit Begierde aufgefaßt worden; aber kein Werk des Geistes und des Geschmacks ist erschienen, welches im Stande gewesen wäre, dem Drama das Ansehen wieder zu verschaffen, das es verloren zu haben scheint, seit

Sheridan der Welt seine wenigen, aber unnachahmlichen Komödien schenkte. Diese, nachdem sie alles Vorhergehende übertroffen, scheinen auch keine Hoffnung für etwas Nachfolgendes übrig gelassen zu haben.

In dem, was eigentlich Novellen heißt, in den erdichteten Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben, ist die Zeit zwischen Pope und Cowper fruchtbarer gewesen, als irgend eine frühere. Die ächte Novelle war in der That noch etwas Neues und entsprang oder ward vielmehr eingeführt unter der fröhlichen Regierung Karl's II., sie wurde aber nur erst auf die Höhe des Humors und der Wirksamkeit geführt, als Fielding, Smollet und Richardson, Jeder auf seine eigenthümliche und nicht erreichte Weise, ihre merkwürdigen Fähigkeiten in der Schilderung der Menschen und Sitten, wie sie sind, entfalteten. — Diesen folgte eine zahl- und namenlose Schaar, welche die Pressen der Buchhändler mit den bunten Ausgeburten ihres Gehirns beschäftigten. Aber seit Southey's gewaltsamem Einbruch und seinen Unregelmäßigkeiten im Gebiet des Parnasses, wo früher Alles Gemessenheit und Formalität gewesen war, stieg die Poesie so schnell in der Mode, daß die Sentimentalisten und andere müßige Leser sie in Schutz nahmen, bis die „Jungfrau vom See" und „Childe Harold" den berühmtesten ihrer Zeitgenossen — den Herren und Damen, welche in den Novellen und sonst nirgends leben, die Palme der Popularität entriß. Die Novellisten leisteten in der That den Poeten einen langen und verzweifelten Widerstand; und als ihre eigenen Hülfsquellen erschöpft waren, riefen sie nicht allein Deutsche Erzählungen, sondern auch — um den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen — Deutsche Trauerspiele und das Deutsche Epos zu Hülfe; diese waren von so kolossalem Geist und Charakter, daß sie ein Erstaunen erregten, welches viele von denen, die es empfanden, fälschlich für Bewunderung hielten, das aber auch selbst bei dem Ungebildetsten verschwand, als die betäubende Wirkung des ersten Trunkes aus dem Teutonischen Helikon vorüber war und den Leser zur Besinnung kommen ließ. Wenige jener künstlichen Gewächse sind bei uns einheimisch geworden, ausgenommen den „Oberon" des Herrn Southeby, der diejenigen nichts vermissen läßt, welche das ausgezeichnet schöne und geistreiche Original nicht lesen können, und einige der besten dramatischen Werke Schiller's und Goethe's.

Es ist bereits angedeutet worden, daß einer der größten der lebenden Dichter sein reiches Kapital von Gedanken und unerschöpflichen Gedächtniß-Schätzen auf einem vortheilhafteren Kanal des literarischen Handels eingeschifft hat. Wir spielten auf Sir Walter Scott an, den Verfasser der „Waverley-Novellen", wie er jetzt bezeichnend genannt wird, da der „große Unbekannte" in der Person des „mächtigen Sängers vom Norden", wie der würdige Baronet früher in seinem Charakter als Poet genannt wurde, verschwunden ist. Diese, als die Schöpfungen eines in unserem kalten Klima beispiellos fruchtbaren Geistes, sind unbezweifelt die außerordentlichsten Werke unseres Jahrhunderts; aber auch vielleicht die strafbarsten, welche zu irgend einer Zeit eine despotische Gewalt über Leser aller Gattungen, auf so verschiedenen Wegen und auf so lange Dauer, ausgeübt haben. Ein höherer Tribut, als in diesem Tadel verborgen liegt, kann der Uebermacht des Genies nicht gezollt werden; denn was muß das für eine Vortrefflichkeit seyn, die eine solche Folie verschaffen oder einen solchen Rückschritt ertragen kann! Es ist kein geringes Verdienst, den übersättigten Appetit der Leser, welche nur unterhalten seyn wollen, so rege gemacht zu haben, daß die Schläfrigkeit, die Kraftlosigkeit und die Sentimentalität, welches früher die Niederlags-Artikel in Leadenhall-Street und in den anderen Fabriken der Frühlings-Novellen waren, nicht mehr zu ertragen, und Erdichtungen edlerer und geistigerer Art an ihre Stelle getreten sind, obgleich natürlich die Masse noch nicht gänzlich gereinigt und der Pöbel noch immer die Million ist.

Die vorzüglichsten literarischen Einwendungen gegen jene unnachahmlichen Erzählungen werden in künftigen Zeiten die seyn, daß der Verfasser in seinen besten Schilderungen Wahrheit und Dichtung in den Begebenheiten sowohl als in den Charakteren so häufig vermischt hat, und daß seine Gemälde oft dem Leben so ähnlich und der historischen Wahrheit so entgegen sind, daß es in der Folge schwer seyn wird, das Erdichtete von dem Wirklichen zu unterscheiden; so daß die Leichtgläubigkeit der künftigen Geschlechter über den Werth der Personen und über die Identität der Ereignisse durch die glühende Einbildungskraft in seinen Werken getäuscht werden wird; denn seine Details sind so ausführlich und trefflich, daß die Wahrheit der Zeichnung dem Verfasser Glauben für die Wahrheit alles Uebrigen verschaffen wird, und am meisten vielleicht da, wo er es am wenigsten verdient.

Den Haupt-Einfluß auf die Literatur äußert aber in den jetzigen Tagen die periodische Presse. Die Zeitungen allein, wenn sonst kein Zeugniß beigebracht werden könnte, würden unumstößlich die unendliche Ueberlegenheit der jetzigen Generation, in dem Punkte geistiger Bildung, über alle ihre Vorfahren seit dem Einfall Julius Cäsar's in Britannien darthun. Das Talent, die Gelehrsamkeit, Einsicht und Beredsamkeit, welche bei der Leitung vieler derselben aufgewendet werden, die Mannigfaltigkeit der Nachrichten aus allen Theilen der Welt, die aus ihren Kolumnen in die niedrigste Hütte und in den Geist des unbedeutendsten Unterthans übergehen, machen Zeitungen zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit des Lebens. Man vergleiche nur die gewöhnlichste Provinzial-Zeitung der vergangenen Woche mit der besten, die vor 50 Jahren in der Hauptstadt erschien, und man wird sich von den Fortschritten der Verfeinerung in diesem Zwischenraum deutlich überzeugen. Die periodischen Publicationen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: der „Tatler", „Spectator" und „Guardian" und ihre Nachfolger haben viel für die Vermehrung eines guten Geschmacks für elegante Literatur gethan und die nützlicheren und populaireren Kenntnisse für Jedermann zugänglich gemacht. Aber außer ihren Meisterwerken, welche wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden können, sind in jeder Woche Hunderte von Artikeln in den jetzigen Zeitungen, welche mit den gewöhnlichen Aufsätzen in den berühmtesten der obenerwähnten Schriften wetteifern können. Die Literary Gazette, der Spectator und mehrere andere wöchentliche Journale sind entschieden literarisch und üben keine geringe Herrschaft in Sachen der Kritik und des Geschmacks aus.

Von höherem Range, obgleich von geringerem Ansehen, sind die „Magazine". In der That haben Einige derselben einen bedeutenden Absatz; aber sie geben eher das Bild der öffentlichen Stimmung wieder, als daß sie dazu beitrügen, die Züge desselben zu regeln oder ihm einen Ausdruck zu geben. Als unterhaltende Miscellen sind sie im Allgemeinen ihren Vorgängern bei weitem überlegen. Das Monthly-Magazine, welches auch immer seine Verdienste und Fehler in früheren Zeiten gewesen seyn mögen, hat die Ehre, eine eben so glorreiche Revolution unter seinen Kollegen bewirkt zu haben, wie Southey und Wordsworth im Jahre 1796 unter den Poeten. Blackwood's Edinburgh Magazine nimmt wahrscheinlich in diesem Augenblick unter seinen Genossen die erste Stelle ein und ist durch die Kühnheit, Laune und Geschicklichkeit, mit der es redigirt wird, von Bedeutung in der Politik und herrschend im Gebiet der Literatur geworden. Auf diesen beiden Feldern nehmen auch das New-Monthly- und das London-Magazine, der Metropolitan, Frasers Magazine und the Englishman eine hohe Stellung ein.

Die Reviews stehen nicht allein höher in der Literatur als die Magazine, sondern sie wetteifern auch sogar mit den Zeitungen hinsichtlich des politischen Einflusses und theilen die Herrschaft mit den gewichtigeren Zweigen der Literatur — den Büchern aller Arten und Gattungen, über die sie außerdem ein dem gegenwärtigen Zeitalter eigenthümliches Ansehen ausüben. Vormals waren die Reviews im Ganzen das, was sie zu seyn vorgaben: — kritische Berichte über neue Erscheinungen, und sie nahmen eine ehrenwerthe Stelle in der Gelehrten-Republik ein, als Beurtheiler, welche ihre Pflicht, wenn auch nicht immer mit Geschicklichkeit, doch mit Unparteilichkeit ausübten. Mit dem ersten Erscheinen der Edinburgh-Review wurde eine neue Welt für die Kritik endeckt; alle Autoren mußten als Verbrecher vor ihrem Richterstuhl erscheinen, um nach Gesetzen gerichtet zu werden, welche auf der Stelle gemacht und von denen, die sie gemacht, auch ausgeführt wurden. Die Speculation gelang; die Unternehmer wurden reich und berühmt, und ihr Ehrgeiz wuchs mit ihrem Reichthum und ihrer Berühmtheit.

Ein anderes Werk derselben Art, die Quarterly Review, bot dem ersteren im Laufe weniger Jahre die Spitze und kam bald eben so in Flor wie sein Vorgänger, indem es beinahe dasselbe System der literarischen Taktik annahm, ihm dagegen in der Politik entschieden gegenüber stand. — Die Westminster Review und die British Critik üben jede in ihrem Bereich keinen geringen Einfluß über achtungswerthe Klassen von Lesern aus. — Diese ausgezeichneten periodischen Schriften haben wegen ihres entschiedenen Uebergewichts über alle gleichzeitige Journale, in welchen dieselben Gegenstände verhandelt werden, seit langer Zeit ihren Freunden und Feinden Bewunderung abgelockt; und es ist für unsere Zeiten ein schöner Beweis für die Ueberlegenheit der Literatur, daß diese verschiedenen Reviews die mächtigsten politischen Hülfstruppen oder vielmehr die Werkzeuge der verschiedenen Parteien sind, welche in einem Staate, wie dem unsrigen, die öffentliche Meinung über die Fragen von National-Interesse unter sich theilen.

Durch die Reviews, Magazine und Zeitungen wird eine solche Masse von Auszügen aus neu erschienenen Büchern zur Kenntniß des Publikums gebracht, daß dadurch beinahe die Originale überflüssig gemacht werden, da das Werthvollste aus denselben dem Publikum auf diese Weise umsonst geliefert wird. Den ausgezeichneten Schriftstellern kommt dieser Gebrauch ausnehmend zu Statten, da sie dadurch früher und vortheilhafter zu Gunst und Ruf geführt werden, als ihnen solches durch alle Künste des Anpreisens und durch die Kosten der Anzeigen hätte gelingen können. — Im Ganzen können daher die periodischen Schriften aller Art als vortheilhaft für den rascheren Umlauf der Wissenschaften und für die Interessen der Literatur betrachtet werden; während die Wahrheit, wenn auch in einzelnen Fällen durch Leidenschaft und Vorurtheil entstellt, rascher, wirksamer und allgemeiner verbreitet wird, als sie es, mit derselben Kraft und Anschaulichkeit entwickelt, in stärkeren Bänden, und dann nur in einem unverhältnißmäßig beschränkteren Kreise, werden würde. Uebrigens haben wir Werke der weitläuftigsten Art und der ausführlichsten Zusammenstellung in jedem Zweige der Wissenschaft in großer Anzahl; Encyklopädieen ohne Maaß, Compilationen ohne Zahl und außerdem Original-Werke, welche den Fleiß, die Talente und die Kenntnisse der Verfasser in allen Rangordnungen der Gesellschaft und in jeder Art des Wissens bekunden. Auch fehlt es uns nicht an Büchern über Geschichte, Reisen, Religion, Gesetz, welche der Britischen Nation, die in den Künsten und in den Waffen keiner anderen nachsteht, würdig sind.

Dieses ist, der besten Ueberzeugung des Verfassers dieser unvollkommenen Bemerkungen gemäß, der gegenwärtige Zustand der Literatur in England, besonders der Volks-Literatur, einschließlich der Poesie, des Drama's, der Werke der Phantasie und der periodischen Presse. Es würde unnütz seyn, irgend eine Vermuthung über ihre ferneren Fortschritte oder über ihren Verfall aufzustellen. Sie scheint sich indeß einer Krisis genähert zu haben, wo irgend eine bedeutende Veränderung entweder zum Besseren oder zum Schlimmeren

zu erwarten steht, wo die Literatur in England entweder zur Liebe zur Natur und Einfachheit zurückkehren oder in Schwulst und Frivolität ausarten wird.

Bibliographie.

Records of a good man's life. (Erinnerungen aus dem Leben eines guten Menschen.) Von Tayler. 2 Bde. Pr. 14 Sh.

Tour through Styria, Carniola and Italy. (Reise durch Steyermark, Kärnthen und Italien.) Von Tobin. Pr. 5½ Sh.

Travels in Spain, Switzerland etc. (Reisen durch Spanien, die Schweiz, Nord-Amerika, Süd-Amerika, Schweden und Rußland.) Jede dieser Reisen bildet einen besonderen Band und kostet 2 Sh.

Frankreich.

Der Justiz-Palast in Paris. (Le Palais de Justice.)

Eine Skizze von A. Bazin.

— — Der Justiz-Palast hat nicht mehr jenen Ruf der Traurigkeit, der Schwerfälligkeit, der Langenweile, der pedantischen Formen und der barbarischen Sprache, welcher sonst die Neugierigen von demselben entfernt hielt. Man hat seit langer Zeit die tiefe Finsterniß durchdrungen, welche jene Höle der Schikane umgab. Es ist nicht mehr jenes dunkle Labyrinth, in das man bleich vor Schrekken eintrat, hineingezogen durch die vertrocknete und habsüchtige Hand eines Prokurators, und das man nach unendlichen Umwegen abgemagert und geplündert wieder verließ. Es ist jetzt ein heiterer und ziemlich reinlicher Ort, wo man deutlich sieht, eine verständliche Sprache redet, wo man bekannten Gesichtern begegnet, wo Jedermann sich ohne Furcht oder Schaam hinbegiebt, wo man sich nicht so leicht zu Grunde richtet, wie an der Börse, und wo man sich beinahe eben so gut unterhält, wie im Theater. Der Justiz-Palast hat auch seine Zeitung, nicht in dunkeln, unverständlichen Ausdrücken geschrieben und mit gelehrten Anmerkungen, Plaidoyer's und Verordnungen gespikt, sondern auf eine unterhaltende Weise abgefaßt, wie die Berichte über das Theater, und zuweilen sogar auf die Höhe parlamentarischer Diskussion sich erhebend: ein weltliches, populaires, unterhaltendes Journal, welches Stoff zu Conversationen für die Salons und zu Anekdoten für die Aerzte liefert.

Die Geschichte des Gebäudes selbst verliert sich in die ersten Zeiten der Monarchie; und dies ist bei einem Monumente von größerer Bedeutung als bei einem Stammbaum. Es war eine Wohnung der Könige, als in ihrer Einfachheit unsere Vorfahren noch an den Stufen des Thrones die Schlichtung ihrer Streitigkeiten vernahmen. Als das Königthum jenes schöne Recht den Beamten seiner Wahl übertrug, glaubte es sich nicht von seinem Tribunal trennen zu dürfen, und hielt gemeinschaftlich Haus mit seinen Richtern. Die drei Thürme mit den runden Seiten-Gebäuden und der viereckige Thurm, wo der Ingenieur Chevallier sein offizielles Thermometer aushängt, um den Vorübergehenden zu verkünden, wie sehr sie frieren dürfen, sind die Ueberbleibsel des von Philipp dem Schönen auf der Stelle errichteten Gebäudes, wo früher das Schloß des Eudes, Grafen von Paris, und seiner glücklichen Nachfolger gestanden hatte. Die Justiz, welche sich bis dahin im Gefolge der Könige unstät umhergetrieben hatte, schlug nun ihren Sitz in der Königlichen Behausung auf. Nur dann erst, als die Monarchen Frankreichs häuslicher wurden, begann ihnen diese Nachbarschaft von Magistratspersonen und Prozeßführenden, dieser Lärm der Gesuche, der Klagen, der Schmähungen und der Vorwürfe lästig zu werden, und Karl V. war, wie man sagt, der erste, der, sich die Ohren verstopfend, diesen Ort floh; dies ist vielleicht einer der Gründe, die ihm den Zunamen des Weisen verschafft haben. So viel steht fest, daß seit jener Zeit die Residenz dreier Königlicher Geschlechter ausschließlich der Magistratur verblieben ist, welche sich durch alle seitdem in den Gebäuden und in den Gesetzen vorgenommene Veränderungen darin erhalten hat.

Glückliche Neuerungen, große und vollständige Verbesserungen verdankt man oft großen Unglücksfällen. In gewöhnlichen Zeiten begegnet der Wunsch, zu ändern, zu verbessern, zu verschönern, allenthalben Hindernissen und wird durch Rücksichten aller Art zurückgehalten. Das Feuer ist jedoch der beste Handlanger der Architekten. Der Brand, indem er dem Justiz-Palaste Alles raubte, was er an alten Erinnerungen besaß, hat ihm Alles verschafft, was er an Großartigkeit und Regelmäßigkeit besitzt. Zu der Zeit, als Ludwig XIII. unter dem Herzog von Luynes seinen ersten Unterricht in der Verstellungskunst erhielt, verzehrte die Flamme in einer Nacht das Zimmerwerk des antiken großen Saales, seine hölzernen Pfeiler, seine Prokurator-Bänke und Krambuden und Säke voll Prozessen zu Tausenden. Das Parlament erließ eine Verordnung gegen das Feuer, die Parteien bezahlten die neue Anfertigung der Schriften, und Jacques Desbrosses erbaute auf den Strebepfeilern die schöne Kuppel, welche den Saal der verlorenen Schritte (des pas perdus) bedeckt. Was man noch jetzt bedauern muß, ist eine chronologische Folge von Statuen, welche in der alten Mauer angebracht waren. Es befanden sich daselbst alle Könige Frankreichs von Pharamund an bis zu Karl IX., und der Bildhauer hatte es sich herausgenommen, über ihre Regierung und ihren Charakter auf seine Weise zu urtheilen. Die schwachen, unthätigen, feigen oder unglücklichen Fürsten hatte er mit herunterhängenden Armen dargestellt; dagegen hatten die unternehmenden und tapferen den Arm erhoben, wie Leute „die zum Himmel streben". Schade, daß diese Sammlung exigrammatischer Bildhauerkunst nicht mehr existirt; man hätte sie fortsetzen können.

Vor und nach den Stunden der Sitzung kann es nichts Einsameres geben, als jene lange schwarze Gallerie, zu welcher zwei Treppen vom Hofe des Harley führen, der hinter dem dreieckigen Platze liegt, auf welchem man die unglückliche Idee gehabt hat, ein Denkmal für einen Soldaten zu errichten. Zu der Zeit Mercier's sah man in jener Gallerie niedliche Verkäuferinnen mit schelmischer Miene, die mit Hauben und Bändern handelten und sich ganz unbefangen mit jenen furchtbaren Prokuratoren unterhielten, die er Wölfe in der Perücke nannte. Heute würde dieser Kontrast seine Blicke nicht mehr beleidigen. Kinderspielzeug, Bücher, Papkasten und besonders Pantoffeln zieren noch die Buden, die das wenige Licht rauben, was die angränzenden Häuser jenen Gängen noch gestatten; aber entweder müssen die verführerischen Zeitgenossinnen des verdrießlichen Beobachters um 40 Jahre älter geworden, oder ihre Schönheit muß nicht auf die folgende Generation übergegangen seyn; denn sogar die Schreiber finden keine Gelegenheit mehr, eine Galanterie anzubringen.

Es hat 10 Uhr geschlagen; und singend eilt jene leichtfertige Truppe der gerichtlichen Prozedur herbei, jene lärmende Schaar der jungen Rekruten der schwarzen Miliz. Ein vortrefflicher Schlag junger Leute, die vielleicht am wenigsten an dem thörichten Ehrgeiz des Jahrhunderts Theil nehmen, treu den Traditionen eines fröhlichen und unbefangten Lebens, der leichtfertigen Streiche und der wohlfeilen Belustigungen, von denen ihnen ihr Patron in gut gelaunten Stunden erzählt. Kaum vielleicht vom Balle heimgekehrt, auf dem sie bis zum Morgen getanzt haben, oder den Kopf noch eingenommen von dem Drama, das sie ausgepfiffen, hat das Erwachen des Gebieters sie schon frühzeitig an ihren Schreibepulten gefunden; flüchtigen Fußes haben sie schon die halbe Stadt in Geschäften durchlaufen, und jetzt sieht man sie mit Aktenstücken versehen, die sie in der Sitzung vertheilen müssen, mit Geldern beladen, die beim Greffier niederzulegen sind, eine Treppe um die andere hinauf und herunter eilend, dunkle Gänge durchlaufend, die Neugierigen bei Seite schiebend, einige Witzeleien mit ihren Kameraden austauschend, abwechselnd die Grobheiten des Präsidenten, des Berichterstatters, des Greffiers und des Huissier's ertragend und sich über Alle lustig machend. Wenn das ein Handwerk wäre, so wüßte ich wahrlich nicht, wie man die Beschwerden, die Mühen und die Langeweile desselben bezahlen könnte; aber es ist etwas Besseres: der Anfang einer Laufbahn, der Weg, der zu einer Zukunft führt. Die Aussicht auf ein ruhiges, gesichertes, mühsam erlangtes Unterkommen, das hält sie aufrecht, ermuntert und belohnt sie im Laufe eines langen Noviziates.

Nach den Schreibern kommen die Advokaten, und auf den ersten Blick kann man wahrnehmen, welcher von Klienten umlagert und mit Arbeiten überhäuft, und welcher sich ruhig den Betrachtungen eines vereinzelten Prozesses hingeben kann. Man urtheile nicht nach der Größe des Aktenstoßes, den er unter dem Arm trägt; nichts ist trügerischer als dieses Anzeichen. Aber wenn man einen Mann ganz außer Athem herbeieilen sieht, die Robe in die Höhe haltend, die Aermel dem Winde überlassend, der schon von weitem fragt, was in der Sitzung vorgeht, so kann man dreist wetten, daß das ein angehender Rechtsgelehrter ist, der durch das Geräusch seines Eifers Kunden in sein Kabinet locken will. Derjenige, der Erfahrung und Beschäftigung hat, beeilt sich langsamer. Er liebt es, daß man seiner bedürfe, ihm ist es recht, daß man ihn schon lange erwartet hat, wohlgefällig sieht er, daß ein halbes Dutzend Schreiber ihm entgegen eilt, daß man ihm vier oder fünf Kammern anzeigt, worin er plaidiren soll. All' diese Hast bringt ihn indessen nicht aus der Fassung; er weiß, daß die Richter gegen seinen Namen gefällig sind, und daß er nur etwa Gefahr läuft, einen Kollegen um seinen Morgen zu bringen. Er antwortet lächelnd, daß er nicht allerwärts zugleich seyn könne, und öffnet ruhig sein Journal, um seine Gedanken zu sammeln.

Jetzt fehlen, um den Wortkampf zu beginnen, nur noch die Richter, und man bemerkt es kaum, wie sie in die Gallerieen schlüpfen, rasch durch den großen Saal eilen und sich nach dem Ort begeben, wo die Insignien ihrer Würde aufbewahrt werden. Denn, wohl zu merken, eine Magistratsperson in einem Salen, auf der Straße, im Schauspiel, auf dem Spaziergange oder beim Restaurateur ist ein Mann, der gut oder schlecht gebildet, alt oder jung, reich oder arm, angenehm oder langweilig ist, der mit sich vornimmt, was er will, tanzt, spielt, reitet, in Omnibus fährt, die Frauen lorgnettirt, einen Regenschirm trägt oder kleine Pasteten ißt, ohne daß man im Geringsten auf ihn Acht giebt, und ohne daß selbst die Gazette des Tribunaux daran denkt, über sein Tagewerk zu berichten. Aber im Palast, den boshaften Blicken der Schreiber und den unruhigen Beobachtungen der Parteien ausgesetzt, hat diese Magistratsperson, der Richter über Leben und Eigenthum, nichts Eiligeres zu thun, als sich mit seinem Kostüm zu bekleiden und den Platz auf seiner Bank einzunehmen. Die Freiheit seiner Handlungen, seiner Bewegungen und Worte geht nur bis zur Mitte des Pont-Neuf. Wenn er der Bildsäule Heinrich's IV. den Rücken gekehrt hat, gehört er ganz dem richterlichen Heiligthume. Die Wichtigkeit seiner Functionen lastet auf seinem Gewissen. Um sich zu denselben zu erheben, fühlt er das Bedürfniß, schnell seine Robe anzulegen, und so groß ist die Macht des Kleides, daß er, einmal damit bedeckt, durch den Stab des Huissiers angekündigt und dem ehrerbietigen Auditorium gegenübersitzend, sicher ist, drei Stunden lang eine ernsthafte Miene beibehalten zu können.

Bei alle dem liegt in der Magistratur etwas so Imposantes und Edles, ihre Wirkung auf die verschiedenen Interessen der Gesellschaft ist so mächtig, daß es nicht erlaubt ist, dieselbe lange zum Gegenstand des Scherzes zu machen. Es würde ein jämmerlicher Staat seyn, wo die Achtung, wo das blinde Vertrauen des Volkes den

Männern fehlte, die über das Vermögen der Bürger entscheiden, den Zustand der Familien regeln, die Gatten scheiden oder sie zum Zusammenleben verdammen, über das Wesen der Kontrakte urtheilen und den letzten Willen der Sterbenden bestätigen oder vernichten. Dies würde aber unvermeidlich der Fall seyn, wenn etwas Anderes als Fähigkeit, Kenntnisse, Fleiß und die aufmerksamste Erfüllung der Pflichten eine Anwartschaft auf jene Aemter gäbe; wenn, mit einem Worte, die Politik, diese teuflische Gevatterin, die ihre Kreaturen allenthalben einschieben möchte, sich in die Wahl der richterlichen Personen mischen und ihr Haß, ihre Bevorzugungen, ihre Launen und kleinlichen Leidenschaften dabei ins Spiel kämen. Man sondere immer die wahre Gerechtigkeit von den beweglichen Leidenschaften, von dem Konflikte der Parteien: man versetze sie in jene hohen Regionen, wohin die Phantasieen des Tages nicht gelangen; man verlange von ihr, die in ihren Grundsätzen unveränderlich und fest seyn soll, die unendlichen Schattirungen der öffentlichen Meinung zu studiren und zu verfolgen; man vertraue ihr die Aufrechthaltung der Gesetze, welche die Zeit bewährt hat, und überlasse anderen Händen jene veränderlichen Launen der Gesetzgebung, welche aus einem Volks-Auflaufe hervorgehen und durch einen parlamentarischen Nachmittag vernichtet werden. Und Ihr, sage ich zu den Richtern, schmeichelt weder dem Hofe noch dem Volke, beugt Euch nicht vor der Gewalt und kommet den Aufrührern nicht entgegen. Ihr seht, daß bei der Umwälzung der Gesellschaft eine Sache bestehen bleiben kann; in Euren Händen liegt sie, setzt Euch nicht der Gefahr aus, sie zu verlieren. Die Gunst der Großen und die Popularität haben Euch nichts Aehnliches darzubieten.

Unter all' den Geschäftsleuten, welche die Stunde der Sitzungen herbeiführt, habe ich die Sachwalter (avoués) zu nennen vergessen. Dies rührt daher, weil die Sachwalter seltener im Palast zu erscheinen pflegen, wenigstens nicht die bedeutenderen, der vornehmere Theil jenes Standes. Für diese sind die Prozesse nur eine unbedeutende Quelle des Gewinnes. Der Tarif ist so karg eingerichtet, und die Parteien sind oft so undankbar, daß es wahrlich nicht der Mühe lohnt, seine Zeit damit zu verbringen, dem Schicksal einer Prozedur zu folgen. Dem Sachwalter wird ein eben zur Welt kommender Prozeß zuerst anvertraut, er legt ihm die ersten Windeln an, nährt ihn mit Vorladungen und Gesuchen, und wenn das Kindlein die gehörige Dickleibigkeit hat, übergiebt er dasselbe dem Advokaten zur Entwöhnung. Es gehört schon eine auffallende Sache, ein Klient von Wichtigkeit dazu, um den Sachwalter zu bestimmen, dem Plaidoyer persönlich beizuwohnen. Er kann seine Zeit bei weitem nützlicher anwenden, seine Geschicklichkeit findet weit mehr Gelegenheit in den Unterhandlungen des Kabinettes, in der gelehrten Diplomatie der Vergleiche. Die Sachwalter des Königlichen Gerichtshofes, welche weniger Gelegenheit haben, diesen Erwerbszweig zu pflegen, besorgen ihre Geschäfte selbst, behelfen sich ohne Schreiber und zeigen sich persönlich an der Barre.

Ich habe vorher von der Eröffnung einer Sitzung gesprochen. Dies ist ein Augenblick des Tumultes, von dem der unglückliche Kläger, dessen Namen man unter verwirrtem Geschrei aussprechen hört, durchaus nicht weiß, was er eigentlich zu bedeuten hat. Das Barreau wird von einer Menge von Schreibern belagert, die den Beistand der Advokaten zur Vollziehung irgend einer Formalität verlangen. Die donnernde Stimme des Huissiers kann kaum den Lärmen beherrschen, den er noch vermehrt, indem er Ruhe gebietet. All' dieses Geräusch, all' diese Verwirrung ist eine Sache des Geschäfts; es handelt sich bloß um Vorbereitungen für das Plaidoyer. Wenn die erste Viertelstunde vorüber ist, nehmen die Dinge einen regelmäßigeren Gang an, und die Redner bekommen ihre Ellenbogen frei. Hier findet man das Zuströmen der Schreier beim Beginn der Sitzung: in einer gesetzgebenden Versammlung ist es gerade umgekehrt. Wenn die Menge sich verlaufen hat, dann kann man nach Gefallen dem Gefechte der Argumente und Gesetzstellen zuhören. Die wortreiche Beredsamkeit der Advokaten ist zum Sprüchwort geworden, und obgleich sie seit Erfindung der Repräsentativ-Regierung das ausschließliche Vorrecht der Geschwätzigkeit eingebüßt haben, so besteht doch der alte Ruf des Barreau's noch sehr gut die Konkurrenz mit der Tribune. Uebrigens ist dieser allgemeine Fehler eine Sache, auf die man im Voraus gefaßt zu seyn scheint. Der Richter rechnet darauf, und selbst der Advokat, der ihn vielleicht gern ablegen möchte, sieht sich genöthigt, seine Beweisgründe noch einmal in derselben Ausführlichkeit zu wiederholen, wenn er bemerkt, daß der Gerichtshof ihm nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Der Bündigkeit des Plaidoyers stehen ferner noch die übertriebenen Anforderungen des Klienten entgegen, der niemals zufrieden ist, selbst nicht nach gewonnener Sache, wenn sein Vertheidiger nicht alle unnütze Thatsachen, alle nicht zur Sache gehörige Umstände, alle Klatschereien, die den Verlust des Prozesses zu Wege bringen konnten, mit der gehörigen Umständlichkeit auseinandergesetzt hat.

In der Mitte des Tages hat man so ziemlich die Wahl unter den zahlreichen Gerichtssälen, wo die Gerechtigkeit gehandhabt wird, und man müßte schon viel Unglück haben, wenn man nicht irgendwo ein wenig Skandal antreffen sollte; denn was will man Anderes an diesem Orte, vorausgesetzt, daß man nicht Kläger, Vertheidiger, Angeklagter oder Zeuge ist? Des Skandales halber finden die Debatten im Justiz-Palaste einen Widerhall in den Salons. Die Gerechtigkeit des Publikums verfährt nicht wie die Gerechtigkeit der Tribunale. Diese entscheidet nach einer langen und sorgfältigen Prüfung; die andere verurtheilt den guten Ruf auf der Stelle und schreitet auch sogleich zur Execution. Man suche daher nur, und sicherlich wird man irgendwo Familienzwistigkeiten finden; dies sind die großen und fruchtbaren Hülfsquellen der Prozeßführung. Niemand ist plauderhafter und boshafter als Verwandte, wenn sie mit einander Prozesse haben; die nähere Berührung ihrer Verhältnisse hat nur dazu gedient, den Haß tiefer zu begründen und ihnen schärfer schneidende Waffen in die Hand zu geben. Nächstdem wird man auch nicht selten auf jene betrübenden Prozesse stoßen, die einen traurigen Kontrast mit dem Brautreigen und der Hochzeitfeier bilden, wo alle Geheimnisse des Hauswesens und des ehelichen Gemaches, alle jene Leiden, welche die Frauen in der Ehe kennen lernen, die Gemeinheiten des Geizes, die Mißhandlungen der Eifersucht, auf eine schaamlose Weise enthüllt werden.

Die Neugierde führt uns nach und nach in alle verschiedene Sitzungen. Wir betreten den schönen Saal des Cassationshofes, wo wir vielleicht dadurch überrascht werden, vor diesen ehrwürdigen Magistratspersonen unter den Bildnissen Hopital's und Aguesseau's über die Kompetenz eines Disciplinar-Conseils der Nationalgarde verhandeln oder eine gelehrte Abhandlung über die Befugnisse eines Sergeant-Majors zu hören. Wir durchlaufen die fünf Civil-Kammern erster Instanz, steigen die Treppe hinauf, die nach den drei Kammern des Königlichen Gerichtshofes führt, wo in der Mitte eine lakonische Inschrift uns daran erinnert, daß das Heil der Völker in den Gesetzen beruht; was sicherlich nicht sagen will, daß man die Gesellschaften rettet, wenn man ihnen neue Gesetze giebt, sondern dadurch, daß man diejenigen achtet, welche sie schon besitzen. Ueberall finden wir die Lokale neu dekorirt, die Lilien entfernt, eine neue Büste aufgestellt und die Wände der Gemälde entkleidet, welche das Gewissen an die Religion erinnerten; die Haken, an denen sie aufgehängt waren, sind noch in der Wand befestigt, als ob sie darauf warteten, daß man irgendwo die Gottheit proklamire, der fortan die Schwüre der Menschheit geweiht werden sollen.

Vielleicht sind wir auf Treu und Glauben der dramatischen Dichter und Romantiker neugierig gemacht, uns den lebhaften Aufregungen hinzugeben, die der Anblick eines Assisenhofes hervorbringen soll. Vielleicht sind wir geneigt, der Unschuld in's Antlitz zu schauen, die von der Lüge und Verleumdung zu den Füßen der Gerechtigkeit geschleppt und von dem energischen Muth jener Redner, die die Vertheidigung der Wittwen und Waisen in ihre Hände genommen haben, unterstützt wird. Unser Herz schlägt schon im Voraus den Tönen jener überzeugenden, zärtlichen, erhabenen, zerreißenden Beredsamkeit entgegen, welche plötzlich die Wahrheit entschleiern und mit Hülfe der Thränen eine mächtige Ueberzeugung in die Seele der Geschwornen schleudern soll. Oder vielleicht gefallen wir uns darin, zu sehen, wie sich die Gewissensbisse des Schuldigen bemächtigen, sein Herz sich durch jammervolles Schluchzen Luft macht und diejenigen, welche seine Schicksale entscheiden sollen, dem schmerzhaften Kampf der Pflicht mit dem Mitleiden preisgiebt; — wer alles das sehen und hören will, — der gehe ruhig wieder nach Hause und nehme seine Bücher zur Hand; ich rathe es ihm freundschaftlich. Er besteige aber nicht jene Treppe, die von einem Auditorium in Lumpen belagert ist. Die Kriminaljustiz hat sich nicht häufig glänzender Vorstellungen zu rühmen; nicht als ob es ihr an Verbrechen, an recht tüchtigen Verbrechen mangelte, zu deren Beurtheilung 36 rechtschaffene Bürger regelmäßig alle vierzehn Tage vom Zufall eine plötzliche Befähigung erhalten; im Gegentheil ein Assisenhof genügt in der Regel nicht, man muß fast immer zwei auf einander bauen. Aber meistentheils sind es nur die täglichen gewöhnlichen Verbrechen, das sich täglich wiederholende Erzeugniß des Elendes und des Lasters, ohne interessante Physiognomie, ohne neue Episoden, ohne grelle oder romantische Farben.

Diese Einförmigkeit des düsteren Verbrechens erhält jetzt durch die zahlreichen Prozesse der Presse und der Volksauflaufe einige Abwechselung. An solchen Tagen wird die Munizipal-Garde verstärkt. Die Magistratspersonen versehen sich mit kaltem Blute, der öffentliche Anwalt bewaffnet sich mit Muth, und die Geschwornen sehen mit Besorgniß auf die Urne, aus der ihre Namen gezogen werden. Denn so wie die Debatten eröffnet sind, werden aus den Angeklagten Angreifende, die Theorieen werden nach Gefallen entwickelt, die Advokaten übertreiben das Unrecht, indem sie es rechtfertigen; auf Alles wird losgestürmt: auf die Grundsätze, auf die Personen, auf die Gesetze; die Vorwürfe, die Drohungen theilen sich in lang anhaltenden Echo dem Auditorium mit. Wenn Alles vorüber ist, spricht die Jury diejenigen frei, die die meisten Mitschuldigen haben, und verurtheilt solche Angeklagte, welche auf dem öffentlichen Markte nicht in besonderem Ansehen stehen. Wahrhafte Gerechtigkeit für eine Zeit, wie die unsrige, und die am besten die Souveränetät der öffentlichen Meinung, mit ihren Schwankungen, ihren Widersprüchen und ihrer Parteilichkeit repräsentirt!

Bibliographie.

Supplément au dictionnaire d'artillerie. (Nachtrag zum Artillerie-Wörterbuche.) Vom General Baron A. Cotty. 4. Pr. 16 Fr.

Cours de Géométrie. (Kursus der Geometrie und Trigonometrie.) Zum Gebrauche derer, die sich für die Aufnahme in die polytechnische, die Artillerie- und die Marine-Schule vorbereiten wollen. Von A. Mutel. Pr. 5 Fr.

Le crapaud. (Die Kröte.) Ein Spanischer Roman aus dem Jahr 1823. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le maréchal d'Ancre. (Der Marschall von Ancre.) Ein Roman in 5 Bänden, von Gust. Delalance. Pr. 15 Fr.

Raoul — oder die Aeneide. Von Frau v. Bawr. Pr. 7½ Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Montag den 16. April 1832.

Polen.

Die Polnischen Dichter und die Warschauer Rezensenten.

(Von Adam Mickiewicz, als Einleitung zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte.*)

Die in gegenwärtiger Ausgabe enthaltenen Gedichte sind fast alle dem Publikum schon von früher her bekannt; sie zogen bei ihrer ersten Bekanntmachung die Aufmerksamkeit der Rezensenten auf sich und wurden der Gegenstand zahlreichen Tadels und Lobes. Beide las ich mit gleichem Gefühl und schwieg. Den Anlaß meines Schweigens wird Jeder leicht errathen, wenn er den Zustand der jetzigen literarischen Kritik in Polen kennt und eine Vorstellung hat von den Personen, die sich das Amt eines Kritikers anmaßen. Da ich jedoch eine wiederholte Ausgabe der so oft und von so vielen Federn beurtheilten Werke veranstalte und diese Werke fast ohne irgend eine Abänderung in ihrer ursprünglichen unvollkommenen Gestalt der Welt vorlege, so fürchte ich, meine Leser möchten glauben, ich hätte mich aus Eigensinn, eine gewöhnliche Krankheit kritisirter Schriftsteller, gesperrt, von Bemerkungen, und noch dazu von solchen, die in Zeitschriften, und zwar in Warschauer Zeitschriften, gedruckt erschienen, Nutzen zu ziehen. Habe ich indeß gefehlt, so will ich mich vor den Rezensenten nicht durch Unwissenheit entschuldigen; ja ich bin es ihnen schon aus Artigkeit schuldig, die Gründe eines hartnäckigen Verharrens im Irrthum darzulegen; denn was auch die Meinung der Rezensenten seyn möge, so gehören sie doch fast immer zu der Klasse, welche wenigstens Polnische Bücher liest; und da diese Klasse in unserem Lande nicht eben zahlreich ist, so gebührt ihr unläugbar von Seiten der Autoren eine ganz besondere Höflichkeit.

Die erste Beurtheilung meiner Gedichte erschien, so viel ich mich erinnere, im Jahre 1822 in der Warschauer Zeitschrift Aspasia. Der Redacteur, Franz Grzymala, sprach eine für den Dichter sehr schmeichelhafte Ansicht aus; er läßt sein Talent gelten und geizt nicht mit auserlesenen Bemerkungen, wie nöthig es für ihn sey, mit Fleiß zu arbeiten, sich vor Eigenliebe zu hüten, auf die Kritik zu achten und dergleichen mehr. Was die Vorzüge und Mängel des Werkes in künstlerischer Hinsicht betrifft, so wagt es Franz Grzymala als bloßer Publizist und Statistiker nicht, sich in literarische Untersuchungen einzulassen, und da er selbst nicht weiß, ob ihm meine Gedichte gefallen sollen oder nicht, so fragt er die Warschauer Gelehrten um ihre Meinung hierüber und sieht einer gewichtvollen Amtskritik ihrerseits entgegen. Später kamen noch in anderen Zeitschriften kurze Anzeigen oder Bemerkungen zum Vorschein, bis endlich der von Franz Grzymala erwartete Kritiker in der Person des Franz Salesius Dmochowski auftrat.

Der Redacteur der „Polnischen Bibliothek" erkennt dem Verfasser der Gedichte ebenfalls Talent zu und ertheilt ihm mit gleicher Freigebigkeit allgemeine moralisch-literarische Rathschläge. Leider ist es aber schwer, von einer allgemeinen Bemerkung einen künstlerischen Gebrauch zu machen. Wenn ein Maler sein Gemälde zur Kritik ausstellt, so werden ihm die Besuchenden nicht viel nützen, wenn sie auch noch so oft mit der Kennermiene wiederholen, er müsse fleißig seyn, er müsse zeichnen lernen, er müsse sein Kolorit vervollkommnen und so weiter. Doch auch besondere Vorwürfe liefen mitunter; man beschuldigte mich hauptsächlich, daß ich den Polnischen Ausdruck verschlechtere, indem ich mir Provinzialismen und fremde Wörter erlaubte. Ich bekenne, daß ich Provinzialismen nicht nur nicht scheue, sondern vielleicht absichtlich benutze; nur möchte ich ersuchen, auf die verschiedenen Gattungen der Poesie in meinen Werken zu achten und den Styl einer jeden nach anderen Regeln zu beurtheilen.

In Balladen, Liedern und überhaupt in allen Dichtungsarten, welche auf Volksüberlieferung beruhen und einen besonderen Orts-Charakter an sich tragen, bedienten sich die großen Dichter des Alterthums und bedienen sich noch jetzt die Dichter unserer Zeit der Provinzialismen, das heißt solcher Ausdrücke und Redensarten, die sich von der allgemein angenommenen Büchersprache unterscheiden. Der alten Griechischen Mundarten nicht zu erwähnen, darf nur an die Werke von Burns, Herder, Göthe, Scott, Karpinski und Theodat Zalewski erinnert werden. Unser Trembezki, noch kühner als jene, gebrauchte selbst in der didaktisch beschreibenden Gattung, die sich gewiß am meisten von der Volkspoesie entfernt, Ausdrücke wie chwost (Laffe) und ähnliche, sicherlich nicht aus Unkenntniß der Sprache. Es hängt hierbei Alles von einer geschickten Anwendung ab. Ich läugne nicht, daß ich vielleicht zu oft oder nicht immer am rechten Ort und mit richtigem Takt Provinzialismen anbrachte; einem Jeden steht es frei, mich deshalb zu tadeln, während ich nicht berechtigt bin, mich zu verantworten. Die tiefe Sprachkenntniß und der Geschmack ausgebildeter Kenner fällen über grammatische Neuerungen ihr Urtheil; das Publikum wird diese Urtheile mit der Zeit bestätigen oder verwerfen. Es ist weit schwerer, in dieser Hinsicht einen Ausspruch zu thun, als es den Rezensenten erscheint. Um seine Meinung in solchem Fall geltend zu machen, bedarf es einer literarischen Autorität. Herr Ordyniec nimmt als Theoretiker Lexikon und Grammatik zur Hand und unterstreicht die Provinzialismen oder unedlen Ausdrücke Trembezki's; wir Laien dagegen stützen uns in Zweifeln, wo der Geschmack allein Richter ist, lieber auf den Verfasser der „Sophijowka." Das allgemeine Aburtheilen der Rezensenten über Provinzialismen rührt von der Methode der alten Französischen Journalisten her. Sie, die sich für die Wächter der Sprache halten, berufen sich alle Augenblicke auf das Wörterbuch der Akademie. Freilich muß es den Rezensenten und gewissen Lesern angenehm seyn, zu glauben, daß sie mit einem Wörterbuch zugleich ein Tribunal in der Tasche haben, welches die schwierigsten Streitigkeiten in Bezug auf den dichterischen Ausdruck zu entscheiden bereit ist.

Wenn über meine älteren Gedichte nur ein allgemeines Urtheil ausgesprochen wurde, so nahm man dafür die Sonette bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten durch und analysirte sie bis auf die einzelnen Ausdrücke, Redensarten, Wortformen und Endungen in grammatischer, rhetorischer und ästhetischer Hinsicht. Ich habe über 20 Rezensionen gelesen, der Satiren und Parodieen nicht zu gedenken. Folgendes ist zuvörderst eine Uebersicht der allgemeinsten Urtheile: Die Polnische Dichtkunst, sagt Herr M. M., beschränkte sich bis jetzt auf Uebersetzungen und Nachahmung der Franzosen; Mickiewicz hat ihr zuerst den Stempel der Nationalität aufgeprägt; er ward der Schöpfer einer Original-Poesie. Die Polnische Dichtkunst, erwiedert Herr Franz Salesius Dmochowski, war bis jetzt national; sie näherte sich immer mehr der Vollendung, und ihr größtes Werk, das Mark und der Kern der Nationalität, sollte ein Gedicht über die Landwirthschaft seyn, dem man seit mehreren Jahren in Warschau entgegensah. Mickiewicz ist der Erste, der diesen Stempel der Nationalität zerstört und vernichtet, die Grundsätze des guten Geschmackes wankend macht, den Styl verdirbt und die Polnische Literatur mit nochmaligem Verfall bedroht. Es freut uns, ruft der Lemberger Herausgeber meiner Sonette aus, daß Mickiewicz die Balladendichtung, auf die sich das Volk selbst am besten versteht, aufgegeben und eine ganz neue Gattung in unsere Literatur eingeführt hat. Seine Sonette verleihen ihm einen unverkennbaren Anspruch auf Unsterblichkeit. Wir bedauern, sagt ein anderer Rezensent, daß Mickiewicz, der bis jetzt das Feld der National-Poesie bebaute, von Balladen und Sagen sich abgewendet hat und sich mit Sonetten, einer der Polnischen Literatur ganz fremden Dichtungsart, beschäftigt. Die Sonettform ist, nach der Ansicht eines zehnten Rezensenten, frei, edel und schön; einem eilften erscheint sie sklavisch, schwerfällig und undankbar; ein funfzehnter verachtet das Sonett, als eine Ausgeburt des barbarischen Mittelalters; der zwanzigste beweist, daß sogar Horaz etwas Sonett-Aehnliches geschrieben habe.

In den einzelnen Bemerkungen findet sich dieselbe Meinungsverschiedenheit. Dieselben Wendungen und Ausdrucksarten, welche die Einen durch Erhabenheit und Harmonie der Sprache in Erstaunen setzen, beleidigen die Anderen durch gemeinen Inhalt und das Ohr verletzenden Versbau. Ein Sonett, welches den Einen rührt, wird für den Anderen der Stoff zu einer lustigen Parodie; hier wird es nicht verstanden, dort durch einen langen Kommentar erklärt; Andere begreifen den Verfasser und beklagen sich über die Dunkelheit des Dolmetschers.

Bei so verschiedenen Ansichten hat uns vorzüglich ein Vorwurf Wunder genommen; viele Rezensenten haben ihn einstimmig wiederholt, und am weitläuftigsten ergeht sich darüber Franz Salesius Dmochowski. Dieser Vorwurf betrifft den Gebrauch fremder orientalischer Ausdrücke. Der Redacteur der Polnischen Bibliothek beginnt in gewohnter Weise mit allgemeinen und richtigen, aber schon vor

*) Nowy Parnas Polski. (Neuer Polnischer Parnaß.) Enthält Gedichte von Adam Mickiewicz, Eduard Odyniec, Julian Korsak, Alexander Chodźko, Theodat Zalewski, Anton Gorecki und Massalski. Erste Abtheilung: Gedichte von A. Mickiewicz. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. Warschau und Posen. In Berlin zu finden in der Asherschen Buchhandlung.

Bekanntmachung seiner Rezension etwas sehr bekannten Bemerkungen, unter Anderem, daß die orientalische Poesie von der Europäischen verschieden, sehr verschieden sey; daß es Mühe, sehr viel Mühe koste, die Poesie des Morgenlandes nachzuahmen. Wer nicht die Taktik der Rezensenten kennt, die über eine ihnen unbekannte Sache in allgemeinen Ausdrücken, deren man sich in der Literatur wie des Buchstaben x in der Mathematik bedient, hinwegzuschlüpfen pflegen, der würde glauben, Herr Dmochowski sey ein großer Orientalist. Indeß man wird nicht lange im Irrthum gelassen; man sieht bald, daß dieser Herr Dmochowski nicht nur die Eigennamen von Bergen und Flüssen nicht kannte, was von wenig geographischer Kenntniß der Nachbarländer zeugt, sondern nicht einmal die Ausdrücke Allah, Dragoman, Minaret, Selam und Islam verstand. Obgleich in Warschau die orientalische Literatur nur wenig Schüler zählt, so muß doch gewiß eine solche Unwissenheit eines Rezensenten auch das dortige Publikum in Erstaunen setzen. Die angeführten Arabischen oder Persischen Ausdrücke kommen in Göthe's, Byron's und Moore's Werken so oft vor und sind so vielfältig erläutert worden, daß es eine Schande für einen Europäischen Leser ist, sie nicht zu kennen, geschweige für den Herausgeber einer Zeitschrift. Wer hat bei einer poetischen Beschreibung unserer Städte nicht der Kirchen und Thürme gedacht, und kann man bei der Schilderung einer Stadt des Morgenlandes die Minarets übergehen? Und wie soll man sie ins Polnische übersetzen, oder, um mit den Worten der Rezensenten zu reden, wie soll man sie in der Sprache der Sarbiewski's, Kochanowski's, Sniadezki's und Twardowski's wiedergeben? Gleichwohl hat Sarbiewski gar nicht Polnisch geschrieben, die Sniadezki's haben keine Gedichte gemacht, und in Twardowski's Werken kommen mehr fremde Ausdrücke vor, als in allen meinen Sonetten. Franz Salesius Dmochowski freilich hat ein wunderbares Beispiel davon gegeben, wie man fremde Ausdrücke und Redensarten verpolnischt, indem er in seinen Versen, von Peleus, dem Vater des Achill, sprechend, diesen den Machthaber „eines kleinen Powiats (Kreises) in Thessalien" nennt und auf diese Weise aus einem der mächtigsten Könige des heroischen Griechenlands einen Polnischen Kreis-Marschall macht. Ich, als Anfänger im romantischen Styl, wollte es nicht wagen, mich einer solchen Neuerung zu bedienen, die nur gewichtvollen Klassikern zusteht.

An den Provinzialismen und der Fremdartigkeit des Ausdrucks, so wie an dem inkorrekten Versbau, haben die Rezensenten vorzüglich Anstoß genommen. Man fürchtete allgemein, wir möchten wieder in das barbarische Zeitalter der Jesuiten-Literatur gerathen. Wir erlauben ja, sagen unsere Rezensenten endlich, daß man den Englischen Schriftstellern nachahme, was die ungebundene Form betrifft, aber unsere Schriftsteller müssen auch deren reinen und korrekten Stil sich zum Muster nehmen. Byron, Göthe, Scott hat Niemand der Sprachverderbung beschuldigt, ruft Salesius Dmochowski im Einklang mit dem ganzen Chor. Wenn die Kritiker nur einmal einen Blick in die früheren Deutschen und neueren Englischen Rezensionen thun wollten, so würden sie sich überzeugen, daß alle von ihnen angeführte Dichter denselben Vorwürfen ausgesetzt waren. Dergleichen Rezensionen finden sich auch schon in Französischer Uebersetzung vor. Man vergleiche den Mercur des 19ten Jahrhunderts, in dem es heißt: „Die berühmtesten Englischen Dichter, Walter Scott, Southey und Moore, verschmähen eine Verbesserung ihrer Verse; sie trotzen nicht nur den Regeln des Metrums, sondern auch denen der Grammatik; aus der Englischen Sprache machen sie eine völlige Polyglosse, in die aus allen Mundarten und Sprachen Wörter aufgenommen werden. Byron bringt seine stenographirten Inspirationen auf gut Glück zu Papier, ohne ihnen nachmals noch irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken, indem Nachlässigkeiten bei ihm mit unter den poetischen Freiheiten gelten müssen, ein System, welches ohne Zweifel einem wahren Dichter ziemt, denn mit derselben Gleichgültigkeit hat bei uns Herr von Lamartine seine Meditationen hingeworfen, so daß seine Freunde und Herr Tastu, sein Buchhändler, sie verbessern mußten." Ueber solche Klagen darf sich Niemand wundern. Die Schulbeteren waren von Dante's bis auf Lamartine's Zeiten sich immer gleich in ihren Charakteren und Ansichten; so oft sie einen Dichter lasen, bedauerten sie es mit einem gutmüthigen Seufzer, daß ein so talentvoller Poet nicht ihre Kenntnisse besitze. Das Geschrei der rhetorischen Lärmmacher wird in Zeiten großer literarischer Umgestaltungen periodenweise noch stärker. In Deutschland war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Literatur fast so arm als bei uns. Der damals berühmte Leipziger Grammatiker Gottsched, ein glatter talentloser Versemacher, ein kurzsichtiger und engherziger Rhetor, betrachtete die nachahmende Schlesische Dichterschule als klassisch; Gottscheds eigene Verse aber sollten eigentlich das höchste Muster von Klassizität und Deutscher Nationalität seyn. Nach der Meinung seiner Schule gehörten Lessing, Klopstock und Göthe zu den ungebildeten und kecken Neuerern. Dieser Meinungskampf allein bewahrte die Erinnerung an Gottsched's Namen, von dessen Werken man nichts mehr hört. Der Schauplatz ähnlichen Streites war in viel früherer Zeit auch Spanien, als die Italiänische Schule eine neue Poesie über dieses Land verbreitete. Ein ähnlicher Streit ward vor unseren Augen in England ausgefochten und dauert noch jetzt in Frankreich fort. Die Prophezeiungen von dem nahen Verfall der Literatur und des Geschmacks in Polen scheinen daher grundlos zu seyn, wenigstens droht die Gefahr nicht von Seiten der Romantiker. Die allgemeine Literaturgeschichte liefert die Ueberzeugung, daß Verfall des Geschmacks und Mangel an Talenten überall aus gleicher Ursache herrührten, nämlich daher, daß man sich in einer gewissen Zahl von Regeln für Ideen und Ansichten verschloß, nach deren Aufzehrung, aus Mangel an neuen Speisen, Hunger und Tod erfolgte. So sank die Byzantinische Literatur, diese reichste Erbin Griechischer Denkmäler; sie sperrte sich eben sowohl gegen Franken als gegen Araber ab und wollte mit den Fortschritten der Jahrhunderte keine neue Formen annehmen. Eine ähnliche Erschlaffung betraf im vorigen Jahrhundert die Französische Literatur. Bei uns verbreiteten zur Zeit der Jesuiten gerade die Leute, welche die Regeln der Rhetorik am besten kannten, gerade die Professoren der Rhetorik und die Prediger, am meisten den schlechten Geschmack. Die allgemeine Verfinsterung rührte nicht von der Einführung fremder Kenntnisse, sondern von deren sorgfältiger Abwehrung her. Als Konarski die Nothwendigkeit des Studiums der Französischen Sprache darlegte, ergrimmten die Schüler und Anhänger der Jesuiten über diese Neuerung, eben so wie jetzt die Schüler und Anhänger der Warschauer Schule über die Englische und Deutsche Literatur.

Der Leser sieht, daß ich unter den zahlreichen mir vorgerückten Fehlern nur zwei rechtfertigen wollte, nämlich den Gebrauch von Provinzialismen und von fremden Ausdrücken. Die Ansichten der Rezensenten über die Schönheit und Ungehörigkeit meiner Gedanken, über die schlechte oder glückliche Wahl der Form, über die Harmonie oder Härte der Verse stelle ich ohne Entgegnung dem Urtheil des Publikums anheim. Entfernt von dem Schauplatz literarischer Unruhen, zu keiner Koterie gehörig, lese ich die Rezensenen oft erst einige Jahre nach ihrer Bekanntmachung und habe sie in der einzigen Absicht angeführt, um den Lesern zu zeigen, daß es nicht so leicht ist, wie es scheint, seine Werke nach den Bemerkungen der Journalisten zu verbessern. Einige Rezensenten freilich wollten dem Autor diese Mühe sparen und übernahmen es selbst, Ausdrücke, Redensarten und sogar ganze Verse umzuändern. Solche in der periodischen Literatur Europa's beispiellose Großmuth gehört zu den alterthümlichen Erbtugenden eines Warschauer Journalisten.

Als ich beim Schluß dieser Vorrede noch einmal die oben angeführten Abhandlungen und Bemerkungen überblickte, jenen entschiedenen Ton der Warschauer Rezensenten, ihre hohe Meinung von ihren Kenntnissen und der Wichtigkeit all' ihres Wissens, jenen Einfluß, welchen noch jetzt über das Gemüth gewisser Leser die Worte ausüben: er ward in der Zeitung gelobt, er ward in der Zeitung getadelt, ohne Rücksicht darauf, wer da lobt oder tadelt, zeigte mir dies Alles den ganzen Unterschied zwischen dem niedrigen Stand von uns Schriftstellern aus der Provinz und der gewichtvollen Hierarchie der Warschauer Rezensenten. Glücklicher Weise fiel mir ein, daß ich auch einigen Anspruch habe auf die Privilegien dieses Domkapitels. Vor mehreren Jahren nämlich, als ich noch Student war, ließ ich auch im Warschauer Pamiętnik eine klassischen Geist athmende Rezension abdrucken; ich brachte reichliche Citate aus dem Brief an die Pisonen und der Vorlesung Labarpe's bei, was noch jetzt in jenem Kapitel für ein Zeichen von ungewöhnlicher Bildung gilt und zu dem Amt eines Kritikers hinlängliche Befähigung giebt. Ich erkühne mich also, auf einen Augenblick vergessend, daß ich unterdessen ein Dichter wurde, die alte Rezensentenmaske noch einmal anzunehmen und meinen Kollegen wenigstens für ihre allgemeinen Ansichten und moralischen Warnungen mit gleicher Münze zu bezahlen, nämlich mit allgemeinen Bemerkungen und geistiger Kost. Ein Dichter ohne große und vielseitige Kenntnisse, wenn er auch keine Hauptwerke ersten Ranges schafft, die in der Literatur Epoche machen, kann dennoch in einzelnen untergeordneten Erzeugnissen seine Kräfte glücklich prüfen; wenn er auch keinen Europäischen Ruhm erlangt, so kann er doch in seinem Lande, in seiner Provinz Leser und Lobredner finden. Anders verhält sich die Sache mit den Theoretikern; diese müssen von Berufs wegen Gelehrte seyn. Je mehr Kunstwerke entstehen, je weitere Ansichten für die Theorie sich eröffnen, mit desto größerer Sorgfalt müssen Jene ihr kritisches Talent vervollkommnen und stets mit dem vorschreitenden Jahrhundert gleichen Schritt halten. Je verwickelter die gesellschaftlichen Verhältnisse, je mehr Gesetze und Gebräuche, desto gelehrter müssen die Gesetzgeber von Beruf und die Richter seyn. Durch einen seltsamen Widerspruch aber haben wir in unserer Literatur wohl gelehrte Dichter und Redner gehabt, unsere Theoretiker hingegen, von den Grammatikern bis zu den Aestbetikern, zehrten nur von den Brocken der aus der Schule mitgebrachten Regeln und waren im Uebrigen verfinstert und voller Vorurtheile, zu denen sich noch Unwissenheit gesellte.

Unsere Literaturgeschichte hat hierin mit der politischen große Aehnlichkeit. Wir hatten stets gute Soldaten und treffliche Bürger, aber zur Gesetzgebung und Heeresverwaltung drängten sich, zumal in der letzten Zeit, Leute ohne alle Kenntniß und Erfahrung. Schon Mrozinski hat Warschau's gepriesenen Grammatikern die geziemende Würdigung angedeihen lassen; der Rhetoren wartet noch dieses traurige Todtenamt. Wenigstens mit einigen Worten wollen wir eine flüchtige Vergleichung zwischen ihnen und den Autoren anstellen. Trembezki war nicht nur Dichter, sondern auch Gelehrter; er hatte philologische Kenntnisse von der Literatur des Alterthums, war gründlich in der Französischen Sprache bewandert, hatte auch die einheimische aus der Zeit der Sigismunde studirt und wußte ihren Werth zu schätzen. Krasicki's Werke zeugen von vielseitiger poetischer Bildung nach Lateinischen, Italiänischen und Französischen Mustern. Niemcewicz wollte sich sogleich in seinen ersten Arbeiten nicht auf Nachahmung beschränken; er schuf selbst neue Formen der historischen Komödie und der historischen Gesänge, nicht nach den rhetorischen Grundsätzen des Dekolonius, sondern nach den Forderungen der Zeit.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Powietrze w Warnie i różne wiersze. (Die Pest in Warna und verschiedene Gedichte.) Von T. Lubienski. Warschau. Pr. 1½ Fl.

Jerzy Milosławski. (Georg Miloslawski, ein historischer Roman aus der Zeit des Krieges, den Chodkiewicz im Jahre 1612 mit Moskau führte.) Aus dem Russischen des M. Sagoskin übersetzt. 3 Bde. Warschau. Pr. 12 Fl.

Sposób przyklejania obić papierowych. (Die Tapezierkunst und die Vortheile des Gebrauchs von Tapeten.) Warschau. Pr. 2 Fl.

Sto zadań małego rachmistrza dla nauki i zabawy dzieci. (Hundert Aufgaben des kleinen Rechenmeisters zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.) Warschau. Pr. 4 Fl.

Ideen und Erfahrungen über die Natur und Behandlung der Asiatischen Brechruhr, mit besonderer Beziehung auf die Anwendung des Wismuths gegen dieselbe; von Dr. Leopold Leo. Warschau.

Frankreich.

Jambes. (Jamben.) Von August Barbier. Paris, 1832.

Der Vers. dieser gleich nach ihrem Erscheinen mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommenen Gedichte, von denen, wie wir hören, bereits eine zweite Auflage bevorsteht, ist im eigentlichsten Sinne ein Dichter der jetzigen Zeit; denn er ist aus ihr hervorgegangen, und kurz nach Verlauf der drei Juli-Tage wurde sein Name auf einer unter dem Titel: „La Curée" von ihm herausgegebenen poetischen Broschüre zum ersten Male dem Publikum genannt. Dieses sein erstes Werk war ohne Zweifel das bedeutendste poetische, zu dem die Revolution von 1830 die Französischen Dichter begeistert hat. Die Franzosen fühlten sich hingerissen von der energischen Wahrheit der Züge, mit der die Zeit darin wiedergespiegelt war, obgleich die Lebhaftigkeit des jungen Dichters ihn bisweilen zu Ausschweifungen veranlaßte und die gewissermaßen grundsätzliche Schroffheit seiner Sprache nicht selten abstoßend war. Aber er zeigte dichterische Lebenskraft, Originalität und Begeisterung, die ihn zu einem wirklichen Dichter, wie deren nicht in jedem Jahrzehent geboren werden, stempeln. Seine neuesten Gedichte sind, wie schon der Titel: „Jamben" zu erkennen giebt, Satiren.

Warum — ruft der Berichterstatter in der Revue Europeenne aus, — schreibt dieser junge Mann, welcher begütert und glücklich seyn soll, der nicht, wie Gilbert, arm, krank und verfolgt ist, Satiren? Woher kommen bei ihm diese Gefühle des Hasses und der Verachtung gegen die bürgerliche Gesellschaft, welche, wenn sie in ihrem Ausdruck auch ein wenig übertrieben scheinen, doch wirklich im Grunde seiner Seele wurzeln? Warum fühlt er sich in einem Lebensalter der Hoffnung und Phantasie, bei seiner sonst sichtbaren Hinneigung zum Zarten und Erhabenen, jetzt nur gestimmt, bittere Klagen und rohe Invektiven laut werden zu lassen? — Die Antwort, aus der eigenthümlichen Parteirichtung dieses Journals hervorgehend, ist keine andere als die: Weil der gesellschaftliche Zustand heutzutage ein hoffnungsloser und zukunftsloser für Jeden seyn muß, welcher Beweglichkeit des Geistes und Herzens besitzt! Unter der Restauration fand eine politische, philosophische und literarische Aufregung statt, die auf etwas Großes gerichtet zu seyn schien; die Erwartung einer neuen Aera des menschlichen Geistes erhob den Muth und begeisterte die Einbildungskraft. Da vernichtete die Juli-Revolution durch einen Schlag mit der Vergangenheit diese ganze Aussicht und führte dies Zeitalter der Wunder herbei, dessen Herold der Liberalismus ist. Niemals wurden süßere Hoffnungen grausamer enttäuscht, niemals aller Enthusiasmus, alle Wünsche, alle Träume von Ruhm und Freiheit schmerzlicher Lügen gestraft. Alles wurde nur verändert, um schlechter zu werden, und selbst an Hoffnungen ist man ärmer geworden! Ist es ein Wunder, wenn beim Anblick eines solchen Verfalls unsere jungen Dichter sich betrübt und entrüstet fühlen? In dieser Zeit bedarf man, mehr als in einer anderen, Glauben, Hoffnung und Begeisterung, und doch bietet der gesellschaftliche Zustand nichts als Zweifel, Niedergeschlagenheit und einen tiefversteckten Egoismus dar. Unter der Herrschaft solcher Eindrücke der Zeit wird die Poesie, welche eine heilige Regung der Seele seyn sollte, stets nur der Abdruck einer tiefen Entartung des Lebens seyn. Byron mit seiner Verzweiflung, seinem Unglauben, seinen vornehm-hohlen Rathbehelfen wird ein unwandelbares Vorbild für sie seyn. Die Einen werden in die Einsamkeit entfliehen, um an der Betrachtung der Natur ihren erloschenen oder wankenden Glauben wieder aufzurichten, und doch wird sie der Geist des Zweifels selbst bis auf das Gebiet ihrer lyrischen Extasen verfolgen. Andere werden sich gegen das Zeitalter kehren, dessen unseliger Einfluß alle ihre Träume von Religion, Liebe und Freiheit vernichtet hat; sie werden es brandmarken und seine scheußlichsten Wunden entblößen; sie werden das Talent, „welches Gott zu Gesang, Glauben und Liebe schuf", dazu anwenden, sich an einem Gesellschaftszustande zu rächen, der weder Lied, noch Andacht, noch Liebe will. In diesem Falle befindet sich Hr. Barbier. Da er keine Hymnen dichten konnte, schreibt er Satiren und hat sich darin nicht Horaz oder Boileau, sondern Juvenal zum Vorbild genommen. Die Satire der Ersteren würde in der That für unser Zeitalter zu schwach seyn. Die ehrbare Seele Boileau's war nur eines tugendhaften Unwillens fähig; er witzelte auch nur über schlechte Dichter, über Cotin, über Chapelain, über die Schwierigkeiten des Reims, über ein langweiliges Diner oder die Qual der Pariser Straßen. Seine Satiren sind bewundernswürdig versifizirt, voll Salz und Laune, aber die Grundintention derselben ist meistentheils zu leicht; es ist weder eine tiefe Aufregung, noch ein wahrhafter Zorn darin, weil dies damals noch nicht an seiner Stelle gewesen wäre. Was Horaz betrifft, so konnte er in seiner Zeit auch Besseres finden, als Lächerlichkeiten zum Stoff für die Satire, da die Gemüther damals noch nicht bis zu dem Grad der Versunkenheit gelangt waren, welcher sich später offenbarte und sich, in Ermangelung sittlichen Gehalts, doch noch seine Bildung und Würde zeigten; aber der geniale Höfling des August und des Mäcen war in seiner epikuräischen Gesinnung nur allzu duldsam gegen die Laster seiner Zeit. So war Persius nicht, und noch weniger Juvenal, dieser energische Maler eines verabscheuungswürdigen Zeitalters; auch Tacitus, in seiner Weise ebenfalls ein Satiriker, steht ganz anders da. Diese edeln Geister, aus der Schule der Stoiker hervorgegangen, widersetzten sich in einem großartigen Sinne der Verworfenheit, welche sie rings umgab, und ihre gewaltigen Worte trösten gewissermaßen, wie eine gerechte Rache, die beim Anblick so großer Verbrechen und Schandthaten zurückschauernde Seele. Zwar soll damit keineswegs unsere Zeit der Stufe der Verderbniß Roms unter den Kaisern gleichgestellt werden, aber offenbar giebt die Gegenwart, wo sie Anlaß zur Satire bietet, mehr zu einer bitteren und aufflammenden Entrüstung Stoff, als zu harmlosen und launigen Scherzen. Barbier's Auffassung der Zeit ist sehr ernst und streng; er greift stets die charakteristische Seite ihrer verderbten Zustände an, und wenn er meistentheils nur andeutet und ihm noch Stoff genug zu Ausführungen zurückbleibt, so muß man doch gestehen, daß seine Angriffe fast immer gerecht sind.

Da die Politik — fährt die Revue Europ. fort, — unser Alpha und Omega und unsere hauptsächlichste Manie ist, so muß sie nothwendiger Weise auch am häufigsten unter die Feder des Satirikers kommen. Der Verfasser der Jamben steht hierin ohne Zweifel auf einem höheren Standpunkt als z. B. der parteigängerische Herausgeber der Nemesis. Barthélemy setzt gewissermaßen den National und die Tribüne in Verse; die Schreibart dieser wöchentlichen Satire ist leicht, energisch und voll pikanter Wendungen, aber die Gedanken sind arm und trivial, es sind revolutionaire Gemeinplätze, abgedroschene Declamationen gegen die Karlisten, das Juste-Milieu, die Pairie, die heilige Alliance, Dom Miguel ꝛc. ꝛc., oder nicht weniger abgedroschene Lobrednereien auf den Konvent, die Bravour der republikanischen Heere und das Genie Napoleons. Der Vers. der Jamben zeigt bei weitem eine größere geistige Unabhängigkeit. Man sollte ihn für einen Republikaner halten, nachdem man seine Curée gelesen, mit so großer Liebe hat er die Stürme des Juli dargestellt und mit eben so großer Grausamkeit die hommes du lendemain darin gezüchtigt, aber wenn ihn für einen Augenblick die Insurrection begeisterte, so that sie es nur als Lebenszeichen und Aeußerung der volksthümlichen Kraft. Nachdem er jedoch gesehen, daß „wir nur drei Tage lang vermochten auszudauern", sank seine Begeisterung wieder, und so kommt es, daß er allen Parteien, welche sich um die Herrschaft streiten, ohne Unterschied gegenübersteht.

Niemals aber werden die Farben des jungen Dichters lebhafter, als wenn er Paris zum Gegenstand seines Gemäldes macht, und hierin zeigt er sich wahrlich nicht als einen Anhänger der Centralisation. Paris ist ihm:

> Ein offner Schlund für jede Lasterthat,
> Der in sich saugt den Auswurf aller Völker,
> Und dann den Koth, von dem sein Innres schwillt,
> Zu Zeiten ausspeit durch den ganzen Erdkreis.

Eines der merkwürdigsten Gedichte in der ganzen Sammlung ist ohne Zweifel das mit der Ueberschrift: „Das Ideal", welches Napoleon und seine fanatischen Bewunderer zum Gegenstande hat:

> Noch stets Napoleon! Noch stets sein großes Bild! —
> Ach! wie viel Blut und Thränenstoff entquillt
> Den Thaten dieses mächt'gen wilden Kriegers
> — Bloß um die Lorbeer-Eitelkeit des Siegers!

Während Andere sein eisernes Joch zurückwünschen, sieht der Dichter in ihm nur den Despoten, den Unterdrücker, den unersättlichen Eroberer, welcher zweimal eine Invasion gegen sein Vaterland, und damit alles Unheil, welches sich in Folge derselben eingestellt, veranlaßte. Die Vergleichung Frankreichs mit einem wilden Roß, mit dem sich sein Reiter in alle Gefahren stürzt, um es so zu zähmen, dem er „die Erde giebt zur Rennbahn und den Kampf zum Zeitvertreib", ist ein Meisterstück von Originalität und sinnreichem Ausdruck.

Was die Sprache des Verfassers betrifft, so finden sich in seinen Jamben Bezeichnungen, welche ein Mann von Welt und Bildung nicht nachzusprechen wagen, die manche Leserin nicht verstehen, oder wovor sie, wenn sie den Sinn begriffe, erröthen würde. Feinheit und Zurückhaltung ist überhaupt nicht der Charakter dieser Satiren. Der Dichter vergönnt keinen Schleier, selbst der Schaam, der Sittsamkeit nicht. Seine Muse verweilt in der Mitte von Lastern und Thorheiten, so wie zu den Zeiten Julians und seiner Vorgänger die Cyniker sich nackt zeigten, aber wenn Barbier ein cynischer Dichter ist, so ist doch der Cyniker in ihm zugleich ein redlicher Mann, und seine oft unzüchtigen Ausdrücke verbergen in ihrer rohen Hülle einen reinen und keuschen Gedanken. Der Dichter selbst hat sehr wohl gefühlt, was man ihm in dieser Hinsicht vorwerfen könnte, indem er singt:

> Man wird mir sagen, daß ich schamroth mache
> Und daß mein Vers sich gern im Kothe wälzt,
> Daß ich, nachäffend jenem Cyniker,
> Vor jedes Denkmal meine Tonne rolle
> Und, große Namen lästernd, meine junge Feder
> Auf Volk und Mächtige mit Geifer spritze!

Dieser Anklage spottet er jedoch in folgenden Versen:

> Was frag' ich nach gemeinem Hundebellern
> Und all' den Schwätzern, die ihr Wort abgeben,
> Den Redensarten-Krämern und den Harlequins,
> Die nach der Phrase tanzen? — Wenn mein Vers

Zu rauh erscheint, sein Mund zu ungezügelt,
So ist's, weil er in wilder Zeit ertönt!
Der Sitten Schmutz besudelt auch das Wort,
Und Haß des Bösen führt zur Uebertreibung.
Doch dünk' ich mich erhaben über jener
Allzu verschämten Rücksicht; mein Gedicht
Denkt wie ein Biedermann, wenn es auch zuchtlos spricht.

Bibliographie.

Histoire de la papauté. (Geschichte des Papstthums.) Von Henrion. 3 Bdch. Pr. 3¾ Fr.

Histoire de France. (Geschichte Frankreichs von der Errichtung der Monarchie bis auf unsere Zeit.) Von Frau L. von S. Huen. In 18. Pr. 60 Cent.

Histoire des ducs d'Orléans. (Geschichte der Herzoge von Orleans.) Von Laurentie. Erster Theil. Pr. 6 Fr.

Statistique abrégée de la France. (Kurze Statistik von Frankreich.) Orleans.

Tableaux généalogiques et géographiques. (Genealogische und geographische Tabellen des Britischen Reiches.) Vom Baron von Reden. Fol. Pr. 72 Fr.

Une veillée au corps-de-garde du Palais Royal, ou Louis Philippe roi des Français. (Eine Nacht auf der Hauptwache im Palais-Royal, oder Ludwig Philipp, König der Franzosen.) Von E. Boutmy. Pr. 1½ Fr.

Le vieil Ecossais. (Der alte Schotte.) Erinnerungen aus Frankreich, Schottland und England während der Regierungen Franz I., Heinrichs II., Franz II., Maria Stuarts und Elisabeths. Von Emile van der Burch. Pr. 15 Fr.

Minuit et midi. (Mitternacht und Mittag.) Eine Erzählung von H. Martin. Pr. 7½ Fr.

Le suicide. (Der Selbstmord.) Von Serwan de Sugny. Pr. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Physisches Ungemach bei einem Aufenthalte in Indien. Dieses von der Natur in jeder Hinsicht so reich begabte Land ist natürlich auch reich an physischen Widerwärtigkeiten, besonders für den von seinem bescheidenern Klima verwöhnten Europäer. So gedenkt Frau Mier Hassan Ali in ihrem bereits angeführten Werke der lästigen Zudringlichkeit von Myriaden von Fliegen, welche die Zimmer, besonders in der Regenzeit, anfüllen, so daß die Eingebornen sich genöthigt sehen, durch sehr lange und weite Umhänge von Musselin, welche an der Decke des Speisesaales befestigt sind, diese Peiniger abzuwehren. Die Indische Stubenfliege hat mit der Kanthariде die Eigenschaft gemein, daß sie, zerquetscht, eine Blase auf der Haut hervorbringt und aus diesem Grunde von dortigen Aerzten zu ähnlichen Zwecken gebraucht wird. Ein Flügel oder Bein von diesem Insekte, aus Unachtsamkeit beim Essen verschluckt, thut augenblicklich die Wirkung eines starken Brechmittels. Gegen den schmerzlichen Stich der Mosquitos und ihre unaufhörlichen Anfälle schützt nur ein derber Vorhang von Flornett. Fast noch widerlicher, als ihr Stich, ist aber dem Europäer ihr Gesumme, das freilich den geduldigen durch Gewohnheit abgestumpften Hindu eher einlullt, als im Schlafe stört. Vielleicht das verderblichste Insekt in der Welt ist jedoch die weiße Ameise, die in einer Stunde mehr Unfug anrichten kann, als ein Mensch mit lebenslänglicher Arbeit wieder gut zu machen im Stande ist. Diese kleinen Ungeheuer zerstören mit unbegreiflicher Schnelligkeit Balken an den Dächern, Kisten mit werthvollen Papieren, Matten, Teppiche, kostbare Garderoben u. s. w. Die kleinen rothen Ameisen setzen sich zu Tausenden auf das Gesicht Schlafender oder Kranker und geben durch ihre empfindlichen Stiche nicht undeutlich zu verstehen, daß ihnen um animalische Beiträge in ihre Vorrathskammern zu thun ist. Dessenungeachtet ist es Volksglaube bei den Hindus, daß die Glücksgöttin dem Hause nicht fern seyn kann, wo diese überaus fleißigen Thierchen ihren Wohnsitz aufschlagen. Man legt ihnen wohl am frühen Morgen Stücke Zucker an ihre Schlupfwinkel, um den Tag mit einem guten Werke anzufangen. — Unter den körperlichen Uebeln im eigentlichsten Sinne finden sich besonders schmerzhafte Geschwüre, denen jeder Stand und jede Constitution ausgesetzt ist, sehr häufig. Eine periodische Unbehaglichkeit, die jährlich wiederkehrt, ist ein brennendes Jucken über dem ganzen Körper, von den Engländern prickly heat (prickelnde Hitze) genannt. Es fällt in die Zeit der heißen Winde und Regen. Da solche Personen, die wenig ausdünsten, demselben kaum unterworfen sind, so hält man es für ein untrügliches Zeichen dauernder Gesundheit, wenigstens für das laufende Jahr. Mäßigung in den sinnlichen Genüssen des Lebens wird besonders unter dem Indischen Himmel als das beste Schutzmittel gegen jede Art von Krankheit empfohlen.

— Treibeis in der Südsee. In frührer Zeit hat man niemals in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung und an der Südküste von Afrika schwimmende Eisschollen angetroffen. Man findet in den Schiffstagebüchern der Ostindischen Gesellschaft während der ganzen Dauer des achtzehnten Jahrhunderts nicht die geringste Andeutung, daß in diesem Theil des Oceans Eis gesehen worden, obgleich mehrere Schiffe durch den 40sten und 41sten südlichen Breitengrad gesegelt waren. Am 7. April 1828 erblickte das von Kalkutta nach Frankreich zurückkehrende Französische Fahrzeug „die Harmonie" unter 35° 50′ südlicher Breite und 18° östlicher Länge von Greenwich mehrere Massen Treibeis, die theilweise 100 Fuß hoch zu seyn schienen. Das Schiff fuhr zwischen zweien dieser schwimmenden Berge hindurch, an denen sich die Meereswogen gewaltsam brachen. In derselben Gegend traf die „Harmonie" auf das Spanische Fahrzeug „Constantia", dessen Steuermann die Eisschollen folgendermaßen beschreibt: „Am 7. April 1828 um 10 Uhr Morgens wurde eine kleine fast einer weißen Wolke gleichende Insel signalisirt; bald auch ließ sich aus dem von ihr geworfenen Schatten schließen, daß es Land sey. Als wir uns näherten, sahen wir eine große Insel von beträchtlicher Höhe und in zwei emporragende Gipfel getheilt. Einen Augenblick später erblickten wir ganz dicht bei einander drei kleine Inseln. Um 11 Uhr erschienen sie in weißem Licht und warfen die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurück. Bis Nachmittag wußte sich Niemand dies Phänomen zu erklären. Wir befanden uns unter 35° 56′ S. B. und 16° 59′ O. L. von Greenwich. Auf 135 Faden konnten wir keinen Grund finden, und da das Meer beständig seine dunkelgrüne Farbe beibehielt, so muthmaßten wir endlich, daß es Eisberge wären, die bis zu diesem Breitengrad verschlagen worden. Bis um 2 Uhr Nachmittags steuerten wir nach O. S. O. und begegneten dem Französischen Fahrzeug „die Harmonie", welches von Kalkutta kam. Um 3½ Uhr zeigten sich noch zwei andere Eismassen am Horizont, und um 4½ Uhr fuhren wir an ihnen vorbei. Drei Meilen weiter nördlich sahen wir wieder einen Eisberg am Horizont." Am 28. April 1828 traf die von Antwerpen nach Batavia segelnde Brigg „Elisa" unter 35° 31′ S. B. und 18° 17′ O. L. von Greenwich auf fünf Massen Treibeis; sie glichen hohen Thürmen; das Meer brach mit solcher Heftigkeit an diesen riesenhaften Massen, daß man hätte glauben sollen, sie ruhten auf einem verborgenen Felsenriff; aber so viel man auch sondirte, man konnte keinen Grund finden. Diese, nach der ersten Entdeckung von Treibeis durch die Schiffe „Harmonie" und „Constantia", drei Wochen später erblickten Eisberge befanden sich 32 Meilen südlicher als die ersteren. Ohne Zweifel gehörten sie zu denselben Eisfeldern am Polarkreise und waren losgerissene Theile davon, die durch die Meerströme sehr weit vom Südpol ab bis nach den Südküsten von Afrika getrieben worden. Ein Schiff der Ostindischen Gesellschaft traf ein Jahr nachher am 20. Mai 1829 unter 39° 15′ S. B. einen ungeheuren Eisberg von etwa 2 Meilen im Umfang und von 150 Fuß Höhe über der Oberfläche des Meeres. Nach der specifischen Schwere des Eises und nach der über das Wasser hervorragenden Masse zu urtheilen, konnte dieser merkwürdige Eisklumpen im Ganzen wohl über 1000 F. hoch seyn. Vor diesen Beobachtungen in den Monaten April und Mai 1828 und 1829 scheint man noch nie in der Südsee Treibeis nördlich bis über den 42sten und 43sten Breitengrad hinaus gesehen zu haben. Die Englische Encyklopädie von Rees erwähnt des Antreffens von Treibeis an verschiedenen Punkten der beiden Halbkugeln unter dem 40sten und selbst unter dem 41sten und 42sten Breitengrad; jetzt aber weiß man für gewiß, daß das Eis sich noch weiter von den Polen entfernt, ehe es schmilzt. Die Jahreszeit, wo man im Süden am häufigsten und dem Aequator am nächsten Treibeis antrifft, ist also der Monat April. Da nun dieser Monat in der südlichen Hemisphäre dem Oktober in der nördlichen entspricht, so könnte man glauben, daß es um diese Zeit sey, wo man das Treibeis in der weitesten Entfernung vom Nordpol antreffe. Es scheint jedoch ebenfalls im April oder Mai zu seyn, wo man auch hier die Eismassen unter dem von ihrem Ursprungsort entferntesten Breitengrade erblickt; demnach hat diese Erscheinung auf beiden Halbkugeln eine merkwürdige Aehnlichkeit. Aus allen bisher bekannt gewordenen Erfahrungen ist demnächst folgendes Resultat zu schöpfen: 1) Im Monat April oder in den ersten Tagen des Mai hat man auf der südlichen und nördlichen Erdhälfte Treibeis unter niedrigeren Breitengraden angetroffen, als in den übrigen Zeiten des Jahres. Es ist dies eine bis jetzt noch nicht erklärte Abweichung, denn nach unseren Vorstellungen müßten zwischen dem Zeitpunkt, wo das Treibeis sich auf der südlichen Hemisphäre am meisten dem Aequator nähert, und demjenigen, wo man das Eis des Nordpols dieser Linie am nächsten antrifft, sechs Monate verfließen. 2) Zur Bildung und Anhäufung der Eismassen am Südpol scheint man in der Nähe desselben eine bedeutende Landmasse voraussetzen zu müssen. Dieses Festland müßte zwischen dem Meridian von London und dem 20sten östlichen Meridian liegen. Von da aus würden die Eisschollen durch die vereinte Gewalt der Meeresströmungen, der Winde und Wogen in der Richtung von S. S. O. nach N. und nach N. N. O. getrieben werden. Aber das Sandwichsland liegt unter 65° S. B. und 27° W. L., also zu weit westlich von der Linie, welcher die Meerströme, Winde und Wogen folgen, als daß die auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung gesehenen Eismassen sich an seinen Küsten gebildet haben könnten. Die Inseln Bouvet und Thompson unter 54° S. B. und 5° O. L. sind zu unbedeutend, als daß sie der Ausgangspunkt dieser Eismassen seyn könnten; und Kerguelensland unter 49° S. B. und 70° O. L. ist zu weit westlich, als daß sie von dort kommen könnten. 3) Die neuerliche Erscheinung von Eisbergen in der Nähe der Südspitze von Afrika im April 1828 und noch östlicher im April 1829 muß von einer noch unbekannten Ursache herrühren, vielleicht von einem Erdbeben oder einer heftigen vulkanischen Eruption, deren Resultat die gewaltsame Losreißung jener Eismassen gewesen seyn kann, ein Phänomen, das früher in diesen Polar-Regionen sehr selten seyn mußte, wenigstens scheint sich in dem vorigen Jahrhundert nichts Aehnliches ereignet zu haben, da man während der ganzen Dauer desselben niemals so nahe an den Küsten des Kontinents von Afrika Treibeis bemerkt hat.

(Nouv. Ann. d. Voy.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 18. April 1832.

Böhmen.

Cheskian Anthology. (Czeſtiſche Anthologie.) Eine Geſchichte der poetiſchen Literatur der Böhmen, nebſt Ueberſetzungen als Probe. Von John Bowring. London 1832.

Dr. Bowring, der England ſchon mit der Volkspoeſie der Magiaren und der Skandinavier, namentlich der Isländer, bekannt gemacht; der mehr als irgend einer ſeiner Landsleute die Deutſche Literatur mit Nutzen für die verwandte Britiſche ſtudirt hat, und der es ſich zum Zwecke geſetzt zu haben ſcheint, die poetiſchen Stimmen aller Europäiſchen Völker in eine große National-Anthologie zu ſammeln, tritt hier zum erſten Male als der Dolmetſcher eines Slaviſchen Idioms auf, dem er wohl bald auch die verwandten Polniſchen und Ruſſiſchen Sprachſtämme wird folgen laſſen.

Auch in dieſer neuen Arbeit entſpricht Herr Bowring den Erwartungen, die man nunmehr ſchon gewohnt iſt, von ihm zu hegen. Er ſetzt uns in Erſtaunen durch die Leichtigkeit, mit der er neue Sprachen ſich anzueignen und die Mutterſprache den Eigenthümlichkeiten der fremden unterzuordnen weiß. Inzwiſchen können wir nur die Schönheit ſeiner Ueberſetzungen, nicht aber auch ihre Korrektheit beurtheilen, denn kein Kritiker hat die Verpflichtung, alle die Sprachen zu verſtehen, die Herr Bowring lieſt und ſchreibt. Es iſt gar nicht zu berechnen, welches das nächſte Feld ſeiner Thätigkeit ſeyn werde, und man bedürfte ſeines Eifers und ſeiner Reiſeluſt, um mit ihm gleichen Schritt zu halten oder ihm auch nur in der Entfernung nachzufolgen. Seine letzte Reiſe ging nach Paris und hatte ſcheinbar einen politiſchen Zweck, weshalb wir in der That eher arithmetiſche als poetiſche Figuren in ſeinem neueſten Werke erwartet hätten; aber Dr. Bowring wußte, wie man ſieht, eben ſo gut nach der Königlichen Bibliothek, als nach dem Palais Royal und nach der Deputirten-Kammer, ſeinen Weg zu finden.

Liebe, Lied und Tanz, die bei den Völkern, welche dem politiſchen Treiben der Welt fern geblieben, in ihrem unverfälſchteſten Ausdruck anzutreffen ſind, finden wir unter den Böhmen ganz beſonders in Ehren. Ihre Muſiker und ihre National-Melodieen werden eben ſo wie in England auch im ganzen übrigen Europa gekannt. „In keinem anderen Lande," ſagt ein Böhmiſcher Schriftſteller in einer zu Prag im Jahr 1827 erſchienenen Monatsſchrift, „wird ſo viel geſungen und getanzt als in Böhmen. Der Böhme ſingt, wenn ihm bei der ſchweren Arbeit der Schweiß von der Stirne trieft; ſeine Feſttage haben keine Bedeutung für ihn, wenn er ſie nicht durch Muſik feiern kann, und ſeine Frömmigkeit ſcheint den höchſten Grad zu erreichen, wenn die vereinigten Stimmen der gottesfürchtigen Verſammlung zu einem gemeinſamen Hymnus erſchallen. Der vom Volk im Freien angeſtimmte Chor iſt gewöhnlich von den Tönen eines Inſtrumentes begleitet, und ſo oft der Winter die Sänger in ihren häuslichen Wohnungen zurückhält, ſehen ſie auch voll Sehnſucht der Rückkehr des Sommers entgegen, damit ſie von Neuem in der freien Luft athmen und ſingen können. Unſere Harfeniſten, unſere Horn- und Klarinettbläſer wandern überall in Europa umher, und doch fehlt es uns nie an Muſikanten zu Hauſe."

Nachſtehendes iſt eines von den kleinen Böhmiſchen Liedern, die Dr. Bowring in ſeine Sammlung aufgenommen hat:

Kdyby ſe tajnek newadil.

Ich ſagt's ihm wohl, wenn Väterchen nicht ſchmollte,
Ich ſagt' es wohl — was ich nicht ſagen ſollte —
Daß Einer oft mich ſtill und freundlich grüßt,
Der — ſchmeckt' er nur — ſo der mein Liebſter iſt.

Ich ſagt's ihm wohl, doch Väterchen wird ſcheelen —
Den Liebſten, ja — ich ſeh' ihn gar nicht ſelten;
Schon gab er mir — ach, daß ich ſchweigen muß! —
Doch ſcheelt' er nur! — ſo manchen Liebeskuß.

Ich ſagt's ihm wohl, doch Väterchen wird pochen,
Ganz heimlich hat mein Liebſter mir verſprochen —
Ei, poch er nur! — es klang ſo ſüß und fein,
Er will mein Mann, ich ſoll ſein Weibchen ſeyn.

Ich ſag' es gern: verſprochen hat er's ehrlich
Mit einem Kuß, und d'rum vergißt er's ſchwerlich,
Daß, wenn das Korn gemäht in Garben ſteht,
Er wieder kommt und nicht mehr von mir geht.

Polen.

Die Polniſchen Dichter und die Warſchauer Rezenſenten.

(Schluß.)

Schon am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, wurden in Polen Geſchichten aus der heiligen Schrift und aus der Mythologie unter dem Namen von Dialogen oder Myſterien dargeſtellt. Es war alſo eine volksthümliche hiſtoriſche Form vorhanden. Hätte ſich damals ein talentvoller Dichter mit dieſem Stoff beſchäftigt, die dramatiſchſten Momente daraus entnommen, die Darſtellungsform vervollkommnet und den Stil veredelt, ſo wäre daraus vielleicht allmälig eine dramatiſche National-Poeſie entſtanden, wie die Spanier und Engländer ſie haben. Johann Kochanowski, in Italien gebildet, verachtete ein ſo kunſtloſes Schauſpiel und ſchrieb ein Drama nach Griechiſchem Vorbild, welches für die Nation kein Intereſſe hatte und durch eine ſchlecht gewählte Form auch in poetiſcher Hinſicht undankbar war. Trotz dem hatte Kochanowski das große Verdienſt, daß er das Griechiſche Alterthum beſſer kannte, als die ſpäteren Klaſſiker ſich deſſen rühmten, und daß er es treu wiederzugeben ſuchte. Die Griechen Kochanowski's erinnern an die Helden Homer's; die Griechen unſerer Klaſſiker ſind leere Phantome. Kein einheimiſcher Kritiker hat dies bemerkt. Man äußerte nur ſeine Freude darüber, daß die „Abfertigung der Geſandten" ein regelrechtes Stück ſey. Bei dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften blühte nur in Warſchau eine Literatur, und da war es nicht mehr an der Zeit, die Dialogen aufzufriſchen. Julian Niemcewicz fühlte, entweder aus tiefem Nachdenken über die Kunſt, oder aus einem dem Talent eigenthümlichen Inſtinkt, das Bedürfniß des Jahrhunderts und gerieth auf den glücklichen Gedanken, hiſtoriſche Perſonen darzuſtellen; er ließ ihnen das örtliche Kolorit und die Züge der Zeit, in welcher ſie gelebt hatten, und um die Täuſchung noch mehr zu erhöhen, gab er ſelbſt der Sprache den alterthümlichen Charakter des Sigismundiſchen Zeitalters. Als Muſter dient in dieſer Hinſicht ſein Drama „Kaſimir der Große." In ähnlichem Geiſt, obwohl viel früher, ſchrieb Göthe ſein Schauſpiel „Götz von Berlichingen" und begründete eine neue Epoche in der Literatur. Die jetzigen hiſtoriſchen Scenen des Franzöſiſchen Dramas verkünden eine neue Gattung von dramatiſcher Poeſie für Europa, ganz verſchieden von der Griechiſchen, Shakespeareſchen und Calderoniſchen Form. Niemcewicz konnte ſeine Idee nicht mit ſolchem Glück entwickeln, noch auch ſolchen Erfolg hervorbringen; denn Göthen war der Weg ſchon von Herder und Leſſing gebahnt worden, und in Frankreich erleichterten die vermehrten hiſtoriſchen Kenntniſſe, der Einfluß der Deutſchen, der Walter Scottſchen Romane und die Anzahl von Memoiren dieſer neuen dramatiſchen Gattung den Eingang. Bei uns wird für jetzt, ſelbſt nach den Arbeiten eines Niemcewicz, Czayki, Lelewel und Bandtke, eine große hiſtoriſche Compoſition, Epopöe oder Drama, noch lange ein die Kräfte unſerer Dichter überſteigendes Unternehmen bleiben, weil noch ſo wenig in den untergeordneten Gattungen der Nationalpoeſie gethan iſt. Von dieſen Gattungen haben gewiſſe Theoretiker noch immer eine ſehr wunderliche Vorſtellung. Sie glauben zum Beiſpiel, wenn man moraliſche Gemeinplätze und Maximen, wie ſie auf dem Franzöſiſchen Theater mit gleicher Emphaſe von Griechen, Römern, Türken und Amerikanern ausposaunt werden, in glatten Worten ins Polniſche überſetze und etwa mit den Worten: „Welche Begeiſterung ergreift mich", oder: „Muſe, ſey hülfreich meinem Flug u. ſ. w." beginne, ſo habe man eine National-Ode; zerſetze man dieſe Redensarten aber in die dialogiſche Form und lege ſie einem Sambor, einem Jax in den Mund, ſo ſey ein National-Drama fertig; bringe man ſie endlich in Geſtalt eines Gedichts mit der Endung ade ans Licht, das anhebt: „Ich ſinge" und die nöthigen Allegorieen und ſogenannten Maſchinerieen enthält, ſo habe man ein National-Epos zu Stande gebracht.

Die Redner in Stanislaus Auguſt's Zeitalter bemühten ſich, an politiſcher und civiliſtiſcher Bildung den Ausländern gleichzukommen und ſtets mit dem Jahrhundert fortzuſchreiten. Die Theoretiker aber riefen bemitleidend den Rednern zu: isti homines mehercule habent talentum, sed non docti, rhetoricam non frequentaverunt, non illuminant orationem figuris; ubi est hypotyposis, aposiopeis, prosopopoeia, sustentatio, praetermissio? Auch in ſpäterer Zeit blieben dieſelben Formen und dieſelben Regeln, wie ſie zur

Zeit des Verfalls der Bildung in Polen gegolten hatten. Die Gelehrteren mischten nur Einiges aus Französischen Elementarbüchern darunter. Piramowicz, einer der Gelehrtesten aus der Zeit, wo in Europa die erhabenen Kunst-Ideen eines Lessing, Home, Hutcheson, Burke und Smith allgemein bewundert wurden, Piramowicz kommt nicht über die engen Schranken der Schulrhetorik hinaus; der Pfarrer Golanski und Franz Salesius Dmochowski spötteln in ihren prosaischen und gereimten Theorieen über „einen gewissen Engländer Shakespeare", dessen Theater sie, wie man leicht denken kann, weder im Original noch in Uebersetzungen kannten; sie schaudern vor Calderon, „einem gewissen Versmacher aus den schneeigen Pyrenäen", und Lopez da Vega, obgleich sie deren Werke niemals zu Gesicht bekommen haben. Diese Frechheit rührt von dem noch immer bei uns herrschenden Vorurtheil her, daß man, auf fremde Autorität gestützt, über unbekannte Werke ohne alle Kritik urtheilen könne, etwa über Calderon auf Boileau's Autorität und über Shakespeare nach Voltaire's Aussprüchen.

Es bedarf keines geringen Muthes, sagt der gelehrte Mrozinski, um das grammatische Ansehen Kopczynski's anzugreifen. Eben so viel Tapferkeit, obwohl weniger Kenntniß, ist erforderlich, um die kritischen Talente und Werke eines Franz Salesius Dmochowski zu beurtheilen. Er ist der Patriarch der Warschauer Kritiker und das Vorbild ihrer Schule. Wie man einst in Paris Laharpe den Französischen Quintilian nannte und in Warschau Kopczynski den Lhomond, um ihn dadurch zu ehren, so erhielt Dmochowski den Beinamen Laharpe, und Slowacki in Wilna wurde wieder Dmochowski genannt. Uebrigens hatten Laharpe's eigene Ansichten von der alten Literatur niemals einen Werth in den Augen der Gelehrten, und seine Ansichten über die Französische Literatur werden von den Franzosen selbst, namentlich von Villemain, als oberflächlich und oftmals als ganz falsch dargestellt. Aber in Warschau gegen Franz Salesius Dmochowski's Kritiken sich erheben, hieße, um mich der Worte Byron's zu bedienen, in der Sophieen-Moschee zu Konstantinopel über die Ungereimtheit des Korans predigen und sich dabei auf die Erleuchtung und Toleranz der Ulemas verlassen.

Als Uebersetzer fremder Dichtungen freilich hat Dmochowski nicht geringes Verdienst um die Literatur sich erworben. Er berührte noch die Zeiten Stanislaus August's und ist recht eigentlich der Typus der Uebergangs-Epoche aus der kräftigen Originalpoesie in ängstliche und slavische Nachahmung. Obgleich ohne eigene Energie, hat das Talent des Uebersetzers der Iliade doch eine gewisse Kühnheit und Lebendigkeit bewahrt; wenigstens läßt er sich bei seinen Uebersetzungen in große und weitreichende Pläne ein. Bei ziemlicher Kenntniß des Lateinischen und der Französischen Literatur kannte Dmochowski, wie einst die Schriftsteller des Augusteischen Zeitalters, noch die alte vaterländische Literatur aus der Zeit der Sigismunde. Obgleich er die poetische Sprache mehr als nöthig nach den Regeln der Französischen Grammatik maß, so war er doch noch nicht so verblendet, daß er nicht den kühnen, reichen und mannigfaltigen Stil der Sigismundischen Zeit hätte zu schätzen gewußt; er staunt über den frappanten Ausdruck Trembezki's und läßt, mit Ausnahme kleiner Irrungen, den großen und zahlreichen Verdiensten Karpinski's Gerechtigkeit widerfahren. In seinen eigenen Schriften verbesserte er durch Fleiß und Anstrengung den anfangs nachlässigen, schwerfälligen und harten Stil. Sehr groß ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen seinen dichterischen Schöpfungen und der Uebersetzung Homer's. Zumal in den letzten Gesängen der Iliade sind die Verse harmonisch, der Ausdruck sorgfältig und streng und, obgleich ohne poetischen Schwung, doch immer fern davon, in gereimte Prosa zu verfallen. Leider aber hatte Dmochowski die Homerischen Gedichte weder in historischer noch in kritischer Hinsicht verstanden, und ihr eigenthümlicher Stil, der epische Fluß der Erzählung in der Iliade ging in der Uebersetzung entweder verloren oder nahm eine ganz fremdartige Gestalt an; denn eben dieser Dmochowski nimmt als Gelehrter und als Kritiker selbst in unserer Literatur einen sehr niedrigen Platz ein, und die Kühnheit, welche ihn in seinen poetischen Arbeiten nach einem höheren Ziel streben ließ, diente in seiner Kritik noch frecheren Nachfolgern zum verderblichen Beispiel. Dmochowski arbeitete gerade an der Uebersetzung der Iliade, als Wolf's Prolegomena über die Homeriden die Aufmerksamkeit aller Philologen in Anspruch nahmen. Dieser große literarische Streit, vielleicht der bedeutendste in den Annalen der neueren Kritik, trennte die Englischen und Deutschen Gelehrten und beschäftigte selbst Frankreich, wo die Wissenschaften des Alterthums in einem höchst kläglichen Zustande waren. Unser Uebersetzer der Iliade aber weiß in der Vorrede zu diesem großen Werk, das ihm jahrelange Arbeit kostete, nur so viel von Homer zu sagen, als er in den Reisen des Anacharsis gelesen hatte. Unter allen Gelehrten, die über Homer geschrieben, von Wolf bis auf Benjamin Constant, hat sich noch keiner auf Barthelemy's Autorität berufen. Was aber soll man zu den Anhängen der Iliade sagen, in denen Homer mit Virgil, Tasso und wohl gar mit Voltaire verglichen wird, und auf was für Weise! Einzelne Perioden oder Verse werden aus dem Zusammenhang herausgerissen, übersetzt und neben einander gestellt. Kann man die Absicht des Uebersetzers errathen, so wollte er von dem Unterschiede des Talents oder Stils dieser Dichter eine Vorstellung geben, indem er, gleich jenem Architekten, aus den Heiligthümern der Iliade und des befreiten Jerusalems die Ziegelsteine gegen einander hielt. Im neunzehnten Jahrhundert glauben wir uns in die Zeiten von Vossius pedantischen Andenkens zurückversetzt und dessen kindische Abhandlungen und auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Ansichten zu lesen.

Je zahlreicher die poetische Schule Dmochowski's oder der gleichzeitigen und späteren Nachahmer und Uebersetzer des Französischen wurde, desto engherziger wurden ihre Meinungen, desto beschränkter ihre Kenntnisse und desto winziger ihre Talente. Das Latein war fast ganz aus der Mode gekommen, vom Griechischen sprach man nicht mehr, vertheidigte aber um so heftiger die Klassiker, je mehr man die klassischen Sprachen vernachlässigte. Kurz, die Französische Literatur, dieses Theilchen der allgemeinen Literatur, wurde das Alpha und Omega unserer Gelehrten. Anstatt der Iliade, der Aeneide, des verlorenen Paradieses übersetzte man die zehnjährigen Arbeiten eines Delille, Legouvé und Colardeau und dann verschiedene Oden, Episteln, Tragödien und Komödien, die in den Pariser Journalen gelobt worden waren. Nach langem Zeitverlauf, als man in Paris diese Schöpfungen schon längst vergessen hatte, wurden sie bei uns wiedergekaut und erweckten die Begeisterung der Kritiker. Was den Stil betrifft, so waren fast alle Uebersetzer durch lange Uebung dahin gelangt, daß alle gleich korrekt, gleich frei von Provinzialismen und neuen Ausdrücken schrieben und gute Verse machten. Diese Verse sind sich alle wundersam ähnlich und scheinen von einerlei Metall und aus einerlei Münze zu seyn. Es giebt ein philosophisches Sprichwort, das man, um zwei Dinge einander vollkommen ähnlich zu machen, ihnen bloß das Leben zu nehmen brauche; dies hat sich hier bestätigt. Ueberall ein und derselbe Rhythmus, Stil, ja fast dieselben Reime, es mögen nun Uebersetzungen des Molière, der Iliade, des Milton oder des Legouvé seyn. Franz Salesius Dmochowski nennt dies ein stetes Fortschreiten der Nationalpoesie. Wir wollen den letzten Uebersetzern ihre Verdienste nicht streitig machen; sie errichten Alle zusammen ungefähr das in Polen, was der einzige Desauconpret für Frankreich that, wiewohl Desauconpret auch bedeutendere Werke und in größerer Menge übersetzte.

Einen noch traurigeren Anblick wo möglich gewährt die kritische Schule in diesem Zeitraum. Ihr Corpus Juris bildeten die damals in den Französischen Lyceen und Prytaneen üblichen Literatur-Kurse, die vor den Werken Corneille's, Racine's und Voltaire's befindlichen Vorreden, die sogenannten Untersuchungen (Examen du Cid, du Polyeucte etc.) und Kommentare, worin noch von den Streitigkeiten mit Scuderi und Chapelain die Rede ist, endlich die rhetorischen und grammatischen Bemerkungen über die Französischen Verse. Mit so reichem Material ausgestattet, begannen die Kritiker gewöhnlich damit, den Autoren gewisse Namen beizulegen; diesen nannten sie den Polnischen Corneille, jenen den Pindar, einen dritten den Redner- oder Dichterfürsten. Den Beglückteren wurden auch oftmals mehrere Schenkungen und Titel zugleich zu Theil. Ein junger Warschauer Rezensent nannte dies nicht ohne Witz den literarischen Rummenschanz. Bei der ins Einzelne gehenden Beurtheilung der Schriftsteller und ihrer gegenseitigen Vergleichung wiederholte man unaufhörlich jene Schultiraden: dieser Autor ist gewandt, witzig, ergötzlich, jener ist finster, pathetisch, erhaben u. s. w. Wenn Einer dieser Herren X's sich einmal näher in eine Tragödie einläßt und zu höheren Speculationen versteigt, wenn er von den drei Einheiten handelt und zeigt, daß gegen die eine oder die andere in dem Stück gesündigt ist, wenn er bemerkt, daß zwischen zwei Scenen das Theater leer bleibt, wenn er beweist, daß man sich in dieser oder jener Scene statt des Vorsaals ein Nebenzimmerchen denken müsse, dann staunt man über das Talent und die Kenntnisse eines solchen X. In den Urtheilen über die Eigenthümlichkeiten oder vielmehr über die Eigenthümlichkeit der Schreibart, denn man kannte und bezweckte nur einen einzigen Stil, hatten die rhetorischen und grammatischen Regeln der Französischen Verskunst alleiniges Gewicht. Am meisten liebte man auch eine kleinliche Kritik, denn mit dem Schwatzen über die drei Einheiten und über Horazens und Boileaus Dichtkunst glaubte man sich der allgemeinen Bemerkungen überhoben. So waren es dann die einzelnen Perioden, Verse und Ausdrücke, um die sich die ganze Beurtheilung drehte. Belustigend war es, mit anzusehen, wie die Rezensenten in gemeinschaftlicher Anstrengung einen einzigen oft kaum bemerkenswerthen Ausdruck oder Vers herumzogen und ihn mühsam vor das Forum der Kritik schleppten, gleich Karpinski's Ameisen, die unter der großen Last eines Fliegenexkrements oder eines Wurmviertheils beinahe erliegen. So las man in der Polnischen Zeitung von 1827 sieben Artikel über die Verdolmetschung einer Redensart des Lefranc Pompignan, obgleich Lefranc Pompignan sammt allen seinen Werken in der Französischen Literatur kaum eine Erwähnung verdient.

Bei diesem Zustande der Kritik ist es merkwürdig und erbaulich, in wie gutem nachbarlichen Vernehmen die Kritiker mit den Autoren lebten, mit welcher Ehrfurcht sie ihre beiderseitigen Aussprüche entgegennahmen, und mit welcher Gewissenhaftigkeit sie dieselben wörtlich von Mund zu Mund und von Feder auf Feder übertrugen. Das Urtheil des Pfarrers Golanski führt Franz Salesius Dmochowski an, auf Franz Salesius Dmochowski beruft sich Ludwig Osinski, sie alle citirt Stanislaus Potocki, und sie alle wiederum berufen sich auf Stanislaus Potocki. Diese Urtheile konzentriren sich auf einen Augenblick in Bentkowski's Literaturgeschichte, von wo sie in verschiedenen Citaten durch den Kanal der Tagblätter, Vorreden und Panegyriken zu ihren Quellen zurückkehren. Auf diese Weise ist in Warschau stets eine Anzahl von Urtheilen im Umlauf, die anderwärts gar keinen Werth haben, wie in Samogitien noch immer die alten Orts- und Holländischen Thaler kursiren.

Der Verfasser der Literaturgeschichte wagt es nicht, über Geisteserzeugnisse ein Urtheil zu fällen. „Sollte ich," sagt er, „alle Rücksichten gegen noch lebende Personen hintansetzen? Billigkeit erhält die Bande des gesellschaftlichen Lebens, und ich mag dieselben nicht verletzen. Darum citire ich treu und gewissenhaft fremde Meinungen, zumal von geübten Kunst-Richtern, wie Ludwig Osinski, Stanislaus Potocki und Franz Salesius Dmochowski." Als Probe wollen wir aufs Gerathewohl einige dieser Urtheile herausheben. Stanis-

laus Potozki sagt von der Uebersetzung der Iliade: „Dmochowski hat die Gedanken des Autors (Homers) mit großer Eleganz in die Muttersprache übersetzt. Noch nie war ich es im Stande, zwei oder drei Gesänge aus den früheren Uebersetzungen hinter einander durchzulesen, ohne eine gewisse Langeweile zu empfinden. Den Dmochowski habe ich in einem Zuge und mit Vergnügen gelesen.“ Hat man wohl schon in irgend einer Literaturgeschichte ein solches Urtheil gefunden? Es ist ja gerade eine der charakteristischsten Seiten der Iliade, daß der Autor nirgends darin hervortritt und seine eigenen Gedanken kundgiebt. Kann man also sagen, daß die Gesänge dieses wunderherrlichen Epos' die Gedanken des Autors über den Trojanischen Krieg enthalten? Der Pfarrer Vata schrieb „Betrachtungen über die Unvermeidlichkeit des Todes“ in Versen. Sein Biograph Potozki führt spaßhaft genug an, daß auch Milton Betrachtungen über das verlorene Paradies geschrieben habe! Ich will die ehrwürdigen Manen Stanislaus Potozki's durch diese Bemerkung nicht beleidigen. Der große Redner und Patriot wird darum seinen Ruhm nicht verlieren, weil er sich unnöthigerweise mit Rhetorik und Kritik abgab. Wir würden die schwache Seite dieses Mannes geschont und seine Irrthümer mit Schweigen bedeckt haben, aber der Professor der Literatur in Warschau, Herr Osinski, könnte jenes Urtheil als überaus „treffend“ anführen und der Professor der Geschichte es als überaus „gewichtvoll“ wiederholen. Ferner heißt es Seite 306: „Trembezki hat ein wahrhaft schöpferisches Dichtertalent offenbart, denn er vereinigt in seinen Dichtungen Pindar's Kühnheit mit Horazens Geschmack und Sappho's Lieblichkeit.“ Gerade als ob Jemand von einem Komponisten sagen wollte, er sey zugleich ein Mozart, Rossini, Hummel und Orpheus! oder von einem Maler, er habe den Styl von Raphael, Rembrandt, David und Apelles in sich vereinigt! Den Charakter der Sapphischen Poesie kennen wir nur aus Ueberlieferungen, denn von ihren Werken sind kaum einige Bruchstücke vorhanden: odaria duo integriora et cetera carminum frustula, wie Grodezki sagt. Wenn man also die Verdienste Trembezki's erklären will und vergleicht zu diesem Zweck den Charakter seiner Poesie mit dem Charakter der Sapphischen Lieder, so wählt man ein sehr dunkles Mittel zur Beleuchtung. Hierzu kommt noch, daß Lieblichkeit keinesweges eine ausschließliche Haupteigenschaft der Sapphischen Dichtungen war, denn es wird ihnen vis, gratia und dann erst dulcedo zuerkannt. Dieses Urtheil über Trembezki verdient also gewiß der Erwähnung, da es fast unmöglich ist, in weniger Worten mehr Ungereimtheiten zu sagen. Seite 303 liest man: „Kniaznin nimmt keinen geringen Platz unter den Liederdichtern ein; seine lebhafte Einbildungskraft, seine witzigen Gleichnisse, die den Leser mehr durch Zartheit als Kühnheit in Erstaunen setzen, so wie eine reizende und sich einschmeichelnde Sinnlichkeit bezeichnen die Dichtungen Kniaznin's.“ Bentkowski führt leider nicht an, welcher kunstgeübte Richter diesen tief durchdachten Ausspruch zu Tage gefördert hat. Andere Urtheile sind noch lakonischer, z. B. Seite 312: „Ludwig Osinski hat sich als wahrhafter Lyriker bewährt;“ und eben daselbst: „Kozmian hat sich als wahrhaft lyrischer Dichter bewährt.“ Ueber Joseph Lipinski werden folgende Worte Stanislaus Potozki's citirt: „Nur wenige seiner Gedichte hat er der Oeffentlichkeit übergeben, aber diese sind so gefeilt und vollendet, daß ihre Wenigkeit dadurch aufgehoben wird.“ Wir verstehen uns nicht besonders auf die mathematische Sprache, aber unserer Meinung nach geht etwas Weniges, wenn es aufgehoben wird, in noch Wenigeres und zuletzt in Nichts über. Joseph Lipinski hat leider Uebersetzungen des Virgil und Tasso „vollendet“. Vor längerer Zeit schrieb Simonowicz eine Nachahmung und theilweise Uebersetzung der Bukolika und Peter Kochanowski eine des befreiten Jerusalems. Vergleicht man diese alten, minder korrekten, jedoch lebendigen, kühnen und ausdrucksvollen Uebersetzungen mit Lipinski's trockenen und prosaischen Versen, so kann man am besten die Manier der neuen Schule entdecken und gewahr werden, wie viel Schaden unsere bloß von der Gallomanie besessenen Schriftsteller der Polnischen Sprache zugefügt haben. Man hat ihr in der That allen Schmuck des Ausdrucks geraubt, man hat, so zu sagen, den Gedanken und Empfindungen das Gewand und selbst den Körper abgerissen und aus der Poesie eine Reihe von Syllogismen gemacht.

Diese kritische Schule hat in Warschau noch jetzt ihre Jünger, die von Tag zu Tage eine immer schiefere und belustigendere Stellung im Verhältniß zum übrigen Europa annehmen. Alles um sie her, von Gibraltar bis zum weißen Meere, hat in der Literatur sich verändert; nur sie stehen unverrückt, auf ihre Schul-Poetik wie auf einen Anker gestützt. Wenn ihr Muth sinkt, so beleben sie ihn durch Lesung von einigen Französischen Broschüren und Journalen, die in Frankreich Niemand ansieht. Man könnte sie mit denjenigen von unseren Gesetzgebern vergleichen, die, auf eine Constitution sich berufend, die sie nicht verstanden, fest auf der Hetmannsgewalt und dem liberum veto beharrten und sich trotz der neuen Taktik des Auslandes jeder fremden Disciplin widersetzten, in der Ueberzeugung, daß außer der National-Kavallerie alles Andere eine eitele und nichtige Ausgeburt der Deutschen sey. Vergebens ermahnt sie Krasicki, und wir rufen dasselbe den sogenannten Klassikern zu:

„Längst verschwand sie, die goldene Zeit, jetzt gilt es zu lernen.“

Schon hat sich eine erleuchtete historische Kritik in unserer Geschichte Bahn gebrochen, schon hat in der Rechtswissenschaft eine historische Methode den alten Dogmatismus verdrängt, nur die literarische Kritik ist ganz scholastisch geblieben; und doch stehen uns so reiche Literaturen so vieler Völker Europa's offen, des Orients nicht zu gedenken. Selbst die Franzosen haben das alte von der Voltaire'schen Schule ihnen eingeredete Vorurtheil aufgegeben, daß sie ausschließlich im Besitz der Civilisation seyen; sie lernen, übersetzen und schaffen neue Dichtungsformen. Unsere Gelehrten aber wollen nichts für lernenswerth anerkennen außer der Französischen Literatur bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie glauben mit dem Kalifen Omar, daß entweder alle fremde Literaturen mit Boileau's Dichtkunst übereinstimmen und dann unnöthig sind, oder daß sie davon abweichen und dann nur Schaden bringen. Ihrer Behauptung zufolge, verbleiben sie bei dem klassischen Alterthum, aber wie freventlichen Mißbrauch treiben sie mit diesem Wort! Sie, die kein Latein verstehen, die keinen Begriff vom Griechischen haben, wollen die Engländer und Deutschen lehren, wie man die Kunst des Alterthums schätzen und auffassen müsse, und inwiefern man ihre Form nachahmen könne. Heutzutage, wo in so vielen Sprachen so viele und so verschiedene Musterwerke Europa's Aufmerksamkeit fesseln, bedarf es der Talente und vielseitigen Bildung eines Friedrich und eines Aug. Wilhelm von Schlegel, eines Tieck, Sismondi, Hazlitt, Guizot und Villemain, um dieselben zu beurtheilen und allgemeine Kunstansichten aufzustellen. Wie aber machen es die Rezensenten aus der Schule des Pfarrers Golanski und des Franz Salesius Dmochowski, um zu diesem Ziel zu gelangen? Die Einen spötteln über Göthe, dessen Werke in der ganzen civilisirten Welt bis an die Thore von Warschau übersetzt, gelesen und bewundert werden; die Anderen freuen sich, „daß sie nicht Holländisch verstehen und den Lessing nicht lesen können;“ Andere schlagen sogar vor, einen „Sanitäts-Cordon“ zu ziehen, damit nicht etwa die Bildung sich über die Gränze stehle. Eine solche Verstandes-Blokade aber, so sehr auch die Warschauer Poeten ihrer bedürfen, um ihre Erzeugnisse im Preise zu erhalten, ist doch von dem Publikum abgelehnt worden. Selbst einige Dichter und Theoretiker in Warschau haben sich dagegen erklärt. Die Epidemie der fremden Bildung verbreitet sich so sehr, daß sogar rechtgläubige Klassiker die Namen Göthe's, Moore's und Byron's anführen; aber man sollte diese großen Namen nicht umsonst beschwören, da ihre Werke noch so wenig bekannt sind und so selten den klassischen Cordon durchbrechen. Jedoch über diese Werke, so wie über die Kunst und Poesie im Allgemeinen, mit einem bloßen Vorrath von Schulregeln und mit Laharpe absprechen, das mag man bei Tische oder im Salon thun, aber mit der Feder in einer Literatur-Zeitung ziemt es sich nicht. Die klassischen Warschauer Rezensenten, welche so keck und überklug die wichtigsten Fragen der Literatur zu entscheiden sich anmaßen, gleichen jenen kleinstädtischen Politikern, die zwar nicht eine einzige fremde Zeitung lesen, aber doch ins Gelag hinein von den Geheimnissen der Kabinette schwatzen und die Operationen der Feldherren bestreiten. Die Glücklichen!

Bibliographie.

Poezye Edwarda Odyńca. (Gedichte von Eduard Odyniec.) 8 und 16. Warschau.

Opat. (Der Abt von Walter Scott.) Ins Polnische übersetzt. 4 Bde. Warschau.

Nächstens soll erscheinen:

Biblioteka historyczna Polska. (Polnische Geschichts-Bibliothek.) Enthaltend alle historische Werke der Polnischen Nation, als: Geschichte Polens, von Naruszewicz; historische Gesänge, Denkwürdigkeiten und Regierungsgeschichte Siegmunds III., von J. U. Niemcewicz; u. s. w.

Frankreich.

Die Pest

mit Bezug auf die Furcht vor der Cholera.

Von Geoffroy Saint Hilaire.

Paris ist über das Erscheinen der Cholera, die es so sehr gefürchtet hatte und nun nicht mehr erwartete, nicht ohne Unruhe; mögen glaubwürdige und erfahrene Männer wenigstens den Gefahren einer übertriebenen Besorgniß zuvorkommen. „Das allgemeine Beste,“ schrieb der Kanzler d'Agueffeau im Jahre 1720, „verlangt, daß man das Volk überrede, die Pest sey nicht ansteckend, und daß das Ministerium so verfahre, als wäre es vom Gegentheil überzeugt.“ Als Akademiker, und weil ich Aegypten durchreist war, wurde ich früher einmal aufgefordert, meine Meinung hierüber zu sagen und schrieb folgende Zeilen nieder, die einen Theil eines Berichtes an die Akademie der Wissenschaften bilden sollten.

In Aegypten kommt Alles zu seiner Zeit, die Pest, wie die Früchte des Bodens; Alles richtet sich dort nach dem periodischen Steigen und Zurücktreten der Gewässer. Auf einer Reise nach Damiette hörte ich zum ersten Male von der Pest sprechen. Die Erkrankungen waren anfangs selten, die Seuche ergriff nur solche Individuen, die unordentlich lebten und durch frühere nachtheilige Umstände zu Krankheiten aller Art prädisponirt waren. Man ging deshalb mit der größten Sorglosigkeit umher; für uns Aerzte, die wir damals ohne Erfahrung waren, war dies nicht jene furchtbare Pest, von der man sich in Europa ein so entsetzliches Bild gemacht hatte. Unsere Aerzte besuchten ihre Kranken und glaubten an ein bösartiges Fieber, das sie aber nicht für schlimmer hielten, als mehrere der bei uns einheimische Fieber-Krankheiten; indessen gaben die Beulen Stoff zum Nachdenken. Einen Monat lang erhielt der ziemlich milde Charakter der Krankheit diesen Irrthum allgemein im Schwunge, und mehrere muthige Handlungen, die später, wie dies ganz natürlich und gerecht ist, gefeiert worden sind, hatten darin ihren Grund. Ein charakteristisches Merkmal der Pest ist es, daß sie fast augenblicklich, und ohne das Erscheinen der Beulen abzuwarten, tödtet. Auf dieses schlimme Zeichen verfuhr ich nun, wie

ich gegen das pestartige Fieber des Orients verfahren wäre. Meine an dem Meersaume des Delta begonnenen Beobachtungen wurden in diesem und den folgenden Jahren in derselben Weise in Kairo fortgesetzt. Folgendes sind einige Haupt-Resultate: Man bekömmt die Pest nicht einzig und allein, weil man die Pest-Kranken besucht, sondern man muß auch dazu prädisponirt seyn. Diese Prädisposition tritt aber leicht ein, jede Störung der Gesundheit bringt dieselbe hervor. Alle Arten von Aufregung, die Ausschweifungen der Tafel, des Trunkes u. s. w., Eilmärsche, plötzlich unterbrochener Schweiß, jede Schwächung, die in allen Jahreszeiten und überall Krankheits-Ursachen sind, prädisponiren sofort zur Pest. Alle diese Störungen des gesunden Zustandes, die in Europa sich zu den verschiedenen dort herrschenden Krankheiten gestaltet haben würden, nehmen in Aegypten während der Pest nur einen und denselben Charakter an.

Nachdem ich diese Beobachtung gemacht, verfehlte ich nicht, sie zu verallgemeinern, und gewann ein solches Zutrauen zu meiner Theorie, daß ich dreimal bei schlimmen Vorzeichen, die ich hervorgehoben, das Richtige getroffen habe. So wurden z. B. Türkische Bootsleute, die sich beim Rudern erhitzt hatten und so unvorsichtig waren, sich ins Wasser zu werfen, am folgenden Tage vom Fieber befallen, und vier derselben starben am dritten Tage an der Pest. Mein Vertrauen in das Resultat dieser Beobachtungen nahm immer mehr zu, und ich verließ meine Wohnung in Kairo, um auf einem Landhause in der Umgegend mich zu einem Mönche zu gesellen, der seines Dienstes wegen in einem an das Pestlazareth stoßenden Gebäude wohnte. Eine einzige Thüre bildete den Eingang zu der ganzen Lokalität, so daß ich täglich auf der Schwelle der Thüre Todten und Sterbenden, die aus dem Lazareth fortgetragen oder in dasselbe gebracht wurden, begegnete.

Als letzte Regel für mein Verfahren hatte ich aufgestellt, daß man sich während der Pest und bei jeder anderen epidemischen Krankheit vor jeder Gefahr wirksam schützt, indem man es sich zum Geschäfte macht, sich wohl zu befinden, d. h. daß man die höchste Sorgfalt auf sich verwendet. Zu jeder Zeit ist es verständig, in seiner Lebensweise vorsichtig zu seyn, während einer Epidemie muß man sich dies aber zum Geschäfte machen. Jetzt, wo wir unter dem unheilvollen Einflusse der Cholera stehen, habe ich an diese Vergangenheit erinnern zu müssen geglaubt. Unsere Aerzte glauben nicht, und nach meiner Ansicht mit Recht, an die Uebertragung der Krankheit durch Berührung; sie hat also einen geringeren Grad von Bösartigkeit als die Pest. Wenn aber schon die von mir angegebenen Maaßregeln ein Grund der Beruhigung für das Gemüth waren, so wollen wir glauben, daß wir von der gegenwärtig herrschenden Krankheit noch weit weniger bedroht sind, und um ihr eine Gelegenheit weniger zur Wuth darzubieten, wollen wir uns bemühen, sie nicht zu fürchten.

Bibliographie.

La chasse et la pêche. (Die Jagd und der Fischfang.) Nebst mehreren anderen Gedichten. Vom Grafen von Chevigné. Rheims.

Morts bizarres. (Seltsame Todesarten.) Dramatische und andere Gedichte, von E. Legouvé. Pr. 4 Fr.

Théatre republicain. (Republikanisches Theater.) Ein nachgelassenes Werk von Picard.

Théresa. — Ein Drama in 5 Akten, von Alex. Dumas. Pr. 4 Fr.

Nouvelle orthologie française. (Neues Lehrbuch zur richtigen Sprechung des Französischen.) Die Schwierigkeiten, fehlerhaften Ausdrücke, Homonymen, Homographen, Paronymen und unregelmäßigen Zeitwörter dieser Sprache alphabetisch geordnet und von einem Register begleitet. Ein Nachtrag zu allen Sprachlehren und Wörterbüchern, von B. Legorant. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Chinas Handel mit dem Auslande. Obgleich die Chinesen durch ihren mit so glücklichem Erfolge betriebenen Landbau und sehr ausgedehnten inneren Verkehr eine gewisse Unabhängigkeit vom Handel mit dem Ausland erreicht haben, so fühlen sie doch seinen Werth in hohem Grade und sind eifrig bemüht, ihn zu unterhalten. Die Chinesische Regierung bezieht auf diesem Wege jährlich 650,000 Pfund Sterl., das Einkommen abgerechnet, welches aus dem Schatz-Amte von Canton erwächst, angeblich dem einträglichsten im ganzen Reiche, das die Regierung an den Meistbietenden verkaufen soll. Hieraus ergiebt sich, daß die Orts-Obrigkeit sehr dabei interessirt ist, den Verkehr zu unterhalten. Auch die Bewohner Cantons und der Nachbarschaft, so wie die zahlreiche mit dem Anbau und der Zubereitung des Thee beschäftigte Klasse, fühlen sich bei dem Flor desselben behaglich genug. Der Handel mit dem Ausland ist auf Canton beschränkt. Gleichwohl hat man vor Kurzem einen offenen Schleichhandel, besonders in Opium, nach den von der Hauptstadt nordwestlich gelegenen Häfen zu treiben unternommen, ohne Störung von Seiten der Obrigkeit. Der Thee, wenn auch in Küstenstrichen angebaut, wird meistens durch das Binnenland nach Canton gebracht, weil der Transport desselben zur See den Chinesischen Schiffern verboten ist. Trotz dieses Verbots gelangt indessen auch eine bedeutende Menge Thee über Meer nach dem Indischen Archipel und selbst nach Canton. Ausländischen Schiffen ist es nicht erlaubt, mit Canton Verkehr anzuknüpfen, bevor einer der Hong-Kaufleute Gewähr geleistet hat. Diese Kaufleute bilden eine privilegirte den ausländischen Handel unterhaltende Innung. Zwar dürfen auch andere Personen mit den Fremden verkehren; aber gewisse Artikel sind ihnen untersagt. Die meisten Kaufleute stimmen darin überein, daß Geschäfte wohl nirgends leichter und rascher abzumachen sind, als in Canton. Der Absatz Englischer Manufakturen durch die Ostindische Compagnie ist gewöhnlich viel unbedeutender, als ihr Ankauf. Wollenzeuge werden hauptsächlich im nördlichen China gesucht, dessen Zugang für gewichtige Kaufmannsgüter wegen der Entfernung und des bedeutenden Transito eben so schwierig als kostbar ist. Die wichtigsten Indischen nach China exportirten Produkte sind Opium und rohe Baumwolle. Von China erhandelt die Compagnie jetzt ausschließlich Thee. Sie scheint das Verkaufsrecht auf die schwarzen Thee-Sorten zu haben, welche sie am stärksten ankauft, so wie Amerika auf die grünen Sorten. Die Russen sind von Canton ausgeschlossen, weil sie das Privilegium des Landhandels genießen. Verhältnißmäßig unbedeutend sind die Geschäfte der Franzosen, Holländer, Schweden, Dänen und Oesterreicher. Die Amerikaner werden in China gut behandelt. Man sagt, daß ihr Handel dort populair sey, wegen der bedeutenden Einfuhr von Dollars. Auch ist derselbe seit 1814 erst einmal unterbrochen worden. (East-Ind.-Mag.)

— Indische Hochländer. Aus dem Tagebuch eines Britischen Ost-Indiers. Vor meinem Eintritt in das Land der Bhiels, welches eine wüste Strecke mit wenigen angebauten Strichen ist und zwischen Maywaur und dem Gebiete von Guicowar sich ausdehnt, waren mir die Einwohner als die wildesten Banditen beschrieben worden, und schon ihr Name war in eine Art von mystischer Furcht gehüllt, wie früher der der Schottischen Hochländer. Ich verweilte beinahe drei Monate unter ihnen und hatte Muße genug, sie zu beobachten. Die Bhiels sind im Allgemeinen noch unter Mittelgröße. Sie haben die nämliche glühende Anhänglichkeit für ihr gebirgiges Vaterland, die man an den Schweizern rühmt. Ihre Tracht weicht von der jedes anderen Stammes, den ich in Indien gesehen, bedeutend ab. Sie tragen ein Paar lose Beinkleider, die ein wenig über dem Knie wie abgeschnitten scheinen und hinten zu einer Art von Bündel zusammengeknüpft sind; eine knapp anliegende Weste ohne Aermel; ein weißes oder farbiges Schulterkleid, dem Hochländischen Plaid ähnlich; einen niedrigen Turban oder kegelförmigen Filzhut. Dies ist das Kostüm der mittleren und niederen Klassen. Statt der Schuhe tragen sie Sandalen aus ungegerbter Haut, die mit ledernen Schleifen befestigt werden. Die vornehmeren kleiden sich den Banianen von Bombay ähnlich. Jeder Mann, dem ich begegnete, war mit einem kurzen Schwerdte, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die wohlhabenden hatten Lunten-Gewehre, und einige Wenige führten Englische Vogelflinten, die sie entwendet hatten. Die Lebhaftigkeit und Ausdauer der Bhiels ist sprüchwörtlich, ihre Gastfreiheit nur durch ihre Mittel eingeschränkt. Sie bleiben dem gegebenen Worte unerschütterlich treu, und ich glaube, daß Keiner, der einem Bhiel sein Vertrauen geschenkt, Ursache hat, es zu bereuen. Ihre Leidenschaften sind ungestüm, ihre Rache ist unersättlich. Ich will ein Beispiel von der letzteren Art anführen. Auf meinem Wege nach A — einige Monate vor meiner gegenwärtigen Exkursion bemerkte ich, daß ein Fremder sich meinem Lager angeschlossen hatte. Der Mann hatte nicht etwa das Ansehen eines frommen Pilgers, noch schien er auf einer Geschäftsreise begriffen, denn sein ganzes Gepäck bestand in einer Decke, die ihm als Bett diente. Auf meine Nachfrage gab er zur Antwort, er sey ein Bhiel und auf dem Wege von Pertaubgurh nach A —, um Rechnung abzuschließen mit Einem, den er dort zu treffen hoffte. Diese Erklärung war mir genug, da sie mit der arglosesten Miene gegeben wurde. Bei meiner Ankunft in A — schlug ich in kurzer Entfernung von dem Militair-Cantonnement mein Zelt auf. Am folgenden Morgen dankte mir der Bhiel für den empfangenen Schutz und schenkte mir beim Scheiden ein (ziemlich unreines) Stückchen Papier, mit einer Art Hieroglyphen bekritzelt, die ich schlechterdings nicht entziffern konnte. Er sagte mir, daß, wenn ich jemals Gelegenheit haben sollte, durch seine Heimath zu kommen, das Vorzeigen dieses Blättchens mir im Nothfall von Nutzen seyn könnte, und schärfte mir nachdrücklich ein, mich unter keiner Bedingung von demselben zu trennen. Am Abend des nämlichen Tages erfuhr ich, ein Bediente des Lieutenant C. sey ermordet und der Leichnam von einem Pfeil durchbohrt. Ich eilte in des Lieutenants Zelt und sah den Leichnam. Der Tod muß augenblicklich erfolgt seyn, denn der Pfeil hatte das Herz getroffen. Ich erfuhr, der Lieutenant C. sey kürzlich von Pertaubgurh, demselben Orte, von dem jener Bhiel gekommen war, angelangt, und in einem Streite mit den dortigen Bhiels habe sein Bediente einen derselben getödtet. Ich äußerte den Verdacht, daß der in meiner Begleitung angekommene Mann, der, wie er selbst gesagt, hier eine Rechnung abschließen wollte, den Mord begangen habe, doch der Mörder war nicht mehr aufzufinden. (East-India-Mag.)

Da sich der für das Magazin bestimmte interessantere Stoff so anhäuft, daß die regelmäßig erscheinenden Nummern zur Aufnahme desselben nicht immer ausreichen, so werden wir hin und wieder, wenn eine Veranlassung dazu da ist, noch eine vierte Nummer wöchentlich erscheinen lassen. Es wird demnach in dieser Woche auch morgen und darauf am Sonnabend ein Blatt des Magazins ausgegeben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz, so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 19. April 1832.

Frankreich.

Das südliche Frankreich im Juli und August 1815.

Aus dem dritten Bande der „Geschichte der Restauration, von einem Staatsmanne" (Capefigue).

Während Paris sich durch die Anwesenheit eines glänzenden Vereins von Fremden bereicherte, war in den Provinzen das Gegentheil der Fall; keine von ihnen entging der militairischen Besatzung; alle trugen die Last derselben. In mehreren Departements dauerte der Krieg noch fort; im Norden hatten Condé und Maubeuge sich im August noch nicht unterworfen, im Elsaß wurde der Krieg fortgesetzt, Feuersbrünste legten ganze Dörfer in Asche, die Bauern des Waasgaus waren unter den Waffen, Hüningen beschoß unter dem tapferen Bardanegre Basel und weigerte sich, eine andere Fahne, als die dreifarbige, aufzustecken; auch die Generale Rapp und Lecourbe verlängerten die Feindseligkeiten; die Auvergne wurde in allen Richtungen von bewaffneten Haufen und von der Kavallerie des General Bandamme durchzogen. Die nach ihrer Auflösung durch den Marschall Macdonald unzufriedenen Soldaten von der Loire-Armee kehrten nur langsam in ihre Wohnsitze zurück. Im Süden bedrohten der General Clauzel und das Corps des Marschall Suchet die Einwohner mit Requisitionen von Geld und Lebensmitteln. Alle diese isolirten Versuche veranlaßten die Alliirten zu der Bemerkung, daß kein Mittel vorhanden sey, eine solche Nation zur Ruhe zu bringen, und die unnützen Bemühungen einiger Generale, gewisse militairische Stellungen zu vertheidigen, trugen am meisten zu den harten Bedingungen des Pariser Vertrages bei.

Der Süden hatte weniger von der Last der Invasion zu tragen, wurde aber von einer heftigen Reaction zerrissen. Hier tritt uns zunächst die historische Frage entgegen: Wurden die Metzeleien des Südens förmlich organisirt? Ging der Befehl dazu von einem gemeinsamen Centrum aus? Muß man jene geheime Verwaltung und jene unsichtbare Hand, welche die Regierung zu so großen Ausschweifungen trieben, dessen anklagen? Ich antworte rund heraus mit Nein. Die Führer der royalistischen Partei wären zwar unversöhnlich bei den stattfindenden gerichtlichen Verfolgungen; sogar die größten Geister dieser Partei konnten sich der Leidenschaftlichkeit nicht enthalten, und selbst Herr von Chateaubriand sagte, als Präsident des Wahl-Kollegiums des Loiret, zum Könige: „Der Augenblick ist gekommen, Ihrer unerschöpflichen Milde Einhalt zu thun, Sie haben das Schwerdt ergriffen, das der König des Himmels den Mächtigen der Erde übergab, um die Ruhe der Völker zu sichern." Aber zu Metzeleien gaben die Royalisten keinen Befehl; das Herz weigert sich sogar, zu glauben, daß sie denselben ihren Beifall ertheilten.

Hier das Thatsächliche: In den hundert Tagen hatte sich die royalistische Partei im Süden trefflich organisirt. Die schwache schwankende Verwaltung der Präfetten hatte Vereine sich bilden lassen, welche mit einander unter der Leitung höherer Comités korrespondirten. Die von dem Herzoge von Angoulême bei der Landung Bonaparte's gemachten Rüstungen hatten eine gewisse Streitmacht zur Verfügung dieser Comités gestellt, die unter dem Namen von Frei-Compagnieen, Stadtgarden und Freiwilligen sich für das erste Zeichen schlagfertig hielten. Die Desertions von den Konskribirten und der mobilen Nationalgarde hatten diese Streitkräfte vermehrt. Man wartete ruhig auf die Nachricht von dem Einrücken der fremden Heere, um die schwachen Bande, welche noch an die Kaiserlichen Behörden knüpften, zu zerreißen. Diese schwankenden der Energie ermangelnden Behörden verletzten die Neigungen der Massen, ohne die Festigkeit zu besitzen, deren Verirrungen zu unterdrücken. Am meisten ist aber diejenige Regierung in Gefahr, welche, das Volk in Kleinigkeiten verletzend, nicht stark genug ist, ihm Furcht oder Vertrauen einzuflößen. Die Parteien beugen sich unter eine feste Hand, die sie unterdrückt, verachten jedoch eine eigensinnige Behörde, die sich kleinliche Schikanen erlaubt. So waren die Präfetten im Süden; man hatte einige strenggläubige Katholiken verletzt, und die Priester, die sich verfolgt nennen, wenn sie nicht herrschen, wandten ihren gefährlichen Einfluß an, um den frommen Unwillen der religiösen Bevölkerungen zu erregen. In Nimes, Toulouse, in Languedoc wurde die politische Frage zu einer religiösen; es war der alte blutige Kampf des Katholicismus und des Protestantismus. In dem Handel treibenden Marseille bedrohte der Krieg alle Existenzen; besonders herrschte dort Haß gegen Napoleon und den Despotismus des Kaiserreiches. Die rechtschaffenen und religiösen Mittelklassen, das bei einem Sturme vor dem Bilde der heiligen Jungfrau knieende Volk der Matrosen, die ab- und zuströmende Menge von Genuesern und Katalonieru, — das Alles lieh den Plänen der royalistischen Comités eine rohe und fanatische Kraft.

Im Juni war im Süden Alles für einen Aufstand fertig; die Comité's reichten sich von Toulon bis nach Marseille, von hier bis nach Aix, Toulouse und Bordeaux die Hand und standen durch die Guyenne mit der Vendée in Verbindung. Alle Berge waren voll von bewaffneten jungen Leuten, entlaufenen Rekruten und Frei-Compagnieen. Die Behörden waren ohne Macht gegen diese Umtriebe oder legten ihnen keine Wichtigkeit bei; nur wenig Truppen standen zu ihrer Verfügung. Der Aufstand brach in Marseille am 25. Juni aus; es war ein Sonntag, die müßige Bevölkerung füllte die Kirchen an. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht von der Niederlage bei Waterloo, das, wie im Fluge, in sechs Tagen dort angelangt war. Der das Departement kommandirende General Verdier empfangt eine telegraphische Depesche, die ihm die Abdankung Napoleons und die Bildung einer Regierungs-Commission anzeigt. Der Schlag war geschehen. Ein kräftiger und geschickter General hätte die Nachricht mit Vorsicht verbreitet und die militairischen Vorsichts-Maßregeln getroffen, welche die Lage erheischte. Die Bewohner des Südens sind mehr lärmend als tapfer, sie fürchten die Militair-Uniform. Der General Verdier hatte ein Infanterie-Regiment, einige Schwadronen reitender Jäger, eine Batterie und eine Menge auf Halbsold gesetzter Offiziere, alle tapfer und treu, zu seiner Verfügung. Die letzteren flüchteten sich, durch ihren militairischen Instinkt geleitet, in eines der beiden die Stadt beherrschenden Forts und leisteten hier dem wüthenden Volke einige Zeit lang Widerstand. General Verdier aber beging den großen Fehler, sich nicht dieser beiden Forts zu versichern und in ihnen zu behaupten. Der Anblick des durch die Straßen ziehenden Volkes, dessen Aufregung immer größer wurde, und der von dem Lande hereinkommenden Frei Corps, setzte ihn in Verwirrung: er suchte seine Truppen zu sammeln und sich nach Toulon zurückzuziehen, um sich mit den Corps des Marschall Brune und der Armee des Var zu vereinigen. Er verließ daher am 25. Juni Abends die Stadt. Man leistete ihm nur schwachen Widerstand. Einige Soldaten wurden von Flintenschüssen getroffen, andere, die sich vereinzelt hatten, wurden ermordet; ein Angriff des 14ten Jäger-Regiments reichte hin, um den Weg zu bahnen. Außerhalb Marseille wurde der Marsch schwieriger, da das von kleinen Mauern durchschnittene Terrain den Frei-Corps gestattete, ungestraft auf die sich zurückziehende Truppen-Kolonne zu tirailliren.

Marseille war mittlerweile sich selbst und dem royalistischen Comité überlassen; die weiße Kokarde wurde augenblicklich aufgesteckt; das Volk war darauf vorbereitet. Abends begann die Reaction. In den ersten Augenblicken des Sieges ist eine Partei auch durch die kraftigste Hand nicht zu zügeln. Nach meiner Ueberzeugung ordnete das royalistische Comité die Metzeleien nicht an, sah ihnen aber gleichgültig zu. Welche Maßregeln waren getroffen, um diese blutigen Scenen zu verhindern? Die Frei-Compagnieen, welche Marseille wie eine im Sturm genommene Stadt behandelten, überfielen die ihnen bezeichneten Opfer der Rache, kurz Alles schien mit Ordnung und Einsicht zu geschehen. Laßt sich glauben, daß die Bauern auf ihre Hand so verfuhren, daß sie keine Anweisung erhielten? Gab es nicht einige weiße Hände, die sich mit Blut befleckten? Ich will den Schleier dieser Verbrechen nicht lüften. Das Morden dauerte die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch; die Offiziere auf Halbsold, die Soldaten und Alles, was in dem Verdachte stand, zur Armee zu gehören, wurden wie wilde Thiere verfolgt und mit Säbeln und dem Bajonett gemordet. Auch die Mamelucken, Ueberbleibsel aus dem Feldzuge nach Aegypten, wurden größtentheils umgebracht; sogar ihre Frauen und Kinder wurden im Hafen, wohin sie sich vor ihren Henkern geflüchtet hatten, erschossen. Das dem Stande nach erste unter diesen Opfern war Herr Angelès-Capefigue, ein Mann von Geist, Bildung und Ehre, eine Notabilität von Marseille. Er war der Freund von Massena, Barras und einigen anderen bedeutenden Mannern der Republik und des Kaiserreiches gewesen. Einige Zeit lang Militair-Präfekt in Italien, hatte er sich in seine Vaterstadt zurückgezogen. Sein Verbrechen bestand in den Augen seiner Mörder in seinen freundschaftlichen Verbindungen mit dem Marschall Brune. Es ist schauderhaft zu sagen, dieser sanfte, unverdächtige Mann wurde von tausend Stichen durch-

bohrt, in einen Pferdestall hinter seinem eigenen Hause geschleppt und dort mit Säbelhieben umgebracht! Seine Mutter konnte das Geschrei des Opfers vernehmen. Die Thäter dieses Mordes sind bekannt und leben noch; mögen sie, wenn sie diese Zeilen lesen, daran denken, daß die Nachwelt gerecht ist!

Das royalistische Comité traf keine Repressiv-Maßregel; es kannte aber die Anführer der Banden und wußte, wer diese leitete. Wie läßt sich also diese Gleichgültigkeit bei so viel vergossenem Blute erklären? Das Comité zog es vor, ein Vertheidigungs-System zu organisiren; eine städtische Garde wurde errichtet, und an das Englische Geschwader wurden Deputirte geschickt, um militairische Hülfe nachzusuchen. Bald vereinigte sich die Großbritanische Flagge mit der weißen und ihre gemeinsamen Operationen verbreiteten den Aufruhr in der Provence.

Inzwischen hatten sich der General Verdier und die unter seinen Befehlen stehenden Truppen mit dem Corps des Marschalls Brune vereinigt. Die aus Paris eingehenden Nachrichten brachten viel Schwankendes in die Bewegungen dieses kleinen Heeres. Durch einige angestrengte und entscheidende Märsche wäre es noch möglich gewesen, den Aufstand im Keime zu ersticken; aber die Anführer hegten, die Augen auf Paris gerichtet, Besorgnisse über die Entwickelung des Drama's; die Partei, die sie anzugreifen auf dem Punkte standen, war vielleicht in einigen Tagen Sieger! Der Marschall Brune temporisirte und wartete auf die Befehle der Regierungs-Kommission; in den letzten Tagen des Juli unterwarf er sich. Bei dem aufgeregten Zustande der südlichen Provinzen hatte man dem Marschall gerathen, sich in Toulon nach Havre einzuschiffen; sein militairischer Geist wies aber diesen Vorschlag, als des Muthes eines Soldaten unwürdig, zurück; mit einem Passe des Marquis von Riviere, reiste er, ohne daß ihm dort etwas begegnete, durch das Departement des Var. Am 2. August war der Marschall in Avignon angekommen. In allen Städten des Südens gab es damals eine Art von Volks-Polizei, die von allen regelmäßigen Behörden unabhängig war; die Beamten ließen jede mit Pässen versehene Person unangefochten weiter reisen; aber Individuen, die von irgend einer verborgenen Gewalt autorisirt waren, hielten den Reisenden an und verhörten ihn; hinter ihnen stand eine organisirte Macht, die handelnd einschritt. Der Marschall Brune ward bei seiner Ankunft in Avignon von dieser geheimen Polizei bemerkt, er konnte seine Reise nicht fortsetzen und stieg im Gasthofe zum Palais-Royal ab; da er von einem seiner ehemaligen Offiziere erkannt worden war, so verbreitete sich bald das Gerücht, Brune sey in der Stadt. Goldsmith hatte den Marschall in einer Schmähschrift angeklagt, den Kopf der Prinzessin Lamballe getragen zu haben; der Pöbel versammelt sich vor dem Gasthofe, schon ertönt Geschrei des Mordes, die Dazwischenkunft des Präfekten und des Maire ist fruchtlos, der Marschall verbarrikadirt sich in seinem Zimmer, aber der Fußboden wird durchbrochen und die Mörder stehen dem Marschall gegenüber; dieser hatte vergebens nach Waffen gesucht, er fragt sie, was sie wollen, sie antworten nur durch Schmähungen in einem barbarischen Dialekte, zwei Pistolen werden auf ihn abgefeuert, die eine Kugel streift ihm die Schulter, die andere Pistole versagt, und jetzt erschießt ihn ein Elender, dessen Name bei den gerichtlichen Verhandlungen genannt worden ist, mit auf die Brust gehaltenem Karabiner. Brune's Leichnam wurde langsam in den Straßen umhergeschleift und dann in den Rhone geworfen. So schmählichen Todes starb ein General, der die ersten Feldzüge der Republik verherrlicht und seinen Namen unter dem Kaiserthum mit Glanz behauptet hatte.

Die amtliche Zeitung meldete: „Der von dem Pöbel Avignon's bedrohte Marschall Brune habe sich mit einer Pistole erschossen, und man werde Maßregeln zur Verfolgung der Urheber dieser Unordnung treffen." Dies war eine etwas kalte Art, die Unwahrheit zu sagen; doch ist gewiß, daß die Regierung von den wirklichen Thatsachen nicht unterrichtet war; der Präfekt und das royalistische Comité sandten Berichte ein, denen zufolge Marschall Brune sich selbst das Leben genommen haben sollte. Damals war Niemand Herr über die Banden des Südens. Jede mit den Waffen verfochtene Sache zählt Anhänger, die ihr zur Unehre gereichen; es wäre ungerecht, die Verbrechen, die von diesen begangen werden, der Sache Schuld zu geben. Es ist schon schlimm genug, daß der Parteigeist das menschliche Herz dergestalt verderbt, daß es gegen Ausschweifungen unempfindlich wird. So waren die damaligen Royalisten; sie gaben nicht zu diesen Verbrechen Befehl, aber sahen ihnen ohne Abscheu zu. Die Regierung regierte nichts; ohne Armee, ohne Polizei, ohne feste und ergebene Beamten konnte sie nichts verhindern. In diesen Tagen der Trauer erlebte Avignon noch andere Gräuelthaten, Mörderbanden verbreiteten Schrecken in der Stadt; es war hinreichend, entweder selbst oder durch seine Familie dem Kaiserthume oder der Revolution angehört zu haben, um dem Tode geweiht zu werden; mit Flinten bewaffnete Menschen liefen in den Städten und Dörfern umher, erschossen jeden ihnen begegnenden Patrioten oder alten Soldaten ohne weitere Umstände und warfen seine Leiche in den Rhone. Schändliche Berühmtheiten traten damals auf, und das Schrecklichste ist, daß die Mörder auf den Schlössern der Royalisten Zuflucht fanden; einer der alten Edelleute der Provence beschützte den Mörder Brune's.

Noch schlimmere Dinge trugen sich in ganz Languedoc zu, wo die religiösen Streitigkeiten mit ihren blutigen Vorurtheilen in aller Kraft herrschten; der Bürgerkrieg war vollkommen organisirt. Die Katholiken hatten das Zeichen des Grafen v. Artois angenommen; die grüne Farbe war das Symbol der wahren Royalisten geworden; die Protestanten waren nicht mächtig genug, und die Cevennen waren entwaffnet. In Nimes und Toulouse fielen Plünderungen und Brandstiftungen vor. Die Invasion hatte diese glücklichen Gegenden verschont, desto mehr suchte der Bürgerkrieg sie heim. Die Katholiken waren unversöhnlich, ihre Banden schonten, von furchtbaren Anführern geleitet, selbst Kinder und schwache Frauen nicht. Dies ist überhaupt der Charakter der Religionskriege; sie sind grausamer als die politischen, weil jede Partei auf die Verzeihung Gottes vertraut, dem sie zu dienen glaubt. Am 15. August ward in Toulouse der im Departement kommandirende General Ramel vom Pöbel ermordet. Auf dem Karmeliter-Platze wurde eine Farandoule getanzt, ein barbarischer Tanz, der im Süden den Metzeleien voranzugehen pflegte; eine Mörderbande droht, in die Wohnung des Generals einzudringen, und ruft: Nieder mit Ramel! der General tritt heraus und zeigt sich dem Volke. Was wollt ihr von Ramel? ruft er mit kräftiger Stimme; seine stolze Haltung imponirt der Menge, aber kaum ist er in sein Haus zurückgetreten, als der Pöbel die Thüren sprengt und ihn mit Säbelhieben auf seinem Bette umbringt; zwei Tage lebte er noch unter schrecklichen Qualen. Der Maire von Toulouse, Herr von Villèle, wagte nicht, sich diesen Ausschweifungen zu widersetzen. Eine Proclamation war der einzige Schritt der städtischen Behörde. In Nimes wurde der tapfere General Lagarde in dem Augenblicke, wo er den Aufstand zu unterdrücken suchte, auf öffentlichem Platze verwundet.

Ludwig XVIII. war von dieser Katastrophe lebhaft ergriffen, die Souveraine selbst verlangten strenge Maßregeln, und es erschien eine Verordnung, welche die Verfolgung der Mörder des General Lagarde befahl und bis zu deren Auslieferung der Stadt Nimes Truppen auferlegte; diese Festigkeit war aber nicht von langer Dauer. Die Majorität der Kammer zeigte Theilnahme für eine so rein royalistische Stadt! Die Lage der Protestanten in Languedoc hatte die Theilnahme der verbündeten Mächte lebhaft in Anspruch genommen; in London hatte sich ein Verein für diesen Zweck gebildet, und in einem Schreiben, welches der Herzog von Wellington an denselben richtete, zeigte er ihm an, daß der König von Frankreich das größte Interesse für die Protestanten hege. Der Herzog von Angoulême erhielt auf seiner Reise im südlichen Frankreich den Befehl, die protestantischen Geistlichen an seine Tafel zu laden und sie äußerst rücksichtsvoll zu behandeln.

In der Vendée war der Bürgerkrieg durch den Einzug Ludwigs XVIII. in die Hauptstadt beendigt. Dennoch blieben die Einwohner bewaffnet; unzufrieden mit der Regierung, die nach ihrer Ansicht nicht royalistisch genug verfuhr, hatten die Agenten des Grafen von Artois, die froh waren, sich auf diese verborgenen Streitkräfte stützen zu können, jede Art von Entwaffnung verweigert. Die Anführer hatten sich der Regierung nicht genähert; die Organisation der Pfarrgemeinden mit ihren Compagnieen und Signalen bestand noch, die Waffen und Munition waren versteckt. Der Pavillon Marsan ließ ihnen sagen, der König werde ihrer bald bedürfen, die Revolution sey noch nicht besiegt. Die Vendeer antworteten: „Wir haben weder die Waffen noch die fleckenlose Kokarde abgelegt; kein Frieden mit den Ungeheuern und den Revolutionnairs. Im November 1815 war die royalistische Partei, die sich auf die bewaffneten Banden des Südens, auf die Vendéer und die Organisation ihrer Comités stützte, mächtiger als die Regierung. Diese Erscheinung tritt immer nach Bürgerkriegen ein; nicht die besiegte entrüstete Partei ist das größte Hinderniß für die Regierung, sondern die siegreiche, die schwer zu befriedigen und zu zügeln ist, denn sie ist stolz, lebens- und anspruchsvoll.

Bibliographie.

Antiquités du grand cimetière d'Orléans. (Alterthümer des großen Kirchhofes von Orleans.) Von Jolleis. Mit 19 Abbildungen.

Expédition scientifique de Morée. (Wissenschaftliche Expedition nach Morea.) Arbeiten der physikalischen Section. Zweite Lfg.

Extraits d'histoire et de littérature. (Historische und literarische Auszüge.) Elemente der Französischen Geschichte. Pr. 1½ Fr.

Itinéraire minéralogique et historique. (Mineralogische und historische Forschungen auf einer Reise von Clermont-Ferrand nach Aurillac.) Von J. B. Bouillet. Clermont-Ferrand.

Précis politique. (Kurze Schilderung der letzten politischen Ereignisse im Kirchenstaat.) Pr. 1½ Fr.

Morgenländische Literatur.

Die Javanesische Sprache.

Diese Sprache ist über neun Zehntheile der Insel Java ausgebreitet; in den Gebirgsgegenden wird Sundisch gesprochen, welches in der That nur ein Dialekt der ersteren ist, nur mit starker Beimischung von Malayischen Wörtern. Das Javanische zeigt mehr Ausbildung als irgend sonst eine Sprache des südlichen Archipel; und die Literatur ist gar nicht unbedeutend. Bis jetzt haben Europäer noch keinen Versuch gemacht, uns Mittel zum Studium dieser Sprache zu verschaffen, mit Ausnahme des Malayischen, Javanischen, Maduresischen, Bali- und Lampung-Vokabulars, welches Stamford Raffles seiner trefflichen Geschichte von Java beigefügt hat. Eine Javanesische Sprachlehre erschien erst neulich. Man verdankt sie Herrn Gerike, einem jungen Holländischen Gelehrten, der sich während eines mehrjährigen Aufenthalts in Java mit dem Studium der Eingebornen und ihrer Literatur emsig beschäftigt hat und dem angeführten Werke baldigst noch mehr Schriften über Sprache, Literatur und Geschichte der Javanesen nachzusenden beweckt. Das Javanesische ist in dieser Grammatik durchweg mit Original-Charakteren geschrieben, welche vielleicht die sonderbarste

Asiatische Buchstabenschrift sind. Das Alphabet, genannt Jaraksn, zeigt in seinen Grundzügen den Indischen Ursprung und scheint eher aus der alten Buddhistischen Schrift als aus dem Dewanagari entstanden zu seyn, obgleich es anders geordnet ist. Es wird von der Linken zur Rechten gelesen und besteht ursprünglich aus 20 Mitlautern, von denen jeder (wie im Sanskrit) mit einem Selbstlauter verbunden ist, der anfanglich kurz a war, jetzt aber als Mittelton zwischen a und o gesprochen wird. Außer diesen 20 lautbaren Konsonanten giebt es noch 20 lautlose, welche den ersteren beigegeben werden, um die Abwesenheit eines Vokals anzudeuten. Sonst giebt es noch 5 den Mitlautern angehangte Vokalzeichen und 4 Halbvokale.

Die Javanesische Sprache hat ihre besonderen Modificationen im Ausdruck, welche auf die Verschiedenheit des Ranges der Personen sich gründen, und diese Besonderheiten bilden gleichsam verschiedene Dialekte. Herr Gerike hat sich's angelegen seyn lassen, diese respektiven Ausdrücke zu unterscheiden. So bedient sich der Vornehme anderer Wendungen, wenn er zum Niederen spricht, und umgekehrt. So giebt es Ausdrücke für ebenbürtige Personen in vertraulicher Rede u. s. w. Die Grammatik ist sehr einfach, wie bei allen Sprachen des Indischen Archipel. Das Substantiv hat weder Genus noch Numerus, und selbst die verschiedenen Kasus werden nicht immer durch besondere Partikeln angedeutet. Das Adjektiv duldet fast gar keine Abwandelung, und auch die Conjugation ist wenig komplizirt. Daher die ganze Grammatik des Herrn Gerike, obschon ausführlich genug, nicht über 60 Seiten einnimmt. Die angehängte Chrestomathie enthält einige merkwürdige Stücke, unter anderen ein ziemlich langes amtliches Schreiben des Mangku Negoro an den Holländischen Statthalter van den Bosch. Sie schließt mit dem Papali, einem Auszug aus einem großen Gedichte des berühmten Fürsten Kyahi Hageng Sesela, der vor etwa drei Jahrhunderten lebte. Das am Ende des Werkes befindliche ausführliche Wortregister erhöht noch dessen Werth. Ein ausführliches Javanesisches Wörterbuch von demselben Verfasser soll ebenfalls bald erscheinen.

Bibliographie.

Grammatica latina ad usum Sinensium juvenum, a J. A. Gonzalves, congregationis missionis presbytero. (Lateinische Grammatik zum Gebrauche der Chinesischen Jugend.) Von J. A. Gonzalves. Macao.

Arte China, constante de alphabeto e grammatica, comprehendendo modelos das differentes composiçoens; composta por J. A. Gonzalves. (Gonzalves Chinesische Grammatik in Portugiesischer Sprache.) Macao.

The holy city of Benares. (Die heilige Stadt Benares.) Erläutert durch eine Reihefolge von Abbildungen. Von J. Prinsep. Calcutta.

A series of panoramic views of Calcutta. (Panoramische Ansichten von Calcutta.) Von W. Wood. Abth. I. und II. Calcutta.

Report on Dargeeling in the Sikhim mountains. (Bericht über Dargieling im Sikhim-Gebirge.) Vom Cap. Herbert. Calcutta.

The Pooroos-Purikhya. (Puhrubs-Purikha.) Eine Sammlung moralischer Erzählungen, aus dem Sungstrit in's Englische übersetzt vom Radschah Kali Krischun Bahadur von Sobha Bazar. Calcutta.

Vocabulary english and japanese. (Englisch-Japanesisches und Japanesisch-Englisches Wörterbuch.) Aus Japanesischen Werken zusammengetragen von W. H. Medhurst. Lithographirt in Batavia.

Deutsche Literatur im Auslande.

Das Deutsche Conversations-Lexikon in Nord-Amerika.

Im Vereine mit den Herren E. Wigglesworth und T. G. Bradford hat Herr Franz Lieber, ein bekanntlich seit dem Jahr 1819 in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika lebender Deutscher, eine Encyclopaedia Americana herausgegeben, die nichts Anderes als eine Bearbeitung der siebenten Auflage der bei Brockhaus in Leipzig erschienenen „Allgemeinen Deutschen Real-Encyklopädie" ist. Dieses Buch muß, als ein Kompendium des Europäischen Wissens und der Europäischen Kunst, als eine Hand-Bibliothek für das Leben der alten Welt, gerade für den Amerikaner, der, obwohl er außer diesem Leben sich befindet, doch in und mit ihm, durch Religion, Kultur und Geschichte, identifizirt ist, einen ganz besonderen Reiz haben. Amerika, in einem anderen Verhältnisse als die übrigen Welttheile zu Europa stehend, mag für das letztere immerhin ein Gegenstand der wißbegierigen Forschung oder einer größeren Theilnahme als die drei anderen Fünftel unseres Erdkörpers seyn — das Interesse, das es uns einflößt, tritt doch völlig zurück im Vergleiche mit dem, das Amerika für den alten mütterlichen Erdtheil empfindet, von dem es in das Daseyn gesetzt worden, dem es seine Sprachen und seine Kenntnisse verdankt, der es seine Tugenden wie seine Laster gelehrt, und der endlich, so veraltet er auch in manchen Dingen gegen den jüngeren Welttheil erscheinen mag, ihm doch überall, wo es nicht gerade die bloß materielle Erleichterung und Annehmlichmachung des Lebens gilt, seine Ueberlegenheit empfinden läßt. Nehmen wir eine Amerikanische Zeitung in die Hand, so finden wir neben den trockenen Raisonnements über Präsidentenwahl und Zolltarif, über neue Eisenbahnen und Dampfmaschinen, die stehende Rubrik „Europa", unter der, nicht selten mit größerer Wärme als über eigene Angelegenheiten, die politischen Veränderungen eines Europäischen Landes, das, seinem Umfange nach in dem kleinsten der Vereinigten Nordamerikanischen Staaten höchstens eine besondere Grafschaft bilden würde, mit geschwätziger Ausführlichkeit besprochen werden. Die Englische Parlaments-Reform, die Erblichkeit der Französischen Pairie, sind nicht bloß Europäische, sondern werden auch zu Amerikanischen Angelegenheiten gemacht, und dem Europäischen Leser erscheint die New-Yorker oder Philadelphia-Zeitung, die lange nach dem Ereignisse mit ihren Betrachtungen darüber nach der alten Welt zurückkommt, gleichsam schon als eine richtende Nachwelt, oder auch in manchen Fällen als ein entferntes Echo, das den Laut nur unvollkommen oder entstellt wiedergiebt.

In gleichem Verhältnisse nun, wie unsere Zeitungen für die Amerikaner von Interesse sind, muß es auch jenes Buch, das Conversations-Lexikon, seyn, das, als eine alphabetisch geordnete politisch-literarische Zeitung der Vergangenheit, einen Uebergang von der Journal- zur Gelehrten-Literatur bildet und daher den geistigen Bedürfnissen des Nord-Amerikaners, dessen allgemeine Bildung eben die Mitte zwischen Oberflächlichkeit und Tiefe hält, ganz besonders zu entsprechen scheint. So sehr aber dieses Buch auch bis zur siebenten Auflage vervollständigt worden ist, fehlt doch für den Amerikaner noch Vieles darin, namentlich in Bezug auf sein eigenes Land, dessen neuere Geschichte und dessen berühmte Männer. Diesem Mangel hat Herr Lieber abzuhelfen gesucht, indem er mit zwei Amerikanischen Gelehrten sich verband, die namentlich die neu hinzugekommenen Amerikanischen Biographieen, mehrere Artikel über Englische und Amerikanische Gesetzgebung, zahlreiche geographische Notizen über die westliche Halbkugel der Erde bearbeitet und viele andere Artikel bis zur neuesten Zeit fortgeführt haben.

Herr Lieber sagt darüber in der Vorrede zu seinem Amerikanischen Conversations-Lexikon: „Bei der Bearbeitung dieses Werkes in Englischer Sprache bin ich von der Idee ausgegangen, diejenigen Veränderungen und Zusätze zu bewirken, welche die Umstände erheischten, um dasselbe hier eben so gemeinnützig und annehmlich zu machen, wie das Original in Deutschland ist. Ich hege nunmehr auch die Hoffnung, daß die Amerikanische Encyklopädie — was sie nicht bloß dem Namen nach ist, indem sie eben so in Bezug auf Amerika als auf andere Zweige des Wissens eine reiche Quelle der Belehrung bildet — als solche, auch für jene große Europäische Nation, deren Sprache das gemeinsame Eigenthum ihrer selbst und ihrer Abkömmlinge in den Vereinigten Staaten ist, einen besonderen Werth erhalten haben wird. Wer sich die Mühe nehmen will, dieses Werk mit seinem Originale, dem Deutschen Conversations-Lexikon, zu vergleichen, wird bald aus den zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen abnehmen, daß es zu dem Titel „Amerikanische Encyklopädie" vollkommen berechtigt ist."

Es steht zu erwarten, daß Herr Brockhaus bei der Bearbeitung des jetzt erscheinenden (die neueste Zeit umfassenden) Supplementbandes zum Conversations-Lexikon auch die Amerikanische Encyklopädie zur Hand hat, um sie eben so wie das Dänische Conversations-Lexikon zu neuen Artikeln zu benutzen. Es ist auch nicht mehr als billig, wenn die Mutter, nachdem sie ihre Töchter in verschiedenen Landern auf das Reichste ausgestattet, hin und wieder von diesen Töchtern ein Erzeugniß des Auslandes als ein schwaches, aber dankbares Gegengeschenk erhält.

Die Amerikanische Tochter dürfte indessen schwerlich so populair werden als die Deutsche Mutter, die um der geringen Umstände und Kosten halber, die sie verursachte, bei Arm und Reich eine willige Aufnahme fand. Die Amerikanische Encyklopädie, eben so wie das Deutsche Conversations Lexikon aus 12 Bänden von 7 — 800 engbedruckten Seiten bestehend, kostet doch beinahe drei Mal so viel als dieses, nämlich 30 Dollars oder 42 Thaler. Zu Ende des vorigen Jahres war erst der 7te Band des Werkes erschienen, dessen Publication schon im Jahre 1829 begonnen wurde; es scheint demnach, als ob der vergleichsweise etwas hohe Preis der Förderung des Buches nicht sehr günstig wäre.

Zum Schlusse wollen wir hier noch einige Bemerkungen mittheilen, welche die North-American-Review, eine ganz in der Weise der Englischen kritischen Vierteljahrsblätter — namentlich der London Quarterly Review — redigirte und gedruckte, in Boston erscheinende Zeitschrift, in ihrem neuesten Bande (Jan. 1832) über das Deutsche Conversations-Lexikon und seinen Amerikanischen Nachfolger enthält.

„Jedermann," sagt der Amerikanische Kritiker, „der dem Gegenstand einige ernste Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird mit uns darin übereinstimmen, daß, wie zahlreich auch die Encyklopädieen seyn mögen, die bisher in unserer Sprache erschienen sind, doch keine existirt, die mit der „Amerikanischen Encyklopädie" einen gleichen Charakter trägt oder auch nur mit ihr zusammentrifft, in so fern diese nämlich eine Compilation ist, zum Gebrauche sowohl für unser eigenes Land und Volk, als für alle diejenigen, gleichviel wo im Auslande, die dieselbe Sprache reden und an der Ausbildung ihrer besonderen, wiewohl in eine andere Hemisphäre verpflanzten, Nationalgebräuche und Institutionen ein Interesse nehmen. Ein solches Buch kommt hier einem Bedürfnisse entgegen, indem es sowohl diejenigen bedenkt, die sich gern unterrichten wollen, aber nicht die Mittel haben, sich eine große Bibliothek anzuschaffen, als diejenigen, die zwar diese Mittel besitzen, aber nicht die Muße, um, einer gründlichen Belehrung halber, große Werke zu studiren. Unsere geschäftsreichen Bürger mit ihrem Ueberflusse von Zeitungen und mit den unter ihnen verbreiteten Elementar-Kenntnissen, scheinen in der That ein solches Werk noch viel eher als irgend ein anderes Volk, selbst die denkenden, fleißigen und unermüdlichen Deutschen nicht ausgenommen, zu bedürfen. Ein Werk, das weder den Ernst der strengen Wissenschaft, noch den leichtfertigen Ton unserer Jour-

male an sich trägt, das die Fehler beider zu vermeiden und ihre Vorzüge in sich zu vereinigen sucht, mindestens für die Mehrzahl aller Leser, die mehr die Resultate als den mühseligen Gang der gelehrten Forschung zu kennen wünschen — ein solches Werk ist die Amerikanische Encyklopädie. Daß etwas Aehnliches unserem Publikum bisher noch nicht zu Gebote stand, läßt sich leicht durch eine Musterung der vorhandenen Encyklopädieen nachweisen, die alle zu kostspielig, zu bändereich und zu gelehrt sind oder in anderer Hinsicht sich nicht zum Gebrauche eines größeren Publikums eignen. Da haben wir zunächst Chambers Cyklopädia oder allgemeines Wörterbuch der Künste und Wissenschaften, das bereits mehrere Auflagen erlebt hat; ferner die Encyklopädie von Rees, die in Amerika nachgedruckt wurde, aber des niedrigen Preises ungeachtet keinen Absatz fand, und am Ende durch eine Lotterie an den Mann gebracht werden mußte; die Encyclopaedia Britannica, von der bereits sechs Auflagen erschienen sind und die siebente im Druck ist, die zuerst aus 10 Bänden bestand, dann auf 20 anwuchs und endlich noch durch Napier ein Supplement von 6 Bänden erhielt; die Edinburger, in Philadelphia nachgedruckte, Encyklopädie, die bei ihrer Vollendung schwerlich weniger als 40 Bände stark seyn dürfte; endlich die Encyclopaedia Londinensis, die Encyclopaedia Edinensis, die Encyclopaedia Metropolitana und Andere mehr in verschiedenen Sprachen — keine ist jedoch so dazu geeignet, das Bedürfniß des Amerikanischen Lesers zu befriedigen, wie eben das Deutsche Conversations-Lexikon mit einigen Verbesserungen und Modificationen. Den Ruf, den dasselbe genießt, scheint es mit vollem Rechte zu verdienen. Ein Werk, das so viele Auflagen in seiner Heimath erlebt hat und in so viele Sprachen des Auslandes übersetzt worden ist, muß — es kann nicht anders seyn — einen großen Werth haben, und zwar nicht bloß in dem Lande, wo es zuerst erschienen, sondern auch in jedem anderen, wo es nationalisirt wurde. Seit seiner ersten Erscheinung im J. 1812 sind vielleicht 200,000 Exemplare des Originals durch ganz Europa verbreitet worden, während von der vielgerühmten Bibliothek nützlicher Kenntnisse (Library of useful knowledge) höchstens etwa 25,000 Exemplare ihren Weg in das Publikum gefunden haben. Dieses Faktum allein scheint uns dafür ein hinreichender Beweis zu seyn, daß unser Zeitalter nichts Anderes hervorgebracht habe, was mehr den Bedürfnissen der Gesellschaft im Allgemeinen entspricht; ja, es ließe sich aus seinem Vertriebe fast abnehmen, daß das Buch selber zum Bedürfnisse geworden ist."

Mannigfaltiges.

— Skandinavische Literatur-Gesellschaft zu Kopenhagen. Am 5. Januar d. J. wurde in dieser Gesellschaft eine von ihrem Mitgliede Prof. Bredsdorf eingesandte Abhandlung vorgelesen: über das Zeitalter Sivards Drumbe, Ragnar Lodbrols Sohns (und, der Sage nach, Enkels Sigurds des Schlangentödters — unseres Siegfried —, nach welchem er eben Sigurd Schlangenauge benannt seyn soll).

— Verein zur Beförderung der Dänischen Literatur in Kopenhagen. Derselbe empfing eine Preisschrift in 9 Quartbänden und einem Heft Landkarten, zur Beantwortung der darin gestellten Aufgabe: „eine wissenschaftliche Entwickelung der Vorstellungen der alten Nordländer von der bekannten Welt, seit den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des 13ten Jahrhunderts". Diese Arbeit erhielt nicht allein den ausgesetzten Preis von 200 Rthlr., sondern dem Verfasser wurde auch Unterstützung zum Drucke des Werkes und der Karten auf Kosten der Gesellschaft zugesichert. Bei Eröffnung des versiegelten Namens fand sich N. M. Petersen, Registrator des geheimen Archivs, — derselbe Gelehrte, der vor wenigen Jahren durch seine vortreffliche Schrift „über die Geschichte der Skandinavischen Sprache" den Preis gewann.

— Sklaverei in England. Obgleich wir dem nachstehenden Bericht diese Ueberschrift gegeben haben, so wollen wir doch zur Ehre der menschlichen Natur hoffen, daß derselbe sehr übertrieben ist. — „Die Zahl der Personen beiderlei Geschlechts unter 18 Jahren, welche in den Flachs-Spinnereien in Dundee beschäftigt sind, beläuft sich auf 1073. Von diesen ist die Mehrzahl noch nicht 14, eine bedeutende Zahl noch nicht 12, einige sind noch nicht 9 Jahr alt; ja, es werden sogar Kinder zwischen 6 und 7 Jahren zugelassen und gezwungen, mit den übrigen zu arbeiten. In manchen Spinnereien arbeiten die Kinder täglich 13 Stunden 20 Minuten, oder 79¼ Stunden wöchentlich, ausschließlich der zum Essen bestimmten Zeit, welche in den meisten Fällen auf eine Stunde täglich festgesetzt ist, oft aber auch auf 50 Minuten beschränkt wird, obgleich häufig die Wohnung der Kinder von den Spinnereien sehr entfernt ist. Eine kürzere Arbeitszeit als 12½ Stunden täglich oder 74 Stunden wöchentlich findet nirgends statt. Dies ist der Fall in Dundee, wo die Handwerker noch mindestens den Vortheil haben, daß die Fabrik-Herren oft wetteifernd nach Arbeitern suchen müssen; während in den Spinnereien, welche in entfernteren Theilen des Landes liegen, oft 14½ und 15 Arbeitsstunden täglich gefordert werden. Wenn in den Spinnereien von Dundee durch den Stillstand der Maschinerie oder durch einen anderen ähnlichen Umstand Zeit verloren geht, so muß diese nachgeholt werden, so daß die Kinder dann bis in die späte Nacht, am Sonnabend oft bis gegen Mitternacht arbeiten müssen. Jeder Streit über verlorene Zeit wird immer gegen die Kinder entschieden, unter dem Vorwande, daß 10 Minuten oder eine Viertelstunde für sie persönlich nichts, für ihre Herren aber von Bedeutung sind." — Wenn dieser Bericht wahr ist, so müssen wir den nachstehenden Auszug aus einer Rede, die in einer neulichen Versammlung über diesen Gegenstand gehalten wurde, für etwas mehr als ein erdichtetes Gemälde halten: — „Betrachtet so eine kleine sechsjährige Gefangene. Sie soll an einem kalten Wintertage des Morgens um 4 Uhr aufstehen; bevor sie sich aber dazu entschließt, ruft sie wohl ein halb Dutzend Mal: „„Vater, ist es Zeit? Vater, ist es Zeit?"" Und endlich, wenn sie aufsteht, sucht sie im Dunkeln nach ihren Kleidern und hängt einige geflickte Lumpen über die ermatteten Glieder — ermattet noch von der Arbeit des vorigen Tages. Dann muß sie vielleicht zwei (Engl.) Meilen, mindestens aber eine, durch Sturm und Schnee nach der Spinnerei laufen, um dort 12, 14, 15, 16 oder gar 18 Stunden zu arbeiten. Das Mädchen, von dem ich spreche, ist gestorben; aber es führte ein solch schauderhaftes Leben mehrere Jahre hindurch." (New Monthly Mag.)

— Gründung der Stadt Nikolajeff. Dieser Ort ist der Sitz des Oberbefehlshabers der Flotte des schwarzen Meeres, das Schiffswerft für diese Flotte und eine von denjenigen Städten des großen Russischen Reichs, die in weniger als einem halben Jahrhundert nach ihrem Entstehen mitten in der unbewohnten Steppe jenseits des Dniepr zu einem so hohen Wohlstande gelangten, daß sie unter den organisirtesten und schönsten Städten Rußlands mitzählen können. Vor 43 Jahren war noch keine Spur von Nikolajeff vorhanden. Die große Landstrecke, welche jetzt das Gouvernement Cherson bildet, war eine fast menschenleere Wüste. Wegen der Nähe der Türkischen Gränze, indem der Bug die Scheidelinie machte, blieb das linke Ufer dieses Flusses in der Gegend seiner Mündung unbewohnt. Die nahe Stadt Otschakoff bedrohte die Ruhe jedes unternehmenden Ansiedlers. Aber der zweite Krieg gegen die Türken, der unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. geführt wurde, hatte für Neu-Rußland die ersprießlichsten Folgen. Indem er die Gränzen des Reichs erweiterte, entfernte er zugleich aus dessen südlichen Provinzen den Kriegsschauplatz und veranlaßte die Gründung neuer Städte, die theils in strategischer Hinsicht, theils vermöge ihres blühenden Handels von größter Wichtigkeit sind. Die Stadt Nikolajeff gehört zur Zahl der ersteren. Eines der glänzendsten Ereignisse in Rußlands Kriegsgeschichte ist zweifelsohne die Erstürmung von Otschakoff, welche Stadt seit langer Zeit das Bollwerk und den Stützpunkt der Türken bildete. Diese Festung wurde am 18. Dezember 1788 von dem Fürsten Potemkin genommen. Der Sieger wünschte das Andenken dieser Waffenthat zu verewigen und wollte zu gleicher Zeit dem heiligen Nikolaus, als Schutzpatron der Russischen Heere, seinen Dank darbringen; er schlug daher vor, zum Gedächtniß der Eroberung von Otschakoff und zu Ehren jenes Heiligen eine Stadt zu gründen. Zu diesem Zweck durchreiste er im Beginn des Jahres 1789 die Einöde von Otschakoff, und seine Aufmerksamkeit fiel besonders auf einen ihm sehr vortheilhaft scheinenden Punkt, wo der Ingul-Fluß seine Wasser mit denen des Bug vereinigt. Dort gründete er auf der Stelle ein Werft und übertrug die Ausführung seiner Pläne dem Staatsrath Falejeff, einem sehr betriebsamen und thätigen Beamten. Am 8. September 1789 erhielt dieser Ort den Namen Nikolajeff. Die ersten beim Bau dieses Schiffswerftes beschäftigten Arbeiter waren Schwedische Gefangene; zu Ende des Monats September schickte man zu dieser Arbeit noch das Tulasche Infanterie-Regiment nebst 700 Rekruten dorthin, und im Monat Oktober wurden 112 Familien aus der Diöcese Tschernigoff als erste Ansiedler nach der zu gründenden Stadt abgesandt. So entstand die Stadt Nikolajeff. Im Monat November ließ der Fürst Potemkin daselbst den Kiel zu einer Fregatte von 46 Kanonen bauen; auch dieses Schiff erhielt den Namen „St. Nikolaus" zu Ehren des Schutzpatrons der Stadt. Der Fürst ließ nicht ab, sich fernerhin mit dem Bau der Stadt und der Fregatte zu beschäftigen, wie aus seinem lebhaften Briefwechsel mit Herrn Falejeff hervorgeht. Im August 1790 wurde die Fregatte vom Stapel gelassen, und Nikolajeff konnte damals schon auf den Namen einer Stadt Anspruch machen. (J. d. St. P.)

— Begräbnisse in Neu-Seeland. Jedes Oberhaupt hat einen besonderen Begräbnißplatz für sich und seine Familie; gewöhnlich ist es ein Keller in einer entlegenen Gegend, der nur seiner Familie bekannt ist. Dieser Wunsch, den Begrabnißplatz geheim zu halten, rührt wahrscheinlich von der Sitte her, daß sich bei einem Kriege die verschiedenen Stämme immer bemühen, die Gebeine eines Oberhauptes zu erobern, um aus denselben als Zeichen der Verachtung allerlei Geräthschaften zu verfertigen. Wenn in Neu-Seeland ein Oberhaupt stirbt, so wird er gewöhnlich in ein altes Boot gelegt, darüber ein Dach gebaut und das Ganze in die Tiefe versenkt. Nach geraumer Zeit, wenn nur das Gerippe noch übrig ist, wird es wieder in die Höhe gezogen und nach dem geheimen Keller gebracht; dies thut seine Familie bei Nacht, damit Niemand den Platz erfährt.

Da sich der für das Magazin bestimmte interessantere Stoff so anhäuft, daß die regelmäßig erscheinenden Nummern zur Aufnahme desselben nicht immer ausreichen, so werden wir hin und wieder, wenn eine Veranlassung dazu da ist, noch eine vierte Nummer wöchentlich erscheinen lassen. Es wird darum in dieser Woche auch heute und demnächst am Sonnabend ein Blatt des Magazins ausgegeben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 21. April 1832.

Portugal.

Éclaircissemens historiques sur mes negociations relatives aux affaires de Portugal. (Historische Aufklärungen über meine Unterhandlungen in Betreff der Angelegenheiten Portugal's.) Vom Marquis von Rezende, vormaligen Brasilianischen Gesandten in Wien, Paris und St. Petersburg. — Paris 1832.

Aus dieser Schrift des Marquis von Rezende, über deren Werth im Allgemeinen bereits in der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Nr. 92) berichtet worden ist, lassen wir hier einige Auszüge folgen. Der nachstehende betrifft zunächst die Ereignisse unmittelbar nach dem Tode Johann's VI., Königs von Portugal:

„Johann VI., der am Tage der Auflösung der Cortes, am 13. Juni 1823, die Verpflichtung übernommen hatte, eine Constitution zu geben, sah sich an der Erfüllung dieses Versprechens durch eine Partei gehindert, die ihn durch ein fast unter seinen Augen begangenes großes Verbrechen einzuschüchtern suchte; die Ermordung des Marquis von Loulé, welcher als ein Band zwischen dem Könige und den Constitutionellen betrachtet wurde, befleckte die letzten Tage des Monats Februar 1824 und bereitete die Gemüther auf ein noch verwegeneres Unternehmen vor. Die Königin, welche schon zweimal versucht hatte, den König abzusetzen und sich die oberste Gewalt anzumaßen, entwarf zum drittenmal diesen Plan, und sich des Infanten Dom Miguel als Werkzeug bedienend, ließ sie am 30. April den Palast des Königs umzingeln. Die Festigkeit des diplomatischen Corps und der persönliche Muth des Baron Hyde von Neuville, Gesandten Frankreichs, vereitelten diese strafbaren Versuche. In Portugal erinnert sich noch Jedermann mit Bewunderung der stolzen Worte, welche Herr Hyde von Neuville an die bewaffneten Verschworenen richtete, die ihm ohne einen vom Infanten unterzeichneten Befehl den Zutritt zum Könige nicht gestatten wollten: „„Der Infant"", sagte er, „„ist nur ein Unterthan, und wir kennen hier nur den König; Ihr, die Ihr es wagt, Euren legitimen Souverain, das einzige Oberhaupt, von dem Ihr Befehle zu empfangen habt, zu verkennen, bedenkt wohl, was Ihr thut; man verzeiht den Söhnen der Könige, wenn sie sich verführen lassen, aber ihre Mitschuldigen werden aufgeknüpft.""

„Der Infant, zu seinem Vater an Bord des „Windsor Castle" berufen, erhielt die verdienten Vorwürfe. Die Untersuchung wurde unterdrückt, und am 13. Mai, am Bord einer Portugiesischen Fregatte eingeschifft, reiste Dom Miguel nach Frankreich ab und kam am 14. Juni in Paris an. Vom König Ludwig XVIII., so wie von Herrn Villèle, nicht sehr gut empfangen, wollte der Infant, den Befehlen seines Vaters zuwider, einen anderen Aufenthaltsort wählen. Da ihm von dem Portugiesischen Gesandten, Herrn von Brito, von dem Oesterreichischen Botschafter und von dem Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Pässe versagt wurden, so gelang es ihm endlich, dieselben von dem gutmüthigen Herrn von Ferette nach Karlsruhe zu erhalten. Von Karlsruhe ging er nach München, und erst in dieser Stadt wurde der Oesterreichische Gesandte ermächtigt, ihm den Weg nach Wien zu gestatten, wo er in den letzten Tagen des Novembers 1824 eintraf."

„Durch diese unerwartete Niederlage aus der Fassung gebracht, wurden die vorzüglichsten Mitglieder der Partei, welche Dom Miguel unterstützt hatte, gezwungen, ihre Pläne aufzuschieben. Sie begründeten ihre ferneren Hoffnungen auf die Bestimmungen des Trennungs-Traktates zwischen Brasilien und Portugal und hofften in der Abtretung einer Krone zu Gunsten Dom Pedros das Mittel zu finden, die andere für Dom Miguel zu erlangen. Durch Freunde im Auslande waren ihnen wahrscheinlich Worte des Trostes zugegangen. Ich erinnere mich, daß ein Nordischer Diplomat, der sehr bekannt durch das Aufsehen war, in welchem er vormals bei der Spanischen Camarilla gestanden, der aber nicht der einzige Diplomat des Nordens ist, welcher mehr die Sprache seiner Leidenschaften als die seines Hofes spricht, jenen Gedanken in Gegenwart des Fürsten Metternich erörterte; dieser antwortete ihm: „„Portugal ist nicht das Reich der Inka's, wo die jüngeren Brüder den älteren zum Nachtheil der Kinder der letzteren folgen. Dom Pedro hat eine Tochter, und Dom Miguel hat daher keine Ansprüche zu machen."" Der Diplomat mußte auf diese historischen Notizen nichts zu antworten. Die Freunde Dom Miguels gaben indessen dieserhalb ihre Hoffnungen nicht auf. Aber dieser Rettungs-Anker entschlüpfte bald ihren Händen; denn sie erfuhren, daß der Ratification des Trennungs-Traktates vom 29. August 1825 ein Edikt des Königs Johann von demselben Tage angehängt war, worin der Kaiser Dom Pedro als Erbe und legitimer Nachfolger der Kronen beider Reiche bezeichnet wurde."

„Sie hatten sich noch nicht von dem Fehlschlagen ihrer Hoffnung erholt, als plötzlich am 4ten März 1826 der König Johann VI. von einer schweren Krankheit befallen wurde. Das Uebel machte so schnelle Fortschritte, daß er bereits am 6. März sein Ende nahe fühlte und eine Regentschaft ernannte, an deren Spitze er die Infantin Isabella, seine Tochter, stellte, „„bis,"" wie er sagte, „„der legitime Erbe meiner Krone anderweitige Befehle gegeben haben wird.""

„Hier beginnt eine neue Reihe von Thatsachen, die im höchsten Grade die öffentliche Aufmerksamkeit verdienen. Von den beiden Söhnen des Königs Johann VI. befand sich der älteste, der legitime Erbe der Krone, jenseits des Meeres; der andere, aus seinem Vaterlande verbannt, konnte in Wien, im Schooße einer erlauchten Familie, eben so verehrungswürdig durch ihren hohen Rang, als durch so viele häusliche Tugenden, lernen, wie zurückstoßend für die Sitten der jetzigen Zeit das Schauspiel ist, einen Sohn im Kriege gegen seinen Vater, eine Familie im Kriege mit sich selbst zu sehen. Am Tage nach seiner Ankunft in Wien wurde Dom Miguel vom Kaiser von Oesterreich zu einem Familien-Diner eingeladen, welches zu Ehren der Vermählung des Erzherzoges Franz gegeben wurde, und wobei auch der verstorbene König von Baiern zugegen war. Gegen Ende des Mahles wollte Dom Miguel das Wort nehmen, um sein Betragen gegen seinen Vater zu rechtfertigen; aber der Kaiser unterbrach ihn mit folgenden Worten: „„Sie können Ihr Betragen durch nichts entschuldigen; das Beste, was ich für Sie thun kann, ist, Ihnen nicht zu erlauben, Ihre Rede fortzusetzen, und Ihnen als ein alter Verwandter zu rathen, die Beispiele zu benutzen, welche Ihnen die Familie, in der Sie jetzt leben wollen, geben wird. Wenn ich von den Mitgliedern derselben geliebt bin, so kömmt dies daher, weil sie mich achten.""

„Ich war zu jener Zeit Gesandter Sr. Majestät des Kaisers von Brasilien am Wiener Hofe. — Am 19. März stattete mir der Marquis, jetzt Herzog von Caraman, Französischer Botschafter in Wien, einen Besuch ab, dessen einziger Zweck darin bestand, mir sein besonderes Bedauern darüber auszudrücken, daß man dem Brasilianischen Unabhängigkeits-Traktate nicht eine Akte habe folgen lassen, welche die Erbfolge auf der Grundlage regulirt hätte: daß Dom Pedro, als König von Portugal, unmöglich dieses Reich in Person verwalten und zugleich über Brasilien herrschen könne. Kaum hatte sich der Marquis von Caraman entfernt und mich ziemlich beunruhigt über die Beweggründe, welche ein so großes Interesse erklären könnten, zurückgelassen, als ein anderer meiner Kollegen noch weit bestürzter eintrat und mit mir über denselben Gegenstand in demselben Sinne sprach. Dieser zweite Besuch setzte es bei mir außer allem Zweifel, daß sich ein mir bis jetzt unbekanntes Ereigniß zugetragen haben mußte, welches zu diesen Bemerkungen Anlaß gegeben. Der Besuch eines dritten Kollegen entschleierte mir das Geheimniß. Ich erfuhr von ihm, daß Herr von Caraman die Nachricht von dem Tode des Königs Johann VI. erhalten habe. Etwas betroffen darüber, daß weder Herr von Caraman, noch die Regierung, bei der ich von dem Erben der Portugiesischen Krone akkreditirt war, mich von einem so wichtigen Ereignisse in Kenntniß setzte, begab ich mich ohne Zeitverlust zum Fürsten Metternich, von dem ich erfuhr, daß man nicht die Nachricht von dem Tode des Königs, sondern nur die seiner gefährlichen Krankheit erhalten habe; auch versprach mir der Fürst, daß er, sobald er die Nachricht von dem Ableben des Königs, der man mit jedem Augenblick entgegensehe, erhalten haben, mir solche sogleich mittheilen und mit mir die Maßregeln verabreden würde, die im Interesse meines Souverains zu ergreifen seyn dürften. Am 24. März erhielt der Fürst die Depesche mit der Nachricht vom Tode des Königs; er beeilte sich, mir dieselbe mitzutheilen, und ich begab mich sogleich zu ihm. Ich fand daselbst den Preußischen Gesandten, Fürsten von Hatzfeld. „„Wir leben nach Grundsätzen,"" sagte uns der Fürst Metternich, „„und den unsrigen zufolge ist es der Marquis von Rezende, den wir jetzt als den Repräsentanten des legitimen Souverains der beiden unabhängigen Staaten, die vormals die Portugiesische Monarchie bildeten, anerkennen. Ich glaube, daß es eben so unmöglich ist, daß sein Herr nach Portugal zurückkehren,

als ich es für unthunlich halte, daß er seine Souverainetät in so weiter Entfernung ausüben kann. An seiner Stelle würde ich glauben, nichts Besseres thun zu können, als meine Rechte der Prinzessin Maria da Gloria abzutreten und ihr den Infanten Dom Miguel zum Gemahl zu geben. Der Französische Hof denkt darüber ganz wie wir. Spanien entfernt sich, nach der Unterredung, welche der Herzog von Villa-Hermosa mit Herrn von Villèle gehabt, und nach den Erklärungen, welche er im Namen des Herzogs von Infantado abgegeben hat, ebenfalls nicht von unserem System. Auch bin ich der Meinung, daß wir uns hier in einer centralen Stellung befinden, und daß die Gegenwart des Infanten uns noch mehr dazu geeignet macht, diese Angelegenheit und ihre Folgen mit den Gesandten der vier Mächte zu verhandeln.""

„Der Fürst Metternich glaubte mit Recht, daß es der Legitimität einen gefährlichen Stoß versetzen hieße, wenn man annehmen könne, daß die Gesetze derselben ein einziges Mal zu Gunsten eines jüngeren Mitgliedes der Familie umgangen werden könnten. Die anderen Mächte zögerten nicht, wie man sehen wird, dieser Meinung beizutreten; aber die Ernennung der Infantin Isabella zur Regentin, hatte den Spanischen Hof empfindlich verletzt, und das Französische Kabinet wünschte, gleich dem Madrider, die Königin Charlotte oder wenigstens den Infanten Dom Miguel, dessen schleunige Rückkehr nach Portugal Spanien verlangte, zur Regentschaft berufen zu sehen. Ich weiß nicht, ob der Spanische Gesandte in Wien, Herr von Acosta, von seinem Hofe den Auftrag erhalten hatte, zuvörderst dem Fürsten Metternich und dann mir selbst Eröffnungen über diesen Gegenstand zu machen, oder ob seine eigenen politischen Ansichten ihm diesen Gedanken eingegeben hatten; kurz, er entschloß sich damals zum ersten Male, mir einen Besuch abzustatten. Er sprach mit mir von der Ungesetzmäßigkeit, welche er in dem Dekret der Regentschaft, die, seiner Ansicht nach, der Königin Charlotte gebühre, zu erkennen glaubte, und ließ sogar einige Worte einfließen, aus denen ich seinen Widerwillen, die Rechte Dom Pedro's anzuerkennen, entnehmen konnte. Ich glaubte mich nicht in eine Erörterung mit einem Gesandten einlassen zu dürfen, der durch eine seltsame Bizarrerie, worüber eine Aufklärung zu verlangen ich nicht neugierig genug war, keine der beiden Kronen Dom Pedro's anerkannte, indem er immer den Besitz der einen als Grund für die Ausschließung der anderen angab."

„Der Fürst Metternich war für die Beweisführung des Herrn von Acosta nicht empfänglicher gewesen als ich. Als der Letztere darauf bestand, daß man wenigstens die Abreise Dom Miguels beschleunige, suchte der Hof- und Staats-Kanzler ihm begreiflich zu machen, daß es schicklich sey, vor allen Dingen die Befehle abzuwarten, die der Kaiser Dom Pedro gewiß unverzüglich von Brasilien senden werde. „„Dann, mein Fürst,"" sagte ihm Herr von Acosta, „„muß man zugeben, daß Oesterreich den Infanten Dom Miguel als Gefangenen zurückhält.""" Bei dieser so naiven Bemerkung konnte sich der Fürst Metternich eines Lächelns nicht erwehren und antwortete ihm: „„Wenn Ihre Inkompetenz, die Feinheit der Französischen Sprache gehörig zu würdigen, hier nicht so bekannt wäre, so würde ich wissen, was für eine Antwort ich Ihnen hierauf zu ertheilen hätte; so aber wollen wir abbrechen, wir würden uns nicht weiter verstehen.""

„So exzentrisch auch die Ansichten des Herrn von Acosta waren, und trotz des Vertrauens, welches mir die Handlungsweise des Wiener Kabinettes einflößte, entwarf ich doch zu meiner vollkommenen Beruhigung eine Note, begab mich zu dem Fürsten Metternich und legte ihm das Konzept derselben vor. Der Zweck dieser Note war, die Rechte meines Souverains und der Regentschaft auf eine feierlichere Weise anerkennen zu lassen, indem ich dieselben, im Widerspruch mit den Behauptungen des Herrn von Acosta, auf ein Gesetz begründete, welches von dem Könige Peter II. am 23. Nov. 1670 in Betreff der Regentschaften in Portugal erlassen worden war. Der Fürst Metternich antwortete mir damals: „„Da eine Erklärung über die Anerkennung der Souverainetät eines legitimen Nachfolgers ein ganz neuer Akt in der Diplomatie wäre, so könnte man daraus schließen, daß einige Zweifel vorhanden wären; diese existiren aber über das Erbfolgerecht Ihres Herrn auf die Krone von Portugal nicht. Sie haben nur den Titel anzunehmen, und wir haben Sie von dem Augenblick an den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Seiner Allergetreusten Kaiserlichen und Königlichen Majestät zu nennen; das ist Alles.""" Wir kamen alsdann überein, daß der Baron von Villa-Seeca, der bisher Gesandter Johann's VI. gewesen war, fortfahren solle, dem allgemein angenommenen Gebrauche gemäß, die Functionen des Repräsentanten der Krone Portugals im Namen des Königs Dom Pedro bis zur Ankunft neuer Akkreditive zu versehen."

„Der Fürst Metternich, ebenfalls mit mir über die Gesetzmäßigkeit des Dekrets vom 6. März einverstanden, versprach mir, wie er es auch wirklich am anderen Morgen that, an alle Oesterreichische Gesandtschaften im Auslande ein Cirkulär zu erlassen, worin er ihnen anzeigte, daß Se. K. K. Apostolische Majestät die Rechte des Kaisers Dom Pedro auf den Thron Portugals und die Gesetzmäßigkeit der einige Tage vor seinem Tode von Johann VI. provisorisch eingesetzten Regentschaft anerkenne. — Dieses Cirkular war, um mich eines Ausdrucks des Herrn Canning zu bedienen, die Fackel, welche die Meinung aller Kabinette über diese Angelegenheit erleuchtete und leitete, und den Unordnungen Einhalt that, welche eine Unentschlossenheit von Seiten der Mächte in Portugal hätte herbeiführen können."

„Zu gleicher Zeit mit dem Courier, welcher dem Fürsten Metternich die Portugiesischen Depeschen überbrachte, trafen auf eine etwas geheimere Weise Schreiben aus Paris an den Herrn von Mello, Kammerherrn des Infanten Dom Miguel, ein, worin man darauf bestand, daß Letzterer entweder mit oder ohne Bewilligung Oesterreichs sich sogleich nach Portugal begebe, um die Krone zu ergreifen. Die Oesterreichische Regierung von diesen Intriguen unterrichtet, verwies den Courier, der die Schreiben überbracht hatte, aus ihren Staaten und sprach laut ihre Mißbilligung über alle diese Umtriebe aus."

„Sobald ich erfuhr, daß der Infant Besuche empfange, machte ich es mir zur Pflicht, ihm meinen Kondolenz-Besuch abzustatten; er bat mich, dem Kaiser vorläufig in seinem Namen die ehrfurchtsvollen Huldigungen, als sein getreuer Unterthan, darzubringen, indem er noch auf die Vollziehung eines Schreibens warte, das er an ihn zu richten gedenke, und welches er auch wirklich am 6. April übersandte. Dieses Schreiben, das mir zugestellt wurde, trug die Aufschrift: „„An Se. Allergetreuste Majestät den König, meinen erhabenen Bruder und Herrn."" Der Infant schrieb an demselben Tage in folgenden Ausdrücken an Ihre Königl. Hoheit die Infantin Donna Isabella:"

„„Meine liebe Schwester! Niedergedrückt von dem tiefsten Kummer in Folge des unersetzlichen und betrübenden Verlustes, den wir erlitten haben, habe ich keinen anderen Wunsch, als in unserem Vaterlande die Ruhe, deren es so sehr bedarf, und die unverletzliche Achtung, die man dem erhabenen Willen unseres vielgeliebten Vaters und Herrn, den es Gott gefallen hat zu sich zu berufen, aufrecht erhalten zu sehen; und obgleich ich von der erprobten und unbefleckten Treue, welche die Portugiesische Nation, voll von Rechtlichkeit und Ehre, ihren väterlichen und legitimen Monarchen zu allen Zeiten bewahrt hat, innig überzeugt bin, so ist mir doch der Gedanke gekommen, daß einige übelgesinnte Personen, finstere und verwerfliche Absichten hegend, versuchen könnten, treulose und verbrecherische Unruhen im Königreiche zu erregen, indem sie sich vielleicht meines Namens bedienten, um ihre gefährlichen Pläne besser zu verbergen. — Deshalb habe ich geglaubt, die Entfernung, in der ich mich von Portugal befinde, berücksichtigend, daß es nicht allein passend, sondern sogar unumgänglich nöthig seyn dürfte, auf die mir zu Gebot stehende Weise wissen zu lassen, daß, weit davon entfernt, auf eine direkte oder indirekte Art verrätherische Umtriebe, welche bezweckten, die öffentliche Ruhe in unserem Vaterlande auf irgend eine Weise zu stören, zu billigen, ich im Gegentheil auf das allerbestimmteste erkläre, daß Niemand mehr als ich den letzten Willen unseres erhabenen und tief betrauerten Vaters und Herrn ehrt, und daß ich aus demselben Grunde stets mit Mißbilligung und Mißvergnügen alles dasjenige betrachten werde, was nicht in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Dekrete vom 6. März d. J. ist, durch welches Se. Kaiserliche und Königliche Majestät, den Gott in seinen heiligen Schutz nehmen möge, mit so vieler Weisheit für die öffentliche Verwaltung zu sorgen geruht hat, indem er ein Regierungs-Conseil errichtet hat, welches das Reich so lange verwesen soll, bis der legitime Erbe und Nachfolger, unser vielgeliebter Bruder und Herr, der Kaiser von Brasilien, in seiner hohen Weisheit Maßregeln in dieser Beziehung ergriffen haben wird. — Ich fordere Sie daher auf, meine liebe Schwester, in dem unwahrscheinlichen Fall, daß irgend ein Individuum die Kühnheit und Verwegenheit haben sollte, meinen Namen zu mißbrauchen, um Pläne zu verdecken, die der guten Ordnung und der gesetzlichen Existenz des Regierungs-Conseils, das von demjenigen eingesetzt worden ist, der ein unbestreitbares Recht dazu hatte, verderblich werden könnten, zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte und auf die Weise, welche Sie für die zweckmäßigste halten, in Gemäßheit des gegenwärtigen Schreibens, die Gesinnungen, welche dasselbe enthält, und welche freiwillig aus meinem Herzen kommen und aus der Treue und Achtung herfließen, die ich dem Andenken und dem letzten Willen meines vielgeliebten Vaters und Herrn schuldig bin, öffentlich bekannt machen zu lassen. — Ich bitte Gott, meine liebe Schwester, Sie viele Jahre in seinen heiligen Schutz zu nehmen, u. s. w.

Wien, 6. April 1826. (gez.) Miguel.""

„Nachdem ihm die Infantin Isabella hierauf am 11. Mai geantwortet hatte, schrieb er ihr unterm 12. Juni einen zweiten Brief, worin es unter Anderem hieß:

„„Die erste und kostbarste Belohnung für die in mein Herz eingegrabenen und in meinem an Sie gerichteten Schreiben vom 6. April ausgedrückten Gesinnungen ist ohne Widerrede die Billigung, welche Sie denselben in Ihrem Schreiben haben zu Theil werden lassen; und ich betrachte es als ein sehr großes Glück, daß ich, indem ich sie auf eine so authentische und freimüthige Weise zu erkennen gegeben, zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe im Königreiche beigetragen habe, indem dies der Hauptzweck war, den ich beim Niederschreiben derselben im Auge hatte; deshalb, meine liebe Schwester, danke ich Ihnen auch sehr, daß Sie den zweckmäßigen Entschluß gefaßt haben, meine Gesinnungen sogleich zur öffentlichen Kenntniß zu bringen; denn es liegt mir am Herzen, daß die ganze Nation wisse, daß die Eigenschaft, auf die ich am stolzesten bin, die ist, ein gehorsamer Sohn, ein treuer Unterthan und ein guter Portugiese zu seyn.""

„Wir alle erwarteten mit ängstlicher Besorgniß, was der Kaiser Dom Pedro über die Portugiesischen Angelegenheiten beschließen würde. Um mich mehr in der Nähe der Ereignisse zu befinden, und um mich, im Fall ernstlicher Schwierigkeiten, mit meinen Kollegen verständigen zu können, beschloß ich, nach London zu reisen. Der Infant Dom Miguel, von dem Wunsche beseelt, seinem Bruder seine vollkommene Unterwerfung unter seine Befehle zu erkennen zu geben, bat mich, bei meiner Abreise ein neues Schreiben an seinen Bruder mitzunehs-

men und es mit der nächsten Gelegenheit zu befördern. Dieses Schreiben lautete wörtlich folgendermaßen:

„„Sire, die Reise, welche der Gesandte Ew. K. K. Majestät im Begriff ist nach London anzutreten, bietet mir eine Gelegenheit dar, die ich mit Vergnügen ergreife, Ew. Maj. von Neuem die Versicherung des unverletzlichen und aufrichtigen Gehorsams, der Ehrerbietung und der Anhänglichkeit zu wiederholen, welche ich schon in meinem vorigen Schreiben die Ehre hatte, Ihnen zu erkennen zu geben; ich beziehe mich auf daſſelbe, indem ich jetzt den Ausdruck der reinen Gesinnungen der Treue erneuere, die ich gegen die erhabene Person Ewr. Maj. empfinde. Ich betrachte Sie als meinen einzigen legitimen Souverain, den die Vorsehung, indem sie uns Beide eines mit so vielem Rechte betrauerten Vaters beraubte, mir großmüthiger Weise erhalten hat, um so den Schmerz, der mich niederbeugt, zu mildern. — Ich setze meinen hiesigen Aufenthalt fort, indem ich meine Zeit so nützlich als möglich verwende und mich der wahrhaft väterlichen Zuneigung erfreue, mit welcher JJ. MM. mich zu behandeln geruhen, und deren ich mich, so wie des Beifalls Ew. K. K. Majestät, der mir über Alles werth ist, immer würdig zu machen suchen werde. — Ew. K. K. Majestät getreuster Unterthan, u. s. w.

(gez.) Miguel.““

(Schluß folgt.)

England.

The British Dominions in North America. (Die Britischen Besitzungen in Nord-Amerika; oder topographische und statistische Beschreibung der Provinzen Unter- und Ober-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, der Inseln von Neu-Fundland, der Prinz Eduards-Insel und des Cap Breton u. s. w.) Von J. Bouchette. London.

Die Emigrations-Frage und die allgemein unter den niederen Einwohner-Klaſſen Englands herrschende Neigung zum Auswandern, erweckt durch den Mangel an Beschäftigung, rief mehrere Untersuchungen in Bezug auf die Vortheile hervor, welche sich in verschiedenen Ländern für Ansiedler darbieten, und sehr lange Zeit glaubte man, daß die Vereinigten Staaten durch ihre Institutionen, ihre Fruchtbarkeit und klimatische Beschaffenheit weit größeren Reiz gewährten, als die Britischen Kolonieen Nord-Amerikas. Sie erhielten daher den Vorzug, und ein ununterbrochener Strom ergoß sich nach New-York und dessen Schwesterstaaten. Nur die Dürftigeren, durch die gesellschaftlichen Veränderungen in den Schottischen Hochlanden von ihren Gebirgen verjagt, oder durch Elend und Noth aus Irland vertrieben, begaben sich nach den Küsten von Canada und an die Ufer der Seen und des St. Lorenzstromes. Personen, welche bedeutenderes Vermögen besaßen und mehr an die Freuden des Lebens gewöhnt waren, zogen nach den Vereinigten Staaten. Aber endlich kam man dahinter, daß der Aufenthalt in den Wildnissen der Wälder in den beiden Canadas und in der Republik nicht sehr von einander verschieden sey, und es ward auch allgemeiner bekannt, daß der klimatische Unterschied beider Länder nicht so bedeutend ist, als man gewöhnlich geglaubt hatte. Auch fand man, daß die Institutionen in Canada dem Britischen Charakter eben so geistesverwandt seyen, als die der Vereinigten Staaten. Genug nach allen Vergleichungen kam man endlich dahin überein, daß ein Zufluchtsort in den eigenen Kolonieen leicht eben so große Vortheile darbiete, als in dem benachbarten Lande, wohin so viele Auswanderer verlockt worden waren.

In Folge der Bemühungen der von Herrn Galt gestifteten Canadischen Gesellschaft hat die Kenntniß von Canada bei dem Englischen Publikum immer mehr zugenommen, und man kann wohl dreist sagen, daß die Verhältnisse jener entfernten Provinz in England jetzt eben so bekannt sind, als die Irländischen. Aber obgleich durch unzählige Abhandlungen, Reisebeschreibungen und Broschüren, deren die Canadische Gesellschaft im verflossenen Jahre über 60,000 unentgeltlich in Umlauf gebracht haben soll, diese Kenntniß seit einiger Zeit befördert wurde, so gab es doch noch kein brauchbares Compendium in dieser Beziehung, bis der Ober-Aufseher von Unter-Canada, Herr J. Bouchette, der Verfasser des vorliegenden Werkes, eine solche Compilation unternahm. Wir müssen jedoch erwähnen, daß, obgleich wir diese Arbeit eine Compilation genannt haben, sie doch mit Recht als ein Original-Werk zu betrachten ist, und zwar als ein solches, worauf Zeit und Talent mit Sorgfalt verwendet worden.

Das Buch, eine werthvolle Zugabe zu dem Schatz nützlicher Kenntnisse, ist aus Noten und Aufzeichnungen, die der Verfasser viele Jahre hindurch gesammelt hat, und aus anderen Werken, in denen Statistik nicht der Hauptgegenstand war, zusammengetragen worden. Mit solchen Materialien versehen, mußte der Oberst Bouchette ein interessantes und wichtiges Buch zu Stande bringen; doch finden sich hier und da Beschreibungen verschiedener Orte, die jetzt nicht mehr genau stimmen, obgleich damals, als sie niedergeschrieben wurden, gegen ihre Genauigkeit nichts einzuwenden war. Da indeß diese Beschreibungen mit wenigen Ausnahmen die besten bis jetzt gedruckten sind, so kann die kleine Ungenauigkeit nicht viel ausmachen. Das Werk liefert auf jeder Seite einen Beweis davon, daß es mit Liebe geschrieben wurde, und daß der Verfasser bei Anfertigung desselben von der Wichtigkeit, die es für die künftige Geschichte seines Vaterlandes haben würde, aufs Innigste überzeugt war; so kam es denn, daß er zuweilen die Angemessenheit eines trockenen Stils in einem trockenen Werk vergaß und sich seiner Begeisterung hingab, indem er da nach dem blauen Himmel emporstrebte, wo vielleicht eine niedrigere Region ein zweckmäßigerer Aufenthalt gewesen wäre.

Oberst Bouchette macht offenbar keine große Ansprüche darauf, für einen ausgezeichneten Historiker zu gelten, und man würde ihm daher Unrecht thun, wenn man seine Verdienste nach einer beiläufigen Anführung allgemein bekannter geschichtlicher Thatsachen beurtheilen wollte. Was er z. B. gleich im Anfange des ersten Kapitels in Bezug auf die Entdeckung von Amerika sagt, ist sehr lose zusammengestellt und weder faktisch richtig, noch mit der allgemein verbreiteten Einsicht unserer Zeit übereinstimmend. „Kolumbus,“ sagt er, „nahm zuerst von einem großen Theil des neuen Kontinents im Namen Ferdinands und Isabellens Besitz, und Sebastian Cabot entdeckte später den südlichen Theil von Nord-Amerika für Heinrich VII. und sicherte ihn dergestalt der Englischen Krone.“ Dies ist ungenau; Kolumbus nahm niemals von dem Kontinent Besitz; und Sebastian Cabot war der Erste, wie es jetzt ganz ausgemacht ist, der überhaupt einen Theil von beiden Kontinenten Amerika's entdeckte; auch war er kein Italiäner, wie Oberst Bouchette glaubt, sondern ein aus Bristol gebürtigter Engländer; sein Vater aber war ein Venetianer; ferner entdeckte er nicht den südlichen Theil von Nord-Amerika zuerst, sondern den nördlichen. Es liegt uns gerade über Cabots erste Reise eine Note vor, in der Lord St. Albans sagt: „Sie reisten in einem Bristoler und zwei anderen Schiffen von London ab und gelangten unter 65½° N. Breite an die Küste von Labrador. Dort schlug er den Weg nach Irland ein, und zwar von jenseits des Cap Labrador, bis er sich unter 58 Grad oder noch etwas südlicher befand; von da segelte er nach Süden an den Küsten des westlichen Kontinents entlang bis zur Insel Cuba und dann wieder nach England zurück.“ Ueberdies sagt Hakluyt in der Zueignung seines zweiten Bandes an den Staatssecretair Sir Robert Cecil im Jahre 1599, daß nicht nur die vorzüglichsten Spanischen Schriftsteller, als Peter Martyr ab Angleria, Franz Lopez de Glommua, und der Venetianer Johann-Baptist Ramusio, sondern auch alle Französische Geographen, zugeständen, daß der weite Landstrich vom 67sten Grad nördlicher Breite an zuerst von England entdeckt wurde. Thuanus sagt bei Gelegenheit der Entdeckung von Florida, worauf Spanien Anspruch machte, am Anfange des 17ten Jahrhunderts: „Aber gewisser ist es und von Vielen bekräftigt, daß lange vor dieser Zeit Sebastian Cabot, ein Venetianischer See-Capitain, unter den Auspicien Heinrichs VII. von England und dem Kolumbus nacheifernd, im J. 1496 zuerst von Allen in diese Provinz kam.“

Erst im Jahr 1497 erblickte Kolumbus den südlichen Kontinent, den nördlichen aber niemals. Der Irrthum des Oberst Bouchette ist nicht so bedeutend; aber von großer Bedeutung ist es, daß England zu allen Zeiten der Ruhm der Entdeckung der neuen Welt zu Theil werde, ein Ruhm, der ihm lange geschmälert wurde; übrigens thut Englands Anspruch hierauf der Ehre von Kolumbus keinen Eintrag, da er es war, der zuerst den Weg bahnte.

Bei Darstellung einer anderen sehr interessanten Thatsache war der Oberst, allem Anschein nach, genauer. Es hat nämlich ein angeblicher Graf von Stirling auf eine ungeheure Erbschaft Anspruch gemacht, indem er in einer an die Britische Krone gerichteten Denkschrift alle noch übrige Britische Besitzungen in Nord-Amerika als *sein Eigenthum* vindizirt. Diesen Anspruch begründet er auf Privilegien, die der König von Großbritanien, Jakob I., dem Sir William Alexander in Bezug auf eine Kolonisirung bewilligte, und die durch eine Schottische Parlamentsakte im Jahr 1633 bestätigt wurden. Neu-Schottland wurde dadurch zu einer Pfalzgrafschaft gemacht, die als ein Lehn der Schottischen Krone betrachtet werden sollte; und die bewilligten Besitzungen umfaßten ein weitläuftiges Ländergebiet, indem sie die beiden Canada's, einen Theil von Neu-England, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, die umliegenden Inseln, Neu-Fundland u. s. w. in sich begriffen.

Wir sind im Stande, über diese merkwürdige Angelegenheit einiges Licht zu verbreiten. Insofern Privilegien und nicht widerrufene Gesetze den Besitzer in seinem Eigenthum bestätigen, kann über das Recht des Grafen von Stirling kein Zweifel obwalten; aber es hat sich aus politischen Gründen eine Frage von Wichtigkeit erhoben, in Folge deren die Britische Regierung Anstand nehmen wird, den Rechtsansprüchen Gehör zu geben. Der Fall liegt mit wenig Worten so: Der Graf von Stirling übte sein Recht bis zum Jahre seines Todes, 1640, vollständig aus. Dieses Recht rührte nicht ganz und gar von Königlichen Verwilligungen her, sondern war in der That durch das große Privatvermögen des Lords erworben und sowohl von Karl I. als Jakob I. anerkannt worden. Sein ältester Sohn, Lord Viscount Canada, heirathete die Erbin von Gartmore in der Grafschaft Dumbarton. Dieses Gut verkaufte man nach der Verheirathung und verwandte den Ertrag zu den Kolonisirungs-Plänen des Grafen. Es trägt jetzt jährlich gegen 7000 Pfund Sterling ein, und ein solches Vermögen war in jenen Tagen zu einer Ansiedelung auf wildem und unkultivirtem Gebiet gewiß mehr als hinreichend.

Jener erste Graf von Stirling verkaufte zwei Baronieen von Neu-Schottland an den Sieur St. Etienne de la Tour, einen Französischen Huguenotten, unter der Bedingung, daß die Einwohner derselben Unterthanen der Schottischen Krone verblieben. Durch den Traktat von St. Germain-en-Laye überließ Karl I. den ganzen von dem Grafen abgetretenen Landstrich an Ludwig XIII.; indeß schwebte noch einige Zweideutigkeit über dieser Abtretung, die Cromwell nachmals dadurch aufhob, daß er die Britischen Ansprüche auf Neu-Schottland wieder befestigte. Die Franzosen jedoch behaupteten späterhin, es gebe gar kein Land unter dem Namen Neu-Schottland; es sey ein imaginaires Gebiet, das wahre Land sey

Arkadien, welches aber eben nichts Anderes als das Gebiet von Neu-Schottland war; und auf dieſer Anſicht beſtanden ſie bis zum Traktat von Utrecht. Bei dieſem Streit ſcheint es ſich jedoch keinesweges um das Privat-Eigenthum, ſondern nur um das Souverainetätsrecht gehandelt zu haben; und es iſt von Wichtigkeit, daß die Engliſchen Unterhändler bei dem Traktat von Utrecht von den Privilegien des Grafen von Stirling Anwendung machten, um ihre Anſprüche auf Neu-Schottland darzuthun. Es braucht hier nicht des Grundſatzes erwähnt zu werden, wonach das Eigenthumsrecht gültig iſt, auch wenn es in Bezug auf eine erſt zu machende Erwerbung von einer Perſon an eine andere abgetreten wird. Wenn daher der König Jakob, als er dem Grafen von Stirling Neu-Schottland übergab, dieſes Land auch noch nicht beſaß und ſeine Nachkommen es erſt erwarben, ſo iſt es doch klar, daß ſie verpflichtet waren, es dem Grafen zu überlaſſen. Doch ſeine Anſprüche ſind noch begründeter; denn Jakob beſaß das Land wirklich, als er es verlieh; und obgleich es ſpäterhin an Frankreich kam und dieſem wieder genommen wurde, ſo war in allem dem doch nicht der geringſte Grund, dem Grafen von Stirling ſein Recht ſtreitig zu machen. Indeß iſt hier nicht der Ort, weiter in dieſe Frage einzugehen; nur ſo viel möge noch bemerkt werden: erſtens, daß thatſächlich erſt durch den Traktat von 1763 jene in den Freibriefen des Grafen von Stirling beſagten Länder wieder in den unbeſtrittenen Beſitz der Britiſchen Krone kamen; und zweitens, daß ſeitdem die Königliche Gerichtsbarkeit in jenen Ländern trotz alten Geſetzen und Privilegien ausgeübt wurde, ſo daß der Graf von Stirling ſeine Anſprüche nicht anbringen kann, ohne anzuerkennen, daß jene Ausübung keine Uſurpation gegen ſeinen Freibrief ſey. Der Fall iſt ſehr ſchwierig; denn wenn der Graf auch ſeine Abſtammung von dem erſten Grafen von Stirling beweiſen kann, ſo bleibt dem Parlament doch nichts übrig, als ſeinen Freibrief aufzuheben und die Schottiſche Parlaments-Akte vom Jahre 1633, welche dem Grafen für die Folgen Schadloshaltung verſpricht, zu widerrufen.

Ueber die Abſtammung des Grafen können wir nichts Beſtimmtes ſagen, doch iſt es auch damit eine eigene Sache. Sein Großvater, der unter der Regierung Georg's III. ſtarb, war aus einer Nebenlinie. Damals befand ſich die Familie in großer Armuth. Die Mutter des gegenwärtigen Grafen war die Tochter des Verſtorbenen; und nach ihrem Tode kamen ihr Ehegatte und ihr Sohn nach Frankreich, wo ſie lange Zeit als Kriegsgefangene feſtgehalten wurden. Erſt ſeit der Rückkehr des jungen Mannes in ſein Vaterland erneuerte er ſeine Anſprüche auf den Titel und den Beſitz jener großen Ländereien.

Nach dieſer Abſchweifung kommen wir wieder auf das Werk des Oberſten Bouchette zurück, aus dem die Freunde der Geographie gewiß im zweiten Kapitel manche intereſſante Notiz ſchöpfen können. Der Oberſt ſchätzt die noch übrigen Bruchſtücke des Britiſch-Amerikaniſchen Beſitzthums auf mehr als 4 Millionen (Engl.) Quadratmeilen. Unter dem 49ſten Grad nördlicher Breite beträgt ihre Längenausdehnung nicht weniger als 3066 Meilen bei 2150 Meilen Breite; Boden und Klima ſind ſehr mannigfaltig, und eine ungeheure Menſchenmenge kann darin Raum finden. Von dieſer großen Oberfläche rechnet man 700,000 Quadratmeilen auf die Gewäſſer, woraus man ſchließen kann, daß das Land im ganzen flach ſeyn und an den Ufern der Seen und Ströme noch eine Maſſe zur Anſiedelung höchſt geeignetes Gebiet enthalten muß.

In den Betrachtungen über das Gebiet an der Hudſons-Bay und über die Möglichkeit, daß die Krone das Privilegium der dortigen Compagnie wieder zurücknehmen könne, iſt der Verfaſſer wieder etwas zu weit von ſeinem Gegenſtande abgekommen. Wann könnte es wohl der Britiſchen Regierung in den Sinn kommen, die weitläuftigen und unbebauten Landſtriche an ſich zu kaufen, auf die von der Hudſons-Bay-Compagnie Anſpruch gemacht wird? und zu welchem Zweck könnte jemals ein Britiſcher Staatsmann einen ſolchen Gedanken faſſen? Dagegen ſind die folgenden ſtatiſtiſchen Details wieder von großem Werth und werden das Buch auf lange Zeit zu einem Hauptwerk für Erdkunde machen; auch wird es den philoſophiſchen Politiker intereſſiren, zu ſehen, wie wir die Ureinwohner Stück für Stück ihrer Rechte beraubten, und wie uns durch die Geſchicklichkeit der Amerikaniſchen Diplomatiker dafür Vergeltung geworden iſt. Von dem Gebiet Oſſinaboia, welches die Hudſons-Bay-Compagnie an Lord Selkirk verkaufte, und das 116,000 Quadratmeilen enthält, gehört jetzt die Hälfte zu den Vereinigten Staaten, wie es durch die in dem Vertrag von 1818 zwiſchen der Amerikaniſchen Regierung und Großbritanien gezogene Demarcationslinie beſtimmt wurde. Natürlich mußten die Amerikaner, obgleich ſie nicht die Oberhand im Kriege behielten, für ihre in Canada erlittenen Verluſte durch ein ſo ſchönes Stück von dem Hudſons-Bay-Gebiet entſchädigt werden! Unſeren Kommiſſarien zu Gent war der Werth des an die Amerikaner abgetretenen Landſtrichs unmöglich unbekannt; dies Zugeſtändniß muß alſo aus Politik gemacht worden ſeyn!

Im dritten Kapitel geht der Oberſt Bouchette auf Ober-Canada über, welches, obgleich das zuletzt bebaute Land unter den Britiſch-Amerikaniſchen Provinzen, ſich doch der Lage nach natürlicher Weiſe an die Hudſons-Bay-Länder anreiht. Die Beſchreibung dieſer Provinz iſt ſehr gelungen und, dem Vernehmen nach, auch äußerſt genau und vollſtändig.

Das ſiebente Kapitel handelt von dem St. Lorenz-Strom, den großen Seen, dem Meerbuſen und den Kanälen, und dieſer Abſchnitt iſt einer der intereſſanteſten des ganzen Werkes. Doch wie die Beſchreibung des Amerikaniſchen Erie-Kanals in den Bericht über die beiden Canada's gehört, ſieht man nicht ein, da bekanntlich noch kein Handelsfahrzeug unter Britiſcher Flagge denſelben befahren hat. Auch an den Lobpreiſungen des Welland-Kanals kann man billiger Weiſe einigen Zweifel hegen, da derſelbe ſtets als ſehr ſchlecht geſchildert worden iſt. Der Verfaſſer hätte ferner des vorgeſchlagenen Planes gedenken ſollen, die mächtigen Gewäſſer des St. Lorenz-Stromes in Kanäle zum Gebrauch für die Schifffahrt von Schoonern umzuwandeln.

In der Beſchreibung von Unter-Canada entwickelt Oberſt Bouchette die glanzendſte Seite ſeines Werkes. Es iſt ſein Geburtsland, und er hat ſich offenbar der Schilderung deſſelben mit großer Vorliebe gewidmet. Außerdem iſt in einem Anhange ein topographiſches Lexikon der Seigneurieen beigefügt. Dieſer Theil ſeines Werkes enthält ſehr nützliche Belehrungen für Auswanderer, die vielleicht Unter-Canada wegen des größeren geſellſchaftlichen Verkehrs den anderen Provinzen vorziehen.

Der zweite Band beſchäftigt ſich mit Neu-Schottland, Cap Breton, Neu Braunſchweig, Prinz Eduards-Inſel und Neu-Fundland, und es ſind über dieſe Länder ſehr gute ſtatiſtiſche Bemerkungen darin zu finden. Der einzige Fehler iſt, daß zu viel darin enthalten iſt. In dieſen Fehler ſind aber faſt alle erſte geographiſche Beſchreiber eines Landes verfallen. Wir beſaßen einmal zwei alte Karten von England und Schottland, auf denen Hunderte von Orten angegeben waren, die gar nicht mehr exiſtiren, indem ſie von dem großen neueren Pacht-Syſtem verſchlungen worden ſind, während wichtige und volkreiche Städte, die nachmals zwar erſt emporblühten, aber doch ſchon exiſtirten, ſich gar nicht darauf befanden. Man muß nur nicht glauben, daß alle Namen, die der Verfaſſer anführt, gleich bedeutend ſind, eben ſo wenig als man auf dem Plan von Waſhington die wirklich bewohnte Hauptſtadt der Vereinigten-Staaten ſieht; es iſt nur ein Entwurf, der vielleicht in einigen hundert Jahren zur Ausführung gelangen kann.

Uebrigens ſollte das Werk des Oberſt Bouchette von jeder öffentlichen Bibliothek des Reiches angeſchafft werden; denn aus demſelben kann man ſich den deutlichſten Begriff von der Wichtigkeit unſerer Nordamerikaniſchen Beſitzungen machen, die ſehr bald ein Gegenſtand des tiefſten und ſorgfältigſten Nachdenkens für das Britiſche Parlament werden möchten. (Fraser's Mag.)

Bibliographie.

Lithotrity and lithotomy compared. (Vergleich der beiden Methoden in der Behandlung des Blaſenſteins.) Von Thomas King, ehemaligem Wundarzt im Hotel-Dieu zu Paris. Pr. 10 Sh.

The Dublin Journal of medical and chemical science. (Dubliner Zeitung für Medizin und Chemie.) Eine Ueberſicht der neueſten Entdeckungen in beiden wiſſenſchaftlichen Gebieten. Nr. 1. Pr. 3½ Sh.

Observations on malignant cholera. (Beobachtungen über die Cholera in Preſton Pans, Cockenzie, Portſeton ꝛc.) Von H. K. Armſtrong und S. Edgar. Pr. 2 Sh.

On cholera. (Ueber die Cholera.) Von Dickſon. Pr. 5 Sh. — Von Greenhow. Pr. 6 Sh. — Von Haslewood und Mordey. Pr. 6 Sh.

Diary of a physician (Tagebuch eines Arztes.) 2 Bde. Pr. 12 Sh.

Dissectors guide. (Anleitung für Anatomen.) Von Tuſon. Pr. 9 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Berichtigung.** In dem unter der Rubrik „Mannigfaltiges" befindlichen Artikel: „Treibeis in der Südſee" (No. 83. des Magazins) haben ſich einige Fehler eingeſchlichen, die folgendermaßen zu berichtigen ſind: S. 132, Sp. 2, Z. 31 muß es ſtatt ſüdlicher heißen „nördlicher" Z. 19 v. u. ſt. N. N. O. l. „N. N. W." Z. 18 v. u. ſt. 65° l. „60°" u. Z. 11 v. u. ſt. weſtlich l. „öſtlich".

Was das Südland betrifft, von dem die ganz in der Nähe des Kaps (etwa 30 Deutſche Meilen im S. W. des Vorgebirges) am 7. April 1828 geſehenen großen Eisfelder hergekommen ſeyn müſſen, ſo findet ſich allerdings noch ein großer Raum in der Gegend des ſüdlichen Polkreiſes, im S. d. Kaps, der noch nicht durchforſcht iſt, und die von Cook am 17. Jan. 1773 etwa 67° 30′ S. 57° 30′ O. v. Ferro geſehenen feſten Eisfelder können vielleicht der Rand jenes großen Südlandes geweſen ſeyn. Da Rußland im Begriff iſt, eine neue Erdumſeglung auszuſenden, die der durch ſeine Forſchungen über die Augenthierchen der Fiſche ausgezeichnete Gelehrte, Herr Prof. v. Nordmann, jetzt hier anweſend, als Naturforſcher begleiten wird, ſo wäre es ſehr wünſchenswerth, daß der Raum zwiſchen 65—75° S. und 35—65° von Ferro genau durchforſcht würde.

Z — e.

— **Begehr nach Verbrechern.** In Neu-Holland hat es allgemeine Beſtürzung erregt, als ſich das Gerücht verbreitete, daß die Britiſche Regierung Willens ſey, keine Verbrecher mehr nach dieſer von der Natur ſo ſehr geſegneten Kolonie — wo der Aufenthalt in der That eher eine Vergünſtigung als eine Strafe ſcheint — hinzuſenden. Die Sydney-Zeitung vom 18. Nov. 1831 meint, daß ein ſolcher Beſchluß leicht den Ruin aller Auſtraliſchen Kolonieen herbeiführen könnte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Montag den 23. April. 1832.

Frankreich.

Romanenliteratur.

So fern auch die in der Ueberschrift genannte Gattung der Poesie durch die Gränzen ihrer Form und ihres Zweckes von den politischen Interessen des Tages zu liegen scheint, so hat doch auch sie neuerdings in Frankreich nicht selten die Kriegsfahne der streitenden Meinungsparteien auf ihrem friedlichen Gebiet aufgepflanzt, und unter den neuesten Erscheinungen in diesem Felde zeigt es sich vielmehr, daß diejenigen, welche der politischen Farbe ganz ermangeln, in der Regel leichterer Art und von vorübergehender Bedeutung sind, während sich dagegen auf der anderen Seite bei den mit einem Hinblick auf die Gegenwart sich gebenden Romanen die Bemerkung aufdrängt, daß ihre Gestalten durch den Verfasser zur Allegorie werden, in der er, unbekümmert um die eigentlich poetischen Zwecke seiner Darstellung, nur seine persönlichen Ansichten der Zeit unverkennbar auftreten läßt. Zu dieser Bemerkung bieten vornehmlich Veranlassung:

1) Les Rebelles sous Charles V. (Die Rebellen unter Karl V.) Von Herrn von Arlincourt.

Dieser Roman ist eine Allegorie in drei Bänden und zu gleicher Zeit eine Apologie für die gestürzte Dynastie. Karl V. ist kein Anderer als Karl X., und die Rebellen sind möglicher Weise die Leser, die Deputirten-Kammer, die Pairs-Kammer, das Heer, die National-Garde u. s. w. Nichts fehlt zur Vergleichung, die sich zwischen der Gegenwart und dem vierzehnten Jahrhundert hier bemerklich machen soll, selbst nicht der Herzog von Bordeaux; in der Person Karls VII. zeigt uns Herr von Arlincourt den Letzteren als einen Stern, „der aus der Ferne blinkt!" Nur hat der Verfasser vergessen, zu prophezeien, ob sich das Mirakel diesmal mit oder ohne eine Jeanne d'Arc zutragen werde. In dieser Art nehmen die Bezüge auf die Politik des Tages die größte Hälfte des Romans ein, der sonst alle die Eigenthümlichkeiten und Fehler an sich trägt, welche den sämmtlichen Romanen des Herrn von Arlincourt anzugehören pflegen: ein gespreizter, überladener, prätensiöser Styl, Mangel an Ausführung der Charaktere und Situationen, und außerdem als Träger der Handlung gewisse stereotypische Figuren, welche der Verfasser überall anbringt, als da sind: eine Hexe, ein Einsiedler, eine Sylphide u. dgl. m. —

Anziehender in der Form, aber ebenfalls nicht unabhängig von politischem Parteigeist, der Einfluß auf die Auffassung und Darstellung ausgeübt, ist:

2) Le Baron de l'Empire. (Der Baron aus dem Kaiserreich.) Von Merville. 5 Bände.

Dieser Roman, dessen Verfasser vornehmlich als fruchtbarer und beliebter Theaterdichter bekannt ist, behandelt eine Episode aus den Vendée-Kriegen. Die drei ersten Bände des Werks beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Geschichte Charette's, dessen Charakter und Verhältnisse durch die politische Feindseligkeit, mit welcher sie Herr Merville hingezeichnet hat, manche Entstellung erlitten zu haben scheinen. Charette besaß alle Leidenschaftlichkeit und demgemäß auch alle Fehler eines Parteigängers, aber sein Charakter war erhabener Art, und sein Muth wie sein an Auffindung von Hülfsquellen fruchtbarer Geist verdienen Bewunderung. Den Krieg, den er als Anführer unternommen, betrachtete er aus einem höheren Gesichtspunkt als nur aus dem seines Privatinteresses und einer Gelegenheit, sein Glück zu machen. Merville's Roman stellt ihn jedoch unter einer niedrigen Kategorie dar und vernichtet dadurch unbilliger Weise alle historische Wahrheit. Auch die mächtige Gestalt des Kaisers läßt der Verfasser in seinem Gemälde auftreten, aber in Situationen, die ihn nur schlecht zu repräsentiren vermögen, denn wir erblicken hier Napoleon nie anders als mit seinem Reitpferde beschäftigt oder in Unterhaltung über die Liebeshändel eines Obersten begriffen. Uebrigens fehlt es diesem Roman nicht an Interesse und Lebendigkeit der Darstellung, besonders in den drei ersten Theilen; nur die Schreibart ist oft vernachlässigt. —

In der Gattung der kleineren Erzählung oder Novelle sind, nicht ohne Anregung von Seiten der Deutschen Romanpoesie, in den letzten Jahren in Frankreich besonders das phantastische und humoristische Genre Mode geworden. Von dieser Art erschienen kürzlich:

3) Contes bruns, par une tête à l'envers. (Braune Erzählungen von einem Querkopf.)

Der Verfasser scheint, wie schon der Titel verräth, etwas stark zu hoffmannisiren. Die Darstellung ist nicht selten zierlich und anmuthig, die Erfindung streift jedoch meistentheils an das Bizarre. Daß der Vers. seine Erzählungen braune genannt, befremdet bei einigen unter denselben, welche eigentlich ganz farblos sind. Dergleichen Bezeichnungen, welche von dem Franzosen offenbar aus der Deutschen Roman-Literatur herübergenommen sind, wurden bei uns in einer früheren Periode dieser Gattung häufiger auf Büchertiteln gesehen.

Von einigen in letzter Zeit erschienenen Damen-Romanen finden wir noch folgende erwähnenswerth:

4) L'Ecuyer d'Aubernon. (Aubernon, der Schildträger.) Von Melanie Waldor.

Eine unbegränzte Weitschweifigkeit scheint auch bei den Französischen Damen-Romanen die unerläßliche Mitgift zu seyn. Hätte die Verfasserin ihren dürftigen Stoff, der zur Zeit Ludwigs XIII. spielt, zu einer kleinen Novelle verarbeitet, so würde ein entsprechendes Gemälde entstanden seyn, das man in jeder Zeitschrift gern gelesen hätte. Statt dessen hat sie es auf ein Volumen angelegt, in dessen weiten Gängen die Feinheit der Gedanken und Empfindungen, welche diese Schriftstellerin in der That im hohen Grade besitzt, sich nothwendig wirkungslos zerstreuen mußte.

5) Le Lorgnon. (Das Zauberglas.) Von Emilie v. Girardin.

Die vor einigen Jahren von Delphine Gay erschienenen lyrischen Gedichte gehören der Verfasserin dieses Romans an, welche jetzt als junge Frau sich der Prosa befleißigt, nachdem sie als Mädchen die Lyrik mit Glück und Talent versucht hatte. Auch dieser Roman ist noch mit lyrischer Empfindung zu überfüllt. Die Wirklichkeit hat noch zu wenig Fuß darin gefaßt. Alles ist ideal und allegorisch; die Seele des Stoffes zeigt sich nackt und ohne Hülle, weil sich Wort und Gedanke, Handlung und Gefühl noch getrennt gegenüberstehen, ohne zur gegenseitigen Durchdringung gelangt zu seyn. Aber die Verfasserin besitzt viel Geist und Beobachtungstalent, was sich auf jeder Seite ihres Romans kundgiebt. (J. d. D.)

Bibliographie.

Du maintien de la peine de mort. (Von der Beibehaltung der Todesstrafe.) Von F. A. Silveia. Pr. 7 Fr.

Le mentor des campagnes. (Der Mentor auf dem Lande.) Belehrende Abend-Unterhaltungen. Von Max v. M. Pr. 1½ Fr.

Adèle — oder die kleine Zornige, Celestine und Felicie. Geschichten für Kinder, von Frau A. M. Pr. 1½ Fr.

Douze journées de la révolution. (Zwölf Revolutionstage.) Gedichte von Barthelemy. Erster Tag. Das Ballhaus (Le jeu de paume). Pr. 1½ Fr.

Louis Bronze — Parodie auf Louis XI. Lustspiel von E. van der Burch und F. Langlé. Pr. 1½ Fr.

Veillées ecossaises. (Erzählungen aus Schottland, besonders aus Holyrood.) Von Albert von Calvimont. [Dem Anscheine nach eine von einem Pseudonymus auf Speculation herausgegebene Sammlung von Geschichten, denen nichts Wahres zum Grunde liegt.]

Portugal.

Éclaircissemens historiques etc. (Historische Aufklärungen ꝛc.) Vom Marquis von Rezende.

(Schluß.)

Nachdem der Verfasser im weiteren Verlaufe seiner Schrift die Wirkung der Ereignisse in Brasilien und die Entschließungen Dom Pedro's in Bezug auf die Portugiesischen Angelegenheiten erzählt hat, berichtet er über den ferneren Gang der Begebenheiten in nachstehender Weise:

„Die Korvette „La Lealdade", welche Sir Charles Stuart und die neue Portugiesische Charte am Bord hatte, lief erst am 2. Juli im Tajo ein. Am 8. überreichte Sir Charles der Infantin die Depeschen, die er für sie mitgebracht hatte. Sie ließ unverzüglich ihre Kollegen in der Regentschaft und ihre Minister versammeln, um sich

mit ihnen über die Ausführung der Befehle zu verständigen. Die Einen wie die Anderen waren fast einstimmig der Meinung, daß sie die Ausführung derselben verschieben müsse. Sie verwarf diese Rathschläge und ließ am 11. Juli das die Regentschaft bestätigende Dekret bekannt machen. Am 20. befahl ein anderes Dekret den im In- und Auslande wohnenden Portugiesen, der Charte den Eid zu leisten; am 23. wurde dieselbe promulgirt, und am 1. August erhielten die Minister ihre Entlassung. — Zwischen diesem Tage und dem 3. August, wo die neuen Minister ihr Amt antraten, erschien eine Proclamation, in welcher die Regentin erklärte, daß sie allein mit der Macht der Regentschaft bekleidet sey. Obwohl der anscheinende Beweggrund zu dieser Maßregel aus einem Artikel der Constitution von 1826 entnommen war, welcher, beiläufig gesagt, auf diesen Fall nicht angewendet werden konnte und zu Reclamationen von Seiten einiger Diplomaten Anlaß gab; so war doch der eigentliche Grund, der dem Könige Dom Pedro durch die Infantin sehr geheim mitgetheilt wurde, ein ganz anderer. Da die Infantin aus dem, was in dem Conseil, das sie gleich nach der Ankunft des Sir Charles Stuart zusammenberufen hatte, vorgefallen war, und aus dem nachherigen Betragen ihrer Kollegen in der Regentschaft und der Minister abgenommen hatte, daß alle diese Personen, mit Ausnahme einer einzigen, die durch ihr Alter von den Geschäften entfernt gehalten wurde, nicht allein den von Dom Pedro gegebenen Institutionen, sondern auch seinen legitimen Rechten entgegen waren, so glaubte sie, daß ihr in einer solchen Krisis, und 2000 Meilen von dem entfernt, dem sie über den Gebrauch der Gewalt Rechenschaft abzulegen hätte, kein anderes Mittel übrig bliebe, als die Thätigkeit ihrer Kollegen zu vernichten und alle Verantwortlichkeit allein zu übernehmen. Die Schwierigkeiten der Lage der Infantin waren von dem Kaiser, ihrem Bruder, vorausgesehen worden, und einige Tage nach ihrem Gewaltstreich erhielt sie von ihm ein Dekret, dessen Benutzung sie für unnöthig hielt, da die Sache bereits geschehen war; durch dieses Dekret hatte der Kaiser sie allein mit der Macht der Regentschaft bekleidet und die anderen Mitglieder des Conseils auf eine berathende Stimme beschränkt."

„Alle diese Dekrete kamen mir in London nebst denen zu, welche mir der Kaiser übersandte, um sie dem Baron von Villa-Secca zuzustellen, und worin er ihn ermächtigte, den Eid des Infanten Dom Miguel, welchen derselbe der Portugiesischen Verfassung zu leisten hatte, zu empfangen und als Bevollmächtigter bei der Verlobungs-Akte zwischen der jungen Königin und dem Infanten Dom Miguel aufzutreten. — Wenn ich beim Empfang der Proclamation, in welcher die Infantin erklärte, den Titel einer Regentin annehmen zu wollen, keine Bemerkung machte, obwohl ich im ersten Augenblick meine Mißbilligung dieses Akts laut ausgesprochen hatte, so geschah es deshalb, weil ich die Zweckmäßigkeit desselben einsah, sobald ich von den Umständen unterrichtet war, welche der Infantin zu ihrem Verfahren Anlaß gegeben hatten."

„Da mein Kollege, der Vicomte von Itabayana, sehr krank war, so erhielt ich am 9ten ein Schreiben von Herrn Canning, worin er mich einlud, am anderen Morgen nach Brighton zu kommen. Herr Canning sagte mir damals: „„Ich weiß, daß Sie mit Dekreten des Kaisers für den Baron von Villa-Secca beauftragt sind, und da in diesen Dekreten von dem Eide die Rede ist, den der Infant Dom Miguel der Charte leisten soll, welches dem Wiener Hofe nicht angenehm seyn möchte, so rathe ich Ihnen, den Herrn von Villa-Secca zu veranlassen, die Ausführung dieses Dekretes so lange zu verschieben, bis er auf eine offizielle Weise davon unterrichtet seyn wird, daß dieser Eid von der Portugiesischen Nation geleistet worden ist. Eben so rathe ich Ihnen, dem Fürsten Metternich bemerklich zu machen, daß, welche Einwendungen er auch gegen die Charte Dom Pedros zu machen haben möge, eine Charte immer noch besser sey als Anarchie."" Er fügte hinzu, daß er dem Englischen Gesandten in Wien schreiben würde, mit mir in dem Sinne der obigen Bemerkungen zu wirken."

„Ich verließ London am 20. August, um nach Wien zurückzukehren, und da ich vom Fürsten Esterhazy erfahren hatte, daß der Fürst Metternich einige Wochen auf dem Johannisberg zubringen würde, so begab ich mich dahin und stellte mich bereits am 25sten Sr. Durchlaucht vor. Der Fürst, obgleich er sich mit der Abdankung zu Gunsten der Königin zufrieden bezeigte, verhehlte mir doch keineswegs seine Verstimmung, als er von der Portugiesischen Charte sprach, an deren Abfassung, wie er und so viele andere Personen in Europa mit Unrecht glaubten, Herr Canning Theil genommen haben sollte. Seiner Ansicht nach, hatte der Kaiser eben so wenig das Recht, die Constitution seines Königreiches zu verändern, als der Kaiser Franz es hatte, die alten Verfassungen seiner Staaten umzustoßen. Er fügte noch die Bemerkung hinzu, daß ein Land, wo die liberale Constitution von 1823 so leicht und ohne Mitwirkung einer fremden Macht umgestürzt worden wäre, wenig geeignet seyn möchte, Institutionen in sich aufzunehmen, die, obgleich von einem verschiedenen Prinzip ausgegangen, doch beinahe mit denselben Formen bekleidet wären. Er glaubte, daß Spanien, wenn es auch nicht erschüttert würde, doch wenigstens ängstliche Besorgnisse hegen dürfte, welche den Frieden von Europa leicht gefährden könnten. „„Obschon ich nicht ermächtigt bin"", erwiederte ich ihm, „„die Vertheidigung von Institutionen zu übernehmen, welche einem Lande gegeben worden sind, dessen Repräsentant ich nicht bin, und mein Auftrag sich darauf beschränkt, dem Portugiesischen Gesandten in Wien zwei Dekrete des Königs Dom Pedro zu überbringen, so werde ich doch ganz offen auf die so eben vernommenen Bemerkungen antworten. Wenn die Frage, um die es sich handelt, eine Frage de jure constituendo wäre, so würde ich bereit seyn, sie durch dieselben Argumente zu unterstützen, welche meinen Souverain bestimmt haben, und ich würde zahlreiche Gründe anführen können. Aber es handelt sich jetzt nur um eine Frage de jure constituto, und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß zwischen der Unterstützung einer Charte, welche innerhalb der Grundsätze der Königlichen Bewilligung liegt, die von den Mächten selbst auf dem Kongreß von Verona anerkannt worden sind, und zwischen dem Einverständniß mit den Ehrgeizigen und Fanatikern, die jeder Art von Konzession entgegen sind, ein wahrhafter Staatsmann, meiner Ansicht nach, nicht schwanken kann."" — Diese und andere Argumente, durch welche ich die Dekrete meines Monarchen vor ihm zu rechtfertigen suchte, schienen einigen Eindruck auf den Fürsten hervorgebracht zu haben. Er bat mich, mit der Ausführung der Dekrete bis zu seiner Rückkunft nach Wien zu warten. Ich willigte mit Vergnügen darein und begab mich auf meinen Posten."

„Bei meiner Ankunft in Wien erfuhr ich, daß unter den Diplomaten, welche gewöhnlich einige Wochen mit dem Fürsten auf dem Johannisberge zubrachten, bei denen sich aber diesmal der Englische Gesandte nicht befunden hatte, im Monat September die Rede davon gewesen sey, Maßregeln gegen die Anerkennung der Portugiesischen Charte zu ergreifen. Bald nach mir traf der Fürst Metternich in Wien ein. Da die Constitution in Lissabon bekannt gemacht und beschworen worden und dadurch der von Herrn Canning festgesetzte Termin zur Eidesleistung für den Infanten abgelaufen war, so begann ich, in Uebereinstimmung mit Herrn von Villa-Secca, meine Schritte, um zu dem gewünschten Resultate zu gelangen, ohne welches es uns nicht erlaubt war, zu der Verlobung zu schreiten. Der Infant entschuldigte sich zu Anfang damit, daß er noch nicht Gelegenheit habe finden können, die Meinung des Kaisers von Oesterreich einzuholen, der damals mit einem Familien-Testamente beschäftigt war."

„Am 20. Sept. theilte mir Lord Cowley, Englischer Gesandter in Wien, ein Schreiben des Sir William A'Court, jetzigen Lord Heytesbury, Gesandten in Lissabon, mit, worin sich folgende Stelle befand: „„Der hiesige Zustand der Dinge läßt sich mit wenigen Worten schildern; wenn Spanien seine Intriguen einstellen und wenn der Infant Dom Miguel ruhig in Wien bleiben will, sich den Befehlen seines Bruders unterwerfend, ohne Benachtheiligung der Rechte, welche die Constitution ihm auf die Regentschaft giebt, so wird Alles ruhig vorübergehen; wenn aber Spanien seine Umtriebe fortsetzt, so wird Portugal ihm mit gleicher Münze zahlen. Sollte Dom Miguel sich an der Gränze zeigen, so werden die Demagogen die Zügel der Regierung ergreifen. In jedem Fall würde der Krieg unvermeidlich seyn."" — Lord Cowley forderte mich, dem Inhalt dieses Schreibens gemäß, auf, die Eidesleistung des Infanten zu beeilen. Ich verdoppelte meine Bemühungen, und in einer Konferenz, welche der Baron von Villa-Secca und ich unmittelbar darauf mit dem Fürsten Metternich hatten, begann Letzterer damit, folgende Fragen zu stellen, auf welche er sich vor allen Dingen eine Antwort erbat: Wer ist der Souverain Portugals, Dom Pedro oder Donna Maria? Wie lautet der Eid, den der Infant leisten soll, da die Charte keinen für die Prinzen von Geblüt vorschreibt? und endlich, kann der Infant, als Agnat des Portugiesischen Hauses, ohne seinen Rechten etwas zu vergeben, den Eid in andere Hände als in die seines Souverains ablegen?"

„Nach einer ziemlich langen Erörterung kam der Fürst darin mit mir überein, daß Dom Pedro der Souverain sey; daß der Eid, den der Infant zu leisten habe, derselbe sey, den jeder Portugiesische Unterthan abzulegen verpflichtet sey, und daß, in Betracht der Abwesenheit des Königs und der Vollmachten seines Repräsentanten in Wien, dieser es sey, in dessen Hände der Eid geleistet werden müsse. Wir kamen außerdem überein, daß der Kaiser von Oesterreich dem Infanten rathen würde, den Eid zu leisten. Am folgenden Tage sagte er mir, daß der Infant der Eidesleistung keine Schwierigkeiten mehr entgegenstellen würde, vorausgesetzt daß er die Klausel einschalten könne, daß er durch den Eid selbst mit der Regentschaft bekleidet würde, auf welche er, dem 94sten Artikel der Charte gemäß, ein Recht zu haben vermeinte. Ich wendete ein, daß nur ein unbedingter Eid gültig seyn könne, und daß überdies die Ansprüche des Infanten Dom Miguel unbegründet wären, da es sich nicht um eine Minderjährigkeits-Regentschaft handelte. Der Infant gab endlich nach, und der Eid wurde am 4ten Oktober in meiner Gegenwart geleistet. Er war eigenhändig vom Infanten geschrieben und lautete folgendermaßen: „„Ich schwöre, die constitutionelle Charte, welche durch unseren König und Herrn, Dom Pedro IV.*), am 29sten April 1826 den Königreichen Portugal und Algardien bewilligt und detretirt worden ist, so genau und treu, als sie es vorschreibt, zu beobachten und beobachten zu lassen.""

„Der Infant ließ diesem Akt eine Art von Protestation folgen, die an seinen Bruder gerichtet war, und worin er als erster Agnat des Hauses Braganza seine auf den oben erwähnten Punkt begründeten Rechte in Anspruch nahm. Ich muß bemerken, daß keine dieser Akte durch meine Hände dem Kaiser zugegangen ist, und ich also nicht den Fehler begangen habe, jene Protestation anzunehmen. — Nachdem der Infant der Charte den Eid geleistet hatte, unterhandelte man mit dem Papste wegen der Dispensation zur Verlobung, welche auch wirklich im Kaiserlichen Palaste zu Wien am 29. Okt. 1826 stattfand. Dieser Akt wurde von dem Kaiser, den Erzherzogen Ferdinand, Franz und Karl, dem Fürsten Metternich, dem Baron von Villa-Secca und mir unterzeichnet."

„Da der Kaiser Dom Pedro auf die ersten Versuche, die man gemacht hatte, ihn zur definitiven Abdankung und zur Uebertragung der Regentschaft an Dom Miguel zu bewegen, nicht eingegangen

*) Der Kaiser führte den Namen Dom Pedro IV. als König von Portugal und Dom Pedro I. als Kaiser von Brasilien.

war, so entschloß man sich, dieselben zu wiederholen, und gegen Ende des Monats August traf auch wirklich Herr Pereira, Portugiesischer Gesandter in Rio, in Wien ein und überbrachte das Ernennungs-Dekret für den Infanten, demzufolge derselbe unter dem Titel eines General-Statthalters des Königreichs, der constitutionellen Charte gemäß, über Portugal herrschen sollte. Der Titel deutete an, daß es nur eine Abwesenheits- und keine Minderjährigkeits-Regentschaft war, und beweist, daß der Kaiser die Gültigkeit der Argumente des Infanten nicht anerkannt hatte, wenn ihn dies auch nicht verhinderte, eine gnädige Ernennung an die Stelle zu setzen. — Herr Pereira brachte auch mir ein Schreiben, in welchem der Kaiser unter Anderem sagte: „„In diesem Augenblick geht Herr Pereira von hier ab. Ich habe ihm den Auftrag ertheilt, meinem Bruder, dem Infanten Dom Miguel, das Dekret zu überbringen, durch welches ich ihn zum Regenten von Portugal ernenne, um jenes Königreich in meinem Namen, der Charte gemäß, zu regieren. Wenn er sich noch in Wien befindet, so bemühen Sie sich, seine Abreise so sehr als möglich zu beschleunigen. Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich wird meinen Bruder vorher sicherlich darin bestärkt haben, meinen Befehlen zu folgen und in Gemäßheit der constitutionellen Charte, ohne die geringste Veränderung, und ohne durch die Einflüsterungen dieser oder jener Partei auf sich einwirken zu lassen, zu regieren. Ich schreibe durch dieselbe Gelegenheit an S. M. den König von England, indem ich ihm die nämliche Mittheilung mache und ihn um seine Mitwirkung zur Beförderung des beschworenen Systems in Portugal ersuche. Ich schreibe auch in demselben Sinn an S. M. den Kaiser von Oesterreich den beigeschlossenen Brief, den Sie ihm überreichen werden.““ In einem Schreiben vom 29. Juni, das mir fast zu gleicher Zeit durch den Oberst von L'Poste überbracht wurde, und welches die Instructionen in Betreff der Portugiesischen Angelegenheiten enthielt, befahl mir Se. Majestät, dem Infanten zu erklären, daß er die ihm ertheilten Vollmachten zurücknehmen und die Königliche Gewalt selbst wieder ergreifen werde, wenn der Prinz den Einflüsterungen der Factionen Gehör schenke und seine und seiner Tochter Rechte oder die Gesetze der Portugiesischen Charte verletze."

„Als Herr Pereira in Wien antam, befand sich der Kaiser Franz auf seinen Gütern am Ufer der Donau und der Fürst Metternich in Königswarth in Böhmen, wohin sich Herr Pereira begab, nachdem er dem Infanten und mir die Schreiben übergeben hatte. Der Fürst Metternich trat gleich darauf seine Rückreise an, und noch vor ihm traf der Graf von Lebzeltern ein, der vom Kaiser und vom Fürsten Metternich beauftragt worden war, mit dem Baron von Villa-Secca und mit mir über die für die Abreise des Infanten zu treffenden Maßregeln zu berathschlagen. — Nach dem, was wir über das Mißtrauen des Kaisers gesagt haben, womit derselbe die Rückkehr seines Bruders nach Portugal betrachtete, muß es beim ersten Anblick überraschen, daß er ihm so bald darauf einen solchen Beweis des Vertrauens gegeben hat. Es erscheint sonderbar, daß, nachdem er dem ersten Ansuchen der Mächte widerstanden hatte, er plötzlich den neuen Bitten, die an ihn gerichtet wurden, nachgab. Dieses Verfahren ist bisher aller Welt unerklärlich gewesen, ausgenommen denjenigen, welche den wahren Grund kannten, der folgender war: Die apostolische Partei in Spanien, die ihre Verzweigungen an dem Portugiesischen Hofe hatte, ergriff den Umstand einer ziemlich bedeutenden Krankheit der Infantin Isabella, um, zur Unterstützung der Schritte der Französischen und Spanischen Kabinette, von deren Zwecken sie unterrichtet war, Berichte, die von mehreren Aerzten unterzeichnet waren, nach Rio Janeiro zu senden. Diese Berichte schilderten die Krankheit als höchst gefährlich, was sie durchaus nicht war, und erklärten, daß es ganz unmöglich sey, daß die Infantin jemals wieder die ihr anvertrauten Functionen werde ausüben können. Die Unruhe des Kaisers giebt sich deutlich genug durch die Stelle in seinem Schreiben zu erkennen, in der er mir anempfiehlt, die Abreise des Infanten zu beschleunigen."

„In der ersten Konferenz, welche wir mit dem Grafen von Lebzeltern in Betreff der Ernennung des Infanten hatten, wurde ich aufgefordert, noch vor Herrn von Villa-Secca dem Infanten die offizielle Notification zu überreichen, da jener erst weit später seine Instructionen aus Lissabon in Bezug auf diesen Gegenstand erhalten konnte. Ich übernahm diesen Auftrag ohne Bedenken. Alsdann bat uns Herr von Lebzeltern, zu untersuchen, ob es nicht zweckmäßig sey, daß der Infant eine Proclamation unterzeichnete und nach Portugal sendete, deren Entwurf er uns zeigte, und welche in den unterwürfigsten Ausdrücken den Gehorsam gegen seinen Bruder und treue Beobachtung der Portugiesischen Charte aussprach; daß zweitens Se. Königliche Hoheit allen seinen Feinden Verzeihung versprächen und die Proclamation wirklich von einer unbedingten Amnestie begleitet würde; und endlich, daß Se. Königliche Hoheit bei seiner Rückkehr nach Portugal über Paris und London ginge. — Ich widersetzte mich diesen drei Vorschlägen; dem ersten, weil ich nicht glaubte, daß Se. Königliche Hoheit irgend einen politischen Akt vollziehen könne, bevor er nicht den Eid geleistet habe, der dem Regenten durch die Charte vorgeschrieben wird; dem zweiten, weil das Wort Verzeihung in dem Munde des Prinzen, indem er zu den Portugiesen spräche, übel klingen würde, da es, der damals dort allgemein herrschenden Meinung nach, der Infant sey, der solche in Anspruch zu nehmen haben dürfte. Was die Amnestie betraf, so schiene sie mir unter den gegenwärtigen Umständen höchst unpolitisch, weil sie den 5000 bewaffneten Leuten des Marquis von Chaves, der noch vor wenigen Monaten das Land allen Gräueln des Bürgerkrieges überliefert hatte, plötzlich den Eingang verschaffen würde. Eben so widersetzte ich mich der Reise des Infanten über Paris und London; denn ich wußte aus den Berichten meines Kollegen, daß er in Paris von einer großen Anzahl Anhänger erwartet wurde; und in London befürchtete ich, daß das Volk, welches eine ungünstige Meinung von dem Infanten gefaßt hatte, ihn vielleicht nicht mit der gehörigen Achtung behandeln würde. Ich schlug daher vor, daß man ihn über Triest reisen lassen möge."

„Herr von Lebzeltern fügte sich meinen Bemerkungen, welche auch, mit Ausnahme der letzteren, von Herrn von Villa-Secca gebilligt wurden. Wir gaben indeß unseren Konferenzen keine weitere Folge, da wir die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Grafen von Villa-Real erhielten, der auf die Aufforderung des Marquis von Palmella und der Englischen Regierung darein gewilligt hatte, sich nach Wien zu begeben, um die geeignetsten Maßregeln anzugeben, wie die Rückkehr des Infanten am besten mit der Wohlfahrt Portugals zu vereinigen sey. Er traf in den ersten Tagen des Oktobers ein. Bei der Wahl eines Mannes von so ehrenwerthem Charakter, wie der Graf von Villa-Real, war der eigentliche Zweck des Englischen Ministeriums, den Infanten dem Einflusse der Miguelisten bei Hofe zu entziehen, welche ihn über Spanien reisen lassen wollten. — Gleich nach seiner Ankunft hatte der Graf von Villa-Real, so wie Herr von Villa-Secca, häufige Konferenzen mit dem Fürsten Metternich und dem Englischen Gesandten. Der Haupt-Gegenstand dieser Besprechungen war, den Infanten vor der Berührung mit den Miguelisten zu schützen und ihn von dem Reiseplan über Spanien abzubringen. Da der Fürst Metternich den Infanten in dieser Beziehung ausgeforscht und ihn widerstrebend gefunden hatte, so wandte er sich an den Kaiser, der aber nicht glücklicher war, als sein Premier-Minister. Dieser nahm nun meine Mitwirkung in Anspruch, und ließ mich zu sich rufen. Beim Eintreten in sein Kabinett fand ich daselbst die Herren von Villa-Real, von Villa-Secca, von Lebzeltern, Neumann, Bombelles, Lord Cowley und den Grafen von Mercy d'Argenteau. Nachdem der Fürst mir das Vorerwähnte erzählt hatte, befragte er jeden der Anwesenden über den Entschluß, den die Umstände erfordern dürften. Meine Meinung war, daß man keinen anderen Weg einschlagen könne, als von der Erklärung Kenntniß zu nehmen, welche ich durch das Schreiben vom 29. Juni zu machen ermächtigt worden sey, daß nämlich der König Dom Pedro die dem Infanten ertheilte Vollmacht zurücknehmen würde, sobald der Prinz den Einflüsterungen der Factionen Gehör schenke und die Rechte des Souverains und dessen Tochter oder die Gesetze der Portugiesischen Charte verletze. Ich fügte hinzu, daß es mir zweckmäßig scheine, den Infanten von dieser Erklärung in Kenntniß zu setzen."

„Da alle Anwesende diese Ansicht theilten, so begab ich mich sogleich nach meiner Wohnung, um die in Rede stehenden Instructionen herbeizuholen. Ich kehrte mit denselben in die Konferenz zurück, übersetzte und diktirte sie dem Grafen von Mercy in die Feder. Der Fürst Metternich drauftragte die Herren von Villa-Secca und Villa-Real, diesen Akt sogleich zur Kenntniß des Infanten zu bringen, der dadurch in einen solchen Zustand der Bestürzung versetzt wurde, daß er sich, als ich ihn zwei Stunden später besuchte, noch nicht davon erholt hatte. Nachdem ich ihm das, was er gelesen, mündlich wiederholt hatte, fügte ich hinzu: „„Gnädiger Herr, wir sind beide weit davon entfernt, gegenseitig einen entschiedenen Geschmack für einander zu haben; aber es handelt sich hier weder für Ew. Königl. Hoheit noch für mich um eine persönliche Neigung; sondern es handelt sich darum, unsere Pflichten zu verstehen und zu erfüllen. Die meinige ist, Ew. Königl. Hoheit zu erklären, daß, so lange Sie den Weg verfolgen werden, den Ihre Pflichten Ihnen vorschreiben, ich Ihnen mit allen meinen Kräften beistehen werde, daß, wenn aber Ew. Königl. Hoheit sich im Gegentheil davon entfernen, Sie in mir den erbittertsten Gegner finden werden.““ — Der Infant wußte seinen inneren Zorn darüber kaum zu unterdrücken. Nach einigen Minuten des Stillschweigens sagte er mir: „„Wohlan, Marquis von Rezende, ich bin entschlossen; ich gehe über England. Hat man sonst noch etwas von mir zu verlangen?““ — Ich machte ihm eine tiefe Verbeugung und entfernte mich, um dem Fürsten Metternich das Resultat unserer Unterredung mitzutheilen. Dieser, der sich nicht ganz wohl befand, bat den Infanten, sich noch an demselben Abend zu ihm zu bemühen, und als er nun über seinen Reiseplan mit ihm sprach, fand er ihn natürlich fügsamer für seine Andeutungen. — Zur Unterstützung dessen, was ich hier gesagt habe, berufe ich mich auf das Zeugniß des Infanten selbst und der Herren von Villa-Real und von Lebzeltern."

„Am 16. Okt. Abends fand bei dem Fürsten Metternich eine vertrauliche Versammlung statt, zu der ich nicht berufen wurde; sie bestand aus dem Englischen Gesandten, den Herren von Villa-Secca und von Villa-Real. Der Fürst verlas ein Schreiben, welches er an den Fürsten Esterhazy nach England abgehen lassen wollte, um ihn von den letzten Entschließungen des Infanten in Kenntniß zu setzen. Diese Depesche ging erst ab, nachdem sie die vollkommene Zustimmung der Anwesenden erhalten hatte. Es hieß in derselben unter Anderem: „„Ich konnte dem Infanten nicht verbergen, daß, auf welchem Wege er auch für gut befinden möchte, sich nach Portugal zu begeben, der Kaiser, unser erhabener Herr, auf keinen Fall zugeben könne, daß er seinen Weg über Spanien nehme, da, außer den bedeutenden Inconvenienzen, welche ihn unter den gegenwärtigen Umständen davon abhalten müßten, er es sich nicht erlauben dürfe, ohne gegen die Wünsche des Kaisers Dom Pedro und gegen die einstimmige Ansicht aller Europäischen Mächte zu handeln. Ich bin übrigens hier dem Infanten die Gerechtigkeit schuldig, zu bemerken, daß, als er sich mit seinen Umgebungen über die Absicht unterhielt, vorzugsweise den Weg über Spanien, als den kürzesten und direktesten, einzuschlagen, er zu gleicher Zeit in den

bestimmtesten Ausdrücken seinen festen Willen aussprach, keinen Portugiesischen Refugié seiner Person nahen zu lassen. Wenn wir aber bald über diesen ersten Plan des Infanten beruhigt wurden, so bemerkten wir von der anderen Seite, daß das Gemüth dieses Prinzen für zwei Ideen stark eingenommen war, nämlich sich nicht auf einem Englischen Fahrzeug einzuschiffen und zwischen Oesterreich und Portugal kein Land zu berühren.""" Der Fürst Metternich erzählte im Verlauf dieses Schreibens, daß der Kaiser von Oesterreich, da er sah, daß Niemand den Infanten überzeugen konnte, mit ihm eine Privat-Unterredung gehabt hatte. ,,,,Der Infant,"" fügte er hinzu, ,,,,erklärte Sr. Majestät aus freien Stücken, daß er fest entschlossen sey, die Charte, welche er beschworen habe, aufrecht zu erhalten, daß Se. Majestät in dieser Beziehung außer aller Sorge seyn könnten, und daß er Se. Maj. bäte, überzeugt zu seyn, daß sein Herz von Dankbarkeit für die viele Güte, die ihm erwiesen worden, erfüllt sey."

„Da es dem Kaiser nicht vollkommen gelang, den Infanten von der Nothwendigkeit zu überzeugen, über London zu gehen, um sich von dort nach Lissabon zu begeben, so hatte der Fürst Metternich noch eine Unterredung mit ihm in Gegenwart des Herrn von Bombelles, Kammerherrn des Kaisers, desselben, der als bevollmächtigter Minister nach Lissabon gesandt wurde. Herr von Metternich setzte ihm ausführlich alle seine Gründe aus einander. ,,,,Ich bemerkte bald,"" sagte er in obiger Depesche, ,,,,daß ich das Glück hatte, auf den Infanten einen tiefen Eindruck hervorzubringen, und nach einigen Augenblicken der Ueberlegung gab er endlich den Rathschlägen der Freundschaft und der Vernunft nach. Von diesem Augenblick an wurde die Unterhaltung von Seiten des Infanten eifrig und belebt; er drückte sich mit eben so viel Freimüthigkeit und Natürlichkeit aus, als er bisher mit Zurückhaltung geantwortet hatte. Im Laufe dieser Unterredung verbarg er mir nicht, daß er befürchtet habe, über England zu gehen, weil er wisse, daß man daselbst gegen ihn eingenommen wäre, und er darum vor einer schlechten Aufnahme besorgt gewesen sey. Er begann darauf freiwillig mit Wärme über das Betragen zu reden, welches er bei seiner Ankunft in Lissabon zu befolgen gedenke. Ich gestehe, daß ich über die Richtigkeit seiner Grundsätze und über die Klugheit der Ansichten, welche er mir mit einer merkwürdigen Ordnung und Klarheit entwickelte, erstaunt war. Die Art, wie sich der Infant bei dieser Gelegenheit gegen mich ausgesprochen hat, erlaubt mir nicht, daran zu zweifeln, daß er die besten Gesinnungen hegt, und daß er nicht allein entschlossen ist, die Charte aufrecht zu erhalten, sondern daß er sogar die Wichtigkeit und Nothwendigkeit davon einsieht. Dies ist die getreue Erzählung dessen, was hier mit dem Infanten vorgefallen ist. Wenn der Widerstand, den er uns in den Grundsätzen geleistet hat, besonders in der Beziehung zu bedauern ist, daß viel Zeit dadurch verloren worden, so hat er auf der anderen Seite den Vortheil, uns eine wahrhafte Bürgschaft für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen des jungen Prinzen darzubieten, der nur der Ueberzeugung nachgegeben hat, und der von dem Augenblicke, wo er überzeugt war, die günstigste Stimmung und die unseren Wünschen am meisten zusagenden Grundsätze kund gegeben hat.""

„Der Infant reiste am 6ten Dez. 1827 von Wien ab, und traf am 19ten in Paris ein. Trotz der thätigen Wachsamkeit des Grafen von Villa-Real hatte er in dieser Stadt häufige Zusammenkünfte mit einigen seiner Anhänger. Er reiste bald darauf nach London ab, wo man ihm eine herzliche Aufnahme, deren er sich nicht würdig gezeigt, bereitet hatte. Der damalige Thronerbe, jetzige König von England, fand sich in Person ein, um ihn bei seiner Landung zu begrüßen. Während seines Aufenthaltes in London wurde daselbst am 12ten Jan. 1828 eine diplomatische Konferenz gehalten. Lord Dudley, Staats-Secretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, für England; der Fürst Paul Esterhazy und der Graf von Bombelles für Oesterreich; der Marquis von Palmella und der Graf von Villa-Real für Portugal verzeichneten in einem Protokolle den Wunsch ihrer resp. Regierungen, daß die Verzichtleistung auf die Krone Portugals von Seiten Sr. Maj. Dom Pedro's IV. so bald als möglich und ohne Vorbehalt vervollständiget werden möge. Sie war es also damals in ihren Augen noch nicht, wie Lord Aberdeen mit Unrecht behauptet hat. Oesterreich und England verpflichteten sich außerdem, ihre guten Dienste zu leihen, um auf eine definitive Weise durch einen Traktat die Erbfolge in den beiden Zweigen des Hauses Braganza zu ordnen. — Die Englische Regierung bot noch besonders ihre guten Dienste an, um eine Anleihe von 200,000 Pfd. Stlg., welche in London von der Portugiesischen Regierung kontrahirt wurde, zu erleichtern. Die glänzende Aufnahme, welche Dom Miguel bei dem Herzoge von Wellington auf seinem schönen Landhause in Strathfield zu Theil wurde, kontrastirte auf eine seltsame Weise mit dem Besuch im bürgerlichen Kleide, den der Herzog von Wellington später dem Kaiser Dom Pedro abstattete. — Herr Navozo, einer der Männer, welcher sich bei den Vorfällen in Lissabon am 30sten April am meisten kompromittirte, und der von dem Könige nach Frankreich verbannt worden war, stellte sich in Plymouth dem Infanten vor, der sich gegen den Marquis von Palmella wendete und sich beklagte, daß man diesen Menschen aus Frankreich gelassen habe. Als der Marquis bei seiner Rückkehr nach London Erkundigungen einzog, erfuhr er, daß man Herrn Navozo auf die Bitten des Infanten die Abreise aus Paris gestattet habe. — Dom Miguel schiffte sich am 6ten Februar 1828 in Plymouth ein und kam am 22sten desselben Monats in Lissabon an."

Mannigfaltiges.

— Einwohner der Insel Bali bei Java. Im Allgemeinen bekennen sich die Balinesen zur Bramanischen Religion; und wenn dieselbe auch in gewisser Hinsicht von derjenigen der Hindus abweicht, so bleiben doch immer noch genug unverkennbare Spuren übrig, um zu beweisen, daß ihr Glaube von dem des letzteren Volkes abstammt. Die Balinesen erkennen Bruma als den höchsten Gott an, sie sprechen mit großer Ehrfurcht von ihm und halten ihn für den Gott des Feuers; nach ihm kommt Wischnu, den sie als Gott der Flüsse betrachten; den dritten Rang ertheilen sie dem Gott des Meeres, Segara; dieser Name bedeutet nämlich in der Sprache von Java und Bali das Meer. Die Inselbewohner haben eine große Ehrfurcht vor der Kuh; ihr Fleisch essen sie nicht, tragen nicht ihr Fell und thun nichts, was dieses Thier im geringsten verletzen könnte. In einem ihrer heiligen Bezirke bemerkt man die Figur eines solchen Thieres, die als Gegenstand einer besonderen Verehrung dahin gestellt zu seyn scheint. Tempel giebt es sehr viele auf der Insel Bali oder Klein-Java. In der Nähe von Balilling und Sangsil befinden sich gegen zwölf solcher heiliger Bezirke; ein jeder derselben umfaßt mehrere kleine Tempel oder Kapellen und hat ungefähr 100 bis 150 Quadratfuß im Umfang; sie sind von Erdwällen umgeben und gewöhnlich in zwei Räume abgetheilt, die man den inneren und äußeren Hof nennen könnte. In dem ersten sieht man gewöhnlich ein Paar Waringbin-Bäume, die dem Feigenbaum der Banjanen gleichen und einen frischen und anmuthigen Schatten verbreiten. Der zweite Hof ist für die Tempel der Götter bestimmt; dies sind kleine Hütten von 1 oder 2 bis 6 oder 8 Quadratfuß im Umfang. Einige davon sind aus Ziegelsteinen gebaut und mit Stroh gedeckt, andere aus Holz und mit Gamuti, einer fasrigen Substanz, die vom Areka-Baum gewonnen wird, gedeckt. Die einen sind offen und haben zwischen den Pfosten nur ein leicht geflochtenes Fürdenwerk. Die anderen sind ganz verschlossen und haben an der Vorderseite eine kleine Thür. Man findet in denselben nichts als Frucht- und Blumenopfer, und nur in einem einzigen eine Reihe irdener Bilder, welche die verschiedenen Götter des Pantheons der Hindus vorstellen. Außerhalb der Tempel trifft man zuweilen ein Paar unförmliche Figuren aus gehärtetem Thon, die man als Thürhüter oder Wächter des Tempels hingestellt zu haben scheint; alle aber befinden sich in sehr schlechtem Zustande und sind zum Theil zerbrochen. Einige Statuen haben keinen Kopf mehr, anderen fehlen die Arme; der größte Theil der Tempel ist verfallen, ihre Grundlage wankend und ihr Dach beschädigt, woran man den trägen Charakter der Einwohner und die vergängliche Natur der zum Bau dieser Heiligthümer gebrauchten Materialien erkennt. Das Priesterthum ist ausschließlich in gewissen Familien erblich. Diejenigen, welche es verwalten, heißen Aidas; zur Braminenwürde werden sie erst fähig, nachdem sie die höchste Stufe ihres Standes erreicht haben. Man erkennt sie hauptsächlich an ihrem langen Haupthaar; bei der Verrichtung religiöser Gebräuche tragen sie eine besondere Kleidung und einen Gurt nach Art der Braminen von Hindostán; die Balinesen nennen ihn Gamtri. Es scheint, daß die Priester weder arbeiten noch Handel treiben; sie leben von den Gebühren, die ihnen bei Leichenbegängnissen und Verbrennung von Todten entrichtet werden, weil sie dann die bei dieser Gelegenheit üblichen Gebräuche verrichten und das Wasser weihen, in dem der Leichnam abgewaschen wird. Die Sprache der Balinesen weicht in mehreren Punkten von der Javanesischen ab, obgleich sie offenbar zu demselben Stamme gehört; und wer Javanesisch versteht, kann sich auch den Balinesen leicht verständlich machen. Die Wörter der Balinesischen Sprache sind ein Gemisch von Maduresisch, Malayisch und Javanesisch; die in der Umgebung des Königs gesprochene Mundart nähert sich im Allgemeinen dem Bahasa-Dalam oder der Hofsprache und dem Kawi oder der alten Sprache der Javanesen. Ihre Bücher sind auf Palm-Blätter geschrieben, wie in Indien, aber statt die Zeichen mit einem Griffel einzugraben, schneidet man sie mit der Messerspitze hinein. Als man einst einen Mann, der mit vieler Mühe ein Geschichtswerk schrieb, befragte, wie viel er in einem Tage fertig bekäme, erwiederte er: höchstens zwei Blätter, was ungefähr so viel ist, als ein Oktavblatt Papier. Briefschaften und Briefe werden auf diese Weise geschrieben; auch bedient man sich derselben zur Ausfertigung von Schiffspässen. Ihre Schrift ist plump und undeutlich, was von der Unzweckmäßigkeit des dabei angewandten Instruments herrührt; überdies machen sie noch so viel Fehler und Auslassungen, daß ein Fremder ihre Gedanken nur mit großer Mühe erräth. Nur Wenige kennen die Buchstaben, weil es an öffentlichen Unterrichtsanstalten fehlt; die Zahl derer, die zu schreiben wagen, ist noch geringer, denn sie fürchten, das Mißfallen ihrer Oberen zu erregen, wenn sie die Zeichen etwa so machen, daß deren abergläubische Vorurtheile Anstoß daran nehmen. Die Balinesischen Bücher enthalten gemeiniglich mythologische Erzählungen; aber es giebt auch Gesetzbücher oder Undang-Sammlungen, auf die man sich bezieht, und nach denen, der Behauptung der Insulaner zufolge, ihr Staat regiert wird. Die Musik gleicht der Javanesischen, steht ihr aber um vieles nach. Ihre Gemälde stellen gewöhnlich Kriegsschiffe vor, die in einem leeren Raum segeln, und Menschen, die in der Luft fechten und tanzen. Von Bildhauerkunst findet man keine Spur, die wenigen Figuren in den Tempeln sind aus Thon roh geformt und in der Sonne getrocknet.

(Transact. of the Lond. mission. soc.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Mittwoch den 25. April 1832.

Frankreich.

Die Pariser Gesellschaft.

Der Salon des Malers Gerard.

Es giebt Salons, worin man tanzt; andere, wo gespielt wird; noch andere, wo Musik die Unterhaltung ist. In eine dieser drei Klassen gehören die meisten Pariser Salons. Doch es giebt auch deren, wo man die Conversation macht, aber ihre Zahl ist klein. Wer Ball, Spiel oder Konzert geben will, braucht nur einen Saal, viel Vermögen und fünf bis sechs Hundert Freunde; dann mag der Festgeber ein schwachköpfiger Vornehmer, ein geistesarmer Aufkömmling, ein alter Bär, ein junger Fantast seyn; — zum Empfangen bedarf es nur einer überlebten Tante, einer Schwester ohne Erziehung, einer stolzen Mutter, einer Dame, die als Herzensfreundin passirt; wo Karten, Instrumente oder Stuglimmen sind, ist es ganz gleichgültig, wer empfängt; es macht sich Alles von selbst. In den Salons, wo man konversiren will, ist man schwieriger. Wer sich gern mittheilt, hofft da Leute anzutreffen, die zuzuhören verstehen; der Streitsüchtige will Gegner finden, die ihm den Sieg nicht ganz leicht machen; der junge Mann sucht den sanften Unterricht, der mehr als in Büchern und am Hofe Begeisterung weckt und in das eigene Wesen übergeht — er will vernehmen, was die Meister sagen. Solcherlei Ansprüche können nur unter gewissen Bedingungen befriedigt werden. Eine der ersten ist, daß man sich ungezwungen geben lasse; steife Formen schrauben oder erkälten die Unterhaltung; wenn zu viele Leute zuhören, wird der Sprechende entweder bald stumm, oder er steigt auf den Lehrstuhl, die Rednerbühne. Darum ist auch ein zu großer Salon für die Unterhaltung nicht eben am geeignetsten. Eine andere Bedingung — wiewohl diese viele galante Herren entfernt, denen ein Zwiegespräch am meisten zusagt — ist, daß die Mehrzahl der Anwesenden nicht aus Damen bestehe, und, was noch schlimmer, daß sie nicht ganz jung seyen. In den Blüthenjahren nehmen die Frauen, sey es aus zaghafter Scheu oder noch schlafendem Ehrgeize, wenig Theil an der allgemeinen Unterhaltung. Grazie, Schönheit, Naivetät werden ihnen mit leiser Stimme und bei Seite zuerkannt. Endlich die letzte und wichtigste Bedingung ist, daß in einem Zirkel, wo man zusammenkommt, um zu plaudern, Jemand da sey — gleichviel ob der Herr vom Hause, die Dame, ein Bruder, eine Nichte — der in der ersten besten Gruppe an seinem Platz ist, etwas Angemessenes über den angeregten Gegenstand zu sagen weiß, wenn eine Anekdote erzählt wird, ein Gegenstück dazu bei der Hand hat, eine matte Unterhaltung durch ein paar Feuerworte zu beleben versteht, dann wieder unter Leuten, die sich beobachten, ohne sich zu kennen, etwas zur Sprache bringt, sie zur Vertraulichkeit führt, indem er den Einen mit den Vorzügen des Anderen bekannt macht, so daß sie zuletzt über sich und über ihn entzückt werden — wobei er dem Direktor eines Orchesters gleicht, der seinen Musikern das Signal giebt, hierauf mit ihnen zusammenspielt, sie von neuem beobachtet, leitet, aufmuntert und, im Fall der Noth, so fertig als irgend einer seiner Virtuosen, ein Solo ausführt. — Hatte ich Unrecht, zu sagen, daß solche Salons zu den Seltenheiten gehören?

Die Räder der großen Maschine sind schon zu finden; denn in der guten Gesellschaft kann jede Dame von fünf und zwanzig Jahren, jeder Herr von dreißig, eine Unterhaltung führen. Aber die starke Springfeder, die dem Räderwerk den ersten Anstoß giebt, es in ungestörtem harmonischen Gang erhält, wo sie auftreiben? Universelle Talente reichen nicht hin, ein so bevorrechtetes Wesen zu bilden; es müßten universelle Studien dazu kommen. Und angenommen, dieser seltene Verein sey vorhanden, so ist noch etwas Anderes, kostbarer als Fähigkeit und mühsam erworbenes Wissen, ganz unerläßlich: ein unendliches Wohlwollen, eine fast christliche Nächstenliebe, die an die Verdienste eines Jeden glauben läßt und dabei in der Demuth so weit geht, sie neben den eigenen zu vertragen, den Wetteifer natürlich zu finden und Alle in gleiche Stimmung zu versetzen, damit aber gewissermaßen das Bild eines geistigen Gastmahls in höchster Vollendung zu verwirklichen.

Frau von Stael hat, wenn man den feurigen Lobsprüchen der Freunde, die sie überlebt haben, glauben darf, dieses schöne Ideal ins Leben geführt. Freundschaft, vielleicht Artigkeit, nennen leise nach diesem großen Namen noch die einiger lebenden Frauen. Wir haben einige Männer, die man laut nennen darf. Einen vornämlich, den ich genug kenne, um mir zu erlauben, einen Freund, zum Beispiel den Leser, bei ihm einzuführen.

Wir können um 11 Uhr, ja um Mitternacht hingehen; der Abendzirkel fängt spät an — nicht etwa aus Nachahmung des Banquier-Tons oder aus Anglomanie, sondern aus liebenswürdiger Sorge für die Freiheit und Bequemlichkeit der Freunde des Hauses. Es kann uns ja eine Pflicht, ein Geschäft, ein Vergnügen irgendwo aufhalten; in der Oper wird der Pirat oder Robert der Teufel gegeben; oder man will ein neues Stück von Ancelot nicht versäumen, der die Kritik, die ihm seine Erfolge auf dem Théâtre français streitig machte, mit einer Reihe von Vaudevillen belehrt; oder die Therese, von Dumas, zieht uns an.

Treten wir ein; die Wohnung ist ganz nett — man glaubt sich fast in den kleinen Gemächern von Versailles. Vier Zimmer, verschieden in Raum, Möbeln und Ausschmückung; man kann sich darin zurückziehen, gruppiren, allein befinden. Im ersten durchläuft das Auge eine Sammlung von Kupferstichen; die Künstler haben sich nach eigenem Geschmack die Gegenstände gewählt — sie sind meist aus Gemälden des Hausherrn genommen. Gewiß hat er sie ihnen nicht angegeben. Wäre er so besorgt für sich selbst, liebte er, wie so viele Meister mit großer oder kleiner Eitelkeit, die eigene Schaustellung, wir würden die Wände mit seinen Malereien bedeckt sehen. Aber nein, sein geheimthuerischer Pinsel gewährt uns kaum das Portrait einiger berühmter Freunde. Und dann gab es nicht einen annehmlichen Vorwand, sich selbst malen zu lassen? Die Gattin, ein Freund, das Publikum, hätten das Bild so gern gehabt. Und doch sieht man es in keinem Kupferstichladen; Madame Gerard muß das Vergnügen entbehren, es zu besitzen, obschon Lawrence sich erboten hatte, es zu malen, und wahrlich, es werden noch ein paar Jahre hingehen, ehe er nachgeben und der Frau v. Mirbel sitzen wird. Die Damen, die ihn nicht kennen, die Männer, die nicht gehört haben, daß er ein wenig Napoleon gleiche, müssen glauben, er sey häßlicher als Girodet und koketter als Lucius Verus.*)

Doch da kommt er ja — seht, wie er auf uns zu geht und mit seiner Italiänischer Gutmüthigkeit uns vorläufig begrüßt, um uns später, wenn sein kurzes Gesicht uns erkannt hat, herzlich die Hand zu drücken. Ihr erstaunt über seine kleine Statur, es geht euch wie den Arabern, als sie Kleber's Vorgänger sahen. Es ist wahr, das Gebäude ist, wie das Pantheon zu Rom, eingedrückt; aber seht auf die Kuppel! Nehmt in Gedanken das gebergte Haupthaar weg und untersucht mit Muße den Hirnschädel, worauf, ich möchte wetten, Gall's wißbegierige Hand wohl zwanzigmal herumgetastet hat. Diese edeln Züge, dies Denkerauge, dieser liebkosende Mund, belehren auch ohne Berührung, daß an diesem Schädel das Organ der Umsicht fast so sehr, als das der Malerei, hervortritt.

Wer ist die Dame, die eben gekommen? Es ist Frau von Mirbel, deren Miniaturgemälde bei der letzten Kunstausstellung so viel Aufsehen machten; dieselbe, die sich's zur Ehre schätzen würde, Gerards Bild der Nachwelt zu sichern. Er küßt ihr die Hand mit einer Hast, als fühlte er Reue, die Erfüllung ihres Wunsches so lange hingehalten zu haben. Es mag seyn; doch Gerard ist eben so artig als guter Kenner; er huldigt zugleich der Hand und der Künstlerin — denn diese Hand, die Meisterstücke schafft, ist selbst eins.

Während die Gäste nach und nach eintreten, wollen wir in den kleinen Salon gehen, wo grüne Tische und eingewickelte Karten auf die Liebhaber des Spiels harren; jetzt sind noch ernstere Männer da beisammen. Jener dort, mit der angenehmen jugendlichen Figur, mit dem reichen blonden Haarwuchs, hat wohl die Brille auf, um, wie es in Montesquieu's Tagen bei den Portugiesen Mode war, und wie es, seit die großen Perrücken abgekommen sind, die Aerzte thun, vor der Zeit alt zu scheinen. Es ist Letronne, einer der ächten Gelehrten der Akademie der Inschriften. Er und der bei ihm stehende magere Alte — Hr. Millingen, einer der vielkundigsten Männer Großbritaniens — erklären ein Römisches Basrelief, dessen Ausführung zwei Münzstempelschneider, Galle und Barre, die

*) Die Schwäche, worauf hier hingedeutet wird, hat Julius Capitolinus in seinem „Verus Imperator" mit folgenden Worten bezeichnet: „Fuit decorus corpore, vultu genialis, barba prope barbarice demissa, procerus, et fronte in superciliis adductiore venerabilis. Dicitur sane tantam habuisse curam flaventium capillorum ut capiti auri ramenta respergerei, quo magis coma illuminata flavesceret." (Er war ein schöner Mann, freundlichen Angesichts, fast nach Barbaren-Sitte langen Bartes, stattlichen Wuchses und durch der Stirne Einziehung über den Augenbrauen ehrwürdig erscheinend. Dabei soll er aber eine so große Sorge für seine blonden Haare getragen haben, daß er sich das Haupt mit Goldstaub bestreute, damit die gelben Locken um so mehr leuchten möchten.)

Digitized by Google

leidenschaftlich für den antiken Grabstichel eingenommen sind, um die Wette bewundern. Ein anderer geschickter Graveur, Depolis, steht nicht weit davon, aber seine Liebhaberei ist mehr die Kunstmanier aus den späteren Zeiten. Zwei Alterthümler mit romantischen Bärten, deren mühsame Forschung in das dunkle Mittelalter dringt, blättern mit ihm in einem Werke, das Abbildungen gothischer Trachten, Waffen und Geräthe enthält. Der eine, der den Stock nicht aus der Hand legt, ist Graf Horace von Vielcastel, der andere mit den Ringen an allen Fingern, ja am Daumen, ist Triquetti, dem man die Gruppe, den Tod Karl's von Burgund darstellend, verdankt.

Dort auf dem Kanapee beklagt der gelehrte Florentiner Rosellini mit Carl Lenormand den Verlust Champolliens. Beide konnten die Talente und seltenen Eigenschaften des Verstorbenen würdigen; sie waren seine Gefährten auf der Reise, die ihm das Leben kostete; er hatte sie in das Geheimniß seiner Entdeckungen eingeweiht; möge es ihnen vorbehalten seyn, uns über Champollion's Tod zu trösten, indem sie seine Arbeiten fortsetzen.

In dem nächsten Zimmer thront auf einem Lehnstuhl eine Dame von Königlichem Anstand. Ihr Anzug ist weiß und himmelblau — recht gewählt, um ihren Lilienteint und die reiche Fülle blonder Haare zu heben. Sollte sie einem Liebeshof präsidiren? Ich höre schon, wie ihr mancher Kasuist zweifelhafte Fälle über Untreue und Zärtlichkeit vorträgt. Wird sie, gleich einer Dame aus der Ritterzeit, das Zeichen zum Turnier geben? Wie viele Augen sehnen sich nach einem Blick von ihr, die Kampfbahn zu öffnen und den Muth zu erhöhen! Aber die Gesellschaft ist nicht ernst genug für einen Gerichtshof. Man sieht nur friedliche Trachten und keine Waffen, als die Stöckchen einiger junger Dandys. Nur geistige Lanzen werden gebrochen, nur im Witz suchen die Wettkämpfer zu glänzen; man streitet für oder gegen den Romantismus; man erzählt die Unfälle dieser und jener Autoren, Verliebten, Ehemänner; auf ironische Scherzreden folgen Urtheilssprüche — die Betheiligten aber sind abwesend, oder doch im anderen Zimmer. Die Dame auf dem Lehnstuhl kann übrigens, wenn es Noth thut, auch Verse recitiren, die mit den besten ihrer Dichterbrüder wetteifern, und die Prosa, die sie improvisirt oder niederschreibt, mag sich schon mit derjenigen vergleichen, die ihrer Mutter einen Namen gemacht hat, denn in der That, man vermißt darin auch nicht die Zuversicht, die sonst nur den Männern eigen ist. Und wer ist diese Dame? Man nennt sie Frau von Girardin, oder auch wohl, wenn die Bewunderung vertraulich macht, kurzweg Delphine. Ihre Schwester, die eben so schöne Haare hat, eben so liebenswürdig ist, lehnt sich über ihren Sitz her, wie der Dido Schwester über das Haupt der Königin von Karthago. Guerin, dem vielleicht diese Aehnlichkeit auffällt, sitzt vor ihr, wie dort Aeneas. Seine erloschene Stimme, sein mattes Auge, seine bescheidene und doch würdevolle Miene scheinen auf die kluge Zurückgezogenheit, den gehaltenen Schmerz zu deuten, wozu die Malerschule, deren ruhmreichster Stützen er eine war, sich selbst verurtheilt hat, seit der Sturm der Romantik braust. — Nahe bei ihm stehen zwei Günstlinge des Glücks, seine Schüler zwar, aber doch zu den wildesten Aufregern jenes Sturms gehörend. Der da ist Eugen Delacroix. Gewiß, Guerin hatte genugsam erkannt, wie lebhaft des jungen Künstlers Phantasie, wie kräftig sein Pinsel sey, um nun zu bedauern, daß er zu berechneter Naivetät sich gewendet und mit raschem Eifer in excentrischem Streben beharrt. Der andere ist Scheffer; er ist der Guerinschen Schule auf dem Weg eines gefährlicheren Ideals, als das Griechische, entronnen — er folgt dem Ideal des sentimentalen Ausdrucks. In Rembrandtscher Strenge hat er einen Abscheu vor der lichten Farbengebung. Erinnern nicht seine Züge an gewisse Raubvögel? Ist dies der Fall, so würde es Lavater ganz natürlich finden, daß der Maler sich in krassen Sujets gefällt und das Halbdunkel der Höhlen liebt. Wenn aber auch diese Künstler in ihren Werken freiwillig auf den Zauber des Kolorits und gewinnender Formen verzichtet haben, so finden sie doch diese Eigenschaften in der gesellschaftlichen Unterhaltung wieder, und die Gemäldeliebhaber, die um sie her stehen, werden nichts davon vermissen. Sie erzählen Anekdoten in Merimee's schneidender Manier; springen in ihren Auslegungen so launenhaft-grillig, wie Stendhal, von Einem aufs Andere; lassen Witz-Feuerwerke los, blendend, wie sie aus Balzac's Feder kommen, und wissen über Regen und schönes Wetter, wie über das Lob irgend eines Anwesenden, mit dem gemüthlichen Wesen Carl Dupin's zu plaudern, der mit seinen tausend Fähigkeiten die Bildung eines Weltmanns und den Geschmack für die Kunst vereint.

Still! was tönt dort vom Piano her? Will Madame Gerard eine der zauberhaften Ueberraschungen präludiren, auf die man fast bedauert nicht vorbereitet gewesen zu seyn? — Man hätte sie dann doppelt genossen, in Gedanken voraus und dann in der schönen Wirklichkeit. Lablache's dämonische Stimme, Rubini's göttlicher Tenor, der Malibran oder Pasta seraphische Kehle — man hört sie manchmal in diesem Salon; Paer's kunstgerechte Hand, ja selbst die Rossini's begleiten dazu. Und diese entzückenden Momente — sie kommen unerwartet, es ist nie zuvor die Rede davon.

Einfachheit ist hier erstes Gesetz; man sucht sie um jeden Preis zu behaupten. Würden die Besuchenden eingeladen, die Etikette würde herrschen, der Salon überfüllt seyn. Stumme Neugierige, lächerliche Exemplare von Dilettanten, Englische gelehrte Damen — würden sich einstellen; man läßt sie weg, um die ächten Kenner, die wahren Freunde bei sich zu sehen. Heute zwar hören wir keine Prima-Donna; aber die Stimme ist doch schön, die Methode rein und die Aussprache der Italiänischen Worte ganz fehlerlos. Es ist Madame Carabori, Madame Bigano, oder sonst ein ausgezeichnetes Talent, jedenfalls eine Italiänerin von Geburt; denn sie zeigt ihr Ursprungs-Certifikat vor: köstlichen Sprachton, Haare, schwarz wie die Nacht, in glattem Bund auf der Stirn erglänzend, große dunkele Augen, voll idealer und zugleich sinnlicher Melancholie, vor Allem aber jenen südlichen Teint, der so manche Metamorphose annimmt.

Das Gesangstück ist zu Ende; man hat sich darüber ausgesprochen. Da entführt Madame Gerard einige Damen aus dem Salon, die durch geistreiche Unterhaltung die Zierden der Gesellschaft gewesen. Frau von Bayr, Verfasserin des Romans „Folgen eines Maskenballes", Frau Sophie Gay, Verfasserin von „Anatole" und Mutter von Delphine Gay, ihres schönsten Werks. Diese Damen wollen ihren Geist in den traurigsten Worten, die aus beredtem Munde kommen können, untergehen lassen: „Ich proponire! Ich passe!" Wahrhaftig, selbst die schönen Hände der Frau von Mirbel lassen sich herab, zu den Karten zu greifen!

Man sucht sich wohl für diesen Verlust zu entschädigen, denn die Unterhaltung wird jetzt erst recht lebhaft. Cousin verhandelt philosophische Fragen mit den beiden Riesen der Deutschen Kritik und Gelehrsamkeit, A. W. von Schlegel und Wilhelm von Humboldt. Des Letzteren Bruder, der in seinem Leben die fünf Erdtheile und an seinem Abend alle Salons der vornehmen Welt besucht hat, Alexander von Humboldt, der beim Schlafengehen, wie der Papst, urbi et orbi (der Stadt und dem Erdkreis) Segen spenden könnte, bringt Nachricht von einer Revolution in Columbien und von der Heirath eines Secretairs des Hrn. Perier, erzählt, wie die Englische Flotte Canton bombardirt habe und er eben von einer Dame komme, die zu milden Zwecken ein hübsch gesticktes Kleid ausspielen lasse. — Etwas weiter sieht man einige junge Italiäner mit Schnurrbärten; sie frohlocken ganz laut über die Wirkung der dreifarbigen Fahne zu Ankona. Unter ihnen ist Graf Gamba, Byron's Freund, und nahe bei ihm seine Schwester, die blonde Gräfin Guiccioli, deren zartes Verhältniß zu dem Dichter des Childe Harold wir aus Moore's anziehenden Mittheilungen kennen. — Paris ist neutrales Land; der Gesandte eines Italiänischen Fürsten konnte hören, was die Freiheitsschwärmer besprachen; aber er plaudert gerade mit Hrn. Jomard über Aegyptische Alterthümer, mit Bronstedt über Griechenland, mit Panoffka, dem vielkundigen Deutschen, über die Oberflächlichkeit mancher anspruchvoller Vielwisser.

In einer Welt für sich bewegt sich dort um Madame Ancelot, die mit so salbungsreicher Grazie zu sprechen weiß, ein Franzose, der, wie Humboldt, in Preußen geboren ist, der Doktor Koreff. Er gefällt sich eben, indem er nach seiner Manier etwas vorträgt, wobei es an scharfen Seitenhieben nicht fehlt. Doch jede geistige Aufregung bringt ausgezeichnete Leute auf ernste Gegenstände. So kommt jetzt der Zweck der schönen Künste aufs Tapet. Ein starker junger Mann, der einige gute Deutsche Trauerspiele verfaßt hat, untersucht die Frage in Bezug auf die Bühne; sein Bruder, der berühmte Komponist, dem wir „Robert der Teufel" verdanken, bringt den musikalischen Punkt zur Erörterung. Ein anderer Mitsprecher, der nicht Stallmeister ist, obschon er manchmal im Reitrock und gesperrt erscheint, fügt den bescheiden ausgedrückten Ansichten Meyerbeers einige treffende Bemerkungen hinzu und geht dann dazu über, das Resultat auf die zeichnenden Künste anzuwenden. Er ist stimmberechtigt, denn seine Freunde haben bei ihm schon öfters gute Musik eigener Composition gehört, während das Publikum so manches Bildwerk bewundert, dem sein Meißel Leben gegeben hat; es ist Pradier, ein Künstler aus Canova's Schule und, wie sein Lehrer, vornehmlich auf Grazie ausgehend. Ihm scheint, gefallen sey der wahre Zweck der schönen Künste. Freimüthig und lebhaft widerspricht ihm ein kleiner blonder Mann, bis oben hin zugeknöpft, der dem Namen David einen neuen Glanz giebt. Vielleicht bringt er es, wie sein Namensvetter, dazu, das Haupt einer berühmten Schule zu werden. Noch jung, hat er schon mehr Thon verarbeitet, mehr Marmor gemeißelt, als Buonarotti in seinem langen Leben. Einige seiner Werke erinnern an Michel Angelo, der ihn gewiß oft begeistert hat. Solche leidenschaftliche und doch systematische Menschen kennen etwas Ernsteres, als das bloße Streben, zu gefallen. „Mögen Andere," höre ich sie sagen, „die hohen Oktaven in den linden Saiten der Harfe greifen — unsere konvulsivische Hand braust durch die tiefen Metallchorden; unser Ohr verlangt lange und eindringliche Schwingungen." Was geschieht zwar, wenn man die Wahrheit, wie der Enthusiast sie sieht oder träumt, verfolgt! Man begegnet der Grazie zufällig, oder nach Laune; man sucht sie nicht. Man trägt zu stark auf und wird ungleich. Kommt man nahe ans Ziel, so erregt man Staunen oder Betäubung. Bleibt man halbwegs, so wird man nicht verstanden; spöttisches Lächeln, entschiedene Abneigung treten hervor. Und doch ist gerade dies Nichtachten vorübergehender Lobpreisungen den Stempel großer Geister. Ein einziger Sieg gilt ihnen rühmlicher als hundert gewonnene Scharmützel. Glücklich also der Künstler, der manchmal im Leben jene besonnene Achtsamkeit, jene aufregende Ueberraschung herbeigeführt hat, die ich in den Zügen der Kenner bemerkt habe, wenn sich ihr Blick auf David's Büsten von Göthe und Chateaubriand wandte.

Wer ist jener in seiner äußeren Erscheinung etwas vernachlässigte Mann? Ein kritischer Krämler, der in den Salon zugelassen wird, wie man auch wohl in den Palästen zu Neapel Lazaroni duldet. Er hat dort in der Ecke ein paar Leute aus der Provinz, die noch nicht lange zu Paris sind, und ein paar Fremde, die das Französische nicht gut verstehen, um sich versammelt. Die Unerfahrenen können wohl in den Fall kommen, schneidenden Cynismus für Geist, Declamationen für Gründe, Paradoxen für originelle Gedanken zu nehmen. Hören wir zu.

Zuerst wird in hämischem Ton den berühmtesten muthigsten Reisenden recht viel Böses nachgesagt; dann fragt der Spötter, welchen wirklichen Nutzen denn jemals das Streifen in fernen Gegenden gehabt habe? Zufällig darf man nur nach einer anderen Stelle des Salons hinhorchen, um eine beredte und entscheidende Antwort zu hören. Alle Theile der Erde haben, so zu sagen, ihre Repräsentanten um Humboldt her gruppirt. Naturwissenschaft, Sprachen, Moral, Menschenracen, Politik, Kunstfleiß haben hundert interessante Beiträge geliefert. Doctor Roulin, Humboldt bescheiden nacheifernd, hat von Columbien und Bolivar gesprochen; Rugendas, der alle Staaten Karl's des Fünften durchreist ist und so viele Sprachen spricht, als dieser Kaiser und seine Geheimschreiber kannten, erzählt von der Revolution zu Rio-Janeiro und schildert seine Bewegung bei dem Anblick eines Brasilischen Urwalds; Humboldt bleibt nicht zurück; die Unterhaltung wird lauter; die abweichenden Ansichten gleicht Gerard's vortrefflicher Takt aus; mit Verstand und Sinn weiß er moralische Beobachtungen kurz zusammenzufassen, durch ein schlagendes Wort die Scene, die Landschaft, die Figur eines Wilden, wovon gerade die Rede, glücklich zu charakterisiren. Text und Kommentar werden gleich aufmerksam beachtet. Graf Pozzo di Borgo hat zugehört, als sey von den Goldminen im Ural, der Räumung Ankonas, oder der Kolonisirung Algiers die Rede. Crapelet kann nicht sorgsamer über die Erzeugnisse seiner Pressen wachen, nicht emsiger ein Denkmal aus dem Mittelalter prüfen. Alexander Gerard beweist seine Theilnahme am Gespräch durch ein paar Worte, die selbst in der Nähe seines Bruders durch seine Artigkeit bemerklich werden; Lemercier kann nicht vertiefter gewesen seyn, als er seinen Pinto schrieb; Champmartin's und Forbin's Augen funkeln, als wenn sie eines jener Venetianischen Bilder, deren Farbengebung sie sich eigen gemacht haben, vor sich sahen. Es ist wahr, beide sind viel gereist und möchten ihre Erfahrungen nicht missen. — Doch unser Kritiker bleibt bei seinem Satz; er will immer noch wissen, was die Reisen genutzt haben. Antworten wir ihm durch Fragen: Wer hat die Geographie den Büchern diktirt, worin du sie lernen könntest? Wer hat dir von den Sitten der Völker erzählt, die du verachtest? Wer hat für dich aus Sprachen übersetzt, deren Stil du aus der Dolmetschung zu beurtheilen wagst? Wer hat Seescenen und Landschaften gesammelt, die du bei der Kunstausstellung tadeln wirst? Wer belehrt über Thiere, Pflanzen, Naturerscheinungen, woraus du den Schmuck der Redefiguren für deine Flugschriften und Romane bernimmst? — Die Reisenden lügen zuweilen; das große Unglück! wenn sie nur wahrscheinlich lügen und der Einbildungskraft etwas zu thun geben. Sie sind dann auf dem Weg zur Dichtung; aus der Puppe kommt der Schmetterling. Die Reisenden aber sind naive Leute; sie glauben zuerst an ihre Lügen; sie sind unbefangen und thätig, zwei Eigenschaften, die zu allen Zeiten große Künstler hervorbrachten.

Es hat zwei Uhr geschlagen; einige unermüdete Freundinnen des Kartenspiels sitzen noch an den grünen Tischen. Ancelot, Beauchêne, Delaville, aus Gefälligkeit geblieben, sprechen bald über Verse und Theaterstücke, bald über eine Finesse im Whist. Am Theetische, wo die unversiegliche Quelle fließt, finden sich nur noch wenige Verehrer ein. Ein großer silbergrauer Windhund mit langer Schnauze springt in dem vereinsamten Salon auf den Blumen des Teppichs herum, wie ein großer Hecht, der aus seinem Teich hervor zwischen die Wasserlilien sprünge. Dieser Lieblingshund monopolisirt jetzt alle Liebkosungen seines Herrn. Vielleicht geht er einmal im Bilde auf die Nachwelt über, wie der Hund Paul Veronese's.

Eine Betrachtung betrübt mich, indem ich die Treppe herunter gehe; sie verfolgt mich auf der Straße, während ich meinen Mantel dichter zusammenschlage, um mich vor der Eisluft der Nacht zu wehren.

Gerard ist von Französischen Eltern zu Rom geboren. Hat er wohl gethan, sich zu Paris zu firiren? Was hat er Frankreich zu verdanken? Vermögen, Ansehen, den Titel „erster Maler des Königs.“ Aber steht der Lohn im Verhältniß zum Verdienst? Giebt es nicht noch immer unter den Menschen, die in Frankreich für Sitte und Gesetz den Ton angeben, Tausende von beschränkten Köpfen, denen der Künstlername eine Art Brandmal dünkt? Gewiß, der Ehrgeiz, gewöhnlicher Gefährte hoher Fähigkeit, hat schon oft diese empörende Schranke heimlich empfunden. Zu Rom würde Gerard's frühreifes Talent bald von einigen Kardinälen erkannt und gepflegt worden seyn; er wäre in den geistlichen Stand getreten und würde im vierzigsten Jahre, glücklicher und fast eben so verdienstreich wie Raphael, in den Römischen Purpur gekleidet worden seyn, in dessen Nähe Raphael starb. Päpstlicher Nunzius, konnte er, wie Rubens, Vormittags malen, am Abend aber Noten und Bullen abfassen, die irgend einer katholischen, allerchristlichen oder apostolischen Majestät zu schaffen gemacht hätten. Bei Anlaß eines Conclaves nach Rom zurückgekehrt, würde Kardinal Gerard dem Oesterreichischen Einfluß auf die Wahl das Gleichgewicht gehalten haben, ja zuletzt wohl gar selbst Papst geworden seyn. Heutzutage, wo die Bannblitze nicht mehr zünden, braucht man schlaue Baumeister, wie eben Gerard, um die rissigen und wankenden Wölbungen des Vatikans zu stützen.

Doch trösten wir uns. Haben wir auch nichts, was dem Papstthume gliche, so besitzen wir doch etwas, was man dem Kollegium der Kardinäle ähnlich finden könnte. Die Pairie ist nicht mehr erblich; sie ergänzt sich aus allen Notabilitäten der Gesellschaft, unter allen Gattungen von Prälaten. Eine solche Klasse aber bildet auch das Institut, und Gerard ist Mitglied desselben.

(Eusèbe de Salle — Revue de Paris.)

Bibliographie.

Des chevaux en France. (Ueber die Französische Pferdezucht und deren Verbesserung.) Vom Grafen v. B.... Pr. 2½ Fr.

Histoire générale et particulière des anomalies de l'organisation chez l'homme et les animaux. (Ueber die in der menschlichen und Thier-Organisation vorkommenden Anomalieen.) Von Isidore Geoffroy St. Hilaire. 2 Bde. und 12 Kupfertafeln.

Monographie du café. (Ueber den Kaffee. Ein Handbuch für die Liebhaber dieses Getränks.) Von G. C. Coubard d'Aulnay.

Physiologie médicale et philosophique. (Medizinische und philosophische Physiologie.) Von Alm. Lepelletier. 4 Bde. Mit Kupfern. Pr. 28 Fr.

Supplément à l'histoire naturelle des lépidoptères. (Nachtrag zur Naturgeschichte der Schmetterlinge Frankreichs.) Von P. A. J. Duponchel. Erster Theil; Tag-Schmetterlinge. Erste Lfg. Pr. 2 Fr.

Collection, avec figures coloriées, des papillottes d'Europe nouvellement découvertes. (Sammlung nebst kolorirten Figuren von neuerdings entdeckten Europäischen Schmetterlingen.) Vom Dr. Boisduval. Erscheint in 25 Lfgn., deren jede aus 2 kolorirten Tafeln nebst Text besteht. Pr. jeder Lfg. 3 Fr.

England.

A description of a singular aboriginal race etc. (Beschreibung eines Indischen Urvolkes, welches die Neilgherry Hügel oder blauen Berge von Coimbatuhr im südlichen Theile der Indischen Halbinsel bewohnt.) Vom Capitain H. Harkneß. London, 1832.

Die blauen Berge sind ein schöner malerischer Höhenzug, begränzt von der Hochebene der Landschaft Mysore und dem Carnatik. Die physische Beschaffenheit dieser Berge scheint ihre Bestimmung, der Aufenthalt eines Urstammes zu seyn, anzukündigen. Sie sind von rauher unebener Oberfläche, in schroffe Erdwülste zerspalten, die aus kleineren abgerundeten oder spitzen Hügeln bestehen, zwischen welchen sich tiefe Hohlwege, Thäler und Wälder durchziehen; reichlich bewässert von überschwellenden Strömen, die, aus ihrer Felsenquelle hervorbrechend, den Boden befruchten und bald in das Bette abgelegener Bergseen sich stürzen, bald in unerforschte Tiefen sich verlieren oder in Kataraкten zerstieben. Die Gipfel dieser Hügelreihe sind von den Tuda's bewohnt, einem Menschenschlage, der sich in jeder Beziehung von den übrigen Einwohnern jener Gegenden auszeichnet. Sie sind über Mittelgröße, athletisch gebaut und von kühner stolzer Haltung. Sie tragen niemals eine Kopfbedeckung, wie auch das Wetter seyn mag, sondern lassen ihr Haar zu einer Länge von 6—7 Zoll wachsen. Vom Wirbel an getheilt, bildet es sich rings herum zu natürlichen buschigen Schlüsselringen und gleicht so in einiger Entfernung mehr einem künstlichen Kopfputz, als dem einfachen Zierrath der Natur. Dem Gesichtshaar ist eine ähnliche Freiheit des Wuchses verstattet. Es ist, außer im Greisenalter, immer von tiefer Schwärze und eben so sanft als das Haar der Flachländer. Ein großes, volles, sprechendes Auge, eine Römische Nase, schöne Zähne und gefällige Züge, in denen von Zeit zu Zeit große Würde liegt, die aber stets zum Ausdruck der Fröhlichkeit und heiteren Laune geneigt scheinen: dies sind die natürlichen Kennzeichen der Tuda's, die sie von allen anderen Hindus auffallend unterscheiden.

Sie tragen gewöhnlich kleine goldene Ohrringe, zum Theil auch eine Kette von Silberbuckeln um den Nacken und Ringe von gleicher Art an der Hand. Ihr Anzug besteht aus einem kurzen Unterkleid, das mit einem Gürtel um die Hüften befestigt ist, und einem Oberkleid oder Mantel, der Alles bedeckt, mit Ausnahme des Kopfes, der Beine und zuweilen auch des rechten Armes. Diese Theile bleiben entblößt, indem die Falten des Mantels an der linken Schulter schließen, über welche man die geränderte Spitze lose herabhängen läßt. Wenn sie sich setzen oder zurücklehnen, so verhüllt sie dieser Mantel ganz. Er ist bei Tag und Nacht ihre einzige Bekleidung. Füße und Beine sind durch nichts geschützt. Sie führen keine Schutzwaffe, deren Gebrauch ihnen ganz unbekannt scheint. Eine kleine Gerte oder Ruthe in der rechten Hand dient ihnen hauptsächlich zum Lenken ihrer Heerden u. s. w.

Die Statur der Frauen steht im rechten Verhältniß zu der des männlichen Geschlechts; ihre Farbe dagegen ist etwas heller, vielleicht weil sie der Witterung weniger ausgesetzt sind. Ihre kräftigen weiblichen Züge sind eben so ausdrucksvoll als die der Männer, und die meisten haben, vorzüglich in der Jugend, schöne, lange, schwarze Haarlocken, die in ungebundener Fülle über Nacken und Schultern fließen. Obgleich von bescheidenem zurückhaltendem Benehmen, sind sie doch ganz frei von der anwidernden sklavischen Furchtsamkeit der meisten Flachländerinnen. Sie zeigen in ihrer Unterhaltung mit Fremden eine Offenheit und ein Selbstvertrauen, das dem Europäer wohlgefällt und zur Vergleichung mit dem Wesen der Nachbarvölker sehr charakteristisch ist. Sie tragen Halsbänder aus geflochtenem Haar oder schwarzen Fäden, mit silbernen Schnallen und hin und wieder mit einem Knopfe. An dieselben sind Buckeln aus Kauris-Muscheln befestigt, welche im Nacken zwischen den Schultern herabhängen. An den Armen, gleich über dem Ellbogen, tragen sie Armbänder aus Kupfer, und zwar ein viel breiteres um den rechten Arm. Silberne Bänder schmücken das Handgelenk und verschiedenartige Ringe die Finger und Daumen. Auch tragen sie um die Hüften einen Gürtel von einer Art Ketten-Arbeit, der aus Silber oder einem gemischten kupferähnlichen Metall besteht. Ihr Mantel gleicht dem der Männer, wird aber anders getragen, so daß er, bis zu den Füßen hinabreichend, die ganze Gestalt einhüllt. Dieser Anzug ist keineswegs geschmackvoll; er giebt dem Frauenzimmer ein unweibliches mumienhaftes Ansehen, und da beide Geschlechter durchaus kei-

nen Anspruch auf Reinlichkeit machen, so erhöht dies oft noch den unangenehmen Eindruck solcher Umschlagtücher.

Bei allem dem sind die Tuda's ein lebhaftes zur Munterkeit aufgelegtes Volk und zeigen in dem plötzlichen Uebersprungen wie im freien Ausdruck ihrer Empfindungen eine Stärke des Gefühls und Richtigkeit des Gedankens, wie man es kaum unter solch einem Aufzug erwarten sollte. Ungleich anderen Indischen Stämmen, wohnen sie nicht in Dörfern zusammen, sondern führen recht eigentlich ein Hirtenleben, indem jede Familie, von der anderen getrennt, in ihrem Gehöfte lebt. Zu jedem Gehöfte gehört ein ansehnlicheres Gebäude, das abgesondert steht und mit einer Mauer umgeben ist. Dies Gebäude ist augenscheinlich das Milchhaus, aber die Tudas knüpfen ein religiöses Gefühl daran und wollen keinen Fremden einlassen, vorgebend, es hause daselbst eine Gottheit, welche gereizt werden könnte. Doch gelang es Capitain H., in ein solches Heiligthum zu dringen. Er entdeckte kein Bild von einer Gottheit, wohl aber Milchgefäße um einen großen Heerd, Nischen in den Wänden und Plätze zum Sitzen oder Liegen. Sie mögen eine Schutzgottheit ihres geheiligten Milch-Gewerbes in diesen Häusern anbeten. Sonst ist von ihrem Glauben noch nichts bekannt, als daß das einzige sichtbare Symbol desselben eine Glocke ist, die in einer Nische des Tempels aufbewahrt wird, und der man, im Namen eines Gottes, mit Libationen von Milch huldigt. Sie glauben übrigens nicht an Seelenwanderung, noch haben sie einen Begriff von der Indischen Dreieinigkeit.

Ihre Sprache ist eben so merkwürdig. Reich an tiefen Kehllauchen, hat sie weder mit dem Sanskrit, noch mit irgend einer anderen Asiatischen Sprache (!) Aehnlichkeit. Sie ist so schwierig zu verstehen, daß ein zehnjähriger Verkehr mit den Tuda's geborene Indier nicht in den Stand gesetzt hat, auch nur die gewöhnlichsten Ausdrücke aufzufassen. Sie weisen ihren Ursprung nicht der östlichen, sondern der westlichen Hemisphäre an. Diese Sprache wird nicht geschrieben und ist ausschließlich mündlich. Ob sie früher Schriftzüge gehabt, läßt sich nicht nachweisen. Capitain H. überwand die Schwierigkeiten der Erlernung und liefert ein sehr merkwürdiges Verzeichniß von Phrasen und Wörtern.

Die hochzeitlichen Gebräuche dieser Nation sind sehr seltsam, und das Ehegesetz erlaubt jedem der beiden Gatten, schon am nächsten Morgen nach der Verbindung den Ehevertrag wieder aufzuheben. Die Frau darf zwei bis drei Männer und eben so viele Galants haben. Kindermord war sonst bei den Tuda's privilegirt, ist aber jetzt abgekommen. Sie haben geweihte Haine, gleich den Druiden, verbrennen ihre Todten und halten gottgeweihte Viehheerden. Sie sind friedfertig, aber tapfer und leben familienweise, ohne daß irgend ein anderes gesellschaftliches oder bürgerliches Band sie verknüpfte. Sie wandern von Hügel zu Hügel, in aller Einfalt patriarchalischer Zeiten. Ihre Zahl ist so eingeschränkt, daß es nur gegen 600 mannbare Individuen giebt. Wahrscheinlich sind sie der Ueberrest irgend eines mächtigen Stammes, den Verfolgung in diese Berge getrieben hat.

Bibliographie.

Achmet's feast. (Achmet's Fest.) Nebst mehreren anderen Gedichten, von Bird. Pr. 7½ Sh.

Bryant's poems. (Bryant's Gedichte.) Herausgegeben von Washington Irving. Pr. 9 Sh.

Topographical Dictionary of Upper-Canada. (Topographisches Lexikon von Ober-Kanada.) Von Bouchette. Pr. 28 Sh.

Gazetteer of Scotland. (Schottisches Zeitungs-Lexikon.) Herausgegeben von Chambers. Pr. 23 Sh.

Mythology of the Hindus. (Mythologie der Hindus.) Von Coleman. Pr. 42 Sh.

Account of the most important public records. (Bericht von den wichtigsten öffentlichen Urkunden.) Von Cooper. Pr. 1½ Pfd.

Dudley castle. (Schloß Dudley.) Von Mistreß Sherwood. Pr. 1½ Sh.

The easter-gift. Oster-Geschenk von L. E. L. Pr. 9 Sh.

Morgenländische Literatur.

Australische Sprachen.

Die Sprachen Australiens (Polynesiens) sind, mit wenig Ausnahmen, sanft, wohlklingend und bilderreich, wie alle Sprachen in ihrer frühesten Entwickelung. Der Kreis eigener Benennungen, welche man für die Naturwesen erfunden hat, ist noch eng, und zugleich übt die Einbildungskraft mächtigen Einfluß auf die Begriffe und die Art, sie auszudrücken; so daß die Sprache in einer solchen Periode einen Ueberfluß an Tropen besitzt. Den Wilden erfüllt jeder neue Gegenstand mit Staunen oder Schrecken; Phantasie und Leidenschaft beherrschen ihn, und seine Sprache ist das lebendige Gemälde seines Innern. Dies bestätigen die Sprachen der Nordamerikanischen Indianer, und dieselbe Beobachtung läßt sich bei den Neu-Seeländern, den Bewohnern der Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln machen. Die Reden der Stammeshäupter an ihr Volk sind eine ununterbrochene Kette von Bildern und Tropen.

Folgendes Beispiel mag einen Begriff von Tahitischer Redekunst geben. Nach einer Missions-Predigt, in welcher das Volk ermahnt worden war, der Missions-Gesellschaft, wie früher, seine Beiträge zu geben, stand Oture, ein Häuptling vom zweiten Rang, aber ein gescheidter und beredter Mann, von seinem Sitze auf und erwiederte so auf einige Bemerkungen, von denen er glaubte, daß sie die Nation kränkten: „Es ist euch bekannt, meine Freunde, daß der Baum Vi*) seinen Winter und seinen Sommer hat. Einmal sehen wir ihn mit seinen Blättern und Früchten bekleidet, den Wanderer einladend, in seinen Schatten zu kommen und sich zu erfrischen; ein ander Mal sind seine Zweige ihres Grüns und ihrer Früchte beraubt und erscheinen wie der nackte Fels. So ist es auch mit uns. Wir haben unsere Jahreszeit der Fülle und des Mangels; die Zeit der Fülle habt ihr gesehen, und jetzt seht ihr die Zeit des Mangels. Doch verzweifelt nicht; denn gleich wie der Winter dem Sommer folgt, so folgt auch der Sommer dem Winter."

Eine andere Bemerkung desselben Häuptlings war folgende: „Ihr kennt die Kokospalme, die am Ufer des Meeres wächst; sie hat übrige Wurzeln, welche den Baum festhalten, wenn sie vereinigt sind. Sie sind seine Stützen. Die Wogen schlagen an den Baum von Jahreszeit zu Jahreszeit, und eine Woge macht immer der anderen Platz. Aber der Baum steht unerschüttert. So laßt es auch unter euch seyn, ihr Missionare! Seyd eng verbunden wie die übrigen Wurzeln der Kokospalme, und Einer wird den Anderen stärken. Dieweil wir an eure Wurzeln schlagen, steht unbeweglich (wie ihr gewohnt waret zu thun, als wir eurem Glauben uns widersetzten); der Sturm wird mit Windstille endigen und der Baum stehen bleiben."

Die Sprache der Fidgi-Eilande ist sehr weich und wird unter den Polynesischen Sprachen so betrachtet, wie das Italiänische unter den Europäischen. Wir finden den Laut s vorherrschend in der Fidgi-Sprache; das gn und l im Tonga'schen; das th und sh im Rotuma'schen; das ack im Neu-Hebridischen. Die Häuptlinge von Tongatabu betrachten die Kenntniß der Fidgi-Sprache als eine Auszeichnung, und es herrscht viel Verkehr unter den Eilanden. Auf den Gesellschafts-Inseln waren die Namen der Gegenstände oft Veränderungen unterworfen. Folgendes wird die Ursachen zeigen: Fetu, ein Stern, wurde in Fetia verwandelt, weil die letzte Sylbe des ersteren Wortes mit einem Namen des Königes gleichlautend war (der Pomari und Tu hieß). Statt màrama (Mond) sagte man awae, seitdem die Tochter eines mit der Königlichen Familie verwandten Häuptlings den Namen Marama erhalten hatte. Stirbt ein Häuptling unter schweren Kämpfen, so erhält wohl ein Glied der Familie den Namen Mai, weil ma, oder mae schmerzvolle Krankheit bedeutet; und sollte irgend ein Wort der Sprache eine Endung haben, die jenem Namen gleich käme, so müßte es gleich verändert werden. Die Gesetze über diesen Gegenstand waren früher so streng, daß die Begleiter der Könige oder Stammeshäupter denjenigen tödten konnten, der irgend eines von den verbotenen oder umgestalteten Wörtern so, wie sonst, aussprach. Seitdem sie Christen geworden, haben jedoch die meisten älteren Ausdrücke wieder Bürgerrecht erhalten und unterliegen jetzt keinem Wechsel mehr. (Asiatic Journal.)

Bibliographie.

A treatise on the comparative geography of western Asia. (Abhandlung über die vergleichende Geographie des westlichen Asien.) Vom Major James Rennell. 2 Bde. London.

Arabic proverbs. (Arabische Sprüchwörter.) Sitten und Gebräuche der jetzigen Aegyptier, erläutert durch ihre in Kairo geläufigen sprüchwörtlichen Redensarten, übersetzt und erklärt von dem verstorbenen J. L. Burkhardt. London.

The persian text of the life of scheikh Mohammed Ali Hazin. (Der Persische Text der Lebensbeschreibung des Scheikh Mohammed Ali Hazin.) Nach zweien Manuskripten unter Beifügung ihrer abweichenden Lesarten herausgegeben von J. E. Belfour. London.

Researches into the nature and affinity of ancient and hindu mythology. (Forschungen in Bezug auf die Natur und die Verwandtschaft der Mythologie der Alten und der des Hindus.) Vom Oberst-Lieutenant Vans Kennedy. London.

Mannigfaltiges.

— Verbrauch von Seide. Die in England allein verbrauchte Quantität dieses Materials beläuft sich jährlich auf 4 Millionen Pfund Gewicht, zu deren Hervorbringung Myriaden von Insekten erforderlich sind. Vierzehn Tausend Millionen Geschöpfe leben und sterben jährlich, um diesen Winkel der Erde mit einem Luxus-Artikel zu versehen! Wenn diese Thatsache schon Erstaunen erregt, wie sehr wird daßelbe steigen, wenn wir unseren Blick auf China werfen und die dichte Bevölkerung dieses ungeheuren Landes betrachten, dessen Einwohner, von dem Kaiser auf dem Throne bis zu dem Bauer in der Hütte, ihre Bekleidung den Arbeiten der Seidenwürmer verdanken? Die Einbildungskraft verliert sich in dem Gedanken an die unermeßliche Zahl von Insekten, welche jedes Jahr ihre dünnen Fädchen zum Dienst für die Menschen verspinnen.

(Treatise on the Silk Manufacture.)

*) Die spondias dulcis. Dieser Baum ist in Tahiti einheimisch und einer der sehr wenigen Bäume, welche auf dieser Insel der Entblätterung unterworfen sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Freitag den 27. April 1832.

Frankreich.

Histoire de Frédéric Le Grand. (Geschichte Friedrichs des Großen.) Von Camille Paganel. 2 Bände. Paris, 1830.

Es ist gewiß eine eben so merkwürdige als erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß seit Kurzem wieder die Schriften Friedrichs des Großen sowohl, als die Geschichte seines Lebens, mit Begierde gelesen und in und außerhalb Deutschland theils neu aufgelegt, theils neu bearbeitet werden.

Zwar schon seit langer Zeit war Friedrich, als Regent, Held und Staatsmann, ebenso wie als Philosoph, der Gegenstand allgemeiner Achtung und Bewunderung, doch fanden die meiste Beachtung, Nachahmung oder Anwendung nur seine Thaten, Lehren und Maximen als Feldherr. Seine staatswirthschaftlichen Grundsätze wurden häufig getadelt (freilich nur von Theoretikern), und seine philosophischen Ansichten und Aussprüche über Regenten-Rechte und Pflichten, über Regierungskunst und Volksbildung betrachtete man im Allgemeinen größtentheils nur als schöne Ideen und als Dinge, die in unserer sublunarischen Welt nur sehr wenig Anwendung finden könnten. Wie anders und richtiger urtheilt man jetzt über diese Schriften. Ueberall, und namentlich in unserem glücklichen Vaterlande sehen wir immer mehr Alles, was Friedrich lehrte und wollte, aber nur erst vorbereiten konnte, nach und nach still und besonnen, aber kräftig und segensreich ins Leben treten.

Obschon es auch jetzt noch Manchen geben mag, der, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, beim Lesen jener Schriften des großen Königs ausruft: „das hat ein Revolutionair, ein Demagoge geschrieben!" — so ist doch nicht zu verkennen, daß man sie jetzt mit tieferem Verständniß zu würdigen und ihren Werth anzuerkennen weiß. Einen Beweis hiervon geben die obengedachten jetzt so vielfältig erscheinenden neuen Auflagen und Bearbeitungen der Schriften von und über Friedrich den Großen.

Neben der in der ersten Nummer dieser Blätter angezeigten in London erschienenen Schrift des Lord Dover (The Life of Frederic the second) verdient wohl auch das in der Ueberschrift genannte Werk Camille Paganels einer ehrenden Erwähnung im Vaterlande des großen Königs. Obgleich hier und da einige, doch nicht bedeutende, Irrthümer mitunterlaufen, besonders in der Einleitung, die 146 Seiten einnimmt, mit einem Ueberblick der Geschichte des alten Germaniens beginnt und von Seite 34 bis zum Schluß einen gedrängten Abriß der früheren Brandenburgischen Geschichte bis auf Friedrich Wilhelm I. enthält — so müssen wir doch anerkennen, daß der Verfasser nicht nur eine sehr umfassende Kenntniß der Quellen der Geschichte Friedrichs II. bekundet, sondern auch diese Quellen mit einer Umsicht und Kritik benutzt hat, wie es bis jetzt wohl nur von wenigen Biographen des Königs, welche nicht selten die auffallendsten Dinge ohne alle Prüfung Einer dem Anderen auf Treue und Glauben nachgeschrieben haben, geschehen ist.*) Ein gleiches Lob verdienen der Stil und die Darstellungsweise des Verfassers, welcher letztere durch das ganze Werk überaus angenehm und unterhaltend ist.

Mit Seite 147 fängt das 1ste Buch der eigentlichen Geschichte Friedrichs an und umfaßt den Zeitraum von seiner Geburt bis zum Dresdner Frieden, 1712—1745 (S. 320). Das 2te Buch S. 321—445 enthält die Friedens-Jahre bis 1756, womit der erste Band schließt. Als aktenmäßige Beläge folgen noch 13 Beilagen, die theils aus Friedrichs Werken, theils aus anderen bekannten Schriften genommen sind und für uns Deutsche nichts Neues oder besonders Wichtiges enthalten.

Um nicht weitläuftig zu werden, übergehen wir die Einleitung, als nicht unmittelbar zu Friedrichs Geschichte gehörend, und bemerken bloß, daß die ältere Geschichte Brandenburgs eben nicht mit der Sorgfalt und Kritik dargestellt ist, welche der Verfasser in der Geschichte des Königs selbst bekundet hat. S. 30 der Einleitung sagt er z. B. nach Segurs „historischer Decade:" „Wenn es unter den bisher genannten Ländern (Deutschlands) eines giebt, welches wegen der Rauhheit seines Klimas (!) und der Unfruchtbarkeit seines Bodens zu einer ewigen Unbedeutsamkeit bestimmt gewesen, so ist es Brandenburg."

Wir wenden uns nun zur Geschichte Friedrichs selbst. Der Verfasser sagt darüber und mit Bezug auf die Verfasser der vielen Schriften, die vor und nach des Königs Tode über ihn erschienen sind: „Von den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen, haben sich die geistvollsten Männer nur allzu oft einer ungerechten Parteilichkeit im Lobe wie im Tadel nicht enthalten können; ihre Strenge geht entweder in Haß, oder ihre Bewunderung in Fanatismus über. Sollte ich, glücklicher als sie, diese beiden Klippen vermieden haben? Ich weiß es nicht — das Publikum mag darüber entscheiden." Wir hoffen, das Publikum wird dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Aufgabe rühmlich gelöst habe.

Folgende, an sich zwar nicht bedeutende, jedoch leicht zu anderen Unrichtigkeiten verführende, Irrthümer sind in diesem 1sten Bande zu berichtigen: Es ist (S. 167) irrig, daß Friedrich die Hinrichtung Katt's mit angesehen hat, eben so (S. 169), daß der Kaiser Karl VI. in der Art, wie hier erzählt wird, sich für den Kronprinzen bei dessen Vater verwendet hat, wie der im Druck vorhandene Brief des Kaisers und die darauf vom König Friedrich Wilhelm ertheilte Antwort beweisen.*) — Freiwächter (S. 336) waren nicht die Soldaten, welche 10 Monate im Jahr nach ihrer Heimath entlassen wurden; dies waren Beurlaubte. Freiwächter wurden diejenigen genannt, welche in den Garnison-Städten blieben und gegen Verzichtleistung auf die baare Löhnung und einige Bekleidungsstücke in der Regel vom Wachtdienst und Exerziren befreit waren, jedoch zu jeder Zeit, wenn zufällig Mangel an Mannschaft oder vermehrter Wachtdienst eintrat, dazu bereit seyn und ihn verrichten mußten. — Die Feldmarschälle (S. 338) hatten ebenfalls eigene Regimenter. — Die aus Bernardin de Saint Pierre's „Studien der Natur" angeführte Beschreibung der Bilder in der Garnisonkirche zu Berlin (S. 428) ist falsch. Bekanntlich sind die Generale nicht in Uniform abgebildet, und die Gemälde haben keine solche Inschriften, wie der Verf. sie angiebt. — Die Geschichte von dem Edelknaben (S. 437) ist eine Fabel.

Diese Kleinigkeiten abgerechnet, verdient der erste Band alle billige Anerkennung; der Leser wird sich durch die einnehmende Darstellung vielfach angezogen fühlen und manche neue Ansichten gewinnen.

Als einen Beweis von der Unparteilichkeit des Verfassers führen wir an, was er S. 443 über Friedrichs früheren Charakter sagt, und was vor ihm noch von keinem Biographen des Königs erwähnt worden ist, aber ganz mit dem übereinstimmt, was Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen und an dessen zweiten Gouverneur, den Obersten von Kalkstein, einst schrieb.**) Der Verfasser sagt nämlich: „Friedrich der König gleicht dem Friedrich auf den Stufen des Thrones nur sehr wenig, und Preußen hat sich zu dieser Unähnlichkeit nur Glück zu wünschen. In seiner Jugend verband der Sohn Friedrich Wilhelms I. mit einer unmäßigen Heftigkeit den ganzen Stolz seines hohen Standes. Der geringste Widerstand erweckte seinen Zorn; taub gegen die Stimme der Vernunft, verachtete er die weisesten Rathschläge oder legte ihnen Stillschweigen auf."

Der 2te Band enthält das 3te, 4te und 5te Buch, 444 Seiten, und von S. 445 bis 518 als Beilagen und aktenmäßige Beläge mehrere von den bekannten Streitschriften, welche den 7jährigen Krieg zum Gegenstande haben.

Das 3te Buch (S. 1—192.) begreift in sich die Jahre 1748 bis 1763, also die Begebenheiten, vom Aachener Frieden bis zu dem von Hubertsburg; eine Schilderung der Politik des Oesterreichischen und Französischen Kabinets; — den siebenjährigen Krieg selbst u. s. w.

*) Der Verfasser hat unter Anderen auch Thiebault, Trenk, Rhulière und Manso. (— in Hinsicht auf Friedrichs Leben sehr unsichere Quellen —) benutzt, aber ihre Irrthümer größtentheils vermieden. Daß es nicht mit Allen geschehen, darf man ihm, als einem Ausländer, wohl um so mehr verzeihen, als es unter den inländischen Schriftstellern, denen die besten Hulfsmittel nahe zur Hand sind, sehr gelehrte Männer giebt, die, durch solche Autoritäten verleitet, manche Irrthümer weiter fortgepflanzt haben. So ist z. B. die sonderbare Geschichte, daß Friedrich der Große bei der ersten Theilung Polens 12,000 Familien, also circa 60,000 Menschen, aus ihrem Vaterlande entführt haben soll, in eine der neuesten Schriften abermals aufgenommen worden, obgleich die Sache schon vielfaltig und unter Anderem in der Preuß. Staats-Zeitung 1819 Nr. 78 widerlegt und selbst von dem in jener Schrift angeführten Gewahrsmann Manso im 3ten Theil S. 627 seiner Geschichte des Preuß. Staates widerrufen worden ist. Es ist hier nicht der Ort, uns über diesen Gegenstand, der auch schon in dem v. Ledeburschen Archiv 1ster Band 2tes Heft abgehandelt worden — weiter zu verbreiten, aber unbemerkt können wir hier doch nicht lassen, daß allein schon der Umstand, daß in Polen auf 1 □ Meile nur ungefähr 800 Menschen wohnen, und daß damals nur ein sehr kleiner Theil des Landes unter der Gewalt Friedrichs stand, die Historiker auf die Unglaubwürdigkeit der Sache hatte aufmerksam machen können, so wie auch daß Friedrich gar keinen vernünftigen Grund haben konnte, einen Landstrich, den er sich zuzueignete, auf solche Weise zu entvölkern!

*) Seckendorfs Leben. Th. 4. S. 285.

**) Cramer's Geschichte Friedr. Wilh. I. und Friedr. II. p. 34. 35.

S. 14 erzählt der Verfasser, daß bei der Vermählungs-Feier des Prinzen Heinrich, welche in Charlottenburg stattfand, (den 25sten Juni 1752) der Russische Gesandte nicht eingeladen worden, und hier sey es gewesen, wo Friedrich sich sehr sarkastisch über die Kaiserin ausgesprochen habe, was sogleich dem Russischen Gesandten de Groß hinterbracht wurde, der auch nicht unterließ, Alles noch vergrößert nach Petersburg zu melden.— Das Kriegs-Unglück des Prinzen August Wilhelm und sein Zwist mit dem Könige, so wie der Prozeß des Müller-Arnold, sind nach Denina erzählt und daher nicht ganz richtig. In Betreff des Ersteren ist erwiesen, daß er nicht aus Gram über die ihm vom Könige widerfahrene Zurücksetzung gestorben ist.*)

Das 4te Buch (S. 192—362) enthält Friedrichs staatswirthschaftliche Anordnungen und Einrichtungen zur Wiederherstellung und Vervollkommnung des durch den Krieg sehr verminderten Wohlstandes seines Volkes — die Theilung Polens — den Baierschen Erbfolge-Krieg und schließt mit Friedrichs Tod.

Die Ansicht des Verfassers über Friedrichs so hart getadelte Münz-Operation verdient hier angeführt zu werden. Er sagt S. 208: „Die Unfalle, die im Gefolge eines so ungleichen Kampfes, wie ihn Friedrich führte, seyn mußten, und die daraus entspringende gebieterische Nothwendigkeit erklären des Königs Münz-Operationen, wiewohl sie dieselben nicht rechtfertigen. Er hat dies selbst empfunden, wie dies folgende Worte bezeugen, mit denen er die Geschichte des siebenjährigen Krieges beschließt: „Gebe der Himmel, daß die Preußischen Monarchen niemals wieder gezwungen seyen, zu so gewaltsamen und unglückseligen Mitteln zu schreiten, wie man genöthigt war, sich deren zur Erhaltung des Staates zu bedienen."

Das Buch schließt mit einer Grabschrift auf Friedrich, die, wie der Verfasser sagt, von dem Baron von Suhm (!) herrühren soll, und die ihm unter der Menge von Grabschriften, welche beim Tode des Königs in Vorschlag gebracht wurden, am merkwürdigsten geschienen hat. Sie lautet:

Hic cujus laus maxima Fredericus II. Borussorum rex, armis Caesar, pace Augustus, in republica gerenda Vespasianus, philosophia Marcus, vita Antonius, regum exemplum, sine exemplo maximus.

Folgende Kleinigkeiten sind in diesem und dem vorigen Buche zu berichtigen: Der Oesterreichische Vertheidiger der Festung Olmütz (S. 79) hieß Marschall von Wolfersdorf; S. 269 wird der berüchtigte Brief, welchen Rousseau an den König geschrieben haben soll, mitgetheilt, es ist aber jetzt erwiesen, daß er untergeschoben ist. S. 270 ist zu lesen Quintus Icilius.

Das 5te und letzte Buch schildert Friedrich und seine Zeit, seine literarischen Arbeiten, seinen Einfluß auf seine Zeitgenossen und insbesondere auf Deutschland. Es ist gewissermaßen das wichtigste und interessanteste Buch, und dasjenige, was dem Verfasser am meisten zum Ruhm gereicht. Die Darstellung ist eben so anziehend, als seine Urtheile und Bemerkungen über Friedrich scharfsinnig und unparteiisch sind. Wir glauben, den Beifall aller Leser dieses Blattes zu erhalten, wenn wir einige Stellen wörtlich anführen.

„Unbestreitbar," heißt es unter Anderem, „hat Friedrich auf den Geist wie auf die intellectuelle Richtung des ganzen Deutschlands einen mächtigen Einfluß geübt. Indem er die Französischen Philosophen aufmunterte, flößte er den Deutschen Denkern mehr Vertrauen, mehr Kühnheit ein. Die Presse verdankte ihm ihr Leben, der Gedanke seinen Schwung; welcher Ruhm ist größer als dieser? — Berlin war durch ihn die wahre Hauptstadt des aufgeklärten jungen Deutschlands geworden. Indem er viele Bürgerliche mit hohen Würden bekleidete, in seinen Rath und um seine Person berief, indem er unaufhörlich wiederholte, daß der Stolz eines großen Namens ohne persönlichen Werth leicht zur Satire werde, arbeitete Friedrich veralteten Vorurtheilen entgegen und half Ideen verbreiten, die in anderen Ländern erst viel später und nur mit Gewalt zum Durchbruch kamen. — Manche Schriftsteller wollten in seinem Königreiche nichts als eine weite Kaserne erkennen, doch sie waren in einem bejammerlichen Irrthume. Preußen umschließt, wie wenige Länder, einen Fonds von Bildung und Unterricht; Friedrichs Reich wurde zum Heerde des Patriotismus für das gemeinsame Deutsche Vaterland, und das Gefühl menschlicher Würde durchdrang dort alle Klassen der Gesellschaft. — Friedrich trug durch das Beispiel, das er selbst gab, nicht wenig zu den Fortschritten der Vernunft und zur Verbreitung gesunder Begriffe bei. Kein Fürst zeigte sich so streng in der Erfüllung seiner Pflichten, so einfach an seinem Hofe und so haushälterisch mit dem Staatsvermögen. Keiner bezeigte so viele Achtung für die individuellen Rechte der Bürger und so viele Gleichgültigkeit gegen Beleidigungen, die ihn persönlich angingen. Fast alle seine Privathandlungen waren mit der Philosophie im Einklang, zu deren Prinzipien er sich bekannte, und wenn er bei der inneren Verwaltung seines Landes hin und wieder einen Irrthum, ja sogar Fehler beging, so wich er dabei doch niemals von der allerstrengsten Rechtlichkeit ab. Seine Regierung ruhte einerseits zwar auf militairischer Gewalt, andererseits jedoch auch auf bürgerlicher Gerechtigkeit. — Durch zwei allgemeine und hervortretende Züge zeichnete sich Friedrichs Politik aus, die nach innen als Nationalität und nach außen als Egoismus (der in dieser Beziehung immer löblich ist) sich darstellte."

Dieser Auszug dürfte hinreichen, um des Französischen Verfassers Ansichten über Friedrich kennen zu lernen, doch glauben wir zum Schlusse noch auf das hinweisen zu müssen, was Herr Paganel S. 440 des zweiten Bandes zur Rechtfertigung des großen Königs gegen diejenigen sagt, die heutzutage in Frankreich sowohl als mitunter auch in Deutschland in ihrem politischen Eifer so weit gehen, daß sie Friedrich, der seine Zeit und sein Volk besser als irgend einer seiner Zeitgenossen kannte und demgemäß auch zu leiten verstand, des Despotismus beschuldigen. R.....ck.

*) Vgl. in Augustins „Aktenstücken" den Obductions-Bericht der Geh. Med. Räthe Meckel und Muzel und des Leibarztes des Prinzen, des Regiments Cuirassier.

Bibliographie.

Avant-postes de cavalerie légère. (Vorposten von der leichten Kavallerie.) Erinnerungen, von F. de Brack. Pr. 4 Fr.

Coup-d'oeil historique etc. (Ueber die ehemalige Einrichtung des Kriegs-Kommissariats, so wie über Militair-Intendanz überhaupt.) Von H. Berriat. Grenoble. 1½ Fr.

Géométrie usuelle etc. (Geometrie, geometrische und Linear-Zeichnungen.) In 120 Darstellungen, von C. B. Erste Lfg. Pr. 2½ Fr.

Manuel du caboteur. (Handbuch für die Lehrlinge der Handels-Marine.) Von C. F. Fournier. Nantes. Pr. 12 Fr.

Le précepteur conversationnel. (Engl. und Französische Conversationen zum Unterricht.) Von J. L. Mabire. Pr. 3½ Fr.

Thèmes allemands. (Deutsche Themata, nach den Regeln der Grammatik.)

Repertoire historique mensuel. (Monatliches Repertorium der Geschichte.) Herausgegeben von Eug. Roch. Monatlich erscheint ein Heft von 6 Bogen. Jährl. Pr. 36 Fr.

England.

Eine See-Jagd.

Nach Capitain Basil Hall.

Der Mathematiker, der eifrig die Entfernungen ausmißt, kramt seinen Sextanten hastig in den Kasten; der Rechner, der die Längen berechnet, schiebt seine Bücher bei Seite; der Marine-Offizier verläßt seine ewige Flöte; der Doktor verzichtet auf sein Schläfchen; der Zahlmeister macht sein Kassenbuch zu; und jeder Mann oder Knabe, wie er auch beschäftigt seyn mag, eilt auf das Verdeck, um den Scheim sterben zu sehen. Sogar der Affe, wenn es einen auf dem Schiffe giebt, nimmt ein lebhaftes Interesse an diesem wilden Auftritt. — „Wo ist Euer Hafen, Quartiermeister?" ruft der Capitain. „Hier, Sir, hier!" schreit der Kerl, befühlt die Spitze und erklärt, daß sie scharf wie eine Nahnadel sey. Im nächsten Augenblick spießt er ein großes Stück Schweinefleisch darauf, welches vier oder fünf Pfund wiegt: denn fast nichts ist zu groß oder zu unschmackhaft für den Magen eines Haysisches. Der Haken, welcher ungefähr so dick wie ein kleiner Finger ist, sitzt an einem gedrehten Eisen, das eine Hand breit seyn mag, und ist 6 bis 8 Zoll lang und mit einem starken Widerhaken versehen. Dieses grimmig aussehende Eisen ist mit einer vier oder fünf Fuß langen Kette versehen; eine Vorsicht, die unumgänglich nothwendig ist, denn ein gefräßiger Haysisch verschlingt oft den Bissen so tief, daß, wenn der Haken an einem Seile befestigt wäre, er dasselbe zerbeißen würde, als ob es ein Spargelkorf wäre. Ein Haysisch ist, gleich einem Matrosen, in der Regel sehr hungrig: in dem seltenen Fall aber, daß er nicht bei gutem Appetit ist, schwimmt er langsam an den Köder heran, beriecht ihn und stößt ihn mit seiner Schaufel-Nase fort; dann schwimmt er beträchtig von der Seite, als ob er Unrath merkte, kehrt aber bald zurück, um sich an dem delicieſen Haugout, wie der Matrose den Geruch von verdorbenem Schweinefleisch nennt, zu ergetzen. Während John Hay dieses Spiel treibt, ist der ganze Hintertheil des Schiffes so mit Köpfen bedeckt, daß kein Zoll breit Raum, weder aus Liebe noch für Geld, zu haben ist. Das Tauwerk, der Besanmast und selbst die unteren Theile des Schiffes, welche eine Aussicht auf den Schauplatz gewähren, sind mit kaum athmenden Zuschauern angefüllt, die nur flüsternd mit einander sprechen, wenn sie überhaupt zu sprechen wagen oder noch zu irgend etwas Anderem Lust haben, als ihre Blicke auf das Ungeheuer zu richten, welches sich jetzt noch frei im Ocean bewegt, aber bald, wie sie hoffen, in ihrer Gewalt seyn wird. Ich habe diese Spannung wohl eine Stunde lang dauern sehen: worauf dann der Hay zu dem Entschluß kam, daß er uns nichts zu sagen habe, und sich entweder von den Wellen davontragen ließ oder so heftig und tief untertauchte, daß man mehrere Faden hinunter nichts als Schaum sah. Wenn eine Spanische Galione, auf die man Jagd gemacht hat, aus den Augen verloren wird, so kann das kein größeres Bedauern erregen oder heftigere Ausdrücke des Aergers und der Ungeduld hervorrufen, als der Verlust des Hay's. Auf der anderen Seite glaube ich, daß das erste Anzeichen von dem Herablassen der feindlichen Flagg in der Schlacht nicht mit größerer Freude begrüßt werden kann, als wenn der Haysisch umkehrt, um den Köder zu verschlingen. Ein leises Geflüster des Entzückens geht von Mund zu Mund; jedes Auge glänzt, und diejenigen Gesichter, welche nicht durch Sonne und Wind bereits ganz dunkel gefärbt sind, sieht man abwechselnd roth und blaß werden. Da durch die Bewegung des Schiffes die Lockspeise fast immer ganz auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, so ist der Haysisch natürlich genöthigt, von unten einzubeißen: und da sein Rachen unter dem Kinn und nicht wie bei anderen ehrlichen Leuten über demselben sitzt, so muß er sich beinahe ganz auf den Rücken legen, um das schwimmende Stück Fleisch, in welchem der Haken verborgen ist, fassen zu können. Und wenn er sich auch nicht ganz umkehrt, so ist er doch gezwungen, sich so zu biegen, daß man einen Theil seines weißen Bauches sieht. In dem Augenblick, wo

das ängstlich harrende Schiffsvolk das weiße Fell erblickt, wird ein unterdrücktes Geschrei oder ein Gemurmel der Freude in den Reihen gehört; aber Niemand spricht eine Sylbe, aus Furcht, das Thier zu verscheuchen. Zuweilen stürzt der Hay, in demselben Augenblick, wo das Fleisch hinuntergeworfen wird, mit solcher Gierigkeit auf dasselbe zu, daß er halb aus dem Wasser herausspringt; dies ist aber ein seltener Fall. Bei solchen Gelegenheiten verschlingt er das Fleisch, den Haken und ein oder zwei Fuß der Kette, und fährt mit seiner verrätherischen Beute mit solcher Schnelligkeit und Gewalt in den Grund, daß das Tau kracht, wenn es ganz abgelaufen ist. In der Regel aber geht er bedächtiger zu Werke und scheint nur an dem Fleisch zu saugen, anstatt in dasselbe einzubeißen. Von der Hand, welche in einem solchen Augenblick, das Seil hält, wird viel Geschicklichkeit verlangt: denn ein Stümper würde zu verschnell seyn und den Haken anziehen, bevor er tief genug in den Schlund des Haysisches gegangen ist. Unser gieriger Freund ist zwar in der That niemals geneigt, das wieder loszulassen, was einmal die furchtbare Batterie seiner Zähne passirt hat; aber der Haken kann sich durch ein voreiliges Anziehen des Seiles in einem schwachen Theil des Schlundes festsetzen, der dann leicht in dem heftigen Kampf, welcher stets folgt, nachgiebt. Die ganze Kunst besteht darin, das gefräßige Ungeheuer das ganze Stück Fleisch hinunter schlucken zu lassen und dann das Seil heftig anzuziehen, so daß der Widerhaken sich in die Seiten des Schlundes oder in den Magen einbohrt.

Da ein Haysisch nicht die Person ist, die sich eine solche Behandlung gefallen läßt, so würden wir es Niemanden rathen, seinen Fuß zufällig auf das Seil zu setzen; denn so wie der Haken festsitzt, spannt es sich ab, wie die Meß-Leine eines Schiffes, das zwölf Knoten zurücklegt. Der gewaltsame Ruck, mit dem der arme Teufel in die Höhe geschleudert wird, wenn das Seil abgelaufen ist, wirft ihn oft über die Oberfläche des Wassers. Dann machen die Zuschauer durch Beifall-Geschrei und andere Zeichen den so lange unterdrückten Gefühlen Luft. Ein starkes Ziehen allein reicht nun nicht hin, um den Fisch in die Höhe zu ziehen; denn zuweilen ereignet es sich, daß durch das gewaltige Sträuben des Thieres das Seil reißt oder der Haken bricht, und dann schießt es fort und sucht den Ueberrest zu verdauen, so gut es kann. Es wird daher immer für das Beste gehalten, ihn im Wasser langsam hin und her zu ziehen, bis er erschöpft wird. Während dieser Operation möchte man beinahe glauben, daß das Thier die Mißhandlung empfinde, die man ihm widerfahren läßt; denn er schießt so wilde wüthende Blicke in die Höhe, daß Einem das Blut in den Adern erstarrt, wenn man daran denkt, daß die Stunde kommen könnte, wo man auf gleiche Weise in die Gewalt eines Todfeindes gegeben würde. Kein Seemann wird es daher wagen, einen Haysisch bloß mit dem Seil, welches an dem Haken befestigt ist, in die Höhe zu ziehen; denn so ohnmächtig im Allgemeinen sein Sträuben im Wasser auch seyn mag, so ist es doch selten ohne Gefahr begleitet, wenn das Ungeheuer halb heraufgezogen ist.

Um nun zu verhindern, daß das Seil nicht reißt und der Haken nicht bricht, bedient man sich immer einer Schlinge. Diese wird an dem Seile hinuntergelassen, über des Thieres Kopf gezogen und an der hinteren Hälfte des Körpers befestigt. Wenn dies geschehen ist, dann kann man die erste Hälfte des Dramas als vollkommen beendigt ansehen, und der besiegte Feind wird nachher leicht in die Höhe gezogen und auf das Verdeck geschleudert, wo er mit unaussprechlichem Entzücken von dem Schiffsvolk empfangen wird. Obgleich nun aber der Hay nicht mehr in seinem Elemente ist, so hat er doch auf keine Weise die Kraft verloren, Unheil anzurichten, und wir möchten es Niemand rathen, sich in den Bereich seines Schwanzes zu begeben, oder mit seinen Fußzehen dem Maule des Thieres zu nahe zu kommen. Ein mittelmäßig großer Hay kann mit seinem Schwanze das Bein eines Menschen zerschlagen; und ich habe gesehen, daß ein solches Thier, nachdem es schon zehn Minuten auf dem Verdeck gelegen hatte, ein drei Zoll dickes Anker-Tau halb durchbiß und alle seine Sieger in einer höchst ehrfurchtsvollen Entfernung hielt. — Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß, wenn der Haysisch sich hin und her wälzt, das Verdeck ein Schauplatz bedeutender Verwirrung ist; die Flecken, die das bei dieser Gelegenheit vergossene Blut macht, werden nicht ohne Wochen langes Scheuern und ohne häufiges Brummen von Seiten des Capitains wieder herausgebracht. Aber für den Augenblick schwinden alle solche Rücksichten, wenn nämlich der Befehlshaber selbst an dem Vorgang Antheil nimmt, und das wäre ein jämmerlicher Patron, der dies nicht thäte. Wenn er kein Interesse an dem Schicksal des Hay's nimmt, so wird derselbe gleich unter Stößen, Schlägen und Verwünschungen seiner Sieger nach dem Hintertheile des Schiffes gezogen, wo seiner elenden Laufbahn bald durch Messerstiche und Axtschläge ein Ende gemacht wird. Die erste Operation ist immer, ihm den Schwanz abzuhauen; dies ist aber selten eine leichte Sache, da es durchaus nicht gerathen ist, ihm zu nahe zu kommen: aber irgend eine geschickte Hand, die mit der Führung des Beils vertraut ist, wartet einen ruhigen Moment ab und trennt mit einem einzigen Schlage den Schwanz vom Körper. Dann wird er von einem Anderen angefallen, der sich über den verstümmelten Feind wirft und ihm mit einem geschickten Schnitt den Bauch von oben bis unten aufschneidet; und damit ist die Tragödie vorüber, so weit sie nämlich den Kampf und die Leiden des vorzüglichsten Schauspielers betrifft. Hiernächst befriedigen die Matrosen ihre lebhafte Neugierde, zu sehen, was das Innere des Thieres verbirgt: aber oft werden sie getäuscht, denn der Magen des Thieres ist in der Regel leer. Ich erinnere mich indessen einer merkwürdigen Ausnahme, als am Bord der „Alceste," welche die Gesandtschaft unter Lord Amherst nach China brachte, ein großer Haysisch gefangen wurde. Eine Anzahl von Gänsen und Hühnern, die in der Nacht gestorben und nebst einigen anderen Sachen, als zerrissene Körbe, Strohbündel und Stücke vom Tauwerk über Bord geworfen waren, fanden sich in den Eingeweiden des See-Ungeheuers wieder. Was aber am meisten Erstaunen und Bewunderung erregte, war die Haut eines Büffelochsen, der Tages zuvor am Bord des Schiffes geschlachtet worden war. Der alte Matrose, der den Fisch aufgeschnitten hatte, stand mit einem Fuß auf jeder Seite über ihm und zog die Gegenstände einen nach dem anderen aus der dunkeln Höle, wo sie bunt durch einander lagen. Als er zuletzt an die Büffelhaut kam, hielt er sie wie einen Vorhang vor sich und rief aus: „Hier, meine Burschen, seht da! Er hat den Büffel verschlungen, konnte aber die Haut nicht verdauen!"

Sitten der Diak's auf Borneo.

Aus Dalton's Reisenotizen.

Während meines beinahe 15monatlichen Aufenthalts auf Borneo wurde ich von vielen Häuptlingen der Diak's, besonders von Seldschi, bei dem ich einige Monate war, mit großer Freundlichkeit behandelt. Da ich der erste Europäer war, den er jemals gesehen, theilte ich ihm durch einen Dolmetscher mit, ich sey gekommen, ein Freundschaftsbündniß zwischen ihm und den Europäern zu stiften, und verließe mich darauf, daß mir kein Leid geschehen werde. Seldschi erwiederte, er sey dessen unfähig, aber um unser künftiges gutes Vernehmen zu sichern, müßten alle seine Untergebenen wissen, auf welchem Fuße wir ständen. Darum lud er mich zur Abschließung eines Sobar ein. Als ich dies froh bejahte, steckte er einen Speer in den Grund über seines Vaters Grabe, das Signal zu einer allgemeinen Versammlung. Jeder Häuptling erkundigte sich durch einen Boten nach des Radscha Begehr, und am folgenden Tage, in der anberaumten Mittagsstunde, waren einige Tausend Krieger versammelt. Ein Gerüst aus Bambus wurde über dem Grabe errichtet, welches der Radscha und ich, von einem hohen Priester geleitet, bestiegen. Nach einigen Ceremonien langte der Priester eine silberne Schale, die zwei Weingläser fassen mochte, hervor und ritzte mit einem sehr scharfen Stück Bambus den rechten Arm Seldschi's. Das Blut rann in die Schale, bis sie beinahe gefüllt war. Dann kam eine zweite Schale, die sich mit meinem Blute füllte. Beide Schalen wurden der umhergedrängten Menge vorgezeigt, welche sie mit lautem Jubelgeschrei begrüßte. Jetzt präsentirte mir der Priester das vergossene Blut Seldschi's und ihm das meinige zum Trinken. Unter einem betäubenden Lärmen der Menge leerten wir die Schalen. Große Festlichkeiten folgten dieser Ceremonie, und ein ganzer Haufe von Menschenhäuptern wurde herbeigeschleppt, welche das Volk aus allen Ständen, nachdem sie geräuchert und enthirnt waren, umtanzte. Zugleich berauschten die Versammelten sich.

Kein Diak darf die Tochter eines Kriegers heirathen, bevor er einen oder zwei Köpfe erbeutet. Auch erlaubt keiner der großen Häuptlinge die Verheirathung seiner Tochter mit einem Ehef von weniger Berühmtheit. Jeder Heirathe-Antrag wird dem Radscha angezeigt, der sofort den Liebhaber und den Vater des Mädchens zu sich bestellt. Jeder von beiden wird gefragt, wie viel Köpfe er gewonnen. Kann der alte Mann zehn Köpfe vorzeigen, so muß der junge deren fünf haben, weil man daraus mit Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß Letzterer, wenn er so alt ist, als sein Schwiegervater, eine gleiche Zahl aufweisen werde. Ist der junge Mann noch nicht im Besitze von fünf Köpfen, so muß er seine Bewerbung einstellen, bis die Zahl sich füllt. — Dieser Bescheid treibt ihn wohl mit einigen gewählten Begleitern mehrere Monate auf Abenteuer. Eine erfolglose Rückkehr würde ihn lebenslänglich zum Gegenstand des Spottes machen. Weiberköpfe zählen nicht mit: indessen bringt er gewöhnlich ein Paar junge Frauenzimmer und einige Kinder als angenehmes Geschenk für den Radscha, und zur Bedienung seiner Gemahlin mit. Um aber Köpfe von Männern zu erlangen, mag der Freier wohl einen oder den anderen wehrlosen Greis heimtückisch überfallen und tödten, wenn er nur nicht zu den Unterthanen des Radscha gehört. Ist die Zahl voll, so begiebt sich der Jüngling ungesäumt auf den Rückweg, und die schon benachrichtigte Braut kommt festlich geschmückt, in Begleitung des Vaters und aller Freunde, den Köpfen entgegen. Diese Trophäen werden zunächst an einem Platze aufgestellt, der ungefähr halbwegs zwischen den Wohnungen der Brautleute und nicht fern vom Hause des Radscha liegt. Der Bräutigam kommt seiner Braut entgegen, in jeder Hand einen Kopf bei den Haaren haltend. Sie nimmt die Köpfe der Reihe nach an. Hierauf tanzen sie beide mit den seltsamsten Gebehrden um einander herum, unter dem Beifallsjauchzen des Fürsten und Volkes. Nach dieser Ceremonie muß der Radscha, oder ein Krieger aus seiner Familie, die Köpfe untersuchen, ob sie auch frisch sind. Daher dürfen sie bei der Ablieferung nicht geräuchert und des Hirns beraubt werden, weil dies den Geruch benimmt. Ich sah öfter Menschenköpfe, die eine Woche und länger abgeschnitten waren, und deren mir unerträglicher Geruch für diese Nation gar nichts Widerliches hatte. Nachdem solchergestalt die Familien-Ehre des Brautvaters befriedigt ist, bittet er um die Einwilligung des Fürsten, die niemals ausbleibt. Bei dieser Gelegenheit werden die geraubten Frauen und Kinder dem Fürsten vorgestellt. Ein Festmahl wird jetzt angeordnet, bei welchem das junge Paar zusammen speist. Nach beendigtem Mahle werfen die Neuvermählten ihre Kleider ab, setzen sich nackt an den Boden und werden von alten Weibern mit einer Art Getreide (paddy) beworfen, wobei die Letzteren den Wunsch, das junge Paar möge so fruchtbar seyn, wie dieses Korn, in wiederholten Gebeten aussprechen. Am Abend begleitet die Braut den Bräutigam nach seiner Wohnung.

Digitized by Google

Die Begräbniß-Ceremonien sind nicht weniger sonderbar. Den Greisen wird jede Art von Aufmerksamkeit, selbst noch lange nach ihrem Tode, bewiesen. Einem verstorbenen Häuptling oder Radscha zieht man seine Kriegskleidung an, worauf der Leichnam, seinem Range gemäß, noch einige Zeit, doch selten über zehn Tage, im Hause bleibt. Alsdann trägt man ihn auf einer großen Bahre, in weißes Tuch gehüllt, zu Grabe, und zwar ohne Sarg. Seine Hauptwaffen, Schild, Speer und Säbel, werden ihm zur Seite gelegt. Dazu kommt noch eine Portion Reis und Früchte, nebst anderen Nahrungsmitteln, die dem Abgeschiedenen besonders lieb waren. Ueber das Grab wird ein hoher Erdwulst aufgeschüttet, und eine Verzäunung aus starkem Bambus umgiebt daſſelbe, worauf frische Menschenköpfe, als das angenehmste Todtenopfer, gesteckt werden. Kein Krieger würde es wagen, vor der Familie des Häuptlings zu erscheinen, ohne wenigstens einen Kopf als Trostgeschenk mitzubringen. Diese Geschenke werden dicht um das Grab her an einander gereiht und während der ersten Jahre gelegentlich erneuert, indem die alten Köpfe das Eigenthum des Nachfolgers sind.

Der Krieger darf das Weib jedes Subalternen nach Gefallen zu sich nehmen und erhält noch Dank dafür. Ein Häuptling, der zwanzig Köpfe besitzt, darf einem anderen, der nur zehn dergleichen hat, dieselbe Ehre erweisen. So geht es stufenweise bis zur Familie des Radschah, die ganz unumschränkt ist. Je mehr Köpfe Einer aufweisen kann, desto größer ist seine Tapferkeit, desto erfreulicher seine Aussichten, indem die Kinder nur dem Vater angehören. Die Frauen sind hübsch, wenn sie jung sind. Sie pflegen sich in der Jugend den Leib, besonders die Hüften, zu unterbinden, welche Sitte ihnen bis ins Alter eine gewisse Körperfülle sichert. Beine und Oberschenkel sind immer tättowirt, und zwar, nach Maaßgabe des Ranges, mehr oder weniger. Vornehmere Damen setzen ihren Stolz darein, solche Merkmale ihres Ranges einem Fremden zu zeigen. Die Bugi's sind eine nichtswürdige Race. Ich kannte mehrere von ihnen, welche in verschiedenen Distrikten der Diaks heiratheten, um Kinder zu bekommen und diese an ihre Landsleute oder Andere als Sklaven zu verkaufen.

Im Ganzen halte ich dafür, daß die Diaks neben einigen abschreckenden viele gute Eigenschaften haben. Der abscheulichste Zug in ihrem Charakter ist ihr Hang zum Kopfabschneiden; aber ich bin überzeugt, daß vertrauter Umgang mit den Europäern sie bald von dieser Sitte abbringen würde. Ich bemerkte einst gegen Seldschi, er könne auf keine Freundschaft mit den Weißen rechnen, so lange seine Landsleute diese Gewohnheit beibehielten. Er versetzte, sie würden gleich davon ablassen und den Europäern in allen Stücken gehorchen, wenn sie nur den Vortheil haben könnten, mit diesen in Verkehr und gegenseitigen Austausch nützlicher Dinge zu kommen. Dasselbe versicherten andere Radscha's. Die Europäer würden es jedenfalls in dieser Nation mit einem gehorsamen, geduldigen und kräftigen Menschenschlag zu thun haben. Sie würden ein ausgedehntes Land entdecken, ergiebig an Erzeugnissen des Pflanzen- und Mineralreichs, mit vielen Stapel-Bequemlichkeiten zum östlichen Handel, und, was vielleicht von noch größerer Wichtigkeit ist, sie würden einem unermeßlichen Volke bekannt werden, dem es an überflüssig vorhandenen Produkten Europa's äußerst gebricht, besonders an Zeugen und Luxus-Artikeln, die sie leicht mit Wachs, eßbaren Vogelnestern, Goldstaub u. dgl. bezahlen könnten. Die Diaks sind im ungestörten Besitze des ganzen Binnenlandes dieser bedeutenden Insel, welche an Reichthum des mannigfachsten Ertrages mit den gesegnetsten Ländern Asiens sich wenigstens messen kann.

Bibliographie.

Christian experience. (Christliche Erfahrung.) Von dem Verf. des Werkes: „Christliche Zurückgezogenheit." Pr. 6 Sh.

The Christian's shade. (Des Christen Schatten.) Pr. 2½ Sh.

On the ordinances of religion. (Ueber religiöse Satzungen.) Von Davies. Pr. 7½ Sh.

On the pentateuch. (Ueber den Pentateuch.) Von Graves. Vierte Auflage. Pr. 14 Sh.

On christian faith. (Ueber den christlichen Glauben.) Von Haynes. Pr. 3 Sh.

Lay testimony to the truth of the sacred records. (Zeugniß eines Laien von der Wahrheit der heiligen Urkunden.) Pr. 5½ Sh.

The seven churches in Asia. (Die sieben Kirchen in Asien.) Von Milner. Pr. 12 Sh.

Truth of revelation demonstrated. (Die Wahrheit der Offenbarung, nachgewiesen.) Mit Kupfern. Pr. 10 Sh.

Mission in South-Africa. (Süd-Afrikanische Mission.) Pr. 2½ Sh.

Exposition of St. Paul's epistle to the romans. (Erklärung der Epistel St. Pauli an die Römer.) Von Parry. Pr. 7 Sh.

The consistency of revelation. (Die innere Uebereinstimmung der Offenbarung.) Von Dr. Shuttleworth. Pr. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Polizei des alten Venedig. Ein Franzose von hohem Range wurde einmal in Venedig, als es noch das republikanische Joch seiner mächtigen Oligarchen trug, um eine bedeutende Summe bestohlen und beklagte sich in Gesellschaft über die Nachlässigkeit der Polizei, die, wie er sagte, ihre Wachsamkeit nur dadurch an den Tag legte, daß sie die Fremden mit Spionen umstellte. Er war auf seinem Rückwege nach dem festen Lande, als seine Gondel mitten im Meere plötzlich anhielt; nach der Ursache fragend, deuteten seine Ruderer auf ein Boot mit einer rothen Flagge, das ihnen eben ein Zeichen gegeben habe. Es näherte sich, und er wurde aufgefordert, an Bord desselben zu kommen. „Sie sind der Prinz von Craon?" — „Sind Sie nicht am Freitag Abend bestohlen worden?" — „So ist es." — „Was hat man Ihnen gestohlen?" — „Fünf hundert Dukaten." — „Worin befanden sich dieselben?" — „In einer grünen Börse." — „Haben Sie irgend Jemanden in Verdacht?" — „Ja, einen Diener." — „Würden Sie ihn wieder erkennen?" — „Ganz gewiß." — Der Fragende schob mit seinem Fuß eine alte Decke fort, die auf dem Boden lag, und der Prinz sah seine Börse in der Hand eines Leichnams „Nehmen Sie ihr Geld, und vergessen Sie nicht, daß Niemand seinen Fuß wieder in ein Land setzen darf, wo er gewagt hat, an der Weisheit der Regierung zu zweifeln." (Rogers Italy.)

— Eine verunglückte Thierhetze. Der verstorbene Herzog von Cumberland, ein Sohn Georgs II., machte folgenden Versuch, um den wahren und instinktartigen Muth eines Hirsches, der einem Feinde der furchtbarsten Art gegenübergestellt würde, zu erproben. Zu dem Ende wurde einer der größten Hirsche des Windsor-Forstes auf einem nahe bei dem Schlosse gelegenen Platz, der von einem außerordentlich starken Netzgarn, volle funfzehn Fuß hoch, umgeben war, eingehegt. Mehrere tausend Zuschauer waren bei anberaumtem Wettkampfe versammelt. Als Alles gehörig vorbereitet war und der Hirsch mit majestätischem Tritt, wiewohl in einiger Verwirrung über die um das Netz versammelte Volksmenge, umherschritt, wurde eine gezähmte Unze, ein sogenannter jagender Tiger, mit verbundenen Augen durch zwei Schwarze, welche die Aufsicht über ihn hatten, hineingeführt. Auf ein gegebenes Zeichen setzten die Wächter das Thier und seine Augen in Freiheit. Vielleicht herrschte niemals unter so viel Tausend Zuschauern eine solche tiefe Stille als in diesem Augenblick; man konnte jeden Athemzug hören. Die Unze, den Blick um sich werfend, faßte sogleich den Hirsch in's Auge, duckte sich nieder und kroch ganz in der Art, wie die Katze um die Maus herumschleicht, näher, um den günstigen Augenblick, sich auf den Gegner zu stürzen, zu erlauern. Der Hirsch indessen, höchst behutsam, aufmerksam und umsichtig, drehte sich, wie sich der Feind drehte, und dieser sah einen gefährlichen Widerstand in dem drohenden Geweih auf seines Gegners Stirn. Vergebens wendete die Unze alle Kunstgriffe an, um ihm in die Seite fallen zu können; der Hirsch besaß zu viel Feldherrnblick, um sich auf eigenem Grund und Boden von einem fremden Feind überrumpeln zu lassen. Diese vorsichtige Art, Krieg zu führen, dauerte so lange, daß sie langweilig wurde, und der Herzog fragte, ob man die Katastrophe nicht dadurch beschleunigen könne, daß man die Unze reize. Obgleich man entgegnete, daß dies gefährlich und von unangenehmen Folgen begleitet seyn könnte, so wurde doch der Befehl dazu gegeben. Die Wärter nahten sich nun der Unze und thaten, wie ihnen geheißen worden war; diese, ohne den Hirsch anzugreifen, machte einen wüthenden Satz in das sie umgebende Netzwerk und riß daſſelbe nieder. Die Masse der Zuschauer floh unter ängstlichem Gekreisch und Geschrei nach allen Richtungen; Jeder glaubte, daß er das Opfer der Wuth des Thieres werden würde. Dieses aber, ohne auf ihre Angst und ihre Personen Rücksicht zu nehmen, stürzte in das gegenüberliegende Gehölz, wo es einen Damhirsch bei der Hüfte packte und ihn zu Boden warf. Seine Wärter, mit denen es vollkommen vertraut war, nahmen eine Zeit lang Anstand, sich ihm zu nähern; endlich aber faßten sie sich ein Herz, hieben dem Thiere, das es gepackt hatte, den Schenkel ab, und führten so die Unze, welche ihre Beute nicht fahren lassen wollte, hinweg.

(Brown's Anecdotes of Quadrupeds.)

— Etwas über die Chinesischen Karavanen, welche jährlich nach Uwa ziehen. Die Chinesischen Kaufleute besuchen Uwa zwischen dem Januar und April. Sie kommen aus zwei bedeutenden Orten in der Provinz Yün-nan: Thieg-ye und Ta-li. Jede Karavane pflegt aus 500 bis 1000 Personen zu bestehen. Sie bringen, von ersterem Orte kommend, 25, und von letzterem, 30—35 Tage auf der Reise zu. Die Waaren werden in Körben aus Bambusrohr auf schlechten Kleppern oder Mauthieren transportirt. Sie bestehen aus kupfernen Gefäßen (die Ausfuhr des rohen Metalls ist verboten), grober und roher Seide, Fellen vom Bisamthiere, Moschus, Schinken, Honig von besonderer Güte, Papier, großen eisernen Töpfen und Pfannen, großen Strohhüten, Fächern, Nüssen, getrockneten und eingemachten Früchten, Thee in runden Ballen (von den Burmesen Stein-Thee genannt) u. s. w. Die Birmanen gestatten den Chinesischen Kaufleuten große Freiheit. Diese scheinen übrigens nur Baumwolle einzuhandeln. Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß fast die ganze Karavane aus Chinesischen Muhamedanern besteht. Major Burney, von dem diese Notiz entlehnt ist, überzeugte sich, daß einige Arabisch lesen konnten. Einer hatte sogar ein religiöses Buch in dieser Sprache bei sich und las daraus in einem singenden Tone. Sie versicherten, daß sie Muhamedanische Priester und Mescheen in Ta-li und Thieg-ye besäßen, wußten aber nicht anzugeben, um welche Zeit oder auf was für Weise der Islam zu ihnen gekommen sey. Sie luden den Major Burney ein, sie auf ihrem Rückwege zu begleiten. Dieser behauptet, daß bei fortdauerndem guten Einverständniß mit den Birmanen der Plan, in China einzudringen, wohl eines Tages ausgeführt werden könne, wenn man eben diesen Weg nach Yün-nan verfolgte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Montag den 30. April 1832.

Schweden.

Twenne Presentationsdagar wid Engelska Hofwet. (Zwei Vorstellungstage am Englischen Hofe, im Jahre 1831.) Aus dem Tagebuche eines reisenden Schweden.

Der 24. Februar ist der Tag, den die jetzige Königin von England zur Feier Ihres Geburtstages bestimmt hat. Es ist bekannt, daß die Königl. Personen in England nicht immer den eigentlichen Tag ihrer Geburt feiern, sondern dazu einen anderen auserwählen, der in die sogenannte season fällt, nämlich von Ende Februar bis Mitte Juni, wo die höheren adeligen Familien sich in der Hauptstadt aufhalten. Diese Periode ist für die Kaufleute und Fabrikanten Londons die sogenannte goldene Zeit, und wenn zudem noch die Feier des Geburtstages eines Mitgliedes der Königl. Familie eintrifft, wo der höchstmöglichste Luxus und die größte Pracht zu herrschen pflegen, so ist deren Verdienst und geschäftige Betriebsamkeit doppelt lebhaft. Es scheint auch beinahe, daß eine solche Feier hauptsächlich zum Besten der Industrie veranstaltet wird; denn bei Hofe selbst findet sonst kein Fest weiter statt, als der Cercle oder, wie er im Englischen Hofstil heißt, das drawing-room, welches an solch einem Tage gehalten wird. Im Jahre 1831 hielt die jetzige Königin das erste drawing-room; es war dies überhaupt das erste von einer Königin gehaltene seit den Zeiten Georgs III. Man vermuthete daher, daß es sehr glänzend seyn würde, und alle diejenigen, die in der Lage waren, bei Hofe vorgestellt werden zu können, wünschten natürlich, auch dabei gegenwärtig zu seyn. Der Verfasser, als ein neugieriger Ausländer, hegte gleichfalls sehr angelegentlich diesen Wunsch, und das Anerbieten unseres gegen alle seine Landsleute so sehr dienstwilligen Ministers, mich und mehrere andere Schweden bei Hofe vorzustellen, brachte diesen Wunsch in Erfüllung.

Um bei dem drawing-room der Königin gegenwärtig seyn zu können, mußte man erst dem Könige vorgestellt seyn, welcher Tages zuvor von Windsor zur Stadt gekommen war, um ein besonderes Lever zu halten. Gehörig ausstaffirt, wie man zu sagen pflegt, mit weißen Unterkleidern angethan, fuhren wir den 23sten um 2 Uhr Mittags im Gefolge unseres Ministers nach dem St. James-Palast. Dieser entspricht bekanntlich keineswegs der Idee, die man sich von der Residenz des reichen und mächtigen Monarchen Großbritaniens macht. Er gleicht vielmehr einer Masse von alten und unregelmäßigen Gebäuden von Ziegelsteinen, geschwärzt durch den Steinkohlen-Dampf. Der Flügel, worin die Staatszimmer sich befinden, besteht aus einem Stockwerk, mit der Aussicht nach dem St. James-Park. Der Haupt-Eingang ist von Pall-mall durch einen von einem Gothischen Thurme flankirten großen Thorweg. Von hier kommt man in einen kleinen viereckigen Hof, mit einer Piazza auf der linken Seite, welche zur großen Treppe führt. Diese letztere ist nur von Sandstein, doch die Wände sind granitartig angestrichen. Von der Treppe tritt man in eine Art von Gallerie oder Trabantensaal, dessen Wände mit allerlei Waffen dekorirt sind. Hier waren die Trabanten (Yeomen of the Guard) in vollem Kostüm aufgestellt, in rothen goldgallonirten Röcken nach altem Schnitt, mit runden Hüten auf dem Kopfe, welche mit dreifarbigen Bandrosen geschmückt waren; statt anderer Waffen trugen sie Streitärte; hinsichtlich ihres martialischen Aussehens glichen sie durchaus unseren Hellebardieren. Im nächsten Zimmer, welches nur klein ist, stand eine Person, der man die Visiten-Karte überliefert, worauf der Name desjenigen, der präsentirt werden will, mit dem Namen desjenigen, von dem man vorgestellt wird, angegeben steht; eine ähnliche Karte erhält der diensthuende Kammerherr (Lord in waiting), und dies geschieht, um zu vermeiden, daß keine unbefugte Person eingeführt wird. Nun tritt man in das erste der drei eigentlichen Staatszimmer. Die Tapeten darin sind von rothem Damast und die Fenstergardinen von gleichem Zeuge; die Möbeln waren mit rothem Sammt bekleidet; reich vergoldete Kronleuchter hingen an der Decke; ein Portrait Georgs II. nebst ein paar Schlachtgemälden schmückten die Wände. Das nächste Zimmer war in derselben Art möblirt. Hier hing ein Portrait von Georg III. in der Ordenstracht, nebst zwei Gemälden, die Schlachten von Trafalgar und die vom 1sten Juni vorstellend.

In diesem Zimmer versammelten sich die vornehmsten Geschäftsmänner, die höheren adeligen Herren und alle zum diplomatischen Corps gehörende Personen. Während man hier wartete, und bevor die Präsentation ihren Anfang nahm, hatte man Gelegenheit, eine Menge merkwürdiger Personen näher zu betrachten. Meine erste Frage an einen meiner Bekannten, welcher mein Cicerone zu seyn mir versprochen hatte, war nach dem Fürsten Talleyrand. Ich brannte vor Begierde, diesen Nestor aller Diplomaten, diesen witzigen und scharfsinnigen Staatsmann zu sehen, der unter den wechselnden Ebben und Fluthen der letzten Französischen Staatsumwälzungen immer oben zu schwimmen wußte. Er war im Zimmer selbst nicht gegenwärtig, sondern hatte, wie man mir sagte, eine besondere Audienz beim Könige. Unterdessen wanderten meine Blicke in der vornehmen Gesellschaft umher, welche von Gold, Ordenssternen und Bändern von allen Farben des Regenbogens leuchtete. Man bemerkte hier unter den bedeutenderen ausländischen Diplomaten den Russischen Botschafter, Fürsten Lieven, den Oesterreichischen, Fürsten Esterhazy, den Preußischen Gesandten, Herrn v. Bülow, u. s. w. nicht zu vergessen den Brasilianischen Gesandten, welcher von Allen den vornehmsten diplomatischen Anstrich hatte, gekleidet, wie er war, in einen reich brodirten, steifen, einem Harnisch nicht unähnlichen Frack, worauf mehrere Ordenssterne figurirten, und unter einer zierlich gepuderten Frisur. Seine Equipage war gleichfalls die am meisten in die Augen fallende von allen denen, die ich zu sehen bekam. Er wußte damals in aller seiner Pracht noch nicht, daß er einen Monarchen ohne Reich repräsentirte.

Von allen fremden Diplomaten interessirte mich indessen keiner mehr als der Amerikanische Legations-Secretair Washington Irving in einer unbedeutend gestickten blauen Uniform ohne Orden. Er hat eines von den Gesichtern, welche beim ersten Anblick Wohlwollen und Vertrauen einflößen. Es trägt zwar nicht den Stempel ausgezeichneter Originalität oder hoher Seelenstärke, aber die lebhaft strahlenden Augen verrathen sein Genie, und auf der schön gewölbten Stirn weilt das ruhige Forschen, womit er so wahr die edleren und zuweilen auch die niedrig komischen Seiten des menschlichen Lebens auffaßt. Um den Mund schwebte ein leichter satirischer Zug, welcher mit dem humoristischen Anstrich übereinstimmt, welchen er seinen Schilderungen zu geben weiß, selbst dann, wenn sie ernsten Inhalts sind. Er hat dunkles Haar, regelmäßige Züge, vollen Wuchs und kann im Ganzen für einen schönen Mann gelten. Ich hatte große Lust, ihm für das Vergnügen zu danken, welches mir das Lesen seiner Schriften verursacht hatte, und besonders für sein „Skizzen-Buch", welches immer eine meiner Weihnachtsfreuden ausmacht; allein die Gelegenheit dazu war nicht vorhanden. Einen Kontrast mit ihm bildete einer seiner Landsleute, ein langer, magerer, ältlicher Mann in schwarzem Civil-Rocke, Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen. Als Nord-Amerikanischer Gesandter in Rußland war er, wie man sich erzählte, bei der Nachricht vom Ausbruche der Cholera in Moskau Hals über Kopf von St. Petersburg abgereist, ohne, wie es hieß, die Erlaubniß seiner Regierung dazu abzuwarten, und war, ohne sich unterweges im geringsten aufzuhalten, auf dem kürzesten Wege nach England geeilt. Es schien, als wenn das diplomatische Corps sich über seine Cholera-Angst etwas lustig gemacht hätte. Der Mann sah in der That überaus tragikomisch aus, wenn er im Nachdenken, auf einem Stuhl sitzend, die langen mageren Beine ausstreckte und seine gewaltigen Schuhsohlen sehen ließ. Ob dies vielleicht kupferne Flaschen mit warmem Wasser angefüllt, ein gepriesenes Präservativ gegen die Cholera, gewesen sind, will ich dahingestellt seyn lassen.

Die meisten der übrigen Englischen Würdenträger hatte ich schon verschiedenemale gesehen, und so fesselten dieselben nun meine Aufmerksamkeit nicht mehr in dem Grade, wie früher. Mein Blick weilte indessen immer gern auf dem ausgezeichneten Mann, welcher in zwei Welttheilen den Englischen Waffen so großen Ruhm bereitet hatte, ich meine den Herzog von Wellington. Er trug die Generals-Uniform und von seinen vielen Orden nur die Insignien des Hosenbands. Er sah kränklich, doch nichts weniger als niedergeschlagen aus. Sein Wuchs ist ziemlich hoch und schmal, seine Haltung nachlässig, nach vorn zu gebeugt, sein Ansehen ist bleich und sein Haar blond. Man sieht ihm den Militair nicht an, aber die große Habichtsnase, der feste Blick und die kalte und strenge Ruhe in seinem Angesicht geben den Feldherrn in ihm zu erkennen. Sein ganzes Wesen hat weniger den Charakter von raschem Handeln, als von großer Festigkeit und unermüdlicher Kraft, welche schwer zu brechen seyn dürfte. Man könnte ihn den Fabius der Engländer nennen. Ausgezeichnete parlamentarische Talente hat er nicht; seine Rede ist ohne Ausschmückung, gerade heraus, aber bestimmt und gründlich, und zuweilen bekräftigt er dieselbe mit einem Schlage der Hand auf den Tisch. Seitdem er aufgehört hat, an der Spitze des Ministe-

riums zu stehen, ist er nicht mehr so oft im Oberhause und spricht daselbst auch seltener. Um einen Beweis zu geben, wie viel körperliche Anstrengungen er ertragen kann, führe ich nur an, daß er vor einigen Jahren, nachdem er sich zeitig des Morgens mit dem Marquis von Winchilsea duellirt hatte, nach Windsor ritt, dort ein paar Stunden mit dem Könige arbeitete und dann nach London wieder zurück ritt; welcher Weg in Allem 42 Engl. Meilen, neun Deutsche, beträgt; dann bei einem großen Diner gegenwärtig war und Abends in der Oper erschien, ohne eine Spur von Ermüdung blicken zu lassen. In England, wo die Zimmerluft nicht so zeitig die Männer zu Greisen macht, wie bei uns, wo vielmehr Jagd, Reiten und andere Bewegungen in freier Luft länger die Jünglingskraft erhalten, ist indessen diese Erscheinung nichts Ungewöhnliches.

Im Uebrigen sah man die hier versammelten Mitglieder sowohl des vorigen als des jetzigen Ministeriums bunt unter einander, nämlich die Lords Palmerston, Aberdeen, Althorp, Russell, Ellenborough und den geistvollen, fein- und edelgebildeten Sir Robert Peel u. s. w., deren einzelne Charakter-Schilderung zu weitläuftig seyn würde. Graf Grey hatte am Morgen mit dem Könige gearbeitet und war daher nicht sichtbar.

Mitten unter diesen bunten Gruppen von prächtigen modernen Uniformen und strahlenden Ordens-Decorationen, welche hauptsächlich die fremden Herren auszeichneten, bewegte sich, langsam und mit festen Schritten immer auf- und abgehend, eine hohe, magere, ernste und nervichte Gestalt, welche in ihrer großen Allongenperücke und dem weiten schwarzen Seidentalar der Vorzeit anzugehören schien. Es war dies Lord Brougham in seinem Ornat als Großkanzler von England, in seinen Händen den Beutel (bag) mit dem großen Reichssiegel, als ein Zeichen seiner Amtswürde tragend. Man hat so vielfache und geschickte Beschreibungen von diesem merkwürdigen Mann, — insofern nämlich die Feder ihn zu schildern vermag, — daß ich mich begnügen darf, hier nur Weniges über ihn anzuführen. Sein Aeußeres ist beinahe abstoßend; das aschgraue verschlossene Gesicht mit den stark prononcirten harten Formen und dem durchdringenden Blick stimmt das Herz zu nichts weniger als zur Vertraulichkeit. Die spasmodischen Verzuckungen seines Mundes, welche einem anderen Gesichte einen komischen Ausdruck geben würden, erhöhen bei ihm den Anstrich beißender Satire, und sollte ein Lächeln in seinen Zügen bemerkt werden, so würde es gewiß im nächsten Augenblick auf seinen Lippen ersterben. Ob Brougham alle Eigenschaften eines großen Staatsmannes vereinigt, ist bis jetzt wohl noch nicht entschieden; aber gewiß ist, daß er eine herkulische Stärke in Erfüllung seiner Amtspflichten und eine beinahe granitene Gleichsamkeit besitzt. Sein Talent als Parlaments-Redner ist in Hinsicht der Kraft und Gediegenheit unübertrefflich. Man hat seine Beweisgründe, wie er sie in seine Reden einflicht, mit Donnerkeilen verglichen, welche er gegen seine Widersacher schleudert; ich würde sie mit Granitmassen vergleichen, welche er auf sie von den Höhen niederwälzt, wo sein kraftvoller Geist verweilt. Er, der gewaltige Verfechter der allgemeinen Aufklärung, ist selbst die Personification seines bekannten Lieblings-Ausdruckes: „the march of intellect" (das Vorwärtsschreiten des Verstandes).

Während meine Augen unwillkürlich dieser wunderbaren Gestalt folgten, machte mich mein Freund auf einen Mann aufmerksam, welcher eben in einer Fensterbiegung mit dem Herzog von Wellington im Gespräch begriffen war. Es war dies der Fürst Talleyrand. Ich hatte mir ihn früher als eine ziemlich große Figur mit der seinen Haltung eines belebten Weltmannes vorgestellt und fand nun, zu meiner großen Ueberraschung, einen kleinen untersetzten Mann mit rundem Gesicht, das, ohne besonderen Ausdruck, bloß durch die von buschigen Augenbrauen beschatteten lebhaften Augen Interesse erhält; diese blickten während des Gesprächs mit forschender Aufmerksamkeit im Saale umher, und nicht leicht schien ihnen etwas entgehen zu können. Beinahe die ganze Stirn war von den nachlässig geordneten Haaren einer graubraunen Perücke bedeckt; die Stimme war, wie es schien, rauh, klanglos und ohne Nüancirung. Er war in einem blauen Uniforms-Rock von altmodischem Schnitt mit langen und breiten Schößen gekleidet, die Nahte des Rocks waren mit breiter geschmackloser Stickerei besetzt, und nach deren verwandeltem Aussehen zu schließen, mochte sie vielleicht während der goldenen Tage des Kaiserreichs entstanden seyn; jetzt aber paßte sie ziemlich für ein eisernes Zeitalter. Blaue weite Beinkleider und weite kleine Stiefeln, welche er wegen Schwäche seiner Füße trug, vollendeten seinen Anzug. Er stützte sich auf ein Spanisches Rohr. Es war wirklich interessant, zu sehen, wie zwei Männer in friedlichem Gespräch hier zusammen waren, die den größten Theil ihrer politischen Laufbahn in feindseligen Verhältnissen sich einander gegenübergestanden hatten, und welche noch außerdem in Betracht ihrer individuellen Meinungen in erklärter Opposition sich befinden; der eine fein und geschmeidig unter einem groben Aussehen, der andere rauh und unbeugsam unter der Maske eines Gentleman; der höchste Gegensatz wohl in Allem, nur daß beide auf dem Welttheater eine ausgezeichnete Rolle gespielt haben. Ich hatte, so viel es der Anstand erlaubte, mich den beiden Gestalten genähert, um in der Nähe den originellen Greis zu betrachten, der, nun 80 Jahr alt, noch immer das Feuer des jugendlichen Geistes behalten hat; aber in demselben Augenblick öffneten sich die Flügelthüren des Thronsaales, und die Präsentation nahm ihren Anfang. Keine bestimmte Rangordnung schien beim Hereingeben und bei der Vorstellung beobachtet zu werden, doch waren die ausländischen Diplomaten unter den ersten, die eintraten, und, der Artigkeit gemäß, ließen die Jüngeren den Aelteren den Vortritt.

Der Thronsaal, oder die sogenannte presence-chamber, ist in derselben Art dekorirt, wie die beiden anderen Zimmer, vielleicht nur etwas reicher. Im Hintergrunde steht der Thron von rothem Sammet, mit reichen goldenen Franzen und Tressen geziert. Der Thronhimmel ist damit übereinstimmend, und ein in Gold gestickter Stern ist auf der inneren Seite angebracht. Drei Stufen führen zu dem Lehnsessel von schöner Arbeit mit einem dazu gehörigen Fußschemel. Auf der längeren Seite des Zimmers, den Fenstern gegenüber, bemerkt man über dem Marmor-Kamin ein Portrait von Georg IV. in ganzer Figur, gemalt von Lawrence, und auf den Seiten Gemälde der Schlachten bei Vitteria und Waterloo. Welche Erinnerungen für den Herzog von Wellington an die Veränderlichkeit der Volksgunst! Als man die Gemälde anfertigte, trug ihn das Volk auf den Armen, und sogar die Damen errichteten Statuen zu seinem Gedächtniß (Achilles-Statue im Hyde-Park). Jetzt werden Steine nach seinem Wagen geworfen und die Fenster in seinem Hause eingeschlagen, selbst Angriffe auf sein Leben gemacht. Und doch ist das derselbe Mann, und sein Herz schlägt gewiß gleich irgend einem anderen für Großbritaniens Ehre, wenn auch eine vielleicht zu weit getriebenene Konsequenz ihn verleitet, sich des Volkes Wünschen in der Reform-Frage zu widersetzen, welche hauptsächlich durch die herrschenden politischen und industriellen Konjunkturen eine besonders wichtige Bedeutung erhält. Hätte er sich doch mit des Siegers Lorbeerkranzen begnügt und nicht auch nach des Staatsmannes Eichenkranz getrachtet!!

Der König, in die Admirals-Uniform gekleidet, stand wenige Schritte von der Thür, mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt. Seine Haltung ist nicht majestätisch, aber der ungekünstelte Ausdruck von Rechtlichkeit und gutmüthiger Freundlichkeit in seinem Gesicht gewinnen ihm das Vertrauen aller Herzen. Er ist von mittelmäßigem Wuchse und ziemlich korpulent, seine Gesichtsfarbe ist noch frisch, und im Ganzen sieht er als ein Mann von 67 Jahren noch sehr rüstig aus. Jedem der vornehmen Herren, so wie sie sich vor ihm verbeugten, drückte er die Hand, und an die Meisten richtete er verbindliche Fragen; Alle empfing er mit freundlicher Miene. Er war von den 12jährigen Herzogen von Cumberland und Cambridge, beide in eine Art von Kavallerie-Uniform gekleidet, umgeben. Zur Rechten des Königs stand sein Bruder, der Herzog von Sussex, ein großer, starker, beleibter Mann. Er hat dasselbe freundliche Aussehen wie der König, und obgleich eine weniger vortheilhafte Figur, so blickt doch in seinen Manieren dasselbe ritterliche Wesen durch, das Georg IV. zum ersten Gentleman seines Reiches machte. Nächst ihm bemerkte man den Prinzen von Oranien in Englischer Generals-Uniform, eine hohe schmächtige Gestalt mit einem sanguinischen munteren Angesicht, hoher Stirn und dünnem Haar. Er war sehr lebhaft in seinen Bewegungen, wandte sich links und rechts, um seinen Nachbarn etwas zu sagen, und grüßte mehrere der Eintretenden sehr freundlich. Man merkte ihm nicht im geringsten an, in welcher schwierigen politischen Lage er sich jetzt befindet, und daß die Konferenz um den besten Theil seines väterlichen Eigenthums gleichsam zu loosen scheine. Der Holländischen Gesandtschaft, welche sich mit bedächtigem und gravitätischem Schritte vor ihrem Prinzen verneigte, machte er eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe. Er soll ein tapferer Soldat seyn; er machte einen Theil des Feldzuges in Spanien unter Wellington mit und war bei der Schlacht von Waterloo gegenwärtig, wo er blessirt wurde. In London wurde er gleichsam als ein Alcibiades betrachtet, und oftmals war er der Held in den damals sehr Mode seyenden Vorstellungen von lebenden Bildern in den höheren Zirkeln; wahrscheinlich sollte der Freude Mantel dazu dienen, ernsthaftere Pläne zu verhüllen. An seiner Seite stand Prinz Leopold, eine hohe wohlgewachsene Gestalt, mit braunem, beinahe melancholischem Angesichte, doch schönen regelmäßigen Formen, aber ohne Ausdruck von Geist und Kraft. Er ist sehr kurzsichtig, und ein beständiges Blinken mit den Augen, Folge dieser Kurzsichtigkeit, entstellt ihn sehr. Diese beiden Prinzen glaubten damals gewiß nicht, daß sie einige Monate später gegen einander zu Felde ziehen würden. Man sah den Prinzen Leopold sehr oft in den Straßen Londons zu Fuß ohne das geringste Abzeichen seines Ranges. Er ist gewiß ein edler Mann, scheint aber mehr für die Ruhe des häuslichen Lebens geschaffen, als dazu, das Ruder einer Regierung in politischen Stürmen zu führen. Zuletzt in der Rangordnung stand des Königs Vetter, der Herzog von Gloucester, ein kleiner untersetzter Mann, von bleichem kränklichem Aussehen. Den Hintergrund füllten die Herren vom Hofe in Uniformen, welche den unseren sehr ähnlich sind. Nachdem man dem König präsentirt war und seine Reverenz den anderen Königl. Personen gemacht hatte, kehrte man durch eine andere Thüre nach den vorderen Zimmern zurück. Nach kurzem Verweilen daselbst begab man sich fort, während dessen mehrere Hunderte von Personen im letzten Zimmer noch warteten, ehe sie hineinkommen konnten. Auf der Treppe sah ich noch einmal den Fürsten Talleyrand, welcher langsam und mit Mühe dieselbe hinunterstieg, indem er sich auf den Arm eines jungen Mannes der Gesandtschaft stützte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Fädernesländets Historia. (Vaterländische Geschichte.) Im Auszuge für Anfänger, von Jakob Stelund. Erster Band. Heidnische und katholische Zeit. Pr. 24 Sk.

Bibliothek af Grekiska och Romerska Prosaiter. (Bibliothek Griechischer und Römischer Prosaiter.) Schwedische Uebersetzungen, in ähnlicher Weise herauskommend wie die Deutschen, welche bei Metzler in Stuttgart erscheinen.

Justitiæ Stats-Ministrens underdånige Berättelse. (Unterthäniger Bericht des Justiz-Ministers über die im J. 1830 vor den Gerichten verhandelten Kriminal- und Civil-Prozesse.) Nebst den dazu gehörenden Beilagen.

Veterinaire Pharmacopöe. — Von den Professoren der Veterinair-Schule zu Stockholm nach geschehener Begutachtung des Königlichen Gesundheits-Kollegiums herausgegeben. Pr. 24 Sk.

Afhandling om Harjagt. (Ueber die Hasenjagd.) Pr. 24 Sk.

Om nyttan af Islands- eller Hede-Laf wen. (Ueber den Nutzen der Isländischen oder Heide-Flechte, als eines vorzüglichen Nahrungsmittels in unfruchtbaren Jahren oder Hungersnöthen.)

Anwisning till Handgewärens Kännedom. (Anweisung zur Kenntniß des Gewehres.) Von Enander. Mit Abbildungen Pr. 2 Rdr. 16 Sk.

Instruktions-Punkter för Artilleriſter. (Instructionen für die Artillerie.) Vom General-Feldzeugmeister und Chef der Artillerie entworfen am 16. Nov. 1831.

England.

Journal of an expedition etc. (Tagebuch einer Reise zur Erforschung des Laufes und Ziels des Niger; mit Berichten über eine diesen Fluß abwärts unternommene Reise bis zu seinem Ziel.) Von Richard und John Lander. 3 Bände. London, 1832.

Der Niger ist Veranlassung und Schauplatz vieler unglücklicher Ereignisse gewesen. Ledyard starb auf dem Wege, ihn zu erforschen; den Major Houghton traf ein gleiches Schicksal; Mungo Park kam in seinen Fluthen ums Leben; von Hornemann, der im Jahre 1800 dahin abgeschickt wurde, hat man nie wieder etwas gehört; Reutzen soll von seinem Bedienten ermordet worden seyn; Major Laing fiel durch die Hand eines Mauriſchen Kaufmannes, den er als Führer gemiethet hatte; Nicholls starb auf der Reise; Clapperton, Pearce und Morrison büßten in Verfolgung dieses gefahrlichen geographischen Problems auf verschiedenen Punkten ihr Leben ein. Park verdanken wir die Entdeckung der Lage des Niger — den beiden Lander aber die unschätzbare Kenntniß der Thatsache, daß er seine Fluthen in den Meerbusen von Guinea ergießt. Der kühne Muth, die Geduld und Geistesgegenwart, welche diese jungen Leute bei ihrem gefahrvollen Unternehmen bewiesen, sind erhaben über alles Lob. Das Afrikanische Klima ist dem Europaischen Wanderer sehr ungünstig. Er fühlt sich immer unwohl, und seine physischen Leiden werden noch vergrößert durch die Plackereien, die auf jedem Schritte seiner harren.

Die Eifersucht der Eingebornen ist so groß, daß sie dem Entdecker jedes erdenkliche Hinderniß in den Weg werfen; und die beiden Lander, das Mißliche ihrer Lage sehr wohl fühlend, waren genöthigt, vorzugeben, der Zweck ihres Unternehmens sey, gewisse Papiere wieder zu erhalten, welche dem unglücklichen Park angehört hatten. Aber auch das schützte sie nicht vor unaufhörlichen Schwierigkeiten von Seiten der habsüchtigen Häuptlinge und ihrer kleinlich-intriganten Untergebenen.

Als sie, nach vielen Störungen, den Punkt ihrer Abreise, Badagry, verlassen hatten, wanderten sie nordwärts und wurden fast allenthalben, wo die Umstände sie nöthigten, anzuhalten, mißhandelt und ausgeplündert. Der erste und zweite Band umfassen hauptsächlich Details über solche Orte, die bereits durch Park und Clapperton bekannt geworden sind; der dritte Band enthält das Wissenswürdigste aus der stromabwärts unternommenen Wanderung bis zum Golf von Guinea. Wenige charakteristische Stellen aus dieser höchst merkwürdigen Reise mögen die Wißbegierde des Publikums nach dem ganzen Werke reizen.

Der König von Katnuga sandte eine Eskorte, die Reisenden zu empfangen und nach der Stadt zu bringen. Hier die Beschreibung des Führers dieser Schutzwache: „Er war eine gewaltige Figur, wundersam anzuschauen, und könnte wohl Romanenschreibern bei Schilderung des Hüters eines Zauberschlosses als Original dienen, wenn finstere grausame Blicke, fürchterliches Runzeln der Stirn und ein ganz eigenthümlicher Ausdruck von Wildheit in den Zügen nach der Natur zu malen sind. Denn die Statur dieses Menschen war riesenhaft, seine Augen groß, scharf, durchbohrend und in steter Bewegung; seine breite Nase kauerte gleichsam auf beiden Backen. Die ungeheuer dicken Lippen enthüllten eine schöne Reihe von Zähnen; der Bart war schwarz, dicht, zottig und reichte, den ganzen Untertheil des Gesichts bedeckend, bis über die Brust hinab; der berüchtigte Blaubart war nichts gegen ihn; und wer seine Gesichtsbildung ins Auge faßte, hätte fast glauben sollen, das Herz dieses Menschen beherberge die scheußlichsten Laster und Leidenschaften. Dessenungeachtet war der Mann so unschuldig und fügsam wie ein Lamm. Er trug als Kopfbedeckung ein Hütchen aus Binsen, einer umgekehrten irdenen Pfanne ähnlich. Seine Brust umhüllte ein grobes blaues Stück Tuch; an der linken Schulter hing ein großer Köcher mit Pfeilen, und in der rechten Hand hielt er den Bogen, gleich einer Lanze ihn schwingend; ein kurzes Paar weiter Beinkleider bedeckte die Oberschenkel, und lederne Stiefeln von phantastischem Zuschnitt die Füße und Beine. Seine Haut war von tiefster Schwärze, seine Stirn hoch; aber der entsetzliche Bart trug wohl zur Ungeschlachtheit seines Aeußeren, die uns anfangs Schrecken einjagte, das Meiste bei."

Erster Anblick des Niger. „Diesen Morgen besuchten wir den weltberühmten Niger oder Quorra, welcher bei der Stadt vorbeifließt, etwa eine Meile von unserem Aufenthalt, und fühlten uns bei seinem Anblick sehr getäuscht. Schwarze rauhe Felsen stiegen schroff aus des Stromes Mitte und verursachten starke Brandungen an dessen Oberfläche. Wenige Meilen oberhalb Busa soll der Fluß in drei Arme sich spalten, welche zwei fruchtbare Auen bilden. Von da fließt er, so sagt man, als ein ununterbrochener Strom bis Funda. Der Niger hat hier gegenwärtig höchstens die Breite eines Steinwurfs. Der Felsen, auf dem wir saßen, überschaut den Platz, wo Mungo Park und seine Gefährten ihr trauriges Schicksal traf."

Der Berg Kisa. „Als wir die Insel (unterhalb der Stadt Badschibo) verlassen und in schneller Fahrt stromabwärts noch einem anderen Eiland vorbeigekommen waren, fanden wir uns plötzlich einem hohen Felsen, der Berg Kisa genannt, gegenüber. Er bildet selbst eine kleine Insel und ist muthmaaßlich an 300 Fuß hoch. Er ist außerordentlich steil und sein Anblick von unbeschreiblicher Majestät. Seinen Fuß bekränzen ehrwürdige Bäume und andere Pflanzen von geringerer Pracht, die zum Theil auch aus dem nackten Gestein hervorstreben. Die Höhe des Berges Kisa, seine einsame Lage mitten im Strom und seine seltsame Gestalt haben ihn bei den Eingebornen zum Gegenstand großer Verehrung gemacht. Sie glauben, daß ein wohlwollender Genius ihn bewohnt, der seine milden Gaben rings umher verspendet. Besonders aber finde der ermüdete Wanderer hier eine Zuflucht vor dem Sturm und Ruhe von aller Beschwerden. Er wendet sich in einem Gebete an den Schutzgeist, worauf augenblicklich Erhörung folgt. Unsichtbare Hände reichen ihm die herrlichsten Speisen, und ist er genugsam erquickt, so steht es ihm frei, seine Reise fortzusetzen oder die Segnungen des Berges noch eine Zeit lang zu genießen."

Der Niger hat seinen Flußgott, eine sterbliche Gottheit, König des dunkeln Wassers genannt. Hier sein erstes Erscheinen: „Die Annäherung des Wasserkönigs verkündigte zuerst ein Boot, das nur fünf Mann vorwärts lenkten. Diesem folgte ein anderes Boot, von ungefähr 20 sehr schönen Jünglingen gerudert, die ihren Gesang, dem wir vorher schon gelauscht, fortsetzten. Ihre Musik war langsamer, übrigens der sehr ähnlich, die man in vielen Gegenden der Westküste hört. In diesem Boote befand sich der König des dunkeln Wassers. Als das Kanoe näher kam, staunten wir nicht bloß über seine außerordentliche Länge und Zierlichkeit, sondern auch über die ungewöhnliche Pracht und Kostbarkeit, die es zur Schau trug. In der Mitte war ein mannigfach verziertes Schirmsegel aus Matten aufgespannt, an dessen Vordertheil ein großes Stück Scharlach hing, bin und wieder mit Gold gestickt. Im Vordertheil des Schiffes befanden sich drei oder vier kleine Knaben von gleicher Größe, nett und sauber gekleidet; am Stern aber saßen Musiker von gefälligem Ansehen, aus einem Trompeter und mehreren Trommelschlägern bestehend. Sobald das Kanoe den Landungsplatz erreicht hatte, stieg der Wasserkönig, unter dem Schirmsegel hervorkommend, aus und ging im Gefolge der Musik und seiner Dienerschaft nach der Hütte, wo alle öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden, und wohin man auch uns in wenigen Minuten beschied. Bei unserem Eintritt saß das Oberhaupt der Insel mit den Aeltesten und Würdigsten zu beiden Seiten ihres hohen Gastes; ich und mein Bruder wurden, was wir als Auszeichnung zu betrachten hatten, angewiesen, uns ihnen gegenüberzustellen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen unterrichtete er uns mit vieler Würde von seinem Rang und Titel. Dann berührte er die Ursache seines Herkommens, dessen Zweck sey, uns Ehre zu erweisen, und wiederholte, was der Sohn des Königs schon vorhin erzählt. Hierauf beschenkte er uns mit einem Topf köstlichen Honigs, 2000 Kauris-Münzen und einer Menge Gura-Nüssen, die so hoch geschätzt werden, daß nur der Reiche und Mächtige sich dieselben verschaffen kann. Da nichts weiter zu sagen oder zu thun war, schüttelten wir Seiner schwarzen Majestät die Hände, bedankten uns für sein schönes Geschenk und kehrten nach unseren Booten zurück."

Fast romantisch ist der Ausgang eines gefahrlichen Abenteuers, das unsere Reisenden in der Gegend von Bocqua bestanden. Sie entdeckten auf ihrer Flußfahrt ein Dorf in dichten Gebüschen und stiegen in dieser Gegend aus, um sich etwas Ruhe zu gönnen, als plötzlich einer ihrer Leute ausrief: Krieg ist im Anzug! O weh, wir bekommen Krieg! „Wir fuhren," sagen sie, „erschrocken auf, sahen uns um und gewahrten eine große Schaar fast nackter Männer, die ganz regellos und mit wilder Geberde gegen unser kleines Lager anrannten. Sie waren verschiedentlich bewaffnet, mit Musketen, Bogen und Pfeilen, großen und kleinen Messern, Hackspeeren, Lanzen u. s. w. Als friedliche und keiner Schuld bewußte Menschen konnten wir diesen Anstalten mit Gemüthsruhe entgegensehen; da es aber unmöglich ist, vorauszuwissen, wohin solche Begegnung führen kann, erwarteten wir doch den Erfolg in peinlichster Stimmung. Unsere Leute waren sehr zerstreut; doch bemerkten wir, daß sie aus einiger Entfernung herbeieilten, und hatten sonach Zeit, uns zu sammeln. Indeß beschlossen wir, bei unserer geringen Zahl, dem Blutvergießen, wo möglich, zuvorzukommen. Die Eingebornen hatten unter der Zeit beinahe unseren Palmbaum erreicht. Kein Augenblick war zu verlieren. Wir baten unser Gefolge, mit geladenen Flinten und Pistolen in kurzer Distanz hinter uns zu folgen, und schärften ihnen mit Nachdruck ein, nicht eher zu feuern, bis die Gegner gefeuert hätten. Wir bemerkten, daß Einer der Wilden (ihr Häuptling) etwas vor seinen Begleitern herschritt. Da gingen mein Bruder und ich, nachdem wir unsere im Augenblick der Ueberraschung ergriffenen Pistolen an den Boden geworfen, sehr feierlich und ohne Wehr dem Häuptling entgegen. Indem wir uns näherten, machten wir mit den Armen alle möglichr Zeichen und Bewegungen, um ihn und seinen Trupp vom Schießen abzumahnen. Sein Köcher hing an seiner Seite, der Bogen war gespannt, und ein auf unsere Brust gerichteter Pfeil zitterte schon auf der Sehne, als wir noch wenige Schritte von dem Häuptling entfernt waren. Das war

ein höchst kritischer Augenblick — der nächste konnte unser letzter seyn. Eben wollte der Neger die Sehne anziehen: da stürzt ein Mann, der ihm zunächst stand, hervor und hemmt seinen Arm. In diesem Augenblick standen wir vor ihm und streckten unsere Hände aus. Alle zitterten wie Espenlaub. Der Hauptmann kniete nieder, sah uns scharf ins Gesicht — Feuer schien aus seinem rollenden Auge zu sprühen, — sein Leib kam in konvulsivische Zuckungen, und mit einem schüchternen, aber unbeschreiblichen Mienenspiel, in dem alle menschliche Leidenschaften sonderbar sich spiegelten, sein Haupt senkend, faßte er unsere dargebotenen Hände und brach in Thränen aus. Dies war ein Zeichen der Freundschaft — gutes Einverständniß war die Folge, und an Blutvergießen wurde nicht mehr gedacht. Alle bewaffnete Dorfbewohner hatten sich jetzt um ihren Führer versammelt und beobachteten ängstlich seine Geberden. Das Ergebniß entzückte sie; jedes Auge funkelte vor Freude; sie jauchzten auf, steckten ihre blutlosen Pfeile wieder in die Köcher, rannten umher wie von bösen Geistern besessen, spannten ihre Bogensehnen ab, feuerten ihre Musketen in die Luft, schüttelten die Speere, tanzten, machten die lächerlichsten Gesticulationen, lachten, schrieen und sangen — Alles in rascher Aufeinanderfolge. Nie hat man eine tollere Scene gesehen. Als die rasende Freude ausgetobt hatte, beschenkten wir jeden Krieger mit einer Anzahl Nadeln, ein ferneres Zeichen unserer freundschaftlichen Absichten. Der Chef selbst ließ sich zwischen uns Beiden auf dem Rasen nieder, während die Kriegsleute, zur Rechten und Linken gruppirt, auf ihre Waffen sich lehnten."

Bibliographie.

History of Godmanchester. (Geschichte von Godmanchester.) Von Fox. Pr. 21 Sh.

Hebrew grammar. (Hebräische Sprachlehre.) Von Hinck. Pr. 7 Sh.

Treatise on languages. (Abhandlung über die Sprachen.) Von Jenour. Pr. 3½ Sh.

Examples on the differential calculus. (Beispiel über den Differential-Kalkül.) Von Hind.

The pedestrian. (Der Fußgeher.) Von Latrobe. Pr. 12 Sh.

Gleanings in natural history. (Aehrenlesen auf dem Felde der Naturgeschichte.) Von Jesse. Pr. 10½ Sh.

On the use and abuse of political terms. (Ueber den Gebrauch und Mißbrauch politischer Benennungen.) Von Lewis. Pr. 9 Sh.

Life of Tillotson. (Leben des Erzbischofs Tillotson.) Von Livesey. Pr. 2½ Sh.

Analysis of the parts of speech. (Analysis der Redetheile.) Von Lyon. Pr. 3 Sh.

Frankreich.

Ludwig XI.

Casimir Delavigne hat seiner Tragödie „Ludwig XI." *) als eine Art von Vorrede ein Fragment aus dem Briefe eines berühmten Französischen Rechtsgelehrten, Etienne Pasquier, beigefügt, worin dieser, dessen Blüthezeit in die Regierung Heinrichs III. von Frankreich und in das Ende des 16ten Jahrhunderts fällt, von Ludwig XI. folgende Charakterschilderung giebt:

„Ich finde in diesem Monarchen ein unruhiges und wandelbares Gemüth, verschmitzt und heuchlerisch, aber flüchtig und ihn zu Fehlern verleitend, aus denen er sich nur mit Geldeswerth wieder herauszuwickeln vermochte. Er war ein Fürst, der sich darauf verstand, seine Feinde zu belustigen und so ihren Unwillen und ihre Pläne zu entkräften. Er war ungeduldig, ehrgeizig und machte Recht und Gerechtigkeit zum Gespött, wenn sein Vortheil es erheischte; und um zu seinem Ziel zu gelangen, schonte er weder das Blut noch den Geldbeutel seiner Unterthanen. Dazu gab er sich den Schein eines überaus religiösen und frommen Mannes, bisweilen, um seine Entwürfe zu befördern, manchmal aber aus seltsamem Aberglauben; denn wenn er eine Pilgerfahrt vollbracht hatte, glaubte er sich zu Allem berechtigt. Kurz, er wollte einen eigenen Willen haben; ohne zu wissen, warum, wählte oder entfernte er seine Beamten, wie ihm die Lust ankam; und eben so setzte er sich zuweilen sonderbare Albernheiten in den Kopf, worin er keinen Widerspruch duldete. Bei einem solchen Gemisch von Gutem und Bösem in einer und derselben Person kann es nicht Wunder nehmen, daß Einige ihn über die Gebühr erhoben, Andere eben so sehr getadelt haben. Dies wäre in wenigen Worten dasjenige, was ich in Bezug auf seine Handlungen zu sagen hätte. Zu allerletzt aber betrachte man das Gericht Gottes, der ihn auf wunderbare Weise züchtigte. Denn so wie er fünf Jahre vor seiner Thronbesteigung den König seinen Vater betrübt hatte, indem er sich aus seinem Angesicht entfernte und zu dem Herzog von Burgund begab, der mit Frankreich im Zwiespalt war, so ward er in seinem hohen Alter wieder betrübt, nicht sowohl durch seinen Sohn, als durch sich selbst, doch war sein Sohn, der bei seiner Jugend nicht fähig war, etwas gegen das Ansehen seines Vaters zu unternehmen, die unmittelbare Veranlassung dazu. Ludwigs Mißtrauen gegen sein eigenes Fleisch und Blut ging nämlich so weit, daß er seinen Sohn, um ihm jede Möglichkeit zu einem Anschlag gegen ihn zu benehmen, in seiner Kindheit nicht in den edlen Uebungen des Geistes unterrichten ließ und ihn in das Schloß Amboise einkerkerte, damit er so wenig als möglich von seinen Hofleuten gesehen würde."

*) Vergl. Nr. 23 des Magazins.

„Ueberdies hatte er sein Volk durch außerordentliche Auflagen, Hülfsgelder und Subsidien übermäßig bedrückt; und seine Fürsten und Edlen hielt er in beständiger Besorgniß um ihr Leben, wie einen Vogel auf dem Zweige; denn keiner konnte sich sicher fühlen, da er es mit einem so veränderlichen Fürsten zu thun hatte. So kam es denn, daß er gegen das Ende seines Lebens gegen alle seine vornehmsten Unterthanen mißtrauisch wurde; und nichts peinigte ihn so sehr, als die Furcht vor dem Tode, so daß er in den Kirchen gewiß mehr Gebete für die Erhaltung seines Lebens als für das Heil seiner Seele verrichtet hat. Aus dieser Geschichte erbeute ich einen Fund von gesunder Lebensweisheit. Ich weiß, die Geschichtschreiber sagen immer, sie seyen verpflichtet, die Fürsten mit Strenge zu richten; aber ich sage mehr als dies und erkläre, daß die bösen Fürsten sich selbst richten. Gott schlägt sie mit den murrenden Vorwürfen, die als die strafenden Diener des Gewissens ihrer Brust entsteigen. Dieser König, der so viele Menschen durch die Hand seines Henkers Tristan in den Tod gesandt hatte, wurde sein eigener Henker und starb tausend Tode, ehe er, argwöhnisch gegen alle Welt, seine Seele aushauchte. Dies ist die Lehre, die ich den Mächtigen ins Herz schreiben möchte, auf daß sie lernen, sich zu demüthigen und in ihren Handlungen Maaß zu halten. Commines mag das Leben dieses Fürsten benutzen, um zu zeigen, mit welcher Geschicklichkeit derselbe seiner Feinde Herr wurde; aber die Nutzanwendung, welche ich daraus ziehen will, ist die Hinweisung darauf, daß Gott weiß, wie er der Könige Herr wird, wenn er sie zu züchtigen gedenkt."

Bibliographie.

L'église considérée dans ses rapports avec la liberté et les progrès de la civilisation. (Die Kirche in ihren Beziehungen zur Freiheit und zu den Fortschritten der Civilisation.) Eine gegen die St. Simonianer und gegen Hrn. Guizots Lehren gerichtete Schrift. Vom Abbé Jacques. Lyon.

Histoire du conflit des deux puissances temporelle et spirituelle. (Geschichte des Kampfes zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht.) Seit der Regierung Konstantins des Großen bis auf unsere Zeit. Von F. P***.

Du divorce. (Von der Ehescheidung.) Von Hennequin. Pr. 3 Fr.

De l'esclavage aux colonies françaises. (Von der Sklaverei in den Französischen Kolonieen und besonders in Guadeloupe.) Von X. Tanc. Pr. 1½ Fr.

Essai sur l'éducation populaire. (Versuch über Volks-Erziehung.) Von E. M. Gedefroy. Pr. 2 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ein Bild von Macao. Empfehlt keinem eurer schwächlichen Freunde eine Reise nach China. Dort gebricht es so ganz an aller Indischen Bequemlichkeit und Erquickung, daß die Unbehaglichkeiten des Klima's den Annehmlichkeiten desselben ein starkes Gegengewicht halten. Letztere sind bloß negativer, erstere positiver Natur. Eine von den merkwürdigsten Varietäten der Gattung Mensch ist eine Klasse Engländer, die man aus Höflichkeit Kaufleute nennt, die aber in ungeschminkter Rede Opium-Schmuggler heißen. Die Individuen dieser Klasse werden grundreich, indem sie die Gesetze eines fremden Landes verletzen, kehren dann heim und schmieden Gesetze für ihr eigenes Land. Ihre Schiffe ankern bei einem der Eilande Lin-tin; sie stellen das kriegerische und kaufmännische Element in engster Verknüpfung dar. Hier ein gewaltiges Hauptbuch, dort eine große Muskete; in einem Winkel der letzte Preis-Courant, im Stiele eines großen Messers steckend; im anderen aufgethürmte Kisten, mit guten Spanischen Dollars gefüllt. Alles verkündigt den durchtriebenen Handelsmann, bereit, auf friedlichem Wege mit dir zu verkehren, oder, im Fall der Noth, seinen unrechtmäßigen Gewinn gegen die Obrigkeit desselben Landes zu vertheidigen, das die Quelle seines Wohlstandes ist. Dessenungeachtet sind dies „sehr ehrenwerthe Männer" und in Privat-Gesellschaft sehr respektabel und respektirt! Die Herren von der Falterei der Compagnie bilden die Englische Aristokratie von China. Eine Hälfte des Jahres beschäftigen sie sich mit Abwiegen des Thee's, und die andere Hälfte zählen sie ihre Finger oder amüsiren sich auf irgend eine andere selbst gewählte, aber auch nur sie selbst unterhaltende Weise.

(Oriental observer.)

— Gastfreundschaft der Chinesen bei Whampoa. Zwei Offiziere eines der Compagnie gehörigen Schiffes ergingen sich am Abend des 10ten Oktobers (1831) auf Danes-Eiland und gelangten im Verlaufe ihres Spazierganges nach einem hübschen großen Dorfe, das dem Ankerplatz des Schiffes beigabe gegenüber lag. Dies Dorf betraten sie, ohne auf eine Schwierigkeit von Seiten der Eingebornen zu stoßen. Als sie schon einen bedeutenden Weg um das Dorf gemacht hatten, denn sie berührten es eigentlich bloß, gaben die Chinesen plötzlich ungemeine Wanglaut zu erkennen. Die Offiziere, dies bemerkend, waren im Begriff, wieder umzukehren, als die Chinesen, in der Voraussetzung, sie schlügen den Rückweg aus Furcht ein, auf die feigste Weise hinter ihnen her jagten und sie, mit Karsten, Speeren und Bambusstöcken bewaffnet, etwa eine Viertelmeile weit verfolgten. Außerdem stahlen sie einen Hund, der die Spaziergänger begleitete. Diese wurden sehr übel zugerichtet; bis man ihnen endlich Boote mit bewaffneter Mannschaft zu Hülfe schickte, in deren Begleitung sie nach dem Dorfe zurückkehrten, und nachdem sie drei oder vier Bauern, die zu den rohesten gehörten, aufgegriffen und weidlich durchgeprügelt hatten, gingen sie wieder an Bord.

(Canton-Register.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Mittwoch den 2. Mai 1832.

Rußland.

Ein Schreiben Jean Paul's an den Kaiser Alexander.

Ein kürzlich in St. Petersburg in Russischer Sprache erschienenes und vom dortigen Publikum mit vielem Beifall aufgenommenes Werk: „Denkwürdigkeiten der Jahre 1814 und 15, vom ehemaligen Flügel-Adjutanten des Kaisers Alexander, nunmehrigen General-Major Alexander Michailowski-Danilewski," enthält unter mehreren anderen interessanten Beilagen auch (in Deutscher Sprache) das nachstehende Schreiben, welches Jean Paul im Jahr 1815 an den Kaiser von Rußland gerichtet hat:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. Kaiserliche Majestät der Schiedsrichter Europa's sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein."

„Ueber fünf und zwanzig Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger Deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahre 1808, eine jährliche Pension von tausend Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper bloß von seinem Geiste lebte. Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom General-Gouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung."

„Werden die hohen Verbündeten, welche für Deutsche Freiheit und Deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die Fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurücknehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für Europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Daveuft bloßstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexanders, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europa's gesetzt. Ich wende mich hier an seinen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat; als das größte, gränzenlose, das der Wissenschaften, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will. Möge der Herrscher, dessen Scepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welchen Er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Majestät lange die einzige dauerhafte Universal-Monarchie, die der Liebe, nachdem sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen, und erst spät die Trauer um Sie.

Jean Paul Friedrich Richter."

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Ueber die steigende Zunahme der Kräfte Frankreichs, während der Friedenszeit des J. 1814. Vom Baron Ch. Dupin. Aus dem Französischen übersetzt. Moskau.

Leben Sr. Kaiserl. Hoheit des Cäsarewitsch und Großfürsten Konstantin Pawlowitsch. Eine vollständige und getreue Schilderung seiner Thaten, seit dem J. 1799 bis zu seinem Tode. Mit dem Bildnisse Konstantins. 2 Bände. Pr. 5 R.

Vergleichende Grammatik der Russischen, Französischen und Deutschen Sprache. Vom Major Th. W. Wolodimirow-Smorodinow.

Erzählungen des verstorbenen Iwan Petrowitsch Bielkin, herausgegeben von A. P. Pr. 5 R.

Entwurf einer Lehre des Forstwesens. Von dem Oberförster Peter Perelügin. 2 Bde. Pr. 12 R.

Auserlesene Briefe des Jacopo Ortis. Aus dem Italiänischen des Ugo Foscolo übersetzt. Moskau.

Morgenländische Literatur.

Werke des Chinesischen Weisen Khung-Fu-Dsü und seiner Schüler. Zum ersten Male aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen. Von Dr. Wilhelm Schott, Privatdocenten zu Halle. Zweiter Theil. Berlin, bei C. H. Jonas. 1832.

Die beiden Theile des vorliegenden Werks umfassen eine für sich abgeschlossene Abtheilung der Werke des Khung-Fu-Dsü, (Konfucius) nämlich eine vollständige Uebersetzung des Lün-Yü, welches einzelne Weisheitssprüche und philosophische Unterredungen des Weisen mit seinen Schülern enthält. Herr Dr. Schott hat der Deutschen Uebertragung eine Lateinische der Wortfügung der Ursprache genau entsprechende Uebersetzung und die nöthigen Erklärungen des Sinnes und der geschichtlichen Bezüge und Anspielungen aus den Chinesischen Scholiasten beigefügt. Denn die Sprüche des Khung-Fu-Dsü sind von der bedingenden Lokalität und Gelegenheit, die ihnen das Entstehen gab, nicht losgetrennt, und wir werden dadurch auf die geschichtliche Gestalt des Lehrers und auf die politischen Verhältnisse, unter denen er lebte, hingewiesen. Khung-Fu-Dsü (geb. 551 v. Chr. Geb.) lebte in einer Zeit der Zerrüttung und der Auflösung aller gesellschaftlichen und moralischen Bande. Der Kaiser von China war durch allzu freigebige Austheilung von Lehen zum Schattenkaiser herabgesunken und das Reich in viele kleine Lehenreiche zersplittert, die sich durch heimliche Eifersucht und offene Feindschaft gegenseitig aufrieben; die Fürsten vernachlässigten das Wohl der Völker, die Völker empörten sich gegen die Fürsten, schlechte Minister verwalteten die Reiche, die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern, die Grundlage des Chinesischen Staatslebens, war geschwächt, und das Studium der heiligen Bücher, welche die Regeln eines der Vernunft angemessenen Wandels enthalten, lag vollends danieder. Diesen Uebeln zu steuern und den Staat gleichsam von neuem auf den Grundlagen der Moral umzubauen, trat Khung-Fu-Dsü auf. Er war von dem Geist der heiligen Schriften erfüllt, die er theilweise sammelte und auslegte, weil in ihnen der Schatz der Weisheit enthalten sey. Als er, um seine Grundsätze der Moral zu verwirklichen, in seinem Vaterlande, dem Königreiche Lu, ein hohes Staatsamt annahm, gelang es ihm, in wenigen Monaten Ordnung und Ruhe herzustellen; aber die Eifersucht eines Nachbarkönigs zwang ihn, sein Amt niederzulegen. Gleichwohl konnte er es nicht über sich gewinnen, ohne Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zu leben; aber dem unmittelbaren, doch schwankenden Einflusse, den er bisher als Staatsbeamter ausgeübt hatte, zog er den sicher und nachhaltig wirkenden als Lehrer vor. Er reiste von nun an in den Chinesischen Ländern umher, sammelte eine große Menge von Schülern um sich, die er zu künftigen Weltweisen, zu Lehrern des Volkes, zu Staatsdienern und Schriftstellern ausbildete, und wurde auf diese Weise der Reformator seines Volks. Der Lün-Yü, dessen zweiter Theil uns eben in der Deutschen Uebersetzung vorliegt, enthält die gesammelten Aussprüche des Weisen. Es sind seine Antworten auf Fragen der Schüler, Zurechtweisungen über Staatseinrichtungen, Gebräuche und Studien, freimüthige Urtheile über Begebenheiten oder auch über einzelne Menschen; ja selbst die Könige werden von dem Mund der Weisheit nicht verschont. Der Hauptinhalt dieser Moralsprüche ist das Anpreisen der Selbstüberwindung und der Vernunft, welche als die Mittelstraße zwischen den Verirrungen des Lasters dargestellt wird; es ist jener uralte Ruf der Weisheit und Mäßigung, der von jeher die Bedingung aller Gesittung gewesen ist und zu derselben Zeit, als Khung-Fu-Dsü die entfesselten Leidenschaften seiner Zeitgenossen zu zügeln strebte, aus dem Munde des weisen Solon ertönte. Wir geben einige Proben aus dem vorliegenden Buche, das, von dem angegebenen Standpunkte betrachtet, wohl eine allgemeinere Theilnahme in Anspruch nehmen darf.

„Szü-ma-nien sagte trauernd: Fast jeder Mensch hat Brüder; ich allein soll derselben entbehren! Dsü-hia sprach zu ihm, ich habe unseren Lehrer sagen hören: Leben und Tod hängen vom Schicksal ab; Reichthum und Ehren sind eine Gabe des Himmels. Der Weise beobachtet sich selbst ohne Unterlaß. Er ist ehrerbietig gegen Andere, doch mit Mäßigung, und alle Menschen sind ihm Brüder. Warum sollte er demnach sich grämen, wenn er keinen leiblichen Bruder hat?"

„Es sagte Jemand zu Khung-dsü (Konfucius): Was hältst du von dem Grundsatze, Feindschaft mit Wohlthaten zu vergelten? Khung-dsü sprach: Womit willst du denn Wohlthaten vergelten? Mit parteileser Gerechtigkeit vergilt dem Feinde, mit Wohlthaten dem Wohlthäter."

„Khung-dsü sagte: Wer nicht seine Gedanken in die Ferne trägt, hat den Gram in der Nähe."

„Khung-dsü sagte: Es ist vorbei! Ich habe noch Keinen gesehen, der die Tugend so liebte, wie eine schöne Gestalt."

„Der wahre Weise macht die Uebereinstimmung der Dinge zu ihrer Grundlage. Er übt sie mit gemäßigtem Anstand, er äußert sie mit Demuth, er bringt sie mit Treue zur Vollkommenheit."

„Den Weisen betrübt es nur, wenn er nichts auszurichten vermag, nicht, wenn er den Menschen unbekannt ist.“

„Den Weisen betrübt es, wenn sein Leben dahinschwindet, ohne daß sein Name in das rechte Licht tritt.“

„Der Weise verlangt Rechenschaft von sich selbst, der gemeine Mensch von Anderen.“

„Der Weise ist streng, aber nicht zurückstoßend. Er ist gesellig, doch ohne sich mit den Leuten gemein zu machen.“

„Der Weise befördert Keinen um seiner Worte und verwirft keines Menschen Wort um des Menschen willen.“

„Dsü-kung fragte: Giebt es wohl ein Wort, demgemäß wir bis zum Tode handeln können? Khung-dsü sagte: Ja, dieses Wort ist: Was du selbst nicht willst, das thue nicht Anderen.“

„Khung-dsü sagte: Ich habe nicht Lust zu reden. Dsü-kung entgegnete: Wenn du nicht mehr redest, wonach sollen wir Schüler uns richten? Khung-dsü antwortete: Wie redet der Himmel? Die vier Jahreszeiten vollenden ihren Lauf, und alle Wesen erstehen zum Leben. Wie redet der Himmel?“

„Dsü-dschang fragte den Khung-dsü: was man bei der Uebernahme eines obrigkeitlichen Amts vorzüglich zu beobachten habe? Sein Lehrer sprach: Man muß fünf gute Eigenschaften ausbilden und fünf böse vermeiden. Wie heißen die fünf guten? Khung-dsü sprach: Der Fürst sey wohlthätig ohne Verschwendung; er belaste zwar seine Unterthanen, doch so, daß er sich nicht ihren Haß zuziehe. Er sey begierig, ohne Habsucht, hochgesinnt, aber nicht hochmüthig, ernst, aber nicht abstoßend. Was bedeutet wohlthätig ohne Verschwendung? Khung-dsü sagte: Er strebe nur nach Dingen, die dem Volke von wahrem Nutzen sind. Er belaste ferner nur diejenigen, die geschickt sind, Lasten zu tragen. Wer wird ihn dann hassen? Er sey nach Menschlichkeit begierig. Wie kann ihn dann der Vorwurf der Habsucht treffen? Er bekümmre sich nicht um die Zahl seiner Unterthanen, sehe nicht auf geringe oder niedrige Abkunft und schätze Niemanden zu gering, dann ist er hochgesinnt, doch ohne Hochmuth. Er kleide sich mit edlem Anstand und lege Würde in seine Mienen, dann ist er ernst und nicht abstoßend.“

„Dsü-dschang fragte: Wie heißen die vier schlimmen Eigenschaften? Khung-dsü antwortete: Ein Volk nicht über seine Pflichten belehren und doch harte Strafen verhängen. Dies ist Grausamkeit. Eine Sache nicht anbefehlen und doch auf ihre Ausführung dringen. Dies ist gewaltsame Uebereilung. Eine Sache nachlässig verordnen und plötzlich die bestimmte Frist abkürzen. Dies heißt, seinem Volke großen Schaden thun. Bei einer Schenkung seine Habsucht zeigen, das heißt, einem niedrigen Amte vorstehen.“

Wenn die angeführten Sprüche allgemein gültige Regeln der Weisheit und Lebensklugheit enthalten, so fehlt es auch nicht an solchen, die auf den Gewohnheiten jener moralischen Etikette beruhen, welche seit Jahrtausenden nicht allein das Chinesische Volk, sondern auch die barbarischen Eroberer des Reichs unterjocht hat. Z. B.:

„Als der blinde Musiklehrer Mian, den Khung-dsü besuchend, sich dessen Treppe näherte, sprach Khung-dsü: Hier ist die Treppe! Als er auf den Teppich zuschritt, sagte Khung-dsü: Hier ist der Teppich! Als sie sich niedersetzten, sprach Khung-dsü: Dieser sitzt hier, jener da! Nach Mians Entfernung fragte Dsü-dschang: Hat man auch darüber ein Gesetz, wie mit solchen Leuten zu sprechen sey? Khung-dsü sagte: Allerdings. Es besteht ein altes Gesetz über die Hülfleistung, die wir blinden Lehrern schuldig sind.“

„Ki dsü-dsching sagte: Es ist genug, daß der Weise Reinheit des Herzens besitze. Was sollen die Gebräuche? Dsü-kung sprach: Wie beklage ich diese deine Aeußerung in Beziehung auf den Weisen! Vier Pferde können sie nicht wieder zurück auf deine Zunge bringen. Reinheit des Herzens kann so wenig ohne Gebräuche bestehen, als diese ohne jene. Das von Haaren entblößte Fell eines Tigers oder Parders hat nicht mehr Werth als das eines Hundes oder Schafes.“

Wer nur einigermaßen die Schwierigkeiten zu ermessen im Stande ist, die mit einer Uebersetzung aus dem Chinesischen verbunden sind, der wird Hrn. Dr. Schott seine Bewunderung für den Scharfsinn und die Ausdauer nicht versagen können, die er auf seine von so geringen Hülfsmitteln unterstützte Arbeit verwendet hat. Die Dunkelheit einer unbehülflichen Zeichenschrift und die eigenthümliche Gedrungenheit der Chinesischen Büchersprache, die wir Andere zum Theil aus der wörtlichen Lateinischen Versionen beurtheilen können, verwandelt eine unmittelbare Uebersetzung aus dem Chinesischen Originale in die Entzifferung eines fortlaufenden Räthsels, dessen Schwierigkeit für den Europäer nicht allein durch die Fremdheit der Wortfügung, sondern auch des Ideenganges und der Anschauungsweise beträchtlich erhöht wird. Möge Hrn. Dr. Schott Gelegenheit gegeben werden, auf der ruhmvoll betretenen Bahn fortzuschreiten. Ein Theil der Chinesischen Büchersammlung, die Herr Professor Neumann aus Canton mitgebracht hat, ist von der hiesigen Königl. Bibliothek angekauft worden, und Herr Dr. Schott hat, wie er in der Vorrede des vorliegenden Werkes erzählt, einen Katalog davon angefertigt. Es befinden sich darunter, wie verlautet, höchst bedeutende geschichtliche, geographische und naturhistorische Werke. Abweichend von allen übrigen Literaturen des Orients ist die Chinesische von einem Geist encyklopädischer Nüchternheit und wissenschaftlicher Ordnung durchdrungen, der bei jeder Nachforschung in diesen noch von keinem Europäer gelesenen Büchern neue Aufschlüsse und Entdeckungen über jenes merkwürdige Volk verspricht, das sich von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag der geschichtlichen Entwickelung hartnäckig entzogen hat. Wer möchte läugnen, daß Alles, was zur Auflösung dieses großen Problems beitragen kann, von der höchsten Wichtigkeit für die Geschichte der Menschheit ist, ja daß eine genaue Kenntniß von dem inneren Zustande des Chinesischen Reiches in jetziger Zeit, wo der alte Koloß von zweien Seiten durch Europäischen Einfluß belagert wird, von einer nicht zu berechnenden unmittelbaren Bedeutung werden kann? Wir glauben daher einem allgemeinen Bedürfniß zuvorzukommen, wenn wir den Wunsch aussprechen, es möge Hrn. Dr. Schott vergönnt seyn, die Schätze der hiesigen Königl. Bibliothek auszubeuten und die Kenntniß der Chinesischen Sprache mehr und mehr zu fördern. Denn nur eine verallgemeinerte Verbreitung dieser Kenntniß kann zur Ehre und zum Vortheil der Wissenschaft das dunkle Gewebe von Intriguen beleuchten, welches von den wenigen Europäischen Sinologen, die bisher die Chinesische Literatur monopolisirt haben, im Stillen gesponnen worden ist. So sehr auch solche Kunstgriffe wissenschaftlicher Männer unwürdig sind, so werden sie doch in jedem Kreise des Lebens und der Wissenschaft fortwuchern, wohin die Kontrolle der öffentlichen Meinung nicht reicht. 5.

Bibliographie.

Plantae asiaticae rariores. (Die seltneren Asiatischen Pflanzen.) Von Dr. Wallich. 5te und 6te Lfg. London.

Birds from the Himalaya mountains. (Vögel des Himalaya-Gebirges.) Zum ersten Male abgebildet. Von John Gould. London.

Illustrations of indian zoologie. (Darstellungen der Indischen Zoologie.) Aus der Sammlung des General-Major Hardwicke. London.

A narrative of a visit to the court of Sinds. (Bericht über einen Besuch am Hofe der Sinds in Hyderabad.) Nebst einem Abriffe der Geschichte von Cutch ꝛc. Von J Burnes. Edinburg.

The life of Hafiz Rehmut Khan. (Das Leben des Hafiz Rehmut Khan.) Geschrieben von seinem Sohne. Aus dem Persischen übersetzt in einem Auszuge von Ch. Elliott. London.

Letters from British settlers. (Briefe Britischer Ansiedler aus dem Innern Indiens.) Ueber den Zustand der Einwohner unter der Regierung der Ostindischen Compagnie. Mit Anmerkungen von John Crawfurd. London.

Schweden.

Twenne Presentationsdagar wid Engelska Hofwet. (Zwei Vorstellungstage am Englischen Hofe, im Jahre 1831.) Aus dem Tagebuche eines reisenden Schweden.

(Schluß.)

Am folgenden Tage zwischen 2 und 3 Uhr saßen wir im Wagen, um uns nach dem drawing-room (Audienz-Zimmer) der Königin zu begeben. Lange Reihen von glänzenden Equipagen, aber mitunter auch recht dürftige, füllten Pall-mall und St. James-Street bis nach Piccadilly-Street und warteten, bis die Reihe an sie kam, um am Palais vorfahren zu können. Glücklicherweise brauchten wir diese Wagenburg nicht zu durchbrechen, sondern die Gerechtsame der Diplomaten benutzend, nahmen wir unseren Weg durch den St. James-Park. Oben im Palais angelangt, waren die beiden vorderen Zimmer, im eigentlichen Sinne des Wortes, von Herren und Damen in glänzender Parüre vollgepfropft. Die Präsentation hatte schon angefangen. Nicht ohne Schwierigkeit arbeitete man sich weiter durch die vorwärts strebende Menge, und mit Mühe gelangte man nach dem Thronsaal.

Der König stand auf demselben Platze, wie gestern, auch seine Umgebung war dieselbe. Er trug nun die Generals-Uniform, und an der Stelle des großen blauen Bandes, welches dem Hosenband-Orden angehört, hatte er gleich den übrigen Hosenband-Ordensrittern die Ordens-Kette um, welche auf beiden Schultern mit breiten weißen Bandrosen befestigt war; bei einigen Herren waren dieselben so groß, daß man sie mit Cherubim-Flügeln hätte vergleichen können; hauptsächlich fiel dies bei dem Herzog von Suffex auf, dem es bei der Stärke und dem Umfang seiner Figur sogar ein komisches Ansehen zu geben schien. Am oberen Ende des Saales, dicht vor dem Throne, stand die Königin, umgeben von den Prinzessinnen und den Damen des Hofes, in reicher Kleidung, mit vielen Edelsteinen geschmückt. Die Königin sowohl als, wie ich glaube, die meisten der übrigen Damen waren weiß gekleidet und trugen weiße Straußfedern auf dem Kopfe. Was mir besonders auffiel, waren die enormen Schleppen, welche nicht im Zusammenhange mit dem Kleide von der Taille an herunterhingen und gewöhnlich von anderem Zeuge und anderer Farbe als dieses selbst waren. Einige waren von weißem, andere von rothem oder grünem Seidenzeug oder Sammet mit Gold und Silber gestickt. Die Damen trugen sie gewöhnlich auf dem Arm und ließen sie niederfallen, wenn sie vor den Königlichen Herrschaften vorbeigingen.

Die Königin kann nicht schön genannt werden; nur von ihren Augen könnte man dies sagen; ihre Gesichtsfarbe ist bleich und kränklich, der Ausdruck desselben kalt, doch ohne Stolz und Vornehmheit: von Charakter soll sie ungemein gut, liebenswürdig und häuslich seyn. Neben ihr stand die Herzogin von Kent mit ihrer Tochter, der Prinzessin Victoria, der muthmaaßlichen Thron-Erbin Englands nach dem Tode des gegenwärtigen Königs. Für ihr Alter (sie ist im J. 1819 geboren) hat die Prinzessin Victoria nur einen kleinen Wuchs, aber ihr Gesicht ist schon so ausgebildet, als wenn es das eines 17- oder 18jährigen Mädchens wäre, und deutet auch bereits einen gewissen Grad von Charakter-Festigkeit an. Sie kann nicht eigentlich schön genannt werden; auch ist sie sehr kurzsichtig, und zwar so sehr, daß man diesen Uebelstand ihr leicht ansieht. Ihr Anzug war ohne auffallende Pracht und das Haar ohne Zierrathen. Die Erziehung soll ungekünstelt und ohne großes Ceremoniell stattfinden. Als eines

Tages, so erzählt man in London, die Frau eines fremden Gesandten der Herzogin von Kent einen Besuch abstattete und die junge Prinzessin später ins Zimmer trat, wollte die fremde Dame aufstehen, um sie zu begrüßen, aber die Mutter der jungen Fürstin hinderte sie daran, indem sie sagte: „Sitzen Sie still, meine Gnädige, sie ist nur noch ein Kind;" und indem sie sich an die Prinzessin wandte, „komm näher, liebes Kind, und grüße." Ein solcher Zug, so gleichgültig er auch zu seyn scheint, ist doch nicht ganz bedeutungslos. Die beiden jungen Prinzen von Cumberland und Cambridge standen heut in der Nähe der Königin und schienen ganz ungezwungen und munter zu seyn. Auch ihre Erziehung ist ungekünstelt, und sie können ungenirt mit Knaben gleichen Alters aus den gebildeteren Familien umgehen. Die Söhne unseres Gesandten waren oftmals als Spielkameraden zu ihnen gebeten, und mitunter kamen die Prinzen auch zu ihnen. Es hieß damals, daß der Prinz von Cambridge bestimmt sey, sich mit der Prinzessin von Victoria zu vermählen.

Die Präsentation der Herren geschah wieder in der früher beschriebenen Weise. Die Damen dagegen, welche dem Könige noch nicht vorgestellt waren, und deren fanden sich sehr viele, waren dem Gebrauch unterworfen, von Sr. Majestät auf beiden Wangen zur Bewillkommnung geküßt zu werden. Manche der jungen Damen machten aus Schüchternheit ihre Verbeugung in einiger Entfernung; aber der galante König, welcher, beiläufig gesagt, sehr gnädig und huldvoll aussah, unterließ nicht, sie mit vieler Freundlichkeit näher treten zu lassen, und der Wangen zarte Rosen mußten sich der Hofsitte fügen; ob der Mund nicht durch Zufall auch zuweilen in Contribution gesetzt worden ist, wage ich nicht zu behaupten. Obgleich diese Ceremonie gewiß nicht des Reizes ermangelte, so mußte sie doch durch die Dauer von mehreren Stunden für einen älteren Mann zu einer wirklichen tour de fatigue werden, und ungeachtet aller Galanterie für das schöne Geschlecht, mußte abwechselnd ein Stuhl hingestellt werden, worauf der König sich zuweilen niederließ. Es war ein unschätzbarer Vortheil für einen Fremden, unter dem besonderen Schutz des privilège d'entrée seines Gesandten, während der ganzen Präsentation im Thronsaal verbleiben zu können, indem man sich der Kolonne der hierzu berechtigten, die sich daselbst formirt hatte, anschloß. Hierdurch kam man im eigentlichen Sinne des Wortes in Berührung mit einer Menge der ausgezeichnetsten Personen, und zugleich hatte man die beste Uebersicht, sowohl über die im Zimmer Anwesenden, als auch über die, welche, ohne sich weiter aufhalten zu dürfen, vorbeidefilirten. Hier überschaute man mit einem Blick auf einem ziemlich engen Raum Alles, was England Großes, Mächtiges, Schönes und Reiches besitzt; man konnte dies wirklich Roma in nuce nennen.

Der Total-Eindruck war indessen nicht so, wie man ihn hätte erwarten können; denn erstlich ist das Lokal für eine so zahlreiche Versammlung zu klein und ziemlich dunkel, vorzüglich bei einem neblichten Tage (an denen es in London nicht fehlt), und zweitens ist eine reiche Erleuchtung durchaus nöthig, um die Pracht bei einem Hoffeste zu erhöhen. Dadurch bekommt erst Alles einen größeren Glanz, die Brillanten leuchten dann gleich Sternen am dunklen Himmel, und die Schönheit, gleichsam vom magischen Lichtglanze umflossen, ist unendlich bezaubernder und reizender. Alle Formen erscheinen jugendlicher, und die Täuschung des Lichtscheines geht so weit, daß selbst die natürlichen und geliehenen Farben dann in Eins zusammenschmelzen und Wahrheit und Lüge sich viel schwerer unterscheiden lassen. Das, ich möchte sagen, plumpe Tageslicht erweist nicht dieselbe Gefälligkeit. Dessenungeachtet erblickte man hier eine Masse junger Schönheiten, welche vielleicht zum erstenmale die Hofbahn betraten — üppige, wiewohl schlanke Gestalten, jugendliche Unschuld in den blauen Augen, glänzend weißer Teint (ein Erbtheil der Engländerinnen) und der Gesundheit Rosen im Antlitz — jeder näheren Prüfung auch am Tage Trotz bietend; auch sah man ältere Damen mit edler Miene und Haltung und der einfachen, doch Achtung gebietenden Würde, welche das Bewußtseyn streng erfüllter Pflichten, sowohl als Frau wie als Mutter, verleiht. Ueberhaupt aber, nämlich im Allgemeinen gesprochen, glaube ich eine Engländerin weniger an ihrem Platze in den Hofsälen; viel reizender erscheint sie mir, wenn sie im leichten schneeweißen Morgen-Anzuge am Theetische sitzt, oder auch wenn sie in geschmackvollem Reit-Habit, das die Schönheit der schlanken Taille noch mehr erhöht — einer Diana Vernon gleich — auf der Promenade im Regents- oder Hyde-Park mit Anmuth das muntere Roß tummelt und durch ihre schöne Haltung zu Pferde einen auffallenden Kontrast mit den, wenn gleich fertig, doch nachlässig reitenden Herren, die sie umgeben, darbietet. Dagegen erscheint sie in der Gala-Tracht meistens überladen, steif und gezwungen, auch der Geschmack in gewissen Anzügen, durch welche Kunst und Natur so glücklich sich vereinigen lassen, so wie die einnehmende Grazie in den Bewegungen, wodurch die eleganten Damen Frankreichs und selbst unsere Frauen des hohen Nordens sich auszeichnen, scheint ihr zu fehlen.

Man nannte mehrere von den jungen Hofdamen, welche allen Anforderungen der Schönheit entsprechen sollten, aber sie standen so versteckt im Hintergrunde des Saales, daß es leider nicht möglich war, sich näher davon zu überzeugen. Was übrigens die Gediegenheit und den Reichthum der Anzüge betraf, so erblickte man hier einige, welche, wenigstens in meinen Augen, des non plus ultra erreichten; zum Beispiel die Marquisin von Londonderry, welche, nach der übereinstimmenden Aussage vieler Personen, Juwelen im Werth von 75,000 Pfund Sterling (mehr als eine halbe Million Thaler Preuß.) an sich trug; nicht bloß der Kopf, der Hals und die Arme, die ganze Kleidung, selbst die Schleppe waren mit Edelsteinen in allen möglichen Farben besetzt. Indessen soll dieser Juwelen-Schmuck nicht ihr allein gehören, sondern ein Fideicommiß in der Familie seyn. Nach ihr schätzte man Lady Hebdens Juwelen am meisten im Werth. Bei dieser Taxirung darf ich übrigens die kleine runde Baronin von Rothschild nicht vergessen, deren Diadem, Hals- und Armbänder von den herrlichsten Brillanten, wohl beinahe eine Million Franken in Rente-Coupons von der Milliarde werth war, welche ihr Herr Gemahl so dienstwillig mehreren großen Mächten geliehen hat. Nicht alle Tage im Jahre sieht man solche Schätze von Gold und Edelsteinen vereinigt, wie es hier der Fall war, auch sind dies keine falsche Waaren, sogenannte „imitations en or et diamans," womit das unerfahrene Auge in anderen Hauptstädten geblendet wird. Dagegen mag aber auch mancher Juwelier-Laden bei solchen Gelegenheiten seine Schätze hergeliehen haben, um den hohen Glanz des Festes zu vermehren; denn selbst in dem soliden England soll es, ganz wie in anderen Ländern, nichts Ungewöhnliches seyn, daß die Damen sich herablassen, mit geborgtem Schmuck zu glänzen. Die Tagesmiethe für einen solchen Juwelen-Schmuck soll bisweilen über 1000 Pfund Sterling betragen, wahrlich eine erstaunliche Summe. Für die Wahrheit dieser Angaben kann ich indessen nicht bürgen, obgleich eine glaubhafte Person mir solches versichert hat. Es scheint mir indessen weniger unmöglich, wenn ich in Anschlag bringe, daß einer meiner Bekannten, der ein Paar Epaulettes zur Uniform auf einige Stunden lieh, dafür eine Summe von 2½ Pfd. Sterling Miethe bezahlen mußte. Alle Gegenstände sind an einem solchen Tage enorm theuer. Wir bezahlten zum Beispiel für den Wagen, den wir an diesen beiden Tagen zum Hin- und Zurückfahren brauchten, 3 Pfd. Sterling (21 Rthlr. Preuß.), und außerdem erhielt der Kutscher ½ Pfd. Sterling Trinkgelder.

Die Anzahl der Herren war diesmal größer als am vergangenen Tage, die Uniformen waren viel prachtvoller und alle Anzüge sorgfältiger. Herzöge, Marquis und Lords von allen Graden, Hofherren, Offiziere der Land- und See-Macht und alle reiche und unabhängige Gentlemen waren hier vermischt durch einander. Man kann im Uebrigen auch von den Männern hier dasselbe sagen, wie von den Frauen, nämlich, daß sie eine weniger gute Figur bei dergleichen Ceremonien spielen. Ungleich vortheilhafter zeigen sie sich bei ländlichen Vergnügungen, wo Behendigkeit und Anstrengung erfordert werden. Ihr Wuchs verräth zwar nicht durchaus gediegene Kraft, aber dennoch ist er muskulös und geschmeidig und mit großer Leichtigkeit zur Ertragung von Anstrengungen geeignet. Einige der jungen Männer hätten zum Modell für einen Antinous dienen können; was indessen am meisten auffällt, ist der Ausdruck von Kraft und Leben, der sich bei so vielen Männern in einem schon vorgeschrittenen Alter zu erkennen giebt. Dies gilt auch von dem Premier-Minister Grafen Grey, der heute gleichfalls anwesend war; ein großer etwas magerer Mann, mit einem seelenvollen Gesichte, welches zugleich vielen Geist und Entschlossenheit im Handeln ausdrückte. Er war in die Minister-Uniform gekleidet, welche von blauer Farbe mit goldener Stickerei auf Kragen und Aufschlägen ist; Orden trug er nicht. (So viel ich mich erinnere, hat, außer dem Herzog von Richmond, welcher den Hosenband-Orden besitzt, keiner von den gegenwärtigen Ministern eine Ordens-Decoration.)

Zu jener Zeit waren die Minister in hoher Gunst bei dem Volke, und dies wegen der im Werk seyenden Reformbill; auch erwartete man große Erfolge von ihrer Verwaltung. Späterhin hat man aber gefunden, daß sie, wie Talleyrand mit Bezug auf des Premier-Ministers Namen so witzig bemerkte, wirklich „grauköpfig" (grey-headed) seyen. Damals war man voll freudiger Hoffnungen über den Fortgang der ministeriellen, dem Anscheine nach, gut gemeinten Pläne, und Lord Grey schien an diesem Tage ungewöhnlich aufgereimt und zufrieden zu seyn. Es war ihm vielleicht im Verein mit seinen Kollegen geglückt, einen künstlichen politischen Knoten zu lösen, oder er hatte vielleicht seine Gegner in irgend einem Punkte besiegt. Das Letztere scheint beinahe eher glaublich. Alle übrige gegenwärtige Minister und die zu den Ministerien gehörenden Personen waren in voller Gala-Uniform. Der Lord-Kanzler Brougham trug einen schwarzen seidenen Talar, reich besetzt mit großen Schleifen, und Rosetten von goldenen Tressen auf den Achseln, auf den Armen und auf der ganzen vorderen Seite, was sich höchst komisch ausnahm. Wegen eines dieser Cour-Tage hatte Brougham eine Diskussion im Oberhause zu bestehen, welche beweist, daß dieser große Areopag sich nicht bloß mit Geschäften abgiebt, die nur allein das Wohl und die Ehre des Landes bezwecken. Die Sache war folgende: Brougham hatte sich beim Hingehen nach Hofe die Freiheit genommen, ungeachtet der wachthabende Offizier darauf aufmerksam machte, durch die Kaserne und über den Parade-Platz der Leibgarde zu Pferde zu fahren, eine Gerechtsame, welche bloß den Königlichen Wagen und den höheren Hofbeamten zusteht. Einer der Tory-Lords stellte ihn deswegen am nächsten Abend zur Rede, indem er fragte, wie Englands Lord-Kanzler in selbst genommener Freiheit und in seinem Uebermuth es sich hätte erlauben können, die Leibgarde des Königs zu forciren. Brougham entgegnete darauf, daß er sehr lange im Kanzlei-Gericht zu Westminster habe verweilen müssen, um eine gewichtige Angelegenheit zu richten, daß er zu spät bei Hofe zu kommen geglaubt und deswegen, bloß um näher zu fahren, den genannten Weg genommen hätte; der Offizier habe ihm allerdings höfliche Vorstellungen gemacht, aber endlich aus dem Grunde nachgegeben, daß eine Prärogative, welche den Hofmarschällen, Kammerherren u. s. w. eingeräumt sey, wohl auch dem Groß-Kanzler von England nicht zu verweigern sey. Im Uebrigen sey er weit entfernt, auf das Ceremoniell seines Amtes den mindesten Werth zu legen; gerade diese Seite desselben scheine ihm die beschwerlichste zu seyn. Hiermit endete dieser Vorfall, welcher keine andere Folgen hatte, als daß Jemand auf den Einfall kam, der

Lord-Kanzler habe rouge et noir mit des Königs Leibgarde gespielt, zuletzt aber habe noir gewonnen.

Daß Lord Brougham wirklich keinen großen Werth auf dergleichen Formen legt, kann daraus abgenommen werden, daß, als er das erste Mal als Lord-Kanzler seinen Sitz auf dem Wollsacke einnahm, er, zum Aerger und Erstaunen aller Rechtgläubigen, in einer kurz abgeschorenen Advokaten-Perücke und bunten Beinkleidern unter seinem seidenen Mantel erschien. Am anderen Tage kam sogleich eine Karikatur heraus, welche diesen kleinen Verstoß gegen hergebrachte Formen zum Gegenstand hatte, und worunter die Worte standen: „Wig retrenchment", als wenn diese Perücken-Oekonomie die einzige Ersparniß in den Ausgaben seyn würde, welche man sich von der Whig- (Wig. Perücke) Administration versprechen könnte. Später hatte er sich der Beschuldigung der Wig retrenchment (Perücken-Abkürzung) nicht wieder ausgesetzt, und heute trug er eine Alongen-Perüke, welche selbst an Ludwigs XIV. Hofe dem Eigenthümer Ehre gemacht haben würde, und deren gepuderte gewaltige Kanonenlocken sich gravitätisch über den goldbebänderten seidenen Talar ausbreiteten, der in reichen Falten bis auf die Füße reichte. Zufälligerweise befand ich mich in seiner Nachbarschaft und hatte die beste Gelegenheit, ihn zu betrachten und zu hören. Mehrere Personen sprachen ihn zu verschiedenen Malen an; aber seine Antworten waren kurz, wiewohl bestimmt, und schienen zu verrathen, daß seine Aufmerksamkeit, welche sonst Alles umfaßt, auf irgend eine wichtigere Angelegenheit gerichtet sey. Meine Aufmerksamkeit, und wahrscheinlich auch die vieler Anderer, war indessen zwischen seiner eigenen Person und seiner Begleiterin, einem jungen wackeren Frauenzimmer, Miß E., getheilt. Es ist dies seine Nichte; sie hatte ihm während der ganzen Zeit den Arm gegeben, und ihre scheimischen Blicke, ihr von Gesundheit und Jugend strahlendes Gesicht bildeten einen sehr angenehmen Kontrast gegen das hohe und ernste ihres Beschützers, zu welchem sie sich verhielt, wie ein Blumenstengel zu einer Ceder. Wenn die Augen der Anwesenden von dem Glanz der sich ihnen gerade gegenüber befindenden Schätze Peru's ermüdet waren, konnten sie in dem Anblick der viel edleren Schätze von Sittsamkeit und Schönheit, denen die Männer doch stets so bereitwillig ihre Huldigung zollen, auf das Angenehmste Erholung finden.

Der Prinz von Oranien sah heute viel fröhlicher als gestern aus und hatte stets ein freundliches Wort oder eine freundliche Miene in Bereitschaft für jede von den Damen, die bei ihm vorübergehen mußte, um der Königin die Verbeugung zu machen. Der Prinz von Koburg dagegen verblieb in einer gewissen phlegmatischen Ruhe, entweder aus natürlicher übler Laune, oder aus Gewohnheit, an solchen Tagen eine Zurückhaltung im Wesen zu zeigen, welche von den Engländern bei ähnlichen Gelegenheiten gern angenommen wird. Der Fürst Talleyrand, vermuthlich unwohl, war heute bei Hofe nicht sichtbar; an seiner Stelle bemerkte man seine Nichte, die Herzogin von Dino, welche die Honneurs in seinem Hause macht. Obgleich schon über die Blüthenzeit hinaus, bemerkt man bei ihr noch Spuren einer stolzen Schönheit; ihr Anzug war prachtvoll und geschmackvoll. Sie ist mit einem Brudersohn des Fürsten Talleyrand, Edmond Perigord, Herzog von Dino, vermählt, lebt aber geschieden von ihm. Er soll, wie man sagt, ein großer Verschwender seyn und unter Anderem bloß 3—4000 Franken jährlich für seine Reitpeitschen ausgeben. Sein Sohn, der den Namen Herzog von Valençay, nach dem Gute Talleyrands, führt und mit einer Tochter des Herzogs von Montmorency vermählt ist, wird der muthmaaßliche Erbe von Talleyrands Vermögen.

Unter den ausgezeichneten Männern, die man hier erblickte, befand sich auch Graf Münster, vordem Hannöverscher Staats-Minister. Er hat Aehnlichkeit in der Figur mit unserem verstorbenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Engström. Er war mit vielen Orden geziert, aber im Uebrigen hatte er das Aussehen einer gefallenen Größe.

Schließlich kann ich eine andere Person zu nennen nicht unterlassen, welche ebenfalls zugegen war, nämlich den Repräsentanten der Londoner Bürgerschaft, den Lord-Mayor, dem der Zutritt zu diesen Hoffesten, in Betracht der mächtigen Corporation, die er vertritt, gestattet ist. Sein Name war Key, er hatte eine Art von Berühmtheit dadurch erlangt, daß er dem Herzog von Wellington, als dieser Premier-Minister war, eine wohlmeinende confidentielle Mittheilung machte, daß ein Aufruhr, der wahrscheinlich gegen das Leben der Minister gerichtet sey, am 9. November, dem Installationsfeste des Lord-Mayor, ausbrechen solle. In Folge hiervon fand sich der König, obgleich solches früher verkündet war und bedeutende Kosten zur Verschönerung dieses Festes aufgewandt waren, nicht dabei ein, und wer weiß, ob dieser Vorfall nicht zum rascheren Sturz des damaligen Ministeriums beitrug. Herr Key ist ein aufgeklärter, geachteter und rechtlicher Mann, und jene Mittheilung geschah gewiß in guter Ueberzeugung und nicht ohne Grund, auch mögen sicherlich dadurch die Tumulte, von denen man Tages vorher schon in London sprach, verhindert worden seyn; aber das Volk, in seiner Hoffnung, den König bei diesem Feste zu sehen, betrogen, forschte nicht viel nach der wirklichen Ursache, sondern suchte sich einen Sündenbock, der die Schuld zu tragen hatte, und die Wahl fiel auf den Lord-Mayor. Er mußte daher die ärgsten Schmähungen erdulden, und die Lästerzungen legten ihm den Spanischen Adelstitel Don bei (donkey bedeutet im Englischen Esel). Der gute Lord-Mayor, obgleich ein schöner Mann, sah, ich weiß nicht aus welchen Gründen, etwas verlegen aus. Seine Gemahlin hatte dagegen ein viel munthreres und freudigeres Aussehen. Er trug einen braunen Frack mit Stahlknöpfen, weiße Unterkleider und Schuhe und Strümpfe, einen Stahldegen und dreieckigen Hut mit weißen Plümen. Um den Hals hing die Lord-Mayors-Kette von Gold, gleich einer Ordens-Kette, und eine gewaltige schwarze Bandrose war hinten am Frack an der Stelle des Haarbeutels befestigt. Die Gentlemen, welche keine bestimmte Uniform oder Amtstracht hatten, waren fast in demselben habit habillé wie der Lord-Mayor gekleidet, mit Ausnahme der Kette und den Plümen im Hut. Einige alte Herren trugen eine Art Frack von schwarz und gelb schimmerndem Stoffe, nach altmodischem Schnitt, und sehr lange gestickte seidene Westen, welche sich vermuthlich noch aus dem vorigen Jahrhundert herschreiben. Die veralteten Anzüge im Verein mit den verschiedenen Uniformen, die hohen Straußfedern und bunten Schleppen der Damen, die langen schwarzen Talare und respektablen Allongen-Perücken der Richter, worunter so manches ächtes John Bull-Gesicht zum Vorschein kam, dies Alles machte einen höchst komischen Eindruck und gab diesem Fest beinahe das Ansehen eines maskirten Balls oder einer Redoute.

Aber es ist wohl endlich Zeit, daß der Vorhang vor diesem Kosmorama herabgelassen werde. Nach drei Stunden fortwährenden Stehens in immer zunehmender Hitze — die Präsentation war inzwischen noch lange nicht bis zum Schluß gekommen — begaben wir uns fort, und nachdem wir uns gehörig in dem kalten Vestibule, beim Warten auf unseren Wagen, abgekühlt hatten und hier und da Einer durch Niesen zu erkennen gab, daß die dünnen seidenen Strümpfe jener Jahreszeit nicht anpassend waren, langten wir unendlich müde, aber doch sehr zufrieden mit unserer Fahrt, zu Hause an. Am anderen Tage hatten wir das Vergnügen, in den Zeitungen, im Hof-Cirkulare der Times u. s. w. unsere Namen aufgeführt zu finden, was aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wieder der Fall seyn dürfte.

(Post och Inrikes Tidningar.)

Bibliographie.

Ephemerer från Helicon. (Ephemeren vom Helikon.) Von H—n. Erster Ausflug. Pr. 8 Sk.

C. F. Becker's Werldshistoria. (Becker's Weltgeschichte.) Nach der von Loebell veranstalteten sechsten Auflage. Mit der Fortsetzung von Menzel. Örebro. Pr. jedes Bandes 1 Rdr. 24 Sk.

Krigshändelserna i Pohlen och Litthauen. (Schreiben des Gen. Chlapowski über die Kriegs-Ereignisse in Polen und Litthauen.) Pr. 24 Sk.

Swenska Konungar och deras Tidehwarf. (Die Schwedischen Könige und deren Zeitgenossen.) Eine Sammlung von Bildnissen berühmter Personen, mit beigefügten kurzen Lebensbeschreibungen. Bd. I. 8s Heft. Mit 4 Bildnissen. Pr. 2 Rdr.

Maria af Mont-Blanc. (Maria vom Mont-Blanc; die erste und einzige Frau, welche diesen Berg erstiegen.) Pr. 12 Sk.

Register öfwer Hederwärda Bonde-Ständets Protokoll wid Lagtima Riksdagen. (Register zum Protokolle des ehrenwerthen Bauern-Standes beim Reichstage zu Stockholm, während der Jahre 1828, 29 und 30.) 456 S.

Commerce-Collegii underdåniga Berättelse. (Unterthäniger Bericht des Kommerz-Kollegiums über die Schifffahrt im Inneren des Landes.)

Anmärkningar om Wermlands och Dalslands Vegetation. (Bemerkungen über die Vegetation Wermlands und Dalslands.) Aus den Verhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Anteckningar öfwer den epidemiska Asiatiska Choleran. (Beobachtungen über die Cholera.) Von J. Duchterlony und A. E. Setterblad. Pr. 24 Sk.

Mannigfaltiges.

— Heilung des Bisses von giftigen oder tollen Thieren. Herr W. Kennedy in Tirhut (Indien) erklärt das gewöhnliche Salz für ein wirksames Mittel bei der Heilung von Schlangenbissen, Wasserscheu u. s. w. Er sagt: „Ich habe im vergangenen Monat zwei Menschen geheilt, welche von der Cobra, der eine in den Arm, der andere in den Schenkel, gebissen worden waren, indem ich die Wunden nur tüchtig mit einer sehr starken Auflösung von Salz rieb; die gewöhnlichen tödtlichen Symptome hatten sich schon bemerklich gemacht, bevor das Mittel angewandt wurde, aber sie wichen der Kraft der starken Einreibung. Man darf keinen Augenblick verlieren, die Salz-Auflösung anzuwenden, besonders bei den Bissen solcher Schlangen, deren Gift rasch wirkt; je stärker die Auflösung ist, je besser; mit dem Reiben der wunden Stelle darf man nicht eher aufhören, als bis die Circulation ganz wieder hergestellt ist. Bei dem Biß eines tollen Hundes würde ich die Wunde mehrere Stunden lang mit der Auflösung reiben und dann einen leinenen Lappen, dick mit Salz belegt, auf die gebissene Stelle festbinden. Ich würde dann die Stelle wenigstens 24 Stunden lang dadurch feucht erhalten, indem ich von Zeit zu Zeit einen in Salz-Auflösung getauchten Schwamm darauf drückte. Sodann würde ich einen neuen Salz-Verband auflegen, und denselben festgebunden wenigstens zwei Tage lang darauf liegen lassen." — Dieses Mittel ist übereinstimmend mit dem, welches schon früher John Wesley empfohlen hat: „Man mische ein Pfund Salz mit einem Quart Wasser, reibe, drücke und wasche die Wunde damit eine Stunde lang und lasse dann 12 Stunden lang Salz darauf liegen." — Herr Wesley fügt hinzu: „Der Erfinder dieses Mittels ist 6mal von tollen Hunden gebissen worden und hat sich jedesmal selbst auf diese Weise geheilt."

(Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Freitag den 4. Mai 1832.

Italien.

Saggio sulla storia della letteratura italiana nei primi venticinque anni del secolo XIX. (Versuch einer Geschichte der Italiänischen Literatur im ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts.) Von A. L. — Mailand 1831.

In der Einleitung erklärt der Verfasser, daß er sein Werk hauptsächlich in der Absicht geschrieben habe, die Ehre der heutigen Italiäner und seines Vaterlandes zu retten, von welchem die Ausländer sagten, es sey nur noch ein Land der Erinnerungen, gezwungen, bei den transalpinischen Völkern um die Wissenschaft zu betteln, unfähig, etwas Neues hervorzubringen, was das Ausland bewundern könne, und nichts Anderes, als ein weites Antiquitäten-Museum, eine Bildergallerie im Großen und eine alte Bibliothek voll bestaubter Bücher, denen nicht ein einziges neues Werk von Bedeutung hinzugefügt werde.

Wer kann es dem Italiäner verdenken, wenn er das Palladium, das Jahrhunderte lang, nachdem seine politische Existenz bereits untergegangen war, ihm den Ehrenplatz an der Europäischen Völkertafel erhalten hat, wenn er seine Literatur, die älteste in der christlichen vom Geiste der Wissenschaft neu durchdrungenen Welt, vor der Schmach einer hämischen Zurücksetzung bewahren will? Zwar sollte das literarische Ansehen einer Europäischen Nation, eben so wie das politische, einer besonderen Nachweisung nicht erst bedürfen; denn die politische Macht, wie die literarische, ist entweder vorhanden, und dann dokumentirt sie sich von selbst; oder sie übt keinen Einfluß mehr, und dann werden weder diplomatische Noten noch Zeitungs-Raisonnements ihr zu einem Europäischen Daseyn verhelfen; eine gute Literaturgeschichte ist jedoch kein bloßes Plaidoyer, sondern Beweis und End-Urtheil zugleich. Sie selbst, als ein wichtiger Theil des großen Ganzen, das sie darstellt, ist an sich schon ein Element, welches der Literatur das Ansehen nicht sowohl vindiziren als vermehren soll; und ein Tiraboschi allein wiegt darum auch in der Wage der Europäischen Kritik ein ganzes Heer Italiänischer Sonetten- und Kanzonen-Dichter auf.

Es ist aber gerade deshalb zu bezweifeln, daß der Verfasser, so löblich seine Absicht und so gut sein Wille auch seyn mögen, den Zweck, den er sich gestellt, wirklich erreicht hat, wiewohl er jedenfalls einen schätzenswerthen Beitrag zu den Materialien einer künftigen, an Tiraboschi und seine Fortsetzer sich anreihenden, Literaturgeschichte geliefert haben dürfte. Er hat sein Werk in folgende weder ganz richtig gesonderte noch immer streng im Auge behaltene Abschnitte getheilt: 1) Poesie; 2) Theater; 3) Sprache; 4) Geschichte; 5) Geographie und Reisen; 6) Beredsamkeit. In einem siebenten Abschnitte theilt er kurze Andeutungen über Künste und Wissenschaften im Allgemeinen mit.

Die Biblioteca Italiana, ein sonst für die literarischen Erscheinungen Ober-Italiens, besonders aber Mailands, sehr eingenommenes Blatt, kann in Bezug auf den Europäischen Zweck, den zu haben der Verfasser dieser neuen Literaturgeschichte vorgiebt, ein spöttisches parturiunt montes nicht ganz unterdrücken, wiewohl sie den Landsmann augenscheinlich mit galanter Schonung behandelt. Unter Anderem heißt es darin über das vorliegende Werk:

„Den Abschnitt Poesie hat der Verf. in lyrische, epische oder erzählende, didaktische und pastorale Dichtkunst eingetheilt. Der Darstellung jeder dieser Gattungen hat er eine Blumenlese, eine kurze Lebens- und Charakterschilderung der Dichter, die sich darin ausgezeichnet, einen Artikel über die Dichterinnen, einen anderen über poetische Uebersetzungen und endlich einen über Lateinische Poesie folgen lassen, was zusammen ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes ausmacht. Warum er in diesen Abschnitt nicht auch gleich die dramatische Dichtkunst aufgenommen, ist nicht leicht zu begreifen; er hätte sich dadurch das folgende Kapitel, das lediglich vom Theater handelt, ganz ersparen können. Dieses, so wie die Abschnitte über Sprache, Geschichte, Geographie und Beredsamkeit, nehmen fast die andere Hälfte des Buches ein, während den eigentlichen Künsten und Wissenschaften nur 15 Seiten gewidmet werden, womit der Verfasser, der in der Einleitung gegebenen Erklärung zufolge, das Ausland, „welches behauptet, daß wir jetzt unser Wissen bei den transalpinischen Völkern betteln," zum Schweigen bringen will! Und wie viel ließe sich nicht über die in Italien gemachten Fortschritte in den Wissenschaften, über neue Entdeckungen, Verbesserungen und nützliche Anwendungen, hauptsächlich in der Chemie und Mechanik, sagen! Wie viel mehr als in den kurzen Andeutungen, die das vorliegende Werk enthält! Mit keiner Sylbe ist darin der großartigen Ideen eines Leopoldo Nobili und anderer Italiäner mit Bezug auf das Weltsystem und die Bildung des Erdballs gedacht. Daß er auch hinsichtlich der Künste sich kurz gefaßt und Manches mit Stillschweigen übergangen hat, kann ihm weniger zum Vorwurf angerechnet werden, da, wenn es bloß auf eine Widerlegung derer ankommt, welche Italien in der öffentlichen Meinung herabsetzen, die Verzeichnisse allein der zahlreichen öffentlichen Ausstellungen in den Sälen der K. K. Akademie von Mailand als die siegreichste rühmlichste Erwiederung dienen können. Indessen hätte er doch den mechanischen Künsten, die während der abgewichenen 25 Jahre in Italien zum höchsten Glanzpunkte gelangt sind, einige Aufmerksamkeit schenken sollen. Die Veranlassung dazu wäre um so dringender gewesen, als diese Fortschritte mit denen der Wissenschaft auf das Engste verbunden sind und diesen daher nicht wenig zum Ruhme gereicht haben würden."

„Hierdurch wollen wir indessen auch einem Buche, das mit den löblichsten Absichten geschrieben ist und darum schon von allen Italiänern gut aufgenommen zu werden verdient, das ihm gebührende Lob nicht nehmen. Nicht verkennen läßt sich, daß die meisten Artikel mit Geschick und Klugheit abgefaßt sind. Es ist ein schwieriges Ding, über noch lebende Schriftsteller ein allgemeines durchaus parteiloses Urtheil zu fällen. In dem der Poesie gewidmeten Abschnitte, den er im Verhältnisse zum Ganzen etwas zu lang behandelt hat, — vielleicht deshalb, weil es dieser Zweig der Literatur ist, in welchem sich die Italiäner von jeher auszeichneten, — sind mit Recht Vincenzo Monti, Ippolito Pindemonte und Alessandro Manzoni obenan gestellt; unter den ausgezeichneten Dramatikern sind natürlich die Namen Foscolo's, des Herzogs von Ventignano und Nicolini's nicht übergangen worden. Des Verfassers Urtheile über die Italiänischen Geschichtsschreiber sind, wiewohl einige nicht ganz exakte Schriften Carlo Botta's etwas zu ausführlich und nicht ohne Parteilichkeit besprochen werden, doch im Ganzen richtig zu nennen. Auch in das Lob, das der Vers. in demselben Abschnitte einigen Archäologen, Numismatikern, Diplomaten, Epigraphisten und Philologen spendet, wird Jeder gern einstimmen, doch scheinen uns diese Gelehrten in ein von den Historikern abgesondertes Kapitel zu gehören, wie wir auch aus diesem Abschnitte die Romanenschreiber — obwohl diese etwas selbstgefällig ihren Produkten den Beinamen „historisch" geben — hinweg- und unter die große poetische Rubrik gewünscht hätten. Trefflich sind in dem geographischen Kapitel die Bemerkungen über einige Italiänische Reisende. Gleichwohl hätte sich der Verfasser etwas mehr bei den Verdiensten der neueren Schriftsteller in der Geographie der Alten aufhalten sollen; namentlich hätten die großartigen Werke des Kardinals Zurla, der nicht bloß das berühmte Planisphärium des Fra Mauri und die Reisen Marco Polo's und Cadamosto's, sondern auch die aller anderen Venetianischen Reisenden erläuterte und namentlich den Entdeckungen der Brüder Zeni, über die so viel hin und her gestritten worden, einige besondere Schriften widmete, einer ausführlichen Erwähnung verdient. So mangelhaft aber dieser Versuch auch in einzelnen Theilen seyn möge, verdient er doch die höchste Ausmunterung, insofern er nicht bloß dem Ausländer eine ungefähre Uebersicht dessen darbietet, was in Italien während der ersten 25 Jahre dieses Jahrhunderts geleistet worden, sondern auch ein Sporn für die Italiäner selbst ist, die Jahrbücher ihres wissenschaftlichen und literarischen Ruhmes, zur völligen Widerlegung derer, von denen sie herabgesetzt werden, immer mehr zu bereichern."

Bibliographie.

Atti dell' J. R. Academia delle belle arti in Milano. (Verhandlungen der K. K. Akademie der schönen Künste in Mailand.) Fumagalli's Rede bei der feierlichen Vertheilung der Preise am 10. September 1831; Nekrolog der beiden Akademiker Giuf. Longhi und Domen. Aspari u. s. w. Mailand.

Dizionario delle scienze naturale. (Wörterbuch der Naturwissenschaften.) Nach dem Französischen bearbeitet. Bd. II. Heft 7. Ar—Asc. Mit 8 Abbildungen. Florenz.

Discorso per l'apertura delle sua cattedra. (Rede bei der Eröffnung seiner Vorlesungen.) Gehalten am 1sten Dez. 1831 von Niccola Niccolini, Professor des Kriminalrechts an der Universität zu Neapel. Neapel.

Poesie di Gabriello Chiabrera. (Chiabrera's Dichtungen.) Nebst seiner Selbstbiographie. 5tes Bändchen. Neapel.

Poesie improvisate. (Dichtungen aus dem Stegreif.) Von Dr. A. Bindocci aus Siena. Genua.

Flora letteraria. (Literarische Flora.) Herausgegeben von Saverio Giordano. Erster Theil. Enth. die Gedichte des Grafen Fulvio Testi, nebst dem Leben des Verfassers. Neapel.

Opere edite e inedite. (Sämmtliche Werke.) Des Marchese Cesare Lucchesini. Lucca.

Frankreich.

La Salamandre. (Der Salamander.) Von Eugen Sue. 2 Bde. Paris, 1832.

Vor Cooper's Zeit hatte die Literatur der See-Romane nichts aufzuweisen als das philosophische Gemälde Daniel Foe's, den in alle Sprachen übersetzten und von jedem Alter mit Vergnügen gelesenen Robinson Crusoe. Zwar hatten schon zahlreiche Reisebeschreibungen die mannigfaltigen Scenen, welche der Ocean darbietet, geschildert; aber diese Erzählungen wurden durch die vielen technischen Ausdrücke der Schiffssprache oft schwerverständlich und langweilig. Cooper schuf zuerst ein Drama in dem engen Raum eines Schiffes, als wollte er der von Aristoteles erfundenen Einheit des Orts eine neue Stütze verleihen. Und wahrlich, es bedurfte einer unendlichen Einbildungskraft, um sich in dieser Handlung, deren Schauplatz, Decorationen und Personen fast immer dieselben sind, nicht zu wiederholen. Wer hätte nicht den Lootsen und den rothen Freibeuter gelesen?

In Frankreich wagt man zwar noch nicht, sich auf einen Walter Scott Hoffnung zu machen, besitzt aber jetzt einen Cooper. Herr Eugen Sue hat die Meerscenen zum Gegenstand seiner literarischen Erzeugnisse gemacht, da man sie vorher nur aus den einschläfernden Erzählungen der „Unterhaltungen zur See" und aus der „Schifffahrt" des Didaktikers Esmenard kannte. Jene Literatur gleicht nicht Joseph Vernet's Häfen, sondern Gericault's Schiffbrüchigen; sie geht abwechselnd vom Lachen zu Thränen, vom Abenteuerlichen zum Erhabenen über; Schrecken und Mitleid sind ihre Hebel, denn das Leben ihrer Personen ist in beständiger Gefahr, und da das Schiff, welches sie einschließt, eine Art von Treibhaus ist, worin die Leidenschaften sich schnell entwickeln, sobald sie ausgebrütet sind, so kann man in einem einzigen Tage die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen, von der großartigen Poesie eines Sonnenaufgangs auf der See bis zu dem eben so poetischen Schauergemälde einer Feuersbrunst an Bord des Schiffes.

Herr Eugen Sue hat schon früher gezeigt, welches seine Lieblingscharaktere sind: der Schleichhändler im El Gitano, der Seeräuber im Kernock und der Sklavenhändler im Atar-Gull; nun führt er im Salamander den Seesoldaten vor und die ganze Marine mit ihrer strengen Mannszucht, Rangordnung und Wissenschaft. Man findet freilich dieselben Grundzüge der Handlung, Meer, Schiff, Capitain, Wundarzt und Matrosen auch in seinen früheren Werken; aber die Färbung ist sehr verschieden; nirgends eine Reminiscenz. Im Salamander ist Alles neu, Charaktere, Situationen, Ganzes und Einzelheiten, und zwar mit weniger Zuthat von Theer, Flüchen und Branntwein.

Der Salamander ist eine Kriegsfregatte; die Soldaten sind wahre Teufel im Entern und haben die blutigsten Kämpfe mit den Engländern bestanden. Diesen Tapferen schickt man einen alten Edelmann zum Capitain; es war die Zeit, wo bereits die Morgenröthe der Restauration anbrach. Der Marquis von Longetour, dies ist sein Name, erinnert sich, einst seine Laufbahn in der Marine Ludwig's XVI. begonnen zu haben; er ist auch nahe daran, die Uniform zu beschimpfen und das Schiff ins Verderben zu stürzen, wenn nicht der Lieutenant Pierre Huet in heldenmüthiger Hingebung sich für die Ehre der Mannschaft opferte und die Untüchtigkeit des Capitains bedeckte, indem er unter seinem Namen das Kommando führt; aber da er im Angesicht der Soldaten hierdurch eine Insubordination begangen hat, so verurtheilt er sich selbst zum Tode, nachdem das Fahrzeug Schiffbruch gelitten, und Herr von Longetour wird als einer der würdigsten Offiziere der Französischen Marine belohnt.

Mit dieser geistreich erfundenen Begebenheit, die aus dem Komischen und Wahren ins Tragische und Ueberspannte fällt, steht eine andere noch kühnere und ergreifendere in Verbindung. Auf dem Salamander hat sich als Reisender ein gewisser Szaffie, ein schöner, geistvoller, reicher und verderbter Weltmann, eingeschifft, der ein Studium daraus macht, seines Gleichen zu hassen und zu erniedrigen. Er versteht sich eben so trefflich auf die Theorie als auf die Praxis des Bösen. Es ist ein Mephistopheles der guten Gesellschaft, ein Mephistopheles der Chaussee-d'Antin. Sein Blick und seine Sprache bezaubern; er verführt ein unschuldiges Mädchen und sieht es kaltblütig an, wie ihr das Herz bricht; er vernichtet mit schändlicher Kunst die Täuschungen eines jungen Mannes, indem er ihn das glückliche Laster kennen lehrt. Diese beiden Schlachtopfer, Alice und Paul, zwei zarte und himmlische Gestalten, bilden einen herrlichen Gegensatz zu Szaffie's hassenswerthem Charakter, dieser Personifizirung des civilisirten Egoismus.

Ein so ausgezeichnetes Werk, in dem sich der moralische Roman sehr geschickt mit der Schilderung des Seelebens vereinigt, läßt dem Leser kaum Zeit zum Athemholen; es ist eine ununterbrochene Periode ohne Kommata und Punkte. Man fliegt mit Spannung von Seite zu Seite, von Kapitel zu Kapitel bis ans Ende, das nicht mit dem Triumph der verfolgten Tugend schließt. Der zweite Theil ist kürzer und gedrängter, als ob Herr Eugen Sue das Portrait Szaffie's nur zu skizziren gewagt hätte. Es fehlen dem Werk noch einige Pinselstriche. Der Mann, dessen Erscheinung von einer Wasserhose eingeleitet wird, und der, wie Melmoth, einen tödtlichen Einfluß um sich her verbreitet, mußte, wenn auch unsichtbar, über der ganzen Handlung schweben.

Zu loben ist in diesem Roman die Erfindung, der blühende, bunte, geschmeidige und rhythmische Stil, obgleich die Beschreibungen etwas zu gefallsüchtig und manierirt sind. Trefflich gezeichnete und entgegengesetzte Charaktere sind der Lieutenant Pierre Huet, dieser unbeugsame Sklave der Disciplin, der Wundarzt Garnier, dieser gutherzige Polterer, der Fähnrich Merval und Andere. Die anmuthigsten Scenen wechseln mit den düstersten ab; die Bacchanalien der Schiffsmannschaft, die Verführungen Szaffie's, der Kampf zur See, die Sandbank, der Schiffbruch sind Gemälde voll Kraft und Leben.

Endlich beweist Herr Eugen Sue durch seinen Salamander, daß ihm noch reiche Hülfsquellen zu Gebote stehen, die er keineswegs schon erschöpft hat. In der Geschichte der Marine giebt es Stoff zu hoher Begeisterung in Fülle, von dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage; diese Geschichte kennt man noch so wenig, und sie verdient es doch so sehr, bekannt zu werden.

(R. d. P.)

Bibliographie.

Essai sur les moyens etc. (Versuch über die Mittel, dem Nothstand in den Fabriken ein Ende zu machen.) Von E. Baune. Lyon.

Monsieur Bonassin — oder die getäuschten Hoffnungen. Der Französischen Nationalgarde gewidmet, von einem Jäger der Pariser Nationalgarde. Pr. 1 Fr. 30 C.

Collection iconographique et historique des chenilles d'Europe. (Bildliche und geschichtliche Sammlung der Europäischen Raupen.) Vom Dr. Boisduval. Erste Lfg. Mit 2 Platten. Pr. 3 Fr.

Journal de la société phrénologique. (Journal der Pariser phrenologischen Gesellschaft.) Erstes Heft. Pr. des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fr.

Manual de phrénologie. (Handbuch der Phrenologie.) Von G. Spurzheim.

Médecine navale. (Schiffs-Arzneikunde.) Von C. Forget. Erster Theil. Pr. 7 Fr.

England.

The adventures of a younger son. (Die Abenteuer eines jüngeren Sohnes.) 3 Bände. London 1832.

Dies ist ein dem Wesen nach höchst verwerfliches, aber gleichwohl mit Geschick bearbeitetes Werk; der Held desselben ist eine Art fechtender Don Juan, der die verschiedensten Abenteuer im Morgenlande, mit Ausnahme der Liebes-Abenteuer, besteht, denn er giebt sich nicht mit Liebe ab, sondern sucht nur Gefechte. Es soll eine Selbstbiographie seyn; als Verfasser ist der bekannte Trelawney angekündigt, und er will uns augenscheinlich glauben machen, daß sein Held Niemand anders als er selbst sey. Wenn dies der Fall ist, so wünschen wir ihm die Freude, in einem civilisirten Lande sein Leben zu beschließen; wird es ihm aber gelingen, einmal seine Pistolen im Gürtel und sein Messer in der Scheide zu behalten? Es ist bekannt, daß Herr Trelawney einige seltsame Abenteuer gehabt hat; wenn er aber das hier beschriebene Leben wirklich geführt, so kann Jack Ketch bei ihm in die Schule gehen. Unsere Leser haben gewiß schon auf dem Theater einen massiven schwarzgefärbten Kerl in einem Turban gesehen, der beständig seinen Säbel schwingt und Jeden niederzumachen droht, der ihm ins Gesicht sieht. Dieser Kerl kann als ein Portrait des „jüngeren Sohnes" angesehen werden, wie er in Arabischer Kleidung am Bord seines Amerikanischen Schooners die Meere raubsuchend durchschifft. Seine Wildheit ist furchtbar, sein Muth unüberwindlich, seine Stärke die eines Riesen. Er fürchtet einen Kanonenschuß weniger, als Andere das Zündpulver auf der Pfanne. Er springt Euch von dem Mastkorbe in die See, spießt einen Tiger, oder haut einen ehrlichen Englischen Matrosen mitten durch, wenn er dazu kommen kann. Seine Heldenthaten im Osten haben gar kein Ende; im Westen sind sie auch zahlreich, aber nicht ganz so glücklich. In Griechenland wurde der Verfasser von einem Meuchelmörder durch und durch geschossen; er kam indessen mit dem Leben davon und ist, wie wir glauben, nunmehr in England mit oder ohne seine Griechische Frau eingetroffen.

Aber bei aller seiner Wildheit und, was noch mehr ist, bei seinem Haß gegen jede Art von Gesetz und bei seinem Verwünschen der Priester sind doch „die Abenteuer eines jüngeren Sohnes" das merkwürdigste Buch der Art, das seit Kurzem erschienen. Die überschwängliche Kraft in demselben ist wahrhaft überraschend; und die verschiedenen und seltsamen Mittheilungen in Betreff des Ostens werden durch keine Reisebeschreibung erreicht, durch kein poetisches Werk übertroffen. Das von dem Autobiographen geführte sonderbare Leben schreibt er zweien Ursachen zu. Die erste ist die Unterdrückung und Ungerechtigkeit, mit welcher er als Knabe von seinen Verwandten und Lehrern behandelt wurde; und die zweite das Nachdenken über die Unterdrückung und Ungerechtigkeit, welche von Jedermann ausgeübt würde, der nur mit der geringsten Gewalt über seine Nebenmenschen bekleidet sey. Die erste scheint sein Organ der Schlauheit im höchsten Grade entwickelt und die zweite ihm eine Leidenschaft der Rache gegen alle Menschen, mit Ausnahme der Wenigen, die seine Gesinnungen theilten, eingeflößt zu haben. Die Wirkungen der Härte und Grausamkeit gegen ein Kind mögen durch zwei Ereignisse seines Lebens geschildert werden; er hat sie mit einer Kraft und Energie beschrieben, die für die Wahrheit bürgen und beweisen, daß der Verfasser eben so gut die Feder als das Federmesser zu führen versteht.

Der Leser muß sich vorstellen, daß ein kleiner Knabe bei einem harten Vater lebt, von dem das Kind, mit dem gewöhnlichen Takt

der Kinder, weiß, daß er kalt, gefühllos und geizig sey, und durch böse Erfahrung belehrt ist, daß er launisch und willkürlich zu Werke gehe. Der ältere Bruder ist ein sanfter Knabe, der sich fürchtet und gehorcht; der jüngere ist ein Igel, der keinen Schlag zu fühlen scheint und mit einer wahren Bullenbeißer-Hartnäckigkeit seine Beute noch festhält, selbst wenn ihm die Glieder abgehauen werden. Strafen und Strenge brachten ihn endlich dahin, daß sein einziges Vergnügen darin bestand, der Gewalt zuwider zu handeln. „Mein Bruder", sagte er, „begnügte sich damit, täglich auf der gewöhnlichen Landstraße spazieren zu gehen; ich, die Taschen mit Brod und Aepfeln gefüllt, erklomm die Felsen oder warf mich in die See, um schwimmen zu lernen. Ich haßte Alle, die mir Zwang anthaten; und jede Sache, die man mir als gefährlich oder unrecht zu vermeiden befahl, suchte ich mit Begierde auf, da sie mir das meiste Vergnügen gewährte." — Sein erster Zweikampf ist ein Ereigniß, das ganz mit seiner Erziehung im Einklange steht; der Gegenstand desselben war indessen kein Mensch, sondern ein Rabe.

„Mein Vater," erzählt er, „hatte eine besondere Zuneigung zu einem Raben, der mit zerfetzten Flügeln und mit schwerfälligem altväterischem Ansehen einsam im Garten umherzuwandern pflegte. Er verabscheute Kinder, und wenn er einen von uns sah, so jagte er uns gleich aus dem Wege. Ich war damals fünf Jahr alt. Hätte der Rabe sich irgend einen anderen Fleck, als den Obstgarten, ausgesucht, so würde ich ihm sicherlich niemals den Besitz streitig gemacht haben; da wir Alle, seit wir gehen konnten, ihn und meinen Vater als die mächtigsten, furchtbarsten und tyrannischsten Personen auf dieser Erde betrachtet hatten. Wir wandten mancherlei Kunstgriffe an, um ihn von seinem Fleck, wo die köstlichsten Pflaumen des ganzen Gartens hingen, fortzulocken. Seine Grämlichkeit und Wildheit und die Schwierigkeit, Früchte zu erhalten, waren unerträglich. Wir versuchten es, ihn mit Stöcken einzuschüchtern; aber wir waren zu schwach, den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, und zogen bei solchen Gelegenheiten immer den Kürzeren. Ich pflegte, wenn ich es unbemerkt thun konnte, mit Steinen nach ihm zu werfen; aber auch dies brachte keine Wirkung hervor."

„Eines Tages spielte ich mit einem kleinen Mädchen und lockte dasselbe von ihrer Wärterin fort, um heimlich mit ihr von den Früchten zu naschen. Wir schlichen uns davon und kamen unbemerkt nach dem Garten. Gerade als wir uns freuten, glücklich unter einem Kirschbaum angelangt zu seyn, kam das verwünschte Ungeheuer von Rabe auf uns zu. Es war nicht länger zu ertragen. Er ergriff das kleine Mädchen beim Rock; sie war zu erschrocken, um zu schreien. Ich zögerte keinen Augenblick, bat meine Gefährtin, sich nicht zu ängstigen, und warf mich auf den Raben. Er ließ sie los und griff mich mit Schnabel und Krallen an. Ich faßte ihn beim Genick, hob ihn mit Mühe auf und schlug ihn gegen den Baum und gegen den Boden; aber nichts schien ihn zu rühren, er war hart wie ein Stein. Auf diese Weise kämpften wir, ich offenbar als der schwächere Theil. Das kleine Mädchen sagte zu mir: „Ich werde laufen und den Gärtner rufen." „Nein," antwortete ich, „er würde es dem Vater erzählen. Ich will den alten Kerl hängen; gieb mir Deinen Gürtel." Sie that es, und mit der größten Anstrengung gelang es mir, obgleich ich fürchterlich zugerichtet wurde, das eine Ende desselben um den Nacken des alten Tyrannen zu schlingen; das andere Ende des Gürtels haltend, kletterte ich auf den Kirschbaum hinauf, drückte einen Zweig desselben etwas hinunter, befestigte das Band daran und schnellte so, indem ich hinabsprang, meinen Feind in die Luft."

„In diesem Augenblick kam mein Bruder auf uns zugelaufen. Als er den Zustand sah, in dem ich mich befand, war er erschrocken; als er aber unseren alten Feind in der Luft schwebend erblickte, jauchzte er vor Freude, und wir begannen nun gemeinschaftlich, ihn vollends zu Tode zu steinigen. Als wir den Spaß satt hatten und der Rabe allem Anschein nach todt war, ließen wir ihn herunter. Er fiel sogleich um; damit wir aber unserer Sache ganz gewiß seyn konnten, versetzte ich ihm mit einer Brombeerstaude noch mehrere Hiebe über den Kopf. Zu unserem größten Erstaunen und Schrecken aber — sprang er plötzlich mit einem heiseren Geschrei auf und hielt mich mit seinem Schnabel und mit seinen Klauen fest. Unser erster Gedanke war, die Flucht zu ergreifen; er ließ mich aber nicht los, und so fiel ich von Neuem über ihn her, meinem Bruder zurufend, daß er den Gürtel fassen und auf den Baum hinaufklettern möchte. Ich bemühte mich nun, das Entwischen des Thieres zu verhindern; sein Aussehen war entsetzlich: ein Auge hing ihm aus dem Kopfe, das Blut stürzte ihm aus dem Schnabel, mit den Flügeln schlug er in Verzweiflung an die Erde, und der Schwanz war ihm bei der ersten Hinrichtung halb ausgerissen. Er kämpfte einen fürchterlichen Kampf für sein Leben — ich blutete über und über. Endlich, nachdem ich durch Anstrengung und Wunden ganz erschöpft war, gelang es mir mit Hülfe meines Bruders, ihn auf's Neue aufzuknüpfen, und wir prügelten ihn nun zu Tode, banden ihm dann einen Stein um den Hals und versenkten ihn in den Gänseteich."

„Dies war das erste und furchtbarste Duell, welches ich jemals gehabt habe. Ich erwähne desselben, so kindisch es auch seyn mag, nicht allein, weil es lebendig in meinem Gedächtniß lebt, sondern weil es ein Ereigniß war, welches, wenn ich mein späteres Leben überblicke, augenscheinlich der erste Ring gewesen ist, an den sich die Glieder einer langen Kette geknüpft haben. Es beweist, wie lange ich Verdruß und Unterdrückung ertragen konnte, und daß ich, wenn zuletzt auf's Aeußerste gebracht, niemals bei halben Maßregeln stehen blieb, sondern ohne Bedenken zu den ärgsten Mitteln meine Zuflucht nahm. Dies war mein schwerer Fehler, und schwer hab' ich ihn bereut."

Diese Stelle hat ganz die Kraft einer Schilderung von Gedwin und noch mehr Pittoreskes. Maltravers ist düsterer, aber nicht so eindringlich. — Das andere Ereigniß, dessen wir Erwähnung gethan haben, trägt einen ernsteren Charakter; die Beschreibung desselben ist vielleicht nicht so merkwürdig, als die Umstände charakteristisch sind; aber es gewährt einen tiefen Blick in die Eigenthümlichkeit des „jüngeren Sohnes." Er war See-Kadett geworden und erzählt:

„Zu jener Zeit meines Lebens erwachte in mir eine unwillkürliche Leidenschaft zum Lesen, so daß ich jede Gelegenheit ergriff, mir Bücher zu leihen und zu sammeln, und jeden Augenblick der Muße benutzte, um darin zu lesen. Alle Schauspiele und Reisebeschreibungen waren mein Hauptstudium, und ich lernte Capitain Bligh's Reisebeschreibung nach den Süd-See-Inseln beinahe auswendig. Ich wünschte oft, daß sein Schicksal das meinige werden möchte, und sehnte mich danach, mit ihm zu wetteifern. Das Buch machte einen Eindruck auf mein Gemüth, der einen merklichen Einfluß auf mein Leben geäußert hat."

„Da unseres Capitains Schreiber sah, daß ich einen ziemlichen Vorrath von Büchern und keinen Platz hatte, um sie aufzustellen, so dachte derselbe, seine Kajütte damit zu verzieren, denn er selbst las niemals. Er schlug mir vor, sie für mich aufzubewahren, und bot mir den Aufenthalt in seiner Kajüte an, wenn ich lesen wollte. Ich nahm mit Freuden einen Vorschlag an, den ich, Narr der ich war, für ein freundliches Anerbieten hielt, und ein paar Tage lang vertrugen wir uns auch sehr gut mit einander. Eines Tages wollte ich mir ein Buch holen; er war über irgend etwas oder über nichts verdrießlich und hatte die Unverschämtheit, mir zu sagen: „„Sie mögen hier lesen, wenn Sie wollen; aber ich werde nicht erlauben, daß eines der Bücher aus der Kajüte genommen wird."" — „„Sind es denn nicht die meinigen?"" fragte ich. „„Jetzt nicht mehr,"" erwiederte er. „„Was,"" sagte ich, „„wollt Ihr Euch meiner Bücher bemächtigen?"" Hierauf erhielt ich keine andere Antwort, als: „„Kommt nur nicht etwa wieder mit einer Eurer Naseweisheiten!"" — „„Gebt mir meine Bücher,"" rief ich, „„ich will sie nicht länger hier lassen; denn ich durchschaue jetzt Eure Absicht."" Er warnte mich, eines derselben anzurühren. Darauf nahm ich sogleich eines vom Brett — er schlug mich — ich erwiederte den Schlag. Mein Gegner war zwei oder drei und zwanzig Jahr alt, untersetzt und stark; ich ein dünner und schwächtiger Bursche von vierzehn Jahren. Die Dreistigkeit, mit der ich seinen Schlag erwiederte, überraschte seine feige Natur so sehr, daß er einen Augenblick unentschlossen war darüber, was zu thun sey. Einige Schiffskadetten hatten sich indeß vor der Thür versammelt und riefen mir laut zu: „„Bravo, mein Bursch;"" dies erbitterte den elenden nichtswürdigen Stribler; er faßte mich, und mit den Worten: „„Wart', junger Taugenichts, ich werde Dich zahm machen,"" versetzte er mir mit einem Lineal einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß dasselbe in Stücken flog; dann drängte er mich gegen die Wand, so daß ich nicht entkommen konnte, und bearbeitete mich ohne Erbarmen. So lange meine Kräfte dauerten, leistete ich ihm Widerstand. Die Zuschauer ermunterten mich und riefen ihm zu, er solle sich schämen. Die Schläge machten mich ganz schwindelig, das Blut stürzte mir aus Mund und Nase; ich bat aber nicht um Gnade, sondern trotzte ihm; und als er versuchte, mich aus der Kajüte zu werfen, steigerte ich seine Wuth dadurch auf's Höchste, daß ich ihm erklärte, ich würde nicht ohne meine Bücher gehen. Endlich aber fühlte ich, daß ich nicht länger widerstehen konnte; ich war in Verzweiflung. Daß ich von einem feigen Schurken wie ein Hund geprügelt wurde, machte mich beinahe toll. Durch Zufall fiel mir etwas Glänzendes nahe bei mir in die Augen; der Tisch war umgefallen, und ein Federmesser lag in meiner Nähe. Die Aussicht auf Rache verlieh mir neue Kraft; ich ergriff das Messer und rief: „„Nun Feigling! hüte Dein Leben."" Ich lag auf den Knieen und bemühte mich, in die Höhe zu kommen. Als der Federfuchs das Messer und meinen wilden leidenschaftlichen Blick sah, bebte er zurück. Von diesem Augenblick an verließ mich fast die Besinnung; ich weiß weiter nichts, als daß ich dem Schurken einige Stiche versetzte, und daß er die Augen schloß, die Hand übers Gesicht hielt und mit lauten Schreckenstönen um Erbarmen flehte. Man rief mir von mehreren Seiten zu: „„Holla! was geht da vor."" Ich drehte mich um und sagte: „„Dieser feige Schuft wollte mich zu Tode prügeln, und nun hab' ich ihn umgebracht."" Dann machte ich das Messer zu, nahm meine Bücher und verließ die Kajüte."

„Es wurde sogleich ein Sergeant mit dem Befehle heruntergeschickt, mich auf das Verdeck zu bringen. Der Capitain befand sich daselbst von seinen Offizieren umgeben. Er fragte den ersten Lieutenant, was vorgefallen wäre, und dieser antwortete, der Kadet sey mit einem Vorlegemesser in die Kajüte des Schreibers gedrungen und habe denselben umgebracht. Der Capitain blickte mich mit Entsetzen an, und ohne weiter eine Frage an mich zu richten, sagte er: „„Meinen Schreiber umgebracht! Werft den Mörder in Ketten."" Ich wollte etwas erwiedern, er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, sondern befahl, mich zu fassen und augenblicklich ins Loch zu werfen. Als der Sergeant mich beim Kragen nehmen wollte, rief ich: „„Hände weg!"" blickte stolz um mich her, denn ich fühlte mich jetzt ein Mann, und stieg dann langsam die Leiter hinunter. Vor meine Thüre ward eine Schildwache gestellt, und der Sergeant brachte die Ketten. — Der Schreiber hatte zwanzig Wunden am Körper, er genas aber und lebte, um von einem Kadetten verspottet zu werden."

Nach diesem hatte der Verfasser am Bord des Schiffes noch mancherlei Abenteuer. Er wagte oft sein Leben; einmal sprang er von der Raa des Bramsegels herunter, um einem Offizier zu trotzen, der ihn zur Strafe an den Mastbaum hatte anbinden lassen; ein anderes Mal stürzte er sich in das brennende Pulver-Magazin und löschte die Flamme in dem Augenblick, wo man dem Aufsliegen des

Schiffes entgegen zitterte. Er beschreibt Alles mit einem Leben und einer Kraft, die ihres Gleichen nicht haben. Späterhin übernimmt er das Kommando eines halb Schmuggler- halb Seeräuber-Schiffes und begeht im Laufe mehrerer Jahre Thaten, welche Engel weinen machen könnten. Folgendes ist die Beschreibung eines Gefechtes mit einem Malayen-Seeräuber:

„De Ruyter's Geduld war nun erschöpft. Er hatte wichtige Nachrichten von Isle de France und konnte keinen längeren Aufschub ertragen. Wir änderten daher plötzlich unseren Lauf und steuerten wiederum gen Süden, und als wir 20 oder 30 Meilen in dieser Richtung gesegelt waren, wurde am hellen Tage, als der Horizont besonders klar war, vom Mastkorbe heruntergerufen: „„Ein großes Segel unter dem Winde.““ — Da zu fürchten stand, daß es ein Kriegsschiff seyn möchte, so nahm ich ein Fernglas und stieg auf den Mastkorb. Nachdem ich meine Augen angestrengt hatte, um das Schiff ausfindig zu machen, rief mir de Ruyter zu: „„Nun, was ist es für eins?““ Ich antwortete dreist: „„Der Malaye.““ — „„Welchen Weg nimmt er?““ — „„Er hat uns noch nicht gesehen und segelt nordwärts.““ — Dann beschrieb ich das Schiff, und de Ruyter sagte: „„Möglich, daß Ihr Recht habt.““

„Ich stieg auf das Verdeck hinab. Der Horizont wurde finsterer, und da sie vernachlässigt hatten, einen Luger zu halten, so hofften wir, noch weit näher heran zu kommen, bevor sie uns entdecken konnten. Wir setzten zu dem Ende alle Segel bei, und um 8 Uhr erst wurden sie uns gewahr. Wir hatten über sie gewonnen; von unserem Verdeck konnte man jetzt die Spitzen ihrer kleineren Segelstangen sehen, und de Ruyter sagte: „„Wenn der Wind bis Mittag anhält, so kann es uns nicht entgehen.““

„Nachmittags wurde der Wind frischer, und wir kamen rasch dem Gegner näher; es war indeß doch 6 Uhr Abends geworden, bis wir auf Schußweite heran waren. Wir feuerten nun aus unserem Vordertheile, was der Feind eine Zeit lang zu verachten schien. Wir hatten eine dreifarbige Französische Flagge aufgesteckt, da de Ruyter in der That mit einem Französischen Kaperbrief versehen war, den er mir jetzt, als dem einzigen Offizier, dem diese Thatsache noch unbekannt war, zu lesen gab.“

„Ein Malaye am Bord unseres Schiffes erhielt den Auftrag, den Feind anzureden. Wir befahlen ihm, ein Boot mit seinen Schiffspapieren zu uns an Bord zu senden, und da wir sahen, daß sie keine Anstalten machten, diesem Befehle Folge zu leisten, so wurde wieder gefeuert. Dies erwiederten sie mit einer Ladung aus vier Kanonen und zwanzig oder dreißig Musketen-Schüssen. Als Stücke alten Eisens, Glas und Nägel, womit sie geladen hatten, gegen unser Takelwerk rasselten und drei oder vier von den Unsrigen verwundeten, rief de Ruyter aus: „„Verdammt sey ihre Unverschämtheit; sie sollen genug bekommen.““

„Wir eröffneten und unterhielten nun ein so heftiges und gut gerichtetes Feuer, daß de Ruyter nach ungefähr zehn Minuten befahl, mit Schießen einzuhalten, da wir nicht allein ihr Feuer zum Schweigen gebracht, sondern auch ihr Verdeck gänzlich geräumt, ihre Takelage in Stücken und ihre Ruder abgeschossen hatten. Es wurde dann Befehl gegeben, unsere Böte auszusetzen, und ich stieß mit dreißig Mann ab, um das feindliche Schiff zu besteigen; de Ruyter warnte mich besonders, gegen List und Verrath auf meiner Hut zu seyn. „Es muß,““ sagte er lachend, „„eine von den alten Griechen gegründete Kolonie seyn; denn sie haben alle charakteristische Eigenschaften meiner modernen Freunde in Goa.““ — Wir näherten uns behutsam; nicht das geringste Hinderniß ward uns in den Weg gelegt. Wir bemerkten kein Zeichen, daß ein lebendes Wesen am Bord sey. Als wir das Schiff bestiegen hatten, sahen wir viele Verwundete und Todte auf dem Verdeck liegen, aber weiter nichts. Das Verdeck selbst schien ganz zerstört, es war größtentheils mit Bambus belegt und mit Matten überzogen. Wir waren nun Alle an Bord, und ein Theil der Leute schickte sich an, in die unteren Räume hinabzusteigen. Ich beantwortete eben einige Fragen de Ruyter's, als ich durch ein wildes tumultuarisches Geschrei erschreckt wurde, und vorwärts springend sah ich einen Wald von Speeren von unten herauf durch die Matten kommen und viele unserer Leute verwunden. Ich war sicherlich über diese neue Art Krieg zu führen eben so erstaunt, wie Macbeth über den wandernden Wald von Dunsinan. Um den festen Theil des Verdecks herumlaufend, wurde mit mehreren Speeren nach mir geflochen, denen ich nicht ohne Schwierigkeit entging. Mehrere von meiner Mannschaft hatten die Flucht ergriffen und sich ins Meer gestürzt, um schwimmend das Boot zu erreichen; ich befahl ihnen, von dort aus in die inneren Räume zu schießen. De Ruyter'n rief ich zu, wie die Sachen ständen; er wünschte, daß ich ein Seil, welches er mir senden wollte, an das Bugspriet des feindlichen Schiffes befestigen möchte, und daß wir dann Alle zu ihm zurückkehrten, da er sehr besorgt für das Leben seiner Leute war und wußte, daß diese Piraten, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt haben, sich nicht gefangen nehmen zu lassen, fest bei ihrem Vorsatz beharren. Ich sagte ihm, daß, wenn er einige Hand-Granaten oder Raketen hätte, ich sie bald herausstreiben wollte. Obgleich wir schon eine bedeutende Verheerung unter ihnen angerichtet hatten, so waren doch ich und einige meiner Leute sehr geneigt, allen Gefahren zum Trotz, hinunterzusteigen; aber der größere Theil meiner Mannschaft widersetzte sich diesem Unternehmen, und 7 oder 8 von uns hatten wenig Aussicht zu einem glücklichen Erfolg, da wir noch dazu, im Finstern tappend, unsere Feinde nicht sehen konnten, die uns aus ihren Verstecken durchbohrt haben würden, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen.“

„Unser Schiffsvolk beschäftigte sich nun damit, die Verwundeten in die Böte zu tragen. Ein junger Schwede, den ich sehr lieb hatte, weil er ein vortrefflicher Matrose war, hatte eine Wunde im Fuß erhalten und litt große Schmerzen. Voreilend, um bei seinem Herablassen in das Boot behülflich zu seyn, stieg ich über einen sterbenden Malayen, der schon vor unserm Besteigen des Schiffes durch den Leib geschossen worden war. Ich hatte schon vorher im Vorbeigehen einen Blick auf sein eigenthümlich wildes Aussehen geworfen und den boshaften Ausdruck seines breiten roben Gesichtes bemerkt. Sein schwarzes struppiges Haar klebte von Blut, welches aus einer tiefen Kopfwunde strömte. Als ich jetzt über ihn hinschritt, fesselte mich sein Auge, welches, von starren Augenliedern umgeben, tief in den Höhlen lag und wie ein Glühwurm in einem dunkeln Keller glänzte. Ich gleitete aus und fiel auf ihn; als ich mich aufraffen wollte, packte er mich mit seiner knöchernen Hand und machte eine furchtbare Anstrengung, um sich aufzurichten, aber seine Glieder waren schon steif. Er zog einen kleinen Dolch aus dem Busen und versuchte mit einer letzten Anstrengung, ihn mir in die Brust zu stoßen. Die Wuth nach Rache zerstörte den letzten Rest seiner physischen Kräfte; die scharfe Spitze des Dolches ritzte mich nur leicht, und er sank todt zurück, mich mit sich niederreißend. Ich konnte mich nur dadurch von ihm losmachen, daß ich meinen Arm aus dem Rock zog und diesen in seiner starren krampfhaft geschlossenen Hand zurückließ. „„Solche Männer wie diese,““ rief ich aus, „werden selbst durch den Tod nicht besiegt; ihre Geister kämpfen noch und schlagen nach uns.““

„De Ruyter drang nun auf unsere augenblickliche Rückkehr, da die Nacht hereinbrach und die Malayen von unten wieder mit ihren Musketen auf uns zu schießen begannen. Kochend vor Wuth kehrte ich zurück. Wir hatten im Ganzen acht Verwundete. Als wir unser Schiff wieder bestiegen hatten, sagte de Ruyter: „„Da ist nichts zu machen; wir müssen versuchen, sie ans Land zu schleppen, und wenn wir nahe am Ufer sind, werden sie sich vielleicht durch Schwimmen retten. Aber ich fürchte überhaupt, es wird uns nicht gelingen, das Schiff zu kapern.““

„Als wir unsere Segel aufspannten und das feindliche Schiff im Schlepptau mit uns fortzogen, stand eine Abtheilung unserer Leute am Hintertheile, um auf Alles zu feuern, was sich auf dem feindlichen Verdeck zeigte. Da es nicht gesteuert wurde und hin und her wogte, so wurde das Fortziehen sehr schwer, und in weniger als einer Stunde war es dem Feinde gelungen, sich von dem Tau los zu machen. Unter dem Schutze des Musketenfeuers befestigten wir ein anderes, welches aber bald wieder, obgleich wir keine lebende Seele am Bord erblickten, abgeschnitten war. Wir riefen sie an, wie wir oft gethan hatten, erhielten aber keine Antwort.“

„Bei Tagesanbruch faßte de Ruyter den Entschluß, das feindliche Schiff in den Grund zu bohren. Wir schritten, obgleich ungern, dazu, indem wir ein Feuer aus unserem großen Kaliber eröffneten und mit glühenden Kugeln schossen, die wir in der Nacht zubereitet hatten. Bald kamen Zeichen von Feuer von unten zum Vorschein; es stieg allmälig Rauch herauf, und man hörte einzelne Pulver-Explosionen; endlich sahen wir die Wilden selbst auf allen Vieren auf das Verdeck kriechen. Da ihre Kanonen von uns über Bord geworfen worden waren, so konnten sie keinen Widerstand leisten. Jetzt kamen Ströme von Feuer aus den unteren Räumen. Wenn die Kugeln durch das Schiff gingen, schworen unsere Araber, daß sie Goldstaub, Perlen und Rubinen auf der anderen Seite hinausfliegen sahen. Ich kann nicht sagen, daß ich das sah; auch konnte ich das Rosenöl nicht riechen, von dem sie versicherten, daß es in großen Fontainen aus den Schiffslöchern strömte. Ich sah nichts als die Flammen und den dicken Rauch und die armen Teufel hin und her laufend und einen nach dem anderen in die Wellen springend, den Wassertod dem Feuer und den Kugeln vorziehend; denn ihnen blieb keine andere Wahl. Obgleich wir unsere Böte herabließen, um sie aufzufangen, so näherte sich doch auch nicht Einer denselben, und die Böte durften nicht näher an das Schiff herangehen, weil sie das Aufspringen desselben fürchteten. Es schien eine ungeheure Besatzung zu haben; wir zählten nicht weniger als 250 bis 300 Mann. Nachdem das Schiff ganz in Flammen stand, legten wir uns in einige Entfernung und blickten in gespannter Erwartung hin. — Nach einer Explosion, lauter als der lauteste Donner, konnten wir nichts als einen schwarzen Dampf auf dem Wasser sehen, der ringsumher Alles wie ein Leichentuch einschloß und den Himmel verfinsterte; und wo der Pirat gelegen hatte, schlug die See furchtbare in Strudeln hinabspringende Wellen. Bruchstücke des Schiffes, Masten, Takelwerk und Menschen schwammen, zerrissen und unkenntlich, in einem weiten Kreise umher.“

„Sogar der Wind wurde stärker durch diese gewaltsam furchtbare Erschütterung; und ich erschrack, als unsere Segel heftig gegen die Maste geschleudert wurden und das Schiff wie vor Schauder zusammenzitterte. Der schwarze Dampf entfernte sich allmälich und schwebte einige Zeit langsam über die Oberfläche des Meeres hinweg, stieg dann empor und hing, in eine dicke schwarze Masse zusammengezogen, hoch in der Luft. Als ich es anschaute, däuchte mir, das Piraten-Schiff sey nicht zerstört, sondern verwandelt worden, und seine dämonische Besatzung beginne ihre Verwünschungen in den Wolken von Neuem. De Ruyter sagte: „„Es war ein furchtbarer und trauriger Anblick! — Aber sie verdienten ihr Schicksal. Kommt, beschäftigt unser gaffendes Volk. Hebt die Böte ein, und spannt alle Segel aus.““ (Spectator.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Montag den 7. Mai 1832.

Spanien.

Journal-Literatur.

Mit einer einzigen Zeile wäre dieser Gegenstand zu erschöpfen; denn es giebt in ganz Spanien außer der Gaceta de Madrid gar kein politisches und nur ein halbes literarisches Blatt; von der Gaceta aber läßt sich schwerlich mehr sagen, als daß sie existirt. Es erscheint zwar, eben so wie in Madrid, auch in den meisten Provinzial-Hauptstädten ein sogenanntes Diario de avisos; dieses enthält jedoch, wie unsere Deutschen Intelligenz-Blätter, nur wenig Intelligentes, nicht einmal Bücher-Anzeigen — es müßten denn Gebetbücher seyn — dagegen wird hier den richterlichen Citationen, den Anzeigen von Familien-Ereignissen, von verloren gegangenen Sachen und Kindern — Letztere scheinen sich in Spanien viel häufiger zu verlaufen als in anderen Ländern — u. dgl. m. eine bei weitem ernstere Aufmerksamkeit als im übrigen zeitung- und journallesenden Europa gewidmet; und zwar in der Provinz noch mehr als in der Hauptstadt, weil dort sogar die einzige Gaceta, die mithin die Mauern Madrids nur insofern überschreiten darf, als sie nach dem Auslande geht, gar nicht hinkommt.

Kaum den Namen eines literarischen Blattes verdient der „Correo mercantil y literario", der außer den Wechsel- und Fonds-Coursen, den Handelsberichten aus einigen Spanischen Provinzen und Häfen hin und wieder auch Auszüge aus fremden Journalen und magere Anzeigen von den noch magereren Erzeugnissen der heutigen Spanischen Literatur enthält. Die Spanische Literatur unserer Tage nährt sich fast ausschließlich von alten Erinnerungen und von Brosamen aus der Fremde, namentlich aus Frankreich und England, wo sie sich Romane und andere unschuldige Ergötzlichkeiten holt. Zwar erscheinen auch zuweilen sogenannte Tragödien und Komödien, deren Verfasser sich das Ansehen geben, als könnten sie es mit Calderon und Lope de Vega aufnehmen; näher betrachtet, gleichen sie jedoch ihrem berühmten Ahnherren, dem caballero de la triste figura, der es, statt der Helden, nur mit Windmühlen zu thun hatte. Nichtsdestoweniger hält aber der Spanier, der gewohnt ist, alle andere Nationen auf einer Stufe unter der seinigen sich zu denken, sehr viel auf seine Original-Schriftsteller; und mit einem gewissen Stolze sucht er jedem neueren Dichter des Auslandes einen einheimischen Rivalen, und hätte dieser auch nichts weiter als eine schlechte Novelle geschrieben, gegenüberzustellen.

Gelehrte Zeitungen von Fach, Literaturzeitungen und Reviews, wie sie in den vier Central-Ländern des civilisirten Europa gefunden werden, kann es schon deshalb in Spanien nicht geben, weil es hier überhaupt wenig eigentliche Gelehrte giebt und die Wenigen so vereinzelt dastehen, daß ein Zusammenwirken zu einem wissenschaftlichen Zwecke schwierig, ein thätiges Eingreifen in das Leben aber, bei dem Mangel an einem im Lande allgemeiner verbreiteten Sinn für höhere geistige Bildung, etwas Unmögliches ist. Männer, wie Quintana in Madrid, Jozé Musso y Valiente in Valencia und noch einige Andere, genießen zwar hier, und mit Recht, einen bedeutenden Ruf, sind jedoch nicht im Stande, allein eine Literatur zu schaffen. Ihnen zur Seite stehen, als sogenannte Gelehrte, die zahlreichen Mönche, die zum Theil die Lehrstühle auf den Universitäten inne haben und zum Theil das Censoren-Amt verwalten. Einer dieser Mönche ist als Professor der Griechischen Sprache und Literatur im Escorial angestellt; da er jedoch kein Wort Griechisch versteht, so wird es natürlich nicht gelehrt. Dies ist jedoch nur eine negative schädliche Wirkung ihrer Unwissenheit; positiver zeigt sie sich, wo die Mönche als Censoren auftreten, denn als solche verweigern sie oft einem aus dem Französischen oder Englischen übersetzten Werk über medizinische, physikalische oder architektonische Gegenstände den Druck, bloß weil sie selbst mehrere Ausdrücke darin oder auch den ganzen Inhalt nicht verstehen!

Nicht selten erscheint daher auch außerhalb Spaniens das Gediegenere, das jetzt noch in Castilianischer Sprache geschrieben wird, und in Bayonne ist schon manches gute Spanische Original-Werk gedruckt worden. Der Verlag der Madrider Buchhändler besteht dagegen meistens aus den Uebersetzungen einiger Werke Chateaubriand's, Segur's, Walter Scott's, Coopers u. A., doch ist es auch damit so kläglich bestellt, daß jedes nur irgend kostspieligere Buch nicht anders als auf dem mühseligen Wege der Subscription und in einzelnen langwierigen Terminen erscheint.

Bibliographie.

Compendio de historia universal etc. (Handbuch der Universal-Geschichte, oder kurzgefaßte Erzählung der Hauptbegebenheiten von der Erschaffung der Welt bis auf den Tod Napoleon Bonaparte's.) Aus dem Englischen übersetzt von Fabregas.

Fisiologia de Magendie. (Physiologie von Magendie.) 3 Bände. Aus dem Französischen.

Nueva floresta española. (Neue Spanische Blumenlese.)

Historia sagrada contada a los niños. (Heilige Geschichte für Kinder.) Aus dem Französischen, von Don Gonzalez Vara.

Diario general de ciencias medicas. (Allgemeine medizinische Zeitung.) 32stes Heft.

Biblioteca de conocimientos humanos. (Bibliothek menschlicher Kenntnisse.) 17ter Band.

Colleccion general de comedias escogidas etc. (Sammlung auserlesener Lustspiele der alten Spanischen Dichter.) 38ste Lfg

Historia de las cruzadas. (Geschichte der Kreuzzüge.) Aus dem Franz. des Michaud. 7ter Band.

Frankreich.

Die Pest in Marseille und in der Provence, in den Jahren 1720 und 1721.

Aus dem ersten Bande der vor Kurzem in Paris erschienenen Geschichte der Regentschaft, von Lemontey.

Marseille war eben der Schauplatz von Festlichkeiten gewesen, zu denen die Durchreise der dem Fürsten von Modena vermählten Mademoiselle von Valois (Tochter des Regenten) Anlaß gegeben hatte. Der Ritter von Orleans, ein natürlicher Sohn des Regenten und Groß-Prior von Malta, kehrte von Genua zurück, wohin er seine Schwester begleitet hatte. Neben seinen noch mit Blumengewinden geschmückten Galeeren, auf denen sich Musiker befanden, lagen einige Schiffe, die das entsetzlichste Unheil aus den Häfen Syriens brachten. Man glaubt allgemein, die Pest sey auf einem dieser Schiffe gewesen, das vom Capitain Chataud kommandirt wurde, von Seyde am 31. Januar 1720 mit reinem Gesundheits-Patent abgegangen und am 25. Mai bei dem Schlosse If angekommen war, nachdem es Tripolis, Cypern und Livorno berührt und auf seiner viermonatlichen Ueberfahrt sechs Mann verloren hatte. Bei der Desinficirung der von diesem Schiffe mitgebrachten Waaren starben in dem Quarantaine-Lazareth einige Beamten, an denen die Aerzte aber durchaus kein Zeichen der Pest erkannten. Indessen ordneten die Gesundheits-Intendanten für das Schiff und dessen Ladung eine strenge Quarantaine an*) und gestatteten den Passagieren erst nach zwanzig Tagen und starker Durchräucherung den Zutritt in die Stadt. Sonderbar genug ist das Schicksal dieser Passagiere gänzlich unbekannt geblieben, und man schreibt ihnen die Ansteckung der Provence zu, weniger mit Gewißheit als aus der den Menschen eigenen Sucht, Alles zu erklären. Dies geschah übrigens im Juni und unter dem Schleier des tiefen Geheimnisses, welches bei den Arbeiten des Quarantaine-Lazareths beobachtet wird.

Im Juli traten andere Zufälle ein. Die Schöffen wurden benachrichtigt, daß in einem stark bevölkerten Stadtviertel sich Symptome verdächtiger Krankheiten gezeigt hätten; sofort ließen sie die Todten und Kranken und diejenigen, die ihnen nahe gekommen waren, in die Lazarethe bringen und die Thüren der von ihnen bewohnt gewesenen Häuser vermauern. Unter den zu Rathe gezogenen Aerzten läugneten die des Lazareths hartnäckig jedes Zeichen von Pest, und die Stadt-Aerzte sahen in der Krankheit nur durch Elend und schlechte Nahrung herbeigeführte bösartige Fieber. Die Schöffen fuhren nichts desto weniger fort, die verdächtigen Personen

*) Beide wurden bald nach der öden Insel Jarre gebracht und auf Befehl des Hofes verbrannt. In Bezug auf die Ankunft dieses Schiffes befindet sich in der Chronik der Stadt Cagliari eine seltsame Geschichte. Es wird nämlich erzählt, daß zu jener Zeit der Vice-König von Sardinien, Hr. v. Saint-Remis, einen ängstlichen Traum hatte, in welchem es ihm schien, als ob die Pest seine Statthalterschaft verwüste. Bei seinem Erwachen wurde ihm die Ankunft eines Handels-Schiffs gemeldet, das in den Hafen einzulaufen wünsche, was er aber sofort verweigerte. Noch ganz aufgeregt von den Beängstigungen der Nacht, widersetzte er sich sogar der Aufnahme des Schiffes in das Quarantaine-Lazareth und drohte, auf dasselbe schießen zu lassen, wenn es sich nicht augenblicklich entferne. Ganz Cagliari hielt dies Verfahren für eigensinnig und thöricht; wie groß war aber das Erstaunen als man erfuhr, das zurückgewiesene Schiff sey dasselbe gewesen, welches die Pest nach Marseille gebracht.

Digitized by Google

und Häuser abzusperren. Alle diese Maaßregeln wurden des Nachts ausgeführt, und die Schöffen überließen den Subalternen weder die Beschwerden noch die Gefahren, die damit verbunden waren. Inzwischen erklärten einige Aerzte, welche die Ansicht ihrer Kollegen nicht theilten, das Daseyn der Pest und enthüllten das Geheimniß, womit die Konsuln das furchtbare Ereigniß zu bedecken suchten. Ein über diese Indiscretion unwilliger städtischer Beamter warf den Aerzten vor, sie wollten aus einer eingebildeten Krankheit eine Goldquelle für sich machen, — ein hartes und ungerechtes Wort, welches den Pöbel gegen die Aerzte und diese gegen den Magistrat aufreizte. Die dadurch herbeigeführte Spaltung war den Bürgern nachtheilig und trug sogar zur Verfälschung der Berichte bei, welche uns diese Katastrophe überliefert haben. Es war das achtzehnte Mal seit Julius Cäsar, daß die Pest in Marseille ausbrach, und die seit dem letzten Erscheinen derselben kaum verflossenen siebenzig Jahre hatten noch nicht jede Erinnerung daran getilgt. Die Pest ist ein unbestimmter, Schrecken erregender Ausdruck; die Priester aller Zeiten und Religionen, die Dichter und Rhetoren gefielen sich darin, die Furchtbarkeit derselben zu vermehren; sogar die Geschichtsschreiber haben eine sonderbare Ehre darein gesetzt, eine schöne Pest zu beschreiben. Wenn die Stumpfheit der Orientalen sich an diese Krankheiten, welche recht eigentlich die Krankheiten der Barbaren sind, gewöhnt, so bringt ihr plötzliches Erscheinen bei den civilisirten Völkern einen Schreck hervor, der viel mörderischer ist, als das Gift selbst. „Das öffentliche Wohl," sagte damals der Kanzler d'Aguesseau, „verlangt, daß man das Volk überrede, die Pest sey nicht ansteckend, daß das Ministerium hingegen verfahre, wie wenn es vom Gegentheil überzeugt wäre." Chirac, der Arzt des Regenten, richtete an die Schöffen eine in demselben Sinne abgefaßte Denkschrift; aus einer ähnlichen Politik stellte sich in neuerer Zeit der Arzt Desgenettes in Aegypten im Angesichte der Französischen Armee, als impfe er sich die Pest ein, und gab der Oberbefehlshaber dieses Heeres ein Vorspiel zu seinem wunderbaren Geschick, indem er die Pestkranken in Jaffa berührte. Die Schöffen hatten übrigens die weise Maxime d'Aguesseau's im voraus errathen und würden vielleicht den Feind, den sie verfolgten, im Stillen unterdrückt haben; aber jene leider durch die fortschreitende Epidemie bekräftigte Enthüllung des Geheimnisses führte unsägliches Unglück herbei.

Die erste Wirkung der Furcht war, daß diejenigen, die durch ihre Einsicht, ihren Reichthum und ihre Aemter die nöthigsten gewesen wären, die Stadt verließen. Die Quarantaine-Anstalt war plötzlich ohne Intendanten, die Lazarethe waren ohne Verwalter, die Gerichtshöfe ohne Richter, die Steuern ohne Einnehmer. Die Stadt hatte bald weder Polizei-Beamte, noch Notare, noch Hebammen, noch die unentbehrlichen Handwerker mehr, und die Auswanderung ließ erst am 31. Juli nach, als das Parlament die Stadt Marseille und deren Gebiet einschließen ließ und auf das Hinausgehen über die festgesetzte Linie die Todesstrafe gesetzt hatte. Nur der Oberrichter und die vier Schöffen blieben allein mit 1100 Livres in der Stadtkasse in einer vollkommen aufgelösten Gesellschaft und an der Spitze einer zahlreichen, zügellosen, der Arbeit und der Subsistenz-Mittel entbehrenden Bevölkerung zurück.

Die zweite Folge der Furcht war die Hungersnoth; Getreide, Holz und Fleisch fehlten zugleich dem geängstigten Volke. Schon am 3. August veranlaßte die Noth einen Volksauflauf. Die Konsuln hatten mit Hülfe eines Schallrohrs auf dem freien Felde eine Unterredung mit den Prokuratoren der Provinz, und man kam überein, daß zwei Stunden von der Stadt zwischen Barrièren Märkte errichtet werden sollten. Marseille mußte täglich die Fortdauer seiner Existenz von dem Mitleiden der Bauern und der Gewinnsucht der Händler erwarten. Als die letzte und unvermeidlichste Folge der Furcht ist die nachtheilige Veränderung zu betrachten, die sie im ganzen Menschen hervorbringt; in moralischer Beziehung tritt ein roher Egoismus hervor, der die Bande der Natur, der Pflicht, der Freundschaft zerreißt und den Kranken gleich einem öffentlichen Feinde verbannt; im Physischen tritt eine Schwächung der Lebenskraft ein, die zur Ansteckung geneigt und dieselbe tödtlich macht. Diese Wahrheiten sollten mit blutigen Zügen in das Buch der Geschichte eingetragen werden.

Es gehört zu dem Unheil so gewaltsamer Krisen, daß auch die heilsamsten Einrichtungen durch sie verderblich werden. Marseille blühte am äußersten Ende des Landes in einer Art von republikanischem Zustande; das Handelsinteresse und alte Gebräuche beschützten diese Freiheit. Die von der Bürgerschaft für eine bestimmte Zeit gewählten Schöffen waren nur Tribunen unter dem Titel von Beschützern und Vertheidigern der Privilegien. Statt despotischer Gewalt, die hier gerettet haben würde, hatten sie nur eine väterliche und milde Macht, die sie nicht ausdehnen durften. Das Arsenal und die Galeeren standen unter einer besonderen Verwaltung, die ihnen nur ungern Beistand leistete. Die in den Forts verschanzte Garnison gehorchte ihnen nicht, ja sie waren sogar gezwungen, dieselbe zu ernähren, um die angedrohte Plünderung zu verhindern. Das Parlament von Aix vermehrte die Verlegenheiten des Augenblicks durch seine langsamen Förmlichkeiten. Der der Pest entfliehende Kommandant der Provinz erließ eben so zahlreiche als unausführbare Verordnungen, und der Konflikt der Behörden vermehrte das Uebel; obgleich das Parlament einigen Marseillern erlaubt hatte, sich in die Quarantaine-Anstalt von Toulon zu begeben, so verwehrten ihnen dennoch bewaffnete Feluken den Eintritt in dieselbe. Aber während sich Alles gegen die Schöffen von Marseille zu verschwören schien, zeigten diese, wie hoch die Nothwendigkeit Männer erheben kann, die bis dahin nicht über den Kreis des Gewöhnlichen hinausgetreten waren. Zwei derselben besonders entwickelten einen bewundernswerthen Eifer. Estelle und Moustier. Keine Ruhe, kein Schlaf, keine Sorge für ihr Leben gab es mehr; ihre Gedanken, ihre Worte, ihre Handlungen waren heroisch. Der Ritter Roze, ein erfinderischer und schnell ausführender Kopf, eine so edle Seele, wie irgend eine Zeit sie geboren, trat aus der Menge hervor, um ihnen die Last tragen zu helfen. Ihnen zur Seite steht der berühmte Bischof Belzunce; eine kolossale Gestalt, hohe Frömmigkeit, eine edle, aber doch strenge Mildthätigkeit machten ihn imposant für die Menge. Sein Eifer, der seine Einsicht und seinen weniger starken als ungestümen Charakter überstieg, fand in dem öffentlichen Unglück eine würdigere Nahrung, als in den Kirchenstreitigkeiten. Zum Vorbilde wählte er das Benehmen des berühmten Erzbischofs Carl Borromäus bei der Mailänder Pest. Diesen vier Männern schien die Vorsehung, indem sie sich von Marseille abwandte, das Geschick dieser Stadt anzuvertrauen.

Die Krankheit, welche Marseille verheerte und später ihre Verwüstungen bis über den Rhone ausdehnte, erinnert in vielen ihrer Züge an die von Thukydides beschriebene, war indessen weniger furchtbar, indem die davon Genesenden nicht, wie die Athenienser, an den Extremitäten durch den Brand verstümmelt wurden. Größer ist die Aehnlichkeit mit der Pest, die 1770 hundert tausend Einwohner von Moskau hinwegraffte und als Folge des Türkenkrieges eine der ersten Früchte des Ehrgeizes Katharina der Zweiten war. In Marseille befiel die Pest vorzugsweise die Kinder, die Frauen und die Armen; bei starken Constitutionen war ihre Heftigkeit unerhört, dagegen verschmähte sie kraftlose Greise, Geisteskranke, Krüppel und mit Geschwüren und Hautausschlägen Behaftete. Von einem ersten Anfalle genesen, war man weder vor einem zweiten noch vor einem dritten sicher. Ist diese Pest ein Gift, so entgeht es dem Auge, dem Geiste, der Analyse und hat nicht, wie die übrigen Gifte, sich gleichbleibende Wirkungen; sie hat kein Symptom, welches nicht die beiden Gattungen von Fiebern, die gewöhnlich, aber uneigentlich, bösartiges und Faulfieber genannt werden, mit ihr theilten. Die Dauer der Krankheit hatte keine bestimmte Regel; sie tödtete ihre Opfer bald auf der Stelle, bald erst am siebenten Tage. Die Symptome glichen einander weder bei zwei Kranken, noch oft bei einem und demselben in zwei auf einander folgenden Stunden. Einige hatten eine grüngelbe, andere eine feuerrothe Gesichtsfarbe; einige verhielten sich ganz still, andere zeigten eine ängstigende Geschwätzigkeit; einige unterlagen ohne Schmerzen in völliger Gefühllosigkeit, andere starben in einer furchtbaren Tollwuth; bei einigen war der Blick matt und schmachtend, bei der Mehrzahl rollten, wie bei Wasserscheuen, die Augen voll Wuth und Entsetzen umher. Wenn es mir erlaubt ist, aus der Menge von Erzählungen einige allgemeine Züge herauszuheben, so wage ich, folgende als die der Pest von 1720 eigenthümlichen zu bezeichnen: Ein fast allgemeines Hervortreten von Geschwülsten und Beulen, die, je nach der Zeit und der Stelle, an der sie hervortraten, tödtlich oder heilsam waren; ein widerlich süßlicher Geruch, der von den Kranken ausging und sich in dem in der Nähe befindlichen Zeuge festsetzte; eine so tiefe Unruhe und Angst der Seele, daß geistlicher Beistand fast immer den Tod nur beschleunigte; Verzweiflung und Schmerz, der sich in Thränen Luft machte und plötzlich auch bei den in ihr Schicksal ergebensten vor dem Tode ausbrach. Der sonderbarste Zug endlich war die auffallende Parteilichkeit der Krankheit; während zwei Drittheile der Kranken unterlagen, wurde das andere Drittheil kaum leicht davon berührt; 15—20,000 Pestkranke sahen ihre Beulen ausbrechen, ohne das Bett hüten zu müssen, noch in irgend einer ihrer organischen Functionen gehindert zu seyn; ohne Gefahr konnten sie auf den Straßen umhergehen. Diese glücklichen Bevorzugten waren meistentheils Bettler und Vagabunden, gleichsam von der Pest wie von ihren Mitmenschen verachtet. Dies waren die Launen des unerklärbaren Feindes, der bekämpft werden sollte.

Vergeblich versuchte die Kunst Heilmittel aller Art gegen ihn; die einfachsten waren die am wenigsten tödtlichen. Die bewegliche Phantasie der südlichen Franzosen macht den kalten und festen Muth, der die Gefahr vermindert, weil er sie mißt, unter ihnen seltener. Die unterrichteten Männer, welche die Ansichten derselben hätten berichtigen können, thaten dies nicht, wie man aus folgendem Schreiben des Erzbischofs von Aix an den Abbé Dubois folgern kann: „Des Morgens haben wir hier die Pest, und Abends befinden wir uns wohl; man sollte die Aerzte ganz abschaffen, oder ihnen befehlen, geschickter und weniger hasenfüßig zu seyn. Die Furcht hat sie so stark ergriffen, daß sie überall die Pest sehen; es ist ein großes Elend." Den Lazareth-Ueberlieferungen getreu, besuchten in der That die Aerzte die Kranken, in einen wachsleinenen Kittel gehüllt, mit hohen Holzschuhen an den Füßen, Mund und Nase bedeckt, die Stimme erhebend, um aus der Ferne vernommen zu werden, kurz, weniger einem nützlichen Beistande als Gespenstern des Todes ähnlich. Einer von ihnen glaubte gelesen zu haben, daß Hippokrates während der Athenienſischen Pest Feuer anzünden ließ; sofort wurden auf ein gegebenes Signal unzählbare Holzhaufen um Marseille, auf allen Plätzen, vor jedem Hause, ja sogar in mehreren Häusern angezündet. Die ungeheure Hitze verdoppelte nur bei der ohnehin warmen Witterung die Wuth der Krankheit. Der Doktor Sicard, der diesen Rath gegeben, ergriff mit seinem Sohne die Flucht.

Auf den Aschenhaufen dieses Brandes kamen endlich die von dem Hofe geschickten Aerzte aus Montpellier an. Diese setzten entweder aus Politik oder aus Ueberzeugung durch ihre Furchtlosigkeit die Gemüther in Erstaunen. „Welcher Wahnsinn plagt Euch," sagten sie zu der sie umgebenden Menge; „das Uebel, das Euch heimsucht, ist keineswegs auf einem Schiffe aus Syrien gekommen, sondern aus natürlichen Gründen unter Euch entstanden; es würde bald verschwinden, wenn Schrecken und Hungersnoth, die Euer Werk

sind, ihm nicht Kraft verliehen; nicht Gottes Hand, sondern Eure grausame Nachlässigkeit tödtet Eure Kranken. Wir suchten hier das Kontagium der Pest, fanden aber nur das der Furcht; hört auf, für Euch zu fürchten, kehrt zu den Betten Eurer Verwandten und Freunde zurück, und wenn Ihr unseren Worten nicht glaubt, so sehet unsere Handlungen." In der That traten sie ohne Vorsichtsmaßregeln und mit Lächeln zu den Kranken, setzten sich auf ihre Betten, plauderten mit ihnen, berührten ruhig ihren Leib, ihre Kleider, ihre Wunden. Dieses Beispiel wirkte glücklich; die von den verschiedenen Punkten Frankreichs herbeieilenden Aerzte ahmten ihre Furchtlosigkeit nach. Ein junger Matrose aus Toulon tritt als Chirurg auf und hat den Erfolg, den sein Muth verdient. Die Gefährtin eines Deutschen Quacksalbers zeigt ihre chirurgische Geschicklichkeit in den Lazarethen und verpesteten Orten; ihr Name und ihr Vaterland sind unbekannt; ihre schlanke Gestalt, ihre hohe Schönheit, ihre Frische, die gegen das Aussehen der sie umgebenden Sterbenden wunderbar absticht, läßt sie als ein Wesen erscheinen, das nichts Sterbliches an sich hat. Der Typhus verschont die unglaubliche Kühnheit dieser geheimnißvollen Frau. Auch die einheimischen Aerzte legten ihre Furcht ab und verdienten um so mehr Lob, als sie die Gefahr kannten. Einer von ihnen, Namens Aron, der sich des Knopfes seines Stockes bedient hatte, um sich von dem Befinden eines jungen Mädchens zu überzeugen, wurde der Gegenstand unerschöpflichen Spottes, eine Art der Französischen Gerechtigkeit, die sich auch durch das furchtbarste Unglück nie hat zum Schweigen bringen lassen. Der Unglückliche, der bis zur Verzweiflung gebracht war, suchte und fand endlich den Tod. Merkwürdig ist, daß von jenen verwegenen Fremden nur ein einziger, und zwar der jüngste unter ihnen, starb, der im Uebermuth sich in Air in das Bett einer eben an der Pest verschiedenen Frau legte.

Aber bald lehrte der Anblick der Stadt, daß die Entschlossenheit einiger Männer so großem Unglück nicht steuern konnte. Bis zum 20. August herrschte eine öde Stille; aller Handel war gehemmt, die Gerichte und Schulen waren geschlossen; die Stille wurde kaum durch das Fortschaffen der Todten unterbrochen, wozu die Nächte nicht mehr hinreichten; im Innern der Häuser herrschten Schmerz, Verzweiflung, Hungersnoth und alle Verbrechen des Egoismus. Endlich trat der Zeitpunkt ein, wo die Sonne alle diese Gräuel beleuchtete. Es erschienen Kranke auf den Straßen, einige Lumpen der Armuth oder Ueberreste ihres Reichthums mit sich schleppend und theils durch die Noth, theils durch die Grausamkeit der Verwandten aus ihren Wohnungen vertrieben, diese, ihre ganze Dienerschaft überlebend, jene, hoffnungslos nur ein mitleidiges Auge suchend, das sie bei ihrem Verscheiden beklagte. Die Geschichte der Pesten bietet nichts dar, was diesen öffentlichen Plätzen gliche, wo auf verpesteten Lumpen und neben bereits alten und entstellten Leichen lange Reihen von Kranken lagen, die, von der Gluth des Tages und der Kälte der südlichen Nacht gequält, die Luft mit ihrem Geschrei und Geseufze erfüllten. Man sah diese von der ganzen Natur verlassenen Unglücklichen bis zu dem Rinnstein der Straße kriechen, dort ihre glühenden Hände und die geschwollene Zunge anfeuchten und dann sterben. Andere behielten sitzend oder an den Mauern aufrecht stehend die Stellung, in welcher sie gestorben waren. Nichts erfüllte die Seele mit größerem Entsetzen, als der unerwartete Anblick dieser Leichen, die wie in Gedanken versunken aussahen. Vor Grausen und Schmerz trat man vor den blutigen Ueberresten des Rasenden zurück, der sich aus dem Fenster gestürzt hatte, oder vor dem Kinde, das noch an der Brust der bereits gestorbenen Mutter saugte. Die Masse von Unglücklichen häufte sich auf den großen Plätzen an, weil bei allen Häusern, wo ihnen Bänke oder Wetterdächer zum Schutz hätten dienen können, die Bewohner diese Orte täglich mit Schmutz bestrichen, um dem Armen, der einen Platz zum Sterben suchte, die Lust zu benehmen, sein Haupt dort niederzulegen.

Die geistliche Behörde verweigerte den Eintritt in die Kirchen und Klöster, und die Konsuln wagten nicht, über die von den Reichen verlassenen Häuser zu verfügen. In die Stadtmauern wurde eine Bresche gebrochen, und am Fuße des Walles schlug man Zelte auf, die aber wegen des schlechten Schutzes, den sie gegen das Wetter gewährten, von den Kranken schnell wieder verlassen wurden. Die Schöffen betrieben eifrig den Bau eines großen Lazareths aus Holz und Segeltuch, ein Sturmwind warf dasselbe aber um. Türken, die man unter den Ruderknechten ausgesucht hatte, beendigten dasselbe im Beginn des Oktober, wo es weniger nothwendig geworden war. Bis dahin war nur ein altes Lazareth von geringem Umfange den Pestkranken geöffnet, die sich in fürchterlich anzusehenden Kämpfen den Eintritt in dieses Grab streitig machten. Alle in der Stadt vereinzelte Gräuel waren in diesem Schreckensorte vereinigt, aus dem kein Kranker lebend heraus kam, und den mephitische Dünste und Haufen Sterbender schon in der Ferne andeuteten. Dieser einzige Zufluchtsort war in den Händen von Verbrechern, die hier durch ein höllisches Wunder lebten, wie die giftigen Thiere der neuen Welt, die in den Sümpfen, wo Alles stirbt, gedeihen und groß werden; ihre Hände beschleunigten den Tod derer, welche die Ueberreste ihres Vermögens mitbrachten, und wenn ein Sterbender ihnen Schlüssel oder das Geheimniß einer verborgenen Sache von Werth anvertraute, so folgte die Plünderung. Die Konsuln hatten in ein anderes Hospital drei tausend verlassene Kinder aufnehmen lassen, von denen aber nicht hundert davon kamen. Das Ungeheuer, dessen Habgier sie Hungers sterben ließ, wurde gehängt. Aber die Selbstsucht, welche die Lebenden nicht scheute, zitterte vor den Todten. Die falsche Ansicht, daß die Leichen ansteckend seyen, machte die Beerdigung zu einer schrecklichen Pflicht für die Behörden. Im Anfang ließen sie selbst des Nachts die Leichen durch Lazareth-Diener fortbringen, später waren sie genöthigt, Menschen aus der Hefe des Volks, die mit Gewalt unter dem Namen „Raben" angeworben wurden, dazu zu gebrauchen; bald mußten die Entwichenen unter diesen durch Galeerensklaven ersetzt werden. Die Kommandanten der Galeeren gaben diese ungern und unter der sonderbaren Bedingung her, daß die Konsuln gehalten seyn sollten, dieselbe Anzahl wieder zurückzugeben. Diese Raben und Galeerensklaven waren eine furchtbare Miliz; die Schöffen führten dieselbe mit dem Degen in der Hand. Drangen jene Elenden in ein Haus, so waren sie nur für Geld bereit, die Leichen fortzuschaffen, d. h. sie an eisernen Haken fortzuschleifen, und fanden sie sich selbst überlassene Kranke, so tödteten sie dieselben, um ungestraft plündern zu können. Da die Zahl der Todten täglich wuchs, so waren bald Wagen zu deren Fortschaffung nöthig. Aber in so unglücklichen Momenten ist auch die Ausführung der einfachsten Maßregel mit großen Schwierigkeiten verknüpft; man mußte die Wagen und Pferde, deren man bedurfte, den Landleuten wegnehmen, und trotz allen Bemühungen kamen nie mehr als zwanzig solcher Wagen in Gang, eine so unzureichende Zahl, daß die Stadt, in der sich täglich tausend Todte anhäuften, ihr Ende nahe glaubte. Man erzählt, daß der Bischof Belzunce, um die Fuhrleute anzufeuern, sich selbst auf den ersten dieser Wagen setzte, der nach seiner traurigen Bestimmung abging; er konnte indessen den Abscheu nicht ganz verbergen, den ihm diese Beerdigungen ohne Thränen und ohne religiöse Ceremonien einflößten. Eine Quelle neuer Schwierigkeiten waren die gemeinsamen Gräber; mit Gewalt herbeigeführte Bauern gruben dieselben mit abergläubischer Furcht; man füllte diese großen Löcher sogleich mit Todten an; da aber Fäulniß und Gährung das Volumen der vielen auf einander gehäuften Leichen vergrößerten, so öffneten sich die Gräber und gaben ihren entsetzlichen Inhalt wieder ans Tageslicht. Die Arbeiter entflohen, der Konsul Monstier ergriff eine Hacke und ging allein auf den Leichenhaufen zu; einige von Schaam getriebene Soldaten folgten ihm, und die Gräber schlossen sich wieder. So viel Unglück erschöpfte aber die Kräfte, und man berathschlagte, ob es nicht besser sey, die noch lebende Bevölkerung auf die Felder zu verpflanzen und die Stadt den Todten zu überlassen. Vor diesem äußersten Entschlusse wollte man indessen noch einen letzten Versuch machen; die Gewölbe mehrerer Kirchen wurden eingeschlagen und des Widerstandes des Bischofs ungeachtet bis an die Decke mit Leichen angefüllt, wodurch einige Stadtviertel frei wurden. Aber die drohendste Gefahr war eine Art von Pest-Vulkan, der sich auf einer der Esplanaden gebildet hatte; beinahe 2000 Leichen lagen dort seit drei Wochen, eine furchtbare Masse, deren Zustand nicht mehr gestattete, sie fortzuschaffen, und deren Bild die Phantasie nicht würde ertragen können, wenn die Sprache Worte hätte, dasselbe zu schildern. Die Zerstörung dieses Pestheerdes war ein dem Ritter Roze vorbehaltenes Wunder; er hatte entdeckt, daß in der Nähe der Esplanade befindliche alte Festungswerke bis zum Niveau des Meeres hohl waren, und ordnete Alles für das kühne Unternehmen an. Mit hundert in Essig gebadeten Galeerensklaven, die er mit Wort und Beispiel anfeuerte, umgab er den furchtbaren Platz, schob die Leichen durch eine eben so schnelle als geschickte Bewegung vorwärts und stürzte sie binnen dreißig Minuten in die Mauern zweier Bastionen, die einst mit geringerem Nutzen die Stadt der Phocäer gegen Julius Cäsar vertheidigt hatten.

Ich habe den höchsten Grad der Heftigkeit der Epidemie geschildert; es ist Zeit, zu betrachten, wie und wie weit sie sich verbreitete. Sie erfaßte diejenigen, welche auf die Thürme, so wie diejenigen, die auf die Schiffe geflohen waren. Auf diesen engen und heißen Fahrzeugen, welche der Lebensmittel wegen mit dem Lande sich dennoch in Verbindung setzen mußten, richtete die Krankheit große Verheerung an. Das Meer selbst war unrein, die Meinung, das die Hausthiere durch ihre Haare die Pest mittheilen könnten, brachte vielen von ihnen den Tod; die Ueberreste derselben wurden in den Hafen geworfen. Glücklicher waren die Galeeren und das Arsenal, die durch Mauern und Stacketen abgesondert waren; in denen Ordnung durch eine militairische Polizei aufrecht erhalten wurde, und die ihre Lebensmittel von der Seeseite erhielten. Eine Bevölkerung von 10,000 Seelen zählte nur 1260 Erkrankte und 762 Todte, was den Tribut einer gewöhnlichen Epidemie nicht überschritt. Die Stadt hatte über das Drittel ihrer Einwohner verloren. In dem Stadtgebiete war das Verhältniß ungefähr dasselbe, nur waren die Qualen der Kranken dort noch größer; eine Masse furchtsamer Proletarier, die an den Bächen entlang in tiefe Höhlen geflohen waren, sah sich schrecklichen Leiden und dem Schwerdte der das Land durchstreifenden Räuber preisgegeben. Auf den Landstraßen erschienen Haufen von Bettlern, die sich pestkrank stellten und von fern den Reisenden um seine Börse baten, der froh war, durch dieses Lösegeld noch größerer Gefahr zu entkommen. Auch waren auf dem Lande, dem angeblichen Sitze der Unschuld und Tugend, die Kranken noch verlassener, und zeigte sich dort die Selbstsucht noch schaamloser, als in der Stadt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Cours de droit français. (Kursus des Französischen Rechtes.) Nach Anleitung des code civil. Von Duranton. 14ter Band. Pr. 9 Fr.

Essai historique descriptif sur la peinture sur verre ancienne et moderne. (Ueber ältere und neuere Glasmalerei.) Nebst den Lebensbeschreibungen der berühmtesten Glasmaler und vielen Abbildungen. Von E. H. Langlois und Esperance Langlois. Rouen. Pr. 8 Fr.

Mémoires géologiques. (Geologische Denkwürdigkeiten.) Herausgegeben von A. Boué, Secretair der geologischen Gesellschaft. Erster Theil. Mit 7 Abbildungen. Pr. 7½ Fr.

Mémoires et dissertations. (Denkschriften und Abhandlungen über die Alterthümer des In- und Auslandes.) Herausgegeben von der Königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich. 9ter Band.

Hermann, ou la civilisation et la barbarie. (Hermann, oder Civilisation und Barbarei.) Von H. G. Mole. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

La famille de Lusigny. (Die Familie Lusigny.) Drama in 3 Akten. Von F. Soulié und Ad. Boffange.

Le régent. (Der Regent.) Lustspiel in 3 Akten von Ancelot.

England.

Essay on the right of Hindoos over ancestral property, (Versuch über das Recht der Hindus auf vorelterliches Eigenthum, nach dem Bengalischen Gesetz.) Nebst einem Anhang über das Erbrecht der Hindus. Vom Radschah Rammohun Roy. London, 1832.

Es liegt außer dem Bereiche dieser Blätter, in die Diskussion, welche der gelehrte Radschah von Hindostan vor das Britische Publikum gebracht hat, näher einzugehen. Der Gegenstand ist indessen von ganz besonderer Wichtigkeit für diejenigen, denen es obliegt, Indien der Britischen Herrschaft zu erhalten und es nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit mit dem Bestreben zu regieren, die alten Gebräuche des Volkes so wenig als möglich zu verletzen. Mit dem Verfasser der vorliegenden sehr verständig abgefaßten Schrift deprezziren auch wir die von den Bengalischen Behörden beabsichtigte Veränderung in dem Gesetz über vorelterliches Erbgut und in dem Recht einer freien Verfügung über das Eigenthum. Wir wollen jedoch den Verfasser selbst reden lassen:

„Jedermann," sagt er, „der Ländereien besaß, seyen es nun selbst erworbene oder ererbte, war nach dem seit langer Zeit bestehenden Gesetze des Landes befugt, Geld darauf in Hypothek zu nehmen, um es entweder zur Verbesserung seines Gutes oder auch in Handel und Fabriken anzulegen, wodurch er sich und seine Familie zu bereichern und das Land im Ganzen zu verbessern im Stande war. Sollte aber das Gesetz, mit dem man jetzt das Erbrecht bedroht, sanctionirt und das Recht, über vorelterliches Eigenthum ohne Zustimmung der Erben frei verfügen zu können, den Landbesitzern verweigert werden, so würden dieselben natürlich den Kredit verlieren, den sie gegenwärtig als selbstständige Eigenthümer genießen, und gezwungen seyn, ihre Bedürfnisse auf den Betrag dessen zu beschränken, was sie sich bisher von ihrem Einkommen erspart haben. Eine unvermeidliche Folge davon würde seyn, daß der größere Theil derselben seine verschiedenen Etablissements und noch mehr seinen Luxus einschränken müßte — ein Umstand, der die Fortschritte des auswärtigen wie des einheimischen Handels wesentlich hemmen würde."

„Liegt aber wohl irgend eine vernünftige Politik darin, auch die Einwohner von Bengalen auf die Stufe der Armuth herunter zu bringen, auf der sich ein großer Theil der oberen Provinzen hauptsächlich deshalb befindet, weil die Mitakschura, ihr Muster-Erbrecht, ihnen so viele elende Beschränkungen auferlegt? Empfinden wohl die Briten irgend eine Unbequemlichkeit oder einen Nachtheil davon, daß in England andere gesetzliche Institutionen gelten, als in Schottland, ja daß nicht dieselben sogar in den verschiedenen Grafschaften Englands gleichen! Was würden wohl Engländer dazu sagen, wenn der Gerichtshof der Kings-Bench mit einem Male das Gesetz von Schottland als die Grundlage seiner Entscheidungen in Eigenthumssachen oder das von Kent als Richtschnur bei Erblichkeits-Fragen betrachten wollte! Jeder freisinnige Politiker wird, wie ich glaube, mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, daß nach dem Verhältnisse, in welchem sich ein abhängiges Reich den Sitten, Statuten, religiösen, geselligen und häuslichen Gebräuchen seines Protektor-Landes nähert, auch ihr beiderseitiger Verkehr blühend ist und ihre gegenseitige Anhänglichkeit zunimmt." (N. M. M.)

Bibliographie.

Statistics and mortality of the metropolis. (Sterblichkeits- und andere statistische Verhältnisse von London.) Von Marshall. 4. Pr. 42 Sh.

Mémoires et romances de Mad. la Duchesse de St. Leu. (Denkwürdigkeiten der Herzogin von St. Leu.) Pr. 25 Sh. [Sind in Französischen Blättern für unächt erklärt worden.]

Living poets and poetesses. (Lebende Dichter und Dichterinnen.) Ein satirisches Gedicht von Mitchell. Pr. 4½ Sh.

French and english pronouncing dictionary. (Wörterbuch der Französischen und Englischen Aussprache.) Von Meadon.

On the english commonwealth. (Ueber das Englische Gemeinwesen.) Von Palgrave. 2 Bde. Pr. 3 Pfd. 3 Sh.

Real life. (Wirkliches Leben.) Aus dem Taschenbuche eines Chronisten. Pr. 12 Sh.

Rodolph. — Ein dramatisches Fragment. Pr. 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Sprachen in Frankreich. Den im vorigen Jahre in Paris erschienenen „Mélanges sur les langues, dialectes et patois" zufolge, sprechen von den 31,851,589 Einwohnern des Französischen Königreiches:

29,180,560 Französisch in mehr als 70 Mundarten;
1,140,000 Deutsch;
1,050,000 Niederbritanisch oder Gälisch (in der Bretagne);
185,079 Italiänisch;
177,950 Flammändisch;
und 118,000 Kantabrisch oder Baskisch.

— Newton's Genius. Den eigenthümlichen Charakter von Sir Isaak Newton's Genius und die bei seinen Forschungen von ihm befolgte Methode kann man nur aus einem genauen Studium seiner Werke und aus der Geschichte seiner einzelnen Arbeiten kennen lernen. Käme es darauf an, das jugendliche Alter, in dem er die hauptsächlichsten Entdeckungen machte, und das rasche Aufeinanderfolgen dieser letzteren als Maaßstab des Urtheils über seine geistigen Fähigkeiten anzunehmen, so müßte man ihm jenen lebhaft durchdringenden Blick und jenen Reichthum der Erfindung zuerkennen, welche mehr den poetischen als den philosophischen Genius bezeichnen. Aber man muß sich erinnern, daß Newton von den günstigsten Verhältnissen zur Entwickelung seiner Anlagen umgeben war. Die Blüthe der Jugend und die Kraft des Mannesalters konnte er uneingeschränkt auf die Wissenschaften verwenden. Kein unverständiger Vormund führte die Aufsicht über seine Lieblingsneigungen, keine geisttödtende Beschäftigung oder Handwerksarbeit störte den Fortgang seiner Studien. Seine Entdeckungen waren daher die Frucht ausdauernden und ununterbrochenen Fleißes, und er selbst erklärte, daß er Alles, was er zur Beförderung des allgemeinen Besten beigetragen, nicht einem besonderen Scharfsinn, sondern nur angestrengter Arbeit und unermüdlichem Nachdenken zu verdanken habe. Frühzeitig in die abstrakten Regionen der Geometrie eingeführt, gewöhnte sich sein Geist an eine sorgfältige und scharfe Prüfung der Gegenstände; und wenn er seine Ausdeutungen nicht mit der Schnelligkeit der Anschauung gewann, so waren sie ihm um desto sicherer, und die Festigkeit, mit der er an dem einmal gewonnenen Resultat hing, stand in natürlichem Verhältniß zu der geistigen Anstrengung, die es ihm gekostet hatte. Mit Uebergehung des Oberflächlichen und Ausmerzung des Unwesentlichen drang er stets mit angeborenem Scharfsinn in den Kern der Gegenstände ein, und wenn er alle Schwierigkeiten tapfer überwunden hatte, setzte er sich in dem Hauptbollwerk unerschütterlich fest. Zu der höchsten Erfindungskraft gesellte sich bei Newton, was sonst so selten der Fall ist, die Gabe, seine tiefsten Speculationen zu vereinfachen und Anderen mitzutheilen. Bei der Haushaltung mit ihren Geschenken ist die Natur selten so verschwenderisch in ihren geistigen Spenden. Dem begeisterten Schöpfergenius fehlt es gewöhnlich an dem reifen vergleichenden Urtheil, und doch wäre es ohne das Zusammenwirken beider nimmer möglich gewesen, die Werkstatt menschlicher Weisheit aufzubauen. Wenn auch ein einziger Strahl vom Himmel die vestalische Flamme entzündete, so bedurfte es doch der demuthsvollen priesterlichen Hingebung, um das heilige Feuer anzufachen und wach zu erhalten.

(Brewster's life of Newton.)

— Presse in Calcutta. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß eine neue Zeitung erscheint. Wir vernehmen, daß jetzt nicht weniger als vier neue Blätter vorbereitet werden. Wir haben in der ganzen Präsidentschaft nur 7 Englische, dagegen jetzt schon 14 Zeitungen in einheimischer Sprache, und vor Ende des Jahres können wir auf 20 der Art rechnen. (Sumachar Darpun.)

— Bengalische Literatur. Seit Kurzem sind mehrere neue Zeitungen in Bengalischer Sprache erschienen. Wir können zugleich anzeigen, daß ein literarisches und wissenschaftliches Magazin, welches auf 28 Seiten lauter Original-Gegenstände enthalten soll, in Bengalen erscheinen wird; auch beschäftigt man sich jetzt damit, die Bengalische Uebersetzung einer Auswahl Erzählungen aus den Arabischen Mährchen der Tausend und Eine Nacht herauszugeben. (East Indian.)

— Das Eisen auf Borneo. Aus den Reisenotizen des Herrn Dalton. Das Eisen, welches man längs der ganzen Küste von Borneo findet, ist vorzüglich gut; es wird aber von dem zu Bangermassing noch übertroffen. Man hat dort eine Methode, selbiges zu verarbeiten, die den Ankauf des Europäischen Stahls ganz entbehrlich macht. Aber das beste Eisen aus diesem Orte kommt nicht dem der Dial's gleich. Die besten Dolche der Bugi, Radschahs und Häuptlinge sind von Dial's geschmiedet; und es ist eine höchst sonderbare, doch unbezweifelte Thatsache, daß alle eiserne Werkzeuge um so besser werden, je tiefer man ins Innere kommt. Das Land des Seldschi ist in dieser Hinsicht jedem der Küste näher liegenden überlegen. Der Vers. zählte in einem einzigen Distrikte 49 Eisenschmieden, alle in Thätigkeit. Diese im rohen Naturzustande lebenden Menschen, welche keine Art von Wohnplätzen bauen und nichts, essen als Früchte, Schlangen und Affen, fabriziren doch einen so herrlichen Stahl und tiefern Klingen, die eine Hauptveranlassung räuberischer Einfälle von Seiten der Dial's sind. Mit Instrumenten aus solchem Stahl kann man abgenutztes Eisen und gemeinen Stahl bequem durchhauen. Seldschi zerbrieb mit seinem Säbel (mandow) einen alten Musketenlauf des Reisenden, ohne die Schneide des Mandow im geringsten zu biegen. Er schenkte Dalton diese Lieblingswaffe, als das köstlichste, was er zu vergeben hatte. Die Wurfgeschosse werden noch fürchterlicher durch das Eintauchen der Spitze in das Gift des Baumes Upo. Ihre Wirkung ist in diesem Fall fast augenblicklicher Tod. Die Eingebornen führen eine kleine Büchse mit Leimsaft bei sich, worin das Geschoß unmittelbar vor dem Wurfe getaucht wird, um das Gift wirksam zu machen. Die auf solche Art erlegten Thiere werden vor dem Braten gekocht, um das Gift herauszuschaffen, und dann ohne Schaden verzehrt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Mittwoch den 9. Mai 1832.

Holland.

Proeve eener geschiedenis van het Koningrijk der Nederlanden, van 1815 tot 1832. (Versuch einer Geschichte des Königreichs der Niederlande, vom J. 1815 bis zum J. 1832.) Von A. J. Lastdrager. Amsterdam 1832.

Der Verfasser dieses Werkes, dessen erste Lieferung so eben versandt worden, ist dem Niederländischen Publikum bereits durch seine „Denkschrift von Niederlands Befreiung" rühmlichst bekannt. Seine Landsleute erkennen in seinen Schriften ein unparteiisches Urtheil, verbunden mit historischer Treue und einer edeln blühenden Sprache. Zu dem vorliegenden Werke scheint Hr. Lastdrager nur die glaubwürdigsten amtlichen Quellen benutzt zu haben. Er begnügt sich zum größten Theil mit einer einfachen Erzählung der Thatsachen, die den Leser in den Stand setzen, selbst ein richtiges Urtheil zu fällen; gleichwohl verbirgt er doch auch niemals seine Vaterlandsliebe und den ehrenwerthen Nationalstolz, der seine Landsleute überhaupt auszeichnet. Das Werk wird demnach ein schätzbarer Beitrag für den Geschichtsfreund überhaupt, ein vortreffliches Buch aber für den Nord-Niederländer insbesondere seyn.

Die Einleitung des ganzen Werkes dürfte auch für Deutsche Leser, besonders jetzt, da die Holländisch-Belgische Streitfrage sich der endlichen Entscheidung zu nähern scheint, von großem Interesse seyn. Wir theilen daher nachstehend eine Uebersetzung derselben mit:

„Wie aus dem Nichts waren die Vereinigten Niederlande im J. 1813 wieder hervorgegangen. Alles, was die Republik dieses Namens früher Gutes und Schönes besessen hatte, war, so weit es Napoleon hatte erreichen können, verstümmelt oder vernichtet worden. Es war daher von demjenigen, was ein Volk zur Ordnung, zu seiner Ausbildung und zu seiner Glückseligkeit bedarf, nicht bloß Vieles, sondern beinahe Alles zu restauriren, wieder aufzubauen, oder auf ganz neuen Grundlagen zu errichten. Muthig wurde diese schwierige Aufgabe mitten unter den Lasten des Krieges gegen Frankreich übernommen, und mit Festigkeit wurde sie ihrer Vollendung näher gebracht. Schöner denn jemals zeigte sich des alten Niederlandes Energie und erschlaffte nicht durch Vertrauen, auch nur Einer Woche, auf die Hülfe des Auslandes. Ein Heer, dieses Namens würdig, wurde gebildet; eine Seemacht, ausreichend für die Bedürfnisse des Augenblickes, hergestellt; ein Gesetzbuch für den Krieger entworfen und eine Schule für die Zöglinge der Marine errichtet. Ferner wurden Verordnungen in Bezug auf die Ausübung der großen und kleinen Fischerei erlassen; die Verbindungen mit den vornehmsten Handelsplätzen durch Ernennung und Zulassung von Konsuln erneuert; Maßregeln zum Schutze des Buchhandels neben einer freien Presse angeordnet; die Gesetze in Betreff des Elementar-Unterrichts wieder hergestellt; ein sehr umfassender höherer Unterricht nach neuen Ideen vorbereitet und das Mittel zu theilweiser Entschädigung der ihrer Zinsen beraubt gewesenen Staatsgläubiger aufgefunden. Vor Allem aber wurde eine Verfassung, die nach den Bedürfnissen der Zeit modifizirt war, entworfen und angenommen. Ihre Hauptzüge waren: Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der alten Scheidelinien zwischen Bürger und Bürger wegen Verschiedenheit des Gottesdienstes und endlich Huldigung Oranien-Nassau's als souverainen Fürsten."

„So viele Arbeiten in so kurzer Zeit, geleitet durch weisen Rath und ausgeführt mit der erfreulichsten Eintracht, deren die Geschichte jemals gedacht hat, gab, in Verbindung mit dem neu aufblühenden Handel und der Aussicht auf Wiedererlangung ihrer Kolonieen, den Niederlanden gegründete Hoffnung auf Wohlfahrt, Unabhängigkeit und Glück innerhalb ihrer alten Gränzen, die, obwohl nur eng, doch Jahrhunderte lang Raum genug in sich gefaßt hatten, um Alles, was den Ruhm einer Nation erhebt und den Geist des Menschen veredelt, darstellen zu können."

„Kaum war aber Napoleon gezwungen, von seinem hohen Sessel herunterzusteigen und sich mit dem niederen Gebiete von Elba zu begnügen, als auch Europa's mächtigste Fürsten über das künftige Geschick dieses erschütterten Welttheiles berathschlagten. Frankreich, das seit Ludwig XIV. nach der Herrschaft getrachtet hatte, das in stolzem Wahn seine Gesetze eben so allgemein als seine Sprache machen wollte, Frankreich wurde in Ehren gehalten; sein altes Gebiet blieb ungetheilt. Man ließ ihm seinen Rang, theils zur Erhaltung des Gleichgewichtes in Europa, theils aus Furcht vor Rußlands stets zunehmender Macht, theils auch aus Scheu vor Frankreichs zahlreicher Bevölkerung, gegen deren unruhigen Charakter man inzwischen Bürgschaften aufzufinden bemüht war. Die zu Wien versammelten Staatsdiener der vornehmsten Fürsten waren der Meinung, daß hierzu auch die Errichtung eines ziemlich mächtigen Reiches an Frankreichs nördlicher Gränze würde gereichen können. Belgien, früher von Spanien, alsdann von Oesterreich und endlich von Frankreich beherrscht, hatte seit drittehalb Jahrhunderten keinen Anspruch mehr auf Unabhängigkeit erhoben, mit Ausnahme einer kurzen Rebellion, die eben so roh begonnen, als bald wieder aufgegeben worden war. Jetzt durch das Recht des Krieges eine Beute der verbündeten Monarchen geworden, hatte Oesterreich die nächsten Ansprüche darauf; da jedoch Belgien, von den Kaiserlichen Staaten getrennt, schwer in Gehorsam zu erhalten war und durch die Einflüsterungen eines stolzen Adels und einer herrschsüchtigen Geistlichkeit nach Gutdünken geleitet wird, so stand jene Macht, gegen Entschädigungen in Ober-Italien, die mehr unter dem Bereiche seines Scepters liegen und ihm die Aussicht auf einen größeren Handel im und durch das Mittelländische Meer gewährten, gern davon ab."

„Belgien war demnach verfügbar; an sich selbst zu klein, zu unvermögend, zu Französisch gesinnt und zu charakterlos, um einen abgesonderten Staat zu bilden, konnte es nicht zum Schlagbaum dienen, der stark genug gewesen wäre, um Deutschland bei einem neuen Kriege mit Frankreich gegen den ersten Stoß zu sichern; vereinigt aber mit der alten Republik der Niederlande — die in dem Aufstande gegen Napoleon wieder ihre Kraft entwickelt hatten, deren Abneigung gegen Frankreich bekannt war, die durch ihre Wiedererhebung und endlich durch die Huldigung eines aus fürstlichem Stamme entsprossenen Souverains gezeigt hatten, daß sie minder geneigt für die Formen einer übertriebenen Freiheit seyen und sich lieber den Gesetzen einer beschränkten fürstlichen Gewalt unterwerfen wollten — vereinigt also mit dieser Republik, werde Belgien, so glaubte man damals, seine Sitten und Begriffe mit denen der eigentlichen Niederländer verschmelzen, und diese würden demnach ein kräftiges und schönes Reich darstellen, auf dessen Friedensliebe und Wahrhaftigkeit man zugleich würde bauen können."

„Der souveraine Fürst der Niederlande, als solcher von allen Mächten bereits anerkannt, wurde demnächst auch mit der Civil-Verwaltung von Belgien beauftragt. Allmälig verbreitete sich die Nachricht der ihm bevorstehenden Vereinigung durch unser Vaterland, und sie fand bald ihre Bestätigung durch die (in der Staats-Courant vom Monat Februar 1815 enthaltene) offizielle Anzeige, „„daß alle Belgische Provinzen, welche das Haus Oesterreich früher besessen habe, nebst dem Bisthume Lüttich und den Preußischen Enklaven Heusden und Sevenaer, unter die souveraine Herrschaft des Fürsten der Niederlande kommen würden, und daß Luxemburg, mit Ausnahme einiger wenigen Distrikte, als abgesondertes Herzogthum demselben gehören werde, so wie, daß diese Länder, vereinigt mit denjenigen, in welchen dem Fürsten bereits gehuldigt worden, das Königreich der Niederlande heißen sollten.""

„Mit lautem Jubel wurde die Bekanntmachung dieses Beschlusses in Belgien aufgenommen. Aber in den Niederlanden betrachteten ihn Viele mit Leidwesen. Die von den Vorfahren stets behauptete Barrière war jetzt umgestürzt; der Zustand, der ehemals die Blüthe dieses kleinen Landes herbeigeführt, war verändert, und eine Vermehrung der der Obhut des Fürsten anvertrauten Gegenstände konnte leicht, so dachte man, die der Minderzahl seiner Unterthanen in den Hintergrund stellen, während man doch seine Liebe, die man allgemeiner als jemals suchte, so gern ungetheilt behalten hätte. Andere indessen, die darin die Erfüllung der Wünsche, welche der Vater des Vaterlandes, der Erste Wilhelm, hegte, zu finden glaubten, die von der Vergrößerung der Niederländischen Macht sich blenden ließen, oder die die Konkurrenz von Antwerpen, wenn es bei offener Scheide einem fremden Monarchen gehöre, fürchteten, hießen die Vereinigung gut."

„Wiewohl der Fürst seinen alten Landesgenossen die feierliche Versicherung ertheilte, daß die Veränderung des Titels keinen Einfluß auf seine Anhänglichkeit an das Vaterland haben würde, so fürchteten diese doch den eindringenden Charakter eines Volkes, das um so geschickter war, den Ton der Hofsitte anzunehmen, je weniger es an Aufrichtigkeit besaß. Auch ist es bemerkenswerth, daß, die Antwort der Generalstaaten auf des Königs feierliche Mittheilung ausgenommen, nirgends im Lande ein Anschein freudiger Theilnahme an dieser Vereinigung sich zeigte."

„Doch weder des einen noch des anderen Landes Meinung ist

befragt werden. Europa beschloß, und uns blieb nichts übrig, als uns passiv zu verhalten. Wie kräftig sich auch die Niederländische Stimme in den Versammlungen der Staatsdiener vernehmen ließ, war doch Niederland in jener Zeit, wo alle Fürsten und Völker ihre volle Kraft entwickelten, so kurz nach seiner Wiedergeburt, zu schwach — schwach wie ein Kind, das der Hand, die es anfaßt, folgen muß."

„Die beabsichtigte Vereinigung wurde durch Napoleons unerwartete Rückkehr nach Frankreich beschleunigt Durch feierliche Proclamation nahm der souveraine Fürst der Niederlande den Königlichen Titel an."

„An anderen Orten ist über die Mittel Bericht erstattet, welche, von der Nation mit Begeisterung unterstützt, dazu dienten, das Land gegen eine zweite Französische Unterjochung zu vertheidigen. Ausführlicher, als wir es, um Wiederholungen zu vermeiden, hier thun werden, ist es dort verzeichnet, wie unsere jungen Leute nach Belgien eilten, und wie die Felder von Quatrebras und Waterloo Zeugen waren, daß die jugendlichen Helden der ehemaligen sieben Provinzen mit den erfahrenen und unerschrockenen Kriegern aus Deutschland und Großbritanien in der Tapferkeit wetteiferten. Dieser ganze Feldzug ist zu genau in allen seinen Theilen beschrieben worden und lebt überdies noch zu sehr im Gedächtnisse der Zeitgenossen, als daß es hier abermals der Erzählung aller Einzelheiten bedürfen sollte."*)

„So stand denn Niederland schon wenige Monate nach seiner wiedererworbenen Unabhängigkeit mit Ehren in den Reihen der Landmächte da. Als Seemacht erlangte es ebenfalls einen Theil seines alten Glanzes wieder durch die Uebereinkunft, welche zwar schon am 13. August 1814 in London unterzeichnet worden war, jedoch jetzt erst zur öffentlichen Kenntniß kam, und in Folge deren England ihm die Kolonieen und Faktoreien, die Niederland zu Anfang des J. 1803 in den Meeren und auf dem festen Lande von Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, zum größten Theile zurückgab."

„Wieder gehörten uns nun Java, die Molucksischen Inseln und Alles, was ehemals im Indischen Archipelagus der Holländischen Flagge gehorcht hatte, noch vermehrt durch die Insel Banka, die uns von Großbritanien gegen unsere Besitzungen auf der Küste von Malabar abgetreten wurde. Wieder kamen jetzt auch Surinam, Curaçao und mehrere Inseln im Mexikanischen Meerbusen, desgleichen unsere alten Besitzungen auf Afrika's Goldküste, unter die Herrschaft unseres Fürsten."

„Zwar gingen durch dieses Arrangement das Vorgebirge der guten Hoffnung, Berbice, Essequibo und Demerary, Perlen in der Krone Niederlands, für uns verloren, doch England zahlte für uns dagegen an Schweden Eine Million Pfd. Sterling und machte sich anheischig, zur Befestigung der Belgischen Gränzen an Frankreichs Seite die Summe von 3 Millionen Pfd. beizutragen, so daß Niederland (angenommen, daß dieses sonst jene Gränzen hätte verstärken müssen, und daß die Vergrößerung seines Grundgebietes durch Belgien ein Gewinnst gewesen) in dieser Vergrößerung und in der Summe von 4 Millionen eine Entschädigung für seine verlorenen überseeischen Provinzen fand, während überdies die ehemaligen Eigenthümer im Verkehr mit denselben ansehnliche Vorrechte behielten."

„Die natürliche Folge der Vereinigung der sieben Niederländischen und der Belgischen Provinzen, wie sie durch die mächtigsten Fürsten von Europa befohlen worden war, mußte eine Revision der Verfassung seyn, die von den Ersteren kaum seit einem Jahre angenommen worden war. Von diesem Zeitpunkte datiren wir den Anfang des Niederländischen Reiches, das in den funfzehn Jahren seiner Existenz, wiewohl Frieden in Europa herrschte, doch mehr Schicksale erlebt hat, als manches andere in einem halben Jahrhundert oder länger; das, während eines ununterbrochenen Zwistes seiner Vertreter über die theuersten Interessen, wie Freiheit des Handels, Rechtspflege und Gewissensfreiheit, die Oberhäupter von Algier, Palembang und Java züchtigte; das mit dem Fürstlichen Geschlechte trauerte über schmerzliche Todesfälle und mit demselben sich freute über erlauchte Verbindungen und die Geburt vielversprechender Nachkommen; dessen nördlicher Theil, von Wassersnöthen und Seuchen heimgesucht, sich in beiden Prüfungen seiner Abstammung würdig zeigte; das, wiewohl nicht wieder emporgestiegen zu seinem alten vergeblich von neuem erwarteten Wohlstande, doch in der Vermehrung und Anwendung vieler nützlicher Erfindungen und in der Errichtung von Instituten der Wohlthätigkeit nicht zurückblieb; das mitten in der Beschimpfung und in dem Hohne, die ihm zu Theil wurden, ruhig fortschritt auf dem Wege intellectueller Bildung und daher auch bei Belgiens Aufstand treu blieb dem Könige seiner Wahl; das mit demselben, von allen Fürsten und Völkern verlassen und als geringfügig behandelt, keinen Stützpunkt mehr hatte als Gott, sein Recht und das Schwerdt; das aber auch, nachdem es den Verlust eines theuren Helden betrauert, eine Entschädigung fand in der Herstellung seiner Ehre, die, unverdient beleidigt und schändlich geschmäht, mehr als jemals von neuem erglänzte."

Bibliographie.

Jezus. (Jesus.) Religiöse Dichtungen. Von L. van den Broek. Rotterdam.

Het derde Eeuwgetijde van de overgave der Augsburgsche geloofsbelijdenis. (Die dritte Säkularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Konfession, begangen in der evangelisch-lutherischen Gemeinde von Utrecht.) Utrecht.

Brief over eenige gebreken etc. (Schreiben über einige Gebrechen und Mißbräuche in unserer reformirten Kirchenverwaltung und Gesetzgebung, gerichtet an seine reformirten Mitprediger.) Von R. Posthumus. Gröningen.

Beginsels der woordvorsching. (Etymologische Forschungen.) Von W. Bilderdyk.*) Leeuwarden.

Brieven over Bencoolen etc. (Briefe über Bencoolen, Padang, das Reich Menangkabau, Rhioum, Sincapore und Polo Pinang.) Vom Oberst Nahuys, ehemaligen Residenten an den Höfen von Souracarta und Djocjocarta. Breda.

Aan den Koning en Neêrlands heldenschaar. (An den König und Niederlands Heldenschaar.) Nebst anderen Gedichten, von P. P. Noorda van Eysinga. Amsterdam.

*) Das oben erwähnte Werk des Verfassers: „Denkschrift von Niederlands Befreiung" (Gedenkstuk van Nederlands Verlossing) enthält eben eine Beschreibung des Feldzuges von 1815 und ist von der Gesellschaft tot Nut van't Algemeen als Preisschrift gekrönt und herausgegeben worden.

Frankreich.

Die Pest in Marseille und in der Provence, in den Jahren 1720 und 1721.

(Schluß.)

Der Verfasser schildert nunmehr, wie die Pest durch Schleichhandel und Diebstahl nach Aix, Toulon (wo bei einer Bevölkerung von 26,000 Einwohnern über 20,000 erkrankten und mehr denn 16,000 starben), Arles und nach der kleinen Provinz Gevaudan sich verbreitete, und fährt dann fort:

„Die Milderung der Krankheit, welche das Ländchen Gevaudan seiner entfernten Lage verdankte, wurde durch die Zeit auch in Marseille bewirkt; die Pest befolgte ihren regelmäßigen, von den Anstrengungen der Menschen unabhängigen, Verlauf. Nachdem sie allmälig ihren Culminationspunkt erreicht, nahm sie in derselben Weise ab. Große Umwälzungen der Atmosphäre begleiteten die verschiedenen Perioden derselben, deren Andenken zu bewahren von Nutzen ist, weil sie, ohne die Grundursachen zu seyn, auf die beiden Elemente jeder Kontagion, nämlich auf die Entwickelung der Miasmen und auf die Stimmung der menschlichen Organe, Einfluß ausübten. In der Nacht des 21. Juli brach ein so furchtbares Gewitter aus, daß die Greise sich nicht erinnerten, ein ähnliches erlebt zu haben; mehrere Stadttheile wurden vom Blitz getroffen. Erst jetzt nahm die Krankheit ihren epidemischen Charakter an, sie wuchs bis zum 2. September, wo sie furchtbare Verheerungen anrichtete; ein plötzlich sich erhebender Nordwind wehte über die verlassen auf den Straßen liegenden Kranken und raffte sie wie einen Schwarm von Insekten dahin. Es war ein alter Glaube unter den Marseillern, daß die Weinernte der Heilung der Pest günstig sey, zumal in der Stadt, wo eine unzählbare Menge von Bottichen zur Gährung des Weins dienten; die Schöffen ordneten die Weinernte an und die Pest nahm zugleich ab, ohne daß sich versichern läßt, zwischen beiden Umständen habe eine nothwendige Verbindung bestanden. Eben so wenig darf man der Jahreszeit zu großen Einfluß zuschreiben; denn während das Uebel in Marseille nachließ, begann es in den benachbarten Städten am stärksten zu wüthen und wurde durch den Winter nicht gemildert. Die Abnahme der Krankheit in Marseille wurde durch die Ernennung des Herrn v. Langeron zum Kommandanten der Stadt und ihres Gebiets glücklich unterstützt. Als Zeuge der Aufopferung der Schöffen rechnete er es sich zum Ruhm, sie ohne Eifersucht zu leiten; sein edler Charakter, seine Gerechtigkeit und Wachsamkeit erhellten die allgemeine Trauer durch einen Strahl von Hoffnung. Die entflohenen Beamten wurden zur Rückkehr gezwungen, und jetzt endlich wurde der Schmutz hinweggeräumt, der die Straßen so hoch bedeckte, daß man nur noch zu Pferde fortkommen konnte. Die Regierung beschränkte sich indessen nicht darauf, der Stadt einen tüchtigen Chef zu geben, sie sandte Aerzte hin, welche am 12. August ankamen; ein Truppen-Cordon ward schnell und mit Strenge gezogen, die Intendanten und Kommandanten der benachbarten Provinzen erhielten Befehl, der Provence Hülfe aller Art zu senden; an Aerzten war bald Ueberfluß; der Regent sandte Getreide auf dem Rhone und ungeachtet der heftigen Krisis, in welche das Sinken des Papiergeldes ihn versetzt hatte, 22,000 Mark Silber, denen Law, so gebeugt er auch war, für seine Person 100,000 Livres hinzufügte. Der Regent liebte die Stadt und kannte ihre Wichtigkeit."

„Marseille behielt, obgleich von den Gräueln, die es zwei Monate lang befleckt hatten, befreit, einen düsteren Charakter. Die Bürger kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und glichen bleichen zitternden Schatten; die geistige Zerrüttung war indessen nicht so groß, wie bei den von der Pest genesenen Athenienfern, deren mehrere das Gedächtniß verloren und sogar ihren Namen vergessen hatten. Sie führten lange Stäbe, um jeder Berührung mit einem Körper vorzubeugen, und unterhielten sich aus der Ferne über ihr gemeinsames Unglück. Die an die verpesteten Häuser gemalten rothen Kreuze erweckten die Erinnerung an die göttliche Rache. Der Bischof erschien bald barfuß und mit einem Stricke um den Hals als Sühnopfer, bald beschwor er vom Gipfel einer Kirche herab die Pest gleich einem bösen Geiste. Da die Sterblichkeit mit dem Ende des Jahres aufhörte, so wurde im Januar 1721 zur allgemeinen Desinfizirung der Häuser, Schiffe, Waaren und des ganzen Mobiliars geschritten — eine schwierige und kostspielige Operation in einer Zeit, wo man die Kraft der mineralischen Säuren noch nicht kannte. Aber kaum war dieselbe beendigt, als die Pest wieder erschien; es zeigten sich Rückfälle und neue Erkrankungen, und andere Krankheiten nahmen einen pestartigen Charakter an; dieser zweifelhafte Zustand dauerte so lange, daß die Aerzte zu einer abermaligen Desinfizirung riethen, der Handelsstand widersetzte sich aber, und sie unterblieb;

*) Ein nachgelassenes Werk des berühmten Holländischen Dichters.

auch verschwanden alle bedenkliche Symptome noch vor dem Monate Juni von selbst. So zögerte die Marseiller Pest, ihren Ursprung und ihr Ende in tiefes Dunkel verhüllend, zwei Monate lang bei ihrem Ausbruch und fünf Monate bei ihrer Abnahme, ohne daß die Kunst der Aerzte sich rühmen konnte, den ersteren gehemmt oder zu der letzteren beigetragen zu haben. Der Zeitraum, in dem sie wirklich wüthete, scheint der mittleren Zahl nach fünf Monate zu seyn."

„Der moralische Zustand der Menschen bot während jener traurigen Epoche nicht minder überraschende Erscheinungen dar. In dieser Verwirrung, wo das Leben von geringem und alles Uebrige von gar keinem Belang ist, wird die gesellschaftliche Ordnung aufgelöst und die Stufenleiter der Strafen umgestoßen; die Gesetze werden grausam und die Menschen schlecht. Die unkluge Gewohnheit religiöser Menschen, eine Geißel, die vornehmlich die Kinder, die Armen und tugendhafte Beichtväter traf, der Rache des Himmels zuzuschreiben, warf vollends alle Ansichten des Volkes von Gerechtigkeit und Vorsehung über den Haufen. Mord und Raub wurden ohne Gewissensbisse verübt, Rechtlichkeit, Natur und Ehre ohne Schaam mit Füßen getreten, und unter den Greisen der Provence fand ich allgemein das Vorurtheil, daß diese Pest den Charakter der Einwohner verschlechtert habe. Zu den Verbrechen der Habgier gesellte sich in Marseille noch eine zügellose Ausschweifung; die Prostitution war etwas ganz Gewöhnliches, ja selbst die rechtmäßigen Verbindungen waren wenig davon verschieden, und es war nichts Seltenes, Frauen jeden Monat eine neue Wittwenschaft endigen oder beginnen zu sehen, ohne daß der damalige Schatten von Civil-Behörde dabei etwas Anderes thun, als Sanitäts-Vorsichts-Maßregeln treffen konnte. Da die Pest vornehmlich die von der Natur verwahrlosten Wesen schonte, so wurden Mädchen, die bisher als eine Last ihrer Familien gelebt hatten, plötzlich die einzigen Erbinnen und gaben sich mit Hast und Wuth ungehofften Freuden hin. Während in den Seestädten die Wollust viele bis dahin reine Seelen befleckte, eilten als Widerspiel die Courtisanen von Aix, wie von göttlicher Eingebung und plötzlicher Reue ergriffen, in die Lazarethe und weihten sich gewissem Tode, indem sie die Kranken pflegten. Der Moralist und der Gesetzgeber betrachten mit Besorgniß diesen schnellen Wechsel, wo die Einen, ihrer langen Unterwerfung unter die Gesetze des Anstandes und der Sitte müde, unter der Sichel des Todes jenen natürlichen Zustand, nach welchem vielleicht unbewußt ein Verlangen in allen Herzen schlummert, wenigstens zu kosten strebten, während andere, die bisher ihren Neigungen fröhnten, sich zu den heldenmüthigsten Aufopferungen hinaufschwangen. Die Schwärmerei des südlichen Charakters zeigte sich in Marseille auch noch durch andere Wirkungen. Während der ganzen Dauer der Epidemie folgte auf die Entbindung durchweg der Tod, worin sich die kalte Berechnung der Natur erkennen läßt, die, nur den Zweck der Reproduction verfolgend, die Frau im Wochenbette allen Uebeln Preis giebt, vor denen sie dieselbe während der Schwangerschaft verschont hatte. Es bildete sich eine Gesellschaft junger Leute, die, von apostolischem Eifer beseelt, mit Lebensgefahr in das Asyl schwangerer Frauen drangen, den Augenblick der Entbindung abwarteten und, nachdem sie durch eine heimliche Abwaschung dem Neugebornen das ewige Leben der Christen gesichert, neuen Entdeckungen nacheilten. Auch einige tugendhafte Handlungen ehrten diese an Verbrechen fruchtbare Zeit, sie verschwinden aber, wenn man sie mit den Wundern vergleicht, welche die Religion erzeugte. Der Bischof Belzunce gab Alles hin, was er besaß, alle seine Diener waren gestorben; allein und zu Fuß drang er am Morgen in die Winkel des Elends, und der Abend fand ihn auf den öffentlichen Plätzen, mitten unter Sterbenden; er löschte ihren Durst, tröstete sie als Freund, ermahnte sie als Apostel und erntete auf dem Felde des Todes einen Schatz verlassener Seelen. Das Beispiel dieses unverwundbar scheinenden Prälaten feuerte die Pfarrer und Mönchsorden zu muthiger Nacheiferung an. Es starben 26 Franziskaner; von 26 Jesuiten starben 18, von 55 Kapuzinern 43."

„Die völlige Wiederherstellung der Sicherheit in Marseille entwickelte neue Charakterzüge. Eine ausgelassene Freude bemächtigte sich der von Erben bevölkerten Stadt, der Glanz und die Menge der Festlichkeiten füllten die Zeitungen an. Diese Vergnügungssucht, die stets auf großes Unglück folgt, scheint ein Gesetz des menschlichen Herzens, ein energischer Instinkt zu seyn, durch den die Natur ihre Katastrophen wieder gut macht. Durch die Kirchen-Register ist konstatirt worden, daß fünf Jahre nach der Pest die Bevölkerung von Marseille gerade die nämliche war, wie im Jahre 1719. Der Schaden, den diese Pest dem Lande zufügte, ist unberechenbar; der Verlust an Menschen ist nicht genau bekannt; man weiß nur, daß Marseille, Arles, Aix und Toulon zusammen 79,499 Einwohner verloren. Die Pest der Provence war noch dadurch merkwürdig, daß weder in den Städten noch auf dem Lande irgend ein geistliches Oberhaupt oder ein höherer Civil- und Militair-Beamter von ihr befallen wurde; sie schonte den Bischof, die Konsuln von Marseille und den Ritter Roze, obgleich sie dieselbe überall aufsuchten."

„Die Pest ließ in Marseille ein Institut zurück, welches gewiß Niemand erwartet hatte. Unter den auf das Land entflohenen Bürgern führte der Zufall einige von gebildetem Geiste zusammen; durch die Langeweile und den Muth, den die lange Dauer der Gefahr vertreibt, getrieben, versammelten sie sich in dem Hause eines Abbé v. Perrade zu literarischen Beschäftigungen und bildeten eine Art gelehrter Gesellschaft, die zugleich den tröstenden Einfluß der Musen und den Nutzen geistiger Beschäftigung gegen die Epidemie erprobte. In die gereinigte Stadt zurückgekehrt, setzten sie ihre Versammlungen fort, zu deren Beschützer sich der Gouverneur der Provinz, Marschall Villars, bekannte, indem er durch ein Patent vom August 1726 das Bestehen der Gesellschaft gesetzlich bestätigen ließ. So besaß denn Marseille wahrscheinlich die erste Akademie, die aus der Pest hervorging, und die noch durch einen anderen vielleicht eben so sonderbaren Umstand begünstigt wurde. Die Menge neuer Bewohner nämlich, die von allen Seiten herbeikamen, um die durch die Krankheit hervorgebrachte Lücke in der Bevölkerung auszufüllen, änderte die alten Gewohnheiten und verschaffte der Französischen Sprache einen bedeutenderen Platz, als bisher, neben dem harten Idiom der Provencalen."

Bibliographie.

Introduction à la connaissance de la sphère. (Einleitung zur Kenntniß der Sphäre.) Von S. F. Lacroix. Nebst 2 Karten. Pr. 1½ Fr.

Chroniques et traditions provençales. (Provençalische Chroniken und Sagen.) Herausgegeben von A. Denis. Erste Lfg.

La cour d'assises. (Der Assisenhof.) Ein Roman, von Mad. Jenny Bastide. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

La cour des miracles. (Der Wunderhof.) Von Dinecourt. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le diable. (Der Teufel.) Von E. L. B. de Lamothe-Langon. 5 Bde. Pr. 15 Fr.

L'homme sans nom. (Der Mann ohne Namen.) Episode von 1793. Von Ballanche. 2 Bde. Neue Ausgabe. Pr. 7 Fr.

Rußland.

Zur Charakteristik Potemkin's.

Einem Artikel der Revue de Paris: „Letzte Begebenheiten der Regierungszeit Katharina's," von der Herzogin von Abrantes, entnehmen wir folgende Charakterschilderung des Russischen Feldmarschalls Fürsten Potemkin:

„Ein Jahr lang hatte Potemkin zu Smolensk in tiefer Zurückgezogenheit gelebt; da schrieb er eines Tages an die Kaiserin: „„Gewähren mir Ew. Maj. die Erlaubniß, das Reich zu verlassen; in Amerika giebt es Krieg; so werde ich wenigstens dort, wenn nicht mein Glück, doch meinen Tod finden können.""

„Katharina schätzte ihn; bloß die Nachgiebigkeit gegen Orloff hatte ihr die Einwilligung in Potemkins Verbannung abgedrungen. Als sie diesen Brief empfing, war Orloff abwesend. Katharina rief den Verbannten zurück; das Zimmer des amtlichen Günstlings ward ihm angewiesen, und als zwei Tage darauf Orloff von der Jagd zurückkam, womit er Wochen lang sich zu beschäftigen pflegte, fand er seinen Platz von einem Manne eingenommen, der weder die Laune noch den Willen hatte, ihn wieder zu räumen. Orloff sprach sogleich davon, daß er sich entfernen werde; aber Katharina befahl ihm, noch zu bleiben. Orloff blieb; indeß hatte Katharina sein Bleiben oft zu bereuen, da sie von den ärgerlichsten Auftritten zwischen dem gegenwärtigen Günstling und dem in Ungnade Gefallenen Zeugin seyn mußte. Von Natur wild und ungestüm, kannte Orloff in solchem Falle kein Maaß. Potemkin aber begnügte sich damit, Orloff das ganze Gewicht seiner unbeschränkten Macht fühlen zu lassen, und spottete über das ohnmächtige Toben seines Gegners."

„Potemkin ist vielleicht der erstaunenswürdigste Mensch seines Jahrhunderts. Man hat gesagt, er habe Russe seyn und unter der Regierung Katharina der Zweiten leben müssen, um eine so ausgezeichnete Rolle zu spielen. Ich glaube jedoch, daß Potemkin in jedem Lande und unter jedem Herrscher sich über die Stufe seiner Geburt erhoben hätte. Wie kann ein Leben bei einem Ehrgeiz, wie der seinige, in gewöhnlicher Weise verfließen? Auch diejenigen, welche ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, können doch nicht umhin, ihm eine seltene Unbeugsamkeit in seinen Plänen, einen durch Feinheit und eigenthümlichen Charakter ausgezeichneten Geist, unermeßliche Kenntnisse und große Tapferkeit zuzuerkennen. Eine spätere Zeit wird ihm wohl nicht den Namen eines großen Mannes verleihen; aber den eines wahrhaft außerordentlichen Menschen, dem der größte Theil des Ruhmes der Regierung Katharina der Zweiten gebührt, wird sie ihm nicht versagen können. Man hat viel von dem Wechsel seiner Launen gesprochen. Freilich muß es als sehr sonderbar erscheinen, daß dieser Mann eines Tages am Morgen König der Krimm und am Abend Herzog von Kurland oder Diktator von Polen seyn, einen Tag später aber Mönch, Erzbischof oder schlichter Priester werden wollte; daß er bald von einem Umsturz Europa's und vom Türkenkriege träumte, sich in Uniform warf und mit Offizieren umgab und dann wieder den Frieden wünschte, um Feste zu geben, geschmückt mit prächtigen Gewändern und beladen mit fremden Ordensbändern, durch seinen Pomp dem mächtigsten Herrscher Trotz zu bieten und nicht anders bei Hofe zu erscheinen, als bedeckt mit den schönsten und glänzendsten Diamanten der Welt. In der That, ein solcher Mann ist schwer zu beurtheilen, wenn man bei dem eben entworfenen Gemälde stehen bleibt; aber was hätte auch ein Reisender von Alcibiades geurtheilt, wenn er durch Athen gekommen und ihm gerade begegnet wäre, wie er im Keramikos ein reich gesticktes Gewand mit langer Schleppe spazieren führte, die herabwallenden Locken mit Wohlgerüchen gesalbt, goldene Eiladen im Haar und von einem Hund ohne Schwanz begleitet?"

„Der Einfluß Potemkins auf seine Gebieterin gestaltete sich sehr bald zu einer unumschränkten Herrschaft. Katharina ward es zu spät gewahr; das Joch hatte schon zu feste Wurzel gefaßt. Er wurde rauh und beleidigend in seinem Benehmen gegen sie, und seine Vermessenheit erregte seinen Freunden oft große Besorgniß für ihn. Eines Tages spielte er Faro; Katharina schickt nach ihm; er weigert sich, zu kommen. Man kehrt noch einmal zurück und meldet

ihn, daß die Kaiserin ihn zur Berathung erwarte. „„Nun,““ erwiedert er, „„ich will nicht mehr daran Theil nehmen.““ „Aber, gnädigster Herr, welche Antwort soll ich Ihrer Majestät bringen?“ „„Du kannst sie in der Bibel finden.““ „Und an welcher Stelle?“ fragt der arme Bote. „„Am Anfang des ersten Psalms,““ versetzte Potemkin, „„beatus vir, qui non abiit in concilio impiorum.““

„Als nach der Pugatschefschen Empörung Katharina sich nach Moskau begeben wollte, um das Ende des Ungewitters zu beschwören, stimmte Orloff dagegen. Potemkin aber rieth zu dieser Reise, und seine Meinung behielt nicht allein die Oberhand, sondern die Kaiserin nöthigte auch Orloff, ihr zu folgen, und verursachte ihm dergestalt zu gleicher Zeit den Schmerz, seinen Rath verschmäht zu sehen, und den noch qualvolleren, dem Triumphzug Potemkin's, folgen zu müssen, eine für ihn zermalmende Demüthigung.“

„Bei ihrem Zuge nach Moskau hatte Katharina zugleich einen mystischen und politischen Zweck. Ein prächtiges Bildniß der heiligen Jungfrau, aus gediegenem Silber und in ein mit Diamanten und kostbaren Edelsteinen gesticktes Gewand gekleidet, befand sich in einem eigens dazu bestimmten Wagen, der auf der ganzen Reise der Kutsche der Kaiserin folgte. Dieses Bild wollte Katharina der Moskauer Kathedrale widmen.“

„Von jedem Garde-Regiment bildeten 600 Mann den Vortrab und rückten zuerst in Moskau ein, wo sie unter das Gewehr traten und die Kaiserin empfingen. Zwei Triumphbogen waren am Eingange der Stadt errichtet und die Straßen, durch welche der Zug passiren mußte, mit reichen Stoffen behangen. Zweihundert Hofleute, mit Gold und Diamanten bedeckt, umgaben den Kaiserlichen Wagen, und hinter demselben folgten zwanzig prächtige Kutschen mit glänzend geschmückten Hofdamen. Katharina selbst strahlte im Glanz von Edelsteinen. Ihre nach alt-Russischer Sitte verfertigte Kleidung war ganz davon bedeckt, und auf ihrem Haupt saß die Kaiserliche Krone, an der sich der berühmte Diamant der Czarin und jener Rubin, der angeblich in der Welt seines gleichen nicht hat, neben einander befanden. So geschmückt, schien Katharina von einer Lichtglorie umgeben. Der Wagen rollte langsam in der Mitte einer unübersehbaren Volksmenge dahin, denn die ganze Einwohnerschaft von Moskau hatte ihre Behausung verlassen, um diese Herrlichkeiten zu schauen.“

„Jetzt ertönte das Tedeum in der Kathedrale; das Volk zog in Strömen dorthin, um dem Höchsten für den Frieden mit den Türken zu danken und den wahrhaften Erretter Rußlands anzustaunen. Dort im Heiligthum des Herrn wollte Katharina ihren bravsten und treusten Unterthan belohnen. Sie stieg von dem Thron, auf dem sie Platz genommen hatte, ging dem Marschall Romanzoff einige Schritte entgegen und überreichte ihm selbst den Feldmarschallsstab nebst einem Hut, den ein mit Edelsteinen besetzter und durch eine unschätzbare Diamantenkette befestigter Lorbeerzweig zierte. Alle Generale, welche an dem Ruhm der letzten Ereignisse Theil genommen hatten, wurden ebenfalls belohnt. Die Geschenke aber, welche der Marschall erhielt, übersteigen alle Begriffe; außer jenem Hut kann man sie auf mehr als 6 Millionen Franken schätzen.“

„Während nun Katharina unter einem kostbaren Baldachin sitzt und als Kaiserin thront, umringt von jener glänzenden Schaar, die ein Wink ihrer Hand, ein Blick ihres Auges auf die Kniee beugt; während der Erzbischof, unterstützt von einer zahllosen Geistlichkeit in Gewändern aus Goldstoff und reich mit Spitzen verzierten Chorhemden, die Opfer seiner Gebieterin segnet, gehüllt in Wolken von Weihrauch, dessen bläuliche Wellen den Altar verschleiern und um die goldenen Leuchter und Blumengefäße wogen; während alle Pracht der Welt Katharina zu umfließen scheint, was ist da aus dem Manne geworden, der ihre Macht mit ihr theilt? Er befindet sich in derselben Kirche; aber seit dem Beginn der Feierlichkeit hält er sich in der Ferne; er liegt zu den Füßen eines Bildes der Jungfrau und betet.“

„Am nächsten Morgen vernahm der ganze Hof mit Erstaunen die Kunde, daß Potemkin die Nacht in Gebet hingebracht habe. Bald erfuhr man, er lebe nur von Wurzeln und trinke nichts, als Wasser. Die Fasten begannen; sie sind in der Griechischen Kirche sehr streng; Potemkin beobachtete sie gewissenhaft; er beichtete jeglichen Tag, und eine große Zerknirschung schien sich seiner bemächtigt zu haben. Der Beichtvater der Kaiserin war auch der seinige, und es fanden fortwährend lange Zusammenkünfte zwischen dem Bußfertigen und dem Diener Gottes statt. Endlich besuchte der Mönch eines Tages die Kaiserin und gestand ihr, daß der Fürst Potemkin vom Herrn erleuchtet und angewiesen worden, Ihre Majestät zu ersuchen, daß sie mit ihm in den Stand der heiligen Ehe trete. Der Mönch harrte auf den Erfolg seiner Eröffnung. Katharina war anfangs erstaunt, dann lächelte sie; da sie aber ihre Antwort nur an Potemkin selbst richten wollte, so entließ sie den Priester, ohne ein Wort zu sagen, und als sie ihren Günstling sah, sagte sie ihm kurz, sie wolle ihn, wiewohl sie ihm sehr geneigt sey, seines Dienstes entbinden, wenn dieser ihm nicht mehr gefiele; damit drückte sie ihm lächelnd die Hand und ließ ihn allein.“

„Bestürzt kehrte Potemkin nach Hause zurück. Volle vier und zwanzig Stunden war er wie von Sinnen; er wolle die Weihe nehmen, rief er, und Erzbischof werden; dann streckte er sich auf sein Lager, schlief die ganze Nacht, und am anderen Tage sprach er nicht mehr vom Eintreten in den geistlichen Stand und nicht mehr von einer Vermählung. Die Kaiserin fuhr zu Schlitten nach Petersburg zurück und nahm ihn mit. Auf der Reise, die nur vier Tage dauerte (Peter der Große soll die Reise von Moskau nach Petersburg einmal auf einem mit 24 Pferden bespannten Schlitten in 46 Stunden zurückgelegt haben), zeigte sich die Gebieterin sehr gnädig, und da Potemkin den Wunsch äußerte, einige schöne Waffen zu haben, um in seinem Zimmer eine Trophäe daraus zu errichten, ließ sich Katharina herab, ihn selbst in die Tula'sche Fabrik zu führen, damit er sich dort aussuche, was ihm beliebe. Diese außerordentliche Huld war von prächtigen Geschenken, Gunstbezeugungen und Ehrenstellen begleitet, ein Beweis, daß er sicherer in ihrer Gunst stand, als jemals; und doch erhielt er, eben so wie einst Orloff, plötzlich den Befehl zur Abreise.“

„Einer der hervorstechendsten Züge in Katharina's Charakter war die Willensfestigkeit, womit sie Gehorsam forderte. Man weiß, daß ihre verabschiedeten Günstlinge sich nicht einmal rechtfertigen durften, und Orloff selbst, der stolzeste der Männer, mußte sich ihrem Ostracismus unterwerfen. Potemkin empfing zwar auch den Befehl zur Reise, aber entweder war er noch stolzer als Orloff, oder eine alte Gebieterin flößt nicht mehr die frühere Ehrfurcht ein, wenn sie befiehlt, genug, es kam anders; und an demselben Abend noch erschien Potemkin, den Katharina auf dem Wege nach Moskau glaubte, in der Eremitage und setzte sich zutraulich an den Spieltisch der Kaiserin; er heftete auf die Czarin einen jener Blicke, womit man Geistesabwesende meistert. Sie ward blaß und wankte; dann aber zwang sie sich ein Lächeln ab, bot ihm eine Karte an und fügte hinzu: „„Ihr spielt immer mit Glück.““ Sie sprach aber nicht mehr von Entfernung, und Potemkin behielt ohne weitere Erklärung seine Stellen, Aemter und sein ganzes Ansehen.“

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Retschai, oder die Schlacht bei Kraßnoi. Historische Erzählung in Versen. Von J. K. M. Moskau. Pr. 5 R. 45 K.

Denkwürdigkeiten von Marie Louise, der zweiten Gemahlin Napoleon Bonaparte's. Nach Mad. Durand. 2 Bde. Moskau. Pr. 4 R.

Schatz für den Geist, in der Welt eingesammelt. Von Tichon, Bischof zu Woronesch. 4. Thle. Zweite Auflage. Moskau. Pr. 15 R.

Geschichte Schottlands. Von Sir Walter Scott. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. St. Petersburg.

Biot's Algebra, auf die Geometrie angewandt. Nach der siebenten Auflage übersetzt von F. Metz. St. Petersburg. Pr. 5 R.

Reglement für die Militair-Akademie. Deutsch. Aus dem Russischen übersetzt von W. v. Ulrich. St. Petersburg. Pr. 1 R. S. M.

Mannigfaltiges.

— Ein neues musikalisches Instrument. Herr James Alton in London hat eine sehr sinnreiche Erfindung gemacht; sie besteht in einem kunstvollen Instrument, womit er vor einiger Zeit im Saale der Londoner Kornbörse debütirte. Sein Hauptzweck scheint dabei gewesen zu seyn, ein Instrument zu erhalten, welches noch tiefer hinabgeht und einen noch gewaltigeren Ton hat, als der jetzige Contrebaß. Die Schwierigkeit, auf einer 8 Fuß langen Seite die Griffe mit der Hand zu erreichen, ist durch Anbringung einer Art von beweglichen Steges beseitigt, der vermittelst einer Handhabe, den Posaunenstangen gleich, auf und nieder geschoben werden kann. Das Instrument hat einen solchen Umfang, daß es von dem leisesten Pianissimo bis zum durchdringendsten Forte des Contrebasses reicht, und man kann es mit großer Leichtigkeit spielen lernen; wenigstens soll die Person, welche bei dem ersten Debüt Musikstücke darauf vortrug, sich nur 4 Stunden lang auf demselben vorher geübt haben. Man hält diese Erfindung besonders zum Gebrauch großer Orchester, wo es eines gewaltigen Grundbasses bedarf, für sehr zweckmäßig. (East Angl.)

— Urtheil über den Polnischen Dichter Massalski. Im Jahre 1827 erschienen Massalski's Gedichte in zwei Bänden in Wilna. Es ist erfreulich, daß man in Posen in diesem Augenblick mit einem Abdruck dieser schönen Sammlung beschäftigt ist, da jene Dichtungen noch fast gar nicht bekannt sind. Wenn man bedenkt, wie viele Lobredner die poetischen Werke von Adam Mickiewicz gefunden haben, der sicherlich eine der glänzendsten Stellen auf dem Polnischen Parnaß einnimmt, so muß es billiger Weise Verwunderung erregen, daß die Warschauer Kunstrichter den Gedichten Massalski's so wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, obgleich in ihnen ein höchst mannigfaltiges und ungewöhnliches Talent nicht zu verkennen ist, ein Talent, welches sich der hohen Begeisterung des ersten Polnischen Romantikers würdig zur Seite stellen kann. Außer der Leichtigkeit in Erfindung und Ausdruck besitzt Massalski auch eine sehr glückliche Gabe, die feinsten Uebergänge der Gefühle und Empfindungen darzustellen. In seinen Gedichten: „Der Osterfladen,“ „Hyacinth,“ „Faustina“ und ähnlichen waltet Scherz, leichter Sinn und Tändelei vor; in den Fabeln und Legenden, worin er vorzüglich ausgezeichnet ist, schildert er die Charaktere mit vielem Witz, nicht ohne Beimischung satirischer Anspielungen; in anderen Dichtungen, wie z. B. in der „Täuschung,“ der „Verirrten“ und dem „Sommermorgen,“ ist er düster, melancholisch und philosophisch. Neben diesen großen Verdiensten hat Massalski freilich auch unläugbare Fehler und Mängel, die sich jedoch durch Fleiß verbessern und ausfüllen lassen; in jedem Fall aber haben diejenigen sehr Recht, welche ihn deßenungeachtet unter die besseren Polnischen Dichter zählen. (Gazeta Warsz.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Freitag den 11. Mai 1832.

England.

Domestic Manners of the Americans. (Häusliche Sitten der Amerikaner.) Von Mrs. Trollope. 2 Bde. London, 1832.

Dieses schon durch seinen Gegenstand die Aufmerksamkeit fesselnde Buch kommt aus der Feder einer Englischen Dame, welche, bei vielem natürlichen Gefühl und Scharfsinn, sehr bedeutende Darstellungsmittel mit ausnehmend günstigen Gelegenheiten der Beobachtung verbindet. Ein Reisewerk von einer so befähigten Person muß für alle Lokalitäten schätzbar, im hohen Grade wünschenswerth aber für ein Land wie Amerika seyn, besonders zu einem Zeitpunkt, wo so mancherlei falsche und trügerische Meinungen von diesem „irdischen Paradies des Westens" im Umschwunge sind. Die übertriebenen Lobsprüche des Amerikanischen Lebens können sicherlich nicht besser gewürdigt und berichtigt werden, als durch das Buch der Frau Trollope, das in dieser Hinsicht genaue Belehrung mit interessanter Lebhaftigkeit der Darstellung vereinigt. Dazu kommt, daß es mit einer durchgängig guten Laune geschrieben ist, die nicht wenig zur Anschaulichkeit der geschilderten Zustände beiträgt. Bewundernswürdig aber ist das leichte Geschick, mit dem sich die Verfasserin in der ungeheuren Mannigfaltigkeit von Oertlichkeiten und Zuständen zu bewegen weiß, welche vielleicht nur ein weibliches Auge so bis ins Einzelne hinein würdigen, denen vielleicht nur eine weibliche Feder durch eine so gerechte Darstellung genügen konnte. Mrs. Trollope ihrerseits verließ England als Ultra-Whig hinsichtlich ihrer Grundsätze über Staat und Kirche, in der Absicht, ein Land zu sehen, das von wirklich freisinnigen Prinzipien beherrscht sey, und unter der Leitung eines Cicerone, der nicht weniger liberal war, als die weit berüchtigte Miß Frances Wright, welche damals als umherreisender Apostel gegen Christenthum, Ehe und alle andere altmodische Täuschungen predigte, aber jetzt, ach! — was kann aus der Philosophie werden! — Mutter und Gattin ist!

Unsere Verfasserin und ihre Reisegesellschaft segelte im November 1827 nach Amerika, und nachdem sie in Neu-Orleans gelandet, durchschritt sie den unermeßlichen Mississipi auf dem Dampfboot „Belvedere," einem jener wunderbaren schwimmenden Paläste, von denen die Amerikaner nie müde werden können zu sprechen. Doch scheint unsere schöne Reisende eben nicht von dieser ersten Probe transatlantischer Pracht hingerissen worden zu seyn, denn sie sagt: „Lasse man doch Niemanden, der von den Amerikanischen Sitten angenehme Eindrücke zu empfangen wünscht, seine Reise auf einem Mississipi-Dampfboot beginnen, denn ich für mein Theil gestehe aufrichtig, daß ich es vorzieben würde, das Gemach mit einer Gesellschaft wohlconditionirter Ferkel zu theilen, als in der Kajüte desselben eingeschlossen zu seyn." — „Ich kenne kaum eine Widerwärtigkeit" — fährt sie fort — „welche so sehr dem Englischen Gefühl widerstände, als das unaufhörliche und ekelhafte Spucken der Amerikaner. Ich fühle, daß ich meine Leser wegen des wiederholten Gebrauchs dieses und anderer gehässigen Worte werde um Verzeihung bitten müssen, aber ich kann sie nicht vermeiden, ohne die Treue meiner Schilderungen zu gefährden."

Im Anfang des Februar erreichte unsere Gesellschaft die Stadt Cincinnati, am rechten Ufer des Ohio. Da sich die Reisenden noch nicht mit den Sitten des Landes, von denen sie auf ihrer bisherigen Fahrt bereits grelle Proben kennen gelernt, wieder ausgesöhnt hatten, zogen sie es vor, statt an dem Mahl an der öffentlichen Tafel Theil zu nehmen, lieber ihren Thee auf ihrem Zimmer zu trinken. Eine artige Irländerin wartete ihnen auf, und sie waren ziemlich wohl mit ihrer Lage zufrieden, als sich ein lautes und scharfes Klopfen an ihrer Thür vernehmen ließ und darauf eine ansehnliche Figur hereinschritt, welche sich als ihren Wirth zu erkennen gab.

„Ist vielleicht Jemand von Ihnen unwohl?" begann er. „Nein, mein Herr, Gott sey Dank! wir sind Alle recht gesund!" war meine Antwort. „Dann, Madame, muß ich Ihnen sagen, daß ich diese Manier hier nicht billigen kann; bei uns ist solches Theetrinken nicht Mode! Sie müssen entweder mit mir und meiner Frau leben oder können gar nicht in meinem Hause sich aufhalten!" Dies wurde mit einer solchen Autoritätsmiene vorgebracht, daß es alle Antwort von vorn herein ausschloß; dennoch versuchte ich eine Art Rechtfertigung mit der Bemerkung, daß wir Fremde und der Sitten des Landes ungewohnt wären. „Unsere Sitten", sagte er, „sind sehr gute Sitten, und wir wünschen keine Veränderungen von England her." Ich machte keine weitere Entgegnung, sondern beschloß, meine Entfernung zu beschleunigen, was wir am folgenden Tage zu unserer großen Genugthuung ausführten. Wir richteten uns bald in unserer neuen Wohnung ein, die nett und behaglich genug aussah, aber bei näherem Betracht fanden wir doch, daß sie fast aller der Bequemlichkeiten entbehrte, welche den Europäern zum Anstand und zur Behaglichkeit so nothwendig dünken. Keine Pumpe, keine Cisterne, keine Abflußrinne irgend einer Art, keine Gassenkehrerkarre oder irgend andere ersichtliche Anstalten zur Fortschaffung des Unraths, der in London mit einer solchen Schnelligkeit weggeräumt wird, daß Niemand Zeit hat, an sein Vorhandenseyn zu denken, der sich aber in Cincinnati so gewaltig aufhäufte, daß ich nach meinem Wirth sandte, um von ihm zu erfahren, auf welche Weise man sich des Auswurfs aller Art entledige. „Sie müssen Alles mitten auf die Straße werfen lassen," antwortete er, „aber gerade mitten auf die Straße, denn wir haben ein Gesetz, welches verbietet, solche Dinge an die Seite der Straße zu werfen. Also mitten auf die Straße, dort kommen die Schweine und holen es weg." — In der That verrichten die Schweine auf diese Weise herkulische Dienste in allen Stadtvierteln, und obgleich es nicht angenehm ist, umgeben von Heerden dieser unsauberen Thiere zu leben, so ist es doch eine Wohlthat, daß sie so zahlreich und so thätig in ihrem Talent als Gassenfeger sind, denn ohne sie würden die Straßen bald mit aller Art von Entledigungsstoffen überschüttet seyn."

Folgender Auszug aus einer der gelungensten Schilderungen der Verf. möge hier ebenfalls noch in Bezug auf Cincinnati Platz finden:

„Wenn ich auch nicht ganz mit denen übereinstimme, die Cincinnati zu einem der Wunder der Erde zählen, so halte ich es doch gewiß für eine Stadt von außergewöhnlicher Bedeutung, besonders wenn erwogen wird, daß noch vor 30 Jahren der Urwald die Stelle behauptete, wo es jetzt steht; und es scheint jeden Monat seine Gränzen und seinen Umfang weiter auszudehnen. Einige unserer einheimischen Politiker sind der Meinung, daß diese reißend schnelle Umwandlung eines Bärendusches in eine blühende Stadt das Werk der freien politischen Institutionen sey; da ich nicht sehr bewandert in solchen Angelegenheiten bin, so suchte ich mir einen näher liegenden Grund in der unablässigen Anregung aufzufinden, welche in diesem Lande die Industrie von der Nothwendigkeit des Lebens empfängt, so wie in der Abwesenheit aller Hülfsquellen für den Müßiggang. Während meines fast zweijährigen Aufenthalts in Cincinnati und dessen Umgegend sah ich weder einen Bettler, noch einen Mann, der ein so großes Vermögen besessen, daß er hätte aufhören können, auf dessen Vermehrung bedacht zu seyn; so eifrig ist jede Biene in diesem Stock beschäftigt, den Honig von Hybla zu suchen, den man im gewöhnlichen Sprachgebrauch Geld nennt. Weder Kunst, Wissenschaft, Geselligkeit noch Vergnügen kann vom Erwerb desselben abhalten. Diese Einheit des Zweckes, durch Unternehmungsgeist gefördert und verbunden mit Scharfsinn und einem gänzlichen Mangel an Redlichkeit, wo das Interesse im Spiel ist, kann in der That weit vorwärts führen. Auch erlaubt ohne Zweifel die niedrige Besteuerung eine größere Anhäufung des Privatvermögens als bei uns. Die vielbesprochene einfache Lebensweise in der neuen Welt war mir mißfälliger wegen ihrer Alles abflachenden und gleichsetzenden Wirkung auf die Sitten des Volkes, als wegen der persönlichen Entbehrungen, die daraus hervorgingen, und doch hatte ich früher nie so auf die mancherlei angenehmen Empfindungen geachtet, welche aus den vielen kleinen Bequemlichkeiten und Eleganzen herfließen, deren sich die mittleren Stände in Europa erfreuen, als jetzt, wo sie mir fehlten. Es gab doch mancherlei Umstände, die zu kleinlich sind für die Darstellung, welche täglich und stündlich uns bedrückten und uns auf eine peinliche Weise die Erinnerung aufzwangen, daß wir nicht in der Heimath waren. Für alle thierische Bedürfnisse ist bis zum Ueberfluß in Cincinnati gesorgt und mit vieler Bequemlichkeit, aber ach! diese sind ja nur ein kleiner Abschnitt in der Geschichte des täglichen Genusses. Der gänzliche und allgemeine Mangel an Sitte bei Männern wie Frauen ist so merkwürdig, daß ich mich beständig bemühte, einen Erklärungsgrund dafür aufzufinden. Er geht sicherlich nicht aus dem Mangel der intellektuellen Bildung hervor. Ich habe manche tolle und plumpe Unterhaltung in Amerika mit angehört, aber selten eine, die ich geradezu albern nennen könnte, wenn ich die allenthalben dazu privilegirte Klasse der ganz jungen Damen ausnehme. Sie scheinen helle Köpfe und eine thätige Einsicht zu haben und sind unwissender über Gegenstände, welche von nur conventionellem Werth sind, als über solche, die eine innerliche Bedeutung ansprechen, aber es fehlt an allem Reiz, an aller Anmuth in

ihrer Unterhaltung. Während meines ganzen Verweilens im Lande hörte ich selten einen zierlich gewandten und korrekt ausgedrückten Ausspruch aus dem Munde eines Amerikaners. Es ist immer Etwas entweder im Ausdruck oder in der Betonung, das den Geschmack beleidigt und das Gefühl zurückstößt."

Nicht weniger eigenthümlich in der Anschauung ist die nachfolgende Beschreibung des ländlichen Lebens, die wir ganz herſetzen: „Wir besuchten einen Meierhof, der uns besonders wegen seiner wilden und einsamen Lage und wegen seiner Bewohner anzog, welche darin ganz auf sich selbst und ihre eigenen Hülfsmittel gewiesen sind. Es war eine theilweise Waldlichtung gerade recht im Herzen des Forstes. Das Haus war am Abhange eines Hügels erbaut und so abschüssig, daß man einen hohen Stufengang erklimmen mußte, um zur Vorderthür zu gelangen, während die Hinterthür sich gerade gegen den Hügel zu öffnete; am Fuße dieser Anhöhe aber rann ein klarer Bach vorbei, dessen Bett sich dem Hause gegenüber zu einem kleinen Behälter vertieft hatte. Ein veredeltes Indianisches Kornfeld reichte auf der einen Seite eine Strecke in den Wald hinaus, während ein kleines halbgelichtetes Stück Land, mit einem oder zwei Schuppen darauf, die andere Seite einnahm und den Kühen, Pferden, Schweinen und unzähligen Küchlein zum Aufenthaltsort diente. Unmittelbar vor dem Hause befand sich ein kleiner Kartoffelgarten mit einigen Pfirsich- und Apfelbäumen. Das Haus war aus Scheiten erbaut und bestand aus zwei Zimmern und einem kleinen Verschlag, der zur Küche benutzt wurde. Beide Zimmer waren behaglich mit guten Betten, Komoden u. dgl. ausgestattet. Des Meiers Weib und ein junges Frauenzimmer, welche ihre Schwester zu seyn schien, fanden wir am Spinnrade, und drei kleine Kinder spielten um sie herum. Die Frau erzählte mir, daß sie alle Kattun- und Wollen-Kleider zum Bedarf der Familie selbst spännen und webten und auch alle ihre Strümpfe strickten, so wie der Mann, obwohl er seinem Gewerbe nach kein Schuhmacher war, alle ihre Schuhe selbst verfertigte. So bereiteten sie auch alle Seife und Lichte, die sie brauchten, selbst und präparirten ihren Zucker aus den Zuckerbäumen des Pachtgutes. Alles, was sie von Geldeswerth bedurften, war nur, wie sie sagten, um Kaffee, Thee und Whisky zu kaufen, und sie könnten jeden Tag hinlänglich verdienen, wenn sie Butter und Hühner zu Markte sendeten. Sie brauchten keinen Weizen, noch verkauften sie etwas von ihrem Korn, welches, obwohl es in großer Masse vorhanden schien, doch nicht mehr war, als sie bedurften, um ihr Brod und ihre Kuchen von mancherlei Art zu bereiten und ihr Vieh den Winter hindurch zu füttern. Sie sahen nicht gesund aus und sagten, sie hätten alle das kalte Fieber gehabt, aber sie schienen zufrieden und stolz auf ihre Unabhängigkeit zu seyn, doch lag etwas Trübes in ihrem Ausdruck, als die Frau sagte: „Es ist uns ganz ungewohnt, Gesellschaft zu sehen, und die Sonne kann hundertmal auf- und untergehen, ehe ich ein anderes menschliches Wesen erblicke, das nicht zu unserer Familie gehört." — Diese Leute waren in der That unabhängig — Robinson Crusoe konnte es kaum so seyn, und sie aßen und tranken in Ueberfluß; aber doch schien mir in ihrer Vereinsamung etwas Schauerliches und beinahe Unnatürliches zu liegen. Keine Dorfglocke ermahnte sie je zum Gebet, in dem sie dem Freundesgruß ihrer Mitmenschen hätten begegnen können. Wenn sie sterben, wird keine durch altehrwürdigen Gebrauch geweihte Stätte ihre Gebeine aufnehmen — Religion wird kein süßes und feierliches Lebewohl über ihr Grab aussprechen, der Gatte oder Vater wird die Grube graben, welche sie einschließen soll, am nächsten Baum; er wird sie selbst hinunterſenken, und der Wind, welcher durch die Aeste säuselt, wird ihr einziges Requiem seyn. Aber dafür bezahlen sie ja weder Steuern noch Zehnten, brauchen den Hut nicht abzuziehen, noch Komplimente zu machen, und leben und sterben, ohne die schrecklichen Worte: God save the King! zu hören oder aussprechen zu dürfen."

Eines der größten Hindernisse für das behagliche Leben in Amerika besteht in der Schwierigkeit, ja fast Unmöglichkeit, gute Dienstboten zu erlangen. Es existirt im ganzen Lande ein so eingewurzeltes Vorurtheil gegen Gesindedienstbarkeit, daß selbst die größte Noth weder Mann, Frau, noch selbst Kinder dazu bewegen kann, sich zu dieser Art der Beschäftigung herabzulassen. Es ist vergeblich, mit einem Amerikaner über diesen Gegenstand zu disputiren und ihm begreiflich machen zu wollen, daß, wenn ein Dienstbote seinen Vertrag eingeht und seine Pflicht erfüllt, er in jedem Betracht so unabhängig ist wie sein Herr. Die folgende Skizze unserer Verfasserin über die Ansichtsweise der Amerikaner in diesem Punkte ist artig und unterhaltend:

„Die größte Schwierigkeit, sich häuslich in Ohio einzurichten, besteht darin, Diener oder, wie es hier heißt, „Gehülfen" zu erlangen; denn es wäre mehr als Verrath gegen die Republik, einen freien Bürger einen Diener zu nennen. Die ganze Klasse der jungen Frauenzimmer, welche ihr Brod durch Arbeit zu verdienen haben, ist gewohnt, zu glauben, daß die niedrigste Armuth dem häuslichen Gesindedienst vorzuziehen sey. Hundert halbnackter Mädchen arbeiten in den Papiermühlen oder anderen Fabriken für weniger als den halben Lohn, den sie im Dienst empfangen würden; aber sie glauben, daß ihre Gleichheit durch den letzteren gefährdet wird, und nichts, als der Wunsch, sich einmal einen besonderen Putzartikel zu erwerben, kann sie verleiten, sich desselben zu unterziehen. Gleichwohl verwandte sich eine gefällige Freundin so wirksam für mich, daß sich bald ein stattliches hochgewachsenes Mädchen mir vorstellte, indem sie sagte: „Ich bin gekommen, um ihnen zu helfen!" Die Kunde war mir sehr angenehm, und ich bewillkommte sie auf die freundlichste Weise und fragte zugleich, was ich ihr für das Jahr geben solle. „O Jemine!" rief das Dämchen mit lautem Lachen aus, „Sie sind eine rechte Engländerin, wahrhaftig! In Amerika sollte sich eine junge Lady auf ein Jahr vermiethen! Ich hoffe, ich habe in einigen Monaten einen Mann, oder ich bleibe eine alte Jungfer, denn ich bin ja schon siebzehn! Sie müssen mir einen und einen halben Thaler die Woche geben, und meiner Mutter Sklavin, Phillis, muß einige Male die Woche herkommen dürfen, hoffe ich, um mir beim Reinmachen zu helfen!" — Ich ging demnach den Handel mit aller schuldigen Unterwerfung ein, und als ich sah, daß sie im Begriff stand, sich in einem gelben mit rothen Rosen gestickten Kleide an die Arbeit zu begeben, verhinderte ich sie freundlich daran, indem ich meinte, daß es Schade wäre, sich einen so schönen Anzug zu verderben, und sie deshalb besser thäte, zu wechseln. „Es ist gerade mein bestes und schlechtestes!" antwortete sie, „denn ich besitze kein anderes!" — Und in der That fand ich, daß diese junge Lady das väterliche Haus ohne sonstige Kleider, als die, welche sie trug, verlassen hatte. Ich gab ihr sogleich Geld, um sich das, was ihr zur Reinlichkeit und Bequemlichkeit nöthig war, anzuschaffen, und begab mich mit meinen Töchtern an's Werk, um ihr ein Kleid zu machen. Sie schmunzelte beifällig, als unsere Arbeit vollendet war; aber nie ließ sie den leisesten Ausdruck der Dankbarkeit für dies oder irgend Etwas, das wir für sie thun konnten, laut werden. Sie bat uns beständig, ihr verschiedene Kleidungsstücke zu borgen, und wenn wir es abschlugen, sagte sie: „Wohl nie sah ich so häßliches Volk, wie Ihr seyd. Ich glaube, Ihr Engländer denkt, wir werden Euch Eure Sachen vergiften, gerade als ob wir so schlecht wie die Neger wären!" — Diese junge Dame verließ mich nach Verlauf von zwei Monaten, weil ich es ihr abgeschlagen hatte, ihr genug Geld zu einem seidenen Kleide, in dem sie auf einen Ball gehen wollte, zu borgen, indem sie sagte: „Dann ist es nicht der Mühe werth, daß ich mich hier noch einen Augenblick länger aufhalte."

„Indem die häuslichen Einrichtungen des Lebens — fährt die Verfasserin fort — solchen Schwierigkeiten unterliegen, ist es zu bemerken, daß die Frauen, welche in der Mitte derselben auferzogen sind, gar keine Muße zur geistigen Ausbildung übrig behalten können, und wenn man dies erwägt, darf man sich nicht wundern, wenn keine unter ihnen höher gebildet ist. Wie aber auch immer die Talente der Personen, welche in Gesellschaft zusammenzutreffen pflegen, beschaffen sind, so ist doch schon die Form und Einrichtung dieser Gesellschaften selbst hinreichend, um alle bessere Unterhaltung zu verscheuchen. Die Frauen bleiben unverwandt in dem einen Theile des Saales bei einander, die Männer in dem anderen; aber, um gerecht gegen Cincinnati zu seyn, muß ich anerkennen, daß diese Art der geselligen Einrichtung keineswegs bloß dieser Stadt oder der Westseite von Alleghany eigen ist. Zuweilen bewirkt ein kleiner Versuch zur musikalischen Unterhaltung eine theilweise Annäherung; einige der Kühnsten unter den jungen Leuten, erhoben durch das Bewußtseyn gekräuselter Locken und eines geschniegelten Wammses, treten an das Pianoforte und beginnen ein wenig zu klimpern und dazu zu murmeln. Wo der Haushalt so ansehnlich ist, um zwei Gesellschaftszimmer zu gestatten, wird das Piano mit den jungen Damen und den eleganten Herren in das eine verwiesen, und dann hört man oft lautes Gelächter aus diesem herüberschallen. Aber das Schicksal der würdevolleren Personen, welche in dem anderen Zimmer zurückgelassen sind, ist eigentlich das kläglichste. Die Herren spucken, sprechen von den Wahlen, dem Preis der Produkte und spucken wieder. Von den Damen sieht eine auf der anderen Anzug, bis sie jede Stecknadel daran bis auf den Grund erforscht hat; sie sprechen auch wohl von des Pfarrers Jemand letzter Predigt über das jüngste Gericht, oder von des Dr. Niemand neue Pillen wider Verdauungsbeschwerden, bis sich endlich „der Thee" meldet, wo sich dann Alle mit einander für das entschädigen, was sie bisher irgendwie zu dulden gehabt haben, indem sie mehr Thee, Kaffee, heißen Kuchen und Eierrahm, Waffelkuchen, eingemachte Pfirsiche und Gurken, Schinken, Truthenbraten, Rauchfleisch, Aepfelsauce, eingemachte Austern u. s. w. u. s. w. zu sich nehmen, als je in irgend einem Lande der bekannten Welt zubereitet werden. Wenn dieses massive Mahl vorüber ist, kehren sie in das Gesellschaftszimmer zurück, und es schien mir, daß sie immer gerade so lange zusammenbleiben, als sie es nur ertragen konnten, und sich dann in Masse erhoben — Mantel, Hut, Shawl und nun Adieu!" (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Something new. (Etwas Neues.) Pr. 2 Sh.

Tales of the early ages. (Sagen der Vorzeit.) Von dem Verf. von Brambleiye-House. 3 Bde. Pr. 1 Pfd. 11½ Sh.

Tales of the Saxons. (Sagen der alten Sachsen.) Von Taylor. Pr. 5 Sh.

Traits and stories of the Irish peasantry. (Züge und Geschichten Irländischer Landleute.) Zweite Auflage. Pr. 8½ Sh.

Visit to London. (Ein Besuch in London.) Pr. 2½ Sh.

The art in nature and science. (Die Kunst in der Natur und in der Wissenschaft.) Von Williams. Pr. 4½ Sh.

The afflicted man's companion. (Der Gefährte des Betrübten.) Von Willison. Pr. 2½ Sh.

Woman's love. (Frauenliebe.) Ein Roman. 3 Bde. Pr. 32½ Sh.

The new children's friend. (Neuer Kinderfreund.) Erzählungen und Conversationen für junge Leute. Von Mrs. Markham. 2 Bde.

Frankreich.

Brand des Schiffes „le Regulus" von 74 Kanonen, im Jahre 1814.

Das Reich des modernen Karls des Großen stürzte von allen Seiten zusammen; an allen Orten traten Niederlagen an die Stelle

des Sieges, der den Adlern Napoleons so lange treu gewesen war. Der Riese versuchte umsonst sich zu vervielfältigen; sein ermüdeter Arm führte nur noch unsichere Schläge; der Feind betrat den Boden Frankreichs. In den Häfen und auf den Rheden lieferten unsere blokirten Schiffe ruhmlose Gefechte, und der Muth unserer Marine ging inmitten der lebendigen Scenen eines gigantischen Drama's unbemerkt vorüber. Ich werde daher eine jener Episoden erzählen, der ich durch Zufall beiwohnte, nicht als Streiter, wohl aber als einer, der versucht, die mancherlei Todes-Chancen, welche den Krieger treffen, zu vermindern; — eine Rolle, welche den Muth der Kaltblütigkeit und der Verläugnung des Lebens verlangt; denn die Kugel, welche in das Schiff schlägt, hat mehr als einmal den Kopf dessen fortgerissen, der ein Rezept verschrieb, oder einen Arm verstümmelt, der das Blut einer Wunde zu stillen versuchte. Wasser und Feuer sind besonders auf den Schiffen Elemente der Zerstörung, welche des Arztes nicht mehr als des Kanoniers an der Batterie schonen.

Das Schiff von 74 Kanonen „le Regulus" war in Rochefort ausgerüstet worden, und da die Engländer die Rhede der Insel Aix blokirten, so gab der Kaiser dasselbe für verloren, und man versuchte es durch die gefährlichsten Sandbänke von Maumusson durchzuleiten. Einem berühmten Lootsen, dem Herrn Depois, gelang es, dieses gefährliche Wagstück auszuführen, und der Stern der Ehren-Legion wurde ihm als Belohnung für sein Talent und für das Gelingen seines Unternehmens. Niemals werde ich den Tag vergessen, an welchem wir, von einem mäßigen Winde unterstützt, zwischen den gefährlichen Bänken durchsteuerten; an dem Punkte des Gascogner Meerbusens, der durch seine Schiffbrüche so berühmt ist, wagten wir uns in jene Enge, wo das Meer mit solcher Gewalt brandet, an einem der heiteren Tage, welche die Natur neu beleben. Mit welcher ängstlichen Aufmerksamkeit hingen alle Blicke an den geringsten Bewegungen des Lootsen! Welche Theilnahme, als man ihn sein Senkblei heraufziehen und ihn berechnen sah, wie viel Zoll Wasser uns noch blieben. Endlich, nach der fürchterlichsten Besorgniß, und nachdem wir zweimal angestoßen hatten, lagen alle Schwierigkeiten hinter uns, und das Schiff lief in die Gironde ein, wo es als Wachtschiff gebraucht werden sollte. Dieses Schiff war dasselbe, welches unter dem tapferen Capitain Lucas das Feuer der Engländer bei dem Brand des Französischen Geschwaders auf der Rhede der Insel Aix aushielt, und welches über eine Woche auf dem Strand lag, ohne daß die Brander es zerstören konnten; der „Regulus" war es; ein Schiff, das wegen seiner Baufälligkeit nicht mehr zum Dienst im Meere, aber sehr gut zu einer verlorenen Schildwache an unseren Küsten zu gebrauchen war, die damals von den Flotten Albion's bedroht wurden.

Auf der Rhede von Verdon vor Anker liegend, hatten wir die Aussicht auf jene hohen waldumkränzten Ufer der Saintonge, oder auf die grünen Ebenen des berühmten Weinlandes von Medoc; am Horizonte dehnte sich das Meer in seiner unermeßlichen Einsamkeit aus, die nur durch den schönen Leuchtthurm von Cordouan belebt wurde, von dessen Höhe das lebendige Feuer in weite Ferne strahlte. — Ein Schiff ist eine Welt im Kleinen, auf dem sich alle Leidenschaften des großen Welttheaters im beschränkteren Raume widerspiegeln. Dort wird dem Despotismus des Befehlshabers eben so schnell gehorcht, als seine Befehle stürmisch sind; auf der einen Seite die kleinen Eifersüchteleien unter den Offizieren, auf der anderen die energischen Streitigkeiten der Matrosen. Wie oft ist eine Helena mit kreischender Stimme und kolossalen Formen, die unter dem Titel einer Marketenderin geduldet wird, ein lebendiger Apfel der Zwietracht geworden; wie manchen Säbelhieb ihrer Anbeter haben ihre Reize zu verantworten. In der Jugend gewöhnt man sich rasch an dieses sonderbare Leben; an diese maschinenmäßige und instinktartige Wiederholung des Dienstes; an die bestimmten Stunden der Ruhe; an diesen Lärm des Tambours, der den Schlaf nicht mehr stört; an diese langen Stunden der Erzählung, welche beim Spazierengehen auf einem Brett dahinfließen. Der Seemann ist in der That eine höchst seltsame Amphibie und Jean Bart sein wahres Prototyp. — So verflossen unsere Tage an der Mündung des Flusses von Bordeaux. Wir vegetirten in dem einförmigen Kreis kleiner Pflichten, als die Mannschaft abberufen und durch die Marine-Soldaten der Garde ersetzt wurde, welche Europa neun Jahre lang von der Weichsel bis zum Guadalquivir durchlaufen hatten. Diese neuen Gäste, welche so lange Zeit hindurch der tapfere Graf Baste in's Feuer geführt hatte, brachten einige Abwechselungen in unserer Lebensweise und in unseren Gedanken hervor; auch zögerten die Engländer nicht, denselben eine andere Richtung zu geben.

Die Englisch-Spanische Armee war in Frankreich eingedrungen. Die ausgezeichnete militairische Fähigkeit des Marschalls Soult hatte sich zwar Lorbeeren gepflückt, war aber nicht im Stande, die Fortschritte eines Feindes zu hemmen, dessen Kräfte sich unaufhörlich vermehrten. Bordeaux hatte seine Thore den Fremden geöffnet; die Behörden hatten sich nach Blaye zurückgezogen, und der „Regulus", mitten auf dem Strome den Gefahren ausgesetzt, mußte sich unter den Schutz eines am Ufer der Mortagne liegenden Forts begeben. Kaum lag er an dieser Stelle, als ein Englisches Geschwader in den Fluß einlief, von Verräthern eingelootst, welche später für diese That, welche mit dem unauslöschlichen Stempel der Schande hätte bezeichnet werden sollen, noch dazu belohnt wurden. Von diesem Geschwader wurden zwei Fregatten abgesandt, welche die Flotille bei Baye in Brand steckten und, als sie zurückkehrten, das prächtige Fahrzeug im Schlepptau hatten, welches die Stadt Bordeaux früher für den Kaiser Napoleon hatte bauen lassen.

Hierauf trafen zwei Bomben-Schiffe Anstalten, den „Regulus" zu vernichten. Derselbe wurde von einer Sandbank beschützt, so daß man, um sich ihm zu nahen, das Feuer eines Forts von 5 Kanonen passiren mußte. Die Bomben-Galioten begannen das Feuer um 8 Uhr Abends. Die ganze Mannschaft des „Regulus" befand sich auf dem Verdeck, welches man ganz mit Tauwerk belegt hatte, um die Wirkung der Bomben zu schwächen. Der Himmel war klar und sternenhell; kein Lüftchen rührte sich; wir empfanden jene flüchtige Angst, welche einem wichtigen Ereigniß vorangeht, die aber sogleich verschwand, als wir jene schweren See-Bomben, welche so vortrefflich dazu geeignet sind, Schiffe in Brand zu stecken, eine parabolische Feuer-Linie beschreibend, auf uns zufliegen sahen. Die erste platzte auf dem Schiffe selbst; dies war aber im Laufe eines ganzen Monats, in welchem die Bombarden sich alle Abend damit belustigten, sich unser Schiff zur Zielscheibe zu wählen, die einzige, die so gut gerichtet war. Ihre Kanoniere brachten uns keine sehr hohe Meinung von ihrer Geschicklichkeit bei. Mit unseren Kugeln konnten wir sie nicht erreichen.

Am 6. April entschloß sich der Capitain, der sich nicht mehr halten zu können glaubte, das Schiff mit der Flotille, welche unter seinen Befehlen stand, in Brand zu stecken. Um 6 Uhr Abends wurde alles Pulver ins Meer geworfen, und die Ausschiffung ging in kleinen Abtheilungen vor sich. Ich erhielt den Befehl, die Gefahren der letzten Abtheilung zu theilen, und mit dem lebhaftesten Bedauern verließ Jeder von uns eine Wohnung, welche wenige Minuten nachher nur noch ein Aschenhaufen seyn sollte.

Massen von Theer und Holzspänen, die mit Pech bestrichen waren, lagen in den Zwischendecken am Fuße der Masten. Punkt 11 Uhr warf der Capitain, der, dem Reglement zufolge, das Schiff zuletzt verlassen muß, eine brennende Fackel in die feuerfangenden Massen, und bald drang dicker Rauch aus allen Schießscharten. Die Böte nahmen uns auf, und die letzte Abtheilung sagte dem Schiffe ein ewiges Lebewohl! — In der traurigsten Stimmung am Ufer angelangt, vergaß ich meine eigenen Verluste über dieses neue Schauspiel. Ich hatte nur Blicke für jenes schwimmende Gebäude, welches, mit so viel Kosten ausgerüstet, einst mit Stolz die Wellen durchschnitt und jetzt rettungslos der Gewalt der Flammen überliefert wurde. Das Feuer, durch die Massen von Harz und trockenem Holze genährt, drang mit Heftigkeit aus dem Zachwerk; die Berührung der Luft gab ihm neue Nahrung, und bald schlängelte es sich an den Masten empor und umhüllte dieselben mit einem glühenden Netz. Aus jeder Oeffnung, aus allen Löchern der Batterieen stürzte ein schwarzer Dampf hervor; die knisternde Flamme verdoppelte ihre gierige Schnelligkeit, und jeder Gegenstand, den sie belechte, gab ihr neuen Stoff. Der ganze untere Theil des Schiffes stand schon in lichten Flammen, als die 36pfündigen Kanonen, welche mit Kartätschen und Kugeln geladen waren, ihr Stillschweigen noch nicht gebrochen hatten. Das erste Zeichen zu einem regelmäßigen Feuer wurde uns durch die Explosion der Pulverhörner gegeben; und als nun die breiten Hintertheile der eisernen Kanonen in dem furchtbaren Feuer glühend geworden waren, entzündeten sich die Ladungen, und nun eröffnete sich ein rollendes Feuer von Kugeln und Kartätschen nach allen Richtungen hin. Eine Kugel nahm das Dach eines Hauses fort, hinter welchem ich mit einigen zwanzig Leuten Schutz gesucht hatte. Wir benutzten diese Anzeige, um uns in die Hohlwege der Küste zurückzuziehen. In weniger als einer Stunde stand der „Regulus" ganz in Flammen; von dem Gipfel der Mastbäume hinunter bis auf die Fläche des Meeres war er eine Feuersäule. Auf der ruhigen Oberfläche des Wassers spiegelte sich der furchtbare Brand wieder. Das Krachen des brennenden Holzes wurde noch hin und wieder durch den Donner des Geschützes unterbrochen.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte das schreckliche Schauspiel, welches unsere Augen ermüdete, auf. Die Ankertaue, welche das Schiff unbeweglich am Ufer hielten, waren verbrannt; der „Regulus" war in eine gigantische Masse glühender Kohlen verwandelt worden; die Masten waren einer nach dem anderen eingestürzt, und nur die Mauern des Schiffes behielten noch einigermaßen ihre ursprüngliche Gestalt. Es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, den dieser Feuerberg hervorbrachte, wie er jetzt frei dahin schwamm, von dem Strome getrieben, eine glühende Hitze weit um sich her verbreitend. — Der „Regulus" brannte übrigens nicht allein; auf ein gegebenes Zeichen hatte jeder Capitain der Schiffe der Flotille sein Fahrzeug in Brand gesteckt.

Bald wurden alle diese Trümmer auf eine Sandbank getrieben, wo sie strandeten. Einige Fuß Wasser bedeckten die schwachen Ueberreste des traurigen Schauspiels; und auch hier versanken einige jener Mittel der Macht, die, in der Zeit des Glückes geschaffen, dasselbe nicht zu überleben bestimmt schienen. (P. Lesson.)

Bibliographie.

Les matinées suisses. (Schweizer Morgen-Unterhaltungen.) Dritte Reihefolge. Enth. Dichterleben von Ludw. Tieck und andere aus dem Deutschen übersetzte Novellen, von A. und J. Eberhuliez. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Oeuvres de Ch. Nodier. (Nodier's Werke.) Zweiter Theil. Pr. 7½ Fr.

Les moeurs et la loi. (Sitten und Gesetz.) Drama in 5 Akten von Auger. Pr. 3 Fr.

Napoléon — oder das Leben eines großen Mannes. Drama in 3 Akten von E. Lamerlière. Lyon. Pr. 1½ Fr.

Oromaze — oder der Triumph des Lichts. Ein Gedicht in 3 Gesängen, von Paillet.

Poésies morales et historiques. (Moralische und historische Dichtungen.) Von Eust. Deschamps, Schildträger der Könige Karl V. und VI., Kastellan von Fismes und Gerichtshalter von Senlis. Zum ersten Male nach der Handschrift in der

Königl. Bibliothek, mit einer geschichtlich-literarischen Notiz über den Verfasser, herausgegeben von G. A. Crapelet. Pr. 25 Fr.

Abrégé de la grammaire allemande. (Kleine Deutsche Grammatik.) Für die Französischen Gymnasien. Von L. Marcus. Dijon.

Morgenländische Literatur.

Arte China, constante de Alphabeto e Grammatica, comprehendendo modelos das differentes composiçoens. Composta por J. A. Gonçalves, sacerdote da congregação da missão. (Chinesische Sprachkunst, bestehend aus Alphabet und Grammatik, nebst Mustern aus verschiedenen Stilarten. Von J. A. Gonçalves, Priester und Mitglied der Missions-Gesellschaft.) Gedruckt im Sankt Joseph's-Kollegium zu Macao. 1829.

Das Gediegenste und Gründlichste, was bisher in der Chinesischen Sprache geleistet worden, verdanken wir dem treuen Fleiße der apostolischen Väter, die sich zur Verkündigung des Christenthums in China einheimisch gemacht. Unter diesen wird aber der parteilose Beurtheiler den katholischen Missionaren den Preis zuerkennen müssen. Denn wie rühmenswerth auch die Verdienste protestantischer Glaubensboten sind, — wir gedenken hier nur des würdigen Morrison — so zeigt sich wenigstens auf katholischer Seite eine kräftigere durch Enthusiasmus bedingte Ausdauer, woran gewiß die Glut des südlicheren Vaterlandes mächtigen Antheil hat. Auf Lebenszeit in freiwilligem Exil, unter einem fremden Himmel und von allen Europäern höchstens auf den Umgang ihrer Amtsbrüder beschränkt, fehlt diesen Männern zwar eine vielseitige geistige Richtung und vertrautere Bekanntschaft mit den Fortschritten der Philologie im Abendlande; aber ein gesunder an keiner Hypothesensucht kränkelnder Beobachtungsgeist, die unermüdlichste Ausdauer und der unschätzbare Vortheil, immer an ungetrübter Quelle trinken zu können: dies Alles macht sie fähig, uns Europäern die herrlichste Fundgrube von Material zu künftiger wissenschaftlicher Verarbeitung in die Hand zu liefern. Möchten nur wenigstens die Leistungen solcher bescheidener Forscher immer die ehrende Anerkennung finden, die ihnen zukommt, und das eben so mühsam als redlich Erworbene niemals ein erschlichenes Vermächtniß unwürdiger Nachfolger werden.

Das vor drei Jahren erschienene, aber jetzt erst zu uns gekommene grammatische Werk des Pater Gonçalves und die zwar später gedruckte, aber schon vor ungefähr 80 Jahren abgefaßte Sprachlehre Premare's*) sind zwei solcher Fundgruben, beide von einander ganz unabhängig, was ihren Werth um ein Bedeutendes erhöht, und beide das Ergebniß vieljähriger eigener Beobachtungen. Gonçalves, der (1828) eine lateinische Grammatik für junge seiner Bildung anvertraute Chinesen geschrieben hat, und dessen Chinesisch-Portugiesischem Wörterbuche wir mit Verlangen entgegensehen, eröffnet die Arte China (einen starken Quartband von mehr als 550 enggedruckten Seiten) mit dem Alphabeto, welcher Titel kein Mißverständniß veranlassen darf; denn so nennt der Verfasser bloß die Classification der Chinesischen Zeichen (bekanntlich einer Begriffsschrift) nach Grundzügen, die mit dem Lautsystem in keiner Berührung stehen. Man hat nämlich schon längst in China die Schrift-Charaktere auf neun ganz einfache Züge zurückgeführt. Diese Grundzüge (rasgos) voranstellend, ordnet der Verfasser, ihrer Aufeinanderfolge gemäß, die sogenannten Wurzelzeichen oder Klassen-Häupter (generos) und Beispiele von allen mit Wurzelzeichen verbundenen Gruppen (differenças), je nachdem sie aus mehr oder weniger Strichen bestehen. Wurzeln oder Schlüssel sind Zeichen, die größtentheils ihre selbstständige Bedeutung bewahrt haben und oft schon sehr komplizirt sind. In Verbindung mit Gruppen deutet die Wurzel den Begriff des ganzen Zeichens in weitester Ausdehnung an. Die Chinesen haben 214 Wurzeln angenommen und ihre meisten Wörterbücher nach denselben eingerichtet. Pater Gonçalves reduzirt sie auf 129. Der wirklich verschiedenen Gruppen, welche die nähere Bestimmung des Begriffes angeben, (daher differenças) giebt es über 1300. Der Nutzen dieses gehaltreichen Verzeichnisses für den Anfänger wird durch hinzugefügte Bedeutungen und gebräuchliche Phrasen noch größer. Dem Alphabeto folgt eine Sammlung von Redensarten im edleren Bücherstil (frases sublimes) und in der Sprache des Lebens (f. vulgares), welche einen Theil der gewöhnlichsten zusammengesetzten Zeichen enthalten. Dann kommt die eigentliche Grammatik, fast nur eine Fülle von Beispielen, indem jede Regel so lakonisch als möglich gegeben ist. Sehr erleichtert wird die Uebersicht dadurch, daß die einzelnen Seiten in zwei Kolumnen zerfallen, eine für den Chinesischen Text und eine für die Portugiesische Uebersetzung. Jede Phrase ist außerdem in den zwei schon erwähnten Ausdrucksweisen oder Stilen mitgetheilt, was den Unterschied derselben sehr anschaulich und einen besonderen Abschnitt über die Sprache des Lebens weniger nothwendig macht. Bei Premare sind aber die grammatischen Regeln, besonders die verschiedenen Functionen der (ihrer Bedeutung nach) wandelbaren Partikeln, mit größerer Schärfe gesondert und deutlicher definirt, so daß letzterer die Beihülfe eines Lehrers weniger in Anspruch nimmt. Den Redefiguren und Anweisungen zum eleganten Ausdruck in der höheren Bücher-sprache hat Gonçalves, wie Premare, besondere Abschnitte gewidmet. Dann folgen 44 Gespräche, Portugiesisch und Chinesisch, für alle Situationen des Lebens, in einer Vollständigkeit, wie sie kaum ein Europäisches Gesprächbuch darbieten dürfte. In der Voraussetzung, daß die meisten derselben, wo nicht alle, von dem Herausgeber selbst abgefaßt sind, bewundern wir mit Recht die Gewandtheit, welche sich der Portugiesische Missionar im Schreiben einer Sprache erworben hat, die so ungemein von dem Genius der abendländischen abweicht. Den Gesprächen schließt sich an: eine Sammlung trefflich gewählter Sprüchwörter; ein Verzeichniß aller berühmter und berüchtigter Personen aus der Chinesischen Geschichte und Sage, mit Angabe der Ursachen, die sie in Ruf gebracht, aus einheimischen Quellen gezogen; Auszüge aus der Geschichte und Fabel, solche Begebenheiten enthaltend, auf welche von Schriftstellern häufig angespielt wird; Beispiele aus Chinesischen Autoren, welche derlei Anspielungen enthalten, mit Uebersetzung. Dem folgenden Abschnitt, einer Blumenlese (composiçoes Chinas), geben Regeln über den Stil in der Kunstsprache der Chinesischen Rhetorik voraus. Die Auszüge selbst, gleichfalls in beiden Sprachen, bieten uns trefflich gewählte Muster der verschiedenen Stilarten aus Prosaikern und Dichtern verschiedener Zeitalter; auch Edikte, Manifeste, Briefe u. s. w. Die Briefe sind in zwei Schrift-Charakteren, der gewöhnlichen Druckschrift und dem für Ungeübte außerordentlich schwierigen Kursiv, das große Aehnlichkeit mit dem Japanischen Firotana zeigt, abgefaßt. Ein Anhang, betitelt: Chinesische Sprachkunst ohne Zeichen (arte China sem letras Chinas), enthält die nothwendigsten Wörter und Redensarten für den praktischen Verkehr, in der gebildeten Umgangssprache (als Lautsystem) und dem Dialekte von Canton, den freilich Morrisons Cantonsche Wörtersammlung (Canton vocabulary) weit umfassender behandelt. Der lexikalische Werth der Werke von Gonçalves und Premare ist nicht geringer als ihr grammatischer, da sich eine Menge von Redensarten aus denselben entnehmen läßt, die größtentheils noch nicht Eigenthum unserer Wörterbücher sind. W. S.

*) Ihr Titel ist: Notitia linguae Sinicae. Malacca, 1829. Gr. 4. In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik wird eine umfassendere Würdigung beider Werke eine Stelle finden.

Bibliographie.

Abulfedae Historia Anteislamica. (Vorgeschichte des Islam, oder derjenige Theil der Arabischen Chronik des Abulfeda, welcher dem Mohammed vorangeht.) Arabisch und Lateinisch, so wie mit Anmerkungen, vom Prof. Fleischer. Leipzig.

Dictionary sanscrit and english. (Sanskritanisch Englisches Wörterbuch.) Uebersetzt, verbessert und erweitert nach einem von gelehrten Eingeborenen für das Kollegium von Fort William entworfenen Original-Werke. Von Horace H. Wilson. Neue Ausgabe. [Angekündigt, als noch unter der Presse, von Parbury, Allen u. Co. in London.]

Nullukchus-ul-tawareech. (Persisch.) Ein Auszug des berühmten historischen Werkes Seir Mahtacherin, veranstaltet von Maulavi Abdul Kerim. Calcutta. Pr. 35 Sh.

Mahjir-ul-qanuhn. (Arabisch.) Ein medizinisches Werk von Ali ben Abi el Huzm, dem Karaschiten, gewöhnlich unter dem Namen Ibn-ul-Nufies bekannt. Calcutta. Pr. 1 Pfd.

Bhatti Kavya. (Sanskritanisch.) Ein Gedicht von den Thaten Rama's. Nebst den Kommentarien von Jayamangala und Bharatamallika. 2 Bde. Calcutta. Pr. 2½ Pfd.

Laghu Kaumudi. (Eine Sanskritanische Grammatik.) Von Vardaraja. Calcutta. Pr. 7½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Privilegien der Geschlechter in England. Ein Knabe von 12 Jahren kann in England gesetzlich den Eid des Gehorsams leisten; zu 14 Jahren wird er schon als in die vernünftigen Jahre eingetreten betrachtet; er kann alsdann in eine Heirath willigen oder dieselbe verwerfen, seinen Vormund wählen und, wenn sein Verstand erwiesen ist, über sein persönliches Eigenthum testiren; zu 17 Jahren kann er seine Geschäfte versehen, und zu 21 ist er ganz sein eigener Herr und kann seine Länder, Güter und sein Vermögen verthun. — Ein Mädchen kann zu 7 Jahren schon verlobt werden; zu 9 Jahren ist sie zum Brautschatz berechtigt; zu 12 Jahren befindet sie sich in dem Alter der Reife und kann in eine Heirath willigen oder dieselbe verwerfen; zu 14 Jahren kann sie selbst ihren Vormund wählen; zu 17 Jahren kann sie ihre Geschäfte verwalten und zu 21 über sich und ihr Vermögen verfügen. Mit 21 Jahren sind also beide Geschlechter großjährig; bis dahin werden sie „Kinder von Rechts wegen" (infant in law) genannt.

(A Barrister's Introduction to the laws of England.)

— Ein Sago-Baum. Das Alter eines Sago-Baumes in seiner besten Zeit ist zehn Jahre; aber in der Zeit seines Alters von 8 bis 32 oder 35 Jahren wird die Frucht gesammelt; dann ist er ganz hohl und verfault von dem Gipfel an abwärts. Ein Sago-Baum von zehn Jahren ist ungefähr 27 Fuß hoch, hat 7 bis 8 Fuß im Umfang und trägt fortwährend Früchte. Wenn der eßbare Sago 3 bis 5 Zoll dick ist, was nach der Beschaffenheit des Bodens gewöhnlich in 2 bis 3 Monaten der Fall ist, wird er abgeschnitten. Je öfter man ihn abschneidet, je stärker wächst er; Bäume, die in dieser Beziehung vernachlässigt werden, haben in 6 Monaten nur 6 Zoll starke Früchte, während andere auf demselben Boden, die alle 2 Monate verschnitten werden, in dieser Zeit 4 Zoll dicke Früchte hervorbringen. Es giebt verschiedene Arten von Sago-Bäumen; einige tragen erst nach dem 16ten Jahre Früchte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Montag den 14. Mai 1832.

Spanien.

Sammlung Spanischer Romanzen.

Bei dem jetzigen Verfalle der Spanischen Literatur und dem gänzlichen Mangel an neueren Productionen von Werth ist es schon immer erfreulich, zu sehen, daß dann und wann ein Gelehrter sich mit Liebe und Fleiß der Vergangenheit zuwendet und deren Schätze in wohlgeordneten Sammlungen und vielleicht in reinerer Gestalt als bisher dem Publikum vorlegt. Ein solches Verdienst erwirbt sich gegenwärtig in Spanien Don Augustin Duran durch die von ihm herausgegebene Sammlung der Romanzendichter (Colleccion de Romanceros), deren vierter vor Kurzem erschienener Band die erste Abtheilung der historischen und Ritter-Romanzen vor dem 18ten Jahrhundert enthält, und zwar die Lanzarotes, Amadis, Karl den Großen, nebst den Romanzen von Roland, Rinald, Oliver, von den 12 Pairs von Frankreich, vom Cid u. s. w. Von den früher erschienenen drei Bänden enthält der erste die Maurischen Romanzen, der zweite die Lehr- und Liebes-Romanzen und der dritte die Liedersammlung. Wenn die im vierten Bande enthaltenen Dichtungen an poetischer Schönheit und Anmuth auch den Maurischen und den Liebes-Romanzen nachstehen, so entschädigen sie dafür durch die Größe der Gedanken und die natürliche Einfachheit des Stils, in dem sich der gesellschaftliche Zustand jener alten Zeiten abspiegelt; auch läßt sich in ihnen am besten die allmälige Fortbildung der reichen und schönen Spanischen Sprache verfolgen und der heroische und kriegerische Charakter derer, die sie sprachen, erkennen. Gesteigert wird der Werth dieser Sammlung durch den literarischen Apparat, mit welchem der Herausgeber dieselbe versehen hat. In einer einleitenden Abhandlung untersucht er den Ursprung und das Alter der Romanzen und der Ritterbücher und entwickelt bei dieser Gelegenheit seine Ansichten über das, was man heutzutage mit dem Namen Romantizismus bezeichnet; er giebt die Quellen an, aus denen der ideale oder vielmehr der phantastische Theil der Ritter-Romanzen geschöpft wurde, der, in den historischen mit dem Lokal-Kolorit des Landes verschmolzen, eine eigenthümliche Gattung der Spanischen Poesie begründete, die von der klassischen des Garcilaso, Herrera, Leon, Rioja und anderer verschieden ist; diese Abhandlung ist von mehreren Noten über die historische Entwickelung der Spanischen Sprache, über die Ideen des Ritterthums u. s. w. begleitet.

Bibliographie.

Diccionario enciclopedico de teologia. (Encyklopädisches Wörterbuch der Theologie.) Aus dem Französischen des Bergier. 5te Lfg. des 2ten Bandes.

Obras postumas de D. Gaspar de Jovellanos. (Nachgelassene Werke des Don Gaspar de Jovellanos.) 14te Lfg.

Historia de Inglaterra, contada á los niños. (Geschichte von England für Kinder.) Aus dem Franz. übers. von Vara.

La Jerusalen libertada. (Das befreite Jerusalem.) 2 Bde.

Los Natchez. (Die Natchez, oder die Bewohner von Louisiana.) Aus dem Franz. des Chateaubriand.

El Cid. (Der Cid.) Historische Novelle von D. Estanislao de Costa Bayo. 2 Bde. mit 5 feinen Kupferstichen.

Grecia ó la doncella de Missolunghi. (Griechenland oder die Jungfrau von Missolunghi.) Historische Novelle aus dem letzten Befreiungskriege der Griechen. 2 Bdchn. mit Kupfern.

Obras historicas del Conde de Ségur. (Die historischen Werke des Grafen von Ségur.) Aus dem Franz. übersetzt von Lista. 14te Lfg.

Principios elementales de estrategia. (Grundprinzipien der Strategie.) 2 Bde. — Ensayo de un diccionario razonado sobre la ciencia de la guerra. (Versuch eines raisonnirenden Wörterbuches der Kriegswissenschaft.) — Derecho publico de la guerra. (Oeffentliches Kriegsrecht.) — Elementos sublimes de geografia fisica etc. (Höhere Elemente der physikalischen Geographie in ihrer Anwendung auf die Kriegswissenschaft.) — Sämmtlich von D. Juan Sanchez Cisneros.

In Achen erschienen kürzlich:

Obras poeticas. (Poetische Werke.) Von Don Manuel Maria de Alzaybar, Mitglied mehrerer literarischer Gesellschaften. Pr. 2 Thlr. Der Verfasser hat seit mehreren Jahren in Achen gelebt und theilt hier in einer (XXVIII und 452 S. starken) ausgewählten Sammlung die Früchte seiner poetischen Studien und seiner Muße mit.

Auf der Insel Cuba ist vor kurzem ein neues Journal, unter dem Titel: Revista y Repertorio Bimestre de la Isla de Cuba, begründet worden, welches in monatlichen Heften erscheint, und dessen jährlicher Preis 12 Dollars ist.

England.

Domestic Manners of the Americans. (Häusliche Sitten der Amerikaner.) Von Mrs. Trollope. 2 Bde. London, 1832.

(Schluß.)

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich durch die Darstellung der Verfasserin nun zunächst auf einen Gegenstand von größerer Bedeutsamkeit, der mit vielem Geschick und großer Einsicht von ihr behandelt ist, nämlich auf die Ausübung der religiösen Gebräuche und den Einfluß der Religion auf einen Gesellschaftszustand, der von dem Europäischen überhaupt in seinen Einrichtungen so mannigfach abweicht. Kein Volk, scheint es, lebt so sehr ohne Vergnügungen, als das von Cincinnati. Billard und Karten sind gesetzlich verboten; sie haben keine öffentliche Bälle, mit Ausnahme einiger weniger zu Weihnachten; sie haben keine Konzerte und Mittags-Gesellschaften. „Das Theater," sagt Mrs. Trollope, „bildet den einzigen öffentlichen Vergnügungsort dieser trübseligen kleinen Stadt, und dieses, obwohl es sich in mancher Hinsicht in ganz gutem Zustande befindet, wird doch nur spärlich besucht, da bei weitem der größte Theil der Frauen es für eine Verletzung der Religion ansieht, der Aufführung eines Stückes beizuwohnen."

„In den Kirchen und Kapellen der Stadt ist es," fährt die Verf. fort, „wo man die Damen in vollem Kostüm sehen kann. Jeder Abend in der Woche führt eine Menge der jungen und schönen Welt zu den Kapellen und Bethäusern, alle sorgfältigst und zuweilen sehr anspruchsvoll gekleidet; hier ist es, wo Alles zur Schau gestellt und jede Auszeichnung der Mode erstrebt wird. Die Zahl der Männer, welche diese Abend-Versammlungen besuchen, ist sehr gering, aber oft macht, wie es sich erwarten ließ, die Anwesenheit geputzter junger Priester diesen eifrigen Prunk mit Bändern und Ringen erklärlich und natürlich. Wäre es nicht in der Kirche, so könnte ich meinen, es würde dort eine General-Ausstellung der besten Hüte zur Schau gegeben, denn etwas Anderes konnte ich nie dabei ersehen. Der Einfluß, welchen die Priester aller der unzähligen religiösen Sekten in Amerika auf die Frauen ihrer betreffenden Gemeinden ausüben, kommt dem sehr nahe, was wir oft von Spanien und anderen streng katholischen Ländern lesen. Es giebt mancherlei Gründe für diesen eigenthümlichen Einfluß. Wo die Gleichheit des Ranges von den Reichen bereitwillig anerkannt und von den Armen trotzig gefordert wird, werden Auszeichnung und Ueberlegenheit nur dem geistlichen Stande eingeräumt. Dies giebt ihm ein hohes Gewicht in den Augen der Damen. Ich glaube also, daß die Amerikanischen Frauen allein von der Priesterklasse den Grad der Aufmerksamkeit empfangen, welche jedem weiblichen Sinn in der ganzen Welt so unschätzbar ist. Mit Hülfe der Geistlichen in Amerika erwerben sich die Frauen den Einfluß und die Bedeutung, welche ihnen in den Ländern Europa's in allen Klassen der Gesellschaft, die niedrigste vielleicht nur ausgenommen, zugestanden werden, und deshalb scheinen sie auch ganz ihre Herzen und Seelen in die Hände derselben zu überantworten. Nie sah oder hörte ich, daß in irgend einem Lande die Religion einen so starken Halt an den Frauen und einen so geringen an den Männern habe."

Interessant schildert darauf die Verfasserin eine religiöse Handlung, welcher sie in einer Presbyterianer-Kirche in Cincinnati beiwohnte: „Es war in der Mitte des Sommers, aber der Gottesdienst, dessen Beiwohnung man uns empfohlen hatte, begann nicht eher, als bis es finster wurde. Die Kirche war gut erleuchtet und bis zum Ersticken voll. Beim Eintritt sahen wir drei Priester in der Reihe auf einer Art von Tribune stehen, welche sich an der Stelle befand, wo man gewöhnlich den Altar zu sehen pflegt; sie war mit carmoisinrothen Vorhängen schön geziert und ungefähr so hoch wie unsere Kanzeln. Wir nahmen unseren Platz in einem Kirchenstuhl nahe dem Geländer, welches ihn umgab. Der Priester, welcher in der Mitte stand, betete; das Gebet war leidenschaftlich heftig und in seinem Ausdruck verletzend familiär. Als dies geendigt war, wurde eine Hymne gesungen, worauf ein anderer Priester den mittleren Platz einnahm und predigte. Der Sermon hatte eine beträchtliche Beredsamkeit, aber von gräßlicher Art. Der Redner beschrieb

mit schauerlicher Genauigkeit die letzten hinschwindenden Momente des menschlichen Lebens und den stufenweisen Hergang der Zerstörung nach dem Tode, welche er durch den ganzen Prozeß bis zur Stufe des höchsten Ekels verfolgte. Indem er seinen Ton plötzlich in die schrillende Stimme des Entsetzens verwandelte, beugte er sein Haupt vorwärts, als wenn er einen Gegenstand in der Nähe der Kanzel anstarre, und gab uns kund, was er in der Tiefe erblicke, die sich vor ihm zu öffnen schien. Dieser Kunstgriff war gewiß glücklich genug, um seiner Beschreibung der Hölle Wirksamkeit zu verleihen. Kein Bild, das Feuer, Flammen, Schwefel, Erz und glühendrothe Zangen nur hergeben konnten, nebst dem Fleisch, Nerven und Sehnen, welche unter ihnen zuckten, wurde gespart. Der Schweiß rann in hellen Strömen vom Gesicht des Redners; seine Augen rollten, seine Lippen waren mit Schaum bedeckt, und jede Geberde hatte den tiefen Ausdruck des Schauders, den sie gehabt haben würde, hätte er wirklich die Scene, die er beschrieb, gesehen. Der Vortrag war in der That vortrefflich. Zuletzt richtete er einen ermattenden Blick auf seine Stützen, die ihm zu jeder Seite standen, als wollte er seinen schwachen Zustand ausdrücken, und dann setzte er sich nieder und wischte sich die Tropfen des Todeskampfes von seiner Stirn. Da erhoben sich die beiden anderen Priester und begannen einen Hymnus zu singen. Es währte einige Augenblicke, ehe die Versammlung, wie gewöhnlich, einzustimmen vermochte; jedes Gesicht, das sich aufrichtete, sah bleich und entsetzensvoll aus. Als der Gesang schwieg, nahm ein Anderer den Platz in der Mitte ein und fragte die Versammlung in einem lispelnden, zärtlichen Tone, ob das, was ihr theurer Bruder gesprochen, zu ihren Herzen gedrungen wäre, und ob sie vor der Hölle sich hüten wolle, die er sie habe schauen lassen? „Kommet denn," fuhr er fort, seine Arme gegen sie ausstreckend, „kommet zu uns und saget es uns, und wir wollen Euch Jesum schauen lassen, den theuren lieben Jesum! Aber Ihr müsset zu ihm wandeln! Ihr müsset Euch nicht schämen, zu ihm hinzuwandeln! Diesen Abend sollt Ihr es ihm sagen, daß Ihr euch seiner nicht schämet; wir wollen Euch die Stätte bereiten, wir wollen reinigen die Bank für die armen Sünder, um darauf zu sitzen! So kommet denn, kommt zu der Armensünderbank, und wir wollen Euch Jesum zeigen! Kommt! Kommt! Kommt!"

Darauf ward wieder ein Hymnus gesungen, während dessen sich Einer von den Dreien damit beschäftigte, eine oder zwei lange Bänke abzufegen, welche sich an der Seite des Geländers befanden, indem er das Volk in den Hintergrund der Kirche zurückwies. Der Gesang endete, und die Versammlung wurde wieder aufgefordert und ermahnt, sich Jesu nicht zu schämen, sondern sich auf die „Armensünderbänke" zu setzen und ihre Häupter an seinen Busen zu legen. „Noch einmal wollen wir singen," schloß er, „um Euch Zeit zu lassen." Und dann sangen sie wieder einen Hymnus. Und nun wurde in jedem Theile der Kirche eine Bewegung sichtbar, die sich anfangs leise zu erkennen gab, aber stufenweise immer entschiedener wurde. Junge Mädchen erhoben sich von ihren Plätzen und setzten sich wieder nieder und standen wieder auf, und dann öffneten sich die Kirchstühle, und Einige traten wankend heraus, mit gefalteten Händen, den Kopf nieder auf die Brust gesenkt, an allen Gliedern zitternd, und immer tönte der Hymnus noch fort; aber als sich die armen Wesen dem Geländer näherten, ließen sie ein Seufzen und Schluchzen hören und setzten sich auf die „Armensünderbänke" nieder. Da schwieg der Gesang, und zwei von den drei Priestern stiegen von der Rednerbühne herab, und, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken gehend, begannen sie den armen Zitternden, welche dort saßen, Etwas zuzuflüstern, das uns jedoch unverständlich blieb. Das Stöhnen und Schluchzen aber wuchs bis zu einer schauderhaften Entartung an. Junge Leute, mit bleichen und zerstörten Mienen, knieten auf dem Pflaster nieder und warfen sich auf ihr Antlitz hin; das heftigste Schreien und Heulen erfolgte, während von Zeit zu Zeit einige konvulsivische Stimmen gehört wurden, die ausriefen: O, Herr! O, Herr Jesus! Hilf mir, Jesus! u. dergl. Mittlerweile fuhren die beiden Priester fort, unter ihnen umherzuwandeln! sie stiegen wiederholentlich auf die Bänke und verkündigten der ganzen Versammlung mit Trompetenstimmen „die Zeiten der Erlösung," und aus jedem Winkel des Gebäudes erwiederten kurze scharfe Stimmen mit „Amen! Heil! Amen!", während die niedergeworfenen Büßenden fortdauernd tröstliche Einflüsterungen und von Zeit zu Zeit mystische Liebkosungen empfingen. Mehr als einmal sah ich einen jugendlichen Nacken von sehr ehrwürdigen Armen umschlungen. Manche wurden auch von heftigen Nerven-Anfällen und Konvulsionen überwältigt, und als der Tumult seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, ließ der Priester, welcher eben zurückgeblieben war, wieder einen Gesang erschallen, wie zum Zeichen der Dämpfung. Es war ein schreckenerregender Anblick, unschuldige junge Geschöpfe am heiteren Morgen ihres Daseyns so hingerissen, vom Schauder durchwühlt, geschwächt und für immer entnervt zu sehen. Ein junges Mädchen, dem Ansehen nach kaum älter als vierzehn Jahr, wurde in den Armen einer Anderen weggetragen, die kaum einige Jahre älter war; ihr Gesicht sah todtenbleich aus, ihre Augen standen weit offen und verriethen eine vollkommene Abwesenheit des Geistes, ihr Kinn und Busen waren mit Geifer überdeckt, und sie hatte den ganzen Anschein eines idiotischen Zustandes. Ich sah, wie sich ihr ein Priester näherte, ihre zarte Hand ergriff: „Jesus ist mit ihr! Segnet den Herrn!" ausrief und vorüberging. Wenn die Männer in Amerika das weibliche Geschlecht so achteten, wie Männer ihre Frauen und Töchter achten sollten, würden dann solche Scenen unter ihnen erlaubt seyn? Aber auf diese Weise amüsiren sich die Damen von Cincinnati, da Theaterbesuch und Kartenspiel theils für unanständig, theils für ungesetzlich gelten. Sie müssen doch einige Erholung für die strenge Arbeit haben, die sie in ihrem Familien-Haushalt zu verrichten angewiesen sind. Alle, welche dem Ruf, sich auf die „Armensünderbänke" zu setzen, gehorcht hatten, waren Frauen und bei weitem die größere Zahl unter ihnen sehr junge Frauen. Die Versammlung war überhaupt sehr schön gekleidet, und die elegantesten Modedamen der Stadt befanden sich darunter."

Dieser Scene lassen wir eine andere Darstellung der Verfasserin von dem gegenwärtigen Zustand der Religion in Amerika folgen: „Ich hatte oft behaupten gehört, bevor ich nach Amerika gekommen, daß eine der größten Segnungen, welche die Verfassung derselben ausübe, in dem Nichtvorhandenseyn einer National-Religion bestehe, indem das Land so von allen Verpflichtungen zur Erhaltung eines Klerus befreit sey. Mein Aufenthalt in diesem Lande hat mich jedoch gelehrt, daß eine religiöse Tyrannei sehr gut auch ohne Mitwirkung eines Gouvernements ausgeübt werden könne, und zwar auf eine viel drückendere Weise als durch Zahlung von Zehnten, und ohne Etwas von dem heilsamen Umstande zu gewähren, der, wie Niemand läugnen wird, das Werk eines geordneten Kultus ist. Das ganze Volk scheint hier in eine fast endlose Mannigfaltigkeit religiöser Factionen zu verfallen, und man sagte mir, daß es, um wohl in Gesellschaft aufgenommen zu werden, nöthig sey, sich als zu einer derselben gehörig zu bekennen. Möge Dein Glaube seyn, welcher er will, man hält Dich für keinen Christen, wenn Du Dich nicht an eine besondere Gemeinde anschließest. Außer den weitverbreiteten und allgemein bekannten Unterscheidungen von Episkopalen, Katholiken, Presbyterianern, Kalvinisten, Baptisten, Quäkern, Swedenborgianern, Universalisten u. s. w. giebt es noch unzählige andere, welche aus diesen hervorgehen, und deren jede eine eigene kirchliche Verwaltung für sich in Anspruch nimmt. — In den kleineren Städten und Flecken vertreten die religiösen Versammlungen fast die Stelle aller anderen Vergnügungen; in den meisten Dörfern hingegen, wo die geringere Bevölkerung nicht ausreicht, um Zusammenkünfte zu Stande zu bringen oder die Priester zu bezahlen, haben sich die Leute gewöhnt, ohne dieselben zu heirathen, zu taufen und zu beerdigen. Ein Fremder, welcher seinen Wohnort in einer Amerikanischen Stadt aufschlägt, muß die Eingeborenen für das religiöseste Volk der Erde halten, aber wenn er sich nach ihren westlich gelegenen Dörfern wendet, wird er selten Kirchen oder Bethäuser, Prediger und Gemeinde finden, mit Ausnahme der wahrhaft gräßlichen Saturnalien, der sogenannten Feldgottesdienste (camp-meetings). Ich wurde einmal von der Antwort einer armen Frau sehr überrascht, die ich an einem Sonntage plätten sah. „Macht ihr keinen Unterschied in Euren Beschäftigungen am Sonntag?" fragte ich. „Ich bin keine Christin, Madame! Wir haben keine Gelegenheit dazu gehabt!" war die Antwort. Es fiel mir ein, daß in einem Lande, „wo alle gleich sind," die Regierung sich keines Verbrechens schuldig machen würde, wenn sie so weit einschritte, um Allen, die es wünschten, „Gelegenheit" dazu zu geben, Christen zu werden."

Um auf andere Gegenstände des geselligen Lebens der Amerikaner überzugehen, erwähnen wir der vielbesprochenen Schamhaftigkeit der Amerikanischen Damen, die in ihrer Art von Allem verschieden ist, was man sonst irgendwo gehört. In dem Werke der Mrs. Trollope finden sich viele interessante Züge von dieser auffallenden Weise der Damen aus der neuen Welt, und wir können uns nicht enthalten, eine dieser Darstellungen herzusetzen, über welche die Amerikaner selbst lachen würden: „Unter den vielen Proben von der in Amerika so häufig wahrgenommenen Gattung der Schamhaftigkeit, welche uns fast unbekannt ist, erlebte ich häufig solche, die, während sie das Zartgefühl der Damen verriethen, zugleich zu manchen Spöttereien von Seiten der Herren Anlaß gaben. Ich sah es wenigstens ein Dutzend Mal wiederholt, daß z. B. eine junge Dame damit beschäftigt war, ein Hemde zu nähen (welches zu nennen das Zeichen der größten Verderbtheit seyn würde); — ein Herr tritt ein und beginnt sogleich muthwillig das Gespräch damit: „Was machen Sie da, Miß Clarissa?" — „„Nur einen Rock für meiner Schwester Puppe!"" — „Einen Rock! Unmöglich! Sehe ich denn nicht, daß dies kein Rock ist? Geben Sie, Miß Clarissa, was ist das?" — „„Es ist eine Schürze für einen unserer Neger, Herr Smith!"" — „Wie kann das seyn, Miß Clarissa! Warum sind denn die beiden Seiten nicht zusammengeheftet? Ich hoffe, Sie werden mir besser sagen, was es ist." — „„Nun denn, Herr Smith, es ist ein Kopfkissen-Ueberzug!"" — „Nun, das geht, Miß Clarissa! Ein Ueberzug also für einen Riesen! Soll ich das glauben, Miß!" — „„Gewiß, Herr Smith, glauben Sie es, oder ich will nicht recht bei Trost seyn!"" — Bevor aber das Gespräch bis zu diesem Punkt gekommen, befanden sich Herr und Dame zugleich fast in Konvulsionen vor Lachen. Ich sah einmal, wie eine junge Dame durch einen ähnlichen Witz so in die Enge getrieben wurde, daß sie, um zu beweisen, wie sie nur an einem Beutel arbeite und an nichts als einem Beutel, die Enden vor des Herrn Augen zunähte und, triumphirend die Arbeit vorzeigend, ausrief: „Seht Ihr nun? Was könnt Ihr dazu sagen?"

Folgende Stelle ist aus demselben Kapitel: „In Amerika beruhen alle Vergnügungen der Männer (mit Ausnahme des Tanzes, den sich fast nur die Unverheiratheten beiderlei Geschlechts gestatten) in der Abwesenheit der Frauen. Sie speisen, spielen Karten, haben musikalische Gesellschaften, geben Soupers, Alles in großen Zirkeln, aber durchaus ohne Frauen. Wenn es nicht die Sitte so mit sich brächte, so wäre es unmöglich, daß sie es nicht sollten bewerkstelligen können, den Frauen und Töchtern der Reichen die schmutzigen Geschäfte der Haushaltsplackereien zu ersparen, welche sie fast alle in ihren Familien verrichten. Ihre allzu große Häuslichkeit schließt aber die Möglichkeit aus, daß sie gefällige und zierliche Gesellschafterinnen seyn sollten." —

Die vergleichende Darstellung des Einflusses der Sklaverei und

Demokratie auf die National-Sitten, welche die Verfasserin im Folgenden giebt, ist wegen einiger lichtvollen Bemerkungen mittheilenswerth: „In drei Tagen erreichten wir Wheeling, wo wir um zwei Uhr Morgens anlangten; dennoch standen uns unsere Zimmer, mit Feuerung darin, sogleich bereit, und wir wurden mit aller der eifrigen Aufmerksamkeit bedient, welche einen Sklavenstaat auszeichnet. Indem ich diese Bemerkung mache, bin ich weit entfernt, das System der Sklaverei zu vertheidigen, ich halte es für wesentlich unrecht, aber so weit meine Beobachtung reicht, glaube ich, daß sein Einfluß den Sitten und der Moral des Volkes weit weniger verderblich ist, als die falschen Ideen von Gleichheit, welche in der arbeitenden Klasse der ganzen Bevölkerung von Amerika so tief wurzeln. Ich verfehlte niemals, des Unterschiedes inne zu werden, wenn ich einen Sklavenstaat betrat. Ich befand mich behaglich und zufrieden und fühlte, daß der Unterschied zwischen mir und denen, welche mir dienten, für beide Theile vortheilhaft und keinem peinlich sey."

Die Schlußbetrachtungen der Verfasserin mögen hier noch ebenfalls eine Stelle finden: „Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß es auf das: „bei wem?" und nicht auf das „wo?" ankomme, das den Unterschied zwischen einem angenehmen oder unangenehmen Aufenthalt bedinge. Die Wahrheit dieser Bemerkung traf mich mächtig, als ich sie hörte, und sie rief sich jetzt durch ihre aufdringende Richtigkeit wieder in mein Gedächtniß zurück. Wenn ich dies auf Amerika anwende, so spreche ich nicht von meinen Freunden, noch von meiner Freunde Freunden. Die wenigen patrizischen Geschlechter sind ein abgesonderter Stamm für sich, sie leben mit einander und für einander; sie bekümmern sich bewundernswürdig wenig um die höheren Angelegenheiten des Staates, die sie lieber ihren Schneidern und Kesselflickern überlassen, und sie können daher eben so wenig für das Mustergepräge des Amerikanischen Volkes gelten, als das Haupt Lord Byrons für ein Mustergepräge der Häupter der Britischen Pairie. Von diesen spreche ich nicht, sondern von der Bevölkerung überhaupt, wie man sie in Stadt und Land wahrnimmt, unter den Reichen und Armen, in den Sklavenstaaten und in den freien Staaten. Diese gefällt mir nicht. Es gefallen mir weder ihre Grundsätze, noch ihre Sitten, noch ihre Lebensansichten. Als Frau und Fremde könnte es unziemlich für mich schemen, zu sagen, daß mir ihre Verfassung nicht gefällt, und deshalb will ich es nicht sagen. Daß Etwas an derselben ist, was ihnen selbst gefällt, ist gewiß, und dies ist wichtiger, als allen reisenden alten Damen in der Welt zu gefallen. Ich betrat Neu-Orleans, verweilte länger als zwei Jahre im Westen des Alleghany und bereiste ein Jahr hindurch die Atlantischen Städte und ihre Umgegend. Während dieser Zeit unterhielt ich mich vielfach mit Leuten aller Klassen und Stände, und nie vernahm ich von Einem auch nur ein einziges ungünstiges Wort gegen ihre Verfassung. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß, wenn die Amerikaner hören, daß Fremde die Zweckmäßigkeit ihrer Institutionen in Zweifel ziehen und ihre Mißbilligung über Eines und das Andere ausdrücken, sie dies entweder einer Unfähigkeit des Urtheils oder üblem Willen und bösartiger Regung des Neides zuschreiben. „Wie kann Jemand die Trefflichkeit einer Verfassung bezweifeln, die wir ein halbes Jahrhundert hindurch erprobt und immer mehr lieben gelernt haben, je genauer wir sie kennen lernten?" So äußert sich die natürliche Gesinnung jedes Amerikaners, wenn seine Verfassung in Frage kommt, und ich möchte sagen, daß Niemand, der das Land besucht und das Volk kennen gelernt hat, die Geeignetheit derselben für sie, so wie sie jetzt sind, aber ihre Ungeeignetheit für jedes andere Volk bezweifeln dürfte. Ob die Verfassung das Volk zu dem gemacht hat, was es jetzt ist, oder ob das Volk die Verfassung zu dem gemacht hat, was sie ist, diese Frage zu lösen, möchte mir nicht gelingen; aber wenn das Letztere der Fall ist, so haben sie eine Höhe des Urtheils und des Verstandes bewiesen, welche die ganze Welt anzustaunen hätte. — Es ist eine weltkundige Thatsache, daß der ursprüngliche Stamm der ganzen Bevölkerung, welche jetzt die Vereinigten Staaten bewohnt, aus Leuten besteht, die sich entweder selbst aus dem Mutterlande verbannt hatten oder aus demselben verbannt worden waren. Das Land, das sie fanden, war ihrer Förderung und ihrem günstigem Fortkommen zuträglich; die Kolonie wuchs und blühte. Jahre vergingen, und die Kinder, Enkel und Großenkel der ersten Ansiedler erfüllten das Land und fanden, daß Milch und Honig darin fließe. Daß sie wünschten, diese Milch und Honig für sich zu gewinnen, kann nicht Wunder nehmen. Was that das Mutterland für sie? Es sandte ihnen lustige und galante Offiziere, ihre Gränze zu bewachen, und besteuerte ihren Thee. Jetzt wurde dies unangenehm befunden, und um es zu dulden, dazu hatte die entfernte Kolonie zu wenig Antheil an der Gunst und dem Glanz ihrer Mutter. Nicht von ihr war ihre Größe und Macht ausgegangen; die Strahlen, welche die Sonne des Ruhmes, der Britische Thron, ausströmte, reichten nur schwach zu ihnen hin. Sie kümmerten sich weder um ihre Könige und Herren, noch kannten sie dieselben; der vorsichtigste Handelsmann war ihr vornehmster Mann; die heiligen Sitze der Wissenschaft waren nichts als Wiegen des Aberglaubens; der Glanz der Aristokratie nichts als ein Blutegel, welcher ihnen das „goldene Blut" aussog. Ansehen, Gelehrsamkeit und Ruhm Britanniens waren für sie nichts; selbständig zu seyn, Alles. Kann man ihren Wunsch tadeln, dies zu erlangen? Kann man es beklagen, daß es ihnen geglückt? Und jetzt, da der Tag ihr eigen war, was sollten sie zunächst thun? Die Aeltesten begaben sich zusammen und sprachen: „Lasset uns eine Verfassung einrichten, die uns Allen gemäß sey; lasset sie rauh und rob seyn; lasset sie weder nach Würde, Ansehen noch Glanz streben; lasset ihr durch keines Einzelnen Willen oder Amt Eintrag thun; lasset uns weder Zehnten noch Steuern, keine Jagdgesetze, keine Armengesetze haben; lasset Jeden Hand anlegen, Gesetze zu machen, und Keinen darum besorgt seyn, sie zu halten; lasset weder unsere Magistratspersonen Purpur tragen, noch unsere Richter Hermeline; wenn Einer reich wird, so lasset uns Sorge tragen, daß sein Enkel arm sey, und dann werden wir Alle gleich seyn; lasset Jeden für sich selbst sorgen, und wenn England kommen sollte, uns wieder zu scheeren, dann wollen wir Alle zusammen fechten!" — Konnte etwas besser ausgedacht seyn, als eine solche Verfassung für ein Volk unter solchen Umständen? Oder ist es zu verwundern, daß sie damit zufrieden sind? Noch weniger aber kann es Wunder nehmen, wenn diejenigen, welche im Schooß der Ordnung gelebt und sicher es gefühlt haben, daß sich ihr Land wohlbefinden und in seinem Gedeihen fortschreiten könne, auch ohne ihr Schreien und Kreischen, ihr Poltern und Kratzen, um daran zu helfen, den Göttern danken, daß sie nicht Republikaner sind.

So weit ist Alles gut. Daß sie eine Verfassung, die für sie so geeignet ist, einer anderen vorziehen, die ihnen nicht angemessen seyn würde, kann unsererseits kein Gegenstand des Tadels seyn; dies sollte aber auch auf ihrer Seite der Fall seyn, wenn wir keine Neigung fühlen, unsere Institutionen, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind, mit anderen in der Welt zu vertauschen. Aber wenn ein Europäer Amerika besucht, so wird eine ganz außerordentliche Art der Tyrannei gegen ihn in Bewegung gesetzt und, so weit meine Lektüre und meine Erfahrung mich zum Urtheil befähigen, auf eine Weise, wie sie in keinem anderen Lande gegen Fremde ausgeübt wird. Der Franzose besucht England; er ist von unseren prunkenden Diners abîmé d'ennui; er zuckt die Achseln über unser corps de ballet und lacht a gorge déployée über unsere Leidenschaft für die Jagd und unsere absonderliche Neigung für Roastbeef und Rosinen-Pudding. Der Engländer erwiedert den Besuch, und das erste, was er thut, wenn er in Paris angekommen, ist, daß er das Théâtre des Variétés besucht, um „Les Anglaises pour rire" zu sehen, und wenn Ihr unter dem Schall des Gelächters einen Laut von herzlicherer Lustigkeit hört, als die übrigen sind, so sucht die Person heraus, von der er kommt, und ihr werdet finden, daß es der Engländer ist. Der Italiäner langt auf unserer frischen Insel an und stöhnt über das Klima; er versichert, daß die Luft, welche Statuen verderbe, auch nicht zuträglich für Menschen seyn könne; er seufzt nach Orangebäumen und Maccaroni und lächelt über ein Volk, das sich anmaaßt, Dichter besitzen zu wollen, da auf den Straßen keine Stanzen gesungen werden. Dennoch heißen wir den empfindsamen Südländer mit aller Freundlichkeit willkommen, wir hören seinen Klagen mit Interesse zu, kultiviren unsere kleine Orangerie und lehren unsere Kinder den Namen Tasso flüstern, um sie dadurch anmuthiger werden zu sehen. Wir stehen in der Duldsamkeit des Urtheils durchaus nicht höher als die übrigen Europäer; noch ist der Wunsch, dadurch zu gewinnen, vorzugsweise den Engländern eigen; wir belachen die Fehler unserer Nachbaren eben so gut, als sie es mit uns thun, und sie stimmen in das Gelächter ein und nehmen sich dabei unsere Moden und Manieren an. Diese gegenseitigen Neckereien führen durchaus keinen Schatten eines unfreundlichen Gefühls mit sich, und so lange die Regierungen mit einander Frieden halten, setzen die Individuen jeder Nation in Europa eine Art von Stolz sowohl als Vergnügen darein, mit einander zusammenzutreffen, über ihre Nationalverschiedenheiten Vergleichungen und Betrachtungen anzustellen und es für ein Zeichen der Sitte und des guten Geschmacks zu halten, einander in allen äußeren Zierrathen des Lebens nachzuahmen. Die Folge davon nimmt man heutzutage in allen Hauptstädten von Europa auf eine sehr erfreuliche Weise wahr. Der lange Friede hat jedem Gelegenheit gegeben, sich von dem anderen das Beste in Sitten und Gebräuchen anzueignen, und der reißende Fortschritt der Verfeinerung und allgemeinen Bildung ist das Resultat davon gewesen. Für diejenigen, welche sich an diesen Zustand der Dinge gewöhnt haben, ist der Kontrast, der sich dagegen in der neuen Welt aufdrängt, höchst peinlich und widerwärtig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dies eine große Ursache der allgemeinen Verdrießlichkeit und Verstimmung ist, die noch bei der Erinnerung an die Stunden, welche man in Amerikanischer Gesellschaft verlebt, in unserem Gedächtniß haftet. Auch nur die leiseste Andeutung des Zweifels, daß Etwas oder Alles in diesem Lande das Beste in der Welt sey, bringt eine Wirkung hervor, welche man sehen und fühlen muß, um sie zu verstehen. Wenn die Bürger der Vereinigten Staaten in der That die andächtigen Patrioten wären, wie sie sich nennen, so würden sie sich wahrlich nicht in der dürren, steifen und eigensinnigen Ueberzeugung erstarren lassen, daß sie das erste und beste Volk der Menschheit sind; daß nichts zu lernen ist, außer was sie zu lehren fähig sind, und daß nichts werth des Besitzes, was sie nicht besitzen. Die Kunst des Menschen könnte kaum ein wirksames Gegengift gegen das Fortschreiten der Kultur erfinden, als diese Ueberzeugung, und doch hörte oder las ich nie eine öffentliche Rede oder sonst ein Buch, das sich vorzugsweise auf das Land bezog, worin man sich nicht bemüht hätte, dieselbe den Gemüthern des Volkes einzupflanzen. Der Mehrzahl der Amerikaner einen Wink zu geben, daß der stille Lauf der Begebenheiten allmälich ihre Verfassung verändern könne, ist nicht der Weg, ihnen zu gefallen, aber in der That bedürfen sie es auch nicht, durch eine solche Furcht aufgeregt zu werden. So lange sie mit allgemeiner Uebereinstimmung das Uebergewicht, welches die Natur großen Kräften verliehen, niederdrücken können, so lange sie menschliche Achtung und menschlichen Ruhm, welche auf hohen Talenten, anmuthigen Sitten und einer erhabenen Stellung beruhen, von sich abhalten, so lange sind sie sicher, so fortzuwandeln wie sie wandeln. — Dennoch hat man mir gesagt, daß es einige unter ihnen gebe, welche eine Veränderung der Dinge gern sehen würden, welche vermöge philosophischer Einsicht und mit Berücksichtigung eines schöneren Anstandes der Welt-

verhältnisse vor einem Zugeständniß der Gleichheit zurückschaudern, deren Unwahrheit sie fühlen, und welche sie für unmöglich halten. Ich kann es wohl glauben, daß es deren giebt, obwohl mir solche Ansichten nie mitgetheilt wurden, und ich würde es in der That mit Freuden sehen, wenn die Gewalt in solche Hände überginge. Wenn sich dies je ereignet, wenn sich einmal Bildung unter ihnen regt, wenn sie einmal lernen, zur Grazie, Würde und Chevalerie des Lebens sich hinzuneigen, dann wollen wir der Amerikanischen Gleichheit Lebewohl sagen und eines der schönsten Länder der Erde zur Europäischen Genossenschaft begrüßen." (Quart. Rev.)

Bibliographie.

Memoirs of Sir James Campbell. (Denkwürdigkeiten des Sir James Campbell von Ardlinglas.) Geschrieben von ihm selbst. 2 Bde. Pr. 24 Sh.

Memoir of William Sampson. (W. Sampson's Selbstbiographie.) Pr. 3½ Sh.

History philosophically illustrated. (Philosophie der Geschichte.) Von Dr. Miller. 4 Bde. Pr. 42 Sh.

History of the peninsular war. (Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel.) Von R. Southey. 3r Bd. 4. Pr. 2½ Pfd.

The province of jurisprudence. (Das Gebiet der Jurisprudenz.) Von Austin. Pr. 12 Sh.

An exposition of the judicial and revenue systems of India. (Darstellung des richterlichen und des Einkommen-Systems von Ostindien.) Vom Radschah Rammohun Roy.

Poland, Homer and other poems. (Polen, Homer und andere Gedichte.) Pr. 4½ Sh.

The Druid. (Die Druide.) Ein Trauerspiel, von Thomas Cromwell. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ueber ein großes Fest der Hindu's, genannt Pungal, geschildert von Teruwerkadu Mutiah. Um den Sinn dieses jährlich wiederkehrenden Volksfestes gehörig fassen zu können, muß man einen Begriff von der Art haben, wie die Hindus ihre Zeit berechnen. Ein Jahr des menschlichen Lebens ist nur ein göttlicher Tag und Nacht; auf ein göttliches Jahr aber gehen 360 menschliche Jahre, und 12,000 Götterjahre umfassen vier Zeitalter, ein goldenes, silbernes, ehernes und eisernes. Die ersten 6 Monate eines Menschenjahres (vom Januar zum Junius) bilden die erste Hälfte eines Göttertages; die letzten 6 Monate aber die zweite Hälfte, oder eine Götternacht. Wenn die Sonne in das Zeichen des Schützen tritt, bricht der Göttertag an; beim Eintritt in den Steinbock ist Morgen; in den Widder, Mittag; in den Krebs und Löwen, Abend u. s. w. Am 11ten Tage des Mondes im Indischen Mai oder Junius ruht der Gott Wischnu schlafend auf der Schlange Adhisbescha im Milch-Ocean; an demselben Tage des Julius oder August wendet er sich im Schlaf auf die Seite; den 11ten Oktober oder November steht er auf und den 11ten Dezember oder Januar öffnet man die Pforten der himmlischen Wohnung des Indra, des Oberhauptes der guten Geister, um die abgeschiedenen Seelen der Tugendhaften dieser Welt in Empfang zu nehmen. Als daher Bhischma, das Haupt der Pandama's, durch den heldenmüthigen Ardschuna von seinem Wagen gestürzt und auf ein Bette von Pfeilen ausgestreckt ward — dies geschah in einer Götternacht —, blieb er auf wunderbare Weise am Leben bis zum 11ten lunarischen Tage des Januar und hauchte dann mit Freuden seine Seele aus. Der Göttertag bringt also Glück und die Götternacht Unglück. Der Tag, an welchem die Sonne in den Steinbock tritt, also der Göttermorgen, ist ein Feiertag, an welchem sämmtliche Kasten der Hindus ihre religiösen Waschungen vornehmen und den Manen ihrer Voreltern opfern müssen. Dies Opfer besteht in Libationen von Wasser, mit Rubsamen und Kusa (herbe longue) vermischt. Auch der Sonne, dem sichtbaren Emblem des Gottes, wird gehuldigt, und zwar mit Oblationen von Milchreis, in einem neuen Gefäße gekocht, und von Bananen und Zucker, als Räucheropfer. Die Ursachen dieser Art von Kultus sind: Erstens, weil man sagt, daß ein Strahl der Gottheit im Kreis der Sonne verweile, der sie fähig mache, die Welt zu erleuchten; Zweitens, weil die Sonne physische Ursache der Wärme ist und folglich, neben anderen Vegetabilien, auch das vornehmste Nahrungsmittel, den Reis, hervorbringt; Drittens, weil an diesem Tage der Göttertag beginnt, die glückliche Periode, in welcher die besten Getreidearten gedeihen; in welcher der wiedererwachte Gott Wischnu seinen Blick auf die Welt richtet, fromme Gaben gebracht, Hochzeiten gefeiert werden u. s. w. Die erwähnte Feier wird nach dem Indischen Namen des gekochten Reises Pungal genannt. Am Morgen des folgenden Tages besprengen die Ackerleute unter dem Rufe Pungal! Pungal! das Getreide mit Wasser. Gegen Mittag kocht man Reis mit Milch zu Ehren des Gottes Indra und bittet ihn, er möge die Erde segnen mit zeitigem Regen und Vieh und Futter sich mehren lassen. Am Nachmittag wird das Rindvieh abgewaschen, bemalt, mit Blumenkränzen geschmückt und erhält einen Theil der Opfergabe des Indra zur Nahrung. Man vereinigt es dann zu Heerden, begleitet von einer Bande Musiker, und treibt sie an einen öffentlichen Platz, wo die Hirten den Kühen Futter geben, Rauchwerk und Blumen weihen, sie mit Safranwasser besprengen und dabei wieder Pungal! Pungal! rufen, was nun bedeutet: möge das Vieh begünstigt und gemehrt werden durch Indra und Krischna (eine Verkörperung Wischnu's, der Wunder gethan und ein Hirtenleben geführt hat). Hierauf macht man, Hand in Hand, einen Umzug um die Heerde, womit die Feierlichkeit schließt. Die ganze Woche hindurch besuchen und begrüßen sich die Hindus, ein glückliches Pungal anwünschend. Wer dem Anderen Gehorsam schuldig ist, wirft sich vor ihm nieder und empfängt seinen Segen. Man giebt Almosen, theilt Geschenke aus, spielt und erlustigt sich. (Journal Asiatique.)

Mit dieser Indischen Frühlingsfeier mag man die Chinesische vergleichen, welche auf den 5ten Februar fällt. Ein Mensch und ein Büffel werden aus Lehm gebildet, und diesen Figuren beweist der Dschi-fu oder Bürgermeister jeder Provinzialstadt, als Symbolen des Frühlings, seine Huldigung. Ein Haufen Kinder, Frühlings-Farben genannt, wird stattlich geputzt und, auf Pasein kauernd, durch die Straßen getragen. Am folgenden Tage erscheint der Bürgermeister in der Eigenschaft eines Frühlings-Priesters, die ihn zum bedeutendsten Manne der Provinz stempelt, und giebt dem Lehm-Büffel zwei oder drei Peitschenhiebe, zum Zeichen, daß der Feldbau beginnen kann. Hierauf schlägt man die Büffel-Figur mit Steinen in Stücke, was eine reiche Ernte hoffen läßt. Die bunten Kinder auf den bunten Tafeln werden mit silbernen Medaillen beschenkt. (Morrison's view of China.)

— Macht der Braminen über die Hindus. Ein Eingeborener von Calcutta, Babu Krischna Mohana Vannerdschi, hat eine dramatische Skizze unter dem Titel „der Verfolgte" angekündigt. In seinem Prospektus macht er folgende Bemerkungen über den Braminen-Stand, die, als Zeichen der Zeit, merkwürdig sind: „Die Braminen haben seit sehr langer Zeit einen überwiegenden Einfluß auf die Gemüther der Hindus ausgeübt. Die niedrige Stufe, auf welcher die Eingeborenen noch stehen, kann zum größten Theil jenem Einflusse zugeschrieben werden. Dem wahren Geist der Pfaffenlist gemäß, ziehen sie nichts als ihr Interesse zu Rathe; die Gesinnungen, welche sie verbreiten und den Gemüthern einprägen, sind alle ihren weltlichen Rücksichten unterworfen. Wenn Jemand irgend ein Verbrechen begangen hat, das er abzubüßen wünscht, so ist seine Buße eine Bereicherung der Braminen. Ohne reiche Geschenke an die Braminen kann keine Feierlichkeit stattfinden, und keine Handlung ist heilig, wodurch das Ansehen jener Klasse nicht vermehrt wird. Die Braminen haben weislich dafür gesorgt, daß der Hindusmus recht einträglich zur Befriedigung ihrer Habsucht sey, und daß Alles, was mit diesem Grundsatze nicht übereinstimmt, als feindselig gegen die Religion betrachtet wird. In der Regel besteht die Rechtgläubigkeit darin, sich den Launen der Braminen zu unterwerfen und jeden ihrer Wünsche reichlich zu befriedigen. — Der Eigennutz aber ist es nicht allein, wodurch sich der Bramine auszeichnet; Unmenschlichkeit und eine barbarische Verachtung aller anderen Verhältnisse sind ebenfalls Züge seines Charakters. Ohne irgend ein Gefühl der Liebe oder der Theilnahme für die Menschen legt der Bramine den Hindus mit strengem Blick die an sich selbst auszuübenden härtesten Strafen auf. Die Frauen insbesondere, deren Erfahrung beschränkter ist, und die mit größerer Verehrung auf die Priester blicken, als die Männer, lassen sich von jener Seite zum Besten haben. So oft den Braminen pecuniaire Hülfsmittel mangeln, nehmen sie zu den Weibern ihre Zuflucht; sie bedienen sich dabei jeder Art von Betrügerei, um ihre Zwecke zu erreichen. Ein Hindu muß die Wahrheit dieser Bemerkungen fühlen; ein Fremder mag sich wenigstens einen Begriff von der Erniedrigung machen, in welche die Eingeborenen versunken sind." (Asiatic Journal.)

— Theatralische Gesellschaft der Hindus. Kürzlich wurde in Calcutta von Babu Prussunno Gomar Thekur eine Versammlung berufen, um einen Vorschlag zur Errichtung eines einheimischen Theaters in Ueberlegung zu ziehen. Die Versammlung kam zu folgenden Beschlüssen: erstens, daß Theater nützlich seyen; zweitens, daß sich eine Gesellschaft unter dem Namen „Theatralische Gesellschaft der Hindus" bilden solle; drittens, daß ein leitender Ausschuß niedergesetzt werde, um alle Gegenstände in Bezug auf ein solches Unternehmen in Ueberlegung zu ziehen. Folgende Herren wurden zu Mitgliedern des Ausschusses erwählt: Babu Prussunno Gomar Thekur, Srieliffen Singh, Kischenchunder Dutt, Gumgachurn Sen, Madhabchunder Mullick, Tarachaund Chuckerbuttie und Hurnchundra Ghose. — Dies ist nun zwar ein lobenswerthes Unternehmen; aber es ist doch die Frage, ob die Gründer die gehörige Umsicht an den Tag gelegt haben. Ein Theater unter den Hindus, mit dem Grad der Bildung, den sie bis jetzt besitzen, heißt einen Palast in der Wüste bauen. Eine nützliche Belehrung sollte dem Vergnügen vorangehen. Man lasse die Hindus eine gewisse Bildung erreichen, bevor man sie mit dem Theater unterhält. Wir hören, daß die Vorstellungen in Englischer Sprache stattfinden sollen. Wer zu diesem weisen Verfahren gerathen hat, wissen wir nicht; aber es scheint uns eine nochmalige Ueberlegung zu verdienen. Was kann es Schlimmeres geben, als die besten Englischen Dichtungen Abend für Abend gemißhandelt, fremde Sitten falsch dargestellt und, anstatt der Natur den Spiegel vorzuhalten, alle Sachen karrikirt zu sehen! Wir empfehlen unseren Hindu-Patrioten und Philanthropen, ihre Landsleute erst durch Schulen zu unterrichten; und wenn sie im Stande sind, die dramatischen Dichtungen verfeinerter Nationen zu würdigen, dann wird es immer noch Zeit genug seyn, ein Theater zu eröffnen. (East Indian.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Mittwoch den 16. Mai 1832.

Frankreich.

Einleitung zu dem so eben erschienenen „Historischen Versuche über die Spanische Revolution und die Intervention von 1823." Vom Vicomte von Martignac.*)

Der Feldzug der Französischen Armee nach Spanien vom Jahre 1823 kann an und für sich, und von einem militairischen Gesichtspunkt betrachtet, für Frankreich nur ein Ereigniß von untergeordnetem Interesse seyn. Nach dreißig Jahren eines Kriegsruhms, der Europa mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte, und in dem Leben eines Volkes, das in seiner neueren Geschichte die Tage von Arcole, Marengo, Austerlitz, Friedland und so viele andere zählt, deren Glanz durch das später eingetretene Unglück nicht erloschen ist, kann der Feldzug von 1823 nur auf eine bescheidene Stelle und auf ein Andenken der Achtung und des Wohlwollens Anspruch machen. Die Treffen bei Lers und Sancta-Cruz, das Gefecht am Fuße der Sierra-Morena, die Einnahme der Vorstädte von St. Sebastian, Pamplona und der Angriff auf den Trocadero sind allerdings für die Truppen, die daran Theil nahmen, ehrenvolle Waffenthaten, welche beweisen, daß die Tapferkeit noch nicht ausgeartet war, und Gewähr dafür leisten, daß die Truppen Größeres geleistet haben würden, wenn sich Gelegenheit dazu dargeboten hätte; aber nur übertriebene Schmeichelei konnte diese glücklichen Gefechte den früheren Thaten an die Seite stellen. Der Plan des Feldzugs wurde mit Geschick entworfen und trefflich ausgeführt, darüber sind alle Militairs einig. Andererseits haben die Soldaten tapfer und edel Alles geleistet, wozu der Zufall des Krieges ihnen Gelegenheit darbot. Nach Gefahren begierig, sind sie keiner aus dem Wege gegangen, sondern haben ihre Brust überall den Waffen des Feindes dargeboten. Wenn ihre Vorgänger mehr Hindernisse überwanden, mehr Feinde besiegten, mehr Schlachten lieferten, so liegt der Grund darin, daß diese mehr Widerstand, größere Gefahren, hartnäckigere und zahlreichere Feinde vor sich hatten. Die Menschen waren dieselben, nur die Verhältnisse waren verschieden. Dies muß man berücksichtigen, um billig zu seyn, wie die Unparteilichkeit der Geschichte es verlangt; diese Wahrheit kann man jetzt nicht mehr bestreiten, ohne undankbar und ungerecht gegen Männer zu seyn, welche Achtung und Dank verdienen. Aber hierauf hätte man auch das Lob beschränken sollen, wenn man wünschte, daß dasselbe durch die öffentliche Stimme bestätigt werde und die Probe der Zeit, welche jede Uebertreibung verdammt, siegreich überstehe. Allerdings liegt in der schnellen und leichten Eroberung eines großen Staates, der so viele natürliche Vertheidigungsmittel und das größte unter ihnen in dem energischen und unbezähmbaren Charakter der Einwohner besitzt, es liegt in dem wunderbaren Gelingen dieses Unternehmens, das im April in Bayonne begonnen und im September in Cadix beendigt wurde, etwas, wodurch dieser Krieg einen eigenthümlichen und außererordentlichen Charakter erhält; es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man in dieser schnellen Beendigung nur eine neue Trophäe für unsere Waffen erblicken wollte. Diese Ereignisse sind von einem höheren Standpunkte aus aufzufassen, sie wollen in ihrer Beziehung zur Civilisation, zur gesellschaftlichen Ordnung, zu den Bedürfnissen und der Wohlfahrt der Völker betrachtet und erwogen werden. Die Frage über den Feldzug von 1823 ist keine strategische, sondern eine rein politische und sociale. Inmitten der gegenwärtigen großen Bewegung der Staaten, welche die Massen zur Befreiung treibt, und des großen Kampfes, in welchem die Macht der Könige mit der Kraft der Völker, die Autorität, welche die Zeit, die Ordnung und die Gewohnheit für sich hat, mit dem Neuerungsgeiste, der sich auf die Menge, das Fortschreiten und die Freiheit stützt, vor unseren Augen begriffen ist, gewährt ein Volk, das über das Schlaffwerden der Zügel der Regierung besorgt wird und vor der schrankenlosen Bahn, die sich vor ihm aufthut, zurückschreckt, ein Volk, das den mächtigen Arm, der es aufhält, segnet und mit Freuden zu den Altären zurückkehrt, denen man es entreißen wollte, ein Schauspiel, welches die Parteien verschieden beurtheilen können, das aber den Beobachter zum Nachdenken auffordert und in das höhere Gebiet der Geschichte gehört. Der Arm, der Spanien zurückgehalten, der die rückgängige Bewegung dieses Landes begünstigt und bewirkt und ihm beigestanden hat, den Strom zurückzudrängen, gegen den es kraftlos ankämpfte, war Frankreichs Arm. Frankreich war es, das, als das Zünglein der Wage noch zwischen dem alten Königthum und der Souverainetät der auf dem Lande lastenden Monarchie schwankte, sein ganzes Gewicht in die Wagschale der alten Regierung warf. Dies war der Charakter des Feldzuges von 1823, den schwere Beschuldigungen bei der Mit- und Nachwelt als ein schändliches Unternehmen anklagen.

„Frankreich," sagen die Tadler, „hatte bereits seit mehreren Jahren die große und schöne Bahn betreten, die von der Zeit und der vorgeschrittenen Bildung geöffnet worden war; es schritt zwar nur langsam auf derselben vor, befand sich aber in einer natürlichen Gemeinschaft der Interessen und der Zukunft mit denen, die mit ihm auf dieser Bahn wandelten. Ein befreundetes und durch seinen Muth und seine Liebe zur Unabhängigkeit der Freundschaft würdiges Nachbarvolk wirft das schmähliche Joch ab, unter dem es, gedemüthigt und entehrt, schmachtete, und entzieht sich durch einen edlen Aufschwung dem Schwerdte der Tyrannei, dem Scheiterhaufen der Inquisition und dem Gängelbande der Unwissenheit; von schimpflichen Fesseln befreit, strebt es nach gesetzlicher Freiheit, dem ersten Gute und dem wahren Reichthum der Völker. Allerdings ist mit diesem Streben, das sich durch Trümmern und Hindernisse Bahn brechen muß, noch einige Unordnung verbunden, aber die Zeit, die Erfahrung und die Vernunft werden hinreichen, um Alles eben zu machen, und die letzten Zuckungen einer im Verscheiden begriffenen Partei werden den Sieg dieser neuen Ordnung der Dinge, gegen die sie vergebens ankämpft, nur um einige Tage verzögern. Als Zuschauer dieses Kampfes, der vor seinen Thoren geschieht, wünscht Frankreich das Gelingen einer Sache, welche die seinige, wie die aller aufgeklärten Männer, aller vorgeschrittenen Staaten, ist. Was thut inzwischen die Französische Regierung, welche außer dem Titel einer monarchischen auch noch den einer constitutionellen führt? Einer naturwidrigen Allianz getreu und die Sache, an welche sie durch unsere Institutionen geknüpft wird, verrathend, verhehlt sie ihre feindlichen Pläne und bereitet listig einen Krieg vor, den die Prinzipien verdammen, und den das Land von sich weist. Als alle Rüstungen für dieses gehässige Unternehmen fertig sind, dringt sie mit bewaffneter Hand in ein befreundetes Gebiet ein, mischt sich, ihre materielle Ueberlegenheit mißbrauchend, als Schiedsrichter in einen Streit, der sie nichts angeht, und zu welchem sie nicht gerufen worden, und giebt unter dem Beifall der absoluten Könige, zu deren Werkzeuge sie sich gemacht, der Willkür ihre Geißel, dem Fanatismus seine finsteren Kerker und dem Aberglauben seine dreifache Binde wieder. Unsere Schätze werden verwendet, um den Verrath zu belohnen, Sklaven zu besolden und den Funken der Vernunft und Intelligenz auszulöschen. Die Namen unserer Generale geben trügerischen Capitulationen eine illusorische Garantie, von welcher sich die Wortbrüchigkeit nach erlangtem Siege befreit. Unsere Soldaten marschiren als Gefährten und Trabanten der Priester und Mönche, unterstützen die Reaction mit ihren Waffen, beschützen die Leidenschaften des Hasses und der Rache, liefern die Feinde, die von ihnen besiegt worden oder sich ihnen auf Treu und Glauben ergeben haben, den Henkern aus, bewachen die Schaffotte, und das Blut der Hingerichteten besprützt sogar die Fahne, die sie fleckenlos nennen. Und was war das Ziel so vielen Kraftaufwandes und so schändlicher Opfer? Einem gereizten Despoten die schrankenlose Gewalt wiederzugeben und ein ganzes für seine edlen Anstrengungen bestraftes Volk zur Erniedrigung und Knechtschaft zurückzuführen."

So beurtheilt heutzutage politischer Fanatismus die bewaffnete Intervention von 1823; in diesem Lichte schildert man sie und berichtet man von ihr; mit dem Brandmal der Schande will man ihr Andenken der Nachwelt überliefern. Diese Sprache der Leidenschaft

*) Aus einem vor Kurzem im Moniteur enthaltenen und auch von der Revue de Paris mitgetheilten Schreiben des gewesenen Secretairs des Vicomte von Martignac, Hrn. Emil Barateau, erhellt, daß der Vicomte nur den ersten Theil des von ihm beabsichtigten Werkes, welcher die Geschichte der Spanischen Revolution bis zum Kongreß von Verona enthält, hat beendigen können. „Einige Stunden vor seinem Tode," heißt es darin, „ließ mich Hr. v. Martignac an sein Krankenbette rufen und trug mir auf, seinen Subskribenten anzuzeigen, daß er nur die Korrektur bis zur Seite 118 eigenhändig besorgt habe, und daß der Rest von mir nach dem von ihm revidirten und mir anvertrauten Manuskripte korrigirt werden würde. „„Sagen Sie meinen Subskribenten."" fügte Hr. v. Martignac hinzu, „„daß sie durch ihre Unterzeichnung keineswegs gebunden sind, und daß es ihnen frei steht, diesen ersten Band, der eine umfassende Einleitung zu einem Werke bildet, dessen Beendigung die Vorsehung mir nicht gestattet hat, anzunehmen oder zurückzuweisen."" Ich erfülle diesen schmerzlichen Auftrag mit der Hoffnung, daß die von Hrn. v. Martignac hinterlassenen Materialien für die Geschichte nicht verloren sind, und daß seine Arbeit einst in demselben Geiste fortgeführt werden wird."

wird aber weder von der Gerechtigkeit, noch von der Wahrheit anerkannt; die Geschichte, die eine solche Darstellung gäbe, würde ihrem Berufe, ihrer Pflicht, ihrem Wesen untreu werden; sie würde diejenigen täuschen, die sie belehren soll, sie würde sich zu einer Verbreiterin des Irrthums und der Lüge machen. Es ist für Frankreich, für das jetzige Geschlecht, für das Verständniß der Ereignisse unserer Epoche, für die genaue Kenntniß der Zeit und der Europäischen Gesellschaft von Wichtigkeit, daß dieser Punkt aufgeklärt, entwickelt, erkannt und begriffen werde. Ich bin eine der vielen in diesen großen Prozeß verwickelten Parteien und einer der am besten unterrichteten Zeugen desselben. Mit einer Mission hohen Vertrauens bei dieser Expedition bekleidet, im Augenblick der Invasion als Vermittler zwischen der intervenirenden Armee und dem befreiten oder okkupirten Lande hingestellt und beauftragt, an die Stelle der Anarchie die Ordnung, an die Stelle der Gewalt die Herrschaft des Gesetzes treten zu lassen und unter dem Schutze der Waffen Frieden und Sicherheit wiederherzustellen, mußte ich die Umstände, welche die Intervention herbeiführten, den Geist, in welchem sie unternommen wurde, und ihr Ziel kennen, ich mußte mich von dem Zustande des Landes, seinen Bedürfnissen und Wünschen unterrichten, vor Allem aber mußte ich mich durch eigenen Anblick überzeugen, wie das Unternehmen ausgeführt wurde, und welche Rolle in diesem leidenschaftlichen Drama und auf dieser in steter Gefahr einer Feuersbrunst schwebenden Bühne die Männer spielten, denen die Ausführung anvertraut war. Niemand kann über diese Punkte besser unterrichtet seyn, als ich es bin, und in einer Sache, wobei die Ehre betheiligt ist, hat der Unterrichtete die Pflicht, zu sprechen. Ich habe also von der Gewalt der Dinge den Auftrag erhalten, diese Seite unserer Geschichte zu schreiben; diesen Auftrag will ich erfüllen, und zwar so, wie ich ihn verstehe. Nicht den trockenen Bericht über einen bewaffneten Marsch, kein Tagebuch über eine einzeln dastehende Operation, keine chronologische Uebersicht einiger Thatsachen will ich schreiben, sondern eine treue und vollständige Darstellung einer denkwürdigen Episode der Geschichte unserer Tage will ich geben, ein Ganzes von Umständen und Thatsachen will ich der denkenden Betrachtung des Lesers vorlegen, damit er diese Episode begreifen und beurtheilen und ihr in dem Gesammtbilde unserer Zeit den ihr gebührenden Platz anweisen könne. Einen flüchtigen Blick auf Spanien, wie es durch die Invasion von 1808, durch den langen und blutigen Befreiungs-Krieg und die plötzliche Katastrophe von 1814 geworden war, werfen; die Revolution von 1820 von ihrem Ausbruch auf der Insel Leon nach ihrem ganzen Verlauf und durch alle Phasen hindurch verfolgen; die Institutionen, denen sie das Land unterwarf, und die daraus nach einander herfließenden Maßregeln durchgehen und der öffentlichen Vernunft vorlegen; das Gute, welches diese Maßregeln etwa gestiftet, und die Sympathie, die sie beim Volke erregt, ohne Vorurtheil aufsuchen; die Prinzipien, Worte und Handlungen dieser neuen Regierung mit den großherzigen und philanthropischen Ideen zusammenhalten, welche die Aufklärung zum Nutzen der Menschheit erobert hat, um zu sehen, welcher Berührungspunkt zwischen ihnen vorhanden ist, und inwiefern die Erhaltung der einen von Interesse für die anderen seyn konnte: einen Staats-Körper, der drei Jahre lang verwaltet wurde, wie Spanien, unverhüllt darstellen, um seine blutenden Wunden und das Krampfhafte seines Zustandes zu zeigen: dies mußte meine erste Sorge seyn.

Neben diesem Gemälde, in welchem es nicht nöthig seyn wird, die Farben aufzutragen, um es Schrecken erregend zu machen, werde ich an Europa erinnern, das durch diesen Feuerheerd, aus welchem flammende Brände aufstiegen, in Besorgniß gesetzt ward, werde ich Frankreich zeigen, wie es mit ängstlichem Blicke dem Umsichgreifen des Uebels folgt; wie es durch weisen Rath, verständige Warnung, durch gemessene Drohungen die auf Irrwegen Befindlichen zu zügeln, zurückzuführen, zu belehren sucht; wie es, seinen Verbündeten, aber auch seinen Prinzipien treu, die Interessen der Freiheit mit denen der Ordnung zu versöhnen sucht; wie es vor dem Gedanken an einen Krieg zurückschreckt und zur Vermeidung desselben Alles thut, was mit seiner Ehre und Sicherheit vereinbar ist; wie es sich nur langsam dazu rüstet, ohne seine Hoffnungen und Versuche aufzugeben, und sich zu einem feindseligen Schritte erst dann entschließt, als alle Mittel und Versuche erschöpft sind; wie es an die Durchführung eines nur ungern gefaßten Entschlusses mit dem Geist der Mäßigung und versöhnenden Besonnenheit geht, in welchem es diesen Schritt zu vermeiden gesucht hatte. Ich werde zeigen, wie diejenigen, die Frankreich mit diesem Unternehmen beauftragt hatte, gegen die Aufrührer und Ränkeschmieder ankämpften, die Reactionen unterdrückten, überall die Ordnung und die Herrschaft der Gesetze aufrecht erhielten und mehr bewaffnet zu seyn schienen, um zu beschützen, als um zu kämpfen, und weniger beschäftigt, zu siegen, als den Mißbrauch des Sieges zu verhindern. Ich werde unsere Soldaten schildern, wie sie mit bewundernswerthem Scharfsinn erkannten, auf welche Weise man in diesem sonderbaren Kriege, der vielleicht mit keinem anderen Aehnlichkeit hat, siegen müsse; wie sie durch Mannszucht eroberten und durch Eintracht bewahrten. Auf dem langen Wege von Irun bis Cadix werde ich die Spanier reden und handeln lassen, damit der Leser von ihnen erfahre, auf wessen Seite die Wünsche des Volkes sind, wem es seine Neigung schenkt, auf welche Basis es seine Hoffnungen für die Zukunft gründet, was es will, verlangt und erwartet. Ich werde an dem aufmerksamen Beobachter die Erinnerungen von 1808 und die von 1823 vorüberziehen lassen, damit er durch Vergleich die Verschiedenheit der Gesinnungen in beiden Epochen beurtheilen könne und dann seiner Ueberzeugung gemäß selbst erklären möge, ob nicht der unversöhnliche Feind der ersten der wahre Freund und Verbündete der zweiten war. So werden wir, von der Liebe des Volkes, aber auch von den Intriguen des getäuschten Ehrgeizes und der ohnmächtigen Wuth einer heftigen und exaltirten Partei umgeben, zur Befreiung Ferdinands gelangen, um auch hier das Volk und die Ehrgeizigen und die Hingebung und die Intrigue und das zu bewirkende Gute und zahllose Hindernisse wiederzufinden. Nach Aufklärung aller dieser Thatsachen wird es leicht seyn, die Richtigkeit der erwähnten Beschuldigungen zu beurtheilen und den Menschen wie den Ereignissen den ihnen gebührenden Theil des Lobes oder Tadels zuzuweisen. Dies ist mein Plan, dies der Zweck dieses Werkes; ich erkenne die Schwierigkeiten, die ich zu besiegen habe, und verhehle mir deren Größe nicht. Eine gewissenhafte Zeitgeschichte inmitten der Bewegung, die durch die Ereignisse, welche man erzählt, hervorgebracht ist, und in Gegenwart der Personen schreiben, die handelnd daran Theil genommen; Thatsachen, deren Wahrheit und Folgen die Parteien bestreiten, und Menschen, die gegen das über sie gefällte Urtheil protestiren und den verwegenen Beurtheiler verächtlich zurückweisen werden, vor das Tribunal des gegenwärtigen Geschlechts und der Nachwelt bringen, heißt, so hat man mir gesagt, sich vielfachen Schwierigkeiten aussetzen und sich, schwach und einzeln dastehend, den heftigen Angriffen der entgegengesetzten Leidenschaften preisgeben. Noch mehr: der Schriftsteller, der bei Vollbringung seines Werkes seinen Geist nicht von dem Einflusse dieser Besorgniß zu befreien vermag, kann nicht mit jener Freiheit des Geistes, mit jener reinen Verehrung der Wahrheit schreiben, ohne die es keine Geschichte giebt; er kann, ohne es zu wissen, sich durch fremde Rücksichten bestimmen lassen; wenigstens kann man dies befürchten, und der Unparteiische verliert dadurch das Vertrauen zu ihm. Diese Bemerkungen sind ernster Natur; sie haben mich einige Zeit unschlüssig gemacht, aber Ueberlegung hat mich zu anderen Gedanken zurückgeführt. Früher waren alle diese Uebelstände für den Geschichtschreiber seiner Zeit wirklich vorhanden; der Name eines lebenden Mannes war etwas Heiliges, das sich mit der Veröffentlichung seiner Worte und Handlungen nicht vertrug; die Empfindlichkeit, die Eigenliebe und das Ehrgefühl und die Strenge der in dieser Hinsicht bestehenden Sitten gestatteten nur seltene Ausnahmen. Was damals für wahr galt, gilt aber jetzt nicht mehr. Die Freiheit der Aeußerungen, die Regierungsform mehrerer Europäischer Staaten, die in ihnen bestehende Oeffentlichkeit, die großen Fortschritte der Freiheit der Presse, namentlich der periodischen, alle diese Ursachen haben unsere Sitten in dieser Beziehung gänzlich geändert, und man ist längst daran gewöhnt, lebende Männer vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung geführt zu sehen. Diese neuen Sitten, welche wir den Journalen, den Organen der Tagesgeschichte, verdanken, haben den heutigen Schriftsteller von jenen Fesseln befreit. Ich habe mich daher durch Rücksichten dieser Art nicht zurückhalten lassen; ich hätte es dennoch gethan, wenn ich nicht in mir alle wünschenswerthe Bürgschaften der Unparteilichkeit gefühlt hätte; ich stehe unter dem Einflusse keiner Leidenschaft, keiner Partei, keines Vorurtheils; in der Geschichte, die ich erzählen will, befindet sich kein Faktum, das mich unwillig machen könnte; unter den Namen, die ich zu nennen habe, kenne ich keinen, der eine schmerzliche Empfindung in mir erregte, keinen, den ich nicht mit vollkommener Freiheit des Herzens und des Geistes aussprechen könnte. Ich habe in dieser Reihe von Handlungen und Aeußerungen, aus denen die Geschichte eines bedeutenden Ereignisses besteht, keinen einzigen Grund zu persönlicher Beschwerde. Nie war die Lage eines Geschichtschreibers freier, nie bedurfte er es weniger, die nöthige Ruhe und Unparteilichkeit von der Zeit zu erwarten. Nur bei einem Punkte halte ich mit einiger Besorgniß an, und ich sehe nichts, was mich abhalten könnte, ihn anzugeben.

Durch Ludwig XVIII. neben den Adoptiv-Sohn gestellt, dem er das Kommando der Armee übergeben hatte, habe ich mit diesem Prinzen einige Monate eines bewegten abenteuerlichen Lebens zugebracht, welches die Etiquette verbannt und ein offenes freies Verhältniß eintreten läßt. In diesen ununterbrochenen Beziehungen mit dem Prinzen von ihm mit einem Wohlwollen behandelt, das fast der Freundschaft glich, habe ich in meinem Herzen eine Erinnerung daran bewahrt, die man Freundschaft nennt. Dieser Mann, der den schönen Namen eines Sohnes von Frankreich trug, dessen Haupt bestimmt war, die herrlichste der Kronen zu tragen, der hunderttausend Franzosen befehligte, den ein großes Land als Befreier begrüßte, während Europa ihn den friedenstiftenden Krieger nannte, dieser Mann, den Schmeichelei mit ihrem Gifte zu berauschen suchte, den sie aber meist durch ihre Lobgesänge einschläferte, ist jetzt gefallen, ein Flüchtling, aus seinem Vaterlande verbannt. Die Schmeichler haben sich entfernt und suchen überall die Spur, die sie zurückgelassen, um sie ganz zu verwischen. An ihre Stelle sind die Verkleinerer getreten, leidenschaftliche Menschen, vor denen kein Andenken Gnade findet, und für die das Unglück selbst nichts Heiliges ist. Bei dieser Lage der Dinge soll ich von ihm sprechen, und zwar mit jener Unabhängigkeit der Meinung, welche der Leser als erste Bürgschaft von dem Geschichtschreiber zu fordern berechtigt ist; nur hier wird mir durch ein Gefühl, das sich nicht beschreiben, aber leicht begreifen läßt, die kalte Genauigkeit des Augenzeugen und die strenge Unparteilichkeit des Richters schwer. Dennoch will ich diese Besorgnisse überwinden, will kein Schmeichler der Macht, kein Verkleinerer gesunkener Größe seyn, will mich aber auch eben so wenig mit dem in Frankreich so gefahrlosen Muthe brüsten, der übertriebene Lobhuder des Unglücks zu seyn. Ich werde erzählen, was ich gesehen, werde sagen, was ich gedacht habe, ohne Rücksicht auf die späteren Ereignisse, und dem Himmel sey's gedankt, ich finde keine Erinnerung in mir, die mir die Pflicht, aufrichtig und gerecht gegen den zu seyn, der wohlwollend und gütig gegen mich war, schmerzlich machen könnte. Alle Hindernisse sind also durch wichtigere Rücksich-

ten beseitigt, und ohnehin war immer ein höherer Grund, der alle übrige überflüssig machte, vorhanden, der mich in meinem Entschlusse befestigte. Der Feldzug von 1823 ist nämlich ein Hauptanklagepunkt gegen Frankreich, seine Regierung und gegen diejenigen geworden, die in ihrem Namen handelten; in Ehrensachen ist die Vertheidigung nicht nur ein Recht, sondern eine dringende Pflicht, vor welcher alle Schwierigkeiten verschwinden müssen. Ich will daher versuchen, die Geschichte der Spanischen Revolution und der Intervention von 1823 zu schreiben.

Bibliographie.

Histoire ancienne. (Aeltere Geschichte.) Den Kindern erzählt von Lamé Fleury. Pr. 2 Fr.

Les martyrs de Lyon. (Die Lyoner Märtyrer.) Geschichtliche Episode von F. Z. Collombet. Lyon.

Nouveaux mélanges. (Neue biographische und literarische Miszellen, zur Geschichte der Stadt Lyon.) Von C. v. Breghot du Lut. Lyon.

Recherches chronologiques. (Chronologische, historische und politische Untersuchungen über die Champagne, über die Städte, Flecken, Dörfer und Klöster dieser Provinz u. s. w.) Von C. M. Detercy de Torcy. Erster Theil. Troyes.

Souvenirs d'Italie. (Erinnerungen aus Italien.) Von A. H. Lemonnier. Pr. 7½ Fr.

J. Sulkowski. — Historische, politische und militairische Denkwürdigkeiten der Polnischen Revolutionen von 1792 bis 1794, des Italiänischen Feldzuges von 1796 und 1797, der Tyroler Expedition und der Feldzüge in Aegypten von 1798 und 1799. Von Hortensius de St. Albin. Pr. 7½ Fr.

Dänemark.

Om det nygreske Folk og Sprog. (Ueber das Neugriechische Volk und dessen Sprache; Erinnerungen einer Reise in Griechenland im J. 1831.) Kopenhagen 1832. Pr. 1 Rbthlr. zum Vortheil für die Dänische Missionsgesellschaft.

Der Lizentiat der Theologie, Hr. Ferdinand Fenger, der vor viertehalb Jahren aus seinem Vaterlande Dänemark eine Reise ins Ausland antrat, machte in Rom die Bekanntschaft eines Amerikanischen Gelehrten, der auch auf Reisen war. Sie trennten sich, trafen sich aber wieder in Paris, und dort beschlossen sie, zusammen eine Reise nach Griechenland zu machen. In Paris wimmelte es von jungen Griechen, die vornehmlich Medizin und Jura studirten. Unsere Reisenden erhielten deswegen ohne viele Mühe Lehrer, als sie unter den Vorbereitungen zu ihrer Reise anfingen, sich mit allem Ernst auf die Erlernung des Neugriechischen zu legen. Einer dieser Griechen wünschte nach Hause zu reisen und schloß sich ihnen an, als sie Paris verließen, um sich nach Marseille zu begeben. Auf dieser ganzen Reise wurde auch Neugriechisch studirt, und zwar zum Ueberdruß ihrer Französischen Reisegefährten; denn der Lehrmeister war eben so unverdrossen als unsere beiden Freunde, und wenn diese müde waren, ein Gespräch auf Neugriechisch zu veranstalten, ließen sie sich von Jenem Geschichten erzählen und erzählten sie ihm wieder. So kamen sie in Marseille an, wo sie auf einem Griechischen Fahrzeuge, das nach der Insel Spezzia ging, sich einschifften; während der Ueberfahrt, die zwölf Tage dauerte, hatten sie täglich Gelegenheit, Neugriechisch zu sprechen. Es war daher natürlich, daß sie bei ihrer Ankunft in Griechenland die Landessprache bereits mit einiger Fertigkeit redeten. Von Spezzia begaben sie sich gleich nach Napoli di Romania, dem Sitze der Griechischen Regierung, und, nach einem kurzen Aufenthalt daselbst, nach Athen, von wo aus die Reise durch Griechenland eigentlich anfing. Sie reisten beständig zu Fuß, oder in einem Boote, und durchwanderten den größten Theil des Peloponnes, alle sechs alten Provinzen, ein großes Stück von Hellas und die merkwürdigsten Cykladen. Als eine Frucht dieser Reise hat der Lizentiat Fenger nach seiner Zurückkunft obige Schrift herausgegeben. Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste handelt von dem Neugriechischen Volke; von der herrschenden Religion, vom Aberglauben, Gottesdienste und von den religiösen Gebräuchen, von der Geistlichkeit, dem Volke und dem Einwirken der Fremden; dazu ein Anhang über die in Griechenland wohnenden Türken. — Die zweite Abtheilung beschäftigt sich mit der Neugriechischen Sprache; deren Beschaffenheit, Aussprache, Nutzen und Literatur. Als Probe dieser Schrift möge nachstehender Auszug über die Griechische Geistlichkeit dienen:

„Wenn es erlaubt wäre, von der äußeren Schönheit auf die innere Vorzüglichkeit zu schließen, so wäre gewiß kein Grund vorhanden über die Geistlichkeit in Griechenland zu klagen; denn schönere Priester, als die Griechischen wird man nicht so leicht finden, beinahe jeder von ihnen könnte ein Studium für Maler abgeben. Niemand darf als Priester eingeweiht werden, der irgend einen fehlerhaften Körperbau hat, und man sucht so viel als möglich schöne Männer zu geistlichen Aemtern zu erhalten. Die natürliche Schönheit erhält zugleich ein eigenes Interesse durch den schönen Bart, der das Kinn der Priester bedeckt, und durch das lange Haupthaar, das, wenigstens wenn sie den Gottesdienst halten, ihnen von dem Nacken herabhängt. Ich kenne nur wenige Beispiele, wo die Natur etwa einmal einem Griechischen Priester die Zierde des Bartes versagt hätte, während andererseits öfters ein großer, schöner, auf das sorgfältigste gepflegter Bart ihren Stolz ausmacht und ihnen ein ächteres Ansehen giebt, das unwillkürlich Ehrfurcht gebietet. Leider wird dieser Eindruck sehr bald verwischt, wenn man mit diesen Leuten in's Gespräch kommt und dann so Vieles von dem vermißt, was man so gern bei einem Priester zu finden wünscht. Was man fast immer bei Griechischen Priestern vergebens sucht, ist allgemeine und besonders priesterliche Bildung; doch wie sollte man diese nach der Erziehung, welche die Priester dieses Landes genießen, auch finden können! Es ist wahr, daß man zu allen Zeiten gebildete, ja selbst gelehrte Priester in Griechenland gefunden hat und deren wohl auch noch Einzelne antrifft; doch sind es nur Leute, die selbst Lust hatten, zu studiren, und deswegen mit unzähligen Schwierigkeiten kämpfend ihrer Lieblingsneigung folgten; für die Erziehung der Priester aber ist so gut als Nichts gethan. So lange das Land unter den Türken stand, konnte man von den Landesherren nicht erwarten, daß sie etwas für diese Angelegenheit thun, und es war das Volk selbst, besonders aber die Geistlichkeit, welche für die Erziehung der jungen Geistlichen zu sorgen hatte. Was dann geschah, ging größtentheils von dem Patriarchen und der Synode in Konstantinopel aus. Nach dem Revolutionskriege wurde Griechenland politisch von der Türkei getrennt, und der erschreckte Patriarch, der jeden Tag von seinen Fenstern die Stelle sehen kann, wo sein Vorgänger Gregorius gehängt wurde, ward genöthigt, jede Verbindung mit Griechenland abzubrechen, das nun in kirchlicher Hinsicht sich selbst überlassen zu seyn scheint. Eine recht interessante Frage möchte es werden, wie Griechenland in der Zukunft Bischöfe bekommen soll; denn ich bezweifle, daß der Patriarch in Konstantinopel sie wird weihen dürfen."

„Eine sehr ernste Forderung an die neue Regierung ist die Einrichtung eines Seminariums für Geistliche, und ein solches wird nun wirklich auf der Insel Poros angelegt. Ich bin nicht selbst da gewesen und kann deshalb nicht über die Anstalt urtheilen; doch habe ich viele Klagen über diese Schule gehört, und auf jeden Fall ist sie ein schwacher Anfang und bei weitem nicht hinreichend, das Land mit gebildeten Priestern zu versehen. Wo aber sollen diese sonst herkommen, abgesehen von den Wenigen, die sich vom Pfluge ab eine bessere Erziehung zu verschaffen gewußt hatten! Ein Bauer, der lesen konnte (denn dies war die einzige Kenntniß, die ihm durchaus nöthig war) und in dem Priesteramte eine Vermehrung seines Einkommens und Ansehens sah, ließ seinen Bart wachsen und wurde bei Gelegenheit ordinirt. Er verließ deswegen, weil er Prediger wurde, seine Feldarbeit nicht, sondern verrichtete den Gottesdienst des Sonntags und ging hinter dem Pfluge Alltags. Kenntniß der Altgriechischen Sprache, die doch in allen gottesdienstlichen Theilen gebraucht wird, war kein nothwendiges Erforderniß für einen Priester, und ich habe oft Geistliche getroffen, die ganz unwissend darin waren. Es begegnete mir sogar einmal, daß ein Priester mich bat, ihm das Vater Unser zu erklären, welches er wohl ungefähr, aber doch nicht ganz verstände. „Ich bin ein Ochs," sagte mir ein Mönch auf Egina ganz treuherzig, „denn ich verstehe ganz und gar nichts." Als derselbe Mönch hörte, daß mein Reisegefährte ein Theolog sey, sagte er: „Du bist ein Geistlicher! wo hast du denn deinen Bart?" — Mit dem Reichthum der Geistlichkeit ist es in Griechenland vorbei; denn auch sie hat in der Revolution sehr gelitten, da die Türken viele ihrer Besitzungen plünderten und viele Klöster abbrannten. Die einzigen Klöster auf dem Festlande in dem jetzigen Griechischen Gebiete, die reich sind, eine bedeutende Anzahl Mönche zählen und im Revolutionskriege der Plünderung und dem Feuer entgingen, sind, so viel mir bekannt ist, Tatiarchi und Mega Spilaon im nördlichen Morea. Von Mega Spilaon weiß ich, daß die Mönche sich waffneten, ihr auf steilen Klippen liegendes Kloster in eine Festung verwandelten und es tapfer und glücklich gegen alle Angriffe der Türken vertheidigten. Uebrigens ist die Geistlichkeit nur arm, und die Bischöfe klagen gewaltig darüber, daß ihre alten Einnahme-Quellen versiegt sind und sich keine neue öffnen."

„Die Griechische Geistlichkeit hat von den Vätern ein außerordentliches Ansehen unter dem Volke geerbt. Eines Bischofs gewöhnlicher Titel, wenn man von ihm spricht, ist: ὁ δεσπότης (der Herr), oder: ὁ ἅγιος (der Heilige), mit Hinzufügung des Namens seines Bisthums. Wenn man aber einen Geistlichen anredet, so muß man noch höher hinauf; παιδεσωτατος (Hochehrwürden) ist kaum hinreichend für den geringsten Geistlichen; nein, da müssen die Superlative von ἔλεος, ἅγιος, ὅσιος, und außerdem muß, wenn der Geistliche recht vornehm ist, noch πανυ vor den Superlativ gesetzt werden, so daß diese Menschen sich in Wahrheit Titel beilegen, die allein der Gottheit zukommen können. Viele von ihnen verstehen auch recht gut, das Volk in slavischer Ehrfurcht zu halten. Ich selbst bin Zeuge gewesen, wie in dem Vorgemache des Konstantinopolitanischen Patriarchen, dessen Vikar ein Paar entzweite Eheleute verglich, der Mann darauf sich niederwarf und dreimal die Erde küßte, ohne daß der Priester Miene machte, diese slavische Ceremonie zu verhindern."

„Was die Priesterehe betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß die Griechischen Priester sich nur verheirathen können, ehe sie die höheren Weihen erhalten; nach der Zeit aber nicht. Ein Priester, sagt man, darf nicht den irdischen Kranz empfangen, wenn er erst einmal den himmlischen erhalten hat. Die gesammte höhere Geistlichkeit ist, so wie die Mönche, unverheirathet, und nur die Dorfpriester fand ich verehelicht; denn die Ehe versperrt auch den Weg zu den höheren geistlichen Würden. Was die Sittlichkeit der Geistlichen betrifft, so wage ich kein entscheidendes Urtheil zu fällen. Viele entehrende Gerüchte habe ich wohl gehört, Thatsachen aber mangeln mir. Nur so viel habe ich gesehen, daß viele Geistliche über das Trachten nach Vortheil und die Sorge für leibliche Nahrung ihren eigentlichen Beruf vergessen, und ich habe keinen gekannt, der richtig das geistige Bedürfniß des Volkes verstand und darauf bedacht war, diesem abzuhelfen. Es ist bekannt, daß die Predigt in den südlichen katholischen Ländern versäumt wird, daß die Messe stets die Hauptsache beim Gottesdienst bleibt und eigent-

lich nur in der Fastenzeit gepredigt wird; es giebt aber auch, selbst in Italien, Mönchsorden, die es sich angelegen seyn lassen, vor dem Volke zu predigen, und die mit einer gewissen, wenn auch falschen, Begeisterung ihr Amt ausüben. In Griechenland dagegen bleiben die Kanzeln leer, und ich habe in der ganzen Zeit, daß ich im Lande gewesen bin, nur eine einzige mittelmäßige Leichenpredigt gehört. Nach dem, was ich von der schlechten Bildung der Geistlichkeit und deren Mangel an Gefühl für ihren Beruf gesagt habe, kann solches Niemand auffallen. Der kalte und ungebildete Priester wägt nicht, die Kanzel zu betreten, noch hat er Muth, zu einer großen Versammlung zu reden, und ein Kanzelredner ist eine so seltene Erscheinung, daß es gemeiniglich Aufsehen und Bewunderung erregt, wenn einer den Muth und die Gaben zum Predigen hat. Man konnte es nicht genug bewundern, daß der talentvolle Englische Missionair Hartley es wagte, in den Kirchen zu predigen, und daß es ihm mit seinen Predigten glückte."

„Es geschieht also aus guten Gründen, wenn wir die Griechen wie eine Heerde ohne Hirten betrachten, oder richtiger als eine Heerde, deren Hirten schlafen und einer starken Stimme zu ihrer Erweckung bedürfen. So wie die Sachen nun stehen, sehe ich auch nicht ein, auf welche Weise eine reine und kräftige Verkündigung des Evangeliums von den Männern, die berufen sind, dessen Diener zu seyn, ausgehen sollte. Das einzige Gute, das ich unter so vielen wenig tröstlichen Zeichen sehe, ist eher das Negative, daß nämlich die Geistlichkeit dem Volke das Lesen der Bibel nicht versagt und sich ihrer Verbreitung nicht widersetzt; wer weiß aber, wie lange dies dauern wird. Als wahrscheinlich kann man es halten, daß die Geistlichkeit ihr Verfahren in dieser Hinsicht verändern wird, sobald eine größere Kenntniß des Evangeliums sich unter dem Volke verbreitet hat und dieses dann anfängt, die Abschaffung von allerlei kirchlichen Mißbräuchen zu verlangen. Die Jugendbildung, welche in Griechenland so ganz dem Volk überlassen ist, zählt besonders unter der höheren Geistlichkeit, der nicht gänzlich alle Bildung fehlt, verschiedene Freunde, die sich des Schulwesens angenommen und gesucht haben, für die Aufklärung des Volkes zu wirken. Zu einer durchgreifenden Thätigkeit in dieser Hinsicht ist es aber noch nicht gekommen, und zuweilen habe ich auch von der Opposition von Seiten der Bischöfe gegen die Einrichtung von Schulen reden hören. Dem sey nun wie ihm wolle, so hoffe ich doch, daß Griechenland mit der Zeit in geistiger Hinsicht Fortschritte machen und den Sieg der Aufklärung und des wahren Christenthums über Irrglauben und Aberglauben davontragen wird; die Griechische Geistlichkeit aber ist nicht der Verfechter, durch dessen Hülfe ich diesen Sieg erfochten zu sehen glaube; denn sie steht in wenigen Rücksichten über dem Volke, in den meisten auf derselben Stufe und in manchen noch niedriger als das Volk. Meine beste Hoffnung stützt sich in dieser Hinsicht darauf, daß die Geistlichkeit dem Volke nicht nachstehen, dessen Ausbildung nicht hindern, sondern selbst daran Theil nehmen wird. Erst wenn das geschehen ist, kann man erwarten, gute Hirten unter der so ausgearteten Griechischen Geistlichkeit zu finden."

Bibliographie.

Den almindelige Retslære. (Allgemeine Rechtslehre.) Vom Etatsrath und Professor Dr. Bornemann. Theil I. Erste Abtheilung. Pr. 1 Rbd. 88 ß.

De officinelle Planter. (Die offizinellen Pflanzen.) Nach de Candolles System geordnet und dargestellt, von Schlichtkrull. Pr. 40 ß.

Samlinger til Kundskab om Cholera. (Cholera-Zeitung.) Herausgegeben von den Doktoren Larpent, Mansa und Trier. Pr. jeder Nr. 8 ß.

Maanedsskrift for Christendom og Historie. (Monatsschrift für Christenthum und Geschichte.) Herausgegeben vom Magister Lindberg.

Coopers samlede Skrifter. (Cooper's sämmtliche Schriften.) Uebersetzt von A. E. Boye.

Veiledning til Kogekunsten. (Anleitung zur Kochkunst, von J. König.) Bearbeitet und herausgegeben von C. T. Rumohr. Uebersetzt von Dr. Mansa. Pr. 84 ß.

England.

An account of the province of New-Brunswick. (Bericht über die Provinz Neu-Braunschweig.) Nebst einer Beschreibung der Niederlassungen, Institutionen, des Bodens und des Klimas dieser wichtigen Provinz und einem Winke für Auswanderer. Von Thom. Baillie, Ober-Aufseher der Neu-Braunschweigischen Kron-Ländereien.

Der Titel giebt die genaueste Darstellung des Werkes, das eben nicht mehr und nicht weniger enthält, als hier gesagt ist. Bei der Auswanderungswuth, die jetzt wieder in Großbritanien, vornehmlich aber in Irland, herrscht, und bei der Colonisationsfrage, die im Parlamente wie bei der Regierung neuerdings in Anregung gebracht worden, wäre es zu wünschen, daß von allen Britischen Kolonieen, so von allen Theilen der Welt, nach welchen die Auswanderungslustigen ein Begehren tragen, so verständliche und vollständige Berichte vorlägen, wie der gegenwärtige von Neu-Braunschweig. Herr Baillie erzählt uns, daß er bei seiner Ankunft in England ganz überrascht gewesen sey, wahrzunehmen, wie wenig diese Britisch-Amerikanische Provinz im Mutterlande bekannt sey, ja wie viele ganz unrichtige Vorstellungen von derselben hier verbreitet seyen. Niemand, sagt er, scheine zu wissen, daß es zur Erzeugung aller Erdfrüchte vollkommen geschaffen sey und mithin ein weites Feld für Auswanderer darbiete; man halte hier das Klima für unerträglich, das Land für unfruchtbar und die Einwohner für Halbwilde — nichts von Allem sey jedoch der Fall, und zur Beseitigung solcher Irrthümer habe er dieses Buch geschrieben. „Ich habe", fügt er hinzu, „acht Jahre lang in dieser Provinz eine wichtige Stelle bekleidet; ich habe sie von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchstreift und bin mit ihren Hülfsquellen, ihren Fähigkeiten und ihren Bedürfnissen bekannt. Alles, was sie bedarf, ist eine Zunahme der Bevölkerung, und falls tausend Familien, deren jede ein bis zwei hundert Pfund Sterling besäße, nach Neu-Braunschweig gehen wollten, so würde das Land gesegnet und die Auswanderer selbst würden binnen wenigen Jahren wohlhabende und unabhängige Gutsbesitzer seyn." (N. M. M.)

Woman's love. (Frauenliebe.) Ein Roman von Mrs. Leman Grimstone. 3 Bde. London 1832.

Ein recht lesbares und gefälliges Buch, unstreitig das Produkt einer liebenswürdigen feingebildeten Frau, doch ohne einen bestimmten Charakter, ohne hervorstechende Züge, die ihm auch außerhalb des Kreises, in welchem die Verfasserin sich bewegt, und in dem sie ganz unbezweifelt nicht wenig verehrt wird, einen literarischen Ruf sichern könnten. Es fehlt ihm sowohl an überraschender Neuheit als an Kraft der Darstellung, und es darf daher, bei der Konkurrenz mit so vielen ähnlichen Werken, die jedoch einen größeren Reiz für den Theil des Publikums besitzen, der Muße und Lust zu solcher Lektüre hat, auf ein längeres Leben oder auch nur auf eine Berühmtheit, die das gegenwärtige Jahr überdauert, kaum rechnen.

The Death Summons. (Die Vorladung zum Tode, oder der Felsen von Martos.) Trauerspiel von W. C. Wimberley. London 1832.

Ferdinand der Vierte, König von Kastilien und Leon, hat den Beinamen „der Vorgeladene" erhalten, und zwar nachdem sich Folgendes zugetragen: Er hatte die Hinrichtung zweier Brüder, Namens Carvajal, befohlen, auf den Verdacht hin, daß sie Benavides, einen in der Königlichen Gunst hoch stehenden Höfling, ermordet hätten. Die Carvajals wurden, der Verurtheilung zufolge, von dem Felsen von Martos hinabgestürzt, doch bevor sie starben, betheuerten sie ihre eigene Unschuld und luden den König vor, ihnen binnen dreißig Tagen vor dem Richterstuhle Gottes selber Rede zu stehen. Ferdinand wurde bald darauf krank und starb. Dies ist in wenigen Worten das Gewebe, das Herr Wimberley seinem Trauerspiele zum Grunde gelegt hat. Die Geschichte ist darin klar und ergreifend entwickelt und die Sprache eben so energisch als klangvoll. (N. M. M.)

Bibliographie.

Life and pontificate of Gregory the seventh. (Leben und Pontifikat Gregors VII.) Von Sir Roger Grieseley.

The Greek testament. (Die heilige Schrift in Griechischer Sprache.) Mit kritischen, philologischen und exegetischen Anmerkungen in Engl. Sprache, von S. T. Bloomfield. Zwei enggedruckte Bände.

A dictionary of practical medicine. (Wörterbuch der praktischen Medizin.) Von Dr. John Copland.

A dictionary of commerce and commercial navigation. (Theoretisches, praktisches und historisches Handwörterbuch für den Handel und die Handelsschifffahrt.) Von J. R. M'Culloch. In einem Bande, mit Karten und Plänen

Memoirs and correspondence. (Denkwürdigkeiten und Briefwechsel.) Von Sir James Edw. Smith, weiland Präsidenten der Linnäischen Gesellschaft. 2 Bde.

Mannigfaltiges.

— Kampf zweier Schlangen. Der Major T., in Diensten der Nordamerikanischen Armee, traf eines Tages bei einem Spaziergritt auf zwei Schlangen, die sich wenige Schritte vor ihm in einem Kreise herumbewegten und dem Anschein nach einander verfolgten. Er hielt sein Pferd an, um diese Thiere zu beobachten. Nachdem sie jenes Manöver noch einige Zeit fortgesetzt hatten, machte die eine Schlange, eine schwarze, plötzlich Halt, wickelte sich zusammen und nahm eine Schlachtstellung an. Die andere, eine Klapperschlange, umging ihre Gegnerin zwei oder dreimal, indem sie den Kreis immer enger zog, hielt dann auch still und rollte sich ebenfalls zusammen. Aber ehe sie noch zum Kampf bereit war, schoß die schwarze Schlange schon auf sie los. Sie hatte sich so schnell aufgewickelt, daß die andere es nicht bemerkte, und als der Offizier näher hinanritt, sah er beide Schlangen in ihrer ganzen Länge ausgestreckt liegen; die schwarze aber hatte die Klapperschlange umwunden, sie am Hinterkopf gepackt und hielt sie so fest. Nach einigen Minuten wand sich die erstere allmälig wieder los, ließ den Kopf der Klapperschlange fahren und schlüpfte hinweg. Bei näherer Untersuchung fand der Major, daß die Klapperschlange todt und ihr Kopf ganz zerquetscht war. Die schwarze Schlange gehört zur Gattung der Constrictors und tödtet ihre Beute gewöhnlich durch Umschlingen und Zermalmen. (American sporting magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Freitag den 18. Mai 1832.

Schweden.

Historische Literatur.

Unter den neuesten Erscheinungen der besonders auch an Geschichtswerken reichen Schwedischen Literatur heben wir für die Leser dieser Zeitschrift, die, gleich einem literarischen Bazar, von den Erzeugnissen aller Länder einige Muster zur Schau stellt, zwei hervor, von denen das eine sich vornehmlich mit der neueren Geschichte Schwedens und zwar namentlich auch mit den Verhältnissen beschäftigt, in denen sich dieses Land im Momente der Staats-Umwälzung von 1809 und in der zunächst darauf folgenden Zeit befand, das andere aber den gegenwärtigen Zustand Schwedens darstellt und als eine statistische Uebersicht der Gegenwart an jene historische Schilderung der jüngsten Vergangenheit unmittelbar sich anreiht:

I.

Handlingar rörande Sveriges äldre, nyare och nyaste Historia samt historiska Personer. (Aktenstücke, die ältere, neuere und neueste Geschichte Schwedens so wie einzelne historische Personen dieses Landes betreffend.) Herausgegeben von einer Gesellschaft. 6 Theile. Stockholm, 1830 und 1831.

Diese historischen Aktenstücke erregten in Schweden selbst, als sie zuerst erschienen, eine große Sensation; man hat sie dort begierig gekauft und gelesen. Zunächst wurde dies durch die beiden Umstände veranlaßt, daß einerseits derjenige, der als der eigentliche Sammler dieser Aktenstücke hervortrat, eine so gewichtige Person wie Graf Georg Adlerspparre war, der gerade jene Abtheilung der Schwedischen Armee anführte, welche von der Norwegischen Gränze nach Stockholm im März 1809 zur Rettung des Vaterlandes und zur Verhinderung der zu Erfurt von Napoleon und Alexander beschlossenen Theilung aufgebrochen war; — und daß andererseits derselbe berühmte Staatsmann wegen der Herausgabe gegenwärtiger Sammlung gerichtlich zu einer Geldbuße verurtheilt wurde, weil er, den Bestimmungen des Grundgesetzes, die Preßfreiheit betreffend, zuwider, solche öffentliche Dokumente, welche die gegenwärtige Zeit noch zu nahe berühren, dem Publikum mitgetheilt hat.

Jeder der sechs Theile beginnt mit Daten aus älterer Zeit. Der Raum gestattet hier, da überdies die neueren ungleich wichtiger sind, — nicht durch ihre Neuheit, sondern durch die Natur des Gegenstandes, — nur eine Herzählung der den ersteren von dem Herausgeber ertheilten Ueberschriften. Diese sind: Zwei Reihefolgen von Briefen, 74 an der Zahl, die Karl X. Gustav an verschiedene Personen in den achtzehn Jahren von 1640 bis 1658 geschrieben, im Ganzen ziemlich unbedeutenden Inhalts. — Zwei Dokumente über kirchengeschichtliche Gegenstände, aus der Zeit der Königin Christina und aus der ihres Vaters. — Ein desgleichen über ein zwischen der genannten Königin und ihrem Thronfolger eingetretenes Mißverständniß. — Protokoll einer Berathschlagung des Senats zu Stockholm über dort angelangte Depeschen von der Königin Christina, welche ihre Willensmeinung, nach Schweden zurückzukehren, 1668, zu erkennen gegeben. — Briefe von König Karl XI., 1683—1693; — Bewerbung eines Grafen Thurn um die Hand der Tochter Pär Brahes zu Wisingsö; — endlich Akten zur Geschichte Karl's XII., unläugbar die einzige in geschichtlicher Hinsicht irgend wichtige Urkunde in dieser ganzen Sammlung.

Desto reichhaltiger sind die auf die neueste Zeit sich beziehenden Aktenstücke. Im 1sten, 2ten und 3ten Theil finden wir zunächst eine Charakter-Schilderung Gustav's III., Karl's XIII. und des Kronprinzen Karl August, dreier Fürsten, die theils durch ihre Persönlichkeit, theils durch Ereignisse ihrer Zeit merkwürdig geworden. Man glaubt, daß diese in Briefform verfaßten, geist- und inhaltreichen und bei größter Freimüthigkeit unparteiischen Gemälde von dem Grafen Adlerspparre selbst herrühren. Hinsichtlich des zuletztgenannten liebenswürdigen Prinzen enthält die Sammlung noch im fünften Theile zwei sehr interessante Aktenstücke: Zerstreute Notizen über den Aufenthalt und die Staats-Functionen des Prinzen von Augustenburg in Norwegen, und seine Briefe an Gr. Adlerspparre, vom 24. März 1809 bis zum Neujahrstag 1810, Dänisch und Französisch.

Zunächst auf diese Charakterschilderung der genannten drei Fürsten folgt ein, wenn er als ganz authentisch angesehen werden könnte, höchst anziehender und interessanter Beitrag zur Bekanntschaft mit dem Hauptliebling des Vorstgeschilderten unter jenen drei Fürsten, nämlich G. M. Armfelt's, des vieljährigen vertrauten Freundes Gustav's des Dritten. Vergeblich ist der ganze Bericht von Armfelt selbst aufgesetzt, was jedoch in Stockholmer Blättern heftig bestritten worden ist. Dieser in jedem Falle unterhaltende Aufsatz wird im zweiten Theile unserer Sammlung mit dem berüchtigten Prozeß abgebrochen, welcher während der Minderjährigkeit Gustav Adolph's unter der Vormundschafts-Regierung des Herzogs von Südermanland, zu großem Aergerniß mancher Edeldenkenden, wider die Vertraute Armfelt's, das geistreiche Fräulein Rudenschöld, geführt wurde. Zur näheren Kenntniß von Armfelt's Charakter dient noch eine hier vorkommende Reihefolge von Briefen, die er in den Jahren 1805—1808 an den Gr. Adlerspparre geschrieben hat.

Alles das Viele und sehr Reichhaltige, was wir nun noch als eine Art von Archiv der neuesten Zeit Schwedens (eigentlich ihrer Morgenröthe) hier vorfinden, betrifft mittelbar oder unmittelbar die große Staats-Veränderung vom Jahre 1809, theils aus dem Moment der zunächst vor jener lichteren Dämmerung und der darauf folgenden Morgenhelle eingebrochenen finsteren Nacht, theils aus den Stunden des großen Ueberganges selbst, theils endlich aus der darauf folgenden ersten Periode.

Man liest daher nicht ohne Theilnahme zu allererst von einem Gespräch, welches der in so hohem Grade gegen seine Zeit verblendete König den 6ten Dezember 1808 mit dem in Stockholm angelangten Englischen Minister Merry und Tages darauf mit dem Kanzlei-Präsidenten, Minister des Auswärtigen in Schweden, Baron Ehrenheim, gehalten. Der König, gegen die Engländer aufgebracht, hatte beschlossen, auf ihre Schiffe Embargo zu legen. Als Baron Ehrenheim sich dieser Gelegenheit bedienen wollte, um die Frage von Friedens-Unterhandlungen mit Rußland einzuleiten, antwortete Gustav Adolph: „Das Embargo soll der Russische Kaiser zuerst aus der Hofzeitung erfahren." Umsonst bemühte sich der Minister, die völlige Unausführbarkeit des Planes darzulegen, auf einmal wider Rußland und England mit Erfolg zu kämpfen. Lakonisch sprach der König seine Ansicht aus: „Ich will und werde aber ganz gewiß wider sie sammt und sonders kämpfen, vor Allem aber wider diese aufgeblasenen naseweisen Engländer, die ich todt zu machen denke!"

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Skogs- och Jagt-Arkiv för Sverge. (Forst- und Jagd-Archiv für Schweden.) Herausg. von J. Ad. Ström. Pr. 40 St.

Om mekaniska Torknings-Rör. (Ueber mechanische Trecken-Darren für unausgedroschenes Getreide und andere Früchte.) Eine privilegirte Erfindung von David Frölich Pr. 16 St.

Kongl. Maj. nådigste Stadfästelse på Swenska Wetenskaps-Academiens förnyade Grundregler. (Allerhöchste Bestätigung der erneuerten Statuten der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften.)

En liten Bibel-Chrönika. (Kleine Bibel-Chronik.) Erzählungen aus der heiligen Schrift zum Unterricht und zur Volksbildung, von Grundtwig. Pr. 16 St.

Valda Noveller. (Auserlesene Novellen.) 2 Bde. Pr. 1 Rdr.

Frankreich.

Voltaire.

Den Lebenden ist man Rücksichten, den Todten nur die Wahrheit schuldig. Voltaire.

Es hat Jemand die Literatur den Ausdruck der Gesellschaft genannt. Wenn wir diese Definition einen Augenblick als richtig angeben, so werden wir uns eine richtigere Idee von dem Einfluß, ich möchte beinahe sagen, von der Oberherrschaft verschaffen, welche Voltaire auf sein Jahrhundert ausgeübt hat, und die sich noch auf das unsrige erstreckt. Dieser außerordentliche Mann scheint in der That für sich allein als Repräsentant einer Literatur, eines Landes, einer Epoche dazustehen. — Seine Bewunderer sind die, welche sich noch in dem Jahrhundert bewegen, dessen Ruhm er in mehreren Beziehungen ausmachte; seine Gegner diejenigen, welche in einer

neuen Philosophie und in einer neuen Literatur Gründe finden, die früheren zu tadeln. Alles, was noch an dem eigenthümlichen Französischen Geschmack festhält, feiert hauptsächlich den Namen eines Schriftstellers, der es besser als irgend Einer verstand, sein eigenes Genie mit dem Genie der Nation in Einklang zu bringen; diejenigen aber, welche dieses patriotische und immer ausschließliche Streben verwerfen und mehr einen allgemeinen Geschmack zu verbreiten wünschen, entziehen sich der Herrschaft eines Schriftstellers, den sie ausschließlich in eine besondere Literatur, in die Meinungen des Augenblicks, eingeengt finden. In den Augen Jener ist unser Philosoph der Herkules, welcher das vielköpfige Ungeheuer der Vorurtheile und des Aberglaubens zu Boden schlägt; in den Augen Dieser ist er ein Mann, der es sich mit Leidenschaft angelegen seyn ließ, seine Irrthümer an die Stelle der Irrthümer und zuweilen der Gefühle Anderer zu setzen; und je nachdem unser Jahrhundert noch in gewissen Beziehungen zu dem vorigen steht oder sich in einer ganz neuen Bahn bewegt, wird dem Namen Voltaire, abwechselnd angerufen oder verleumdet, Verachtung oder Huldigung zu Theil. Seine Philosophie und seine Literatur, mit Parteigeist beurtheilt, werden, gleich Institutionen, geliebt oder verdammt. Die Einen betrachten diesen Schriftsteller als obersten Schiedsrichter in den Wissenschaften; die Anderen beschuldigen ihn, der Verderber derselben gewesen zu seyn. Wenn man von Voltaire spricht, so geschieht es fast nicht mehr ohne Haß oder ohne Liebe. Es ist kein Schriftsteller, den man lobt oder tadelt; es ist eine Macht, die man angreift oder vertheidigt. Und der Mann, der während seines Lebens mit Fürsten auf gleichem Fuß lebte, erscheint, wie sie, nach seinem Tode vor einem Tribunal, wo die Leidenschaften, welche er bekämpft oder erregt hat, seine Richter sind.

Wenn die Literatur nur der Ausdruck der Gesellschaft wäre, so könnte jener lange Prozeß, der gegen das Gedächtniß Voltaire's anhängig gemacht werden ist, nicht entschieden werden. Jedes Land, jedes Jahrhundert würde sich ausschließlich als Muster des Geschmackes aufstellen; und die berühmten Männer würden freigesprochen oder verurtheilt, je nachdem sich ihre Arbeiten mehr oder weniger jenem Muster näherten. Aber dem ist nicht so. Die Literatur ist vor Allem der Ausdruck des menschlichen Herzens. Es reicht nicht hin, daß ein Schriftsteller den Geist seiner Nation und seines Jahrhunderts erfaßt habe, um sich dauerhaften Ruhm zu erwerben. Dieses Verdienst, welches von den Sitten und von Umständen abhängt, geht oft mit ihnen unter. Was aber von dem menschlichen Herzen einmal gebilligt ist, das bleibt zu allen Zeiten trefflich. Wir müssen daher von einem höheren Gesichtspunkte aus ein unparteiisches Urtheil über Voltaire fällen und die Arbeiten, welche er uns hinterlassen hat, zu würdigen wissen.

Voltaire ist zu gleicher Zeit dramatischer und epischer Dichter, Geschichtsschreiber und philosophischer Schriftsteller gewesen. In diesen verschiedenen Beziehungen müssen wir ihn studiren und ihn nicht allein nach dem Poetischen jedes Genre, sondern nach den Materialien beurtheilen, die zu seiner Verfügung standen, — Materialien, die niemals dieselben für Alle sind, und in deren weisem Gebrauch sich das Genie zu erkennen giebt.

Die Tragiker des vorigen Jahrhunderts hatten für die Französische Bühne alle die Gegenstände bearbeitet, welche ehedem auf dem Griechischen Theater gelebt hatten. Die nachgeahmten Sitten Griechenlands und Rom's hatten seit langer Zeit das Französische Publikum unterhalten, und man wäre dieser geborgten Gemälde vielleicht weit früher müde geworden, wenn Corneille sie nicht mit der ernsten Strenge des Geschichtsforschers und Racine sie nicht mit der wahrsten Kenntniß des menschlichen Herzens behandelt hätte. Unangetastet waren noch die Erinnerungen an unsere eigene Geschichte, die Eindrücke unserer Sitten, unserer Religion, und Voltaire hatte den guten Gedanken, sich dieses noch unberührten Schachtes zu bemächtigen. Französische Namen auf der Bühne ausgesprochen, brachten eine magische Wirkung auf die Zuschauer hervor, die, wie die Griechen, gleichsam ihrer eigenen Geschichte beiwohnten. Bei einer benachbarten Nation war Shakespeare dem Voltaire vorangeeilt; aber dieser, durch vorgeschriebene Regeln zurückgehalten, wagte es nicht, in den Einzelheiten seiner Kunst die Umwälzung zu bewerkstelligen, welche er in der allgemeinen Auffassungsweise unternommen hatte.

Es war nicht genug, den Menschen gesagt zu haben: Das Theater wird Euch jetzt Erinnerungen aus Euren Annalen vorführen; man mußte noch hinzufügen: es wird Euch ein treues Gemälde Eurer früheren Sitten, Glaubensmeinungen und Institutionen darbieten. Man hätte auf dem National-Theater das alte Frankreich aus den Jahrhunderten des Mittelalters sehen müssen, welches, gleich einer vergrabenen Denkmünze, noch von Niemanden an's Licht gehoben worden war. Das Mittelalter mit seiner ritterlichen Rohheit, seiner groben Freimüthigkeit und seiner obskuren Philosophie*) hätte in Zaire oder in Adelaide Duguesclin erkannt werden müssen, eben so wie sich der Hof des Nero gleich in den ersten Scenen des Britannikus verräth. Es versteht sich, daß jene plumpen Sitten auf der Bühne gemildert werden mußten; aber wenn auch der Geschmack die Verfeinerung zum Zweck hat, so darf er doch die Sachen nicht verschweigen.

Aber Voltaire hat nicht allein jene Eigenthümlichkeiten, die so ganz dazu geeignet sind, die Neugierde zu erregen, ausgelassen, sondern er ist, es muß gestanden werden, von allen unseren großen tragischen Dichtern derjenige, welcher das menschliche Herz am wenigsten gekannt hat. Um aus dem Theater ein lebendes Gemälde zu machen, mußte er nicht die aus Büchern geschöpften Vorurtheile zeichnen, sondern tiefer in das menschliche Herz hinabsteigen. Einer der Schmeichler Voltaire's, der Verfasser der Jahreszeiten, hat von ihm gesagt: „Er hat mit scharfem Dolch die tragische Muse bewaffnet." Was aber hierin Viele für ein Lob halten, und was auch in dem Gedanken St. Lambert's eines war, ist ein schwerer Vorwurf. Wenn man, um der Menge zu gefallen, stark gezeichneter Charaktere bedarf, so verlangt dagegen der Weise feine Schattirungen. Die menschliche Natur geht weder im Guten noch im Bösen so in's Extreme ein, wie man es uns nur zu oft überreden möchte. Um eine wahrhafte Leidenschaft zu schildern, muß man oft zur größten Einfachheit hinabsteigen; dort findet man, was der menschlichen Natur im Allgemeinen angehört; und um einem Gefühl den Anschein der Wahrheit zu geben, muß man ihm die Seite abgewinnen, durch welche es Allen gemeinschaftlich ist.

Man hat Voltaire die philosophischen Sentenzen vorgeworfen, mit denen seine Tragödien angefüllt sind; man bedenkt aber nicht, daß die des Corneille oft deren weit mehr enthalten. Ich halte mich daher nicht bei diesem Fehler auf, den der Verfasser durch das Auslassen einiger Verse hätte vermeiden können; aber ich weise auf den weit bedeutenderen hin, daß er in seinen Tragödien den Roman des Menschen geschrieben hat, weil er eben keinen Glauben hatte an die Gesinnungen, die er feierte. Der Mann, der, als er von seinem „Versuch über die Sitten" sprach, sagte: „Ich habe die beiden Hemisphären in's Lächerliche gezogen; das ist ein sicherer Schlag," besaß weder jene Rechtlichkeit noch jene Leichtigkeit des Glaubens, welche nothwendige Bedingungen sind, um selbst ergriffen zu werden und Andere zu ergreifen. Eine stolze Verachtung ließ ihn den Aberglauben, die Vorurtheile, den religiösen Glauben selbst als Trivialitäten betrachten; und doch gehören diese Trivialitäten zu dem Gemälde des Menschen. Was der Philosoph verwirft, ist oft das, was der Maler, dem es um ein ähnliches Bild zu thun ist, am sorgfältigsten ausführt. So wie durch den bloßen Schmuck der Worte nicht immer eine starke Empfindung ausgedrückt wird, so findet man auch in der bloßen Eleganz der Sitten nicht das Charakteristische tiefer Gefühle. Die gewöhnliche Sprache und die allgemeinen Ansichten vom Theater ausschließen, das heißt die Bühne zu einer gezierten Würde verurtheilen.

Wenn in den Dramen Voltaire's der Aberglaube erscheint, so tritt er immer als ein Betrüger, als ein menschliches Mittel zu irgend einem Zweck auf. Es giebt aber eine unendliche Menge von Fällen, in welchen der Aberglaube sich selbst betrügt. Es verräth wenig Menschenkenntniß, wenn man seine natürlichen Empfindungen beständig als Vorwand zu einem politischen Zweck dienen läßt. Ueberall, wo die Natur erscheint, zeigt sich die Leidenschaft, und diese beherrscht den ganzen Menschen. Keine gesellschaftliche Rücksicht, keine menschliche Berechnung hält gegen eine wahre Empfindung Stand. Sie ist der Mensch, alles andere ist nur Maske. Die menschliche Größe ist dem Geiste Voltaire's, wenn man ihn als dramatischen Schriftsteller betrachtet, beständig gegenwärtig; und doch giebt es in dem Gemälde der Leidenschaften nichts Parteiischeres, als die menschliche Schwäche, von der Größe und Kraft der Natur zu Boden geschmettert. Diese Kraft, welche die Alten als ein blindes Fatum betrachteten, diese Kraft, welche von den Philosophen das Glück genannt wird, und in welcher religiöse Menschen die Hand der Vorsehung erblicken, diese Kraft, sage ich, verschwindet in den Dramen Voltaire's gänzlich, um einer Art von künstlicher Größe Platz zu machen. Dies ist der Hauptfehler in den Voltaire'schen Tragödien; und in diesen Fehler mußte auch ein Mann verfallen, der, fern von der Natur lebend, seine Muster aus Büchern oder aus dem Geschwätz einer verderbten Gesellschaft entnahm.

Nicht minder bedeutende Fehler entstellen seine historischen Arbeiten. Indem er sich zu gleicher Zeit von dem System der Alten, welche die Beredsamkeit auf die Geschichte verwendeten, und von dem der Neueren entfernt, welche eine kritische Abhandlung daraus machen, hat er uns Erzählungen gegeben, die aller Beweise entbehren. Man übertreibt die Gefahr jener Geschichtschreiber, deren ganzes Verdienst in einem oratorischen Stil besteht. Die Thatsachen können Anlaß zu endlosem Streit geben; aber das Wesentliche ist die moralische Lehre, die sie enthalten, und diese Lehre ist um so eindringlicher, je mehr die Ausdrücke des Schriftstellers die Wärme seiner Seele zu erkennen geben. Bei den Griechen wohnte man den Vorlesungen aus den Büchern des Herodot bei, wie der Declamation eines Gedichtes. Die gelehrten Abhandlungen, in denen man die Authenticität der Thatsachen erörtert, datiren aus neuerer Zeit, und der Geschichtschreiber muß Schriftsteller seyn, ehe er Chronolog ist. — In dem Gemälde der Leidenschaften muß der Dichter Wirklichkeiten im Auge haben; bei Erzählung der Ereignisse muß der Geschichtsschreiber besonders auf das achten, was die menschliche Natur veredelt; der Eine ist je einfacher um so wahrer; der Andere um so gerechter, je mehr er sich erhebt. Bei dem Ersteren handelt es sich um den Menschen, bei dem Zweiten um die Gesellschaft. Wenn man das menschliche Herz schildert, muß man wahr seyn, weil die Wirklichkeit an und für sich schön genug ist; bei der Schilderung der Gesellschaft muß man sich über seinen Gegenstand erheben, weil derselbe fast immer lasterhaft oder lächerlich ist. Unter den neueren Geschichtschreibern hat Niemand in dieser Art besser geschrieben, als der Engländer Robertson.

Voltaire, die Pflichten eines Geschichtsschreibers verkennend, hat in dem Sittengemälde der Nationen nichts als eine Erzählung gesehen, in welcher der Schriftsteller, um der Erhabenheit seines Geistes und der Unparteilichkeit seines Gewissens ein größeres Gewicht zu verschaffen, als durchaus entlaufcht von den Irrthümern und Thorheiten, die er schildert, erscheinen müsse. Aber man fängt nicht so mit einem Zug alle gesellschaftliche Irrthümer; angebliche Irrthümer sind oft Wahrheiten; angebliche Fortschritte in den mora-

*) Wie es Göthe in Deutschland so trefflich zu erwecken wußte.

lischen und politischen Wissenschaften oft rückgängige Bewegungen, und es gehört eine große Aufmerksamkeit und besonders eine große Bildung dazu, um in dieser Beziehung gehörig zu sondern. — Voltaire glaubte, daß das Jahrhundert Ludwigs XIV. Alles für Frankreich sey, und was den Künsten, den Wissenschaften, der Feinheit der Sitten fremd war, schien ihm seiner Aufmerksamkeit unwürdig. In den Jahrhunderten aber, welche dem Ludwigs des Großen vorangehen, liegen historische Probleme, deren Lösung von dem höchsten Interesse war. Es wäre von Wichtigkeit gewesen, den individuellen Adel, den einzigen, den man in älteren Zeiten kannte, in seinem Ursprung und in seinen Resultaten mit unserem erblichen Adel zu vergleichen. Man hätte die Hindernisse deutlich machen können, welche die Feudal-Aristokratie dem Königthume in den Weg legte, — Hindernisse, die so vielfältig waren, daß, als der Kampf zu Ende ging, die unterdessen aufgeklärten Völker den Despotismus der älteren Monarchie nicht mehr zu fürchten hatten. Indem man aus diesem Zustand der Dinge neue Betrachtungen über den Charakter der Europäischen Völker gezogen, hätte man zeigen können, wie sie den Personen mehr als den Institutionen anhingen und aus der Treue eine Art von Ehrenpunkt machten, der die Pflicht ersetzte und oft noch überbot. Endlich hatte auch der Geschichtsschreiber ganz neue Portraits zu entwerfen. Europa hatte nicht mehr die frühere Physiognomie, und die Zeichnungen à la Plutarch paßten nicht mehr auf die Helden des Feudalismus. Es galt, jene Männer zu zeichnen, die in ein ritterliches Leben und in eine Art Unabhängigkeit verliebt waren, welche, ihren Ansichten nach, die einzige Bürgschaft für den persönlichen Muth war. In ihren Augen gab es weder Regierung noch Nation. Jene abstrakte Gewalt, welche von oben herab gleichmäßig auf Alle drückt, schien ihnen jede Individualität zu verwischen, und sie empörten sich gegen dieselbe, zuweilen mehr eines falschen Ehrgefühles halber, als aus Sorge für ihre Interessen. Jenes Leben, welches seine Regeln mehr aus dem Herzen, als aus den Gesetzen nahm, erhöhte die guten Eigenschaften, aber setzte auch den bösen kein Ziel. Daher jene unbezähmbaren Leidenschaften und jene blutigen Kriege, deren Erzählung zuweilen durch einen jener heroischen Züge unterbrochen wird, der den schönsten Zeiten der Geschichte anzugehören schien.

Diese ganze Seite der neueren Geschichte steht in den Schriften Voltaire's im Schatten. Ein Verdienst muß man indeß Voltaire zugestehen; daß er nämlich zuerst jene allgemeinen Details der Sitten geschildert hat, welche das Wesen der Geschichte sind. Vor ihm hatte man die Geschichte der Fürsten geschrieben; aber man dachte nicht daran, daß auch die der Völker geschrieben werden müsse. Man ordnete, wie er selbst sagt, die Armeen sorgfältig in Schlachtordnung; aber man vergaß weit wichtigere politische Ereignisse, welche gänzliche Veränderungen in der Verfassung der Völker zu Wege brachten. Die Englischen Historiker, dem von Voltaire eingeschlagenen Wege folgend, haben ihn in dieser Weise, die Geschichte zu schreiben, übertroffen; die Einen haben, gleich Rousseau, den gesellschaftlichen Kontrakt analysirt; die Anderen, gleich Montesquieu, mit der Fackel des Gesetzgebers die Finsterniß der Geschichte erhellt. Voltaire, obgleich er diese Laufbahn eröffnet hatte, schrieb mit weniger Gründlichkeit und vielleicht auch mit weniger Unparteilichkeit; und selbst in dem Theil der Geschichte, wo er sich überlegen gezeigt hat, beschuldigt man ihn, und nicht ohne Grund, aus unserem Staats-Recht nur die Thatsachen entnommen zu haben, welche sich an einen gewissen Gesichtspunkt und an ein gewisses System anknüpfen ließen.

Wir bemerken einen großen Widerspruch zwischen dem historischen System, welches Voltaire befolgt, und den Regeln, welche er sich bei Behandlung der dramatischen Kunst aufgelegt hat; ein noch größerer besteht vielleicht zwischen Voltaire dem Philosophen und Voltaire dem Dichter. Anhänger der Metaphysik Locke's, ist ihm die Verbindung entgangen, welche zwischen der poetischen Empfindung und dem dieselbe leitenden Gedanken besteht. Wenn man den Gedanken einzig als das Produkt aufgeregter Empfindungen betrachtet, wenn man nicht glaubt, daß irgend etwas tief in der menschlichen Seele lebt, dann sind der Enthusiasmus, die Phantasie, nur künstliche Fähigkeiten, von deren Daseyn man nicht aufrichtig überzeugt ist, mit denen man aber mit mehr oder weniger Grazie spielt. — Eine neue Philosophie giebt heute dem Gedanken mehr Gründlichkeit, den Empfindungen mehr Lebendigkeit. Sie begeht nicht mehr den unverzeihlichen Fehler, den ganzen Menschen in der Thätigkeit der äußeren Gegenstände zu sehen, sie erblickt im Gegentheil den ganzen Menschen nur in der Seele. Nicht etwa, daß diese Wissenschaft zur Zeit des Voltaire nicht bekannt gewesen wäre; Mallebranche unter Anderen hatte sie mit wünschenswerther Gründlichkeit erwiesen; aber mit jenem scherzenden Ton, der in wenigen Worten ein ganzes Leben voll Andacht nutzlos machte, sagte Voltaire von Mallebranche: „Lui, qui voit tout en Dieu, n'y voit pas qu'il est fou," und einer der ausgezeichnetsten Philosophen, dessen sich Frankreich rühmen kann, in den Augen einer ganzen Generation durch diese unziemlichen Worte lächerlich gemacht, war ohne Gnade verurtheilt. Wir müssen hier bemerken, daß derselbe Mann, der so mit einem Federzuge einen der erhabensten Geister Frankreichs brandmarkte, selbst mit so viel Glück die Stelle der heiligen Schrift übersetzt hatte, worauf sich die ganze Philosophie Mallebranche's gründete: Tout se meut, tout respire et tout existe en Dieu. — Der Einfluß der Gefühls-Philosophie auf die Poesie ist der Art, daß wir ihr alle Meisterwerke verdanken, welche die Europäische Literatur am Ende des 18ten und am Anfang des 19ten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Jene Meisterwerke haben bewiesen, daß es nur Ein Mittel giebt, beredt zu seyn, nämlich lebhaft zu empfinden, und daß man nur schaffen kann, wenn man sich der Begeisterung überläßt. Mit der verachtenden Philosophie Voltaire's konnte man nicht an's Ziel gelangen; auch hat er, als er ein National-Denkmal errichten wollte, vergebens die Reichthümer einer Poesie, an die er nicht glaubte, zu Hülfe gerufen. Sein Heldengedicht ist untadelhaft in Bezug auf die Regeln; aber durch zu viel Kunst entbehrt es so sehr des Lebens, daß man es ohne Aufregung liest. In einem so vernünftelnden Jahrhundert hielt das Wunderbare nicht die Prüfung der aufgeklärten Geister aus; man wußte daher auch nichts Besseres zu thun, als moralische Wesen als Götter darzustellen. Man hätte auf einem anderen Wege wohl das Wunderbare antreffen können, welches alle Menschen zufrieden gestellt haben würde, wenn man es nämlich aus dem Studium des Weltalls geschöpft hätte; aber man hatte sich von Anfang an von der Natur entfernt, wie sollte man sie später wiederfinden! Außerdem war derjenige, der Buffon gegenüber in vollem Ernste behauptete, daß jene Kalk-Schichten, womit die Gipfel einiger Berge bedeckt sind, sich aus den Muscheln gebildet hätten, welche von den Pilgern daselbst niedergelegt worden wären, als Physiker nicht unterrichtet genug, um den Nutzen zu begreifen, den man aus den Wundern der Natur ziehen konnte.

Ich behaupte nicht mit einigen Kritikern, daß man die Henriade deshalb mit weniger Interesse als andere Heldengedichte liest, weil der Gegenstand aus uns zu nahe liegenden Ereignissen geschöpft ist; das Genie weiß jedem Stoff Interesse abzugewinnen. Lucain hat Ereignisse besungen, von denen einige seiner Leser Zeugen gewesen seyn konnten; Camoens war selbst Mitspielender bei der Scene, welche sein Heldengedicht schildert. Der von Voltaire behandelte Stoff konnte durch die schönsten Details, welche er unbenutzt gelassen hat, verschönert werden. Das im 14ten Jahrhundert wiedergeborene Europa bildet einen lebhaften Kontrast mit dem Feudal-Europa. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, das Wiederaufblühen der Wissenschaften, die Entdeckung der neuen Welt, die religiöse Reformation und eine Menge anderer Ereignisse beschäftigten die Gemüther. Wenn er das feudalistische Frankreich aus seinem wahrhaften Gesichtspunkte studirt hätte, so würden die Details, wenn auch dem Publizisten nicht genügend, doch ohne Zweifel dem epischen Dichter Gemälde dargeboten haben, die er in einem National-Gedicht hätte anwenden können; aber das fehlerhafte System, welches Voltaire in der Geschichte befolgte, hat auch dem Wesen seines Heldengedichtes Eintrag gethan.

Seine eigentlich philosophischen Dichtungen strotzen von den Widersprüchen einer Philosophie, die dem Herzen nichts zugestand und doch die Kunst zu Hülfe nahm, von der man wenigstens annimmt, daß das Herz bei ihr Alles ist. Man könnte ein seltsames Buch über die Lobsprüche und den Tadel schreiben, die er dem religiösen Gefühl zu gleicher Zeit zu Theil werden läßt. Bald ist es ein Fanatismus und bald die Quelle der großen Gedanken. Bald spricht der Philosoph von der Gottheit als Deist, und bald schildert der Dichter sie als Christ:

„Par de là tous les cieux le Dieu des cieux réside"

sagt er in seiner Henriade, und in einem seiner moralischen Gedichte ersetzt er diesen gespreizten Vers durch einen anderen so wahren und so tröstenden:

Si Dieu n'est pas dans nous, il n'exista jamais.

Seine leichteren Dichtungen sind Meisterwerke an Geschmack und Gewandheit, aber zu gleicher Zeit an Pyrrhonismus. Man möchte glauben, daß dieser außerordentliche Mensch dazu bestimmt war, Alles zu zerstören, wie jene großen Eroberer, die einen heimlichen Beruf haben, an dem sie nichts ändern können. Er war weder ernsthaft noch gründlich genug für bedeutsame Gegenstände; und wenn er sie behandelte, so geschah es, um sie in einem falschen Lichte zu zeigen; aber er besaß Alles, was dazu gehörte, um sich über dasjenige lustig zu machen, was Ehrfurcht und wahrhaften Enthusiasmus einflößte. Ein geheimer Feind jedes Ruhmes und jeder Tugend, verfolgte er sie in seinem Dictionnaire philosophique; sein Briefwechsel dreht sich fast ausschließlich um die Nothwendigkeit, das zu zerstören, was er das Schändliche nennt; und das einzige Mal, wo er der Bahn des Ariost folgen wollte, hat er zur Belustigung seines Pinsels vielleicht gerade den National-Gegenstand gewählt, den eine große Seele sich geweigert haben würde von diesem Gesichtspunkte aus zu behandeln; jedes Maaß in dem berüchtigten Gedicht (der Pücelle) überschreitend und es sich gleichsam im Laster recht bequem machend, hat er die Tugend und den Patriotismus gleich tief verletzt.

Vergebens sagt man, um den Vorwurf der Irreligiosität von ihm abzuwälzen, daß er in seinem Briefwechsel mit d'Alembert nur die Mißbräuche des Kultus zu tadeln beabsichtigt habe; vergebens beruft man sich auf den so oft angeführten Vers:

Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer;

oder auf die Ueberschrift seiner Kapelle: Deo erexit Voltaire; diese Ueberschrift und jener Vers beweisen nichts. Wenn man von dem Daseyn der Gottheit überzeugt ist, so sagt man nicht, daß ein Gott sey, weil die gesellschaftliche und politische Vernunft es verlangt, sondern man glaubt an sein Daseyn, weil man es fühlt. Wenn ein Gott nothwendig wäre, bloß um das gesellschaftliche Gebäude, wie wir es errichtet haben, zu erhalten, so würde das ein jämmerlicher Grund für die Nothwendigkeit seiner Existenz seyn; denn es wäre alsdann möglich, einen Zustand herbeizuführen, wo ohne dieses Daseyn doch nicht mehr politische Verbrechen als jetzt begangen würden; es wäre alsdann auch möglich, durch die Geschichte zu beweisen, daß, wenn nicht dieser Anlaß zur Spaltung der menschlichen Meinungen vorhanden gewesen, weit weniger Kriege stattgefunden haben würden. Das Daseyn der Dinge, die durch sich selbst da sind, aus der Verbindung folgern wollen, in der sie zu den gesellschaftlichen Einrichtungen stehen, heißt den menschlichen Geist in die Schranken endloser Streitigkeiten führen.

Wenn man auch bewiese, daß sich Voltaire zu den Grundsätzen des Deismus bekannt hat, so ginge daraus noch nicht hervor, daß er ein religiöses Gefühl gehabt hat. Voltaire hatte dem Enthusiasmus jeden Zugang zu sich verschlossen, und niemals ist ein Mensch entfernter davon gewesen, die Religion, die ganz Liebe ist, zu begreifen. Man lese in der That das Kapitel in seinem Siècle de Louis XIV., welches der Prüfung des Quietismus gewidmet ist, und man wird finden, was Voltaire von dieser Seite mangelt. Jemand, der voraussetzt, daß Fenelon in seiner Verbannung die prachtvollen Festlichkeiten des Hofes Ludwigs des Großen schmerzlich vermißte, dessen Seele war nicht dazu gemacht, die Seele Fenelon's zu verstehen. — Die gefährlichste Waffe, deren sich Voltaire bediente, und die er zugleich am besten zu führen verstand, war das Lächerliche. Wenn es der Zweifel ist, der uns leitet, so werden wir nothwendig bald dahin geführt, uns nur noch des Spottes zu bedienen; und ihn darf man nicht vergessen, wenn man die Talente Voltaire's aufzählen will.

Den Enthusiasmus für einen Traum haltend, erschien ihm nichts so zweckmäßig als die Ironie. Sein großes Talent bestand darin, jener spottenden Philosophie Grazie verliehen und die Welt überredet zu haben, daß derjenige, der über eine Sache lacht, nothwendig dem überlegen seyn müsse, der sie verehrt. Der Erste scheint in der That schon aufgehört zu haben, das zu prüfen, was der Andere noch zu ergründen sucht; auch sind die Romane Voltaire's, diejenigen seiner Werke, in denen er am offensten von dem Spott Gebrauch gemacht hat, nur Parodieen auf Alles, was es Ernstes in der menschlichen oder göttlichen Philosophie giebt. Die Religion, die Liebe, die Wissenschaften, Alles, was die Würde des Menschen erhebt, wird einem Spotte geopfert, der oft in Cynismus ausartet. Es giebt eine Art von Scherz, der aus einer überlegenen Seele kömmt; es ist der, der sich durch den Gedanken über jene menschlichen Dinge erhebt, auf die der gewöhnliche Haufen einen so großen Werth legt; in dieser Art von Scherz und Witz haben Pope, Pascal, Montesquieu geglänzt. Diese Philosophen, indem sie die kleinlichen Rücksichten der Gesellschaft zerstören, geben uns einen größeren Begriff von uns selbst, und das Lachen, welches sie uns abgewinnen, erhebt uns; aber Voltaire, über unsere natürlichen Empfindungen sich lustig machend, erregt in uns nur ein bitteres Lachen. Wir fühlen, daß wir Alles verlieren würden, wenn wir das Unglück hätten, die Hoffnungen aufzugeben, welche er als Täuschungen bezeichnet.

Wie allgemein auch noch heute der Ruf Voltaire's seyn mag, so fürchten wir doch nicht, ihn ohne Vorurtheil der Kritik zu unterwerfen. Wenn man immer nur schreiben müßte, um Redensarten zu wiederholen, die schon allgemeine Billigung erhielten, so würde der menschliche Geist ewig in der Kindheit bleiben.*) Der Gelehrte, welcher sich so häufig über die Fesseln beklagt, welche die Censur ihm auferlegt, würde sich selbst unerträgliche auferlegen, wenn er das Publikum immer erst befragen wollte, bevor er zu ihm spräche. Solche Arbeiten würden den nichtssagenden Adressen ähnlich sehen, in welchen man auf eine amtliche Weise dem Monarchen als Huldigungen diejenigen Aeußerungen darbringt, welche er selbst vorgeschrieben hat. Gestehen wir es also unumwunden: die Bildung Voltaire's war weder gründlich noch ausgedehnt genug, um ihm zu gestatten, etwas Vollkommenes oder Dauerhaftes hervorzubringen; aber sie war allgemein genug, um ihm die Mittel an die Hand zu geben, Alles zu zerstören; und während Rousseau von Labarpe angeklagt wird, seine Laufbahn durch Verleumdung der Künste begonnen zu haben, hat Voltaire die seinige ganz darauf verwendet, den Grundsatz zu brandmarken, der die Quelle derselben ist.

Ich habe Rousseau genannt, und anstatt den Versuch zu machen, zwischen ihm und Voltaire eine jener Parallelen zu ziehen, welche mehr dazu dienen, den Geist desjenigen, der sie zieht, glänzen zu lassen, als diese beiden berühmten Männer zu erklären, so bezeichne ich lieber in dem eigenthümlichen Talent Voltaire's den Grund der Antipathie, welche er sein ganzes Leben hindurch gegen Voltaire gezeigt hat. In einer Zeit erscheinend, wo alle Gegenstände, welche die Seele beschäftigen, in Staub versanken waren, fühlte Rousseau das Bedürfniß, sie wieder zu beleben. Die moralischen Größen aller Art waren herabgewürdigt; in allen seinen Arbeiten, selbst in seinen Romanen, suchte er sie zu ihrer ursprünglichen Würde zurückzuführen. Die Ironie war die Grundlage der Literatur, er wollte sie wieder auf die Begeisterung der Seele begründen. Die Moral beruhte auf dem persönlichen Interesse, die Künste auf engbeschränkten Regeln, er wollte Gefühl in die Moral, Begeisterung in die Künste einführen. Mit einem Worte, die durch ihre Vorurtheile irregeleitete Welt verstand die Sprache der Natur nicht mehr, und der Verfasser des „Emile" hat es sich überall angelegen seyn lassen, ihr dieselbe wieder verständlich zu machen. Voltaire, dessen Herrschaft eben auf jenen Vorurtheilen beruhte, und der die Sprache der Natur niemals verstanden hatte; Voltaire, der sich immer nur seines Verstandes bediente, und der nicht glaubte, daß man sich im Ernste auf die geheimen Eingebungen der Seele verlassen könnte, fürchtete hauptsächlich den Einfluß eines Mannes, dessen Philosophie nothwendig die seinige in Vergessenheit bringen mußte. Er hegte gegen Rousseau nicht allein jenen verborgenen Haß, welchen zuweilen die Nebenbuhlerschaft des Talentes einflößt, sondern er stand ihm in erklärter Feindschaft gegenüber, die sich um so heftiger äußerte, als seine Abneigung aufrichtig war. Mit welchem Auge konnte er auch Gesinnungen, die den seinigen so entgegen waren, eine Seele, von der seinigen so verschieden, betrachten? Das Weltall, welches ihm Rousseau anbot, war gerade das entgegengesetzte von dem, welches er bis jetzt bewohnt hatte, und er mußte jene fremde Welt um so mehr hassen, je mehr Mühe er sich gegeben hatte, sich in der seinigen einzurichten und zu gefallen. Er sah sich auf den Gipfel eines künstlichen Hügels gestellt, den die mitlebende Generation errichtet hatte, und ein geheimes Vorgefühl sagte ihm, daß die Zeit kommen könnte, wo das Fußgestell seiner Statue umgestürzt würde. Sein Nebenbuhler schien im Gegentheil einen natürlichen Berg erklimmen zu wollen, und mit dem Genie, wovon er Beweise ablegte, stand zu befürchten, daß es ihm gelingen möchte, und daß er, auf dem Gipfel angelangt, einer durch ihn aufgeklärten Generation als Muster dienen würde.

Dies ist die Rolle gewesen, die Voltaire gespielt hat. Diejenige, welche er hätte ausführen können, wäre schön genug gewesen, um ihm einen unantastbaren Ruf zu erwerben. Vor ihm war die Literatur auf das Zimmer der Gelehrten beschränkt; durch seinen Einfluß erzeugte sie sich in der Welt; bei einem besseren Gebrauch seiner Talente hätte er sie für immer in derselben erhalten können. Das Studium war eine Quelle einsamer Erholung; ihm war es gegeben, dieselbe öffentlich zu machen; er konnte daraus den dauerhaftesten Hebel der gesellschaftlichen Interessen erschaffen; vor ihm spielte man mit Gedanken, deren ganzer Werth von der Stelle abhing, welche man übereingekommen war ihnen anzuweisen. Die Gedanken waren wie Steine eines Schachbrettes; sie waren von Wichtigkeit, so lange das Spiel auf dem Tische stand; sonst aber galten sie nichts. Voltaire, der den Spieltisch auf den offenen Markt, in den Senat und in den Tempel stellte, hätte sehen müssen, welche genaue Verbindung zwischen den Gedanken der Menschen und ihren Handlungen besteht; und er zuerst hätte aus der Literatur eine lebendige Institution machen müssen, die ihre Stelle in unseren Gefühlen eingenommen hätte, denn sie allein sind es, welche jene leiten. Wenn er alsdann alle Zweige jener gleichsam wiedergeborenen Literatur umfaßt hätte, so würde er sie auch in einem neuen Geist aufgefaßt haben. Für das Theater hätte er eine treue Darstellung und eine moralische Lehre zu gleicher Zeit erschaffen; aus der Geschichte hätte er eine lebendige und gewissenhafte Erzählung gemacht, ohne zu vergessen, daß in ihr das öffentliche Recht der Nationen niedergelegt wird; endlich würde er gefühlt haben, daß die Dichtkunst sich ihrer ursprünglichen Bestimmung um so mehr nähert, je fleißiger und ernsthafter sie behandelt wird, und, Lukrez und Pope übertreffend, würde er in Frankreich der Schöpfer der wahren philosophischen Poesie geworden seyn. (Ed. Richer. — Fr. Litt.)

*) In Deutschland hat man längst auf ähnliche Weise über Voltaire geurtheilt: Lessing war es, der hier zuerst und mit Erfolg die Autorität des genialen Spötters bekämpfte.

Mannigfaltiges.

— Fußstapfen-Kenntniß der Beduinen. Voltaire hat in Zadig seinem Helden eine Fähigkeit, Fußstapfen zu erkennen, beigelegt, welche wahrscheinlich oft für eine bloße dichterische Erfindung gehalten worden ist. Diese Fähigkeit scheinen indessen die Araber in einem Grade zu besitzen, der sogar Zadig des Wunderbaren seiner Weisheit beraubt. „Der Araber," sagt Burckhardt, „der sich eifrig auf das Studium der Fußstapfen gelegt hat, kann in der Regel mit Bestimmtheit angeben, welchem Individuum von seinem eigenen oder von den benachbarten Stämmen ein Fußstapfe angehört, und weiß daher gleich, ob ein Fremder oder ein Freund vorübergegangen ist. Er nimmt aus dem schwächeren oder tieferen Eindruck ab, ob der Mann eine Last trug oder nicht. Aus einer gewissen Regelmäßigkeit der Zwischenräume schließt der Beduine, ob die Person ermüdet war oder nicht, da bei ermüdeten Leuten die Schritte unregelmäßiger und die Zwischenräume ungleicher werden; hieraus berechnet er auch die Möglichkeit, den Vorübergegangenen noch einzuholen. Außerdem kennt jeder Araber die Fußstapfen seiner eigenen Kameele und der seiner nächsten Nachbarn. Er sieht aus der Tiefe oder Leichtigkeit der Spur, ob ein Kameel nur weidete und daher nicht beladen war, oder ob es eine schwere Last trug. Wenn der Abdruck des Vorderfußes im Sande tiefer erscheint, so schließt er daraus, daß das Kameel eine schwache Brust hat, und dies leitet ihn auf die Spur des Eigenthümers. Des Beduinen Scharfblick in dieser Beziehung ist wunderbar und ihm besonders beim Verfolgen von Flüchtlingen oder beim Aufsuchen von Thieren vom größten Nutzen. Ich habe gesehen, wie ein Mann den Fußtritt seines Kameels in einer sandigen Ebene auffand, wo tausend andere Tritte den Weg nach allen Richtungen hin durchkreuzt hatten. — Wenn man durch gefährliche Gegenden kömmt, so wird der Beduine, der die Karavane leitet, Städtern und Fremden selten erlauben, an der Seite seines Kameels zu gehen; denn wenn er Schuhe trägt, so weiß jeder vorüberkommende Beduine sogleich, daß irgend ein Fremder des Weges gekommen ist, und wenn er barfuß geht, so verräth sein Tritt, der weniger voll als der des Beduinen ist, sogleich den Fuß eines Fremden, der wenig an's Gehen gewöhnt ist. Es wäre daher zu befürchten, daß die Beduinen, welche jeden Fremden für einen reichen Mann halten, der Karavane nachsetzten. — Ein ächter Beduine ist auf der Reise beständig und ausschließlich damit beschäftigt, die Fußstapfen zu untersuchen, und er steigt oft von seinem Kameel, um sein Urtheil in dieser Beziehung durch genauere Prüfung zu berichtigen. Es ist oft vorgekommen, daß Kameele von ihren Herren in der Entfernung von 6 Tagereisen bis zu der Wohnung des Mannes, der sie gestohlen hatte, verfolgt worden sind. Viele Geheimnisse sind durch diese genaue Kenntniß der Fußstapfen an's Licht gebracht worden; und ein Beduine kann kaum hoffen, irgend ein Unternehmen zu verbergen, da sein Weg auf der Straße in Schriftzügen verzeichnet ist, die jeder seiner Arabischen Nachbaren lesen kann."

(Notes on the Bedouins and Wahabys by Burckhardt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Montag den 21. Mai 1832.

Frankreich.

Esquisses de la souffrance morale. (Skizzen moralischen Leidens.) Von Ed. Alletz. 2 Bde. Paris 1832.

Moralisches Leiden! Ein schönes Feld, sowohl für den Psychologen als für den Dichter.

Gehöret Ihr zu denen, die, von einem inneren Instinkt angetrieben, die Welt zu studiren und Gott in den Menschen zu suchen, ein gewisses dunkles Gefühl besitzen, vermittelst dessen sie die Seele ergreifen oder vielmehr umfassen, um sich ihrer als eines nicht zu definirenden, aber ungemein zarten Instrumentes zu bedienen, das ihnen alle Töne der inneren Welt deutlich macht, so daß sie das Leben in seinen vorübergehendsten Vibrirungen, wie in seinen entferntesten Harmonieen, wahrzunehmen und das leiseste Klopfen des menschlichen Herzens zu deuten vermögen? Wenn Ihr zu diesen gehöret, so belauschet die Seele mitten in einer ihrer entscheidenden Krisen, zu einer Zeit, wo sie, mit aller Macht sich zusammennehmend und mit Schrecken in ihr Innerstes sich zurückziehend, dem Schmerze in edler Resignation zu widerstehen sucht; oder zu einer Zeit, wo ihr aus irgend einer offenen blutenden Wunde Thränen entstürzen, die sich in Haß und Rache auflösen, und wo sie, müde, gegen die unerträgliche Last anzukämpfen, von der sie gedrückt wird, alles Menschliche abstreift und der sittlichen Gewöhnung Hohn spricht; belauschet sie in einem jener Augenblicke der Erhebung oder des tiefen Falles, und der Berührung Eures geistigen Auges mit jenen zarten Phänomenen werden tausende von leuchtenden Funken entsprühen. Beobachtet, wenn Ihr Gefallen daran findet, die drei eben von Herrn Alletz behandelten Gegenstände: die Gefangenschaft, die schuldvolle Gattin und die Verbannung; nähert Euch mit dem Mikroskop und mit dem psychologischen Skalpirmesser dem inneren Leben jener drei Typen; folget dem gefühlvollen Gefangenen in seine düstere Zelle, in seinen Ideengang und in das Labyrinth von Seelenleiden, unterwerfet die Neigungen und die Gefühlswelt jener schuldvollen Gattin und jenes Geächteten dem prüfenden Urtheil des richtigen Blickes, und ist Euch dieser, wie ich voraussetze, so eigen, wie jener innere Instinkt, den Ihr durch emsige Studien zu vervollkommenen gesucht, so werdet Ihr die Psychologie durch Eure Wahrnehmungen bereichern; Ihr werdet zur Vollendung dieser großen Wissenschaft beigetragen und ein nützliches Werk gethan haben.

Oder, seyd Ihr etwa keine Psychologen, seyd Ihr vielmehr Dichter! O, dann werdet Ihr in jenen trauernden menschlichen Seelen die Saiten auffinden, die nur Eurer Berührung bedürfen, um einen tiefen Ton von sich zu geben, der in allen Herzen wiederklingt. Dem Schmerzensrufe dieser im Leiden sich erhebenden oder von ihm erdrückten Seelen werdet Ihr so süße, natürliche und besänftigende Liedslaute beimischen können! Thut dies, und wenn Ihr von dem ächten poetischen Hauche durchdrungen seyd, wenn der Genius Euren Griffel leitet, werdet Ihr das reiche Buch der Dichtung um eine Seite vermehrt und ein schönes Werk gethan haben.

Wenn Ihr statt dessen jedoch in der Eile des Studiums nur einige unvollkommene Einblicke in die Seele und ihre Verrichtungen gethan und mit halbem Wissen Euch für Psychologen ausgebt; wenn Ihr zugleich, weil Ihr mehr Beruf zum Philosophen als zum Dichter zu haben glaubt — oder Gott weiß, aus welchen Gründen — nur mit einem ganz gewöhnlichen Kunst-Talent Euch begnügt und eben darum auch nur halbe Poeten seyd, so wird es Euch, gleichviel, ob Ihr nun das weite fruchtbare Feld des moralischen Leidens nach allen Richtungen durchstreift, oder auf die drei von Herrn Alletz gewählten Stoffe Euch beschränkt, eben so ergehen, wie es diesem ergangen ist. Wer die Gefangenschaft, die schuldvolle Gattin und die Verbannung gelesen hat, wird unstreitig einigen Einzelnheiten Reiz und Wahrheit zugestehen, aber er wird sich auch fragen, ob der Verfasser wohl aus seinen drei Gegenständen den ganzen philosophischen und poetischen Stoff zu ziehen verstanden, den sie ihm darboten? Die Wissenschaft, so scheint es, hat sich darin an der Poesie und die Poesie wieder an der Wissenschaft versündigt; diese ist hohl und jene geschroben; Abstraction und poetische Beschreibung tödten sich darin gegenseitig, und die Wirkung geht überall verloren. Ihr könnt Euch freilich, wie Herr Alletz, durch geschickte Wendungen des Stils und durch eine gewisse Haltung des Gedankens von dem Gewöhnlichen auszeichnen, aber Ihr werdet darum doch keine Skizzen moralischen Leidens entworfen haben, und Euer Zweck wird zum Theil verfehlt seyn. Ihr werdet, gleich Herrn Alletz, durch ein so gemischtes Werk eine Art von Praludium zur reinen Psychologie und zur reinen Poesie dargestellt haben, aber Ihr werdet einstweilen nichts weiter als ein Semipsycholog und ein Semipoet seyn, und Ihr werdet nichts Anderes produzirt haben als — einen Bastard.

(Rev. Encycl.)

Bibliographie.

École des communes. (Die Schule der Kommunen). Eine Erklärung der Gesetze und Ordonnanzen, Behufs ihrer Vollziehung, zum Gebrauche der Maires und Munizipal-Beamten in Gemeinden von 5000 Seelen und darüber. Erster Jahrgang. 1832. Pr. 13½ Fr.

Appel à l'attention de la France sur la marine militaire. (Aufruf an Frankreich, mit Hinweisung auf dessen Seemacht.) Von Hrn. v. Pradt, ehemal. Erzbischofe von Mecheln. Pr. 2½ Fr.

De la domination française en Afrique. (Von der Französischen Herrschaft in Afrika.) Eine Beantwortung der aus der Occupation Algiers entspringenden vornehmsten Fragen. Pr. 3½ Fr.

Esquisse morale et politique des Etats-Unis. (Moralische und politische Skizze der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von Achille Murat, Bürger der V. St., Oberst der Belgischen Armee und ehemaligem Kronprinzen von Neapel. Pr. 3 Fr.

Nouveau système etc. (Neues System zur Unterhaltung der Landstraßen und Nebenwege.) Vom Architekten J. Graß.

Schweden.

Historische Literatur.

(Fortsetzung.)

In Betreff der Revolution selbst und ihrer nächsten Folgen finden wir nun in der vorliegenden Sammlung folgende allerdings an Werth als historische Urkunden sehr verschiedenartige 20 Dokumente:

1) Bericht über den Ausbruch der Revolution in Wermland, von Gr. Adlersparre, nebst einem Tagebuch über den Marsch der Westarmee von der genannten Provinz nach Stockholm. — 2) Bericht über die in Stockholm vorgefallene Staats-Umwälzung des 13ten März 1809, von dem General Adlercreutz. — 3 und 4) Kürzere ähnliche Aufsätze, der eine von einem Ungenannten, der andere nach mündlicher Mittheilung eines ebenfalls nicht genannten Augenzeugen aufgezeichnet. — 5, 6 und 7) Drei ähnliche Berichte, wovon keiner ohne großes Interesse wird gelesen werden, nämlich von den durch ihre Bildung und durch ihre Stellung im Staate hier sehr kompetenten Berichterstattern: dem Bruder des Grafen Adlersparre, Kanzlei-Rath und Chef des geheimen Archivs, dem oben erwähnten Baron Ehrenheim und schließlich dem General Silversparre, welcher den abgesetzten König zuerst nach Drottningholm und zehn Tage später nach Gripsholm geleitete. — 8) Schließt sich an diese Berichte derjenige an, welchen der Ober-Jägermeister von Greiff „über seinen Antheil an der Gefangennehmung Gustav Adolphs den 13ten März 1809" abgestattet. — 9) Anekdoten von dem Aufenthalt dieses Königs zu Gripsholm. — 10) Die der Revolution von den Reichs-Ständen Schwedens gewährte feierliche Sanction. — 11) Depesche von dem Englischen Minister George Canning an den zu London residirenden Schwedischen Gesandten. — 12) Ein in der offiziellen Zeitung Großbritaniens gegebener Bericht über die Schwedische Staats-Umwälzung. — 13) Aktenstücke, die nach der Revolution vorgenommene Expedition nach Westerbotten betreffend. — 14) Dergleichen über den Aufenthaltsort und die Abreise Gustav Adolphs und seiner Familie. — 15) Dergleichen über die Wahl des Thronfolgers. — 16) Dergleichen über die damals obwaltenden Verhältnisse Schwedens zu den auswärtigen Mächten, welche in den drei letzteren Theilen des Werks das Gewichtigste ausmachen dürften. — Endlich 17—20) Briefe von Verschiedenen an Verschiedene; worunter als die merkwürdigsten die von Carl XIII. vom März bis zum November 1809 fast peststäglich an den Gr. Adlersparre geschriebenen herausgehoben zu werden verdienen, so wie ein noch am 12ten März in Schonen an den unglücklichen König von dem General Toll verfaßter und abgesendeter, der allerdings auch einer gewissen, jedoch tragischen Merkwürdigkeit nicht ermangelt, um so mehr, da dieses empörende Schreiben erst von dem „Gefangenen und Entthronten" in Empfang genommen werden konnte.

Der Herausgeber der vorliegenden Beiträge zur Geschichte erzählt auch unter Anderem in diesem Werke:

„Ein Diplomat, der viele Verbindungen im Auslande unterhält, hat mir (Gr. Adlerspare) versichert, daß bei der Zusammenkunft Alexanders und Napoleons zu Erfurt der Beschluß gefaßt worden sey, daß Schweden unter Rußland und Dänemark vertheilt werden solle, dergestalt, daß künftig der Motala-Strom die Gränze zwischen diesen beiden Mächten ausmachte, nachdem der erstgenannten der östliche und nördliche, der letzteren aber der südliche Theil des vernichteten Schwedens zugefallen." — Wir erlauben uns, hierbei zu bemerken, daß, da ein Mann, wie Gr. Adlerspare, diesen Aussagen (die, wie er erzählt, ihm um Weihnachten 1808 „von einer durchaus zuverlässigen Hand" in einem übrigens die schrecklichsten Nachrichten enthaltenden Briefe mitgetheilt wurden) auch nur so viel Glauben hat beimessen können, daß er es zweckmäßig gefunden, solche bei gegenwärtiger Gelegenheit anzuführen, dieselben auch bis zu einem gewissen Grade beachtungswerth erscheinen.

Für den denkenden Leser dieser Sammlung muß es übrigens ein erfreulicher Umstand seyn, daß aus der Hand beider Haupt-Leiter und Führer der Schweden, d. h. aus der Hand des berühmten Chefs der West-Armee und der des lebhaften, nicht weniger patriotischen Generals Adlercreutz, die zwei hier mitgetheilten (unter Nr. 1 und 2 aufgenommenen) höchst wichtigen Berichte auf die Nachwelt übergehen, nachdem sie durch andere ergänzt und ganz vorzüglich durch Nr. 5, den vom Kanzlei-Rath C. Adlerspare*) verfaßten Aufsatz, vor den Augen der Zeitgenossen und der Nachkommen noch mehr aufgeklärt worden. Jeder Leser, gleichviel welchem Völkerstamme der Erde angehörig, wird in diesen Berichten eine willkommene Geistesnahrung finden, insofern er ein philosophisches oder auch nur ein rein humanes Interesse an den Vorgängen der für die Civilisation (in der höchsten Bedeutung dieses Worts) so wichtigen neuesten Zeit in seinem Innersten trägt. Welches freudige Selbstgefühl erregt es besonders bei dem Schweden, die Palingenesie seines Vaterlandes ganz in der Stille der Gemüther, in der Tiefe des, vielleicht oft ohne klares Bewußtseyn, patriotisch sich sehnenden und strebenden Geistes, unter allen Klassen der Schwedischen Nation schon völlig vorbereitet zu finden in dem Moment, wie sie an Einem Punkte des Staatskörpers, nämlich durch thätige Maaßregeln und Schritte des Heeres, sich als „reifgeworden zum Durchbruche" beurkundete. Graf Adlerspare sagt schon um die Mitte des Jahres 1808: „Die Mitglieder der höheren Stände wie die Bauern, der General wie seine Mannschaft, — Alle schauten einem endlosen Leiden, dem Sturz und dem Untergange des geliebten Vaterlandes entgegen, und schon wurden von den achtbarsten Männern des Staates und des Heeres mehr oder weniger deutliche Winke gegeben, daß Etwas versucht werden müsse, jenes Leiden zu entfernen, diesem Untergang vorzubeugen. Solche Winke wurden schon gegeben und — verstanden. Die beunruhigenden Gerüchte von steigender Gefahr und von immer neuen Plänen wider den König vermehrten sich täglich. Die Hoffnung, daß das Gemüth des Königs noch zur Klugheit und Milde würde zu bewegen seyn, war gänzlich entschwunden; die höchsten Staats-Beamten hatten es erleben müssen, mit großer Härte sich behandelt zu sehen, und Symptome waren zum Vorschein gekommen, welche nicht undeutlich die Absicht verriethen, sich des baaren Bestandes der Bank zu bemächtigen, ein schrecklicher Argwohn, den sich aber am Ende als nichts weniger denn grundlos erzeigte. Der König hatte außerdem noch — schon damals — durch unsinnige Besteuerungs-Projekte und andere dergleichen verwerfliche Anstalten das mit diesem Bedauern verbundene Erstaunen auch der ihm persönlich ergebensten und treusten Rathgeber erregt und jeden vernünftigen Versuch, ihn zur Besonnenheit zurückzurufen, mit eiserner Unbiegsamkeit vereitelt. Man sah also mit Schauder den Moment in starken Schritten sich nähern, da Schweden seinen alten glorreichen Namen verlieren, da es aufhören sollte, ein selbstständiger Staat zu seyn, da seine braven Einwohner sich eines Vaterlandes nicht ferner sollten zu erfreuen haben."

Als, solchen Betrachtungen zufolge, nach einer in tiefster Trauer durchwachten Nacht Graf Adlerspare, — der übrigens, nach seiner eigenen ausdrücklichen Versicherung, anfangs weniger lebhaft als mancher andere Wohldenkende in dem unglückseligen mit dem politischen Tode bedrohten Lande zu irgend einem Gewaltschritt geneigt gewesen,**) — als, sagen wir, der Patriot endlich seinen unwiderruflichen Entschluß gefaßt, alle ihm zu Gebot stehende, alle ihm je erdenkliche Mittel zur Unterstützung derer, die Schweden thätig retten wollten, anzuwenden, sagte er sich auch sogleich in dem nämlichen Augenblicke, daß der Erfolg nicht zu bezweifeln sey. Seine Aeußerung darüber lautet folgendermaßen: „Das Gelingen meines Vorhabens war mir sogleich verbürgt durch meiner Kriegsbrüder Muth, Vaterlandsliebe und persönliches Vertrauen zu mir, wovon das Andenken nie aus meinem Herzen wird getilgt werden können!" Diese Voraussetzung hat ihn auch in der That keineswegs getäuscht. Er erzählt sogar von den gemeinen Soldaten in seinem kleinen Heere: „Unter langen und scharfen Tagesmärschen (nach Stockholm, von der Norwegischen Gränze aus) brach die Begeisterung der Soldaten so herrlich hervor, daß ich und jeder andere Augenzeuge in Verwunderung gerieth; sie warfen unter unaufhörlichem jauchzenden Hurrah! nicht nur die Hüte, sondern auch die Gewehre in die Luft, und Freude blitzte aus den Augen." Diesen Gefühlen der Krieger entsprachen auch vollkommen die der übrigen Landeseinwohner, wovon rührende Züge angeführt werden. In der kleinen Stadt Carlstad z. B. war die Einquartirung sehr drückend; es gab einzelne Häuser, die genöthigt wurden, 30 bis 40 Mann aufzunehmen. Nichtsdestoweniger zeigte ein Jeder daselbst nur Freude und Wohlwollen; man übte gegen die Soldaten eine Freigebigkeit, weit über Pflicht und Gewohnheit hinaus. So sah man an einem anderen Orte die Ausrüstung als unmöglich an, da die Gegend der Provinz für allzuarm galt, um die nöthigen Pferde herbeischaffen zu können, allein ein Courier meldete alsbald von einem höheren Beamten, daß die große Bereitwilligkeit der redlichen Einwohner jedem Soldaten ein Pferd besorgt habe. — Stündlich erlebte man es, daß Bauern sich schaarenweise an der Landstraße einfanden und mit treuem Handschlag den Soldaten für dasjenige, was diese zu ihrer (der Bauern) Rettung jetzt wagten, aufs herzlichste dankten. — Daß auch in den höheren Ständen dieselbe patriotische Denkart lebendig war, darf nicht bezweifelt werden; so z. B. fand sich eine Privatperson vom Militair aus eigenem Antrieb mit der angebotenen Gabe von zehn Tausend Reichsthalern ein. Und solcher Züge werden noch Viele erzählt. Dies aber sey genug, um von dem Schwedischen Nationalgeist eine dem Menschenfreund willkommene Andeutung gegeben zu haben.

Einen zu diesem wichtigen politischen Zeitmoment gehörenden nicht uninteressanten Charakter-Zug des Mannes, der später zum Erben des Schwedischen Thrones erwählt wurde, jedoch damals höchst wahrscheinlich hiervon nicht die entfernteste Ahnung hegen konnte, liefert, wie es dem Ref. scheint, folgender mit den Worten des Gr. Adlerspare erzählter Vorgang:

„Bevor ich mit den Wermländschen Truppen von Carlstad nach Stockholm aufbrach, hatte ich geglaubt, nicht unterlassen zu dürfen, dem General Staffeldt, der in Norwegen an der Schwedischen Gränze den Befehl führte, eine Antwort auf die Frage abzufordern: was man unter den eben jetzt obwaltenden Umständen von Seiten des Feindes zu erwarten habe? Froh theile ich hier die von diesem General und mit Autorisation des Prinzen von Augustenburg erlassene Antwort mit: „„Da der Krieg zwischen Schweden und Dänemark nicht national, sondern nur zufolge des Zwistes der Monarchen geführt worden sey, so würde die Schwedische Nation, von dem Augenblick an, daß ihre Bewegungen innerhalb des Reichs den Frieden im Norden bezweckten, als Bundesgenossin der Dänischen zu betrachten seyn. Diesem gemäß, mache sich der General Staffeldt anheischig, die Entfernung der Schwedischen Truppen von der Gränze zu einem Einfall in Schweden nicht zu benutzen, und verspreche in dem Fall, daß die Bewegungen Rußlands oder Frankreichs eine Invasion unvermeidlich machten, zehn bis zwölf Tage vor Anfang der Feindseligkeiten den Schwedischen Heerführer davon zu benachrichtigen."

Der Bericht Nr. 6 ist von dem Baron Ehrenheim, damaligem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einem Manne, aufgesetzt, welcher der allgemeinsten Hochachtung damals und immer wohlverdient genoß, welchen auch Gr. Adlerspare, ungeachtet mancher einzelner Verschiedenheit der Ansichten, „einen biederen ehrenfesten, redlichen und mit großer Geistesbildung ausgerüsteten Staatsmann" nennt. Dieser auch durch die stilistische oft an das Gebiet des Naiven streifende Lebendigkeit sehr anziehende Bericht ergänzt alle diejenigen anderen, welche sich mit den in der Hauptstadt selbst vorgefallenen Ereignissen im März 1809 beschäftigen. Eine Stelle daraus wollen wir anführen, der kein feinfühlender Leser seine Theilnahme versagen wird. Baron Ehrenheim spricht eigentlich von seiner ersten Aufwartung bei dem Herzog Karl von Südermannland, gleich nach der bekannt gewordenen Gefangennehmung des Königs, am nämlichen Tage noch; wobei auch der Hof-Kanzler Herr von Zibet gegenwärtig war. „Herr von Zibet," sagt der Verfasser, „beurlaubte sich nicht bei dem Herzog, ohne vorher mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit erzählt zu haben, wie er so eben, beim Hinaufgehen durch das Schloß in das Gemach des Königs hineingerathen, im ersten Augenblick geglaubt habe, er befinde sich im Pariser Tempelthurm, so unanständig und rücksichtslos habe man sich gegen die Person des Königs betragen. Im Gemach herrschte die gräulichste Unordnung. Die Toilette der Königin habe in der Mitte desselben auf der Diele gestanden. In einem Lehnstuhl daneben befand sich der kranke König, mit dem Hut auf dem Haupte, blutig an einem Rockzipfel und an der Hand. Als nach einer Anrede des Hof-Kanzlers der König sich kaltes Wasser hatte reichen lassen und ein heftiges Erbrechen, an dem er litt, aufgehört hatte, befand er sich so entkräftet, daß er kaum die Augen offen zu halten vermochte. Dicht bei seinem Sitze stand der Kammerjunker Vorgensterna. Uebrigens war das Zimmer mit einer Menge dem Hof-Kanzler meistens unbekannter Menschen angefüllt, die zum Theil unsauber, in Ueberröcken gekleidet, dort auf und nieder spazierten, sich nachlässig in die Sessel warfen u. s. w. Eine Weile hatte Herr von Zibet gerührt und unwillig diesem widerlichen Auftritte zugesehen. Von Mehreren der Anwesenden sey er dabei mit ziemlich unfreundlichen Blicken betrachtet worden. Darauf zu Sr. Königlichen Hoheit sich begebend, habe er dies berichtet und hinzugefügt: Der Herzog werde sich erinnern, daß es dem Kommandanten der Bastille verboten wurde, sich in Gegenwart der eisernen Maske zu setzen; mit größerem Grunde scheine eine solche Rücksicht demjenigen erwiesen werden zu müssen, der noch vor Kurzem Monarch gewesen; Se. Königl. Hoheit denke auch viel zu edel, um auf eine große Bürde noch einen Stein werfen zu wollen. Man sah den Herzog gerührt und erschüttert; er befahl sogleich, daß der General Adlercreutz alle Eindringlinge aus

*) Auf eine diesem Manne eigenthümliche, sowohl von jedem Einfluß der Brüderliche, als von jeder persönlichen Einseitigkeit völlig unabhängige, liberale Art hat der Herr Kanzlei-Rath C. Adlerspare seinen Gegenstand ehrlich und kräftig beleuchtet.

**) Dies ist seine eigene Angabe des Grundes: „Weil ich es von jeher als etwas sehr Gefährliches angesehen, wo und unter welchen Umständen es auch sey, eine zu Bestand und Festigkeit schon gediehene Staats-Verfassung zu erschüttern, da die einmal begonnene Umwandlung so leicht allgemeine Verwirrung und Zerstörung zur Folge haben kann."

dem Gemach des Königs sollte hinausweisen lassen, was unverzüglich bewerkstelligt wurde. — Als zur nämlichen Stunde der ebenfalls bei dem Herzog anwesende Feld-Marschall Klingspoor bemerkte, wie dringend es die Nothwendigkeit heische, daß über den künftigen Aufenthaltsort des abgesetzten Königs etwas bestimmt würde, und dazu das Schloß zu Gripsholm vorschlug, so erbat sich Herr v. Zibet, bevor noch der Herzog etwas erwiedern konnte, die Erlaubniß, über diesen Gegenstand eines heiligen Zartgefühls einige Worte äußern zu dürfen; er sey nämlich, sagte er, tief überzeugt, daß auch in diesem Punkte Se. Königl. Hoheit, weit entfernt, den schweren Leiden des Königs noch neuen Seelenschmerz hinzufügen zu wollen, im Gegentheil geneigt sey, ihm jede erdenkliche Linderung zu gewähren; er müsse daher bitten, daß es nicht übersehen werden möchte, wie der bloße Name Gripsholm in dem Könige eine glühende Qual hervorrufen werde, durch die Erinnerung an das tragische Schicksal, welches dort früher schon einen Schwedischen König betroffen. Herr v. Zibet äußerte die Meinung, der König werde mit aller Sicherheit auf dem Stockholmer Schlosse bewacht werden können, während er hier zugleich Gelegenheit fände, seine Familie zu sehen und mit ihr zu leben, — ein Trost, von welchem nie vermuthet werden dürfte, daß derselbe von seinem Oheim ihm könne versagt werden. Hier fiel in heftigem Tone der General Adlercreutz mit der Bemerkung ein, daß die ganze Sache später entschieden werden könne. Der Hof-Kanzler behauptete das Gegentheil, die Sache müsse gerade jetzt abgemacht werden, denn, wenn der König schon nach einem entfernten Orte abgeführt worden, sey es zu spät. Bedutsam wagten einige Anwesende, Winke zu geben, daß sie ungefähr eben so dächten. Der Herzog schien unentschlossen und äußerte am Ende, er müsse die Sache erst genauer erwägen."

Daß einige, wie es scheint, unbedeutende Dokumente in diese Sammlung mit aufgenommen worden, beruht wohl auf dem Umstande, daß der Herr Herausgeber besser, als der Ref. und andere Leser, den Werth und Unwerth der bei der Revolution hervorgetretenen einzelnen Erscheinungen, in Beziehung auf den Verlauf des Ganzen, von Grund aus wird beurtheilen können, da er der hellsehendste und thätigste unter den Handelnden, die an diesem wichtigen Drama Theil genommen, gewesen ist.

Dagegen haben die Nummern 10, 11 und 12 eine größere politische Wichtigkeit. Die von den Reichs-Ständen der Revolution feierlichst aufgedrückte Sanction ist von historischem Werth. — Das Schreiben des Englischen Ministers, G. Canning, und der offizielle Zeitungs-Artikel aus London können auch nicht verfehlen, mancherlei Reflexionen des Lesers hervorzurufen.

Aus den Nummern 14 und 15 ersieht man, daß die beiden Fragen: über den künftigen Aufenthaltsort des entthronten Königs und seiner Familie, und über die Wahl eines Thron-Erben, auf eine dem Zeitmoment durchaus angemessene und in jeder Rücksicht würdige, die Nation nicht entehrende, Weise behandelt worden sind.

So wird auch ein Jeder, der über schwierige politische Verhältnisse nachgedacht und je an dem Schicksal Theil genommen hat, nicht ohne Vergnügen in der Nummer 16 das Nähere erfahren über den äußerst delikaten, nicht ohne große Geschicklichkeit durchzuführenden und am Ende auch siegreich abgemachten diplomatischen Kampf, der noch unvermeidlich war, um mit dreien Feinden, von zwar sehr ungleichem Gewichte, aber doch immer für das ermattete Schweden gegenwärtig sehr lästig, zu einem sicheren Friedens-Abschlusse zu gelangen.

Unter den hier gemeinten drei Mächten erregte vielleicht die kleinste gerade die größten Schwierigkeiten. Schon die Art, wie die Wahl des Prinzen von Augustenburg zum Schwedischen Thron-Erben in Dänemark angesehen wurde, mußte Erstaunen und Verlegenheit erwecken. Der König von Dänemark beklagte sich, nicht vorher befragt worden zu seyn. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Kopenhagen schreibt an den Schwedischen ausdrücklich Folgendes: „Cet évènement (die Wahl) n'a pu dans les circonstances présentes que devenir pour le Roi (de D.) l'objet d'une surprise extrême; c'est un fait tellement extra-ordinaire, que l'histoire n'en présente un second exemple." Als Grund wird die „circonstance présente" vorzüglich hervorgehoben, daß die Schwedischen Reichsstände dem Prinzen ihr Zutrauen in einem Augenblicke schenkten, da er sich noch an der Spitze eines gegen Schweden aufgestellten Heeres befand, da er mithin noch den Beruf hatte, die nämliche Nation, die ihm einen so glänzenden Beweis ihrer Verehrung und ihres Vertrauens gab, feindselig anzugreifen und zu bekämpfen. — Inzwischen wurde, wie bekannt ist, nach manchen verlorenen Debatten in Jönköping, auch mit dieser Macht der dem blutenden Schweden so unentbehrliche Friede geschlossen. — Ueber den Abschluß des nämlichen erfreulichen Verhältnisses mit Rußland befindet sich hier unter Anderem die Abschrift eines eigenhändigen Briefs von Napoleon an den Kaiser Alexander. Auch mit dem Ersteren kam bald der Friede zu Stande.

Die vorliegende Sammlung enthält außerdem noch manches Andere, was ein Licht auf die so mannigfaltig verwickelten Verhältnisse Schwedens wirft, welches im damaligen Zeitmoment am allermeisten beunruhigt wurde, durch sein — wenn der Ausdruck erlaubt wäre — In-der-Klemme-sitzen zwischen Frankreich und England.*)

Sueeus.

Bibliographie.

Childe Harolds Pilgrimsfärd. (Childe Haroldʼs Pilgrimsfahrt, von Lord Byron.) Uebersetzt von A. F. Skiöldebrand [dem Uebersetzer des Tasso]. Pr. 1 Rdr. 8 Sk. Die Uebersetzung wird im Stockholmer Aftonblad ungemein gerühmt.

Arwid Gyllenstierna. — Erzählung aus der Zeit Karl's XII., von van der Velde. Aus dem Deutschen übersetzt. Fünfte Auflage. Pr. 1 Rdr. 32 Sk.

Läro-Bok för Begynnare uti Allmänna Historien. (Lehrbuch für Anfänger in der Weltgeschichte.) Herausgegeben von E. M. Fant. Achtzehnte Auflage. Pr. 12 Sk.

Fäderneslandets Historia. (Vaterländische Geschichte, im Auszuge.) Von J. Ekelund.

Historiske Bibliothek. (Historische Bibliothek.) Herausgegeben von Hjertmann und Bellin. [Ist eine Uebersetzung der bei Hilscher in Dresden erschienenen historischen Taschen-Bibliothek.] Zweiter Theil. Enth. Philippi's Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

*) Einzelne interessante Auszüge aus diesem wichtigen Geschichtswerke werden wir später mittheilen. Die Beurtheilung des in der Einleitung dieses Artikels erwähnten statistischen Werkes erfolgt in einer der nächsten Nummern. D. R.

England.

Ursprung der Sitte des Glückwünschens beim Niesen.

Polydorus Virgilius versichert, es habe zur Zeit Gregor's des Großen im Jahre 591 eine heftige epidemische Krankheit in Italien geherrscht, und die daran befallenen Personen seyen am Niesen gestorben; um nun die Fortschritte der Krankheit zu hemmen, habe der Papst Gebete und Gelübde verordnet, und daraus sey die Sitte entstanden, beim Niesen: „Helf' Gott!" zu sagen. Aber dieser Gebrauch bestand schon in viel früherer Zeit. Man findet ihn im ganzen Alterthum, in jedem Theil der alten Welt, und als die Seefahrer die neue entdeckten, trafen sie ihn auch dort an. Von den Schriftstellern, welche nach dem Ursprung desselben geforscht haben, schreibt ihn der Eine dieser, der Andere jener Veranlassung zu, die sie theils aus der Religion, theils aus der Moral oder der Natur herleiten. Folgendes ist eine Zusammenstellung der interessantesten Angaben, die sich über diesen Gegenstand vorfinden; man hat dieselbe einem Gelehrten zu verdanken, der sich viel mit Untersuchungen über den Ursprung von Sitten und Sprüchwörtern des Alterthums beschäftigte und die verlorenen oder vom Staub der Jahrhunderte verdeckten Spuren derselben aufzufinden suchte.

Als unser Aller Vater, Adam, in Folge seines Ungehorsams sterblich geworden war, beschloß, so sagen die Rabbinen, Gott in seiner Weisheit, daß der Sünder einmal in seinem Leben niesen sollte, und das gerade in dem Augenblick, wo er den Geist aufgeben würde. Bis auf Jakob, fügen sie hinzu, gab es keine andere Art des natürlichen Todes unter dem Menschengeschlecht. Dieser Erzvater aber, der auf solch ein Ende nicht so gefaßt war, als seine Vorfahren, und, so oft ihm das Niesen ankam, jedesmal fürchtete, es sey um ihn geschehen, erlangte vom Herrn die Zurücknahme jenes Beschlusses; er nieste, und siehe da, zum großen Erstaunen Aller, die es hörten, blieb er dennoch am Leben. Indeß wurde doch nicht alle Besorgniß wegen des Niesens durch dies Wunder verscheucht; man dachte, die Wirkung sey vielleicht nur suspendirt, und als Gegenmittel nahm man daher zu frommen Wünschen seine Zuflucht. Diese Gebete waren so wirksam, daß das Niesen nun nicht mehr ein Zeichen der Vernichtung, sondern des Lebens war. Von dieser Zeit an begannen die Kinder zu niesen, sobald sie auf die Welt kamen; und der Sohn des Sunamiten, als ihn Elisa von den Todten erweckt hatte, bezeichnete seine Auferstehung durch siebenmalige Wiederholung dieser unwillkürlichen Erschütterung.

Es möchte schwer halten, in dieser Ueberlieferung irgend einen vernünftigen Sinn aufzufinden, denn die Rabbinen machen sich kein großes Gewissen daraus, Räthsel ohne Auflösung zu geben. Was die Mythologen über eben diesen Gegenstand glauben, ist schon annehmlicher und zeugt von weit mehr Phantasie. Als Prometheus, sagen sie, seine Gestalt aus Thon gebildet hatte, entwandte er heimlich Feuer vom Himmel, um sie zu beleben; er brachte es in einer hermetisch verschlossenen Phiole herab und öffnete diese unter der Nase seiner Statue, damit sie den Aether einathmen sollte. Sobald das göttliche Phlogiston seinen Weg ins Gehirn nahm, schüttelte die Figur das Haupt und nieste zu gleicher Zeit. Prometheus in der Entzückung rief aus: „Wohl bekomm' es dir!" und dieser Wunsch machte einen so tiefen Eindruck auf das neu geschaffene Wesen, daß es ihn nie vergaß, sondern stets seinen Nachkommen bei ähnlicher Gelegenheit wiederholte, so daß er auf diese Weise bis auf unsere Tage gelangte. Diese scharfsinnige Dichtung beweist wenigstens, daß die Geheimnisse der Elektrizität, wovon sie eine Allegorie ist, auch in den frühesten Zeiten nicht unbekannt waren; aber freilich wird die uns vorliegende Frage dadurch noch nicht entschieden.

Aristoteles und andere Philosophen wollten die Auflösung darin finden, daß man in alter Zeit dem Haupt, als dem edelsten Theil der menschlichen Gestalt, eine religiöse Verehrung erwiesen habe, indem man es zugleich als den Sitz der Seele betrachtete, dieser stofflosen und denkenden Kraft, eines Ausflusses der Gottheit selbst, welcher daher auch das Gehirn geweiht war. Aus diesem Grunde, versichern sie, erstrecke sich die Ehrerbietung selbst bis auf das Niesen.

Die Siamesen hegen eine ganz andere Meinung; sie glauben, in ihrer Hölle seyen stets mehrere Richter mit Lesen in einem Buche beschäftigt, worin alle Sünden der Menschen, die dereinst vor ihrem Richterstuhl erscheinen müssen, verzeichnet ständen; der Oberrichter, Namens Prapomppaban, schlage beständig die Blätter dieses Buches um, auf denen die letzte Stunde eines jeden menschlichen Wesens aufgeschrieben sey; und die Personen, deren Namen er verlese, könnten dann nimmer umhin, augenblicklich zu niesen. Dieses Niesen ist für sie ein unglückliches Zeichen und für die Mit-

leidigen eine Aufforderung, das Erbarmen ihrer Gottheiten zu deren Heil anzuflehen.

Avicenus und Cardanus halten das Niesen für eine Art von Krampf, der zuweilen in epileptische Zufälle ausarten könne; und ihrer Versicherung nach, haben die dabei üblichen Wünsche keinen anderen Grund, als die Furcht vor solcher Krankheit.

Nach anderer Aerzte Meinung ist es in gewissen Krankheiten eine günstige Krisis und fast immer ein Beweis von dem Wohlbefinden des Gehirns, weshalb die Hörenden stets dazu Glück wünschten.

Ein ungenannter Schriftsteller hat folgende Hypothese aufgestellt: „Unter den neugeborenen Kindern befinden sich oft solche, die mehrere Minuten nach ihrer Geburt noch nicht athmen; andere liegen völlig wie todt da, so daß man scharfe Flüssigkeiten anwenden muß, um sie ins Leben zu rufen. Immer aber ist die erste Wirkung der Luft auf sie und das erste Lebenszeichen, welches sie von sich geben, ein Niesen. Diese krampfhafte Zuckung scheint sie plötzlich aus ihrem Schlaf zu erwecken; dann erst beginnt das Athemholen und die vollkommene Harmonie und freie Thätigkeit aller Organe. Daher hat ein Vater, was er auch immer Höchstes erstreben oder Aeußerstes fürchten mag, stets nur den einzigen Wunsch — einen Wunsch, den er wiederholen oder in seinem Herzen wieder auffrischen wird, so oft er das Kind niesen hört — daß es lange leben möge, daß Gott der Herr ihm helfe. So ist dieser anscheinend nichtssagende, lächerliche, seltsame und unerklärliche Gebrauch das Bild und der Ausdruck der reinsten Empfindung, hervorgerufen von dem rührendsten Gemälde der Natur; es ist eine Andeutung des zartesten Gefühls und der unwiderstehlichen Liebe des Menschen zu seinem theuersten Werk; es ist ein Denkmal der ersten Kette, welche die Neigung um ein neues Mitglied der Gesellschaft schlang, des ersten Bivats, das aus der Menschen Munde ertönte. Endlich ist diese Sitte, wie man sie auch erklären mag, die allgemeinste Aeußerung der väterlichen Zärtlichkeit, der kindlichen Liebe, der brüderlichen Freundschaft und aller jener zärtlichen Neigungen des Menschen in dem goldenen Alter der Welt, und dieses Zeitalter wird, wenigstens in dieser Hinsicht, für fühlende Herzen ewig dauern."

Aus dem Angeführten ist so viel klar, daß der Gebrauch, den Niesenden Glück zu wünschen, so mancherlei Ursachen er auch zugeschrieben wird, doch einer der ältesten, ausgebreitetsten und unveränderlichsten ist. Daß er ein solcher werden konnte, hat zweifelsohne einen tieferen und nothwendigeren Grund, als den der bloßen Höflichkeit; denn als eine solche würde er durch Zeit, Ort und Sitte den verschiedensten Umgestaltungen unterworfen worden seyn und hätte sich nicht überall hin, von Jahrhundert zu Jahrhundert und in so übereinstimmender Form fortpflanzen können. Man muß nothwendig den Einfluß eines tief im menschlichen Gemüth wurzelnden Aberglaubens dabei annehmen, der sich von Anfang an entweder halb wider Willen des Geistes, oder ohne daß er sich dessen bewußt war, oder auch vermöge der stets mit ins Spiel kommenden Leidenschaften behauptete. Solcher Aberglauben wurde dann von den Gesetzgebern unterstützt, weil sie darin nichts Unziemliches sahen. Als Beweis davon dient nachstehende Vorschrift des Sadder, eines Auszuges aus dem Zenda Vesta des Zoroaster, einem der ältesten Bücher der Welt: „Sage Aschunovar und Aschim Buhu, wenn Du Jemand niesen hörst."

Es möge nun hier eine Untersuchung der Vorstellungen folgen, welche sich bei verschiedenen alten und neueren Völkern an das Niesen knüpften, und der Gebräuche, zu denen es Veranlassung gab. Die Aegypter, Griechen und Römer betrachteten es als eine göttliche Warnung in Bezug auf die Art, wie sie sich unter gewissen Umständen zu verhalten hätten, und als eine oft günstige, oft unglückliche Vorbedeutung für die Ereignisse ihres Lebens. Sie hatten Astrologen, welche ein Geschäft daraus machten, die Bedeutung desselben nach Ort, Zeit und Stunde, wo und wann es geschah, zu erklären; dabei achteten sie auch auf das größere oder geringere Geräusch, womit es sich äußerte, und auf die Richtung des Hauptes, aus dem es hervorbrach. Sah man darin ein glückliches Zeichen, so wurden den Göttern Dankgebete dargebracht, und man beeilte sich, die theuersten Angelegenheiten schnell abzumachen; deutete es aber auf nichts Gutes, so enthielt man sich jeder wichtigeren Unternehmung, blieb daheim und aß nicht, bis der Zauber durch gewisse religiöse Gebräuche gehoben war, oder dadurch, daß man sich freiwillig einer geringeren Unannehmlichkeit unterzog, um die gefürchtete größere zu vermeiden und die Götter zu versöhnen. Dichter und Geschichtschreiber haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, viel dergleichen Vorurtheile zu erzählen, und wenn es nöthig wäre, Beispiele anzuführen, so würde es an berühmten Autoritäten nicht fehlen.

Als Penelope, von den Freiern bestürmt, zu den Göttern um die Rückkehr des Ulysses flehte, nieste ihr Sohn Telemach so heftig, daß das Dach des Palastes davon erzitterte; und von diesem Augenblick an überließ die keusche Fürstin sich der Freude und zweifelte nicht mehr an der Erfüllung ihrer Gebete, obgleich dieselben lange vergeblich gewesen waren.

Die Athener waren einst auf einer Expedition zur See um ihre glückliche Heimkehr besorgt, weil Timotheus geniest hatte. „Wie," sagte dieser zu ihnen, „wundert ihr euch darüber, daß unter Tausenden ein Mann den Schnupfen hat?"

Während Xenophon seinen Truppen vor einem gefährlichen, aber nothwendigen Unternehmen Muth einsprach, nieste ein Soldat. Die Armee in der festen Ueberzeugung, daß die Götter seine Nase, die ohne Zweifel von ziemlichem Betracht war, auserwählt hätten, um das Signal zu Kampf und Sieg zu gleicher Zeit zu geben, und vielleicht mehr durch dies Prognostikon als durch die Beredsamkeit ihres Führers angefeuert, brachten der guten Glücksgöttin sogleich ein Opfer dar und trotzten kühn und vertrauensvoll allen Gefahren.

Wenn man etwa glaubt, daß Sokrates durch Studium der Philosophie und Ueberwindung seiner Leidenschaften der weiseste der Menschen geworden sey, so befindet man sich sehr im Irrthum; denn Plutarch in der Schrift über den Sokratischen Genius erzählt uns, daß er diesen Vorzug hauptsächlich dem Niesen zu verdanken hatte, wodurch sein Genius gewarnt wurde.

Einer Sage zufolge, niese Cupido bei der Geburt jeder Schönen und bestimmte sie dadurch zur Theilnahme an den Huldigungen, welche die Sterblichen der Venus und den Grazien zollen. Daher war das größte Kompliment, das ein Römischer Stutzer seiner Geliebten machen konnte, zu ihr zu sagen: „Amor hat dir zugenieft." (Sternuit tibi amor.)

Dem Niesen war es zuweilen vorbehalten, die Wildheit der Tyrannen zu zähmen. Tiberius ward leutselig, wenn er zu einer günstigen Zeit geniest hatte, und er fuhr dann in einer Kutsche in den Straßen umher, um die Glückwünsche seiner Unterthanen entgegenzunehmen.

Diese Höflichkeitsbezeigung fand nicht nur gegen Andere statt, sondern es gab auch Individuen, die sie gegen sich selbst beobachteten. Martial spricht von einem Prollus, dessen Nasenspitze so weit von seinen Ohren entfernt gestanden habe, daß der Arme sich nicht niesen hören und also den üblichen Wunsch sich selbst zu Ehren nicht äußern konnte.

Der Verfasser der „Geschichte der Eroberung von Peru" erzählt, daß, wenn der Kazike von Guachoia oder Guacaja niese, alle Indianer durch öffentliche Signale von dem glücklichen Ereigniß benachrichtigt wurden, damit sie sich zu Ehren ihres Gebieters zu Boden würfen und die Sonne anflehten, ihn zu beschützen, zu erleuchten und immerdar mit ihm zu seyn.

„Wenn der König von Monomotapa niest," sagt Helvetius, „so müssen alle Hofleute ebenfalls niesen, und indem so das Niesen vom Hof in die Stadt und von der Stadt in deren Umkreis weiter geht, scheint es, als sey das ganze Reich von einem allgemeinen Schnupfen befallen."

Bei dem König von Sennaar geht es anders zu, aber wo möglich noch spaßhafter. Sobald dieser Fürst niest, kehren ihm mit einer plötzlichen Wendung auf einem Fuß alle Anwesende den Rücken und schlagen sich auf die rechte Seite. Ihrer Versicherung zufolge, hängt das Wohl des Staats an diesem Manöver. Man lacht darüber, und doch machen wir es oft von Dingen abhängig, die, wenn sie auch ernster aussehen, doch eben so lächerlich sind.

Die Wiedertäufer und Quäker haben diese dem Niesen dargebrachte Huldigung verbannt. Was sie aus Sektirergeist und Sonderbarkeit thaten, geschieht jetzt in der großen Welt, um Vertraulichkeiten zu vermeiden und sich nach dem guten Ton zu richten, der es nicht erlaubt, daß man zu Jemand sage: „Gott helfe Dir!" Nur dem Armen, den man von der Thür weist, wünscht man noch Gottes Beistand und heißt ihn in Gottes Namen gehen. (Observer.)

Bibliographie.

On wills, executors, and administrators. (Ueber Testamente, deren Vollstrecker und Verwalter.) Von Powell. Pr. 3½ Sh.
On cupping. (Ueber das Schröpfen.) Von Hills. Pr. 3½ Sh.
On the spine. (Ueber das Rückgrat.) Von Stafford. Pr. 10½ Sh.
Topographical dictionnary. (Topographisches Lexikon von Canada). Von Vouchette. 4. Pr. 28 Sh.
Waterloo. — Ein Gedicht. Pr. 5 Sh.
Stanley Buxton — Erzählung von John Galt. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
Country houses. (Die Landhäuser.) Roman in 3 Bden. Pr. 31½ Sh.
A tale of the Tories. (Das Mährchen von den Tories.) Pr. 2½ Sh.
A million of facts. (Eine Million Thatsachen.) Von Phillips. Pr. 8 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Eine Tigerkatze als Hausthier.** Mehrere Engländer aus Bombay besuchten eines Tages die ungeheure Tempelhöle auf der Insel Elephante, als sie plötzlich in einem finsteren Winkel des Gebäudes einen jungen Tiger bemerkten. Sie suchten das Junge zu stehlen, ohne der Wuth seiner Mutter zu begegnen, nahmen es also rasch und behutsam fort und eilten davon. Man ließ ihm vollkommen Freiheit und reichte ihm tüchtige Nahrung; so kam es, daß der Tiger schnell heranwuchs, aber sich zahm und schmeichelnd wie ein Hund zeigte und in jeder Hinsicht einem Hausthier glich. Doch als er schon eine ziemliche Größe erreicht hatte und anscheinend noch immer seine Sanftmuth beibehielt, fing er mit einem Male an, Schrecken einzuflößen, indem er mit fürchterlicher Heftigkeit über ein Stück rohes und blutendes Fleisch herfiel, das ihm zufällig in den Weg kam. Bis dahin hatte man nämlich mit großer Sorgfalt alle rohe Fleischspeise von ihm fern gehalten. Aber von dem Augenblick an, wo es seine Zunge in Blut getaucht hatte, schien das Thier wie von einer Tollwuth ergriffen; ein böses zerstörendes Prinzip, das bisher in ihm geschlummert hatte, war erwacht; der Tiger schoß mit grimmigen und funkelnden Augen auf seine Beute und zerriß sie heulend und brüllend in Stücken. (Brown's anecdotes.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Mittwoch den 23. Mai 1832.

Frankreich.

Jules Janin und die Pariser Kritiker.

Bei Gelegenheit einer Beurtheilung von Janin's „Barnave.“ *)

Barnave, nämlich das Buch, erregte bei seinem Erscheinen großes Aufsehen; von den Freunden des Verfassers mit emphatischem Lobe angekündigt, von seinen Feinden als ein Pamphlet gegen den jetzigen König verschrieen, von der Partei der Bewegung wegen der nicht sonderlich schmeichelhaften Schilderung des Pöbels der Revolution getadelt, dagegen mit wohlwollender Nachsicht in bezahlten Artikeln angezeigt, hat dieses Buch als literarische Arbeit noch keine gewissenhafte Beurtheilung erfahren. Man hat in unbestimmten Ausdrücken von dem originellen Talent des Verfassers, von dem Glanz seines Stils gesprochen, hat die politische Farbe seines Werkes gelobt oder getadelt, aber Niemand hat daran gedacht, die allgemeine Tendenz desselben von dem Gesichtspunkte der Kunst aus zu betrachten, Niemand hat die Fehler hervorgehoben, deren es zahlreiche, in die Augen springende und man kann sagen monströse besitzt. Der Grund liegt darin, daß die literarische Kritik in jetziger Zeit von ihrer Würde tief herabgesunken ist. Sie hat Unabhängigkeit, Tiefe, Umfang, Unparteilichkeit, gewissenhafte Prüfung, kurz Alles verloren, um sich zur demüthigen Dienerin der politischen Leidenschaften, des Parteihasses, der Coterien und der Geldspeculation zu machen. Die Sache geht so weit, daß die Ankündigungen, selbst in den besten Blättern, nur ein Blendwerk, ein Köder für leichtgläubige Leser sind. Ist das Lob nicht erkauft, so führt doch Gefälligkeit, Freundschaft, Gunst oder gegenseitige Willfährigkeit, als Folge eines stillschweigend geschlossenen Vertrages zwischen Schriftstellern, die gleich sehr nach Erfolg streben, dabei die Feder. Aufrichtig gesprochen, glaube ich, daß die ächte Kritik in Paris nicht bestehen kann; der literarische Erfolg ist dort zu glänzend, zu leidenschaftlich, zu sehr mit der Kopfschwindel verursachenden Trunkenheit der Eigenliebe überladen, als daß Unparteilichkeit möglich wäre. Das Werk eines eben erst auftretenden Schriftstellers angreifen, heißt sein Leben selbst angreifen, und nur ein Feind ist dessen fähig. Hieraus entspringt der doppelte Fehler zu leicht ertheilten Lobes von Seiten der Freunde und bitteren, persönlichen, gereizten Tadels von Seiten der Feinde des Verfassers. Zwischen diesen beiden Extremen geht die verlassene Kunst unter.

Um sich eine Vorstellung von der Lobhudelei der Freunde des Herrn Janin zu machen, werfe man nur einen Blick auf drei im Figaro vom 16. und 25. September und 26. Oktober v. J. erschienene Artikel. Der erste ist von Michel Raymond unterzeichnet und die übrigen scheinen aus derselben Fabrik zu seyn. Für diejenigen, die es noch nicht wissen, ist es dienlich, zu bemerken, daß M. Raymond ein durch mehrere Hervorbringungen, welche den Stempel der neuen Schule tragen, bekannter Schriftsteller und also ein Freund des Herrn Janin und seines Werkes ist; er sagt gerade zu, Barnave sey ein Buch, zu dem es kein Vorbild gebe, ein ganz neues Buch, das nicht seines Gleichen habe und ohne die Katastrophe Polens das wichtigste Ereigniß der Woche gewesen seyn würde; es sey angekündigt worden, wie früher Chateaubriands „Genie du Christianisme“ und die „Martyrs“; es vereinige als Roman die Romane Scott's mit denen Sterne's in sich; man gehe darin von der elegischen Wärme des Properz zu dem feierlichen Mystizismus Bossuet's über; es sey nur ein Kapitel einer Reihe historischer Dramen; wenn es ein Pamphlet sey, so sey es eines wie Candide und Heloise; J. Janin habe die Diction eines Edelmannes, sein Stil sey rosig und zart gerundet, wie die Hand einer Marquise, er erzähle wie Hoffmann, er habe ein Ungeheuer nach seiner Art geformt, das höher oder vielmehr noch tiefer als Mephistopheles stehe, und Göthe sey besiegt! O weh! Bei dem besiegten Göthe wollen wir Halt machen. Solches Lob ist wahrlich ungeschickt und gleicht eher einem schlechten Scherze. Muß nicht Herr Janin, wenn er ein Werk M. Raymond's ankündigt, eben so stark in die Lobposaune stoßen und ihn zum Sieger über eines der ersten Genies der alten oder neuen Zeit machen? Wir sehen in jenem Lobe nur die gutgemeinte Ungeschicklichkeit eines zu ungestümen Freundes.

Herr Janin ist ein Mann von Talent, was er, nach unserer Ansicht, mehr durch einige Artikel in der Revue de Paris als durch seine Romane bewiesen hat. Letztere scheinen uns die monströsen Früchte einer falschen Theorie zu seyn und ein schlagender Beweis von dem beklagenswerthen Einflusse, den eine schiefe Ansicht über Zweck und Mittel der Kunst auf ein reiches und kräftiges Talent ausüben kann. Die Prüfung des „Barnave“ wird uns häufig Gelegenheit geben, diese Meinung zu rechtfertigen. Zunächst die Vorrede; sie ist der Mühe werth, daß man von ihr spricht, denn sie ist 43 Seiten lang, und bei den Romanen der neuen Schule ist die Vorrede eine wichtige Sache; sie ist das Gerüst, auf welches der Verfasser steigt, um sich dem Publikum zu zeigen, sein Werk mit scheinbarer Bescheidenheit, hinter der gewöhnlich Stolz durchblickt, anzupreisen und mit seiner Originalität zu paradiren. Der Titel des Buches ließ einen historischen Roman erwarten, allein man täuscht sich; Herr Janin würde trostlos seyn, wenn man es dafür nähme. „Ich habe,“ sagt er, „weder einen Roman noch eine Geschichte schreiben wollen. Barnave ist die letzte Arbeit eines jungen Mannes, den eine Revolution mitten in seinen poetischen Träumen unterbrochen hat; dieser Traum war einmal angefangen, er hat ihn beendigt, so gut er konnte.“ Barnave ist also ein Traum, und wir haben hier eine neue Gattung der Literatur. Wir besaßen zwar schon den herrlichen Traum Jean Paul's von der Auferstehung und einige andere noch, sie waren aber nur Episoden in größeren poetischen Werken; aber ein Traum in vier Bänden, ein historischer Traum, ist etwas ganz Neues. Wovon träumte denn Herr Janin vor der Revolution? Jagte er vielleicht noch dem Gräßlichen nach, wie im „todten Esel und der geköpften Frau“, wo er nur Widerliches hat auffinden können? Diese Vermuthung ist höchst wahrscheinlich, wenn man nach einigen Kapiteln Barnave's urtheilt, in denen die Gräßlichkeiten sich häufen. Endlich gelangt der Verfasser zu einer deutlicheren Erklärung über die Natur seines Buches. Nach seiner Ansicht giebt es in unseren modernen Zeiten keine historische Wahrheit, sondern nur Systeme, Widersprüche, einander gegenüberstehende Leidenschaften, ein Labyrinth, wo Niemand den leitenden Faden finden kann. Herr Janin hat sich in diesem Labyrinthe völlig verirrt, und dennoch bedurfte er der Geschichte, um sein Buch zu schreiben.

Er setzte sich nieder, um zu träumen, und machte sich träumend eine Geschichte nach seinem Geschmack, und zwar eine ziemlich phantastische; die Französische Revolution wird nämlich in ein allegorisches Traumgesicht zusammengefaßt, dessen vier Hauptfiguren das Unglück, das Talent, die Tugend und das Verbrechen oder ihre respektiven Repräsentanten, Marie Antoinette, Mirabeau, Barnave und der Herzog von Orleans sind. Diese Gestalten haben nicht die mindeste historische Wahrheit, sondern sind bloße Masken und Kostüme, mit denen Herr Janin die Abstractionen seines Traumes bekleidet. Er will auch gar nicht, daß die Personen in seinem Buche sprechen und handeln sollen, wie sie in der Wirklichkeit gethan; zunächst sucht er sie dem Charakter, den er ihnen gegeben, anzumodeln; auch nimmt er die Erlaubniß zu Anachronismen als ein Recht in Anspruch. „Wenn die Kritik,“ äußert er, „mir sagt, dieser habe damals noch gelebt, jener aber sey bereits todt gewesen, so stimme ich bei, behaupte aber zugleich, daß es nicht mein Fehler ist, sondern daß es von dem Einen Unrecht war, noch zu leben, und von dem Anderen, schon todt zu seyn, wäre es auch nur um meiner Geschichte willen, und daß ich, um Beide zu strafen, in meiner Geschichte auch nicht ein einziges Wort ändern werde.“ Man muß einräumen, der Verfasser macht der Kritik durch seine Geständnisse die Sache sehr leicht. Wir sind der Mühe überhoben, zu untersuchen, ob sein Roman geschichtlich treu ist, und haben nur zu prüfen, ob Herrn Janin's Traum eine Bedeutung hat, ob er gut durchgeführt, anziehend, moralisch, geistreich ist, alles Dinge, die sich leichter beurtheilen lassen.

Bevor wir an die Fabel des Romans selbst gehen, wollen wir noch einige Worte über die Frage der Schicklichkeit der Personen und Namen, die darin auftreten, sagen, wegen deren man das Buch ein durch Rache veranlaßtes Pamphlet genannt hat. Ueber diese Anklage können wir nicht urtheilen und halten sie zur Ehre des Verfassers für Verleumdung, die Frage der Schicklichkeit aber muß zu seinem Nachtheil entschieden werden. Man soll die Geschichte nicht veruntreuen und Thatsachen um der Schmeichelei willen unterdrücken, aber Geschichte und der Traum des Herrn Janin sind verschiedene Dinge. Wenn er es für eine muthige That hielt, einen Fürsten, dessen Andenken jetzt unter dem Schutze einer Krone steht, an den Galgen zu schlagen, wie er sich ausdrückt, so hat er sich

*) Paris, 1831. 4 Bde. in 12.

nach unserer Ansicht sehr geirrt; es liegt kein Muth darin, den Sohn im Andenken seines Vaters anzugreifen, zumal wenn dieser Sohn ein ehrenwerther und tugendhafter Mann ist; mag nun dieser Sohn ein schlichter Bürger, oder ein Prinz, ein Monarch, oder ein Lastträger seyn, das ändert nichts an der moralischen Frage. Liegt nicht gerade wenig Muth, aber desto mehr Prahlerei darin, einen Mann anzugreifen, der allerdings mächtig ist, den aber der Anstand und seine Stellung hindern, gerechte Genugthuung zu fordern! Der in seinen heiligsten Gefühlen verletzte Bürger kann zum Zweikampf herausfordern, der Lastträger bewirft den Beleidiger mit Koth, was kann aber ein König und zwar ein rechtlich gesinnter König thun! Der Held des Romans ist nach der Beschreibung des Herrn Janin ein höchst wichtiger und dennoch zugleich äußerst unbedeutender Mensch; er ist die Angel, um die sich die historischen Figuren drehen; er ist ein Deutscher vornehmer Herr, ein Skeptiker, der Typus des analysirenden Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, der die Tugenden, Schwächen und Laster dieser Epoche darstellen soll, im Grunde aber ein mittelmäßiger Mensch ohne Energie ist. Herrn Janin's Beschreibung ist aber nicht vollständig; wir haben nämlich beim Durchlesen des Buchs die Entdeckung gemacht, daß dieser vornehme Deutsche Herr Janin selber ist, der vielleicht nicht im mindesten daran denkt, es zu seyn. Denn erstens ist es Herr Janin, der die vier Bände hindurch träumt, und zweitens läßt sich an den deklamatorischen Abschweifungen, an den in Paradoxen eingehüllten Gemeinplätzen, an den bizarren Bildern, an der Masse von Ausrufungszeichen der Verfasser der „Beichte" und „des todten Esels" leicht erkennen. Würde der ernste und einfache Deutsche so sprechen? Manchmal fällt es dem Verfasser ein, daß er aus der Rolle gefallen sey, und er nimmt dann jene alberne Naivetät, jene sentimentale Gutmüthigkeit an, die man in Frankreich für den Germanischen Typus hält. Ein andermal ist es der Deutsche Herr, der die Phrase beginnt, plötzlich aber fällt die Maske, und Herr Janin schließt die Rede; man kann sich vorstellen, welche seltsame Verworrenheit der Charakter des armen Prinzen dadurch erhält. Dieser Deutsche Fürst, der seine eigene Geschichte erzählt, ist also der Faden, der die verschiedenen Figuren mit einander verbindet, er hat sie gesehen und schildert sie nach seiner Weise. Eine romanhafte Intrigue, eine Folge von anziehenden, spannenden, unter einander verbundenen Ereignissen findet man nicht. Man sieht ernste und heitere, furchtbare und anmuthige und dann wieder ausschweifende, entsetzliche Bilder, Allegorieen, Träume, mit endlosen Betrachtungen untermischt, an sich vorübergehen, aber Alles durch einander und nur bei Gelegenheit der fünf von Herrn von Janin aufgestellten Typen, nämlich des Unglücks, des Verbrechens, des Talents, der Tugend und der Analyse.

Die Scene wird in Deutschland eröffnet. Der Prinz, ein Nachkomme der Welfen, erzählt seine Jugend, seine Neigung zur Unabhängigkeit, zum Liberalismus, zum Philosophiren. Durch eine Unhöflichkeit gegen den Kaiser fällt er in Ungnade und beschließt zu reisen. Aber wohin? Nach Paris, wo er bei Marie Antoinette seine junge Verwandte, Helene, finden würde, das einzige Wesen, das er in dem Alter geliebt, wo man liebt, ohne es zu wissen! Seine Freunde rathen ihm, durch die ganze übrige Welt zu reisen, und nun eröffnet Herr Janin einen ganzen Kursus beschreibender Geographie, in welchem er vierzehn Seiten lang über Italien, die Schweiz, Deutschland, Spanien, Rußland, England und Amerika deklamirt. Endlich reist der Prinz doch nach Frankreich und träumt unterwegs, denn er träumt oft, der gute Prinz, worüber man sich nicht verwundern darf, da er selbst das Kind eines Traumes ist; er metaphysizirt in seinem Wagen über die Bewegung und findet es sonderbar, daß sich Alles um ihn herum bewegt, daß Himmel und Erde, die Sonne und die Sterne seinetwegen die Stelle verändern, während er bequem in der Ecke seines Wagens sitzt. „Die ganze Natur bewegt sich um meinetwegen, und begiebt sich diese ganze Unordnung nur deshalb, damit ich in einer Stunde sagen kann: ich war dort, jetzt bin ich hier! — Und wenn du dort seyn wirst! — Gleichviel, ich werde nicht mehr hier, sondern dort seyn;" das ist doch gewiß tief und zwar viel zu tief für den Typus des analysirenden achtzehnten Jahrhunderts. Mitten unter diesen Betrachtungen aber wirft der Wagen um, der Prinz wird zehn Schritte weit fortgeschleudert und bricht ein Bein, läßt sich aber dadurch in seinen Meditationen über die Bewegung nicht stören, sondern sagt am Wege liegend mit philosophischer Gelassenheit: „Ich fuhr zu schnell, ein Sandkorn hat mich unbeweglich gemacht, ich will dies benutzen und ausruhen." Man sieht, der Prinz ist ein ziemlich origineller Kauz. Er wird von Bauern aufgehoben und in ein Haus gebracht.

Man wird nicht erwarten, daß wir den Faden der Geschichte, die an sich gar kein Interesse gewährt, Schritt für Schritt verfolgen, denn wir müßten unterweges so viele falsche, abgeschmackte und unzusammenhängende Gedanken rügen, daß sich mit denselben ein ganzer Band anfüllen ließe. Wir können uns nur an's Wichtigste halten. Kurz also, der Prinz kommt in Paris an, macht die Bekanntschaft Mirabeau's und Barnave's, geht an den Hof, findet seine Cousine Helene wieder, sieht dem Gange der Revolution zu, sieht Mirabeau sterben und die Monarchie untergehen; die Flucht von Varennes und die Verhaftung der Königlichen Familie schließen das Drama, worauf der Prinz über den Rhein zurückgeht und auf seinem Schlosse seine Geschichte schreibt. Die Scenen im Innern des Palastes, die Schilderung der edlen und unglücklichen Königin Marie Antoinette mit den sie umgebenden schönen Frauen und dem treuen Casteinaux, dem die Liebe den Kopf verdreht hat; die Beschreibung der ländlichen Vergnügungen in Trianon und, von einigen starken Unwahrscheinlichkeiten abgesehen, die nächtliche Weissagungsscene Cagliostro's bei der Königin, sind im Ganzen die besten Kapitel des Barnave; man findet Natürlichkeit, Anmuth, wahres Pathos in ihnen, was bei Herrn Janin ein seltener Fall ist, denn er hascht fortwährend nach Effekt, will glänzen und den Leser in Erstaunen setzen. Der Prinz geht auf den Ball im Opernhause, wo ihm vollkommen schwindelich zu Muthe wird, der gute Deutsche hatte noch nie dergleichen gesehen. „Wie schön ist doch die Liederlichkeit bei Nacht!" ruft er aus; die Herren Janin, Balzac und Comp. hegen große Bewunderung für die Liederlichkeit; der Prinz aber bleibt nicht bei der Poesie stehen; der Duft der versammelten Frauen steigt ihm zum Herzen, und Mirabeau, dem er begegnet, empfiehlt ihm, ein Abenteuer zu wagen; er folgt dem Rathe und hat ein elegant parfümirtes, mit Geheimniß umgebenes, schüchtern verschleiertes, anmuthiges und geistreiches Abenteuer. Der Verfasser führt uns bald zu Mirabeau, der seinen jungen Freund zu einem Abendessen mit Dirnen und großen Herren eingeladen hat. „Sie werden sehen," sagt er zu ihm, „daß ein gutes Bachanal etwas Ergötzliches ist, verlassen Sie sich auf mich, ich verstehe mich darauf." Wir gehen in die Details des Festes nicht ein, auf welchem Champfort, der Ritter Eon, der Graf St. Germain, Laclos und die Demoiselles Guimard, Olivier u. s. w. erscheinen, können aber die Geschichte „der beiden Töchter Sejean's," welche Laclos erzählt, und worin der Verfasser alle Gränzen des Schicklichen überschritten und das Gefühl für das Schöne und Edle unwürdig verletzt hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Das Schreckliche im Physischen, wie im Moralischen, darf nur Mittel, nie aber Zweck der Kunst seyn; der neuen Schule und Herrn Janin vor Allen, scheint dies gänzlich unbekannt zu seyn; sie gefallen sich darin, Entsetzen auf Entsetzen, Schändlichkeit auf Schändlichkeit zu häufen, ohne anderen Zweck, als um die Nerven zu erschüttern; sie glauben Genie zu zeigen, indem sie die bisher auch von den Kühnsten beobachteten Schranken überschreiten. Sie irren sich; je übertriebener die Situation in sich ist, und je mehr der Gegenstand Gelegenheit zum Schrecklichen giebt, desto weniger Talent gehört dazu, den Leser aufzuregen. Nichts ist leichter, als den Schauer des Entsetzens zu erregen, den man beim Anblick einer chirurgischen Operation, eines Mordes, einer Hinrichtung empfindet; aber auch nichts ist schwerer, als diese Eindrücke als Mittel zu gebrauchen, um durch den Kontrast die edlen und sanften Regungen sittlicher und geistiger Schönheit desto mehr hervorzuheben. Diese fast übernatürliche Macht erhält das Schreckliche nur in der Hand des Genies; so bei Shakespeare; unsere modernen Genies aber wälzen sich in Koth und Blut und bespritzen damit den entsetzten Leser. Man könnte ein parodirtes Wort Jean Paul's auf sie anwenden und sagen, daß sie den Koth mit Koth in Koth zu malen suchen. Nie waren diese Bemerkungen mehr an ihrem Platz, als bei Gelegenheit dieser furchtbaren Episode der „Töchter Sejean's", die durch nichts herbeigeführt oder gerechtfertigt wird. Auch räth der Verfasser selbst den Damen, ihre Nerven vorher hinter der Thür aufzuhängen. Die Revue de Paris enthielt vor einiger Zeit ein Gedicht von Barbier, „la Curée" betitelt, das aus dem Gehirn eines wahnsinnigen Schlächters entsprungen zu seyn schien; dennoch wird es hier von Janin an Rohheit übertroffen. Man denke sich den Stil der Curée auf eine Liebeshymne angewendet! Die Galanterie der Wachtstuben ist zart, sentimental und nach Orangenblüthe duftend gegen diesen Ton.

Wir sind bereits beim Anfange des dritten Bandes und haben noch nichts von dem Grundtypus des Verbrechens, von dem Muster von Ungeheuer gehört, das nach Herrn Raymond über und unter Mephistopheles steht. Endlich tritt es in dieser Abendgesellschaft auf; die Flügelthüren öffnen sich und ein Mann tritt, gegen die Bedienten fluchend, herein; die Frauen erbleichen und zittern beim Ton seiner Stimme; er ist ein Mann von elegantem Schnitt, unbestimmter Miene, garstigem Blick. Ohne zu erröthen und seinen Zorn verbergend, hört er den beleidigenden Spott Mirabeau's an; als dieser ihn aber Monseigneur nennt, erklärt er demselben, er habe den Prinzentitel abgelegt und erröthe längst nicht mehr über seinen Vater, den Kutscher Montfort. „Glaubt ihm nicht," ruft Mirabeau aus; „er lügt, die Vaterschaft Montfort's ist hier nur der Scherz eines Prinzen von Geblüt, der sich rühmen will, weiter nichts." Das Ungeheuer wird jetzt böse, sein Gesicht glüht, sein Auge funkelt, wie das einer Schlange. „Diese Unverschämtheit," schreit er, „verdiente die Peitsche!" Mirabeau erwiedert: „Laßt die Peitsche Eurem Vater, dem Kutscher, Monseigneur!" und wirft ihm dann vor, daß er seine Mutter beschimpfe und einen ehrlichen Kutscher, der ihm nichts gethan, verunglimpfe. Der Prinz schluckt alle diese Schmach hinunter und reicht beim Fortgehen, zum Zeichen der Versöhnung, Mirabeau die Hand, der sie aber mit beleidigenden Worten zurückstößt. Das ist also das Ungeheuer, das Mephistopheles übertroffen und wodurch Göthe besiegt seyn soll!! Man wird gewiß glauben, es erscheine noch einmal auf der Bühne, aber nein, es ist nicht mehr die Rede von ihm. Doch zurück zu unserem guten Prinzen, der, nachdem er Barnave und Mirabeau auf der Rednerbühne gehört, plötzlich von einem Ekel vor sich und der Welt befallen wird und trostlos darüber ist, daß er nur ein alberner Deutscher, ein Deutscher ohne Laster ist; er kommt zufällig durch den Postdof und beschließt, nach Deutschland zurückzukehren, wo es noch erlaubt ist, mittelmäßig zu seyn, giebt dies aber wieder auf und kehrt in Verzweiflung nach seiner Wohnung zurück. Sein Schmerz wird durch einen Vorfall noch erhöht; er hört nämlich im Hofe ein seltsames Geschrei und sieht auf dem Misthaufen einen Kretin sitzen, der mit Entzücken dem kreischenden Tone einer Marmorsäge zuhört und mit offenen Nasenlöchern den Gestank des Mistes einathmet; er war so schön in seinem Genusse, daß der Prinz, der neidisch ist und ihn darin stören will, ihm ein Veilchen und eine Rose giebt, die der arme Kretin gleichgültig fortwirft. Die Sonne tritt hervor, und aus dem Misthaufen steigt eine

Wolke verpesteten Dunstes auf; der Genuß des Kretins verdoppelt sich, er gräbt sich ein Loch in den Mist und legt sich mit einer Tiefsinnigkeit, die etwas Frommes hatte, hinein. „Ermesset," ruft der Prinz aus, „meinen Schmerz und meine Schaam, der Kretin befriedigte ein Gefühl!" Endlich läßt der Verf. diese bizarren Kindereien fallen und kehrt zu Mirabeau zurück, der die Volkssache verläßt, um sich der des Thrones zu widmen. Den der Popularität müden und über die Tyrannei, welche das Volk selbst über sein Genie ausüben will, unwilligen großen Redner hat Herr Janin mit vielem Talente geschildert. Mirabeau beschließt endlich, sich der Königin zu nähern, und willigt in eine nächtliche Zusammenkunft in St. Germain, wohin ihn der Deutsche Prinz begleitet. Hier ist der Ort zu einer Bemerkung über die Sucht des Verf., seine Gedanken fortwährend zu karrikiren; hat er einmal ein glückliches Bild gefunden, so hetzt er es so lange, bis es absurd wird. Man lese z. B. im Buche der Hundert- und Ein seine Parallele zwischen Luther und dem 15ten Jahrhundert; er schildert anfangs den ungestümen Reformator auf eine lebhafte und originelle Weise, fährt aber dann fort: „Luther und das funfzehnte Jahrhundert, mit einander vermählt, beide glücklich bis zur Blutschande, beide erstaunt über einander, beide zürnend und sich bewegend, dieselbe Lava, derselbe Rauch, dieselbe Asche, dasselbe blau und rothe Feuer!" Die Analyse des letzten Bandes wollen wir dem Leser ersparen, um mit diesem Buche zu Ende zu kommen, das durch seine Eintönigkeit so ermüdend, so leer an Gehalt, so voll von Ausgeburten ist, und wovon wir gar nicht gesprochen haben würden, wenn die Freunde des Verf. dieses Meisterwerk nicht fanatisch bewunderten. Was den moralischen Eindruck betrifft, so lassen wir Herrn M. Raymond darüber sprechen; man möge danach urtheilen. „Es ist," sagt er, „eine Lektüre, welche fesselt, wie ein beängstigender Traum, den man in der Trunkenheit in einer Winternacht begonnen hat; man erstickt, aber dieses Ersticken ist nicht ohne Reiz; man wird durch die Last der Blumendüfte und Küsse fast erdrückt; man fühlt, daß man glüht und erstirbt, man sehnt sich nach Mord- und Fleischeslust!!" Wahrlich, ein rührendes Resultat der Lektüre des Barnave! Ich habe diese Empfindungen nicht gehabt, wohl aber das Buch oft vor Ungeduld und Ekel weggeworfen, manchmal gegähnt, häufig gelacht, nicht über Barnave, sondern über Janin, und nie das Buch weggelegt, ohne heftiges Kopfweh zu haben. (Bibl. Univers.)

Bibliographie.

Souvenirs d'Agnès de Bourbon. (Erinnerungen von Agnes von Bourbon, oder die Muscheln der Waise von Bordeaux.) Skizzen der See und der Zukunft. Von einem naturalisirten Irländisch-Französischen Kinde des Meeres: Charles Denis William O'Kelly Farrell, Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem und zum letzten Male Graf Charles O'Kelly genannt. Pr. 5 Fr.

La vie d'un soldat. (Das Leben eines Soldaten.) Von A. G. Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Promenades poétiques. (Spaziergänge eines Poeten.) Nebst drei historischen Scenen. Von E. du Petitbois.

Du choléra épidémique. (Von der epidemischen Cholera.) Nach Beobachtungen in Polen, Deutschland und Frankreich, von Stanislaus Sandras. Pr. 2½ Fr.

Du choléra morbus en Pologne. (Bericht über die Cholera in Polen.) Von der vom Kriegs-Minister nach Warschau gesandten Gesundheits-Kommission. Pr. 3 Fr.

England.

Essays moral and political. (Versuche moralischen und politischen Inhalts.) Von Robert Southey, poeta laureatus. Zum ersten Mal gesammelt. In 2 Bänden. London, 1832.

Die Zeit ist vorüber, wo es Sache der Kritik war, ein Urtheil zu fällen über den literarischen Charakter des ausgezeichneten Mannes, dessen Name an der Spitze dieser kurzen Notiz über einen Theil seiner Arbeiten steht. Dieser Theil ist erst jetzt in zwei unansehnlichen Bänden zusammengestellt worden, aber der Inhalt war in vereinzelter und anonymer Gestalt schon längst dem Publikum bekannt. Als Dichter, Biograph und Geschichtschreiber ist Dr. Southey ohne Frage einer der ersten Schriftsteller seines Jahrhunderts. Hätte er sich, selbst in diesen Fächern der Literatur, mit Wenigerem begnügt; hätte er sich vielleicht auf die Poesie beschränkt, so würde sein Name in den Jahrbüchern seines Vaterlandes noch glänzender leuchten, und er konnte dann einen Platz neben Scott, Wordsworth und Byron behaupten. Aber, neben Jene gehalten, war er gleichgültig gegen Ruhm und hielt es mit dem fühlbareren Lohn geistiger Beschäftigung; daher wählte er den dunkleren Pfad dieses Berufs und stellte sich, in so weit es bei seinem Genius und seiner Geistesunabhängigkeit möglich war, auf gleiche Stufe mit den Tagelöhnern und Stückarbeitern, die ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts essen, mehr auf Geld als auf Ehre sehen und, wenn sie nur den Nothbedarf des Augenblicks sich gesichert haben, um Nachruhm wenig bekümmert sind.

Dr. Southey ist den Buchhändlern seit lange als ein Verfasser von Allerlei bekannt; Originalwerke, Sammlungen und Besorgung von Ausgaben fremder Werke nahmen wechselsweise die Talente seines Geistes und die Hülfsquellen seiner mannigfachen und umfassenden Kenntnisse in Anspruch. Hiermit soll durchaus nicht gesagt seyn, daß er bei so verschiedener Anwendung seiner Geisteskräfte seine Grundsätze bloßgestellt oder seine Ehre aufgeopfert hätte. Keineswegs; man kann sogar die feste Ueberzeugung hegen, daß er stets eifrig danach gestrebt hat, beide zu bewahren. Freilich war er ein Parteigänger, wo es natürlichen Anlaß zu Parteiungen gab, und zwar nicht der mildeste und duldsamste. Dies rührte jedoch mehr von seiner Gemüthsverfassung her, als von den Verhältnissen, in denen er sich befand, oder von den Angelegenheiten, für deren Aufrechthaltung er sich zu verschiedenen Zeiten seines Lebens verbürgt hatte. Er ist indeß derjenige, der am allerwenigsten sich und die Welt mit Politik hätte quälen sollen; wenn man aber nach dem diesen Bänden vorgesetzten Motto urtheilen darf, so glaubt er sich gerade in seinen tiefsinnigen und richtigen Ansichten über diesen verwickelten und im höchsten Grade undichterischen Gegenstand am meisten zu Hause. Und man könnte wohl fragen, weshalb er unter allen von ihm herausgegebenen Werken diese Versuche moralischen und politischen Inhalts für das werthvollste zu halten scheint. „Hier," sagt er in jenem Motto, „empfangst Du das Opfer meiner Feder, die Zunge meiner besten Gedanken." In dieser Beziehung aber möchte man in seiner Meinung toto coelo von ihm abweichen, und könnte man über die Schwäche eines starken Geistes erstaunen, so würde dies eine solche Verwunderung genugsam rechtfertigen. Wie groß auch die Verdienste dieser Versuche seyn mögen (und als bloße Aufsätze sind sie ihres Verfassers würdig), so stehen sie doch gewiß als Proben politischer Wissenschaft und erweiterter Ansichten über Regierung und gesellschaftlichen Verband weit unter der Mittelmäßigkeit. Niemand kann ein politischer Schriftsteller von großer Bedeutung seyn, wenn es ihm auffallend an jener von den Metaphysikern Abstraction genannten Kraft mangelt, die ein neuerer Autor sehr treffend als die Fähigkeit und Anlage, in jeder Thatsache oder Begebenheit nicht sowohl ihre einzelne Wichtigkeit, sondern vielmehr ihren allgemeinen Sinn und ihr Verhältniß zu den Grundprinzipien zu erkennen, geschildert hat; sie erfüllt den Geist stets mit den fruchtbarsten Gedanken; sie leitet vom minder Vollkommenen zum Vollkommneren, vom Zufälligen und Beiläufigen zum Allgemeinen, oder vom Aeußeren zum Inneren, vom Schein zum Wesen; sie verleiht der Vernunft nicht nur den ihr eigenthümlichen und nothwendigen Vortheil, sondern beseitigt und verdrängt auch alle verwirrende und nichtige Beweggründe. Gemüthsruhe und Geistesstärke sind eben so wohl, als Scharfblick, die Frucht der Abstractionsfähigkeit.

Wäre bei Dr. Southey diese erste Erforderniß des menschlichen Geistes mit der Einbildungskraft, die er in höherem Grade als die Meisten seiner Klasse besitzt, vereinigt gewesen, so hätte er nie diese Versuche geschrieben; wenigstens wären nicht die darin enthaltenen vernünftigen Grundsätze durch so viel Falsches, Täuschendes und Verletzendes aufgehoben und fast unwirksam gemacht worden. Schriftsteller, wie Dr. Southey, die mehr Phantasie als Urtheilskraft besitzen, haben keine klare Vorstellung von abstrakter Wissenschaft. Der bloße Sinn für Schönheit, Harmonie, Reichthum, Pracht, Erhabenheit, ohne die entgegenwirkende Kraft des abstrakten Verstandes und ohne Einsicht in die höchsten Prinzipien, erzeugt immer eine Gluth des Gefühls, die nahe an Schwärmerei gränzt und den Menschen an die äußersten Enden treibt, indem sie ihn von dem einen Punkt des Kompasses oft plötzlich auf den entgegengesetzten wirft, ohne daß man deshalb seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen oder den Schwankenden als einen Renegaten oder Apostaten anzuklagen braucht. Sehr hart ist Dr. Southey ob seines Ultra-Radikalismus und Ultra-Torvismus mitgenommen worden. Indeß man kann wohl glauben, daß er stets ein redlicher Mann war und in dieser Hinsicht unsere Achtung, wenn auch nicht unser ganzes Vertrauen, verdient. Lieber aber würde man ihn haben, wenn er weniger Bitterkeit gegen diejenigen, welche jetzt seine ehemaligen Ansichten vertheidigen, ausgeübt und sich damit begnügt hätte, seine dermaligen Genossen als auch ein wenig mit den gemeinsamen Mängeln der Menschheit behaftet zu betrachten. Die Selbstgefälligkeit, welche ihn bei folgender Stelle in der Zueignung an Sir Robert Inglis umlächelte, würde bloß belustigend seyn, wenn sich nicht zugleich eine Verachtung darin aussprächе gegen die, welche in diesem Augenblicke eben das sind, was er selbst vor dreißig Jahren war. Wenn kein tugendhafter Mann ein Reformer seyn kann, — und Dr. Southey ist der Mann, der ein kompetentes Urtheil zu fällen vermag, — sind wir darum auch wohl ganz sicher, daß, weil er ein Anti-Reformer ist, er dies nothwendig seyn muß?

„Die Partei, welche ich ergriffen habe," sagt der Lorbeergekrönte, „hat mir, und zwar in reichem Maaß, die Achtung und das Wohlwollen derer gewonnen, von denen gelobt zu werden sowohl zum Trost als zur Ehre gereicht, und andererseits den Widerspruch von Männern erregt, deren erklärte Feindschaft hinlänglich beweist, daß ich den erstrebten Beifall verdiente. Maximum namque est bonitatis argumentum malis ignavisque hominibus displicere."

Der eingestandene Zweck der vorliegenden Sammlung ist, die Konservativ-Partei in ihren jetzigen Gewalt-Anstrengungen für die Bewahrung der Mißbräuche der Britischen Verfassung zu unterstützen. Einigen Trost gewährt es jedoch, zu sehen, daß Dr. Southey im Grunde doch ein erklärter Reformer ist — ob von der Stück vor Stück-Schule, sagt er uns nicht; — aber dem Sir Robert Inglis erzählt er, daß er „gekämpft habe gegen die anwachsenden Irrthümer der Zeiten, durch eben so ernstliche Widerlegung böser Absichten und gefährlicher Versuche mit unserem gesellschaftlichen System, als durch dringende Hinweisung auf die Nothwendigkeit jener wirksamen Maßregeln und jener einzig wahren und wesentlichen Verbesserungen, wodurch es befestigt werden könne."

Was er eigentlich über die Reform denkt, und wie weit er dieselbe zuzugestehen geneigt seyn möchte, geht aus diesen Versuchen nicht deutlich hervor. Daß er gegen das Unwesen und die Unordnungen, welche von Volkswahlen unzertrennlich sind, einen Widerwillen hegt, verbirgt er keineswegs; und was er von den Ernennungs-Burgflecken urtheilt, kann man auch sehr leicht errathen.

Für Dr. Southey aber iſt folgende Sprache in Bezug auf einen ſo heiligen Gegenſtand etwas ſtark: „Das Grundübel unſerer Volksvertretung liegt nicht in dem Einfluß des Schatzamts, ſondern in der Gewalt einiger großer Land-Eigenthümer, in jener Gewalt, welche Einen und den Anderen dieſer politiſchen Behemoths in den Stand ſetzt, ein Amt für ſich zu fordern, oder wenigſtens einen Einfluß auf die Regierung auszuüben, zu dem er vermöge ſeiner Fähigkeiten oder ſeines Charakters nicht im entfernteſten berechtigt ſeyn würde.“

Dr. Southey's Aeußerungen über die Malthus'ſche Schule und über manche ihrer von Fabrik- und Maſchinenweſen handelnden Schriften ſind nur zu billigen. Zwar miſcht ſich einige Bitterkeit darunter, und der Tory-Geiſt thut ihnen Eintrag; aber im Allgemeinen zeugen ſie von aufgeklärten Anſichten über die innere Politik und athmen einen Geiſt des Wohlwollens, der des Verfaſſers von „Roderich“ würdig iſt.

Im folgenden Abſchnitt entwickelt der Laureat die Ausſichten, welche hoffentlich durch das neue Reform-Syſtem zur Realiſirung kommen werden, die aber durch die Tories niemals in der Art in Erfüllung gehen möchten; und doch, worauf laufen ſie hinaus?

„Die Reform-Maaßregeln, wodurch großes und weſentliches Heil begründet werden kann, ſind folgende: man errichte Parochialſchulen, um das Volk auf den rechten Weg zu leiten, dann werden nicht allein die Verbrechen abnehmen, ſondern auch die Armen-Taxen vermindert werden; man dehne das Coloniſations-Syſtem weiter aus und folge hierin dem Beiſpiel der weiſeſten Nationen des Alterthums, dann werden unruhige Geiſter ihren angemeſſenen Wirkungskreis in der Fremde finden, und daheim wird es Niemanden an hinreichender Beſchäftigung fehlen; man ſetze dem Dienſt in der Flotte und Armee gewiſſe feſte Gränzen und beſtimme einen zureichenden und ſicheren Lohn für dieſen Dienſt, dann wird es niemals an Freiwilligen mangeln.“

Die geſetzlich konſtituirte Kirche hat in Dr. Southey einen ergebenen und ſtandhaften Vertheidiger. Er haßt die Sektirer. Religion und Hierarchie ſind für ihn identiſch; indeß er iſt von zu reiner Begeiſterung erfüllt, als daß er nicht manches Verabſcheuungswürdige dieſer Hierarchie als deren Charakter entſtellend und deren Einfluß ſchmälernd verwerfen ſollte. Man könnte in der That mehrere merkwürdige Beiſpiele anführen, wo der Chriſt über den Vernünftler ſiegt und der Tory durch den Menſchenfreund in den Schatten geſtellt wird. Uebrigens findet man in dieſen Bänden ſchöne Proben guten Stils, und wie vielerlei Falſches ſie auch enthalten, ſo ſind ſie doch durch und durch von großem Intereſſe. Eine der bemerkenswertheſten Stellen iſt folgende, wo ſich der Verfaſſer wegen ſeines früheren Jakobinismus vertheidigt:

„Ein wilder kosmopolitiſcher Charakter umſchwebte die Demokratie der letzten Generation; alte Leute von warmem Gefühl und ſanguiniſchem Temperament ſangen ihr nunc dimittis, und Jünglinge von feurigem Gemüth und unerfahrener Hochherzigkeit wurden ſchwärmeriſche Anhänger eines politiſchen Glaubens, der ſich der Welt mit dem lügenhaften Wahlſpruch: „Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen,“ ankündigte. Die beſſeren Gemüther, von den Ausſichten, welche ihrer Meinung nach die Franzöſiſche Revolution bei ihrem Beginn dem Menſchengeſchlecht zu eröffnen ſchien, auf ſolche Weiſe irregeleitet, vermiſchten ihre unverdaute Politik mit eben ſo unverdauten Grundſätzen; beide aber waren zu erhaben und zu überſchwänglich, um jemals populär werden zu können. Man ſprach nicht bloß von den Rechten des Menſchen, ſondern von den Hoffnungen und der Beſtimmung der allgemeinen Menſchheit, von reißend ſchneller Vervollkommnung und unbegränztem Fortſchreiten. Die große Menge war nicht fähig, auf ſolche Anſichten einzugehen; ſie hatte nur das öffentliche politiſche Benehmen dieſer Schwärmer vor Augen; und da ſie dieſelben als Feinde des anti-Jakobiniſchen Krieges erfand, ſo galten ſie ihr als Männer, die Frankreich mehr liebten als England, und hiernach als Feinde ihres Vaterlandes. Zu gleicher Zeit gab der Auswurf dieſer Demokraten, der die Thorheiten Frankreichs nachäffte und vor deſſen Verbrechen nicht zurückſchreckte, ſeinen Landsleuten ein offenes Aegerniß durch das unumwundene Eingeſtändniß der verruchteſten Gottloſigkeit. Daß dies die Geſinnung des Volkes vor zwanzig Jahren war, weiß ein Jeder, der ſich jener ſtürmiſchen Zeiten erinnert. Dieſe Periode ging vorüber; die Franzöſiſche Revolution zeigte ſich in ihrem wahren Charakter; was man in thörichter Verblendung bei ihrem Entſtehen als die „Morgenröthe der Freiheit,“ als den Stern in Oſten, der zur politiſchen Emancipation leiten ſollte, verehrt hatte, bewies ſich als ein unheilſchwangerer Komet, der Peſt und Zerſtörung über die Völker brachte. Der Jakobinismus fiel unter dem Schwerdt der Franzöſiſchen Militair-Despotie, ein Schickſal, welches ihm ſtets und überall bevorſteht. Von ſeinen Anhängern in England wurde den Einen Verachtung zu Theil; Andere waren durch die Jahre ſchon abgekühlt, noch Andere durch Erfahrung nüchtern geworden; ihre Träume waren verſchwunden; ihre Philoſophie kam aus der Mode; ihre Irreligioſität wurde zu Boden gedonnert; der große Verſuch, den ſie unternommen hatten, war fehlgeſchlagen.“

Unter denen, welche ſich durch dieſen ehrgeizigen Verſuch äffen ließen, befanden ſich auch Herr Southey und der Geiſtliche Herr Winterbottom, welcher Letztere dem Miniſterium verdächtig geworden war und höchſt ungerechter Weiſe beſchuldigt wurde, daß er den Aufruhr gepredigt habe, weshalb man ihn zu dreijähriger Einkerkerung in Newgate verurtheilte. Dr. Southey ſpricht ſehr behutſam über die Schuld dieſes Herrn und erklärt ſich in gewiſſer Weiſe für moraliſch überzeugt, daß derſelbe ungerecht angeklagt worden und ſchuldlos gelitten habe. Er erzählt ſeinen Leſern, das Mitleid für Herrn Winterbottom ſey ſo groß geweſen, daß ihm zahlreiche Beſuche in ſeinem Gefängniß abgeſtattet worden; eine Thatſache jedoch hat er nicht angeführt, vielleicht, weil ſie ihm unbekannt war, und eine andere hat er verſchwiegen, obgleich das Eingeſtändniß derſelben ehrenvoller und männlicher geweſen wäre, und die ihn von einer Aeußerung in ſeinem über die traurige Angelegenheit ſeines „Wat Tyler“ an Herrn William Smith geſchriebenen Brief hätte zurückhalten ſollen. Die Thatſache, welche er wahrſcheinlich nicht kannte, iſt folgende: Herr Winterbottom erhielt einige Jahre nach ſeiner Freilaſſung ein anonymes Schreiben, mit dem Erſuchen, daß er ſich an ein gewiſſes Handelshaus in London wenden möge, um daſelbſt eine Summe von 3000 Pfund in Empfang zu nehmen, unter der Bedingung, daß er ſich mit dieſem Gelde begnügen und keine weitere Schritte vor Gericht thun wolle. Die andere Thatſache, welche Dr. Southey nicht hätte übergehen ſollen, iſt die, daß Herr Southey ſelbſt unter denen war, die Herrn Winterbottom in Newgate beſuchten, daß ſein Beſuch den beſtimmten Zweck hatte, ihm das eben vollendete Manuſkript ſeines „Wat Tyler“ anzubieten, damit es Herr Winterbotttom zu ſeinem eigenen Vortheil herausgeben ſolle, und daß dies Geſchenk von den merkwürdigen Worten begleitet war: „Silber und Gold habe ich nicht; aber was ich habe, gebe ich Dir.“ Möge der Leſer dies mit folgender im Druck erſchienenen Aeußerung des Dr. Southey in ſeinem Brief an Herrn Smith zuſammenhalten: „Sie wußten, daß dieſes Gedicht vor vielen Jahren in früher Jugend geſchrieben wurde; Sie wußten, daß es einem unbekannten Schuft auf diebiſche Weiſe gelang, ſich einer Abſchrift deſſelben zu bemächtigen und es bekannt zu machen, und daß er eben ſo ehrenwerthe Buchhändler fand, die ſich zu dem Verlag verſtanden.“ Das Werk gehörte nicht mehr Herrn Southey, ſondern es war Herrn Winterbottom's Eigenthum, der ſeinen Freunden erlaubte, Abſchriften davon zu nehmen. Es war nicht entwendet und auch nicht als ein politiſches Gedicht publizirt worden, ſondern nur als ein ergötzliches Gegenſtück zu Herrn Southey's bitterem Tadel gegen die Reformer, den er vor kurzem in dem „Quarterly Review“ über dieſelben ausſchüttete. Das Gedicht ſollte, wie die Motto's offen andeuteten, die beißenden Angriffe der Kritik neutraliſiren, indem es auf Koſten des Verfaſſers ein Lachen erregte; gewiß eine ſehr harmloſe Vergeltung für eine Beleidigung, welche eine ernſtliche und ſtrenge Ahndung verdient hätte. Wahrſcheinlich werden die vorliegenden Bände den Anti-Reformern zum Textbuch dienen und ſie bei gutem Muth erhalten.

(New Monthly Magazine.)

Bibliographie.

On Trinitarism. (Ueber die Trinitarier.) Von G. S. Faber. 2 Bde. Pr. 3½ Sh.
The Christian's privilege. (Das Vorrecht des Chriſten.) Von Robinſon. Pr. 3½ Sh.
Church history. (Kirchengeſchichte.) Von Timpſon. Pr. 7 Sh.
On prophecy. (Ueber die Prophezeiung.) Von Dr. Pant. Pr. 7 Sh.
The laws of Christ. (Die Geſetze Chriſti.) Von Turnbull. Pr. 5 Sh.
The christian philosopher. (Der chriſtliche Philoſoph.) Pr. 6 Sh.
Biblical cabinet. (Bibliſche Kabinets-Bibliothek.) Erſter Band.
Private devotions for every day in the week. (Häusliche Andacht für jeden Tag in der Woche.) Von E. Berens. Pr. 1½ Sh.
Juvenile sunday library. (Sonntags-Bibliothek für Kinder.) Erſter Band. Pr. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— Schneller Flug einiger Inſekten. Ein Engländer, der auf der Eiſenbahn zwiſchen Mancheſter und Liverpool fuhr und in jeder Stunde, nach der Angabe einer genau gehenden Uhr, gegen 24 Engliſche Meilen zurücklegte, beobachtete unterweges eine Hummel, dem Ausſehen nach eine apis subinterrupta, die in einiger Entfernung von dem Wagenzuge flog und, anſcheinend ohne die geringſte Mühe, mit demſelben gleichmäßig ſich fortbewegte; ja, die kleine Reiſende übertraf ſogar die Wagen noch an Schnelligkeit, denn ſie begleitete den Zug nicht in gerader Linie, ſondern in dem bekannten Zickzackfluge, mit dem dieſe Inſekten beim Einſammeln ihrer Nahrung von Blume zu Blume ſchwärmen. Auch einige gewöhnliche Fliegen, Bremſen und Schmeißfliegen ſtatteten den Wagen wiederholentlich ihren Beſuch ab; die ſchnelle Bewegung der letzteren ſchien gar keinen Eindruck auf ſie zu machen, denn wenn es ihnen gerade genehm war, ſchoſſen ſie mehrere Fuß oder Ellen querfeldein, oder ſchwebten lange Zeit auf einem und demſelben Punkt hin und her, oder blieben auch, wenn ihre Kräfte ermatteten, oder wenn ſie Luſt hatten, ſich von der Geſellſchaft zu trennen, oft einen Augenblick hinten nach. Der Wind wehte überdies gerade dem Zuge ſchräg entgegen, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß die Reiſenden oft ihre Hüte feſthalten mußten. Dies Alles zuſammengenommen, den widrigen Wind und die unregelmäßige Bewegung der Inſekten, ſo kann man wohl annehmen, daß die Schnellkraft dieſer Thiere nicht viel weniger als 30 bis 40 Engliſche Meilen in einer Stunde zurücklegt. Wie unbedeutend ſind da alle Vortheile, welche die Wiſſenſchaft durch mechaniſche Mittel bis jetzt erreicht hat, wenn man ſie mit dieſer wunderbaren Muskelkraft ſo winziger Geſchöpfe vergleicht! (Philosophical Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler, für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Freitag den 25. Mai 1832.

Frankreich.

Bibliographische Statistik Frankreichs für das Jahr 1831.

Ein sehr nützliches Werk ist das von Herrn Beuchot in Paris herausgegebene Journal de la librairie, besonders durch die übersichtlichen Tabellen, die ihm der Herausgeber in jedem Jahre hinzufügt, und die, da sie nun bereits den zwanzigsten Jahrgang erreicht haben, einen interessanten Maaßstab für die quantitativen jährlich sich ändernden Verhältnisse der Französischen Literatur gewähren. Wiewohl nun dieser Maaßstab eben nur die Zahl und das arithmetische Progressions-Verhältniß ist, so scheint doch eine solche Statistik der Literatur nicht minder ein Zeugniß von den Fortschritten der allgemeinen Menschenbildung abzugeben, als eine Statistik der Bevölkerung, des Handels u. s. w., wie sie in Frankreich ein Dupin und in Deutschland ein Hoffmann seit mehreren Jahren zu so bewundernswerthen Resultaten gebracht hat. Schon im J. 1827 hat Daru statistische Tabellen über den Französischen Buchhandel herausgegeben und darin besonders auf die Vortheile desselben als Gewerbszweig hingewiesen, insofern er nicht bloß sich selbst, sondern auch eine Masse untergeordneter Gewerbszweige beschäftigt und mithin einer sehr ansehnlichen Zahl von Menschen ihren Unterhalt verschafft. Aehnliche Untersuchungen wie diese, von einem anderen als dem bloß materiellen Gesichtspunkt aus angestellt, könnten noch viel werthvollere Resultate liefern. Wir würden zwar von solchen Ziffern keine allgemeine Schlüsse auf die Verbreitung der Wissenschaften, auf die Einwirkung, die sie gegenseitig auf einander ausüben, und auf ihr Verhältniß zum allgemeinen Stand der Gesellschaft ziehen; man kann sich jedoch leicht denken, von welchem Nutzen solche Notizen, die zu verschiedenen Epochen und in verschiedenen Ländern sorgfältig gesammelt werden, für die Betrachtungen des Geschichtsforschers und des politischen Schriftstellers seyn können. Hier, wie in allen anderen Anwendungen, kann die Statistik erst dann ihre wissenschaftliche Aufgabe ganz erfüllen, wenn sie recht zahlreiche Data zur Vergleichung hat. Gleichwohl wollen wir doch unseren Lesern eine einzelne Uebersicht mittheilen, aus der bereits einige recht interessante Vergleiche hervorgehen, die wir indessen, da ein Irrthum so leicht möglich ist, nicht als richtig verbürgen wollen. Hr. Beuchot hat in seine Tabellen so Manches aufgenommen, was eigentlich kaum als eine Erscheinung in der Literatur zu betrachten ist, wie z. B. neue Abdrücke von Katechismen, Liedersammlungen, Volksbüchern u. s. w., Pamphlete, die eben nur einer vorübergehenden Gelegenheit ihr Entstehen verdanken und mit ihr wieder vergessen werden, u. dgl. m.; auch ist die hier beobachtete Classification der Literatur wohl nicht immer sachgemäß und giebt oft zu falschen Bezeichnungen Anlaß; es ist jedoch einmal die in Frankreich gebräuchliche Classification, die in allen Bücher-Katalogen streng beobachtet wird. Auch haben zwei sehr wichtige Klassen der Literatur, nämlich die Tageblätter und die Kalender, weil es an genauen und vollständigen Nachweisen darüber fehlt, ganz ausgelassen werden müssen:

Literarische Erscheinungen Frankreichs im Jahre 1831.

Classification.	Zahl der Werke. In Französischer Sprache	In ausländisch. Sprachen, älteren u. neueren	Total Summe
I. Theologie. Bibel, Liturgie, Katechismen, Predigt-Sammlungen und verschiedene Abhandlungen.	357	46	403
II. Jurisprudenz. Allgemeines Recht; Französisches und ausländisches Recht.	246	2	248
III. Wissenschaften und Künste.			
1) Philosophie, Moral, encyklopädische Werke	82	2	84
2) Erziehungs- und Elementar-Bücher	154	1	155
3) Staatshaushalt, Politik, Verwaltung, Finanzen	979	11	990
4) Handel, Maaß und Gewicht	42	1	43
Latus	1860	63	1923
Transport	1860	63	1923
5) Naturgeschichte	59	2	61
6) Landbau, Oekonomie	61	—	61
7) Physik, Chemie, Pharmacie	33	—	33
8) Medizin	211	4	215
9) Mathematik	48	1	49
10) Astronomie und Marine	24	—	24
11) Kriegswissenschaft und Militair-Verwaltung	176	5	181
12) Geheime Künste, Gymnastik und Spiele	27	—	27
13) Schreiblehren, Künste und Gewerbe	59	—	59
14) Schöne Künste	88	2	90
IV. Belletristik.			
1) Prosa. Sprachlehre, Rhetorik und Reden	150	17	167
2) Poesie. Dichtkunst und Gedichte	543	25	568
3) Theater	291	11	302
4) Romane und Erzählungen	162	21	183
5) Sprachenkunde, Kritik, Miscellen	179	3	182
6) Polygraphisches	29	3	32
7) Mythologie und Fabeln	19	1	20
8) Epistolarisches	17	2	19
V. Geschichte.			
1) Erdkunde, Reisen	53	3	56
2) Aeltere und neuere Geschichte	464	37	501
3) Archäologie und Numismatik	7	1	8
4) Gelehrte, Privat- und geheime Gesellschaften	143	3	146
5) Literaturgeschichte und Bibliographie	12	1	13
6) Bibliographisches	134	9	143
Summe	4,849	214	5,063

Vergleichen wir mit der Total-Summe dieser literarischen Erscheinungen die der beiden Leipziger Meß-Kataloge des Jahres 1831, so ergiebt sich eine Majorität zu Gunsten der Deutschen, indem in Deutschland während des vergangenen Jahres 5658, in Frankreich aber nur 5063 Bücher erschienen sind. Zur näheren Kenntniß dieses Unterschiedes, und um beurtheilen zu können, ob die Deutsche Literatur unserer Zeit wirklich reicher ist als die Französische, müßte man beide imposante Zahlen, die eine in der That großartige Entwickelung der intellektuellen Macht zu bezeichnen scheinen, nach ihren einzelnen Theilen und Zwecken übersehen können; denn die Zahl der Bücher ist es nicht, sondern ihr Geist, der die menschlichen Kenntnisse vermehren hilft und einen Fortschritt in der allgemeinen Kultur anzeigt.

In Frankreich sind es die nachstehenden Werke, welche, dem Journal de la librairie zufolge, während des vorigen Jahres den meisten Succeß erlangt haben:

In der Theologie der erste Band der gelehrten Ausgabe des alten Testaments von Cahen; der letzte Theil des Werkes über die Religion, von Benjamin Constant, und der „Blick auf die christliche Kontroverse", vom Abbé Gerbet.

In der Jurisprudenz die Rechtsphilosophie von Lerminier; die See-Gesetze von Pardessus; die Sammlung alter Gesetze von Isambert, Decrusy und Taillandier; die bürgerliche, Handels- ꝛc. Gesetzgebung, von Locré, und die allgemeine Jurisprudenz des Königreiches, von Dalloz.

In der Philosophie die Werke Damiron's und Jouffroy's; die Darstellung der Kant'schen Philosophie, von Schon, und der Messianismus, von Wronski. Der St. Simonismus hat nicht weniger als 29 philosophische Schriften zu Wege gebracht, die sämmtlich, um der Neuheit der Sache willen, ihren Weg in's Publikum gefunden haben.

In der politischen Literatur hat keine solche Lebendigkeit stattgefunden, als man es eigentlich hätte erwarten sollen. Viele unter der Restauration bekannt und berühmt gewordene politische

Gesellschaft sind die englische Gesellschaftsreisenden angewiesen und werden daher vorzugsweise Miß gebucht, die Engländer sind ja überall zu Hause, und sehr selten kommt eine Dame über den Teich und bleibt nicht mindestens ein Jahr in Amerika. Die Damen haben hier ihre Namen, wie sie wollen, Miß Jane oder Miß Jenny oder Miß Jenny Lind oder Miß Jane Austen oder Miß Jane Eyre oder Miß Jane Shore oder Miß Jane Grey oder Miß Jane Doe, Miß Jane Nobody, Miß Jane Somebody, Miß Jane Anybody, Miß Jane Everybody, Miß Jane Nothing, Miß Jane Something, Miß Jane Anything, Miß Jane Everything, Miß Jane Thing, Miß Jane Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery, Miß Jane Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbobbery Thingumbob, Miß Jane Thingumbobbery

ſicht des Aberglaubens in ſeinen verſchiedenen Geſtaltungen geben und zugleich die Art und Weiſe entwickeln will, wie derſelbe durch Vernunft und Philoſophie aufgehellt zu werden vermöge. In der Ausführung dieſes Planes kam er durch die Natur der Sache darauf, dieſelbe Geſchichte zu berühren, welche ſich Hr. Upham zum Gegenſtande ſeiner Vorleſungen erwählt; doch iſt zu bemerken, daß ſein Buch eher geſchrieben wurde, als die letzteren erſchienen. Seine ſcharfſichtige Beobachtungsgabe hat hier manche Erſcheinungen dieſes Gebietes in ein höchſt intereſſantes Licht zu ſetzen gewußt, beſonders in Bezug auf die räthſelhafte Macht der Einbildungskraft, welche manche ſolcher Phänomene hervorgebracht, die den Unwiſſenden erſchreckt und den Weiſen verwirrt haben. Die Geſchichte des Aberglaubens iſt überhaupt mehr als die Hälfte von der Geſchichte des Menſchen. Aber wenn die Irrthümer früherer Zeiten auch nur theilweiſe gelichtet werden, kann man doch dadurch Etwas zur Verbeſſerung derjenigen gewinnen, die noch vorhanden ſind. Man iſt bisweilen geneigt, zu glauben, daß die gegenwärtige Generation bereits das Siegesgeſchrei über den Aberglauben erhebe, bevor noch der Feind wirklich das Feld verlaſſen. Es möchte jedoch gefährlich ſeyn, zu behaupten, daß die Leichtgläubigkeit nicht mehr den Verlockungen des Betruges folge, oder daß alle Götzenbilder des Volkes von ihren Anbetern verlaſſen ſeyen. Es giebt noch immer Täuſchungen und Finſterniß, aber wir ſchlagen mit konvulſiviſcher Hand nach allen Irrthümern, weil es uns unmöglich dünkt, daß uns in dem hellen Mittagsſchein unſeres Vernunftlichtes eine Täuſchung begegnen könne. Wir blicken auf die unſerer Vorfahren mit Unwillen und Verachtung und wundern uns vielleicht, daß unſere Väter uns an Einſicht und Vernunft ſo nachgeſtanden haben. Indeß wird noch immer manches finſtere Blatt in der Geſchichte unſeres Geſchlechts geſchrieben. Es giebt nicht Wenige, welche auf das Jauchzen eines Kriegstriumphes wie auf den Klang einer Jubeltrompete lauſchen und den Eroberer mit Lorbeeren krönen, die nur der Stirn eines Engels ziemen, denen aber das Herz wehe thut, wenn ſie die Opfer zählen, welche Zauberei und Aberglauben zum Kerker und Schaffott geführt, während doch alles Blut, das je auf dieſe Weiſe vergoſſen, nur ein kleines Bächlein ſeyn würde im Vergleich mit dem, das auf einem einzigen Schlachtfelde fließt. Dies iſt nur ein Beiſpiel des Wahnglaubens, den Vernunft und Philoſophie noch immer nicht zu zerſtören vermocht haben; ſie haben vielmehr nur diejenigen Irrthümer gebändigt, welche nicht Glänzendes genug an ſich hatten, um ſie länger zu Lieblingen des menſchlichen Herzens zu machen. Ohne Zweifel werden ſie alle einmal verſchwinden, ſo wie man ſagt, daß die Geiſter mit der Morgendämmerung zerſtieben; aber manche werden die gegenwärtige Generation überdauern, und ſo lange ſie noch da ſind, iſt es thöricht, von dem gänzlichen Verfall des Aberglaubens zu ſprechen.

Der Glaube an Zauberkräfte hat keine herrſchende Stelle mehr auf der Erde; man findet ihn nicht mehr auf den Kathedern noch auf den Richterſtühlen, aber er umwindet noch die Herzen Mancher und hängt im Geheimen an ihnen ſo feſt, wie das Bewußtſeyn ihrer eigenen Exiſtenz. Ich kannte mehr als Einen, der ſich nicht einen Augenblick vor dem Anfall böſer Geiſter ſicher meinte, wenn er nicht ſeinen Stock von Haſelnuß bei ſich trug, und als er einmal ſeinen Talisman vergeſſen und in der Nacht nach Hauſe zurückkehren mußte, glaubte er wirklich, daß ihm die Geiſter nachſtellten, und ſtürzte Hals über Kopf in dem ſchrecklichſten Seelenzuſtande fort. So hörte ich von einem Anderen, der ſich unglücklicher Weiſe die Mißgunſt einer alten Frau in ſeiner Nachbarſchaft zugezogen hatte; als er eines Abends mit ſeinem Heuwagen an ihrer Thür vorüberkam, ſtand ſein Ochſe plötzlich vollkommen ſtill, und nur die Theile ſeines Körpers, die dazu fähig waren, richteten ſich durch einen myſtiſchen Impuls gerade aufwärts in die Höhe, in welcher Stellung ſie auch verblieben, bis er mit der Urheberin dieſes Mißgeſchicks einen Vergleich abgeſchloſſen hatte.

Es iſt jedoch auch zu bemerken, daß Manches, was für Aberglauben gilt, wenn man es von ſeinen Abgeſchmacktheiten reinigt, dem menſchlichen Gemüthe eigentlich auf ganz natürliche Weiſe inne wohnt. So weit er ſich bloß auf den Glauben an das Daſeyn von Geiſtern bezieht und von der Beimiſchung verderblicher Beſtandtheile frei iſt, entſpringt er unwillkürlich in des Menſchen Bruſt, und es giebt kein Beiſpiel eines Zeitalters oder einer Nation, ſelbſt nicht bei den entartetſten wilden Stämmen, wo dieſer Glaube nicht gefunden würde, und er wird durch die Stimme in uns beſtätigt, die unſeren Sieg über das Grab verkündigt. Auch läßt ſich die eben ſo ſehr verbreitete Meinung, daß ein vom Körper getrennter Geiſt ſich den menſchlichen Sinnen wieder darſtellig zu machen vermöge, nicht durchaus abweiſen. Manche haben dies dadurch zu widerlegen geglaubt, daß die abſtrakte Vorſtellung, unter der wir uns die Geiſter denken, ſie zugleich jeder Eigenſchaft ermangeln laſſe, die ſie dazu befähigen könnte, uns ihre Gegenwart vernehmbar zu machen, und erſt, wenn wir uns eine vollkommene Idee von dem, was Geiſt iſt, bilden könnten, würde es eine vollſtändige Antwort darauf geben.

Ein beſonderer und eigenthümlicher Zweig des Geiſterglaubens iſt die Zauberei, welche die beiden oben genannten Werke zu ihrem Gegenſtande haben, und deren neuere Geſchichte den Betrachtenden nicht anders als mit Gefühlen des Widerwillens und Grauſens erfüllt. In der That muß das menſchliche Gemüth ſich ſehr herabgewürdigt finden, wenn es bedenkt, daß ein frecher und verhängnißvoller Betrug wie dieſer, welcher lediglich aus der falſchen Ausdeutung gewiſſer in der heiligen Schrift üblicher Ausdrücke hervorging, im Stande war, alle Philoſophie und den geſunden Menſchenverſtand, ſo wie alle Regungen der Humanität und Barmherzigkeit zu erſticken. Niemand wird heutzutage noch der Meinung ſeyn, daß die Hexen neuerer Zeiten in dieſelbe Klaſſe mit denen gehören, gegen welche Moſes die Todesſtrafe verhängt hatte. Die letzteren wurden von dem Hebräiſchen Geſetzgeber nur als ein Verderben des Volkes angeſehen, weil ſie ſich die Kraft der Weiſſagung und Zauberei anmaßten und nicht ſelten auch, um ihre Abſichten durchzuſetzen, zu Vergiftungsmitteln ihre Zuflucht nahmen, wovon eben ihr Name hergeleitet wird. Sie verführten die Iſraeliten zur Anbetung falſcher Gottheiten, und dies war ein beſonders gewichtiges Verbrechen unter einem Volke, das, obwohl es ſich ausſchließlich dem Dienſt des wahren Gottes widmete, dennoch immer nur zu leicht geneigt ſchien, wieder in Götzendienſt zu verfallen. Die Zauberei neuerer Zeiten ſchließt, wie Hr. Upham ſehr richtig bemerkt, einen förmlichen und überlegten Bund mit dem Geiſt des Böſen ein, der mit aller Genauigkeit eines heutigen Kontrakts abgeſchloſſen werden muß, durch welchen ſich auf der einen Seite die Hexe ſelbſt verpflichtet, ſeine Dienerin zu werden und alle ihre Kräfte zur Förderung ſeiner Intereſſen anzuwenden, während er ſie dagegen auf der anderen mit einem Theil ſeiner Eigenſchaften begabt und ſie zugleich fähig macht, ſich ſeiner übernatürlichen Gewalt zu ihrem eigenen Vortheil und Schutz zu bedienen. Was die Hexe der Hebräer wirklich war, zeigt ſich in der merkwürdigen Stelle der Schrift, welche ſich auf die Zuſammenkunft Saul's mit der Hexe von Endor bezieht. Dieſe Figur gehörte zu einer Klaſſe von Verworfenen, gegen welche der König in einer der religiöſen Anwandelungen ſeines launiſchen Lebenslaufes eine durch ein altes Geſetz vorgeſchriebene Strafe in Ausübung gebracht hatte, und welche deshalb genöthigt war, ihre heiligen Künſte im Dunkel der Verborgenheit zu treiben. Aber als er fortfuhr, den Willen des Höchſten zu verletzen, da war die Stunde zur Rache für ſie gekommen. Die Schaaren ſeiner Feinde lagerten ſich vor ſeinen Thoren; das Gemurmel der Unzufriedenheit und Empörung wuchs immer lauter an innerhalb ſeiner Gränzen, und Unheil und Mißgeſchick häuften ſich um ihn, wie ſchwarzes Gewölk um die niedergehende Sonne. Die Warnungsſtimme der Träume und die Antworten der Urim und Propheten auf ſein Flehen wurden nicht mehr gehört, und in Schrecken und Verzweiflung nahm er ſeine Zuflucht zu einer von denſelben Betrügerinnen, welche er verfolgt hatte, damit ſie ihm die geheimnißvollen Blätter im Buch des Schickſals entrolle. Er ſuchte ihre Wohnung bei Mitternacht und in Verkleidung auf, niedergedrückt von der Qual eines gebrochenen Geiſtes und erſchöpft durch das Faſten, welches damals, wie noch heut im Morgenlande, erforderlich war, um ihn zu der ungewöhnlichen Scene vorzubereiten. Das Weib von Endor erinnerte ihn an das fürchterliche Gebot, mit welchem der König die Ausübung ihrer Kunſt bedroht hatte, aber mit der ſchnellen und ſtolzen Entſchiedenheit ſeiner Würde verſicherte er ſie ſeines Schutzes. Dieſer Umſtand allein würde hingereicht haben, ſie von dem Rang und Anſehen ihres Gaſtes zu überzeugen, aber wie hätte auch ohne dieſes Anzeichen eine Verkleidung ihrem durchdringenden Auge die erhabene und gebietende Geſtalt des ſchönſten der Söhne Iſraels verbergen können? Er befahl ihr, den Geiſt Samuels heraufzubeſchwören, und indem ſie that, als ſähe ſie Geiſter aufſteigen, ſchrie ſie mit erkünſtelter Ueberraſchung und Entſetzen laut auf und ſchien jetzt erſt ihren königlichen Beſuch zu erkennen. Er befiehlt ihr, ihre Formeln zu machen, und als ſie von einem alten in einen Mantel gehüllten Mann ſpricht, ſtellt ſich ſeine Einbildungskraft die Geſtalt des verehrungswürdigen Propheten vor, und er wendet ſich an ihn mit der Geſchichte ſeiner Furcht und ſeines Unglücks. In den herzbrechenden Lauten der Verzweiflung klagt er, daß die Schaaren ſeiner Feinde gegen ihn verſammelt ſind, und daß er von ſeinem Gott vergeſſen ſey. Es war eine leichte Aufgabe, das Schickſal eines ſo zerrütteten und gebrochenen Geiſtes vorauszuſagen. Die Stimme beſtätigte den Ausſpruch, den er ſchon längſt von ſeiner eigenen Furcht erhalten hatte, und er ſtürzte auf das Schlachtfeld, wo er, nachdem er Zeuge von der Niederlage ſeines Heeres und von dem Tod ſeiner Söhne geworden, die verhängnißvolle Weiſſagung beſiegelte, indem er von ſeiner eigenen Hand fiel.

Dies ſcheint uns wenigſtens die wahre Entwickelung dieſer merkwürdigen Stelle zu ſeyn, obwohl andere ausgezeichnete Kommentatoren ſie verſchiedenartig aufgefaßt haben, indem ſie der Meinung ſind, daß der Prophet wirklich durch ein Wunder auf den Ruf der Zauberin erſchienen, um dem Saul ſein bevorſtehendes Gericht zu verkündigen. Walter Scott neigt ſich, obwohl mit einigem Zögern, zu derſelben Anſicht, die auch Herr Upham aufnimmt. Die Sache iſt auf keinerlei Weiſe ganz frei von Schwierigkeiten, aber nie würde man ein Recht haben, anzunehmen, daß die Hexe von Endor auch nur die geringſte Aehnlichkeit mit den modernen Figuren dieſes Namens habe. —

Es war eines der erſten Geſchäfte der Auswanderer, den Entwurf zu einem Kriminal- und Civil-Codex zu machen, welcher nachher die Grundlage der Geſetzeinrichtung von Maſſachuſetts wurde. Dies Statut verfaßte einer der ausgezeichnetſten Theologen des Tages, welcher, demſelben Irrthum folgend, der ſo manche Andere geleitet hatte, die Beſtimmung des Levitiſchen Geſetzes aufnahm, wonach Zauberei mit dem Tode beſtraft wurde, indem er dieſelbe gleichwohl auf ein ganz verſchiedenartiges Verbrechen anwandte, wenn man in der That ſagen kann, daß ein ſolches Verbrechen, wie moderne Zauberei, je begangen worden. War aber je ein Volk wegen ſeines Aberglaubens zu entſchuldigen, ſo iſt es der Theil der Puritaner, der ſich in dieſem Lande anſiedelte. Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß Niemand geneigter zum Aberglauben ſey, als diejenigen, welche die ödeſten und abgelegenſten Gegenden bewohnen, und abgeſehen von den Zuſtänden ihrer eigenen Lage, war in der Wildniß und Einſamkeit um ſie her genug Anlaß, ihre Einbildung aufzuregen. Vor ihnen lag das unendliche Meer, über deſſen Buſen hin die Vorſehung Gottes ſie in Gefahr und Leid geführt; und hinter ihnen die Wälder, deren Tiefen noch nie der Fußtritt eines civiliſirten Menſchen durchmeſſen hatte. Gewiß muß es anfangs geſchienen

Digitized by Google

haben, ihr geheimnißvolles Dunkel zu betreten und durch den eindringenden Fußtritt und das Lautwerdenlassen der Stimme die tiefe Ruhe der Natur zu unterbrechen, die vorher nur durch das Geschrei der wilden Thiere oder das Schlagen des Oceans an die Küste unterbrochen worden war. Alles um sie her führte den Sinn auf hohe und ernste Betrachtungen, Alles war geeignet, erhabene Gefühle und Schauer zu erwecken. Ihr Vertrauen auf Gottes Schutz war fest und unerschütterlich, und in allen Ereignissen, die ihren melancholischen Lebenspfad von Zeit zu Zeit erhellten, glaubten sie seine leitende Macht zu sehen, so wie sie dagegen in jedem Unheil das Walten eines bösen Prinzips erkannten, dessen Kräfte sich geltend machten, um ihre Tugend zu prüfen oder sie wegen ihrer Abweichungen von der Pflicht zu bestrafen. Die menschliche Natur selbst stellte sich ihnen in einer ganz neuen Weise der Existenz dar, die aber geeignet genug war, ihre Ueberzeugung von diesem Walten böser Mächte zu begünstigen. Alle ihre Wachsamkeit nämlich war erforderlich, um sie vor den Ueberfällen der feindlichen Wilden zu schützen, deren Verwegenheit und Grausamkeit nicht weniger als der plötzliche Schrecken, den ihre unerwarteten Angriffe zu verbreiten pflegten, sie wie Diener der Finsterniß erscheinen ließ, deren Pfade sich durch das Blut der Erwordeten und den Brand der Dorfschaften bezeichneten. So darf man sich nicht wundern, wenn abergläubische Ideen unter diesen Ansiedlern Wurzel faßten, aber dennoch bewahrte sie ihr strenger praktischer Sinn, eine Eigenschaft, welche sie selten verließ, daß sie diesen Einflüssen nicht übermäßig unterlagen; die Strafe gegen Zaubereien wurde selten unter ihnen in Anwendung gebracht, bis endlich ein ungewöhnliches Zusammentreffen von Umständen, die auf den Volksglauben wirkten, die Neigung zum Aberglauben so sehr begünstigte, daß derselbe, zu einem unaufhaltsamen Strom angewachsen, Alles mit sich fortriß. Es war im Februar des Jahres 1692, als dieser verhängnißvolle Wahn sich zu regen anfing. Es gingen dieser Zeit mancherlei wundersame Ereignisse voraus, die noch jetzt geeignet sind, einen Zauberbann über die Gemüther der Menschen zu werfen. Die Kolonisten waren durch mancherlei politische Widerwärtigkeiten in die Enge getrieben, die Seeräuber, die ihre Küsten bedrohten, hatten die regelmäßigen Wege ihres Handelverkehrs gestört, und so kam es, daß sie unter der Last ihrer beträchtlichen Schuld fast erlagen. Das Licht einiger der Ausgezeichnetsten und Weisesten unter ihnen war durch den Tod erloschen, und die unbestimmten Gerüchte von gewaltigen Unruhen außerhalb trug jeder Wind über das Meer zu ihnen herüber. Die Franzosen hatten sich mit ihren wilden Feinden zu einem unnatürlichen Bündniß geeinigt und schwebten wie eine Donnerwolke über dem Saum der westlichen Wälder, bereit, in einem verheerenden Sturm über sie loszubrechen. Ihre ungezügelte Vorstellung, daß die Geister des Bösen entfesselt wären und mit ungewöhnlicher Kraft auf der Erde walteten, drückte ihre Herzen nieder, welche sonst durch das Bewußtseyn der Gegenwart der Gottheit aufrecht erhalten waren. Alles schien sich zu einer großen und fürchterlichen Entladung vorzubereiten und einen entsetzlichen Ausgang zu verheißen. Dunkel lagerte sich in jedem Herzen und auf jeder Stirn. Als endlich die Kunde von dem Besuch jener bösartigen Geister wirklich kam, deren Existenz, wie sie glaubten, von der Vorsehung verstattet war, um für die menschliche Einsicht unbegreifliche Endzwecke auszuführen, fand sie ihre Gemüther bereits bis zum Wahnsinn erhitzt und geneigt, alle Regungen ihrer besseren Natur bei Seite zu setzen, in der thörichten Meinung, daß sie berufen wären, mit den Mächten der Finsterniß einen Kampf einzugehen. Doch wir wollen die Begebenheiten dieses blutigen Dramas nicht wiederholen, dessen Hauptsitz Salem wurde, obwohl die ganze umliegende Gegend an diesem Wahn Antheil nahm. Das Gemüth wendet sich mit Schauder von der Geschichte des Menschen ab, sobald er sich in Dämonen verwandelt. Kaum gelingt es uns, uns mit der Phantasie wieder in jene Zeit zurück zu versetzen, wo der Aberglaube lebendig und in der Vorstellung Aller wirklich verbanden war; wir können uns eben so wenig die Macht dieses Wahnglaubens jetzt vergegenwärtigen, als wir, wenn wir einer Darstellung des Macbeth beiwohnen, den Eindruck ganz zu unserem eigenen machen können, welcher einst durch diese mystischen Wesen hervorgebracht wurde, die dem siegreichen Krieger auf mitternächtlicher Haide begegneten. Nichts kann die Gefühle des Abscheus mildern, welche uns diese Bilder des Fanatismus und der Schuld einflößen, von denen Upham in seinem genannten Werke eine sehr ausführliche und genaue Darstellung giebt. Nur darin möchte man mit ihm nicht übereinstimmen können, wenn er bemerkt, daß auf die Richter und Geschworenen bei dieser Begebenheit kein Vorwurf fallen könne, indem das Gesetz des Landes die Bestrafung der Hexen erheischt habe und sie nur dies Gesetz zur Verwirklichung brachten. Allerdings waren sie verpflichtet, das Gesetz zu vollstrecken, aber zu gleicher Zeit auch, sich jedes Urtheilspruchs zu enthalten, bis es dargethan worden, daß das Gesetz wirklich verletzt gewesen. Dies geschah gleichwohl nicht, und nie hat eine schrecklichere Verletzung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, um der Rücksichten der Humanität und Barmherzigkeit zu geschweigen, die Geschichte des Menschen geschwärzt, als die, welche bei dem ganzen Verlauf dieser Hexenverhöre durch die, welche sie betrieben, verging. (N. Americ. Rev.)

Bibliographie.

A brief and impartial history etc. (Kurze unparteiische Geschichte des Lebens und der Thaten Andreas Jackson's, Präsidenten der V. St.) Boston.

The history of New-England. (Die Geschichte Neu-Englands.) Durch Erzählungen, Skizzen und Anekdoten erläutert, von Lambert Lilly. Philadelphia.

The history of America. (Geschichte von Amerika.) Von T. F. Goodwin. 2 Bde. Die Geschichte der Spanischen Entdeckungen bis zum Jahr 1520 enthaltend. Philadelphia.

History of ancient and modern Greece. (Geschichte des alten und des neueren Griechenlands.) Mit Kupfern und Karten. Herausgegeben von John Frost. Boston.

Conversations etc. (Unterhaltungen über die Geschichte von Massachusetts.) Für Kinder. Boston.

Tales of the Indians. (Sagen der Indianer.) Aus der Geschichte der Nord-Amerikanischen Eingebornen, nach authentischen Quellen. Von B. B. Thacher. Boston.

The buck wheat cake. (Der Buchweizen-Fladen.) Ein Gedicht. Boston.

Mannigfaltiges.

— Ausdehnung des Britischen Reichs. Die Sonne geht in den Besitzungen des Königs von Großbritanien nicht unter. Ehe ihr letzter Abendstrahl von den Zinnen der Stadt Quebec Abschied nimmt, haben ihre Morgenstrahlen schon drei Stunden über Port Jackson geleuchtet; und während sie hinter dem Oberen See niedersinkt, öffnet sie ihr Auge an dem Ganges. (Obs.)

— Die Osseten und Dugor's auf dem Kaukasus. Der größere Theil dieses Volkes erkannte bis 1830 noch keine oberherrliche Autorität und wurde nur durch alte Gebräuche, die in gewisser Hinsicht seine Wildheit dämpften, in seinen natürlichen Verhältnissen erhalten. Diese Gebräuche, verbunden mit strenger Beobachtung der Gastfreundschaft, eines charakteristischen Zuges aller Bergbewohner des Kaukasus, bildeten das einzige gesellige Band unter ihnen; sonst würden diese barbarischen Stämme einander längst aufgerieben haben. Zu ihren merkwürdigsten Ueberlieferungs-Gesetzen, welche sich zum Theil auf den Codex Georg's des Vierten, der im Anfang des 14ten Jahrhunderts über Georgien herrschte, gründen, gehören folgende: Mord, Verwundung, oder selbst Schläge ziehen eine unvermeidliche Fehde nach sich, deren gegenseitige Verfolgung von Familie auf Familie fortgepflanzt wird, und zwar auf unbestimmte Zeit, oder wenigstens so lange, bis die feindlichen Familien durch ein Lösegeld (den Blutpreis) oder eine Heirath sich versöhnen. Jedes Familienhaupt ist verpflichtet, das Leben eines Individuums zu schützen, den er als Gast aufnimmt, und ihn selbst vor jeder Kränkung zu bewahren. Sollte der Gast erschlagen werden, so muß der Wirth seinen Tod rächen, als wäre er ein Glied seiner eigenen Familie, oder ein gleiches Lösegeld eintreiben. Der Blutpreis für ein ermordetes Weib beträgt nur die Hälfte von dem für einen Mann, dessen Familie reich und mächtig ist; allein er ist höher als der eines gemeinen Individuums. Die Aussöhnung der Familien vermittelst eines Lösegeldes wird durch Dazwischenkunft eines Tribunals von Schiedsrichtern bewirkt. Obgleich der Mann Gewalt hat über Leben und Tod seines Weibes, so muß er doch, im Fall eines Ehebruches, den Verwandten der Frau ihr Verbrechen beweisen, sonst können sie den Blutpreis fordern. Wer des Diebstahls überwiesen ist, muß dem Besitzer den doppelten Werth der gestohlenen Sache bezahlen, außerdem aber noch seinem Herrn eine Buße von fünfmal höherem Werthe entrichten. — Im Kaukasus giebt es eine Menge alter Kirchen, von den Königen von Georgien erbaut. Sie werden mit besonderer Ehrfurcht geachtet und sind heilige Asyle, selbst für Verbrecher, welche die Blutrache fliehen und im Innern derselben vollkommen sicher bleiben. Wenn es einem Osseten, der sich in drohender Gefahr befindet, gelingt, in der Wohnung eines Mächtigen Zutritt zu finden, und er so glücklich ist, dessen Mütze aufsetzen zu können, so bedeutet dies, daß er sich unter die Aegis seiner Macht begeben hat. Von diesem Augenblick an genießt er gleiche Rechte mit einem Familienglied. Dieser Schutz kann noch auf andere Art erlangt werden. Der Verfolgte geht in das Haus eines Mächtigen und legt die eiserne Kette über der Feuerstelle um seinen Nacken. Dies bedeutet, daß er sein Schicksal in die Hände des Hausherrn legt; oder man umschlingt die Kniee des Patrons und bedeckt sein Haupt mit dem Zipfel seines Kleides, indem man ausruft: „Ich habe mein Haupt an den Zipfel deines Gewandes geknüpft; du und deine Götter müssen mich vor jedweder Kränkung bewahren; darum vertrau ich mein Schicksal kühn deiner Großmuth.“ — Jeder, der aus Tücke oder in der Absicht, zu stehlen, die Thüre eines Wohnhauses aufbricht, muß dem Besitzer einen durch Obmänner zu entscheidenden Preis entrichten. Wenn ein Mann, der einen anderen des Diebstahls anklagt, zum Erweise des Verbrechens ein unreines Thier auf den Gräbern von dessen Vorfahren opfert und der Beklagte in der Folge unschuldig befunden, der Dieb aber entdeckt wird: so muß der Kläger dem ungerecht Angeschuldigten seinen Blutpreis entrichten und außerdem diesem und allen seinen Angehörigen ein prächtiges Gastmahl auf den Gräbern ihrer Väter geben. — Eine alte ehrwürdige Sitte verbietet es den Osseten, mehr als drei und einen halben Wochentag zu arbeiten; der Sonntag, Montag, Freitag und die erste Hälfte des Sonnabend werden sorgfältig als Feiertage beobachtet. Ein Osset muß sehr hart gedrängt seyn, wenn er am Freitag oder Sonnabend arbeitet; und um die Erlaubniß dafür zu erhalten, muß er ein Schaf zum Opfer bringen, das seinen nächsten Nachbarn eine Mahlzeit verschafft.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Montag den 28. Mai 1832.

England.

Philobiblon; a treatise on the love of books. (Philobiblon; eine Abhandlung über die Bücherliebe.) Von Richard de Bury, Bischof von Durham. Geschrieben im Jahre 1344; übersetzt nach der ersten Ausgabe vom Jahre 1473. London 1832.

Dieses alte, mystische und seltsam geschriebene, aber in gewisser Hinsicht auch geistreiche Werk ist eine merkwürdige Reliquie. In dem sogenannten Prolog wird die Frage aufgeworfen, „wozu man sich entschließen solle?" Der Verfasser giebt selbst folgende Antwort darauf: „Zweifelsohne muß man in ängstlichem Schwanken und bei gesteigerter Unschlüssigkeit zuerst den siebengestaltigen Geist anrufen, damit ein erleuchtendes Feuer unsere Betrachtungen erwärme, und demnächst mit gespannter Aufmerksamkeit ausschauen nach dem noch ungebahnten Wege, auf dem der Spender aller Gaben für die uns verliehenen Geschenke am liebsten dankbarlichst verehrt seyn will." Hierauf giebt er als seinen Zweck an, daß er die „für das Studium nützlichsten Bücher" bezeichnen wolle, und dazu geht er dann in dem eigentlichen Werk über und beschäftigt sich damit in 20 Kapiteln, indem er viele eigene nützliche Bemerkungen hinzufügt.

Es verdient, bemerkt zu werden, daß in den sehr zahlreichen Noten auch wieder auf jenen „siebengestaltigen Geist" angespielt und in dieser Beziehung Folgendes aufgestellt wird: „Die sieben Gaben des heiligen Geistes sind in den Zehngeboten angedeutet: es sind folgende: Weisheit, Verstand, Erfahrung, Rath, Erbarmen, Tapferkeit und Furcht. Diese siebengestaltige Gnade stimmt überein mit den sieben Eigenschaften oder Wirkungen des Feuers, welches eins ist mit dem heiligen Geist, und daher kommen die verschiedenen Gaben dieses Geistes. Die sieben Wirkungen des Feuers sind Zerstörung — nämlich der Sünde durch Weisheit; Erleuchtung — nämlich Aufklärung des Verstandes; Verschmelzung — nämlich Verbindung der mancherlei Erfahrungen; Erhebung — nämlich des Gemüths durch Rath; Erweichung — nämlich durch Erbarmen; Härtung — nämlich zur Tapferkeit; Gluth — nämlich in der Andacht und Gottesfurcht."

Das 3te Kapitel ist überschrieben: „Bücher muß man immer kaufen, ausgenommen in zwei Fällen;" und als diese beiden Ausnahmen wird weiterhin angegeben: „wo man sich vor der Schelmerei des Verkäufers zu hüten hat", oder: „wo man auf eine günstigere Gelegenheit zum Kauf warten muß."

Im 4ten Kapitel spricht der Bischof von dem Nutzen der Bücher und sagt, „sie reichten Allen die Bräste der Grammatik, um daran zu saugen; oft aber würden die Säuglinge nachmals in Gestalt einer entarteten Priesterschaft undankbar und vergäßen, daß durch die auf solche Weise erworbene Wissenschaft ihr Stammeln besiegt worden und sie die Fähigkeit erlangt hätten, die gewaltigen Thaten Gottes in ihrer eigenen Sprache zu schildern." In einer Note zu diesem Kapitel wird in Bezug auf das Stammeln oder die barbarische Aussprache mit Pius II. gefragt, warum Homer unter allen barbarischen Völkerschaften, welche dem Priamus zu Hülfe eilten, nur die Karier als barbarisch redend bezeichne; und der Herausgeber schließt endlich mit der Frage: „Könnte nicht vielleicht hierunter die schnarrende oder unvollkommene Gaumenaussprache des Buchstaben R gemeint seyn, die im Norden von England, in Frankreich und wohl auch anderwärts so gewöhnlich ist?"

In einer anderen Note zu demselben Kapitel heißt es: „Der Streit über die angemessenste Zeit für die Osterfeier dauerte 1200 Jahre lang. Die Kirche kam dabei am schlimmsten weg. Die Juden waren ihre Gegner. Endlich wurde der Tag doch zu einer unrichtigen Zeit, bloß um der Bequemlichkeit willen, festgesetzt."

Die Noten sind offenbar das Beste in diesem Buch; aber auch das Philobiblon selbst (oder vielmehr Philobiblion, wie es wohl heißen müßte) ist ein Werk von großem Verdienst und gewinnt ein besonderes Interesse durch die oftmals sehr wunderliche Eigenthümlichkeit der Schreibart. (Literary Gazette.)

Bibliographie.

The Shakespearian dictionary. (Wörterbuch zum Shakespear.) Ein genaues Verzeichniß aller in den Werken dieses Dichters vorkommenden Volks-Ausdrücke, schwierigen Stellen u. s. w., von Thomas Dolby.

History of the jews in all ages. (Geschichte der Juden in allen Zeitaltern.) Von dem Verfasser der „History in all ages."

A rhyme version of the liturgy psalms. (Die bei der Liturgie gebräuchlichen Psalmen, in gereimte Verse gebracht.) Von H. Cahagan.

The maid of Elvar. (Das Mädchen von Elvar) Ein Gedicht in 12 Abtheilungen, von Allan Cunningham.

Klosterheim — oder die Maske. Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Von dem Englischen Opium-Esser. (De Quincey.) Edinburg.

The emigrants pocket-companion. (Taschenbuch für Auswanderer.) Von Robert Mudie.

The diamond gazetteer. (Zeitungs-Lexikon von Großbritanien und Irland.) Im Westentaschen-Format. [Das Büchlein, dessen Vollständigkeit gerühmt wird, kann bequem in einer kleinen Schnupftabacksdose neben dem Taback liegen.] Glasgow.

Frankreich.

Das Finanz-Ministerium in Paris.

Eine Skizze von A. Bazin.*)

Ist es Euch wohl schon begegnet, daß Ihr beim Spazierengehen unter der Linden-Allee, welche die Terrasse des Feuillans beschattet, Eure Blicke auf jene breite Façade gerichtet habt, die aus einem Stücke zu bestehen scheint, unten von sieben und vierzig Bogengängen durchschnitten wird, und wo fünf Stockwerke, Fenster an Fenster gereiht, aufgethürmt sind? Wenn Ihr Bauplatz-Spekulanten, reiche Kaufleute, die sich vom Handel zurückgezogen haben, oder Bau-Unternehmer seyd, so werdet Ihr mit Erstaunen daran denken, was ein solches Gebäude in dem Viertel der Hôtel garnis, mit einer solchen Lage und einer solchen Aussicht, Miethe einbringen würde. Wenn Ihr Anspruch darauf macht, Gelehrte zu seyn, so werdet Ihr gewiß warten bis ein Neugieriger neben Euch still steht, um ihm zu sagen, daß sich ehemals von diesem Platze aus bis nach der Straße St. Honoré weite Gärten ausdehnten, welche den Kapuzinern gehörten, die dadurch mit dem Königlichen Schlosse in Verbindung standen; und wenn Euer Zuhörer gerade aufgeräumt ist, so wird er hinreichend Stoff zum Lachen in den Launen der Zeit und der Revolutionen finden, welche die Namen gewonnener Schlachten in jene Mauern eingrub, wo sich früher die Mönche ihren Träumereien überließen. Wenn Ihr aber Gläubiger des Staates, Pensionaire des Staates, vom Staat Besoldete seyd, dann kann ich Euch nichts lehren; Ihr kennt das Gebäude und seine Bestimmung; Ihr bedauert höchstens, daß Ihr nicht öfter daselbst zu thun habt: Ihr grüßt das Hôtel, wo man zahlt, mit einem freundlichen Blick, und habt es schon ausgesprochen — es ist das Finanz-Ministerium.

Jenes Gebäude umfaßt das ganze Budget. Vom Keller bis zum Dach setzt die Rechnungs-Maschine, welche für ein ganzes Jahr aufgezogen ist, Tausende von Händen in Bewegung, die, mit Federn bewaffnet, die Einnahmen registriren und die Ausgaben expediren. Dort hinein strömen die Auflagen durch alle Kanäle und fließen durch alle Thüren wieder heraus. Das Herz verrichtet keine wichtigere Functionen in dem Getriebe des menschlichen Körpers als jene Steinmasse in der gesellschaftlichen Bewegung. Die Centralisation hat sich daselbst gewissermaßen konzentrirt. Paris war zu groß, seine verschiedenen Viertel zu weit eines vom anderen für die finanzielle Bewegung des Königreiches entfernt. Es ging beim Einsammeln der Bordereaux in fünf oder sechs verschiedenen Unterabtheilungen, wo übrigens die Beamten recht bequem wohnten, zu viel Zeit verloren. Man zog es vor, sich einzuschränken, eng zu wohnen, um alle Materialien zur Hand, das ganze Triebwerk unter Augen zu haben und das sämmtliche Personal beaufsichtigen, anleiten oder zurechtweisen zu können. Die Einregistrirung, die Domainen, Douanen, Forsten, Lotterieen, indirekten Steuern, alle diese Abzweigungen des öffentlichen Einkommens, welche sich sonst das Ansehen unabhängiger Verwaltungen gaben, haben, zum großen Leidwesen der General-Direktoren, die keine Wohnungen mehr für ihre Familien besitzen, und der ersten Kommis, die mit ihrer Wichtigkeit in die Dachstuben verwiesen worden sind, ihre untergeordnete Stellung wieder eingenommen. Wenn die Post und die Münze weniger Platz bedürften, so würde man sie ebenfalls dahin gebracht haben; aber ihr Rechnungswesen befindet sich daselbst. Durch dieses Mittel übersieht man Alles mit einem Blick; Alles bleibt in seiner Ordnung; nichts

*) Vergl. in Nr. 22 die Schilderung des Justiz-Palastes.

verliert sich, nichts verirrt sich; ausgenommen hier und da ein Kassirer, der mit seiner Kasse verschwindet; aber die Zahlen bleiben, und das ist ein wichtiger Punkt, denn nach einem Monat genauer Nachforschungen kann man doch ungefähr wissen, wie hoch sich der Ausfall beläuft.

Jenes Gebäude hat, wie alle ministerielle Hôtels, seine bleibenden Bewohner und seine vorübergehenden Gäste. Auch dort findet man, wenn man die niederen Stufen der administrativen Hierarchie durchläuft, einige Dauerhaftigkeit in den Existenzen und einige Wahrscheinlichkeit, in den Wohnungen, an die man sich gewöhnt hat, alt zu werden. Die Unstätigkeit und die Gefahr leben auf dem Gipfel. Ich weiß nicht, wie viel Minister der Portier — denn man sagt seit der Juli-Revolution nicht mehr Schweizer — schon hat vorübergehen sehen; dennoch bieten sich hier weniger neue Gesichter dar, als anderswo. Man gelangt selten zu diesem Ministerium; am öftersten kehrt man zu demselben zurück. Die ganze finanzielle Wissenschaft unserer Zeit scheint ausschließlich auf drei oder vier Köpfen zu ruhen, zwischen welchen ein verändertes politisches System und eine Revolution wählen muß. Man sieht dort nicht, wie in anderen Ministerien, eines Morgens im Miethswagen einen Neuerwählten anlangen, der selbst den Bureau-Dienern unbekannt ist, und dessen Namen die Kommis nur mit Ungewißheit aussprechen; einen unbekannten Menschen, aus dem die geschickte Eifersucht eines Kollegen plötzlich einen Staatsmann gemacht hat, und der mitten in der Halle, mit Weib, Kindern, Geräthschaften, Hut und Regenschirm in der Hand, landet, um von seinem Departement Besitz zu nehmen. Diejenigen, welche hier das erste Stockwerk beziehen, sind fast immer alte bewanderte Beamte, an die Gunst gewöhnt wie an die Ungnade, die alle Windungen des Hauses kennen und die ganze Einrichtung desselben auswendig wissen.

Der bei weitem größte Theil des Gebäudes ist zu Bureaus eingerichtet. Ihr habt gewiß schon von dem trüben, einförmigen und dennoch abenteuerlichen Leben des Beamten gehört, der für ein kärgliches Gehalt jeden Tag zur nämlichen Stunde seinen Körper krümmt, seine Hand ermüdet, seine Gedanken mit einer undankbaren langweiligen Arbeit abmüht, mehrere Jahre in der Hoffnung auf eine Erhöhung seines Gehaltes bei diesem Handwerk zubringt und endlich durch eine Umgestaltung des Ministeriums seinen Brod-Erwerb verliert. Laßt es Euch indeß nicht einfallen, die an ein solches Leben geschmiedeten Leute zu bedauern; denn es sind die Glücklichen des Jahrhunderts; nicht Jedem, der es gern möchte, öffnen sich jene Pforten. Wenn Ihr nur wüßtet, welche Bekanntschaften, welche Fürsprache, welche Bitten dazu gehören, um einen jener mit Leder bezogenen Stühle zu erhalten, auf dem ein Kommis schlummert. Wie viele junge Leute, die eben ihre Studien beendigt haben und durch die Schwierigkeiten der ersten Schritte in einer ernsten Carrière abgeschreckt werden, bitten, mit allen Empfehlungen ihrer Verwandtschaft versehen, um die angenehme Beschäftigung, für Rechnung der Regierung zu addiren, zu subtrahiren oder abzuschreiben. Da ist doch wenigstens etwas Wirkliches und Sicheres, ein kleines Einkommen, ohne andere Last als etwas Ausdauer; die Beschäftigungen, bei denen man durch Talent forttömmt, sind durch Berühmtheiten besetzt, die ihre Plätze festhalten; der käuflichen Stellen giebt es wenige, und diese sind unverhältnißmäßig theuer; die Fähigkeiten sind im Ueberfluß, aber die Abzugswege mangeln. Desshalb dieses Zuströmen zu den Pforten der Ministerien, dieses Betteln um die jämmerliche Gunst, seine Zeit an einem Schreibpulte verlieren und seine Jugend in der fast immer getäuschten Erwartung einer späten Beförderung hinbringen zu dürfen. Denn nicht auf diesem Wege gelangt man zu den oberen Stellen der Bureaucratie, zu den administrativen Kanonikaten. Der Weg ist zu lang, zu beschwerlich; aber man gelangt mit einem Sprung dahin, wenn man einem Journal oder einer Coterie angehört. Es ist hierbei gerade wie bei der Queue vor Eröffnung des Theaters; diejenigen, welche in der Reihe bleiben, kommen nicht hinein, und die ersten Plätze sind für diejenigen, welche sich vordrängen, die Gendarmen zurückstoßen und die Barrièren erklettern.

Aus allem diesen geht hervor, daß in Frankreich der Stand der Beamten seine alten Sitten, jene traditionellen Gebräuche und jene Art, zu leben, verloren hat, welche ehemals seine charakteristischen Kennzeichen waren. Der Subalterne ist nicht mehr jener arme Teufel, so genau, so pünktlich, so steif, so verschwiegen, der Vertrauen in seine Oberen setzte, dem sein Amt ein Heiligthum war, der sich niemals einen verwegenen Zweifel an der Einsicht seiner Vorgesetzten erlaubte, der außer seiner regelmäßigen Beschäftigung nichts schön, nichts groß und nichts nützlich fand, der seinen Nachbarn beim Fortgehen und Zuhausekommen als Uhr diente, der sich die Woche hindurch des Lachens enthielt, sein karges Mahl stillschweigend verzehrte und mit Würde vegetirte. Jetzt ist er ein Mann von Welt, fast immer mit irgend einem angenehmen Talent versehen, kann eine Romanze singen oder einen Contretanz spielen; häufig auch ist er ein schöner Geist, der im Stande ist, an einem Vaudeville mitzuarbeiten; er versteckt sich, wie er sagt, vergräbt sich, verläugnet während eines Theiles des Tages seine geistigen Fähigkeiten; er ist der Erste, der sich über seine Sklaverei lustig macht, seine Arbeit über's Knie bricht, so spät als möglich auf dem Bureau erscheint und hundert Vorwände findet, um von seinem Stuhl aufzustehen. Sobald es vier Uhr schlägt, ist von seiner Person nichts mehr zu sehen. Er fährt mit der Bürste über Hut und Rock, denn er ist zierlich und gefallsüchtig, und lebig ist er seiner Fesseln; nun nimmt er seine Vergnügungen wieder auf, beginnt das unterbrochene lustige Leben von neuem, schiebt seinen General-Secretair, der ihn gar nicht kennt, bei Seite und setzt sich für seine zwei Francs bei einem Restaurateur neben einen Deputirten, der vielleicht so eben durch eine Verminderung im Budget sein Mittagessen für den nächsten Monat verkürzt hat.

Wenn Euch um diese Zeit irgend ein Geschäft in jenes Gebäude führt, dann möcht' ich es nicht übernehmen, Euch in diesem unendlichen Labyrinth von Korridors, Seitengängen und Treppen zurecht zu weisen, Euch die nummerirte Thür der Klause anzugeben, an die Ihr zu klopfen habt. Es ist aber möglich, daß Ihr zufällig einen dienstfertigen, höflichen Bureau-Diener findet, der Euch antworten wird, vorausgesetzt, daß Ihr ihn nicht gerade beim Lesen des Moniteur stört. Was mich betrifft, der ich sehr in Verlegenheit seyn würde, wenn ich dem Portier sagen sollte, was ich hier wolle, ich gehe nicht weiter, als bis zum Saal der Rentiers, einem sehr reinlichen und bequemen Vorzimmer, wo sich zweimal jährlich ohne Unterschied und ohne Auszeichnung die Inhaber der Drei, Vier, Vier und ein halb und Fünf Prozentigen einfinden. Man hatte früher ein sehr hübsches Wort, um jene ehrlichen Bürger zu bezeichnen, die, nachdem die Anleihen durch die Hände der Banquiers gegangen sind, zum Tages-Cours ein Theilchen der Schuld kaufen, von der die großen Spekulanten bereits ihre Vortheile gezogen haben, und die, einmal Besitzer ihrer Obligationen, nicht ohne Unruhe den Tag erwarten, wo der öffentliche Schatz sie einladet, sich zur Theilung der Auflagen einzufinden. Man nannte sie „an den Geschäften des Königs Betheiligte", was ihre Lage veredelte, ohne sie zu verbessern; dessenungeachtet ist die Lage des Rentiers sehr angenehm. Er trägt zu den öffentlichen Lasten nicht im Verhältniß seines Einkommens bei; er hat keine Entwerthung, keine Feuersbrünste, keine Reparaturen, kein schlechtes Wetter, keine Mißernte und keine Bankerotte zu befürchten; alles Unfälle, welche dem Grundeigenthümer und dem Gewerbthätigen drohen. Er kennt die finanzielle Verwaltung nur von ihrer schönen Seite; er steht mit dem Fiskus in keiner anderen Berührung, als der, ihm eine Quittung zu ertheilen. Die Charte sagt ihm, daß die öffentliche Schuld garantirt ist, und er sieht jene Schuld täglich durch neue Anleihen sich mehren, ein unwiderlegbarer Beweis von Vertrauen und Zahlungsfähigkeit. Dennoch ist er nicht ohne Besorgnisse; als ob die Charten jemals lügen könnten! Er erinnert sich, daß die öffentliche Schuld schon einmal „unter den Schutz der Französischen Ehre und Treue" gestellt, daß erklärt wurde: „keine Macht habe das Recht, das schändliche Wort Bankerott auszusprechen", und daß dennoch wenige Jahre darauf die Französische Treue, von dem Direktorium repräsentirt, einen Bankerott für zwei Drittel der Schuld machte, sich aber allerdings hütete, das schändliche Wort auszusprechen. Er hat sich noch kaum von dem Schreck erholt, den ihm die Drohung der Zurückzahlung seines Kapitals verursachte. Er zittert noch bei dem Gedanken an die Schlinge, die man ihm legen wollte, indem man ihm in der einen Hand die Dreiprozentigen zeigte, wo seine Einnahme vermindert werden sollte, und in der anderen sein Kapital, mit dem er nichts anzufangen wußte. Er hat gleiche Furcht vor den Revolutionen, die erschüttern, und vor den Systemen, die wieder aufbauen wollen. Und wahrlich man müßte sich ein Gewissen daraus machen, diese harmlose friedliche Klasse, die ruhigste von allen, die die Regierung zu befriedigen hat, in ihrer bescheidenen Lage zu quälen und sie über ihre halbjährige Zukunft zu beunruhigen. Denn der Rentier läuft nicht nach den Emeuten, er prahlt nicht mit patriotischen Gesinnungen, er macht sich nicht über die Protokolle lustig und zerschlägt keine Straßen-Laternen. Er träumt weder von Eroberung, noch von Restauration, noch von Propaganda. Die Republik erscheint ihm nur unter der abscheulichen Gestalt des konsolidirten Drittheils, der ältere Zweig der Bourbonen unter der Villele'schen Maske der Zurückzahlung des Kapitals. Er verlangt von der Politik nur Eine Sache: daß ihm seine Rückstände richtig ausgezahlt werden; daß er alle 6 Monate an jenem ihm so wohl bekannten 22sten Tage vor Sonnenaufgang seinem Platz vor der Thür des Hôtels im Gedränge einnehmen, sich dann im Vorzimmer, wo dienstwillige Federn ihm seine Quittung besorgen, wärmen kann und endlich das Bureau öffnen sieht, das mit dem ersten Buchstaben seines Namens übereinstimmt, an welcher Stelle sich derselbe auch im Alphabet befinden möge. Denn es giebt keinen Vorzug mehr für Aaron, kein langes Warten mehr für Hoes oder Zacharias; die Revolution hat die Gleichheit im ABC wiederhergestellt. Es kömmt also nur noch darauf an, früh aufzustehen, um zu den Ersten bei dieser ungeheuren Vertheilung zu gehören; denn es strömen hier zu gleicher Zeit alle empfangende Parteien zusammen: die Rentiers verschiedenen Ursprungs, die zu Civil-, Militair- oder geistlichen Pensionen Berechtigten, endlich die Inhaber der National-Belohnungen, eine neue Art von Dotation, wo die Ehre in Thalern zurückbezahlt wird, und die man füglich die konsolidirte Schuld der Insurrection nennen könnte.

Wenn ihr aber weder ins große Buch eingeschrieben seyd, noch besoldet, oder pensionirt, oder belohnt werdet, so giebt es noch ein Mittel, an der Freigebigkeit des Staates Theil zu nehmen und wie jeder Andere einen Bissen des Budgets zu verzehren. Man muß nämlich wissen, daß in einem benachbarten Saal dreimal monatlich unter Anrufung des Glückes, der alten klassischen Göttin, deren Kultus beibehalten worden ist, und unter dem Vorsitz eines Präfektur-Rathes in amtlicher Kleidung eine Feierlichkeit stattfindet, bei der alle jene Anbeter in Lumpen, welche die blinde Gottheit hinter sich herzieht, vor Hoffnung und Furcht zittern. Dort wird mit anderen Worten das Lotto gezogen; dort zerstören fünf aus einem Rade gezogene Nummern so viele Täuschungen, so viele Entwürfe, und, was schlimmer ist, reizen so viele Thoren zu neuen Versuchen. Ihr kennt ohne Zweifel nichts Verächtlicheres als das Lotto. Gewiß ist es aber, daß eine solche Ziehung sehr hübsch mit anzusehen ist, daß die fünf Beamten, welche auf einer Erhöhung Platz nehmen, auf eine bewundernswürdige Weise ihre ernste Miene beizubehalten wissen,

daß man nicht mit größerer Wichtigkeit leere Etuis wiegen, sie bald öffnen und die Nummer hineinlegen kann, als sie es thun. Die drei Kinder, welche ihre unschuldigen Hände leihen, sind schon da und bilden mit den fünf Beamten und dem Ausrufer der gezogenen Nummern das Personal dieser Feierlichkeit. Der Anblick der Zuschauer, welche die in dem Saal aufgestellten Bänke einnehmen, kann nur Mitleid erregen. Die Karrikatur, in ihren komischsten Phantasieen, erfindet nichts, was diesen sonderbar zusammengeflickten Lumpen, diesen durch das Elend verursachten Kostüm-Zufällen gleicht, womit die unermüdlichen Verfolger der Quaterne ihre Blöße bedecken. Das traurigste aber ist, daß auf diesem Gemälde das Alter besonders hervortritt, das Alter, das man so gern ehren möchte, und das in der Schmach zu erblicken einen so schmerzlichen Eindruck macht. Ich habe gesehen, wie unter weißen Haaren, vor denen sich ganz Sparta mit Ehrerbietung erhoben haben würde, aus zwei durch das Alter eingefallenen Augen dicke Thränen flossen, welche sich in dem tief gefurchten Antlitz verloren. Der arme Mann hatte noch einen Einsatz verspielt und betrachtete mit einem Blick des Vorwurfs ein mit Zahlen ganz angefülltes Buch, in dem irgend ein Weiser die Launen des Schicksals den Regeln der Berechnung unterworfen zu haben behauptete; teuflisches Buch, das ihn betrogen hatte, wie es nur ein politischer Traktat hätte thun können. Man muß indeß eingestehen, daß der Ziehungssaal täglich weniger besucht wird, und wenn man den Klagen einiger Beamten glauben darf, so ist dies noch ein Zweig des öffentlichen Einkommens, dem der Untergang droht. Der Arme fängt an, seine wenigen Hülfsmittel zusammen zu halten. Ganz gewiß wird die Lehre von dieser Seite kommen; und wenn man bemerkt, daß der Vortheil aufhört, so wird auch die Moral berücksichtigt werden.

Da wir doch einmal von Moral sprechen, so wollen wir uns zur Börse wenden, um so mehr, da man uns versichert, daß häufige Verbindungen zwischen dem Hôtel der Finanzen und dem Tempel des Handels stattfinden. Man sagt sogar, daß man leicht den Weg dahin finden könne, wenn man von hier aus dem Kabriolet eines Wechselmaklers folge. Man glaube indeß nicht, daß ich Anspruch darauf mache, den Leser in die Geheimnisse jenes Ortes einzuweihen, und die Sprache, Sitten und Gebräuche desselben schildern will. Ich hoffe, daß irgend eine gutmüthige Seele sich nächstens dieser Aufgabe unterziehen wird; ich weiß nur, daß die Börse in allen Handelsstädten ein täglicher Vereinigungspunkt für alle Kaufleute ist, wo sie ihre Interessen ordnen, ihre Effekten umsetzen, mit einem Wort, wo sie in einem engen Raum und in kurzer Zeit sich leicht und schnell über ihre Geschäfte besprechen können. Antwerpen besitzt seine Börse schon seit dem Jahre 1531; Amsterdam hat die seinige ein Jahrhundert später erhalten; die von London steht ungefähr seit eben dieser Zeit. Paris, welches immer spät kömmt, behalf sich bis zum Jahre 1724 ohne einen solchen Ort; zu jener Zeit räumte man dem Handelsstande den Palast Mazarin zu seinem Gebrauch ein. Seitdem ist die Börse oft verlegt worden, bis sie jetzt endlich eine prachtvolle Wohnung erhalten hat.

Wenn die Verhältnisse eines Gebäudes einen Maaßstab für den Nutzen desselben abgäben, so wäre man berechtigt, von der Börse etwas ganz Außerordentliches zu verlangen. Aber dieser äußere architektonische Luxus gilt hier nur der Ehre der Kunst, dem Stolz der Stadt und des Handelsstandes, welcher dieses Werk bezahlt hat. Wenn man die prachtvolle Treppe, welche nach diesem modernen Parthenon führt, hinaufgestiegen ist, und wenn man, man mag wollen oder nicht, seines Stockes oder Regenschirmes entledigt worden ist, so muß es überraschen, zu sehen, auf welchen kleinen Raum sich das untere Stockwerk dieses Gebäudes, das den Blicken von außen so ungeheuer groß erschien, beschränkt. Bald aber reißt Euch ein unartikulirtes Geschrei aus der Betrachtung, die Ihr eben der Bildhauerarbeit und den Schildereien widmen wolltet. Jenes Geschrei, welches vom Ende des Saales herröhnt, ist Euch gleich dem einer Emeute vorgekommen und erweckt in Euch den unterdrückenden Eifer eines Bürger-Soldaten. Beruhigt Euch indessen; es ist nichts als die lebhafte, aber durchaus friedliche Unterhaltung zwischen sechzig Wechselmaklern, Rednern einer lakonischen, aber ausdrucksvollen Sprache, welche unter sich zum Verkauf anbieten und in den Kauf willigen. Von der übrigen Menge durch eine kreisförmige starke Barrière getrennt, sieht man sie, sich stoßen, drängen, sich mit den Händen Zeichen geben, um **Belgier** zu verkaufen oder im Vorbeigehen **Neapolitaner** zu erhaschen. Indem Ihr Euch darüber wundert, nichts von den abgebrochenen Worten zu verstehen, welche so schnell von den dabei Betheiligten verstanden werden, empfindet die Euch umgebende Menge tausend Bewegungen der Freude, des Mißvergnügens, des Unwillens und der Ueberraschung. Eine Zahl, die Ihr kaum unter den hundert anderen vernommen habt, läuft von Mund zu Munde und bringt alle Eure Nachbaren in Bewegung.

Man glaube indeß nicht, daß alle die Leute, die hier umhergehen und mit einander sprechen, einen Theil ihres Vermögens den Schwankungen der Course anvertraut haben. Auch die Neugierde liefert der Börse ihren Kontingent, welcher bloß dahin kömmt, um Neuigkeiten einzusammeln, weil dies der Ort ist, wo man deren am meisten erfindet. Der größte Theil der Personen, welche hier durch einander laufen, hat weder Piaster oder Reports zu besorgen, noch Prämien abzuwickeln, und doch bemerkt man unter diesen nicht interessirten Personen die meiste Bewegung, die meiste Begierde, jedes Wort aufzufangen, welches in den Gruppen ausgesprochen wird, um diese oder jene kleine Veränderung in den Coursen zu erklären. Politische Neuigkeiten, Gesundheits-Bülletins, Friedens- oder Kriegs-Gerüchte, Ministerial-Veränderungen, Reisen der Gesandten, Wortspiele der Diplomaten, Aufstände in den Provinzen — Alles wird erzählt, geglaubt und in dem Sinn des eben verkündeten Courses kommentirt.

Nun aber kommen wir zu einem der tausend Widersprüche, mit denen unser gesellschaftlicher Zustand angefüllt ist. Unter den zahllosen Geschäften, welche an der Börse gemacht werden, ist bei dem größten Theil von wirklicher Lieferung oder Bezahlung des gekauften Gegenstandes gar nicht die Rede; Alles beschränkt sich dabei auf Verrechnung der Differenz, welche sich zwischen dem Tage, wo das Geschäft abgeschlossen, und dem, wo es abgewickelt wird, in dem Course der Papiere ergiebt. Dies ist eine wohl verstandene, festgesetzte Sache, über die Niemand in Ungewißheit ist, und die Leute, welche das Geschäft verstehen, sagen, daß ohne diesen erkünstelten Handel die Staatspapiere gar keinen allgemein anerkannten Werth haben und der Staat niemals wissen würde, in welcher Lage sich sein Kredit befände. Ganz Frankreich hat die Augen auf die Resultate jener Geschäfte gerichtet, ganz Europa empfindet ihre Erschütterungen. Alles dies geht unter den Augen der Regierung, unter ihrem Schutz vor sich, häufig sogar unter ihrem Einfluß; die Polizei wacht über die Aufrechthaltung der Reglements; — und dennoch will die Justiz von allen diesen Geschäften nichts wissen; sie weist alle Klagen dieser Art unerbittlich von ihrer Barre zurück. Die Justiz und die Börse sind auf den Tod entzweit. Das Parquet der Wechsel-Makler hat keinen Kredit im Parquet des General-Advokaten, und der Kodex erkennt ihre Schlußzettel nicht an. Wenigstens ist es gut, vorher zu wissen, daß, wenn man hier seine Existenz und die Zukunft seiner Kinder auf's Spiel setzt, man, außer der Chance des Verlustes, nur **eine** Garantie für den Gewinn hat, und diese Garantie ist nicht etwa der Schutz der Gesetze, sondern die Rechtlichkeit der Spieler.

Wir haben nun für dieses Mal zwei ganz neue Gebäude besucht, und hat der Leser nicht schon eine seltsame Betrachtung angestellt? Durch öffentliche Monumente werden gewöhnlich die Ideen des Jahrhunderts ausgedrückt, und aus ihnen geht für die Zukunft der Zustand der Civilisation hervor. Seit vierzig Jahren haben wir mancherlei Systeme in Anregung gebracht, die Gesellschaft bis in ihre Grundlagen erschüttert, um daraus einige dem Glück und der Freiheit der Völker günstige Schöpfungen hervorgehen zu lassen. Wir haben sehr viele Kirchen niedergerissen und kein einziges Hospital gegründet. Alles, was wir zu thun gewußt haben, um ein großes und dauerndes Denkmal zur Erinnerung an unsere gesellschaftlichen Fortschritte zu hinterlassen, besteht darin, daß wir dem Budget ein Hôtel und dem Börsenspiel einen Tempel errichtet haben; — doch eins habe ich vergessen — man baut jetzt Gefängnisse.

Bibliographie.

Recherches sur le mécanisme de la voix humaine. (Untersuchungen über den Mechanismus der menschlichen Stimme.) Preisschrift von F. Bennati.

Relation etc. (Bericht über die Cholera in der Moldau, in Ungarn, Gallizien und Wien.) Von dem Griechen Dr. Sophianopulo. Nebst Anmerkungen von Breuffais. Pr. 3 Fr.

Manuel de l'armurier. (Handbuch für Waffenschmiede und Schwerdtfeger.) Von A. Paulin Desormaux. Pr. 3 Fr.

Le barbier de Louis XI. (Der Barbier Ludwig's XI.) Roman von Cordellier-Delanoue. Pr. 7½ Fr.

Edith Macdonald — oder die Jakobiten. Von Theod. Anne. 4 Bde. Pr. 15 Fr.

Souvenirs de guerre. (Kriegs-Erinnerungen.) Eine Sammlung von Gedichten. Pr. 4 Fr.

Dix ans de la vie d'une femme. (Zehn Jahre aus dem Leben einer Frau.) Schauspiel in 5 Akten von Scribe und Tertier. Pr. 4 Fr.

Une révolution d'autrefois. (Eine Revolution von ehemals.) Geschichtliches Drama in 3 Akten von F. Pyat und Theo. Pr. 3 Fr.

Dänemark.

Grönländische Flora.*)

Von dem Etatsrath und Prof. Horneman wurden der Königl. Societät Bemerkungen über die neuen und seltenen Pflanzen, die in dem 34sten Heft der Flora Danica enthalten sind, mitgetheilt und zugleich eine Uebersicht dessen, was bisher für eine Untersuchung von Grönland in botanischer Hinsicht geleistet ist. Der Erste, welcher in diesem Polarlande Pflanzen sammelte, war der für die Ausbreitung des Christenthums so eifrige Bischof Hans Egede. Einige dieser Pflanzen sind in seiner Schrift: „Gamln Grønlands nyn Perlustration" abgebildet, und man erkennt darunter verschiedene wieder, die zu der Zeit neue Arten waren, z. B. Saxifraga tricuspidata, Pyrola grønlandica, Dryas integrifolia und Pedicularis Oederi. Sein Sohn, der Bischof Paul Egede, machte gleichfalls Sammlungen von Pflanzen in Grönland, und von ihm hat man noch jetzt in dem botanischen Garten der Universität ein Grönländisches Herbarium, welches 26 Monokotyledonen und Dikotyledonen und 3 Akotyledonen enthält. In demselben findet man obengenannte Arten und außerdem verschiedene andere, die gleichfalls zu der Zeit neu waren, als z. B. Eriophorum capitatum, Potentilla hirsuta, Epilobium latifolium, Andromeda tetragona u. a. m. Ungefähr 40 Jahre nachher untersuchte ein Dänischer Chirurg, Namens Brasen,

*) Oversigt over det Kongelig Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmer Arbeider. (Uebersicht der Verhandlungen der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften und der Arbeiten ihrer Mitglieder, vom 31. Mai 1830 bis 31. Mai 1831.) Herausgegeben von dem Secretair der Gesellschaft, Etatsrath und Professor Oersted.

die Grönländischen Pflanzen im Lande selbst und theilte seine Sammlungen theils dem bekannten Missionair David Crantz, theils dem Professer Rottböll mit. Die ersten wurden zugleich mit den von Crantz gesammelten, nachdem sie von dem Professer Schreber in Erlangen genauer bestimmt worden waren, in den 3ten Theil der „Historie von Grönland, (Barby 1770) von Crantz" eingetragen, die letzteren sind in einer Abhandlung von Rottböll: „Skrifter af det Kiobenhavnske Selskab af Videnskaberners Dyrkern" 10ter Theil, beschrieben. Die Anzahl der in Grönland gefundenen phaneregamen Pflanzen war nun auf 82 und die der kryptogamen auf 62 gestiegen. Die Unvollständigkeit ersieht man jedoch daraus, daß von den Hydropsiten, deren wir von Grönlands Küsten ungefähr 100 kennen, die Sammlung nur eine Art hat, nämlich Fucus digitatus. Von der Zeit an bis 1812 sandten der Propst Torarensen, der Bischof Fabricius und einige Andere verschiedene Pflanzen von Grönland herüber, unter denen ein Paar sind, die seitdem nicht mehr dort gefunden worden, nämlich: Lepidium gronlandicum und Pedicularis gronlandica. Indessen kannte man bis dahin nur 100 phaneregame Pflanzen und ungefähr eben so viele kryptogame auf einer Strecke von etwa 300 Meilen, vom Cap Farvel bis Upernavik. Aber von der Zeit an sind unsere Kenntnisse in dieser Hinsicht sehr vermehrt worden, theils durch den langen Aufenthalt des Prof. Giesеke in diesem Lande, theils durch die Untersuchungen des Lieut. Wormskiold und endlich durch den Botaniker J. Vahl, der in verschiedenen Jahren mit größerem Erfolge, als Jemand vor ihm, die Küsten und Meerbusen Grönlands besucht hat. Durch den zuerst genannten Naturforscher wurde besonders der nördliche mehr unbekannte Theil der Westküste untersucht, deren Resultate in Brewster's Encyclopedia unter dem Artikel: Greenland zu lesen sind. Wormskiold dehnte seine Untersuchungen über den südlichen Theil von Juliannhaab bis Godthaab aus, und Vahl hat das Glück gehabt, auf Kosten der Regierung nicht allein einen großen Theil der Westküste zu bereisen, sondern auch, indem er an der Expedition des Cap. Lieutenants Graah nach der Ostseite von Grönland Theil nahm, die Vegetations-Verhältnisse zwischen der Ost- und Westküste vergleichen zu können. Cap. Lieutenant Holböll, jetzt Inspektor in dem südlichen Distrikte, hat, da er sich in dem nördlichen aufhielt, viele seltene Pflanzen nach Kopenhagen gesandt z. B. Arabis Hollböllii, Fl. Dan., und gleichfalls hat der Graf Raben, auf einer Reise nach dem Distrikt Juliannhaab, zur Kunde der Grönländischen Flora beigetragen. Durch die Bestrebungen dieser Naturforscher kennt man jetzt ungefähr 300 wild wachsende mono- und dikotyledone Pflanzen in Grönland und über 500 akotyledone.

Bibliographie.

Johannes Ewalds Levnet. (Ewalds Leben.) Nebst einer Charakteristik seiner Dichtungen. Vom Justizrath Molbech.

Kortfattet Arabisk Grammatik. (Kurzgefaßte Arabische Sprachlehre.) Von Boisen. Pr. 1 Rbd. 16 ß.

Frimodige Ytringer om den danske Stats Toldvæsen. (Freimüthige Aeußerungen über das Dänische Zollwesen.) Von P. Mom. Pr. 36 ß.

Handbog over den danske og norske Lovkyndighed. (Handbuch für Dänische und Norwegische Jurisprudenz.), Fünfter Band. Herausgegeben vom Konferenzrath A. S. Örsted.

Mannigfaltiges.

— F und V. Der deutschen Zunge, die gewohnt ist, diese beiden Konsonanten in der Aussprache mit einander zu verwechseln, dürfte es besonders schwer werden, das nachstehende Wortspiel, das Karl III., König von Spanien, auf das Klima seiner Hauptstadt anwandte, so auszusprechen, daß der Unterschied der beiden bezeichnenden Worte ganz deutlich wird:

„Nueve meses de *invierno*, y tres de *infierno*."

„Neun Monate winterlich kalt, und drei so heiß wie in der Hölle," sagte der König von dem ungemein hoch gelegenen und darum dem Wechsel der Temperatur sehr ausgesetzten Madrid. Das Spanische Wortspiel dürfte jedoch (besonders im diesjährigen Sommer) auf andere Hauptstädte noch passender anzuwenden seyn, als auf die Spanische.

— Tapferkeit wider Willen. In dem Spanischen Feldzuge unter dem Herzog von Wellington wurden zwei Brüder von stolzem Charakter, aber von gänzlich zerrütteten Vermögensumständen, als Freiwillige in ein Englisches Regiment aufgenommen, welches wenige Tage nachher in die Schlacht mußte. Die beiden jungen Leute fochten ganz verzweifelt und thaten Wunder von Tapferkeit. Nach der Schlacht ließ der kommandirende Offizier sie zu sich rufen, wünschte ihnen Glück zu ihrem ausgezeichneten Betragen und bot ihnen Beförderung an. Diese schlugen sie jedoch aus, der Eine von ihnen aber sagte, wenn sie sich eine Gunstbezeigung verdient hätten, so würde die einzig mögliche Weise derselben seyn, daß man ihnen augenblicklich den Abschied bewilligte. Dies geschah sogleich, und ehe sie die Armee verließen, gelang es dem kommandirenden Offizier, ihnen den Beweggrund ihres Wunsches zu entlocken und eine offene Erklärung über ihr seltsames Benehmen zu erhalten. Sie hatten nämlich eine so schreckliche Furcht, als sie in die Schlacht kamen, daß sie in reiner Verzweiflung kämpften; und Beide erklärten, daß nichts sie wieder bewegen könnte, sich noch einmal in eine solche Lage zu begeben. (Atlas.)

— Moralität der Vorzeit. Unter den mancherlei Pflichten, welche ehemals mit dem hohen Amt eines Hofmarschalls von England verbunden waren, befand sich auch eine, die, wenn sie jetzt wieder in Gebrauch käme, nicht nur die Geschäfte dieses großen Beamten sehr vermehren, sondern auch in den Bezirken des St. James-Palastes ein wenig Lärm erregen würde. Der Hofmarschall hatte nämlich einen Stab, Berge genannt, vor dem König einherzutragen, wonach der Raum von 12 Englischen Meilen rings um den König Berge hieß. Nun war es seine und seiner Untergebenen Pflicht, diesen Raum von liederlichen Frauenzimmern rein zu halten. Der Marschall sollte von jeder öffentlichen Dirne, die er innerhalb der Gränzen des Hauses traf, das erste Mal 4 Pence erhalten; ließ sie sich wieder ertappen, so sollte ihr von dem Haushofmeister verboten werden, des Königs, der Königin und ihrer Kinder Palast zu betreten. Wurde sie noch ein drittes Mal gefunden, so sollte sie eingekerkert werden oder den Hof abschwören; fand man sie aber zum vierten Mal, so sollte ihr das Haar abgeschoren und beim fünften Mal die Oberlippe abgeschnitten werden. (Obs.)

— Wallfischkäse. Dr. Jenner kostete die Milch eines Wallfisches, dessen Lebensdauer Cuvier auf tausend Jahre schätzt, und fand, daß sie mehr Sahne enthielt, als die Milch der vierfüßigen Säugethiere, und außerordentlich nahrhaft, fett und wohlschmeckend war. Es wäre demnach ein für Spekulanten sehr empfehlenswerther Versuch, Wallfischkäse zu fabriziren. In den Actien-Zeiten (1824) würde der Plan einer Wallfisch-Meierei in einem ausgedehnten Maaßstabe, etwa auf der Insel Spitzbergen, einem recht kühlen Ort, ausnehmenden Beifall gefunden haben. (Spectator.)

— Silberminen auf dem Kaukasus. Doktor Meier, ein Mitglied der wissenschaftlichen Expedition, welche vor zwei Jahren, im Auftrage der Akademie von St. Petersburg, nach dem Kaukasus unternommen ward, hat angekündigt, daß der Russische General Engelhardt nach unermüdlichen Forschungen in diesem Gebirge, gegen 120 Werst von dem Fort Gresnaja am Sunja, die Lage der reichen Minen von Silber oder silberhaltigem Blei entdeckt zu haben glaubt, auf welche der Cirkassier Kutschuk Murza aufmerksam machte, der 1627 von seinem Onkel Pschimach, dem Sohne des Karbulat Tscherkasli, von den Ufern des Terek nach Moskau geschickt ward, um dem Zaar Michael Feodorowitsch die Existenz einer Silbermine im Bezirke von Taabist, der zu Kabardah gehört, anzuzeigen. Kutschuk Murza sagte, daß man, um Taabist zu erreichen, nothwendig nach der Stadt Terki (welche im Jahre 1728 durch eine Ueberschwemmung des Kaspischen Meeres untergegangen ist) am Flusse Sunja reiten müsse, welches zwei Tagereisen seyen; dann müsse man vier Tage lang stromaufwärts wandern. Er gab die Namen aller Murza's oder Häuptlinge der Kabali's (Dörfer) jenes Distriktes an und erwähnte die Personen, welche das Silber ausgespürt hatten, aber aus Furcht, von dem Zaar bestraft zu werden, davon abließen. Er erklärte, daß es unmöglich seyn würde, ohne bedeutende kriegerische Eskorte die Minen zu untersuchen, weil man sich auf die Cirkassier nicht verlassen könnte, obgleich die Russen am Ufer des Terek von ihnen Geiseln genommen hatten; und rieth zu Errichtung eines Fort am Sunja, an der Stelle, wo früher ein solches existirt hatte. Er versicherte zugleich, daß die Kosaken des Terek, von denen etwa 500 zu Zeiten auf dem Gipfel des Gebirges hausten, volles Zutrauen verdienten. Diesen Angaben zufolge, wurden 1628 die Deutschen Bergleute Fritsch und Herold mit den Woiwoden Daschnew und Prillonski nach Terki beordert. Sie konnten die Minen nicht erreichen, weil die Cirkassier sich widersetzten; aber die von Kutschuk Murza gebrachten Proben, die man zu Terki prüfte, bewiesen, daß eine hinlänglich reiche Silberader vorhanden sey.

— Indische Propheten. Malva und das Thal von Nerbudda (im inneren Hindostan) wurden im vergangenen Sommer stark von der Cholera heimgesucht, welche Tausende wegraffte. Da schickte man eine Weissagung in Abschriften von Dorf zu Dorf, mit Verwünschungen und angedrohten Strafen gegen den, der sie gering schätzte. Sie verkündigte, daß im Jahre 1832 eine tausendjährige Periode beginnen sollte, in der die Menschen 125 Jahre alt würden, die Bösen vernichtet würden und ein neuer Radsch und Radscha auftreten sollte. Erdbeben, Pest, Seuchen, Kriege und Schrecken bereiten das Volk darauf vor. Lallapatel, ein Gualla im Distrikte von Mahidpur, machte bekannt, daß er mit übermenschlichen Kräften zu Heilung der Cholera, Todtenerweckung u. s. w. begabt sey. Viele soll er wirklich geheilt und die Leichen der Gestorbenen versteckt haben, wobei er seine Freunde überredete, sie seyen zu einem heiligen Tempel gewallfahrtet, um für ihre Wiedergenesung zu danken. Er ließ sich Personen, nach heimlicher Abrede, als Todte herbeischleppen; diese richteten sich auf sein Geheiß empor, und so überführte er eine große Menge von der Wahrheit seiner Wundergaben. Sein gewaltiges Ansehen verschaffte ihm eine bewaffnete Schaar von 1000 Mann; er hielt einen Hof und genoß ein monatliches Einkommen von 50,000 Rupien. Er prophezeite auch die Ausrottung der Engländer, wenn sie ihm nicht Tribut zahlten. Als die Regenzeit vorüber war, beorderte Wellesley, Resident in Malva, eine Abtheilung Soldaten gegen ihn. Das feindliche Lager war meilenweit ausgedehnt und von stattlichem Ansehen. Der feindliche Chef verhieß manches Wunder zu seinen Gunsten und zum Schaden des Feindes. Die Engländer feuerten, und ihr erster Schuß tödtete den Propheten, der auf einem prächtigen reich verzierten Pferde einhersolzierte. Sein Fall war die Losung zu schleuniger und verwirrter Flucht des Heeres, welches eine ansehnliche Beute zurückließ. (Asiatic Journ.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumeriret auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Mittwoch den 30. Mai 1832.

Frankreich.

Einleitung zu den Vorlesungen über alte Skandinavische Literatur.

Von J. J. Ampère.

Alle Denkmale der Literatur, die uns in diesen Vorlesungen beschäftigen wird, sind in einer Sprache geschrieben, die nur noch in einer fast unbekannten vom übrigen Europa gänzlich entlegenen Insel gesprochen wird, wo sich auch die meisten dieser Denkmale erhalten haben. Sie umfassen die Lehren einer seit achthundert Jahren nicht mehr existirenden Religion, Heldensagen, die unserer Kindheit fremd gewesen sind, und die Erzählung einer Geschichte, die mit der uns bekannten kaum einigen Zusammenhang zu haben scheint. Welches Interesse können diese dunklen Alterthümer, diese blutige Religion, diese barbarischen Sprachen und Gesänge wohl für uns haben, um sie aus den Nebeln des Nordens und der Nacht des Poles hervorzuholen?

Aber, meine Herren, diese arme und entlegene Insel ist im Laufe von vier Jahrhunderten der Sitz einer unabhängigen Republik gewesen, die eine eigenthümliche Literatur und Civilisation besaß; ein tieferes Studium der Sprache, der Mythologie und der Sagen Skandinaviens, welche sie uns erhalten hat, gab unschätzbare Aufschlüsse über den Ursprung der meisten jener barbarischen Völker, die Europa erneuert haben; sie verband den Norden mit dem Orient, die neue Zeit mit dem Alterthum; sie enthüllte die wesentlichsten Beziehungen zwischen den Völkern Germanischen Stammes mit Griechenland und Italien von der einen, mit Persien und Indien von der anderen Seite; diese Religion des Odin, die auf den ersten Anblick so seltsam und abenteuerlich erscheint, enthält zugleich mit einem ziemlich regelmäßigen kosmogonischen und philosophischen System die Grundzüge ihrer Geschichte und derjenigen Stämme, in deren Mitte sie sich nach und nach ausgebildet hat; die Heldengesänge der Edda sind die Trümmer eines umfassenden epischen Ganzen, eines großen den Germanischen Völkern als gemeinsames Erbtheil angehörenden Sagenkreises, und die Spuren von der Zerstreuung dieses Cyclus finden sich in ganz Europa verbreitet. Wenn nun die Vergleichung dieser zerstreuten Spuren mit der Skandinavischen Sammlung, durch ihre Aehnlichkeit mit der Bildung des Homerischen Epos, die Frage über eine ursprüngliche Poesie aufklärte, eine Aufklärung, die um so bedeutender ist, als sie aus so entlegener Quelle geschöpft ist; wenn Denkmale einer ganz eigenthümlichen Gattung, Saga's genannt, die reichste Entwickelung der sagenthümlichen Ueberlieferung, einen Uebergang von der Fabel zur Geschichte darbieten, deren auch in anderer Rücksicht höchst wichtige Kenntniß den Gesichtspunkt klarer auffassen läßt, von dem aus die Musen des Herodot und die ersten Bücher des Livius gelesen werden müssen; wenn als Schlußstein dieser außerordentlichen Literatur neben gesuchter Manier und mühsamer Pedanterie eine hohe lyrische Poesie in entfesselter Begeisterung für Krieg und Tod sich Bahn macht; wenn man endlich, als ob man zu ihren Quellen niedersteige, mitten in den Orient und das entfernteste Alterthum versetzt wird, und wenn man, den Einfluß dieser Literatur auf spätere Zeiten verfolgend, ihre Verbreitung über das ganze Mittelalter, ja, an einzelnen Orten, sogar darüber hinaus bis auf unsere Tage beobachtet; wenn endlich dieser allzu vernachlässigte Theil der Literaturgeschichte so viel wichtige Gegenden derselben berührt und aufklärt, so bin ich vielleicht in Ihren Augen gerechtfertigt, ihn zum Gegenstand sorgfältiger Studien und weiter Reisen gemacht und ihn für die Vorlesungen gewählt zu haben, die ich heute vor Ihnen eröffne.

Meine Herren, die Skandinavische Literatur ist in Frankreich wenig bekannt. Bevor wir uns in die Einzelnheiten einlassen, glaube ich Ihnen im Abriß die hauptsächlichsten Resultate vorlegen zu müssen, welche diese Vorlesungen ausführen sollen.

Um sich eine vollkommene Kenntniß einer so ursprünglichen Literatur, wie die Skandinavische, zu verschaffen, muß man tiefere Forschungen über die Geschichte, Sprache und Literatur des Volkes, dem sie angehört, angestellt haben. Hiermit werden wir anfangen; denn nur, wenn wir die Völker Skandinaviens an sich und in ihrer Beziehung zu anderen Nationen kennen gelernt, wenn wir ihre besondere Entwickelung mit der allgemeinen der Menschheit verglichen haben, dann erst werden ihre literarischen Denkmale für uns den ihnen entsprechenden Sinn und Werth haben.

Skandinavien ist fast durchgängig von Germanischen Völkerstämmen bewohnt; doch haben auch fremde Stämme ehedem einen großen Theil des Landes eingenommen, bevölkern noch einige der äußersten Theile, oder irren an den Gränzen des Skandinavischen Landes umher. Diese Stämme sind Zweige der großen Familie der Finnischen Völker, welche, östlich und westlich vom Ural wohnend, in alten Zeiten in den nördlichen Gegenden Asiens und Europas eine sehr große Rolle gespielt zu haben scheinen. Wir werden uns zuerst mit diesen Völkern beschäftigen, die man die Celten des Nordens nennen könnte, welchen sie lange Zeit den Germanischen Stämmen streitig machten, mit diesen halsstarrigen und düsteren Völkerschaften, denen eine besondere Hinneigung zur Ekstase frühzeitig einen Ruf der Magie und der Weissagung verschafft hat, welchen sie an manchen Orten noch heutzutage bewahrt haben. Gegenwärtig lebt dieser Stamm unter anderen Stämmen zerstreut oder von ihnen unterjocht, aber einstmals breitete er sich an beiden Küsten des Baltischen Meeres aus, eroberte Ungarn, wie es die Sprache dieses Landes bezeugt, und gründete an dem eisigen Gestade des weißen Meeres einen Staat, der Handel mit dem Orient trieb, als die Waaren Hindostans an dem Orte, wo jetzt Archangel liegt, in die Dwina einliefen, als Arabische Münzen in den Banken der Baltischen Küstenländer im Umlauf waren, zu denen endlich, wenn man den neuesten Forschungen der Orientalisten Glauben schenkt, zahlreiche Völker Nord-Asiens gehörten, z. B. die Hunnen, diese furchtbaren Rächer ihrer von den Germanischen Völkern unterjochten oder vernichteten Brüder.

Von den Finnen, als den ersten Einwohnern Skandinaviens, zu den Germanischen Eroberern übergehend, zeigen uns diese zwei Abtheilungen, oder vielmehr zwei Lagerstätten inmitten desselben Stammes. Die im südlichen Schweden und in Dänemark am frühesten angesiedelten trugen den Namen der Gothen, ein Name, der von den Gestaden des Kaspischen Meeres bis zur Mündung des Tajo mit der Sonne seinen Lauf genommen hat. Nach den Gothen wanderte ein anderer Germanischer Völkerzweig, die Asen, d. i. die Starken, die Götter, in die Skandinavische Halbinsel ein. Ihr Anführer hieß Odin, der Name des obersten Gottes in der den Asen und Gothen und wahrscheinlich auch anderen Germanischen Völkern gemeinschaftlichen Religion. Die Asen, die nördlicher als die Gothen eingewandert zu seyn scheinen, gründeten an den Ufern des Mälar-See, in der Gegend, wo jetzt Stockholm liegt, den Mittelpunkt einer theokratischen und kriegerischen Herrschaft. Die Gothen blieben in ungestörtem Besitz des mittäglichen Schwedens, während die Asen die Finnen bis nach Lappland, dem nordöstlichen Theil von Finnland, zurückdrängten. Die Vertilgungskriege der Asen und Finnen erfüllen die Skandinavischen Sagen; mit den Gothen, die Religion und Ursprung mit ihnen theilten, lebten sie friedlich, doch scheinen die Asen, die auch den Namen Schweden annahmen, den Gothen gegenüber eine priesterliche und politische Oberherrschaft ausgeübt zu haben, deren Spuren sich durch das ganze Mittelalter hinziehen und noch jetzt nicht gänzlich verschwunden sind.

Wo kamen diese Gothen und Asen her? Das heißt fragen, wo überhaupt die Gothischen und Germanischen Völkerschaften hergekommen sind? Hier erhält die Frage über den Ursprung der Skandinavischen Völker weltgeschichtliche Bedeutung, denn sie fällt mit derjenigen über die Völkerwanderung zusammen. Wir werden daher genöthigt seyn, uns mit dieser ungeheuren Begebenheit zu beschäftigen; wir werden jenen Völkerstrom aufwärts schiffen, wenn wir die Spuren der Skandinavischen Völker verfolgen. Sie werden uns in den Orient, an die Gestade des schwarzen Meeres und in die Schluchten des Kaukasus führen, in jene Pforte, durch welche die Völker Asiens gewandert sind, die wie eine Art von Karavanserei, wo die Nachzügler jeder Völkerwanderung sich festgesetzt haben, und wo wir Proben eines jeden Stammes vorfinden, an der großen Heerstraße des menschlichen Geschlechts liegt; lichtvolle Spuren werden uns noch weiter führen, und wir werden im Mittelpunkt und auf dem Gipfel Asiens im Norden von Indien und Persien den Punkt entdecken, von dem die Völker ausgewandert sind, die wir an den Ufern des Baltischen Meeres gefunden haben.

Aber, sagen sie mit Tacitus, warum würde man aus einem glücklicheren Lande in das traurige Deutschland gewandert seyn? Für heute antworte ich nur: Kennen wir denn auch jene alten Revolutionen, welche diesen Völker-Ocean aufgewühlt, ihn in die Mitte von Asien oder an dessen äußerste Gränzen zusammengedrängt haben? Wie Wellen sich an einander brechen, stürzten sich diese Völkermassen überall dorthin, wo sie leeren Raum fanden, ohne zu fragen, ob sie nach Nord oder Süd, nach Ost oder West wanderten; sie gingen

dahin, wo sie gezwungen waren hinzugehen, wie man in einem Volksgedränge jener unwiderstehlichen Kraft gehorcht, die uns nach einem oder dem anderen Punkte hinzieht.

Doch wir werden uns nicht lange in der Skandinavischen Halbinsel aufhalten, denn nicht in diesen Ländern sollten sich Sprache, Religion und Ueberlieferungen jener Völker am treusten erhalten; ganz Skandinavien sollte sich vielmehr auf eine einzige Insel verpflanzen, welche das Allerheiligste des Genius Germanischer Nationen werden und uns die einzigen literarischen Denkmale in ihrer ganzen Reinheit aufbewahren sollte.

Unterm Polarkreise, zwischen dem äußersten Nordende Europa's und der Ostküste Amerika's, an den Gränzen der lebendigen Welt, liegt eines der seltsamsten Länder, das je von Menschen bewohnt worden ist, es ist Island. Denken Sie sich eine große fast gänzlich aus vulkanischen Produkten bestehende Insel, von Lava-Strömen durchfurcht, mit Kratern und Gletschern bedeckt. Der Wanderer steht auf einem brennenden Schlunde; hier breiten sich Schneefelder aus, dort schlängeln sich Ströme flüssigen Schwefels. Springquellen kochenden Wassers von zwei Toisen im Umfang steigen von Zeit zu Zeit hundert Fuß in die Höhe; heiße Dampfsäulen qualmen aus dem Boden empor und bilden mitten in der eisigen Atmosphäre Verhältnisse von lauer Luft. Island ist ein Vulkan mit mehreren Mündungen. Ohne Zweifel ist es einmal aus dem Meere emporgestiegen; derselbe Grund, der es aus der Meerestiefe gehoben hat, arbeitet fortwährend in seinem Innern, und fast scheint es, als ob es sich gegenwärtig mitten in seinen Eisschollen und seiner entlegenen Einsamkeit langsam aufzehre.

Nichts ist trauriger und einsamer als das Innere eines solchen Landes. Nur die Gestade sind bewohnt, das Binnenland ist eine Lavawüste, wo man kein lebendes Wesen, keinen Baum antrifft. Nur in einigen Sommermonaten kann Island mit der übrigen Welt in Verbindung treten. Während seiner langen Winter ist es durch Stürme abgeschnitten und theilweise durch die Eisschollen belagert, welche die Strömungen an seinen Küsten aufhäufen. Dann sieht man die weißen Baren mit unglaublicher Schnelligkeit auf Eisschollen herbeischiffen, und wenn nun ein Sturm sich erhebt, der diese schwimmenden Massen in Bewegung setzt, so zertrümmern sie an einander mit fürchterlichem Krachen. Man denke sich eine solche Scene von den blutigen Flammen einer nördlichen Morgenröthe beleuchtet, die mit den Gluthen der Vulkane auf den weiten Schneefeldern sich spiegelt, man denke sich diesen Aufruhr des nördlichen Oceans von dem unterirdischen Donner begleitet, der den halberstarrten Lavaboden in Wogen bewegt, und man wird eine Vorstellung von demjenigen haben, was die nördliche Natur Furchtbarstes und Ungeheuerstes aufzuweisen hat. Das ist Island, und die Vaterlandsliebe ist so voller Täuschungen, daß ein einheimisches Sprüchwort besagt: „Island ist das schönste Land, das die Sonne bescheint.“

Island wurde in Folge einer Revolution, die fast zu gleicher Zeit Dänemark, Norwegen und Schweden umgestaltete, im neunten Jahrhundert von solchen Auswanderern bevölkert, denen die Verwanderung in ihrem Vaterland nicht behagte, und welche auf der entlegenen Insel die alte Unabhängigkeit suchten. Diese Flüchtlinge, die den alten Sitten und volksthümlichen Ueberlieferungen am eifrigsten anhingen, brachten die Religion des Nordens mit und errichteten hier eine Art von patriarchalischer Republik, die von einem jährlich erwählten Präsidenten, Mann des Gesetzes genannt, verwaltet wurde. Dieser Zustand der Dinge dauerte vier Jahrhunderte. In seiner Jugend war der Isländer Kaufmann oder Seeräuber, zuweilen beides zugleich; auf seine Insel zurückgekehrt, lebte er in seinem hölzernen Hause vom Ertrage seiner Heerden und, wo es irgend möglich war, seines Feldbaues; häusliche Beschäftigungen, die örtlichen Versammlungen jeder Provinz und endlich die allgemeine Volksversammlung, die einmal im Jahre auf der vulkanischen Hochebene Thing-Valla, auch Berg des Gesetzes genannt, gehalten wurde, nahmen seine Zeit in Anspruch. Wenn man noch einige Fehden dazu rechnet, zu denen die Streitigkeiten der verschiedenen Familien Veranlassung geben, so wird man sich eine ziemlich vollständige Vorstellung von dem Leben eines Isländers gemacht haben. Die ganze Muße, die ihm ein so wenig beschäftigtes Leben übrig ließ, war der Erfindung oder dem Anhören von Gesängen und Erzählungen gewidmet; und in Folge der verschiedenen Umstände, die diese natürliche Neigung begünstigten, wurde Island bald der vorzüglichste Brennpunkt der Skandinavischen Literatur.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Album anecdotique. (Anekdoten-Sammlung.) Erscheint zwei Mal monatlich mit Abbildungen. Viertelj. Pr. 9 Fr.

Critique et portraits littéraires. (Kritiken und literarische Portraits.) Von C. A. Sainte-Beuve. Pr. 8 Fr.

Fragmens littéraires de Lady Jeanne Gray. (Literarisches von und über Johanna Gray, Gemahlin Heinrich's VIII., Königs von England.) Nebst einer Notiz über das Leben und die Schriften dieser berühmten Frau. Von Ed. Frère. Rouen.

Nouveau manuel complet. (Neues vollständiges Handbuch für Elementarschulen.) Nach dem in den besten Schul-Anstalten der Hauptstadt eingeführten neuen Unterrichts-System, von Ch. Martin. Pr. 1½ Fr.

Les aspirans de marine. (Die See-Kadetten.) Kleine Erzählungen vom Meere. Von Ed. Corbière.

La baronne et le prince. (Die Baronin und der Prinz.) Eine Katastrophe.

Bonnard — oder der Sohn des Sergeanten. Von Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Contes d'artistes. (Künstler-Novellen.) Aus dem Deutschen übersetzt. Erste Reihefolge, Shakespeare und seine Zeitgenossen, von Ludwig Tieck. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Nes soirées. (Abend-Unterhaltungen.) Von Eugenie Foa. Pr. 7½ Fr.

Le roi Adam. (König Adam.) Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert, von Franz Michel. Pr. 7½ Fr.

Ostindien.

Zusammenkunft des General-Statthalters von Ostindien mit Rendschit Singh.

Dies feierliche Rendezvous zwischen den beiden mächtigsten Gewalthabern des heutigen Ostindiens, dem Britischen General-Gouverneur und dem Maharadscha Rendschit Singh, Fürsten von Pendschab, fand gegen Ende des vorjährigen Novembers statt. Die Vorkehrungen dazu wurden durch schriftliche Mittheilung getroffen. Der General-Statthalter verließ Simla den 19ten und zog auf einer neu angelegten Bergstraße nach Nangerh und Nalagerh, zwei Hügelfesten, welche Hchterleny (1814—15) den Gurka's entriß. Am Abend des 22sten ritt der Gouverneur von Nalagerh nach Ruper, welchen Ort sein Lager am vorigen Tage, und zwar auf einem anderen Wege, schon erreicht hatte. Ruper ist der Haupt-Aufenthalt des Serdar Bhup Singh, eines der zinsbaren Seik-Fürsten. Es ist eine zerstreut liegende Stadt, aus Ziegeln erbaut, mit einem kleinen, aber malerischen Fort, am linken Ufer des Setlidsch belegen, auf einer den Fluß überschauenden Anhöhe, von wo man den Fluß gleich einer silbernen Schlange durch die scheinbar unendlichen Ebenen gegen Westen sich winden sieht. Am entgegengesetzten Ufer ruht das Auge auf einer niedrigen Hügelreihe aus Sand- und Sandstein, spärlich mit Grün besät. Auf einer eingeschlossenen Ebene, deren Gränzabhänge zum Flusse hinabreichten, schlug das Haupt der fünf Gewässer*), unter Königlicher Begrüßung, mit ungefähr 10,000 erlesenen Streitern, sein Lager auf. Am Morgen des 25sten bewillkommten sich beide Machthaber durch Deputationen. Zu der Deputation des Maharadschah gehörten dessen ältester Sohn, Komoer Kerk Singh, sechs ausgezeichnete Serdar's der Seik's und Fekir Ajiz Uddin, Seiner Hoheit Arzt, Philosoph und Geheimschreiber. Der Thronfolger zeigte weder körperliche noch geistige Vorzüge, aber Ajiz Uddin war ein geschickter Dolmetscher seiner Gefühle, oder auch wohl der Gefühle, welche Komoer Kerk bei solch einer Gelegenheit hegen und ausdrücken mußte. Alle Blumen und Tropen der Asiatischen Dichter, alle Kräfte und Schönheiten der Natur und Kunst wurden von dem Fakir aufgeboten, um das Gefühl des Entzückens in Worte zu fassen, womit der Maharadschah der nahenden Zusammenkunft entgegensah: Die Schauer der Freundschaft hatten die drückende Hitze der zwei vorigen Tage abgekühlt, und ein balsamischer Zephyr vom Himalaya der gegenseitigen Achtung hatte die Herzen der beiden Potentaten erquickt, welche nach Vereinigung schlugen. Man nannte diese Vereinigung die Frucht des Freundschafts-Baumes, den Herr Metcalfe (1808) gepflanzt, und der in den letzten 20 Jahren gewachsen und geblüht.

Zu dem Besuche, den Rendschit Singh am nächsten Tage dem Ober-Statthalter zugedacht hatte, wurde über den Setlidsch (der hier etwa 120 Yard breit ist) eine Brücke von 26 flachen Böten des Landes errichtet, vielleicht ähnlich der, welche vor 2000 Jahren das Heer Alexanders den Hydaspes hinabführte. Der Maharadschah verließ kurz nach Sonnenaufgang seine Zelte, mit einer unzählbaren Heerde reich aufgezäumter Elephanten, welche die vornehmsten Radscha's und Serdar's seines Hofes in ihren vergoldeten Thürmchen trugen. Sechs Bataillone des Fußvolkes bildeten eine Straße, die bis zur Brücke führte. Hier wurde der Zug bedeutend aufgehalten, indem das ziemlich schwache Material der Brücke nicht mehr als fünf oder sechs Elephanten zugleich tragen wollte. Die ganze Reiterei des Maharadschah (etwa 3000 von der Leibgarde) und 600 Englische Dragoner setzten zuerst über die Brücke und bildeten an der entgegengesetzten Seite eine Fronte von etwa drei Viertelmeilen. Die Leibgarden trugen weite Gewänder von gelber Seide und waren mit Speeren, Karabinern, Pistolen und Bogen bewaffnet. Die Häuptlinge erschienen von Kopf bis zu Füßen gepanzert, mit runden polirten Stahl-Helmen, worauf Reiherfedern prangten, blank geschliffenen Küraſſen, Armschienen und Schwertern, viele zierlich mit Gold eingelegt. Der Maharadschah nahm während des Uebergangs sein Frühstück ein und führte dann selbst den Zug. Die Truppen rollten sich, indem er vorbeiritt, zu beiden Seiten auf, und bildeten so gleichsam zwei ausgebreitete Flügel dieses Adlers des Pendschab, der all ihre Bewegungen selbst leitete, bald zurück, bald vorwärts winkend. Es war ein interessantes Schauspiel, diesen berühmten Häuptling die Manöver eines Theiles der Krieger, die er so oft zu Sieg und Eroberung geführt, mit Stimme und Hand lenken zu sehen. Der Schauplatz war ganz dem malerischen Charakter des Zuges angemessen. Vom Flusse aufwärts eine schöne offene Plaine, in einer Entfernung von 11—12 Meilen mit Hügelreihen begränzt, die hin und wieder Tempel und Gräber tragen; im Norden der Himalaya mit seinen schneeigen, in der Morgensonne schimmernden Gipfeln. Die Eskorte des General-Statthalters bestand aus acht Abtheilungen reitender Artillerie, zwei Schwadronen Ulanen, dem 31sten Regiment der Europäischen und zwei Regimentern Indischer Infanterie, auch zwei Schwadronen der Skinner'schen Reiter. Als der Maharadschah durch ihre imposant aufgestellten Linien ritt, schenkte er dem 31sten Regiment, dem ersten Europäischen, das er unter Waffen gesehen, besondere Aufmerksamkeit. Jetzt rückte

*) Pendschab ist aus den Persischen Wörtern pendsch (fünf) und ab (Wasser) gebildet.

die Elephanten-Schaar des General-Statthalters ihm entgegen. Beim Zuſammentreffen ſtieg der Maharadſchah in das Hauda (Elephanten-Thürmchen) Seiner Herrlichkeit, und Beide umarmten ſich. Nach dem Abſteigen wurden der Maharadſchah und ſeine vornehmſten Offiziere in das erſte der Prachtzelte geführt, wo verſchiedene Offiziere aus der Eskorte und Suite Seiner Hoheit ihre Aufwartung machten. Nach dieſer Ceremonie begleitete ihn eine Auswahl der Serdar's in ein benachbartes Zelt von gleicher Größe, das ein bedeckter Gang mit dem erſteren verband. Hier ließ ſich Seine Hoheit zur Rechten des General-Statthalters auf einen Stuhl nieder, und zwar die Beine unterſchlagend, wie Buddha auf ſeinem Lotusthron. Der Löwe von Lahor iſt eine kleine hagere Figur und etwa fünfzig Jahre alt. Die Pocken haben ihm ſein linkes Auge geraubt, aber das rechte Auge iſt klug und lebendig. Die Stirn wurde ganz von dem gelbſeidenen Turban verhüllt; die Naſe hat nicht jene ſcharfe Form, welche die Sekt's auszuzeichnen pflegt, ſondern iſt ein wenig aufgeſtülpt; der Mund iſt wohlgeformt, und das Kinn ſchmückt ein langer grauer Bart. Der Fürſt war, gleich ſeinem Gefolge, mit gelber Seide bekleidet, weil dieſe Farbe und das Grün Livree des Frühlings heißen, welche der Maharadſchah ſeinen ganzen Hof als Emblem der Freude und ſichtbares Zeichen des blühenden und grünenden Freundſchafts-Baumes tragen hieß. So war die irdiſche Behauſung jener kräftigen Seele beſchaffen, die in den letzten dreißig Jahren ihre Zeitgenoſſen überflügelt, alle unabhängige Fürſten des Pendſchab gebändigt und mit feſter, aber ſchonender Hand den übermüthigen, ehrſüchtigen Fanatismus der Akali's gebeugt hat. Seine Wißbegierde gab ihm unaufhörlich Fragen ein, beſonders in Beziehung auf das Europäiſche Kriegsweſen. Den Truppen der Compagnie ſchenkte er, als Zeichen ſeiner Bewunderung, 2000 Rupien und erhielt nun auch die herkömmlichen Geſchenke, die unter anderen werthvollen Europäiſchen Artikeln zwei ſehr ſchöne Engliſche Pferde aus der Stuterei von Hiſſar enthielten.

Am Morgen des 27ſten kam Kerk Singh mit einem Theile der Serdars, um den Ober-Statthalter und ſein Gefolge nach den Zelten des Rendſchit Singh zu begleiten. Uhlanen und Leibgarde bildeten dieſes Mal die Eskorte des Statthalters und ſtellten ſich, nachdem die Schiffbrücke zurückgelegt war, am entgegengeſetzten Ufer in eine Linie auf. Bald gewahrte man den Maharadſchah auf ſeinem Elephanten, wenige Schritte von der Fronte des Uhlanen-Corps, das er mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit durch ſein Teleskop beobachtete. Man konnte ihm erſt nach einigen Minuten begreiflich machen, der Gouverneur ſey angekommen. Zwei Bataillone Infanterie bildeten eine Gaſſe bis zu den zwei Pforten oder Triumphbogen, die zum Königlichen Pavillon führten. Kanauts von karmoiſinrothem Tuch an der äußeren und von gelbem Seidenſtoff an der inneren Seite bildeten einen viereckigen Einſchluß um die Zelte des Maharadſcha, von etwa 200 Yards im Quadrat. Die bogenförmigen Eingänge waren mit Tuch von derſelben Farbe bekleidet, das außerdem gelbe Stickerei und oben an den Spitzen goldene Zierrathen noch verſchönerten. Das Aeußere des Pavillons hatte dieſelbe Farbe und war mit zierlichen Rändern von gelbem Tuche verſehen. Eine lange offene Arkade, gebildet aus einer Anzahl verbundener Semiana's, führte unmittelbar in das Zelt. An jede Seite dieſer Arkade wurden Stühle geſetzt, auf welche der General-Statthalter und ſein Gefolge ſich niederließen. Ueber den Boden waren Seidenzeuge und Perſiſche Teppiche von der herrlichſten Arbeit ausgebreitet, die Semiana's über dem Haupte aber mit goldbefranzten Shawls von Kaſchemir ausgeſchlagen. Das Innere des Prachtzeltes würde ſogar, um uns der Sprache des Fekir Aziz Uddin zu bedienen, die Nachtigall des Gartens der Beredſamkeit verſtummen gemacht haben! Die Umhänge beſtanden ganz aus karmoiſinrothem Sammet, reich mit Gold geſtickt und in zierlichem Wechſel der Zeichnung; in der Mitte des Zeltes ſtand ein kleines Pavillon aus rothem Sammet mit ſo viel Stickerei von Gold, Perlen und Edelſteinen, daß man den Sammet kaum unterſcheiden konnte. Dieſer koſtbare Kaſich mußte den Polſterthron des Maharadſcha vor gemeinen Augen verbergen. Zu beiden Seiten des großen Zeltes ſtanden zwei artige, kleine Pavillons aus Shawlen. An der Fronte des rechten befand ſich eine maleriſche Gruppe der Chefs von der Leibgarde, in gelber Kleidung, und zum großen Theil vollſtändig, wie Paladine, gerüſtet. Das Zelt zur Linken füllte ein gleich furchtbares Corps Amazonen, deren Pfeile, aus ſchönen Augen abgeſchoſſen, ohne Zweifel eine große Niederlage unter den Streitern anrichteten.

Dieſes Mal erſchien der Maharadſcha in grüner Seide. Die einzigen Juwelen, die er trug, waren Diamanten. Eine diamantene Agraffe ſtrahlte in Blumengeſtalt von ſeinem Turban, und in der Mitte eines Armbandes aus drei Diamanten prangte der berühmte Kuhi Nur (Berg des Lichtes) welcher vormals ſeine Strahlen von dem Pfauen-Throne zu Delhi ergoß. Er iſt eiförmig, als Brillant geſchliffen, hat 1½ Zoll in der Länge, 1 Zoll Breite und ½ Zoll Höhe oder Tiefe. Die beiden Diamanten an jeder Seite ſind ebenfalls ſehr groß und herzförmig zugeſchliffen. Alle drei ſind in Gold gefaßt, mit emaillirtem Rande. Hira Singh, der Sohn eines der vornehmſten Häuptlinge, ein ſehr hübſcher Junge von 11 Jahren, welcher der Liebling des Maharadſchah iſt, ſaß, während die Chefs dem Gouverneur vorgeſtellt wurden, auf einem vergoldeten Schemel zu den Füßen des Herrſchers. Dann mußte eine Compagnie vom Weiber-Bataillon hereintreten. Wider unſere Erwartung erſchienen dieſe nur mit ihren Reizen bewaffnet; und die Reize ſelbſt verdunkelte ein Silberblatt, das rings um ihre Augen geklebt war. Viele waren von hoher Schönheit, und ihr Anzug erſchien eben ſo fröhlich als ihr Beruf. Endlich machten die Pferde des Maharadſchah, alle prachtvoll angeſchirrt, Parade vor dem Zelt; unter dieſen ſtolzierte auch der ungeheuere Schecke, welchen Georg der Dritte dem Rendſchit Singh überſandte hatte.

Am Abend des [illegible]ſten wurde Rendſchit Singh eingeladen, einer Heerſchau über die Eskorte-Truppen des Statthalters beizuwohnen. Er kam auf dem berühmten Roſſe Kubar, einem dunkeln Braunen, um deſſen Beſitz er einen der Hindufürſten bekriegt hatte. Die Uhlanen ritten einen Mann hoch an ihm vorüber, damit er jedes Individuum einzeln betrachten konnte. Er handhabte eine ihrer Lanzen, hielt ſie aber für zu ſchwer, um mit Erfolg geſchwungen zu werden. Als die Infanterie Schlacht-Vierecke bildete, ließ er ſeinen Oberfeldherrn dieſelben entlang reiten, um beſtimmt zu erfahren, wie viele Reihen niederknieten, und wie viele ſtanden. Er bemerkte, es würde wohl ſelbſt den ungeheuren Schaaren von Reiterei, die ihm zu Gebot ſtänden, unmöglich ſeyn, gegen ſolch eine „eiſerne Mauer" von Bajonetten etwas auszurichten. Nur die Evolutionen gingen ihm nicht raſch genug vor ſich.

Am folgenden Tage früh wohnte der General-Statthalter jenſeit des Sutlidſch einer Heerſchau über die Truppen Seiner Hoheit bei. Als man das Feld betrat, zeigte ſich ein glänzendes Schauſpiel. Zur Linken war eine faſt unabſehbare Linie Kavallerie aufgeſtellt, beſtehend aus 3000 gelb gekleideten Gardiſten, in gewiſſen Diſtanzen untermiſcht mit kleinen Abtheilungen Akali's, in blauſammtner Uniform und hohen Mützen, welche Scheiben (quoits) trugen; zur Rechten ſechs Bataillone Infanterie, ein jedes tauſend Mann ſtark. Ihre Montirung war ein rother Turban, ein rother Rock mit ſchwarzem Wehrgehäng und gelber Verbrämung, und weiße Pluderhoſen. Nach dieſen kam die reitende Artillerie, 16 Kanonen, von welchen der größere Theil aus Erz und ungefähr ſechs aus Eiſen gegoſſen waren. Die Lavetten ſind ſchlecht, die Pferde ſehr unbedeutend. Der Maharadſchah hatte im Centrum der Ebene einen tragbaren ſilbernen Bengalo von zwei Stockwerk errichten laſſen, an deſſen Vordertheil eine prächtige Semiana (Schirmtuch gegen die Sonne) ausgeſpannt war. Den Boden bekleideten koſtbare Teppiche. Hier ließen ſich der General-Gouverneur und der Maharadſcha nieder, um die Revue zu ſehen, an welcher die Reiterei keinen Antheil nahm. Die Manöver des Fußvolkes wurden mit großer Sicherheit und Regelmäßigkeit ausgeführt. Im Marſch und Feuern werden ſie von keiner Truppen-Abtheilung der Compagnie übertroffen, und ihre Mannszucht macht dem Maharadſchah große Ehre, wenn man bedenkt, wie wenig Beiſtand er von Europäiſchen Offizieren erhalten, und was für wilde in Vorurtheilen verſteifte Gemüther er zähmen mußte, um ſie an Disziplin und Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Er ſagte, daß er zwanzig Bataillone dieſer regulären Infanterie, ein Hundert beſpannte Kanonen, einen großen Artillerie-Troß und eine zahlloſe Reiterei beſäße. Mit ſolch einem Heere iſt Rendſchit gewiß jeder Macht des Oſtens, die Britiſch-Oſtindiſche ausgenommen, überlegen.

Eine Abend-Beluſtigung folgte der Heerſchau. Die Zelte waren auf einer ſanften Anhöhe, 100 Yard vom Fluſſe, errichtet, und das Feld umher hatte die Kunſt der Gärtner von Lahor in grüne Parterre's verwandelt, wo der wenige Tage zuvor geſäete Weizen wachſende Figuren von Elephanten, Pferden, Hirſchen, Vögeln u. ſ. w. darſtellte. Dieſer Garten war jetzt glänzend erleuchtet und mit künſtlichen Blumen, Bäumen, goldnen Cypreſſen u. ſ. w. geſchmackvoll verziert. Das Innere des Pavillons aber bot einen Reichthum und Glanz, der die Beſchreibungen der Paläſte Harun al Raſchids oder Salomons in all ſeiner Herrlichkeit übertraf. Der Flur war mit Goldſtoff überdeckt, und in vorbeſchriebenem koſtbaren kleinen Pavillon ſtanden drei kreisrunde überzogene Sitze, künſtlich mit Gold durchwirkt. Der Mittelſitz war für den Maharadſchah und die zu beiden Seiten für den Ober-Statthalter und Lady Bentinck beſtimmt. Hinter dieſen Thronen ſtand eine goldene Bettſtelle, verſchwenderiſch mit Diamanten, Smaragden, Rubinen u. ſ. w. beſetzt. Das Zelt beleuchteten goldene Kandelaber. Nach Beſchauung dieſes Meiſterſtückes orientaliſcher Pracht ließ ſich die Geſellſchaft in der offenen Arkade nieder; die Hauptperſonen ſaßen unter einem Baldachin, deſſen Koſtbarkeit ganz unbeſchreiblich iſt. Eine Maſſe von Perlen und Edelſteinen, welche Gemälde bildeten, war ſo dicht an einander gereiht, daß man den Stoff, der ihre Grundlage ausmachte, ganz und gar nicht zu erkennen vermochte. Bald erſchien die Amazonen-Schaar, befehligt von der Favoritin des Tages, die ein karmoiſinrothes Gewand und eine weiße Feder auf dem Turban auszeichneten. Nachdem ſie eine Weile getanzt, befahl der Radſchah einer dieſer Amazonen, zu ſingen; man präſentirte Seiner Hoheit eine Kiſte voll runder ſilberner Flaſchen, mit Goldſtaub und zerriebenen Silberblättern angefüllt, und Spiel und Geſang fingen an. Die Tänzerin und der Maharadſchah eröffneten den Kampf damit, daß ſie einander weidlich mit Goldſtaub bewarfen. Weder der General noch Lady Bentinck blieben verſchont; das Bewerfen wurde bald allgemein und nahm nicht eher ein Ende, bis die Flaſchen leer und alle Anweſende mit dem glitzernden Pulver über und über bedeckt waren. Der Maharadſchah litt am ärgſten, denn während ſeines Streites mit der Amazone bemühte ſich letztere, eine Handvoll gerade in ſein geſundes Auge zu werfen, wodurch deſſen Sehkraft beinahe zerſtört wurde. Er hatte den ganzen Abend mit der Verletzung zu ſchaffen. Nach dieſer Poſſe brachte man Wein und Zuckerwerk, und Rendſchit Singh nöthigte ſeine Gäſte mit wahrer Zudringlichkeit, beim Trinken des Lahor-Weines ſeinem Beiſpiel zu folgen. Dieſer Wein gleicht ſehr dem Whisky, hat aber nicht deſſen räucherigen Geſchmack. Der Maharadſchah ließ alle ſeine ſchönſten Juwelen bringen und zeigte ſie der Lady Bentick. Sie beſtanden aus oben erwähntem Licht-Berge, dann einem ungeheuren runden Topas, von etwa 2 Zoll Durchmeſſer, einem ſehr großen, unregelmäßig geſtalteten Rubin, auf dem die Namen von 7 Monarchen,

Digitized by Google

die ihn früher besessen, eingegraben waren, einem langen und schmalen Smaragd von etwa 2½ Zoll Länge und verschiedenen anderen Merkwürdigkeiten. Der Whisky setzte den Maharadschah in sehr vergnügte Stimmung. Er schüttelte den ihm nahe stehenden Gästen zu wiederholten Malen die Hände und bat, sie möchten essen, trinken und guter Dinge seyn. Erst um 8 Uhr des Morgens erlaubte er dem General-Statthalter, sich zum Mittagessen in sein Lager zu begeben. Die Feuerwerke, welche man während dieser ganzen Zeit abbrannte, wurden wenig beachtet, so sehr fesselte der kleine Löwe des Pendschab die Aufmerksamkeit seiner Gäste.

Montag den 31sten kam Seine Hoheit gegen Sonnenaufgang, um einige Feld-Manöver der Artillerie und die Schieß-Uebungen mit schwerem Geschütz anzusehen. Er selbst machte einige Versuche mit Hülfe seiner Serdars und Kämmerer. Hierauf ließ er seine auserlesenen Reiter Proben ihrer Gewandtheit geben. Kleine Pflöcke wurden in die Erde geschlagen, welche seine Speerleute in vollem Galopp mit der Lanze berührten, und Flaschen wurden, ebenfalls im Galopp, mit Karabinern entzweigeschossen. Zuletzt erhielt der Maharadschah ein Paar Sechspfündner mit Pferden und allem Zubehör als Geschenk. Am Abend desselben Tages gab der General-Statthalter den Abschieds-Schmaus in seinen Zelten. Ein Papier, worin der Gouverneur dem Maharadschah ewige Freundschaft zusicherte, wurde Ersterem zur Unterschrift vorgelegt. Der Fekir Aziz Uddin übersetzte den Inhalt laut in schlichtes Hindostanisch, das seine rhetorischen Blumen verschmähte. Man trennte sich unter vielem Betheuern und Bedauern; auch bemerkte Seine Hoheit, er könne es nicht über sich gewinnen, allein am Settlidsch zurückzubleiben, und da Seine Herrlichkeit sich nach Osten wendete, werde er schon am folgenden Tage nach Westen umkehren, seiner vorgehabten Pilgerfahrt nach Anendpur Mekawal entsagend. Der Eindruck, welchen diese festliche Woche auf die Gemüther hervorgebracht, wird gewiß das gute Vernehmen zwischen der Britischen Regierung und ihrem weisen und mächtigen Alliirten, dem Beherrscher des Pendschab, noch mehr befestigen. (East India Mag.)

Bibliographie. Werke in Sanskritanischer Sprache.

Mugdhabodha. — Eine Sanskritanische Grammatik. Von Bopadeva. Calcutta. Pr. 7½ Sh.

Nyaya sutra vritti. — Die logischen Aphorismen des Gotama. Nebst einem Kommentar von Biswanatha Bhattacharya. Calcutta. Pr. 10 Sh.

Bhasha Parichheda und Siddhanta Muktavali. — Ein Elementarbuch über die Ausdrücke der Logik, nebst einem Kommentar dazu von Biswanatha Panchanana Bhatta. Calcutta. Pr. 7½ Sh.

Sahitya derpana. — Eine Abhandlung über rhetorische Compositionen, von Biswanatha Kaviraja. Calcutta. Pr. 14 Sh.

Daya tatwa. — Eine Abhandlung über Indisches Erbrecht, von Raghunandana Bhattacharia. Calcutta. Pr. 8 Sh.

Kavya prakasa. — Ueber Dichtkunst und Rhetorik, von Mammata Acharya. Pr. 16 Sh.

Vedanta sara. — Elemente der Theologie nach den Vedas. Von Sadananda Parivrajakacharyya. Calcutta. Pr. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Italiänischer Buchhändler-Verein. In Turin hat sich eine Actien-Gesellschaft zur Herausgabe solcher Werke gebildet, deren Verlag für einen einzelnen Buchhändler zu kostspielig seyn würde. An der Spitze dieses Vereins, der vorläufig funfzig Actien zu 1000 Franken ausgegeben hat, steht als gewählter Präses der Buchhändler Pomba, dem ein Secretair und 2 Räthe beigegeben sind. Für's Erste ist die Gesellschaft mit einer Herausgabe des Segneri vorgeschritten, der aus 12 Bänden (jeder etwa 500 Seiten stark) bestehen wird. Zu bedauern ist, daß der Verein mit einem Nachdrucke, wiewohl eines älteren Schriftstellers, seine Thätigkeit begonnen hat; er giebt dadurch kein gutes Beispiel. Mehr nämlich als in jedem anderen Lande thut in Italien ein thätiger Buchhändler-Verein Noth, der die Nachdrucker mit einem förmlichen Vertilgungs-Krieg überzieht; denn so sehr auch der Französische Buchhandel von den Maroderuren in Brüssel und der Deutsche von denen in Wien zu leiden hat, so gleicht doch nichts dem gewährlosen Zustande, in welchem sich das Eigenthumsrecht der Buchhändler in den kleinen sich gegenseitig nachdruckenden Italiänischen Staaten befindet.

— Britische Auflagen. Im Jahre 1700 beliefen sich die Auflagen in ganz Großbritanien auf 4 Mill. Pfund Sterling. Im Jahre 1760, als Georg III. den Thron bestieg, stiegen sie auf 7 M. Pfd. Vierzig Jahre später hatten sie sich unter demselben König um das Vierfache vermehrt, und den Betrag von 30 Mill. Pfund erreicht. In den letzten 30 Jahren haben sich dieselben neuerdings verdoppelt, so daß in dem letzten Jahre nahe an 60 Mill. Pfd. erhoben wurden. (Observer.)

— Plan zu einer Land-Verbindung zwischen England und Irland. „Da ich der Meinung bin," sagt ein Ingenieur Fairbairn in dem United Service Journal, „daß keine von den Maaßregeln, welche im Parlamente zur Abhülfe des Elendes in Irland vorgeschlagen worden sind, von dauerndem Nutzen seyn könne, so wünsche ich, der Regierung und dem Publikum einen Plan vorzulegen, welcher auf die gigantische Kraft des Eisenbahn-Systems gegründet ist. — Ich mache nämlich den Vorschlag, eine Land-Verbindung zwischen England und Irland herzustellen, und werde durch nachstehende Bemerkungen zu beweisen suchen, daß dieses anscheinend so ungeheure Werk ohne außerordentliche Kosten oder Schwierigkeiten ausgeführt werden kann. Die wohlthätigen Folgen eines solchen Projekts für den Handel und für die politische Eintracht fallen in die Augen. Das Volk beider Länder sollte die Union nicht durch einen Bürger-Krieg auflösen, sondern dieselbe durch die Künste des Friedens verwirklichen, stärken und befestigen. Die Entfernung von der äußersten Brandung bei Donaghadee bis Portpatrick im westlichen Schottland beträgt 15 (Englische) Meilen; davon geben 1½ Meilen über die dazwischen liegenden Copeland-Inseln, welche 4½ Meilen von Donaghadee entfernt sind. Zwischen diesen Inseln und der Irländischen Küste ist die Tiefe des Wassers durchgängig nur gering und übersteigt nirgends die Höhe von acht Faden. Augenscheinlich beschränkt sich daher die Schwierigkeit des Werkes auf die 9½ Meilen von den Inseln bis zur Schottischen Küste. Hier ist die Tiefe des Wassers verschieden, von 10 bis 30 und 40 und in der Mitte des Kanals sogar bis zu 98 Faden. — Mein Vorschlag geht also dahin, diese Inseln mit den Küsten durch einen breiten Damm zu verbinden; wenn dies auch offenbar ein mühsames Werk ist, so besitzen wir doch größere Mittel, dasselbe auszuführen, als je irgend eine Nation. Längs der Seeküste bei Portpatrick findet man ganze Berge von Stein, unsere Gefängnisse sind mit Tausenden von Arbeitern angefüllt, und wenn wir den Ueberfluß des Materials und den niedrigen Arbeitslohn der Sträflinge in Anschlag bringen, so darf man erwarten, daß an dem bezeichneten Orte ein Werk von Aegyptischer Dauerhaftigkeit, Pracht und Stärke aufgeführt werden könne. Die Arbeit könnte gleichzeitig von den Copelands-Inseln, von Donaghadee und von Portpatrick begonnen werden und würde die Schifffahrt auf dem Kanal nicht wesentlich stören, da die Passage im Norden von Irland frei bleibt." (Der Verfasser giebt nun den Weg an, auf welchen einerseits London und andererseits Dublin mit dieser Landstraße im Meere in direkte Verbindung gesetzt werden könne; zwar, meint er, würde die Entfernung beider Hauptstädte dann noch immer 480 Englische [über 100 Deutsche] Meilen betragen, doch würde diese vermittelst Eisenbahnen und Dampfwagen in 12 Stunden zurückgelegt werden können.)

— Süd-Amerikanische Zeitungen. In Süd-Amerika erscheinen 133 Zeitungen, davon 25 in Brasilien. Die Anzeigen bilden in diesen Blättern den merkwürdigsten Theil. Wenn Jemand versäumt hat, die Einladung bei einem Freunde anzunehmen, so kann er sicher darauf rechnen, durch eine Notiz in der „Sonne" oder im „Stern" an seine Nachlässigkeit erinnert zu werden; und vergißt man, ein geliehenes Buch zurückzugeben, so wird das Gedächtniß durch eine Notiz im Diario aufgefrischt. Einige dieser Zeitungen sind übrigens so schlecht gedruckt, daß es fast unmöglich ist, sie zu lesen. (Jesse's Gleanings.)

— Capitain Dillon's Reisen. Dem Vernehmen nach, beabsichtigt der Ritter Dillon, dem es bekanntlich gelungen ist, über die Expedition Lapeyrouse's einigen Aufschluß zu erhalten, eine Beschreibung seiner zwanzigjährigen Reisen und seines Verkehrs mit den Bewohnern der Süd-See-Inseln, unter dem Titel „Dillon's Fortsetzung der Reisen des Capitain Cook", herauszugeben. Capitain Dillon begann seine Laufbahn mit einer Reise nach dem stillen Meere und hat mit den Bewohnern der Inseln desselben mehr Verkehr gehabt, als irgend ein anderer Mann in Europa; auch spricht er die Sprachen der meisten Inseln ganz geläufig. — Aus den Erzählungen Dillon's geht hervor, daß die Bewohner der Feedschi-Inseln, über die bis jetzt noch nie etwas bekannt geworden, die merkwürdigsten und mit Ausnahme ihres Kannibalismus auch die aufgeklärtesten in der Süd-See sind; sie sind die einzigen, welche Töpferzeug haben, ordentlich kochen und sich reinlich halten. Ihre Häuser sind die größten und saubersten in der Süd-See; auch sind sie die besten Seefahrer; sie haben Böte von 90 bis 120 Fuß Länge, 6 Fuß Tiefe und 22 Fuß Breite, von denen jedes 350 Krieger aufnehmen kann. Ihre Heirathe- und Begräbniß-Feierlichkeiten sind seltsam; hier, wie in Indien, sterben die Frauen mit ihren Männern. Ihre Gesetze der Gastfreundschaft können den Bewohnern der civilisirtesten Länder zum Muster dienen. Ihre kannibalischen Festlichkeiten übertreffen Alles, was man bisher in dieser Beziehung von irgend einem Stamme gehört hat. (Literary Gazette.)

— Der Berg Wingen, ein Vulkan in Neuholland. Folgendes sind die Bemerkungen Wilton's über diesen Berg, nach einem zweiten Besuche desselben: „Das Feuer war seit meinem ersten Besuche gar nicht unthätig gewesen; es hatte sich über einen Raum von mehr als zwei Morgen Landes ausgedehnt und raste jetzt mit steigender Wuth auf der Anhöhe gegen Süden und S.S.W., eben so auf der bis jetzt noch todt gebliebenen nördlichen Anhöhe. Immer zeigten sich die glänzendsten Schwefel-Krystalle an den Rändern der weitesten Spalten, wo das Feuer weiß glühte, und Spießglas-Krystalle an den engeren Spalten. Aus allen diesen Oeffnungen wälzte sich unaufhörlich ein erstickender Qualm. Das Feuer tobte immer noch von unten, und Steine, welche man in die Spalten warf, fielen tief in den Abgrund wieder. Das allgemeine Bersten — die zerspaltenen Felsen von festem Sandstein — das Würgen des Feuers an der Oberfläche — das Einschlucken der Strata — die niedergeworfenen schon halb verzehrten Baumstämme und andere, welche nur den Augenblick erwarten, wo der Fels unter ihnen entgleitet, um jenen nachzustürzen — das Brüllen des Feuers im Innern und die weiße und rothe Flamme der brennenden Spalten — endlich der verderbenbringende rings emporsteigende Qualm, alles dies gewährt ein erstaunenswürdiges Schauspiel." (Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Freitag den 1. Juni 1832.

England.

Konstantinopel im Jahre 1831.

Aus dem Tagebuch eines Britischen Offiziers.

Die Veränderungen in Kleidung und Sitten der Bewohner von Konstantinopel, so wie auch im Stile der Hauptstadt selbst, seitdem ich sie (1818) zum letzten Male besuchte, waren mir höchst überraschend. Unstreitig ist durch die Reform der Kleidertracht, welche vormals reich, geschmackvoll und mannigfaltig war, das imposante Aeußere der Türken zum größten Theil verloren gegangen. In ihrem gegenwärtigen Fränkischen oder Europäischen Anzug sind sie ein schlecht zugestutzter, schlottriger, ja sogar in den meisten Fällen ein zum Lachen erbärmlich aussehender Menschenschlag geworden. Die Kappe, aus karmoisinrothem Stoff, mit breitem blauem Zipfel, ist bis auf die Brauen eingedrückt, und wie schwer müssen die Träger derselben ihren stolzen die Phantasie anregenden Turban beseufzen! Die jüngeren und weniger respektabeln Türken, welche das neue Kostüm angenommen, kleiden sich in kurze runde Jacken mit stehenden Kragen, bis ans Kinn zugeknöpft, und sehr pauschige weiße Kosackenhosen, die, je nachdem es die Jahreszeit erfordert, von Kattun oder von Wolle sind. Die ältere und ehrwürdigere Klasse trägt lange faltige Ueberkleider, mit geraden und steifen Kragen, Westen, weite Sackhosen und geknüpfte schwarze Schuhe. Manchmal ist ein schmutziges weißes Tuch unbequem um ihren Hals gebunden. Bei den Effendi's verhüllt ein militairischer Mantel das Scheußliche der neuen Tracht. Die Umwandlung ist so groß, daß ich behaupten möchte, es fehlte ihnen nur noch ein Schritt bis zum Christenthum. Der Europäische Anzug war niemals passend für einen Muhamedaner oder überhaupt für Asiaten. Knapp anliegende Schuhe, lange Strümpfe, Pantalons, Röcke ohne Oeffnung am Aermel — alles dies muß hinderlich seyn und dürfte nach und nach die strenge Beobachtung religiöser Ceremonien und Waschungen vermindern.

Es ist erstaunlich, was die Kleidung für einen Einfluß auf die Gewohnheiten der Menschen äußert. So wurden die Türken feierlicher und schwerfälliger, als die Natur gewollt hatte, weil sie über die Last ihrer schleppenden Kleidung nicht Herr werden und in ihren Pantoffeln nicht behülflich einhergehen konnten. Seitdem die Gewänder zugestutzt sind, bewegen sie sich allerdings mit mehr Lebendigkeit. Das Schwerdt ist ein viel rascher wirkendes Bekehrungs-Werkzeug als die Zunge. Der Sultan bedient sich der alten Waffe ohne Gewissenspein, und nach allem Erfolge muß man bekennen, daß die Türken ein memmenhaftes, leicht eingeschüchtertes, sklavisches und kriechendes Volk sind. Dies ist besonders seit Vernichtung der Janitscharen deutlich geworden. Ich begreife kaum, durch was für Mittel die Türken jemals in ihren Feldzügen gegen uns Europäer glücklich gewesen sind. In physischer Hinsicht sind wir ihnen an Größe der Statur, an Leibeskraft, und ich möchte sagen, auch an natürlichem Muthe immer überlegen gewesen, und doch entging Wien nur durch einen Zufall dem Schicksal, ein Paschalik der Pforte zu werden.

Das militairische Kostüm ist die Modetracht des Tages, indem Alle, nach der Weise des Sultans, einen eben so langen Bart als er und die Mütze eben so tief tragen. Der Anblick der Truppen ist, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, mit denen sie ringen, gar nicht so armselig, als zu erwarten stände. Ihre Kopfbedeckung, die runde rothe Mütze, läßt sehr übel, und ihre Waffen, Kleider und Schuhe sind weit davon entfernt, gut zu seyn. Sie haben diejenige Mannszucht und militairische Kenntniß erreicht, welche man Soldaten wohl mit unverdrossener Mühe beibringen kann; aber ich zweifle, ob Europäische Offiziere fähig wären, ihre Türkischen Zöglinge noch weiter zu fördern. Vielleicht glaubt die Regierung wirklich, es sey genug geschehen, und wähnt ihre Armee auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, während sie doch zu keiner einzigen kombinirten Evolution tüchtig ist. Die Infanterie-Corps, welche ich gesehen habe, bestehen aus sehr jungen Burschen, die man beinahe Knaben nennen könnte. Sie machen eine Compagnie-Uebung leidlich gut und haben sichtlich eine militairische Haltung gewonnen. Die Uniformen der Regimenter sind verschieden; einige haben runde Tuchjacken ohne Besatz; andere dagegen Aufschläge, Kragen und Brustbesatz von rother Farbe. Die nationale Farbe der Armee ist blau. Einige Corps sind besser gekleidet als die anderen, und die Leibgarde erhält feineres Tuch. Sie tragen keinen Bart, mit Ausnahme älterer Offiziere, sehen gewöhnlich gut aus, sind reinlich und scheinen sich auf ihre Kleidung etwas einzubilden. In früherer Zeit pflegten die Größen ein bedeutendes Gefolge junger Männer, die oft nicht im besten Rufe standen, in ihrem Dienste zu unterhalten. Der Sultan befahl, diese Schaaren von Taugenichtsen zu entlassen, und da sie eine verständige, wohlgestaltete und keinesweges bigotte Klasse waren, dienten sie als Offiziere bei den neuen Truppen. Den Unterschied des Ranges durch das ganze Heer bezeichnen Sterne von verschiedenem Metall, Werth und Umfang, an die linke Brust befestigt. Die Unteroffiziere tragen kupferne Sterne; die Lieutenants und Hauptleute goldene mit Emaille; die Major's dergleichen, aber größere; die Obersten diamantene, an goldenen oder silbernen Ketten, welche von der vorderen Spitze der Schulter herabhängen. Die Truppen befinden sich stets in den prächtigen Barracken, welche der Sultan erbauen lassen, erhalten gute Kost und regelmäßigen Sold. Asien liefert die meisten Rekruten. Die Gewehre scheinen im Allgemeinen alt und ausgebessert zu seyn, ausgenommen die der Garde des Palastes, welche neu sind, mit vieler Vergoldung an den Läufen und Bajonetten. Mehrere Regimenter haben Musik-Chöre; das des Sultans ist sehr stark und spielt leidlich gut, aber die Instrumente sind schlecht, schneidend und gellend. Das angenommene Exercitium scheint Französisch zu seyn, und die dazu gebrauchten Offiziere sind meistens von dieser Nation. Ein Herr Galland, Gehülfe des Ser Asker Pascha oder Generalissimus, organisirt die Infanterie, und Herr Keleffo, ein Sardinier, die Reiterei. Der Letztere ist ein Liebling des Sultans und soll ein Mann von Talent und achtungswürdigem Charakter seyn. Bei allem dem muß die Lage eines Europäischen Offiziers in Türkischen Diensten ernierigend seyn. Sonst erlaubte man ihnen nicht einmal, Degen zu tragen, und ihre Besoldung ist sehr gering. In der That, das System der Verwaltung war immer ohne Liberalität und wird es bleiben; daher man sich verwundern muß, wie der Sultan es von Zeit zu Zeit wagen kann, die Besoldung der neu ausgehobenen Truppen zu schmälern, von deren Treue und Zuneigung seine ganze persönliche Sicherheit abzuhängen scheint. Bei der ersten Begründung des neuen Systems betrug, wie ich glaube, die monatliche Löhnung 40 leichte Piaster (3⅓ Thaler) und wurde stufenweise auf weniger als 30 reduzirt, was sehr kärglich ist, wenn man erwägt, daß die Türken ihren Kaffee, Taback und andere Bequemlichkeiten nicht entbehren können. Ein Sold von etwa zwei Pence (1⅔ Sgr.) des Tages wird schwerlich zu solchen Luxus-Artikeln ausreichen, und diese Beschränkung hat allgemeines Mißvergnügen erregt. Verschiedene Verschwörungen unter den Offizieren sind schon entdeckt worden, und wenn einstens festere Eintracht die verschiedenen Branchen der Armee knüpfen sollte, dürfte sie wohl ein eben so unbeherrschbares Corps werden, als die Janitscharen. Die Offiziere sind oft schöne junge Männer, und wenn ich an ihren Wachthäusern vorbeiging, überraschte mich oft ihr Eifer in Erlernung ihres Berufes. Da langte man das geschriebene Exerzier-Buch hervor, das Bataillon war schnell geordnet, Kolonnen gebildet und rasch nach einander deployirt. Gewahrten sie meine Bemerkungen, so sprachen sie lächelnd: „Ist das recht so, Capitain?" Ich halte dafür, daß die Türken im Durchschnitt ein gutgeartetes Volk sind, und niemals habe ich eine Mannschaft gesehen, die sich anständiger aufführte, als diese neuen Truppen. Sie sind immer bereit, den Fremden in Allem, was sie wünschen, hülfreich zu seyn.

Die Stadt Konstantinopel hat sich verbessert, indem jetzt viel auf Reinlichkeit gehalten wird, neue Bazars erbaut, alte verschönert werden und die Polizei sehr wachsam ist. In den Straßen giebt es keine anstößige und anwidernde Gegenstände mehr. Die Fremden bleiben ganz ungestört, und selbst Europäische Frauen können ohne die geringste Aenderung im Anzug fast unbeobachtet durch jeden Theil der Stadt gehen. Vergangenen Freitag gingen wir, um den Sultan auf seinem, wöchentlich einmal stattfindenden, Ritte nach einer Moschee zu sehen. Es war an der Spitze des Bosporus, wo Pera liegt, nahe bei Dulmeh Bagbtscheh; darum fanden weniger Pomp und Ceremonien statt, als in Konstantinopel selbst bei solcher Gelegenheit üblich. Etwa 500 Infanteristen, mit einem starken Musik-Chor, waren in einer Linie von der Moschee an aufgestellt, ihn zu empfangen. Sie müssen zu einem auserwählten Corps (vermuthlich den Bostandschi's) gehört haben, denn diese Leute waren sehr gut montirt, auffallend wohlgebildet, groß und stark gebaut. Sie handhabten ihre Waffen gut und hatten eine feste Haltung. Wir standen unter der Beranda eines Kaffeehauses, bei welchem der Sultan dicht vorbeikam. Sechs Leitpferde, nach Europäischer Weise gesattelt,

und gezäumt, mit reich gestickten Schabracken, zogen vor Seiner Hoheit einher. Dann kam eine doppelte Reihe berittener Pagen, in verschiedenfarbigen Jacken und weißen Pumphosen; Offiziere des Palastes, Adjutanten und andere Bedienungsleute; zuletzt der Günstling Mir Allahsi, oder Garde-General, Hussein Pascha. Diesem folgte der Sultan und gleich hinter ihm eine Leibwache zu Fuß, lauter besonders schöne und wohlgestaltete junge Männer. Er trug die scharlachrothe militairische Mütze, ringsherum mit Stickerei und mit einer reichen goldenen Quaste an der Spitze, deren Bausch franzenartig über dem Wirbel hing. Sein Mantel von himmelblauem Tuche mit stehendem gestickten Kragen verhüllte beinahe seine Unter-Kleidung, eine lichtfarbige Tuchjacke, dicht zugeknöpft bis ans Kinn, weiße goldverbrämte Pumphosen aus Kaschmir und Stiefeln mit Spornen. An seiner linken Brust schimmerte ein prachtvoller Stern aus Diamanten. Säbel und Schärpe waren Europäisch, wie auch Sattel und Zaum. Ich konnte anfangs meinen Augen kaum trauen, so ganz anders erschien dieser stolze Monarch „der Meere und Länder", wie damals, da ich ihn einige Jahre früher bei ähnlicher Gelegenheit gesehen. Damals verhüllten ihn die wehenden Federbüsche einer Menge von Schattar's (Läufern) vor dem Blick seiner Unterthanen; sein Roß trug ihn mit fast regungsloser Langsamkeit; seine Miene war bleich, düster und melancholisch. Jetzt zeigte sich mir derselbe gewaltige Fürst in prangender Uniform, ähnlich der eines Offiziers von der leichten Kavallerie, mit blühender Gesichtsfarbe, lebhaftem forschenden Blick und einem fast dicht am Kinn abgestutzten Barte. Er schien sich seiner Emancipation von aller ceremonieller Sklaverei zu erfreuen.

Der Türke, den sein neues Kostüm schon zur Genüge entstellt, macht sich auf einem unserer Husaren-Sättel noch weniger vortheilhaft. Er kann weder sein Pferd lenken, noch dem Körper irgend eine gute Haltung geben, sondern schiebt sich vorwärts, wie ein Englischer Matrose. Der Sultan aber reitet mit Anstand und Geschmeidigkeit. Obgleich ihn seine persönliche Sicherheit zuweilen beunruhigen muß, so scheut er sich doch nicht, in volkreichen Straßen zu erscheinen. Gegen plötzliche Empörung müssen wohl große Vorsichtsmaaßregeln getroffen seyn, und seit dem Gemetzel der Janitscharen hat der Sultan nicht oft innerhalb der Mauern des alten Serail gewohnt. Er wechselt häufig seinen Aufenthalt in den Palästen am Bosporus und baut gegenwärtig ein ganz neues Schloß von ungeheurem Umfang an der Asiatischen Küste, etwa vier Meilen oberhalb Skutari.

Personen, welche durch langen Aufenthalt in Konstantinopel eine mehr als oberflächliche Kenntniß der Türkischen Angelegenheiten erworben, behaupten, daß die letzte Reform den Sturz der Ottomanischen Verfassung eher beschleunigen als aufhalten werde. Sie sagen, der Sultan habe mit Vernichtung der Janitscharen, Errichtung der Linientruppen und Annäherung des Kostüms an das der Europäer eine unbegränzte Macht und Freiheit in Excessen aller Art bezwecken wollen; die Finanzen ständen schlecht; an Herabsetzung des Courses werde täglich gearbeitet, indem man Münzen aus etwas früherer Zeit einsammle, umschmelze und mit verringertem Werth wieder ausgäbe; der Handel stocke wegen neu hinzugekommener Gebühren und täglich sich mehrender Monopole der Stapel-Bequemlichkeiten, welche an Günstlinge und Minister vertheilt werden u. s. w. Die Zeit allein kann die Richtigkeit dieser Behauptungen erweisen.

Es ist auch für den weisesten und entschlossensten Monarchen ein schwieriges Wagniß, eine Nation, besonders, wenn sie muhamedanischen Glaubens ist, zu reformiren. Bei oberflächlicher Beurtheilung könnte man Konstantinopel für die Hauptstadt einer kräftigen und glücklichen Regierung halten, da sich überall ein reges Leben, Verbesserungen des Alten und neue Schöpfungen zeigten. Aber dies ist auch nur der Fall in der Hauptstadt selbst, während die Provinzen gedrückt, übel verwaltet und ganz unbewehrt sind. Doch muß man gestehen, daß die Nation wenigstens von dem Uebermuth und der Zügellosigkeit der Janitscharen und von den berittenen Räuberbanden der Dehli's und Heiti's, diesen ehemaligen Banditen des Osmanischen Reiches, erlöst ist. Verbrecher, die kein Janitschar mehr schützen kann, werden ohne Mühe gefaßt und bestraft, und seit Jahren ist die Türkei nicht so ruhig und sicher für Reisende oder Kaufleute gewesen, als in gegenwärtiger Periode. (Un. Serv. J.)

Bibliographie.

The bee and the wasp. (Die Biene und die Wespe.) Mit Abbildungen von Cruickshank. Pr. 1 Sh. 8 D.

The Hindoo costume. (Abbildungen Hindostanischer Trachten.) Von Belne. Fol. Pr. 4½ Pfd.

The contrast. (Der Kontrast.) Ein Roman, vom Grafen von Mulgrave. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Death bed scenes. (Szenen am Todtenbette.) Zweite Reihefolge. Pr. 12 Sh.

A nine months residence in New-Zealand. (Neunmonatlicher Aufenthalt in Neu-Seeland.) Von Earle. Pr. 13 Sh.

Flowers of fable. (Auserlesene Fabeln.) Pr. 5 Sh.

The Jesuit. (Der Jesuit.) Ein Roman nach Spindler. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

History of France. (Geschichte von Frankreich.) Von Lea. Pr. 6 Sh.

Frankreich.

Einleitung zu den Vorlesungen über alte Skandinavische Literatur.

Von J. J. Ampère.

(Schluß.)

Die Skandinavische Sprache gehört der Germanischen Sprachfamilie an. Wir werden die Stellung bestimmen, welche sie in dieser Familie und welche der ganze Sprachstamm im allgemeinen System der Sprachen einnimmt. Um uns bei diesem Thema keinen lügenhaften Vermuthungen hinzugeben, werden wir die Grundsätze der etymologischen Wissenschaft auseinandersetzen; wir werden die Regeln untersuchen, die eine strenge Kritik in den Vergleichungen der Wörter oder der grammatischen Formen befolgt.

Die etymologische Wissenschaft, welche sich durch haltlose Hypothesen den Fluch des Lächerlichen aufgeladen hatte, ist jetzt durch neuere Arbeiten Deutscher und Nordischer Gelehrten, die auch in Frankreich mit Erfolg fortgesetzt werden, zugleich eine philosophische und eine positive Wissenschaft geworden. Sie erleuchtet mit ihrer Fackel, was die Geschichte nur zu oft dunkel läßt, die Urgeschichte und Wiege der Völker, und eben so bietet sie für sich ein durchaus selbstständiges Interesse dar. Die Geschichte der Sprachen kann eine vergleichende Anatomie oder Physiologie genannt werden; denn eine Sprache ist wie ein lebendiges Wesen, dessen Organismus sich nach stäten Gesetzen entwickelt. Wir werden diesen Organismus zu studiren haben, wir werden einige seiner allgemeinen Gesetze darthun, bevor wir die Vergleichung der Germanischen Sprachen mit den Zweigen derselben Familie beginnen. Wir werden diese Vergleichung mit einiger Methode und Sicherheit anstellen können, und die Ergebnisse, zu denen wir gelangen, werden zugleich bedeutend und pikant genug seyn, um die Klugheit und Vorsicht zu rechtfertigen, mit der wir uns nur Schritt für Schritt ihnen nähern werden. Ist die ursprüngliche Analogie der Germanischen Sprachen mit der Griechischen und Lateinischen nicht eine höchst merkwürdige Thatsache? Und andere nicht minder gewisse Analogieen werden sogar eine Verwandtschaft der Germanischen Sprachen mit den alten Mundarten Hindostans und Persiens, die selbst mit denen von Griechenland und Italien so eng verbunden sind, nachweisen, und zum zweitenmale werden wir von Island aus den Orient berühren.

Sodann werden wir über die Religion der Skandinavier sprechen. Es ist heutzutage nicht mehr erlaubt, meine Herren, in einer Mythologie nichts als ein müßiges Spiel der Poeten zu sehen; das hieße auf die Geschichte des menschlichen Gedankens jenen Irrthum übertragen, der ehedem im Studium der Natur vorherrschte, indem man den Spielen der Natur zuschrieb, was man nicht auf ihre Gesetze zurückzuführen wußte; es sind ebenfalls allgemeine Gesetze, nach denen sich jene scheinbar seltsame, im Grunde aber nothwendige Crystallisation bildet, die wir Mythologie nennen. Aber um zu den allgemeinen Gesetzen zu gelangen, muß man sorgfältig alle besondere Thatsachen prüfen, aus denen sich jene ergeben sollen, und hier begegnen wir mannigfachen Schwierigkeiten. Nichts ist verwickelter als Mythologieen, denn sie bilden sich in einer Epoche des menschlichen Gedankens, wo seine Verworrenheit nur seiner Kühnheit gleichkommt. Alles ist darin aufbewahrt: sowohl die Vorstellungen, die sich die Menschen in ihrer Unwissenheit von dem Ursprung und dem Ende der Dinge, von der Natur Gottes und dem Weltbau zu machen streben, als auch die Thatsachen, deren Erinnerung sie anlebt, ihre eigene Geschichte, die in ihrem Geiste mit der ihrer Religion und ihrer Götter verschmilzt. Die Witterung der Wahrheit, toller Aberglaube, wahrhafte Ueberlieferungen, fabelhafte Legenden, Verehrung des Guten und Schönen, thierische Empfindungen, Blicke in das Unendliche und grobe Irrthümer, aus allen diesen Dingen und aus tausend anderen bildet sich ein Chaos, das von blendenden Blitzen erleuchtet wird. In dieses Chaos haben wir niederzusteigen, um die verschiedenen Elemente aufzusuchen, die durch einander in seinem Schooße gähren.

Um einiges Licht über die Skandinavische Mythologie zu verbreiten, werde ich Ihnen zuerst ein Bild des Ganzen vorlegen; ich werde vor Ihnen diese Welt oder vielmehr diese Welten aufbauen, deren symmetrische Neben- und Unterordnung in der Vorstellung der Skandinavier das Gebäude des Weltalls bilden. Ich werde vor Ihren Augen dies große kosmogonische Drama abrollen, das mit der Schöpfung der Welt anhebt und sich endlich mit der Katastrophe auflöst, in welcher Erde, Himmel und Götter untergehen, um wieder aufzuerstehen, ein düsteres Schauspiel, über welchem eine kriegerische Trauer und ein Vorgefühl des Unglücks schweben. Es ist das Bild des Lebens, wie es aus den Finsternissen und Eismassen des Abgrunds aufsteigt, das Universum, aus den Trümmern eines Leichnams gebildet, eine Sündfluth von Blut, Götter, die leiden und kämpfen und ihren Tod voraus wissen. Balder stirbt von der Hand des Bruders, der Wolf verschlingt den Odin, die allgemeine Zerstörung aller Wesen ist da. In Gegenwart dieser fürchterlichen Scenen ist man mitten unter die Phantome des Nordens versetzt, man fühlt die Seele, durch Kälte und Nacht geängstigt, in diesem nebelhaften Universum sich auflösen. Und wenn am Ende die Morgenröthe eines neuen, sanfteren und milderen Lebens hindurchblickt, so ist sie doch nur wie ein Nordlicht, das mit unstätem Glanz am nordischen Winterhimmel aufflammt, ohne den Tag heraufzuführen.

Nachdem wir diese großen und düsteren Symbole der Anschauung vorgelegt haben, werden wir versuchen, ihre Bedeutung zu ergründen, nicht durch eine kleinliche Erklärung, sondern indem wir uns an die Grundideen halten werden. Wir werden die Hauptmythen dieser Religion mit denjenigen vergleichen, die ihnen in den Religionen des Morgenlandes und des Alterthums wirklich entsprechen; dann werden wir die Spuren der Umgestaltungen aufsuchen, die sie in sich erfahren und uns bemühen, Ausgangspunkt und Ausdehnung derselben durch eine Geschichte der Skandinavischen Mythologie zu bestimmen. Die Uebereinstimmung der Resultate dieser Forschung mit denjenigen, welche die Untersuchung über die Skandinavischen Sprachen und Stämme ergeben hat, wird uns Schlüsse erlauben, die vielleicht nicht ohne Bedeutung sind für die Urgeschichte und die Wanderungen der Völker, so wie für die Geschichte der Menschheit.

So vorbereitet werden wir über die Denkmale der Skandinavischen Literatur sprechen, und zwar zuerst über die berühmtesten, die beiden Edda's. —

(Nachdem Hr. Ampère den Inhalt beider Edda's angegeben und ihr gegenseitiges Verhältniß mit dem der Homerischen Gedichte zu der Bibliothek des Apollodorus verglichen hat, stellt er den Charakter des Hauptheiden der älteren Edda folgendermaßen dar:)

Sigurd ist der Held des Nordens. Ein großer Ruhm, ein tragischer und frühzeitiger Tod ist sein Geschick, wie es das des Achilles ist. Derselbe melancholische Gedanke hat sich in Skandinavien wie in Griechenland dem Heldenthume und dem Ruhme beigesellt; der Held beider Völker stirbt im Glanze der Jugend und des Sieges. Das Ideal des menschlichen Lebens schien ihnen eine glänzende und kurze Laufbahn, ohne Abnahme, ohne Alter, langen Schmerz und Ruhm hinterlassend, und im Norden auch eine lange Rache.

Sigurd ist der Mittelpunkt des großen epischen Sagenkreises, von dem ich im Anfange dieser Vorlesung gesprochen habe. Die Geschichte dieser Sagen ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Seiten in den Annalen der Volks-Literatur. Selten kann man so vollständig die verschiedenen Elemente sondern und mit solcher Genauigkeit die Phasen einer epischen Legende verfolgen. Wir werden daher diese Monographie bis in die kleinsten Einzelnheiten ausführen, weil sie die Materialien über die Bildung des Griechischen, mittelalterlichen und morgenländischen Epos ergänzt.

Wir werden zuerst Sigurd's Heldenleben nach der Skandinavischen Lesart darstellen. Aber nicht allein in den Gesängen der Edda sind uns diese tragischen Abenteuer aufbewahrt. Ein Deutsches Gedicht, die Nibelungen, stellt eine Reihe von Begebenheiten dar, deren Uebereinstimmung mit dem Skandinavischen Epos unläugbar ist; es ist eine andere Lesart derselben Erzählung. Kann es eine merkwürdigere Thatsache geben, als diese zwei verschiedenen Ausbildungen desselben epischen Grundstoffes bei zwei Völkern, in zwei verschiedenen Sprachen und in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten?

Sie können jetzt schon beurtheilen, meine Herren, von welchem Nutzen dies Studium für das Verständniß aller Volkspoesie sey; denn in Bezug auf die Homerischen Gedichte hat man nur ein Endergebniß, nicht die verschiedenen Stufen einer mehr oder minder langen und verwickelten Entwickelung. Hier liegen die Spuren der Umformung vor uns, welche die Kritik sich bemüht in dem Homerischen Epos nachzuweisen; man hat in der Edda vereinzelte Rhapsodieen und einen epischen Körper in den Nibelungen. Wir werden die Geschichte dieses Sagenkreises kennen lernen, wie einer alten Skandinavischen Mythe orientalischen Ursprungs die Erinnerung an Attila und Hermannrich eingeimpft wird und ferner im mittelalterlichen Deutschland mit diesem barbarischen und heidnischen Grundton eine ritterliche und christliche Färbung verschmilzt. Den Kreis unserer Studien erweiternd, werden wir alsdann auch anderwärts die Trümmer desselben Sagenkreises aufsuchen; wir werden in ganz Europa, vom Fuße des Hekla bis zu den Appeninen, von den Gestaden des Baltischen Meeres bis an die Ufer der Loire, von dem Innern Polens bis ins Herz Englands Wiederklänge dieser Legende vernehmen. So wird die Existenz einer von den Germanischen Völkern erzeugten Poesie erwiesen seyn, die überall, wo jene erschienen sind, vor dem Zeitalter des Rittergesanges eine poetische Aera begründet haben.

Dies sind, meine Herren, die Heldenzeiten der modernen Völker. Es hat auch seine Ilias gehabt, dies barbarische Europa, dessen Geschichte Hr. Thierry in diesem Augenblicke schreibt, und dessen Farbe der größte Schriftsteller unserer Zeit einigen unsterblichen Blättern der „Märtyrer" und der „historischen Studien" gegeben hat.

Es bleibt mir noch übrig, einige Worte über die Saga's und die Skalden zu sagen. Die Saga gehört nicht allein Island an, sie ist ein Moment in den Fortschritten des menschlichen Geistes. Die Saga ist, was man sagt, die naive Erzählung, die der naiven Poesie entspricht; jeder Phase dieser Poesie entspricht eine Phase der Saga. Was die einen singen, das erzählen die anderen in einer bestimmten Zeit. Neben den mythologischen Poesieen, die überall die ältesten sind, giebt es religiöse Saga's, heilige Ueberlieferungen, die sich in den Tempeln fortpflanzen. Die Saga, die immer im Gefolge des Volksliedes auftritt, ist demnach Geschichte ohne Kritik, Epos ohne epische Form, Roman ohne willkürliche Erdichtung, mündliche Ueberlieferung, die von den Erzählenden und Hörenden geglaubt wird. In Herodot finden sich viele Griechische Saga's; die ersten Bücher des Titus Livius sind Römische Saga's, erzählt von einem künstlerischen Geschichtschreiber.

Wenn aber die Saga überall mit der Volkspoesie zugleich geblüht hat, so ist Island am reichsten in dieser Gattung von Ueberlieferungen. Wir werden das Verzeichniß dieser Schätze anfertigen, wir werden diese zahlreichen Denkmale ordnen, die trotz ihrer gemeinsamen Benennung in Beziehung auf Gegenstand und Natur der Erzählung so sehr verschieden sind. Wir werden in verschiedene Kategorieen die epischen Saga's ordnen, die in ihrer prosaischen Abfassung einzelne Punkte aus dem Sagenkreise der Edda und der Nibelungen ergänzen; die Heldensaga's, welche die Geschichte einiger Familien erzählen, die voll sind von Mord und Blutschande, deren tragische Berühmtheit derjenigen der Labdakiden und Atriden gleichkam; die geschichtlichen Saga's, die bald pikante Biographieen von Individuen, bald merkwürdige Familien-Annalen, zuweilen auch die Erzählung denkwürdiger Ereignisse enthalten, z. B. die Colonisation und die Bekehrung Islands und die vierhundert Jahre vor Columbus fallende Entdeckung von Grönland. Immer aber bieten sie ein treues und lebendiges Bild des alten Germanischen Lebens und der alten Sitten des Nordens dar. Endlich die romantischen und wunderbaren Saga's, in denen die Launen der Phantasie und die Ausschweifungen der Leichtgläubigkeit nach und nach um sich greifen und am Ende gänzlich die majestätischen Ueberlieferungen der Mythologie und die naiven Erzählungen der Geschichte verdrängen.

Schließlich werde ich Sie mit einigen der vorzüglichsten Proben der Poesie der Skalden bekannt machen. Diese Dichtart, jünger als die Edda, hat nicht dieselbe Einfachheit und Größe. Sie werden erstaunen, meine Herren, daß seit dem zehnten Jahrhundert die Epoche des Verfalls und des falschen Geschmacks für die Isländische Literatur begonnen hatte. Sonderbar! Diese Seeräuber des Hekla trieben den Haß gegen die einfache Bezeichnung des Gedankens und die Hinneigung zu Umschreibungen eben so weit, wie Molières Ueberbildete. Dies ist ein Beweis, daß Ueberfeinerung in der Literatur nicht immer mit der Verbildung des Lebens und der Sitten gleichen Schritt hält, und daß sogar Barbarei nicht vor gesuchter Ziererei schützt. Und wirklich sind dieselben Dichter, welche Gedanken und Ausdruck so sorgfältig umschrieben, meistentheils ungezähmte und wilde Krieger. Mitten in diesem künstlichen Gewebe blitzt an mehr als einer Stelle eine Begeisterung für Krieg auf, eine Freude an Schmerz und Tod, ein Wohlgefallen an Blut und ein Schlachtgeruch, dem meines Wissens keine andere Poesie sich nähert. Dieser Gegensatz giebt ihr ein so eigenthümliches Gepräge, daß es hinreichen würde, unsere Theilnahme zu erwecken, wenn auch nicht so erhabene Stellen darin vorkämen, wie im Ragnar.

Zeitmangel, meine Herren, wird uns verhindern, weiter zu gehen. Wir werden nicht bis in das Mittelalter vordringen können, um hier die immer schwächer werdenden, doch immer noch erkennbaren Echos der alten Sagen des Nordens zu vernehmen. Wir müssen bei dem alten Skandinavien stehen bleiben.

Bibliographie.

Essai de discussion oratoire sur les bals. (Versuch einer Kanzelrede über die Bälle.)

Manuel portatif. (Handbuch für Maires und Municipalräthe.) Von L. Rondonneau. Pr. 2½ Fr.

Les deux frères de lait. (Die beiden Milchbrüder, oder der gegenseitige Unterricht.) Von H. Ajais. Pr. 2 Fr.

Le jeune hermite. (Der junge Einsiedler.) Erzählung für Kinder. Aus dem Deutschen. Pr. 60 Cent.

Considérations philosophiques. (Philosophische und politische Betrachtungen über die Todesstrafe.) Von Dr. Masson. Pr. 3 Fr.

Description etc. (Beschreibung aller Kunstgriffe und schändlichen Intriguen, die leider an der Pariser Börse seit dem J. 1823 öffentlich angewandt und geduldet werden.) Pr. 3 Fr.

Le fléau de Dieu en 1832. (Die Geißel Gottes im J. 1832.) Von Bellemare. Pr. 1½ Fr.

De la responsabilité ministérielle. (Von der ministeriellen Verantwortlichkeit mit Bezug auf die Verwaltung der Finanzen.) Von Ferrier. Pr. 1 Fr.

Ostindien.

Die alten Tempel und Ruinen von Barolli, in Radschputana.

Aus Tod's Annalen von Radschestan.

Als wir dem heiligen Tempel (von Barolli) uns näherten, immer dem Lauf des Stromes folgend, erreichten wir einen geebneten Platz, überschattet von majestätischen Korn- und Amba-Bäumen, an welche niemals eine Axt gekommen war. Wir stiegen sogleich ab und kamen, nachdem wir eine Reihe Stufen zurückgelegt, in den Hof des Tempels. Eine Beschreibung seiner erstaunenswürdigen Bauart ist unmöglich; nur der Pinsel des Malers kann sie wiedergeben, und doch würde die Arbeit fast unendlich seyn. Die Kunst scheint hier sich erschöpft zu haben, und wir bekamen hier vielleicht zum ersten Mal einen Gesammteindruck von der Schönheit der Indischen Skulptur. Die Säulen, die Wölbungen, der Ueberbau, wo jeder Stein einen Tempel in Miniatur darstellt, der immer über den anderen sich erhebt, bis ein Urnen-gleicher Kullus (oberste Kuppel) das Ganze krönt, alles dies fesselte unsere Aufmerksamkeit in raschem Wechsel. Die Zierrathen am Kapitäl jeder Säule erforderten schon seitenlange Zergliederung. Das Ganze ist, seines hohen Alters ungeachtet, bewundernswürdig gut erhalten, was man vornehmlich zwei Ursachen zuschreiben mag. Jeder Stein ist aus feskörnigem Quarz-Felsen gehauen, welches vielleicht die dauerhafteste (wie auch die am schwersten zu bearbeitende) Steinart ist; und die Muhamedaner haben, um ihr bilderstürmerisches Gesetz ohne große Verantwortung zu umgehen, den ganzen Tempel mit dem feinsten Marmorkitt überzogen, der so haltbar ist, daß man selbigen nur an solchen Stellen ganz abgescheuert sieht, welche dem Stoß der Winde besonders ausgesetzt sind, wo dann die Skulptur so scharf und glatt erscheint, als wären die Steine erst seit gestern gemeißelt. Dieser große Tempel ist dem Schiwa gewidmet, dessen Embleme überall in die Augen fallen. Er steht auf einem Grunde von ungefähr 250 Ellen ins Gevierte, eingeschlossen von einer, aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel gebauten Mauer. Außerhalb dieser Mauer sind Haine von majestätischen Bäumen, mit vielen kleineren Kapellen und geheiligten Brunnen. Der erste Gegenstand, der mich fesselte, bevor ich den Tempelgrund betrat, war ein isolirter Pfeiler, um den sich eine Haubenschlange wand. Der Eingang, welcher zerstört ist, muß sehr merkwürdig gewesen seyn, und die den inneren Raum ausfüllenden Trümmer sind höchst interessant. Die Hauptfiguren sind die des Schiwa und seiner Gattin Warbutti mit ihrer Dienerschaft. Er steht auf dem Lotus, um den sich die Schlange wie ein Blumenkranz

windet. In seiner Rechten hält er das Dumru, eine kleine Trommel, mit welcher er, als Kriegsgott, den Kämpfer begeistert; in seiner Linken das Kupra, aus einem Menschenschädel gebildet, aus dem er das Blut der Erschlagenen trinkt. Die anderen beiden Arme sind abgebrochen, ein Umstand, welcher beweist, daß selbst die Muhamedaner, welchen dieser Frevel zugeschrieben werden mag, das Kunstwerk noch gewissermaßen ehrten. Die Berg-erzeugte Göttin steht zur Linken ihres Gemahls, auf dem Kurm (der Schildkröte) mit geflochtenem Haar und Ohrringen aus Muscheln. Jedes Glied ist in dem weichen fließenden Stil gearbeitet, welcher der alt-Indischen Kunst eigenthümlich ist und neueren Arbeiten fehlt. Beide sind mit Rosenkranz-ähnlichen Zierrathen versehen und ohne Gewänder. Die kräftige männliche Haltung des Vater Adam, wie ein Radschpute den Mahadeo nannte, kontrastirt schön mit den zarten weiblichen Umrissen seiner Gattin. Die Schlange und der Lotus schlingen sich anmuthig über ihren Häuptern. Oben ist eine Reihe von Abtheilungen, mit verschiedenen Figuren angefüllt, deren hervorstechendste das chimärische Thier Gras, eine Art gehörnter Löwe, ist. Die Abtheilungen sind durch geschmackvoll angeordnete und vertheilte Blumengewinde von einander geschieden. Unter den anderen Figuren bemerkt man einen Eremiten, der auf einer Zither spielt und von Thieren des Waldes belauscht wird. Ihr Relief ist, so bedeutend, daß sie beinahe von der Grundfläche abgelöst scheinen. Das Mittelstück, eine Art Fries bildend, ist mit Büdhauerarbeit von demselben Charakter versehen, meistens himmlische Musiker darstellend, die auf mancherlei Instrumenten das Lob des Schiwa und der Wardutti feiern. Unmittelbar im Innern des Thorweges ist ein kleiner Schrein für den „vierarmigen Gott"; aber die Islamiten haben auch diese Statue des überzähligen Paares beraubt. Die Bhiels halten sie für den Dewi, vor dem sie entsetzliche Furcht haben, und deshalb ist die Stirn der Statue reichlich mit Zinnober bestrichen. An der linken Seite, wenn man sich gegen den Tempel selbst wendet, befindet sich eine wohl 30 Fuß hohe Nische, mit dem Bilde der Aschi-Mata, oder achtarmigen Mutter, der aber die frommen Moslim's nur einen Arm gelassen haben, und zwar den, womit sie ihren Schild hält. Auch der Kopf ist weg. Sie tritt kräftig auf den Centauren Maheswar, dessen abgeschlagener Kopf in einiger Entfernung am Boden liegt. Zur Rechten ist der Schrein der Trimurti oder Dreieinigkeit. Die Gesichter des Brahma und Wischnu sind ganz zerstört und nur der Zerstörer unverletzt geblieben. Die Tiare, welche das gemeinschaftliche Haupt dieser heiligen Drei bedeckt, ist ganz geblieben und von höchster künstlerischer Vollendung. Gruppen von Schlangen zieren das dichte Geleck auf Schiwa's gewaltiger Stirn, und mitten auf dem Stirnbande, das sie zusammenhält, zeigt sich ein gräßlich naturgetreuer Todtenkopf. Verschiedene ausgezeichnet elegante Devisen sind der Tiare eingewirkt. Der halbgeöffnete Rand des Verderbers enthüllt einen einzeln stehenden Zahn und eine mit teuflischem Ausdruck aufgerollte Zunge. Das Ganze ist kolossal, und die Figuren sind von sehr kühnem Relief. Der große Tempel selbst hat 58 Fuß Höhe. — Es folgt nunmehr noch eine genaue Beschreibung des Tempels und einiger anderer Götter-Statuen, die aber keine Auszüge zuläßt.

Bibliographie.

Chutru prakash. — Lebensbeschreibung Chhtru Sal's, Radschas von Bundelchund, von Lal Kavi. (Sanskritanisch.) Herausgegeben von Cap. W. Price. Calcutta. Pr. 16 Sh.

Syavahara tatwa. — Ueber gerichtliche Verhandlungen. Von Raghunandana Bhattacharya. (Sanskritanisch.) Calcutta. Pr. 8 Sh.

Review of the external commerce of Bengal. (Uebersicht des auswärtigen Handels von Bengalen.) Von Horace Wilson. Calcutta. Pr. 8 Sh.

Megha Duta — oder der Trauer-Bote. Ein Gedicht des Calidasa. Sanskritanischer Text, nebst Englischer Uebersetzung in Versen, so wie mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen, von Horace Wilson. Calcutta. Pr. 2 Pfd. 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Universität Pavia. Seit 20 Jahren hat sich die Zahl der Studirenden auf dieser Hochschule beinahe verdoppelt; im J. 1811 betrug sie nämlich 737, im Winter-Semester von $18\frac{1}{12}$ aber ungefähr 1300. Unter den verschiedenen Fakultäten zählt die der Medizin die meisten Studirenden; namentlich ist es der gelehrte Professor der Anatomie, Dr. Panizza von Vicenza, der sich bei seinen licht- und geistvollen Vorträgen eines ungemein zahlreichen Auditoriums erfreut. (Ann. Univ.)

— Bildnisse von Kopernikus Vater und Sohn. Als Johann Broscius um das Jahr 1615 eine Reise nach Polnisch Preußen unternahm, brachte er aus Thorn die Kopie eines Portraits des Vaters von Nikolaus Kopernikus mit, der ebenfalls Nikolaus hieß. Dieses Gemälde befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek der Krakauer Akademie und soll eine treue Nachahmung eines von der eigenen Hand des Polnischen Astronomen Nikolaus Kopernikus des Sohnes gemalten Bildnisses seyn. Es hat folgende Ueberschrift: Nicolaus Copernicus pater Nicolai Copernici astrologiae unius miraculi nati 1473. 19. Februarii. Unten aber liest man Folgendes in Deutscher Sprache: „Des Hern Docter Nicolai Coppernick Thumher und Astronim zur Frauenburg seines seligen Vaters auch Nicolaus Coppernick genant seine Gestalt." Das Portrait des Astronomen Nikolaus Kopernikus selbst befindet sich in 8vo. in Nikolaus Reisner's Werschen: Icones sive imagines virorum litteris illustrium. Straßburg, bei Jobin, 1587. Hiernach ist das etwas größere Brustbild bei Boissard von de Brü 1597 gemalt. Aus dieser Quelle rühren fast alle neuere Portrais dieses berühmten Astronomen her, z. B. das von Daniel Chodowiecki in dem Berliner Taschenkalender für das Jahr 1796, der auch einen Abriß der Geschichte Polens enthält. Das schönste Portrait ist jedoch das auf Kosten des Fürsten Heinrich Ludomirski nach einem Original vom Jahre 1510 in Folio lithographirte; ein anderes, in Klein-Folio, erschien zu Florenz im Jahr 1825, auf Veranlassung von Sebastian Ciampi, nach einem der Bologneser Hochschule gehörigen Original-Gemälde. (Pamiętnik Krakowski.)

— Das Grab der Potozka. In einem von allen Seiten mit hohen Bergen umgebenen Thal in Taurien liegt die Stadt Battschisarai (Gartenpalast), einst die Residenz der Giray's oder Chane der Krimm. Unweit des alten Palastes dieser Chane erhebt sich ein in orientalischem Geschmack, mit runder Kuppel, gebautes Grabmal. Unter dem Volk der Krimm geht die Sage, der Chan Kerim Giray habe dieses Monument einer Sklavin errichten lassen, die er über die Maßen liebte. Diese Sklavin aber soll eine Polin aus der Potozkischen Familie gewesen seyn. Der Verfasser der mit großer Gelehrsamkeit und Kunst geschriebenen Reise nach der Krimm, Murawieff-Apostoll, behauptet, diese Sage habe nicht den geringsten Grund, und der Grabhügel bedecke die Asche einer Grusierin. Worauf er aber diese seine Ansicht begründet, sagt er eben so wenig; denn der Einwurf, daß in der Mitte des 18ten Jahrhunderts die Tataren nicht leicht Personen aus der Familie Potozki als Gefangene hätten entführen können, reicht nicht aus. Ist es doch allgemein bekannt, daß bei dem letzten Kosaken-Aufstand in der Ukraine nicht wenig Menschen hinweggeschleppt und an die benachbarten Tataren verkauft wurden. In Polen giebt es sehr viele adliche Familien, welche den Namen Potozki führen; und es ist ja nicht nothwendig, daß die erwähnte Gefangene gerade der berühmten Familie der Erbherren von Human in der Ukraine angehörte, welches freilich für die Ueberfälle der Tataren oder die Aufstände der Kosaken nicht so zugänglich war. Die Volkssage von dem Grabmal zu Battschisarai hat übrigens auch der talentvolle Russische Dichter Alexander Puschkin in seiner „Fontaine von Battschisarai" benutzt. (Poez. Ad. Mickiew.)

— Der größte Diamant. Dieser Diamant wurde in Brasilien in dem Flusse Abaite, ungefähr 92 Stunden nordwestlich von Serro do Frio, gefunden. Die Geschichte seiner Entdeckung ist romantisch. Drei Brasilianer, Ant. de Sousa, Jose Felix Gomes und Th. de Sousa, waren eines angeschuldigten Vergehens halber zu ewiger Verbannung in den wildesten Theil des Innern verurtheilt worden. Die Strafe war grausam, aber die Gegend ihres Exils war die reichste der Welt. Jeder Strom floß über einen Boden von Gold, und jeder Berg enthielt unerschöpfliche Diamant-Gruben. Eine Vermuthung dieser Art setzte die Unglücklichen in den Stand, ihr schreckliches Schicksal zu ertragen. Sie wurden immer durch die goldene Hoffnung aufrecht erhalten, irgend eine reiche Mine zu entdecken, welche ihnen die Zurücknahme des harten Urtheilsspruchs verschaffen würde. Auf diese Weise forschten sie beinahe 6 Jahre lang nach Minen, bis ihnen endlich das Glück hold war. Eine außerordentliche Dürre hatte den Fluß Abaite ausgetrocknet, und hier entdeckten sie, nach Gold suchend, einen Diamant, der beinahe eine Unze wog. Vor Freuden außer sich über diesen glücklichen Fund, entschlossen sie sich, auf alle Fälle nach Villa Rica zu gehen und auf die Gnade der Krone zu vertrauen. Der Gouverneur, die Größe und den Glanz des Steines erblickend, wollte kaum seinen Augen trauen. Er ernannte augenblicklich eine Kommission aus den Beamten des Diamant-Distritts, der er die Untersuchung des Steines übertrug; und als diese erklärte, daß es ein wirklicher Diamant sey, wurde derselbe unverzüglich nach Lissabon gesandt. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß den drei Verurtheilten ihre Strafe sogleich erlassen wurde. Dieser berühmte Diamant ist von Romé auf nicht weniger als 300 Millionen Pfund Sterling geschätzt worden! Derselbe ist nicht geschliffen; aber der verstorbene König von Portugal, Johann VI., der eine Leidenschaft für kostbare Steine hatte, ließ ein Loch in denselben bohren und trug ihn an Gala-Tagen um den Hals. (Pocket Album.)

— Geschichte der Austern. Bei den Athenern schon standen die Austern in hohem Werth. In Rom waren sie ziemlich selten und wurden daher eben nicht wohlfeil bezahlt; doch versichert Makrobius, daß sie auf der Tafel eines Römischen Ober-Priesters niemals fehlten. Vom vierten Jahrhundert bis zur Zeit Ludwigs XIV. waren sie fast ganz in Vergessenheit gerathen; unter dieses Königs Regierung jedoch kamen sie bald wieder in Aufnahme, und seitdem haben sie ihren Ruhm behauptet. Wohlschmecker können bekanntlich drei bis vier Dutzend dieser Thiere vor der Mahlzeit verschlingen und sich dann ganz behaglich hinsetzen und so tüchtig, ja vielleicht noch tüchtiger essen, als wenn sie sich dieses Vorschmauses enthalten hätten. Die Austern reinigen den Magen von angehäuftem Schleim, vermehren den Verdauungssaft und verdichten vermöge ihrer natürlichen Kühle die Luft, welche sich in den Digestionsorganen gesammelt hat. So heilsam jedoch die guten Austern sind, eben so schädlich sind die schlechten. (New-York American.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Montag den 4. Juni 1832.

Italien.

Charakteristik Guicciardini's.

Als Staatsmann und Bürger von Florenz, abwechselnd in Diensten seiner Republik und des Papstes, hat Guicciardini erzählt, was er sah. Sein Charakter war der seiner Zeit, Geschicklichkeit, Energie, vorherrschendes Streben nach Glück, aber keine Tugend, keine öffentliche Moral; sein Leben war nicht ganz tadellos, doch bei der Nachwelt tritt er zunächst als Geschichtschreiber auf, und diese kennt ihn weniger als Menschen, denn als Schriftsteller. Die Geschichte Guicciardini's umfaßt die ganze Dauer der Französischen Herrschaft in Italien, von Karl VIII. bis auf die Verzichtleistung Franz des ersten durch den Vertrag von Cambrai. Dies ist auch die Zeit, wo die Spanier sich in diesem Lande festsetzten, wo Neapel und Mailand in ihre Hände kamen und Italien seine Freiheit verlor. Wenig Geschichten sind so reich an Ereignissen, wie die Italiänische; während man in Frankreich und England nur eine einzige Regierung vor sich hat, hat man es in Italien mit hundert neben einander handelnden Personen und Nebenbuhlern und dem Kampfe zügelloser Leidenschaften zu thun. Guicciardini wohnte dem letzten Spiele dieser Kräfte und Leidenschaften bei. Obgleich der Verfasser an den Ereignissen Theil nahm, so beurtheilt er die Menschen dennoch nur wie aus der Ferne; die Nachwelt hat seine Urtheile bestätigt. In diesem Treiben des Hasses und der Eifersucht, und obgleich Italien so viele Ausländer und so viele Menschen überhaupt verwünschen mußte, hat der billig urtheilende Guicciardini dennoch seine Geschichte von Ungerechtigkeiten frei erhalten. Drei auf dieser Bühne erscheinende Könige von Frankreich sind ohne Groll, aber von einem strengen Richter geschildert, der die Menschen nach seiner Kraft mißt. Wie ungeschickt zeigen sich diese drei Könige, Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I.! Sie sind Fürsten, deren Eroberungen nur Kosten zum Ergebniß haben, die Muth zum Erobern, aber kein Talent, das Eroberte zu bewahren, besitzen. Dies ist der verdiente Lohn ihrer Züge, wie Montesquieu von Alexander sagt; ganz verschieden von diesem aber endigen ihre Züge mit dem Rückzuge in ihr Land. Nirgends ist Franz I. besser geschildert, als in den Worten Guicciardini's: „Ein König von Natur, aber um so sparsamer mit Thaten, je verschwenderischer er mit Worten war." Aus Italien mußte die Schilderung der vier berühmten und berüchtigten Päpste Alexander, Julius II. und Clemens VII. kommen; nur ein Augenzeuge konnte Alexander mit dieser Kälte und Kühnheit zeichnen und Cäsar Borgia auf gleiche Linie mit seinem Vater stellen, obgleich sein militairischer Muth ihn über denselben erhebt. Mit ganz verschiedenen Gefühlen schildert Guicciardini später das Benehmen Ferdinand's von Arragonien und des Gonzalvez von Cordova, welche wieder Verstand und Bedeutung in die Angelegenheiten bringen. Eine Menge mehr oder minder bedeutender Charaktere drängen sich um diese Hauptfiguren; Krieger, Könige, Päpste, Minister, Senate, Raths-Behörden werden mit derselben Strenge beurtheilt. Wenn er den Ludwig Moro, der die Politik seines Vaters, Franz Sforza, vergaß, anklagt, die Franzosen nach Italien gerufen zu haben, so klagt er auch Venedig an, es den Fremden geöffnet zu haben; er stellt diese Republik als klug und mächtig unter den übrigen Staaten hin, verschweigt aber auch nicht, daß sie sich einiger jener großen politischen Fehler schuldig gemacht hat, durch welche Italien unterging. Er zeigt die Fehler durch Thatsachen auf; als Staatsmann erzählend, zeigt er sich weniger durch die Ideen als solchen, als durch die Anordnung der Geschichte; nur einige hier und da eingestreute Gedanken zeigen den geistvollen Mann; er stellt die Ereignisse so dar, daß man die Verkettung derselben begreift, und seine Materialien als Meister beherrschend, hat er deren Färbung, Beziehung und Ziel aufgefaßt. Vergleicht man ihn mit einem anderen Geschichtschreiber, so sieht man, welchen Vortheil derjenige hat, der selbst mithandelte. Aber des Gefühls ermangelnd, hat er die Trockenheit seiner Zeit; die kalte Gerechtigkeit herrscht allein in seinem Buche. Guicciardini kennt nur die Geschäfte, er liebt sie um ihrer selbst willen und durch den Instinkt seines Talents; sein Geist gefällt sich in den Ereignissen, die er erfaßt, nichts was geschieht und was sein Blick erreichen kann, entgeht ihm. Aber auch nichts ist gesucht. Die damaligen Schriftsteller schrieben, was sie wußten, ohne nach Bildern und Worten zu jagen; Alles tritt einfach und kräftig aus ihrer Feder hervor, man findet keine gezwungene und verfehlte Vergleiche bei ihnen; der Historiker sucht in den Ereignissen keine Gedanken, sondern er will nur erzählen, und wenn ihm Gedanken kommen, so läßt er sie aus dem Gegenstande hervorgehen.

Seiner Indifferenz ungeachtet, hat Guicciardini manchmal die Wärme eines Mannes von Energie; er wird belebt, wenn er die Schweizer in Novara schildert, wie sie durch eine einzige und furchtbare Schlacht die Franzosen aus dem Mailändischen vertreiben, oder wenn er die Folgen der Schlacht bei Pavia und die wichtigen Debatten des Kabinets Karl's V., den Schrecken und die Liga Italiens nach der Verschwörung von Pescara beschreibt. Noch lebendiger und fast zum Dichter wird er in der Schilderung Julius des Zweiten: die Heftigkeit, Eifersucht, das Veränderliche und dennoch Entschiedene, das Feuer dieses außerordentlichen Charakters ist in die Feder des Geschichtschreibers übergegangen. Wir werden seine Manier beizubehalten suchen, indem wir hier die Belagerung von Mirandola übertragen. „Ein unerwartetes und unerhörtes Ereigniß," erzählt er, „machte den Beginn des Jahres 1511 denkwürdig. Der Papst, welcher fand, daß die Belagerung von Mirandola nur langsam vorwärts gehe, und theils der Ungeschicklichkeit, theils der Treulosigkeit seiner Feldherren und namentlich seines Neffen das beimaß, was noch von anderen Schwierigkeiten abhing, dachte daran, die Sache durch seine Gegenwart zu beschleunigen, und der Ungestüm seiner Seele setzte sich über jede andere Rücksicht hinweg. Vergebens sah er ein, wie unwürdig es der Majestät eines Papstes sey, sich in Person zu einem Heere zu begeben, das ein Christenland angriff; wie gefährlich es sey, dem öffentlichen Urtheile zum Trotz, denjenigen, die behaupteten, seine Regierung sey verderblich für die Kirche, seine Fehler seyen skandalös und unverbesserlich, und die ein Konzilium zusammenzuberufen und die Fürsten gegen ihn aufzureizen suchten, Grund dazu zu geben und ihre Behauptungen fast zu rechtfertigen. Solche Reden waren im Munde seines ganzen Hofes; alle wunderten sich und tadelten ihn; die Venetianischen Gesandten nicht minder, denn die anderen; die Kardinäle baten ihn inständigst, nicht zum Heere zu gehen; alle Bitten, aller Rath waren fruchtlos. Von drei Kardinälen begleitet, reiste er am 2. Januar von Bologna ab; im Lager angekommen, wohnte er in einem Bauerhäuschen, das dem Feuer des feindlichen Geschützes ausgesetzt war, denn es lag nur zwei Armbrust-Schußweiten von den Mauern von Mirandola entfernt. Sich abmüdend und Körper, Geist und Autorität in gleichem Grade anstrengend, war er fast immerwährend zu Pferde, bald hier, bald dort im Lager, um die Arbeiten an den Batterieen zu betreiben, die, wie alle militairische Operationen überhaupt, durch das schlechte Wetter, den Schnee und das feindliche Feuer, welche die Arbeiter vertrieben, verzögert wurden. Da es zu deren Schutze nöthig war, neue Ausbesserungen an den Batterieen vorzunehmen und neue Sapeurs nach dem Lager kommen zu lassen, so ging der Papst während dessen nach Concordia, um nicht an den Entbehrungen der Armee Theil zu nehmen. Er blieb nur wenige Tage dort, von derselben Ungeduld und Gluth zurückgeführt, die unterwegs weder durch den unaufhörlich vom Himmel fallenden Schnee, noch durch die große Kälte, welche selbst die Soldaten kaum ertragen konnten, gedämpft wurde. In einer kleinen Kirche in der Nähe der Batterieen wohnend, die den Mauern noch näher war, als sein erster Aufenthaltsort, und mit nichts von dem, was geschehen war und geschah, zufrieden, beklagte er sich heftig über alle Anführer, Marc-Antonio Colonna ausgenommen, den er von neuem aus Modena hatte kommen lassen. Nicht minder ungestüm zeigte er sich gegen die Truppen, bald diese tadelnd, bald jene anfeuernd; Feldherr in Wort und That, versprach er, daß, wenn die Soldaten sich tapfer hielten, er Mirandola unter keiner Bedingung annehmen, sondern es ihnen zur Plünderung überlassen würde. Es war etwas Merkwürdiges und Neues in den Augen der Menschen, daß ein König von Frankreich, ein weltlicher Fürst, noch jung, von früh an unter den Waffen erzogen, jetzt in seinen Gemächern ausruhte und einen gegen ihn begonnenen Krieg durch seine Feldherren führen ließ, während andererseits ein Papst, der Statthalter Christi auf Erden, alt, schwächlich, an Wohlleben und Vergnügungen gewöhnt, in Person an einem Kriege Theil nahm, den er gegen Christen erregt hatte, und vor einem elenden Orte lagerte, wo er sich, wie ein Feldherr, allen Beschwerden und Gefahren unterwarf und nur das Kleid und den Namen eines Papstes behielt. Von neuer Wuth ergriffen, weil in seiner Küche zwei Leute durch einen Kanonenschuß aus der Stadt getödtet wurden, verließ er wegen der Gefahr diese Wohnung; da er sich aber nicht mäßigen konnte und am folgenden Tage dahin zurückkehrte, wurde er durch neue Gefahren gezwungen, sich in die

Wohnung des Obersten Regino zurückzuziehen, auf welche die Belagerten, dies wissend, nunmehr zu noch größerer Gefahr für sein Leben schweres Geschütz richteten. Endlich machte das muthig vertheidigte, aber schlecht unterstützte Mirandola Capitulations-Vorschläge. Der Papst, von allen den Seinigen gebeten, sie anzunehmen, verlangte, daß die Stadt sich von der Plünderung loskaufe, indem er nur mit Mühe die Soldaten zügelte, welche sich darauf beriefen, daß die Plünderung ihnen versprochen sey." — Obgleich Guicciardini zu viel Kriegs-Details giebt, so werden wir ihm die über den Widerstand Pisa's gegen Florenz nicht zum Vorwurf machen; ein mit solcher Erbitterung geführter Krieg, ein so großer Haß verleiht diesen Kämpfen ein besonderes Interesse. Dagegen ist der Streit um das Herzogthum Urbino höchst langweilig. Guicciardini enthält über die Bevölkerung, den Staatshaushalt und Handel Italiens keine Angaben, während Varchi und andere Historiker dergleichen Details geben. Die letzten Bücher seiner Geschichte sind nur entworfen, und das ganze Werk hat nicht die letzte Feile des Meisters erhalten; der Tod raffte ihn dahin, als er die Geschichte der Sklaverei seines Vaterlandes beschreiben wollte, zu welcher mitgewirkt zu haben, man ihn beschuldigte.

Schwere Anklagen lasten auf seinem Haupte; noch jung, aber schon berühmt als Rechtsgelehrter, ward er nach Spanien zu Ferdinand dem Katholischen gesandt und studirte in dieser Schule eine Politik, welche seine Zeitgenossen, selber voll Verderbniß, Schlechtigkeit und Niedrigkeit, nicht verbessern konnten. Der Auftrag, für die Sache von Florenz zu sprechen, mißglückte ihm; während seiner Abwesenheit ward die Freiheit vernichtet und der Gonfaliere Soderini vertrieben; die durch Ferdinands Waffen wieder eingesetzten Medicis empfingen aber Guicciardini bei seiner Rückkehr gut und ertheilten ihm Ehren und Geschenke. Als Leo X. durch Florenz kam, um mit Franz I. in Bologna zusammenzutreffen, wurde Guicciardini zu ihm gesandt und wohlwollend aufgenommen. Im Jahre 1518 von diesem Papste zum Gouverneur von Modena und Reggio ernannt, zeigte er in diesem Amte einen festen Charakter und Talent, wie auch, als er zum General-Lieutenant der Päpstlichen Armee während der verschiedenen Ligen Italiens ernannt wurde. Kurz vorher ehe der Herzog von Bourbon Rom einnahm, rettete Guicciardini Florenz aus der Gefahr, von den Truppen der Liga angegriffen und geplündert zu werden; aber diese Wohlthat, die anfangs Lob fand, ward ihm später von beiden Parteien, welche Florenz spalteten, zum Vorwurf gemacht, indem die Einen sagten, er habe dadurch die dauernde Befestigung der Medicis, die Anderen, er habe die Begründung der Freiheit verhindert. Während der Volkstumulte aus seinem Vaterlande fliehend, kam er bei dem Papste Clemens VII. wieder in Gnade, der, aus dem Gefängnisse befreit, ihn nach seinem Vergleiche mit Cäsar zum Gouverneur von Bologna machte. An der Belagerung von Florenz nahm er keinen Theil, man hegte aber den Verdacht gegen ihn, daß er der blutigen Rache, die nach der Rückkehr der Medicis geübt wurde, nicht fremd sey; Varchi sagt, er habe sich grausamer und leidenschaftlicher als die Uebrigen im Proskribiren gezeigt. Man gab ihm den Beinamen Carrettiere, nach dem vom Volke in Stücken zerrissenen Minister des Herzogs von Athen. Die Regierung Alexanders von Medicis zu organisiren beauftragt, nahm Guicciardini an derselben Theil, und als diese tyrannische Regierung vor Karl V. angeklagt ward, vertheidigte er dieselbe und erkaufte den Kaiser; denn als dieser erfahren hatte, daß der Herzog Alexander von Florenz 20,000 Dukaten habe kommen lassen, um seine Minister zu bestechen, nahm er sie für sich selbst in Beschlag. Als Alexander durch Lorenzinos Hand umgekommen war, half Guicciardini die Regierung in Como einsetzen; aber getäuscht von diesem jungen und ehrgeizigen Fürsten, den er zu beherrschen gehofft hatte, zog er sich nach Monticci zurück, wo er in Zurückgezogenheit seine Geschichte schrieb und 58 Jahr alt, wie es heißt, an Gift starb.

Vielleicht bestimmten die Schmähungen seiner Vaterstadt, die er zu fliehen genöthigt war, Guicciardini, sich mit dem Papste zu versöhnen und dadurch mit den Medicis zu vereinigen; aber schon lange hatte er ihnen gedient, da er nach Gewalt strebte und nicht wußte, auf wen er sich in den Florentinischen Unruhen stützen sollte. Die fähigen Männer interessiren sich nicht für eine schwankende Freiheit, der die Kraft mangelt, sich zu vertheidigen; die Freiheit von Florenz ermüdete Macchiavel und Guicciardini, sie sahen in ihr nur eine dem Untergange nahe Sache, deren Sturz zu beschleunigen besser sey. Charaktere, die mehr Seele und weniger Geist haben, sind auch der untergehenden Freiheit treu; um aber große Charaktere zu fesseln, müssen Elemente des Gelingens vorhanden seyn. Florenz und die damalige Zeit hatten deren keine mehr. Darum ist aber Guicciardini noch nicht zu billigen; man hat gesagt, daß, wenn die Republik ihr Geschick ihm anvertraut hätte, er von Karl V., der Clemens VII. nicht liebte, eine freie Regierung hätte erlangen können. Ohne hierüber in weitläuftige Untersuchungen einzugehen, muß man bekennen, daß Guicciardini, indem er eine Freiheit, die er nicht mehr vertheidigen konnte, preisgab, auch die Sache des Vaterlandes verließ; denn wenn er auch die Regierung in Hände brachte, in denen er sie vielleicht am gesichertsten glaubte, hätte er sich doch gegen die Tyrannei Alexander's erklären und nicht dazu die Hände bieten sollen. Man sieht in ihm einen Mann, der vom Ehrgeize fortgerissen wird, der sich im Staats-Amte gefällt und um jeden Preis darin bleiben will; er hatte sich der neuen Regierung ohne Vorbehalt angeschlossen und trägt nun die Strafe dafür; denn hätte er bei den Medicis die Interessen des Vaterlandes verfochten, so würde er der Nachwelt zwar nicht als ein heldenmüthig für die Freiheit sterbender Republikaner, aber doch als ein verständiger Mann erscheinen, der seine Zeit begriff und das Seinige that, um seinem Vaterlande ein neues und dauerhaftes Glück zu verschaffen. Es gab aber damals keine große Sache, wie die des Vaterlandes oder des öffentlichen Wohls; wenn Jemand sein Vaterland liebte, so geschah es, um irgend einen bestimmten Zweck zu erreichen; bei der Mannigfaltigkeit der neben einander stehenden Verhältnisse gab es auch verschiedene Interessen; als Guicciardini sich den Medicis anschloß, da wollte er vor Allem ihrer Sache den Sieg verschaffen; dies war der Geist der damaligen Zeit. (Revue de Paris.)

Der obige Aufsatz hat einen Vorzug, den man fast an Allem, was die Franzosen schreiben, anerkennen muß, nämlich daß er sich leicht und gut liest; er enthält auch manches Treffende über Guicciardini als Geschichtschreiber, so wie über seine Zeit; wenn aber eine vollständige und scharfe Charakteristik dieses Schriftstellers in der Absicht des Verfassers lag, so ist diese nur unvollkommen erreicht. Besonders auffallen muß es, daß, während von Guicciardini gerühmt wird, er habe, ohne sich von Ideen leiten zu lassen oder ihnen nachzujagen, nur berichtet, was er gesehen und erlebt, mit keiner Silbe der zahlreichen in sein Buch kunstvoll verflochtenen Discorsi Erwähnung geschieht, die, wie in der trefflichen kleinen Schrift: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, von Leopold Ranke"*) schlagend dargethan worden ist, fast ganz originale Schöpfungen des geistreichen und scharfsinnigen Historikers sind.

Bibliographie.

Iconografia contemporanea. (Bildersammlung der berühmtesten Italiänischen Zeitgenossen.) Nebst biographischen, literarischen und historischen Notizen. Gezeichnet von Ermini, gestochen von Vendramini. Florenz.

Sino a qual punto etc (Bis zu welchem Punkte folgen die wissenschaftlichen und literarischen Hervorbringungen den ökonomischen Gesetzen der Hervorbringung im Allgemeinen?) Von G. Pecchio. Lugano.

Delle finanze della monarchia di Savoia ne' secoli XIII. e XIV. (Von den Finanzen der Savoyischen Monarchie im 13ten und 14ten Jahrhundert.) Vier Reden von Luigi Cibrario. Turin.

Principi del codice penale. (Prinzipien des Straf-Gesetzbuches und Betrachtungen über den Kriminal-Prozeß.) Von F. M. Pagano. Lugano.

Opere scelte. (Manzoni's auserlesene Werke.) In Einem Bande. Florenz.

Nuovo dizionario de' sinonimi. (Neues synonymisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache.) Von N. Tommaseo. 7te Lfg.

Frankreich.

Der Pestkranke.**)

Von dem Bibliophilen P. L. Jakob.

Ehemals wurden alle Arten epidemischer Krankheiten durch den Namen Pest oder Kontagion bezeichnet, und die Sanitäts-Maaßregeln richteten sich durchaus nicht nach der besonderen Beschaffenheit der herrschenden Epidemie. Das 16te Jahrhundert scheint in dieser Beziehung eben so wenig ein richtiges System gekannt zu haben, als das 14te, und jede in noch so geringem Grade ansteckende Krankheit wurde eben so wie die schwarze Pest behandelt. Es ist wahr, daß die Medizin, ihre Ohnmacht eingestehend, der Polizei die schwere Sorge überließ, eine Seuche zu bekämpfen, deren Ursprung immer unbekannt blieb. Diese Polizei war wachsam und ängstlich, um sich gleich wieder einer unseligen Sorglosigkeit zu überlassen, sobald das Uebel seine Verheerungen eingestellt hatte. Und so zählt man während des 16ten Jahrhunderts, das so fruchtbar an Furchtbarem, an politischen und religiösen Revolutionen war, nicht weniger als zehn Epidemieen, die Paris heimsuchten, seit der im Jahre 1522 bis zu der letzten im Jahre 1596; oder dieselbe Pest erschien vielmehr zu verschiedenen Malen wieder, begünstigt von den physischen und moralischen Zuständen der Stadt.

Im Laufe des Sommers 1597, wo Paris kaum von einer heftigen Epidemie befreit war, die die Stadtviertel öde gemacht hatte, ging Dubinet Pinçon, der Barbier, am frühen Morgen zu seinem Nachbar und Kunden Jacques Renault, dem Tuchhändler, in der Straße Vieille-Draperie in einem der 80 Häuser wohnend, welche Philipp August im Jahre 1183 den Juden weggenommen und den Tuchhändlern von der Innung Unserer lieben Frau geschenkt hatte. Der Herr des Hauses wohnte unten in einer finsteren ungesunden Kammer hinter seinem Laden, um das erste Stockwerk seiner Tochter Anna und zwei anderen Miethsleuten überlassen zu können. Jacques Renault, Tuchhändler von Vater auf Sohn seit mehreren Jahrhunderten, war Wittwer, alt, gelähmt und gichtkrank, was eben nicht sehr angenehm auf seinen Charakter und seine Laune wirkte; auch galt er für einen unerträglichen, heftigen, ärgerlichen, geizigen Mann, der Niemanden liebte, als seine Tochter und seinen Gevatter Dubinet Pinçon, obgleich er mit der einen gern brummte und sich mit dem anderen immer zankte. Er war leidenschaftlicher Ligaist gewesen und haßte die Royalisten wie die Huguenotten. In seinen Handels-Verhältnissen war er eben so unzugänglich; er bestand hartnäckig auf dem alten Tarif und auf den alten Privilegien seiner Innung, die sich durch ihren Patron und durch ihre Statuten vor der von St. Nikolas auszeichnete, die aus Tuchhändlern der Halle zusammengesetzt war. Er empfand gegen diese einen unver-

*) Leipzig und Berlin, bei Reimer. 1824.

**) Wir theilen diese angeblich nach einer Pariser Chronik vom J. 1597 bearbeitete Novelle als eine Probe von der Darstellungsweise des in Frankreich so beliebten, in Deutschland aber noch wenig bekannten Herrn Jakob, des sogenannten Bibliophilen, mit.

söhnlichen Haß, den er von seinen Vorfahren geerbt hatte. Die Gicht fesselte Jacques Rouault beständig auf seinem altväterlichen Lehnstuhl, von dem er sich nur hin und wieder mühsam erhob, um seinem Diener Robin Befehle zu ertheilen, dem er auch mit der Stimme eines Centaurs die nöthige Anleitung gab, wenn ein Käufer etwa das Maaß oder die Qualität des Tuches bestritt. Sein breites unbewegliches Gesicht verwechselte bei dem geringsten Aerger seine blasse Farbe gegen das lebhafteste Roth; dunkle Augenbrauen beschatteten die Augen, welche Glühwürmern glichen, und sein langer schwarzer Schnurrbart vermischte sich mit seinem weißen Bart; diese Sonderbarkeit entstand nicht aus Zufall, sondern aus der Farbe, mit welcher er seinen Liquisten-Bart einschmierte; er glich vollkommen einer alten Nachteule, wenn er so in dem dunkelsten Winkel seiner Kammer in seinem Pelzrock saß, den er selbst in der drückendsten Hitze nicht ablegte.

Der heitere Dudinet Pinçon dagegen hatte in einem vorgerückten Alter noch die Lebhaftigkeit des Geistes und Körpers behalten, welche seinem Nachbar abging; er war klein, aber gut gewachsen, und trotz der Falten in seinem Gesicht stets lachend und lustig; selbst der Bart hatte noch seine röthliche Farbe behalten, und seine kahle Stirn gab seinem pfiffigen Gesicht einen Ausdruck der Freimüthigkeit. Er sprach kurz und polternd, ging beinahe hüpfend und stand nicht einen Augenblick ruhig. Seine Ideen und seine Reden hatten anscheinend nicht mehr Zusammenhang als seine Bewegungen; aber er ließ den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, niemals aus den Augen und wußte über alle Hindernisse durch tausend Erfindungen, die die Gelegenheit ihm eingab, zu siegen. Er hatte sich jetzt gerade vorgenommen, seinen Sohn Christoph mit der Tochter des Tuchhändlers zu verheirathen und sich durch diese Verbindung das Haus von Jacques Rouault zuzueignen.

Die Konferenz, welche er am vorigen Abend über diesen Gegenstand gehabt hatte, war nicht glücklich gewesen. Der Gichtkranke hatte einen Vorschlag mit Unwillen zurückgewiesen, der den Laden seiner Väter in eine Barbierstube verwandeln sollte. Er wollte nichts von einer Heirath wissen, die weder seinem Interesse noch seiner Eitelkeit schmeichelte, er war taub gegen Gründe und Bitten und fing an zu fluchen, als Meister Pinçon ihm schildern wollte, wie der Laden sich ganz anders ausnehmen würde, wenn er mit zierlichen Fenstern versehen seyn und das Wappenschild der Chirurg-Barbiere darüber prangen würde. Der aufgebrachte Tuchhändler warf seinem Freunde mit harten Worten vor, daß er, ein bloßer Barbier, sich die Attribute der geschworenen Chirurge anmaßen wollte. Der Barbier erinnerte darauf Jacques Rouault, daß er selbst kein geschworener Tuchhändler unter dem Patronat des heiligen Nikolas sey. Dieser beißenden Bemerkung folgte ein lebhafter Wortwechsel, der sich nur durch den Rückzug des Gevatter Pinçon endigte; dieser hatte sich vorgenommen, das Gefecht am folgenden Morgen wieder zu beginnen und den Sieg davonzutragen.

In dieser Stimmung trat er am frühen Morgen bei Jacques Rouault in seinem blauen mit Blut und Seife befleckten Mantel ein. „Nun Gevatter, wie hat die Gicht ihre Sachen gemacht, hat sie Euch tüchtig zugesetzt?“ — „Ja, die Schändliche hat mich von den Füßen bis zum Kopf gezwackt, daß ich noch ganz erschöpft bin; und Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, um mir durch einen Aderlaß Linderung zu verschaffen; geschwind Eure Lanzette.“ — „Einen Augenblick Geduld, Herr Hitzkopf; laßt mich Euren Puls fühlen, und dann wollen wir ruhiger als gestern über den Gegenstand, dessen Ihr Euch wohl noch erinnert, berathschlagen.“ — „Ich erinnere mich nur zu gut Eurer Narrheit; ich denke aber, Ihr spaßtet nur; wir wollen daher nicht wieder mit Streit und Aerger anfangen. Heilt mich lieber; denn das frömmste Kreuzschlagen hat mir diese Nacht nicht geholfen.“ — „Ganz gewiß werde ich Euch heilen; aber erst will ich unser Gespräch in Betreff der Heirath unserer Kinder und der Abtretung dieses Hauses wieder aufnehmen. Laßt Euch besser rathen.“ — „Seyd Ihr lieber vernünftiger, oder die Pest möge Euch ersticken. Ihr müßt wahnsinnig seyn, wenn Ihr glauben könnt, daß der Tuchhandel sich mit der Bartscheererei vereinigen würde. Wir wollen unseren Stand besser im Auge behalten.“ — „Meister Jacques, Ihr seyd über die Maßen undankbar. Habe ich Euch nicht Leben und Gut gerettet, als der König Heinrich wieder in seine gute Stadt einzog, nachdem die Spanische Ligue vernichtet war?“ — „Nun, bei dem Wappen von Lothringen, Ihr habt ein kurzes Gedächtniß, Meister Dudinet; wer hat Euch denn bei der Belagerung beherbergt? Wer hat es verhindert, daß Euer Laden geplündert und Ihr selbst aufgehängt wurdet? Eure unerlaubte Anhänglichkeit an den Bearner wäre Euch schlecht bekommen; denn der Viertelsmeister Gisles Choart, mein guter Gevatter, hatte die beste Lust, Euch ein für allemal zu rasiren.“ — „Geduldet Euch nur ein wenig, der Tanz ist noch nicht zu Ende, und die Herren vom Parlamente lassen den verhärteten und unverbesserlichen Liquisten noch immer nachstellen.“ — „Sehr schön, freut Euch nur, daß die Schlange den Genf über das Kreuz zu Rom den Sieg davongetragen hat. Die getreuen Katholiken freuen sich im Herzen über die Annäherung der Spanier, welche Amiens und die Pikardie inne haben.“ — „Bei der Klinge meines Rasirmessers, rechnet fortan nicht mehr auf meine Verwendung, die kürzlich durch das Rasiren des Herrn von Sourdis, dessen Frau Einfluß auf den Kanzler von Chiverny hat, im Werth gestiegen ist.“ — „Nun, Meister Dudinet, ich werde fortan keinen Barbier mehr zu mir rufen lassen, der statt aller Kenntnisse geschwätzig ist, sondern einen beeidigten Chirurgus, der Diplom und Erlaubnißschein hat. Lebt wohl und vergeßt nicht, mir den Betrag des Tuches zu schicken, das ich Euch kürzlich verkauft habe.“ — „Nun denn, lebt auch wohl; ich werde Euch das jämmerliche Tuch zurückschicken; ein Tuchhändler von der Innung des heiligen Nikolas würde sich schämen, solche Waare feilzubieten. Meine Rezepte werdet Ihr mir übrigens baar bezahlen; denn Euer Haus sammt Eurem Laden sind mir nur eine schlechte Bürgschaft; morgen, wenn es mir gefällt, wird Niemand für Euer Haus 40 Thaler geben; ja, vielleicht schätzt man es kaum auf 20 Sous, Euch in den Kauf begriffen.“ — „Wirklich, geehrter Herr! Nun, ich überhebe Euch der Mühe, mein Eigenthum zu taxiren. So ein prächtiges Haus mit Gesimse, doppeltem Giebel und Hinterhof, 40 Thaler, 20 Sous! Vierzig viertägige Fieber und zwanzig Teufel sollen Euch in den Leib fahren! Laßt es von einem beeidigten Taxator abschätzen, und wenn es unter 300 Goldthaler taxirt wird, so gebe ich es Euch umsonst und meine Tochter obendrein; bei meiner Treu!“ — „Topp, die Bedingungen nehme ich an; ich trete Euch mein ganzes Eigenthum sammt meinen drei Becken ab, wenn Euer Haus morgen 40 Thaler gilt.“ — „Was kümmern mich Eure Becken; beschäftigt sich ein Tuchhändler mit Aderlassen? Dessenungeachtet nehme ich mein Wort nicht zurück und überlasse Euch meine Tochter und mein Haus, wenn dieses zu einem so billigen Preis fortgeht.“ — „Nun, Adieu Gevatter, ohne Groll bis zum Gelingen unserer Wette; ich lade Euch schon im Voraus zur Hochzeit meines Sohnes Christoph ein. Gott schenke Euch Freude und Glück!“ —

Diese sonderbare Wette, welche die Eitelkeit Jacques Rouault's lebhaft reizte, vertrat die Stelle eines Friedens-Traktates zwischen den beiden Nachbarn, die sich in guter Laune verließen, da Jeder sich im Stillen schmeichelte, seine Wette zu gewinnen, besonders der Tuchhändler, der durchaus keine Gefahr zu laufen glaubte. Er vergaß sogar seine Gichtschmerzen, um die Summe zu berechnen, welche ihm das Kapitel des heiligen Bartholomäus für sein Haus geboten hatte; er lachte noch über die Thorheit des Barbiers, der sein Hab' und Gut in einer so lächerlichen Wette aufs Spiel setzte, als er in seinen Berechnungen durch das Getöse einer auf der Straße versammelten Menge und durch das laut ertönende Geschrei: Pest! unterbrochen wurde. Er verwunderte sich zwar wenig über diesen Lärm, da sich die schlecht erstickte Epidemie hin und wieder zu erneuern pflegte; dennoch trieb ihn die Neugierde, zu erfahren, was vorging, und er rief aus allen Kräften nach Robin. Dieser hörte erst auf die dritte Aufforderung und näherte sich dann zitternd, mit verwirrten Blicken, die Nase fest mit der Hand zudrückend; der Tumult vor dem Laden wurde immer stärker.

„Hund von Royalist,“ fuhr der Tuchhändler mit drohenden Mienen seinen Diener an, der sich zurückzog, statt sich zu nähern. „Was giebt es denn? Proklamirt man die heilige Ligue? Muß man die Gewerke unter die Waffen rufen und Ketten über die Straßen ziehen?“ — „Ach Gott, lieber Herr,“ erwiederte Robin, seinen Herrn mit stierem Blick betrachtend, „die schändlichen Menschen wollen mich nicht durchlassen, wenn ich nicht einen weißen Stab in der Hand trage. Bin ich denn auch von der Pest angesteckt?“ — „Warum einen weißen Stab? Doppelter Verräther, fahr zu allen Teufeln! Hat man die Pest-Verordnungen wieder in Kraft gesetzt? Beim heiligen Kreuz, mein Sohn, wärest Du etwa angesteckt?“ — „Nicht daß ich wüßte; es müßte denn davon seyn, daß ich jetzt mit Euch spreche. Es ist aber nicht meine Absicht, hier zu bleiben, bis Ihr geheilt oder todt seyd. Gebt mir meinen Abschied.“ — „Ich will ein Huguenotte seyn, wenn ich dieses Gewinsel verstehe. Hast Du Furcht vor der Gicht, oder bist Du ernstlich krank?“ — „Durchaus nicht; aber Ihr selbst liegt in den letzten Zügen an der Pest.“ — „Bei Unserer lieben Frau, Patronin der Tuchhändler! Ich habe die Pest! Wer sagt das? Lauf', hole den Arzt oder den Barbier. Meister Dudinet kommt mir zu Hülfe! O, die Pest! die Pest!“

Robin wartete nicht, bis sein Herr ihm nahe gekommen war, sondern lief eilig davon und verschwand unter der Menge, ohne sich um das Geschrei zu bekümmern, durch welches er aufgefordert wurde, einen weißen Stab, zum Zeichen, daß er in der Nähe eines Pestkranken gewesen sey, in die Hand zu nehmen. Das Getobe, die Verwünschungen und Stöße würden ihn noch länger verfolgt haben, wenn nicht Jacques Rouault mit bleichem und verstörtem Gesicht auf der Schwelle seines Ladens erschienen wäre; er hatte sich aus seinem Lehnstuhl geschleppt, an dem er Jahre lang durch die Gicht gefesselt gewesen war; der plötzliche Schrecken hatte seinen schwachen Gliedern neue Kräfte verliehen; er fühlte eine ungewöhnliche Schwungkraft in seinem ganzen Wesen, und dennoch war er überzeugt, daß er ohne sein Wissen von der Pest befallen worden sey. Er bat das versammelte Volk um Hülfe, dies entfernte sich aber in tiefem Schweigen, während zwei Männer in schwarzen Tastmänteln, mit einem weißen Kreuz auf der Schulter, ihm den Weg versperrten, indem sie ihre weißen Stäbe vorstreckten.

„Herr,“ sagte einer dieser Pestdiener, „legt Euch zu Bett und deckt Euch recht warm zu, bis der Gesundheits-Vorsteher einen Doktor bringt. Legt Euch so geschwind als möglich nieder.“ — „Seyd Ihr auch gewiß, daß ich die Pest habe?“ erwiederte der Tuchhändler, der, kein einziges beunruhigendes Symptom verspürend, zu zweifeln anfing, „seh' ich übel aus, wie scheint es Euch, meine Freunde.“ — „Ihr habt ganz sicherlich die Pest, da der gelehrte Meister Quentin Tourtein uns aufgefordert hat, über die Verordnungen zu wachen. Geht hinein und sucht vor allen Dingen zu schwitzen.“ — „Bei der heiligen Union!“ rief Jacques Rouault, der nunmehr ganz überzeugt war, „holt mir einen Beichtvater. Gebt mir zu trinken, ich brenne, als läge ich im Fegefeuer. Kömmt denn Dudinet Pinçon nicht? Ach, meine Anna, meine arme Tochter; wenigstens will ich ihr die Pest nicht mittheilen, wenn ich sterbe.“

Die väterliche Zärtlichkeit war stärker als die Liebe zum Leben; er opferte seine eigene Erhaltung der seiner Tochter auf, die er in ihrem Zimmer im ersten Stockwerk einschloß, mit der Bitte und dem

Befehl, keinen Versuch zum Herauskommen zu machen. Sie sprachen, durch die Thür getrennt, mit einander; aber Anna, in Thränen schwimmend, konnte den unbeugsamen Willen ihres Vaters nicht bezwingen, der ihr mit seinem Fluche drohte, falls sie ihm ungehorsam werden sollte. Sie nahmen auf die rührendste Weise von einander Abschied, bis endlich der Tuchhändler mit Gewalt dieser zerreißenden Scene ein Ende machte und wieder hinabstieg, um sich die für seinen Zustand nöthige Pflege zu verschaffen; er hörte noch die Seufzer und Klagen seiner Tochter, die heftige Erschütterung hemmte den Lauf seines Blutes und seiner Ideen, er sank erschöpft in seinen Lehnstuhl; Gicht und Lähmung hatten ihn verlassen.

Aus seiner Ohnmacht wurde er durch heftige Schläge eines Hammers gegen seine Ladenthür erweckt; er glaubte, daß man seinen Sarg zusammen nagele, und dieser fürchterliche Gedanke raubte ihm fast die Kraft, sich zu bewegen; er lauschte auf den nachhallenden Klang der in's Holz geschlagenen Nägel, und das Blut starrte in seinen Adern; dennoch erhob er sich und forschte mit ängstlichen Blicken nach der Ursache des Geräusches. Er sah, wie die beiden Wächter damit beschäftigt waren, ein großes weißes Kreuz an seiner Thüre zu befestigen; ohne recht zu wissen, was er that, stürzte er auf sie los, um sich dieser polizeilichen Maaßregel zu widersetzen. „Bei der Seele des heiligen Clemens!“ rief er, indem er sich bemühte, das Kreuz abzureißen, „nehmt dieses Zeichen übler Vorbedeutung fort, sonst wird Niemand mehr Tuch von mir kaufen.“ — „Hütet Euch, Hand daran zu legen,“ sagte einer der Wächter, „die Verordnung der Polizei untersagt die Wegnahme der Kreuze, welche an angesteckte Häuser befestigt sind, bei Strafe des Verlustes der Faust!“ — Bei diesen Worten fuhr Jacques Roualt erschrocken zurück; gegen die Pest, dachte er, giebt es doch noch Mittel, aber eine abgehauene Hand läßt sich nicht wieder herstellen.

Der Tuchhändler spürte nun mit gränzenloser Angst der Entwickelung der Krankheit nach, welche er zu empfinden glaubte. Er fühlte seinen Puls, untersuchte seine Arme und Brust, ob sich die verdächtigen Flecken schon zeigten; er betrachtete sein Gesicht in einem Spiegel von grünem Glase, wodurch seine Farbe natürlich ganz verändert erschien; er zitterte vor Furcht und schrieb dieses Zittern den schnellen Fortschritten der Krankheit zu. Voller Ungeduld sah er dem Erscheinen eines Arztes oder wenigstens der Ankunft seines Nachbars Dudinet Pingon entgegen. Mittlerweile war sein Laden geschlossen worden, und das Zuströmen der Gaffer nahm nicht ab. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

L'album du petit naturaliste. (Der kleine Naturforscher.) Mit 24 Abbildungen. Pr. 2½ Fr.

De l'emploi des moyens mécaniques et gymnastiques. (Von der Anwendung mechanischer und gymnastischer Mittel bei der Behandlung von Mißbildungen des Knochen-Systems.) Von Humbert, Vater und Sohn. Erster Theil. Mit 47 Abbildungen.

Mémoires etc. (Ueber die pestartigen und ansteckenden Fieber im Allgemeinen und über die Cholera insbesondere.) Von Cl. Balme. Lyon.

L'observateur de l'Indre. (Der Beobachter an der Indre.) Eine in Chateauroux erscheinende medizinische und philosophische Zeitschrift. Pr. für den Jahrgang von 8 Heften 5 Fr.

Recherches etc. (Untersuchungen über die Natur und den Sitz der Hysterie und der Hypochondrie, über die Analogie und die Abweichungen dieser beiden Krankheiten.) Von J. L. Brachet. Pr. 3½ Fr.

Recherches etc. (Untersuchungen über die Behandlung der Cholera.) Von J. C. A. Recamier. Pr. 1½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Die philharmonische Gesellschaft in London. Dieser schon seit mehreren Jahren unter der Leitung des kunstsinnigen Sir George Smart bestehende musikalische Verein, dessen Zweck die Verbreitung eines geläuterten Geschmackes sowohl in der Vokal- als in der Instrumental-Musik ist, giebt alle Woche, in der Regel am Montage, ein großes Konzert, in welchem Symphonieen, Septette, Quartette und Instrumental-Soli, so wie Gesangstücke aus klassischen Opern und Oratorien, öffentlich aufgeführt werden. Cramer führt hier seine Compositionen, die besonders in England beliebt sind, durch sein eigenes Spiel auf dem Pianoforte, wobei er von dem jüngeren Cramer, den Gebrüdern Mohrer, Lindley, dem trefflichen Contrebaßspieler Dragonetti und Anderen accompagnirt wird, beim Publikum ein; namentlich aber lassen fremde Tonkünstler, die der Londoner musikalischen Welt bekannt werden wollen, sich hier introduziren, wo sie zuerst öffentlich auftreten und sich den ersten Beifall erringen, der auch in der Regel über das Geschick ihres ganzen Aufenthaltes in England entscheidet. Nichts Ungewöhnliches ist es daher, auf dem Repertoir der philharmonischen Gesellschaft eine Musterkarte aller Europäischen Nationen zu finden; Italiäner, Deutsche, Franzosen und Engländer treten aber fast in jedem Konzerte zusammen hier auf. Einer ganz besonderen Vorliebe scheint sich die Deutsche Musik zu erfreuen. Mozart's, Haydn's, Carl Maria v. Weber's und vor allem Beethoven's Compositionen werden mit wahrhaft religiöser Verehrung wiedergegeben und aufgenommen, und diesem Umstande ist es wohl mit zuzuschreiben, wenn hier unseren Deutschen Landsleuten, namentlich in der letzten Zeit zwei Berlinern, den Herren Meyerbeer und Felix Mendelssohn-Bartholdy, eine so schmeichelhafte Aufnahme zu Theil geworden ist. Die Anwesenheit des „bescheidenen Komponisten des Robert der Teufel“ wird fast in jedem der neueren Berichte über die Aufführungen der philharmonischen Gesellschaft als eine Auszeichnung ihrer Konzerte hervorgehoben. In einem der letzteren (am 14. Mai) wurde eine neue Ouvertüre zu Felix Mendelssohns für England komponirte Oper: „die Inseln des Fingal“ aufgeführt; der Atlas, ein namentlich auch über musikalische Gegenstände ausführlich sich verbreitendes Blatt, enthält darüber ein ungemein günstiges, wiewohl augenscheinlich mit einiger persönlichen Vorliebe für den Komponisten gefälltes Urtheil. „Die neue Ouvertüre,“ sagt der Kritiker, „scheint uns ein Werk, das dem jungen Tondichter einen Platz unter den ersten Instrumental-Komponisten unserer Zeit anweist. Der Stil ist originell, wild und düster und giebt ein wunderbares Bild von der Scenerie des herrlichen Gedichtes, das die Seele des Komponisten erfüllt hat. Es ist eine Musik, die, wir müßten uns denn sehr irren, Beethoven geliebt hätte. Was wir besonders bewundern, ist, daß der Gegenstand den Künstler nirgends verführt hat, die Gränzen der Kunst zu überschreiten oder auch nur die kleinste Uebertreibung sich zu Schulden kommen zu lassen, eine Gefahr, der in der Regel Tondichter ausgesetzt sind, die sich recht viele Mühe geben, den musikalischen Ausdruck für das Aeußere und Sichtbare der Natur aufzufinden. Herr Mendelssohn, der seine Kunst fleißig studirt hat und eben so viele Musik als Einbildungskraft besitzt, wird nicht leicht den Irrthum begehen, zu buchstäblich der Natur folgen und sie nachahmen zu wollen; es ist ihm daher auch gelungen, indem er es versuchte, eine allgemeine poetische Idee in Musik zu übersetzen, ein Werk hervorzubringen, das mit aller Symmetrie und Regelmäßigkeit, wie sie der bloße Musiker nur verlangen kann, auch dem sinnvollen in die Gelehrsamkeit der Musik uneingeweihten Zuhörer ein hohes intellektuelles Vergnügen verschafft. Die Ouvertüre beginnt ohne die Förmlichkeit einer Introduction mit einem Thema der Bäße; die für das Orchester etwas ungebräuchliche Tonart (B moll) verleiht der Musik einen düsteren schauerlichen Charakter. Jene Stelle, die der ganzen Composition als Grundlage dient, ist trefflich durchgeführt und mit musikalischer Meisterschaft behandelt. Wir glauben, daß die Ausführung seines Werkes den Komponisten völlig zufrieden gestellt habe; sie gereichte dem Orchester zur Ehre, und die Mitglieder der Gesellschaft werden gewiß gern sehr bald wieder eine Wiederholung hören.“ — In demselben Konzerte, in welchem diese Ouvertüre aufgeführt wurde, hat sich auch Mlle. Blahetka auf dem Pianoforte mit einem Konzertstücke ihrer eigenen Composition hören lassen. Auch ihr wird reichliches Lob gespendet, da sie im Gegensatze zu der jetzigen „Dampfmaschinen-Schule von Klavierspielern“ Feuer und Seele, wiewohl auf einem ihr augenscheinlich nicht zusagenden schwer zu spielenden Englischen Instrumente, gezeigt habe.

— Admiral Freeman als Schiffsfähnrich. Von dem verstorbenen Flotten-Admiral William Perre Williams Freeman wird folgende Anekdote erzählt. Als der junge Williams (denn er nahm erst spät im Leben den Namen Freeman an) noch als Schiffsfähnrich auf einer auswärtigen Station diente, hatten er und einer seiner Kameraden jeder einen Lieblingshund an Bord ihres Schiffes. Williams Hund war dem anderen Fähnrich zuweilen im Wege, so daß er aus Aerger darüber das Thier bei der nächsten Gelegenheit über Bord zu werfen drohte. „Wenn Du das thust,“ versetzte Williams, „so wird der deinige ihm folgen;“ und er hielt Wort. Erbittert über den Verlust seines Hundes, näherte sich der andere Schiffsfähnrich unserem Williams und verlangte Genugthuung, indem er ihn zum Zweikampf herausforderte. „Beruhigt Euch, Sir,“ sagte Williams kaltblütig, „Ihr habt höchst unvernünftig gegen meinen armen Hund gehandelt, und ich habe mich an dem Eurigen gerächt, wie ich es Euch vorhersagte; Ihr habt auf keine Genugthuung von mir Anspruch, sondern Euer unschuldiger Hund; ich bin daher bereit, sein Leben zu retten, wenn Ihr dasselbe an dem meinigen thun wollt.“ Da dieser Vorschlag angenommen wurde, so sprang der junge Williams augenblicklich über Bord, schwamm dem Hunde seines Widersachers nach, brachte ihn mit Hintansetzung seines eigenen in Sicherheit, kehrte nach dem Schiff zurück und ward, mit dem Thiere unter dem Arm, an einem hinabgelassenen Tau heraufgezogen. Sein Kamerad that hierauf seinerseits zur großen Freude des jungen Williams denselben Sprung und war eben so glücklich in der Rettung des anderen armen Thieres. Dabei hatte die Sache jedoch noch nicht ihr Bewenden; die jungen Leute hatten sich gegen die Schiffsgesetze versündigt, indem sie ihr Leben auf diese Weise preis gaben, und wurden daher beide zur Strafe auf den Mastkorb geschickt. Als der mildherzige Admiral schon hoch bei Jahren war, hörte man ihn noch sagen, daß er fast an keinen Vorfall in seinem Leben mit so großer Zufriedenheit denke, als an diesen, wo durch seine Vermittelung zwei armen Hunden das Leben gerettet wurden; so wahr ist es, daß Tapferkeit und Humanität stets mit einander Hand in Hand gehen. (Athenaeum.)

— Ablösung der Neujahrs-Gratulationen durch Geschenke an die Armen. Diese zuerst in Berlin aufgekommene Sitte ist, wie an mehreren Orten, in diesem Jahre auch in Benedig nachgeahmt worden. Ein sogenanntes biglietto di dispensa generale, das den Inhaber, dessen Name öffentlich kund gemacht wurde, von allen Gratulations-Förmlichkeiten dispensirte, kostete nicht mehr als 3 Lire. Viele machten daher Gebrauch davon, und manche Einwohner, namentlich die reichen Kaufleute, begnügten sich nicht mit Einem Billet, sondern lösten deren 100 und noch mehr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Mittwoch den 6. Juni 1832.

Spanien.

Eine Vergnügungsreise in Spanien.

Aus Washington Irving's „Alhambra.“*)

Als mich im Frühjahr 1829 die Schaulust nach Spanien führte, machte ich mit einem bei der Russischen Gesandtschaft in Madrid angestellten Freunde einen Ausflug von Sevilla nach Granada. Der Zufall hatte uns von zwei entfernten Enden der Welt hier zusammengeführt, und die Uebereinstimmung unserer Neigungen gab uns den Wunsch ein, die malerischen Gebirge Andalusiens zusammen zu durchwandern. Kommt dieses Buch ihm vor die Augen, so möge es in ihm, wohin auch seine diplomatische Laufbahn ihn geführt haben mag, und, gleichviel, ob es ihn in den Prachtaufzügen eines Hofes eine Rolle spielend oder über die wahrere Pracht der Natur nachsinnend treffe, das Andenken an unsere abenteuerliche Wanderfahrt und an den wieder hervorrufen, den weder die Zeit noch die Entfernung, die Anmuth seiner Sitten und sein Verdienst vergessen lassen werden.

Bevor ich weiter gehe, sey es mir hier verstattet, einige Bemerkungen über das allgemeine Aussehen des Landes und über die Art, in demselben zu reisen, voranzuschicken. Man stellt sich gewöhnlich Spanien als ein anmuthiges, südliches und mit allen Reizen des wollüstigen Italiens geschmücktes Land vor, es ist aber im Gegentheil, mit Ausnahme einiger am Meere gelegenen Provinzen, rauh, wild und traurig, mit kahlen Bergen, großen baumlosen Ebenen, die, still und öde, etwas von dem wilden Anblicke der Afrikanischen Wüsten haben. Diese Stille und Oede wird durch den Mangel an Singvögeln, der eine natürliche Folge der Abwesenheit von Gebüschen und Hecken ist, noch vermehrt. Man sieht den Adler und den Geier um die Felsen und über den Ebenen schweben, Schaaren schüchterner Trappen schlürfen in das Haidekraut, aber jene Tausende den Vögeln der kleineren Gattungen, welche in anderen Ländern die Oberfläche der Erde beleben, findet man nur in gewissen Gegenden Spaniens und mehr in den die Wohnungen umgebenden Obstpflanzungen und Gärten, als auf dem Felde. In den mittleren Provinzen wird der Reisende, wenn er durch weite Ebenen kömmt, die mit grünen oder goldenen Saatfeldern bedeckt, bald kahl und von der Sonne verbrannt sind, vergebens die Hand suchen, die hier den Pflug führte; endlich nimmt er auf einem steilen Berge ein Dorf mit den Ruinen maurischer Festungswerke oder einen alten Thurm wahr, der ehemals den Einwohnern während der Bürgerkriege oder der Einfälle der Mauren als Zufluchtsort diente. Die Sitte, sich zu gegenseitiger Vertheidigung zu versammeln, besteht wegen der fortwährenden Plünderungen der umherstreifenden Räuber noch jetzt. Wenn aber der größte Theil Spaniens des reichen Schmuckes, der Gebüsche und Wälder und kunstvollen Anbaues entbehrt, so hat dafür die Landschaft einen großartigen Charakter, der für jenen Mangel entschädigen kann; man findet in ihr einige von den Eigenschaften der Einwohner, und ich begreife den stolzen, unbeugsamen und mäßigen Spanier besser, seitdem ich den Boden gesehen, den er bewohnt. Der einfache und ernste Charakter der Spanischen Landschaften hat etwas Erhabenes; die sich in's Unabsehbare ausbreitenden Ebenen von Kastilien und la Mancha erhalten eben durch ihre Kahlheit und ungeheure Ausdehnung eine Art von Interesse; der Eindruck ist dem ähnlich, welchen das Meer macht.

Wenn man diese Einöden ohne sichtbare Gränzen durchwandert, so erblickt man von Zeit zu Zeit eine Heerde unter der Aufsicht eines Hirten, der unbeweglich wie eine Bildsäule mit seinem langen wie eine Lanze mit Eisen beschlagenen Stabe dasteht, eine Reihe von Maulthieren, die langsam, wie Kameel-Heerden durch die Wüste, durch die dürre Ebene ziehen, oder einen Hirten, der, mit dem Karabiner und dem Stilet bewaffnet, allein geht. So tragen Land, Sitten, Alles, sogar die Physiognomie des Volkes, den Arabischen Charakter. Der allgemeine Gebrauch, nur bewaffnet zu reisen, zeigt, wie unsicher die Wege sind. Der Schäfer auf dem Felde, wie der Hirt in den unbedeutenden Ebenen, trägt stets seine Flinte und sein langes Messer bei sich; der reiche Bauer mag es selten, sich ohne seinen trabuco (Karabiner) oder ohne die Begleitung eines bewaffneten Dieners auf den benachbarten Markt zu begeben; die kleinste Reise erfordert die Anstalten zu einer militairischen Expedition. Die Unsicherheit der Straßen veranlaßt eine Art, zu reisen, die in kleinerem Maaßstabe an die Karavanen des Orients erinnert. Die Arrieros oder Maulthiertreiber versammeln sich in Zügen und treten, wohlbewaffnet, an bestimmten Tagen ihre Reise an; durch Zufall sich ihnen anschließende Reisende verstärken noch ihre Streitkraft. Auf diese ursprüngliche Weise der Communication wird der ganze Handel des Landes betrieben. Die Maulthiertreiber, als die privilegirten Reisenden der Halbinsel, durchziehen dieselbe von den Pyrenäen und Asturien bis zu den Alpujarras, der Serrania de Ronda und selbst bis zu den Thoren von Gibraltar; ihre Lebensweise ist hart und mäßig; Queersäcke von grober Leinewand, Alforjas genannt, enthalten ihren mageren Mundvorrath; eine am Sattel hängende Lederflasche ist mit Wein oder Wasser für den Weg über unfruchtbare Gebirge oder durch dürre Flächen gefüllt; eine Maulthierdecke dient ihnen zum Lager und der Sattel zum Kopfkissen. Diese Leute, von mittlerer Größe, aber wohlgewachsen und stark, haben eine braune, von der Sonne verbrannte Gesichtsfarbe, ein festes und ruhiges Auge, das aber bei plötzlicher innerer Aufregung voll Feuer ist, offene, männliche und höfliche Manieren. Nie kommen sie an einem Wanderer vorüber, ohne ihn mit einer der üblichen Redensarten: Gott behüte Euch, — Gott begleite Euch, Kavalier! zu grüßen. Da die Maulthiertreiber oft ihr ganzes Hab' und Gut auf dem Rücken ihrer Maulthiere mit sich führen, so haben sie immer geladene Gewehre für den Fall eines verzweifelten Kampfes bei der Hand; durch ihre Anzahl sind sie aber vor den Angriffen der kleinen Räuberbanden geschützt, und der bis zu den Zähnen bewaffnete einzelne Bandit streift um sie herum, ohne sie anzufallen, wie ein Seeräuber einer Kauffahrtei-Flotte von fern folgt und keinen Angriff auf sie wagt.

Der Spanische Maulthiertreiber hat einen unerschöpflichen Schatz von Liedern und Romanzen, die ihm sein Leben auf der Landstraße versüßen; die Weise dieser Volksgesänge ist höchst einfach und umfaßt nur eine kleine Anzahl von Noten; die Maulthiertreiber singen dieselben mit starker Stimme und verlängerter Kadenz, auf ihren Thiere sitzend, das ihnen mit vielem Ernste zuzuhören und seinen Tritt nach dem Takte zu richten scheint. Den Text bilden alte überlieferte Romanzen von den Mauren, Heiligen-Legenden, Liebesklagelieder und noch öfter Klagen über irgend einen berüchtigten Schleichhändler oder Räuber, denn beide sind für das Spanische Volk poetische Helden; manchmal ist der Gesang des Maulthiertreibers sowohl den Worten als der Melodie nach improvisirt und bezieht sich auf irgend eine Lokal-Scene oder ein Ereigniß der Reise. Das in diesem Lande gewöhnliche Improvisations-Talent stammt der Sage nach von den Arabern her. Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in diesen Liedern, wenn man sie mitten in den wilden und öden Gegenden hört, die darin besungen werden, und wenn der metallene Ton der Maulthierglocken sie begleitet. Man kann keinen malerischeren Anblick haben, als wenn man in einem Gebirgspasse einem solchen Zuge von Maulthieren begegnet; zuerst hört man die Glocken des den Zug führenden Maulthiers, deren einförmiges Geläut die Stille der lustigen Höhen unterbricht, und vielleicht auch die Stimme eines Treibers, der eines seiner Thiere, das stehen bleibt oder aus der Reihe heraustritt, zur Pflicht zurückruft, oder mit der ganzen Kraft seiner Lungen eine Romanze aus früheren Jahrhunderten singt; endlich sieht man die Maulthiere, wie sie bald langsam den Paß herabkommen, dessen Abhänge manchmal so steil sind, daß sich die Linien ihrer Gestalt als Relief auf dem Hintergrunde des Himmels abzeichnen, bald mühsam durch die in der Tiefe liegenden Schluchten vordringen; sind sie näher gekommen, so unterscheidet man ihren bunten Kopfschmuck, die mit Quasten verzierten Decken und das durchnähte Geschirr, und ziehen sie endlich vorüber, so ragt hinter dem Gepäck die stets geladene Flinte als eine Warnung vor den Gefahren der Reise hervor.

Das alte Königreich Granada, in das wir einzutreten im Begriff waren, ist einer der gebirgigsten Theile Spaniens. Ausgedehnte kahle Gebirgsketten (Sierras), denen die verschiedenen Marmor- und Granitarten ein buntes Ansehen geben, erheben ihre von der Sonne verbrannten Gipfel in den tiefblauen Himmel; aber in ihrer Mitte liegen grüne und fruchtbare Thäler verborgen, und an die Stelle der Wüste tritt die Kultur, welche selbst die Felsen zwingt, Orangen, Feigen und Citronen zu erzeugen und sich mit den Blüthen der

*) Vgl. Nr. 51 des Magazins. Es bildet die hier mitgetheilte Episode das Einleitungs-Kapitel zu dem Werke, das eine Ausstellung von 31 kleinen Bildern ist, die sich sämmtlich auf die Einrichtung, die Geschichte, die Umgebungen und die Legenden der alten Alhambra beziehen. Das zu London erschienene Original ist in Berlin in der Aberschen Buchhandlung zu finden.

Myrthe und des Rosenbaumes zu schmücken. In den wildesten Engpässen dieser Gebirge erinnern Dörfer oder Flecken mit den Zinnen ihrer Mauern, die gleich Adlernestern auf dem Rande der steilsten Felsenwand erbaut sind, und halb verfallene Thürme auf hohen Berggipfeln an die Ritterzeiten, die Kriege der Mauren und Christen und ihre romantischen Kämpfe um das Königreich Granada. Beim Durchwandern dieser hohen Bergketten ist der Reisende oft genöthigt, abzusteigen und sein Pferd am Zügel zu führen, um über die schmalen holperigen Fußsteige hinwegzukommen, die den Stufen einer verfallenen Treppe gleichen. Manchmal zieht sich der Weg an Abgründen hin, die Schwindel erregen, und von denen man durch kein Geländer getrennt ist, ein ander Mal senkt er sich in jähe, gefährliche und düstere Tiefen oder in Schluchten hinab, die im Winter von den Bergströmen gebildet werden und für den Schleichhändler gebahnt sind. Von Zeit zu Zeit sieht man ein Kreuz auf einem Steinhaufen an der Ecke des Weges, als Denkmal eines verübten Mordes oder Raubes, das den Reisenden daran erinnert, daß hier Banditen hausen, und daß vielleicht eben einer von ihnen ihm aus dem Hinterhalte auflauert. Oft wird man in einer Thalkrümmung durch ein in den Lüften ertönendes Gebrüll überrascht; man blickt in die Höhe und sieht auf dem grünen Saume des Gebirges eine Heerde stolzer Andalusischer Stiere, die für die Kämpfe in der Arena bestimmt sind. Diese Thiere, welche in freiem Zustande wild und unzähmbar auf ihren ursprünglichen Weideplätzen umherlaufen, gewähren einen höchst imposanten Anblick; dem Menschen fast fremd, kennen sie nur ihren Hirten, der nicht immer ihnen zu nahen wagt. Das Gebrüll dieser Stiere und ihre zornblickenden Augen, wenn sie von der Höhe ihres Berges herabsehen, erhöht noch den wilden Ausdruck der Landschaft.

Am ersten Mai reisten mein Begleiter und ich von Sevilla nach Granada ab; wir kannten das Land, das wir zu durchwandern hatten, so wie die Schwierigkeit und Unsicherheit der Wege; der beste Theil unseres Gepäckes war deshalb mit den Maulthiertreibern vorausgeschickt, und wir führten nur unsere Kleider, das nöthige Reisegeld und einen Ueberschuß bei uns, der bestimmt war, die Räuber zu befriedigen, falls wir angegriffen werden sollten; denn man muß sie mit einer Summe bedenken, wenn man die schlechte Behandlung vermeiden will, welcher sich zu vorsichtige oder arme Reisende aussetzen. Wir miethteten zwei gute Pferde für uns, ein drittes für unser leichtes Gepäck und einen stämmigen Biscayer von etwa zwanzig Jahren, der uns in dem Labyrinthe des Gebirges zum Führer dienen, für unsere Thiere sorgen und uns nach den Umständen als Kammerdiener oder als Leibwache dienen sollte; denn er war mit einer furchtbaren Muskete bewaffnet, um uns nach seiner Versicherung gegen einzelne Räuber zu vertheidigen, und seine Prahlereien mit dieser Waffe nahmen kein Ende, obgleich die in Rede stehende Flinte zur Schande für seine militairische Vorsicht stets ungeladen hinter dem Sattel hängen blieb. Bei alle dem war er ein treuer eifriger Diener von gutem Humor und eben so unerschöpflich an Sprichwörtern und Redensarten, als jenes Muster aller Stallmeister, der berühmte Sancho, dessen Namen wir ihm auch beilegten; er war ein ächter Spanier, der auch in seinen lustigsten Momenten und trotz der Vertraulichkeit, mit der wir ihn behandelten, nie die Schranken eines ehrfurchtsvollen Benehmens überschritt. So ausgestattet und begleitet, traten wir die Reise mit dem Vorsatz an, den möglichst größten Nutzen aus derselben zu ziehen. Welch herrliches Land für eine solche Stimmung hatten wir zu durchwandern! Die erbärmlichste Herberge Spaniens giebt mehr Gelegenheit zu Abenteuern, als ein Zauberschloß; und jede Mahlzeit ist eine Art von Heldenthat. Mögen Andere die einförmigen Kunststraßen mit ihren Schlagbäumen und die prächtigen Gasthäuser kultivirter Länder vorziehen, ich lobe mir Spanien mit seinen rauhen Bergen, den freien und halbbarbarischen Sitten seiner Bewohner und den Abenteuern seiner schlechten Wege, die es so romantisch machen.

Gleich in unserem ersten Nachtquartier hatten wir eines jener Spanischen Abenteuer; nach Sonnenuntergang kamen wir, ermüdet von dem Wege, durch eine große unbewohnte Ebene, wo wir mehrmals vom Regen durchnäßt worden waren, in einer kleinen Bergstadt an. In der Herberge, wo wir abstiegen, fanden wir eine Compagnie Soldaten, welche in dieser Gegend Räuber verfolgen wollten. Fremde, wie wir, waren in einem so abgelegenen Orte ein Gegenstand des Erstaunens. Der Wirth studirte, von einigen seiner Nachbarn in braunen Mänteln unterstützt, in einer Ecke der großen Stube unsere Päße, während ein Alguazil mit kleinem schwarzen Mantel bei dem düsteren Schein der Lampe sich Notizen aufzeichnete. Die in fremder Sprache ausgefertigten Päße machten ihnen viel zu schaffen, aber unser Stallmeister Sancho stand ihnen mit seiner Gelehrsamkeit bei und wußte mit der hyperbolischen Beredsamkeit eines Spaniers unsere Wichtigkeit zu erhöhen; zugleich gewann uns die Austheilung einiger Cigarren alle Herzen, und bald war der ganze Ort in Bewegung, um uns zu empfangen. Der Corregidor stattete uns in Person seinen Besuch ab; ein großer Lehnsessel von Rohr wurde von der Wirthin eigenhändig in unsere Stube getragen, damit der erhabene Reisende bequemer ausruhen möge. Der Kommandant der erwähnten Compagnie aß mit uns Abendbrodt und ergötzte uns unendlich durch die lebhafte Erzählung eines Feldzuges, den er in Süd-Amerika mitgemacht, und mit dem Berichte seiner Liebes- und Kriegsthaten, die ihr ganzes Interesse seinen schwülstigen Redensarten, seinem mannigfachen Geberdenspiel und insbesondere einem vielsagenden Verdrehen der Augen verdankten. Er behauptete, das Namensverzeichniß und Signalement aller Banditen der Provinz zu besitzen, die er sämmtlich einen nach dem andern zu fangen hoffte. Er bot uns einige seiner Leute zur Bedeckung an. „Aber," setzte er hinzu, „ein einziger ist hinreichend für Sie; die Räuber kennen uns; der Anblick eines meiner Soldaten verbreitet Schrecken durch das ganze Gebirge." Wir dankten ihm für sein höfliches Anerbieten, indem wir ihm in demselben Stile versicherten, daß wir mit unserem furchtbaren Stallmeister Sancho ohne Bedenken allen Räubern Andalusiens die Stirn bieten würden.

Während wir mit unserem großsprecherischen Freunde zu Nacht aßen, ließ sich der Klang einer Guitarre vernehmen, die von dem Geklapper der Castagnetten und bald darauf von einem im Chor gesungenen Volksliede begleitet wurde. Das Ganze war eine Höflichkeit des Wirths, der zur Feier unserer Anwesenheit die Dilettanten und die Schönen der Nachbarschaft versammelt hatte, und wir sahen in dem Hofe eine Scene Spanischen Frohsinns. Wir nahmen mit dem Wirthe, der Wirthin und dem Kommandanten unter der Thüre Platz, und die von Hand zu Hand wandernde Guitarre gelangte endlich an einen jovialen Schuster, der uns der Orpheus des Orts zu seyn schien; er war ein Mann von angenehmer Gestalt, mit dickem schwarzen Schnurrbart, der die Hemdsärmel bis über den Ellenbogen aufgestreift hatte; seine Finger glitten mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit über die Saiten hin, und er sang einige kleine Liebeslieder, den Frauen, bei denen er in großer Gunst zu stehen schien, ausdrucksvolle Blicke zuwerfend. Hierauf tanzte er mit einer fröhlichen Andalusierin, zu großem Ergötzen der Zuschauer, den Fandango. Doch keine der anwesenden Frauen konnte sich der Wirthstochter, der niedlichen Pepita, gleichstellen, die in aller Hast für den improvisirten Ball Toilette gemacht und einen Rosenkranz in ihr Haar geflochten hatte; sie glänzte in einem Bolero mit einem jungen und hübschen Dragoner. Wir hatten Wein und Erfrischungen in Fülle auftragen lassen; doch wurden die Schranken einer anständigen Freude nicht überschritten.

Bibliographie.

Aventuras del celebre Califa de Bagdad Harun-Al-rachid. (Abenteuer des berühmten Kalifen von Bagdad, Harun-al-Raschid.) Aus dem Französischen.

Geografia astronomica enseñada en 20 lecciones. (Astronomische Geographie in 20 Vorlesungen.)

Diccionario geografico universal. (Allgemeines geographisches Wörterbuch.) 4r Bd.

Diccionario biografico de hombres illustres. (Biographisches Wörterbuch berühmter Männer.) 5r Band.

Coleccion de piezas romanticas y novelas. (Sammlung der beliebtesten älteren und neueren Spanischen Romane und Novellen.) 5ter Band.

Monografia del Colera-morbo. (Monographie der Cholera.) Aus dem Französischen des Moreau de Jonnes von Doctor Avilès.

El entretenimiento de las Nayadas o recreo de damas del gran tono. (Zeitvertreib für Damen aus der vornehmen Welt- oder unterhaltende Sammlung von 329 Charaden und Räthsein.)

Frankreich.

Der Pestkranke.

(Schluß.)

Bald darauf kam der Gesundheits-Vorsteher, Meister Quentin Tourtoin, ganz außer Athem von seiner Wohnung beim Kirchhofe Saint-Severin an und verkündigte seine Gegenwart durch eine erstickende Ausdünstung von Wohlgerüchen, wie eine einbalsamirte Mumie; er war von kleiner Statur, lahm und schielend, sein Gang war der einer Ente, und er hielt sich im Gleichgewicht mit Hülfe eines weißen Stockes, der ihm zugleich einen breiten Weg durch die dichteste Menge eröffnete. Seine Kleidung glich der Livree des Todes, der seinen Ehrentitel beständig Lügen strafte; denn selten ging aus seinen Besuchen die Gesundheit der Pestkranken hervor. Trotz der Pflichten seines Amtes, fürchtete er sich ganz besonders vor der Ansteckung, der er täglich ausgesetzt war; auch schützten ihn alle seine Präservative nicht vor der Pest, an welcher er im Jahre 1631, nach vierzig Jahren der Angst und der Vorsicht, starb.

„Mein Freund," sagte er zum Tuchhändler, indem er ihm durch Zeichen zu verstehen gab, sich in gehöriger Entfernung zu halten, „der ehrenwerthe und weise Herr Jean von Baljac, Kommissarius dieses Viertels, schickt mich zu Euch, um Euren Fall zu untersuchen und zu verhüten, daß er sich weiter verbreite. Euer Gesicht ist noch nicht schwarz und entstellt. Seit wann habt Ihr die Pest? War noch kein Priester hier?" — „Ich erwarte und werde auch wohl bis zum Tode den Arzt und den Priester erwarten", erwiederte Jacques Roquault mit äußerster Niedergeschlagenheit; „meine Krankheit greift immer weiter um sich, ich sehe schon nicht mehr deutlich." — „Munter, mein Freund, nehmt Euch zusammen; ich habe deren schon Tausende gesehen, denen Gott die ewige Ruhe schenken möge, und für einen Sterbenden finde ich Euch noch erträglich gut aussehend. Ich werde nun erst die bösen Dünste vertreiben, damit ich nicht selbst angesteckt werde." — „Bei dem Blute der Valois! ist das Essig, den Ihr auf meine Tuche und Seidenzeuge gießet? Wißt Ihr auch, daß das Flecke macht? Ihr wißt vielleicht nicht, was die Waare kostet, und daß Ihr eine bedeutende Entschädigung werdet bezahlen müssen." — „Die Pest möge Euch ersticken, mein Freund! Bin ich nicht Quentin Tourtoin, Gesundheits-Vorsteher, und als solcher ermächtigt, Alles den Umständen nach wahrzunehmen und anzuordnen? Kinder", sagte er zu seinen Leuten, „bringt einmal alle diese Waaren nach meiner Wohnung, damit sie gewaschen und geräuchert werden können." — „Was! Ihr Henkersknecht, Ihr Hugenott!" schrie der Tuchhändler, der wie eine Löwin bei Vertheidigung ihrer Jungen schäumte. „Dieb! Räuber! Spitzbube! Du wagst es, mir

mein Eigenthum zu rauben? Ich werde Dir dafür das Leben rauben"... „Bei dem Blute!" sagte der Vorsteher ganz kalt, indem er einen spitzen Dolch aus seinem Gürtel hervorzog, „zurück! Bei Deinem Leben! Unsinniger Tollkopf, widersetze Dich nicht länger meinem Willen und rühre mich nicht an, oder ich werde allen Deinen Leiden ein Ende machen." — „Ich werde zu Grunde gerichtet und an den Bettelstab gebracht," murmelte der arme Rouault, indem er sich wieder in seinen Lehnstuhl niederließ, um nicht Zeuge dieser Plünderung zu seyn.

Sein Geist war nun nicht mehr ausschließlich mit Einem Gedanken beschäftigt, und die Pest verlor in Gegenwart eines dringenderen Unglücks viel von ihrer Furchtbarkeit. Er saß unbeweglich und stumm, und horchte auf die bedeutungsvolle Bewegung in seinem Laden, der durch zehn schwarze Männer unter Anleitung des Gesundheits-Vorstehers ausgeräumt wurde. Er drehte den Kopf nicht, aus Furcht seine kostbaren Stoffe zum letztenmale zu erblicken, und dieses zermalmende Schauspiel nicht ertragen zu können; in diesem Augenblicke hätte ihn der Tod gleichgültig gefunden.

Plötzlich erweckte ein Wasserstrahl, der ihm den ganzen Körper durchnäßte, das Gefühl des Daseyns in ihm. Er richtete sich erschrocken und triefend in die Höhe, ohne zu wissen, woher diese Douche kommen könne, die durch die Temperatur des Juli weniger unangenehm gemacht wurde; ein schallendes Gelächter, welches in dem Geräusch verloren ging, bewies ihm, daß der boshafte Spritzenmann gut gezielt hatte, und sich über seine mitleidslose Geschicklichkeit freute. Ein Haufen Leute, die es sich immer angelegen seyn lassen, über die Verordnungen hinaus zu gehen, besorgte um die Wette die Reinigung der Straße, und schickte einen Strom von Wasser in den Laden des Tuchhändlers, ohne sich durch seine Bitten und Klagen in seinem Uebermuthe stören zu lassen. Der Gesundheits-Vorsteher stand auf einem Stein und leitete die Ueberschwemmung.

„Gott verzeihe mir," brüllte der Tuchhändler, der nicht mehr Zeit hatte, an die Pest zu denken, „das ist das Reich des Antichrist's; diese Hugenotten wollen mich ertränken. Hört doch auf!" — „Genug, meine Freunde, ich bin mit Euch zufrieden!" rief der Gesundheits-Vorsteher, indem er seinen weißen Stab in die Höhe hielt; „denkt heute Abend daran, die Feuer anzuzünden, und jetzt geht an Eure Geschäfte; denn dieses Zusammenstehen auf einem Haufen ist der Ansteckung förderlich." — Quentin Tourtoin rieb sich die Hände mit Essig und roch daran; er ging mit wichtigem Ansehen um das Haus, schalt die Bettler, welche still standen, und vertrieb das Volk mit seinem Stabe; nebenbei schimpfte er ganz laut auf den Arzt, der sich so lange erwarten ließ. Jacques Rouault, ganz erschöpft durch alle Leiden, die er ausgestanden, hatte sich mit dem festen Vorsatz auf seinen Lehnstuhl zurückgezogen, nicht mehr aufzustehen, bis man ihn nach dem Kirchhofe tragen würde. Seine Füße standen im Wasser, und er zitterte an allen Gliedern, ohne die Kleider wechseln oder sich zu Bett legen zu wollen; er hatte Lust, sich durch sein Sterben an dem Gesundheits-Vorsteher zu rächen.

Dieser Zustand eines dumpfen Starrsinnes wurde durch das Gepolter in den oberen Stockwerken unterbrochen, wo man die Möbel rückte, schwere Lasten in die Höhe hob und durch einander schrie und lärmte. Dieses Getobe traf mit dem auf der Straße zusammen, wo man Wagen und Pferde mit Wirthschafts-Geräthen belud. Das Volk murrte und warf dem Gesundheits-Vorsteher vor, daß er die Polizei schlecht handhabe und Mißbräuche dulde, welche die Sicherheit der Stadt gefährdeten. Man schimpfte und warf mit Steinen und Koth nach ihm. — Der Tuchhändler war so tief betrübt und leidend, daß er den Kopf nicht wandte, um zu sehen, was vor seinem Laden und in seinem Hause vorging. Er erwartete lieber den Tod, als Hülfe von der Fakultät oder von der Kirche; er trotzte seinem Schicksal, und der gränzenlose Schmerz hatte Gleichgültigkeit hervorgebracht. Der Verlust seiner Tuche war ihm bitterer, als der seines Lebens, und er verwünschte die Pest weniger, als seinen Dieb. Der Lärm von oben nach unten und von unten nach oben dauerte aber so lange, daß er sich endlich darüber wunderte, daß ihm solches noch nicht aufgefallen sey.

„Holla," rief er, ohne die Augen zu öffnen, „was ist denn das? Bin ich schon hingeopfert, und bereitet man mein Leichenbegängniß vor? Weshalb dieser Lärm, der kein Ende nimmt?" — „Ich kann eben so wenig dafür, als Ihr," antwortete ihm Meister Quentin Tourtoin. „Uebrigens, mein Freund, zweifelt beim Taxiren der Strafe, welche Ihr mir zahlen müßt, nicht an meiner Nachsicht." — „Was für eine Strafe, Du jämmerlicher Wicht? Du wirst Strafe und Kosten bezahlen müssen, wenn ich Dich und Deine Banditen vor den Gerichtshof gezogen haben werde." — „Mein Freund, leset die Verordnungen, durch welche bei Strafe verboten wird, aus den Häusern, in denen die Pest herrscht, vor 40 Tagen nach dem Aufhören der Krankheit irgend etwas, sey es Möbel, Wäsche oder Geräthschaften, zu entfernen." — „Bei der heiligen Union! Wer denkt daran, etwas aus meinem Hause zu entfernen, außer Ihr, der meinen Laden plündert? Ihr werdet mir aber Alles mit Wucher erstatten müssen, Ihr Höllenhund!" — „Die Bewohner Eures Hauses ziehen, aus Furcht vor der Ansteckung, auf Leitern durch die Fenster aus. Sie werden sogleich damit fertig seyn, mein Freund, und Ihr werdet eine Strafe von zehn Kronenthalern bezahlen, wenn es Euch beliebt." — „Es beliebt mir, Euch den Rücken durchzubläuen. Wie, meine Miethsleute sind ausgezogen, ohne mir den rückständigen Zins zu bezahlen? Die Betrüger, ich würde sie schon festgehalten haben. Wann kommen sie wieder?" — „Wenn sie überhaupt wiederkommen, so wird es wenigstens nicht morgen seyn, da Euer Haus zwei Monate lang geschlossen und von vereideten Räucherern gereinigt werden muß, Ihr mögt nun sterben oder gesund werden. Bezahlt mir also gutwillig die Strafe von ...." „Bei dem Bilde Unserer lieben Frau! Das heißt zu frech mit meinem Unglück Spott treiben." —

Jacques Rouault, dessen Zorn bei jeder neuen Widerwärtigkeit gestiegen war, brach endlich mit der Energie eines Jünglings los; er ergriff eine Elle, die im Winkel stand, und zerbläute den Buckel des Meister Tourtoin, der ihm immerfort zurief, sich in der gehörigen Entfernung zu halten, welches der Tuchhändler auch beobachtete, ohne deshalb mit Prügeln aufzuhören, unter dem Jubel der Zuschauer, die über das Mißgeschick des subalternen Tyrannen recht herzlich lachten. Der Tuchhändler bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Lähmung und Gicht ihn verlassen hatten.

„Wenn wir uns noch in den guten Zeiten der Ligue befänden, so würde ich Dich zum Pranger verurtheilen," sagte Jacques Rouault, dessen Arm noch immer nicht ermüden wollte. „Wie gefällt Dir die Züchtigung von einem Pestkranken? Wir wollen einmal sehen, wer von uns beiden zuerst müde werden wird. Wirst Du mir jetzt mein Tuch herausgeben?" — Quentin Tourtoin, der die Pest mehr als den Stock fürchtete, hielt es für klug, den Rückzug anzutreten, und die Ausübungen seiner Amts-Verrichtungen zu suspendiren. Sobald er mit seinen Dienern den Laden verlassen hatte, schloß Jacques Rouault die Thüre zu, und bereitete sich darauf vor, eine förmliche Belagerung auszuhalten. Er pflanzte sich als Schildwache an seinem Fenster hin, und horchte mit einer Freude der befriedigten Rache auf das Geschrei des Pöbels, das die Flucht des unglücklichen Vorstehers und seiner Bande begleitete.

Die Abwesenheit aller Polizei hätte leicht üble Folgen haben können; denn da Einer aus dem Volke den Rath ertheilte, nunmehr die Feuer anzuzünden, so wurde aus den benachbarten Häusern alles Stroh, Heu und Holz, dessen man nur habhaft werden konnte, geholt und auf der Straße aufgethürmt. Jacques Rouault wurde von dieser Belustigung des Pöbels abgezogen durch das Erscheinen seines Nachbarn, Oudinet Pinçon, der sich nur zu nennen brauchte, um eingelassen zu werden. Dieser Besuch gab dem Tuchhändler die Ueberzeugung seiner Krankheit wieder, und zugleich die Hoffnung, davon befreit zu werden. Er war sogar auf dem Punkt, ihm um den Hals zu fallen. Der Barbier hatte ganz das kalte, strenge Ansehen eines gelehrten Praktikers. Er ließ den Tuchhändler auf seinen Lehnstuhl niedersitzen, befragte ihn sehr ausführlich, und spielte anfänglich seine Rolle mit angemessener Würde. Bei der tragi-komischen Erzählung von den Leiden des Pestkranken, nahmen seine Züge ihren gewöhnlichen lustigen Ausdruck wieder an; jener wurde dagegen zusehends schwächer verlangte einen Priester und gewährte mit den erloschenen Augen und mit dem ganz entstellten Gesicht einen traurigen Anblick.

„Ihr werdet diesmal noch nicht sterben, ich schwöre es Euch zu," sagte ihm lachend der Barbier. „Um Euch besser pflegen zu können, Gevatter, habe ich den Viertels-Kommissarius gebeten, mich zum Pest-Doktor zu erwählen, und ich habe das weiße Kreuz ohne Bedauern angeheftet, da wir bis zu Eurer gänzlichen Heilung, die bald erfolgen soll, zusammen wohnen werden. Bei meinen drei Becken! Woher diese Niedergeschlagenheit? Die Pest wird Euch nicht tödten. Es hat nicht viel auf sich mit dieser Pest." — Oudinet Pinçon mochte sich noch so sehr in beruhigenden Versicherungen erschöpfen, der arme Pestkranke konnte sich nicht von der lebhaften inneren Aufregung erholen, die durch das Zusammenwirken des Zornes, der Anstrengung, des Geizes und des Schreckens hervorgebracht worden war. Sein Gesicht war blau, seine Lippen blaß, seine Augenlieder geschlossen. Der Barbier verlor keinen Augenblick, er zog seine Lanzette hervor und ließ ihn am linken Arm zur Ader, um den Andrang des Blutes nach dem Herzen zu verhindern. Als der Tuchhändler noch schwach und zitternd aus seiner Ohnmacht erwachte, fand er seinen Freund damit beschäftigt, ihm den Arm zu verbinden, ohne sich durch die Pest abhalten zu lassen. Rouault dachte durch eine plötzliche Rückkehr des Gedächtnisses daran und wollte ihn zwingen, sich zu entfernen; aber der Barbier fürchtete sich nicht vor der Ansteckung und lachte über die aufmerksamen Besorgnisse seines Gevatters, den der Aderlaß wiederhergestellt hatte.

„Dieser wohlthätige Aderlaß wird Euch um so besser thun, da etwas damit gezögert worden ist", sagte Pinçon die dunkle Farbe des Blutes betrachtend. „Der besagte Aderlaß wird nur verhindern, daß ich 40 Tage lang mein Geschäft an gesunden Personen verrichten kann, bei Strafe von 500 Livres, Schließung meines Ladens und Verlust meines Standes." — „Die Strafe ist sehr hart," sagte Jacques Rouault. „Aber fürchtet Ihr Euch denn gar nicht, von mir angesteckt zu werden?" — „Ich fürchte Eure Krankheit so wenig, daß ich mich sogleich mit derselben Lanzette, an der Euer Blut klebt, zur Ader lassen wollte. Ärgert Euch also nicht, und trinkt dieses Glas Wein, bevor Ihr Euch zu Bette legt."

Der Barbier kostete zuerst diese Arznei, die sein Kranker ohne Schwierigkeit einnahm. Hierauf willigte Jacques Rouault, der sich nach diesem stärkenden Getränk wieder ganz belebt fand, darein, sich zu Bette zu legen, und Meister Oudinet leistete ihm dabei Hülfe und Beistand. Er setzte sich hierauf an das Bett des Pestkranken, der nun selbst anfing, an seiner Krankheit zu zweifeln.

„Gevatter", sagte unklugerweise Meister Oudinet, dessen schlaue Miene dabei ziemlich verständlich war, „erinnert Ihr Euch noch unserer Wette von heute Morgen? Ich denke, daß ich morgen den Einsatz ohne Widerrede gewonnen haben werde." — „Potz Blitz! Gevatter", sagte der Tuchhändler, für den diese Worte ein Lichtstrahl waren, „ich hatte sie zu rasch vergessen. Wer konnte auch voraussetzen, daß die Pest mich so schnell zu Grunde richten würde? Indeß ist die Wette noch nicht entschieden." — „Nun, das werden wir morgen sehen. Mir scheint es jetzt schwer, einen Käufer oder Miether für Euer Haus zu finden, wenn Ihr auch noch etwas zugeben

wolltet." — „Ich habe auch keine Luſt, es zu verkaufen oder zu vermiethen. Uebrigens danke ich der Peſt und Euch, daß ich nur noch am Leben bin." — „Geduld, Nachbar; die Kriſis wird zwar hoffentlich glücklich ſeyn, aber das Uebel kann auch bis morgen noch ſchlimmer werden. Aber was iſt das? Feuer, bei meinem Bart! Wer hat das Haus angezündet?" — „Feuer? Irrt Ihr Euch auch nicht, Gevatter? Ich glaube, es ſind die Feuer, welche man auf der Straße anzündet, um die Luft zu reinigen. Aber nein, bei Gott! die Fenſterladen brennen ſchon."

In der That hatten die in der engen Straße angezündeten Feuer das Holzwerk des Ladens ergriffen, und die Flamme ſchlängelte ſich bereits nach dem erſten Stockwerk hinauf, von wo ein durchdringendes Geſchrei die Aufmerkſamkeit aller Umſtehenden erregte. Ein Frauenzimmer bat aus dem Fenſter um Hülfe für ihren Vater, den ſie außer Stande, ſich zu retten, glaubte. Niemand wagte es, dem Feuer und der Peſt zu gleicher Zeit zu trotzen, beſonders da die Thür ſich öffnete und der Kranke in ſeiner Bettdecke eingehüllt ſich zeigte und wie ein Wahnſinniger flehte, daß man Waſſer herbeiſchaffen möchte. Man wich zurück, man floh; es kam kein Waſſer, und das Feuer drohte, auf eine gefährliche Weiſe um ſich zu greifen.

Oudinet Pinçon, der ſich als die erſte Urſache dieſes Unfalles betrachtete, lief zum nächſten Brunnen, während die Nachbarn ſich in ihre Häuſer einſchloſſen. Einige indeſſen, durch das Beiſpiel angefeuert, holten nun auch Waſſer herbei, während Andere ſich bemühten das Feuer auszulöſchen. Ein junger Mann war auf das Hülfegeſchrei des Frauenzimmers, das er an der Stimme erkannte, herbeigeeilt; er legte eine Leiter an das Haus und ſtieg mit Waſſer hinauf, um die Flamme zu bekämpfen, welche durch die hölzernen Pfeiler das Dach zu erreichen drohte. Er ſtieg nicht eher herab, als bis er das Feuer glücklich gelöſcht hatte; dann machte er die halb verbrannten Fenſterladen los, und warf ſie hinunter. Ohne dieſen jungen Mann wäre das Haus und vielleicht das Stadtviertel verloren geweſen. Sein Muth aber und ein wenig Waſſer beſchränkten den ganzen Schaden auf einige verbrannte Bretter.

„Bei der heiligen Union!" ſagte Jacques Rouault, der ganz ermattet in ſeinen Lehnſtuhl zurückgeſunken war, „ich muß vor dem Bilde der heiligen Jungfrau eine ſchöne Kerze anzünden. Mein Haus iſt aus einer großen Gefahr gerettet worden; es hätte wenig daran gefehlt, ſo wären die von Oudinet vorhergeſagten 20 Sous ſchon heute verfallen. Sollte es Bosheit und Uebermaaß der Treuloſigkeit von ſeiner Seite ſeyn? Ich habe ganz gewiß die Peſt nicht." — „Man ſollte es Eurem Anſehen nach wenigſtens nicht glauben," ſagte der junge Mann, der ſich überzeugt hatte, daß das Feuer überall gelöſcht war. „In dem ganzen Viertel heißt es, daß Ihr todtkrank an der Peſt darnieder laget. Ich bin ſehr erfreut, mich durch den Augenſchein überzeugt zu haben, daß Ihr wohlauf ſeyd. Nun habe ich nicht mehr ſo viel für Demoiſelle Anna zu fürchten." — „Ah! Du biſt es alſo, mein braver Chriſtoph, der ſich ſo eifrig bemüht hat, meine Perſon und mein Haus vor dem Feuer zu ſchützen. Beim heiligen Jakob, mein lieber Sohn, ich habe Dich bewundert, und ich verſpreche Dir eine Belohnung, trotz der Bosheit Deines Vaters, der ſeine Wette nicht gewinnen wird." — „Oh! lieber Herr, mein Herz war bei dieſer Sache betheiligt, um ſo mehr, da meine Freundin Anna mich durch ihren Blick und durch den Ton ihrer Stimme aufmunterte. Wenn ihr ein Unglück begegnet wäre, ſo hätte der Kummer mich getödtet. Verhütet nur, daß Euer Uebel ſie nicht ergreift, und ſchickt ſie lieber eine zeitlang aufs Land." — „Geh', mein Sohn, ich fürchte mich nicht mehr vor dieſer Peſt; aber ich bitte Dich, bei der Rückkehr des Meiſter Oudinet Dich krank anzuſtellen."

Chriſtoph gehorchte ohne zu antworten oder zu zaudern, und ſtreckte ſich ſtarr auf den naſſen Boden hin. Der Barbier, welcher ganz erſchöpft von dem Waſſertragen eintrat, ſtieß mit dem Fuß an den Körper ſeines Sohnes, auf den er ſich ſogleich mit der größten Angſt ſtürzte. Er wurde einigermaßen beruhigt, als er die Hand auf das Herz deſſelben legte, und fühlte, daß es heftig ſchlug.

„Chriſtoph, mein Sohn!" rief er mit zitternder Stimme; „Gevatter, was iſt hier vorgefallen? Woher dieſe Ohnmacht? Er iſt weder verwundet noch krank." — „Möglich, daß er die Peſt von mir erhalten hat," erwiederte Jacques Rouault boshaft; „er wurde beim Eintreten blaß, ſchwankte und fiel zu Boden." — Der Barbier verlangte nichts weiter zu hören. Er wickelte eine Binde um den Arm des jungen Mannes, der ſich ihm wie bewußtlos überließ und ſchlug ihm eine Ader mit derſelben Lanzette, deren er ſich bei Jacques Rouault bedient hatte. Als dieſer Letztere das Blut fließen ſah, brach er in ein lautes Gelächter aus, welches er aber ſogleich unterdrückte, und mit ernſter Miene ſagte er:

„Ehemals, Gevatter, wurde ein Barbier, der, wenn er einen Peſtkranken zur Ader gelaſſen hatte und dann einem Geſunden Medikamente verabreichte oder ihn berührte, mit dem Strange beſtraft; aber die gegenwärtigen Verordnungen beſagen, daß ein ſolcher Barbier 500 Livres Strafe bezahlen muß und ſein Gewerbe verliert. Dies iſt Euer Fall gegenwärtig mit dem armen Chriſtoph." — „Zum Teufel die Peſt und die Wette!" rief Meiſter Oudinet aus, indem er ſich über ſeinen Sohn hinbeugte, der kein Zeichen des Lebens von ſich gab. „Wenn mein armer Chriſtoph ſtirbt, ſo klage ich Euch als ſeinen Mörder an, Gevatter." — „Nun," rief der Tuchhändler lachend, „ich werde Euch aber nicht anklagen, daß Ihr mir die Peſt angedichtet habt, da Ihr mich dadurch zugleich von Lähmung und Gicht befreit habt."

Der Geſundheits-Vorſteher erſchien mit einer Verſtärkung von Stadt-Sergeanten, welche die Gaffer aus einander trieben und das Haus umzingelten. Quentin Tourtoin hielt eine Angelika-Wurzel vor der Naſe und trat, mit einem Diener an jeder Seite, in den Saal, wo der Barbier ſeinen Sohn umarmt hielt, den ein Wort aus dem Munde des Peſtkranken raſcher in's Leben gerufen hatte, als es alle Aderläſſe der Welt gekonnt hätten. Der Tuchhändler hatte ſich niemals ſo wohl befunden; er war an Geiſt und Körper verjüngt. „Mein Freund," ſagte Quentin Tourtoin zum Barbier, „iſt der junge Mann geſund oder angeſteckt? Müßt Ihr 500 Livres Strafe bezahlen oder nicht?" Dann ſich zu ſeinen Gehülfen wendend, befahl er ihnen, den Tuchhändler als einen Rebellen nach dem Hospital in der Vorſtadt St. Marcel zu führen. „Uebereilt Euch nicht, Kinder!" ſagte Oudinet Pinçon; „Jacques Rouault iſt mit Unrecht der Peſt für verdächtig gehalten; er iſt ſo geſund, wie es nur ein Menſch auf der Welt ſeyn kann; ich gebe mein Wort darauf und will es nöthigenfalls beſchwören." — „Habt Ihr nicht heute Morgen beim Viertelsmeiſter das Gegentheil verſichert? Ihr werdet deshalb Alle, der größeren Vorſicht halber, vierzig Tage lang in ſicheren Gewahrſam gebracht werden. Wir wollen die Umgebungen genau unterſuchen, dann werde ich das Tuch zurückgeben und die Entſchädigung eintreiben." — Chriſtoph wäre dem Geſundheits-Vorſteher gern vor Freuden um den Hals gefallen, daß er ihn dazu verurtheilte, vierzig Tage unter einem Dache mit ſeiner Anna leben zu dürfen. Den wieder ausbrechenden Unwillen des Tuchhändlers ſuchte Oudinet Pinçon zu beſchwichtigen: „Wir müſſen dem armen Mann verzeihen, der ſeine Schuldigkeit thut. Ich für mein Theil weiß ihm Dank dafür, daß er das Haus unter den Werth von 40 Thaler gebracht hat. Wann iſt die Hochzeit?" — „Sobald," ſagte Rouault, „der Prieſter kömmt, der mir die letzte Oelung geben ſollte. Bei der heiligen Union! Ich bin ſo glücklich, von der Gicht befreit zu ſeyn, daß ich gern Jeden zufriedenſtellen möchte, und deshalb bewillige ich auch dem Geſundheits-Vorſteher 20 Sous, damit er ſich des Sprichwortes erinnern möge: Kein Uebel ſo ſchlimm, das nicht auch ſein Gutes hat."

Bibliographie.

Élémens d'arithmetique. (Elemente der Arithmetik.) Nebſt Notizen über kaufmänniſche Geſchäfts- und Buchführung. Von J. H. Prat-Courtine. Lyon.

Examen raisonné des propriétés des trois armes. (Ueber die Eigenthümlichkeiten der drei Waffengattungen: der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, ihre Beſchäftigung in der Schlacht und ihre gegenſeitigen Beziehungen.) Von N. Okounef. Pr. 7½ Fr.

Principes etc. (Prinzipien der Melodie und Harmonie, aus der Lehre von der Vibration geſchöpft.) Vom Baron Blein, ehemaligen General vom Genie-Corps. Pr. 6 Fr.

L'archevêque et la protestante. (Der Erzbiſchof und die Proteſtantin.) Roman von Ed. Ourliac. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

L'écolier de Cluny. (Der Schüler von Cluny, oder der Sophismus.) Erzählung aus dem J. 1315, von E. Roger de Beauvoir.

Histoire de la soeur Inès. (Geſchichte der Schweſter Ines.) Pr. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Veto der Polniſchen Reichstage. Der Landbote von Upit, Sicinski, war der Erſte, der auf dem Reichstage des Jahres 1652 mit dem Beiſpiel voranging, die Berathungen zu zerreißen, indem er ſich des ungeſetzlichen Veto bediente, wodurch der noch übrige Reſt der Königlichen Gewalt vollends geſchwächt und das Land den Stürmen der Adels-Oligarchie preisgegeben wurde. Es geht die Sage, daß er, mit dem Fluch ſeiner Landsleute bedeckt nach Hauſe zurückkehrend, gerade auf der Schwelle vom Blitz erſchlagen wurde. Noch vor einigen Jahren zeigte man in Upit einen alten, aber wohl erhaltenen Leichnam, der unter Sicinski's Namen von den Kirchenälteſten als eine Merkwürdigkeit umhergeſchleppt wurde und den Einwohnern des Städtchens zum Spielwerk diente.

(Poez. Ad. Mickiew.)

— Die Chineſiſche Armee. Herr von Rienzi, der ſich lange Zeit in China aufhielt und einen großen Theil dieſes ungeheuren Reiches durchreiſte, hat ſich namentlich mit ſtatiſtiſchen Unterſuchungen in Bezug auf dieſes Land beſchäftigt und ſich die zahlreichen und genauen Detailberichte, welche von den dortigen Central- und Provinzial Regierungen bekannt gemacht werden, zu verſchaffen gewußt. Vor kurzem ſind die Reſultate ſeiner Forſchungen von ihm publizirt worden, und aus ihnen iſt die folgende Notiz entnommen. Die Land- und See-Macht von China beſteht zuſammen aus 1,294,641 Mann, worunter 300,108 Mann reguläre und 400,000 irreguläre Infanterie, 227,000 Mann reguläre und 273,000 irreguläre Kavallerie, 17,000 Mann Artillerie, die ſich in einem äußerſt kläglichen Zuſtande befindet, 30,000 zu den regulären Truppen gehörige Trainknechte, 6,892 Offiziere der regulären und 5,201 der irregulären Truppen, und 32,440 Mann Seetruppen. Die Beſoldung der Truppen iſt folgende: Jeder Infanteriſt erhält monatlich 8 Franken und 3 Maaß Reis und jeder Kavalleriſt 16 Franken und 6 Maaß Reis monatlich, außer der Fourage und anderen Artikeln, die ihm die Einwohner ſchaffen müſſen. Herr Rienzi giebt genau den Antheil an, welche eine jede von den 18 Chineſiſchen Provinzen zu den Militair-Ausgaben beitragen muß; alle zuſammen zahlen ſie jährlich zu dieſem Zweck 867,200 Pfund Sterling. Die Ausgaben für die Marine ſind nicht angeführt, weil ſie Herr Rienzi nicht genau ermitteln konnte. (Un. Serv. Journ.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriret auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Freitag den 8. Juni 1832.

Schweden.

Historische Literatur.

II.*)

Statistik öfwer Sverige, grundad på offentliga Handlingar. (Statistik von Schweden, auf offizielle Aktenstücke begründet.) Ein Abriß, nebst einer dazu gehörenden Karte der nordischen Halbinsel, herausgegeben von Karl von Forsell. Stockholm, 1831.

So sehr brauchbar und belehrend, besonders auch für Ausländer, dieses Werk jedem seiner Leser sich erweisen wird, muß doch der Berichterstatter sich begnügen, dem Deutschen Publikum fast nur dasjenige, was der Herausgeber selbst den Schwedischen Lesern über seine Unternehmung gesagt hat, im Auszuge mitzutheilen und dem einige kurze Proben vom Inhalt der Schrift noch hinzuzufügen.

Zu einer vorzüglichen Empfehlung gereicht es diesem Werke, daß der größte Theil seines gediegenen Inhaltes, aus authentischen Aktenstücken unmittelbar, also aus den besten Quellen, geschöpft worden ist. In Schweden sind solche zwar, auf eine sehr erfreulich liberale Weise, Jedermann zugänglich; das Verdienst des hier in Frage stehenden unverdrossenen Zusammenlesens und freigebigen Mittheilens ist aber darum nicht geschmälert, denn erstens sind jene Aktenstücke in jedem Falle nicht immer zur Hand, wenn man ihrer gerade bedarf, und zweitens sind sie nur zerstreut und in voluminöser Form vorhanden, wodurch also auch bereits ihre Benutzung Manchem erschwert wird; es gewährt demnach einen wahren Gewinn, hier theils in tabellarischer Form das Allerwissenswürdigste an Einer Stelle gesammelt, geordnet, verglichen und geprüft zu finden. Diese tabellarische Form, die übrigens in dem Werke durchaus nicht ausschließlich mit irgend einer Art von unmotivirter Vorliebe benutzt worden, hat sich wenigstens auf den Vortheil zu berufen, daß die größtmögliche Anzahl didaktischer Ausschüsse innerhalb des möglichkleinsten Raumes gegeben wird. Der Herausgeber gesteht selbst, daß er mit einer analogen Absicht, (wobei er das Verdienstliche der tabellarischen Form nur sehr bescheiden andeutet und eigentlich gar nicht geltend zu machen sucht) um, wie er sich ausdrückt, in Einem Moment einen Ueberblick des Ganzen und der Theile zu gewähren, die von ihm entworfene, kleine, in Schweden vortheilhaft beurtheilte Charte Schwedens und Norwegens seiner Schrift als nützliche Zugabe beigefügt habe;**) durch diese dem Auge dargebotene freundliche Gabe hofft er, einen weitläuftigen, vielleicht langweiligen Text entbehrlich gemacht zu haben.

Hinsichtlich der vom bescheidenen Verfasser vorausgesetzten Mängel bei der Anordnung seines eigentlichen statistischen Systems beruft er sich auf den Umstand, daß die erschöpfende Idee einer „Statistik" noch nicht allseitig und deutlich vorhanden oder ausgesprochen ist. Dem Verfasser ist „Statistik" nichts Anderes, als eine in jeder Rücksicht genügende Beschreibung eines Landes. Eine solche wird an Rang und Werth natürlicher Weise sehr gesteigert erscheinen, wenn der dürren oder mehr und weniger geistreichen „Beschreibung" dessen, was ist, noch kurze Angaben über das Gewordenseyn des jetzt eben Bestehenden, oder gar auch noch Mittheilungen herrlicher Ideen beigefügt werden, wie sie von großen und menschenliebenden Geistern zur Herbeiführung eines Besseren schon gehegt worden. In solchem Sinne verdient die Statistik des Hrn. M'Culloch the master-science of civil life***)" genannt zu werden.

Der Herausgeber, der auf eine in Schweden nicht ungewöhnliche Weise ebenfalls für seine Wissenschaft in hohem Grade begeistert ist, führt zur Ehre derselben noch Folgendes an: „Es giebt wenig Zweige der menschlichen Kenntnisse, die bezaubernder (mera förledande) sind, als die Statistik; denn es liegt in der Natur der Sache und in der vorwärts dringenden Entwickelung des Menschengeschlechts, daß jeder Staatsbürger, der glücklich genug ist, eine unabhängige sorgenfreie Lage zu besitzen, — und die Anzahl dieser Glücklichen ist in stetem Zunehmen, — seine Aufmerksamkeit und seine Neigung zum Forschen auf die Verhältnisse richtet, welche schwächer oder kräftiger auf das Ansehen, die Vervollkommnung, den steigenden Wohlstand desjenigen gesellschaftlichen Vereins, entschiedenen Einfluß ausüben, von welchem er selbst ein Mitglied zu seyn das Glück hat." Zum Erzielen des Vortheiles, daß ein solcher Mitbürger seine Verhältnisse jährlich auf eine immer genauere Weise kennen lernen möge, sind gerade die zusammengezogenen statistischen Uebersichten das Allerzweckdienlichste, indem ohne gar zu große Mühe oder Zeitvergeudung auf diesem Wege ein allgemeiner Ueberblick über die wahre Lage eines Staates, eines Landes oder Ländchens zu erhalten seyn wird. Mehr als mancher Ungebildete ahnt, ist ein solcher Ueberblick der statistischen Verhältnisse unseres Vaterlandes, gleichviel, in welcher Hemisphäre dieses auch liegt, von großem Gewicht für unser leibliches und geistiges Wohlseyn, damit wir erkennen mögen nicht nur unsere individuelle Stellung auf der Erdscholle, wo wir geboren, oder wohin wir verpflanzt wurden, sondern auch die Lage und die Verhältnisse des Landes im System des Ganzen auf Erden. Was nun die vorliegende Schrift betrifft, so hören wir, mit Beziehung auf Reflexionen, die den hier ausgesprochenen sehr nahe verwandt sind, von dem Herausgeber folgenden herzlichen Wunsch: „Wenn in der Frage von einer gründlichen Bekanntschaft mit dem allgemeinen Zustand Schwedens dieses kleine statistische Lehrbuch einige gediegene Aufklärungen gewährte; wenn es glücklich genug wäre, dazu etwas beizutragen, daß man den wichtigeren Angelegenheiten des geliebten Vaterlandes eine geschärftere erfolgreichere Aufmerksamkeit widmete, kurz, wenn das mein schönes Loos wäre, einen rein-patriotischen Sinn, lebhafter und vielseitiger als bisher, zu wecken, alsdann würden mehr als überreichlich belohnt seyn alle meine unbedeutenden Mühen beim Einsammeln und Ordnen der Materialien zu dieser wohlmeinend dargebrachten Schrift."

Ueber folgende Gegenstände giebt dieses Lehrbuch nun eine gedrängte reichhaltige Auskunft: 1) Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen; 2) Klima und Vegetation; 3) Ursprung und Schicksale des Schwedischen Volkes; 4) Gegenwärtige Landesverfassung und Administration; 5) Volks-Charakter, Volkszahl, Geburten und Todesfälle, geschlossene und getrennte Ehen u. s. w.; 6) Heer und Flotte; 7) Zahl der Bauergüter (Hemmantal) im Reiche; 8) Ackerbau, Viehzucht, Forstwesen; 9) Bergbau; 10) Fabriken, Gewerbe; 11) Handel; 12) Contributionen, Budget; 13) Vertheilung des Volks in Stände, nach dem Vermögen, nach den Mitteln, sich zu ernähren; 14) Armenpflege, Besserungs-Anstalten, Gefängnisse; 15) Statistik der Schwedischen Städte nach dem Zustande im Jahr 1828; 16) Volkszahl in Norwegen 1823; 17) Tabelle zur Vergleichung einiger ausländischer Maaße für Längen, Flächen, Umfang, Gewicht u. s. w. mit den in Schweden geltenden. Hierneben sodann die Karte von der Skandinavischen Halbinsel.

Die Nummern 15 und 17 sind ganz in Form von Tabellen ausgearbeitet, 48 dichtgedruckte Seiten in groß Oktav. Diese mühevolle Leistung ist zwar hauptsächlich für das Schwedische Vaterland von großer Verdienstlichkeit; da jedoch mehrere dieser Tabellen von sehr inhaltreichen Noten begleitet sind, so glaubt der Ref., daß auch mancher Leser im Auslande, dem das Studium der Statistik des Zeitalters überhaupt wichtig wäre, in diesen Tabellen, auch wenn ihn sonst kein persönliches Interesse an Schweden knüpfte, mehrere ihm nicht unwichtige Belehrungen finden würde. Viele ähnliche mit mühevollem Fleiß und großer Genauigkeit zusammengetragene tabellarische Uebersichten vermehren auch den Werth der vorhergehenden eigentlichen Statistik des Schwedischen Reichs, woraus denn schließlich folgende kleine Proben, ohne besondere Wahl, dem geneigten ausländischen Leser dargeboten werden.

Im ersten Kapitel ergießt sich der Verfasser in eine Lobpreisung Schwedens und Norwegens. „Die nordische Halbinsel," sagt er, „ist eines der an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Natur-Scenen reichsten Gebiete der Erde. Die Mehrzahl der unseren Norden besuchenden Fremdlinge stimmt in dem Lobe überein, das sie den malerischen, gigantischen und erhabenen Sitten in Norwegen, und nicht weniger den etwas milderen und lieblicheren, die man überall in Schweden antrifft, zollen. Ein wesentlicher Bestandtheil dieser großen Naturschönheit ist der Reichthum an Waldungen, Gewässern nebst verschiedenartigen Bergen und Anhöhen, der das Auge vor der Einförmigkeit ewiger langweiliger Ebenen in anderen Ländern rettet. Die freundliche Bucht eines Landsees, einige von Waldung bekränzte Anhöhen, zwischen diesen Aecker und Wiesen, und etwa hoch oben auf

*) I. S. Nr. 48 des Magazins.

**) Unter Anderem verdient bei dieser Charte erwähnt zu werden, daß sie durch verschiedene Farben die Verschiedenheit der Höhe anzeigt, in welcher sich die einzelnen Provinzen über der Meeresfläche befinden.

***) Herr M'Culloch ist der Verfasser des „Discourse on the science of political economy" und hat vor kurzem auch ein in England mit Beifall aufgenommenes Handels-Lexikon herausgegeben.

einem schönen Hügel, von dessen Gipfel aus man das ganze Gewälde übersieht, der Wohnplatz des Menschen selbst, — dies ist die am häufigsten vorkommende Physiognomie Schwedens. Keine Vorliebe, so verzeihlich eine solche vielleicht auch wäre, für die Erdscholle, auf welcher ich das Tageslicht zuerst erblickte, an deren Mutterbusen ich erwuchs, und unter deren Schutz meine Hülle einst sicher und unbemerkt ruhen wird, — keine solche Vorliebe hat auf mein hier gefälltes Urtheil Einfluß gehabt. Gern gestehe ich, daß die Norwegischen und Schwedischen Küsten an vielen Stellen ein kaltes, wildes und durchaus nicht einladendes Aeußere darbieten; dies schreibt sich vorzüglich von dem Umstand her, daß in den Kriegen der entfernteren Vorzeit die Waldungen von Grund aus niedergebrannt wurden. Allein innnerhalb dieser jetzt so nackten Felsenmauern zeigen sich gute, sichere Häfen, und weiter hinein im Lande gewahrt man überall das, was ich so eben gerühmt. Der Schönheitssinn unserer Vorväter ist übrigens auch merkwürdig; selten findet man ein Heldengrab an einer anderen, als der allerschönsten Stelle der Gegend, weshalb es um so mehr zu bedauern ist, daß die höheren Stände unserer Zeit nicht selten dem Landmann ein sehr böses Beispiel in Hinsicht der mangelnden Achtung für die alten heiligen Denkmäler geben."

Ueber Gegenstände anderer Art giebt der Verfasser folgende — den beglückten Einwohnern der Preußischen Staaten zur Prüfung vorgelegte — Ansicht und Belehrung:

„Obgleich Preußen, mit Schweden verglichen, die eigentliche Heimath des Zunftwesens war — denn diese Pflanze wurde von Deutschland nach Skandinavien hinübergeführt — so besitzt jenes Land nichtsdestoweniger jetzt vielleicht unter allen auf Erden die ausgedehnteste Gewerbe-Freiheit. Ein schneller in die Augen fallender Fortschritt des Wohlstandes ist davon eine Folge gewesen und legt die Wahrheit unverkennbar dar, daß veraltete Formen unter einer kraftvollen Regierung allmälich gegen neue, mit dem Zeitgeist mehr übereinstimmende, können ausgetauscht werden, ohne Auflösung, ja, ohne alle Erschütterung des Staats, womit sonst die eifrigen Verfechter der Vortrefflichkeit des Zunftwesens so gern drohen. Ein Patent, das von 2 bis 12 Rthlr. Preuß. kostet, wird (mit der einzigen Ausnahme von Apothekern, Baumeistern und Maurern) einem Jeden, der sich einem Handwerk, einem Fabrikgeschäft, einem Kunstfache widmen will, ohne Prüfung, ohne Lehrjahre, bewilligt, und seine Abgaben an den Staat werden hernach im Verhältniß zu der Zahl der von ihm beschäftigten Arbeiter regulirt. Zwischen den Städten und dem platten Lande findet kein Unterschied statt; man übt jeden Nahrungszweig nicht nur mit völliger Freiheit, sondern auch wo man will. Es sind also weder auf dem Lande, noch in den Städten die Brauer, die Bäcker, die Schlächter, die Krämer, die Kleinhändler u. s. w. in Klassen gebracht, sondern ein Jeder, dem es zuträglich scheint, kann alle diese Nahrungszweige auf einmal ergreifen, ja, er kann, wenn er will, in diesem Jahr ein Brauer, im nächsten ein Bäcker oder Schlächter, später ein Schneider u. s. w. seyn. Diejenigen Handwerker, z. B. Maurer, die nicht in allen Jahreszeiten ihr Gewerbe betreiben können, wählen deshalb gewöhnlich ein anderes daneben. Die vortrefflichen Preußischen Anstalten für den Volks-Unterricht haben auch dieses glückliche Resultat mächtig befördert, indem sie der Nation diejenige Bildung und Intelligenz, denjenigen industriellen Geist beibrachten, welche, um ihre bewunderungswürdige Kraft zu entwickeln, nichts weiter bedurften, als aus den Fesseln des den Handel und die Nahrung lähmenden Zwanges erlöst zu werden." Sueur.

Bibliographie.

Wäringarna. (Die Wäringer.) Historische Untersuchung von Abr. Cronholm. Pr. 1 Rdr. 24 Sl. Lund.

Napoleons Lefnad. (Napoleons Leben.) Text zu einer Sammlung von Steindrücken, welche die denkwürdigsten Scenen aus Napoleons Leben darstellen.

Upplysningar till Sweriges Mynthistoria. (Erläuterungen zur Geschichte des Schwedischen Münzwesens.) Herausgegeben von Em. Hildebrand. Lund.

Handbok i physiska och politiska, äldre och nyare Geographien. (Handbuch der physischen und politischen, älteren und neueren Geographie.) Im Vereine mit mehreren Freunden der Erdkunde herausgegeben, von W. F. Palmblad. Dritten Theiles erster Band. Indien, vom Herausgeber. Upsala. Pr. 2 Rdr.

Ett år i Sverge. (Ein Jahr in Schweden.) Herausgegeben von C. Forßell. Mit Kupferstichen.

Frankreich.

Histoire de la regence. (Geschichte der Regentschaft.) Von Lemontey.*) 2 Bde. Paris, 1832.

Lemontey gehörte durch die satirische Schärfe seines Geistes, durch seine feinen und geistreichen Epigramme, so wie durch die Geschicklichkeit, mit der er an den Dingen und Personen die lächerliche Seite aufzufassen wußte, dem achtzehnten Jahrhundert an; doch war er zu nachsichtig, um seinen Zorn bis zu der bitteren Satire Juvenal's oder Gilbert's zu steigern; zu friedlich und zu sehr das Detail liebend, um sich bis zu der Komödie des Aristophanes oder Beaumarchais zu erheben. In seiner Unterhaltung wie in seinen Schriften spiegelt sich wunderbar die einzige der Dauer würdige Seite Voltaire's ab, nämlich eine Art literarischer Philosophie, die weder auf Poesie noch auf dogmatische Strenge Anspruch macht; zugleich arbeitete er aber seinen Stil zu einer sorgfältigen Eleganz aus und strebte nach einer gelehrten und gründlichen Architektonik, nach einer lateinischen Strenge, die seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts fast aus der Französischen Literatur verschwunden ist, nach einer fast antiken Gediegenheit, deren Andenken täglich mehr verschwindet, und die man in Fenelon und Pascal suchen muß. Während seine Gewohnheiten, sein Leben, die Gesellschaften, die er besuchte, und die Richtung seiner Studien ihn zum Spötteln geneigt machten, hemmte die Reinheit des Stils, die er sich zur Pflicht gemacht hatte, oft den Aufschwung seines Gedankens. Wenn er einmal epigrammatisch kühner wurde, so ließ er sich doch nicht ganz gehen, um die Schicklichkeiten des Stils nicht zu verletzen. In dem geistreichen Werke, dem er seinen ersten Ruf verdankte, in „Vernunft und Thorheit", kann man die meisten dieser Bemerkungen buchstäblich begründet finden; es ist in diesem Buche nicht eine Seite, so ergetzlich und heiter sie auch seyn mag, wo man nicht dieses anhaltende Achtgeben auf sich selbst fände, und dennoch ist es eine eben so angenehme als nützliche Lektüre. Aber oft vermißt man darin jenes Sichgehenlassen und jene Nachlässigkeit, die in Werken dieser Art von größerem Reiz und mehr Wirkung sind, als ein fein zugespitzter Scherz, der nicht trifft, weil er nicht pikant genug ausgesprochen ist. Lemontey war ein tüchtiger und durchdringender Geist, der sich aber durchaus keine Blöße geben wollte. Napoleon wußte dies vielleicht, als er ihm im Jahre 1808 auftrug, die Geschichte der beiden letzten Regierungen zu schreiben. Das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ward ihm geöffnet, und mehrere hundert der Geschichtsforschung bis dahin verschlossen gewesene Bände von Handschriften waren ihm zugänglich.

Unter der Restauration ließ er als Vorläufer seines Buches den „Versuch über die Monarchie Ludwig's XIV." erscheinen. Durch die kostbaren und noch nicht gedruckten Dokumente, aus denen der Verfasser schöpfen konnte, gewährte diese nothwendige Einleitung zu einem vollständigen Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts viel Interesse und Belehrung. Zum ersten Male seit dem von dem Namen Voltaire's beschützten Panegyrikus wurden hier das Genie und die Majestät des großen Königs analysirt und dem Zweifel unterworfen. Was für unfehlbar und heilig gegolten hatte, stieg unter Lemontey's Feder zu menschlichen und faßlichen Verhältnissen herab. Niemand vor ihm hatte bei Erzählung dessen, was in Frankreich von 1638 bis 1751 gethan und gestrebt worden war, aufgezeigt, daß die Centralisirung aller politischen Gewalten in der Person des Königs ein Beginn gesellschaftlicher Auflösung war, daß Ludwig XIV., indem er dem Adel das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, der Justiz-Behörde das Recht, Vorstellungen zu machen und Rath zu ertheilen, entzog, aus dem Kriege eine Nothwendigkeit und eine für die Großen unentbehrlich gewordene Zerstreuung machte, daß er die Parlamente zur Chikane und Zänkerei zwang, daß er über dem Streben, dem Metalle seines Scepters die gehörige Härte zu geben, dasselbe zu spröde gemacht hatte, so daß es, wenn er es fallen ließ, in Stücken zerbrechen mußte.

Obgleich es der „Monarchie Ludwig's XIV.", wie den früheren Werken Lemontey's, an Kühnheit und weitreichenden Gedanken fehlt, so hat dennoch dieser erste Band viele neue bis dahin noch gar nicht gestellte Fragen in Anregung gebracht und die meisten Erfindungen, die bis dahin als Gemeinplätze und fast für baare Münze gegolten hatten, widerlegt; indem er das Götzenbild, dem die Geschichtsschreiber ihren Weihrauch gestreut hatten, in volles Tageslicht stellte, hatte er nicht nöthig, es umzuwerfen; es fiel von selbst. Diese erste historische Reaction kam den literarischen Reactionen, die sich in derselben Zeit vorbereiteten, trefflich zu statten; indem L. die Linien des Horizonts und des Hintergrundes mit seltener Schärfe zeichnete, erhielten die im Vordergrunde auftretenden Personen eine Bestimmtheit, die für das Verständniß der Literatur wie der Politik äußerst förderlich war. Mit Ungeduld mußte man daher die Geschichte der Regentschaft erwarten, die leider die von Lemontey begonnene Reihe historischer Werke für uns beschließt; der Tod, der ihn mitten in seinen Arbeiten überraschte, erlaubte ihm nicht, weiter vorzuschreiten; er ist uns Ludwig XV. und XVI. schuldig geblieben, und wir müssen es bedauern.

Die „Geschichte der Regentschaft" zeigt in der Manier Lemontey's einen wahrhaften Fortschritt; ungeachtet der Zurückhaltung, die er in seiner Erzählung beobachtet, und der vielfachen Verschweigungen, durch die er die lüstlichen und verfänglichen Seiten seines Gegenstandes zu verhüllen sucht, gewährt das Buch dennoch ein großes und fast romanhaftes Interesse. Die Verschwörungen und Hof-Intriguen, die gleich einer Schach-Partie verwikkelten Unterhandlungen, die sich in tausend Richtungen kreuzen und entgegenarbeiten, die Schilderungen und Anekdoten gewährten einen Stoff, der in den 800 Seiten des Werkes kaum Raum zu finden drohte. Daher ist er so sparsam mit seinen Worten; daher giebt er den Personen und Ereignissen nur die ihnen gebührende Ausführung in's Detail, und dennoch behält er der Figuren für sein Gemälde so viele, daß auch nicht die kleinste Ecke der Leinewand leer bleibt. Sucht man aber die philosophische oder politische Intention, welche Lemontey in den beiden ersten Theilen seiner Arbeit geleitet hat, so wird es, je weiter man in der Lektüre vorrückt, desto schwerer, sie zu fassen und zu bezeichnen. Er scheint auf die historischen Schulen Frankreichs und Englands nicht viel gehalten zu haben; er machte weder auf den strengen und dennoch epischen Charakter Augustin Thierry's Anspruch, noch wollte er nach Froissart's und Monstrelet's Manier unterhalten, noch suchte er a priori die Nothwendigkeit der Menschen und Ereignisse aufzustellen, wie Thiers, Mignet und Guizot, noch hatte er eine theologische und legitimistische Intention, wie Lingard. Er hat sich weder für noch gegen die alte

*) Vergl. Nr. 43, wo bereits eine Episode aus diesem Werke (die Pest in Marseille) mitgetheilt worden ist.

Monarchie bestimmt ausgesprochen und eine neue Ordnung der Dinge weder durch seine Wünsche ermuthigt, noch durch seine Dialektik beschleunigt. Lemontey hat, der unwiderstehlichen Richtung seines Geistes folgend, sich begnügt, mit bewundernswerther Gelehrsamkeit die Voltairesche Methode anzuwenden, der wir eines der populärsten und verständigsten, aber keines der gelehrtesten Bücher unserer Sprache, den „Versuch über die Sitten" verdanken, welcher David Hume, Smollet, Robertson und Ferguson zum Muster diente. Dennoch bleibt die Geschichte der Regentschaft, so wie sie ist, unstreitig eines der gediegensten Bücher unserer historischen Literatur, welches von der Lektüre der vollständigen Memoiren St. Simon's zwar nicht entbindet, wohl aber sie verstehen hilft und sie in mehreren wichtigen Punkten berichtigt. (R. d. P.)

Bibliographie.

Les supériorités modernes. (Die Größen unserer Zeit, oder der Baron Soussussous.) Lustspiel in 14 Akten. Ein Beitrag zur Geschichte des 19ten Jahrhunderts, vom 1. Jan. 1815 bis zum 1. Jan. 1830 exklusive. Von Cl. Jobin, Tölpel des 18ten Jahrhunderts. 2 Bde. Pr. 10 Fr.

L'école en combustion. (Die Schule in Aufruhr.) Pr. 1½ Fr.

Histoire etc. (Geschichte des General Lasayette in Amerika.) Nebst einer Notiz über sein Leben. Von Regnault Warin. Pr. 7 Fr.

La nuit du 15 août 1831 à Varsovie. (Die Nacht vom 15. August 1831 in Warschau.) Pr. 2 Fr.

Voyage au Congo. (Reise nach Congo und in das Innere von Afrika, in den Jahren 1828—30.) Von J. B. Douville. 3 Bde. Pr. 30 Fr.

Grammaire nouvelle anglaise. (Neue Englische Grammatik.) Zum Gebrauche der Franzosen. Von J. Jackson. Lyon.

England.

Six months in America. (Sechs Monate in Amerika.) Von G. T. Vigne. 2 Bände. London, 1832.

„Geht nach Amerika, prüfet die Ansprüche der Amerikaner, und dann urtheilet selbst!" Dies sind die Schlußworte des angezeigten Buches, dessen Motto sie mit Recht abgeben könnten. Herr Vigne überläßt den Leser bei allen Gegenständen, die er behandelt, seinem eigenen Urtheil.

Der Verfasser ging, wie sich aus dem Buch ergiebt, mit seinem Notizen- und Skizzenbuch, mit seiner Flinte und Angelruthe, „allein, unbeweibt und unbepackt", nach Amerika, entschlossen, so vorurtheilsfrei zu seyn, als ein Engländer seyn kann, und Alles zu sehen, was sich in sechsmonatlicher Zeit von den Vereinigten Staaten sehen ließe. Der Entschluß, ohne Vorurtheil zu schreiben, hat die unglückliche Folge gehabt, daß des Verfassers Urtheil so ganz versiegt ist, als hätte er sich entschlossen, ganz und gar keine Meinung zu hegen; und seine Parteilosigkeit ist so streng, daß er den Leser buchstäblich seinem eigenen Urtheil überläßt.

In Allem, was sich auf Rechtsgelehrtheit, das Fach des Herrn Vigne, auf Gesetzgebung und Staats-Oekonomie der Amerikaner bezieht, wird dieses Werk sehr nützlich befunden werden, denn der Vers. giebt von allen diesen Gegenständen eine sehr sorgfältige Analyse; aber den gesellschaftlichen Zustand berührt er kaum, so daß der Leser, in Rücksicht auf Charakter und Sitten des Volkes, seinem eigenen Urtheil anheimgestellt wird. Es ist klar genug, daß die Besorgniß, der allgemeinen Ansicht über Amerika beizutreten, Herrn Vigne in das andere fehlerhafte Extrem fallen ließ. Er denkt von den Amerikanern gut, nicht als ob er einen Grund dazu hätte, sondern um etwas Anderes zu denken, als die große Menge. An Lehren festhalten, welche die Menge verketzert, ist nach dem Bedünken gewisser Leute der einzige Weg zur Wahrheit. Vergebens wird man bei Herrn Vigne die lebensvolle Darstellung, die noch unerreichte Wahrscheinlichkeit und Schärfe der Beobachtung suchen, welche Mrs. Trollope*) auszeichnet. Doch Herr Vigne muß für sich selbst sprechen. Er wagt so selten, eine Meinung über Amerikanische Sitten zu äußern, daß wir, so oft ihm etwas der Art entschlüpft, uns freuen, ein Zeugniß der unbewußten Eindrücke auf sein Gemüth zu erhalten:

„In den Vereinigten Staaten," sagt er, „giebt es keine Sittenregel; ihre politische Unabhängigkeit ist oft mit einer Unabhängigkeit (Rücksichtslosigkeit) im Benehmen identifizirt, woraus für Individuen eine ungünstige Meinung erwächst, deren die Menschen und ihre Gemüther gleich unwürdig sind." An einer anderen Stelle giebt er, ohne es zu wollen, ein Beispiel von der Grobheit dieser gefeierten Republikaner: „Die Bonvivants in Amerika sprechen von ihren Enten mit einem Interesse, das an Leidenschaft gränzt und oft sehr ergötzlich ist. Herr, sagte ein alter Kerl zu mir, ich wollte ein Enten-Fest geben und kaufte also neun Paar derselben, alle frisch geschlachtet und vom rechten Gewicht. Ich steckte sie in alle Winkel meines Kreuseltopfes und erlaubte nicht, daß der Koch sie anrührte, außer in meiner Gegenwart. Ich selbst richtete sie alle zu, in meinem Sprechzimmer (parlour), und sie waren alle zurechtgemacht, wie sich's gebührt. So weit gut! Meine ganze Gesellschaft war angelangt, ausgenommen ein alter Deutscher; wir konnten nicht warten und setzten uns ohne ihn zu Tische. Als er kam, rief er aus: Was! nix als Enden? Da fuhr ich auf in einer Wuth, Herr! in einer martialischen Wuth: Herr! Nix als Enden? wiederholt' ich, was! Ihr verfluchter alter Hallunke, sagt' ich, Euer Kaiser von Oesterreich hat noch nie einen solchen Tisch gehabt! Er konnt' es nicht, Mensch, hätt' er auch den besten Juwel aus seiner Krone darum gegeben." Das ist Amerikanische Höflichkeit, — der Gastfreundschaft ganz zu geschweigen. Die Wirkungen der bürgerlichen Gleichheit auf die Justiz-Beamten, und das absurde Streben nach auszeichnenden Titeln, in einem Lande, wo man jede Art von Rang zu verschmähen affektirt, ist belustigend erzählt, obgleich sehr in dem Geiste des Sergeanten Achselträger (Either-side).

„Der Geist der bürgerlichen Gleichheit," erzählt er, „macht es erlaubt, und die Unmöglichkeit, in abgelegenen Städten seinem Amte vermittelst einer anderen Einrichtung zu genügen, macht es nothwendig, daß Advokat und Klient ihre Geschäfte nicht selten als Compagnons anfangen und einander in die Hände arbeiten. Ein Richter wandert häufig von Stadt zu Stadt, ohne Bedienten, in seinem Gig oder zu Pferde, mit seiner Satteltasche vor sich, oder auch in der Postkutsche, und speist an der ländlichen Wirthstafel mit Krämern, Dorfschulzen und Amtsschreibern. Die menschliche Natur will sich geltend machen. In Ermangelung anderer Titel ist es dem Amerikaner erfreulich, mit dem Rang eines Generals, Obersten, Adjutanten, aber vornehmlich, meiner Beobachtung gemäß, mit dem eines Majors beehrt zu werden. Ein gebildeter Engländer versicherte mir, daß ihn sein Freund am Bord eines Dampfbootes auf dem Ohio zuerst als schlichten Herrn N. N., hierauf als Capitain eingeführt habe; bald nachher betitelte man ihn Major, und noch vor Ende des Tages wurde er förmlich als General vorgestellt. In jeder Postkutschen-Gesellschaft ist gewöhnlich ein Major oder ein Aide (statt Aide de camp) wie sie sich selbst nennen. Der Capitain eines Dampfbootes, welcher bei Tische den Wirth machte, fragte zufällig etwas laut: Herr General, ist Ihnen etwas Fisch gefällig? und gleich bejahten dies 25 von den anwesenden 30 Gästen."

Der Autor ist kein guter Beobachter im Detail der geselligen Formen, doch konnte er nicht umhin, Einzelnes zu bemerken und aufzuzeichnen. Hier das flüchtige Gemälde einiger Sonderbarkeiten in Sprache und Sitten: „Die Erziehung ist bei den ärmeren Klassen sehr sorgfältig, ausgenommen in den westlicheren Staaten, wo die Einwohner auch ohne Erziehung vorwärts zu kommen glauben. In den Atlantischen (an der Küste gelegenen) Staaten findet man unter 500 Personen (ich rede von geborenen Amerikanern) nicht Eine, die nicht lesen und schreiben könnte. Die Post hielt öfter an einem einsamen Holzhause, mitten im dichsten Walde, und ließ eine Zeitung fallen, die gleich aufgegriffen und mit der größten Begierde durchbuchstabirt wurde. Die meisten Holzträger (back-woodsmen) können mit verständigster Genauigkeit von dem Zustand Europas im Allgemeinen reden, aber die Reform-Bill in England und die Eisenbahn von Liverpool gehörten immer zu den Gegenständen, worüber man am strengsten examinirte. Ein Engländer kann in den Vereinigten Staaten keine Meile auf der Postkutsche zurücklegen, ohne gefragt zu werden, ob er auf der Eisenbahn von Liverpool gewesen sey? In Europa, zumal in Frankreich, heißt es: Habt Ihr den Tunnel unter der Themse gesehen? Aber die Frage des Amerikaners wird von seinem Interesse für das, was den Wohlstand eines Landes fördert, eingegeben, während bei dem Franzosen gar nicht an die Nutzbarkeit gedacht wird; dieser denkt nur an die Größe und Neuheit des Unternehmens und vergißt nie, zu bemerken, daß der Erbauer ein geborener Franzose gewesen."

„Ein großer Theil der Bewohner in den östlichen Staaten besteht aus Holländern und Deutschen. In verschiedenen Theilen Pennsylvaniens sind sie sehr zahlreich und stehen dort in dem Rufe guter und fleißiger Pächter; übrigens aber ist ihre Unwissenheit und ihr Eigensinn groß, und sie weisen den Unterricht, welcher ihren Kindern gratis angeboten wird, von sich, so daß letztere an Bildung weit hinter den jungen Amerikanern zurückzustehen pflegen. Ich verweilte mich oft, wenn ich durch einen Wald ging, um ein Bauerkind zu fragen, aus welchem Lande es sey. Da erfolgte denn sehr häufig die Antwort: „Wenn's gefällt, Herr, Vater ist ein Irländer, Mutter eine Holländerin, und ich bin hier erzogen." Mich selbst fragte man öfter: „Wo seyd Ihr erzogen, Fremder? Ich vermuthe, Ihr seyd aus dem alten Lande!" Ungefähr ein halbes Dutzend Wörter, an die ein Englisches Ohr, in Rücksicht der Bedeutungen, die man ihnen aufgebürdet hat, nicht gewöhnt ist, sind dort in stetem Gebrauche, wie z. B. fixiren (to fix), lociren (to locate), kalkiren (to calkilate) u. s. w. Das Verbum fix hat vielleicht eben so viele Bedeutungen, als irgend ein Chinesisches Wort. Wenn irgend ein Ding gemacht, gethan, gemischt, ausgebessert, besprochen, gemiethet, geboten, angeordnet, angeschafft, geendigt, gegeben werden soll, so könnte man dies Alles höchst wahrscheinlich durch fix ausdrücken. Der Schneider oder Schuhmacher, der Eure Instructionen empfängt, und der Wirth, welcher Euch ein Getränk zubereitet, versprechen gleichmäßig, Euch zu fixiren, d. h. Euren Geschmack pünktlich zu treffen. Von dem Haar einer Dame sagt man wohl, es sey fixirt, statt geflochten; und wäre ich im Begriff, meine Kleider oder Stiefeln einem Bedienten zu geben, damit er sie ausbürste: so brauchte ich nur zu sagen: fixire das! und würde vollkommen verstanden. Eine besondere Eigenthümlichkeit herrscht im Gebrauch des Wortes clever (geschickt, gewandt). In Amerika kann ein Herr oder eine Dame sehr clever seyn, ohne das geringste Talent zu besitzen. Dies Epitheton kommt fast ausschließlich Personen von liebenswürdigem und gefälligem Benehmen zu. Nach ihrer Meinung war Bonaparte entsetzlich stupide und Lord North sehr clever (liebenswürdig, einnehmend)."

„Um ihrer Flüche nicht zu gedenken, bemerke ich, daß sie sich oft der drolligsten Ausdrücke bedienen. So hörte ich Straßenraub ein ziemlich mittelmäßiges saures Stück Brod (a pretty middling tough piece of business) nennen. Doch gelten diese Bemerkungen hauptsächlich den mittleren und unteren Klassen; die Sprache eines Jeden ist vollkommen verständlich, und es giebt kein eigentliches Patois.

*) Vergl. Nr. 45 des Mag.

Es ſind auch viel weniger Näſentöne in der Amerikaniſchen Rede, als ich zu erwarten belehrt war. Immer hat man mir geſagt, daß viele Amerikaner, wenn ſie Jemand ſprechen hören, gleich mit Sicherheit die Gegend errathen, wo er ſich lange aufgehalten hat. Die Engliſche Sprache enthält nicht Wörter genug für ſie. Ein Mitglied des Kongreſſes wird deputiſirt (deputized) ſtatt deputirt; u. dgl. m. Ich erinnere mich, daß ich vor etwa zwei Jahren in dem jardin de plantes (botaniſchen Garten) beinahe kameloparduſirt worden wäre, als die Giraffe nach mir ſtieß. Obgleich nun die Engliſche Sprache die allgemein gebräuchliche iſt, ſo wird ſie doch durch die ganz unengliſche Conſtruction und verdrehte Bedeutung vieler Phraſen ſo ſehr abweichend von der Umgangsſprache gebildeter Zirkel in England, daß ich nicht glaube, ſie könne für gut Engliſch erklärt werden. Nur in den vornehmſten Zirkeln aller größeren Städte der Union wird ein ſehr gutes Engliſch geſprochen. Doch herrſcht immer hier und da etwas Verſchiedenheit."

Der Amerikaniſche Gentleman (in Engliſchem Sinne) iſt ein ſonderbares Thier. Capitain Hall und Miſtreß Trollope ſind niemals einem von dieſer Brut begegnet. Herr B., ſo ſehr er wünſcht, in ſeinen Beſchreibungen mit den Amerikanern auf gutem Fuße zu bleiben, kann doch nicht umhin, ihre Seltſamkeiten zu offenbaren.

„Ich muß," erzählt er, „ein Beiſpiel von der falſchen Sittſamkeit anführen, deren man die Amerikaner zuweilen bezüchtigt. Ich war auf einem Ball und wagte, mich einer Quadrille anzuſchließen. Als die Zeit des dos à dos kam, ſchritt ich vorwärts, um dieſen Theil des Tanzes eben ſo auszuführen, wie ich es in England gethan haben würde, fand aber, daß die Lady, welche mir gegenüber tanzte, ſich rückwärts bewegte, ſtatt vorwärts; meine Bewegung aber war ſehr aufgefallen. Ich fühlte, daß ich einen Verſtoß begangen, und mein Tanzgefährte, der viel in Europa herumgereiſt war, auch manche Quadrille in Frankreich und England getanzt hatte, machte mich, mit einem ſchalkhaften Lächeln, freundlich aufmerkſam, daß man hier dem dos à dos entſagt habe."

Am ſorgfältigſten ſind aber die Gefühle und Betrachtungen des Verf. da entwickelt, wo er die republikaniſche Form der Regierung in Schutz nimmt und Amerika von dem Vorwurf der Eiferſucht und des Grolles auf England entlaſtet.

„Die Fortſchritte der Reform in England und in Europa überhaupt werden von den Amerikanern mit geſpannteſtem Intereſſe beobachtet. Ein tiefes Gefühl der Sympathie für das Mutterland iſt noch allgemein und, wie ich glaube, im Zunehmen; und obgleich die meiſten Amerikaner glauben, ihr Land ſey das erſte in der Welt, ſo ſind ſie doch vernünftig genug, Großbritanien die zweite Sproſſe auf der Leiter der Nationen anzuweiſen. Das äußere Gepränge, welches, wie man geſtehen muß, einen Engländer ſo oft lächerlich macht, wenn er über den alten Kontinent reiſt, würde in den Vereinigten Staaten ganz wegfallen. Alle Anſprüche auf perſönliche Wichtigkeit bleiben unbeachtet, ſelbſt ohne nähere Unterſuchung, wie das in Europa geſchehen kann; aber ſo lange ein Engländer ſich anſtändig benimmt, haben die Amerikaner größere Achtung vor ſeinem Namen und Charakter, als ihnen öffentlich zu geſtehen angelegen iſt. Sie wünſchen uns Gutes in unſerem Unglück und betrachten mit aufrichtigem Mitleid dasjenige, was ſie für den herannahenden Sturz unſerer Verfaſſung halten; aber zu gleicher Zeit erhält ihr Nationalſtolz einige Genugthuung durch den Glauben, daß wir uns gezwungen ſehen würden, eine Regierungsform anzunehmen, die der ihrigen gleicht." — Es wäre eine Abgeſchmacktheit, wenn man läugnen wollte, daß die Amerikaniſche Regierungsform einem neuen Lande vortrefflich paßt, daß dieſes Land erſtaunliche Hülfsquellen beſitzt und in Benutzung der meiſten keine Zeit verliert (ich ſpreche von Amerika als einem Lande, nicht von einer Union, denn als Land muß es gedeihen, was auch der Regierung zuſtoßen mag), daß es unter ſeiner Verfaſſung emporgekommen iſt und gegenwärtig vieler Uebel, die älteren Staaten ankleben, entbehrt. Aber die natürlichen Urſachen des Wohlſtandes, deſſen die Amerikaner ſo vorzugsweiſe theilhaftig ſind, dürfen nicht, wie thörichter Weiſe oft geſchieht, für poſitive Wirkungen und wenig mehr als poſitive Wirkungen einer guten Verfaſſung genommen werden, wie gut und angemeſſen dieſelbe auch ſey. Die Amerikaniſche Verfaſſung iſt niemals erprobt worden. Daß zu Ende des letzten Krieges faſt ein Bankerott ausbrach, war eine Probe der Hülfsquellen des Landes, nicht ſeiner Inſtitutionen. Vierzig Jahre ſind keine Zeit, um die Stärke eines Gouvernements, wie das der Vereinigten Staaten, zu prüfen, wo die Civiliſation einen ſo beſchränkten Raum einnimmt. Das Gute wird in der Gegenwart empfunden; das Uebel iſt verſteckt, und man verſpürt es verhältnißmäßig wenig. Aber in den Einrichtungen der Union liegt die Saat der Zwietracht und Verwirrung, deren Gedeihen nur durch lebhaften kaufmänniſchen Verkehr und jenes Univerſalmittel für jede politiſche Krankheit, ein ſchönes an Hülfsquellen reiches Land, mit einer vergleichungsweiſe geringen Bevölkerung, gehemmt werden kann.

Allgemeine Stimmengebung in England und Amerika dürfte wohl nur dem Namen nach daſſelbe ſeyn. Es iſt wahr, daß beinahe Jedermann in Amerika ſtimmfähig iſt; es kann aber auch nicht geläugnet werden, daß, ausgenommen in den größeren Städten, wo allenthalben, ſelbſt in Amerika, eine Anzahl von Menſchen ohne ſichtliche Erwerbsmittel ſich vorfindet, jeder Einzelne wenigſtens in der Perſpektive die Gewißheit hat, ſich Eigenthum zu erwerben. Der Armen ſind verhältnißmäßig ſo wenige, daß allgemeine Stimmengebung bis jetzt nur noch eine Hydra im Embryo iſt. Könnte der jetzige Fortgang im Beſſerwerden ungehemmt bleiben von dem, was Staatshaushalts-Lehrer ſtörende Urſachen nennen — ließe ſich der Luxus entfernt halten und eine erzwungene bürgerliche Gleichheit und Zufriedenheit bewahren vermittelſt einer kräftigen und allgemeinen Ausübung des demokratiſchen Prinzips — dann wäre es erweislich, daß die Amerikaniſche Conſtitution auf Jahrhunderte feſtſtehen müßte; oder, mit anderen Worten, bis das Land ſo dicht bevölkert würde, daß es denſelben Uebeln preisgegeben wäre, die für England und die älteren Dynaſtieen Europa's erwachſen. Wenn eine Demokratie weſentlich die beſte Regierungsform wäre, ſo müßte daraus folgen, daß eine Uebervölkerung, jene unglückliche Probe ihrer Vortrefflichkeit, nur um ſo früher zum Daſeyn käme. Mit ihr wird der Augenblick wahrer Prüfung kommen, ob nämlich eine Demokratie unter dem Druck des Mangels beſtehen kann — ob die, welche etwas zu verlieren haben, nicht von der Gnade derer abhängen werden, die nichts beſitzen — ob eine Gleichheit des Standes nicht Anſpruch auf Gütergemeinſchaft geben kann — ob, wenn ſolch ein Zuſtand befürchtet wird, eine ſtehende Heeresmacht, wie ſie auch genannt werde, nicht nothwendig ſeyn dürfte, keinesweges um fremden Invaſionen zu begegnen, ſondern um bürgerliche Unruhen zu dämpfen — ob nicht Steuern zu ihrem Unterhalt erhoben werden müſſen — ob man endlich ſolche Steuern nicht als außerordentlich drückend befunden wird. (Atlas.)

Bibliographie.

The little girl's own book. (Des kleinen Mädchens eigenes Buch.) Pr. 4½ Sh.
On the immortality of the soul. (Ueber die Unſterblichkeit der Seele.) Von Mallock. Pr. 5 Sh.
Memoirs of the Rev. Matthias Bruen. (Denkwürdigkeiten des Geiſtlichen M. Bruen.) Pr. 7 Sh.
Maternal sketches. (Skizzen der Mutterliebe.) Von Rutherford. Pr. 7 Sh.
Stories from the history of Rome. (Erzählungen aus der Geſchichte von Rom.) Pr. 2½ Sh.
The genders of french nouns. (Die Genera der Franzöſiſchen Subſtantive.) Von Thurgar. Pr. 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Ackerbau und Viehzucht in Van Diemens Land. Die vortrefflichen Weiden, an welchen dieſes Land Ueberfluß hat, haben der Rindvieh und Schaaf-Zucht eine große Ausdehnung gegeben, die auch durch das Klima befördert wird. In den entfernteren Diſtrikten wird dem Rindvieh erlaubt, im Freien umherzuſchweifen, und in dieſem Zuſtand wird es vollkommen wild. Von Zeit zu Zeit ziehen Männer aus und erbauen aus Pfählen eine kreisförmige Einfaſſung, wohinein ſie das Vieh treiben, indem ſie hinter demſelben her galoppiren und es mit Peitſchen vorwärtstreiben. Hier wird es zuweilen mehrere Tage ohne Futter gelaſſen, bis eine hinlängliche Anzahl zuſammengetrieben worden iſt. Dann tritt ein Mann mit einem langen Stab hinein, an welchem ſich eine Schlinge von ſtarkem Tau befindet, die er einem Rind über die Hörner wirft. Wenn dieſe befeſtigt iſt, zieht ein anderer Mann die Hinterbeine ebenfalls mit einer Schlinge zuſammen, hierauf werden alle vier Beine zuſammen gebunden, und das Thier wird mit einem glühenden Eiſen auf dem Hinterſchenkel gezeichnet. In dieſem Zuſtande bleiben die Thiere bis zur Marktzeit und werden dann zur Stadt getrieben. Das Rindvieh in Van Diemens Land wird im Allgemeinen vorzüglicher gehalten, als das in Neu-Holland. Das wilde Weiden des Viehes, das mit zahlreichen Nachtheilen verbunden iſt, iſt indeſſen eingeſchränkt worden, und größtentheils weidet das Vieh jetzt wie in England. — Die erſten nach Van Diemens Land gebrachten Schafe kamen von Bengalen und waren von ſehr ſchlechter Art; ſeitdem aber ſind ſie durch Sächſiſche und reine Merinos veredelt worden. Es werden ziemlich bedeutende Quantitäten feiner Wolle nach England ausgeführt. Die Pferde, welche urſprünglich von Indien eingeführt worden, ſind im Allgemeinen nicht ſehr groß und von keinem hübſchen Anſehen. Es giebt faſt gar keine Zugpferde darunter, und der Ackerbau, welcher kräftige Thiere erfordert, wird mit Stieren betrieben. Gute Mutterpferde variiren im Preiſe von 40 bis 100 Pfd. Stlg., Wallache von 30 bis 100 Pfd., Lämmer von 1 bis 1½ Pfd., Merino- und Sächſiſche Böcke von 10 bis 50 Pfd. Das Paar Zug-Stiere koſtet ungefähr 20 Pfd. Stlg. — Die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Vortrefflichkeit des Klima's machen Van Diemens Land zur Hervorbringung aller der Früchte geeignet, welche in England gedeihen. Der Weizen daſelbſt iſt beſſer als der in Sydney, und wegen des geringeren Grades der Temperatur treiben Hafer, Roggen und Bohnen beſſer. Dieſelbe Urſache aber iſt Schuld daran, daß mehrere Vegetabilien, welche in der verwandten Kolonie gedeihen, hier nicht mit Vortheil gebaut werden; dazu gehören Mais, Orangen und Aprikoſen. Rüben, Kohl, Erbſen, Zwiebeln und Engliſches Gras gedeihen ſo gut wie in Europa. Aepfel-, Pflaumen-, Pfirſich- und Kirſch-Bäume wachſen ſo raſch, daß ſie, ein Jahr nachdem ſie gepflanzt ſind, Früchte im Ueberfluß liefern. Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren ſind ſehr gewöhnlich. Melonen, Kürbiſſe und Gurken wachſen in freier Luft. Hopfen und Wein ſind mit außerordentlichem Erfolg angebaut worden. Kartoffeln, die in Neu-Holland im Allgemeinen ſchlechter als die in England ſind, gedeihen hier beſſer. Es wird ſo im Ueberfluß produzirt, daß ſchon im Jahre 1817, als die Ernten an dem Fluſſe Hawkesbury mißriethen, 20,000 Scheffel Weizen und 380 Tonnen Kartoffeln von Van Diemens Land hingeſchickt werden konnten, um den Ausfall zu decken.

(Quarterly Journal of Agriculture.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Montag den 11. Juni 1832.

England.

An Account of the British Campaign of 1809 in Portugal and Spain. (Nachrichten von dem Britischen Feldzuge von 1809 in Portugal und Spanien.) Vom Grafen von Munster*) London, 1831.

Die täglich zunehmende Vertrautheit hochgestellter Militair-Personen mit dem Gebrauch der Feder kann, unserer Ansicht nach, nicht ohne den entschiedensten Einfluß auf die Englische Literatur bleiben und wird ihr ohne Zweifel, je eingreifender diese rühmlichen Bestrebungen in die Zeit werden, allmälig ein höchst charakteristisches Gepräge mittheilen. Ein Buch, wie das oben angezeigte, muß bei den Zeitgenossen nicht nur die allgemeine Stimmung der Gedanken und Gefühle vielseitig berühren, sondern selbst auf den Stoff und Mechanismus der Landessprache seine Wirkung äußern. Neue Wörter, neue Redewendungen und ein ganzes Heer neuer Bilder und Anspielungen finden aus einer solchen Quelle einen reißend schnellen Uebergang in die Mitte des öffentlichen Lebens, und die kriegerischen Triumphe der glorreichen Aera von Trafalgar und Waterloo werden vielleicht nach tausend Jahren in den Wörterbüchern von noch namenlosen Nationen, die tausend Meilen von den Heldenstätten entfernt aufblühen, eine Färbung geben, sowohl tragischer als komischer Art.

Bloß aus dem Stil eines Volkes und dem hervorstechenden Charakter seiner Redefiguren und Darstellungsweise, wie er sich in einem seiner Literatur angehörigen Werke, das eine große Popularität bei ihm gewonnen, kund giebt, ließe sich mit einer ziemlichen Gewißheit auf die eigenthümlichen Lebenszwecke, Beschäftigungsarten und die eingewohnte Gefühlsrichtung dieser Nation ein Schluß ziehen. Jede Seite im Drama der Athenienser bezeichnet eben so deutlich, als die Athenienßische Geschichte selbst, ein Volk, das aus politischen Parteigängern und ruhelosen Seefahrern besteht; die Liebe zum Ackerbau und der stolze Tumult des Campus sind mit derselben Charakterschärfe in den Lucubrationen der Römischen Schriftsteller abgeprägt. Die Sprachen Englands und Frankreichs sind ex facie die der beiden aktiven Völker der neueren Christenheit. Dies erhellt nicht bloß und nicht so sehr aus dem Wörterschatz derselben, als vielmehr aus der eigenthümlichen Struktur und dem Entwickelungsgang ihrer Gedanken, wenn man sie mit einer der benachbarten Zungen vergleicht. Die stolzirende Trägheit des Spaniers spiegelt sich selbst in dem schwerfällig schleichenden Wortpomp seiner Billetdoux wieder; der Italiäner, wenn er sich nicht gerade an einer gedrängten und dunklen Nachäfferei des Tacitus abmartert, macht in den fließenden Paragraphen seiner weit aus einander gezogenen Sprachsüßigkeit kaum bessere Fortschritte als eine Pinasse, die in der Mittagshitze auf einer seiner schönen Seen kreuzt; der Deutsche Autor baut ohne Unterschied des Gegenstandes, den er behandelt, so schwere Säulen auf, und spitzt sie mit einer so studirten Zierlichkeit zu, daß wir sogleich gewahr werden, wie er einem Volke angehört, dessen Literatur hauptsächlich nur eine Literatur der Gelehrten ist; — jede Zeile erinnert bei ihm an die Klasse pedantischer Sonderlinge, welche selten das Mundstück ihrer gewichtigen Meerschaumpfeife von den Lippen bringen, außer wenn sie das Katheder besteigen, um gähnende junge Leute mit metaphysischem Qualm heimzusuchen, der ungefähr eben so erquickend ist, wie der ihres Tabacks. Ein gutes Französisches Buch in Prosa (denn von der Poesie wollen wir nicht reden) läßt sich mit Leichtigkeit in ein gutes Englisches umwandeln, und vice versa, aber kein Uebersetzertalent würde Abhandlungen von Friedrich Schlegel oder Novellen von Ludwig Tieck**) den Lesern in London und Paris mundrecht zu machen im Stande seyn; ihr Inhalt, so kostbar er auch an sich selbst seyn mag, müßte völlig umgegossen werden, um zu der festen sicheren Klarheit der Anordnung, zu der Gedrungenheit der Form und dem Leben und der Elasticität der Bewegung zu gelangen, ohne welche in einem Lande, dessen Literatur ihre Richtung und Färbung von Welt- und Geschäftsmännern erhalten, Nichts eine allgemeine Aufmerksamkeit zu gewinnen vermag.***)

Es ist hier nicht der Ort, um über diesen Gegenstand in weitere Ausführungen einzugehen, aber so viel ist gewiß, daß das erste populär gewordene Werk in unserer Sprache aus der Feder eines Autors kam, der zugleich im bürgerlichen Leben ausgezeichnet war, und daß in jedem nachfolgenden Zeitalter der originelle und weitgebildete Charakter der Englischen Literatur aus seiner Beziehung auf das Ganze hervorging. Mit wenigen Ausnahmen waren selbst unsere Dichter Männer, die sich in beweglichen Geschäftskreisen mannigfach geübt hatten; wenigstens sind alle unsere Dramatiker und Novellisten, die Erwähnung verdienen, von dieser Art gewesen, und Jeder dieser Männer hat den Nationalschatz mit Goldstücken bereichert, die in der Münze seines eigenen Standes und Berufes ihr Gepräge erhalten. Dies ist es, was allen unseren literarischen Hervorbringungen diesen Anstrich von praktischer Schärfe, Kraft und Witzigung giebt, wodurch sie in ihrer allgemeinen Wirkung denen der Französischen Literatur viel näher stehen, als es je, ungeachtet der engeren Blutsverwandtschaft und der größeren Uebereinstimmung der Ansichten und Meinungen in den wichtigsten Branchen, in Bezug auf die Deutsche der Fall seyn wird; und eben diese unsere altgewohnte Sitte, auch die Gewerbsdialekte (wie wir es nennen möchten) mit heranzuziehen, berechtigt uns, von dem literarischen Talent, das in den letzten Jahren unter unseren Militair-Personen und Seefahrern so tiefe Wurzel gefaßt zu haben scheint, eine ausgedehnte und dauernde Wirksamkeit zu erwarten. Wer würde es sich noch vor dreißig oder zwanzig Jahren haben träumen lassen, daß im Jahre des Herrn 1832 eine der erfolgreichsten Erscheinungen der periodischen Presse im Lande ein Magazin seyn würde, das ausschließlich militairischen und nautischen Gegenständen gewidmet ist,*) lediglich von Offizieren des General-Stabes geschrieben und von einem rüstigen Veteranen redigirt wird? Oder wer, der dies weiß und davon unterrichtet ist, daß seit einigen Jahren so viele der beliebtesten Erzählungen, Novellen und Romane durch Halls, Napiers, Marryats u. A. und überhaupt durch Männer auf den Markt von London gebracht worden sind, welche ihre Würden einzig unter solchen Schutzpatronen wie Nelson und Wellington empfingen, wer kann zweifeln, daß die eigenthümlichen Ansichten und Ausdrücke, die τρόποι und γνῶμαι, selbst der Witz, Laune und Humor des modernen Feld- und See-Schauplatzes in diesem Augenblick im Begriff stehen, in den großen Körper unserer geschriebenen Sprache überzugehen?

Der Charakter Lord Munsters, als eines in vielen und mannigfachen Zweigen gewandten Gelehrten, war schon seit lange wohlbekannt, doch haben seine „Husaren-Briefe" und andere Beiträge zu der oben von uns bezeichneten Gewerks- und Geschäfts-Literatur kürzlich seinen literarischen Ruf noch bedeutend erhöht. Das neue Werk, das wir in der Ueberschrift namhaft machten, ist vornehmlich aus einzelnen Skizzen an einander gereiht, welche schon längst in den Blättern, von denen sie nach und nach mitgetheilt worden, außerordentliche Aufmerksamkeit erregt hatten; und mit Recht, denn sie gehören zu den lebendigsten Mustern militairischer Darstellung, die wir kennen. Dadurch, daß sie der Verfasser in eine bestimmte Form gebracht und mit seinem Namen versehen, hat er sie vor das Forum der Kritik gestellt, doch begnügen wir uns hier mit einigen Auszügen, um das ihnen gespendete Lob vor dem Leser zu rechtfertigen. Wir wählen zuerst eine Stelle aus Lord Munster's Gemälde von Soult's Flucht aus Porto:

„Soult sammelte seine Armee am Morgen des 15ten in Guimaraens, aber da er unsere Truppen in Villa nova de Famillacke fand und keinen Weg für das Geschütz offen sah, vernichtete er die Bagage und das Militairgeräth des Loisonschen Corps und wandte sich in Verzweiflung auf den Ziegenheerden-Stegen queer über das Gebirge, indem er sich auf Interesse, Beistand und Rath des Bischofs von Braga verließ. Die Stege waren so eng, daß immer nur ein einzelner Mann vorschreiten konnte und die Kavallerie genöthigt war, ihre Rosse zu führen; zu gleicher Zeit wurde die Mühsal dieses so kläglich verzögerten Marsches noch durch unaufhörliche Regengüsse vermehrt, die während dieser ganzen Prüfungsperiode in Strömen niederflossen. Die Landleute, glücklich in dem Gedanken, den Feinden die Schrecken und Gräuel ihrer Gegenwart zu vergelten, lauerten auf sie wie Geier und verfehlten nicht, mit Steinen

*) Lord Fitzclarence, Sohn Wilhelms IV.

**) A poet's life, by Lewis Tieck — diese längst ins Englische übersetzte Tieck'sche Novelle von Shakespear's Dichterleben, die übrigens auch schon von zwei verschiedenen Bearbeitern ins Französische übertragen worden, scheint der Verfasser dieser Kritik gar nicht gekannt zu haben. —

***) Wir theilen dieses Urtheil als ein Curiosum mit, das besonders seltsam aus dem Munde eines Engländers klingt, der vielleicht eben erst das nicht bloß ins Englische übersetzte, sondern auch vom Englischen Publikum mit Heißhunger verschlungene Werk „eines Deutschen Fürsten" die Briefe eines Verstorbenen gelesen und für eines der vielen Englischen Unterhaltungsblätter, die Auszüge daraus mittheilen, excerpirt hat. D. R.

*) Der Verfasser meint das United Service Journal.

Digitized by Google

auf diejenigen zu werfen, welche unter der Anstrengung erlagen; die Steine, welche sie auf sie schleuderten, rollten ganze Faden tief in die Abgründe hinab, während einzelne Würfe von den Gebirgsspitzen die Krieger in der Marschreihe niederschlugen. Ihre Leiden fanden bei den Briten allein Mitleid, welche sonst auch von den Franzosen keine solche Dinge zu erdulden gehabt, wofür sie jetzt die Wiedervergeltung empfingen. — Der Felsenstrom von Carado bot am nächsten Morgen ein ganz außerordentliches Schauspiel dar. Mann und Roß, Saumthier und Bagage waren in den Fluß hinabgestürzt und hemmten im eigentlichsten Sinne den Lauf des Stromes. Hier war in schicksalsvoller Vergesellschaftung mit Tod und Grausen das letzte von der aus Porto mitgeschleppten Beute wieder ausgespieen worden. Die kostbarste Habe aller Art war auf der Straße zurückgelassen, während über dreihundert Pferde, die ins Wasser gesunken, und Maulthiere, mit Gepäck beladen, in die Hände der Grenadiere und der leichten Truppen der Garde fielen. Diese fingerfertigen Herren fanden bald, daß das Auffischen des Gepäcks und der Leichname aus dem Flusse sehr ergiebig war, da zugleich Metallgefäße, Börsen und Gürtel voll von Gold und Silber damit zum Vorschein kamen, und so ließ sich mitten unter den Scenen des Todes und der Zerstörung das Aufjauchzen der lärmendsten Freude vernehmen."

Nachdem der Verf. Cuesta's auffallend sinnloses Benehmen, das der Schlacht von Talavera vorherging, seinen hartnäckigen Entschluß, ein Gefecht zu vermeiden, seine Entschuldigungen wegen des Sonntags u. dergl. beschrieben, fährt er folgendermaßen fort:

„Sir Arthur (Wellington) verdient eben so viel Zutrauen wegen der Haltung, die er während seines sechsjährigen Verkehrs mit der Spanischen Regierung und den Beamten bewiesen, als wegen der Führung des Krieges überhaupt. Wenn wir die gebrochenen Versprechungen und verletzten Verpflichtungen, auf denen die Sicherheit seiner Armee beruhte, die Ehre seines Charakters und seinen Kredit als Offizier erwägen und doch von keiner Zwistigkeit hören, die sich — wenn es eine gegeben — über den Kreis der Korrespondenz und Verhandlung hinaus ausgedehnt hätte, so ist die Nachwelt in der That verpflichtet, unserem Befehlshaber das Lob einer unbegränzten Charakterruhe zu spenden. — Obgleich schmerzlich berührt von dem Entschlusse Cuesta's, konnten die Offiziere doch zugleich nicht ohne Spott das unangemessene Verfahren wahrnehmen, das wir in den letzten drei Tagen an dem alten Herrn bemerkten. Es war unmöglich, den General unbeobachtet zu lassen, wenn er sich ungefähr eine halbe Meile von den Vorposten auf das Schlachtfeld begab, in einem von neun Maulthieren gezogenen Wagen und mit Vorsichts-Maaßregeln gegen seinen Rheumatismus, wie sie nur zarte Damen zu nehmen pflegen, indem er wegen des feuchten Klimas die Wagenpolster zu einer fête champêtre auf das Gras ausbreiten ließ. Zu diesen wurde der Spanische Oberbefehlshaber von zwei Grenadieren hingeleitet, an denen er sich halten mußte, da seine Kniee zu schwach waren, als daß er es, ohne zu schwanken, ja ohne zu fallen, hätte versuchen können, sich niederzulassen. Die Cortes hatten nur Eine Entschuldigung dafür, daß sie ihn zum Befehlshaber behielten: das vergangene Jahr hatte eine allgemeine zuverlässige Redlichkeit zum Verdienst gemacht, und sie vergaßen jedes andere Erforderniß in dem Wunsche, vor Verrätherei sicher zu seyn."

Die Nacht vor dem Zusammentreffen wird mit lebhaften Farben geschildert. „Die Feinde hatten, sobald es finster geworden, einen Angriff gemacht, und obgleich dieser leicht zurückgeschlagen wurde, so bivouaquirten die Truppen doch nun in der stündlichen Erwartung eines frischen Ausfalles. Eine Französische Kuh, die sich von ihrem Halfter losgerissen, rannte in die Reihen der Spanier, und die Artillerie des alten Cuesta feuerte mit ihrer ganzen Batterie eine Salve auf sie los."

„Eine große Anzahl seiner Truppen, welche in der Front aufgestellt gewesen, verließ ihre Stellung und stürzte sich in die Stadt, und in der Mitte des Haufens der Flüchtlinge erblickte man eine gewisse viereckige Kutsche, mit neun Maulthieren bespannt, die auf das Aeußerste angetrieben wurden, woraus zu schließen, daß ihr Insasse eben so besorgt war, zu entfliehen, als der Niedrigste im Heere."

„Sir Arthur, umgeben von seinem Stabe, schlief, in seinen Mantel eingehüllt, auf der bloßen Erde, im Nachtrab der zweiten Linie gegen das Centrum der Britischen Armee zu. Sie hatten die Gelegenheit zu einem flüchtigen Schlummer wahrgenommen, als ihre fortgesetzte Ruhe durch Allarm mannigfacher Art gestört wurde, — während die Meinung der Anderen sie wach glaubte. Der Lärm des Tages hatte einen Ueberblick unserer Lage verhindert, aber jetzt, da er sich unserem Nachdenken darbot, war es unmöglich, die furchtbare Entscheidung, welche herannahte, unerwogen zu lassen. Wir mußten nothwendig fühlen, daß hier die alte Militair-Nebenbuhlerschaft zwischen England und Frankreich wiederum eine Probe zu bestehen im Begriff war, und daß der kalte, abgemessene, ausdauernde Muth des ersteren wieder gegen die künstlichere, ritterlichere Bravour des letzteren geltend gemacht werden solle. Diese Ansicht von der verhältnißmäßigen Tapferkeit der beiden Nationen kann nicht in Frage gestellt werden, wenn wir erwägen, daß das Anfeuern der Britischen durch moralische Anregung ganz unnütz ist und statt einer Zusprache der Ermunterung lediglich die der Kontrolle, des Gehorsams und der Ordnung bei unserer Mannschaft angewendet wird, während dagegen unsere alten Nebenbuhler unaufhörlich genöthigt sind, in die Ohren ihrer Leute zu flüstern, daß sie durch Nationalität und Individualität die Bravsten des menschlichen Geschlechts seyen. Indem nichts ihrer unbegränzten Eitelkeit so sehr schmeichelt als dies, werden sie durch diesen beständigen Anreiz so aufgeblasen, als wäre an der Wahrheit nicht zu zweifeln, und dies macht ihren ersten Angriff in der That fürchterlich. Aber diese Art eines gemachten Muthes vermag nicht, einer strengen Probe Stand zu halten; — die Franzosen sind in ihrem militairischen Charakter immer mehr Gallier als Franken gewesen, und was Cäsar von den Ersteren vor 1800 Jahren sagte, findet noch heutzutage auf die Volks-Stämme, welche jetzt das schöne Land bewohnen, seine Anwendung. Wenn man dieser Gattung von Muth gleich anfangs entschieden trotzt, verringert er sich nicht nur, sondern verdampft auch, und Thatkraft und Wille werden immer eher erschlaffen, als bei den Briten. Als Soldaten betrachtet, wenn man diesen Ausdruck im weitesten Sinne nimmt, sind sie uns in manchen Stücken gleich, wenn nicht überlegen; aber in Einem, nämlich in dem persönlichen und geregelten Muth, stehen wir bei weitem höher als sie. Es ist merkwürdig, wie oft sie die Erfahrung davon gemacht haben und sich doch durch Ausflüchte aller Art diese Ueberzeugung aus dem Sinn zu schlagen suchen. Ganz Frankreich, eingedenk dieser Schwäche, bemüht sich, sie durch Spitzfindigkeiten auf jede Weise zu verbergen, und um nur die National-Eitelkeit nicht zu verletzen, beschimpfen die Franzosen lieber jeden Offizier, der uns gegenüber keinen Erfolg hat, sollte auch seine Stellung noch so gut und der Art gewesen seyn, daß er, abgesehen von dem Muth unserer Leute, einen glücklichen Erfolg hätte haben können."

„Außer der Tapferkeit der beiden Nationen handelte es sich bei Talavera nicht weniger darum, den Werth zweier Bildungs-Systeme in der Hervorbringung einer wirksamen Militairmacht zu erproben. Es sollte nicht nur gezeigt werden, ob ein chevalereser Enthusiasmus und eine Zuversicht, die sich nur auf Eitelkeit gründete, einen natürlichen und patriotischen Muth überwinden, sondern auch, ob ein Pflichtgefühl, das durch wirkliche Disziplin tiefe Wurzel gefaßt, einer Gesinnung unterliegen könne, die sich durch einen gänzlichen Mangel an Kontrolle und eine lange Reihe von Exzessen und Ausschweifungen charakterisirte. Es kam darauf an, ob eine wohl organisirte Armee, die eines gebildeten Zeitalters der Kriegführung würdig, nicht einer im Herzen von Europa aufgewachsenen Militair-Kaste überlegen seyn sollte, welche wenig besser war, als die Banditen, die im sechszehnten Jahrhundert Bourbon in die Thäler von Rom führte. Das System, auf welches die Französischen Heere gegründet waren, war so demoralisirend und verderblich in seinen Wirkungen, daß die Armee Buonaparte's nicht als die National-Macht Frankreichs, sondern als die eines Eroberers, wie Dschinghis-Chan oder Tamerlan, angesehen werden müßte. Gleich diesen Geißeln der Menschheit behauptete sich der Beherrscher der Franzosen nur dadurch, daß er es geltend machte, daß das Kriegswesen die Zeit geschaffen, und indem er diese Meinung aus Ehrgeiz begünstigte, nährte er die Anhänglichkeit der Soldaten an seine Person dadurch, daß er sie zu Sieg und Beute führte. Deshalb wurde der Plünderung nicht nur nachgesehen, sondern sie war erlaubt, und noch hat sich kein Lobredner der Französischen Armee öffentlich erkühnt, die Zügellosigkeiten derselben zu entschuldigen. Alle Mannszucht ging in diesem Zustande der Dinge unter. Zwang war weder nöthig noch weise, wo die Blicke Aller auf dieselben unerlaubten Gegenstände gerichtet waren, und der Militair-Kodex schien eher ein Band der Vereinigung und Genossenschaft, das falsche Ruhmsucht und Ehrbegierde und Durst und Hoffnung auf Gewinn bei der fesselosen militairischen Freiheit begünstigte, als eine Sammlung von Gesetzen zu seyn, die sich auf die Rechte und Anforderungen der menschlichen Natur bezieben."

„Die Geistesgewandtheit und Einsicht des Französischen Militairs erkannte freilich die Nothwendigkeit eines Gehorsams gegen ihre Offiziere, welche sie als Führer zu den Allen gleich erwünschten Dingen betrachteten, und so, weit entfernt davon, Ordre zu erhalten, setzten sie dieselbe doch mit Bereitwilligkeit voraus. Ein Beduinenhaufe bedarf keiner bestimmten Befehle seines Oberhaupts, sein Aeußerstes zu thun, um die Wächter niederzumachen und die Kameele einer Karavane zu plündern, und eben so wenig bedurften auch die Franzosen, mit Habsucht oder falschem kriegerischen Dünkel im Blick, einer weiteren Anleitung oder Führung."

„Diese mannigfachen Verhältnisse waren jedoch den Franzosen so angemessen, daß sie seit der Revolution die Wirkung hatten, ihre Heere auf den Gipfel des Ruhmes zu erheben, während ihre Erfolge über die Truppen des Kontinents sie allgemein gefürchtet machten. Sie fühlten es, und dies steigerte ihre Zuversicht. Die Armee vor uns trug ganz diesen Charakter an sich, da sie aus den schönen Regimentern der Italiänischen Periode gebildet und so oft unter Napoleon von einer Eroberung und von einem Sieg zum anderen geführt worden war. Weder das Corps Victor's noch Sebastiani's, noch die Garde oder Reserve unter Desolles hatte einen Theil der Truppen ausgemacht, die von uns bei Vimiera oder Corunna geschlagen worden, noch war irgend ein Erinnerungszeichen unserer Tapferkeit vorhanden, welches ihre gute Meinung von sich selbst, worin die Hauptstärke der Französischen Heere besteht, erschüttert hätte."

„Obgleich keine Furcht wegen des Ausganges entstehen durfte, der von den braven Kameraden, die um uns her lagen, abhängig war, so konnten wir doch nicht anders als bedauern, daß sie nicht aus eben so schönen Truppen bestanden als die, welche Sir John Moore begleiteten. Wir konnten es uns nicht verhehlen, daß unsere Reihen mit jungen Soldaten gefüllt waren, welche hauptsächlich zu den zweiten Bataillonen derjenigen Englischen Regimenter gehörten, die sich zu Corunna eingeschifft, und aus solchen bestanden, die nie einen Feind gesehen. Mit Ausnahme der Garden und weniger Anderer, befanden sich mehr Schnappsäcke mit dem Namen von Miliz-Regimentern, als von geordneten regulären Regimentern unter ihnen. In der That, wir fühlten, daß es keinen stärkeren Kontrast geben könne, als den der beiden Heere."

Der Erfolg des nächsten Tages wird vom Verf. mit vieler Klarheit und Energie geschildert, doch wir müssen uns mit den bisher

gegebenen Auszügen hier begnügen, die hinreichen mögen, die Darstellungskraft des Lord Munster zu belegen, der sich auch nicht selten bei betreffenden Gelegenheiten ein fantastisches Element beigesellt, das seinen Zeichnungen eine sehr lebendige Wirkung giebt. Sein kleines Buch ist voll von Interesse; es ist das Werk eines humanen und elegant gebildeten Geistes. Lord Munster ist ein enthusiastischer Soldat aus der Schule Wellington's und von ganzer Seele ein Bewunderer dieses Staatsmannes. (Quart. Rev.)

Bibliographie.

An introduction etc. (Einleitung zu Goldsmiths Grammatik der Erdkunde.) Von Dowling. Pr. 9 D.

A tour in Swizzerland. (Reise in der Schweiz.) Von Liddiard. Pr. 10½ Sh.

History of South-Africa. (Geschichte von Süd-Afrika.) Pr. 3½ Sh.

Scenes in Belgium. (Belgische Scenen.) Von Hammasen. Pr. 5 Sh.

Grammar of the english language. (Englische Sprachlehre.) Von Hiley. Pr. 4 Sh.

A key to Ingram's mathematics. (Schlüssel zu Ingram's mathematischen Aufgaben.) Von Trotter. Pr. 8½ Sh.

Paternal advice to young men. (Väterlicher Rath an junge Leute.) Pr. 1½ Sh.

Frankreich.

Eugene Scribe und das jetzige Französische Lustspiel.

Von Scribe's Theater sind in den Jahren 1828 bis 1831 zwölf Bände erschienen. Ob dies wirklich die letzten Werke dieses unerschöpflichen Lustspiel-Dichters sind, das kann man, mit Sir Thomas Brown in seinen Untersuchungen über das Alter der Begräbniß-Urnen in der Hydriotaphia, eine Frage nennen, deren Lösung der Muthmaßung weiten Spielraum läßt. So viel ist gewiß, daß keines der drei zuletzt im Druck erschienenen, nämlich „die Rache einer Italiänerin", „Robert der Teufel" und „die Marquise von Brinvilliers", sich aus älterer Zeit, als 1831, verschreibt, und daß das letztgenannte Stück erst im vorigen Oktober auf der Bühne erschien; aber bei alledem ist es sehr wahrscheinlich, daß seit dieser Zeit schon wieder ein Scribe'sches Lustspiel im Theatre Français, eins Scribe'sche Oper im Odeon und ein Vaudeville im Theatre des Variétés mit dem größten Beifall neu gegeben wurden.

Das Geheimniß dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit erklärt sich einigermaßen durch das literarische Zusammenarbeiten Mehrerer an Einem Werk, was jetzt bei solchen Geisteserzeugnissen völlig zum System geworden ist und schon aus dem Titel von Scribe's Werken: „Theater, von dem Verfasser seinen Mitarbeitern gewidmet", deutlich genug hervorgeht. In der Englischen Literatur steht freilich eine Verbindung, wie die von Beaumont und Fletcher, fast noch einzig da; in Frankreich aber ist dies schon ganz zur Regel geworden. Die Dichter kommen zusammen, um eine Stanze zu dreschen, wie sie es sonst zu thun pflegten, um eine Flasche mit einander auszustechen. Carmouche und Dittmar schreiben Novellen in Gemeinschaft, Mery und Barthelemy setzen sich zusammen nieder, um ihre republikanischen Diatriben vereint zu fabriziren, und bei Opern und Vaudevilles ist es schon eine Seltenheit, wenn man noch ein Stück findet, das nicht mehr als Einen Verfasser zählt. Und seltsam genug, die Vereinigung ist meistentheils so ersprießlich, man bemerkt so wenig einen Mangel von Einheit der Hand und des Kopfes, daß kein Leser die Verschwörung entdecken würde, wenn sie die Ueberschrift nicht offenbarte. In der „Rache einer Italiänerin", einer ganz unbedeutenden Kleinigkeit, worin ein Narr, der sich seiner bonnes fortunes etwas zu vorlaut rühmt, auf eine lustige Weise mystifizirt wird, scheint diese Zersplitterung der Arbeit ihren Gipfel erreicht zu haben. Denn hier spielen drei Dichter einander in die Hände; eine verantwortliche Dichter-Firma, bestehend aus den Herren Scribe, Delestre, Desnoyers und Comp., ist bereit, einem Theater-Direktor auf beliebigen Befehl mit jeder Gattung von dramatischer Poesie aufzuwarten, „mit tragi-historischer, tragi-komischer, historiko-pastoraler, mit unveränderter Scene und fesselosem Metrum," binnen einer Woche und nach der neuesten Mode, auch gewiß nicht ohne einen tüchtigen Rabatt bei prompter Zahlung.

Obgleich es schwer seyn würde, genau den Antheil herauszufinden, welchen Scribe zu jedem dieser Stücke geliefert hat, so kann man ihn doch als den Anführer dieser abenteuerlichen Vergesellschaftungen betrachten; auf seine Gewandtheit, seine reichen Hülfsquellen und seinen dramatischen Takt setzen die Mitglieder derselben, ein originell wirthschaftendes Volk, ihr ganzes Vertrauen; und diese ihre Zuversicht so wie ihr eigenes Selbstgefühl werden durch die Erfahrung voller sechszehn Jahre, in denen sie von ununterbrochenem Erfolg gekrönt wurden, hinlänglich gerechtfertigt. Vollkommen überzeugt, daß jedes Ding so viel werth ist, als es einbringt, hat Scribe sein bewundernswürdiges Talent, womit er das Publikum ergötzt, zu seinem besten Vortheil verwandt, und wenn man den Nachrichten in dieser Hinsicht glauben darf, so hat ihn der Ertrag seiner dramatischen Erzeugnisse seit dem Jahre 1813, wo das erste der in der Sammlung befindlichen Stücke auf dem Theater erschien, bereits in den Besitz eines jährlichen Einkommens von 60,000 Franken gebracht. Ein Mann, der, obgleich er seine Werke nach Hunderten zählen kann, doch die Schrecken theatralischer Verdammniß kaum erfahren hat, der zwölf Oktavbände von Lustspielen, Vaudevilles und Opern publizirte, die fast alle mehr als hundertmal gegeben wurden, dessen Productionen zu gleicher Zeit das Berliner, das St. Petersburger, das Neapolitaner und das Londoner Publikum belustigen, muß sicherlich ein nicht ganz unbedeutender Geist seyn, so kleinlich und untergeordnet auch das Fach erscheinen mag, das er zur Ausübung seines Talentes sich erkor.

Scribe war in der That, eben so wie die größeren Meister seines Faches, klug genug, um der Mode seiner Zeit zu folgen. Der Geschmack für das Lustspiel war im verflossenen Jahrhundert in sichtbarem Verfall. Er sah dieselben Zuschauer, die einst um den klassischen Ruhm der Französischen Komödie so eifersüchtig besorgt waren, nunmehr bei der Vorstellung des Misanthropen gähnen; der Tartüffe wurde nur wegen der Satire auf die Priester und Jesuiten noch geduldet, aber wenn eine Tragödie von Racine angekündigt war, stand das Haus verödet und verlassen da. Das mochte sehr unrecht seyn, aber Scribe kam zeitig zu der Einsicht, daß man weder Ruhm noch Glücksgüter erringen könne, wenn man eine sinkende Sache unterstütze, und bei aller Hochachtung für Molière fühlte er sich doch nicht dazu berufen, als Märtyrer im Kampf für die Vergangenheit zu sterben; er warf sich daher mit ganzer Seele auf die Gegenwart und nahm den Geschmack des Publikums, so wie er ihn fand. Nur nach Neuem begierig, unbekümmert um die Aesthetik, jeder Zergliederung und mühsamen Zeichnung von Charakteren unfähig, gleichgültig gegen äußere Glätte und Schönheit der Sprache, zufriedener mit einem kühnen und rohen Umriß als mit einem vollendeten Kabinetsstück, vor Allem aber nach Mannigfaltigkeit der Handlung, der Scenerie, der Intrigue und des Lächerlichen jagend, und so dem unbeständigen Charakter des Pariser Publikums in allen seinen Launen folgend, stellte er seine Gemälde, kaum trocken, auf seiner hellen, obgleich zuweilen etwas derben Leinwand, der Welt zur Schau, und Jedermann war über die treffende Aehnlichkeit entzückt; denn Jeder glaubte in der scherzenden Malice seiner Portraits zwar nicht sein eigenes, aber doch das Bild seiner Freunde zu erkennen; und so gelang es ihm, im Vaudeville eine neue Schule zu begründen, während er auf dem Theatre Français im besten Falle immer nur ein Nachahmer geblieben wäre.

Scribe's Lustspiele und Vaudevilles bilden gewissermaßen eine Mittelgattung zwischen den dramatischen Sprüchwörtern, welche jetzt einen so bedeutenden Platz in der neueren Französischen Literatur einnehmen, und der regelrechten Komödie, wie sie noch in den Werken einiger wenigen Klassiker fortglimmt. In den Sprüchwörtern wird eine einzelne Begebenheit oder Situation dargestellt, kein verwickelter Plan angelegt, nichts von der einfachen Wirklichkeit der dramatischen Wirkung halber aufgeopfert; nur ein paar Charaktere kommen zusammen und schwatzen mit einander in natürlicher Gemächlichkeit, Ungezwungenheit und Tändelei des wirklichen Lebens. Man glaubt in jeder Person eine alte ergötzliche oder lästige Bekanntschaft wiederzufinden. Das Scribesche Lustspiel aber sucht einerseits den Ton der Sprüchwörter zu treffen und beschränkt sich vorzugsweise auf eine oberflächliche Entwickelung von Charakteren und Sitten, indem es mehr skizzirt als ausmalt; andererseits jedoch verbindet es hiermit das sich steigernde Interesse eines bestimmten oft mit großer Geschicklichkeit ausgeführten Plans und stets eine solche Fülle von Anmuth und Lebendigkeit, daß der Leser und Hörer leicht und spielend bis zum Schluß geführt werden. Scribe folgt gleichsam der Spur des regelrechten Lustspiels und liest die Blumen auf, die jenes bei seinem stattlicheren Gange unbeachtet liegen ließ oder von sich warf. Diese Blumen weiß er so malerisch und geschmackvoll zusammenzufügen, daß er oftmals der Muse des Vaudeville's einen Kranz windet, der sie reizender macht, als ihre würdige Schwester. Man kann unmöglich auf das Verzeichniß der auf diese Weise von Scribe vollendeten Werke einen Blick thun, ohne die Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit seiner Erfindungsgabe zu bewundern. Stets mit gleicher Leichtigkeit springt er vom Sentimentalen auf die biderbste Ausgelassenheit, von der rührendsten Scene auf den neuesten eben gangbaren Witz oder Scherz oder auf die letzte Tagesfluge über; er zeigt sich als völliger Kosmopolit in seiner Gleichgültigkeit gegen alle Parteien und Meinungen; die üppige Leichtfertigkeit der guten alten Zeit, die gemeine Unverschämtheit und Anmaßung des Republikanismus, die Schwächen, die Intriguen, die kleinen Laster, Moden und Redensarten der jetzigen Zeit, „dieses Paris und dieses Jetzt," Alles ist mit gleicher Treue und mit derselben kalten und unparteiischen Ironie aufgefaßt und wiedergegeben. Man könnte eine Chronik der Französischen Sitten in den letzten sechszehn Jahren aus seinen Vaudevilles ausziehen; aber auch solche Themata, wie die Gift- und Mordgeschichte der Marquise von Brinvilliers oder der Hexen- und Teufelsspuk in Robert dem Teufel, behandelt er mit nicht weniger Glück. Die natürliche Heimath seines Geistes ist freilich unter den Thorheiten und Lustbarkeiten des Pariser Lebens; aber „Heißt ihn zur Hölle gehn, — er fährt hinab" mit Robert dem Teufel, und zwar mit solcher Kaltblütigkeit, als hätte er den Weg schon hundertmal gemacht. Nach alledem, was man in neuerer Zeit aus den Händen eines Cazotte, Göthe, Byron, Lewis, Maturin und Anderer Dämonisches dieser Art hat hervorgehen sehen, trägt Scribe's Teufel immer noch ziemlich originelle Züge. Es ist ein Teufel von ehrenwerthen Gesinnungen und ein recht gutherziges Gemüth, un diable bon père de famille, wie der Globe sehr treffend bemerkt. In der That, es ist so ein Geist, „dem es vergönnt ist, eine Zeit lang hier zu wandeln auf der Erde", mit menschlichen Leidenschaften und Empfindungen; und durch den Kontrast dieser beiden Naturen hat Scribe eine große Wirkung hervorgebracht. Er hat ein ganz ausnehmendes Talent, sich in jeden Stoff hineinzudenken, dieser mag ernst oder heiter, erhaben oder niedrig, modern oder antik seyn, in Paris oder in Indien, über oder unter der Erde spielen. Man fordere von ihm eine kleine liebliche Romanze, eine Liebes- oder Eifersuchtsgeschichte, wie „die Nachtwandlerin", eine derbe und possenhafte Sittenschilderung, wie „der glücklichste Tag meines Le-

dens", worüber gewiß der Zuschauer wie der Leser auf's herzlichste gelacht haben, eine Burleske, wie „der Bär und der Bassa", eine ernste Oper, wie „die Stumme von Portici" oder „der Gott und die Bajadere"; oder eine komische, wie „die Braut", eine neue, aber nicht viel Mühe kostende Charakterskizze, wie „der Solicitant", oder auch ein Lustspiel im besten Sinne des Wortes, wie „die Vernunft-Heirath", — Scribe ist zu Allem bereit, er überliefert sein Manuskript am bestimmten Tage mit derselben Pünktlichkeit, mit der ein Kaufmann seinen Wechsel zahlt, und in neunzehn unter zwanzig Fällen ist ihm seine Arbeit so gelungen, als ob er seinen ganzen Fleiß allein auf diesen besonderen Gegenstand verwendet hätte.

Bis zu einem gewissen Punkt ist der Plan eines Vaudevilles oder einer kleinen Komödie immer schon von vorn herein bestimmt. Es giebt gewisse Bestandtheile darin, die man zwar wie die Figuren im Schachspiel auf verschiedene Weisen zusammenstellen und durcheinanderschieben kann, die aber ein unentbehrliches Element der dramatischen Eigenthümlichkeit des Verfassers bilden. Alle Lustspiele endigen mit einer Heirath, und nicht nur die Katastrophe, sondern auch ein großer Theil der Begebenheiten, wodurch sie zu Stande gebracht wird, tragen meistens einerlei Gepräge. Der hartherzige Vater oder Vormund, die empfindsame Heldin, der eigennützige und uneigennützige Liebhaber, die ränkeschmiedenden Bedienten oder Kammermädchen, die Liebeszänkereien, Eifersüchteleien, Komplotte, Mißverständnisse, Zweideutigkeiten und Verstellungen, wodurch das Maschinenwerk solch eines kleinen Dramas in geräuschvoller Bewegung gehalten wird, sind Alles Partieen obligater Art, und wenn auch Variationen und Modulationen darin vorkommen, so bleibt doch der Ton im Wesentlichen immer derselbe. Scribe versteht es aber in hohem Grade, diese Zusammenstellungen zu modifiziren oder sie wo möglich in einem Licht zu zeigen, wodurch das Mitgefühl eine neue Richtung erhält, indem er sich wohl einmal kühn auf die Seite des alten Vaters stellt und mit vorsichtiger Berechnung gegen die übertreibende Hitze des jungen Liebhabers Partei nimmt. Niemand versteht sich besser darauf als Scribe, die Wirkungen eines überwältigenden Gefühls, die allmälige Steigerung der Liebe oder ihre plötzliche Herrschaft über ein auf seine Philosophie und Seelenstärke stolzes Herz zu malen. Oft verwandelt er in dem kurzen Umfang eines einzigen Akts den Unempfindlichen in einen Verzückten, und das mit so wenigen und doch so charakteristischen Pinselstrichen, daß wir die Wahrheit der Schilderung fühlen, wenn wir auch nicht begreifen können, durch welchen mächtigen Zauberer oder Beschwörer eine so plötzliche und doch so natürliche Veränderung bewirkt worden ist. Fast noch mehr aber gelingen ihm jene Stücke, wo er gegen den herkömmlichen Strom der theatralischen Empfindungen ankämpft, die Sache der Vernunft gegen die der Romantik vertheidigt und mit stiller, ruhiger, aber unwiderstehlicher Ironie die Täuschungen der Einbildungskraft zerstört, wie in der „Heirath aus Neigung," der „Vernunft-Heirath" und der „Geld-Heirath". Die Nichtigkeit und Betörung romantischer Gefühle, ihre Unzulänglichkeit im Kampf gegen die Entbehrungen und Unannehmlichkeiten des wirklichen Lebens, der Sieg des gewöhnlichen Menschenverstandes über eine ungewöhnliche Empfindsamkeit, dies sind die Quellen, aus denen Scribe schöpft, indem er sich bemüht, den abgedroschenen und verbrauchten Theater-Sujets dadurch einen neuen Reiz zu verleihen.

Der bekannteste und beliebteste Zug in Scribe's Charakter möchte wohl die Geschicklichkeit seyn, womit er einen Plan zu entwerfen weiß. Die Bestandtheile desselben sind selten verwickelt; sie folgen aufs Natürlichste einer aus dem anderen; nichts hinkt, nichts bedarf einer Erklärung. Freilich wird er durch diese außerordentliche Geschicklichkeit und durch das Selbstvertrauen, womit er sich der Behandlung jedes noch so gefährlichen Stoffes unterfängt, zuweilen in der Wahl seiner Pläne irre geführt, und die Grundlage derselben ist manchmal so abgeschmackt oder unwahrscheinlich, daß aller Takt in der Entwickelung des Gegenstandes demselben nicht aufzuhelfen vermag. So kann man unmöglich durch alle die zauberischen Einzelnheiten in der „Geld-Heirath" mit der radikalen Unwahrscheinlichkeit der Haupthandlung oder mit dem Betragen des Helden Poligny ausgesöhnt werden, der nicht nur das Opfer bringt, eine ihm verhaßte Verbindung einzugehen, um seine Ehre zu retten, die in Gefahr ist, durch einige unglückliche Speculationen bloßgestellt zu werden; sondern sich auch ganz ohne Noth bemüht, durch sein ganzes Benehmen Frau von Brienne, den wahren Gegenstand seiner Neigung, glauben zu machen, daß seine Vermählung eine Folge der Neigung sey. Es ist vielleicht der beste Beweis von seinem großen Talent in dieser Hinsicht, daß die Unwahrscheinlichkeit mit jeder Scene abzunehmen scheint, bis wir endlich, wenn der Vorhang fällt, uns ganz dem Dichter in die Hände geliefert haben. Fast in allen seinen Werken findet man eine Scene, wo die Situationen am Rande der Unwahrscheinlichkeit hinhüpfen oder in das Gebiet melodramatischer Uebertreibung streifen; trotz dem aber windet er sich vermittelst einer bewundernswürdigen Umsicht und eines ihm stets zu Gebot stehenden, natürlichen, doch zugleich wirksamen und witzigen Dialogs immer wieder aus den Verwickelungen heraus, wenn wir schon seinen Sturz für ganz gewiß halten. In dieser Beziehung hat er namentlich in einem seiner trefflichsten Stücke, „Ehedem, Während und Nachmals", ein bewundernswürdiges Talent entfaltet. Denn obgleich dieses Drama mehr ein Spiel von Zufälligkeiten als eine Schilderung von Charakteren und Sitten ist, so dient es doch als ein vorzüglicher Beleg für seine großen Fähigkeiten.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le bourreau de Rome. (Der Römische Henker.) Eine Episode aus der Regierungszeit des Tiberius.

Contes du froc et de la cagoule. (Mönchs- und Klostergeschichten.) Vom Bibliophilen P. L. Jacob. 2 Bde.

La folle d'Orléans. (Die Närrin von Orleans.) Eine Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV. Vom Bibliophilen P. L. Jacob.

Le fer rouge. (Das glühende Eisen.) Vom Verfasser des „Feldbette."

Mélanges. (Mannigfaltiges.) Politische und literarische Blätter, vom Vicomte Walsh, Vers. der Briefe aus der Vendee.

Mon compère Mathurin. (Gevatter Mathurin.) Roman in 4 Bden., von Rabán.

Mannigfaltiges.

— Washington's Ansicht über die Rechte der Indianer. In Bezug auf das Verfahren, welches die Vereinigten Staaten gegen die Indianische Bevölkerung zu beobachten verpflichtet seyen, äußerte sich Washington einst im Kongreß folgendermaßen: „Wir müssen uns ihr Wohl angelegen seyn lassen und sie fest an unsere Union zu knüpfen suchen. Ich empfehle dem Kongreß, gerecht gegen die Wilden zu seyn und Alles zu versuchen, was in unseren Kräften steht, um ihnen auf dem Wege der Vernunft die Segnungen der Civilisation mitzutheilen, je nachdem sie von Zeit zu Zeit empfänglicher dafür werden. Eine mit den milden Grundsätzen der Religion und Menschenliebe übereinstimmende Verfahrungsweise gegen einen noch rohen Menschenstamm, dessen Glück und Wohlfahrt wesentlich von dem Benehmen der Vereinigten Staaten abhängt, würde eben so ehrenvoll für den Charakter unserer Nation als den Forderungen einer aufgeklärten Politik entsprechend seyn. Da wir mächtiger und gebildeter sind, als die Indianer, so ist es eine Pflicht, welche die Nation zu verantworten hat, daß wir sie mit Güte und Liberalität behandeln." (Marshall's life of Wash.)

Wie ganz anders, als es hier angerathen wird, verfährt dagegen die jetzige Nord-Amerikanische Legislatur gegen die armen, mit jedem Jahre unbarmherziger verdrängten und vertilgten Indianer!

— Sonderbare Himmelfahrt der verstorbenen Oberpriester in Hinterindien. Wenn bei den Arakanern, Burmanen und Peguanern ein Oberpriester gestorben ist, nimmt man die Eingeweide aus dem Leichnam und streckt den ganzen Körper der Länge nach aus; die unteren Extremitäten werden fest zusammengebunden und die oberen auf gleiche Weise an den Körper befestigt. Dann preßt man durch Stockschläge alles Blut aus und macht diagonale Einschnitte längs der Arme, Schenkel und des Leibes. Diese Einschnitte sowohl als die inneren Theile des Körpers werden mit einer Mischung von Salz und Kampher gefüllt. Hierauf wird das Ganze fest mit Bindfaden umwickelt, damit die Ingredienzien nicht wieder herauskommen. Dann knüpft man die Leiche an Bambusstäben auf dem Dach des Hauses fest und schiebt ein Gefäß unter, das die herabtröpfelnden öhlichten Substanzen aufnimmt. Hat das Tröpfeln ein Ende, so nimmt man die Leiche weg, näht sie in Wachstuch ein und giebt ihr eine horizontale Lage. Das Tuch wird mit einer Composition von Harz und Oel überstrichen, vermuthlich, um das Eindringen der Luft abzuhalten. Dann erhält das Gesicht und der ganze Körper einen Ueberzug aus Wachs, der die zerstörten Züge wieder herstellt, und dieser Ueberzug wird mit Gold überwaschen. Ist dies geschehen, so legen sie den Körper auf eine mit Spiegelglas bedeckte Tafel, in welches alle Arten bunter Blumen emaillirt sind, und tragen ihn nach einem etwa 15 Yards hohen Tempel, wo er 1—3 Jahre zu öffentlicher Huldigung ausgestellt bleibt. Tausende von Peguanern, Burmanen und Arakanern versammeln sich und wallfahrten mit aller Art von Opfergaben zu dem Heiligthum. Den Ablauf dieser Periode verkündet die Priesterschaft sehr feierlich, und Alles wird aufgefordert, der bevorstehenden Himmelfahrt beizuwohnen. Sofort schafft man einen Baumstamm herbei, der etwa 15 Fuß lang ist und 8 Fuß im Umkreis hat. Dieser wird ausgehöhlt, mit Schießpulver gefüllt und dann auf eine Karre gelegt. Ist dies geschehen, so schleifen Tausende den Balken unter lautem Geschrei bis zur Wohnung des Oberpriesters. Eine andere Karre mit der Leiche wird dicht an das eine Ende des Balkens gestellt, und an das entgegengesetzte steckt man ein Licht, worauf die fürchterlichste Explosion erfolgt, welche den Körper, der gewöhnlich zu Atomen zerstiebt, sehr weit hinausschleudert. Das Volk bildet sich nun ein, er sey zum Himmel gefahren. Sollten sich noch Fragmente vorfinden, so werden sie gesammelt und begraben.

(Pogson's Reisebericht.)

— Seltsamer Gebrauch bei den Bewohnern des Himalaya. Die Kinder werden bei diesem Volke durch Wasser in den Schlaf gebracht. Capitain Mundy erzählt in seiner Reisebeschreibung dieses Verfahren auf folgende Weise: „Das Kind, das ein oder zwei Jahre alt seyn mochte, wurde durch seine Mutter, welche damit beschäftigt war, Getreide zu mahlen, an den Abhang eines grünen Hügels gelegt, von dessen Spitze ein kleiner Springquell herabfloß. Ein Stückchen Baumrinde, welches in das Wasser gelegt worden war, leitete einen kleinen Strahl Wasser, der von der Höhe von ungefähr einem halben Fuß auf den Kopfwirbel des Kindes herabfiel. Es schlief ganz fest, als ich diese Prozedur sah; die Eingeborenen glauben, daß dieselbe sehr zur Stärkung der Gesundheit beitrage."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 13. Juni 1832.

England.

Die Vendée und Schottland.

Von Sir Walter Scott.*)

Der Bürgerkrieg der Vendée ist eine der interessantesten Episoden der Französischen Revolution; während seiner Dauer war er in England nur unvollkommen bekannt, und die Geschichte wird unsere Minister dafür tadeln, daß sie die sich ihnen darbietende Gelegenheit, für eine Sache, welche auch die unsrige war, bedeutende Vortheile zu erlangen, nicht benutzten. Man sagte uns zwar in allgemeinen Ausdrücken, die Royalisten Frankreichs hätten bewaffnete Anhänger in Poitou und wären im Kampfe mit den Republikanern mehrmals Sieger geblieben, aber wenige Engländer wußten mit Bestimmtheit, daß, während alle übrige Französische Provinzen sich mehr oder weniger geduldig Robespierre und seinen Genossen unterwarfen, die Vendée, eine uns kaum dem Namen nach bekannte Provinz, zahlreiche Heere auf den Beinen hatte, die Schlachten in Reih' und Glied lieferten, entscheidende Siege davontrugen, Festungen einnahmen, und die mehr denn ein Mal mit einiger Unterstützung an Truppen und Geld auf Paris marschiren und der Revolution vielleicht den Garaus hätten machen können. Es war ein nahe liegender Schluß, daß eine Provinz, die solcher Anstrengungen für eine fast von dem ganzen übrigen Frankreich aufgegebene Sache fähig war, etwas Eigenthümliches in sich habe, und betrachten wir die Natur dieser Eigenthümlichkeit, so finden wir darin eine große Lehre für die Fürsten wie für die Völker.

Niemand wird läugnen wollen, daß während der letzten Jahre der Regierung Ludwigs XVI. eine wesentliche Aenderung in der alten despotischen Regierung Frankreichs unumgänglich nothwendig geworden war. Die Staatslasten, die von allen Unterthanen des Monarchen nach Verhältniß ihres Vermögens hätten getragen werden sollen, lagen mit ihrer ganzen Schwere auf dem Volke und der Mittelklasse, ohne daß Geistlichkeit und Adel zu den allgemeinen Staatsausgaben beitrugen; die Finanzen befanden sich in einem Zustande wirklichen Banquerouts, und die Mehrzahl der gegen die Regierung aufgebrachten Unterthanen verlangte die Wiederherstellung der Rechte, deren sie durch die alten Feudalgesetze beraubt worden waren. Dieser Zustand war im achtzehnten Jahrhundert nicht länger zu ertragen, und daher wurde von allen Seiten her laut auf eine Veränderung gedrungen. Ehrgeizige Männer bemächtigten sich der Aufregung der Nation, um diese Tendenz nach lobenswerthen Reformen zu allen Ausschweifungen der furchtbarsten Umwälzung fortzutreiben, welche die Welt jemals erlebt hat. Statt dem Volke seine rechtmäßigen Freiheiten zurück zu geben und dem Könige, der Kirche und der Aristokratie den mit einem in sich wohl abgewogenen Staate verträglichen Antheil von Gerechtsamen zu sichern, zerstörten sie die alte Ordnung der Dinge bis in ihre Grundfesten, stürzten den Thron um, verbannten den Adel, verläugneten nicht nur ihren Glauben, sondern die Religion und Gott selbst, und auf den Antrieb der schändlichen Urheber dieser Anarchie wurden unter dem Vorwande, die Freiheit aufrecht zu erhalten, die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt.

Diese Demagogen hätten das niedere Volk nicht als Werkzeug für ihre verbrecherischen Pläne brauchen können, wenn der Französische Adel vor der Revolution gegen die unteren Klassen die Pflichten erfüllt hätte, welche die Eintracht unter den verschiedenen Ständen der Gesellschaft erhalten und befestigen. Der Grundeigenthum besitzende Edelmann muß wenigstens einen Theil des Jahres auf seinen Gütern zubringen; er ist der natürliche Vorgesetzte und der beste Patron seiner Pächter und ärmeren Nachbarn. Das Verzehren seiner Einkünfte in ihrer Mitte ist für sie eine Quelle des Wohlseyns; seine Freigebigkeit muß ihnen bei Unglücksfällen zu Hülfe kommen; er ist der Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten; sie ihrerseits sind seine Begleiter auf den Jagden und bei anderen ländlichen Vergnügungen. Durch diese fortdauernde Gegenseitigkeit der Dienstleistungen treten an die Stelle der Ketten, die den Plebejer an den Adeligen fesseln, die ehrenvolleren und sanfteren Bande gegenseitiger Zuneigung.

Leider war diese Ordnung der Dinge in Frankreich gänzlich umgeworfen. Eine verderbliche, zuerst von dem Kardinal Richelieu eingeführte, Politik hatte den hohen Adel seinen Pflichten entfremdet; da die Adeligen nur durch den fortwährenden Aufenthalt am Hofe und durch ihre Intriguen, Behufs der Erlangung der Königlichen Gunst, Wichtigkeit erhielten, so überließen sie die Verwaltung ihrer Güter den Intendanten, und die Unterthanen fühlten weder Dankbarkeit noch Furcht vor einem Herrn, der einen seiner Untergebenen schalten und walten ließ, und von dessen Existenz sie nur durch die in seinem Namen erhobenen Abgaben etwas erfuhren. Wo die beiden Hauptklassen der Gesellschaft in diesem Zustande des Mißtrauens lebten, war es leicht, Uneinigkeit unter ihnen auszusäen und das Volk gegen einen Adel zu erbittern, der sich ihm weder durch Wohlthaten, noch durch sonst einen Einfluß zu erkennen gab. Es gab einzelne ehrenvolle Ausnahmen von diesem allgemeinen Mißverhältniß; aber dieses war im ganzen Lande vorhanden und wurde die Hauptursache, welche die Französische Revolution über die Gränzen einer vernünftigen und gemäßigten Reform hinaustrieb. Statt auf ihren Gütern und in den Provinzen hinreichende Truppen erheben und der Wuth der Jakobiner Widerstand leisten zu können, fanden die Adeligen oft unter ihren eigenen Bauern ihre grausamsten Feinde und wurden von denen vertrieben, die unter anderen Umständen ihre treuesten Vertheidiger gewesen seyn würden. Die Zahl der Auswanderer wurde dadurch bedeutend vermehrt.

Die Vendée und die benachbarten Departements waren hingegen von der Zwietracht zwischen Adel und Bauern, die im übrigen Frankreich so traurige Folgen hatte, befreit geblieben, was größtentheils in der Oertlichkeit seinen Grund hatte. Der Landstrich, welcher Vendée genannt wird, umfaßt außer der eigentlichen Vendée einen bedeutenden Theil der Departements der Maine und Loire, der niederen Loire und der beiden Sèvres. Der Boden ist nicht sonderlich für den Ackerbau, desto mehr aber für die Viehzucht geeignet; er ist in Triften getheilt, die nur von mittlerer Ausdehnung, aber sehr einträglich sind und zwischen Gebüschen liegen, von denen dieser ganze Theil von Poitou den Namen Buschland erhalten hat. Die Bauern wohnten jeder in einer abgesonderten kleinen Meierei und lebten, ohne gerade reich zu seyn, in einer unabhängigen Wohlhabenheit; von den drückendsten der öffentlichen Lasten waren sie gegen die Verpflichtung befreit, die Abzugegräben im Stande zu erhalten. Diese Gräben, die schlechten Wege, die vielen Hecken und Gebüsche und der häufige Regen machen die Vendée fast nur zugänglich und wegsam für ihre Bewohner, welche, mit diesen Hindernissen vertraut, gewohnt sind, über dieselben mittelst langer mit Eisen beschlagener Stangen hinweg zu springen, die sie bei sich führen, und die im Kriege oft eine furchtbare Waffe in ihrer Hand waren. Die Vendéer waren ein religiöses, moralisches und friedliches Volk, ohne anderen Wunsch, als nach Art ihrer Väter im ruhigen Genusse ihrer Religion, ihrer Gesetze und Besitzungen zu bleiben. Der Adel hatte, wie die Bauern, mehr von den ursprünglichen, als von den modernen Sitten; er lebte viel auf seinen Gütern; diejenigen, die von Zeit zu Zeit nach Paris kamen, hatten den richtigen Sinn, sobald sie auf ihre Besitzungen zurückgekehrt waren, die Sitten der Hauptstadt abzulegen und zu der patriarchalischen Einfachheit zurückzukehren. Wenn die Edeldamen ihr Schloß verließen, so geschah es zu Pferde oder in Wagen, die mit Ochsen bespannt waren; ging der Herr auf die Jagd, was in den waldigen Bezirken oft geschah, so folgten ihm die Bauern und erwarben sich dabei große Fertigkeit im Schießen, weil sie diese kriegerische Beschäftigung nicht minder liebten, denn ihre Herren. Die Verpachtung der Meiereien und die Art ihrer Bewirthschaftung waren ebenfalls geeignet, die gegenseitige Anhänglichkeit zwischen Eigenthümer und Pächter zu erhalten, weil Gemeinschaft des Interesses und Theilung des Ertrages unter ihnen bestand. Der Pächter hatte für die Heerden zu sorgen und zahlte dem Eigenthümer eine dem Gewinnste angemessene Rente, so daß Beide gleichen Theil an dem günstigen wie an dem ungünstigen Ergebnisse des Jahres hatten. Fast keine Meierei trug eine größere Rente, als 25 bis 30 Louis jährlich ein, und wer 20 bis 30 solcher Meiereien besaß, galt für einen großen Grundbesitzer. An Sonn- und Festtagen gab es Scenen gegenseitiger Gastlichkeit zwischen Edelmann und Bauer; die Familie des Letzteren tanzte im Schloßhofe, und die Familie des Herrn mischte sich gewöhnlich in den Tanz. So waren in den Vergnügungen wie in den Geschäften und religiösen Ceremonien die Edelleute und ihre Unterthanen, wie die Mitglieder unserer alten Clans, mit einander vereinigt, und der gebildetere Verstand, so wie die natürliche Ueberlegenheit der Gutsbesitzer, hatten in der Vendée über die niedere Klasse den Einfluß behalten, den man in den anderen Theilen Frankreichs vergebens gesucht hätte.

*) Geschrieben am 1. April 1832 und zuerst von der Revue de Paris mitgetheilt.

Doch war es nicht der Einfluß der Edelleute, der das erste Zeichen zum Aufstande gab; dieser wurde durch zwei andere Umstände herbeigeführt. Der National-Konvent hatte dem katholischen Klerus einen Eid auferlegt, der diesen von der Suprematie Rom's für unabhängig erklärte und also in vollkommenem Widerspruche mit dem religiösen Gelübde stand, das jeder Priester beim Eintritt in den geistlichen Stand abgelegt hatte. Die Mehrzahl der Geistlichen dankte freiwillig ab oder ward auf ihre Weigerung, jenen Eid zu leisten, gewaltsam aus ihren Pfarren vertrieben. Das Schicksal dieser Pfarrer, von denen die Bauern bisher ihren Religionsunterricht empfangen hatten, erbitterte die Vendéer, welche dieselben fortjagen und an ihre Stelle andere treten sahen, die nicht so gewissenhaft waren und keine so reine Moral besaßen. Dies ward ein Gegenstand allgemeiner Unzufriedenheit unter den Bewohnern der Vendée. Ein anderer noch unmittelbarerer Grund zum Aufstande war das Conscriptionsgesetz, wodurch die ganze Jugend unter die Fahnen der in auswärtigen Eroberungskriegen begriffenen Republik gerufen wurde. Eine Aushebung von 200,000 Mann war eben angeordnet. Keines der revolutionairen Motive, wodurch die übrigen Provinzen mit fortgerissen wurden, sprach bei den Vendéern für diese außerordentliche Maaßregel; sie begten vielmehr zu viel Abscheu gegen Alles, was gegen die katholische Geistlichkeit und die Person des Königs geschehen war, um sich jenem Gesetze zu unterwerfen; der Aufstand brach aus und war bald organisirt; zu einem zahlreichen Heere versammelt, wählten sie ihre Offiziere und nahmen sie hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, aus dem Adel, lieferten den regelmäßigen Truppen des Konvents Schlachten und waren nicht nur mehrere Male siegreich, sondern zeigten auch große Geschicklichkeit, sich nach der Niederlage wieder zu sammeln; sie fügten den Republikanern mehr Verluste zu, als die besten Truppen der verbündeten Mächte. Die gewöhnliche Angriffsweise der Vendéer war eine Art von Buschkrieg; sie zerstreuten sich als Tirailleurs um die geschlossenen Reihen des Feindes, der sich auf einem an sich schwierigen Terrain von allen Seiten durch ein wohlgenährtes Feuer angegriffen sah, ohne einen Punkt wahrzunehmen, auf dem er seinerseits mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte einen Angriff machen können. Das Geschrei der Insurgenten, ihr ungusgesetztes Feuern und ihre Ausbreitung über ein weites Terrain verdoppelten scheinbar ihre Anzahl, und wenn die Republikaner zurückwichen, so stürzten jene, von ihren tapferen Chefs angeführt, ohne Zögern auf sie los, um durch einen Angriff in Reihe und Glied den Schrecken, den sie durch jene erste Art des Kampfes erregt, vollständig zu machen.

Während die Vendéer unter den Waffen standen und siegreich waren, war auch eine Armee von Bretagnern unter dem Befehl des berühmten Charette auf den Beinen, die mehrere Siege davontrug. Es war ein Unglück für diese unabhängigen Armeen, daß ihre Anführer unter sich nicht einig und eben so wenig geneigt waren, sich zu verständigen; ihre Siege würden ohne diesen Uebelstand in ihren Folgen bei weitem wichtiger gewesen seyn; ein noch größeres Unglück für sie war es, daß die Englischen Minister nicht besser von den Vortheilen unterrichtet waren, die es gewährt hätte, den Vendéern Waffen, Munition und ein Corps Hülfstruppen zu senden. Nachdem die Royalisten sich der Insel Noirmoutier bemächtigt, hätte ihnen diese Unterstützung ohne Schwierigkeit gesandt werden können. Der einzige ernsthafte Versuch, der zu Gunsten dieser tapferen Insurgenten gemacht wurde, war die schlecht eingeleitete Expedition von Quiberon, die erst dann unternommen wurde, als die royalistische Sache in der Bretagne schon völlig verloren war. Die Insurrection der Vendée, die im März 1793 begonnen, endigte, als allgemeiner Krieg betrachtet, am 20. Juli 1795.

Der Vergleich der Bürgerkriege Englands im 17ten Jahrhundert mit der Französischen Revolution ist natürlich und nahe liegend, und besonders auffallend ist die Aehnlichkeit zwischen dem Aufstande der Vendée und demjenigen, der in dem vorhergegangenen Jahrhunderte von Montrose und den Schottischen Hochländern geleitet wurde. Eine Parallelisirung beider paßt freilich nicht in allen Punkten. Die Schottischen Hochländer wurden durch ihre natürliche Liebe zum Kriege, durch den fortwährenden Gebrauch der Waffen und ihre patriarchalische Anhänglichkeit an ihre Anführer in den Kampf geführt; die friedlichen Vendéer erhoben die Fahne des Aufruhrs nur zur Vertheidigung ihrer Religion und persönlichen Freiheit. Die Hochländer, von dem überlegenen Geiste eines Mannes geführt, von dem der Kardinal Retz sagte, derselbe entspreche am meisten seinem Ideal von den Helden Plutarch's, dehnten den Krieg weiter aus als die Vendéer und benutzten ihre Siege besser, wurden aber durch eine einzige Niederlage vernichtet, während die Vendéer, von verschiedenen Chefs angeführt, zwar weniger Energie im Siege zeigten, aber, weil sie ihr Vertrauen weniger auf das Glück eines einzigen Mannes setzten, sich nach wiederholten Niederlagen sammelten und wieder Sieger wurden. Auch die Art, zu kämpfen, war bei den Vendéern und den Hochländern verschieden; die Vendéer vertrauten auf den Buschkrieg, während die Bergschotten, nachdem sie gefeuert, in nicht starken, aber geschlossenen Kolonnen auf verschiedenen Punkten einer ausgedehnten Linie angriffen und vornehmlich auf ihre Geschicklichkeit im Führen des Schottischen Degens bei einem Kampfe Mann gegen Mann rechneten. Die Religion, die im Vendée-Kriege eine große Rolle spielte, war keine der Ursachen, welche die Armee Montrose's in Bewegung setzten. Dies sind die Unähnlichkeiten; dagegen sind die Aehnlichkeiten allgemeiner und größer. In beiden denkwürdigen Kriegen war es ein ursprüngliches Geschlecht, das sich gegen die regelmäßigen Streitkräfte der übrigen Nation erhob, um die alten von seinen Vätern überkommenen Einrichtungen zu vertheidigen. In beiden Kriegen machten Unerschrockenheit, natürlicher Scharfsinn, Körperkraft und Thätigkeit die Insurgenten ihren Gegnern überlegen; in beiden trugen die Ersteren, ungeachtet des Mißverhältnisses der Zahl und des Mangels an Waffen und Munition, glänzende Siege davon. Die Vendéer hatten auch darin Aehnlichkeit mit den Schotten, daß ihre eigenthümliche Art des Kriegführens von gleichen Nachtheilen begleitet war. Da sie alle Freiwillige waren und ohne Sold dienten, so hielten sie es für erlaubt, das Heer zu verlassen, wenn es ihnen beliebte, und so kam es, daß ein Sieg noch öfter als eine Niederlage ihre Zahl verminderte.

Die Vendéer waren, wie die Bergschotten, unerfahren im Angriffe auf feste Plätze, und einige ihrer schwersten Niederlagen waren Folgen unbesonnener Unternehmungen dieser Art. Auf einem offenen den Bewegungen der Kavallerie günstigen Terrain kämpften diese ungeübten Krieger mit geringerem Vortheil, als auf einem coupirten. Die Menge der unabhängigen Anführer und Offiziere brachte Uneinigkeit in ihren Rath, wodurch alle Pläne Montrose's mehr als ein Mal in Verwirrung gebracht, die Anstrengungen der Vendéer aber fast immer vereitelt wurden. Ein Krieg, der denen, die ihn führten, so viel Ehre machte, endigte in Frankreich wie in Schottland mit ihrem Untergange; mehrere starben durch militairische Hinrichtungen oder in Folge gerichtlicher Verurtheilungen, ihre Familien wurden verbannt oder ihres Erbes beraubt, und sie hinterließen keine andere Früchte ihres Sieges, als den Ruhm ihres Namens. Die Republikaner Englands fanden eine Frau, Mistreß Hutchinson, die ihre Thaten beschrieb; den Bergschotten Montrose's ward kein Geschichtschreiber wie die Marquise von Larochejacquelein zu Theil. Diese berühmte Verfasserin der „Denkwürdigkeiten über den Vendée-Krieg," war am Hofe geboren und schrieb dennoch mit der Einfachheit und Würde einer Römischen Matrone; ihr Stil ist von der literarischen Coquetterie, die man manchmal in den besten Französischen Werken findet, vollkommen frei. Sie war so zart und so weiblich erzogen, daß man sie nicht für fähig hielt, die Entbehrungen und Gefahren eines Krieges persönlich zu ertragen. Sie fühlte dies selbst, als sie zu einer Englischen Dame, die gewünscht hatte, einer so berühmten Frau vorgestellt zu werden, sagte: „Gestehen Sie nur, Sie glaubten mich einer Heldin ähnlicher zu finden!" Ihr Charakter im Privatleben war ohne Tadel, wie man schon aus der Reinheit der Gesinnungen und des Stils in ihrem Buche schließen kann.

Ueber vierzig Jahre sind seit der Revolution von 1789 verflossen; welche neue Aehnlichkeiten zeigen sich auch heute noch zwischen dieser und der Englischen Revolution! Nach dem Schottischen und dem Vendée-Kriege, nach der Hinrichtung Karl's I. und Ludwig's XVI., nach der Englischen und der Französischen Republik, nach Cromwell und Napoleon hat keine der beiden Restaurationen den Abgrund geschlossen; nach Karl II. und Jakob II., nach Ludwig XVIII. und Karl X., sehen wir 1688 und 1830, Wilhelm und Ludwig Philipp, einen verbannten Hof in St. Germain und einen verbannten Hof in Holyrood. Wird diesmal die Erfahrung Englands für Frankreich verloren seyn? Wird die Aehnlichkeit bis zu 1745 fortgehen? Wird die Vendée des neunzehnten Jahrhunderts die Fahne der Larochejacquelein erheben, wie Schottland im achtzehnten Jahrhundert die Fahne Montrose's wieder erhob? Marie von Modena, der Ritter St. Georges und Karl Eduard bedrohten noch 60 Jahre lang die neue Dynastie mit ihren Ansprüchen, die mehr von ritterlichen Gesinnungen als von Interessen unterstützt wurden; wird es eben so in Frankreich seyn? Die Fortsetzung dieser Parallele gehört der Zukunft an.

Die Jakobitische Begeisterung der Schottischen Hochländer im achtzehnten Jahrhundert und namentlich während der Rebellion von 1745 bietet den schönsten Stoff zu einer romantischen oder historischen Composition dar. Dieser Bürgerkrieg und seine merkwürdigen Begebenheiten ließen bei den Zeitgenossen Erinnerungen zurück, die von der Beimischung jener politischen Erbitterung, die gewöhnlich nach Bürgerzwisten eintritt, frei waren. Die Bergschotten griffen hier zum letzten Male zu den Waffen; sie bildeten den Kern der Armee Karl Eduards und zeigten sich durch die Eigenthümlichkeit ihrer Sitten im Frieden wie im Kriege und durch ihre ritterliche Tapferkeit in einem Lichte, das günstiger für die Poesie als für die Prosa des wirklichen Lebens ist. Ihr Fürst, jung, tapfer, Beschwerden ertragend, führte sein Heer auf den schwierigsten Märschen zu Fuß an und schlug eine regelmäßige Armee in drei Schlachten. Solche Umstände waren geeignet, das Auge zu blenden und junge Enthusiasten, trotz allen Einwendungen des Verstandes gegen ein solches Unternehmen, seiner Sache zuzuführen. Der Prinz Karl Eduard gehört zu den historischen Gestalten, die eine einzige glänzende Periode in ihrem Leben haben, den leuchtenden Meteoren vergleichbar, die am Himmel hinziehen und den Anschauer eben so durch die Schnelligkeit ihres Verschwindens, als durch den Glanz, den sie verbreiten, in Erstaunen setzen. Eine lange Nacht verhüllte den Rest des Lebens eines Mannes, der in seiner Jugend sich zu so großen Dingen fähig gezeigt hatte, und ohne seinem Schicksal weiter zu folgen, kann man sagen, daß er in seiner Verbannung nur als ein unglücklicher Fürst erschien, der finstere Gedanken durch seiner unwürdige Zerstreuungen von sich abzuwehren suchte. Die große Jakobitische Verschwörung, von welcher der Aufstand von 1745 nur ein durch das Mißlingen des größeren Planes beschleunigtes Nebenereigniß war, wurde indessen von den Jakobiten Englands, deren Kräfte ungeschwächt geblieben, weil diese so klug gewesen waren, dieselben nicht auftreten zu lassen, wieder aufgenommen. Das mit kleinen Mitteln im Jahre 1745 errungene außerordentliche Resultat gab ihnen Hoffnung zu größeren Siegen, wenn die ganze Jakobitische Partei in England, die damals fast aus dem gesammten Provinzial-Adel bestand, auftreten würde, um das, was eine Handvoll Schottischer Häuptlinge so tapfer versucht, nun wirklich ins Werk zu führen.

Wahrscheinlich waren die damaligen Jakobiten unfähig, einzusehen, daß eben der kleine Maaßstab, nach welchem jener Aufstand stattgefunden hatte, größtentheils der Grund seines unerwarteten Erfolges war. Der völligen Niederlage Karl Eduard's ungeachtet, gingen die Englischen Jakobiten noch lange mit Revolutions-Plänen um und tranken aufrührerische Gesundheiten, bis ihr Haar vor Alter ergraute. Ein neues Geschlecht erstand, das ihre Gesinnungen nicht theilte, und der Brennstoff des Aufruhrs, der unter der Asche fortgeglommen hatte, erlosch endlich ganz. Nur noch einige heiße oder schwache Köpfe gebaren eben so verzweifelte als abenteuerliche Pläne; so wollte unter Anderen ein junger Schotte von berühmter Familie den St. James-Palast überrumpeln, um die Königliche Familie zu ermorden. Diese schlecht entworfenen Pläne hätten andere ernstere Verschwörungen zum Ausbruch bringen können, wenn die Politik Robert Walpole's es nicht vorgezogen hätte, den Verschwörern zuvorzukommen, statt mit der Entdeckung ihrer Umtriebe viel Aufhebens zu machen, wodurch die Gefahr größer erschienen wäre, als sie wirklich war. Später hätte der Prätendent ungestraft nach London kommen und sich selbst von der Schwäche seiner Partei überzeugen können. Nachdem er einige Zeit lang gehofft, die Vorsehung, die ihn so oft beschützt, werde ihm früher oder später noch Gelegenheit geben, den Thron, auf den seine Geburt ihn rief, wieder zu erlangen, verzweifelte er selbst an seiner Sache, als sich nach dem Tode seines Vaters zeigte, daß keine der großen Europäischen Mächte sich mehr für seinen Sohn interessire; sie verweigerten ihm den Titel eines Königs von Großbritanien, und er selbst verzichtete seinerseits auf den eines Prinzen von Wales.

Während das Leben Karl Eduard's in Einsamkeit und Verlassenheit hinfloß, war die Zahl derer, die seine Gefahren und sein Unglück theilten, auf einige alte Jakobiten zusammengeschmolzen, welche als Helden einer nunmehr abgeschlossenen Geschichte zu betrachten waren. Alle meine Zeitgenossen in Schottland, welche in den sechsziger Jahren stehen, werden sich aus ihrer Jugend mehrerer solcher Bekanntschaften erinnern. Da ihre politischen Grundsätze und Restaurationspläne nicht mehr gefährlich waren, so fanden sie auch keinen Widerspruch mehr. Man betrachtete die Jakobiten, denen man noch im Leben hin und wieder begegnete, als Männer, welche die Aufrichtigkeit ihrer Grundsätze durch Aufopferung ihrer persönlichen Interessen bewiesen hatten. Es wäre im geselligen Umgange eine Unhöflichkeit gewesen, ihr Gefühl verletzen oder ihre Urtheile, in denen sie ihre Opposition gegen die Politik des Tages fortsetzten, lächerlich machen zu wollen. Zu ihnen gehörte jener Edelmann aus Perthshire, der, wenn die Zeitungen vorgelesen wurden, verlangte, daß man ihm den König und die Königin nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichne, wie wenn er besorgt hätte, es könne scheinen, als wolle er durch Anhören des ganzen Namens die Usurpation des Hauses Hannover anerkennen. Als Georg III. von der Seltsamkeit dieses Edelmannes hörte, beauftragte er den Deputirten von Perthshire, demselben einen Gruß, nicht von dem Könige von England, sondern von dem Churfürsten von Hannover mitzubringen und ihm zu sagen, wie sehr dieser die Beständigkeit seiner Grundsätze ehre.

Bibliographie.

On glandular diseases. (Ueber Drüsen-Krankheiten.) Von Addis. Pr. 5 Sh.

On consumption. (Ueber die Schwindsucht.) Von Blackmore. Pr. 9 Sh.

Hyperanthraxis — oder die Cholera in Sunderland. Von Clanny. Pr. 7½ Sh.

Observations in surgery and pathology. (Bemerkungen in Bezug auf Chirurgie und Pathologie.) Von Clement. Pr. 8 Sh.

Surgical pathology. (Cloquet's chirurgische Pathologie.) Ins Englische übersetzt. Mit 24 Abbildungen. Pr. 8½ Sh.

Outlines of medical botany. (Grundzüge der medizinischen Botanik.) Von Reid. Pr. 9 Sh.

Toilette of health, beauty and fashion. (Gesundheits-, Schönheits- und Moden-Toilette.) Pr. 5 Sh.

Frankreich.

Eugene Scribe und das jetzige Französische Lustspiel.

(Schluß.)

Avant, pendant et après gehört zu der Klasse derjenigen Dramen, worin die Charaktere in verschiedenen Lebensperioden nach langen Zwischenräumen aufgeführt werden, und die auch in Deutschland durch Nachbildungen, wie die „dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers", und ähnliche, bekannt geworden sind. Diese Stücke haben den Vortheil einer bunten und rasch fortschreitenden Handlung, sie gestatten dem Dichter fast unbeschränkten Spielraum in der Schilderung von Charakter-Veränderungen, ohne daß er die Zwischenglieder, welche die Jugend mit dem Mannesalter verbinden, auszufüllen nöthig hat; während er den Faden des Zusammenhangs durch das beständige Bleiben der Haupt-Charaktere festhält, kann er diese in jedem neuen Lebensalter mit anderen Wesen, mit neuen Sitten, Gefühlen, Gewohnheiten und Vorurtheilen in Verbindung bringen. Nirgends konnte sich dieser Gedanke so frei und großartig entwickeln, als in den drei von Scribe gewählten Zeiträumen vor, während und nach der Revolution. Der erste Akt schildert die letzten Tage des alten Hofes, jene Tage einer stolzen und feingebildeten Aristokratie, einer allgemeinen Selbstsucht und, im Gegensatz dazu, vereinzelter Beispiele hoher Ehre und ritterlicher Gesinnung, die Tage der Bastille und der geheimen Verhafts-Befehle; er schildert die Gegensätze des eitlen und zerstreuungssüchtigen Marquis von Surgy, der den Stolz und die Vorurtheile seiner Familie repräsentirt, und seines Bruders, des edlen und uneigennützigen Chevaliers, der nicht unempfindlich für den Stolz hoher Geburt, aber stolzer noch auf den angebornen Adel der Tugend und des Talents ist; er schildert die frechen Pläne des Marquis gegen die Frau seines Milchbrudes Gerard und ihre Vereitelung durch die Dazwischenkunft und Obhut des Chevaliers.

Im zweiten Akt hat sich die Scene gänzlich verändert. Zehn Jahre sind verflossen. Die Dynastie der Bourbonen ist nicht mehr. Die Aristokratie ist von der Revolution vom Schauplatz gedrängt worden. Den Marquis von Surgy glaubt man auf Wanderungen in fremden Landen begriffen. Auch der Chevalier, nachdem er zum Generalsrang in der Armee der Republik emporgestiegen, ist dem Mißfallen der herrschenden Partei des Tages unterlegen und ebenfalls verbannt. Leichter ist der Sturm, der über dem Hotel der Surgy so gewüthet hat, über Gerards und Julias niedrigeres Dach hinweggegangen. Gerard hat sich in einen Haarkräusler verwandelt und zu seiner Selbstvertheidigung tritt er als Patriot unter dem Namen des Bürgers Solon auf, obgleich die Täuschungen der Revolution bei ihm längst vorüber sind. Julia sitzt eben allein in ihrem kleinen Laden, am Platz der Egalité, als der Marquis, ihr früherer Verfolger, nunmehr selbst ein Verfolgter, hereinstürzt und flehentlich um eine augenblickliche Zuflucht vor den ihm nachsetzenden Bluthunden bittet. Kaum ist er geborgen, so kehrt ihr Gatte, von dem ehemaligen Schuhmacher Morrin, jetzigen Bürger Caracalla, begleitet, nach Hause zurück; Letzterer kömmt in den Laden, um sich das Haar schneiden zu lassen. Diese Skizzirung eines Republikaners aus dem J. 1789 ist, wenn auch nicht ganz dem Ton jener Zeit angemessen, doch eine der besten unter den vielen Skizzen dieser Art, welche Scribe's eilfertige Hand entworfen hat. Während der Bürger sich auf den Stuhl setzt, läßt er sich von Julia ganz gemächlich bedienen und extemporirt zu gleicher Zeit eine Vorlesung über Freiheit und Gleichheit und über die Nothwendigkeit, alle häusliche Angelegenheiten bei Seite zu werfen.

„Aber was wird dann aus Höflichkeit und Ehrfurcht?" fragt Julia. „Abgeschafft," erwiedert der Bürger mit Gravität, „durch den Beschluß vom zehnten Brumaire." „Welch' eine gesegnete Regierung," fügt Gerard hinzu, „da wir unsere Obrigkeiten aus dem Bäcker- und Schusterladen wählen."

„Caracalla. Allerdings. (Sich erhebend und mit deklamatorischem Pathos.) Als das Römische Volk einen General suchte, begab es sich auf die Felder und wählte den ersten Landmann, dem es begegnete. Da ich gerade von den Römern spreche — noch ein Opfer meinem Vaterlande! (Auf seinen Haarzopf deutend.) Herunter damit."

„Gerard. Wie, ihr wolltet" —

„Caracalla. Die Obrigkeit muß aussehen wie ein Römischer Bürger, à la Titus. Ein berühmter Bürger, dieser Bürger Titus! Beiläufig, da ich gerade von Schwänzen spreche, wie kam es, daß ihr euch am Schwanz der Patrouille befandet, anstatt daß ihr an der Spitze derselben stehen solltet, wie gewöhnlich?"

„Gerard. (Mit der Dressur des Haares beschäftigt.) Die Wahrheit zu sagen, Bürger-Obrigkeit: das letzte Paar Schuhe von Euch drückte mich so, daß ich kaum gehen konnte."

„Caracalla. Aha, sehr natürlich. Seit ich Obrigkeit bin, hab' ich meine Ahle etwas vernachlässigt. Ich mache jetzt keine Schuhe mehr, ich mache Motionen."

Seine Einwendungen, als er für das Haarschneiden ein Assignat von 500 Franken zahlen soll und dies ein wenig zu theuer findet, seine Behauptung, daß die Revolution nicht bloß für Haarkräusler gemacht worden sey, und die Begrüßung salut et fraternité, womit er sich von dem Bürger Solon empfiehlt, gehören zu Scribe's besten Schilderungen. Aber die Gefahren für den Marquis sind noch nicht vorüber. Ein weit gefährlicherer Besuch erscheint in der Person Goberville's, des alten Agenten seiner Familie, der unter dem Namen Bürger Seneka ein scheußliches Werkzeug der Revolution ist; er schlüpft gerade herein, als der zitternde Marquis aus seinem Versteck in dem Kabinet hervorgekrochen und in den Laden getreten ist. Gerard hat nur noch so viel Zeit, ihn auf einen Stuhl zu nöthigen, sein Gesicht einzuseifen und mit dem Rasiren zu beginnen, als Seneka hereintritt. Er kommt, um Gerard den Plan mitzutheilen, daß er sich nach dem alten Hotel der Surgy's begeben will, weil er überzeugt ist, daselbst verborgene Schätze zu finden; da er nun weiß, daß Gerard früher mit dieser Familie in Verbindung stand, so will er ihn dazu bewegen, ihn als Führer zu geleiten. Diese Scene, in welcher der Marquis, das Gesicht mit Seifenschaum bedeckt, auf der einen Seite sitzend, hin und wieder etwas von dem flüsternden Gespräch Seneka's und Gerard's erlauscht und durch seine unwillkürlichen Bewegungen dem Ersteren verdächtig wird, ist ein herrlicher Beweis davon, wie gut das Komische mit einer tief aufregenden Situation vereinigt werden kann. Endlich geht auch er hinweg; der Marquis braucht sich nicht länger zu verstellen, und Gerard holt aus dem Keller noch einen anderen Schützling, dessen Bruder, den General hervor. Die Zusammenkunft der beiden Brüder, die so verschiedene Charaktere, Ansichten und Schicksale haben, jetzt aber durch gemeinschaftliche Verbannung vereinigt werden, ist eben so rührend, als sittlich schön. Eine neue Gefahr, die durch das Wiedererscheinen Caracalla's bevorsteht, wird glücklich beseitigt, indem dieser sie für Zeugen hält, welche gekommen sind, um einen Scheidungs-Akt zu attestiren. Als Gerard zurückkehrt, findet er zu seinem Erstaunen die beiden Aristokraten mit dem furchtbaren Bürger Hand in Hand und alle Drei herzlich lachend über die Bekanntmachung, wodurch die Surgy's geächtet werden. Endlich wird durch eine Kriegslist Gerard's der einfältige Schuster dahin vermocht, die

beiden Brüder in Sicherheit über die Gränzen von Paris zu geleiten. „Unter meinem Schutz," fügt derselbe mit wichtiger Miene hinzu, „kommt ihr ohne Paß nach der Hölle."

Mit dem dritten Akt stellt sich ein neuer Wechsel dar. Die Revolution ist gleich einem Donnerwetter vorübergerollt; wir befinden uns wieder in General Surgy's prächtigem Hotel. Wer aber tritt herein, um ihm die Zeitungen und Briefe zu überreichen? der Bürger Caracalla, jetzt wieder Morrin, doch nunmehr Kastellan des Surgyschen Hotels zur Belohnung für seinen Dienst, den er den beiden Brüdern während der Revolution wider seinen Willen geleistet hat. Der Marquis ist bei Wagram gefallen. Der General hat sich mit Julien, Gerard's Witwe, vermählt; schon vor ihrer Verheirathung, die durch die Künste seiner Mutter zu Stande gebracht wurde, hatte er sie zärtlich geliebt. Das meiste Interesse in diesem Akt erregt das Wiederauftreten des Vicomte Mariiere, der unter der alten Regierung der Freund des Marquis und des Chevalier war, vor dem Ausbruch der Revolution oder an einem wüsten Eiland Schiffbruch gelitten und 30 Jahre fern von Europa zugebracht hat, so daß er von all den tausend Veränderungen daheim nicht das Geringste weiß. Für ihn hat die Welt still gestanden, und er glaubt 1816 in dasselbe Paris zurückzukehren, welches er 1780 verlassen hatte. Seine Ueberraschung und Verwirrung sind mit vieler Laune und Naivetät geschildert. Sein Hotel ist verschwunden, selbst der Name der Straße ist vergessen. Er irrt in der prachtvollen Rue Rivoli und Rue de la Paix umher und schwört, sie hätten sein Paris verwüstet; er hört von Wagram und Austerlitz (nicht von Leipzig und Waterloo) und fragt den General, ob dies die Namen seiner Güter sind; die Worte: „Kammer und Wahlen" sind für ihn unverständliche Hieroglyphen. Daß Edelleute Steuern zahlen sollen, kann er gar nicht begreifen; von Anderen hört er gar, daß sie Fabrikanten geworden sind, und fragt, wie ihre Familien diesen Schlag ertragen können; er hört von Advokaten, welche die Anmaßung besitzen, nach der Hand einer Grafentochter zu streben; von jungen Leuten, die durchaus keine Schulden machen und auf sein freundschaftliches Anerbieten, ihren Gläubiger aus dem Fenster zu werfen, nicht eingehen wollen. Von allen diesen Veränderungen im Gehirn verwirrt, wünscht er sich fast wieder in die Einöden Amerika's zurück.

Zwar ist diese Idee nicht ganz neu; der Vicomte ist eine Art von Französischem Rip Van Winkle,*) der ein halbes Jahrhundert verschlafen hat und unter anderen Wesen, anderen Umgebungen und anderen Ideen wieder erwacht; selten aber ist dieser Gedanke mit so viel Laune und mit so viel zarten Anspielungen versinnbildlicht worden. Allen Lesern kann man wenigstens eine Auswahl von Scribe's Werken mit gutem Gewissen anempfehlen, und in dieser Hinsicht können wir nichts Besseres thun, als eine sehr wohlfeile und elegante kleine Sammlung hier erwähnen, in welcher die vorzüglichsten seiner Stücke erschienen sind; eine solche ist das: Répertoire du théâtre français à Berlin**), wovon auch einzelne Bändchen verkauft werden.

(F. Q R.)

Bibliographie.

Album de l'opéra. (Lithographieen-Sammlung, die ausgezeichneteren Decorationen und Kostüme von Opern und Ballets darstellend.) Alle 14 Tage erscheint eine Lfg. von 2 Blättern. Vierteljährl. Pr. 4½ Fr.

Du choléra-morbus de Paris. (Ueber die Cholera in Paris.) von F. Fov. Pr. 3½ Fr.

Contes noirs. (Schwarze Erzählungen.) Sitten der tropischen Länder. Pr. 7½ Fr.

L'habit d'Arlequin. (Die Harlekins-Jacke.) Eine Tages-Chronik von A. Imberdis. Pr. 7½ Fr.

Les sept péchés capitaux. (Die sieben Todsünden.) Von Michel Raymond. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Indiana — von J. Sand. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le sergent de ville. (Der Stadt-Sergeant.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Un homme. (Ein Mann.) Von Madame Collin du Plancy, Verf. von Jane Shore. Pr. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Klopstock's Messias.** Einige in Italien noch nicht bekannte Fragmente der Messiade, übersetzt vom Ritter Maffei und mit einer Einleitung von Mauri, werden binnen Kurzem in Mailand herauskommen. Die Einleitung enthält viel Geistreiches, und die Verse wetteifern an Wohlklang mit dem Originale.

(Antologia di Firenze.)

— **Canning als diplomatischer Dichter.** Im J. 1826 unterhandelte der Niederländische Botschafter Herr Falck in London mit Canning und Huskisson über ein zwischen der Englischen und der Niederländischen Regierung abzuschließendes Reciprocitäts-System. Die Holländer erhoben aber so viel Schwierigkeiten, daß Canning endlich der Sache müde wurde und, um ihr ein Ende zu machen, eine Depesche an Sir Charles Bagot, den Englischen Botschafter im Haag, schickte. Sir Charles empfing diese in Chiffern geschriebene und als höchst eilig bezeichnete Depesche bei Hofe und konnte kaum die Zeit erwarten, um nach Hause zu eilen. Die Depesche wurde dechiffrirt, und folgendes ist die wörtliche Copie jener wichtigen Mittheilung:

In matters of commerce, the fault of the Dutch
Is giving too little and asking too much;
With equal advantage the French are content,
So we'll clap on Dutch bottoms a twenty per cent.
Twenty per cent,
Twenty per cent,
Nous frapperons Falck with Twenty per cent.
(Der Holländer Art ist's in Handel und Wandel:
Sie fordern ein Schock und geben 'ne Mandel;
Da Frankreich sich billiger zufrieden bekennt,
So zahl' uns der Holländer zwanzig Prozent.
Zwanzig Prozent,
Zwanzig Prozent,
Nous frapperons Falck mit zwanzig Prozent.)

(Foreign Quarterly Review.)

— **Etwas über Isaak Titsingh.** Dieser bekannte Reisende, vormals Holländischer Gesandter in Japan und China, war 1740 zu Amsterdam geboren. Er ging früh nach Indien, trat in die Dienste der Holländischen Compagnie und erwarb sich durch seine Thätigkeit die Rathswürde. Nach einem 17jährigen Aufenthalt in Batavia ward er (1778) als Chef der Holländischen Factorei nach dem Hafen von Nangasaki, auf der Insel Desima, geschickt, wo man die Holländer so gut als in Gefangenschaft hält. Er machte zu verschiedenen Zeiten, in der Eigenschaft eines Gesandten der Compagnie, die Reise nach Yeddo (der Hauptstadt von Japan), um den Siogun zu begrüßen, das bürgerliche und militairische Oberhaupt des Reiches, welchem die Europäer unpassend den Titel des weltlichen Kaisers geben. Wegen seiner einnehmenden Sitten gelang es Titsingh, sich unter einem von Mißtrauen gegen Fremde gestählten Volke sogar Freunde zu erwerben. Zu seinen vertrautesten Bekannten gehörte ein Prinz, der Schwiegervater desjenigen Kaisers, der von 1780—86 regierte. Selbst nachdem er Japan verlassen, unterhielt Titsingh immer einen regelmäßigen Briefwechsel mit diesem Prinzen und anderen vornehmen Japanesen, der ihm viele schätzbare Beiträge zur näheren Kenntniß eines so wenig erforschten Landes verschaffte. Er verließ Nangasaki im November 1784, nach siebenjährigem Aufenthalt. Der mündlichen Sprache war Titsingh kundig, scheint aber niemals fähig gewesen zu seyn, Japanesische oder Chinesische Bücher in der Ursprache zu lesen. Uebrigens brachte er viele Merkwürdigkeiten mit, unter anderen eine reiche Sammlung von Uebersetzungen aus dem Japanesischen, welche durch eingeborne Dollmetscher an der Holländischen Factorei zu Desima veranstaltet waren. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Statthalter von Tschinsura in Bengalen und machte während seines dortigen Aufenthalts die Bekanntschaft des berühmten William Jones, der die von ihm mitgebrachten Materialien sehr hoch schätzte. Titsingh kehrte von Tschinsura nach Batavia zurück und reiste, 1794, als Holländischer Abgesandter nach Peking, wo er den 19ten Januar des folgenden Jahres ankam. Er hatte mehrere Audienzen am Hofe, verließ Peking den 15ten März und kehrte nach Makao zurück. Endlich nahm er vom Orient, wo er 33 Jahre verweilt hatte, Abschied, bezog die Europäische Heimath wieder und häufte dort große Reichthümer. Er verwendete seine Muße zum Ordnen des vielartigen Materials, das er aus Japan gebracht, und nahm sich vor, die Ergebnisse seiner Forschungen gleichzeitig im Vaterland in Holländischer, und zu Paris in Französischer Sprache herauszugeben. Letztere Stadt besuchte er oft und ließ sich endlich dort nieder, wo er auch im Februar 1812 an einer schmerzlichen Krankheit starb. Titsingh hinterließ, in Ermangelung rechtmäßiger Kinder, sein ungeheures Vermögen einem natürlichen Sohn, den ihm eine Indierin geschenkt hatte. Dieser Nichtswürdige besaß eine solche Fertigkeit im Verschleudern seines Erbtheils am Spieltisch und bei einer Operntänzerin, daß er schon zwei Jahre nach dem Tode des Vaters sich genöthigt sah, die Sammlungen und Manuskripte, deren Anschaffung so viele Mühe und Kosten verursacht hatte, um geringe Preise zu verkaufen. Diese schätzbaren Artikel sind nun ganz zerstreut, obgleich man hin und wieder Bruchstücke davon auf Auctionen haben kann, die alsdann sehr hoch taxirt werden. So gelangten wir vor Kurzem zu einer Original-Korrespondenz Titsingh's mit dem älteren Deguignes, die sich auf Chinesische Chronologie bezieht.

(Asiatic Journal.)

— **Aberglaube der Indier.** „Bei meiner Rückkehr in's Lager," erzählt Capitain Mundy, „fand ich daselbst eine merkwürdige Probe jener heiligen Bettler, die Fakirs genannt werden; doch verdiente er den Namen Bettler kaum, da er Geld, das ich ihm anbot, durchaus nicht annehmen wollte. Er war ein Gegenstand des Erbarmens, obgleich er ein hübsches und, trotz seiner niedergeschlagenen Augen, fast ein schelmisches Aussehen hatte. Einen Arm hielt er in die Höhe, und da er bereits zwölf Jahre lang in dieser Stellung verblieben war, so konnte er denselben nicht mehr herunterbiegen; der Arm war so zusammengeschrumpft, daß er um ein Viertel kleiner als der andere war. Er war jetzt im Begriff, sich eine andere Buße aufzuerlegen, nämlich 12 Jahre hindurch auf einem Fuße zu stehen, und nach Ablauf dieser Zeit gedachte er nach dem Vorgebirge Comorin auf allen Vieren zu kriechen. Armer unglücklicher Schwärmer, der sich den Himmel zu verdienen hofft, wenn er sich die Erde zur Hölle macht!" (Mundy's pen and pencil sketches in India.)

*) Washington Irving's bekannte Figur; ein Epimenides, der nach dem Amerikanischen Freiheitskrieg erwacht.

**) Berlin in der A. M. Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Freitag den 15. Juni 1832.

Italien.

Tre nuove tragedie. (Drei neue Trauerspiele.) Von Silvio Pellico. Turin, 1832.

Es wäre eine Preisfrage für eine von den zahlreichen Akademieen Italiens, ob Alessandro Pazzi, der gelehrte Neffe Leo's X., dem Theater seines Vaterlandes einen sonderlichen Dienst erwiesen, indem er ihm die Poetik des Aristoteles, die er zum ersten Mal ins Italiänische übersetzt hat, zum Geschenk machte. Wir möchten es sehr bezweifeln, wenn wir sehen, in welcher sklavischen Weise die Italiänischen Dramaturgen drei Jahrhunderte lang auf die Worte des Meisters geschworen haben. Pazzi fügte der Theorie auch gleich einige Beispiele hinzu, indem er mehrere Sophokleische Trauerspiele theils ins Lateinische und theils ins Italiänische übersetzte und damit auch in seinem Vaterlande den Grund zu jener sogenannten Klassizität legte, die später in Frankreich alle Unabhängigkeit und Nationalität aus der Literatur verdrängt hat.

Trissino von Vicenza war der erste Priester, der den neuen Göttern auf den eben errichteten Altären opferte. Seine Sofonisba, in versi sciolti geschrieben und den Attischen Mustern streng nachgebildet, machte in der gelehrten Welt Aufsehen. Rucellai, von den Lorbeeren des Vicentiners angelockt, strebte demselben nach und betrat auch seinerseits den Kothurn, man kann nicht sagen Italiens, sondern Griechenlands, denn seine Rosmonda ist nur eine Nachbildung der Hekuba des Euripides und der Antigone des Sophokles, die er mit einander verschmolzen hat; sein Oreste aber ist eine blasse Paraphrase der Euripideischen Iphigenia in Tauris. Dem Euripides widerfuhr damals oft die Ehre der Nachahmung; seine ohnedies manierirte, zuweilen weinerliche Muse sprach zu jener Zeit mehr an, als die ernste edle Einfachheit des Sophokles und der männliche gedrungene Stil des Aeschylus. Der Letztere wurde fast gänzlich vergessen, und Sophokles, sein glücklicher Nebenbuhler, trug auch in Italien im sechszehnten Jahrhundert, wie einst im Athenienstischen Theater, den Sieg über ihn davon. Alamanni übertrug seine Antigone bald darauf, nachdem Rucellai den Orest in ein Italiänisches Gewand gekleidet hatte, während Anguillara den Oedip bearbeitete. Die Griechischen Trauerspiele wurden damals in Italiänischer, ja sogar auch in Lateinischer Sprache, von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen dargestellt, und die Theater Italiens wurden seitdem von einem Strome von Nachahmern überschwemmt, der sie drei Jahrhunderte lang gleichsam unter Wasser gesetzt hielt. Apparent rari nantes in gurgite vasto, und leider muß man bekennen, daß selbst Tasso kein guter Schwimmer in dieser Wasserfluth war; sein Torismondo ist nicht mehr werth, als die Pregne von Parabosco oder die Polyxena des Grattarole, welche beide seine Zeitgenossen waren.

So verging das 16te, das 17te und das 18te Jahrhundert; da erschien Alfieri. Als einen neuen Götzen stellten ihn die Italiäner auf ihre Altäre, verliehen ihm die Apotheose und streuten ihm Weihrauch, von dessen Duft auch noch sein Schatten umgeben ist. Ohne eine neue Bahn zu brechen, führte er das Drama auf eine größere Einfachheit zurück und verlieh dem dramatischen Stil Kraft und Energie. Unstreitig ist dies ein Verdienst; doch sein größeres Verdienst scheint uns darin zu bestehen, daß er die neuere und besonders die National-Geschichte in der „Verschwörung der Pazzi", so wie in „Rosmunda und Garzia," auf die Italiänische Bühne gebracht hat. Alfieri ist freilich auch darum noch kein großer dramatischer Dichter, doch muß es anerkannt werden, daß er in seiner Seele den Funken trug, der den vates, den Dichter der Zukunft und der Menschheit, entflammt.

Das Beispiel Alfieri's, der zuerst die Geschichte seines Vaterlandes auf das vaterländische Theater verpflanzte, fand indessen anfänglich nur wenig Nachahmer, selbst unter denen, die mit einer Art von Fanatismus seiner poetischen Schule huldigten. Monti im Aristodem und im Gracchus, Foscolo im Thyestes und im Ajax, der Herzog von Ventignano in seiner Medea und seiner Iphigenia, sind wieder umgekehrt, um aus einem versiegten todten Quell neues Leben für ihre Zeit zu schöpfen. Vergebens suchten Einige durch das alte Gewand die neuen Leidenschaften und in den alten Götterzwisten den neuen Kampf der Meinungen und der Ideen durchblicken zu lassen; die Welt, in der ihre Helden sich bewegen, diese Helden selbst, ihre Namen und ihre Thaten, stehen der christlichen Zeit, die selbst schon wieder ihr Alterthum hat, zu fern, als daß der Reiz der gebundenen Rede, und wäre ihr Ausdruck noch so poetisch, allein hinreichen sollte, ein von der Lebendigkeit seiner Zeit ergriffenes Volk Stunden lang auf den Bänken des Theaters zu fesseln.

Näher aber kamen den Ansichten und der Denkweise ihrer Zeitgenossen schon diejenigen neueren Dichter, die das christliche Mittelalter darstellten, das namentlich dem Italiäner in den Kämpfen der republikanischen Städte Erinnerungen und Namen darbietet, die noch jetzt im Volke leben. Unter diesen neueren Dichtern ist als der Vorzüglichste Silvio Pellico zu nennen, der bereits vor einem Jahre zwei Bände dramatischer Dichtungen hat erscheinen lassen und nunmehr mit drei neuen Tragödien auftritt. Gismonda da Mendrisio, eine dieser Tragödien, gehört der unglücklichen Zeit an, wo Friedrich Barbarossa mit Hülfe vieler Lombarden, denen die Stadt verhaßt war, Mailand zerstörte. Der Dichter schildert darin mit lebhaften Farben den städtischen Haß, jenen Dämon der Zwietracht, der, gleich dem Fatum der Griechischen Tragödie, damals in Italien die Menschen und ihre Geschicke beherrschte. Leoniero da Dertona, das zweite Trauerspiel, hat ebenfalls dieses Thema zum Gegenstande. Die Handlung desselben geht einige Jahre später in Mailand vor, das sich aus seinen Trümmern erhoben und die Lombardische Liga gestiftet hatte. Aber die Tortonesen sind in zwei Factionen getheilt, deren eine das Banner der Liga trägt, während es die andere mit Barbarossa hält. In diesem Trauerspiele wie in der Gismonda sucht der Dichter Eintracht und Frieden als die höchsten Zwecke darzustellen. „Indem ich," sagt er in der Vorrede, „das Unglück malte, das im Mittelalter der Bürgerkrieg herbeiführte, ist es mein Zweck gewesen, das der menschlichen Gesellschaft einwohnende Bedürfniß gegenseitiger Nachsicht und aufrichtiger Freundschaft unter den Redlichen, wie sie in harten Prüfungen sich als heilsam darstellen, recht deutlich zu machen."

In beiden Dramen erblicken wir Familien, die der Haß zerrissen und der Bürgerkrieg zerrüttet hat; ein treuer Spiegel jener großen Italiänischen Familie, die den inneren Zwisten eine Beute war. Eines der alten Familien- und Partei-Häupter in der „Gismonda" hat lange die Vertilgung der Torriani, seiner Gegner, gewünscht; endlich, da er diesen Wunsch erfüllt und die Vertilgung vor sich sieht, ruft er schmerzerfüllt:

Tutti sotterra eccoli dunque! Il figlio,
La nuora, il vecchio, che sì truce e lungo
Odio portommi, e ch'io tanto odiava!
Quante volte la fama io di sua morte
Sospiral! Questa fama ecco; e letizia
No, ma spavento inondami e dolore!

So sind sie todt denn, Alle todt! Der Sohn,
Des Sohnes Weib, der Greis, der lang' und glühend
Gehaßt mich hat, und den ich tödtlich haßte!
Wie hab' ich oft doch seines Todes Mähr
Ersehnt! Nun ist sie da; und Freude nicht,
Nein! Schrecken nur und Grau'n beherrschen mich!

In der That geben uns diese und andere Verse der Pellico'schen Tragödie ein Bild von jenen wüthenden Lombarden, die mit zerstörender Hand über das arme Mailand herfielen und dann erschrocken über ihren eigenen Triumph auf den Ruinen der verwüsteten Stadt, gleich dem unstäten Kain, sich des Brudermordes anklagten.

Wenn dem poetischen Talente Silvio Pellico's Gerechtigkeit widerfährt, so darf andererseits auch nicht verschwiegen werden, daß er nicht überall in der ihm eigenthümlichen Form auftritt und oft mehr in Nachahmungen, als in eigenen frischen Schöpfungen sich gefällt. Seinen Piemontesischen Landsmann Alfieri scheint er sich besonders zum Muster genommen zu haben. Der Lakonismus aber, den dieser im Uebermaaß anwendet, und den er allen seinen Römern in den Mund legt, ist im Mittelalter, jener Zeit, wo es weder Quiriten noch Spartaner gab, ganz am unrechten Platze. Die Kürze des Ausdrucks ist nicht immer das Zeichen eines energischen Charakters; es braucht in dieser Hinsicht nur an Dante erinnert zu werden; so kräftig sein Ausdruck auch ist, ja so konzis — von Lakonismus ist doch keine Rede; denn Lakonismus und Konzision sind zwei ganz verschiedene Dinge. Der Prometheus des Aeschylus, der seine Klage in den pathetischsten Versen ausschüttet, ist darum doch nicht minder der Typus moralischer Kraft und menschlicher Energie.

Der Darstellung unseres Dichters scheinen die sanften zärtlichen Leidenschaften mehr zuzusagen, als die heroischen, wie dies auch aus

Digitized by Google

einem seiner früheren Trauerspiele, „Francista von Rimini", hervorgeht. Hier trifft er mit Leichtigkeit die natürlichen Farben, während er z. B. in der „Eusemia von Messina", statt den Schrecken zu malen, Grauen und Schauder hervorbringt — eine Art der Uebertreibung, in die indessen junge Dichter immer zu verfallen pflegen, und die bei größerer Ausbildung auch immer mehr gegen die Kunst-Wahrheit zurücktritt.

Ein anderer Vorwurf, der den neuen Trauerspielen Pellico's gemacht werden muß, ist ihre große Verwickelung — ein Vorwurf, der indessen ebenfalls nicht ihn allein, sondern das ganze neuere Italiänische Theater trifft, ohne sogar Manzoni davon auszunehmen, welches derjenige unter den jetzt lebenden Italiänischen Dichtern ist, der am sorgfältigsten diese Klippe zu vermeiden suchte. Die Italiäner scheinen in die dramatische Kunst den Intriguengeist verwiesen zu haben, der sonst, da sie noch eine Politik hatten, die Grundlage ihrer Politik ausmachte. Ihre Theaterstücke — hauptsächlich die der lebenden Schriftsteller — haben nicht das Grandiose, das aus der Einfachheit der Handlung hervorgeht. Statt diese auf eine natürliche Weise sich entwickeln zu lassen, lassen sie den Zufall lieber als einen Deus ex machina hervortreten, und ein Kunstgriff ersetzt dann oft die Stelle der Kunst.

Um jedoch wieder von den Fehlern zu den Schönheiten des Dichters zurückzukehren, müssen wir zunächst seines melodischen Verses gedenken. Seine Landsleute werfen ihm zwar vor, daß es ihm an jenen allgemeinen hochtrabenden Sentenzen fehle, die das Italiänische Publikum so sehr liebt; wir wissen ihm jedoch Dank dafür. Wahrheit und Gedankenfülle sind unendlich mehr werth, und die Harmonie des Ganzen ist dem Pomp der Einzelnheiten bei weitem vorzuziehen.

Ueber die dritte in dieser Sammlung enthaltene Tragödie — „Erodiade" — brauchen wir nur wenige Worte zu sagen. Es ist ein Heiligen-Drama, dessen Held Sankt Johannes der Täufer ist, der den Herodes auf den Weg der Tugend zurückführen will. Der Verfasser hat, wie er sagt, die moralische Schönheit eines unerschrockenen Propheten der Wahrheit malen wollen; eines Propheten, der eben so voller Heiligkeit als ohne Haß und Stolz ist. Ihm gegenüber aber wollte er das Elend und die Verworfenheit gemeiner Seelen schildern, die keines Opfers fähig sind. Die Idee ist erhaben, die Ausführung jedoch matt. Einerseits ist das, was uns der Dichter hier bringt, in derselben Weise schon unzählige Mal da gewesen, und andererseits fehlt es dem Stil auch an jener antiken einfachen Erhabenheit, wie sie die heilige Schrift dem Vorläufer Christi verleiht. Bei einer anderen allgemeiner gehaltenen Ausführung und Entwickelung seiner Idee hätte der Dichter etwas Neues und Eigenthümliches leisten können; denn ein großer poetischer Gedanke bleibt es, wenn Sankt Johannes sagt:

. . . . . Non d'una scuola io mastro
Son, ma la voce dell' eterna scuola.

. . . . . Nicht Meister einer Schule,
Der ew'gen Schule bin ich eine Stimme.

(B. I. — R. E.)

Bibliographie.

Giulietta e Romeo. (Julie und Romeo.) Historische Novelle von Luigi da Porto. Pisa. Pr. 6 Lir.

Su la pietosa morte di Giulia Cappelletti e Romeo Montecchi. (Ueber den Tod der Julie Capulet und des Romeo Montague.) Kritische Briefe von Filippo Scolari. Livorno.

Nuovi versi. (Neue Gedichte.) Der Veroneserin Teresa Albarelli-Bordoni. Pisa.

Commentari etc. (Erläuterungen der Französischen Revolution vom Tode Ludwigs XVI. bis zur Restauration der Bourbonen.) Von Lazzaro Papi. Fivizzanno.

Olesia. — Oder Polen. Historischer Roman von Frau Lattimore Clarke. 3 Bde. Florenz.

Collezione di novellieri Italiani. (Sammlung Italiänischer Novellisten.) In Einem Bande. Florenz.

Del tremuoto etc. (Von dem Erdbeben, welches im J. 1831 die Stadt und Provinz San Remo betroffen hat.) Von Alberto Neta. Pinerolo.

Spanien.

Vidas de Españoles celebres (Leben berühmter Spanier.) Von Don Manuel Josef Quintana. Madrid 1807, 1830.

Niemals fing wohl die Beurtheilung eines Werkes eigentlicher mit dem Beginn desselben an, als die unsrige über die vorliegende Probe Spanischer Biographieen; denn es ist wohl unmöglich, die Titel-Seite abzuschreiben, ohne sich über die, wie wir glauben, noch nicht da gewesene Pause zu verwundern, welche von der Herausgabe des ersten bis zu der des zweiten dieser Oktav-Bände verflossen ist — nicht weniger als 23 Jahre! Es ist augenscheinlich, daß Niemand, der nach diesem Maaßstabe schreibt, wenn er nicht darauf rechnet, alle seine Fähigkeiten auszuleben und auszuschreiben zu können, hoffen darf, mehr als drei Bände zu Tage zu fördern, und wenige Schriftsteller nur so viel; denn angenommen, daß Einer mit 17 Jahren anfängt zu schreiben, so wird er 40 Jahr alt seyn, ehe sein erster Oktav-Band vollendet ist; im 63ten würde der zweite erscheinen, und er müßte 86 Jahre alt werden, wenn das lesende Publikum den dritten erhalten soll. Don Manuel Josef indeß, wie ein ächter Spanier, läßt sich durch dergleichen Betrachtungen nicht abschrecken und redet so ruhig von dem Inhalt des von ihm versprochenen dritten Theiles, als ob er, gleich einem beliebten Französischen oder Deutschen Schriftsteller, alle Woche sein Duodez-Bändchen herausgäbe.

Aber das Erstaunen über die so weit aus einander liegenden Jahreszahlen dieser beiden Bände darf uns nicht verleiten, achtungswidrig von ihrem Verfasser zu sprechen, den wir auf keine Weise geneigt sind zu verdammen oder zu verspotten. Weit davon entfernt, freuen wir uns vielmehr aufrichtig über jedes Zeichen von Geschmack an einer National-Biographie in Spanien, da wir der Meinung sind, daß die Biographie der Zweig der Literatur ist, der sich am besten dazu eignet, eine entnervte Nation aus dem Schlummer der Indolenz zu erwecken. Und diese Ansicht des Gegenstandes führt uns noch einmal auf die Jahreszahlen zurück, welche den beiden Bänden vorgedruckt sind. Wir bemerken nämlich mit einem Vergnügen, das nicht ganz frei von Erstaunen ist, daß der erste Theil dieser National-Biographie dem Spanischen Publikum übergeben wurde, als die Halbinsel unter der drückenden Last von Godoy's unwürdiger Tyrannei und unter Napoleons unbegränztem Ehrgeize erlag; und so erschien er gleichsam als die aufrichtige Bemühung eines individuellen Patriotismus, die erschlaffte Energie Spaniens neu zu beleben. Daß die Zeit des Kampfes den literarischen Productionen hinderlich war, erklärt uns einigermaßen den sonst unerklärlich langen Zeitraum, der zwischen dem ersten und dem zweiten Bande verstrichen ist, so wie die zuversichtliche Ankündigung des dritten Theiles. Wir wollen gern glauben, daß während der ereignißreichen Jahre von 1807 bis 1814 Señor Quintana mehr mit dem Schwerdte als mit der Feder beschäftigt war, und wir dürfen daher billigerweise auch nicht mehr als 15 oder 16 Jahre auf einen Band rechnen. Was nun aber auch an dieser Verzögerung Schuld seyn mag, so bemerken wir doch wiederum mit einem angenehmen Erstaunen, daß zur Bekanntmachung des zweiten Theiles wieder eine Zeit gewählt wurde, wo, mit der einzigen Ausnahme, daß die Inquisition die der Ketzerei Verdächtigen nicht mehr verbrennt, das Land wiederum in seinen früheren lethargischen Zustand versunken zu seyn scheint.

Wir wollen jedoch diese allgemeinen Betrachtungen aufgeben und Quintana's Buch selbst genauer betrachten. Der erste Theil enthält das Leben einiger Lieblings-Helden der früheren Spanischen Geschichte, nämlich: des Cid, Guzman des Guten, Roger Lauria's, Prinzen von Biana und Gonzalvo's von Cordova, des großen Feldherrn. Im zweiten werden die Schicksale zweier Entdecker und Eroberer Süd-Amerika's, Vasco's Nuñez von Balboa und Francisco Pizarro's, erzählt. Die Materialien sind aus den zahlreichen gedruckten Spanischen Quellen und aus der Manuskripten-Sammlung Don Antonio Uguina's geschöpft, eines Mannes, der von dem aufgeklärten Wunsche beseelt ist, alle Forschungen in der Geschichte seines Vaterlandes zu befördern. Quintana's Stil ist gut und deutlich; und wenn seine Erzählungen an einigen Stellen das Interesse vermissen lassen, dessen die Schilderung des Lebens seiner Helden fähig wäre, so faßt er dagegen an anderen, wahrscheinlich wenn seine eigenen Gefühle berührt werden, den wahren und lebendigen Geist der Biographie ungemein richtig auf.

Es ist unnöthig, zu bemerken, daß die beiden Lebens-Beschreibungen, welche den ganzen zweiten Theil einnehmen, weit ausführlicher gegeben worden und daher anziehender sind, als die fünf im ersten Theil, obgleich jene nicht ganz den Anspruch auf unsere Theilnahme haben, als der Cid, der große Gonzalvo u. s. w. Von allen Leidenschaften, welche das menschliche Gemüth bewegen, ist keine so gänzlich ungeeignet, eine Sympathie zu erwecken, als der Geiz. Die Liebe zum Ruhm, wenn auch ungezügelt und irreleitend, hat von jeher mit einem mächtigen Reiz auf die Einbildungskraft gewirkt. Selbst der gesetzloseste und verbrecherischste Ehrgeiz trägt eine versöhnende, wenn auch verwerfliche, Größe in sich, die wir zu empfinden und zu bewundern nicht umhinkönnen. Aber der Geldgeiz hat nichts von alle dem an sich, selbst nicht in seinem unternehmendsten Charakter: *auri sacra fames*; denn wir bekennen, indem wir Horaz um Verzeihung bitten, daß wir unsererseits in einer raubsüchtigen Goldgier nichts Geheiligtes oder Heiliges erblicken können.

Dennoch war der Geiz, so wie er auf die Entdecker und Eroberer Amerika's — von denen wir immer, wenn wir tadelnd von ihnen sprechen, den großen und edeldenkenden Kolumbus ausnehmen — einwirkte, nicht das kalte und verächtliche Laster der späteren Zeiten. Der Geist des Ritterthumes, obgleich er damals im Erlöschen war, blickte doch im Anfang des 16ten Jahrhunderts noch hervor und warf noch einen Schimmer seines eigenen blendenden Lichtes auf die Morgenröthe des schimpflichen politischen Jahrhunderts, welches bei seinem Verschwinden erstand, und gab der Sucht nach Gold, welche in Cortez und den übrigen Spanischen Eroberern seltsam gegen die noch ziemlich verbreitete Leidenschaft für Ruhm abstach, eine noch einigermaßen phantastische Farbe. In keinem jener Abenteurer trat vielleicht diese Mischung entgegengesetzter Antriebe so anschaulich hervor, als in Vasco Nuñez von Balboa, und wäre das Publikum nicht bereits mit den romantischen Abenteuern desselben durch das reizende kleine Werk Washington Irving's, „Reisen und Entdeckungen der Gefährten des Kolumbus", bekannt, so würden wir einige unserer Seiten auf eine sehr angenehme Weise mit einem Auszuge aus der uns vorliegenden Lebensbeschreibung gefüllt haben. Herr Irving hat indessen nicht allein die Arbeiten seines Vorgängers benutzt, sondern hatte auch durch Zugang zu bisher unbekannten Dokumenten-Sammlungen Vortheile vor Jenem voraus, und er ist dadurch im Stande gewesen, einige Begebenheiten, in die sein Held verwickelt war, in weit deutlicherem Lichte darzustellen, als der Spanische Biograph. Daher dürfte auch Herrn Hodson's angekündigte Uebersetzung von Quintana's „Leben des Vasco Nuñez von Balboa" etwas zu spät kommen.

Don Telesforo von Trueba hat in seinem „Leben des Pizarro"

ebenfalls schon von seines Landsmannes Biographie des Eroberers von Peru ausführlichen Gebrauch gemacht. Diese Umstände müssen die Kürze dieser Anzeige über ein Werk entschuldigen, welches eine weit längere verdiente, und wir können nur hinzufügen, daß, wenn wir das außerordentliche Glück haben sollten, das prophezeite Erscheinen von Quintana's drittem Bande zu erleben, wir wahrscheinlich versucht werden dürften, ausführlicher auf den Inhalt einzugehen, besonders da uns in demselben das Leben des ehrwürdigen Bartholomäus de las Casas versprochen worden ist. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Las delicias de la religion cristiana. (Die Freuden der christlichen Religion, oder die Macht des Evangeliums.)

Los fundamentos de la fé. (Die Grundlagen des Glaubens.) Jeder Klasse von Lesern faßlich gemacht. 4 Bde. Pr. 44 Realen.

La geographia antigua etc. (Die alte Geographie, verglichen mit der neueren.) Vom Brigadier der Infanterie, Baron von Ortaffa.

Mapa itinerario del cólera-morbo. (Wege-Charte der Cholera von Indien bis Paris.) Pr. 6 R.

España en la mano. (Handbuch von Spanien.)

Nolicia de las monedas, pesas y medidas. (Von den Münzen, Maßen und Gewichten der Haupt-Provinzen des Königreichs.)

Tradado historico sobre el origen y los progresos de la comedia y del histrionismo en España. (Historische Abhandlung über den Ursprung und die Fortschritte des Theaters und der dramatischen Darstellungskunst in Spanien.) 2 Bde. mit den Kupfern Lope de Rueda's, Lope de Vega's und Maria Ladvenant's. Pr. 14 R.

Ostindien.

Ueber das von den Engländern in Ostindien befolgte Verwaltungs-System.

Wer es unternimmt, eine Nation zu lenken, die von moralischer und intellektueller Seite einen untergeordneten Rang in der Gesellschaft einnimmt, der muß nothwendig auf eine Schwierigkeit stoßen, die niemals aus dem Gesicht verloren werden darf, wenn er nicht stets übel fahren will. Es muß ihm bei jeder wichtigen Sache ganz besonders angelegen seyn, den Platz genau zu bestimmen, welchen die fortrückende Fußstapfe der Veredlung einnehmen soll, so daß er unnöthige Langsamkeit eben so sorgfältig vermeidet, als Uebereilung, die über den Punkt hinausführt, bis zu welchem das Volk im Allgemeinen seine Lenker begleiten kann. Dies Letztere war der Fehlgriff des Lord Cornwallis, der sowohl für die Herren des Britischen Indiens als für die große Masse ihrer Unterthanen bittere Früchte reifen ließ. Aller Erfahrung zum Trotz wiederholte sich dieser Fehlgriff, als Lord Wellesley das System seines Vorgängers, ohne Abänderung und Verbesserung, auf die neu acquirirten und eroberten Provinzen ausdehnte. Die Leitung der Lokal-Statthalterschaft von Madras, welche vornehmlich unter dem Einflusse des verstorbenen Thomas Munro schon vor seiner Präsidenten-Würde stand, giebt einige Beispiele des entgegengesetzten Irrthums. Dieser sehr geschickte und wohlwollende Staatsmann scheint uns wenigstens eben so weit hinter der goldenen Mittelstraße zurückgeblieben zu seyn, als Cornwallis dieselbe überschritt. Cornwallis, in England erzogen und gebildet, glaubte, das Indische Volk bedürfe nur entsprechender Institutionen, wie die Englischen, um zu deren Gebrauch und Genuß fähig zu werden. Munro dagegen hatte von Kindheit an unter den Indiern gelebt, und die Aemter, welchen er den größten Theil seiner Laufbahn hindurch vorstand, hatten ihn in die engste Verbindung mit diesem Volke gebracht, und zwar mit den Ständen, die er ihre besten Formen nennt, mit dem klugen fleißigen Landwirth und dem Manufakturisten. Indem er sie hauptsächlich in diesen besonderen Lebensverhältnissen betrachtete und selbst die zerstreuten Trümmer von ländlichen Einrichtungen, Gerechtsamen und Gewohnheiten mit der äußersten Anarchie in Kontrast stellte, welche in jeder anderen Kaste vorherrschend war, auch außerdem von allen Seiten hörte, daß Cornwallis mit seinem Systeme fehlschlug, fiel Munro in das andere Extrem. Er begnügte sich nicht damit, seine Maaßregeln auf eine Basis zu gründen, welche mit den Neigungen und Gewohnheiten der Asiaten harmonirte: das ganze Gebäude, vom Giebel zum Grundstein, sollte rein orientalisch werden. Das Volk selbst mußte am besten wissen, was ihm Noth that, und es galt ihm für Anmaßung, einer Nation Gesetze zu diktiren, die schon 2000 Jahre civilisirt war und die Erde umpflügte und in Musselin sich kleidete, während unsere Voreltern ihre Speise erjagen mußten und statt aller Kleidung den Körper mit Farben beklecksten.

So entgegengesetzte Systeme haben natürlich sehr verschiedene Wirkungen hervorgebracht. Cornwallis war zu hastig, um seinem Lieblingsplane einen guten Erfolg zu gestatten; wollen wir aber seine inneren Verdienste mit Billigkeit würdigen, so müssen wir die übeln Folgen des Plans unberücksichtigt lassen. Das System kann nur wegen seines hyper-europäischen Charakters getadelt werden; wegen seiner Komplexion und Verfeinerung in Hinsicht auf diejenigen, bei denen und für die es wirken sollte; wegen seiner übeln Berechnung dessen, was dem Volke Noth that, und der Mittel, diesen Bedürfnissen durch die Civil-Verwaltung abzuhelfen. Die unmittelbaren Folgen dieser Verirrungen waren höchst unglücklich. Es erfolgte eine große Umwälzung im Eigenthum, und viele alte wohlhabende Familien wurden durch die direkte Einwirkung des nämlichen Systems, welches eine permanente Aristokratie feststellen und erhalten sollte, zu Grunde gerichtet. „Einige sagen," bemerkt Sir H. Strachey, „wir hätten die Zemindar's *) geschaffen, und doch wissen Alle, daß wir gerade die meisten derselben ruinirt haben. Sie konnten ihre Renten nicht einsammeln, wie sie pflegten, kamen dadurch in Rückstand, und wir — verkauften ihre Besitzungen." Die solchergestalt veranlaßten Uebertragungen gaben einer neuen Race von Grundbesitzern ihr Entstehen, von denen man nicht dieselben freundlichen Gesinnungen gegen den Bauernstand erwarten konnte, die wenigstens Einige hegten, welche als Repräsentanten einer langen Reihe von Eigenthümern ihre Güter verwalteten. Viele, die das alte System ernährt hatte, fielen jetzt brodlos der Gesellschaft zur Last, und alle diese Uebel hatten Zeit genug, sich zu verhärten, während die unmittelbaren Nachfolger des Lord Cornwallis zu tief in entfernte Kriege und Unterhandlungen verwikkelt waren, welche die Existenz unserer Oberherrlichkeit betrafen, als daß sie der inneren Staatswirthschaft etwas Aufmerksamkeit hätten schenken können.

Indessen erwarb sich doch die große Masse der Nation, diesem Systeme gemäß, viel werthvolles Grund-Eigenthum. Die Grundsteuer wurde für immer auf eine bestimmte Summe eingeschränkt. Man schuf Gerichtshöfe, die, für den Armen wie für den Reichen offen, mit der Macht ausgerüstet waren, gegen alle Kränkungen der Beamten des Fiskus wirksamen Schutz zu gewähren. Der Einnehmer durfte jetzt zum ersten Male nicht mehr seine eigenen Handlungen richten. Das Gesetz, in den National-Sprachen gedruckt und publizirt, wies ihm bestimmte Schranken an. Solch eine Verfassung war muthmaaßlich vom Bosporus bis zum Chinesischen Meere noch niemals in's Leben getreten. Der lethargische Schlaf, in welchen die Indier Jahrhunderte lang versunken gewesen, wich von ihnen, und sie lernten jetzt erst ihre Rechte erkennen und fehlerhafte Maaßregeln der Obrigkeit entdecken. Die üblen Folgen der plötzlichen Umgestaltung sind längst vorüber, und die gegenwärtige Generation fühlt nur noch ihre Segnungen. Die moralische Kraft, welche der feste Grundbesitz uns (den Briten) verschafft hat, ist nicht zu berechnen. Er hat eine große Menge reicher Kapitalisten geschaffen, die mit den stärksten Banden des eigenen Interesses an jene Regierung geknüpft sind, die zwischen ihnen und der unbegränzten Habsucht jedes neuen Herrn in der Mitte steht. Der niedrige Zinsfuß, zu dem die Regierung Geld leihen kann, bezeugt, wie weit das allgemeine Vertrauen sich erstrecke, das eine treue Beharrlichkeit bei ihren Verpflichtungen erzeugt hat. Der Ueberschuß an reinem Gewinn wird von den Zemindar's immer reichlicher zu kaufmännischen Speculationen angewendet, und viele der achtungswürdigsten Britischen Kaufleute und Agenten in Calcutta sind abhängig vom Kapital des Landes, dessen allgemeine Quelle das Grund-Eigenthum ist. Reichthum hat Sinn für fremde Luxus-Artikel erweckt und Muße für das Studium der abendländischen Literatur und Wissenschaft gegeben. Die so erlangte Kenntniß hat mit dem Gefühle der Sicherheit und Unabhängigkeit, welches die Politik des Lord Cornwallis zuerst erweckte, zusammengewirkt, um die Gesinnungen der höheren Klassen liberaler zu machen.

Die Tendenz des Munro'schen Systems ist, den geselligen Zustand in seiner Stetigkeit zu erhalten; denn es ist auf die Annahme basirt, daß die Nation der beste Richter ihrer eignen Gefühle und Neigungen so wie auch der rechten Beziehung zwischen Umständen und Einrichtungen sey, wir folglich ganz ihren Ansichten uns bequemen müssen. Hieraus ergiebt sich, daß wir, da kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß die Hindu's aufgeklärter sind, als ihre Voreltern, und da in Hauptsachen kein Wechsel eingetreten, außer etwaniger Verschlimmerung durch die Mubamedanische Usurpation, daß wir also zurückschauen müssen in die Annalen des Volkes, mit dem wir es zu thun haben, und unsere Verfassung ausschließlich nach den Modellen zu gestalten haben, die solch eine Untersuchung mag entdecken lassen. Wir können diese Theorie nicht besser beleuchten, als durch die eigenen Worte des trefflichen Munro, mit denen er die alte Indische Form des Schiedsrichter-Amtes (punchayet) an Gerichten erklärt, und zwar mit Rücksicht auf die Ergebnisse des Versuchs, sie wieder aufzufrischen. „Es ist unbezweifelt," sagt er, „daß die gerichtlichen Verhöre durch das Schiedsrichter-Amt eben so sehr gemeingültiges Gesetz in Indien sind, als die durch Geschworne in England. Kein Eingeborner glaubt, daß Gerechtigkeit ausgeübt werde, wo man selbiges nicht einsübet." Dieses „gemeingültige Gesetz der Hindu's" wurde also ein Bestandtheil des gerichtlichen Systems, und man gestand denjenigen besondere Vergünstigungen zu, welche sich desselben bedienen wollten. Da jedoch Gerichtshöfe nach Europäischen Mustern sich gleichzeitig vermehrt hatten und Zuflucht zu denselben leicht und wohlfeil gemacht war, so gingen die Einsichten im Allgemeinen bald über den engen Kreis altväterischer Weisheit hinaus. Das Volk ließ gern die barbarischen und ungenügenden Ausflüchte fahren, sobald es hinlänglich weise und rechtschaffene Lenker fand, um Gerechtigkeit zu erlangen, ohne Erpressungen ausgesetzt zu seyn.

Freilich mag das mangelhafte System der Vorfahren in anderen Fällen so sehr den Vorurtheilen des großen Haufens angemessen seyn, daß die Schwierigkeiten künftiger Verbesserung dadurch unberechenbar vermehrt werden. Doch giebt es Staatsmänner, welche vergessen, daß die Schwäche der moralischen Ansichten, eine nothwendige Folge der langen Nacht des Elends, die Nation gegenwärtig ganz unfähig macht, über ihren politischen und socialen Zustand irgend einen selbstständigen Gedanken zu hegen. Außerdem vergessen sie, daß man auf die öffentliche Meinung, wie entschieden und selbstständig sie auch sey

*) Zemindar heißt Gutsbesitzer und ist gebildet aus den Persischen Worten zemin (Land, Grundstück) und dar (Inhaber, Besitzer, das abgekürzte Partizip des Verbi daschten, halten, besitzen).

sobald Aufklärung ihr nicht zu Hülfe kommt, eben so wenig bauen dürfe, als auf die roheste individuelle Laune.

Wir haben die auszeichnenden Merkmale beider Verwaltungs-Parteien mit einiger Ausführlichkeit angegeben, weil ihre Meinungen besonderen Einfluß auf die Verwaltung der ungeheuren Einkünfte des Bodens hatten. Die fiskalischen Maaßregeln des Lord Cornwallis sind oft geprüft worden; aber Munro's Anordnungen in Betreff der Grundsteuer hat man niemals unparteiisch beurtheilt. Sie waren eine ergiebige Quelle für stärkstes Lob und stärksten Tadel. Zwischen solchen Extremen hat die verborgene Wahrheit Raum genug. Wir wollen ihr nachspüren.

Die Einkünfte der Indischen Fürsten wurden seit undenklicher Zeit direkt und ausschließlich von dem Grund und Boden gezogen, aber in ungleicher Form, einer Mittelgattung zwischen Taxe und Rente. Die außerordentliche Strenge der Auflagen, welche zu Zeiten den ganzen Ertrag verschlang, mit Ausnahme eines dürftigen Quantums für den unglücklichen Landbauer und der Aussaat für die kommende Jahreszeit, wirkte gemeinschaftlich mit allgemeiner Anarchie und Gesetzlosigkeit, um in den meisten Gegenden des Landes jede deutliche Spur von Eigenthumsrecht zu zerstören. Lange Jahre, bevor wir das Supremat erhielten, hatte sowohl in Bengalen, als an den Küsten von Koromandel und Malabar, nur das Recht des Stärkeren gegolten. Da war keine Stetigkeit, weder in der Herrschaft, noch in den Einrichtungen; und Menschen, welche oft nicht einmal mit der Gewißheit, daß man ihre Saaten reifen ließe, dieselben ausstreuten, und immer überzeugt, daß sie für den Grundsatz vos non vobis arbeiteten, die konnte das Besitzrecht wenig interessiren. Doch gab es ohne Zweifel in vielen Fällen ein Gefühl der Anhänglichkeit an den Boden, stark genug, um die Grausamkeit häuslicher Dränger und den „Besen der Verwüstung", welcher das Land durch eindringende Heere periodisch ausfegte, zu überleben. Aber diese Gefühle scheinen in jeder Provinz des weiland gewaltigen Reiches der Mongolen verschieden gewesen zu seyn, — nicht bloß an Charakter und Stärke, sondern in dem Maße, als sie auf Männer wirkten, die ausgezeichnete Plätze in der socialen Kette einnahmen und durch unähnliche Verhältnisse an den Boden geknüpft waren. Daher gab es schon in einer sehr frühen Zeit unserer Herrschaft unter den wohlunterrichtetsten Beamten der Compagnie eine starke Verschiedenheit der Ansichten über die Ansprüche der verschiedenen Ackerbau treibenden Klassen und über die Natur sowohl als die Ausdehnung des Fiskus. Herr Tucker, ein Mann von großer Erfahrung im praktischen Leben, sagt: „Die Zemindar's galten im Allgemeinen für die Eigenthümer, theils wegen ihrer Persischen Benennung, theils weil sie häufiger im Besitze gefunden wurden; aber von der anderen Seite behauptete man, diese Personen seyen bloße Staatsbeamte, und nach der Theorie sowohl als der Praxis besäße der Oberherr, in der Eigenschaft eines obersten Lords, ein Recht auf einen gewissen Antheil der Produkte jedes Morgen Landes; Andere vermeinten, die Mallis*) oder Dorf-Zemindar's seyen die rechtmäßigen Eigenthümer; wieder Andere, daß kein Eigenthumsrecht, außer dem des Reiot (Oekonomen), der Dorf-Häupter, oder der Bauernschaft, welche das Land gemeinschaftlich anbaut, statuirt werden dürfe." Die Frage, so in Zweifel und Schwierigkeiten verwickelt, ist durch den übereilten Dogmatismus noch schwieriger geworden, der allgemeine Folgerungen für das Besitzrecht auf die schmale Basis weniger in zwei oder drei kleinen Provinzen der Südspitze von Indien gesammelter Thatsachen gegründet hat. Eben so auch durch die Annahme, daß Theorieen (bezüglich auf einen in der Vorzeit und bei einem barbarischen Volke entstandenen Zustand der Gesellschaft) nothwendig abgeschmackt seyn müssen, weil sie mit Europäischen Ansichten von Eigenthum und von der „ewigen Schicklichkeit der Dinge" nicht zusammentreffen.

Das leitende Prinzip des Munro'schen Planes bei Feststellung und Einsammlung der öffentlichen Einkünfte, gewöhnlich das Reiotwar-System genannt, ist die Zerstörung aller vermittelnden Wirksamkeit zwischen den besoldeten Regierungs-Beamten und den jetzigen Landbauern. Kein Mittelmann von irgend einer Art wird anerkannt. Der Reiot oder Oekonom wird unmittelbarer Vasall des Staates — ein Privilegium, das er „höchlich schätzen" soll; die Eigenthümlichkeiten und Kräfte jedes Grundstückes müssen auf das genaueste bestimmt werden; den auf diesem Wege erlangten Daten gemäß, wird die jährliche Rente berechnet, und zwar mit bedeutendem Rabatt, „weil es die Tendenz einer Schatzung ist, die von einzelnen Feldern zu einem größeren Territorium fortschreitet, unmäßig groß zu werden, und weil die Einrichtung immer gültig seyn soll"; der Anbau des wüsten Landes, welches gleichfalls klassifizirt und taxirt werden muß, wird der Willkür des Reiots überlassen, als eine Grundlage zu künftiger Mehrung des Staats-Einkommens.

Und dieses ist das Finanz-System, wonach jetzt ein großer Theil der unter Britischer Oberherrlichkeit befindlichen Grundstücke in Ost-Indien besteuert wird. (Edinb. Rev.)

Bibliographie. Werke in Sanskritanischer Sprache:

Menu Sanhita. (Die Institutionen des Menu.) Nebst dem Kommentare von Kulluka Bhatta. 2 Bde. Kalkutta. Pr. 25 Sh.

Vikramorvasi. (Wikrama und Urwasi.) Ein Schauspiel von Kalidasa. Kalkutta. Pr. 2 Sh.

Malathi und Madhava. — Ein Schauspiel in zehn Akten von Bhavabhuti. Kalkutta. Pr. 2½ Sh.

Uttara Rama Cheritra. (Fortsetzung der Geschichte des Rama.) Schauspiel in sieben Akten von Bhavabhuti. Kalkutta. Pr. 2½ Sh.

Mudra Rakshasa. (Das Handsiegel des Ministers.) Schauspiel in sieben Akten von Visakho Datta. Kalkutta. Pr. 2½ Sh.

*) Malik oder Malek heißt ebenfalls Besitzer (daher auch Beherrscher) und ist Partizip des Arabischen Verbums malaca, er besaß, herrschte; Hebräisch malach.

Mannigfaltiges.

— Dänische Schuldentilgung in Italien. Ein Toskaner, der in seiner Jugend mehrere Jahre in Dänemark verlebt hatte, behielt für dieses Land eine solche Vorliebe, daß er nach seiner Rückkehr in das Vaterland Alles, was aus Dänemark kam, mit gastfreundlicher Zuvorkommenheit aufnahm. So geschah es denn auch, daß er ein Mal einen durch Stand und Bildung ausgezeichneten Dänen zehn Monate lang in seinem Hause beherbergte, ohne dafür etwas Anderes als den Dank seines Skandinavischen Gastes in Anspruch nehmen zu wollen. Als dieser endlich zur Abreise sich anschickte, fehlte es ihm an Geld, und sein freundlicher Wirth ging in seiner Dänenliebe so weit, daß er sich für eine ansehnliche Summe, die der Fremde bei einem Banquier aufnahm, verbürgte. Mehrere Jahre vergingen, der Däne schickte kein Geld, und der gastfreundliche Einwohner von Siena (welches der Ort ist, wo diese Geschichte vorfiel) mußte den sauer erworbenen Sparpfennig hergeben, um die Schuld des Fremden nach und nach abzutragen. Man theilte dem Professor Schouw in Kopenhagen die Sache mit, und dieser hielt es für seine Pflicht, eine Aufforderung zu erlassen, in welcher er das unter solchen Umständen von dem Toskaner an einen Dänen gemachte Darlehen als eine Nationalschuld bezeichnete, zu deren Tilgung jeder Däne beizutragen verpflichtet sey. Da diese Aufforderung zunächst dem Könige und den Prinzen Christian und Friedrich vorgelegt wurde, so unterzeichneten diese sogleich einen großen Theil der nöthigen Summe, und Se. Majestät sagte dem Professor Schouw unter Anderem: „Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie bei dieser Gelegenheit auch an mich gedacht und mich an dieser schönen Handlung haben Theil nehmen lassen." — In diesem Augenblicke ist der ehrliche Einwohner von Siena schon im Besitz alles ausgelegten Geldes; er hat sich also nicht ohne Grund auf die Bravheit der Dänen verlassen. (Antologia di Firenze.)

— Neu entdeckte Höhle in Pennsylvanien. Dieses merkwürdige Naturerzeugniß in der Grafschaft Franklin am Abhange der nördlichen Gebirge wurde erst ganz kürzlich durch einen Zufall aufgefunden. Herr Reece aus Peterstown wollte in dieser Gegend nach Wasser graben; da nämlich am Fuße eines Hügels von beträchtlicher Höhe ein ziemlich starker Quell aus dem Felsen hervordringt und in einiger Entfernung über dem Quell der Boden etwas eingesunken war, so glaubte er, an den Strom des Wassers gelangen zu können, und fing an, die eingesunkene Stelle auszugraben. Als er einige Fuß weit gekommen war, konnte er das Wasser ganz deutlich und, dem Anschein nach, mit großer Schnelligkeit fließen hören. Ungefähr 12 Fuß von der Oberfläche traf er auf Wasser an dem niedrigeren Ende einer Felsenspalte, welche sich plötzlich in eine weite und geräumige Höhle ausdehnt, deren Eingang theilweise von lockerem Gestein verdeckt ist, das jedoch bei weiterem Vordringen gänzlich aufhört, während nunmehr statt dieser mürben Sandsteine feste Felsstücke, mit buntfarbigem Spath vermischt, sich zeigen. Nach jeder Richtung hin sieht man die schönsten Eiszapfen, die von einem prächtigen Steingesims herabhängen. Unzählige Steingestalten von allen Farben, Formen und Größen bemerkt man am Gesims hinab und an den schrägen Wänden, einige weiß, roth, braun, grün, andere durchsichtig wie Glas, und alle so fest wie Marmor. Sie drohen, den neugierigen Abenteurer mit ihren zackigen Spitzen in Stücken zu zerreißen, wenn er es wagen wollte, weiter hineinzudringen, und man muß an mehreren Stellen, ihnen ausweichend, in gebückter Haltung vorschreiten. Uebrigens muß man fast auf der ganzen Länge des Weges im Wasser waten, obgleich der Quell in der jetzigen Jahreszeit ziemlich ausgetrocknet ist. Doch bemerkt man an dem Bett des Baches und an anderen Spuren des Wassers sehr deutlich, daß es zu gewissen Zeiten des Jahres durch verschiedene Kanäle in großer Masse einherströmen muß. Zwar fließt es auch jetzt noch ziemlich stark, aber meistentheils durch die längs dem eigentlichen Hauptbett befindlichen Seitenkanäle, wie man aus dem großen Geräusch schließen konnte, welches durch den Sturz des Wassers über die seinen Lauf hemmenden Felszacken verursacht wird. In dem eigentlichen Bett sind auch mehrere Wasserfälle von ziemlicher Höhe. Das Ende der Höhle ist bis jetzt noch unbekannt, da man sie nur theilweise erforschen konnte; 800 Fuß weit ist man darin vorgedrungen, aber noch war kein Ende abzusehen. Beim Hineinsteigen in diese Grotte wird das Auge durch ihre Großartigkeit auf das angenehmste überrascht, und jeder Schritt läßt neue Wunder entdecken. Hier ist das Gestein wie Bäume und Sträucher geformt und hat das Ansehen eines versteinerten Hains; dort sieht man Gebilde, wie Menschen, Vögel, vierfüßige Thiere, Orgeln und tausend andere Gestaltungen. Schon auf den ersten Anblick fühlt man sich überrascht von dieser Mannigfaltigkeit und Schönheit, aber nach genauerer Untersuchung erstaunt man noch mehr, in allen diesen seltsamen Formen bloß ein zufälliges Spiel der Natur zu finden, die hier in stiller Abgeschiedenheit ungesehen und ungehört diese Gruppen gleichsam zu ihrem Vergnügen gebildet hat. (N. Y. American.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Montag den 18. Juni 1832.

Schweden.

Das Leben und die politischen Schicksale des Baron Gustav Armfeldt.

Von ihm selbst geschrieben*).

„Geboren in Finnland und von einem Geschlechte abstammend, welches anderthalb Jahrhunderte lang sein Blut und Leben für seine Könige aufgeopfert hatte, ward ich durch Zufall, und ohne daß die mindeste Protection dabei ins Spiel kam, Offizier bei der Garde. Ausbrausend, jung und verwegen, wie ich damals war, gelang es mir nicht, mich sonderlich in Gunst zu setzen, und König Gustav III., der den Befehl über das Regiment, worin ich diente, selbst übernommen hatte, beschloß sogar, mich daraus zu entfernen. Hiervon bei Zeiten unterrichtet, begehrte ich Urlaub, um eine Reise nach Polen, Rußland und Preußen, wo damals das Kriegstheater war, anzutreten, in der Absicht, dem Kriegsdienste zu nehmen. Der Frieden in Teschen machte dies Projekt zu Wasser, und ich eilte nun nach Frankreich, um bei den Truppen, die nach Amerika übergeführt werden sollten, ein Engagement zu finden. Zwei Monate nach meiner Ankunft in Paris wurde Amerika's Selbstständigkeit von England anerkannt, und alle Kriegszurüstungen dahin wurden eingestellt. Paris vereinigte damals Alles in sich, was einen Jüngling entzücken und fesseln konnte. Ueberall wohl aufgenommen und angesehen, hielt ich mich für einen der glücklichsten Menschen, und so sann ich nur auf Mittel, um in einem Lande zu bleiben, welches für mich alle irdische Vorzüge in sich vereinigte.

Gustav's III. gefährliche Krankheit zu Damgarten und seine Reise nach Aachen und Spaa vereitelten für den Augenblick von neuem alle meine Projekte, indem ich es für meine Pflicht hielt (obgleich ich vielleicht nicht sehr gut beim Könige angeschrieben war), ihm meine Aufwartung zu machen und ihm die Theilnahme zu zeigen, die jeder treue Unterthan an der Wiederherstellung seiner Gesundheit nahm. Die Art zu leben in Spaa, des Grafen von Haga (Gustav III. führte diesen Namen) Herablassung und Leichtigkeit im Umgange gaben mir Gelegenheit, mich täglich bekannter zu machen und den widrigen Eindruck, den ich früher zurückgelassen hatte, zu verwischen. Se. Majestät geruhten selbst zu Ende Ihres Aufenthalts, den Wunsch zu erkennen zu geben, daß ich nach Schweden zurückkehren möchte, um als Kavalier bei dem damaligen Kronprinzen (nachmals regierenden König Gustav IV.) angestellt zu werden, der im nächsten Sommer seine weibliche Erzieherin verlieren sollte.

Ich besann mich nicht lange; obgleich dem Jünglinge Paris sehr werth seyn konnte, beschloß ich doch sogleich, nach meinem Vaterlande zurückzukehren, um die Verbindlichkeiten, die einem Unterthan und Staatsbürger obliegen, zu erfüllen. Bei meiner Ankunft in Stockholm begab sich der Hof nach Gripsholm, und gleichzeitig mit dem Grafen Adolph Stackelberg und Baron Wachtmeister trat ich im Monat Juli meinen Dienst beim Kronprinzen an. Das zarte Alter Sr. Königl. Hoheit und die Ungewohnheit der neuen Stellung machte dieselbe im Anfang sehr schwer; allein bald fanden wir uns darein, und der ausgezeichnete Charakter des damals noch in der Kindheit befindlichen Kronprinzen erleichterte uns dies noch mehr. Wenn z. B. eine Audienz angesagt war, und wir baten den jungen Prinzen, auf sein Wort uns zu versprechen, daher bescheiden und artig zu seyn, so konnten wir uns darauf auf das bestimmteste verlassen. Mehrere bemerkenswerthe Umstände könnte ich noch anführen, welche zu erkennen geben würden, wie sehr die Vorsehung auf eine ausgezeichnete Weise die geistigen Fähigkeiten eines jungen Fürsten bedacht hatte, der künftig über das Geschick von Millionen Menschen entscheiden sollte, wenn mich dies nicht zu weit führen würde.

Kurz vor der Abreise Gustav's III. nach Friedrichshamn (1783) wurden dem Kronprinzen die Pocken eingeimpft. Ich war der Einzige, dem der König im Anfang dies Vorhaben vertraute, und es ist mir nicht möglich, zu beschreiben, in welcher Unruhe Alles war, ehe die noch so ganz neue Operation glücklich vollendet war. Später folgte ich dem Könige auf seiner Reise nach Finnland und war so glücklich, ihm bei seiner Krankheit zu Tavastehus meine ehrerbietigs Theilnahme und Vorsorge zu erkennen zu geben." —

Der Verfasser sagt nun ferner, daß, obgleich in steigender Gunst bei dem Könige, derselbe doch nie über Staats-Angelegenheiten ihm damals Mittheilungen gemacht oder ihn zu Rathe gezogen hätte, und fährt dann fort:

„Der im Jahre 1786 ohne besondere Gründe und ohne einen festgestellten Plan zusammenberufene Reichstag war Veranlassung zu den ersten Ausbrüchen des bis dahin erstickten Unwillens der verschiedenen Factionen gegen die Königliche Macht. Alle einzelne Interessen und Leidenschaften wurden in Bewegung gesetzt und verbreiteten sich weit über den eigentlichen Wirkungskreis. Glücklicherweise wurde den verschiedenen Parteien nicht Zeit gelassen, um ihre schlechten Absichten an's Tageslicht bringen zu können. Der König entließ den Reichstag plötzlich, in dem Augenblick, wo man am wenigsten glaubte, daß er es wagen würde. Die Stände schieden aus einander; jedoch hofften die Schlechtgesinnten in den Provinzen, von dem Mißvergnügen, welches dort herrschte, Vortheil zu ziehen. Von dieser Zeit an ist der Ursprung aller der Unruhen zu suchen, welche Gustav's III. Regierung vom Jahre 1786 bis zum letzten Augenblick vergifteten, wo eine verzweifelte und ohnmächtige Faction ihm den Dolch in das Herz stieß, — ein Herz, das die Furcht nicht kannte, und das zu stolz und edel war, um einen Einzelnen zu strafen oder Rache an ihm zu nehmen. Nach der Revolution von 1772 war der König von der Erkenntlichkeit der Nation und der Achtung der ausländischen Mächte so überzeugt, daß er nur allein daran dachte, dem Lande einen neuen Glanz durch den Schutz und die Aufmunterung der Wissenschaften, der Künste und der Industrie zu geben. Sein Hof war in jeder Hinsicht einer der zuvorkommendsten und glänzendsten in Europa. Seine einfache Lebensweise, obgleich oft durch niedrige und heimliche Intriguen gestört, ward durch Güte und Wohlwollen für das allgemeine Beste bezeichnet. Alles schien dazu beitragen zu wollen, Gustav's III. so wie seines Volkes Glück zu begründen.

Der höhere Adel, der eigentlich stets die natürliche Stütze des Throns seyn sollte, war in Schweden stets der Königl. Macht feindlich gesinnt und beschloß nunmehr, von der Lage der Sachen Vortheil zu ziehen. Die Parteien der Hüte und Mützen vereinigten ihre Interessen, und der König, erfreut, zu sehen, wie der Parteigeist anscheinend verschwand, vergaß die Beispiele, welche die Geschichte in dieser Hinsicht nur zu oft aufgestellt hat.

Karl XI. hatte in Folge gerichtlicher Untersuchungen für die Krone das wieder in Beschlag genommen, was die Schwedischen Magnaten theils unter großmüthigen Regenten, Vormünder-Regierungen und allgemeinen Unruhen an sich gerissen hatten. Karls XII. Regierung war diesen Herren gleichfalls nicht vortheilhaft gewesen, und die Regierungsform des Jahres 1720 blieb die einzige Hoffnung, auf die viele ihr Emporkommen setzten. Die Französischen, Russischen, Dänischen und Englischen Gelder trafen von allen Seiten ein und wurden vertheilt; nur der König und der größte und nützlichste Theil der Unterthanen verblieben in Ohnmacht und im Nothstande. Aber die Revolution von 1772 hatte gleichsam mit der Wurzel die aristokratische Tyrannei ausgerissen. Die Nation erblickte mit Haß und Abscheu die Häupter und Satelliten der verschiedenen Parteien, und nur in des Königs Güte und angeborner Milde fanden sie Schutz. Furcht vor Verantwortung und Rache verursachte, daß sie im Anfang nur auf eigene Sicherheit dachten. Aber bald zeigte sich Gelegenheit, auf die Ausführung der alten Projekte von neuem zurückzukommen.

Das Andenken an die ritterlichen Tugenden der Vorzeit, vielleicht auch Ludwig's XIV. und XV. Beispiel schienen auf Gustav III. den Eindruck gemacht zu haben, daß er beschloß, nicht allein sich mit dem alten Adel zu umgeben und ihn zu den glänzendsten Aemtern zu berufen, sondern ihm auch in Rücksicht der Verdienste und der Vaterlandsliebe, wodurch die Ahnen der Vorältern sich unsterblich gemacht hatten, noch besondere Auszeichnungen zu verleihen. In einem Lande, wo der Neid weniger vorherrschend gewesen wäre, als in Schweden, würde ein solcher Versuch vielleicht nur mißglückt seyn, hier aber zeigten sich rasch die schädlichsten Folgen davon. Der Mißmuth des niederen Adels und der übrigen Stände erhöhte nur die Hoffnungen des aristokratischen Bundes; er beschloß, das ihm geschenkte Wohlwollen des Königs gegen ihn selbst zu benutzen, um seinen Fall dadurch zu bewirken, und weit davon entfernt, sich bereit zu zeigen, den Thron und seine eigene Sache, die doch jetzt identisch seyn sollten, zu vertheidigen, war er es, welcher im J. 1786 die Unzufriedenheit über den ihm selbst gestatteten Vorzug noch mehr aufreizte

*) Aus dem ersten Bande der kürzlich vom Grafen v. Adlerfparre herausgegebenen historischen Aktenstücke. Vgl. Nr. 48 des Magazins.

und zu seinen Plänen zu benutzen suchte, um dergestalt die Königliche Macht zu untergraben und späterhin stürzen zu können.

Gustav, der ein solches Verfahren von denen nicht vermuthete, denen er täglich mit Freundschaft, Vertrauen und Güte begegnete, konnte indessen doch den Eindruck, den ihr Benehmen auf ihn machte, in seiner Abschieds-Rede an die Stände nicht verbergen. Bis dahin hatte er fast nie über diese Verhältnisse ein Mißbehagen zu erkennen gegeben und nur immer mit Standhaftigkeit und Klugheit ihnen zu entgegnen gewußt. Markoff, welcher damals Russischer Gesandter in Stockholm war, hatte im Stillen das Verhaben der Factionen unterstützt, und der Russische Hof, welcher bis zum Frieden von Vereläe von seinen Prätensionen, der Garant der Regierungsform von 1720 zu seyn, nicht abließ, zeigte bei jeder Gelegenheit allen möglichen Widerwillen gegen den König. Hiervon kann man mit Sicherheit die Ursache zu Gustav's III. Beschluß, Rußland den Krieg zu erklären, herleiten; er dachte die Selbstständigkeit seines Landes durch eine Verminderung der ungeheuren Macht jenes Reiches fester zu begründen, eine Hoffnung, die auf den Krieg sich stützte, in welchen Rußland damals mit den Türken verwickelt war, und den Preußen und England unterstützen zu wollen schienen, so wie darauf, daß die Polen beschlossen hatten, die Russische Herrschaft abzuschütteln.

Während des Reichstages vom Jahre 1786 hatte mir der König, vielleicht mehr in Folge meines Dienstersers, als wegen meiner etwanigen Geschäftskenntniß, sein erhöhtes Vertrauen geschenkt. Gustav, der eine Reise nach Kopenhagen zu unternehmen gedachte, um, wenn es irgend möglich wäre, die Dänische Regierung von ihrer Allianz mit Rußland loszumachen, betrieb die Anordnungen dazu mit der größten Heimlichkeit, und nur 2 oder 3 Personen, unter denen ich war, kannten den eigentlichen Zusammenhang der Sache. Leider entsprach der Ausgang nicht unseren Hoffnungen. Dänemarks Eifersucht auf Schweden überwog seine politischen Interessen, und wir erhielten nur das Versprechen (welches indessen nicht gehalten wurde), daß die strengste Neutralität beobachtet werden sollte. Während dieses Alles vorfiel, ereigneten sich bei Hofe mehrere andere Begebenheiten, die zu erzählen ich indessen nicht befugt zu seyn glaube, da ich daran keinen eigentlichen Antheil genommen habe. Ließen sich jedoch die Scenen, die kurz vor der verwittweten Königin Tod vorfielen, bekannt machen, so würden sie mehr Licht über den Zeitraum von 20 Jahren verbreiten, wodurch das einzelne und allgemeine Mißvergnügen entstand, als Alles, was damalige Erklärungen und damalige Schriften darüber mitgetheilt haben.

In dem Wahn, von der Türkei, von Preußen und England unterstützt zu werden, von denen jedes auf seine Weise versichert hatte, zur Ausführung des großen Planes beitragen zu wollen, den Gustav, um das Gleichgewicht Europa's wieder herzustellen, entworfen hatte, beschloß der König 1788, Rußland anzugreifen. Ich reiste im Frühjahr nach Finnland und fand tausend unvermuthete Schwierigkeiten und Hindernisse bei Ausführung unserer Projekte, obgleich alle im Sinn dieses Landes entworfen waren. Ich schickte sogleich einen Courier an Se. Majestät mit vollständigem Bericht über Alles, was ich gesehen hatte; doch der Beschluß war einmal gefaßt, und selbst das Volk schien mit Ehrgeiz ihn unterstützen zu wollen. Die Schwedische Armee langte in Finnland, aber mit so gänzlichem Mangel an Allem, was zum Angriff nöthig war, an, daß sie mehrere Monate in Unthätigkeit auf den Galeeren unter den Kanonen von Sweaborg liegen bleiben mußte. Mißtrauen und Langeweile verminderten bald den kriegerischen Muth der Truppen. Die Finnische Armee, welche längs dem Kymene aufgestellt war, schien ungewiß und verwundert zu seyn. Zu Savolax geschah wohl Etwas, aber auf eine lahme und schlecht kombinirte Weise. Die Flotten schlugen sich auf der Höhe von Hogland, und sowohl in Stockholm als in Petersburg wurde über den erfochtenen Sieg ein Te Deum gesungen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Swerige år 1809 och år 1832. (Schweden im Jahr 1809 und im Jahr 1832.) Pr. 40 St.

Utkast till Credit-System för Fastigheter. (Entwurf eines hypothekarischen Kredit-Systemes.) Uebersetzt und bearbeitet nach der Kredit-Verfassung des Großherzogthums Posen. Pr. 16 St.

Öfwersigt af Saint-Simonismen eller Framtidens Religion. (Ueber den St. Simonismus oder die Religion der Zukunft.) Nebst Anmerkungen. Von Joh. Wetterling, Königl. Hofprediger und Probst. Jönköping. Pr. 8 St.

Illuminerade Figurer ꝛc. (Kolorirte Abbildungen zur Skandinavischen Fauna.) Nebst Beschreibungen, herausgegeben von S. Nilsson. Lund. Zweite Auflage.

Baron von Wolffs Geometrie. — Zum Gebrauche der Schwedischen Jugend bearbeitet und herausgegeben von E. Stridsberg, verbessert von G. v. Schultén. Vierte Aufl. Pr. 40 St.

England.

Memoirs of Sir James Campbell, of Ardkinglas. (Denkwürdigkeiten von Sir James Campbell von Ardkinglas; von ihm selbst geschrieben.) Zwei Bände. London, 1832.

Der Verfasser dieses Werks ist einer von den seltenen Männern, die in einem Alter, in welchem wenige Sterbliche noch ihre vollkommenen Geisteskräfte besitzen, Bekenntnisse aus ihrem Leben niederschrieben. Wenn er in diesem Augenblick noch lebt, so kann er ungefähr sein siebenundachtzigstes Jahr erreicht haben. Sein Gedächtniß muß außerordentlich seyn, wenn er keine aufgezeichnete Notizen über die in diesen Bänden von ihm geschilderten Ereignisse besaß. Er ist der Abkömmling einer alten Schottischen Familie, diente im siebenjährigen Kriege, war der Altersgenosse von Lord George Sackville, Lord Lyttleton, Johnson, Goldsmith und den Witzlingen und Weisen jener Zeit, besuchte die besten Gesellschaften im Auslande und in der Heimath, durchreiste einen großen Theil der Welt, empfing mancherlei Ehrenbezeigungen, schmachtete in Gefangenschaft, war vier Mal verheirathet, auch einmal in eine Geschichte von etwas illegitimer Art verwickelt, und nahm Theil an den großen Begebenheiten auf dem Festlande am Abend der Revolution und nach dem Sturz Bonaparte's. Bei einer so reichen Erfahrung in den Händeln der Welt konnte es ihm an einem Vorrath von Kenntnissen der mannigfachsten Art nicht fehlen; und obgleich man keinen rechten Grund findet, weshalb er zu der Presse seine Zuflucht nahm, als etwa den, daß er sich dadurch in den Stand setzen wollte, gewisse Forderungen zu befriedigen, die ein von der Französischen Polizei ihm aufgedrungenes Frauenzimmer an ihn machte, so hat Sir James doch zwei Oktav-Bände fertig bekommen, die man mit einer Mischung von Neugierde und Ueberraschung lesen wird.

Als Selbstbiographie ist dieses Werk im höchsten Grade aufrichtig und, so weit man darüber zu urtheilen vermag, eben so ehrlich. Sir James besitzt wenig von persönlicher Eitelkeit — mindestens weniger, als man von einem Manne seines Alters, wenn er sich niedersetzt um die seltsame Geschichte seines Lebens zu erzählen, wohl erwarten möchte. Seine Erzählungen aus dem siebenjährigen Kriege und seine Anekdoten von den großen Männern, mit denen er in vertrautem Umgange stand, und unter denen man auch Voltaire findet, sind äußerst unterhaltend. Kann man ihm auch nicht gerade die Kunst zuerkennen, daß er seinem Stoff die vollendetste Form zu geben verstand, so ist doch eben sein Stoff schon so anziehender Art, daß er keiner großen Ausschmückung durch die Darstellung bedarf.

Einige Auszüge werden hinreichen, um den Charakter und Werth dieser Memoiren zu zeigen. So möge denn zuvörderst die Anekdote eines Soldatenscherzes hier Platz finden, der sich zutrug, als im siebenjahrigen Kriege die Französischen und Englischen Truppen an der Granze von Westphalen einander gegenüber und im Angesicht gelagert waren:

„Bei solchen Gelegenheiten," sagt der Verfasser, „pflegten oft gegenseitige Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht zu werden; so erinnere ich mich unter Anderem eines Vorfalls, der im Britischen Lager zu großer Belustigung gereichte. In unserer Armee befand sich ein gewisser Capitain Nixon, der in einem praktischen Spaß, wie er es nannte, sein höchstes Vergnügen fand; da sich nun einstmals ein Französischer Offizier darüber beklagte, daß er aus Mangel an Windhunden auf die Jagdlust verzichten müsse, erklärte ihm unser lustiger Freund, er besäße ein Paar ganz vorzügliche Thiere dieser Art, die dem Franzosen zu Diensten ständen, und er wolle sie am nächsten Morgen nach den Vorposten senden; er bat sich zugleich den Namen des Französischen Herrn aus, damit er auch das Geschenk an die richtige Person gelangen lassen könne. Die Antwort war: „Graf N." — der Name ist mir entfallen — „Und," sagte der Franzose, „darf ich fragen, wem ich für eine so ausgezeichnete Güte verpflichtet bin?" worauf der Andere erwiederte: „O, mein Herr, ich bitte, es ist eine große Kleinigkeit, was ich die Ehre habe Ihnen darzubieten; mein Name aber ist Graf Nixon vom 51sten Regiment." Capitain Nixon trieb den Spaß noch weiter und schickte am nächsten Morgen zwei eiende Schäferhunde zu den Vorposten, wo schon ein Französischer Bedienter ihrer wartete, um sie in Empfang zu nehmen und zu seinem Herrn zu führen. Wie erstaunt aber waren wir am Abend, Einige von uns ärgerten sich sogar, als ein Paar Maulesel, jeder von einem Diener begleitet, der eine mit zwei Körben Burgunder und der andere mit zwei Körben Champagner bepackt, als Gegengeschenk an den „Grafen Nixon" vom 51sten Regiment für die herrlichen Windspiele, bei uns anlangten. Mehrere unter uns, die nicht solchen Geschmack an einem Witz fanden, wie der Capitain Nixon, fühlten ihren National-Charakter durch diese Geschichte beleidigt und stellten Jenen darüber zur Rede, daß er die Sache so weit getrieben habe. Aber Nixon konnte nun einmal nicht ernst seyn. „Ei den Teufel," sagte er mit der größten Naivität, „wie konnte der Kerl diese Rüden für Windspiele und mich für einen Grafen ansehen?"

Sir James war während des Feldzuges unter dem Namen „der Knebelbart" bekannt, nicht etwa, weil er selbst diesen martialischen Appendix besaß, sondern aus folgender Ursache:

„In meiner Jugend führte ich in der Armee den Namen „Knebelbart", jedoch nicht von einer so imponirenden Zierde an meiner eigenen Person, sondern von einem lächerlichen Vorfall, der sich zu Pyrmont ereignete, als ich noch ein ganz junger Bursche war. Die Brunnenorte in Deutschland galten während des siebenjährigen Krieges als neutrales Gebiet, wo eine große Menge Volks aus allen Enden der Welt zusammenkam, theils um wieder gesund zu werden, theils um sich auszuruhen. Das Haus, worin ich wohnte, war nur klein, höchst unbequem und sehr überfüllt; da ich nun eines Abends nicht zu meinem Zimmer gelangen konnte, so gerieth ich von ungefähr in einen anderen Theil des Hauses, welchen die Gemahlin des Barons von Jenneret bewohnte. Das Zimmer, in das ich trat, war ganz finster; als ich daher meine Hand ausstreckte, kam ich etwas unerwartet mit des Barons Knebelbart in Berührung; er aber sprang auf von seiner Ruhestätte, zog in höchster Wuth seinen Säbel und hieb nach mir; glücklicherweise hatte ich aber schon die Thür erreicht, und der Streich fuhr in den Pfosten, der noch lange nachher das Denkzeichen meiner Entweichung trug. Man fand diese Geschichte zu schön, um sie einschlafen zu lassen, und so führte ich noch viele

Jahre lang unter meinen Kriegskameraden den Spottnamen: „Knebelbart".

Unter Anderem, wovon der Verfasser, vielleicht ohne sich dessen klar bewußt zu seyn, Zeugnisse anführt, befinden sich auch einige Beweisstellen für das System der Mißbräuche von ehemals; so hören wir einen Edelmann schwören, daß er eine Corporation wieder verkaufen wolle, weil er sie gekauft habe; und folgendes ist eine Probe davon, wie man in der guten alten Zeit mit Gunstbezeigungen umsprang:

„Mit Lord George und Lady Louise Lennox lebte ich fortwährend auf dem Fuß einer innigen Vertraulichkeit. Als Beweis, daß dies nicht nur eine vorübergehende Freundschaft war, brauche ich nur anzuführen, daß Se. Herrlichkeit meinem ältesten Sohn, als er noch gar nicht geboren war, schon eine Compagnie in seinem eigenen Regiment schenkte, und ihn dann zu seinem Adjutanten ernannte, als lange Zeit nachher Lord George Lennox Oberbefehlshaber in Plymouth war."

Da Sir James viermal verheirathet gewesen, und das letztemal mit einer jungen Dame von 19 Jahren, als er selbst schon 70 Jahr alt war, so kann man denken, daß er die Kunst, Frauen zu gewinnen, aus dem Grunde verstand. Die Umstände, von denen seine zweite Heirath begleitet war, werden dies näher beleuchten:

„Eines Abends in der Oper in Gesellschaft des Oberst Stafford, der gewöhnlich unter dem Namen Graf Stafford bekannt war, machte auf mich eine Dame, die keiner von uns beiden kannte, einen seltenen Eindruck. Gereizt durch eine Bemerkung, die der Oberst Stafford fallen ließ, bot ich ihm eine Wette an, deren Belauf ich jedoch nicht mehr weiß, daß ich in drei Tagen ihre Bekanntschaft gemacht haben wolle. Sie war von einer um einige Jahre älteren Dame begleitet, und nach Beendigung der Oper sah ich sie zusammen in eine durch eine Raute ausgezeichnete Kutsche steigen. Ich gab sogleich einem Lohnkutscher eine Guinee und versprach ihm noch eine zweite, wenn er mir am nächsten Morgen darüber Kunde brächte, wo die beiden Damen abgestiegen wären, und wem der Wagen gehöre. Den folgenden Tag erfuhr ich auf diese Weise, daß die beiden Damen die Töchter von Mistreß Dutens, einer Hofjuwelierswittwe, seyen, daß ihr Vater, ein Franzose von Geburt, vor kurzem gestorben und ein bedeutendes Vermögen nebst einer Familie von drei Kindern, einem Sohn und zweien Töchtern, hinterlassen habe. Ich will den Leser nicht mit den einzelnen Umständen ermüden, welche die Folge dieses Abenteuers waren. Genug, ich gewann meine mit Oberst Stafford eingegangene Wette, und zehn Tage darauf verheirathete ich mich, nach besonders erhaltener Licenz, zu St. George in Hanover-Square mit Henriette Dutens, der jüngsten der beiden Damen, die unsere Aufmerksamkeit in der Oper auf sich gezogen hatten."

Dies heißt in der Kriegssprache eine Festung mit Sturm nehmen. Doch solche Siege sind für so gewandte Krieger, wie Sir James, eine Kleinigkeit.

Jeder in der Literaturgeschichte bewanderte Leser kennt die sonderbare Todesart des Lord Lyttleton. Wir lassen den Bericht von Sir James über dieses Ereigniß hier folgen, weil er Einer von Sr. Herrlichkeit näheren Bekannten war und seine Nachricht aus einer glaubwürdigen Quelle geschöpft hat:

„Von seinem so frühen Tode hat man sehr verschiedenartige Erzählungen. Gemeiniglich jedoch lauten sie dahin, daß er schon lange vorher gesagt, welches genau die Zeit und Stunde sey, wann er seine Laufbahn enden werde. Man belachte die Vorherverkündigung Lord Lyttleton's und achtete ihrer eben so wenig wie der Prophezeiungen von Herrn Irving und anderen Wahrsagern; aber vielleicht mit dem völligen Entschluß, das, was er so lange Zeit dem Gemüth Anderer einzureden bemüht gewesen war, nun auch in Erfüllung zu bringen, lud er, so viel ist gewiß, an dem Tage, welchen er als den seiner Auflösung vorherverkündigt hatte, eine große Gesellschaft zu sich in seine Wohnung zu Hagley. Er unterhielt seine Gäste mit Possen und ernsten Dingen in seltsamem und unzusammenhängendem Gemisch, bis die Schlafenszeit herankam. Dem Beispiel der Gesellschaft folgend, begab er sich wie gewöhnlich zu Bett, wo man ihn am nächsten Morgen todt fand. Kein äußeres Zeichen von Gewalt war an seinem Körper zu bemerken; aber man glaubte allgemein, daß er selbst auf irgend eine Art zur Herbeiführung des von ihm verkündigten Ereignisses beigetragen habe. So wie ich diese Begebenheit erzählt habe, hörte ich sie vom Admiral Wolseley, der sich unter der von Lord Lyttleton zu seinem Todestage eingeladenen Gesellschaft befand."

Das Werk von Sir James enthält noch so viel interessante Anekdoten von einzelnen Personen, daß man mit Bedauern auf eine ausgedehntere Mittheilung verzichten muß. Sir James war Mitglied der bedeutendsten Klubs, unter anderen auch des Pandemoniums und des Savoir-Vivre. Die Schilderung von seinem ersten Erscheinen in dem Pandemonium verdient jedoch besonders, noch zum Schluß hier mitgetheilt zu werden:

„Ich war durch Zufall mit dem berühmten Samuel Foote näher bekannt geworden, der nicht nur ein Spieler und ein Witzling, sondern auch, was nicht Jeder weiß, ein Mann von ausgebreiteten und mannigfaltigen Kenntnissen war. Natürlich konnte er im Pandemonium nicht fehlen, und an ihn wandte ich mich mit der Bitte um Einführung und Empfehlung. Er gab mir eine etwas abschreckende Antwort auf mein Gesuch. „Was Teufel," erwiederte er, „kann ich für Sie anführen?" Doch der Empfehlungsgrund, den ich für mich vorschlug, fand eine bessere Aufnahme, als ich erwarten durfte. Ich sagte nämlich, im Zuhörertalent gäbe ich Keinem in ganz England etwas nach, und wenn ich auch für mein Theil nicht viel zu sagen hätte, so sey ich doch überzeugt, daß ich es wenigstens verstände, zu genießen, was Andere sagten. Hierauf entgegnete Herr Foote, dies seyen Eigenschaften, welche er mit Freuden Vielen der Mitglieder jener Gesellschaft zu geneigter Beachtung empfehlen wolle. Und in der That, ich erfreute mich seines Einflusses; er brachte mich am nächsten Klubtage als Mitglied in Vorschlag und meldete mir bald nachher, daß ich die Feuerprobe der Stimmbüchse bestanden hätte."

„Damals war der Versammlungsort des Pandemoniums ein Haus in der Clarges-Straße, May-Fair genannt. Es war ein Mittags-Klub, und als ich ihn das erstemal besuchte, ging ich allein hin. In dem Lehnstuhl zunächst dem Kaminfeuer sah ich einen wohlgenährten Herrn sitzen, den ich vorher noch nicht gekannt hatte. Neben ihm stand, in eifrigem Gespräch mit ihm begriffen, ein kleiner lebhafter Mann, den ich schon kennen zu müssen glaubte, obgleich ich mich nicht erinnern konnte, wann oder wo ich mit ihm zusammengekommen wäre. Verschiedene kleine Gruppen von Individuen waren in den übrigen Theilen des Zimmers zerstreut, und Alle schienen mit großer Ungeduld auf die Ankündigung der Mahlzeit zu warten."

„Unter diesen Allen entdeckte ich endlich einen Mann, an den ich mich wenden konnte, da ich ihm schon früher genannt worden war; aber dieser Mann war so in seine eigenen Gedanken vertieft, daß ich nur mit großer Mühe seine Aufmerksamkeit erregen und ihn dahin bringen konnte, daß er mich dem feisten Herrn auf dem Stuhl und einem oder zwei Anderen vorstellte, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Die Person, an welche ich mich wandte, war Oliver Goldsmith, vielleicht, ohne Ausnahme, der zerstreuteste Mensch in ganz Europa. Der Herr, welcher zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, war, wie ich hörte, der große Moralist des Jahrhunderts, Samuel Johnson. Meine tiefe Verbeugung erwiederte er mit einem plumpen Kopfnicken; er fuhr, ohne sich stören zu lassen, in seinen Späßen fort, die er in gravitätisch spöttischem Ton an den kleinen Mann zu seiner Seite richtete; dieser Letztere aber war kein Anderer als David Garrick. Der Roscius empfing mich mit einer herzlichen Freundlichkeit, die mich im höchsten Grade entzückte. Als endlich Herr Foote und noch viele andere Mitglieder angelangt waren, verfügten wir uns zu Tische."

„Zu meiner großen Freude wurde die Unterhaltung allgemeiner, ehe noch das Tischtuch wieder abgenommen war. Mehrere Mitglieder schienen sich besonders darauf gelegt zu haben, Dr. Goldsmith in den ihm eigenen Humor zu bringen. Er hatte damals gerade seinen „gutherzigen Mann" und andere treffliche Lustspiele vollendet. Herr Foote bemerkte gegen ihn, er wundere sich, daß er Herrn Goldsmith solches Zeug schreiben sehe, nachdem er seinen Namen durch so unvergleichliche Werke, wie der „Wanderer" und das „einsame Dorf," verewigt. „Ei, Master Foote," sagte Goldsmith darauf in seinem Irischen Dialekt, „meine schönen Verse, von denen Ihr da sprecht, würden mir nimmermehr ein Beefsteak und eine Kanne Porter eintragen; aber seitdem ich Unsinn, wie Ihr es nennt, für Eure kahlen Bretter geschrieben habe, kann ich ein Leben führen, wie ein Gentleman."

„Dr. Johnson, der an der Spitze der Tafel Platz genommen hatte, begann hierauf mit einiöniger Stimme und mit erkünstelter Würde und Großrednerei einen Lobsalm auf die Thorheit und bewies, daß sie ergötzlicher und also nützlicher wäre, als der gesunde Menschenverstand. Im Verlauf des Abends kamen alle nur denkbare Gegenstände der Unterhaltung aufs Tapet; im Allgemeinen aber bezog sich Alles, was da verhandelt wurde, mehr oder weniger auf die Tagesliteratur. Für mich war dies von ganz besonderem Interesse wegen der Beziehung, welche zwischen den Gegenständen des Gesprächs und den Sprechenden selbst obwaltete, und ich achtete dabei nicht sehr auf das zweifelsohne ausgezeichnete Talent, womit die Unterhaltung geführt wurde; denn ich muß aufrichtig gestehen, daß dieses ganze Schauspiel, sowohl die Handelnden als die Punkte, welche zum Vortrag kamen, für mich ganz neu war. Zu gleicher Zeit hatte ich Verstand genug, um einzusehen, daß es klug und geziemend für mich sey, das besondere Talent auszuüben, vermöge dessen ich vor den Augen der Klubgenossen Gnade gefunden und als Kandidat Zutritt erhalten hatte. Es bedurfte eben keines großen Scharfblicks, um zu gewahren, daß ich in eine höchst kampflustige Gesellschaft gerathen war, die, gleich anderen ihrer Art, mit Recht darauf Anspruch machen konnte, zu dem genus irritabile gezählt zu werden."

Aus dem zweiten Bande des vorliegenden Werkes ist hier kein Auszug gegeben worden, weil sich derselbe nicht so dazu eignet, wie der erste, und vielmehr eine zusammenhängende Geschichte bildet, indem er des Verfassers Aufenthalt im Osten und seine Gefangenschaft in Amsterdam und Frankreich schildert.

Man kann nicht umhin, ehe man von dem Verfasser Abschied nimmt, ein hohes Erstaunen über die ausdauernde Geisteskraft auszudrücken, die er in einem so langen und so bunten Leben zu bewahren gewußt hat. Sein Portrait trägt das Gepräge einer ungetrübten Heiterkeit und Lebendigkeit des Temperaments, wodurch es ihm leicht wurde, eine merkwürdige Reihe von Abenteuern mit Glück und Würde zu bestehen. (Atlas.)

Bibliographie.

On the new testament. (Ueber das neue Testament.) Von Bliß. Pr. 6 Sh.

The Greek testament. (Die Bibel in Griechischer Sprache.) Von Bloomfield. 2 Bde. Pr. 36 Sh.

Fifty four scriptural studies. (54 Studien der heiligen Schrift.) Von Bridge. Pr. 1½ Sh.

A Dictionary of the bible. (Wörterbuch der Bibel.) Von Eadmet. Pr. 24 Sh.

The christian's family library. (Des Christen Familien-Bibliothek.) Erster Band. Luther und die Reformation. Pr. 6 Sh

Lectures on the evidence of miracles. (Vorlesungen über die Wahrheit der Wunder.) Von Coxe. Pr. 4½ Sh.
Easter-offering. (Ostergeschenk, oder Katholisches Jahrbuch für das J. 1832.) Pr. 10½ Sh.
The church of God. (Die Kirche Gottes.) Von Evans. Pr. 10½ Sh.
The scripture principles of education. (Die Grundsätze der heiligen Schrift über Erziehung.) Von Frv. Pr. 2½ Sh.
On the decalogue. (Ueber die Zehngebote.) Von Marsh. Pr. 6 Sh.

Aegypten.

Der Aegyptische Hof.

Von einem Europäer skizzirt.

Zwei oder drei Meilen von Kairo in der Nähe eines Feigen-Wäldchens liegt Schubra, der Lieblings-Aufenthalt des Pascha von Aegypten. Der Palast an den Ufern des Nils zeichnet sich weder durch seine Lage noch durch äußeren Glanz aus; aber die Gärten sind weitläuftig und schön und durch einen Kiosk verschönt, wie ich mich keines ähnlichen an Pracht erinnere.

Aus einer duftenden Orangen-Allee heraustretend, sieht man plötzlich hohe und glänzende Thore vor sich, zu denen Marmor-Stufen hinanführen. Wenn man diese hinaufsteigt und eintritt, so befindet man sich in einem großen viereckigen Säulengang von weißem Marmor. Dieser umgiebt einen kleinen See, auf dem drei oder vier prächtig verzierte Barken schwimmen, welche mit seidenen Tauen am Lande befestigt sind. Der Säulengang endet gegen das Wasser zu, in einer herrlichen Balustrade von Marmor, deren Gipfel mit Gruppen verschiedener Arten von Fischen in erhabener Arbeit bedeckt ist. An jeder Ecke des Säulenganges wird die Balustrade durch hinabführende Treppen unterbrochen, welche durch Krokodille von ungeheurer Größe, die wunderwürdig aus weißem Marmor gearbeitet sind, bewacht werden. In einiger Entfernung von dem Eingang führt die Säulenreihe in eine große Anzahl prachtvoller Säle, die durch Vorhänge von Scharlach-Tuch verdeckt sind, eine Farbe, welche lebendig gegen den weißen hellglänzenden Marmor absticht, aus dem der ganze Kiosk erbaut ist. Es ist eine Lieblings-Belustigung des Pascha, eine seiner Favoritinnen in die Mitte des See's zu rudern und sie dort über Bord zu werfen. Da Se. Hoheit etwas darin sucht, einen Kaftan von Baumwolle und Brinkleider von grobem Zeug zu tragen, so fürchtet er sich weniger vor einem Untertauchen, als es ein nicht so exzentrischer Muselmann thun würde. Die schöne um Hülfe rufende Circassierin mit aufgelöstem Haar und in ihrem triefenden Putz, die schwarzen Sklaven, welche sich über die Brüstung werfen, um ihr zu Hülfe zu kommen, oder die marmornen Stufen hinabeilen, um sie aufzufangen — alles dieses bietet eine ergötzliche Erholung nach den Arbeiten des Divan.

Aller Glanz der Tausend und Einen Nacht verwirklicht sich am Aegyptischen Hofe. Die Wache der Nubischen Verschnittenen, mit ihrem glänzend schwarzen Aeußeren, in Scharlach und Gold gekleidet, ihre funkelnden Damascener schwingend und sich auf ihren schneeweißen Rossen tummelnd, ist vielleicht das schönste Corps in der Welt. Der zahlreiche Harem, die Schaaren von Civil- und Militair-Beamten und See-Offizieren in ihren reichen Nizam-Uniformen, die große Anzahl von Pagen und Pfeifenträgern und anderes untergeordnetes, aber prachtvoll gekleidetes Gefolge, die herrliche Militair-Musik, die Mehmed Ali ganz besonders liebt, die prächtigen Arabischen Pferde und die kolossalen Dromedare, — alles dies zusammen gewährt einen Anblick der Pracht und des Glanzes, welcher leicht an die goldenen Tage von Bagdad und seiner romantischen Kalifen erinnert.

In seinem größten Schmuck erscheint aber dieser Hof in dem köstlichen Sommer-Palast in den Gärten von Schubra. Während des Bairam-Festes verweilt der Pascha gewöhnlich an diesem zauberischen Ort, und einmal diese wunderbare und glänzende Scene mit angeschaut, wird man sie gewiß so leicht nicht wieder vergessen. Die Pracht-Säle sind alle geöffnet und herrlich erleuchtet; die Säulenhallen mit Gästen angefüllt, die theils stehen und sich mit einander unterhalten, theils auf kleinen Persischen Teppichen sitzen und ihre Pfeife rauchen. Einige junge Große, in ihren Scharlach-Kleidern, lehnen sich müßig über die weiße Balustrade und werfen einen langen Schatten auf das vom Mond erleuchtete Wasser; von allen Seiten her ertönt liebliche Musik, und jedes sanfte Lüftchen vom Ufer bringt herrliche Wohlgerüche auf seinen duftenden Schwingen.

(N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Königliche Nordische Alterthums-Gesellschaft in Kopenhagen. Dieselbe hat kürzlich das erste Heft einer von den Professoren Finn Magnusen und Rafn redigirten „Nordischen Zeitschrift für Alterthumskunde" herausgegeben. Es enthält die nachstehenden Artikel: 1) Ueber die Entstehung, die Blüthe und den Untergang der Isländischen Geschichtsschreibung, vom Bischof Dr. Müller. 2) Bemerkungen über die Quellen der Dänischen Geschichte der Vorzeit (Hedenold) und deren Bearbeitung, von N. M. Peterson. 3) Ueber einige wenig bekannte Ruinen an der Westküste von Grönland, von Dr. Pingel. 4) Ueber das alte Isländische Gesetz- und Rechtsbuch, genannt Graagaas, dessen Entstehung, Name, Quellen, innere Beschaffenheit und hohe Wichtigkeit in mehreren Hinsichten, nach Anleitung der ersten gedruckten Ausgabe desselben, vom Konferenzrath und Professor Schlegel. 5) Untersuchung der Kirchen-Ruinen in Kakortokfiorde auf Grönland, mitgetheilt vom Capitain-Lieutenant Graah. 6) Verhandlungen der Gesellschafts-Sitzungen im Jahre 1831, im Auszug aus den Protokollen. 7) Nachrichten von aufgefundenen Nordischen Alterthümern, so wie von größeren Denkmalen aus der Vorzeit und dem Mittelalter von Dänemark, den Herzogthümern Schleswig und Holstein, so wie von den Faröern, Island und Grönland. (Hier namentlich über zwei kürzlich im Distrikte von Julianehaab gefundene Steine mit Inschriften in der Isländischen oder alten Nordischen Sprache, der eine mit Runenschrift und der andere mit Lateinischen Buchstaben des Mittelalters, ferner über einige merkwürdige Eskimoische Alterthümer, die im nördlichen Grönland gefunden worden.) Desgleichen entsprechende Nachrichten aus fast allen Schwedischen Provinzen, mitgetheilt vom Professor Liljegren in Stockholm und vom Direktor Hildebrand in Lund. — Diese inhaltsreiche durch Kupferbeilagen verzierte Zeitschrift erscheint in Heften (deren jedoch höchstens zwei im Jahre herauskommen sollen) von 10 bis 12 Bogen, zu dem sehr billigen Preise von 1 Rbdr. für das Heft.

— Eine Eisenbahn-Zeitung. Die thätigen Nord-Amerikaner verbreiten Eisenbahnen gleich Adern durch alle ihre Staaten und werden dadurch bald, dem eigentlichen Sinne des Wortes nach, vereinigt seyn. Eine rasche, sichere und leichte Verbindung ist die beste Beförderung nicht allein der Civilisation, sondern auch der Künste und Wissenschaften. In New-York erscheint jetzt wöchentlich eine Zeitung unter dem Namen: „Eisenbahn-Journal," welches hauptsächlich den Nachrichten über Eisenbahnen, den beabsichtigten oder in Ausführung begriffenen Plänen derselben, gewidmet ist. Der Herausgeber vertheidigt in der 3ten Nummer den Titel seiner Zeitung auf folgende Weise: — „Das Eisenbahn-Journal! Himmel, was für ein Name! Eben so gut, rief ein Herr in unserer Nähe aus, könnte man ein Patent-Kessel- oder Kochofen-Journal herausgeben! Eine Zeitung, die den Eisenbahnen gewidmet ist? Warum nicht eben so gut eine Kanal-Zeitung oder eine Chaussee-Chronicle? Ganz gewiß, stimmte ein Anderer ein, Dampfschiff-Aegide oder Dampfbad-Wegweiser würde ein eben so anziehender Titel seyn! Das mag seyn, meine Herren, und Sie können auch noch hinzufügen, daß „der Mensch als Automat" noch ein weit anziehenderer Titel besonders für diejenigen seyn dürfte, welche ruhig mit über einander geschlagenen Armen zu Hause sitzen und, wenn Alles um sie her thätig und beschäftigt ist, nicht allein an keine Unternehmung Hand anlegen, sondern auch dem Geräusch der Thätigkeit ihr Ohr verschließen und keinen Ton hören wollen, der sie an die kräftigen Bemühungen Anderer erinnert. Aber zum Glück für den Erfolg unseres Unternehmens giebt es in diesem Lande deren nur wenige."

(N. M. M.)

— Tataren-Freundschaft. Im Jahre 1660 schrieb der Chan der Tatarischen Krimm folgenden Brief an den König von Polen, Johann Kasimir: „An den Allerdurchlauchtigsten und unüberwindlichen Monarchen Johann Kasimir, von Gottes Gnaden König von Polen u. s. w. Von Mir, dem Hochmächtigen Mehmet Gierey, Chan der großen Horden der Krimm, von Dschalooff, Nogayer, Perekop, Petschora, Tscherkassien, Bessarabien, Dobrudsch, Kiptschag, Aterman u. s. w. u. s. w. Unserem Bruder und Freund der Wunsch, daß ihm hohes Glück von Gott dem Herrn zu Theil werde. In Folge Unserer freundschaftlichen durch Eidschwur bekräftigten Verbindung sind Wir verpflichtet, in Allem für das Wohl Ewr. Königl. Majestät Unseres Bruders zu sorgen. Deshalb haben Wir jetzt Unseren Gesandten, nämlich den Dedes Aga, abgefertigt, indem es Unser Wille ist, Uns mit Ew. Königl. Majestät Unserem Bruder über Alles zu verständigen, was Unsere gemeinsame Wohlfahrt und Ehre betrifft. Das thun Wir kund: da Wir einmal gegen Ew. Königl. Majestät Unseren Bruder Uns eidlich verpflichtet haben, so werden Wir lebenslang bei diesem Eid verharren. Gott ist Unser Zeuge, daß Wir Ew. Königl. Majestät ein Gleiches wünschen, wie Uns selbst. Sollte auch Jemand vor Ew. Königl. Maj. Unserem Bruder anders von Uns sprechen, so gebet solchen Worten nicht Gehör. Es sind ihrer wohl viele, die gern Unsere Freundschaft zerreißen möchten, aber Gott wird ihnen nicht hülfreich seyn. Von dem belagerten Scheremet haben Wir keine Kunde; Wir können nichts wissen über seinen Fall; sollte dessen Fall sich aber auch bestätigen, (was Gott verhüte) so betrübt Euch darum nicht; Gott ist reich. Unser Dedes Aga wird weitläuftiger über Alles Bericht erstatten, Wir aber wünschen Ewr. Majestät Wohlergehen und alles Glück von Gott dem Herrn. Baktschisarai. (unterz.) Ew. K. M. stets wohlgeneigter Freund Mehmet Gierey, Groß-Chan." — Man kann aus diesem Briefe ersehen, welch hohen Ton die Krimmschen Chane damals annahmen, während sie vor Kasimir V. nicht an die Könige von Polen, sondern nur an deren Hetmanne schrieben. Denn wenn sie sonst an die Jagiellonischen Könige ein Anliegen hatten, so thaten sie es als Unterthanen und niemals als Brüder. Johann Kasimir aber, der bei dem Drang der Verhältnisse nirgends eine kräftige Unterstützung fand, mußte sich um die Freundschaft des Chans bewerben. Es war dies indeß ein sehr theurer Beistand, indem die Tataren auch in befreundeten Ländern wie Feinde plünderten und dasselbe Schwerdt, mit dem sie vorher Polen unterstützten, nachmals gegen Polen kehrten. Daß aber Johann Kasimir, der vorsichtiger war, als sein Vater Sigismund III., in der That so leichtgläubig gewesen seyn sollte, wie man wohl aus obigem Brief folgern könnte, läßt sich historisch durch nichts beweisen.

(Pamiętnik Krakowski.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Mittwoch den 20. Juni 1832.

Frankreich.

Die Pariser Straßenecken.

Müßiggehen ist eine angenehme Sache. Es ist nicht, wie viele Leute glauben, eine ungarnve Beschäftigung; aber wie wenige Menschen verstehen es auch eigentlich, müßig zu gehen. — Deshalb ist man noch kein Müßiggänger, daß man aus dem Hause geht, ohne zu wissen, wohin, und daß man vier Stunden auf der Straße damit verbracht hat, den Himmel anzugaffen und sich müde zu gähnen. Es bedarf anderer Dinge, um diesen Titel zu verdienen. — Der Beamte, der einen langen Umweg macht, um sich nach seinem Bureau zu begeben; der Schreiber eines Notars, der drei Stunden darauf zubringt, einen Akt unterzeichnen zu lassen, wozu eine viertel Stunde genügte; der Kammerdiener, der einen Vormittag dazu braucht, ein Billet abzugeben, — das sind Alles keine Müßiggänger; sie wollen einen Augenblick der Freiheit verlängern, eine Zeit durchbringen, die ihnen nicht gehört, indem sie dadurch rascher zu jener Abendzeit zu gelangen glauben, wo der Schlummer alle Klassen gleich macht, wo der Mensch sich ganz angehört, er möge nun in einer Dachstube oder hinter seidenen Vorhängen schlafen.

Wenn Lafontaine frühzeitig eine langweilige Gesellschaft verließ, um sich, wie er sagte, auf dem längsten Wege nach der Akademie zu begeben, so konnte man ihn einen Müßiggänger nennen. Er hatte einen Zweck; er wollte abgeschmackten Gesprächen ausweichen, und, indem er sich in sich zurückzog, die kostbaren Augenblicke vergessen, die er verloren hatte. Vielleicht gab er auf einem solchen Umweg einer jener schönen Fabeln Leben und Farbe, welche allen Jahrhunderten zur Belehrung dienen werden. So ist der Müßiggang zu verstehen. — Alle Leute, die denken, — der Lustspieldichter, der Maler, der Poet, der Romanenschreiber, der Schauspieler, sind ganz wesentlich Liebhaber des Müßigganges. Die frische Luft, die Bewegung und, mehr als das Alles, die Unzahl von komischen Figuren, welche so verschiedenen Charakteren und Leidenschaften als Muster dienen, kommen denen ganz besonders zu Statten, die die Gesellschaft zeichnen wollen, wie sie ist.

Würde uns Picard wohl so ähnliche Personen vorgeführt haben; würde Charlet wohl der wahre und philosophische Maler geworden seyn; würde Potier in dem Anzuge des ci-devant jeune homme wohl dem ganzen Hause den Ausruf: „O, wie wahr das ist!“ entlockt haben; würde Bernet uns diese herrlichen Handwerker-Masken zu schauen geben, wenn Picard, Charlet, Potier und Bernet nicht den Müßiggang geübt hätten? — Und man bedenke doch, daß wir die Theorie des Lichtes noch nicht besäßen, wenn Newton, müßiggehend, nicht dem Spiele der Kinder zugesehen hätte, welche Seifenblasen machten. — Ein Beobachter ist ganz nothwendig ein Müßiggänger, aber bei weitem nicht alle Müßiggänger sind Beobachter.

Fast alle unbeschäftigte langweilige oder gelangweilte Leute haben keinen anderen Zweck als, gleichviel auf welche Weise, die sieben oder acht Stunden zu tödten, welche ihre beiden Mahlzeiten von einander trennen. Man erkennt Leute dieses Schlages leicht; mit nichtssagendem Blick, die Lippen herunterhängend, wie Kinder, die böse sind, die Augen trüb und halbgeschlossen, bleiben sie wohl eine viertel Stunde lang vor jedem Bilderladen und vor jeder Modehandlung stehen. Zuweilen sogar, um ihre Sendung der Unthätigkeit im ganzen Umfange zu erfüllen, sieht man, wie sie eine Anzeige über einen Hausverkauf oder über einen verloren gegangenen Hund von Anfang bis zu Ende so aufmerksam lesen, als ob sie ein Haus kaufen oder das Signalement auf alle vorüberlaufende Hunde anwenden wollten. Diese faule Klasse streift den ganzen Tag an den Straßenecken von Paris vorüber und hat niemals der Sammlung von Zeichnungen, Inschriften und Figuren, womit sie bekleidet sind, einige Aufmerksamkeit geschenkt. Und doch sind dieselben bei weitem interessanter als der Laden von Martinet und die neuen Muster. Ueberall finden die Augen und die Einbildungskraft Beschäftigung. Diese Masse von poetischen, prosaischen und lithographirten Improvisationen, welche der Lebendigkeit des Geistes und der Gesinnung jenes Volkes entsprungen sind, das seinen Einfällen keine Fesseln anzulegen weiß, bietet eine Verschiedenheit und eine Originalität dar, welche man sonst nirgend findet.

Der Charakter des Volkes, sein Glück, sein Unbehagen, sogar seine politischen Abneigungen, sind auf den Mauern von Paris mit etwas mehr Wahrheit als in den Journalen ausgedrückt. Es ist das Mittel der Oeffentlichkeit für den Handwerker; es ist seine Presse, sein Journal, welches weder die Censur, noch gerichtliche Verfolgungen, noch die Schlösser von St. Pelagie zu fürchten hat. — Man bedarf der Geduld, um die Mauern der Hauptstadt gehörig auszubeuten; aber die Geduld ist auch eine von den Tugenden, die ich von dem wahren Müßiggänger verlange. Man wird fast immer Tausende von schmutzigen Bildern und abgeschmackten Einfällen finden, ehe man auf etwas wahrhaft Bizarres oder Ueberraschendes stößt, worüber man entweder erstarrt oder vor Lachen fast erstickt. Das ist denn doch wenigstens eine Entschädigung, die man nicht immer in den noch so pomphaft angekündigten Werken findet, wenn man auch die Tragödien von Viennet und die Verse des Herrn Danglement mit einbegreift.

Einige von den Inschriften und Zeichnungen, welche die Mauern von Paris bedecken, haben einen Ursprung, der sich an wenig bekannte Anekdoten knüpft. Wer erinnert sich z. B. nicht bei jedem Schritt ein mehr oder weniger gut mit Kohle gezeichnetes burleskes Gesicht gesehen zu haben, welches nur aus einer Nase bestand, und in welchem zwei oder drei kleine schwarze Striche die Augen und das Kinn bildeten? Dieses seltsame Gesicht war in einem Künstler-Atelier entstanden. Derjenige, dem es, obgleich sehr im Häßlichen, ähnlich sah, — das Original dieser Karikatur, war selbst ein junger Künstler, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Seine Kameraden machten sich fast täglich über die ungeheuren Verhältnisse seiner Nasentheile lustig, und er mußte diese Neckereien ruhig hinnehmen, wenn er das Uebel nicht noch ärger machen wollte. Als die jungen Thoren aber unter sich über ihren etwas mißgestalteten Kameraden genug gelacht hatten, sollten auch Andere an ihrer Neckerei Theil nehmen; das Mitleid ist in der Regel nicht die Tugend der Künstler. Sie verfielen also darauf, das Gesicht des armen jungen Mannes modelliren zu lassen, und in allen Ateliers wurde es Gesetz, daß jeder Schüler einen Gipsabdruck bei sich tragen und vorzeigen mußte, um Zutritt zu erlangen. Aber der Spaß hatte die Ateliers noch nicht überschritten, und er mußte öffentlich werden, um die ausgesuchte Bosheit der jungen Leute zu befriedigen. Bald sah man an den Mauern in der Nähe der Wohnungen der berühmtesten Maler das fatale Gesicht in großen Zügen gezeichnet; nach und nach zeigte es sich auch in anderen Stadtvierteln, und in weniger als 6 Monaten war Paris und das Weichbild damit überschwemmt. Der unglückliche Künstler litt ungemein bei diesem viel zu weit ausgedehnten Scherze. Sein schwacher und von Natur zum Trübsinn geneigter Charakter wurde durch den Gedanken erschüttert, daß er geboren sey, um jeden Gassenbuben, der mit einer Kohle einen Strich machen könne, zum Spott-Modell zu dienen; er verlor die Lust zum Arbeiten, eine beständige Melancholie untergrub seine Gesundheit. Seinem Lehrer fiel dies auf, und er befragte ihn um den Anlaß zu dieser Veränderung. Als er die Ursache erfahren hatte, begab sich der Professor in das Gebäude des Instituts, wo sich die Haupt-Versammlung der Zeichnen-Eleven befand, und machte ihnen lebhafte Vorwürfe über ihr boshaftes Verfahren. Er hatte kaum seine Strafpredigt begonnen, als einige Eleven ihre Staffelei verließen, sich nach dem Pont des Arts begaben, wo der Lehrer beim Zubausegehen vorbeikommen mußte, und auf jeden Pfeiler der Brücke zeichneten sie das Gesicht, das ihnen eben erst so gerechte Vorwürfe zugezogen hatte. Dieser letzte Streich zerriß die Seele des jungen Malers; er erschien nicht wieder in den Ateliers und leistete auf eine Kunst Verzicht, der er schon so viel Zeit geopfert, und in der er unbezweifelt rühmliche Erfolge gefunden hätte. Es ist zu hoffen, daß die Zeit und weises Nachdenken ihn zu vernünftigeren Gedanken zurückgeführt und wir einen guten Maler mehr haben werden, der, man darf es wenigstens glauben, sein Talent nicht wie so viele Andere an Karrikaturen verschwenden wird.

Als Gegensatz zu diesem jungen Künstler, der das Opfer einer Laune der Natur wurde, kann man einen anderen Maler, einen Schüler Charlet's, anführen, dem das gänzlich mangelte, womit jener so reichlich versehen war. Sein Bildniß findet man unendlich oft an den Mauern. Hoffentlich wird der Scherz für ihn nicht von so traurigen Folgen seyn, wie für seinen Vorgänger.

Es giebt fast keine Mauer, auf der man nicht den Namen Credeville lese, dem zuweilen die Benennung Spitzbube beigefügt ist. Ich habe oft gehört, wie die Leute unter einander sich fragten, wer dieser Credeville wohl seyn möchte; die Einen behaupteten, daß es ein Polizeispion, die Anderen, daß es ein konspirirender Agent des Herzogs von Reichstadt wäre; Niemand aber wußte, was dazu Anlaß gegeben haben konnte, daß sein Name sich an den Mauern so

vervielfältigt hatte. Die Sache verhält sich indessen folgendermaßen. — Credeville war ein entsprungener Galeeren-Sklave. Die Liebe zur Freiheit hatte bei ihm eine lebhafte Erfindungskraft entwickelt, und schon mehrere Male wieder gefangen und immer wieder entsprungen, war er der Gegenstand ganz besonderer Nachforschungen. Als ein Mann, der seine Sache versteht, wußte er, daß man sich in Paris, obgleich es der Mittelpunkt der Polizei ist, leichter verstecke, als irgendwo anders, und hatte sich deshalb hierher geflüchtet. Damit die Agenten der Behörde nicht an seiner Gegenwart in der Hauptstadt zweifeln sollten, und um ihnen zu zeigen, wie wenig er sie fürchte, war er so verwegen, seinen Namen an alle Mauern dicht neben den Schildwachen zu schreiben; zuweilen schrieb er ihn sogar auf ihre Schilderhäuser. Vidocq's ehrenwerthe Kollegen erzrugen nur mit dem größten Unwillen diese ihrer Geschicklichkeit und ihrer Thätigkeit zugefügte Beleidigung. Der Erfolg von Credeville's Prahlereien ließ sich nicht lange erwarten; er wurde neuerdings verhaftet. Wenn es ihm gelingt, noch einmal zu entkommen, so wird er sich wahrscheinlich nicht mehr damit belustigen, mit den Spürhunden der Präfektur sein Spiel zu treiben.

Vor vier oder fünf Jahren fiel ein junger Maler aus Lyon, der aller Hülfsmittel beraubt war und sich in der Unmöglichkeit befand, die Leinewand zu einem großen Gemälde, welches er im Kopfe hatte, zu kaufen, auf ein sonderbares Mittel, sich bekannt zu machen und seinen Gegenstand nicht zu verlieren. Er kam zu Fuß nach Paris und entwarf sein Gemälde in Kreide auf die Mauer, welche der Seite der Deputirten-Kammer gegenüber liegt, die auf die Rue Bourbon zustößt. Die Menge, welche täglich herbeiströmte, um diese seltsame Ausstellung zu betrachten, wurde nach und nach so bedeutend, daß die Polizei das Meisterwerk des jungen Lyoners überstreichen ließ.

Man sieht noch heute in der Rue Neuve-St. George an der Mauer eines halb demolirten Hauses etwas Aehnliches. Es ist eine Sammlung von Figuren in natürlicher Größe, die von einigen Eleven der benachbarten Ateliers mit Kohlen gezeichnet sind. Es befinden sich darunter ein „Räuber-Angriff," „der Mann mit dem langen Barte," „Madame Boulanger in der weißen Dame," „der Gastronom ohne Geld" und einige andere Phantasiestücke. In einem Winkel steht geschrieben: „Ausstellung von 1828."

Wer ist nicht schon vor dem Bilder-Laden in der Passage Vero Dodat stillgestanden, um über diese Sammlung von Birnen in den verschiedenartigsten Gestalten, aber alle demselben Gesicht gleichend, zu lachen! Dieser Künstler-Spaß, diese lithographirte Opposition fängt an, sich an den Mauern zu verbreiten. Die Rue Rochechonart und das Schlachthaus Montmartre sind damit bedeckt.

Die Inschriften, welche man an den Mauern liest, sind weit weniger bemerkenswerth als die Zeichnungen. Eine verdient indeß angeführt zu werden. Auf dem Boulevard Mont-Parnasse sieht man mit großen Buchstaben geschrieben: „Derjenige, der behauptet, daß Theodor seine Adele nicht sein ganzes Leben hindurch lieben wird, ist ein .... Lump!" Das ist nun gerade nicht sehr zart; aber wenn ich ein Frauenzimmer wäre, ich glaube, ich würde ein so kräftiges Madrigal eben so gern haben, als die süßesten Verse.

Die Annoncen, welche sich die Straßenecken von Paris streitig machen, verdienen auch die Aufmerksamkeit des Beobachters. Sie sind ein vortreffliches Thermometer des Zustandes der Geschäfte. Die zu verkaufenden Grundstücke, der Rabatt auf die Waaren, die gerichtlichen Licitationen geben einen ziemlich richtigen Maaßstab für den mehr oder minder blühenden Zustand des Handels.

Und der Charlatanismus der Kaufleute! und diese Anzeigen mit sechs Zoll langen Buchstaben, die durch die Seltsamkeit ihres Inhaltes auffallen. Der Blick wird oft durch die Worte gefesselt: „Man muß es sehen, um es zu glauben," die mit kolossalen gefärbten Buchstaben gedruckt sind; man nähert sich und liest, daß ein Herr Der und Der chemische Feuerzeuge verkauft, die sich niemals abnutzen. Weiterhin sieht man einen Anschlag, der mit den Worten beginnt: „Man kann durchaus nicht umhin" .... Es ist ein Hutmacher, der Einem auseinandersetzt, daß es unumgänglich nothwendig ist, die Hüte bei ihm zu kaufen; es sey eine Naturanlage im Menschen, wonach man schlechterdings nirgends anders seine Kopfbedeckung kaufen kann, als bei ihm; man könne durchaus nicht umhin, wenn man nicht baarhaupt gehen wolle, was doch nun einmal nicht Sitte sey.

Jedermann erinnert sich noch der famösen Annonce, welche die Welt der Haarkünstler in Aufruhr brachte, und die mit Riesen-Buchstaben sagte: „Nieder mit den falschen Toupee's! Vernichtet die Perücken!" Es war die Erfindung eines neuen Oels, welches die Eigenschaft haben sollte, die Haare ellenlang hervorzutreiben.

Aber die Anschlagezettel werden zerrissen oder finden Nebenbuhler an anderen Ecken; es ist ein beständiger Kampf. Ein Pariser Buchhändler, Ladvocat, hat eine Art Anschlagezettel erfunden, die der Zeit und der Konkurrenz widerstehen. Auf die ungeheure Mauer des Hauses, welches auf die Rue des Saints-Pères zustößt, hat er den Titel und die Namen der Schriftsteller, deren Werke in seinem Verlag erscheinen, mit großen Buchstaben eingraben lassen; es ist ein Katalog in freier Luft. Diese Erfindung hat die Buchhandlung dieses industriösen Mannes dermaßen bekannt gemacht, daß eine vornehme Polnische Dame, die in jenem Hotel wohnte, ihr schönes Quartier aufgab, weil alle Briefe, die sie erhielt, die Ueberschrift trugen: „An die Frau Herzogin N. N., Haus Ladvocat."

Von den Schildern will ich nicht sprechen; das würde den Plan überschreiten, den ich mir vorgesetzt habe. Ich kann indessen der Lust nicht widerstehen, eines derselben anzuführen. Ueber dem sehr kleinen Laden eines Weinhändlers in der Rue des Prouvaires liest man: „Im galanten Kaldaunen-Höker.*)" — Es gehört mehr als Genie dazu, um den Sinn dieser Inschrift zu verstehen.

(F. d. P.)

Bibliographie.

Essais de philosophie, de politique et de littérature. (Versuche philosophischen, politischen und literarischen Inhalts.) Von Friedrich Ancillon. 4 Bde. Pr. 24 Fr.

Cours d'économie politique. (Kursus der Staatshaushalts-Lehre.) Von C. de Cour. Einleitungs-Rede. Pr. 1 Fr.

Proverbes et dictions populaires. (Sprüchwörter und Redensarten aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert.) Nach den Handschriften der Königl. Bibliothek herausgegeben von A. Crapelet. Pr. 18 Fr.

Archives historiques etc. (Historische und literarische Archive des nördlichen Frankreichs und des südlichen Belgien.) Herausgegeben von A. Levoy, Dr. Leglay und A. Dinaux. Valenciennes.

Musée théatrale. (Dramatisches Museum, oder malerische Gallerie der am meisten in Vogue seyenden Stücke.) Erste und zweite Lfg. Zu Richard d'Arlington und Marion Delorme. Pr. jeder Lfg. 2 Fr.

Schweden.

Das Leben und die politischen Schicksale des Baron Gustav Armfeldt.

(Fortsetzung.)

In Folge eines eigenhändigen Schreibens des Königs, und nachdem ich eine Proclamation erlassen, rückte ich, ohne Widerstand zu finden, bis Summa, 1½ Meile von Friedrichshamm, vor; hier fand ein blutiges Treffen statt, welches zu unserem Vortheil ausschlug. Weder meine Wenigkeit, noch der Feldherr der Russen durfte sich indessen der getroffenen Dispositionen, welche den Ausgang dieses Treffens herbeigeführt hatten, sonderlich rühmen; guter Wille, aber keine Erfahrenheit war auf meiner Seite, und die Bravour der Offiziere und Truppen nebst einigen glücklichen Umständen thaten dabei Alles. Unterdessen hatte ich mir in Friedrichshamm zuverlässige Spione zu verschaffen gesucht. Alle Nachrichten stimmten dahin überein, daß in ganz Finnland nur 5000 Mann wären, die ihre Kanonen und Munition aus den Festungen erhielten. Ich unterrichtete sogleich den König davon; es gelang ihm endlich, obgleich mit großen Schwierigkeiten, die Schwedische Armee in Bewegung zu setzen, und Gustav selbst kam nach Huffula in der Nähe von Friedrichshamm, wo die Finnische Armee Posto gefaßt hatte.

In einem Kriegsrath, der bei mir zu Summa gehalten wurde, beschlossen wir, Friedrichshamm anzugreifen. General Siegroth sollte zwischen Wiburg und jener Festung ans Land steigen und der König von Huffula aus, gleichzeitig wie ich von Summa, verrücken, um uns der neulich erst angelegten und unter sich kaum haltbaren Außenwerke zu bemächtigen. General Siegroth bewerkstelligte seine Landung, griff an, mußte sich indessen zurückziehen. Das kleine Corps, welches ich befehligte, vollführte gleichfalls den mir gewordenen Auftrag, aber die Armee von Huffula verblieb in ihrer Stellung. Ein Gemisch von Verrath und Schwäche hatte den Muth, die Disciplin und alles Gefühl für Ehre und Pflicht der Truppen zu Schanden gemacht, so daß der König sich genöthigt sah, an den General Siegroth und mich Befehl zu schicken, wieder zurück zu gehen. Meine Verzweiflung darüber kann ich nur mit der großen Gefahr vergleichen, in der ich mich beim Rückzuge bei dem gänzlichen Mangel an Pferden befand, — wir hatten nämlich nur Bauernpferde, und mit diesen riffen die Bauern oft, während wir im Feuer waren, aus. Zu großem Glücke verstanden die Russen von meinen Unfällen keinen Vortheil zu ziehen, und ich kam nach dem Lager, ohne großen Verlust erlitten zu haben, zurück. Hier fand ich schon mehrere Abgesandten der Huffula-Armee, welche meinen Offizieren die Köpfe auch verrücken wollten, indem sie erzählten, daß 12,000 Mann Russen, welche von Wilmanstrand herkämen, schon in unserem Rücken wären, daß 10,000 Mann von Petersburg angelangt seyen, und daß man uns einen sehr vortheilhaften Frieden anböte, vorausgesetzt, daß wir nach der Gränze zurückkehren. In meinen Händen waren aber die Beweise vom Gegentheil, denn schon hatte der Kommandant von Friedrichsgamm den Befehl erhalten, zu kapituliren, sobald er bemerke, daß man Ernst machen würde, und sich dann mit allen Truppen und den fortzubringenden Kanonen und Munitions-Vorräthen nach Wiburg zu begeben. Man war so nahe daran gewesen, diese Befehle in Ausführung zu bringen, daß, hätte der Kommandant von Friedrichshamm nicht Nachricht von Huffula erhalten, er die Festung verlassen und die Stadt angezündet hätte, (womit schon der Anfang gemacht worden war) und dies in der Nacht darauf, als General Siegroth sich schon wieder auf der Scheeren-Flotte eingeschifft hatte.

Sobald ich auf meinem Posten in Summa angekommen war und eine ungefähre Idee von dem, was in Huffula vorgefallen, bekommen hatte, begab ich mich selbst dahin. Meine Ankunft mochte Vielen nicht behagen; nichtsdestoweniger aber verschwieg ich meine Meinung. Sollte man es glauben, daß die Verwirrung und Muthlosigkeit so groß waren, daß ich in der Umgebung des Königs nicht einen einzigen, selbst unter denen, die ihm wirklich ergeben waren, fand, der nicht von Rückzug, Frieden und bevorstehenden Unglücksfällen gesprochen hätte?

*) Einer, der die ekbaren Eingeweide der Thiere von den Metzgern kauft und sie im Kleinen wieder verkauft.

Um nicht für einen Superklugen gehalten zu werden, der sich ein falsches Ansehen geben wolle, bat ich den König, schleunigst einen Kriegsrath zusammen zu rufen; dies geschah. Ich trug hier die Gründe vor und zeigte die Beweise, die ich in Händen hätte, womit ich alles das widerlegen könnte, was als zu gefährlich angegeben sey, um Friedrichshamm anzugreifen, und daß selbst keine Gefahr vorhanden sey, im Rücken angegriffen zu werden. Gegen die Stimme der Wahrheit bleibt die Feigheit und der Verrath jedes Mal stumm. Man schien nun übereinzukommen, einen neuen Versuch mit mehr Uebereinstimmung und Ordnung zu machen. Ich forderte, daß die Zeit dazu festgesetzt und die Befehle dazu schriftlich gegeben werden sollten, u. s. w.; und als ich versichert war, daß Alles so geschehen sey, kehrte ich nach meinem Lager zurück, welches die Abgesandten der Hufsula-Armee gleichfalls versucht hatten für ihre Ansichten zu stimmen.

Aber wer sollte es glauben, daß ich nach 12 Stunden, nachdem ein so ernster Beschluß gefaßt war, ein Billet vom König erhielt, worin er mir mit vielem Kummer und Leidwesen zu erkennen gab, daß er genöthigt sey, nach Högforß sich zurückzuziehen. Meine Antwort hierauf war mein Ansuchen um meinen Abschied; allein dieses Aufbrausen von meiner Seite verwandelte sich bald in den lebhaftesten Wunsch, mein Leben fernerhin für meinen König aufopfern zu können. Der König kam nämlich selbst zu mir und erzählte mir mit Thränen in den Augen den Verlauf von alle dem, was sich nach meiner Abreise von Hufsula zugetragen hatte. Ist es ein Trost im Unglück, sein Herz gegen einen treuen Freund ausschütten zu können, so war, wie der König mir mündlich und schriftlich es versicherte, dieser Moment einer der glücklichsten, den er lange empfunden hatte. Wir sahen Beide wohl die Gefahr, die dem Thron und dem Reiche drohte; aber wir erwarteten keine so vollkommene Verrätherei, noch weniger aber, daß im höchsten Unglücke wir Mittel finden würden, welche die Vorsehung ausgesetzt zu haben schien, um Alles ins rechte Geleise zu bringen.

Unterdessen kam der Befehl vom General Platen, daß ich mich marschfertig halten und die Nachhut von dem Corps bilden sollte, welches von Hufsula aufbrach, um über Summa nach Högforß zu marschiren. Dieser Auftrag war für einen der jüngeren Obersten der Armee sehr ehrenvoll. Die Generale und Obersten, welche mir eine solche Auszeichnung vielleicht mißgönnten, dachten sich indessen, und zwar nicht ohne Freude, daß der Feind, der ganz wohl von Allem unterrichtet zu seyn schien, keine Minute verlieren würde, sobald wir den Rückzug angetreten hätten, uns tüchtig zu schaffen zu machen. Wirklich hatten wir ein beständiges Gefecht mit den Jägern und Kosaken auszuhalten, bis wir nach Tavastilla gelangten; hier hatte ich mehrere Kanonen verdeckt aufstellen lassen, welche den Feind in der Flanke mit Kartätschen begrüßten und ihn so in Unordnung brachten, daß er zum Rückzug blasen ließ. Hätte ich mehr als 25 Pferde zum Verfolgen gehabt, so würde dieses Gefecht uns von größerem Vortheil gewesen seyn; aber im ganzen Kriege war der beständige Mangel an Fourage ein stetes Hinderniß, um mit Erfolg bei glücklichen Gelegenheiten operiren zu können.

Unsere Position bei Högforß zu beschreiben, würde zu weit führen. Dieser Ort, der jetzt in eine Russische Festung verwandelt ist, bot die sicherste und beste Aufstellung dar, die eine Armee nur nehmen kann. Wir lagerten hier Corpsweise, und die Aeußerungen von Treue oder von Widerstreben, wodurch sich jedes von diesen verschiedenen Corps auszeichnete, beschäftigten uns gegenseitig viel mehr, als die Nähe des Feindes.

Zwei kleine Gefechte fielen vor, welche die Stimmung der Gemüther noch deutlicher zu erkennen gaben. Der Großfürst Paul Petrowitsch war bei der Russischen Armee eingetroffen und machte eine Rekognoscirung bei Högforß. Zufälligerweise war ich an diesem Tage Général du jour und that mein Möglichstes, um den Feind nicht Terrain gewinnen zu lassen. Dies verursachte mir indessen mehr Ungelegenheiten, als wenn ich Pflicht und Ehre vergessen hätte. Eine Fouragirung, die ich einige Zeit nachher zu machen befehligt wurde, von der dem Feind aber schwerlich Kunde ertheilt worden war, hätte mich und mein Corps fast zu Grunde gerichtet, und der König, der dabei seyn wollte, wäre beinahe zum Gefangenen gemacht worden, wenn die Vorsehung nicht ungeachtet der schlecht gegebenen Befehle uns beschützt hätte. Indessen die größte Gefahr, die uns bedrohte, lernten wir erst kennen, als der König zu Ende August die Nachricht von der Verschwörung des Anjala-Bundes erhielt.

Eines Morgens ganz früh überbrachte ein Bauer ein Paket und einen Brief an den König, in welchem die Konföderirten nicht nur ihre Beschlüsse zu erkennen gaben, sondern auch Kopieen aller der Akten sich vorfanden, welche der Major Jägerhorn, ihr Abgesandter, nach Rußland überbracht hatte. Dieser Major war zugleich mit Vollmachten und anderweitigen Instructionen versehen, die indessen nicht eher bekannt gemacht werden sollten, als bis die Präliminar-Artikel regulirt seyn würden. Wenige Personen kennen den eigentlichen Zusammenhang dieser Sache, aber die Zeit wird nicht fern seyn, wo Alles ans Tageslicht kommen muß; meine Feder soll es nicht enthüllen, da ich nur, was mich selbst betrifft, beschreiben will. Sobald der König das empfangene Paket durchgelesen hatte, schickte er nach mir, und indem er es mir übergab, sagte er: „Was meinen Sie, mein Freund?" Mein erstes Gefühl war Schmerz und Verzweiflung, da ich selbst den Namen eines geschätzten Oheims an der Spitze der Verschwörung stehen sah. Ich bat Se. Majestät, nach denjenigen zu senden, denen er mit vollem Vertrauen sich mittheilen konnte, und deren Rath in diesem Augenblick Noth that. Der Baron Taube, der Graf Axel Fersen und Baron Fabian Wrede, die zufälligerweise im Hauptquartier waren, wurden gerufen; ihr Erstaunen und Unwille war natürlicherweise groß, aber Keiner wagte einen Rath zu ertheilen. Endlich schlug ich vor, daß der König den Häuptern der Verschwörung befehlen sollte, nach Hufsula zu kommen, um sie hier zu arretiren und dann nach Stockholm zu schicken. Die Möglichkeit, diesen Streich auszuführen, war vorhanden, und zwar aus dem Grunde, weil die Rebellen sich gewiß nicht geweigert hätten, zu kommen, in der Hoffnung, daß man ihren Anhang zu sehr fürchtete, und um selbst keine Furcht, sondern vielmehr ihre Kühnheit zu zeigen; die Bestürzung unter ihrem Anhange würde aber alsdann so groß gewesen seyn, daß kein Widerstand erfolgt wäre, wenn der König in dem Ton gesprochen hätte, der ihm von Gott und Rechts wegen zukam.

Der König bedachte sich einen Augenblick, während wir das größte Stillschweigen beobachteten, endlich sagte er: „Nein, man muß sich verstellen. Vielleicht willigt Rußland bei der Verlegenheit, in der es sich jetzt befindet, in einen ehrenvollen Frieden, und dann will ich mir schon zu helfen wissen; wo nicht, so bleibt mir der Weg der Strenge immer noch offen." Dieser Aeußerung schienen die Uebrigen volle Zustimmung zu geben, ich allein erwiederte: „Es trifft sich sehr selten, daß in solchen Dingen die mezzo termini von Nutzen sind." Am Nachmittag desselbigen Tages wurde Latingshausen nach Anjala geschickt, und nach seiner Zurückkunft berichtete er, daß die Conföderation in vollem Ernst etablirt und Oberst Hästeko deren Oberhaupt sey. Der General Armfeldt und Oberst von Otter seyen unter Wache gesetzt, damit sie ihre wirkliche Meinung nicht kund geben könnten.

Es würde zu weitläuftig seyn, die vielen und langen Unterredungen, die ich in jener traurigen Epoche mit dem Könige hatte, hier anzuführen, und ich will nur Einer Erwähnung thun, die den großen Geist dieses Fürsten erkennen läßt. Eines Abends, als der König und ich, um die Vorposten zu sehen, zusammen ausritten und das Gespräch auf die ungleiche Lage, in der wir uns befänden, kam, sagte ich: „Gebe nur Gott, daß Ew. Majestät wohlbehalten von hier fort kommen." — „An Fortkommen ist kaum zu denken," anwortete der König, „allein so viel Arten es auch geben mag, sein Leben zu verlieren, so soll man doch nie von mir sagen, daß ich feigbafterweise es verloren habe. Den Verräthern aus dem Wege geben, würde Feigheit seyn und ihren Muth noch mehr erhöhen. Nein, Eine Hülfe giebt es nur, mein Freund, für uns, und dies ist Krieg mit Dänemark. Alsdann ist Grund vorhanden, unsere westlichen Gränzen zu vertheidigen, und die ganze Nation, welche dann von der Gefahr durchdrungen seyn wird, soll dazu dienen, das Vaterland und mich zu vertheidigen; bei uns bedarf es starker Mittel, um Wirkung hervorzubringen."

Weit davon entfernt, das Inhaltschwere dieser Aeußerung als wahr zu erkennen, glaubte ich vielmehr, daß eine Art von Verzweiflung sich darin ausspreche, die sich unter einem politischen Anstrich zeigte. Und ohne weiter darüber zu sprechen, kamen wir ins Hauptquartier zurück, wo mehrere Nachrichten hinsichtlich eines feindlichen Anfalls in der Nacht Veranlassung zu verschiedenen Bewegungen und Aufstellungen gaben. Es war dies in der Nacht des 19. zum 20. August. Zwei oder drei Tage darauf kam der sichere Bericht, daß die Dänen sich fertig machten, in Wermland und Dalsland einzufallen. Der König ließ sogleich diese Nachricht überall bekannt machen und stellte die Nothwendigkeit dar, wie nöthig seine Abreise nach Schweden sey, um sich dort in nöthigen Vertheidigungsstand zu setzen. Die Konföderirten in Anjala waren verschiedener Meinung hinsichtlich ihres Verhaltens gegen den König bei so bewandten Umständen. Ein Theil wollte sich seiner Person bemeistern und ihn zwingen, einen Reichstag auszuschreiben, ein anderer Theil wollte ihn abreisen lassen, aber den Herzog Karl zum Regenten ausrufen. — Es giebt über diesen Gegenstand mehrere Original-Dokumente, welche späterhin, wenn es die Umstände erlauben, Alles ans Tageslicht bringen werden. Glücklicherweise erhielt ich von allem diesen zur rechten Zeit Nachricht, und ohne den König davon etwas wissen zu lassen (da sein Charakter von der Art war, lieber der Gefahr entgegen zu gehen, als sie zu vermeiden), so beeilte ich seine Abreise so sehr als möglich und in der Weise, daß alle Anschläge, die in dieser Hinsicht über Zeit und Ort gemacht seyn konnten, fehlschlagen mußten. Ein tristiger Beweis für die Vermuthung, daß die Verschwornen einen Plan entworfen hatten, ist der, daß eine Viertelstunde früher, ehe der König in den Schloßhof zu Ulrichsdahl (¼ Meile von Stockholm) einfuhr, ein gewisser Capitain von der Garde mit dem jetzigen Oberst Kammerjunker Carl Bonde wettete, Gustav III. würde nie nach Schweden zurückkommen.

Ich folgte dem König sogleich nach, und wir arbeiteten in Stockholm Tag und Nacht, um Vertheidigungs-Anstalten gegen den vermutheten Angriff vorzubereiten, da es schien, daß keine Unterhandlungen denselben zurückhalten könnten. Bei dieser Gelegenheit fanden sich Wenige, von denen man sagen könnte, daß sie Eifer und völlige Hingebung für den König bewiesen hätten. Man hielt es sogar weniger gefährlich, sein Feind als sein Freund zu heißen, und diejenigen, denen das Volk diesen letzten Ehrentitel beilegte, affektirten größtentheil eine Neutralität, die ihnen nach Umständen des Königs oder, im Fall Gustav nicht mehr zu retten war, der Factionen Versöhnung verschaffen konnte. Das Schwierigste war nun, Geld zu erhalten; die Finanzen waren erschöpft und in solcher Unordnung, daß, wenn der König sich nicht entschlossen hätte, sich Peyron's und Hakansson's zu bedienen, die Wechsel-Agiotage das Reich von Grunde aus untergraben haben würde.

Der König ertheilte mir den schwierigen Auftrag, nach Wermland zu gehen, um dort Alles in Vertheidigungsstand zu setzen; leider war aber unsere gemeinschaftliche Kriegs-Kasse nur 4000 Dukaten stark; es kann nicht unbekannt geblieben seyn, daß ich von meinem Vermögen, so viel als sich im Augenblicke davon nehmen ließ, zuletzt, um diese unbedeutende Summe zu vermehren. Allein

alles dies würde doch zu geringfügig gewesen seyn, wenn nicht in Wermland sich Patriotismus und Hülfsquellen gezeigt hätten, auf die man im Voraus mit Bestimmtheit nicht Rechnung machen konnte. Der König begab sich nach Dalekarlien, um die dortigen Bauern zur Unterstützung des Krieges zu bewegen, und diese Hoffnung war nicht fruchtlos, obgleich Alles von anderen Seiten angewendet wurde, dies treue Volk irre zu leiten.

So bald der König in Dalekarlien ausgerichtet hatte, was er wünschte, begab er sich nach Carlstad, wo ich und der Englische Gesandte am Dänischen Hofe, Herr Elliot, uns auch einfanden. Letzterer, der, ohne Befehle seines Hofes zu haben, später Schweden von einem langwierigen Kriege mit Dänemark befreite, war hierhergekommen, um Englands Vermittelung anzubieten, doch unter Bedingungen, welche dem Französischen Hof nicht behagen konnten, und obgleich es schwer wurde, einen alten Bundesfreund zu verlassen, so waren die Verhältnisse doch von der Art, daß ein längeres Zögern ein politisches Verbrechen gewesen wäre. Bei Frankreichs unglücklicher innerer Lage konnte auf keine Hülfe von seiner Seite gerechnet werden, und wir in unserer jetzigen Krise bedurften des thätigen Beistandes, nicht aber der Verhandlungen und des Wechselns diplomatischer Noten.

Unterdessen war ich glücklich genug gewesen, aus den verschiedenen Gemeinden einige hundert der streitbarsten Männer zusammen zu bekommen, denen ich Gewehre austheilen und die ich täglich exercieren ließ. Meine ganze Armee regulairer Truppen bestand aber nur in einem Bataillon Infanterie, 1½ Eskadron Küraßiere und 2 Kanonen, die mir von Wenersborg zugeschickt wurden; Pulver, Zünten und andrer nothwendige Gegenstände fehlten mir ganz und gar. Der König selbst reiste mit mir, um unsere geringen Vertheidigungs-Anstalten zu besehen, und da wenigstens in dem Zeitraum von 3 Wochen von dieser Seite ein Angriff zu erwarten stand, gab ich die dortige Eda-Schanze als unhaltbar auf und wählte die Stellung bei Morast, die ich befestigen ließ.

Denselben Tag, an welchem der König die Eda-Schanze besichtigte, kam die Nachricht, daß die Dänen über Stromsstad in Anmarsch seyen. Der Oberst Tranefelt stand nach jener Seite zu bei Duistrum vor Uddevalla mit seinem Corps, und da dieser Paß am schwierigsten zu forciren ist, wenn er gut vertheidigt wird, so schien die Gefahr augenblicklich nicht so groß. Der König kehrte darauf nach Carlstad zurück, beendigte seine Geschäfte und ließ dem Französischen Gesandten ein Schreiben zugehen, worin er die Ursachen seiner Uebereinkunft mit Elliot auseinandersetzte. Obgleich ermüdet von der Arbeit, setzte er sich um 8 Uhr Abends noch in drei Wagen und reiste über Wenersborg nach Gothenburg ab, woselbst er seine Gegenwart sehr nöthig glaubte, um dort gleichfalls Alles in Vertheidigungsstand zu setzen. Nach der Abreise des Königs traf der Graf Claes Ehrenad-Marieſtad in Carlstad ein, in der Absicht, die Befehle Sr. Majestät hinsichtlich der Errichtung einer Landwehr in Westgothland zu empfangen. Ermüdet von der Reise, wollte er bei dem fürchterlichen Wetter in der Nacht nicht weiter reisen, und kaum eine Viertelstunde, nachdem wir uns nach Hause begeben hatten, erhielten wir die Nachricht, daß Se. Maj. wieder zurückgekommen sey. Der Schein der Fackeln ließ uns erkennen, daß der König schon vor seiner Wohnung vorgefahren war; ich beeilte mich, ihn zu empfangen. Der König stieg aus dem Wagen, ohne ein Wort zu sagen; seine Züge waren etwas entstellt; er ergriff meine Hand und drückte sie mit Heftigkeit; endlich in seinem Kabinet angekommen, sagte er: „Tout est perdu, lisez!" und warf ein Aktenstück auf den Tisch. Ein Courier war ihm ¼ Meile von Carlstad begegnet und hatte ihm diese Papiere übergeben. Ich durchlas dieselben mit der größten Hast; sie enthielten den Rapport der unglücklichen Affaire bei Duistrum, wo Oberst Tranefelt, mehr muthig als klug, sich hatte überfallen lassen und wie ein Elender kapitulirte. Wenersborg war dadurch in Feindes Hände gerathen, und Gothenburg konnte in 3 oder 4 Tagen eingeschlossen seyn. Unsere unglückliche Lage deutlich erkennend, doch um die Bestürzung des Königs nicht noch zu vermehren, sagte ich: „Das Unglück scheint groß; der Muth und die Thätigkeit Ew. Maj. können jedoch Gothenburg noch retten." Der König antwortete mit Unmuth: „Sie wissen nicht, was Sie sprechen; wahrlich, die Krone, die ich trage, wiegt den Kummer nicht auf, den sie mir schon gebracht hat."

Gewohnt, mich mit Freimüthigkeit gegen den König zu äußern, der mich mehr wie seinen Freund denn als seinen Unterthan behandelte, unterließ ich nicht, die dringendsten Vorstellungen zu machen, und mochte mir dabei vielleicht einige starke Aeußerungen erlaubt haben, so daß nach einem heftigen Gespräch der König sich entschloß, sogleich über Marieſtad abzureisen. Beim Fortgehen sagte er anstatt des Lebewohls: „Sie wollen meinen Tod; nun ich werde sterben, und Sie werden mir nicht vorzuwerfen haben, nicht als König gestorben zu seyn." Die Thränen kamen mir bei diesen Worten in die Augen; doch war der König so aufgebracht gegen mich, daß er mir nicht erlaubte, seine Hand beim Abschiede zu küssen, und so schied ich von ihm mit einem schmerzlichen Gefühle, welches nur die Ueberzeugung, meine Pflicht gethan zu haben, lindern konnte. Gustav III. hatte viele menschliche Schwachheiten, aber seine Seele war gleich groß wie sein Verstand; sein Herz war vortrefflich, und in seinen Urtheilen, wenn er sich selbst überlassen war, herrschte eine außerordentliche Bestimmtheit und Genauigkeit.

Ganz Europa weiß, wie der König unvermuthet in Gothenburg ankam und seine Equipagen und alle andere Bequemlichkeiten auf dem halben Wege dahin stehen ließ. Bei allen ernsten und vielen Geschäften, denen er sich da zu unterziehen hatte, nahm er sich doch noch Zeit, mir durch einen Expressen ein eigenhändiges sehr freundliches und versöhnliches Schreiben zu übersenden, welches nur zu sehr beweist, daß der König eben so viel Freunde als Unterthanen zu haben verdiente. Ich werde späterhin nicht unterlassen, die in großer Anzahl an mich gerichteten Schreiben des Königs der Oeffentlichkeit zu übergeben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Conversations-Lexikon. — Nach der siebenten Deutschen Original-Aufl. bearbeitet. Sechster Theil. Örebro. Pr. 2 Rdr.

Singstock's Fullständiga Lärobok i den moderna Kokkonsten. (Singstock's vollständiges Lehrbuch der Kochkunst. Nebst der Vorrede des Geheimenraths Hermbstädt.) Für die Schwedische Küche bearbeitet von Lowisa Sjöberg. Pr. 2 Rdr.

Läsning för Landthusbållare i Östergöthland. (Lektüre für Landwirthe in Ostgothland.) Herausgegeben vom Verwaltungs-Ausschusse der Königl. Oekonomischen Gesellschaft. Linköping.

Swenska Folk-Wisor. (Schwedische Volkslieder.) Für vier Männerstimmen gesetzt von J. C. F. Häffner. Text und Musik. Upsala. Pr. 40 Sk.

Nordmanna-Harpan. (Die Normannen-Harfe.) Eine Sammlung von Liedern. Pr. 1 Rdr. 32 Sk.

England.

Family feuds. (Familienzwiste, oder Bruchstücke aus einer Erzählung von vielen Jahrhunderten.) London, 1832.

Ein scharfsinniges kleines Werk und, was mit Rücksicht auf den Gegenstand, den es behandelt, noch mehr sagen will, ein überaus gemäßigtes, ja unbezweifelt auch ein sehr nützliches Buch, wenn nur die heilsamen Rathschläge, die es unter scherzhaften Formen dem Leser ertheilt, so gut aufgenommen werden, als sie gemeint sind. Unter den Familien Bull und Patrickson personifizirt der Verfasser das Englische und das Irländische Volk, von deren beiderseitiger Geschichte und gegenwärtiger Stellung er einen, wiewohl sehr unterhaltenden, doch streng der Wahrheit treuen Ueberblick in einem mit wenigen Strichen skizzirten Bilde giebt. Von Aufregung und Erbitterung abzumahnen und eine versöhnliche Gesinnung so wie ein verständiges Entgegenkommen von beiden Seiten zu empfehlen, ist die Tendenz des unstreitig von einem besseren Patrioten, als Herr O'Connell ist, geschriebenen Buches, und von ganzem Herzen leihen wir ihm unsere Unterstützung. Möge es durch seinen Scherz da von guter Wirkung seyn, wo die ernstlichere Mahnung bisher noch vergeblich gewesen ist. Nirgends bietet sich dem Humor auch ein größeres Feld dar, als in Irland, denn die ernsten Thorheiten seiner Parteien und die groteske Wildheit der Menge machen uns oft weinen und lachen zugleich; alte verjährte Vorurtheile finden wir hier neben den neumodischsten Ideen — einen Kontrast, den der Verfasser mit Witz hervorzuheben gewußt hat.

Um eine Probe von seiner Darstellungsweise zu geben, folge hier eine Stelle aus der Einleitung, die freilich auf die Englisch-Irländischen Familienzwiste keinen direkten Bezug hat: „Hätte mir nicht," sagt der Verfasser, „ein Freund, auf dessen Urtheil und Geschmack ich sehr viel gebe, davon abgerathen, so würde der geneigte Leser in diesem kleinen Buche unter vielen anderen neuen Dingen auch das gefunden haben, daß die Motto's am Ende statt vor dem Anfang der Kapitel sich befinden; denn ich begreife in der That nicht recht, warum es überhaupt anders als so gemacht wird. Motto's sind mit Wirthshausschildern verglichen worden, die ausgehängt werden, um den Reisenden zum Einkehren anzulocken; und zwar weil sie eine Andeutung von dem geben, was darin zu finden ist. Ich habe indessen niemals gehört, daß Jemand in ein Wirthshaus einkehrte, in der Erwartung, darin einen goldnen Löwen oder einen schwarzen Bären und noch viel weniger einen Engel oder den Herzog von Wellington anzutreffen, wenn es auch Manchem nicht unangenehm seyn möchte, eine Belle Sauvage — einen Namen, den viele Wirthshäuser jetzt führen — da zu finden. Das Motto sollte dem Gegenstand angemessen seyn, den man gelesen hat; vor der Anwendung ist es ein aufgelesener Brocken von Gelehrsamkeit und Lektüre, so gut oder so schlecht, wie jeder Andere. In den Romanen Sir Walter Scott's, wo die Motto's eine so interessante Rolle spielen, lese ich sie immer wieder vom Neuem, nachdem ich das Kapitel, dessen Ueberschrift sie bilden, beendigt habe." (Lit. Gaz.)

Bibliographie.

The anniversary calendar, natal book and universal mirror. (Encyklopädischer Kalender, das Wissenswürdigste aus 30,000 verschiedenen Werken enthaltend.) Ein literarisches Geburtstags-Geschenk. 2 Bände Pr. 42 Sh.

Portfolio of anecdotes. (Anekdoten-Portefeuille.) Von Bransby.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement am 30sten d. M. zu Ende geht, werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig zu erneuern. Den hiesigen Lesern, welche das Magazin bereits halten, wird die Pränumerations-Quittung durch die Stadtpost in das Haus gesandt werden. Vom Monat April ab sind noch vollständige Exemplare zu haben; die Auflage von den Monaten Februar und März ist jedoch gänzlich vergriffen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Freitag den 22. Juni 1832.

England.

Skrzynezki's Flucht von Warschau.

(Aus dem noch ungedruckten Manuskript eines Britischen Reisenden.)

In dem Oesterreichischen Posthause zu Linz angelangt, war ich zunächst darum besorgt, mir die Gewißheit zu verschaffen, ob die dortigen Polizei-Behörden unsere Pässe auf Berlin ausstellen könnten, ohne daß es erst nöthig wäre, sie zur Unterzeichnung von Seiten des Preußischen Gesandten nach Wien zu schicken. Aber dies Letztere schien unumgänglich zu seyn. Wir sahen uns daher genöthigt, einen längeren Aufenthalt in Linz uns gefallen zu lassen und die Rückkehr der ohne Verzug nach Wien abgefertigten Pässe abzuwarten. Nach Abmachung dieses Geschäfts begaben wir uns aus dem Posthause nach dem Goldenen Löwen, wo, zufolge den von meinem Reisegefährten in Braunau eingezogenen Nachrichten, der Polnische Feldherr Skrzynezki unter fremdem Namen wohnen sollte. Kaum hatten wir einige Minuten in unserem neuen Logis zugebracht, als mein Gefährte vorschlug, uns bei dem General anmelden und um die Erlaubniß eines Besuchs bitten zu lassen; und da der Vorschlag ganz mit meinen Wünschen übereinstimmte, so stand ich nicht einen Augenblick an, darein zu willigen. Der Kellner meinte zwar, es sey wenig Aussicht vorhanden, daß unser Wunsch in Erfüllung gehen möchte, indem Skrzynezki schon drittehalb Monat hier logire und alle Besuche ohne Ausnahme abgelehnt habe; indeß eine günstige Ahnung, die wohl verzeihlich ist, wenn man die hohe Geltung des Englischen Namens auf dem Festlande in Betracht zieht, sagte uns, unser Anliegen werde nicht zurückgewiesen werden. Nicht lange, so kehrte der Kellner mit erstaunter und heiterer Miene zurück und meldete uns, daß der General sehr erfreut seyn werde, die beiden Engländer zu empfangen. Mein Freund verband in seinem Geist mit der Vorstellung von Skrzynezki die Idee alles Braven, Ehrenwerthen, Patriotischen und Talentvollen. Ich für mein Theil, der ich acht Monate lang auf einer Reise durch den wildesten Theil von Persien begriffen und daher so lange fast von allem Verkehr mit der civilisirten Welt abgeschlossen gewesen war, folglich auch von nichts weiter wußte, als daß die Polnische Revolution ein unglückliches Ende genommen hatte, versah mich keines größeren Glückes, als etwa des, mit einem Soldaten und Patrioten von gutem Ruf zusammenzukommen und zu sprechen.

Die Stunde, welche der General für unseren Besuch bestimmt hatte, kam heran; wir gingen nach seinem Zimmer hinauf, klopften an und wurden sogleich eingelassen. Wäre uns der Name und Charakter unserer neuen Bekanntschaft völlig fremd gewesen, so wären wir vielleicht mit mehr Selbstgefühl aufgetreten; unmöglich aber hätten wir gegen den Mann, der sich jetzt erhob, um uns zu empfangen, mit weniger Ehrfurcht erfüllt seyn können. Es war etwas Majestätisches in seinem Benehmen, jedoch mit einer so vollendeten Grazie vermischt, daß er geringeren Sterblichen ein unwiderstehliches Gefühl der Huldigung abnöthigte. Wenn ich ihm auf der Straße begegnet wäre, hätte ich unwillkürlich meinen Hut vor ihm abgenommen oder mich wenigstens umgewendet, ihm nachgesehen und mich an seiner edlen Gegenwart geweidet. Seine Gestalt kann ungefähr sechs Fuß Höhe haben, oder vielleicht etwas mehr; seine Haltung war gerade und aufrecht, ohne den geringsten Anflug von Gezwungenheit, wie man sie oft bei den Militairpersonen des Festlandes bemerkt; sein Gesicht blaß und ein wenig kränklich, — die natürliche Folge des eingeschlossenen unthätigen Lebens und des Seelenleidens, — aber sein Auge und seine Stirn! Dieses scharfe graue Auge, aus dem tausend Empfindungen in Einem Blick hervorblitzten, und worin sich zu gleicher Zeit das Bewußtseyn hoher Rechtlichkeit, die Fähigkeit, zu gebieten, das Gefühl einer unglücklichen Lage, wohlwollende Gesinnung gegen die ganze Menschheit und ein herzlicher Willkommen gegen seine momentanen Gäste aussprach; diese hohe freie Stirn, die ein reines und edles Gemüth barg; solche Züge konnten nur einem Manne von ungewöhnlichem Geist angehören, der dazu bestimmt ist, in der Geschichte der Welt einen Platz einzunehmen und über seine Zeitgenossen emporzuragen. Seine Kleidung bestand in einem einfachen olivengrünen Frack und schwarzen Beinkleidern; er schien mit Lesen beschäftigt gewesen zu seyn, denn als er sich von seinem Sitz erhob, legte er ein Buch aus der Hand. Wir entschuldigten uns wegen unserer Dreistigkeit, wurden jedoch bald von aller Verlegenheit befreit, und in wenigen Minuten hatte unser Gespräch eine Menge interessanter Gegenstände durchlaufen. Als wir uns dem General wieder empfahlen, lud er uns ein, am Abend eine Tasse Thee à la mode anglaise mit ihm zu trinken, und nichts konnte uns erwünschter kommen. Wir kehrten in der fröhlichsten Stimmung auf unsere Zimmer zurück und grollten nicht mehr der fatalen Quarantaine, die wir an der Bayerschen Gränze hatten bestehen sollen, und um deren Vermeidung willen wir nach Linz zurückgereist waren, ein Zufall, der uns mit einem der besten und größten Männer des Jahrhunderts bekannt machte. Mein Reisegesellschafter verstand nicht eine Sylbe Französisch, aber Skrzynezki's Geberdenspiel war so seelenvoll und lebendig, daß mein Freund eben so ergötzt über diese Zusammenkunft war, als wenn er seine Gefühle mit dem Helden ausgetauscht und jedes gesprochene Wort vollkommen verstanden hätte.

Am Abend leisteten wir natürlich der erhaltenen Einladung pünktliche Folge. Es war kein Wunder, daß sich unsere Unterhaltung bald auf die Polnischen Angelegenheiten wandte; und in einer Stunde waren wir so vertraut geworden, daß Skrzynezki, da ich meine gänzliche Unkenntniß in Bezug auf die wichtigsten und interessantesten Begebenheiten der letzten Revolution bekannte, sich sogleich bereit erklärte, uns den ganzen Verlauf derselben von ihrem Beginn bis zu der Einnahme von Warschau zu erzählen. Auf mein Zimmer zurückgekehrt, bemühte ich mich, diese Erzählung zu Papier zu bringen, mit der Absicht, sie später einmal im Druck herauszugeben; als ich aber das Manuskript meinem berühmten Freunde zeigte, schien er der Meinung zu seyn, daß diese Geschichte einer anderen Darstellung, als einer bloß skizzirten Erzählung, bedürfe und wichtig genug sey, um den Inhalt eines ziemlichen Bandes zu bilden; ich vernichtete daher meine Notizen wieder, um nicht in der Folge vielleicht in Versuchung zu gerathen, diese dürftigen Materialien auf Kosten einer ernsten und bedeutenden Sache dennoch bekannt zu machen. Diesen Schritt bedaure ich um so weniger, als in der Kabinets-Encyklopädie von Dr. Lardner eine Geschichte der Insurrection enthalten ist, die in Sinn und Ausdruck, sofern mich mein Gedächtniß nicht trügt, fast ganz mit der von dem General uns mitgetheilten Schilderung übereinstimmt.

Als einen Anhang zu dieser Geschichte, fühle ich mich jedoch versucht, eine Erzählung bekannt zu machen, die gewiß von allen denen, welche sich für das Schicksal eines so großartigen Charakters und eines so tapferen Kriegers, wie Skrzynezki, interessiren, mit Theilnahme wird gelesen werden. Es ist der von ihm selbst mitgetheilte Bericht über seine Flucht von Warschau nach Krakau, nachdem ihm der Oberbefehl über die Polnische Armee abgenommen worden und General Krukowiezki an die Spitze der Insurgenten-Regierung getreten war. Man wird vielleicht nicht so viel abenteuerliche Ereignisse in dieser Erzählung finden, als in der Schilderung, welche ich vor einiger Zeit von dem Entkommen des Prätendenten nach der Schlacht bei Culloden irgendwo gelesen habe, doch ich hege die Hoffnung, daß sie wenigstens eben so anziehend erscheinen wird, als die in Dr. Lardner's Buch befindliche Skizze von der Flucht des Königs Stanislaus Leszczynski.

Krukowiezki's Uebergewicht, die Wuth und Ränke der Klubbisten oder Jakobiner und die Gefahr, welche, bei dem wahrscheinlichen Erfolg der Russen, seiner Freiheit drohte, machten es für Skrzynezki rathsam, sich schnell von Warschau zu entfernen. Indeß die Hoffnung auf einen günstigen Wechsel in den politischen Ansichten, verbunden mit Privatverhältnissen, hieß ihn noch eine Zeit lang verweilen, wenn sein Bleiben ohne Verletzung seiner persönlichen Ehre möglich wäre. Zu diesem Zweck zog Skrzynezki einen rechtschaffenen Bürger zu Rathe, auf den er sich verlassen konnte, und bat ihn um seinen Beistand, damit er sich einstweilen irgendwo in der Stadt verbergen könne. Der Mann willigte ein, so groß die Gefahr auch war, und wies dem General sogleich ein Zimmer in seinem eigenen Hause zu beliebigem Gebrauch an, wo er ihn mit allen möglichen Bequemlichkeiten versah. Skrzynezki's Gattin wohnte damals noch in ihrem Hause, aber alle Verbindung zwischen Beiden wurde sorgfältig vermieden. An ein thätiges Leben gewöhnt, konnte sich Skrzynezki schwer in diesen beengten Aufenthalt finden, auf den er sich beschränken mußte; seine Heiterkeit und seine Gesundheit litten darunter; er fühlte sich daher nach einiger Zeit gedrungen, bei einbrechender Nacht manchmal einen kleinen Spaziergang zu machen, und auf einem derselben entschloß er sich, seiner Gattin einen Besuch abzustatten. Er that es, und die Hausbewohner verriethen ihn an die damalige Regierung. Augenblicklich war die Polizei in Bewegung, um seinen Zufluchtsort aufzuspüren und ihn zu verhaften, während

die Klubbisten ergrimmt auf seine Ermordung ausgingen. Alle seine Freunde wurden aufgesucht, und aufs genauste wurde nach Allem gefragt, was sie von seinen Verhältnissen und Unternehmungen wußten; ihre Antworten aber ließen die Kundschafter im Dunkeln. Strzynezki jedoch sah ein, daß es nun hohe Zeit sey, sich von Warschau zu entfernen, und es handelte sich bloß darum, wie er dies bewerkstelligen solle. Sein Wirth verabredete in Gemeinschaft mit seiner Gattin die Mittel zur Flucht und bewog endlich den Sohn eines alten Dieners von Strzynezki's Stiefmutter, der in Wuchs und Gestalt dem General Strzynezki ähnlich war, sich um einen Paß zu vorgegebener eigener Abreise von Warschau zu bemühen. Er erhielt den Paß und gab ihn an Strzynezki, der nun eine Nacht zu seiner Entfernung bestimmte. Als Bedienter verkleidet, begab sich Strzynezki zur festgesetzten Zeit in eine benachbarte Straße, wo ihn ein Wagen und seine eigenen Pferde erwarteten. Er schwang sich hinein und fuhr in raschem Trabe davon, kam glücklich durch das Thor, wo man seine Person mit der in dem Paß enthaltenen Beschreibung verglich, und erreichte glücklich ein Wirthshaus unweit der nächsten Stadt. Als er sich dort befand, traten zwei Gendarmen herein und fragten nach seinem Paß; er zeigte ihn vor, fügte einen Rubel hinzu, und sie verließen das Haus. Da der Gastwirth, ein Pole, wohl merkte, daß sein Gast eine höhere Person sey, als seine Papiere es besagten, so rieth er ihm ernstlich, nicht durch die Stadt zu fahren; „denn," fügte er hinzu, „Ihr müßt wissen, lieber Herr, daß der Platzkommandant am Fenster zu sitzen pflegt, um alle Reisende zu beobachten, sie anzuhalten und auszufragen; und glaubt mir, Ihr würdet seinem Scharfblick nicht entgehen, denn Ihr seht nicht aus wie ein gemeiner Bedienter." Strzynezki hielt es für räthlich, diesem ehrlichen Alten zu folgen, und sobald die Pferde sich erfrischt hatten, schlug er einen anderen Weg ein, fuhr durch einen Wald, dessen Pfade nur den Landleuten bekannt waren, welche die Flucht ihrer Oberen stets eifrig unterstützten, und jagte eiligst davon, bis er ein Städtchen erreichte, wo ein ihm bekannter und zugethaner Geistlicher wohnte. Während die Pferde gefüttert wurden, berathschlagte er mit dem Geistlichen über die Maaßregeln zu seiner weiteren Reise; es wurde noch ein zweiter Geistlicher hinzugezogen, und man kam dahin überein, daß er wieder eine andere Straße einschlagen sollte, weil der Pilitzafluß, den er passiren mußte, seinem schnellen Fortkommen hinderlich war, indem man während des Feldzuges, auf Strzynezki's eigenen Befehl, um die Russen von einem Angriff gegen die Arrieregarde abzuhalten, alle Brücken abgebrochen hatte. Da er aber mit dem vorgeschlagenen Wege nicht bekannt war, so wurde für einen geringen Lohn ein Bauer gedungen, um Strzynezki und seinen Fuhrmann bis zu dem bestimmten Ort zu geleiten. Nachdem man erst ausgekundschaftet hatte, ob auch in der Gegend Alles sicher sey, machten sie sich auf den Weg. Sie begegneten bald zwei Polnischen Dragonern, die es mit den Klubbisten hielten, entgingen aber glücklich ihrem Verdacht und ihren Nachforschungen, weil sie weder Aengstlichkeit noch Verwunderung verriethen. Nach einiger Zeit kamen sie an eine sehr schmale Stelle des Flusses, fuhren auf Balken hinüber und setzten ihre Reise fort, bis sie in eine Stadt gelangten, wo sie Halt machten, um sich und ihre Pferde zu erfrischen. Im Wirthshause, wo Strzynezki einkehrte, erschien der Bürgermeister des Orts und fragte Strzynezki nach seiner Person, nach dem Zweck und dem Ziel seiner Reise und nach mehreren anderen Dingen. Strzynezki wich seinen Fragen in scherzhafter Weise aus und sagte ihm, er werde es nach dem Essen erfahren. Als die Mahlzeit beendigt war, erneuerte der Bürgermeister seine Fragen, worauf Strzynezki sich für einen Major Staniszewski ausgab und eine kleine Stadt als das Ziel seiner Reise nannte. Der Bürgermeister jedoch sagte ihm ganz offen, daß er ihn für einen Russischen Spion halte. Strzynezki suchte ihm die Abgeschmacktheit und Ungerechtigkeit einer solchen Voraussetzung anschaulich zu machen, und zum Beweis, daß er ein ächter Pole sey, nannte er ihm Namen, Stand, Aufenthaltsort und Besitzthum vieler Personen in der umliegenden Gegend. Dessenungeachtet blieb der Bürgermeister zweifelhaft, wurde jedoch, nachdem er unseren Helden vier Stunden aufgehalten hatte, ein wenig zugänglicher für vernünftige Vorstellungen und ließ ihn in Begleitung eines Polizeibeamten abreisen. Kaum aber war Strzynezki etwa drei Werst von der Stadt entfernt, als er von sechs Lanciers, denen der unschlüssige Bürgermeister befohlen hatte, ihn zurückzubringen, eingeholt und gefangen genommen wurde. Da Strzynezki sah, daß jeder Widerstand vergeblich sey, unterwarf er sich dem Befehl und kehrte zurück. Als er in der Stadt anlangte, fand er ein streng bewachtes Zimmer für ihn bereit. Er schickte nach dem Bürgermeister, der sogleich erschien, und da die Sachen nun einmal auf der Spitze standen, so hielt es Strzynezki für das Beste, sich seinem Kerkermeister offen zu erkennen zu geben und ihn um seinen Beistand zu bitten. Den Hauptgrund seiner Flucht verheimlichend, bezeichnete sich Strzynezki dem Bürgermeister als Abgesandter der Polnischen Regierung, denn man wußte überall, daß er ein Mitglied derselben war, und als auf einer Reise nach einer Wojewodschaftsstadt begriffen, um bei der Begründung einer neuen Verfassung für Polen dort gegenwärtig zu seyn. Nach dieser Eröffnung warf sich der Bürgermeister dem General zu Füßen, bat ihn wegen der angewandten Strenge herzlich um Verzeihung, bedauerte die Unglücksfälle des Generals und unterstützte ihn reichlich mit allem Nöthigen zur Fortsetzung seiner Reise.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Buds and blossoms. (Knospen und Blüthen.) Pr. 2 Sh.

Calabria. (Kalabrien.) Pr. 10½ Sh.

On the coinage of the Greeks and Romans. (Ueber das Gepräge der Griechischen und Römischen Münzen.) Von Cardwell. Pr. 8½ Sh.

Lives of illustrious Scotsmen. (Leben berühmter Schotten.) Von Chamber. Erster Band, Abth. I. Pr. 6½ Sh.

The annual historian for 1832. (Geschichtskalender für das Jahr 1832.) Von Cobbin. Pr. 4 Sh.

Cantarini Fleming. — Roman von D'Israeli d. S. 4 Bde. Pr. 24 Sh.

Illustrations of Smollett etc. (Abbildungen zu Smollett's u. A. Werken.) Von Cruickshank. Pr. 12 Sh.

Schweden.

Das Leben und die politischen Schicksale des Baron Gustav Armfelt.

(Schluß.)

Die ausgedehnte Vollmacht, die mir der König bei seiner Abreise hinterlassen hatte, nützte mir bei dem Mangel an Geld und Truppen erstaunend wenig. Die Zurüstungen in Wermland reichten nicht aus, und bei der Einnahme von Wenersburg von Seiten der Dänen konnte der Feind sich dieser Provinz und Nerike's bemächtigen, sobald er seinen Vortheil zu benutzen verstand. Ich eilte daher, das Volk in Dalekarlien zu organisiren, und reiste deswegen nach Fahlun, wo ich auch so glücklich war, alle Schwierigkeiten, die mir entgegenstanden, zu überwinden. Das Schlimmste war stets der Mangel an Geld; die geringsten Summen, die eingingen, waren immer schon im Voraus verausgabt. Als ich nach Carlstadt zurückkam, herrschte dort die größte Bestürzung; der Dänische Oberst Stricker war nämlich mit 1500 Mann in Amäl eingerückt und hatte seine Vorposten schon bis Lunte Krug vorgeschickt. Sogleich beschloß ich, ihm entgegen zu gehen, doch um dies bewerkstelligen zu können, hatte ich einen Plan entworfen, ihm gleichzeitig auch den Rückzug abzuschneiden und zu dem Ende die beiden Halbgaleeren, welche noch seit Karl's XII. Feldzuge gegen Norwegen in einem Ort am Wener-See lagen, in See stechen lassen. Allein dieser Plan wurde durch die Ankunft eines Couriers verhindert, der den Waffenstillstands-Traktat zwischen Schweden und Dänemark, durch Vermittelung des Englischen Gesandten und des Preußischen Hofes zu Stande gekommen, mir überbrachte.

So ruhten für diesen Augenblick die Feindseligkeiten, und ich benutzte diese Zeit, die unterdessen angekommenen Dalekarlier gehörig zu exerziren und die Hauptpunkte des Landes in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen.

Im Monat Dezember traf der König ein, um mein Armee-Corps in Augenschein zu nehmen. Ich manövrirte, so gut ich konnte, mit meinen Bauern, und zwar so, daß der König seine Zufriedenheit bezeigte. Das Schlimmste von Allem war nun, die Dalekarlier zur Zurückgabe ihrer Waffen bei ihrer Entlassung in die Heimath zu bewegen, doch war mir das Glück hold, und es gelang mir, auch dies zur völligen Zufriedenheit des Königs auszuführen. Allein dies mein ganzes Benehmen hatte mir noch größeren Haß von Seiten der Factions-Männer zugezogen, und bei meiner Ankunft in Stockholm ließ man mich solches nur zu deutlich empfinden.

Der König hatte nun wieder einen Reichstag ausschreiben lassen, und so stand ein neuer Streit bevor, der mir größere Furcht einflößte, als der vorige, und zwar um so mehr, weil eine aufrührerische Armee an der Finnischen Granze stand, der Feind sich täglich verstärkte, kein Geld in den Kassen und kein Kredit im Auslande mehr zu finden war. Auf den Eifer des gesunden Theils der Nation konnte man sich indessen noch verlassen, und wie oft sind nicht im kritischen Augenblicke die Mittel, die am gefahrlichsten aussehen, gerade die, welche zur rechten Zeit mit Vortheil angewendet werden können. Sobald die Reichsstände versammelt waren, wollte der König für sich und seine Familie einen Stützpunkt wider die drei übrigen Stände haben, und da die Bürgerschaft Stockholm's ihm dazu nicht hinreichend erschien, so erhielt ich den Auftrag, in aller Stille nach Dalekarlien zu reisen, um ein Corps Bauern dort zu organisiren und sie nach Stockholm zu führen. Dieser Befehl wurde mir mündlich ertheilt, damit für den Fall, daß mir ein Unglück begegnen sollte, die Absicht meiner Reise nicht entdeckt würde. So gefährlich dieser Auftrag in jeder Hinsicht seyn mochte, stand ich doch keinen Augenblick an, ihn sogleich in Ausführung zu bringen. Kaum in Fahlun angekommen, sandte ich die mich begleitenden Offiziere, welche früher bei dem in Wermland zusammengezogenen Corps Dalekarlier gestanden hatten, nach den verschiedenen Gemeinden, um die alten Soldaten wieder anzuwerben. Allein fast überall wurden diese Offiziere schlecht aufgenommen und beinahe überall auch zurückgewiesen. Sobald ich hiervon Nachricht erhielt, begab ich mich sogleich selbst nach Mora und versammelte dort das Landvolk. Allein alle Vorstellungen, die ich machte, waren vergebens, und nur die Aeußerung, daß, wenn die Nachkommen der tapferen Dalekarlier, die Gustav Wasa auf den Thron gesetzt, alle Liebe zu ihrem König und alles Pflichtgefühl vergessen hätten, ich mit Verachtung von ihnen scheiden und mich nach Helsingland begeben würde, um dort treuere Anhänger des Königs aufzusuchen, machte Eindruck. In kurzer Zeit hatte ich 450 streitbare Männer zusammen, mit denen ich sogleich auf Schlitten nach Drottningholm *) reiste. Auf dem ganzen Wege bis dahin wurden wir als Erretter aufgenommen, und das Volk war kaum davon zurückzuhalten, uns zu folgen. Meine Ankunft in Drottningholm war ein Donnerschlag für die Oppositions-Partei. Die verschiedensten Gerüchte waren über meinen Auftrag schon ver-

*) Einem Lustschlosse, eine Meile von Stockholm entfernt.

breitet werden; die Plünderung Stockholms mit diesem Corps war eine von den vielen Lügen, die man absichtlich ausgestreut hatte. Der König begab sich kurz darauf selbst nach Drottningholm, um die angekommenen Bauern zu sehen, die durchaus nach Stockholm wollten, um einen Theil der Garnison mit auszumachen. Nur mit vieler Mühe waren sie dazu zu bewegen, sich ruhig an Ort und Stelle zu verhalten.

Glücklicherweise ging der Reichstag so zu Ende, daß es dieser wilden Vertheidiger des Thrones nicht weiter bedurfte, und so wie die Stände in die Heimath zurückkehrten, wurden auch Jene nach ihren Wünschen entlassen. Dem Könige waren durch diesen Reichstag neue Mittel angesetzt, um den Krieg in Finnland fortsetzen zu können. Der Anfang des Feldzuges 1789 ließ sich gut an. Der König stellte sich selbst an die Spitze seiner Armee, konnte indessen nicht sehr wirksam agiren, da er von der Flotte nicht gehörig unterstützt wurde. Während dieser Zeit war ich beschäftigt, in Helsingland und Dalekarlien Frei-Corps anzuwerben, und erst im Monat August langte ich damit in den Finnischen Scheeren an. Unterdessen war die Schwedische Scheeren-Flotte bei Svensksund völlig geschlagen worden, und da die große Flotte keine Miene machte, den Admiral Trevenen, der im Finnischen Meerbusen jetzt die Oberhand hatte, zu vertreiben, so war es ein glücklicher Zufall, daß der Prinz von Nassau seine Vortheile nicht zu benutzen verstand und der König glücklich von Hogfors entkam, obgleich er im Rücken und in der Flanke durch eine Landung von 1200 Mann bedroht worden war. Ich faßte Posto mit meinen Truppen bei Ingo und hatte den Befehl, die Küste in einer Ausdehnung von 9 Meilen mit 4500 Mann, worunter 3000 Bauern waren, zu vertheidigen. Einige Galeeren und Kanonier-Schaluppen waren mir gleichfalls zur Disposition gestellt. Meine Anstrengungen hatten einen glücklichen Erfolg, so daß des Admirals Trevenen Landungs-Versuche jedesmal abgeschlagen wurden und wir selbst die Verschanzungen, die er auf der Elgiö-Insel hatte anlegen lassen, mit geringem Verlust eroberten. Nach Ankunft des Barons Hjerta mit der schweren Artillerie wurde der Admiral Trevenen von jedem Landungs-Versuch abgeschreckt, und unsere Transportschiffe konnten die Armee nun wieder mit neuen Vorräthen versehen.

Die Armee rückte darauf bald in die Winterquartiere, und mein Corps dort lassend, folgte ich dem Könige nach Stockholm, wo man viel zu thun hatte, um zur nächsten Campagne gehörig gerüstet zu seyn, und hauptsächlich, um die Scheeren-Flotte in vollkommenen Stand zu setzen.

Während dieser Zeit herrschte in Norwegen eine besondere Stimmung und Aufregung. Mehrere der einflußreichsten Personen sannen auf Mittel, Norwegen von Dänemark zu trennen, und dem Könige waren unter der Hand Vorschläge gemacht worden, um hiervon Nutzen zu ziehen. Gustav sandte mich unter verschiedenen Vorwänden mehrere Male nach Wermland, um mit den Hauptern dieser Partei auf der Gränze von Norwegen in der größten Heimlichkeit mich zu besprechen; da ich aber sah, daß ihre Absicht, sich zu emancipiren, hauptsächlich durch die Französische Revolution veranlaßt worden sey, und daß sie keineswegs wünschten, Norwegen mit Schweden unter derselben Regierung zu vereinigen, so brach ich die Zusammenkünfte ab und erklärte, daß der König, obgleich im höchsten Grade mißvergnügt über die Dänische Regierung, doch wegen des Finnischen Krieges ihnen in ihrem Vorhaben keine Unterstützung leisten könnte. So schieden wir von einander mit verschiedenen Ansichten über jenes Projekt, doch mit der Verabredung, auch fernerhin uns gegenseitig Mittheilungen über das Weitere zugehen zu lassen. Diese Mittheilungen dauerten wohl anderthalb Jahre, bis König Gustav III. rund heraus erklärte, nicht Theilnehmer in einer Sache seyn zu wollen, die gegen die Königliche Macht streite, selbst wenn sie auch vortheilhaft in politischer Hinsicht erschiene.

Kaum nach Stockholm zurückgekehrt, mußte ich nach Finnland abgehen, um den Befehl über die Truppen zu übernehmen, welche in dem unteren Theile von Savolax standen. Am 4. April traf ich in St. Michel ein, fand jedoch, wie früher, Mangel an allem Nöthigen. Mein erstes Geschäft war daher, alle Kommissariats-Beamte abzusetzen, neue unter dem Befehl eines jungen Offiziers zu ernennen und einen gewissen d'Orchimont abzusenden, um über die Anfertigung der Kanonenschollen die Aufsicht zu führen. In kurzer Zeit war ich durch diese Maaßregeln in Stand gesetzt, die Operationen zu beginnen. Der König traf selbst in St. Michel ein und genehmigte Alles, was ich gethan hatte. Ich beschloß nun, den Paß bei Kärnakoski, der für uns in jeder Hinsicht von der größten Wichtigkeit war, anzugreifen. Am 15. April gingen wir über's Eis, und obgleich die Russen von Savitaipal Verstärkung erhalten hatten, eroberten wir ohne großes Blutvergießen diesen Paß und befestigten ihn sogleich, so viel es nämlich bei der kalten Jahreszeit möglich war. Der König folgte dieser Expedition als Freiwilliger, und erst nachdem der Coup gelungen war, begab er sich fort, um die übrigen Theile der Armee auch in Bewegung zu setzen. Am 30. April kamen die Russen mit 7500 Mann, um Kärnakoski wieder zu nehmen, wurden aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Die befestigten Pässe bei Kärna- und Pardakoski bildeten nun meine Hauptstärke, um so mehr, da der König die Absicht hatte, mit der Scheeren-Flotte die Russische anzugreifen, wodurch unsere rechte Flanke gedeckt war. Hätte die große Schwedische Flotte den König gehörig unterstützt, so würden die Vortheile, die über die Russische Flotille davongetragen wurden, größer gewesen seyn, allein sie opferte $\frac{1}{3}$ ihrer Stärke im Hafen von Reval auf und war nachher nicht stark genug, die Vereinigung der Revalschen und Kronstädtischen Flotte zu hindern.

Die Folgen hiervon waren, daß der König im Meerbusen von Wiburg eingeschlossen wurde und es seines ganzen Heldenmuthes bedurfte, um mit einem Theil seiner Flotte später aus der Russen Hande zu kommen. Dem Corps, das unter den Befehlen des Baron Fabian Wrede in Karelen stand, um sich dort über Serdovalla und Kerholm des übrigen Theils des Ladoga-Sees zu bemächtigen, wodurch die Russen gezwungen werden sollten, Savolax zu übergeben und Truppen abzuschicken, um Schlüsselburg und die dortigen Gegenden zu beschützen, ging es wegen Mangel an Proviant gleich unglücklich; es mußte sich nach Savolax zurückziehen. Vom Könige konnten wir jetzt keine directe Befehle mehr erhalten. Auf meinen Rath wurde dennoch beschlossen, Savitaipal anzugreifen, in der Hoffnung, solches jetzt leichter nehmen zu können, da die Russen alle Truppen zur Deckung St. Petersburgs nach Wiburg hingezogen hatten. Ohne daher die Ankunft des Corps des Baron Wrede abzuwarten, griffen wir an; allein wegen schlechter Ausführung des entworfenen Planes wurden wir mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen; ich selbst wurde verwundet. Glücklicherweise begnügten sich die unter den Befehlen des General Kruschoff stehenden Russen mit diesem Vortheile, ohne uns weiter zu verfolgen, und so waren wir bald wieder im Stande, eine neue Diversion zu machen, in der Absicht, dem Feinde seine Magazine bei Davidstad zu nehmen. Ich trug diese Expedition dem Rittmeister Adlersparre auf; gewiß würde sie dieser ausgezeichneten Offizier glücklich ausgeführt haben, wenn nicht des Königs Entkommen aus dem Wiburger Meerbusen den Russen 10 bis 12,000 Mann Verstärkung zugeführt hätte und Adlersparre, von dem Corps des General Carpelan nicht unterstützt, dem funfzehnmal stärkeren Feinde erlegen und nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen wurde.

Meine Wunde und eine hinzugetretene Krankheit verhinderten mein ferneres Verbleiben bei der Armee. Der General Fabian Wrede übernahm das Kommando meines Corps, und somit war mein Antheil an den militairischen Operationen geschlossen. Unterdessen wurde ein kleiner Versuch gemacht, Friedens-Verhandlungen anzuknüpfen. Die Kaiserin Katharina hatte dem General Igelström aufgetragen, an mich zu schreiben und mir zu sagen, daß sie Theil an meinem Zustande nehme und, wenn ich es wünschte, mir jede Unterstützung, die ich bedürfte, zugehen lassen wolle. Auf diese Weise eröffnete sich ein Weg, den ich benutzen zu müssen glaubte, um wirkliche Unterhandlungen anzuknüpfen, um so mehr, da wir nur der Verlust, den der König bei Wiburg erlitten, und nicht dessen Sieg bei Svensksund bekannt war. Mehrere Briefe, die ich absichtlich so geschrieben, daß die Kaiserin sie lesen konnte, verfehlten ihre Wirkung nicht, und Igelström ließ mich endlich wissen, daß es in einer mündlichen Konferenz leicht seyn würde, uns über die Präliminarien zu verstehen. Ich schickte sogleich den Major Mörcur mit Abschriften meiner ganzen Korrespondenz zum Könige und begehrte weitere Verhaltungs-Befehle. Gustav, obgleich im Siege begriffen, war sogleich entschlossen, Unterhandlungen anzuknüpfen, die, wenn sie vielleicht keinen Fortgang haben sollten, doch dazu dienen würden, den Abschluß des Traktats zwischen Schweden, England und Preußen zu beeilen, an dem man in Stockholm arbeitete. Sobald meine Instructionen eingetroffen waren, begab ich mich zum General Igelström nach Werelä mit der Eile, die ich in meinem Krankheitszustande anwenden konnte. Die Konferenzen begannen im Anfang August, schienen indessen wenig Fortgang zu haben, bis ich der Kaiserin ein Memoire übersandte, welches ich in kurzer Zeit mit Bemerkungen von ihrer eigenen Hand zurückerhielt, und wodurch ich von ihren vollständigen Ansichten unterrichtet wurde. Der Frieden wurde endlich am 14. August 1790 unterzeichnet.

Schweden war nicht in der Lage, dadurch Vortheile zu gewinnen, aber es verblieb im statu quo, die Friedensbedingungen von Abo und Nystadt wurden durch ihn annullirt und die mündliche Versicherung gegeben, daß Rußland den Türken Alles wieder zurückgeben würde, was es auf der anderen Seite des Bug erobert hatte. Im Allgemeinen schien dieser Friedens-Abschluß nicht behagen zu wollen; bei der damaligen Lage Schwedens, erschöpft an Allem, konnte er indessen nur vortheilhaft für uns seyn, und der König war zufrieden, bessere Bedingungen erhalten zu haben, als er vermuthet hatte. Bei unserer Ankunft in Stockholm nahmen Preußen und England ihre Unterhandlungen mit neuem Eifer auf; und zwar mit mehr Entgegenkommen als während des Krieges. Es handelte sich um nichts weniger, als zwischen diesen beiden Mächten und Schweden eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, mit Ausbezahlung von Subsidien, gegen Rußland abzuschließen. Allein die Bedingungen, die der König an England stellte, schienen dem Minister Pitt nicht annehmbar, und obgleich dieser alles Mögliche anwandte, um eine Allianz zwischen Schweden und Rußland zu hindern, so konnte er doch zu keinem Entschluß kommen. Er hatte mir selbst den Hosenband-Orden anbieten lassen, wenn ich mich seinem Interesse nicht entgegensetzen wollte, und ich habe darauf mit Wissen des Königs die verdiente Antwort ertheilt.

Während der Anwesenheit des Königs zu Aachen und Spaa, im Monat August 1791, wurde endlich zu Drottningholm mit dem Russischen Minister Grafen von Stackelberg der Allianz-Traktat zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen. Schweden hatte darin mehr Vortheile auf seiner Seite, als Rußland, und wäre gleichzeitig ein Handels-Traktat zu Stande gekommen, ehe England von Neuem seinen Einfluß in den Unterhandlungen ausüben konnte, so würden dieselben noch erheblicher gewesen seyn. Nachdem der König lange angestanden hatte, berief er nach seiner Zurückkunft im Januar 1792 und auf mein dringendes Anrathen einen Reichstag in Gefle, der zur völligen Zufriedenheit Aller ablief. Die ganze Nation und der König selbst hofften nun endlich, in Ruhe die Früchte des Friedens genießen zu können und Schweden in der glücklichen Lage vielleicht wieder zu sehen, worin es bei Karl's XI. Tode war. Allein das

Schicksal hatte es anders beschlossen. Der König fiel, ein Opfer der Faction, die jetzt jede Hoffnung, den Thron stürzen zu können und in der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung Vortheil für sich zu erhaschen, vereitelt sah. So schritt diese Partei zu den höchsten Verbrechen, und der König unterlag der Waffe seiner Mörder.

Die Details dieser schrecklichen Katastrophe sind zu allgemein bekannt, als daß ich es nöthig halten sollte, sie hier zu wiederholen. Selbst nicht auf dem unglückseligen Maskenballe gegenwärtig, war mein Schrecken unbeschreiblich, als ich meinen König, meinen Freund, meinen Wohlthäter in seinem Blute schwimmend wiederfand. Gustav hatte indessen noch so viel Kraft, wie es sich von seiner Seelenstärke erwarten ließ, mir seine mündlichen Befehle zu ertheilen, und nach seiner Vorschrift wurden sogleich alle mögliche Anstalten zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit getroffen. Alles verblieb indessen in der größten Ruhe. Am nächsten Morgen wollte der König eine Regentschaft während seines Krankenlagers einsetzen, damit solche bis zu seiner Genesung die Geschäfte verwalte; denn bis jetzt glaubte Niemand, daß die erhaltene Wunde tödtlich seyn würde. Es schien mir indessen, daß der König sich nur mit Mühe entschloß, seinen Bruder, den Herzog von Südermanland, an deren Spitze zu stellen, und doch war dies durchaus nothwendig, um etwanige Gerüchte, die beim Volk in Stockholm im Umlauf waren, zunichte zu machen. Der Regentschaft erstes Geschäft war, eine genaue Untersuchung in Bezug auf den Mord-Anfall vorzunehmen, und durch den Eifer des Herrn von Liljesparre gelang es auch vollkommen, den Mörder und seine Mitschuldigen zu entdecken.

Die sieben letzten Tage vor seinem Tode wollte der König nichts mehr von Geschäften hören, er that selbst nicht einmal Fragen, welche uns seinen Willen hätten können vermuthen lassen, über Angelegenheiten, die zur Berathung vorlagen. Er hatte gleich nach seiner Verwundung ausdrücklich befohlen, ihn nicht wissen zu lassen, wer derjenige sey, der nach seinem Leben gestrebt habe, indem er ihn der göttlichen Strafe allein preisgegeben wissen wollte, und wäre er leben geblieben, so würde vielleicht seine natürliche Milde die rechtmäßige Strafe verhindert haben.

Der Sterbetag des Königs war für mich der schmerzlichste meines Lebens. Um 4 Uhr Morgens wußte Gustav III. schon, daß er nur noch 6 Stunden zu leben habe, und er verwendete diese Zeit für die Ruhe seines Vaterlandes, für seines Sohnes Sicherheit und seiner Freunde Trost. Der Staats-Secretair Schröderheim wurde gerufen, um ein Codicill zu seinem Testamente hinzuzufügen. Gustav wollte eine Regentschaft, denn diese war in gewisser Hinsicht nöthig; aber er wollte sie unter seines Sohnes und Nachfolgers Augen, und so, daß es dem Regenten, der die exekutive Macht hatte, nie an Rath und Aufklärung fehlen sollte, selbst wenn er dergleichen auch nicht bedurft hätte. Außerdem war es des Königs Wille, daß alle Angelegenheiten dem jungen Könige und Regenten in dem Conseil, das dazu eingesetzt war, vorgetragen werden sollten, und daß die Berathungen und Meinungen des Conseils zu Protokoll genommen würden und es dann vom Regenten abhinge, das zu thun, was er für gut fände.

Nachdem der König Alles unterschrieben, mir die Ober-Statthalter-Würde in Stockholm übertragen und von Allen Abschied genommen hatte, ergriff er meine Hand und sagte zu mir in Gegenwart seines Kammerdieners Robert, der des Königs Haupt hielt, da er selbst nicht mehr Stärke genug hatte, sich aufrecht zu erhalten: „Jurez entre mes mains, de conserver à mon fils le même attachement et la même fidélité que Vous m'avez promis;" worauf ich antwortete: „Votre Majesté n'a pas besoin d'un serment, Elle connait mon coeur et mes sentimens;" wonach der König meine Hand drückte, einige Worte sprach, die ich nicht recht verstand, die Augen dann gen Himmel wandte und laut sagte: „Stackars barn, han behöfver vänner" (das arme Kind, es bedarf der Freunde). „Vous serez son ami comme le mien, et Vous n'abandonnerez jamais ses intérêts, n'est-ce-pas?" Mir traten die Thränen in die Augen, und mein Herz schlug so heftig, daß ich keine Antwort weiter zu geben wußte, als daß ich des Königs zitternde Hand mit inniger Rührung an meine Lippen drückte. Endlich zu mir gekommen, antwortete ich, gleichsam von einer Ahnung der Zukunft ergriffen: „Ah, Sire! en suis-je toujours le maître?" „Toujours," antwortete der sterbende Monarch, „j'y ai mis ordres."

Da seine Kräfte merklich abnahmen, baten wir den König, sich zu legen, was er auch gern zu thun schien. Der Bischof Wallqvist kam nun herein und ertheilte dem König das Abendmahl, der mit lauter Stimme das Sündenbekenntniß und zwei Gebete ablas. Nachdem dies vorbei war, näherte ich mich dem Bette, und Gustav reichte mir die Hand und drückte sie fest, ohne ein Wort zu sagen; als ich aber fragte, ob Se. Maj. nicht erlauben wollten, daß die Königin und die übrige Königl. Familie hereinkommen dürfte, sagte er: „Nej, intet ännu, jag är so sömnig och will en liten stund sofva ro" (Nein, jetzt nicht, ich bin so schläfrig und will ein wenig ausruhen). Diese Worte waren die letzten, die ich von dem Munde meines Gebieters und Wohlthäters aussprechen hörte, und wenige Minuten später, als ich mich neben dem Kamin niedergelassen hatte, rief uns der Berg-Rath Dahlberg und sagte, der König sey todt.

Ich übergehe hier alle Scenen von wirklicher Trauer oder von mehr oder weniger gut gespielter Trauer und Verzweiflung. Als ich des Königs Schlafzimmer verließ, um mich nach meinem Zimmer zu begeben und meinen schmerzlichen Gefühlen freien Lauf zu lassen, hielt mich der Herzog Karl an der Thüre zurück und gratulirte mir vor Aller Augen als Ober-Statthalter, indem er meine Hülfe und meinen Rath begehrte und mich seiner beständigen Freundschaft und seines uneingeschränkten Vertrauens versicherte. Ich wußte diesen Worten ihren gehörigen Werth zu geben; meine Pflichten waren mir von den Umständen vorgeschrieben, und meine Seele war nie von Ehrbegierde und für mein eigenes Interesse so eingenommen, als daß ich von ihnen hätte abweichen sollen, obgleich ich oftmals die Gefahr gesehen habe, die es mir zuzog, weniger Egoist in diesem philosophischen Zeitalter gewesen zu seyn.

In meinem Zimmer angelangt, überließ ich mich meinen schmerzlichen Empfindungen. Obgleich unwohl und geplagt von meinen Wunden, hätte ich mich leicht, ohne Tadel fürchten zu dürfen, krank melden können, aber beinahe gezwungen von meinen Freunden, und nachdem der Herzog mir mehrere Boten geschickt hatte, verfügte ich mich zu ihm. Sobald Se. Königl. Hoheit mich erblickte, empfing er mich mit schmeichelhaften Ausdrücken und freundlichen Mienen. Unter mehreren zärtlichen Umarmungen versicherte mir diese Stütze der Opposition, daß nun ferner keine Oppositionen zwischen uns stattfinden würde und jeder Zwist, über welche Angelegenheit es auch seyn möge, verschwunden sey, und daß wir jetzt nur als Freunde leben müßten, die ein Herz und eine Seele hätten. Ich antwortete hierauf, daß dies lange mein Wunsch gewesen wäre und vielleicht Manches verhindert haben würde, was nun jetzt geschehen sey.

Das Volk, welches die Nachricht vom Tode Gustav's III. erhalten hatte, war in Bewegung und versammelte sich beim Schlosse und in den Straßen in so großer Anzahl und ließ solche Ausdrücke vernehmen, daß diejenigen, die des entschlafenen Herrn Freunde nicht gewesen waren, in großer Furcht schwebten. Mein Ansehen bei dem gemeinen Manne war bekannt, und man bedurfte deswegen meiner. Der Regent beschwor mich daher, diese Auflaufe unbändiger und aufgereizter Menschen zu beruhigen und sie zum Auseinandergehen zu veranlassen und sodann mich nach dem Rathhause zu begeben, um der Bürgerschaft den Eid der Treue abzunehmen. Dieser Auftrag war gewiß einer der schwierigsten, die es gab. Sobald ich auf der Schloßtreppe gesehen wurde, entstand ein ungewöhnlicher Lärm, und das Gedränge wurde so stark, daß weder ich noch meine Adjutanten mit den Füßen den Boden berühren konnten. Es ist bekannt, welche Ausdrücke sich von allen Seiten hören ließen und, wenn ich mich jemals gegen die Regierung hätte auflehnen wollen, dies wohl der Moment gewesen wäre, wo ich in 5 Minuten hätte ausführen können, wozu nur immer das eigene Interesse und der Haß hätte antreiben können. Mein Schweigen und mehrere Zeichen mit der Hand gaben dem Volke zu erkennen, daß ich keineswegs dessen Aufführung billigte. Man erlaubte mir indessen nicht, zu sprechen, und nur erst, nachdem ich vom Rathhause zurückgekommen, war es mir möglich, den eifrigsten der Schreier zuzurufen: „Wenn es wahr ist, daß Ihr den guten König, den Ihr verloren, geehrt und geliebt habt, und daß Ihr das Glück und die Wohlfahrt seines jungen Sohnes wollt, so beweiset es nun auch durch Gehorsam und Achtung für des Todten Willen. Wollt Ihr mich aber nicht hören, so will ich auch weiter nichts mit Euch zu thun haben." Worauf mir die Antwort wurde: „Wie Du willst, Du treuer Freund unseres guten Königs." Darauf befahl ich ihnen, auseinanderzugehen, und eine Viertelstunde nach meiner Ankunft im Schloßhofe waren nur geringe Volksmassen noch sichtbar. Man kann leicht denken, wie gnädig ich von dem Herzoge und seiner Umgebung aufgenommen wurde, als ich meinen Rapport abstattete. Aber dieses Ansehen bei dem Volke war mein Unglück, und diejenigen, die meinen Sturz wollten, hatten nun leichtes Spiel, dem Regenten einzubilden, daß ich ein gefährlicher Mensch sey, welcher ganz nach Willen ihm helfen oder ihn verderben könnte. Ich weiß nicht, wie tief der Eindruck im Anfange gewesen ist, den solche Aeußerungen auf den Herzog gemacht haben; möglich, daß er ihn verheimlichte, aber bis zu meiner Abreise bin ich jeder Zeit von ihm mit Beweisen von Freundschaft und Achtung behandelt worden.*)

Bibliographie.

Minnes-Ord wid Enkefru Greſwinnan Hedw. Armfeldts Jordfästning i St. Klara Kyrka. (Gedächtnißrede bei der am 13. Febr. 1832 erfolgten kirchlichen Beisetzung der verwittweten Gräfin Hedwig Armfeldt.) Von F. M. Franzén.

Mannigfaltiges.

— Buchhandel in England. Einer ziemlich genauen Schätzung zufolge, erscheinen in England jährlich — die periodischen Schriften und neuen Auflagen ungerechnet — ungefähr 1500 Bände neuer Schriften. Angenommen, daß im Durchschnitt von jedem Werke 750 Exemplare abgezogen werden, und jeder Band zu 9 Sch. verkauft wird, so erscheinen im Ganzen 1,125,000 Bände, wodurch ein Betrag von 506,250 Guineen in Umlauf gesetzt wird. Wenn man hierzu noch die Review's, die Magazine und Flugschriften, ohne die Zeitungen, zählt, so beläuft sich dieser Betrag auf 750,000 Guineen (5,250,000 Preuß. Thaler).

*) Der Baron Armfeldt wurde von der Regentschaft im Jahre 1792 als Gesandter nach Neapel geschickt und bald darauf, ohne daß ein Grund dazu öffentkundig war, aller Aemter, Ehren und Würden, ja selbst seines Adels für verlustig erklärt. Der volljährig gewordene Gustav IV. nahm ihn jedoch im Jahre 1799 wieder in seine Dienste und ernannte ihn später zum General der Infanterie. Nach der Entthronung Gustav's trat Armfeldt in Russische Dienste, wurde in den Grafenstand und zum Präsidenten der Finnländischen Angelegenheiten erhoben, als welcher er, von den Finnländern geehrt und geliebt, im Jahre 1814 verstorben ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Montag den 25. Juni 1832.

Frankreich.

Rückkehr der Franzosen nach Algier von der Expedition nach Médea zur Unterwerfung des Bey von Titery.*)

(Von J. E. Lugan, Offizier vom Generalstabe.)

Der vom Oberbefehlshaber, General Clauzel, ernannte neue Bey von Titery ward eingesetzt und empfing den Besuch der Notabeln der Stadt Médea. Die Musikanten des Orts versammelten sich im Hofe des Hauses, um ihm ein Morgenständchen zu bringen, das einer unserer Spottmusiken nicht unähnlich war. Es gewährte einen sonderbaren Anblick, funfzehn bis zwanzig Musiker, jeden mit einer Art von Hautboe bewaffnet, ohne Pulte und Notenhefte auf der Erde kauern zu sehen. Für die vier bis fünf häßlichen Töne, die sie zum Besten gaben, bedurften sie freilich keiner Noten, so wenig wie eines Kapellmeisters; der Erste Beste fing zu blasen an, die Anderen folgten, Jeder für sich; dann kamen noch Andere von draußen herein, welche Platz nahmen und ebenfalls zu blasen anfingen; die Backen schwellen an, die Gesichter wurden roth, die Augen traten aus dem Kopfe, kurz Jeder blies, so gut er konnte, d. h. nach Leibeskräften, denn die Virtuosität bestand bei ihnen darin, so viel Lärmen wie möglich zu machen; und welcher Lärmen! Man hätte gewettet, daß jeder der Beduinen eine Katze unter seinem Mantel habe, der er das Fell über die Ohren ziehe. Ein in Entzücken versunkener Araber sagte uns mit stolzer Miene: „O, sie sind noch nicht Alle beisammen; es würde sonst noch viel schöner klingen!“ Wir haben schon hieran genug, sagte ich zu mir selbst und eilte aus dem Hofe, wie wenn ich der Hölle entliefe. Mit Ausnahme dieser kleinen Ohrenpein war der Tag genußreich für uns; wir besuchten im Spazierengehen die Stadt und ihre Umgebung; alle Einwohner waren bei ihren Beschäftigungen, es wurde Markt gehalten, die Läden waren geöffnet, die Soldaten feilschten und kauften, wie in einer Stadt Frankreichs. Die Einwohner waren die sanftesten, die ich gesehen habe; was mich aber am meisten verwunderte, war die Aehnlichkeit der kleinen Stadt und ihrer Umgegend mit meinem Vaterlande Languedoc; ich fand hier seine niedrigen Häuser mit ihren hohlen Ziegeln, seine Gemüsegärten, seine auf dem Felde vereinzelt dastehenden Gebüsche von Oelbaumen, seine kleinen Meiereien, den rankenden Weinstock, den milden Sonnenstrahl und das etwas traurige Ansehen wieder, das ich so sehr liebe. Am Abend stellte der alte Bey von Titery sich selbst als Gefangener; seine Stadt war in unserer Gewalt, die Einwohner waren auf unserer Seite, seine Niederlage war vollkommen gewesen; er konnte nicht einmal mehr in seinen Bergen umherreiten, ohne sich großen Gefahren von Seiten der Kabylen auszusetzen, und ergab sich daher. Er war an diesem Tage genöthigt gewesen, sich in das Grabmal eines Marabouts zu flüchten, das als ein heiliges Asyl betrachtet wird; hier ist selbst der Mörder unter dem Schutze des begrabenen Heiligen sicher; alle menschliche Gewalt hört an der Thüre des Grabmals auf; die Verletzung desselben wird als eine Tempelschänderei betrachtet, die den Zorn Gottes auf den Stamm und die Stadt wälze. Der Oberbefehlshaber empfing in seinem Zimmer, und von seinen Offizieren umgeben, den Bey von Titery; dieser war ein Mann von mittlerer Größe, aber wohlgewachsen; sein Gesicht war schön und gebraunt, sein langer Bart begann weiß zu werden, obgleich er noch in der Blüthe seiner Jahre zu seyn schien; seine Waffen und Kleider glänzten von Gold. Er verbeugte sich tief, legte die Hand aufs Herz, trat auf den General zu, küßte ehrfurchtsvoll dessen Hand und wiederholte drei Mal: „Verzeihe mir!“ Auf die Frage des Generals, warum er nicht nach Algier gekommen sey, wie er mehrmals versprochen habe, erwiederte er: „Wäre ich nach Algier gekommen, so hättest Du nicht den Ruhm erworben, mich am Atlas zu besiegen.“ In diesen Worten lag kein Stolz, denn er wußte, daß seine Kraft in seiner uneinnehmbaren Stellung bestand; er würdigte unsere Waffenthat und kannte das menschliche Herz genug, um in seiner Antwort Gründe zur Verzeihung zu finden. Der Bey wurde als Gefangener bewacht, aber mit aller seinem Range schuldigen Rücksicht behandelt.

Der Oberbefehlshaber hielt, nachdem er die Lage Médea's, seine Streitkräfte und Hülfsquellen untersucht, zur Besetzung der Stadt zwei Bataillone Infanterie, eine Ingenieur-Compagnie und die Zouaves für hinreichend. Die Einwohner flößten ihm so viel Zutrauen ein, daß er kein Bedenken trug, dieselben mit unseren Truppen an der Vertheidigung der Stadt Theil nehmen zu lassen; die Erfahrung zeigte nach einigen Tagen, daß er sie richtig beurtheilt hatte. Der General hatte, indem er eine Besatzung nach Médea legte, den Plan, aus dieser Stadt einen Waffenplatz zu machen, der später zum Ausgangspunkte genommen werden sollte, um auf den großen Atlas loszumarschiren. Diese Maaßregel war die Einleitung zu einem umfassenden Eroberungsplane.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Médea, während dessen es viel geregnet hatte, marschirten wir nach Algier zurück, den Bey von Titery und einige hundert entwaffneter Türken mit uns fortführend. Wir marschirten ohne Aufenthalt bis zum Bergrücken des Atlas, wo wir statt des Feindes Araber fanden, die uns ihre Hühner verkauften. Auf die Veranstaltung des General Monk d'Uzer, der die zweite Brigade befehligte, war hier ein Markt errichtet; die Araber kamen in Menge herbei, sie betrachteten den Krieg als beendigt und fanden, daß beim Handel mit unseren Soldaten mehr für sie zu gewinnen sey, als beim Austausch von Flintenschüssen. Ein Marabout war dem General d'Uzer von großem Nutzen gewesen: so nennt man nämlich die heiligen, gottbegeisterten Männer, die in der Einsamkeit leben und ein Gegenstand der Verehrung für die Araber sind, auf die sie großen Einfluß ausüben. Dieser Marabout hatte den Oberbefehlshaber von Algier aus begleitet; bis zum Uebergange über den Atlas that er wenig für uns; hier aber blieb er in dem Passe von Tenia zurück und trug viel dazu bei, in den Bergen die Ruhe wiederherzustellen; er, stieg auf einen Felsen und ließ seine Stimme in die Ferne ertönen, indem er die Seiten seines Mantels schwenkte; die Araber eilten herbei, hörten seine Worte und wurden weniger feindselig.

Auf dem Atlas erfuhren wir, daß in Belida unter den Befehlen des Obersten Rulhières von uns zurückgelassene Regiment sey von 5 — 6000 Beduinen angegriffen worden, habe sich aber auf eine bewundernswürdige Weise vertheidigt und sey im Besitze der Stadt geblieben. Diese Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf uns; die tapferen Vertheidiger von Belida brauchten nun die Sieger des Atlas nicht mehr zu beneiden. Wir brannten vor Ungeduld, unsere Waffenbrüder zu umarmen, die nur durch Wunder der Tapferkeit einem furchtbaren Tode entronnen waren. Da sie aufs Neue angegriffen werden konnten, so machten wir nur einen Augenblick in dem Bergpasse Halt und marschirten dann in Eile bis zu der Meierei des Aga; hier fanden wir Alles in guter Ordnung; die Meierei war nicht in Gefahr gewesen und trefflich befestigt; wir erfuhren hier aber ein höchst schmerzliches Ereigniß. Funfzig Soldaten von der Artillerie und vom Train waren von dort abgegangen, um in Algier Munition für die Besatzung und die Einwohner von Médea zu holen; sie waren gut bewaffnet und beritten und wurden bis über Belida hinaus von einem Truppen-Detaschement begleitet, sie mußten also aller Wahrscheinlichkeit nach glücklich nach Algier gelangen. Die Stämme des östlichen Gebirges zogen, von Beljamun geführt, nach dem Atlas, als wir denselben schon überstiegen hatten; sie waren es, welche Belida angriffen und, nachdem sie hier zurückgeworfen worden, unsere funfzig Mann niederhieben, was ihnen leicht wurde, da ihrer funfzig auf einen von den Unsrigen kamen.

Am folgenden Tage setzten wir unseren Marsch fort; in der Nähe von Belida stießen wir auf einige Arabische Reiter, die von funfzehn unserer Jäger in die Flucht getrieben wurden. Als wir in die Stadt einrückten, sandte die Sonne ihre brennenden Strahlen auf unsere Köpfe, die Hitze war, obgleich wir uns im November befanden, höchst drückend. Wir erblickten bald die Spuren des blutigen Kampfes, der hier geliefert worden war; am Thore und in den Straßen fanden wir Leichen und mußten unsere Pferde sorgfältig leiten, damit sie nicht auf dieselben traten. Wir sahen unsere Tapferen von Belida, ihre Uniformen waren noch mit Blut bedeckt, sie erzählten uns ihre überstandenen Gefahren. Die Araber waren von allen Seiten, über die Stadtmauern, durch die Thore und aus den Häusern auf sie losgestürzt, und sie wären unfehlbar umgekommen, wäre nicht einer jener kühnen, unerwarteten Streiche geführt worden, deren Geheimniß besonders die Franzosen zu besitzen scheinen. Sie hatten gezeigt, was eine kleine Anzahl Tapferer vermag, mehrere Male waren sie Sieger und Besiegte gewesen, mehrere Male war eine Kanone von den Arabern genommen und von den

*) General Clauzel war am 17. November 1830 an der Spitze seines kleinen aus drei Brigaden bestehenden Heeres aus Algier ausgerückt, um den Bey wegen verweigerten Tributs zu züchtigen.

Unsrigen wieder erobert worden, aber ihre Reihen wurden dünner, die Kräfte ermatteten, und die Straßen, die Terrassen der Häuser, füllten sich immer dichter mit erbitterten Feinden an, die unter wildem Geschrei auf sie feuerten. Jetzt wäre es um sie geschehen gewesen, sie wären sämmtlich niedergemacht und ihre Köpfe auf die Mauern von Belida gepflanzt worden, wäre nicht eine Compagnie Grenadiere von ihrem Posten außerhalb der Stadt durch das Algiersche Thor, wo das Gefecht am hitzigsten war, unter Trommelschlag in die Stadt eingerückt. Die im Rücken angegriffenen Araber glaubten, die ganze vom Atlas zurückkehrende Armee komme an, ein plötzlicher Schrecken ergriff sie und trieb sie in die Flucht; unsere Truppen attakirten sie in demselben Augenblicke und richteten ein furchtbares Gemetzel unter ihnen an. Daß hierauf die mit Blut bedeckten Soldaten, welche die wilden blutdürstigen Blicke der Tausende von Barbaren noch vor Augen sahen, das Geschrei derselben noch hörten und über die Leichen ihrer Brüder hinweggehen mußten, in die Häuser der Verräther eindrangen und alle Männer, ja selbst einige bewaffnete Frauen umbrachten — wer wird sie deshalb anklagen wollen.

Der Oberbefehlshaber gab den Truppen seine Zufriedenheit mit ihrem tapferen Benehmen zu erkennen, schauderte aber beim Anblick der unglücklichen Stadt und befahl, in der Besorgniß, daß man in der Rache zu weit gegangen, den Offizieren, die Häuser zu durchsuchen. Dies war ein schmerzlicher Auftrag für uns; wir theilten uns in die Stadt, und das traurige Bild Belida's, wie es mir damals erschien, wird nie aus meiner Erinnerung schwinden. Am Thore der Stadt lagen Haufen von Leichen, die größtentheils mit dem Bajonnet getödtet waren, mit offenem Munde und einem furchtbaren Ausdrucke des Schmerzes in den Gesichtszügen; wir sahen unter Anderen die Leiche einer jungen schönen Frau, welche die tödtliche Wunde am Halse empfangen hatte. Die Unglückliche, die sonst nur in Schleier verhüllt ausging, lag heute halb entkleidet den Blicken der Christen preisgegeben; in ihren Zügen las man keinen Schrecken, sondern den Ausdruck der Exaltation, ihre schönen Augen schienen belebt zu seyn, und Liebe sprach aus ihnen. Wie sie unter die Todten gekommen war, wußte man nicht; vielleicht wollte sie den Tod eines Geliebten rächen, oder sie ward von einem eifersüchtigen Ehemanne getödtet, damit so viel Reize nicht in die Hände des Feindes gerathen möchten; ihr Leben und ihr Tod sind unbekannt geblieben, aber sie gehörte zu dem Typus jener schönen Frauen, in deren Leben die Liebe eine so große Rolle spielt und den Faden desselben fast immer abkürzt. Welch' betrübender Anblick bot sich mir beim Eintritt in die Stadt dar! Ein großer Theil der Häuser, die vor einigen Jahren bei einem Erdbeben eingestürzt waren, lag in Trümmern; die Straßen waren öde, die Hausthüren standen offen; es war ein trauriges Geschäft, allein in diese einsamen Häuser einzutreten, durch die einzelnen Gemächer zu gehen und ein, zwei, drei Leichen, die auf dem blutigen Pflaster, oder in der Mitte des Zimmers, in den Gängen, in Schlupfwinkeln oder auf der Thürschwelle lagen, auf dem Papiere zu notiren. Bei dem Algierschen Thore führte mich ein Soldat in ein großes Haus; in einem Saale des Erdgeschosses fand ich einige Todte, diese waren es aber nicht, die er mir zeigen wollte; er führte mich über eine enge und dunkele Treppe, wo mein Fuß mehrere Male auf andere Dinge als auf Steine stieß, auf eine Terrasse, die einen furchtbaren Anblick gewährte; hier war ein entsetzliches Blutbad angerichtet worden.

Das Blut mußte hier am Tage des Kampfes bis an die Knöchel gestanden haben, denn obgleich die Ritzen der Steine, welche die Terrasse bedeckten, einen Theil davon eingesogen hatten und die Luft glühend heiß war, so war der Boden doch noch nicht ganz trocken; der Soldat zeigte mir die Löcher, welche die Araber in die Mauern der Terrasse gemacht und aus denen sie auf die Unsrigen, die das Algiersche Thor vertheidigten, gefeuert hatten; von hier aus, sagte er, haben sie uns am meisten Schaden zugefügt. So durcheilte ich mehrere Häuser; wenn ich eines wahrnahm, das verschlossen war und sich durch eine kleine dreifarbige Fahne über seiner Thüre vor der Verheerung geschützt hatte, so athmete ich vor Freuden leichter auf. Von einer hohen Terrasse aus konnte ich die Stadt übersehen, über die wir strenges Gericht hatten ergehen lassen; der Himmel war noch immer so heiter wie zuvor, die mit Früchten überladenen Orangen- und Palmbäume neigten noch immer ihre schweren Aeste zu ihr hinab, aber kein Laut kam von ihr her, überall herrschte Todesstille, nur das dem Seufzen einer weinenden Frau gleichende Gemurmel der fließenden Brunnen ließ sich vernehmen. Ich fügte meinen Bericht zu dem der übrigen Offiziere hinzu, deren Ergebniß war, daß man in den Häusern viele Todte gefunden hatte, doch im Allgemeinen nur in denen, aus welchen auf unsere Soldaten geschossen worden war; die Letzteren waren also nicht zu tadeln, und der Ruhm ihrer heldenmüthigen Vertheidigung blieb unbefleckt.

Der Oberbefehlshaber untersuchte sorgfältig die Lage der Stadt und beschloß zuletzt, keine Garnison in derselben zurückzulassen. Am anderen Tage marschirten wir nach Algier ab; der Bey von Titery hatte seine prächtigen Zelte neben dem Hauptquartier aufgeschlagen; Niemand würde ihn hier für einen von seiner Höhe herabgesunkenen Fürsten gehalten haben; er glich einem gefesselten Löwen, der seinen Stolz nicht abgelegt hat; seine Diener zitterten vor ihm, wie zu der Zeit, wo auf einen Wink von ihm ihr Haupt vom Rumpfe getrennt wurde. Ein jüdischer Dollmetscher wagte nicht, ihm einen Befehl unseres Generals zu überbringen. Bei unserem Abmarsch von Belida gewährte uns das Abbrechen dieses kleinen orientalischen Lagers einen interessanten Anblick. Das Zusammenlegen der Zelte, das Satteln der vielen und schönen Arabischen Pferde, das Bunte, — Alles war anziehend für uns. Wir sahen, wie der Bey sein Pferd verlangte; als der junge Mameluk, der es ihm vorführte, ihm etwas nicht nach Wunsch machte, war eine einzige Bewegung der Lippen und ein nach der Seite geworfener Blick des Bey hinreichend, um eine Blässe über das Gesicht des jungen Menschen zu verbreiten. Der Bey brach, von einem glänzenden Gefolge umgeben, auf, und ohne den in seiner Nähe reitenden Gendarmerie-Offizier würde man ihn wahrlich für den Sieger gehalten haben. Ein großer Theil der Bevölkerung von Belida folgte der Armee; eine Menge von Wagen war zu ihrer Verfügung gestellt worden; in dem Gedränge dieser Auswanderer bemerkte man Greise, Frauen und Kinder; sie wollten lieber den Siegern folgen, als in der öden Stadt zurückbleiben und sich nochmals der Rohheit der Kabylen aussetzen. Doch wandten sie unterweges mehrmals ihren Blick nach ihrer Vaterstadt zurück; auch ich sah mich nach ihr um und sagte ihr mit bewegtem Herzen Lebewohl. Vor Belida theilte das Heer sich in zwei Hälften; der General Boyer marschirte mit der zweiten und dritten Brigade gerades Weges nach Algier; der Oberbefehlshaber mit der ersten Brigade wandte sich links nach der Mündung des Mazafran, um die diesem Flusse zuströmenden Bäche und die Umgebungen von Koleah zu rekognosziren. Wir bivouacquirten jenseits Bensarik, und am folgenden Tage, den 29. November, also dreizehn Tage nach unserem Ausmarsche, trafen wir über die Algier beherrschenden Hügel wieder in dieser Stadt ein. General Clauzel, der sich wahrscheinlich dem Beifallrufe des Volkes, das ihn in der Straße von Babazun und auf dem Gouvernements-Platze erwartete, entziehen wollte, hielt seinen bescheidenen Einzug durch das oberhalb der Stadt gelegene Thor der Kassauba. General Boyer war mit dem Bey von Titery, der allgemeine Neugier erregt hatte, eine Stunde vor uns eingerückt. Der Oberbefehlshaber gab in einem Tagesbefehle dem Heere seine Zufriedenheit zu erkennen, und dieses seinerseits erklärte laut, daß es mit seinem Anführer zufrieden sey; auch den General Delort, Chef des Generalstabes, der auf diesem schwierigen Posten viel Erfahrung und bewundernswerthe Thätigkeit gezeigt hatte, nannte es lobend. Diese Expedition hatte unter der Bevölkerung Algiers großes Aufsehen erregt; Aller Augen waren nach dem Atlas gerichtet gewesen; feindselige Wünsche und andererseits Hoffnungen und Besorgnisse waren unserem Heere gefolgt. Bei seinem Abmarsche war so viel Unheil geweissagt worden, und während seiner Abwesenheit hatten sich so viele Gerüchte von der gänzlichen Vernichtung desselben verbreitet, daß diese schnelle Rückkehr und der glänzende Erfolg einen tiefen Eindruck auf die Moslemin nicht verfehlen konnten. Die Eroberung einer Provinz, die Säuberung der schönen Ebene von Mitidja vom Feinde und die Gefangennehmung des Beys von Titery, auf den die Unzufriedenen ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, waren die Früchte unseres Zuges. Noch wichtiger aber war die moralische Wirkung, die derselbe hervorbrachte; die dreifarbige Fahne hatte bei ihrem ersten Entfalten in Afrika aufs Neue ihren alten Ruhm bewährt. (R. d. P.)

Bibliographie.

Veritas et bienfaits du clergé de France. (Tugenden und Wohlthaten der Geistlichkeit von Frankreich.) Pr. 15 Cent.

La législation civile etc. (Die bürgerliche, Handels- und Kriminal-Gesetzgebung von Frankreich.) Vom Baron Locré. 31ster und letzter Band. Pr. 7 Fr.

Logique judiciaire. (Gerichtliche Logik, oder Abhandlung von den gesetzlichen Argumenten.) Von Hortensius v. St. Albin. Pr. 2½ Fr.

Messianisme. (Messianismus, oder endliche Einigung der Philosophie und der Religion.) Nr. 1 und 2. Monatlich soll eine Nummer erscheinen.

Morale théorique etc. (Theoretische und praktische Moral für die Jugend, oder Grundsätze und Regeln, sich glücklich zu machen, indem man sich nützlich macht.) Von J. M. Roper. (Französisch und Deutsch.) Pr. 1½ Fr.

Aide toi, le ciel t'aidera. (Hilf Dir, so wird Dir der Himmel helfen.) Schreiben über die Session von 1831. Von Herrn von Cormenin. Pr. 1 Fr.

England.

Skrzynezki's Flucht von Warschau.

(Schluß.)

Nun aber kam Skrzynezki an den gefährlichsten Theil seiner Fahrt. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder sich durch die Russischen Vorposten zu schleichen, oder die Vorposten einer aus Anhängern der Kluddisten-Partei bestehenden Abtheilung der Polnischen Armee zu passiren. Verschiedene Gründe bestimmten ihn, die letztere Schwierigkeit zu wählen, und nach Einbruch der Nacht näherte er sich einem Punkt, wo die Polnischen Wachtposten bivouacquirten. Man rief ihn an und führte ihn, als er den angenommenen Namen genannt hatte, in das Zelt des kommandirenden Oberstlieutenants, welches zufällig ein Vetter von Skrzynezki's Gattin und ein alter Bekannter des Generals war. Nachdem er einige Erfrischungen zu sich genommen und sich mit diesem Herrn über die Warschauer Angelegenheiten unterhalten hatte — denn unser Flüchtling war später von Warschau abgereist, als man hier Nachrichten von dort besaß — wünschte er weiter zu reisen; aber der Oberstlieutenant eröffnete ihm zu seinem Erstaunen, daß er ihn nicht entlassen könne, bevor er den General Rozycki, der die gesammten Vorposten kommandirte, von seiner Ankunft benachrichtigt habe. Da keine Gegenvorstellung fruchten wollte, so willigte Skrzynezki ein, daß man dem General von ihm Nachricht geben möge, bat jedoch um möglichste Beschleuni-

gung der Antwort. Der General Rozycki hatte sein Kommando von Strzynezki selbst erhalten, und Letzterer erwartete daher nichts weniger, als daß derselbe ihm hinsichtlich seiner Abreise Schwierigkeiten in den Weg stellen würde. Aber er wußte nicht, wie sehr General Rozycki von der Partei abhing, durch die Strzynezki gestürzt worden war. Anstatt der gehofften Erlaubniß ging der Befehl ein, daß er unter dem Geleit eines von Waffen, Knebel- und Schnurrbärten strotzenden alten Offiziers, und von einem Uhlanen begleitet, in eine Stadt gebracht werden solle, die ganz außer Strzynezki's Reiseplan lag. Strzynezki musterte seine Bedeckung von Kopf bis Zeh, und da er wohl sah, daß sein einzelner Arm gegen sie nichts ausrichten konnte, vermochte er seinen Unwillen nicht länger zurückzuhalten. Er erhob seine Stimme laut und feierlich gegen eine so unverantwortliche Verletzung seiner persönlichen Freiheit und beschwor den Oberstlieutenant, des Gebotes nicht zu achten und ihn allein reisen zu lassen. Aber der Vetter seiner Gattin war eben so sehr ein Werkzeug der Polnischen Jakobiner, wie sein Oberoffizier; er führte das Kriegsgesetz des uneingeschränkten Gehorsams gegen alle Befehle zu seiner Vertheidigung an und versicherte dem General Strzynezki, daß es ihm zwar sehr leid thue, aber daß er sich dessenungeachtet genöthigt sehe, Rozycki's Befehle zu vollziehen, und wenn es selbst mit Gewalt geschehen müßte.

Die letzte Zuflucht ergreifend, bat Strzynezki nunmehr, daß man ihm eine Unterredung mit dem General bewilligen möge, und nachdem man sich eine Zeit lang bedacht hatte, ward ihm diese zugestanden. Demgemäß stieg Strzynezki in seinen Wagen und wartete vor Rozycki's Quartier auf dessen Erscheinen. General Rozycki ließ auch nicht lange auf sich warten, kam aber zu Strzynezki's großem Erstaunen in Begleitung eines Stabes von wenigstens zwanzig Offizieren, unter denen Strzynezki eine große Menge seiner erklärtesten Feinde erkannte. Im ersten Augenblick that er einen Ausruf der Ueberraschung; aber Rozycki näherte sich dem Wagen, nahm ihn bei der Hand, und sie bedeutungsvoll schüttelnd, gab er ihm zu verstehen, daß man gute Miene zu bösem Spiel machen müsse. Strzynezki ging daher zu bekannten Angelegenheiten über und sprach von den neuesten Nachrichten aus Warschau und von der Polnischen Sache im Allgemeinen. Als er die letztere berührte, nahmen die Parteiführer aus dem Stabe einen hohen Ton an und katechisirten Strzynezki über mehrere seiner militairischen Dispositionen während des Krieges; auch gegen sein Kommando ergossen sie sich in Tadel und warfen ihm vor, daß er sich der Polnischen Aristokratie über die Gebühr gefällig erwiesen, seine Person bloß mit Leuten aus deren Mitte umgeben und sie verdienstvolleren oder wenigstens eben so tüchtigen Männern von niederer Herkunft vorgezogen habe. Strzynezki ließ sich nicht lange auf einen Wortwechsel mit diesen Leuten ein; er sagte ihnen kurzweg, daß er ihnen kein Recht zuerkenne, ihn auf irgend eine Weise zur Rede zu stellen, und weigerte sich durchaus, das Gespräch weiter fortzusetzen. Er sprach nur noch den Wunsch aus, man möchte ihn ohne Geleit abreisen lassen, da es sich eben so wenig mit seiner Ehre vertrage, unter solchem Gewahrsam gehalten zu werden, als es andererseits eine Schmach sey, die er nicht verdient habe. Die Klubbisten jedoch verweigerten ihm, obwohl in einem milderen Ton, hartnäckig die Erfüllung dieses Wunsches. Er bestand darauf; er setzte sein Ehrenwort zum Pfande, daß er sich, obgleich es ganz gegen seinen Willen sey, in die von ihnen bezeichnete Stadt begeben wolle; er berief sich auf seinen Charakter, als ein Mann, der niemals sein Wort gebrochen, und als ihr Feldherr, der sie oftmals zum Siege angeführt; dieser Charakter solle ihnen eine Bürgschaft seyn, daß er sein Versprechen erfüllen werde.

Ohne geradezu einzuwilligen, hinderten sie doch nun seine Abreise nicht länger, und vier Deutsche Meilen weit verfolgte er seinen Weg, bekümmert über seine Lage und im Kampf mit sich selbst, ob er am Ende doch eine Straße, die auf eines seiner eigenen Landgüter führte, einschlagen, oder ob er wirklich den Schuften, von denen er so eben geschieden war, sein Versprechen halten solle. In diesem Gemüthszustande langte er an einem Punkt an, wo der Weg sich in zwei Arme nach verschiedenen Richtungen hin theilte, indem der eine nach der verabredeten Stadt, der andere nach dem besagten Landgut führte. Einen Augenblick schwankend zwischen seiner Neigung und dem gegebenen Wort, behielt endlich sein hohes Ehrgefühl die Oberhand über den Trieb der Natur. Nachdem er noch eine Meile zurückgelegt hatte, erreichte er jene Stadt, sah sich aber kurz von derselben schon von zwei Klubbisten zu Pferde verfolgt. Als er am Thore ankam, war seine erste Frage, wo er den Fürsten Czartoryski finden könne. Man zeigte ihm ein Haus mit hell erleuchteten Fenstern, und er eilte so schnell als möglich dorthin, die Klubbisten hart auf seinen Fersen. Wie er eintrat, fand er den Fürsten und einige seiner Freunde in Berathschlagungen begriffen. Sie empfingen ihn mit offenen Armen und fragten mit ängstlicher Besorgniß, wie die Sachen in der Hauptstadt ständen. Unterdessen hatten sich die den General Strzynezki verfolgenden Klubbisten bemüht, in der Stadt Lärm zu erregen, und bald sammelte sich ein Volkshaufen um das Haus. Ein Oberstlieutenant aber, der einen festen Charakter und großen Einfluß besaß, begab sich hinunter und unterdrückte, theils durch Vernunftgründe, theils durch Drohungen und Verweise, den ausgebrochenen Unwillen. Dann geleitete er Strzynezki nach seinem eigenen Schloß, gab ihm frische Pferde und brachte ihn ohne fernere Belästigung glücklich nach Krakau.

Hier in diesem kleinen Freistaat, hätte man glauben sollen, würden seine Leiden ein Ende haben; aber selbst bis an die Gränzen von Polen hatte der Verrath, der Strzynezki's Hoheit untergrub und die Polnische Katastrophe beschleunigte, seinen Giftbauch ausgeströmt. Auch in Krakau noch sannen die vor dem Unheil des Krieges hierher geflohenen Klubbisten auf die Ermordung ihres Feldherrn. Er sah sich daher genöthigt, in der Wohnung des Bischofs von Krakau Schutz zu suchen, bis ihm in anderer Gestalt ein neuer Feind erschien; die Russischen Truppen waren es, welche unter General Rüdiger in die Stadt einrückten und von seinem Aufenthaltsort Kunde erhielten. Jetzt war es nöthig, ihn vor dem eifrigen Nachsuchen seiner Feinde zu verbergen, und man wählte zu diesem Zweck einen geräumigen, aber finsteren Keller unter dem Hause des Bischofs. Zu gleicher Zeit ersuchte man privatim den Oesterreichischen Konsul, zu Strzynezki's Flucht auf Kaiserliches Gebiet behülflich zu seyn; er willigte ein und brachte es dahin, daß unser Held in kurzer Zeit unter sicherer Bedeckung über die Weichsel nach Podgorze in Gallizien geleitet wurde, wo man ihn mit Herzlichkeit und Auszeichnung empfing.

Bald darauf ward Strzynezki von der Kaiserlichen Regierung angewiesen, sich nach Linz zu begeben, aber die Hauptstadt Wien, um unnöthiger Aufregung vorzubeugen, auf seiner Reise zu vermeiden; in Linz sollte er bleiben, bis die Polnische Sache zu einer definitiven Entscheidung gelangt wäre. In dieser kleinen Stadt war es, wo ich ihn antraf und zurückließ, indem er stündlich der Ankunft seiner Gattin entgegensah und in Geduld abwartete, ob der Lauf der Ereignisse ihm gestatten würde, wieder einen thätigen Antheil an der Leitung der Angelegenheiten seines unglücklichen Vaterlandes zu nehmen, widrigenfalls er sich nach England begeben wollte, um die Sitten und Staatseinrichtungen einer von ihm aufs innigste verehrten Nation näher kennen zu lernen.

Seit meiner Abreise von Linz habe ich wieder Nachricht von Strzynezki erhalten. Seine Gattin befindet sich an seiner Seite. In Briefen von Berlin und Prag aus benachrichtigte ich ihn von der Meinung, die von mehreren angesehenen Polnischen Flüchtlingen über sein Benehmen gehegt wird, und er antwortete mir darauf mit folgenden denkwürdigen Worten: „Ich mag Fehler begangen haben — welcher General hätte dies nicht? Aber feierlich kann ich gegen Jedermann erklären: ich war ein rechtlicher Mann in meiner politischen Laufbahn.“ — „Und er hat wahr gesprochen,“ sagte der alte Graf Mostowski, einst Premierminister in Warschau, dem ich den Brief zeigte. „Er war ein Ehrenmann — und als Soldat besaß er alle militairische Talente, nur am Wesentlichsten fehlte es ihm — an Glück!“ (United Service Journal.)

Bibliographie.

The democrat. (Der Demokrat.) Ein Roman. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

New-Zealand (Neu-Seeland.) Geschildert von Earle. Pr. 13 Sh.

History of the civilisation and colonization of South-Africa. (Geschichte der Gesittung und Kolonisirung des südlichen Afrika.) Pr. 3½ Sh.

Queer-book. (Kuriositäten-Buch.) Von Hogg. Pr. 8 Sh.

Anglo-Saxon grammar. (Angelsächsische Grammatik.) Von Hunter. Pr. 5 Sh.

Instructions etc. (Belehrungen über die Abkürzung von Titeln.) Pr. 5 Sh.

On the currency question. (Ueber das Geld-Umlaufs-System.) Von Joplin. Pr. 8½ Sh.

History of Switzerland. (Geschichte der Schweiz.) Bildet den 31sten Band von Lardner's Encyklopädie. Pr. 6 Sh.

Spanien.

Einnahme von Ciudad Rodrigo, am 19. Januar 1812.

Aus dem Tagebuch eines Britischen Subaltern-Offiziers.

Die Thüren der Häuser in einer großen Spanischen Stadt zeichnen sich durch ihre Festigkeit aus und gleichen fast den Thoren eines Gefängnisses; die Schlösser an denselben sind von übermäßigem Umfang, und es ist eine äußerst schwierige Aufgabe, sie zu sprengen. In dieser Verlegenheit geriethen die Soldaten meines Regiments (des 88sten) auf einen eben so erfolgreichen als neuen Einfall; es legten nämlich ihrer zwei an jede Seite des Schlüssellochs die Mündung einer Flinte an, während ein Dritter, die Stelle eines Offiziers vertretend, verabredetermaßen: „Fertig — Legt an — Feuer!“ kommandirte; und in demselben Augenblick wich auch das gewaltige Schloß den vereinigten Bemühungen der drei Individuen. So flogen die Thürflügel, welche selten dem Pochen eines Fremden in Rodrigo nachgegeben hatten, vor den Flintenschüssen der Connaughtschen Jäger aus ihren Angeln, um den Soldaten Aufnahme zu gewähren.

Das Mißlingen des gewaltsamen Erstürmens der Häuser bei dem unglückseligen Angriff gegen Buenos-Ayres war sicherlich für unsere Leute eine heilsame Lehre gewesen, von der sie bei der gegenwärtigen Gelegenheit Nutzen zogen; und hätten die Südamerikanischen Truppen die Kriegskunst eben so verstanden, wie die Helden der Halbinsel, so wären über dem Bestreben, Thüren und Thore zu erbrechen, die bei ihrer Stärke wohl der Gewalt einer Batterie trotzen konnten, nicht so viel kostbare Menschenleben geopfert worden.

Kapellen und Lichtgießerwohnungen waren die ersten Zielpunkte der Stürmenden, denn in beiden fand man eines der wesentlichsten Bedürfnisse zur Plünderung — große Wachskerzen; diese zündeten die Soldaten an und begannen nun ihre Raubzüge. Der Glanz, den die Lichter über die Gesichtszüge der Leute warfen, wenn sie durch die Straßen dahineilten, gab ihren Physiognomieen ein grauenhaftes Ansehen, ganz dazu geeignet, den beängsteten Einwohnern noch mehr Schrecken einzujagen. Viele von den Soldaten hatten sich noch obendrein bei dem Aufsteigen eines Pulvermagazins an

der großen Bresche das Gesicht versengt, Andere durch das Abbeißen der Patronen die Lippen russig gefärbt, noch Andere waren mit Blut bedeckt, und Alle blickten wild und grimmig umher. Solch eine Menge mußte auch dem muthigsten Herzen Entsetzen einflößen.

Jetzt folgten die empörendsten Auftritte, und es war zum Erbarmen, wenn man die Einwohner halb nackt in ängstlichen Gruppen auf den Straßen umher zerstreut sah, die Frauen an die Kniee der Offiziere sich anklammernd und um Schutz flehend, während ihre Häuser von oben bis unten durchwühlt wurden. Ein Zug von Soldaten wandte sich nach den Weinkellern und Branntweinstuben, und wenn sie sich dort fast getrunken hatten, stürzten sie wieder hervor, um noch mehr zu plündern; Andere berauschten sich dermaßen, daß sie besinnungslos in den Straßen hinfielen und wieder verloren, was sie vorher erbeutet hatten, indem entweder ein vorbeigehender Spanier sich an sie heranwagte und ihnen den Raub abnahm, oder Einer ihrer eigenen Gefährten auf seinen Stiefelzügen den daliegenden Kameraden erblickte und ihm das halbe Dutzend seidener Gewänder, oder womit er sonst umwickelt war, entwendete. Ein Hauptwunsch der Soldaten bestand darin, die verschiedenen Vorrathskammern und Magazine aufzuspüren, und da der bloße Name eines Branntweinlagers für sie eine wunderbare Anziehungskraft hatte, so war es natürlich, daß sehr Viele unserer Helden ihre Gedanken und Schritte nach der Gegend hin wandten, wo sie ein solches vermutheten; ja, man hätte glauben sollen, wenn man sie mit freigebiger Hand einander gegenseitig einschenken sah, sie wollten ihr Soldatenleben aufgeben und Branntweinverkäufer werden, aber nicht etwa nur quartierchenweise, sondern gleich im Großen, fässerweise, ihren Handel betreiben.

Merkwürdig war es, wie schnell die Burschen sich in den verschiedenen Stadttheilen orientirt hatten, und mit welchem Instinkt sie die Läden und Vorrathshäuser auswitterten. Ein Fremder hätte sie für aus dem Ort gebürtig gehalten, und ich konnte erst am folgenden Morgen dem Grund dieses mir unbegreiflichen Umstandes auf die Spur kommen.

Bei allen militairischen Bewegungen in einem Lande, mit dem eine Armee nicht genau bekannt ist, — und eben so in einer großen Stadt — fehlt es nie an nützlichen Anhängern und guten Führern. Lord Wellington war in dieser Hinsicht besonders gut bedient und hatte seiner Armee eine Bande von dieser Art zu verschaffen gewußt. Diese Taktik war es wohl hauptsächlich, welche den Soldaten so sicher führte; und so hatte denn jeder Haufe einen Spanier an der Spitze, der sich immer nach der besonderen Gattung von Beute erkundigte, wonach es seinen Miethsherren gerade gelüstete, und sie augenblicklich an den für ihre Befriedigung günstigsten Punkt geleitete. Auf diese Art wurden die Häuser mit einer fast unglaublichen Ordnung entmöbelt, und hätten sich nicht einige junge Soldaten, die in der Plünderungskunst noch Abcschützen waren, in einem Zustand des Sinnentaumels befunden, so wäre die Stadt Ciudad Rodrigo mit größter Ruhe und Regelmäßigkeit von ihrem Ueberfluß befreit worden; auch spielte der Geleitsmann selbst nicht etwa den müßigen Zuschauer. Viele dieser Kerle brachten einige gute Summen von ihren wohlhabenderen Nachbaren an sich, und da sie überdies von den nicht kargenden Soldaten recht tüchtig bezahlt wurden, so befanden sie sich am Morgen in besseren Umständen als am Abend vorher, so daß man im Ganzen genommen eben so viel lustige als traurige Gesichter sah; aber obgleich die Einwohner durch diese Art von Tausch auf ziemlich gleichen Fuß gegen einander gestellt wurden, so blieb doch der gesammten Stadt von ihren Schätzen nicht viel übrig. Viele Gegenstände von Werth wurden zerstört, indeß in der bei solchen Gelegenheiten so natürlichen Eil kam auch Manches unversehrt davon; überdies waren unsere Leute noch Laien in den Geheimnissen der Plünderung, und es fehlte ihnen sehr an jenem au fait, womit eine Französische Armee dergleichen Geschäfte betreibt; indessen was ihnen an Takt noch abging, ersetzten sie durch die offen an den Tag gelegte Neigung, jede Gelegenheit zu ihrer Vervollkommnung zu benutzen.

Durch ein Versehen hatte ein großes auf der Plaza Mayor gelegenes Branntweinmagazin Feuer gefaßt, die Flammen verbreiteten sich mit gewaltiger Wuth, und trotz den Anstrengungen der Truppen wurde das Gebäude völlig zerstört; aber bei diesem Ereigniß, wie bei so vielen anderen, durch die wir uns im Leben hindurchkämpfen müssen, ward die Betrübniß, welche der Verlust so vielen Branntweins den Soldaten verursachte, durch einen anderen Umstand neutralisirt; die Helle, welche das brennende Gebäude weit umher verbreitete, war ihnen von wesentlichem Nutzen, indem sie ihnen zu ihren Plünderungen leuchtete; auch die Hitze war gar nicht unbehaglich in einer schneidend kalten Nacht; nichtsdestoweniger bemühten sich die Soldaten aus allen Kräften, dem Unheil ein Ziel zu setzen. Man sah den General Picton mitten unter ihnen und sie durch Beispiel und persönliche Ermunterung zu immer größeren Anstrengungen anfeuern; aber es war Alles umsonst, eine Wand nach der anderen stürzte zusammen, bis zuletzt nichts als ein lodernder Schutthaufen übrig blieb.

Mehrere Häuser wurden durch Vermittelung der Offiziere vor der Plünderung bewahrt; denn man erblickte häufig Frauen in den Straßen umhereilend und drei oder vier von uns am Arm fassend, indem sie uns in ihre Wohnungen nöthigten, um durch diesen Kunstgriff von Gastfreundschaft ihr Eigenthum zu retten. Hier fanden wir jedesmal ein treffliches Abendessen bereitet, und unter dem Lärm und der Plünderung draußen war es drinnen ganz leidlich und wohlbehäbig. Doch kamen nicht sehr viele solcher Fälle vor.

In dem Hause, wo ich und vier andere Offiziere die Nacht zubrachten, befanden wir uns recht wohl und waren ganz zufrieden, als wir plötzlich durch ein Geräusch aufgeschreckt wurden, welches aus den über uns liegenden Zimmern herkam und dem Krachen eines herunterfallenden schweren Körpers glich. Wir machten uns natürlicher Weise sogleich auf den Weg, um nach der Ursache dieser Störung zu forschen; die ganze Gesellschaft war vom Tisch aufgesprungen, und die Familie des Hauses versteckte sich hinter die im Zimmer stehenden Möbel, während wir, den Säbel in der Hand, und Einige von uns mit Lichtern versehen, auf den Ort zugingen, von wo das Geräusch gekommen; aber Alles war still. Captain Seaton von meinem Corps machte den Vorschlag, die Thür des Gemachs, vor dem wir standen, zu sprengen, aber kaum hatte er dies ausgesprochen, als eine Stimme von innen, nicht in Spanischer oder Französischer, sondern in Englischer Sprache, und zwar mit derbem Irischen Accent, ausrief: „Oh Jasus, seyd Ihr's, Captain!" Als wir hineintraten, fanden wir einen Connaughtschen Jäger von Seaton's Compagnie, aber dermaßen durch Ruß und Schmutz entstellt, daß man kaum seine Uniform, geschweige sein Gesicht, unterscheiden konnte; seine Stimme war das einzige Kenntliche an ihm, und auch diese nur für seinen Capitain; sonst hätte man ihn für Einen halten können, der eben aus dem höllischen Revier angekommen wäre, auch war der Ort, den er verlassen hatte, kein viel besserer. Aus seiner Erzählung ging hervor, daß er sich in einem der anstoßenden Häuser, dessen Dach, wie die meisten in der Stadt Rodrigo, flach war, auf Plünderung befunden und, da ihn die seltsame Lust angewandelt, Alles zu überschauen, was auf den Straßen vorging, seinen Sitz auf dem Giebel des von ihm besuchten Hauses genommen hatte, aber aus Unvorsichtigkeit mit einem Fuß in den Schornstein des Hauses, in dem wir uns aufhielten, hineingerathen und, ehe er den Schwerpunkt wieder gewinnen konnte, Hals über Kopf in den Schornstein hinabgestürzt war, wodurch er uns Alle in solchen Schreck versetzt hatte. Der ganze Kerl sah so wunderlich aus wie sein Abenteuer; um seinen Wanst hatte er 18 oder 20 Paar Schuhe hängen, und unter anderen Dingen auch ein Behältniß mit chirurgischen Instrumenten, das er augenblicklich seinem Capitain als Geschenk anbot. Wäre der Rauchfang des Spanischen Feuerheerdes so gebaut gewesen, wie der sogenannte „Rumfordsche Rost" in England, so war der Bursche unwiederbringlich für den Dienst verloren, weil er offenbar mit seiner Last oben geblieben und gewiß erstickt wäre, ehe man ihm hätte zu Hülfe kommen können; aber zu seinem Glück war der Schornstein so weit, daß ein Elephant hindurchkommen konnte; indeß bedurfte er auch wirklich eines so weiten Raumes, denn ein engerer hatte ihn unfehlbar zerquetscht.

Der Morgen begann endlich zu tagen, und sein erster Schein ließ die Gräuel der verflossenen Nacht in ihrem ganzen Umfang schauen. Die Truppen, welche nicht zum Wachtdienst gehörten, erhielten nun den Befehl, die Stadt zu verlassen; aber diesem Kommando gehorchten sie nicht mit derselben Freude und Bereitwilligkeit, wie dem Gebot zum Sturm; noch manches Lockende mußten sie zurücklassen, und außerdem waren die Soldaten durch die Lasten, welche sie mit fortschleppten, so unbehülflich geworden, daß Viele kaum sich rühren, geschweige denn marschiren konnten; indeß nach und nach ging doch die Räumung der Festung von Statten, und gegen Mittag war sie ganz geleert.

Bibliographie.

Ensayo de un compendio de derecho civil de España. (Versuch eines Kompendiums des Spanischen Civil-Rechts.) Von Don Juan Antonio de la Vega. Erster Band. Pr. 12 Rs.

El experimentado cazador y perfecto tirador. (Der erfahrene Jäger und vollkommene Schütze.) Dritte Aufl. Pr. 6 Rs.

Cinodoces. — Griechische Novelle. — El monasterio de Santa Maria. (Das Marienkloster.) — El sarraceno. (Der Sarazene.) Maurische Novelle von Chateaubriand. [Bilden den sechsten Theil der Hand-Bibliothek auserlesener Novellen.] Pr. 5 Rs.

El padre romano. (Der Römische Vater.) Trauerspiel in fünf Akten und in Versen. Pr. 4 Rs.

Mannigfaltiges.

— Grabschrift auf Maria Stuart. Die Harleischen Manuskripte in England bewahren folgendes Epitaphium der unglücklichen Königin, das in seiner lapidarischen Kürze und in derselben metrischen Form nicht leicht in eine andere Sprache zu übertragen seyn dürfte:

Regibus orta, auxi Reges, Reginaque vixi;
Ter Nupta, et tribus orba viris, tria Regna reliqui:
Gallus opes, Scotus cunas, habet Angla sepulchrum.

(Königen entflammt, gebar ich Könige, selber eine Königin: Dreimal vermählt und dreier Männer Wittwe hinterließ ich drei Reiche: Mein Geld blieb dem Gallier, meine Wiege dem Schotten und mein Grab in England.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement am 30sten d. M. zu Ende geht, werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig zu erneuern. Den hiesigen Lesern, welche das Magazin bereits halten, wird die Pränumerations-Quittung durch die Stadtpost in das Haus gesandt werden. Vom Monat April ab sind noch vollständige Exemplare zu haben; die Auflage von den Monaten Febr. und März ist jedoch gänzlich vergriffen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Mittwoch den 27. Juni 1832.

England.

Ueber die Romane Edward Lytton Bulwer's.

Es geht Einem zuweilen mit dem Berichterstatten wie mit dem Briefschreiben. Anfänglich vernachlässigt man es, dann schämt man sich vor sich selbst, und nachdem man die Antwort von einem Tage zum anderen verschoben hat, fürchtet man sich endlich, sich des Freundes zu erinnern, und gewöhnt sich, an die Auflösung des Verhältnisses zu denken. Wir sind uns einiger reuigen Gefühle dieser Art in Bezug auf Herrn Bulwer bewußt. Wir hatten Anfangs „Falkland" und „Pelham" vorübergehen lassen, uns immer versprechend, daß wir dieser Werke bei nächster Gelegenheit Erwähnung thun wollten; dann aber folgten rasch auf einander „der Verläugnete", „Devereux" und „Paul Clifford," so daß wir, auf den furchtbaren Rückstand blickend, in den wir verfallen waren, unser Vorhaben verzweiflungsvoll aufgaben; unser Gewissen wurde indessen einigermaßen durch die Betrachtung beruhigt, daß solche Bücher in der That keines Herolds bedürfen, und daß sie von Anfang an in der öffentlichen Meinung ihren Platz als Werke von höchst originellem und eindringlichem Charakter eingenommen haben. Aber das Erscheinen eines neuen Romanes desselben Verfassers bietet uns eine Gelegenheit dar, unseren Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, und wir wollen dieselbe nicht vorüber gehen lassen.

Herrn Bulwer's erste Werke erschienen, als die Epidemie der modischen Romane ihre höchste Höhe erreicht hatte, — ein kurzer, aber merkwürdiger Abschnitt in unserer literarischen Geschichte. In Frankreich, wo die Gesellschaft, durch die Revolution und durch die nachfolgenden Veränderungen erschüttert, niemals wieder ganz zu ihren früheren Unterscheidungen zurückgekehrt ist, und wo die passive Aristokratie des Ranges von allen Seiten mit der aktiveren Aristokratie des Talentes in Berührung kommt, bietet das Leben der höheren Klassen der Gesellschaft, als abgesondert und getrennt von den mittleren, dem Romanschreiber keine genugsam hervortretende Eigenheiten dar. Aber in England, wo jede Klasse auf der gesellschaftlichen Karte scharf hervortritt, wo uralte Gebräuche ihnen besondere Sitten und Gewohnheiten sowohl in Gesinnungen als in Handlungen aufgedrückt haben, und wo zu gleicher Zeit doch die Trennung niemals so durchgängig und ausschließlich gewesen ist, daß Talent und Unternehmungsgeist ihren Weg nicht von der niedrigsten in die höchste Sphäre sollten finden können, hier wird natürlich ein hinlänglich starkes und allgemeines Interesse an dem Thun und Lassen der höheren Stände genommen, so daß demjenigen schon vorher ein günstiger Erfolg zu versprechen ist, der dem Publikum aus persönlicher Beobachtung einige Skizzen aus dem Eldorado der Mode vorlegen kann, — aus jener anziehenden Region, in welche einzutreten so Viele aus den Mittelklassen fortwährend eifrig bemüht sind.

Es war daher kein Wunder, daß einige unserer Novellisten die Materialien zu ihren Dichtungen auf diesem einladenden Felde gesucht haben, oder daß die ersten Offenbarungen aus der vornehmen Welt mit solcher Neugierde und Theilnahme aufgenommen worden sind. Gerade das vornehme Wesen, das denjenigen Theil der Gesellschaft charakterisirt, der von dieser Klasse von Schriftstellern geschildert wurde, hatte an sich etwas Pikantes. Alle ihre Novellen schienen geschrieben zu seyn, um jene moralische einem Schäfer gegebene Lehre Touchstone's zu erläutern: „Schäfer, warst Du jemals bei Hofe?" — „Nein." — „Dann bist Du verdammt." Das Publikum nahm anfänglich das Orakel mit größter Ehrerbietung entgegen, höchstens wagte es, gleich dem Schäfer, ein „Ich hoffe doch nicht," hervorzubringen, und hielt sich dann fleißig an das Lesen dieser Mittheilungen aus den höheren Regionen, um zu sehen, ob nicht zufällig das Verdammungs-Urtheil von ihm abgewendet werden könnte.

Die ersten Novellen dieser Art waren, wie man leicht vermuthen kann, die besten. Wenn man auch wenig von dauernder Lebenskräftigkeit in ihnen wahrnahm, so hatten sie doch das Verdienst einer erträglichen Aehnlichkeit, und ihre Bilder aus der Gesellschaft trugen das Gepräge der Einfachheit und richtigen Haltung, was einige Bürgschaft für die Wahrheit derselben gewährt. Als aber diese Schilderungen später in die Hände von Personen fielen, die ein nun schon erschöpftes Feld bearbeiten wollten, verloren sie bald ihr einziges Verdienst und arteten zuletzt in lächerliche Karrikaturen aus. Solche Uebertreibungen führten ihr eigenes Heilmittel bei sich. Durch das Bestreben, zu viel thun zu wollen, wurde der Zauber gänzlich zerstört; gleich dem Derwisch in Tausend und Eine Nacht, der, nicht zufrieden mit den Schätzen, die er entdeckte, als er sich das eine Auge gesalbt hatte, das andere auch bestrich und sich auf diese Weise blind machte. Nur daß unsere modischen Romanschreiber den Fall mit dem Derwisch umkehrten; denn sie blendeten das Publikum eine Zeit lang mit Erfolg, bis sie die Salbe so dick auflegten, daß dasselbe endlich die Augen öffnete. Die Verzerrung des ganzen modischen Panorama wurde augenscheinlich; die Orakel verloren ihren Kredit, und die talentvollsten und achtungswerthesten Schriftsteller verließen den Schauplatz.

Herr Bulwer wird gewiß aus dieser Einleitung nicht folgern, daß wir beabsichtigten, seine Romane so darzustellen, als ob sie in die oben angedeutete Klasse gehörten; und doch sind in seinen ersten Werken die Spuren jenes Einflusses sichtbar, durch die Ansichten eines tief eindringenden Geistes allerdings modifizirt und durch Gegenstände von lebendigerem Interesse erhöht und geläutert. Der Geist in „Pelham" gehört unläugbar etwas der erwähnten Schule an; auch sind wir durchaus nicht überrascht, daß die Tendenz desselben sehr oft mit der seiner oberflächlicheren Rivalen übereinstimmt. Selbst unter dem Mantel der Satire leuchtet sichtlich das Bestreben hervor, zu Gunsten eines Mannes nach der Mode unser Mitgefühl in Anspruch zu nehmen und unsere Vorurtheile zu fesseln. Das Buch sieht wie eine Vertheidigung des Sprüchwortes aus, daß Sitten den Mann machen; es ist eine Lösung des Problems, wie weit äußerer Anstand die Unanständigkeit in anderen Dingen beschönigt. Pelham verachtet weder die Tugend noch das Talent, aber seine eigenen Handlungen und noch mehr seine eigenen Grundsätze haben keinen höheren Maaßstab als das modische Gesetz des Tages, und doch, weil er „die Gabe der Sitten" besitzt, sind wir nachsichtig gegen seinen Selbstbetrug und seine Anmaßung und geneigt, zu glauben, obgleich es nicht zum Vorschein kömmt, daß er ein Mann von Genie und innerlich ein Enthusiast sey. Herr Bulwer will dies Alles zwar für Satire gelten lassen; wenn dem aber auch wirklich so ist, so kann man doch nicht umhin, zu bekennen, daß die Satire so wenig einleuchtend und so milde ist, daß unter zehn Lesern neun sie für ächtes Lob nehmen.

Dennoch ist es unmöglich, „Pelham" zu der in Rede stehenden Klasse von Romanen zu zählen; denn Niemand scheint besser als Herr Bulwer ihre geistlose Tendenz, ihr flüchtiges Interesse und ihren Mangel an Kraft und Abwechselung erkannt zu haben. Selbst in „Pelham" findet man daher ein dunkleres und tragischeres Interesse in die Frivolität der Erzählung verwebt. Aber das Heitere und das Düstere stehen sich in etwas feindlicher Opposition gegenüber, und der Eindruck auf das Gemüth am Schlusse des Werkes ist nicht der einer vollkommenen und harmonischen Einheit. — In dem „Verläugneten" sind die Extreme besser in Einklang gebracht. Das Werk erfüllt das Versprechen in der Vorrede, daß es „Scenen von lebhafterem Interesse, lebendigerer Färbung und eine eindringlichere und moralischere Tendenz haben soll." — Der Leichtsinn Pelham's wird durch den Ernst Mordaunt's wieder gut gemacht. Letzterer ist ein Mann von stoischer Tugend, mehr ein antiker als ein moderner Held, groß im herbsten Leiden und selbst dann noch interessant, wenn seine Ansichten utopisch scheinen. Die Wirkung der Hauptfigur wird durch geschickt gruppirte Umgebungen noch erhöht, und das Ganze hat den Vortheil einer großen Abwechselung und einer bestimmten Tendenz; aber diesen Vortheilen wird durch die Verwickelung, welche aus den verschiedenen nur lose mit einander verbundenen Intriguen entsteht, und durch die Ariost-ähnlichen Uebergänge in etwas das Gegengewicht gehalten. Nicht Jeder kann es, wie der Dichter von Ferrara, wagen, den Faden einer interessanten Erzählung abzureißen mit einem:

„Non più Signor, non più di questo Canto
Ch'io son già rauco, e vo posarmi alquanto."

Dieser Fehler ist in „Devereux" vermieden worden, welches auch, unserer Ansicht nach, die beste und vollendetste von Herrn Bulwer's Erzählungen ist. Hier macht er sich gänzlich von den das Interesse theilenden Elementen los. Der heitere Theil macht dem tieferen und dunkleren nicht das Feld streitig, sondern geht ihm lieblich zur Seite. Wir bewegen uns auch hier allerdings unter den Großen, aber es sind die Großen anderer Zeiten, — Namen, die unserer Zunge geläufig sind, — Bolingbroke, Ludwig, Orleans; unter Sitten, die vielleicht eben so frivol wie die heutigen sind, denen aber die Zeit schon eine antiquarische Würde gegeben hat. Männliche Leidenschaften, das Triebwerk großer Motive und allgemeinere Gefühle nehmen den Vordergrund ein, während die Launen, die Neigungen,

die kleinlichen Merkmale der Parteien und Personen sich in dem Schatten des Hintergrundes bewegen. Kein Wirbel des Spottes oder der epikuräischen Gleichgültigkeit hemmt den Strom jenes düsteren Enthusiasmus, welcher die Gemälde des Dichters mit belebender Fluth erfrischt; seine beredten Seiten scheinen dem Andenken der Liebe, der Ehre, der Religion und der unwandelbaren Treue gewidmet zu seyn.

Aus seinem späteren Werke „Paul Clifford" blickt ein fast zu studirter Kontrast mit „Pelham" hervor, eine zu große Benutzung der Quellen des Interesses, welche aus den niedrigsten Verhältnissen des Lebens entspringen; kurz, zu viel von dem pikanten Geschmack eines Mendoza, Quevedo oder Prevost. Es ist, als ob ein Mann, der sich darüber ärgert, daß er in einem vornehmen Wirthshause für drei Guineen gespeist hat, sich, um den Fehler wieder gut zu machen, in einen Keller stürzt, wo man für zwei Penny zu Mittag ißt. Die Erzählung bewegt sich zu lange in den Schlupfwinkeln des Lasters und redet zu oft die Sprache desselben. Politische Charaktere unter dem Gewand von Straßenräubern aufzustellen, scheint uns, so geschickt es auch ausgeführt ist, wie Addison's Vergleichung der Englischen Könige mit heidnischen Gottheiten, mehr Scharfsinn als richtiges Gefühl zu verrathen. Das eigentliche Interesse der Erzählung beginnt erst da, wo der Charakter des Clifford unter dem Einflusse der Liebe erscheint.

In „Eugene Aram," seinem letzten Werke, hat Herr Bulwer sich in der Mitte gehalten; die Erzählung bewegt sich auf dem einfachen, gewöhnlichen Wege des Mittel-Lebens. Es ist eine Dorf-Tragödie mit wenig Schauspielern, die aber Scenen enthält, welche unsere Neugierde erregen, uns im höchsten Grade spannen und an vielen Stellen unser Herz mächtig ergreifen. Wie im „Devereux", beruht das ganze Interesse mehr auf dem Dauernden und Allgemeinen, als auf dem Conventionellen; es hat wenig mit den Sitten zu thun und ist hauptsächlich mit der Entwickelung eines Charakters beschäftigt, der wie durch Zauber auf das Schicksal aller übrigen wirkt und sie, gleich Trabanten, seine gefährliche Bahn mit durchlaufen läßt.

Es ist unmöglich, auf diese nur ganz oberflächlich angedeutete Reihe von Werken zu blicken, ohne die darin entwickelte große Mannigfaltigkeit des Talentes und die bedeutende Schilderungs- und Beobachtungsgabe anzuerkennen. „Falkland," „Pelham," „der Verläugnete," „Devereux," „Paul Clifford" und „Eugene Aram" haben jedes ein verschiednes Ziel, und in jedem wird es mit wenigstens mehr als gewöhnlichem Erfolge erreicht. Die schlaffe Gleichgültigkeit der gebildeten Gesellschaft unserer Tage; der Glanz der Vergangenheit, geziert mit historischen Namen und durch die Entfernung gemildert; die düsteren Annalen der Armuth und der Schuld, die Erhabenheit der Gesinnung im Kampf mit Leiden und über dieselben siegend; die Fortschritte des Verbrechens in einem gefühlvollen, ehrgeizigen und leidenschaftlichen Gemüth und die darauf folgenden Qualen des Gewissens; diese, mit vielen anderen gelungenen Schilderungen, welche jene Werke enthalten, in einem kräftigen und gewandten Stil vorgetragen, bekunden die Mannigfaltigkeit und für Alles empfängliche Beschaffenheit seines Gemüthes. Wie sehr hat er nicht unsere Sammlungen von Schilderungen merkwürdiger Personen bereichert! Wir zählen dazu Pelham selbst, Mordaunt, Brandon, Merton Devereux, Bolingbroke, den Regenten Orleans, Tarleton, Isora, Isabella Mordaunt, Aram und so viele Andere. Wir können uns nicht dabei aufhalten, die Verdienste einzelner Scenen herauszuheben, deren es sowohl launige als pathetische und furchtbare unendlich viele giebt; aber wir müssen im Vorbeigehen erwähnen, daß eine solche Stelle, wie die, wo Sir William Brandon als Richter über seinen Sohn, den er durch eigene Vermachlässigung in den Auswurf der Gesellschaft getrieben hat, das Urtheil fällt, hinreichen würde, um Herrn Bulwer auf das Lob einer trefflichen Erfindung und nicht minder wirksamen Ausführung den gegründetsten Anspruch zu verleihen.

Wir haben seinen Romanen häufig den Vorwurf machen hören, daß die Anlage derselben in der Regel mangelhaft sey; — eine Bemerkung, die zwar nicht ganz ungegründet, aber viel zu einseitig angewendet worden ist. Seit dem „Verläugneten," dessen Plan wir als fehlerhaft anerkennen, hat Herr Bulwer, unserer Meinung nach, eine bedeutende Geschicklichkeit in dieser Beziehung an den Tag gelegt. Wenn das wahrhafte Verdienst eines Planes darin besteht, die Verhältnisse und Charaktere der vorkommenden Personen deutlich auseinanderzusetzen und das Interesse, welches sie erwecken, im Laufe der Erzählung niemals erschlaffen zu lassen, so werden diese Bedingungen in „Devereux," „Paul Clifford" und „Eugene Aram" vollkommen erfüllt. Dennoch ist es vielleicht wahr, daß Herrn Bulwer's Stärke mehr in der Auffassung eines Charakters und in der Schilderung einzelner Scenen, als in einer künstlichen Verknüpfung der Theile zu einem wirkungsreichen Ganzen besteht. Da ihm ein großer Vorrath charakteristischer und treffender Bemerkungen und die Macht einer glänzenden Sprache zu Gebote steht, so scheint es ihm wehe zu thun, wenn irgend etwas verloren gehen soll; und dadurch wird er zu Ueberladungen verführt und hemmt den Lauf der Haupt-Begebenheit zu oft durch Skizzen, welche, obgleich an und für sich trefflich ausgeführt, doch am Ende nur episodisch sind.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Second series of lessons on the game of chess. (Zweite Reihefolge von Vorlesungen über das Schachspiel.) Von Lewis. Pr. 20 Sh.

The shipwreck of the Juno. (Das Schiffswrack der Juno.) Von Mackay. Pr. 3 Sh.

My station and its duties. (Meine Stellung und ihre Pflichten.) Vom Verf. der „Woche". Pr. 2½ Sh.

Rudiments of the hebrew language. (Anfangsgründe der Hebräischen Sprache.) Von Noble. Pr. 5 Sh.

Notes upon notes. (Noten über Noten.) Mit Kupferst. Pr. 3 Sh.

Grecian antiquities. (Griechische Alterthümer.) Von Paul. Pr. 5 Sh.

Microscopic cabinet. (Mikroskopisches Kabinet.) Von Pritchard. Pr. 18 Sh.

The radical. (Der Radikale.) Eine Selbstbiographie. Von John Galt. Pr. 5 Sh.

On the ruins of empires. (Ueber die Trümmer verfallener Reiche.) Von Rowe. Pr. 7½ Sh.

Holland.

Geschiedenis van Griekenland, uit oude en latere Schrijvers zamengesteld. (Geschichte von Griechenland, nach älteren und neueren Schriftstellern bearbeitet.) Von G. N. van Kampen. Vierter Theil. Amsterdam, 1831.

Ruhig auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitend, liefert hier der gelehrte van Kampen die Fortsetzung seiner mit großem Beifall aufgenommenen Geschichte von Griechenland. In diesem vierten Bande handelt der erste Abschnitt von Alexander dem Großen; der zweite von den Ereignissen unter den Nachfolgern Alexanders bis zur Erneuerung des Achäischen Bundes; der dritte von den Fortschritten der Künste und Wissenschaften unter und nach Alexanders Regierung; der vierte von der Republik der Achäer bis zum Falle des Kleomenes; der fünfte von Philipp II. von Macedonien und von den Achäern in ihren Beziehungen zu den Aetoliern und Römern bis zur Zeit der Erniedrigung der Erstgenannten; der sechste Abschnitt endlich stellt Roms Sieg über Macedonien und den Achäischen Bund, so wie den Untergang der Freiheit von Griechenland, dar.

Um eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. zu geben, lassen wir hier eine Stelle folgen (§. 110), die von dem Zustande der Schauspielkunst und der Musik unter Alexander dem Großen handelt:

„Es möchte nicht uninteressant seyn, hier aus einer Stelle des Plutarch zu zeigen, wie Alexander die Künstler und Dichter, die, durch den Ruhm seiner Thaten, durch seine Macht und höchst wahrscheinlich auch durch seinen Reichthum angelockt, seinem Lager zuströmten, schützte und belohnte. In seinem Hauptquartiere befanden sich die beiden tragischen Dichter Thessalus und Anthenodorus, von denen der Erstere von Alexander besonders ausgezeichnet wurde. Indessen ließ der Macedonier die beiden um den Vorrang sich streitenden Dichter, wie es sonst in Athen vor dem versammelten Volk und vor den von demselben erwählten Richtern zu geschehen pflegte, vor seinem Heere mit einander wetteifern; die Könige von Cypern machten die Choragen, und die berühmtesten von Alexanders Feldherren die Preisrichter der Dramen. Sey es nun, daß Alexander die von ihm selbst schon vorher getroffene Wahl zu verbergen gewußt hatte, oder sey es, daß die tapferen Kunstrichter ein ungewöhnliches Maaß von Muth und Selbstständigkeit besaßen — genug, Anthenodorus und nicht Thessalus trug den Preis davon. „„Mich verdrießt das ungemein," rief der König aus, „„ich möchte lieber mein halbes Königreich verloren, als gehört haben, daß dem Thessalus der Preis nicht wird."" Indessen ließ er den Ausspruch unangetastet. Dem Lustspieldichter Lykon gab er für einen beißenden satirischen Vers ein lachendes Honorar von zehn Talenten. Die Musik wurde von dem berühmten Timotheus im Lager des Helden mit Glück getrieben. Der Flötenbläser Antigonides wußte durch seine Töne das Herz des Königs dermaßen zu treffen, daß dieser darob die Waffen ergriff und von Streitlust erglühte. Dem Lautenspieler Aristoninius, der unter seinen Truppen heldenhaft mitstritt und fiel, ließ er in Delphi ein metallenes Standbild, mit Laute und Lanze in der Hand, errichten, wodurch er, wie Plutarch bemerkt, nicht allein den Mann, sondern auch die Musik, als eine Anspornung zum Heldenmuth, ehren wollte. Inzwischen hatte er doch nicht das Glück, daß seine großen Thaten, so lange er lebte, wie auch nach seinem Tode, von irgend einem Dichter nach ihrem Werthe besungen worden sind. Agis, Kleon, Chörilus und Andere waren bloße Versemacher, die seine Heldenthaten mit der niedrigsten Schmeichelei besangen, und die er belohnte, ohne sie zu bewundern. Er möchte, sagte er einmal, lieber der Thersites eines Homer, als der Achill eines Chörilus seyn. Alle Werke dieser Heldensänger und dramatischen Dichter sind verloren gegangen, und, wie mir scheint, ist der Schaden, den die Welt dadurch erlitten hat, nicht allzu groß."

Für diejenigen, welche van Kampens Werk noch gar nicht kennen, sey hier nur noch die Bemerkung hinzugefügt, daß es im Ganzen weniger zu einer populairen Unterhaltung als zum ernsten Studium der Geschichte bestimmt ist. (Letterl. Maandschr.)

Bibliographie.

De Krijgsgevangenen. (Die Kriegsgefangenen.) Historisches Gemälde aus dem J. 1831. Amsterdam.

Bijzondere Aanteekeningen etc. (Spezielle Notizen in Bezug auf die Familie van Speyk.) Von J. P. van Tonderen. Amsterdam. Pr. 25 Cts.

De Roem des Vaterlands etc. (Der Ruhm des Vaterlandes, behauptet im J. 1831.) Gedrängte Erzählung der jüngsten Ereignisse im Königreich der Niederlande. Ein Denkmal für die Jugend, von E. van der Bijver. Amsterdam.

Neerlands Heldendaden te Land. (Niederlands Heldenthaten zu Lande, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage.) Von J. Bosscha. Leeuwarden.

Griekach-Hollandsch Woordenboek. (Griechisch-Holländisches Wörterbuch.) Nach der Schmidtschen Ausgabe. Amsterdam.

Verschillende Reizen en Lotgevallen. (Verschiedene Reisen und Schicksale in Ostindien.) Von S. Roorda van Eysinga. Dritter Theil. Amsterdam. Pr. 4½ Fl.

Hillegonda van Teijlingen. — Ein Original-Niederländisches Familien-Gemälde aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, unter der Regierung Karl's V. Von F. Herbig. Erster Theil. Leeuwarden. Pr. 2 Fl. 40 C.

Dänemark.

Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. Von D. Friedrich Münter, Bischof von Seeland. 2ter Theil. Leipzig 1831.

Ein nachgelassenes Werk des seligen Münter, von Freundes Hand vollendet. Nur die Vorrede dieses Bandes ist von Professor Wachsmuth in Leipzig, früher in Kiel, und Müntern befreundet; und darin wird gemeldet, daß der dritte Band, welcher die Reformations-Geschichte, aus Münters größerem Dänischen Werke abgekürzt, enthalten soll, bis auf die letzte Durchsicht fertig war, als der Tod den bis auf den letzten Augenblick rastlos thätigen Verfasser abrief; und auch dieser Band wird nächstens ausgegeben werden.

Der erste Band dieses Werkes erschien im Jahre 1823 und enthält die Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen. Die Dänische Literatur-Zeitung hat ihn nicht angezeigt (vermuthlich, weil es als ein der Deutschen Literatur angehöriges Werk betrachtet wurde); und auch diese Fortsetzung könnte eine Dänische Uebersetzung abwarten. Weil aber kaum so bald eine solche von diesem schon in der Deutschen Urschrift auch in Dänemark so weit verbreiteten Werke zu hoffen ist, bei aller Wichtigkeit einer Kirchengeschichte für die heimische Literatur, darf es hier nicht übergangen werden. Auf jeden Fall darf die Uebersetzung nur einem Geschichtskundigen anvertraut werden, welcher es mit Sorgfalt durcharbeiten kann, theils um einiges Ueberflüssige auszuscheiden, theils um Mangelndes hinzuzufügen, besonders aus Werken, welche erst nach Münters Tode erschienen sind. Alle, denen die vaterländische Kirchengeschichte wichtig ist, und die so lange beklagt haben, daß sich niemand der Arbeit unterzog, den in Pantoppidans Annalen gesammelten Vorrath, sammt dem übrigen Zubehör, in einem zusammenhangenden abgerundeten Geschichtswerke darzustellen, werden eilen, sich dieses Werk in der Ursprache anzuschaffen, ohne eine Uebersetzung abzuwarten, und auch deshalb ist eine kurze Anzeige desselben nöthig.

Es ist ein Zeitraum von 500 Jahren, deren wichtigste kirchliche Begebenheiten dieser Band umfaßt, der in zwei Abtheilungen zerfällt. Welche Gegenstände der selige Bischof in seinen Plan aufgenommen und wie er sie angeordnet hat, ergiebt sich im Allgemeinen schon aus einer Uebersicht des Inhalts. Erstes Buch: Einrichtung der Hierarchie in Dänemark und Norwegen (S. 1 — 152). Zweites Buch: Kirchenversammlungen und Kirchengesetze (S. 155 — 262). Drittes Buch: Merkwürdiger Dänischer, Norwegischer und Isländischer Bischöfe Lebensbeschreibungen (S. 265 — 434). Viertes Buch: Geld-Einkünfte der Römischen Kirche in Dänemark und Norwegen (S. 437 — 478). Fünftes Buch: Kampf der Hierarchie mit dem Staate, in beiden Königreichen (S. 481 — 632). Sechstes Buch: Mönchswesen (S. 635 — 688). Siebentes Buch: Pilgerfahrten und Kreuzzüge (S. 691 — 838). Achtes Buch: Gottesdienst, Sittlichkeit und Bildung des Volks (S. 841 — 946). Neuntes Buch: Sitten und Wissenschaftliche Bildung der Geistlichkeit (S. 949 — 1028). Zehntes Buch: Ungehorsam gegen Rom (S. 1031 — 1100). Die Beweise von diesem letzten sind zweierlei: 1. Uebertretung des Coelibatgesetzes, weil sowohl Bischöfe als Priester noch lange nach Gregers VII. Verbot in der Ehe lebten. 2. Abweichung von der Päpstlichen Orthodoxie durch Annahme freierer Meinungen, darunter die in Island vorkommenden Kludeernes am merkwürdigsten, welcher wichtige Gegenstand hier zum erstenmal behandelt wird.

Jeder, der des seligen Bischofs Münter ausgebreitete Gelehrsamkeit, rastlosen Fleiß, geübte Sammlerhand, glückliche Combinationsgabe und gute Darstellungsweise kennt, weiß voraus, welche Eigenschaften er in diesem Werke zu erwarten und zu finden hat, und seine Erwartung wird nicht getäuscht werden. Und so ergiebt sich, daß die Wissenschaft hierdurch einen bedeutenden Fortschritt gemacht habe. Wer aber weiß, wie manche Knoten der Mittelaltersgeschichte theils noch ungelöst, theils erst ganz kürzlich gelöst sind, und zugleich bedenkt, daß es nicht das Geschäft einer allgemeinen Geschichtschreibung seyn kann, besondere kritische Untersuchungen anzustellen, der wird auch billig in seinen Forderungen seyn und dem Manne danken, der in der Bearbeitung eines so weiten Zeitraums Alles zu benutzen wußte, was der Fleiß so manches Forschers im Einzelnen geleistet hat. Wenigstens wüßte Rez. hier nur eine bedeutende Ausnahme zu nennen; diese betrifft des Bischofs P. E. Müller (Münters Nachfolgers) wichtige Untersuchungen von Saxo's und Snoerri Sturlason's bekannten Geschichtswerken und deren Glaubwürdigkeit, welche Schrift Münter wohl bei einzelnen Stellen angeführt, aber nicht auf die Berichtigung der gewöhnlichen, oft fehlerhaften, Ueberlieferung so angewendet hat, wie es sich gebührte. Man sehe z. B. die Darstellung von des Königs Sverri Geschichte und kirchlichen Verhältnissen, welche nach Müllers Entwickelung ganz anders hervortreten, als nach der gewöhnlichen auch von Münter befolgten Ansicht. Desgleichen hätten des Bischofs Müller Untersuchungen einen schönen Zusatz zu dem geliefert, was Münter S. 226 — 228 über die Feuerprobe gesagt hat.

Diese Erscheinung kann sich Rez. nur dadurch erklären, daß der selige Münter, der manches Jahr an diesem Werke arbeitete, bereits diese Theile desselben fertig hatte, als Müllers Untersuchungen erschienen (1823), und sich demnach darauf beschränkte, einzelne Kleinigkeiten aus diesen neu gebotenen Aufklärungen zu berichtigen, ohne das Ganze danach umzuarbeiten. Wo dagegen die einzelnen geschichtlichen Untersuchungen schon angestellt waren, bevor unser Kirchengeschichtschreiber an die betreffende Stelle kam, da hat er die ganze Fülle der bereit liegenden Ausbeute benutzt, und da hat seine Darstellung eine Grundlage, welche im Laufe der Zeit unverrückt bleiben wird. Ein Beispiel ist die Geschichte König Christian's I., in welcher der selige Münter die drei Abhandlungen von Werlauff vor sich hatte und dieselben auf eine musterhafte Weise verarbeitet hat. Selber unsere Archive zu durchsuchen, um darin noch neuen Stoff für die Kirchengeschichte oder Mittel zur Sichtung des vorhandenen zu entdecken, verstatteten nicht des seligen Bischofs beschränkte Zeit und mancherlei Amtsverrichtungen. Daraus folgt, wie groß auch der Fortschritt ist, welchen die Dänisch-Norwegische Geschichte mit vorliegendem Werke gemacht hat, so muß doch wieder mancher Schritt zurückgethan werden, je nachdem neue Urkunden und glaubwürdige Denkmäler des Mittelalters ans Licht gezogen werden. Suhm's Geschichte hat uns bereits so manche gebracht (und diese sind hier natürlich benutzt); mehrere haben wir in der Fortsetzung der Scriptores rerum Danicar. medii-aevi zu erwarten, von welchen der selige Bischof die bis dahin abgedruckten Bogen des achten Bandes so wenig gebraucht hat, als Daugaard's Preisschrift über die Klöster, so weit sie damals gedruckt war.

Nächst den Quellen, als der eigentlichen Grundlage eines solchen Werkes, kömmt die Wahrheitsliebe des Verfassers in Betracht, welche sich besonders in Beurtheilung der vorgeführten Charaktere kund giebt. Es ist bekannt, wie der selige Bischof im Leben mild und wohlwollend war, so pflegt er auch die in der Geschichte handelnden Personen mit Milde und Schonung, d. h. mit billiger Rücksicht auf Zeit und Umstände, zu beurtheilen. Dasselbe hat er auch in diesem Werke gethan, und es ist nur ein Charakter darin zu finden, dem Unrecht geschehen. Dies ist der Erzbischof Eskil, ein Mann, der nicht eben tiefer steht, als der Erzbischof Absalon, aber das Unglück hatte, in Widerstreit mit der weltlichen Macht zu gerathen und folglich in der Geschichte als ein Hierarch zu erscheinen, — eine Benennung, welche in unseren Tagen für manche Ohren fast wie Räuber oder Mörder klingt, deren Bedeutung aber nach der Ueberzeugung und Stellung desjenigen zu fassen ist, der die Hierarchie ausübte. Ein Bischof, der in unseren Tagen, und besonders in einem protestantischen Lande, sich gegen seinen König so betrüge, wie Eskil, würde mit Recht die ernstliche Mißbilligung verdienen, welche wir bei Münter lesen; aber woher sollte Eskil im 12ten Jahrhundert die geläuterte Vorstellung unserer Zeit vom Bischofthum und dessen Verhältnissen zum Staat entnehmen? War er nicht aufgezogen in den damals allgemeinen Vorstellungen vom göttlichen Ursprung der bischöflichen Macht? mußte er es nicht für Pflicht achten, die Vorrechte der Kirche aufrecht zu erhalten, welche im Lande anerkannt und von dem Könige beschworen waren? Es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, Eskils Widersetzung aus eigensüchtigen und persönlichen Gründen herzuleiten; vielmehr scheinen uns christliche Demuth, — welche sehr wohl neben einer kräftigen Entgegnung bestehen kann, wie z. B. bei Luther — apostolische Freimüthigkeit und Bereitwilligkeit, alle Behaglichkeiten des Lebens für seine Pflicht aufzuopfern, die Grundzüge in Eskils Charakter. Es war ihm lieber, ruhig als Mönch seinen theologischen Studien und göttlichen Betrachtungen im Kloster zu leben, denn als Prälat im Getümmel der Welt auftreten zu müssen. So oft aber die Vertheidigung der Kirche das Letzte erforderte, entzog er sich nicht. Es ist auffallend genug, wie Bischof Münter seine Vertrautheit mit dem Geiste der Zeit und den Einrichtungen der Kirche benutzt hat, den Bischof Absalon gegen die Beschuldigungen als Hierarchen zu vertheidigen (und das mit Recht), ohne dieselben Entschuldigungsgründe auf Eskil anzuwenden. Nach dem Kirchenrecht unserer Tage müssen Absalon sowohl als Eskil ein hartes Urtheil empfangen; aber nach dem kanonischen Rechte des zwölften Jahrhunderts muß man erkennen, daß beide Männer (im Ganzen) so gehandelt haben, wie man es von gewissenhaften, die Rechte der Kirche kräftig handhabenden Prälaten erwarten durfte. — In der Norwegischen Kirchengeschichte kömmt ein ähnliches Beispiel vor, daß der selige Münter die Verhältnisse mehr aus dem protestantischen Standorte des 19ten Jahrhunderts, als aus dem katholischen Standorte des Mittelalters betrachtet hat, nämlich bei Beurtheilung des Charakters und der kirchlichen Verhältnisse König Sverri's. G. L. Baden, in seiner Norwegischen Geschichte, vergleicht diesen König mit „Friedrich dem Einzigen und dem in unseren Tagen vorragenden Bonaparte." Diese Vergleichung ist nicht so grundlos, als sie Manchem vorkömmt; denn so wie diese Helden der neuern Zeit gar keine Achtung vor den Rechten der Kirche hegten und dieselben stets kränkten, so oft es dazu dienen konnte, ihre Macht zu erweitern, eben so finden wir, daß auch König Sverri gegen die Norwegische Kirche und Geistlichkeit sich benahm. —

S. 30 heißt es: „Die Leser werden auf dem Titelblatte und der Steindruckstafel zu diesem Kapitel eine Münze mit dem vollen Namen WALDEMAR und ABSALON sehen, von der sich nur äußerst wenig Exemplare erhalten haben." Aber bei dem Buche ist nichts hiervon zu finden. (Danske Litteratur-Tidende.)

Bibliographie.

Samling af Skrifter til Erindring. (Sammlung von Erinnerungsschriften an K. L. Rahbek und K. M. Rahbek geb. Heger.) Herausgegeben von A. E. Boye.

Chr. Columbus Levnet, Händelſer og Reiſer. (Columbus Leben, Thaten und Reiſen.) Von Waſhington Irving.

Regnſkab over Nationalbankens Indtäger og Udgifter. (Rechenſchaft über die Einnahme und Ausgabe der Nationalbank.) Im Bankjahre vom 1. Aug. 1830 bis 31. Jul. 1831.

St. Hansdag eller Drengeſkolen. (Der St. Johannistag oder die Knabenſchule.) Luſtſpiel in 1 Aufzug.

Magiſter J. C. Lindbergs Indläg i Landsover- ſamt Hof- og Stads-Retten. (Anzeige an das Oberlandes-, Hof- und Stadtgericht.) In Sachen gegen den Prediger C. H. Visby. (Der Titel lautet eigentlich anders, weil er aber eine Injurie enthält, ändert ihn die Däniſche Literatur-Zeitung, welche nicht zur Verbreitung derſelben dienen will).

Dansk Grammatik til Brug for Skoler. (Däniſche Schulgrammatik.) Vom Prediger W. B. Benzien. Dritte Auflage.

Om Gigten og Podagraen, dens Aarſag, Wäſen og Helbredelſe. (Ueber Gicht und Podagra, ihre Urſachen, Weſen und Heilung.) Von D. A. F. Fiſcher.

Mannigfaltiges.

— **Eingeſandt.** Die in Nr. 64 des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ enthaltene Grabſchrift der Maria Stuart veranlaßte die nachfolgende Ueberſetzung. Möchte der erſte Verſuch glücklichere Nachfolger hervorrufen!

Königstochter, Königsmutter, Königin ſelber,
Gattin dreimal und Wittwe ſo oft, vererbt' ich drei Reiche:
Gallien Gold, die Wiege dem Schotten, England den Grabſtein.

Berlin, den 25. Juni Abends. A. M.

— **Typographiſches.** Das erſte in England gedruckte Buch, datirt vom Jahre 1469, wurde in Oxford von Corſeilles, der von Harlem nach England gekommen war, in groß Oktav gedruckt. Es war eine Ausgabe des Rufinus, über den chriſtlichen Glauben. (Athen.)

— **Unterſcheidungen.** Daniel De Foe, der Verfaſſer des erſten *Robinſon* und der Herausgeber der erſten *Review* in England, war ungemein reich an Witzworten und ſarkaſtiſchen Bemerkungen, die ihm auch einmal eine ſtrenge Strafe von Seiten des Parlaments zuzogen. Unter Anderem ſagte er, es beſtehe nur der Unterſchied zwiſchen Karl I. und ſeinem Sohne Jakob II., daß der Eine ein naſſes und der Andere ein trockenes Martyrthum erlitten habe. Als der beliebte Schriftſteller Sir Richard Steele, der mit Addiſon gemeinſchaftlich den *Zuſchauer* und dann den *Plauderer* (The Tatler) herausgegeben hatte, zum Mitglied des Unterhauſes erwählt wurde, erwartete man recht geiſtvolle Reden von ihm; da dieſe jedoch nichts weniger als geiſtvoll ausfielen, ſo meinte De Foe: „Er würde beſſer gethan haben, wenn er den *Zuſchauer* und nicht den *Plauderer* fortgeſetzt hätte.“ (N. M. M.)

— **Der Kirchenſtaat.** Das Gebiet von Rom, dieſer ehemaligen Weltbeherrſcherin, enthält nicht mehr als 13,000 Quadrat-Lieues, deren Boden aber überaus ergiebig iſt. Die Einkünfte ſind nicht genau feſtzuſtellen; indeſſen kann man ſie annäherungsweiſe auf 10 Millionen Thaler ſchätzen, während die Bevölkerung ſich auf 2,592,000 Individuen beläuft. Die Armee, aus fremden Miethstruppen gebildet, iſt nicht ſtärker als eine einzige Römiſche Legion in den Zeiten des Kaiſers Auguſtus. In örtlicher Hinſicht iſt das ganze Päpſtliche Gebiet auf folgende Weiſe zuſammengeſetzt: Die vier Legationen nehmen den Norden ein; am Adriatiſchen Meere entlang bis zum Königreich Neapel erſtrecken ſich die Marken. Bologna, die Hauptſtadt der Legationen, gleicht faſt einer Hanſeſtadt, denn es genießt größerer Freiheit, als irgend ein anderer Ort in den Päpſtlichen Staaten. Schon Machiavell ſpricht von der Freiheitsliebe der Bologneſen, und die Ueberlieferungen einer früheren Zeit haben ſich bei den Nachkommen noch erhalten. Ankona, der einzige Römiſche Hafen am Adriatiſchen Meere, genießt, ungeachtet ſeiner wichtigen Lage, bei weitem nicht ſo viel Vorzüge als Bologna; ein übel angewandtes Sperrſyſtem untergräbt ſeinen Handel. Die Meſſe von Sinigaglia, eine der Hauptquellen des Landes, geräth von Jahr zu Jahr immer mehr in Verfall. (The Metropolitan.)

— **Rom.** Die Bevölkerung der ewigen Stadt zerfällt in zwei Klaſſen: Prieſterſchaft und Laien. Die erſtere bildet das ſchwerere Gewicht in der Waagſchaale, ſowohl der Zahl nach, als vermöge ihres unmittelbaren Einfluſſes auf die andere Klaſſe; denn der Klerus iſt hier der Staat. Mehr als ein Drittheil der Laienſchaft bezieht ſeine Unterhaltsmittel von dem Zufluß der durch die großartigen Kirchenfeſte dorthin gelockten Fremden. Bliebe dieſe Quelle einſtmalen aus, ſo wäre Hungersnoth ihr Loos. Sie gleichen hierin jenen Inſelbewohnern, die von den Zugvögeln leben. Ein zweites Drittheil ſteht im Dienſt der Kardinäle, in der Eigenſchaft von Haushofmeiſtern, Klienten, Majordomo's, Faktoren und Beamten anderer Art. Das noch übrige Drittheil iſt durch allerlei Sinekuren und durch die verſchiedenen Hoffnungen, welche ein träges Volk ſo leicht beſeelen, an den Klerus unauflöslich gefeſſelt. (The Metropolitan.)

— **Bevölkerung der Galeeren.** Das ſeit 10 Jahren abnehmende Verhältniß der Galeerenſklaven in Frankreich kann, inſofern es ein Zeugniß von der Verminderung der Verbrechen iſt, jedenfalls eine erfreuliche Erſcheinung genannt werden. Am 1. Januar 1821 belief ſich die Anzahl der Galeerenſklaven in ſämmtlichen Bagno's von Frankreich auf 11,181, die ſich in folgendem Verhältniß verminderten: Am 1. Jan. 1822 auf 10,779; am 1. Jan. 1823 auf 10,256; am 1. Jan. 1824 auf 9459; am 1. Jan. 1825 auf 9214; am 1. Jan. 1826 auf 9134; am 1. Jan. 1827 auf 9121; am 1. Jan. 1829 auf 8988; am 1. Jan. 1830 auf 7921; am 1. Jan. 1831 auf 7842, und am 1. Jan. 1832 belief ſich ihre Zahl nur noch auf 7406, was einen Unterſchied zwiſchen 1821 und 1832 von 3775 oder mehr als ein Drittheil des Ganzen herausſtellt. (F. d. P.)

— **Neue Erfindung in der Mechanik.** Wir beeilen uns, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf eine neue wahrhaft bewundernswerthe Erfindung zu lenken, von der der Gewerbefleiß und der Handel unbezweifelt Vortheil ziehen werden. Es iſt dies ein neuer Mechanismus, der bei den Dampfſchiffen die Stelle der Räder vertreten und bei einer geringeren Bewegungskraft eine bei weitem größere Schnelligkeit geſtatten ſoll. Ein erfahrener Baumeiſter in Boulogne-ſur-Mer, der ſeiner Beſcheidenheit halber bis jetzt unbekannt geblieben iſt, Herr Sauvage, iſt der Erfinder dieſes Mechanismus, der, wie wir nicht zweifeln, unſerer Handels-Schifffahrt einen neuen Schwung geben wird. Die Vorrichtung des Herrn Sauvage beſteht in einem einfachen Eiſen-Bogen, wodurch ein großer Theil der bewegenden Kraft geſpart wird, welche bisher immer auf die Bewegung der Räder verſchwendet wurde. Bei den Verſuchen, die man mit dem neuen Werk angeſtellt, hat ſich ergeben, daß die Bewegung dreimal ſchneller war, als mit Rädern. Herr Guillois, Adjutant des Marine-Miniſters, und ein anderer See-Offizier haben den kürzlich angeſtellten Verſuchen beigewohnt und ihre unbedingte Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Sie haben ſich überzeugt, daß die neue Vorrichtung auch noch den Vortheil hat, keiner der Beſchädigungen ausgeſetzt zu ſeyn, denen die Räder ſo oft unterworfen ſind, und daß ſie ſich auch ſehr leicht an jedes kleine Fahrzeug anbringen läßt. (Journal des connoissances utiles.)

— **Kriegsdampfſchiffe.** Um Dampfboote mit Nutzen im Kriege gebrauchen zu können, müſſen ſie ganz anders gebaut und ausgerüſtet werden, als es bis jetzt geſchehen iſt. Der „Salamander“ zu Sheerneß und der „Dee“ zu Woolwich taugen beide nicht zu Kriegsſchiffen; das erſtere dieſer Fahrzeuge hat zwar hinlängliche Tiefe, iſt jedoch ſo ſpitz gebaut, daß es neben den erforderlichen Munitionen und Geſchützen an Bord nicht mehr Feuerung als für zehn Tage aufnehmen kann; das letztere iſt breit genug, aber ſo flach, daß es auch nicht mehr hält, als das erſtere; von ähnlicher Beſchaffenheit ſind die Dampfboote zu Plymouth und Chatham. Ein Kriegsdampfſchiff muß weder ſo leicht gebaut ſeyn wie ein Segler, noch auch ſo ſchwerfällig wie ein Indienfahrer; im erſteren Fall würde es nicht Brennmaterial genug aufnehmen können und zu tief im Waſſer gehen, im zweiten Fall würde es nicht raſch genug fahren. Sein Boden muß nicht ganz, aber *beinahe* flach ſeyn; die Länge des Bodens muß die Hälfte des Fahrzeuges einnehmen, Bogen und Schnabel des Schiffs die andere Hälfte; die richtigen Dimenſionen des Schiffs ſind 30 Fuß Breite, 165 Fuß Länge und 20 Fuß Tiefe. Ein ſolches Fahrzeug würde unbeladen wenig mehr als 4 Fuß tief im Waſſer gehen, den Kiel nicht mit eingerechnet, der nach den Umſtänden verſchiedene Tiefe haben kann. Mit Maſchine und Keſſel würde es 6 bis 7 Fuß unter dem Waſſer gehen, und mit einer Ladung von 800 Tonnen Kohlen etwa 14 Fuß, ſo daß es bei der ſtärkſten Ladung immer noch 6 Fuß über dem Waſſer ſtände. Bei einer Maſchine von 200 Pferde Kraft verbraucht das Schiff täglich ungefähr 20 Tonnen Kohlen und könnte alſo mit jener Ladung 40 Tage ausreichen. Maſchine und Keſſel müſſen ſorgfältig gegen das Feuern des Geſchützes geſichert werden, woran man bei der jetzigen Bauart der Kriegsdampfboote noch nicht gedacht hat. Eine fünf Fuß dicke Wand aus Eichenholz, eiſernen Platten, linnenen Ballen und Leder würde hinlänglichen Schutz gegen einen Achtzehnpfünder gewähren; ohne dieſen Schutz aber iſt das Dampfboot ganz unbrauchbar. Endlich müſſen die Räder ſo ſchußfeſt als möglich gebaut werden. (United Serv. Journ.)

— **Zimmtverbrauch.** Der Ertrag des Ceyloner Zimmthandels iſt ſeit dem Jahre 1823 von 52,409 Pfund Sterl. auf 170,534 Pfd. St. jährlich angewachſen, wovon jedoch die Unkoſten in Ceylon und London abzuziehen ſind. In den letzten ſieben Jahren wurden im Durchſchnitt jährlich 4,570,000 Pfund verkauft, und der Durchſchnittspreis für das Pfund vom beſten Zimmt betrug 6 Schilling 6 Pence. Der Zimmt wird zu einer beſtimmten Zeit des Jahres von den ſogenannten Chaliars geſammelt, die zu dieſem Geſchäft durch Zwang genöthigt werden; wenn ſie die Zimmtrinde in den Wäldern abgeſchält haben, ſo erhalten ſie eine kleine vorher bedungene Bezahlung, deren Betrag ſich nach der größeren oder geringeren Lieferung richtet. Seit kurzem haben auch mehrere Einwohner Zimmtpflanzungen angelegt, und die Regierung nimmt den Zimmt von ihnen an Stelle des Grundzinſes. In den Wäldern von Malabar iſt großer Ueberfluß an wilden Zimmtbäumen, und auch einige feinere Sorten ſind neuerlich dort angebaut worden. Die von den Holländern in früherer Zeit aus Ceylon ausgeführte Quantität dieſes Gewürzes ſcheint von 180,000 bis jährlich 920,000 Pfund ſich belaufen zu haben, die ſie an Ort und Stelle mit 5 Pence (4 Sgr.) für das Pfund bezahlten, während ſie in Europa das Pfund zu 12 Schilling (4 Thlr.) verkauften. Der Pfeffer wurde ehemals auch aus Ceylon bezogen, aber, obgleich der Anbau deſſelben dort ſehr befördert worden, ſo wird er doch jetzt meiſtentheils von Malabar gekauft. Man gebraucht ihn, um die Zimmtladungen darin zu verwahren, indem er ſie gegen das Eindringen der Feuchtigkeit von den Ballen ſchützt. (Monthly Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Freitag den 29. Juni 1832.

Ostindien.

Das heutige Delhi und der jetzige Groß-Mogul.

Aus Captain Mundy's Reise.*)

Am 31. Januar (1828) kamen wir in die Gegend von Peiyergendsch, drei Meilen von Delhi. Auf diesem Platze, geweiht durch das Blut vieler unserer Landsleute, wurde vor 25 Jahren die Schlacht bei Delhi geschlagen. Hier überwand Lord Lake, nach der Einnahme von Alligher, mit 4500 Mann die Heeresmacht des Sindia unter dem Französischen General Perron, die sich auf 13,000 Mann Infanterie und 6000 Reiter belief; 68 Feldstücke wurden dem Feinde abgenommen. Nach diesem Siege zog der Britische General in die Stadt und setzte den unglücklichen des Augenlichts beraubten Schah Allahm wieder auf den Thron seiner Väter.

Am ersten Februar schlugen wir am Kaschmir-Thore von Delhi unser Lager auf, und am nächsten Tage schlenderten wir durch die Stadt. Die Haupt-Moschee, obgleich an Feinheit der Ausführung nicht mit der in Agra zu vergleichen, übertrifft diese letztere weit in dem Großartigen ihrer Verhältnisse. Das große Viereck war, als wir durchgingen, mit Hunderten frommer Beter, die ihrer Länge nach da lagen, bedeckt. Diesen erstaunenswürdigen Bau errichtete der große Kaiser Aureng Zeb; und in seinem Heiligthum murmelte der Fürstliche Heuchler, mit Lumpen frommer Büßer bekleidet, Gebete für den Sieg der Heere, die seine drei unglücklichen Brüder nebst ihren Familien verfolgen und morden sollten, nachdem er seinen hochbejahrten Vater Schah Dschehan zu Agra eingekerkert hatte.

Im Verlauf unseres Spazierganges zeigte man uns auch eine kleine Moschee, wo der berühmte Persische Eroberer Hindostan's, Nadir Schah, verweilte, nachdem er (1739) Delhi eingenommen hatte, und von wo er, entrüstet über einen Schuß, der aus einem benachbarten Hause nach ihm geschehen war, mit gezücktem Schwerdte das Zeichen zu allgemeiner Niedermetzelung der Einwohner gab, in welcher über hundert Tausend Menschen das Leben verloren. Die Beute aus der Stadt ist auf 80 Millionen (nach unserem Gelde) berechnet worden; der Mongolische Kaiserthron, aus gediegenem Golde und Juweelen, war allein 12 Millionen werth. Nadir's Nachfolger, Abdallah, machte etwa 20 Jahre später Delhi einen Besuch, der eben so verderblich, aber nicht so einträglich für ihn selbst war. Von Neuem wurden an 100,000 Menschen geopfert und die Stadt eingeäschert.

Den 3. Februar brach der Chef unserer Expedition mit dem Britischen Residenten zu Delhi und dem Stabe auf, um den Groß-Mogul zu besuchen. Mirza Selim, der jüngste Sohn des Kaisers, führte uns nach dem Palaste, der innerhalb der Mauern des Forts liegt. Beim Eintritt in den Bezirk der Königlichen Wohnung passirten wir mehrere enge und kothige Alleen, bis wir an ein gewölbtes Thor kamen, das zu niedrig war, um unsere Elephanten einzulassen. Wir mußten absteigen und zu Fuße gehen. Bald gelangten wir an die gewölbte Pforte, die in das Quadrangulum führt, in welchem der Diwani-Chaß (die Halle des geheimen Staatsrathes) sich befindet. Indem wir durch den großen rothen Vorhang schritten, der den Eingang verhüllt, machte die ganze Gesellschaft einen tiefen Bückling zu Ehren des erlauchten Monarchen, der noch unsichtbar war. Alsdann bewegten wir uns auf ehrerbietigen Umwegen über den Hofraum dem Gebäude zu, wo der Thron stand. Auf dem Korridor mußten der Englische Resident und seine Assistenten Hüte und Schuhe ablegen; aber Lord Combermere und sein Gefolge behielten, einer Uebereinkunft gemäß, so lange die Ceremonie dauerte, ihre Stiefeln und Hüte.

Der geheime Staatsrath ist ein prächtiges, offenes Gebäude, auf weißen Marmorsäulen ruhend, Alles zierlich eingelegt und vergoldet. Die Decke soll in glücklicheren Tagen mit Silber ausgelegt gewesen seyn; es wurde aber von den allgemeinen Verwüstern Indiens, den Maratten, geplündert. Rings um den Kranz liest man noch die (jetzt wenigstens unpassende) Inschrift: „Wenn es ein Paradies auf Erden giebt, so ist es dies, nur dies!" Der Thron, das Centrum des Gebäudes einnehmend, erhebt sich etwa drei Fuß über den Boden und wird von einem Baldachin aus Goldstoff, mit kleinen Perlen durchwirkt, beschattet. Es führen keine Stufen zur Fronte des Throns, da der Eingang von hinten ist.

Wir fanden den heutigen Repräsentanten des Groß-Mogul mit gekreuzten Beinen auf demselben sitzend und von Polstern unterstützt. Er ist ein schöner Greis von würdevollem Aeußeren, und sein weißer Bart fließt über die Brust. Zu seiner Rechten stand sein jüngster, und liebster Sohn, Selim; zur Linken aber der muthmaßliche Thronfolger, eine unansehnliche Figur und, im Vergleich mit dem jüngeren Bruder, dürftig gekleidet. Es war unmöglich, ohne ein Gemisch von Hochachtung und Mitleid den Nachkommen eines Babur Akbar Schah Dschehan und Aureng-zeb anzuschauen, der jetzt nur noch Schatten eines Monarchen ist; besonders in Erwägung des Umstandes, daß dieser Fürst, ohne Europäische Einmischung und Intriguen, statt der abhängige Pensionair einer Hand voll Kaufleute zu seyn, vielleicht noch immer das Scepter der reichsten und ausgedehntesten Herrschaft führen würde! Der alte Monarch, eingedenk seiner Würde, gönnte unserem Chef kaum einen Blick, als dieser ihm das herkömmliche Ehrengeschenk von 50 goldenen Mohr's (800 Rupien) überreichte. Er erhob nicht einmal seine Augen auf die übrige Gesellschaft, während wir einzeln huldigend vorschritten und Jeder unsere 3 goldenen Mohr's (48 R.) präsentirten. Seine Miene war nicht eben hochmüthig, sondern er affektirte eine schläfrige würdevolle Gleichgültigkeit, indem er das Geld aus unseren Händen empfing und seinem Schatzmeister übergab. Als der König Lord Combermere's Gabe annahm, setzte er einen Turban, ähnlich dem seinigen, auf dessen Haupt, und Se. Herrlichkeit wurde, im Fortgehen das Antlitz ehrerbietig dem Throne zuwendend, in ein äußeres Zimmer gebracht, um mit einem Ehrenkleide angethan zu werden. Nach etwa fünf Minuten kehrte er wieder, in einem schimmernden Gewande aus Musselin und einer Tunika, verbeugte sich und bot ein zweites Geschenk an. Dann wurde der Stab von den Garderobe-Meistern in das grüne Zimmer geführt, wo wir mit Hülfe der Letzteren eine unangenehme Viertelstunde damit zubrachten, uns in silberdurchwirkte Musselin-Röcke zu stecken und Stirnbänder von demselben Stoff um unsere aufgestülpten Hüte zu winden. Niemals habe ich eine so lächerliche Gruppe gesehen, wie wir sie bildeten, als die Toilette fertig war. Dann wurden wir durch den rothen Vorhang und durch Haufen von Zuschauern und nachher wieder in den Diwani-Chaß geleitet, wo wir von Neuem einzeln vor Sr. Majestät erschienen, um eine Tiare aus Gold und falschen Juwelen zu empfangen, die er eigenhändig auf unsere Hüte setzte. Dafür mußte Jeder von uns wieder einen goldenen Mohr entrichten. Die ehrenwerthe Ostindische Compagnie zahlte, beiläufig bemerkt, für uns Alle, und unsere goldenen Mohr's erhielten wir von dem Residenten. Es war ein schöner Zahltag für den verarmten alten Sultan, dessen ganzes Einkommen sich auf zwölf Lak Rupien oder 120,000 Pfund Sterl. jährlich beläuft. Die Einkünfte seines Ahnherrn Akbar waren etwas besser. Mit Einschluß der Präsente und Grundsteuern von Kronbeamten betrugen sie ungefähr 50 Millionen Pfd. Sterling!

Als wir uns beurlaubten, verkündigten die Herolde mit Stentor-Stimmen die Titel, welche der Kaiser Seiner Excellenz dem Chef-Commandeur bewilligt hatte. Unter anderen hochtönenden Anhängseln zu seinem Namen empfing er die folgenden: Kämpe des Staats, Schwerdt des Reichs, Herr der Welt, Schlachten-Herkules u. s. w. Außerdem erhielt Seine Herrlichkeit ein Staats-Palankin und die Königl. Kesselpaute, welche, wo ich nicht irre, das Recht über Leben und Tod bedeutet. Wir traten ab, immer noch das Chassée en arrière beobachtend, ehe wir durch den Vorhang zum Allerheiligsten schritten. Die Ceremonie, obgleich interessant und neu, ist dennoch widerlich und unerquicklich. Aber es wäre hart, dem armen, alten, gefallenen König dies kleine Gaukelspiel zu verweigern, oder dem Nachfolger Tamerlan's den Schatten nicht zu gönnen, während wir die Macht besitzen.

Den vierten Februar machten wir uns am frühen Morgen auf, um das berühmte Monument Kauteb Minar zu sehen, welches im 13ten Jahrhundert erbaut seyn soll. Die Entfernung von der Stadt beträgt an 12 Meilen, und die Straßen, welche dahin führen, sind alle gut und sehr interessant, weil viele merkwürdige Grabmäler und andere bedeutende Ruinen hart daran liegen. Die Säule von Kauteb soll die höchste in der Welt seyn. Sie würde schon ganz verfallen seyn, wofern nicht die Compagnie dies herrliche Stück Baukunst in ihren Schutz genommen und gegen 300 Stufen, welche zum Gipfel führen, wieder hergestellt hätte. Von diesem Gipfel aus überschaut man nach jeder Richtung ein Meer von ungeheuren Ruinen, durch deren Mitte der Dschemna gleich einer gewaltigen silbernen Schlange sich windet. Die Mausoleen von Humaiun und Sef-

*) Mundy's Pen and pencil sketches in India. (Zu finden in Berlin in der A. Asher'schen Buchhandlung.)

ter Dscheng erscheinen fast als die einzigen ganz gebliebenen Gebäude in dem allgemeinen Wrack des alten Delhi. Etwas weiter im Hintergrunde der Landschaft erheben sich die mächtigen Mauern und Bastionen der alten Festung Patan; und noch weiter wird das von dem Grausen der weit ausgedehnten braunen Trümmer ermüdete Auge durch die weißen, vergoldeten Moscheen und Minarets der neueren Stadt erquickt, welche ihr Erbauer Schah Dschahan Abad (Wohnsitz des Herrn der Welt) nannte. Eben so labend ist das frische Grün der umgebenden Wälder.

Auf meinem Wege nach dem Kanteb besuchte ich auch das Grab des Humajun, eines Kaisers von Delhi, dessen Begräbnißplatz eben so prachtvoll ist, als sein Leben unglücklich war. Er war der Vater des großen Akbar. Das Gebäude diente in späteren Zeiten als gemeinschaftliche Gruft für die gemordeten Prinzen der Kaiserlichen Familie. Auch den Ueberresten des Sefter Dscheng, in einem sehr schönen und malerischen Mausoleum aus rothem Stein und Marmor, schenkte ich kurze Aufmerksamkeit. Dieser Brave stieg vom Range eines gemeinen Reiters zu dem eines Nabob von Lecknau (Lucknow) unter Achmed Schah.

Da reisende Engländer nur selten dem Pittoresken nachjagen, ohne zugleich für ihren Quersack zu sorgen, so war unser Frühstück nach dem Kanteb vorangeschickt worden, und wir suchten es hervor, als unsere antiquarischen Wanderungen den Appetit rege gemacht hatten. Die sorglichen Bedienten hatten die Speisen in einem geräumigen hohlen Grabe servirt, nahe dem Minar, der letzten Behausung irgend eines alten Blaubarts, dessen Ueberbleibsel ein langer und schmaler Sarkophag in der Mitte des Gemaches einschloß. Einige Lustigmacher kamen nach dem Frühstück zu uns, und die prima donna, die Rollen einer Pasta und Taglioni in ihrer Person vereinigend, sang improvisirend einige Stanzen zum Lobe des Lord Combermere, dessen Thaten vor Bhertpuhr, wie sie sagte, ihr Herz entzückt hatten.

Von der Terrasse, die unser Monument umgab, hatten wir die volle Ansicht des gewaltigen Minar. Wenn die Pariser ihre Säule des Platzes Vendome gleich der Fuge eines Teleskops auf das Londoner Monument pfropfen wollten, so glaube ich, der kombinirte Bau würde noch hinter diesem Riesenwerk menschlichen Fleißes zurückbleiben! Dicht unter der Säule ist ein gewölbter Thor-Eingang, der, nach meiner Ueberzeugung, an Großartigkeit der Verhältnisse und Detail der Ausführung in der Welt seines gleichen nicht hat. Obgleich seine Höhe 60 Fuß beträgt, so sind dennoch die Zierathen mit eben der Zartheit wie in Siegel eingeschnitten, und die Kante ist, den Stürmen der Jahrhunderte zum Trotz, vollkommen scharf geblieben. Ein Pfeiler von Metall, über 20 Fuß hoch und bedeckt mit Charakteren, welche den Griechischen ähnlich, aber jetzt unverständlich sind, steht in der Mitte eines Vierecks und trägt die Spur eines Schusses, der durch irgend einen übermüthigen Usurpator nach ihm geschehen, welcher auch Feuer an die Basis gelegt hatte, in der eitlen Hoffnung, ihn umzustürzen.

Nach dem Historiker Dow wurde das alte Delhi von Dilu, Kaiser von Hindostan, 400 Jahre vor Christo gegründet. Warum suchte er sich eine so felsige und unfruchtbare Gegend für Indiens Hauptstadt aus, und warum verließen seine Nachfolger diese Gegend nicht?

Den 5ten Februar besuchte ich noch einige interessante Ruinen in der Nachbarschaft. Der erste Ort, den wir erreichten, war die gigantische Sternwarte, die aus dem 17ten Jahrhundert seyn soll. Daran befindet sich eine sehr gut erhaltene Sonnenuhr, deren Zeiger, aus massiven Steinen, 60 Fuß lang ist (!) Diese ungeheuren Instrumente scheinen das Werk der Titanen zu seyn, die sich erst Kenntniß vom Himmel erwerben wollten, bevor sie den Olymp zu stürmen begannen.

Wir ritten bei der alten Festung vorüber, deren hohe Mauern und Pforten die Last von 700 Jahren noch wenig gebeugt hat, und näherten uns dem großen Teiche. Hier verdienen sich einige zu dem Gewerbe auferzogene Personen ein kärgliches Brod damit, daß sie in den Teich sich stürzen. Der Teich ist rings von malerischen alten Gebäuden umgeben, die 20 — 60 Fuß über die Wasserfläche emporragen. Das Wasser ist tief und dunkel und, da die Sonne nur zwei bis drei Stunden darauf scheinen kann, in dieser Jahreszeit außerordentlich kalt. Man geleitete uns durch einen gewölbten Thorweg zu einer Treppe, die abwärts an den Rand des Wassers führt. Kaum hatten wir dort Posto gefaßt, als eine fantastisch in rothen Musselin gehüllte Figur etwa 30 Fuß über dem Teiche auf der Ecke des gegenüberstehenden Gebäudes erschien und, nachdem ich eine Rupie emporgehalten, mit den Füßen vorwärts in das kalte Wasser hinabsprang. Mehrere andere Männer und ein kleiner Bube sprangen von derselben Höhe. Der Letztere durchbrach den Wasserspiegel mit eben so wenig Störung der Oberfläche und mit demselben scharfen plötzlichen Ton, wie sie eine kleine Geldmünze verursacht, die senkrecht in eine Zisterne fällt. Obschon ich oft den Sprung von „Lion's Leap," „Bargeman's Bridge" und „Deadman's Hole" gewagt habe, so brachte mich doch der letzte Satz, den ich hier thun sah, ganz außer Athem. Der Wagehals rastete einige Zeit, bevor er sich der Luft aussetzte, konnte aber der Aufforderung einer Rupie nicht widerstehen. Er sprang von der Kuppel einer Moschee, über ein niedriges Gebäude und einen aus der Mauer hervorwachsenden Baum, 60 oder 70 Fuß tief in den finsteren Abgrund. Das Wasser schloß sich über seinem Haupte und hatte seine vorige Glätte, noch eh' er wieder zum Vorschein kam.

Bibliographie.

Dictionnary of the Bengalee language. (Wörterbuch der Bengalischen Sprache.) Ein Auszug aus Dr. Carey's größerem Werke. Zweiter Theil. Englisch-Bengalisch. Kalkutta. Pr. 30 Sh.

Transactions of the medical and physical society of Calcutta. (Verhandlungen der medizinisch-physikalischen Gesellschaft von Kalkutta.) 5ter Bd. Kalkutta. Pr. 10 Rs.

Transactions etc. (Verhandlung des Land- und Gartenbau-Vereins in Indien.) Erster Theil. In's Bengalische übersetzt von Dr. Carey. Kalkutta.

Report etc. (Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Kuhpocken-Impfung in Bengalen.) Von Dr. Cameron. Kalkutta.

Narrative etc. (Erzählung von einer Reise nach Guttigaon, 1831.) Von Cap. Pogson. Kalkutta. Pr. 8 Rs.

The genealogical stud book. (Verzeichniß von Pferden und deren Abstammung.) Vom Ritter A. de L'Etang. Kalkutta.

The Bengal Annual. (Bengalisches Jahrbuch für das Jahr 1832.) Herausg. von Dr. L. Richardson. Kalkutta. Pr. 16 Rs.

The orient pearl. (Die Perle des Morgenlandes.) Ein neues Bengalisches Taschenbuch für das Jahr 1832.

England.

Ueber die Romane Edward Lytton Bulwer's.

(Schluß.)

In „Eugene Aram" deutet der bloße Titel, ein Name, der allen Engländern wohl bekannt ist, schon die wesentlichen Vortheile und Nachtheile des Stoffes an: bedeutendes Interesse auf der einen Seite, und auf der anderen die Schwierigkeit, einen Charakter zu behandeln, der in der Einbildungskraft schon eine bestimmte Farbe und Gestalt angenommen hat. Die Geschichte Aram's ist eine von den merkwürdigen Begebenheiten, wo das wirkliche Leben romantischer scheint, als ein Roman überhaupt. Sie berührt jede Saite, welche bei Scenen des Geheimnißvollen und Schrecklichen von Mitgefühl vibrirt, und reizt jenen tiefgewurzelten Grundsatz der Neugierde, der uns zum Studium großer Verbrechen, als Abirrungen unserer moralischen Natur, führt, von denen kein Mensch weiß, wie bald er ihnen selbst, wenn das Gemüth durch irgend eine ungewöhnliche Versuchung gewaltsam aus dem Gleichgewichte gerissen wird, unterworfen werden kann. Wir erinnern uns noch sehr wohl des tiefen Eindrucks, den diese seltsame Geschichte auf uns machte, als wir in unserer Schulzeit in Smollet's oder Lord's Fortsetzung von Hume auf dieselbe stießen. Die so lange verborgen gebliebene und so unerwartet entdeckte Mordthat, die Scene in St. Roberts Keller, das Verhör, die Vertheidigung — geben wirklich den Anschein, als ob der Genius der Romantik einen Augenblick die Feder der Geschichte geführt hätte. Wir glauben, daß Wenige, die diese Geschichte gelesen haben, sich nicht im Geiste den Schulmeister vor dem Gerichtshofe zu York ausgemalt haben, — so fein, so in sich zusammengezogen, so gleichgültig, wie er selbst sagt, gegen jedes Schicksal; wie er mit innerer Angst, aber äußerer Ruhe die gegen ihn abgelegten Zeugnisse vernimmt und sich dann erhebt, um jene berühmte Vertheidigungsrede zu halten, die durch ihre Sophistereien Niemanden überzeugt und doch in jedem Gemüth ein gemischtes Gefühl von Bewunderung und Schrecken zurückläßt. Kein Bild der Art kann wirksamer seyn, als der wirkliche Aram in der Geschichte. Die Erfindung kann zu der Wirkung eines solchen Charakters nichts hinzufügen. — Wir bedauern, daß Herr Bulwer, aus welchem Grunde wissen wir nicht, seinen ursprünglichen Plan, den Stoff zu einer Tragödie zu benutzen, aufgegeben hat. Dazu eignet er sich, unserer Ansicht nach, besser als zu einer Novelle. In einer Tragödie würde es keine Schwierigkeit gefunden haben, Aram ungefähr so, wie er war, auftreten zu lassen; den kühnen verrätherischen Mörder, den feinen Heuchler und die geistigen Fähigkeiten, die er im Kampf mit seinem Schicksal entwickelt. In einem Roman stellten sich ernstliche Schwierigkeiten in den Weg; der Gebrauch erfordert durchaus gewisse Eigenschaften in dem Helden, und die nackte und grobkörnige Schändlichkeit des wirklichen Aram ist nach allen Gesetzen des Romanschreibers unfähig, eine solche Stellung einzunehmen.

Die vorgeschriebene Nothwendigkeit, wenn es eine solche zu nennen ist, scheint uns die Quelle des einzigen Fehlers von Bedeutung in dem Buche, nämlich der moralischen Anomalie, welche sich in dem Charakter des Aram, wie ihn Herr Bulwer schildert, kund giebt. Sich den wirklichen Aram als einen Liebhaber, als einen Enthusiasten zu denken, ist natürlich eine Unmöglichkeit. Er fühlte offenbar für Niemand Liebe, als für sich selbst, lebte in keiner anderen Welt, als in der wirklichen. Kalt und durchdacht wie er war, wird es uns sogar schwer, ihn uns, wie ihn Hood in seinem vortrefflichen Gedicht schildert, von Gewissensbissen verfolgt zu denken und zu glauben, daß er einem seiner Schüler seine inneren Leiden unter der Maske eines Traumes erzählt habe. Und doch hat Herr Bulwer ihn in dem romantischen Gewande eines zärtlichen Liebhabers, eines enthusiastischen Jünglings geschildert, der eben so viel in der idealen als in der wirklichen Welt lebt. Hat er denn aber den Mörder gänzlich aus dem Spiel gelassen oder die Motive geändert? Keines von beidem! Dieser romantische Enthusiast ist am Ende ein Mörder, und für Geld!

Es giebt Extreme, die durch gar keine Abstufungen mit einander in Einklang gebracht werden können. Herr Bulwer darf nicht voraussetzen, daß wir so unvernünftig sind, eine Verbindung zwischen Liebe, Mord und Gefühl auszuschließen. Wir können im Gegentheil sehr wohl begreifen, daß sie neben einander, ganz in dem Verhältniß wie Ursach und Wirkung, bestehen dürfen. Aber alsdann hängt Alles bei dem Mörder von seinen Motiven ab. Geldgier ist fast die einzige Nüance des bösen Prinzips, die keine Kunst poetisch machen kann. Ein Faktland, der durch rohe, nicht wieder gut zu

machende Verletzung seiner Ehre zu einem Morde verleitet wird und doch den natürlichen Adel seiner Seele, sein kühnes Betragen und die Zärtlichkeit seines Herzens behält; — ein schwer getäuschter Othello, der ein Verbrechen begeht, weil er nicht weise, sondern zu sehr liebt, — sind wegen der konsequenten Auffassung verständlich und wirksam. Aber eine Mordthat, deren Beweggrund Raub ist, wo Diebe und Straßenräuber die Gefährten des Helden sind, — durch welche Kunst kann ein solcher Anfang mit der darauf folgenden erhabenen Idealität des Charakters in Einklang gebracht werden? Herr Bulwer scheint von dieser Schwierigkeit vollkommen durchdrungen gewesen zu seyn und hat sich viel Mühe gegeben, sie zu umgehen. Aber es ist ihm nicht gelungen; wir können dies schon daraus abnehmen, daß man beim Lesen der zwei ersten Bände immer noch im Stillen den Gedanken hegt, daß der Mörder doch vielleicht kein Mörder sey, oder daß auf jeden Fall irgend ein anderes Motiv zu seiner Entschuldigung auftreten wird: Liebe, Eifersucht, Rache, Zufall, Selbstvertheidigung, kurz irgend etwas, nur nicht schmutzige Habsucht; und daß, wenn wir am Schlusse des dritten Theiles erfahren, wie Alles doch nur auf diesem prosaischen Grund ruht, wir uns unbehaglich und getäuscht fühlen.

Wenn wir aber diese Schwierigkeit einräumen und übersehen wollen, so müssen wir zugeben, daß in anderer Beziehung die Erzählung mit großer Geschicklichkeit durchgeführt worden ist. Von Aram's bedenklicher Lage geht, wie von einem Mittelpunkt, das ganze Interesse aus; fast jede Nebensache bezieht sich direkt oder indirekt auf die Entwickelung, welche seinen Charakter entfalten soll. Für die Entwickelung der anderen Charaktere ist zwar nicht viel Raum gelassen, doch wird ein lebhaftes Interesse für den alten Lester und seine beiden Töchter erregt. Aram erweckt ein gemischtes Gefühl, welches hervorzubringen wahrscheinlich der Zweck des Verfassers war; bald uns durch seine Verstocktheit empörend, bald wieder durch seine Beredsamkeit, seine Geistesgegenwart und durch seine Leiden unsere Theilnahme an seinem Geschick erregend. Es liegt ein eigener Reiz in dem Anschein der Heiterkeit, der häuslichen Ruhe und der ländlichen Abgeschlossenheit, welcher die Erzählung einleitet, im Gegensatz zu dem Geheimnißvollen, welches ihr vorangeht, und der Katastrophe, mit der sie schließt; — eine Pause, wie zwischen zwei Gewittern, von denen das eine vorüber ist und das andere heraufzieht. Von dem Augenblick an, wo wir überzeugt sind, daß die Entdeckung von Aram's Schuld unvermeidlich ist, während er in demselben Moment in sorgloser Sicherheit seine Verbindung mit Madelinen vorbereitet, bis zu dem endlichen Ausbruch des Sturmes und der furchtbaren Ruhe, die darauf folgt, ist das Interesse im höchsten Grade gespannt. Die beiden Zusammenkünfte mit seinem Verbündeten Houseman im Dorfe und im Keller, die Entdeckung der Gebeine, die Verhaftung, das Verhör, der Tod Madelinens, sind Scenen, welche die höchste Aufregung und Spannung erregen. Es ist überflüssig, aus einem Roman, der sich in Jedermanns Händen befindet, einzelne Stellen anzuführen; aber selbst diejenigen, welche das Werk bereits gelesen haben, werden, wie wir glauben, den nachfolgenden Auszug gern noch einmal durchlaufen. Es ist eine Zusammenkunft zwischen Walter, dem Sohn des ermordeten Clarke, dem Vetter der Heldin, mit Madelinen, am Abend vor dem gerichtlichen Verhör Aram's. Sie weiß, daß er der Ankläger ihres Geliebten ist, und er kömmt, um ihre Verzeihung für die Ausübung einer unseligen Pflicht zu erlangen, vor der ihm schaudert, die zu erfüllen er aber dennoch entschlossen ist:

„Walter ging noch einige Augenblicke, nachdem ihn Ellinor verlassen hatte, in der Allee auf und ab; endlich aber, von der Ungeduld übermannt, wandte er sich durch das überhängende Gebüsch und stand einige Augenblicke darauf dicht vor dem Hause; der Mond schien hell auf die Fensterladen und warf ruhige Schatten über die grünen Wiesen. Er trat noch näher und sah durch eines der Fenster bei einem einzigen Licht im Zimmer Ellinor über ein Ruhebett sich lehnend, auf welchem er eine Gestalt erblickte, von der ihm sein Herz mehr als sein Auge sagte, daß es seine einst angebetete Madeline sey. Er stand still, und seine Brust schlug gewaltsam; er dachte an ihre gemeinschaftliche Wohnung in Graßdale, an die alte Meierei, an das kleine Gemach mit hölzernem Getäfel, an die darin einst so glücklichen und fröhlichen Menschen. Und nun dieses fremde, dies fürchterliche Haus, er selbst Allen entfremdet, die ihn anblickten, und nach dieser Nacht, was für ein Morgen! Er schluchzte beinahe laut und zog sich in den Schatten des Gebüsches zurück. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür auf der rechten Seite des Gebäudes, und Ellinor trat raschen Schrittes heraus."

„„Treten Sie herein, lieber Walter,"" sagte sie, „„Madeline willigt darein, Sie zu sprechen; als ich ihr sagte, daß Sie da wären und eine Unterredung wünschten, zögerte sie einen Augenblick, dann bat sie mich aber, Sie hereinzulassen.""

„„Gott segne sie!"" sagte der arme Walter, fuhr mit der Hand über die Augen und folgte Ellinoren zur Thür. — „„Sie werden sie sehr verändert finden, seyn Sie gefaßt!"" flüsterte Ellinor, als sie auf den Hausflur traten. Walter antwortete nur durch eine ausdrucksvolle Gebehrde, und Ellinor führte ihn in ein Zimmer, welches durch eine Glasthüre mit dem in Verbindung stand, in welchem er kurz zuvor Madeline erblickt hatte. Mit leisem Schritt und beklemmter Brust folgte er seiner schönen Führerin durch dieses Gemach und stand nun neben dem Ruhebett, auf welchem Madeline noch immer lag. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, er drückte sie an seine Lippen, ohne daß er es wagte, ihr in's Gesicht zu blicken. Nach einer augenblicklichen Pause: „„Sie wünschten mich also zu sehen, Walter? Es ist dies eine furchtbare Nacht für uns Alle."" — „„Für Alle,"" erwiederte Walter lebhaft, „„und für mich nicht am wenigsten."" — „„Wir haben böse Tage kennen gelernt, seit wir uns das letztemal sahen,"" hob Madeline wieder an, worauf abermals eine neue ängstliche Pause erfolgte.

„„Madeline, theuerste Madeline!"" sagte Walter, indem er auf die Kniee stürzte, „„Sie, die ich schon als Knabe so zärtlich, so leidenschaftlich liebte; — Sie, die mir noch jetzt so unaussprechlich theuer sind und es ewig seyn werden, — sagen Sie mir bei dieser furchtbaren Wendung unseres Geschickes nur ein Wort, sagen Sie, daß Sie es fühlen, daß ich bei diesen schrecklichen Ereignissen nicht zu tadeln gewesen bin, daß ich nicht absichtlich diesen Schmerz über Ihr Haus gebracht habe, und am wenigsten über das Herz, dem mein eigenes sein bestes Blut geopfert haben würde, um es vor dem geringsten Uebel zu bewahren; — oder, wenn Sie mir diese Gerechtigkeit nicht wollen widerfahren lassen, so sagen Sie wenigstens, daß Sie mir vergeben.""

„„Ich vergebe Ihnen, Walter! Ich lasse Ihnen Gerechtigkeit widerfahren!"" erwiederte Madeline lebhaft, indem sie sich emporrichtete. „„Schon lange habe ich es gefühlt, wie ungerecht es ist, Ihnen einen Vorwurf zu machen; — Sie sind nur das Werkzeug eines höheren Schicksals. Wenn ich mich geweigert habe, Sie zu sehen, so geschah dies nicht aus feindseligem Gefühl, sondern aus widerstrebender Schwäche. Gott segne und beschütze Sie, mein theurer Vetter! Ich weiß, daß Ihr Herz geblutet hat, wie unser eigenes; und heute erst habe ich meinen Vater gebeten, Ihnen, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, meine freundlichen Grüße als ein letztes Andenken zu überbringen. Weinen Sie nicht, Walter. Es ist eine fürchterliche Sache, Männer weinen zu sehen! Nur ein einziges Mal habe ich ihn weinen sehen; es ist lange, lange her; in den Stunden der Angst und Gefahr hat er keine Thränen. Walter, Walter, dies ist eine böse Welt, und ich bin ihrer müde. Sie nicht auch? Warum siehst Du mich so an, Ellinor? Ich bin nicht wahnwitzig! — Hat sie Ihnen gesagt, daß ich's sey, Walter? Glauben Sie ihr nicht, sehen Sie mich an; ich bin ruhig und gefaßt. Und doch ist morgen — — O Gott! O Gott! wenn, wenn ...."

„Madeline bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und verstummte plötzlich, obgleich nur für eine kurze Zeit. Sie erhob von Neuem ihren Blick und begegnete den Augen Walters, die thränenschwer auf dem Antlitz ruhten, auf dem er von den früheren Zügen nichts, als den sanften, heiligen Ausdruck, durch den sich ihre Liebenswürdigkeit kund gab, wiederfand."

„„Ja Walter, ich habe mich beinahe schon in mir verzehrt, bin fast schen aus der Gewalt des Geschickes! Gott sey gepriesen, der warme Lust wehen läßt, wenn das Lamm geschoren ist; mag auch das Schlimmste kommen, wir können nicht lange getrennt bleiben. In kurzer Zeit werde ich mit ihm im Paradiese seyn. Dann hören alle Klagen auf."" — Ellinor fiel ihrer Schwester um den Hals und schluchzte heftig. — „„Ja, es wird uns leid thun, Ellinor, Dich nicht bei uns zu haben; aber Dir wird die Welt auch bald zuwider werden; es ist ein häßlicher Aufenthalt, voller Schlingen und Fallgruben. Auf unserem heutigen Wege liegt schon unsere morgende Vernichtung. Du wirst dies bald empfinden, Ellinor. Und Du, und mein Vater, und auch Walter — Ihr sollt uns bald folgen. Hört! die Glocken schlagen! Morgen Nacht um diese Zeit, was für eine Freude! oder für mich wenigstens (hier sank ihre Stimme zu einem Geflüster herab, das ihren Zuhörern durch Mark und Bein ging) welche Ruhe!""

„Zum Glück für Alle wurde diese herzzerreißende Scene hier unterbrochen. Lester, der sonst leicht und fröhlich einhergegangen war, trat mit schwerem, langsamem Schritt in's Zimmer. „„Ha, Walter!"" rief er, indem er einen schüchternen Blick auf die Gruppe warf; aber Madeline war schon von ihrem Sitz aufgesprungen. „„Ihr habt ihn gesehen! Ihr habt ihn gesehen! und wie sieht er — wie sieht er aus? Aber das weiß ich; ich weiß, daß sein tapferes Herz nicht sinkt. Und was läßt er mir sagen? Und — und — sagt mir Alles, theurer Vater; geschwind, geschwind!"" — „„Theures unglückliches Kind! — und unglücklicher alter Mann!"" murmelte Lester, indem er sie in seine Arme nahm; „„aber wir sollten von ihm Muth und Standhaftigkeit lernen, Madeline. Ein Held am Tage vor der Schlacht kann nicht gefaßter, nicht heiterer seyn. Er lächelt oft, — sein altes Lächeln; Thränen und Angst überläßt er uns. Von Dir Madeline sprachen wir am meisten; er wollte von nichts Anderem hören. O! was für ein sanftes Herz, was für ein edler Geist! Und morgen vielleicht, — — Aber Gott ist gerecht; er wird mit seinem rächenden Blitzstrahl den wirklichen Verbrecher treffen und den Unschuldigen verschonen!""

„„Amen!"" sagte Madeline tief erschüttert. — „„Amen!"" wiederholte Walter, indem er die Hand auf's Herz legte. „„Laßt uns beten!"" rief Lester, wie von plötzlicher Eingebung ergriffen, und fiel auf die Kniee. Alle folgten seinem Beispiel, und mit zitternder tonloser Stimme flehte er zu Gott, daß die Strafe nur den Schuldigen treffen möge. — Niemals war wohl der majestätische sinnende Mond, der das kleine Zimmer erleuchtete, Zeuge eines innigeren Gebetes. Seine heiligen Strahlen fielen mit hellem Licht auf das gebleichte Haupt Lester's und hoben seine ehrwürdige Gestalt noch schärfer gegen das dunkle sonnverbrannte Aeußere und die kräftigen Gesichtszüge des neben ihm stehenden jungen Mannes hervor. Die rabenschwarzen Locken der im Schatten stehenden Ellinor fielen über ihre gefalteten Hände herab, — von ihrem Gesichte war nichts zu sehen, und in todtenähnlicher feierlicher Stille bewegten sich ihre Lippen unhörbar; das Mondlicht warf einen sanfteren und zärtlicheren Strahl auf die ermattete, aber himmlische Gestalt Madelinens, für die der Himmel schon seine ewige Belohnung für die Trübsale dieser Erde vorbereitete." —

— Wir wollen nun in ganz kurze Worte zusammenfassen, was wir noch über „Eugene Aram" zu sagen haben. Die plötzliche Liebe

Madrisinens zu Aram, die entgegengesetzten Charaktere der beiden Schwestern, erinnern fast unangenehm an ähnliche Scenen in dem „Piraten.“ Mit einem großen Theil des Korporals und mit der ganzen Frau Darkmans hätten wir verschont bleiben können. Dies thut aber unserem Vergnügen keinen wesentlichen Eintrag; und wir nehmen von Herrn Bulwer mit dem Wunsche Abschied: „Gott sey mit Euch, und mögen wir uns noch oft begegnen!“ (Edinb. Rev.)

Bibliographie.

Stourbridge and its vicinity. (Stourbridge und seine Umgebung.) Von Scott. Pr. 21 Sh.

History of the church of England. (Geschichte der Englischen Kirche.) Von Short. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Indian recollections. (Erinnerungen aus Indien.) Von Statham.

Nord-Amerika.

Besuch bei dem Präsidenten, General Andreas Jackson.

Von einem Britischen Seemanne.

Als ich im Anfange des Jahres 1823 durch die westlichen Staaten von Amerika reiste, fühlte ich mich bewogen, um Einführung bei dem General Jackson nachzusuchen, denn der Ruf dieses ausgezeichneten Mannes und seiner Gastfreundschaft war allgemein verbreitet. General H., einst Adjutant des heldenmüthigen Kriegers und jetzt Befehlshaber der Miliz im Staate Tennessee, hörte kaum von meinem Wunsch, als er auch sogleich zu mir kam und mir seinen Wagen und seine Begleitung anbot. Wir verließen Nashville, um uns nach der etwa neun Englische Meilen entfernten Eremitage, dem Wohnsitz des General Jackson, zu begeben; es war an einem Sonntag Morgen, und wir langten gerade an, als er und seine Gattin in den Wagen steigen wollten, um dem Gottesdienst der Baptisten beizuwohnen, denn die Letztere war eine eifrige Anhängerin dieser Sekte. Auch wir fuhren daher in dieselbe Kirche, die kaum eine Englische Meile von dem Hause des Generals entfernt lag und ganz auf seine Kosten erbaut worden war. General Jackson's religiöser Glaube und Grundsätze, und was sonst damit zusammenhängt, hatten bei der letzten Präsidentenwahl eine strenge Prüfung zu bestehen. So viel ich an ihm ersehen konnte, halte ich ihn für einen redlichen Christen, was er auch durch ein langes Leben von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und durch die Vollbringung der edelsten und rühmlichsten Thaten bewiesen hat, ohne im geringsten darauf Anspruch zu machen, für besser als seine Nächsten gehalten zu werden. Wie liebenswürdig er in seinem Privatleben ist, davon zeugt die Anhänglichkeit seiner Dienstboten, Nachbarn und aller seiner vertrauteren Bekannten an ihn, und welches Vertrauen man in seine Ehre und Rechtlichkeit setzt, davon geben die vielerlei Aemter einen Beweis, die man in der Gestalt von Vormundschaften, Testamentsvollstreckungen und dergleichen ihm überträgt.

Nach beendigtem Gottesdienst kehrten wir in die Wohnung des Generals zurück und fanden das Mittagessen bereit. In der Anordnung der Tafel hatte ich Gelegenheit, die Einrichtung zu bemerken, wodurch es ihm möglich wird, so viele Gäste bei sich zu sehen, ohne sich der Gefahr eines gänzlichen Bankerotts auszusetzen, der in England die unausbleibliche Folge einer so freigebigen Haushaltung seyn würde. Wir hatten einen Ueberfluß der herrlichsten Fleischspeisen zu Mittag, Rindfleisch, Hammelbraten, welsche Hühner, Gänse, Enten und verschiedene Arten von anderem Geflügel, aber weder Wein noch andere geistige Getränke. Früchte wurden auch nicht servirt und überhaupt außer jenen köstlichen und trefflich zubereiteten Fleischspeisen nichts weiter als Pudding. Um drei Uhr, welches die gewöhnliche Mittagszeit in Amerika ist, setzte man sich zu Tische; die Gesellschaft bestand aus ungefähr dreißig Personen, worunter sich zehn Damen befanden. Meistentheils waren es Reisende, welche, wie mich, der Wunsch, „den Amerikanischen Löwen“ zu sehen, hierher gezogen hatte; denn damals besuchte keine einigermaßen bedeutende Person jenen Theil des Landes, ohne dem General einen Besuch abzustatten. Er hielt offene Tafel und setzte sich selten mit weniger als zwanzig Gästen zum Mittagbrod nieder. Der Aufwand, den diese Gastfreundschaft verursachen mußte, ward wieder aufgewogen durch die strengste Sparsamkeit in allen Fächern des Hauswesens, durch seine gewissenhafte und persönliche Führung des häuslichen Regiments und sorgfältige Leitung alles dessen, was sich auf sein Eigenthum bezog. Schon am frühen Morgen sah man ihn täglich auf seinen Feldern den Sklaven und Arbeitern Vorschriften ertheilen; oft blieb er Stunden lang dort, um sie zu beaufsichtigen, und alle Tage hielt er eine Musterung über sein Vermögen und berechnete sein Kapital.

Seine „Meierei“, — so heißt nämlich in Amerika jedwedes Grundeigenthum, von welchem Umfang es auch seyn mag — besteht aus ungefähr 1200 Morgen Landes, von einer Güte und Fruchtbarkeit, wie man sie nur irgend in der Welt finden kann. Nie habe ich einen Fleck Landes anmuthiger gelegen und mit größeren Schönheiten der Natur ausgestattet gesehen. Der Boden ist „sanft gewellt“, um mich des ächt Amerikanischen oder eigentlich „Alleghanischen“ Ausdrucks zu bedienen, womit man ein Land mit hin und wieder auftauchenden Hügeln bezeichnet; er ist von einer Menge kleiner Bäche durchschnitten, die sich durch blumige Wiesen hinschlängeln; ich dachte an Arkadien, und meine Phantasie versetzte mich in die herrlichen Gegenden, die uns der Romantiker Sydney in seinem lieblichen kleinen Gedicht so anziehend schildert. Es war um die Mitte Aprils, als ich die Eremitage besuchte, eine Jahreszeit, die den letzten Maitagen in England entspricht. Der Frühling ist in allen westlichen Staaten von Amerika mild und erquickend, und es war gerade die Zeit des üppigsten Grünens und Schwellens der Natur.

Als ich den General besuchte, hatte er etwa achtzig Sklaven beiderlei Geschlechts, mit Einschluß derjenigen, welche in der Küche beschäftigt waren, in seinen Diensten. Sie waren Alle gut gekleidet und schienen sich glücklicher zu fühlen, als ihre sämmtlichen Kameraden in ganz Amerika. Aber ihr Herr ist auch der liebreichste Menschenfreund und als solcher weit und breit berühmt, so daß er beständig von Sklaven, die nach der Sitte der Vereinigten Staaten von ihren Herren die Erlaubniß erhalten, sich selbst zu verkaufen, mit Dienstgesuchen überhäuft wird. Während meiner Anwesenheit kamen ihrer gewiß ein halbes Dutzend und baten, daß „Massa Jackson“ sie kaufen möge. Auch seine Freigebigkeit und Güte im Speisen und Bekleiden der Hungrigen und Verlassenen ist in jenem Theile des Landes zum Sprüchwort geworden. Hört er, daß ein Fremder in der Umgegend erkrankt, so erkundigt er sich sogleich nach dessen Umständen und Verhältnissen; und oft hat er einen solchen Nothleidenden aus weiter Entfernung in sein Haus bringen lassen, ihn mit vielem Kostenaufwand aufs sorgfältigste gepflegt und dann noch mit Geld zur Abreise versehen.

Das Wohngebäude des Generals ist geräumig, aber sehr einfach; die Möbel sind, was man in Amerika „elegant“, in Großbritanien „anständig“ nennt. Auf die Umgebungen des Hauses ist durchaus keine Kunst verwandt; aber ich erinnere mich nicht, noch einen zweiten Landsitz gesehen zu haben, für den die Natur so viel gethan hätte, und wo die Ausschmückungen der Kunst so überflüssig gewesen wären. Ein Akazienwäldchen lag vor der Front des Hauses, und ein Küchengarten an der einen Seite desselben. Dieser letztere konnte als Symbol und Andeutung des Charakters seines Eigenthümers gelten. Er enthielt fast nur Nutzgewächse, und Alles darin war trefflich angebaut; die wenigen Zierpflanzen dagegen waren etwas vernachlässigt. Als ein Mann von natürlicher Lebendigkeit und Geistesstraft, hat er eine Masse nützlicher Kenntnisse gesammelt, die er fließend und klar mitzutheilen weiß. Sein Benehmen ist höchst gefällig und anstandsvoll, und er wird besonders von den Damen sehr gern gesehen. Ich habe in Amerika Niemand angetroffen, der, meiner Ansicht nach, den Europäischen Begriffen von einem „Mann, wie er seyn muß“, so sehr entsprochen hätte, als General Jackson.

Jetzt präsidirt dieser Mann in den Amerikanischen Freistaaten als höchste vollziehende Obrigkeit. Ueber den Charakter seiner Verwaltung kann man nicht mit Gewißheit urtheilen, aber ich glaube, der Hauptzug derselben wird eine große, vielleicht zu weit gehende Sparsamkeit seyn, übrigens friedlich gesinnt nach außen, und wenig geneigt, dahein diejenigen zu verdammen, die aus redlichen Gründen hinsichtlich der Verdienste der beiden um die Präsidentschaft wetteifernden Kandidaten nicht mit der Mehrheit ihrer Mitbrüder stimmten. Der Präsident Jackson wird sich nicht durch weitläufige Aktenstücke und Botschaften bemerklich machen, er wird nicht mit langweiligen Auseinandersetzungen seiner nationalen und finanziellen Politik auftreten, aber er wird desto mehr denken und die Zungendrescher schwatzen lassen, er wird den Freistaaten viel Geld ersparen und sie von allem unnützen Aufwand abmahnen, der unvermerkt ihren Glauben, ihre Verfassung und ihr politisches Heil untergraben könnte. Die Amerikanische Regierung hat sich übrigens in der letzten Zeit, ausgenommen bei der Ausstattung ihrer auswärtigen Minister, worin sie höchst knickerig und geizend ist, eher verschwenderisch als sparsam bewiesen. Einschränkungen sind in verschiedenen Fächern vonnöthen, um für die gebieterischen Forderungen, die aus der Vermehrung der Einwohnerzahl und den gesteigerten Bedürfnissen der Staaten entspringen möchten, die nöthigen Fonds zu sparen. General Jackson ist sicherlich der Mann dazu, Mißbräuche jeder Art zu verbessern.

(U. S. J.)

Bibliographie.

Annals of Tryon County. (Annalen der Grafschaft Tryon, oder der Gränzkrieg von New-York während der Revolution.) Von W. W. Campbell. New-York.

The vocal annual, or singer's own book. (Taschenbuch für Gesang, auf d. J. 1832.) Boston.

Remarks etc. (Bemerkungen überden Verlauf und die Behandlung des Delirium Tremens.) Von Dr. John Ware. Boston.

Mannigfaltiges.

— **Berichtigung.** In Bezug auf die Schlußbemerkungen des Aufsatzes: „Strzynezki's Flucht von Warschau“ (Nr. 64 des Magazins) ist uns von Seiten des Herrn Grafen von Mostowski die Berichtigung zugekommen, daß er erstlich niemals Premier-Minister gewesen und zweitens das ihm von dem Englischen Reisenden in den Mund gelegte Urtheil über den General Strzynezki um so weniger abgegeben haben kann, als er diesen General nie persönlich gekannt und dessen militairische Handlungen, da er sie nur entfernt von seinem Vaterlande und aus Zeitungsberichten kennen gelernt hat, darum auch nicht näher als jeder andere Zeitungsleser zu beurtheilen vermag.

Titelblatt und Register zum ersten Bande (Februar bis Juni) des Magazins werden mit einer der nächsten Nummer dieses Blattes ausgegeben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zweiter Band,

Juli bis Dezember.

1832.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Dezember: Die Portugiesischen Dichter und Proben aus dem Parnaso Lusitano (142).

Spanien.

Juli: Ferdinand's VII. Rückkehr nach Spanien im Jahr 1814. Vom Vicomte von Martignac (67). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

August: Ueber Hernando de Herrera und den Charakter seiner Poesie (83). Erinnerungen eines Italiäners an Barcelona und die Katalonier (93). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

September: Literarische und wissenschaftliche Institute in Spanien (95). Die Spanischen Räuber (100). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Oktober: Vasco Nuñez de Balboa und Francesco Pizarro. Nach Don Manuel Josef Quintana (113). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

November: Spanische Histrionen (120). Kunst-Ausstellung in Madrid (120). Bibliographische Mittheilungen.

Frankreich.

Juli: Homer und seine Schriften, vom Marquis v. Fortia d'Urban (68). Ueber die jetzige Französische Literatur (69). Der Saint-Simonismus. Dritter Artikel (71). Die Pariser Boulevards (73). Frau von Stael. Nach dem Urtheile Lord Byron's (77). Napoleon in Jaffa. Aus der wissenschaftlichen und militairischen Geschichte der Französischen Expedition nach Aegypten (79). Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

August: Fortschritte der Geologie in den Jahren 1830 und 1831 (82). Reise nach Kongo und nach dem Innern von Afrika, von J. B. Douville (83). Ueber die jetzige Lebensweise der Saint-Simonisten (84). Alfred de Vigny. Eine biographische Skizze (87). Das Jacotoische Unterrichts-System (87). Tagebuch des Nord-Amerikanischen Gesandten G. Morris, über die wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution (89). Vergleich der städtischen Bevölkerung in England und Frankreich (90). Pariser Sitten. Die jährlichen Volksfeste, von A. Bajin (91). Casimir Delavigne. Eine Charakteristik dieses Dichters von Am. Pichot. (92). Bibliographische Mittheilungen in 10 Nummern.

September: Casimir Delavigne. [Schluß] (94). Denkwürdigkeiten Ludwig's XVIII. Vierter Theil (96). Pater Lamiot's Nachrichten von China (99). Die Osterwoche in Quito (102). Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

Oktober: Lafayette und die Revolution von 1830. Von Sarrans (107). Skizzen aus Charakteristiken, von Benjamin Constant. [Madame Recamier. Fürst Talleyrand. Abbé Sièyes] (110). Jefferson an Frau v. Staël, über die Süd-Amerikanischen Staaten (112). Die Pariser Polizei unter Herrn v. Sartines (112). Das Fort Ham. Vom Grafen v. Peyronnet (113). Die Familie Bonaparte (115). Lamartine und seine Vorgänger (116). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

November: Zur Anthropologie. [Ueber frühreife Kinder] (121). Denkwürdigkeiten der Juli-Revolution, von Majas (125). Oeffentlicher Unterricht in Frankreich und Nord-Amerika (129). Der junge Napoleon in Orleans, von der Gräfin von Bradi (130). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Dezember: Neuere Französische Romane (135). Sittenschilderungen der Französischen Bretagne (136). Der Herzog von Reichstadt. [Erster Auszug aus dem Werke des Herrn von Montbel] (138). Ueber die Verhältnisse der Bevölkerungs-Zunahme. Von A. Moreau de Jonnès (139). Gesetzbuch des guten Geschmacks — bei Gastmahlen (140). Der Herzog von Reichstadt. [Zweiter Auszug aus dem Werke des Herrn von Montbel] (145). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

Schweiz.

November: Die Helvetischen Alpen (120). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

August: Ueber die Fortschritte der Geographie und ihre Literatur, in den drei Jahren 1829, 1830 und 1831 (80). Konstantinopel im Jahr 1831, von Antonio Baratta (81). Ueber den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur. [Toskana, Modena, Parma] (85). Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

Oktober: Römische Journale (116). Montecuccoli's Werke (119.) Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

November: Die Liebeshändel des Tasso (128). Bemerkungen des Grafen von Perchio über England (132). Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

Dezember: Ueber einige merkwürdige Denkmäler in Venedig. Vom Ritter Musteridi (138). Rubini, der Sänger. Von Castil Blaze (140). Neue Beobachtungen über die Hunds-Grotte in Neapel (143). Eine Hochzeitsfeier in Konstantinopel (145). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

England.

Juli: Ueber vaterländische und Volks-Literatur (70). Francis Jeffrey, der berühmte Schottische Advokat (74). Die diesjährige Versammlung der Britischen Naturforscher in Oxford (75). Philosophie der Straßen und öffentlichen Orte in London, Edinburg und Paris (76). Die natürliche Musik, von W. Gardiner (78). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

August: Cooper's Heidenmauer (82). Fabriken-Oekonomie, von C. Babbage (84). Zur Geschichte von Lord Byron's Childe Harold (85). Cap. Skinner's Reisen in Ostindien (86). Die Bevölkerung Großbritaniens in den Jahren 1801, 1811, 1821 und 1831 (87). Lord Byron in Genua (90). Spanien im Jahr 1830, von H. D. Inglis (91). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

September: Schiffs-Scenen und Seebilder, von Cap. Basil Hall (94). Der literarische Charakter (95). Percy Bysshe Shelley. Eine biographische Skizze (96). Engländer, Schotten und Irländer (97). Cap. Basil Hall's Unterredung mit Napoleon auf St. Helena (98). Militairische Denkwürdigkeiten des Herzogs von Wellington. Zweiter Theil (100). Benjamin West. Eine biographische Skizze (101). Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

Oktober: Der Bosphorus (106). Der neue Gil Blas (106). Mirabeau's Briefe während seines Aufenthalts in England (107). Aegyptische Alterthümer (107). Ein Gebet für Lord Byron (108). Geschichte der Deutschen Legion, von Beamish (111). Thomas Bewick. Skizze eines Künstler-Lebens (112). Die drei ersten Begründer der Englischen Literatur. I. Thomas Elyot (113). II. Thomas Morus (117). Weibliche Charaktere. Von Mistreß Jameson (114). Ein Besuch bei Thomas Payne (115). Byron über Geselligkeit, Freundschaft, Liebe und Ehe (118). Zohrab, der Geißel. Vom Verf. des Hadschi Baba (119). Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

November: Heinrich Füßli, Skizze eines Künstlerlebens (120). Roscoe's Spanische Novellendichter (124). Miß L. E. Landon (124). Zu Lord Byrons innerer und äußerer Charakteristik (126). Seebilder (126). Mistreß Trollope (127). Winterwohnungen der Eskimo's (128). Zur Kenntniß der Englischen Kriminalrechtspflege (129). Die drei ersten Begründer der Englischen Literatur [III. Roger Ascham] (131). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

Dezember: Die Naturtöne und ihr Verhältniß zur Musik (133). Die Constitution des Menschen in ihren Beziehungen zu äußeren Gegenständen. Von George Combe (135). Peter der Große in London (136). Leben des Generals Sir David Baird (137). Ueber den jetzigen Zustand der Eisenbahnen und Dampfwagen in England (139). Leben und Thaten von Banditen und Räubern in allen Theilen der Welt. Von C. Mac Farlane (141). Geschichte Irlands. Von John Lawleß (142). George Romney. Skizze eines Künstler-Lebens (143). Zustand der Heilkunde im Mittelalter (144). Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

Holland.

Juli: Zwölf Monat aus der Niederländischen Geschichte (72). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Holland im Kampfe mit England (135). Bibliographische Mittheilungen.

Dänemark.

Juli: Das Leben und die Werke Holberg's (78). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

August: Dänische poetische Anthologie, von Christ. Molbech (85). Bibliographische Mittheilungen.

September: Thorwaldsen und seine Werke (103). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Dänen im Jahre 1832. Geschildert von einem Franzosen (111). Bibliographische Mittheilungen.

Schweden.

Juli: Schwedischer Plutarch, von J. F. von Lundblad. [Biographie Lewenhaupt's. Zur Geschichte Karl's XII.] (73). Bibliographische Mittheilungen in 4 Nummern.

August: Ein Besuch bei Berzelius (80). Jagd-Vergnügen in Schweden und Norwegen (91). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

September: Runenlehre, von J. G. Liljegren (105). Bibliographische Mittheilungen.

November: Schwedische Könige und deren Zeitalter (132). Bibliographische Mittheilungen.

Altnordische Literatur.

Dezember: Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde. [Kopenhagen, 1832] (134). Aechtheit der Nordischen Mythologie (137).

Polen.

Juli: Krönung des Königs Siegmund II. August, im Jahr 1530 (79). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Juli: Alexander Puschkin (69). Bibliographische Mittheilungen.

September: Zur Kenntniß der Russischen Literatur (103). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Victor Teplikow's Gedichte (108). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

September: Adamantios Korais. Eine biographische Skizze (94). Ueber die christlichen [nicht-Griechischen] Völkerschaften in der Europäischen Türkei (104).

Oktober: Das alte und neue Korinth (119). Bibliographische Mittheilungen.

November: Neugriechische Dichtkunst (123).

Türkei.

Juli: Türkische Reformen. Auszug aus dem Schreiben eines in der Türkei reisenden Engländers (68). Bibliographische Mittheilungen.

Serbien.

November: Ueber die Volkspoesie der Serben (123).

Ostindien.

Juli: Besuch bei Nesir Uddin Heider, König von Audi, in seiner Hauptstadt Lecknau. Aus Cap. Mundy's Indischen Skizzen (67). Mythologie der Hindus, von Coleman (75). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

August: Bilder des Himalaya und seiner Bewohner (88). Ein Tag in Kalkutta (93). Bibliographische Mittheilungen.

September: Das Klima von Kalkutta (97). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die [der Germanischen ähnliche] Lehens-Verfassung bei den Radschputen in Hindostan (141).

China.

November: Hoei-lan-ki, oder Geschichte des Kreidezirkels, ein chinesisches Drama (122).

Morgenländische Literatur.

August: Historische Skizze der Sanskrit-Literatur, von Talboys (84). Bibliographische Mittheilungen.

September: Ueber die Arabischen, Persischen und Türkischen in Konstantinopel gedruckten Werke (105). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Kosmogonie, Mythologie und Religions-Philosophie der Tibetaner und Mongolen (106). Schilderungen des Orients. [Abdallah, Pascha von Acre. Charakter und Sitten der Kirgisen. Ein Festtag in Konstantinopel] (109. 112). Das Schah Nameh des Persischen Dichters Firdusi (116). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

November: Japan, ein Privilegium der Holländer und Chinesen (121). Die Londoner Gesellschaft zur Uebersetzung aus orientalischen Sprachen (130). Kanuni Islam, von dem Indier Dschafer Scherif (131).

Dezember: Ueber Sprachen und Schrift-Charaktere der Tataren, Japanesen und Koreaner (133).

Aegypten.

Juli: Ueber die jetzigen Bewohner Aegyptens (77).

Oktober: Das Aegyptische Theben (118).

Nord-Amerika.

Juli: Bemerkungen über Italien, von Rembrandt Peale (74). Bibliographische Mittheilungen.

August: Literatur, Beredsamkeit und Poesie in den Vereinigten Staaten (81). Washington Irving. Eine Charakteristik dieses Schriftstellers (88). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

September: Tekumsih, der Indianer-Häuptling (97). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Oktober: Audubon's Schilderung Amerikanischer Vögel (108). Aus dem Tagebuche des Nord-Amerikanischen Gesandten G. Morris (117). Gedichte von William Cullen Bryant (119). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

November: Ein Ausflug von sechstausend Meilen durch die Vereinigten Staaten, von Ferral (125). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Zufluchtshäuser in den Vereinigten Staaten (133). Die Thal-Ebene des Mississippi (144). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Deutsche Literatur im Auslande.

Juli: Kenntniß der Franzosen von Deutschland (70). Müllner's „Schuld" in's Holländische und Schiller's „Fiesko" in's Englische übersetzt (72).

August: Deutsche Aesthetik und Poesie in Italien (81).

September: Deutsche Briefe im und über das Ausland. [Der Verstorbene. — Fr. von Raumer. — Goethe] (101).

November: Goethe in Italiänischem Gewande. Bürger (127). Ludwig Tieck in Frankreich (131).

Mannigfaltiges.

Juli: Religiöse Schwärmer in England. — Rom's heutige Macht. — Neue Erfindung. — Wallfahrt zu dem Götzen Dschuggernauth. — Fuchsjagd in Nord-Amerika. — [Ein unter den Wilden entdeckter Europäer. — Die philharmonische Gesellschaft in London. — Verfehlte Bühnen-Effekte. — Ueber die Fortschritte der Civilisation in Kalkutta. — Ein Bild der Seits in Ostindien. — Ehre, dem sie gebührt. — Wie leicht man in England eingesperrt werden kann. — Heilquellen in Spanien. — Das prächtigste Mausoleum auf Erden. — Eingesandt. — Notizen aus dem Journal des Tower. — Verbrauch von Butter in London. — Voltaire's Haus. — Robert der Teufel in London. — Diebesbeschwörung in England. — Spaniens Tabacks-Verbrauch. — Ansicht des Himalaya. — Ein Christ in Afrika. — Eier als Scheidemünze. — Gerechtigkeitspflege in Neu-Seeland. — Spaniens Zustand zur Zeit des Erbfolgekrieges. — Chinesische Almanache. — Museen in Turin. — Rechtsgeschichtlicher Fund. — Ein neues Epos. — Heidenmauer. — Berühmter Rosenkranz. — Verbrauch von Spielkarten in Großbritanien. — Honorar für die Werke Lord Byron's. — Buchhändler-Thätigkeit. — Bellini in seiner Vaterstadt. — Ein Bild von Bombay. — Ein Archiv für Reisende.

August: Lord Byron und die Engländer. — Takt im Theater-Chor. — Pinselstriche zu Lord Byron's Bild. — Polygamie unter den Indiern. — Fürchterlicher Orkan. — Schwache Seiten eines starken Geistes. — Lord Byron, ein Kunstverächter. — Klöster in Turin. — Jagd auf einen Alligator. — Ungewöhnlicher Muth. — Muthmaßliche Wirkung der Dampf-Beförderung. — Einwohner der Insel Bombay. — Kaffee, als Pulver genossen. — Kanal vom Nil nach dem rothen Meere. — Kriegslist. — Toilettenregeln für Damen. — Periodische Schriften und öffentliche Anstalten in Kanada. — Merkwürdige hölzerne Brücke. — Benutzung unscheinbarer Gegenstände. — Walter Scott über Lord Byron. — Ein Bivouac in Portugal. — Drei Willen und Meinungen. — Verkehrte Ordnung der Dinge. — Philologischer Fund. — Charakter der Augenbrauen. — Indische Diebe. — Wie sich ein Arzt Praxis verschaffen kann. — Dramatisches aus Spanien. — Kunst-Nachricht. — Ein Land ohne Regen. — Neue Volta'sche Säule. — Italiänisches Theater. — Fertigkeit durch häufige Wiederholung desselben Geschäfts.

September: Geistesabwesenheit. — Schwierigkeit des Zusammenarbeitens einer großen Anzahl Menschen. — Grönland's Gefahren. — Der Stich der Tarantel. — Ein Türkisches Bad. — Sklavenhandel. — Mechanische Kunststücke. — Sir Walter Scott. — Theorie des Tones. — Rauchende Parlaments-Mitglieder. — Byron, der Lord. — Eigenschaften des Diamants. — Vertrauen in der Handelswelt. — Glückliches Mißverständniß. — Byron's Ansicht von weiblicher Schönheit. — Zur Statistik der Verbrechen. — Die Chol's oder Kohl's, ein Volk in Hindostan. — Zärtliche Bewerbung. — Amerikanische Expedition. — Holman, der blinde Reisende. — Geistige Aufregung. — Ein Bischof in Nord-Amerika. — Walter Scott, ein Wilddieb. — Joseph Bonaparte. — Das Tabackrauchen bei den Orientalen. — Gasbeleuchtung.

Oktober: Unterricht in England. — Gouvernanten in Paris. — Babbage's Rechnenmaschine. — Frömmigkeit und Unsauberkeit. — Domino-Wetten. — Triftiger Grund. — Zwei Fliegen mit Einer Klappe. — Kunst und Gewerbe in Piemont. — Stereotyp-Stich. — Neuer Improvisator. — Ein Toast. — Der Verfasser des Waverley. — Byron's Veränderlichkeit. — Einfluß des Geistes auf den Körper. — Porto oder Oporto? — Das Genie, in Berührung mit der Gesellschaft. — Bulwer's Urtheil über Walter Scott. — Alte Englische Gesetze. —

Wahnsinnige in England. — Literarische Lotterie in China. — Jakobinische Manuskripte. — Guttenberg und Koster. — Walter Scott's Persönlichkeit. — Zweite Afrikanische Reise der Gebrüder Lander. — Juden in Rom. — Fabrikfleiß in England. — Wiederhall. — Speculationsgeist. — Einstimmiges Auditorium. — Der Sklavenhandel und die Neger in Kongo. — Lord und Dichter zugleich. — Jervas der Maler. — Was ein Verstorbener nicht Alles erlebt!

November: Wie man sich in China beim Examen hilft. — Byron und die öffentliche Meinung. — Indianischer Aberglaube. — Brasilianische Ameisen. — Der Gang durch das Feuer bei den Hindus. — Ein Wort Napoleons. — Galanterie in Grönland. — Denkmal für Sir Walter Scott. — Zeitvertreib der Grönländer. — Die Ehescheidung durch den Tod. — Etwas über Madeira. — Malayische Hochzeiten. — Die letzten Tage der Mademoiselle Clairon. — Eine zufällige Erfindung. — Zur Kenntniß der Zigeuner. — Mißbräuche in den Londoner Hospitälern. — Das Klima von Brasilien. — Statistisches. — Anaratschapura und Mehentele auf der Insel Ceylon. — Die Eingebornen Australiens. — Das Gebirge Bachtiari. — Indische Tradition. — Baukosten eines Hauses in London und in Paris. — Der Chinesische Kaiser Khiän-lung. — Byrons Urtheil über die Uebersetzungen seiner Werke. — Byron und die Griechen. — Amerikanische Nationalwaffen.

Dezember: Deutsche Theologie in Dänemark. — Lord Elden und Lord Stowel. — Theater-Einnahme in London. — Schlacht-Teppiche. — Marco Sciarra, der Räuber der Abruzzen. — Aus dem Tagebuche der Gräfin von Blessington. — Mechanismus der menschlichen Stimme. — Täglicher Verbrauch an Getreide. — Zärtliches Attachement. — Tröstliche Berechnung. — Abkunft einiger berühmter Männer. — Freie Wahlen. — Nicht bloß jeder Mensch, sondern auch jedes Pferd hat seinen Fehler. — Eröffnung der neuen Pinakothek in Turin. — Seltenheit des Thees vor 200 Jahren. — Das wandernde Nest. — Fossile Thiere. — Respekt der Malabaren vor den Europäern. — Hypochondrie. — Humboldt's wollhaariger Affe. — Giftige Schlangen in Süd-Afrika. — Ein Elephant als Straßenräuber. — Byron's Gedanken über den Tod. — Aus dem Tagebuch eines Englischen Professors der Musik auf einer Reise durch Deutschland. — Zustand der Gesellschaft im Britischen Indien. — Frühere Verfolgung der Quäker. — Ein Abend-Spaziergang in Venedig. — Die Parsen in Bombay. — Schwungkraft der Lügen — Der Norqual oder große Wallfisch.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Montag den 2. Juli 1832.

Spanien.

Ferdinand's VII. Rückkehr nach Spanien im Jahre 1814.

Aus dem vom Vicomte von Martignac unvollendet hinterlassenen Werke: Historischer Versuch über die Spanische Revolution und Intervention von 1823. Paris 1832. *)

Nach den ungeheuren Ereignissen, welche Spanien erschüttert hatten, nach einer sechsjährigen Gefangenschaft, die ihn verhindert hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen, konnte Ferdinand VII., als er der Freiheit wiedergegeben war und in sein Vaterland zurückkehrte, um sich die Krone seiner Väter wieder aufzusetzen und ihr Scepter in die Hand zu nehmen, nicht erwarten, den Weg zum Throne geebnet zu finden. Ihm war die schwierige und mühevolle Aufgabe gestellt, viele und heftige Leidenschaften zu besänftigen, eine Menge einander entgegengesetzter Interessen zu befriedigen und Menschen, die an die Freiheit, Alles zu sagen und zu thun, gewöhnt waren, zum Gehorsam und zur Achtung zurückzuführen. Der anfangs für den König geleistete heldenmüthige Widerstand war im Interesse des Volks fortgesetzt und durchgeführt worden; der im Namen der Unterthanentreue und der Unabhängigkeit der Monarchie begonnene ruhmvolle Krieg war im Namen der Freiheit, der Gleichheit und der Volksrechte beendigt worden. Der Thron, den Ferdinand nach sechsjähriger unfreiwilliger Unthätigkeit wieder einzunehmen kam, war durch den Muth der Spanier gerettet worden; das Land, das er nach so langer Abwesenheit wiedersah, war mit den Trümmern ihrer Häuser bedeckt und mit ihrem Blute gedüngt. Jeder Ort, durch den seine Reise ihn führte, erinnerte an einen Kampf, an ein unglückliches Ereigniß, an ein großes Opfer. Hatten so viele glänzende im Angesicht Europa's vollbrachte Thaten in dem alten Verhältniß des Monarchen zu seinen Unterthanen nichts geändert? Konnte Ferdinand bei seiner Rückkehr im Jahre 1814 glauben, er sey seinem Lande nicht mehr schuldig, als im Jahre 1808, wo er es verließ, um sich zu der Zusammenkunft nach Bayonne zu begeben? Dies läßt sich schwer annehmen, und die erklärtesten Anhänger der absoluten Gewalt werden Bedenken tragen, dergleichen zu behaupten. Wie heilig auch die Rechte seyn mochten, kraft deren er den Thron wieder bestieg, so war er es der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit, dem öffentlichen Frieden und seinem eigenen Interesse schuldig, dem Glücke dieser Nation, die sein verlassenes Erbe gerettet hatte, alle Opfer zu bringen, die mit der Würde des Monarchen und der weisen Voraussicht des Familienvaters verträglich waren.

Dies waren auch, ich zweifle nicht daran, die Gesinnungen, welche Ferdinand beseelten, als er, dem düsteren Aufenthalte und der traurigen Unthätigkeit Valençay's entfliehend, das Herz voll ungeduldiger Freude und den Kopf voll von Plänen und Studien, der Gränze seines Landes zueilte. Wäre er sich selbst überlassen und in einer weniger gezwungenen Lage gewesen, hätte er es mit weniger heftigen Leidenschaften und mit nicht so ausschließenden Forderungen zu thun gehabt, so ist es wahrscheinlich und sogar außer Zweifel, daß er den großen Akt seiner Restauration auf eine der gewaltigen Ereignisse, durch die sie vorbereitet worden war, würdige Weise besiegelt haben würde. Aber große Schwierigkeiten und Hindernisse traten ihm in den Weg und machten die Ausführung seiner Pläne fast unmöglich. Um gegen solche Hindernisse anzukämpfen, um aus so vielen und widersprechenden Behauptungen die Wahrheit herauszufinden und von so vielen Rathschlägen und Leidenschaften, von so mannigfachem Geschrei umringt, das Klügste zu wählen, hätte er eines Scharfsinns, eines Selbstvertrauens und einer Willenskraft bedurft, wie sie nur wenig Menschen zu Theil werden.

Als die Cortes die Nachricht von dem Vertrage von Valençay, von der Befreiung und Rückkehr des Königs erhielten, zeigten sie äußerlich lebhafte Freude, die sich in großen Demonstrationen offenbarte; doch war es leicht zu durchschauen, daß sich hinter diesen Demonstrationen ernste Besorgnisse verbargen; die Mehrzahl der Cortes-Mitglieder hoffte nicht, Ferdinand zur Ratification der Constitution von Kadix zu bewegen, und sah also den nahen Sturz ihres Ansehens voraus; doch hielt sie Zuversicht und Kühnheit für die einzigen Mittel, durch die ein Erfolg möglich sey, und beschloß, mit diesen einen Versuch zu machen. Ein von ihr in dem Augenblick, wo Ferdinand das Spanische Gebiet betrat, promulgirtes Dekret gab dem Könige die Weisung, unverzüglich die Verfassung von 1812 anzunehmen und derselben den Eid der Treue zu leisten; dabei hatte man sich, wie wenn die Weisung nicht schon an und für sich bedeutsam genug gewesen wäre, rechte Mühe gegeben, die verletzendsten und härtesten Ausdrücke zu wählen. Der König sollte ohne Prüfung eine Verfassung genehmigen, die sich ein Volk gegeben hatte, dem er seine Krone verdankte; bis dahin war ihm untersagt, den Titel eines Königs von Spanien anzunehmen. Man zeichnete ihm die Reiseroute vor, der er nach Madrid folgen, bestimmte die Städte, die er berühren und sogar die Antworten, die er auf die ihm unterwegs dargebrachten Huldigungen ertheilen sollte.

So empfingen die Cortes den ihnen wiedergegebenen König, so bereiteten sie die so wünschenswerthe Annäherung vor. Wäre Ferdinand auch wirklich schon entschlossen gewesen, das Werk der Cortes von Kadix anzunehmen, so würde er seinen Entschluß vor einer ihm auf solche Weise gestellten Bedingung geändert und durch eine Unterwerfung unter dieselbe die Würde seiner Krone zu beflecken geglaubt haben. Er wußte, was in diesem wichtigen Momente der Kastilianische Stolz von ihm erwarte, und wie wenig Festigkeit ein um diesen Preis wieder errichteter Thron in einem Lande haben würde, wo übertriebenes Ehrgefühl und eine ritterliche Energie herrschen. Er nahm die ihm gestellte Bedingung nicht an, leistete nicht den vorgeschriebenen Eid und that nichts, woraus eine ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung der Verfassung von 1812 hätte gefolgert werden können. Er ward bei seinem Eintritt in Spanien von dem Ausbruch öffentlichen Jubels umringt, ging nach Katalonien, ließ sich von der in dieser Provinz stehenden Armee anerkennen, entsetzte ihren von der Cortes-Regierung ernannten Befehlshaber und gab die Stelle dem Baron von Eroles, rückte nach Valencia vor und wurde dort von einem neuen vom General Elio befehligten Heere proklamirt. Von der Gränze bis nach Valencia hatte Ferdinand überall nur Verwünschungen gegen die Constitution vernommen; von allen Seiten kamen ihm Bittschriften, Denkschreiben und Adressen zu, in denen man ihn dringend anging, alles während seiner Gefangenschaft Geschehene für null und nichtig zu erklären und nach der Weise seiner Vorfahren über Spanien zu regieren. Da gab es kein Dorf, wo ihm nicht eine solche Supplik, von Leuten aus allen Ständen und sogar von den Mitgliedern der kraft der constitutionellen Akte ernannten Magistrate unterzeichnet, überreicht worden wäre. Die Armee führte dieselbe Sprache; diejenigen, die für die Vertheidigung des Thrones und ihres Vaterlandes ihr Blut vergossen hatten, verlangten, daß der Thron, den sie gerettet, unbefleckt bleibe und wie ehemals mächtig, fest und geehrt sey. Aber noch mehr; sogar die Minorität der Cortes wandte sich mit denselben Protestationen und Wünschen an den König; sie unterzeichnete zu dem Ende eine Adresse, welche unter dem Namen der Protestation der Perser berühmt geworden ist; 69 kraft der Constitution ernannte Deputirte baten den König, die Akte zu vernichten, an die sie durch einen feierlichen Eid gebunden waren.

Diese Aeußerungen allgemeiner Mißbilligung über die Verfassung von 1812, dieses Zusammentreffen von Rathschlägen, Bitten und Wünschen, diese ununterbrochene Folge einstimmiger Acclamationen, gegen die sich die vereinzelte Stimme der Regentschaft und der Majorität der Cortes mit Heftigkeit erhob, waren ganz geeignet, auf das Herz des Monarchen, dessen geheime Neigung sich durch diesen glänzenden Empfang geschmeichelt fühlte, einen lebhaften Eindruck zu machen. Konnte er in einer solchen Lage wohl etwas annehmen, was ganz Spanien zu verwerfen schien, und die Wünsche des ihm treu gebliebenen Volks den Befehlen einiger Fanatiker, die seiner Autorität trotzten, zum Opfer bringen? Durfte er andererseits Rathschlägen, die mehr von Leidenschaft, Groll oder von einer vorübergehenden Exaltation als von der Vernunft und Ueberlegung eingegeben zu seyn schienen, blinden Glauben schenken? Die Stimmen für das absolute Königthum waren allerdings zahlreich und lebhaft, waren sie aber wohl der Ausdruck der National-Meinung und der Wünsche der wirklichen Majorität des Landes? Allerdings erhob sich keine Stimme, um gegen diese lärmenden Aeußerungen zu protestiren; mußte man aber daraus folgern, daß in diesem seit sechs Jahren der Anarchie preisgegebenen Lande, wo sich so viel verschiedene Interessen gebildet hatten, wo so viele Gewohnheiten der Freiheit Wurzel gefaßt hatten, die Gemüther und Herzen sich plötzlich vereinigt hätten, um einen willkürlichen Herrscher und eine Regierung ohne Regeln und Gesetze zu verlangen? War es nicht vielmehr natürlich und verständig, zu bedenken, daß in den Augenblicken öffentlicher Trunkenheit und in den ersten Tagen der Freude über die unverhoffte Rückkehr des Königs sich nur Aeußerungen der Liebe und des Vertrau-

*) Vgl. Nr 47, wo die Einleitung zu diesem Werke mitgetheilt wurde.

ens vernehmen lassen konnten, daß der Augenblick noch nicht gekommen war, von der Zukunft, von Bürgschaften und zu befriedigenden Bedürfnissen zu sprechen, daß das Stillschweigen derer, die ein Interesse hatten, es zu brechen, nicht als ein Beitritt, sondern als ein kluges und schickliches Benehmen zu betrachten war? Mußte er nicht auch erwägen, daß nichts von Natur weniger Dauer hat, als der Enthusiasmus und die Freude des Volkes, und daraus den Schluß ziehen, daß es klug sey, sich von diesem blendenden Schauspiel nicht berauschen zu lassen, sondern an das zu denken, was nach der Rückkehr der Ruhe und des Stillschweigens eintreten werde? Solche Sprache mußten die aufrichtigen Freunde und klugen Rathgeber Ferdinand's in dieser schwierigen Uebergangs-Epoche führen, dies mußte das Resultat seiner eigenen Betrachtungen seyn und war es auch in der That, wie der Entschluß, den er faßte, deutlich zeigte. Am 4. Mai 1814 unterzeichnete er das berühmte Dekret von Valencia, in welchem er seinen Entschluß bekannt machte; dieser wichtige Akt verdient eine sorgfältige Prüfung, er ist zu lang, um hier vollständig mitgetheilt zu werden, aber ein Auszug der Hauptstellen ist nothwendig.

Der König erinnert zunächst daran, wie er in Folge der Abdankung seines Vaters mit der Souverainetät bekleidet wurde, wie er seine neue Gewalt dazu anwandte, die unter der Herrschaft des gestürzten Günstlings begangenen Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, und welche Pläne er seitdem entworfen, um das Loos der treuen Spanier zu verbessern. Er erzählt hierauf die Ereignisse von Bayonne, das gegen seine Person begangene Attentat, die Verletzung des Völkerrechts, deren Opfer er wurde, seine wie seiner Brüder und seines Oheims Transportirung nach dem Schlosse, welches sechs Jahre lang sein Gefängniß war, und die tiefe Betrübniß, mit der ihn die Nachricht von dem Unglück erfüllte, welches sein Vaterland während seiner kummervollen Gefangenschaft heimsuchte.

„Bei diesem beklagenswerthen Stande der Dinge", fährt der König fort, „sandte ich am 1. Mai 1808 in der einzig möglichen Form ein Dekret an den Rath von Kastilien ab, worin ich die Zusammenberufung der Cortes befahl; leider gelangte dieses Dekret nicht an den Ort seiner Bestimmung, es ward damals nicht bekannt, und die durch die furchtbare Madrider Katastrophe vom 2. Mai zum Aufstande aufgeforderten Provinzen sorgten selbst, durch Errichtung von Junten, für ihre Regierung." Hier wird in der Einleitung des Dekrets an die Bildung der allgemeinen und außerordentlichen Cortes auf der Insel Leon, an die vielen und wesentlichen Fehler und Unregelmäßigkeiten, die dabei vorgingen, so wie an die Attentate erinnert, deren sich diese ungesetzliche Versammlung gegen die Königliche Autorität und die alten Einrichtungen der Monarchie schuldig machte; dann werden die Bestimmungen der Constitution von Kadix durchgegangen und wird aufgezeigt, daß dieser Akt keine gemäßigte Monarchie, sondern eine Volksregierung errichte, deren Oberhaupt nichts von der Würde und Macht eines Königs besitze; es wird an die für die Königliche Majestät verletzenden Handlungen und Aeußerungen erinnert, welche die Bekanntmachung dieser Akte begleiteten, und die Verleumdungen und Beleidigungen, mit denen der Monarch bei seiner Rückkehr empfangen wurde, werden dem allgemeinen Unwillen preisgegeben.

„Trost", fährt der König dann fort, den wir selbst sprechen lassen, weil hier Alles wichtig und bedeutend ist, „Trost konnte ich nur in den Beweisen der Liebe meiner treuen Unterthanen finden, die sich nach meiner Rückkehr sehnten, weil sie hofften, meine Gegenwart werde dem Trübsal und der Unterdrückung ein Ende machen, unter der diejenigen seufzten, die das Andenken an meine Person bewahrten und das wahre Glück des Vaterlandes wünschten. Ich versprech' und schwöre Euch, den ächten und loyalen Spaniern, daß Eure Hoffnungen nicht getäuscht werden sollen, indem ich die Leiden, die Ihr erduldet, mitfühle. Euer Souverain will König für Euch seyn; er setzt seinen Ruhm darein, der Beherrscher einer heldenmüthigen Nation zu seyn, die durch unsterbliche Thaten sich die Bewunderung aller anderen Völker erworben und ihre Freiheit und Ehre bewahrt hat. Ich verwünsche, ich verabscheue den Despotismus, der weder mit der Aufklärung, noch mit der Civilisation der Europäischen Nationen verträglich ist. Die Könige Spaniens waren niemals Despoten, und die Gesetze wie die Verfassung dieses Königreichs haben niemals den Despotismus erlaubt, obgleich bisweilen hier wie überall Mißbräuche der Gewalt vorgekommen sind, welche keine von Menschen gemachte Verfassung verhindern kann, weil in allem Menschlichen Mißbräuche möglich sind; sind deren in Spanien vorgefallen, so ist dies nicht die Schuld seiner Verfassung, sondern die der Personen und Umstände. Um indessen diesen Mißbräuchen vorzubeugen, so weit menschliche Klugheit dies vermag, werde ich, die Ehre und die Rechte des Königthums bewahrend (denn dieses hat Rechte, die ihm zustehen, wie das Volk die seinigen hat, die gleichfalls unverletzlich sind), mit den Deputirten Spaniens und beider Indien, wenn sie als rechtmäßige Cortes versammelt sind, unterhandeln. Sobald ich dieselben nach der Wiederherstellung der Ordnung und der weisen mit Einwilligung der Nation von Unseren erhabenen Vorfahren eingeführten Gebräuche zusammenberufen haben werde, soll Alles, was zum Wohl meiner Staaten gereichen kann, gründlich und gesetzlich geordnet werden, damit meine Unterthanen unter dem Schutze einer Religion und eines Souverains, als den einzigen Grundlagen der Wohlfahrt eines Königs und eines Landes, welche vorzugsweise den Namen der katholischen führen, glücklich und ruhig leben. Man wird sich dann mit den geeignetsten Maaßregeln für die Versammlung der Cortes beschäftigen, die, wie ich hoffe, die Grundlagen des Glücks meiner Unterthanen auf der einen und der anderen Hemisphäre befestigen werden. Die Freiheit, die persönliche Sicherheit sollen durch Gesetze verbürgt werden, welche die öffentliche Ordnung und Ruhe befestigen, zugleich aber allen meinen Unterthanen den Genuß einer verständigen Freiheit gewähren sollen, welche eine gemäßigte Regierung von einer despotischen unterscheidet. Alle sollen die Befugniß haben, sich auf dem Wege der Presse ihre Gedanken und Meinungen mitzutheilen, indem sie die Schranken beobachten, welche die gesunde Vernunft Allen vorzeichnet, damit diese Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarte; denn in keinem civilisirten Staate darf verständiger Weise geduldet werden, daß man die der Religion und der Regierung schuldige Achtung, so wie die Rücksichten, welche die Menschen sich gegenseitig schuldig sind, hintansetze. Um jeden Verdacht einer Verschleuderung der Staatseinkünfte zu beseitigen, soll das Schatzamt die für meine Person und Familie bestimmten Fonds von den für die Ausgaben der allgemeinen Verwaltung anzuweisenden trennen. Diese Grundlagen reichen hin, um meine Königlichen Absichten mit der Regierung, die ich zu übernehmen im Begriff bin, zu zeigen; diese Absichten sind wahrlich nicht die eines Despoten oder Tyrannen, sondern eines Königs und Vaters seiner Unterthanen. Nach diesen Betrachtungen und dem einstimmigen Rathe von Personen, die sich durch ihre Kenntnisse und ihren Eifer empfohlen, in Rücksicht auf die mir aus den verschiedenen Theilen des Königreiche zugekommenen Vorstellungen über den tiefen Widerwillen der Spanier, die von den allgemeinen außerordentlichen Cortes dekretirte Verfassung so wie die übrigen neuerdings eingeführten politischen Institutionen anzunehmen; in der Absicht, das Unheil zu vermeiden, welches diese Institutionen bereits hervorgebracht, und das nur noch größer werden würde, wenn ich diese Verfassung durch meinen Eid sanctionirte, und in Gemäßheit der allgemeinen von mir gerecht und begründet befundenen Demonstrationen des Willens meines Volkes erkläre ich, daß es meine Königliche Absicht ist, nicht nur diese Verfassung oder irgend ein anderes Dekret der allgemeinen und außerordentlichen so wie der gegenwärtig versammelten ordentlichen Cortes und namentlich die Dekrete, welche die Rechte und Prärogative meiner Souverainetät angreifen, die durch die Verfassung und die Gesetze festgestellt sind, welche die Nation so lange Zeit regiert haben, weder zu beschwören noch anzunehmen, sondern auch diese Verfassung und ihre Wirkungen für die Gegenwart und Zukunft für null und nichtig zu erklären; daß meine Unterthanen, wes Ranges und Standes sie auch seyn mögen, nicht gehalten sind, dieselbe zu vollziehen, und daß alle diejenigen, welche sie meinen Königlichen Absichten zuwider aufrecht zu erhalten streben möchten, als solche betrachtet werden sollen, welche die Prärogative meiner Krone und das Glück der Nation beeinträchtigt haben. Ich erkläre Jeden, der es wagen sollte, durch Wort oder That oder Schrift zur Beobachtung und Vollziehung der genannten Verfassung und Dekrete aufzufordern, des Majestätsverbrechens für schuldig, als welcher er mit dem Tode zu bestrafen ist. Bis zur Wiederherstellung der Ordnung und des früheren Zustandes, der vor der Einführung der Neuerungen im Königreiche galt, und damit die Rechtspflege nicht unterbrochen werde, ist es mein Wille, daß die Gerichtshöfe und Verwaltungsbehörden ihre Functionen bis zu dem Zeitpunkte verrichten, wo die Landesregierung nach Anhörung der Cortes, die ich zusammenberufen werde, auf eine dauerhafte Weise eingerichtet seyn wird. An dem Tage, wo dieses Dekret bekannt gemacht und dem Präsidenten der gegenwärtig versammelten Cortes mitgetheilt werden wird, sollen die Sitzungen derselben geschlossen werden; die in ihrem Archiv vorgefundenen Akten und Berathungen sind von den mit der Vollziehung dieses Königlichen Dekrets beauftragten Personen zu sammeln und versiegelt auf dem Madrider Stadthause niederzulegen. Die zur Bibliothek der Cortes gehörigen Bücher sollen nach der Königlichen Bibliothek gebracht werden. Ich erkläre Jeden, der sich diesem Dekrete in irgend einer Weise zu widersetzen sucht, des Majestätsverbrechens für schuldig und als solchen der Todesstrafe verfallen. Jeder vor einem der Landesgerichte schwebende Prozeß wegen einer Verletzung der Constitution ist von diesem Tage an ungültig; alle aus demselben Grunde in Haft befindliche Personen sollen sofort in Freiheit gesetzt werden; dies ist mein dem Glücke und Wohle der Nation gemäßer Wille!"

Dies war die Akte vom 4. Mai 1814; sie wurde bei ihrem Erscheinen verschieden beurtheilt, und es läßt sich leicht begreifen, daß sie in dem bewegten Lande eine Ursache der Aufregung für die einander gegenüberstehenden Parteien wurde; wer zwischen zwei absoluten und entgegengesetzten Willensmeinungen, zwischen zwei einander ausschließenden und hartnäckigen Forderungen, die Alles, was nicht unbedingter Beitritt war, als Weigerung betrachteten, die Wahrheit und Gerechtigkeit suchte, mußte Zorn und Widerstand bei allen beiden finden. Die Zeit, dieser große Ordner aller Dinge, dieser untrügliche Richter aller Handlungen, dieser weise Unterhändler, der allein die Macht besitzt, sich auch bei dem Vorurtheil Gehör zu verschaffen und die Verblendung der Parteien und Interessen zu heben, die Zeit allein konnte zeigen, was in diesem doppelten Entschlusse etwa von kluger und versöhnender Festigkeit liegen mochte; aber was hilft bei politischen Stürmen die Zeit, und wo sind die Parteien, die sie als Richter anerkennen? Nicht an die Zeit, sondern an die Leidenschaften und die Gewalt appellirten die Cortes, sobald die Anordnungen des Königs ihnen bekannt wurden. Statt sich aufzulösen, erklärten sie, daß sie der Ausführung eines Befehls, dessen Gesetzlichkeit von ihnen nicht anerkannt werde, nöthigenfalls materiellen Widerstand entgegen setzen würden. Die Sitzung, in der man über den zu fassenden Beschluß debattirte, war eine der stürmischsten und heftigsten dieser Versammlung. Ein Mitglied, durch Talent und Energie vielleicht das ausgezeichnetste von allen, gab sich einem ungewöhnlichen Ungestüm hin, den sein durch Alter und Erfahrung gereifter Patriotismus später gewiß oft bereut hat; es trug darauf an, Jeden, der dem Könige bei seinem verbrecherischen Angriffe beistehen würde, für einen

Verräther zu erklären und als solchen zu bestrafen. Vergebliches Bemühen! der Widerstand war ein Hirngespinnst. Der Strom gewann, je weiter er vordrang, an Größe; keine Macht war damals mehr im Stande, gegen ihn anzukämpfen.

Nach Bekanntmachung des Dekrets von Valencia war der König auf Madrid losgegangen und hatte überall das Volk im Aufstande, die Constitutionssteine umgestürzt und zertrümmert und den absoluten König proklamirt gefunden. Ueberall hatten die von den Cortes zur Zügelung des Volks ausgesandten Truppen sich diesem angeschlossen und in seinen Beifallruf eingestimmt. Inmitten dieses Gefolges, das sich in jeder Stadt, jedem Dorfe vergrößerte, durchzog Ferdinand den Weg von Valencia nach Madrid und hielt, von einer noch ungestümeren und exaltirteren Volksmenge umgeben, am 13. Mai seinen denkwürdigen Einzug in die Hauptstadt, der eine lange und friedliche Zukunft zu verbürgen schien. Viele Cortes-Mitglieder entzogen sich der Proscription, der sie sich aufgesetzt, durch die Flucht; diejenigen, deren verwegener Stolz dieses Rettungsmittel verschmähte, wurden verhaftet und in die Gefängnisse geworfen.

So fiel dieses unkluge und dauerlose Werk zusammen, das in Zeiten der Unruhe entstanden, ohne Wahl und Urtheil vorbereitet, ohne Freiheit erörtert und auf dem Volke fremde Ansichten und Gesinnungen gegründet war und in dieser Gestalt die Umstände, unter denen es entsprungen war, nicht überleben konnte. Ferdinand kehrte in den Palast seiner Väter zurück; er gewann seine Krone und sein Schwerdt wieder, ohne daß irgend eine Bedingung, irgend ein Vorbehalt, irgend eine Bestimmung über die Zukunft den Glanz seines Sieges trübten und seine stolze Freude schmälerten. Er sah sich auf seinem Throne als alleinigen Herrscher und vor sich die Liebe seines Volks, aber auch die Verpflichtungen, die er gegen daffelbe eingegangen war. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Vida del taumaturgo portugues S. Antonio de Padua. (Leben des Portugiesischen Wunderthäters Sanct Antonio von Padua.) Von Don Manuel de Acevedo. Nebst Notizen und kritischen Anmerkungen aus den Lebensbeschreibungen von mehr als 100 Heiligen. Pr. 15 Rs.

El buen soldado de Dios y del Rey. (Der gute Soldat Gottes und des Königs.) Gewidmet dem ruhmwürdigen Apostel Santiago, Patron von Spanien. Vom Pater Jesuiten Antonio Cedorniu. Pr. 4 Rs.

La republica de los organistas. (Die Republik der Organisten, oder die Leute mit dem Kopf unten.) Spanische Original-Novelle, von Don A. G. y R.

Noticias cientificas. (Wissenschaftliche Bemerkungen über die Kometen im Allgemeinen und den insbesondere, der im J. 1832 erscheinen soll.) Pr. 10 Rs.

Ostindien.

Besuch bei Nesir Uddin Heider, König von Audi (Oude), in seiner Hauptstadt Lecknau (Lucknow).

Aus Capitain Mundy's Indischen Skizzen.

Der junge Prinz von Audi, den sein Vater zur Begrüßung der Englischen Offiziere, die sich auf einer militairischen Inspections-Reise befanden, *) vorausgeschickt hatte, kam ihnen mit großem Gepränge entgegen. Beim ersten Anblick des Zuges überließen die Engländer ihre Arabischen Rosse den Indischen Bedienten und bestiegen die Elephanten. Eine undurchdringliche Staubwolke, der stete Begleiter eines Elephanten-Trupps, verbarg die Begegnung des Britischen und Muselmännischen Chefs vor den Blicken der Zuschauer. Nachdem der Prinz sein eigenes Haudah (Elephanten-Thürmchen) verlassen hatte, um das des Britischen Chefs zu besteigen, stieß die ganze Prozession in eine kompakte Masse von ungefähr vierzig Elephanten zusammen. Die beiden Eskorten führten den Zug, gefolgt von einem Haufen zu Fuße, aus Keulenträgern, Fahnenträgern, Herolden, welche die hochtönenden Titel des Knaben ausriefen, und Stallknechten bestehend, die reich aufgezäumte Pferde führten. Vorn, hinten und an beiden Seiten umgab den Zug ein Schwarm pittoresk aussehender Reiter, die stets ihre Reiterkünste und ihre Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen zeigen mußten, was sie mit der kühnsten Hinwegsetzung über die Schwierigkeiten des Bodens thaten. Die ganze Scene war höchst interessant und glänzend. Eine dunkle und engeschlossene Kolonne von Elephanten, aufgezäumt mit großen, langbefranzten Schabraken von buntem goldgesticktem Tuch; die prächtigen Hauda's der Moslemin, viele mit Gold- und Silberplatten geändert; der vollkommene Kontrast zwischen den prächtigen Shawls, den weiten herabfließenden Gewändern der Eingebornen und den knappen steifen Scharlachröcken der Engländer, während die Reiter in höflichem Gespräch neben einander ritten; das wilde und regellose Aussehen der Kavallerie von Lecknau, verglichen mit der disziplinirten Regelmäßigkeit der Englischen Eskorte; die unharmonische Vermengung der Indischen und Englischen Musik, welche in der Meisterschaft zu wetteifern schienen; endlich der Flimmer von hundert kleinen Bannern aus Gold- und Silberstoff: Alles dies gab unerschöpfliches Material zur Unterhaltung bis ins Lager.

In den Zelten des Prinzen regalirte man uns mit einem schlechten Frühstück in Englischem Geschmack, aber von Indischen Spielen begleitet. Dann führte man uns zu einem anderen Zelte, wo die herkömmlichen Geschenke Sr. Majestät ausgestellt waren. Sie bestanden aus Shawls, Stoffen u. s. w. Wie abgeschmackt ist der in dieser Hinsicht immer noch bestehende Gebrauch! Kein Individuum, wenigstens auf Englischer Seite, darf behalten, was ihm geschenkt wird. Die Britischen Residenten nehmen von allen Artikeln eine genaue Liste auf, und Alles wird zum Besten der Regierung verkauft. So mag es oft sich ereignen, daß die Indischen Potentaten die nämlichen Shawls als Geschenke zurückerhalten, womit sie wenige Monate vorher einen Beamten der ehrenwerthen Compagnie beschenkt hatten. Doch glaube ich, daß die Abschaffung dieser lächerlichen Sitte jetzt zur Sprache gekommen ist. Bevor wir das fürstliche Zelt verließen, schmückte man uns mit schweren Halsbändern von Scheinsilber, etwa fünf Rupien an Werth. Bei Fettigendsch, wo wir des folgenden Tages (10ten Dezember) kampirten, kam uns der Groß-Falkonier des Königs mit ungefähr zwanzig Habichten von der lang- und kurzbeflügelten Gattung entgegen. Er ließ sie in unserer Gegenwart auf Wasserhühner, Geier u. s. w. losfliegen. Es war erstaunenswürdig, mit welcher Leichtigkeit der kurzbeflügelte Falke den Geier, einen weit größeren und stärkeren Vogel als er selbst, herunterbrachte. Die langbeflügelten Habichte wurden gegen Reiher ausgeschickt, faßten aber keinen einzigen.

Den 11. Dezember bestiegen wir, nachdem die Wahrsager diesen Tag als glückbringend befunden hatten, unsere Elephanten und ritten auf die Hauptstadt zu. Etwa zwei Meilen von der Stadt empfing uns der König selbst mit großem und glänzendem Gefolge. Seine Majestät und unser Chef umarmten sich brüderlich und ritten dann in derselben Hauda weiter. Unser Zug war durch die letzte Verstärkung außerordentlich angewachsen und muß den Myriaden von Gaffern beim Einzug in die Stadt ein imposantes Schauspiel gewährt haben. Der König, Nesir Uddin Heider, ist von schlichtem und gewöhnlichem Aeußeren, ungefähr 26 Jahr alt, gegen 5 Fuß 9 Zoll hoch und sehr brauner Hautfarbe. Die Fähigkeiten, Bestrebungen und Ergötzlichkeiten Sr. Majestät sind keineswegs von höherer und edler Art; indeß wird seinen Mängeln gewissermaßen abgeholfen durch die Geschicklichkeit und Durchtriebenheit seines Ministers, der aber ein brispielloser Schurke ist, wovon seine ganze Physiognomie den hartnäckigsten Gegner Lavaters überzeugen könnte. Alle verabscheuen ihn, mit Ausnahme seines Königlichen Herrn, der ihm das vollkommenste Vertrauen schenkt. Ich bemerkte, daß ein Diener dieses Ministers, welcher hinter ihm in der Hauda saß, einen Finger um den Säbelknopf seines Herrn gelegt hatte, als befürchtete er, es könnte irgend ein mißhandelter Unglücklicher von einem Dach oder Fenster der überragenden Häuser den Säbel aus der Scheide ziehen und das Haupt des Böswichts vom Rumpfe trennen.

Die Straßen von Lecknau sind außerordentlich eng, so daß an manchen Stellen kaum zwei Elephanten neben einander gehen können. Die Häuser, aus deren Fenstern Seidenstoffe herabhingen, waren nicht weniger als die Straßen mit Zuschauern überfüllt. Einige grüßten ihren Herrscher mit tiefen Selam's; der größere Theil aber bestand aus elenden Bettlern, welche um Erbarmen schreiend dem Zuge folgten und gierig nach einer Hand voll Rupien haschten, die der König, der Chef und der Resident von Zeit zu Zeit unter sie warfen. Es war merkwürdig, zu sehen, mit welcher Sorgfalt die Elephanten sich hüteten, einige dieser Armen zu treten oder zu verletzen, welche, den zerstreuten Gaben hastig nachjagend, unter ihre Füße liefen, deren gelindester Druck ein Glied zerschmettert haben würde. Wenige auf das Dach eines Hauses geworfene Münzen veranlaßten manchmal das ergötzlichste Herumkrabbeln, und ich sah öfter Einen der Aufleseuden vom Dach herunter in die gaffende Menge purzeln.

An mehreren engen Pässen gab es einen fürchterlichen Lärm. Die Elephanten erhoben ihre schmetternde Stimme; ihre Schabraken und Leitern rasselten, und dann und wann löste sich ein hervorstehendes Dach oder ein Balkon durch den unaufhaltsamen Stoß der gewaltigen Thiere lautkrachend ab. Die stärksten Elephanten und entschlossensten Führer nahmen, nächst dem Könige, dem Chef und Residenten, die erste Stelle ein. Ich saß mit Oberst D. auf einem Elephanten, der, obgleich vollkommen ruhig, wegen der Länge und Schärfe seiner Stoßzähne, die, dem Herkommen zuwider, nicht kurz abgeschnitten waren, das Schrecken seiner Brüder war. Der König von Siam hatte diesen Elephanten dem Chef zum Präsent überschickt. Er war einen Fuß höher als alle übrigen.

Im Palaste angekommen, setzten wir uns mit Sr. Majestät und dem ganzen Hofe zum Frühstück nieder. Der König trug eine prachtvolle Tunika aus grünem Sammt, mit einem kostbaren Shawl umgürtet; einen mit Edelsteinen besetzten Turban; Halsketten, Ohrringe und Armbänder aus den strahlendsten Diamanten, Smaragden und Perlen. Nach dem Frühstück traten wir in das Staats-Zimmer, eine unbedeutende Stube, deren Thron aber von schönen Perlenstickereien glänzt. Hier überreichte der König dem Chef sein eigenes Bildniß, in Diamanten gefaßt und an einer Schleife von Perlen und Smaragden hangend. Die Stabs-Offiziere empfingen, als sie der Reihe nach vorgestellt waren, wie bei einer früheren Gelegenheit, silberne Halsbänder.

Am 13ten lud Seine Majestät den Chef zu Thierkämpfen ein, die auf einer Arena unweit der Stadt vor sich gingen, aber eben so uninteressant als grausam waren. Zuerst wurden fünf oder sechs Antilopen, so schwach und versteift durch Einkerkerung, daß sie kaum aufrecht stehen konnten, aus ihren Käfigen gebracht und der Gnade von Leoparden und Luchsen preisgegeben, die sie erwürgten, ohne daß ihre Schlachtopfer zu fliehen versuchten. Das Falkenjagen war wenig besser, da man die freigelassenen Vögel zu lange eingehegt hatte. Hierauf wurde eine Hyäne losgelassen, die ein Haufe von zwanzig großen Hunden verfolgte und in die Enge trieb. Als ich den Kampf näher betrachten wollte, fand ich, daß die unglückliche

*) Sie dauerte von 1827 — 29. Das Zusammentreffen mit dem König fällt in den Dezember des Jahres 1827.

Hyäne einen Maulkorb anhatte. So wurde zehn Minuten lang ohne Widerstand an ihr gemetzelt. Dem nächsten Opfer, einem Bären, hatte man fast alle Zähne ausgebrochen, und so bellte ihn eine Schaar von Hühnerhunden, die ihm nie so nahe kamen, daß er sie packen konnte, ungestraft an.

Der barbarischen Spielerei müde, kehrten wir in unsere Zelte zurück, kleideten uns um und gingen zum Frühstück nach dem Palaste. Auf meinem Wege dorthin sah ich Sr. Majestät Equipage à l'anglaise an einem der Eingänge harrend. Es war eine Art von Lord-Mayor's-Kutsche, mit 8 langgeschwänzten Pferden bespannt. Der Kutscher, ein wild aussehender Muselmann, mit krausem Bart an Kinn und Lippen, bildete in seiner Livree nach der neuesten Londoner Mode einen ziemlich seltsamen Aufzug. Das Frühstück war wieder ein schlechter Versuch in Englischem Stile. Mich belustigte die auffallende Unbehülflichkeit der Indischen Gentlemen, welche, der Stühle ungewohnt und durch zweistündiges Sitzen fast lendenlahm, jede Art von Haltung versuchten, um das Unbequeme ihrer Lage etwas erträglicher zu machen.

Nachmittags besahen wir uns den Imam Barri, einen prächtigen Palast, dessen merkwürdigster Theil die ungeheure Halle ist, welche das Grab des Asof Uddaulah, des Urgroßvaters des heutigen Nabob, in sich einschließt. Noch spricht man Gebete über seiner Asche und wird sie, meines Bedünkens, nicht eher einstellen, bis das für diesen guten Zweck ausgesetzte Geld erschöpft ist. Die Halle ist aus Steinen gebaut, sehr schön gemeißelt und von den edelsten Verhältnissen. Ungeheure Steine bilden die zierlich und geschmackvoll gewölbte Decke, die von keinem einzigen Pfeiler gestützt wird. Die Länge beträgt 120, die Breite 60 Fuß. Es soll dies der größte von allen Sälen in der Welt seyn, die nicht auf Säulen ruhen.

Am Abend hatte unsere Gesellschaft die ausgezeichnete Ehre, mit dem Könige zu speisen. Obgleich nicht mehr als etwa 60 Gäste da waren, so war doch nicht Raum genug im Palaste, uns Alle zu fassen. Wir wurden also getheilt. Die kleinere Abtheilung, zu der ich gehörte, speiste auf einer großen Veranda (Balkon), von der wir die Aussicht auf ein bedeutendes von prächtigen Säulenhallen umgebenes Viereck hatten. In der Mitte war ein geräumiger Wasserbehälter mit Springbrunnen, Marmorstatuen und buntfarbigen Lampen. Alles gewährte einen zauberischen Anblick. Nach Tische wurden wir durch die zahlreichen kleinen Gemächer und gewundenen Gänge des Palastes zu einer anderen Veranda geführt, um ein großes Feuerwerk in Augenschein zu nehmen — eine Ergötzlichkeit, worin die Völker des Ostens sich sehr hervorthun, und für welche ein Indisches Klima so günstig ist. Die Nacht war finster, aber still. Der Balkon hing über den Fluß, welcher tief unten strömte und mit vielgestaltigen Booten dicht angefüllt war. In einem dieser Boote, in der Mitte des Stromes, tanzte und sang ein Chor von Mädchen und Musikern. Das Ganze erblickten wir in dem kalten und mystischen Scheine blauer Lichter, die unter der Veranda angebracht waren. Die Feuerwerke, vortrefflich geleitet und von großer Mannigfaltigkeit, hatte man auf den Schiffen und längs dem jenseitigen Ufer geordnet. Von Zeit zu Zeit stiegen Feuer-Bälle in die Luft und zeigten uns während ihres majestätischen Schwebens über der Hauptstadt abwechselnd einen zierlichen Palast, einen Tempel oder eine Moschee, deren weiße und vergoldete Minarets einen Augenblick hell aus der Ferne herüber leuchteten.

Am Abend des 14ten speiste der König bei dem Britischen Residenten. Er trug diesmal eine Tunika aus Kaschmir-Shawls, einen rothen goldgestickten Turban mit prachtvoller diamantener Agraffe und darüber einen eleganten Federbusch, mit Brillanten besäet. Acht oder zehn Halsketten von Diamanten, Smaragden und Perlen hingen über seine Brust; Arme und Handgelenke waren mit Spangen überladen. Beim Abschiede kündigte er dem Chef an, daß morgen früh zu seiner Belustigung Kämpfe zwischen wilden Thieren stattfinden sollten. Mitten im Hofe eines Palastes war ein gigantischer Käfig aus starkem Bambusrohr aufgestellt, der eine Höhe und Tiefe von beiläufig 50 Fuß hatte und mit Netzwerk aus Stricken überdeckt war. Verschiedene kleinere Zellen, durch Fallthüren mit der Hauptbühne verbunden, waren die Behausung der wildesten Waldbewohner von jeglicher Art. In dem großen Käfig stand eine Gruppe von Büffeln, die mit ihrer breiten, zottigen, wohlgehörnten Stirn eine furchtbare Fronte bildeten, den Hintertheil klüglich an die Bambuswand lehnend, in ernster Erwartung des Kampfes. Jetzt erhob sich die Fallthüre: zwei Tiger und eine gleiche Zahl Bären und Leoparden stürzten herein. Die Büffel begannen sogleich den Kampf und schleuderten die Bären herum, daß diese sich überkugelten und endlich an den Bambusstäben hinaufkletterten, um ihre gehörnten Gegner los zu seyn. Den Tigern ging es nicht viel besser. Freilich waren ihrer nur zwei gegen fünf Büffel; aber sie schienen auch im Einzelkampfe diesen gewaltigen Thieren nicht gewachsen zu seyn und zeigten wenig Lust zur Offensive. Der größere Tiger bekam eine starke Wunde am Kopf und riß dafür ein Maul voll von der Halsmähne seines Feindes ab, ward aber endlich niedergebohrt. Die Leoparden schienen während des Kampfes eifrig bemüht, einen Friedensbruch zu verhüten. Hierauf suchte man im Hofraum ein Rhinozeros gegen einen Tiger zu hetzen, der angekettet war. Das Rhinozeros schien aber zu großmüthig, um einen gefesselten Feind anzugreifen. Es näherte sich dem Tiger nur einmal, überschaute ihn ruhig, wie er sich krümmte und knurrte, wendete plötzlich um und trabte quer über den Hof der Pforte zu. Ein Büffel und ein Tiger stürzten jetzt wüthend auf einander los. Im ersten Gange that der Tiger einen Satz auf des Gegners Kopf und fleischte ihm den Nacken gefährlich. Aber bald war er abgeschleudert und mit solcher Gewalt niedergeworfen, daß er beinahe das Rückgrat gebrochen hätte und ganz unfähig wurde, das Gefecht fortzusetzen. Ein kleiner Elephant mußte mit einem Leoparden kämpfen; die Schlacht war kurz und entscheidend. Der Erstere kniete nieder und durchbohrte den Widersacher fast ganz und gar mit seinen abgestumpften Stoßzähnen.

Bei unserer Rückkehr von den Thiergefechten erwartete uns ein Frühstück im Königlichen Palaste. Nachdem das weiße Tafeltuch abgenommen war, setzte man Wachteln, zu diesem Zwecke mitgebracht, auf das grüne Tuch und spielte sehr eifrig, ungefähr in der Weise des Englischen Hahnenschlags. Diese Belustigung ist bei vornehmen Indiern stark Mode, und sie wetten große Summen um ihre Vögel.

Als das letzte Schauspiel dieses kampfreichen Tages wurden Elephanten-Kämpfe angesagt. Die Zuschauer setzten sich in eine große Veranda nieder. Der schmale Strom Gumti fließt dicht an den Mauern des Palastes, und am jenseitigen Ufer bot eine weite, offene, sandige Fläche einen passenden Schauplatz für die Operationen dieser gigantischen Athleten dar. Die für die Arena aufgezogenen Elephanten sind große starke Männchen, die man durch stete Fütterung mit Reizmitteln recht kräftig macht. Auf dem geräumigen Platze gewahrten wir mehrere dieser Thiere, die einzeln und finster hin und her stolzirten. Die Führer saßen auf ihren Rücken, die mit starkem Netzwerk bedeckt waren, damit der Treiber sich während des Kampfes anklammern konnte. Außerdem saßen auf jedem Elephanten zwei oder drei mit langen Speeren bewaffnete Männer, eine Waffe, die der Elephant am meisten fürchtet. Bald rückten zwei der Kämpfer von entgegengesetzten Seiten der Ebene langsam gegen einander an. In dem Maaße, als sie sich nahe kamen, beschleunigten sie ihren Marsch. Endlich fuhren sie mit einem tüchtigen Stoß zusammen, schlangen ihre Rüssel in einander und stemmten sich, bis der Eine, die Ueberlegenheit des Anderen fühlend, ihm den Rücken zukehrte. Der Umschwung war so tüchtig, daß der Wärter des fliehenden Elephanten von seinem Sitze flog. Zum Glück fiel er weit von dem Verfolger an die Erde und entkam so mit einigen Quetschungen. Ueberhaupt kämpften fünf oder sechs Paar Elephanten mit einander. Es gewährte aber wenig Interesse, weil die klugen Thiere immer bald wußten, wann sie besiegt waren, und dann auch gleich sich zurückzogen.

Am Abend unterhielt uns ein Piemontesischer Beschwörer, der im Solde des Nabob steht, sehr angenehm mit seinen geistreichen Kniffen. Er muß ein geschickter Bursche seyn, um das leere Gemüth eines morgenländischen Despoten zu ergötzen. Am Morgen des 16. galoppirte ich mit dem Chef nach einer ländlichen Residenz Seiner Majestät, etwa 5 Meilen von Lecknau. Es ist ein hübscher Ort, mit schönen Gärten, aber schlecht bestellt. Der Kommandant der Königlichen Leibgarde, ein schöner und kraftvoller Mann, begleitete uns. Er war prächtig bekleidet und beritten und konversirte freimüthig und heiter mit uns. Er erzählte uns, seine Besoldung beliefe sich auf 12,000 Rupien oder 1200 Pfund Sterl. jährlich, rühmte seinen Einfluß bei Hofe und spielte sogar auf sein Glück bei Frauen an.

Am Abend verließ unser Hauptquartier die Residenz Lecknau, nachdem wir sechs an Genüssen und Neuheiten reiche Tage dort zugebracht hatten.

Bibliographie.

A dictionary etc. (Hindustanisch-Englisches Wörterbuch.) Von John Shakespear, Professor am Militair-Seminar der Ostindischen Compagnie. Zweite Auflage. Pr. 5 Pfd. 15 Sh.

A grammar etc. (Grammatik der Hindustanischen Sprache.) Von John Shakespear. Zweite Auflage. Pr. 21 Sh.

Muntachabát-i-Hindi. (Auswahl aus Hindustanischen Schriftstellern.) Von John Shakespear. 2 Bde. 4. Pr. 42 Sh.

Hindoostanee philology. (Ein ausführliches Englisch-Hindustanisches Wörterbuch, nebst einer grammatischen Einleitung.) Pr. 5½ Pfd.

Dialogues. (Englisch-Hindustanische Gespräche.) Nebst den Kriegs-Artikeln. Pr. 1 Pfd.

The stranger's infallible East-Indian guide. (Des Fremden unfehlbarer Führer [Dolmetscher] in Ostindien.) Pr. 1 Pfd.

Sakoontula natak (Sakontala, aus dem Sanskrit in das Hindustanische übersetzt.) Pr. 8 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Religiöse Schwärmer in England.** Vor kurzem nahm ein reisender Prediger zu einem eigenen und neuen Mittel seine Zuflucht, um in Stepping ein Auditorium zusammenzubringen. Der Geistliche hatte am Schluß des Abendgottesdienstes seinen Zuhörern angezeigt, daß er am nächsten Morgen schon früh um halb sechs Uhr im Freien predigen werde. Der Morgen kam, und zur bestimmten Zeit fand sich der wandernde Hirt in Begleitung eines Schaafes aus seiner Heerde pünktlich ein, mußte aber zu seinem Aerger gewahren, daß die Uebrigen das Federbett der Frühmette vorgezogen hatten. In seinem Ingrimm über solche Verstocktheit schrie der fromme Mann „Feuer!" Sogleich erwachten die Leute aus ihrem ruhigen Schlummer und fragten natürlich, wo es brenne? „In der Hölle", antwortete schnell der tobende Eiferer, „und wenn Ihr nicht kommt und mein Evangelium höret, so werden Euch die höllischen Flammen verzehren!" Dies fruchtete: die Leute blieben versammelt, und der reisende Zelot hatte nun ein großes Publikum, auf das er seine Donnerworte ausschütten konnte. (Essex Independent.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Mittwoch den 4. Juli 1832.

Türkei.

Türkische Reformen.

Auszug aus dem Schreiben eines in der Türkei reisenden Engländers.

„Da ich früher schon einmal in der Türkei gereist war, so befürchtete ich, wieder auf Alles Verzicht leisten zu müssen, was zur Annehmlichkeit und zur Bequemlichkeit eines Fremden beiträgt. Hierin fand ich mich aber getäuscht. Ich wurde in der Regel, sobald ich mich einem Dorfe näherte, von den Vorstehern desselben empfangen, und die Türken, die ich besuchte, erhoben sich von ihren Sitzen, um mich zu begrüßen, eine Herablassung, zu der sich in früheren Zeiten ihr Stolz nicht hergab. Ihr Hochmuth ist durch Unglück gebeugt worden, und die frühere Rauhigkeit ihrer Sitten hat einem freundlichen und zuvorkommenden Betragen Platz gemacht. Das neue Kostüm ist nichts weniger als kleidsam; in den Provinzen fand ich es ärmlich und unsauber, hier in Konstantinopel ist es anständig. Die Türken hatten früher eine imponirende Kleidung, welche die Würde ihres gravitätischen und abgemessenen Benehmens noch vermehrte; diese hat der Sultan abgeschafft, und obgleich man in Folge dieser Veränderung eine vortheilhafte Umgestaltung ihrer Sitten erwarten darf, so verlieren sie doch für den Augenblick dadurch; denn da sie nicht mehr durch ein reich verziertes und prachtvolles Kostüm unterstützt werden, so treten die natürlichen Mängel ihrer Gestalt mehr hervor, und sie können nicht länger darauf Anspruch machen, als ein schön gebautes und kräftiges Volk bewundert zu werden."

„Das neue Kostüm ist nicht bloß von dem Militair angenommen worden; alle junge Leute tragen es, und wenn man durch die Straßen geht, so drängt sich einem oft die Frage auf, ob die Person, der man begegnet, ein Türke, ein Grieche oder ein Franke sey? Einige tragen Leibröcke, weiße Beinkleider und Europäische Schuhe; Andere eng anschließende kurze Jacken, und diese sehen ganz aus wie Kosaken. Die vornehmeren Klassen tragen auch Halsbinden, und da sie anfangen, sehr kritisch in Bezug auf den Schnitt des Rockes zu werden, so haben die Europäischen und Armenischen Schneider in Pera vollauf zu thun. Alle Klassen, vom Sultan bis zum Bettler, tragen eine rothe Mütze mit blauem Besatz."

„Gestern sah ich den Sultan zur Moschee reiten; auf seinem Wege dahin war ein Spalier von Soldaten gezogen, die bei seinem Vorübergehen das Gewehr präsentirten. Vor ihm her wurden zehn Handpferde geführt, alle mit Europäischen Sätteln und Zaumzeug versehen. Mehrere Generale und hohe Beamten, in Europäischem Kostüm und mit diamantenen Sternen auf der Brust, stiegen, als sich der Sultan der Moschee näherte, von ihren Pferden und gingen dem Herrscher zu Fuß entgegen. Er ritt allein. Seine Kleidung bestand in weißen Kosakenhosen, schwarzen Stiefeln und Sporen, einer eng anschließenden purpursammtenen Husaren-Jacke und einem dunkelblauen Militair-Mantel, dem sie den Namen Surtout gegeben haben. Dicht hinter ihm folgte eine Compagnie seiner neuen Garden, die kurze blaue Jacken und weiße Beinkleider trugen; lauter ausgezeichnet große und schöne junge Männer, die sich, als der Sultan vom Pferde stieg, in Reihe und Glied stellten und das Gewehr präsentirten. Als er aus der Moschee zurückkam, spielte die Militair-Musik mehrere Europäische Lieder. — Ich habe ein ganzes Regiment unter Waffen gesehen; sie bilden drei Glieder und exerziren ganz auf Französische Weise; sie marschiren gut und haben schon ein weit militairischeres Ansehen, als die halb disziplinirten Persischen Truppen; aber es ist nicht zu erwarten, daß sie sobald große Fortschritte machen werden, da jedes Corps nur Einen Exerzier-Meister hat."

„Die Europäischen Damen gehen jetzt ungefährdet und unbemerkt durch die Bazars in Konstantinopel, und nicht wenig verwundert war ich, als ich sah, daß ein Türke so galant war, ein Taschentuch aufzunehmen, das eine Dame in unserer Gesellschaft hatte fallen lassen. Man wird jetzt nicht mehr durch finstere oder verächtliche Blicke belästigt; wenn die Straße eng und die Passage gehemmt ist, so macht der Türke in der Regel dem Europäer Platz, wenn dieser nur einigermaßen anständig aussieht. Kurz, die Türken sind jetzt Nachahmer geworden, und ein gewisses Gefühl der Achtung gegen diejenigen, deren Sitten und Gebräuche sie sich anzueignen bestreben, ist eine natürliche Folge davon."

„Eine der auffallendsten Reformen in dieser Stadt der Prädestination ist die theilweise Einführung von Sanitäts-Gesetzen. Ein Beamter der Quarantaine-Anstalt von Malta ist auf des Sultans Aufforderung hierher gekommen, um das Volk in dem zu beobachtenden Verfahren zu unterrichten. Als wir Tredisond verließen, hatten sich einige Pestfälle daselbst ereignet, und ich erschrak nicht wenig, als man uns, nach Durchsicht der Schiffs-Papiere, die Landung verweigerte und wir so die ersten Opfer des vorsichtigen Systems wurden, welches die Türken jetzt in Anwendung bringen."

„Bei allen Pestfällen schreitet jetzt die Polizei ein und sendet die angesteckte Familie nach Orten außerhalb der Stadt, welche zur Aufnahme solcher Kranken eingerichtet sind. Die Träger, welche die Sachen der Kranken fortschaffen, sind der unangenehmen Prozedur unterworfen, daß sie angekleidet in's Wasser getaucht werden."

„Bei aufmerksamer Beobachtung nimmt man allenthalben eine große Thätigkeit und Umsicht der Regierung wahr. Es werden Schiffe gebaut und fast alle öffentliche Gebäude ausgebessert; die Soldaten beziehen ordentlich und regelmäßig die Wachen; die Stadt-Polizei ist vortrefflich eingerichtet; die Straßen werden rein gehalten, während in den Europäischen Quartieren von Pera und Galata die Sinne auf jedem Schritt durch Schmutz und Unsauberkeit beleidigt werden, weil die Gesandten die Annahme der neuen Polizei-Einrichtungen abgelehnt haben, indem sie fürchteten, dadurch unter zu genaue Aufsicht der Türkischen Behörden gestellt zu werden. Man hört von keinen Räubereien und Mordthaten mehr; überall wird strenge Ordnung beobachtet, und man hat Konstantinopel niemals ruhiger gekannt. Dennoch behaupten die hiesigen mit den Dingen etwas genauer bekannten Einwohner, daß die Verbesserung nur auf der Oberfläche schwimme, während im Innern Alles morsch sey."

Bibliographie.

Mémoire sur la fièvre algide subintrante, dite choléra morbus. (Abhandlung über das unter dem Namen Cholera-Morbus bekannte kalte Fieber und dessen spezifische Behandlung.) Von Dr. Ferry, Mitglied der Pariser medizinischen Fakultät und Arzt am Französischen Hospital zu Galata. Konstantinopel.

Spanien.

Ferdinand's VII. Rückkehr nach Spanien im Jahre 1814.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ferdinand war wieder im Besitz seiner Macht; die Cortes waren verschwunden; die Verfassung von Kadix war nur noch in der Erinnerung vorhanden, und mit Ausnahme der Ruinen, die eine Folge des Krieges mit dem Auslande waren, des Hasses, den die bürgerlichen Zwistigkeiten erzeugt und genährt hatten, so wie der feierlichen Versprechungen, die der König bei Vernichtung des unförmlichen Werkes der Anarchie gemacht hatte, war keine Spur mehr von dem zu finden, was seiner Rückkehr vorangegangen war. Die alten Sitten und Gebräuche, der gesellschaftliche Rang, die Natur und Form der Regierung, Alles hatte wieder seine frühere Geltung erlangt; der Hof, die Provinzen, die Beamtenwelt, das Volk hatten ihre alten Stellen wieder eingenommen, das Spanien von 1814 war wieder das Spanien von 1807 geworden. Wir haben es im Kriege, im Aufstande und in einer Revolution begriffen gesehen, betrachten wir es jetzt, wie es zum Zustande der Ruhe und des Friedens und zu seinen alten Sitten zurückgekehrt und der alten Doppelherrschaft des Fürsten und der Geistlichkeit auf's Neue unterworfen ist; dann wollen wir untersuchen, was der König, durch Unglück und Erfahrung belehrt, that, um das Land vor neuen Erschütterungen zu bewahren und für sich selbst Bürgschaften der Ordnung und Dauer zu schaffen, indem er dem Lande, der eingegangenen Verpflichtung gemäß, Unterpfänder des Schutzes und der Sicherheit gab.

Eine der Hauptursachen der Unzufriedenheit der Völker, welche Revolutionen herbeiführt, ist unbestreitbar das Bestehen und die Oberherrschaft eines bevorrechteten und mächtigen Körpers, dessen Anmaßungen den Stolz derer, die nicht zu ihm gehören, verletzen, und der sich der lästigen Aufopferungen überhebt, welchen die übrigen unterworfen blieben. Diese Ursache der Aufregung ist in Spanien nicht vorhanden, und hierin liegt vielleicht der Aufschluß über den geringen Eingang, den die Ideen der Gleichheit, die fast immer der erste Hebel der Umwälzung in unseren modernen Gesellschaften sind, bei dem Spanischen Volke gefunden haben. In Spanien konstituirt der eigentliche Adel keineswegs eine eigene Kaste oder eine höhere und bevorrechtete Klasse; es ist allerdings eine Auszeichnung, aber eine rein

conventionelle Auszeichnung, die weiter keine materielle Wirkung hat; ohnehin ist dieselbe so vielen Familien gemeinsam, daß sie aufhören muß, ein Gegenstand des Neides zu seyn, weil sie kein Gegenstand des Stolzes mehr seyn kann. Es giebt Provinzen, wo die ganze Bevölkerung Ansprüche auf den Adel hat, wo jede Hütte mit einem Wappen geschmückt ist und jeder Pächter die alten Diplome über seine adelige Herkunft auf das sorgfältigste aufbewahrt.

Die einzige Klasse, die sich wirklich vor der Menge auszeichnet und einen höheren Rang im Staate einnimmt, ist die der Granden; sie bilden die einzige wahre Aristokratie des Landes. Diese ist aber kein Gegenstand des Neides oder der Besorgniß, weil Niemand darin ein Hinderniß für seinen persönlichen Ehrgeiz erblickt. Allerdings hat die Grandezza berühmte Namen, glänzende Thaten und große dem Staate geleistete Dienste aufzuweisen und empfiehlt sich insofern den kommenden Geschlechtern durch einige schöne Erinnerungen; aber dieser bloß moralische Glanz ist von keiner Macht, keinem Privilegium begleitet, welche ihm das Aussehen einer politischen Institution gäben. Allem politischen Einflusse und aller administrativen Wirksamkeit fremd, steht die Grandezza isolirt da, nur auf die Individualität des Einzelnen beschränkt, und entbehrt selbst des Gewichtes, welches eine Corporation ihren Mitgliedern verleiht. Die Hofwürden und die Functionen einer Dienerschaft, die durch den hohen Rang dessen, dem sie dient, geadelt wird, sind die einzige Sphäre, in der ihr Ehrgeiz sich bewegen kann. Diese Aemter sind zu einem erblichen Monopol geworden, das aber nicht zu denen gehört, über welche die Menge unwillig und besorgt wird. Geht man vom Hofe nach den Städten und sucht man in den Provinzen die Männer, deren große Namen einst der Ruhm ihres Landes waren, und deren Gedächtniß die Geschichte bewahrt hat, so findet man keineswegs, daß sie jenen Einfluß und jene Menge dankbarer Klienten besitzen, von denen in anderen Ländern ein berühmter Name und ein großes Vermögen fast immer umgeben sind. Die Spanischen Granden sind vielmehr auf ihren eigenen Besitzungen manchmal unbekannt; sie begreifen nicht, welche schöne und nützliche Existenz ein großer Grundbesitzer führt, der in der Mitte derer lebt, die er ernährt, beschützt, mit seinem Vermögen und Einflusse unterstützt und dabei an Einfluß und Liebe mehr gewinnt, als er an Geld und Schutz ausgegeben hat. Einzig damit beschäftigt, sich die Gunst des Gebieters zu erhalten, führen sie in der Hauptstadt oder den übrigen Residenzen des Königs ein unnützes Leben und zeigen ihren Reichthum nur durch die Menge ihrer Bedienten, als den einzigen Aufwand, der ihnen vom Glanze ihrer Ahnen übrig geblieben ist. Doch das ist noch nicht Alles, und nur die strenge Pflicht des Geschichtschreibers vermag ihn, über diesen Punkt die ganze Wahrheit zu sagen: die heutige Grandezza kann nicht einmal mehr ein Gegenstand des Neides seyn. In Bezug auf geistige Fähigkeiten von der Natur nicht sonderlich günstig behandelt und manchmal der ersten Wohlthaten der Erziehung entbehrend, sind die heutigen Granden sogar in physischer Hinsicht manchmal in einem auffallenden Grade entartet; ihr Wuchs erreicht nicht das gewöhnliche Maaß, und ihre Leibesbeschaffenheit ist in der Regel schwächlich und rachitisch. Dieser Erbfehler wurzelt immer tiefer und entwickelt sich immer mehr, weil die Familien der Granden sich nur unter einander vermählen und der Stamm sich also nicht erneuert.*) Diese Kaste, deren ganzer Glanz nur in großen Erinnerungen besteht, besitzt also nichts, was die Eigenliebe der anderen Stände verletzen oder die geistige Ueberlegenheit unwillig machen könnte.

In Spanien hat der Vorrang der Geburt am wenigsten Einfluß auf die gesellschaftliche Stellung der Individuen. Welche Wichtigkeit man ihr auch beilegen mag, so geht diese doch nie so weit, daß man eine Laufbahn, ein Vermögen darum für überflüssig hielte; in einer und derselben Familie ergreift der eine die militairische Laufbahn, der andere die juristische, ein dritter die administrative, ohne daß es dem Militair einfiele, seinem Bruder, der Beamter des Fiskus ist, den Vorwurf zu machen, er beeinträchtige den Adel seiner Geburt. Alle diejenigen, deren Existenz durch ein öffentliches Amt, durch Grundbesitz oder durch ein ehrenwerthes Gewerbe anständig gesichert ist, stehen in der Gesellschaft auf gleicher Stufe. Spanien ist das Land, wo man einen Mittelstand zwischen dem Adel oder der sogenannten hohen Gesellschaft und dem Volke am wenigsten kennt, aber gerade jener Stand ist der unruhigste und reizbarste, weil er sich in einer beständigen Reibung befindet und mit unermüdlicher Thätigkeit danach strebt, das unzureichende Terrain, welches er inne hat, zu erweitern und von Schranken zu befreien.

Der einzige Stand, der von der übrigen Bevölkerung scharf geschieden ist, ist die Geistlichkeit; sie besitzt eine faktische Ueberlegenheit und einen Einfluß, der zur Herrschaft wird. An der Spitze dieser reichen und mächtigen Klasse stehen die Bischöfe, die allgemeine Achtung genießen und derselben würdig sind. Man muß den Monarchen, die seit einer langen Reihe von Jahren auf einander gefolgt sind, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die edle und heilige Bischofswürde nur selten Männern verliehen haben, die sich derselben nicht würdig gezeigt hätten. Man hat in Spanien den richtigen Sinn, einzusehen, daß ein solches Amt und so großer Einfluß weder der Gunst noch der Geburt, sondern nur dem wahren Verdienste, der Bildung und Tugend verliehen werden müssen. Die meisten Bischöfe sind weder große Herren noch Hofleute; viele sind aus niederem Stande und haben sich durch hohe Frömmigkeit, Gelehrsamkeit oder durch die Strenge ihrer Sitten und durch Wohlthätigkeit ausgezeichnet. In gewöhnlichen Zeitläuften hat der Stand der Spanischen Bischöfe sich oft seines hohen Berufs würdig gezeigt und die ausgezeichnete Stellung gerechtfertigt, die ihm in der Gesellschaft und in der Achtung des Volks angewiesen ist. Unmittelbar auf die Bischöfe folgen abwärts die geistlichen Würdenträger, die der Mehrzahl nach auch achtbare Männer sind, deren unverhältnißmäßig große Anzahl aber ihre Existenz nutzlos und für das Volk drückend macht, denn ihnen fließt der größte Theil des Zehnten zu, und diejenigen, welche diese Abgabe zu bezahlen haben, wissen, daß die Höhe derselben durch die Vortheile, die sie schafft, nicht aufgewogen wird. Wenn Reichthum oder mindestens Wohlhabenheit den hohen und mittlern Klerus auszeichnet, so ist dies bei der unteren und der Land-Geistlichkeit leider nicht der Fall. Allerdings giebt es unter den Pfarrern würdige Priester, welche die dürftige Lage, zu der ihr Stand sie verdammt, zu adeln wissen, aber viele bestehen bei dieser harten Prüfung der Armuth schlecht und machen ihrer Kleidung und Würde wenig Ehre; bei diesem Stande muß man Kenntnisse und Moral nicht suchen. Das Priesteramt ist für viele ein undankbares, schlechtes Gewerbe, an welches nur die Noth sie fesselt, und in Zeiten der Unruhe und Anarchie hat sich gezeigt, wie schwach das Band war, welches sie daran knüpfte.

Neben der Weltgeistlichkeit stehen die Klöster. Unzählbare religiöse Körperschaften scheinen sich in das Land getheilt zu haben; in den Städten, auf dem Lande erstaunt man über die Menge der Mönche, denen man begegnet, und über die Anzahl der Gebäude, die ihnen gehören. Dem an diesen Anblick nicht gewöhnten Fremden wird es schwer, zu begreifen, wie sich in unserem Jahrhundert noch eine solche Masse von Menschen einem unfruchtbaren und nutzlosen Daseyn widmen kann. Die Mönchsklöster, mit denen Spanien bedeckt ist, zerfallen in zwei Klassen; diese beiden Klassen sind aber nicht etwa die nützlichen und arbeitsamen Orden auf der einen und die unnützen und müßiggehenden auf der anderen Seite, sondern es sind die reich dotirten Congregationen der Mönche auf der einen und die armen Bettelorden auf der anderen Seite, die nur den Namen Brüder führen. Die ersteren, durch hundertjährigen Aberglauben bereichert, besitzen ein ungeheures Grundgebiet, das sie nur unvollkommen bebauen können, und das ihnen nur halben Ertrag liefert, während es für den Staat vollkommen nutzlos ist. Die letzteren verdanken nur der öffentlichen Mildthätigkeit die Mittel, im Müßiggange und in den Lastern zu leben, welche dieser nur zu häufig erzeugt. Die Mönchsorden sind aber nicht die einzigen, welche einen Theil der Spanischen Bevölkerung der Unfruchtbarkeit und einem lebendigen Tode widmen. Die Nonnenklöster sind eben so zahlreich, und derselbe Geist hat bei ihrer Errichtung vorgewaltet. In einem Lande, wo ein Theil des Bodens wegen der unzulänglichen Bevölkerung unbebaut bleibt, ist die Verblendung unerklärlich, die das Uebel zu vermehren strebt, statt ihm abzuhelfen; in einem Königreiche, das die doppelte Anzahl seiner Einwohner ernähren könnte, hat der Anblick von mehr denn hunderttausend Individuen, die durch einen Eid an ein ewiges Cölibat gebunden sind, etwas Empörendes.

Wir haben einen flüchtigen Blick auf die Großen und die Geistlichkeit geworfen; jetzt bleibt uns noch das Volk übrig, und dieses, namentlich das Landvolk, ist die schöne Seite des Landes, mit dem wir uns beschäftigen. Hier findet man neben unverschuldeten Vorurtheilen Muth, Kraft, edlen Stolz; hier findet man aufrichtige Frömmigkeit, die nur zu oft bis zum Fanatismus fortgeht, unerschütterliche, allen Gefahren trotzende Treue des geschworenen Eides, eine allen Beschwerden widerstehende Körperkraft und eine bewundernswürdige Mäßigkeit, die jede Entbehrung leicht macht. Beim Spanischen Volke trifft man den Patriotismus in seiner ganzen Reinheit; sein Haß gegen das Ausland kommt aus dem überlieferten Hasse seiner Vorfahren gegen die Mauren her und hat seine Vaterlandsliebe zu einer Art von Kultus gemacht, der sich mit der Religion und der Treue gegen den Fürsten verschmilzt. Das Spanische Volk ist mit keinem anderen zu vergleichen; in anderen Ländern ist der Mann aus dem Volke der Mann der Noth und Arbeit; den Unterhalt für sich und seine Familie zu erwerben, ist sein einziges Geschäft, und seine Gedanken gehen selten über den engen Kreis hinaus, in welchen er durch die Nothwendigkeit gebannt ist. In Spanien hingegen macht der niedere Mann, der Bauer die Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse nie zu einem Geschäfte, das ihn ganz in Anspruch nimmt; nüchtern und mäßig hat er die Summe seiner Bedürfnisse so verringert und sich dergestalt an Entbehrungen gewöhnt, daß die Sorge, es möchte ihm am Nothwendigen mangeln, nie seine Ruhe stört oder seine gute Laune trübt. Nichts überrascht den Fremden so sehr, wie die einfache, leichte und oft gebildete Sprache der Landleute; ihre Unterhaltung ist weder trivial noch gemein, sie raisonniren verständig und drücken hochherzige Gesinnungen mit Adel aus; oft hört man sie über Punkte der Moral oder Gegenstände von allgemeinem Interesse mit einem Scharfsinn sich äußern, wie man ihn nur von einer sorgfältigen Erziehung erwartet. Das Ganze wird von einem Gefühle des Stolzes beherrscht, der ihnen das Anerbieten einer Unterstützung oder Belohnung als eine Beleidigung erscheinen läßt, ihnen fremden Rath lästig macht, und der ihre tiefe Abneigung vor jeder Veränderung in dem, was sie zu glauben, zu lieben und zu achten gewohnt sind, so wie den energischen Unwillen erklärt, womit sie Alles zurückweisen, was ihren

*) Allerdings giebt es ehrenvolle Ausnahmen, aber meine Schilderung der Spanischen Granden paßt auf eine große Anzahl derselben und wird überdem selbst von denen zugegeben, die am meisten Interesse dabei hatten, ihr zu widersprechen. Ich befand mich eines Abends in einem der glänzendsten Salons von Madrid; die Frau vom Hause, geistreich und im höchsten Grade lebhaft, sprach mit mir von dem Plane, den sie uns unterlegte, Spanien eine Verfassung nach Art der Französischen zu geben. Ich beschränkte mich auf's Läugnen, ohne sie zu überzeugen; ihre Argumentation wurde vielmehr immer lebhafter. „Ich möchte z. B. wissen", sagte sie, „aus welchen Elementen Sie eine Pairs-Kammer bilden wollten?" Ich murmelte das Wort „Grandezza." Auf diesem Felde erwartete sie mich. „Die Grandezza!" rief sie aus, „die Grandezza! betrachten Sie einmal meinen Mann und meinen Schwiegervater, dauen sie aus diesen Materialien eine Pairs-Kammer; und Sie werden wahrlich ein festes Gebäude gegründet haben!"

Glauben oder ihre Treue verletzt. So ist der Kastilianische Bauer in seiner ganzen Wahrheit. Diese Schilderung paßt auch auf die Bauern der übrigen Provinzen, aber mit verschiedenen Modificationen; so ist der Arragonier starrsinniger, der Katalonier thätiger und geschickter, aber auch unzähmbarer, hartnäckiger, unerbittlicher und zur Rache geneigter. Die Bewohner der an Frankreich gränzenden Provinzen haben etwas von der Französischen Lebhaftigkeit und Laune, die man vergebens in den südlichen Provinzen sucht, während der Galizier im Gegentheil plumper, weniger gewerbfleißig und mehr zu solchen Arbeiten geeignet ist, die nur Körperkraft und Geduld erfordern. Kommt man aus den mittleren Provinzen in die südlichen, so findet man nach so vielen Jahrhunderten noch Spuren von Grausamkeit und Barbarei, die an die langen und blutigen Kriege mit den Mauren erinnern. Die Sitten und Charaktere jener verworrenen und wilden Zeit scheinen sich, gleich den historischen Denkmälern, in dem Wechsel der Geschlechter erhalten zu haben.

Dies sind die verschiedenen Klassen der Bevölkerung und ihre Beziehungen zu einander; so war Spanien im Jahre 1808, und so wurde es im Jahre 1814 wieder oder schien es wenigstens wieder zu werden; denn ohne Verblendung konnte man nicht glauben, das Andenken der verflossenen sechs Jahre werde spurlos verschwinden und in dem tief erschütterten Lande kein Keim der Zwietracht und Gährung zurückbleiben.

Jetzt bleibt uns noch übrig, einen flüchtigen Blick auf seine Regierung, innere Verwaltung und Gesetzgebung zu werfen. Die Regierung Spaniens ist schwer zu definiren; der König übt eine absolute und unumschränkte Gewalt; in Spanien kann man mit Recht sagen: „Wie der König will, so will auch das Gesetz"; die Willkür herrscht hier mit allen ihren zahllosen Uebelständen und Gefahren. Allerdings lag dies nicht im Geiste der alten Institutionen, und wären diese aufrecht erhalten worden, so würde der Thron einer- und das Volk andererseits in ihnen eine Stütze gefunden haben; aber so ist die alte Verfassung verschwunden, ohne förmlich abgeschafft worden zu seyn; man spricht noch immer mit tiefer Ehrfurcht von ihr, man beruft sich auf sie, aber sie wird nicht mehr ausgeführt und dem lebenden Geschlechte durch nichts mehr ins Gedächtniß zurückgerufen. Die allgemeinen Cortes sind nie versammelt; kaum weiß man, oder wenigstens kaum sagt man, wie sie gebildet werden, welche Provinzen und in welchem Verhältniß sie dazu beitragen; über dem Allen ruht ein Dunkel, das man, wie einen Glaubens-Artikel, jeder Nachforschung entzieht. Die Baskischen Provinzen und Navarra sind die einzigen, die einige Privilegien bewahrt haben, z. B. die Theilnahme ihrer Abgeordneten an der Vertheilung der Auflagen und der Abfassung ihrer Gesetze. Der König ist allerdings von zahlreichen Kollegien umgeben, deren Befugnisse von Wichtigkeit sind. Das erste derselben ist der Staatsrath; dieser hat aber nur berathende Stimme, seine Mitglieder sind absetzbar, und sein Gutachten ist nicht bindend. Nach ihm kommt der Rath von Kastilien, ein altes und geachtetes Kollegium, dessen Wichtigkeit und Ansehen nicht bestritten werden kann; einer der ersten Staatsmänner führt darin den Vorsitz und ist zugleich mit den höchsten richterlichen und Regierungs-Functionen bekleidet, wie er auch dem Könige Kandidaten für die geistlichen Würden und die Justiz-Aemter vorzuschlagen hat; er nimmt eine hohe Stelle im Staate ein, und sein Einfluß ist nicht gering zu schätzen. Wollte der Rath von Kastilien in einer wichtigen Angelegenheit einen Beschluß fassen, der dem des Hofes entgegengesetzt wäre, so würde seine Autorität allerdings die Regierung beunruhigen und ihr oder den Ansprüchen der Krone sogar die Spitze bieten können; aber diese Opposition, die einmal bei einer besonderen Gelegenheit eintreten könnte, würde nie eine allgemeine werden, noch aus der neben den König und unter seine Autorität gestellten Behörde ein dauerndes Hinderniß für die Ausübung seiner Gewalt machen, die sie vielmehr zu unterstützen gewohnt ist. Dasselbe ist mit den übrigen Kollegien der Fall, die mit dem Rathe von Kastilien an der Leitung der Staats-Angelegenheiten und der inneren Verwaltung Theil nehmen. Der Rath von Indien, der Finanz-, Ordens-, Kriegs- und Marine-Rath, deren jeder aus den fähigsten und in ihrem Fache unterrichtetsten Männern besteht, können zwar der Krone nützliche Aufschlüsse geben und dem Publikum die falsche Bahn zeigen, auf welcher jene etwa beharren möchte, sie können ungerechte und willkürliche Maaßregeln durch Förmlichkeiten verzögern, durch langwierige Untersuchungen und Schwierigkeiten in der Ausführung diejenigen ermüden, welche die Autorität des Königs etwa mißbrauchen möchten; aber hierauf beschränkt sich auch ihre Wirksamkeit, sie können Schwierigkeiten erheben, aber nichts verhindern. Diese Wirksamkeit, den guten Königen nützlich, die sie an ihre Pflichten erinnert, dem Volke nützlich, dem sie ein Bewußtseyn über seine Rechte giebt, kann einem Despoten lästig seyn, wenn jene Beamten den seltenen Muth haben, Widerstand zu leisten; aber sie gewährt keine Bürgschaft gegen den Despotismus, der die Macht besitzt und nur zu wollen braucht.

Die verschiedenen Körper, welche 1808 die Regierung und die hohe Gerichtsbarkeit Spaniens konstituirt hatten, wurden 1814 wieder eingesetzt. Sie waren aber nicht die einzigen, deren Autorität Spanien anerkannte und fühlte; neben oder über ihnen stand noch eine andere Behörde, deren Name eine Art von Schrecken einflößt, und die in sich alle Grade der menschlichen Macht vereinigte, deren Auge ausspähte, deren Hand ergriff, deren Mund verurtheilte und deren Schwerdt strafte. Nicht für des Volkes, sondern für andere Interessen unabhängig gegen die Regierung gestellt, unter anderem Einflusse handelnd und einen anderen Herrn anerkennend, als den König, gelang es dieser Behörde, die von der Philosophie der neueren Zeit längst dem Hasse der Menschen preisgegeben und durch die Revolution von 1808 vernichtet worden war, noch einmal, ihre zerstreuten Trümmern zu sammeln und sie über denen der besiegten Revolution wieder zusammenzufügen. Die Inquisition trat wieder auf, nicht mit ihren Brandfackeln, aber mit ihren Ketten, nicht um das Blut der Ketzer zu vergießen, sondern um den Umlauf der Gedanken zu hemmen, um die Civilisation rückgängig zu machen und die Hervorbringungen des Geistes und der Wissenschaft einer vorurtheilsvollen und oft unwissenden Kontrolle zu unterwerfen. Machtlos, um die Verleumdung zu ersticken, deren Gift unbemerkt sich einschleicht, machtlos gegen Schmähschriften und Pamphlete, welche die Schmach jeder Literatur sind, und denen die Leidenschaften und das Interesse der Parteien stets freien Eingang zu verschaffen wissen, übergab sie die Werke berühmter Männer, deren einzige Vertheidigerin gegen sie die Bewunderung der Menschen war, den Flammen. Die Inquisition in Spanien konnte im Jahre 1814 nur noch ein gegen die Fortschritte des Unterrichts und die Gefahren des Gedankens eingesetztes Polizei-Tribunal seyn; aber auch auf diese engen Gränzen beschränkt, schien das Wiedererstehen einer Körperschaft, die durch so vieles im Namen des unerbittlichen Fanatismus vergessene Blut berüchtigt geworden, ein Widerspruch gegen die menschliche Vernunft zu seyn.

Ueber die Verwaltung der Provinzen und die Gerichtspflege ist wenig zu sagen; die Provinzen werden theils durch Vice-Könige, theils durch General-Capitaine regiert. Diese Statthalter des Königs vereinigen in sich die höchste Militair- und Administrativ-Gewalt und sogar die Oberaufsicht über die Gerichte. In den überseeischen Provinzen zumal, wo die Entfernung von der Hauptstadt sie einer lästigen Aufsicht entzieht und ihnen eine fast souveraine Gewalt verleiht, umgeben sie sich mit vielem Schaugepränge der Macht und mit Königlicher Pracht. Die Provinzen werden in Distrikte, diese in Bezirke und diese wieder in Gemeinden getheilt. Die Distrikts-Kommandanten und die Verwalter der Bezirke stehen unter den Befehlen der Vice-Könige oder General-Capitaine; die Gemeinden werden ebenfalls unter ihrer Aufsicht durch Municipal-Behörden regiert, deren Mitglieder in einigen Orten von den Einwohnern gewählt werden, während ihre Functionen in vielen anderen erblich sind. Die Erhebung der Steuern ist Intendanten übertragen. Das erste richterliche Amt von unten auf ist das der Alcaden, die vom Könige ernannt werden; ihre Urtheile haben aber nicht vollziehende Kraft, sondern müssen von den höheren Gerichten bestätigt werden. Der Klerus und die Armee sind der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen, sondern haben ihre besonderen Tribunale.

Dies war der Zustand Spaniens, als es im Jahre 1814 unter die Herrschaft Ferdinands zurückkehrte. Durch die Opfer eines langen Krieges verarmt, der Hülfsquellen des Ackerbaus und Gewerbfleißes ermangelnd und durch den immer bedenklicher werdenden Aufstand seiner Kolonieen der Schätze beraubt, mit deren Hülfe es alles Uebrige leicht hätte entbehren können, fast ohne allen auswärtigen Handel, ohne Verbindungswege im Innern, so daß in einigen Theilen die Erzeugnisse des Bodens im Ueberflusse vorhanden waren, während in anderen der Einwohner gezwungen war, sein Getreide im Auslande zu kaufen, reich an nützlichen Anstalten, die aber durch eine falsche oder nachlässige Verwaltung nutzlos wurden, Keime der Unzufriedenheit, Zwietracht und des Hasses in seinem Schooße bergend, schien dieses unglückliche Königreich zu neuen Unruhen und neuem Unheil unvermeidlich bestimmt zu seyn. Gleichwohl hätte Spanien, bei dem Reichthum seines Bodens, seinem Klima, seiner Größe, bei dem kräftigen und hochherzigen Charakter seiner Bewohner, bei ihrer Neigung, diejenigen, welche die Vorsehung an ihre Spitze gestellt hatte, zu ehren, zu lieben und ihnen zu gehorchen, bei der Leichtigkeit, die Nation auf der Bahn des Glücks und Ruhmes zu leiten, in wenig Jahren mit Hülfe der gewonnenen Erfahrung sich von den erduldeten Leiden wieder erholen, seinen natürlichen Reichthum entwickeln, Ordnung, Frieden, Kredit und Gewerbfleiß begründen und unter den civilisirten Nationen endlich den Rang einnehmen können, zu welchem es sich unter den energischen und kriegerischen Völkern bereits erhoben hatte. Beide Arten der Zukunft standen dem Lande offen; wir werden sehen, welche von beiden eingetreten ist.

Bibliographie.

Diccionario enciclopedico de teologia. (Encyklopädisches Wörterbuch der Theologie.) Von Bergier. Dritter Bd.

Historia cierta etc. (Genaue Geschichte der Freimaurer-Sekte, ihres Ursprunges, ihrer Lehren und Maximen.) Vierte Auflage.

Manual historico dogmatico moral, dirigido á los protestantes de todas las sectas, que han abjurado sus errores en España desde el año de 1823 hasta el de 1827, y han entrado en el gremio de la iglesia catolica apostolica romana. (Handbuch für Protestanten aller Sekten, die in Spanien vom Jahr 1823 bis zum Jahr 1827 zur katholischen Kirche übergetreten.)

Persecucion de la Iglesia. (Die Verfolgung der Kirche durch Napoleon Bonaparte vom J. 1796 bis zum J. 1815.)

Historia del judio errante. (Geschichte des ewigen Juden, von dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bis auf unsere Tage.) Worin auch die Unterhaltung vorkommt, welche Napoleon mit dem besagten ewigen Juden hatte, als sich dieser im Jahr 1817 auf der Insel St. Helena befand.

Frankreich.

Homère et ses écrits. (Homer und seine Schriften.) Von dem Marquis von Fortia d'Urban. Paris, 1832.

Dem Verfasser dieser scharfsinnigen Schrift ist es hauptsächlich darum zu thun, die Einheit und Persönlichkeit Homer's gegen die Lehre Friedr. Aug. Wolf's von den Homeriden und von dem rhap-

sodischen Entstehen der Iliade und der Odyssee zu behaupten. Indessen sind die in die Diskussion eingeflochtenen, diesen Gegenstand nicht direkt berührenden, philologischen Bemerkungen interessanter noch als das Haupt-Argument, daß zwar die Gegner der Homerischen Individualität behaupteten, zur Zeit des Trojanischen Krieges sey noch keine Buchstabenschrift bekannt gewesen und der Gebrauch von Pergament und Papyrus sey erst im siebenten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung eingeführt worden; daß jedoch Herodot schon tripodischer Inschriften erwähne, die aus der Zeit vor dem ersten Thebanischen Kriege herrührten; auch besage eine andere in Amyclae auf dem Tempel der Onga — welches der Lakonische Name der Pallas ist — noch befindliche Inschrift, daß derselbe von Eurotas, König der Iteokratenser, also lange vor der Invasion der Dorier im Peloponnes, errichtet und geheiligt worden sey. Der Gebrauch einer Art von Schreib- oder Brief-Materialien in der Trojanischen Zeit scheint dem Verfasser übrigens durch die im Homer erwähnten „gefalteten Tafeln" hinlänglich erwiesen zu seyn; sie brauchten zwar, meint er, weder aus Papyrus noch aus Pergament bestanden zu haben, aber augenscheinlich sey es, daß es auch weder Marmorplatten, die durch Angeln verbunden waren, noch Dreifüße, an einer Kette befestigt, gewesen seyn konnten. Welchen Vortheil indessen auch der Verfasser über seine Gegner errungen zu haben glaubt, so kann doch die Kontroverse nur durch innere Evidenz, die, wie es scheint, von beiden Seiten nicht ganz nach Gebühr beachtet worden, zur endlichen Entscheidung kommen. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Défense etc. (Vertheidigung der Grundgesetze von Frankreich.) Von Battur. Pr. 1 Fr.

La haute police. (Die Staats-Polizei unter einer constitutionellen Regierung.) Ueber deren besondere Anwendung auf die westlichen und südlichen Departements, so wie auf Algier. Von d'Aubignosc, ehemaligem General-Direktor der Polizei in Hamburg. Pr. 3 Fr.

Lettres etc. (Briefe der Herren von St. Roman und Cormenin über die Volks-Souverainetät.)

Mémoires etc. (Denkschriften über die Landstraßen und das Fuhrwerk.) Von Correze, Hauptmann vom Genie-Corps, und Manès, Bergwerks-Ingenieur. Pr. 2½ Fr.

L'agriculture populaire. (Allgemeine und neue Methode zur Lehre und Verbesserung des Landbaues.) Von J. Bujault. Niort. Pr. 50 C.

Description etc. (Beschreibung der hängenden Brücke über die Garonne bei Langon.) Nebst dem Detail der Arbeiten. Von P. D. Martin. Pr. 9 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Rom's heutige Macht.** Die gährenden Massen des Kirchenstaates sind seit Jahren schon in schäumender Bewegung; aber sie brechen sich an Rom, wie die Wellen des Meeres an dem Felsen. Woher nimmt Rom die Kraft, so vielen Stürmen zu widerstehen? Welch' magische Gewalt umgiebt es? Ist es die Entwickelung physischer Stärke? Gewiß nicht; es herrscht mehr durch geistige, als durch Naturkräfte. Es stützt sich auf seinen großen Namen, auf lang gewohnte Herrschaft, auf die Macht der Meinung, auf einen Heiligenschein, einen von der Vorzeit überkommenen Glanz, der allgewaltig auf die Einbildungskraft wirkt, und auf jene wunderbare Einheit von Kirche und Staat, die einander gegenseitig aufrecht halten, indem der göttliche und geheiligte Ursprung der einen die weltliche und irdische Natur des anderen verhüllt. Es stützt sich auf den Mangel an Einigkeit unter seinen Feinden, auf ein künstlich unterhaltenes System des Mißtrauens, vor Allem aber auf seinen hohen und heiligen Beruf, kraft dessen es durch Geheimnisse und Kasteiungen die Phantasie mit Schauern erfüllt. So wunderbar ist das Leben dieser Stadt — so glanzvoll mitten im Verlöschen ihrer früheren Herrlichkeit — so mächtig in ihrem Verfall — so ehrfurchtgebietend in ihrer Einsamkeit. Die halbe Welt ist gegen sie verbündet; ihre Kinder wanken in der alten Treue; selbst ihr Vertheidigungssystem ist in schlechtem Zustande. Sie fesselt ohne Unterschied die freie Entwickelung der Geister und setzt oft unbehülflich den Fortschritten der Einsicht einen Damm entgegen. Streng und nachgiebig nach Laune, straft und verzeiht sie nicht immer am rechten Ort. Und doch geht sie aus allen Kämpfen siegreich hervor und thront ruhig über dem sie umgebenden Ruin. Aeußere Form und ewiger Streit ist ihr Element und Unveränderlichkeit ihr Wahlspruch. Für die Forderungen eines rastlos strebenden und forschenden Jahrhunderts hat sie nur prunkhafte Ceremonien, den abgenutzten Flitterstaat des Mittelalters; auf Gesuche antwortet sie mit Benedeiungen, auf Klagen mit Miserere's. Aber bei alle dem würde man über den Fall dieser Macht gewiß den tiefsten Schmerz empfinden. Wer wollte das Anziehende und Schöne in allen diesen Ceremonien, diesem abgenutzten Flitterstaat, diesen Benedeiungen und Miserere's wegläugnen? Zwar ist eine freisinnige Verwaltung der Provinzen und eine festbegründete Wohlfahrt der Bevölkerung im höchsten Grade wünschenswerth; eben so wünschenswerth aber ist es, daß Rom selbst unversehrt bleibe. Es ist der Wallfahrtsort der Gedanken, das Asyl des Kummers, die Zuflucht gesunkener Größe und gebrochener Herzen. Rom möge immerdar bestehen, wie vierzig Jahrhunderte es gestaltet haben — dies Rom mit seinen Kunstwerken, seinem Päpstlichen Purpur und seinem Chaos von Trümmern und Ruinen. (The Metropolitan.)

— **Neue Erfindung.** In der letzten diesjährigen Sitzung des Königlichen Institutes (Royal Institution) von London zeigte Herr Faraday eine neue Büchse vor, welche die Erfindung eines Deutschen, des Mechanikers Herrn Moser, (aus Lippehne in der Neumark) ist, der darauf in Gemeinschaft mit Herrn Wiltinsen ein Patent erhalten hat. Diese Büchse unterscheidet sich von gewöhnlichen Perkussions-Gewehren dadurch, daß die Vorrichtung zum Entzünden des Pulvers innerhalb des Büchsenlaufes sich befindet; sie ist nämlich in der Patrone selbst auf eine sehr sinnreiche Weise angebracht, so daß sie mit der Ladung zugleich in die Büchse hineinkömmt. Eine Versagung des Schusses ist nicht leicht möglich, und da die ganze Patrone mit einem Male, und zwar im Centrum, entzündet wird, so ist auch die Wirkung desselben um so sicherer. (Litt. Gaz.)

— **Wallfahrt zu dem Götzen Juggernauth.** Die Pilger ziehen in Strömen nach dem berühmten Götzentempel des Juggernauth, doch nimmt ihre Zahl von Jahr zu Jahr ab, und die Heiligkeit des Götzen schwindet dahin mit den Fortschritten der Bildung in Indien. Der wahnsinnige Fanatismus, der ehemals Hunderte von Indiern antrieb, sich unter den Wagenrädern des Götzenbildes zermalmen zu lassen, — ein Opfer, welches dem blutgierigen Dagon stets ein fürchterlich behagliches Lächeln entlocken soll — hat sich jetzt bedeutend abgekühlt. Sterling erzählt, daß während der vier Jahre, in denen er Gelegenheit hatte, Zeuge dieser Ceremonien zu seyn, Juggernauth nur mit drei Opfern gespeist wurde, welches überdies Unglückliche waren, die an irgend einem schrecklichen körperlichen Uebel litten und nur darum diese Art, sich von einem qualvollen Daseyn zu befreien, erwählten, weil sie ihrer Eitelkeit mehr schmeichelte, als der gemeine Selbstmord durch Hängen oder Ertränken. Im Durchschnitt wandern jährlich an 120,000 Menschen nach Perih, von denen der größte Theil nie wieder zurückkehrt; denn Tausende dieser Armen sterben vor Hunger, Entkräftung oder durch den tödtlichen Einfluß der regnichten Jahreszeit; und ihre Leichnahme, die in Masse auf dem sandigen Gestade in der Nähe der Englischen Station umherliegen, werden dort entweder verbrannt oder von Hunden, Schakals und Geiern verzehrt, deren eine Unzahl in dieser für sie so nahrungsreichen Gegend umherschwärmen. Der Geistliche des Bezirks versicherte, — er habe selbst einmal auf einem halben Morgen Landes 150 solcher Leichname liegen und gewiß doppelt so viel Raubthiere um diese schauderhafte Kost mit einander kämpfen gesehen. (Capt. Mundy's sketches.)

— **Fuchsjagd in Nord-Amerika.** In dem Staat Ost-Jersey werden die Füchse noch auf die alte löbliche Art, nämlich zu Pferde, gejagt; in dem westlichen Theil dieses Staates aber scheint diese Sitte in den letzten Jahren gänzlich abgekommen zu seyn, vielleicht weil das Land dort durchweg mit Dickicht und Buschwerk bedeckt und für Reiter schwer zu passiren ist. Nur noch bei festlichen Gelegenheiten versammeln sich auch hier zuweilen einige Nachbarn mit Pferden, Hunden und Flinten und jagen den Fuchs gegen alle Waidmannsmanier. Auf eine ganz eigene Weise wird die Fuchsjagd am Cap May betrieben, wozu die Oertlichkeit jener Gegend Veranlassung gegeben hat. Die Jagd findet nämlich auf kleinen Inseln statt, die am Meeresufer, jedoch in ziemlicher Entfernung vom festen Lande, zerstreut liegen. Dort giebt es eine große Menge von Füchsen, indem sie auf diesen Inseln die reichlichste Nahrung finden, als Krebse, Muscheln, Möweneier, junge Vögel und dergleichen; und da der Boden überdies mit hohem Gras, Unkraut und Gebüsch üppig bewachsen und gänzlich unbebaut ist, so vermehren sich die Füchse hier außerordentlich und gewähren den Bewohnern des Strandes zu gewissen Jahreszeiten eine herrliche Jagd. Am dichtesten ist das Gebüsch auf der höher liegenden Mitte der Inseln, während es nach dem Ufer zu abnimmt und so weit, als die Fluth reicht, ganz verschwindet. Es hetzen daher ein oder zwei Jäger mit Hunden im Mittelpunkt die Füchse aus ihrem Lager, während Andere in bestimmten Entfernungen von einander bis zum Ufer hin auf dem Anstande stehen und, sobald die Füchse hervorkommen, nach ihnen schießen. Hierbei zeigt sich wieder die Verschlagenheit dieser Thiere, denn sehr häufig, wenn die Hunde ihrer Fährte nachgehen, laufen sie in die Brandung und halten sich immer dicht am Ufer, so daß die hinter ihnen heraufschlagenden Wellen ihre Spur verwischen und die Hunde dadurch irre gemacht werden. (N. Y. American.)

— **Ein unter den Wilden entdeckter Europäer.** Die Nachricht von der Existenz eines jungen Mannes, Namens Mathews, der vor drei Jahren von den Bewohnern der Insel Malanta, nahe bei den Neuen Hebriden in der Südsee, gefangen genommen wurde, ist auf eine sonderbare Weise nach Sydney gekommen. Zu der erwähnten Zeit lag der „Alfred," ein Wallfischfänger, vor jener Insel, und in einem Streit zwischen den Eingeborenen und dem Schiffsvolke wurde der Capitain nebst mehreren seiner Leute umgebracht; ein Matrose — der eben Entdeckte — ward als Gefangener fortgeführt, und man hatte seitdem niemals wieder etwas von ihm gehört. Diesem unglücklichen jungen Mann ist es zuletzt dadurch gelungen, von sich Kunde zu geben, daß er seinen Namen, die Details seiner Gefangennahme und eine Schilderung seiner jetzigen traurigen Lage auf ein Bambusrohr eingeschnitten und dieses den Eingeborenen gegeben hat, um es in den Handel zu bringen. Da diese die Zeichen nicht verstanden und dieselben für Tattowirungs-Arbeit hielten, so verkauften sie das Rohr unter anderen Sachen an den Capitain eines Wallfischfängers, der dasselbe jetzt besitzt. Wir vernehmen, daß ein Versuch gemacht werden soll, den Unglücklichen aus der Gefangenschaft der Wilden zu befreien. (Sydney Herald.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Freitag den 6. Juli 1832.

Rußland.

Alexander Puschkin.

Alexander Puschkin ist von vielen seiner Landsleute der Russische Byron genannt worden, eine Benennung, die zu ehrenvoll ist, wenn sie ihm eine gleiche poetische Kraft beilegt, die aber weniger schmeichelhaft als treffend zu seyn scheint, wenn sie eine gewisse äußerliche Aehnlichkeit der Form und der Manier bezeichnet. Nicht als ob er ohne alle Originalität wäre; aber ohne Zweifel ist Byron doch immer sein Muster. Nach ihm hat er seinen Stil und die Art, die Gegenstände zu behandeln, gebildet, besonders in seinen erzählenden Gedichten. So weit es die Natur und der Bau zweier so verschiedener Sprachen zulassen, ist sein Stil offenbar Byronisch; seine Erzählung, zugleich graphisch und lyrisch, bietet einzelne Meisterzüge dar und eine interessante Färbung des Details. Seine Erzählungen selbst sind wenig mehr als fragmentarische Episoden, vereinzelte Scenen, Situationen und Gruppen, welche durch geschickte und meisterhafte Ausführung Leben und poetische Wirkung erhalten; ja, die scheinbare Dürftigkeit des Stoffes steigert einigermaßen unsere Bewunderung. Doch sind wir durch eine bloße Probe von poetischer Schöpferkraft noch nicht befriedigt; wir dürfen wohl verlangen, daß der Dichter nun auch in einer Composition, die durch größeren Umfang und inneren Werth eine Stelle in der Literatur einnehme, seine Schwingen prüfe. Denn so vortrefflich die Arbeit an dieser kleinen Galanteriewaare seyn mag, so kann sie doch nicht den Eindruck machen, den ein langathmiges Dichterwerk hervorbringt. So wie der Giaou, die Belagerung von Korinth, der Mazeppa und ähnliche Byronische Productionen dieser Art, entbehren auch die des Russischen Dichters aller epischen Composition; eben so wenig gehören sie in die Klasse der Balladen, poetischen Legenden, Erzählungen oder Romanzen. Sie haben vielmehr einen dramatischen Charakter, indem die Hauptscenen in der Form von Monologen und Dialogen auftreten, der erzählende Theil dagegen in den abgerissenen Uebergängen nicht selten den reißenden Fortschritt und die lebhafte Energie des eigenthümlichen lyrischen Ideenganges und Ausdrucks der epischen Besonnenheit vorzieht. Diese Dichtungsart kann daher nur mit Unrecht einem epischen Ganzen an die Seite gestellt werden, und diejenigen, welche gewohnt sind, ein Kunstwerk in die gewohnten Rubriken einzuregistriren, werden wohl für diese Art der Erzählung einen neuen Namen erfinden müssen.

Auch im Komischen und in der Satire bewährt sich Puschkin als Nachahmer Byrons; denn gleich ihm hat er, wenn auch mit weit geringerem Erfolg, die Gewandtheit seiner Muse durch eine satirische Darstellung bekundet. Sein „Onägin" steht weit unter Beppo und Don Juan. Puschkin ist glücklicher im Malerischen, Romantischen und Leidenschaftlichen, als im humoristischen Spott und der schonungslosen schneidenden Satire. Außer einigen spaßhaften Zügen und gelegentlicher leichter Satire, hat Onägin nichts von jenen beißenden und pikanten Pointen in den beiden Werken des Britischen Dichters; dazu kommt, daß die in diesem Gedicht geschilderten Sitten und Thorheiten uns zu fern liegen, um das Interesse zu erregen, welches aus der Bekanntschaft mit dem Originale entspringt, und doch wieder zu wenig Eigenthümlichkeit haben, um durch ihre Neuheit zu reizen. Der Onägin ist vielmehr durch ruhigen Fluß als durch Lebhaftigkeit der Erzählung ausgezeichnet. Wir haben von dieser späteren Arbeit Puschkin's gesprochen, bevor wir seiner früheren erwähnt oder auch nur unsere einleitenden Bemerkungen geschlossen haben, die wir in Folgendem zusammenfassen. — Die bezeichnete Richtung des Russischen Dichters, welche mit der vorherrschenden Tendenz der allgemeinen Literatur des Tages in Einklang steht, hat den wohlthätigen Erfolg gehabt, seine Landsleute von der einseitigen Bewunderung und Nachahmung Französischer Muster zu entwöhnen. Nothwendig muß dies Vernichten literarischer Vorurtheile dem poetischen Talent einen neuen Antrieb geben, so wie es einen unabhängigeren Geist der Kritik befördern wird, der sich weniger an vorgeschriebene Formen halten und geistige Productionen nach ihrem inneren Verdienst beurtheilen wird. Eben so sehr wird es für Rußland von hohem Gewinn seyn, wenn es, Schritt haltend mit den übrigen Literaturen Europa's, als ein Mitglied in die Gemeinschaft der Europäischen Schriftwelt aufgenommen werden kann. Als der Repräsentant dieser Richtung in der Russischen Literatur, hat Puschkin genügenden Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit.

Seine ersten Productionen, die in die Zeit seines Aufenthalts im Lyceum von Zarskjeselo fallen, sind Liebeslieder und Nachahmungen der Alten. Unter seinen Gedichten, deren viele auch aus einer späteren Zeit datiren, befinden sich einige von bedeutender Phantasie und poetischem Gefühle, welche Vorboten eines nicht gewöhnlichen Talents sind. Namentlich mögen die Epistel an Ovid, der Triumph des Bacchus, Anakreons Grab und Rosalka hervorgehoben werden. Wenn er sich aber in die höhere Sphäre der Ode versteigt (z. B. die Ode an Napoleon), so mißfällt er uns; hier steht er weit unter Lomonosoff und Derschawin.

Puschkin's eigentliche poetische Laufbahn fängt mit dem Erscheinen von Ruslan und Ludmilla an, einer reizenden legendenartigen Romanze in 6 Gesängen, die als ein Stern am poetischen Horizonte gepriesen worden ist. Weit davon entfernt, die Mängel einer ersten Jugendarbeit zur Schau zu tragen, ist sie mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit des Stils und der Erzählung und im Tone munterer, aber mäßiger Scherzhaftigkeit (in der Weise des Wielandschen Rittergedichts) gehalten. Der Gegenstand selbst, der jenen Volkssagen entnommen ist, deren Rußland einen so ergiebigen Schatz hat, ist wenigstens für Ausländer, die sich um die halb wahre, halb erdichtete Gestalt des Prinzen Wladimir und die Heldenthaten seiner Ritter wenig kümmern, an und für sich nur von einem geringen Interesse. Die Fabel bewegt sich um den Punkt, daß Ruslan seine Geliebte Lindmilla, die Tochter Waldimirs, aus dem verzauberten Palaste des Tschernomor zu befreien und den Zauber jenes furchtbaren Magiers zu lösen sucht. Die Begebenheiten haben nicht mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit als ein Arabisches Mährchen, aber der Dichter hat manchen wirklichen Charakterzug glücklich eingewebt. Doch ist der heutige Geschmack solchen poetischen Arabesken nicht mehr günstig; Puschkin selbst hat sich nicht zum zweitenmale auf dasselbe Feld begeben und hat somit die Hoffnungen einiger voreiliger Bewunderer zerstört, welche einen Russischen Ariost von ihm erwarteten. Wir müssen es billigen, daß er eine Gattung aufgegeben hat, die nach der moralischen Revolution in den Ansichten und Empfindungen der Gesellschaft etwas Veraltetes ist. Es ist eben so thöricht, einen anderen Ariost als einen anderen Homer oder Dante zu erwarten.

Die späteren Productionen Puschkin's haben daher mit jener ersten wenige oder gar keine Verwandtschaft. Statt einer, wenn auch einfachen und kurzen, doch zusammenhängenden Erzählung sind es fast sämmtlich planlose Fragmente ohne eine Folge der Begebenheiten, bloße Situationen, in denen sich der Dichter auf einen bestimmten Zeitpunkt und die Darstellung von einem oder zwei Charakteren beschränkt. Anstatt uns durch phantastische und muntere Bilder und durch satirischen Scherz zu ergötzen, bestrebt sich der Dichter im „Gefangenen des Kaukasus," uns einzig und allein durch die Wirkungen der Empfindung und durch Erschütterung des menschlichen Herzens zu interessiren. Nach der kurzen, aber belebten Beschreibung der Sitten einer tscherkässischen Horde, bringt eine Abtheilung der Räuberbande einen jungen Russischen Gefangnen heim, der ohne Unterbrechung über die Bitterkeit der Gefangenschaft reflektirt, bis ein tscherkässisches Mädchen ihm einige Erfrischungen anzubieten wagt. Sie setzt ihre nächtlichen Zusammenkünfte mit dem Gefangenen nicht ohne Leidenschaft fort und wagt es endlich, den ihrem Volke eigenthümlichen Stolz und die mädchenhafte Scheu bestegend, ihre Liebe in Worten zu entdecken, welche eher ein edles Vertrauen als die Frechheit eines Weibes ausdrücken, die ihre Ehre einem Liebhaber zu opfern willig ist. Die Antwort des Gefangenen überzeugt sie, daß er ihre Leidenschaft nur durch Dankbarkeit vergelten könne; er sieht sie an, ihn zu vergessen und ihr Herz einem Manne zu schenken, der ihre Liebe erwiedern könne. Ihre Leidenschaft ist aber zu rein, um selbst nach einem solchen Widerstande Rache zu athmen, sie will ihm im Gegentheil einen Beweis liebevoller Ergebenheit ablegen, indem sie, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu darbietet, sein Entkommen unterstützt. Er umarmt seine Befreierin, springt in den Strom, der ihn von seinen Verfolgern trennt, und entdeckt erst am anderen Ufer, daß die zärtliche Tscherkaſſerin in demselben Strome, der seine Flucht begünstigte, sich selbst ertränkt hat.

Hätte Byron Russisch gedichtet, er würde das eben erzählte Gedicht und einen großen Theil von „Poltawa" in ähnlicher Weise geschrieben haben. Welches aber auch sein Stoff seyn möge, steht Byron doch immer weit über seinem Russischen Nebenbuhler; er hat nicht allein mehr Tiefe und eine größere Gewalt über die Sprache, sondern er besitzt vor Allem in einem hohen Grade die Kunst, Tiefe des Gedankens vermuthen zu lassen, wenn er anscheinend seine

Ideen in sich verschließt, und zwar nicht weil er keinen genügenden Ausdruck für dieselben finden kann, sondern weil er sie so scharf ausgesprochen hat, daß eine ausführlichere Erklärung nur die Wirkung seiner mysteriösen Kürze schwächen würde. Etwas von dieser Zurückhaltung in der Diction wird auch von Puschkin affektirt, ja er hat sie endlich so sehr aufs Aeußerste getrieben, daß sie uns nicht selten entweder anwidert oder in dem unangenehmen Zweifel läßt, ob wir auch seine Andeutungen und Winke gehörig verstanden haben. In der Katastrophe tritt, anstatt Byronscher Kürze und Verdichtung der Gedanken, ein gänzliches Verstummen ein, das nicht durch eine höhere Schönheit der Sprache aufgewogen wird. Die Begebenheit selbst ist durch zusammenwirkende Umstände mehr angedeutet als wirklich erzählt; aber wie lebhaft, malerisch und kräftig sind die angewandten Bilder!

Die „Quelle von Bakschiserai" hat mannigfachere Konturen. Die Scene ist der Palast des Chan Kerim-Gerai, ein glänzendes Gebäude von Asiatischer Baukunst und der Ueberrest jener alten Pracht, die von der beredten Feder Murawieff-Apostol's, welcher Tauris und die Residenz der ehemaligen Chane der Krim wenige Jahre vor dem Erscheinen des Puschkinschen Gedichts besuchte, so reizend beschrieben worden ist. Kerim hat seine frühere Leidenschaft zu Zarema auf eine Polnische Gefangene, Namens Maria, übertragen, in deren Brust er jedoch vergeblich Gegenliebe anzufachen strebt, indem er ihr alle mögliche persönliche Freiheit und die freie Ausübung der Religion gestattet. Obgleich Maria die unwillkürliche Ursache der Vernachlässigung ist, die Zarema vom Chan erfährt, wird sie doch von dieser als eine Nebenbuhlerin gehaßt, deren Entfernung allein ihren alten Einfluß herstellen kann. Zarema täuscht die Wachsamkeit des alten Eunuchen, sie stiehlt sich um Mitternacht in Maria's Kammer, die, vor einem Schranke kniend, zur Jungfrau betet, sie scheint milder zu werden und nimmt zu Bitten ihre Zuflucht. Wenn auch nicht neu, ist diese Situation doch wirksam.

Schön bist Du wohl! doch ohne Leidenschaft.
Der Sturm, der mich durchbebt, die allzu heftige
Unwiderstehliche Gewalt, die mich bezwingt,
Du fühlst, Du ahnst sie nicht, Dein Busen kennt
Den Jubel, kennt den Schmerz der Liebe nicht.
Mich schuf aus wärmerm Stoffe die Natur
Und für der Leidenschaften wildeste
Ist meine Brust gebildet. Du vermagst
Nicht, so wie ich zu lieben . . . . .

Maria stirbt von Zarema's Hand; so muß man es doch wenigstens verstehen, wenn uns berichtet wird, daß Zarema noch in derselben Nacht von der Wache der Stummen zu einem Wassergrabe geführt wird, wo sie ihre Strafe erhält.

„Tzigani", sein folgendes Gedicht, ist von nicht größerem Umfange als das vorhergehende (ungefähr 600 Zeilen, deren jede dem Dichter fünf Rubel eintrug) und hatte durch fragmentarische Mittheilungen in periodischen Schriften große Aufmerksamkeit erregt. Aleko, ein Jüngling, der der Justiz entflohen ist, kommt bei einem Zigeunerlager an und wird als ein schutzsuchender Fremdling von Zemfira bei ihrem Vater eingeführt. Er willigt ein, bei den Zigeunern zu bleiben und sich, um ähnliche Freiheit zu genießen, ähnlichen Entbehrungen zu unterwerfen. Er verliebt sich in Zemfira, und kein Hinderniß setzt sich seiner Neigung entgegen, denn das Volk, unter dem er lebt, kennt die Gesetze der Zurückhaltung und der Sitte nicht. Nicht so Aleko; mit Schmerz bemerkt er, daß Sittlichkeit und Ehre unter diesen Kindern der Natur nicht aufs strengste beobachtet werden, und daß Zemfira ihre frühere freie Neigung für ihn nicht länger für bindend hält, als ihr eben zusagt. Als er nun entdeckt, daß sie plötzlich ihre Neigung auf einen anderen Jüngling übertragen hat, ermordet er in eifersüchtiger Wuth zuerst seinen Nebenbuhler, dann Zemfira selbst, ohne Reue zu bezeigen oder zu fühlen. Dieser Doppelmord weckt gleichwohl nicht den übrigen Theil der Horde, nicht einmal Zemfira's Vater zur Rache; dieser verkündet ihm, daß sie, als eine wilde Nation, zwar keine Gesetze hätten, um solche Thaten zu bestrafen, daß sie aber doch nicht ferner Brüderschaft mit einem Manne halten könnten, der seine Hände in das Blut anderer Menschen tauche, um die Unbill zu rächen, die erlitten zu haben er sich einbilde. Das ganze Lager bricht auf, und nur Aleko's einsames Zelt bleibt stehen, wo man in der nächsten Nacht keine Lampe mehr glimmen sieht, und worin am Morgen kein Mensch mehr wacht. — Das Hauptverdienst dieses Gedichts besteht in der frischen Färbung der beschreibenden Partieen und in der kecken Art, mit der Aleko's und des alten Zigeuners Charakter hingeworfen werden. Die Form ist dramatischer als in irgend einem anderen Werke Puschkin's, indem der größte Theil aus Dialog besteht.

Wir müssen uns mit dem Wenigen begnügen, was wir in der Einleitung über den „Onägin" gesagt haben, da er uns noch nicht vollendet vorliegt, und verweilen bei der letzten von Puschkin's poetischen Erzählungen, „Poltawa". Hier tritt eine historische und Byronische Figur auf, nämlich Mazeppa, der Hetmann der Ukraine, aus dessen ereignißreichem und wechselvollem Leben uns ein anderes minder bekanntes Kapitel vorgeführt wird. Die Schlacht von Poltawa bildet mehr den Schluß als den Stoff des Gedichts, das vorzüglich die Fehde zwischen Mazeppa und Kotschubei, einem reichen Edeln der Ukraine und Vorfahren der jetzigen Grafen dieses Namens, behandelt. Der Bruch zwischen ihnen — denn sie waren früher Freunde — wird dadurch herbeigeführt, daß Mazeppa Kotschubei's schöne Tochter geraubt hat, weil ihm ihre Hand von den Eltern verweigert worden war. Aber Maria, die von den Eltern als das entehrte und zitternde Opfer eines alten Räubers betrachtet wird, liebt Mazeppa mit Leidenschaft; denn nicht allein der erste Flaum der Jugend, sondern auch die grauen Locken des Alters können vor den Augen der Schönheit Gnade finden. Doch hält die Liebe für die Tochter Mazeppa nicht ab, über seinen Racheplänen gegen den Vater zu brüten, der ihn, als in verrätherischem Briefwechsel mit den Schweden stehend, dem Czar angezeigt hat. Er rechtfertigt sich bei dem Czar, indem er sich als das Opfer von Kotschubei's geheimen Kabalen darstellt, zählt seine früheren langjährigen Dienste auf und fordert und erhält endlich die Bestrafung seines Gegners. Maria, ganz in ihre seltsame Leidenschaft versenkt, hat keine Ahnung von der Verurtheilung ihres Vaters. Der zweite Gesang fängt mit einem Gespräch Mazeppa's und Maria's an:

Maria.

— Dein Schicksal geht mit Größe schwanger,
Der Thron erwartet dich. Ein Ziel, das selbst
Die Trägste spornt. Und ich, ich bliebe kalt,
Die ohne dich den Thron verachtete?

Mazeppa.

Wie, wenn nun das Schaffot? —

Maria.

Das herbste Loos
Theil' ich mit dir. — Ich sollt' es überleben?
Doch nein! Die Krone schmückt dir deine Stirn!

Mazeppa.

So stark ist deine Liebe?

Maria.

Kannst du zweifeln?

Mazeppa.

Nein; doch Verwandtenliebe oder meine,
Sprich, welche steht dir näher? Sprich es aus.

Maria.

Spar' mir die Antwort; lies in meinen Augen,
Doch nie entringe meiner Zunge sich
Das schüchterne Geständniß. Keine Freunde
Und keine Freundschaftsbande kenn' ich mehr,
Als die uns binden. Trotz sey allen andern,
Und dieser Trotz ist meiner Liebe Preis.
Sey dies genug.

Mazeppa.

Du liebst mich also mehr
Als All', als Jeden? — Warum starrst du so?

Maria.

Mehr als mein Leben. Willst du Worte noch?

Mazeppa.

Sprich, wenn dein Urtheil zwischen deinem Vater
Und mir entscheiden soll' — wem würd' es Leben,
Wem Tod verkünden?

Maria.

O, laß ab, ich bitte,
Mit deiner Worte Folter mich zu martern.
Versuch' mich nicht mehr.

Mazeppa.

Sprich!

Maria.

Bezähme dich!
Begnüge dich, zu wissen, daß ich dir
Jedwedes Opfer bringe.

Mazeppa.

Präg' dir's ein,
Was du so eben sprachst.

Nach diesem dramatischen Intermezzo nimmt die Erzählung wieder den Faden auf. Der unglückliche Kotschubei wird herbeigeführt. Orlik, eine Kreatur Mazeppa's, besucht ihn in der Absicht, das Geständniß seiner vergrabenen Schätze von ihm zu erpressen. Auf diese Frage antwortet er:

Sklav'! Hätt' ich Schätze! — Ja, ich hatte drei.
Zuerst die Ehre, aber Mißgunst hat
Sie so befleckt, daß nichts in aller Welt
Die Schmach verlöscht. — Ich hatt' ein Kind;
Ein Schatz, mehr als dahin, er ist entehrt!
Mein dritter, letzter Schatz hält bei mir aus:
Gerechte Rache! — Der ist dauerhaft,
Den nimmt mir kein Despot. Ich ganz allein
Ich trag' ihn in den Himmel mir hinein.

Endlich erfährt Maria von ihrer Mutter, die heimlich Zugang zu ihr gewinnt, die furchtbare Kunde. Als Mazeppa von der Hinrichtung seines Schlachtopfers rückkehrt, findet er Maria nicht mehr, er forscht überall nach ihr, Niemand vermag ihm Auskunft über sie zu geben. Seine Wuth sehnt sich nach Krieg, und im Eingang des dritten Gesanges bereitet er den Aufstand zu Gunsten der Schweden vor. Um indeß allen Argwohn von sich zu entfernen, stellt er sich selbst todtkrank, bis er, als Karl in die Ukraine einrückt, die Maske ungestraft abwerfen und zu den Schweden stoßen kann. Nach der Schlacht von Poltawa, von der hier in wenigen geistvollen Zeilen eine lebhafte Beschreibung gegeben wird, wird er der Gefährte von Karls Flucht. Als sie sich einst um Mitternacht einem kurzen Schlummer überlassen und Mazeppa schlaflos daliegt, glaubt er eine Erscheinung zu gewahren:

Er hört sich rufen, starrt hinaus und horcht
Und hört denselben Ruf. Wild blickt er um sich,
Und durch die Nacht entdeckt er ein Gespenst —
Entsetzlich! — die Gestalt — so wär' es wahr? —
Das Mondlicht jetzt wirft hellen Schein auf sie,
Und kalter Angstschweiß deckt die Glieder ihm.
Kann sie es seyn? — Wie! die zerrauften Locken,
Der wilde Anzug — Irgend ein Phantom
In geisterhaft entsetzlicher Gestalt

Reißt diese Seufzer, die mich rasend machen.
— Maria, und Du kannst es wirklich seyn?!

Maria.

Still, still, ich bitte Dich! Sie schlafen jetzt,
Vater und Mutter schlafen. Sprich kein Wort,
Sie könnten uns behorchen aus dem Schlaf.

Mazeppa.

O Gott, uns so zu finden hast Du uns verdammt!

Maria.

Wie? Kennst Du nicht den teuflischen Betrug,
Durch den ein Frevler uns zu Fall gebracht?

In dieser Manier geht Gespräch und Erzählung fort; die wahnsinnige Maria entflieht mit wildem Lachen, bis die Gefährten, die am Morgen zum Aufbruch mahnen, den schlummerlosen Heiman finden:

. . . . Kein Schlaf berührte seine Augen;
Gram, innrer Gram quält die gepreßte Seele.
In tiefem Schweigen folgt er seinem Herrn.
Ein giftiger Mehlthau legt sich auf sein Herz,
Und nur der wilde Blick spricht von den wüsten
Gedanken, die in seinem Innern wühlen.
— Gelöster Liebeszauber, fahre wohl,
Fahr' wohl für immer, theures Vaterland! —

Bei Gelegenheit des „Mazeppa" wollen wir noch eines anderen Russischen Dichters erwähnen, der in Puschkin's Manier einen Stoff aus derselben geschichtlichen Episode, dem Aufstand der Ukraine, behandelt hat, nämlich Rilejeff. Er war in die Petersburger Verschwörung nach dem Tode des letzten Kaisers verwickelt und büßte dafür mit seinem Leben. Der Held seines Gedichts ist Woinarowski, ein Neffe und Waffengefährte Mazeppa's. Begabt mit ungewöhnlichem Talent, mit Ehrgeiz, Kraft, Fähigkeit und Unternehmungsgeist, war Woinarowski, wie sein Oheim, ein glänzender Abenteurer und spielte an verschiedenen Deutschen Höfen eine große Rolle, bis er endlich den Argwohn Peter's des Großen erregte, der ihn gefangen setzen ließ und nach Sibirien verbannte, wo er sein Leben beschloß. Er wurde in seinem Exil von dem Historiographen Müller besucht, der im Jahre 1733 von der Akademie der Wissenschaften in dieses Land zur Erforschung der Geographie und Alterthümer und der Eigenthümlichkeit der Einwohner gesandt worden war. Ihm erzählt W. in Rilejeff's Gedicht die traurige Geschichte seines Lebens. Deutsche Leser werden sich dieses schauerlichen Stoffs entsinnen, den Adelbert von Chamisso in dem Gedichte: „die Verbannten" so meisterhaft behandelt und so bedeutungsvoll fortgesetzt hat. (F. Q. R.)

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Praktische Russische Grammatik, von Nikolas Gretsch. Nebst Schlüssel dazu. 2 Bde. Pr. 6 R.

Grammatik des Mongolischen Dialekts, von J. Schmidt. 4.

Lyrisches Taschenbuch für 1832. Enthaltend 20 Russische Gesänge und Romanzen, von T. W. Sbuzkobski. 4.

Anfangsgründe der Chemie, nach Thenard's System, von J. Warwinsky. Pr. 15 R.

Ueber den Gebrauch der Mineralbrunnen. Von Kenradi. Pr. 6 R.

Neues System der Pharmakologie. Von Paul Janopolski. 1r Bd. Pr. 4 R.

Ueber den Kometen des Jahres 1832. Von J. Gurâneff. Pr. 4 R.

Hundert neue Erzählungen. Von W. Fedoroff. Pr. 12 R.

Frankreich.

Ueber die jetzige Französische Literatur.

Von einem Englischen Kritiker.

Welche andere Einflüsse auch die letzten politischen Veränderungen in Frankreich gehabt haben mögen — ihr Einfluß auf den literarischen Geschmack ist nicht günstig gewesen. Die Erscheinungen des Tages scheinen noch ephemerer, ihre Tendenz noch frivoler und ihr ganzes Wesen noch theatralischer und übertriebener geworden zu seyn, als früher. Nichts trägt den Anschein der Dauer; nichts scheint sich an die Nachwelt zu richten, oder einen höheren Zweck im Auge zu haben, als zu unterhalten, aufzuregen, in Erstaunen zu setzen, — wenn überhaupt die jetzige Generation durch irgend etwas in Erstaunen gesetzt werden kann. Alles scheint mit flüchtiger Eile zu Scenen für das Theater zusammengesetzt zu seyn; die Tempel und schönen Grotten und die dunkelen Keller, sind nur gemacht, um beim Schein der Lampen gesehen, und, nachdem sie einige Wochen angezogen haben, übertüncht und durch neueres, aber nicht solideres Schaugepränge ersetzt zu werden. Zeiten der Umwälzung und Veränderung sind in der That nicht dazu geeignet, Arbeiten für die Ewigkeit zu befördern; neben den Alles in Anspruch nehmenden Interessen der Gegenwart wird der Zukunft so wie der Vergangenheit kaum gedacht. Laßt uns essen und trinken, ist das Losungswort der Literatur, denn morgen werden wir sterben. Zur Hervorbringung dauernder Werke, welche nicht allein zu dem gegenwärtigen, sondern zu allen Jahrhunderten reden, gehört Ruhe des Geistes, Zuversicht und Entferntseyn von Kämpfen und Partei-Streitigkeiten. Man muß vor einem einzigen, deutlichen und herrschenden Richterstuhl der öffentlichen Meinung stehen und nicht dem endlosen Geschwätz widersprechender Gerichtsbarkeiten unterworfen seyn. Es muß eine feste und unveränderliche, auf Religion gegründete Moralität geben, und nicht eine Moralität der Oekonomie und der bloßen Schicklichkeit, welche immer mit der Mode des Tages wechselt. Endlich muß es eine allgemeine Anerkennung religiöser Grundsätze geben, welche für Jedermann einen festen und dauernden Haltpunkt in dieser ewigen Bewegung um uns her gewährt und die Mißklänge der Gesellschaft harmonisch auflöst.

Sind diese Züge aber in Frankreich in der National-Gesinnung zu finden? Wir glauben nicht; die Literatur des Tages liefert vielmehr augenscheinliche Beweise von dem Chaos der Ansichten. Die jetzige Französische Literatur ist weder eine anerkannt freigeisterische, wie die des 18ten Jahrhunderts, welche selbst durch die Einigkeit und durch die Konsequenz, mit der sie an ihrem bösen Werk arbeitete, einen gewissen Anstrich von Größe erhielt, noch ist sie eine Literatur des allgemeinen Glaubens und der positiven Ueberzeugung, wie die des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Sie scheint in der That keine allgemeine Tendenz zu haben. Die Bestrebungen so wie die Ansichten ihrer Schriftsteller widersprechen sich gegenseitig, und selten ist sogar irgend Einer lange in Uebereinstimmung mit sich selbst. Man vernimmt keine Stimme, die sich als eine herrschende zu erkennen gäbe, sondern nur ein Babel'sches Geschwätz unter den Handlangern, die alle mit anscheinender Energie an dem Gebäude der gesellschaftlichen und moralischen Verbesserung arbeiten, aber in der That wenig oder nichts thun, um das Werk zu fördern. Der Royalist, der Republikaner, der Mann der Mitte, Alle sind ängstlich bemüht, ihre eigene Meinung zum Grundstein des Gebäudes zu machen; während die St. Simonisten fortwährend behaupten, daß alle ihre Bemühungen in Trümmer zerfallen werden, weil sie auf verfallenes Gemäuer bauen, wie sehr sie auch versuchen möchten, den Stil der Bauart zu verändern; daß die Gesellschaft in ihren eigentlichen Elementen neu errichtet werden, daß es so gut einen neuen Himmel wie eine neue Erde geben müsse, und daß sie, die Schüler des St. Simon, die Männer wären, beides herzustellen.

Zu gleicher Zeit trägt die Literatur überall den Stempel der Aufregung, der Erwartung, der Streitigkeiten und der Furcht vor Umwälzungen. Nichts in ihr erscheint gebalten, majestätisch, einfach und klassisch; das beste Muster, welches sie noch vor Augen hat, ist die krampfhafte Bewegung des Laokoon, aber nicht die göttliche Ruhe des Apollo. In der Poesie im Allgemeinen, was für eine furchtbare Uebertreibung in der Farbe! was für krankhafte Schilderungen der Gefühle! welche Ausartung in der Diction! Als ob die Sprache von der Last der Gedanken erdrückt werden sollte; alle Verdrehungen der Sybille in der That, aber wie wenig von ihrer Begeisterung. Welche Aussicht hat die Stimme eines Lamartine oder eines Victor Hugo, deren Inspirationen von einem erhabeneren und abgesondeteren Sitz ausgehen, in dem Getöse gehört zu werden, das durch das krankhafte Gewimmer eines Joseph Delorme, durch die erbitterten Tiraden der Nemesis und der Gorgone, oder durch die gottlosen und frechen Gemeinheiten eines Barbier hervorgebracht wird? Kurz, welche Aussicht hat irgend eine reine, bescheidene und konsequente Bestrebung unter dem betäubenden, krankhaften, gigantischen und unbegreiflichen Geschwätz?

Dennoch ist es für die, welche noch im Stande sind, die bessere Poesie zu würdigen, im höchsten Grade erfreulich und wohlthätig, den Blick von dieser tollen Heftigkeit ab auf die ruhige und einfache Art und Weise zu richten, in der sich Victor Hugo neuerdings wieder in seinen Herbstblättern ausgedrückt hat. Ernster in seinen Gefühlen werdend, je älter er wird, ruhiger, je mehr das Geräusch um ihn her zunimmt, hat er ein Werk herausgegeben, das der besseren Tage der Poesie würdig ist: zärtlich, häuslich, züchtig, sowohl in seiner Trauer als in seiner Lust; angefüllt mit dem ungekünstelten Ausdruck der jugendlichen Hoffnungen, der Erinnerung, des Schmerzes, der Freundschaft und der Liebe. *)

Sich von diesen reinen und rührenden Gesängen auf das Feld der Novellen-Literatur zu begeben, ist gerade so, als wenn man von den Liebesgöttern des Albano in eine Gallerie tritt, welche mit den Teufeleien Callot's und Höllen-Breughels angefüllt ist. Nirgends ist Ruhe, nirgends ein tröstendes Prinzip, Alles ist wilde Lustigkeit oder Zähnefleischen. Einem blendenden Gemälde von der Pracht eines Palastes folgt eine Schilderung von dem Elend einer Hütte, von der Ekelhaftigkeit eines Gefängnisses oder eines Hospitals, von trunkenen Nachtschwärmereien, von der Guillotine oder der Morgue. Wir befinden uns beständig auf den äußersten Gränzen des Anstandes und fallen oft in unverhüllte Unzüchtigkeiten. In der „Peau de Chagrin" von Balzac giebt es Scenen, wie z. B. das Bachanal nach Erlangung des Talisman's und die Situation, in welcher der Tod des Helden stattfindet, die in England die Aufmerksamkeit des General-Anwaltes erregt, d. h. dem Verfasser einen Prozeß wegen Verletzung der Sitten zugezogen haben würden. In den „Begebenheiten Daniels des Lapidaristen" von Michel Raymond," in der „Confession" und der „Femme Guillotinée" von Janin stößt man fortwährend auf Scenen, welche Wenige den Muth haben würden in einer Englischen Gesellschaft laut vorzulesen. Mit der Ueberzeugung Alceste's nach Lesung des Sonettes von Oronte, daß:

„Un homme est pendable après les avoir faits,"

legt man das Buch aus den Händen.

Und doch mag es nicht der Plan oder die Absicht des Verfassers gewesen seyn, zu verderben; jene Ausartungen scheinen eben so oft das Resultat der Unempfindlichkeit als einer planvollen Ueberlegung zu seyn. Der Stil wird natürlich dem wilden, abgeschmackten Charakter der Zustände angepaßt. Er bewegt sich in galvanischen Erschütterungen und unsinnigen Sprüngen, mit unzusammenhängenden Bildern, gleich den Träumen eines Wahnwitzigen; in Metaphoren, Gleichnissen, Beispielen, die aus den empörendsten Theilen der physischen und aus den gehässigsten der moralischen Welt entlehnt sind, und in paradoxen Grundsätzen der Moralität, die für einen Augenblick blen-

*) Vgl. Nr. 4. des Mag., wo eine Probe dieser Herbstblätter mitgetheilt wurde.

den und die Begriffe verwirren. Das Gefühl, wenn man ein so seltsames Gemisch bei Seite legt, ist das der Erschöpfung, als ob wir die Raketen, Schwärmer und närrischen Spielereien eines Feuerwerkes geschaut hätten; die Augen schmerzen uns von der Bemühung, den verschiedenen leuchtenden Krümmungen folgen zu wollen, unsere Ohren sind durch das Getöse erschüttert, und wir eilen nach der Vorstellung gern aus der Schwefel-Atmosphäre in eine freiere Luft, wir sehnen uns nach dem ruhigen Glanz der Natur und dem stillen lieblichen Schein des Mondes und der Sterne.

Dieses Urtheil, kann man uns einwenden, ist zu sehr ohne Unterschied gefällt; und es können auch gewiß in der leichteren Literatur der zwei oder drei letzten Jahre viele Beispiele einer besseren und natürlicheren Art aufgefunden werden. Wir behaupten aber auch nur, daß das hervorstechende Talent des Tages die von uns angedeutete Richtung genommen hat, daß die Secirung des gesellschaftlichen und politischen Körpers, oft mit den plumpsten Instrumenten, eine Secirung, die darauf berechnet ist, den demüthigendsten und trostlosesten Eindruck auf das menschliche Gemüth zu machen, den verständlicheren, sanfteren und am Ende doch auch wahreren Schilderungen des Lebens, wie wir sie Lesage oder Cervantes verdanken, oder dem Hang, überall das Gute in der Natur herauszufinden, wie bei Scott, vorgezogen wird. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Apparitions historiques. (Historische Erscheinungen.) Gedichte von Laporte. Pr. 4 Fr.

Ma dernière folie. (Meine letzte Thorheit.) Gedichte von A. du Leyris. Pr. 3 Fr.

Les mélancoliques. (Die Melancholischen.) Gedichte vom Ritter Joseph Bard.

Jounal des femmes. (Frauen-Zeitung.) Nr. 1. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Viertelj. Preis 15 Fr.

Lettre etc. (Schreiben eines Portugiesischen Edelmannes über die Hinrichtungen von Anna Boleyn, Lord Rochford, Brereton, Norris, Smeton und Weston.) Portugiesisch, nebst Französischer Uebersetzung von Franc. Michel und Englischer Uebersetzung von Lord Strandford. Pr. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Die philharmonische Gesellschaft in London. Wir haben früher bereits der Begeisterung erwähnt, mit der in den Konzerten dieser Gesellschaft die Deutsche Musik aufgenommen wird. Das Land, in welchem Händel seine ächt Deutschen Werke schuf, und das die Schöpfungen Haydn's bald nach ihrem Erscheinen mit Jubel begrüßte, scheint seitdem seine Vorliebe für die verwandten Germanischen Töne bewahrt zu haben. Dieser Vorliebe hat es wohl auch die jetzt in London befindliche, mit Ausnahme einiger Mitglieder, nur sehr mittelmäßige Deutsche Operngesellschaft zu verdanken, daß sie, wiewohl sie außer dem „Fidelio" und dem „Freischütz" noch gar nichts Anderes gebracht hat, doch fortwährend mit Beifall überschüttet wird. Ein neuer Bericht von der philharmonischen Gesellschaft (im Atlas), und zwar über ihr letztes diesjähriges Konzert (am 18. Juni), erzählt uns von neuen Triumphen, die unser junger Landsmann, Herr Felix Mendelssohn-Bartholdy, dort davongetragen hat. Es wurde darin, kurz vor seiner Abreise von London, von ihm selbst ein Klavier-Konzert und vom Orchester seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" vorgetragen. Der Englische Berichterstatter sagt darüber unter Anderem: „Herrn Mendelssohn's Pianoforte-Konzert machte das vorige Mal einen so außerordentlichen Eindruck auf die Versammlung, daß er gebeten wurde, es dieses Mal zu wiederholen. Es ist dies ein Kompliment, das das musikalische Genie des jungen Mannes mit Recht verdient hat. Mehr als irgend ein anderer Musiker erinnert er uns durch seine Leistungen an die fast unglaublichen Thatsachen, die uns aus Mozart's Leben bekannt sind; wie dieser vereinigt er ein ungemeines Compositions-Talent mit einer bewundernswerthen Fertigkeit als Spieler; auch er besitzt ein merkwürdiges Gedächtniß, extemporirt sehr leicht und spielt die schwersten Sachen vom Blatte. Nach dem zu schließen, was wir kürzlich von Herrn Mendelssohn's Compositionen gehört haben, darf sich nun die musikalische Welt von ihm in sehr rascher Folge die schönsten Früchte versprechen. Er kann dagegen in London, eben so gut als in Berlin, auf ein Publikum rechnen, das ihn verstebt. Die letzte Note in den diesjährigen Konzerten der philharmonischen Gesellschaft, um die er sich so sehr verdient gemacht hat, war von seiner Composition; er verließ das Orchester unter einer Salve enthusiastischer Beifallsbezeigungen."

— Verfehlte Bühnen-Effekte. Bei der ersten Aufführung des „Robert der Teufel" in London strengte sich Bertram in seiner letzten Scene vergeblich an, die Erde dazu zu bewegen, daß sie sich öffne und ihn verschlinge. Er stampfte mit dem Fuß, so viel er konnte; da aber keine Fallthür sich aufthun wollte, so ging der arme Teufel endlich ganz verdrießlich durch eine Seiten-Coulisse ab, was der dramatischen Wirkung dieser Scene natürlich sehr schadete. Nicht minder verfehlt war zum Theil auch der Effekt der Geister-Scene am Schlusse des dritten Aktes; denn es machte einen komischen Eindruck auf das Publikum, als die Nonnen, bevor sie ins Leben gerufen wurden, statt verhüllten Statuen zu gleichen, mit ihrer leichten eleganten Ballet-Chaussure, mit fliegenden Locken und mit lächelnden wohlgeschminkten Gesichtern kokettirten. (Litt. Gaz.)

— Ueber die Fortschritte der Civilisation in Kalkutta. Wenn der Gang der Aufklärung jemals rasche Fortschritte in einem Lande gemacht hat, so ist dies in den letzten Jahren bei den Hindus in Kalkutta der Fall gewesen. Ein Volk, das von denjenigen, die sich seit Jahrhunderten als allein zur Civilisation berechtigt betrachtet haben, für halb barbarisch gehalten wurde, fängt jetzt an, mit jenen in der Kenntniß fremder Sprachen und in philosophischen Wissenschaften zu wetteifern. Man hat sich lange darüber gestritten, ob der Geist der Indier eben so großer geistiger Anstrengungen fähig sey, als der seiner Europäischen Brüder. Viele, die nicht tief in das Wesen der menschlichen Natur eingedrungen waren, wollten von der Wirkung auf die Ursache schließen, und weil die Indier nicht solche Zeichen geistiger Kultur wie die Europäer an den Tag legten, so folgerten diese daraus, daß die Natur jene zu großen geistigen Anstrengungen unfähig gemacht habe. Aber die Erfahrung dieser letzten Jahre hat einen augenscheinlichen Beweis gegen eine solche Annahme geliefert und gezeigt, daß die Indier dieselbe Fähigkeit besitzen, wie die Einwohner anderer civilisirter Länder. Es ist indeß einigermaßen auffallend, daß dies nicht von der Gesellschaft im Ganzen gesagt werden kann; denn das weibliche Geschlecht, welches doch als ein Theil der Gesellschaft betrachtet werden muß, geht mit der Ausbildung auf keine Weise fort. Durch einen seltsamen Gebrauch, der auf ein eben so großes Alter als die Muhamedanische Dynastie Anspruch machen kann, sind sie von den Vortheilen eines aufklärenden Unterrichtes ausgeschlossen. Die Rohheit und Grausamkeit der Muhamedanischen Eroberer machte solche Ausschließung der Frauen nothwendig; und obgleich die Zeiten sich geändert und diese Ausschließung unnöthig gemacht haben, so ist doch die Macht der Gewohnheit so groß, daß alle Fortschritte, die gemacht worden, doch nicht im Stande gewesen sind, irgend eine Veränderung in der Erziehung und Behandlung der weiblichen Eingeborenen hervorzubringen. Sie bleiben noch immer hinter dem Purdah, gleich undurchdringlich für die Blicke der Gesellschaft, wie für die heilsamen Folgen des Unterrichts. (Reformer.)

— Ein Bild der Seik's in Ostindien. Das Gebiet des Patialah, welcher nächst Rendschit Singh von Lahor der mächtigste Radschah unter den Seik's ist, begreift eine weite Landstrecke zwischen den Flüssen Dschenna und Setledsch. Die Seik's verdanken, als herrschende Nation, ihr Daseyn dem großen Führer Goru Gowind, der um 1670 blühte und sie aus einem friedlichen zu einem kriegerischen Volke machte, indem er ihnen den Geist der Rache an den grausamen Muhamedanern einhauchte. Als wir unser Lager bei Sidaura, einem großen mit Mauern und Thürmen wohlbewehrten Dorfe aufschlugen, kam uns der Zemindar bewillkommend entgegen. Er und seine Begleiter waren große starkgebaute Männer, von schönem kriegerischen Ansehen, mit gewaltigen Bärten, an welche bei diesem Volke niemals ein Scheermesser kommt. Die Männer waren vornehmlich in Tunika's von gefüttertem Baumwollen- oder Seidenzeug gekleidet, mit einem eigenthümlich gestalteten rothen Turban. Ihre Beine waren unter dem Knie nackt, und Alle trugen eine Lanze oder ein Schwerdt und schwarze Schilde aus Büffelhäuten, mit kupfernen Buckeln geziert. — Etwa zwei Meilen von der alten jetzt zertrümmerten Hauptstadt Serbind kam der Radschah, den Lord Combermere zu begrüßen. Seine Reiter-Eskorte bestand aus sehr schönen kriegerisch aussehenden Truppen; aber die Infanterie, nach Art der Seapoy's ausstaffirt, war das häßlichste Gesindel. Der Kommandant der Fuß-Garde trug eine kurze rothe Tuchjacke, enge rothe Pantalons, und saß höchst unbehülflich im Sattel. Da die Seik's alle sehr gute Reiter sind, so scheint die Attitüde eine erkünstelte gewesen zu seyn. Eine Bande Trompeter und Pfeifer spielte unseren Grenadier-Marsch in ohrzerreißenden Mißtönen. Der Tambour-Major trug als Auszeichnung einen runden glasirten Hut, wie ein Französischer Postillon. — Der Radschah kam des Nachmittags in unser Lager. Er ist ein besonders schöner Mann, von edlen Zügen, die Ruhe und Wohlwollen verkünden, sein Bart fließt über die ganze Brust. Allein erst als er von seinem Elephanten abgestiegen und aus der gebückten Stellung heraus war, die er beim Eintritt in das Zelt des Chefs annehmen mußte, bemerkten wir seine ungeheure Gestalt. Er ist wenigstes 6 Fuß und 4 Zoll hoch, von athletischem Knochenbau und gewaltigen Muskeln. Als er zur Umarmung des Lord Combermere schritt, schien es uns, als könnte er diesen mit der geringsten Verstärkung des Druckes zermalmen. Seine Person war ganz ohne Juwelenschmuck. Ein großer zirkelrunder Schild aus Büffelhaut, mit goldenen Buckeln, hing über seine breiten Schultern, und ein langes Schwerdt nebst Dolch steckten in seinem Shawl-Gürtel. Viele seiner höheren Kriegsbeamten waren fast eben so lang als ihr Häupling, und Alle bis an die Zähne bewaffnet. Die Seik's haben sehr verschiedene Waffen. Ich bemerkte bei der Eskorte Musketen, Jagdflinten, Schwerdter, Lanzen von allerlei Form, Dolche und Streit-Aexte. Aber ihre eigenthümlichste Waffe ist die Wurf-Scheibe. Sie besteht aus schönem dünnen Stahl, zuweilen mit Gold eingelegt. Der Krieger wirbelt sie mit emporgestrecktem Arme rasch um den Vorderfinger und schleudert sie dann mit so todbringender Sicherheit, daß er, nach eigenem Geständniß, seinen Mann auf 80 Schritte trifft. — Einige Geschichtsforscher haben behauptet, daß die Schlacht zwischen Alexander dem Großen und Porus, dem Indischen Häupling, in der Nachbarschaft von Serbind geliefert worden sey. Der gegenwärtige Radschah von Pattialah ist kein übler Repräsentant jenes riesigen Porus, und wirklich hat er auch von den Engländern diesen Beinamen erhalten. (Mundy's Sketches.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Montag den 9. Juli 1832.

Deutsche Literatur im Auslande.

Kenntniß der Franzosen von Deutschland.

Als Napoleon mit der Selbstständigkeit auch die Individualität der Völker vernichten wollte, da lebte eine Frau in der Verbannung, welche ein lebendiges Gefühl für den charakteristischen Typus des Volkslebens in ihrer Brust trug und mit glänzendem Geist und hinreißender Beredsamkeit dem beleidigten Nationalgefühl gegen die Eingriffe des Welteroberers Worte lieh. Denn eine Frau war es, welche die stummen Seufzer Italiens verstanden hatte, welche, obgleich mit glühendem Patriotismus an Frankreich hängend, das Selbstgefühl der Deutschen gegen Napoleons Zwingherrschaft entflammte, und man darf daher wohl mit Recht behaupten, daß Frau von Staël eine Macht gewesen ist, die der Kaiser auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms zu fürchten hatte. Wie unerbittlich streng war Savary's Censur gerade gegen solche Stellen, in denen die berühmte Schriftstellerin den Stolz des Deutschen Volkes aufruft!

Es ist daher mehr als Zufall, daß gerade Frau von Staël es gewesen ist, welche den Franzosen zum erstenmale ein Gesammtbild Deutscher Literatur und Denkart aufgestellt hat. Und gerade die Zeit, in welcher jenes merkwürdige Buch erschienen ist, begünstigte den großen Einfluß, den es auf Frankreich ausgeübt hat und noch immer ausübt. Seit vielen Jahren hatten Franzosen auf demselben Boden und im Angesicht derselben Männer gelebt, von denen die beredte Frau so unerhörte Thaten des Geistes erzählte. Aber gesellschaftliche und nationale Vorurtheile und der Siegerstolz der großen Armee hatten die Franzosen so sehr verblendet, daß sie in Deutschland von Deutschem Geiste und den merkwürdigen literarischen Revolutionen, die unter ihren Augen vorgingen, durchaus nichts ahnten. Erst als die schneidende Schärfe seiner Schwerdter und Lieder Deutschlands nationale Selbstständigkeit unwiderleglich bewiesen hatte, da erwachte in den Franzosen zugleich mit dem politischen Hasse die Hochachtung vor dem Deutschen Geiste, und aus dieser Hochachtung entsprang wiederum die Begierde, das Volk und seine Literatur kennen zu lernen, die bis dahin unentdecktes Land für Frankreich gewesen waren. In dieser Stimmung wurde das Werk der Frau von Staël verschlungen, das sich, wie jede bedeutende Erscheinung der Geschichte und der Wissenschaft, eben so aus dem Bedürfniß der Zeit erzeugte, wie es diesem Bedürfniß entgegenkam.

Frankreich zehrt noch immer an den Schätzen, die Frau von Staël in ihrem Werke sur l'Allemagne so verschwenderisch ausströmt. Ihr gehören die glänzenden Ideen, welche von jenem Heer kleiner Geister, denen gewöhnlich die Mission zu Theil wird, die Goldbarren großer, aber unzugänglicher Gedanken zu gangbaren Münzsorten umzuprägen, mit selbstgefälliger Breite wiederholt werden; ihre Irrthümer sind es, welche in den possirlichsten Caricaturen immer von Neuem wieder zum Vorschein kommen; aber was bei ihr selbst als Ausfluß eines originellen Geistes vom höchsten Interesse war, wird bei den Nachsprechern schaal und widerlich. Es ist freilich in den letzten zwei Dezennien für die Verbreitung der Deutschen Literatur in Frankreich so Manches geschehen; man hat Staël'sche Ideen popularisirt, man hat Uebersetzungen und Bearbeitungen von mannigfacher Art versucht, Deutsche Philosophie hat der Französischen einen neuen Schwung gegeben, und namentlich ist die jüngere Generation in der Liebe für Deutsche Art und Kunst schon aufgewachsen; aber es sind noch immer keine neue Arbeiten über Deutschland erschienen, die durch umfassendere Ansichten und gründlichere Forschung eine neue Epoche begründet hätten. Wenn man daher eine Geschichte der Deutschen Literatur in Frankreich schreiben wollte, so müßte man behaupten, daß die erste Epoche derselben, die durch das Werk der Frau von Staël begründet wird, noch immer nicht ihre Endschaft erreicht hat.

Doch selbst bei dem regeren Interesse für Deutschland fehlt es nicht an zahlreichen Beweisen jener naiven Virtuosität in der Unwissenheit über die Zustände eines Nachbarlandes, das man durch und durch zu kennen glaubt. Wir begnügen uns für diesmal, einige solcher Züge neben einander zu stellen.

Charles Nodier, der fleißige Gärtner, der so manche Dichterblüthe des Auslandes in den heimathlichen Boden verpflanzt hat, äußert in einer, „le Tangend-bund" überschriebenen, Novelle, welche die Revue de Paris mittheilt: „Es ist unter den Deutschen der gegenwärtigen Generation eine ausgemachte Sache, daß Andreas Hofer die übernatürliche Gestalt eines Halbgottes gehabt habe. Poetische Völker pflegen sich ihre Helden so vorzustellen, und Deutschland hat noch ganz die Poesie eines Urvolkes, wie es die ganze Größe eines solchen hat. O, es ist eine erhabene Nation!" Wie lächerlich wahr!

Die Revue Européenne giebt seit einiger Zeit fortlaufende Berichte über die Deutschen Schriftsteller. Eine Kritik Bürgers, die sich nicht um ein Wort breit von der geistvollen, aber einseitigen Ansicht der Frau von Staël über diesen Dichter zu entfernen wagt, schließt mit einer prosaischen Uebersetzung von „Lenore" und „der Kaiser und der Abt." Folgende Proben mögen genügen. „Was half, was half mein Beten!" Qu'est-ce-que m'a servi et que me serviroit encore de prier? „Ohn' ihn mag ich auf Erden, mag dort nicht selig werden." Sans Wilhelm sur la terre, je ne puis jamais ni nulle part être heureuse u. s. w.

Mit tiefem Schmerz muß uns das Zeugniß eines Geschichtforschers wie Michelet erfüllen, welcher seinen nächstens erscheinenden Mémoires (!) de Luther folgende Worte als Anzeige vorausschickt: „Luther ist in Frankreich nur durch die Karrikatur bekannt, die Bossuet in seinen „Variations" von ihm aufgestellt hat. Man stellt sich ihn nur wie einen Mönch vor, der immer vom Teufel spricht u. dgl. m."

Zum Schlusse aus einem vielgelesenen Französischen Journal eine ganz neue Nachricht über den jetzigen Zustand des Deutschen Theaters: „Die dramatische Kunst der Deutschen huldigt noch heute dem schlechten Geschmack des alten Holländischen Theaters. Man kann sich nichts Fürchterlicheres und Grausameres denken, als die gewöhnlichen Stoffe ihrer Dramen; gleichwohl lassen sie sich von Zeit zu Zeit herab, Uebersetzungen von Theaterstücken anderer Nationen zu sehen und sogar Scribe's Vaudevilles zu beklatschen. — Die Deutschen Schauspieler sind meistentheils Schauspieler und Dichter zugleich. Wenn ein Privatmann ein Stück dichtete, so würde er dafür kein Honorar erhalten, oder er müßte es nothwendig einem Schauspieler oder einer Schauspielerin zum Geschenk machen. Der dichtende Schauspieler aber erhält für sich und seine Erben von jeder Vorstellung einen Antheil. Man druckt auch keine neue Stücke, weil nach Deutschem Rechte durch den Druck der Verfasser seines Eigenthums verlustig geht, um es dem Publikum zu übergeben. Der Schauspielerstand ist in Deutschland sehr ehrenvoll, während er in Italien verachtet wird; ja, der Schauspieler kann dort sogar wichtige Staatsämter bekleiden."

Solche Züge sind doch wohl mehr als bedeutungslose Einzelnheiten; ein solches Verkennen ihrer wesentlichsten Zustände kann nur dazu beitragen, die gegenseitige Entfremdung der Nationen zu verewigen. Würde ein Französischer Schriftsteller sich nicht schämen, über Siam oder Japan dergleichen Urtheile zu fällen? Nur ernstes und gründliches Studium wird hier aushelfen können, und so wie ein geniales Werk hinreichte, um den Franzosen das erste Verständniß Deutschlands zu eröffnen, so wird eine Reihe wissenschaftlicher Forschungen nöthig seyn, um das Schwankende jenes ersten Eindrucks nach allen Seiten hin zu berichtigen. Wir werden nicht unterlassen, auf solche, für beide Nationen gleich wichtige, Erscheinungen aufmerksam zu machen. 5.

Frankreich.

Ueber die jetzige Französische Literatur.

(Schluß.)

Es würde übrigens ungerecht seyn, dieser Literatur, was man auch immer über ihren Mangel an Geschmack und Moralität denken mag, das Verdienst einer verführerischen Lebhaftigkeit der Bewegung, der großen Abwechselung, innerer Kraft und einer vollkommenen Herrschaft über diejenigen Mittel des Effekts absprechen zu wollen, welche, obgleich aus grobem Material und sich rasch abnutzend, doch vielleicht am geeignetsten scheinen, einen Eindruck auf Gemüther zu machen, die durch die heftige Aufregung der Zeit ziemlich abgestumpft sind. Wir wollen besonders zweier Namen erwähnen, die unter der Masse der Schriftsteller der konvulsivischen Schule eine vorzugsweise Aufmerksamkeit verdienen: Balzac und Janin.

Balzac ist ein Französischer Hoffmann, ein Meister im Phantastischen und Schrecklichen, der übrigens eine kühnere Einbildungskraft hat, als der Deutsche, und der sich nicht selbst oder das Gehirn seiner Leser in einem Labyrinth toller Bilder verwirrt, sondern seine phantastische Welt in eine direkte Beziehung zu der [illegible] zu setzen und aus derselben in der That eine verkörpe-

der guten und schlechten Grundsätze, welche die gemischte Natur des Menschen theilen, zu machen weiß. Seine „Peau de Chagrin" ist ein philosophischer Roman, dessen Moral, wenn er überhaupt eine hat, sich in einer Stelle des Werkes selbst auszusprechen scheint: „Tuer les sentiments pour vivre vieux, ou mourir jeune en acceptant le martyre des passions, voila notre sort." Sein Held Raphael hat die letzte Alternative gewählt. Es ist ihm ein Talisman verliehen worden, der jeden Wunsch erfüllt; aber jeder Wunsch, im Verhältniß zu seiner Größe, kostet einen Theil der Existenz. Und doch überläßt er sich seinen tobenden Leidenschaften und stürzt sich in einen Strudel von Vergnügungen, aus denen er oft durch die Ueberzeugung aufschreckt, daß sein Ende nahe ist, daß er es beschleunigt und doch nicht die Kraft hat, zu widerstehen; bis er zuletzt als jämmerliches Opfer seiner ungezügelten Leidenschaften stirbt. Der Leser wird gleichsam von einem Wirbelwind durch die Kapitel des Buches, wie durch eine Reihe von Zimmern geführt; einige duften von Wohlgerüchen, sind glänzend erleuchtet und mit lieblichen Gestalten angefüllt, die sich in üppigen Tänzen bewegen; in anderen ertönt das Geschrei der Trunkenheit, der Schwelgerei und der frechen Ausgelassenheit; einige große leere Hallen, in denen die Lampen im Erlöschen begriffen, die Becher umgestürzt sind, die Musik verstummt ist, hallen nur von den Seufzern des Gewissens wieder; noch andere gewähren durch halbgeöffnete Thüren einen flüchtigen Blick auf häusliche Glückseligkeit; ein langer Gang endlich führt zu einem Grabgewölbe, das durch keinen Engel des Trostes oder des Erbarmens, sondern von einem Geiste gottlosen Spottes oder trostloser Verzweiflung bewacht wird. Viele andere Erzählungen in seinen philosophischen Romanen tragen dieselbe Farbe der Bezauberung an sich. So ist z. B. das Elixir de longue vie, die Geschichte eines Vatermordes, so außerordentlich wirksam, daß man es kaum ohne einen schaudernden Glauben an die Wahrscheinlichkeit der Erzählung lesen kann. Sein letztes Werk, Contes bruns, par une tête à l'envers, an welchem Rabou und Philaret Chasles mitgearbeitet haben, gleicht mehr dem Diable amoureux von Cazotte oder Washington Irving's Tanz des Hausgeräthes in der alten Flammändischen Schenke. Es ist nur eine Art furchtbarer Grotesken, die vor den Augen des Zuschauers herumhüpfen; aber auch hier, obgleich in einem weniger auffallenden Maaße, ist das Talent Balzac's unverkennbar.

Ihm zunächst stellen wir Janin; in vielen Punkten sind sie sich einander ganz ähnlich. Beide haben dieselbe wilde Kraft der Erfindung, denselben Glanz und dieselbe Keckheit in der Ausführung. Balzac scheint uns aber die Details besser zu studiren und seinen Plänen mehr Konsequenz und Einheit zu geben. Janin's erstes Werk: „Der todte Esel und die guillotinirte Frau", machte Paris verwirrt. Niemand wußte, ob es eine Parodie auf Victor Hugo's gespensterhafte und blutige Scenen in Bug Jargal und Han d'Islande, oder bona fide ein Versuch, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, seyn sollte. Sollte es eine Parodie seyn, so brachte sie sicherlich nicht die gewöhnliche Wirkung einer solchen, nämlich Gelächter, hervor. Es erfüllte im Gegentheil wörtlich die Bedingung, die der Verfasser, wie er in der Vorrede bekennt, sich beim Schreiben gestellt hat, — daß es ein Werk seyn soll, welches der Leser ein Dutzendmal voll Abscheu aus der Hand wirft und doch, wie durch einen Zauber, gezwungen seyn muß, wieder aufzunehmen und die Gräuel zu Ende zu lesen. — Das „Bekenntniß", welches darauf folgte, ist eine Schilderung geistiger Qualen und Gewissensbisse in einem Gemüth, welches eine natürliche Anlage zum Wahnsinn hat, ein kurzes, aber überwältigendes Werk, wie Hugo's „Letzter Tag eines Verurtheilten". Kürzlich hat sich Janin an einer ernsteren und regelmäßigeren Arbeit versucht: „Barnave, eine Erzählung aus der Revolution"; aber, obgleich dieses Werk natürlicher und wahrer ist, als alle seine Vorgänger, so hat es doch nicht dieselbe Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es enthüllt die Verbrechen der Revolution und die Beweggründe der Mitspielenden zu sehr und bekundet eine zu tiefe Sympathie mit dem leidenden Theil, um nach dem Geschmack der Bewegung zu seyn. Wenn Janin populair bleiben will, so muß er sich wieder nach dem Lazareth und nach dem Grève-Platz zurückbegeben.

Die Zeit mangelt uns, um irgend etwas über die Mißgeburten Eugene Sue's, über seine Erzählungen von Seeräubern und Negern, deren Herz noch schwärzer ist als ihr Gesicht, und von Schlangen, welche die Heldinnen in der Brautnacht erwürgen, zu sagen; oder Raymond's flüchtiger, aber erschütternder Stizzen des Lebens in Paris, oder der vielen anderen Namen zu erwähnen, welche die ewig wechselnde Popularität in den letzten Jahren hervorgehoben hat.

Die Aussichten der Französischen Literatur bei dem gegenwärtigen Zustand der Französischen Gesellschaft sind traurig genug. Es geben sich zwar eine bedeutende Masse von Talent und Genie kund; aber man bemerkt wenig oder gar keine Uebereinstimmung und kaum hin und wieder einen Sinn für die wahre Würde der Literatur. Jeder arbeitet für das tägliche Brod, oder für den wenig edleren Lohn einer täglichen Popularität. Selbst die besseren Geister scheinen den bösen Einflüssen der Zeit unterworfen zu seyn. Ihren Arbeiten fehlt die ächte Kraft, die wahre Größe, die größere Rücksicht auf die Zukunft als auf die Gegenwart, welche einem Werke das Siegel der Unsterblichkeit aufdrücken. Wann wird ein besserer Zustand der Dinge beginnen? Wann werden Männer, nachdem sie Regierungen und Institutionen umgestürzt und Alles, wie sie sich einbilden, auf eine Grundlage neu auferbaut haben, die mit der allgemeinen Glückseligkeit mehr in Uebereinstimmung steht, sich in der vollsten praktischen Ausdehnung von der Wahrheit überzeugen, wie wenig dies Alles dazu beitragen kann, dem Elend abzuhelfen, die Gesellschaft fester zu begründen, die Regierer und die Regierten mit einander zu versöhnen, wenn nicht zuerst ein Prinzip festgestellt wird, das eine wahre Gleichheit hervorbringt, alle physische Leiden verhältnißmäßig erträglich macht, und die Klassen der Gesellschaft nicht durch die plumpen eisernen Ketten weltlicher Mittel, sondern durch die unsichtbaren, aber unauflöslichen Bande einer ewigen und unabänderlichen Verpflichtung mit einander verbindet? Wir möchten behaupten, daß dieser Mangel eines verbindenden Prinzips in der Gesellschaft jetzt schon gefühlt wird. Die moralische Anarchie kann nicht ewig dauern. Das Gemüth kann nicht ewig in Zweifeln und in der Negative leben und nicht fortwährend in dem Wirbelwind politischer Aufregungen umhergetrieben werden. Die Fluth muß sich endlich verlaufen, und die großen Wahrzeichen der Gesellschaft und der Moral müssen früher oder später wieder zum Vorschein kommen. Diese Veränderung kann durch Mitwirkung, wenn auch nicht augenblicklich hervorgebracht, doch befördert werden. Wie sich Männer zum Bösen, so können sie sich auch zum Guten vereinigen. Von dem Felde, auf dem sie so lange gekämpft haben, und wo so Mancher unnütz gefallen ist, zurückkehrend, mögen die besseren Geister der Literatur Andere vor diesem unseligen Kampfe warnen. Sie mögen ihren Beistand leihen, um die hervorscheinende Ueberzeugung an's Licht zu fördern, daß Glückseligkeit mehr von Innen und von Oben, als von Außen und von Unten kömmt, und daß der erste Schritt zu einer wahren und vernünftigen Freiheit mehr in der Veredlung des Herzens und der Neigungen, als in der Anwendung des trockenen Verstandes liegt. Dann erst können wir hoffen, daß der Strom der Literatur, der immer neben dem Wege der Gesellschaft hinläuft und auf seiner Oberfläche jede vulkanische Erschütterung derselben abspiegelt, sich wieder in majestätischer Ruhe in das Weltmeer ergießen werde. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Les crimes des faux catholiques etc. (Die Verbrechen der falschen Katholiken, als die Haupt-Ursache der Unruhen und Leiden Frankreichs und deren Verlängerung dargestellt.) Von A. Madrolle. Pr. 3 Fr.

Etudes sur le texte d'Isaïe. (Exegese des Propheten Jesajas.) Von J. B. M. N***. Zweiter Theil. Pr. 5 Fr.

Commentaires etc. (Erklärungen zu dem Gesetzbuch über den Civil-Prozeß.) Von Thomine Desmazure. 2 Bde. Pr. 35 Fr.

Traité de la dot. (Abhandlung über die Mitgift, oder Entwickelung der im bürgerlichen Gesetzbuch Th. III. Kap. 3. enthaltenen Prinzipien.) Von Xavier Benoit. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

Dialogues moraux. (Moralische Gespräche.) Vom Pfarrer von Th. Pr. 1½ Fr.

Oeuvres de Platon. (Plato's Werke.) Uebersetzt von Victor Cousin. Achter Theil. Pr. 9 Fr.

Tableaux de moeurs. (Sittenschilderungen.) Von Madame S. Dupuis. 2 Bde. Pr. 6 Fr.

England.

Ueber vaterländische und Volks-Literatur.

England, von dem Europa in allen Fächern der Wissenschaft und in allen Gestaltungen des Genius die musterhaftesten Meisterwerke erhalten hat, besaß doch selbst bis auf die drei letzten Jahrhunderte keine National-Literatur. — Auf welche Weise „in unserer Sprache Werke zu Stande kamen, die man denen des stolzen Griechenland und des hochmüthigen Rom zur Seite stellen, ja selbst vorziehen kann", — um uns der Worte eines unserer großen Dichter zu bedienen — das wäre eine philologische Aufgabe für einen Englischen Philosophen, der in der Geschichte des menschlichen Geistes die allmälige Zunahme der Volksbildung erkennt.

Lange Zeit hindurch wurde die eigenthümliche Literatur der verschiedenen Europäischen Nationen durch die überwiegende Macht jener Weltsprache unterdrückt, welche die Gothischen Völkerschaften Europa's durch Zufall, wo nicht aus Nothwendigkeit, von dem mächtigen Rom, die Sieger von dem Besiegten, angenommen hatten. Der neue Kirchenstaat Rom, von dem nunmehr der Glaube des Christenthums ausgehen sollte, noch mächtiger, als der ehemalige Militairstaat Rom, verbreitete überallhin die Römische Sprache. Die Geistlichkeit aller Europäischen Reiche ward zusammengehalten durch ein gemeinsames Band, das sich um den Thron des Priesterthums schlang — durch denselben Glauben, dieselbe Lebensweise, dieselbe Sprache! Unter Völkern von ganz entgegengesetzten Interessen, Sitten und Charakter war überall, in freier und gebundener Rede, die Lateinische Sprache eingebürgert. Die ersten Kirchenväter, die späteren Schulgelehrten, die chronikenschreibenden Mönche, Alle verfaßten ihre Werke in Lateinischer Sprache; Privilegien, Heirathskontrakte, mit einem Wort alle Gesetze und Urkunden wurden Lateinisch angefertigt, und selbst das christliche Gebet borgte seine Worte von dem verpönten Heidenthum.

Das Idiom des Vaterlandes oder, wie wir es gemüthlich nannten, unsere Muttersprache — diese ersten menschlichen Töne, die in das Ohr des Kindes klingen, und an die sich die zartesten und lieblichsten Erinnerungen aus der Jugendzeit knüpfen, ließ man in rohem und vernachlässigtem Zustande auf den Lippen des Pöbels versumpfen; und Alle, die nach Auszeichnung vor der Welt strebten und zu den höheren Klassen der Gesellschaft gehörten, befleißigten sich der Lateinischen Sprache. Der gelehrte Verfasser unserer Angelsächsischen Geschichte macht die Bemerkung, daß in Folge dessen die Lateinische Sprache und die klassischen Schriftsteller von der christlichen Geistlichkeit der Vernichtung entrissen wurden, während Phöniziens, Karthago's, Babylons und Aegyptens Sprache und

Schriften untergingen. Aber man kann eben so auch sagen, daß der Einfluß der Lateinischen Sprache um desto dauernder wurde, je mehr nach und nach die großen Meisterwerke des Alterthums aus ihrer Verborgenheit hervortraten. Durch den geheimnißvollen Zauber ihres Stils und die unvergängliche Kunst ihrer Form erhielten sie sich bei diesem Erwachen des Geschmacks und des Genius mitten unter dem Barbarismus des Zeitalters.

Wir Engländer aber, während wir den sklavischen Druck eines fremden Idioms mit unseren Nachbarn gemeinschaftlich trugen, hatten noch das besondere Mißgeschick, ein doppeltes Joch und die Schmach einer doppelten Knechtschaft dulden zu müssen. Nicht nur vereitelte die allgemeine Pflege der Lateinischen Sprache jeden eigenen Versuch und verzögerte den Tag unserer Emanzipirung, sondern unsere Landsleute waren auch noch genöthigt, jenes Normannen-Französisch sich anzueignen, welches ein fremdes Geschlecht — ein verhaßter Eindringling, gegen den wir einen langen Kampf bestehen mußten — uns aufgezwungen hatte. Während daher einerseits die Gelehrten bloß Lateinisch mit einander verkehrten, lernten andererseits alle Engländer von ihrer Wiege an Französisch, weil bei Hofe nur dieses Idiom gesprochen wurde. Die Muttersprache schien ganz ausgerottet zu seyn. Ja, unsere Nation schmachtete so sehr in Knechtschaft, daß man bereitwillig seine eigene Sprache verläugnete und die fremde erlernte; so entstand das Sprüchwort: „Hans wär' ein Edelmann, wenn Hans Französisch spräche", wie Sir Thomas Smith, der gelehrte Secretair der Elisabeth, berichtet, der selbst viel Mühe darauf verwandte, das ungehobelte Englisch seiner Zeit zu veredeln.

Bemerkenswerth ist, daß, als Johann von Trevisa im Jahre 1381 das Polychronikon ins Englische übersetzte und in einem Gespräch zwischen Klerikus und Patron seine Gründe dafür angab, der Patron es als eine unnütze Arbeit bezeichnet, indem doch Latein die allgemeinere Sprache sey; also zweifelte selbst Trevisa noch an dem Nutzen seiner eigenen Arbeit, und doch war dies die Zeit, wo der Widerwille der Nation gegen ihre alten Herren, die Normannen, den höchsten Gipfel erreichte, wo Eduard III. eben den Gebrauch der Französischen Sprache in den Plaidoyers der Gerichtshöfe abgeschafft hatte, wo eine Krisis eingetreten und in unseren Elementarschulen, in denen, wie Trevisa erzählt, „die Kinder sich vom Französischen entwöhnten und Englisch konstruirten", eine Umwälzung vorgegangen war. Unser Uebersetzer hält diese wichtige Neuerung noch für keinen so großen Vortheil, als Einige darin ersehen wollten; denn Trevisa fürchtete, man werde bei gegenseitigem Verkehr und „bei Reisen in fremden Ländern, so wie in manchen anderen Fällen", die Vernachlässigung des Französischen Idioms sehr schmerzlich empfinden. So schwankend und unsicher war die Englische Sprache damals, daß Trevisa ihre Orthoepie für ganz unlernbar hält. In den verschiedenen Theilen der Insel war die Aussprache so ungleich, daß Landleute aus dem nördlichen, südlichen und mittleren Theil wegen der Vermischung Dänischer, Sachsischer und Normännischer Volksstämme einander oft gar nicht verstehen konnten.

Doch die Geschichte dieser alten Uebersetzung des Polychroniken hat eine noch viel interessantere Seite für die Geschichte unserer Sprache. In einer späteren Zeit nämlich, da, als Caxton es drucken ließ, finden wir, obgleich erst 120 Jahre seit des Uebersetzers Tode verflossen waren, daß Caxton schon über Trevisa's veraltetes und rohes Englisch klagt, in dem mehrere Worte jetzt gar nicht mehr zu verstehen und ganz ungebräuchlich seyen. Und doch hatte Trevisa in seiner Uebersetzung Alles vermieden, was er selbst altes und ehemaliges Englisch nennt. Es würde Meister Caxton gewundert haben, hätte er sich denken können, daß er uns so vorkommen werde, wie Trevisa ihm; eben so wie Trevisa erstaunt wäre, hätte ihm Jemand gesagt, als er die verrosteten Archäismen ausmerzte, daß sein neueres Englisch seinem Drucker im nächsten Jahrhundert veraltet erscheinen würde. Welch ein Bild von der Vergänglichkeit der Worte durch alle Stationen ihres schnellen Verfalls!

Unsere Sprache verblieb in der That lange Zeit hindurch in diesem schwankenden und veränderlichen Zustande; sie war auf Sand gebaut. Und um diese philologische Betrachtung noch weiter zu verfolgen, braucht man nur die Vorreden unserer älteren Lexikographen anzuschauen. Jeder von ihnen glaubt, den Wortschatz seines Vorgängers zu säubern. Unter Elisabeths Regierung drückt sich Baret in seinem „Bienenstock oder Quadrupellexikon von vier Sprachen" im Jahre 1580 also aus: „Ich hielt es nicht für passend, dieses Werk mit alten verbrauchten Wörtern vollzupfropfen, deren sich heutzutage kein Schriftsteller mehr bedient." Wörter, die der Lexikograph von 1580 verschmähte, waren höchst wahrscheinlich durch Autoritäten wie Chaucer, Gowers und Piers Plowman geheiligt, und der poetische Alterthümler wenigstens würde jetzt etwas darum geben, wenn er sie ausstöbern könnte. Diese raschen Umwälzungen in unserer Sprache sind im höchsten Grade merkwürdig. Milton's Neffe vertheidigt in der Vorrede zu seinem „Dichtertheater", worin sich so häufig der kritische Pinselstrich des großen Meisters selbst verräth, unsere alten Poeten, die darum nicht weniger Dichter sind, weil ihr Stil veraltet ist. Er schrieb unter der Regierung Karl's II. im Jahre 1675 und sagt damals: „Seit der Regierung der Königin Elisabeth war die Sprache nicht mehr so unpolirt, daß die Poesie jener Zeit nicht jedem gefallen sollte, der sich die Mühe nehmen will, sie zu prüfen. Wenn keine Dichtung Beifall fände, außer einer auf jegliche Verfeinerung der Sprache berechneten, so möge ein Jeder, der jetzt in bedeutendem Ruf steht, bedenken, was er dazu sagen würde, wenn er nach Verlauf von zwei oder drei Jahrhunderten, wo die Sprache gewiß noch einmal so polirt seyn wird, hören müßte, daß seine Werke veraltet seyen und bei Seite geworfen würden. „Ich kann nicht", fährt er oder vielleicht Milton selbst fort, „ich kann nicht umhin, es höchlichst spaßhaft zu finden, daß wir gegen die Französischen Sitten so gefällig seyn und nicht nur in Trachten, sondern auch in Musik und Poesie nach bestimmten Moden uns richten sollen. Was die Kleidung betrifft, so überlasse ich sie dem Gutbefinden der Modeleute; Hosen und Wamms unterliegen keiner metaphysischen Speculation. Aber in Künsten und Wissenschaften, so wie in moralischen Begriffen, stehe ich nicht an, zu behaupten, daß, was einmal verum et bonum war, es auch ewig bleibt." Es scheint fast, als ob Milton in dieser neuen Einschleppung Gallischer Wörter und Gallischer Tändelei zur Zeit der Restauration mit Unbehagen vorausgesehen hätte, wie seine eigene gelehrte Sprache und erhabene poetische Form durch diese Einwanderung leiden werde, und wie Milton selbst einst eben so veraltet erscheinen könnte, als mehrere seiner großen Vorgänger.

Ich kann diese Betrachtungen über die veralteten Wörter nicht verlassen, ohne noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Diese große Hinfälligkeit der Ausdrücke, diese fortwährenden Ausmerzungen einflußreicher Lexikographen, diese entsetzlichen Neuerungen — Alles zeigt das natürliche Fortschreiten des Stils in der Kindheit einer Sprache, wenn das sie redende Volk noch keine umfassende Literatur hat. Die gewaltige Bildung einer Sprache, wenn sie sich aus den schweren sie verhüllenden Massen ans Tageslicht hervorkämpft, gleicht der Schöpfung des Löwen bei dem Sänger des Paradieses, wo der König der Thiere, zur Hälfte erst hervorragend, mit den Vordertatzen stampfend und scharrend, die andere Hälfte von der Erde loszuringen strebt. Gewiß hat unser jetziges Englisch jenen früheren kühnen Versuchen manche Bereicherung zu verdanken, aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß uns viel malerische Ausdrücke und glückliche Wendungen durch spätere Puristen entzogen und nicht immer durch gleich gewichtvolle Münze ersetzt worden sind. Wenn die Zeit, diese große Richterin der Wörter wie der Dinge, die phantastischeren Ausdrücke, gleich umherstreifenden Vagabunden, verbannt, so sollte auch immer ein glücklicheres Wort an der Stelle des verdrängten auf das Bürgerrecht Anspruch machen können.

Aber — um wieder auf die Hauptsache zurückzukommen, von der diese Abschweifung uns entfernt hat — der Gelehrte schrieb nur für den Gelehrten in einer allgemein verständlichen Sprache; und die Schriftsteller aller Nationen waren für einander zugänglich, ohne durch untreue Uebersetzungen verdunkelt zu werden. Indeß, so wünschenswerth dies auch in einer Republik von Gelehrten seyn mag, so waren doch große Lehrer nur den großen Schülern verständlich; und die Aehnlichkeit der Gedanken und des Stils beraubte die Schriftsteller jener scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit oder Originalität, welche die Europäischen Nationen späterhin entwickelten, als sich ihre Landes-Literatur heranbildete.

Die Fortschritte des menschlichen Geistes begnügten sich bald nicht mehr mit jener fleißigen Emsigkeit, die sich so lang mit der Reinheit ihrer Latinität brüstete. Man suchte für jedes Wort eine Autorität und klaubte mit unsäglicher Geduld in abergläubischer Verehrung des klassischen Stils jede Lieblingsphrase hervor; durch einen Solözismus konnte ein Mann um seine Ehre kommen; und zwischen zwei eifersüchtigen Ciceronianern kam es zu Schmähschriften und Zweikämpfen. Erasmus hat ein satirisches Gespräch verfaßt, worin er das Lächerliche dieses Wortstreits darstellt. In solcher Phrasenmosaik waren die ausgezeichnetsten Gelehrten oft nichts als alberne Nachäffer des Cicero und in einem Mischmasch von Versen nur leere Echo's des Virgil. Die allerklassischste Latinität — denn im Griechischen wagte man sich nicht über ein Epigramm hinaus, — konnte höchstens das Resultat eines tüchtigen Gedächtnisses und die glückliche Aneignung von Phrasen seyn, die man aus Autoren eines anderen Zeitalters und Volkes gesammelt hatte. Jahrhunderte hindurch folgten die geistreichsten Männer einander in diesen täppischen Fußstapfen des Alterthums. Eine Universität glich der anderen, und der menschliche Geist wurde überall nach demselben Modell geformt. Alle natürliche Lebendigkeit und Kraft erstarb unter ertödtender Nachahmung. Der gemeinste Verstand konnte sich diese künstliche Diction mit Erfolg aneignen und verhüllte seine erbärmliche Dürftigkeit mit Purpurflicken aus den unsterblichen Alten.

Als nun die geistige Bildung, deren Geschichte in der Literatur enthalten ist, weitere Fortschritte machte und Schriftsteller, die sich schon durch ihre Lateinischen Werke ausgezeichnet hatten, in ihrer Muttersprache zu schreiben begannen, da sanken jene klassischen Erzeugnisse, auf die sie voller Zuversicht ihren künftigen Ruhm gegründet hatten, in gänzliche Vergessenheit; und die Schriftsteller hörten nun auf, ein Gegenstand kritischer Prüfung und allgemeiner Wißbegierde zu seyn, wenn sie nicht derjenigen Sprache sich bedienten, worin sie einen ihnen eigenthümlichen Stil und Ausdruck zu schaffen vermochten. Hier in ihrer originellen Kraft, in ihren entfesselten Talenten war es dem Nachahmer nicht mehr möglich, sie zu erreichen. Man lernte einsehen, daß neuere Lateinische Schriftsteller leicht viele ihres Gleichen finden könnten; aber nur die, welche später in ihrer eignen Muttersprache so unnachahmliche Muster wurden, fanden die Schöpfungen ihres Herzens in der Stimme des Volks ihnen wieder entgegentönen, wozu es bloße Wörterbuchfabrikate niemals gebracht hatten.

In jener früheren Zeit übte in der That die Literatur auf das Volk gar keinen Einfluß aus; wie konnte es auch mit Wissenschaften sich befreunden oder mit Empfindungen sympathisiren, die sich in ein Idiom verbargen, das längst Niemand mehr sprach. Dergleichen hat sich unter den Griechen niemals und auch unter den Römern kaum zugetragen, weil diese Völker ihre unsterblichen Werke nur in ihrer Muttersprache verfaßten. Ihre Künste, Wissenschaften und Literatur waren bloß in der einzigen Sprache zu erlernen, deren sie sich bedienten. Erst ihre Nachfolger in der Herrschaft hatten den un-

glücklichen Einfall, die zarte Jugend mit der unfruchtbaren und unnatürlichen Mühe über der Erlernung der Sprachen dieser beiden großen Nationen zu vergeuden, so daß zwar die irdische Macht dieser Letzteren für immer zu Ende war, ihr edler Genius aber über ihre Unterjocher den Sieg davontrug.

Bei den Alten begann der Unterricht nicht vor dem siebenten Jahr; bis dahin überließ man die Natur frei und ungestört ihrem geheimnißvollen Walten; der jungfräuliche Geist ward nicht zu dem gewaltsamen Zwang unserer ersten Studien verurtheilt und duldete nicht die Qual, eine todte Sprache vermittelst einer anderen ihm eben so fremden erlernen zu müssen. Vielleicht war eben dies dazu förderlich, daß auch unter den niedrigeren Klassen der Gesellschaft jener beiden Nationen selbst Sklaven, die ein besonderes Talent für die Wissenschaften offenbarten, nicht nur als geschickte Schreiber, sondern auch als originelle Autoren berühmt wurden. Einer unserer frühesten Englischen Prosaisten, der zu einer Zeit lebte, wo der Stil erst im Werden war, schildert die Wirkungen davon, daß unsere Jugend ihre Bürden aus grammatischen Reisigbündeln im Walde des Alterthums zusammenstoppelt, in einem aus dem gewöhnlichen Leben hergenommenen, aber treffenden Gleichniß. Sir Thomas Elyot ist es, in dessen im Jahre 1531 zuerst gedruckten „Buch für Erzieher" man Folgendes liest: „Dergestalt kömmt der Lernende zwar bald dahin, die alten Autoren ganz hübsch und genügend lesen zu können, aber die Funken seiner inneren Gluth werden durch die Last der Grammatik erstickt, wie man ein kleines Feuer durch einen großen Haufen winziger Hölzchen wohl bald dämpfen kann, so daß sein ursprüngliches Stammholz nie mehr im Stande ist, in ein großes und üppiges Feuer aufzulodern."

Natürlicher Weise war in der christlichen Aera der großen Menge des Volks in ganz Europa alle Wissenschaft unzugänglich, weil die ersten Schritte, da es sich zunächst um Erlernung eines fremden Idioms handelte, eine Mühe und Zeit erforderten, die nur ein Klosterbruder darauf verwenden konnte. Es ist daher auch gar nicht überraschend, daß es eine Zeit gab, wo mit Ausnahme der Mönchsbibliotheken, durch die uns die Schätze der alten Literatur erhalten wurden, wahrscheinlich weder eine Königliche noch eine Privatsammlung von Büchern in unserem Königreich existirte. Selbst Glastonbury-Abtei, eine der reichsten Englischen Bibliotheken, besaß im Jahre 1248 nicht mehr als vier Englische Bücher, und diese handelten über religiöse Gegenstände; auch Leland, der unter Heinrich's VIII Regierung die Klöster und andere Bibliotheken plünderte, konnte noch nicht mehr als zwei oder drei Englisch geschriebene Bücher auffinden. Dr. Dibdin hat sein Erstaunen darüber bezeigt, daß Sir Thomas More unter den Büchern, die er in seinem „Utopien" anführt, keinen Englischen Verfasser nennt, und daß sich bei Roger Ascham eben so wenig eine Notiz über Englische Schriftsteller findet. Unser Bibliograph dachte aber nicht daran, daß wir zu der Zeit, wo More und Ascham schrieben, nicht einen einzigen Autor in der Muttersprache besaßen, den ein Gelehrter hätte citiren können. Als Sir Thomas Elyot seine weitläuftige Abhandlung unter dem Titel „der Erzieher" herausgab, war er in diesem seinem Werk, nach einer kritischen Aufzählung der Griechischen und Römischen Autoren, in Verlegenheit um „die besten Gartenplätze, aus denen die Englische Sprache zu sammeln sey", und es wird auch wirklich kein Englischer Schriftsteller namhaft gemacht. Doch wenn es auch noch keine Schriftsteller gab, so fehlte es doch nicht an solchen, die aus Ehrgeiz oder Liebe das ihnen angeborene Englisch kultivirten, und um diese Zeit, wo Lord Berners seinen „Froissart" herausgab, wird dieses Werk als „aus dem Französischen in unsere Englische Muttersprache übersetzt" bezeichnet, ein Ausdruck, in dem sich ganz die kindliche Liebe des literarischen Patriotismus ausspricht.

Der Zufall hat uns zwei oder drei Bücherverzeichnisse von Bibliotheken Englischer Edelleute, das eine aus dem vierzehnten und das andere aus dem sechszehnten Jahrhundert, aufbewahrt. Im vierzehnten Jahrhundert bestanden die Bände größtentheils aus jenen Romanzen, die in dem langen Zeitraum vom zwölften bis funfzehnten Jahrhundert die Lektüre des Adels, der Damen, der Fräulein und aller müßig gehenden Hofleute auf dem Schloß eines alten Barons bildeten. Hin und wieder trifft man auch eine Heiligenlegende und apokryphische Abenteuer unseres Herrn und Heilandes in Aegypten, auch wohl mitunter einen oder zwei Bände über Naturgeschichte und Wundarzneikunde. Im sechszehnten Jahrhundert unter Heinrich's VIII. Regierung hatten die Bibliotheken schon sehr zugenommen, und man findet ganze Wände voll Lateinischer Theologie, so wie einige klassische Autoren des Alterthums, aber meistens von untergeordnetem Range; in Französischer Sprache eine eben solche Masse von chevalereskten Romanzen, einige alte Chroniken, den Froissart, ein paar Uebersetzungen des heiligen Augustinus, des Petrarka und Boccaz, und Irische Heiligenlegenden; in Englischer Sprache einen Gower, Chaucer, Trevisa's „Polychronikon", „den Hosenbandorden", „den Schäfer-Kalender", „die Spiele und Waffenübungen des Ritterthums", von Christine von Pisa, und Bücher über Hauswirthschaft, Jagd, Falkonerie und Kräuterkunde. Von Zeitgenossen finden wir unter den Englischen Schriftstellern nur das „Schloß des Heils", einen beliebten medizinischen Traktat, von Sir Thomas Elyot, der jedoch selbst kein Arzt war, und eine einzige Abhandlung von Sir Thomas More, nämlich „Gespräche über Ketzerei und religiöse Angelegenheiten." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

On Irish Tithes. (Ueber die Irländischen Zehnten.) Von Newland. Pr. 3 Sh.

Rebecca — oder die Zeiten des ersten Christenthums. Von Hollingsworth. Pr. 10 Sh.

Family prayers. (Gebetbuch für das Haus.) Von Rogers. Pr. 2½ Sh.

Description of the earth. (Erdbeschreibung.) Von Taylor. Pr. 4½ Sh.

Life of Dr. W. Cullen. (Cullen's Leben.) Von J. Thomson. Erster Bd. Pr. 12 Sh.

On early discipline. (Ueber frühzeitige Disziplin.) Von Wilderspin. Pr. 5 Sh.

The frugal housewife. (Die frugale Hausfrau.) Pr. 2 Sh.

Lights and shadows of American Life. (Licht und Schatten Amerikanischen Lebens.) Von Mitford. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

The village poor-house. (Das Dorf-Armenhaus.) Von einem Landprediger. Pr. 2½ Sh.

Lives of Balboa and Pizarro. (Leben des Balboa und des Pizarro.) Nach dem Spanischen des Quintana. Von Frau Hobson. Pr. 7 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ehre, dem sie gebührt. In der Litterary Gazette liest man mit Bezug auf die von ihr mitgetheilte Erfindung einer neuen Büchse (S. Nr. 68 des Magazins): „Herr Moser, der Deutsche Mechaniker, belehrt uns, daß das Prinzip der Entzündung des Pulvers bei der von Herrn Faraday vorgezeigten Büchse eine Erfindung sey, die in Preußen gemacht werden*); nur die neue mechanische Einrichtung der Flinte rühre von den Herren Moser und Wilkinson her, welche darauf ein Patent erhalten haben."

— Wie leicht man in England eingesperrt werden kann. Die Englische Gesellschaft zur Befreiung von Gefangenen wegen kleiner Schulden hat in ihrem vorigen Geschäfts-Jahre mit 5227 Pfd. Sterl. nicht weniger als zwei Tausend und achtzig Leute aus dem Schuld-Thurm befreit; im Durchschnitt also war jeder dieser Gefangenen nicht mehr als 2½ Pfd. (17½ Thaler) schuldig. Seit dem 2ten Mai d. J. hat sie neuerdings 111 Schuldgefangene befreit, von denen 93 verheirathet waren und zusammen 208 Kinder hatten. Ihre Befreiung kostete 324 Pfd.; um diesen Preis sind also nicht weniger als 412 Menschen (Männer, Frauen und Kinder) von hartherzigen Gläubigern in das Elend gestürzt worden!

— Heilquellen in Spanien. Nächst Deutschland (mit Einschluß von Böhmen) besitzt wohl Spanien die meisten Heilquellen in Europa. Der am meisten besuchten Orte, an welchen auch Brunnen- und Bade-Aerzte von Seiten der Regierung angestellt sind, giebt es 31, und zwar in Andalusien: Alhama, Carratraca, Graena, Lanjaron und Marmolejo; in Arragonien: Alhama, Segura, Tiermas und Panticosa; in Asturien: Caldas de Oviedo; in Neu-Kastilien: El Molar, Hervidero, Puertollano, Sallices, Sacedon, Solan de Cabras und Trillo; in Alt-Kastilien: Arnedillo, Baños de Bajar und Ledesma; in Katalonien: Caldas de Mombuy und Olesa y Esparraguera; in Estremadura: Alange; in Gallizien: Caldas de Rey y de Cuntis, Caldelas de Tuy, Camballino y Partovia und Carballo y Arteigo; in Valencia und Murcia: Archena, Busot, Fortuna und Villavieja.

— Das prächtigste Mausoleum auf Erden. Dieses weitberühmte Denkmal, der Tadsch (im Persischen Krone) genannt, befindet sich zu Agra in Ostindien und wurde auf Befehl des großen Kaisers Schah Dschehan (Herrscher der Welt) über der Hülle seiner schönen auserwählten Gemahlin Ardschmend Banu (mit dem Beinamen Mentaza Zemani, die Erhabenste des Zeitalters) errichtet. Keine Beschreibung kann von der Schönheit und Eleganz dieses Monumentes der Gattenliebe einen Begriff geben. Nichts übertrifft die Schönheit und das Naturgetreue der künstlichen Blätter und Blumen, die in den weißen Marmor eingelegt sind: alle Farben haben zarte Abschattung und mehr Frische, als die schönste Malerei ihnen geben konnte. Kornel, Jaspis, Lazurstein und eine Gattung Agat geben den Blumen eine schöne Mannigfaltigkeit der Tinten, und die Blätter sind meistens aus Blutstein gebildet. Eine Rose von der Größe eines Schillings enthält nicht weniger als sechzig Steinchen mustivischer Arbeit. Der Dom des Tadsch ist ungefähr 250 Fuß hoch und besteht, eben so wie die vier Minarets, an den Ecken des Gebäudes, aus schneeweißem Marmor. Er wurde in zwanzig Jahren erbaut und kostete den Schah mehr als 5 Millionen Thaler. Andere sagen, er habe die besiegten Feinde dazu gezwungen, Marmor und Steine unentgeltlich zu liefern. Man zeigt ein kleines abgelegenes Marmorzimmer, in welchem der poetische Theil der Besucher des Tadsch die Herrlichkeit des Baues, die Galanterie des Erbauers und die Schönheit der Besitzerin aus dem Stegreife feiert; während Andere die Welt ganz einfach darüber belehren, daß sie hier gewesen sind, indem sie Namen und Datum auf die marmornen Wände und Pfeiler eingraben — eine charakteristische Sitte Englischer Reisenden. An vielen Stellen sind die werthvollsten Steine unverschämter Weise herausgebrochen. Dieser sakrilegische Raub wird den Dschahr's Schuld gegeben, welche die Stadt Agra eine Zeit lang inne hatten und Vieles von den verschwenderischen Vermächtnissen des Schah Dschehan mit nach ihrer Hauptstadt Ebertpuhr schleppten. Unter Anderen trugen sie auch Simson-artig die bronzenen Thore der Citadelle die von unschätzbarem Werthe waren, fort. Man sagt, diese Thore seyen noch in Ebertpuhr vergraben; denn wir entdeckten sie nicht auf unserem kriegerischen Besuche jener Festung im Jahre 1826.

(Mundy's Sketches.)

*) Und zwar in Sömmerda bei Erfurt.

Hierbei ein Titelblatt nebst Inhalts-Verzeichniß.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Mittwoch den 11. Juli 1832.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

Dritter Artikel.

Wir haben in unserem zweiten Artikel die Grundgedanken des Saint-Simonismus in ihrem systematischen Zusammenhang zu entwickeln versucht. Religion, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Politik und Industrie mußten sichs gefallen lassen, nach irgend einer allgemeinen Conception umgemodelt oder vielmehr von Grund aus reformirt zu werden. Der Saint-Simonismus beruht nämlich auf der Voraussetzung, daß alle Gestalten der Vergangenheit alt und für den Fortschritt der Menschheit unbrauchbar geworden seyen, und daß er die neuen Prinzipien auszusprechen habe, aus denen sich neue Gestaltungen bilden sollen. Nur über die Grundsätze der neuen Moral wurde ein mystisches Schweigen beobachtet; der zweite Theil der „Exposition," in welchem sie enthalten seyn sollten, hatte trotz der Eilfertigkeit, mit welcher Saint-Simonistische Broschüren, die sich mit dem vielfach erörterten Theil der Lehre beschäftigten, gewöhnlich geschrieben und gedruckt wurden, noch immer nicht die Presse verlassen. Nach einer Nachricht im „Ausland" (Nr. 155) ist von diesem zweiten Theile nur eine gewisse Anzahl von Probeexemplaren gedruckt worden, und Bazard hat nach der Trennung den wirklichen Abdruck verhindert. Ist es aber zu verwundern, daß gerade die Moral die Klippe war, an welcher die Neuerungssucht der Saint-Simonisten gescheitert ist? Denn wenn wir auch den glänzenden Sophismen des religiösen und politischen Schwärmers eine Zeit lang zuhören, so empört uns doch eine jede Abschweifung über die festbestimmten Gränzen der Moral, die so tief in die Herzen der Menschen gegraben sind. Hier reichen gesundes Gefühl und Urtheil aus, um die Schwärmerei zu zügeln und die freche Lüge zu beschämen. So war es denn die Verhandlung über das Moralgesetz und namentlich über Ehe und Scheidung, welche die konsequenten Anhänger des Systems Grundsätze aussprechen ließ, zu denen kein Mann von Ehre sich bekennen durfte, und in deren Folge die Saint-Simonistische Gesellschaft sich spaltete und endlich gänzlich auflöste.

Wir werden diese Ausartung darzustellen suchen, deren Keim der prüfende Leser in den Grundlagen des Systems erkennen wird, und mit einem Rückblick auf die geschichtliche Bedeutung des Saint-Simonismus schließen.

„Mann und Frau sind das gesellschaftliche Individuum — in dieser Formel ist die neue Conception für die Menschheit enthalten. *) Aber außer diesen allgemeinen Grundzügen, in denen die Ehe nur als eine politische Institution betrachtet wird, boten sich eine Menge von Fragen dar, die mehr der Moral angehörten. Welches sollten nach der vollkommenen Emancipation der Frauen die gegenseitigen Pflichten von Mann und Frau seyn? Was sollte es fortan Ausschließendes und Besonderes unter ihnen geben? Was ist von der moralischen Geltung des christlichen Gesetzes über die Keuschheit im Allgemeinen und über die eheliche Treue insbesondere zu halten? Um diese wichtigen Probleme zu lösen, mußte man alle Glaubensmeinungen, Leidenschaften und geheiligte Gewohnheiten prüfen, von der Höhe des Saint-Simonistischen Lehrbegriffs mußte die ganze Vergangenheit gerichtet werden, um zu entscheiden, was von seinen Ehegesetzen verdammt und zerstört oder aufgenommen und weiter entwickelt werden sollte." Schon seit der Gründung der Hierarchie, als noch die Firma Bazard-Enfantin eine vollkommene Eintracht der obersten Väter heuchelte, waren diese über die wichtige Frage wegen eines Moralgesetzes der Zukunft in Zwiespalt. Enfantin, welcher in dem ganzen Verlaufe dieser Verhandlungen ein wahrhaft jesuitisches Herrschgenie entwickelt hat, beschuldigte Bazard, aus Anhänglichkeit an den Grundsätzen eines zerstörenden Liberalismus im Schooße der Gesellschaft feindliche und kriegerische Leidenschaften genährt zu haben, und erklärte sich allein für befähigt, die Frau zu berufen, (d'appeler la femme) ohne deren Beihülfe die Moral der Zukunft und somit die Vollendung der Lehre nicht offenbart werden könne. Wir gestehen, daß es uns unmöglich gewesen ist, eine klare Vorstellung von dem zu erhalten, was Enfantin unter diesem appel à la femme verstanden wissen will, von dem er mit so viel Sicherheit und Begeisterung spricht. Man möchte wirklich versucht seyn, nach den deutlichen Begriffen der ehemaligen Berliner Monatsschrift sich zurückzusehnen, wenn man so krausen Worten wie den folgenden einen Sinn unterlegen soll: „Der Mann, der sich durchdrungen zeigt von dem Glauben, welcher ihm zur Befreiung der Frau verliehen ist, mußte sich in eine solche Stellung versetzen, daß keine Frau vor ihm erröthen durfte, ihm ihr Leben zu beichten, ihm zu sagen, wer sie ist, was sie will und verlangt. Dieser Mann mußte so handeln, daß nichts an seiner Person das Symbol der christlichen Verdammung (réprobation) ausdrücke, worunter ich die Ausschließung der Frau vom Tempel, von der Politik und ihre untergeordnete Stellung im Verhältniß zum Mann verstehe . . . . Dies habe ich gethan; ich mußte, indem ich persönlich meine Gedanken über die Zukunft der Frau offenbarte, eine Meinung aussprechen, die der Mann, der sie hörte, nicht annahm; denn wenn der Mann sie angenommen hätte, wenn das Gesetz, das ich als Mann vorlegte, von den Männern angenommen worden wäre, so würde dies ohne die Frauen gegebene Gesetz denselben ohne ihre Beistimmung auferlegt worden und sie daher in der alten Unterwürfigkeit verblieben seyn. So wie ich es vorausgesehen habe, ist mein Gesetz von den Männern verworfen, und die Frau wird erwartet, die mit dem Manne das définitive Gesetz auffinden soll, unter dessen Herrschaft Mann und Frau sich vereinigen und in einer heiligen Gleichheit leben werden." So viel ist aber gewiß, daß Enfantin die Meinung ausgesprochen hat, der Umgang der Geschlechter, der heutiges Tages als gesetzmäßig und heilig nur in der Ehe betrachtet werde, dürfe fortan nicht mehr ausschließlich unter Ehegatten stattfinden, que le supérieur par exemple, fährt der oberste Vater fort, — prêtre ou prêtresse — pouvoit et devoit provoquer et établir cette intimité entre lui et ses inférieurs, soit comme moyen de satisfaction pour lui-même, soit dans le but, en déterminant de la part des inférieurs un plus grand attrait pour sa personne, de créer une influence plus directe et plus vive sur leurs sentimens, leurs pensées, leurs actes et par conséquent leurs progrès. Die Philosopheme, mit denen Enfantin, dem es überhaupt niemals an glänzenden Phrasen und philosophischen Rubriken gefehlt hat, diese seine Behauptung zu verbrämen suchte, lassen sich im Wesentlichen auf folgendes Raisonnement zurückführen.

„Die Individuen eines jeden Geschlechts theilen sich in zwei Klassen, in bewegliche und unbewegliche; (mobiles et immobiles) die einen, mit der Fähigkeit lebhafter und flüchtiger Leidenschaften begabt, empfinden unaufhörlich das Bedürfniß des Wechsels und der Veränderung, sie würden nicht lange Zeit mit demselben Mann oder derselben Frau verbunden seyn können; für sie muß daher die Ehe eine zeitliche (successif) seyn, und nur unter dieser Bedingung dürfen sie in ihre Verbindung einstimmen. Die anderen, mit der Fähigkeit tiefer und dauerhafter Neigungen begabt, empfinden im Gegentheil die Nothwendigkeit der Stätigkeit und der Einheit; ihre Liebe ist dem Wechsel der Zeit unzugänglich und wächst selbst durch den Besitz. Für sie ist die Ehe définitive; nur in dieser Hoffnung willigen sie in die Verbindung. Die Scheidung muß im Interesse der beweglichen Naturen, weil sie ja ebenfalls im Plane Gottes sind und ihre Unbeständigkeit nicht minder fruchtbar an glücklichen Resultaten für die Gesellschaft gewesen ist, als die Beständigkeit der anderen, zu einer heiligen Handlung erhoben werden. Sich selbst überlassen, würden diese beiden Klassen sich verkennen und gegenseitig abstoßen; aber der Priester, Mann oder Frau, in welchem sich die Einheit des Lebens konzentrirt, der zugleich beweglich und unbeweglich ist, hat die Macht, sie zu verbinden.*) Als unbeweglich bleibt er demselben Individuum unter dem Namen des Gatten oder der Gattin verbunden, und als beweglich beschränkt er seine Vertrautheit (intimité) nicht allein auf dieses Verhältniß. Hauptsächlich in den Ergießungen der Beichte ergiebt sich der Priester dem Gefühl der Beweglichkeit, wodurch er seine Untergebenen sich ähnlich macht und sie leichter zum Fortschritt anführt. Indem nun das Leben, zugleich Materie und Geist, eben so heilig in der einen dieser Offenbarungen ist wie in der anderen, so giebt es auch keinen Grund mehr, die fleischlichen Gelüste zurückzuhalten, oder sie in die engen Gränzen der Ehe einzuschließen, da man ja eben so wenig die geistigen Gelüste zügelt. Vor der Saint-Simonistischen Auffassung verschwindet daher die Verdammung des Fleisches, und in deren Folge das ganze Gesetz der Ehe, diese

*) Vergl. die schon angeführten Discussions morales politiques et religieuses etc. Relations des hommes et des femmes. Mariage — divorce par le père Bazard. Und: Réunion générale de la famille, séances des 19. et 21. Novbre. Note sur le mariage et le divorce; lue au collège de la religion S. S. le 17. Oct. par le père Rodrigues. — Ferner: Globe, 19. Février 1832.

*) Ueber die Bedeutung des Priesters vergl. auch: Globe, 18. Juni 1831.

ganze Lehre von Zurückhaltung, Keuschheit, Scham, alle jene Ideen von Ewigkeit und Unauflöslichkeit individueller Bande, die das Christenthum eingeführt hat."

„Das Bedürfniß des Wechsels hat niemals aufgehört, sich, trotz aller Hindernisse, in der Welt zu offenbaren. Jeder, der die Oberfläche der modernen Gesellschaft durchschaut, der einen Blick gethan hat in das Innere der Familien und der Herzen, mag sich leicht überzeugen, daß die Allen gleichmäßig in der Ehe auferlegten Pflichten, zu denen man sich äußerlich bekennt, in der Wirklichkeit doch nur von sehr Wenigen treu befolgt werden. Dieser Zustand ist ohne Zweifel lasterhaft; denn da keine Regel, keine religiöse Autorität diese besonderen Verhältnisse leitet, so folgt daraus in den meisten Fällen, daß sie, statt die Individuen zu erheben und den Fortschritt der Gesellschaft zu befördern, die Einen verderben und die andere zerstören. Dies (!) Laster muß aufhören. Indem wir nun in das Moralgesetz die Beweglichkeit als Prinzip aufnehmen, so hat man nichts an den Neigungen des Herzens verändert; aber man hat Ordnung der Unordnung, Freimuth der Heuchelei, Wahrheit der Lüge vorgezogen. Die einzige Schwierigkeit, die sich dagegen erhebt, ist die Ungewißheit der Vaterschaft, die nicht stattfinden darf; es muß also nothwendig den Verbindungen außer der Ehe eine gewisse Gränze gezogen werden, die aber nur die Frau bestimmen kann." So vertröstet Enfantin seine Anhänger nach der Weise des Cagliostro und aller Betrüger auf eine mystische Erscheinung, die am Ende noch alles Dunkel erhellen werde.

Sollte man es glauben, daß ursprünglich reine, ja begeisterte Absichten bis zu diesem Grade der Verworfenheit gesteigert werden können? Denn wenn nun wirklich auch in der Sphäre der Moral Geist und Materie gleichgestellt, der Engel und das Thier als gleichberechtigt anerkannt werden sollen, wenn nicht mehr, wie Spinoza lehrt, die sinnliche Leidenschaft als die menschliche Knechtschaft bekämpft und der Sieg des Geistes als die Freiheit des Menschen gefeiert wird, dann freilich sinken auch die letzten Schranken zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster ein. Nicht die Prostitution und der Ehebruch wird von Enfantin als Laster bezeichnet, er erkennt sie vielmehr nach den Erfahrungen, die er über die moderne Gesellschaft gemacht hat, nicht mehr als eine Ausnahme, sondern auch als eine Regel an, als ein nothwendiges Factum, das er zu rechtfertigen sucht, indem er es zum Grundsatz erhebt — das Lasterhafte dieses Zustandes setzt er bloß in den Mangel an gesetzmäßiger Ordnung, die er durch sein Moralgesetz und durch die priesterliche Beaufsichtigung derselben zu erstreben gedenkt. Tugend heißt ihm somit nur eine äußerliche Form, gleichsam eine heilsame polizeiliche Anordnung, die von der priesterlichen Obrigkeit gehandhabt wird. So haben wir denn zugleich die Idee der Saint-Simonistischen Hierarchie, weil sie in ihrer unbegränzten Herrschsucht Sphären des Lebens, die sich aller Beaufsichtigung des Gesetzes entziehen, anordnen und regieren will, in ihrer scheußlichsten Entartung.

Selbst Bazard schließt seine Widerlegung Enfantins mit folgenden Worten: „Diese ganze dem Prinzip der Rehabilitation der Materie untergeschobene Auslegung ist falsch und ein wahrhafter Rückschritt, da sie durch die herbeigeführte Verwirrung die Familie zu zerstören, jede Individualität zu vernichten und den Instinkt einer barbarischen Sinnlichkeit an die Stelle des moralischen, freien und intelligenten Willens des durch das Christenthum gebildeten Menschen zu setzen strebt." Eben so verwirft B. die Grundsätze, die Enfantin bei Gelegenheit dieser Verhandlungen über das Gute und das Böse, über Autorität und Freiheit vertheidigt hat, „weil sie in Beziehung auf das erste alle Leidenschaften rechtfertigen und daher im Herzen jede Schranke zwischen Recht und Unrecht vernichten und, was das zweite betrifft, die Negation aller freien Willensbestimmung, aller individuellen Würde aussprechen. Solche Lehren würden in ihrer Verkettung die menschliche Gesellschaft auf Verderbniß, Verführung und Betrug begründen. Es giebt aber in der moralischen Ordnung der Welt keine Stelle für den Terrorismus, keine Mission für einen Robespierre."

So scharf und besonnen Bazard in der Opposition gegen den Unfug Enfantins urtheilt, so krankt doch seine eigene Ansicht von der Ehe an der seltsamen Selbsttäuschung des Saint-Simonismus, einen frommen Wunsch zum Gesetz zu erheben und dies Gesetz für einen wirklichen Fortschritt zu halten. „„Wer alle Welt liebt, liebt Niemanden"", sagt ein Sprüchwort. „Dieser Satz ist falsch", fügt Bazard hinzu, wenn er bedeuten soll, daß man nur ein Individuum lieben darf, denn der Mensch hat die Kraft, alle seine Mitmenschen zu lieben; wenn er aber bedeuten soll, daß man mit derselben Liebe nur eine Person individuell lieben kann, so ist er von der größten Wahrheit. Keine Leidenschaft kann ihre vollkommene Entwickelung erreichen, als insofern sie ausschließend ist. — Die allgemeine Vergesellschaftung besteht aus einer Menge von Kreisen und Schwingungen, die bis zur äußersten Peripherie der Liebe, der Intelligenz, der Macht anschwellen und sich erweitern, und die sich wiederum von dieser Peripherie abwärts bis zur innigsten Vereinigung, bis zum Paare verengen. Alle diese Kreise berühren sich, ohne sich zu vernichten, da jeder eine Besonderheit individueller Beziehungen zum Grund seiner Existenz hat. Mit anderen Worten: jedes Individuum ist Centrum in dieser Reihe von Kreisen und spielt doch zugleich in den anderen, aber unter verschiedenen Namen (titres) mit. So entsteht die Vielheit in der Einheit, die Individualität in der Gesellschaft, die Freiheit in der Ordnung." — Diese Grundlage ist, wie man zugeben wird, vortrefflich gedacht und geistvoll ausgeführt; aber sobald er die Konsequenzen daraus zu ziehen anfängt, so verfällt er wieder in den Irrthum, das freie Spiel persönlicher Neigung und Abneigung, in deren inneres Heiligthum das Prinzip mit seinem kalten Anspruch auf allgemeine Geltung nicht einzudringen vermag, der Beschränkung durch ein Gesetz unterwerfen zu wollen. Denn er fährt fort: „Alle Individuen sind verschieden, alle haben in der allgemeinen ihre besondere Bestimmung, woraus folgt, daß kein Individuum und kein Volk willkürlich mit einem anderen vereinigt werden kann, und daß Jeder in den verschiedenen Sphären der Neigung und Thätigkeit, in denen sein Leben sich entwickeln soll, seine natürlichen und vorherbestimmten Bundesgenossen hat. Es giebt daher für jeden Mann nur eine Frau, für jede Frau nur einen Mann, die bestimmt sind, in der Ehe die harmonische Einigung des Paares zu bilden. Die Vereinigung von Mann und Frau folgt aber demselben Gesetze, wie die Vereinigung der Völker zur allgemeinen Vergesellschaftung. Daher haben sich von jeher die verschiedenen Fractionen, aus denen einst die harmonische Einheit der großen menschlichen Familie bestehen soll, instinktmäßig gesucht und genähert. Eben so die vorherbestimmten Theile des Paares. Die großen Klassen: Priester, Gelehrte und Werkthätige mit ihren Unterabtheilungen werden auch die Bestimmungsgründe der Ehe wie jeder anderen Vergesellschaftung seyn, und erst dann, wenn die Ehe nicht mehr willkürlich geschlossen, wenn sie auf der gleichen Fähigkeit und daher (!) auch auf der gleichen Liebe begründet ist, wird das Gesetz der christlichen Ehe, das bis dahin nur ein äußerliches gewesen und von wenigen auserwählten Individuen erfüllt worden, ein allgemeines werden und in der Liebe der Gatten seine Rechtfertigung finden. Darum ist jede Ehe in dem Glauben an ihre Unauflöslichkeit geschlossen, weil, wenn irgend eine Lücke oder Disharmonie fühlbar geworden wäre, diese Ehe gar nicht hätte geschlossen werden dürfen. Da aber alle Individuen noch nicht ein solches Bewußtseyn ihrer Persönlichkeit haben, daß sie die rechte Wahl treffen können, so wird immer noch eine Zahl derselben, indem sie das Wesen aufsuchen, das in der Ehe sie ergänzen soll, unvollkommene und vorbereitende Verbindungen eingehen können. So lange diese Unvollkommenheit dauert, ist die Scheidung gesetzmäßig, denn sie endet nach der dreifachen Bestimmung der Ehe, individuell, social und allgemein zugleich zu seyn, einen individuellen Schmerz, eine gesellschaftliche Disharmonie, eine Unordnung in der Welt. Die Ehe, die dadurch aufgelöst wird, ist ebenfalls heilig und gesetzmäßig gewesen, denn als sie geschlossen wurde, war sie in dem Glauben des Paares und des weihenden Priesters höchst vollkommen, und indem sie Gatte und Gattin über ihre Unvollkommenheiten belehrte, hat sie dieselben einen Schritt weiter der definitiven Vereinigung zugeführt, nach der sie hinstreben. Dies ist die definitive Einrichtung der Ehe, wie sie nach und nach für Alle in's Leben treten soll. Dies ist die Scheidung, wie sie längere oder kürzere Zeit (!) bestehen soll, aber um stufenweise vor dem zwiefachen Fortschritte der Gesellschaft und des Individuums zu verschwinden."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Alger etc. (Algier, der Herzog von Rovigo und Hr. Pichon im März und April 1832.) Von P. Carventier. Nebst Rathschlägen für diejenigen, die sich in Algier niederlassen wollen. Pr. 1½ Fr.

Essai etc. (Versuch über das System der Gebiets-Theilungen in Gallien, von der Römer-Zeit bis zum Erlöschen der Karlevinger.) Von V. Gerard. Pr. 5 Fr.

Lettre etc. (Schreiben an Herrn Dupont v. d. Eure, über die Majoritäten der Wahl-Kammer, die Coalitions-Ministerien und das Ministerium in seinen verfassungsmäßigen Verhältnissen zum Könige.) Von Pons. Pr. 1½ Fr.

Mr. de Chateaubriand devoilé. (Ueber Herrn v. Chateaubriand.) Vom Grafen v. L... und Herrn J. D. Pr. 1½ Fr.

Physionomie du ministère actuel. (Physiognomie des gegenwärtigen Ministeriums. Sept. 1830.) Pr. 1½ Fr.

England.

Ueber vaterländische und Volks-Literatur.

(Schluß.)

Noch später, nämlich im Jahre 1580, besuchte der Deutsche Reisende Hentzner unter Elisabeth's Regierung die Königliche Bibliothek zu Whitehall und fand hier eine Menge von Griechischen, Lateinischen, Italiänischen und Französischen Büchern; aber nicht eines einzigen Englischen Schriftstellers thut er Erwähnung. War auch diese Rubrik wirklich nicht leer in der Bibliothek, so muß sie doch dem Auge des Deutschen so erschienen seyn, worüber man sich gar nicht zu wundern braucht, da England damals noch keinen Schriftsteller besaß, der bedeutend genug war, um die Aufmerksamkeit eines Ausländers in Anspruch zu nehmen. Der große Foliant von Sir Thomas More's Werken befand sich wohl schwerlich in Elisabeth's Bibliothek, denn bekanntlich wagte man es nicht einmal, das Leben dieses berühmten Mannes, welches sein Schwiegersohn Roper unter Maria's Regierung geschrieben hatte, unter deren Nachfolgerin zu drucken. Diese Biographie erschien nicht eher im Druck, als im Jahre 1626, und zwar zu Paris, nachdem eine katholische Prinzessin den Englischen Thron bestiegen hatte. Eine Sprache, die noch nicht einmal ein Wörterbuch besaß, und deren Schriftsteller kaum etwas mehr als Pamphletisten waren, konnte wohl keine Original-Literatur haben, die eines Fremden Aufmerksamkeit zu erregen vermochte.

Beachtenswerth ist es indessen, daß kurz vor dieser Zeit zu Rouen von Gabriel Meurier im Jahre 1563 wirklich eine Englische Grammatik im Druck herausgegeben wurde; aber der Verfasser erklärt zugleich, daß auf die Englische Sprache von Fremden kein großer Werth gelegt und sie höchstens zu Handelszwecken erlernt, ja, daß sie selbst in England nicht geachtet werde, weil der Hof

meistentheils Französisch spreche und die Gelehrten sich der Lateinischen Sprache bedienten. Diese Englische Grammatik in so früher Zeit wird von den alten Französischen Bibliographen La Croix du Maine und Du Verdier als eine literarische Merkwürdigkeit erwähnt. Derselbe Meurier gab auch andere Unterrichtsbücher heraus, von denen das Britische Museum einige Exemplare besitzt. Als Heinrich VIII. seine Schwester an Ludwig XII verheirathete, begleitete sie ein Engländer, John Palsgrave, der sich lange Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, und dem beide Idiome gleich geläufig waren, als Sprachmeister. Palsgrave publizirte im Jahre 1530 seine Esclaircissemens de la langue françoise, eines der kostbarsten Werke für die Englische Philologie und ein interessantes Denkmal unserer Sprache, dessen Seltenheit um so mehr zu bedauern ist, als der darin enthaltene Schatz von Englischen Wörtern und Phrasen von unseren Lexikographen ganz übersehen wurde.

Der Zustand der Literatur in England von der Regierung Heinrich's VIII. bis zu Elisabeth's Zeit ist besonders merkwürdig. Unter gewissen Klassen der Gesellschaft herrschte ein seltener Geschmack für klassische Gelehrsamkeit und philologische Studien; er wurde selbst zur Mode, und Damen von Rang waren in den Griechischen und Römischen Schriftstellern wohl bewandert. Unsere Grammatikalschulen traten an die Stelle der aufgehobenen Klöster, und in ihnen empfing die Jugend ihren ersten Unterricht. Wir hatten ausgezeichnete Grammatiker; und Heinrich VIII. selbst hatte seinen Königlichen Namen, wo nicht seine Hand, zur Abfassung einer Lateinischen Grammatik hergegeben, die, seinem despotischen Edikt zufolge, die einzig gesetzmäßige Grammatik für England seyn sollte. Die Landessprache dagegen wurde vernachlässigt und sich selbst überlassen; noch gab es dafür weder Schule, noch Grammatik, noch Wörterbuch. Die Erziehung war damals in ihrer Kindheit; und die schwelgerischen Edelleute und Vornehmen, die ihre Zeit mit Hetzen und Falkenjagden hinbrachten, erhielten gar keine; man war besorgter um die Wahl ihres Kochs und Falkeniers, als um die ihres Hauslehrers; diese Stelle übertrug man gewöhnlich einem gemeinen Bedienten aus dem Hausgesinde, weil ein solcher wenig kostete und gegen den alten und jungen Herrn geschmeidig und unterwürfig war. Ihr Lesen beschränkte sich meistens auf ein Französisches Ritterbuch, oder auf eine „lustige Erzählung von Boccaz", und ihre wissenschaftliche Beschäftigung verstieg sich nicht über den „Schäferkalender" oder die „Geheimnisse Albertus des Großen." Das gemeine Volk, das keine andere Sprache kannte, als sein rohes Englisch, scheint seine eigene Flugliteratur gehabt zu haben. Die Erzählungen der Minnesänger, die man noch jetzt in unseren Ammenstuben antrifft, überlieferte Sprichwörter und Aesopische Fabeln wurden unter dem nicht lesenden Publikum treulich von Vater auf Sohn vererbt. Die Deutschen haben ein Wort zur Bezeichnung dieser Ueberlieferungen; sie nennen die Sammlungen derselben „Volksbücher." In dem Gedächtniß des Volks ruhte ein ganzer Schatz von kurzen Balladen oder wunderbaren Geschichten und von all den schönen Bruchstücken der weisen Vorzeit, die noch täglich ihre Nutzanwendung finden und sich im menschlichen Leben ewig wiederholen. Diese Art von Literatur scheint von Geschlecht auf Geschlecht übergegangen zu seyn, und kaum war die Buchdruckerkunst allgemeiner verbreitet, als auch schon eine Menge von solchen Volksbüchern ihre einfachen Lehren und ihren Nationalhumor über ganz Europa verbreiteten. In Frankreich ist die Bibliothèque bleue das Magazin der Ueberreste dieser Volksliteratur. In Deutschland haben es sich einige patriotische Alterthümler zum Vergnügen gemacht, diese hausbackene Laienliteratur zu sammeln; und in England bildeten die sogenannten „Kunden-Bücher", die man auf den Märkten in besonderen Buden verkaufte oder dem Kundmann zu den Waaren zugab, diese Volksliteratur. Die einstigen Lieblinge der Schlösser stiegen nun in die Hütten herab und nahmen hier freilich eine sehr verschiedene Gestalt an. Die Romanze in Versen und Folio, in karmoisinenen Sammet gebunden, mit Buckeln und silbernen Klausuren verziert, schrumpfte zu einer Pfennigs-Erzählung in Prosa zusammen, und die Gesänge der Minstrels tönten in den Knittelversen des Balladenhändlers wieder. Die politische Satire von Reincke Fuchs wurde mit Aesopischen Fabeln vermischt, und die Thaten des Guy von Warwick, des Sir Bevis von Hampton und anderer solcher Helden der Ritterzeit hatte das Volk in die des Tom Däumling und Thomas Pickatbrist verwandelt.

Die große Menge des Volks indeß machte selbst nach der Entdeckung der Buchdruckerkunst nur geringe Fortschritte in ihrer Bildung; denn wenn man auch neue Werke zum Nutzen des Volks anfertigte, so versperrte man sie immer noch in eine Sprache, die Niemand redete und nur der Gelehrte verstand. Das belehrende Beispiel, welches die Italiäner den übrigen Europäischen Nationen gaben, fruchtete nichts. Der „Cortegiano" von Castiglione und der „Galatro" von La Casa waren große und originelle Arbeiten, die den Zweck hatten, in der Muttersprache der Nation die Thorheiten und Irrthümer des gesellschaftlichen Lebens vor Augen zu stellen und Besserung zu bewirken. In anderen Ländern beabsichtigten zwar auch gebildete Männer eine solche Art von sittlicher Belehrung und wollten die Sitten der Nation veredeln, wagten es jedoch nicht, sich von den goldenen Handschellen der Latinität zu befreien. Erasmus, dessen ergötzliche Gespräche, so wie sein satirischer Panegyrikus auf die Thorheit, so trefflich dazu geeignet waren, die Menschheit zu bilden, und Sir Thomas More in seinem „Utopien", diesem philosophischen Muster eines idealen gesellschaftlichen Zustandes, waren nur für die gelehrte Welt zugänglich. Der später lebende Baco von Verulam, dieses Genie, dessen seltene Voraussicht in vielen Fällen die Einrichtungen und Entdeckungen der kommenden Zeit verberahnte, scheint doch von den künftigen Wundern seiner Muttersprache nicht die geringste Ahnung gehabt zu haben. Er ließ es sich nie in den Sinn kommen, daß die Englische Sprache dereinst alle Speculationen der Philosophie und alle Gebilde der Einbildungskraft zu umfassen im Stande seyn könnte, daß sein Vaterland endlich eine National-Literatur besitzen und auf eigene klassische Werke stolz seyn werde. So wenig achtete Lord Baco die Sprache seines Landes, daß er seine Lieblingsgedanken in Lateinischer Sprache verkörperte und, was er Englisch geschrieben hatte, bedauerte, weil er es in jenem Idiom für sicherer aufgehoben hielt; denn diese Weltsprache, meinte er, würde bestehen, so lange noch Bücher beständen. Es würde ihn sehr überrascht haben, wenn ihm Jemand gesagt hätte, daß das gelehrte Europa einst die Englischen Autoren studiren werde, um denken und schreiben zu lernen. Mit einem Wort, der philosophische Kanzler besaß mehr Erfindungskraft, als Geschmack.

Dieselben Ursachen, welche so lange Zeit die Entwickelung und Ausbildung der Muttersprache unter den Europäischen Nationen gehindert hatten, trugen im Verlaufe der Zeit zuletzt noch zu deren Beförderung bei. Zweierlei Umstände waren es, die an der Vernachlässigung der Volks-Literatur vorzüglich Schuld hatten, die Auswanderung der flüchtenden Griechen nach Italien und die Nachsuchungen nach alten Handschriften, ehe die Buchdruckerkunst erfunden wurde.

Die modernen Griechen entzückten durch die Ausbreitung ihrer Hellenistischen Schätze die Italiäner, und obgleich die Griechen sich rühmten, daß sie allein die großen Originale besäßen, so ließen sie in ihrer Geschmeidigkeit sich doch auch von den Italiänern oft eine Sympathie für deren alte Lateinische Lieblinge einflößen. Hatten doch die nacheifernden Römer eben durch diese Nachahmung der Griechen gezeigt, daß sie deren Genius als ihrem Meister immerdar huldigten. Dieser Zeitpunkt nun war zur Wiedererweckung der Wissenschaften bestimmt. Den literarischen Beschäftigungen ward eine neue Aufmunterung zu Theil. Das Hervorscharren der alten Manuskripte aus ihren finsteren Grabstätten wurde mit einer Begeisterung betrieben, wovon man sich heutzutage schwer einen Begriff machen kann. Viele erschöpften ihr Vermögen auf weiten Reisen und durch Einfuhr-Transporte aus dem Orient; und der Besitz einer Handschrift schien gar nicht zu theuer erkauft, wenn man ein ganzes Landgut dafür hingab, da man ja für das bloße Leihen eines Manuskripts seine Güter zum Pfand setzte. Die Wiederauffindung eines vollständigen Autors, den man nur aus Fragmenten gekannt hatte, oder die Entdeckung eines anderen, von dem man zum erstenmal hörte, wog die Erwerbung einer Provinz auf. Als man eine Handschrift des Quintilian entdeckte, cirkulirte die Nachricht davon durch ganz Europa. Das Entzücken einer Handschriftenvergleichung, die Herstellung eines korrumpirten Textes in seine Reinheit oder die Anfertigung eines Kommentars waren das Ziel des Ehrgeizes eines ganzen Lebens. Man könnte dies das Zeitalter der kritischen Bildung nennen. Es überhäufte den Gelehrten mit Ehren und Geschäften, die nur für ihn aufbehalten waren, aber es entzog ihn der Pflege der Landes-Literatur. Er kümmerte sich nicht um den Beifall des Volks, da eine Professur oder ein Sekretariat der einzige Lohn und Gewinn war, nach dem der Literat strebte. Gewöhnt an die vollendeten Werke der Alten, verachtete er seine Muttersprache, als zu roh und der Berücksichtigung eines Gelehrten unwürdig. Mehr als zwei Jahrhunderte verbrachte man mit diesen eifrigen Studien des Alterthums und der kritischen Wissenschaften. So wurde Latein die wissenschaftliche Sprache Europa's. Ja, man bediente sich ihrer auch zu Gegenständen, mit denen sie ganz unverträglich war, gegen allen guten Geschmack und gesunden Menschenverstand. Obgleich Machiavell und Guicciardini Muster historischer Composition in ihrer Muttersprache vollendet hatten, so blieben doch England und Frankreich noch immer ohne einen klassischen Verfasser ihrer Geschichte in den beiderseitigen Landessprachen.

Die ungebildeten Chronikenschreiber beider Nationen bedienten sich zwar in ihren verwirrten Machwerken des Volksidioms, aber sie waren nichts als kindische und ungeschickte Sammler von Begebenheiten und scheinen auch nicht im Geringsten über das ungewaschene Zeug, das sie erzählten, nachgedacht zu haben. Kömmt diesen einfältigen Berichterstattern irgend ein wichtiges Ereigniß in den Weg, so verkleinern sie es durch ihre Jämmerlichkeit oder verunstalten es durch ihren trivialen Wortschwall. Sie sind eine wahre Marter für den philosophischen Historiker, wenn er in diesen formlosen Massen erforschen will — wovon sie selbst keine Ahnung hatten — die Grundsätze, von denen damals die Menschen geleitet wurden, die Leidenschaften, welche bei jeder neuen Umwälzung zum Vorschein kamen, und den Genius der Männer, welche an der Spitze der Angelegenheiten standen.

Die großen Historiker beharrten also noch immer bei dem Gebrauch der Lateinischen Sprache, obgleich das ganze Leben so modern und das Interesse, welches ihre patriotischen Federn in Bewegung setzte, so persönlich war. Der berühmte Camden theilte diese Thorheit, als er die Chorographie von England in der Sprache Roms schrieb; eben so verfaßte Camden die Geschichte der Elisabeth, Buchanan die von Schottland und De Thou seine große Geschichte, mit Einschluß der Französischen Reformation, in Lateinischer Sprache. Alle diese Werke nahmen die regste Theilnahme des Volks in Anspruch, aber es konnte sie nicht verstehen. Und wie lächerlich war es, die neuere Geschichte in der alten Sprache eines Volks zu schreiben, dem die Gefühle, Leidenschaften und Gesinnungen, welche jetzt die Welt bewegten, ganz fremd waren. Die Lateinische Sprache hatte keine Ausdrücke für die modernen Sitten und Gebräuche und keine Wörter für die neuen Namen von Personen und Oertern. So konnten es die sonst so peinlichen Ciceronianer doch nicht vermeiden, ihre reine Latinität durch die Gothischen Namen ihrer Helden und die barbarischen Benennungen der Lokalitäten zu entstellen. Oft

aber zogen es diese großen Autoren in der Verzweiflung vor, über ihre ganze Geschichte ein Dunkel zu verbreiten, ehe sie ihre künstliche Diction beeinträchtigten. Buchanan und De Thou machten sich auf diese Weise den artigen Spaß, die Eigennamen aller Personen und Plätze zu latinisiren. Einen Schottischen Ehrenmann, Namens Wisebeart, schmückte Buchanan mit dem Griechischen Namen Sophokardus, so daß man einen berühmten Helden in der Schottischen Geschichte vergebens sucht, wenn man nicht ein Griechisches Lexikon zur Hand und außerdem einigen Sinn für Wortwitz hat. De Thou's Geschichte ist oft ganz unverständlich, ungeachtet derselben zwei besondere Indices von Namen, Oertern und öffentlichen Aemtern beigefügt sind. Die Eigennamen sind alle nach ihrer Etymologie latinisirt und die öffentlichen Aemter durch die, seiner Meinung nach, ihnen entsprechenden Römischen bezeichnet; aber damit ist es oft sehr schlimm bestellt, denn schwerlich möchte man in dem Magister equitum den Connetable und in dem Tribunus militum den Marschall von Frankreich erkennen. Ein völliges Chaos und eine lächerliche Travestie entsteht aus dieser maskirten Nomenclatur.

Das herrschende Vorurtheil des Lateinschreibens erhielt in Deutschland, Frankreich und England den ersten Stoß durch die Helden jener großen Revolution, die sich der Dynastie der Tiara entgegenstellte. Es war eines der größten Resultate der Reformation, daß sie den Gelehrten die richtige Art des Volksunterrichts beibrachte. Die Uebersetzungen der Bibel heiligten gleichsam die Muttersprachen der Europäischen Nationen. Calvin schrieb sein großes Werk „die Vorschriften der christlichen Religion" sowohl in Französischer als in Lateinischer Sprache, denn er glaubte, um das Volk verständig zu machen, müsse der Lehrer verständlich seyn, und Bücher, die zu einem großen Zweck geschrieben seyen, könnten nur dann ihre Bestimmung erfüllen, wenn sie für Jedermann zugänglich wären; er wandte sich also nicht an einige einsame Gelehrte, sondern an die ganze Nation.

Schon oben haben wir durch unsere Bemerkungen über Castiglione und La Casa, Macchiavell und Guicciardini angedeutet, daß die Italiäner den anderen Europäischen Nationen in der Ausbildung ihrer Muttersprache mit schönem Beispiel voranggingen; und Italien war es auch wirklich, welches, als Mutter und Nährerin der Literatur, wie der kindliche Eifer seiner Söhne es nannte, den anderen Völkern zuerst die Möglichkeit zeigte, eine National-Literatur zu schaffen, die ihr eigenes Bild, nicht das der Griechen und Römer, abspiegelte. Drei merkwürdige Männer von seltenem und doch ganz verschiedenem Genius traten hier zu gleicher Zeit und an demselben Orte auf. Petrarch freilich glaubte noch, sein Lateinisches Epos allein werde von der Nachwelt bewundert werden, und verachtete seine Italianischen Verse als nugellas vulgares. Bei solcher Verachtung der Volkssprache konnte auch Petrarch die Begeisterung jenes gewaltigeren Genius kaum fassen, der mit väterlicher Zärtlichkeit das verwaiste Idiom seines Vaterlandes adoptirt hatte — ein Idiom, das bis dahin namenlos in der Irre umhergewandert war, denn man wußte nicht einmal, welches eigentlich die ächt Italiänische Sprache sey. Dante aber, ein kühnerer Geist, hatte das Bedürfniß künftiger Zeiten schon vorhergefühlt, und bei all seiner Verehrung für Meister Virgil verschmähte er den Virgilschen Vers, um sich eine eigene Unsterblichkeit zu gründen. Allein der erste Bildner der Italiänischen Volkssprache hatte ganz eigenthümliche Schwierigkeiten zu besiegen; denn bei dem Zustande dieses noch schwankenden Idioms, das aus Lateinischen Bruchstücken der ehemaligen Bevölkerung zusammengefügt, durch aufgedrungene Neuerungen der späteren Beherrscher verderbt, durch unzählige Dialekte entstellt, in dem Munde des Volks dessen Launen preisgegeben und von keiner Meisterhand klar und fest ausgeprägt war, schien es fast unmöglich, eine Sprache zu begründen, die durch Würde und Adel auf die Ehre Anspruch machen konnte, für ächt Italiänisch zu gelten. Dante wollte diesen beneideten Vorzug keinem einzelnen von den eifersüchtigen Fürstenthümern und Staaten seines Landes vor dem anderen einräumen. Er stellte die wunderbar erscheinende Behauptung auf, daß man das ächt Italiänische volgare in jeder Stadt Italiens finden, aber, da es allen gemeinsam sey, nicht einer einzigen ausschließlich zugestehen könne. Dieses von ihm aufgestellte volgare illustre schmückte er mit den herrlichsten Eigenschaftswörtern; er nannte es die erlauchte, die Kardinals-, die Hof-, die Anstands-Sprache, die Sprache der gelehrtesten Männer, die jemals in Sicilien, Toskana, Apulien, in der Lombardei, oder in den Marken, in dem ihnen angeborenen Idiom geschrieben hätten. Der dritte der drei großen Meister war Boccaz, der die Fruchtbarkeit seines Genius auf das volgare der Natur selbst verwandte. Dieser Shakespeare unter den Novellendichtern versetzte sich in seinem Decamerone in alle Verhältnisse und Lagen der menschlichen Gesellschaft; in alle Leidenschaften drang er ein und ergründete das Dichten und Trachten des Menschen, bevor er dessen Charakter schilderte. Selbst zwei gelehrte Griechen haben anerkannt, daß kein Griechischer Schriftsteller mit der unerreichten Vortrefflichkeit des Italiänischen Erzählers sich messen könne. So war mit einem Mal die volgare eloquenza begründet, und keiner von Boccaccio's Nachfolgern hat diesen ihm gebührenden Ruhm verdunkelt.

Die Italiänische Sprache eilte auf diese Weise der Englischen und Französischen und allen anderen Europäischen Idiomen um drei Jahrhunderte voraus, sey es, weil die Italiänischen Schriftsteller mit den herrlichen Reliquien der alten Literatur im vertrautesten Umgang lebten und dadurch unvermerkt ihre eigene Sprache bereicherten, oder durch den Einfluß jenes ewig heiteren Himmels, der über den Bewohnern Italiens erquickend und belebend sich ausbreitet. Merkwürdig ist es in der That, daß alle andere Sprachen Europa's damals nicht aufstemmen konnten, sondern wegen ihrer Verzerrungen und Barbarismen immer wieder in Verfall kamen. Puttenham, ein Kritiker unter Elisabeth's Regierung, klagt darüber, daß man zu den Schriften eines Piers Plowman, Chaucer, Gower und Lydgate einen Kommentar nöthig habe; dasselbe widerfuhr in Frankreich einem Ronsard, Baif und Marot. Bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts besaßen wir keinen Englischen Prosaiker, der sich selbst einen Stil gebildet hätte; und in Frankreich vereinigten Rabelais und Montaigne noch den Rost und Staub der Vorzeit mit der Verfeinerung des kommenden Geschlechts.

Aber selbst in Italien konnten sich die Gelehrten noch nicht von ihrem alten Gebrauch und Vorurtheil losmachen. Ihren Briefwechsel führten sie noch immer in Lateinischer Sprache, und sogar die ersten dramatischen Werke Italiens waren in der Sprache des alten Roms geschrieben. Angelo Politian scheint der Erste gewesen zu seyn, der ein Drama, nämlich seinen „Orfeo", im stilo volgare verfaßte, wofür er einen Grund angiebt, der wohl schon seinen Vorgängern hätte einfallen können, perche degli spettatori fusse meglio intesa, „damit er von den Zuschauern besser verstanden würde." Die Muttersprache wurde übrigens in Italien noch so wenig in Ehren gehalten, daß man der Jugend verbot, Italiänische Bücher zu lesen. Aber der Zauber, den die Volksliteratur im Geheimen auf die Gemüther ausübte, war unwiderstehlich, und Varchi erzählt uns, daß ihn sein Vater zur Strafe für seine unvertilgbare Leidenschaft, Italiänisch geschriebene Bücher zu lesen, bei Wasser und Brod habe einkerkern lassen.

Mit solchen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte die Volks-Literatur, deren sich jetzt jede Europäische Nation erfreut, in ihrem Entstehen zu kämpfen. Uebereinstimmend mit den gesellschaftlichen Formen, nach Sitten und Gebräuchen verschiedenartig gestaltet und überall durch das Gepräge der eigenthümlichen Organisation eines jeden Volksstammes ausgezeichnet, hat sich diese Literatur stets nach den Eigenschaften des Bodens, auf dem sie entsproß, aber immer der Natur getreu gebildet; denn die ewigen Gefühle und Leidenschaften der Menschheit kehren überall wieder und athmen uns aus der Literatur jedes Volkes entgegen. (New-Monthly Mag.)

Bibliographie.

History of Russia. (Geschichte von Rußland.) Von Wilcock. Pr. 6 Sh.

History of England. (Geschichte von England.) Von einem Geistlichen. Dritter Band. Pr. 7 Sh.

Scottish proverbs. (Schottische Sprüchwörter.) Von Henderson. Pr. 7½ Sh.

Letters from the continent. (Briefe vom Europäischen Kontinent.) Von Downe. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Adventures of Barney Mahoney. (Abenteuer eines Irländers.) Von T. C. Croker. Pr. 8 Sh.

Memoirs of Eugene Aram. (Notizen über Eugen Aram und dessen Leben.) Gesammelt von Scatcherd. Pr. 1 Sh.

Richard of York. (Richard von York.) Ein Roman. 3 Bde. Pr. 24 Sh.

First lines of natural philosophy. (Grundlinien der Naturphilosophie.) Von Mudie. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Eingesandt.** Anderer Versuch einer Uebersetzung der in Nr. 64 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" enthaltenen Grabschrift der Maria Stuart:

Kön'ge zeugten mich, Kön'ge gebar und als Königin lebt' ich;
Dreimal Gattin und Wittwe, vererbt' ich drei Reiche: es wahr't der
Franke mein Geld, meine Wiege der Schott', und England mein
Grabmahl.

— den 4. Juli 1832. — ff —.

— **Notizen aus dem Journal des Tower.** Als in der Zeit der Republik der Vorfahr des jetzigen Grafen von Cardigan im Tower eingesperrt war, brachte er seine Zeit damit zu, Auszüge und Sammlungen aus den damals schon sehr ansehnlichen Archiven anzufertigen. — Der alte Graf von Northumberland hatte während seines funfzehnjährigen Gefängnisses im Tower für ein hohes Gehalt drei sehr gelehrte Doktoren engagirt, die ihm Gesellschaft leisten mußten; sie wurden gewöhnlich die drei Magier genannt. — Sir Walter Raleigh befand sich zu derselben Zeit im Tower und schrieb seine Weltgeschichte; er pflegte seine Abende in der eben erwähnten Gesellschaft zuzubringen. Die Britische Aristokratie hat überhaupt viel Poetisches in diesem furchtbaren Gemäuer erlebt und produzirt. (Obsv.)

— **Verbrauch von Butter in London.** Die Production und Consumtion von Butter in Großbritanien ist sehr bedeutend. Der Verbrauch in der Hauptstadt kann durchschnittlich auf ein halbes Pfund wöchentlich, also auf 26 Pfund jährlich für jeden Einwohner angenommen werden. Wenn man nun annimmt, daß die Bevölkerung sich auf 1,450,000 beläuft, so würde der jährliche Verbrauch 37,700,000 Pfd. oder 16,830 Tonnen betragen; hierzu kann man füglich 4000 Tonnen zur Verproviantirung von Schiffen rechnen, so daß sich dadurch der ganze Bedarf für London in runden Zahlen auf 21,000 Tonnen oder 47,040,000 Pfd. steigern würde; diese zu 10 D. pro Pfund gerechnet, kosten 1,960,000 Pfd. Sterl. Jede Kuh liefert im Durchschnitt jährlich 168 Pfd. Butter, so daß also ungefähr 280,000 Kühe nöthig sind, um London mit Butter zu versehen. (London Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Freitag den 13. Juli 1832.

Deutsche Literatur im Auslande.

Müllner's „Schuld" in's Holländische und Schiller's „Fiesko" in's Englische übersetzt.

Die Germanische Mutter stattete ihre Töchter, die Skandinavischen Sprachen und die Niederdeutsche, ja selbst ihre Stieftochter, die Englische, so reichlich und liebevoll aus, daß diese nicht bloß so Manches erhielten, was die Mutter seitdem entbehrt, sondern auch zu einer solchen Selbstständigkeit gelangen konnten, daß sie einmal, wie Goneril und Regan, den Quell vergessend, aus dem sie ihren Reichthum geschöpft, hochmüthig auf ihren Erzeuger herabblickten und ihn einen elenden Bettler nannten. Doch die Germanische Mutter war nicht arm geworden, ihre Schätze waren nur vergraben; als die Männer herankamen, die diese aufzufinden verstanden, da überstrahlte sie bald wieder an Glanz und Reichthum alle ihre Töchter, und diese kommen nun wieder wie früher in das Haus der Mutter und lassen sich ausstatten, wo es ihnen gebricht. Von Neuem bereichern sich Dänische, Schwedische und Holländische Wörterbücher mit Deutschen Lauten und Wörtern; aber nicht bloß diesen, sondern auch den Erzeugnissen der Deutschen Literatur sind die Literaturen der Germanischen Töchter zugänglicher, als die des übrigen Europa; und zwar auch bei weitem mehr jetzt, als den Erzeugnissen der sonst allein selig machenden Französischen Schule.

Wenn es uns einerseits aber freuen muß, die Deutsche Literatur bei unseren Stammesverwandten in solcher Achtung zu finden, so muß es uns doch andererseits auch Wunder nehmen, daß es so vieler Uebersetzungen gar erst bedarf, um sie den Gebildeten dieser Nationen genießbar zu machen. Namentlich gilt dies von den Holländern oder, wie sie eigentlich heißen, den Niederdeutschen, die doch im Grunde nur einen Dialekt des Hochdeutschen reden, der sich von anderen Dialekten desselben bloß dadurch unterscheidet, daß er auch Schriftsprache ist und seine eigene Literatur hat. Es ist anzunehmen, daß jeder gebildete Holländer Deutsch versteht; mindestens ist er im Stande, es ohne große Schwierigkeiten lesen und sprechen zu lernen. Aber gerade in das Holländische werden mehr Deutsche Bücher übersetzt, als in die anderen Germanischen Töchtersprachen; ja, es kommen sogar Bücher zu dieser Ehre, die in Deutschland selbst gar nicht oder doch nur einem sehr kleinen Publikum bekannt sind, wie z. B. die „Avonturen en zonderlinge Ontmoetingen of Gedenkschriften van eenen Schoorsteenveger" (Abenteuer und seltsame Begegnisse, oder Memoiren eines Schornsteinfegers.) Von Louis Lar.

Sonst pflegte die Uebersetzung eines Werkes in eine fremde Sprache als ein Zeugniß von seinem Werthe zu gelten; seitdem jedoch unzählige neue Verbindungsmittel Völker und Länder einander näher gebracht haben, kommen sogar die trivialsten ausländischen Ideen über die Gränze, ja diese oft noch rascher als gediegenere Werke, die ein tieferes Verständniß erfordern und darum nicht so leicht von einem Boden auf den anderen verpflanzt werden können. Während Scribe's Vaudevilles schon im ersten Jahre ihres Erscheinens die Reise um die Welt machten, bedurfte es beinahe eines halben Jahrhunderts, ehe Schiller's „Fiesko" den Engländern, so wie beller 19 Jahre, ehe Müllner's „Schuld" unseren mit Deutschen Taschenbuchs-Novellen von Tromlitz und Johanna Schopenhauer überschütteten Holländischen Nachbarn bekannt wurde.

Hugo und Eloire heißt die Niederdeutsche Version der „Schuld", die von einem in Holland sehr geachteten Dichter, Herrn A. van der Hoop jr., herrührt. Wenn wir indessen auch das Dichtertalent dieses Mannes zugeben wollten, so müßte uns doch schon der Umstand, daß er Müllner's Trochäen in Alexandriner a la tragédie française verwandelt hat, einige bedenkliche Zweifel gegen seinen poetischen Geschmack einflößen. Er ist darin zwar nur dem in Holland herrschenden Geschmacke und der dort für Trauerspiele einmal eingeführten Regel gefolgt, aber gerade dieses Fügen in den allgemein geltenden Schlendrian selbst da, wo das Abweichen davon so nahe gelegt ist, konstituirt die Geschmacklosigkeit des Uebersetzers, der übrigens in der Widmung seines Werkes an die Prinzessin von Oranien dasselbe als aus einem Holländischen Herzen geflossen darstellt. Lebte Müllner noch, er würde diesem Ueberdichter seines Trauerspiels seine Kritik eines Deutschen Versemachers, der es sich angemaßt hatte, sich ebenfalls in einer Dedication den Ueberdichter des Horaz zu nennen, zum Nachlesen empfohlen haben.

Herr A. van der Hoop jr. hat sich jedoch nicht damit begnügt, sein Original bloß in der äußeren Form zu verbessern; auch mit einzelnen Scenen, ja mit der ganzen Katastrophe des Trauerspiels hat er wesentliche Veränderungen vorgenommen. Er läßt Hugo und Eloire nicht durch einen Doppel-Selbstmord sterben, sondern begnügt sich damit, die Frau allein als eine Sühne der Schuld fallen zu lassen, während Hugo sich in den Krieg stürzt und mit den Worten:

„Laat mij, o Hemel! nu op't veld der eere sterven!"
(Laß mich, o Himmel! auf dem Feld der Ehre sterben!)

sein Schloß und die Bühne verläßt.

Herr van der Hoop hat sich gegen die Angriffe, die er wegen dieser die Intentionen des Dichters und die Wirkung des Gedichts ganz verkehrenden Aenderungen erfahren, unter Anderem auch auf eine in der Jenaischen Literatur-Zeitung vom Jahre 1817 befindliche Kritik berufen, worin der Doppelmord der „Schuld" als ein „ruchloses gotteslästerliches Verbrechen" verschrieen wird. Müllner selbst hat jedoch schon in der Vorrede zur dritten Auflage der „Schuld", von dieser Kritik, die er als eine theologische Verketzerung bezeichnet, gesagt: „Möchten doch die Nachdrucker diese Recension ihrer Aufmerksamkeit würdigen und lieber den Jenaischen frommen Eifer als meine Verse nachdrucken." — Wenn hier die Worte „Nachdrucker" und „nachdrucken" in „Uebersetzer" und „übersetzen" verwandelt werden, so finden sie auf Herrn A. van der Hoop jr. die vollständigste Anwendung.

Es läßt sich leicht denken, daß die Verwandlung des kurzen trochäischen Verses in den schleppenden Alexandriner dem Uebersetzer oft Anlaß geben mußte, die Bilder des Originals in die Breite zu zerren, um auf diese Weise seinen sechsfüßigen Vers auszufüllen. Man wird dadurch unwillkürlich an ein Witzwort Jean Paul's erinnert, der die Holländische Sprache eine Ausgabe der Deutschen auf Löschpapier nannte. Wie kann es Herr van der Hoop auch vor dem Richterstuhle des guten Geschmackes jemals verantworten, wenn er Verse, wie:

„Durch Olivenhaines Düfte
Schlängelt sich des Wildes Spur",

übersetzt durch:

In't eeuwig groenend loof der frische oranjeboomen
Ziet schaarsch des jagers oog zijn snelle prooi ontkomen.
(Im ewig grünen Laub der Gold-Orangenbäume
Entflieht dem Jäger-Aug' kein Wild durch ferne Räume.)

Oder Hugo's Antwort auf die Bitte des Don Valeros, ihm Freund zu seyn:

„Euch? — Doch ja, Ihr könnt es wagen,
Denn Ihr habt kein schönes Weib!"

durch:

Gij wenscht mijn vriend te zijn? voorzeker knnt gij't wagen,
Gij hebt geen jonge vrouw, wier schoon mij kan behagen."
(Ihr wünscht mein Freund zu seyn? fürwahr Ihr könnt es wagen,
Ihr habt kein junges Weib, deß Reiz mir kann behagen.)

Das klingt in der That, als ob es Madame Gottsched zur Bewunderung ihres Herrn Gemahls aus dem Französischen übersetzt hätte. Die Holländische Sprache hat keineswegs die Schuld dieser verballhornten Schuld zu vertreten; davon zeugen selbst einige Stellen aus der Uebersetzung des Herrn van der Hoop, der da, wo er auf seine Arbeit den Fleiß, den sie von ihm fordern durfte, verwandt hat, nicht bloß wohlklingende Trochäen giebt, die ihm jedoch, wie er selbst sagt, zu viele Mühe verursachten, sondern auch manchmal, wo er dem Bilde des Originals das Alexandriner-Maaß anlegt, wie z. B. in dem Vaterfluch des Valeros, den hinzugekommenen Raum poetisch auszufüllen weiß.

Ein interessantes Gegenstück zu dieser Verniederdeutschung der „Schuld" bietet uns „Fiesco, a tragedy; translated from the German of Schiller"*). Die Uebersetzung rührt von einem ausgezeichneten Militair, dem Obersten D'Aguilar, General-Adjutanten des Oberbefehlshabers von Irland, her. Im Gegensatze zu Herrn van der Hoop jr., der Müllner's Verse in Alexandrinische Prosa verwandelte, hat hier ein Engländer Schiller's ungebundene Rede in ein treffliches jambisches Metrum gebracht. Wir geben hier, da uns zu einer größeren Probe der Raum gebricht, zur Vergleichung die Schlußstelle des achten Auftrittes im ersten Akte:

Schiller.

„Bourgognino. Wär' ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den ersten der Menschen erklärte?

Fiesko. Also, mein Freund! Einen Mann, der einst meine

*) Dublin, 1832.

Ehrfurcht verdiente, würd' ich — etwas langsam verachten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meisters sollte künstlicher seyn, als dem flüchtigen Anfänger so gerade zu in die Augen zu springen. — Gehen Sie heim, Bourgognino, und nehmen Sie sich Zeit, zu überlegen, warum Fiesko so und nicht anders handelt. (Bourgognino geht stillschweigend ab.) Fahr' hin, edler Jüngling! Wenn diese Flammen in's Vaterland schlagen, mögen die Doria feste stehen."

D'Aguilar.

„Bourgonino. Think you, I would have yielded up my claim
To any one but him, whom I esteemed
The first of men?

Fiesco. Then hear me for a moment —
The man, who once deserved your reverence,
Should sink by slow degrees in your opinion.
The plans of great men must be deeper laid
Than to allow each passer-by to scan them —
Go home, good Bourgonino, and there reflect maturely.
Why thus and only thus, Fiesco acts at present.
(Bourgonino moves slowly and pensively off the stage.)
Farewell, brave youth! If but thy gallant spirit
Fire our country — no power can save the Dorias
From destruction!"

Schiller hat es freilich dem Uebersetzer sehr leicht gemacht, seine Prosa in Verse zu verwandeln; namentlich im Fiesko ist die Sprache so hoch poetisch, daß es auch im Deutschen Originale nur einiger kleiner Aenderungen bedürfte, um das treffliche dramatische Gedicht auch in eine metrische Form zu kleiden.

Das New-Monthly-Magazine spricht sich in einer Rezension der Uebersetzung des Fiesko folgendermaßen über dieses Trauerspiel unseres Deutschen Meisters aus:

„Wir haben hier eines der edelsten Werke betrachtet, das der menschliche Geist jemals vollendet hat. Mit allem Feuer der „Räuber" besitzt es die ganze Tiefe des „Wallenstein". Wir haben uns länger dabei verweilt, weil wir überzeugt sind, daß es unter allen Deutschen Dramen dasjenige ist, welches sich bei einigen zweckmäßigen Auslassungen am meisten für die Englische Bühne eignen würde. Die prachtvolle Scenerie, die beständige Lebendigkeit und der Spektakel der Handlung würden hinreichend seyn, um die Menge anzuziehen, während die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die Majestät der Gesinnungen und die erhabene Poesie des Gedichtes dem Gebildeten einen so hohen Genuß gewähren würden, wie ihn nur wenige unserer gangbaren Bühnenstücke jetzt darbieten."

50.

Frankreich.

Der Saint-Simonismus.

(Schluß.)

Wir sind länger bei diesem Raisonnement verweilt, um zu zeigen, wie sich so viel Einsicht und Scharfblick durch ein blendendes Ziel, das verlockend aus der Ferne leuchtet, vom rechten Wege ableiten läßt. Dies Irrlicht ist aber hier wie überall der Glaube an eine Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen über die nothwendigen Gränzen seiner Natur hinaus. So wie in Enfantins Vorstellung der Mensch zum Thiere erniedrigt wird, so erhebt ihn Bazard zum Engel. Es lockt uns ein tragisches Lächeln ab, in welchem der ganze Schmerz über die Ohnmacht der Menschennatur zusammengepreßt ist, wenn Bazard die Scheidung für jetzt noch als eine provisorische Maaßregel bestehen läßt, bis durch das tiefe Bewußtseyn seiner selbst, dessen jedes Individuum fähig seyn wird, ein Fehlgriff in der Liebe unmöglich mehr geschehen kann, d. h. bis der Mensch die Bedürftigkeit der irdischen Natur von sich abgestreift hat. Nun, dieses große Provisorium wird wohl so lange Zeit dauern müssen, als die Zeit dauert, mit ihren zeitlichen Bedürfnissen und Leidenschaften.

Als Enfantin seine Lehre in öffentlicher Sitzung vortrug, erklärten sich sogleich viele seiner Anhänger gegen ihn; nur Wenige stellten sich auf Bazard's Seite, Andere trennten sich ganz von der Saint-Simonistischen Gemeinschaft, und selbst Rodrigues, der zum chef du culte et de l'industrie ernannt wurde, legte schon damals Protest ein. In Enfantin sollte gleichsam das geistige, in Rodrigues das materielle Interesse dargestellt seyn. Der Globe der folgenden drei Monate enthält die weitere Ausbildung der Enfantinschen Lehren, welche in der Sprache einer poetischen Exaltation, ohne den Gedanken-Inhalt derselben zu erweitern, oder auch nur näher zu bestimmen, täglich in einem neuen Gewande der staunenden Gemeinde vorgeführt wurden. Man kann sich kaum eine Vorstellung von diesen tollgewordenen Phrasen machen, wenn man nicht die fanatischen Reden des Père Barrault gelesen hat, wie er über Othello und Don Juan, die ihm als Symbole der zwiefachen menschlichen Natur, des unbeweglichen und des beweglichen Typus dienen, eine Predigt hält, in welcher die Dunkelheit trüber und verworrener Begriffe von geistreichen Blitzen, die dazwischen fahren, erst recht grell beleuchtet wird. Als aber trotz täglicher Berufungen die prophetische Frau immer nicht erschien, als der Lehnstuhl leer blieb, der neben Enfantin für sie dastand, und sie „das Gesetz der Sittsamkeit, der Konvenienz und des Anstandes" noch immer nicht enthüllt hatte, durch welches die noch rohe Offenbarung Enfantins und seine, wie er selbst bekennt, „heilige Grobheit" gemildert und berichtigt werden sollte, da erfolgte jene zweite Spaltung, welche die schwankende Hierarchie vollends vernichtete. Rodrigues, der wenige Monate zuvor Enfantin als „dem sittlichsten Menschen seiner Zeit" gehuldigt hatte, beschuldigte ihn jetzt tiefer Unsittlichkeit und proklamirte sich, indem er als erster und einziger Schüler Saint-Simons mit den Ansprüchen eines Saint-Simonistischen Adelstolzes hervortrat, als obersten Vater der Hierarchie. Doch scheint er keine Anhänger gefunden zu haben. Seine Proclamation schließt mit folgenden Worten*): „Was die moralische Verschwörung der Enfantinisten betrifft, so wird sie nicht um sich greifen, trotz des Talents und der Hingebung, die sie in ihrem Dienste verbraucht hat. Die neue Religion wird bald über die Klippen gesiegt haben, die ihren Fortschritt hemmten: die Gemeinschaft der Güter und der Frauen. Und bald wird durch ihren lebendigen und mächtigen Einfluß die Lehre Saint-Simons in der Moral wie in der Politik den Kampf des Müßigen und des Arbeiters, des Salons und der Werkstätte, des Liebhabers und des Produzenten, des Guten und des Bösen geendigt haben."

Enfantin bot die letzte Kraft auf, um die zerworfene Gemeinschaft in sich zu vereinigen. Durch den Austritt Bazards und Rodrigues, in denen die alte Welt als Christenthum und Judenthum gegen den Saint-Simonismus protestirt habe, behauptete er, sey nun endlich die wahre Einheit der Hierarchie hergestellt worden. Demgemäß wurde die Lehre vom Priester, als dem lebendigen Ausdruck des Gesetzes (loi vivante), als dem moralischen Proteus, wie sich der Globe einmal in seiner abenteuerlichen Weise vernehmen ließ, auf das Sinnlichste ausgebildet. So war es denn ausgesprochen, was schon in der Idee der Saint-Simonistischen Lehre als Keim verborgen lag, daß die Persönlichkeit des Priesterpaares an die Stelle der moralischen Weltordnung trete. Doch lichteten sich die Reihen der Saint-Simonisten immer mehr; die zierlichen Herren im schwarzen Frack und die Damen in himmelblauen Gewändern pilgerten nicht mehr nach der Straße Monsigny, oder nach dem Saal Taitbeut; finanzielle Irrungen mit Rodrigues hatten eine neue Dazwischenkunft von Seiten der Regierung nothwendig gemacht; die Geldmittel waren erschöpft, aus denen Enfantin seinen glänzenden Soirée-Kultus bestritten hatte, und als nun endlich die Cholera und die Vergiftungsgerüchte jedes andere Interesse verschlungen hatten, da benutzte Enfantin, um von dem Schauplatz, auf dem er so meisterlich Komödie gespielt hatte, nicht ganz ohne Aufsehen abzutreten, das Leichenbegängniß seiner Mutter zu einem letzten öffentlichen Akt, dem die noch übrigen Saint-Simonisten beiwohnten. Schon früher war im Globe die Abdications-Akte Enfantins abgedruckt, und als der Zug von La Chaise zurückgekehrt war, begab sich der oberste Vater auf ein Landgut in der Nähe von Paris in die Einsamkeit seiner Meditationen. Es ist kaum möglich, bei diesem Prophetenspielen mitten in der Weltstadt der Moden und des Luxus ernsthaft zu bleiben; wir denken an Elias und Johannes, die, mit rauchenem Gewande angethan, in der brennenden Salzwüste einhergehen und sich von wilden Heuschrecken nähren, und wir haben einen Mann vor uns, der seine Loge in der Oper hat und als der beste Billardspieler von Paris bekannt ist.

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man die Auflösung des Saint-Simonismus lediglich so äußerlichen Gründen zuschreiben und etwa behaupten wollte, er sey an der Cholera gestorben; vielmehr hat ihn, wie Monsieur Mayeux sagen würde, eine abzehrende Krankheit von innen heraus aufgerieben, welcher die Aerzte den Namen Gedankenschwäche gegeben haben. Denn seit er zuerst aus der Abgeschlossenheit einer philosophischen Schule heraustrat, hat er nicht einen einzigen neuen und folgereichen Gedanken entwickelt, und seine theoretische Wirksamkeit bestand nur in dem Bemühen, die Grund-Ideen der Lehre mit einer unerschöpflichen Phrasenkunst für das Publikum zu bearbeiten. Täglich war die Presse mit Broschüren beschäftigt, die unter wechselnden Formen für die verschiedensten Klassen der Gesellschaft, hauptsächlich für die arbeitende, berechnet waren**); doch fehlte ihnen namentlich für die letztere das Talent und die Feder Paul Louis Courriers, um ihren Gedanken jene Popularität zu geben, die sich unbewußt den Gemüthern mittheilt. Auch erschienen ernstere, besonders staatswirthschaftliche, Arbeiten***), die Saint-Simonistische Ideen in einzelne Wissenschaften einbildeten, wobei manch glückliches Detail als Ausbeute gewonnen wurde. Sobald aber die bisher unerörterte Frage über die Moral der Zukunft beantwortet werden sollte, so scheiterte die Lösung dieser Aufgabe an der inwohnenden Unmöglichkeit. Es ist daher falsch, wenn das „Ausland" eine neue moralische, religiöse und politische Entwickelung des Saint-Simonismus annimmt, die über die Gränzen der „Exposition" hinausgehe und in Deutschland noch unbekannt sey. Es kann nicht von einer neuen Lehre, sondern nur von neuen Ausschweifungen die Rede seyn, und es wird aufmerksamen Lesern nicht entgehen, daß diese Irrthümer, deren originellere Seite, die moralische, wir so eben darstellten, nichts als die Konsequenz eines in beiden vorhergehenden Artikeln von uns bekämpften Grundirrthums sind, jener abstrakten Identifizirung von Geist und Materie, die in ihrem An-

*) Vorrede zu einem Bande gesammelter Schriften des Grafen Saint-Simon, p. XI. — Aus den dort mitgetheilten Fragmenten Saint-Simons über sein Leben sind die im ersten Artikel gegebenen Notizen zu ergänzen.

**) Z. B. Projet de discours de la couronne pour l'année 1831 etc. Fiction einer S. S. Thronrede. — La Presse. Art. extraits du Globe. — Enseignement des ouvriers, séance du dimanche 18. décembre 1831. — Aux ouvriers par un ouvrier, u. s. w.

***) Z. B. Aux industriels. Lettres sur la législation dans ses rapports avec l'industrie et la propriété par A. Decourdemanche, avocat p. 161. Und: Economie politique et Politique. Art. extr. du Globe. p. 176. Die Gegenschriften, die der Saint-Simonismus erweckt hat, sind von geringer Bedeutung, indem sie Einzelnheiten bekämpfen: Essai contre les S. S. Metz 1831. p. 39. Und: Lettre à Messieurs les disciples de Saint-Simon sur quelques points de leur doctrine par H. Hollard, docteur en médicine. Der Verfasser eifert gegen jede apriorische Construction der Geschichte. Bedeutender sind die Einwürfe der Saint-Simonisten, welche Saint-Simon nur als den Stifter einer philosophischen Schule verehren, doch sind sie ihrem Standpunkt gemäß ebenfalls ungenügend. Dahin gehört: Science nouvelle. — Lettre d'un disciple de la science nouvelle aux réligionaires prétendus S. S. de l'Organisateur et du Globe par P. C. B . . . . x und ein Aufsatz im Januarheft der vortrefflichen Revue encyclopédique: de la société S. S. par Jules Reynaud.

fange nur als ein metaphysischer Fehlgriff, in ihren Folgerungen aber als die Aufhebung von Recht, Freiheit und Tugend, und namentlich unter der Maske der Moral in der widerwärtigsten Gestalt, erscheint.

Wir stehen am Grabe des Saint-Simonismus und würden ihn, sollten wir ihm die Leichenrede halten, als eine große Lehre für Frankreich betrachten. Denn auch abgesehen von der Narrenjacke seiner äußerlichen Erscheinung und dem Schellengeläute, das er umgehangen, um die Menge zu locken, halten wir ihn für eine groteske Parodie des jetzigen Frankreichs, in welcher sich die mannigfachen Bewegungen, von denen es erschüttert wird, indem sie bis zur äußersten Konsequenz getrieben werden, als Karikaturen wiederspiegeln. Durch die Narrenrolle, die wir ihm somit in dem großen Drama anweisen, würden wir ihn aber zu hoch gestellt glauben, wenn wir nicht zugleich hinzufügen müßten, daß er seine Rolle nicht wie der Shakespearsche Narr, dessen Thorheit die Weisheit des antiken Chorus vertritt, mit Bewußtseyn und Freiheit, sondern wider seinen Willen und unfrei spielt. Aber auch so ist er von der größten Bedeutung; denn wie viel läßt sich nicht aus einer ehrlichen Karikatur lernen! Frankreich will die Freiheit und hat die Gewähr derselben in seinem Königthum und seiner Charte; aber es giebt eine Partei, die über diese Schranken hinausstrebt. Hier habt ihr die Karikatur der Freiheit; hier entfesselt der Egoismus der bevorrechteten Fähigkeit alle Laster und Leidenschaften; hier wird dem Sohne das väterliche Erbe vorenthalten, die Kinder werden ihren Eltern entzogen, das Band der Ehe wird als eine lästige Fessel zerrissen, und das heilige Feuer der Vesta auf dem häuslichen Altare verlischt. — Frankreich fühlt zu gleicher Zeit das Bedürfniß der Herrschaft und hat die Gewähr derselben ebenfalls in seinem Königthum und seiner Charte; aber eine andere Partei strebt über diese Schranken hinaus. Hier habt ihr die Karikatur des Despotismus in dieser Hierarchie der Fähigkeit, in diesen Priestern, die sich nicht entblöden, ihr armes Selbst an die Stelle der göttlichen Vorsehung und des Gewissens zu setzen, und wie sich die äußersten Parteien verbinden, so reicht im Saint-Simonismus die revolutionaire Fähigkeit der despotischen Hierarchie zu einem monströsen Bunde die Hand. — Frankreich ist von dem raschen Gange seiner Entwickelung überreizt, die Gemüther sind überspannt in ihren Ansprüchen an den gesellschaftlichen Fortschritt, denn wie selten erlebt der Greis, wovon der Jüngling träumte! Nur die Traube aus Kanaan hat Moses in der brennenden Wüste, dem Schauplatz seiner Lebensmühe, gekostet, und erst vor seinen brechenden Augen dämmerte in der Ferne das verheißene Land, dem er ein großes Leben gewidmet hatte. Aber in Frankreich will man heute genießen, was gestern gesäet wurde. Wo ist dieser Ueberreiz treffender karikirt als in der allgemeinen Vergesellschaftung der Völker mit all jenen blendenden Chimären, deren Verwirklichung auf morgen oder übermorgen angesetzt und wozu wie auf ein Schauspiel eingeladen wird, zu welchem der Saint-Simonismus Billete und Festprogramme austheilt? — Die materialistische Weltansicht, die in Frankreich, weil die Arbeit des vorigen Jahrhunderts nicht abgethan ist, noch immer vorherrscht, wird hier bis zur thierischen Rohheit des dieseitigen Genusses verzerrt, der eines Jenseits gar nicht mehr bedarf; das religiöse Bedürfniß, das von der anderen Seite sich regt, wird zu einer inhalt- und ziellosen Schwärmerei und endlich das Streben der Wissenschaft nach allgemeinen Gedanken zu einem frechen Spiel mit Formeln, wie sie von Geisterbannern und Schwarzkünstlern gehandhabt werden. *)

Was wird denn nun vom Saint-Simonismus übrig bleiben? Vor allen Dingen jene große Lehre, die er Frankreich gegeben hat. Aber er wird auch nicht ohne positiven und segensreichen Einfluß seyn, denn wir müssen eingestehen, daß er eine hohe Begeisterung und wahrhafte Talente geweckt hat. Er hat das große Verdienst, die Leere der rein negativen Bewegung gefühlt und empfängliche Gemüther für die Nothwendigkeit einer Reorganisation, eines Ausbaus entflammt zu haben. Die Gewohnheit, sich mit Gedanken zu beschäftigen und die Gegenwart nicht bloß in ihrer kahlen Vereinzelung, sondern in ihrer Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft aufzufassen, der religiöse Enthusiasmus für Kunst und Wissenschaft, das Interesse für Industrie und die ärmeren Klassen der Gesellschaft wird in der Brust der Männer fortleben, die, von der ersten Jugendgluth verlockt, den blendenden Verheißungen des Saint-Simonismus folgten, aber bald mit gereiftem Urtheil in den nüchterneren Ernst des Lebens sich zu finden wußten. Es muß ihnen zu Muthe gewesen seyn, wie jenen Kindern, von denen die alten Mährchen uns erzählen, die, von Nixen oder Elfen verlockt, in der üppigsten Erfüllung ihrer Wünsche, bei ewig erneuten Wundern in krystallenen Palästen ihre Kindheit verlebten und nun endlich mit heimlichem Grauen in das enge, mäßige, geordnete Leben zurückkehren. Freilich hält es schwer, sich nach der ersten Entzauberung der Jugend in die stummen Zauber und stillen Wunder dieses Lebens zu finden, aber es ist auch etwas Großes um eine jugendliche Begeisterung, die durch ein ganzes Leben fortklingt.

Ob der Saint-Simonismus jemals wieder in einer selbstständigen Gestaltung auftreten wird, die durch höhere Reife größeren Einfluß gewinnen könnte, bleibt der Zukunft anheimgestellt.

M. Veit.

Bibliographie.

Théorie générale etc. (Allgemeine Theorie der Rechte der Völker und der Regierungen, auf die Juli-Revolution angewandt.) Von Cottu. Pr. 6 Fr.

*) So z. B. wird in einer Broschüre: sur l'hérédité de la propriété Cousin vorgeworfen, daß er im Jahre 1828 mit seiner prophetischen Stimme die Charte von 1830 verkündet habe. Als ob die Philosophie die Zukunft vorhersagen könnte oder sollte!

Le choléra-morbus epidémique. (Die epidemische Cholera.) Nach der physiologischen Methode beobachtet und behandelt von F. J. V. Broussais. Pr. 3½ Fr.

Leçons etc. (Vorlesungen über die Cholera.) Von F. Magendie. Mit Genehmigung und unter Aufsicht des Professors herausgegeben von Cadrès und Prevost. Erste und zweite Vorlesung. Sämmtliche 8 Vorlesungen kosten 5 Fr.

Du traitement etc. (Von der homöopathischen Behandlung der Cholera.) Von F. J. Quin. Pr. 2 Fr.

Annuaire industriel. (Jahrbuch des Gewerbfleißes.) Verzeichniß aller patentirten Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen u. s. w. Erster Jahrgang. Pr. 10 Fr.

Mémoire etc. (Denkschrift über den Anbau des Flachses und die Fabrication der Leinwand in Frankreich.) Von André. Pr. 1½ Fr.

Mûriers et vers à soie. (Maulbeerbäume und Seidenwürmer.) Ueber deren Pflege und Gedeihen im Klima von Paris. Von Loiseleurs des Longchamps. Pr. 1¼ Fr.

Holland.

Twaalf maanden uit de Nederlandsche geschiedenis. (Zwölf Monat aus der Niederländischen Geschichte.) Eine Skizze der großen Ereignisse in den Niederlanden von Mitte August 1830 bis Mitte August 1831. Amsterdam 1832.

Nicht leicht ist in Holland wohl über einen so kurzen Zeitraum seiner Geschichte so viel schon geschrieben worden, als über den zuletzt verflossenen. Die Revolution der Belgier und das Unrecht, das den Holländern drohte, hat diese so sehr aufgeregt, daß sie nach ihren Fähigkeiten entweder zu den Waffen oder zu der Feder griffen. Viele verstanden auch beides zu führen, und daher erhielten wir bereits so viele Beschreibungen des zehntägigen Feldzuges vom August 1831, die, so interessant sie auch als Erinnerungsbücher für das Corps seyn mögen, bei welchem sie ein Offizier, ein Schutter oder ein freiwilliger Jäger geschrieben hat, doch, da sie nur von einem subjektiven Standpunkt aufgenommen sind, kein allgemeineres Interesse gewähren. Von größerem Werth ist schon die vorliegende Schrift, die eine Uebersicht sowohl der Ereignisse in Holland als der in Belgien während des auf dem Titel bezeichneten Zeitraums darbietet. Was die Zeitungen nur unvollständig oder in abgebrochenen Berichten enthielten, ist hier ergänzt und sorgfältig gesammelt. Während der Verfasser alle weitläuftige Schilderungen und Abschweifungen vermeidet, hütet er sich doch auch, in den trockenen Ton der Chronikenschreiber zu verfallen, und liefert auf diese Weise ein kleines Werk, das dem künftigen Geschichtsschreiber dieser Epoche mindestens ein sehr schätzbares Material seyn wird. — Die symbolische Vignette, die das Büchlein an der Spitze trägt, gereicht ihm schwerlich zur Zierde; danach zu schließen scheinen die Maler, oder mindestens die Zeichner, in dem Lande, das auf seine Künstlerschule, und mit Recht, eben so stolz ist wie auf seinen Nationalruhm, die erstere nicht eben so gewahrt zu haben, wie die Nation den letzteren. Sowohl Niederland selbst als Vater Wilhelm und der Prinz von Oranien sind auf diesem Bild in sehr unästhetischer Weise dargestellt; der Holländische Löwe aber gleicht eher einer wahnsinnigen Katze, als dem stolzen König der Thiere. (L. M.)

Bibliographie.

Kleine Bijdragen tot de praktijk der geneeskunde. (Kleine Beiträge zur praktischen Arzneikunde.) Von dem verstorbenen Professor J. Thomassen à Thuessink. [Enthält unter Anderem eine Abhandlung über den bedenklichen Gebrauch der Belladonna in gewissen Fällen u. s. w.] Zwei Stücke. Gröningen.

Philips van Artevelde — oder der Brauer von Gent. Erzählung von A. v. Tromlitz. Aus dem Deutschen übersetzt. Amsterdam.

Lijkreden over wijlen Z. H. Willem de Vierde. (Leichenrede am Grabe Wilhelm's IV., Prinzen von Oranien und Nassau, Erbstatthalters der Vereinigten Niederlande.) Von Onno Zwier van Haren, einem Friesischen Edelmann. Neuer Abdruck. Amsterdam.

Mannigfaltiges.

— Voltaire's Haus. Das Dorf Ferney verdankt seine Bedeutung, seinen Wohlstand und sein behagliches Aeußere nur dem großen Dichter, der diesem Fleck Landes das Gepräge der Unsterblichkeit aufdrückte. Sein Wohnhaus wurde nach einem von ihm selbst angegebenen Plan erbaut; es ist geschmackvoll und bequem, ohne auf Großartigkeit Anspruch zu machen. Beim Eintritt in das erste Zimmer wird man durch zwei Gemälde besonders gefesselt; das eine ist ein charaktervolles Bildniß des größten Fürsten seines Jahrhunderts, Friedrich's des Preußenkönigs, ein eigenhändiges Geschenk dieses Monarchen, der mit dem großen Dichter in innigster Freundschaft lebte. Das ist ganz die Miene des großen Generals und Eroberers, geistreich, streng und unbeugsam, verbunden mit ruhiger Berechnung, hohem Selbstbewußtseyn und scharfer Lebendigkeit. Er ist in dem kleinen dreieckigen Hütchen dargestellt, das sein Nacheiferer Bonaparte sich ebenfalls zum Muster nahm. Das andere Gemälde ist mehr durch seine Mannigfaltigkeit, als durch eine glückliche Ausführung bemerkenswerth. Es stellt die Musen dar, wie sie auf dem Olymp Voltaire's Henriade dem Apoll übergeben, während dieser auf einem anderen Theil des Bildes die Feinde des Dichters in den Erebus verweist. Auch ist noch das Bildniß einer Dame zu erwähnen, die auf Voltaire's Privat-Theater die Zaire und andere

Heldinnen aus seinen Dramen gespielt und mit dem Dichter auf sehr vertrautem Fuß gelebt haben soll. In einem anderen Zimmer, wo Voltaire seinen Studien oblag, befindet sich sein Herz, in einen Sarkophag verschlossen, auf dessen Außenseite man folgende Worte liest: „Meine Manen sind beruhigt, denn mein Herz ist in Eurer Mitte"; und weiter unten: „Sein Herz ist hier, sein Geist überall."

(Liddiard's Switzerland and France.)

— Robert der Teufel in London. Da Madame Damoreau-Cinti nur für ein übertrieben hohes Honorar die Partie der Prinzessin in dieser Oper auch ferner übernehmen wollte, so engagirte der Direktor Herr Monk Mason unsere junge Landsmännin, Mlle. Schneider, (Tochter des hiesigen Königl. Kapellmeisters) die sich bei der Deutschen Opern-Gesellschaft in London befindet, auch für die Französische Oper, und die Deutsche Sängerin, die einen Theil ihrer Ausbildung in Paris erlangt hat, trat mit entschiedenem Glück an der Stelle der Französin auf. Beim Schlusse der Vorstellung wurde sie mit Hrn. Nourrit (Robert) stürmisch hervorgerufen. Beide erschienen; der Letztere im Kostüm, die Erstere jedoch, zur großen Verwunderung des Publikums, das die Prinzessin von Sicilien so eben erst in der Schluß-Scene der Oper en grande parure gesehen hatte, in einem gewöhnlichen, wiewohl eleganten, Kleide und ein modernes Bibi-Hütchen auf dem Kopf. Niemand wußte sich diese plötzliche Verwandlung zu erklären, bis man sich endlich erinnerte, daß die Prinzessin in der letzten Scene nicht zu singen habe, und daß daher eine Figurantin im Kostüme der Prinzessin die Sängerin, die sich inzwischen in eine Zuschauerin verwandelte, ersetzen konnte.

— Diebesbeschwörung in England. Vor dem Themsen-Polizei-Amt erschien neulich ein Frauenzimmer, Namens Eleonore Blücher, aus Preußen gebürtig; sie war angeklagt, die Frau eines Handwerkers, Marie White, ein noch sehr junges Weib, geschlagen zu haben. Die beiden Parteien wohnen in Ratcliff auf einem und demselben Hofe, und den Angaben zufolge, hatte Frau White vor kurzem einige Artikel von Werth vermißt. Ihr Verdacht fiel auf die Arrestantin, und sie versammelte daher mehrere andere Frauenzimmer bei sich, um zur Entdeckung des Diebes in Gemeinschaft mit ihnen zu Schlüssel und Bibel ihre Zuflucht zu nehmen. Sie steckten nämlich den Hausschlüssel da, wo der 50ste Psalm stand, in die Bibel, machten das Buch zu und schnürten es mit einem Strumpfband fest. Dann hingen sie die heilige Schrift mit dem darin steckenden Schlüssel an einen Nagel, und Eine von den Frauen rief dreimal hinter einander die Arrestantin bei Namen, während eine Andere folgende Worte herfagte: „Kehrt er sich Dir zu, so bist Du der Dieb, und wir Alle sind frei von Schuld." Als diese Zauberformel abgesungen war, drehte sich der Schlüssel um, oder vielmehr die Weiber bildeten sich dies ein und waren nun fest davon überzeugt, daß die Arrestantin der Dieb sey. Sie verbreiteten in der ganzen Nachbarschaft, daß sie der Frau White ein Paar Beinkleider gestohlen habe. Kaum hatte die Arrestantin dies erfahren, als sie sich zur Frau White ins Haus begab, sie tüchtig ausprügelte und ihr eine Portion Haare ausraufte. Später stand sie ihr sogar nach dem Leben und setzte ihr auf alle mögliche Weise zu. Der Polizeibeamte Herr Ballantyne äußerte sein Erstaunen darüber, daß in der Hauptstadt von England im 19ten Jahrhundert noch ein solcher Aberglaube bestehen könne, einen Dieb durch Schlüssel und Bibel auskundschaften zu wollen. Frau Blücher, ein wahrhaftes Mannweib, ergoß sich in Schimpfreden gegen Frau White und sagte, die Nachbarn kehrten immerfort den Schlüssel auf sie. Frau White aber meinte, der Schlüssel drehe sich allemal, wenn etwas vermißt werde und man der Frau Blücher Namen ausspreche; es gebe kein so sicheres Mittel, einen Dieb zu entdecken, als Schlüssel und Bibel. Herr Ballantyne scherzte darauf und wünschte, daß der Polizei doch immer ein solcher Zauber zu Gebot stehen möchte, wenn sie Spitzbuben nachspürte. Einer von den Anwälten, der Sakristan von St. Johann, Herr Wegener, erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er seine Magd auch einst dabei betroffen, wie sie, um die Treue ihres zur See befindlichen Geliebten zu erproben, um Mitternacht dies Spielwerk mit Schlüssel und Bibel getrieben habe. Herr Ballantyne machte endlich dem Verhör damit ein Ende, daß er einstweilen den Schlüssel ohne Bibel gegen Frau Blücher anwenden und sie einsperren ließ, bis Jemand für ihr künftiges gutes Betragen Bürgschaft leisten werde. (Obs.)

— Spaniens Tabacksverbrauch. Einem Königl. Spanischen Dekret zufolge, ist der Gebrauch des Brasilianischen Rauchtabacks, mit Ausnahme der Provinz Katalonien, welcher derselbe ferner noch, bis auf weitere Beschlüsse, verstattet wird, — verboten. Spanien konsumirte bisher ungefähr 14 — 18,000 Centner dieses Tabacks jährlich und eben so viel Virginischen Taback. Der Gesammtbetrag des Tabacks-Verbrauchs in Spanien belief sich unter Philipp V., zufolge einer im Jahre 1737 erschienenen Uebersicht, auf 6 Millionen Pfund jährlich.

— Ansicht des Himalaya, von Simla aus. Das finstere, tiefe, abschüssige Thal, welches unmittelbar unter Simla im Süden liegt, ist gleich den benachbarten Hügeln mit dichten Waldungen von Nadelholz bedeckt. Noch weiter südlich haben die Berge eine weniger rauhe Oberfläche, und sind mehr von Holz entblößt. Endlich wird das Gebirgsland jäh unterbrochen, und die Aussicht schließt mit den Ozean-gleichen Ebenen Hindostans. Noch großartiger ist der Prospekt im Norden. Die Thäler werden ausgedehnter, die Berge gestalten sich mehr zu Reihen und steigen stufenweise über einander, bis der schneeige Gürtel Himalaya, einen majestätischen Hintergrund des Panorama's bildend, zu beiden Seiten ins Endlose sich verliert. Bei schönem Wetter durchschneiden die ungeheuren eisigen Zacken den tiefblauen Himmel in so scharfen Umrissen, daß ihre wirkliche Entfernung von 60—70 (Engl.) Meilen für das Auge des Beschauers auf ein Zehntheil reduzirt wird. Während meines fast zweijährigen Aufenthaltes in der Schweiz war das Erste, worauf ich Morgens meine Augen richtete, der schneebedeckte Montblanc, und ich hielt diese Aussicht für großartig. Aber die Gletscher, welche jetzt — nächst dem allmächtigen Wesen, das sie schuf — den Gegenstand meiner frühesten Betrachtung ausmachen, sind eine Schlachtreihe eisiger Zinnen, unter denen der Montblanc mit seinen 15,000 Fuß kaum das Hintertreffen einnehmen dürfte! Aber, schöne Schweiz! laß mich eilen, dir von einer anderen Seite Gerechtigkeit zu erzeigen. Mag der Himalaya sich höherer Berge rühmen und seinen Ganges und Dschemna gegen deine Kinder, den Rhein und Rhone, in die Waagschale werfen: wo bleibt sein Genfer und Kostnitzer See! Er hat keinen. Auf meinen Wanderungen durch dieses Gebirge sah ich niemals ein Stillwasser, das nur einen Morgen Landes bedeckt hätte. Dieser beklagenswerthe Mangel an dem nothwendigsten Erforderniß zur Belebung einer Landschaft, wie zum Leben überhaupt, an Wasser, macht eine Lücke in dem Malerischen der Gegenden, welche nichts ausfüllen kann. Das Auge, ermüdet von dem rauhen Profil und der düsteren Farbe dieser Berge, wie auch von dem finsteren Grausen ihrer Pinienwälder, lechzt nach der Ruhe und Erquickung, die es im Anschauen eines Thuner See's genießen könnte, der in seinen spiegelgleichen, mit Segeln geschmückten Wellen den blauen Himmel und ein liebliches Abbild der überhängenden Landschaft zurückstrahlt. Simla ist 7800 Fuß über die See erhaben, und die Temperatur dieses Ortes scheint für Europäer besonders wohlthätig zu seyn. Mit Recht können wir Gott danken, daß wir hier weit über den atmosphärischen Strich erhaben sind, welcher bis jetzt der Cholera unterworfen ist, einer Seuche, die gegenwärtig (1823, im Monat Mai) in Kalkutta wüthet.

(Mundy's Sketches.)

— Ein Christ in Afrika. Ich saß (erzählt Denham), wie ich es Abends zuweilen pflegte, vor meiner Hausthür, als drei Weiber, Frauen der Schoaa Oberhäupter, vorübergingen, die von einer Hochzeit oder von dem Gejammer bei einer Leiche zurückkehrten, denn zu anderen Zwecken gehen dieselben selten aus. Nachdem sie einige Augenblicke unter einander berathschlagt hatten, beschlossen sie, sich mir zu nähern. „Was macht Ihr hier?" sagte die Aelteste zu mir; „Ihr kauft und verkauft nichts. Ist es wahr, daß Ihr keine Chadems (weibliche Sklaven) habt? Niemanden, der Euch beim Südwinde fächelt?" — „Sehr wahr," erwiderte ich, „denn ich bin ein Fremder, weit von Hause entfernt und allein." — „Ihr seyd ein Kaffir, Chaliel; ja, Ihr Christen mit den blauen Hyänen-Augen seyd es, welche die Schwarzen essen, wenn Ihr derselben, weit genug von ihrem Vaterlande entfernt, habhaft werden könnt." — „Gott befreie mich von seinem bösen Anblick," sagte ein junges Mädchen, das eben herzutrat, „ist das wahr? Sie sind doch nun eine geraume Zeit hier gewesen und scheinen eben nicht sehr wild zu seyn. Würde es nicht besser seyn, ihm ein oder zwei Frauen zu geben, ihn auf Muselmännische Art beten zu lehren und ihn niemals zu seinem abscheulichen Geschlecht zurückkehren zu lassen?" — „Gott behüte!" sagte das alte Weib, „Gott behüte!" und darauf wechselten sie einige Worte, die ich nicht genau verstehen konnte. Meine Freundin mit dem jugendlichen Blick schien sich indeß von meiner vollkommenen Unwürdigkeit nicht überzeugen lassen zu wollen. Endlich aber verlor die Matrone alle Geduld und rief laut: „Was für eine Narrheit ist das! Ich wiederhole es Euch zum hundertsten Male, er ist ein unbeschnittener Kaffir, der sich nicht wäscht und nicht betet, der Schweinefleisch ißt und zur Hölle fahren wird!" — „Oh, Oh! Gott bewahre uns vor diesem höllischen Teufel!" schrieen sie nun Alle, und „Yh-yo-yo! Yh-yo-yo!" kreischend liefen sie in der größten Angst davon. (Denham's and Clapperton's Discoveries in Africa.)

— Eier als Scheidemünze. Die armen Leute in der Peruanischen Stadt Truxillo machen ihre Einkäufe auf eine höchst originelle Weise. Da es nämlich in Peru an Kupfergeld mangelt und nicht Jedermann immer gleich einen Silber-Real ausgeben kann, oft auch nicht will, so wechselt er sich, wenn er auf den Markt geht, für einen Real Eier ein und bezahlt mit dieser neuen Münzart Alles, was er braucht; hier kauft er sich für ein Ei Gemüse, dort für ein Ei Fleisch, Butter und dergleichen mehr; genug, die Eier sind völlig anstatt Scheidemünze im Cours und werden sehr häufig nur zu diesem Gebrauch eingekauft. (Obs.)

— Gerechtigkeitspflege in Neu-Seeland. Ein auf dem Dorfe wohnendes Oberhaupt hatte Beweise von der Untreue eines seiner Weiber, und da er von ihrer Schuld vollkommen überzeugt war, so nahm er sein Patu-Patu (steinernes Beil) und ging nach seiner Hütte, wo die Frau mit häuslicher Arbeit beschäftigt war. Ohne seines Verdachtes mit einem Worte Erwähnung zu thun und ohne ihr den geringsten Vorwurf zu machen, versetzte er ihr einen Schlag auf den Kopf, der sie gleich todt zu Boden streckte; und da sie eine Sklavin war, so warf er ihren Leichnam auf das Feld, wo er von den Hunden verzehrt wurde. Dies war der zweite Mord, dem ich seit meiner Ankunft ziemlich nahe als Zeuge beiwohnte; und die Gleichgültigkeit, mit der Jedermann davon sprach, läßt mich glauben, daß dergleichen Grausamkeiten sehr häufig vorkommen, und doch scheint das Benehmen der Leute gegen einander sehr freundlich und gefällig. Nur die Untreue einer Frau wird hier niemals verziehen, und wenn man des Verführers habhaft werden kann, so wird er ebenfalls ohne Weiteres getödtet. (Earle's New-Zealand.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Montag den 16. Juli 1832.

Schweden.

Svensk Plutark. (Schwedischer Plutarch.) Von J. F. von Lundblad. 3 Bände. Stockholm, 1823—1831.

Zweck der Biographie. — Inhalt.

Die unter dem Titel: Schwedischer Plutarch seit neun Jahren herauskommende Sammlung höchst wichtiger und interessanter Lebensbeschreibungen merkwürdiger Schwedischer Männer (bisher finden wir die berühmten Namen: Horn, Banér, Torstensohn, Oxenstjerna, De la Gardie, Wrangel und Lewenhaupt) ist sowohl in historischer als in stilistischer Hinsicht ein anziehendes Werk für den gebildeten Leser. Ref. würde kaum eine bessere Rechenschaft über den Geist und Gehalt dieser Biographieen ablegen können, als gerade durch Uebertragung der eigenen Ansicht des Herrn Verfassers von dem Wesen der Biographie überhaupt.

„Das Land", sagt der Verfasser, „welches große Männer gebar, darf ihrer Geschichte nicht beraubt seyn. Es ist schön, wenn eine freie Nation zu ihrem Ruhme und zur Ehre der Menschheit diejenigen unter ihren Vorfahren bezeichnen kann, von denen sie ihre Sitten, ihre Denkart, das Beispiel mancher großen That, ja den Glanz ihres Namens geerbt hat; dadurch eben lernt sie das Verhältniß erkennen, worin sie zu den entschwundenen Geschlechtern steht, und nicht weniger die Verantwortlichkeit, welche sie den kommenden schuldig ist. Denn der gegenwärtige Moment ist zugleich das Grab der Vergangenheit und die Wiege der Zukunft; an dieser Wiege aber wacht die Geschichte, sie steht warnend da mit den reichen Dramen, in denen die Großen unseres Geschlechts einst auftraten, um ewig zu leben durch ihre als Vorbilder leuchtenden Thaten und persönlichen Eigenschaften; auf solche Weise zeigt sie uns die schönste Lösung des alten Räthsels, — des Schicksals der Menschheit. Und nicht die Helden allein sind es, die in den größten menschlichen Angelegenheiten von Gewicht und Einfluß zu seyn vermögen; nicht sie allein haben ein Recht auf die Unsterblichkeit. Nein, in der Mitte ihres herrlichen Kreises sitzt der Denker, sitzt der Dichter, eben so gerechterweise die Locken umkränzt von dem nie welkenden Lorbeer. Der Genius ist im Grunde stets derselbe, wenn er sich gleich in verschiedenen Gestalten offenbart; keine seiner Aeußerungen ist der Aufmerksamkeit der Geschichte unwerth."

Die Anstellung der einzelnen Biographieen unter sich in chronologischer Reihe scheint dem Verfasser unnöthig. „Jede Biographie", sagt er, „ist als ein selbstständiges Ganzes unabhängig von den übrigen; es ist gleichgültig, in welcher Ordnung die Gemälde einer Gallerie sich uns darstellen, da jedes durch sich selbst, und nicht durch seinen Platz in der Reihenfolge, interessant, unterhaltend und bildend seyn muß. Zwar sind vor unserem Auge die Helden des alten Plutarch in einer gewissen Ordnung aufgestellt, allein nicht hierin wurde er unser Muster. Nein, dieses zu werden, verdiente er durch die Kunst, seine Helden richtig aufzufassen und sie von dem hohen Standpunkt aus zu zeigen, wo sie der Nachwelt klar und hell entgegenleuchten. Von da aus erscheinen sie in dem wahr und natürlich vertheilten Licht und Schatten, in allen ihren erhabenen Vollkommenheiten, so wie in allen ihren menschlichen Schwächen. Jene flößen den lebendigen Glauben an edlere Naturen ein und geben den Geistesverwandten Flammensittiche, um ihr rechtes Ziel zu erreichen; diese (die Schwächen) überzeugen uns, daß der Gepriesene auch ein Mensch war, und es strebt nun Mancher nach seiner Höhe, weil er dieselbe erreichbar glauben darf. Es ist nicht der treue Biograph, es ist nur der Verfasser der Lobrede (der „Eloge"), der Fehler und Mißgriffe verschweigt und dadurch nur ein unfruchtbares Sittlichkeits-Ideal liefert, nicht eine Früchte tragende Geschichte. Leicht verwandelt er einen Alexander, den ärgsten Feind der Freiheit, in einen sittlichen Heros, und den Augustus, welcher der Schande Roms sein Kaiserliches Siegel aufdrückte, in den großmüthigsten aller Herrscher, und verfehlt auf solche Weise selten weniger, als seinen ganzen Stoff. Um dies zu vermeiden, muß man, wie Plutarch, den zu schildernden Mann getreu durch alle Augenblicke des Lebens hindurch begleiten und, um von seinem Innern eine deutliche Anschauung zu geben, ebenfalls, so weit es sich thun läßt, ihn betrachten und zeigen in den unbedeutenderen Ereignissen, in den ruhigeren Stunden seiner Tage, in denen sein Gemüth offen daliegt, in denen er sich Zeit läßt, die Gedanken seiner Seele auszusprechen, und keinen von außen her empfangenen Eindruck verbirgt. Nur im ruhigen Zustande zeigt das Meer seinen Korallengrund, spiegelt es die nahe Landschaft, ja, den reinen Himmel selbst, in seinen klaren Wogen ab. Nur den Aufruhr derselben zeigt es aber, sobald sich der Sturm erhoben. So verändert sich auch ein großer Mann, sobald der Augenblick einer großen That eintritt. Während der starken Thätigkeit aller Kräfte nimmt er eine andere Erscheinungsweise an; er wird alsdann durch die Unermeßlichkeit seiner Kraft fast unbegreiflich, beinahe unerfaßbar. — Dies ist in wenig Worten meine Ansicht der Biographie" *).

Jedes der bisher erschienenen sieben Hefte, wovon nur das letzte noch nicht in's Deutsche übersetzt ist, enthält eine Biographie. Wir begnügen uns hier mit einer kurzen Angabe der gewählten großen Männer, deren Leben mitgetheilt worden, und werden nur bei dem letzten derselben länger verweilen; sie kommen in folgender Ordnung vor: 1) Gustav Horn, Reichs-Marsk, Graf zu Björneberg, geboren den 23. Okt. 1592 auf dem Schlosse Örbilves in Upland, wo sich sein Vater als Staatsgefangener befand; gestorben zu Skare in Westgothland, während des Reichstags, den 10. Mai 1657. 2) Johann Banér, Feldmarschall, Herr zu Mälhammar, Norrbey und Werder, geboren den 23. Junius 1596 auf Djursholm im Roslagen; gestorben zu Halberstadt d. 10. Mai 1641. 3) Lennart Torstensohn, Schwedischer Reichs-Rath, Feldmarschall, Graf zu Ortalla, geboren den 17. August 1603 auf Forstena, unweit Wennersborg; gestorben den 7. April 1651 zu Stockholm. 4) Axel Oxenstjerna, Schwed. Reichs-Rath, Kanzler, Graf zu Södermöre, geboren den 16. Junius 1583, auf Fänæ in Upland; gestorben den 28. August 1654 zu Stockholm. 5) Jakob Pontussohn de la Gardie, Reichs-Marsk, Graf zu Leckæ, geboren den 20. Junius 1583 zu Reval; gestorben den 12. August 1651 zu Stockholm. 6) Karl Gustav Wrangel, Schwed. Reichs-Rath und Mark-Graf zu Salwis, geboren den 13. Dezember 1613 zu Skokloster in Upland; gestorben in der Nacht vom 24. zum 25. Junius 1676 auf seinem Schlosse zu Spiker auf Rügen. 7) Adam Ludwig Lewenhaupt, Reichs-Rath und Feldmarschall, geboren im April 1659 im Lager vor Kopenhagen; gestorben im Februar 1719 zu Moskau in der Kriegsgefangenschaft.

Treue und Unparteilichkeit, selbstständiges Denken des Historikers, klare, lebendige, von allem Schwulste völlig frei gehaltene Darstellungsweise und ungemeine Schönheit der Diction überhaupt, — dies sind allerdings schon sehr erfreuliche Eigenschaften eines Biographen und seiner Geisteserzeugnisse; es giebt aber neben diesen Vorzügen der hier in Frage seyenden Sammlung noch einen nicht weniger angenehmen Umstand, welcher dem Werthe der ganzen Unternehmung gleichsam die Krone aufsetzt, — der nämlich, daß Alles durchgängig aus den Quellen geschöpft wurde, und zwar aus bisher nie benutzten. Jeder aufmerksame Leser wird, daß solches der Fall sey, bei der ersten Betrachtung dieser geschichtlichen Portraits schon selbst wahrnehmen. Dieser Umstand ist es vorzüglich, welcher den Berichterstatter bewegt, er möchte sagen, vermöge eines Pflichtgefühls gegen das Deutsche Publikum zwingt, den nachfolgenden Auszug aus dem siebenten Hefte in Deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Nirgends nämlich — dies glauben wir zur Ehre Deutschlands sagen zu müssen — giebt es wie hier eine so große Anzahl redlicher Geschichtsforscher, die immer bereit sind, mit Dankbarkeit für die dazu eröffneten Wege auch die verjährtesten Irrthümer und Vorurtheile über einen nicht unwichtigen historischen Gegenstand gegen die reine und vollständige Wahrheit auszutauschen. Was hier folgt, möge denn vorzüglich alle falsche Angaben und die ganze schiefe Ansicht über die späteren Lebenstage Karls XII., welche der berüchtigte Voltairesche Roman veranlaßt hat, schwinden machen! (Fortsetzung folgt.)

*) Auszug aus der kurzen Vorrede zum ganzen Werke.

Bibliographie.

Ewangeliska Sällskapets Skrifter. (Schriften der Evangelischen Gesellschaft.) Die Wiedergeburt. Ein Gespräch zwischen zwei Freunden. Uebersetzung aus dem Deutschen.

Novell-Bibliothek. — Sammlung auserlesener kleiner Novellen, meistens aus dem Deutschen übersetzt. 35s und 36s Bdchen. Enth. Die Sänger, von Aloys Schreiber. Die Räuber-Tochter, von K. L. M. Müller. Anton Solarie, von Johanna Schopenhauer. Die Laute auf dem Berge. Upsala.

Den döde Gasten. (Die todten Gäste.) Erzählung von Heinr. Zschokke. Uebersetzt von L. D. Wistrand. Upsala.

Tornet wid Goplosiön. (Der Thurm am Gople-See.) Sarmatische Volkssage, von Alex. Bronikowski. Aus dem Deutschen übersetzt. Pr. 1 Rdr.

Frankreich.

Die Pariser Boulevards.

Eine Skizze von A. Bazin.

Will man Paris, seine Gewohnheiten, seinen Geschmack, den eigenthümlichen Charakter des Pariser Lebens, und zwar in kurzer Zeit, mit wenig Kosten und ohne Mühe — wie man heutzutage gern Alles studiren möchte — kennen lernen? So rathe ich: Ermüdet Euch nicht damit, die verschiedenen Stadtviertel zu durchlaufen, in denen die Bevölkerung vertheilt ist, oder die Denkmäler und öffentlichen Gebäude zu besuchen, um die man sich wenig bekümmert. Verliert Eure Zeit nicht damit, in allen den Häusern Besuche abzustatten, die Euch geöffnet sind, oder die Orte aufzusuchen, wo man sich versammelt, um in Gesellschaft Gewinn oder Vergnügen zu erjagen. Ihr werdet diese Masse schöner Dinge gesehen haben, welche die Wegweiser in ihren langen Verzeichnissen Eurer Neugierde verführen; Ihr werdet den Kredit von zwanzig Empfehlungs-Schreiben, die Wechseln gleichen, welche in Diners zahlbar sind, abgenutzt haben; Ihr werdet den Verhören der Gerichtshöfe, dem Gedränge an der Börse, den Sitzungen der Taubstummen und der Deputirten, den Hofbällen und den Wohlthätigkeits-Konzerten beigewohnt haben, ohne deshalb vielleicht irgend etwas von der Bewegung der Hauptstadt zu begreifen, und Ihr nehmt vielleicht die unrichtigsten Ideen über die moralische Physiognomie ihrer Bewohner mit, wenn Ihr Paris wieder verlasset. Denn der Pariser zeigt sich da, wo er von der Arbeit gekrümmt, durch eine Pflicht gefesselt, durch eine Leidenschaft beherrscht, oder durch Interessen und gesellschaftliche Rücksichten beengt wird, nicht in seiner wahren Gestalt und nicht mit seinen unterscheidenden Zügen. Der Dunstkreis der Salons, der Werkstätte, der Comptoirs, der Gesellschaften, der Theater erstickt und lähmt ihn gewissermaßen; und deshalb gelingen ihm auch vielleicht die Sachen so schlecht, die unter einem Glas- oder Schieferdache berathen werden. Er fühlt sich erst recht, wenn er in der freien Luft lebt; nicht ganz so, wie der glückliche Bewohner der heißen Länder, der sich hinstreckt und sich starr und unbeweglich in der Betrachtung eines schönen Himmels verliert; sondern er ist glücklich, wenn er zwischen zwei Reihen Bäumen unter der Menge spazieren geht, sich bewegt, ohne etwas zu thun, die Leute ansieht und sich ansehen läßt, stößt und gestoßen wird, grüßt und begrüßt wird; er hält seinen Tag für nicht verloren, wenn er einigen bekannten Gesichtern begegnet ist und auf seinem Wege einige Neuigkeiten aufgerafft hat.

Dieses äußere Leben, diese Welt in freier Luft, dieser Austausch von Blicken, Redensarten und Komplimenten, diese wandelnde Geselligkeit, charakterisiren unsere große Stadt vor allen Dingen und machen den Aufenthalt so angenehm. Anderwärts weiß man sich freilich auch, wie hier, zwischen vier tapezirten Wänden, beim Schein der Kerzen, in zierlicher Toilette und mit dem schon vorher gefaßten Entschluß zu versammeln, die Stunden des Abends damit hinbringen zu wollen, Bücklinge zu machen, zu plaudern, zu verleumden, Karten zu spielen, Bruchstücke aus der Morgen-Zeitung zu wiederholen und Thee zu trinken; alle Hauptstädte Europa's haben ihre Paläste, ihre Kaffeehäuser, ihre Theater, ihre Märkte, ihre botanischen Gärten und ihre Akademieen; was man aber nur in Paris sieht, ist eine ungeheure Bevölkerung, welche zu allen Stunden des Tages auf den Straßen verbreitet ist und sich in einem gegebenen Raum, ohne Eile und anscheinend ohne alle Beschäftigung, bewegt und sich selbst zum Vergnügen und Schauspiel dient. Alle Stände vermischen sich, alle Stellungen des Lebens stoßen sich mit dem Ellbogen, die Gleichheit läßt keinen anderen Unterschied als den der Wohlbeleibtheit zu, das Gesetz des Inkognito wird von Jedermann geachtet, und der Genuß ist Jedem erlaubt.

Und nun existirt ein Ort, der ganz wunderbar zu dem Gebrauch, den der Pariser von seiner Freiheit macht, zu dem beständigen Bedürfniß der Bewegung und des Sichmitereinandermischens, das ihn mehrere Male des Tages aus allen Bequemlichkeiten seiner Wohnung treibt, geeignet ist. Vergebens würde man ihm den schönsten Spaziergang der Welt öffnen, der mit Gittern umgeben, mit Statuen geschmückt ist und von Soldaten bewacht wird, die Hunden, Lastträgern und schlecht gekleideten Personen den Eingang verbieten; er wird dort nicht eintreten, denn dadurch würde er seine Geschäftslosigkeit zur Schau tragen, — die Tuilerieen gestattet er sich nur Sonntags. Aber Jedermann, wenn er auch noch so viel Geschäfte hat oder auf das Genauste von seiner Zeit Rechenschaft ablegen muß, findet doch einen Augenblick zu einem Gang auf den Boulevards. Auch kann man behaupten, daß die ganze heitere Muße der Stadt in jener unregelmäßigen Linie eingeschlossen ist, welche sich von dem unbendigten Denkmal de la Madeleine bis zum beabsichtigten Denkmal bei der Bastille erstreckt, zwei Gränzen, welche auf ihren Steinen das Siegel unseres Jahrhunderts tragen, und über welche hinaus man die Extreme des gesellschaftlichen Lebens antrifft; auf der einen Seite die Arbeit mit ihren langen Mühseligkeiten, ihren plumpen Vergnügungen und den Besorgnissen, womit man sie quält; auf der anderen der Luxus, welcher in einer Zeit, wie die unsrige, in seiner schwelgerischen Sorglosigkeit zu leicht einschlummert. Wenn man die Umrisse betrachtet, die diese graue Chaussée beschreibt, an deren Seiten zwei Reihen Bäume hinlaufen, und die zwischen zwei Ufern von Häusern eingeschlossen ist, so meint man, eine zweite Seine zu sehen, welche Menschen treibt, und von Entfernung zu Entfernung Wellen auswirft und von den Seiten-Kanälen neue in sich aufnimmt. Es ist nicht gerade eine öffentliche Promenade, denn es stehen keine Schildwachen am Eingange; es ist auch nicht gerade eine Straße, denn man wird selten mit Koth bespritzt, und zwei Fußgänger können neben einander gehen, ohne sich zu drängen; es ist aber gerade das, was nöthig ist, um Leute, die den Lärm und die Menge lieben, auf die natürlichste Weise auf einen Punkt zu versammeln, ohne daß es den Anschein hat, als ob sie sich suchten. Die Einen begeben sich gerades Weges dahin und halten sich lange auf; die Anderen schlagen, um zu ihren Geschäften zu gelangen, diesen wenn auch etwas längeren Weg ein, den Jeder von uns so gut kennt, und dessen Tradition sich seit La Fontaine nicht verloren hat; Alle nehmen, sobald sie durch irgend einen seiner vielen Seitenwege dieses glückliche Gebiet betreten haben, einen langsameren Schritt und eine unbeschäftigte Miene an, halten sich bei den tausend Gegenständen auf, womit der Weg besät ist, und verlassen ihn nur ungern. In jedem anderen Theile der Stadt kann man sich in London, Wien, Lyon oder Bordeaux glauben; auf den Boulevards weiß man gewiß, daß man sich in Paris befindet.

Deshalb habe ich auch oft einfältige Leute fragen hören, welche geschickte Hand diesen breiten Cordon gezogen, der sich wellenförmig und immer abwechselnd mehr als eine Stunde lang ausdehnt; welche erfindungsreiche Feder auf einem unebenen Boden diese Anlage gezeichnet habe, die sich unserem Geschmack und unseren Bedürfnissen so trefflich anpaßt; Gürtel und Mittelpunkt zu gleicher Zeit, Verbindung und Vereinigungs-Punkt, den man verfolgt, durchschneidet, von dem man kommt, zu dem man hineilt, lauter wichtige Sachen für die Existenz eines Pariser, und die sich an diesem Ort auf eine so bewundernswürdige Weise vereinigt finden? Ach! Ist das nicht gerade, als ob ich, wenn ich irgendwo ein Volk fände, das durch seine alten Sitten und patriarchalischen Gebräuche regiert würde, in meinem Erstaunen über ein so leichtes und einfaches Glück fragen wollte, welche Feder ihm seine Gesetze vorgeschrieben? Die Architekten und Gesetzgeber bringen dergleichen Wunder nicht hervor. Die Einen wie die Anderen können Euch eine Verfassung oder eine Straße nach der Schnur ziehen, indem sie Alles, was ihre gerade Richtung oder ihre Aussicht hindert, niederreißen, ohne sich um die Ruinen zu kümmern, die ihr Werk umgeben. Ohne hier der Verfassungs-Urkunden erwähnen zu wollen, untersuche man nur den schönen Plan, von dem uns so viel erzählt worden ist, eine breite Straße zu bauen, die sich vor dem Platz des Louvre eröffnen und bis nach dem Stadthause hinziehen sollte. Da findet man den Menschen; da findet man die Erfindungskraft der Brücken- und Wegbau-Verwaltung. Es würde zuvörderst viel Geld und dann das Opfer eines kostbaren Denkmales kosten; aber man würde eine Strecke schönes Pflaster gewonnen haben, an dessen Seiten man lange Zeit hindurch Palissaden, Trümmer und Abgründe gesehen hätte, bis endlich Gebäude und Schilder entstanden wären. Auf diese Weise sind die Boulevards nicht zu Stande gekommen; Jahrhunderte haben sie hervorgebracht, sie sind das fortgeschrittene Werk der Stadt selbst, welche sich um ihren alten Bezirk herum allmälig erweitert hat. Glücklicherweise glaubten die Pariser eines Tages den Feind vor ihren Thoren zu sehen; es ist dies eine jener Befürchtungen, die ihnen mitunter zuträglich sind, wenn man ihnen einige Hülfsmittel entlocken will. Der Kaiser Karl V. hatte dem Grafen von Nassau kund zu wissen gethan, „daß er mit Gottes oder des Teufels Hülfe sein Versprechen, gerade auf Paris loszugehen, lösen würde;" und sogleich hatten die Bürger mit ihrem gewohnten Eifer sich an die Befestigung der Stadt gemacht. Die Furcht verschwand bald, aber die Arbeit war gethan, und die Pariser trieben ihre Spiele auf dem Platz, wo sie unter anderen Umständen gekämpft hätten. Aber man darf nicht glauben, daß dieser Ort ohne Namen war, bevor es den Schülern, den Reutiers und den damaligen Invaliden gefiel, auf dem grünen Rasen, mit dem er sich bezogen hatte, ihre Kugeln zu schieben. Diese Ableitung, welche man dem Worte „Boulevard" hat geben wollen, ist eine kleine Mystification, eine jener künstlichen Entdeckungen, welche Voltaire in seinen müßigen Augenblicken zu seiner eigenen Belustigung in's Publikum warf — sicher, daß man ihm auf's Wort glauben und, was schlimmer ist, es ihm nachschreiben würde.

Die Boulevards, welche ihren Namen aus der militairischen und nicht aus der Sprache der Müßiggänger herleiten, *) blieben also in dieser Gestalt bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, die Zeit, wo die von Colbert unterzeichneten Schreiben den Magistrats-Personen befahlen, sowohl zur Verschönerung der Stadt, als um den Spaziergängern Schatten zu verschaffen, Bäume daselbst zu pflanzen. Seitdem wurden sie einer jener Orte, wo, wie Labruyère sagt, „man sich öffentliche, aber sehr pünktliche Rendez-vous giebt, um sich in's Gesicht zu sehen und sich gegenseitig zu mißbilligen; wo man gewiß war, auf einer Bank denselben Mann sitzen zu sehen, der überall so bekannt ist, dem man schon in der großen Allee der Tuilerieen, auf dem Balkon des Theaters, in der Kirche, auf dem Ball, bei der Hinrichtung und beim Feuerwerk begegnet war; diese Gestalt endlich, die das Volk in den Almanachs repräsentirt", — eine Person, die noch jetzt existirt, eine Art ewiger Jude, der weder stirbt noch sich ausruht, der die Revolutionen überlebt, nach den Emeuten wieder zum Vorschein kömmt, mit Verlauf der Jahre nur die Kleidung wechselt, und den man heute vor dem Balken von Tortoni plaudernd und rauchend sieht. In dem Maaße, wie die Bäume wuchsen, näherten sich die Wohnungen dem Orte, wo sich die Menge zusammendrängte; Sümpfe und Gräben verwandelten sich in Gärten; die Industrie der Vergnügungen stellte daselbst ihre frivolen Schöpfungen dem Müßiggange, der sie suchte, zur Schau aus; und nachdem noch ein Jahrhundert verflossen war, wurde der Weg in der Mitte gepflastert, Laternen darüber hingezogen und der Staub durch den künstlichen Regen eines Unternehmers niedergehalten; so daß Voltaire, der glücklicher in der Poesie als in seinen philologischen Forschungen war, uns seinen armen Teufel zeigen konnte,

*) Das Deutsche „Bollwerk" ist dem Französischen Worte ganz entsprechend und unstreitig auch die Quelle, aus der es abgeleitet worden.

„Qui conduisait sa Laïs triomphante
Les soirs d'été, dans la lice éclatante
De ce rampart, asile des amours,
Par Outrequin rafraichi tous les jours."

Dies waren die ſchönen Zeiten der Boulevards, Zeiten des Rauſches und des fröhlichen Entzückens, wo man alle Arten von Vergnügungen und Thorheiten erſchöpfen zu wollen ſchien, bevor man zu den Tagen der Verbrechen und Schmerzen gelangte. Es fehlte nichts, um dieſen ausgelaſſenen Geſchmack am Vergnügen, in das ſich eine Geſellſchaft ſtürzte, die ſo nahe bedroht war, zu befriedigen. Glänzende Equipagen kamen alle Abend, um der Neugierde des Volkes jene freien und leichten Sitten, jene ſorgloſe Verſchwendung und jene das Geheimniß verachtende Laſter zu zeigen, welche es ſchon zu tadeln verſtand, und von denen es ſpäter eine zu ſtrenge Rechenſchaft verlangte. Und doch willigte dieſe Welt, welche das verhaßte Vorrecht der geſellſchaftlichen Vergnügungen hatte, dieſe glückliche und feine Welt, gern darein, des Vergnügens halber von ihren Gewohnheiten abzuweichen. Als ob die Beluſtigungen ihr in ihrem Bereiche gefehlt hätten, geſellte ſie ſich denen des Volkes zu, nahm an ſeinem plumpen Lachen Theil und ergötzte ſich an ſeinen Figuren-Theatern, Taſchenſpielern, Seiltänzern und beſonders an jenem Jeannot, dem Patriarchen der Narren, der im Vaudeville eine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft hinterlaſſen hat. Und dann nahm Jeder ſeinen Platz in den glänzenden Kaffeehäuſern, anderen Orten der Annäherung, der Miſchung und der Gleichheit, um daſelbſt Muſik, Sänger und Luſtigmacher zu hören; denn die Muſik trieb ſich noch nicht auf den Straßen umher, und da man ſie ſuchen mußte, ſo konnte man ſie auch vermeiden; das Elend bettelte noch nicht mit einem Quartett, und der Hunger ließ ſich nicht von einem Orcheſter begleiten; es war dies alſo ein ſinnlicher Genuß mehr unter allen denen, die auf dieſem entfernten Theil der Boulevards verſammelt waren, deren Glanz und Getöſe wie durch ein trauriges Vorgefühl erloſch, wenn man ſich der Baſtille näherte.

Wir haben zu verſchiedenen Zeiten einige Anklänge jener fröhlichen Saturnalien wieder vernommen; es ſind faſt alle die Glücks-Zufälle dadurch bezeichnet worden, welche häufig in unſerer beweglichen Geſellſchaft eintreten, und die wir abwechſelnd Reaction, Befreiung, Reſtauration u. ſ. w. nennen. Jedesmal, wenn die Nation ihre ſogenannten Ketten zerbrochen, das abſcheuliche Joch, welches auf ihr laſtete, abgeſchüttelt und ihre Würde wieder eroberte, — eine Art von Vergnügen, welches man ihr von Zeit zu Zeit verſchaffte, — haben dieſe neuen Erfahrungen in der Politik zu gleicher Zeit eine unmäßige Sucht nach Vergnügungen in uns erweckt, wovon die Boulevards Vortheil gezogen haben. Aber mitten durch alle Veränderungen hindurch hat der Geiſt des Jahrhunderts dort, wie überall, ſeinen induſtriellen Charakter und die Trockenheit ſeiner Kunſt, die ganz der Speculation gewidmet iſt, eingeführt. Zuvörderſt ſind die Gärten verſchwunden. Die prächtigen Gebäude, die eleganten Hôtels, die Engliſchen Gartenanlagen, die Griechiſchen Pavillons, welche den Weg früher ſo reich verzierten, ſucht man jetzt vergebens. Alles dies iſt durch Waarenläger, Kaffeehäuſer und Läden erſetzt. Von jenen alten Wohnungen, die eine gewiſſe Konſiſtenz des Vermögens und in der Abwechſelung etwas Edles ankündigten, iſt uns als Zeugniß der vergangenen Zeit nichts weiter übrig geblieben, als ein einfacher und anmuthiger Garten, den der aufgeklärte Geſchmack eines Finanzmannes vor der Zerſtörung bewahrt hat, und der die ſchwarzen Gebäude auf dem Boulevard-Poiſſonière auf eine ſo angenehme Weiſe unterbricht. Auch die Sitten haben ſich mit der materiellen Beſchaffenheit des Ortes geändert. Es iſt nicht mehr eine eigenſinnige elektriſche Bewegung, welche eine auserwählte Bevölkerung zu beſtimmten Stunden nach dem Ort hintreibt, wo man ihr Aufregungen oder Vergnügen bereitet hat; es iſt ein allgemeines und beſtändiges Bedürfniß, ſich zu ergehen und ſich zu verſammeln, ohne anderen Reiz als die Maſſe, und ohne anderen Zweck, als ſich unter vielen Leuten zu befinden. Dies hat zur Folge gehabt, daß die Maſſe, ſtatt ſich auf einen Punkt zu drängen, ſich auf der ganzen Linie verbreitet hat. Jedes Viertel hat ſich einen Theil derſelben angeeignet und ihn mit ſeinem beſonderen Geſchmack ausgeſtattet, ſo daß es leicht iſt, alle Geſtalten unſerer Civiliſation zu erkennen, die hier gewiſſermaßen in Reihe und Glied aufgeſtellt ſind und im Ganzen ein vollkommenes Bild der Stadt darſtellen. Man kann auf einem einzigen Spaziergange alle Stufen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, von der niedrigſten bis zur ausgebildetſten, hinauf- oder hinabſteigen.

Wir befinden uns nun, gleichviel auch welche Weiſe, am Ende der Vorſtadt St. Antoine, und wenden glücklicherweiſe jenem lächerlichen Koloß von Gips auf dem Platz der Baſtille, den man, da man einmal dabei war, zu Barrikaden hätte gebrauchen ſollen, den Rücken zu. Vor uns dehnt ſich ein langer Abſchnitt der alten Stadt aus, einſam und ſtill, etwa wie die beſuchteſten Spaziergänge in Dijon oder Nancy. Auf der einen Seite die Ruhe der Zurückgezogenheit, denn es iſt der Bezirk des Marais, auf der anderen die Oede, welche die Orte umgiebt, wo die Dürftigkeit zur Arbeit gezwungen iſt. Links ſieht man noch einige mit Gittern umſchloſſene Gärten; rechts iſt der Wall in ſeinem alten Zuſtand geblieben, mit einer Brüſtung umgeben, die noch ganz auf die Vertheidigung eingerichtet iſt, an der vier Reihen Bäume hinlaufen, die ſorgfältig mit Bänken verſehen ſind, weil dies der einzige Ort iſt, wo Niemand ſich niederſetzt. Es iſt in der That nirgends ruhiger, als auf dieſem Theil der Boulevards, der durch einen ſeltſamen Kontraſt den Namen des Beaumarchais führt, dieſes ſo unruhigen, ſo lebhaften, ſo ſehr nach Geräuſch ſtrebenden Mannes, des vollkommenſten, gelungenſten Modell's ſeiner Zeit, da er Glück machte und Skandal erregte.

Nachdem man ohne das geringſte Hinderniß dieſen Raum, der eine finſtere, traurige und regelmäßig kalte Klaſſe der Geſellſchaft repräſentirt, durchlaufen hat, tritt man plötzlich in das geräuſchvolle Bereich der Volks-Vergnügungen. Wir ſind auf dem Boulevard du Temple, den ſich mit einer bewundernswürdigen Einſicht die ruhige Kolonie des Marais und die lärmenden Horden der Vorſtadt getheilt haben; die eine bewegt ſich friedlich in ihrer engen Gränze und hält ruhig den Cadran-Bleu, der zu keinen boshaften Witzen mehr Anlaß giebt, und das Café Turc beſetzt, das allen veralteten Späßen die Annehmlichkeiten ſeines Gartens entgegenſtellt; die anderen überſchwemmen auf der gegenüberliegenden Seite einen weiten Halbkreis, um den herum ſich die Theater, die Weinhäuſer, die Figuren-Kabinette, die Schenken und Kaffeehäuſer reihen. Dort aber kann man ſchon wahrnehmen, was das Volk an Naivetät verloren hat. Zuvörderſt findet man jene Marktſchreier-Bühnen nicht mehr, welche die Menge ehedem umſtand; man hört nicht mehr jene Reden voll freimüthiger und natürlicher Dummheit, jene witzigen Ausfälle, welche unter den Zuhörern ſchallendes Gelächter erregten. Dieſe Veränderung iſt, ich muß aufmerkſam darauf machen, von Oben gekommen; die Rednerbühne hat die Poſſenſpieler getödtet. Es iſt wirklich Mitleid erregend, wenn man ſieht, auf welche Art von Ergötzlichkeiten das Volk jetzt beſchränkt iſt. Alle die Schauſpiele, die es liebte, und die es vielleicht noch lieben würde, wenn man ihm ſeine Würde zum Vortheil ſeines Vergnügens erlaſſen wollte, die Naturmerkwürdigkeiten, die mechaniſchen Kunſtſtücke, die Springer, die Seiltänzer — alles das exiſtirt nicht mehr. In jenen mit Rauch gefüllten Sälen, wo es wohlfeilen Kaufes erſtickt, tiſcht man ihm dagegen das fade Vaudeville oder das farbloſe Melodram auf. Von jenem Boulevard du Temple, der Deſaugiers, den Meiſter des Geſanges, geſehen hatte, iſt nichts mehr übrig geblieben als die Wachsfiguren, welche uns den Helden des Tages oder den Verbrecher von geſtern ſo getreu vor Augen führen. Sonſt findet man überall nichts, als jämmerliche Nachahmungen der Mordthaten, wie ſie ſich in der Porte St. Martin zutragen, oder des Geſanges, wie er im Vaudeville zu Tage gefördert wird. Auch ziehen die täglichen Beſucher dieſes Ortes, und zwar mit großem Rechte, die Tabagieen vor, wo man Bier trinkt. Das Uebel iſt nur, daß neben jenen Leuten, die ſich auf eine rechtliche Weiſe von ihrer Arbeit erholen, von Morgen bis zum Abend die ganze Dienerſchaft der Polizei, das ganze Perſonal der Emeuten gefunden wird, widerwärtige Geſtalten des Laſters, nicht des Elendes, bei deren Anblick man ſich unwillkürlich fragt, womit denn in dieſem Augenblick die Gefängniſſe angefüllt ſind?

Weit unſchuldiger ſind die tragbaren Beluſtigungen in der Umgegend des Chateau d'Eau. Dort findet man den klaſſiſchen Gaukler, der ſeinen Beiſtand für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft um einen Sous verkauft und noch einen Topf mit ſchwarzer Salbe gegen die Hühneraugen mit in den Kauf giebt. Dort findet man ferner Lotterieen, welche den Gewinnenden trockene Kuchen zutheilen, deren Werth durch den Einſatz ſechsfach bezahlt iſt; eine verkleinerte Nachahmung der adminiſtrativen Geſchicklichkeit. Und indem man ſo weiter geht, gelangt man zu einem geſitteteren Zuſtand der Geſellſchaft, zu welchem der eben gemachte Boden zwiſchen den beiden Ludwig dem XIV. errichteten Denkmälern den Uebergang darbietet. Jetzt befinden wir uns in dem Bereich des beſcheidenen Mittelſtandes, wo die kleinen Einkäufe gemacht werden, wo man noch keine Stühle findet, und wo man noch nicht gänzlich den Willen, ſeine Zeit zu tödten, eingeſteht. Die allerfeinſte Civiliſation, der zarte Müßiggang erwarten uns auf dem Boulevard Montmartre, unter dem Strom der Vorübergehenden gemiſcht; weiter hin treten ſie deutlicher hervor; ſie beſchränken ſich auf eine kleine Anzahl Auserwählter, auf eine ausgeſuchte Geſellſchaft glücklicher Müßiggänger, welche man täglich zwiſchen den Straßen Lepelletier und Helder aufgepflanzt findet. Sie ſind die eigentlichen Ritter des glänzenden Turniers, welches die Mode an dieſem Lieblings-Orte ausſchreibt; ſie machen die Honneurs deſſelben auf ihre Weiſe, nehmen den Platz ein und ſperren den Vorübergehenden den Weg; denn ſie fühlen ſich daſelbſt zu Hauſe, unter ſich, ohne Umſtände. Von dort fährt man ab, um eine Ausflucht in's Boulogner Hölzchen zu machen, dorthin kehrt man mit Staub bedeckt zurück, um den Ausgang einer Wette zu verkünden. In dieſem Bezirk von wenigen Ruthen im Umfang findet man Alles verſammelt, was die Pariſer Welt an Eleganz, Reichthum und Glück beſitzt. Zuerſt die große Oper, welche in eine kleine Nebenſtraße verwieſen iſt, weil eine lächerliche Tradition den Theatern erſten Ranges einen Platz auf den Boulevards unterſagt; die Italiäniſche Oper, welche aus demſelben Grunde ihrem Publikum den Rücken zukehrt und es ſich zur Ehre ſchätzt, einem Abzugs-Kanal das Geſicht zuzuwenden; das Engliſche Kaffeehaus, das Café de Paris, ſo glänzend, ſo glücklich gelegen, ſo edel, ſo ſchön, wenn es an einem reizenden Sommerabend die zu ſeinen Füßen ſitzende Menge majeſtätiſch beleuchtet und ſich wie eine zauberiſche Decoration über ein Parterre der geſchmackvollſten Toiletten erhebt; Tortoni endlich, dieſe pikanteſte Darlegung unſeres Geſchmackes und unſerer Gewohnheiten; zierlich, eng, kleine Zimmer, ſtets voll, aber zwanzigmal des Tages ſeine Beſtimmung und ſein Weſen ändernd; des Morgens Vorhalle der Börſe, wo man von nichts als von Prämien, Report, fin courant ſprechen hört; ſpäter mit Leckermäulern angefüllt, weche durch die Koketterie des verführeriſchen Buffet's angelockt werden; dann von den Stutzern und Politikern belagert, indem ſich die Nachrichten durchkreuzen, die auf den Cours der Staatspapiere gewirkt haben; und endlich bei ſinkender Nacht von den Damen, wie eine Feſtung, die ſie dem Vorrecht des geſetzgebenden Geſchlechtes entriſſen haben, in Beſitz genommen. — Einige Schritte weiter hören Bewegung und Lärm plötzlich auf, wenn man an die Straße Mont-Blanc gekommen iſt. Die Circulation fließt durch die Rue de la Paix ab. Man tritt in die Ruhe ein; aber

Digitized by Google

in die Ruhe des Reichthumes und des häuslichen Wohlbehagens. Man findet keine Restaurationen und Kaffeehäuser mehr, höchstens hin und wieder einen Laden zur Bedienung der Nachbarschaft; die Wagen rollen schnell vorüber, um zu ihrer Bestimmung zu gelangen; der Aufenthalt des comfortable hat begonnen.

Neben diesen verschiedenen Schattirungen, welche die Stadtviertel von einander unterscheiden, findet man auch noch allgemeine getreu beibehaltene Sitten. An keinem Orte ist man mehr vor der verfolgenden Neugierde gesichert, welche sich an die Fersen der Personen hängt, die sich durch ihre Gestalt oder Kleidung auszeichnen; an keinem Ort nimmt ein Ruf, von welcher Art er auch seyn möge, weniger Platz ein und entschlüpft leichter den Blicken. Es scheint, daß Jeder, wenn er die Boulevards betritt, es sich zum Gesetze macht, alle Welt zu sehen und Niemanden zu betrachten. Irgend ein Mann, mit dem sich alle Zeitungen desselben Tages beschäftigt haben, kann dort ungestraft spazieren gehen, ohne durch seine Berühmtheit in seiner Bequemlichkeit gestört zu werden. Sein Name, von einigen Vorübergehenden ausgesprochen, wird nicht das geringste Aufsehen veranlassen und keinen Müssiggänger von seinem Wege abbringen. Man möchte sagen, daß auf diesem neutralen Gebiet ein Waffenstillstand zwischen dem Haß und der Bewunderung der Parteien abgeschlossen worden ist, wodurch den beiderseitigen Helden erlaubt wird, wie gewöhnliche Menschen frische Luft zu schöpfen.

Dennoch erwangeln die Boulevards nicht einer gewissen politischen Wichtigkeit. Da sie den Gepränge eine große Entwickelung und zahlreichen Zuschauern einen günstigen Aufenthalt darbieten, so sind sie in der Regel den feierlichen Darlegungen einer großen Freude oder eines großen Schmerzes ganz besonders gewidmet. Eine Leichenfeier würde nicht vollständig, ihre Wirkung würde verloren seyn, wenn die Ueberreste eines berühmten Verstorbenen in tiefem Schweigen auf dem nächsten Wege nach der Grabstätte geführt würden. Es ist vor allen Dingen nothwendig, daß die Klagen Raum haben, sich auszudehnen, und die gehörige Uebersicht, um gezählt werden zu können. Bevor eine Leiche, der die ewige Ruhe versprochen worden ist, die Handvoll Erde erhält, die sie nicht wieder von sich wirft, muß sie auf einer langen und beschwerlichen Reise gezogen, gezerrt und gestoßen werden; die Thränen des Sohnes müssen den Blicken der neugierigen Menge bloßgestellt werden; und dies Alles, damit Jeder seine unwichtige Theilnahme an den Tag legen und im Gefolge eines vorbereiteten Pompes seine unbekannten Gesichtszüge zur Schau stellen, unter Trompeten-Geschmetter, im festlichen Anzuge an der Seite der Stadt-Sergeanten einhergehen, oder sich in den Tumult stürzen, die Betrübniß heulend und die Hochachtung tobend zu erkennen geben kann, und alles dieses in der Nähe eines entseelten Körpers, der langsam in dem Koth der Emeute dahinrollt. Die Boulevards, welche schon die närrischen Fratzen des Karnevals zu tragen hatten, haben also in unseren Tagen eine neue Bestimmung erhalten: sie sind der Trauerweg der berühmten Zeitgenossen geworden.

Aber sie sind auch der Triumph-Weg der Eroberer und Sieger. Dort werden alle öffentliche Feierlichkeiten begangen, die eine vollendete Thatsache konstatiren: eine bewirkte Revolution oder irgend ein anderer Erfolg; und man ist der allgemeinen Zustimmung gewiß, wenn sich die Begebenheit erst dieser Chaussée bemächtigt hat. Hier sind sie, einer nach dem anderen, von einem zahlreichen Gefolge begleitet und unter einstimmigem Zuruf, die Sieger aller Epochen und alle Könige vorübergezogen, mögen sie nun der Legitimität entsprossen oder aus der Insurrection hervorgegangen seyn. Hier läßt jede Partei, die sich erhebt oder sich wieder aufrafft, ihre Werke durch den Enthusiasmus der Fenster und durch den Beifall der Seiten-Alleen ratifiziren. Auch ist die Vermiethung der Fenster, der Balkone und Terrassen bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten ein vortrefflicher Zweig der Einnahme, seitdem man sich in Paris so oft das Vergnügen verschafft, die Regierungen vorüberziehen zu lassen.

(R. d. P.)

Bibliographie.

Stello — oder die blauen Teufel. Vom Grafen Alfred de Vigny. [Mit dem Haupttitel: Consultationen des schwarzen Doktors. Erste Consultation.] Pr. 3 Fr.

Oeuvres complètes. (Sämmtliche Werke.) Von Ludwig Tieck. Künstler-Novellen. Erste Lfg. Shakespear und seine Zeitgenossen. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Eva de Troth. — Aus dem Deutschen von W. Blumenhagen, frei übersetzt von Elise Bolart. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

La femme du banquier. (Die Banquiers-Frau.) Geschichte des Tages, von der Gräfin D... du ***. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mademoiselle Justine de Liron. — Novelle von E. J. Delécluse. Pr. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Spaniens Zustand zur Zeit des Erbfolgekrieges. Geld war es, was vor allen Dingen gebraucht wurde, aber die Finanzen befanden sich im armseligsten Zustande. Die Steuern waren so bedeutend, daß der Preis des Weins, der für einen Real in Madrid eingeführt wurde, durch die Zölle auf fünf Realen stieg; aber eben wegen dieser enormen Höhe hatten die Steuern alle Ergiebigkeit verloren und drückten den Handel und die Industrie durch ihre Last zu Boden. Fast alle Fabrikwaaren wurden von außerhalb eingeführt. Die Südamerikanischen Bergwerke konnten mit all ihrem Reichthum in einem Lande, in dem der Gewerbfleiß gänzlich stockte, keinen dauernden Wohlstand schaffen; und Spanien hatte von seinem Gold nicht mehr, als der Mund von der Speise, für die er zwar ein Durchgang ist, aber ohne selbst direkt die geringste Kraft oder Nahrung daraus zu entnehmen. Die Kaufleute in Hamburg und Genua, die Holländischen und Englischen Fabrikanten, nicht aber die Spanier, waren die eigentlichen Herren von Potosi und Peru. Der Schatz in Madrid nahm oft nicht so viel ein, um für die dringendsten Bedürfnisse auszureichen; mit Schulden war er Jahre lang im Rückstande, und das Ausbleiben des Soldes nöthigte selbst die Königlichen Garden zuweilen, in Hospitälern und Klöstern eine milde Spende zu erbetteln. Die Regierung sah sich durch die während einer Reihe von Verwaltungen angehäuften Mißbräuche überall in ihrem Verfahren behindert; Monopolien und Veruntreuungen öffentlicher Gelder waren über das ganze Land verbreitet; und um die allgemeine Armuth noch zu vergrößern, hatte sich in jeden Verwaltungszweig der Geist der Verschwendung und Zügellosigkeit eingeschlichen. Man findet gewöhnlich, daß Personen, welche ihr Haupteinkommen aus Bergwerken beziehen, deren jährlicher Ertrag niemals sicher und gleichmäßig, sondern mehr eine Sache des Glücks, als des Gewerbfleißes ist, sorgles, unwirthschaftlich und unordentlich in ihren Ausgaben sind. Spaniens Beispiel macht dieselbe Bemerkung auch auf ganze Staaten anwendbar.

(Hist. of the war of the succes. b. L. Mahon.)

— Chinesische Almanache. Die Chinesische Regierung läßt jährlich durch das astronomische Bureau zu Peking mehrere Almanache publiziren; aber nur ein einziger davon ist astronomischen Inhalts; die anderen sind für die große Menge des Volks bestimmt und mit den lächerlichsten Geschichten angefüllt. Der am meisten verbreitete besteht gewöhnlich aus 17 Blättern nebst einigen Tafeln, worauf der Aufgang und Untergang der Sonne für die verschiedenen Provinzen des Reichs, die Monate, Tage und Minuten, wann die 24 Ossi-Sche oder Sternbilder und Jahreszeiten der Chinesen in jeder Provinz eintreten, verzeichnet sind. Diese Almanache sind alle nach einerlei Plan eingerichtet. Den vom Jahre 1811 beschreibt Herr Klaproth folgendermaßen: Auf der gelben Außenseite liest man die Aufschrift: „Almanach für das siebente der Jahre Kia-King der großen Dynastie Ta-Tsing." Dieser Titel ist auf der ersten Zeile der ersten Seite des Buchs mit großen Schriftzeichen wiederholt und daneben der cyklische Name des Jahres bemerkt, welches das Jahr Schin-Schu ist, d. h. das 59ste des 60jährigen Cyklus. Ferner liest man auf dem gelben Deckel, daß das Chin-Theen-Heen oder astronomische Bureau in Gemäßheit der hohen Kaiserlichen Befehle diesen Almanach im ganzen Reiche vertheilen läßt, und daß derselbe aus den Kaiserlichen Tafeln entnommen ist und durch das Siegel des genannten Bureaus Gesetzeskraft erhalten hat. Auf dem zweiten Blatt des Deckels, welches die letzte Seite des Buchs bildet, befinden sich folgende Worte: „Wer diesen Almanach verfälscht, wird vor einen Gerichtshof geführt und enthauptet". Endlich ist auf dem Deckel und auf der ersten Seite wirklich das Siegel des Bureaus in rother Farbe ausgeprägt; es hat folgende Umschrift in altem Chinesisch und im Mandschu-Dialekt: „Almanachs-Siegel des astronomischen Bureaus". Das erste Blatt enthält weiter nichts als eine Tafel der zwölf Mondwechsel des Jahres mit Angabe des Beginns der 24 Ossi-Sche für Peking. Auf der zweiten Seite unten liest man, daß das Mondjahr, für welches dieser Almanach bestimmt ist, 354 Tage hat. Die beiden Seiten des zweiten Blattes bilden ein Viereck, welches die Himmelsgegenden vorstellt. Der Titel dieser Tafel ist: „Tafel der den Schutzgeistern des Jahres zukommenden Orte". Zur Erklärung dieser Tafel würde eine genauere Kenntniß der Chinesischen Astrologie erforderlich seyn, als wir sie besitzen, obgleich eine unter dem Text befindliche Anmerkung in dieser Beziehung einige Aufklärungen giebt. Auf diese mystische Tafel folgen 12 Blätter, deren jedes einen Monat umfaßt; jeder Tag nimmt eine senkrechte Kolonne ein, über welcher die Zahl desselben steht. Es giebt kurze und lange Monate, von 29 und von 30 Tagen. Die drei ersten Schriftzeichen jeder Kolonne sind der Name des Tages; das 4te und 5te sind cyklische Bezeichnungen, denn die Tage des Jahres werden auch nach einem Cyklus von 60 Jahren oder nach dem Sexagesimal-Cyklus benannt. Der erste Tag des Almanachs heißt Schuai-Yeu und ist demnach der zehnte des Cyklus; der letzte desselben Jahres heißt Ping-Yn oder der dritte des Cyklus. Das 6te Schriftzeichen der Tages-Kolonne bedeutet eines der fünf Chinesischen Elemente, welches gerade diesem Tage entspricht; diese fünf Elemente sind Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde, die zu gleicher Zeit die fünf Planeten: Merkur, Mars, Jupiter, Venus und Saturn, darstellen. Das siebente Schriftzeichen ist der Name eines der 28 Sternbilder, welche zu diesem Tage gehören. Das achte bezeichnet eines der 12 anderen Sternbilder. Der übrige Theil der Kolonne ist mit Bemerkungen angefüllt, welche darüber belehren, was man an diesem Tage thun und was man unterlassen soll. Dergleichen alberne Vorschriften enthält der Almanach für jeden Tag. Am Anfange jedes Monats sind die Naturerscheinungen angegeben, welche in demselben vorkommen werden. Den Beschluß endlich machen mehrere Tafeln, deren eine ein Orakel und Antworten auf die Fragen, wen man heirathen und ob man glücklich seyn wird, enthält. Das letzte Blatt nennt die Mitglieder des Bureaus, die den Almanach verfertigt haben. Unter diesen befindet sich auch So-Te-Tschao oder der Pater Bernardo, der zur Zeit der Christenverfolgung im Jahre 1805 Portugiesischer Bischof zu Peking war.

(F. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Mittwoch den 18. Juli 1832.

England.

Francis Jeffrey, der berühmte Schottische Advokat.

Mit Recht beklagt man sich in Frankreich darüber, daß man von den Advokaten regiert werde; alle Stellen sowohl in den Ministerien als bei den Provinzial-Verwaltungen sind ausschließlich für sie; ihnen fällt die Gewalt, ihnen die Opposition in den Kammern, ihnen endlich fallen die Sitze in der Akademie anheim. Wenn Paris in Belagerungs-Zustand versetzt wird, so glaubt man vergebens einer militairischen Gerichtsbarkeit nunmehr anzugehören; nichts weniger als dies; die Kriegs-Gerichte sind ein neuer Schauplatz, auf dem das Talent der Advokaten glänzen und dominiren kann. Nun wundere man sich noch über Napoleons Antipathie gegen sie. Es war eine Eifersucht von Macht gegen Macht. Wer gab das erste Zeichen gegen Napoleon im Jahre 1813? Die Herren Lainé, Raynouard, Flaugergus, — Advokaten. Die constitutionelle Regierung ist von Advokaten für Advokaten erfunden worden. Man betrachte England. Wer ist nach dem Könige die vornehmste Person? Der Lord-Kanzler. Was muß man gewesen seyn, um Lord-Kanzler zu werden? Advokat; Zeugen dessen sind Lord Eldon, Lord Lyndhurst und in diesem Augenblick Lord Brougham. Durch wen ist die Englische Adels-Aristokratie besiegt worden? Durch die Advokaten-Aristokratie. In einem engeren Kreise studire man Schottland; dort besetzt der Advokaten-Stand nicht allein alle Aemter, sondern er zieht auch alles Vermögen an sich. Wem gehört jenes schöne Haus in der Neustadt? Einem Advokaten! Wem dieses Schloß? Einem Advokaten! Wer ist dieser Mann, den alle Welt grüßt? Ein Advokat! Sir Walter Scott gehört dem Advokaten-Stande an. Wer ist der Autokrat der Whigistischen Kritik, der Herausgeber der Edinburgh-Review? Ein Advokat! Wer redigirt in London die mit ihr um die Herrschaft ringende Review? Ein Advokat! „Da es in Schottland keine andere Feudalität mehr giebt, als die in der Phantasie Eurer Romanschreiber", sagte ich zu meinem Freunde Maclean, „da bei Euch der Herrschaft der physischen Gewalt die des Verstandes gefolgt ist — wenigstens behauptet Ihr dies, — so setzt mich in den Stand, die Schottische Intelligenz zu studiren." „Kommt mit mir nach dem Assisen-Gericht", antwortete Maclean, „heute plaidirt gerade Herr Jeffrey; Jeffrey, der König von Edinburg, denn es ist unser bester Advokat und zu gleicher Zeit der Herausgeber unserer großen Review."

Ich war nicht wenig neugierig, diesen Koloß zu sehen und zu hören. Beim Eintritt in den Gerichts-Saal erkannte ich auf der Bank der Richter den berühmtesten der Attuare, Sir Walter Scott selbst, in einer langen schwarzen Robe; er hatte einen Stoß geschriebener Akten vor sich und nahm häufig Noten, die sich vielleicht mehr auf seine Romane als auf seine richterlichen Functionen bezogen. „Betrachtet doch Jeffrey", flüsterte mir Maclean zu, „es ist weder Euphemie Deans noch der Schleichhändler Robertson, die man hier richten will, sondern die Klage Cooper's gegen den Marquis von Bute." Ich richtete meinen Blick demnach auf Jeffrey, der in dem Augenblick rechts von dem romantischen Attuarius saß, und das Erste, was mir bei Jeffrey auffiel, war, daß er keine Perücke trug; ein Advokat oder ein Richter ohne Perücke ist in Großbritanien ein Wunder. Jeffrey ist der erste, der es gewagt hat, à la Titus zu plaidiren, und es war dies eine um so kühnere Neuerung, da wohl Niemand mehr als er der Kleinheit seiner Figur etwas hinzuzufügen nöthig hätte. Wenn Jeffrey fünf Fuß mißt, so kömmt dies daher, weil das Schottische Maaß einen Zoll kleiner ist, als das unsrige. Er ist immer schwarz gekleidet und läßt seine Robe stets nachlässig auf einer Schulter hängen, als ob er den Blicken nichts von seiner kleinen schmächtigen Gestalt entziehen wollte. Seine Gesichtszüge würden ziemlich regelmäßig seyn, wenn er nicht eine Brille trüge, welche dieselben oft des Ausdrucks der Feinheit beraubt, die ihnen die Lebhaftigkeit seiner Augen giebt; sein fast kahler Kopf läßt das Organ der Genialität in seiner ganzen Entwickelung sehen — wenn es anders erlaubt ist, die Schädellehre auf einen Mann anzuwenden, der sich in seinem Review über Gall und Spurzheim so lustig gemacht hat.

Herr Jeffrey plaidirte gegen Herrn Robertson und hatte den Bericht des General-Prokurators gegen sich; er schien aber von allen Gegenwärtigen der ruhigste und unbefangenste; und erst als er bemerkte, daß der General-Prokurator sich am Schluß seiner Rede befinde, schien er an die Antwort zu denken, indem er einige zerstreute Akten sammelte. Auf seinem Pulte liegen immer eine gewisse Art Pastillen; er verschluckte einige derselben, und auf ein Zeichen, das er gab, brachte man ihm eine Tasse Kaffee, die er wie ein Wohlschmecker leerte, der den Duft der Mokka-Bohne zu würdigen weiß. Als darauf die Reihe zu reden an ihn kam, nahm er seine Brille ab, steckte sie, ohne sich zu übereilen, in ein Futteral, und sich erhebend, begann er seinen Vortrag mit der Ruhe oder vielmehr mit der Nachlässigkeit gewisser Stutzer der Französischen Barre. Er sprach, möchte man sagen, vertraulich zu Freunden, aber nicht zu Nichtern. Nach und nach aber ließ er sich weniger in seinen Worten gehen; einige anmuthsvolle und natürliche Bewegungen, einige Blicke voller Scharfsinn verriethen mir seinen künstlichen Plan; seine Leichtigkeit setzte mich in Erstaunen; seine Ruhe, seine Genauigkeit, seine zwei Stunden lang unerschöpfliche Geläufigkeit, ohne einen einzigen Augenblick kalt oder einförmig zu erscheinen, zeigten alle Hülfsquellen seines Geistes. Er machte eine kleine Pause, und man brachte ihm eine zweite Tasse Kaffee, die er wieder tropfenweise herunterschlürfte, nachdem er ruhig gewartet hatte, bis der Zucker geschmolzen war. Er hätte in seinem Kabinette nicht mit größerer Behaglichkeit frühstücken können. Als er seine Rede wieder aufnahm, wußte er auf eine sehr geschickte Weise den ersten Theil seines Vortrages in einigen ganz einfachen Sätzen zusammenzufassen, wie Jemand, der seine Richter schon für überzeugt hält, und Alle hörten ihm mit immer wachsendem Interesse zu.

Die Sache, um die es sich handelte, war folgende: Der verstorbene Lord Bute hatte einen Herrn Cooper, Studenten der Theologie, mit der Erziehung seines Sohnes beauftragt und ihm nach einigen Jahren, als Belohnung für seine Dienste, eine lebenslängliche jährliche Rente gegeben. Da einige Zeit darauf der Lord Bute dem Herrn Cooper eine Stelle in Wales, die jährlich 300 Pfd. Stlg. eintrug, verschafft hatte, so gab Letzterer ihm im Jahre 1811 die Akte über die lebenslängliche Rente zurück. Im Jahre 1820 starb Herr Cooper, und sein Vater verlangte nun von den Erben des Lord Bute den Betrag der Rente vom Jahre 1811 bis zum Jahre 1820 einschließlich. Die Sache drehte sich um zwei Fragen: War der Verstorbene bei gesundem Verstande oder nicht, als er die Schenkung zurückgab? — War die Schenkung erloschen, weil sie dem Aussteller derselben zurückgegeben wurde? Der Advokat des Herrn Cooper glaubte die Geistesverwirrung des Verstorbenen durch unumstößliche Beweise dargethan zu haben, als Herr Jeffrey mit einer unglaublichen Zuversicht und mit anscheinender Aufrichtigkeit durch dieselben Beweise das künstliche Gebäude seines Gegners Stück für Stück niederzureißen versuchte; er fand für Alles einen Grund. So war Herr Cooper eines Morgens ganz früh aus dem Bette aufgestanden und hatte im Hemde, einen Degen in der einen und ein Pistol in der anderen Hand, ein Huhn verfolgt; die Thatsache war bewiesen. Jeffrey läugnete sie nicht, wollte aber kein Zeichen von Verrücktheit darin erkennen, und nachdem er durch eine komische Schilderung dieser Heldenthat die Richter und die Zuhörer, den berühmten Aktuarius mit einbegriffen, zum lauten Lachen verführt hatte, erklärte er das Ganze für den originellen Streich eines jungen Menschen. Ein anderer Beweis: Während seines Aufenthaltes im Pembroker Kollegium bildete sich Herr Cooper ein, der Gegenstand des Hasses seiner Kameraden und Vorgesetzten zu seyn, und entfloh aus Cambridge.

— „Und nun, meine Herren Geschworenen", fuhr Jeffrey fort, indem er die Arme über die Brust in's Kreuz schlug und immer seine unbefangene Haltung beibehielt, „kommen wir zu einer anderen Chimäre unserer Gegner. Herr Cooper, der sich für einen Gegenstand des Gelächters der Studenten und Professoren in Cambridge hält, verläßt die Universität; und darum ist er toll, wenn man nämlich die sophistischen Grübeleien meines gelehrten Freundes, des Herrn Robertson, gelten lassen will. Wie, meine Herren! So kann man also von jedem Menschen, der mit offenen Augen eine abgeschmackte unerklärliche Handlung begeht, sagen, daß er bis zu einem gewissen Grade toll sey, das heißt, daß er sich nicht bei gesundem Verstande befinde? Ich bin jedoch der Meinung, daß Herrn Coopers Benehmen, als er sich den ironischen Bemerkungen derer, mit denen er lebte, ausgesetzt sah, weder so aus der Luft gegriffen, noch so unvernünftig war. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß, wenn ich oder Herr Robertson in Cambridge gewesen und wie Herr Cooper behandelt worden wären, wir auch, ich wenigstens gewiß, uns ohne viele Umstände entfernt hätten. Es ist sehr möglich, sage ich, daß Herr Cooper, von seinen Kameraden geneckt oder vermieden, Lust gehabt hat, nach sei-

zum theuren Schottland zurückzukehren, um dort Trost zu finden. Das ist aber eher ein Beweis von Klugheit und Verstand, als von Thorheit. Bedenken wir, daß Herr Cooper nach Cambridge ging, als er sich schon in einem Alter befand, das zu dem der anderen Studenten nicht recht paßte. Wie trat er auf einer Englischen Universität unter den glänzenden Sprößlingen der hohen Aristokratie auf? Was konnte er in ihren Augen seyn, wenn nicht ein finsterer und unbeholfener Schottischer Pedant, der einer von ihrem Fußgestell herabgestiegenen Statue glich und mit diesen ausgelassenen jungen Leuten nichts als die Robe gemein hatte? Mußte es diesen Herren nicht lächerlich vorkommen, als er mit den Kehllauten seines Schottischen Dialekts den Wohllaut Homers und Virgils zerriß, indem er die Quantität ihrer unsterblichen Verse verstümmelte? Ist es denn so etwas Außerordentliches, daß der Kaledonische Bar durch seine Ungeschicklichkeit die reichen Kinder der Höflinge von Carlton-Palast belustigt? Ich finde nichts natürlicher, und die Thatsache beschränkt sich darauf, daß Herr Cooper sehr originell, daß er ein lächerlicher Schotte war und lustige Sausewinde zu Mitschülern hatte. Er wollte nicht die Zielscheibe ihres Witzes seyn und kehrte deshalb nach Schottland zurück. Konnte er etwas Besseres thun? Hätte er nicht einen bei weitem augenscheinlicheren Beweis von Tollheit gegeben, wenn er in Cambridge geblieben wäre? Ich kann daher nur die Geschicklichkeit meines Freundes, des gelehrten Herrn Robertson, bewundern, der darin einen Beweis dafür finden will, daß Herr Cooper toll war. Ich wiederhole, daß ich an Herrn Cooper's Stelle ganz so wie er gehandelt haben würde. Soll ich deshalb für verrückt gehalten werden?"

Es ist unmöglich, den Spott zu übersetzen oder wiederzugeben, der in dem Vortrage des Herrn Jeffrey hindurchblickte. Auch seine Bewegungen, seine Blicke muß man selbst gesehen haben. Endlich, nachdem er über drei Stunden gesprochen hatte, setzte er sich nieder, schien nicht ermüdeter, als nach einer Unterhaltung bei Tische, und trank eine dritte Tasse Kaffee. Er verlor dieses Mal den Prozeß. Obgleich die Sitzung bis gegen Mitternacht gedauert hatte, so befand sich doch Jeffrey am anderen Morgen schon früh wieder an seinem Platz, um in einer noch schwierigeren und verwickelteren Sache zu plaidiren. (Relics of Travels.)

Bibliographie.

On the economy of manufactures. (Ueber Fabriken-Oekonomie.) Von Babbage. Pr. 6 Sh.

Tables of the prices of wheat. (Uebersichts-Tabellen der Weizen-Preise.) Von Badcock. Fol. Pr. 21 Sh.

System of geography. (System der Erdbeschreibung.) Von Bell. Nebst Karten und Kupfertafeln. 6 Bde. Pr. 4½ Pfd.

The creeds and ethics of the jews. (Das Glaubensbekenntniß und die Sittenlehre der Juden.) Von Bernard. Pr. 21 Sh.

Glossary etc. (Glossarium veralteter Wörter und Provinzialismen.) Ein Anhang zu Johnston's und Webster's Wörterbuch. Von Boucher. Erste Abth. 4. Pr. 7½ Sh.

Statistics etc. (Statistische Beschreibung von Glasgow und Lanarkshire.) Von Cleland. Fol. Pr. 42 Sh.

Caracalla. — Ein Trauerspiel. Pr. 4 Sh.

Schweden.

Schwedischer Plutarch, von J. F. von Lundblad.

(Fortsetzung.)

Lewenhaupt. — Charakter Karl's XII. — Beginn des Schwedisch-Russischen Kriegs. — Operationen in Litthauen. — Peter's I. Angriff auf Lewenhaupt.

„Wir sind jetzt," — sagt der Verfasser S. 34 in dem siebenten Hefte seines Werks, — „bis zu einem Zeitpunkt in der Geschichte des Feldherrn Lewenhaupt gelangt, der nicht nur auf den Ueberrest seines irdischen Lebens, sondern auch auf die nächste Zukunft Schwedens, ja Europens, von großem Einfluß gewesen, ich meine den unglücklichen Feldzug des Königs gegen Rußland. Eine durch die augenblicklichen Umstände in der Nation hervorgerufene Kraft, von einer ungewöhnlichen Folge derselben, von entsprechender Kraft der Herrscher, unterstützt, hatte das Vaterland auf einen Gipfel politischer Macht in unserem Welttheile gehoben, die die relativen Hülfsmittel derselben bei weitem überstieg. Die Rolle eines Vermittlers, welche Karl XI. nach dem mit seinen Nachbarn abgeschlossenen Frieden übernommen hatte, war die Ursache, daß das Ansehen seines Reichs sich hielt und zugleich der Neid und die Befürchtungen vermindert wurden, welche so vieljährige Siege und Eroberungen erregt hatten; während auch die innere Verwaltung den einheimischen Fortschritten, und dem Gedeihen des Gewerbfleißes, welche allmälig die materiellen Staatskräfte mit der politischen Lage in's Gleichgewicht bringen sollten, eine erwünschte Bahn öffnete. Allein eben jetzt wurde Karl XI. vom Tode abgerufen, im kräftigen Alter, von einem Throne, auf welchen ein funfzehnjähriger Jüngling gesetzt werden sollte. In dem Gemüthe des Letzteren herrschte jenes unerschütterliche Rechtsgefühl, welches kein Hinderniß der Pflichterfüllung als möglich gelten läßt, so auch keine Entschuldigung, keine Verzeihung der Abirrung vom Pfade des Rechten; jener Muth, welcher in der Gefahr nichts Anderes erblickt, als den Reiz des Besiegens derselben, der in entschwundenen Zeitaltern unsere Vorfahren über entfernte Oceane geführt hat, mit dem Siege zum nimmer treulosen Begleiter, um fremde Länder sich zu unterwerfen. Zum Unglück für Schweden und einen König, dessen Gedächtniß, trotz aller damit verbundenen unglückseligen Erinnerungen, von jedem Schwedischen Herzen mit Liebe und Stolz umfaßt wird, weil es die innere Stärke zurückruft, die, mehr als alle äußere Mittel, die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes beschützt, — zum Unglück, sagen wir, hatten die einheimischen Verhältnisse des in Frage stehenden Zeitmoments es verursacht, daß der junge Monarch von seiner durch keine in's Mittel tretende Hindernisse begränzten Königlichen Macht-Begriffe eingesogen, welche seiner mangelnden Erfahrung diejenige Leitung und seinem Eigensinne diejenigen Schrecken entzogen, die nur durch freie Formen herbeigeführt werden können. Zum noch gesteigerten Unglücke gab der Sieg, als Karl in seinem achtzehnten Jahre von drei Nachbarn treulos angegriffen wurde, seinen Waffen einen so ungeheuren Erfolg, daß nichts Anderes damit verglichen werden konnte, als das Allerglänzendste, was die Annalen der Weltgeschichte uns darbieten. Der junge König wurde hierdurch veranlaßt, ein Vertrauen zur eigenen Stärke und eine Verachtung der Feinde zu fassen, welche er und seine Unterthanen später gar theuer bezahlen mußten. Ein moderner Alexander, glaubte er sich berufen, aus seinem Willen Gesetze für das Weltschicksal zu schöpfen und in seine Politik die nämlichen strengen Grundsätze zu übertragen, die in seinem Innern herrschten, ohne in der Lage und dem Interesse seines Landes irgend ein Bedürfniß nützlicher Ausgleichungen zu sehen."

„Nachdem die Kräfte des Landes sechs Jahre lang, ohne wahren Vortheil für dasselbe, in dem Kampf um die Ehre, Polens Krone zu erobern und zu verschenken, erschöpft worden waren (während welcher Zeit man dem gefährlichen Feinde im Osten gestattet hatte, durch die Wegnahme Ingermanlands und die Anlegung Petersburgs sich freie Communicationen zu verschaffen und sein Volk so wie seine Heere zu organisiren), glaubte man, daß die Zeit gereift sey, um den treulosen Angriff auf Narva zu bestrafen, vielleicht auch, um die Rolle Alexander's wider den Darius zu spielen. Wie war aber die Lage Schwedens beschaffen, als Karl zuerst gegen Rußland auszog, und welche Mittel, einen guten Erfolg zu erzielen, standen ihm zu Gebote? Sein Uebermuth gegen August und die Art, wie er dem Deutschen Kaiser Zugeständnisse für die eigenen Unterthanen desselben*) abgefordert hatte, mußten den alten Neid gegen Schweden wieder aufregen, und es war vorauszusehen, daß unsere Nachbarn bei unserem ersten Unglücksfall sich beeilen würden, über uns herzufallen, um den Raub zu theilen. Auf dem Polnischen Throne hinterließ zwar der König einen Freund, der ihm eine Krone zu verdanken hatte und diese Verbindlichkeit nie vergaß; allein trotz der Thronentsagung Auguſt's konnten dennoch Schwedische Truppen nicht entbehrt werden, um Stanislaus gegen die zahlreichen Banden der Mißvergnügten zu schützen, welche fortfuhren, ihm ihre Anerkennung als König zu versagen. Rußland, das nun angegriffen werden sollte, besaß allerdings noch nicht die Entwickelung und Macht, wodurch es ein Jahrhundert später kräftig genug war, den Heeren des halben Europa's unter der Anführung eines Napoleon zu widerstehen. Die vom Czar vorgenommenen Reformen hatten es nicht vermeiden können, vielen National-Vorurtheilen unwillkommen und lästig zu seyn; sobald jedoch die Rede davon war, sich wider einen ausländischen nicht rechtgläubigen Eroberer zu vertheidigen, waren auch das Volk und alle ihm zu Gebote stehende Güter ganz der Verfügung des Monarchen überlassen; nur Mazeppa, Hetman der Kosaken, machte hiervon eine Ausnahme, bei der jedoch die Verbindungen des Czars innerhalb seines Landes den Uebertritt dieses Feldherrn unschädlich machten. Durch einen achtjährigen Krieg hatte Schweden schon bedeutend gelitten; ungeachtet der Hülfe, die in ausländischen Brandschatzungen enthalten war, fühlte man dennoch als eine schwere Last die Ausrüstung des vom Könige 1708 errichteten Heeres**), wovon 60,000 Mann gegen Rußland bestimmt waren. Anstatt aber vermittelst konzentrirter Stärke mit der Wiedernahme des in Esthland und Liefland Verlorenen anzufangen, theilte man die Armee in drei Corps, und die Wahl des Befehlshabers über das eine derselben scheint unter einem höchst unvortheilhaften Einfluß der im Hauptquartier herrschenden Mißhelligkeiten gestanden zu haben. Der General-Major Lybecker***) sollte mit 12,000 Mann Petersburg erobern und Ingermanland wieder dem Feinde abnehmen."

„Den 7. Mai hatte Lewenhaupt das Hauptquartier des Königs verlassen, woselbst er sechs Wochen zugebracht; er war den 15ten in Riga und fing ohne Zeitverlust an, sogleich die Ausrüstungen emsig zu betreiben. Schon den 26sten Mai erging ein von dem Grafen Piper ausgefertigter Befehl Karl's XII., daß Lewenhaupt mit seinen gesammelten Truppen unverzüglich, Anfangs Juni, nach Litthauen aufbrechen und seine Richtung hinunterwärts nach der Beresina, wo er weitere Ordres erhalten würde, nehmen solle. Allein dieser Be-

*) Es ist bekannt, wie die Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe, in Betreff der Freiheiten der Schlesischen Protestanten, betrieben wurden. Als der Päpstliche Nuntius dem Kaiser Joseph den Vorwurf machte, er habe zu viel eingeräumt, antwortete der Kaiser lachend: „Danken Sie Gott, daß der König von Schweden nicht von mir selbst den Uebergang zum Protestantismus gefordert hat; denn ich weiß wahrlich nicht, wie ich mich hätte benehmen sollen."

**) Es zählte, mit Einschluß der inneren Landesvertheidigung, 80,000 Mann.

***) Die Wahl eines Lybeckers zum Anführer bei der wichtigen Expedition nach Petersburg; der Leichtsinn, womit man Lewenhaupt dem Zufalle bei Lesna aussetzte; Alles — beweist, daß der König die Russen noch 1708 ganz so wie 1701 ansah, als 8000 Schweden 80,000 Russen schlugen; daß er sich also sehr leicht zu gewinnende Siege über sie versprach. Daß, ungeachtet des moralischen Vertrauens zum Erfolg unserer kriegerischen Bestrebungen, welches ein achtjähriges Waffenglück sowohl uns als unseren Feinden eingeflößt hatte, doch im Heere des Königs Manner lebten, welche die Unternehmung nicht so leicht nannten, wie Er, ersieht man aus demjenigen, was Loedyn im Leben Stenbock's anführt. (Vergl. hiermit die Skandinavischen Aktenstücke, 7r Theil.) Gollenborg und Piper sahen das Bedeutende des Widerstandes, welchem der König begegnen würde, ein; sie ahnten die Gefahren und suchten Se. Maj. darauf ebenfalls aufmerksam zu machen; als man aber ihre Meinung keiner Beachtung würdigte, so wollten sie nach Möglichkeit dem Willen ihres Herrn gehorsamen und „ließen" — wie Piper und Lewenhaupt sagten, — „die Sachen eben gehen, wie sie — konnten."

fehl, der binnen wenigen Tagen an Ort und Stelle hätte anlangen können, kam — die Ursache ist unbekannt geblieben, — erst nach Verlauf eines Monats in Lewenhaupt's Hände, wodurch er unausführbar geworden. Der König selbst kam inzwischen schon den 15. Juni an die Beresina, doch traf er dort keine der aus Liefland erwarteten Truppen, und auch ihre Annäherung schien nirgends bekannt zu seyn."

„Sobald Lewenhaupt jene Ordres erhalten hatte, benachrichtigte er den König von dem späten Anlangen derselben und rüstete sich alsbald zum Feldzug. Nicht gering waren die hierbei zu besiegenden Hindernisse; was sich aber als ein trauriger höchst ominöser Umstand darthat, war der bei den Offizieren entstandene Ueberdruß am Krieg. Erloschen war der alte Eifer; eben dieselben Männer, die früher mit einander gewetteifert hatten, die Erlaubniß zu erringen, an den Kriegsthaten Theil nehmen zu dürfen, überliefen nun die Behausung Lewenhaupt's, in der Hoffnung, unter manchen losen Vorwänden sich der Theilnahme an dem bevorstehenden Feldzuge entziehen zu können. Es stand zu befürchten, daß dieser böse Geist der Offiziere auch die gemeinen Soldaten anstecken möchte. Lewenhaupt*) wies die Pflichtvergessenen ab, wenn sie sich in jener Absicht bei ihm einfanden, zuweilen durch Stillschweigen, zuweilen durch ganz kurzen Bescheid; nur diejenigen wurden vom Dienste freigesprochen, die Krankheiten oder im Kriege erhaltene Wunden anführen konnten. In den ersten Tagen des Juli brach das Heer auf und ging in kurzen Tagemärschen über die Gränze in's Litthauische hinein, damit ein Theil nachfolgender Truppen zum Eintreffen auch Zeit gewänne. Das Heer theilte sich in zwei Kolonnen; die eine wurde von Lewenhaupt selbst kommandirt; die andere von dem General-Major Berndt Otto Stakelberg, einem tapferen Offizier**), der durchaus nicht verdient, mit dem Obersten Karl Adam Stakelberg, der sich bei allen Gelegenheiten als Feind und Verleumder des Generals auszeichnete, verwechselt zu werden. Ihr Zug war so eingerichtet, daß sie in ununterbrochener Berührung blieben, und daß sie gleich, bei unvorhergesehener Gefahr, derselben vereint begegnen konnten. Allerlei widrige Zufälle und Schwierigkeiten hielten den Marsch gleich von Anfang an auf. Eine Menge der schwerbeladenen Proviantwagen wurde durch die bösen Wege ruinirt; man hatte täglich oft mehr als hundert Räder auszubessern. Sodann traten auch die schädlichen Folgen der neuen von Lewenhaupt vergebens bekämpften Marsch-Ordnung, die vom Hauptquartier ausgegangen war, immer mehr und mehr hervor, indem danach die Obersten zu sehr nach Gutdünken verfahren konnten. Bald hielten sie sich, wo sie gutes Quartier gefunden, gar zu lange auf, bald schlugen sie andere als die in der Marsch-Route vorgeschriebenen Wege ein. Plünderung und allerlei Gewaltthätigkeiten gehörten zur Tages-Ordnung und zwangen die verarmten Landeseinwohner, ihre Rettung in den Waldungen zu suchen, wodurch wiederum Mangel und Verlegenheit noch stiegen. Lewenhaupt versuchte mit Nachgiebigkeit und Ernst dieser muthwillig einreißenden Unordnung zu steuern***), die Obersten aber machten Einwendungen und beriefen sich auf die Nothwendigkeit, die Mannschaft zu verpflegen. Durch dieses Verfahren war das Heer nicht selten in einer Lage, die es einem aufmerksameren Feinde hätte leicht machen können, es zu zerstreuen. Unter so beunruhigenden Sorgen für seine Truppen erreichte Lewenhaupt in der Mitte des Monats August Dolhinow, jetzt eine kleine Stadt in dem Russischen Gouvernement Wilna. Diesen Ort hatte er zum Sammelplatz seiner sämmtlichen Truppen ausersehen, wozu er um so mehr geeignet schien, als die Umgegend fruchtbar und an Lebensmitteln reich war. Hier trafen auch alle vermißte Regimenter ein, Stakelberg ausgenommen, welcher mit seiner Kolonne seinen Marsch 12 Meilen tiefer in's Land hinein bis zur Stadt Beresina gelenkt hatte, vorgebend, daß er beabsichtige, für die nachkommenden Truppen daselbst Brücken über den Fluß fertig zu halten."

„So langsam auch der Marsch nach Dolhinow vor sich gegangen war, hatte er nichtsdestoweniger während der sengenden Sommerhitze auf den sandigen Landstraßen Litthauens sowohl die Mannschaft als die Pferde ermüdet; die hier genossene Ruhe gab der Armee die Kräfte und ein besseres Aussehen wieder. Dem Generalissimus eröffnete sich nun auch Gelegenheit, die Vorräthe des Heeres zu vermehren. Wilna war die einzige große Stadt in der Nachbarschaft; sie hatte weniger als andere Polnische Oerter durch den Krieg gelitten, da Karl sie von aller Brandschatzung frei erklärte. Lewenhaupt hingegen wollte diese Verschonung bloß auf baares Geld ausgedehnt wissen. Der Oberst Vorthausen ging an der Spitze der Karelischen Dragoner nach Wilna ab, um den Einwohnern anheimzustellen, der in der Nähe stehenden Schwedischen Armee eine freiwillige Gabe zu verehren. Man wünschte vorzüglich beschlagene Wagenräder und einen Theil Bekleidungsstücke, womit denn auch die Stadt ohne Bedenken sogleich ausbalf. So mit dem Unentbehrlichsten zur Fortsetzung des Marsches versehen, trat Lewenhaupt denselben wieder an, in der Hoffnung, sich recht bald mit den Truppen des Königs, die eben bei Holosin einen blutigen Sieg über den Feind gewonnen hatten, zu vereinigen. Den 31. August verließ die Kavallerie die Gegend bei Dolhinow; die Infanterie kam den Tag darauf nach†). Die Absicht des Generalissimus war, denselben Weg, wie der König, zu ergreifen und bei Mohilow über den Dnieper zu gehen; allein, wie er den Marsch eben antreten wollte, erhielt er durch seine Spione die Nachricht, daß die Russen diese Stadt verbrannt hatten, und daß der nächste Weg dahin von Czereia nur durch verheerte Gegenden führe. Er wählte daher die Richtung von Czereia auf eine andere kleine Stadt, Sslow, in der Nähe des Holosin'schen Schlachtfeldes, einige Meilen hinunterwärts von Mohilow und dem Dnieper. Aber auch hier traf man die größten Schwierigkeiten. Die Flüsse Düna und Dnieper, welche das Litthauische Gebiet von Alt-Rußland trennen, bilden, 20 Meilen über Wilna hinaus, indem der eine aus Nordwest, der andere nach Südost fließt, eine Oeffnung, oder, wenn man will, einen Paß von zwölf Meilen in der Länge, der uneben, waldreich und sumpfig ist; dieser scheint den Eingang in das Herz des Kaiserthums auszumachen. Zwischen jenen beiden Flüssen hatte Karl zuerst beabsichtigt, bevor er sich nach der Ukraine gewandt, auf Smolensk vorzudringen; und dieser nämliche Weg war es, der hundert Jahre später von den Heeren des weltgeschichtlichen Helden betreten wurde. Bevor man aber von Wilna aus zu der Landstrecke zwischen jenen beiden Flüssen gelangt, wo sich gegenwärtig die zu den beiden Hauptstädten des Kaiserreichs führenden Landstraßen begegnen, muß man erst mehr als 20 Meilen zurücklegen, wo man auf Anhöhen stößt, auf meilenlange Waldungen, auf große Ströme, worunter vorzüglich die in unseren Tagen auf eine so schreckliche Weise berühmt gewordene Beresina zu bemerken ist, mit ihren Sümpfen und den tiefen sandigen Wegen, die von einer schwere bedeutende Bagage mitschleppenden, Armee kaum zu passiren sind. Diese Eigenthümlichkeit des Lokals, Gerüchte von der Nähe des Feindes und von seinen Plänen, beunruhigten Lewenhaupt gar sehr, und dieser schlimme Zustand wuchs in demselben Grade, als jede Hoffnung zu schwinden schien, den vom König eingeschlagenen Weg zu erfahren. Wohl glaubte er zuversichtlich, daß Karl sich nicht von dem rechten Ufer des Dnieper entfernt habe;*) und daß er durch eine baldige Ankunft dort möglicherweise seine Armee und die von ihr mitgeführten Vorräthe retten könnte. Doch diese Hoffnung trog. Kaum hatte sich sein Heer bei Worenczewitz, 9 Meilen von Czereia, gelagert, woselbst es, um sich etwas zu erholen und um die zurückgebliebenen Truppen an sich zu ziehen, noch die zwei Tage, den 17. und den 18. September, verweilen sollte, so langten schon drei verschiedene Couriere, die sämmtlich Nachrichten und Briefe vom 14. aus dem Hauptquartier Zewezkowala und vom Könige selbst mitbrachten, innerhalb weniger Stunden an. Die Ueberbringer dieser Schreiben hätten nur vierundzwanzig Stunden bedurft, um den die beiden Heere trennenden Zwischenraum zurückzulegen, weshalb auch die Befehle des Königs dem Feldherrn Lewenhaupt viel früher hätten zugestellt werden können. Allein ohne Wissen Karls hatten die Briefe zwei ganze Tage liegen müssen, bevor sie abgefertigt wurden, und dieser Verzug, welcher boshafte Absichten gegen Lewenhaupt verrieth, ließ noch unverzeihlichere verbrecherische Pläne wider den König und das Vaterland ahnen."

„Karl XII. hatte, trotz des mehr durch die Natur als durch Menschen gebotenen Widerstandes, beschlossen, durch das Herzogthum Severien in das Russische Reich einzubrechen, obgleich ein solcher Marsch durch die ungebahnten Wege und die dichten Wälder mit den allergrößten Gefahren verknüpft war. Er beachtete aber eben so wenig diese, als die ihn umgebenden schrecklichen Ereignisse. In einem Umkreis von 10 bis 12 Meilen standen Dörfer und Städte in vollen Flammen, der emporwirbelnde Rauch verdunkelte die Atmosphäre, so daß oft die Strahlen der Sonne nicht hindurchzudringen vermochten.**) In den Ordres, die Lewenhaupt erhalten, wurde er nun von dem Wege, welchen der König einzuschlagen beschlossen, in Kenntniß gesetzt und ihm anbefohlen, den Marsch seinerseits zu beschleunigen, über die Sozka zu gehen und innerhalb der Gränzen des Russischen Gebiets die Vereinigung mit der Hauptarmee zu bewerkstelligen. Wie erfreulich auch die erste Nachricht von Karl dem General zu seyn schien, gab dieselbe ihm dennoch, bei genauerem Erwägen der Umstände, nur Veranlassung zu traurigen Aussichten. Er sah in dem Umstand, daß die Hauptarmee sich von der Liefländschen Abtheilung, die alle Mittel zur kräftigen Ausführung des Kriegs mitbrachte, entfernt hatte, den unvermeidlichen Untergang sowohl jener als dieser. Durch Spione wußte er, daß die feindlichen Generale und der Czar nichts lebhafter wünschten, als eine schickliche Gelegenheit, um mit der ganzen Masse der Russischen Streitkräfte über sein schwächeres Heer herzufallen und es so zu vernichten, in welchem Falle dem Schweden-Könige nur der Untergang übrig bliebe. Noch hoffte inzwischen der Schwedische Heerführer, daß sein Herr nicht so tollkühn handeln würde, die Sozka zu passiren, bevor die Liefländsche Abtheilung die Dnieper hinter sich und solchergestalt die gegenseitige Communication gesichert hätte. Drei Stunden nach der Ankunft ebenerwähnter Couriere wurden Briefboten mit Erörterungen der wahren Stellung Lewenhaupts und der möglicherweise zu befürchtenden Gefahren an den König zurück abgefertigt. Es war zu spät. Der eine dieser Boten traf erst nach dem Uebergang des Königs über die Sozka bei Sr. Majestät ein; der andere kam, abgeschnitten durch feindliche Streifcorps, gar nicht an. Den 19. September stand Lewenhaupt an dem Dnieper, und hier erfuhr er als ausgemacht, daß die Vereinigung der beiden Armeen zwischen diesem Flusse und der Sozka nicht zu hoffen wäre, so wie auch, daß der Czar Peter, dieses Unglück benutzend, zum Angriff herbeieile. Wäre es nun erlaubt gewesen, hier wie in Liefland, der eigenen Neigung Folge zu leisten, so wäre Lewenhaupt nimmermehr

*) Bericht Lewenhaupt's. S. 230 u. f.

**) Chef des Regiments Björneborn; als Feldmarschall zu Åbo gestorben.

***) Lewenhaupt ließ dem Gen. Stakelberg sagen (da bei der Kolonne dieses Feldherrn die Unordnungen am größten wären), daß es durchaus wider seinen Willen sey, wenn von ihm beschlagte Truppen sich wie Zigeuner aufführten.

†) Mit Einschluß der Stakelberg'schen Kolonne bestand das Lewenhaupt'sche Corps, nach seiner eigenen Angabe, zusammen aus 10,000 Mann.

*) Wenn Karl noch 5 Tage in Tartschin oder Starika, woselbst er den 11. eintraf, verweilt hatte, so würde ohne Schwierigkeit und ohne Verlust die Vereinigung der Armeen stattgefunden haben.

**) So wird in dem „Leben Karl's XII." von Adlerfeld berichtet.

über den Fluß gegangen, sondern er würde gestrebt haben, sich an Ort und Stelle zu verschanzen und den Monarchen zu bewegen, umzukehren und sich mit ihm zu vereinigen. Wahrscheinlich hätte alsdann die Schlacht bei Liesna nie stattgefunden; oder ihre Folgen wären weniger schrecklich geworden, und Karl XII. hätte seinen Unternehmungen eine sichrere Richtung geben können. Allein klar ausgesprochen war der Wille des Königs; Lewenhaupt wagte es nicht, ihm entgegen zu handeln. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, unterwarf er sich seinem Schicksal, sich gegen seine Vertrauten äußernd: „„Nun haben wir nichts mehr zu thun, als uns in die Hand Gottes zu geben und als redliche Männer zum Besten unseres Königs zu handeln, denn hier heißt's: Vogel friß oder stirb!""

„Der Czar und seine Generale sahen ein, daß Lewenhaupt, sobald er den Dnieper passirte, hernach nothwendig sich den Uebergang über die Sozla zu erringen streben müsse, wenn er die beabsichtigte Vereinigung ausführen wollte. Deshalb fanden sie es am zweckmäßigsten, die Pässe bei Propoisk, wo er nach ihrer Berechnung suchen würde über den Fluß zu gehen, zu occupiren und ihn so zu zwingen, eine für die zu liefernde Schlacht ungünstige Stellung einzunehmen. Um Karl zu täuschen, ließ der Czar ihn stets durch seine Truppen beunruhigen, während er selbst gegen Lewenhaupt zog. Diese Bewegungen waren dem Letztern nicht unbekannt. Er wußte, daß sich die Russen jenseits Stlow bei einer kleinen Stadt, Kopis, wo eine Brücke über den Dnieper führte, gezeigt hätten; daß der General Bauer von einer anderen Seite im Anmarsch begriffen war; und daß der Czar und der Fürst Menzikof mit der Hauptstärke nur 7 bis 8 Meilen von Stlow entfernt in Horki und Romanow standen. Den 21. und 22. ging das ganze Lewenhaupt'sche Heer, zu jedem Kampf geordnet, über den Dnieper, von keinem Angriff beunruhigt. Erst den 25. versuchten es 2000 feindliche Dragoner, die Schwedische Arrière-Garde zu überrumpeln; und nicht eher als den Tag darauf sah man bedeutendere Russische Massen, nachdem Lewenhaupt bei dem engen Passe Babitse angelangt war. Der entscheidende Augenblick war gekommen; die Schweden standen zwischen großen Defileen und einem Strom, worüber keine Brücke mehr ging. Der Feind erschien von mehrern Seiten her. Der Feldherr stellte seine Kavallerie auf zwei Linien dem Feinde gegenüber; die Infanterie, in einem Thale geordnet, sollte erst während der Schlacht unvermuthet durch die in jenen Linien gelassenen Oeffnungen hervorbrechen. Lewenhaupt kommandirte den rechten, Stakelberg den linken Flügel. Die Russen zogen sich beim Anblick dieser Schlachtordnung zurück. Lewenhaupt setzte also seinen Marsch fort und brachte die Nacht unter freiem Himmel zu. In der ersten Morgendämmerung wurde seine Arrière-Garde von neuem beunruhigt, der Feind wurde jedoch durch das Artillerie-Feuer auf Abstand gehalten. In größter Ordnung, den Feind stets zurücktreibend, drang das Schwedische Heer so vorwärts, bis es des Nachmittags das zwei Meilen nördlich über Propoisk hinaus an der Sozla belegene Dorf Liesna (Leesno, Leszno) erreichte, das in den Annalen der Kriegsgeschichte so merkwürdig werden sollte. Es liegt in einer sumpfigen beengenden Gegend. Brücken und Wege wurden schleunigst verbessert, um schon Tages darauf nach Propoisk marschiren zu können, von welcher Stadt aber die falsche Nachricht einlief, sie sey vom Feinde occupirt. Lewenhaupt beorderte des Morgens früh eine nicht geringe Macht dahin. Selbst blieb er mit etwa 6000 Mann in einer solchen Stellung, daß er, die Fronte gegen den Ausgang des Waldes gekehrt, die Bewegungen des Feindes beobachten und ihn verhindern konnte, die Bagage anzugreifen. Die Kavallerie und die Arrière-Garde der Infanterie machten den rechten Flügel, die ganze übrige Infanterie nebst der Artillerie den linken aus." (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Berättelse och Redowisning af Swenska Bibel-Sällskapets Comité. (Bericht und Nachweis von dem Comité der Schwedischen Bibel-Gesellschaft.) Für das J. 1831.

Ord till Haydn's Oratorium: Årstiderne. (Ein Wort über Haydn's Oratorium: „die Jahreszeiten".) Stockholm, bei Hörberg. — Eine andere Schrift mit demselben Titel ist in Stockholm bei Deleen erschienen.

Tal, hållet inför Konungen, af Ordens-Cancellieren. (Rede, vor dem Könige gehalten, von dem Ordens-Kanzler in der Ordens-Kapelle auf dem Schlosse am 19. Mai 1832.)

Agda. Berättelse från Konung Gustaf Is. Tid. (Agda, Erzählung aus der Zeit Gustav's I.) Von N. W. L. Zweite Auflage. Pr. 32 Sk.

Siward Kruses Bröllopp. (Siward Kruses Hochzeit.) Novelle von G. H. M—n. Zweite Auflage. Pr. 40 Sk.

Hortensia von Hormegg. — Erzählung von H. Zschokke. Aus dem Deutschen übersetzt von A. W. — Upsala. Pr. 36 Sk.

Nord-Amerika.

Notes on Italy. (Bemerkungen über Italien.) Von Rembrandt Peale. Philadelphia, 1831.

Herrn Peale's Vorname deutet sogleich an, aus welchem Gesichtspunkt er Italien betrachtet, und daß er schon in früher Kindheit für die Malerei bestimmt und durch alle seine Umgebungen dazu angefeuert wurde. Sein Vater Charles Wilson Peale war es, der in Amerika den Künsten ihre erste Wiege baute und im Jahre 1786 zu Philadelphia einen Saal zu Kunstausstellungen errichtete, in welchem dem Amerikanischen Publikum die erste in den Vereinigten Staaten zu Stande gebrachte Sammlung von Gemälden gezeigt wurde. Wie die meisten von den zahllosen Reisenden, welche Italien besucht haben, sah auch Herr Peale in demselben nur das Vaterland der Künste und eine schöne mit Trümmern besäte Fläche, eine Augenweide für den Wanderer, die seine Phantasie mit süßer Schwermuth erfüllt und in die Vergangenheit hinüberspielt, welches die einzige Ferne ist, über der unter diesem ewig heiteren Himmel ein duftiger Schleier ruht. Michelet, der Französische Historiker, wandte auf seinem schnellen Flug durch die Halbinsel den scharfen und durchdringenden Blick des Geschichtsforschers auf ihre hier lachende und dort verödete Natur und suchte in der Vergangenheit den Schlüssel für die Gegenwart. Die lebhafte Einbildungskraft der Frau von Stael hatte Italiens magischen Schatten wieder belebt und ihm ein künstliches Leben voller Düfte und Blüthen eingehaucht; und Lord Byron sah schon vor langer Zeit eine Wiedererweckung des alten Italiänischen Geistes. Allen diesen Auffassungsweisen ist der Amerikanische Maler fremd; er will weder die Erinnerungen der Vergangenheit erwecken, noch die Zauber der Gegenwart beleben, noch auch den Schleier der Zukunft lüften. Keine geistreiche und tiefsinnige Untersuchungen, keine dem wahren Genius eigenthümliche prophetische Anschauungen, wodurch sich seine Reise etwa unter den zahlreichen Wanderungen durch Italien auszeichnete, an denen es schon vor und seit Dupaty's Zeit Franzosen und Engländer nicht fehlen ließen. Eintönige Schilderungen einer bloß oberflächlich betrachteten Natur; Zergliederung und Anstaunen der großen Kunstwerke, aber ohne alles tiefe Gefühl; dergleichen hat man bis zum Ueberdruß in Bezug auf dieses herrliche Land gehört, von dem uns immer nur der Staub gegeben wurde; statt daß die Reisenden den Zigeunern gleichen sollten, bei denen „Sehen" und „Haben" einerlei ist. Aber der Amerikaner hat sich dessen nicht bemächtigt, was er sieht; er läßt die Gegenstände, die er betrachtet, außer sich liegen; was er erzählt, ist ihm nicht aufgegangen in seinem Geist; er ist nichts als ein genauer Beobachter, der das bewundert, was zu allen Zeiten bewundert wurde, und sich von dem Cicerone den richtigen Gesichtspunkt andeuten läßt, von wo aus jeder andere Reisende den Gegenstand betrachtet hat; so beschaut er jedes allgemein bekannte Kunstwerk in der allgemein gültigen Entfernung. In Venedig sieht er „einen schönen Hafen, ähnlich einem großen, von schönen Häusern begränzten und durch das Hinundherkreuzen unzähliger Schiffe und Böte belebten Flusse." Die Betrachtung, welche ihm die Pracht der zu beiden Seiten des großen Kanals sich erhebenden Paläste entlockt, bezeichnet ganz den Amerikaner, der nur an den Anblick neuer Gebäude gewöhnt ist. „Wie schön müssen sie gewesen seyn", ruft er aus, „als Venedig auf dem Gipfel seines Ruhms schwebte und alle diese Marmorpaläste noch neu oder doch renovirt waren!" Doch Dank der Hafenfreiheit, Herr Peale sah einige Straßen neu pflastern und einige Baracken wieder ausbessern, und ein jedes Unternehmen dieser Art war in seinen Augen ein Schritt vorwärts zur Wiederherstellung des alten Venedig und seiner gigantischen Adelsherrschaft.

Indessen muß man doch die einfache Schreibart des Herrn Peale lobend anerkennen; sein Stil ist frei von aller Ziererei, und aus seinen Erzählungen leuchtet eine gewissenhafte Redlichkeit hervor. Seine Urtheile sind gesund und unbefangen. Aber in Künsten und Wissenschaften bedarf es einer anderen Gerechtigkeit und einer anderen Wahrheit, die schäumend und glühend das lebendige und bewegte Innere der Natur nach außen kehrt. Um Italien zu empfinden und zu schildern, muß man entweder über eine Vergangenheit weinen oder nach einer Zukunft seufzen. Wer beschreiben und urtheilen will, muß vor allen Dingen mit dem sympathisiren, was er beschreibt, und worüber er urtheilt; dies ist der Sinn der Institution des Geschwornengerichts, wie es selbst für die Französischen Vaudevilles besteht, und von solchem Sinn und Geist müßte auch jeder Reisende durchdrungen seyn. (Rev. Encycl.)

Bibliographie.

The catechism of health. (Katechismus der Gesundheit.) Einfache Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und einer kräftigen Leibes-Constitution, von der Kindheit bis ins Alter. Zum Gebrauche für Schulen. Philadelphia.

Remarks. (Bemerkungen über den Verlauf und die Behandlung des Delirium Tremens.) Von Dr. Ware. Boston.

Hints to a fashionable Lady. (Winke an eine mederne Dame.) Von einem Arzte. New-York.

Counsels on matrimony. (Freundliche Rathschläge an Ehemänner und Frauen.) Nebst Anhang. Von John Merrifen. Newark.

The progress of intemperance. (Das Fortschreiten der Unmäßigkeit.) Gezeichnet, gestochen und herausgegeben von E. Gallaudet. Boston.

Mannigfaltiges.

— Museen in Turin. Das naturgeschichtliche Museum dieser Hauptstadt ist neuerdings sehr bereichert worden, indem die Regierung die kostbaren Aegyptischen Sammlungen des Piemonteser Reisenden, Ritter Drovetti, angekauft und in mehreren Sälen hat aufstellen lassen. Zu diesem Aegyptischen Museum, welches in Europa seines gleichen nicht hat, kommen die Sammlungen Griechischer und Römischer Alterthümer, ungemein schätzbare Gegenstände, die im Palaste der Akademie der Wissenschaften aufgestellt sind, so wie zwei noch im Entstehen begriffene Institute: das anatomische und das pathologische Museum. (Ant. d. F.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Freitag den 20. Juli 1832.

England.

Die diesjährige Versammlung der Britischen Naturforscher in Oxford.*)

Es mag nicht überflüssig seyn, daran zu erinnern, daß der Zweck dieses Vereines, welcher, obgleich noch in seiner ersten Kindheit, sich doch schon in einem blühenden Zustande befindet, darin besteht, die Interessen der Wissenschaft durch die jährliche Versammlung von Gelehrten aus allen Theilen des vereinigten Königreiches zu befördern, den persönlichen Austausch der Ideen und Meinungen und die Mittheilung der Erfahrungen zu erleichtern, sich über das noch nicht Erforschte in der Wissenschaft zu berathen und auf diese Weise den Operations-Plan für den wissenschaftlichen Feldzug des folgenden Jahres zu verabreden.

Es besteht unter den Gelehrten ein Geist der Kameradschaft, — man kann es eine Art Freimaurerei nennen — der an sich schon eine solche Versammlung wünschenswerth machen würde, wenn sie auch sonst nichts Gutes hervorbrächte. Die auf diese Weise bewirkte Verbindung zwischen Personen, deren Bestrebungen mit einander verwandt sind, die in entfernten Theilen des Königreiches wohnen und sich persönlich nicht kennen, muß allen dabei betheiligten Parteien eben so vortheilhaft als angenehm seyn.

So wie man erfuhr, daß Oxford zum Sammelplatz für die erste Vereinigung bestimmt worden war, wurde sogleich das große Gebäude der Clarendon-Druckerei, dessen hohen Portikus wir Alle von den Titelblättern der daselbst gedruckten Bücher, welche ihn als Zierde in Holzschnitt tragen, so genau kennen, dessen Pressen jedoch vor einiger Zeit nach einem noch prachtvolleren und bequemeren neuen Gebäude verlegt wurden, auf die zweckmäßigste Weise zum Empfang der Professoren der Geologie, der Chemie und Astronomie eingerichtet. Das zur Leitung der Zusammenkunft niedergesetzte Oxforder Comité ließ es sich vor allen Dingen angelegen seyn, dieses Gebäude dem temporairen Gebrauch der Gesellschaft anzupassen, indem jedem Zweig der Wissenschaft ein besonderer Raum angewiesen wurde, wo die Gelehrten zu gewissen Stunden des Tages nach Belieben experimentiren konnten, während das Theater zum allgemeinen Versammlungs-Ort bestimmt wurde. Mit der größten Bereitwilligkeit wurden alle zur Universität gehörende Gebäude geöffnet und den Kommenden freier Zutritt zu den verschiedenen wichtigen Instituten gestattet.

Schon einige Zeit vor der Zusammenkunft erregten die Vorbereitungen eine geräuschvolle Lebendigkeit, und es kostete nicht wenig Mühe, für die Wohnung und den Aufenthalt der erwarteten Ankömmlinge gehörig zu sorgen. Eine große Anzahl Fremder traf am Sonntag und Montag ein; Dienstag (26. Juni) war der zur Eröffnung bestimmte Tag. Jedem Mitgliede wurde bei seiner Ankunft seine Wohnung von dem vortrefflichen General-Quartiermeister Dr. Daubany angewiesen, der alle Gasthöfe selbst in Augenschein genommen und möglichst billige Miethen verabredet hatte. Alsdann wurde der Fremde nach Clarendon geführt, um seinen Namen einzuschreiben und eine Marke in Empfang zu nehmen, die ihm während seines Aufenthaltes gleichsam als Paß dienen sollte. Die Frühstunden zwischen 10 und 1 Uhr wurden von jedem Einzelnen nach seiner Neigung in den verschiedenen wissenschaftlichen Abtheilungen zugebracht. Es waren über 50 gelehrte Mittheilungen eingesandt worden, und da oft in mehreren Zimmern zu gleicher Zeit interessante Gegenstände erörtert wurden, so bedauerten Viele, daß sie nicht allgegenwärtig seyn konnten.

Um unseren Lesern ein anschauliches Bild dieser Versammlung zu geben, lassen wir nachstehend den Bericht über die Vorgänge eines Tages folgen, wie ihn die Oxforder Zeitungen mittheilen.

„Am Sonnabend (30. Juni) Morgens trat das General-Comité um halb 10 Uhr zusammen, und es wurden verschiedene Einrichtungen für das künftige Verfahren und für die Verfassung der Gesellschaft getroffen; alsdann fanden die Versammlungen in den Abtheilungen statt. Um 1 Uhr nahm der Präsident seinen Stuhl im Theater ein, und es wurden verschiedene Gegenstände abgehandelt. Herr Brunel, von dem Präsidenten aufgefordert, erzählte die Geschichte seines Versuches, einen Tunnel unter der Themse zu bauen, und legte zu gleicher Zeit mehrere erläuternde Zeichnungen vor. Herr Whewell gab eine gedrängte Uebersicht seines Berichtes über die neuesten Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand der Mineralogie, und Dr. Prichard's Versuch über die Anwendung der philologischen Forschungen auf die physische Geschichte des Menschen wurde von Herrn Conybeare vorgelesen. Es wurde hierauf dem Vice-Kanzler und den Vorstehern der Anstalten für die große Freundlichkeit, mit der sie der Gesellschaft entgegengekommen waren, der gebührende Dank votirt, und der Präsident zeigte an, daß der leitende Ausschuß einstimmig den Beschluß gefaßt habe, daß es jedenfalls höchst zweckmäßig sey, die nächste Zusammenkunft in Cambridge zu halten. Die angemessenste Zeit zu diesem Zweck würde die letzte Hälfte des Monats Juni seyn."

„Am Abend war der Konzertsaal von Mitgliedern der Gesellschaft und von Damen gefüllt, und der Professor Buckland hielt eine durch große Zeichnungen erläuterte Vorlesung über das Gerippe eines gigantischen Ungeheuers (das Megatherium), welches kürzlich zum ersten Male von Süd-Amerika nach England gebracht worden ist. Nachdem Herr Buckland dem verstorbenen Cuvier eine glänzende Lobrede gehalten hatte, bemerkte er über jenes Thier und über das mit ihm verwandte Ungeheuer, das Faulthier, daß sie von allen Naturforschern als die größten Abweichungen von dem gewöhnlichen Bau der vierfüßigen Thiere angesehen würden, — Abweichungen, welche immer eine Unvollkommenheit in der Organisation andeuteten, ohne einen Vortheil als Entschädigung darzubieten. Der Zweck der Vorlesung war, zu zeigen, daß dergleichen anomale Zustände und Abweichungen, weit davon entfernt, mit Nachtheilen für die Klasse von Thieren, bei denen sie vorkommen, verbunden zu seyn (eine Meinung, die selbst von Büffon und Cuvier aufgestellt worden), im Gegentheil schlagende Beweise für die reiche und unerschöpfliche Erfindsamkeit der Natur lieferten, indem der Bau jedes erschaffenen Wesens gerade dem Zustand, in dem es zu leben bestimmt, und den ihm zugetheilten Verrichtungen angemessen sey. Die Eigenthümlichkeiten des Faulthieres, welche seine Bewegungen auf der Erde so beschwerlich machen, sind seiner Bestimmung, auf Bäumen und von Blättern zu leben, ganz besonders anpassend. Die Eigenthümlichkeiten des Megatheriums sind nicht weniger weise auf seine Bestimmung, von Wurzeln zu leben, berechnet. Seine Zähne, obgleich schlecht zur Zermalmung von Gras oder Fleisch geeignet, sind wunderbar zum Zernagen der Wurzeln eingerichtet und haben noch den Vortheil, daß sie sich bei ihrer Verrichtung immer wieder schärfen. Die Vorderfüße, welche mehr als eine Elle lang und einen Fuß breit sind, haben drei ungeheure Krallen, deren jede über einen Fuß lang ist, und welche die vortrefflichsten Werkzeuge sind, um Wurzeln aus der Erde hervorzukratzen. Die kolossalen Verhältnisse der Hintertheile des Thieres sind darauf berechnet, daß es einen Vorderschenkel zum Graben gebrauchen kann, während das Gewicht des Körpers auf den anderen drei Schenkeln ruht. Eine andere Eigenthümlichkeit dieses Thieres besteht darin, daß es mit einem Panzerhemd versehen ist, wie der Armadillo und einige andere Thiere, die ihre Nahrung durch beständiges Graben in der Erde erhalten. Dieses Panzerhemd ist über einen Zoll dick und gleicht in seiner Gestalt einem ungeheuren Fasse. Der Professor entwickelte die Meinung, daß diese knochige Rüstung dazu diene, dieser Art von Thieren das Ungemach zu ersparen, welches sie ohne einen solchen Schutz von dem Staub und Schmutz zu ertragen haben möchten, der sich bei der Art und Weise, wie sie ihre tägliche Nahrung aufsuchen müssen, in ihrem Fell ansetzen würde. Das Megatherium ist ungefähr 12 Fuß lang und 8 Fuß hoch. Die Vordertheile sind verhältnißmäßig leicht und dünn gebaut; hinten ist es aber beinahe doppelt so dick als der größte Elephant. Der Professor schloß mit der wiederholentlichen Bemerkung, daß dies nur eines von den vielen Beispielen aus der vergleichenden Anatomie sey, die den unerschöpflichen Reichthum der Erfindsamkeit der Natur darthäten, und fügte hinzu, daß die geologischen Forschungen nicht allein bezweckten, ähnliche Beispiele von der Weisheit, Güte und Sorgfalt des Schöpfers bei allen seinen Werken, sondern auch der Theologie einen mächtigen Bundesgenossen zu verschaffen; indem aus der Uebereinstimmung des Zweckes mit dem Bau und aus der Symmetrie und Harmonie, welche alle organische Wesen sowohl in der fossilen als in der jetzt lebenden Welt durchdrängen, hervorgehe, daß Alles seine Existenz von demselben allmächtigen und ewigen Schöpfer herleitet."

„Die Diners waren immer von gastfreundschaftlichster und unterhaltendster Art. Dem Vernehmen nach, sollen nach der nächsten Versammlung in Cambridge fernere Zusammenkünfte in großen Fabrikstädten stattfinden." (Litt. Gaz.)

*) Es ist interessant, zu bemerken, wie genau man bei dieser Versammlung das Deutsche Vorbild nachzuahmen gesucht hat.

Bibliographie.

St. Luke. (Sankt Lukas.) Theologische Abhandlungen, vom Bischof von Chester. 2 Bde. Pr. 9 Sh.

Turkish grammar. (Türkische Grammatik.) Von David. Pr. 28 Sh.

The trial of Charles I. (Der Prozeß Karl's I.) Bildet den 31sten Band der Familien-Bibliothek. Pr. 5 Sh.

Fitzgeorge. — Roman, nach dem Leben Georg's IV. 3 Bde.

Froissart and his times. (Froissart und seine Zeit.) Von Barry St. Leger. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Hints on landscape gardening. (Winke in Bezug auf Landschafts-Gärtnerei.) Von Gilpin. Pr 20 Sh,

The highland smugglers. (Die Schleichhändler in den Hochlanden.) Vom Verf. des „Kuzzilbash". 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Henry Masterton. — Ein Roman. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Manual of veterinary art. (Handbuch der Thierarzneikunde.) Von Hind. Pr. 5 Sh.

Jölande — Nebst mehreren anderen Gedichten. Pr. 5½ Sh.

Schweden.

Schwedischer Plutarch, von J. F. von Lundblad.

(Fortsetzung.)

Schlacht bei Liesna. — Vereinigung Lewenhaupt's mit Karl XII. — Belagerung Pultawa's. — Karl XII. verwundet. — Rehnskiold.

„Der Czar hatte während der Nacht, selbst gegenwärtig, seine ganze Macht im Walde konzentrirt; unter seinen Heerführern befanden sich die Fürsten Menzikof und Galizin, der Prinz von Darmstadt, die Generale Pflug und Bauer. Nach eigner Angabe der Russen hatten sie 60,000 Mann beisammen. Aus mehreren Umständen kann mit Sicherheit geschlossen werden, daß 30,000 Russen an der Schlacht aktiven Theil genommen. Die Beschaffenheit des Waldes begünstigte alle ihre Operationen. Gegen 11 Uhr am 29. September (a. St.) rückten sie aus ihren Verstecken hervor, und zwar nach einer vor dem linken Schwedischen Flügel belegenen kleinen Ebene. Lewenhaupt rekognoszirte diese Bewegung persönlich. Seine Befehle, die augenblicklich gegeben wurden, bezweckten, den Feind zwischen zwei Feuer auf jener Ebene zu bringen. Die Bemühung der Schwedischen Infanterie wurde vom Erfolge gekrönt; die allerbesten Truppen des Czars konnten dem Choque nicht Widerstand leisten, so tapfer sie auch fochten. Schon waren mehrere Kanonen erbeutet und das Russische Heer in ungeregeltem Rückzug begriffen. Alles hing nun von einem rastlosen Verfolgen des Feindes ab, wodurch man in den Besitz des Waldes gekommen wäre. Allein — in diesem entscheidenden Augenblicke machte der linke Flügel erst Halt und getieth darauf in Unordnung*). Nun schöpften die Russen neuen Muth, kehrten um, eroberten nicht nur ihre Kanonen wieder, sondern auch mehrere des Feindes. Lewenhaupt mit der Kavallerie trieb sie zwar zum zweitenmale vom Schlachtfelde, allein ihr Rückzug geschah diesmal in völliger Ordnung, und ihre Vertreibung aus dem Walde war nun nicht mehr zu bewirken. Angriff und Vertheidigung wechselten darauf ab, so daß eigentlich drei Treffen an diesem Tage geliefert wurden, bis die Finsterniß der Nacht, so wie Regen und Schneegestöber, endlich dem Blutbad ein Ziel setzten. Durch das letzte der genannten drei Treffen waren aber die Russen schon in den Besitz des nach Propoisk führenden Passes gelangt, und das Lewenhaupt'sche Heer war dadurch umringt, als endlich die des Morgens früh bereits nach Propoisk beorderten Regimenter, auf nachgesendeten Befehl, zurückkamen und sogleich mit Erfolg den Feind angriffen. Dieser blutigste Moment des Tages gab zugleich den übrigen Schweden Gelegenheit, sich wieder zu ordnen und ein wenig zu erholen. Mit dem unerschütterlichen Entschluß, zu siegen oder zu sterben, leisteten die Schweden den letzten Widerstand, als ihre gelichteten Linien von der ganzen Russischen Masse angegriffen wurden. Der Feldherr sagt selbst in seinem Bericht, daß die Schwedische Artillerie mit jedem Kanonenschuß in den Truppen des Feindes „Oeffnungen wie breite Gassen" verursachte. Dieser entschloß sich zu einem geordneten Rückzuge in die alte Position im Walde. Lewenhaupt hatte, trotz erhaltener schwerer Kontusionen, überall persönlich das mühendste Gefecht geleitet, und er nannte sich mit Recht den Sieger, während der Czar die Niederlage der Schweden und den Ruhm des Russischen Heeres verkündigte. Jener hatte 3000, dieser 9000 Mann verloren. Keine Gefangenen hatten die Russen während des Tages gemacht**).

Es wurde aber die nun eingetretene Nacht dem Schwedischen Heere unheilbringend. Der Czar erwartete Truppenverstärkung***); wahrscheinlich wollte er alsdann den Kampf fortsetzen. Lewenhaupt, von der Nacht begünstigt, ließ daher in aller Stille und größter Ordnung seine Armee über den Paß nach Propoisk ziehen. Bei der zuletzt folgenden Bagage entstand Unordnung; man mußte fast sämmtliche noch übriggebliebene Kanonen versenken, und eine Menge Transportwagen fielen, als erste Beute, in die Hände des Feindes. Später stand ein noch viel schrecklicherer Verlust bevor. Die Armee war nämlich kaum über die sumpfigen Stellen nach dem gegenüberliegenden Walde durchgedrungen, als der Weg sich von neuem gesperrt zeigte, so daß die übrige Bagage, mit Einschluß der Magazine des Hauptheeres, nicht mehr vorwärts gebracht werden konnte. Nach Ausspannung der Pferde wurde also Alles aufgeopfert, was nicht mitgenommen werden konnte. Als die Mannschaft sah, daß man die Wein- und Branntwein-Fässer zerschlug, war es unmöglich, sie ferner zu zügeln. Keine Drohung, keine Bestrafung konnte verhindern, daß ganze Haufen sich über die Fässer herstürzten. Die verfolgenden Russen erboten den Berauschten Gnade und Pardon. So gingen 1000 Mann als Gefangene verloren. Lewenhaupt blieb bei der Arrière-Garde; Stakelberg wurde mit dem Rest nach Propoisk vorausgesendet, wo hernach am Morgen die Vereinigung aller gesammelten und geretteten Truppen geschah. Das Städtchen aber war fast gänzlich zerstört und keine Brücke über die Sozka vorhanden. Lewenhaupt beschloß, den Fluß entlang hinunterwärts zu marschiren und so entweder einen Uebergangspunkt oder ein gutes Terrain zu einem neuen Treffen zu finden. Rothgelleidete Feinde jenseits des Flusses hatten ihn am Bau einer Brücke gehindert. Nicht eher als gegen Abend, nach mancher neuen Aufopferung, entdeckte man eine Möglichkeit des Ueberganges bei einem Dörfchen, Gliesna genannt. Lewenhaupt langte hier so ermattet an, daß er vom Rosse in eine Bauernhütte getragen werden mußte."

„Im Laufe dieser düstern Nacht trug sich aber etwas zu, was zufällig die Rettung seiner ganzen übriggebliebenen Armee herbeiführte. Es standen nämlich 500 Dragoner und einiges mit Pferden versehene Fußvolk dem Strome zunächst, in welchen sich, beim Geschrei vor einem eingebildeten Annahen des Feindes, diese Truppen hineinstürzten, und dergestalt kamen sie glücklich, mit Ausnahme weniger durch eigene Unvorsichtigkeit Ertrunkenen, hinüber. Früh des nächsten Morgens wurde der Uebergang des ganzen Heeres bewerkstelligt. Der Marsch wurde ohne Verzug fortgesetzt, und man passirte schon den 4. Oktober auf die nämliche Weise, theils watend, theils schwimmend, den Fluß Wiercziß. Außer einigen Vegetabilien hatte man aber durchaus keine Lebensmittel während dieses Heerzuges durch ungebahnte Gegenden, und unter unaufhörlichen Drangsalen erreichten die Schweden endlich die Gränze der Ukraine. Ein mit Rohr überwachsener Sumpf, eine Viertelmeile lang, mußte auf einer unzuverlässigen Brücke passirt werden. Die Verfügungen Lewenhaupts waren die zweckmäßigsten, um einen Uebergang der Truppen, der sonst vom Feinde verhindert werden konnte, zu beschleunigen; allein auch hier war Stakelberg auf dem Wege, den Untergang des Heeres durch unbedachtsames Gestatten eines unregelmäßigen Marsches über die Brücke herbeizuführen. Nach dem Verlust von drei Stunden betrat denn endlich das Schwedische Heer den eigentlich Russischen Boden, und dieses glaubte bei Kivabi, wo der Anblick ordentlicher Dörfer und fruchtbarer Aecker bessere Tage hoffen ließen, in ein gelobtes Land eingetreten zu seyn. Die Unruhe Lewenhaupts hinsichtlich des Königs gestattete ihm aber weder Rasten noch Ruhe. Den 10. Oktober spät Abends langte er in Trukunova an. Nun waren beinahe 90 Deutsche Meilen seit der Schlacht bei Liesna unter den vielfältigsten Mühen und Hindernissen von Seiten der feindlichen Bauern zurückgelegt; und hier gewahrte man im Dunkeln rund herum brennende Dörfer, auch in einem nahen Walde mehrere Feuer."

„Den ganzen Tag hatte man mit den Russen scharmützelt; Lewenhaupt wähnte sich deshalb auch hier vom Feinde umringt. Als er sich, auf ein Zusammenstoßen mit demselben vorbereitet, in Marsch setzte hörte er auf einmal eine bekannte Sprache, und siehe da, er befand sich in der Mitte geliebter Landsleute. Lewenhaupts Armee war verloren geglaubt; sie hier zu treffen, erwartete am wenigsten das Corps, dem sie nun begegnete, vom General Lagerkrona befehligt, augenblicklich aber von einem betrunkenen Bauern in die Irre geleitet. Drei Tage darauf, den 13. Oktober, fand sich Lewenhaupt in Rakewitz, wo der General Meyerfeld stand, beim König ein. Zu Ende des Monats Juni hatte der erstgenannte General Riga mit 10,900 Mann, mit einer verhältnißmäßigen Artillerie und einer Bagage verlassen, die der Feind auf 7000 Wagen angeschlagen, die aber schwerlich mehr als 1000 betragen hatte, worauf dreimonatliche Ammunitions- und Proviant-Vorräthe nebst den übrigen Bedürfnissen der Hauptarmee transportirt wurden. Jetzt konnte er seinem Monarchen nicht mehr zurückliefern, als 6000 Krieger, ohne Vorräthe, ohne Pulver und nur mit wenigen Kanonen ꝛc. Dies geschah in einem Dorfe, Bialahorst, unter der Festung Meglin*). Alles schien sich demnach zum Untergang des Königs verschworen zu haben; es kamen dazu die anfangs Oktober eingetretene feuchte Witterung, die bald darauf in die allergrimmigste Winterkälte überging; die trügerischen Versprechungen Majeppa's, des Hetmans der Kosaken, u. s. w.

Hätte jedoch Karl XII. nicht die Demüthigung, sich vor den Russen nach Polen zurückzuziehen, gescheut, so würde er dort, wo eine Schwedische Armee unter Krassow stand und ein Alliirter auf dem Throne saß, noch seine Rettung haben finden können. Den General Lewenhaupt, obgleich er stets den König umgab, sehen wir von nun an bis zur Schlacht bei Pultawa gänzlich außer Thätigkeit gesetzt. Er theilte nichtsdestoweniger alle Mühen und Drangsale, so wie alle Gefahren des Königs. Das erste große Unglück, das Karl hierauf traf, bestand in der durch Menzikof mit Sturm bewerkstelligten Einnahme der Kosaken-Hauptstadt Baturin. Das Schwedische Heer, welches durch den fürchterlichsten Mangel schon sehr gelitten, hatte in jener Stadt Abhülfe dieser sich bis auf den König selbst sogar erstreckenden Noth gehofft. Die Versäumniß des General Lagerkrona war an dem Verlust so wichtiger Hülfsmittel Schuld; er hätte nämlich Baturin vor der Ankunft Menzikofs besetzen kön-

*) Schon auf dem Schlachtfelde machte Lewenhaupt dem General Stakelberg, welcher die Nothwendigkeit, seine Infanterie zu schonen, vorgab, lebhafte Vorwürfe über dies unverantwortliche Aufgeben aller schon beinahe gewonnenen Vortheile des Schwedischen Heeres.

**) Man kann in der That Voltaire's Charles XII. fast wie einen Roman betrachten. Als Napoleon nach Rußland zog, bediente er sich nur Ablerefeld's Geschichte, aber durchaus nicht jenes ihm als Historiker unleidlichen Schriftstellers. Sowohl Voltaire in seiner Histoire de l'Empire de Russie, als Segur in seinem Werke: Histoire de Russie et de Pierre le Grand, haben die ungetreuesten Angaben über die Schlacht bei Liesna in die Welt geschickt.

***) Es wurden ihm während der Nacht wirklich durch den General Allar 15,000 Mann zugeführt.

*) S. Graf Nils Bondes eigenhändige Lebensbeschreibung, in den Biographischen Denkmälern der Krieger Karl's XII., von Ennes.

neu, unterließ es aber, obgleich dazu von einem anderen Schwedischen General aufgefordert. Karl marschirte tiefer in die Ukraine hinunter und breitete seine Winterquartiere auf eine Strecke von 15 bis 18 Deutschen Meilen aus. Nach Gadiacz verlegte er sechs Regimenter. Eine Meile von dieser Stadt, (so hieß es, als Karl ungefähr einen Monat lang mit seiner Armee gerastet hatte,) nämlich zu Weprek, sammelte Czar Peter eine bedeutende Macht, um die Schweden anzugreifen. Karl setzte sich gleich dahin in Bewegung. Nach dem 17. Dezember aber nahm die schon vorher scharfe Kälte dergestalt zu, daß sogleich viele Soldaten erfroren. Der König, immer an der Spitze des Heeres, erkältete mehrmals sein Gesicht. Lewenhaupt kam durch diese Strenge der Elemente in Lebensgefahr. Allein schlimmere Verluste trafen das Heer noch unter den Mauern jenes mehr durch seine Lage als durch die Kunst befestigten Nestes, das gegenwärtig nur ein geringer Flecken ist. Karl bestürmte die Stadt den 7. Januar; mit großem Verlust wurde er zwar zurückgeschlagen, jedoch kapitulirte die Besatzung in der folgenden Nacht, 1600 Mann stark. Die Belagerer mußten jede Bequemlichkeit entbehren; hingerafft durch die Folgen dieser Lebensart in der strengsten Kälte unter bloßem Himmel, ohne Zelt, ohne Dach, kamen, wie Lewenhaupt erzählt, in einer Nacht 4000 (Andere sagen gar 6000) Soldaten um, die Schädigten und zu Krüppeln Erfrorenen abgerechnet."

„Die Monate Februar und März gingen hin unter unaufhörlichen Treffen, wo zwar die Schweden siegten, aber allmälich dennoch aufgerieben wurden und an Anzahl schmolzen. Verstärkungen konnte das eine Heer nie und das andere ungehindert immer an sich ziehen. Als zu Ende März, nachdem das Hauptquartier in Budissin, eine Meile von Opotna, genommen und die Armee zwischen die Flüsse Pslob und Worksla verlegt worden war, die Frühlingssonne anfing, den Schnee und das Eis zu schmelzen, entstanden hierdurch neue Hindernisse für die Märsche. Nur ein Theil der Landes-Einwohner, nämlich die Zaporeger (die sogenannten Wasserfalls-Kosaken), nahmen die Partei des Königs; trotz aller Bemühungen Mazeppa's blieben die eigentlichen Ukrainer Rußland getreu."

„In der Nähe des Schwedischen Heeres lag Pultawa, damals der Niederlagsplatz der Russischen Waffen. Man hatte dem König gerathen, diese Stadt zu bestürmen; er entschied sich aber zu einer förmlichen Belagerung, in Hoffnung, eine aus Polen beorderte Verstärkung anlangen zu sehen. Dies geschah aber nicht; die Republik Polen war mit dem dort kommandirenden Schwedischen General Krassow in Zwist gerathen. Einen eben so unglücklichen Ausgang hatte der Plan des Königs, die Türken in den Krieg gegen Rußland hineinzuziehen. Nun gab es zwar im Heere Männer, die es nicht verschwiegen, daß sie die gegenwärtige und künftige Gefahr einsähen, und laut für einen Rückzug stimmten, wie z. B. Piper, Hollenkrok, am Ende Mazeppa sogar (Lewenhaupt wurde nie befragt); allein in jedem Falle hatte Karl für diesen Rath keine Ohren; er sah einen solchen Schritt als eben so schädlich wie unrühmlich an. Er ließ also die angefangene Belagerung von Pultawa fortsetzen, mit der Berechnung, dadurch den Czar, welcher mit seiner ganzen Armee jenseits der Worksla stand, zu einer Schlacht zu vermögen, von der er sich einen gewissen Sieg, die Eroberung der Stadt und Mittel zur Fortsetzung des Krieges versprach. Gegenwärtig fehlten Kugeln und Pulver, was weit mehr als die nicht bedeutende Befestigung des Orts den Erfolg der Belagerung vereitelte. Es trugen sich daneben unverzeihliche Versäumnisse von Seiten der Schweden zu, und zwar gleich anfangs; sie hätten es verhindern können, daß die Festung eine Verstärkung empfing; auch kam der General Kruse mit einer nicht ganz geringen Macht dem Befehle des Königs, den Russischen General Rönne, mit 7000 Dragonern vom Czar ausgesendet, plötzlich zu überfallen und zu schlagen, nicht nach, was seine eigene Niederlage statt dessen herbeiführte."

„Von seinem unthätigen Leben bei dem Könige bis zu den ersten Wochen dieser Belagerung sagt Lewenhaupt selbst: „„Das vollendetste Fegefeuer, dem man in dieser Welt kann ausgesetzt werden, ist ein solcher Aufenthalt, wie der meinige unter diesen Mauern." Er konnte jedoch voraussehen, daß man seiner bald an Rath und That bedürfen würde. Auch erbat sich kurz darauf Karl den Rath des Feldherrn, als der Czar anfing, ernsthaft den Uebergang über die Worksla vorzubereiten. Der Rath, welcher aber nicht berücksichtigt wurde, bestand darin: die Belagerung aufzugeben und mit der ganzen Schwedischen Macht dem Czar entgegenzueilen. Karl verwarf das Erstere, ernannte jedoch sogleich Lewenhaupt zum Oberbefehlshaber der Schwedischen Infanterie. Dies Alles wurde bei einem in der Nacht dem General gemachten persönlichen Besuche verhandelt, von wo sie sich beide zu Pferde hinaus begaben und den Fluß entlang hinunterwärts ritten. In der Morgendämmerung wurde man nun gewahr, daß, trotz des Feuerns der Schwedischen Infanterie, die von einer Redoute aus den Uebergang hindern sollte, die Feinde dennoch mit ihren Werken weiter vorwärts gedrungen waren. Hier setzte sich der König, keine Warnungen und Bitten Lewenhaupt's beachtend, man möchte sagen, tollkühn, dem Kugelregen des Feindes aus. Auf einen Augenblick begab er sich in das Lager zurück, jedoch von dort sogleich wieder spornstreichs bis unter die Mauern von Pultawa, woselbst, in der Nähe eines Dorfes, der Feind über den Strom zu gehen versuchte. Nun gab er einer Abtheilung Kavallerie und einigen Bataillons Fußvolk den Befehl, ihm zu folgen. Lewenhaupt eilte auch ihm nach, allein er vermochte nicht sobald bei dem Könige zu seyn, daß nicht dieser schon mit einer geringen Schaar Leibdragoner den Feind zurückgeworfen hätte. Nach wenig Augenblicken sprengte Karl hinunter nach dem Flusse zu; ihm folgten seine Kavalleristen, von denen mehrere fielen oder verwundet wurden; auch der König erhielt einen Schuß gerade durch den linken Fuß, der es ihm unausführbar machte, an diesem wichtigen Tage seine Schweden anzuführen. Er übergab dem General Lewenhaupt nun das Kommando. Den höchsten Oberbefehl nahm jedoch Rehnskiöld, der, abwesend für den Augenblick, bald zurückgekehrt war. Die Verwundung des Königs wirkte höchst nachtheilig auf alle Gemüther. Jetzt fingen die Schweden, Hohe und Niedere, an, ihre Unüberwindlichkeit zu bezweifeln. Rehnskiöld beleidigte außerdem fast das ganze Offiziercorps und vorzüglich den von ihm persönlich gehaßten Lewenhaupt. Obgleich dieser höchst nachgiebig war, fast, als habe er den General Rehnskiöld demüthigt, so entstanden dennoch Irrsale und Unordnungen, deren Folgen sehr bedenklich wurden. Der Feind hatte den Fluß inzwischen passirt und sich nur eine Viertelmeile vom Schwedischen Lager verschanzt. Das Pulver im Schwedischen Heere zeigte sich in hohem Grade verdorben; der König, dem solches von Lewenhaupt gemeldet wurde, nahm darauf keine Rücksicht. Den 27. Juni, an einem Sonntage, als demjenigen zunächst vor dem merkwürdigen Tage der Schlacht, wurden die Ordres und Dispositionen zu derselben verfaßt und ausgetheilt. Der Selbstsucht und dem Privathasse Rehnskiölds scheint mit Recht der Verlust der Schlacht zugeschrieben werden zu müssen. Dem General Lewenhaupt wurde durchaus keine andere Vorschrift gegeben, als bloß die, seine Infanterie in vier Kolonnen ausrücken zu lassen. Hätte Einigkeit bei den Rathschlägen stattgefunden, so hätten höchstwahrscheinlich hier, wie bei Narwa, die Schweden gesiegt." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lärobok uti allmänna Werldsbistorien. (Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte.) Von Dr. H. F. J. Estrup. Lund. Pr. 2 Rdr.

Polens Historia. (Geschichte von Polen.) Von Alex. v. Bronikowski. Aus dem Deutschen übersetzt. Christianstad. Pr 36 Sk.

Biografi ꝛc. (Biographie des Grafen Claes Adolph Fleming.) Aus den Verhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckt.

Biografiska Smäfaker til minnes för Efterleswande. (Biographische Kleinigkeiten, zur Erinnerung für die Nachkommen.) Zweites Stück. Upsala.

Redowisning ꝛc. (Nachweis und Bericht, abgestattet in der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Beförderung des wechselseitigen Unterrichts.)

Jorden. (Der Erdball in physikalischer, historischer und politischer Hinsicht betrachtet.) Ein ausführliches geographisches Lexikon, von Theodor Sundler. Vier Bde. Örebro.

Ostindien.

Mythologie der Hindus.

Aus Coleman's Mythology of the Hindus.*)

Das allmächtige, ewige, unbegreifliche, durch sich selbst vorhandene Wesen: er, der alle Wesen sieht, ohne gesehen zu werden; der hinausreicht über die Gränzen menschlicher Fassungskraft; aus dem die ganze Welt hervorgeht; dessen Name zu heilig, um ausgesprochen zu werden — das ist Brahm, der einige unerforschte Gott, der Schöpfer, Erhalter und Zerstörer des Weltalls. Mit diesen und unzähligen anderen Merkmalen wird die Gottheit in dem Weda, oder den heiligen Schriften der Indier, angeführt; aber scharfsinnig bemerkt Ersking: „Während die gelehrten Brahmanen den Einen Gott als körperloses, unwandelbares, allen Raum ausfüllendes Wesen verehren, haben sie diese Lehre sorglich in den Schranken ihrer Kaste bewahrt und öffentlich eine Religion gelehrt, welche die Gottheit unseren Vorurtheilen und Bedürfnissen näher bringt und ihre unfaßbaren Attribute mit sinnlichen Formen übertleidet." Auf dieser Basis wurde das umfassendste mythologische Gebäude errichtet, so daß der Missionar Ward nicht weniger als 330 Millionen Götter, oder Formen, unter denen sie verehrt werden, annimmt. So viel ist sicher, daß die menschliche Gestalt in ihrem natürlichen Zustande, oder insofern sie die Köpfe oder Gliedmaßen verschiedener Thiere besitzt, die Elemente, die Planeten, Flüsse, Quellen, Steine, Bäume u. s. w. vergöttert wurden und Gegenstände religiöser Verehrung geworden sind. Die Brahmanen sagen, daß es leichter sey, auf rohe und unwissende Gemüther durch verständliche Symbole als durch unbegreifliche Mittel zu wirken. Diesem Grundsatz gemäß ist der höchste und allmächtige Gott — zu gewaltig, als daß man es wagen dürfte, ihn nur zu nennen — dem gemeinen Hindu aus den Augen gerückt, und eine Menge prachtvoller Tempel sind dem Heere falscher Gottheiten, die an seine Stelle traten, geweiht, während für Brahm keiner vorhanden ist.

Die Attribute des höchsten Wesens werden allegorisch durch die drei personifizirten Gewalten, Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung — Brahma, Wischnu und Siwa — dargestellt. Allein hiermit ist der reine Monotheismus abgeschlossen. Das gemeine Volk lebt im finstersten Polytheismus, voll von Ausschweifungen und Ungereimtheiten. Ueber die Entstehung der Welt giebt es verschiedene Mythen. Nach Einigen schuf Brahm zuerst die Göttin Bhawani oder die Natur, welche drei Söhne gebar: Brahma, Wischnu und Siwa, und, nachdem sie sich in drei weibliche Wesen getheilt, dieselben heirathete. Diesen Söhnen und Gatten der Natur, dem Schaffenden, dem Erhaltenden und dem Zerstörenden, wurde die Regierung der Welt anvertraut. Andere glauben, daß die Urstoffe der Welt in einer ungeheuren Schaale, dem Welt-Ei, verschlossen lagen, welches, in 14 gleiche Theile sich zerspaltend, die sieben oberen und sieben

*) Exemplare dieses schätzbaren mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Werkes sind in Berlin in der Asher'schen Buchhandlung zu finden.

unteren Welten bildete. Dann erschien das höchste Wesen auf dem Berge Meru und übertrug dem Brahma das Amt, die Schöpfung fortzusetzen. Wieder Andere behaupten, daß, als Wischnu (der erhaltende Geist Gottes) über den Wassern auf der Schlange Ananta (Ohn-Ende, der Ewigkeit) schlief und eine frühere Welt bereits vernichtet war, ein Lotus aus dem Nabel hervorsproßte und er den Brahma erzeugte, der die Elemente schuf, die jetzige Welt gestaltete und dem Gotte Rudra oder Siwa, dem Verderber, sein Daseyn gab. Endlich schuf er das Menschengeschlecht, und zwar die Brahmanen oder Priester aus seinem Haupte, die Krieger (Khetri's) aus seinen Armen, die Waisja's oder Kaufleute aus seinen Lenden und die Sudra's oder Ackerleute aus seinen Füßen. Da Zerstörung eigentlich nur ein Wiederhervorbringen unter anderer Gestalt ist, so betrachtet man Siwa, den Zerstörer, auch als den Gott der Schöpfung oder Verjüngung; und die schaffende Gewalt des Brahma wird schlafend gedacht, bis man ihrer bei Gründung einer neuen Welt wieder bedarf, welcher die gänzliche Vernichtung der gegenwärtigen, sobald Wischnu zum zehnten Male sich verkörpert hat, vorangeht. Aus diesem Grunde wird Brahma jetzt wenig beachtet; seine Tempel sind niedergerissen, und seine Verehrung ist durch die Anhänger des Wischnu und Siwa unterdrückt worden. Brahma hat mehrere Söhne, worunter Wiswakarma, der Indische Vulkan, welcher die Waffen der Götter schmiedet und den Künsten und Gewerben vorsteht. Einige der größten und schönsten Höhlen-Tempel zu Ellora, Masat u. s. w. führen den Namen dieses Gottes. Einer derselben, am ersteren Orte, ist 130 Fuß tief ganz in Felsen gehauen, eine prachtvolle Rotunde, gestützt auf Reihen achteckiger Säulen und geziert mit der schönsten vollendetsten Buddhauerarbeit. Brahma's Weib, Suraswati, ist die Göttin der Wissenschaften, Musik und Poesie. Auf einem Lotus stehend, oder auf einem Pfauen sitzend, führt sie eine Laute in der Hand.

Da Brahma jetzt antiquirt ist, huldigt ihm keine besondere Sekte mehr. Die Indier, welche der brahmanischen Lehre anhangen, haben sich nämlich in sechs große religiöse Sekten getheilt, von denen die eine dem Wischnu, die andere dem Siwa u. s. w. ausschließliche Verehrung beweist. Wischnu ist die zweite Person der Indischen Trimurti oder Dreieinigkeit. Wie Siwa zugleich Erhalter seyn kann, so ist Wischnu auch wohl Verderber. In seiner zehnten Verkörperung, die noch zu erwarten steht, wird er als gewappneter Krieger auf einem beflügelten weißen Roß erscheinen, mit einer Hand das Schwerdt der Zerstörung über seinem Haupte schwingend und in der anderen eine Scheibe haltend, das Emblem des ewigen Kreislaufs der Zeit. Das Pferd hält den rechten Vorderfuß in die Höhe, und wenn es stampft, so erfolgt die Auflösung der Natur. Wischnu hat tausend Namen, und er verkörperte sich öfter, die Welt zu erlösen, die verlorene heilige Schrift, das Weda, zu erneuern, die Riesen zu vernichten und Lasterhafte zu bestrafen. Das erste Mal erschien er dem frommen Könige Satiawrata in der Gestalt eines Fisches und kündigte ihm die allgemeine Sündfluth an." In sieben Tagen, sprach er, werden die drei Welten in ein Todesmeer versenkt; aber mitten in den zerstörenden Fluthen wird ein großes Schiff, das ich dir sende, vor dir stehen. Dann sollst du nehmen alle Arzneikräuter, alle verschiedne Saamen, und, begleitet von sieben Heiligen, umgeben von Paaren jeder Thierart, in die geräumige Arche treten und sicher vor der Fluth darinnen bleiben, ohne Licht, ausgenommen den Glanz deiner heiligen Gefährten. Wenn ein Sturm das Schiff erschüttert, so knüpfe es mit einer langen Seeschlange an mein Horn; denn ich will dir nahe seyn, das Schiff mit dir und deinen Begleitern fortziehend. Ich will auf dem Ocean bleiben, bis ein Tag des Brahma (ein Jahr) ganz vorüber seyn wird." In der sechsten und siebenten Incarnation erscheint Wischnu als heldenmüthiger Jüngling, der ein zügelloses und ungeschlachtes Riesenvolk ausrottet. Sein Name ist Rama, und ihn feiert das große Epos Ramaiana, weit fruchtbarer an Ereignissen und Situationen, als irgend ein anderes Heldengedicht, indem hier Götter mit Göttern, Dämonen mit Bären- und affenartigen Halbgöttern, verzauberte Streiter und Waffen mit Anderen, die gleich begabt sind, kämpfen und der Tod in den wechselndsten Gestalten alle Labyrinthe mythologischer Träumerei durchirrt. Diese Incarnationen deuten wahrscheinlich auf die heroischen Thaten kriegerischer und patriotischer Fürsten aus der Vorwelt hin, die ihr Vaterland vor innerer Unterdrückung und äußeren Angriffen beschützten. Die achte Incarnation, Krischna, der Schäfer-Apoll, war wohlthätiger Beschützer des harmlosen Hirtenstandes und entzückte mit seiner Laute die lebende wie die leblose Natur.

Kamadewa oder der Liebes-Gott, ein Sohn Brahma's und später dem Wischnu untergeschoben, reitet auf einem Papagei mit smaragdenen Flügeln. Der schöne Jüngling hält einen Bogen, dessen Sehne aus Bienen besteht, und fünf mit Blumen geschmückte Pfeile in der Hand. Die meergeborne Göttin der Schönheit und des Glükes, Lakschmi, ist die Ceres der Indier und Wischnu's Gattin.

Siwa, Mahadewa oder Rudra, die dritte Person der Dreieinigkeit, wird verschiedentlich dargestellt. Als Bild der Alles zerstörenden und wieder verjüngenden Zeit führt er alle Symbole der Vernichtung und zuweilen auch Symbole der Regeneration bei sich. Demzufolge trägt er in der kolossalen Dreieinigkeitsgruppe zu Elephanta auf seinem Kopfschmuck einen Todtenschädel und ein neugeborenes Kind. In einer anderen Gruppe hat Siwa die Attribute des rächenden Gottes. Zwei von seinen acht Armen sind abgebrochen. Mit einem der übrigen sechs schwingt er ein Schwerdt; mit dem anderen hält er eine menschliche Figur, mit dem dritten ein Blutbecken und mit dem vierten eine Opferglocke, die er zu läuten scheint. Die letzten beiden Arme breiten einen Schleier aus, der die Sonne verdunkelt und die ganze Natur in allgemeine Zerstörung einhüllt. Seine Gattin Parwati ist, als Maha Kali oder Ewigkeit, die Würgerin ihres eigenen Gemahls, sofern er die Zeit repräsentirt. Eine schwarze Furie, stampft sie den Leichnam des Siwa. Ihr wildes zerrauftes Haar fällt bis auf die Füße herab; ihr Halsband ist aus Menschenschädeln gebildet; die Zunge hängt aus dem verzerrten Munde; den Gürtel bildet eine Reihe blutbefleckter Menschenhände. Sie kann nur durch blutige Opfer versöhnt werden. Fisch- oder Schildkrötenblut behagt ihr einen Monat; Krokodillenblut drei Monate u. s. w. Das Blut der Antilope und des wilden Ebers versöhnt sie zwölf Jahre; das des Büffels, Rhinozeros und Tigers hundert Jahre; Löwen- und Menschenblut tausend Jahre, und Blut von drei geschlachteten Menschen hunderttausend. Wenn das vom Rumpfe getrennte Haupt des Menschenopfers lächelt, so verkündet dies dem Opferer wachsendes Glück und langes Leben.

Ganeschа, der Gott der Weisheit und Verschlagenheit, wird als ein kurzer, feister, roth- aussehender Mann abgebildet, mit dikem Bauche und einem Elephantenkopfe. Er reitet gewöhnlich auf einer Ratte, welche das Emblem der Klugheit und Vorsicht ist. Bei allen Geschäften wird er von den Indiern angerufen. Unternimmt Jemand eine Reise, baut er ein Haus, beginnt er einen Brief oder ein Buch, so ist Ganeschа der erste Gott, an den er sich wendet. Sein Bild ist oft über den Thüren der Häuser und Läden zu sehen, um den zeitlichen Angelegenheiten der Eigenthümer guten Erfolg zu sichern.

Yama oder Dhermaradschah, der Fürst des Südens oder der hölischen Regionen, ist Pluto und Minos in einer Person. Als Dhermaradschah ist er schön, mild und gütig. So schauen ihn aber nur die Gerechten und Guten. Als Yama erscheint er jenseits des Flusses Waitarini (Indischen Styx), ganz in Grausen eingehüllt. Seine Höhe beträgt 240 Meilen. Ein Feuerglanz geht von seinem Körper aus. Seine Stimme dröhnt wie die Donner am Tage der allgemeinen Zerstörung. Feuerflammen entströmen der Nase, und sein Athembolen ist stärker als das Heulen eines Sturms u. s. w. Die ungeheuer lange Straße zur Hölle hat einen glühenden Boden und ist mit Ungeheuern jeder Art angefüllt. Jedes Verbrechen erhält seine angemessene Strafe. Der Fresser und Thierwürger kommt in siedendes Oel; der Verächter des Weda und der Bramahnen muß eine Zeit von 3,500,000 Jahren in geschmolzenem Metall sitzen, während ihm das Haupt erquicklich mit glühenden Zangen gezwickt wird; Ehebrecher und Wollüstlinge (Keuschheit ist bei den Indiern eine unumgängliche Tugend bei Menschen und Göttern) werden ewig mit ungeheuren Prügeln zerschlagen; dem Lügner reißt man ewig an der Zunge, u. s. w. Agni (ignis), das personifizirte Feuer, ist ein rother, korpulenter Mann mit lohfarbenen Augen, Brauen, Kopf und Haaren, auf einer Ziege reitend. Er ist der mächtige moralische und physische Reiniger.

Die Göttin Ganga, Personification des majestätischen Ganges, soll bald aus Siwa's Locken, bald aus Wischnu's Füßen entsprungen seyn. Alle Kasten der Hindu verehren diese Gottheit des heiligen Stromes, an dessen Ufern zahlreiche Tempel ihr zu Ehren errichtet sind. Man schwört bei dem Wasser des Ganges, man wallfahrtet zu ihm aus den entlegensten Theilen Indiens, und Sterbende werden an seine Ufer getragen, um dort ihren Geist aufzugeben. — König der Unsterblichen und Herr des Firmamentes ist Indra. Er sitzt auf dem himmlischen, aus Meerschaum entstiegenen Elephanten und hält den Donnerkeil in seiner Hand. Er thront auf dem Berge Meru und waltet über Sturm und Regen. Suria, der Sonnengott, mit goldfarbigem Körper und einer Strahlenkrone, sitzt in seinem schimmernden einrädrigen Wagen, bespannt mit einem siebenhäuptigen smaragdgrünen Rosse. Tschandra, der Mond, ein schöner Jüngling, ist bewaffnet, und seinen Wagen zieht eine Antilope. Om! Eine mystische Sylbe, das erhabenste Grundwesen andeutend, welches der Indier nicht auszusprechen wagt (nämlich Brahm). Der Brahmane muß dieselbe Sylbe beim Anfang und Ende einer Vorlesung vor sich hinmurmeln; sonst verläßt ihn sein ganzes Wissen. Sie wird den verschiedenen Namen der Welten vorgesetzt, andeutend, daß die sieben Welten Offenbarungen der Macht sind, welche diese Sylbe bezeichnet. „Alle in dem Weda vorgeschriebene Gebräuche", sagt Menu, der Indische Gesetzgeber, „alle feierliche Opfer sind vergänglich, das Unvergängliche aber ist die Sylbe Om, als Symbol Gottes, des Herrn aller geschaffenen Dinge."

Bibliographie.

Hindee moral preceptor. (Hindustanischer Moral-Lehrer.) Anfangsgründe der Persischen Grammatik, so wie Hindustanisch-Persisches und Englisches Wörterbuch. Pr. 30 Sh.

Hidayut-ul-Islam — oder der Indischen Moslemin gewöhnliches Gebetbuch. Pr. 15 Sh.

The rose-garden. (Der Rosen-Garten.) Hindustanische Version des Persischen „Gulistan", von Sadi.

East-India military calendar. (Ostindischer Militair-Kalender, Rangliste u. s. w.) 3 Bde. nebst Supplement. 4. Pr. 7½ Pfd.

Mannigfaltiges.

— Rechtsgeschichtlicher Fund. In einer Neapolitanischen Zeitschrift (Il progresso delle science, delle lettere e delle arti) theilt Herr Carlo Troya zwei neuaufgefundene Lombardische Gesetze und einen Prolog von Rachis so wie neun bisher noch nirgends edirte Gesetze von Astolfo mit, die sämmtlich ein neues Licht auf die Lombardische Rechtsgeschichte werfen und manchen bisher noch unaufgehellten Punkt derselben deutlich machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Montag den 23. Juli 1832.

England.

Philosophie der Straßen und öffentlichen Orte in London, Edinburg und Paris.

Inmitten einer großen Hauptstadt zeigt sich der Charakter eines Volkes in seiner ganzen Energie, wo nicht in seiner ganzen Naivetät. Die National-Leidenschaften steigern sich durch die Berührung, wie jene Metall-Stücke, die sich durch die galvanische Kraft erhitzen, wenn sie sich berühren, ihre Kraft aber verlieren, wenn man sie trennt. — Man verachte daher nicht diese lokale Beobachtung, diesen auf unsere Gassen und auf unsere öffentlichen Orte geworfenen philosophischen Blick; wenn man sie als den Abdruck der Englischen Nationalität betrachtet, erlangen sie Würde und Werth.

London ist eine mit Gebäuden bedeckte Provinz; der Central-Markt und die Börse der Welt; Hauptstadt des Handels, wie Paris die Hauptstadt der Vergnügungen und Rom die Stadt der Erinnerungen ist. London muß zu einer Zeit das Uebergewicht erlangen, wo die einzige allgemein anerkannte Macht das Geld und die Industrie die einzige legitime Königin ist. London ist, Alles zu Allem gerechnet, eine der häßlichsten Städte Europa's; seine dunkelrothen Mauersteine, seine niedrigen und geschmacklosen Häuser mit spärlichen Fenstern, seine dunkle und schwere Atmosphäre haben für den Fremden wenig Reiz; das Ganze hat ein klösterliches Ansehen und eine Art finsterer Einförmigkeit, die um so unangenehmer ist, je mehr Platz sie einnimmt.

Man suche dort nicht jene heitere und schweizerische Pariser Pracht, jene mit Palästen gezierten Quais, jene langen Säulenhallen, jenen blühenden Gürtel, den die Boulevards um die Französische Hauptstadt ziehen. London ist nach der Schnur erbaut, mit einigen flachen Grasplätzen in seinen Square's und mit einigen schlechten Statuen auf diesen Grasplätzen. Wenn man Rom gesehen hat, so vermißt man doppelt die melancholische Größe der Päpstlichen Stadt, den Rost und die Weihe der Zeit, die Masse der historischen Erinnerungen, die Asche der in Gräbern aufgehäuften Generationen, Alles, was Rom zum Heiligthum der Vergangenheit und zur traurigsten und großartigsten Ruine macht. London erneut sich täglich; die Gebäude werden leicht erbaut, und fortwährend wird daran ausgebessert. Eben so wenig kann man es mit Florenz, Venedig, Neapel, Wien, mit Petersburg oder Edinburg vergleichen. Florenz glänzt noch in der idealen Schönheit, welche seine Maler und Bildhauer den Mauern aufgedrückt und über die Galerieen verbreitet haben. Neapel hat seine Sonne, seine bewunderte Landschaft, seine Einfassung von Bergen und Rebenhügeln, das Meer zum Spiegel und Städte zum Gürtel; dort ist der Schatten durchsichtiger als die Dämmerung unserer neblichten Morgen. Neapel im Finstern ist schöner als London im Sonnenschein. Petersburg, wo sich das Genie des Orients und das des Nordens zu vereinigen scheinen; Wien, mit seiner fröhlichen Bevölkerung; Edinburg, mit seiner malerischen, wilden Landschaft, seiner Krone von Bergen und seinen alten Helden-Namen; Venedig, auch noch im Verfall seines Ruhmes interessant, gleichen der Hauptstadt Englands auf keine Weise.

Die Poesie weiht die meisten jener Städte; sie ist aus London verbannt. Aber seine ungeheure Größe, seine unermeßliche Bevölkerung, sein gigantischer Einfluß, sein politisches Uebergewicht, seine abenteuerliche Kühnheit, sein kolossaler Reichthum, seine intellektuelle und industrielle Macht zeichnen es vor allen anderen Städten aus. Nichts Poetisches in allem diesen; aber man wundere sich nicht, daß diese Stadt die Königin der Interessen ist, und daß ihre Häßlichkeit ihrer Macht keinen Eintrag thut.

Als Individuen empfinden die Engländer die Poesie und begreifen sie; als Volk stoßen sie sie zurück. Sobald man den Fuß in ihre Hauptstadt gesetzt hat, wird Alles prosaisch; die Gitter vor den Häusern, die schmalen Thüren, die Läden der Kaufleute, der Dialekt der niederen Volksklassen, das heisere Geschrei der Ausrufer, der Charlatanismus der Anschlagzettel, der geschäftige Gang der Einwohner, Alles giebt Kunde, daß man sich bei einem mechanischen Volke befindet. Der Handel fällt uns von allen Seiten an; die Kunst erscheint nirgends. Der gastronomische Geschmack giebt sich durch den Besuch der Speisehäuser und durch den Stil der zum Verkauf ausgestellten Karrikaturen kund, Karrikaturen, bei denen die Anmuth und der Kern des Witzes fast immer auf der Dicke des Bauches oder auf der Fähigkeit des Magens beruht.

Die Pariser Vorstädte sind in der That eben so gewöhnlich; nur eine einzige Einfahrt ist der großen Stadt würdig, nämlich die durch die Elisäischen Felder, die unseren New-Road bei weitem übertrifft. An den Seiten-Alleen liegen reizende Villa's; Gärten und ein prachtvoller Palast beenden die Perspektive. Im Innern der Stadt begegnet man allenthalben einer gefälligen und höflichen Bevölkerung; die Läden sind zierlicher aufgeputzt und besonders weniger befestigt als in London. Eleganz und Geschmack ersetzen unseren ewigen Comfort. Wenn man von Paris im Ganzen und von dem Charakter derer, welche es bewohnen, einen vollkommneren Begriff erhalten will, so besteige man eine der Höhen, von denen es umgeben wird; man schlage z. B., wie Heinrich IV., sein Beobachtungs-Hauptquartier auf dem Montmartre auf. Dort stellt sich ganz Paris wie ein magisches Panorama dar. In dem oberen Theil des Horizontes unterscheidet man die Dome und Kuppeln von orientalischer Architektur, die sich lieblich mit der Gothischen Thurmspitze verbinden. Etwas weiter unten ziehen Propyläen, Griechische Tempel, Säulenhallen, gewölbte Bogen, Façaden und jene prächtige Säule von Bronze, die ihrer schönsten Zierde beraubt ist, die Blicke auf sich. Aber warum stören diese grauen Massen ungleich und im schlechtesten Stil gebauter Häuser den schönen Eindruck? Warum ist die Seine in ihrem Laufe so eingeengt? Nichts in dieser Welt ist vollkommen!

Nun nähere man sich aber auch dem Punkte, von dem aus die Blicke umherschweifen; man betrachte jene zu heitere Todtenhalle und neige das Haupt beim Andenken an die großen Männer, welche dort ruhen. Man bewundere hierauf die herrlichen Gärten Beaujon, Tivoli, Marboeuf und Belleville, wo sich eine fröhliche Menge drängt, und wo der Reiche und der Arme sich einmal in der Woche hindegeben, um der Eine seine Sorgen, der Andere sein Elend zu vergessen. Dieses Schauspiel zeigt schon zur Genüge, daß man sich bei einem Volke befindet, das sich amüsirt, das sich zu amüsiren weiß, und das besonders die Gesellschaft liebt. Wenn man den Hügel hinabsteigt und in das Innere der Gärten tritt, so hat man nicht, wie in den Umgebungen von London, ein grobes und berauschtes Gedränge zu befürchten. Der Philosoph betrachtet mit Vergnügen dieses Sichgehenlassen, welches fast niemals in Ungezogenheit ausartet, diese Vergnügungen, welche keine Ausschweifungen sind. Hier folgt alle Welt dem Zauber der Musik; Schauspieler und Zuschauer, Alle gehorchen dem Takt; allenthalben sieht man lustige und belebte Tänze, und wenn nicht hin und wieder die etwas freien Bewegungen einer zweideutigen Ehrengraphin oder die Uniform eines Gendarmen dem Blick begegneten, so könnte man sich in die Schweiz versetzt glauben.

Gegen diese Liebenswürdigkeit im Betragen sticht der Prosaismus des Engländers bedeutend ab, an den sich, sey es als Ursach oder als Folge, ein Egoismus der Individualität knüpft, der beim ersten Blick auffällt. Der wirkliche Bürger von London würde sich entehrt glauben, wenn er für das Ganze den kleinsten Theil seines persönlichen Rechtes aufgäbe. Er ist von Natur ungesellig. Er hält auf seine Privilegien, er vertheidigt sie mit Hartnäckigkeit. Dulden, daß ein Nachbar auf dem grünen Platze vor seinem Hause spazieren gehe; den Vorübergehenden erlauben, daß sie ihren Weg durch einen ihm gehörigen Raum nehmen; einen Zaun verrücken, der zu seinem väterlichen Erbtheil gehört, — niemals! Er kennt sein Recht zu gut, er will keine der bürgerlichen Freiheit nachtheilige vorgängige Beispiele aufstellen. Er verabscheut das Monopol in der Gesellschaft, aber er liebt es für sich selbst. Der Engländer wird keine seiner Bequemlichkeiten einer menschlichen Rücksicht oder dem Wohle Aller zum Opfer bringen. So versteht er die Freiheit. Vergessen wir aber bei alle dem nicht, daß dieser Charakter mit allen seinen Mängeln und seiner störrischen Ungeselligkeit nicht wenig zu unserer politischen Größe beigetragen hat; auf dieser so wenig gefeilten und so schroffen Grundlage ist die Unabhängigkeit Englands errichtet worden.

Edinburg, von dem wir noch zu sprechen haben, und welches, ohne in politischer Beziehung so wichtig zu seyn, wie die Hauptstädte Englands und Frankreichs, sich mit einem so lebhaften Interesse in den Augen des Künstlers und des Dichters schmückt, bietet einen ganz verschiedenen Anblick dar. Die Landschaft, von der es umgeben wird, gleicht weder den wellenförmigen Ebenen, noch den lachenden mit Weinbergen bekränzten Küsten, noch den breiten Straßen von Isle-de-France, noch den kleinen sandigen Alleen, oder den phantastischen Hütten, oder den schimmernden und glänzenden Wirthshäusern in der Umgegend von London. Man denke sich eine Menge felsigter Hügel, von gleicher Gestalt und fast alle von gleicher Höhe, ernst und

finster aussehend, unbewegliche Wächter des alten Bodens, der sie trägt, und den sie so lange vor Eroberung geschützt haben. Einzeln betrachtet, haben diese Hügel wenig Merkwürdiges; im Ganzen, in dieser majestätischen Reihe, mit ihren Felsen und seltsamen Häuptern, haben sie etwas Großartiges und Wildes, das sich vortrefflich mit dem Namen Schottland und mit den Erinnerungen aus seiner Geschichte verträgt. Anstatt der Seine mit ihren eigensinnigen Krümmungen, anstatt der Themse, welche ein Meer erscheint, das verurtheilt ist, in einem von Menschen erbauten Bette zu strömen, findet man hier Flüsse, die mit Granit eingefaßt sind, und deren tiefes Wasser über die Stämme alter Bäume bald ruhig und düster, bald heftig und sprudelnd über runde Kieselsteine, die wie Diamanten aussehen, dahin fließen.

Der erste Eindruck, dem sich die Seele öffnet, wenn man sich Edinburg nähert, ist ganz romantisch; Paris scheint ein Aufenthalt der Lustbarkeiten; London ist ein ungeheurer Laden. — Die Hauptstadt Schottlands liegt durchaus pittoresk, sie ist die Königin eines bäurischen, aber ritterlichen Landes; diese Unfruchtbarkeit, diese Aufeinanderfolge von Flüssen und wilden Hügeln dienen den Schlössern der Bruce und Douglas, Holyrood und der Antons-Kapelle zur Einfassung; — Namen, in denen eine blutige Poesie wiederklingt, die durch und durch mit einem düsteren Interesse angefüllt sind. Das Blut fließt rascher und schwellt die Adern an, wenn man sich diesen historischen Denkmälern nähert; in der wilden Oede der Landschaft treten jene Schlösser und Festungen noch stärker hervor, und selbst die Unfruchtbarkeit des Bodens scheint die Thätigkeit der Gedanken zu vermehren.

Man nähert sich und findet kleine Häuser von Stein mit flachen Dächern, Haufen von Schmutz und Dünger, Heerden von Enten und Kindern ohne Schuhe und Strümpfe, von Gansen und kleinen Mädchen mit lebhaften Farben, goldenem Haar, welches der Kamm niemals berührt hat, mit lächelnden und schneeweißen Gesichtern, wie sie Wilkie uns so oft gezeigt hat. In der Stadt selbst begegnet der Blick schön gebauten größtentheils massiven Häusern, höher als in London.

Edinburg hat seine Alt- und Neustadt, ziemlich richtige Symbole der doppelten Civilisation, welche in seinen Sitten sich bekämpft; hier regelmäßige Gebäude, von einem geduldigen, moralischen, arbeitsamen Geschlecht errichtet; gerade Straßen, Läden, die auf das sorgfältigste und mit größter Reinlichkeit eingerichtet sind; dort Zinnen, Thürme, den ganzen finsteren defensiven Pomp, womit sich das Mittelalter umgab. Wir werden auch bald sehen, wie dieser Kontrast, dieses Gemisch von antiker Energie und industriellem Geiste, in den Charakteren der Einwohner wieder zum Vorschein kömmt, wenn uns im Laufe unserer Beobachtungen die vergleichende Philosophie der Straßen von London, Paris und Edinburg die Mittel an die Hand giebt, eine Parallele zwischen den verschiedenen Nüancen der National-Charaktere zu ziehen.

In London fällt dem Reisenden zuerst die Persönlichkeit des Bürgers auf. In der neuen Straße (New Road), die unser Boulevard ist, hat jeder Einwohner Sorge getragen, einen kleinen viereckigen Raum vor seinem Hause mit starken finsteren Gittern zu umgeben; kaum daß in diesen Quast-Gärten zwei kleine Bäume gepflanzt sind. Die allgemeine Regelmäßigkeit, die sonst noch einigen Reiz geben könnte, wird durch die verschiedenartigsten Verzierungen, welche das Auge verletzen, gestört. Aber was schadet das? Die Eigenthümer sehen in dieser Anlage etwas Ausschließliches; ihr Stückchen Garten gehört ihnen; sie bedauern weder, noch wünschen sie jene schönen Seiten-Alleen, welche den Spaziergängern Schatten bieten würden. Wenn sie einen Baum haben, so müssen sie ihn einhegen; das Gefühl des Eigenthums beherrscht bei ihnen alle andere Gefühle.

In Paris bemerkt man das Gegentheil, eine leichte Geselligkeit, einen Geist der Gemeinschaft, welcher über persönliche Interessen siegt; man findet in vielen Häusern Durchgänge, viele Thüren stehen offen. Die grünen Plätze, welche sich in der Mitte der Place Royale, im Marais befinden, sind öffentliche Spaziergänge geworden. Man sieht, daß dieses Volk es liebt, sich zusammenzufinden, und das in Gesellschaft genossene Vergnügen dem einsamen Genuß einiger ausschließlicher Privilegien vorzieht. Auch ist der Pöbel in London viel gemeiner als der in Paris; die häufige Berührung der Bürger unter sich, die Französische Geselligkeit, das gegenseitige Verhältniß unter den verschiedenen Klassen hatten über dieselben, besonders vor der Revolution, eine Art Firniß der Höflichkeit verbreitet, der alle andere Nationen in Erstaunen setzte. Seit einigen Jahren haben die neuen constitutionellen Institutionen einen Theil jener alten Höflichkeit verwischt, die man sonst nicht selten bei den niedrigsten Klassen der Pariser Gesellschaft antraf.

In Edinburg steht im Allgemeinen der ernste und zurückhaltende Ausdruck der Physiognomieen mit dem Mißtrauen, der Vorsicht und der Verschlagenheit in Uebereinstimmung, welche die Eigenthümlichkeit des Schottischen Charakters bilden. Niemand ist ein so unerbittlicher Frager, als der Bewohner der Vorstädte dieser Hauptstadt. Der Londoner Engländer verschließt sich in sich selbst, er hüllt sich in seinen Hochmuth und in seine Verachtung; der Krämer in Cheapside hält auf Etikette; er beugt sich bis zur Erde vor einem Kunden, am Sonntag wirft er sich in's Zeug und spielt den großen Herrn. Der Einwohner von Edinburg fragt gern, beobachtet, ist argwöhnisch; der Verstand glänzt in seinem blauen, tiefliegenden Auge; er langweilt mit seinen Fragen und ermüdet durch seine Zudringlichkeit; von jedem Fremden will er wissen, wer er ist, und woher er kömmt; André Fairservice, der Gärtner, den uns Walter Scott geschildert hat, ist eine bewundernswürdige Personifizirung jenes Charakters. Das Kind, bei dem man sich nach dem Weg erkundigt, wird sich die Frage dreimal wiederholen lassen, wird sich stellen, als ob es dieselbe nicht recht verstanden habe, sich den zu leistenden Dienst bezahlen lassen, aber Euch dann getreu und mit Eifer zu Diensten stehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A key to both houses of parliament. (Schlüssel zu beiden Parlaments-Häusern.) Pr. 28 Sh.

Selection from Brougham's speeches. (Auswahl aus Brougham's Reden.) Pr. 7½ Sh.

Schweden.

Schwedischer Plutarch, von J. F. von Lundblad.

(Schluß.)

Schlacht bei Pultawa. — Rückzug der Schweden. — Karl's XII. Flucht. — Capitulation des Schwedischen Heeres. — Lewenhaupt in Moskau. — Schluß.

„Am Abend des 27. Juni ließ der König sich unter den Truppen herumtragen, sie zum Kampf ermunternd. Darauf ließ er sich auf die Erde herabsetzen, und in einem Kreis um ihn herum ruhten die Obersten und Generale, bis gleich nach Mitternacht Rehnsköld zum Aufbruch kommandirte und ein Jeder an seinen Platz eilte. Einige Regimenter waren bei Pultawa zurückgelassen worden, andere eine Meile hinter diesem Orte bei der Bagage; die wirklich jetzt gegen den Feind ins Schlachtfeld ziehende Armee war 10 bis 11,000 Mann stark. — Nach dem Uebergang über die Worskla hatten die Russen eine ungeheure Schanze aufgeworfen, von wo sie gesonnen waren ihre Laufgräben bis dicht an die belagerte Stadt hinzuleiten. In der Mitte dieser Werke stand die ganze Russische Kavallerie; die Infanterie befand sich hinter Brustwehren, die 132 Stück grobes Geschütz vertheidigten. Adlerfeld giebt die Armee des Czars auf 50,000 Mann an; den rechten Flügel vom General Bauer und den linken von dem Fürsten Menzikof, das Centrum vom Czar, die Artillerie von dem General Bruce kommandirt. Die Schwedische Infanterie trat in vier, die Kavallerie in sechs Kolonnen auf. Ihnen lag zur einen Seite Pultawa, auf der anderen hatten sie die Russischen Verschanzungen und das Dorf Zucki, nach dem eigentlich die Schlacht benannt werden müßte. Unter Lewenhaupt, der das Fußvolk befehligte, standen die Generale Lagerkrona, Sparre, Rosen und Stackelberg; die Reiterei stritt unter Schlippenbach, Creutz, Hammilton und Kruse. Das Fußvolk stand vor Sonnenaufgang schon in der ihm vorgeschriebenen Position. Die Reiterei zögerte noch. Kaum war auch diese angelangt, so hörte man schon im Lager des Feindes Lärmschüsse. Und nun erst — wurde Lewenhaupt um seine Meinung von Rehnsköld gefragt, welcher Letztere, von der thörichtsten Verachtung des Feindes verblendet, sich persönlich und ausschließlich den Ruhm des Tages zueignen zu wollen schien. Lewenhaupt, der jetzt kein Aergerniß geben wollte, antwortete gar nichts weiter, als: „„Mit Gottes Hülfe hoffe ich, daß Alles noch gut gehen werde.““ In seinem Bericht aber zählt er das auf, was hier unverantwortlicherweise versäumt worden war, nämlich die sämmtlichen Befehlshaber bestimmt und genau vorher wissen zu lassen, in wie fern es gelungen sey, die Positionen des Feindes hinreichend zu rekognoszirenf Ob, wo und wie der Generalissimus (wie bekannt, der Feldmarschall Rehnsköld) wolle, daß der Angriff solle vorgenommen werdenf Auf welche Weise Infanterie und Kavallerie sich gegenseitig unterstützen sollten? Ferner, die Position und Vertheilung der Artillerie? So auch, ob man die feindlichen Redouten angreifen, oder links oder rechts umgehen solle? U. dgl. m. — Bei solcher Versäumniß war denn auch nicht die leiseste Hoffnung eines Erfolges im Großen denkbar. Hierzu nehme man endlich noch die Unzweckmäßigkeit der Wahl des Schlachtfeldes in Hinsicht der Bewegungen der Kavallerie, d. h. der damaligen Hauptstärke des Schwedischen Heeres; überall drohten feindliche Verschanzungen; unter ihren Kanonen mußte die Schwedische Schlachtordnung zu Stande gebracht werden!

Lewenhaupt eröffnete die Bataille, indem er seine Infanterie gegen die Redouten führte, deren Artillerie die ganze Schwedische Linie bestrich, während die Schwedische sich auf meilenlangem Abstande bei der Bagage befand. Kugeln mangelten, das Pulver war kraftlos; dies wußte auch der gemeine Soldat, und selbst die Tapfersten fingen an zu verzagen.

Zwei Redouten eroberte Lewenhaupt trotz des feindlichen Feuers; den übrigen vorbei, indem er die Bedeckungen derselben versagte, drang er vorwärts. Durch eine in doppelter Hinsicht falsche Maaßregel des Feldmarschalls ging dieser Vortheil indessen verloren. Andere große Fehler wurden von dem höheren Stab begangen. So z. B. hatte sich der General Roos so lange bei den feindlichen Redouten aufgehalten, daß er abgeschnitten und zum Rückzug gezwungen, darauf aber bald zum Kriegsgefangnen gemacht wurde. Fehlerhaft gestellte Ordres vermehrten die Verwirrung. Eine solche, die durch ein Mißverständniß des Befehlshabers sehr schlimme Folgen hatte, war höchst wahrscheinlich vom Könige selbst ausgegangen, der sich auf einer sogenannten Russischen Bahre in die Nähe des kommandirenden Feldmarschalls hatte tragen lassen. Während dieser kostbaren Momente zeigte sich eine Unentschlossenheit, eine Unsicherheit in den Bewegungen der Schweden, die bisher ohne Beispiel da war, wo Karl XII. den Befehl geführt, und wovon der Feind nicht unterließ auf eine geschickte Weise Vortheil zu ziehen. Statt dessen, daß er vor kurzem geneigt gewesen, durch die Flucht das zu seinem Schutz aufgeworfene Retranchement zu verlassen, drang er nun vor, dasselbe hinter sich lassend, und breitete sich aus, auf dem Felde sich in Schlachtordnung aufstellend, um den Angriff umzukehren und auf die

Schweden loszugeben. Obgleich die Gefahr solchergestalt wuchs, fragte doch Karl jetzt eben so wenig, als früher, nach der Meinung Lewenhaupt's. Dieser beschränkte sich daher seinerseits auf eine Nachfrage nach bestimmten Verhaltungsbefehlen, welche ihm so verkehrt gegeben wurden, daß er mit 4000 Schweden sich einem feindlichen Corps, das selbst 22,000 Mann stark und von anderen 10,000 Mann Reserve-Truppen unterstützt war, und die mit einem Artillerie-Park von 130 Kanonen retranchirt dastanden, gegenüber stellen mußte. Der Feind aber wartete den Angriff nicht ab, sondern fiel selbst diesen Haufen „der letzten Karolus-Helden" an. Lewenhaupt sagt darüber: „„Unser Zusammentreffen konnte nicht ausbleiben, denn wir unsererseits gingen darauf los, Kopf durch die Wand.""" Je näher die Schwedische Linie vordrang, je grausicher wurde das Kartätschen- und Kleingewehr-Feuer. Mit dem Gewehr auf der Schulter, ohne einen Schuß zu thun, rückte sicheren Schrittes die Schwedische Garde heran, unter einem jungen Helden, Erik Gyllenstjerna, der hier fiel, nebst zwei anderen Regimentern, die aber schon so geschmolzen waren, daß sie zusammen nicht ein vollzähliges Bataillon ausmachten. Der Feind kehrte plötzlich den Tapferen den Rücken, entfloh und hinterließ mehrere Kanonen zur Beute. Allein von kurzer Dauer war dieser Vortheil, die Linie der Schweden war sehr unbedeutend; von der Kavallerie wurde sie nicht unterstützt; daher ward sie schnell überflügelt, und es entstanden Lücken, so daß der rechte Flügel von dem linken getrennt wurde. Vergebens versuchten sowohl der General Lewenhaupt, als andere hohe Offiziere, einer Flucht vorzubeugen; der Erstere mußte darum schnell zum rechten Flügel, der in vollem Feuer, vom Feinde dicht umringt, tapfer kämpfte, zurückeilen. Der König hatte sich während aller dieser Vorgänge immer herumtragen lassen, gerade auf die allergefährlichsten Stellen; seine Bahre war zerschossen und sodann ein Pferd unter ihm getödtet worden; ein treuer Offizier, Hjerta, rettete sein Leben, indem er ihm sein Roß abtrat. Auf diesem sitzend, mit dem verwundeten Bein über dem Sattelknopfe, traf ihn nun Lewenhaupt, und der König fragte diesen sogleich um seinen Rath für den ersten Augenblick. Er antwortete: „„Nichts ist uns nunmehr übrig, als die möglich-größte Anzahl an uns zu ziehen und uns hin zur Bagage zurückzuziehen, wo noch zur Bedeckung einige frische Truppen stehen.""" Hierauf konzentrirte Lewenhaupt in größter Eile die noch vorhandenen Ueberreste der Infanterie vom linken Flügel und die ganze Kavallerie, wovon ein großer Theil noch in keinem Gefecht gewesen; so, mit dem König in ihrer Mitte, richtete er seinen Zug nach der Bagage hin. Der Feind wagte keinen Angriff; Lewenhaupt hatte ohne Vorwissen des Königs an die bei der Bagage stationirten Regimenter Ordres gesendet, ihm entgegen zu eilen, welches denn auch geschah, so daß er, auf diese Weise bald verstärkt, dort glücklich eintraf. Der rechte Flügel der Infanterie war inzwischen, sich selbst ganz überlassen, von allen Seiten umringt worden. Er kämpfte bis spät Abends mit jener Erbitterung, die keine andere Wahl gelten läßt, als Sieg oder Tod. Die meisten Obersten fielen, namentlich die tapferen Anführer von fünf Regimentern. Der unentschlossene Feldmarschall wurde gefangen, so auch der Prinz von Würtemberg und fünf andere Generale."

„Einzelne herrliche Züge von Tapferkeit und Treue erhellen dieses dunkel-tragische Gemälde. So fand Karl sich veranlaßt, zu versichern, die Russen wären nimmer Herren des Schlachtfeldes geblieben, wenn alle Regimenter solche Wunder der Tapferkeit gethan hätten, wie das des „kleinen Prinzen", (er sprach von dem an Wuchs nicht hervorragenden Prinzen von Würtemberg); so fiel auf eine herrliche Weise ein würdiger Enkel des großen Torstensohn, ein junger Held, der mit seiner Compagnie in die feindliche Infanterie einhieb, sie warf und in ihre Verschanzung drang, dort aber nach einem ritterlichen Kampfe, nebst seinem ganzen kleinen treuen Häuflein, blieb."

„Dergestalt fiel der Erfolg dieses Tages aus. Berücksichtigt man den ganzen Gang der Schlacht, die unverantwortliche Aufführung Rehnskölds vor und während derselben, so scheint es unerklärbar, daß noch die übriggebliebene Schwedische Armee, beinahe als eine siegende, den Tag nachher beim Klang der Trompeten und Pauken und Trommeln sich ungestört vom Orte entfernen konnte. Aller Zusammenhang der Bewegungen hatte während des Kampfes mangeln müssen; in dem Augenblicke, da das Vertrauen der Untergebenen zu dem Generalissimus am allerunentbehrlichsten war, hatte dieser durch Heftigkeit jene gereizt und sich abgeneigt gemacht; eine Niederlage konnte nicht vermieden werden, wären die zu bekämpfenden Russen auch Jene vor dem Zeitalter Peters gewesen. Hierzu nehme man die Beschaffenheit des Pulvers, wodurch das Bajonett die einzige anwendbare Waffe im Schwedischen Heere geworden war; endlich — das vielleicht Wichtigste, die Verwundung Karls. Wenn alles dieses zusammengenommen wird, so muß man gestehen, daß am Schlacht-Tage selbst die Russen sich eigentlich keine Lorbeerkränze geholt haben, sondern daß nur die darauf folgende Capitulation der Schlacht ein Gewicht beilegte. Der Schwedische Verlust an Verwundeten und Todten belief sich auf 4 — 5000 Mann; König Karl hatte nunmehr höchstens 16,000 Mann übrig, die Kranken und Verwundeten mitgerechnet."

„Als Karl bei der Bagage angelangt war, fing er erst an, die Größe des erlittenen Verlustes einzusehen. Seine liebsten Krieger, seine Vertrautesten waren ihm jetzt nach neunjährigem Beisammenseyn im Kriegeslager durch Tod oder Gefangenschaft entrissen; auch schien es, als wenn im ersten Augenblick des Schmerzes ihn die Ungewißheit über das Schicksal Pipers und Rehnskölds mehr als alle andere Verluste des Tages martere."

„Lewenhaupts Meinung war nun, daß nichts hier übrig bliebe, als die noch gerettete Mannschaft dem ferneren Untergang zu entreißen, also Alles, was dem Marsche hinderlich wäre, zu vernichten, wie bei Liesna, und das Fußvolk mit den Bagage-Pferden zu versehen. Er machte darauf aufmerksam, wie kostbar jeder Augenblick sey, weil der ausgeruhte Feind natürlich nicht zögern werde, die gewonnenen Vortheile zu verfolgen. Gegen alles dieses war jedoch der König so taub, daß er durch mancherlei kleinliche Aufträge den General Lewenhaupt von sich entfernte, um seiner Zudringlichkeit los zu werden. Ganzlich dem klugen Rathe dieses Redlichen zuwider, ließ man die Armee, mit der ganzen Bagage belästigt, aufbrechen; am 3sten erreichte sie eine von den Russen niedergebrannte Stadt, Perewolotzna, zwölf Meilen von Pultawa, wo sich die Worksla in den Dniepr ergießt, der hier seinen alterthümlichen Namen Borysthenes trägt, und der an dieser Stelle die Breite von etwa einer halben Deutschen Meile hat. Man kennt weder den Urheber noch den Zweck dieses Marsches, doch hätte wahrscheinlich jeder andere Entschluß zu eben so unglücklichen Resultaten führen müssen. Die Stellung war äußerst gefährlich und lästig; das Schwedische Heer stand in einem Thale, von Anhöhen beherrscht, und hatte zunächst vor seinen Augen den breiten Dniepr, ohne zugleich die Möglichkeit einer über denselben zu schlagenden Brücke oder einer Herbeischaffung von Transportfahrzeugen zu sehen. Links hatte das Heer die hier sehr breite und außerordentlich tiefe in den Dniepr sich ergießende Worksla; rechts, obgleich etwas ferner, eine Absperrung durch den Psiol-Fluß. Da Lewenhaupt jetzt an die Rettung des Heeres nicht mehr zu denken getraute, so war die des Königs sein einziger Gedanke. Er durchdachte die ganze Wichtigkeit dieser Aufgabe und warf sich vor dem Bette des kummervollen Herrschers nieder, indem er ihn weinend und bittend beschwor, sich selbst seinem Reiche zu erhalten. Er machte anfangs keinen tiefen Eindruck auf Karl, weil dieser sich von der bloßen Vorstellung, seine treuen Krieger zu verlassen, empört fühlte; doch nahm der König die lebhafte Anrede gnädiger auf, als der treue Unterthan gehofft hatte; daß seine Worte tief beherzigt wurden, zeigte das gedankenvolle Antlitz des Königs. Lewenhaupt entfernte sich vorsätzlich, und als er das nächste Mal wieder erschien, war der König mit der ihm sonst verhaßten Idee einer Abreise von der Armee vertraut geworden*). Nun war man mehr damit beschäftigt, eine Wahl der Begleiter, als die der Mittel zur Entfernung und Rettung selbst, zu treffen. Zuerst war diese Wahl auf Sparre, Lagerkrona und Lewenhaupt gefallen; den vortrefflichen Eigenschaften des Letztgenannten fing man nun an, volle Anerkennung werden zu lassen. Allein er glaubte, mehr Nutzen zu stiften und seiner Ehre mehr Genüge zu leisten, wenn er beim Heere bliebe. Er bat sich dies also wie eine Gnade aus, empfahl seine Gemahlin und Kinder dem Monarchen, im Falle des Nichtwiedersehens derselben, und war nicht ganz entblößt von der frohen Hoffnung, wenn ihm irgend dazu die Frist verstattet werden sollte, vermittelst eines durch die Tartarei gewagten Marsches die Armee noch zu retten. Dies wirkte wohlthätig sogar auf den in Trauer versenkten König. Lewenhaupt erhielt nun das Ober-Kommando des Heeres, die Bagage sollte nach dem Willen Karls verbrannt und die noch vorhandene Kriegs-Kasse unter die Offiziere und Mannschaften vertheilt werden. Dieser Verfügung konnte jedoch von Lewenhaupt kein Gehorsam geleistet werden. Nach Mitternacht begab sich der König, nicht ohne Lebensgefahr, über den Dniepr."

„Von diesem Moment an ruhte die ganze Verantwortlichkeit für das Heil der Armee auf Lewenhaupt, und nun zeigten sich auch erst alle zu bekämpfende Schwierigkeiten. Der Tartar, der ihn und sein Häuflein nach der Tartarei führen sollte, war in der Nacht verschwunden. In der ersten Morgendämmerung zeigten sich die Russen, die durch eine List ihres Anführers, Menzikof's, Trommeln und Pauken rühren zu lassen, für viel stärker, als sie waren, gehalten wurden. Im Schwedischen Heere waltete völlige Entmuthigung, Ermüdung und Mangel an Disziplin. Graf Bonde, dessen Bericht übrigens darthut, daß die Regimenter wohl eine endlich Alles entscheidende Schlacht wünschten, giebt eine grelle Beschreibung von der eingerissenen Unordnung**). Außerdem war Lewenhaupt, wenngleich hochgeachtet und geliebt seinem Namen nach, dennoch den Truppen persönlich fremd, so wie er auch seinerseits weder die Mannschaft noch das Offizier-Corps hinreichend kannte. Seine Hauptsorge war das Magazinwesen; der Aufbruch war schon zum nächsten Morgen angeordnet. Seine Ordres wurden aber nicht ins Werk gesetzt. Die Mannschaft mehrerer Regimenter bereitete sich zum Kampf, als zu einem unvermeidlichen Tode, vor; Andere hingegen fingen, wider den Willen des Feldherrn, an, eine Brücke über den Fluß zu errichten; als zum Abmarsch geblasen wurde, fanden sich nur wenige von den Gemeinen und Offizieren ein, und zum Theil zeigten sie einen stummen Ungehorsam, der sogar bei dem Kommandirenden Schrecken und Unentschlossenheit erregte. Bei manchem Fähnlein erschienen nur etwa 30 Mann, woraus Lewenhaupt schloß, daß er nicht auf mehr als ungefähr 6000 streitbare Krieger werde zählen können. Mittlerweile trat Creutz auf und meldete, daß der Feind in Schlachtordnung erschiene, die Armee auffordernd, sich gefangen zu geben. Was er ferner von der mangelnden Mannszucht unter den Soldaten und der Niedergeschlagenheit der Offiziere beibrachte, verdoppelte noch die Bedenklichkeiten, welche Lewenhaupt in diesem entscheidendsten Augenblick seines Lebens so schwankend machten. Er sah es für seine Pflicht an, die höheren Befehlshaber zu vernehmen, ob ihre Meinung sey, daß das Heer mit den Waffen in der Hand

*) Es scheint, als wäre dies vorzüglich dadurch bewirkt worden, daß Lewenhaupt, vermuthlich nicht vergebens, die Generale Poniatowski, Sparre und Creutz ersucht hatte, daß sie, jedoch nicht gleichzeitig, sondern Jeder einzeln, dem Könige seine persönliche Rettung als wichtig an's Herz legen möchten.

**) Bonde sagt: „Als wir kapituliren sollten, befanden wir uns in einem traurigen Zustande; Niemand gehorchte mehr; ein Jeder that, was ihm gelüstete; kein Regiment war beisammen; die Unsrigen selbst beraubten die Bagage; Jeder versah sich mit dem Besten, was vorhanden war."

sich zu vertheidigen suchen oder willig in die vom Feind angebotenen Fesseln treten sollte? Man äußerte zwar bei dieser Berathung allgemein, daß der Tod einer Kriegsgefangenschaft vorzuziehen sey, jedoch berücksichtigte man andererseits den gesunkenen Muth des Heeres, so wie die dadurch entstandene Unmöglichkeit, demselben trauen zu können; man wird versucht, anzunehmen, daß die Offiziere noch mehr als die Mannschaft eine Capitulation gewünscht haben. Einen solchen Argwohn hat wahrscheinlich Lewenhaupt selbst gehegt, da er befahl, auch die Soldaten um ihre Meinung zu befragen. Die von ihnen überbrachte Antwort war so unbestimmt, daß sie gleichsam nur den Zweck zu haben schien, eine Entschuldigung der Unglücksfälle vorzubereiten, die im entscheidenden Augenblicke möglicherweise aus ihrer eigenen Gleichgültigkeit entspringen könnten. Es hieß nämlich: „„Wenn der Feind nicht in gar zu furchtbarer Stärke sich näherte, wollten sie Alles leisten, was ihre Kameraden leisteten*).““ Vielleicht möchte man berechtigt seyn, bei diesem Ereignisse Lewenhaupt zwei Vorwürfe zu machen: erstlich, daß er sich nicht mit seinen Truppen schon bekannt gemacht hatte, da er, in unmittelbarerer Berührung mit ihnen, vielleicht eine ruhmvolle Rettung des Heeres zu Stande gebracht haben würde; zweitens, daß er, gerade als Alles nur auf Entschlossenheit und augenblickliche Thätigkeit ankam, das Selbstvertrauen nicht festzuhalten vermochte, das sich auch Anderen sogleich mittheilt, und daß er dem widrigen Schicksal, welches sich hier um die letzten Ueberreste des Heldenheeres König Karl's gelagert hatte, nicht gewachsen war. Denn nach den Aussagen anderer Personen, welche an diesem für den Schwedischen Kriegsruhm so unglücklichen Tage keinen Befehl führten, hatte der Soldat weder die Erinnerung ehemaliger Großthaten, noch die Hoffnung künftiger verloren. Als einige Offiziere z. B. von Eskadron zu Eskadron ritten, um die Gesinnungen zu sondiren, und fragten, ob sie es sich wohl zutrauten, den Feind zu werfen, der sie mit starker Infanterie und Artillerie umzingelt habe, so antworteten die Dragoner des Albedyl'schen Regiments, in Schlachten ergraute Krieger: „„Warum fragt man uns jetzt? Man fragte uns ehemals nie, sondern es hieß: Vorwärts! Nicht können wir sagen, ob wir den Feind zu werfen vermögen; aber Alles, was in menschlicher Macht steht, wollen wir thun!““ Auch die Leibdragoner und mehrere andere Regimenter theilten diesen Geist und erklarten, daß sie lieber bis auf den letzten Blutstropfen sich schlagen, als sich dem Gutdünken des Feindes preisgeben wollten."

„Inzwischen wurde nach einem später gehaltenen neuen Kriegs-Rathe, wobei jeder Offizier persönlich votirte, beschlossen, die angebotene Capitulation anzunehmen; und jetzt fanden sich Alle wieder bei ihren Fahnen ein! Die Capitulation wurde den 30. Juni abgeschlossen; sie besagte, daß die Armee kriegsgefangen sey; daß die Generale ihre Bagage behalten, und daß die Zaporoger ausgeliefert werden sollten. Beinahe 11,000 Mann gesunde und 5,000 kranke Krieger fielen hier in Gefangenschaft."

„Dies war das Ende des Kriegsheeres Karls XII., welches während eines Zeitraumes von neun Jahren dem Feinde Schrecken eingejagt und die Bewunderung Europens gewonnen hatte. Die Helden lieferten ihre Waffen und Trophäen an einen Feind ab, der noch bei ihrem Anblick zitterte, und der den Gedanken kaum festzuhalten vermochte, daß er das Schwedische Heldenheer besiegt habe.“**)

„Die Urtheile über Lewenhaupt's Handlungsweise bei dieser Gelegenheit sind sehr verschieden Nach den Mittheilungen der Generale Creutz und Gyllenkrok, war die Demoralisation der Truppen und die Lokalität so beschaffen, daß jeder Widerstand für zwecklos gelten mußte und kein anderes Resultat, als bloß unnützes Blutvergießen hätte haben können. Im Falle eines Sieges sogar, — wohin hätte man, ohne Pulver, ohne Artillerie, ohne Magazine, ohne Wegweiser in unbekannten Wüsteneien und ohne Brücke über reißende Flüsse, sich wenden sollen? Andere hingegen zeihen Lewenhaupt des Fehlers, daß er sich zu sehr von den Generalen Kruse und Creutz leiten ließ; diese Herren aber wünschten einen Vertrag, um Schätze, die sie in Polen geraubt, zu retten. Lewenhaupt, meinen diese Beurtheiler, hätte ganz im Gegentheil sich selbst viel mehr zu Rathe ziehen und viel gründlicher, als er es gethan, sich von der wahren Stärke des Feindes unterrichten sollen, bevor er die siegenden Waffen König Karls und seine eigenen bei Lesna errungenen Lorbeern fortwarf."

„Nach der Capitulation folgten Soldaten und Offiziere, entwaffnet, in stummer Niedergeschlagenheit der Russischen Armee nach Pultawa, woselbst sie den 7. Juli im Triumph eingeführt wurden, und wo der Feldmarschall Schermetof die Schwedische Generalität bewirthete. Es stand ihnen aber in Moskau, wo der Czar im Winter ein Siegesfest feierte, eine schlimmere Demüthigung bevor. Die Bedingungen der Capitulation wurden nicht sehr gewissenhaft erfüllt. Alle, sogar die Generale, erlitten eine schwere Gefangenschaft. Lewenhaupt litt still und sparte nicht seine eigenen Mittel, um die Leiden seiner Kameraden zu mildern. Auch hier noch zeigte sich Rehnsköld unversöhnlich, was das Unglück noch vermehrte. Während ganzer neun Jahre, bis zum Tode Karls XII., verblieb Lewenhaupt in Gefangenschaft. Zuerst war er in Moskau; 1710 führte man ihn auf ausdrücklichen Befehl des Czars, unter dem Versprechen der Befreiung, nach St. Petersburg. Die Art der Behandlung, welche dieser merkwürdige Mann und seine Leidensgenossen der Schwedischen Generalität in Rußland überhaupt erfuhren, war so beschaffen, wie man sie nur von einer noch uncivilisirten Nation erwarten konnte. Mehrere Mal waren sie die Gegenstände, welche die heftige Gemüthsart des Czars traf; ja es trug sich einmal zu, daß sie nur durch die List Menzikofs einem gewaltsamen Tod entgingen. Seine Zeit verbrachte Lewenhaupt größtentheils mit Lektüre und Schriftstellerei. Er verfaßte seine Biographie bis zum Unglückstage bei Perewolocjna; ein Werk, welches über die damalige Zeit, über Karl und seine Umgebungen viel Aufklärung gewährt. Auch übersetzte er des Englischen Predigers Lucas, „Evangelische Sittenlehre", welche er seiner Gemahlin und seinen Kindern zueignete, denen er außerdem sehr oft mildernde Worte des Trostes zusandte."

„Nach dem Tode Karls und nach geschehener Regierungs-Veränderung wurde Lewenhaupt gegen Ende des Jahres 1718 zum Reichs-Rath und Feldmarschall ernannt. Er sah aber sein Vaterland nie wieder. Er starb zu Moskau im Februar 1719."

„Adam Ludwig Lewenhaupt war einer der sich stets gleichen edlen Charaktere, die sich auf die Liebe der Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt ein Recht erwerben. Mit einem trefflichen Gemüthe verband er einen durchdringenden Verstand, viele Kenntnisse*) und einen ausdauernden kräftigen Willen. Die seine Handlungsweise und seine Persönlichkeit überhaupt auszeichnenden Eigenschaften waren: eine Redlichkeit, für welche die Versuchung ein Unding ist; eine Liebe zum Vaterland, welcher Aufopferung Genuß ist; eine Herablassung, die niemals Anstand und Würde vernachlässigt; Tapferkeit, Entschlossenheit, ungeheuchelte Gottesfurcht. Was ihm hingegen mangelte, war: Gewandtheit und Erfindungsgabe, welche dem Genie unerschöpfliche Quellen eröffnen und den Helden gerade auf dem äußersten Abgrundsrande zum furchtbarsten Bekämpfer des Widersachers machen. Lewenhaupt, als Feldherr, kann daher in dieser Hinsicht mit manchem Anderen die Vergleichung nicht aushalten; ihm gebührt aber dennoch eine ausgezeichnete Stelle unter den dahingeschiedenen Helden des Vaterlandes. Sein persönlicher Werth war ihm allerdings wohl bekannt; daher er z. B. einem Stuart, der, ihm die Achsel klopfend, zu ihm sagte: „Hier steckt ein großer Feldmarschall", ehrlich antwortete: „Ja, mein Herr General, aus solchem Holze werden sie gewöhnlich gehauen". Nichtsdestoweniger machte seine sanfte und sich stets gleichbleibende Aufführung ihn bei hohen und niederen Mitgliedern des Kriegerstandes beliebt, was bei anderen Schwedischen Heerführern nicht immer der Fall war. Als ein Verdienst muß ihm unbestreitbar angerechnet werden, daß Lewenhaupt zu einer Zeit, wo man in zwecklosen Kämpfen so oft das Blut des Soldaten gewissenlos vergeudete, auf alle ihm mögliche Weise strebte, damit sparsam umzugehen."

„In reichem Maaße erfuhr er endlich auch das gewöhnliche Loos des verdienstvollen Mannes, verkannt, zurückgesetzt und verschmäht zu werden. Denn erst, als das drohende Uebel fast nur noch durch ein Wunder entfernt werden konnte, wurde er aufgesucht. Für die Nordischen Mächte würde es die wichtigsten Folgen gehabt haben, wenn Lewenhaupt in einem näheren Verhältnisse zum König Karl gestanden und durch seinen Rath auf ihn zu wirken Gelegenheit gehabt hätte; in solchem Falle wäre der Zug nach der Ukraine nie vorgenommen worden, und hundertjährige Siege würden nicht an den heillosen Tagen von Pultawa verloren gegangen seyn!"

*) Lewenhaupt nennt diese Antwort „weder gehauen noch gestochen."

**) In Pipers Leben wird gesagt: „Es wurde zu erkennen gegeben daß die Capitulation abgeschlossen sey. Darauf kam das Dragoner-Regiment des Generals Bauer, um die Gewehre und Trophäen der Armee in Empfang zu nehmen. Hier sah ich, in welchem sammerlichen Zustand sich diese Dragoner befanden; als sie den Hügel hinunter passirten, waren in jeder Eskadron immer 10 bis 20 Pferde, welche aus Ermattung niederstürzten, andere standen da halb taumelnd und den Athem gleichsam ausblasend, so daß unsere stolz heranrückenden Eskadronen sie hatten niederreiten können. Vor diesem elenden Trupp wurden nun Gewehre, Pauken, Fahnen u. s. w. hingeworfen, Alles in großen Haufen, und als unsere Mannschaft entwaffnet davonritt, war es ein so herzzerreißender Auftritt, daß wohl kein Auge trocken blieb."

Bibliographie.

Om Jordbrukets Skatter och Besvär. (Ueber die Auflagen und den Druck des Ackerbaues, so wie über die eigentliche Ursache der jetzigen Verlegenheit des Landmannes.)

Om Swenska Jordens Beskattning. (Ueber die Besteuerung des Schwedischen Bodens seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts.) Akademische Abhandlung. Upsala.

Om Inrättning &c. (Ueber die Einrichtung einer Privat-Bank für Rechnung Schwedischer Eisen-Fabriken.)

Project &c. (Plan zur Versendung einer großen Porphyr-Vase nach London, so wie zu einem Actien-Vereine, der dieselbe anfertigen läßt.)

Mannigfaltiges.

— Ein neues Epos. Der als Kritiker ungemein strenge und dagegen auch von Kritikern viel angegriffene junge Dichter Robert J. Montgomery, dessen Uebersicht der neueren Englischen Literatur in Nr. 32 des „Magazins" mitgetheilt worden ist, hat kürzlich ein neues Epos, „der Messias", herausgegeben, das, ungeachtet die jetzige Zeit, namentlich in England, nicht günstig dafür scheint, doch bereits die zweite Auflage erlebt hat. Der Anlage nach, hat das Gedicht, das aus reimlosen Jamben besteht, sehr viel Aehnlichkeit mit Klopstock's Messias, wiewohl der Englische Dichter nicht zugiebt, daß er den Deutschen nachgeahmt habe.

*) In Gegenwart des Königs hatten ihn einmal einige Knaben von der Familie Lagerkrona aus Hohn den „lateinischen General" genannt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Mittwoch den 25. Juli 1832.

Frankreich.

Frau von Stael.

Nach dem Urtheile Lord Byron's.

In dem Tagebuch, welches die Gräfin von Blessington während eines Aufenthaltes in Genua im April 1823 über ihre Unterredungen mit Lord Byron führte, befinden sich folgende Aeußerungen desselben über die berühmteste Schriftstellerin der neueren Zeit:

„Frau von Stael war, wenn auch nicht die liebenswürdigste, doch die gebildetste unter allen mir bekannten Frauen. Sie unterhielt sich nicht mit ihrer Gesellschaft, sondern deklamirte ihr förmlich vor, wobei sie sich kaum zum Athemholen Zeit ließ; und wenn man diesen Augenblick wahrnahm, um ihr etwas zu erwiedern, so merkte sie nicht darauf, sondern nahm den Faden ihrer Rede wieder auf, als wäre sie gar nicht unterbrochen worden." (Die Gräfin von Blessington macht hierbei die Bemerkung, daß dieses Urtheil in Lord Byron's Munde sehr komisch geklungen habe, da es ganz auf ihn selbst paßte, mit der einzigen Ausnahme, daß Byron auf die Entgegnungen Anderer achtete.)

„Frau von Stael", fuhr Lord Byron fort, „besaß eine glänzende Beredsamkeit, wenn ihre Phantasie aufgeregt war; sie hatte noch mehr Einbildungskraft, als Verstand, vielleicht in Folge größerer Uebung der ersteren; ihre Sprache war ein wenig unklar, aber fließend, blumenreich und oft üppig; aber dessenungeachtet ließ sie wegen ihrer Dunkelheit immer den Eindruck zurück, als ob die Rednerin das, was sie Anderen deutlich machen wollte, selbst nicht recht verstanden hätte. Sie verlor sich stets in philosophische Untersuchungen, und einmal verwickelte sie sich sogar in die labyrinthischen Windungen der Metaphysik; dann fehlte es ihr an einem Knäul, um den rechten Pfad wieder aufzufinden; ihre Phantasie verlockte sie in Schwierigkeiten, konnte ihr aber nicht wieder heraushelfen; immer machte sich der Mangel einer mathematischen Bildung fühlbar, die als Ballast hätte dienen können, um sie sicher in den Hafen der Vernunft zu bringen, und obgleich sie einen großen Takt darin besaß, ihre Fehler zu verschleiern und ihren Rückzug zu verdecken, so konnte doch jeder irgend erträgliche Logiker ihre Verlegenheit entdecken."

„Die arme Frau von Stael, ich werde es nie vergessen, wie ihr eines Tages, als sie mit einer großen Gesellschaft bei Tische saß, das Blankscheit aus der Schnürbrust hervorguckte und durchaus nicht wieder zurückwollte, obgleich sie es mit beiden Händen gewaltsam hinunterdrängte, so daß sie blutroth von der Anstrengung wurde. Nach fruchtlosen Bemühungen wandte sie sich verzweiflungsvoll zu dem Kammerdiener um, der hinter ihrem Stuhl stand, und hieß ihn, es herauszuziehen; dies war aber nicht anders zu bewerkstelligen, als indem dieser mit seiner Hand über ihre Schulter reichte und mit einem gewaltigen Ruck das Blankscheit aus dem Busen hervorzog. Sie hätten die Gesichter der Englischen Damen dabei sehen sollen und wären gewiß, gleich mir, darüber in Krämpfe gefallen; Madame aber blieben ganz unbefangen und ahnten nicht im geringsten, welcher Solöcismus gegen die Englische Decenz hier begangen worden war."

„Frau von Stael dachte wie ein Mann und fühlte wie ein Weib, wie es die Episode in ihrem Leben mit Herrn Rocca bezeugt, die sie, ich meine ihre Verbindung mit demselben, nicht einzugestehen wagte, weil sie eifersüchtiger auf den guten Ruf der Schriftstellerin als des Weibes war. Frau von Stael gefiel sich besonders darin, ihren Zuhörern die harte Verfolgung, welche sie von Napoleon zu erdulden hatte, recht begreiflich zu machen; man konnte ihren Zorn nicht mehr erregen, als wenn man daran zu zweifeln schien, ob es denn wirklich so arg damit gewesen wäre; denn sie betrachtete diese Verfolgung als einen siegreichen Beweis ihrer literarischen und politischen Wichtigkeit und wollte durchaus glauben machen, Napoleon habe gefürchtet, daß seine Regierung durch ihren Einfluß gestürzt werden möchte. Dies war eine Schwäche, aber eine sehr verzeibliche und sehr gewöhnliche. Die eine Hälfte der gebildeten Leute glaubt sich gehaßt und verfolgt, die andere bewundert und geliebt. Beide täuschen sich, und beide werden durch Eitelkeit zu ihren falschen Einbildungen verführt. Doch ist diejenige Eitelkeit die größte, welche sich für den Gegenstand des Hasses und der Verfolgung hält, weil dieser Glaube aus einer Ueberschätzung der eigenen Bedeutsamkeit hervorgeht. Einst sagte ich zu Frau von Stael, daß ich ihre Delphine und Korinna als eine sehr gefährliche Lektüre für junge Damen betrachtete. Dies konnte sie mir nie vergeben; sie wollte mir beweisen, daß die Tendenz ihrer beiden Romane im Gegentheil höchst moralisch sey. Ich bat sie, daß wir über Delphine ganz schweigen möchten, denn über diese könne gar kein Streit seyn, worüber sie ganz außer sich gerieth. Aber auch hinsichtlich der Korinna, fügte ich hinzu, sey die ganze sittliche Welt der Meinung, daß die gemeine, triviale und unzarte Art, wie die Charaktere darin gezeichnet seyen, der Tugend Eintrag thun, ja sie ganz in den Schatten stellen müsse. Sie konnte es gar nicht erwarten, mich zu widerlegen, und nur durch die Beweglichkeit meiner Zunge vermochte ich, die ihrige zu fesseln. Alle Augenblicke unterbrach sie mich durch die heftigsten Gesticulationen und rief einmal über das andere dazwischen: Quel idée! mon Dieu! écoutez donc! vouz m'impatientez! Aber ich ließ mich nicht stören und setzte ihr aus einander, wie gefährlich es sey, den Glauben zu erregen, daß Talent, Genie, Fähigkeiten und Vollkommenheiten, wie sie der Korinna beigelegt würden, eine Frau nicht davor bewahren könnten, das Opfer einer unerwiederten Leidenschaft zu werden, und daß Vernunft, Zerstreuung und weiblicher Stolz zu nichts helfen."

„Ich stellte ihr vor, daß alle junge Damen von erhitzter Phantasie ihre Korinna als Entschuldigung für ihre eigenen heftigen Leidenschaften betrachten, wo nicht anführen würden, und daß sie dies zu verantworten habe. Da hätten Sie sie sehen sollen! Jetzt staune ich selbst darüber, wie ich den Muth hatte, so weit zu gehen; aber ich war einmal bei Laune, und da ich eines Tages der Gegenstand ihrer spöttischen Bemerkungen gewesen war, so beschloß ich, ihr mit gleicher Münze zu bezahlen. Sie meinte, ich sey gerade der Letzte, dem es anstehe, von Moral zu sprechen; denn Niemand habe mehr als ich zu deren Verschlimmerung beigetragen. Ich spielte den Unschuldigen und gab zu, daß ich wohl hin und wieder das Laster unter lockender Gestalt gezeichnet hätte; aber da es sich in der Welt überall so zeige, müsse man es auch so malen; niemals hätte ich jedoch die Tugend unter der finstern und abschreckenden Hülle der Albernheit, Pedanterie und Langweil geschildert und mich stets bemüht, die Lasterhaften als in sich selbst unglücklich darzustellen, indem sie Alles, was sie liebt, in ihr Verderben hineinziehen. Also sey an meiner Moral nichts auszustellen. Sie wurde völlig beleidigend, und dies um so mehr, als ich den Schein von Ruhe und Ernst behauptete, obgleich es mir wahrlich Mühe kostete, nicht in lautes Lachen auszubrechen, wenn ich dachte, daß ich, den man damals für das größte mauvais sujet des Tages hielt, der Frau von Stael moralische Lehren ertheilte; und eben dies steigerte ihre Wuth noch höher. Uebrigens war sie ungeachtet ihrer kleinen Fehler ein Wesen von feiner Bildung, großen Talenten und vielen edeln Eigenschaften; außerdem besaß sie eine solche Unbefangenheit, daß sie Alles glaubte, was man ihr erzählte, und so konnte es denn nicht fehlen, daß man sie, namentlich in London, vielfach anführte." (N. M. M.)

Bibliographie.

Souvenirs de jeunesse. (Jugend-Erinnerungen.) Auszüge aus den Denkwürdigkeiten von Maxime Odin, von Ch. Nodier. Pr. 7½ Fr.

Méphistophélès — oder der Teufel und das junge Mädchen. Schauspiel in 3 Akten und in Versen, von J. Lesguillon. Pr. 2 Fr.

Le choléra-morbus, satire de moeurs. (Die Cholera, eine moralische Satire.) Wöchentlich erscheint eine Lieferung. Vierteljährl. Pr. 6 Fr.

Atlas administratif de la France. (Karten von Frankreich, nach den verschiedenen Administrationen abgetheilt.) Von A. Donnet. Erste und zweite Lieferung. Pr. jeder Lfg. 5 Fr.

Bibliomappe. (Physische und administrative Beschreibung von Frankreich.) Von Bailleul und Vivien. Pr. 7 Fr.

Etudes géographiques. (Geographische Studien.) Für den Elementar-Unterricht. Von D. Levi. Pr. 3½ Fr.

England.

Philosophie der Straßen und öffentlichen Orte in London, Edinburg und Paris.

(Schluß.)

Der Pariser besitzt mehr Eitelkeit und Unterhaltungssucht, der Londoner mehr grobe Sinnlichkeit, und der Edinburger mehr Eigenliebe und persönliches Interesse. In den Pariser Theatern steigt der Lorgnetten- und Journal-Händler über die Bänke, und bietet Euch seinen Moniteur des Theatres und seinen mit schlechten

Gläsern angefüllten Kasten an; ein Garçon fordert Euch auf, Bier zu trinken oder Eis zu essen. Oft sieht man das Volk in den kleinsten Theatern bei einem Glas Limonade oder Zuckerwasser und etwas Kuchen sich ergötzen. Bei den Handwerkern in London ist die Leckerei bei weitem entwickelter: Punsch in Bouteillen, Rum und Würste füllen die Zwischenakte aus. Man verachte diese Charakterzüge nicht, so kleinlich sie auch erscheinen mögen. Die Neigungen John Bull's entstehen größtentheils im Magen. Das Wirthshaus öffnet sich ihm an jeder Straßenecke; die Organe der Verdauung sind die, die er am meisten übt. Der Pariser im Gegentheil ist Schwätzer und mäßig. Der eine hat mehr Eitelkeit, der Andere mehr Egoismus. Jener wendet auf das Vergnügen, zu scheinen, und auf das Glück, Effekt hervorzubringen, das Geld, das Dieser für einen materiellen und vorübergehenden Wohlgeschmack ausgiebt.

Es ist merkwürdig, ein Englisches Parterre zu beobachten. Es besteht nicht etwa aus einer Masse geselliger Menschen, sondern aus Personen mit sehr verschiedenem Willen, und immer bereit, durch eine Rauferei zu entscheiden, welche Meinung Recht behalten soll. Niemals unterwirft sich die Minorität der Mehrheit. Wenn eine Stelle oder eine Arie einem Theil der Versammlung gefallen hat, so verlangt sie dieser Dacapo, bis ihm die Stimme ausgeht, ohne den etwanigen Wünschen des andern Theiles der Versammlung nachzugeben. Ich habe gesehen, wie ein armer Schauspieler eine halbe Stunde lang stumm auf dem Theater stehen und abwarten mußte, bis die Zuschauer durch Faustschläge den Streit entschieden und auf diese Weise über die Zweckmäßigkeit der Wiederholung geurtheilt hatten. Man nehme aus dem Französischen Parterre die sogenannten „Ritter des Kronleuchters", ein zänkisches und unruhiges Geschlecht, fort, und man wird nichts als heitere und gefällige Gruppen finden, auf deren guten Willen man immer bauen kann, und deren üble Laune ein Wort, ein Witz beseitigt.

Die Edinburger haben nicht dieselben Vereinigungspunkte; in der Kirche und in den Wirthshäusern findet man besonders die Schottische Bevölkerung, welche von Walter Scott so trefflich geschildert worden ist. Sie hat in Bezug auf Schicklichkeit und Anstand Vorzüge vor den beiden eben geschilderten Bevölkerungen. Wenn man Sonntags diese schwarz und mit äußerster Reinlichkeit gekleideten Männer sieht, so wird man versucht, zu fragen: Wo sind die Armen? Es ist sehr wahr, daß die Schottischen Handwerker und Bettler den anständigen Leuten in anderen Ländern gleichen. Auf den meisten Gesichtern findet sich ein nachdenkender Ernst, alter Ueberrest der langen theologischen Streitigkeiten und der Presbyterianischen Sitten. Von Zeit zu Zeit begegnet man auch jungen Schmiedegesellen, die sich im Whisky berauscht haben und in diesem Zustande alte Balladen singen; aber im Allgemeinen hat Alles einen Anstrich von Wohlhabenheit und Ruhe, der der Seele gefällt und den Gedanken wohlthätig ist; selten bemerkt man den impertinenten Leichtsinn, der in Paris so gewöhnlich ist, oder die ungesellige Rohheit des Londoner Bürgers, den der Handel reich gemacht hat.

Sagen wir es ohne Scheu: der Engländer, individuell betrachtet, gleicht einem wilden Thiere. Das, was bei Tagelöhnern und Handwerkern eine unverschämte Rohheit ist, artet bei dem Gentleman in einen nicht weniger beleidigenden Hochmuth aus. Oft sollte man glauben, daß diese in einem Saal versammelten Herren sich nur zusammengefunden haben, um sich von oben bis unten zu messen und sich gegenseitig zu verachten. Die Englischen Institutionen sind mildthätig, wohlwollend und philantropisch; Hospitäler giebt es in Menge, sie sind sehr gut eingerichtet, und die Reichen lassen es an Unterstützungen nicht fehlen. Die Menschlichkeit hat mehr als einen Tempel in der Hauptstadt Englands. Und doch ist es gerade hier, wo man am seltensten dieses äußere Wohlwollen, diese Höflichkeit in Kleinigkeiten, dieses tägliche Mitleid, diese liebenswürdige Nachsicht antrifft, welche so sehr zum Glücke beitragen. Der Londoner zeigt gegen den Fremden eine verächtliche Kälte, die ihn eisig zurückstößt. Der Pariser dagegen duldet, leitet, führt die Fremden, betrügt sie auch zuweilen, amüsirt sie aber fast immer.

Man gehe in eins unserer Weinhäuser. Sie sind in lauter kleine Zellen und Kämmerchen abgetheilt. Jeder sitzt ernst und trübselig seiner Flasche Porter oder seinem Glase Grog gegenüber. Der Gast wirft einen mißtrauischen Blick auf jeden Eintretenden. Er scheint zu sagen: „Alle Menschen sind Betrüger, ich traue keinem." Versucht Ihr es, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, so hält er Euch sicherlich für einen Spitzbuben; er glaubt, daß Euer Interesse Euch zu dieser Unschicklichkeit verleite; er wird seinen Rock zuknöpfen, sein Schnupftuch fest in die Tasche drücken und Euch von der Seite ansehen. Wenn er sich darauf einläßt, zu antworten, so wird man aus tiefer Brust in einem rauhen dumpfen Ton höchstens drei oder vier Worte vernehmen: „Ich weiß nicht", oder „Ich bin beschäftigt", oder auch wohl „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen". Und nach dieser ungewöhnlichen Artigkeit wird unser Mann wieder ernst, stumm, feierlich werden, als ob er Gonfaloniere von St. Marino wäre. Sein ganzes Benehmen drückt ganz deutlich die Phrase aus: „Lassen Sie mich ungeschoren!" — Und dieser Mann, der sich mit einem so lächerlichen Panzer von Mürrisinn und Hochmuth wappnet, ist vielleicht der beste, der rechtschaffenste, der wohlwollendste der Sterblichen. Er will seine Unabhängigkeit unverletzt erhalten, indem er sich allen gesellschaftlichen Rücksichten entzieht; er würde ein Sklave zu seyn glauben, wenn er höflich wäre. In Frankreich dagegen findet man in Worten ein ausgezeichnet wohlwollendes Entgegenkommen, eine bewundernswürdige äußere Anmuth, eine Höflichkeit gegen den Fremden, die ihn entzücken und ihn zuweilen seltsamen Betrügereien aussetzen.

Nun möge man, wenn man es wagt, noch über die Philosophen lachen, die von Verschiedenheit der Stämme und von dem Einfluß des Blutes sprechen. Erkennt man nicht von der einen Seite den alten Sächsischen Stamm mit Dänen und Norwegern vermischt, und von der anderen jene Gallische Nation, immer heiter, geschwätzig, liebenswürdig, lebendig, gesellig und leicht?

Die Stadt selbst aber, ihre Gebäude, und nicht den Charakter des Volkes, will ich nun darzulegen suchen. Stehet mit mir an einem Sommer-Morgen um 4 Uhr auf, Ihr habt dann Zeit, Euch Euern Beobachtungen zu überlassen. Durchschreitet diese öden Plätze und Straßen. Die gesellschaftliche Bewegung ist suspendirt. Eine feierliche Stille herrscht überall. Ihr sehet London so zu sagen nackt und in seiner Wirklichkeit, aller künstlichen Nebensachen und der Masse verschiedener Gegenstände beraubt, die es zieren und verhüllen. Die hunderttausend Wohnungen hauchen noch nicht ihre drückenden Dünste aus. Der Rauch der Werkstätte und Fabriken hüllt die Stadt noch nicht in einen grauen Nebel. Die Umrisse zeichnen sich klar und deutlich auf einem durchsichtigen und freien Horizont ab. In den Hauptstraßen und in den schönen Stadtvierteln beschämt die äußere Reinlichkeit der Laden und Fenster fast alle Städte Europa's, Amsterdam ausgenommen. Zu gleicher Zeit aber giebt es keine Hauptstadt, wo der gute architektonische Stil seltener und der schlechte Geschmack häufiger wäre.

Im Tumult des Tages fallen diese Mängel weniger auf; am Morgen, wenn die Bevölkerung noch schläft, treten sie aber in ihrer ganzen Häßlichkeit hervor. Der König von England wohnt schlechter als ein Landamman in der Schweiz; dieser bewohnt wenigstens ein Haus, dessen lokale Architektur mit den Wäldern und Seen, die es umgeben, im Einklang steht: es ist ein hölzernes Gebäude, das keine Ansprüche und keinen schlechten Geschmack an den Tag legt. Was bedeuten dagegen jene Griechischen Säulenhallen, die mit Gothischen Giebeln harmoniren sollen? Ueberall beleidigt diese geschmacklose Mischung das Auge.

Der Geschmack für die Künste ist bei uns nicht einheimisch und natürlich. Man sehe nur den Palast unserer ersten bürgerlichen Magistratsperson, das Mansion-House, die Wohnung des Lord-Mayor's an. Niemals wurde wohl ein plumperes Gebäude, eine schwerfälligere und ungeschicktere architektonische Karrikatur zu einem solchen Gebrauch bestimmt. Die Berathung der Aldermen, welche über die Erbauung dieses Gebäudes stattfand, verdient der Nachwelt überliefert zu werden. Lord Burlington, der die Künste liebte und sie verstand, schickte ihnen eine Zeichnung von Palladio, die ihres Autors würdig war. Dies verursachte eine große Bewegung in der Versammlung. Man fragte sich, wer dieser Palladio wäre, und wie der edle Lord es wagen könne, sich in eine Angelegenheit zu mischen, die ihn nichts anginge? Darauf blieben die Aldermen lange stumm und unentschlossen, und lösten den Knoten endlich dadurch, daß sie zum Mittagessen gingen, und die Berathung auf den folgenden Tag verschoben. Als die Schildkrötensuppe und das Beefsteak ihren Verstand etwas aufgehellt und die üble Laune vertrieben hatten, vereinigte sich der edle Rath von Neuem. Und um was drehte sich die Berathung? Um die Schönheit des Planes, um seine Zweckmäßigkeit? Um die Kosten, die die Ausführung desselben verursachen würde? Behüte! „Ich nehme mir die Freiheit", sagte eine gelehrte Stimme, „meinen ehrenwerthen Kollegen eine Bemerkung zu machen. Dieser Palladio, ohne Zweifel ein Fremder, ist kein Bürger der City von London." — „Ich füge hinzu", bemerkte ein anderes Mitglied, „daß er sogar ein Italiäner und Papist ist." — Bei diesen Worten erklärten alle mit einer Stimme, daß der Plan unausführbar sey. Nachdem sich diese Aufregung des orthodoxen Unwillens gelegt hatte, nahmen die Mitglieder der Corporation einstimmig den Plan eines vertriebenen Franzosen an, der niemals etwas anderes als Schiffe gebaut hatte. Man kann noch jetzt in einer der finstersten Straßen der Stadt dieses merkwürdige Gebäude bewundern. Sechs ungeheure und ganz unverhältnißmäßige Säulen tragen einen kleinlichen Giebel; die großen Mauern haben kleine Fenster, und rings herum sind Gitter angebracht, um das Meisterstück zu beschützen. Der Bildhauer, der damit beauftragt war, das Frontispiz zu verschönern, fand keinen Raum für seine Allegorie, und mußte daher die Göttin des Ueberflusses knieend darstellen, und, in ein Dreieck hineingezwängt, sieht sie nun gigantisch zugleich und eingekerkert aus.

Nichts der Art in Paris. Dort fällt ein anderer Uebelstand auf: die Menge der angefangenen Gebäude, mit denen man niemals zu Ende kömmt. Alle Welt scheint in einer beständigen Erwartung zu leben. Ueberall zeigen uns verfallene Gerüste, daß das Volk seine Unternehmungen besser vorzubereiten als zu beendigen versteht, und daß es durch seine Lebhaftigkeit unaufhörlich zu neuen Entwürfen verleitet wird. Das Louvre, das Karoussel, der Triumphbogen, die Fontaine des Elephanten, sind am Ende nichts als junge Ruinen, Monumente, die unvollendet und doch schon alt sind.

In London sind zwar die Gebäude vollendet, aber sie sind eben nicht sehr dauerhaft. Ob das dauert oder nicht, das kümmert uns sehr wenig. Sehr viele Hauseigenthümer rücken in ihre Kontrakte eine Klausel ein, wodurch sich der Miether verpflichtet, in seiner Wohnung nicht zu tanzen. Ein Mazurek würde die Grundlagen erschüttern, und bei einer Galoppade würde das Dach einstürzen.

In dem Augenblicke, da auf die tiefe Einsamkeit und Stille der Morgendämmerung einige Bewegung folgt, verdient London beobachtet zu werden. Es begegnen sich alsdann die Extreme der Gesellschaft. Das modische Kabriolet des Arztes stößt an einen zur Stadt kommenden Milchwagen; der große Herr, in seinem vergoldeten Wagen eingeschlafen, sieht nicht die ersten Sonnenstrahlen auf der Kuppel von St. Paul glänzen; von Square zu Square, von Straße zu Straße, führen ihn seine beiden Füchse mit der Schnelligkeit eines Pfeils dahin; er hat in der Nacht die Oper, das Spielhaus, drei Routs und zwei Konzerte besucht; schwer gelangweilt, mit leerer Börse, vor

Müdigkeit halb todt, kehrt er in sein prachtvolles Hotel zurück; morgen wird er dasselbe Leben wieder beginnen, und das Glück nicht finden, das er sucht. Sein Kutscher, indem er um die Ecke der Straße St. Giles biegt, hätte beinahe einige Savoyarden umgefahren, deren Leyern und Orgeln bis tief in die Nacht seufzen und klagen. Arme unglückliche Künstler!

Schon öffnen sich die Schenken. Eine gewisse Klasse von Mädchen sind die ersten, welche ein Stück Geld auf den Labentisch werfen, welches das Laster durch das Laster verdient hat. Die Fiackerkutscher und die Wasserträger stellen sich bald darauf ein, und nehmen Liqueur zu sich, den man aus Höflichkeit Wein nennen muß. Dieses Getränk, gewärmt, gleicht nicht übel der Stutenmilch, welche die Tartarischen Weiber für ihre Männer und Brüder zubereiten. Während der Weinhändler den lasterhaften und liederlichen Theil dieser früh wach seyenden Bevölkerung bei sich versammelt sieht, hat die Theehändlerin einen anständigern und zahlungsfähigern Theil derselben um sich. Der Kessel kocht auf einem Dreifuß. Kleine blaue Tassen von Wedgewood gehen von Hand zu Hand; die alte Frau erhält einen Penny für jede Tasse. Man muß es mit ansehen, wie an einer Straßenecke der junge Wüstling aus der niederen Klasse, der einen erfrischenden und heilsamen Trunk sucht; der arme Schornsteinfeger, der schon durch zehn oder zwölf Schornsteine gekrochen ist; der Gärtner, der seine riesenhafte Pyramide von Kohl und Spargel schon auf dem Platze Covent-Garden aufgethürmt hat; die Bäuerin aus der Grafschaft Salop, die durch ihren langen Weg schon ermüdet ist; die Wasserträgerin endlich und die Milchfrau versammelt stehen. Wer würde glauben, daß diese unendlich Kleinen in der gesellschaftlichen Ordnung die ersten Räder derselben sind?

Vergessen wir nicht noch eine seltsame Art, die auf die Gränze der beiden Welten gestellt ist, wo die vornehmen Leute und diejenigen wohnen, welche nicht zählen, oder die man nicht zählt. Die Debatten des Unterhauses haben bis spät in die Nacht gedauert. Der Geschwindschreiber hat um 3 oder 4 Uhr Morgens seine mühsame Arbeit beendigt. Man sieht ihn blaß, ermüdet, den Hemdkragen über das Halstuch herabhängend, nach Hause gehen; es giebt keinen unsauberern und in seiner Haltung nachlässigern Handwerker. An seiner beweglichen, spöttischen und doch melancholischen Physiognomie erkennt man den Irländer. Welche Beredtsamkeit ist heute aus seiner thätigen und fruchtbaren Feder geflossen! Wie viel Argumente für und gegen hat er seit gestern Abend um 9 Uhr gehandhabt! Glücklicherweise ist von so vielen Worten nichts in seinem Gedächtniß geblieben; er denkt nicht mehr daran, ist froh, wenn er schlafen kann, froh, wenn diese geistige und doch mechanische Anstrengung die Ruhe nicht stört, nach der er sich sehnt.

Zu dieser Stunde werden auch Heerden von Ochsen und Hammeln in den Schlächtereien von London geschlachtet. Man sieht diese armen Thiere, ermüdet, von den Hunden geplagt und gezwungen, zum Tode zu gehen; man schließt sie in einen von Zäunen umgebenen Platz ein, von wo aus ihr Geschrei und das Gebell der Hunde durch die Stadt tönen. Die Schlachthäuser in Paris sind dieser Einrichtung tausendmal vorzuziehen. Vielleicht wäre der Wunsch zu erfüllen, daß diese mörderischen Scenen, welche alle Sinne zugleich beleidigen, außerhalb der Stadt vergingen.

Der Anblick von Paris, seine geräuschvolle Lebhaftigkeit, das Aufbrausen seiner Bevölkerung zu den verschiedenen Stunden des Tages, ist häufig beschrieben worden. — Edinburg hat weder dieses Interesse noch diese Lebendigkeit; in der Hauptstadt Schottlands sind es besonders die Gebäude, welche die Blicke auf sich ziehen und die Aufmerksamkeit fesseln. Man stelle sich an ein Fenster im Hotel Mackey, und man wird eins von den Gemälden vor sich sehen, welchen Prout's Pinsel so vielen Reiz gegeben und die er so beliebt gemacht hat. Gerade vor sich sieht man eine Gruppe von Gebäuden, die mit ihren strengen Formen einer Italiänischen Stadt des Mittelalters anzugehören scheinen; so wenig kümmert sich diese ganz Guelfisch-Ghibellinische Architektur um Anmuth, und so ausschließlich dient sie dazu, die Vertheidigungs- und Sicherheits-Mittel zu vervielfältigen. Inmitten von fünf oder sechs viereckig gestalteten, massiven, nackten Festungen, in denen feindlich gesinnte Familien wohnen, erhebt sich die Kirche, das einzige Gebäude, das unter dem Schutz seiner heiligen Bestimmung vom Architekten die Entwickelung seiner ganzen Kunst und den Luxus der Verzierungen verlangen kann. Links öffnet sich eine weite Schlucht, das „Loch" mit seiner schmalen Brücke und den hohen Häusern, welche den Brückenkopf bilden. Weiter hin, halb verdeckt durch den Rauch, Häuser, die in dem Bette der Schlucht erbaut sind; eine lange Reihe von Giebeln, Kränzen, Terrassen, Dachtraufen bezeichnen die abwärts gehende Richtung der alten hohen Straße (high road); es hat den Anschein, als ob sich die ganze Architektur des Mittelalters in dieser Straße ein Rendezvous gegeben hätte.

Auf der äußersten Rechten, nahe bei unserem Standpunkte, wirft das Schloß seine dunkelen Schatten weit hinaus; nähert man sich dem Mittelpunkte, so entdeckt man den von der Gesellschaft der Künste im Griechischen Stil erbauten Palast, dessen Regelmäßigkeit gegen die vielen ihn umgebenden reizenden Unregelmäßigkeiten seltsam absticht. Wenn man die Blicke um sich wirft, so spricht Alles Krieg und Vertheidigung; nichts erinnert an Vergnügen und Frieden. Das Gesims und die Kapitäler, die Mauern und Dächer, die Zinnen und Schießscharten, gehören dem ernsten Gothischen Stil an, während der Thurm von St. Giles, eine alte Kathedrale, sich mit Blumen, Vögeln, Statuen von Heiligen, mit zierlichen Gewinden, mit geschmackvollen und zarten Bildhauereien umgiebt und schmückt; des Abends, wenn die letzten Sonnenstrahlen eines schönen Tages auf den Vorsprüngen blitzen, und die zahlreichen Vertiefungen dieses steinernen Labyrinths dadurch in tieferes Dunkel gehüllt werden; wenn die zunehmende Dunkelheit alle Gebäude als unbestimmte Massen erscheinen läßt; wenn man nichts mehr gewahrt, als die unregelmäßigen Reihen der nächtlichen Lampen, die der Finsterniß spotten und eine leuchtende Karte jener tausendfältig gekrümmten Straßen zeigen — dann kann keine Stadt in Europa diesem magischen Schauspiel etwas Aehnliches entgegensetzen.

Wenn man des Morgens ausgeht und den Weg nach der Neustadt einschlägt, so gewinnt Alles ein anderes Ansehen. Den Hintergrund des Gemäldes bildet der Ben Lomond, der Sonne trotzend, die senkrechte Strahlen auf sein eisiges Haupt wirft, und die ihn umgebenden Wolken beherrschend. Im Vordergrunde erheben sich schöne Häuser von Stein. Ihre Regelmäßigkeit ist das Bild des jetzigen Schottlands und seiner wachsenden Größe. Und doch, wir wagen es auszusprechen, unsere Blicke kehren lieber zu dem bizarren Gemisch zurück, welches wir oben beschrieben haben, und das Schottlands feudalistische Vergangenheit und die blutige Abwechselung seiner historischen Erinnerungen unseren Gedanken vorüberführt.

Wollt Ihr Eure Seele ganz in jene großartige Vergangenheit tauchen und in den poetischen Wirklichkeiten derselben berauschen, so besucht das Zimmer Maria Stuart's in Holyrood; dieses Fenster mit den veralteten Scheiben wurde oft von ihrer Hand geöffnet; Ihr könnt Euch auf ihr Bett stützen; der abgenutzte Vorhang, den so eben der Aufseher hinwegzieht, ist derselbe, den die Mörder Rizzio's aufhoben. Diese zerbrochene Thür öffnete sich und ließ Lord Ruthven herein. Hier ist das Kabinet von 15 oder 16 Fuß Länge und 10 oder 12 Fuß Breite, wo der arme Musiker mit der Gräfin von Argyle und der Königin zu Abend speiste, als jene Männer mit Herzen von Stein plötzlich mit ihren Waffen und mit ihren riesenhaften Figuren den engen Raum ausfüllten und, unempfindlich gegen die Thränen ihrer Königin, taub gegen ihr Geschrei, den Italiäner in den Armen der Maria ermordeten. Der Athem vergeht Euch in diesem Gemach, Ihr sehnt Euch nach freier Luft, Ihr glaubt, die gewichtige Hand Ruthven's zu fühlen, Ihr wollt diesen von jenen vornehmen Mördern befleckten Ort fliehen, die die Natur und die Gesetze des Ritterthums so schändlich mit Füßen traten — Ihr wendet Euch ab von der Vergangenheit, und aus der Gegenwart treten Euch tragische Gestalten gefallener Größe entgegen — Ihr seht jenen Greis dort wandeln mitten in der trauernden Königsfamilie, die jetzt, einsam und fern vom Vaterlande, nur von Erinnerungen und Hoffnungen sich nährt.

Weiterhin, in demselben Holyrood, welches lange Zeit von dem Fürsten bewohnt wurde, der seine Tage in St. Germain endigte, und das jetzt von dem Könige bewohnt wird, der St. Germain besaß, findet man merkwürdige Bildnisse: das Jakob's II., den Karl X. seines Landes und seiner Zeit; das Darnley's, dessen gemeine Züge und dessen Schönheit ohne Anmuth das Gepräge einer niedrigen Sinnlichkeit an sich tragen; und endlich das einzige authentische Bild Maria Stuart's, das sich besonders durch Lieblichkeit und Regelmäßigkeit auszeichnet.

Aber die poetischen Erinnerungen Edinburgs und jene zahlreichen Ruinen, welche Walter Scott begeistert haben, entfernen mich zu weit von dem Zweck dieser Betrachtungen. Kehren wir nach London und Paris zurück. Wenn wir die besonderen Charaktere dieser beiden Städte mit einander vergleichen, und die wirkliche Philosophie aufsuchen wollen, die sich unter dem materiellen Aeußeren verbirgt, so ergiebt sich, daß die Eitelkeit und der Leichtsinn in Frankreich denselben Platz einnehmen, den in England die Gewinnsucht und der Egoismus behaupten. Das innere Leben der Engländer bietet, wenn auch nicht dem Glücke, doch dem Wohlbefinden mehr Hülfsquellen dar; das äußere Leben der Franzosen ist unterhaltender, pikanter, heiterer. Laster und Tugenden findet man an den entgegengesetzten Polen.

Was Edinburg betrifft, so ist dasselbe, obgleich auf einer bedeutend niedrigeren Stufe stehend und mit ungleich weniger politischem und kommerziellem Einfluß, doch vielleicht von den drei Städten diejenige, welche die tiefsten Eindrücke in der Seele zurücklässt. Eine kräftige, wohl unterrichtete, gewerbfleißige, wenn auch etwas pedantische, aber ernste und religiöse Bevölkerung; Denkmäler, welche die Seele mit einer schaurigen Aufregung erfüllen; hier eine wilde Wüste, eine tiefe Einsamkeit; dort die ganze Regsamkeit der Civilisation; endlich Sitten und eine National-Physiognomie, welche noch immer denen gleichen, welche der große Dichter in seinem „Kerker von Edinburg" geschildert hat, und welche nach ihm zu beschreiben man nicht unternehmen darf. (Blackwood's Mag.)

Bibliographie.

The reform act. (Die Reform-Akte.) Pr. 2½ Sh.

Arguments etc. (Argumente gegen die in England bestehende Gold-Valuta.) Von Lubé. Pr. 5 Sh.

Bibliotheca Scoto-Celtica. — Herausgegeben von Reid. Pr. 12 Sh.

Reply etc. (Entgegnung an verschiedene Opponenten.) Vom Oberst Napier. Pr. 2 Sh.

The plain why and because. (Das deutliche Warum und Weil.) 4 Bde. Pr. 16 Sh.

Popular Zoology. (Leichtfaßliche Thierkunde.) Pr. 7½ Sh.

Aegypten.

Ueber die jetzigen Bewohner Aegyptens.

Die Muhammedaner in den Aegyptischen Städten sind im Allgemeinen zuverlässiger als die daselbst wohnenden Christen: Arglist und Betrug findet man seltener unter ihnen. Sie können sämmtlich in fünf Klassen getheilt werden: Gelehrte, Kaufleute, Krämer, Handwerker und Dienstboten. Die Bauern sind der elendeste, verwahrloseste und unwissendste Theil des Volkes.

Die Beduinen, ein großer, schöner und wohlgewachsener Menschenschlag, erfreuen sich im Allgemeinen kräftiger Gesundheit. Sie begnügen sich mit dem geringen Ertrage von ihren Kameel-, Schaf- und Ziegenheerden, die sie von einem Weideplatz zum anderen führen. Die Freiheit ist ihnen lieber als ein behaglicheres Leben ohne sie; und erst nach vielen Versuchen gelang es dem Pascha, eine große Menge derselben dahin zu bewegen, daß sie theils in Dörfern sich niederließen, um das Land zu bauen und theils ihm als Gränzwächter dienten, wogegen sie viele Privilegien erhielten, die kein anderer Aegypter genießt. Treu bewahrten sie den Arabischen Charakter.

Die verschiedenen christlichen Sekten führen auch eine verschiedene Lebensweise. Die Kopten oder die Nachkommen der alten Aegypter halten sich beinahe ausschließlich für die Rechnungsführer und Geheimschreiber des Pascha. Sie sind ein dummes, treuloses und unsauberes Volk. Der Branntwein ist beinahe ihr Gott, und selbst ihre Priester ergeben sich mehr oder weniger der Trunkenheit. Die Syrer, gewöhnlich Griechische Katholiken, sind Kaufleute, Rechnungsführer und Handwerker. Einige unter ihnen bekleiden wichtige Aemter im Dienste des Pascha, und haben deshalb großen Einfluß bei allen christlichen Sekten. Sie sind meistens höflich, sinnlich, leichtfertig, mehr listig als treulos — kurz, die Franzosen des Orients. Die Griechen sind Künstler, Architekten, Krämer, Handarbeiter und Kaffeewirthe. Was ihre Sittlichkeit betrifft, so stehen sie den Syrern sehr nahe, nur daß ihre Erziehung ein wenig besser ist. Die Armenier sind die geschätzteste und wohlhabendste Klasse der morgenländischen Christen in Aegypten. Sie und die Juden sind die Bankhalter des Landes. Sie sind eine ernste, stolze und durchtriebene Nation; aber, nicht weniger als die Griechen, unnatürlichen Lastern ergeben. Die Europäer, welche aus Italien, Frankreich, Deutschland, England und vorzüglich aus Malta hier zusammenströmen, kann man leider, mit wenig Ausnahme, als den Abschaum und als einen Schandfleck Europa's in Aegypten betrachten. Die Juden sind an Charakter und Lebensart fast ganz den Europäischen gleich.

Der religiöse Zustand des Volkes kann aus dem Vorhergehenden leicht beurtheilt werden. Es besteht aus zwei Klassen, Muhammedanern und Christen. Zu einer Bevölkerung von vier bis fünf Millionen Seelen gehören nur beiläufig 200,000 Kopten, die Abkömmlinge und Stellvertreter der ältesten christlichen Bewohner. Die Muhammedaner in diesem Theile der Welt haben sich eben so weit von den einfachen Lehrsätzen des Koran entfernt, als die morgenländischen Christen überhaupt von dem reinen Lichte des Evangeliums. Beide haben die Basis ihrer Religion verloren und tappen in den Irrgängen ihrer unzähligen Sagen und Fabeln herum. Aechte Muhammedaner giebt es also nicht in Aegypten. Man kann sie dort in drei Klassen theilen. Die abergläubischen Muhammedaner, welche in der Furcht Gottes leben, sofern sie das höchste Wesen aus den Vorschriften ihres Glaubens kennen, die sie mit ausnehmender Pünktlichkeit beobachten, sind wirklich den dortigen Christen vorzuziehen; denn sie beweisen mehr Frömmigkeit und Ehrlichkeit im Verkehr. Ja es giebt einige Wenige unter ihnen, die wegen ihres musterhaften Lebenswandels sogar einen wahren Christen in Staunen setzen könnten. Diese findet man nicht in den höheren und gebildeten Ständen, sondern in der gewerbtreibenden Klasse, hin und wieder im Bauernstande und bei den Beduinen. Die unwissenden und fahrlässigen Moslemin finden sich größten Theils unter den niederen Ständen der Stadtbewohner, dem Landvolke, den Beduinen, Berbern und Nubiern. Diesen fehlt es fast ganz an Religions-Unterricht, und kaum wissen sie ein Paar Gebete und die erste Sure oder den Schlüssel des Koran*) auswendig, jedoch ohne deren Sinn zu verstehen. Sie betrachten die Scheich's, ihre Seelenhirten, als Eigenthümer des Glaubens, und vermeinen ihre Pflicht getban zu haben, wenn sie gewisse Formen beobachten, dann und wann Gebete verrichten, und sich sterbend von den Scheich's einige Stellen aus dem Koran vorlesen lassen. Allah ist gnädig und barmherzig; also werden sie gewiß ihren Antheil an den Freuden des Paradieses haben. Sie schmeicheln Jedermann, wenigstens äußerlich, und thun einem Muhammedaner, Juden oder Christen, was er wünscht, wenn sie nur etwas Geld dabei verdienen können, um ihre Bedürfnisse oder die Lüste ihrer niedrigen Sphäre zu befriedigen. Zu den zweifelsüchtigen und falschen Moslemin gehören die Vornehmen und Gelehrten. Obgleich sie aus Scheu vor dem Volke einen Schatten von Religion beibehalten, so leben sie dennoch, mehr oder weniger geheim, in vollkommenem Unglauben. Auch viele Berbern und Nubier, die nach Aegypten kommen, um sich als Bediente zu vermiethen, sind wegen ihrer Religion unbekümmert. Man hört sie öfter sagen, daß ihnen Muhammed wenig am Herzen liege, und daß der Säbel sie zu seiner Lehre gezwungen habe.

Der ganze Schulunterricht der Muhammedaner beschränkt sich in den niederen Volksklassen auf das Auswendiglernen einiger Gebete und religiösen Sprüche, so wie auf Einübung verschiedener Haltungen des Körpers während des Gebetes. Der Fatalismus ist bei der ersten und zweiten Klasse des Volkes noch sehr allgemein. So schädlich dieses System auch der Sittlichkeit und der Religion sein muß, so erfreulich ist es, zu sehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie nicht bloß ihre Freunde, sondern überhaupt ihre Glaubensgenossen in den ansteckendsten und gefährlichsten Krankheiten behandeln. Was die Aegyptischen Christen aus reiner Christenliebe, während der schrecklichsten Prüfungen des Schicksals, zum Erstaunen ihrer heidnischen Nachbarn in den ersten Jahrhunderten thaten, das thun die Muhammedaner gewissermaßen durch den Einfluß des Fatalismus.

Die sehr verschiednen christlichen Sekten, als Griechen, Armenier, Maroniten, Griechische Katholiken, Armenische Katholiken, Römische Katholiken, Syrer und Kopten kann man unter ähnliche Rubriken bringen, wie die Muhammedaner. Die zahlreichsten derselben, die Kopten, welche, ihre Rohheit und Unwissenheit abgerechnet, den Römischen Katholiken in Europa am ähnlichsten sind, leben durch ganz Aegypten zerstreut, in Städten und Dörfern. Wenn der Kopte einen Andersgläubigen betrügen kann, so rechnet er das für keine Sünde, und der Missionair Lieder hörte selbst einen Kopten sagen, daß sie, als ursprüngliche Besitzer Aegyptens, sich kein Gewissen daraus machten, Etwas von dem wiederzunehmen, was ihnen geraubt worden sey. Sie haben die Beschneidung beibehalten, der Knaben und Mädchen unterworfen sind. Ihre Fasten halten sie sehr strenge. Mancher Kopte würde lieber sterben, als irgend etwas Verbotenes genießen, oder eine ärztliche Vorschrift beobachten, welche den Gesetzen des Fastens zuwiderläuft. Nur Branntwein ist ihnen zu jeder Zeit erlaubt, und sie genießen ihn reichlich genug, kaufen aber keiner, weil jeder sein eigner Destillateur ist. Die Kopten haben vor anderen orientalischen Christen den Vortheil, daß sie die heilige Schrift lesen dürfen. Allein was für ein Segen kann aus diesem Privilegium erwachsen, wenn man das heilige Buch, mit einer Branntweinflasche an seiner Seite, liest? In den Schulen lernen sie bloß einige Koptische Gebete, die ihnen unverständlich sind, einige Stellen aus der Bibel und die Namen ihrer Festtage. Der besagte Missionair hat keinen Kopten angetroffen, der auch nur lesen konnte. Wie die alten Heiden für jedes besondere Bedürfniß ein Idol hatten, so haben die Kopten dafür einen Heiligen. Sankt Antonius z. B. ist Patron der Fruchtbarkeit für Menschen und Vieh. Wenn demnach ein Weib schwanger werden, oder ein Mann von seiner Eselin ein Füllen haben will, so wenden sich Beide an ihn. Der Lieferant des Nilwassers ist der Engel Gabriel. Jede Kirche steht unter der Obhut eines besonderen Heiligen, vor dessen Bilde Tag und Nacht eine Kerze brennt. Wer die besondere Gunst eines Heiligen wünscht, unterhält immer ein brennendes Licht vor seinem Bilde. Wenn ein Kopte krank ist, schickt er nach dem Priester. Dieser kommt mit den vier Evangelien in der einen und einer Waage in der anderen Hand. Auf die eine Waagschale legt er die Evangelien, welche Manuskript und demnach sehr schwer sind, auf die andere ein Gefäß voll Wasser. Der Patient muß nun, wenn er genesen soll, so viel Wasser trinken, als dem Gewichte der Evangelien gleichkommt.

Ihre Kirchen sind im Allgemeinen sehr finster und dumpfig, dem Zustande ihrer Seelen analog. Der Gottesdienst besteht im Absingen einiger Koptischen Psalmen; auch werden dann und wann kleine Abschnitte der Evangelien Arabisch vorgelesen. Predigten haben sie nicht, auch keine Priester, die dazu tauglich wären. Die entsetzliche Unwissenheit der Letzteren ist die Hauptursache des traurigen Zustandes der Koptischen Kirche, und ihre besonderen Gebräuche und Ansichten in Beziehung auf das Priesteramt setzen uns ganz außer Stand, für ihre Verbesserung etwas zu thun. Haben sie einen Priester nöthig, so suchen sie nach einem Manne, der lesen kann und eine leidliche Erziehung genossen hat. Sie reißen ihn mit Gewalt aus seinem Hause oder Laden, prügeln ihn auf der Straße, wenn er vielen Widerstand leistet, und bringen ihn zum Patriarchen. Legt dieser seine Hände auf des Kandidaten Haupt, so muß er hinführo Priester seyn. In diesem Berufe kann er nichts für seine geistige Bildung thun; denn mit Antritt desselben wird er ein Bettler und wandert außer der Zeit des Gottesdienstes bei seinen Gemeindegliedern herum, die ihm Speise und Geld zur Kleidung geben. Die gewöhnlichen Priester sind fast alle verheirathet, ehe man sie wählt, und sterben ihre Weiber, so wagen sie keine zweite Ehe. Ein gemeiner Priester kann zur höheren Würde eines Kumus steigen, selbst bei Lebzeiten seiner Frau, und wenn diese stirbt, kann er auch wohl Bischof werden, aber niemals Patriarch; denn zu den höchsten und einflußreichsten bischöflichen Würden und zum Patriarchate wählt man bloß Mönche, die immer ehelos waren und aus einem der beiden Klöster in der Wüste am rothen Meere gebolt werden. Bei der Wahl ihrer Patriarchen verfahren sie wie bei der Priesterwahl. Stirbt ein Patriarch, so sucht man einen anderen zu dieser Würde geeigneten Mann, der aber gewöhnlich sich weigert, zu kommen. Da gehen sie denn manchmal sogar zum Pascha, und klagen ihm ihre Noth. Der Pascha sendet einige Janitscharen, ihn zu greifen. Wird er gebracht, so weigert er sich von Neuem, und zuweilen bewegt ihn erst mehrtägige Einkerkerung und selbst eine Prügelsuppe, endlich nachzugeben. Dann wird er mit Ehren als Patriarch investirt.

(Missionary Register. May.)

*) Sie ist überschrieben al fatiha, die Eröffnende (von dem Arabischen fatahа, Hebräisch paubach, er öffnete), und besteht aus einem kurzen, erhabenen Gebete, das sich in der Ursprache besonders feierlich ausnimmt.

Mannigfaltiges.

— Heidenmauer. Diesen Deutschen Namen führt der neueste so eben in London erschienene Roman des Amerikanischen Novellisten Fenimore Cooper. Der Roman spielt in Deutschland zur Zeit der Reformation und ist nach einer Volkssage bearbeitet. Der verstorbene Deutsche Novellist Daniel Leßman hat einen Roman unter dem ähnlichen Namen „Heidenmühle" hinterlassen, welcher Benennung ebenfalls eine alte Volkssage zum Grunde liegen soll. Es wäre interessant, wenn sich der Amerikanische und der Deutsche Novellist in demselben Stoffe begegnet hätten. Ueber das Werk des Ersteren denken wir in einem der nächsten Blätter ausführlicheren Bericht erstatten zu können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Freitag den 27. Juli 1832.

Dänemark.

Ueber das Leben und die Werke Holberg's.

Von J. J. Ampère.

Die Geschichte der neueren Dänischen Literatur beginnt eigentlich mit Holberg, der gegen das Ende des 17. Jahrhunderts (1684) in Bergen geboren wurde; bis auf ihn war sie nur eine Nachahmung der Deutschen. In Dänemark, wie in anderen Ländern, hatte man mit Chroniken, moralischen Geschichten und Mysterien begonnen, deren Originale gewöhnlich aus Deutschland kamen. Werke dieser Art nebst einigen mystischen Legenden und einer kleinen Anzahl Ritter-Erzählungen bildeten zur Zeit der Reformation den gesammten poetischen Reichthum der Dänischen Literatur. Die neue Religionslehre brachte bei ihrer Einführung in Dänemark eine Bewegung in den Gemüthern hervor, die auch auf die Literatur Einfluß hatte. Man übersetzte und dichtete Satiren, die gegen die Mißbräuche des Papstthums gerichtet waren. Nach dem Beispiele der schönen geistlichen Lieder, mit denen Luther und die ersten Reformatoren die Mitglieder der neuen Kirche erbauten, verfaßte man Lieder in Dänischer Sprache, deren einige sich von Sammlung zu Sammlung bis auf unsere Zeit erhalten haben und noch jetzt fast unverändert in den Kirchen von Kopenhagen gesungen werden. Damals entwickelte sich jener doppelte Charakter der Dänischen Literatur, der ihr seitdem auch geblieben ist, nämlich ein komischer spöttischer Humor auf der einen, und eine übertrieben religiöse, ja mystische Tendenz auf der anderen Seite; die erstere wurde in der Folge durch Holberg und Wessel, die zweite durch Ewald und Oehlenschläger repräsentirt. Beide, zu einer bizarren Mischung verschmolzen, haben das spöttische und zugleich enthusiastische, das träumerische und doch komische Talent Baggesen's hervorgebracht.

Holberg hatte sein dreißigstes Lebensjahr erreicht, ohne seinen poetischen Beruf zu ahnen; während dieser Periode seines Lebens, die, ihm unbewußt, die spätere Entwickelung seines Talents vorbereitete, war sein Schicksal schwankend, bewegt und umherirrend. Er begann seine Laufbahn als Unter-Offizier und beschloß sie als Professor der Metaphysik, ein sonderbarer Weg, um der Molière seines Vaterlandes zu werden. Aus der anziehenden Selbstbiographie Holbergs sieht man, daß ein unwiderstehlicher Trieb zum Reisen die einzige Leidenschaft seiner Jugend war. Dem Südländer ist die Schaulust und Ungeduld fremd, welche den Nordländer treibt, sein Vaterland zu verlassen, um die Welt kennen zu lernen und die Sonne zu sehen. Die Lektüre einer Reisebeschreibung bewegt den zwanzigjährigen Holberg, eine sehr vortheilhafte Lage in seiner Vaterstadt Bergen aufzugeben, ohne sich durch die Vorstellungen seiner Freunde und den Zorn seiner Eltern abhalten zu lassen. Nur mit sechszig Thalern versehen geht er nach Amsterdam, in aber bald gezwungen, wieder nach Norwegen zurückzukehren und dort in einer Sprache zu unterrichten, die für Französisch gelten sollte; man wird bald sehen, daß er selbst nicht sehr vortheilhaft davon dachte. Als ein Holländer nach Christiansand kam, wo Holberg sich damals befand, und ihm die Ehre so wie den Gewinn dieses Unterrichts streitig machen wollte, entspann sich zwischen ihnen ein Kampf, dessen Ausgang Holberg in folgender Weise erzählt: „Tag und Stunde des Wettstreits wurden bestimmt, wir erschienen beide und kämpften in Gegenwart unserer beiderseitigen Schüler, gingen aber mit gleichem Ruhme aus dem Kampf hervor; ich führte auf meinen Gegner Hiebe auf Norwegisch-Französisch, die er auf Holländisch-Französisch abwehrte; niemals, glaube ich, ist die Französische Sprache so gemißhandelt worden, wie bei diesem Kampfe."

Bald erfaßte ihn wieder seine Lust zum Umherirren, und er ging, fast mit eben so wenig Hülfsmitteln wie das erste Mal, nach England. Nachdem er, stets wißbegierig und beschäftigt, einige Monate in Oxford verweilt, führte ihn die Noth abermals nach Dänemark zurück, wo er aus den auf seiner Reise erworbenen Kenntnissen für seinen Unterhalt Nutzen zu ziehen suchte. Er ließ daher pomphaft Vorlesungen ankündigen, in denen er die Früchte seiner Reisen dem Publikum mittheilen wollte; sie wurden zahlreich besucht; „aber," erzählt er selber, „wenn ich mein Geld in Empfang nehmen wollte, hatten meine Zuhörer das Geheimniß aufgefunden, sich unsichtbar zu machen, und der einzige Vortheil, der mir daraus erwuchs, war, daß diejenigen, die meine Vorlesungen gehört hatten, mich mit tieferen Verbeugungen grüßten, wenn ich ihnen begegnete."

Endlich fand er eine Stellung, die ihm um so mehr zusagte, als sie ihm Gelegenheit zum Reisen gab; er ging mit einem jungen Manne als Begleiter nach Deutschland. In seinen Aeußerungen über seinen fleißigen Besuch der Vorlesungen auf der Universität Leipzig findet man mehr den künftigen komischen Dichter, als den künftigen Professor. „Wir besuchten die Vorlesungen regelmäßig," sagt er, „weniger, um etwas zu lernen, als um uns über die Professoren und ihren Vortrag lustig zu machen."

Als er von dieser dritten Reise nach Dänemark zurückgekehrt war, eröffnete er seine literarische Laufbahn mit einigen historischen Arbeiten ohne Bedeutung; er ward der Universität beigegeben und benutzte den ihm gewordenen Auftrag, die Einrichtung der lutherischen Hochschulen Hollands zu untersuchen, zu einem neuen Ausfluge, der ihn bis nach Paris und Rom führte. In Paris erfuhr er die für einen Französischen Sprachlehrer nicht geringe Demüthigung, von einer Aufwarterin im Gasthofe sich sagen lassen zu müssen, er spreche das Französische wie ein Deutsches Pferd. Seine Dänische Aussprache bereitete ihm aber noch andere Verlegenheiten; so brachte ihm der Buchhändler, an den er sich wandte, um einen Du Chêne zu kaufen, einen Lucian (Lucain), und als er nach seinem Logis fragte (das er la louchi nannte), wurde ihm erwiedert: „Ich kenne Mademoiselle Lucie nicht." Da er, nach diesen Geständnissen, von der Pariser Conversation nicht sonderlichen Vortheil ziehen konnte, so brachte er einen Theil seiner Zeit in den öffentlichen Gärten zu, die er sehr besucht fand, und in der Bibliothek, wo er Niemand traf, mit Ausnahme einiger Studenten, welche sich schon einfanden, ehe noch die Thür geöffnet wurde, und die dann in die Säle stürzten und über das Dictionnaire von Bayle herfielen, welches die bedeutendste literarische Neuigkeit der damaligen Zeit war, wo man noch die Folianten suchte, wie jetzt die Broschüren. Man wundert sich heutzutage, Holberg von Lyon sagen zu hören: „Es schien mir, als träte ich in eine neue Welt ein, so sehr sind die Lyoner von den nördlichen Franzosen durch Sprache, Sitten und Lebensweise verschieden." Ein Jahrhundert und die Revolution haben seitdem diese Lokalfarbe Lyons verwischt. Die leidenschaftliche Schaulust an Allem, was ihm neu war, verräth sich in folgendem naiven Geständniß: „In Marseille sah ich viele Orientalen (heutzutage sind deren weniger dort), eine Menge Galeeren und viele gefangene Türken und Christen, die an Händen und Füßen angeschmiedete Ketten durch die Stadt schleppten. Dieser Anblick war geeignet, Thränen zu entlocken, bei mir aber erweckte er eine Art von Vergnügen, weil ich noch nichts Aehnliches gesehen hatte." Auf dieser Reise erscheint H. immer als derselbe, von Wißbegierde fortgetrieben und alle Hindernisse überwindend, alle Entbehrungen ertragend, wenn er nur jene befriedigen kann, kränklich und sich mit einem Fieber durch Frankreich und Italien schleppend, wovon er nach seiner Rückkehr durch ein Concert plötzlich geheilt wird. Mitten im Elende und in Gefahren hält ihn immer der Trieb aufrecht, die menschliche Natur zu beobachten und namentlich die lächerliche Seite derselben aufzufassen; bald bringt ihn die Krankheit danieder und setzt ihn den Robbeiten eines Genuesischen Gastwirths aus, bald finden wir ihn auf einem Schiffe und in Gefahr, in die Hände der Seeräuber zu gerathen; hier sieht er, den Degen in der Hand, mitten unter der jammernden und betenden Mannschaft und sieht, nach seiner Versicherung, eben so andächtig wie die übrigen, den heiligen Antonius um Schutz an. In Rom endlich sehen wir ihn genöthigt, sich haushälterisch seine Mahlzeit selber zu bereiten: er schildert sich mit einem Buche in der einen und dem Kochlöffel in der anderen Hand, bis er wahrnimmt, daß es schwer sey, die Kochkunst und die Philosophie zugleich zu treiben. Bei allen diesen Abenteuern ist er stets mit der komischen Wirkung beschäftigt, die Andere auf ihn, oder die er auf Andere hervorbringt, und vergißt über einer spaßhaften Scene sein Mißgeschick; dabei zieht er sich selber auf, denn das Leben ist für ihn nur eine Komödie, in der er sich selbst eine bizarre, oft traurige, aber stets belustigende Rolle spielen sieht. Dieses umherirrende Leben ist für den komischen und satirischen Dichter ein fast nothwendiges Element der Entwickelung; man sieht die Fehler und Verkehrtheiten der Menschen nur dann scharf, wenn man mit ihnen durch die kümmerlichen Interessen des Lebens in genauer Verbindung steht. Uebrigens haben diese Erfahrungen weder dem Cervantes, der bei Lepanto von den Mauren gefangen wurde, noch Oliver Goldsmith, noch Goldoni, noch Molière gefehlt, der lange von einer Provinz in die andere umherirrte, und während H. von Norwegen aus Frankreich und Italien besuchte, bereitete sich Regnard, ohne etwas davon zu ahnen, für dieselbe Laufbahn

bahn vor, indem er nach vielen Irrfahrten und Abenteuern, seinen noch unbekannten Namen in die Felsen Lapplands eingrub.

Nach seinem letzten Ausfluge, der die früheren an Länge der Zeit und an Weite übertraf, kehrte Holberg zurück, um die Erledigung einer Stelle durch den Tod eines Professors abzuwarten, dessen Leben ihm, wie er selber naiv äußert, sehr lange zu dauern schien. Endlich trat dieses glückliche Ereigniß ein, aber das Schicksal, welches das Leben Holberg's zu einer Komödie machen wollte, ertheilte ihm eine Professur der Metaphysik. Diese angebliche Metaphysik war die barbarische Logik der Schulen, die für den lebhaften Geist Holberg's und seinen durch Erfahrung gebildeten gesunden Sinn keinen Reiz hatte. „Bei meiner Ernennung," erzählt er, „weissagten diejenigen, die mich etwas genauer kannten, dieser achtbaren Wissenschaft ein nahes Ende und hatten darin nicht Unrecht; denn ich gestehe offen, daß ich nicht in die Fußstapfen meiner Vorgänger trat, und daß die Metaphysik sich nie in größerer Gefahr befand, als unter meiner Obhut. Anfangs verbarg ich, so gut es ging, meine geheimen Pläne und hielt kurz nach meiner Installirung eine Lobrede auf die Metaphysik. Diese Rede war aber von der Art, daß alle wahren Anhänger der Philosophie sie nicht ohne Erbitterung hören konnten, indem sie glauben mußten, daß ich der Metaphysik die Leichenrede statt einer Lobrede halten wolle."

Holberg beschäftigte sich nun abermals mit historischen Arbeiten, für die er mehr Beruf hatte. Aus diesen Forschungen, Compilationen und lateinischen Dissertationen ging seine erste poetische Schrift hervor. Dieses Ereigniß überraschte ihn selbst eben so sehr wie andere Personen, denn bis dahin hatte er sich nicht im Mindesten zur Dichtkunst hingezogen gefühlt, diese war ihm vielmehr zuwider gewesen, und wenn er manchmal die lateinischen Dichter gelesen hatte, so hatte er sich diese Gewalt angethan, um sich in ihrer Sprache zu üben. „Es war," sagt er darüber, „für mich eine unangenehme Medizin, die man einnimmt, weil der Arzt sie verschrieben hat." Aus Verdruß über die vielen Gelegenheitsgedichte, Hochzeit- und Grablieder, die um ihn herum wie der Regen vom Himmel fielen, bekam er eines Tages den Einfall, auch einmal den Versuch zu machen, ein Dichter zu seyn; er wählte zu seiner ersten Probe die sechste Satire Juvenals, die heftigste, bitterste und zügellosesste von Allen, die er metrisch übersetzte. Dieser Mann, mit dem später die Dänische Poesie beginnen sollte, war noch nicht mit den Regeln derselben bekannt; ein Freund lehrte ihm den technischen Theil der Kunst, und sein erstes Werk war Peter Pors, ein komisches Heldengedicht, worin die Abenteuer eines Dänischen Handwerkers, der eine Reise von einigen Stunden macht, um seine Braut zu besuchen, mit Homerischem Pompe erzählt werden. Diese burleske Odyssee machte großes Aufsehen; Peter Pors wurde binnen anderthalb Jahren dreimal neu aufgelegt, welche Ehre noch keinem Dänischen Werke widerfahren war. Tadel, Neid und Chikanen aller Art verschonten den Mann nicht, der seinem Vaterlande das erste literarische Denkmal geschenkt hatte, welches den Engländern und Franzosen gegenübergestellt werden konnte. Demnächst gab er fünf Satiren heraus.

Die Poesie ward ihm aber durch die Anfeindungen, die ihm sein beißender Spott zu Wege brachte, bald verleidet, und er warf sich nun abermals auf die Geschichte und ging wieder an eine früher begonnene Arbeit, über die kirchliche und bürgerliche Verfassung Dänemarks und Norwegens. Das komische Talent erwachte jedoch mitten unter seinen Forschungen wieder mit voller Kraft in ihm und er faßte den Plan, seinem Vaterlande ein Nationaltheater zu geben; nach drei Jahren (1722 bis 25) war dieser Plan verwirklicht. Holberg hatte, von einigen Französischen Schauspielern unterstützt, in Kopenhagen eine Schaubühne errichtet und auf derselben etwa zwanzig Lustspiele aufführen lassen, denen er vornehmlich seinen Ruhm verdankt. Ich werde einige der bedeutendsten nennen. Das erste Lustspiel Holberg's, und zwar eines seiner berühmtesten, ist der politische Zinngießer; es sind mehrere mißlungene Versuche gemacht worden, dasselbe auf die Französische Bühne einzuführen; noch weniger würde dieser Versuch jetzt gelingen; denn die fortschreitende Entwickelung unserer Sitten wird immer mehr die Tendenz steigern, die Einsicht in die wahre Politik, d. h. in die Interessen und Bedürfnisse des Landes, auch auf die unteren, wenn nicht auf die untersten, Klassen auszudehnen. — Johann von Frankreich ist ein junger Hans Narr, der nach Paris geht, um das Dänische zu vergessen, ohne das Französische zu lernen, und der in den Kreis der alten bürgerlichen und patriarchalischen Sitten Kopenhagens als ein lächerlicher Nachahmer der Pariser Frivolität und der Unverschämtheiten der Regentschaft zurückkehrt. Eine etwas stark aufgetragene Scene ist die, wo Hans, der auf seinen Reisen das Vorurtheil der kindlichen Liebe abgelegt hat, seine alte Mutter zwingt, mit ihm eine Menuett zu tanzen; schon beginnt der Vater über dieses Mißgeschick seiner Ehehälfte, das ihm als eine gerechte Strafe für ihre Bewunderung der Verkehrtheiten ihres Sohnes erscheint, im Stillen zu lachen, als die Reihe auch an ihn kommt und Hans ihn nöthigt, zu singen, während er mit der Mutter tanzt. Der gute Mann sträubt sich; aber sein durch die Frivolität hartherzig gewordener Sohn flucht und wüthet, bis der Vater nachgiebt. Die beiden Alten, die gezwungen werden, sich den barocken Einfällen ihres Sohnes zu Liebe lächerlich zu machen; der bejahrte Vater, der eine klägliche Arie, als Begleitung zu den gottlosen Affensprüngen des Sohnes, singt; die durch ihre Schwäche entwürdigte Mutter; die Thränen des Vaters, die bei dieser grotesken Scene fließen — das Alles ist von kräftiger und ernster, man könnte fast sagen, von pathetischer und moralischer Wirkung. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Schillers og Göthes udvalgte Skrifter. (Schiller's und Göthe's auserlesene Schriften.) In's Dänische übersetzt von Fr. Schaldemose und Prof. Meisling. Taschenformat. Pr. jedes Heftes von 112 S. 24 Sk.

Om mine seneste Arbeider. (Ueber meine neuesten Arbeiten.) Vom Historienmaler C. F. Höver.

Tordenskiold. — Historischer Roman von J. E. Lange.

Prolog, bestaaende af et halvt Dousin udvalgte Nytaarsvers fra Theatret til Publicum. (Ein halbes Dutzend Neujahrsverse vom Theater an's Publikum.) Von Prof. Heiberg.

Den christelige Kirkets Historie til Selvunderviisning og Opbyggelse. (Christliche Kirchengeschichte zur Selstbelehrung und Erbauung evangelischer Christen.) Von W. Busch. Uebersetzt aus dem Deutschen von M. Paulsen.

Merope. — Von Voltaire. Uebersetzt von H. v. Buchwald.

England.

The music of nature. (Die natürliche Musik; oder Beweisführung, daß alles Leidenschaftliche und Anmuthige in den Künsten des Gesanges, der Rede und der Instrumentalmusik den Tönen der lebendigen Welt entlehnt ist.) Von William Gardiner. London, 1832.

Bekanntlich ist jeder Mißklang eine unaufgelöste Harmonie; dies will uns Herr Gardiner durch seine Abhandlung anschaulich machen, und es ist erfreulich, einen so enthusiastischen Freund der Musik mit diesem Gegenstand beschäftigt zu sehen. Sein Werk ist in der That von eigenthümlichem Interesse und hat eben so viel Treffliches als Mangelhaftes; es ist originell, ausschweifend, unzusammenhängend, unterhaltend, verwirrend und belehrend. Dabei enthält es eine Menge trefflicher Bemerkungen über die bekanntesten Musikstücke und über die beliebtesten Sänger und Instrumentalkünstler, von denen das Publikum diese Musik hat ausführen hören, so wie eine einsichtsvolle Kritik der Komponisten, ihrer Werke und der sie vortragenden Virtuosen. Daß die Ansichten hin und wieder ein wenig excentrisch sind, macht das Buch nur um so ergötzlicher. Es ganz durchzulesen, ohne die darin angegebenen Beispiele selbst auf einem Instrument zu experimentiren, möchte vielleicht etwas Ausdauer erfordern; thut man aber das Letztere daneben, so läßt sich keine schönere Unterhaltung denken; doch davon ist es schwer, eine Vorstellung zu geben, und es bleibt nichts übrig, als auf das Buch selbst zu verweisen, in dem alle Klänge der Natur erläutert und durch entsprechende Töne der künstlichen Musik wiedergegeben werden. Die ganze belebte Welt wird von dem Verfasser durchmustert: Bienen, Vögel, Streithähne, Esel, Pferde, Hunde, Fliegen, Kühe, schreiende und spielende Kinder, Pfauen, Tauben, Schaafe, das Geschrei der Furcht, der Hufschlag des galoppirenden Pferdes, das Anwehen des Feuers, der Klang eines falschen Schillings, der Ruf eines jungen Mädchens und tausenderlei andere Geräusche, Alles muß herhalten, um in einen bestimmten Ton übersetzt und zur Erklärung einer Aehnlichkeit oder eines Prinzips benutzt zu werden.

Herr Gardiner umfaßt so Mannigfaltiges in seinem Werk, daß man nicht im Stande ist, einen deutlichen Begriff von dem Inhalt desselben zu geben; so viel sind der Bemerkungen über die Eigenschaften des Ohrs, über Geräusch und Schall, über die redende und singende Stimme, über Zeitmaaß, Wohllaut, Melodie, Modulation, Rhythmus, Ausdruck und andere auf Theorie und Praxis der musikalischen Instrumente und der Musik selbst sich beziehende Gegenstände. Eine Uebersicht von diesem Allen würde aus der Beurtheilung des Werks ein eben so buntscheckiges Ding machen, als das Buch selbst es ist; es sind daher nur einzelne Auszüge beispielsweise hervorzuheben. So sagt der Verfasser unter Anderem von dem Gehör:

„Durch Uebung kann man die Schärfe des Gehörs zur höchsten Vollkommenheit bringen. Von der Lebhaftigkeit desselben hängt das Glück der Spieler und Diebe ab. Seit der Umprägung unserer Münzen haben dieselben durch genaue Gleichförmigkeit auch einerlei Klang erhalten, woran man ihre Aechtheit sogleich erkennen kann; die halben Kronen zum Beispiel haben den Ton des A im Alt. Die Wechsler verstehen sich ausgezeichnet auf diesen Klang und unterscheiden an der geringsten Abweichung von dem richtigen Ton das falsche Geldstück von dem ächten. Spieler können beim Aufwerfen und Niederfallen der Geldstücke an dem Klang errathen, auf welche Seite sie gefallen sind. Die Atmosphäre ist das große Medium, wodurch der Schall weiter geleitet wird; doch haben neuere Entdeckungen gezeigt, daß es andere Körper giebt, die ihn noch weit schneller fortleiten; wenn man z. B. an den Stiel einer Stimmgabel einen Bindfaden befestigt, das andere Ende der Schnur um den kleinen Finger wickelt und diesen ins Ohr steckt, die Stimmgabel aber an dem Faden in der Luft schwehen läßt, so hört man ein leises Geräusch auf 200 Ellen weit, welches von den Umstehenden gar nicht vernommen wird, laut und deutlich im Ohr klingen. Die Steinkohlenarbeiter können beim Graben aus dem bloßen Klang abnehmen, auf was für eine Schicht sie stoßen. Nach einer ganz neuen Entdeckung kann man durch Anlegung eines Hörrohrs an die Brust die Bewegungen des Herzens aufs genauste erforschen. Es giebt Personen, welche eine außerordentliche Fähigkeit besitzen, auch das leiseste Geräusch zu unterscheiden. Ein Freund von mir behauptete, er könne, wenn eine Fliege auf seiner Nachtmütze sitze, aus dem Schwirren ihrer Flügel ganz genau hören, wohin sie fliege."

Der Verfasser spricht mit großer Emphase von den Schettischen Gesängen, namentlich wegen der eigenthümlichen Einfachheit ihres Ausdrucks; er bezeichnet Braham als den ersten Tenoristen, der an Umfang, Kraft und Gediegenheit der Stimme alle Andere hinter

sich lasse; seiner Angabe nach, soll derselbe sich ein Kapital von 100,000 Pfund Sterling durch sein Talent erworben haben. Ueber Mistreß Salmon sagt er Folgendes: „Ihre Stimme hatte alle Farben des Regenbogens, und ihr größtes Talent bestand darin, stets die dem vorzutragenden Musikstück angemessenste Tonfarbe zu wählen; von Natur warm, funkelten ihre Töne in schönster Gluth; indeß verstand sie es auch, sie bis zum kühlen Schimmer des Mondstrahls herabschmelzen zu lassen." Von der Catalani heißt es: „Diese glanzendste Sängerin des Jahrhunderts besaß höchst mittelmäßige musikalische Kenntnisse, kaum so viel als eine Sängerin dritter Klasse; aber durch lebhafte Empfänglichkeit und feines Gefühl gelang es ihr, diese Mängel selbst vor dem Auge des Kenners zu verdecken. Sie wurde in Rom von ganz armen Eltern geboren; auf ihrer späteren Laufbahn aber besuchte sie alle Höfe Europens und wurde von Königen und Prinzen mit den reichsten Geschenken überschüttet. Nach ihrem ersten Besuch in England, der ihr über 90,000 Pfund einbrachte, kaufte sie ein brillantenes Halsband der Königin von Portugal für 16,000 Guineen und außerdem noch ein Diadem nebst Ohrringen für viertausend Guineen. Als sie Schätze genug an Geld und Juwelen gesammelt hatte, zog sie sich in ihr Geburtsland auf ihre dortige Villa zurück."

Unter Anderem giebt der Verfasser auch eine merkwürdige Erläuterung über Charakter und Farbe des Klanges der Blasinstrumente, von dem niedrigsten bis zum höchsten Ton; sie ist jedoch zu lang, als daß sie hier wiederholt werden könnte; dagegen mögen noch folgende einzelne fragmentarischt Auszüge eine Stelle finden:

„Wenn wir genau auf den Trab eines Pferdes oder auf den Tritt unserer eigenen Füße lauschen, so müssen wir bemerken, daß immer ein Fußtritt lauter ist als der andere, und dies ist das gewöhnliche Zeitmaaß des zwei oder vier Viertel-Taktes. Wenn wir aber auf den Gallopp eines Pferdes achten, so hören wir immer den dritten Tritt lauter als die beiden anderen schallen, weil dann der erste und dritte Fuß des Pferdes zu gleicher Zeit auftreten; dies giebt den Dreiviertel-Takt."

„Zur Zeit des Hippokrates machte der Puls in einer Minute wahrscheinlich nicht mehr als 60 Schläge, und daher kömmt unser kleinstes Zeittheil, der Moment oder die Sekunde, wodurch der Tag in 86,400 Abschnitte getheilt wird. So wie das menschliche Geschlecht sich verfeinert, mag wohl der Puls immer rascher schlagen; und so sehr gleichen wir einer Maschine, daß wir, gleich einer Uhr, desto schneller abgelaufen sind, je schneller wir gehen."

„Die leichteste und sicherste Art, in der Musik taktfest zu werden, ist, daß man in einem Konzert mit Mehreren spielt; und je größer das Orchester, desto sicherer kann man darauf rechnen, daß genau Takt gehalten wird. So hat man auch bemerkt, daß in den Uhrmacherläden alle Taschenuhren, die an einer und derselben Wand hängen oder auf demselben Brett liegen, so sympathetisch Takt halten, daß die vorlaufenden zurückbleiben und die zu langsam gehenden den anderen nacheilen, bis sie sämmtlich gleichen Schlag haben."

„Im Naturzustande bellt der Hund nie; er winselt nur, knurrt und heult; das Bellen findet man nur bei den gezähmten Hunden. Sonnini erzählt, daß die Schäferhunde in den Aegyptischen Wildnissen dieses Vermögen nicht besitzen; und Columbus fand, daß die Hunde, die er früher nach Amerika mitgenommen, späterhin ihre Neigung zum Bellen verloren hatten. Die Alten wußten dies auch schon, denn Jesaias vergleicht die blinden Wächter Israels mit diesen Thieren, welche stumm sind und nicht bellen können. Dagegen vergleicht David den Lärm seiner Feinde mit den Hunden der Stadt. Also ist das Bellen ein erworbenes Talent des Hundes, eine Anstrengung, zu sprechen, wozu er durch seinen Umgang mit Menschen geleitet wird. Es ist kein Zweifel, daß die Hunde in unserem Lande jetzt mehr bellen und sich weniger einander anfallen, als ehemals. Man kann dies wohl ohne Bedenken der fortgeschrittenen Bildung unter den niederen Ständen zuschreiben, die jetzt nicht mehr an Hundekämpfen und Dachsbalgereien, sondern an Spielen und Vergnügungen edlerer Art Geschmack finden; und gewiß hat die höhere Civilisation ihren Einfluß auch auf das Geschlecht der Hunde erstreckt, indem sie die natürliche Kampfbegierde überall unterdrückte, die zum Glück für die Welt sich jetzt mehr in Worten als in Schlägen Luft macht."

„Personen, die sich auf Vögel nicht verstehen, mögen glauben, daß alle von gleicher Art auch gleich singen; aber obgleich eine allgemeine Aehnlichkeit unter ihrem Gesang vorherrscht, so finden doch sehr mannigfaltige Schattirungen dabei statt. So ziehen die Londoner Vogel-Liebhaber den Gesang der Kentischen Stieglitze, der Efferischen Finken und der Surreyschen Nachtigallen dem der Middlesexischen vor. Diese Verschiedenheit kann mit den Abweichungen in den Mundarten der einzelnen Provinzen verglichen werden."

„Sonderbar ist es, daß oft gerade die ausgezeichnetsten Sänger hin und wieder den Fehler des Detonirens begehen. Gewöhnlich sind die kritischen Punkte, wo der Sänger falsch einsetzt, in der Terz, Quinte und Oktave. Diese Intervalle nämlich sind dieselben wie beim Sprechen, wo wir die Stimme instinktmäßig erheben und sinken lassen; deshalb ist man nachlässiger beim Singen derselben und achtet nicht so sehr auf sich; während die anderen Töne der Skala eine geistige Anstrengung und eine besondere Bildung der Stimme erfordern, weshalb sie auch mit größerem Bewußtseyn und eben darum richtiger gesungen werden."

„Die Jüdischen Jongleurs, die mit Degen, Bechern und Kugeln so außerordentliche Kunststücke machen, hängen mit dem Gelingen ihrer Darstellung ganz allein von dem Rythmus in ihrer Bewegung ab. Die Kugeln sind von verschiedener Schwere und werden mit einer genau abgemessenen Schnelligkeit geworfen, so daß sie nach dem Takt von Achteln und Sechzehnteln in die Hand zurückfallen; und da sie hohl sind, so geben sie beim Auffallen einen Klang von sich, der die Sicherheit des Jongleurs vermehrt."

Ueber die Violine macht der Verfasser folgende Bemerkungen: „Es sind jetzt hundert Jahre her, seit, nach Anton Wood's Bericht, zum ersten Mal in einem Violen-Konzert zu Oxford die Violine gespielt wurde; und alle Kenner, die damals zugegen waren, wollten nach genauer Prüfung in diesem Instrument ein bloßes Kinderspielzeug sehen, das man bei musikalischen Aufführungen niemals mit Erfolg werde gebrauchen können. Obgleich es der Viola in mancher Hinsicht glich, so meinten diese Kunstrichter doch, daß es, da das eigenthümliche Griffbrett der Viola daran fehlte, nie mit Sicherheit und Genauigkeit zu handhaben sey. Aber gerade die Beseitigung dieses mechanischen Hülfsmittels hat der Violine eine Kraft des Ausdrucks verliehen, wie ihn unsere Vorältern sich niemals träumen ließen. Die Violine wurde in Italien um das Jahr 1600 erfunden; aber am höchsten schätzt man diejenigen, welche ein halbes Jahrhundert später zu Cremona von den Gebrüdern A. und J. Amati und ihrem Altersgenossen Stradivarius verfertigt wurden. Diese Instrumente hält man für weit vorzüglicher, als alle seitdem fabrizirte, namentlich wohl wegen ihres hohen Alters. Die Amatischen Violinen sind etwas kleiner, als die jetzigen, und an dem außerordentlich weichen Ton sogleich zu erkennen. Die Stradivarischen sind größer und haben einen stärkeren Ton; sie werden so hoch geschätzt, daß man mitunter 200 Guineen für eine gezahlt hat. In den letzten 180 Jahren hat die Violine ihre Gestalt nicht verändert, aber die Kunst, sie zu spielen, hat bedeutende Fortschritte gemacht. Sie scheint namentlich mit der Ausbildung der weiblichen Stimme gleichen Schritt gehalten zu haben. Unter Corelli's und Tartini's Händen ahmte sie nur der Orgel und dem Klavier nach, obgleich sie zu Doppelgriffen und Arpeggien wenig geeignet ist. Später gab sie diese Künsteleien auf und gewann unter Geminiani's und Giardini's Händen an Leidenschaft und Einfachheit. Als Haydn die Kunst der Musik durch natürliche Klänge und Wendungen belebte, nahm eine melodische und einfache Musik die Stelle der gekünstelten ein. Da entfaltete auch die Violine alle ihre Kraft. Ihre großartige Wirkung machte sie zu dem bedeutendsten musikalischen Instrument und zu dem geeignetsten Mittel für Komponisten, ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken; aber die höchste Vollendung erreichte sie erst mit der Ausbildung der weiblichen Stimme. Aus dieser Quelle empfing sie ihre trefflichsten Lehren in Pathos und Ausdruck, so wie sie umgekehrt der weiblichen Stimme in Grazie der Ausführung als Vorbild diente. Die Violine hat einen größeren Umfang als die menschliche Stimme; sie umfaßt vier Oktaven, und da alle vier Saiten einen verschiedenartigen Ton haben, so kann man ihr gewissermaßen eine vierfache Wirkung beilegen. Die größte Gewalt dieses Instruments beruht jedoch auf dem Bogen, durch dessen verschiedene Haltung und Führung die Töne so verändert werden können, daß, nach der Behauptung der Französischen Schule, vermittelst des Bogens 54 verschiedene Spielarten eines und desselben Musikstückes möglich sind."

Zu bedauern ist es, daß Herr Gardiner auch die längst widerlegte lächerliche Geschichte von Paganini wiederholt, der seine ausgezeichnete Fertigkeit auf der Violine durch Uebung im Gefängniß erhalten habe, als er wegen Ermordung seiner Gattin eingekerkert gewesen sey; indeß verräth unser Verfasser überhaupt hin und wieder ein wenig Leichtglaubigkeit.

Hiermit möge der Bericht über dieses Werk geschlossen seyn; auf jeden Fall ist es dem Musik liebenden Publikum als eine sehr unterhaltende Lektüre und jedem Leser zu seiner Belehrung zu empfehlen.

(Litt. Gaz.)

Bibliographie.

The private correspondence. (Privat-Korrespondenz einer Dame von Ton.) 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Remember me. (Denke mein.) Zweite Serie. Pr. 4 Sh.

Alphabet of insects. (Alphabetisches Verzeichniß der Insekten ꝛc.) Pr. 2½ Sh.

Richard of York. (Richard von York.) Eine historische Novelle. 3 Bde. Pr. 24 Sh.

Guide to the isle of Wight. (Wegweiser nach der Insel Wight.) Pr. 8 Sh.

Simoni's hebrew lexicon. (Simoni's Hebräisches Wörterbuch.) Im Auszuge herausgegeben von C. Seager. Pr. 6 Sh.

The british birds. (Die Britischen Vögel.) Von Slaney. Pr. 4½ Sh.

On the horse's foot. (Ueber den Fuß der Pferde.) Von Turner Pr. 7 Sh.

Mannigfaltiges.

— Berühmter Rosenkranz. Der Herzog von Devonshire ist im Besitz des von Heinrich VIII. getragenen Rosenkranzes. Auf jeder der vier Seiten einer jeden Perle befindet sich ein kreisförmig ausgearbeitetes Tableau, welches eine Scene aus der heiligen Schrift darstellt. Diese eingegrabenen Arbeiten sind von ausgezeichneter Schönheit und Kunst und verleihen der Reliquie einen unschätzbaren Werth. Jede Gestalt ist ungeachtet des überaus kleinen Maaßstabes auf das vollendetste ausgeführt. Das Ganze ist nach einer Zeichnung des großen Meisters Holbein gearbeitet, der auch denselben Rosenkranz auf seinem Gemälde Heinrich's VIII. angebracht hat. Der Herzog bewahrt diese Reliquie unter einer gläsernen Glocke, so daß sie von Jedermann gesehen werden kann, aber doch gegen Beschädigung geschützt ist.

— Verbrauch von Spielkarten in Großbritanien. Aus einem offiziellen Bericht ergiebt sich, daß die Steuer auf Spielkarten in Großbritanien im Jahre 1827, als die Abgabe 2 Schilling

6 Pence von jedem Spiel betrug, der Regierung 20,864 Pfund Sterling 12 Schill. 6 Pce. einbrachte. Im Jahre 1828 wurde der Zoll auf 1 Schilling für das Spiel herabgesetzt, und die Einnahme belief sich auf 17,365 Pfund; es wurden also noch einmal so viel Karten verbraucht, als im vorhergegangenen Jahre. Von da an nahm der Ertrag der Steuern jährlich ab, und im vorigen Jahre belief er sich nur noch auf 14,400 Pfund 2 Schilling. In Irland betrug diese Steuer im Jahre 1827, als 2 Schill. 6 P. von dem Spiel entrichtet wurden, 1,001 Pfd. 12 Sch. 6 P. Im Jahre 1829, wo die Steuer 1 Schilling vom Spiel betrug, belief sich ihr Gesammtbetrag auf 403 Pfd. 11 Sh. Der Verbrauch von Karten war sich also gleich geblieben. Im vorigen Jahr aber betrug die Einnahme dort nur noch 108 Pfd. 18 Schill. Hieraus geht hervor, daß das Kartenspiel zwar auch in England, aber in Irland noch bei weitem mehr abgenommen hat. (N. M. Mag.)

— Honorar für die Werke Lord Byrons. Der Buchhändler Murray hat für die einzelnen Werke des großen Dichters, die jetzt in einer überaus geschmackvollen Gesammt-Ausgabe bei ihm erscheinen, nicht weniger als 23,540 Pfd. Sterl. Honorar bezahlt. Interessant ist die Skala, wonach die zu verschiedenen Zeiten erschienenen Dichtungen, je nachdem der Dichter immer berühmter wurde, auch um so theurer bezahlt wurden. Während der Buchhändler den ersten und den zweiten Theil von „Childe Harold" zusammen für 600 Pfd. erhielt, mußte er für den dritten allein, der bei weitem später erschien 1575 Pfd *) und für den vierten gar 2100 Pfd. bezahlen. Folgendes sind die übrigen Preise: Giaour 525, Braut von Abydos 525, Korsar 525, Lara 700, Belagerung von Korinth 525, Parisina 525, Tasso's Klage 315, Manfred 315, Don Juan I. II. 1525, Desgleichen III. IV. V 1525, Doge von Venedig, 1050, Sardanapalus, Kain und Foscari 1100, Mazeppa 525, Gefangener von Chillon 525, Verschiedenes 450; mehrere Gedichte zusammen (darunter die „Stunden der Muße" „Englische Barden und Schottische Reviewer", „Himmel und Erde" u. s. w.) 3885, und endlich Lord Byrons Leben, von Thomas Moore, 4 00 Pfd.

— Buchhändler-Thätigkeit. Der Buchhändler Niccolo Bettoni in Mailand hat (wie das Leo di Milano erzählt) im Verlaufe von 25 Jahren ungefähr fünf Millionen Bände in den ihm gehörenden fünf Buchdruckereien zu Brescia, Padua, Mayland, Udine, Capodistria und Portogruaro drucken lassen — bedeutend mehr Bücher also, als es Köpfe in den Bezirken dieser Städte giebt, die überhaupt lesen können. Der Unermüdliche ist jedoch damit noch nicht zufrieden, und hat so eben folgende Verlagswerke angekündigt, die wiederum etwa 150,000 Bände, welche binnen 2 Jahren erscheinen sollen, ergeben dürften. Es werden nämlich bei Bettoni in mehr oder minder starken Auflagen herauskommen: 1) Corso di studi per la gioventù italiana. (Studien-Kursus für die Italiänische Jugend.) 50 Bände zu 360 S., deren jeder 3 Lire kosten wird. — 2) Biblioteca del cuore. (Bibliothek für das Herz.) 12 Bde. [von denen 2 bereits erschienen sind.] à 3 Lire. — 3) Biblioteca degli artisti (Künstler-Bibliothek.) Drei verschiedene Serien [Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst], deren jede aus 20 Bänden besteht. Pr. jedes Bandes 3 Lire. — 4) Fasti musicali italiani. (Lebensbeschreibungen und Bildnisse von Rossini, Judith Pasta und Paganini.) Pr. 9 Lire. — 5) Pantheon veneziano. (Bildnisse 12 berühmter Venetianer, nebst Abrissen von ihrem Leben.) Pr. jedes Bildnisses 3 Lire. — Daß ein großer Theil dieser Werke aus Nachdruck besteht — dessen sich in Italien überhaupt kein Buchhändler schämt —, macht zwar solche Unternehmungen leichter und ihren Umfang begreiflicher; gefährlich scheinen sie aber darum doch zu seyn, wie dies schon das Motto: „Da, ubi consistam" andeutet, welches der Verleger seiner Ankündigung der Künstler-Bibliothek, als Bitte an das Publikum, vorgesetzt hat; auch soll derselbe, ungeachtet seiner „fünf Millionen", kein Millionär seyn, wie man dies aus so bedeutenden Unternehmungen sollte schließen können.

— Bellini in seiner Vaterstadt. Der in kurzer Zeit berühmt gewordene Komponist des „Piraten", der „Unbekannten", der „Capuleti und Montecchi" (die beiden letzten Opern sind auch bereits in Berlin mit Beifall gegeben worden) und mehrerer anderen musikalischen Werke, machte im Monat Mai seiner Vaterstadt Catania in Sicilien einen Besuch, der in der stolzen kleinen Stadt die ihren berühmten Mitbürger früher schon durch Uebersendung einer goldenen Denkmünze geehrt hatte, mit großem Jubel aufgenommen wurde. Der Fürst von Manganelli fuhr, als erste Magistratsperson des Orts, dem Ankommenden entgegen und führte ihn in seinem eigenen Wagen, unter lauten Willkommungs-Rufen der Einwohner, nach der väterlichen Wohnung. Im Theater, wo Bellini in der Loge des Intendanten saß, wurde er durch lebhafte Acclamationen begrüßt, die sich noch verstärkten, als einige Stücke aus dem „Pirata" und der „Straniera" gesungen wurden. Bellini hat in seiner Vaterstadt Catania auch bereits einen Nacheiferer in dem jungen Antonio Coppola gefunden, dessen erste vielversprechende Oper „Achill" nächstens im Theater del Fondo zu Neapel gegeben werden soll. (Antologia di Firenze.)

— Ein Bild von Bombay. Diese Stadt liegt bekanntlich auf einem Eilande, das durch eine Meerenge von dem Festlande getrennt wird. Mit den benachbarten kleinen Inseln bildet es einen der schönsten Häfen Ostindiens. Am südwestlichen Ende steht die Festung, zu der eine große Esplanade führt. Nordwestlich ziehen große Wälder von Kokospalmen, mit zerstreuten Wohnungen von Eingebornen, welche das Dorf Dschergaon bilden. An den Gestaden einer kleinen Bucht im Süden dieses Dorfes findet man die Begräbnißplätze der Englischen, Schottischen und Römisch-katholischen Einwohner. Ebendaselbst verbrennen die Hindu's ihre Todten und beerdigen die Muhamedaner die Übrigen. Am Ende der Hochstraße, die von dem Fort nach Dschergaon führt, beginnt eine Landzunge, die das Vorgebirge Malabar Hill bildet, und sich etwa zwei Englische Meilen südwestlich erstreckt. Geräumige und wohlgebaute Landstraßen laufen von beiden Seiten des Kap nach einer der Residenzen des Statthalters von Bombay und nach dem Dorfe Wallischwer. Dies Dorf ist ein schönes Muster unverdorbener Indischer Sitten. Obgleich auf einer volkreichen Insel gelegen, genießt es doch einer ungestörten Ruhe, wie man sie selten beobachtet. Es enthält mehrere Tempel und ist rund um einen großen schönen Teich gebaut. Hier führen Brahmanen ihr angenehmstes Leben. Die Gebräuche der Religion sind ihr Geschäft; literarische und beschauliche Indolenz ihre negativen Genüsse. Man sagt, daß Einige von ihnen an diesem Orte ein hohes Alter erreicht haben, ohne jemals die so nahe liegende Stadt Bombay zu besuchen. Wohlhabende und fromme Leute machen diesen Philosophen von Zeit zu Zeit Besuche, und ziehen Trost oder sittlichen Gewinn anderer Art aus ihren weisen Rathschlägen. Am äußersten Ende des Vorgebirges ist eine enge Felsenkluft, von den Eingebornen Yoni genannt, welcher die Kraft zugeschrieben wird, den, der sie passirt, wieder zu verjüngen. Man steigt auf Stufen, die in rauhe Felsen gehauen sind, zu der Kluft hinab, und dann ist es nothwendig, sich mit vorgestreckten Armen durch die Oeffnung aufwärts zu schieben. Es gehört einige Kunst zur Ausführung dieser Passage; denn Leute von bedeutender Wohlbeleibtheit haben sie bewerkstelligt, während es Anderen, die schlanker waren, mißlang. Mancher fromme Pilger versucht sich an diesem sonderbaren Paß, und man erzählt sogar, daß Sivadschi, der kühne Stifter des Mahratten-Staates, zu einer Zeit, wo die Entdeckung seiner Person ihm dem Untergang gebracht hatte, sich heimlich auf die Insel Bombay stahl, um der Wohlthat des wirksamen Durchzuges theilhaftig zu werden. Auf dem Gipfel des Malabar Hill haben die feueranbetenden Parsen ihren Gottesacker, eine kreisförmige mit einer Mauer umgebene Grube, auf deren schiefen Rändern aus Steinen der Leichnam gelegt wird, und den zahlreichen Geiern, welche die benachbarten Palmbäume bewohnen, zur Nahrung dient. — Eine allgemeine Uebersicht der Insel ergiebt das Resultat, daß die meisten Landstraßen so vortrefflich und massiv angelegt sind, als in irgend einem Theile der Welt; daß die Landschaft keineswegs so gut oder so allgemein angebaut ist, als möglich wäre, und die Pracht der Paläste zu der Masse des Schmutzes und Elends in keinem Verhältnisse steht. Jedoch nehmen sich viele Gegenden sehr malerisch und erfreulich aus, und man räumt bei Errichtung von Gebäuden der äußerlichen Pracht und Zierlichkeit nur so viel ein, als mit Gesundheit und Wohlbehagen verträglich ist. — Das jugendliche Alter, in dem viele, oft nur halb erzogene Europäer hierher kommen, und die geringe äußere Veranlassung zu ihrer weiteren Bildung ist den geistigen Fortschritten nicht günstig. Es herrscht unter den Bewohnern sehr viel heitere Geselligkeit und eine allgemeine Gastfreundschaft, die ohne Unterschied gegen Jedermann ausgeübt wird; was freilich den Nachtheil hat, daß der Mensch nicht nach seinem individuellen Werthe geschätzt werden, und keine innige Freundschaft bestehen kann. (E. I. Mag.)

— Ein Archiv für Reisende. Der Französische Weltumsegler Bougainville, der auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1767 die Magellans-Straße passirte, legte auf dem Gipfel des Kreuzgebirges, welches sich bei Port Gallant dicht am Gestade 2400 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, einen Bericht über seine Reise nieder. Der Ort war hierzu sehr treffend gewählt, weil die inselartige Lage und die steile Höhe diesen Berggipfel zu einem Richtpunkt machen, der fast überall von der Meerenge aus zu sehen ist. Als in den Jahren 1786 bis 1789 Don Antonio de Cordova auf Befehl der Spanischen Regierung die Magellans-Straße untersuchen mußte, fanden seine Offiziere das von Bougainville dort zurückgelassene Dokument. Sie folgten dem Beispiel jenes Reisenden und deponirten die Papiere, welche ihren Bericht enthielten, nebst dem Bougainvilleschen, an der Stelle, wo sie diesen letzteren gefunden hatten, auf dem höchsten Gipfel des Gebirges. Aber diese Aktenstücke sollten nicht lange ungestört dort bleiben, denn bei der neuesten Entdeckungreise des Capitain King, welche auf dem „Adventure" und dem „Beagle" unternommen wurde, fanden einige von seinen Leuten bei einem Streifzuge auf dem Bergesgipfel zufällig eine zerbrochene Flasche und nicht weit davon eine Papierrolle. Sie brachten diese dem Befehlshaber, und man entdeckte, obwohl mit einiger Schwierigkeit, da das Dokument in Lateinischer Sprache geschrieben war und durch die Witterung sehr gelitten hatte, daß es die Berichte der früheren Reisenden waren. Auch fand man eine kleine Münze in der Flasche. Da die Berichte so beschädigt waren, daß sie künftigen Seglern nichts mehr nutzen konnten, so ließ Capitain King auf Pergament Abschriften davon anfertigen und dieselben nebst der Münze auf eben die Stelle hoch auf dem Bergesgipfel niederlegen, wo sie gefunden worden; der Ort wurde aber durch einen großen Steinhaufen für spätere Reisende bemerklicher gemacht. Ueberdies fügte man zu Bougainville's und Cordova's Berichten noch denjenigen über die Reise des „Adventure" und des „Beagle" hinzu; die Original-Dokumente aber wurden auf Befehl der Lord-Kommissarien der Admiralität vor kurzem in dem Britischen Museum aufbewahrt. (N. M. Mag.)

*) 1500 Guineen; hiernach sind auch die übrigen hier vorkommenden unrunden Zahlen leicht in runde zu verwandeln.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Montag den 30. Juli 1832.

Frankreich.

Napoleon in Jaffa.

Auszug aus der „Wissenschaftlichen und militairischen Geschichte der Französischen Expedition nach Aegypten."

Drückende Sorgen lasteten auf Bonaparte während seines kurzen Aufenthaltes in Jaffa. Die Pest, deren Samen in dieser Stadt gelassen worden war, hatte sich daselbst mit einer furchtbaren Heftigkeit entwickelt. Aerzte, Krankenpfleger — Alles war unterlegen, und bei dem Einmarsch der Belagerungs-Truppen zählte man noch 170 Kranke in dem Hospital. Am anderen Tage stieg diese Zahl durch das Hinzukommen der zu Lande von Saint-Jean-d'Acre oder zu Wasser von Tentourah angekommenen Pestkranken auf 250. Bevor man Jaffa verließ, mußte man einen Entschluß in Bezug auf diese Unglücklichen fassen, und der Ober-General sorgte dafür.

Wir werden nun von einer Thatsache reden, die viele Leidenschaften aufgeregt und zu mancher Kontroverse Anlaß gegeben hat. Es würde dieselbe vielleicht von geringerer Wichtigkeit seyn, wenn man mit weniger Hartnäckigkeit auf dem Gegenstand beharrt hätte; aber von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, wohin man ihn gestellt hat, ist er von der größten Wichtigkeit geworden, und die Geschichte muß, indem sie diese zarte Frage berührt, die ganze Wahrheit sagen. Zuvörderst muß man aber, inmitten der widersprechenden Behauptungen, die offiziellen Aktenstücke reden lassen, um dann zu den Privat-Meinungen überzugehen.

Es war die erste Sorge Bonaparte's bei seiner Ankunft vor Jaffa gewesen, den Ordonnateur en Chef, Herrn von Aure, zu sich rufen zu lassen, um mit ihm die Mittel zur Räumung zu berathen. Der Transport von 2000 Verwundeten oder Pestkranken bot keine geringe Schwierigkeiten dar. Um denselben zu bewirken, standen zwei Wege offen; der eine zur See nach Damiette, der andere zu Lande nach El-Arych; man mußte sich aber überzeugen, ob zu diesem Zweck hinreichend Schiffe, Tragbahren, Pferde, Lebensmittel, Arzneien und Sanitäts-Beamte vorhanden waren. — Herr von Aure erfüllte mit Eifer und Muth einen Auftrag, der seine Gefahren hatte. In Begleitung des General-Adjutanten Leturq und der Kriegs-Commissaire Signoret und Villard nahm er Alles selbst in Augenschein. Er untersuchte persönlich die Feld-Lazarethe, überzeugte sich von der Zahl der Kranken und Verwundeten, die den Transport würden aushalten können, und ordnete die ersten Vorbereitungen zu der doppelten Räumung an. Diejenige Abtheilung, welche nach Damiette unter Segel gehen sollte, bestand aus 7 kleinen Schiffen, die sich in dem Hafen von Jaffa befanden und von dem Admiral Gantheaume zur Verfügung der Armee gestellt worden waren. Diese Fahrzeuge, von Offizieren der Französischen Marine kommandirt, waren die Gabarre „la Fortune", die Schaluppe „Helene" und die Barken No. 1, 3, 4, 5 und 6. Sie wurden auf sechs Tage mit Lebensmitteln versehen, und man brachte die wenigen Arzneien, die noch vorhanden waren, an Bord derselben.

Was die Sanitäts-Beamten betraf, so fanden sich in dem Hospital zu Jaffa keine mehr vor; sie waren Alle an der Pest gestorben. Unter diesen Umständen bezeichneten Larrey und Desgenettes die Herren Rosel, André, Lagier, Javanat, Leclerc, Gieze und Morangere, die sämmtlich den Feld-Lazarethen und dem Armee-Corps angehörten, als Begleiter; sie wurden, nebst den Beamten des Hospitals, auf die Schiffe vertheilt. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, segelte die kleine Flotte unter Leitung des Kriegs-Commissairs Alphonse Colbert von Jaffa ab.

Die Räumung zu Lande ging unter den Befehlen des General-Adjutanten Boyer vor sich und wurde von dem 2ten Bataillon der 29sten Halb-Brigade eskortirt. Der Kriegs-Commissair Grobert wurde mit der Polizei des Transports beauftragt, welcher ohne Unfall an dem Orte seiner Bestimmung anlangte. Fünfhundert Verwundete oder Kranke wurden auf dem ersten dieser beiden Wege befördert, der Rest auf dem anderen. Wenn man die Dokumente vor sich hat, welche die Wichtigkeit dieser Räumungen darthun, so ersieht man daraus leicht, daß von den 250 Pestkranken im Hospital von Jaffa Alle, welche sich noch nicht im letzten Stadium der Krankheit befanden, auf jenen beiden Wegen abgeführt wurden. Nachdem auf diese Weise 200 Kranke entfernt worden waren, hatte man noch ungefähr 50 Sterbende vor sich, deren Zustand auch nicht die mindeste Hoffnung gab, und deren Auflösung man stündlich erwarten mußte.

Bonaparte befand sich in großer Verlegenheit. Schon bei einer ähnlichen Gelegenheit, als er Saint-Jean-d'Acre verließ, hatte er mit dem Ober-Arzt Desgenettes eine vertrauliche Unterredung gehabt, die ihn hätte zurückhalten müssen, sich demselben zu eröffnen, wenn er auch die Absicht dazu gehabt hätte. Damals hatte es sich, wie jetzt, darum gehandelt, ob es nicht im Interesse der Mehrheit nützlich, ja moralisch sey, einige Soldaten aufzuopfern; ob die Verantwortlichkeit nicht größer sey, wenn man die Armee beständig der Dezimirung aussetze, als wenn man dem Uebel durch ein einmaliges Opfer Einhalt thue! In dem Laufe der Unterredung war Napoleon so weit gegangen, die Frage wegen der Vergiftung anzuregen. — „An Ihrer Stelle", sagte er, „würde ich den Leiden unserer Pestkranken und den Gefahren, womit sie uns bedrohen, durch Opium mit einem Male ein Ende machen." — „General", antwortete Desgenettes, „meine Pflicht heischt, zu erhalten, aber nicht zu zerstören." — Nach dieser Antwort bestand Napoleon nicht länger auf seinem Plan und begnügte sich damit, mit einer Mischung von Ironie und Freundlichkeit zu sagen: „Ich hatte eine ganz andere Ansicht von Ihren philosophischen Grundsätzen gefaßt, Doktor, und ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Uebrigens will ich Ihren Widerwillen keineswegs zu besiegen suchen; was ich aber so eben für Andere gerathen habe, das würde ich in gleichem Falle für mich selbst verlangen." — Nach dieser Unterredung konnte Napoleon dem Ober-Arzte eine zweite Eröffnung der Art nicht machen. Auch blieb sie die einzige und erlangte auch nur Wichtigkeit durch die Folgen, welche man später daraus ziehen wollte.

Herr von Aure legte dem General Rechenschaft von dem Resultat seiner gefahrvollen Sendung ab und schilderte ihm die Verlegenheit, in der er sich in Betreff der 50 nicht zu transportirenden Pestkranken befände; er sprach davon, sie unter den Schutz des Sir Sidney Smith zu stellen und ihm einen Parlamentair zu senden, um eine Sicherheits-Wache zu verlangen. Dieses Mittel war Bonaparte zuwider; sein Haß gegen den Kommodore war noch zu lebhaft, als daß er sich hätte herablassen können, einen Dienst von ihm zu verlangen; und wenn er auch diesen Widerwillen besiegt hätte, so war doch die Englische Flotte zu weit entfernt, um durch diesen Schritt so schnell einen Erfolg erwarten zu können, wie die Umstände es verlangten.

Unterdessen nahm die Zahl der Kranken allmälig ab, und am 8ten Prairial (26. Mai) waren nur noch 25 oder 30 vorhanden. Was ist aus ihnen geworden? — Hier muß die Frage aus einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. Die Anschuldigung der Engländer hat sich in Nichts aufgelöst. Der abgeschmackten Zahlen-Angabe und den noch abgeschmackteren Details derselben ist ihr Recht widerfahren. Nachdem wir die fremde Verleumdung hinter uns haben, kommen wir zu den vaterländischen Anschuldigungen. Diese sind bedeutender und bestimmter; sie bewegen sich in einer weniger übertriebenen Zahl und haben bis auf diesen Tag die Gemüther getheilt. Unter den Zelten Aegypten's vor der Abreise Napoleon's erzeugt, wurden sie Anfangs nur schüchtern und mit Scheu geäußert; aber als er plötzlich die Afrikanische Erde verlassen hatte, nährten sie sich von allen bisher unterdrückten Empfindungen des Unwillens und der Täuschung, gewannen immer mehr Glauben und wurden endlich für unbestreitbare Wahrheiten gehalten.

Diese Anschuldigungen, ohne irgend etwas zu verbergen oder hinzuzufügen, waren folgende: — Man sagte, daß Bonaparte bis zur letzten Stunde seines Aufenthaltes in Jaffa nicht gewußt habe, was er hinsichtlich der 25 Unglücklichen beschließen solle, die mit dem Tode kämpften. Endlich, sey es, daß er sie den Grausamkeiten der Türken entreißen wollte, sey es, daß ihm daran gelegen war, keine lebende Franzosen in den Händen des Feindes zu lassen, habe er den Ober-Pharmaceuten Royer, der wegen Kassen-Diebstahls hätte erschossen werden sollen, rufen lassen und ihm den förmlichen Befehl ertheilt, jenen Kranken Opium zu reichen. Dieses Opium, fügte man hinzu, sey durch den Türkischen Arzt Mustapha Hadschi geliefert worden, der bei der Einnahme von Jaffa zum Gefangenen gemacht worden war und von Konstantinopel ungefähr 6 Litres Sydenham'sches Laudanum mitgebracht hatte. Royer habe sich desselben bemächtigt und es den bezeichneten Schlachtopfern zu trinken gegeben. Funfzehn seyen davon gestorben; aber auf die Uebrigen habe das Gift eine so seltsame Wirkung hervorgebracht, daß eine Krisis dadurch entstanden sey, die ihnen das Leben gerettet habe. Mehrere Augenzeugen versichern, zwei oder drei jener Pestkranken, die dem Tode wie durch ein Wunder entronnen wären, später in El-Arych wiedergesehen zu haben. Vollkommen geheilt,

hätten sie doch immer in den Gliedern die krampfhaften Zuckungen empfunden, welche eine Folge vom starken Gebrauch des Opiums sind.

Dies ist die gewöhnliche Erzählung, die, wir müssen es gestehen, als die wahrste angenommen wird. Wenn man diese extreme Maaßregel, so wie sie dargestellt wird, vertheidigen wollte, so würde es an Argumenten dazu nicht fehlen. Bevor man auf eine entschiedene und strenge Weise über die Moralität einer That urtheilt, muß man sich vor allen Dingen die Eindrücke und die Nothwendigkeiten des Augenblickes vergegenwärtigen. Man müßte sich also in diesem Falle wieder vor die abschreckenden Kranken stellen, welche kein Soldat berühren wollte, die unterweges sterben mußten und der Armee den Samen einer Krankheit nachgeschleppt haben würden, die ihren gefährlichsten Grad erreicht hatte; man müßte sich die Schwierigkeit des Transports, die grausame Lage dieser Unglücklichen, wenn sie erfahren hätten, daß man sie verlassen wollte, das Schicksal, welches ihrer bei der Ankunft der Türken harrte, ausmalen und sich alsdann fragen, ob, wenn man für das Leben von 10,000 Menschen verantwortlich gewesen wäre, man eben so wie Bonaparte oder anders gehandelt haben würde!

Indessen bestehen wir nicht auf diesem Satz, denn wir gehen von einem anderen Gesichtspunkt aus. Die Bonaparte zugeschriebene Handlung bedarf keiner Rechtfertigung, weil sie niemals stattgefunden hat; der an Royer ertheilte Befehl, das beigebrachte Opium, die durch eine Art von Wunder geheilten Krankheiten, — alles das existirt nur in leichtgläubigen Köpfen oder auf übelwollenden Zungen. Aufgefordert, unsere Meinung über diesen streitigen Punkt abzugeben, haben wir uns mit allen schriftlichen Aktenstücken umgeben, alle offizielle Dokumente durchblättert, alle Meinungen und alle Zeugnisse zusammengefaßt; wir sind, mit einem Worte, in das tiefste Innere dieser geschichtlichen Frage gedrungen; und heute, inmitten der widerstreitenden Behauptungen, die Hand auf's Herz, wie eine Jury urtheilend, sagen wir: Nein, es hat keine Vergiftung in dem Hospital zu Jaffa stattgefunden. Nein, Bonaparte hat den Befehl, den man ihm zur Last legt, nicht gegeben! — Wir wollen die Elemente entwickeln, auf die unsere Ueberzeugung gegründet ist.

Das Hospital zu Jaffa, seit längerer Zeit von Aerzten und Krankenwärtern entblößt, war bei der Rückkehr der Expeditions-Armee eine Art verwünschter Aufenthalt, ein Sammelpunkt der Ansteckung, wo die Soldaten verlassen starben. Seit mehreren Tagen hatte jede Art von Dienst in demselben aufgehört, und an der Seite der Kranken und Sterbenden lagen verwelkte Leichname. In diesem mit pestilenzialischen Dünsten angefüllten Raume drohte ein fast unvermeidlicher Tod Jedem, der Ergebenheit und Muth genug hatte, sich hineinzubegeben. Bei der Ankunft Bonaparte's war der Anblick des Lokals so schauderhaft geworden, daß alle die, die noch so viel Kraft hatten, sich hinauszuschleppen, dem General-Chirurgus zu Füßen fielen und um Mitleid flehten. Larrey beruhigte sie, versprach ihnen Hülfe, und da auf dem Boden gerade Bandagen ausgebreitet lagen, die den Verwundeten zum Verband gedient hatten, so rieth er ihnen, sich die Füße damit zu umwickeln. Dies thaten sie, und da man sie nun für Verwundete hielt, so fanden sie leichter Soldaten, die sich ihrem Transport unterzogen.

Alles, was daher im Hospital blieb, hatte die kritischste Periode der Krankheit erreicht. Die Pest wurde daselbst aus jedem Munde enthaucht, strömte aus allen Poren, träufelte aus allen Beulen; es war kein Krankenhaus mehr, sondern eine Morgue, ein anatomisches Theater. Und man will annehmen, daß sich ein Mensch gefunden habe, der zur Vollführung des Bösen kühn genug gewesen wäre, in diesen verpesteten Saal einzutreten und daselbst einen langen und empörenden Auftrag auszuführen, sich an jedem einzelnen Bette der dreißig Kranken aufzuhalten, jedem sein Getränk zuzumessen, ihm gewaltsam den Mund zu öffnen und ihn mit Gewalt oder gutwillig den Tod trinken zu lassen? Einer solchen eben so furchtbaren als gefährlichen Rolle war nicht der Erste der Beste gewachsen, und man hätte lange suchen können, ehe man Jemand dazu gefunden hätte.

Man nennt Royer; denn zu diesem Werke bedurfte man eines Arbeiters, der desselben würdig war. Aber die ganze Armee weiß, daß Royer nur ein elender Feigling war, eben so verzagt als habgierig, der das Leben noch lieber hatte, als das Geld. Seit dem Tage, wo das Mitleid seiner Kollegen ihn dem verdienten Tode entriß, würde Royer nicht gewagt haben, vor dem Ober-General zu erscheinen, noch weit weniger den Mund in seiner Gegenwart zu öffnen, einen Rath zu ertheilen, — er, ein begnadigter Verbrecher! Und Napoleon seinerseits verachtete diesen Menschen zu sehr, um sich seiner Vermittelung, selbst bei einer schlechten Handlung, zu bedienen. Seit die Pest in den Hospitälern ausgebrochen war, setzte Royer keinen Fuß mehr hinein. Er sorgte nur für seine Gesundheit oder für seine Geschäfte und schlug seine Wohnung mitten unter den Marketendern auf, in deren Gesellschaft er lebte, und mit denen er seine Schacherein fortsetzte. Als die Armee vor Jaffa Halt machte, blieb Royer seiner neuen Lebensweise getreu und kam sogar nicht nach der Stadt. Und dies ist der Mensch, den man vorschiebt, den man mit Gewalt zu einem Vampyr, zu einem Melodramen-Helden machen will; diesen Royer, der bei der ersten Eröffnung eines so gefährlichen Auftrages erschrocken bis in die Wüste geflohen seyn würde?!

Wenn auch diese Unmöglichkeit nicht genügte, um die Fabel der Vergiftung zu widerlegen, so könnte man fragen, wie sich gerade 6 Litres Sydenham'sches Laudanum in der Tasche eines Türkischen Doktors vorfanden, während alle Sanitäts-Beamten sich seit zwei Monaten über den gänzlichen Mangel an Arzneien beklagten und Saint-Ours, der in Jaffa geblieben, in seiner Korrespondenz mit Desgenettes häufig auf diesen Punkt zurückgekommen war. Wie ging es ferner zu, daß das Opium des Türkischen Arztes eine flüssige Zubereitung war, da die Türken ihn doch nur im kompakten Zustande gebrauchen! Eben so kann man behaupten, daß die Geschichte mit den in El-Arych angetroffenen geheilten Soldaten, die an krampfhaften Zuckungen in den Gliedern gelitten haben sollen, eine mindestens gewagte Behauptung ist, weil die ganze Armee zu verschiedenen Malen von dem General-Chirurgus inspizirt wurde und sich dabei kein einziges Beispiel dieser krankhaften Zufälle darbot. So hält die Thatsache, in ihren Haupt-Umständen gleich von Hause aus umgestoßen, auch die Untersuchung der Details auf keine Weise aus. — Von diesen materiellen Beweisen wollen wir nun zu den noch entscheidenderen moralischen Rücksichten übergehen.

Vor allen Dingen muß man Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man ihn in den vierzehn Jahren seiner Allmacht jeder Grausamkeit abgeneigt fand. Ein logischer Geist, wie der seinige, wollte, daß jede seiner Handlungen, gut oder schlecht, einen Gedanken, eine Absicht in sich enthalte. Was konnte nun aber der Zweck, die Absicht dieser Vergiftung seyn? Man stimmt darin überein, daß sich die Kranken in einem hoffnungslosen Zustande befanden, daß sie nicht zu transportiren, daß sie sterbend waren. Welchen Vortheil, welchen Nutzen konnte er dabei finden, Leichname zu tödten? Hoffte Bonaparte sich dadurch von der Pest zu befreien? Andere Pestkranke befanden sich ja schon unterweges; und wenn auch die Kranken in Jaffa die Einzigen gewesen wären, entledigte man sich alsdann der Seuche nicht eben so gut, wenn man sie der Discretion des Feindes überließ? Man that sogar noch mehr, man hinterließ ihm den Samen der Ansteckung.

Napoleon hat außerdem die Thatsache der Vergiftung geläugnet, und heute, wo diese wunderbare Natur vom Erdball verschwunden ist, verdienen seine Worte wohl, daß man ihnen Aufmerksamkeit schenkt. Zu verschiedenen Malen, in Gegenwart von Fremden oder von Vertrauten, hat er seine ganze Ansicht über diesen Gegenstand ausgesprochen; auf der Insel Elba gegen einen Lord, der ihn besuchte*); in St. Helena gegen den Dr. O'Meara**) und gegen den Grafen Las Cases***). Bonaparte ließ sich auf die kleinsten Details ein und erzählte das Ereigniß mit Hülfe seines klaren und wunderbaren Gedächtnisses auf das Genaueste. Seiner Angabe nach blieben nur 7 Pestkranke im Hospital zu Jaffa zurück, welche, mit Ausnahme von Einem oder Zwei, die Sir Sidney Smith noch antraf, an ihrem Uebel starben. Uebrigens behauptete er, daß die Vergiftung in dem Zustande, worin sich diese Unglücklichen befanden, eine gute Handlung, eine Wohlthat gewesen wäre, die er für seinen eigenen Sohn angerathen haben würde. „Aber", fügte er hinzu, „die Umstände befahlen diese Maaßregel nicht; und wenn dieselbe nothwendig gewesen wäre, so würde ich sie sicherlich nicht aus eigener Bewegung unternommen haben. Es würde ein Kriegs-Rath versammelt worden seyn, und wenn in demselben, nach einer freien Berathung, die Forderung eines solchen Opfers die Mehrheit der Stimmen gehabt hätte, so würde ich, weit entfernt, ein Geheimniß daraus zu machen, die Armee durch einen Tages-Befehl davon in Kenntniß gesetzt haben."

Nach allem diesem bleibt eine Sache unerklärlich: daß eine so notorisch falsche, so aller Beweise entblößte, so leicht zu widerlegende Thatsache Glauben in der Armee gefunden hat und noch in unseren Tagen der Gegenstand hartnäckiger Kontroverse geblieben ist. Folgendes ist die Lösung dieses Räthsels:

Einige Monate nach dem Syrischen Feldzuge, als Bonaparte Aegypten verlassen hatte, war das Gemurre gegen den General, der so plötzlich den Schauplatz verließ, sehr groß. Der Zorn war neu, der Unwille lebendig, der Haß triumphirend. Damals trat die Spaltung ein, wovon sich früher schon Symptome kund gegeben hatten; die Armee theilte sich in zwei streng gesonderte Hälften: Kolonisten und Anti-Kolonisten. Die Ersten waren der Kern der alten Italiänischen Armee und auch dem abwesenden Napoleon ergeben; die Anderen Bruchstücke der Rhein-Armee, Anhänger seines Nachfolgers Kleber. Mit diesen verband sich Royer, und um sich in ihren Augen einige Wichtigkeit zu geben, benutzte er die dumpfen Gerüchte, welche über die vertrauliche Unterredung Napoleons mit Desgenettes in Umlauf waren, und erklärte sich für das passive Instrument einer Vergiftung, deren thätiger Anstifter Bonaparte gewesen sey. Hierdurch rächte er sich zu gleicher Zeit an dem Mann, der ihn zum Tode verurtheilt hatte, und gab sich ein Ansehen nach seinem Geschmack. Als andererseits die anklagenden Gerüchte bei den Soldaten Eingang gefunden hatten, kamen die jetzt genesenen Kranken auf das Vergangene zurück und erläuterten daßelbe unter der Herrschaft der neuen Eindrücke. Sie erzählten ihren Kameraden, wie auch sie vergiftet worden und nur durch ein Wunder der Wirkung der seltsam bitteren Tisane entgangen wären. Kaum hatte man das Wort Gift ausgesprochen, als man es überall erblicken wollte; geheilt und vollkommen gesund, bestand man darauf, Gift getrunken zu haben. So gaben der Haß auf der einen, die Leichtgläubigkeit auf der anderen Seite der Anklage Gewicht, und sie verbreitete sich rasch und allgemein; denn der menschliche Geist ist nun einmal so gemacht, daß er leichter an das Böse als an das Gute glaubt, und daß eine tadelnswerthe Handlung, wenn sie nur dramatischer Natur ist, ihn ergreift und stärker auf ihn einwirkt, als eine gute Handlung, die ihm gewöhnlich einfach und farblos erscheint.

So wurde die Fabel von der Vergiftung erbaut; so an Ort und Stelle selbst durch Böswillige erfunden, durch Müßiggänger verbreitet und von der gleichgültigen Masse aufgenommen, erlangte sie den Werth einer ausgemachten Thatsache.

---

*) British Mercury 1822 — 1823. **) Voice from St. Helena. ***) Memorial de St. Helene.

Bibliographie.

Vie anecdotique etc. (Anekdoten aus dem Leben Heinrich's von Artois, Herzogs von Bordeaux, von seiner Geburt bis zum heutigen Tage.) Erinnerungen aus Paris, St. Cloud, Bagatelle, Cherbourg, Lulworth und Holyrood. Nebst Portrait. Pr. 4 Fr.

Vie de Henri de France. (Leben Heinrich's von Frankreich.) Sammlung von Anekdoten in Bezug auf diesen jungen Prinzen, von seiner Geburt bis zum heutigen Tage. Von E. Lefranc. Pr. 3 Fr.

Mémoires d'un exilé de douze ans. (Denkwürdigkeiten eines 12 Jahr alten Verbannten.) Von ihm selbst geschrieben.

Dänemark.

Ueber das Leben und die Werke Holberg's.

(Schluß.)

Holberg hat auch den so oft bearbeiteten Stoff des aufgeweckten Schläfers behandelt, ihn aber durch die originelle Charakter-Schilderung eines Jütländischen Bauers, als Helden des Stücks, verjüngt. Die Befreiung der Leibeigenen trat in dieser Provinz erst spät ein; bis dahin war ihr Loos sehr hart. Man erkennt die Sklaverei in der Natur des armen Jeppe, der faul, feig, sinnlich, brutal, unverschämt und fast grausam wird, sobald er Gewalt erlangt. Es liegt etwas Bestialisches und an Shakespeare's Kaliban Erinnerndes in der Art, wie Jeppe die Schläge und Schimpfreden seiner Frau wegen seines Hanges zum Branntwein erträgt; seine furchtbare Ehehälfte hat ihn mit einem Ankauf in der benachbarten Stadt beauftragt; er wird auf Heller und Pfennig von dem ihm anvertrauten Gelde Rechnung ablegen müssen, und wenn ein einziger fehlt, dann wehe ihm, Meister Erich (so heißt der Ochsenziemer) wird dann nicht ermangeln, seine Pflicht zu thun; aber der arme Teufel kann, als er vor einem Wirthshause vorüberkommt, der Versuchung nicht widerstehen, für einen Schilling zu trinken; er will weiter gehen, aber nachdem er einige Schritte gethan, bleibt er stehen und ruft aus: „Wie! wenn ich noch für einen Schilling Schnaps tränke, wenn ich's wagte, nur noch für einen Schilling! ich glaube, ich werde es thun! doch Nein! es wäre mein Unglück; wenn ich die Schenke nur erst aus den Augen hätte, so würde mir wohl werden, aber es kommt mir vor, Jemand halte mich von hinten fest. Frisch gewagt, ich kehre dahin zurück. Aber wie? Was thust du, Jeppe! Ich sehe meine Frau, die mit Meister Erich in der Hand vor mir auf dem Wege steht; ich muß weiter. Ach! wenn ich es wagte, noch für einen Schilling zu trinken! mein Magen sagt: Geh' hinein! mein Rücken sagt: Geh' nicht hinein! Wem soll ich glauben, ist mein Magen nicht vornehmer als mein Rücken?' So scheint es mir; soll ich anklopfen? Heda! Jakob, komm heraus. Da kommt mir mein verteufeltes Weib wieder in den Sinn; wenn sie mich so schlagen wollte, daß mir das Rückgrat nicht weh thäte, so machte ich mir den Guckguck draus, aber sie schlägt mit einer Kraft!.... O Gott, habe Erbarmen mit mir Aermsten! Was soll ich thun? Marsch, bezähme dich, Jeppe, ist's nicht 'ne Schande, daß du dich für ein lumpiges Glas Schnaps einem Unglück aussetzest?.... Nein dies Mal soll's nicht geschehen. Vorwärts! — Wenn ich's wagte und noch für einen Schilling tränke; es ist mein Unglück, daß ich erst davon gekostet habe, nun kann ich nicht fort. Vorwärts, Beine! der Teufel hole euch, wenn ihr nicht gehen wollt. Die Kanaillen wollen nicht vorwärts, sie wollen durchaus ins Wirthshaus zurück; meine Glieder liegen im Kriege mit einander, mein Magen und meine Beine wollen nach dem Wirthshause zurück, mein Rücken will nach der Stadt. Wollt ihr vorwärts, Bestien! dumme Thiere! Der Teufel soll sie holen, sie wollen nach dem Wirthshause zurück; es wird mir schwerer, meine Beine vom Wirthshause fortzubringen, als meinen Schecken aus dem Stalle zu ziehen. Wenn ich nur noch für einen einzigen Schilling tränke! Wer weiß, ob Jakob mir nicht für einen oder zwei Kredit giebt, wenn ich ihn darum bitte? He! Jakob! noch ein Glas Schnaps für zwei Schillinge!" Die unwiderstehliche Versuchung, der er endlich nachgiebt, treibt ihn, das ganze ihm von der Frau anvertraute Geld zu vertrinken, bis er schwerbetrunken hinfällt. In diesem Zustande findet ihn ein großer Herr, der ihn in sein Schloß bringen und in prächtiger Kleidung auf sein eigenes Bette legen läßt. Jeppe's Erstaunen bei seinem Erwachen übergehen wir, dies ist die oft behandelte und herkömmliche Seite dieses Stoffes; eigenthümlich aber ist dieser Holbergschen Figur eine niedrige, habsüchtige und lasterhafte Natur; nachdem er sich von dem ersten Erstaunen über seine neue Lage erholt hat, steht er einen Ring am Finger seines Secretairs und fragt sogleich: woher hast du den Ring? Der Secretair. Gnädiger Herr! Sie selbst haben mir ihn gegeben. Jeppe. Ich erinnere mich dessen nicht, gieb mir ihn wieder, ich muß ihn dir geschenkt haben, als ich betrunken war, solche Ringe verschenkt man nicht; ich will auch die anderen Sachen untersuchen, die ihr empfangen habt; Dienstboten dürfen nichts haben, als ihren Lohn und Nahrung; ich kann beschwören, daß ich mich nicht erinnere, euch irgend etwas gegeben zu haben. (Bei Seite) Warum sollt' ich's auch thun? Ein Ring, der über zehn Thaler werth ist. Nein, nein, meine guten Freunde, nichts davon, nichts davon. Merkt auf, was ich sage, und laßt es euch zur Nachricht dienen: Was ich euch des Abends in trunkenem Zustande geschenkt habe, müßt ihr mir am anderen Morgen wiedergeben. Wenn Dienstboten mehr verdienen, als sie verzehren können, so werden sie unverschämt und machen sich über ihre Herrschaft lustig. Wie viel Gehalt hast du? Secretair. Der gnädige Herr hat mir immer 200 Thaler jährlich gegeben. Jeppe. Den Guckguck werde ich dir 200 Thaler geben! Ich muß vom frühen Morgen bis zum Abend wie ein Pferd arbeiten.... und kaum kann ich.... Halt! da kam mein närrischer Einfall wieder. Ein Glas Wein (er trinkt); 200 Thaler! das nenn' ich seinem Herrn das Fell über die Ohren ziehen. Hört, guten Freunde, ich will euch etwas sagen: nach dem Mittagessen habe ich die Absicht, euch sammt und sonders im Hofe hängen zu lassen; ihr sollt sehen, daß man in Geldsachen keinen Spaß mit mir treiben darf."

Ein anderes Stück, „die Wochenstube" gründet sich auf eine Dänische Sitte, wonach eine Wöchnerin den Besuch aller ihrer Bekanntschaften empfängt; Holberg benutzt dieselbe, um die lächerlichen Seiten der Spießbürger seiner Zeit mit bewundernswerther Kraft darzustellen; alle Gevatterinnen Kopenhagen's ziehen mit ihren Klatschereien und Anmaßungen an uns vorüber. Die komische Wirkung wird noch durch die Klagelieder des Mannes erhöht, den diese Besuche durch den Verbrauch an Kaffee, Zucker und Liqueurs zu Grunde richten, und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, steigt in ihm ein ärgerlicher Zweifel über diese kostspielige Vaterschaft auf. — Ein Lustspiel in einem Akte, „das Weihnachtsfest" betitelt, dessen Inhalt sehr unbedeutend ist, gehört zu denen, die Anfangs den rauschendsten Beifall erhielten, den es der Wahrheit und Lebendigkeit verdankt, womit die seltsamen Thorheiten geschildert sind, die zu Holbergs Zeit am Weihnachtsfeste begangen wurden und groteske Ueberreste der Festlichkeiten waren, durch welche die alte Skandinavische Religion die Zeit des Winter-Solstitiums feierte, die nebst anderen heidnischen Gebräuchen in die katholische Religion übergingen und diese am Ende überlebten. — Die Pedanterie war ein persönlicher Feind Holberg's, von dem er oft zu leiden gehabt hatte, und den er in vielen seiner Komödien angreift. Besonders schüttet er in dem „Aftergelehrten" seinen Groll darüber aus; ein junger Bauer, der studirt hat, kehrt in sein Dorf zurück und wirft mit seiner Ueberlegenheit und seinem schlechten Latein Vater, Bruder, seine Braut und sogar den Pastor, den starken Geist des Dorfes, zu Boden; eine höchst komische Scene ist die, wo er alles Ansehen, das er sich durch sein lächerliches und pedantisches Kauderwelsch erworben, aber verliert, weil ihm das Unglück widerfährt, einige unumstößliche Wahrheiten, z. B. die Bewegung der Erde um die Sonne, auszusprechen. Von diesem Augenblicke an ist er in den Augen aller seiner Bewunderer verloren und wird das Stichblatt der Spötteleien. Eines der Lustspiele Holberg's, womit ich diese unvollständige Uebersicht schließen will, ist eine Parodie der dem Deutschen nachgeahmten Stücke, die vor ihm in Dänemark allgemein beliebt waren, und die man seinem aus Französischen Schauspielern und unter dem Einflusse Molière's gebildeten Theater entgegenstellen wollte. Er macht sich auf eine höchst ergötzliche Art über die unregelmäßige Form lustig, die gegen das Ende des Mittelalters der dramatischen Kunst überall eigen war. Diesmal war Molière nicht sein Vorbild, er scheint sich mehr des Italiänischen Theaters erinnert zu haben, das er während seines Aufenthaltes in Paris besucht hatte. In seiner Laune treibt er nach dem Beispiel derer, die er verspottet, mit Zeit, Ort, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sein Spiel. Venus, Ulysses, Holofernes, Markulf, Mithridat, Bauern, Juden und ein lächerlicher Kauz von Bedienten, ein Zeitraum von vierzig Jahren und die ganze Erde müssen zu seinem Stücke herhalten, das er ein „Deutsches Lustspiel" nennt.

Nach dreijährigen Arbeiten und Erfolgen ging Holberg, der seine Kräfte erschöpft fühlte, nach Achen ins Bad und von da abermals nach Paris; hier gestatteten ihm dies Mal seine besseren Umstände, mit den Schöngeistern des Kaffeehauses Marion, wo Lamothe den Vorsitz führte, zusammenzukommen und einige Gelehrte, wie Montfaucon, den Pater Hardouin und Pater Tournemine, zu besuchen, mit denen er gern über Gegenstände des Alterthums und der Theologie disputirte, und endlich auch Fontenelle, der wahrscheinlich mehr aus Neugierde als mit Sachkenntniß mit großer Achtung von den Verdiensten der Damen um die Wissenschaften sprach. Das Paris von 1726 war sehr verschieden von dem, welches er vor zehn Jahren gesehen hatte; er fand nicht mehr jenen Eifer der Proselytenmacherei, deren Gegenstand er in seiner Jugend gewesen war; die Katholiken schienen ihm mehr beschäftigt, sich unter einander über die Bulle und die Glaubens-Artikel zu zanken, als die Ketzer zu bekehren. Seit seinem ersten Aufenthalte in Paris hatte er im Französischen bedeutende Fortschritte gemacht, da er im Stande war, zwei seiner Stücke, die er auf dem Italiänischen Theater aufführen lassen wollte, zu übersetzen. Er sandte seinen Zinngießer an Riccoboni oder Lelius, wie er ihn nennt, der damals mit seiner Truppe in Fontainebleau war; Lelius antwortete, das Stück sey durch und durch vortrefflich, schrieb ihm aber bald darauf, er habe sich die Sache überlegt und befürchte, einige hohe Personen möchten glauben, das Stück sey geschrieben, um sie lächerlich zu machen. Holberg war über diesen Mangel an Freiheit in der Kunst betrübt und nicht minder über den Beifall, in welchen das Lustspiel gerathen war; mit tiefem Unwillen sah er, daß das Schauspielhaus leer war, wenn man Molière'sche Stücke aufführte, während es sich anfüllte, wenn der König des Schlaraffenlandes gegeben wurde. Holberg theilte keineswegs das Urtheil eines Deutschen Kritikers, der die Posse Legrand's über den Tartüffe stellt.

Nach seiner Rückkehr von dieser fünften Reise gab Holberg ein ganz eigenthümliches Werk heraus; es war ein Gegenstück zu den Metamorphosen; die Pflanzen und Thiere werden darin in menschliche Gestalten verwandelt, die in ihrem Charakter ihre ursprüngliche Natur beibehalten, und zwar Alles mit satirischen Intentionen; so wird z. B. ein Ziegenbock wegen seines Barts und seiner Streitsucht in einen Philosophen verwandelt. Dieses Gedicht, worin der Spott manchmal geistreich, aber im Allgemeinen kalt und gesucht ist, brachte ihm wieder die heftigsten und seltsamsten Angriffe zu Wege; so wurde ihm unter Anderem im Ernste vorgeworfen, er flöße den

Kindern wenig Achtung vor ihren Eltern ein, indem er einem Baume oder einem Thiere die Rolle des Vaters gebe. Dieser albernen Angriffe müde, erklärte Holberg in einer Vorrede, er wolle mit den Menschen in Frieden leben; er sagte sich von der Satire los und ging wieder an die Geschichte. Seine Arbeiten auf diesem Felde gehören nicht hierher; neben vielen historischen, statistischen und geographischen Werken gab er noch einige Lustspiele heraus, die gegen seine früheren sehr untergeordnet waren. Im Jahr 1741 erschien in Lateinischer Sprache eines der seltsamsten Werke Holberg's: Die unterirdischen Reisen Nikolas Klimm's, der letzte Erguß seiner satirischen Ader. Dreizehn Jahre später, 1754, starb er, reich, geehrt und als Baron, er, der eine Nachahmung des bürgerlichen Edelmanns geschrieben hatte*).

Bibliographie.

Digte. (Gedichte.) Von F. J. Hansen. Erste Sammlung.

Polen.

Krönung des Königs Siegmund II. August, im J. 1530.

Der Polnische Geschichtschreiber Orzechowski oder Drichovius hat uns in seiner „Chimera" die Ceremonie aufbewahrt, welche bei der Krönung des letzten Königs aus dem Jagellonischen Stamme, Siegmund August, in Krakau stattfand. Mit diesem Könige erlischt zugleich die erbliche Monarchie in Polen, und es wird ein völliges Wahlreich. Zwar findet man auch früher schon einer Wahl erwähnt, und so auch bei der Krönung dieses Königs, aber es war dies doch nur eine Erklärung des Senats und der Landboten, wodurch die jedesmalige Erbfolge anerkannt wurde, und die Könige schrieben sich noch „Erben des Königreichs und der damit verbundenen Länder." So hatte Siegmund I. seinen Sohn Siegmund August bereits im Jahre 1529 zum Könige wählen und 1530 krönen lassen. Die Regierung des letzten Jagellonen dauert von 1548 bis 1572 und ist namentlich auch dadurch wichtig, daß die Reformation unter diesem Könige, von ihm selbst begünstigt, lebhafte Theilnahme in Polen fand. In dieser Beziehung ist die kirchliche Handlung, welche bei seiner Krönung stattfand, abgesehen von ihrem antiquarischen Interesse, nicht ohne Bedeutung, indem der König dabei besonders nachdrücklich zu treuem Festhalten an der katholischen Religion und zu eifrigster Beschützung der Kirche ermahnt wird und zugleich daraus erhellt, in welchem Verhältnisse die damalige Hierarchie zum Polnischen Königthum stand.

„Nachdem mit Einwilligung der Stände", heißt es in Orzechowski's Annalen, „Siegmund August von Polens Reichsräthen und Ritterschaft zum König erwählt worden, ward er zu Krakau nach der St. Stanislaus-Kirche vor den Erzbischof Johann Laski zur Krönung geführt. Hier stand er eine Weile vor dem Heiligthum, umgeben von den Baronen und Rittern, bis er von den Bischöfen aus der Ritterschaar hervorgezogen und, wie der Jüngere zum Aelteren, wie der Sohn zum Vater, zum Erzbischof von Gnesen geleitet und dem heiligen Altar genähert wurde. Jetzt erhob sich einer von den ihn begleitenden Bischöfen, um für ihn bei dem Erzbischof Fürsprache zu thun, und sagte folgende Worte:

Bitte. Ehrwürdiger Vater, es bittet die heilige Mutter-Kirche, daß Ihr gegenwärtigen ausgezeichneten Ritter zur Königlichen Würde erhebet.

Erzbischof. Erkennet Ihr ihn für würdig und für tauglich zu dieser Würde?

Antwort. Wir erkennen ihn für würdig und glauben, daß er ein tüchtiger Diener der Kirche Gottes und zur Regierung dieses Königreichs tauglich seyn werde.

Ermahnung des Erzbischofs. Da Du also heut, allerdurchlauchtigster Herr, aus unseren Händen (die wir in dieser Hinsicht, obwohl unwürdig, die Stelle unseres Heilandes Jesu Christi vertreten) die heilige Salbung und die Insignien des Königreichs empfangen sollst, so ist es angemessen, daß wir Dir vorerst die Lasten, welche Du übernimmst, einigermaßen in Erinnerung bringen. Du empfängst heut die Königliche Würde und übernimmst die Sorge der Regierung über treue Dir anvertraute Völkerschaften: ein fürwahr höchst ausgezeichnetes Amt unter den Menschen, aber auch voller Gefahren, Sorgen und Beschwerden. Wenn Du jedoch erwägst, daß alle Gewalt von Gott dem Herrn kommt, durch den die Könige regieren und die Gesetzgeber gerechte Verordnungen erlassen, und daß Du für das Dir anvertraute Volk Gott selbst Rechenschaft ablegen mußt, so wirst Du vor Allem die Gottesfurcht bewahren, Gott den Herrn von ganzer Seele und mit reinem Herzen verehrend, die christliche Religion und den katholischen Glauben, zu dem Du von Kindheit an Dich bekennst, bis ans Ende Deines Lebens unerschütterlich aufrecht erhalten und gegen jeglichen Feind aus allen Kräften vertheidigen. Den Vorgesetzten der Kirche und der anderen Geistlichkeit erweise die gebührende Hochachtung; schütze die Freiheit der Kirche; übe gegen Jedermann ungeschmälerte Gerechtigkeit, ohne die keine Gemeinschaft lange bestehen kann. Die Guten belohne, die Schädlichen bestrafe, wie es sich geziemt, Wittwen und Waisen, Arme und Schwache bewahre vor jeglicher Bedrückung; gegen Alle, die sich Dir nahen, beweise Dich gnädig, mild und herablassend, wie es Deine Königliche Würde erheischt, und handle immer so, daß Du nicht zu Deinem, sondern zu des ganzen Volkes Nutzen zu regieren scheinest; dann wird für Deine guten Thaten, wenn auch nicht auf Erden, doch im Himmel Dir vergolten werden. Solches verleihe Dir Gott, welcher lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Eidschwur. Ich, Siegmund August, von Gottes Gnaden künftiger König von Polen, schwöre und gelobe vor Gott und seinen Engeln, immerdar sein Gesetz zu erfüllen, Gerechtigkeit und Frieden der Kirche Gottes und dem mir untergebenen Volk nach Vermögen und Einsicht zu bewahren und angedeihen zu lassen, ohne der göttlichen Barmherzigkeit vorzugreifen; den Rath meiner Getreuen zu befolgen; den Bischöfen das ihnen gebührende geistliche Theil zu geben und Alles, was Kaiser und Könige den Kirchen verliehen und anvertraut haben, ihnen ungeschmälert zu erhalten und den Aebten, Grafen und Vasallen die nach dem Rath meiner Getreuen ihnen zukommende Ehre zu erweisen. So helfe mir Gott und sein heiliges Evangelium.

Salbung. Jesus Christus, der Sohn Gottes und unser Herr, der vom Vater gesalbt ist mit dem Oel der Freude für die Gläubigen, er möge durch diese heilige Salbung den Segen des heiligen Geistes, des Trösters, über Dich ausgießen und bewirken, daß er bis in das Innere Deines Herzens dringe; damit Du in Gestalt dieses sichtbaren und in die Sinne fallenden Oels unsichtbare Gaben empfahrest und nach gerechter Verwaltung dieses irdischen Königreichs es verdienen mögest, mit ihm gemeinsam in Ewigkeit zu regieren, der da lebt immerdar und ohne Fehl, ein König der Könige, und den Ruhm theilt mit Gott dem Vater, verbunden durch den heiligen Geist, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Das Schwerdt. Nimm das Schwerdt vom heiligen Altar aus unseren wiewohl unwürdigen, jedoch durch das Ansehen und in Vertretung der heiligen Apostel geweihten Händen; es wird Dir als König übergeben und, begleitet von unserem Segen, zur Vertheidigung der heiligen Kirche Gottes vom Himmel übersandt, zur Bestrafung der Uebelthäter und zur Belohnung der Guten; denke daran, was David prophezeit, als er sagte: „Gürte Dein Schwerdt um Deine Lenden, Allmächtiger, und übe damit die Macht der Gerechtigkeit, die Menge der Gottlosen vertilge, und die heilige Kirche Gottes und ihre Gläubigen schütze und vertheidige." Dulde nicht die Irrgläubigen und vertreibe die Feinde des christlichen Namens. Wittwen und Waisen laß Deine Huld und Unterstützung zu Theil werden; das Verwüstete bessere aus, das Wohlberathene behalte bei, die Ungerechtigkeit bestrafe und die guten Einrichtungen bekräftige; damit Du, ruhmreich durch diesen Sieg der Tugend und als treuer Verehrer der Gerechtigkeit, es verdienen mögest u. s. w. wie oben.

Die Königliche Krone. Nimm die Königliche Krone, gedenke, daß sie die Ehre und den Ruhm der Gottseligkeit und das Werk der Tapferkeit bezeichnet, und wisse, daß Du durch sie ein Theilnehmer an unserem Amt wirst, so daß, während wir in den inneren Angelegenheiten als Hirten und Lenker der Seelen gelten, Du nach außen hin die christliche Kirche und das von Gott Dir anvertraute Königreich gegen alle Widerwärtigkeiten zu vertheidigen hast; handle immer zum Nutzen Deines Reichs und zeige Dich als erleuchteten König; damit Du u. s. w. wie oben.

Das Scepter. Nimm das Scepter der Tugend und Wahrheit und halte Dich für verpflichtet, den Tugendhaften wohlzuthun, die Gottlosen zu schrecken, die Irrenden auf den rechten Weg zu leiten, den Niedergeschlagenen eine Stütze zu seyn, die Stolzen zu vertreiben und den Demüthigen aufzuhelfen. Möge Dir die Thür öffnen Jesus Christus, unser Herr, der von sich selbst sagt: „Ich bin die Thür; wer durch mich eingehet, wird erlöset werden"; — welcher der Schlüssel David's ist und das Scepter Israel's; möge er Dein Führer seyn, der den in Finsterniß und im Schatten des Todes sitzenden Gefangenen aus dem Gefängniß befreit; und in Allem bemühe Dich, ihm nachzufolgen, von dem der Prophet David singt: „Gott, Du thronest von Ewigkeit zu Ewigkeit, die Ruthe der Gerechtigkeit ist die Ruthe Deines Königreichs." Als sein Nachfolger liebe die Gerechtigkeit und hasse die Ungerechtigkeit; denn dazu hat Dich Dein Gott gesalbt.

Die Erhebung auf den Thron. Erhebe Dich und nimm von nun an den Dir von Gott bestimmten Platz ein, durch das Ansehen des allmächtigen Gottes und durch diese unsere, nämlich der Bischöfe und anderen göttlichen Diener, Verleihung; und je näher Du die Geistlichkeit den heiligen Altären stehst, um desto größere Ehre gedenke ihr nach Gebühr zu erweisen; damit Dich, als den Vermittler der Geistlichkeit und des Volks, der Vermittler Gottes und der Menschen in dieser Residenz des Königreichs bestätige und in seinem ewigen Königreich zur Gemeinschaft seiner Regierung zulasse.

Schlußgebet. Gott, der Du zur Verkündigung des ewigen Reiches des Evangeliums das Römische Reich ausersehen hast, erhebe das himmlische Schwerdt über Deinem Diener, dem König Siegmund August, damit der Frieden der Kirche durch keinen Sturm des Krieges getrübt werde." (Pamiętnik Krakowski.)

Bibliographie.

Wywód praw spadkowych Słowiańskich. (Deduction des Slavischen Erbrechts.) Von J. Hube, mit Zusätzen vermehrt von R. Hube. Warschau. Pr. 3 Fl.

Themidy Polskiey poszyt 6ty Tomu VIII. (Sechstes Heft des achten Theils der Polnischen Themis, eines der Gerichtspraxis gewidmeten Journals.) Warschau.

*) Zu bedauern ist, daß Herr Ampère mit keiner Silbe des Holberg'schen „Gert Westphaler", jenes Urbildes aller auf das Theater gekommenen komischen Barbiere (namentlich Schelle's), erwähnt. Eine Deutsche Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele hat übrigens Oehlenschlager (Leipzig 1824) in 4 Bden. herausgegeben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Mittwoch den 1. August 1832.

Italien.

Ueber die Fortschritte der Geographie und ihre Literatur in den drei Jahren 1829, 1830 und 1831.

Nachstehender, aus der in Florenz erscheinenden Antologia entlehnter, Aufsatz ist ein erfreulicher Beweis für die sich immer weiter ausdehnende wissenschaftliche Verbindung zwischen den verschiedenen Europäischen Nationen, und namentlich muß es uns Deutschen eine angenehme Genugthuung gewähren, die Verdienste unserer Gelehrten um die Geographie in solcher Weise, wie es hier geschieht, anerkannt und gewürdigt zu sehen. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist der folgenden Uebersicht, welche übrigens und namentlich in Bezug auf Vollständigkeit Manches zu wünschen übrig lassen mag, ein Platz in diesem Magazin angewiesen worden.

„Unter die Wissenschaften, die sich mitten unter den Stürmen unserer Zeit ruhig fortentwickelt haben, gehört vornehmlich die Geographie. Eine äußerst glückliche und fast wunderbare Veränderung trat in dieser Wissenschaft seit der Gründung der geographischen Gesellschaft in Paris ein, die sich mit unermüdlichem Eifer der Beförderung der Wissenschaften widmete, welche sich mit der Beschreibung der Oberfläche der Erde und deren Bewohner beschäftigen. Diese Gesellschaft, welche ein monatliches Bülletin herausgiebt und jährlich unter die Urheber geographischer Entdeckungen Preise vertheilt, hat im Jahre 1830 einen dritten Band ihrer Sammlung von Reisen und Memoiren erscheinen lassen, welcher die Orographie von Europa enthält, ein in der Sitzung vom 31. März 1826 getröntes vortreffliches Werk von Louis Bruguière. Außer dieser um die Wissenschaft hochverdienten Gesellschaft sind in den verflossenen drei bis vier Jahren noch zwei andere in zwei der bedeutendsten Hauptstädte Europa's gegründet worden: nämlich im Jahre 1828 die geographische Gesellschaft in Berlin und im Jahre 1830 eine dritte in London; beiden, die bereits Berühmtheit erlangt haben, schließt sich die 1829 in Paris gestiftete Gesellschaft für universelle Statistik an.

Durch das vereinte Wirken dieser gelehrten Gesellschaften ist die Geographie fast zu einer neuen Wissenschaft geworden, die sich nicht mehr auf die nackte Beschreibung der Erde beschränkt, sondern auch die innersten Geheimnisse und merkwürdigen Erscheinungen derselben zu durchdringen und zu erklären sucht. In früheren Zeiten verdankte die Geographie ihre Fortschritte größtentheils dem Ehrgeize der Eroberer, die mit dem Schwerdte der Verwüstung die Erde durchforschten; später, als das Genie eines Italiäners unbekannte Meere durchschiffte und der alten Welt eine neue, wenn nicht gegeben, doch wenigstens wiedergegeben hatte, verwüstete unersättlicher Durst nach Gold Amerika. Heutzutage aber scheinen edlere Beweggründe den civilisirten Menschen zu leiten, und wie bereits der Baron Hyde de Neuville gesagt hat, nicht der habsüchtige Spekulant ist es, der das geheimnißvolle Tombuktu entdeckt, sondern ein junger, muthiger, von dem wärmsten Eifer für die geographischen Entdeckungen getriebener Reisender. Unsterblicher Ruhm werde den beiden unerschrockenen Männern, Gordon Laing und René Caillié, zu Theil, denen es unter tausend Gefahren endlich gelang, das Eldorado der neueren Geographie zu entdecken. Welche Veränderungen sind nicht in moralischer sowohl, als in wissenschaftlicher Beziehung in dem neuesten von Cook entdeckten Welttheile vorgegangen. Die milde christliche Religion hat die Altäre der Götzen umgeworfen, und die Bewohner der Südsee lernen Künste und Gewerbe und fühlen das Bedürfniß der Ordnung, Erziehung und Industrie. An die Stelle despotischer Willkür treten regelmäßige, auf Frömmigkeit und Gerechtigkeit gegründete Regierungen, und neben den Tempeln, wo halbwilde Menschen den einigen Gott verehren, erheben sich öffentliche Schulen. Dies Alles verdankt die Menschheit dem beharrlichen Eifer einiger christlicher Missionaire, die oft mit den Waffen der Milde die Gränzen der Geographie weiter ausdehnten, als die Führer mächtiger Heere. Mit Ausnahme des Russisch-Türkischen Krieges von 1829 und der Französischen Expedition nach Morea und an die Nordküste von Afrika, sind die militairischen Unternehmungen der verflossenen drei Jahre für die Geographie unfruchtbar gewesen. Desto schätzbarer sind die Aufklärungen, welche uns nicht nur viele Reisende, sondern auch viele Stubengelehrten verschafften, welche, die Entdeckungen zusammenstellend und nach den gefundenen Resultaten die Globen und Karten berichtigend, die theoretischen Speculationen und die Entdeckungen der Reisenden zu einem System bildeten und für den praktischen Gebrauch geeignet machten.

Eines der merkwürdigsten Ereignisse der verflossenen drei Jahre ist, daß man nach vierzigjährigen vergeblichen Nachforschungen den Ort aufgefunden hat, wo der unglückliche Lapérouse im Jahre 1788 seinen Untergang fand. Die Namen der Schiffs-Capitaine Dillon und Dumont d'Urville werden mit denen der Insel Vanikoro, Vanikolo oder Manikolo *) und der berühmten Reisenden Lapérouse und Delanglés, die dort ihr Leben verloren, stets zusammen genannt werden. Es ist nunmehr außer Zweifel, daß der erstere an der Insel Vanikoro Schiffbruch litt, wie bereits bekannt war, daß der zweite auf der Insel Manna, im Archipel von Hamoa, getödtet wurde; aber das Schicksal der Mannschaft und der Tod des Kommandanten bleibt immer ungewiß, da man nicht mit Sicherheit hat erfahren können, ob er sich unter den Weißen befand, die sich auf dem auf der Insel Vanikoro verfertigten Fahrzeuge einschifften, oder ob er das Schicksal der Franzosen theilte, die erwordet wurden, als sie, dem Schiffbruche entronnen, an einer gastfreundlichen Küste zu landen glaubten. Alle Nachforschungen der Capitaine Dillon und d'Urville, um auch nur die kleinste Notiz über den Ort zu erfahren, wohin das Fahrzeug, auf welchem die Schiffbrüchigen die Insel verlassen hatten, gegangen, waren fruchtlos; eben so wenig konnte der Capitain le Goarant de Tromelin, der die Insel Vanikoro später besuchte, etwas erfahren.

Unter den Beförderern der Fortschritte der Geographie sind unläugbar die Reisenden und Missionaire voranzustellen; ihnen folgen die Verfasser geographischer Werke und Karten, und den dritten Rang nehmen die periodischen Zeitschriften ein, welche ausschließlich oder doch größtentheils den Fortschritten der geographischen Studien gewidmet sind. Unter den Reisenden nennen wir in nautischer Beziehung Roß, Beechey, Graah, Lütke, Kolff, Owen, Benard, Roussin, Prédour, King und Garden; in Bezug auf die das mittelländische Meer umgebenden Welttheile Caillié, die Gebrüder Lander, v. Girardin, Duranton, Brorchi, Cowper Rose, Risaud, Douville, de Capell Brooke, Siebold, Hodgson, Gamba, Botta, Humboldt, Ehrenberg, G. Rose, Schulz, Michaud, Callier, Stamati, Carcel, Parrot, Guys, Fontanier, Vidal, Mackiet, d'Orbigny, Hardy, Thompson, Parchappe, Frank, Young, Feldner, Chotzky, le Prieur, d'Acosta, Coulter, Tennant, Beltrami, der Prinz Paul von Würtemberg, Sturt, Sherwill, Gaultier, Bertolotto, Bohr, Conway, Everest, Taylor u. A. m.; unter den Seefahrern, welche die Reise um die Welt machten, haben sich besonders verdient gemacht, Freycinet, Duperrey, Dumont d'Urville, le Goarant de Tromelin, Otto von Kotzebue, A. v. Chamisso, Austin, Stanikowitz, Steward, Darlue, Duffumier, Poultier, la Place, Chromtschenstko und so fort. Unter den Missionairen haben sich vornehmlich die der Baseler Gesellschaft durch die im Jahre 1829 herausgegebene Sammlung von Karten der verschiedenen Welttheile ausgezeichnet; nicht minder nützlich war der Französische Missionsverein, dessen Vorsteher, Abbé Langlés, der Pariser geographischen Gesellschaft und den Annalen des Vereins für Verbreitung des christlichen Glaubens äußerst interessante und wichtige Berichte mitgetheilt hat, die er von den in China, Cochinchina, in den Königreichen Cambodja, Ciampa und Siam, auf der Küste von Malabar und in Pondichery befindlichen Missionairen erhalten. In London hat im vorigen Jahre James Montgommery ein interessantes Journal über Reisen zur See und zu Lande herausgegeben, die von 1821 bis 1829 von Daniel Tyerman und Georg Bennet gemacht worden, zwei Abgeordneten des dortigen Missionsvereins, welche den Auftrag hatten, ihre Anstalten auf den Inseln des stillen Oceans, in China, Indien u. s. w. zu besuchen. Dieses Journal enthält für die Geographie äußerst nützliche Notizen. In Rußland ist der Archimandrit Hyakinth Bitschurin, der bereits durch seine zum Theil aus dem Chinesischen übersetzten und von Klaproth in Französischer Sprache bekannt gemachten schätzbaren Werke über Tibet, die Dsongarei, Mongolei und Chinesische Tatarei rühmlich bekannt ist, von einer Mission aus China zurückgekehrt.

Unter den Sammlungen der Beschreibungen früherer Reisen sind zu nennen: 1) die bereits bis zu ihrem 22sten Bande gediehene Sammlung des Baron v. Walckenaer; 2) die in 6 Bänden beendigte Sammlung von Montemont; 3) die ins Französische übertragene des Spaniers Don Martino Fernandez de Navarrete und 4) die in Mailand bei Lorenzo Sonzogno erscheinende Sammlung der interessantesten Land- und Seereisen seit Cook, von welcher bereits 140 Bände erschienen sind. Höchst wünschenswerth wäre es, daß in

*) Vanikoro (Vanikolo) und Manikolo sind ganz verschiedene Inseln, erstere 11° S. in der Peroufe (früher Charlotten) Gruppe, letztere 16° S. in den Neuhebriden. Auf ersterer strandete Lapérouse.

Italien, wo seit vielen Jahrhunderten so zahlreiche und werthvolle Reisebeschreibungen theils schon im Druck, theils noch im Manuskript vorhanden sind, ein dem Unternehmen gewachsener Mann aufstande, der eine vollständige mit Karten und Anmerkungen versehene Sammlung aller Italiänischen Reisenden von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart nach dem Muster der von Navarrete für die Spanier herausgegebenen veranstaltete. Ein verdienter Französischer Schriftsteller, Herr Bajot, Director der in Paris erscheinenden Marine- und Kolonial-Jahrbücher, hat 1829 ein historisch-chronologisches Handbuch der bedeutendsten Entdeckungsreisen zur See vom Jahre 2122 vor Christi Geburt bis zum Anfang des 19ten Jahrhunderts herausgegeben; so lobenswerth dieses Werk auch nach seiner Absicht ist, so ist es doch in Bezug auf die Ausführung höchst mangelhaft und voller Lücken und nicht zu entschuldigender Irrthümer.

Unter den im verflossenen Triennium erschienenen allgemeinen geograghischen Werken stehen obenan, der achte und neunte Band des trefflichen Précis de la géographie universelle, des verstorbenen Dänischen Polyhistors Malte-Brun, eines klassischen in alle gebildeten Sprachen Europa's übersetzten Werkes. Balbi hat fortgefahren, sich durch seine politischen Bilanzen der Erde um die politische Geographie verdient zu machen. In Italien hat Castellano in seinem geographisch-historisch-politischen Spiegel ein methodisches Corpus von Beschreibungen der Erde geliefert, gegen das nichts einzuwenden seyn würde, wenn alle Theile des voluminösen Wertes an Genauigkeit und Bedeutung den Beschreibungen einiger Italiänischen Staaten glichen, und wenn Stil und Form nicht zu sehr an die unglückliche Lage des Verfassers erinnerten. Ein ähnliches, ebenfalls Italiänisches Werk besitzen wir in dem geographischen, physikalischen, historischen und politischen Gemälde aller Länder und Völker der Erde von Bossi, mit Karten und Abbildungen, das im Jahr 1829 in Mailand zu erscheinen begonnen hat und eine Menge von Bänden umfassen wird. Auch in anderen Ländern sind schätzbare Werke der allgemeinen Geographie herausgegeben worden, wie z. B. in Portugal vom Obersten Giraldes, in Schweden von Palmblad, in Dänemark vom Ritter Abrahamson, in Deutschland von Sommer, in Belgien von van der Maelen und Anderen; aber keines kommt der Arbeit von Denaix gleich, der in Französischer Sprache bereits mehrere Bände Versuche einer methodischen, vergleichenden Geographie herausgegeben hat, ein ungeheueres, ganz neues und des ernsten Studiums würdiges Werk. Auch in geographischen Wörterbüchern hat die Wissenschaft nicht geringe Fortschritte gemacht durch die Arbeiten von van der Maelen, welcher deren zwölf herausgiebt, die über hundert Bände bilden werden; ferner durch die der Deutschen, Bischof und Müller, der Spanier Miñano und Caballero, des Amerikaners Darby, des Franzosen Langlais und der Kompilatoren eines geographischen Universal-Wörterbuchs, das in Paris bei den Brüdern Piquet erscheint, und endlich durch das Unternehmen Italiänischer Gelehrten, die in Venedig auf Subscription ein neues geographisches statistisch-historisch-commercielles Universal-Wörterbuch nach den neuesten politischen Verträgen und geographischen Entdeckungen herausgeben. Dieses 1827 begonnene Werk wird in neun Bände zerfallen, deren jeder zwei Theile enthalten soll; bis jetzt ist das 61ste Heft erschienen, welches bis zum ersten Theile des sechsten Bandes reicht und mit den Buchstaben NAG schließt.

Auch in der Landkartenkunde hat die Geographie in den letzten drei Jahren wichtige Fortschritte gemacht. Unter den Männern, die durch Herausgabe theils einzelner, theils zu einem Atlas vereinigter Karten zu diesen Fortschritten beigetragen, nennen wir Lapie, Brué, van der Maelen, Berthe,*) Denaix, Wahl, Schlieben, Ewing, Abrahamson, Blunt, Forsell, Segato, Michaelis, Biard, Charles, Inghirami, Zucagni-Orlandini, Galanti, Recchi als die verdientesten.

Im Gebiete der Geologie und der physikalischen Geographie geben die besten Werke der Englische Doktor Ure, die Deutschen v. Buch und Zeune, der Belgier Omalius d'Halloy, der Däne Schouw u. s. w., während in Italien der Preuße Hoffmann und unser gelehrter Toskaner Repetti wichtige Untersuchungen anstellen. In der vergleichenden Geographie haben sich in dem verflossenen Triennium durch gelehrte Werke ausgezeichnet der Engländer Butter, der Holländer van der Chys und der Däne Schouw, während der Franzose Coulier eine interessante Reihe geonomischer Tafeln herausgegeben hat. Unter den künstlichen Weltkugeln nennen wir die von Dufour, die im vorigen Jahre von Dien in Paris herausgegeben worden ist. Es schien schwierig, die Globen von Poirson, Sotzmann, Adams, Wright und Coven an Schönheit und Genauigkeit zu übertreffen, und dennoch hat Dufour nicht nur in mathematischer Hinsicht sich zu der Höhe der neuesten Fortschritte der Wissenschaft zu erheben gewußt, sondern Dien hat auch die Formen und die Bequemlichkeit vervollkommnet, indem er die Meridiane, den Horizont u. s. w. von Bronze anfertigte, um sie vor dem Einflusse der Atmosphäre zu schützen. Die auf der Oberfläche des Globus selbst angebrachte Stundenuhr ist eine neue nützliche Erfindung, welche viele Demonstrationen leichter und genauer machen wird, was ebenfalls von dem vom Engländer Jump erfundenen vertikal auf dem Meridian befestigten Quadranten gilt, mit dessen Hülfe sich wichtige Probleme der sphärischen Astronomie lösen lassen. In Deutschland sind einige mehr oder weniger gelungene Versuche gemacht worden, aus fester Masse geographische Tafeln in Relief für den Elementar-Unterricht anzufertigen, womit sich der gelehrte Geograph Professor Zeune viel beschäftigt hat, der bereits vor zwanzig Jahren einen Globus in Relief von 15 Zoll im Durchmesser anfertigen ließ, dem ähnlich, dessen er sich jetzt in seiner Blinden-Anstalt in Berlin beim Unterrichte bedient. Besonders verdankt man aber Herrn Kummer in Berlin die Vervollkommnung dieser Erfindung, der viele elegant gearbeitete Globen von 26, 16 und 2½ Zoll im Durchmesser und einzelne sphärische Abschnitte der Weltkugel anfertigte. Auch in Frankreich, wo Lartigne diese schöne Erfindung ahnte und fast auch ausführte, sind bereits viele tüchtige Künstler damit beschäftigt.

Unter den gelehrten geographischen Gesellschaften nimmt die vor zehn Jahren in Paris gestiftete den ersten Platz ein. Eine zweite wurde, wie bereits erwähnt, 1829 in Berlin unter dem Vorsitze des berühmten Ritter, des ersten unter den jetzt lebenden Geographen, und eine dritte im Mai 1830 in London von Sir John Barrow und dem Reisenden Capitain Arthur v. Capell-Brooke gegründet.

Zuletzt haben wir, von den verschiedenen der Geographie gewidmeten periodischen Zeitschriften und Blättern zu sprechen; unter diesen haben sich besonders ausgezeichnet: in Italien die in Mailand erscheinenden allgemeinen statistischen Annalen, unsere Florentiner Anthologie, die Italiänische Bibliothek und der Lombardische Anzeiger in Mailand und das Neue Ligurische Journal in Genua; in der Schweiz die Allgemeine Bibliothek in Genf und die von Malten in Aarau herausgegebene; in Frankreich das Journal und die neuen Annalen der Reisen, das geographische und geologische Bülletin des Baron von Feruſſac, die Revue Encyclopédique, die Revue de Paris, die Revue de deux Mondes, die Revue britannique und die Revue germanique, das Neue Asiatische Journal, die Marine- und Kolonial-Annalen, der Navigateur in Hâvre, der Temps; in England der Morning Herald, das Asiatic-Journal, die Review trimestrial, die Times und das Edinburgh-Journal; in Deutschland die neuen geographischen Ephemeriden in Weimar,*) die Hertha,**) die Annalen für Literatur von Heinhardstein; in Rußland die von dem Marine-Departement herausgegebenen Memoiren über Schifffahrt ꝛc.; in Amerika das wöchentliche Register von Nile; in Indien der Hurcaru von Bengalen, die Chronik von Singapore u. s. w.; in Australien der Australian, die Sidney-Gazette, die Hobartstown-Gazette, der Tasmanian u. s. w. Wir schließen diese allgemeine Uebersicht mit den Namen der bedeutensten Gelehrten, welche die Wissenschaft in dem letzten Triennium verloren hat; die Italiäner Grafen Bidua, Filiasi, Baldelli Boni und Galeani Napione, die Ritter Parete, Giusta, Scaccia, Montucci und Naddi; der Schweizer Simond; die Franzosen Pacho, Baron Fourrier, Brué, Coquebert de Montbret, Poirson, Rousseau, Dupré, Admiral von Rossel, Graf von Hauterive; die Engländer Major Rennel, Oberst Denham, Sir Humphrey Davy, Lord Mulgrave; die Deutschen Hassel, Gaspari, Schulz, Stein, Ebel, Reuth, Doktor Westphal und Ignaz von Stürmer; die Schweden Graf von Platen, Professor Oedmann und Ritter Bergstedt, u. A. m."

*) Ist ein bloßer Kupferstecher, der andere ausgezeichnete Karten, z. B. Berghaus meisterhafte Karte von Afrika, schlecht nachsticht.

*) Haben aufgehört.

**) An deren Stelle erscheinen jetzt die Annalen für Erd-, Länder- und Völkerkunde von demselben Herausgeber (Professor Berghaus).

Bibliographie:

Teoria delle leggi etc. (Theorie von den Gesetzen der gesellschaftlichen Sicherheit.) Von Giov. Carmignani, Professor an der Universität Pisa. Dritter Theil. Pisa.

Della vita etc. (Von dem Leben und den Werken Antonio Cesari's.) Von Giuſ. Manuzzi. Fünfte Auflage. Florenz.

Sull' educazione etc. (Ueber die Erziehung der ersten Kindheit in den ärmeren Volksklassen.) Turin.

Saggio intorno ai sinonimi. (Versuch über die Synonyme der Italiänischen Sprache.) Von Giuſ. Grassi. Eilfte vermehrte Ausgabe. Turin.

Storia di Sardegna. (Geschichte von Sardinien.) Von Giuſ. Manno. Dritte Auflage. Nebst dem Bildnisse des Verfassers. 3 Bde. Pr. 12 Lire. Turin.

Varietà letterarie. (Literarische Miszellen, oder Versuche über Sitten und Künste, so wie über die berühmten Männer und Frauen unseres Jahrhunderts in Italien.) Von Defendente Sacchi. Mailand.

Schweden.

Ein Besuch bei Berzelius.

Der bekannte Englische Chemiker Johnstone giebt folgenden Bericht über den Besuch, den er dem Meister seiner Wissenschaft in Stockholm abgestattet hat:

„Ich kam den 6. September vorigen Jahres nach Stockholm und ging schon am folgenden Morgen auf die Akademie, um Berzelius zu sehen. Ich fand ihn in seinem Kabinet, eifrig an der neuen Ausgabe seiner Chemie arbeitend. Sobald er meinen Namen gehört hatte, empfing er mich noch vor Ueberreichung meiner Empfehlungsschreiben mit Güte und Herzlichkeit. Ich hatte mir von seinem Aeußeren durchaus keine Vorstellung gemacht, und sein Anblick verursachte mir einiges Staunen; ich befürchte sogar, ihn während der ganzen Zeit unserer Unterhaltung auf etwas unzarte Weise fixirt zu haben. Berzelius hat vielleicht keine schönen Züge; aber sie sind fein, das Ganze ist angenehm, und besonders der Mund hat einen Ausdruck guter Laune und Feinheit. Er steht jetzt dem funfzigsten Jahre nah, ist von mittlerer Größe und starker Beleibtheit. Man will immer, vielleicht mit Unrecht, in dem Aeußeren eines Mannes von Genie etwas Außerordentliches entdecken. Berzelius hat nichts an sich, was ihn von gewöhnlichen Menschen unterschiede; keine Anmaßung, keine Sonderbarkeit macht ihn bemerklich, so daß einer meiner Reisegefährten, den ich ihm vorgestellt hatte, sagte: „Ich hätte niemals errathen, daß der ein großer Mann sey." Er hat eine fröhliche Stimmung, bewahrt aber stets den Ton der guten Gesellschaft. Kennt man ihn genauer, so be-

merkt man, daß sein Benehmen sich nur durch größere Liebenswürdigkeit vor dem anderer Menschen auszeichnet. Immer hat er eine sehr hohe Meinung von den Personen, die ihm noch unbekannt sind, besonders Fremden. Seine Güte gegen mich könnte dieses Lob verdächtig machen; aber meine Meinung ist bestätigt worden durch das Zeugniß der Schweden und Fremden, mit denen ich während meiner Reise in Berührung kam.

Die Akademie der Wissenschaften, deren beständiger Secretair Berzelius ist, und in deren Gebäuden seine Wohnung und sein eigenes Laboratorium sich befindet, hatte eben ein geräumigeres und bequemeres Gebäude erhalten, und während des Umziehens langte ich in Stockholm an. Der Augenblick war also nicht sehr günstig, um den gelehrten Chemiker zu besuchen und sein Laboratorium in Augenschein zu nehmen. Das alte Lokal, in dem wir ihn trafen, war beinahe leer, und das neue noch in Unordnung, so daß er fast nichts thun konnte, als schreiben. Dessenungeachtet unterzog er sich freundlichst der Mühe, sein Laboratorium zu ordnen, damit es uns möglich würde, eine Reihe von Experimenten zu machen. So ließ er mich auf eine sehr schmeichelhafte Weise den Hauptzweck meiner Reise nach Stockholm erreichen, welcher der war, seine Methode beim Experimentiren kennen zu lernen und vielleicht etwas Nützliches davon zu merken. Im Laufe dieser Versuche zeigte er mir Alles mit größter Sorgfalt, und erklärte mir eifrigst die kleinsten Umstände, welche nothwendig sind, um bestimmte Ergebnisse herbeizuführen. „Kommen Sie," sagte er mir, „während dieses Experiment vor sich geht, will ich Ihnen zwei oder drei Kleinigkeiten zeigen, die Sie mit Nutzen kennen lernen werden." So wies er mir, als wir im Laboratorium nicht beschäftigt waren, seine Sammlung von Mineralien oder chemischen Präparaten, welche die seltensten Gegenstände enthält, oder er machte mich mit den Resultaten bekannt, zu denen ausländische Chemiker in dem fraglichen Punkte gelangt waren. Ein anderes Mal half er mir die darauf bezügliche Stelle des Original-Autors übersetzen; ja, seine Gefälligkeit ging so weit, daß er mir ganze Seiten aus Werken, die in mir unverständlichen Sprachen geschrieben sind, vorübersetzte.

Berzelius hatte früher eigene Zöglinge, die er unter seinen Augen experimentiren ließ; er hat jetzt keine mehr. Ihre Zahl war immer sehr beschränkt, so daß man in Schweden kaum acht oder neun Chemiker, und in Deutschland nur ungefähr eben so viele zählt, welche diesen unermeßlichen Vortheil genossen haben.

Es ist nicht ohne Interesse, die ersten Schritte eines so ausgezeichneten Mannes auf der Bahn seiner Wissenschaft kennen zu lernen. Berzelius war nach Upsala gegangen, um dort Medizin zu studiren, die sein Beruf werden sollte. Hier trieb er neben anderen nothwendigen Wissenschaften auch die Chemie. Afzelius, noch jetzt Professor an dieser Universität, und sein Gehülfe Eckeberg, lehrten die letztere Wissenschaft. Damals war es Gebrauch (und vielleicht ist es noch so in Upsala, Stockholm, Lund und Kopenhagen), daß man den Studenten erlaubte, ins Laboratorium zu kommen und sie, mit gewissen Beschränkungen, einige Manipulationen machen ließ. Jedem war es gestattet, einmal die Woche an einer chemischen Operation sich zu versuchen. Berzelius kam kurze Zeit nach Eröffnung des Kursus, gleich den Anderen, ins Laboratorium. Das Erste, was man ihm auftrug, war, aus schwefelsaurem Eisen durch Erhitzen in einem Schmelztiegel Eisen-Safran oder rothes Eisenoxid zu gewinnen. „Ei," rief er aus, „das kann ja ein Jeder! Wenn das Alles ist, was ich zu lernen habe, so kann ich's getrost bleiben lassen." — „O nein," entgegnete Afzelius, „die Experimente, die man Ihnen in der Folge aufgeben wird, werden viel schwerer seyn." Als er wieder an die Reihe kam, wollte man ihn durch Verbrennen von cremor tartari in einem Schmelztiegel Aetzkali bereiten lassen. „Das verleidete mir die Sache so sehr," sagte Berzelius, „daß ich den Entschluß faßte, mich um gar keine Manipulation mehr zu bewerben. Nichts desto weniger fuhr ich fort, das Laboratorium zu besuchen, und nach drei Wochen war es mir Gewohnheit, alle Tage hinzugehen, obschon ich kein Recht dazu hatte. Afzelius verbot mir den Eintritt nicht, machte mir aber keine Bemerkung und ließ mich nach Herzenslust manipuliren und vieles Glas zerbrechen, zum großen Verdrusse Eckebergs, den es ganz wüthend machte, daß ich niemals eine Frage an ihn richtete; denn ich wollte meine Belehrung lieber der Lektüre, dem Nachdenken und der Praxis verdanken, als Männern, die, bei wenig eigener Erfahrung, mir entweder ganz ausweichende oder doch sehr ungenügende Antworten über Phänomene gaben, die sie niemals selbst beobachtet." So legte Berzelius, angeregt durch ein immer lebhafteres Interesse für eine Wissenschaft, an deren besonderes Studium damals kein Mensch dachte, während seines Aufenthaltes in Upsala den ersten Grund zu dem außerordentlichen Rufe, den er sich heutiges Tages als Chemiker erworben.

Nachdem er die Universität verlassen, wurde Berzelius Gehülfe Sparrmanns, des nämlichen, der Capitain Cook auf seinen Reisen begleitete, und damals Professor an der medizinischen Fakultät zu Stockholm war. Als dieser berühmte Mann (1806) starb, wurde Berzelius zu seinem Nachfolger gewählt. Damals hatte die medizinische Fakultät nur drei Professoren, auf denen ungeheure Berufspflichten lasteten. Berzelius erhielt als Lehrfach die Arzneikunde, Botanik und pharmaceutische Chemie. Später errichtete man vier neue Lehrstühle, und er brauchte sich nur noch mit der letzteren Wissenschaft zu beschäftigen. Obgleich er anfangs den besonderen Titel eines Professors der Botanik erhielt, las er doch niemals über diesen Zweig der Naturwissenschaften. Er gab nur den Zöglingen der Militair-Akademie zu Calberg bei Stockholm einige Stunden. Zwei Jahre lang hielt er medizinische Vorlesungen und eröffnete dann einen chemischen Cursus. Seine Vorträge über Medizin waren immer sehr besucht; weniger die über Chemie, besonders im Anfang, und zwar aus folgendem Grunde. Der chemische Cursus war damals in Stockholm, was er noch heutiges Tages in Upsala ist, eine Reihe trockener Vorträge, ohne irgend ein Experiment oder eine praktische Demonstration; verursachte also die tödtlichste Langeweile. „Ich fühlte wohl", sagte mir Berzelius, „den Uebelstand der Sache; wußte aber kaum abzuhelfen. Erst im Jahre 1812, während meines Aufenthalts in London, theilte mir Dr. Marcet, dessen Vorlesungen ich einige Male beiwohnte, die Liste der Experimente mit, die er in einem Kursus anstellte, und gab mir so die Mittel an Hand, sie in den meinigen einzuführen. Ich habe diese Liste dergestalt verbessert und vermehrt, daß, als ich in der Folge den Dr. Marcet zu Genf antraf er mich von seiner Seite um eine Kopie bat. Seitdem ist diese Liste wenigstens funfzig Mal von verschiedenen Personen kopirt und wieder kopirt worden, und immer hat man etwas verändert oder zugesetzt. Die Einführung des experimentalen Theils in den chemischen Kursus gab diesem bald einen Vorzug vor dem Medizinischen, und jetzt drängt man sich in Haufen zum Ersteren, während der Letztere fast ganz verlassen ist." Ich konnte den Vorträgen des Professor Berzelius nicht beiwohnen (es war gerade Ferienzeit); da er aber aus dem Stegreife spricht, so zweifle ich nicht, daß sie sehr interessant sind. „Man kann nicht hoffen, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln", sagt Berzelius, „wenn man sie nicht unmittelbar anredet; gewiß werden sie niemals in solchem Grade durch etwas Abgelesenes, vorher Eingeübtes, erbaut."

Berzelius hat bis jetzt eine lange und glänzende Laufbahn durchlebt, und seinem Aeußeren nach zu urtheilen, darf man hoffen, daß sie noch lange sich fortsetzen werde. Er leidet zuweilen an Gicht und bedeutenden Kopfschmerzen, aber im Allgemeinen ist er gesund und stark. Ungeachtet seiner kräftigen Constitution beklagt er sich schon über Vorgefühl des herannahenden Alters. Seit zwei oder drei Jahren kann er nicht mehr ohne Brille lesen. Er spricht von der Abnahme seines Gedächtnisses. „Vor dem", sagte er mir, „brauchte ich eine wissenschaftliche Abhandlung nur Ein Mal zu lesen, um ihren Inhalt genau zu wissen; jetzt muß ich sie Zwei Mal lesen. Ich wußte auch Alles, was in den Gefäßen sich befand, von denen ich umgeben war, wenn ich sie gleich Monate lang ohne Aufschrift ließ. Jetzt ist mir diese Vorsicht nothwendig, weil ich sonst ihren Inhalt fast im nächsten Augenblick wieder vergessen würde."

Wenn irgend Einer das Recht hätte, einem thätigen Leben zu entsagen, und sich der Ruhe hinzugeben, so wäre es gewiß Berzelius. Aber — ein Glück für die Wissenschaft — er ist dessen unfähig; seine Neigung treibt ihn zu rastloser Thätigkeit, und höchst wahrscheinlich wird er arbeiten, so lange er lebt. Uebrigens hat er, zufolge der Gebrechen, die ihm als Vorläufer des Alters erscheinen, den Entschluß gefaßt, das Katheder seinem Gehülfen, Dr. Mosander, abzutreten. Man darf mit Zuversicht hoffen, daß die Wissenschaft bei dieser Einrichtung, die ihm ungestörte Benutzung seiner Zeit erlaubt, gewinnen wird. Er gedenkt nur die Sekretariats-Stelle bei der Akademie zu behalten. „Dieser Mosander", sagte er mit jener Biederkeit, die einen Hauptzug seines Charakters ausmacht, „eignet sich besser zum Lehrer der Chemie, als ich; denn, seines Talentes zu geschweigen, so hat er seine Studien in der Offizin eines Pharmaceuten begonnen, und da ihm in dieser Eigenschaft die Oberaufsicht und Kontrolle über alle Pharmaceuten im Staate zukommt, so ist er besser als irgend Jemand im Stande, alle Listen und Kniffe der Herren Apotheker zu durchschauen."

Berzelius arbeitet gewöhnlich 12—14 Stunden des Tages. Wie zahlreich seine Experimental-Untersuchungen auch seyn mögen, so ist dies doch bei ihm keine unausgesetzte Beschäftigung. Wirklich begegnet es ihm oft, wenn er an irgend einem Werke arbeitet, daß er Monate lang keinen Fuß in sein Laboratorium setzt; stößt er aber beim Schreiben auf einen Punkt, der ihm nicht genügend aufgehellt scheint — und das war öfter der Fall, als er die neue Ausgabe seiner Chemie besorgte — so legt er gleich die Feder bei Seite, läuft in sein Laboratorium, und stellt dort von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends Versuche an, bis er zu dem gewünschten Resultate gelangt ist. Dann fährt er mit Schreiben fort. Auf diese Weise hat er seine wichtigen neuen Untersuchungen über den Indigo, nur für die Französische Ausgabe seiner Chemie, ausgeführt.

Das Zimmer, welches er bewohnt, ist für diese Art zu arbeiten sehr gut eingerichtet. Drei Gemächer von gleichem Boden bilden sein Kabinet und Laboratorium. In dem letzteren pflegt er sich aufzuhalten und Besuche zu empfangen. Da er unverehelicht ist, hat er wenig Veranlassung, sich aus demselben zu entfernen. Die Nähe des Laboratoriums und der Umstand, daß Bibliothek, Schreibzimmer, Retorten und Oefen in einem beschränkten Raume vereinigt sind, bewirken, daß er niemals einen Augenblick verliert, und seine beabsichtigten Experimente gleich ins Werk setzen kann.

In diesem der Wissenschaft geweihten Theile seiner Wohnung trägt Alles das Gepräge der Ordnung, Reinlichkeit und Eleganz. Nichts von jenen Gerüchen, welche den Aufenthalt in einem chemischen Laboratorium den Laien so oft unerträglich machen; zweckmäßig geordnete Luftfänge entfernen sie gleich. Auch findet man daselbst nicht jene ungeheueren aus Backsteinen erbauten Oefen, die höchstens zu Versuchen im Großen geeignet, aber für feine und genaue Analyse zu grob sind. Statt dessen sieht man auf einem Heerde aus Backsteinen von etwa drei Fuß Höhe, mit einem Rauchfang darüber, eine kleine Retorten-Form, mit Steinkohlen geheizt; sodann ein eisernes Oefenchen mit vielen Oeffnungen für die Röhren u. s. w. Wenn aber irgend eine Reihe von Experimenten vor sich geht, so ist der Heerd mit einer Menge kleiner Apparate aus Glas bedeckt, die methodisch geordnet sind, und von einer starken Lampe mit Weingeist erwärmt werden. In einem gläsernen Behältniß bemerkt man

eine Wage von ungemeiner Richtigkeit und Sensibilität. Die Gewichte bestehen aus Blei, und sind so disponirt, daß sie ein genaues Gegengewicht abgeben, oder mit anderen Worten, daß sie die Tara aller der kleinen Schmelztiegel und anderen Gefäße aus Platina, die im Laboratorium sich befinden, haarklein bezeichnen. Die Werkzeuge, deren sich Berzelius bei seinen Experimenten bedient, sind eben so einfach als die Art, wie er sie anwendet. Um die Verbindung (agencement) der verschiedenen Theile eines Apparates zu erleichtern, bedient er sich einer Menge kleiner Maschinen, deren Erfindung er dem Assessor Gahn beimißt, von denen er aber die meisten selbst geschnitzt hat, besonders die hölzernen. Mit einem Worte, in dem Laboratorium dieses berühmten Mannes trägt Alles das Gepräge jener skrupelhaften Genauigkeit und jenes Geistes der Ordnung, welche seinen analytischen Bestimmungen so viel Interesse gegeben haben.

Die Schwedischen Chemiker sind so glücklich, Glas zu besitzen, das kein Blei enthält, und ein Papier zum Filtriren, das nur für diesen Zweck gemacht ist, und das man sonst nirgendwo findet. Dieses Papier wird im Winter fabrizirt und in eisiger Luft getrocknet. Das darin enthaltene Wasser friert und macht in dem Papier viele Poren. Auf diese Art wird es zwar dicht genug, um solche Stoffe zurückzuhalten, die nicht aufgelöst sind; aber die flüssigen Stoffe tröpfeln sehr schnell durch. Die Trefflichkeit dieses Papiers macht, daß man es heutiges Tages überall begehrt, und daß es in großen Quantitäten ausgeführt wird. Es enthält durchaus keine auflösbare Materie und läßt nur $\frac{1}{10000}$ seines Gewichtes an Asche zurück. Berzelius bedient sich niemals der Abklärung (Decantation); er sammelt alle seine Niederschläge auf einem Filtrum, das er nachher verbrennt, indem er für sein Gewicht $\frac{1}{10000}$ in der Berechnung des Resultates annimmt.

Ueber Berzelius als Chemiker ist nur Eine Stimme. Er vereinigt in der That die drei großen Eigenschaften, welche den vollendeten Chemiker ausmachen: durchdringenden Scharfsinn, Ausdauer und technische Gewandtheit. In gewissen Punkten sind die Gelehrten wohl über diesen berühmten Mann verschiedener Meinung; aber die Ursache davon kann man nur in seiner außerordentlichen Bedachtsamkeit suchen, welche in einer ganz auf Erfahrung und Beobachtung gegründeten Wissenschaft dem entgegengesetzten Fehler vorzuziehen ist. Als er seine Laufbahn in Upsala begann, war die Wissenschaft nur eine Anhäufung unsteter und übel zusammenhängender Theorieen; diese Theorieen waren lange Zeit die größesten Hindernisse, die er zu überwinden hatte; und wahrscheinlich ist eben dieses der Grund, warum er seitdem ohne Unterlaß gegen die Hypothesen-Wuth gekämpft hat.

Berzelius ist im mittäglichen Europa noch nicht so bekannt wie im Norden; aber folgende Thatsache kann die hohe Meinung beurkunden, welche die Deutschen von ihm haben. In einer vor Kurzem ans Licht getretenen „Geschichte des Teufels" (denn man druckt stets noch unzählige Werke in Deutschland, in denen der personifizirte Böse eine Rolle spielt; die Memoiren des Satans und deren widerwärtige Nachahmungen haben dort gar kein Ende) ist einer der stärksten Gründe, welche der Autor in den Mund des Satans legt, um die Widersetzlichkeit seines Opfers zu besiegen, folgender: „Ich werde einen Berzelius aus dir machen." Außer dem ungemeinen Rufe, den Berzelius im Auslande hat, erfreut er sich auch des seltenen Glückes, einen, wo möglich, noch größeren in Schweden zu besitzen. Alle Schweden, vielleicht mit Ausnahme einiger Glieder der medizinischen Fakultät zu Upsala, reden mit Stolz von ihm. Ich unterhielt mich eines Tages mit einem der ausgezeichnetsten Häupter der Opposition der Oberen Kammer. Der edle Pair sagte mir: „Ich kenne Berzelius, und, als Schwede, bin ich stolz darauf, sein Landsmann zu seyn. Zwar sind unsere politischen Meinungen verschieden, denn so oft er in die Kammer tritt, stimmt er für das Ministerium; aber ich schätze ihn darum nicht weniger, denn er hat keine Pensionen." Als ich bei einer anderen Gelegenheit den Wunsch bezeugte, die vornehmsten Bergwerke und dazu gehörigen Maschinen im Reiche zu besuchen, bemerkte mir einer der Anwesenden, daß viele Eigenthümer nicht gern Fremde zuließen; aber ein Wort von Berzelius, fügte er hinzu, wird Ihnen alle Pforten öffnen. Obgleich er Mitglied der Pairskammer und Wahlherr ist, so mischt er sich dennoch fast gar nicht in die öffentlichen Angelegenheiten und hält sich von allen Parteien fern.

Der König von Schweden hat den großen Mann mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Er ist mit dem Kreuze des Wasa-Ordens und dem Großkreuz des Nordstern-Ordens geschmückt, und hat gewissermaßen die Obergewalt über alle Katheder der Chemie und Medizin im Reiche. Berzelius bedient sich seines Ansehens auf die freisinnigste, den Fortschritten der Wissenschaft förderlichste Weise. Er sucht die Stellen, so gut als möglich, mit wackeren und thätigen Männern zu besetzen.

Die große Hochachtung, die man für Berzelius hegt, und seine persönliche Liebenswürdigkeit bewirken, daß er häufig besucht wird. Aber nur um bedeutender Personen willen unterbricht er seine Arbeiten. Sein Briefwechsel ist unermeßlich, und er empfängt wöchentlich über vierzig Briefe; doch findet er das Mittel, auf Alle zu antworten. Die Gegenwart seiner zahlreichen Freunde stört ihn selbst in seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht. Er schreibt und unterhält sich zugleich.

So ist Berzelius in seinem Privatleben; so hat er sich fast immer in seinen Schriften gezeigt. Ein parteiloser Richter, lobt er höchlich Alles, was Lob verdient, und tadelt Alles, was ihm unrichtig scheint, doch immer mit Maaß und Feinheit, selbst gegen diejenigen, deren Meinungen den seinigen schroff gegenüberstehen. Indessen hat er bei zwei ausgezeichneten Chemikern, Döbereiner und Thomson, von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Das Werk des Letzteren hat er streng gerügt, als voll von Irrthümern in den Bestimmungen des Gewichtes der Atome der verschiedenen Körper. Zwischen Berzelius und Humphrey Davy bestand noch etwas mehr als Kälte. Diese Entfernung veranlaßten einige chemische Fehlgriffe des Letzteren, die Berzelius, bei seinem Aufenthalt in London, in einem vertrauten Schreiben an den Doktor Young beleuchtet hatte, das aber, gleich nach seiner Abreise, Davy mitgetheilt ward. Diese Bemerkungen, die Berzelius auf Youngs Bitte gemacht hatte, kränkten Davy tief, und ein Schreiben von Berzelius, das bald nachher in einer Deutschen Zeitschrift erschien, erbitterte ihn vollends. Aber Berzelius hatte sich nicht weniger über Davy zu beklagen. Während seiner Reise nach Schweden ersuchte er Berzelius schriftlich, Helsingborg, wo dieser sich damals befand, nicht eher zu verlassen, bis er, nach seiner Versicherung, zu ihm käme, und bestimmte den Tag. Demzufolge erwartete ihn Berzelius mit den Herren Aerster und Brogniard noch zwei Tage über die anberaumte Frist; aber die anderen Beiden wurden ungeduldig und reisten ab. Erst in dem Augenblick, als Berzelius seine Pferde verlangte, erfuhr er die Ankunft Davy's. Sie begrüßten sich, und der stolze Engländer brachte nur die Entschuldigung vor, er sey unterweges auf eine so herrliche Gegend zum Fischfang gestoßen, daß er nicht den Muth gehabt habe, sie zu verlassen. Diese Ausrede und der dünkelvolle Ton Davy's mißfielen dem Schwedischen Gelehrten gar sehr, und nach einer Konferenz von einigen Stunden nahmen Beide ziemlich unbefriedigt von einander Abschied."

Bibliographie.

Praktisk Afhandling ꝛc. (Praktische Abhandlung über die Schleimkrankheiten des Halses, der Lunge und der Verdauungs-Werkzeuge.) Von C. A. Metz. Aus dem Deutschen übersetzt von C. U. Sondén. Pr. 24 Sk.

Om Inflammation i Venerne ꝛc. (Ueber die Entzündung der Venen nach äußerlichen Verletzungen.) Rosegraphischer Versuch von Joh. Swedmark. Durchgesehen vom Professor Israel Hwaßer. Erster Theil. Upsala.

Årsberättelse ꝛc. (Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft Schwedischer Aerzte.) Von C. W. H. Ronander. Pr. 32 Sk.

Wälmenta råd i Missvext-år. (Wohlgemeinter Rath in Mißwachs-Jahren.) Ueber einheimische zum großen Theil wild wachsende und andere Natur-Produkte, die zum Brodbacken u. s. w. gebraucht werden können. Von Gustav Schartau. Pr. 16 Sk.

Mannigfaltiges.

— Lord Byron und die Engländer. Byron war ein großer Freund von kleinen Klätschereien und hörte in Italien gern erzählen, wie es in der großen Welt von London zugehe; seine Bekannten sorgten dafür, daß er immer im Zusammenhang der dortigen Tagesbegebenheiten blieb, und nichts machte ihm größeres Vergnügen, als eine skandalöse Geschichte. Die Gräfin von Blessington bezeigte ihm eines Tages ihr Erstaunen darüber, daß sein großer Geist sich zu solchen Lappalien herablassen könne. Er lachte und erwiederte mit affektirtem Ernst: „Wissen Sie nicht, daß der Elephantenrüssel die gewaltigsten Lasten emporhebt und es dessenungeachtet nicht verschmäht, auch die winzigsten Gegenstände aufzunehmen? So ist es auch mit meinem großen Geist bewandt, (hier lachte er von neuem) und ich dächte, das Gleichniß wäre des Gegenstandes würdig. Aber Scherz beiseite, ich finde Gefallen an etwas Skandal, und ich glaube, hierin thue ich es allen Engländern nach. Eine Italiänische Dame, Madame Benzoni, sprach einst zu mir von diesem vorherrschenden Geschmack meiner Landsleute. Sie gestand, daß sie beim ersten Anblick die Engländer für das moktanteste und liebloseste Volk der Welt gehalten, weil sie dieselben fortwährend habe Böses von einander sprechen hören. Nach näherer Bekanntschaft aber hatte sie auch viele liebenswürdige Züge in ihrem Charakter entdeckt und war nun zu der Einsicht gekommen, daß sie nicht so boshafter Natur seyen; denn, meinte sie, in England, wo die strenge Moralität auch den geringsten Fehltritt aufs härteste züchtigt, könne der Einzelne seine persönliche Reinheit nicht besser darthun, als indem er gegen die Sünden seiner Bekannten zu Felde ziehe, — die trefflichste Gelegenheit, seinen Abscheu mit Worten auszudrücken, anstatt ihn durch Thaten zu beweisen, welches letztere zuweilen einige Selbstverläugnung erfordern würde. Dies", sagte Byron, „war ein eben so geist- als liebreiches Urtheil; denn bekennen wir nur sammt und sonders, daß es unendlich leichter ist, die Sünden Anderer zu bekritteln und zu verdammen, als unsere eigenen abzulegen; und Mancher findet jenes Geschäft so anziehend, daß er dieses ganz darüber hintansetzt, — mir wenigstens geht es so." (N. M. M.)

— Takt im Theater-Chor. Der Direktor des Orchesters der großen Oper in Paris, Herr Habeneck, hat eine Vorrichtung erfunden, um die Choristen auf der Bühne fortwährend in gleichem Takt mit dem Orchester zu erhalten; er hat nämlich bei seinem Pulte Fußtasten anbringen lassen, die durch einen einfachen Mechanismus den Anfang jedes Taktes an die Coulissen anschlagen, so daß die Chöre in genauer Verbindung mit dem Orchester bleiben und es den Führern derselben leicht gemacht wird, die Massen zu leiten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mauren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Freitag den 3. August 1832.

Nord-Amerika.

Literatur, Beredsamkeit und Poesie in den Vereinigten Staaten.

Von einem Engländer dargestellt.

Was ist Einbildungskraft? Nichts als Erinnerung, kannst du dreist antworten, ohne zu fürchten, daß du dich im Irrthum befindest. Ist unter allen den glänzenden Bildern, die der Geist des Menschen hervorruft, ein einziges, das nicht im Gedächtniß seinen Ursprung hätte? Verbinde die Gestalt des Mannes und des Rosses, oder die des Fisches und des Weibes, oder die des Bocks und des Jünglings, und du schaffst einen Centauren, eine Sirene, einen Faun; unterwirf dich dagegen den Gesetzen der Natur, bringe Einheit und Ebenmaaß in deine neuen Gestaltungen, und dein Gebilde wird die Frucht einer glücklichen Phantasie seyn. Stellst du aber deine Erinnerungen schlecht und linkisch zusammen, so bringst du kein Ganzes zu Stande, sondern erzeugst nur Ungeheume und Mißgeburten. In beiden Fällen jedoch ist das Gedächtniß die alleinige Quelle, aus der du schöpfest. Je nachdem dein Erinnerungsvermögen mehr oder minder lebhaft, feuriger oder kälter ist, besitzest du das, was man gewöhnlich die Fruchtbarkeit oder Dürre der Einbildungskraft nennt; aber was du in deinen Schriften, deinen Gemälden, deinen Gesängen, deinen Gedichten und Statuen für eigene Erfindung hältst, du magst nun ein Dante, ein Raphael oder Phidias seyn, das ist nichts Anderes, als was du einst sahest und hörtest, es sind die Eindrücke deiner Kindheit und Jugend, nichts als ein Schatz von Erinnerungen; sind diese dürftig und mager, so förderst du triviale Albernheiten zu Tage; sind sie verwirrt und unklar, so geräthst du in fratzenhafte Uebertreibungen; sind sie reich, klar und gehaltvoll, so wirst du ein Genie.

Man mißbraucht die Geschmeidigkeit der Sprache, wenn man von schöpferischen Geisteskräften spricht; es kann hier von keinem Schaffen die Rede seyn; genug, wenn wir nachahmen und wiedergeben. Was hätte einem Homer, Cervantes, Ariost und Byron ihr Vorstellungsvermögen genutzt, wären sie in einen Käfig eingesperrt gewesen? Mit welchen Schöpfungen hätten sie dann wohl die Welt beschenkt? Nur armselige und gemeine Gedanken, und was sich an Hunger, Durst und materielle Bedürfnisse des Menschen knüpft, wären die Erzeugnisse ihres leeren Gehirns und ihrer trägen Phantasie gewesen. Aber sie lebten ein mannigfach bewegtes Leben; tausend verschiedene Eindrücke prägten sich fest ihrer Seele ein, und die Natur hatte sie mit einer wunderbaren Empfänglichkeit ausgestattet. Dante sah Florenz, und er schuf seine Hölle; er war Theolog, und schuf das Paradies; er liebte, und Beatrice ward durch ihn verewigt. Er besaß jene Eigenschaft, der man einen unrechten Namen gegeben hat, und die man eben nur unter der gewöhnlichen Benennung Einbildungskraft begreifen muß, in hohem Grade, denn findet sich wohl in seiner göttlichen Komödie, im Paradies, in der Hölle oder im Fegfeuer ein einziges Wort, das nicht Erinnerung, eine einzige Idee, die nicht ein Diebstahl an der Natur oder an der Geschichte wäre?

Es ist lächerlich, wenn man Kritiker und Schriftsteller in Zeiten, wie die unsrige, immer nur von Schöpfergabe, Erfindung und Phantasie sprechen hört; jetzt, wo alle Bilder schon abgespiegelt, alle Gedanken schon tausend Mal wiedergekäut sind, fordern sie von den Künsten eine ganz unmögliche Fruchtbarkeit und Originalität. Daher jene krankhaften Mißgeburten, welche die alten Literaturen zur Zeit des einbrechenden Barbarismus ausbrüteten; daher die unerhörten Charaktere, von denen unsere Romane wimmeln. Man übertreibt die Natur und glaubt, dies sey Schöpfergenius; man gebiert Unwahrheiten und glaubt, dies heiße Erfinden. Auf die gemeinste Wirklichkeit baut man die abgeschmackteste Neuheit. Der Ausdruck wird eben so gezwungen, als die Gedanken geschraubt und überschwenglich sind. Nichtsdestoweniger sind alle diese Mißverhältnisse, diese Ungeheuer, diese dick aufgepinselten Farben nichts als schlecht verdaute Erinnerungen, die Traumereien eines Kranken, die unzusammenhängenden Phantome des Wahnsinns, das durch einander zuckende Aufblitzen ehemaliger Erlebnisse und regelloser Gedanken. Die Einbildungskraft des genialen Geistes reproduzirt die Leidenschaften und Gemälde des menschlichen Lebens, wie ein treuer und klarer Spiegel eine schöne Landschaft oder ein liebliches Gesicht zurückstrahlt; die unächte Phantasie gleicht den Hohlspiegeln des Optikers, die keine Strahlenbrechung richtig wiedergeben; Alles erscheint hier verkürzt oder übermäßig verlängert. Die eine verhält sich zu der anderen, wie die Karrikatur zum Portrait.

Eben so wie ein einzelnes Individuum ohne Gedächtniß unmöglich Phantasie haben könnte, muß diese Eigenschaft des Geistes auch einem Volk von gestern abgehen, dessen ganze Vergangenheit und Geschichte sich auf den Abend vorher beschränken. Die Vereinigten Staaten von Amerika, in vieler Hinsicht so merkwürdig und groß, gehören doch ganz der modernen Welt an. Das Materielle und Mechanische ist ihr Element; ihr gesunder Menschenverstand, ihre Geduld im Beobachten und ihr Fleiß verleihen ihnen ihre Stärke. Es ist ein Land ohne alle Phantasie, weil es aller Erinnerungen entbehrt. Länder, die unter Leiden ergraut sind, wie Irland und Schottland, sind die wahre Heimath der Einbildungskraft. Theuer genug haben sie dieses glänzende Talent erkauft; da ist kein Schloß, auf dem nicht eine Blutschuld haftete, an das sich nicht eine Mordgeschichte knüpfte; keine Veste, von deren Mauern nicht der Widerhall von Gemetzel und Waffengeklirr ertönte; die Nebelregionen der Gälischen Hochgebirge sind mit Geistern bevölkert; jeder See hat seine Undine, jede Höhle ihren Zauberer; Bruce's Schatten schwebt durch diese Kapellen; von jenen Wänden hallt der Name Wallace wieder. In den Vereinigten Staaten aber sind die historischen Ereignisse zu jung, zu neu, zu bestimmt und geben keinen Stoff zu Sagen; es ist zu wenig Geschichte vorhanden, als daß eine Dichtkunst sich bilden könnte. So wie Nord-Amerika die Kunst versteht, ist sie nichts als Kopie; sie ahmt nach und folgt einem Vorbilde. Nicht ihre eigenen Erinnerungen sind es, die sie wiedergiebt, sondern die Erinnerungen Anderer, deren Darstellung sie wiederholt; weder in der Literatur, noch in der Beredsamkeit sind die Amerikaner wirkliche Originale.

Selbst die Sprache der Vereinigten Staaten ist ihnen nicht eigen. Statt autochthonisch und eine Tochter des Landes zu seyn, statt aus dessen Bedürfnissen und Ideen herzufließen, ist ihr Idiom über das Meer gewandert und hat sich über dem Ocean eingebürgert; dort fristet es in fremdem Boden und Klima kümmerlich sein Leben. Um die Reinheit ihres Stils zu bewahren, müssen die Amerikanischen Schriftsteller ihre Blicke fortwährend auf das Mutterland heften: dort allein finden sie ihre Muster und ihr Gesetz. Wenn sie sich selbst Neuerungen erlauben, so müssen sie befürchten, ins Gemeine oder Schwülstige zu verfallen. Sie gleichen in dieser Hinsicht jenen neueren Schriftstellern, die sich einer todten Sprache bedienten und sich einbildeten, uns den Cicero, Demosthenes und Livius ersetzen zu können. Aber sie vergaßen, daß das gesellschaftliche Leben eines Volks allein seiner Sprache den Werth und die Kraft verleiht, und daß ein Idiom, wenn es von seinem mütterlichen Schooß getrennt wird, dem Zweige gleicht, der, vom Baume gerissen, schnell dahinwelkt. So lange die Sprache Amerika's das unveränderte Englisch bleibt, ohne alle Modification, möchte es wohl wenig geistvolle Werke in seiner Literatur geben. Selbst Schottland rühmt sich einer besonderen Mundart; es hat in der Person Burnes seinen Dichter, dessen Begeisterung sogleich erlosch, als er dem Dialekt seiner Provinz untreu wurde.

Wir sind fern davon, jene lächerlichen Vorurtheile zu billigen, wodurch die Nationen getrennt und einander befeindet werden. Freilich hat Amerika in England noch sehr viele Gegner; wir aber wollen nicht zu denselben gehören. Wir wissen, wie schwer es ist, über unsere Freunde, unsere Nachbarn, unsere Nächsten, geschweige denn über unsere Feinde ein billiges Urtheil zu fällen. Das Herz des Anderen ist für uns ein undurchdringliches Geheimniß, wohin kein Scharfblick trägt; der äußere Schein dient uns gewöhnlich als einzige Grundlage zu einem vorschnellen, meistentheils falschen und auf einige oberflächlich geprüfte Symptome und unbesonnene Beweggründe gestützten Ausspruch. Wir nehmen uns nicht die Zeit, die Verhältnisse derjenigen, über welche wir urtheilen, die Motive ihrer Handlungen, die verschiedenen Einwirkungen auf ihre Ansichten und Gedanken zu studiren; wenn wir kategorisch über Andere absprechen, so glauben wir unserm Gewissen zu gehorchen. So wurden die Amerikaner von Reisenden, die nur ihre Wirths-Tafeln besuchten, als gemein und ungesittet, von den Einen als fanatisch, von den Anderen als atheistisch, von fast allen Kritikern aber als geistlos verschrieen. Ein genaueres Nachdenken über ihren gesellschaftlichen Zustand würde leicht diese ungerechten Urtheile berichtigt haben. Man hätte in ihnen ein jungfräuliches und großes Volk gesehen, dessen Kampf gegen die Natur noch nicht geendigt ist, dessen ganze Kraft sich auf die Gründung seiner Städte und auf die Entwickelung seines Gewerbfleißes richten

muß, eine Nation, der es an einer Vergangenheit fehlt, und deren Vaterland die Zukunft ist.

England, mit seiner düsteren, drohenden und furchterregenden Zukunft, mit seiner dramatischen Vergangenheit, fruchtbar an Poesie und Ueberlieferungen, mußte das junge Amerika wider Willen mit grausamer Ungerechtigkeit beurtheilen; denn ist dies nicht die Geschichte der ganzen Welt? Der Soldat betrachtet den Priester als einen Heuchler, weil der Priester schwarz gekleidet ist. Der Priester sieht in dem Soldaten einen Verdammten, weil dieser einen bunten Rock hat. Es liegt überhaupt in unserm Leichtsinn, daß das Kleid bei uns den Mann macht, und es giebt Leute, die Amerika bloß deshalb verachten, weil gewisse in Boston und New-York entstandene triviale Redensarten von den Reisenden lächerlich gemacht wurden.

Gewiß muß es eine große Nation seyn, die, ihrer Wiege noch so nahe, in der Industrie schon England's Nebenbuhlerin ist. Dies Land zeichnet sich durch den Ursprung seiner Institutionen, durch ihre schnelle und feste Begründung und durch die Kraft, die ihnen von Anfang einwohnte, vor allen Ländern der Welt aus. Bis jetzt bietet die Amerikanische Union die Lösung eines großen politischen Problems dar; erhält sich das sie umschließende Band, so wäre dies das schönste Beispiel, welches die Geschichte von einem Schutzbündniß in Gestalt eines großen Staatenbundes aufweisen könnte. Warum von den Vereinigten Staaten verlangen, was ihre Verhältnisse ihnen versagten? Und konnten sie in der Moral, Politik und Physik wohl Größeres leisten? War nicht das Werk ihrer bürgerlichen Verfassung groß und schwierig genug? Erheischte es nicht alle Kraft, alle Leidenschaft und alles Talent einer ganzen Nation? Welches Volk hat sich jemals anders als mit langsamen und unmerklichen Schritten auf den Gipfel der Civilisation erhoben? Die Römer, die Griechen, die Nationen der neueren Zeit tauchten allmälig aus dem Dunkel hervor, mehrten ihren Glanz mit den Jahren und schufen ihre Literatur und ihre Staats-Verfassungen nicht plötzlich, sondern nach und nach.

Die merkwürdigste Erscheinung in der Geschichte der Amerikanischen Union ist ihr plötzlicher und bloß aus eigener Kraft hervorgegangener Aufschwung. Kaum geboren, ist sie schon zum Riesen emporgewachsen. Sie hat keine Kindheit, keine Jugend; schon vor dem Jünglingsalter ist sie zum Manne gereift. Kühn überspringt sie den Raum, der die Windeln der Nation von der Zeit ihrer Stärke trennt. Kein Uebergang in ihrer Geschichte von Ohnmacht zur Manneskraft; keine von jenen Epochen, deren zusammenhängende Kette von der Sage verschönert und später von der Poesie geheiligt wird. Sie hat Soldaten, Gesetzgeber und Werkmeister; nur die Dichter fehlen noch und sind einer späteren Zeit vorbehalten. Mnemosyne, die Mutter der Musen, hatte noch nichts erfahren, um es ihnen zu lehren.

Ein gesunder praktischer Sinn ist das Vorherrschende in den geistigen Werken der Amerikaner. Die Wahrheit dieser Behauptung wird sich erweisen, wenn wir einen Blick werfen auf Amerika's bisherige bedeutendste Schriftsteller. Der erste unter ihnen ist Benjamin Franklin, ein erhabenes Muster von dem Genius der Nation. Niemals gab es einen größeren praktischen Philosophen, niemals einen schlichteren und prunkloseren Weisen; er war ein vollendeter Staatsmann, ein geschickter und gewissenhafter Dialektiker; das Wahre und Nützliche war ihm zum Instinkt geworden. Sein Stil trägt alle Merkmale seiner Denkart; er athmet Wohlwollen gegen alle Menschen, Klarheit, Salbung, Bescheidenheit und gesunden Sinn. Er wendet sich weder an die Erinnerung, noch an die Hoffnung; kein Anflug von Leidenschaft mischt sich in seine Sprache. Es ist der reine Verstand, sanft, anmuthig, liebenswürdig, doch streng und immer redlich. Man nenne ihn immerhin prosaisch und gewöhnlich, sein Schatten wird uns darob nicht zürnen; brauchte denn sein Vaterland Dichter und Künstler? Durch eines oder zwei seiner naiven und allgemein verständlichen Werke hat er sich mehr um Amerika verdient gemacht, als es wortreiche Redner, Verskünstler und Schöngeister vermocht hätten. Man lese nur seine bewundernswürdige Parabel gegen die Verfolgung, durch die der begeisternde Hauch des Evangeliums weht, seinen armen Robin, ein Handbuch, bestimmt für ein in der Kindheit befindliches Volk, das noch am Gängelbande geführt werden muß, seine Prüfung vor dem geheimen Rath, ein Werk voll poetischen Scharfsinns; und man wird in allen unter einem treuherzigen Aeußeren die Gewalt, die Geschmeidigkeit und den Reichthum dieses seltenen Geistes, gepaart mit einer noch seltneren Tugend, erkennen.

Kurz vor dem Ausbruch der Amerikanischen Revolution erschien ein Buch, das bis jetzt noch wenig bekannt ist, dessen Ton und Stil aber höchst charakteristisch sind; wir meinen die Briefe eines Amerikanischen Landmanns, im Jahre 1787 ins Französische übersetzt. Wer auch der Verfasser dieses unter dem angenommenen Namen Hector Saint-Jean herausgegebenen Werkes seyn mag, sicherlich verdient es einen ehrenwerthen Platz nicht nur unter Amerika's Erzeugnissen, sondern unter denen der ganzen neueren Zeit. Landschaft, Sitten, Sprache, Gesinnungen, Alles darin ist ächt Amerikanisch. Es ist vielleicht bis auf diesen Augenblick das einzige Buch, worin der Wirklichkeit eine natürliche Poesie abgewonnen ist. Das ganze Leben eines Ansiedlers ist darin bald mit blühender Kraft, bald mit entzückender Einfalt geschildert. Nirgends ist Uebertreibung, weder in den Beiwörtern noch in der Färbung des Ganzen; man findet darin nicht nur die einzelnen Gegenstände, sondern auch die Gefühle und Ideen eines noch jungfräulichen Landes wieder. Man sieht den Verfasser den Wagen seines kleinen Kindes an den Pflug befestigen und in den Furchen, welche die Pflugschar gräbt, zugleich das Kind und den Pflug spazieren fahren, während sein Weib, am anderen Ende des Feldes unter einem Baum sitzend, das wollene Winterkleid strickt. Erhaben und feierlich, wie die Schilderung einer Schlacht im Homer, ist die Erzählung von dem Kampf zweier Schlangen. Der gewaltige Eindruck, den derselbe auf den Verfasser gemacht hat, leuchtet hervor aus dem prächtigen, reichen und fließenden Stil. Wären es die beiden Helden Hektor und Patroklus, so hätte der Verfasser nicht edlere Worte finden können. Für jeden Gegenstand, der ihm in die Augen fällt, hat er die schönsten und lebendigsten Farben. Er malt die Natur nicht in seinem Zimmer, wie ein beschreibender Dichter; sondern wie er sie sieht, so giebt er sie wieder. Niemals denkt er daran, was die Pariser und Londoner Gesellschaften zu seinem Werk sagen werden, ob ein Literaturblatt davon Notiz nehmen, oder ob man Spottgedichte dagegen schleudern wird. Die widerwärtige Verfeinerung der großen Städte, ihre gezierte Rohheit, ihre bittere Ironie, ihr erheuchelter Enthusiasmus und ihre erkünstelte sentimentale Entzückung sind seinen keuschen Schilderungen fern. Er übertreibt nicht, er malt nicht ins Fratzenhafte. Mit welcher Gutmüthigkeit mischt er sich unter die Spiele des Volks von Nantucket; welche Heiterkeit, welche energische Kraft des Fleißes und der Arbeit athmet aus jeder seiner Zeilen; wie schlägt sein Herz mit allen ihn umgebenden Herzen im Einklang; wie nöthigt er uns, unwillkürlich die Gefahren des Wallfischfanges zu theilen, um uns dann an den Freudenfesten, welche diese Gefahren krönen, mit ihm zu ergötzen. Und ist es nicht ein herrliches Ding um Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit, unter jeglichem Himmelsstrich? Gehört nicht ein seltenes und bedeutendes Talent dazu, sie so zu schildern, daß wir selbst ihrer theilhaftig werden? Und welch ein Talent, sich selbst zu vergessen, weder an seine Leser, noch an sein Ich zu denken, und so lebhaft mit der Natur mitzufühlen, daß auch Andere von gleicher Sympathie ergriffen werden? Diese Frische der Empfindung, diese Verläugnung der Eigenliebe geben sonst gewöhnlich den Amerikanischen Erzeugnissen ab. Als die Vereinigten Staaten sich zu einer der ersten civilisirten Nationen erhoben, glichen sie jenen neuen Emporkömmlingen, die stets besorgen, nicht fein nicht zierlich genug in ihrem Benehmen, nicht gewählt genug in ihrer Sprache zu seyn, weil sie sich fortwährend mit ihren Umgebungen vergleichen; um nur nicht in einen gemeinen Ton zu verfallen, werden sie steif, geschraubt, geziert, und es fehlt ihnen an aller Leichtigkeit und Unbefangenheit. Sie geben sich die fürchterlichste Mühe und erregen doch nur Mißfallen. Unser Autor hingegen schreibt, wie er denkt und empfindet. Einige Stellen seines Werkes erregen sogar ein ungewöhnliches dramatisches Interesse. Der Amerikanische Krieg ist nahe; das ferne Toben des Sturmes dröhnt dumpf und leise herüber; das Kriegsgeschrei der Indianer ertönt und droht den Pflanzungen im Innern des Landes mit Ueberschwemmung. Die kaum entstandene Ansiedelung muß zu unterliegen fürchten. Solche Ahnungen flößen Trauer ein, und wenn man das Buch zumacht, hat man alle Mühe, sich durch die Geschichte zu überzeugen, daß die Besorgnisse des Pflanzers nicht in Erfüllung gegangen sind, daß die junge Kolonie in ihrer Wiege die Schlangen zermalmt und über so viel Hindernisse gesiegt hat. Man erstaune nicht über die vielleicht etwas lange Auseinandersetzung unserer Ansicht über ein wenig bekanntes und doch so würdiges Werk. Selten sucht die Kritik den Gegenstand ihres Lobes unter den namenlosen und unberühmten Büchern; sie zieht es vor, den Weihrauch aufzuschütteln, der seit langer Zeit in der Opferschaale zu den Füßen eines verehrten Götzen duftet; solches Thun ist bequem und allgemeinen Beifalls gewiß.

Der dritte Schriftsteller von Bedeutung, der uns in Amerika's literarischen Annalen begegnet, ist ein Logiker, dessen Berühmtheit sich nicht bis nach Europa erstreckt zu haben scheint, obgleich seine Verdienste unverkennbar sind. Es ist der Geistliche Jonathan Edwards, aus Massachusetts gebürtig, der eine Abhandlung über den Willen geschrieben hat, die ihm einen Platz unter den scharfsinnigsten, kraftvollsten und gediegensten Schriftstellern einräumt; ein Mann, der das, was er behauptet, nicht bloß Anderen beweisen will, sondern der vor Allem sich selbst zu genügen strebt. In seiner ehrlichen und aufrichtigen Art, zu philosophiren, gebraucht er keine Hinterthür, keinen Winkelzug, keine Spitzfindigkeit, keinen Trugschluß. Wo sich ein Einwurf darbietet, sucht er ihn nicht zu verheimlichen oder zu umgehen. Man lese ihn, und man wird Hobbes für einen Dogmatiker und Priestley für einen Unverschämten halten. Mit der größten Redlichkeit sucht er die unauflöslichen Schwierigkeiten aufzuhellen, in die sich das Denken stürzt, sobald es ins Unbegränzte streift.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Proceedings relating to the centennial anniversary of Washington's birth-day. (Säkularfeier von Washington's Geburtstag.) Auf Befehl des Gemeinderaths von New-York publizirt.

Bridgeman's young gardener's assistant. (Der junge Gärtnergehülfe, von Bridgeman.) Eine Abhandlung über den Gartenbau. New-York.

Lacon. (Der Lakonier; oder Viel mit wenig Worten.) 2 Bde. 12. New-York.

Views of the city of New-York. (Ansichten der Stadt New-York und ihrer Umgebungen.) Mit 4 Kupfern. New-York.

A treatise on shade and shadows. (Abhandlung über Schatten, Schattenwurf und Perspektive.) Von Charles Davies, Professor an der Militair-Akademie zu Westpoint.) New-York.

Ensayo historico de los revoluciones de Megico. (Historischer Versuch über die Mexikanischen Revolutionen von 1808—1830.) Von D. L. de Zavala. New-York.

Italien.

Costantinopoli nel 1831. (Konstantinopel im Jahre 1831.) Genaue und neue Notizen über diese Hauptstadt und die Gebräuche und Sitten ihrer Einwohner, von Antonio Baratta. Mit dem Motto: Olim meminisse juvabit. Genua.

Viele, ja fast unzählige ältere und neuere Beschreibungen sind von dieser Stadt vorhanden, und die Schriftsteller scheinen in der Schilderung der reizenden Lage derselben mit einander gewetteifert zu haben. Dem jungen Verfasser obigen Werkes fehlt es nicht an der nöthigen Lebhaftigkeit und Wärme, um an diesem Wettkampfe Theil zu nehmen; indessen scheint derselbe die Gegenstände zu flüchtig betrachtet und oft, von Begeisterung hingerissen, Dinge gesehen zu haben, die nicht mehr vorhanden sind; eben so hat er sich durch die Milde des Klimas und die Schönheit der Natur zu einer an Vorliebe gränzenden Nachsicht gegen die Einwohner und deren Einrichtungen verleiten lassen.

Wir wollen ihn nicht mit kleinlichen Ausstellungen belästigen, können aber einige Irrthümer nicht unbemerkt durchgehen lassen, die er bei etwas größerer Sorgfalt hätte vermeiden können. Bei seiner Einfahrt in die Dardanellen z. B. spricht er S. 2. von den Ruinen Troja's, wie wenn sie noch sichtbar wären; wir hingegen haben, als wir jene Gegenden besuchten, nicht die kleinste Spur von der Residenz des Priamus entdecken können, und Chevalier, der diese Lokalitäten fast Zoll für Zoll untersuchte und sie mit der Topographie der Homerischen Gedichte genau verglich, ist nicht glücklicher gewesen, als wir; es scheint sogar, daß die Ruinen von Troja schon zu Virgils Zeiten gänzlich verschwunden waren, der zwar der Ebene erwähnt, wo Troja stand, aber nichts von den Ueberresten der Stadt sagt, von welcher aus der Held seines Epos seine Irrfahrten begonnen hatte. Wenn der Verfasser die Lust verspürte, glänzende Beschreibungen zu machen, so wäre es unsers Bedünkens besser gewesen, wenn er die noch jetzt sichtbaren Ruinen von Alexandria Troas berührt oder die Ebene beschrieben hätte, die sich vom Abhange des Ida bis zum Meeresufer herabsenkt, oder wenn er, von der Vertheidigung der Dardanellen sprechend, das genaue Maaß der großen Kanone Mahomets angegeben hätte, die, von dem berühmten Orbino Balacco gegossen wurde, und durch ihr Getöse so viel Schrecken unter den Griechen zur Zeit des letzten Konstantin verbreitete, die ferner, nachdem sie vier Jahrhunderte lang geschwiegen, zum Erstaunen der Türken vom Baron von Tott gelöst wurde und aufs Neue schwieg, bis sie eines der Englischen Schiffe zerschmetterte, die vor 25 Jahren sich bis unter die Mauern von Konstantinopel wagten.

Das äußere Aussehen der Stadt hat der Verfasser gut beschrieben; aber indem er vom Hafen und von der Leichtigkeit, überall am Ufer zu landen, spricht, hätte er hinzufügen können, daß der Barbice, ein kleiner, sich an der Spitze desselben in's Meer ergießender Fluß, viel zur Reinhaltung desselben beiträgt. Der Ruinen der Kaiserlichen Paläste, die jetzt Tahir-Serai genannt werden, so wie der berühmten Cisternen, die zu den schönsten dortigen Ueberbleibseln des Alterthums gehören, erwähnt er mit keinem Worte. Auch sind wir nicht der Ansicht des Verfassers, wenn er die Mauern nach dem Meere von Marmora hin für die ältesten hält, da gerade die dazu verwandten Säulen und andere Bruchstücke von alten Monumenten beweisen, daß sie nicht von den Griechen, sondern eher von den Türken, oder drittehalb Jahrhunderte vor der Eroberung Mahomet's II. von den Lateinern erbaut sind, die nach der Angabe des Nicetas Choniates mit großer Wuth die schönsten Zierden der Kaiserstadt zerstörten. Eben so wenig theilen wir seine Ansicht, daß der innere Theil Konstantinopels durch die Grabstätten verödet werde; vielmehr besitzen die Türken die Kunst, diese Orte mit schattigen Gebüschen zu bepflanzen, in denen die dunkelgrüne Cypresse mit dem Hellgrün der Platane und anderer Bäume so schön verschmilzt, daß die Stadt sogar dadurch verschönert wird.

Wir wollen dem Verf. nicht in seiner weiteren Beschreibung von Konstantinopel folgen, noch alle Fehler, die er begangen, rügen, wie z. B. den, daß er behauptet, die Türkische Regierung habe von dem großen Thore des großherrlichen Palastes den Namen der Ottomanischen Pforte angenommen, da doch bekannt ist, daß der Türkischen Regierung dieser Titel schon vor der Einnahme von Konstantinopel gegeben wurde. Dagegen wissen wir ihm dafür Dank, daß er uns Schilderungen und Lebensbeschreibungen der Personen giebt, deren sich der jetzige Sultan bei seinem Reform-Unternehmen bedient hat, wie Chosrew-Pascha, Mustapha-Ser-Kiatib, Halil-Pascha, Hussein-Pascha und Tahir-Pascha.

Die Vaterlandsliebe erlaubt uns nicht, mit Stillschweigen zu übergehen, was er von einem Italiäner erzählt, der zur Unterweisung der Türkischen Truppen in den besseren Militair-Einrichtungen viel beigetragen hat, nämlich von dem Piemonteser Timotheus Calosso, ehemaligen Offizier in der Französischen und dann in der Sardinischen Armee. Nachdem dieser mannigfaches Unglück erfahren, kam er in der Mitte des Jahres 1826 nach Konstantinopel und fand in dem Sultan anfangs einen wohlthätigen Mäcen, dann aber einen gelehrigen Schüler und liebevollen Herrn. Die Veranlassung zu diesem plötzlichen Glückswechsel ist höchst sonderbar. Die große Dürftigkeit, in welcher sich Calosso bei seiner Ankunft in Konstantinopel befand, vermochte seine Seele nicht zu beugen, noch ihn zu bewegen, fremdes Mitleid anzusprechen. Die durch dreißigjährigen Dienst ihm tief eingeprägten militairischen Gewohnheiten hatten seinem Charakter die edle Starrheit gegeben, die Unglück lieber mit Anstand erträgt, als durch Erniedrigung sich dasselbe zu erleichtern sucht. Eines Morgens verließ Calosso in einer düstern Stimmung Pera und wandte sich, ohne bestimmten Zweck, nach den neuen Kasernen oberhalb Dolma-Baïsche; da er hinter diesen ein Kavallerie-Corps manövriren sah, so blieb er stehen und sah zu. Es war ein neu gebildetes Regiment der Kaiserlichen Garden, das in den Anfangsgründen der Taktik unterrichtet wurde, und zufälliger Weise wohnte gerade der Sultan Mahmud diesen Uebungen in Person bei. Das scharfe Auge des Großherrn sah Calosso und erkannte in ihm bald einen Militair und zwar einen unglücklichen; er ließ sich daher durch einen seiner Offiziere bei Calosso erkundigen, wer er sey; dieser ersten Frage folgten andere, und Calosso wurde genöthigt, näher zu treten und dem Sultan direkte Auskunft zu geben. Calosso besitzt ein einnehmendes Aeußere, viel militairischen Anstand und eine freimüthige Sprache, die angenehmer ist, als die süßesten Schmeicheleien; über seine Ansicht von den Uebungen, denen er beiwohnte, befragt, lobte er das Streben, tadelte die Fehler und deutete die Mittel zur Verbesserung an; die Rede kam auf die Feldzüge, die er mitgemacht und auf Napoleon; kurz, dem Sultan gefiel sein Wesen dergestalt, daß er höflich aufgefordert wurde, am nächsten Tage in das Serail zu kommen; hier erhielt er die Ernennung zum ersten Lehrer der Reiterei und zum Organisator der Kaiserlichen reitenden Garde. Calosso begann sein ehrenvolles Amt damit, dem Sultan selbst Privatunterricht in den Regeln der Europäischen Reitkunst zu ertheilen, was mit solchem Erfolge geschah, daß Mahmud einer der besten Reiter geworden ist; hierauf unterrichtete er die ersten Personen des Hofes, unter ihnen Achmet-Pascha, Abny-Bey und Hasij-Aga. Nachdem er so den ersten Grund gelegt, ging er zu der Unterweisung des auserlesenen Kavallerie-Corps über, das durch ihn zu einem Vorbilde für die ganze Armee geworden ist und auch in dem letzten Kriege die allgemeine Erwartung nicht getäuscht hat. Calosso ist nun seit längerer Zeit in den militairischen Hausstand des Sultan aufgenommen und hat viele und große Beweise der Gunst desselben erhalten; er zuerst unter allen Europäern gürtete sich in der Gegenwart desselben den Degen um und wurde mit dem neuen Turrah-Orden geschmückt, den er mit Diamanten reich verziert am Halse trägt. Durch ein vom Sultan selbst unterzeichnetes Dekret ist er der Besitzer eines der schönsten Paläste von Pera geworden und hat, als dieser bei der letzten Feuersbrunst in Asche gelegt wurde, einen zweiten in dem schönen Scutari zum Geschenk erhalten. Sultan Mahmud hat ihm den Türkischen Namen Ruslan und den Titel eines Bey gegeben und benutzt jede öffentliche und feierliche Gelegenheit, um ihm neue Beweise seiner Achtung und Liebe zu geben; wir haben Calosso an der Kaiserlichen Tafel oft von dem für den Großherrn eigens zubereiteten Brodt mitessen sehen, eine fast beispiellose Auszeichnung. Daß er vom christlichen Glauben abgefallen sey, ist eine Verläumdung. Dabei hat Calosso auf der Höhe, auf die das Glück ihn gestellt, die Tage seines Unglücks nicht vergessen und alle unglücklichen Fremden finden in ihm einen liebevollen Unterstützer. Daher kommt es, daß er, trotz seiner sechsjährigen glücklichen Lage nicht reich ist; zur Entschädigung dafür hat er sich aber ein dauernderes und größeres Gut erworben, die Achtung Aller und die Dankbarkeit Vieler. (Antologia di Firenze.)

Bibliographie.

Famiglie celebre italiane. (Berühmte Italiänische Familien.) Vom Grafen Litta. 24stes Heft. (Alighieri von Florenz; Visconti von Mailand; Vitelli von Città di Castello.) Mailand.

Discorso etc. (Rede über den Ursprung und das Wesen der Poesie.) Nebst einem Versuch über den Geschmack und die schönen Künste. Von F. M. Pagano. Lugano.

Storia etc. (Geschichte der Italiänischen Republiken des Mittelalters.) Von J. C. L. Sismonde de Sismondi. Aus dem Französischen übersetzt. Capo Lago.

Nuovo studio metodico etc. (Die Civil-Gesetzgebung des Königreichs beider Sizilien.) Vom Professor Ant. Longo. Erster Theil. Neapel.

Origine e progresso etc. (Ursprung und Fortschritt der Gesellschaft und der Gesetzgebung.) Eine analytische Forschung vom Professor Ant. Longo. Neapel.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutsche Aesthetik und Poesie in Italien.

So unbeliebt die Tedeschi auch jenseits der Alpen sind, so wenig man in Italien von unserem Wehr- und Nährstand wissen will, hat doch der Lehrstand der Deutschen auch dort schon längst das Katheder bestiegen und trägt die Schuld ab für den Unterricht, den einst Italien dem übrigen noch in der Barbarei des Mittelalters versunkenen Europa ertheilte. Die Aesthetik als Wissenschaft, ja die bekanntlich in Deutschland erfundene Benennung derselben überhaupt, ist von einem Deutschen in Italien eingeführt worden*), zwar unter einigem Widerspruche der Orthodoxen, die in den Germanischen Ideen vom Erhabenen und Schönen Ketzerei und Irrthum witterten**), da sich jedoch der Deutsche darauf berief, daß auch der in Wien auf der Kaiserlichen Universität vorgetragenen Oesterreichischen Aesthetik solche Lehrsätze und Meinungen angehörten***), so wagte man nicht mehr, die neue Wissenschaft anzugreifen.

Inzwischen dürften es die Deutschen lyrischen Dichter wohl nicht erst der Aesthetik des Herrn Dr. Lichtenthal zu verdanken haben,

*) Estetica, ossia dottrina del bello e delle arti belle del dott. Pietro Lichtenthal. Milano, 1831.

**) In der Biblioteca Italiana (Jan. 1832) wird z. B. der Lehrsatz, daß das Entsetzliche mit dem Erhabenen verwandt sey, eine „dannata dottrina" genannt, und die Meinung des Deutschen, daß das Moralische eine bei jedem Kunstwerke vorausgesetzte Eigenschaft sey, wird als „errore", „eresia" und gelindestens als ein „falso principio" bezeichnet.

***) Gazzetta di Milano del 22. Marzo 1832.

daß sie in Italien jetzt gelesen und verstanden werden. Bevor noch der Lichtstrahl des Oesterreichischen Aesthetikers in die Italiänische Halbinsel drang, hatte Herr Antonio Bellati bereits seine Uebersetzungen Deutscher Lyriker begonnen, von denen im Jahr 1828 einige Proben bekannt wurden, und die jetzt in einem ziemlich starken Bande (XII. und 320 S.) bei Fontana in Mailand unter dem Titel „Saggio di versi allemanni recate in versi italiani" erschienen sind. Der Uebersetzer hat nicht ohne Kenntniß und Geschmack die Deutsche Poesie in zwei Epochen, in die der nachahmenden und die der National-Poesie, eingetheilt, welche letztere er zwar mit Göthe und Schiller beginnen läßt, doch zählt er auch noch einige spätere Dichter zu den nachahmenden, von denen er übrigens, und mit Recht, wenig oder gar keine Proben gegeben hat. Hierdurch hat diese Deutsche Anthologie, wie ein Italiänischer Kritiker sich ausdrückt, „denjenigen nationalen Charakter erhalten, der die Deutschen Dichter nicht bloß von denen Griechenlands und Roms, sondern auch von denen aller neueren Völker auszeichnet."

Derselbe Kritiker, der seine vaterländische Poesie von der Nachahmung Griechischer und Römischer Dichter emanzipirt zu sehen wünscht, weist auf die Deutsche Muse, als auf ein der Zeit und der vorgerückten christlichen Bildung würdigeres Vorbild, hin. Aber die Nachahmung der Deutschen würde jetzt in Italien eben so wenig eine National-Poesie hervorrufen, als die der Griechischen und Lateinischen Klassiker; der Schößling, der zum ästereichen schattenspendenden Baume werden soll, muß in dem Boden und in dem Klima heimisch seyn, in welchem er gepflanzt wird, und ein Schiller in Italiänischem Gewande würde uns wahrscheinlich noch fremder und theilnahmloser erscheinen, als ein Euripides oder Virgil. Daher ist auch die Erscheinung zu erklären, daß Shakespeare, der in Deutschland so populair geworden, weil der Brite, und namentlich dieser, so viel vom Germanischen Geiste besitzt, in Italien, wiewohl er dort gleichzeitig in mehrfachen und zum Theil sehr gelungenen Uebersetzungen erschienen ist, *) doch so wenig Anklang gefunden hat, daß die zum Theil noch unbeendigten Uebersetzungen wahrscheinlich auch unbeendigt bleiben werden. Will man in Italien nachahmen — wenn nämlich die Nachahmung einer fremden oder längst dagewesenen Eigenthümlichkeit überhaupt dem schöpferischen Geiste des Dichters empfohlen werden soll — so bietet ja Dante, der Kolumbus der Literatur, der der alten Welt des Gedankens zuerst eine neue zeigte, Stoff genug dazu dar. Zwar haben die Italiäner ihm schon oft nachgesungen und auch Einiges abgeguckt, doch nur „wie er sich räuspert und wie er spuckt" — während sein Geist im Auslande heimischer geworden, als in dem Lande, wo „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht."

Die gegenwärtige Sammlung Deutscher Lyriker enthält Gedichte von Klopstock, Goethe, Schiller, Bürger, Matthisson, Jacobi, Hölty, Tiedge, Salis, Uhland, Ebert, Theodor Körner, Fr. Rückert **) u. A., sämmtlich so gut aufgefaßt und trefflich wiedergegeben, daß der Italiäner in der That durch dieses Buch, welchem schätzbare Notizen über das Leben und Wirken der Deutschen Dichter beigefügt sind, ein ziemlich getreues Bild von der musa tedesca erhält. Schiller's Gedicht „Die Deutsche Muse" ist dem Ganzen als Einleitung vorgesetzt, und gleich die ersten Verse:

Non l'etade felice d'Augusto
Alla musa Teutonica arrise,
Non a lei generoso sorrise
Mediceo potente favor ***)

scheinen auf die unterscheidenden Merkmale Deutscher und Italiänischer Poesie hinweisen zu sollen, während die letzten Zeilen desselben Gedichtes:

Ingrossando in sua propria pienezza,
Scaturendo dal fondo del core,
Di precetti non soffre il rigore,
Osa i servi ritegni spezzar †).

gleichsam eine captatio benevolentiae für den Uebersetzer seyn können.

Wir fügen hier noch als Probe der Bellati'schen Uebersetzungen den Schluß des Schiller'schen „Handschuh" bei:

Cunegonda la nobile donzella
Rivolta a un tratto al cavalier Delorge,
„Se tanto è il vostro amor, come ad ogn'ora,
„Gli dive motteggiando, mi giurate
„Di là togliete il guanto e a me il recate."
E il cavalier si parte e come il lampo
Nell' arena terribile discende
Con fermo piede, e da quell' arduo campo
Con intrepida mano il guanto prende.
E dame e cavalier guardanlo, il core
Tocco da maraviglia e da terrore,
Col guanto ei riede imperturbato, e suona
La sua lode nel dir d'ogni persona.
Ma l'altera donzella accoglie il forte
Con un tenero sguardo ebbro d'amore,
Quasi dica: Vicina è la tua sorte
Ei d'innanzi alla bella appena è giunto
Le getta il guanto in faccia, atto dicendo:
„Da voi grazie, o donzella, io non pretendo."
E l'abbandona in quello stesso punto. 50.

*) Opere di Guglielmo Shakespeare tradotte da Giovio Barzoni e Giacomo Sormani. — Milano 1830.
Teatro di Shakespeare volgarizzato da Virginio Soncini, con note dichiarative. — Milano 1831.
Romeo e Giulietta, tragedia di Shakespeare tradotta da Gaetano Barbieri.

**) Der Uebersetzer bedauert es, daß gewisse Verhältnisse ihm nicht gestatteten, von diesen beiden Dichtern diejenigen Erzeugnisse zu übertragen, die ihn am meisten angesprochen hätten.

***) Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Gute
Lachelte der Deutschen Kunst.

†) Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Mannigfaltiges.

— **Pinselstriche zu Lord Byron's Bild.** Der große Dichter war sehr argwöhnischer Gemüthsart; er fürchtete überall Betrug und versagte sich Vieles, bloß aus Besorgniß, bei dem Kauf hintergangen zu werden; er scheute sich, dem natürlichen Drang seines Charakters freien Lauf zu lassen, um nicht angeführt oder verlacht zu werden. Zwar that dies seiner Mildherzigkeit keinen Abbruch, im Gegentheil, er war oft wohlthätig und freigebig; aber er hatte sich gewöhnt, auch die kleinsten Ausgaben für seine Person zu berechnen, was ihm oft ein knickeriges Ansehen gab und ihn in England lächerlich gemacht hätte. Spaßhaft war es, wenn man ihn mit großer Selbstgefälligkeit seine eigenen Gebrechen zur Schau legen hörte; denn er liebte es eher, als daß er sich dagegen gesträubt hätte, sie einzugestehen. Geld, meinte er, sey die Vereinigung von Weisheit, Macht und Einsicht, und hierin allein hege er gleiche Ueberzeugung mit seinen Landsleuten. Nie konnte er es einem Bekannten vergeben, der ihm Geld abgeliehen hatte, wenn er es ihm nicht pünktlich zurückzahlte. — Sehr oft gefiel sich Lord Byron darin, die romantischen Gefühle und Empfindungen Anderer lächerlich zu machen, und den Tag nachher ließ er sich selbst davon hinreißen, so daß man ihn unmöglich für aufrichtig halten konnte, wenn man seine früheren Spöttereien gehört hatte. Sah man aber sein Auge voll Thränen und hörte seine Stimme zittern, so konnte man wieder nicht glauben, daß es Verstellung sey. Diese Veränderlichkeit jedoch zerstörte die Sympathie oder verkümmerte sie wenigstens, wenn man daran dachte, daß er jeden Tag seine Empfindung wechselte. Wenn er sprach, war es ihm um Eindruck zu thun; er wollte Erstaunen erregen und zerstörte doch in den Gemüthern seiner Zuhörer alles Vertrauen auf die Festigkeit seines Charakters. Dies fühlten gewiß Alle, die mit ihm zusammen lebten, und es ließ einen unangenehmen Nachklang zurück. (N. M. M.)

— **Polygamie unter den Indiern.** Manches durch die Religion geheiligte Gesetz hat bei dieser Nation die verderblichsten Wirkungen. So ist die Heirath zu einem wahren Geld-Handel herabgewürdigt. Der Bräutigam erhält eine Braut, von der er in seinem Leben nichts gesehen oder gehört hat. Ist die Absicht des Vaters erreicht, so hat der Sohn weiter nichts zu thun, als ruhig dem sich zu unterwerfen, was er als Heiraths-Ceremonie betrachten muß. Nachdem einige abgeschmackte Gebräuche vollzogen, einige rohe Späße und pöbelhafte Redensarten zwischen dem Bräutigam und allen Frauen des Hauses oder der Nachbarschaft gewechselt sind, was man hochzeitliche Scherze zu nennen beliebt, lagert sich der Bräutigam in einem besonderen Zimmer, wo er oft genöthigt ist, die ganze Nacht zu durchwachen, damit seine schamlosen Schwägerinnen ihm nichts anthun; denn diese erlauern jede Gelegenheit zu plumpen und gemeinen Possen. Doch hiervon genug. Solch eine Verbindung kann nur selten zu reiner Liebe und Zuneigung führen. Der Mann achtet sein Weib wenig und sucht das gesellige Glück bei seinen Freunden. Aber das ist noch nicht Alles. Die Kulin-Brahmanen, gleich ausgezeichnet wegen ihrer dicken Köpfe und Käuflichkeit — werden bezahlt, wenn sie heirathen. Da es für sehr verdienstlich gilt, diesen Herren seine Töchter zu geben, so bemüht man sich eifrig um eine Allianz mit ihnen. Es liegt also in ihrem Interesse, so oft als möglich zu heirathen. Sie gelten im Allgemeinen für eine ehrwürdige Klasse von Leuten; daher man ohne die geringste Rücksicht auf ihre persönlichen Eigenschaften, oder auch nur darauf, ob sie auch fähig sind, ihre Ehehälfte zu ernähren, mit denselben ein Bündniß eingeht. Wirklich sind sie ohne Ausnahme in elenden Umständen und lassen sich von ihren Schwiegereltern füttern. Sie bleiben niemals ihren Frauen treu und heirathen, so oft sie Gelegenheit finden, so daß die Zahl ihrer Weiber zuweilen über vierzig hinausgeht. So fehlte es einem Brahmanen an einem Schulbuche zum Lesen, und da er nicht vermögend genug war, es zu kaufen, schloß er gleich ein Ehebündniß und verschaffte sich das Buch durch die Mitgift. So oft ein solcher Mensch irgend einen Artikel nöthig hat, den er nicht bezahlen kann, heirathet er nur zu diesem Zwecke. Die natürliche Folge des Unfugs kann besser gedacht als ausgedrückt werden. Und solch ein unheilbringendes Gesetz beobachtet man mit religiösen Gefühlen! Ein Bruch desselben ist Verbrechen, zieht Unglück und Schande nach sich. Gewiß gründet sich die sittliche Entartung der Indier zum großen Theil auf Polygamie, welche, in dieser Art ausgeübt, der Verschlagenheit einer Klasse unmenschlicher Bösewichter ihr Daseyn zu verdanken scheint. Während nun dem Manne die zügellosesse Willkür erlaubt ist, macht man den Weibern die strengste Monoandrie zur Pflicht, und sie müssen, falls ihr Eheherr sterben sollte, in ewiger Wittwenschaft bleiben. (East-India Mag.)

— **Fürchterlicher Orkan.** Ein solcher wüthete den letzten Oktober des vergangenen Jahres bei Balasohr in Ostindien. Wenigstens 20,000 Personen kamen in den Fluthen ums Leben. Die Hochstraße von Madras nach Kalkutta geht durch Balasohr. Etwa sechs Englische Meilen nordwärts von Balasohr und ungefähr neun Meilen von der Küste überschwemmte die See und nahm jedes lebende Geschöpf mit sich fort. Mindestens 150 Englische Quadratmeilen Landes wurden von 10 bis 15 Fuß Tiefe unter Wasser gesetzt. Auf der Landstraße sah man Trümmer eines Schiffes. Leichname von Menschen, Tigern, Büffeln, Kühen u. s. w. lagen haufenweise durch einander. Der Vorsteher des Bezirkes schickte einige hundert Leute nach dem gräßlichen Schauplatz, um so viele Körper zu verbrennen und zu begraben, als in der Eile möglich war. Doch befürchtete man nicht ohne Grund eine pestartige Krankheit.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Montag den 6. August 1832.

Frankreich.

Fortschritte der Geologie in den Jahren 1830 und 1831.*)

Geologische Gesellschaft in Frankreich.

Die Geologie ist diejenige Wissenschaft, in welcher gegenwärtig die größte Thätigkeit herrscht. Die reißende Schnelligkeit, womit sie in einigen Jahren an Ausdehnung und Popularität gewonnen, hat ihren Grund in der heutigen Richtung des Geistes, der sich eben so eifrig mit den hohen Speculationen der Philosophie wie mit der strengen Beobachtung beschäftigt. Ueberall haben sich Gesellschaften gebildet, um aufzumuntern, die Entdeckungen zu koordiniren und die Materialien zu sammeln. Die Gelehrten haben sich in die Arbeit getheilt; Einige machen Reisen im Großen, entwerfen den Umriß der Länder, skizziren die Formationen, Andere beschäftigen sich mit dem Detail, mit Lokalbeschreibungen, analysiren jedes Lager, jedes Fossil auf's genauste; keine Beschwerde und Gefahr hat die Geologen von ihren Forschungen abgeschreckt. Vor einigen Jahren wurden Theorieen und Luftschlösser auf irgend ein aus dem Ganzen herausgerissenes Stück Land oder Gebirge gebaut; jetzt ist es, um dem Gange und den Berechnungen und Schlüssen der Forscher zu folgen, nicht mehr hinreichend, eine Karte von Frankreich oder Deutschland vor sich auszubreiten, sondern man muß den Pol und den Aequator zugleich umfassen und den Kompaß neben dem Globus zur Hand nehmen. Der Gang der Wissenschaft ist so reißend schnell, daß der Unterricht ihm nicht folgen kann; die Elementar-Abhandlungen werden in einem Jahre alt, und neue Schätze fließen in so reichem Maaße zu, daß man Mühe hat, sie zu ordnen, und daß sie, eben weil sie nicht analysirt und klassifizirt werden können, größtentheils unbekannt bleiben. Zum Glück sind in allen Ländern spezielle Journale für diese wichtige Wissenschaft gegründet worden, welche eine Uebersicht der Entdeckungen und eine Anzeige der Werke enthalten.

Es war aber vom höchsten Interesse, die in den Sammlungen und Zeitschriften aller Länder der Erde zerstreuten Notizen und Angaben zusammenzustellen, um eine Skizze von dem gegenwärtigen Zustande der Geologie zu geben. Die geologische Gesellschaft hat die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer solchen Uebersicht gefühlt und einem ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder den Auftrag gegeben, den jährlichen Kursus ihrer Arbeiten durch einen Rückblick auf die im verflossenen Jahre gemachten Eroberungen der Wissenschaft zu schließen. Die ausgedehnten Verbindungen des Herrn Boué, seine Kenntniß der fremden Sprachen und seine lange und gründliche Bekanntschaft mit der Wissenschaft machten ihn dieser schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen. Wir geben hier einen gedrängten Auszug aus der gelehrten Arbeit des Herrn Boué, zu deren Vorlesung mehrere Sitzungen der geologischen Gesellschaft verwandt wurden.

Die politischen Unruhen und die fast ununterbrochene Aufregung, worin Europa sich im Jahre 1831 befunden, sind der Bildung neuer gelehrter Gesellschaften hinderlich gewesen, haben aber auf die persönliche Thätigkeit der einzelnen Geologen keinen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, wenn man nach der Menge der erschienenen Beschreibungen und Abhandlungen schließen darf. Schottland ist von mehreren Gelehrten und insbesondere von den Herren von Oeynhausen und von Dechen, beide durch ihre Arbeiten über Deutschland bekannt, besucht worden; sie haben dort mehrere Thatsachen gesammelt, welche die Huttonschen Theorieen bestätigen. Ueber den seit einigen Jahren so eifrig durchforschten Boden Englands sind eine Menge Abhandlungen und Monographieen erschienen, und eine geologische Karte von Irland ist begonnen und wird bald fertig seyn. In Frankreich setzen die Herren von Beaumont und Dufrénoy ihre große geologische Karte fort, deren Bedürfniß so lebhaft gefühlt worden ist, und es würde eines ganzen Bandes bedürfen, um alle Arbeiten der in jedem einzelnen Departement lebenden und die Lokalitäten beschreibenden Geologen anzuführen. In den Niederlanden sind mehrere Abhandlungen erschienen, die für den allgemeinen von der Regierung angeordneten geologischen Abriß bestimmt sind, aber die politischen Unruhen haben dieses Unternehmen gehemmt, dessen Durchführung dringend nothwendig ist, da Belgien und Holland beinahe eine Lücke zwischen dem wohlbekannten Terrain des nördlichen Frankreichs und dem Terrain Deutschlands bilden.

Die interessanten Gebirge des Hegau und der Kaiserstuhl im Großherzogthum Baden und mehrere andere zu den sekundären Formationen gehörende Punkte sind der Gegenstand anziehender Beschreibungen gewesen. In ganz Deutschland hat die Wissenschaft, ungeachtet der vielen bereits über dieses Land erschienenen Arbeiten, eine Menge neuer Entdeckungen gemacht, so in Württemberg, Sachsen, Schlesien, dem Harz, Mecklenburg. Die Beziehung der Karpaten zu den Alpen hat den Forschungen über jenes noch wenig untersuchte Gebirge großes Interesse gegeben; Mähren, Siebenbürgen, Galizien haben Stoff zu einigen besonderen Notizen geliefert. In der Schweiz hat Herr Hugi Beobachtungen von höchstem Interesse über die Berner Alpen angestellt. Herr Lusser hat einen Abriß des Gebirges vom St. Gotthard bis nach Altorf gegeben, und die Herren Merian und Rengger haben die Struktur des nördlichen Theiles des Schweizerischen Jura aufgehellt. Ueberdem hat die gewöhnliche Durchforschung der Alpen ihre Jahresärnte von neuen Beobachtungen geliefert.

Italien besitzt eine ansehnliche Zahl von Geologen und ist außerdem noch von mehreren fremden Gelehrten besucht worden, besonders sind im nördlichen Theile viele Forschungen angestellt worden. Die Memoiren der Gesellschaft von Catanea enthalten über Sicilien höchst interessante geologische Abhandlungen, und Herr Hoffmann, der dort reist, hat Briefe über die quaternairen Terrains dieser Insel bekannt gemacht, in denen sich die Muscheln des mittelländischen Meeres vorfinden. Der Aetna und die neue Insel Julia haben neue Beobachtungen zu der Erörterung der Ansichten des Herrn von Buch über die Theorie der aufsteigenden Krater geliefert. Ueber Sardinien sieht man der Beschreibung entgegen, womit Herr de la Marmora beschäftigt ist.

Bei der Spärlichkeit unserer Kenntnisse von Spanien haben einige Arbeiten über dieses Land sehr gute Aufnahme gefunden. Herr Lyell hat das nördliche Katalonien besucht, Herr v. Beaumont hat einen Abstecher von den Pyrenäen bis nach Pampelona gemacht, und Herr Haußmann, der das ganze Land durchreist ist, hat eine erste Skizze seiner Reise entworfen und ist mit einer ausführlichen Beschreibung beschäftigt. Spanien selbst scheint sich für die geologischen Studien nicht zu interessiren.

Polen war einige Jahre lang von den Geologen ganz unbesucht geblieben; die primare Hochebene Podoliens, die tertiären und intermediären Formationen der südlichen Gegenden haben zu mehreren Arbeiten Anlaß gegeben. In den unregelmäßigen Blöcken, die in den Ebenen zerstreut liegen, hat Herr Jackson aus Finnland dahin getragene Blöcke erkannt und Felsen aus Jugermannland, welche intermediäre Fossilien enthalten. Die mineralischen Reichthümer des Ural, die Gold-, Platina- und Diamant-Lager, die man dort nach und nach gefunden, haben in Rußland große geologische Thätigkeit hervorgebracht. Die Gutsbesitzer haben sich beeilt, ihre Ländereien von Geologen untersuchen zu lassen; der Kaiser, die Wichtigkeit dieser neuen Quelle des Reichthums für seine Staaten erkennend, hat die naturhistorischen Gesellschaften in Moskau und St. Petersburg reichlicher dotirt, sein Reich den Forschungen des Freiherrn v. Humboldt geöffnet, Gelehrte durch fast alle Provinzen reisen und eine geologische Karte von Lithauen, Kurland, Esthland und Liefland anfertigen lassen. Das Bergwerks-Journal enthält viele Aufsätze über eine Menge neuer und mannigfaltiger Gegenstände; die Krimm, die Ufer des Don, der Kaukasus und der Ural gehören jetzt in das Gebiet der Wissenschaft. Ueber Sibirien sind auch eine Anzahl von Abhandlungen und Beschreibungen erschienen. Herr Erman aus Berlin ist durch Nord-Asien gereist, von da nach dem Russischen Amerika übergegangen und über Otaheiti und Rio-Janeiro zurückgekehrt. Seine Beobachtungen über Nord-Asien, die Aleutischen Inseln und Kalifornien werden vom höchsten Interesse und von einer geologischen Karte eines Theiles von Sibirien und von Kamtschatka begleitet seyn. Die Herren Ledebur, Meyer und Bunge haben die Bergketten des Altai und des Koliwan bereist, Herr Heß hat die Gegenden östlich vom Baikal-See besucht; andere Geologen sind die Kirgisensteppe durchwandert und haben einen mineralogischen Versuch über dieses bisher unbekannte Land herausgegeben; noch andere haben an den Ufern des Kaspischen und des Aral-Sees Beobachtungen angestellt. Der Kaukasus ist von vielen Gelehrten äußerst sorgfältig untersucht worden; der tertiäre Boden mit Muscheln, die sich im Kaspi-See und Schwarzen Meere noch lebend vorfinden, steigt dort an den Abhängen eines kreidigen und sandigen Systems

*) Wir geben diesen Artikel als eine Ergänzung des in der vorletzten Nummer des Magazins enthaltenen: Ueber die Fortschritte der Geographie im Allgemeinen.

bis zu einer Höhe von 3000 Fuß hinauf. Mineralogische Untersuchungen über einige Gegenden Georgiens, Armeniens, des Libanons, der Ufer des Euphrat haben ebenfalls dazu beigetragen, einiges Licht über Asien zu verbreiten.

Die Liebhaberei des Prinzen Christian für die Naturwissenschaften fördert in Dänemark die Geologie, und in Kurzem werden alle Materialien zu einer geologischen Karte dieses Landes beisammen seyn. Die Norwegischen Gelehrten haben ihre Forschungen weit in den Norden hinein ausgedehnt, und Herr Keilhau hat eine geologische Notiz über Spitzbergen und die Scherry-Inseln herausgegeben. Die allgemeine Struktur von Island ist ziemlich genau bekannt, und die Faröer-Inseln sind in letzter Zeit wieder von verschiedenen Reisenden besucht worden.

Die geologische Kenntniß Afrika's hat ebenfalls Fortschritte gemacht; Herr Ehrenberg hat die Gegenden der Oasis von Siwah und die Muschelkalk-Felsen beschrieben, welche die Hochebene der Wüste bilden, die diese Oase von dem Nilthale trennt; er, so wie Herr Rüppel, haben interessante Notizen über das steinichte Arabien, Kordofan und einige Inseln des rothen Meeres geliefert. Herr Rozet hat seine militairischen Streifzüge in Algier benutzt, um die Gegenden um Oran und den kleinen Atlas zu besuchen. Das Journal des Vorgebirges der guten Hoffnung enthält bereits einige Notizen über das Terrain dieses anderen Endes von Afrika. Das Uebrige, was wir über dieses Festland wissen, besteht in einigen Berichten und Noten über Cyrenaika, den Weg von Tripolis zum Tschad-See, Sierra-Leone, Kongo, Senegal, Madagaskar und einige Inseln.

In den Vereinigten Staaten gewinnt die Geologie immer mehr an Ausdehnung, und die hierher gehörenden Werke folgen auf den verschiedenen Punkten dieses weiten Gebiets mit großer Schnelligkeit auf einander. Durch die Reise zu den Felsbergen hat man genauere Kenntniß von dem nördlichen Amerika erlangt. Herr v. Humboldt hat Notizen über den Boden von Kartagena und Neu-Granada herausgegeben und ist Willens, seine Reise nach den Aequinoctial-Gegenden nächstens zu beendigen. Die Herren Spix und Martius haben ihre Reise nach Brasilien bekannt gemacht, die unter Anderem die Beschreibung des ungeheuren Bassins des Amazonenflusses, des Terrains der Küste von Bahia und der Muschelhaufen enthält, von denen das Meer bei der Hebung des Kontinents zurückgetreten ist. Aus Peru und Mexiko sind ebenfalls einige Notizen und Karten eingegangen. Der Capitain King hat eine äußerst interessante Notiz über die Kreide und den grünen Sandstein gegeben, die sich in Patagonien bei der Magellan-Straße vorfinden. Die Nivellirung der Landenge von Panama hat kein direktes Resultat für die Geologie ergeben, sondern nur einen Unterschied des Niveaus des stillen Meeres und des Golfs von Mexiko konstatirt.

Die Geologie der Antillen ist ziemlich bekannt. Ueber die Ascensions-, Tristan d'Acunha-, Timor- und Neu-Shetlands-Inseln u. s. w. besitzt man schon seit einigen Jahren nähere Angaben. Herr Webster hat einige Notizen über die Länder südlich vom Kap Horn bekannt gemacht. Eine Expedition hat das Innere von Neu-Guinea besucht und eine reiche geologische Aernte von dort mitgebracht. Einige Punkte Neu-Hollands, unter anderen ein höchst sonderbarer Vulkan, haben Stoff zu verschiedenen Beschreibungen geliefert.

Ueber die Englischen Besitzungen in Ostindien sind viele Abhandlungen erschienen; wir nennen unter anderen die Geologie des Maratten-Landes, des Himalaya, der Halb-Insel Malacca. An der Gränze von Tibet, 17,600 Fuß über der jetzigen Fläche des Oceans, hat man Felder gefunden, die mit so frischen Muscheln bedeckt waren, als wenn das Meer eben von ihnen zurückgetreten wäre; auf der Gränze von Ladak und Bussahir erreichen die Muschelfelsen in der Regel eine Höhe von 16,000 Fuß. Die Entdeckung des salzhaltigen Lias und des gestreiften Sandsteins im nördlichen Indien ergiebt eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit unserem Europäischen Terrain. Ueber die Inseln Salsette, Singapor, Manilla, Borneo, Java und Sumatra sind ebenfalls neue Notizen eingegangen; Ceylon war durch den mineralogischen Versuch von J. Davy bereits bekannt. Aus China ist eine Beschreibung der Artesischen Salzbrunnen eingegangen, aus welchen kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas aufsteigt; Herr Klaproth hat aus Chinesischen Büchern Angaben über sechs Vulkane des inneren Festlandes ausgezogen. Das so schwer zugängliche Japan endlich ist seit einigen Jahren den Forschungen Siebold's geöffnet, der geologische Beobachtungen von dort mitbringt.

Die Zahl der in den Jahren 1830 und 1831 erschienenen geologischen Karten beläuft sich auf 618, die der Mehrzahl nach Europa betreffen. Die allgemeinen geologischen Abhandlungen sind in ziemlich großer Anzahl erschienen, doch fehlt es, trotz der Werke von Brogniart, Omalius u. A. m., noch immer an einem guten Handbuche, das geeignet wäre, die Elemente der Wissenschaft durch leichte Verbreitung populär zu machen. Die Paläontologie, eine neuere Wissenschaft als die Geologie, dient dieser zur nothwendigen Ergänzung und ist jetzt für diese vielleicht wichtiger als die Mineralogie; eine Menge hierher gehöriger Arbeiten, Monographieen über neue Arten von Mollusken, Fischen und Würmern sind erschienen.

Eine der interessantesten Entdeckungen ist die der Koprolithen oder der fossilen Faeces verschiedener Thiere in den festen Lagern fast aller neptunischen Formationen. Die seltsamen und mannigfaltigen Formen dieser Körper, die sich schwer in einen bestimmten Typus bringen lassen, machten den Geologen lange Zeit hindurch Schwierigkeiten. Herr Buckland wurde durch die Faeces der Hyäne, die er zuerst in den Knochenhöhlen gefunden, darauf geführt, ähnlichen Körpern, die in älteren Lagern erhalten waren, denselben Ursprung zuzuschreiben. Das Studium dieser seltsamen Ueberreste wird zu merkwürdigen Ergebnissen über die Form der Eingeweide der Thiere, von denen sie herrühren, so wie über ihre Nahrung führen; diejenigen, die man in den Lagern findet, welche von den Ichthyosauren angefüllt sind, enthalten Fischschuppen, zermalmte Knochen und hornartige Ueberreste von Kopffüßlern; ihre Analogie mit den Stoffen, die man in den Eingeweiden der Haifische u. s. w. findet, ist auffallend. Der Doktor Prouß, der einige Exemplare analysirt hat, vermuthet, der Stoff, der sie schwarz gefärbt, könne die Tinte des Tintenfisches seyn, der einen Theil der Nahrung dieser Thiere ausmachte.

Das Guano-Lager auf den Inseln an der Küste von Peru muß geologisch als von gleicher Natur mit dem Lager der Koprolithen betrachtet werden. Herr Rivero hat Details über diese Haufen von Exkrementen der Seevögel bekannt gemacht, die oft 50 — 60 Fuß dick sind.

Die Herren v. Bebrendt und v. Munster haben sich mit der Beschreibung der fossilen Insekten von Solenhofen und an den Ufern der Ostsee beschäftigt. In der Klasse der Säugethiere sind wichtige Beobachtungen gemacht und mehrere neue Gattungen entdeckt worden. Das Phänomen von Thieren, die sich in den Eisblöcken Sibiriens erhalten haben, ist dadurch aufgeklärt worden, daß diese großen Thiere aus der Mitte Asiens durch Treibeis bis an die Ufer des Eismeeres fortgeschwemmt und dort vor Kälte erstarrt sind, wodurch sich ihr Fleisch erhalten hat. Die Knochenhöhlen haben vielen Stoff zu geologischen Erörterungen gegeben, die das Gebiet der Geschichte des Menschengeschlechts näher berühren; man hat Menschenskelette verschiedener Art, mit Ueberresten von Thongefäßen, plumpen Werkzeugen und Ueberbleibseln von Bären, Hirschen, Elephanten u. s. w. gefunden. In den Vereinigten Staaten hat man eine Höhle mit Ueberresten des Megalonyx, in Brasilien Höhlen mit Ueberresten von Megalonyx und Megatherium gefunden, Thiere, die man in den Europäischen nicht findet, während diese andere enthalten, die dort nicht vorhanden sind. Nur die Mastodonten sind in beiden Hemisphären in großer Anzahl vorhanden. Auch über die fossilen Pflanzen sind einige Werke erschienen. Die Kenntnisse über die Vulkane und die vulkanischen Lager haben sich nicht sehr bereichert. Herr Boué hat seinen Bericht mit einigen Details über die Mineral-Quellen und das Bohren Artesischer Brunnen beschlossen. (Revue Encyclop.)

Bibliographie.

La montagne. (Der Berg.) Historische und philosophische Notizen über die vornehmsten Mitglieder der Berg-Partei. Von B. Hauréau. Erste Lfg. Danton, nebst Bildniß. Zweite Lfg. Camille Desmoulins, nebst Bildniß. Pr. jeder Lfg. 1 Fr.

Petite histoire contemporaine. (Kurze Geschichte unserer Zeit.) Erzählung eines Lehrers an seine Schüler von den interessantesten Begebenheiten in Frankreich seit dem Anfange der Regierung Ludwig's XVI. bis zur Erwählung Ludwig Philipp's. Nebst interessanten Details über den jungen Heinrich, seit seinem Aufenthalt in Holyrood. Von A. v. St. Gerrais. Pr. 3 Fr.

Histoire etc. (Gemeinfaßliche Geschichte der Pariser Nationalgarde.) Von H. Raison Pr. 5 Fr.

Hermes. — Ueber das Wesen von Kolonieen und Colonisationen. Politischer Versuch von A. R. Pr. 5 Fr.

Nord-Amerika.

Literatur, Beredsamkeit und Poesie in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Jene drei Schriftsteller gleichen sich unter einander durch ungekünstelte Beredsamkeit, glückliche Natürlichkeit, reifen und klaren Verstand. Aber sie besitzen nichts, was sie wesentlich vor allen anderen Schriftstellern auszeichnete; der Amerikanische Landmann ist vielleicht derjenige, dessen frische und neue Schilderungen noch den meisten Reiz gewähren und ihn mit der entschiedensten Originalität umgeben. Franklin nähert sich dem Fenelon, Sokrates und Addison. Jonathan Edwards hat in seinen bestimmten, genauen und scharfen Auseinandersetzungen einige Aehnlichkeit mit Descartes. An leidenschaftlicher Beredsamkeit aber und dichterischer Phantasie fehlt es diesen Schriftstellern ganz.

Vor einigen Jahren versuchte es Brown, seinem Vaterlande diesen ihm fehlenden Ruhm zu erringen. Er hatte Genie, verstand sich auf Leidenschaft und wußte sie darzustellen. Statt der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die seine Landsleute charakterisirt, sich zu fügen, trotzt er der Kritik und strebt nur nach Effekt. Leider aber ist dieser Effekt eine Täuschung. Browns Dämonen haben keine dämonische Wahrheit; seine Ungeheuer sind das Resultat einer bewußten Absicht; seine phantastischen Anstrengungen sind das Kreisen eines Geistes, der schaffen will, aber in seiner Ohnmacht nur Chimären gebiert. Eine lächerliche Ueberreizung blickt aus seinen Produkten hervor. Alles darin ist gezwungen, gewaltsam und unzusammenhängend; nichts frei, natürlich und einfach; überall Zuckungen, eine beständige Ueberspanntheit, Schrecken auf Schrecken gehäuft.

Woher kommt diese gewaltige Uebertreibung? Weshalb dieses unerhörte Streben nach dem Pathetischen, Ungeheuren, Romantischen, Phantastischen und Wunderbaren? Weil der neue gesellschaftliche Zustand Amerika's in sich selbst nichts Pathetisches, Wunderbares, Riesenhaftes und Fürchterliches hat. Das Drama ist eine ausländi-

sche Pflanze in den Vereinigten Staaten; die Tragödie und die Ode werden kaum verstanden. Man ahnt sie mehr, als man sie fühlt.

Benjamin Franklin's Vaterland ist zu verständig, um poetisch zu seyn. Man denke sich ein Drama, aus dem das Laster, der Aberglaube und die Leidenschaft verbannt waren. Und doch ist das einzige Ziel der Amerikaner, die Welt von Thorheiten, Affekten und Untugenden zu befreien. Sie haben ihre Zucht- und Straf-Anstalten, ihre Besserungs-Systeme, ihre Quäker, ihre wachsame Polizei, ihre schnurgeraden Straßen. Alles geht bei ihnen nach zu strengen Regeln, auf einem zu ebenen und gebahnten Wege, als daß der Roman und das Schauspiel dort gedeihen könnten. Man versetze übermenschliche Wesen mitten in jene Stadtviertel und Winkel, die wahre Muster von regelmäßiger Baukunst sind; man denke sich einen Othello und einen Hamlet mitten unter diesen abgemessenen Sitten; man zaubere Gespenster in dieses Nord-Amerika, wo Alles taghell und bestimmt ist, von wo alle Vorurtheile verbannt sind. Wie könnten es wohl Schottlands Brownies und Bogillies, Dalmatiens Vampyre und des Orients Sylphiden wagen, sich da zu zeigen, wo ein Straßenräuber etwas Abenteuerliches ist, wo die Oeffentlichkeit über alle Handlungen der Regierung und der Bürger ihre Lichtströme ausgießt, wo man Verbrechen und Fieber auf gleiche Weise heilt, wo man dem Betteln durch örtliche Mittel, dem Fanatismus durch Duldung der verschiedenartigsten Religionen abhilft. Ein Französischer Schriftsteller meinte einst, in einem Lande, wo jeder Reisende seinen Paß habe, gehöre ein Roman unter die Unmöglichkeiten. In Amerika, wo alle Leute numerirt und eingepfercht sind, und wo Alles seinen bestimmten Platz hat, wäre ein Roman noch viel schwieriger.

Brown ist schon vergessen. Ihn traf das Schicksal jeder überspannten Literatur. Falsche Tinten verbleichen sehr bald; ihre eigene Unwahrheit zerstört sie.

Der bescheidenere und glücklichere Washington Irving machte keinen Anspruch auf Eigenthümlichkeit; nicht einer glänzenden Phantasie, nicht dem sogenannten Schöpfergenius, nicht einer hohen Ausbildung von geistigem Vermögen verdankt er seinen Ruf, sondern allein seiner lieblichen Nachahmung der alten Englischen Literatur. Er ist ein Abdruck auf Seidenpapier, und zwar ein mit einiger Aengstlichkeit besorgter Abdruck von Addison, Steele und Swift. Alles, was er schreibt, ist glatt wie Atlas mit vergoldetem Schnitt und in Rosa gebunden. Schimmernd, gewandt, leicht, rein und gleichmäßig, gefällt er, ohne zu erschüttern; niemals erregt er heftige Gefühle. Man glaubt eine wohlerzogene Jungfrau aus guter Familie sprechen zu hören, befangen in den Fesseln des Anstandes, die sich niemals auch nur den leisesten Verstoß gegen den guten Ton erlaubt, die Stimme weder zu sehr erhebt, noch zu sehr sinken läßt, nie in den Fehler zu großer Redseligkeit verfällt und sich stets vor Feuereifer in Acht nimmt, weil man im Eifer oft gemein wird. Es ist nicht unsere Absicht, ein höchst verdienstliches Talent zu schmälern und ein Genie herabzusetzen, das uns lieb und theuer ist. Niemand schätzt mehr als wir die Trefflichkeit dieses anspruchslosen und nüchternen, aber stets anmuthigen Stils mit so harmonischem Kolorit und in so reiner Form; aber man kann es sich nicht verhehlen, daß sich unter all diesen Eigenschaften einige Mattigkeit verbirgt.

Hierzu kommt noch, daß Herrn Irving's charakteristisches Verdienst durchaus nichts eigenthümlich Amerikanisches hat. Auf England allein sind alle seine Gedanken gerichtet. Ihm gelten alle seine Wünsche und Erinnerungen. Er zollt ihm eine seltsame, fast abergläubische Dichterverehrung und faßt es so auf, wie die Schriftsteller aus der Zeit der Königin Anna. Man sage ihm immerhin, daß das England des Addison nur ein sehr verschönertes Ideal sey; er wird nicht darauf hören. Man wird ihn nicht davon überzeugen, daß Sir Roger von Coverley*) ein Wesen wie Don Quixote ist, eine halb symbolische Person, der das Talent des Dichters Handlungen, Worte und Kostüm geliehen hat. In Washington Irving's Augen ist Alles, was Pope's Zeitgenossen geschrieben haben, ein Evangelium. Ihre Wendungen im Ausdruck giebt er wieder; ihnen borgt er die Sprache ab. Er liebt selbst die lärmende und trunkene Gastfreundschaft jener Zeit; ein Bewohner von Amerika's Savannen oder von irgend einem rechtwinkeligen und symmetrischen Gebäude in Boston oder New-York, verirrt er sich träumend unter die schattigen Wogengänge von Kensington, wo Sterne mit seinen Freunden lustwandelte, wählt sich zu seinem Wohnsitz ein Englisches Herrenhaus aus dem 17ten Jahrhundert und kleidet sich in rosenfarbene Steifleinewand und Wamms. Erweckt ihn nicht; er glaubt sich in den krummen und finsteren Gäßchen der alten City zu verlieren; er hört den Wind durch die großen Fensterscheiben pfeifen und die ungeheuren Aushängeschilder knarren, über die sich Addison so oft beschwerte. Hier findet sich Washington Irving's ganze poetische Vergangenheit, und sonderbar genug, der geschmackvollste Amerikanische Schriftsteller, der vollendetste unter allen, schöpft seine Begeisterung überall, nur nicht in Amerika; er gefällt sich an den Erinnerungen der Lehnszeit, er verschönert und faßt in seinen Dichterrahmen die dem alten Europa entrissenen Trümmer der aristokratischen Sitten.

Brachte er uns einen einzigen Zweig aus Amerika's Urwäldern? eine Blume aus der Einöde? ein Felsstück aus der Wildniß? eine Feder aus den prächtigen Schwingen des Flamingo? Nein; seine Anmuth und Grazie gehört nicht der ursprünglichen Sphäre an, wo ein Volk in seiner Wiege sich schaukelt. Die lebendigen Quellen, welche im Schooß der alten Waldungen rieseln, der Dammhirsch, der durch das Dickicht blitzt, die Hütte des Landmanns, der See mit seinem blinkenden Wellenschlag — dies Alles fesselte seine Blicke nicht; er buhlte um Europäischen Ruhm; er sehnte sich nach dem Eintagskranz, den die Englischen Journale und Literaturblätter zuerkennen; und er hat ihn errungen.

Aber ist diese Popularität nicht zu theuer erkauft? Irving ist England's Schmeichler; wir geben ihm mit Eitelkeit die Huldigung und Bewunderung zurück, die er uns zollt. Man liebkost ihn, klatscht ihm Beifall, erweist ihm Liebesdienste; aber kennte die höfliche Nation wohl weniger ihm für einen Mann, der mit allen Vorurtheilen der Engländer hätschelt, der unsere alten Schlösser anbetet, der vor unseren Zinnen und Thürmchen niederkniet, der sich abmüht, unsere Gedanken umzuschmeicheln, unseren Stil nachzupinseln und unseren ganzen Egoismus abzuspiegeln? Giebt es eine feinere Schmeichelei, und konnten wir undankbar gegen Herrn Irving seyn?*)

Nicht die geringste Aehnlichkeit ist zwischen Washington Irving, dessen Werke rein Englisch sind, und Cooper, dem ächtesten Amerikaner unter den Schriftstellern seines Vaterlandes. Als Romanendichter kann man Cooper mehr als einen Vorwurf machen; aber er ist doch originell; er schöpft seine Schilderungen, seine Entzückungen und Ideen aus dem Lande seiner Geburt; er bildet nur die Natur nach, und zwar die transatlantische Natur; freilich oft kleinlich, langweilig, geschmacklos, ohne Ruhepunkt, ohne Perspektive; aber er ist wenigstens wahr und immer Amerikaner. Findest du auch seine Gemälde ein wenig trocken, die übermäßige Treue seiner Details ein wenig ermüdend, mißfällt dir auch die Kälte seines Kolorits, magst du seine Romane der Weitschweifigkeit zeihen, mag dir der Knoten der Erzählung oft ungeschickt geschürzt scheinen, mag dir das Spiel der Leidenschaften in diesem mechanischen Getriebe und diese steife und ängstliche Genauigkeit einige Langeweile erregen, — so sind doch alle diese Fehler der Amerikanischen Nationalität eigenthümlich und insofern nicht ohne Interesse. Das peinlichste Quakerthum scheint über Cooper's Stil und Erzählungsart zu walten; er schreibt wie ein Protokollführer; Andere verschwenden alle ihre Kraft auf ein glänzendes Kolorit und tupfen die unbedeutenderen Kleinigkeiten mit flüchtigen Pinselstrichen hin; Cooper aber geht anders zu Werke; er ist der gewissenhafteste Mensch; er nimmt über jeden Ort ein völliges Inventarium auf; ein Notar und ein Taxator könnten so genau nicht seyn.

Cooper versteht sich unläugbar ganz trefflich auf Beschreibungen; nur eines fehlt seinen Einzelgemälden — das Leben. Während er mühsam die kleinsten Umstände einer Handlung schildert, geht die Handlung selbst nicht vorwärts; diese Anhäufung von detaillirtem Stückwerk, statt den Gesammteindruck des Gemäldes zu verstärken, statt die Theilnahme daran zu steigern, dient nur dazu, sie zu zerstören; verwirrt und zerstreut, verliert sich der Geist in dieser verworrenen Masse von winzigen Einzelheiten. Anstatt den Stoff zu ordnen, zu sondern und zu beherrschen, anstatt das Eine nach diesem, das Andere nach jenem Plan zu bearbeiten, läßt er sich vom Stoffe fortreißen und meistern und ist sein Sklave. Bei jedem Schritt sieht man diese krampfhafte Phantasie straucheln und unterliegen; der Autor kommt dann freilich zur Wahrheit zurück, aber zur schmucklosesten und prosaischsten Wahrheit, die nichts als die schlechteste Wirklichkeit ist. Als Mitglied eines strengen Geschwornengerichts, als Hüter der Gesetze und unfähig, einen Meineid zu thun, wird er euch also die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen. Wenn zwei Feinde am Rande eines Abgrunds in verzweiflungsvoller Wuth mit einander kämpfen, wenn es um Leben und Tod sich handelt, wird euch Herr Cooper belehren, von welcher Farbe der Fels war, auf dem sie standen, wie viel Fuß er sich über die Meeresfläche erhob, ob es Kiesel oder Granit war, welche Pflanzen darauf wuchsen, welche Vögel ihr Nest dort bauten, unter welchem Breitengrade er lag. Ein Anderer würde sich damit begnügen, das wechselnde Glück der Kämpfenden, die Zuckungen und den Todeskampf des Unterliegenden, den Triumph des Siegers zu schildern; nicht so Herr Cooper; jede Muskel der Kämpfer springt aus seinem Gemälde genau gezeichnet hervor; ja, er giebt nicht nur das Bild des Nackten, sondern noch das anatomische Studium des Geschundenen, eine vollständige mühvolle Zergliederung.

Wer ein solches System befolgen will, dem könnte ein Sandkorn oder ein Schmetterlingsflügel Stoff zu bänderreichen Werken geben, und es wäre kein Ende mehr abzusehen, wo er Halt machen sollte. Ein Wilder tritt auf; siehe, da giebt es etwas zu beschreiben — seinen Karabiner, seinen Bogen, seine Pfeile, seine Keule, seine Tabaksdose, seine Pfeife; das grobe Schnitzwerk an diesen Gegenständen könnte mehrere Seiten füllen; und willst du dem Leser vielleicht als Zugabe noch die Biographie dieses Sohnes der Wüste und die seiner Vorfahren mittheilen, nun wohlan, sieh zu, wohin dies führen wird. Daß ein Maler selbst bis auf Kleinigkeiten treu und genau bis zur Gewissenhaftigkeit ist, läßt sich noch allenfalls begreifen, denn seine Kunst kann nur einen Moment auffassen und wiedergeben; er muß diesen Mangel dadurch ersetzen, daß er keine Einzelheit vernachlässigt. Aber das Eigenthümliche der Poesie besteht im Erzählen einer fortlaufenden Handlung; sie folgt den Bewegungen in der Zeit und entwickelt Ursache und Wirkung; ihr stehen große Massen zu Gebot, und auf Nebenumstände braucht sie nicht zu achten; eine lebendige Kraft treibt und bewegt sie. Wollte sie daher Alles wiedergeben, nach Art der Maler, die eine todte Natur im bloßen Raume darstellen, so würde sie ihrer köstlichsten Hülfsquellen sich entäußern.

Dies eben begegnet Herrn Cooper. In seinen wahrsten Schilderungen herrscht eine gewisse Dürre und Trockenheit; die Hälfte dessen, wovon der Romanschreiber uns unterrichtet, ist uns vollkommen gleichgültig; seine Umrisse sind steif und gezwungen. Der An-

*) Die bekannte Landedelmanns-Figur in Addison's „Zuschauer."

*) Diesem Urtheil eines Engländers über Washington Irving werden wir nächstens das eines geistreichen Franzosen gegenüberstellen.

er stellt sich an, als kümmerten ihn die Personen und deren Verhältnisse weit weniger, als die Nebensachen und Partikularitäten ihrer Umgebung und Begleitung; seine Charaktere sind bestimmt und wahr gezeichnet, aber es fehlt ihnen an Frische, Energie und Leben. Sie verhalten sich zu den wirklichen Menschen wie die Blumen eines Herbariums zu den lebendigen Wiesenblumen. Man erkennt wohl die Rose an ihren Blüthenblättern, ihren Staubfäden, ihrem Laub und ihren Dornen, aber den Thau des Himmels, den Morgenhauch, das Abendlüftchen, die ihr den Balsamduft entlocken, den Saft, der das kleinste ihrer Fäserchen wie den Stiel, der sie trägt, durchrinnt, dies Alles sucht man vergebens. Die lebendige, muntere, üppige Natur, in der eine so feurige Seele athmet, die selbst in ihrem Schweigen so beredt ist, diese gewaltige Natur mit ihrem ewigen unerschöpflichen Leben erscheint bei Cooper todt und verdorrt, und je großartiger und wilder seine Gemälde seyn müßten, um desto mehr erstaunt man über diesen Gegensatz zwischen seiner Manier und den Gegenständen, die er beschreibt.

Durch alle diese Mängel und Fehler wird ein sehr schönes Talent verunziert, aber nicht erstickt. Wenn Cooper der Sklave der äußeren Natur und ihrer Eindrücke ist, so verbindet er mit dieser Abhängigkeit doch eine große Treue; er wiederholt und reproduzirt die Natur oft mit kindischer, aber redlicher Genauigkeit. Er lügt wenigstens nicht, wenn er auch schwatzt. Sein Genie ist prosaisch, aber diese Prosa ist wahr. Man nehme sein Hauptwerk, den Piloten, diesen wenig verstandenen Roman, dessen beide Helden das Meer und das Schiff sind; ein Wunderwerk an Einheit und Kraft; Alles von dem Seegeruch durchströmt, Alles geschwängert von Schaum und Salzwasser; eine glänzende Apotheose, die den Triumph des Menschen über den gleich einem widerspänstigen Renner gebändigten Ocean verherrlicht. Dieser Roman entfaltet alle die seltenen Eigenschaften Cooper's und ist von allen der fehlerfreiste.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The national calendar. (National-Kalender und Jahrbücher der Vereinigten Staaten für das Jahr 1832.) Zehnter Band. Von Peter Force. Washington.

England.

Cooper's Heidenmauer oder die Benediktiner.

An die im vorstehenden Artikel enthaltenen Bemerkungen über Amerikanische Dichter, und namentlich über Cooper, knüpft sich wohl am füglichsten eine Anzeige von dessen neuestem (bereits kurz erwähnten) Roman. Wir können diese um so mehr unter „England" geben, als der neue Roman, abweichend von allen früheren desselben Dichters, die sich hauptsächlich mit der Darstellung Amerikanischer Zustände beschäftigten, die alte Welt zum Schauplatze hat und zum Theil auch in England unter Englischen Einflüssen geschrieben, so wie bei einem Londoner Buchhändler erschienen ist.

Cooper, der in der neuen Welt so eingebürgerte Darsteller derselben, glaubte durch seinen Aufenthalt in England und auf dem Europäischen Festlande auch schon Kenntniß genug der alten erlangt zu haben, um mit seinem beschreibenden Talente an ein Land und an eine Zeit sich wagen zu können, die seiner bisherigen schriftstellerischen Thätigkeit gleich weit entfernt lagen. In der That beweist er uns auch, daß er viel beobachtet, daß er Menschen, Gegenden und Sagen studirt hat, und mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der er uns sonst einen Seesturm, eine Kajüte ausmalte, schildert er uns jetzt ein altes, mit allen Mönchs-Prätensionen und Lastern ausgestattetes Deutsches Kloster (Limburg), ein aus dem eben untergegangenen Mittelalter noch unversehrt auf die Reformationszeit gekommenes Ritterschloß (Hartenberg), ein freies Städtchen (Dürkheim in Rhein-Bayern) mit seinen Zünften und seinem Bürgermeister, so wie den Kampf, der unter diesen drei Gewalten, der Hierarchie, dem Lehnswesen und dem Bürgerthum, ausgebrochen und durch die Reformation gesteigert worden ist. Ein trefflicher Stoff unstreitig, besonders wenn eine artige Liebes-Episode und eine so interessante Frau, wie Ulrike, mit eingeflochten ist; — Herr Cooper scheint jedoch übersehen zu haben, daß Deutschland, Mittelalter und Reformation nicht so wie seine Indianischen Urwälder und Seebilder Genre-Stücke, die das Interesse des Wahren mit dem des Neuen für uns vereinigen, sondern große historische Gemälde sind, an denen bereits alte Meister ihre Kunst erschöpft haben. Er glaubt, uns ein Original zu liefern, aber es ist nur eine Kopie mit neuer Staffage, die noch dazu alle Gebrechen der Kleinlichkeit und Breite an sich trägt, welche uns sogar seine eigenen originellen Schöpfungen etwas widerwärtig machen. Walter Scott's nicht zu gedenken, mit dem der Amerikaner hier in die Schranken getreten ist, dürfen wir auch, da er eine Deutsche Geschichte erzählt, unserem Landsmanne Van der Velde die Ehre nicht rauben lassen, daß er auf diesem Gebiete den Verfasser des „Piloten" eben so sehr übertrifft, als dieser etwa seinen Französischen Nachahmer, Herrn Eugene Sue, in seinen Seestücken hinter sich läßt.

In der nachstehenden Episode, welche der „Heidenmauer" als Einleitung dient, wird man, so kurz sie auch ist, die in dem vorangegangenen Artikel skizzirten Vorzüge und Mängel des Amerikanischen Dichters leicht wieder erkennen:

„Es war ein herrlicher Herbsttag, als wir auf unserer Reise nach Paris wieder auf das linke Rheinufer zurückkehrten. Die Wünsche des Kranken schienen auf Wiederbelebung seiner Kräfte zu deuten, und wir hofften, noch vor Einbruch der Nacht den Weg durch das Gebirge an der südwestlichen Gränze der Pfalz zurücklegen und Kaiserslautern auf der großen Napoleons-Straße erreichen zu können. Unser Hauptzweck war erfüllt, und wie es Allen geht, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche hinter sich haben, so war auch unsere größte Sehnsucht jetzt nach der Heimath gerichtet. Wenige Meilen Weges aber überzeugten uns, daß der Kranke noch immer Ruhe bedürfe. Indeß diese Ueberzeugung kam leider — so dachte ich damals — zu spät; denn wir waren schon über die Ebene der Pfalz hinaus und näherten uns der oben erwähnten Gebirgskette, die einen Zweig der Vogesen bildet und in jener Gegend unter dem Namen der Haart bekannt ist. Wir hatten nicht darauf gerechnet, hier einkehren zu müssen, und frühere Erfahrungen machten uns mißtrauisch gegen die Wirthshäuser in diesem abgesonderten Theil des Königreichs Bayern. Als ich eben unsere Uebereilung bitterlich beklagte, guckte der Kirchthum von Dürkheim über die Weingärten herüber; denn so wie man dem Abhang der Hügelreihen näher kömmt, nimmt der Boden allmälig eine wellenförmige Oberfläche an, und der Wein wächst hier in üppigster Fülle. Der nähere Anblick des Dorfes oder Fleckens versprach sehr wenig; doch der Postillon versicherte, das Posthaus sey ein Gasthof, wie sich ihn nur ein König wünschen könne, und für den Wein wußte er kein höheres Lob, als ein Knallen mit der Peitsche, ein beredter Ausdruck des Wohlbehagens für einen Deutschen Postillon. Wir schwankten und zweifelten so lange, ob wir weiter reisen oder bleiben sollten, bis der Wagen vor dem Gasthof zum Ochsen vorfuhr."

„Ein stattlicher, wohlgenährter Bürgersmann kam heraus, uns zu empfangen. Die beträchtliche Masse, die seinem Geist als Hülle diente und nicht übel mit dem Zeichen seines Gasthofs harmonirte, war uns eine Bürgschaft, daß es hier an guter Kost nicht fehle. Auch verscheuchte der aufrichtige und herzliche Charakter seiner Gastfreundschaft jede Furcht vor der Zeche. So viel ein Reisender einerseits an Menschenkenntniß gewinnt, eben so viel verliert er sicherlich an der das Leben versüßenden Menschenliebe. Der beständige Verkehr mit Leuten, die nichts als fremde Gesichter sehen, die ihre Dienste nur an Personen erweisen, welche ihrer wahrscheinlich nie wieder in ihrem Leben bedürfen, was natürlich aller Verantwortlichkeit und Rücksicht eines dauernden Umgangs überhebt, ein solcher Verkehr muß uns die Selbstsucht der menschlichen Natur in ihrer abschreckendsten Gestalt zeigen. Klugheit freilich wird den Mienen eine einschmeichelnde Freundlichkeit abnöthigen, um die gewöhnliche Absicht auf die Tasche des Fremden dahinter zu verbergen; aber es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß diese Absicht stets vorhanden ist. Die Gewinnsucht wächst wie alle Leidenschaften, je mehr Nahrung sie erhält. Daher sind die Leute an den großen Heerstraßen immer gewinnsüchtiger, als die, in denen diese Sucht aus Mangel an Gelegenheit noch schläft. Unser Wirth zu Dürkheim bewies durch sein honettes Benehmen, seine unbefangene Miene und sein offenes Aeußere, daß er über die gemeine Gewinnsucht der niedrigeren Klasse seiner Zunft erhaben sey; denn Gastwirthe, die an wenig besuchten Orten wohnen, suchen gewissermaßen am Glück sich zu rächen, indem sie jede Postkutsche als einen vom Himmel gesandten guten Bissen mit gierigen Blicken verschlingen."

„Unser Wirth hatte auch einen Garten, in dem er uns zu verweilen einlud, während die Pferde gewechselt wurden, und die Art, wie er dies that, bewies, daß es eine reine Handlung der Gefälligkeit war, und daß er sich wenig darum kümmerte, ob wir eine Stunde oder eine Woche bei ihm blieben. Kurz sein Benehmen war so schlicht, liebreich, natürlich und gewinnend, daß es uns sehr an die Heimath erinnerte und uns zugleich ein wohlthuendes Vertrauen einflößte, dessen moralische Wirkung nie genug zu schätzen ist. Obgleich wir zu viel Erfahrungen gemacht hatten, um auf allgemein nationale Kennzeichen blind zu vertrauen, so gefiel es uns doch, in seinem Wesen die Deutsche Treue wiederzufinden, und am meisten freuten wir uns über die Deutsche Nettigkeit und Behaglichkeit, die wir hier im Ueberfluß fanden, ungetrübt durch die prahlerische Anmaßung, welche eben diese Eigenschaften bei verfeinerteren Völkern unerfreulich macht. Das Haus war keine Wirthschenke, keine eingeräucherte Karavanserei, wie die meisten Wirthshäuser in diesem Winkel der Welt; es hatte sogar abgesonderte Pavillons in den Gärten, worin der müde Reisende wirkliche Ruhe finden konnte. Solche Reizungen bestimmten uns, zu bleiben, und wir hatten bald den ehrlichen Bürgersmann von unserem Vorhaben unterrichtet. Er nahm unseren Entschluß mit der größten Höflichkeit auf, und, besser daran, als der unsterbliche Falstaff, hatte ich die Aussicht, in meinem Wirthshaus nach meinem Gefallen zu leben, ohne meine Tasche geplündert zu sehen. Unser Wagen ward unter Dach und unser Gepäck auf die Zimmer gebracht. Obgleich die Hausleute mit Zuversicht, jedoch mit hinlänglicher Bescheidenheit von dem Zustande ihrer Speisekammer sprachen, so dauerte es doch noch einige Stunden bis zur Essenszeit, welches übrigens ganz mit unserer Gewohnheit übereinstimmte; während wir sonst in Deutschland oft Gelegenheit hatten, zu bemerken, daß für Essen und Trinken dort keine Zeit ungelegen ist. Ohne uns weiter an die Bemerkungen unseres Wirthes zu kehren, denen vielmehr Menschenfreundlichkeit als Gewinnsucht zum Grunde zu liegen schien, sagten wir ihm, wann wir zu essen gewohnt wären, und um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, fuhr ich fort: „Mir däucht, ich sah auf den nahen Bergen eine Ruine, als wir in das Dorf hineinfuhren?" „„Wir nennen Dürkheim eine Stadt, mein Herr,"" versetzte unser Wirth vom Ochsen; „„ist sie auch nicht die größte, so gab es doch eine Zeit, wo sie eine Hauptstadt war."" Die Geschichte dieses Ortes ist es, welcher die folgende Erzählung ihren Ursprung verdankt. 50.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Mittwoch den 8. August 1832.

Spanien.

Ueber Hernando de Herrera und den Charakter seiner Poesie.

Es steht fest, daß Hernando de Herrera ein Geistlicher und daß Sevilla seine Vaterstadt war; über das Jahr seiner Geburt, seine Eltern, seine Fortschritte auf der geistlichen Laufbahn, so wie über den Ort und das Jahr seines Todes, ist uns dagegen nichts überliefert. Doch läßt sich versichern, daß er zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren und daß er zu hohen Jahren kam. Er beschäftigte sich viel mit dem Studium der Moral-Philosophie, Mathematik, alten und neuen Geographie, der Lateinischen, Griechischen und Toskanischen Sprache, wie sich aus seinen Schriften und aus den häufigen Anmerkungen schließen läßt, die er eigenhändig an den Rand der vielen und trefflichen Bücher seiner Bibliothek schrieb. Er verfaßte auch eine große Anzahl Lateinischer Epigramme von sehr gutem Geschmack, wie Francisco Riosa versichert, obgleich man den Gegenstand derselben nicht kennt. Von den verschiedenen Werken, die er in Prosa und in Versen in Kastilianischer Sprache schrieb, sind einige herausgegeben worden, andere aber verloren gegangen. Die in Prosa erschienenen sind eine Darstellung des Krieges auf Cypern und der Seeschlacht bei Lepanto, Anmerkungen zu den Poesieen Garcilaso's und Leben und Tod des Englischen Kanzlers Thomas Morus; die nicht erschienen sind: die Schlacht bei Lepanto, nämlich eine vermehrte und umgearbeitete Ausgabe des bereits genannten Werkes und die Allgemeine Geschichte Spaniens bis zur Regierung Karl's V., ein höchst empfindlicher Verlust, der durch die übrigen Geschichtschreiber nicht ganz ersetzt worden ist. Von den poetischen Werken, die er hinterließ, ist eine Sammlung lyrischer Dichtungen erschienen, welche Francisco Pacheco besorgte, ein berühmter Maler in Sevilla und vertrauter Freund des Dichters; die verloren gegangenen Poesieen sind: die Gigantenschlacht, der Raub der Proserpina, Amadis, die Liebe Lausina's und Corona's, viele Eklogen und verschiedene andere Compositionen.

Mit welchem Eifer Herrera die alten Dichter las, sagt er selbst in der Einleitung, die Enrique Duarte aus einigen in den Papieren Herrera's vorgefundenen einzelnen Blättern zusammensetzte, die von ihm selbst zu einer Vorrede zu seinen Poesieen bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Es heißt nämlich darin: „Keinen geringen Theil an meinem Entschlusse hat der allen Schriftstellern so natürliche Wunsch gehabt, ihre Werke in einiger Achtung zu sehen. Ich erkenne an mir, daß ich nicht hoffen darf, mein Andenken werde sich in der Zukunft bewahren, denn es wäre großer Uebermuth von mir, dies zu erwarten; wenn man aber durch Studium und Arbeit und durch Bewunderung der Alten des Andenkens sich würdig macht, so könnte ich dasselbe wohl verdienen." Und in der That strebte er nicht nur nach dem Adel und der Anmuth der Toskanischen Dichtkunst, sondern war auch der erste, der die Begeisterung und Hoheit der Hebräischen, Griechischen und Lateinischen Poesie in die Spanische übertrug. Die Kenner werden in seinen Dichtungen viel Kraft der Phantasie und der Leidenschaften finden; in den Bildern ist er erhaben, nicht nur, wenn er Schlachten und Siege besingt, sondern auch in seinen Liebes-Elegieen; die Moral-Philosophie und die Vaterlandsliebe blicken überall hindurch; auch finden sich die wichtigsten Umwälzungen der Spanischen Monarchie, die sich in jener Zeit der Größe derselben zutrugen, darin angedeutet. Die Diction des Dichters ist manchmal anmuthig, gewöhnlich aber ernst und markig, da er fast der Erste war, der die Kastilianische poetische Sprache durch den Gebrauch alter Wörter voll Ausdruck und Wohllaut und durch die Umstellung der Worte, nach dem Beispiele der berühmten Italiänischen Schriftsteller, sich auszeichnete.

Mit so trefflichen Eigenschaften und Verdiensten begabt, siegte er über den Neid, der alle große Männer verfolgt, und erwarb sich den Beinamen des Göttlichen, der ihm durch allgemeine Zustimmung der Nation ertheilt wurde; aber nach seinem Tode fehlte es nicht an solchen, die seinen Ruhm zu vernichten und Spanien des Genusses und der Ehre so werthvoller Geisteswerke zu berauben suchten, und obgleich der lobenswerthe Fleiß Pacheco's einen Theil gerettet hat, so ist dennoch der Verlust des Manuskripts letzter Hand, das bereits für die Presse bestimmt war, nicht gering. Dennoch reichen die übrig gebliebenen Werke dieses großen Dichters hin, ihn nicht bloß für sein Vaterland sondern auch für andere Nationen zu einem der erhabensten Lyriker zu machen. (Correo Litt.)

Bibliographie.

El sueño y la realidad. (Traum und Wirklichkeit.) Moral und Satire von Don J. L. R. Pr. 5 R.

Historia de los dos sitios etc. (Geschichte der beiden Belagerungen von Saragossa durch die Franzosen in den Jahren 1808 und 1809.) 3 Bde.

Descripcion de los mas célebres establecimientos penales. (Beschreibung der berühmtesten Straf-Anstalten von Europa und den Vereinigten Staaten.) Von Antonio Lopez. Pr. 12 R.

Solia y Henrique. (Sophie und Heinrich.) Original-Novelle, von Donna Vicenta Maturana de Gutierrez. 2 Bde. Pr. 16 R.

Ensayos poéticos. (Dichterische Versuche.) Von Donna Vicenta Maturana de Gutierrez. Pr. 8 R.

Frankreich.

Voyage à Congo. (Reise nach Kongo und nach dem Innern von Afrika.) Von J. B. Douville. 3 Bände in 8. und ein Atlas in 4. Paris, 1832.

Wenn man die leeren Räume auf unseren geographischen Karten mit einigen neuen Namen ausfüllen will, so darf man weder den Weg nach London, noch den nach Rom einschlagen; nach Afrika oder nach dem Südmeere muß man reisen. Dort sind noch reiche Eroberungen an unbekannten Flüssen, Inseln, Seen und Bergen zu machen. Es ist viel Gefahr dabei, aber auch viel Ruhm. Italien und Sicilien haben freilich auch ihre Gefahren und ihre Mühseligkeiten; was bedeuten aber die verdächtigen Wälder der Abruzzen, oder die grauenvollen Gegenden von Manganare, in Vergleich zu den entfernten Himmelsstrichen und den ungastlichen Völkerstämmen, welche Herr Douville aufgesucht hat, und von denen mehrere dem unerschrockenen Mann es verdanken, daß sie zum erstenmale ihren Platz auf der Weltkarte angewiesen erhalten und die Wüste bevölkern!

Die Wichtigkeit dieser Reisebeschreibung ist nicht mehr zweifelhaft. Die kompetentesten Richter haben geurtheilt. Herr Douville, dessen Entdeckungen die geographische Gesellschaft gekrönt hat, obgleich diejenigen der Gebrüder Lander mit ihnen konkurrirten, hat also wirklich der Erdbeschreibung und der Geschichte der Menschheit Einiges hinzugefügt.

Kongo, und besonders der östliche Theil, die inneren Regionen, welche auf den Karten noch unausgefüllt sind, schienen seit langer Zeit einen geschickten und muthigen Reisenden einzuladen. Die Gegenden, obgleich Portugiesisch geworden, waren wenig bekannt; man weiß, mit welchem eifersüchtigen Mißtrauen die früheren Regierungen Jedem entgegentraten, der in ihre Kolonieen eindringen wollte. Die mit Negern handelnden Capitaine kannten nur die Häfen, wo sie ihren abscheulichen Handel trieben: Mainmba, Ambriz, Loanda, Benguela; und wenn sie ihre Mäkler nach dem Innern des Landes schickten, so dachten die Vermittler dieses grausamen Handels nicht daran, andere Nachrichten von ihren gefahrvollen Expeditionen zurückzubringen, als solche, die für die Spekulanten von Interesse waren. Von den Missionairen durfte man schon mehr erwarten; denn der religiöse Enthusiasmus geht immer weiter, als die merkantilische Habgier; aber der beschränkte Geist der Mönche, die das Evangelium an den Ufern der Zaïre predigten, suchte dort eher Wunder und Legenden als positive Kenntnisse. Man muß sie von dem wunderbaren Vogel sprechen hören, der immer va dritto (geh' geradeaus) ruft, oder von einem anderen mit blauem Gefieder, der deutlich den Namen des Heilands ausspricht. Zu unseren Zeiten sind es weder der Handel, noch der Krieg, noch der Proselytismus, welche am meisten zur Vermehrung unserer geographischen Kenntnisse beigetragen haben; die Liebe zur Wissenschaft, das Streben nach einem ächten Ruhm, haben ihre Entdeckungen, ihre Eroberungen, ihre Muster von Uneigennützigkeit und Heldenmuth und leider auch ihre Märtyrer gehabt.

Man kann in Afrika entweder allein reisen, wie Caillé, oder mit einer zahlreichen Begleitung, wie Douville. Diese zweite Art, welche große Geld-Opfer bedingt, eine Art von Hingebung, die oft unmöglich ist, scheint der Vereinzelung vorgezogen werden zu müssen. Sie bietet mehr Sicherheit, mehr Mittel, Krankheiten und andere Gefahren zu bekämpfen, die Leichtigkeit, die zu den anzustellenden Beobachtungen nothwendigen Instrumente mit sich zu führen und mehrere Punkte gleichzeitig zu untersuchen; es sind dies kostbare

Vortheile und vielleicht allein im Stande, aus einer Reise wahrhaft wissenschaftliche Resultate zu ziehen.

Die Schwierigkeiten scheinen dessenungeachtet nicht weniger unübersteiglich. Eine Karavane zu leiten und zu ernähren, die, wenn sie von Nutzen seyn soll, sich wenigstens auf 3 — 400 Personen belaufen muß; die Neger zu bewachen oder zu ersetzen, da sie alle Augenblicke davonlaufen; für die zahlreichen Geschenke an Zeugen, Glaswaaren und spirituösen Getränken zu sorgen, die als eine Art von Paß dienen, und die man immer mit sich schleppen muß; sich sowohl gegen die wilden Thiere und gegen die Habsucht und Verrätherei der Menschen, als gegen die Fieber eines verzehrenden Klima's zu vertheidigen; inmitten so vieler Besorgnisse Gegenden zu durchziehen, die durch eine Hitze von 28 Grad, der oft eisige Nächte folgen, verödet sind; welche Gefahren, welche Qualen! Wenn auch die Menschen immer freundlich und wohlwollend gesinnt wären, das Klima allein würde tödtlich seyn. Herr Douville war schon auf seiner ersten Reise, welche bei weitem weniger gefährlich war, als die zweite, in der Provinz Dembos dem Tode nahe. Siebenmal selbst vom Fieber befallen, gelang es ihm, seine Frau, welche ihn durchaus hatte begleiten wollen, eilfmal davon zu heilen. Das zwölfte Mal, am 10. Juli 1828, unterlag sie, und der unglückliche Reisende war in Gefahr, umgebracht oder wenigstens geplündert zu werden, weil die Neger von Haco eine Strafe für das Verbrechen verlangten, das ein Fremder begeht, indem er bei ihnen stirbt. Die abgeschmackten Gesetze dieser verschiedenen Völkerschaften sind in der That eine unerschöpfliche Quelle von Verfolgungen. Oft ist die persönliche Vertheidigung, nicht allein gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, ein Verbrechen. Der Reisende tödtet eine Schlange, die auf ihn zustürzt, und es findet sich, daß diese Schlange ein Gott ist, dessen Tod gerächt werden muß; dies würde auch geschehen, wenn nicht ein schönes Geschenk die Priester gewinnt und ihre Orakel besänftigt. Ein- oder zweimal glaubte sich Douville vergiftet; dies war indeß natürlich in dem civilisirten Theil von Kongo. In dem unabhängigen und wilden Theil mußte er an der Spitze seiner Karavane mehrere Schlachten liefern.

Um alle diese Schwierigkeiten zu besiegen, verschafft man sich in den Portugiesischen Besitzungen den eigennützigen und ungewissen Schutz der Behörden, wenn man sich verpflichtet, ihnen Gold-Minen aufzusuchen; das System des Frohndienstes, welches den Reisenden, bei dem Mangel an Lastthieren, eine gewisse Anzahl Neger zu Trägern bewilligt, so wie außerhalb der Portugiesischen Kolonie eine Art abergläubischer Achtung für die Weißen, ein Gottesdienst der Furcht, aus dem ein unternehmender und geschickter Mann sich eine Schutzmauer zu errichten weiß, kommen gleichfalls zu Statten. Mit diesen Mitteln des Erfolges verband Herr Douville glücklicherweise noch andere Vortheile: einen festen Charakter, der die Gefahren besiegt, indem er ihnen trotzt, und mit 50 bewaffneten Männern ein ganzes Volk erzittern macht; ferner Vorsicht, denn er verschmähte selbst die Erfahrung der Affen nicht, um durch dieselben die giftigen Früchte unterscheiden zu lernen, was ihm mehrmals das Leben rettete; Kenntniß der Sprache Abunda, deren Erlernung selbst die Portugiesen vernachlässigen, obgleich dieselbe sehr weit im Lande verbreitet ist; und endlich Glück, ein immer nützliches Ding. Mit einem ungeheuren Vorrath von Waaren und besonders von Ratafia, der eine wahrhaft gangbare Münze bei diesen dem Trunk ergebenen Völkerschaften ist, galt er in ihren Augen leicht für einen mächtigen weißen Fürsten, der seinen Freunden, den schwarzen Monarchen, einen Besuch abstatten wollte; und so konnte er mit den furchtbarsten Oberhäuptern wie mit seines Gleichen unterhandeln oder ihnen mit der Rache der benachbarten Prinzen, seiner Verbündeten, drohen. Trotz seiner Allmacht mußte er indessen doch seltsame Widerwärtigkeiten erdulden. Als er gegen das Ende seiner ersten Reise keine Vorräthe mehr hatte, war er genöthigt, seine Weste und sein Halstuch in den Tausch zu geben oder sich von Wurzeln zu nähren, und war überglücklich, wenn er Ratten fand, die er auf Kohlen braten ließ.

Wir, die wir lesen, lieben diese Kontraste; sie sind selbst nicht ohne Vergnügen für diejenigen, welche sie erduldet haben. Hat nicht dieses abenteuerliche Leben, wo die Existenz immer auf dem Spiele steht, wo man des nächsten Tages niemals gewiß ist, einen besonderen Reiz?

Zwischen Bihé und Cuenza fand Herr Douville einen sehr freundlich gesinnten Häuptling; aber dieser befragt die beiden Priesterinnen seines Gottes, ob man den Neuangekommenen weiter vordringen lassen darf, oder ob er geopfert werden soll. Der Block, das Beil, die blutbefleckten Schaalen — Alles war zur Feierlichkeit vorbereitet. Durch einen glücklichen Zufall oder durch eine weise Voraussicht hatten einige den Priesterinnen geschenkte Bänder den Gott günstig gestimmt. Der Unvorsichtige wurde gerettet. Ein anderes Mal lud ihn der Jaga von Caffange zu einer prachtvollen Schmauserei ein, wo Menschenfleisch aufgetragen wurde. Von Müdigkeit erschöpft, wagte er zuweilen nicht, einzuschlafen, aus Furcht von seinen Negern oder von seinen Wächtern ermordet zu werden, eine Furcht, die beinahe gerechtfertigt worden wäre. Der weniger bedeutenden Widerwärtigkeiten giebt es unzählige. In sein Zelt zurückgezogen, glaubt er sich ruhig zu Tisch setzen zu können; nein, zwei unabhängige Neger haben sein Essen aufgezehrt. Er glaubt sogleich abreisen zu können; nein, alle seine Träger sind entflohen, und in ganz Kongo findet sich nicht ein Thier, um sie zu ersetzen.

Andere ziehen vielleicht auf ihren Reisen die großen Landstraßen und Postpferde vor; was haben sie aber wahrhaft Neues gesehen? Was können sie erzählen? — Hier ist Ueberfluß an neuen Dingen, und in dem Maaße, daß der Horizont sich entwickelt, eröffnet sich uns eine lange Reihe überraschender Aussichten. Im Mittelpunkt von Afrika sehen wir Schweizerische Landschaften, waldbekränzte Berge, grüne Thäler, unberührte Wälder, wo Rosmarin, Thymian und Myrthe den Reisenden mit ihrem Duft umgeben und ihre Zweige ein Dach über seinem Haupte bilden, welches der Sonne des Aequators undurchdringlich ist; eine prachtvolle Vegetation und ungeheure Pinien, deren er einige, 187 Fuß hoch, angetroffen hat; eine herrliche Natur, die ihn entzückt und in Erstaunen setzt. Durch ihn erfahren wir jetzt, daß dieses Innere von Afrika, welches man sich so unfruchtbar und wild vorstellte, Orangen, Zitronen und Ananas hervorbringt; daß herrliche Wälder, mit Gazellen angefüllt, fast das ganze von ihm bereiste Land bedecken; und denjenigen, welche auch von der schönsten Natur immer noch etwas nebenbei verlangen, zeigt er Orte, wo sie bei genauem Nachsuchen Steinsalz, Amethyste, Agate und selbst Flüße finden, die Gold und Silber treiben.

Unter den verschiedenen Ausfuhr-Gegenständen giebt er auch die Körner eines Strauches, Duisafou genannt, an, welche ein eben so schönes Roth liefern, als die Cochenille; den Baum Hoza, der ein vortreffliches Färbeholz geben würde; Indigo, den man auf jedem Schritt trifft, und viele andere Schätze des Pflanzenreiches, welche eine arbeitsame Industrie den Gold-Minen verziehen würde. Aber auch selbst diese, von den Europäern so eifrig gesuchten Reichthümer fehlen dem Afrika unter dem Aequator nicht; der Verfasser hat in den Kalkbergen am Ufer des Lombigé Goldplatten gefunden. Die Kupfer-Bergwerke bei Yanvo waren schon längst durch ihre Reichhaltigkeit und ihre verzügliche Beschaffenheit berühmt; aber Niemand hatte sie beschrieben; der Verfasser konnte es, weil er in dieselben hinabgestiegen war. Welche Lehre giebt er den letzten Vertheidigern des Sklavenhandels! Warum aus einem Lande, das so große und fruchtbare Handelszweige besitzt, Menschen ausführen? Und doch sind in den drei Jahren von 1816 bis 1819 von Kongo nach Brasilien mehr als 60,000 Sklaven gefesselt abgeführt worden. — Der Reisende macht die Eingeborenen des Landes mit dem Gebrauch des Indigo, den sie mit Füßen treten, bekannt; er theilt ihnen passendere und sicherere Mittel zur Bearbeitung des Kupfers mit; er zeigt ihnen durch wiederholte Experimente die Eigenthümlichkeit des Thermometers und die Kunst, Feuerwerke anzufertigen. Er leistet ihnen einen noch weit größeren Dienst, indem er sie von einigen ihrer abergläubischen Besorgnisse heilt, aus denen fast alle ihre Grausamkeiten entspringen. Auf diese Weise reisen, heißt Gutes thun.

Billigerweise sollte auch der zahlreichen geologischen Arbeiten über jene Berge, jene Felsen, jene Ebenen, welche die Wissenschaft noch nicht erforscht hatte, Erwähnung gethan werden; der astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, die überall mit Sorgfalt angestellt worden sind; der botanischen Nachforschungen über den Imbondero, den König der Afrikanischen Wälder; über zwei Bäume, welche von allen bis jetzt bekannten Bäumen abweichen, den Emburtato und Moangé. Aber es ist Zeit, zu dem Haupt-Ruhm dieses Buches zu gelangen: den eigentlich geographischen Entdeckungen, welche ihm die ehrenvollste Auszeichnung zu Wege gebracht haben; es ist Zeit, zu sagen, wie weit wir mit ihm in das innere Afrika vordringen, welche unbekannte Gegenden er uns entdeckt und welche Theile der Karte er so zu sagen bevölkert hat.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lettres etc. (Politische, religiöse und historische Briefe.) Von Cauchois Lemaire. Zweiter Bd. Pr. 7½ Fr.

De l'insurrection etc. (Vom Aufruhr und von der Legitimität.) Von Sarran. Pr. 5 Fr.

Du choléra-morbus. (Von der Cholera in Rußland, Preußen und Oesterreich während der Jahre 1830 und 1831.) Von A. Gerardin und P. Gaimard. Pr. 4 Fr.

Recherches d'anatomie. (Anatomische Untersuchungen in Bezug auf organische Mißbildungen, namentlich auf die der Rita-Christina und ähnlicher Zwillings-Gestalten.) Von Serres. 4. Nebst 20 Abbildungen. Pr. 20 Fr.

Répertoire etc. (Vollständiges Repertorium aller Behandlungs-Arten der Cholera, in Frankreich sowohl als im Auslande.) Von Ch. Fraisse und F. François. Pr. 4 Fr.

Traité etc. (Beschreibende Anatomie.) Von H. Cloquet. Erste Abtheilung. Osteologie. Pr. 4 Fr.

Traité élementaire de zoologie. (Naturgeschichte der Thiere.) Von F. A. Ponchet. Pr. 8 Fr.

Nord-Amerika.

Literatur, Beredsamkeit und Poesie in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Nachdem wir so Benjamin Franklin's, des Amerikanischen Landmanns, Jonathan Edward's, Washington Irving's, Brown's und Cooper's Ansprüche auf Ruhm und Celebrität flüchtig beurtheilt haben, könnten wir noch Joel Barlow nennen, den Verfasser der Colombiade, eines Gedichts, dem es weder an Geschmack noch an Lebendigkeit fehlt; Paulding, dessen letzter Roman, der Feuerheerd eines Holländers, eine herrliche Elegie und eine gelungene Nachahmung des „Landpredigers von Wakefield" ist; den Biographen des Bruder Jonathan,*) einen geistlichen Schriftsteller, der aber bis ins Kindische übertreibt und einen Maulwurfshügel für ein Gebirge, einen Milchnapf für den Ocean ansieht. Aber keiner dieser Schriftsteller entwickelt so viel glänzende schöpferische Kraft,

*) Bruder Jonathan ist bekanntlich der den Nord-Amerikanern von den Engländern beigelegte Spottname.

Energie und geistige Originalität, um einen Rang unter den Männern von Genie behaupten zu können. Etwas länger wollen wir bei dem Doktor Channing, dem beredtesten unter Amerika's berühmtern Schriftstellern, verweilen; in seinen Werken ist der eigenthümliche Charakter seines Volkes und seines Landes scharf ausgeprägt; eben jene Aengstlichkeit, Furcht und Besorgniß, den Leser zu verletzen, nur unter anderer Form.

Es ist hier nicht der Ort, darüber zu entscheiden, ob es überhaupt eine unparteiische Beredsamkeit geben kann; indeß der Doktor Channing hat es sich zum Ziel gesetzt, völlige Unparteilichkeit, Billigkeit, ein Gleichgewicht der Meinungen, eine Schwebe der Prinzipien zu begründen. Das Eine ist gerecht und vernünftig, aber das Andere braucht es darum nicht weniger zu seyn; die entgegengesetztesten Theorieen sind haltbar, alle Ansichten haben ihre annehmliche und zu billigende Seite; dies ist der Grundsatz des Doktor Channing. Alle diese einander widersprechenden Meinungen zieht er vor sein Forum; er versucht, sie zu vereinigen und in eine Republik zu verschmelzen; er verschwendet eine Taktik und Diplomatie ohne gleichen auf diese unfruchtbare Arbeit; er verurtheilt und spricht frei, kritisirt und lobt; er ist nicht bloß Eklektiker, seine schrankenlose Gastfreundschaft öffnet allen Theorieen die Arme. Die Vorurtheile der alten Zeit haben ihre Verdienste, die modernen Paradoxen ihre Vortheile. Man kann den Einen vertheidigen, ohne dem Anderen den Krieg zu erklären; man kann allen Parteien Beifall abgewinnen und, ohne zu einer bestimmten Fahne zu schwören, durch geschickte Taschenspielerkünste sich einen Namen machen.

Halte sich, wer da will, zu dieser unsicheren und unrühmlichen Philosophie, die es nicht wagt, einen entschiedenen Weg einzuschlagen und ihr System offen zu bekennen; wir können Herrn Channing nur tadeln; aber dieser Tadel fällt auf Amerika und seine Sitten zurück.

Man täuscht sich sehr, wenn man die Demokratie der freien geistigen Entwickelung und dem lebhaften Austausch der Gedanken für günstig hält. Der erste Grund der Demokratie ist die Sehnsucht nach Gleichheit, ein meistentheils neidisches und auf seine Vorrechte eifersüchtiges Gefühl, welches alle Geister und Lebensalter in das Bett des Prokrustes zwängt und die Menschen sämmtlich über einen und denselben Leisten schlagen will. Die Aristokratie, als ein Reich von anerkannten Notabilitäten und als die Herrschaft der geistigen Kraft und sittlichen Macht betrachtet, ist die Schöpferin großer Werke; die Ideen der großen Masse sind fast immer unklar, oberflächlich und eigennützig; ihre Trivialität und Gemeinheit würde in die Werke der Poesie und der Kunst übergehen, wenn der Künstler sich nicht über die niedrige Menge erhöbe und ihre Vorurtheile von sich abschüttelte. Was wäre aus Poesie und Kunst geworden, hätte nicht Phidias seine Muster idealisirt und Homer die zerstreuten Ueberlieferungen von dem Trojanerkriege in ein poetisches Ganzes verbunden? Wollte ein Volk alle Ideen der Norm seiner gesellschaftlichen Verhältnisse unterwerfen, so würde es den Genius ertödten; je freier und offener die Meinung sich aussprechen darf, desto größer ist die geistige Macht. Ein tyrannischer Ostrazismus verbannt aus der Republik Alles, was nicht nach einem gewissen Modell geformt ist, Alles, was gewisse Gränzen übersteigt; und wehe der kühnen Phantasie, die es wagen wollte, sich von dieser Abhängigkeit zu befreien! Wehe über das Denken, wenn es sich von dem gewöhnlichen Wege entfernen und abgesondert von dem gelehrigen Haufen darstellen wollte! Daher diese träge Fügsamkeit in einmal angenommene Ideen, dieser geschmeidige und nachgiebige Jesuitismus und diese unfruchtbare Leere. Wenn Jedermann dem Anderen gleichen soll, müssen Mittelmäßigkeiten den Sieg davontragen; sie gelten Alles, und wer sich gegen sie bewaffnen wollte, würde die ganze Gesellschaft in der Person eines jeden ihrer Mitglieder verletzen und als ein gemeinsamer Feind behandelt werden. Darum hütet man sich, dieses Verbrechen gegen die Majestät des Pöbels zu begehen und denkt wie Jedermann; man erstickt die Eigenthümlichkeit seines Geistes, marschirt in Reihe und Glied und will nicht für das schwarze Schaaf in der Heerde gelten. Diese vermeinte Freiheit ist nichts Anderes, als die Knechtschaft der Gedanken und die Sklaverei aller Intelligenz.

In einer Monarchie ruft die Opposition alsbald die öffentliche Meinung zur Wahrheit und Vernunft zurück. Ist die Waagschale im Begriff, sich nach einer Seite hinzuneigen, so findet sie in kurzem ihr Gegengewicht. Dem Gedankenzwang stellt das Publikum die ihm gebührende Unabhängigkeit entgegen; der religiösen Inquisition gegenüber erhebt sich der Atheismus, und nur aus der Reibung der Extreme springt die Wahrheit hervor. Wenn aber das Volk sich zum Despoten macht, dann wird jede Meinungsverschiedenheit ein Verbrechen. Der freie Mensch muß sich in die Caudinischen Pässe drängen lassen; die Inquisition zeigt sich überall, und jeder noch so unschuldige Familienvater wird zum geheimen Kundschafter dieses republikanischen Gewissens-Tribunals.

Jene demokratische Sünde, jenes Bedürfniß, die Gunst des Volkes zu erhaschen und Jedermann zu gefallen, ist in Doktor Channing's Werken unverkennbar. Mohamet's zwischen Himmel und Erde schwebender Sarg befindet sich in keiner so gefährlichen Lage. Der Doktor liebt die Freiheit; aber er läugnet nicht, daß auch der Despotismus seine Vortheile habe. Er will, daß Europa ihm Beifall klatsche, aber er buhlt auch um Amerika's Lob. Den Blick auf beide Welten zugleich gerichtet, zittert er davor, die Gunst der einen von beiden zu verlieren, macht allen Parteien den Hof, braut schmeichlerische Phrasen für alle Sekten, behält sich aber immer eine Hinterthür offen und ein Asyl bei allen möglichen Meinungen. Er ist Unitarier, aber ohne Uebertreibung; er entschuldigt die Irrthümer der Römischen Kirche und vertheidigt das Verdienst und die Beredsamkeit der so oft des Atheismus angeklagten Französischen Philosophen; er liebt die Republik und wirft sich zum Advokaten der Bourbonen auf; er verachtet die Jesuiten nicht, giebt aber ihr Unrecht zu; schmäht auf Bonaparte, ohne sein Genie zu bezweifeln; er feindet weder die Phantasie noch den Geist an, wenn nur Mäßigung ihnen als Regel dient und der Ernst ihr Begleiter ist; er schätzt die kritische Philosophie unendlich, aber nur, wenn sie mit Religion sich verbindet; er bekennt sich als einen Anhänger des festen Glaubens, wenn er nicht in Intoleranz ausartet. Kurz, er hat bei allen seinen Lieblingsneigungen so viel Vorbehalte, in seinen Ansichten so viel Einschränkungen, Klauseln, Schattirungen, Bedingungen, Zusätze und Nebenzusätze, daß man zuletzt gar nicht weiß, was er denkt und was er will. Dies ist das Resultat des republikanischen Genius; in allen Werken, die in Europa seit 20 Jahren von talentvollen Männern aller Parteien herausgegeben wurden, findet man kein ähnliches Beispiel von Furchtsamkeit, Schwäche und Peinlichkeit, wie in den Werken des Doktor Channing.

Will er über Jemand, etwa über Milton oder Bonaparte, ein Urtheil fällen, so fehlt es ihm an Muth dazu. Im Angesicht dieser Riesen bringt er nur Tiraden zum Vorschein. Man möchte sagen, sein Griffel entfiele ihm aus der ohnmächtigen Hand, bei dem Gedanken an jene große Namen. Seine geliehenen Ideen bedeckt er freilich mit glänzenden Draperieen; aber was bleibt es weiter, als prahlerisches Geschwätz?

Die Poesie, diese „Vergifterin der Seelen", ist nach des Doktors Meinung nichts als ein unschuldiges und liebenswürdiges Kind. Er läugnet ihre Verwandtschaft mit Satan; er beschenkt sie mit einem höheren und reineren Stammbaum; er bringt sie wieder zu Ehren. Aber ist dies nicht vielmehr das Geschäft eines Redekünstlers, als die aufrichtige und zergliedernde Prüfung des Philosophen? Wird nicht das Laster wie die Tugend durch die Poesie idealisirt, und läßt sich nicht eben so leicht ihre Moralität als ihre Immoralität vertheidigen? Und wenn der Doktor gegen die Eroberer und ihre Triumphe donnert, wenn er ihren blutigen Lorbeeren die friedlichen Siege der Intelligenz vorzieht, glaubt man da nicht, einen gutmüthigen Professor in Sekunda seine Grammatik und seine Elementar-Studien preisen zu hören, indem er seinen Stand über alle Fächer der menschlichen Thätigkeit erhebt und sich selbst gleich einem Helden huldigt? „Ich kannte einen trefflichen Mann", sagt Fielding, „der nur eine Schwäche besaß, daß er nämlich einen Schulmeister für die wichtigste Person der Welt und sich selbst für den größten Schulmeister hielt. Diese beiden Ideen wären ihm nicht aus dem Kopf zu bringen gewesen, hätte auch Alexander der Große an der Spitze seiner Armeen es versucht, sie ihm auszutreiben."

Nicht, als gäbe es gar keine bewundernswerthe Stelle, keine schöne Declamation, kein Stück von ächter Beredsamkeit in Channings Werken; aber diese Beredsamkeit ist meistentheils zu hervortretend, zu absichtlich und zu sehr auf Effekt berechnet. Man erkennt überall den Prediger, den feierlichen und gravitätischen Mann, der das Recht hat, von seinen Zuhörern Aufmerksamkeit zu fordern, der auch seinem geringsten Worte Gewicht giebt, und der, ohne eine große geistige Energie zu entwickeln, sein Recht und sein Amt sich zu Nutze macht, um einen hohen pathetischen Ton anzunehmen und sich ein etwas pedantisches Ansehen zu geben.

Unter einer großen Menge von Dichtern oder Verskünstlern, die Amerika erzeugt hat, ist einer, der wegen der lieblichen Naivetät seiner Gedichte, wegen seiner religiösen Melancholie und wegen seines Geschmacks einer besonderen Erwähnung verdient. William Cullen Bryant hat nicht etwa große Werke geschaffen, man kann ihm nicht das Verdienst einer ausgezeichneten Eigenthümlichkeit zuerkennen; seine Sprache ist schwach, aber sie ist wohllingend, rein und nicht nachgeahmt.

Prächtige und erhabene Gemälde der transatlantischen Natur muß man von diesem Dichter nicht fordern. Er ist eher sentimental als pittoresk. Der Eindruck, welchen der melancholische Anblick der Wälder und Seen auf das Gemüth macht, findet in seinen Versen ein liebliches Echo; aber wenn er auch in Europa gelebt hätte, so wären dieselben Gesänge seinem Genius entquollen. Er hat einen edleren Geschmack als Cooper und erreicht Irving's feine mit anmuthiger Natürlichkeit gepaarte Eleganz. Das Erhabene ist nicht sein Reich; sein eigenthümlicher Zauber entspringt aus einer fast traurigen Gemüthlichkeit, einer stillen und keuschen Wehmuth; er verschmilzt sich ganz in die Gegenstände der Natur und in die Wesen der Schöpfung, und diese Liebe, diese bescheidene Frömmigkeit hat etwas höchst Edles und Rührendes. Obgleich ein christlicher und Englischer Dichter, erinnert er doch durch keinen besonderen Zug an den Ort seiner Geburt; die erhebende Feierlichkeit seiner Poesie ist eine Folge seiner religiösen Ueberzeugung, nicht seines Patriotismus. Betritt sein Fuß den Wald, so sieht er Gottes allmächtige Hand dort wirken und schaffen. Das innere Leben der Natur thut sich seinen Blicken auf, und er giebt es in seinen Versen wieder. Ein frischer balsamischer Hauch scheint von den Blüthen der wilden Bäume bis zu uns herüberzuwehen. Aber, um es noch einmal zu sagen, diese Schönheiten gehören eben so wohl Europa als Amerika an, sie sind das Erzeugniß einer zarten und weichen Seele und keinesweges lokal, wie die Gedichte von Thomson und Burns für Schottland es sind.

Zuweilen erhalten Bryant's Werke ein eigenthümliches Interesse durch Züge aus dem Leben jener Indianischen Völkerstämme, welche die Civilisation nach und nach ausrottet. In dieser Beziehung sind namentlich die junge Indianerin, der Indianer am Grabe seiner Vorfahren, der Leichnam des Wilden und die Denkmäler des Gebirges zu nennen. Es ist in der That ein trauriges und wahrhaft dramatisches Schicksal, das diese Ureinwohner des Landes trifft, die von den Usurpatoren ihres Bodens nach unbekann-

ten Strömen und Meeren verjagt und verstoßen werden. Ein ergreifendes Bild gewähren diese beiden Gegensätze: einerseits der natürliche Adel, die unbesiegbare Energie, der Muth, die Klugheit dieses Sohnes der Wälder, sein abenteuerliches und unabhängiges Leben, seine Einsamkeit in jenen erhabenen Wildnissen; andererseits die fleißige Geduld, die langen Leiden, die beschwerliche Arbeit des schwächeren, vielleicht nicht so tugendhaften, sicherlich nicht so tapferen Ansiedlers, den die allgewaltige Civilisation unterstützt, indem er seine Felder durchackert, neue Städte erbaut und das magische Netz der Künste entfaltet; so triumphirt die Bildung und der Gewerbsfleiß über die rohe Gewalt, unterdrückt und vertilgt die Volksstämme, welche von ihr Schutz suchen, gründet den Heerd des häuslichen Lebens, schafft die gesellschaftlichen Tugenden, stiftet den großen Bund der Menschen unter einander und setzt an die Stelle der einfachen Existenz des Wilden ein künstliches Getriebe von Interessen, Leidenschaften und Ideen. Auf diesen Gegensätzen beruht die ganze Poesie der Vereinigten Staaten; Cooper hatte eine Ahnung davon; Bryant verdankt ihnen einige rührende Elegieen, und selten hat sich seine Poesie zu dieser Höhe und Kraft emporgeschwungen, als wenn er die Klage der Indianer singt.

Nach allem Obigen ist es klar, daß die poetischen Versuche der Vereinigten Staaten sich weniger durch die Fruchtbarkeit, Neuheit und Stärke der Einbildungskraft, als durch eine moralische, gefühlvolle und pathetische Begeisterung auszeichnen. Wenn einst dieses große Festland mit blühenden Städten bedeckt, wenn der Kampf des Menschen mit der Natur zu Ende seyn wird, dann werden wir auch gewiß die Flügel der transatlantischen Phantasie sich ausbreiten sehen. Jetzt nur noch schwach und befangen, ahmt sie Europa nach und folgt dem Schwung unserer Dichter; denn so groß auch das Verdienst der genannten Amerikanischen Schriftsteller seyn mag, eine kostbare Eigenschaft fehlt ihnen Allen — die Originalität.

(Edinburgh Magazine)

Bibliographie:

American turf register and sporting magazine. (Amerikanisches Magazin für Jagd und Pferderennen.) 3r Bd. New-York.

Library of religious knowledge. (Bibliothek für religiöse Belehrung.) 4r Band. New-York.

Plan of the founder of christianity. (Zweck des Stifters des Christenthums.) Aus dem Deutschen des Dresdener Hofpredigers Reinhard, nach der fünften Ausgabe, ins Englische übersetzt von Oliver Taylor. New-York.

Familiar conversations. (Familienunterhaltungen über das neue Testament.) Von J. K. Porter. New-York.

Two lectures on political economy. (Zwei Vorlesungen über Staatswirthschaft.) Gehalten in der Clinton-Halle vor der Handels-Bibliotheks-Gesellschaft, von W. B. Lawrence. New-York.

Mannigfaltiges.

— Schwache Seiten eines starken Geistes. Die Gräfin von Blessington erzählt, sie habe an Lord Byron die Neigung bemerkt, auf Kleinigkeiten ein großes Gewicht zu legen, ernste Ereignisse aber ins Lächerliche zu ziehen; er war sehr abergläubisch und schien sich zu ärgern, wenn man diese Schwäche nicht theilen konnte oder wollte. So oft er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, spöttelte er über die Gräfin und meinte, sie müsse sich wohl für weiser halten als er, weil sie von Aberglauben nichts wissen wolle. Sie entgegnete ihm, daß seine lebhafte Phantasie, die sich überall in seinen Werken bewähre, seinen Aberglauben vollkommen entschuldige, indem er durch eine Ueberreizung seiner Geistesstraft veranlaßt werde. Sie aber, der es an der Camera lucida der Phantasie fehle, würde für die Camera obscura des Aberglaubens nicht die geringste Entschuldigung haben. Dies stellte ihn jedoch nicht zufrieden, und seine hohe Meinung von der Gräfin wurde dadurch sehr verringert. Um seinen Aerger abzukühlen, stellte sie ihm vor, daß die Natur in ihrer Weisheit und Güte die Gaben an ihre Kinder gleichmäßig vertheile; ihm habe sie die glänzendste Mitgift, den schöpferischen Genius, gegeben; die weniger Begünstigten hätten die nicht so schimmernde, aber vielleicht nützlichere Gabe eines klaren und unbefangenen Verstandes erhalten. Aber auch dies genügte seiner Eigenliebe nicht, und er verließ die Gräfin, mißgestimmt über ihren Mangel an Aberglauben. Uebrigens schien es Byron mit seinem Glauben an übernatürliche Erscheinungen vollkommener Ernst zu seyn; wenn er über diesen Gegenstand sprach, was sehr häufig geschah, nahm er eine ernste und geheimnißvolle Miene an, und er liebte es, von Shelly, dem er einen blinden Glauben an Geister beilegte, die seltsamsten Geschichten zu erzählen. Unter Anderem versicherte er, daß Shelly's Geist einer Dame, als sie in ihrem Garten spazieren ging, erschienen sey, und er schien ein besonderes Gewicht auf diese Geschichte zu legen. Obgleich nach Johnson's Behauptung selbst die vernünftigsten Männer diese Schwäche mit Byron theilten, so ist sie doch in unseren prosaischen Tagen etwas so Ungewöhnliches, daß man wohl anfangs zweifeln konnte, ob es dem Lord mit seinem Glauben Ernst sey. Sein Aberglauben erstreckte sich auch auf die Wahl der Tage und andere Kleinigkeiten; er glaubte an glückliche und unglückliche Tage, unternahm nicht gern etwas am Freitag, hielt es für ominös, Jemand bei Tische die Speisen salzen zu helfen oder sich selbst dabei helfen zu lassen, Salz oder Oel zu verschütten, Brodt herunterzuwerfen, einen Spiegel zu zerschlagen, kurz er hatte tausenderlei fantastische Einbildungen und bewies, daß auch der stärkste Geist seine schwachen Seiten habe. (N. M. M.)

— Lord Byron, ein Kunstverächter. Als eines Tages die Gräfin von Blessington die Aufforderung Byron's zu einer Spazierfahrt ablehnte, weil sie einige Kunstpaläste und Gemäldegallerieen besuchen wollte, hatte sie am folgenden Tage einen harten Angriff von dem Lord zu bestehen. Er wollte nicht glauben, daß man wirklich für Gemälde, Statuen u. dergl. eine wahre Bewunderung hegen könne, und behauptete, gerade diejenigen, die sich für die größten Bewunderer ausgäben, seyen Liebhaber ohne Liebe und Kenner ohne Kenntnisse. Die Gräfin erwiederte, daß sie ja niemals zu ihm von Gemälden gesprochen habe und also wohl hoffen dürfe, er werde ihre Bewunderung für aufrichtig halten. Aber er war nicht bei Laune, darauf etwas zu geben, weil es seiner Eitelkeit nicht schmeichelte, daß man es vorziehen konnte, todte Bilder zu beschauen, statt in seiner Gesellschaft die Stunden zuzubringen. Byron war weder ein Künstler, noch ein Bewunderer von Kunstwerken; er gestand offen, daß sehr wenige derselben seine Aufmerksamkeit erregt hätten, und selbst um diese zu bewundern, habe er noch seine Phantasie zu Hülfe nehmen müssen. Ueberhaupt war er gegen Liebhabereien ganz gleichgültig, und Alterthümer hatten nicht den geringsten Reiz für ihn. Er trieb dies so weit, daß er jedes Interesse daran für Ziererei hielt; es sey ein Vorwand, meinte er, für die Eitelkeit und Prahlerei solcher Leute, die kein anderes Mittel besäßen, sich bemerklich zu machen. Die Musik liebte er, obgleich er kein Kenner derselben war; sie reizte ihn durch die Erinnerung, die sich bei ihm an diese oder jene Melodie knüpfte; ein bekanntes Lied konnte ihn in ferne Gegenden versetzen und ihm längst entschwundene Ereignisse mit einer solchen Lebendigkeit wieder vor die Seele führen, daß er die Gegenwart ganz darüber vergaß. „Düfte und Wohlgerüche," sagte er, „bringen dieselbe Wirkung auf mich hervor, obwohl in einem schwächeren Grade, und", fügte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, „machen mich oft zum sentimentalen Schwärmer." (N. M. M.)

— Klöster in Turin. In der Piemontesischen Hauptstadt des Königreichs Sardinien giebt es 11 Mönchs- und 3 Nonnen-Klöster. In den ersteren befinden sich 305 Mönche, worunter 15 Jesuiten, 20 Ignorantiner und 85 Kapuziner; die Zahl der Nonnen beläuft sich auf 110. (Ant. d. F.)

— Jagd auf einen Alligator. Ich habe, so schreibt ein Engländer aus Manilla, den Triumph gehabt, einen Alligator zu erlegen, der ungefähr zwei Jahre lang die Geißel eines Dorfes gewesen ist, denn er schleppte Kühe und Pferde weg, ohne sich nach ihrem Besitzer zu erkundigen, und einmal nahm er sogar einen Indier mit, der, seinen Fluß passirend, ihn zur Rechenschaft ziehen wollte. Da man zu Dschala-Dschala (dem Orte meines Aufenthalts) noch niemals Alligatoren gefangen und mein Wirth noch kein bedeutend großes Thier dieser Art gesehen hatte, so beredete ich ihn leicht, die Unternehmung mit mir zu wagen. Eben hörten wir, der Alligator habe ein schönes Pferd erwürgt und mit sich in einen kleinen Fluß jenseits der Pflanzung geschleppt. Wir machten uns gleich auf nach dem Platze und legten sehr starke Netze quer in die Mündung des Stroms. Dann schickten wir Indier in Böten ab, die das Ungeheuer mit großen Stangen aus seinem Schlupfwinkel auf dem Grunde des Wassers treiben mußten, und jetzt begann das Treffen in bester Ordnung. Die erste Bewegung des Alligators war nach dem See; als er diesen Ausweg gesperrt fand, schwamm er stromaufwärts, wurde aber zu wiederholten Malen den Fluß hinabgetrieben und versuchte nun, auf dem Trocknen zu entkommen. Er war noch wenige Schritte von mir, als ich ihm die erste Kugel in's Vorderbein und gleich nachher zwei andere Kugeln in den Nacken und Bauch schoß. Von hier zurückgescheucht, steuerte er nach jener Seite, wo ihn mein Begleiter mit zwei Kugeln empfing. Jetzt stürzte er auf die Mündung des Flusses los, machte sich gewaltsame Bahn durch zwei Netze, verwickelte sich aber, und nun begann der lebhafteste Kampf mit Lanze und Feuergewehr. Während dieses Gefechtes gebrauchte er Schweif und Gebiß mit erstaunenswürdiger Geschicklichkeit. Seine Bewegungen waren jedoch etwas behindert, da er fast ein ganzes Pferd aufgespeist hatte, von dem wir noch drei vollständige Beine in seinem Bauche fanden; dazu eine große Anzahl Steine, von denen einige mehrere Pfund wogen. Endlich zerrten wir ihn mit Hülfe aller Männer, Weiber und Kinder, die nur aufzutreiben waren, an's Ufer und schafften ihn mit Lanzenstößen und Keulenschlägen vollends aus der Welt. Dieser Alligator hatte zwanzig Fuß in der Länge und eilf Fuß im Umfange. Der Kopf wog 275 Pfund, und sein ganzes Gewicht schätzten wir auf beinahe 3000 Pfd. (Asiatic Journal.)

— Ungewöhnlicher Muth. Ein Engländer in Ostindien hatte auf seiner Fahrt nach Dakka (am Ganges) seinen Kahn am Ufer festgebunden, um zu übernachten. Um ein Uhr Nachts erweckt ihn das Geschrei seiner Leute, daß ein Tiger an Bord gesprungen sey und Einen derselben gepackt habe. Der Engländer springt auf und sieht wirklich den Tiger, wie er, mit Einem der Burschen im Rachen, aus dem Boote setzt und den Rohrgebüschen zueilt. In demselben Augenblick faßt sein Waffenträger einen großen Eberspeer, der zufällig im Boote lag, rennt dem Thiere nach und durchbohrt ihm die Seite. Der Tiger ließ augenblicklich seine Beute fallen und wurde nun vollends zu Tode gerügelt. Er war ein Männchen und von ziemlicher Größe. Dem armen Kerl war glücklicher Weise nicht viel Leides begegnet, da ihn der Tiger bei den Kleidern gefaßt hatte. (E. I. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Freitag den 10. August 1832.

England.

Economy of manufactures. (Fabriken-Oekonomie.) Von C. Babbage. London, 1832.*)

Unter den mancherlei Verhältnissen, welche das jetzige Zeitalter auf eigenthümliche Weise von allen früheren unterscheiden und uns die Geschichte der Vergangenheit in ihren Beziehungen zu den künftigen Aspekten und Fähigkeiten des Menschen unter demselben Verhältniß erscheinen lassen, wie etwa die Träume und Täuschungen der Kindheit zu der nüchternen gereiften Kraft des Mannesalters, ist keines so sehr geeignet, den Beobachter in Erstaunen zu setzen, als die titanischen Anstrengungen, denen sich unser Fabrikwesen, unterstützt von den vereinten Kräften geistiger Einsicht und unbegränzter mechanischer Geschicklichkeit, gegenwärtig zu unterziehen im Stande ist. Ein neuer Prometheus kam in den letzten funfzig Jahren vom Himmel hernieder, in Gestalt eines chemischen Agens, gerichtet gegen die natürliche Trägheit und Sprödigkeit der Materie. Die Fabriken, welche sonst als bloßer Aufenthalt des Gewerbfleißes und der persönlichen Anstrengung galten, haben ihren Charakter gänzlich verändert und können jetzt als Schulen einer erhabenen Wissenschaft betrachtet werden. Bei den geringfügigsten Arbeiten werden die Erfahrungen der größten Naturforscher in Anspruch genommen. Wahrheiten, die durch mühsame Analyse oder durch die umgekehrte Methode der Combination vermittelst einer Reihe sorgfältiger Beobachtungen erworben wurden, dienen dem gewerbtreibenden Laien als gefälliges Werkzeug. Jede neue Lehre von den Gasen hat zur Hervorbringung nützlicher praktischer Wirkungen gedient, und die Kenntniß von einer der gewöhnlichsten Eigenschaften flüssiger Körper bewaffnet die Hand eines Kindes mit einer Kraft, wogegen die fabelhaften Arbeiten der alten Syrakuser in Nichts verschwinden.

Vermöge solches Wirkens wurde Großbritanien die unerschöpfliche Falterei für die ganze Erde. Alle Meere sind von seinen Flotten bedeckt, die Erzeugnisse der Webstühle von Manchester und der Werkstätten von Birmingham werden gegen Asiens Reichthümer und Amerika's rohe Stoffe ausgetauscht, und es fließt ein unermeßlicher Vorrath in Englands Häfen zurück, wo er sogleich in Gestalt eines vergrößerten Kapitals erscheint und zu neuen Unternehmungen, zu Vervollkommnung der Gewerbe und zu ausgedehnterem Verkehr ermuntert. Gewiß, in dem Werte Manufaktur liegt etwas mehr, als die bloße Bezeichnung der Resultate physischer Arbeit.

Dergleichen Betrachtungen sind natürlich nicht neu; indeß man wird durch Herrn Babbage's Werk unwillkürlich darauf zurückgeführt. Obgleich dasselbe bei einem so umfangreichen Gegenstand unmöglich in die Einzelnheiten eingehen konnte, so giebt es doch einen großartigen Umriß von Englands Fabriken-System in seinen verschiedenen Beziehungen zu Wissenschaft und Staats-Oekonomie. Der Verfasser hält es für nöthig, und jeder Vernünftige wird hierin gleicher Ansicht mit ihm seyn, daß, wer irgend einen besonderen Gewerbszweig betreibt, auch von dem großen Ganzen, von dem seine Beschäftigung einen Theil ausmacht, einige allgemeine Vorstellungen haben müsse; und um diesen wünschenswerthen Zweck zu befördern, hat er mit großer Mühe und genauer eigener Forschung eine Arbeit unternommen, die man als eine Darstellung aller koordinirten aus den Grundbedingungen des Wohlstandes hervorgehenden Verzweigungen der Manufaktur-Interessen betrachten kann. Irgend eine dieser Abtheilungen vereinzelt zu prüfen, würde eine zu lange Erörterung erheischen, da es eine der unterscheidendsten Eigenschaften jeder angewandten Wissenschaft ist, daß alle ihre Theile aufs engste mit einander zusammenhängen und die Untersuchung eines einzelnen Gegenstandes unmöglich ist, ohne zu gleicher Zeit die unmittelbar damit in Verbindung stehenden und endlich die Grundprinzipien der Wissenschaft selbst zu betrachten. Es ist daher nur noch zu bemerken, daß bis jetzt noch nie eine so klare, deutliche und vorurtheilsfreie Abhandlung über diesen wichtigen Gegenstand die Presse verlassen hat, und daß alle Klassen von Lesern in demselben Befriedigung zu finden versichert seyn können. (N. M. M.)

*) Aus diesem interessanten Werke, das einen Schatz praktischer Weisheit enthält, und das in der That nur ein Engländer zusammenzustellen vermochte, werden wir unter der Rubrik „Mannigfaltiges" allerlei neue Notizen mitzutheilen haben, und geben wir hier einstweilen das Urtheil eines Engländers über das reichhaltige Buch. (Ist in Berlin in der Aschers'schen Buchhandlung zu finden.)

Bibliographie:

Poetical works. (Poetische Werke.) Von Wordsworth. 4 Bde. Pr. 24 Sh.

Calculations etc. (Berechnungen in Bezug auf die Ausrüstung von Kriegsschiffen.) Von Edye. Pr. 25 Sh.

Lives of eminent missionaries. (Leben ausgezeichneter Missionaire.) Von Carne. Pr. 6 Sh.

Outlines of general knowledge. (Grundzüge des Wissens.) Von Ince. Pr. 1 Sh.

Dramatic sketches. (Dramatische Skizzen.) Von Arnold. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Fortune hunting. (Der Glücksritter.) Von dem Verf. des Romans: „Erste Liebe". 3 Bde. Pr. 28½ Sh.

On the blood. (Ueber das Blut.) Von Stevens. Pr. 15 Sh.

Frankreich.

Douville's Reise nach Kongo.

(Schluß.)

Da man die Karte selbst vor Augen haben müßte, um Douville's wissenschaftliche Eroberungen vollkommen zu würdigen, so sind die Details hier nicht am Orte; wir beschränken uns daher auf ein flüchtiges Verzeichniß der vorzüglichsten von ihm besuchten Punkte. Auf der ersten Reise durchzog der Verfasser, von Loanda aus, die beiden Provinzen Golundo und Dembos auf dem rechten Ufer der Cuenza; er durchlief demnächst die bergichte und fruchtbare Regentschaft Ambacca, die Provinz Pungo-Adungo mit ihren vulkanischen Bergen, gigantische Ueberreste, die der ganzen Aufmerksamkeit des Mineralogen würdig sind; und nachdem er über den Fluß gegangen betrat er das unabhängige Land. Biringa, Haco, Lamba, Bailundo sind nun abwechselnd Gegenstände seiner neuen und kühnen Forschungen. In Quissange läßt er seine Karavane gelangt in neun Tagen nach Benguela, um sich neue Waaren, die einzige Münze des Reisenden in diesen Gegenden, zu verschaffen, und setzt bald darauf seinen Weg in südöstlicher Richtung nach der großen Neger-Stadt Bihé fort, dem den Portugiesen wohl bekannten Sklaven-Markte, von dem wir aber noch keine Beschreibung hatten. Die dortigen Völkerschaften sind die kräftigsten und tapfersten unter den Negern, und Douville fand dort Beschützer, treue Freunde, die ihn bis zu seiner Abreise von Afrika begleiteten. Als er nach dem Norden zurückkehrte, setzte er noch zweimal über die Cuenza und entschädigte sich im Voraus für die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten seiner Rückkehr nach Loanda durch eine genaue und gelehrte Untersuchung des Vulkans Zambi, Berg der Seelen, der geheimnißvolle Eingang der Geister in die andere Welt, ein gefürchteter Ort, dem seine Begleiter nicht nahen durften, den er aber, als Weißer, zu besuchen ein Recht hatte, weil der Besuch eines Weißen, eines Wesen höherer Art, den Geistern nur ein sehr großes Vergnügen gewähren konnte.

Seine zweite Reise ist noch reicher an neuen Thatsachen; denn auf derselben sieht er fast nur Völker, die uns bisher unbekannt waren. Er reist von Ambriz, ohne Vorwissen des General-Gouverneurs, ab, der, und mit Recht, zu befürchten anfing, daß er das Land besser kennen lernen würde, als die Portugiesen selbst. Er verfolgt den Lauf des Flusses Logé, geht über Zuina, Matamba und gelangt nach großen Gefahren auf das Gebiet des Jaga von Cassange, eines mächtigen Häuptlings, der das Monopol über die von dem rechten Ufer des Cuango gekommenen Sklaven ausübt und ihm den Uebergang über diesen Fluß verweigert. Dort zieht er nützliche Erkundigungen über die Quellen der beiden großen Flüsse dieser Gegenden ein, über die Cuenza und über jenen anderen Fluß Cuango, den die Expedition des Capitain Tuckey nur unvollkommen kennen lernte, und der, wie man jetzt mit Bestimmtheit annehmen kann, derselbe ist, der an anderen Orten Zaire genannt wird. Der Jaga von Cassange, der anfänglich in dem Reisenden einen gefährlichen Handels-Rival zu erblicken fürchtete, wurde durch seine Fragen ein wenig beruhigt: „Ich fürchte ihn nicht mehr", sagte er zu einem seiner Großen, „er läuft den Quellen der Flüsse nach." Man mußte dennoch viel weiter hinauf, bei Zuitumba, über den Cuango setzen. Herr Douville wandte sich hierauf unerschrocken gegen Norden; jeder Schritt ist eine Entdeckung. Der See Cussua, eine Art todtes Meer, mit einer pechartigen Decke, und der von jetzt an den angeblichen See Aquilunda ersetzen wird, dessen Existenz schon sehr zweifelhaft war; Mucangama, dessen Stra-

ßen breit und gerade, und deſſen Plätze durch ſchöne Bäume beſchattet werden; Tandi-a-Bóua, eine andere große Neger-Stadt, mit 15,000 Seelen, regelmäßig, zierlich, wo die Straßen täglich mehrere Male geſprengt werden, und wo der Palaſt der ſchönen Königin der Moluas ſteht, die 40 Stunden von ihrem Garten entfernt herrſcht, deſſen Reſidenz in Yanvo, der Hauptſtadt ihres gemeinſchaftlichen Königreiches iſt, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, wo man Induſtrie, Ackerbau, Geſetze und alle Elemente der öffentlichen Ordnung und der geſellſchaftlichen Organiſation antrifft; die Wüſte und der See Tandi; die Quelle der Agathe; die Staaten Sala, wo ſieben Neger der Begleitung von Löwen zerriſſen wurden; Miſſel, welches ohne Zweifel das Mouſſol auf den alten Karten iſt, und das man fortan beſſer kennen wird, als vom Hörenſagen; die Rückreiſe durch Cancebella, Hole-Ho, Moſſoses u. ſ. w., das ſind die Früchte dieſes kühnen Unternehmens. Einige dieſer Punkte waren auf den Portugieſiſchen Dokumenten, die Bowdich geſammelt hatte, kaum angedeutet; von dem größten Theil derſelben hatte man keine Ahnung. Der Verfaſſer grämt ſich darüber, daß ſein geſchwächter Geſundheits-Zuſtand und der Mangel an Vorräthen ihn verhindert haben, weiter nach Norden vorzudringen und vielleicht über Aegypten zurückzukommen, daß er vielmehr gezwungen wurde, ſeinen Rückweg in ſüdweſtlicher Richtung anzutreten, um ſich am 27. Juni 1830 in Ambriz einzuſchiffen; er hat indeſſen genug gethan, um ſich tröſten zu können. Mußte er nicht auch der Nacheiferung Anderer und ſeinen eigenen Hoffnungen etwas übrig laſſen? — Wenn man in einem ſolchen Lande ungefähr 280 geographiſche Meilen von Oſten nach Weſten und 320 von Süden nach Norden zurückgelegt, und wenn man auf dieſem Theil des Afrikaniſchen Bodens 3000 Stunden in allen Richtungen gemacht hat, ſo iſt es wohl erlaubt, ſich einen Augenblick auszuruhen.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, hier Alles auseinanderzuſetzen, was wir aus dem Werke des Herrn Douville über die Sitten, Gebräuche und Einrichtungen jener Völkerſchaften lernen. Man muß darauf gefaßt ſeyn, bei ihnen die gewöhnlichen Fehler eines ganz materiellen und oft höchſt elenden Lebens zu finden. Dieſe Unglücklichen wiſſen nichts, aber ſie möchten ſich unterrichten, und ſie beſchwören denjenigen, der ſie beſucht, ihnen die Kunſt beizubringen, Tuch, Leinwand und Schuhe zu machen. Die Schreibkunſt iſt ihnen völlig unbekannt; aber ihre Erfindungskraft erſetzt dieſelbe durch ſinnreiche Gleichniſſe. An den Ufern der Logé ſieht man nicht ſelten auf den Gräbern ſatiriſche Epitaphien. Eine Schlange von Holz bedeutet Betrug; ein Affenkopf, Bosheit; die Ameiſe, einen Dieb; die Hündin oder der Hund deuten an, daß der Verſtorbene die Frauen Anderer verführt hatte; während der Kopf eines Löwen Stärke und Muth, der Elephanten-Rüſſel einen geiſtreichen und die Biene einen fleißigen Menſchen bezeichnet.

Wir müſſen Herrn Douville Dank wiſſen, daß er nach Europa zurückgekehrt iſt; Afrika bemühte ſich, ihn zurückzuhalten; er hätte nicht allein Marquis und Herzog, ſondern Alles werden können, was er gewollt hätte. „Ich brauche einen Freund wie Dich", ſagte der König der Moluas zu ihm, „nichts würde einem ſolchen Schatz gleichkommen. Aber Du willſt abreiſen; Du biſt dazu beſtimmt, über ein anderes Volk zu herrſchen. Bei uns würdeſt Du ein Gott ſeyn, in Deinem Lande biſt Du nur Souverain. Hier würden Dir Alle ohne Ausnahme gehorchen; Niemand würde Dich beneiden, ſo viel Kenntniſſe erheben Dich über uns. Die Häuptlinge, meine Tributpflichtigen, drohten mir ſeit langer Zeit damit, mich zu verlaſſen; ſobald ſie erfuhren, daß Du hier warſt, haben ſie mir Deputirte geſandt, um ihre Unterwürfigkeit zu erneuern und mir doppelten Tribut zu zahlen, da ſie wiſſen, daß Du meine Heere anführen kannſt. Wähle unter meinen Nichten und Töchtern. Du kennſt meine Nichte, die 142 Monden zählt; der bei ihrer Geburt gepflanzte Baum iſt der ſchönſte von allen, und er verſpricht ihr etwas Glückliches. Dieſes Glück iſt gekommen; ſie wird Deine erſte Frau ſeyn, und meine Neffen werden ſich für größer als Könige halten, wenn ſie Dir gehorchen dürfen."

Darf die Kritik es wagen, ihre verwegene Sprache zu dem zu reden, um den ſich Könige geſtritten haben, und der ſelbſt hätte herrſchen können? Einige Leſer — und dieſes Wort allein ſagt, daß die Kritik unvermeidlich iſt — hätten vielleicht gewünſcht, daß der Verfaſſer, der lieber Autor als Souverain geworden iſt, von Zeit zu Zeit frühere Reiſende angeführt hätte, entweder um ihre älteren Erzählungen mit dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes zu vergleichen, oder um mit ihnen einige ſchwierige Punkte zu erörtern. Iſt es Beſcheidenheit? Hat er gefürchtet, zu viel Irrthümer bei ſeinen Vorgängern aufdecken zu müſſen? Hat er unſerer Beleſenheit vertraut? War er der Meinung, daß wir alle die „Neue Geſchichte der Reiſen", dieſes nützliche und vortreffliche Werk des Herrn Walckenaër, geleſen haben würden? Wie dem auch ſey, wir beſchränken uns auf dieſe Bemerkung und machen ihm über etwas Schwülſtigkeit im Stil, über einige überflüſſige Wiederholungen, über zu viel kleine Details, welche dem Ganzen ſchaden und über zu viel geringfügige Umſtände keinen Vorwurf. Wer möchte es einem Reiſenden, der von einem dreijährigen Aufenthalte bei ſolchen Völkern noch ganz durchdrungen iſt, nicht gern verzeihen, wenn er ſich in ſeinen Erinnerungen gefällt und ſeine Abenteuer, ſeine Gefechte, ſeine Leiden, ſeine wunderbare Rückkehr etwas umſtändlich erzählt.

Es gewährt übrigens eine angenehme Ueberraſchung, in einem heutigen Franzöſiſchen Buche noch den alten einfachen und zuweilen naiven Ausdruck des Gedankens zu finden. Inmitten der mühſamen Anſtrengungen, welche man von allen Seiten bemerkt, ſich originell und genial auszudrücken, thut dieſe wahre und natürliche Sprache ungemein wohl. Man geräth in Verſuchung, unſere glänzenden Schriftſteller des Tages nach dem See Tuffoua oder nach dem Berg Zambi zu ſchicken; ſie würden vielleicht etwas Beſſeres von dort zurückbringen, als eine kleinliche Ziererei und ein eitles Wortgeräuſch. Die abgeſchmackten Uebertreibungen unſerer modernen Literatur würden denen ſehr unbedeutend erſcheinen, welche von der Betrachtung einer unbekannten Welt zurückkehrten.

Man empfindet beim Leſen des Werkes noch ein anderes Vergnügen, nämlich zu glauben, daß das Schickſal dieſer unglücklichen Völker ſich ändern wird. Es iſt Zeit, ein längerer Aufſchub könnte verderblich werden. Unter den Portugieſiſchen Negern von Kongo weiß man ſchon etwas von Unabhängigkeit; man hört ſie unter ſich ſagen: Mundélé conſſunbessa, der Weiße iſt ein Tyrann! Es iſt ein Glück, daß zu gleicher Zeit weiſere und menſchlichere Anſichten bei den freien Negern Eingang finden, die aus dem Verkauf ihrer Landsleute ihre Haupt-Einnahme zogen. Viele Häuptlinge wollen ſchon keine Sklavenhändler mehr auf ihrem Gebiete dulden, und ſie fangen an, zu begreifen, daß die Ausbeutung der Bergwerke und beſonders der Ackerbau ihr fruchtbares Land leicht für einen Handel entſchädigen werden, der, weit davon entfernt, eine Nation zu bereichern, nur dazu dient, ſie ewig arm und verächtlich zu machen. Wenn dieſe Anſichten ſich vervollſtändigen und verbreiten, ſo werden, ohne einmal von unſeren Europäiſchen Geſetzen ſprechen zu wollen, in den Staaten der unabhängigen Häuptlinge jeder Vorwand zur Sklaverei, alle die kindiſchen Gebräuche, welche man bei Strafe der Sklaverei ſorgfältig beobachten mußte, und das barbariſche Verbot aufhören, ſich von den Beſitzungen des einen Häuptlings in die eines anderen zu begeben. Sind dieſe Hinderniſſe einmal gehoben, ſo wird das Innere von Afrika nicht mehr unzugänglich ſeyn; Afrika wird den Reiſenden offen ſtehen, ſobald ſeine alten Kolonieen nicht mehr Niederlagen für Menſchen-Waare ſeyn werden. Sie würden untergehen, wenn ſie nicht ſelbſt dazu beitrügen, dieſe heilſame Revolution zu bewirken. Die Portugieſiſchen Provinzen werden immer mehr und mehr eingeengt; die Mahungos drücken ſie von Norden, die Moluas, Caſſange und die kriegeriſchen Völker von Bihé von Oſten und Süden. Ein charakteriſtiſcher Zug unſeres Jahrhunderts iſt dieſer mächtige Trieb, dieſe unwiderſtehliche Neigung, welche ſelbſt in Afrika, dem Vaterland der Sklaven, jedes Volk unwillkürlich dazu treibt, den Boden wieder zu verlangen, den ſeine Vorfahren bearbeitet haben. Seltſame Sucht, wieder Herr bei ſich werden zu wollen! (J. d. D.)

Ueber die jetzige Lebensweiſe der Saint-Simoniſten.

Wenn man von dem ſeltſamen Treiben der Saint-Simoniſten in ihrer Zurückgezogenheit in Paris lieſt, ſo fallen Einem unwillkürlich Beattie's bekannte Worte ein:

Der Eine hält ſie für geſcheute,
Der Andre für verrückte Leute. *)

Auf dem Wege nach Menilmontant, zwiſchen dem Park von St. Fargeau und dem Gehölz von Romainville, auf dem Gipfel des Hügels, ſteht ein großes ſtattliches Haus, umgeben mit einem weitläuftigen Garten. Nachdem daſſelbe lange unbewohnt geweſen und ziemlich verfallen war, entſchloß ſich der Eigenthümer plötzlich, es wieder auszubeſſern und den Aufenthalt der Schwalben, Eulen und Ratten wieder für Menſchen bewohnbar zu machen. Der Eigenthümer dieſes Gebäudes iſt Vater Enfantin, der Hoheprieſter der Saint-Simoniſten, der, mit ſeinen Söhnen, wie ſie ſich nennen, das Haus in den Stand geſetzt hat, die neuen Sektirer aufzunehmen. Der große Garten, welcher durch ſeine lange Vernachläſſigung einem Amerikaniſchen Urwald ähnlich geworden war, iſt von ihnen wiederhergeſtellt und verſchönert worden. Durch Maurer, Maler und Gärtner haben ſie das verfallene Gebäude in eine ſehr anſtändige Behauſung verwandeln laſſen und aus ihrem unbebauten Garten ein kleines Paradies gemacht. Die Apoſtel, dieſen Namen legen ſie ſich bei, haben keine Dienſtboten, ſondern bedienen ſich unter einander. Ihre Beſchäftigungen ſind unbezweifelt ſo vertheilt, daß Jeder nach ſeiner Fähigkeit benutzt wird, und in der That ſollen ſie auch ſehr regelmäßig beſorgt werden. Folgende Details über die innere Einrichtung können als ganz genau betrachtet werden.

Dr. Leon Simon, der ſchon vor längerer Zeit Vorleſungen über den Saint-Simonismus hielt und durch ſeine Ueberſetzung eines Engliſchen mediziniſchen Werkes bekannt iſt, erſcheint mit einer Schürze und verrichtet den Küchendienſt für die Familie. Der Küchen-Gehülfe iſt Herr Paul Rochette, früher Profeſſor der Rhetorik. Das Waſchen der Schüſſeln und Teller wurde in der erſten Zeit mit großer Pünktlichkeit von Herrn Leon Talabot, vormals Subſtitut des General-Procureur's, beſorgt; dieſes Amt ging auf Herrn Guſtav von Eichthal über, dann auf Herrn Lambert, ehemaligen Schüler der polytechniſchen Schule, von dieſem auf den Baron Eh. Duveyrier, und jetzt ſteht Herr M. Retouret, ein junger Elegant und ausgezeichneter Redner der Saint-Simoniſten, demſelben mit dem ihm eigenthümlichen Anſtande vor. — Herr Emil Barrault, früher Profeſſor an der Schule von Sorrèze, Verfaſſer einer guten fünfaktigen Komödie: la crainte de l'opinion, die im Jahre 1831 auf dem Theater français aufgeführt wurde, hat das Departement des Schuh- und Stiefel-Wichſens übernommen, wobei er von Herrn Auguſt Chevalier, früher Profeſſor der Phyſik, und Herrn Duguet, früher Advokat beim Königlichen Gerichtshofe, unterſtützt wird. Dem Amt des Zimmer-Scheuerns ſtehen vor: die Herren Rigaud, Doktor der Medizin, Holſtein, Sohn eines angeſehenen Kaufmannes, Baron Eh. Duveyrier, Ponyat und Brenet, vormals Studenten, Charles Pennière, früher Buchhändler, und Michel Chevalier, früher Schüler der polytechniſchen Schule und Herausgeber des Globe. Der Letztere iſt auch mit den Haushaltungs-Angelegenheiten beauftragt und wartet

*) Some thought them wondrous wise, and some believed them mad.

mit den Herren Rigaud und Holstein bei Tische auf. Er bedient den Vater Enfantin mit Allem, was dieser bei der Mahlzeit verlangt. Ein gar seltsamer Anblick ist es, wenn man die Herren ihren vormaligen Dienern aufwarten sieht. Herr Desloges, früher ein Fleischer-Knecht, der als Arbeitsmann in die Familie eintrat, ist mit dem Wasch-Departement beauftragt; unter ihm stehen: Herr Frankein, Sohn eines reichen Amerikanischen Kolonisten, und Herr Betrand, früher Student. Bei Tische wird er von Herrn Holstein bedient, in dessen Diensten er früher stand. Herr Heinrich Fournel, früher Schüler der polytechnischen Schule und Direktor der Eisenwerke in Creusel, ist besonders mit der Aufsicht über den Garten beauftragt und wird darin von den Herren Raymond Bonheure, früher Professor der Zeichnen- und Maler-Kunst, Rover, früher beim Orchester der komischen Oper angestellt, Justus, einem Maler, und Maschereau, einem Zeichnen-Lehrer, unterstützt. Das Reinigen der Höfe und Straßen besorgt Herr Gustav von Eichthal, unterstützt von Herrn Maschereau. Herr Jean Merson, früher ein katholischer Priester, hält die Tisch- und Küchen-Utensilien in Ordnung und deckt den Tisch. Herr Alexis Petit, Sohn eines reichen Gutsbesitzers, muß die Beleuchtung des Hauses besorgen und die Leuchter, ungefähr vierzig an der Zahl, reinigen und in Ordnung halten. Kurz, alle Saint-Simonisten haben in dem gemeinschaftlichen Werke irgend eine Aufgabe zu erfüllen. Herr Enfantin arbeitet zuweilen im Garten und führt die Axt und den Spaten mit besonderer Kraft.

Das Leben dieser Leute ist sehr regelmäßig. Sie stehen um 5 Uhr Morgens auf und werden zu ihren verschiedenen Beschäftigungen und zu ihren Mahlzeiten durch den Ton eines Hornes zusammenberufen. Zu bestimmten Stunden singen sie im Chor. Einige ihrer Gesänge, die Herr F. David, ein Mitglied ihrer Gesellschaft, komponirt hat, sind außerordentlich schön, besonders diejenigen, welche den Mahlzeiten vorangehen und folgen. Sie überlassen sich regelmäßig gymnastischen Uebungen, und alle ihre Bewegungen, wenn sie versammelt sind, haben etwas von militairischer Pünktlichkeit an sich. Wir glaubten unter den Saint-Simonisten eine Schroffheit zu finden, die dem an das Weltliche gewöhnten Auge unangenehm seyn möchte; wir haben uns aber getäuscht. Ihre Bärte allein, die sie wachsen lassen, geben ihnen ein seltsames Ansehen; übrigens ist ihre Kleidung dem Auge nicht unangenehm; sie besteht aus einem sehr kurzen und leichten blauen Rock ohne Kragen; einer hinten zugebundenen Weste und weißen Beinkleidern; um den Leib tragen sie einen Gürtel von schwarzem Leder mit einer messingenen Schnalle; sie benehmen sich wie Leute, die auf nichts Verzicht leisten, was in guter Gesellschaft angetroffen wird. Sie haben schon vor langer Zeit das Gelübde des Cölibats abgelegt, es gilt indessen nur für eine gewisse Zeit; sobald Vater Enfantin heirathet, sind sie ihres Gelübdes entbunden. Wir waren bei der Aufnahme eines Saint-Simonisten gegenwärtig, und eben so waren wir Zeuge von der Rückkehr eines Apostels in die Welt, weil seine Körperkräfte ihm nicht gestatteten, sich den Statuten des Ordens zu fügen. In dem Augenblick der Trennung wurden viele Thränen vergossen.

Es ist sehr zu bedauern, daß Leute, von denen ein Theil große Verdienste besitzt, ihr Leben auf eine so unnütze Weise verbringen. Mehrere von ihnen haben öffentlichen Aemtern vorgestanden, in welchen sie der Gesellschaft wesentliche Dienste hätten leisten können. Aber zu was und wem nützt ihre närrische Zurückgezogenheit, und wohin soll sie führen? Ihre Absicht ist, wie sie sagen, die Dienstbarkeit zu veredeln, den Lohn abzuschaffen und Eintracht an die Stelle des Kampfes zu setzen, der jetzt in der Gesellschaft herrscht. Werden sie diesen Zweck durch die Mittel, welche sie anwenden, erreichen? Die Welt geht nahe bei ihrem Hause vorüber, besucht sie, lacht sie aus oder bewundert ihren Muth und die Achtung und Ehrfurcht, die sie ihrem sogenannten Vater erweisen; aber die Welt denkt nicht daran, ihnen nachzuahmen. Wir sind übrigens der Meinung, daß sie nicht lange in ihrer Narrheit verharren werden. Sie selbst werden einsehen, daß Künstler und Gelehrte, die Teller waschen und Stiefeln putzen, dem Zwecke nicht entsprechen, den Gott (um in ihrer Sprache zu reden) Jedem in der Gesellschaft anweist, nämlich seinen Mitmenschen durch Anwendung seiner moralischen, physischen und intellektuellen Fähigkeiten möglichst nützlich zu seyn. Sie wollen in den niederen Klassen Männer finden, von denen sie verstanden werden, und die bereit sind, sich, nicht als Diener, sondern als Gehülfen ihnen beizugesellen. Werden sie aber deren finden, und werden sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, lange zu erfüllen im Stande seyn? (F. d. P.)

Bibliographie.

Etat du corps du genie. (Das Französische Genie-Corps im Juni 1832.) Pr. 2 Fr.

Manuel du jardinier des primeurs. (Handbuch für Obst- und Gemüse-Gärtner.) Von Noisette und Boitard. Pr. 3 Fr.

Manuel du toiseur en batimens etc. (Handbuch für Unternehmer von Bauten u. s. w.) Von Le Besse. Erste Abth. Pr. 2½ Fr.

Madeleine. — Roman, von Paul de Kock. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Marc-Loricot — oder der kleine Chouan im Jahr 1830. Von Victor Ducange. 6 Bde. Pr. 18 Fr.

L'ouvreuse de loges. (Die Logenschließerin.) Geschichte aus dem Jahr 1829, von A. Ricard. 5 Bde. Pr. 15 Fr.

Morgenländische Literatur.

Historische Skizze der Sanskrit-Literatur. Von Talboys. 1 Bd. Oxford, 1832.

Die Grundlage dieses Werkes ist die Uebersetzung einer Deutschen Schrift (von Adelung) durch Herrn Talboys, den sehr kenntnißreichen und unternehmenden Buchdrucker und Verleger zu Oxford, aus dessen Presse unlängst schon mehrere sehr schätzbare Deutsche Werke in Englischer Uebersetzung hervorgegangen sind. Aber die Nachträge des Herausgebers bilden den werthvollsten und anziehendsten Theil des Buches, indem er jede Quelle, die sich benutzen ließ, als Verhandlungen gelehrter Gesellschaften, Uebersichten, Versuche u. s. w., zum Besten künftiger Thatsachen und Beleuchtungen streng geprüft und das Ganze auf eine Weise verarbeitet hat, die ihm viel Ehre macht. In der That, das Buch ist beinahe für jeden Leser von hohem Interesse und besonders wichtig für den Orientalisten. Hier findet er in Einem tragbaren Bande Verzeichnisse von Abhandlungen über die Sanskritsprache, von Wörterbüchern, Sprachlehren, Vergleichungen derselben mit anderen Sprachen, Chrestomathieen, Sprüchwörtern, alten Inschriften, heiligen Schriften, juristischen Werken, schönen Künsten, Dramen u. s. w., Alles mit kritischen Noten, Auszügen und Anderem, was sich darauf bezieht. Es versteht sich von selbst, daß der Inhalt nur wenige Auszüge verstattet; unsere ganze Auswahl muß sich daher auf ein paar abgerissene Stellen beschränken.

Wir beginnen mit der Bedeutung des Wortes Sanskrit: „Sanskrita ist passives Partizip eines zusammengesetzten Verbums, gebildet aus dem Vorsetzworte sam und dem einfachen Verbum kri. Man schaltet den Buchstaben s ein, wenn das Kompositum auf eine Verschönerung hindeutet. Die buchstäbliche Bedeutung ist also verziert, ausgeschmückt; und auf Sprachen angewendet veredelt*)."

Von dem Alphabet erfahren wir Folgendes: „Die Indische Quadratschrift, welche man vor allen anderen Schriftarten dazu gebraucht, in der heiligen Sprache, dem Sanskrit, zu schreiben, hat noch den Namen Dewa-Nagari (göttliche Schrift). Sie besteht aus 14 Vokalen und Doppellauten und 34 Konsonanten. Die Zusammensetzungen dieser Buchstaben bilden über 800 Gruppen u. s. w.**) Alle bis jetzt entzifferte Inschriften werden von der Linken zur Rechten gelesen (eine Eigenschaft, welche die Indische Schrift von allen Morgenländischen nur mit der Aethiopischen theilt)."

Vom Bau der Sprache: „Das Sanskrit hat eine sehr auffallende Eigenthümlichkeit. Die etymologische Verwechselung der Buchstaben erstreckt sich auch auf die syntaktische Verbindung der Wörter. Aehnliche Regeln zur Vermeidung unverträglicher Laute in zusammengesetzten Wörtern giebt es in den meisten Sprachen. Aber im Sanskrit kann schon bloße Aufeinanderfolge der Wörter eine Metamorphose der Endungen und zuweilen auch der Anfangsbuchstaben bedingen. Die Regeln für diese Verwechselung der Buchstaben sind von den Indischen Grammatikern so tief erforscht worden, wie vielleicht bei keiner anderen Nation. Sie haben ein orthographisches (oder vielmehr orthoepisches) System begründet, das mit Recht euphonisch heißen kann. Alle Komposita müssen auf diese Grundregel zurückgeführt werden. Die Schriftsteller bilden gern Komposita von außerordentlicher Länge. Ganze Phrasen können nach Gefallen, wie die Elemente eines einzelnen Wortes, kombinirt werden."

Hier folge nun ein Bruchstück aus dem Gayatri, der heiligsten Stelle in den Veda's: „Laßt uns die Oberhoheit jener göttlichen Sonne (dem sichtbaren Lichtkörper entgegengesetzt) verehren, der Gottheit, die Alles bestrahlt, Alles erquickt, von der alle Wesen ausgehen, und in die sie zurückkehren müssen, die wir anrufen, daß sie unsere Geisteskraft recht lenke auf unserer Wanderung zu ihrem heiligen Wohnort. Was die Sonne und das Licht dieser sichtbaren Welt sind, das sind die höchste Güte und Wahrheit der geistigen, unsichtbaren; und wie unsere leiblichen Augen bestimmte Wahrnehmung der Dinge haben, welche die Sonne erleuchtet: so erwerben sich unsere Seelen gewisse Kenntniß, wenn sie über das Licht der Wahrheit nachdenken, das von dem Wesen der Wesen ausströmt; dies ist das Licht, welches allein unsere Seelen auf den Pfad der Glückseligkeit leiten kann." Ein schöner Hymnus desselben Buches beginnt: „Möge meine Seele, die, wenn ich wache, gleich einem überirdischen Funken himmelan steigt und, selbst wenn ich schlafe, sich in ferne Räume schwingt, ein Ausfluß des Lichtes aller Lichter, möge sie mit dem seligsten und weisesten der Geister durch Andacht und Ergebenheit vereint werden!" Er endigt mit den Worten: „Es giebt einen lebendigen und wahren Gott, einen ewigen, ohne Leib, Gaben oder Leidenschaften; von gränzenloser Macht, Weisheit und Güte, Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge u. s. w."

Eine wichtige Bemerkung über Sanskritische Dichtkunst ist folgende: „Die Mythologie der Hindu's wird ihre Dichtkunst in Europa niemals volksthümlich werden lassen. Wenn das Pantheon der heidnischen Götter unserer klassischen Welt schon einen Führer zum Parnaß nothwendig macht, wie hülflos müssen wir hier seyn, wo jedes Ding nicht nur neu und seltsam, sondern auch öfter abschreckend und das Gefühl verletzend ist! — wo die großen Personificationen der Natur- und Seelenkräfte nicht durch das schöne Griechi-

*) Das Wörtchen sam (sang) entspricht unserer gleichlautenden Wurzel sam in samt, zusammen, sammeln und allen Adjektiven oder Adverbien, die auf sam endigen, auch dem Griechischen συν mit; kri (machen, schaffen) ist die Wurzel des Griechischen χειρ (Hand), des Lateinischen creare, und ohne Zweifel auch des Germanischen Kraft (man vergleiche besonders die Bedeutungen von craft und crafty im Engl.), worin die letzten beiden Buchstaben nicht zum Stamme gehören. — Daß carmen im Lateinischen zunächst etwas Gemachtes bedeutet habe (gleich dem Griech. ποιημα) ersehen wir am deutlichsten aus dem Sanskrit, wo karma (gleichfalls von kri) Handlung oder Werk heißt.

**) D. h. wenn mehrere vokallose Konsonanten unmittelbar auf einander folgen, so werden sie enger verbunden und deshalb mehr oder weniger abgekürzt geschrieben. Dieses Alphabet ist ohne Zweifel von allen bekannten das vollkommenste, weil jede feine Nuancirung der Laute durch verschiedene Buchstaben bezeichnet wird, und wahrscheinlich auch das selbstständigste, von jedem Einfluß einer ausländischen Schrift frei gebliebene. Daneben hat es viel graphische Schönheit, und namentlich gruppiren sich die abgekürzten Konsonanten auf eine sehr ungezwungene gefällige Weise.

sche Ideal zur Vollkommenheit menschlicher Symmetrie gemildert sind, sondern immer noch in ihren ursprünglichen ungeschlachten Formen erscheinen, die Majestät in ungeheurem Wuchse, die Macht mit vielen Armen, die Vorsehung mit zahllosen Augen, die Weisheit mit einem Elephanten-Rumpfe (vielmehr Kopfe. S. den Art. Mythologie der Hindu's in Nr. 75 des Magazins), die Allgegenwart mit unzähligen Leibern."

In der Abtheilung „Fabeln" finden wir eine Erzählung, die einen Beweis geben mag, wie hoch die Wissenschaft in Indien geehrt wurde. „Amara Sukti, ein gelehrter und liberaler Fürst, hatte drei Söhne ohne Fleiß und Talent. In Erwägung dessen berief der Vater seine Räthe und sagte zu ihnen; „„Es ist euch bekannt, daß meine Söhne weder Fleiß noch Fähigkeit zum Nachdenken besitzen. Findet sich nun ein Mittel, ihren Geist zu beleben, so sagt es."" Da antwortete Einer der Räthe: „„Sintemal das Leben kurz und die Wissenschaft lang ist, so muß man dahin trachten, den Pfad des Lernens abzukürzen und das Wesen jeder Wissenschaft in kompendiöser Form beizubringen denn man sagt: die Philosophie allein ist ein schrankenloses Weltmeer, ihrer Schwierigkeiten sind viele, und das Ende des Lebens eilt heran. Also muß die Essenz der Wissenschaft eingenommen werden, wie der Schwan Milch aus dem Wasser zieht. Es giebt einen Brahmanen, Namens Wischnu Sarma, berühmt ob seiner allumfassenden Gelehrsamkeit. Ihm vertraut Eure Söhne an, und er wird sie gut unterrichten."" Wischnu Sarma ward gerufen. „„Ehrwürdiger Brahmane"", sagte der König, „„erzeigt mir die Gunst, diese Prinzen zu unterrichten, daß sie klüger werden als ihre Gefährten. Zur Belohnung verheiße ich Euch ansehnliche Ländereien."" Wischnu Sarma erwiderte: „„Merk', o König, auf meine Worte. Ich bin nicht Kleinhändler der Gelehrsamkeit für Länder und Güter; gelingt es mir aber nicht, Deinen Söhnen das Nili Sastra beizubringen, so will ich meinen eignen Namen ablegen."" Der König übergab ihm seine Söhne und entfernte sich."

Bibliographie.

In Peking ist von der Kaiserlichen Druckerei eine neue Ausgabe von des Kaisers Kang-hi Wörterbuch veranstaltet worden und jetzt erschienen. An dem Werke, das als sehr verbessert und exakt dargestellt wird, soll drei Jahre lang gearbeitet worden seyn. Es besteht aus 40 Chinesischen Bänden. Die verschiedenen Statthalter, Staatsminister und Provinzial-Gouverneure erhalten Jeder ex officio ein Exemplar dieses wichtigen Werkes.

In Sydney (Neu-Süd-Wales) ist eine Geschichte und Beschreibung der Britischen Kolonieen in Australien, Neu-Süd-Wales, Van Diemens-Land und am Schwanenfluß erschienen.

Mannigfaltiges.

— Muthmaaßliche Wirkung der Dampf-Beförderung. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß in England in weniger als 50 Jahren Dampf-Wagen und Eisenbahnen jede andere Art von Beförderung verdrängt haben werden. Die augenscheinliche Folge ist größere Schnelligkeit beim Reisen und zugleich größere Sicherheit; aber es giebt noch andere und wichtigere. Die Verminderung des Zuhrlohns wird den Werth des Landes und seiner Produkte überall gleich machen. Niemand wird sich mehr aus Oekonomie nach dem entlegenen Wales wenden, denn die Preise werden in London eben so niedrig seyn. Die allgemeine Production des Landes wird ebenfalls durch die leichtere Herbeischaffung des nöthigen Düngers bedeutend zunehmen; und all' die Gegenstände, von denen man jetzt oft sagt, sie sind die Fracht nicht werth, werden plötzlich sehr im Werthe steigen. Schätze werden sich unter den Füßen mancher Menschen befinden. Eine Fischerei, die vielleicht nicht 3 Pfund werth war, kann später 3000 Pfd. gelten. Bei der Dampf-Beförderung ist die Sicherheit der Passagiere die einzige Schranke, die der Schnelligkeit gesetzt wird; wie schnell wird aber eine Ladung befördert werden, die keine Gefahr läuft? Wasserbühner wird man z. B. in London binnen einer Stunde von Brighton erhalten können, und der Wagen kann sogleich dagegen eine Ladung Zucker, Salz u. dgl. m. mit zurücknehmen. Die Pächter, welche die ängstlichsten und zugleich die kurzsichtigsten von allen Menschen sind, fürchten, daß man keine Pferde mehr gebrauchen wird; das ist sehr zweifelhaft, man wird vielleicht deren noch mehr bedürfen; sollte man aber auch wirklich keine Zug-Pferde mehr gebrauchen, — was ist daran gelegen? Man wird alsdann weniger Hafer bedürfen, und es wächst dann mehr Weiten für die Menschen, oder mehr Klee für die Schafe. (N. M. M.)

— Einwohner der Insel Bombay. Die Bevölkerung dieses kleinen Eilandes an der Malabarischen Küste mag auf 220,000 Seelen geschätzt werden, und vielleicht findet sich in keiner Gegend von ähnlichem Flächenraum eine solche Verschiedenheit der Religionen. Dem duldsamen Geiste der Englischen Regierung und der gleichförmigen Handhabung ihrer Gesetze kann man die merkwürdige Thatsache beimessen, daß Hindu's, Muhammedaner, Parsen, Armenier, Portugiesen, Juden, Perser, Araber, Chinesen, Afrikaner, Indische Briten und Engländer hier vereinigt gefunden werden. Es ist noch nicht ausgemittelt, in welchem Verhältniß die verschiedenen Kasten und Religionen über die Insel vertheilt sind. Wahrscheinlich machen die Parsen ein Achtheil des Ganzen aus, die Portugiesen ein Achtheil, die Hindu's drei Achtheile, die Muselmänner (Muselmännischen Hindu's) ein Achtheil, und die zwei letzten Achtheile begreifen alle Uebrigen. Im Allgemeinen treiben diese Nationen, vielleicht nur mit Ausnahme der wenigen Juden, jedes Gewerbe, das ihre natürlichen oder künstlichen Bedürfnisse erheischen, ohne Unterschied. Doch sind gewisse Arten von Gewerben der ausschließliche Beruf einer besonderen Klasse. So wird das wichtige Geschäft des Schiffbaues nur von den Parsen betrieben, während kein einziger Parse in die Armee tritt. Die Seeleute, welche die zahlreichen den einheimischen Kaufleuten von Bombay angehörigen Schiffe bemannen und lenken, sind Araber, Afrikaner oder Muselmänner (d. h. Hindu's von muhammedanischem Glauben), während die (heidnischen) Hindu's nur auf dem Lande sich beschäftigen. Die Portugiesen, oder vielmehr Goanesen (aus Goa), Nachkömmlinge der alten Portugiesischen Ansiedler, mit verschiedenen Klassen der Eingeborenen vermischt, sind Schreiber (clerks), Bedienten oder Köche. Die Muselmänner sind oft beides Letztere, aber niemals das Erstere; die Hindu's desto öfter das Erstere, viel seltener aber Bedienten. Diejenigen Europäischen Einwohner, deren Beruf kein militairischer oder nautischer ist, sind Lehrer des bürgerlichen Rechtes (civilians), Handelsleute, praktische Juristen, Krämer, Schiffsbeamten oder Schreiber (clerks). Ihre Zahl beläuft sich, wenn man das Militair ausnimmt, vielleicht kaum auf 500. Die Indo-Briten, etwa 3000 an der Zahl, sind meistens Schreiber (clerks); aber jetzt eröffnet sich ihren Bestrebungen ein neues Feld, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie nach einigen Jahren zum großen Theil die Präsidentschaft verlassen haben werden, damit andere Gegenden die Wohlthat ihrer Bemühungen genießen. (East-India-Mag)

— Kaffee als Pulver genossen. Die Chan's und Mirza's von Bebuhan (in Persien) — so erzählt Stocqueler, der Britische Reisende — konsumiren sehr viel Kaffee, aber nicht nach Türkischer, Arabischer oder Europäischer Sitte. Er ist bei ihnen eine Art Bonbon, das geröstet und zerrieben verspeist wird, ohne die geringste Beimischung von heißem Wasser. So oft Mihr Gulam Hussein bei mir einsprach, begleitete ihn stets sein Kaffeeträger, der die duftenden Bohnen in einer Schnupftabacks-Dose bei sich führte und oftmals in der Gesellschaft herumreichte. Das erste Mal nahm ich, getäuscht von Farbe, Qualität und Behältniß, eine Prise von dem Kaffee und applizirte sie an meine Nase, während die ganze Gesellschaft mich verwundert und mit brüllendem Gelächter ansah.

— Kanal vom Nil nach dem rothen Meere. Den Berechnungen einiger ausgezeichneten Französischen Ingenieure zufolge, würden die Kosten eines tiefen Kanals, welcher den Arabischen Meerbusen mit dem Nil und dem Mittelländischen Meere verbände, Afrika zu einer Insel machte und die Reise von Marseille nach Bombay um die Hälfte abkürzte, nicht mehr als 700,000 Pfd. Sterlg. betragen; bedeutend größere Summen sind aufgewendet worden, um ähnliche Werke in Großbritanien auszuführen.

— Kriegslist. Ein Indianerstamm hatte sich einst um eines der Forts der Nordwest-Compagnie versammelt und bedrohte dasselbe mit gewaltsamen Maaßregeln; da forderte der Kommandant des Forts eine Unterredung. Als die Indianer alle versammelt waren, erschien er mit einer schwarzen Flasche in der Hand. „Diese Flasche", sagte er, „enthält die Menschenpocken, und wenn ihr nicht Vernunft annehmt, so ziehe ich den Stöpsel heraus und lasse sie über das Land dahinströmen." Weiter brauchte er nichts hinzuzufügen; denn die Indianer, die von einer unerhörten Furcht vor dieser Epidemie besessen sind, fielen nieder und flehten ihn an, er möchte die Flasche nicht öffnen, sie wollten ja gern in Allem gehorsam seyn. Der Kommandant wurde nachher von ihnen nie anders als „der große Pocken-Häuptling" genannt. (Obs.)

— Toilettenregeln für Damen. Des Morgens früh müssen sich Damen sogleich ein wenig mit frischem Wasser waschen, dann aber sich aller übereilten leidenschaftlichen Gefühle enthalten, besonders aber vor Neid sich hüten, weil dies der Haut eine bleiche Farbe giebt. Es kann unwichtig scheinen, von Mäßigung zu reden, doch muß sie im Essen und Trinken wohl beobachtet werden, wenn man jene Sprossen vermeiden will, gegen welche die bekannten Schönheitswasser ein Heilmittel sind. Anstatt sich der Schminke zu bedienen, mögen sie lieber eine mäßige Arbeit verrichten, wodurch ihre Wangen eine natürliche und durch Kunst unnachahmbare Röthe erhalten werden. Freimüthige Offenheit und ungezwungene gute Laune werden ihrer Gesichtsbildung eine Klarheit geben, die sie allgemein beliebt machen wird. Der Wunsch, zu gefallen, wird Feuer in ihr Auge bringen und das Einathmen der Morgenluft bei Sonnenaufgang ihren Lippen Scharlachröthe verleihen. Die angenehme Lebhaftigkeit, welche sich dann ihrer bemächtigt, kann noch gesteigert werden und wird ihnen bleiben, wenn sie das Nachtschwärmen und das Kartenspiel vermeiden, so wie auch das Lesen von Romanen beim Scheine des Kerzenlichts; denn dies giebt nicht nur dem Gesichte ein mattes und unliebliches Ansehen, sondern ist auch die Mutter der Runzeln und eine ergiebige Quelle schwacher Augen und bleicher Gesichtsfarbe. Eine weiße Hand ist eine sehr wünschenswerthe Zierde, und eine Hand kann nie weiß seyn, wenn sie nicht rein gehalten wird; aber das ist nicht Alles, sondern wenn ein junges Mädchen ihre Gefährtinnen in dieser Hinsicht übertreffen will, so muß sie ihre Hände in beständiger Bewegung halten, was einen freien Umlauf des Bluts verursachen und wunderbare Wirkung thun wird. Eine sehr zu empfehlende Bewegung ist, mit der Nadel zu arbeiten, das Haus auszufegen und das Spinnrad zu drehen. (Toilette of health.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Montag den 13. August 1832.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur.

Toskana, Modena, Parma.

In den Jahrhunderten, da Wissenschaften und Künste einen so lebhaften Glanz über Italien verbreiteten, sah man auf allen Punkten der Halbinsel Talente emporblühen; aber kein Theil des Italiänischen Bodens ist so fruchtbar an großen Namen gewesen, als Toskana, welches fast so viel berühmte Männer zählen kann, als es Dörfer hat. Als im 13ten Jahrhundert Europa sich kaum der Finsterniß des Mittelalters entwand, machte Leonardo Fibonacci aus Pisa nicht allein die Indischen Zahlen, welche Gerber und andere Gelehrte von den Arabern in Spanien gelernt hatten, allgemeiner in Europa bekannt, sondern er war auch der Erste, der die orientalische Rechnenkunst bei den Christen einführte. Wenn man die beiden noch unedirt im Staube der Bibliotheken ruhenden Werke Leonardo's betrachtet, so erstaunt man über die Geistesschärfe, welche ihn, den Einzigen unter Allen, die Astrologie und die unnützen Wissenschaften seiner muhammedanischen Unterweiser verachten lehrte und ihn bewog, sich ausschließlich mit den algebraischen Verhältnissen der Größen-Lehre zu beschäftigen. Während Fibonacci die Pforten der Wissenschaft öffnete, beeilten Niccolo von Pisa und Cimabuë die Wiedergeburt der Künste und ließen in Florenz, in Pisa, in Assisi und Bologna späteren Künstlern schöne Vorbilder.

Gegen Ende des 12ten Jahrhunderts hatte sich am äußersten Ende von Italien eine neue Literatur gebildet. Ciullo von Alcamo, ein Sicilianer, der zur Zeit des Saladin gelebt zu haben scheint, ist der erste Italiänische Dichter, dessen Werke bis auf uns gekommen sind. Es ist eine Frage, die weitläuftig erörtert worden ist und uns noch nicht vollkommen entschieden zu seyn scheint, ob die moderne Italiänische Sprache zuerst in Sicilien eine bestimmte Form annahm, oder ob Ciullo, Jacopo von Lentino, Ruggerone von Palermo und die anderen alten Sicilianischen Dichter in der geschmeidigeren Sprache schrieben, welche in Toskana gesprochen wurde. Wie dem aber auch sey, ausgemacht bleibt es, daß die Italiänische Poesie sich mit Schnelligkeit am Hofe von Neapel entwickelte, welchen seine verschiedenartigen Berührungen mit den Griechen und Arabern vielleicht zum glänzendsten und gebildetsten von allen Höfen der Christenheit gemacht hatte. Die Fürsten aus dem Hause Hohenstaufen pflegten die neue Poesie mit Sorgfalt, und man verdankt diesem Umstande wahrscheinlich die Erhaltung der Denkmäler der ersten Italisch-Sicilischen Dichtkunst; während die älteren Poesieen der Toskanischen Dichter gänzlich verloren gegangen zu seyn scheinen. Bald darauf indessen zeichneten sich Cino von Pistoja, Guittone von Arezzo und Brunetto Latini, Lehrer des Dante, sämmtlich Toskaner, unter den Dichtern ihrer Zeit aus; verschwinden mußten sie aber vor dem Riesen der neueren Dichtkunst, Dante, dessen Ruhm dauern wird, so lange der Italiänische Name lebt. Nach diesem außerordentlichen Manne schreitet Toskana von Wunder zu Wunder. Petrarka, Boccaccio und andere berühmte Schriftsteller geben der Italiänischen Sprache eine feste Grundlage. Das Genie zeigt sich unter allen Gestalten und bekleidet sich mit den glänzendsten Farben. Alle Klassen der Gesellschaft nehmen an der geistigen Bewegung Theil. Bald ist es ein Schäfer aus der Umgegend von Florenz, der zu seinem Vergnügen Schafe auf den Steinen zeichnet, und aus dem plötzlich jener berühmte Giotto wird, dessen Ruf Italien erfüllt; bald ist es ein ganz unbekannter Mensch, der bei der Betrachtung der Kathedrale von Florenz, die Arnolfo unvollendet gelassen hatte, zu sich selbst sagt: „Ich muß diese Kuppel vollenden.“ Kurze Zeit darauf geht er mit einem seiner Freunde nach Rom, bleibt daselbst mehrere Jahre, indem er von seiner Hände Arbeit lebt, und alte Denkmäler zeichnet. Endlich kehren beide in ihr Vaterland zurück; es waren Brunelleseo und Donatello, der erste Architekt und der erste Bildhauer ihres Jahrhunderts.

Das 14te Jahrhundert war für Florenz das der Energie, der Fortschritte und der Originalität. Das 15te war das der Gelehrsamkeit. Nachdem die Italiäner die männliche Energie eines Volkes entwickelt hatten, das aus der Barbarei hervorgeht, legten sie sich auf das Studium der Alten. Die Italiänische Sprache, so rein, so zu Herzen gehend, wurde vernachlässigt. Die Gelehrten glaubten, daß eine Sprache, die dem Genie Dante's genügt hatte, zu arm für sie sey, und sie schrieben Lateinisch. Als die Siege der Muhammedaner die Ueberbleibsel der Griechischen Civilisation nach Italien verjagten, zog Florenz aus dem Aufenthalt Chalcondyne's, Lascaris und anderer berühmten Vertriebenen Vortheil. Die platonische Akademie, deren Ruhm vielleicht übertrieben worden, trug doch dazu bei, die Kenntniß der Griechischen Sprache zu verbreiten. Man bewundert noch die schönen Ausgaben des Homer und anderer Griechischer Dichter, welche zuerst in Florenz erschienen. An der Spitze der Gelehrten jener Zeit glänzt Politian, der zugleich der ausgezeichnetste Dichter seines Jahrhunderts war. Wenn der Tod ihn nicht in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft hätte, so würde er vielleicht dem Tasso und dem Ariost die Palme des Heldengedichts streitig gemacht haben. Endlich ist es kein geringer Ruhm für Florenz, daß Kolumbus sich bei Toskanello Raths erholte über den Weg, den er zur Entdeckung einer neuen Welt einzuschlagen hätte, welche den Namen eines anderen Florentiners, Amerigo Vespucci's, erhalten sollte. Aber der außerordentlichste Mann, den Toskana im 15ten Jahrhundert hervorgebracht hat, ist Leonardo da Vinci, ein Maler, der Michel Angelo und Raphael voranging und nicht übertroffen wurde; großer Bildhauer, großer Architekt, er, der dem Lucca Paculo bei seinen algebraischen Untersuchungen beistand, er, der dem Galilei in seinen Beobachtungen über das Gesetz der Schwere, dem Porto in dem Bau einer Camera obscura und dem Castelli in der Entdeckung der Gesetze über die Bewegungen der Flüssigkeiten voranging; er, der den aschfarbigen Schein des Mondes schon vor Moestlin erklärte, und der die Experimental-Methode schon zwei Jahrhunderte vor Baco lehrte; Dichter, Krieger, Geolog, Physiker, Chemiker, der Stärkste und Schönste unter seinen Zeitgenossen, kurz ein außerordentlicher Mann, der in seiner Jugend als eine Art wandernder Musikant aus einem Dorfe bei Florenz hervortrat, um in Amboise in den Armen Franz I. zu sterben.

Im 16ten Jahrhundert erhob sich die Italiänische Literatur, gekräftigt durch die Nahrung, die sie aus dem Studium des Alterthumes gesogen hatte. Die National-Sprache kam wieder zu Ehren, und Florenz strahlte in einem neuen Glanze. Der mächtigste Kopf jener Zeit ist Nicolo Machiavelli, der Geschichtschreiber und gründliche Politiker, den man so sehr verleumdet und so wenig gelesen hat. Anfänglich Anhänger der Demokratie, sah er ein, nachdem er vergebens für sie gekämpft hatte, nachdem ihm die Glieder durch die Folter ausgerenkt waren, daß die Demokratie abgenutzt sey, und daß man das Heil Italiens in einem anderen Prinzipe suchen müsse. — Als bei dem Fall des Römischen Reiches die Provinzen nach und nach der Herrschaft der Barbaren unterlagen, fiel Italien zuletzt. Belisar befreite es von der Herrschaft der Gothen; aber bald darauf wurde es fast gänzlich von den Longobarden unterjocht. Wenn die Invasion vollständig gewesen wäre, so würde Italien ohne Zweifel in die größte Unwissenheit verfallen seyn; jedoch gestählt durch die Energie des Eroberers, würde das besiegte Volk endlich eine kompakte Masse, wie Frankreich, England und andere Länder Europa's, gebildet haben. Aber der Papst widerstand; und da seine eigenen Kräfte nicht hinreichten, so rief er die Barbaren Karls des Großen zu Hülfe, um die Barbaren des Desiderius zu bändigen. Von daher schreibt sich das Unglück Italiens. Von dem Longobardischen Joche befreit, ohne daß irgend eine andere Macht sich auf den Trümmern erhob, nur noch schwach dem Feudal-System unterworfen, erhielt das Lateinische Element wieder das Uebergewicht. Einer großen Zahl von Städten wurde es leicht, sich Munizipal-Institutionen zu geben und sich zu Republiken zu machen. Diese kleine Staaten, einer eifersüchtig auf den anderen, waren weit schwieriger zu vereinigen, als die fremden Feudal-Massen, welche, schon einen Oberherrn anerkennend, sich mit der Zeit in ihm vereinigen mußten. Dennoch würde auch Italien endlich dem Stärksten gehorcht haben, wenn in dem Papst nicht dieser beständige Grundsatz der Reaction gewesen wäre, der immer den Fremden zu Hülfe rief, um ein Italiänisches Uebergewicht zu vernichten. So lange die anderen Europäischen Staaten selbst in einzelne fast unabhängige Provinzen getheilt waren, hatte die Italiänische Nationalität nicht viel zu fürchten. Als aber gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die Abschaffung der großen Lehne und die Einführung stehender Heere Europa mächtiger gemacht hatten; als der größte Theil von Spanien durch die Heirath Ferdinand's und Isabellens unter einem Scepter vereinigt wurde, war das Schicksal Italiens bei weitem mehr gefährdet. — Als Machiavell schrieb, gehorchte Frankreich Franz dem Ersten, Spanien und das Deutsche Reich Karl dem Fünften, Italien war für diese beiden Monarchen nur ein Schlachtfeld, welches die Demokratie geräumt hatte. Der Verfasser des „Fürsten“ sah die überwiegende Gewalt des monarchischen Elements; er wollte dasselbe zum

Vortheil Italiens und zur Erlangung seiner Unabhängigkeit benutzen, und zu diesem Zwecke zeigte er den Fürsten alle Mittel und die Elemente zum Erfolg.

In demselben Jahrhundert, in welchem Machiavell lebte, gebar Florenz den Michael Angelo, der allein dem Ruhme einer Nation hätte genügen können. Neben diesen Geistern erster Größe lebten dort eine Menge anderer Männer, die in jedem Lande in die erste Reihe gestellt werden würden: Guicciardini, Varchi, Cavalcino, Alamanni, in den Zeiten der Freiheit geboren, behielten ihre Energie auch nach dem Fall von Florenz und widmeten den Wissenschaften die Anstrengungen, die dem Vaterlande von keinem Nutzen mehr seyn konnten. Was aber, mehr als alles Andere, die Stärke des Florentinischen Geistes zeigt, ist, daß er nach den schrecklichen Regierungen Alexanders und Cosmo's von Medicis noch den Galilei hervorbringen konnte, diesen großen Geist, der sich an der Spitze aller wissenschaftlichen Entdeckungen der Neueren befindet, gleich berühmt durch seine Arbeiten wie durch sein Unglück. Sein Einfluß erschuf ein wahres Volk berühmter Schüler, und seine Forschungen wurden mit eben so viel Glück als Ruhm während des ganzen 17ten Jahrhunderts durch Torricelli, Castelli, Redi und durch die Akademie von Cimento fortgesetzt.

Nachdem die Natur in einem Zeitraum von drei Jahrhunderten Dante, Leonardo, Michael Angelo, Machiavell und Galilei hervorgebracht hatte, schien sie der Ruhe zu bedürfen. Im 18ten Jahrhundert zeigte Toskana nur wenig merkwürdige Männer; denn Magliabechi, Micheli und Salvini gehören mehr dem 17ten als dem darauf folgenden Jahrhundert an. Man muß jedoch Perelli's erwähnen, eines Mannes von ungeheuren Kenntnissen und Geometers ersten Ranges, der indessen fast kein einziges Werk hinterließ; eben so Targioni's, der mehrere wichtige Werke über Natur-Geschichte und andere gelehrte Gegenstände geschrieben hat; Soldani's, Prior's bei den Kamaldulensern, eines ausgezeichneten Naturforschers. Aber der merkwürdigste Mann, den Toskana im 18ten Jahrhundert hervorgebracht hat, ist Cocchi, ein berühmter Arzt, großer Gelehrter und der eleganteste Schriftsteller seiner Zeit.

Gegenwärtig befindet sich Toskana in einer günstigeren Lage zur Entwickelung der Wissenschaften und Künste, als alle übrige Staaten Italiens. Die Einwohner sind im Allgemeinen unterrichtet und geistreich; der Elementar-Unterricht ist daselbst ziemlich verbreitet. Die fremden Zeitungen und Bücher haben leichten Zutritt. Man findet in allen Klassen der Gesellschaft ein Zuvorkommen und eine Herzlichkeit des Charakters, die man anderswo vergeblich suchen würde; und wenn man hinzufügt, daß Toskana die einzige Italiänische Provinz ist, wo die National-Sprache allgemein gesprochen wird, so ist daraus abzunehmen, daß alle Elemente zu einer großen geistigen Entwickelung vorhanden sind. Aber eben diese Sanftheit der Sitten, welche Verbrechen höchst selten und Grausamkeit fast unmöglich in Toskana macht, dieser leichte und spielende Geist, der den Reiz der Gesellschaft bildet, geben sich schwer zu den anhaltenden Bemühungen hin, aus denen allein große Dinge in der Wissenschaft wie im Leben hervorgehen. Sich einige leichte Kenntniß verschaffen, ein kleines Amt erhalten, des Tages nach dem Kasino, am Abend in's Theater gehen, sein Leben in mittelmäßigen Vergnügungen hinbringen, die großen Leidenschaften, angreifende Arbeiten und überhaupt Alles fliehen, was Mühe machen könnte, das ist das gewöhnliche Leben der Florentiner.

Es ist indessen unsere Pflicht, diejenigen Männer zu bezeichnen, welche, jene Hindernisse besiegend, die Wissenschaften und Künste mit Erfolg treiben. Niccolini, Verfasser mehrerer schönen Trauerspiele, hat sich einen verdienten Ruf und große Popularität erworben. Seine ersten tragischen Versuche auf der Bühne waren alten Mustern nachgebildet, und die Schönheit der Verse sicherte den Erfolg derselben. Aber seine ersten Arbeiten entsprachen nicht den gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft; er fühlte dies selbst, und sich auf eine größere Höhe schwingend, schrieb er den „Foscarini". Dieses National-Drama, in dem er die Grausamkeiten der Venetianischen Oligarchen mit den lebhaftesten Farben schilderte, hatte einen Erfolg, von dem man in Italien kein Beispiel wußte. Der Enthusiasmus ergriff alle Klassen, und man sah sogar die Bauern aus der Umgegend nach Florenz strömen, um die Vorstellung dieses Stückes zu sehen. Von diesem Erfolg angefeuert, beschäftigte sich Niccolini mit einer neuen Tragödie, welche zu gleicher Zeit eine Vertheidigung der Italiänischen Nation war, mit der „Sicilianischen Vesper", diesem großen Akt der National-Rache, der so strenge Tadler unter berühmten fremden Dichtern gefunden hat. Sein Stück wurde mit dem enthusiastischsten Beifall aufgenommen. Einem Herrn de la Roue, Secretair bei der Französischen Gesandtschaft in Florenz, bleibt das Verdienst, im Namen Karl's X. gegen einige für die Franzosen beleidigende Aeußerungen, welche der Dichter den Sicilianern in den Mund gelegt hatte, zu reklamiren. Dieser Schritt hatte übrigens keine andere Folgen, als sich lächerlich zu machen, und wurde durch ein geistreiches Wort des Herrn von Bombelles, Oesterreichischen Gesandten in Florenz, verdrängt, der zu dem Französischen Diplomaten sagte: „Sie sehen also nicht, daß, wenn auch die Adresse des Briefes an Sie gerichtet, der Inhalt für mich bestimmt war?"

Die erste Vorstellung der „Sicilianischen Vesper" wurde durch ein trauriges Ereigniß bezeichnet. Die Mutter Niccolini's, eine sehr alte blinde Frau, ließ sich nach dem Theater führen, aber sie konnte der gewaltsamen Aufregung nicht widerstehen. Sterbend nach Hause zurückgeführt, verschied sie wenige Tage darauf. Niccolini ist nicht allein ein berühmter Dichter, er ist auch einer der ausgezeichnetsten Prosaiker Italiens. Man verdankt ihm einen historischen Versuch über die Umstände, welche die Sicilianische Vesper herbeiführten, und diese Arbeit sichert ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Geschichtschreibern seines Landes. Er arbeitet seit längerer Zeit an einem „Leben Michael Angelo's". Der Verfasser des „jüngsten Gerichtes" verdient es wohl, durch den Verfasser des „Precida" beschrieben zu werden.

Niccolini ist nicht der einzige Dichter Italiens; Vagnoli, Borghi, Mancini verdienten einer besonderen Erwähnung; aber ihre Arbeiten sind außerhalb Italiens zu wenig bekannt, als daß wir uns auf eine Zergliederung derselben einlassen könnten.

Man beschäftigt sich in Toskana sehr viel mit Forschungen über Archäologie und über die alte Geschichte Italiens. Micali ist Verfasser einer „Geschichte Italiens vor der Römischen Herrschaft"*), welche Raoul Rochette in's Französische übersetzt hat. Ein kompetenter Richter, der Französische Historiker Michelet, hat kürzlich von Micali gesagt: „Wir Alle, die wir uns mit Römischer Geschichte beschäftigen, müssen von ihm lernen." — Zanoni, Secretair der Akademie de la Crusca, hat, in Gemeinschaft mit Montalvi, eine sehr schätzbare Beschreibung der Gallerie in Florenz herausgegeben. — Campi, ein gelehrter Grieche, hat sich mit Erfolg mit der literarischen Geschichte von Toskana beschäftigt. — Sestini, der Nestor der Numismatiker, hat eine Menge Werke über alte Medaillen geschrieben, die in ganz Europa bekannt und geschätzt sind. — Der Ritter Inghirami widmet sich ausschließlich der Toskanischen Geschichte. Seine „Etruskischen Denkmäler" sind denen, welche die alte Italiänische Geschichte studiren wollen, unentbehrlich. Die neuen Entdeckungen des Prinzen von Canino, die Forschungen Niebuhr's und anderer Gelehrten vermehren täglich das Interesse, welches sich an die Ueberreste des alten Herrurien's knüpft.

Die neuere Geschichte ist in Toskana weniger gepflegt. Der Graf Baldelli, den die biographischen Forschungen über berühmte Florentiner vortheilhaft bekannt gemacht haben, hätte sich durch sein Werk über Marco Pole einen großen Ruf verschaffen können, wenn ihn nicht besondere Rücksichten verleitet hätten, dieses Buch mit veralteten Ideen zu schreiben. Einige junge Gelehrte, unter denen sich die Herren Forti und Poggi auszeichnen, fangen indeß an, sich mit Ernst dem Studium der neueren Geschichte zu widmen.

(Schluß folgt.)

*) Ein neueres Werk dieses Schriftstellers, die „Geschichte der alten Völker Italiens" ist in Nr. 28 des Magazins angezeigt worden.

Bibliographie.

Opere inedite e rare. (Nachgelassene Werke, mit Einschluß der noch nicht im Druck erschienenen und seltenen.) Von Vincenzo Monti. 5 Bde. Mailand.

Memorie storico-diplomatiche. (Historisch-diplomatische Denkwürdigkeiten der Stadt und der Marchesi von Saluzzo.) Herausgegeben von C. Muletti. 5 Bde. Saluzzo. Pr. 22½ Lir.

Il conte di Lavagna. (Der Graf von Lavagna [Fieske]. Genuesische Erzählung.) Von Girolamo Campiglio. Mailand.

La scuola del bigattiere. (Die Schule des Seidenbaus.) Für die Lombardische Jugend herausgegeben von Ign. Lomeni. Mailand. Pr. 2 Lir.

Del governo della peste. (Von der Pest, in politischer, medizinischer und kirchlicher Hinsicht.) Von L. A. Muratori. Mailand. Pr. 3 Lir.

Il nuovo segretario tedesco e italiano. (Deutsch-Italiänischer Briefsteller.) 2 Bde. Mailand. Pr. 4 Lir.

England.

Zur Geschichte von Lord Byron's Childe Harold.

Der so eben in London erschienene achte Band der von Thomas Moore besorgten neuen Ausgabe von Lord Byron's Werken enthält des großen Dichters größtes Gedicht in der pathetischen Gattung, die originelle romantische Epopöe „Childe Harold". Ueber die Zeit der Abfassung der einzelnen Gesänge dieses Gedichts und über mehreres darauf Bezügliche hat der Herausgeber folgende Erläuterungen hinzugefügt:

„Den ersten Gesang begann Lord Byron, wie aus seinem Tagebuch zu ersehen ist, zu Jannina in Albanien am 31. Oktober 1809, und den zweiten beendigte er am 28. März des folgenden Jahres in Smyrna. Diese beiden Gesänge erschienen in London zuerst im März 1812, nachdem der Dichter beim Druck vielerlei Zusätze und Verbesserungen daran vorgenommen hatte; kaum waren sie bekannt, als ihr Verfasser auch sogleich einen Platz unter den größten Namen seines Jahrhunderts erhielt. Der Eindruck, welchen sie hervorbrachten, war so allgemein, so entscheidend und ruhmvoll, wie ihn seit mindestens zwei Menschenaltern in England kein ähnliches Werk erlebt hatte. „„Ich erwachte eines Morgens"", sagt Byron, „„und fand mich berühmt."" Und in der That, er hatte sich mit einem einzigen Anlauf zu einer Höhe emporgeschwungen, welche vor ihm kein Englischer Dichter anders als nach einer langen Reihe mühsamer und im Vergleich mit diesem Werk fast unbeachteter Arbeiten zu erreichen vermochte."

„Will man Lord Byron's Fortschritte in seiner Kunst genau verfolgen, so muß man eigentlich zwischen den beiden ersten Gesängen von Childe Harold und dem dritten die verschiedenen kleineren Sachen lesen, welche der neunte Band dieser Ausgabe enthalten wird; denn der dritte Gesang des vorliegenden Gedichts wurde erst im Juli 1816 zu Diodati in der Nähe von Genf vollendet und schildert des Verfassers geistige Zustände während seiner Reisen durch die Niederlande, die Rheingegenden und die Schweiz in diesem und den beiden vorhergegangenen Monaten; es ist eine poetische Selbstbio-

graphie von einer Lebensperiode des Dichters, die vielleicht den düstersten Abschnitt in seinem eben so düsteren als glanzreichen Leben bildet, von jener Zeit nämlich, wo die Wunden seines häuslichen Unglücks, welches ihn aus dem Vaterlande verscheucht hatte, noch frisch waren und bei der leisesten Berührung von neuem bluteten. Dieser Gesang erschien für sich allein im August 1816, und obgleich ihm einerseits die zum Sprüchwort gewordene Gefahr aller Fortsetzungen und andererseits der damals durch bösen Leumund dem Dichter aufgeheftete Flecken entgegenstand, so ward doch fast allgemein anerkannt, daß er den eigenthümlich erhabenen Schwung der ersten beiden Gesänge von Childe Harold beinahe noch übertreffe. Einige gerechte und edle Worte von Sir Walter Scott in der „Quarterly Review" machten die Verleumder verstummen, welche es gewagt hatten, die in diesem herrlichen Gesange sich spiegelnde Begeisterung zu schmähen, und sie hatten einen mächtigeren Einfluß, als Lord Byron (wie er später mit Dank es anerkannte) selbst ihnen zutraute, denn die derben Vorurtheile, welche man leider in vielen wesentlichen Beziehungen von seinem persönlichen Charakter hegte, wurden dadurch siegreich zurückgewiesen."

„Der vierte Gesang, bei weitem der längste von allen und zweifelsohne das größte Werk von Lord Byron's Genius, scheint ihn fast ein halbes Jahr lang unablässig beschäftigt zu haben. Er begann ihn im Juni 1817 zu Venedig und beendigte ihn in derselben Stadt im Januar 1818. Kurz darauf ward er in London herausgegeben und erhob den Ruhm des Dichters auf den höchsten Gipfel. Es ist das fließendste, kraftvollste und erhabenste von allen seinen Erzeugnissen und würde schon allein die Inschrift rechtfertigen, welche die um ihn trauernde Liebe für seinen Grabstein bestimmte: „„Hier ruht der Verfasser von Childe Harolds Pilgerfahrt."" Diesen vierten Gesang hat der Dichter seinem treusten, aufrichtigsten und talentvollsten Freunde Sir John Cam Hobhouse in Ausdrücken rührender Zärtlichkeit und männlicher Hochachtung gewidmet."

Bibliographie:

History of Charlemagne. (Geschichte Karl's des Großen.) Von G. P. R. James. Pr. 16 Sh.

De Grey. — Ein Gedicht. Pr. 5 Sh.

On health and longevity. (Ueber Gesundheit und langes Leben.) Von Thackrah. Pr. 7½ Sh.

Memoirs etc. (Denkwürdigkeiten Felix Neff's.) Von Gilly. Pr. 8½ Sh.

Grecian antiquities. (Griechische Alterthümer.) Von Smith. Pr. 4½ Sh.

Memoirs etc. (Ueber den Hof und den Charakter Karl's I.) Von Lucy Aikin.

Dänemark.

Dansk poetisk Anthologie. (Dänische poetische Anthologie.) Eine Auswahl Dänischer und Norwegischer lyrischer Gedichte, nach der Zeitfolge, begleitet mit biographisch-kritischen Nachrichten. Von Christ. Molbech. Zweiter Theil. Kopenhagen 1832.

Dem ersten Theile dieses Werkes ist der gebührende Beifall geschenkt, und zwar sowohl dem Plane des Ganzen, als der Auswahl der einzelnen Gedichte und den kurzen Lebensbeschreibungen, welche den Arbeiten jedes Dichters vorgesetzt sind. Da der einmal entworfene Plan im Wesentlichen auch hier wieder befolgt ist, und da die biographisch-kritischen Einleitungen an Werth und Interesse den vorhergehenden nicht nachstehen, so verdient dieser Theil dieselbe günstige Aufnahme, dessen der erste sich erfreut, sowohl in der gelehrten Welt, als bei dem größeren lesenden Publikum. Zwar findet das letzte hier noch mehr alte Bekannte, als es in dem ersten Theile gefunden hat; aber darüber mag es sich nicht beklagen; das ist eine natürliche Folge des Fortschrittes der Sammlung bis auf unsere Zeit. Es könnte freilich seyn, daß in dem wissenschaftlichen amphiktyonischen Rathe die Stimmenmehrheit dahin lautete, daß vorliegender Band allzureichlich aus Baggesen geschöpft sey, zumal, da eben dieses Jahr uns eine neue Ausgabe seiner gesammelten Werke bringt (die letzten 93 Seiten sind hier aus ihm entlehnt); auf der anderen Seite muß man jedoch einräumen, daß Baggesen in dem Zeitraume, welchen gegenwärtiger Band umfaßt, (nämlich die drei Jahrzehende zwischen Ewald und Oehlenschläger, d. h. von 1770 bis 1800) Dänemarks bedeutendster Dichter ist und er der Dänischen Dichtkunst einen ganz eigenthümlichen (leichten, scherzenden, anmuthigen) Charakter verlieh.

Die übrigen Dichter, aus welchen man hier Proben findet, sind Storm, Peter Magnus Troiel, Thomas Thaarup, Pram, Rahbek, Zetlitz und Rein. Man wird kaum gegen die Aufnahme eines von diesen in die Sammlung etwas einzuwenden haben, wenn auch gegen einzele Stücke derselben. Rec. selber, der doch nicht leicht eine billige Rücksicht auf die Mißlichkeit einer solchen Auswahl zu vergessen pflegt, kann nicht alle Stücke hier an der rechten Stelle finden. So meint er z. B., daß man wohl Einrede erheben könnte gegen Troiels vier satirische Briefe in einer lyrischen Blumenlese. Jene sind für diese zu moralisirend, zu didaktisch, und — zu wenig poetisch; denn es giebt allerdings eine lyrisch-didaktische Poesie, welche man von einer solchen Chrestomathie nicht ausschließen darf.

Was die übergangenen Dichter anlangt, so hatte Rec. wenigstens drei von diesen hier zu finden verhofft, nämlich Tode, P. A. Heiberg und den Mann, welchen Rahbek (S. 257) Monas Flaccus nennt, d. h. den Konsistorialrath Lund, und zwar die beiden Ersten wegen einiger munterer und witziger Lieder und den Letzten wegen seiner allgemein beliebten Elegie; denn man kann auf diesen Dichter Quintilians Wort über Persius anwenden: multum et verae gloriae, quamvis uno libro, meruit. Ueberhaupt scheint der Umstand, daß ein Dichter nur wenige lyrische Stücke verfaßt hat, kein zureichender Grund, ihn von dieser Sammlung auszuschließen. Von den sparsamen Arbeiten solcher Verfasser darf man am wenigsten besondere Ausgaben erwarten; ihre einzelnen schönen Gedichte können dagegen sehr passend in Chrestomathieen aufbewahrt werden. Aus solchem Grunde könnte Einem wohl auch der Wunsch beikommen, hier auch Proben von an sich untergeordneten, jedoch in einzelnen Augenblicken glücklichen Talenten zu sehen, wie etwa von Frankenau und Hafte. Beide waren allerdings auf dem Parnaß nur Dii minorum gentium (aber einen höheren Rang hatte Rein auch nicht); sie gehören, so wie die drei obengenannten, mehr zum 18ten als zum 19ten Jahrhundert, und es gebührte ihnen also wohl ein Platz in gegenwärtigem Theile.

Ferner sollten, — wenn einige vorzügliche und allgemein bekannte Lieder Zutritt gewähren könnten — auch Hans Christ. Sneedorf und Ove Malling aufgenommen seyn. Doch wir getrösten uns mit dem Deutschen Spruche: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben"; und diese Hoffnung stützt sich auf eine Aeußerung in der Vorrede (S. VII), wo Herr Prof. Molbech verspricht, im dritten Theile (welcher mit Oehlenschläger schließen soll) uns noch einige Proben der lyrischen Poesie aus dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts mitzutheilen. Da mögen denn auch zwei ausgezeichnete Lyriker ihre Stelle finden, die beide mit großer Selbständigkeit auftraten; beide vor Oehlenschläger und ohne die mindeste Einwirkung von seiner Schule; und beide nach Baggesen, aber mit einer Eigenthümlichkeit, welche uns keineswegs an diesen Vorgänger erinnert; ich meine Malte Konrad Brunn und Schack Staffeldt. Ihre besten Gedichte werden ohne Zweifel, mit einer Auswahl von Oehlenschlägers reichen Gaben, den Kern des dritten Bandes ausmachen. Rec. hat, außer dem oben Angeführten, noch einen Grund, zu wünschen, daß die Auswahl nicht nach den strengsten Regeln angestellt werde, sondern mehr on a broad bottom: er hegt diesen Wunsch auch, um noch so manche Dichterschilderungen von Prof. Molbechs Hand zu erhalten. Es haben nämlich Rahbeks und Nyerups Vorlesungen über die Dänische Dichtkunst den großen Fehler, daß man darin keine ordentliche vollständige und zusammenhängende Charakteristik von irgend einem Dichter findet, selbst nicht von den Fürsten des Dänischen Parnasses, Holberg und Ewald. Prof. Molbech dagegen hat bisher sehr treffende und (so viel Rec. einsehen kann) unparteiische Beurtheilungen aller der Meister geliefert, von welchen er Stücke in seiner Gallerie aufgehängt hat. Mit jedem neuen Dichter, den er darin aufnimmt, gewinnen wir also auch eine Charakteristik. Er ist nun an die Zeit gekommen, von welcher das Rahbek-Nyerup'sche Werk gänzlich schweigt; zugleich ist er zu dem noch lebenden Dichterchor gelangt. Augenscheinlich wird dadurch seine Aufgabe um so schwieriger, sowohl in Hinsicht der Auswahl als der Ausarbeitung der Lebensbeschreibungen. Doch — P. A. Heiberg und Oehlenschläger haben selber ihre Lebensbeschreibungen herausgegeben; und Schack Staffeldt und Malte K. Brunn*) sind schon todt. Es ist noch eine Strecke, bis wir zu der neusten Sorbischen Schule gelangen, wo es besonders schwer fallen möchte, bei der Beurtheilung von Ingemann, Hauch und Wilster die Waagschale fest und gleich zu halten. Aber wir sagen: kömmt Zeit, kömmt Rath!

Die Biographieen dieses Bandes finden wir eben so gut geschrieben und die Urtheile eben so richtig gefällt, wie in dem ersten Bande. Ja, die ziemlich weit getriebene Vorliebe, welche man in Allem spürt, was Prof. Molbech über Ewald schreibt, tritt dieses Mal nicht so sichtlich in anderen Charakteristiken hervor. Wenn wir etwa noch einen Nachhall davon verspürt haben, so möchte es in Baggesen's Schilderung seyn; und was ein solches Gefühl, wenn es richtig ist, dem Schilderer als Kritiker nehmen möchte, das muß ihm als Mensch wieder zu Gute kommen, da Baggesen zu seiner Zeit, wie bekannt, die Athene und deren Herausgeber derb ausgescholten hat. Gleichwohl ist die Schilderung Baggesen's kaum diejenige, welche den behaglichsten Eindruck in des Lesers Gemüth zurücklaßt, aber das ist nicht des Malers Schuld; denn sollte das Bildniß ähnlich werden, so mußte es, neben der Schönheit der Genialität, auch die Grundzüge der Eitelkeit, Haltheit und Flüchtigkeit an sich tragen, kurz, den Mangel an Charakter, welcher so traurig Baggesen durch das ganze Leben begleitete. Eben so wenig ist Rahbek's obschon offenbar aus amore niedergeschriebene Charakteristik diejenige, welche den fühlenden Leser am meisten fesseln kann; und zwar aus einem ähnlichen Grunde: denn, wiewohl Rahbek als Mensch, Bürger, Freund und Beamter weit über Baggesen stand (gewiß eben so weit in dieser Hinsicht über ihm, als er ihm an Dichtergaben nachstand), so mangelte ihm doch ebenfalls Festheit des Charakters; und diesen Mangel spürt man eben so wohl in seinem literarischen als in seinem bürgerlichen Leben. Wenn deshalb einige Leser sich über ein gewisses Schwanken in der Grundzeichnung der Bildnisse dieser beiden berühmten Männer beklagen; wenn sie meinen, daß Professor Molbech mit der einen Hand wieder genommen, was er mit der anderen Hand eben erst gegeben hat: so glaubt Rec., daß diese Leser nicht gehörig zwischen der idealischen und realen Schilderung unterscheiden. In jener muß Einheit und Harmonie seyn; in dieser verbietet die geschichtliche

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit aufmerksam, daß so manche Nachrichten über M. K. Brunn's Leben in Paris (besonders als Publicist) enthalten sind in Depping's kürzlich herausgekommenen „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris." Depping erzählt auch Verschiedenes von Baggesen und Oehlenschläger.

Wahrheit oft dem Maler, Symmetrie hereinzubringen, d. i. Uebereinstimmung, Folgerichtigkeit und Zusammenhang, welche sich nun gerade nicht in dem Gegenstande fand, der hier geschildert werden sollte.

Aber derjenige unter den in diesem zweiten Theile der Anthologie geschilderten Dichtern, welcher, nachdem man ihn genau kennen gelernt hat, aller Leser Herz und Gemüth anziehen muß, ist Eduard Storm. Wie man (nach Herrn Molbech's Bemerkung S. 17) „Storm's Arbeiten nicht lesen kann, ohne sich ein Bild von seiner Menschenwürde zu machen, oder ohne die Hochachtung für ihn zu empfinden, welche der rechtschaffene, gutmüthige, arbeitsame und bescheidene Mann bei seinem Leben überall in seinem Kreise abnöthigte"; so wird diese Hochachtung auch durch die biographischen Aufklärungen bestätigt, welche hier mitgetheilt werden. Schade, daß deren nicht mehrere sind, und daß Herr Secretair Boye eben so wenig in seiner neulich herausgekommenen schönen und genauen Ausgabe von „Storms samlede Digte" (gesammelten Gedichten) im Stande gewesen ist, eine vollständigere Lebensbeschreibung zu liefern. Es steht zu erwarten, daß Storm's Pflegesohn, Herr Auditeur Rasmussen, selber sich diesem Geschäft unterziehen und es würdig ausführen wird. Wäre solches früher geschehen, so hätte das Publikum das Vergnügen haben können, in einer von diesen gleichzeitig erschienenen Schriften dasjenige zu finden, was es mit Recht so lange vermißt hat. Aber die Hauptzüge von Storm's liebenswürdigem Bilde sind längst allen Dänen und Norwegern bekannt, welchen die großen Männer des Vaterlandes am Herzen liegen. Wir wollen nur ein paar ausheben, welche vielleicht die meiste Bewunderung verdienen, wenn man Rücksicht nimmt auf Storm's Lebenszeit, Umgangskreis, Studien und übrige Verhältnisse. Obschon ein Norweger, war er doch ein warmer Bewunderer von Ewald's Muse, so wie von Allem, was Dänemark Gutes und Schönes hervorbrachte; obschon ein geborener Dichter, war er zugleich ein fleißiger und gründlicher Wissenschaftsmann; obschon Verfasser von munteren Trinkliedern und umgeben von einem zahlreichen Chor Bacchanten (beides, poetischen und unpoetischen), war er doch nüchtern und mäßig in allen sinnlichen Genüssen; obschon witzig, jovial und bel esprit, war er gutmüthig und bescheiden; obschon in einem spottenden Voltairischen Zeitalter gebildet, war er dennoch ein gottesfürchtiger Christ; endlich, obschon durch sein Talent und seine Verdienste berechtigt, Ehre und Beförderung zu erwarten, war er gleichwohl ohne diese Belohnungen so genügsam, daß er an seinem Geburtstage sang:

Wie ist mein Loos, mein Stand so froh und heiter,
Wie ist das Leben süß in meinem Kreis!
Nicht bettl' ich um des Glückes leere Gaben:
Sie gnügen nur dem Knecht des Vorurtheils.

Inspektor an der Realschule der Gesellschaft für die Nachkommen mit 200 Reichsthalern Jahrgehalt zu werden, war für ihn summa votorum. In dieser Schule ward er Adam Oehlenschläger's Lehrer, und in dieser Schule lebt noch sein Andenken, wie solches noch lange in allen gebildeten Kreisen Norwegens und Dänemarks leben wird. Von diesem Dichter sagen wir: er war ein Mann!

Auch zweier anderer Norwegischen Dichter Lebensbeschreibungen sind kürzer ausgefallen, als wir wünschten; wir meinen Rein und Zetlitz. Von dem Ersten wird zwar das inhaltreiche und wahre Wort gesagt: „daß er als Mensch, Bürger und Vaterlandsfreund einen fleckenlosen und geehrten Namen hinterließ"; aber von seinem vaterländischen Wirken sollte mindestens seine Theilnahme an dem Norwegischen Storthing in Eidsvold erwähnt seyn, wo er sich eben so wohl durch seine Beredsamkeit und Sachkundigkeit, als durch seinen Vaterlandssinn auszeichnete. Einen Rang erwarb der arme Zetlitz (von Natur zwar viel mehr Dichter, als Rein) leider nicht. Das lustige Leben, woran er als Student in Kopenhagen und Mitglied der Norwegischen Gesellschaft gewöhnt war, blieb für ihn, wie für so manchen anderen Beamten geistlichen und weltlichen Standes, ein unüberwindliches Hinderniß, nach dem Kranze der Bürgertugend zu ringen. — Wir wissen wohl, daß Manche dergleichen Bemerkungen über Verstorbene mißbilligen (Prof. Molbech selber mußte es übel vermerkt hören, daß er, obgleich mit aller gebührenden Schonung, erzählte, was alle Welt weiß, daß Ewald dem Trunk ergeben war); aber solche unverständige Aeußerungen können dem Geschichtschreiber sein Recht nicht benehmen oder ihm die Verpflichtung erlassen, die ganze Wahrheit zu sagen. Nur dadurch wird die Geschichte eine nützliche Warnerin für Alte und Junge; nur dadurch wird sie, was Cicero (de oratore II, 36) fordert, daß sie seyn soll lux veritatis, magistra vitae.

Allzu kurz wird der Leser ferner Thomas Thaarup's Lebensbeschreibung finden. Wir können leicht den Grund dieser Kürze errathen. Professor Molbech hat nämlich ganz neulich in einem anderen Werke: „Forlæsninger over den nyere Danske Poesie" (Vorlesungen über die neuere Dänische Dichtkunst, 1r Thl.) ausführlich von diesem Dichter gehandelt und wollte nun hier nicht sich selber abschreiben. Wäre anzunehmen, daß alle Leser beide Werke in die Hände bekämen, — wie wir sehr wünschen, — so wäre dieser Grund auch zureichend. Es ist keine leichte Sache, Thaarup zu charakterisiren. Wer ihn als Mensch gekannt hat, erkennt ihn kaum in seinen Dichterwerken wieder; und umgekehrt, wer zuerst mit seinen Gedichten Bekanntschaft gemacht hat, wird kaum glauben, wenn er den Umgangsmann, Klubbisten oder Landmann Th. Thaarup kennen lernte, daß dies der graziöse und elegante Idyllendichter war; denn

Seine Rede war scharf, wie der Bienen Stachel;
hingegen
Sein Sang war süß, wie der Bienen Honig.

Vielleicht ist eine solche Doppelheit der Natur niemals glücklicher bezeichnet worden, als durch diese beiden Sneedorfischen Zeilen. Thaarup ist solchergestalt eine der kräftigsten Einwendungen gegen Oehlenschläger's bekannten Satz: der Dichter in seinem Leben wie in seinen Werken. Zuweilen dürfte jedoch auch Thaarups strenge und wenig liebenswürdige Natur in seinen Schriften hervortreten. Dies war vornehmlich der Fall, als er sich 1816 in die berüchtigte Judenfehde einmischte und er durch bittere Sarkasmen und Schmähschriften — wie Foersom in der Athene VII, S. 353 ihm so freimüthig sagte — seine edlen Gaben und seine letzten Tage verschwendete, welche er ehrenvoll zu einem würdigen Vermächtnisse hätte verwenden können. Bei derselben Gelegenheit trat Thaarup bewer mit einer eben nicht unerwarteten Lobrede der Französischen Tragödien und mit Klagen über Shakespeare's Rohheit und Unanständigkeit, über die mystische Poesie seiner Zeit und des neunzehnten Jahrhunderts Richtung zum Aberglauben (!), nebst vielem Anderen, was wohl verdient hätte, besprochen zu werden, und auch sicher besprochen wäre, wenn Prof. Molbech nicht Weitläuftigkeit gefürchtet hätte. Die Hauptsache ist doch gethan, nämlich Thaarup's Würdigung als Dichter. Nach des Rec. Ermessen ist er an seine rechte Stelle gesetzt, weder zu hoch noch zu niedrig. Nur hätten wir gewünscht, auch etwas von ihm als Theaterdirektor zu erfahren.

(Dansk Litteratur Tidende.)

Bibliographie.

Den Kongelige Danske Hof- og Statskalender for Aaret 1832. (Königl. Dän. Hof- und Staatskalender für 1832.) Herausgegeben von Fr. Ibsen. Pr. 3 Rbd.

Banditten, Roman af Cooper. (Der Bravo, Roman von Cooper.) Uebersetzt von Schaldemose. 1 Theil. Pr. 24 Sh.

Mannigfaltiges.

— Periodische Schriften und öffentliche Anstalten in Kanada. In der Hauptstadt Quebeck besteht die literarische Nahrung aus 4 Zeitungen: Die Quebeck-Gazette (amtliches Journal); Neilson's Quebeck-Gazette, welche zuerst in der Kolonie und zwar im Jahre 1764 erschien; der Quebeck-Mercury und der Star; alle diese Zeitungen erscheinen zweimal, mit Ausnahme der Gazette, welche nur einmal wöchentlich erscheint. Montreal ist die literarische Hauptstadt von Kanada, da es sich zweier monatlich erscheinender Magazine rühmen kann, das eine in Englischer Sprache, das Canadian Miscellany, das andere in Französischer, la Bibliotheque Canadienne; außerdem erscheint daselbst noch alle zwei Monate ein religiöses Werk, unter dem Titel: „Christian Sentinel." Der Zeitungen giebt es doppelt so viel als in Quebeck, nämlich sechs in Englischer und zwei in Französischer Sprache, la Minerve und le Spectateur Canadien. Das einzige bis jetzt erscheinende Provinzial-Blatt ist der British Colonist, welches einmal wöchentlich in Stanstead herauskömmt. — Die öffentlichen Anstalten in Kanada machen dieser rasch emporblühenden Kolonie sehr viel Ehre. Nicht weniger als 19 — von ungefähr 70 — sind der Literatur und den Wissenschaften gewidmet. Außerdem bestehen 15 Gesellschaften, welche sich ausschließlich mit Beförderung des Unterrichts unter den niederen Klassen beschäftigen, indem sie Sonntags-, National- und andere Schulen einrichten; 15 wohlthätige Anstalten, als Krankenhäuser, Armen- und Waisen-Häuser, Gesellschaften zur Unterstützung bedürftiger Ausgewanderter; 6 Bibel-Gesellschaften und 5 Freimaurer-Logen. Feuer ist eine so furchtbare Plage in diesen aus Holz erbauten Städten, daß sich 4 große Feuer-Versicherungs-Gesellschaften gebildet haben; während es andererseits so viele gute Gelegenheiten giebt, ein kleines Kapital anzulegen, daß im ganzen Lande nur 2 Sparbanken existiren. (Obs.)

— Merkwürdige hölzerne Brücke. Bei Rochester, einer der bedeutendsten Städte des Staates New-York, sieht man an dem Flusse Genessee die Trümmer einer Brücke, die man die Brücke von Clyde nennt, und die, vor ihrem Verfall, unter den Bauwerken dieser Art die größte Merkwürdigkeit war, die man in Europa und Amerika sehen konnte; sie bestand aus einem einzigen Bogen von 352 Englischen Fuß Länge und 196 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel; die Brücke selbst war 732 Fuß lang und 30 Fuß breit und war von zwanzig Arbeitern in neun Monaten erbaut, obgleich über 130,000 Fuß Holz dazu verwandt worden waren. Der Doktor Harrison, der diese Brücke vor zwei Jahren besuchte, giebt von den Ruinen derselben folgende Beschreibung: „Der Weg, den ich nahm, führte mich an das Ende der am Ufer des Genessee befindlichen Brückenbögen. Der Bergstrom brauste 90 Fuß unter mir, und über mir war die Hälfte eines Bogens ausgespannt, der in der Luft zu schweben schien, während ich auf dem gegenüberliegenden Felsen halb verwitterte Bretter, zerbrochene Balken und ungeheure Holzpfeiler, als die Ueberreste der eingestürzten Hälfte des Bogens, verworren durch einander liegen sah. Die Schönheit und Eleganz in den Verhältnissen der noch vorhandenen Hälfte des Bogens sind unvergleichlich; seine reiche und künstliche Architektur, die kolossalen Verhältnisse, die ungeheure Höhe über dem Wasser und die großartige malerische Landschaft, die sich dem Blicke darbietet, erfüllen die Seele des Wanderers mit Erstaunen und Verwunderung und lassen ihn die über seinem Haupte schwebende Brücke eher für die Schöpfung eines Zauberers, als für ein Werk von Menschenhand halten."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Mittwoch den 15. August 1832.

England.

Excursions in India. Bericht über eine Reise von 1200 Engl. Meilen den Ganges aufwärts und eine Wanderung über das Gebirge Himalaya nach den Quellen des Dschemna und Ganges. Von Cap. Skinner. 2 Bände. London, 1832.

Ein neues reichhaltiges und mit lebhaften Farben schilderndes Werk über Indien; nicht so haarklein in den Details Muhammedanischer Sitten und Gebräuche, wie das der Frau Mihr Hassan Ali, auch nicht so verschwenderisch mit Jagd- und Schieß-Abenteuern ausstaffirt, wie das des Capitain Mundy; aber voll von bewundernswürdigen Umrissen einheimischer Scenen und Gestalten, malerisch, ergötzlich und tief sich einprägend. In der That, Herr Skinner schildert so gut, daß es uns vorkommt, als wären wir gegenwärtig bei seinen Eilmärschen, Indischen Jahrmärkten, Orientalischen Ceremonien, Britischen Lagerplätzen, mit all der Mannigfaltigkeit von Zügen, die seine gefällige Zeichnung noch verschönern. Lange Zeit hat kein anziehenderes Werk unsere Aufmerksamkeit beschäftigt oder willkommneren Stoff zu interessanter Uebersicht geboten; denn so alt auch der Boden ist, über den der Verfasser geschritten, so ergiebig ist er an neuen Gegenständen.

Die Exkursionen beginnen mit einer Reise von Kalkutta durch die Sunderbunds nach Dinapohr, auf welcher Skinner's Fahrzeug zu einer Flotte gehörte, die eine bedeutende Zahl Truppen transportirte. Diese Art, den Ganges zu beschiffen, durch Rohrgebüsche und Waldungen, wo Tiger hausen, und die oft so weit über den Fluß sich neigen, daß die Fahrt gehemmt wird und die Schiffe Schaden leiden, wird uns in dem Reisebericht entwickelt. Wir ziehen eine Stelle aus. Nachdem Skinner Comercolly verlassen hat, wo eine sehr bedeutende Seiden-Manufaktur sich befindet, erzählt er weiter:

„Wir erfuhren hier die ersten nordwestlichen Abendstürme und mußten sie wenigstens vierzehn Tage lang jeden Abend aushalten. Sie regieren im Monat März, und am 10ten dieses Monats waren wir angekommen, ohne den Ganges zu bemerken. Die Orkane sind prächtig beim Herannahen und Scheiden, aber etwas unerquicklich in ihrer Wirkung. Unsere Kähne wurden in der ersten Nacht unter eine hohe Bank aus weichem Sande getrieben, die jeden Augenblick über uns einzustürzen drohte. Wo man nur Platz für Stricke fand, wurden dergleichen befestigt, so daß die Fahrzeuge in einer Linie standen und an jeder möglichen Stelle festgemacht waren. Der Himmel hatte sich eine Zeit lang verfinstert; daher wir uns zum Angriffe rüsteten. Wolken von Staub verkündigten die Nähe des Sturms und füllten unsere Fahrzeuge, die auf und nieder schwankten, wie in offener See, und entsetzlich an einander stießen. Die Bootsleute und Diener waren Alle in Fronte aufgestellt und kochten ihre Mahlzeit, ohne was Böses zu ahnen, als der Sturm ausbrach. Bald waren die Feuer ausgeweht, die Kochtöpfe umgestürzt, die Kleider und Turbane vom Winde fortgeschleudert; ein Jeder rannte an Bord, so gut er konnte. Es stürmte erschrecklich, und ein gewaltiger Hagelschlag begleitete den Wind. Die Hagelkörner, so groß wie Haselnüsse, prasselten auf der Decke meines Budgerow in solchem Grade, daß ich fürchtete, sie möchte eingeschlagen werden. Ein mächtiger Regenguß und die lautesten Donner folgten, während die Blitze so lebhaft um unsere bedeckten Böte spielten, daß sie in Feuer zu stehen schienen. Es war fürchterlich dunkel, aber das von allen Seiten zuckende Feuer beleuchtete prächtig unseren Zustand. Der Blitz schien aus keiner besonderen Himmelsgegend zu leuchten; das ganze Firmament war Eine Flamme! Viele unserer Leute konnten ihre Böte nicht erreichen und klammerten sich verzweiflungsvoll an die Pfosten. Hin und wieder vermehrten noch ein krachender Strick und ein von seinen Banden losgerissenes Boot die Verwirrung. Mehrere derselben wurden in die Mitte des Stromes getrieben. Die Eingebornen schrieen jämmerlich um Hülfe, die ihnen versagt werden mußte; denn Niemand konnte mit Bestimmtheit angeben, nach welcher Seite sie trieben. Alles Geräth schien windabwärts zu wandern — Hüte, Turbane, loses Stroh, zerschlagene Kochtöpfe, brennendes Holz und sogar Fragmente von den gekochten Speisen. Das war eine vollkommen tragi-komische Scene. Der Sturm bleibt gewöhnlich ungefähr eine halbe Stunde in voller Kraft, wüthet sich dann allmälig aus und läßt Blitze zurück, die, in eine sanfte blaue Flamme übergehend, noch einige Zeit lang an den Masten der gerüttelten Böte flimmern.“

Die nächste Exkursion ist ein Abstecher nach Delhi, wo uns wieder die kunstreiche Leitung des Verfassers aus Lesern in Zuschauer und Mitspielende verwandelt. Wir erinnern uns keiner so trefflichen Beschreibung von Delhi und den meisten Städten des Orients, wie die folgende ist:

„Gewöhnlich sind die Straßen der morgenländischen Städte sehr eng und nicht viel besser als finstere Passe. Wer in Groß-Kairo das Unglück hat, einem Zuge maskirter Schönheiten auf Eseln zu begegnen, muß sich zu raschem Rückzug entschließen, wenn er nicht, von Neugierde versucht, stehen bleiben und dafür an der Mauer zu einer Mumie zerquetscht seyn will. Der Tschandi Tschohk, eine Straße in Delhi, macht indessen von jener Regel eine rühmliche Ausnahme und ist vielleicht die breiteste Straße in irgend einer Stadt des Ostens. Die Häuser sind zum Theil mit Balkonen versehen, auf welchen die Männer sitzen, nachlässig in weißen Musselin gehüllt und ihre Hukah's rauchend. Auch Frauen, die jeden Anspruch auf Sittsamkeit verwirkt haben, sieht man zuweilen unverschleiert und in ähnlicher Weise beschäftigt. Der Lärm an einem so volkreichen Orte ist sehr groß, denn jedes Haus scheint so gut mit Einwohnern ausgestattet, wie ein Bienenstock. Die Bevölkerung beträgt nahe an 200,000 Seelen auf einem Areal von sieben (Engl.) Meilen im Umkreis. Eine große Eigenthümlichkeit der morgenländischen Städte gründet sich darauf, daß Alles öffentlich geschieht. Die Leute sprechen so laut, als sie können, und oft scheinen sie einander bei unwichtigen Dingen auf die beleidigendste Weise anzufahren. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen des Rindviehs, das Knarren der Wagenräder und das Klingen der Zinngießer-Hämmer (denn jedes Gewerbe wird in einem kleinen offenen Raum vor jedem Laden getrieben) — alles dies ist kaum zum Aushalten. Das schmetternde Geschrei der Elephanten, das Stöhnen der Kameele, gelegentlich modifizirt durch das Wiehern eines Panthers oder Leoparden (welche Thiere man verkappt durch die Straßen führt und an Jagdliebhaber verkauft), das ewige Getöse des Tom-Tom, die gellenden Pfeifen und mißtönenden Violen, begleitet von noch schlechteren Singstimmen, sind Stoff genug, um eine Person von mittelmäßig starkem Nervenbau in Verzweiflung zu bringen. Unter den Eingeborenen der Muhammedanischen Stadte scheint eine gesellige Vertraulichkeit zu bestehen, die Jedermann sogleich dort heimisch macht. Kommt ein Fremder in die Stadt und findet eine Gesellschaft, die irgend eine Lustpartie unternimmt, so wird er kein Bedenken tragen, sich gleich anzuschließen, und so viel Interesse an dem, was vorgeht, nehmen, als hätte er die Theilnehmer sein Leben lang gekannt; dann wird er vielleicht, indem er Einem aus der Gesellschaft seine Pfeife anbietet oder eine Pfeife von ihm annimmt — ein sicheres Zeichen beabsichtigter Gastfreundschaft — sich niederlassen und seine Geschichte eben so freimüthig erzählen, als wär' er einem Bruder begegnet. Die Häuser sind im Allgemeinen unregelmäßig gebaut und nicht selten merkwürdig verziert. Tapeten von allerlei Farben hangen vor den Thüren; bunte Schirme dienen als Fensterblenden; und die Gewohnheit, Tücher, insbesondere Frauenmäntel von jeder Farbe, roth, blau, gelb, grün und weiß, oben auf den Häusern zum Trocknen aufzuhängen, giebt ihnen solch ein lustiges Ansehen, wie einem Schiff an Galatagen seine flatternden Wimpel. Die unerträglichste Plage sind die Staubwolken von der Menge Fuhrwerke und die Insekten, welche die Läden der Pastetenbäcker umschwärmen. Der ranzige Geruch schmutzig aussehender Mixturen, die stets als Manufaktur vor Euch stehen, verbunden mit dem allgemeinen Gestank der Stadt, ist ein Zeichen, daß die Moschus-Karavanen von Chotan wirklich selten durchpassieren. In den Mährchen von Tausend und Einer Nacht giebt es, glaub' ich, eine Erzählung von einer Prinzessin, die einem Konditor droht, sie werde ihn köpfen lassen, wofern er nicht Pfeffer in seine Torten mischte. Wie despotisch auch dieser Zug von Seiten einer Fürstin erscheinen mag, so halte ich ihn doch für eine passende Satire auf das orientalische Zuckergebäck. Denn der einzige Weg, es genießbar zu machen, ist der, wenn man allen Geschmack seiner Grund-Ingredienzen herausttilgt. Das Reiten durch die Stadt erfordert viel Achtsamkeit und einige Kunst. Es ist nothwendig, über den ganzen Weg zu schreien, zu schieben und zu stoßen, auf daß der Volkshaufe Platz mache. Dann und wann müßt Ihr Euch durch eine Reihe beladener Kameele zwängen oder vor einem Zug Elephanten auf die Seite jagen; und wird Euer Pferd vor diesen Thieren scheu, was häufig der Fall ist, so bedarf es einiger Geschicklichkeit, um nicht in die brodelnden Kessel an den Garküchen zu stürzen. Die Furcht ist sehr oft gegenseitig; und versuchen es die Elephanten, einem Reiter auszuweichen, so

läßt sich's denken, in welche Konfusion die ganze Straße geräth. Auf einem meiner Spazierritte durch die Stadt wurde ich von einer Art Samum, welchen der Gala-Zug einer wichtigen Person verursachte, fast weggefegt. Ueberfällt einen solch ein Sturm, so kann man erst nach langer Zeit das Gesicht und die rechte Haltung wieder erlangen. Der träge Urheber des ganzen Aufruhrs lag ruhig in einem schimmernden gelben Palankin, das an allen Ecken vergoldet war. Vor ihm her zog eine Schaar seltsamer Gestalten auf Pferden und Dromedaren, höchst phantastisch gekleidet. Die Thiere waren mit goldverbrämten Scharlachdecken behangen; Zaum und Zügel mit Muscheln geziert; um ihre Halse hingen goldene oder silberne Halsbänder mit kleinen Glöckchen, deren Geklingel wunderbar Takt hielt. Auch die Kameele trugen Schellen. Die Reiter steckten in Kaftan's, die bis an die Fersen reichten und nur an einer Seite, von der Hüfte an abwärts, offen waren, um das Reiten bequemer zu machen. Ein weißer oder grüner Baumwollen-Shawl gürtete sie über der Hüfte, mehrmals umgeschlagen. Die gewöhnliche Farbe der Gewänder war roth und gelb. Ein Säbel hing an der Seite und eine Jagdflinte an der rechten Schulter. Ein Helm, bald von Stahl, bald von Zinn, nicht unähnlich einem Napfdeckel, schloß knapp an den Kopf; ein Paar Panzerstiefeln, sehr eng sitzend, reichten bis zum Knie. Die weiten Pumphosen bauschten sich nach oben, so daß die Lende der eines Wassersüchtigen glich; und ein Paar Sporen, zwei rostigen Wetterhahnen gleichend, vollendeten die prachtvolle Equipirung. Dann folgte ein Troß Bedienten zu Fuß, Einige nackt, Andere mit bekleidetem Körper und bloßen Armen und Füßen. Sie trugen Schwerdter, die in Scheiden steckten, in den Händen und verkündigten mit lauter Stimme die Titel ihres Herrn. Hinter ihnen kam das Gestüte; jedes Pferd war schön aufgezäumt und wurde von einem Bedienten geführt. Zunächst folgten die Elephanten mit ihrem prächtigen Geschirr, ihren vergoldeten Thürmchen und Sonnenschirmen von Gold- oder Silberstoff. Endlich erschien das Palankin, den Besitzer des bunten Haufens tragend, und hinter ihm eine Leibwache, ähnlich der ersten. In einiger Entfernung nehmen sich diese Prozessionen sehr großartig aus, besonders die Elephanten und ihre Schlösser; aber in der Nähe gewahrt man viel kindischen und schlecht ausgesuchten Flitterstaat. Die Reiter beleben das Interesse der Scene durch ihre Künste, die sie auf der Marschlinie zum Besten geben. Einige stoßen mit ihren Lanzen gegen einander; Andere machen sich den Spaß, die Ausreißer mit gezücktem Schwerdte zu verfolgen, werden aber oft von diesen wieder in die Reihe zurückgetrieben. In Handhabung des Pferdes und Gebrauch der Lanze sind die Eingebornen überhaupt sehr geschickt; sie galopiren auf einen Zeltpflock los, der fest im Boden steckt, und spalten ihn mit der Spitze der Lanze, ohne ihren Lauf im Geringsten zu hemmen; auch sah ich einen Trupp solcher Kerle, von denen Einer nach dem Anderen eine Flasche mit seiner Flinte zerschoß, während er im Sturmschritt vorbeisagte."

Nach seiner Abreise von Delhi beschreibt Capt. S. ein interessantes Fest, Bhirer genannt, welches auf dem Flusse stattfindet, und wobei zahllose kleine Flöße, mit Lichtern und Blumen geziert, herumsegeln. Es thut uns leid, wegen Beschränkung des Raumes, diese Beschreibung übergehen zu müssen; wir wollen dagegen ein anderes Gemälde des Verfassers kopiren:

„Die Mahlzeit ist vorüber; und während die Strenggläubigeren ihre Waschungen verrichten, in eben so malerischen Gruppen, als sie während des Essens bildeten, sind die Anderen mit der Fütterung ihres Viehes beschäftigt. Die Kameele kehren zurück, beladen mit den Zweigen des Pihpul, als ihrer Kost; die Elephanten begeben sich, sobald der Ruf an sie ergangen, mit all der Lebhaftigkeit, die sie ausdrücken können, nach einer abgelegeneren Gegend, wo ihre gutgebackenen Mehlkuchen auf sie warten. Jedem ist eine bestimmte Zahl angewiesen, von welcher der Kuli, der dem Mahaut oder Treiber in der Lenkung des Thieres beisteht, ein Viertheil erhält. Das Backen der Kuchen und Auftragen derselben, gar keine leichte Arbeit, ist auch ein Theil seines Amtes. Jeder Kuli steckt die Speise mit eigenen Händen in des Elephanten Maul und wartet ruhig an seiner Seite, bis er den ersten Bissen verschluckt hat, bereit, ihm einen zweiten nachzusenden. Erst zeigt er dem Thiere die Portion, die für ihn selbst bestimmt ist, und legt sie dann, als ob er seine Einwilligung empfangen hätte, auf die Seite; auch ist der Scharfsinn des Elephanten so groß, daß man mit Recht sagen kann, er scheine die Einrichtung zu verstehen. Ein sehr hervorleuchtender Zug in dem Charakter des Ostindiers ist der große Eifer eines Jeden in seinem Berufe. Er entspringt ohne Zweifel aus der Eintheilung in Kasten, welche den Glauben an die Nothwendigkeit erblicher Beschäftigungen eingeführt hat und erhärtet. Selbst die Muhammedaner, obgleich sie ihre Religion gegen solche Beschränkungen privilegirt, sind nicht ganz frei von diesem Glauben; und nicht selten hört man einen Menschen von niedriger Geburt und ohne Erziehung das Vorrecht seiner Kaste anführen, wenn man etwas von ihm verlangt, wogegen er Abneigung fühlt. Demzufolge weiht jedes Glied jener mächtigen Race, die aus Brahma's Fuß entsprang — die Handwerker —, alle seine Kräfte, jenem besonderen Gewerbe, das ihm durch eine lange Reihe von Vätern, gewöhnlich ohne Verbesserung, überliefert worden ist. Die Leute, welche sich der Wartung der Thiere widmen, sind mit allen Eigenschaften ihrer Zöglinge so vertraut, daß sie an nichts Anderes zu denken scheinen, und Letztere scheinen ihre Wärter so gut zu verstehen, daß man, besonders von den Elephanten, behaupten möchte, sie nähmen Theil an ihrer Unterhaltung. Zuweilen gewinnt der Mahaut solchen Einfluß auf das Thier, als hätte er seine Neigung durch Zaubertränke bestimmt. Vor Kurzem erhielt der Treiber eines Troß-Elephanten, der zu meinem Regiment gehörte, wegen eines Vergehens seinen Abschied. Der Elephant hatte dessen Unterricht genossen und duldete jetzt nicht, daß ein Anderer ihm nahe kam. Verschiedene Wärter, die für ausgezeichnet liebreich und geschickt galten, wurden zu ihm beordert; aber das sanftmüthigste Geschöpf war plötzlich das unbändigste geworden. So verstrich ein Monat ohne Hoffnung, worauf der entlassene Treiber wieder in Dienst trat und der Elephant, hocherfreut, ihn zu sehen, wieder zur Arbeit brauchbar wurde. Von Pferden habe ich ähnliche Streiche erlebt. Sie sind gewöhnlich außer Stande, sich selbst zu füttern, weil die Stallknechte sie gleich nach dem Ankauf daran gewöhnen, aus der Hand zu fressen. Da die Eingebornen ihre Pferde gern dick zum Wackeln fett und von glänzender Haut sehen, so stopfen sie dieselben täglich dreimal mit einer höchst widerlich aussehenden Mischung von Oel, Mehl und verschiedenen Spezereien, die sie ihnen, zu kleinen Bällchen geknetet, ins Maul stecken. Beim Zerkauen helfen sie mit den Fingern nach, und die armen Thiere unterwerfen sich dieser Operation mit so wenig Anschein von Appetit, als ein wohlgemästeter Epikuräer, der es für nothwendig hält, den Gaumen zu kitzeln, selbst wenn der Magen voll ist."

Unser Autor besuchte den Jahrmarkt zu Herdwar, wo der Ganges zuerst auf seinem Berg-Thron entspringt, um dann seinem reißenden Laufe von 1200 Meilen bis ins Meer zu folgen. Dieser Ort ist demnächst durch orientalische Mythe und lebende Gebräuche geheiligt.

„Es ist keine leichte Sache," erzählt Skinner, „den einzigen Anblick, welchen die Messe von Herdwar bietet, zu beschreiben. Hier versammeln sich die Hindu's in ungezählten Schaaren, um ihr geistiges und zeitliches Interesse harmonisch zu verfolgen, worin sie überhaupt so bewundernswürdig erfahren sind. Schon mehrere Meilen vor dem Orte hatten wir Tausende von Menschen passirt, die in jeder Art Fuhrwerk demselben zueilten. Sie waren von jedem Alter, jeder Kleidung und Farbe. Kein Fleck auf Erden kann so große Verschiedenheiten der menschlichen Gattung zusammen aufweisen, und es würde unmöglich seyn, die mannigfaltigen Verkaufs-Artikel, die in den Straßen ausgeboten waren, oder auch nur die Länder, welche sie hervorbringen, aufzuzählen. Die Kaufleute rühmen, jeder in seiner Sprache, ihre Artikel, woraus eine Verwirrung der Zungen entsteht, die selbst einen gelehrten Pundit außer Fassung setzt. Da giebt es Pferde aus allen Gegenden des Erdballs, Elephanten, Kameele, Büffel, Schafe von jeder Gattung, dicht zusammengedrängt; Hunde, Katzen, Affen, Bären und Leoparden; zuweilen auch die Jungen einer Tigerkatze, und immer das ganze Hirschgeschlecht, vom Elend bis zum Mauselhier. Shawls aus Kaschmir und Wollenzeuge aus England sind in derselben Bude ausgebreitet. Korallen aus dem rothen Meer und Agat von Guzzerat, kostbare Steine aus Ceylon, Gummi und Gewürze aus Arabien, Assafötida und Rosenwasser aus Persien, von den Eingeborenen jedes Landes zu Markte geschleppt, liegen hier neben Französischen Uhren, Chinesischen Salzbrüden, Englischen Saucen und Räucherwerk aus der Bond-street und der Straße St. Honoré. Ich sah eine Büchse mit Französischer Schminke und dicht daneben Henna zum Bemalen der Finger; Antimonium, das morgenländische Augen sanft macht, und alle Verschönerungsmittel einer Europäischen Toilette. Schweift man auf dem Jahrmarkt herum, so ergötzen Einen die Kniffe der orientalischen Jockey's. Hier reitet der Eine im Zelterschritt auf reich geschmücktem Roß, mit größter Klugheit dessen Gang enthüllend; dort galopirt ein Anderer, so stark er nur kann, während ein Dritter sein Pferd frei gehen läßt und ihm pfeift, um seine Gelehrigkeit zu beweisen. Daneben produziren Elephanten und Kameele ihre Geschicklichkeiten, während ein Perser mit seiner schönen Katzenbrut ruhig dabeisteht, um Euch auf seine Seite anzulocken, wenn Ihr über den Kauf der großen Thiere nicht einig werdet. Die Verkäufer fordern immer zehn Mal mehr, als sie zu nehmen gedenken, und ändern den Preis, je nachdem sie in der Miene des Käufers Gierigkeit oder Gleichgültigkeit lesen. Nicht selten stimmt ein Roßverkäufer sein Begehr in wenig Augenblicken von zehn Tausend auf Tausend Rupien herab. Soll der Handel geschlossen werden, so werfen der Käufer und Verkäufer ein Tuch über ihre Hände, nennen einen Preis und bestimmen durch den Druck gewisser Gelenke, wie nahe sie der Uebereinkunft sind. Auf diese Art handelt man heimlich, mitten im Gedränge, und es ist lustig, ihr lebhaftes Interesse durch eine erzwungene Miene von Sorglosigkeit schimmern zu sehen. Während ihrer großen Aufmerksamkeit auf weltliche Dinge vergessen sie nicht den erhabenen Gegenstand der gemeinsamen Reise; Schaaren um Schaaren wandern täglich nach dem Ghaut, und jede Minute der 24 Stunden bezeichnet eine Reinigungs-Ceremonie zur Ehre Ganga's. Die frommen Badenden beider Geschlechter versammeln sich zu Tausenden und verrichten ihre Waschungen mit so vollkommener Treuherzigkeit und Gleichgültigkeit gegen den äußeren Schein, daß sie fast nicht zu wissen scheinen, ob sie bekleidet sind oder nicht. Der Ghaut bietet einen eben so seltsamen und bunten Anblick als die Messe selbst; Europäer, die auf Elephantenrücken den Badenden zusehen — Brahmanen, die geschäftig sind, den Tribut zu empfangen — religiöse Bettler, die jede Art von Verkrüppelung und Unziemlichkeit zur Schau tragen — und christliche Prediger, die voll ängstlichen Eifers Exemplare der heiligen Schrift, in verschiedene Sprachen übersetzt, unter die Pilger austheilen. Einige dieser vortrefflichen Leute — denn keine Mühseligkeit hemmt sie in ihrem Laufe himmelwärts — sitzen in den Vorhöfen der Tempel, mit Körben voll Traktaten an ihrer Seite, womit sie Jeden beschenken, der ihnen nahe kommt; die Zahl dieser ausgesäeten Blätter muß sehr groß seyn, denn jede Person muß an dem Sitze des Glaubensboten vorbei, wenn er aus dem Flusse kommt, um in dem Tempel zu beten. Man hört sehr wenig von Bekehrung der Hindu's, und Viele, die nicht Gelegenheit gehabt haben, den Eifer und die Ausdauer unserer Missionaire mit eigenen Augen

zu sehen, könnten glauben, diese Leute schliefen auf ihren Posten. Aber es giebt noch einen verborgenen Weg, und ihre Bemühungen haben doch einigen Erfolg gehabt, obschon davon wenig gesehen und gehört wird. Ich würde eine wohlbekannte Wahrheit zur Ermüdung des Lesers wiederholen, wenn ich alle Verdrießlichkeiten aufzählen wollte, die ein Hindu ertragen, und alle Kämpfe, die er bestehen muß, bevor er seiner Religion entsagen kann." —

Doch hier müssen wir abbrechen, wiewohl wir vielleicht nächstens unter dem erheiternden Kommando des Capitain Skinner unseren Marsch noch ein Mal antreten.

Bibliographie.

Fort Risbane. — Pr. 6 Sh.

Landscape illustrations. (Landschaftliche Darstellungen zu Walter Scott's Werken.) Erste Abth. Pr. 2½ Sh.

Advice etc. (Rath an einen jungen Mann in Oxford.) Von Berens. Pr. 3 Sh.

The four gospels. (Die vier Evangelien.) Griechisch. Nach Griesbach's Text. Pr. 3½ Sh.

Moral plays. (Moralische Dramen.) Pr. 10½ Sh.

On unrevealed religion (Ueber nicht offenbarte Religion.) Von Burgeß. Pr. 9 Sh.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur.

(Schluß.)

Die physischen und mathematischen Wissenschaften, welche im 17. Jahrhundert in Toskana so sehr blühten, fangen wieder an, emporzukommen. Paoli und der Graf Fossombroni nehmen seit langer Zeit einen ehrenwerthen Rang unter den Geometern ein. Der Pater Inghirami, ein geschickter Astronom, hat mit Eifer und mit außerordentlicher Thätigkeit zu der Himmels-Karte beigetragen, welche die Berliner Akademie herausgiebt. Man verdankt ihm auch die schöne Karte von Toskana, für die er eine große Anzahl astronomischer Punkte festgesetzt hat. Der statistische Atlas des Herrn Zuccagni-Orlandini und ein Werk derselben Art, welches Herr Repetti herausgiebt, werden ohne Zweifel dazu beitragen, von diesem schönen Theil Italiens eine bessere Kenntniß zu verschaffen.

Die eigentliche Physik wird in Florenz einen mächtigen Impuls durch die Herren Nobili und Amici erhalten, welche kürzlich Modena verlassen haben, um sich in Toskana niederzulassen.

Jedermann kennt das Mikroskop des Herrn Amici. Dieses Instrument, welches er zu verschiedenen Malen vervollkommnete, und wovon das letzte, welches wir sahen, achromatisch war und die Gegenstände 16 Millionen mal vergrößerte*), hat die Mittel zu Beobachtungen ungemein vermehrt und den physikalischen Wissenschaften große Dienste geleistet. Indessen muß man sich bei diesen fast fabelhaften Vergrößerungen die größte Mühe geben, optische Täuschungen zu vermeiden. Herr Amici glaubt, daß es deshalb nothwendig ist, seine Gegenstände stark zu beleuchten. Dieser ausgezeichnete Naturforscher hat sich seines Instrumentes bedient, um die Beobachtungen Corti's über die Bewegung des Pflanzen-Saftes zu wiederholen. Man weiß, daß jene Beobachtungen Herrn Schultz in Berlin dazu gedient haben, ein doppeltes System der Circulation in den Pflanzen aufzustellen; aber Herr Amici, der dieselben Beobachtungen wiederholt hat, glaubt, daß der Deutsche Botaniker durch Bewegungen, welche das Sonnenlicht oder die Temperatur-Verschiedenheiten in den Flüssigkeiten der von ihm beobachteten Pflanzen-Gefäße hervorgebracht haben, zu einem Irrthum verleitet worden ist. Herr Amici hat eine Werkstatt errichtet, wo man die vollkommensten astronomischen Instrumente anfertigt. Er verfertigt sie aber nicht bloß, sondern er bedient sich derselben auch mit großer Geschicklichkeit, wobei ihm sein Sohn behülflich ist, der, obgleich noch jung, sich schon durch analytische Untersuchungen bekannt gemacht hat; man verdankt ihnen die Bestimmung von mehr als zweihundert Doppel-Sternen. Herr Amici ist nach Florenz berufen worden, um den Astronomen Pons zu ersetzen. — Antinori hat der Italiänischen Literatur ein unvergängliches Denkmal errichtet, indem er eine Sammlung vor Volta's Werken herausgegeben hat. Er ist jetzt Direktor des Florentinischen Museums für Physik und Naturgeschichte.

Florenz ist der Sitz eines Tribunals, dessen Autorität von dem übrigen Italien nichts weniger als anerkannt ist: der Akademie de la Crusca. Im 16ten Jahrhundert von sehr verdienstvollen Männern gegründet, konnten weder ihre Arbeiten noch die Dienste, welche sie der Italiänischen Sprache geleistet hat, ihre Erbitterung gegen Tasso vergessen machen. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts gaben die Akademiker ein Wörterbuch heraus, welches allen Werken der Art bei anderen Nationen voranging, und das, trotz seiner Unvollkommenheit, mit Rücksicht auf die Zeit seines Erscheinens für ein Wunder gelten kann. Im Lauf desselben Jahrhunderts bereicherte sich dieses Wörterbuch durch die Arbeiten Redi's, Dati's, Marcetti's, Magalotti's u. A. Die letzte Ausgabe desselben ist vom Jahre 1728; aber seitdem sind mehr als hundert Jahre verflossen, ohne daß die heftigsten Angriffe, welche die Akademie erfahren hat, ihre Arbeiten hätten fördern können. Die Fremden können die Wichtigkeit nicht begreifen, welche man in Italien auf die Wahl der Wörter und auf die Anordnung der Perioden legt. Sie setzen voraus, daß es Leuten, die sich so viel mit den Wörtern beschäftigen, an Gedanken fehlt. Wer aber so denkt, der kennt durchaus die Beschaffenheit der Italiänischen Sprache nicht. In Italien ist das Ohr des gemeinsten ungebildetsten Menschen für den Wohlklang empfänglich. Die Bewohner des Nordens versuchen den Gesang und die Musik Italiens aufzufassen; aber können sie jemals die Harmonie der Prosa und der gewöhnlichen Sprache empfinden? Gewahrt man, wie Dante, Machiavell, Galilei sich mit grammatikalischen Untersuchungen beschäftigen, so kann man wohl annehmen, daß es nicht Mangel an Gedanken ist, was sie zu diesem Studium bewegt. Die Römer bieten merkwürdige Beispiele in dieser Art dar. Cicero erregte, wenn er am Schluß einer wohltönenden Periode ein klangvolles Wort gebrauchte, den enthusiastischen Beifall von 30,000 Zuhörern. Cäsar, der gewiß andere Dinge zu thun hatte, schrieb über die Grammatik, und man weiß, daß er eine ganz besondere Sorgfalt auf die Wahl der Wörter verwandte.

Florenz hat den Vortheil, ein literarisches Journal, die Antologia, zu besitzen, das so gut ist, wie man es unter den gegenwärtigen Umständen nur verlangen kann. Der Redacteur, Herr Vieusseux, hat sehr viel Schwierigkeiten, besonders die Gleichgültigkeit des Landes, zu überwinden gehabt. Ohne Zweifel würde das Journal besser seyn, wenn alle ausgezeichnete Männer in Toskana bedenken wollten, daß in unserem Jahrhundert ein Journal eine Macht ist, und wenn sie sich entschlössen, mit zur Verbreitung der Aufklärung beitragen zu wollen. Inzwischen besitzt der Redacteur doch einige nützliche Mitarbeiter in den Herren Gazzeri, Montani, Forti u. s. w. Florenz verdankt Herrn Vieusseux auch ein sehr nützliches literarisches Institut, wo man fremde Journale und die besten neuen Bücher findet. Er ist auch Herausgeber eines Journals für Landleute, welches dazu dient, nützliche Kenntnisse auf dem platten Lande zu verbreiten. Es wäre sehr zu wünschen, daß dergleichen Unternehmungen wirksamer aufgemuntert würden.

Toskana, welches kaum 1,200,000 Einwohner zählt, besitzt zwei vollständige Universitäten in Pisa und Siena und eine halbe Universität in Florenz. Diese vielfachen Mittel dienen freilich zur Verbreitung des Unterrichts; aber in einem Staate, dem nur so beschränkte Hülfsquellen zu Gebote stehen, kann eben deshalb die vollständige Entwickelung solcher Anstalten nicht stattfinden. Es ist unmöglich, in Toskana die gehörige Anzahl ausgezeichneter Männer zur würdigen Ausfüllung der zahlreichen Lehrstühle der Universitäten zu finden, und dabei sind die Professuren zu schlecht bezahlt, als daß man daran denken könnte, fremde Gelehrte zu berufen. Wenn es eine einzige Universität in Florenz gäbe, so würde dieselbe für die Bedürfnisse von ganz Toskana genügen, und es könnte dieselbe aus den Museen, den Bibliotheken und den anderen Belehrungs-Mitteln der Hauptstadt Nutzen ziehen. Das Beispiel von Paris, und neuerdings das von Berlin und London, haben das bisherige Vorurtheil gegen Universitäten in großen Städten vernichtet. In den letzten Jahren hat der Tod dem Großherzogthum Toskana Professoren von großem Verdienst entrissen. Durch den Tod Vacca's hat die Universität Pisa den berühmtesten Wundarzt Italiens verloren. Siena hat Mascagni, der sich durch seine Entdeckungen über die lymphatischen Gefäße berühmt gemacht hat, und Valeri, einen ausgezeichneten Publizisten, verloren.

Der kleine Staat Lucca, der That nach von Toskana getrennt, gehört in literarischer Beziehung mit zu dem Großherzogthume. Trotz seiner geringen Größe hat Lucca zu allen Zeiten ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Wir nennen unter Anderen, von den noch lebenden, den Marquis von Lucchesini (Bruder des bekannten Diplomaten), dem man die Uebersetzung des Pindar und die gelehrten Forschungen über das ursprüngliche Alphabet der Griechen verdankt; Papi, Verfasser einer Reise nach Ostindien, und der so eben eine Geschichte der Französischen Revolution herausgegeben hat, die großen Beifall findet. Giorgini und Franchini haben sich durch verschiedene mathematische Werke vortheilhaft bekannt gemacht. Endlich widmen sich die Herren Volpi, Massarosa, Colenna u. A. mit Eifer und Talent verschiedenen Zweigen der Literatur und der Wissenschaften.

Die Staaten Parma und Modena, obgleich der Hülfsquellen und Mittel beraubt, welche Toskana besitzt, haben doch zahlreiche Männer aufzuweisen, die sich in den Wissenschaften und in der Literatur hervorgethan haben. Unglücklicher Weise aber werden wir in dem Augenblick, wo wir dies schreiben, uns mehr mit den Gelehrten zu beschäftigen haben, die in fremden Ländern die Strafe der Verbannung erleiden, als mit denen, welchen es erlaubt ist, im Lande sich aufzuhalten. So befinden sich Romagnosi und Rasori in Mailand; Nobili und Amici in Florenz; von anderen im Auslande lebenden wird am Schlusse dieses Artikels die Rede seyn.

An die Spitze der Literatoren Parma's muß man Pietro Giordani stellen, der unbezweifelt der berühmteste der jetzt lebenden Schriftsteller Italiens ist. Giordani, aus Piacenza gebürtig, wurde während der Französischen Herrschaft in Italien zum Secretair der Akademie der schönen Künste in Bologna ernannt. Nach dem Fall Napoleons, als der Papst Pius VII. nach den Legationen zurückkehrte, war Giordani der einzige Italiäner, der die unberechenbaren Uebel vorauszusagen wagte, unter denen die Romagna seufzen würde, wenn man die Verwaltung dieser Provinzen nicht verbessere. In einer Rede, welche Giordani in Gegenwart des Kardinal-Legaten hielt, und die für alle Zeiten ein Denkmal der Beredsamkeit und des Muthes seyn wird, that er dar, daß es fortan unmöglich sey, die Legationen mit den alten Formen der apostolischen Kammer zu regieren. Der Legat antwortete durch die Absetzung Giordani's, welcher schwieg und es den Ereignissen überließ, 15 Jahre später für ihn zu antworten. Er zog sich nach Mailand zurück, wo er einer der Haupt-

*) Diese Bestimmung gilt für die Flächenvergrößerung bei der Combination von 3 Objektivlinsen mit dem sechsten Okular; im Durchmesser beträgt sie dann 4135, also in der Fläche 17,098,225, wobei das Bild auf eine 14 Zoll 5 Linien entfernte Skale geworfen ist. Diese Bestimmungen können dazu dienen, das Amicische Mikroskop mit denen von Pistor und Schiek, von Plossl, von Chevalier und von Frauenhofer zu vergleichen.

Redaktoren der Biblioteca Italiana wurde. Da er genöthigt wurde, auch die Lombardei zu verlassen, so hat er seitdem oft seinen Aufenthalt verändert. Gegenwärtig lebt er in Parma. Giordani hat niemals ein großes Werk geschrieben; aber die Schönheit seines Stils und die außerordentliche Reinheit seiner Sprache haben ihm einen so großen Ruf verschafft, daß das Geringste von ihm — ein Gedicht, ein Zeitungs-Artikel — in Italien fast ein Ereigniß ist.

Es giebt in Parma zwei andere Gelehrte, die sich viel mit der Italiänischen Philologie beschäftigt haben: Colombo, Herausgeber vieler wichtiger Notizen über die alten Schriftsteller, und Pezzana, dem man mehrere Bände Denkwürdigkeiten über Parma's Schriftsteller verdankt, welche sich an die Sammlung des berühmten Pater Affo anschließen. Die Bibliographie, an und für sich ein trockenes Studium, wird eine wichtige Wissenschaft, wenn man sie auf die Biographie, auf die Geschichte und auf die Herausgabe wichtiger Manuskripte anwendet. Italien besaß drei Bibliographen ersten Ranges zu derselben Zeit: Morelli in Venedig, Audiffreddi in Rom und Affo in Parma, welche, durch eine genaue Kenntniß der alten und neuen Sprachen und durch eine fast universelle Gelehrsamkeit unterstützt, die kostbarsten Werke über die Geschichte der Literatur Italiens herausgegeben haben. Diese fleißigen und schätzenswerthen Männer haben eine Schule gebildet. Manzi in Rom, Gamba in Venedig und Pezzana in Parma haben auf eine würdige Weise die Erbschaft ihrer Vorgänger angetreten. Wir hoffen, daß der Letztere, der bereits sehr interessante Manuskripte herausgegeben hat, die Original-Briefe Castelli's, Borelli's, Cavalieri's und anderer berühmter Männer des 17ten Jahrhunderts, welche sich in der Bibliothek zu Parma befinden, erscheinen lassen wird.

Die Geschichte der Feldzüge der Italiäner in Spanien von dem Major Pacani hat sich den Beifall aller Militairs erworben. Dieses besonders in strategischer Hinsicht interessante Werk ist indessen von einer weit größeren Bedeutung für den Ruhm der Italiänischen Nation. Es wird darin gezeigt, daß die Italiäner, gut organisirt, die Ehre ihrer alten Tapferkeit zu behaupten wissen. Uebrigens wäre es einmal Zeit, daß das Ausland und namentlich Frankreich, welches seinen Massena und seinen Bonaparte von uns erhalten hat, seinen schlechten Späßen über den Italiänischen Muth ein Ende machte.

Der Professor Melloni, den die letzten Ereignisse genöthigt haben, Parma zu verlassen, widmete sich mit dem größten Erfolg den physikalischen Wissenschaften. Zuerst hat er sich durch ein wichtiges Werk über die Elastizität der Dämpfe bekannt gemacht. Er unternahm darauf gemeinschaftlich mit Nobili den Bau eines Thermo-Multiplikator's. Dieser Apparat, dessen Wirkung augenblicklich ist, hat einen großen Vorzug vor den bis dahin bekannten Thermometern, welche immer einiger Zeit bedürfen, um die Veränderungen anzuzeigen, und deshalb von gar keinem Nutzen sind, wenn es auf augenblickliche Phänomene ankommt, wie z. B. die Kälte, welche sich bildet, wenn die Luftpumpe entleert wird, eine Kälte, die sich sehr deutlich durch das Instrument des Herrn Nobili kund giebt. Melloni hatte den glücklichen Gedanken, diesem Instrumente noch einen reflektirenden Spiegel hinzuzufügen, wodurch es dermaßen empfindlich und leicht ansprechend wurde, daß es jede Vorstellung übertrifft. Nicht allein, daß jeder neue Körper schon in einer Entfernung von mehreren Fuß eine Abweichung der in dem Nobilischen Apparat angebrachten Magnetnadel um mehrere Grade hervorbringt; sondern wenn man dasselbe in die Mitte eines geräumigen Saals stellt und nach und nach den Spiegel gegen dessen verschiedene Wände richtet, so zeigt es immer genau die Unterschiede in der Temperatur, Unterschiede, die kein anderes Instrument andeuten würde. Melloni und Nobili, beide gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen, kamen im vergangenen Jahre nach Paris und machten zusammen mit Hülfe einer sinnreichen Methode, welche sie sich erfunden hatten, eine Reihe schöner Experimente über die Wärme. Kürzlich hat Melloni durch eine Menge Beobachtungen eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Sonnen-Wärme entdeckt und festgestellt. Man weiß, daß, wenn Sonnenstrahlen durch das Prisma zerlegt werden, die Wärme derselben sich verschiedenartig in jede Farbe des Prisma vertheilt. Die violetten Strahlen enthalten eine sehr geringe Quantität derselben, sie vermehrt sich aber, wenn die Strahlenbrechung abnimmt, so daß das Maximum der Temperatur sich in einem dunkelen Rand befindet, der jenseits der rothen Strahlen liegt, während rechts und links von diesem Rande sich gleichwarme (isotherme) Linien bilden, die je zwei und zwei in symmetrischem Verhältnisse mit einander stehen, aber in gleichen Entfernungen von einander liegen. Jetzt hat nun Herr Melloni die wichtige Eigenthümlichkeit entdeckt, daß, wenn man durch eine durchsichtige Flüssigkeit allmälig jene Wärmstoff enthaltenden Strahlen dringen läßt, der Verlust an Temperatur, den dieselben erleiden, im Verhältniß zu den Winkeln der Strahlenbrechung steht, so daß z. B. die Strahlen, welche mit dem rothen Rand laufen, alle durchgehen, während diejenigen, welche in dem letzten dunkelen Rand liegen, alle aufgefangen werden.

Unter den Professoren der Universität Parma muß man besonders Tommasini's erwähnen, der einer der ausgezeichnetsten Verbreiter der Lehrsätze Rasori's gewesen ist, und der, indem er sich zuerst in seinen Vorlesungen zu Bologna zu denselben bekannte und dieselben später in Parma lehrte, wo er sich jetzt aufhält, sehr viel zu ihrer Verbreitung unter den jungen Aerzten beigetragen hat.

So klein das Herzogthum Modena ist, so hatten doch die Wissenschaften daselbst durch einen besonderen Umstand einen glücklichen Aufschwung erhalten. Im vorigen Jahrhundert faßte ein ausgezeichneter Geometer aus der Lombardei, Lorgna, der einsah, daß sich der Entwickelung der Wissenschaften in Italien als Haupt-Hinderniß der Mangel eines Mittelpunktes entgegenstellte, der die Mittheilungen unter den Gelehrten erleichtern könnte, den glücklichen Gedanken, eine Gesellschaft aus 40 der ausgezeichnetsten Männer Italiens zu bilden, die unter sich durch ein gemeinschaftliches Band verbunden und mittelst eines aus ihrer Mitte erwählten Präsidenten und Secretairs mit einander korrespondiren sollten. Lorgna setzte in seinem Testamente eine bedeutende Summe für den Druck der Denkschriften und für andere nothwendige Unkosten aus. Da aber die der Gesellschaft gehörenden Grundstücke und Gegenstände sich sämmtlich im Herzogthum Modena befanden, wollte der Herzog bei der Restauration dieses Eigenthum nur unter der Bedingung unangetastet lassen, daß der Mittelpunkt dieser Gesellschaft immer in Modena bliebe. Auf diese Weise verlor die Akademie ihre Unabhängigkeit. Man hat, vielleicht mit Unrecht, angenommen, daß sie das Werkzeug einer Faction gewerden sey, und dadurch hat ihr Ruf in den letzten Zeiten verloren. Wir hoffen, daß die Mitglieder der Società Italiana sich bemühen werden, diese Anschuldigung zurückzuweisen, indem sie Leute von Talent, welches sonst auch ihre Meinungen seyn mögen, unter sich aufnehmen werden. Dieser Umstand hat indessen immer Modena zum Nutzen gereicht, und die Wissenschaften wurden daselbst mit Erfolg gepflegt, als mit der Entfernung der Herren Amici und Nobili das Vaterland derselben seinen schönsten Anspruch auf wissenschaftlichen Ruhm verlor.

Der Marquis Rangoni, Präsident der „Italiänischen Gesellschaft", ist ein sehr gelehrter Mann; er hat mehrere Werke über verschiedene Gegenstände der Literatur geschrieben. Er hat eine neue Gesellschaft — die Modenesische — aufgemuntert und aus seiner Börse unterstützt. Herrn Lombardi, Secretair der „Italiänischen Gesellschaft", verdankt man eine Geschichte der Literatur Italiens im 18ten Jahrhundert. Dieses sehr nützliche Werk dient als Fortsetzung zu Tiraboschi. Endlich erwähnen wir des „Versuchs über die Provençalische Poesie" von Galvani und des „Museums der Steinschneidekunst" von Malmusi.

Die philosophischen und politischen Wissenschaften werden in Modena wenig getrieben; es ist dies nicht der Fehler der Menschen, sondern der Umstände. Den Beweis davon liefert der Professor Rossi, in Massa geboren und gegenwärtig in Genf lebend, der sich als Geschichtschreiber und Publizist einen Europäischen Ruf erworben hat. Seine Abhandlung über das Strafrecht hat die Aufmerksamkeit aller Publizisten auf sich gezogen, und die Vorlesungen über Geschichte, welche er jeden Winter in Genf hält, ziehen immer eine große Menge von Fremden nach jener Stadt.

Dieses literarische Gemälde der Herzogthümer Parma und Modena zeigt am besten die Richtigkeit unserer Behauptung, daß die Talente in Italien nicht seltener sind, als in den übrigen Ländern Europa's; denn wenn zwei kleine Länder, die zusammengenommen nicht mehr als 800,000 Einwohner zählen, und wo alle Elemente sich der Entwickelung der Aufklärung widersetzen, unter so ungünstigen Umständen Männer wie Amici, Giordani, Melloni, Nobili, Rasori, Romagnosi und Rossi haben hervorbringen können, so muß sich doch wohl in dem Italiänischen Boden ein Samen der Kraft und des Genies befinden, der alle Hindernisse zu durchbrechen weiß.

(G. Libri. — R. d. d. M.)

Bibliographie.

Storia Evangelica. (Evangelische Geschichte.) Lateinisch mit den eigenen Worten der heiligen Evangelisten abgefaßt, ins Italiänische übersetzt und mit Anmerkungen versehen vom Grafen Leopardi di Recanati. Pesaro.

La poetica. (Die Poetik des Vida.) Uebersetzt von Baldassarre Romano. Palermo.

Effemeridi. (Wissenschaftliche und literarische Ephemeriden für Sicilien.) Eine in Palermo erscheinende Monatsschrift, die mit Anfang dieses Jahres begonnen hat.

In Palermo sind gleichzeitig zwei verschiedene Lateinische Uebersetzungen derjenigen Elegieen des Königs Ludwig von Bayern erschienen, welche sich auf die alten Städte Siciliens beziehen, und die zuerst von T. Gargallo ins Italiänische übersetzt worden waren. Die eine dieser Lateinischen Uebersetzungen ist von P. Pizzuto und die andere von B. Castilio.

Mannigfaltiges.

— Benutzung unscheinbarer Gegenstände. Die Häute, welche die Goldschläger brauchen, werden aus Thier-Eingeweiden bereitet. Die Pferde- und Rindvieh-Hufe und andere hörnerne Stoffe werden zur Hervorbringung des schönen, gelben, krystallisirten Pottaschen-Salzes gebraucht, welches in den Werkstätten einiger unserer Chemiker zu finden ist. Die zerbrochenen Pfannen und zinnernen Küchengefäße sind, wenn die Kunst des Kesselflickers nichts mehr über sie vermag, doch nicht ganz unbrauchbar. In den Straßen von London trifft man oft auf Karren, die mit alten zinnernen Kesseln und zerbrochenen eisernen Kohlenpfannen beladen sind. Diese haben ihre nützlichen Dienste noch nicht vollendet; die weniger abgenutzten Stücke schneidet man in Streifen, bohrt kleine Löcher hinein und überstreicht sie mit einem groben schwarzen Firniß; in diesem Zustande dienen sie zum Beschlagen der Ränder und Ecken von Kasten. Das Uebrige wird zu den chemischen Künstlern gebracht, die daraus in Verbindung mit Kohlensäure eine schwarze Farbe für die Baumwollen-Färber bereiten. (Babbage's Economy.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Freitag den 17. August 1832.

Frankreich.

Alfred de Vigny.

Eine Charakteristik dieses Dichters, von G. Planche.

Man öffne nach Belieben die Geschichtsbücher und Biographieen; man nehme das Leben eines Athenienssischen Generals, eines Römischen Tribuns, eines Florentinischen Malers; inmitten der zahllosen Widersprüche, aus denen die angebliche Wahrheit zusammengesetzt ist, welche so schwer festzustellen und immer auf so viele und verschiedene Weisen wahr ist, wird sicherlich ein Punkt durch die Einstimmigkeit der Zeugnisse auffallen, daß es nämlich in dem antiken Leben sowohl als in dem modernen den größeren Geistern, den durch das Schicksal bezeichneten Männern selten gelungen ist, sogleich den Weg zu treffen, den sie einschlagen müssen, und von welchem entfernt es für sie weder Ruhm, noch Glück, noch Macht, noch Enthusiasmus giebt. Für diejenigen, welche sich damit begnügen, zu leben und vorüberzugehen, ohne Spuren zurückzulassen, ist jeder Weg gut und gedeihlich. Nach welcher Richtung hin sie sich auch bewegen, sind sie sicher, ihr Ziel zu erreichen; denn sie haben keine andere Absicht im Kopfe, keine andere Hoffnung im Herzen, als aufzuhören, nachdem sie gedauert, zu schlafen, nachdem sie gewacht haben, und in einem Schlaf ohne Träume die Mühen des Tages zu vergessen. Aber die Geschichte und die Philosophie haben mit dieser Menschheit ohne Seele nichts zu schaffen, und indem sie dieselbe ohne Bedauern aufgeben, beschränken sie sich darauf, ihren Platz und ihre Zahl auf den statistischen Karten zu bezeichnen.

Aber bei den Geistern, die zweifeln und forschen, welche schmerzhafte Proben, welch' mühsames Grübeln, bevor sie den Faden finden, der sie retten soll! Welche tobende Wogen zu bekämpfen, ehe sie mit vollen Segeln eine lichtvolle und friedliche Bahn verfolgen können!

Ich weiß nicht, ob die Geschichte, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in Frage gestellt, bestritten, zu Asche gebrannt und dann auf neue Kosten wieder aufgebaut wird, um sich fünfzig Jahre später wieder auszulösen und in Trümmer zu zerfallen; ich weiß nicht, ob diese große Schule der Völker und Könige, wie sie in der Sorbonne genannt wird, eines Tages das Utopien des guten Abbé Saint-Pierre verwirklichen und uns den ewigen Frieden geben wird; wenn das Studium der Geschichte, wenn das fleißige Lesen des Herodot und Sallust hinreichen soll, allen Kriegen auf freundschaftliche Weise ein Ende zu machen, so gestehe ich, daß meine Ueberzeugung in dieser Beziehung noch sehr unvollständig ist. Aber ich sehe in der Geschichte ein unvergängliches Symbol des Leidens und der Entsagung, einen gebieterischen Rath für die Zukunft, wie dieselbe auch beschaffen seyn möge, und zwar noch mehr für den Einzelnen als für die Völker; die Seele tröstet und erheitert sich beim Anblick der Trübsale, die den übrigen vorangegangen sind, und die in der Ausdauer eine Lösung und eine Buße gefunden haben. So lese ich niemals ohne Rührung eines der gelehrtesten Englischen Bücher: das Leben der Poeten England's von Samuel Johnson. Ich verzeihe ihm gern seine Pedanterie, seine übertriebene Emphase und seinen puritanischen Geschmack, wegen seiner Anekdoten und seiner mit so religiöser Sorgfalt gesammelten Traditionen. Milton, Schullehrer! Savage, auf der Straße oder in einer räucherigen Schenke auf einzelnen Blättchen Bruchstücke seiner Gedichte schreibend! Giebt es viel Romane, die so reich an Aufregung des Gemüthes sind?

Obgleich man sich an die Biographie eines Lebenden nur mit außerordentlicher Vorsicht wagen darf, obgleich die Erzählung der ersten Jahre eines Mannes, dem man in einem Salon oder auf der Straße begegnen kann, eine ernste und beständige Rücksicht verlangt, so wird es doch vielleicht nicht ohne Interesse und ohne Nutzen seyn, so vielen merkwürdigen Beispielen ein neues hinzuzufügen, das wir vor Augen haben. Wenn ich Tag für Tag das innere und persönliche Leben Alfred de Vigny's kennte, so würde ich mich wohl hüten, es bekannt zu machen. Es würde dies, meiner Ansicht nach, eine Indiscretion seyn, die ohne Nutzen für das Publikum, für den Dichter oder für den Biographen wäre. Ich glaube überdies, daß man in den letzten Zeiten die Wichtigkeit der literarischen Anekdoten sehr übertrieben hat, daß man oft in unbedeutenden Umständen eine sinnreiche, aber gezwungene Auslegung eines Gedichtes oder eines Romanes gefunden hat, wo der Verfasser selbst vielleicht nicht die Quelle hätte angeben können. Ich bin z. B. überzeugt, daß, wenn der Dichter des Hamlet unter uns zurückkehrte, er beim Lesen der Bemerkungen Tieck's und Göthe's über sich sehr in Erstaunen gerathen und ganz ohne Umschweif die metaphysischen Intentionen zurückweisen würde, welche die Deutsche Kritik mit seinem Namen getauft hat.

Alfred de Vigny ist im Jahre 1795 in Loches in Touraine geboren. Seine erste Erziehung, in Trenchet, einem alten Schlosse seines Großvaters, begonnen, wurde ohne Aufsehen in einem College zu Paris beendigt. Im Jahre 1814 trat er in die 1ste rothe Compagnie als Kavallerie-Lieutenant ein, später ging er zu einem Infanterie-Regimente über und nahm im Jahre 1828, als Capitain des 55ten Linien-Regimentes, nach 14 jähriger Dienstzeit seinen Abschied.

Wenn man den Feldzug von 1823 ausnimmt, den die damaligen prahlenden Bülletins vergebens in einen ernsthaften Krieg zu verwandeln gesucht haben, so hat er von dem militairischen Leben kaum etwas Anderes, als die Einförmigkeit und die Disziplin kennen gelernt. Unter dem Konsulat und Kaiserreich, in den kriegerischen Ideen, welche damals die Jugend nährte, und in einer Zeit erzogen, wo jedes Schicksal mit einem Epaulet begann, und mit einer Kugel oder mit dem Feldmarschalls-Stab endigte, und dann von der Restauration mit ihren funfzehn Jahren äußeren Friedens und innerer Kämpfe überrascht, befand sich seine Erziehung, wie die so vieler Anderen, ohne Zweck und ohne Zukunft. Er hatte in der Schule von den Gefahren des Schlachtfeldes geträumt; aber Napoleon hinterließ den Bourbons eine Nation, die des Ruhmes und des Despotismus überdrüssig war. Die ganze Thätigkeit der Französischen Nation richtete sich, so glaubte man wenigstens, auf friedlichere und dauerhaftere Eroberungen, als die des Generals von Italien.

Was nun anfangen? Sollte man die fortan unerfüllbare Hoffnung auf eine militairische Laufbahn aufgeben, auf knechtische Weise Jagd auf Stellen machen und mit so vielen anderen Ehrgeizigen, welche der Strom der Revolutionen emporhebt und wie unreinen Schaum wieder zurückwirft, den Zugang zu den Ministerien belagern? Besser war es sicherlich für einen Mann von Nachdenken und Verstand, das militairische, das Garnisons- und Kasernen-Leben fortzuführen, das für einen arbeitsamen, die Einsamkeit liebenden Geist denselben Reiz oder, wenn man will, dieselbe fruchtbare Langeweile hat, wie das Mönchs-Leben. Diese Wahl traf auch Alfred de Vigny; von 1815 bis 1828, wo er den Dienst verließ, hat er die verschiedenen Gedichte gemacht, welche in den Jahren 1822, 1824 und 1826 einzeln herauskamen und im Jahre 1829 zuerst gesammelt erschienen. Da er nichts Anderes zu lesen hatte, als die Bibel, die während des Marsches in dem Tornister eines Soldaten lag, so schrieb er in seinen Mußestunden, zwischen dem Exerziren und der Parade, „Dolorida", „Moses", „die Sündfluth" und den „Schnee." Auf diese Weise war die Dichtkunst für ihn niemals eine regelmäßige Beschäftigung, sondern eine Erholung, eine Nothwendigkeit, eine Zuflucht. In Oleron, einer kleinen Bergstadt in den Pyrenäen, nahe bei Orthez, kam ihm der erste Gedanke zu seinem Cinq-Mars. Als er einen Urlaub von einigen Wochen erlangen konnte, kam er nach Paris, um die Memoiren des 17ten Jahrhunderts, den Kardinal Retz und Frau von Motteville zu studiren; durch anhaltendes Lesen machte er sich genau mit der Geschichte Ludwigs XIII. unter Richelieu bekannt. Im Jahre 1826 wurde in Paris der Cinq-Mars geschrieben und herausgegeben, der seitdem drei Auflagen erlebte, und dessen Erfolg gesichert ist.

Im Jahre 1828, in's bürgerliche Leben zurückgekehrt, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Reform des Theaters, und bevor er selbst etwas für die Bühne schrieb, glaubte er einige Englische Stücke bei uns einbürgern zu müssen. Er übersetzte „Othello", der am 29sten Oktober 1829 aufgeführt wurde. Während der Vorstellungen dieses Stückes übersetzte er den „Kaufmann von Venedig", welcher auf dem Ambigu-Theater aufgeführt werden sollte, als Herr von Montbel es auf Grund des Privilegiums des Theater français untersagte. Im Jahre 1830 schrieb er die „Marschallin von Ancre", welche am 25. Juni 1831 aufgeführt wurde; und vor gar kurzer Zeit hat er „Stello" beendigt.

Im vergangenen Monat Mai, in einer schweren Krankheit, der er zu unterliegen glaubte, verbrannte er zwei Manuskripte: „Julian, der Abtrünnige" und „Roland", seine beiden ersten Werke auf der dramatischen Laufbahn, die er niemals Jemanden mitgetheilt hat.

Das Leben Alfred de Vigny's zerfällt also in drei genau gesonderte Perioden: seine Erziehung, unter dem Konsulate und Kaiserreiche begonnen und vollendet; seine literarischen Arbeiten und sein militairisches Leben unter der Restauration; und seit 1828 eine freiwillige und arbeitsame Zurückgezogenheit.

Von 1814 bis 1828 ist er, seiner Familie zu Gefallen, um nicht plötzlich Verpflichtungen aufzuheben, die ihm eine Stellung in der Welt gaben, und um den Vorwurf der Inkonsequenz und des Leichtsinnes zu vermeiden, den müßige Zungen so leicht vorbringen, im Dienst geblieben; er hat seinen persönlichen Geschmack verläugnet, ohne deshalb auf seine Lieblings-Studien Verzicht zu leisten. Aber allem Anschein nach ist diese gezwungene Lage ihm von Nutzen gewesen. Wenn er in Paris einer friedlichen Muße genossen hätte, würde er sich vielleicht in die literarischen Zirkel und Coterieen gemischt haben, die sich in die Salons der Restauration theilten und das Abbild, zuweilen auch die Karrikatur der parlamentarischen Streitigkeiten waren; vielleicht wäre es genöthigt gewesen, bei den Kämpfen über die Freiheit der Kunst seine Stimme in die Waagschale zu werfen. Ich glaube aber, daß, ungeachtet des bedeutenden Aufwandes an Geist und Worten, mit Hülfe welcher die literarischen Athenäen der Restauration zehn Jahre hindurch ihre Lehrstühle auszufüllen und ihre Zuhörer zu beschäftigen gewußt haben, dieser gelehrte Müßiggang, diese ewigen Streitigkeiten über den Geschmack und das Genie, über Boileau und Shakespeare, über das Mittelalter und das Alterthum der Kunst, an und für sich mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Wenn die Wiedergeburt des Theaters nahe bevorstehend seyn soll, so zweifle ich, ob es das sicherste Mittel ist, dieselbe zu beeilen, wenn man weiß, ob Rabelais und Callot im Aristophanes und in den Römischen Basreliefs den ewigen Typus des Humors gefunden haben, den Andere, ich weiß nicht warum, der Entwickelung des Christenthumes zuschreiben. — Schatten der Redner Athen's und Rom's, wenn Ihr den Sitzungen unserer modernen Akademieen beiwohntet, wie eifersüchtig müßtet Ihr nicht auf unsere klangreichen Perioden, auf unsere verrätherischen Einschnitte seyn, die der Ungeduld und der Neugierde den kleinen Krieg machen! Hat Euer Inneres nicht vor Freude gezittert, hat Euer Herz nicht voller Dankbarkeit geschlagen, als Ihr sahet, auf welche würdige Weise wir Eure Lehren benutzen? Fürchtet Ihr nicht, daß bald ganz Frankreich aus Professoren bestehen werde, und daß sie bald in ihrem gegenseitigen Erstaunen, in ihrem gegenseitigen Entzücken über ihre unfehlbare Beredsamkeit die Erörterung durch einstimmiges Beifallklatschen schließen würden?

War es nicht hundert Mal besser, wie Alfred de Vigny, von Poesie und Einsamkeit zu leben, die Neuheit des Versbaues in der Neuheit der Empfindungen und Gedanken zu suchen, ohne zu wissen, ob dieses Versmaß Baif oder jenes Coquillart angehört? Daß der an anhaltende Studien gewöhnte Geist mit Muße und unparteiisch einen Punkt der Literatur-Geschichte zu erforschen sucht, scheint mir sehr natürlich und gut; aber sich aus der Vergangenheit einen Schild für die Gegenwart zu machen, dem 16ten Jahrhundert das Lob eines Verses oder eines Maaßes zu entlehnen und aus diesen ganz untergeordneten erste und Lebens-Fragen machen, das ist ganz gewiß ein großes Unglück, ein bedauernswerther Verfall, ein falscher und gefährlicher Weg. Es ist daher für Alfred de Vigny ein großes Glück gewesen, daß er bis zum Jahre 1828 lieber bei seinem Regimente, als in den literarischen Gesellschaften von Paris gelebt hat, die sich durch kleinliche Spitzfindigkeiten verweichlichten.

Wir wollen jetzt der Entwickelung seiner Arbeiten folgen und den Werth seiner Ansprüche erwägen. Von allen Verdiensten, welche seine Gedichte auszeichnen, sind mir die ungekünstelte und ungezwungene Abwechselung der Gegenstände, die unfreiwillige und offene Opposition und, wenn man will, die Inkonsequenz der Intentionen und poetischen Formen, der freie und ungebundene Gang der Ideen, die umherschweifende und abenteuerliche Begeisterung, die nach Laune und Träumerei von Judäa nach Griechenland, von der Bibel zu Homer, von Symetha zu Karl dem Großen, von Moses zu Frau von Soubise übergeht, am meisten aufgefallen. — Die Poesie, auf diese Weise aufgefaßt und ausgeübt, ist, ich weiß es, selbst wenn man einen sehr glücklichen Ausdruck zugiebt, ihrer Macht und ihrer Wirkung weniger gewiß. Jedesmal, wenn sie auf den Leser wirken will, beginnt sie einen neuen Versuch, öffnet und bahnt sich einen neuen Weg; sie bedarf, um vollkommen verstanden zu werden, einer strengen Aufmerksamkeit und fast einer ganz neuen Erziehung. Wenn sie im Gegentheil, der gewöhnlichen Weise folgend, die Arbeit des Gedankens und der Worte in eine Art Industrie verwandelte, wenn sie, um sich der allgemeinen Sympathie leichter zu versichern, einen ersten Erfolg für alle spätere benutzte, wenn sie, nachdem sie die Blicke auf eine besondere Gattung von Gemüthsbewegungen und Ideen gelenkt hat, sich diese erste Lehre als Richtschnur für alle ihre übrigen Leistungen dienen ließe, dann würde sie allerdings mit weniger Unruhe und weniger Sorgen verbunden seyn. Glaubt Ihr aber nicht, daß die Poesie, wenn sie auf diese Weise die Freiheit der Sorglosigkeit und der Frivolität zum Opfer bringt, wenn sie von der Unwissenheit und dem Leichtsinn Verzeihung erfleht, ihrer Sendung und ihrer Würde entsagt? Wird sie nicht verblühen und absterben, wenn sie aufhört, sich zu erneuern?

„Eloa" wetteifert an Grazie und Majestät mit den schönsten Seiten Klopstock's. Der Gegenstand, welcher sich in dem Ursprung aller Geschichte und aller Poesie vorfindet, der Kampf der beiden Prinzipe, welche sich um unser Geschick streiten, der alle Lehren von der Entstehung der Welt und alle Religionen beherrscht, der sich in den Mahagbavias der Indier, in dem Evangelium wie im Koran, in Faust und in Manfred, in Marlow und in Milton kund giebt, der, ohne sich zu erschöpfen, schon alle Zeitalter der Menschheit durchlaufen hatte, bedurfte, um ein geschwätziges und zerstreutes Publikum, wie das unsrige, zu interessiren, des Reizes der Details und der Ausführung; und dieses Drama, dessen Schauplatz und dessen handelnde Personen nicht ein einziges Element der Wirklichkeit haben, sondern dessen Exposition, Entwickelung und Ausgang nur eine ideale und allgemeine Wahrheit haben, dieses Drama interessirt von Anfang bis zu Ende, wie das „verlorene Paradies" oder „der Messias".

„Moses" ist eine herrliche Personifizirung des Genie's im Kampf mit dem unwissenden und blinden Gehorsam. Wenn der gesetzgebende Prophet, Orpheus einer werdenden Civilisation, wie Solon und Lykurg, wie Numa und Napoleon die Gesetze mit den Gebräuchen in Einklang bringend, mit Gott von Angesicht zu Angesicht spricht und sich über seine Macht und seine Einsamkeit beklagt; wenn er dem Herrn erzählt, wie die Zärtlichkeit ihn flieht, wie die Freundschaft vor ihm kniet, statt ihm die Arme zu öffnen, so glaube ich nicht, daß es eine fühlende Seele giebt, der der Anblick eines solchen Schauspiels und das Nachdenken über ein so schneidendes Elend nicht Thränen entreißt. Die Formen und die Abschnitte der Hebräischen Sprüche, in das Französische Versmaaß übertragen, machen, wie in „Athalie", einen schönen Eindruck.

„Dolorida" ist eine pathetische Schöpfung, eine Spanische Erzählung mit einfachem und raschem Verlauf; die ersten Verse sind von ausgesuchter und verliebter Koketterie. Wenn der ungetreue Gatte sich seiner eifersüchtigen Frau zu Füßen wirft und sein Verbrechen bekennt; wenn seine Richterin und Mörderin seine Qualen und seine Demüthigung durch die furchtbare Frage beantwortet:

T'a-t-elle vu pâlir ce soir dans tes souffrances?

und sich dann selbst für ihre Rache straft, indem sie sterbend die Worte ausspricht:

Le reste du poison, qu'hier je t'ai versé,

dann verharrt man im Schweigen und in der Betäubung, wie vor einer Eiche, die der Blitz getroffen hat. Aber ungeachtet des mächtigen Interesse in „Dolorida" habe ich doch oft die zu häufige Anwendung der poetischen Umschreibung bedauert. Ich wünschte mehr Natürlichkeit, mehr Ungezwungenheit im Ausdruck. Ich verzeihe die fleißige und geschmückte Eleganz in der Entwickelung einer persönlichen Gesinnung, oder in einer ausgedehnten Handlung, wo der Dichter auf eigene Rechnung einschreiten kann; wenn man aber eine ganze Tragödie in zweihundert Versen zusammenfaßt, kann man nicht gerade genug auf sein Ziel losgehen; es kömmt dann darauf an, das rechte Wort zu gebrauchen und jede Sache bei ihrem Namen zu nennen. Uebrigens ist dieser Fehler, den ich in meiner Aufrichtigkeit tadele, für den größten Theil der Leser eine schätzenswerthe Eigenschaft. Ich bleibe aber bei meiner Ansicht.

„Frau von Soubise" gefällt mir weniger, als der übrige Theil der Sammlung. Es scheint mir, daß das Interesse sich durch das Kindische in der Ausführung zersplittert. Es sieht aus, wie eine Nachahmung der alten Balladen, die auf Pergament geschrieben und mit Gold und Karmoisin eingefaßt waren. Es ist rhythmische getriebene Arbeit, aber nicht streng und einfach ausgeführt, wie die Platten Albrecht Dürer's oder die Medaillen Cellini's. Es ist fast ein Geduld-Spiel, eine müßige Aufgabe, die der Verfasser sich selbst stellt, die er vortrefflich löst, der zu entsagen er aber doch wohl gethan hat. Weit mehr liebe ich den „Schnee" und „die Ernsthafte", die in der Ausführung an Hoffmann's Erzählungen erinnern. — Die „Sündfluth" leidet, trotz der Beredtsamkeit einiger Seiten, im Allgemeinen an Verwirrung der Begriffe. Man findet darin weder die theatralische und gigantische Größe Martin's, noch die pünktliche und reine Strenge Poussin's, welche Beide unter anderer Gestalt denselben Gegenstand behandelt haben. — „Symetha" und „das Bad einer Römischen Dame" erinnern an die antike Manier Ebenier's. — Hieraus geht hervor, daß die Gedichte Alfred de Vigny's, wenn man die Fehler und die guten Eigenschaften gegen einander aufhebt, in vielfacher Hinsicht eine schätzenswerthe Sammlung, originell in den Gedanken, elegant in der Ausführung und, unserer Ansicht nach, ein schönes und dauerhaftes Denkmal sind.

(Schluß folgt.)

Das Jacotot'sche Unterrichts-System.

Die von Herrn Jacotot erfundene Unterrichtsmethode hat seit einiger Zeit bedeutendes Interesse in einem Theile von Europa erregt. In vielen Gegenden Belgiens, wie auch in einigen Frankreichs, sind Schulen nach seinen Prinzipien eingerichtet worden, und in England fängt man an, diesem Beispiele zu folgen. Hier eine kurze Darlegung des Jacotot'schen Systems.

Lesen. Statt dem Kinde zuerst das Alphabet, dann die Sylben und zuletzt die Wörter beizubringen, liest Herr J. demselben das erste Wort aus Fenelon's Telemach vor und zeigt ihm das Wort. Dann liest er ein anderes und wieder ein anderes und läßt das Kind alle Worte nachsprechen, bis ein Satz zu Ende ist und der Zögling die Worte zu unterscheiden weiß. Hierauf macht er denselben mit jeder Sylbe und endlich mit jedem Buchstaben des Satzes bekannt und verlangt, daß die Lection auswendig gelernt werde. Den nächsten Spruch bringt er auf gleiche Art bei, und wenn ein paar Seiten so durchgemacht sind, kann das Kind lesen.

Schreiben. Das Kind fängt damit an, daß es, so gut es ihm möglich ist, das erste Wort aus Telemach, „Kalypso", nach einer Vorschrift kopirt, und muß dann seine Fehler entdecken und verbessern, bis es das Wort schreiben kann. Auf ähnliche Art werden die folgenden Worte der Reihe nach geschrieben, bis die Schrift gut genug ist.

Muttersprache und allgemeine Kenntnisse. Zum Gelingen des Planes ist unumgänglich nothwendig, daß der Schüler die ersten sechs Bücher des Telemach, oder ein bedeutendes Stück aus einem anderen klassischen Werke, so durchweg auswendig lerne, daß, wenn der Lehrer wenige Worte aus irgend einem Theile anführt, der Kleine ganz geläufig fortfahren kann. Um dies zu bewirken, muß das Kind alles Gelernte an einem Tage mehrmals aufsagen, und

hat es eine große Portion im Kopfe, so braucht es nur einmal täglich zu repetiren. Dieser Theil des Planes soll der einzige lästige und beschwerliche seyn. Alles Uebrige im Telemach muß, wo nicht memorirt, doch wenigstens auf das Genaueste seinem Inhalt nach eingeprägt werden. Hat der Schüler den ersten Abschnitt gelernt, so wird er über jedes Wort und jede Phrase befragt, muß aber Alles selbst herausfinden. Der erste Satz im Telemach lautet bekanntlich: „Kalypso konnte sich über die Abreise des Ulysses nicht trösten." Der Lehrer stellt folgende Fragen, die sein Schüler nach Kräften beantwortet: „Wer war abgereist? Wer war betrübt? Wer waren Kalypso und Ulysses? Welches war die Ursache von Kalypso's Schmerz? Liebte Kalypso den Ulysses? Woher weißt du das? War sie nur obenhin betrübt oder recht sehr? Was versteht man unter einem Schmerz, der keinen Trost zuläßt?" u. s. w. — Der nächste Paragraph giebt Stoff zu neuen Fragen und macht das Kind fähig, andere Fragen in Beziehung auf den ersten Theil zu beantworten. Das ganze Werk wird in dieser Manier durchgegangen und oft wieder angefangen, in dem Maaße, als das Kind älter wird und schwierigere Fragen beantworten kann. Dieses Buch (der Telemach) soll das in jedem Ding enthaltene Prinzip aller Dinge darthun; denn der Schüler wird, indem er es lernt und jeden Theil mit dem anderen vergleicht, die Elemente der Grammatik, Stilistik, Kritik, der spekulativen und Moralphilosophie, der Kenntniß der menschlichen Natur im Allgemeinen, der Geschichte, Geographie, u. s. w., kurz Alles, was der Schriftsteller selbst für nothwendig hielt zu verstehen, um sein Werk so hervorzubringen, wie es wirklich vorliegt, kennen lernen. Schüler von vierzehn bis funfzehn Jahren haben es dahin gebracht, an Eleganz und Korrektheit des Stils Fenelon gleich zu kommen; in Erforschung des Unterschiedes der Synonymen sich Girard zu nähern; viel besser zu kritisiren, als Madame Dacier oft gethan; allgemeine Beobachtungen über Literatur zu machen, die nicht hinter denen des La Harpe zurückstehen; mit einem Worte, mehr zu leisten, als jemals von Kindern geleistet worden, ausgenommen diejenigen, die man einstimmig für Genies erklärt hat.

Der Uebungen, welche zu diesen außerordentlichen Ergebnissen führen sollen, sind zwanzig an der Zahl: — 1. Nachahmen. Beispiel: Um den Gram einer Person zu beschreiben, bedient sich der Schüler, so weit er kann, der Worte Fenelon's bei Schilderung des Grames der Kalypso. — 2. Allgemeine Betrachtungen über besondere Gegenstände. Es wird ein Thema zur Ausarbeitung gegeben, z. B. Beredsamkeit, wobei der Schüler über den 3ten, 4ten und 5ten Satz im ersten Buche des Telemach nachdenken muß. — 3 und 4. Unterscheidung sinnverwandter Wörter und Ausdrücke. Man giebt dem Schüler zwei Wörter oder Ausdrucksweisen, läßt ihn die Stellen im Telemach, wo sie vorkommen, bestimmen und die Bedeutung beider Wörter oder Ausdrücke genau entwickeln. — 5 und 6. Vergleichung paralleler Themata und paralleler Gedanken. — 7. Uebertragung. Beispiel: die Stelle im Telemach, wo Kalypso's Betrübniß über die Abreise des Ulyß geschildert wird, ist von dem Schüler in den Schmerz eines Ehrgeizigen über den Verlust seiner Würden zu modifiziren u. s. w. — 8. Analyse. Der Schüler muß den Telemach unvorbereitet analysiren. — 9. Gedanken und Entwickelung. Beispiel: Mentor sagt: Sprich niemals aus Eitelkeit. Dieser Text muß weiter ausgeführt werden. — 10. Auffindung gewisser Themata zur Uebertragung. Beispiel: Telemach bekämpft den Löwen, übertragen auf Bekämpfung der Leidenschaften; die Wettfahrt in Kreta. Uebertragung, Ehrgeiz. — 11. Ueber jeden beliebigen Gegenstand schreiben. Beispiel: dem Schüler wird eine Ode zum Lesen vorgelegt; woraus er deduziren muß, was eine Ode sey, und Alles, was sich auf Oden bezieht. — 12. Gedanken nachbilden. — 13. Briefe schreiben; z. B. von Telemach an Mentor u. s. w. — 14. Gemälde entwerfen, z. B. von Telemach, Mentor u. s. w. — 15. Parallelen oder Vergleichung von Charakteren. — 16. Erzählungen, Skizzen u. dgl. schreiben, mit Benutzung des im Telemach gegebenen Materials. — 17. Die Sprachregeln mit Beispielen belegen. Der Schüler liest die Grammatik und verifizirt sie, indem er zu jeder Regel Beispiele aus Telemach anführt. — 18. Ueber irgend einen Gegenstand in einer gegebenen Zeit schreiben. Der Lehrer verwilligt dem Zögling eine Viertelstunde, um einen Versuch niederzuschreiben. Themata wären z. B. „Bete Gott an"; „liebe den König"; diene dem Vaterland"; „Gefallsucht." — 19. Improvisiren. Ein Wort oder Thema wird gegeben, worüber der Schüler aus dem Stegreif eine kleine Rede hält. — 20. Alles ist in Allem. Der Schüler muß unvorbereitet die besondere Kunst Fenelon's bei Abfassung des Telemach zeigen, andere literarische Erzeugnisse mit diesem vergleichen und bemerken, daß der menschliche Geist, unter allen Umständen, so ziemlich gleiche Bahn halte.

Sprachen. Eine fremde oder todte Sprache wird nach ähnlichem Plane gelehrt. Ein Buch mit einer zwischen den Zeilen laufenden oder angehängten Uebersetzung wird dem Gedächtniß anvertraut, und der Schüler muß die Sentenz in der fremden Sprache zuerst ganz, dann zergliedert lernen. Hierauf erhält er Anweisung zum Sprechen, Schreiben, Uebersetzen und Verbessern der Sprache.

Zeichnen. Der Schüler stizzirt die Büste Apollo's in irgend einer Stellung so lange, bis die Zeichnung korrekt wird. Dann werden andere Stellungen vorgenommen. Hierauf entwickelt der Schüler die allgemeinen Verhältnisse des Kopfes. Dann wird die ganze Bildsäule abgezeichnet. Gruppen folgen. Der Schüler liest die besten Werke über Zeichnenkunst. Nun schreitet er zur Schattengebung. Beim Zeichnen von Landschaften werden zuvörderst Fragen über die Scene gestellt. Bei der Farbengebung wird erst eine gute Kopie vorgelegt und dann die Natur nachgeahmt. Endlich folgen Zeichnung aus dem Gedächtniß und Composition. Der Schüler wird durchgängig oft gefragt.

Arithmetik. Der Schüler lernt einen Theil eines arithmetischen Werkes auswendig (!) und muß Alles, was er gemerkt hat, erzählen und solchergestalt alles Nothwendige entdecken. Er liest das Uebrige und vergleicht einen Theil mit dem anderen. Algebra und Geometrie werden eben so eingeprägt.

Musik. Setzet den Schüler an das Klavier und legt ihm ein Buch mit einfachen Tönen vor; zeigt ihm die erste Terze und Baßnote des ersten Tons; laßt den Schüler sie anschlagen; wiederholt diese und fügt die beiden nächsten hinzu; wiederholt diese vier und fügt andere hinzu; und fahrt so fort, bis ihr den ersten Ton gelehrt habt. Dann laßt einen anderen Ton lernen, und wieder einen anderen bis zu 50 Tönen, und wiederholt diese 50 Töne unausgesetzt, wie beim Lesen des Telemach. Laßt Musikstücke lesen und ohne Buch spielen; laßt phantasiren und kleine Stücke komponiren. Während des ganzen Kursus müssen unzählige Fragen an den Schüler gerichtet werden; dieser muß beweisen, was er sagt, und durch stete Beziehung auf das, was er vorher gethan hat, sich selbst unterrichten.

Herr Jacotot nennt diese seine Unterrichtsmethode eine geistige Emancipation, der die Voraussetzung zum Grunde liegt, daß die Anlagen aller Menschen gleich seyen, und daß es nur der rechten Methode bedürfe, um sie zu wecken. Dem Unbefangenen, der sich mit dem neuen Systeme vertraut macht, muß es jedoch scheinen, daß eine Methode, die alle Unterrichts-Gegenstände, gleichviel ob rein mechanische oder intellektuelle, nach denselben Prinzipien beibringt, die den „Telemach" als passe partout gebraucht, der ebensowohl die Pforten des ABC als die der Metaphysik öffnen soll, eher eine Knechtung als eine Emancipation des Geistes zu nennen sey.

Bibliographie.

Esquisse historique. (Historische Skizze der vornehmsten Epochen der physikalischen und mathematischen Wissenschaften.) Von A. J. L. Jourdan. Pr. 6 Fr.

Esquisses Africaines. (Afrikanische Skizzen.) Von Cooper Rose, Offizier im Ingenieur-Corps. Aus dem Englischen übersetzt von Cabanis. Pr. 7½ Fr.

Essai etc. (Ueber die Anfangsgründe der Deutschen Grammatik.) Vom Commandeur Pinheiro Ferreiro.

L'Evêque Gozlin. (Bischof Gozlin, oder die Belagerung von Paris durch die Normannen.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mélanges. (Vermischte Schriften.) Politisches und Literarisches, vom Vicomte Walsh. Pr. 6 Fr.

Oeuvres de maître François Villon. (Die Werke des Meister Franz Villon.) Verbessert und vervollständigt nach mehreren nicht bekannten Manuskripten. Pr. 7½ Fr.

Premier mémoire etc. (Erste Denkschrift gegen den Marschall Soult, Kriegsminister, welcher den Staat repräsentirt.) Von T. Choumara. Pr. 2 Fr.

Soirées sous les tilleuls. (Abendunterhaltungen unter den Linden.) Von Alph. Karr. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Un dernier mot sur Louis XVII. (Ein letztes Wort über Ludwig XVII.) Von Eckard. Pr. 2½ Fr.

England.

Comparative account etc. (Vergleichender Bericht über die Bevölkerung Großbritaniens in den Jahren 1801, 1811, 1821 und 1831.) London, 1832. Auf Befehl des Parlamentes gedruckt.*)

Dieses seltene und kostbare Buch enthält die numerischen Angaben über die Bevölkerung Englands und Schottlands, welche sich aus den vier allgemeinen Zählungen in obbenannten Jahren ergeben haben. Es ist das ausführlichste, vollständigste und bestzusammengestellte amtliche Werk, das noch irgend eine Regierung in Europa dem Druck überliefert hat. Frankreich und Schweden besitzen Materialien zu einem ähnlichen Werke und könnten sogar den Umfang desselben noch mehr ausdehnen, aber bis jetzt ist Großbritanien das einzige Land, welches aus seinen Archiven eine Statistik der Bevölkerung gezogen hat, die eine so lange Periode in sich schließt und mit so vielen geschickt zusammengestellten Details versehen ist.

Der Leiter dieses schönen Unternehmens, welches so lange Zeit hindurch mit derselben Ausdauer verfolgt wurde, ist Herr Rickman. Einer der ersten Statistiker Europa's, Joseph Fourier, schenkte den Arbeiten dieses fleißigen und gelehrten Engländers seine ganze Achtung. Die ungeheure Sammlung von Zahlen, die er solchergestalt dem Britischen Parlamente vorgelegt hat, gleicht den Aegyptischen Hieroglyphen. Eine Menge wichtiger Angaben für die Geschichte, für die Politik, für den Ackerbau und für die Industrie sind darunter verborgen; um aber dieselben zu Tage zu fördern, bedarf es einer besonderen und anhaltenden Arbeit. Wir wollen uns auf einige allgemeine Resultate beschränken.

Nachstehendes sind die Fortschritte der Bevölkerung in Großbritanien während der ersten dreißig Jahre dieses Jahrhunderts:

	1801.	1811.	1821.	1831.
England	8,331,434	9,551,888	11,261,437	13,089,338
Wales	541,546	611,788	717,438	805,236
Schottland . .	1,599,068	1,805,688	2,093,456	2,365,807
Armee u. Marine	470,598	640,500	319,300	277,917
Total-Summe	10,942,646	12,609,864	14,391,631	16,538,298

*) Nicht im Buchhandel zu haben.

Während jedes Zeitraums von zehn Jahren hat sich die Bevölkerung auf je hundert Einwohner folgendermaaßen vermehrt:

	England.	Wales.	Schottland.
Von 1801 bis 1811	14½	13	14
» 1811 » 1821	17¼	17	16
» 1821 » 1831	16	12	13

Diese Zahlen decken eine Masse historischer Thatsachen auf; sie zeigen, wie die Bevölkerung in England beständig in einem größeren Verhältnisse sich vermehrt, als in allen übrigen Theilen von Großbritanien, und, trotz funfzehn Kriegs-Jahren, in dreißig Jahren um mehr als die Hälfte an Einwohnern zunimmt. Sie zeigen das seltsame Verhältniß der Bevölkerungs-Zunahme von Wales, die von 1811 bis 1821 mit den raschesten Fortschritten der Englischen Provinzen gleichen Schritt hielt und dann, plötzlich innehaltend, auf das Minimum der Zunahme in den Britischen Inseln herabsank. Sie zeigen uns ähnliche, obgleich nicht so deutlich ausgesprochene Wirkungen in Schottland, das in den letzten zehn Jahren mehr an Bevölkerungs-Zunahme verloren, als es in den vorhergehenden gewonnen hatte.

Im Ganzen hat sich die Bevölkerung Großbritaniens seit dem Jahre 1801 um mehr als 5½ Million Einwohner vermehrt; was seit 30 Jahren eine Zunahme um mehr als die Hälfte ausmacht und ihm am Ende der jetzt beginnenden Generation 24 Millionen Einwohner verspricht, wenn diese Progression auf die Dauer nicht nachläßt.

Ein bedeutender Theil der Vermehrung fällt auf die Bevölkerung der Städte.

	1801.	1831.	Vermehrung.
London	864,845	1,474,069	609,224
Edinburg . . .	82,560	162,403	79,843
Manchester .	94,876	237,832	142,956
Glasgow . . .	77,385	202,426	125,041
Birmingham	73,670	142,251	68,581
Liverpool . .	79,722	189,244	109,522
Bristol	63,645	103,886	40,241

Die Bevölkerung dieser letzteren Stadt hat sich also um zwei Drittheile der Zahl vermehrt, welche es im Jahre 1801 besaß. Die von London hat eine Vermehrung von drei Vierteln erfahren. In Manchester, Liverpool und Glasgow hat sich die Zahl der Einwohner um das Zwei- bis Dreifache vermehrt. In Edinburg und Birmingham ist die Bevölkerung noch einmal so groß, als zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Diese ungeheure und rasche Anhäufung von Menschen ist nicht wie in Versailles unter Ludwig XIV. durch eine Kolonie von Hofleuten und Dienern bewirkt worden; es ist eine freie, arbeitsame, aufgeklärte Bevölkerung, die sich unter dem mächtigen Schutz einer Gewerbthätigkeit vermehrt, der alle Länder der Welt tributpflichtig sind.. (R. E.)

Bibliographie.

Biographical sketches of the reform ministers. (Biographische Skizzen der gegenwärtigen Minister.) Von Will. Jones.

A letter etc. (Sendschreiben an den Grafen Grey über die Sklavenhaltung in den Kolonieen.) Von John Murray.

On life and fire insurance. (Ueber Lebens- und Feuer-Versicherung.) Von Ellis. Pr. 8 Sh.

Gallery. (Bilder-Gallerie.) Zu Shakespeare's Kaufmann von Venedig, 9 Kpfr. Pr. 2 Sh.; zu Othello, 12 Kpfr. Pr. 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Walter Scott über Lord Byron.** In einer Anmerkung zum dritten Gesange von „Childe Harold" in der neuen Ausgabe von Byron's Werken befindet sich folgendes Urtheil Walter Scott's über das genannte Gedicht und dessen Verfasser: „Der erste und zweite Gesang von „Childe Harold" machten bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1812 wenigstens eben so großes Aufsehen, als irgend ein in diesem oder dem verflossenen Jahrhundert erschienenes Werk, und Lord Byron's Haupt war auf einmal mit einem Kranz umflochten, den Andere erst nach langen Mühen errangen. Eine der schönsten Stellen dieses herrlichen Gedichts ist die Schilderung eines Ungewitters, welches der Dichter selbst auf dem Genfer See erlebte. Die „schauerlich-wonnige Empfindung", welche ein Donnerwetter erregt, ist in diesen Versen mit den leuchtenden Farben des Blitzes gemalt. Der lebendige Donner, „der krachend über die Klippen hinrollt", — die Stimme der Berge, als ob sie einander zujauchzten, — das Prasseln des Platzregens — das Schimmern des weiten Sees, der wie ein Phosphor-Meer leuchtet — dies Alles bildet ein erhabenes, oft von der Poesie unternommenes, aber nie so schön, wenigstens niemals besser ausgeführtes Schreckens- und Wonnegemälde. Auch wurde dem Dichter einstimmig der erste Platz unter den lebenden Schriftstellern angewiesen. Von solcher Bewunderung umringt, betrat er den öffentlichen Schauplatz. Sein ganzes Benehmen, seine Persönlichkeit, seine Unterhaltung, Alles trug dazu bei, den Zauber zu bewahren, den sein Genius um ihn verbreitet hatte; und Alle, denen es gewährt war, mit ihm umzugehen, fanden nicht etwa, daß der begeisterte Dichter einem gemeinen Sterblichen gleiche, sondern fühlten sich vielmehr, nicht allein durch viele edle Eigenschaften, sondern auch durch den Reiz einer geheimnißvollen, unnennbaren und fast peinlichen Seltsamkeit zu ihm hingezogen. Ein zum Ausdruck von Gefühlen und Leidenschaften trefflich gebildetes Antlitz und der merkwürdige Kontrast ganz schwarzer Haare und Augenbrauen mit lichten und ausdrucksvollen Augen gewährten dem Physiognomen den interessantesten Stoff zur Ausübung seiner Kunst. Der vorherrschende Ausdruck war der eines tiefen und eingewurzelten Denkens; doch sobald er sich in ein anziehendes Gespräch einließ, stellte sich auf seinem Gesicht das lebhafteste Geberdenspiel ein. Ein befreundeter Dichter verglich daher seine Züge mit dem Schnitzwerk auf einer schönen Alabaster-Vase, welches nur dann erst in seiner ganzen Herrlichkeit erscheint, wenn das Gefäß von innen erleuchtet ist. Die Ausdrücke der Freude, der Lust, des Unwillens oder des satirischen Tadels, welche Lord Byron's Gesichtszüge bei einer Abendunterhaltung oft beseelten, konnten von einem Fremden für den gewöhnlichen Ausdruck dieses Antlitzes genommen werden, so leicht und so geschickt wußte es sich in dies Alles zu fügen; aber die, welche Gelegenheit hatten, seine Züge längere Zeit und unter den verschiedenen Zuständen der Ruhe und der Aufregung zu beobachten, werden gewiß darin übereinstimmen, daß die eigenthümliche Sprache derselben die eines Schwermüthigen war. Oft flogen Schatten dieser Schwermuth selbst über seine fröhlichsten und glücklichsten Augenblicke hin."

— **Ein Bivouac in Portugal.** Ein Artikel in dem United-Service Journal, mit der Ueberschrift: „Die Britische Kavallerie auf der Pyrenäischen Halbinsel" enthält die nachstehende Beschreibung eines Bivouac's an der Coa: — „Am anderen Tage setzte die Kavallerie ihren Marsch fort, ging über die Coa und marschirte durch das Lager des 52sten Regiments, welches auf dem linken Ufer des Flusses aufgeschlagen war. Wahrscheinlich hatte dieses tapfere Regiment niemals eine Stellung aufgefunden, wodurch es so gut gegen jeden Kavallerie-Angriff geschützt gewesen wäre. Vor ihm floß die Coa, welche nur an einer Stelle, wo nicht mehr als zwei Pferde neben einander gehen konnten, zu passiren war. Die Kavallerie machte, nachdem sie durch das Lager gezogen war, in einem herrlichen Kastanienwalde Halt, der ungefähr anderthalb Meilen vom Flusse entfernt lag; und in diesem köstlichen Lager befand sie sich in vollkommener Sicherheit. Es kann keinen entzückenderen Aufenthalt für Wandernde geben, als einen Portugiesischen Kastanienwald. Die majestätischen Bäume sind so dick belaubt, daß nur hin und wieder ein Strahl der glühenden Sonne durchdringen kann; die Zweige wachsen in beinahe horizontaler Richtung, ungefähr sieben bis acht Fuß hoch, so daß das Ganze das Ansehen einer großen grünen Decke erhält. Ich erinnere mich mit Vergnügen dieses reizenden Aufenthaltes, der mir noch lebendig verschwebt. Ich sehe noch die Soldaten mit ihren verschiedenen Verrichtungen thätig beschäftigt; Einige lagerten unter den Bäumen, an deren Stämme die Pferde mit dem Fouragier-Strick angebunden waren; Andere bereiteten an einem benachbarten Feuer ihre Speisen oder gingen hin und her, Futter und Wasser herbeiholend. Der wachthabende Sergeant ging mit seinen weißen Handschuhen und seinem Spanischen Rohr die Ordnung aufrecht haltend umher. Einige in der Eile aufgesteckte Zweige beschützen den einfachen Tisch eines Offiziers, der im Begriff ist, seine Reis-Suppe zu genießen, wie wir aus den Vorbereitungen seines Bedienten schließen können, der ein Tischtuch aufdeckt und ein Strohbündel herbeizieht, das als Sitz dienen soll. In einiger Entfernung sieht man einen Portugiesischen Knaben mit glühendem Antlitz, der das Feuer anbläst und in den Töpfen rührt. Des Offizier's Bedienter ist thätig beschäftigt, seinem Herrn aufzuwarten, nach den Pferden zu sehen und Antonio zu beaufsichtigen, damit er das Feuer nicht ausgehen und die Töpfe nicht überlaufen lasse. Ein anderer Schauspieler in diesem Mittags-Drama kömmt eben vom naheliegenden Dorfe mit einer Flasche voll vino generoso, von dem zwei Viertel, das eine gewärmt, unter dem Gürtel des Soldaten sehr gut Platz finden und nach des Tages Last und Hitze eine treffliche Erquickung gewähren."

— **Drei Willen und Meinungen.** Unter der Regierung des Kaisers Schin-tsung war ein gewisser Wang-kuni 16 Jahre lang Premier-Minister. Er galt zu seiner Zeit für einen großen Schmeichler, und nach seinem Tode erhielt er den Beinamen „der Minister von drei Willen", weil er nämlich immer sowohl auf den vergangenen, als auf den gegenwärtigen und endlich sogar auch auf den zukünftigen noch gar nicht vorhandenen Willen seines Gebieters sich berief. Es erinnert dies an einen Britischen Staatsmann, der über jeden Gegenstand drei Meinungen hatte. „Dies", sagte er gewöhnlich, „ist meine Privat-Meinung, dies meine offizielle und dies meine öffentliche Meinung." (Obs.)

— **Verkehrte Ordnung der Dinge.** In einigen Dörfern des Himalaya, wo sehr viel Wolle gesponnen wird, haben die Frauen an dieser Beschäftigung keinen Theil; der Mann bereitet sich selbst so viel Tuch, als seine Schafe ihm Wolle geben, und zwar auf die einfachste Weise vor seiner Hausthür. Kein Bauer verläßt das Haus ohne seinen Spinnrocken und ein Körbchen mit Wolle, und indem er geht, spinnt er seinen Faden. Dies Geräthe führt sogar der, welcher Lasten trägt, bei sich, und sonach scheinen die Männer niemals unbeschäftigt. Es ist sehr überraschend, wenn man auf diesen wilden Gebirgspfaden Männern begegnet, von denen jeder stark genug ist, um einen Herkules abzugeben, deren Rüstung aber aus Rocken und Arbeitskörbchen besteht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Montag den 20. August 1832.

Nord-Amerika.

Washington Irving.

Nach der Darstellung eines Französischen Kritikers.

Für uns sind die Vereinigten Staaten noch immer eine ziemlich fremde Welt. Wir sprechen darüber auf's Gerathewohl und wissen nicht recht, welche Idee wir uns davon machen sollen. Bald ist es eine jungfräuliche Erde, eine junge Nation, eine bewunderungswürdige Natur, eine merkwürdige Gleichheit und Freiheit, ein Utopien, ein Eldorado, ein goldenes Zeitalter; und dann wieder ein Land der Kaufleute, eine schlechte Nachahmung von England, eine Comptoir-Aristokratie, mit eben dem Luxus, der Immoralität und der Unverschämtheit wie bei uns, aber mit weniger Anstand und Erziehung, weniger Duellen und Selbstmorden und weniger Leuten, welche ganz höflich Einer auf des Anderen Verderben trinken. — Thatsache ist eigentlich, daß wir nichts wissen, und daß dieses Amerika, von dem so viel gesprochen wird, jetzt noch nicht viel besser als zu der Zeit der ersten Englischen Ansiedelungen gekannt ist. Es schreibt nicht, und das ist ein großer Fehler. Es vernachlässigt ein großes Mittel, sich uns zu nähern: wenn es nämlich wahr ist, daß die Bücher der Ausdruck der Gesellschaft sind. Nur zwei Namen sind über den Atlantischen Ocean gedrungen: Cooper, dessen Glück die Buchhändler durch den Titel des Amerikanischen Walter Scott gemacht haben, und Washington Irving. Beide haben uns in eigener Person ihr Talent und ihren Ruf überbracht; der Eine wie der Andere sind keine einheimische Pflanzen ihres entfernten Vaterlandes geblieben; sie mußten sich unter der Europäischen Sonne naturalisiren lassen und unsere Luft einathmen. Wie kann man sich in der That einen Begriff von einem durchaus Amerikanischen Genie machen? Was soll es für eine Erziehung, für eine Abstammung, was für Erinnerungen soll es haben? Welche große Namen können es begeistern, welche Geschichte hat es hinter sich? In den Kollegien von Boston und Philadelphia ist die Erziehung ganz Europäisch; aus Europäischen Büchern und Europäischen Erinnerungen schöpfen sie Weisheit; ihre großen Männer sind die unsrigen; ihr Ideengang kömmt ihnen von hier. Die großartige Natur des Hudson und des Niagara, die prächtigen Höhen, die gigantischen Wasserfälle reichen, wie es scheint, nicht hin, um das Genie zu begeistern; es braucht Männer, Eigennamen, eine Menschheit. Und dann ist auch keine National-Sprache da; die Republikaner Washingtons reden die Königlich Englische Sprache; sie führen Shakespeare auf, aber die Schlacht von Bunker-Hill hat keinen dramatischen Bearbeiter gefunden; der Spitzenkragen der Schauspielerin, welche die Elisabeth darstellt, erweckt mehr Erinnerungen, als das lange Haupthaar des Doktor Franklin.

Auch würde das Genie, wenn es dort geboren worden wäre, unbemerkt sterben oder sich nach Europa begeben müssen. So ist es mit Washington Irving der Fall. Er erzählt es uns selbst, daß er von seiner Kindheit an eine andere Welt liebte, als die seinige. Reisen sind seine Studien gewesen, und er hat sich auf den alten Ocean begeben, um eine andere Welt zu sehen; neugierig, unbekümmert, als ob er seinem Lehrer entschlüpft wäre, um die Angel auf den schönen Seen seines Vaterlandes auszuwerfen.

Uebrigens mußte seine leichte und blühende Einbildungskraft selbst in den Kreolen-Städten Amerika's einige Erinnerungen und einige Poesie sich geschaffen haben. Der Holländische Kamin-Winkel, den sein Landsmann Paulding gefeiert hat, die biederen Sitten von Amsterdam, diese Niederländische Schwerfälligkeit, dieses Volk von Bürgermeistern, welches den Englischen Auswanderern in einem Theil der Vereinigten Staaten voranging, hat ihm Erzählungen eingegeben, welche man mit Vergnügen liest. Bei dem Mangel einer Geschichte hat er selbst eine gemacht; er hat für New-York die Geschichte der Holländischen Gouverneure mit etwas weniger Mühe bearbeitet, als Niebuhr die der Könige von Rom; es war ein einfaches natürliches Volk, das sich unter einander nur beim Vornamen nannte; aber nach ihnen kamen die Englischen Kolonisten, unruhig, habgierig, grausam und schlecht, die die Indianer verbrannten, wobei es ihnen einmal, nachdem sie eine große Menge derselben lebendig dem Feuer überliefert hatten, einfiel, „sehr zu zweifeln und ernstlich zu fragen, ob das lebendige Verbrennen seiner Feinde sich mit der Menschlichkeit und mit den Grundsätzen des Evangeliums vertrage?" ein Zweifel, worüber sich ihr geistlicher Geschichtsschreiber (W. Ruggles) höchlichst verwundert.

Was aber W. Irving erfüllt, was gewissermaßen eins mit ihm geworden, ist England. Es ist das Land seiner Vorfahren, sein eigentliches Vaterland, dort zahlt er den ersten Tribut seiner Pilgerschaft jenseits des Oceans und sucht, wie ein alter Verbannter, Familien-Erinnerungen auf. Für ihn waren Westminster und Guildhall und die Straßen von London Orte, mit denen er aus der Entfernung seit seiner Kindheit gelebt hatte; in ihnen wollte er, der vergessene Kreole, sich von seinem Vaterlande anerkennen lassen. Die Themse war seine Tiber, der Thurm von London sein Kapitol. Weder die Tiber, noch das Kapitol, noch Rom, noch Karthago, fehlen den Vereinigten Staaten; man hat dieses neue Land mit alten Namen besät; es giebt fast kein von Holz erbautes Dorf, zu dem nicht Griechenland oder Italien irgend einen großen Namen hergegeben hat; in diesem Lande ohne Erinnerungen hat man die Erinnerungen erlogen und dadurch nur ihren Mangel noch fühlbarer gemacht.

Washington Irving hat sich zum Engländer metamorphosirt. Statt einer kaufmännischen Abstammung, die ihn vielleicht zu irgend einem Amsterdamer Wechsler geführt hätte, hat er sich eine andere angeeignet, welche ihn durch Goldsmith und Sterne mit Chaucer und Sir Philipp Sydney in Verwandtschaft bringt; eine poetische Abstammung, der er bis jetzt nicht untreu geworden ist, und von der er Beweise abgelegt hat. Er hat in diesem England etwas so Altes, so Gutes und so Väterliches gefunden; er ist dermaßen von John Bull eingenommen, von dem wirklichen, alten, nicht von dem radikalen, die Französischen Revolutionen schlecht übersetzenden John Bull, daß er Kentucky, seinen Patron Washington und Fayetteville und die Republik fast ganz vergessen hat. Und soll man es ihm etwa verdenken, daß er die Aristokratie Englands, diese glänzende, mächtige und wohlerzogene Aristokratie, der der Advokaten und Krämer vorzieht, welche der besten der Republiken die Gesetze zu Tausenden auferlegt? daß er eine Logokratie (wie er sie irgendwo nennt) ohne höfliche Formen, ohne Anmuth in der Rede, ohne Würde in der Haltung, über jener großen Englischen Hierarchie der Kammern, der Corporationen, der Kollegien, der Universitäten, des Adels etwas vernachlässigt hat? und daß er den Amerikanischen Schönheiten mit schwarzen Zähnen die schönen Schwäne Englands und eine Nation, welche ganz voll von sich ist und ihren Namen immer im Munde führen kann, einem Volke vorzieht, das keine Vorfahren, keine Sprache, ja sogar keinen Namen hat?

Lassen wir indeß aller Welt Gerechtigkeit widerfahren. Es hat auch seine guten Eigenschaften, dieses Amerika; es ist das Vaterland Washington's, dieses ruhigen und kalten, aber tiefgerechten Helden; es hat seine Thore allen Verbannten geöffnet; es hat alle Glaubens-Meinungen geachtet; es hat keine Tugenden, die der Enthusiasmus erzeugt; aber eine große gesetzliche Billigkeit, die am Ende auch eine Moralität ist. Es hat — was das alte Europa niemals konnte — den Wurm der Französischen Revolution getödtet, der noch an allen transatlantischen Nationen nagt; jene Lehrsätze einer blutigen und irreligiösen Freiheit haben ihre Zeit gehabt, aber dort nur eine sehr kurze. Wir, in Frankreich, haben Grunde, solche Eigenschaften sehr hoch zu schätzen, selbst wenn sich ihnen die Poesie, die Künste und die Anmuth der Erziehung nicht anschließen. Es hat sich mit England versöhnt; dies mußte es, und wir loben Washington Irving, daß er dieser Allianz zwischen zwei Nationen, die zu nahe mit einander verwandt sind, um Feinde zu bleiben, das Wort geredet hat. Es hat der Britischen Monarchie, seiner früheren Feindin, aber seiner Nachbarin und Schwester, vor der Französischen, seiner Befreierin, aber einer fremden und entfernten Nation, den Vorzug gegeben, denn die Natur der Völker ist stärker als ihre Leidenschaften; und es würde unsererseits eine sehr engherzige Nationalität verrathen, wenn wir auf diese Freundschaft zwischen zwei großen Ländern eifersüchtig seyn wollten.

Mit seiner historischen Liebe für das alte England, begreift man wohl, daß W. Irving kein neumodischer Engländer, kein Radikaler und kein Reformist geworden ist. Er liebt die alte Verfassung, dieses unförmliche unregelmäßige Gebäude, an welchem von Jahrhundert zu Jahrhundert gebaut worden ist, mit seinen unnützen Thürmchen und seinen müßigen Bewohnern, das aber gut und dauerhaft ist, vielen Stürmen getrotzt hat, und das nicht umstürzt, wenn man es nicht niederreißt. Er ist Tory, er ist Aristokrat; vor allen Anderen verehrt er den Landedelmann; diesen Edelmann ohne Titel, der sich für besser hält, als die neue Aristokratie, mit der das Oberhaus angefüllt ist, der seinen Wappenrock und seine alte Halle hat, die von Alters her seiner Familie gehört haben. Er stellt sich diesen als

den Schutzherrn eines ganzen Landes vor, populair, ohne dem Volke zu schmeicheln, Magistrat, Vater, Rathgeber. Er thut dar, auf welche Weise die Hierarchie entstanden sey, welche jetzt in England zusammenstürzt. Zuweilen blitzt wohl in Irving eine Erinnerung des ehemaligen Republikaners hervor; aber wie rasch kommt er nicht auf seinen Landadel zurück. Man höre z. B.:

„Es geziemt den hohen und edelmüthigen Geistern einer alten Nation, die geheiligten Schatten, welche ihre ererbten Behausungen umgeben, zu beschützen und sie unbeschädigt ihren Nachfolgern zu übergeben. Als Republikaner geboren und in republikanischen Gewohnheiten und Grundsätzen erzogen, ist mir eine servile Demuth vor Rang und Titel an und für sich fremd; aber meine Ansichten sind nicht die eines Bauern oder eines Fanatikers. Ich verstehe und begreife es, wie die Auszeichnungen der Geburt, wenn sie einer edelmüthigen Seele zu Theil werden, die Gesinnungen bis zum wahren Adel erheben können. Es ist eine von den Wirkungen der erblichen Würde, daß sie die Pflichten vermehrt und die Existenz gewissermaßen erweitert. Man kann sich alsdann nicht mehr als ein einzelner Ring der Schöpfung betrachten, der nur für die kurzen Jahre seines Lebens verantwortlich ist; man reicht mit seinen Handlungen an die Zeiten einer stolzen Erinnerung und muß auch an die Nachfolgenden denken, die eines ehrenvollen Vorganges bedürfen. Die häuslichen Unternehmungen solcher Männer müssen auf längere Dauer berechnet seyn, als die gewöhnlicher Menschen; Niemanden geziemt es so sehr, für kommende Jahrhunderte zu bauen, als denjenigen, die ihr Erbtheil von früheren Jahrhunderten erhalten haben."

In seinen antiquarischen Vorurtheilen befangen, kam W. Irving nicht nach Großbritanien, um daselbst ein modernes, gewerbfleißiges und langweiliges England zu finden, sondern um wo möglich das alte England aus den Zeiten der Elisabeth auszugraben und unter der Erde eine Erystallisation jener poetischen Epoche zu finden, die die Zeit der Feste, der Spiele, der Heiterkeit, mit einem Worte — der Sonntag der Englischen Nation war. Es war in der That ein schönes Jahrhundert, ein Jahrhundert unumschränkter Gewalt, wo man die zu kühnen Redner des Unterhauses in den Tower sperrte, wo man die Papisten verfolgte und die Puritaner sehr übel behandelte, wo die Vagabonden und Banditen ohne Prozeß gutenbweise auf den Straßen gehängt wurden; wo man aber ruhig lebte, wenn man den Sonntag genau beobachtete, dem Bischof die Zehnten bezahlte, ein rechtlicher Mann war und keine Fische aß.*) Es waren Zeiten der Feste und Lustbarkeiten, Zeiten der Schauspiele und besonders des Theaters, wo es schien, als ob alle Dramen der Welt sich ein Rendezvous gegeben hätten. Damals erstand der „sanfte" Shakespeare, wie ihn Milton nennt, dieser von einem Fleischer abstammende Hofpoet, dieser wunderwürdige Verfasser des Sturmes und der Sommernacht, dieser aus dem Mittelalter und der modernen Civilisation, aus England und Italien, aus dem Volke und dem Hofe, aus der Tragödie und der Komödie, aus der Feerei und der Geschichte, aus der Poesie und Philosophie hervorgegangene Dichter. Es herrschte Frieden und Reichthum, Ruhe und Muße. Der Edelmann in seinem der Thürme beraubten Schlosse, der Gentleman in seiner Halle, der Bauer auf seinem Pachthofe, Alle hatten gute Nahrung und guten Schlaf; dabei tausend Feiertage im Jahre; zu Weihnachten die großen Ergötzlichkeiten, am St. Valentins-Tage die Verlobungen und am 5ten Dezember eine fromme Feierlichkeit: das Verbrennen des Papstes. Selbst die Schriftsteller der damaligen Zeit reden von den großen Festlichkeiten, die damals in ganz England stattfanden, und von dem Reichthum der Einwohner. Denn eine merkwürdige Thatsache des Mittelalters war der Luxus in den Hütten, die vergoldeten Kleider, die ausgesuchten Stoffe, zu einer Zeit, wo die Erde weniger hervorbrachte, als jetzt, und die Industrie weniger, als die Erde. „Ich selbst", sagt Gervais Markham, „habe einen Kellner in seidenen Strümpfen, mit goldgestickten Strumpfbändern und in einem mit Sammt besetzten Mantel gesehen." — Aber dieser große Schauplatz, wo ein so prachtvolles Drama aufgeführt wurde, verlor bald seine Heiterkeit. Es kamen die Puritaner und die Independenten, harte Leute, welche die Weihnachts-Pasteten verfolgten und jenes Fest selbst abschafften, die die Pflaumenkuchen für reinen Papismus und das Roastbeef für Speise des Antichrists erklärten. Die Revolutionen machten den Charakter der Nation ernst, und die schwelgerische Freude des Hofes Karl's II. drang nicht bis zum Volke.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The elements of mechanics. (Elemente der Mechanik.) Von James Renwick, Professor der Naturphilosophie und Chemie am Kollegium zu Columbia. Philadelphia.

Doughty's cabinet. (Doughty's naturhistorisches Kabinet.) Zweiter Band. Philadelphia.

William's New-York annual register. (Annalen der Stadt New-York für das Jahr 1832.) Von William. New-York.

Observations on the writings of Thomas Jefferson. (Bemerkungen über Thomas Jefferson's Schriften, mit besonderer Rücksicht auf den darin enthaltenen Angriff auf das Andenken des verstorbenen Generals Henry Lee; in einer Reihe von Briefen.) Von H. Lee aus Virginien. New-York.

The steamboat register. (Dampfboots-, Landkutschen- und Kanal-Register für das Jahr 1832.) Von H. Burr. New-York.

*) I am an honest man, and eat no fish. (Shakespeare.)

Frankreich.

Alfred de Vigny.

(Schluß.)

Cinq-Mars gewann bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit und die Theilnahme nicht, welche er verdiente. Und es ist doch, wie eine gewichtigere Stimme als die unsrige gesagt hat: „der dramatischste Französische Roman!" — Man findet darin eine durchaus neue literarische Methode, die selbst mit der Edinburger historischen Schule keine Aehnlichkeit hat, obgleich die Geschichte den Stoff zu dem Roman geliefert hat. Eine der geistreichsten Frauen der Französischen Gesellschaft hat den Unterschied zwischen Cinq-Mars und den „Puritanern" deutlich angegeben. Sie hat sehr richtig bemerkt, daß in dem Französischen Roman die Geschichte nicht allein der Horizont der Landschaft, der Rahmen des Gemäldes, sondern das ganze Gemälde: Hügel und Ebene, Berg und Feld, Horizont und Landschaft ist. In allen seit 1813 in Europa erschienenen Romanen, in denen historische Personen eine Haupt-Rolle spielen, befindet sich immer in erster oder zweiter Linie ein erfundener Schauspieler, der durch seine Gegenwart und durch seine Abenteuer Ereignisse an einander knüpft, die oft sehr weit von einander entfernt liegen; eine Art plastischer Vermittler, wie Cudworth gesagt haben würde, zwischen der Wirklichkeit und der Phantasie; ein Dämon der Fabel, der sich allen Launen des Verfassers fügt, von einem Lager in's andere, von der Hütte in den Palast geht, der über allen Punkten der Handlung schwebt, wie der Zuschauer, der in den Mittelpunkt eines Panorama's gestellt wird. Hier hingegen tritt keine Person auf, die nicht durch die Vergangenheit amtlich bewahrheitet würde. Der Roman, wie der Verfasser ihn versteht, ist nichts Anderes, als ein Bruchstück der Vergangenheit, mit Muße betrachtet und studirt, in seinen geheimsten Tiefen durch das blendende Licht der poetischen Anschauung erhellt; die Vergangenheit, neu wieder aufgebaut, durch den allmächtigen Willen der Einbildungskraft; aber auch die Vergangenheit, ohne Zusatz und Flittergold, ohne Zierath oder Schmuck, streng und würdig, ernst und finster, voll Elend und Trauer, wie die Tradition sie uns zeigt.

Der Gegenstand des Cinq-Mars ist ohne Widerrede eine der dramatischsten Episoden der neueren Geschichte, so daß auch der Verfasser des „Ivanhoe", dem Niemand, wie ich glaube, Geschmack in dergleichen Angelegenheiten abstreiten wird, die Absicht hatte, denselben kurz nach dem Erfolg seines „Quentin Durward" zu bearbeiten. Es ist eine blutige und finstere Tragödie, aber einfach und schnell verlaufend. Nur drei handelnde Personen: Richelieu, Ludwig XIII. und Herr le Grand füllen die Scene aus; die Uebrigen schauen zu und horchen und spielen höchstens dieselbe Rolle, wie der antike Chor auf den Athenienssischen Theatern. Der Kardinal-Minister, um den Einfluß Anna's von Oesterreich zu bekämpfen, giebt dem König, den er beherrscht, selbst einen Günstling, Heinrich von Effiat. Er will aus demselben ein gelehriges Instrument seines Willens machen; aber der schlaue Fuchs hat sich in seinen Berechnungen geirrt. Der Kreatur des Kardinals wird die vergoldete Knechtschaft bald langweilig, und er wird der Nebenbuhler seines Herrn. Er benutzt einen Augenblick kränklichen Unwillens des Königs und vertraut ihm seinen Plan, den Minister zu ermorden, der Krone ihre Unabhängigkeit wiederzugeben und die Stufen des Thrones mit dem Blute Richelieu's zu befestigen. Ludwig XIII., der es müde war, seine Schwäche täglich durch den hochmüthigen und despotischen Willen des Kardinals, der in seinem Namen regierte, ersetzt zu sehen, stößt einen Freudenschrei, eine Zustimmung aus, wie der Schüler, den man vom Zwange befreit. Richelieu wittert das Komplott; der König verräth den Cinq-Mars, und der Kopf des Unglücklichen fällt auf dem Schaffotte. — Dies ist der ganze Inhalt. Anna von Oesterreich, Marie, de Thou, greifen nur episodisch ein, sind aber mit einer Meisterhand gezeichnet. Eine Königin, die von einem Könige ohne Maitresse vernachlässigt wird; ein junges Mädchen, von einem Abenteurer geliebt, der seinen Kopf gegen einen Thron auf's Spiel setzt, um sie darauf zu erheben; eine antike Freundschaft, schöner und inniger als alle, die wir im Plutarch finden, — alles dieses vervollständigt den durchaus menschlichen Charakter des Cinq-Mars.

Auch ohne diese Zuthaten würde das Drama ohne Zweifel möglich gewesen seyn; aber es würde zu sehr jenen Römischen Grabmälern geglichen haben, deren Ruinen wir noch in Italien sehen, und die, die Pracht unserer modernen Mausoläen verachtend, dem Leichenstein nur eine kurze Inschrift eingruben. Urbain Grandier, der mehrere Kapitel ausfüllt, ist nur eine Entwickelung des Charakters Richelieu's; vielleicht könnte man, der allgemeinen Uebereinstimmung des Ganzen halber, wünschen, daß die Verhältnisse dieser Episode gekürzt würden; aber dann verlören wir alle die väterlichen Besorgnisse Grandchamp's. Denselben Vorbehalt mache ich in Bezug auf die, wenn man will, sehr unwahrscheinliche Unterredung zwischen Milton und Corneille.

Seit Frau von Stael und Chateaubriand besaß Frankreich keinen Roman, der in einem so reinen und gefeilten Stil geschrieben wäre, als Cinq-Mars. Es schien, daß die eigentliche Prosa, die literarische Prosa, sich aus dem Gebiet der Einbildungskraft in das der Geschichte geflüchtet hatte. Cinq-Mars hat sie aus ihrer Verbannung zurückgerufen. Wenn man hin und wieder den Ueberfluß an Bildern und Gleichnissen tadeln möchte, so muß man doch gestehen, daß im Allgemeinen alle Seiten dieses schönen Romanes sich durch Klarheit der Rede auszeichnen und auch durch geschmackvolle Nachlässigkeiten, durch anscheinend unbeendigte Sätze, die nicht übel den trägen Falten des Kleides einer Dame gleichen, die hinter ihr bleiben, wenn sie selbst schon die Schwelle überschritten hat.

Obgleich Othello hinsichtlich des Versbaues eine schöne Arbeit ist, so gestehe ich doch, daß ich es auf alle Weise lieber gesehen hätte, wenn Alfred de Vigny sich in seinem eigenen Namen zuerst der Bühne genähert hätte, ohne seine Begeisterung und seine Poesie auf allerdings bewundernswerthe, aber schon vor zweihundert Jahren für einen gelehrten und überspannten Hof (!), für Elisabeth, die Hebräisch und Lateinisch sprach, geschriebene Werke zu verwenden. Es scheint übrigens auch, daß Alfred de Vigny unserer Meinung geworden ist, weil er, nachdem er sich sehr geistreich über die Abende des Theater Français, durch eine ausführliche Erzählung unserer dramatischen übertriebenen Sittsamkeit, getröstet, die Marschallin von Ancre geschrieben hat. Das abenteuerliche und tragische Schicksal der Leonore Galigai reihte sich sehr gut und von selbst an den blutigen Schluß des Cinq-Mars. Das Stück ist gut angelegt, gut eingetheilt und gut geschrieben. Aber den ersten Akten, die in einem Buche vortrefflich seyn würden, mangelt es auf der Bühne an Lebhaftigkeit und Bewegung. Es hat drei Scenen, die in den herrlichsten Tragödien Europa's schön seyn würden: die Zusammenkunft Leonoren's mit ihrem Geliebten, das Verhör der Isabella und der Zweikampf am Schluß des fünften Aktes. Vielleicht wäre es besser gewesen, die Zahl der Personen zu verringern und die Haupt-Charaktere ausführlicher zu entwickeln. Die Geschichte würde weniger vollständig, aber das Interesse des Drama's ergreifender gewesen seyn. Ich zweifle nicht, daß Alfred de Vigny bei einem zweiten Versuch einsehen wird, daß die scenische Täuschung sehr wesentlich von der Täuschung in einem Roman abweicht; er wird sich der Masken und der schallenden Sprech-Instrumente der antiken Tragödien erinnern. Vor allen Dingen muß man auf dem Theater die Zersplitterung des Interesses vermeiden. Der Zuschauer, so aufmerksam er auch seyn mag, hat doch andere Zerstreuungen als der Leser. Um ihn zu reizen und zu fesseln, muß man es mit der Wahrheit nicht so ganz genau nehmen. Man muß dieselbe gelegentlich übertreiben und es wie die Maler und Bildhauer, wie Rubens und Michael Angelo machen: die weniger wichtigen Züge im Schatten lassen und denjenigen, welche man zeigen will, eine glänzende und, wenn es seyn muß, unmögliche Beleuchtung geben.

Die letzte Arbeit Alfred de Vigny's, Stello, zeigt eine unerwartete und neue Seite seines Talentes. Meinem Gefühle nach ist es, und man wird sich durch zwei- oder dreimaliges Lesen, was es sehr gut verträgt, leicht davon überzeugen, das innigste und ungezwungenste seiner Werke, mindestens, was den Gedanken betrifft; denn der Stil ist noch geschliffener, noch reiner, noch wohllingender, noch gedrängter und geschmeidiger als in Cinq-Mars. Zuweilen bedauert man sogar, daß der Verfasser sich nicht schneller und ungezwungener des ersten besten Ausdrucks bedient hat. Er hat aber, und wir danken ihm dafür, in jede Seite, in jeden Satz, ja, in jedes Wort Kunst legen wollen. Vielleicht hätte er besser gethan, weniger streng gegen sich zu seyn und sich öfter der Laune seiner Begeisterung zu überlassen.

Die Grund-Idee des „Stello" hat entfernte, aber innere Aehnlichkeit mit „Moses". Was ist es in der That Anderes, wenn man vom Schauplatz und von den historischen Verschiedenheiten abstrahirt, als die bittere und enttäuschte Traurigkeit des Hebräischen Gesetzgebers unter einer anderen Gestalt? Zwischen der klagenden, obgleich gefaßten Melancholie des Propheten und der schmerzlichen Enttäuschung des neueren Dichters ist eine unverkennbare Verwandtschaft. — Was sind die Dichter in der neueren Gesellschaft? Waisenkinder! Das Wort ist alt und beinahe abgenutzt, aber es ist wahr, zum Verzweifeln wahr. Unter welcher gesellschaftlichen Form können Leute von Phantasie und Einbildungskraft ihren schmerzlichen Durst nach außerordentlicher Bewegung und nach Enthusiasmus befriedigen? Giebt es einen Menschen, so groß und herrlich er auch sey, möge er sich Homer oder Byron, Aeschylus oder Schiller nennen, der bei der Poesie auf der That ertappt werden kann, ohne sich lächerlich zu machen und sich den Spöttereien der Lebemänner und der positiven Menschen, aus denen unsere ganze Gesellschaft besteht, auszusetzen?

Ja, die Dichter sind die Waisenkinder der Menschheit, und ich begreife sehr wohl, daß Alfred de Vigny, um dieses Thema auszuführen, seinen Blick auf drei feierliche und ernste Gestalten geworfen hat: Gilbert, Chatterton und André Chenier, drei große Namen, drei Namen, die man nicht ohne Schmerz und Ehrfurcht aussprechen kann; drei leuchtende Führer, zu einem langen Glanz bestimmt und vor der Zeit erloschen. Was aber soll man denen antworten, die den Verfasser der Ohnmacht und der politischen Gleichgültigkeit beschuldigen, die absichtlich seinen Gedanken verkennen, die denselben entstellen, um das Vergnügen zu haben, ihn zu tadeln, die in dem offenen Ausdruck einer persönlichen Idee eine hochmüthige Lästerung der neueren Gesellschaft erblicken? Ich kenne nur Eine passende Antwort auf dergleichen Anschuldigungen, nämlich das Publikum dringend zum Lesen des Buches und zum Nachdenken über dasselbe aufzufordern. Mademoiselle von Coulange, Kitty Bell, Mademoiselle von Coigny, die Herzogin von Saint-Aignan, halten kühn jeden Vergleich mit den köstlichsten Schöpfungen der neueren Poesie aus.

Aber man liest „Stello" nicht ohne eine sehr schmerzliche Betrachtung zu Ende. Ein ernster Leser sieht in einem Buche noch etwas Anderes, als den Gegenstand an und für sich genommen. Auch die literarische Form ist nicht ohne Wichtigkeit. Wohlan! Was ist „Stello"? Ist es ein Roman, eine Elegie, ein Drama? Nichts von alle dem. Es scheint, daß der Verfasser durch die gesellschaftliche Enttäuschung zur poetischen gelangt ist, und daß ihm die künstliche Zusammensetzung, die List und die Koketterie der Erzählung und die dramatischen Zierrathe eben so zuwider geworden sind, wie die politischen Fantasmagorieen. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß unsere Gelehrsamkeit sich so hoch erhebt, in „Stello" eine authentische Nachahmung Rabelais, Sterne's, Hoffmann's und Diderot's zu erblicken. Daß der schwarze Doktor mit seinem Zuhörer, mit seiner Erzählung und mit sich selbst sein Spiel treibt, wie Pantagruel, Kreisler, Tristram Shandy und Jacques der Fatalist, gebe ich gern zu; aber mit ein wenig Gedächtniß kann man noch viel weiter gehen. Swift, Voltaire, Jean Paul, Don Juan, haben dasselbe Recht, angeführt zu werden, wie Diderot; warum will man sie vergessen? Das ist keine Ungerechtigkeit. Ich gestehe ganz offenherzig, daß ich ein Gedicht von Schiller über das Schicksal der Dichter gelesen hatte, ohne daran zu denken, die Idee desselben mit dem Grund-Gedanken in „Stello" in Verbindung zu bringen. Aber ich tröste mich, wenn ich meine Erinnerungen durchlaufe und im Pindar, in Simonides, in Petrarka, in der göttlichen Komödie ganz ähnliche Gedanken finde. Wo soll man da aufhören? Um einen Gedanken zu erfinden, der noch niemals gedacht worden ist, müßte man die ganze Menschheit erfinden.

Schön, neu, glänzend und dauernd ist in „Stello" die Tüchtigkeit der Ausführung, die antike Schamhaftigkeit des Stils. Wenn ich es reiflicher erwäge, so begreife ich, daß eine andere, bestimmtere Gestalt, Roman, Drama oder Tragödie, uns vieler Gedanken beraubt haben würde, die in der dreifachen Erzählung trefflich eingeschaltet sind; daß viele Träumereien, die zwischen den Episoden und der Erzählung eingefaßt sind, wie Rubinen in Silber, in der Vereinzelung den Glanz verloren haben würden, der ihren Werth erhöht.

„Stello" ist in der literarischen Laufbahn Alfred de Vigny's, was eine Revue vor der Schlacht, ein Gebet am Bord eines Schiffes, das den Hafen verlassen will. Es ist eine Berathung des Verfassers mit sich selbst, die ihm neue Kräfte geben muß. Binnen wenigen Monaten, hoffe ich, werden wir einen Roman oder ein Drama vor Augen haben, wodurch die Genesung von „Stello"-laut bezeugt werden wird.

Bibliographie:

Louise. — Roman, von der Herzogin von G.... Pr. 4 Fr.

Contes. (Erzählungen, von Heinrich v. Kleist.) Uebersetzt von A. und J. Eberbuliez. 3 Bde. Pr. 12 Fr.

L'audience du Roi. (Die Königliche Audienz.) Vaudeville von Barthelemy. Pr. 2 Fr.

Intrigues etc. (Politische und galante Intriguen am Französischen Hofe Karl's IX., Ludwig's XIII., Ludwig's XIV., des Regenten und Ludwig's XVI.) In Lustspiele gebracht von A. M. Rorderer. Pr. 8 Fr.

Chambord. — Von J. T. Merle. Nebst Bildniß. Pr. 5 Fr.

Les crimes etc. (Die Verbrechen der Päpste und der Inquisition.) 2 Bde. Pr. 1½ Fr.

Le directoire etc. (Das Direktorium, der 18. Brümaire, der 3. Nivose, die Engländer und die Mönche.) Von Fabre Narbonne. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Ostindien.

Bilder des Himalaya und seiner Bewohner.

Capitain Skinner, den wir bereits als scharfsinnigen Beobachter und angenehmen Erzähler kennen gelernt, hat auf seiner mühevollen Wanderung durch das gewaltigste Gebirgeland unserer Erde manches kaum geahnte Paradies entdeckt. Eine dieser Gegenden — zwischen den Bedradsch-Bergen und der Quelle des Dschemna — wird so beschrieben: „Wir kamen durch einen dichten herrlichen Wald von Nadelholz, mit den reichsten und mannigfaltigsten Obstbäumen untermischt. Es schien uns, als beträten wir einen Zaubergarten, wo die Früchte Europa's und Asiens — ja, aller Weltgegenden — vereinigt waren. Aepfel, Birnen und Granaten, — Wegerich, Feigen und Aprikosen, — Linden- und Zitronenbäume, — Wallnuß- und Maulbeerbäume prangten dort in üppigster Fülle und mit den frischesten Farben. Brombeeren und Himbeeren winkten von den Häuptern rauher Steinklippen, und unser Pfad war mit Erdbeeren bestreut. In jeder Richtung gewahrte man blühende Heidenröslein, Veilchen, Jasmin und unzählige Rosensträuche in voller Pracht. Es war der lieblichste Sommertag. Vögel sangen von jedem Zweige; die Taube und der Kokila — die Nachtigall der Indischen Dichter — girrten im Chor, und zum ersten Mal seit vielen Jahren hörte ich die Amsel wieder! Die Beschreibung einer solchen Scene muß eben so die Geduld ermüden, wie ihr Genuß die Sinne erschöpft. Sehen wir die kalte leblose Region des ewigen Schnees von ferne, so erfaßt uns ein Grausen, und wir staunen darüber, daß menschliche Geschöpfe dort leben können; und während auf unserer mühseligen Wanderung über pfadlose Berge nur die hehre Größe des Schauplatzes das Gemüth erfüllt, sinken wir, wie durch ein Spiel des Zufalls, auf Gefilde nieder, wo Armida den Rinaldo vielleicht ewig fesseln konnte."

Von einem anderen Orte sagt der Verfasser: „Plötzlich kamen wir in eine wunderschöne ganz gleiche Ebene, die mit einfachen Blumen aller Art — Marienblümchen, Veilchen, Schlüsselblumen und Krokusen jeder Farbe, emaillirt war. Rings herum zog sich eine Hecke von bleichem Rhododendrum. Die letzte Pflanze hatten wir an jedem anderen Ort als großen Baum getroffen — hier war sie zu einem Strauch eingeschrumpft. Ueber der Wiese erhoben sich rauhe beschneite Gipfel, oft bis zu ihrem Saum hinabreichend. Nirgends erschien die Natur so fröhlich, und alle Jahreszeiten boten sich die Hände. Hier sah man den Winter in seinem Schneegewand; den Sommer, auf einem Beete von Erdbeeren ruhend; den Frühling,

in einem Wiesenglöckchen schlummernd. Den Herbst verkündeten die fallenden Blätter der Bäume, die im Schnee standen. Als ich mit einem Fernglase mich umsah, gewahrte ich an einer Seite der Berge Felder von grünem Korn, das eben erst hervorgekeimt war; an der anderen war Erntezeit, und die Rebhühner wirthschafteten in den Stoppeln. Ich hätte Alles darum gegeben, einige Tage hier verweilen zu können; allein es fehlte an Wasser, und meine Bedienten ließen sich nicht überreden, daß der Schnee eben so gut sey. Sie behaupteten, sterben zu müssen, wenn sie ihn kosteten, und zitterten bei dem bloßen Gedanken. Wir hätten uns auf die angenehmste Weise Erdbeeren-Eis bereiten können — den Schnee mit der einen Hand sammelnd und die Frucht mit der anderen pflückend. Ich schluckte so lange Schnee bis ich eiskalt wurde, um sie zu überführen; allein sie blieben unerbittlich. Der Pik von Bunderpusch, der gleich einem Alabasterfelsen über uns ragte, war ganz geschlossen, eine einzige Spalte ausgenommen. Der Schnee auf demselben schien sehr tief zu liegen. Ein klarer blauer Himmel, wie der Italiens, umzog den blendend weißen Berg, an dem auch kein Flecken zu bemerken war. Ich sah einen Adler darüber hinschweben. Wir scheuchten mehrere dieser Vögel auf, weil wir uns zu ihrem Throne emporgeschwungen hatten."

Viel weniger Freude pflegt der Anblick des Menschen zu gewähren, den eine reiche und schöne Natur umgiebt. So auch in diesen lieblichen Thälern. Wir bedienen uns hier wieder Skinner's eigener Worte. Von den Bewohnern eines recht hübschen Dorfes, mit steinernen Häusern sagt er: „Die Frauen sind mit Einsammeln der Früchte beschäftigt. Dies und Wasserschöpfen scheint ihre regelmäßige Arbeit zu seyn. Sie haben schöne Züge, frische Gesichtsfarbe, einen kurzen untersetzten Bau, aber niedliche Formen. Ihr Anzug besteht aus einem groben Unterrock von Linnen, einer kleinen Jacke und sehr vielen Ringen, von der Nase bis auf die Zehen. Sie lassen das Haar sehr lang wachsen und flechten noch Wolle hinein, die roth gefärbt ist. Erreicht dieser Zopf den Boden, so wird eine große Quaste an das Ende geknüpft. Bald hängt er lose, bald winden sie ihn um den Kopf, so daß die Quaste auf dem Scheitel ruht und eine Art Turban entsteht. In diesem Dorfe sah ich schönere Frauen als irgend sonst im Morgenlande. Allein ihre Reize werden schlecht gewürdigt. Eine Frau ist das Gemeingut einer Familie von Brüdern, und bei dieser Polyandrie scheint Vier die mystische Zahl zu seyn; denn Alle, die ich hierüber befragte, antworteten: Es sind unser Vier und wir haben zusammen eine Frau. Dieser Gebrauch herrscht auch unter einigen Stämmen an der Malabarischen Küste und im Reiche Kandi auf Ceylon."

In einem anderen Dorfe fragte der Verf. ein hübsches Weib von ungefähr 18 Jahren, die ihm eine Flasche voll Himbeeren schenkte, wie viel Männer sie habe. Nur vier, war die Antwort. „Und Alle sind am Leben?" „„Das versteht sich. Aber aus welchem Lande seyd Ihr?"" Skinner erzählte nun, daß eine Reise von mehreren Monaten nöthig sey, um in seine Heimath zu kommen, was aber Keiner von den Neugierigen, die ihn umstanden, glauben wollte. Die nächste Frage war: „Wo ist denn Eure Frau?" Er versicherte, keine zu haben, und allgemein erscholl der Ruf: „Pah! eine Lüge!" In einem Lande, wo nach dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre keiner unbeweibt ist, darf solch ein Zweifel nicht Wunder nehmen.

In der Provinz Rewasin ist das weibliche Geschlecht ein wahrer Handelsartikel. „Ein alter Mann", erzählt Skinner, „bot mir die schönste seiner Töchter für 60 Rupien an und schien sehr gekränkt, als ich den Kauf ausschlug. Bald nachher kam ein anderer Mann von ehrwürdigem Aeußeren, sagte mir, er habe etwas zu verkaufen, und führte mich mit geheimnißvoller Miene auf die Seite. Weitläufig bemerkt, diese Leute scheinen sich jedes Handels zu schämen. Sie verstecken die unbedeutendsten Artikel unter ihre Kleider, und selbst ein Honigtopf wird so vorsichtig gezeigt, wie ein Schleichhändler seine Contrebande anbietet. Ich habe etwas zu verkaufen, sagte er, und da ich ein armer Mann bin, so hoffe ich, Ihr werdet es mir abnehmen — sehr billig — ein junges Mädchen, so groß (hier deutete er etwa vier Fuß hoch) und nur 80 Rupien. Sie ist meine Tochter und mein einziges Kind. — Was! unterbrach ich ihn, sein einziges Kind verkaufen? Ich muß leben, antwortete er lakonisch und auf die kaltblütigste Weise. Sie ist das schönste Mädchen im Dorfe, fuhr er fort, und da ich's nicht erschwingen kann, sie zu verheirathen, muß ich sie verkaufen. Zu seiner Entschuldigung bemerkte er, es sey dies Brauch, denn sie hätten so viele Mädchen in ihren Dörfern, daß sie nicht wüßten, wo hinaus damit. Meine Bedienten wollten ein Lamm kaufen, und das wurde ihnen abgeschlagen. Die Schafe geben uns Kleidung, sagten sie. Und die Frauen, entgegnete ich, nutzen wohl euere Kleidung ab? Das ist's eben, war die Antwort. Ich sollte übrigens kaum denken, daß die Weiber hier kostbar zu unterhalten seyen. Sie bereiten ihrem Eheherrn das Essen und warten dann, bis sein Appetit gestillt ist, um die übrigen Bissen, die oft sehr kärglich ausfallen, zu genießen. Ihre Kleidung aber scheint ihnen so lange um den Leib zu hangen, bis sie, buchstäblich genommen, von selbst abfällt. Man könnte darüber staunen, wie sie fähig sind, den Apparat von Lumpen anzulegen, wäre es nicht offenbar, daß sie ihn niemals ablegen. Alles hängt in so merkwürdigen Fetzen herab, daß es viel einfacher und anständiger seyn dürfte, statt des Rocks oder Mantels ein Netz umzuschlagen."

Bibliographie.

In Kalkutta ist eine in's Bengalische übersetzte Geschichte von Ostindien, seit der ersten Ankunft der Engländer bis zum Ende der Hastings'schen Verwaltung, vom Herausgeber des Bengalischen Journals Durpun, Herrn Marshman, erschienen.

Auch wurde daselbst eine neue Ausgabe des Manawa Dherma Sastra (Gesetzbuch des Menu) im Sanskritischen Original mit Bengalischen und Englischen Uebersetzungen, von Biswunath Türkbüschun und Tarachund Chuckrubartie, veranstaltet. Die Engl. Uebersetzung von William Jones ist zwar beibehalten worden, doch sind unter dem Texte zahlreiche Emendationen, gleichsam nur als bescheidene Vorschläge, in der Form von Anmerkungen angebracht.

Mannigfaltiges.

— Philologischer Fund. In dem zuletzt erschienenen Hefte des Journal des Savans (Avril 1832) publizirt der Professor Reffignol zwei von ihm entdeckte Fragmente des Aristophanes und des Euripides; leider besteht jedoch eben so wohl das des einen wie das des anderen Dichters nur aus drei Versen, die der Französische Philolog in einem der Bibliothek de Sainte-Geneviève gehörenden Manuskript des Euripides entdeckt hat, wo sich sämmtliche sechs Verse in einer Lebensbeschreibung des genannten Tragikers von Man. Moschopulos befinden, welche hier nämlich um vieles vollständiger als die ist, welche Elmsley in seiner Ausgabe der „Bacchantinnen" publizirte. Die Verse des Aristophanes sind ein Pfeil mehr aus dem Köcher, den der Dichter der „Frösche" auf seinen tragischen Kollegen verschossen hat, und spielen auf dessen Verhältniß zu seinem Sklaven Cephisophon an, der für den Rivalen des Euripides, sowohl bei seiner Muse als bei seiner Frau, galt. Die drei Verse des Euripides sind aus der „Melanippe", von der wir bekanntlich nur einige kurze Fragmente besitzen. Der Dichter soll diese Verse gemacht haben, um den Frauen seinen bekannten Weiberhaß abzubitten, der den genialen Misogyn mit der Rache des schönen Geschlechts bedrohte. Die Athenienfischen Damen müssen aber in der That zufrieden gestellt gewesen seyn, wenn, wie jene drei Verse lauten, der große Dichter der menschlichen Leidenschaften sagte: „Vergebens schleudert der Tadel der Männer seine machtlosen Pfeile gegen die Frauen und redet Uebles von ihnen; die Frauen sind besser als die Männer, dies sage ich!" *)

— Charakter der Augenbrauen. Die Augenbrauen werden im Vergleich zu anderen Theilen des Antlitzes nur wenig beachtet, obgleich im Ausdruck der wahren Gesinnungen und Neigungen des Gemüths kaum ein anderer Zug des Gesichts sich mit ihnen messen kann. Vergebens gebietet das klügste Weib ihrer Zunge Stillschweigen, — vergebens bemüht sie sich, ihr Gesicht und ihre Augen zu beherrschen, — eine einzige Bewegung ihrer Augenbrauen offenbart sogleich, was in ihrer Seele vorgeht. Auf einer reizbaren Haut befindlich und mit Muskeln in Verbindung, wodurch sie nach jeder Richtung hin bewegt werden, sind die Augenbrauen vermöge ihrer außerordentlichen Beweglichkeit auch dem geringsten inneren Reiz unterworfen. In ihnen malen sich Majestät, Hochmuth, Eitelkeit, Strenge, Güte, die schwermüthigen und düsteren, so wie die zärtlichen und munteren Leidenschaften. Aber es scheint fast, daß die Augenbrauen der Frauen einen noch stärkeren Ausdruck haben, als die der Männer; denn da sie beweglicher sind, so müssen sich auf ihnen die innerlichen Bewegungen nur noch schneller offenbaren. „Die Augenbrauen allein", sagt Lavater, der Größte aller Physiognomen, „enthalten oft den bestimmtesten Ausdruck des Charakters." „Ein Theil der Seele", sagt Plinius der Aeltere, „wohnt in den Augenbrauen, die sich auf das Gebot des Willens bewegen." Le Brun sagt in seiner Abhandlung über die Leidenschaften: „Die Augenbrauen sind die unzweideutigsten Dolmetscher der Gemüthsbewegungen und Seelenzustände;" und Pernette bemerkt: „Die Augenbrauen sind einer derjenigen Theile des Gesichts, die als die sichersten Dolmetscher der Gesinnungen betrachtet werden können." Es könnte in der That ein vollkommenes Wörterbuch über die Sprache der Augenbrauen verfaßt werden, obgleich uns dies zu weit von unserem geraden Wege abführen würde. Wir wollen nur noch die folgenden Worte als Rath für das schöne Geschlecht beifügen: — „Mädchen, habt Acht auf Eure Augenbrauen; braucht sie behutsam, denn sie sind sehr oft verrätherisch und unvorsichtig." (Toilette of Health.)

— Indianische Diebe. Ich habe so viele Beispiele von der Geschicklichkeit dieser Spitzbuben erlebt, daß ich über keinen Streich derselben mehr in Erstaunen gerathen würde. Ein Reisender, der daran gewöhnt ist, in Europa bestohlen zu werden, würde es kaum für möglich halten, daß ihm das Bettuch unter dem Leibe entwandt wird, ohne daß er es merkt; für einen Hindu-Dieb giebt es aber nichts Leichteres. Ganz nackt schlüpft er, gleich einer Schlange, in das Zimmer und kauert sich auf den Boden am Fuße des Bettes, die Gelegenheit erspähend. Wenn er glaubt, daß Ihr ganz fest eingeschlafen seyd, giebt er dem Bettuch einen kleinen Ruck und schlüpft unter das Bett. Wenn Ihr, dadurch aufgeweckt, um Euch her blickt und nichts sehet, so schlaft Ihr gähnend und Euch dehnend wieder ein. Dies ist natürlich, und der Spitzbube rechnet darauf. Nachdem er dieselbe Operation zwei- oder dreimal höchstens wiederholt hat, befindet er sich im Besitz des Lakens und macht sich aus dem Staube.
(Skinner's Excursions.)

*) *Μόνην δ' ἐς γυναῖκας ἐξ ἀνδρῶν φόρος*
Βάλλει κενὸν τείχεσιν, καὶ κακῶς λέγει·
Αἱ δ' εἰσὶ ἀμείνους ἀρσένων, ἐγὼ λέγω.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Mittwoch den 22. August 1832.

Frankreich.

Tagebuch des Nord-Amerikanischen Gesandten G. Morris, über die wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution.*)

G. Morris, Sohn des Gouverneurs von Neu-Jersey, Ludwig Morris, wurde am 31. Januar 1752 auf einem Landgute seines Vaters geboren; er widmete sich von Jugend auf dem Studium der Gesetze und zeichnete sich früh durch Leichtigkeit der Rede und durch Scharfsinn aus, die ihm die Bahn zu Staats-Aemtern eröffneten. Als die Kolonieen sich von dem Mutterlande losrissen und emanzipirten, ward Morris, damals noch sehr jung, mit dem Vertrauen seiner Mitbürger beehrt und saß unter den Mitgliedern des ersten Provinzial-Kongresses in Neu-York im Jahre 1775; hinter einander nahm er dann am Konvent, am Sicherheits-Ausschuß und am Bundes-Kongreß Theil; seine Ansichten waren gemäßigt, aber freisinnig und fest; seine männliche Beredsamkeit klärte mehrmals schwierige Fragen auf, und einige der Aktenstücke, die der Amerikanischen Verfassung zur Grundlage dienten, sind aus seiner Feder geflossen. Washington lebte mit ihm in der vertrautesten Freundschaft; er war es, der die Instructionen für Franklin ausarbeitete, als dieser nach Frankreich ging. Zum ersten Staats-Secretair ernannt, beschäftigte er sich vornehmlich mit den Finanzen, und als die Amerikanische Unabhängigkeit anerkannt war und die persönlichen Angelegenheiten Morris's in Ordnung gebracht waren, reiste er nach Europa, wo er ungefähr zehn Jahre verlebte. Das Tagebuch, welches Morris während seines Aufenthaltes in Frankreich von 1789 bis 1793 hielt, ist ein kostbares Dokument. Republikanisch gesinnt, hatte er an der Amerikanischen Revolution Theil genommen; er war es, der im Kongreß besonders dazu beitrug, dem finanziellen Gebäude der Union eine gute Grundlage zu geben. Der Freund Washington's, Franklin's, Lafayette's und Jefferson's kann also nicht in den Verdacht parteilicher Vorliebe für das ancien régime kommen. Die Einfachheit der Sitten war ihm theuer, und er bekennt freimüthig, welchen Zwang und welche Verlegenheit er in den Englischen und Französischen Salons empfunden. Die Bemerkungen dieses Mannes über die Französische Revolution und den damaligen Zustand Europa's gewähren das lebhafteste Interesse. Die Amerikanischen Gesetzgeber waren ohne Uebereilung und Gewaltsamkeit, langsam, besonnen und mit Mäßigung zu Werke gegangen. Gleich bei seiner Ankunft in Frankreich fiel ihm die Heftigkeit der Meinungen, die Wandelbarkeit der Charaktere und die Oberflächlichkeit auf; er konnte sich nicht überzeugen, daß die demokratische Regierungsform für eine Nation passe, die alle Auszeichnungen so liebt, in ihren Bewegungen so lebhaft, in ihren Entschlüssen so unüberlegt und der Einfachheit patriarchalischer Sitten so wie der Geduld so vollkommen fremd, die in ihrem gesellschaftlichen Leben so glänzend, so ungestüm und eitel ist. Kaum in Hävre an's Land gestiegen, schrieb er folgende Bemerkungen in sein Tagebuch nieder:

„Man hat mir hier einen Edelmann vorgestellt, der mich mit Höflichkeiten überhäuft; man behauptet, er sey liebenswürdig, er versichert es selbst und unterhält mich unaufhörlich von seinem Vermögen, seinem Kredite, seiner Rechtlichkeit und seinem Geiste. Es ist ein Jammer, äußerte er gegen mich, daß ich nicht ein Monarch oder doch wenigstens ein Minister bin; ich würde Frankreich regieren, wie es regiert werden muß; seit 30 Jahren begeht das Ministerium eine Thorheit nach der anderen, und der letzte seiner Fehler ist der Beistand, den Herr v. Vergennes den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geleistet hat."

Morris, der aus einem Lande kam, wo jeder Bürger sich mit seinen Angelegenheiten beschäftigte und an der Regierung nur innerhalb der vom Gesetz vorgeschriebenen Gränzen Theil nahm, erstaunte mit Recht über diese Wuth, zu politisiren, von der Frankreich damals befallen war. Der kleinste Advokat trug eine Verfassung in seiner Tasche, der unbedeutendste Romanschreiber baute seine politischen Luftschlösser; man dachte damals an nichts, als Gesetze und Institutionen auf dem Papiere zu entwerfen, um sie den Damen vorzulesen. — „Herr v. Lafayette", sagt er in seinem Tagebuche, „ist mit Politik gleichsam gesättigt; er täuscht sich über den Geist seines Landes, er ist zu republikanisch für Frankreich. Ich bin von ihm mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen worden, die unvergänglichen Dank von meiner Seite verdient; man kann keine angenehmere Augenblicke verleben, als ich im Kreise dieser trefflichen Familie zugebracht habe. Wie groß aber auch meine Anhänglichkeit gegen ihn seyn mag, so kann ich mich dennoch mit seinen politischen Theorieen, die mir mit dem Geiste und den Sitten Frankreichs im Widerspruch zu stehen scheinen, nicht befreunden; ich tadle sie, wie ich das monarchische System tadeln würde, wenn man es auf die Amerikanischen Kolonieen anwenden wollte, die längst und durch tausend historische und örtliche Umstände auf ihren gegenwärtigen Zustand vorbereitet worden sind. Herr v. Lafayette hat mir die Darlegung der Menschenrechte gezeigt, die er in der National-Versammlung vorgelesen hat; ich habe ihm meine Meinung offen gesagt und mehrere Verbesserungen vorgeschlagen, ich habe ihm gerathen, einfachere und gewichtigere Worte zu brauchen, denn ich betrachte die deklamatorische Uebertreibung als unverträglich mit der wahren Freiheit. Glauben Sie, sagte ich zu ihm, daß man das Glück der Völker mit schönklingenden Worten gründet!"

Hier einige der interessantesten Stellen aus Morris's Tagebuche:

„1. März 1789. Die Stimmung der Geister in Frankreich hat nichts Männliches und Kräftiges; wie wäre eine Republik in einem solchen Lande möglich! Ich habe heute bei Frau v. Suze gegessen; es wurde hoch gespielt. Herr v. B., der offenbar nichts Besseres zu thun hatte, bat mich um Auskunft über den gegenwärtigen Zustand der Union; ich gab sie ihm, aber er hörte nicht zu. Für den Fall einer Invasion, sagte er, fehlt es Ihnen an Armeen und an Flotten. — Nichts würde schwerer seyn, erwiederte ich ihm, als ein Volk zu unterjochen, bei dem jeder Einzelne sich einem Könige gleich achtet. — Sehr schön, aber in jedem Lande besteht ein Unterschied der Stände; was würde mir jedoch einer Ihrer Könige antworten, wenn ich zu ihm sagte: Sie, mein Herr, der Sie einem Könige gleich stehen, machen Sie mir ein Paar Schuhe! — Er würde antworten: Mein Herr; ich schätze mich glücklich, für Sie zu arbeiten; es ist mein Beruf, Schuhe zu verfertigen, und gern erfülle ich meinen Beruf. — Herr v. B. verstand mich nicht. Die Franzosen sind zu weit von der Natur entfernt, als daß ihnen diese Sprache nicht barbarisch klingen sollte.

3. März. Die Gräfin von Beauharnais hat mir die Ehre erwiesen, mich zur Mittagstafel einzuladen; sie ist, sagt man, eine ganz aus Geist bestehende Dame, die ein bureau d'esprit hält und nur Dichter und Schriftsteller bei sich empfängt. Bei meiner Ankunft lag ein Haufen schmutziger Wäsche im Vorzimmer, trotz der Kälte brannte kein Feuer im Kamin, und ein männlicher und ein weiblicher Domestik spielten auf einem Tische Karten. Als man meiner ansichtig wurde, nahm man die Wäsche fort, legte einige Holzscheite auf den Aschenhaufen, und der Rauch, den sie bald verbreiteten, bewies mir, daß man Feuer angezündet habe; um dem Rauche einen Ausgang zu verschaffen, ward ein Fenster geöffnet, und ich befand mich nun in der Mitte zwischen zwei Uebeln, Kälte und Rauch. Der Rest des Abends war dieses Anfangs nicht unwürdig. Ohne vom Essen zu sprechen, wo an ranziger Butter Ueberfluß war, ermüdeten mich die politischen Pläne, die gesuchten Witze und der Wortschwall der ungeduldigen Athleten, die sich gegenseitig überbieten wollten, ohne auf einander zu hören, dergestalt, daß ich mich so bald wie möglich aus dem Staube machte, fest entschlossen, mich nie wieder in einer solchen Schlinge fangen zu lassen.

25. März. Bei Frau v. Chastellux; bald nach mir kamen Frau v. Segur, Herr v. Puisieux und die Herzogin v. Orleans; die letztere ist schön und freundlich. Die Wittwe des vorigen Herzogs v. Orleans, Frau v. Montesson, kam später und küßte ihre Schwiegertochter auf beide Wangen. Diese Art der Begrüßung kam mir seltsam vor; ich weiß überdem, daß die Wittwe des vorigen Herzogs und die jetzige Herzogin einander nicht lieben. Ich wagte es, mitten in der Unterhaltung einige Bemerkungen über diese äußere Höflichkeit fallen zu lassen, die trotz ihrer Rauhheit und Strenge der Prinzessin sehr gefielen. Wahrheit und Vernunft sind für diese bis zur entnervtesten Verfeinerung geglätteten Seelen eine reizende Neuheit.

27. März. Der Marschall von Castries holte mich ab, um bei Herrn und Madame Necker zu speisen. Die letztere ist eine männliche Frau; Herr Necker hat ganz das Aussehen eines Kaufmanns, und der gestickte Sammet seines Rockes stimmt seltsam zu seinem Comptoir-Benehmen. Eine affektirte Feierlichkeit, die über alle seine Handlungen verbreitet ist, scheint sagen zu sollen: Seht, ich bin ein großer

*) The Life of Governor Morris, with selections from his correspondence and miscellaneous papers; detailing events in the American revolution, the French revolution and in the political history of the United States. By Jared Sparks. 3 Vol. Boston, 1832.

Mann! Es sollte mich aber wundern, wenn dies der Fall wäre; er scheint ein arbeitsamer Mann zu seyn; weiter nichts."

Einige Stellen des Tagebuches sind äußerst belustigend; es sind die, in denen Morris sich über den Zwang beklagt, den die Französischen Sitten ihm auferlegten, und er seine Unkenntniß der Gebräuche der großen Welt bedauert, in deren Mitte er lebte. Inzwischen drängen sich die Ereignisse, die Kluft zwischen Hof und Volk wird täglich größer, Morris sieht es und erschrickt darüber.

„20. April. Weder der König noch die Nation können zurückweichen; die Generalstaaten, die im Begriff stehen, sich zu versammeln, werden, wenn es ihr Wille ist, den Thron stürzen, die Monarchie umstoßen und mit dem Könige machen, was ihnen beliebt. Der Hof ist schwach und verderbt. Alles kündigt großes Unglück an.

4. Mai. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich nach Versailles. Frau v. Flahault hatte die Güte, mir einen Platz auf ihrem Balkon anzubieten, um den Zug vorübergehen zu sehen. Die Prozession fiel äußerst prächtig aus. Der König und die Königin, deren Züge traurig sind, gehen zu Fuß durch die mit schönen Teppichen geschmückten Straßen; man schreit: der König lebe! aber keine Stimme ruft: es lebe die Königin! Ihre Lippe bewegt sich nach innen, ihr stolzer Blick scheint mit Verachtung das Schauspiel zu betrachten, in welchem sie eine Rolle zu spielen genöthigt ist, sie scheint sagen zu wollen: Ich unterwerfe mich heute, aber die Reihe wird auch an mich kommen. Der Herzog v. Orleans, statt unter den Prinzen von Geblüt Platz zu nehmen, hatte sich unter die Repräsentanten des dritten Standes gemischt, worüber der König seine Unzufriedenheit geäußert hat; es hat ihn tief verletzt, daß die Königin mit keinem einzigen Zeichen des Beifalls empfangen worden ist. Arme Königin! ich sehe in ihr nur die Frau und bemitleide sie: eine Frau mit solcher Härte behandeln, ist derer, die sich selbst achten, unwürdig. Doch ist der Haß gegen dieselbe, aus welchen Gründen weiß ich nicht, allgemein.

5. Mai. Eröffnung der Generalstaaten. Die Herzogin v. Orleans hat mir ein Billet für diese Feierlichkeit übersandt; um 8 Uhr befand ich mich in dem großen Saale und blieb bis 12 Uhr da in einer äußerst unbequemen Stellung. Die verschiedenen Behörden werden eingeführt und Herr Necker bei seinem Eintritt mit wiederholtem Beifallklatschen empfangen; dem Herzoge v. Orleans und einem Bischofe, dessen Name mir entfallen ist, wird dieselbe Ehre zu Theil; auch ein hochbejahrtes Mitglied des dritten Standes, das im Kostüm eines Pächters eintritt, wird beklatscht; Herr v. Mirabeau wird ausgezischt, aber das Gezisch ist schüchtern. Der König tritt ein, nimmt Platz und bedeckt sich, die Königin setzt sich zu seiner Linken, zwei Stufen tiefer; hinter dem Könige zur Rechten die Prinzen von Geblüt, zur Rechten und Linken die Prinzessinnen und ihr Gefolge; noch weiter hinter dem Throne ein Detaschement Garden oder Wappenherolde in ritterlicher Tracht, vor ihnen der Großsiegelbewahrer und verschiedene Beamte des Königl. Hauses, reich gekleidet; vor dem Throne zur Rechten und unter der für den Hof bestimmten Platiform die Staatsminister, vor ihnen eine lange Tafel; noch weiterhin die Repräsentanten des Klerus, Priester von allen Farben, scharlachrothe, graue, rothe, schwarze, violette; vor diesen die Repräsentanten des Adels in langen schwarzen Gewändern, Westen von Goldstoff und mit goldenen von der Schulter lang herabhängenden Schnüren, zuletzt die Repräsentanten des dritten Standes oder des Volkes, schwarz gekleidet und von den beiden anderen Ständen durch Wappenherolde getrennt, die Stäbe in der Hand trugen, und deren Röcke von Gold und Silber strahlten. Der Anblick war feierlich und wurde durch die Leidenschaftlichkeit, von der alle Theilnehmer beseelt schienen, noch imposanter. Der König wurde beim Eintritt mit großem Beifallklatschen empfangen; er bedeckte sich, sein runder Hut mit weißen Federn und einem Diamant in der Mitte, war von sonderbarer, aber eleganter Form. Während seiner Rede wurde der König durch Beifall unterbrochen, der sich am Schlusse derselben wiederholte; hierauf nahm er den Hut ab und setzte ihn wieder auf, was von dem gesammten Adel nachgeahmt wurde; diese tausend sich bewegenden Federhüte gewährten einen seltsamen malerischen Anblick. Einige Mitglieder des dritten Standes bedeckten sich ebenfalls, der König nahm nochmals seinen Hut ab, und die Königin neigte sich zu ihm, wie wenn sie ihm diesen Akt vorwerfen wollte; bald waren alle Häupter unbedeckt. Ich weiß nicht, ob dieses Hutmanöver durch die Constitution vorgeschrieben ist, die drei Abtheilungen der Versammlung schienen mir aber eine kindische Wichtigkeit darauf zu legen, und die Bewegung selbst war weder regelmäßig noch vollständig. Der Vortrag des Großsiegelbewahrers, der dem des Königs folgte, ward von Niemand vernommen, es war ein dumpfes verworrenes Gemurmel, über das ich nicht urtheilen will, denn ich weiß kein Wort von dem Inhalte desselben. Jetzt erhob sich Necker und wollte den Redner spielen, was ihm aber nicht gelang; sein Organ ist eintönig, seine Gesticulation übertrieben, sein Accent provinziell; die Emphase seiner Declamation und seiner Perioden verletzt das Ohr und den Geschmack; aber er ist in der Mode, und das ist genug; man applaudirt, er wird lebhaft und glaubt seine Beredsamkeit zu verdoppeln, indem er die Stimme erhöht. Ein Secretair las den Schluß der Rede Necker's vor, die, obgleich viel zu lang, zu mühsam ausgearbeitet, zu anspruchsvoll und zu komplimentreich, dennoch nützliche Dokumente enthielt; es war aber unmöglich, sie ohne Ermüdung anzuhören. Ist dies die rechte Weise, in welcher der Premier-Minister einer großen Nation derselben über ihre wichtigsten Interessen Rechenschaft ablegen soll? Sind nicht vielleicht die einfachsten, natürlichsten und gewichtigsten Worte die angemessensten? Ein wahrer Beifalls-Donner ließ sich nach Necker's Vortrage vernehmen. Der König erhob sich, und der Saal hallte von dem Rufe: Der König lebe! wieder; auch die Königin, der bis dahin kein Zeichen des Beifalls zu Theil geworden war, stand auf; ich hatte sie weinen sehen, und wäre ich Franzose gewesen, ich glaube, meine Stimme hätte sich erhoben, um sie zu trösten. In dem Augenblicke, wo sie den Saal verließ, rief eine schwache Stimme: Die Königin lebe! Sie verneigte sich mit Thränen in den Augen: ein zweiter stärkerer Beifallruf schien diese Demüthigung ihrer Größe zu belohnen; sie antwortete durch eine zweite noch tiefere Verbeugung, welcher eine Salve lange anhaltender Applaudissements folgte. Hier fällt der Vorhang, hier schließt der erste Akt dieses großen Drama's. Der König allein schien seine Lage nicht zu fühlen; ich war müde und hatte großen Hunger; meine Pferde waren nicht angespannt, ich speiste in Versailles bei einem Restaurateur.

5. Juni. Ich habe den Abend bei Jefferson*) zugebracht; er glaubt, daß die General-Staaten zu nichts Gutem und Nützlichem führen werden, und daß eine rein demokratische Regierung daraus hervorgehen wird; ich habe mehrere Literaten bei ihm gesehen; diese Herren, welche die Mängel der jetzigen Französischen Regierung einsehen, glauben, daß sie, je mehr sie sich von der Form derselben entfernen, der Vollkommenheit um so näher kommen werden; daher ihre Declamationen und Irrthümer; in ihrer Studierstube schaffen sie sich für ihren Gebrauch vollkommene Menschen, wie sie nie gelebt haben, und wie sie namentlich das seinem Wesen nach antirepublikanische Frankreich nie hervorbringen wird. Ich bin überzeugt, man wird zu der gemäßigten constitutionellen Monarchie zurückkehren müssen, wie sehr man sich auch anstrengen möge, diese Regierungsform zu vermeiden.

7. Juni. Gestern traf ich bei Frau v. Flahault den Bischof von Autun, Herrn v. Talleyrand; in seinem Gesicht schien mir Feinheit, Bosheit und Kälte zu liegen. Heute früh begab ich mich nach Rincy, um 1 Uhr hörten wir in der Kapelle die Messe. Unsere Tribune war voll von Menschen; ein Bischof, ein Abbé, die Herzogin, ihre Ehrendamen, einige Freunde und ich bildeten die Gesellschaft, deren Stimmung keineswegs erbaulich war. Die Herren v. Segur und v. Cubières belustigten sich, in die Tasche des Bischofs eine Wachskerze gleiten zu lassen, die sie an dem herausstehenden Ende anzündeten, ohne daß der Bischof es bemerkte. Die Zuschauer lachten laut auf; nur die Herzogin suchte ernst zu bleiben. Welches Beispiel für die uns gegenüber sitzenden Domestiken und für die im unteren Theile der Kapelle stehenden Bauern! Nach Beendigung der religiösen Handlung machten wir in glühender Sonnenhitze eine Spazierfahrt zu Wasser und gingen um 6 Uhr zur Tafel.

12. Juni. Jefferson, der aus Versailles zurückkehrt, hält die Lage Frankreichs für äußerst gefährlich, und ich bin seiner Meinung, bin aber weit entfernt, mit ihm zu glauben, die Aufhebung der gesellschaftlichen Unterschiede könne Frankreich nützlich seyn; es gehört nur ein bischen gesunder Sinn dazu, um einzusehen, daß jene Gleichheit diesem Lande weniger denn jedem anderen angemessen ist und die gefährlichsten Folgen haben muß.

23. Juni. Ich befand mich an der Tafel bei Frau von Tessé und saß neben Lafayette. Sie schaden, sagte er zu mir, der patriotischen Sache; man beruft sich auf Sie als einen Gegner der bevorstehenden Reformen. — Nein, erwiederte ich ihm, ich liebe die Freiheit und kann das Entstehen einer Demagogie, die bei Euch die Freiheit vernichten wird, nicht ohne Schmerz ansehen. Ihr geht Eurem Verderben entgegen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Euch auf dieser unheilvollen Bahn aufhalten könnte. Die politischen Elemente Frankreichs widerstreben Euren Plänen, und das größte Unglück, das Euch widerfahren kann, ist die Erfüllung Eurer eigenen Wünsche. — Unser Vorhaben ist unsinnig, ich weiß es wohl, erwiederte er; ich sage es allen meinen Freunden, aber dennoch bin ich entschlossen, wie es auch damit stehen mag, mit ihnen zu sterben. — Sie würden besser thun, sie zur Vernunft zurückzubringen und weder Ihr Leben noch das ihrige auf's Spiel zu setzen. — Sie sprechen wahr, ich werde meine Stelle aufgeben. — Ich billige diesen Entschluß; denn die Instructionen, die Sie erhalten haben, stehen mit Ihrem Gewissen in Widerspruch. — Am Schlusse dieser seltsamen Unterhaltung sagte ich Herrn von Lafayette, die Freiheit des Französischen Volkes scheine mir von seiner Mäßigung und Klugheit abzuhängen; Gewaltsamkeit und Uebertreibung würden aber der Freiheit früher oder später den Untergang bringen.

4. Juli. Beim Mittagessen bei Jefferson plauderte ich mit Herrn v. Lafayette, der den nahen und gänzlichen Sturz des Adels voraussieht. Bewahret, sagte ich zu ihm, Eurer Aristokratie wenigstens einen Theil constitutioneller Autorität, dies ist das einzige Mittel, die Freiheit des dritten Standes zu beschützen. Ich glaube übrigens, daß die letzte Stunde der Aristokratie geschlagen hat, und das Unglück, welches der Sturz derselben herbeiführen wird, steht mir klar vor Augen.

12. Juli. Mittagstafel bei dem Marschall v. Castries. Der König, äußerte ich gegen ihn, befindet sich in der dringendsten Gefahr. — Aber er hat eine Armee. — Seine Armee wird nicht fechten; er hat das Schwerdt aus seiner Hand gleiten lassen und seinen Fehler nicht eingesehen; jetzt ist es zu spät; die ganze Souverainetät liegt in den Händen der National-Versammlung, der König regiert nicht mehr. Der Marschall antwortete in unbestimmten Ausdrücken und schien mir sehr angegriffen." (Fortsetzung folgt.)

*) Jefferson war damals Gesandter der Vereinigten Staaten am Französischen Hofe.

Bibliographie.

Dictionnaire historique. (Allgemeines biographisches Lexikon.) Von Feller und Herrion. Achte, durch 1500 Artikel vermehrte Ausgabe. Zweiter Theil (AND-BARZ). Pr. 4 Fr. [Das Ganze besteht aus 20 Bänden.]

Bibliothèque populaire. (Gemeinfaßlicher Unterricht in allen

Wissenschaften.) Erster Band: Einleitung, von A. v. Grandsagne. Zweiter Band: Geographie von Frankreich, von Jomard und Pariset. - Pr. jedes Bandes ½ Fr.

Nord-Amerika.

Washington Irving.

(Schluß.)

Washington Irving hat in der That ein seltenes Glück genossen; jenes alte England, dessen Verfall er bedauert, hat er noch gesehen; er hat es durch einen großen Zufall wohlverwahrt in einem alten Schlosse, fern von der Heerstraße, von den Dampffabriken und von dem Geräusch der Postkutschen, gefunden; eine vollkommene Versteinerung einer Familie von ehedem: alte Leute, alte Diener, alte Gebräuche, alte Bücher; dort hat er den Landedelmann in seiner ganzen antiquarischen Vollkommenheit aufgefunden; der Squire Bracebridge, alt und geschwätzig, Engländer durch und durch, zu guten Sitten durch Peacham, Sir Philip Sydney und Wyats gebildet, andächtig „den Spiegel der Magistratspersonen" und andere Werke aus den Zeiten der Elisabeth lesend. Es ist nicht der Fuchs jagende, seine Leute prügelnde, der plumpe und betrunkene Squire, wie man ihn uns sonst wohl zu schildern wagt; er ist einfach und gut, Freund seiner Bauern, Verehrer alles dessen, was alt ist; die alten Festlichkeiten beibehaltend und belebend, schafft er rings um sich eine Poesie und eine Illusion aus den Ueberresten der Vergangenheit; dabei besitzt er vor allen Dingen ein gutes Herz, ist Jedermannes Freund, vorausgesetzt, daß er nicht das Ansehen eines Neuerers hat, und bekümmert sich nicht um sein Jahrhundert, sondern bestrebt sich, in den alten Zeiten zu leben, die bei weitem besser waren. Bei ihm hat Irving den ganzen Typus des alten Englands entdeckt: Lady Lillicraft, mit den sentimentalen Traditionen, die Romane liest und Liebes-Knoten knüpft; Meister Simon, das Factotum, mürrisch, aber dienstfertig, halb Herr und halb Diener; Jacques Baargeld, Englischer Yeoman, mit den guten und dauerhaften ledernen Beinkleidern, mit der Uhrkette von Guineen, der gut bezahlt und noch mehr verdient; der Schulmeister, ein armer Teufel, der Romantiker des Dorfes, Reisender und Abenteurer, der ohne Mantelsack zurückgekommen, aber eben so lustig und eben so wenig zum Studiren geneigt ist, als seine Schüler; der Schneider, eine eben so excentrische Figur und Musiker des Dorfes; der Apotheker mit seinen weisen Rathschlägen und gravitätischen Sentenzen; und um wieder auf den alten Bracebridge zurückzukommen, sein einziger Sohn, der Student von Oxford, ein durchtriebener Schelm, dem man Alles verzeiht.

„Als er während der Ferien nach Hause zurückkam, fragte ihn der Squire, wie ihm sein Kollegium, seine Studien, sein Hofmeister gefielen? — Mein Hofmeister! erwiederte er, den habe ich verabschiedet. — Du hast ihn verabschiedet! Warum denn, wenn's beliebt? — O! Mein Vater, die Jagd machte Furore in unserem Kollegium, und ich war ein wenig knapp bei Geld; da habe ich denn den Hofmeister fortgeschickt und statt dessen ein Pferd gekauft; das war doch wohl besser? — Ja so, das wußte ich nicht, Tom, sagte der Squire, ohne böse zu werden. — Im nächsten Jahre erhielt Tom doppelt so viel Geld, um das Pferd und den Hofmeister zusammen halten zu können."

Dort hat auch Irving den merkwürdigen Festlichkeiten beigewohnt, wie sie in früheren Zeiten begangen wurden. Unglücklicherweise verschwanden aber auch sogar in Bracebridge-Hall die alten Gebräuche; die industrielle Welt erstickt sie; in dem Dorfe befand sich ein radikaler Redner, bleich, hager, voller Galle, schlecht barbirt und die Tasche voller Pamphlete, der über die Auflagen, über die Armen-Taxe und über die Reform peroirirt, und dem man in der Schenke zuhört, wie er gegen den König, gegen den Squire und gegen Meister Simon spricht. In der Nachbarschaft lebt ein Emporkömmling, ein Londoner Kaufmann, der von dem Bau neuer Straßen, von dem Durchpassiren der Postkutschen, von dem Anlegen neuer Fabriken, von dem Abschaffen der alten Festlichkeiten, bei denen sich der Bauer betrinkt und zankt, redet; einer jener Leute, die sich damit abgeben, Aristokraten zu seyn und den Ton des Gutsherren-Patronates anzunehmen, ohne daß sie einen Tropfen Normännischen Blutes in den Adern oder die geringste Familien-Erinnerung im Lande haben. Irving liebt diese Emporkömmlinge nicht, schlechte Nachahmer der alten Aristokratie, die in England wie überall sind und vom Reichen wie vom Armen, vom Edelmann wie vom Bürger nur das Schlechteste an sich haben. Er schildert in einem Kapitel zwei Familien, von denen die eine seit langer Zeit den Boden bewohnt, den sie besitzt, und die zu gleicher Zeit einfach, freundschaftlich und populair ist, während die andere neue sich hochmüthig und anspruchsvoll zeigt. Noch besser aber malt er den Zorn des Squire Bracebridge gegen die Invasion der Barbaren der Industrie:

„Mein Herr", sagte er mit Aufregung zu mir, „das Herz blutet mir, wenn der Rauch aus Dampfkesseln unsere schönen Thäler verpestet und das Geräusch der Hammer und der Werkstühle unsere ländlichen Freuden stört. Was wird aus dem heiteren England werden, wenn alle diese Behausungen in Fabriken, diese rüstigen Bauern in Stecknadel-Arbeiter oder Strumpfwirker umgewandelt sind? Ich habe vergebens die munteren Wälder von Sherwood und die grünen Wiesen von Robin-Hood gesucht; das ganze Land ist mit Fabriken bedeckt. Ich habe mich auf die Ruinen von Dudley-Schloß gesetzt; und mit beengtem Herzen habe ich auf die Gegend geblickt, die früher zu demselben gehörte. Ach! mein Herr, ich habe geglaubt, die Werkstatt der Cyklopen zu sehen; ein Land in Feuer, ganz geschwärzt durch den Kohlendampf. Das Volk, bleich und häßlich, inmitten dieser Dünste arbeitend, glich eher Dämonen als Menschen; die Räder der Maschinen, mit ihrem gellenden Ton, erschienen durch diese dunkle Atmosphäre wie die Marter-Instrumente dieses Pandämoniums. Was kann aus einem Lande werden, dessen Herz durch solche Uebel angefressen ist. Die Fabrikanten, mein Herr, werden unsere einfachen ländlichen Sitten verderben, sie werden den National-Charakter zerstören und uns nicht ein Fünkchen Poesie lassen."

Ach! während Irving England den Rücken kehrte, griff diese Eroberung der Barbaren, der Einfall der Radikalen, der Demokraten, der Reformisten immer weiter um sich. Der große Schlag ist gegen den Baum geführt worden, und obgleich er ohne Zweifel seinen Fall verdient hat, so können wir doch, während er schwankt, nicht umhin, seine breiten und kräftigen Zweige und die lebendige Krone seiner Blätter zu bewundern. Es ist noch eine jener tapferen alten Eichen, um mich des Ausdruckes eines Englischen Schriftstellers zu bedienen, die in einer Nacht der Gewalt des Sturmes erlagen. Es mußte Alles stürzen; aber eine so große Ruine bildet sich nicht ohne Geräusch und nicht ohne unsere Bewunderung für den schönen Koloß, welcher zusammenstürzt. Jene glänzende und trefflich institutirte Aristokratie, jene Königin des Landes und der Meere, jener Römische Senat, mit moderner Pracht geziert, jene antiken Stiftungen, jene alten und mächtigen Universitäten, jene Corporationen, jene Liebe für die Vergangenheit, jenes Ceremoniell des 14ten Jahrhunderts, ein ganzes großes historisches Schauspiel, eine alte Medaille, welche das Mittelalter in den Schooß des getreuen Großbritaniens niedergelegt hat, — Alles, Alles wird die jetzige Generation verschwinden sehen. England beschreitet einen neuen Weg; Glück zu! Aber so lange der Morgen nicht glänzt, scheint es den Abend bedauern zu müssen, ja, der Glanz seiner Vergangenheit ist noch nicht vor dem Schimmer der Zukunft erbleicht.

Nachdem Washington Irving dem Lande seiner Vorfahren das Skizzenbuch und Bracebridge-Hall gewidmet hat, führt er uns in der Alhambra nach einem ganz anderen Lande, — nach Spanien. Er hat ganz Europa gesehen, und nicht etwa wie einer jener Engländer, die, ich weiß nicht für welches Verbrechen, zu Zwangs-Reisen auf Lebenszeit verurtheilt scheinen, und die in fremden Ländern keine andere Sorge haben, als so viel wie möglich England mit sich zu führen. Irving läßt sich auf seinen Reisen geben, er sucht nichts und betrachtet Alles und schlendert unthätig und sorglos durch Europa. Gute und angenehme Art, zu reisen. Die Seele ruht, während der Körper sich bewegt, fern von der sentimentalen Anstrengung, die immer Furcht hat, von der gelehrten Unruhe, welche ein Land wie ein algebraisches Exempel entziffert, von der erzwungenen Würde und despotischen Pünktlichkeit, welche mühsam die in der Reiseroute gestellte Aufgabe erfüllt, nicht ergriffen genug zurückzukehren. Irving hat doch wenigstens etwas gesehen und begriffen, selbst in Frankreich; er hat sich ein wenig zum Bewohner des Landes gemacht, durch das er gereist ist; er hat eine Art von Liebe für Alles gefühlt, was ihm auf dem Wege begegnete, er hat sich einen Augenblick lang seine Welt daraus gebildet, was so wenigen Engländern gelingen will. So hat er das alte Europa von einem Ende bis zum anderen durchstreift, und er, der Mann der neuen Erde, hat ihm einiges Verdienst zuerkannt.

In Spanien hatte er keine Furcht vor den Straßenräubern, welche alle jetzige Reisende erschrecken; er ließ sich nicht in einer Post-Chaise dahinrollen, die von Reitern eskortirt wurde. Er gesellte sich, entstände daraus, was da wolle, einer reisenden Kavalkade, einer kleinen halb Maurischen Karavane zu, die durch das kreidige Spanien zieht, wie die großen Muhamedanischen Karavanen durch das steinige Arabien, ein großer Waaren-Transport, der von bewaffneten Maulthiertreibern geführt wird, denen sich Reisende anschließen. Ein Volk wird für den, der es auf diese Weise kennen lernt, etwas ganz Anderes; man lebt sein Leben, man lernt seine Sitten kennen, man schwatzt und man wärmt sich mit ihm. So lernt man auch den Spanier am besten kennen, eine der schönsten Typen der menschlichen Natur, den alten Christen, den bettelnden Edelmann, den Hidalgo in Lumpen, dem man das Almosen nur mit der größten Höflichkeit verweigert*); edel und groß, selbst wenn er singt und lustig ist, mit einer Art aristokratischen Taktes begabt, der ihm das Zuweitgehen verbietet; immer Sohn oder Enkel eines großen Feldherrn, immer im vornehmen Ton und in gesuchten Phrasen sprechend, selbst wenn er nicht so viel hat, eine Cigarre zu bezahlen. Dergestalt sammelt man die einzige Volks-Poesie, die noch in Europa vorhanden ist, diese weichen Liebes-Gesänge, diese kühnen Kriegslieder, diese Gleichnisse in dem Munde eines Maulthiertreibers, diese Poesie in der gewöhnlichen Unterhaltung, welche die Poesie in unseren Büchern übertrifft. So lernt man auch die charakteristischen Hauptfiguren des Spanischen Lebens kennen, die sich einander so ähnlich sehen; den Schnapphahn, den Banditen, den Contrebandier, den Maulthiertreiber, den armen Bettler, der, wenn er sich dem Tode nahe glaubt, sich den Kopf bedeckt und sich der heiligen Jungfrau empfiehlt, den alten Hauptmann, dem zwar der König erlaubt hat, sich Don so und so zu nennen, dem er aber keine Pension giebt, den ernsthaften Wirth, wie ihn Cervantes schildert, und die Wirthin von Andalusien. Unter allen diesen Personen, die sich unter einander mischen, weil sie alle gleich stolz sind, lauscht man bei der Posada den Erzählungen ohne Ende, den Maurischen Legenden und den Guerillas-Geschichten. Umgeben von allen Helden des Cervantes, könnte man an die Wahrheit seiner Erzählung glauben; und übrigens ist auch jede dieser ehrenwerthen Personen überzeugt, daß Don Quirote und sein Stallmeister wirklich existirt haben, wenn auch vielleicht vor langer Zeit, etwa vor tausend Jahren.

So ist Washington Irving von dem bergigen Kastilien nach

*) „Um Gottes willen, mein Bruder, entschuldigt mich", sagt man in Spanien zu einem Bettler, dem man nichts geben will

dem südlichen Spanien, nach dem grünen Andalusien, nach dem Maurischen Granada gelangt. Dort hat er sich nicht um das Bequeme bekümmert, er hat nicht das beste, sondern das abenteuerlichste Wirthshaus aufgesucht; er ist in der Alhambra abgestiegen. Sein ganzes poetisches Glück ist ihm dahin gefolgt. Und welche Zeit für einen Reisenden, wo er unter dem magischen Dache des Boabdil und des Mohammed Abu Hassan wohnt, wo er unter dem Schutze des Talismannes schläft, der sich in einer Thüre der Alhambra befindet: eine Hand und ein Scepter, und an dem Tage, wo die Hand das Scepter ergreift, wird der Zauber seine Kraft verlieren und die Alhambra verschwinden. Die Alhambra ist eine Stadt, sie hat ihren Gouverneur, ihre Einwohner, ihre Garnison, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Privilegien, ihre Fahne; dieser wunderbare Palast der Besiegten ist für Spanien ein Talisman und ein Räthsel geblieben. Die Alhambra hat ihren Erklärer, Sohn eines Schneiders, der, obgleich er vielleicht nicht lesen kann, voller Legenden ist, der erbliche Historiograph der mündlichen Traditionen des alten Palastes, „Sohn der Alhambra." Dies ist der Cicerone Irving's. Es giebt dort unter den Familien eine herrschende, die der Wittwe Tia Antonia, welche für die Erhaltung der Alhambra sorgt und sie mit ihrer Nichte, der hübschen kleinen Dolorosa, die, naiv und munter, ihrem Namen nicht entspricht, den Fremden zeigt. Washington Irving hat mit allen diesen Leuten gelebt und in den Abendstunden bei der Donna Antonia geplaudert; er hat bei dem Geräusch des Springbrunnens der Löwen geschlafen; er hat daselbst einen Mauren getroffen, der den Ort besuchte, um das Schicksal seiner Verfahren zu beweinen; er hat den rothen Thurm der Prinzessinnen, den Saal der Gesandten und den Thurm des Comarez, das Gefängniß Boabdil's, gesehen und das Zimmer der schönen Elisabeth von Parma bewohnt.

Die Monate, welche er an diesem Orte verlebt hat, haben mannigfache pittoreske Scenen und authentische Erzählungen im Gedächtniß zurückgelassen; aus ihnen hat er sein Buch zusammengesetzt. Es giebt zwei Momente in den orientalischen Erzählungen: das Persische und das Arabische; aber das Letztere ist überwiegend. Die bezauberten Gärten, die schönen Sultaninnen, die Liebes-Gesänge auf der Laute, dies ist Persischen Ursprungs; aber was weit mehr Platz einnimmt: die mit Gold gefüllten von einem Talisman bewachten Keller, die Statuen von Edelsteinen, die ungeheuren Topase, die Haufen von Rubinen, diese ganze Poesie von Gold und Silber, dieses schöne Ideal der Habgier, — das zeigt den Geiz des Beduinen.

Bei alle diesem blickt das große Verdienst Washington Irving's, die Leichtigkeit, mit welcher er äußere Eindrücke in sich aufnimmt, deutlich hervor. Wir sprechen hier nicht von seinen historischen und halb historischen Arbeiten, wie der Kolumbus oder der Krieg in Granada; wir haben es hier nur mit den Werken seiner Einbildungskraft zu thun. Seine Erzählungen eines Reisenden bieten wenig Merkwürdiges dar; er mißbraucht darin die abergläubische Neigung des menschlichen Geistes, welche er in anderen Werken auf eine so glückliche Weise zu gebrauchen versteht; seine Geister-Erzählungen gleichen sich alle. Aber die beiden Werke: Bracebridge-Hall und das Skizzenbuch und die neuen Erzählungen aus der Alhambra geben die wahre Norm für sein Talent, eines jener beweglichen Talente, ohne eine ihnen ganz allein gehörende Farbe, auf denen sich aber fremde Farben herrlich abspiegeln. Er ist kein Nachahmer anderer Schriftsteller, sondern ein Spiegel der Welt. Er hat eine leichte und lebhafte Einbildungskraft, die Alles in sich aufnimmt, ein anmuthsvolles Sichgehenlassen, ohne daß dasselbe durchaus natürlich wäre. Er ist voller Seele und weiß zu rühren, wenn er sich nicht, in Sterne's Manier, zu lange bei der Nachlese aufhält. Er gleicht Goldsmith, der, nachdem er sich von allen conventionellen Ideen und von allen National-Vorurtheilen gänzlich freigemacht hatte, nur um so empfänglicher für die verschiedenartigsten Eindrücke war; Goldsmith, der wahrhafte Abenteurer, der Frankreich und Italien zu Fuß durchwanderte, um seine Englischen Vorurtheile zu verlernen. Washington Irving hat das Leben Goldsmith's geschrieben; es ist voll Reiz und enthält viele und seltsame Details; man empfindet in der Bewunderung des Biographen das Gefühl der Verwandtschaft.

Aber Goldsmith fühlte bei weitem tiefer; sein armes und hartes Leben hatte ihm, wenn auch keine ganz bestimmte Grundsätze, doch dauerhafte Eindrücke zurückgelassen, welche fest in seiner Seele hafteten. Er bleibt nicht allen Arten von Eindrücken gegenüber derselbe; er predigt zuweilen, und man sieht ihn, unruhig darüber, was wohl sein Leser denken wird. Irving beschreibt, erzählt, wird gerührt und geht weiter. Aber in Beiden ist der Grund des Gedankens zu ungewiß; sie haben sich zu der Einbildungskraft geflüchtet, um den Schwankungen, dem Skepticismus der sich selbst überlassenen Vernunft zu entgehen. Beiden mangelt die steinerne Grundlage, die Ueberzeugung einiger kräftigen Lehrsätze, der Zweck, ohne welchen man nicht beredt ist.

Es giebt wenige Englische Schriftsteller, in denen sich das Herz nicht fühlen läßt, oder wäre es nicht das Herz, so ist es das Spiel einer sehr gewandten Phantasie. Bei wenigen aber fühlt sich die Seele befriedigt. Sie sucht etwas Anderes: den Grund des Meeres unter den Wellen, den Felsen unter dem Sande, nach den Thränen eine feste Hoffnung. Sie spielen zu viel mit dem Gedanken, als daß man ernstlich nachforschen möchte, was derselbe bedeuten könnte. Der Gedanke Washington Irvings zeigt sich sicherlich nicht unter einer Gestalt, die zurückstößt: er ist gegen nichts unempfindlich, was wir lieben. Es befindet sich in dem Skizzenbuch ein Bruchstück über die Seele der Todten, welches an mehr als einen Gedanken aus der schönen „Harmonie" Lamartine's erinnert. „Unsere irdische Liebe", sagt er an einer Stelle, „besteht aus vorübergehenden Umarmungen und aus langen Trennungen. Die innigste Freundschaft bildet sich aus sehr kurzen und sehr getheilten Augenblicken. Wir geben uns einen Moment lang die Hand, wir wechseln einige Blicke und Worte, und dann kommen Tage, Monate, Jahre, in denen wir uns nicht sehen und nichts von einander hören. Lebten wir auch die ganze Zeit unseres sterblichen Lebens zusammen, das Grab würde bald eine Scheidewand zwischen uns ziehen, und unsere Seelen würden zur Trennung und zur Einsamkeit verurtheilt seyn, bis sie sich endlich in einem vollkommneren Zustande wieder begegnen, wo es weder Tod noch Abwesenheit giebt, wo die Seele mit der Seele für die Ewigkeit verbunden ist."

Der religiöse Gedanke, obgleich ziemlich unbestimmt bei ihm, erscheint wenigstens nicht in dem falschen Lichte der sentimentalen Schule. Aber es ist nur ein Buch, immer nur ein Buch; der Mensch erscheint, ohne sich kund zu geben; alle Gedanken der Menschlichkeit treten einer nach dem anderen auf; jeder hat seinen Antheil an der Sympathie, keiner einen Vorzug oder eine Liebe voll Glauben.

(De Champagny — Rev. Eur.)

Bibliographie.

A grammar. (Grammatik der Griechischen Sprache.) Von Benjamin Fiske. Zweite Auflage. Boston.

A practical grammar of the german language. (Praktische Grammatik der Deutschen Sprache.) Von Karl Follenius, Professer der Deutschen Sprache und neueren Literatur. Zweite Auflage. Boston.

The history of Portland. (Geschichte von Portland seit seiner Begründung.) Von William Willis. Portland.

Mannigfaltiges.

— Wie sich ein Arzt Praxis verschaffen kann. In Paris, wie an allen anderen größeren Orten, trifft es sich häufig, daß junge Aerzte, die kürzlich erst die Universität verlassen haben, sich älteren Kollegen anschließen, denen ihr Alter mehr Ruhe beilegt. Der junge Dotter praktizirt eine Zeit lang unter den Augen des Meisters, und endlich, wenn das Zutrauen der Kranken in den künftigen Nachfolger sich begründet hat, kömmt nach und nach die Uebertragung der Praxis zu Stande. Ein solches Uebereinkommen ist etwas sehr Erlaubtes; ungemein kurios aber sind jene Kontrakte, die über den Verkauf einer gewissen Anzahl Kranker für so und so viel pro Kopf abgeschlossen werden; man wird ohne Zweifel mit Interesse einen Kontrakt der Art lesen, von dem wir durch einen Prozeß Kenntniß erhalten haben: Artikel. 1. Herr D.., um Herrn S.. einen gewissen Weg auf seiner medizinischen Laufbahn zu eröffnen, verpflichtet sich, ihm eine Praxis zu verschaffen, die an Umfang derjenigen gleich seyn muß, welche er selbst seit vier Jahren besitzt, nämlich eine Praxis von 1100 Kranken; diese Praxis wird vom Tage der Unterzeichnung der gegenwärtigen Akte, d. h. vom 1. Sept. 1830, datiren. — Artikel 2. Es wird eine Anzahl Billets angefertigt, die der Zahl der Klienten gleichkömmt, welche Herr D.. Herrn S.. zugesagt hat. Auf diesen Billets befindet sich eine Quittung des Herrn S. für jeden empfangenen Kranken; und bei der Uebernahme eines solchen giebt Herr S.. dem Herrn D.. eines dieser Billets, welcher Letztere, nachdem er sie sämmtlich empfangen hat, aller Verbindlichkeiten gegen Herrn S.. entbunden ist. — Art. 3. Wenn ein dem Herrn S.. angebotener Patient sich weigern sollte, ihn zum Arzt anzunehmen, so übernimmt Herr D.. denselben für seine Rechnung und ist verpflichtet, einen anderen an dessen Stelle anzuschaffen; dies findet inzwischen nur statt, wenn die Weigerung bloß eine Laune des Kranken und nicht die Nachlässigkeit oder sonst einen unverzeihlichen Fehler des Herrn S.. zum Grunde hat. — Art. 4. Der Herr D.. verpflichtet sich, dem Herrn S.. diese Praxis im Verlauf von vier Jahren zu verschaffen, während dieser Zeit die medizinischen Studien des Herrn S.. zu leiten und alle Mittel anzuwenden, um ihn so geschickt als möglich in der Heilkunst zu machen; außerdem verpflichtet er sich, Alles zu thun, um ihn in der öffentlichen Meinung hochzustellen und ihm die Achtung und das Vertrauen aller der Personen zu gewinnen, mit denen er ihn in Verbindung bringen wird. — Art. 5. bezieht sich auf Tisch und Wohnung des Herrn S..., für welche Herr D.. sorgen muß. — Art. 6. Der Preis der Praxis und der Sorgfalt, welche Herr D.. dem Herrn S.. widmet, ist auf 10,000 Franken festgesetzt, welche durch drei auf verschiedene Termine lautende Wechsel berichtigt werden. — Art. 7. Außer der Summe von 10,000 Franken vergütet Herr S.. dem Herrn D.. auch noch die Hälfte des Honorars, welches er von den ihm übergebenen Kranken während der ganzen Zeit erhält, wo Letzterer ihm Kunden verschafft. — Hierauf folgen verschiedene Klauseln für den Fall des Absterbens eines der kontrahirenden Theile. Endlich bestimmt ein Zusatz-Artikel, daß Herr S.. für Tisch und Wohnung eine Entschädigung von 30 Sous täglich erhält. — Man hat beim Tribunal über jene Quittungen für einen empfangenen Kranken, über jene Patienten, welche aufgetrieben werden, um einen Eigensinnigen oder Widerspänstigen zu ersetzen, über den alten Doktor, der seinen jungen Kollegen bei den Kranken beliebt zu machen sucht, über jene armen Leute, die à conto mêta behandelt werden, sehr viel gelacht. Das Seltsamste war, daß der Advokat des jungen Arztes die Annullirung des Kontraktes, wegen Immoralität desselben, verlangte, um seinem Klienten die Zahlung des einen der drei Wechsel zu ersparen; aber es war ein dritter Inhaber, der keinen Spaß verstand, und das Tribunal verurtheilte den jungen Arzt zur Bezahlung.

(Gaz. des Trib.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Freitag den 24. August 1832.

England.

Lord Byron in Genua.

Aus dem Tagebuch der Gräfin Blessington.

Eines Abends nach dem Thee saßen wir zusammen auf dem Balcon, der eine der schönsten Aussichten beherrscht; es war eine von jenen Mondscheinnächten, wie man sie nur in diesem Lande genießen kann. Jeder Gegenstand war mit Silberglanz übertüncht. Den Vordergrund bedeckte eine unzählige Menge von Schiffen aller Nationen mit ihren buntfarbigen flatternden Wimpeln, leise bewegt vom Hauche der Abendluft, die den Schall eben so buntgemischter Sprachen des Schiffsvolks zu uns herübertrug. In weiterer Ferne dehnte sich das Meer vor unseren Blicken aus, und Byron gedachte der schönen Worte seines Freundes Moore: „Hier ist das Meer ein Silbersee.“ Der Leuchtthurm mit seiner goldenen Gluth, die sich in diesem Silbersee spiegelte und auf die Segel der nahe vorüberfahrenden Schiffe einen bleichrothen Schimmer warf; die Fischer mit ihren kleinen Booten, auf deren hinterem Ende sie auf einer Art von Rost ein hellflackerndes Feuer unterhalten, welches ihnen nicht bloß dazu dient, die herankommenden Fische zu beleuchten, sondern auch, sie anzulocken; ihre scharlachenen Mützen, die gewöhnliche Kopfbedeckung der Genuesischen Matrosen und Fischer, wodurch ihr Aeußeres noch romantischer wird — dies Alles bildete ein über alle Beschreibung erhabenes Gemälde; man denke sich hierzu die schmeichelnden Wohlgerüche der üppigsten und seltensten Blumen, von denen die Balcone ringsumher strotzen, und man wird fühlen, daß solche Nächte nie aus der Erinnerung schwinden, und daß bei dem Verweilen unserer Sinne auf dem Ganzen und Einzelnen eine süße Schwermuth das Gemüth umzieht, wenn der Gedanke in uns aufsteigt, wie die Bestimmung aller jener fröhlichen Schiffe in fernen Regionen liegt, und wie einst eine Zeit kommen wird, wo dieses Alles, was jetzt so herrlich uns vor Augen schwebt, nur als ein Traum erscheint.

Solche Empfindungen durchbebten die ganze Gesellschaft, bis nach einem minutenlangen Stillschweigen Byron zuerst die Stimme erhob und ausrief: „O welch' ein Abend und welches Schauspiel! Wenn wir einander in dem beengenden Dunstkreis von London wieder begegneten, sollten wir dann nicht dieses Abends und dieser vor uns ausgebreiteten Natur uns erinnern! Aber ach, nein! Dort werden wir schwerlich so fühlen wie hier; wir werden in eben dieselbe herz- und lieblose Gleichgültigkeit verfallen, welche die eine Hälfte unserer theuren Landsleute auszeichnet, oder in die lärmende und wichtigthuende Unverschämtheit, die für den höchsten guten Ton gelten soll und das Erbtheil der anderen Hälfte ist.“

Byrons Sprache athmete Bitterkeit, aber es war die Bitterkeit einer edlen Natur, die durch eine zu nahe Berührung mit Leuten, welche ihre besseren Gefühle in dem Strudel der großen Welt verloren hatten, eine herbe Außenseite erhielt. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Seht diesen Wald von Masten, der da vor uns liegt! Aus wie fernen Weltgegenden mögen sie kommen! Ueber wie viel Wogen sind sie dahingefahren, wie viele Stürme mögen sie bestanden und noch zu bestehen haben! Wie viel Herzen und Seufzer folgen ihnen nach! Mütter, Gattinnen, Schwestern und süße Bräute senden vielleicht in dieser Stunde heiße Gebete um ihre Rettung zum Himmel empor!“

Als er noch so sprach, erklangen die Töne einer lebendigen Musik; Nationalgesänge und Schiffslieder wurden abwechselnd von der Mannschaft der verschiedenen Fahrzeuge angestimmt, und als diese verstummten, erscholl das „God save the King“ aus dem Munde des Schiffsvolks einiger Englischen Kauffahrer, welche dicht am Hafendamm lagen, laut zu uns herüber. Eine allgemeine Ueberraschung bemächtigte sich unser, und der Gesang wirkte magnetisch auf unsere Gefühle. Byron verrieth eine eben so innige Rührung, als wir Uebrigen, und Jeder fühlte in diesem Augenblick das Band, welches ein gemeinsames Vaterland um uns schlingt, wenn wir einander an fernen Gestaden begegnen. Als das Lied zu Ende war, bemerkte Byron mit wehmüthigem Lächeln: „Nun wahrhaftig, wir sind Alle ganz Empfindung diesen Abend, und ich, ich, der ich alle Empfindsamkeit abgeschworen, spüre noch immer den alten Sauerteig in meiner Natur, stets bereit, einen Narren aus mir zu machen. „„Plaudert es nicht aus in Gath““, das will sagen, verrathet es nicht in London oder an feingebildete Englische Ohren, sonst ist es um mein Ansehen als steifer Philosoph geschehen. Kommt, kommt, das taugt nicht, man muß es fliehen, dieses Mondlicht, diese herrlichen Aussichten, und vor Allem es verschwören, den Tönen eines Volksliedes zu lauschen. Schwerlich lassen Seine Großbritanische Majestät sich träumen, daß Sie so treuergebene Unterthanen in Genua haben, und am allerwenigsten, daß ich mich darunter befinde.“

Byron wollte gern lustig seyn, aber es gelang ihm nicht, und so wünschte er uns gute Nacht mit einer fieberhaften Bewegung, die deutlich zeigte, was er empfand. Und dieser Mann ist als gefühllos verrufen! Ach, wie oft werden unsere trefflichsten Eigenschaften gegen uns selbst gekehrt und als Waffen gebraucht, um uns an dem empfindlichsten Theil zu verwunden, bis wir aus Schaam, unsere Empfänglichkeit zu verrathen, eine Gefühllosigkeit erkünsteln, die uns fern liegt, und so, während wir die Anderen täuschen, in uns selbst eine geheime Flamme nähren, welche unser Herz verzehrt.

Bibliographie:

Clarenswold — oder Erzählungen des Nordens. Pr. 7½ Sh.
The double trial. (Der doppelte Prozeß.) 3 Bde. Pr. 24 Sh.
On the reform bill. (Ueber die Reformbill.) Von Finnelly. Pr. 7½ Sh.
Companion and key to the history of England. (Wegweiser zur Geschichte von England.) Von Fisher. Pr. 35 Sh.
Genealogical atlas (Genealogische Tabellen der Könige von England.) Pr. 8½ Sh.
Greenland missions. (Grönländische Missionen.) Pr. 4 Sh.
On extinct volcanos. (Ueber untergegangene Vulkane.) Von Hibbert. Pr. 10½ Sh.
Characteristics of woman. (Weibliche Charaktere.) Von Miß Jameson. 2 Bde. Pr. 25 Sh.
The signs of the times. (Die Zeichen der Zeit.) Von Keith. 2 Bde. Pr. 10½ Sh.

Frankreich.

Tagebuch des Nord-Amerikanischen Gesandten G. Morris, über die wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die gewaltsamen und blutigen Versuche, welche die Revolution ankündigten, sind zu oft beschrieben, als daß wir hier die Stellen aus den Tagebuche von Morris ausziehen sollten, wo er sich selber über das sich vor seinen Augen entwickelnde furchtbare Schauspiel Rechenschaft ablegt. Seinem Scharfblicke entgeht keine der Nüancen dieses großen Gemäldes; Frivolität des Adels, Immoralität des Volkes, Ehrgeiz der Parteihäupter, enthusiastische Unbeständigkeit der Pariser, Verblendung des Hofes, Verworfenheit des Pöbels der großen Stadt, eine Geißel, die, wie er ausruft, Gott sey Dank, Amerika noch nicht kennt, — kurz Alles beweist ihm, daß Frankreich das Ziel, nach welchem es strebte, überschritten hat, und daß dieser kräftige Aufschwung zur Freiheit eine noch größere Tyrannei, als die von Richelieu gegründete, zur Folge haben wird.

20. Juli. Ich gehe nach dem Stadthause, wo ich Herrn von Lafayette finde, der bei aller Thätigkeit die Menge der Geschäfte kaum bestreiten kann; ich frage ihn, ob er an einige nothwendige Maaßregeln zur Wiederherstellung der Ruhe gedacht hat, und ob er nicht gut thun würde, den König um den Oberbefehl über die Isle de France zu bitten. — „Der Oberbefehl von Paris genügt mir, antwortet er; ich bin der Gewalt müde, ich habe deren mehr, als ich brauche; ich stehe an der Spitze von 100,000 Mann; ich habe den König durch die Straßen der Hauptstadt geführt, den Grad von Beifall vorgeschrieben, den er empfangen sollte, und war Herr über seine Freiheit. Ich wünsche nur noch die Dunkelheit des Privatlebens.“ Alle Männer, die einmal die politische Laufbahn betreten, haben dasselbe gesagt, aber auch alle sich getäuscht, wie die Erfahrung gezeigt hat.

22. Juli. Ich erwartete meinen Wagen unter den Bogenhallen des Palais-Royal, als der Pöbel eindrang, den Kopf des Herrn v. Foulon auf einer Stange tragend und seinen verstümmelten Leichnam hinten nach schleppend. Dieser Triumphzug ging dann durch alle Straßen der Stadt. Sein Schwiegersohn, Herr Bertier, Intendant von Paris, ist in Stücken zerrissen worden, nachdem man ihn gezwungen, die entstellte Leiche und den blutigen Kopf jenes Greises anzusehen. Guter Gott! welch' ein Volk!

17. September. Ich aß mit Lafayette bei Jefferson; er erzählte uns, ein Theil seiner Truppen werde morgen nach Versailles

ziehen und den Generalstaaten Gesetze vorschreiben. Ein trefflicher Zustand und eine wunderbar freie berathende Versammlung! die Generalstaaten haben übrigens die Schuld sich selber zuzuschreiben. — Gehorchen Ihnen Ihre Truppen? fragte ich Lafayette. — Meine Soldaten wollen zwar nicht auf Wache ziehen, wenn es regnet; doch zweifle ich nicht, daß sie mir gehorchen werden, wenn ich sie in den Kampf führe.

26. September. Ich habe einer Sitzung der National-Versammlung beigewohnt; man legt auf das Bureau des Präsidenten einige Geschenke, als Opfer des Patriotismus, nieder, die aber in meinen Augen nur der Eitelkeit dargebrachte Opfer sind. Man schreit, streitet hin und her und verliert über Kleinigkeiten viel Zeit; worauf man nur eine Minute verwenden sollte, das kostet ganze Stunden. Der Bericht des Finanz-Ministers zeigt, daß er von dieser Sache nichts versteht; er schließt mit einer Aeußerung des Vertrauens auf den Patriotismus der Bürger, wie wenn der Patriotismus bei den Finanzen mit auf die Rechnung gesetzt werden könnte! Im Allgemeinen sind die Französischen Parlaments-Debatten so nichtig und geräuschvoll, daß ihre knabenhafte und lächerliche Heftigkeit nicht den Namen parlamentarischer Debatten verdient; sie sind ein fortdauernder Streit über Nichts.... Ich habe mit Frau v. Staël bei der Gräfin v. Tessé gespeist. Diese hatte der ersteren gesagt, ich sey ein Mann von Geist, und Frau v. Staël würdigte mich einer Unterhaltung; folgendes sind einige Momente dieses wunderlichen Gesprächs: Haben sie ein Werk über die Amerikanische Verfassung geschrieben? — Nein, Madame, aber ich habe meine Pflicht gethan, indem ich an der Abfassung derselben Theil nahm. — Aber, mein Herr, Ihre Unterhaltung muß äußerst interessant seyn, denn ich höre Sie von allen Seiten nennen. — O! Madame, ich bin dieses Lobes nicht würdig. — Auf welche Weise haben Sie Ihr Bein verloren? — Leider habe ich nie in der Amerikanischen Armee gedient. — Aber Sie haben ein höchst imponirendes Ansehen, mein Herr. — Auf diese seltsame Erklärung antwortete ich: Ja, Madame, worüber sie sehr lachen mußte.

5. Oktober. Lafayette muß gegen seinen Willen vorwärts und wird von seinen eigenen Truppen mit Mißtrauen beobachtet, ja von ihnen bedroht. Furchtbare Lage! Er muß thun, was er verabscheut, oder eines schmählichen Todes sterben, der nichts besser machen würde. Die beschränktesten Redner, die zügellosesten Pamphletschreiber beherrschen dieses Volk, das sich allein für weise, geistreich, civilisirt und der Freiheit würdig hält und sich bescheidener Weise mit den Athenäern vergleicht!

8. Oktober. Ich fand Herrn v. Lafayette von Gesellschaft umgeben; seine Frau, Frau v. Staël und Herr v. S., ihr gemeinsamer Freund, waren im Salon im kleinen Comité versammelt. Alle Pläne, die man hier entwirft, sind kleinlich."

Morris war, wie man aus diesen Auszügen sieht, weit entfernt, die politischen Ansichten seines Freundes Lafayette zu theilen. Am 16. Oktober 1789 richtete er folgendes Schreiben an denselben:

„Werther Herr! In unseren letzten Unterhaltungen habe ich mir die Freiheit genommen, Ihnen meine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten mitzutheilen. Ich weiß, das es anmaßend und fast thöricht ist, diese Ansichten auszusprechen, die beinahe Rathschlägen ähnlich sehen; was mich aber die Klugheit abhalten würde, zu thun, das treibt mich meine Freundschaft für Sie und meine Theilnahme für Frankreich, zu wagen. Glauben Sie indessen nicht, daß mir dieses Schreiben leid thun oder daß ich es zurücknehmen würde. Ich wünsche, daß Sie über dasselbe für jetzt nachdenken und sich später dessen erinnern mögen. Die Ereignisse werden sich mit der Schnelligkeit entwickeln, die ich voraussehe und Sie in Stand setzen, über die Ansicht, die ich heute wage, zu urtheilen. Meine Ueberzeugung ist, daß die vorgeschlagene Verfassung für dieses Land nicht paßt; die National-Versammlung, die noch unlängst der Gegenstand des lebhaftesten Enthusiasmus war, wird bald mit Verachtung behandelt werden. Der äußerst unruhige Geist Ihrer Landsleute wird bald eine Verstärkung der Königlichen Macht nöthig machen. Wenn es unter solchen Umständen den Rathgebern Sr. Majestät an Klugheit, Rechtschaffenheit und Festigkeit fehlt, was soll dann aus Frankreich werden? Ich betrachte die gegenwärtige Zeit als eine sehr kritische, und wenn man sich nachlässig benimmt, so werden die furchtbarsten Uebel die Folge dieser nicht wieder gut zu machenden Unklugheit seyn u. s. w."

„3. November. Ich speiste bei dem Bischofe von Autun; wir sprachen von Lafayette, von seinem Werthe, von dem, wozu er gut ist. Wir gingen zusammen zu Lafayette, die Menge des Besuchs hinderte uns, mit ihm zu sprechen. Lafayette, den Mirabeau zu gewinnen sucht, um ein Portefeuille zu erlangen, fragte beiläufig den Bischof von Autun, ob Mirabeau in der National-Versammlung großen Einfluß habe? — Einen ungeheuren, antwortete der Bischof. Lafayette hat keinen festen Plan, sagte der Bischof zu mir im Hinausgehen, und er hat Recht.

1. Januar 1790. Ich war bei Lafayette, lange vorher, ehe seine Visiten kamen; trotz aller meiner Bemerkungen über die National-Versammlung sagte er mir, ich müsse anerkennen, daß die Englische Verfassung, im Vergleiche zu der neuen Verfassung Frankreichs, eine untergeordnete sey. Weit entfernt, dies einzuräumen, sagte ich ihm, daß ich gerade der entgegengesetzten Meinung sey.

25. Januar. Ich speiste im Palais-Royal. Der Vicomte v. Saint-Priest erzählte mir, der König werde sich in die National-Versammlung begeben und sich an die Spitze der Revolution stellen. Ich bekämpfte diesen abenteuerlichen Gedanken und sagte ihm ohne Rückhalt, daß die Umgebungen des Königs diesem entweder einen einfältigen oder einen schändlichen Rath ertheilt hätten.

25. November. Mein Verhältniß zu Lafayette ist kalt; er fragt mich, warum ich nicht öfter komme; ich erwiedere, daß ich mich nicht gern in die Menge mische, die sich bei ihm versammelt, daß er aber nur über mich bestimmen möge, wenn ich ihm nützlich seyn könne; er ersucht mich, ihn morgen Nachmittag um 3 Uhr zu besuchen.

26. November. Lafayette fragt mich, was ich von seiner Lage denke? Ich antworte: der Augenblick ist nahe, wo die Freiheit des Landes von der Rettung des Thrones abhängen wird, und wo jeder rechtliche Mann denselben wird zu unterstützen suchen müssen. Die von der National-Versammlung fabrizirte Verfassung ist ganz untauglich. Was Sie betrifft, so ist Ihre Stellung kitzlich, sie ist gefahrlich, weil sie falsch ist. Sie halten sich für den Befehlshaber der National-Garde, sind es aber nur dem Namen nach. Ich weiß nicht, wie Sie es anfangen sollen, um Ihre Truppen zu disziplinieren und sie Ihren Befehlen unterwürfig zu machen, und doch sind Sie verloren, wenn Ihnen dies nicht gelingt. Ihr Sturz ist früher oder später gewiß. Ihr einziges Rettungsmittel ist, bei dem ersten Zeichen der Insubordination abzudanken; nehmen Sie Ihre Entlassung; Sie werden sich Ihr Ansehen bewahren und können einst noch nützlich seyn. — „Die Umstände und die Ereignisse haben mich gehoben", erwiedert er mir, „ohne sie falle ich; die Schwierigkeit besteht darin, sie herbeizuführen." — Er fragt mich, was ich von dem Plane denke, die Gehalte der nicht vereidigten Priester einzuziehen? ich erwiedere: das beste Mittel, Theilnahme für Jemand zu erregen, sey, ihn zu verfolgen, und wenn die National-Versammlung die Priester in entblößtem Zustande fortsende, so werde das Volk sie bekleiden. Zugleich suchte ich ihm meine Ansicht über die Gefahren des Falls des Adels und über die Nothwendigkeit, die Aristokratie nicht gänzlich zu vernichten, eindringlich zu machen. — „Ich ziehe", sagte Lafayette, „die Amerikanische Regierung und zwei Kammern vor, die einander das Gleichgewicht halten." Ich frage ihn, warum man die Amerikanischen Verhältnisse auf ein Land anwenden wolle, das den Vereinigten Staaten in keinem Punkte ähnlich sey? Zwei Kammern, wie die unsrigen, würden die Wirksamkeit einer erblichen vollziehenden Gewalt hemmen. Die Regierung einer jeden Nation müsse ihren Bedürfnissen und Verhältnissen angepaßt werden; Frankreich brauche aber eine energischere Regierung, als England. — Lafayette verstand mich nicht, und wir trennten uns kalt.

1. April 1791. Mirabeau ist todt; ich sagte zu dem Bischofe v. Autun, die Gelegenheit sey gut, er müsse sie benutzen und den Platz des Verstorbenen einnehmen; damit dies gelinge, müsse er die Leichenrede auf Mirabeau halten und besonders bei den letzten Monaten seines Lebens und bei der Nothwendigkeit verweilen, die Freiheit auf der Ordnung zu begründen und der vollziehenden Gewalt ihre Kraft wieder zu verleihen; er antwortete mir, er habe über das, was ich ihm riethe, bereits viel nachgedacht. Ich machte ihm bemerklich, er habe keinen Augenblick zu verlieren, eine solche Gelegenheit werde nicht wiederkommen.

4. April. Hunderttausend Menschen wohnten dem Leichenbegängnisse Mirabeau's bei; imposantes Schauspiel; ein ungeheurer Tribut, der großen Talenten, aber auch schimpflichen Lastern gezollt wird. Mirabeau war käuflich, tief verderbt, nach fremdem Gute lüstern, das eigene verschwendend, der Tugend unfähig, weil er ohne Grundsätze war und seine Handlungen nicht unter der Kontrolle der Vernunft standen; dennoch war er großer Impulse, energischer Schritte, kühner Entschlüsse, hoher Beredsamkeit, ja selbst der Größe fähig. In zwei Jahren habe ich ihn verachtet, ausgepfiffen, geehrt, gehaßt und beweint gesehen. Der Enthusiasmus des Tages macht aus diesem Manne einen Riesen, die Zeit wird ihn in dem richtigen Größenverhältniß erscheinen lassen. Die geschäftige und thörichte Müßigkeit der Franzosen wird andere Idole schaffen, um sie zu erheben und später zu zertrümmern.

21. Dezember. Man hat auf dem Marsfelde einige Menschen getödtet, und seitdem das Volk wahrnimmt, daß es beim Bürgerkriege nur Schläge zu gewinnen hat, fängt es an, den Geschmack an diesem gefährlichen Spiele zu verlieren. — „Der König", sagte mir der Bischof v. Autun, „freut sich, daß seine Veto's passiren, und glaubt, seine Veto's werden Alles retten. Armer König!"

14. Januar 1792. Die Nationalversammlung hat beschlossen, den Deutschen Kaiser anzugreifen, wenn er nicht vor dem 10ten künftigen Monats Genugthuung gewährt. „Sie ist unverschämt, wie ein Emporkömmling", sagte der Bischof von Autun zu mir.

Zu Anfang des Jahres 1793 wurde Morris von seiner Regierung zum Gesandten der Vereinigten Staaten am Französischen Hofe ernannt. Dieser hohe Posten konnte keinem fähigeren, scharfsichtigeren und klügeren Manne anvertraut werden. Sein Briefwechsel mit Washington, Jefferson und dem Staats-Secretair Hamilton vor und nach seiner Ernennung giebt ein vollständiges Bild der politischen Veränderungen, die während fünf stürmischer Jahre in Frankreich vorgingen; es ist ein Schatz tiefer und fast durchweg prophetischer Bemerkungen darin enthalten. Morris kündigt die Ereignisse lange vor ihrem Eintritte an und bestimmt ihre fortschreitende Entwickelung. Was an seinen Briefen am meisten in Erstaunen setzt, ist ihr Datum; er schreibt Geschichte, bevor sie geschehen. In Folgendem geben wir einige Auszüge aus den bedeutendsten dieser Schreiben.

„An Georg Washington. (29. April 1789.) Herr v. Lafayette hat die Rolle eines Redners mit eben so viel Glanz und Erfolg gespielt, wie die eines Soldaten; er ist so beneidet und gehaßt, wie sein Ehrgeiz es nur wünschen kann.... Die Wahlen sind beendigt. Wenn Sie mich fragen, welche Elemente der Freiheit dieses Land in sich enthält, so antworte ich, daß diese Elemente entweder gar nicht vorhanden oder daß sie gefährlich sind. Der völlige Untergang aller Moralität in Frankreich ist leider eine unbestreitbare und unbestrittene Thatsache. Dieser allgemeine Ausdruck kann aber einem

Bürger der Vereinigten Staaten keine Vorstellung von dem Grade der hier herrschenden Verderbniß geben; die beredteste Darstellung würde dies nicht vermögen; man müßte tausend bekannte Anekdoten und beglaubigte Thatsachen erzählen, um diesen verfallenen und verfaulten Zustand anschaulich zu machen. Es giebt zwar in Frankreich noch Männer und Frauen, die man wahrhaft trefflich nennen kann, aber das Innere der Nation ist verdorben, Alles ist in Auflösung begriffen, und aus diesem wurmstichigen Material will man den Tempel der Freiheit erbauen! Allem Anschein nach wird das Gebäude über den Baumeistern zusammenstürzen und dieselben unter seinen Trümmern begraben. Was mir am meisten Besorgniß für die Zukunft Frankreichs einflößt, ist die Unbeständigkeit und Leerheit der Seelen, die Verachtung des Eides, die Geringschätzung heiliger Pflichten, die Leichtigkeit, mit der man das feierlichste Wort bricht. Alle Stände und Alter haben diese unglückselige Ansicht. Was man gestern behauptet, widerlegt man heute, keine Prinzipien, keine Konsequenz. Ein Mensch, der seinem Prinzipe treu bliebt, ist hier ein wahres Phänomen. Wenn solche Bürger sich zu einer Republik bildeten, ohne andere Religion, als das Wort ihrer Priester, ohne andere Moralität, als die ihres Interesses, beurtheilen Sie, was aus einer solchen Gesellschaft werden würde! Und dennoch ist es dieses Volk, welches einige durch Declamationen berauschte Männer unbesonnen auf die Bahn der Demokratie leiten. Der erste Gebrauch, den sie davon machen, ist, daß sie sich empören und das Blut ihrer Brüder vergießen. — Freiheit! Dieses Wort hallt überall wieder; um aber der Freiheit zu genießen, bedarf es einer anderen politischen Erziehung, anderer Gewohnheiten und Ansichten. Schon ist man über das Ziel hinaus, schon ist die Freiheit verloren. Lange Zeit von ihren Königen unterdrückt, glauben die Franzosen, es sey zu einer guten Regierung hinreichend, die vollziehende Gewalt zu beschränken. Wenn aber die Behörde ohne alle Macht ist, was soll dann aus der Gesellschaft werden! Das Beispiel unserer Befreiung hat auf das Französische Volk großen Eindruck gemacht; es will uns nachahmen, da es aber weit entfernt ist, auch unsere Klugheit nachzuahmen, so wird es nicht die Freiheit erlangen, die wir uns erobert haben. Man möchte hier eine Amerikanische Verfassung mit einem Könige zum Präsidenten, bedenkt aber nicht, daß eine Amerikanische Verfassung auch Amerikanische Bürger verlangt. Aus der Ferne urtheilt man immer schlecht und läßt sich durch scheinbare Aehnlichkeiten täuschen. — In Summa, die Krisis ist vorüber, das monarchische Frankreich ist nicht mehr. Der an Kraft, Talenten und Reichthümern untergeordnete Adel, der seinen Gegnern nur Stolz entgegenstellt und sich an die Privilegien früherer Jahrhunderte krampfhaft anklammert, hat sich auf allen Seiten überflügeln lassen. Die Heftigkeit, mit der die Wogen des Volksstromes an den Thron geschlagen, ist als eine Verwegenheit erschienen, war aber keine, denn der Widerstand der aristokratischen Stände konnte weder kräftig noch von langer Dauer seyn. Allem Anschein nach wird Frankreich eine große Republik werden. Wird diese langen Bestand haben! Nein, ich glaube nicht, sie kann nicht bestehen; wenn nicht Ansichten, Sitten, Gewohnheiten und sogar die Sprache des Landes geändert werden, wird Frankreich nicht lange republikanisch seyn. Die nothwendige Wirkung dieser Revolution wird aber eine Veränderung in der ganzen Politik Europa's seyn."

„An Georg Washington. (Dieppe, den 31. Juli.) Der König von Frankreich ist ein Sklave seiner Besorgnisse; er ist ein rechtlicher Mann und will das Gute, aber seine Schwäche hindert ihn, es zu thun. Bei einiger Geschicklichkeit würde er nicht in seine jetzige Lage gerathen seyn; nun kann ihn nichts mehr retten; der Strom der Ereignisse reißt ihn mit sich fort, er kann demselben keinen Widerstand leisten, sondern schwimmt mit ihm fort wie der Strohhalm auf dem Wasser. Ich zittere für die Freiheit Frankreichs; seine Bewohner haben über den Staat romanhafte Ansichten, die der Tod jedes guten Staates sind, und von denen, zum Glück für uns, Amerika noch zeitig genug zurückgekommen ist, um nicht ein Opfer derselben zu werden u. s. w."

Die Antwort Washingtons enthält folgende merkwürdige Stellen: „New-York, 13. Oktober 1789. Die Revolution, welche gegenwärtig in Frankreich vor sich geht, ist ein Wunder, welches Alles übertrifft, was der Geist ersinnen kann; endigt dieselbe, wie man behauptet, mit der Annahme einer guten Verfassung, so wird es in Europa keine mächtigere und glücklichere Nation geben. Aber noch ist nicht Alles vorüber, und andere Fieberzustände stehen noch der Französischen Freiheit bevor; mit einem Worte, diese Revolution ist zu bedeutend, als daß sie in so kurzer Zeit vollbracht werden und sich auf einen so engen Kreis beschränken könnte. Blut wird fließen. Die Zügellosigkeit und Immoralität, welche in Frankreich vorherrschen, die blutigen Handlungen, die man sich erlauben wird, werden die Sache der Revolution kompromittiren und ihre aufrichtigsten Freunde kalt machen, und der einzige Ausweg für Frankreich ist ein Despotismus, dessen Joch noch drückender seyn wird, als das der alten Regierung."

„An Georg Washington. (Paris, 22. November.) Dieses unglückliche Land, das Gott weiß welchen metaphysischen Träumen nachjagt, bietet den Anblick einer moralischen Verderbtheit dar, die man nicht ohne Schmerzen ansehen kann. Seine alte Pracht ist vernichtet; Raben, Eulen und andere Unglücksvögel nisten in den Karnießen und Bruchstücken zertrümmerter Säulen. Ohne Ansehen, Hülfsquellen und Freunde, flößt der König das tiefste Mitleid ein. Die National-Versammlung, ein sklavischer Despot, unerfahren und von ihren Theorieen abhängig, herrscht mit der Gewaltthätigkeit und Unklugheit eines Emporkömmlings. Unfähig, irgend eine Function mit Erfolg zu verrichten, reißt sie alle Gewalt an sich und beraubt das Volk der wohlthätigen Schranken der Religion und der gesellschaftlichen Sitten; Jeder macht seinen Gehorsam von seinem Belieben abhängig, und die großen Interessen der Masse werden den Eingebungen des Augenblicks und den Launen der Unwissenheit aufgeopfert. Die Franzosen scheinen die Freiheit nur so zu verstehen, daß jedem Individuum die Befugniß ertheilt seyn soll, seinen Mitbürgern zu schaden. Kann ein solcher Zustand dauern? Nein; aber wie er enden wird, welche Masse von Elend nöthig seyn wird, um das Volk zur Vernunft zurückzuführen, welche talentvolle Männer diese Umstände benutzen und welchen Einfluß sie ausüben werden, das kann auch der größte Scharfsinn nicht errathen."

„An denselben. (Den 1. Dezember 1790.) Unser Freund Lafayette hat bis zu diesem Augenblicke eine glänzende, aber gefährliche Rolle gespielt; der König gehorcht ihm und verabscheut ihn; er gehorcht ihm, weil er ihn fürchtet. Lafayette macht die Minister und glaubt, daß seine Kreaturen ihn vertheidigen werden; darin täuscht er sich aber gewaltig. — Alles geht hier sehr schlecht; man glaubt, um gut zu regieren, müsse man Alles umgekehrt machen, wie die alte Regierung; man ändert gewaltsam, hart und übereilt, ohne Maaß und Rücksicht. Drei Parteien theilen die Nation: die rasenden Jakobiner, die Aristokraten und die Männer der Mitte (Middle men). Die Letzteren befinden sich in einer seltsamen Lage; sie stimmen scheinbar mit den Jakobinern, aber ihrer inneren Gesinnung nach würden sie sich den Aristokraten lieber nähern. Die Partei der Mitte würde die stärkere seyn, wenn Tugend in der Nation läge; das ist aber leider nicht der Fall, und allem Anscheine nach wird diese Mittel-Partei nur zu einem bequemen Stützpunkte und als Uebergang zwischen den beiden feindlichen Parteien dienen."

„An denselben. (Den 21. Dezember 1792.) Die National-Versammlung begeht täglich neue Thorheiten und Fehler, und wenn dieses unglückliche Land nicht bald unter das Joch des Despotismus kommt, so gebührt das Verdienst davon nicht ihr. Noch nie haben Sie eine Gesellschaft gesehen, deren Bande schlaffer und schwächer gewesen wären. Der gesellschaftliche Zustand in Nord-Amerika war stärker und besser selbst zu der Zeit, wo Alles bei uns zur Auflösung bereit schien; unsere Sitten waren sanfter, reiner, und das Gesetz hat bei uns nie seine Macht verloren. Aber in Frankreich ist keine Disziplin vorhanden, der Bankerott ist überall, die Unzufriedenheit ist allgemein, die Aristokratie wird verwünscht, die Gesetze werden verachtet. Uebrigens giebt es nichts Fantastischeres, als diese Nation; im Jahre 1788 war sie ihrem Könige ergeben, 1790 war sie einmüthig in ihrem Aufstande, 1791 kehrt sie wieder zu ihrer ersten Ergebenheit zurück. Das Ausland rüstet sich, und gegen die Mitte des nächsten Monats werden 180,000 Mann bereit seyn, auf Frankreich loszustürzen. Was wird das Resultat seyn? Allem Anschein nach ein militairischer Despotismus, der aus den Trümmern der allgemeinen Anarchie erstehen und sich auf ihnen befestigen wird."

„29. Juni. Lafayette, den ich bei Hofe treffe, spricht mit mir noch in dem alten vertraulichen Tone; ich äußere gegen ihn den Wunsch, nur einige Minuten mit ihm sprechen zu können; er bestellt mich auf heute Abend zu Herrn v. Montmorin. — „Sie werden gezwungen seyn, zu kämpfen", sage ich hier zu ihm. „Werden Sie die Waffen für eine gute Verfassung oder für dieses erbärmliche Stück Papier ergreifen, welches Ihre National-Versammlung eine Verfassung nennt? Entschließen Sie sich, in sechs Wochen wird es zu spät seyn." — „Von welcher Beschaffenheit muß aber nach Ihrer Ansicht eine gute Verfassung seyn? Wollen Sie eine aristokratische?" — „Ja, zum Theil wenigstens; Sie haben mit der Demokratie einen Versuch gemacht, der, däucht mir, genügen muß; Sie können nunmehr einsehen, daß eine Volksregierung für Frankreich durchaus nicht taugt." — „Ich wünsche eine Amerikanische Verfassung, mit einer erblichen vollziehenden Gewalt verbunden." — „Sie wollen das Unmögliche; bei unserer republikanischen Verfassung würde ein erblicher Monarch zu stark seyn, und man würde seiner Gewalt durch einen ebenfalls erblichen Senat ein Gegengewicht verleihen müssen." — „Es wird mir schwer fallen, Ihnen in diesem Punkte nachzugeben."

Je düsterer und blutiger die Französische Revolution wird, desto lakonischer wird das Tagebuch von Morris. Seine Eigenschaft, als Gesandter einer Republik und als Freund Washington's, entzog ihn nicht den Beleidigungen des Nachforschungs-Ausschusses, den Angebereien der Jakobiner, den Beleidigungen der Klubs, den Nachsuchungen der Munizipalitäten, kurz allen Bedrückungen der Tyrannei, so daß er endlich sein Tagebuch abbrach, da er, wie er sagt, die Personen seiner Bekanntschaft und die Interessen seiner Republik nicht kompromittiren wollte.

Höchst interessant sind noch folgende zwei Briefe:

„An Th. Jefferson. (Den 21. Dezember 1792.) Alles verfinstert sich; der König steht vor Gericht; ein Mann von geringerem Scharfblick als Sie würde sich vielleicht darüber wundern, daß der sanfteste unter den Königen von Frankreich, daß ein König, dem man keine Verbrechen vorwerfen kann, von seinem Throne vor Gericht geschleppt, gestürzt und wie einer der verabscheuungswürdigsten Tyrannen der Geschichte behandelt wird. Ach! leider ist das Alles wahr; der König wird sterben. Die Majorität des Konvents hat gegen diesen unglücklichen Fürsten den Zorn des Volkes erregen zu müssen geglaubt, um sich selbst zu rechtfertigen und die Einführung der republikanischen Regierung zu motiviren. Es handelte sich für diese Versammlung um ihre Rettung; nach dem, was sie Ludwig XVI. hatte leiden lassen, mußte sie Alles befürchten; im Besitz der Korrespondenz und der Papiere des Königs wird es ihr leicht, durch Auslegungen, Auszüge, Vermuthungen in einem so kritischen Augenblicke wie der gegenwärtige die öffentliche Meinung nach ihrem Willen zu lenken. Der Konvent befindet sich in der seltsamsten Lage; er muß fürchten, den König frei zu sprechen, wagt es kaum, ihn zu

verurtheilen, und ist durch sein eigenes Interesse so wie durch die Gewalt der Ereignisse gezwungen, ihn zu vernichten."

„An denselben. (Den 19. Oktober 1793.) Der Aufwand von Geld und Blut, der hier stattfindet, ist wahrhaft unbegreiflich; die Handwerker werden immer seltener, der Preis des Arbeitslohnes steigt fortwährend. Die Guillotine erhält das Maximum, und das Maximum nährt die Guillotine. Die Vendée steht in Flammen. Meine Meinung ist und bleibt, daß ein militairischer Despotismus diese ungeheure und furchtbare Tragödie beendigen wird."

So schrieb Morris im Jahre 1793. Von seiner Regierung zurückberufen, hörte er auf, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Er starb im Jahre 1810 und hinterließ den Ruf eines der rechtlichsten und scharfsichtigsten Männer seines Landes. Man kann aus obigen Auszügen abnehmen, wie wohl verdient dieser Ruhm war. *)

Vergleich der städtischen Bevölkerung in England und Frankreich.

In nachstehender vergleichender Tabelle sind nur die Städte mit mehr denn 15,000 Einwohnern angegeben; die Zahlen sind aus den neuesten offiziellen Zählungen in England und Frankreich geschöpft. Großbritanien (nämlich England, Schottland und Wales, denn über Irland sind die Angaben nicht vollständig) zählt 70 Städte mit mehr denn 15,000 Einwohnern, Frankreich aber nur 61. Dieselben sind in folgender Ordnung zu klassifiziren.

Großbritanien.				Frankreich.			
1 Stadt mit mehr denn 1 Mill. Ew.							
				1 Stadt mit mehr denn 700,000 Ew.			
2 Städte	"	"	200,000 —				
6 —	von 103	—	180,000 —	3 Städte	von 109	—	145,000 —
1 —	—		90,000 —				
				2 —	— 80	—	87,000 —
2 —	—		75,000 —				
				1 —	—		69,000 —
4 —	—	61 —	67,000 —				
5 —	—	50 —	59,700 —	1 —	—		59,000 —
5 —	—	40 —	48,000 —	5 —	—	40 —	49,000 —
6 —	—	31 —	39,000 —	6 —	—	32 —	39,000 —
				5 —	von mehr denn		29,000 —
15 —	—	21 —	28,000 —	12 —	—	21 —	28,000 —
8 —	von mehr denn		20,000 —	2 —	von mehr denn		20,000 —
4 —	—	" "	19,000 —	4 —	—	" "	19,000 —
2 —	—	" "	18,000 —	6 —	—	" "	18,000 —
3 —	—	" "	17,000 —	5 —	—	" "	17,000 —
2 —	—	" "	16,000 —	5 —	—	" "	16,000 —
4 —	—	" "	15,000 —	3 —	—	" "	15,000 —
70 Städte.				61 Städte.			

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß das Resultat nur bei den Städten unter 30,000 Einwohner für Frankreich günstig ist. Die einzelnen Städte lassen sich in folgender Weise einander gegenüber stellen.

Großbritanien.		Frankreich.	
London	1,624,034 Ew.		
		Paris	774,338 Ew.
Manchester	270,961 —		
Glasgow	202,426 —		
Liverpool	185,175 —		
Edinburg	162,156 —		
Birmingham	146,986 —	Marseille	145,115 —
Leeds	123,393 —	Lyon	133,715 —
Halifax	109,899 —	Bordeaux	109,467 —
Bristol	103,886 —		
Sheffield	91,692 —	Rouen	88,086 —
		Nantes	87,191 —
Bradford	76,996 —		
Plymouth u. Davenport	75,534 —		
		Lille	69,073 —
Oldham	67,579 —		
Stockport	66,610 —		
Bolton	63,054 —		
Norwich	61,110 —		
Blackburn	59,791 —	Toulouse	59,630 —
Rochdale	58,441 —		
Aberdeen	58,019 —		
Paisley	57,466 —		
Nottingham	50,680 —		
Wolverhampton	48,080 —	Straßburg	49,712 —
Bury	47,829 —	Amiens	45,001 —
Dundee	45,355 —	Metz	44,416 —
Newcastle am Tyne	42,760 —	Nimes	41,266 —
Brighton	40,631 —	Orleans	40,161 —
Leicester	39,306 —	Troyes	39,143 —
Bath	38,063 —	Caen	39,140 —
Stock am Trent	37,220 —	Reims	35,971 —
Hull	33,932 —	Montpellier	35,825 —
Ashton under Lyne	33,597 —	Saint Etienne	33,064 —
Huddersfield	31,041 —	Angers	32,743 —
Exeter	28,201 Ew.	Versailles	28,477 —
Merthyr Tydvil	28,083 —	Toulon	28,419 —
Prescot	28,084 —	Clermont	28,257 —
Greenock	27,571 —	Limoges	27,070 —
Leith	25,945 —	Dijon	25,552 —
Tynemouth	24,778 —	Montauban	25,460 —
Greenwich	24,555 —	Dünkirchen	24,937 —
Wakefield	24,538 —	Grenoble	24,888 —
Macclesfield	23,129 —	Arras	23,419 —
Dudley	23,043 —	Tours	23,235 —
Cheltenham	22,942 —	Poitiers	23,128 —
Lancaster	22,294 —	Aix	22,575 —
Chester	21,363 —		
Shrewsbury	21,227 —		
Yarmouth	21,115 —		
Cambridge	20,917 —	Boulogne	20,856 —
Kidderminster	20,865 —	Arles	20,236 —
Wigan	20,774 —		
Ipswich	20,454 —		
Oxford	20,434 —		
Leigh	20,083 —		
Perth	20,016 —		
Carlisle	20,006 —		
Dewsbury	19,854 —	Le Mans	19,792 —
Deptford	19,795 —	Bourges	19,730 —
Southampton	19,324 —	Saint-Omer	19,344 —
Warrington	19,155 —	Abbeville	19,162 —
Worcester	18,610 —	Valenciennes	18,953 —
Kilmarnock	18,039 —	Douai	18,793 —
		Cherbourg	18,443 —
		Lorient	18,322 —
		La Guillotière	18,294 —
		Roubaix	18,187 —
Woolwich	17,661 —	Turcoing	17,973 —
Sunderland	17,060 —	St. Quentin	17,686 —
Dumfermline	17,068 —	Cambray	17,646 —
		Carcassonne	17,394 —
		Perpignan	17,114 —
Chatam	16,485 —	Beziers	16,769 —
Colchester	16,167 —	Dieppe	16,616 —
		Castres	16,418 —
		Laval	16,401 —
		Niort	16,175 —
Reading	15,595 —	Colmar	15,442 —
Maidstone	15,387 —	Angoulême	15,186 —
Northampton	15,351 —	Nevers	15,085 —
Walsall	15,066 —		

In Bezug auf die Angabe der Bevölkerungen von London und Paris ist zu bemerken, daß die von London auch die Bevölkerung von Westminster und des Fleckens Southwark in sich schließt, die nicht in die politische Begranzung der Hauptstadt gehören und von der Jurisdiction des Lord-Mayor unabhängig sind. Es ist also gerade so, als wenn man zur Bevölkerung von Paris die von Montrouge, Passy, Batignoles u. s. w. mitrechnen wollte. Andererseits drückt die für Paris angegebene Zahl nicht die ganze Einwohnerschaft aus, insofern sie weder die flottirende Bevölkerung noch die Garnison umfaßt; man muß also die Einwohnerzahl von London um beinahe 200,000 niedriger und die von Paris um mehr denn 100,000 höher ansetzen. (R. Br.)

Bibliographie.

Principes etc. (Prinzipien der Hebräischen und Chaldäischen Grammatik.) Von J. B. Glaire. Pr. 4½ Fr.

Grammaire élémentaire etc. (Grammatik des gemeinen Arabisch oder des Algierischen.) Zum Gebrauche der Franzosen, von J. Pharaon.

La plus facile des grammaires. (Die leichteste Sprachlehre.) Von Emile v. Bonnechose. Pr. 2½ Fr.

La contagion etc. (Die Kontagiosität der Cholera, nachgewiesen durch Thatsachen und Kritik.) Von F. Villeroy.

Conversations etc. (Unterhaltungen über die Cholera in Paris.) Von Dr. Treille. Pr. 2½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Dramatisches aus Spanien. In Saragossa wurde am 25. Juli d. J. zum ersten Male: El ultimo Abencerraje (Der letzte Abencerrage), ein Schauspiel in drei Akten, gegeben, das als das beste Erzeugniß der neueren, freilich sehr schwachen, dramatischen Literatur Spanien's gerühmt wird. Als Verfasser wird der Rittmeister Don Juan de la Pezuela y Ceballos genannt, der in der Arkadischen Gesellschaft unter dem Poeten-Namen Diniste Isaurense bekannt ist. Aber selbst diesen ächt Spanischen Stoff hat die jetzige Spanische Poesie erst aus dem Auslande beziehen müssen, denn Don Juan de la Pezuela hat sein Drama nach der Erzählung des Chateaubriand bearbeitet.

*) Wir kommen vielleicht später auf dieses an interessanten Beobachtungen der Europäischen Ereignisse so reiche Buch noch einmal zurück.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Montag den 27. August 1832.

England.

Spain in 1830. (Spanien im Jahre 1830.) Von H. D. Inglis. 2 Bände. London 1831.

Herr Inglis, der neueste Englische Reisebeschreiber von Spanien, betrat dieses Land im Mai 1830 von der Bayonner Seite, verweilte die Sommermonate in Madrid und machte dann eine Herbst- und Winterreise durch die milden schönen Provinzen des Südens und Ostens. Von dort kehrte er, im Januar 1831, über Figueras nach Frankreich zurück. Die Ergebnisse seiner achtmonatlichen Erfahrung enthält das vorliegende Werk, welches im Allgemeinen unterhaltend und lehrreich ist, obgleich der Verf. nicht auf tiefere Beobachtung Anspruch macht, wozu auch in der That ein längerer Aufenthalt gehört.

Herr Inglis fand Wohlgefallen an dem fruchtbaren, einem Obstgarten gleichenden Biscaya, an der unerwarteten Reinlichkeit der dortigen Gasthöfe und den wohl eingerichteten, rasch fahrenden Postwagen, die in einer Stunde zwei Deutsche Meilen zurücklegen. Diese Art von Fuhrwerken steht in Spanien jetzt in so hoher Achtung, daß sich die Vornehmsten ihrer bedienen und sogar der Infant Don Francisco nebst Familie häufig in einem Postwagen seine Reisen macht. Aber wiewohl das Königliche Haus den Diligencen so große Ehre bezeugt, wird doch die Freude, die das bequeme Fahren auf den wenigen Heerstraßen des Landes gewährt, durch den Mangel an persönlicher Sicherheit sehr verringert. Die Eigenthümer sind gezwungen, von den verschiedenen Räuberbanden, die sich auf den Wegen herumtreiben, Schutz und Sicherheit zu erkaufen. „Diese Einrichtung", sagt der Verf., „war anfangs mit einiger Beschwerde verbunden, und ich erfuhr ein paar nähere Umstände von einem Manne, der die Unterhaltung zwischen dem Repräsentanten der Banditen und dem Unterhändler, zum Besten der Diligencen, mit anhörte. Die fraglichen Postwagen waren die zwischen Madrid und Sevilla. Die für ihren Schutz gebotene Summe genügte; aber nun gab's eine andere Schwierigkeit. „„Ich habe nichts gegen das, was Ihr uns bietet, einzuwenden"", sagte der Banditen-Deputirte, „„und werde Euch ein für allemal vor den Angriffen der Räuber von Bedeutung sicher stellen; aber für die gemeine Brut von Spitzbuben (ladrones de ninguna consideracion) kann ich nicht verantwortlich seyn. Wir achten die Verbindlichkeiten, die wir übernommen haben; aber kleine Diebe wissen nichts von Ehre."" Die Eigenthümer der Postwagen begnügten sich jedoch mit der Zusicherung des Schutzes gegen große Räuber, und der Vertrag ward abgeschlossen. Bald nachher ward eine der Kutschen von kleinen Spitzbuben angehalten und geplündert. Dies führte zu folgender Einrichtung, die sich seitdem als wirksam bewährt hat. Einer von den Hauptleuten begleitet die Kutsche auf ihrer Fahrt und hält mit seinem Namen und Rufe die Räuber niederen Ranges in Furcht."

Zu Vitoria trat Herr J. aus dem Banditen-Bunde und reiste in einer kleinen offenen Miethkalesche nach Bilbao. Er fand den Handel dieses Ortes im Abnehmen, weil die Bereitung und Ausfuhr seiner beiden Stapel-Produkte, des Eisens und der Wolle, worin ihm jetzt Schweden und Nord-Deutschland überlegen sind, mit zu viel Schwierigkeiten verknüpft ist. Während aber der Handel von Bilbao sinkt, blühen seine Klöster, und die unmenschliche Sitte der frühen Noviziate erhält sich in voller Kraft. „In der Provinz Biscaya", sagt der Verf., „thun die Mädchen sehr jung das Klostergelübde; ihr Noviziat beginnt gewöhnlich um das funfzehnte Jahr, und nach Ablauf eines Jahres nehmen sie den Schleier. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß drei Viertheile der Nonnen, die so früh sich einkleiden lassen, innerhalb vier Jahren an Abzehrung sterben. Vielleicht mögen das ungesunde Klima von Biscaya und die niedrige dumpfe Lage mehrerer Klöster einigen Einfluß auf dies verzeitige Hinwelken haben; aber noch triftigere Gründe möchte ich in der unseligen und unnatürlichen Lage dieser armen Geschöpfe suchen, die von den allgemeinen Vorrechten, Hoffnungen und Freuden ihres Geschlechtes ausgeschlossen sind."

Herr Inglis kehrte von Bilbao nach Vitoria zurück und reiste von da nach Madrid. Ungleich anderen Hauptstädten, die Wohlstand und Behaglichkeit um sich her verbreiten, liegt Madrid in dem Mittelpunkt einer großen, sandigen, von Bäumen und Gewässern entblößten Einöde; und je näher man der Stadt kommt, desto größer werden Schmutz und Elend. Gegen die beiden Kastilien erfahren Biscaya dem Verf. glücklich, voll Gedeihen und Kultur. Ein Dorf, das er passirte, beschreibt er folgendermaßen: „Ich sah zwei- bis dreihundert Einwohner versammelt, und unter diesen war nicht Einer, dessen Lumpen seine Blöße nur zur Hälfte bedeckten. Männer und Frauen sahen aus, wie Bündel schlecht ausgesuchter Lappen und Fetzen von jeder Farbe und Gestalt; und was die Kinder betrifft, so waren einige ganz nackt, und viele hätten ihre zerfetzte Hülle recht gut ablegen können. Ich warf einige Zwieback unter die Kinder, und die Gier, womit sie um diese Stücke rangen und sie hinunterwürgten, ließ mich eher an junge Wölfe als an menschliche Wesen denken. Das schlechte Pflaster und die Abschüssigkeit der Straße nöthigten die Diligence, langsam zu fahren, und ich benutzte die Zögerung, in einige der armseligen Wohnungen zu blicken. Da gewahrte ich keine Art Möbel — weder Tisch noch Stuhl; ein paar große Steine vertraten die Stelle der Stühle, und etwas, das einer Matratze glich, war das Familienbett. Am Ausgang des Dorfes bemerkte ich zwei steinerne Pfeiler und eine hölzerne Querstange, andeutend, daß der Besitzer innerhalb seines Eigenthums Gewalt über Leben und Tod hat." Merkwürdig ist, was der Verfasser erzählt, sobald er Madrid nahe kommt. „Von der Sierra bis zu den Thoren Madrid's, ein Zwischenraum von ungefähr 30 (Engl.) Meilen, sieht man keinen Baum, keinen Garten, kein einziges Landhaus, kaum eine vereinzelte Meierei oder Bauernhütte und nur vier sehr unansehnliche Dörfer. Ein großer Theil des Feldes liegt brach, und der angebaute Theil, welcher Getreide hervorbringt, ist meistens mit Unkraut und Steinen überdeckt. Mitten in dieser Wüste erhebt sich Madrid, das man nicht eher wahrnimmt, als bis man dem Thor auf weniger als zwei Leguas sich genähert hat. Von dieser Seite ist der Anblick nicht überraschend; die Stadt erscheint klein, und obgleich über funfzig Thürme ins Auge fallen, ist doch keiner hoch und imponirend. Kehrte der Reisende Madrid den Rücken, wenn er auch nur noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt ist, so könnte er wohl leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß er noch hundert Meilen von jedem menschlichen Wohnsitz entfernt sey. Die Landstraße dehnt sich aus wie eine Wüste, die nur hin und wieder von einigen Maulthieren belebt wird. Da giebt es keine Fuhrwerke, keine Reiter, kaum einen Fußgänger — kurz, fast nichts verkündet die Nähe einer großen Stadt." — In den Straßen fielen ihm zunächst die Landestrachten auf — die anmuthige Mantilla, der hohe Kamm und das unbedeckte Haupt — der allgemein getragene Spanische Mantel und der Fächer, den beide Geschlechter bei sich führen; endlich die Schaaren wohlgekleideter, wohlgemästeter, stolz einhersteigender Priester und Mönche, welche die öffentlichen Spaziergänge dieser Hauptstadt der Gläubigen füllen. Doch hat die Neuerungssucht auch hier sich eingeschlichen, und man sieht gelegentlich Französische Mützen, Englisch Musseline und bunte ausländische Seidenzeuge in Kutschen auf dem Prado oder in den Logen des Opernhauses der alten Mode Trotz bieten. Madrid hat weder Handel noch Manufakturen. Ein Viertheil seiner 160,000 Bewohner sind Hof oder Regierungs-Beamte von allen Graden und größerer oder geringerer Unthätigkeit; ein anderes Viertheil bilden die Justiz, der Klerus und der Adel; während die übrige Hälfte aus den Bedienten obiger Klassen, den Krämern und hausirenden Lieferanten des Wassers, Obstes und anderer Lebensmittel besteht. Alle diese führen ein mehr oder weniger träges, in Bestrebungen, geistigen und sinnlichen Genüssen ziemlich gleichförmiges Daseyn. Ein Dahinschlendern durch die Straßen am Morgen, womit man das Anhören einer Messe in der benachbarten Kirche verbindet; die Siesta nach Mittag, und wieder ein Spaziergang oder eine Spazierfahrt auf dem Prado des Abends, die mit dem Theater oder einer Abendgesellschaft (tertulia) endigen — dies sind die täglichen Beschäftigungen fast aller Bewohner, in welche von Zeit zu Zeit ein Stiergefecht oder eine Prozession etwas Abwechselung bringt. Die Anwesenheit der Königlichen Familie auf dem Prado begleitet ein dem Fremden auffallendes Ceremoniell. So oft eine Hof-Equipage vorbeifährt, muß jedes Fuhrwerk anhalten, und die darin Sitzenden müssen ihre Hüte abnehmen; ist ihr Wagen unbedeckt, so müssen sie aufstehen. Keinem wird diese Huldigung erlassen, und selbst die fremden Gesandten müssen anhalten, aufstehen und den Hut abziehen, so oft eine solche Equipage kommt, was bei schönem Wetter auf dem Prado alle Augenblicke geschieht.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The life of Pius the fifth. (Leben Pius V.) Von Mendham. Pr. 10½ Sh.

The church-yard lyrist. (Der Kirchhof-Dichter.) Von Mogridge. Pr. 5 Sh.

On printing ink. (Ueber die Druckerschwärze.) Von Savage. Pr. 42 Sh.

Essay on epidemic cholera. (Versuch über die Cholera.) Von Webster. Pr. 5½ Sh.

Frankreich.

Pariser Sitten.

Die jährlichen Volksfeste, von A. Bazin.

Ich habe mich letzthin dabei betroffen, das ancien régime zurückzuwünschen; nicht etwa, Gott behüte mich, seine Bastillen, seine Verhafts-Befehle und polizeilichen Eigenmächtigkeiten; denn mir genügt vollkommen an unseren Gefängnissen, Haussuchungen und an unserem Belagerungs-Zustand; sondern ganz einfach das, was unsere neue politische Wissenschaft noch nicht hat ersetzen können, nämlich die Volksfeste, die traditionellen Lustbarkeiten, die unschuldigen Feierlichkeiten, mit denen unser alter Kalender angefüllt war. Jeder kann für sich diese Gelegenheiten zum Drängen, zur Ermüdung und zum Geräusch verachten, seine Mitwirkung zu der periodischen Langeweile, welche sie aller Welt darbieten, versagen und von der Höhe seines Verstandes auf jene alberne, stumpfe, stiere Neugierde hinabblicken, welche die ganze Einwohnerschaft bei der jährlichen Wiederkehr gewisser Tage zu einem Schauspiel treibt, dessen unveränderliches Programm sie bereits kennt. Wenn man es sich indessen einerseits nicht zum Geschäft macht, die Freiheit zu predigen, muß man sich doch auch andererseits nicht berechtigt glauben, Anderen seinen Geschmack und seinen Widerwillen aufdringen zu wollen. Da das Pariser Volk einmal Festlichkeiten will, da alle Lobsprüche, die man der Entwickelung seiner Geistes-Fähigkeiten ertheilt, alle Bemühungen, die man angewandt hat, um zu veranlassen, daß es sich seiner alten Gewohnheiten schäme und die Würde des Standes, welchen es erobert hat, begreife; da so viel beredte Journale es nicht haben dahin bringen können, daß es für Trompeten-Geschmetter, für das Gemurmel eines Zuges und für das Krachen der Raketen taub bleibt; da es, in Ermangelung amtlich angeordneter Ergötzlichkeiten, aus einem Leichenzuge, aus einer Hinrichtung und selbst aus einer Emeute den Vorwand nimmt, um seine Arbeit zu verlassen und den Tag damit hinzubringen, Alles anzugaffen, was man ihm zeigen will, so muß man wohl einräumen, daß man sich in früheren Zeiten besser darauf verstand, ihm diese Art von Vergnügungen zu verschaffen.

Es wäre in der That merkwürdig, alles das aufzuzählen, was früher an schönen Dingen im Laufe des Jahres zu sehen war; da diese unendliche Menge Lustbarkeiten geschickt auf die verschiedenen Jahreszeiten vertheilt war, so hatte jeder Monat und fast jede Woche ihr Vergnügen, ihre Unterbrechung und Unordnung. Zuvörderst fand man die beiden großen Messen von St. Germain und St. Laurent; auf der einen gaben sich alle lustige Thorheiten des Karnevals ein Rendezvous, die andere lud alle Spaziergänger, die während der langen und drückenden Sommer-Abende Erfrischung in der Menge suchen, zu ihren Spielen ein. Dann folgte eine beständige Reihe untergeordneter Messen zur Verherrlichung des Patrons jedes einzelnen Kirchspieles. Dann die Prozessionen, welche unaufhörlich aus verschiedenen Gründen die Stadt durchzogen; theils rein religiöse Prozessionen, theils Prozessionen der Universität, mit ihren verbrämten Mänteln und Baretts, mit Buchhändlern, Druckern, Papierhändlern, u. A. in ihrem Gefolge, die sich damals eine Ehre daraus machten, Klienten der Wissenschaft genannt zu werden; Prozessionen des Gelübdes Ludwig's des XIII., der großen Verzeihung, des blauen Bandes, der Ritter des heiligen Grabes u. s. w.; die Wallfahrten nach dem Kalvarien-Berge, die Wasserkünste in St. Cloud, die Wettrennen in Vincennes und die Paraden der Französischen Garden; dies Alles diente den Neugierigen zu beständiger Zerstreuung, ohne dabei den gewöhnlichen Lauf der Geburtstage und anderer Festlichkeiten in der Königlichen Familie mitzuzählen. Gestehen müssen wir auch dagegen, daß die Thronbesteigungen in jenen Zeiten seltener waren. In dieser Hinsicht hat das Jahrhundert in Frankreich Fortschritte gemacht.

Und alle jene Festlichkeiten, deren Ort, Form und Zeit der Pariser auswendig wußte, zu denen er immer bereit war, seine schönsten Kleider anzulegen, seinen Platz schon frühzeitig einzunehmen und seinen Tag in Erwartung eines Vergnügens zu verlieren; alle diese Augenblicke der Muße und der Heiterkeit, in ein thätiges Leben verwebt, bezogen sich fast immer auf alte Begebenheiten, auf Traditionen, deren Ursprung nur die Gelehrten beunruhigte.

Als die große Revolution mit einem einzigen Schlag die ganze Vergangenheit Frankreichs vernichtete und auf dem letzten Stein der Bastille den Gränzpfahl errichtete, über den hinaus das Gedächtniß der Völker nicht mehr reichen durfte, da mußte man neue Anläße zu den lustigen Versammlungen der Menge suchen; denn die ersten Gesetzgeber der wiedergeborenen Gesellschaft hatten es eingesehen, daß die öffentlichen Vergnügungen auch zu den Menschen-Rechten gehörten. Die älteste unserer Constitutionen, an der drei Jahre gearbeitet wurde, und die, wie ich glaube, dreizehn Monate lebte, setzte fest, „daß National-Feste angeordnet werden sollten, um die Brüderschaft zwischen den Bürgern zu unterhalten." — Es war dies ein Prinzip, wie man deren damals täglich ein halbes Dutzend dekretirte. Als man es aber ausführen wollte, fand sich die Schwierigkeit, daß man keine Erinnerungen hatte, um aus diesem oder jenem Tage eine öffentliche Festlichkeit zu machen. So wie man daher ein Ereigniß gemacht hatte, gab man demselben durch einstimmige Acclamation ein Ewigkeits-Patent und verfügte zu seinen Gunsten über die Zukunft. So wurde gesagt, daß der 14. Juli 1789, dann der 10. August 1792, hierauf der 21. Jan. 1793 und bald auch der 31. Mai 1793 für ewige Zeiten gefeiert und „die Natur und alle Tugenden dazu eingeladen werden sollten." Kurze Zeit darauf gab der Anordner dieser Feierlichkeiten durch seinen blutigen Fall selbst Anlaß zu einer neuen Epoche, der des 9. Thermidor. Man widmete noch den 30. Ventose der Souverainetat des Volkes, den 1. Vendemiaire der Gründung der Republik, den 18. Fruktidor dem Gewaltstreich des Direktoriums. Endlich erschien ein gewisser 18. Brumaire; er trug einen Federhut, seine Stirn war durch die Sonne Aegyptens gebräunt; von Grenadieren mit starken Armen und kräftiger Sprache begleitet, stieß er mit seiner Säbelscheide alle jene aufrührerische, eifersüchtige, gegen einander feindselig gesinnte Jahrestage über den Haufen und setzte sich an ihre Stelle. Nur der 14. Juli und der 1. Vendemiaire blieben eine Zeit lang an seiner Seite, um gleichsam die beiden Akoluthen des ersten Konsuls, genannt Bonaparte, vorzustellen. Bald verschwanden sie aber gänzlich; der 18te Brumaire selbst ward ein ungelegener Zeuge, von dem man sich so bald als möglich loszumachen suchte, und alle jene Tage, welche die Republik für ewige Zeiten angeordnet hatte, wurden durch zwei Feierlichkeiten ganz anderen Charakters ersetzt. Die eine war der 15. August, der den Tag, an welchem der Held Frankreichs geboren worden war, den Platz, den er für seinen Schutzheiligen im Kalender gewählt hatte, und endlich die Erinnerung an die Unterzeichnung des Konkordates, was er als eines der größten Werke seines Genie's betrachtete, in's Gedächtniß zurückrufen sollte; die andere verband in derselben Erinnerung die Krönung des Kaisers und den Sieg bei Austerlitz. In dieser Verbindung des neuen Namen des Soldaten mit der Wiederherstellung der alten Religion, und des Glückes der Schlachten, welches einen Thron gegründet hatte, mit der Einschreitung des Papstes, lag ein großer Gedanke und eine tiefe Kenntniß der menschlichen Dinge. Durch dasselbe Dekret, welches jene beiden Feste einsetzte, wurde dem katholischen Kultus die Kirche der heiligen Genovefa wieder geöffnet, die von uns, unter Anrufung unserer großen Männer, der Stille und Einsamkeit wiedergegeben worden ist; und man versprach den Gebeinen der Kaiserlichen Dynastie die der alten Monarchie beraubten Gewölbe von St. Denis. Und nun sehe man, wie lange in unserem Jahrhundert selbst die Gründungen des Genie's dauern! Der 15te August geht unbemerkt vorüber, und vom 2ten Dezember war nur zehn Jahre lang die Rede. Die Restauration löschte Alles wieder aus. Diese hatte zwar Jahrestage aus der alten Zeit vorräthig; aber sie wollte sich nach der Mode der Zeit richten; sie datirte die öffentliche Freude vom 3ten Mai, vom 12ten April u. s. w. Das brachte ihr Unglück. Man konnte danach die Dauer berechnen, auf die eine moderne Regierung jetzt Anspruch macht, und nach funfzehn Jahren schien die Sache schon ungeheuer unverschämt, abscheulich in die Länge gezogen. Die Revolution von 1830 erschien, um diesem Skandal ein Ende zu machen, und der Nachwelt die Feier ihrer drei Tage zu hinterlassen; dabei stehen wir jetzt.

Dies Alles gleicht ein wenig der Geschichte, wie man sie machen könnte, wenn man die Register der Illuminations- oder Feuerwerks-Unternehmer auszöge, wobei wenigstens die Wahrheit nicht fehlen würde; die Rechnungen der Lieferanten sind vortreffliche Memoiren der Zeit. — Und nun überlasse ich den Vernünftigen die Sorge, aus dem Gesichtspunkte der Moral und Politik die Zweckmäßigkeit solcher Einrichtungen zu untersuchen, bei denen man sich beeilt, für kaum erblühte Ereignisse ewigen Enthusiasmus, eine gränzenlose Dankbarkeit und eine anhaltende Sympathie zu votiren. Es scheint mir, daß hierin Stoff zu sehr schönen Reden liegt, und ich wundere mich, daß unsere Redner nicht zwei oder drei Sitzungen dazu verwendet haben, sich an diesem Gegenstand zu versuchen; denn sie konnten sicherlich keine unnützere Diskussion auffinden.

Auch handelte es sich hier, wie bei vielen der gewichtigsten Fragen, nur um die einfache Theorie. Es kömmt in der That wenig darauf an, bei welcher Gelegenheit, für welche Erinnerung und zum Vortheil welcher Meinung jene öffentlichen Vorstellungen gegeben werden. Möge es ein Fest der Freiheit, des Sieges, der Legitimität oder der Volks-Souverainetat seyn; möge der Tag an eine Eroberung, an einen Aufstand, an eine Rückkehr oder an eine Thronbesteigung erinnern; mögen der historischen Thatsache, auf welche er sich bezieht, Bilder der Trauer, der Rache oder des Bedauerns zum Grunde liegen, — in dem Zudrang des Volkes, in den Anordnungen und in der anbefohlenen Fröhlichkeit macht dies keinen Unterschied. Mag man auch unaufhörlich die Constitutionen, die Fahnen, die Kokarden, die Wappen und die Stempel der Münzen ändern, es geht aus allen diesen großen Ereignissen kein neuer Gedanke hervor, der auf die Art, sie zu feiern, anwendbar wäre. Schon vor ungefähr hundert Jahren beklagte sich Voltaire über unsere Unfruchtbarkeit in dieser Beziehung. „Man giebt jetzt", sagte er, „sehr viel in Pulver und Raketen aus; früher verwandte man mehr Geist und Witz auf die Belustigungen. Wenn Ludwig XIV. Feste gab, so bekümmerten sich Leute wie Corneille, Molière, Quinault, Lully und Lebrun darum. Es betrübt mich, daß ein Fest nur eine vorübergehende Sache des Lärmens, des Drängens und des Zusammenflusses vieler Menschen seyn soll, und nichts weiter; ich wollte, daß es auf die Nachwelt überginge. Die Römer, unsere Lehrer, verstanden das besser. Die Amphitheater, die Triumphbögen, die für einen feierlichen Tag errichtet wurden, gefallen und belehren uns noch heute." — Wir haben seit der Zeit, wie es mir scheint, nicht viel zugelernt. Die Republik allein versuchte es, den abgenutzten Weg zu verlassen und neue öffentliche Belustigungen zu erfinden. Sie hatte ihre Studien gemacht; sie kannte ihre Mythologie: sie wollte die Poesie in den Straßen und die Allegorie auf den öffentlichen Plätzen spazieren führen. Aber man machte sich bald über ihre Gelehrsamkeit und über die Komödie lustig, die sie von ihrer Moral aufführen ließ. Ihre der benachbar-

ten Krambude entliehenen Göttinnen wurden lächerlich; ihre Wagen, Altäre, Dreifüße, die Gaderobe ihrer Tugenden und die Attribute ihrer Natur wanderten in die Polterkammer, und von den Olympischen Spielen, wie sie für die Vorstädte angeordnet wurden, sind wir zu den Seiltänzern, Kletterbäumen, Feuerwerken und Illuminationen zurückgekehrt.

Nichtsdestoweniger ist es ein großer Tag für die ganze Stadt, wenn die Regierung sich zur Belustigung des Volkes in Unkosten setzt. Lange Zeit vorher verschafft man sich „die Beschreibung aller Feierlichkeiten, welche in Paris stattfinden werden", die in jedem Stadtviertel durch die höllische Stimme der Ausrufer angeboten und jetzt sogar einem „neuen Urtheil in einer Verschwörungs-Sache" vorgezogen wird. Bald sieht man an den Ecken das lange Plakat des Polizei-Präfekten angeschlagen, welches den Fußgängern anzeigt, an welchen Orten die Wagen nicht fahren dürfen; und wenn Ihr gelesen habt, daß es bei den üblichen Strafen verboten wird, den Fußgängern keine Schwärmer an die Beine zu werfen, dann habt Ihr Euch sehr in Acht zu nehmen; denn Ihr könnt alsdann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Euch am Abend von allen Seiten Petarden drohen. Unterdessen errichten die Handelsleute ihre Zelte, bringen ihre Tische und ihre wandernden Magazine in der Nähe der Orte in Ordnung, wo die offiziellen Lustbarkeiten vorbereitet werden; wohl wissend, daß jedes gratis gegebene Fest eine Gelegenheit zu Ausgaben ist. Die mechanischen Figuren, die Phänomene, die Menagerieen, die Kinder mit drei oder vier Augen, alle mit einer glücklichen Mißgestalt begabte Thiere, alle Schauspiele, deren Name sich auf orama endigt, kommen der Reihe nach in ihren rollenden Sälen an, um ihren Vortheil von der allgemeinen Neugierde zu ziehen, die durch das offizielle Programm erregt worden, und die am anderen Morgen abgemattet, betäubt, berauscht und mit leerer Tasche nach Hause zurückkehrt.

Wenn der durch die letzte politische Aufregung festgesetzte Tag anbricht, sey es nun, daß er durch Kanonen-Donner angekündigt wird, oder daß eine weise Oekonomie das Pulver gespart hat, ist alle Welt früh aufgestanden. Als vor 38 Jahren über das Fest des höchsten Wesens schon im voraus berichtet wurde, äußerte sich der republikanische Geschichtsschreiber folgendermaßen: „Kaum verkündigt die Morgenröthe den Tag, so ertönen auch schon die Klänge einer kriegerischen Musik von allen Seiten und lassen auf die Ruhe des Schlummers ein entzückendes Erwachen folgen. Beim Anblick des wohlthätigen Gestirnes, das der Natur Leben und Farbe giebt, umarmen sich Freunde, Brüder, Gatten, Kinder und Greise auf das zärtlichste; sogleich sieht man dreifarbige Bänder an allen Häusern flattern; die Hallen schmücken sich mit grünen Kränzen; die züchtige Hausfrau schmückt mit frischen Blumen das wallende Haar ihrer geliebten Tochter; der Sohn greift mit kräftigem Arm zu seinen Waffen und will das Wehrgehänge nur aus den Händen seines Vaters empfangen; während das Kind an der Brust die Mutter umhalst, deren schönste Zierde es ist; der greise Vater lächelt vor Vergnügen und weint vor Freude, indem er dem Vertheidiger des Vaterlandes das Schwerdt überreicht." — Jetzt tragen sich die Dinge auf eine weniger poetische Weise zu, und der Morgen einer öffentlichen Feierlichkeit sieht dergleichen rührende Scenen nicht mehr. Nichts ist im Gegentheil gefährlicher für die Ruhe der Haushaltungen, als die Vorbereitung zu einem Vergnügen, das man in Gemeinschaft genießen will. Ueberall Ungeduld, Aufregung, Bedauern der Zeit, die man noch der Wirthschaft scheuken muß, Furcht, zu spät zu kommen, Verdruß der Kinder, die man warten läßt, und üble Laune der Männer, die sich mit Muße barbieren wollen. An einem solchen Tage kann man auch gewiß darauf rechnen, schlecht bedient zu werden; der Kletterbaum liegt allen Bedienten im Kopfe, und die Tanzmusik spricht lauter zu den Ohren der Köchinnen, als unser Appetit.

Unterdessen haben die Stadt-Sergeanten, die Munizipal-Garde und die Linien-Truppen sich aller Zugänge zu den elysäischen Feldern, dem unabsetzbaren Theater aller National-Belustigungen, bemächtigt. Die Wagen werden zurückgewiesen, mit Ausnahme derjenigen, in welchen sich hohe Beamte zu erkennen geben. Den Pferden allein wird erlaubt, sich unter die Menge zu mischen; aber man muß es sehen, mit welchem furchtsamen Schritt sie sich durchschlängeln, wie oft die Hand des Reiters die Zügel anhalten, und wie höflich er sein „Vorgesehen!" aussprechen muß, um die gepreßte, geschniegelte und gebügelte Menge nicht zu beleidigen, die sich wie ein Strom gegen Einen Punkt der Stadt drängt. Wenn man diese unversieglichen Wellen von Menschen sieht, die von allen Seiten hervordringen, aus allen Häusern strömen, dann entsetzt man sich beinahe vor dieser Anzahl von Köpfen, die man unter ein Gesetz ordnen, von Körpern, die man ernähren, und von Armen, die man beschäftigen muß. Man zittert bei dem Gedanken, daß diese Masse, die heute durch den Instinkt einer kindischen Neugierde in Bewegung gesetzt wird, eines Tages durch wilde und gierige Leidenschaften aufgeregt werden könnte. Es klammert sich dann der Geist mit Schrecken an Alles, was uns noch von Civilisation bleibt; man lächelt unwillkürlich dem Friedensrichter mit seiner blauen Schärpe zu und schmeichelt im Vorübergehen dem Pferde des Gendarmen.

Bei alledem ein glückliches und gutes Volk, trotz aller Mühe, die man sich gegeben hat, seinen Verstand irre zu leiten. Man sehe nur, wie es weit davon entfernt ist, Böses zu denken, wenn Niemand die Sorge übernimmt, es dazu zu treiben. Mit welcher Unschuld läßt es sich zu den Vergnügungen leiten, die man ihm vorbereitet hat; wie leicht und sorgenfrei, lärmend und fröhlich zieht es dahin, nicht weil es ein Tag des Ruhmes und des politischen Triumphes, sondern ganz einfach, weil es ein Tag der Muße, der Ungebundenheit und des Wohllebens ist. Erwartet von ihm nicht das leiseste Gefühl des Hasses bei Gelegenheit der Ereignisse, an welche der Tag erinnern soll, und wenn Ihr daran zweifelt, so will ich Euch eine Anekdote erzählen, die ich nicht erfunden habe, was bei Anekdoten sehr selten der Fall ist.

Es war bei der letzten National-Feier, welche wir begingen, als wir, ich weiß nicht wie viel Müßiggänger, vor dem Gerüst eines Possenreißers standen, Alle glücklich, endlich irgendwo diesen in die freie Luft schwatzenden Redner wiedergefunden zu haben, dessen man uns so lange beraubt hat. Nachdem der Volks-Redner den Zuhörern seine unglücklichen Heirathen und Alles, was sich in dem väterlichen Hause seiner Mutter ereignet, erzählt hatte, fiel er darauf, um die Menge besser zu belustigen, eine Reihe politischer Quodlibets zu erzählen, die ich in einem Journal gelesen zu haben mich erinnerte. Es waren sehr beißende darunter gegen gewisse Leute, die man Karlisten nennt, grausame gegen einen Zustand der Dinge, den man als Juste-Milieu bezeichnet, und empfindliche gegen das Ausland. Alles dies wurde mit der gleichgültigsten Ruhe angehört, ohne das mindeste Zeichen der Theilnahme, oder auch nur ein Lächeln zu erregen, als ob der Possenreißer eine unbekannte Sprache redete. Aber endlich kam ein Scherz über die Cholera, ein Gegenstand für Witzworte, wenn es jemals einen gab. Da entschlüpfte der Versammlung ein Ausbruch der Lustigkeit, ein wahrer Donner schallenden Gelächters. Glückliches und gutes Volk, wiederhole ich, dessen Gelächter man nur erregen kann, wenn man ihm von einer Seuche spricht, die Todte auf Todte häuft und alle Familien schwarz kleidet; vortreffliches Geschlecht, das, bei so vielen politischen Parteien, sich nur über die Pest lustig zu machen weiß.

Um einen richtigen Begriff von allen diesen Dingen zu erhalten, muß man die ersten Gränzen des den Spielen gewidmeten Gebietes berührt, man muß sich dem betäubenden Geräusch der Trommeln und Trompeten ausgesetzt haben, welche die Zuschauer zu allen den ausländischen Wundern rufen, die hinter den Vorhängen versteckt sind, und die um die Wette versuchen, die Menge den kostenfreien Vergnügungen zu entreißen, welche sie später finden wird. Man muß auch den Staub, den so viele schleppende Füße erregen, verschluckt, den Dunst, der aus so vielen Küchen und Bäckereien strömt, eingeathmet und sich wohl vorgesehen haben, nicht gegen die hölzernen Pferde und gegen die Schaukeln zu stoßen, in welchen die Bewohner der Vorstädte sich einen Begriff von der See-Krankheit machen wollen. Wenn Ihr all diesem Geräusch, allen diesen Verführungen entschlüpft seyd, welche den Vordergrund des offiziellen Festes bilden, dann entwickelt sich daffelbe vor Euch in seinem ganzen Glanze und mit seiner sinnreichen Anordnung. Mastbäume sind errichtet, an deren Spitze sich Becher, Uhren und Börsen schaukeln. Eine kleine Anzahl verwegener junger Leute wird Antheil an der Hoffnung, an dem Versuch und an dem Siege nehmen; für Tausende von Zuschauern aber giebt es unaufhörlich Gelegenheit zum Lachen über die unglücklichen Versuche, über ungeschickte und schmähliche Niederlagen, über die Einmischung der Munizipal-Garde, welche sich allen Betrügereien widersetzt; den Siegern endlich, welche, mit Schweiß, Blut und Staub bedeckt, aber stolz auf das Gelingen und mit ihrer Eroberung versehen, herabkommen, wird jubelnder Beifall gespendet. — Dann findet Ihr Theater, auf denen ausschließlich militairische Scenen aufgeführt werden; denn der kriegerische Muth, die Ehre, die Uniform und die Fahne bilden den Kultus, der am tiefsten beim Volke Wurzel gefaßt hat. Wenn Ihr Lust zum Tanzen habt, so haben die zahlreich vertheilten Orchester dazu die schönsten Arien aus beliebten Opern nach ihrer Weise arrangirt; und alles das dauert zehn Stunden lang hinter einander, immer von Neuem anfangend, ohne Veränderung, ohne Episode, in der Sonnenhitze und beim Schein der Lampen; denn die Präfektur weiß nichts Anderes zu geben, und das Volk begnügt sich damit.

Man fühlt indessen, daß dieser angenehmen Verwendung eines langen Tages etwas fehlt. Ungeachtet des guten Willens von Seiten der Pariser Einwohnerschaft, sich über Alles zu wundern, was man ihr in freier Luft zeigt, über Dinge außer sich zu gerathen, welche man sich im Laufe des Jahres ganz nach Gefallen, ohne Ermüdung und mit unbedeutenden Kosten verschaffen kann, möchte sie doch auch gern einmal aus vollem Halse lachen, was sie nicht alle Tage kann. Sie scheint ihrer bewundernden Situation müde zu werden und eine scherzende, lebhafte und lärmende Zerstreuung zu suchen. Darf ich es sagen! Sie bedauert jene Vertheilungen von Eßwaaren, die seit einigen Jahren aus heuchlerischer Ehrfurcht für das, was man die Würde des Volkes nennt, aufgehört haben. Und ich für mein Theil würde es gern sehen, wenn die Zeit käme, wo Jedermann sich nur um das bekümmerte, was ihn selbst angeht, nur die Wünsche ausdrückte, bei denen er interessirt ist, und für nichts weiter das Wort führte, als für seine eigene Sache. Mögen die Herren, welche schreiben können, immerhin Pensionen, Aemter und Orden zurückweisen, welche ihnen die Regierung anbietet. Da aber das Volk noch niemals eine Emeute gegen die Schenktische gemacht, da es den Vertheilern der Würste und Pasteten dieselben noch nicht ein einziges Mal mit Verachtung an den Kopf geworfen hat; da man uns ferner noch nie erzählt hat, daß der Wein aus der Munizipal-Tonne keine Liebhaber gefunden; da endlich jene mit Mühen und Arbeit überhäuften Leute, die immer mit Vergnügen und Lustigkeit annehmen, was man ihnen bot, bei einer Sache nicht um Rath gefragt werden sind, die nur sie allein anging, so scheint mir, daß man sich nicht hätte so sehr beeilen sollen, ihnen eine ihrer Lustbarkeiten zu rauben.

Wenigstens hat man ihnen die freien Theater gelassen, letzter Rest unserer heiteren Saturnalien, deren Wiederkehr manche Theater sehnsüchtig erwarten, um doch einmal wieder zu wissen, was ein volles Haus ist. Die Schauspiele sind indessen für das Volk nicht mehr eines jener fast geheimnißvollen Dinge, denen es sich nur selten na-

zet. Hat es sich zu ihnen erhoben, oder sind sie zu ihm hinabgestiegen — so viel ist gewiß, daß es jetzt alle Wunder desselben kennt. Auch sind sie es nicht, die für dasselbe den Haupt-Reiz jener Vorstellungen ausmachen. Die Freude ist es, sich als Herren des Hauses zu sehen, ohne Umstände jeden beliebigen Platz daselbst einnehmen und sich in den Zwischen-Akten laut unterhalten zu können. Deshalb ist den Leuten auch die Wahl des Theaters, wohin sie sich begeben, ziemlich gleichgültig. Sie gehen nach dem Theater Français wie nach der Oper; Alles ist ihnen gleich gut, wissen sie doch, daß sie sich selbst die interessantesten Personen des Festes sind, das man ihnen geben will.

Was aber einen Jahrestag unserer Zeit vor allen Dingen charakterisirt, was ihm eine ganz moderne Physiognomie giebt, ist die Revue der National-Garde; es sind jene hohen Mützen, jene eleganten Tschako's, jene glänzenden Waffen, jene lügenhaften Tornister, jene Federbüsche und Epaulettes, welche alle Klassen der Bürgerschaft bedecken und keine Spur von der respektiven Beschäftigung oder dem Stande bemerken lassen. Und doch weiß ich nicht, wie es zugeht, daß, wenn alle Bürger die Uniform angelegt haben, man noch tausend andere Bürger erblickt, die ihnen zusehen, daß, wenn die Boulevard's mit Bataillonen bedeckt sind, auch die Seiten-Alleen, die Balkons, die Fenster mit jungen Stutzern bevölkert sind, denen die Uniform des Generalstabes oder der Garde zu Pferde sehr gut stehen würde, und daß überall noch große Bengel sich zeigen, die treffliche Grenadiere abgeben würden. Blickt man in die Reihen, so glaubt man, Niemand fehle; blickt man auf die Zuschauer, so glaubt man, dort die ganze Stadt zu sehen. Ich für mein Theil kann nicht daraus klug werden.

Endlich, wenn alle Welt des Sehens und Gehens müde ist, dann bildet sich eine Art von Bivouac vor dem Platze, wo das Feuerwerk abgebrannt wird. Dies ist nun in der That die höchste Anstrengung aller Ergötzlichkeiten, das letzte Lebewohl des Programms, die „Gute Nacht" der Präfektur. Nach dreißig- oder vierzigmaligem falschen Allarm, den geistreiche Leute niemals zu verbreiten ermangeln, erheben sich Raketen; es bildet sich ein Tempel in Feuer-Zügen; ein glänzendes Stroh-Feuer dehnt sich aus, entwickelt sich und verlischt unter lärmendem Gepraffel; ein dicker Rauch bedeckt den Ort, welcher Flammen spie, und die ganze Stadt verläuft sich gähnend nach ihren Behausungen. — Von allen diesen Zubereitungen, von allem diesem Geräusch bleibt nichts übrig, als die zu bezahlenden Rechnungen.

Und wenn Ihr inmitten des Tumultes Eure Frau oder Euer Kind verloren habt; wenn Euch ein Raketen-Stock oder eine Lampe auf den Kopf gefallen ist; wenn Ihr der Gefahr ausgesetzt gewesen seyd, durch die Menge erstickt zu werden; wenn Diebe, die nicht beim Feste waren, Eure Abwesenheit benutzten, um bei Euch zu Hause einzubrechen, so habt Ihr wenigstens die Genugthuung, am folgenden Tage in der Zeitung zu lesen:

„Kein Unfall hat diesen schönen Tag getrübt!" (R. d. P.)

Bibliographie:

Ecole d'application de l'artillerie et du génie. (Die Artillerie- und Ingenieur-Schule.) Programme für den Unterricht in der Befestigung, im Angriff und in der Vertheidigung. 4.

Lafayette et la révolution de 1830. (Lafayette und die Revolution von 1830.) Geschichte der Ereignisse und der Männer des Juli, von B. Sarrans. 2 Bde.*)

Des colonies agricoles. (Ueber Ackerbau-Kolonieen und deren Vortheile.) Von Huerne de Pommeuse. Pr. 8 Fr.

Vademecum de l'orfèvre et du bijoutier. (Bericht über mehr als 50,000 Operationen von Goldschmieden und Juwelieren.) Von E. Fessart. Pr. 4 Fr.

Chapelle-musique des Rois de France. (Die Kapellmusik der Könige von Frankreich.) Von Castil-Blaze. Pr. 4 Fr.

Schweden.

Jagt Nöjen i Sverige och Norrige, af Lloyd Esq. (Jagd-Vergnügen in Schweden und Norwegen.)

Dieses Buch, von einem Engländer verfaßt, erschien zuerst in Englischer Sprache, wurde indessen gleich nach seinem Erscheinen ins Schwedische übersetzt und fand so vielen Beifall, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage vergriffen war. Es ist seitdem eine neue veranstaltet worden, aus der wir dem Leser eine Schwedische Jagd-Scene mittheilen wollen, nachdem wir vorausgeschickt, daß der Verfasser im Jahre 1824 nach Schweden gekommen war, und zwar in der Absicht, sich als großer Jagd-Liebhaber ausschließlich mit dem Waidwerk zu beschäftigen. Zu dem Ende nahm er auch seinen Aufenthalt an denjenigen Punkten von Schweden, die er zur Ausführung seines Vorhabens am geeignetsten hielt. Die Bären-Jagd ist seine hauptsächlichste Beschäftigung gewesen, und obgleich er in seinem Buche sich über Alles, was er in Schweden gesehen, ausspricht, so ist der Inhalt desselben doch hauptsächlich der Beschreibung dieser Art von Jagd gewidmet. So erzählt er denn von einer Jagd in Wermland:

„Nach dem Frühstück begab sich die zahlreiche Gesellschaft nach dem Versammlungsplatze, eine Meile von der Fabrik. Hier fanden wir 6 bis 7 Hundert Mann, welche der Hofjägermeister Falk (einer der berühmtesten Schwedischen Bärenjäger) und seine Untergebenen zum Treiben angestellt hatten. Es befanden sich unter ihnen eine Menge Soldaten, die gewöhnlich zum Treiben brauchbarer als die Bauern sind. Der Schnee lag zwei Fuß hoch, und in Folge eines gelinden Thauwetters war er so lose, daß wir uns, ohne Geräusch zu verursachen, fortbewegen konnten. Der Wind wehte stark, was uns indessen auch zu Statten kam, indem so der Bär verhindert wurde, unseren Anmarsch zu hören. Herr Falk führte das Treiben an, und alle Maaßregeln waren getroffen, den Bären, sollte es ihm einfallen, das Treiben zu durchbrechen, gehörigermaßen zu empfangen. Nachdem die Schützen angestellt waren und ich meinen Platz neben Jan Finne, einem der vorzüglichsten Schützen und ausgezeichnetsten Bärenjäger jener Provinz, erhalten hatte, hörten wir das Treiben näher kommen und kurz darauf mehrere Schüsse fallen, welche andeuteten, daß der Bär aufgefunden sey. Darauf blieb aber eine lange Zeit Alles ruhig. Müde vom Stehen, begab ich mich mit Jan Finne nach der Richtung, von wo die Schüsse gekommen waren. Kaum waren wir einige Schritte weit gegangen, so sahen wir im Schnee die Fährte des Bären und an der Menge von Schweiß, welchen er verloren, daß er angeschossen seyn mußte. Wir unterrichteten hiervon Herrn Falk, der sogleich das Treiben halten ließ und mir und Jan Finne erlaubte, den Bären aufzusuchen, um ihm den letzten Schuß beizubringen. Alle mögliche Befehle wurden ertheilt, daß durch diese Anordnung kein Unglück entstehen konnte, und jedem Anderen verboten, auf den Bären zu schießen. Wir folgten nun der Fährte, und nach einer Viertelstunde Suchen fanden wir den Bären auf. Er saß im Dickicht, und obgleich man eigentlich nur seinen Schatten sehen konnte, schoß ich meine Büchse auf ihn ab, leider aber, ohne ihn zu treffen. Jan Finne, der wahrscheinlich durch das Gebüsch verhindert wurde, den Bären aufs Korn zu nehmen, schoß nicht, sondern wartete, bis ich wieder geladen hatte. Ungefähr dreißig Schritt weiter gekommen, feuerten wir Beide zugleich unsere Gewehre auf ihn ab. Der Bär stürzte zusammen, doch gleich darauf sprang er wieder auf, und mit erschrecklichem Brummen lief er gerade auf uns los. Jan Finne suchte sein Heil in der Flucht, und ich hätte vielleicht am besten gethan, seinem Beispiel zu folgen; aber ich glaubte, dem Anfall des Bären dadurch ausweichen zu können, daß ich mich seitwärts hinter einem Baumstubben, etwa von 4 Fuß Höhe, versteckte. Ohne den Bären aus den Augen zu lassen, faßte ich hier Posto, indem ich dachte, seinem Anfall dadurch, daß ich mich hinter jenen Stamm versteckte, nicht ausgesetzt zu seyn. Allein der Bär ging gerade auf den Stubben los. Drei Schritte entfernt, blieb er indessen stehen, brummte entsetzlich und drehte die Augen wild nach allen Seiten, um seinen Feind zu entdecken. Jan Finne hatte unterdessen ungefähr auf 30 Schritte seitwärts Posto gefaßt und rief mir zu, ich möchte die Flucht ergreifen; allein ich hörte darauf nicht, sondern blieb stehen, da es mir gefährlicher schien, in dem tiefen Schnee mich durch Laufen der Gefahr entziehen zu wollen. Mein Blick war unausgesetzt auf den Bären gerichtet, um mich sogleich auf die entgegengesetzte Seite zu werfen, falls er mich anfallen sollte. Das Schlimmste war, daß ich nur eine Büchse mit einfachem Lauf hatte und nicht wagte, von Neuem zu laden, damit der Bär mich nicht ansichtig werden sollte; auch erlaubte meine gebückte Stellung dies durchaus nicht. So ganz ohne eigene Hülfe, denn auch kein Jagdmesser führte ich bei mir, war meine Lage die peinlichste, die sich denken läßt, und nur der Gedanke, daß mein Gefährte, sobald er nur erst sein Gewehr wieder geladen hätte, mich aus dieser Lage befreien würde, machte, daß ich weniger die Gefahr empfand, worin ich wirklich schwebte. Aber Jan Finne schien sich Zeit zu nehmen, und ich glaube, es vergingen mehr denn 3 Minuten, ehe er mir zu Hülfe kam. Der Bär rührte sich nicht von der Stelle und brummte oder vielmehr heulte auf die entsetzlichste Weise. Er mußte zuletzt von mir Witterung bekommen, denn plötzlich sprang er gegen den Stubben los. Doch in demselben Augenblick durchbohrte ihn die Kugel des Jan Finne; sie war mitten durch den Kopf gegangen. Wir riefen frohlockend: er ist todt! Von allen Seiten kamen die Schützen und Treiber herbei, um den Bären zu sehen. Das Thier war ziemlich groß, es wog ungefähr 19 Pund 12 Mark Schwedisch Viktualien-Gewicht."

Bibliographie.

Praktiskt Lärobok i Tyska Språket. (Praktisches Lehrbuch der Deutschen Sprache.) Von Karl Heinrich. Fünfte Auflage. Örebro. Pr. 1 Rdr.

Utläggning ꝛc. (Theluck's Erklärung der Epistel Pauli an die Römer.) Aus dem Deutschen übersetzt von A. A. Arwedson. Linköping. Pr. 3 Rdr. 8 Sk.

Ett och Annat ꝛc. (Eins und das Andere über eine Reform der Schwedischen Elementarschulen.) Von C. F. Lutteman. Pr. 16 Sk.

I hwad förhållande står Prestersklapet till Upplysning och Skola? (In welchem Verhältnisse steht die Geistlichkeit zur Aufklärung und zu den Schulen?) Beantwortet von einem Prediger in Schonen. Pr. 20 Sk.

*) Wir werden nächstens einige Auszüge aus diesem uns bereits zugekommenen Werke geben.

Mannigfaltiges.

— Kunst-Nachricht. Die Pinakothek des Vatikans ist durch einen neuen Correggio bereichert worden. Das Gemälde stellt den Erlöser dar, auf einem Regenbogen thronend, umgeben von Engeln und die Arme ausstreckend, um die Menschheit zu umfassen. Der Künstler hatte das Bild für die Gemeinde zu Correggio angefertigt, von wo es zuerst nach Venedig und sodann nach Bologna kam. Es soll nicht zu den vollendetsten Werken des Meisters gehören, ist aber darum doch ausgezeichnet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Mittwoch den 29. August 1832.

Frankreich.

Casimir Delavigne.

Eine Charakteristik dieses Dichters von Am. Pichot.

Casimir Delavigne wurde zu Havre im J. 1794 geboren. — Dies fängt ganz so wie eine Biographie an, doch ich sage im Voraus, daß diese Skizzen keine Lebensbeschreibung seyn sollen.

Ist der Dichter der „Messeniennes", der „Sicilianischen Vesper", des „Paria", der „Schule der Alten" u. s. w. früher allzuhoch gestellt worden, oder muß man das Publikum von 1832 der Ungerechtigkeit, ja sogar des Undanks gegen einen lang gefeierten Namen beschuldigen? In der That schwierige Fragen, die sich zu allererst dem Kritiker darbieten, der unparteiisch die literarischen Verdienste dessen beurtheilen will, den das gebildete Frankreich im J. 1817 als seinen ersten neueren Dichter und bald darauf als den einzigen Nachfolger Racine's und Molières proklamirte.

Bevor wir diese Lobeserhebungen für übertrieben erklären, wollen wir uns einen Augenblick nach dem J. 1814 zurückversetzen. Ganz unbezweifelt hat das Kaiserthum seine Dichter gehabt und die Restauration dachte nicht daran, einen derselben von den Wohlthaten der Charte auszuschließen. Wie kommt es aber doch, daß von allen diesen intellektuellen Mächten fast keine ihr Reich zu behaupten wußte? daß, als die Bourbonen wieder eingesetzt waren, Jeder, ohne von den Lebenden Notiz zu nehmen, nur ausrief, daß Delille um einige Monate zu früh gestorben sey; „er, der so glücklich und so würdig gewesen wäre, seine Fürsten zu besingen!" Unter allen Laureaten von 1814 gab es also nicht einmal einen Delille mehr! Damals freilich galt ein Lied noch nicht so viel als eine Ode, ein Roman nicht so viel als eine Epopöe; es gab vielleicht in ganz Frankreich nur Einen Dichter, und dieser Eine schrieb Prosa — nämlich Chateaubriand.

Die Muße vom J. 1814 bis zum J. 1815 war zu kurz, als daß die Muse Zeit gehabt hätte, sich zu erholen; auch machte sich damals die politische Polemik geltend, die nach der Kaiserlichen Regierung ganz etwas Neues für uns war und daher fast ausschließlich die Aufmerksamkeit fesselte. Die große Krise der hundert Tage und die zweite Rückkehr der Bourbonen, was einmal den herrlichsten Stoff zu interessanten Bühnenstücken liefern wird, hielten noch einige Zeit die eigentliche Poesie etwas fern, und als die Nation sich endlich in ihr Schicksal gefunden hatte, als dieses Sichsammeln die Musen zum Gesang einzuladen schien, da konnte nur der Dichter einiges Mitgefühl für seine Verse hoffen, der dem Schmerze Frankreichs eine beredte Stimme lieh. Die erste Muse, die von der Regierung der Charte datirte, mußte, wenn auch voller Resignation und Schmerz, doch eine liberale seyn: und dies war die Muse Casimir Delavigne's.

Schon das gewährt seinen Anspruch auf Ruhm, zuerst die Poesie wiedergefunden zu haben, als diese verlorengegangen zu seyn schien. Die drei „Messeniennes" von 1816 wurden sonach auch als der poetische Ausdruck des damaligen Frankreichs aufgenommen, und Casimir Delavigne wurde als der Nationaldichter proklamiert. Der würde als ein schlechter Franzose erschienen seyn, der ihm diesen Titel hätte streitig machen wollen; die Kritiker stimmten auch alle in ihren Lobeserhebungen des neuen Dichters so ziemlich überein; wir aber haben es seitdem in der liberalen Poesie so weit gebracht, daß wir in der That, wenn wir jetzt die „Messeniennes" wieder überlesen, über jene Einstimmigkeit etwas erstaunen müssen. Aus dem politischen Gesichtspunkte betrachtet, gab es nie eine gemäßigtere, versöhnlichere Poesie; da war keiner Meinung etwas Bitteres gesagt, keine doppelsinnige Anspielung; nur Resignation über Frankreichs Schicksal kam zum Vorschein, und die Wahrheit, eben so wohl gegen die eine wie gegen die andere Partei ausgesprochen. Die Charte, die Charte Ludwigs XVIII. war in den „Messeniennes" als das einzige Palladium der Französischen Freiheiten proklamirt.

Nun, gestehen wir es nur, diese Mäßigung Delavigne's war das erste Unterpfand jener politischen Rechtschaffenheit, jener unerschütterlichen Festigkeit der Grundsätze, die sich während seiner ganzen Laufbahn nie in ihm verläugnet haben. Nicht minder eifersüchtig auf seine Menschen- als auf seine Dichter-Würde, war er damals der Ausdruck einer Meinung und nicht der einer Partei, was sehr wohl zu unterscheiden ist; und so hat er sich immer gezeigt. Freilich begriff dies der enge Verstand jenes Ministeriums nicht, welches die Monarchie in Gefahr glaubte, wenn es eine kleine Bibliothekarstelle einem so gefährlichen Liberalen ließ; er wurde abgesetzt, aber zu seinem Vortheile, denn dies vermehrte nur die Popularität desjenigen, der zu bescheiden und zu ehrlich war, um auf eine Ungnade zu spekuliren, wiewohl diese Art von Speculation damals schon sehr im Schwunge war.

Welches ist nun aber, vom poetischen Standpunkte aus, das Verdienst der „Messeniennes"? Man nehme, so sagen seine Verkleinerer, diesen Versen das Verdienst, das die Zeitumstände ihnen verliehen, welches andere Verdienst bleibt ihnen dann noch? Hierauf muß zunächst geantwortet werden, daß die Zeitumstände keineswegs zu beseitigen sind; denn in diesen lag die patriotische Gesinnung, die den Dichter machte; die Stimme des Volks, die Religion des Landes war es, die aus diesen Elegieen sprach. Ihr Ausdruck ist edel, ernst, lyrisch; einige Epitheta sind zwar etwas matt, einige Verse prosaisch, einige Wendungen zu rhetorisch; hin und wieder sind einige Umschreibungen ein wenig hohl; einige Antithesen verrathen noch die Schule, die klassischen Studien des jungen Mannes; aber überall ist Bewegung im Rythmus, Energie, Wärme, und der starke mit dem anmuthigen Gedanken gepaart. Nur Eines fehlt den „Messeniennes": die Trauergesänge, welche von demselben Gefühl eingeflößt werden, das den Psalmisten zu der herrlichen Elegie „Super flumina Babylonis" begeisterte; welchem Glauben gehört der Dichter an? möchte man sich fragen. Ich kenne keinen großen Schmerz in der Poesie, ohne einen Aufschwung der Seele gen Himmel. Ist der Dichter der drei ersten Messeniennen ein Heide, oder ist er ein Christ? Weder das Eine noch das Andere; denn in der Messenienne über die Profanirung des Museums sind alle seine Klagen über den Verlust der mythologischen Götter und Göttinnen rein künstlerischer Art. Dieser Mangel an religiöser Gesinnung erklärt sich nur durch die politische Ansicht; der Liberalismus von 1816 hielt die Religion für eine Verbündete seiner Gegner. Man lese nur die damaligen Zeitungen, man lese, was der „Constitutionnel" von poetischen Kapuziner-Predigten sagte, als später die „Meditationen" von Lamartine erschienen, und man wird den Takt bewundern müssen, durch den sich Delavigne von dem schlechten Geschmack zurückhalten ließ, den Atheisten spielen zu wollen.

In den später erschienenen Messeniennen hat der Dichter, wie es scheint, diesen Mangel der ersten selbst erkannt; Jeanne d'Arc ist eine christliche Heroine. Ich gebe diesen späteren darum auch den Vorzug vor den ersten, in welchen übrigens auch der Stil noch nicht so ausgebildet ist. Dieser ist für Casimir Delavigne immer der Gegenstand eines besonderen Studiums gewesen. Wahrlich, man muß im Jahr 1832 Kritiker seyn, um es für nöthig zu finden, ihn wegen seiner Kultivirung der Sprache zu rechtfertigen. Ihm ist nicht, wie unseren heutigen Stilisten, die poetische Sprache Racine's arm und furchtsam erschienen; er hat es nicht für nöthig gehalten, sie, um sie zu bereichern, mit den allerneumodischsten Formen zu versehen; die Ungenauigkeit schien ihm durch die Kühnheit des Wortes nicht kompensirt zu werden; er meint, daß es außerhalb des Kreises der natürlichen Ideen keine schöne Ideen geben könne, und daß, um ausgedrückt zu werden, eine natürliche, große oder naive Idee nur der natürlichen Worte bedürfe. Vielleicht hat Casimir Delavigne auch den Sitz in der Akademie — und damals war es der einzige Ehrgeiz eines Dichters der Opposition, die Pforten der Akademie zu erzwingen — niemals aus dem Auge verloren, und dieser Ehrgeiz mußte ihm mindestens eben so sehr als sein Geschmack die Vorsicht anempfehlen, mit keinen leichtfertigen jugendlichen Arbeiten hervorzutreten.

Was die fortschreitende Ordnung seiner Ideen betrifft, so ist dieselbe ganz analog mit der des Zeitraumes von 1815 bis 1823. In seinen Episteln, seinen Reden, wie in seinen Dithyramben und Theaterstücken hat Delavigne bloß dasjenige ausgefeilt und vervollkommt, was er bereits besaß, nämlich seine klassischen Studien, seine Erinnerungen an Griechische, Römische und Französische Dichter. In der That sind auch bis zum Jahr 1823 nicht viele der Deutschen, Englischen und Spanischen Literatur entlehnte Ideen bei uns in Umschwung gewesen. Welche Bedeutung hatte damals das Wort Romantik? In welchen Ausdrücken sprach der Constitutionnel noch von Shakespeare und Byron?*) Das Journal des Débats war zwar durch Malte-brun und andere Mitarbeiter etwas weiter vorgeschritten; nichtsdestoweniger zählte es aber doch unter seinen Aristarchen denjenigen, der sich nicht schämte, einstmals von Schil-

*) Erst seit ganz kurzer Zeit scheint der Constitutionnel minder streng in seinen Begriffen von der sogenannten Französischen Klassizität geworden zu seyn.

ler zu sagen, „daß der Mann, der im Stande gewesen, eine so schlechte Tragödie wie die Jungfrau von Orleans zu schreiben, auf öffentlichem Markte ausgepeitscht zu werden verdiente!“ *) Diese Intoleranz der Kritik beherrschte damals auch noch eben so sehr den Geschmack der bevormundeten Leser, daß die Buchhändler selbst, für welche die Literatur eben nichts weiter als ein Handelszweig ist, Contrebande zu machen glaubten, wenn sie die Uebersetzungen ausländischer Dichter publizirten. Das Manuskript des „Korsaren“ und mehrerer anderer jetzt allgemein von uns bewunderter Gedichte Lord Byrons wurde von drei Verlegern zurückgewiesen, und derjenige, der sich endlich entschloß, es auf Löschpapier drucken zu lassen, bat die Zeitungen, wegen einer Speculation, die den Vergnügungen junger Barbaren bestimmt sey, gleichsam um Verzeihung. **) Statt also Herrn Casimir Delavigne seinen abgemessenen Schritt als Verbrechen anzurechnen, muß es ihm nicht vielmehr zum Ruhme gesagt werden, daß er den Muth hatte, wenn auch nicht ein Neuerer und seiner Epoche vorangegangen zu seyn, doch nach und nach einzelne Neuerungen zugelassen zu haben, so daß die klassischen Puritaner ihn beschuldigten, daß er falschen Göttern diene? Muß man ihm nicht Dank dafür wissen, daß er es so geschickt verstand, in seinen Werken das zu verschmelzen, was er von den Romantikern geliehen hatte; daß er diese mit einem so edlen Stil geschmückt, daß sich das Publikum nach und nach gewöhnte, dasjenige schön zu finden, was ihm sonst als seltsam erschienen war? So erkennt man in den dritten „Messeniennes“ Manches, was er Byron entlehnt hatte. Diese neuen Elegieen beweisen, daß der Dichter den Kreis seiner Studien und Ideen ungemein erweitert hat, seitdem er die ersten schrieb. An dem religiösen Enthusiasmus, welcher den „jungen Priester“ beseelt, erkennt man wohl, daß er nicht bloß Byron sondern auch Lamartine gelesen hat; die liberale Muse fürchtet nicht mehr, sich zu kompromittiren, wenn sie auch die kirchliche Messe besucht.

Ich habe Herrn von Lamartine genannt, der seit einiger Zeit endlich der royalistischen Partei ihren Dichter gegeben hatte, einen monarchischen und christlichen Dichter, den sie als gefährlichen Nebenbuhler dem Tyrtäus der liberalen Partei entgegenstellen konnte. Erinnern wir uns noch, um die übertriebenen Anforderungen der klassischen Kritiker einer und der anderen Partei festzustellen, wie dieses schöne Genie, im Jahre 1832 auch als schüchterner Neuerer betrachtet, des Beistandes der öffentlichen Meinung bedurfte, um für seine damals sogenannten romantischen Verirrungen Verzeihung zu erhalten, und daß es nicht allein der „Constitutionnel“ war, der ihm die Legitimität seines Erfolges bestritt. Trotz ihrer Nebenbuhlerschaft, und vielleicht eben wegen derselben, gaben Casimir Delavigne und Alphonse von Lamartine, die sich durch gegenseitige Achtung zu einander hingezogen fühlten, den Wunsch zu erkennen, sich kennen zu lernen. Ein gemeinschaftlicher Freund brachte sie bei einem Frühstück zusammen, wo ich das Glück hatte, mit dem Verfasser des „Jean Sbogar“ (Charles Nodier) gegenwärtig zu seyn. Diese Zusammenkunft, wo wir sahen, wie sich die beiden Wetteifernden schon bei den ersten Worten wie zwei Brüder verstanden, ließ mich den ganzen Adel der beiden Charaktere würdigen, die von einer kleinlichen Eifersucht und von dem jämmerlichen Parteigeist, der sie mehr als einmal ohne ihre Mitwirkung in eine Art politischer Feindseligkeit versetzt hatte, gleich weit entfernt waren. Der Austausch ihrer Höflichkeiten war keine kalte Uebertreibung von Gemeinplätzen des Lobes, sondern der offene Ausdruck des Urtheils, welches Jeder über das besondere und unterscheidende Talent des Anderen fällte. Es fand darauf eine Erörterung und zwar eine durchaus leidenschaftslose Erörterung literarischer Gegenstände statt; endlich rezitirte Jeder, den gegenseitigen freundschaftlichen Bitten nachgebend, einige seiner neuesten noch nicht im Druck erschienenen Verse, und der Zufall wollte, daß Beide sich mit demselben Gegenstand beschäftigten; denn als Casimir Delavigne seine Messenienne über Napoleon vorgetragen hatte, antwortete Lamartine durch seine Meditation über Bonaparte. Die Stimme Delavigne's hat etwas Klagendes, was sich an einigen Stellen sehr gut mit dem elegischen Charakter einer Messenienne vertrug; aber seinem monotonen Vortrage fehlt doch jene Biegsamkeit des Organes, die sich abwechselnd der Laune des dithyrambischen Rythmus fügen und ihn beherrschen muß. Wenn man ihm zuhört und von einem merkwürdigen Gedanken in seinen Versen ergriffen wird, so muß man den Dichter in jenen melancholisch gen Himmel gerichteten Blicken und besonders auf jener hohen Homerischen Stirn suchen, die der Marmor David's so schön wiedergegeben hat. Welcher Unterschied gegen die zwar auch ein wenig monotone, aber klangreiche und feierliche Stimme Lamartine's! Man spricht von Nachlässigkeiten in seinen Versen, von mitunter vergessenen Reimen; alle diese Flecken verschwinden jedoch vor dem bedeutungsvollen Klang seiner Recitation. Und dann, welch' ein Adel in seinem Blick, aus dem ein wenig von der Verachtung leuchtet, welche die Züge Byron's charakterisirt. Wir befanden uns unter dem doppelten Zauber der schönen Poesie und der wohllingenden Stimme und wagten kaum, uns unsere Gefühle durch einige flüchtige Blicke mitzutheilen. Man ist aber so glücklich, wenn man diejenigen achten kann, welche man bewundert, und wenn man in dem Herzen der Poeten noch etwas Anderes als „schöne Lügen“ findet, daß mich bei dieser Zusammenkunft der beiden Nebenbuhler nichts so sehr entzückte, als die Art und Weise, wie Jeder dem Anderen in seinen Ansichten nachgab; man hätte glauben sollen, der liberalste von Beiden wäre Lamartine und der religiöseste Delavigne. Religion und Freiheit waren nur noch eine und dieselbe Muse. Einige Zeit darauf erhielt auch das Publikum seinen Theil von dieser Unterredung; Lamartine richtete seine Epistel an Delavigne, und dieser antwortete darauf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist der verstorbene Kritiker Hoffmann, ein übrigens sehr kenntnißreicher und in der Sphäre seiner „klassischen Kritik“ geachteter Mann, von dem dieses wahrhaft barbarische Urtheil gefällt wurde.

**) Die erste Lieferung von Lord Byron's Werken wurde im Constitutionnel und anderen Blättern mit den Worten angezeigt: „Freuet Euch, Ihr Melodramen-Dichter u. s. w.“

Bibliographie.

Le sacristain. (Der Küster.) Von Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Histoire de la musique (Geschichte der Musik.) Von Stafford. Aus dem Engl. von Mad. Adele Fetis. Nebst Noten, Verbesserungen und Zusätzen von Herrn Fetis. Pr. 5 Fr.

La danse et les ballets. (Der Tanz und die Ballets, von Bacchus bis zu Mlle. Taglioni.) Von Castil Blaze. Pr. 4 Fr.

Six années de mariage. (Sechs Jahre in der Ehe.) Von Hyppolite Nyadr. Pr. 6 Fr.

La rampe et les coulisses. (Biographische Skizzen von Theater-Direktoren, Schauspielern und Schauspielerinnen aller Bühnen.) Von Leonard de Gereon. Pr. 5 Fr.

Histoire etc. (Geschichte des Lebens und der Werke des Vicomte v. Chateaubriand, als Dichter, Reisender und Staatsmann.) Von S. Marin. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Les souvenirs de bonheur. (Meine Glücks-Erinnerungen, oder neun Monate in Italien.) Von Paul v. Julvecourt. Pr. 7 Fr.

England.

Spain in 1830. (Spanien im Jahre 1830.)

(Schluß.)

Der gesellige Zustand in Madrid ist, wie ihn Herr Inglis schildert, ein Muster von Stumpfheit. Die Standespersonen führen ein höchst einföniges Leben. Nur die Herzogin von Benevent öffnet ihr Haus wöchentlich einmal. Dies geschieht am Sonntag Abend, und sie empfängt unter Anderen auch fremde Minister. Ihre Assembleen sind jedoch nichts weniger als angenehm. Die angesehenen Spanier, welche dort hinkommen, entfernen sich gewöhnlich, sobald man die fremden Herren ankündigt. Diese Abneigung der Spanischen Granden und Anderer, die hohe Stellen am Hofe bekleiden, gegen die fremden Gesandten, ist notorisch genug. Bei der Tertulla der Gemahlin des Don Manuel Gonsalez Salmon pflegten sonst die fremden Minister sich einzufinden; aber sie fanden, daß man sie beinahe wie Spione betrachtete, und werden jetzt nicht wieder in diesen Tertulla's angetroffen. In Madrid giebt es keine ministerielle, keine diplomatische Gastmähler, und Personen von hohem Range geben die wenigsten Gesellschaften. Kurz, man vermißt bei den höheren Ständen in Spaniens Hauptstadt alle fröhliche Geselligkeit.

Dies monotone Leben ist mit der allgemeinen sittlichen Schlaffheit, die unter allen Ständen herrscht, gar nicht unverträglich; und jene Puritaner, die in England gegen das, was sie Wollust und lockeres Leben nennen, deklamiren, würden finden, daß der Tumult und das Gepränge großer und gemischter Gesellschaften der weiblichen Sittlichkeit unendlich weniger schadet, als das dolce far niente einer Spanischen Tertulla. Es ist amtlich beurkundet, daß sich die legitimen jährlichen Geburten hier zu den illegitimen nur wie 3½ zu Eins verhalten. Noch beklagenswerther ist das tief gesunkene moralische Gefühl, besonders in den südlichen Provinzen, selbst in Rücksicht auf weibliche Tugend und Zartheit, im ehelichen und ehelosen Stande. Der Verf. bringt viele Anekdoten über diesen Gegenstand bei, von denen wir eine ausheben, die den Zustand der kaufmännischen und priesterlichen Gesellschaft in Cadix beleuchtet.

„Vor wenigen Jahren kam in Cadix eine merkwürdige Thatsache ans Licht. Es lebt dort ein Banquier, Namens Gargallo, einer der reichsten Bürger, dessen prachtvolles Wohngebäude von den Mauern des Franziskaner-Klosters nur durch ein schmales Haus getrennt ist. Dieses Haus, obgleich damals unbewohnt, gehört ebenfalls Herrn Gargallo. Der Hausherr, obschon ein reicher Mann, bekümmerte sich viel um die Wirthschaft; er bemerkte, daß sein Koch die zum Unterhalt der Familie nothwendige Summe weit überstiegen hatte, sah dem Unwesen lange zu und verabschiedete endlich den Koch. Dieser suchte anderswo einen Dienst; als aber sein neuer Herr den Banquier wegen eines Zeugnisses anging, wollte Gargallo keines geben, weil der Verabschiedete nicht ehrlich gewesen sey. Wüthend über diese Ungerechtigkeit und mehr um seinen guten Namen als um den der Mönche besorgt, kehrte der Koch, von Zeugen begleitet, nach Gargallo's Hause zurück und erzählte im Hof mit lauter Stimme, daß er jeden Tag ein warmes Essen in das anstoßende Haus getragen habe, wo Gargallo's Weib und Tochter eine Auswahl von Franziskaner-Mönchen unterhielten; und, was noch schlimmer war, das Geld seines Herrn war zur Befestigung dreier Kinder und einer Amme verwendet worden, die alle in dem anstoßenden Hause lebten. So kam die ganze Geschichte an den Tag. — Gargallo verheirathete seine Tochter an einen alten Apotheker zu Chiclana, wo sie jetzt als Wittwe lebt, und sperrte sein Weib zwei Jahre lang in ein Zimmer des obersten Stockwerks seiner eigenen Wohnung; doch jetzt vertragen sich beide wieder. Bei der ersten Entdeckung wollte er die verbrecherischen Frauen in ein Bußhaus schicken; aber der Provinzial-Gouverneur verwandte sich für sie, damit eine der Ehre des Franziskaner-Ordens so nachtheilige Geschichte nicht allzu ruchbar würde. Im Kloster wurde übrigens keine Notiz davon genommen.“

Selbst die äußerliche Ehrfurcht vor der Religion ist in Madrid gesunken, wo (nach dem Verf.) Verspottung und Bekrittelung aller religiöser Gebote die ganz gewöhnliche Würze der Unterhaltung sind. Dies schreibt er neben anderen Ursachen auch der zweimaligen Besetzung Spaniens durch Französische Truppen zu. Die geistlichen

Ordensbrüder gestehen, daß ihr Einfluß abnimmt; und der eigentliche Klerus scheint bereit, der gegen ihn andringenden Fluth etwas nachzugeben. Viele Priester reden freimüthig von dem jetzigen beklagenswerthen Zustande Spaniens und von den schlechten Gesetzen, welche den Unterricht beschränken und die Bekanntmachung und Verbreitung von Büchern verpönen. Die Weltgeistlichen sind überhaupt für Aufrechthaltung des gegenwärtigen Systems nicht so gestimmt, wie die Mönche, weil sie nicht gleiche Besorgnisse haben. Eine Umwälzung, die leicht alle Mönche von ihren Sitzen jagen und auf jeden Fall ihre Güter ihnen entreißen würde, dürfte wohl nur geringen Einfluß auf die kirchliche Geistlichkeit haben; und ich habe bemerkt, daß ihre Befürchtungen besonders seit der neuesten Französischen Revolution abgenommen haben. Sie betrachten das Beispiel Frankreichs, in Rücksicht der Achtung, die es den Rechten der Kirche bewiesen, als Gewährleistung ihrer eignen Sicherheit, und vielleicht mit Grund. Die Regierung sucht immer noch eine Stütze an der kirchlichen Gewalt und bestrebt sich, diese Gewalt auf alle Weise fest zu begründen. Die Schulen in Madrid werden alle von Jesuiten geleitet, woraus man auf die Art des Unterrichts schließen kann. Diese Oberaufsicht begann, als die Regierung im Jahre 1824 wieder ihr altes System annahm; die Kollegien wurden umgemodelt, und alle öffentliche Seminare, selbst die Kriegsschulen, erhielten Jesuitische Vorsteher. Der Nation bleibt für die Bildung ihrer Kinder keine Wahl; entweder die Jesuiten-Schule oder gar keine; denn dem Privat-Unterricht werden fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt; auch ist wirklich nichts dabei gewonnen, da kein Privat-Lehrer ein Patent erhält, bevor man sich gründlich überzeugt hat, daß sein pädagogisches System in religiöser, politischer und intellektueller Hinsicht ganz mit dem der öffentlichen Anstalten übereinstimmt. Bei einem solchen der Zeit Philipp's des Zweiten würdigen System des Erziehungswesens ist es kein Wunder, daß die Literatur in der niedrigsten Ebbe steht. Kein Buch darf ohne Lizenz gelesen werden, und unter den gegenwärtigen Umständen ist diese Lizenz um so schwerer zu erhalten und die Bekanntmachung um so gefährlicher, je besser das Buch ist. Alle ausländische Werke, die nur einen Schimmer von neuen Gedanken haben, sind natürlicher Weise verboten; aber allen Beschränkungen zum Trotz erlaubt die Nachsicht, Dummheit oder Bestechlichkeit der Beamten vielen solchen Büchern eine heimliche Circulation. Zur Zeit der großen Madrider Messe kommen sie in die Provinzen. Herr Inglis befand sich auf der Messe, wo die Buchhändler ihm versicherten, daß man wenig mehr nach religiösen Büchern frage. Besonders die Lebensbeschreibungen der Heiligen waren fast nicht abzusetzen. Man verlangte Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, besonders aus ersterer Sprache, ja selbst Französische Werke. Auch wurden häufig Spanische Dramatiker und Novellisten, vor Allen Don Quixote und Gil Blas, begehrt, die man in großer Zahl und verschiedenen Ausgaben in jeder Bücherbude sah.

Nationalstolz und Inquisition haben Spanien isolirt, so daß sehr wenig Belehrung, sehr wenig Verbesserung der neueren Zeiten seine Gestade erreicht hat. Es ist mit großer Selbstgenügsamkeit stätig geblieben, während das übrige Europa an ihm vorbeigesegelt ist. Hierin liegt das Geheimniß seines Verfalles.

Während die Einkünfte des Staates schlecht verwaltet werden, ist die Justiz in einem noch traurigeren Zustand. Dieselbe Schwäche, welche den Tribut an die Räuber bestehen läßt, erstreckt sich auf alle andere Verletzungen des Rechtes, so daß nicht Ein Verbrechen unter fünf vor die Gerichte kommt, während Bestechung, Meineid und Einschüchterung mehr als die Hälfte derselben niederschlagen. Solchergestalt wird nicht Ein Verbrechen unter zehn hell ans Licht gebracht, und dennoch beläuft sich die amtliche Zahl der überführten jährlichen Mordthaten und Mordversuche auf 3000. Nehmen wir nun an, daß der Mord seltener als andere Verbrechen unentdeckt bleibt, und rechnen bloß das Fünffache der angegebenen Summe: so haben wir immer schon einen jährlichen Belauf von 15,000 Morden und Mordversuchen in Spanien. Man schließe hieraus auf die anderen Verbrechen. Und doch ist die Bevölkerung kaum halb so groß als die von Großbritanien und Irland.

Nicht minder kläglich steht es um den Ackerbau, sowohl von Seiten der zur Landwirthschaft nöthigen Geräthe, als der Methode und Aufmunterung. Im Süden dürfen bedeutende Landstrecken, obschon Privat-Eigenthum, nicht eingehegt werden, damit alle zwei Jahr gegen fünf Millionen Schafe, die einer Innung von Klöstern und Kapiteln angehören, darüber weglaufen können. Das Land, welches gerade auf ihrem Zuge liegt, wird in einen Weideplatz verwandelt, und man unterhält ein landstreicherisches Gesindel von achtzig bis hunderttausend Köpfen, die halb Schäfer, halb Räuber sind. Außerdem gehören drei Viertheile des Bodens unveräußerlich der Kirche und gewissen Körperschaften an, und was noch verderblicher ist, jeder Pachtkontrakt wird mit dem Tode der Gutsbesitzer ungültig. Die Ländereien, welche Innungen angehören, werden also am besten angebaut. Eine andere Schwierigkeit beim Ackerbau ist, daß mit Ausnahme einiger weniger Heerstraßen, die unsicher genug sind, in ganz Spanien kaum ein einziger Fahrweg existirt. *) Alle Transportmittel sind demnach theuer, und man mußte z. B. in der Nähe von Salamanca nach einigen gesegneten Ernten den Weizen an der Erde verfaulen lassen, weil er die Kosten des Fahrens nicht deckte. Eben dieser Umstand ist dem Verkauf und der Ausfuhr des Weines hinderlich, um so mehr, da die hieraus entspringende Nothwendigkeit, denselben in Schläuchen zu transportiren, ihm jene Lederfarbe giebt, die viele davon abhält, ihn zu trinken. Noch ein anderes Uebel ist der Wassermangel. Es regnet sehr selten, ausgenommen in den nördlichen Provinzen, und da der sonst vortreffliche Boden sandig ist, giebt es wenige Länder, die mehr künstliche Bewässerung nöthig haben, und vielleicht keines, wo sie sich besser verlohnte. Dies bezeugen Valencia, Murcia und ein paar andere Distrikte, wo man jetzt hin und wieder künstlich wassert. Aber um allen diesen Uebeln abzuhelfen, bedarf es zweier Dinge, die Spanien so sehr entbehrt — Kredit und Kapital.

Mit dem Handel ist es ganz zu Ende. Die Geschichte war den Spanischen Staatsmännern immer ein versiegeltes Buch; sie scheinen ganz zu vergessen, daß ihre unglücklichsten und verderblichsten Kriege diejenigen gewesen sind, durch welche sie Holland und Portugal hartnäckig wieder erobern wollten. Es ist nicht sowohl der Verlust dieser Besitzungen, als ihre verzweifelte Anstrengung, sie wieder an sich zu reißen, und der Stolz, womit sie ihre Unabhängigkeit nicht anerkennen wollten, was die Spanier an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Auf diese Art verloren sie nicht bloß die Oberherrschaft, sondern, was unendlich mehr sagen will, allen künftigen Handel mit jenen Ländern. Jetzt ist Spanien in gleichem Falle. Es hat eben so wenig Aussicht, seine Amerikanischen Kolonieen wieder zu gewinnen, als Rußland zu erobern. Die Spanier wissen das recht gut, und doch verweigern sie die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, aus keiner anderen deutlichen Ursache, als um Zwietracht unter ihnen anzufachen, obschon sie nicht die Gewalt haben, daraus Vortheil zu ziehen. Noch besteht viel Verkehr zwischen Spanien und beiden Amerika's, und es wäre für Ersteres nicht zu spät, sich mit Letzteren zu versöhnen und auf diese Art einen großen Theil seines vorigen Handels wieder zu erlangen. Spanien hat den Vereinigten Staaten im Bunde mit Frankreich ihr Joch abschütteln helfen; möge es jetzt, wo seine Kolonien sich frei gemacht haben, die weise Hochherzigkeit Englands zum Muster nehmen, das, nachdem es den Kampf mit seinen transatlantischen Unterthanen vergeblich bestanden hatte, ihnen freimüthig die Hand zur Freundschaft bot. Um die nämliche Zeit, als Aranda den Pariser Traktat unterzeichnete, welcher die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte (1783), überreichte er seinem Fürsten eine Adresse, worin er die Trennung der Amerikanischen Kolonieen von der Krone Spanien empfahl. Er würde die drei Reiche Merito, Peru und Terra Firma drei Königlichen Infanten, mit bloßer Verpflichtung zum Tribut, anvertraut haben. Dieser Tribut hatte bald aufgehört, aber Handel und Anhänglichkeit wären geblieben. Die Wiedereröffnung ihres Verkehrs mit Amerika würde die fast erstorbenen Manufakturen der Spanier wieder beleben und der einzigen Quelle ihres Wohlstandes, die sie jetzt mit Erfolg kultiviren, mehr Energie geben. Diese besteht in den Minen, welche vortreffliches Eisen liefern und reiche Adern von Zinn, Kupfer, Quecksilber, Kohlen, Salz u. s. w. enthalten; während ihre Bleigruben so viel Ertrag geben, daß der Preis des Artikels in der ganzen Welt gefallen ist.

Die kirchliche Verfassung zehrt an jeder sittlichen und geistigen Kraft. Wir geben bloß eine Uebersicht davon. Die Spanische Kirche besitzt 58 Erzbischöfe, 654 Bischöfe, 11,400 Aebte, 936 Kapitel, 127,000 Pfarreien; 7,000 Hospitaler, 23,000 (!) Brüderschaften, 46,000 Mönchsklöster, 35,000 Nonnenklöster, 312,000 weltliche Priester, 200,000 vom niederen Klerus, 400,000 Mönche und Nonnen. Diese sind Spaniens Gift; denn so lange ein solches, alle Kenntniß untergrabendes, Müßiggang und Aberglauben förderndes Institut unverändert bleibt, wird Spanien sein Elend umarmen und jenseits der Welt liegen.

Herr Inglis scheint sich viele Mühe gegeben zu haben, um über den Zustand der Parteien in Spanien und ihre relative Stärke etwas Gewisses zu erfahren. Er betrachtet die apostolische oder Karlistische Partei als bei weitem die stärkste. „Sie umfaßt", sagt er, „die große Mehrzahl der niederen Stände durch ganz Spanien und in vielen Gegenden beinahe die ganze Bevölkerung, wie in Toledo, den Städten und Dörfern beider Kastilien und den Provinzen Murcia und Katalonien; zu ihr gehören, mit wenig Ausnahmen, die Kloster-Geistlichen, die große Mehrheit des Klerus und ein bedeutender Theil des Heeres, vorzüglich die Offiziere. Man sieht deutlich, daß die Macht dieser Partei nicht bloß auf ihre überwiegende Zahl von Anhängern gegründet ist. Jeder weiß, daß die Kirchen und Klöster viele Schätze haben; und zwar meine ich nicht bloß den Reichthum an Juwelen, goldenen Urnen und Gemälden in Toledo, Sevilla, Murcia, dem Esturial u. s. w., obgleich Vieles darunter für die Bedürfnisse der Partei ein willkommenes Opfer wäre, sondern auch die bedeutenderen Reichthümer, die viele Mönchsorden bekanntlich für das, was sie „Zeit der Noth" nennen, aufgehäuft haben."

Die liberale Partei ist die nächste an Zahl. Versteht man unter dieser Partei solche Leute, die sich nach der Constitution von 1820 zurücksehnen, oder die es befriedigen würde, die Regierung der Weisheit eines Heeres von Flüchtlingen zu überlassen, so giebt es keine Partei der Art; nennen wir aber diejenigen Liberale, welche die Gebrechen des jetzigen Systems erkennen und noch mehr den Einfluß der Karlisten fürchten, welche das Fortschreiten aufgeklärter Meinungen in politischen und religiösen Dingen mit Befriedigung sehen und ernstlich wünschen, daß Spaniens Zustand stufenweise demjenigen anderer civilisirten Staaten Europa's sich annähern möge: dann umfaßt die liberale Partei den geistigsten Theil der Nation. In jedem anderen Lande würde diese Partei einen weit größeren Einfluß üben, als man von ihrer numerischen Kraft erwarten könnte; aber in Spanien ist dem Lichte höherer Einsicht nur ein enger Spielraum vergönnt, weil es mit den dichtesten Nebeln zu ringen hat. — Eine merkwürdige Thatsache ist es jedoch, daß die Anhänger des jetzigen Systems die schwächste Partei bilden.

*) Im Durchschnitt werden jährlich 90,000 Pfd. Strl. auf die Unterhaltung der Landstraßen in Spanien verwendet, welches $\frac{1}{15}$ der in England zu diesem Zweck verwendeten Summe ausmacht. Da nun England einem Drittheil von Spanien gleich ist, so entsteht ein Verhältniß wie 1 zu 45.

Herr Inglis besuchte Toledo und das Eskurial, diese beiden Hauptquartiere des Spanischen Aberglaubens. Das kostbare hochgeweihte Eskurial, in eine dürre und düstere Oede hingebaut, ist ein ziemlich treues Bild des Spanischen Charakters. Die Kirche selbst ist eine Masse von Marmor, Gold und kostbaren Steinen, mit bewundernswürdigen Gemälden belebt und geheiligt durch die Anwesenheit von vier- bis fünfhundert Vasen, die Reliquien aller Art enthalten. Die zur Aussteuer Toledo's und des Eskurial's vergeudeten Schätze sind unberechenbar und würden, hätte man sie zum Wasserbau angewendet, die Ebenen Kastiliens in einen fruchtbaren Garten verwandelt, den Tajo von der See bis Toledo schiffbar gemacht und einen 60 Meilen langen Kanal von dieser Stadt bis Madrid ins Daseyn gerufen haben. Statt dessen gleißen die Altäre von Gold und edlem Gestein, und die Mönche sind wohlgenährt, während buchstäblich keine Heerstraße zwischen Madrid und Toledo vorhanden ist und die Communication zwischen beiden Hauptstädten so unbedeutend ist, daß der Reisende, wenn er bei einem Wirthshause an der Landstraße fragt: „Was kann ich zu essen bekommen?" zur Antwort erhält: „Was Ihr mitgebracht habt."

Herr Inglis reiste von Madrid nach Sevilla. Er freute sich über den Süden Spaniens und über jene alten Maurischen Gebäude, „wo, statt des weiten finsteren Einganges eines Kastilianischen Hauses, ein ungemein sauberer Durchgang zu dem inneren Viereck oder Patio führt, welches eine artig verzierte und oft vergoldete Thüre aus Gußeisen, durch die jeder Vorübergehende in den Patio sehen kann, von dem Durchgange trennt. Der Patio gewährt die größte Erquickung in einem so heißen Klima. Er ist oben offen, aber die Sonne erreicht ihn kaum, und immer läßt sich, vermittelst einer Maschine, ein Schirmsegel darüber hinziehen. Der Boden besteht aus Marmor oder bunten Ziegeln von Valencia; zuweilen spielt ein Springbrunnen in der Mitte, und eine Auswahl schöner lieblich duftender Blumen steht rings umher in zierlichen Gefäßen. Hier bergen sich die Einwohner vor der Mittagshitze, und hier versammelt sich am Abend jede Familie, um zu plaudern, ihre Freunde zu sehen, auf der Guitarre zu spielen und Limonade zu schlürfen." Der gesellige Ton in Sevilla ist unendlich weniger pomphaft, förmlich und conventionell, als in Madrid. Während aber das Leben fröhlicher ist und die Genüsse des sinnlichen Menschen durch einen wolkenlosen Himmel und den leichten Lebensunterhalt heiterer und allgemeiner werden, wirft man den dünnen Schleier der Sitte — jene kärgliche Huldigung, die das Laster in Madrid der Tugend erweist — in Sevilla's milderer Atmosphäre schamlos bei Seite. Unwissenheit, Aberglaube, Trägheit, Schwelgerei, Räuberei und Mord, Alles ungeahndet, verkünden einen gesellschaftlichen Zustand, der, wenn nicht die Schminke einiger äußerlichen Civilisation hinzukäme, in keinem die sittliche Würde des Menschen betreffenden Punkte viel höher zu achten wäre, als die verabscheuten Afrikanischen Gesellschafts-Zustände. Herr Inglis gedenkt eines Klosters, dessen Bewohnerinnen zweierlei Pflichten übernommen haben, die des Betens und die, einer Bande von Schleichhändlern behülflich zu seyn! Klöster, mit diesen Schurken und ihren Gütern, die sie unter Gefahren gelandet, angefüllt — Nonnen, die hierhin und dorthin kriechen — Kreuze und Dolche, Rosenkränze und Sackpistolen, Alles bunt durch einander — die Frau Aebtissin bei ihrer Andacht und der Ober-Contrebandier in ihrem Sprechzimmer — das sind Stoffe zu einem Gemälde, dessen Original wir bis jetzt nur in der Phantasie überspannter Poeten suchten.

Bei all' dieser Entartung beobachtet man in Sevilla die äußeren religiösen Gebräuche gewissenhaft und nicht selten mit Ostentation. Die oracion wird plötzlich und unmittelbar nach dem lebhaftesten Gewirre in tiefer Stille gebetet. In Madrid und den nördlichen Provinzen ist es jetzt abgekommen, aber im Süden hört man dieses Gebet noch, und unter anderen Umständen würde es in der That eine der rührendsten Ceremonieen seyn. Wir erinnern uns recht gut, bei dem Camaldulenser-Kloster, in einer der schönsten und mildesten Gegenden der Apenninen, dieser Ceremonie mit tiefer Bewegung beigewohnt zu haben. Aber dort ging das stille gemeinschaftliche Abendgebet von Personen aus, die lang und weit von der Welt abgeschieden lebten, in die sie niemals zurückkehren sollten; und als ihre Klosterglocke das Grabgeläute des hingeschiedenen Tages anstimmte und der Wiederhall in den Tiefen der Kastanienwälder sich verlor, da fiel jeder Mönch auf die Kniee und sprach ein Gebet, das mit seinem Leben und Berufe, seiner Kleidung und seinen Sitten zusammenstimmte. Auf den volkreichen Spaziergängen Sevilla's herrscht zwar gleicher Brauch; allein wir argwöhnen einen sehr verschiedenen Geist. „Bei Sonnenuntergang", sagt Hr. J., „läutet jede Kirchen- und Klosterglocke in der Stadt zum Gebete. Da bleibt die Menge plötzlich stehen; jedes Haupt ist entblößt; Scherz und Gelächter verstummen, und der Haufe murmelt ein monotones Gebet. Aber schon im nächsten Augenblick bedeckt man sich wieder; ein Jeder kehrt sich gegen seinen Nachbar, spricht: buenas noches (gute Nacht), und die Menge zieht weiter."

Von Sevilla fuhr der Verf. in einem Dampfboote den Guadalquivir hinab nach San Lucar, reiste von da quer durch das Land nach dem Hafen Sta. Maria und nahm ein Boot nach Cadix. Es kann wenig stärkere Beweismittel für die zerrüttete Lage Spaniens geben, als dies, daß die 30 Meilen lange zwischen San Lucar und Cadix sich ausdehnende Landstraße, welche gerade auf der Communicationslinie zwischen den bedeutenden Städten Cadix und Sevilla liegt, so unsicher ist, daß die Dampfboot-Gesellschaft eine Eskorte miethen muß, um ihre Passagiere zu vertheidigen. Von Cadix sagt der Verf.: „Die neuliche Erhebung dieser Stadt zu einem Freihafen hat nicht alle die davon erwarteten Vortheile zur Folge gehabt; doch ist sie von wichtigem Einfluß auf ihren Flor gewesen. Sobald Cadix Freihafen geworden war, wurden unzählige Schiffsladungen von Manufaktur-Waaren aus England eingebracht, und mehrere Häuser in Manchester etablirten daselbst Comtoire. Die Ausfuhr aus England war so unvorsichtig groß, daß vergangenen Herbst Calico's und Musseline zu Cadix 20 Prozent wohlfeiler verkauft wurden, als in England. Aber sein Hauptgedeihen verdankt der Handel von Cadix dem jetzt erleichterten Schleichhandel mit dem übrigen Spanien. Dies ist vorzüglich auffallend bei der Einfuhr des Tabacks, welcher frei von Havannah kommt und nicht sowohl zum Verbrauch in der Stadt, als zur Unterhaltung des Schleichhandels mit den Häfen und Küsten Spaniens dient. Auch besteht ein ausgedehnter Contrebande-Handel mit Englischen Manufaktur-Waaren, deren Preis in ganz Spanien den zu Cadix nur um 30 Prozent übersteigt. Gibraltar trieb früher den Schleichhandel an Spaniens Küste als Monopol, und der Umstand, daß Cadix Freihafen ward, brachte Gibraltar so vielen Schaden, daß die Kaufleute an letzterem Orte durch Errichtung von Comptoiren in Cadix, deren nicht weniger als 25 sind, sich aufrecht zu halten suchten. Der wachsende Handel hat die Bevölkerung von Cadix sehr gefördert; im Jahre 1827 belief sich die Zahl seiner Bewohner kaum auf 52,000, und 1830 hatte es deren mehr als 67,000.

Von Cadix aus machte Herr Inglis einen romantischen, aber gefährlichen Ritt längs der Küste nach Gibraltar, wo er die Dummheit, in einer so schwülen Atmosphäre Häuser in Englischem Stil zu bauen, sehr gut charakterisirt und noch strenger die Fahrlässigkeit rügt, der zufolge Regierungen, bei allem vorgeblichen Eifer für die Kirche, die Religion so sehr hintansetzen, daß sie in dieser weltreichen Festung kein einziges Gebäude zum öffentlichen (anglikanischen) Gottesdienst erbauen ließen. „Hunderte", sagt er, „würden so gern die Kirche besuchen, wenn eine vorhanden wäre, und Viele besuchen jetzt die katholische Kapelle, um nur wenigstens in einen Tempel zu gehen." Von Gibraltar ging es nach Malaga und dann über die Berge nach Granada. Hier müssen wir Abschied von Herrn J. nehmen, empfehlen aber unseren Lesern, ihm auf seiner Reise durch Granada, Cordova, Alicante, Valencia und Barcellona zu folgen. Ueberall fand er einen ähnlichen lockeren Zustand der Gesellschaft und Verfassung — Aberglauben und Unwissenheit verwaltend; Mangel an Beschäftigung und Faulheit im Amte; allgemeine Verwahrlosung und Armseligkeit in Kleidung und Wohnung. In Murcia und Granada leben Tausende in Erdhöhlen. An allen Orten liegt der Handel danieder, die Manufakturen fehlen ganz, und der Ackerbau thut Rückschritte, einige wenige wohlbewässerte und höchst ergiebige Thäler von Murcia und Valencia ausgenommen.

(Edinburgh Review.)

Bibliographie.

Monadelphia — oder die Bildung eines neuen Gesellschafts-Systems ohne ein umlaufendes Geldmittel. Von J. Thimbleby.

Tales. (Erzählungen.) Vom Verf. der „Heer- und Querstraßen."

The elements etc. (Die Elemente der Britischen Verfassung.) Von J. D. Schomberg.

Luther and the reformation. (Luther und die Reformation.) Von Scott. Zweiter Band. Pr. 6 Sh.

Mirabeau's letters. (Mirabeau's Briefe aus England.) 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ein Land ohne Regen. In dem unter dem Namen „die Thäler" bekannten Theil von Peru, nördlich und südlich von Lima, unter dem 12ten südlichen Breitengrade, zwischen den Andesgebirgen im Osten und dem stillen Ocean im Westen, regnet es niemals. Aber den Winter über ist die Erde mit einem so dichten Nebel bedeckt, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen. Dieser Nebel ist im Winter fast täglich so dick, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen kann. Gegen 10 oder 11 Uhr hebt er sich ein wenig empor, ohne sich jedoch ganz zu zertheilen; doch hindert er dann nicht mehr am Sehen, obwohl sich die Sonnenstrahlen bei Tage und das Sternenlicht bei Nacht darin brechen. Oft verzieht er sich so sehr, daß die Sonnenscheibe wieder sichtbar wird; doch wird die Wärme ihrer Strahlen dennoch dadurch abgehalten. Diese Dünste lösen sich in einen sehr feinen Thau auf, den man Garua nennt, und der die Erde überall befeuchtet. Aber nie fallen die Garuas in solcher Masse, daß die Wege dadurch verschlechtert oder die Reisenden belästigt würden; doch werden die dürren und trockenen Gegenden dadurch befruchtet. Sie verwandeln den unangenehmen Staub in den Straßen von Lima in Schmutz. Nun weht in diesem Lande der Wind stets aus Süden, also aus einer kalten in eine wärmere Region. Zuweilen wendet er sich ein wenig nach Osten; immer aber steht er zwischen Süd und Süd-Ost. Sobald jedoch die Nebel anfangen, fühlt man den Südwind sehr wenig, und eine leise Luftströmung scheint dann von Norden auszugehen und den Nebel zu bilden. Daß es in diesem Lande niemals regnet, hat den einfachen Grund, daß der Wind dort beständig aus einer kälteren in eine heißere Weltgegend weht. Die Ursache der Nebel ist auch sehr leicht aufzufinden; sie entstehen durch das Zusammentreffen und die Vermischung der heißen von Norden kommenden mit der kalten aus dem Süden wehenden Luft. (O.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erschienen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Freitag den 31. August 1832.

Spanien.

Erinnerungen eines Italiäners an Barcelona und die Katalonier.

Barcelona, die Hauptstadt des fruchtbaren und volkreichen Kataloniens, liegt in einer schönen Ebene am Meeresufer zwischen den Flüssen Beses und Leobregat, die eine kleine Stunde von ihr entfernt sind. Zur Rechten, gegen Westen und nahe bei der Stadt erhebt sich der Berg Monguich, dessen Namen für eine Verfälschung der Lateinischen Worte Mons Jovis (Berg des Jupiter) gilt, welchem Gotte er geweiht war, und wo, wie erzählt wird, in den ältesten Zeiten des Christenthums eine mächtige Heilige ihren Wohnsitz aufschlug, die weite Meere durchschiffte, um ihre geliebten Katalonier und insbesondere die Stadt Barcelona zu beschützen. Dieser Berg, dessen Gipfel ein starkes Kastell krönt, steht ganz einzeln da und senkt sich nach der Stadt hin mit einem sanften Abhange, dessen Saum auf das schönste bebaut ist; gegen das Meer zu aber, bis zu welchem er sich erstreckt, bildet er einen jähen Abhang. Zur Linken befindet sich die Citadelle. Rings von Mauern umgeben, gewährt Barcelona denen, die von der Seeseite kommen, den Anblick einer großen und festen Stadt mit schönen Häusern, prächtigen Kirchen und Palästen, unter denen sich in der Nähe des Meeres und an den Seiten des großen Platzes der Palast „Lonja", für die Versammlungen der Kaufleute bestimmt, und das Zollhaus auszeichnen, welches mit einem glänzendweißen den Kararischen Marmor nachahmenden Stuck bekleidet ist und, wenn es von der Sonne beschienen wird, dem fabelhaften Palaste gleichen mag, den die Dichter diesem Gestirn errichtet haben. Da Barcelona am flachen Meeresufer liegt, so hat es keinen Hafen, weshalb die Bürger eine lange Mole erbaut haben, die sich in das Meer hinein nach Süden erstreckt und die Schiffe vor den Ostwinden beschützt, die an dieser Küste am meisten Gefahr bringend sind; an der Ostseite entfernt sich die Stadt etwa eine Viertelmeile weit vom Ufer, und hier liegt zwischen ihren Mauern und dem Meere, wie auf einer Landzunge, eine Vorstadt, Namens Barcelonetta, die meist von Fischern bewohnt wird, und deren regelmäßige, nur einen Stock hohe und mit einer röthlichen Farbe angestrichene Häuser sich sehr hübsch ausnehmen. Um die Stadt dehnt sich in einem Umkreise von drei bis vier Meilen eine schöne trefflich angebaute Ebene mit vielen Gärten und Landhäusern; weiterhin erhebt sich amphitheatralisch eine Kette von Bergen, die anfangs niedrig und mit Weingärten und Olivenhainen bepflanzt sind, dann aber höher werden und nur noch mit Wald bewachsen sind.

Die Einwohner von Barcelona und die Katalonier überhaupt sind von schöner Gestalt, wohlgebildet und äußerst gewandt in ihren Bewegungen; Augen und Haar sind schwarz, die Gesichtsfarbe braun, der Geist lebhaft. Die Frauen kann man, mit den Engländerinnen verglichen, braun nennen, im Vergleich mit den übrigen Spanierinnen aber ist ihre Haut äußerst weiß; sie sind einfach in ihrem Benehmen, natürlich in ihrer Unterhaltung und überhaupt äußerst liebenswürdig. Sowohl Frauen als Mädchen tragen gewöhnlich einen schwarzen Rock von Seide oder Halbseide, der knapp anliegt und etwas kurz ist, so daß er den Fuß und einen Theil der Wade sehen läßt; sie wollen darin ihre übrigen Landsmänninnen und insbesondere die Andalusierinnen nachahmen, ohne doch so viel Grund dazu zu haben wie diese; denn die Andalusischen Frauen thun es aus Eitelkeit, um den zierlichen Fuß und das schöne Bein zu zeigen, die Katalonierinnen dagegen haben einen äußerst großen Fuß. Sie gehen insgemein ohne Kopfbedeckung aus, durch ihr reiches schwarzes Lockenhaar ohnehin genug geschmückt. Die Kleidung der Männer aus den höheren Ständen ist, wie man sie in ganz Europa findet; die der Männer aus dem Volke hingegen ist höchst eigenthümlich und hat einen Anstrich, den man Celtisch-Römisch nennen kann; sie tragen einen großen wollenen Mantel, mit buntem Futter, den sie manta nennen und über eine Schulter hängen; sie brauchen ihn nicht nur bei Tage als Mantel, sondern auch des Nachts als Decke, wenn sie durch einen Zufall genöthigt sind, unter freiem Himmel zu schlafen; daher ist an einer Seite der Zipfel wie ein Sack genäht, so daß sie im Liegen die Füße hineinstecken und sich das Uebrige über den Leib ziehen können; die Beinkleider sind weit und lang und gehen bis zur Brust hinauf, der Stoff derselben ist nach den Mitteln eines Jeden verschieden, bei den Reicheren sind sie von Sammet, bei den Aermeren von Baumwolle, meist von grüner Farbe, im Sommer aber von weißer Leinewand. Das Jäckchen von sammtenem oder baumwollenem Zeuge liegt knapp an, reicht kaum bis eine halbe Hand breit unter die Arme und ist entweder ganz mit seidener oder baumwollener Schnur besetzt oder nur am Saum damit eingefaßt; das Westchen entspricht der Jacke und ist meist von bunter Farbe; um den Leib winden sie sich über die Hüften eine große Scharpe von Wolle, die Reicheren von rother Seide, die an einer Seite zugebunden ist, so daß die Zipfel bis zum Knie hinabhängen; das Schuhwerk besteht in Sohlen, die mit Bandern befestigt sind, welche, kreuzweis am Beine heraufgebunden, sowohl den Schuh halten als zur Zierde dienen; viele gehen im Sommer barfuß; als Kopfbedeckung tragen alle eine rothwollene Mütze, die an die Stirn eng anliegt und hinten bis auf die Hälfte des Rückens kegelförmig hinabfällt. Diese ganze Kleidung erhöht außerordentlich das gewandte Aussehen ihres Körpers. Die Tracht der Frauen aus dem Volke ist von der der Italiänischen Bäuerinnen nicht sehr verschieden; Mieder und Rock von Seide oder Baumwolle und beide von verschiedener Farbe, so daß eines das andere hebt, eine Schürze von Musselin, den Kopf entweder unbedeckt oder mit einem Tuch umwunden; das Haar fällt in Flechten über die Schultern hinab oder ist nestförmig auf dem Scheitel zusammengewunden; die Fußbekleidung ist dieselbe wie bei den Männern, oft gehen sie ebenfalls barfuß; Gang und Aussehen ist frei, und nie sieht man sie auf der Straße ohne ein Körbchen unter dem Arme, das ihnen, wie sie sagen, zur Gesellschaft dient, und ohne das sie nicht wissen würden, was sie mit den Armen und Händen machen sollten; wenn sie gereizt werden, sind sie äußerst wild und schütten eine Flut von Schimpfwörtern mit solcher Schnelligkeit aus, daß man ihnen in der Auffassung kaum folgen kann.

Die Sprache der Barcelonesen ist die Katalonische; die Vornehmeren bedienen sich aber, besonders in der Unterhaltung mit Fremden, auch der Kastilianischen. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen ist groß, und ein gemeiner Katalonier würde das Kastilianische nicht leichter verstehen, als das Italiänische oder Französische. Mit der Kastilianischen verglichen, kann man die Katalonische eine Mundart nennen; aber an und für sich betrachtet, ist sie eine eigene, reiche und kräftige Sprache, die wegen ihres Reichthums an Diminutiven nicht ohne Anmuth ist; sie besitzt eine Grammatik, ein Wörterbuch, Dichter und Prosaiker und wurde früher auch bei öffentlichen Akten gebraucht. Ein Italiäner, der sie zum ersten Male hört, wird durch das leichte Verständniß überrascht, indem sie viele Italiänische Worte, auch aus den Dialekten, enthält. Wer die Dichtungen der Troubadour's gelesen hat, wird große Aehnlichkeiten in der Sprache finden.

Die Barcelonesen und die Katalonier überhaupt sind die arbeitsamsten und gewerbfleißigsten unter allen Spaniern, was freilich nicht viel sagen will; denn die Spanier lieben unter allen Europäern am meisten den Müssiggang und schmachten lieber im Elende, als daß sie sich durch Arbeit Wohlhabenheit erwerben. Aber in Barcelona und ganz Katalonien findet man Fabriken für Tuch, seidene Stoffe, Baumwolle und Leinewand, Gerbereien, Metallwerke, und die Katalonier verdanken ihren Reichthum weit mehr dem Handel mit ihren Fabrikaten, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Die Barcelonesen sind, wie alle Spanier, äußerst mäßig; öfter habe ich Familien von vier und mehr Personen zum Mittagbrod einen gesalzenen Fisch von einigen Unzen und nur wenig Brodt und zum Abendbrod einige Blätter Sallat verzehren sehen. Nach geistigen Getränken sind sie äußerst begierig, aber nie werden sie über das Maaß trinken. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Katalonien habe ich nie einen Betrunkenen gesehen. Nicht minder lieben sie das Rauchen, und jeder Mann trägt ein Stückchen Taback und ein Taschenmesser bei sich; wenn sie nichts Anderes bei der Hand haben, um den Taback klein zu schneiden, so thun sie dies auf dem Handteller; nachdem sie die nöthige Quantität klein geschnitten, ziehen sie ein Blättchen Papier, womit sie immer versehen sind, aus der Tasche und machen sich ein Cigarito; nachdem sie dieses angezündet, stoßen sie den Rauch mit einem Behagen und einer Zierlichkeit aus dem Munde, daß man sie für Meister in der Kunst des Tabackrauchens erkennen muß. Dies thun nicht nur die Leute aus dem Volke, sondern auch die höheren Stände, und öfter sah ich öffentliche Beamte mitten in einem Geschäfte die Feder weglegen, den Anderen warten lassen und gemächlich Taback und Messer aus der Tasche ziehen, um sich ein Cigarito zu machen; auch sogar die Damen sind dem Rauchen nicht abgeneigt und zünden sich bisweilen nach Tische ihre Zigarre an.

Die Personen aus den wohlhabenderen Ständen pflegen, wie in Italien, in den heißesten Stunden des Tages zu schlafen, was man Siesta halten nennt. Außer der Zeit der Siesta [illegible] die

Männer, wenn sie keine Geschäfte zu besorgen haben, nach dem Kaffehause, wo sie ganze Stunden an einem Tischchen sitzen, rauchen, Getränke einnehmen und Zeitungen lesen. Dabei herrscht in ganz Spanien die Sitte, daß sie einen Anderen, der an demselben Tische sitzt oder hinzukommt, wenn sie eben etwas zu sich nehmen wollen, auch wenn er ihnen unbekannt ist, einladen, davon zu kosten, und jeden Augenblick hört man in einem Kaffehause die Worte: Wollen Sie nicht kosten? Ist Ihnen nicht gefällig? Zu Hause wird fast zu jeder Tagesstunde Chokolade getrunken, auch unmittelbar nach Tische, ganz wie bei uns der Kaffee. Was ich von der Frugalität gesagt habe, gilt jedoch nur von den arbeitenden und armen Klassen; die Vornehmen haben eine reich besetzte Tafel, und zwar sind alle Speisen vortrefflich, namentlich aber ist das Hammelfleisch äußerst schmackhaft, was ohne Zweifel in der schönen Weide seinen Grund hat, da die Heerden auf den Bergen zarte und gewürzige Kräuter finden. Die Weine sind vorzüglich, insbesondere eine Sorte, die sie rancio nennen; man muß sich aber hüten, zu viel zu trinken, da er sehr feurig ist und schnell zu Kopfe steigt. Da ich einmal von den Weinen spreche, so will ich auch der Art erwähnen, wie die Katalonier trinken, und die sie à la regalada nennen; sie haben gewisse Flaschen, porons genannt, die ganz so geformt sind, wie unsere Meßkrüge, nur größer, und einen, zwei oder mehrere Becher haltend; man denke sich eine Flasche, die unten breit ist und allmälig bis zum Halse immer enger wird, wo sie sich dann wieder trichterförmig ausdehnt; vom Boden derselben geht eine Röhre aus, die anfangs breit ist und sich dann verengt, so daß sie am Ende kaum einen dünnen Strahl Weines durchläßt; aus dieser Röhre trinken die Katalonier, ohne sie jedoch an den Mund zu setzen, was für unschicklich gilt, sondern die Flasche in die Höhe hebend und sie mit ausgestrecktem Arm vom Munde entfernt haltend, geben sie ihr plötzlich eine schiefe Lage und sofort springt aus der Spitze der Röhre ein Weinstrahl hervor, den sie sich in den Mund regnen lassen, ohne beim Athemholen abzusetzen; sie besitzen hierin eine solche Meisterschaft, daß sie sich nie begießen, was uns, wenn wir auf diese Art trinken wollten, fast immer widerfuhr. Dabei ärgern sie sich dergestalt darüber, wenn ein Anderer die Spitze der Röhre an den Mund bringt, daß ich einen Katalonier seine Flasche dieß darum zerbrechen sah, weil er auf jene Weise nicht zu trinken verstand und die Flasche zum Munde geführt hatte. Diese Manier, zu trinken, ist übrigens äußerst ökonomisch; denn ehe ein Becher voll Wein aus jener Röhre herausgeflossen ist, wird der Trinkende müde. Abends finden in den vornehmen Häusern Versammlungen von Freunden statt, wo die älteren und verheiratheten Personen Tarok spielen, während die jungen Leute beider Geschlechter sich mit gesellschaftlichen Spielen unterhalten, die auch in Italien bekannt sind.

Die Liebhaber bringen ihren Geliebten häufig Nachtmusiken, und manchmal wird man, mitten in der Stille der Nacht plötzlich erwachend, durch eine liebliche Harmonie, den Zusammenklang vieler Instrumente oder durch die den Gesang begleitende Zither angenehm überrascht. Aber wehe dem, dem der Zufall einen Soldaten in die Nähe schickt, der seiner zerlumpten Geliebten ein Ständchen bringt! Mich traf einmal das Loos, ein solches anhören zu müssen, das der Magd in einem Wirthshause gebracht wurde. Die ganze Nacht dauerte der Gesang ohne Unterbrechung und immer in derselben Weise fort, so daß die Stimme immer rauher und die Zither immer verstimmter wurde; das Lied war höchst traurig, der Liebhaber klagte über die Grausamkeit seiner Schönen und nannte sie eine hartherzige Barbarin; und darin schien er mir ganz Recht zu haben; denn wenn sie nicht hartherzig war, so war sie wenigstens sehr harthörig, indem sie den Liebhaber nicht mit einem Wörtchen zu trösten kam, nur um sich von diesem entsetzlichen Mißgetön zu befreien. Gehört aber der Jüngling, der die Nachtmusik bringt, den höheren Ständen an, so hört man oft die schönsten Lieder meisterhaft zur Mandoline singen, denn die Stimmen der Katalonischen Jünglinge sind klar und wohllautend, wie die der Italiäner. Der Verliebte kommt in der Stille der späten Nacht unter den Balkon oder das Fenster seiner Schönen; die Luft ist kühl, der Himmel gestirnt, Stille herrscht ringsum, und nur der befreundete Strahl des Mondes zittert durch die Zweige der nahen Bäume oder blinkt an dem Fenster der Geliebten. Plötzlich beginnt der Gesang und erfüllt die ganze Umgebung mit dem lieblichsten Wohlklange; man besorge nicht, die Angebetete möge schlafen, und wenn sie schläft, so wird die Liebe sie bald aufwecken. Bei den ersten Noten wird sie aufmerksam, sie erkennt die Stimme, springt vom Lager auf, wirft flüchtig einige Kleidungsstücke über und erscheint, weiß wie der Strahl des Mondes, der die heimliche Liebe belauscht, am Fenster... Nun beginnen die zärtlichen Reden, und oft überrascht die Morgenröthe das Liebespaar noch im tiefsten Gespräche.

Wie in ganz Spanien, so ist es auch in Barcelona im Sommer Sitte, des Nachts spazieren zu gehen, da die große Hitze es am Tage nicht erlaubt; diese nächtlichen Spaziergänge beginnen schon gegen Ende des Mai, wenn heiße Tage kommen. In Barcelona liegt mitten in der Stadt eine Straße, Rambla genannt, wohl eine Viertelmeile lang, ziemlich breit und mit Bäumen und steinernen Bänken an den Seiten besetzt. Dahin strömen gegen 10 Uhr Abends Herren und Damen; diese im einfachen Musselinkleide und ohne Kopfbedeckung oder mit einem kleinen Strohhute; die Herren und namentlich die jungen Männer beinahe in Hauskleidern, mit einem linnenen Jäckchen, manche ohne Halstuch und mit einer Mütze statt des Hutes. Bald ist die Rambla drückend voll; man geht mehrere Male auf und nieder und setzt sich, wenn man müde ist; und da die Anzahl der Sitze für die Menge nicht hinreicht, so ist es Sitte, daß Jeder nur so lange sitzen bleibt, als nöthig ist, um auszuruhen. Auf diesen Sitzen lernt man die Freundlichkeit und Gesprächigkeit der Barcelonesen kennen, und es ist außerordentlich leicht, Bekanntschaft mit ihnen zu machen und den Eintritt in ihr Haus zu erhalten. Die Rambla ist der Versammlungsort der Freunde und das Stelldichein der Liebenden, und in der ganzen Versammlung herrscht eine solche Vertraulichkeit und Ungebundenheit, daß man eher in einem Kreise von Bekannten als auf einem öffentlichen Spaziergange zu seyn glaubt. Die Einwohner von Barcelona lieben den Tanz sehr, namentlich das niedere Volk, und wenn sie eine Zither klingen hören, richten sie sich gleich auf den Zehen in die Höhe, schnalzen mit den Fingern und drehen sich mit vieler Anmuth um. In den Privathäusern und im Theater werden häufig Bälle gegeben, und besonders merkwürdig ist ein Ball, Namens „palocado", der zu einer bestimmten Zeit des Jahres in einem großen Saale in einem Winkel der Stadt gegeben wird, an welchem Mägde und Frauenzimmer aller Art mit Herren und Damen gemeinschaftlich Theil nehmen; doch sind die Letzteren maskirt, später legen aber auch sie die Masken ab. Es ist eine schöne Sitte, daß die vornehmen Stände es an gewissen Abenden nicht verschmähen, mit Personen aus der niedrigsten Klasse ein Vergnügen zu theilen.

Merkwürdig durch ihre Pracht und Sonderbarkeit sind die religiösen Feste, und ich will daher das bedeutendste derselben, das Frohnleichnamsfest, zu beschreiben versuchen. Bekanntlich wird dieses in allen katholischen Landern durch eine öffentliche Prozession gefeiert, die acht Tage lang wiederholt wird, was man die Oktave nennt. An diesen Tagen werden die Häuser und Fenster in der Straße, durch welche der Zug kommen soll, mit bunten Teppichen, Seidenstoffen und Blumen geschmückt, und in einigen Gegenden Italiens pflegt man sogar über die Straße hinweg vom ersten Stockwerk aus ein weites Tuch auszuspannen, um die Theilnehmer an der Prozession vor den brennenden Sonnenstrahlen oder vor einem Platzregen zu bewahren. Auch in Barcelona erlebte ich einen solchen Tag; schon am frühen Morgen holten mich einige Freunde ab, und wir gelangten bald in eine der Straßen, durch welche die Prozession ihren Weg nehmen sollte; sie war eine der geräumigsten der Stadt und heißt deshalb auch „breite Straße". Hier überraschten mich nicht sowohl die kostbaren Teppiche, mit denen die Häuser behangen waren, als die Menge der Damen an Fenstern und auf Balkonen, welche Körbchen voll gelber starkriechender Blumen an der Seite hatten, die sie mit vollen Händen auf die Vorübergehenden, namentlich auf die Bekannten darunter, herabwarfen; junge Leute mit Schnupftüchern voll derselben Blumen erwiederten diese Herausforderung von der Straße aus, indem sie dieselben nach den Fenstern und Balkonen warfen und auch die Vorübergehenden nicht verschonten; so entstand ein höchst ergötzlicher Kampf mit Blumen, die hin und her flogen und bald die ganze Straße bedeckten und die Luft mit ihrem Dufte erfüllten. Wir wollten auch nicht müßige Zuschauer dabei bleiben, sondern kauften uns solche Blumen bei den Bauermädchen, die ganze Körbe derselben in die Stadt brachten, und nahmen muthig am Treffen Theil. Bis jetzt war das Fest rein profan gewesen und schien mehr für das Ergötzen des Volks als für religiöse Frömmigkeit bestimmt zu seyn. Bald aber verkündete Paukenschall aus der Ferne das Herannahen der Prozession; einige Vögte mit gebogenen Stäben machten Platz, und wir sahen auf weißen Maulthieren zwei seltsam gekleidete Männer einhergeritten kommen, welche aus Leibeskräften auf zwei über den Sattel hängende Pauken schlugen. Hierauf folgte eine Gruppe von phantastisch gekleideten Tänzern, welche Hüte voll bunter Bänder, Halbstiefel mit Schellen an den Füßen und in der Hand Stäbe trugen, mit denen sie tanzend zu der sie begleitenden Pfeife den Takt schlugen; dann kamen vier ungeheure Riesen, die bis über die Fenster des ersten Stockwerks hinaufragten, und zwar zwei Männer und zwei Frauen; sie waren Maurisch gekleidet, die Männer trugen einen großen Turban von Seide mit Perlenschnüren umwunden, Jacken von karmoisinrothem Sammet, weite Beinkleider, die mehr Röcken als Beinkleidern glichen, und große Keulen in der Rechten; die Riesinnen waren ohne Kopfbedeckung, das gelockte Haar war mit Perlen durchflochten, das Mieder himmelblau, das Kleid von karmoisinrother Seide. Auch diese Polyphemen-Familie tanzte, nur langsamer und schwerfälliger, wie es ihrer Körpermasse entsprach. Diese Ungeheüme wurden nämlich von Männern getragen, die unter den Kleidern verborgen waren. Nun folgten die verschiedenen Mönchsorden mit brennenden Fackeln, dem Range nach in einer langen Reihe, dann eine Abtheilung Kavallerie, dann der Baldachin, hinter diesem sämmtliche Civil- und Militair-Behörden und zum Schluß abermals ein Kavallerie-Detaschement. In Zwischenräumen waren Musikchöre aufgestellt, welche patriotische Lieder spielten. Ein ununterbrochener Blumenregen strömte auf die ganze Prozession, insbesondere aber auf die Riesenfamilie herab. Diese Feierlichkeit wurde acht Tage hinter einander in den verschiedenen Stadtvierteln wiederholt. Die tanzenden Riesen bei einer christlichen Prozession waren mir höchst auffallend, und vergeblich forschte ich nach dem Ursprung dieser Sitte. Ich glaube, sie ist von den Arabern zur Zeit ihrer Herrschaft in Spanien eingeführt, was durch die Maurische Tracht der Riesen bestätigt zu werden scheint. Diese sind für das Volk ein Gegenstand der Verehrung, in der Kirche haben sie ihren Platz neben der Geistlichkeit und spielen auch bei politischen Feierlichkeiten eine Rolle; so habe ich sie auf dem Markte an einem Tage sieben sehen, wo die Behörden den Eid der Treue erneuerten. — So finden in Spanien bei den religiösen Festen alle Altersstufen ihre Befriedigung: die Alten Trost und Hoffnung auf den Himmel, die Priester Gewinn und die Jugend Gelegenheit, sich zu belustigen. Daher die große Anhänglichkeit an diese Ceremonien.

(Annali Universali.)

Bibliographie:

Descubrimiento y conquista de America. (Entdeckung und Eroberung von Amerika.) Aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen und Verbesserungen versehen von Don Juan Corradi. Pr. 48 Rs.

La epidemia pestilencial en general. (Die Pest-Epidemie im Allgemeinen.) Eine medizinisch-politische Abhandlung von Dr. Manuel Casal. Pr. 5 Rs.

Examen etc. (Untersuchung der berühmtern Heilquellen in Andalusien.) Von Don Juan de Dios Ayuda. Pr. 9 Rs.

Colera-morbo de Paris. (Die Cholera in Paris.) Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Don Manuel Codorniu, Königl. Spanischem Generalstabs-Arzt. Erstes Heft. Pr. 4 Rs.

Las ruinas de Santa Engracia ó el sitio de Zaragoza. (Die Belagerung von Saragossa.) Historische Original-Novelle. 2 Bde. Pr. 18 Rs.

Frankreich.

Casimir Delavigne.

Eine Charakteristik dieses Dichters von Am. Pichot.

(Fortsetzung.)

Die Messenienne auf Napoleon und die darauf folgenden Gedichte wurden als neue Meisterstücke eines Talentes aufgenommen, das sich damals auf dem Gipfel der Popularität befand; aber — sey es, daß Einige es müde waren, wie die Athenienser so lange Zeit den Namen Aristides des Gerechten zu hören, sey es, daß so grandiose Gegenstände wie Napoleon und Byron den Neidischen gestatteten, sich einen Anstrich von Verstand zu geben, indem sie vor sich hin murmelten, daß Casimir Delavigne diesesmal unter seinem Gegenstande geblieben sey — genug, er fühlte das Bedürfniß, seinen poetischen Horizont nicht allein durch Studien, sondern auch durch eine Reise, und zwar nach Italien, zu erweitern. Sein Bruder und er schifften sich in Marseille nach Neapel ein, wo einflußreiche Empfehlungen und das Privilegium des über die Meinung siegenden Talentes ihnen die Paläste des Monarchen öffneten. In Rom wurden sie von der Familie Bonaparte gastfrei aufgenommen. Sie feierten die ganze Poesie des katholischen Roms mit, da sie sich gerade zur Zeit der heiligen Woche in der Hauptstadt der christlichen Welt befanden; hierauf sahen sie Venedig, wo ihre Schritte der Spur Childe Harold's folgten. Kurz, es war eine Reise, von der man natürlich hoffen mußte, daß unser National-Dichter mit einer reichen Ernte neuer Gedanken zurückkehren würde. Auch bezeugen die sieben letzten Messeniennen, daß Casimir Delavigne Italien in der That mit Dichter-Augen betrachtet hat. Aber es ist Zeit, den verlassenen Weg wieder einzuschlagen und den Fortschritten des Dichters auf seiner dramatischen Laufbahn zu folgen.

„Die Franzosen haben keinen epischen Kopf." Dieser Ausspruch des Herrn von Malezieux wurde fast in allen poetischen Werken des vorigen Jahrhunderts ohne Widerspruch als richtig angenommen, und man fand sogar, daß Voltaire in seinem der Henriade beigedruckten Versuch über die epische Dichtkunst sich sehr übel ausnähme, da er eitel genug wäre, auf einen Platz neben Homer, Virgil, Tasso, Camoens oder auch nur neben Alonzo von Ercilla, dessen gereimte Chronik sicher nicht so gut ist, als die Henriade, Anspruch zu machen. Aber unsere dramatische Literatur würden wir gewiß nicht so leichten Kaufes hingegeben haben, wenn damals Jemand das Genie Corneille's, Racine's, Moliere's und Voltaire's hätte läugnen wollen, wie es seitdem A. W. von Schlegel gethan hat. „Die Franzosen haben keinen epischen Kopf." Es sey darum! Aber die Franzosen behaupten, einen dramatischen Kopf zu haben. Die ausländische Kritik begnügte sich damals, darauf zu antworten: „Das ist nicht zu verwundern, die ganze Nation besteht aus Schauspielern." Seitdem es anerkannt worden, daß der Roman das wahre Epos der neueren Zeit ist, könnten wir vielleicht den Ausspruch, der uns das Epos untersagte, revidiren und kassiren lassen; aber brauchen wir, wenn wir eine Fähigkeit erlangen, einer anderen zu entsagen? Wollen wir es in Frage stellen lassen, daß die Natur es uns erlaubt, tragische Dichter zu haben? Weil es eine Mode in der Literatur wie in der Musik giebt, weil eine Tragödie altern kann wie eine Oper, sollen wir deshalb weniger stolz als unsere Väter auf unser altes Theater seyn, das so lange Zeit hindurch in Europa als das einzige galt, das einer civilisirten Nation würdig sey? Nein, gewiß nicht! Laßt uns Rossini Beifall zuklatschen, ohne deshalb Lulli zu beleidigen; Victor Hugo, ohne Racine zu verlästern. Rufen wir es den Schlegeln Deutschlands oder Frankreichs in's Gedächtniß zurück, daß es eine Zeit gab, wo der Französische Geschmack allein Tragödien in Wien und Berlin diktirte, die Trauerspiele Shakespeare's in London bühnengerecht machte und Lope de Vega in Spanien entthronte; aber beruhigen wir zu gleicher Zeit die Aristarchen des alten Schlendrians, die, da sie die Britische Melpomene auf den Brettern des Odeon im Jahre 1823 ihre eigene Sprache reden hörten, sich mit Schrecken der Prophezeihung der Frau von Sevigné erinnerten: „Racine wird vorübergehen, wie der Kaffee!" Aber, Gott sey Dank! weder der Kaffee noch Racine sind vorübergegangen; man erlaube uns nur hin und wieder, auch Genie's zu studiren, die unter Racine stehen, wie man auch zuweilen den glühenden Punsch auf den duftenden Mokka folgen läßt.

Wie weit waren wir in den Jahren 1815 und 1816 von dieser literarischen Duldsamkeit entfernt! Es ist wahr, daß die Restauration keine andere Poesie lebendig und verehrt fand, als die klassische Tragödie. Die Tradition der Vorbilder war nicht allein fast unberührt von den unmittelbaren Erben Voltaire's beibehalten worden, sondern die Vorbilder selbst genügten, vermöge einer Art von Reaction gegen das revolutionnaire Drama und durch die Anziehungskraft der klassischen Ueberreste der alten Truppe des Comédiens Ordinaires du Roi, den Saal der Straße Richelieu zu füllen. „Andromache" und „Iphigenie" machten keine geringere Einnahmen als „Agamemnon", „die Venetianer" oder „die Tempelherren." Welchen Beistand hatte auch Geoffroy zur Seite, wenn er auf eine gefährliche Neuerung aufmerksam machte, da bei der Vertheidigung der Klassiker ihm als Sekundant der Theater-Kassirer diente, der jetzt freilich etwas romantischer geworden ist. Aber Shakespeare, wird man mir antworten, war kein unbekannter Gott auf unserer Bühne; zogen „Othello", „Hamlet", „Macbeth", von Ducis übersetzt, nicht ebenfalls die Menge herbei? Ohne Zweifel. Aber eben aus diesen Uebersetzungen geht die Achtung hervor, welche der Französische Aristoteles einflößte. Man sehe nur, wie Hamlet auf die Verhältnisse eines verliebten Prinzen zurückgeführt war, der zwischen der Rache und seiner Liebe schwankte; denn Ducis hat nicht ermangelt, Ophelia zu der Tochter des Klaudius zu machen; man höre nur, wie Macbeth die Hexen und ihren Sabbath beschreibt, und diese drei unerklärbaren Wesen in antike Opferdienerinnen verwandelt:

Dans les flancs entr'ouverts d'un enfant égorgé,
Pour consulter le sort, leur bras s'était plongé.

Othello ist seiner schwarzen Haut entkleidet, um sich durch seine Farbe dem Orosman mehr zu nähern; Pezare ist so farblos und matt gehalten, daß er kaum mehr dem Schatten des Jago gleicht; „denn", sagt Ducis, „ich bin überzeugt, daß, wenn auch die Engländer dem Unwesen eines solchen Ungeheuers auf der Bühne ruhig zuschauen können, die Franzosen keinen Augenblick seine Gegenwart dulden, noch weniger aber erlauben würden, daß er die ganze Ausdehnung und Tiefe seiner Bosheit entwickelt." *)

Das war das dramatische System, unter dessen ausschließlichem Einfluß „die Sicilianische Vesper" aufgefaßt und geschrieben wurde. Wir dürfen das Alter des Verfassers und das Datum seines Stückes nicht aus den Augen verlieren; denn es kömmt hier weniger darauf an, das Stück zu analysiren, als den Ausgangspunkt Casimir Delavigne's zu bezeichnen und die Fortschritte seiner dramatischen Studien zu verfolgen. Wenn man diese Tragödie wieder durchliest, so ist es wohl erlaubt, sich mit dem Verfasser darüber zu wundern, daß sie Seitens des Comité's eine Weigerung oder wenigstens eine Aufnahme erfuhr, die einer Weigerung glich. Heute ist es leicht, gegen das Urtheil des Theatre Français zu appelliren; aber zu der Zeit, als man „die Sicilianische Vesper" zurückwies, konnte man es als ein großes Glück für Casimir Delavigne betrachten, daß ein zweites Theatre Français, aus den Flammen einer Feuersbrunst entstanden (das Odeon), sich gewissermaßen ausdrücklich für ihn eröffnete. Die Sterne waren dem Dichter noch auf andere Weise günstig; die Schauspieler waren alle stolz darauf, bei ihrem ersten Erscheinen mit den Privilegirten in der Straße Richelieu zu wetteifern; das Publikum drängte sich mit der günstigen Stimmung herbei, die es einem neuen Theater stets zuwendet; wie viel Wünsche für den Erfolg von Seiten der Jugend, die es wußte, daß ein junger Mann und liberaler Dichter mit seinem ersten dramatischen Versuch auftrat. Der Vorhang geht in die Höhe. Hört! Welche Musik in dieser Sprache; mit welcher Eleganz werden die Gesinnungen und Meinungen des Tages ausgedrückt! Man vergißt, was der Gegenstand anti-Französisches hat, oder vielmehr die Einbildungskraft verlegt die Rollen; Procida gehört zur Opposition! — Einige Jahre später trugen die politischen Anspielungen sogar so sehr den Sieg über das dramatische Interesse davon, daß die Polizei das Stück verbot.

Der Erfolg der „Sicilianischen Vesper" war schon eine grausame Strafe für die Splitter-Richter der Straße Richelieu; sie empfingen aber noch eine direktere, indem sie selbst in einem Stück, das an ihre Adresse gerichtet war, auf die Bühne gebracht wurden. Die „Schauspieler" werden eine der geistreichsten Komödien bleiben, die in unserer Sprache geschrieben worden sind; was den Gegenstand betrifft, so möchte es schwer gewesen seyn, bessern Vortheil aus einer Repressalie zu ziehen, die gegen die ersten Künstler des ersten Theaters ausgeübt werden sollte. Arme Schauspieler und arme Dichter, haltet Euch recht Einer über den Anderen auf. Ihr seyd auf der Welt, um Euch ewig mit einander zu zanken und zu versöhnen. Die „Schauspieler" waren in der That noch ein Zugstück auf dem Odeon, als das Theatre Français schon Schritte bei dem Dichter that, um seine neue Tragödie aufführen zu dürfen; aber sie war bereits versprochen, und das Odeon spielte auch den „Paria".

Die Wahl des Stoffes kündigte schon an, daß Casimir Delavigne die Nothwendigkeit eingesehen hatte, auf dem Theater wie in der elegischen Dithyrambe sich einige Schritte von dem gewöhnlichen Wege zu entfernen. Uebrigens den philosophischen Ideen des neuen Frankreichs getreu, umging er die immer argwöhnischer werdende Theater-Censur, indem er seiner Oppositions-Figur ein Kostüm lieh, das vollkommen ihren eigentlichen Charakter verbarg. Der alte Paria ist augenscheinlich ein Demokrat, der während seines umherirrenden Lebens den Debatten unserer gesetzgebenden Versammlungen beigewohnt hat. Zu bewundern ist indessen, wie der Mangel an Orientalität in den Charakteren durch den Reichthum des Zubehörs versteckt wird. Nur die Chöre in „Esther" und „Athalie" übertreffen die im „Paria". Aber inmitten dieser Racine'schen Sprache entdeckt man einige glückliche Nachahmungen fremder Muster, unter Anderem der berühmten Tirade Shylock's: „Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Sinne,

*) Auf diese Weise entschuldigt sich auch Ducis in der Vorrede des gedruckten Stückes, daß er Desdemona hat erdolchen lassen. Dies geschah indessen im Jahre 1792.

Neigungen wie ein Christ?" — Bemerkenswerth ist noch, mit welcher Kunst der Dichter dem rein poetischen Charakter eines jungen verliebten Helden die einem erbitterten Greise entlehnten Gesinnungen anzueignen weiß. Der Vergleich würde, wie es mir scheint, noch eigenthümlicher geworden seyn, wenn es der alte Zares und nicht Ibamore gewesen wäre, der dieselben Gesinnungen ausgesprochen hätte. Vielleicht hätte die größere Annäherung des alten Paria an den alten Juden unsern Dichter über seinen Fehler aufgeklärt, aus Zares einen philosophischen, einen ausnahmsweisen Paria zu machen, der also kein Paria, oder nur der Paria des Herrn Delavigne ist, den Niemand von dem Stücke trennen wird, weil er zur Handlung nothwendig ist und außerhalb desselben eine höchst unbedeutende Figur seyn würde; Walter Scott hat dagegen in Shakespeare's Shylock das Urbild zu seinem bewundernswerthen Isaak von York gefunden.

Glaubt man nun wohl, daß die Kritik an diesen Vorwurf dachte, und den Dichter tadeln zu müssen glaubte, daß er nicht gewagt habe, ein wenig origineller zu seyn? Man lese nur das Journal des Debats von damals: „Auf dem Punkt, wohin das Talent des Herrn Delavigne gelangt ist, wird es ihm leichter, sich durch Klugheit zu vervollkommnen, als an dichterischer Erhabenheit zuzunehmen. Wird er eines Tages noch besser schreiben, als er jetzt schreibt? Es steht zu bezweifeln. Wird er regelmäßiger dichten? Er braucht nur zu wollen, so wird ihm dies gelingen u. s. w."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La manoeuvre de tout les accouchemens contre nature réduite à sa plus grande simplicité. (Die künstliche Entbindung, auf das einfachste dargestellt.) Nebst einer Erklärung des Mechanismus der natürlichen Entbindung. Von J. Hastin. Pr. 3 Fr.

Ode. — An Casimir Perier. Von J. Lacretr. Pr. 1½ Fr.

La naissance de Marie de Bourgogne. (Die Sage von der Geburt Maria's von Burgund.) Altes noch nicht gedrucktes Gedicht des Meister François Villon. Pr. 3 Fr.

La soeur de lait du vicaire. (Die Milchschwester des Vikars.) Eine Geschichte aus der Provinz, von Berthoud. Pr. 3 Fr.

Dissertation etc. (Abhandlung über Hesiod's Werke.) Von E. Hamel.

Lai d'Ignaurès, von Renaut. — Lais de Mélion et du Trot, in Versen des 13ten Jahrhunderts. Zum ersten Male nach zwei Manuskripten (Unica) herausgegeben von Monmerqué und F. Michel. (Nur 150 Exemplare sind davon gedruckt worden.)

Ostindien.

Ein Tag in Kalkutta.

Nach Captain Mundy.

In der heißen Jahreszeit — und der heißen Monate sind neun in Indien — wird der Anglo-Bengale — wenn er nicht vergangene Nacht in Gesellschaft gewesen ist oder sein Bette mehr als seine Gesundheit liebt — durch die pünktliche Mahnung des Aufwärters: „Sahib! Sahib! (Herr! Herr!) Es hat vier geschlagen!" aus dem Schlafe geweckt. Mit Hülfe des nämlichen dienstbaren Geistes macht er hastig seine Toilette, besteigt seinen Araber und beginnt um halb fünf seinen diätetischen Ritt auf der vom Thau erfrischten Reitbahn. Hier unterhält er sich — wofern er nicht, wie manchmal der Fall, zu abgespannt ist, um gesellig zu seyn — mit einigen von den vielen Bekannten, die er gewiß antreffen wird, und betrittelt die Eigenschaften der neuesten Sendung Rothwein, den die „Petite Louise" aus Bordeaux, oder des neuesten Transportes schöner Europäerinnen, den die „Herzogin von Bedford" aus England mitgebracht, der neuesten Verhandlung des Gouvernements, oder des neuesten Diners bei Gunter. Hat er sich etwa mit Einem überworfen, so kann er auf dem nämlichen Platze, unter dem wohlbekannten „großen Baum", seine Ehrensache ohne Gefahr einer Störung auskämpfen. Während der Monate, die dem Wettrennen vorangehen, giebt das Abrichten der Pferde den Bonvivants von Kalkutta neuen Sporn zu der gefunden Gewohnheit des Frühaufstehens.

Um sechs Uhr, oder bald nachher, beginnt jene Erzfeindin Europäischer Leibesconstitution, die Indische Sonne, ihre Brandpfeile auf die bis jetzt von Menschen wimmelnde Plaine zu schießen, und Jeder, dem an der Wohlbehaltenheit seiner Leber etwas gelegen ist, flieht vor der wachsenden Feuerkugel erschrocken zurück, schleicht nach Hause, überläßt sein dampfendes Roß dem Stallknecht und schlüpft, von seiner ungeheuren Anstrengung ermattet, hinter die Mosquito-Kortine, wo er bis halb neun schlummert, während ein Bedienter ihm Kühlung zufächelt. Ein Bad, der größte Sinnengenuß in Indien, reizt seinen Appetit zu einem Frühstück von Thee, Spritzkuchen und Pilau um halb zehn Uhr. Dann kommen diejenigen, die so glücklich sind, Aemter zu haben, in einem Buggy oder Palankin nach der Expedition und nehmen, in weißer Jacke und einem Punkah auf dem Haupte, tant bien que mal, ihre Rupien und ihr Tiffen ein. So heißt das zweite Frühstück, das in großem Ansehen bei den Damen und Herren der Präsidentschaft steht und in der That die einzige Mahlzeit bildet, die wirklich mit Appetit verzehrt zu werden pflegt. Ein tüchtiges Haché oder Beefsteak, begleitet von einer wohl abgekühlten Flasche Rothwein oder Hodson'schen weißen Ale's, nebst einer Auswahl orientalischer Früchte, werden auf diese Art um zwei Uhr verzehrt und bilden in der That ein Diner, während das sogenannte Mittagsmahl um 8 Uhr besser ein Souper genannt würde.

Mäßige Leute bringen die genannten Stunden mit Besuchabstatten, Billardspielen oder auf Auctionsstuben zu. Dem Ceremoniell gemäß muß der Besucher, wenn er den Eingang der Umzäunung des Hauses verschlossen findet, daraus schließen, daß die Lady nicht zu Hause ist. Steht aber der Eingang offen, so zieht er daraus eine günstige Vorbedeutung (die jedoch der brummige Thorwächter wieder negiren kann), stürmt durch das Portal, durchschreitet hastig den Saulengang und wird an der Thür von einem ehrerbietigen, aber sehr förmlichen Hausmeister in Empfang genommen, der ihn durch ein verdunkeltes Vorzimmer in das noch dunklere Allerheiligste führt. Hier erblickt der Ritter seine Dame auf üppigem Lehnsessel. Er läßt sich neben ihr nieder, und — ein Glück für abwesende Bekannte, wenn irgend eine Neuigkeit, wie die Ankunft eines Schiffes oder eine jüngst erschienene Novelle, den Ableiter der Medisance bilden, die eben aufblitzen will. Das elfenbeinerne Strickstäbchen der Lady wirthschaftet nicht emsiger in ihrer Tamburet-Arbeit, als ihre Zunge unter den Menschen. Der Herr mustert die Manner, die Dame die Frauen; Jedes von Beiden nimmt das andere Geschlecht in Schutz, und sie trennen sich mit gegenseitiger Befriedigung, ohne darauf zu hören, wie man von dem benachbarten Balkon ruft: „Da geht Capitain A. jetzt erst von Mistriß B. weg; was kann ihn drei Stunden lang bei ihr zurückgehalten haben, dieweil Herr B. auf dem Amte ist?" — doch dies schmeckt nach Persiflage.

Wenn das Tiffen vorüber ist, nehmen Viele zu einer Siesta Zuflucht, um ihre Kraefte zu rekrutiren und die Zeit zu tödten. Gegen sechs Uhr, wenn die Sonne etwas schonender brennt, erheben die Echo's in Kalkutta vom Wagen-Gerassel. Hundert und aber hundert Equipagen, kostbar und schlecht, rollen nach demselben Ziel, der einzigen wohlbewässerten Anlage bei Kalkutta. Wenn es dämmert, so sind Ufer und Wege verlassen, die Kalkutta'sche Welt rüstet sich zum Diner, und um 8 Uhr setzt man sich zu diesem bedeutenden, aber oft unberührten Mahle. In den gastfreien Behausungen der höheren Beamten der Ostindischen Compagnie krachen die Tische unter der Wucht massiven Silbers und, was schlimmer ist, unter ganzen Hekatomben von Rind- und Hammelfleisch. Ich habe ofimals — horresco referens — auf einem Seitentisch, der sich besser für ein appetitliches Fricandeau oder ein lockendes Rideveau geeignet hätte, zwei Hammelkeulen oder zwei Puterbähne liegen sehen. Aber bei all dieser Fülle hat sich kaum Einer von dem um 2 Uhr eingenommenen gewichtigen Tiffen in dem Grade erholt, daß er die geschlachteten Heerden auch nur ohne Schauder ansehen, geschweige denn zwei Mundvoll kosten könnte. Champagner und Klaret, mit Eis oder Salpeter gekühlt, sind herrliche Labung, und kaum ist das letzte Gericht vom Tische, so verkündet ein isolirter Dampf die erste Pfeife (Haukah); Andere schließen sich an; man vernimmt das Klingen der eigenthümlichen Pfeifen-Behälter; ein köstlicher, obgleich fast betäubender Geruch füllt die Luft; schöne Mundstücke von Ambra, Gold, Silber u. s. w., mit schneeweißen feinen Stoffen umwickelt, kommen Einem unter der Armlehne des Stuhls entgegen, und die Pausen in der Unterhaltung verlieren ihr Langweiliges durch das Dröhnen von einem Dutzend wahrhaft fürstlicher Tabackspfeifen. Sie sind kein übles Accompagnement zum Whistspiel, aber ein sehr fatales zu Musik und Tanz. So beschließt man einen Tag in Kalkutta — der übrigens, wie man sieht, ziemlich europäisirt ist.

Mannigfaltiges.

— Neue Volta'sche Säule. Der Gemeinderath der Stadt Como hat die Errichtung einer Säule mit der Statue seines berühmten Landsmannes Volta, und zwar auf dem größten öffentlichen Platze der Stadt, beschlossen. Durelli hat die Zeichnung dazu geliefert, und der Bildhauer Marchesi wird das Werk ausführen.

— Italiänisches Theater. Der bekannte Operntext-Dichter F. Romani in Mailand hat eine Auswahl seiner dramatischen Arbeiten in sechs Bändchen herausgegeben, und zwar „wie sie der Verfasser schrieb, nicht wie sie von Komponisten und Sängern verstümmelt worden sind." In einer Einleitung zeigt er, in welchem Verfalle er das musikalische Drama in Italien gefunden, und mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt, um es wieder zu Ehren zu bringen. Jede Oper hat er mit musikalischen Anmerkungen ausgestattet, die gemeinschaftlich mit der Einleitung eine Geschichte der neueren Italiänischen Opern (Texte) bilden.

— Fertigkeit, durch häufige Wiederholung desselben Geschäftes. Die beständige Wiederholung derselben Arbeit verschafft dem Arbeiter einen Grad von Meisterschaft und Schnelligkeit in seiner besonderen Verrichtung, die eine Person niemals erlangen kann, welche gezwungen ist, mehrere verschiedenartige Geschäfte zu besorgen. Diese Schnelligkeit wird noch durch den Umstand vermehrt, daß die meisten Geschäfte in Fabriken, wo die Theilung der Arbeit in ausgedehnter Weise in Anwendung gebracht wird, stückweise bezahlt werden. Es ist sehr schwierig, die Wirkung dieser Ursachen auf die Production in Zahlen genau anzugeben. Adam Smith behauptet, daß es sich beim Verfertigen der Nägel wie 3 zu 1 verhält; denn ein Schmidt, der Nägel verfertige, dessen ausschließliche Beschäftigung es aber nicht sey, könne täglich nur 800 bis 1000 Stück machen; während ein Bursche, der niemals ein anderes Geschäft getrieben habe, deren täglich gegen 2,300 anfertige. — Bei einer Gelegenheit, wo eine große Anzahl von Bank-Noten ausgegeben werden sollte, unterzeichnete ein Kommis der Englischen Bank seinen aus acht Buchstaben bestehenden Namen während der 11 Arbeitsstunden 5300 mal und ordnete außerdem die unterzeichneten Noten in Abtheilungen von 50 Stück jede. (Babbage's Economy.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Montag den 3. September 1832.

Griechenland.

Ueber den Neugriechen A. Korais.

Eine biographisch-literarische Skizze, mitgetheilt von Dr. Theodor Kind in Leipzig.

Vor Kurzem ist von dem den Freunden der Neugriechischen Literatur bekannten Neugriechen Kumas (er lebte in der letzten Zeit in Wien) ein vor mehreren Jahren schon angekündigtes Werk: Ἱστορία τῶν ἀνθρωπίνων πράξεων ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων ἕως τῶν ἡμερῶν μας (12 Bände, Wien, bei Haykul, 1830—1832) erschienen. Der Verf. kommt darin im zwölften Bande da, wo von den Neugriechen die Rede ist, auch auf die Neugriechische Literatur zu sprechen und theilt bei dieser Gelegenheit interessante Beiträge zur Geschichte jener, wenn auch erst nur im Werden begriffenen, Literatur mit. Wir werden daher aus demselben nach und nach einige biographische Artikel über in literarischer Hinsicht ausgezeichnete Neugriechen hier folgen lassen (vielleicht auch solche über andere dort abgehandelte, mehr in die Geschichte der Nationen einschlagende und zwar ebenfalls auf das neue Griechenland Bezug habende Gegenstände). Wie billig, machen wir mit demjenigen, was Kumas über den bejahrten, aber noch rüstig für sein Vaterland wirkenden A. Korais in Paris sagt, den Anfang, indem wir zugleich hier und da einige Anmerkungen beifügen und eine Uebersicht der einzelnen Werke seiner schriftstellerischen Thätigkeit daran reihen, deren es hier um so mehr zu bedürfen scheint, als Kumas derselben nicht einmal bis in die neueste Zeit gefolgt ist.

Adamantios Korais*) ward am 27. April 1748 in Smyrna geboren; sein Vater stammte aus Chios, seine Mutter war aus Smyrna gebürtig. Natürlicher Verstand und gesundes Urtheil, verbunden mit einem vortrefflichen Gedächtnisse, zeichneten ihn bald vor Anderen aus. In der Schule zu Smyrna lernte er das Altgriechische von dem Ihaker Hierotheos, und im Umgange mit den vielen dort sich aufhaltenden Europäern Italiänisch, Französisch und Lateinisch. Auf die Entwickelung seines Verstandes gesteht er selbst der Logik des Evgenios vorzüglichen Einfluß zu**). Welche Umstände Korais nach Wien geführt haben, wo er die Deutsche Sprache erlernte, ist mir nicht bekannt. Später nahm ihn ein Kaufmann aus Smyrna zu seinem Compagnon und schickte ihn nach Amsterdam zur Führung der Handlung daselbst. Der von Natur rechtliche Charakter des Mannes gab sich unter Anderem auf dem Petschaft des Handelshauses, dem er mit vorstand, durch die Inschrift zu erkennen: „Suche Deinen Erwerb überall, nur nicht auf schlechten Wegen." Indeß zogen unseren Korais in Amsterdam mehr die Gelehrten als die Kaufleute an; und es dauerte daher nicht lange, so schrieb er seinem Compagnon, daß er ihn aus dem Geschäfte entlassen möge. Er übergab seinem Nachfolger die Bücher in der größten Ordnung und kehrte nach Smyrna zurück. Hier beschäftigte sich Korais gemeinschaftlich mit einem Freunde, einem Holländer Namens Young, der der Geistliche des Holländischen Konsuls in Smyrna war, mit dem Studium der Sprachen und Literaturen Europa's bis zum Jahre 1784, wo er nach Montpellier ging, um da die Arzneiwissenschaft zu studiren. Während seines dortigen Aufenthaltes verfaßte er für die Elementarschulen in Griechenland ein Alphabetarium und übersetzte aus dem Deutschen den Katechismus des Russen Platow, Metropoliten von Moskau, welche Uebersetzung 1784 in Leipzig erschien.***) Die Anmerkungen in dieser theologischen Schrift beurkundeten die Gelehrsamkeit des Korais. Darauf übersetzte er Selle's klinische Medizin aus dem Deutschen in das Französische (Montpellier, 1787. Zwei Theile) und desgl. die Geschichte der Medizin von Black aus dem Englischen (Montpellier, 1788). Bald nachher ging er als Arzt nach Paris. Der Ausbruch der Französischen Revolution hielt ihn dort zurück, und nur mit Unterstützung des Holländers Young vermochte er sich daselbst gegen Mangel zu schützen. Da Korais von Natur ein Freund der Philologie war, so unterstützte er viele Europäer, die mit der Herausgabe Griechischer Klassiker beschäftigt waren, mit seinen kritischen Bemerkungen. Im Jahre 1799 gab er, mit einer Französischen Uebersetzung und Anmerkungen, die Charaktere des Theophrast und 1800 die Schrift des Hippokrates: Περὶ ἀέρων, ὑδάτων καὶ τόπων, ebenfalls mit Französischer Uebersetzung und scharfsinnigen gelehrten Anmerkungen, heraus. Diese Arbeit ward unter allen in den Jahren 1800 bis 1810 in Frankreich erschienenen als die vorzüglichste anerkannt, und der Herausgeber erhielt dafür von Napoleon den zehnjährigen Preis. Schon im Jahre 1800 hatte ihn die Französische Regierung beauftragt, den Strabo ins Französische zu übersetzen, und ihm dazu zwei Mitarbeiter zugegeben. Diese Uebersetzung wird von allen Gelehrten als klassisch angesehen.*)

Was die Bemühungen des Korais für Griechenland selbst anlangt, so gab er zuerst im Jahre 1802 eine Neugriechische Uebersetzung von Beccaria's Werk: Dei delitti e delle pene, heraus. Die reine Sprache, worin diese Uebersetzung abgefaßt war, die gelehrten Bemerkungen, in denen der Verfasser viele Stellen aus den politischen Schriften des Plato, Aristoteles und Anderer passend zusammenstellte, und die mit dem Feuer der Beredsamkeit geschriebenen, die Gemüther der Griechischen Jugend zum Streben nach der Bildung der Vorfahren aufregenden Prolegomenen wirkten gleich mächtig auf die Gelehrten der Griechischen Nation, als auf die Jugend. Im Jahre 1804 gab er, auf Kosten seines Freundes Alexander Vasilion, die Aethiopika des Heliodor heraus, indem er dem Texte im ersten Bande im zweiten kritische Anmerkungen folgen ließ, worin er Vergleichungen zwischen der alten und neuen Sprache anstellte. In den in Form eines Briefes an seinen Freund abgefaßten Prolegomenen pries er das Studium der alten Sprache, tadelte aber die von Neueren in ihr geschriebenen Werke und empfahl vielmehr die vom Volke gesprochene Sprache, so wie sie auf bestimmte Regeln zurückgeführt und dem größten Theile des Volkes verständlich sey.**) Die sogenannte μιξοβάρβαρος γλῶσσα verdammte er, als ein Erzeugniß weder des alten, noch des neuen Griechenlands, sondern als eine Mißgeburt Afrika's. „Jede Sprache", sagte er, „ist das unveräußerliche Eigenthum eines Volkes, und Niemand kann dem Volke befehlen: so will ich, daß Du sprechen sollst. Wohl aber kann Jeder ihm wohlmeinend rathen, die Mängel seiner Sprache verbessernd: so mußt Du sprechen." Das Griechische Volk stimmte seinen Ansichten bei***), und der noch lebende Lambros Photiadis, der damals Lehrer in Bukarest war, vergötterte gleichsam die Rathschläge des edlen Mannes.

Als die Brüder Zosima den Ruf des Korais vernahmen, forderten sie ihn auf, alle diejenigen Altgriechischen Schriftsteller, die er dem Griechischen Volke für nützlich halte, auf ihre Kosten herauszugeben. Korais begann darauf die Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη, welcher Griechenland und die Griechische Nation so viel für seine Bildung und die der Nation verdankt. Als Prodromos derselben gab er die Ποικίλη Ἱστορία des Aelian, so wie die bis auf uns gekommenen Schriften des Heraklides Pontikos und Nikolaos von Damaskos, (im J. 1805) heraus. Ein großer Theil dieses Bandes des Prodromos enthält Prolegomena unter der Aufschrift: Διατριβὴ στοχαστικὴ περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης, worin Korais die Planlosigkeit der Grammatiken auseinandersetzte, ihre Fehler nachwies und, ein anderer Demosthenes, nicht bloß vor der Versammlung des

*) Er schreibt sich: Κοραῆς (Lateinisch: Diamantii Coray, Französisch: Coray), ausgesprochen: Korais, so daß Deutsche Philologen, wenn sie auch sonst nicht die Neuchlinische Aussprache der Neugriechen sich aneignen wollen, doch hier, als bei einem Eigennamen, nicht: Koraës schreiben sollten!

**) In seinem Französisch geschriebenen Mémoire sur l'état actuel de la civilisation de la Grèce. (Paris, 1803) Pag. 16. Anm. des Kumos. — Diese Denkschrift, welche zur Kenntniß des neuen Griechenlands unentbehrlich ist, ist von Dr. Karl Iken im ersten (und einzigen) Hefte seines „Hellenions" (Leipzig, Brockhaus. 1822) übersetzt worden. Die fragliche Stelle befindet sich daselbst S. 144. Was den genannten Evgenios (mit dem Zunamen: Vulgaris) anlangt, so war er, 1716 zu Korfu geboren, als Lehrer in mehreren gelehrten Schulen Griechenlands angestellt und hat, als solcher und durch seine mannigfachen Schriften (die Logik erschien 1766), viel zur geistigen Wiedergeburt Griechenlands beigetragen. Man sehe Iken's „Leukothea" (2 Bde. Leipzig, 1825) und den „Cours de littérature grecque moderne par J. Rizo Neroulos. (Genève, 1827) Pag. 34 ff."

***) Wahrscheinlich ist dies das von Iken in der „Leukothea" Thl. 2 S. 126 erwähnte orthodoxe Glaubensbekenntniß der Morgenländischen Kirche, geschrieben von Platow, Erzbischof von Moskau u. s. w., das jedoch, nach Iken, erst 1788 in Leipzig gedruckt worden ist. S. wegen der Autorschaft des Korais in Betreff dieses und der beiden oben im Texte erwähnten Uebersetzungen aus dem Englischen die von mir herausgegebenen „Beiträge zur besseren Kenntniß des neuen Griechenlands" (1831) S. 211. D. E.

*) Nach der aus der „Biographie nouvelle des Contemporains" Tom. V. (Paris, 1822) in das „Taschenbuch für Freunde der Geschichte des Griechischen Volkes" (Heidelberg, 1824) übergegangenen biographisch-literarischen Skizze über Korais hat derselbe in Verbindung mit dem Franzosen La Porte du Theil den Auftrag zur Uebersetzung des Strabo und in denen Folge eine Pension von 3000 Franken erhalten, die auch noch von der jetzigen Regierung (1822) fortbezahlt worden sey. — Uebrigens bemerke ich hier, daß ich alle Widersprüche zwischen jener Skizze, dem Art. Korais im Conv. Lexikon (nach der siebenten Aufl.) und dem, was Kumas mittheilt, nicht habe berücksichtigen wollen und können.

**) Die κοινὴ oder ὁμιλουμένη γλῶσσα, nicht die χυδαία.

***) Ohne Widerspruch nicht, wie Kumas auch später bemerkt. Der Athenienser Kodrika z. B. und Jakowakis Rhisso Nerulos bekämpften diese Ansichten. Hierüber vielleicht in der Kürze in einem anderen Artikel. D. E.

Athenischen Volkes, sondern vor der gesammten Griechischen Nation die Forderungen aufstellte, wie in Zukunft die Lehrer lehren, welche Schriftsteller sie wählen, welchen praktischen Nutzen sie aus ihnen ziehen und wie sie die Vorzüge der alten Sprache auf die neue übertragen müßten, ohne jedoch die Individualität der letzteren zu vermischen, und worin er zugleich von Neuem die Nutzlosigkeit des μιξοβάρβαρον, das er spöttisch als maccaronisch bezeichnete, darlegte. Jene πάνοχείδιοι ϛοχασμοὶ wurden später in der Ausgabe des Isokrates (1807) und in den sechs Bänden der Lebensbeschreibungen des Plutarch (1809—1816) fortgesetzt, indem er darin auch nützliche Rathschläge nicht nur den Gelehrten der Griechischen Nation (denen er zugleich ein Beispiel gab, wie ein Wörterbuch der Griechischen Sprache geschrieben werden müsse*)), sondern auch den Reichen ertheilte, die Patriotischen unter ihnen lobend, die Anderen dagegen heftig tadelnd. Die Ansichten des Korais von der Planlosigkeit der Grammatik und von der Verbesserung der Sprache wurden jedoch nicht mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Einige Schüler in Bukarest, wie Neophytos Dukas, sonst achtbar und der Altgriechischen Sprache mächtig, fanden sich dadurch gereizt und begannen, offen zu widersprechen, indem sie Altes und Neues in Eins verschmolzen.**) Den Phanarioten***), deren Werk die μιξοβάρβαρος γλῶσσα war, und welche den Anderen ihr Gemisch von Griechisch, Türkisch und Französisch als Muster einer Sprache aufstellen wollten, erschien es befremdend, daß Korais, der, kein Glied ihrer Kaste, in fremdem Lande, in Paris lebte, eine Verbesserung der Sprache anzuempfehlen wagte, da sie doch schon durch sie selbst verbessert sey. Während damals unter ihnen die Ansicht des Christopulos, von unbedingter Beibehaltung der gemeinen Volkssprache, die herrschende war †), — des Christopulos, der sich bemühte, selbst die Orthographie abzuschaffen und, nicht ohne poetische Kraft, Anakreontische Oden in dieser Sprache dichtete, die jene Romanisch (Ῥωμαΐϛα, Ῥωμαῖοι heißen die Griechen seit der Zeit der Byzantiner) nannten, sagten sie von der Sprache des Korais, daß sie weder Altgriechisch, noch Romanisch, noch die des politischen Verses (aus dem Mittelalter) sey, und nannten sie daher Koraïstisch. Einer der gebildetsten Phanarioten, der, zum Besten seiner Genossen, als ein anderer Aristophanes, nach dem Muster der den Sokrates verspottenden Wolken, sich einen Namen machen wollte, stellte aus den Stochasmen des Korais Alles zusammen, was ihm als unpassende Neuerung vorkam, und ahmte desselben Vergleichungsweise der alten und neuen Sprache spöttisch nach, indem er aus Allem diesen eine Komödie machte, die, in Konstantinopel von einem schwachsinnigen Phanarioten gedruckt, die edlen Fürsten des Phanares eine Zeit lang ergötzte.††) Indessen erstarkte das System des Korais immer mehr, und die Phanarioten selbst sahen sich genöthigt, für ihre Kinder Lehrer zu nehmen, welche sich zu demselben bekannten. Jener Komiker aber sang eine Palinodie, indem er vorgebend erklärte, daß er nicht den Korais, sondern nur seine Anhänger und Schüler habe verspotten wollen.

Unter dem vielen Guten, was die durch Korais verbesserte Sprache für die Griechische Nation gehabt hat, ist besonders die Errichtung neuer Schulen in Griechenland zu erwähnen, wie er denn auch durch seine Rathschläge, eine philologische Zeitschrift zu begründen, die anfangs von Anthimos Garzis, dann von Theoklitos Pharmakidis und Kokkinakis in Wien besorgte Herausgabe des einflußreichen Ἑρμῆς ὁ λόγιος (1811 — 1821) veranlaßt hat.†††)

So weit Kumas. — Was die einzelnen Verdienste des Korais sowohl um sein Vaterland, durch Verbesserung der Sprache und Belebung des Studiums des Altgriechischen, wie der Bemühungen, die neue Sprache immer mehr zu veredeln, durch Gründung von Schulen, Herausgabe von Griechischen Klassikern, politisch-moralische Lehren u. s. w., als um die Philologie an und für sich anlangt, so wäre hier eine tiefer eingehende Würdigung nicht an ihrem Platze, und es mag daher die Erwähnung genügen, daß wenigstens seine Verdienste um Griechenland und um die Griechische Nation von den wahrhaft gebildeten Griechen gewürdigt worden sind und gewürdigt werden, und daß auch die Griechische Regierung im Jahre 1825 dieselben anerkannt hat, indem sie jährlich 500 Spanische Thaler aus dem Nationalschatze zum Ankaufe der von Korais herausgegebenen Werke bestimmte.

Nach einem mir aus Paris von Korais selbst im Jahre 1831 zugekommenen bei Eberhardt gedruckten „Catalogue des livres de la bibliothèque hellénique de M. Coray, de ses Parerga etc." ist Folgendes eine Uebersicht der von Korais herausgegebenen Werke:

Hellenische Bibliothek
(im Ganzen 16 Theile, mit dem Prodromos).*)

Prodromos (Aelian, Heraklides, Nikolaos von Damaskos). 1805. — Isokrates. Zwei Theile. 1807. — Plutarchs Lebensbeschreibungen. Sechs Theile. 1809—1814. — Strabo's Geographie. Vier Theile. 1815—1819. — Aristoteles Politik. 1821. — Dess. Moral. 1822. — Xenophons Memorabilien nebst dem Gorgias des Plato. 1825. — Lykurgos Rede gegen Leokrates. 1826.

Parerga
(im Ganzen neun Theile).

Polyaenos. 1809. — Aesops Fabeln. 1810. — Xenokrates, mit der Schrift Galens: Περὶ τῆϛ ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆϛ. 1814. — Mark Antonines Selbstbetrachtungen. 1816. — Onosander, mit der ersten Elegie des Tyrtaeos. 1822. — Plutarchs Politik. 1824. — Epiktets Enchiridion, der Πίναξ des Kebes und der Hymnos des Kleanthes. 1826. — Epiktets Diatriben. Zwei Theile. 1827.

Verschiedene Werke.

Theophrasts Charaktere. 1799. — Hippokrates Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων. Zwei Theile. 1800. — Aufruf an die Griechen, unter dem Titel: Σάλπισμα πολεμιϛήριον. 1801. Zweite Ausgabe. 1821. — Heliodor. Zwei Theile. 1804. — Mémoire sur l'état actuel de la civilisation de la Grèce. 1803. — Hierokles. 1812. — Griechische Ode des Antonines Korais an Daguesseau. 1819. — Hippokrates Περὶ ἀέρων u. s. w. mit dem Νόμος desselben und der Schrift des Galen: Ὅτι ἄριϛοϛ ἰατρὸϛ καὶ φιλόσοφοϛ. 1816. — Die vier ersten Rhapsodieen der Iliade. 1811—1820. — Συμβουλὴ τριῶν ἐπισϛόλων πρὸϛ τὸν πανν' Ἰούλιον τὸν τρίτον. 1820. — Neugriechische Uebersetzung von Beccaria's Dei delitti e delle pene. 1802. Zum zweiten Male. 1823. — Ἄνανϛα, oder Vermischtes über die Neugriechische Literatur. Drei Theile. 1828—1830. (Der vierte ist unter der Presse.) — Συνάδημοϛ ἱερατικόϛ. 1831. (Enthält die zwei Briefe des Apostels Paulos an den Timotheos und den Brief an den Titos.)

Was die übrigen, theils eben von Kumas, theils in der schon angeführten Skizze im „Taschenbuche für Freunde der Geschichte des Griechischen Volkes", theils in Ilgen's „Leukothea" Thl. 2. S. 126 ff. erwähnten und dem Korais zugeschriebenen Werke anlangt, so hat sich der Letztere gegen mich, auf meine besondere Anfrage deshalb, nicht dazu bekannt. Im Allgemeinen aber beziehe ich mich auf meine „Beiträge" S. 208—211.

Frankreich.

Casimir Delavigne.

Eine Charakteristik dieses Dichters von Am. Pichot.

(Schluß.)

Obgleich Casimir Delavigne seinen Vortheil aus dem, was Wahres in der Kritik der Klassiker war, zu ziehen wußte, so verschloß er doch zum Glück auch sein Ohr nicht den Rathschlägen solcher Richter, die über seine Unregelmäßigkeiten weniger erschreckt waren. Er begriff schon die Möglichkeit, die Könige der Tragödie etwas menschlicher zu machen, indem er Ludwig XI. auf die Bühne brachte; hier wagte er auch zum ersten Mal die Mischung des Tragischen mit dem Komischen; aber die größere Schwierigkeit, zuvörderst die Censur zu gewinnen, vermochte ihn, diesen Plan zu verschieben, dessen Ausführung noch zwei Lustspiele vorangehen sollten. Das erste war die „Schule der Alten."

Da sein früherer Unwille gegen die Schauspieler der Straße Richelieu jetzt vergessen war, so eroberten diese endlich den Dichter wieder, den sie selbst in's feindliche Lager getrieben hatten. Welcher Groll eines dramatischen Dichters würde nicht auch dem Wunsche weichen, seine Verse aus dem Munde der Mars zu hören! Ein anderes Glück, das anfänglich Herrn Delavigne beunruhigte, weil es ein zweifelhafter Versuch erschien, war die Bereitwilligkeit Talma's, die Rolle des Danville zu übernehmen.**) Niemals waren wohl mehr Gründe der Neugierde und des Interesses zusammengetroffen, um bei einem neuen Stück die Zuschauer zu spannen; niemals aber ward auch wohl ein Sieg glänzender und allgemeiner durch die Kritik bestätigt. „Die Analyse der „Schule der Alten", sagt Herr Etienne, „liegt ganz in der Moralität des Werkes, das weit mehr durch die Entwickelung einer einfachen und natürlichen Handlung glänzt, als durch eine studirte Combination von Ueberraschungen und unerwarteten Ereignissen. Aus einem anscheinend so einfachen und zu so wenig Ereignissen Anlaß gebenden Stoff hat der Dichter die erhabensten Lehren der Moral und die komischsten und wahrsten Scenen hervorgehen zu lassen gewußt." Ich führe gern dieses Urtheil des Verfassers der „beiden Schwiegersöhne" an, der sich auf eine so edle Weise unparteiisch zeigte.

Bis jetzt war in der dramatischen Laufbahn des Herrn Delavigne immer ein Lustspiel einem Trauerspiel und wieder ein Trauerspiel einem Lustspiele gefolgt. Die „Prinzessin Aurelia" unterbrach diese Ordnung auf eine unglückliche Weise. Der geringe Erfolg, den dieses Stück hatte, erklärt sich durch die Umstände, in denen es geschrieben wurde; es enthielt eine poetische Satire, wodurch die Aufführung bis nach dem Fall der drei Minister verschoben wurde, welche dasselbe der Ironie preisgab; aber als diese Minister gefallen waren, verlor der Grund-Gedanke des Stückes sein In-

---

*) Im ersten und dritten Bande des Plutarch.

**) Jener Neophytos Dukas war der Urheber des einen der drei Systeme, das Griechische zu schreiben. Es bestand darin, die neue Sprache mit alten und ganz veralteten Worten und grammatischen Formen ohne Unterschied zu bereichern.

***) Ich erlaube mir, was diese aristokratisch-jesuitische Klasse der Griechischen Nation (nach der Eroberung Konstantinopels durch die Turken) anlangt, auf den Aufsatz über sie in meinen obenerwähnten „Beiträgen" S. 105—123 mich hier in der Kürze zu beziehen.

†) Das ist das zweite System, die Neu-Griechische Sprache zu schreiben. Sein Begründer ist der Jurist Katartzi.

††) Dieser Phanariot, nämlich der Verfasser der Komödie, ist der obenerwähnte, gebildete und kenntnißreiche durch Gedichte, wie die Trauerspiele Ἡλιάϛτερα und Ἀλκιόνη (beide erschienen 1813), durch einen „Cours de littérature grecque moderne" (1827) und eine „Histoire moderne de la Grèce" (1828) bekannte Jakowakis Rhisso Rerulos. Die bald darauf von Kumas erwähnte Palinodie hat übrigens Rhisso (in dem Cours Pag. 113) gesungen. Daselbst sagt er ausdrücklich: le temps a consolidé le système de Coray.

†††) Eben so (nach dem Cours von Rhisso Pag. 108) das unter dem Titel Λεξικὸν nur begonnene Lexikon der Altgriechischen Sprache. D. E.

*) Ich bemerke hier, daß in allen Ausgaben des Korais die Prolegomenen Neugriechisch, die Anmerkungen Altgriechisch geschrieben sind. D. E.

**) Es war das erste Mal, daß Talma in einem Lustspiel und in bürgerlicher Kleidung auf dem Theater erschien.

teresse und konnte die mangelhaften Theile eines Stoffes nicht mehr retten, der überdies nur für drei Akte ausreichte und in fünf Akten etwas gedehnt erschien. „Marino Faliero" machte diese Niederlage bald wieder gut.

Hier ist wieder das Glück des Dichters zu bemerken, der, in einem Augenblick, wo über die Frage wegen Freiheit der Theater und Abschaffung der dramatischen Privilegien lebhaft gestritten wurde, von den Königlichen Schauspielern einen Anlaß zur Klage erhält, wodurch er veranlaßt wird, seine Tragödie auf ein Theater zu bringen, das nur das Recht hatte, Melodramen aufzuführen.

„Marino Faliero" gefiel sehr und bezeichnete wiederum einen Fortschritt des Verfassers im Stil sowohl als in den dramatischen Ideen; aber auch die Kritik war fortgeschritten; es waren seit dem „Paria" kühne Versuche mit Glück gewagt, die romantische Schule hatte einige ihrer Schüler steigen sehen, die früher von der Kritik auf verächtliche Weise gezüchtigt worden waren. Neben dem Enthusiasmus seiner Freunde konnte der Verfasser des „Marino" einige bedenklichere Kritiker vernehmen. Vielleicht stimmt mich meine Vorliebe für Lord Byron strenger gegen eine Tragödie, die nothwendig zu einem Vergleich zwischen beiden Dichtern Anlaß giebt. Auf die Gefahr, mich selbst citiren zu müssen, behaupte ich, daß, wenn eine oder mehrere bestimmte Personen sich einmal unter irgend einer Gestalt unserer Einbildungskraft bemächtigt haben, es uns schwer wird, uns mit denselben unter einer anderen Form vertraut zu machen, die uns fast immer nur wie eine Verkleidung vorkömmt. Eine wörtliche Uebersetzung konnte natürlich Herrn Casimir Delavigne nicht in den Sinn kommen, aber er wollte selbst nicht einmal den Schein des Nachahmens haben; was nicht wenig dazu beigetragen haben mag, ihn zu einer wesentlichen Veränderung der Rolle der Angiolina zu veranlassen. Casimir Delavigne ist von einer ganz verschiedenen Ansicht ausgegangen; er hat geglaubt, daß die schuldige Angiolina dramatischer sey, als die unschuldige. Bei Byron besteht indessen ein glücklicher Gegensatz zwischen der jungen, heiteren, reinen Gattin und dem Greise, der die ganze Energie seiner Jugend wiederfindet, wenn er seine Ehre für verletzt hält. Ich glaube Recht gehabt zu haben, wenn ich in dem „Versuch über Lord Byron" sagte, daß die Theilnahme des Englischen Dichters für Faliero sich auf die Aehnlichkeit seines Charakters mit dem des Dogen gründet, so entfernt dieselben auch anfänglich von einander zu seyn scheinen. Deshalb hat er auch diesen politischen Charakter, den Delavigne zuweilen hat fallen lassen, so gut verstanden und so gut wiedergegeben. Vielleicht mußte man, um Faliero zu begreifen, auch zu hassen verstehen. Byron sagte mit Johnson: „I love a good hater" (Ich liebe den, der gut zu hassen versteht). Die vorherrschende Leidenschaft in seinem Faliero ist der Haß; er will sich rächen. Er ist noch mehr ein beleidigter Doge als ein verliebter Greis; denn er liebt Angiolina nur mit der Liebe eines Vaters. Der Französische Faliero ist ein alter Ehemann, der, Danville zum Trotz, sich schwer zu einem tragischen Charakter benutzen läßt; auch spricht Steno von ihm wie von einem Geront oder Bartolo!

Die politischen Ereignisse, welche sich seit der ersten Vorstellung des „Faliero" gedrängt haben, erklären hinlänglich den Zwischenraum, der diese Tragödie von „Ludwig XI." trennt. Casimir Delavigne konnte bei dem Siege jener funfzehnjährigen Opposition, deren Dichter Beranger und Er waren, nicht stumm bleiben. In der „Pariser Woche", der „Parisienne", dem „Hund des Louvre" u. s. w. ist er der Gesinnung treu geblieben, die ihn zu den Messenniennen begeisterte. Und es ist billig, zu bemerken, daß er, obgleich die Krone auf das Haupt des Prinzen übergegangen ist, dem unter der Restauration seine Muse gehuldigt hatte, er doch durch keinen Titel und keine Ehrenstellen sich belohnen ließ. Er ist einfacher Bibliothekar und einfacher Akademiker geblieben. Auch das ist Mäßigung, und zwar eine sehr poetische Mäßigung.

Welchen Einfluß aber hat die Revolution von 1830 auf das dramatische Talent Delavigne's ausgeübt? Aus einem Stück, welches vor 1830 geschrieben war, kann man dies nicht ersehen. Unsere erste Revolution, die von 1789, hatte uns alle Freiheiten gegeben, ausgenommen die des Theaters. Die zweite Revolution, zurückhaltender unter anderer Beziehung, hat wenigstens das dramatische Genie vollständig emanzipirt; aber man weiß, wie die Anarchie auf den Brettern bald Aristoteles und die Censur gerächt hat, fast eben so, wie die Emeuten auf der Straße den abgesetzten König und seine Ordonnanzen zu rächen schienen. Casimir Delavigne wagte es nicht eher, mit seinem Ludwig XI. vorzutreten, als bis er wahrzunehmen glaubte, daß die theatralische Frechheit sich in ihren Saturnalien erschöpft hatte. Die Art, wie das Publikum sein Stück aufnahm, hat sein Zögern gerechtfertigt. Aber die Kritik eilte diesesmal dem Publikum und dem Dichter weit voraus; sie wollte Herrn Casimir Delavigne weder das Datum seines Stückes, noch die Konzessionen, welche er den Neuerern gemacht hatte, in Anrechnung bringen. Kaum daß man sich dazu verstand, die Verbindung der Komödie mit der Tragödie zu loben, welche hier zum erstenmale mit Erfolg versucht worden war. Jeder kam mit seinem Ludwig XI. hervor, den er dem Ludwig XI. des Dichters als den einzig historischen entgegenstellte, immer jedoch zugebend, daß niemals ein Charakter problematischer gewesen sey. Es ist nicht meine Absicht, eine jener Kritiken zu widerlegen und also auch nicht meine eigene auszusprechen; ich werde an einem andern Orte dazu Gelegenheit haben, und es freut mich sehr, zu vernehmen, daß bald ein neues Werk den Ruhm des nach Beranger populairsten Dichters unserer modernen Literatur vermehren soll.

Ist nun nicht, selbst aus dieser flüchtigen Skizze, erlaubt, zu schließen, daß zu einer Zeit, wo man unaufhörlich und überall von der Kunst, von den Interessen der Kunst, von dem Ruhm der Kunst spricht, Niemand weniger von der Kunst gesprochen hat, als Herr Casimir Delavigne, Niemand aber mehr für dieselbe gethan, Niemand besser, als er, die Kunst von dem Handwerk, die wahre Literatur von der Waare zu unterscheiden gewußt hat? (R. d. P.)

Bibliographie.

Mémoires de Brissot. (Brissot's, Mitgliedes der gesetzgebenden Versammlung und des National-Konvents, Denkwürdigkeiten über seine Zeitgenossen und die Französische Revolution.) Band III und IV. Pr. 12 Fr.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. (Denkwürdigkeiten eines Staatsmannes über die geheimen Beweggründe der Europäischen Kabinets-Politik in den Französischen Revolutions-Kriegen.) Fünfter Bd. Pr. 7½ Fr.

Histoire du dix-septième siècle. (Geschichte des 17ten Jahrhunderts.) Von Friedr. Schöll. Zweiter Theil [bildet auch den 26sten Band von Schöll's Geschichte der Europäischen Staaten]. Pr. 7 Fr.

Oeuvres etc. (Lanjuinais' Werke.) Nebst einer biographischen Notiz von Victor Lanjuinais. 1r und 2r Theil. Pr. 15 Fr.

Mr. Christophe à la préfecture de police. (Herr Christoph auf der Polizei-Präfektur.) Von Vouche de Perthez. Pr. 2½ Fr.

England.

Schiffs-Scenen und Seebilder vom Cap. Basil Hall.

Ein Affe an Bord.

Unter allen Thieren ist der Hund vorzugsweise der Liebling des Menschen. Aber bei all seiner Anhänglichkeit ist ein Hund doch immer ein selbstsüchtiger Gefährte, denn meistentheils beschränkt er sich mit seiner Geselligkeit auf seinen Herrn oder auf den Diener seines Herrn, der für ihn zu sorgen hat, und höchstens noch auf den Freund seines Herrn, der diesen auf seinen Spaziergängen begleitet. Gegen jeden Anderen ist der Hund nicht allein kalt, sondern oft sogar mürrisch und ungezogen. Das hätte nun freilich nicht viel zu bedeuten, gäbe es nicht unglücklicherweise ein Sprüchwort, das vielleicht schon mehr Zänkereien, Zweikämpfe und andere lieblose Handlungen veranlaßt hat, als irgend ein anderer Streitgrund in der Welt. „Wer mich liebt, der liebt auch meinen Hund", sagt dieses zänkische Sprüchwort; das heißt mit anderen Worten: „Schlägst du meinen Hund, so hast du es mit mir zu thun." Und in der That, wenn auch nicht gleich Schläge folgen, so giebt es doch Worte, welche die Ehre eben so stark verletzen und zuletzt damit endigen, daß zwei wackere Menschen um einen bärbeißigen Hund sich schlagen.

Darum ist auch ein Hund auf einem Schiff selten gern gesehen, denn es liegt zu sehr in der Natur dieses Thieres, mit seinen Gunstbezeugungen wählig zu seyn, und eine ganze Koppel könnte an Bord nicht den zehnten Theil des Vergnügens gewähren, das ein einziger Affe verursacht. Ich richte es daher stets so ein, daß ich mich auf dem von mir befehligten Fahrzeuge niemals ohne einen Affen befinde, um meinen Matrosen in den Mußestunden eine angenehme und unschuldige Zerstreuung zu verschaffen. Hinge es nicht von mir ab, so würde selbst auf den Admiralitätslisten für den Schiffsaffen immer eine Stelle und eine Ration angewiesen seyn, und zwar eine volle Ration, nur kein Grog, weil ich meine guten Gründe habe, so drollig auch ein betrunkener Affe ist, ihn doch nicht den Wirkungen eines Rausches auszusetzen.

Oft hat der Capitain seine liebe Noth, ehe es ihm gelingt, dem Jocko auf dem Schiff Ruhe zu schaffen. Namentlich der Oberlieutenant, der auf der See für einen wahren Halbgott passirt, ist allen Favoriten aus dem Thierreich nicht sehr gewogen. Man hört ihn nicht selten die ganze Sippschaft von Papageien, Eichhörnchen, Tauben, Kaninchen, Hunden und Katzen, die sich auf dem Schiffe befinden, zum Teufel wünschen, und, es ist schmachvoll zu sagen, — zuweilen erstrecken sich seine Bannflüche selbst auf die mitreisenden Damen.

Als mich Lord Melville, damals erster Lord der Admiralität, zu meiner großen Ueberraschung und Freude zum Capitain eines nach Süd-Amerika bestimmten Schiffes ernannte, war mein Erstes, daß ich zu Herrn Rutland, einem meiner Freunde, sagte: „Wo soll ich nun schnell einen rechten Spitzbuben von Affen herbekommen?" Rutland erwiederte lachend: „„Ei, im Exeter Börsen-Viertel kannst du eine ganze Ladung kaufen."" — „Wahrhaftig", rief ich und eilte zu dem berühmten Thierhändler Herrn Croß, der mir auch versprach, einen seiner possirlichsten und wohlgezogensten Affen für mich auszusuchen, und sich noch dazu anheischig machte, das Thier bis Portsmouth zu schaffen, wodurch er mir aus einer großen Verlegenheit half. Einen Affen per Post mitzunehmen, wenn ich mit einer Postchaise hätte abreisen wollen, war eben nicht räthlich; und wäre ich mit der Landkutsche gereist, so hätte mich ohne Zweifel ein Begleiter, wie Jocko, er mochte sich nun im Wagen oder oben auf dem Kutschenhimmel befinden, durch seine Streiche mit den anderen Reisenden in Händel verwickelt. Ich war neugierig, zu sehen, wie mich Herr Croß dieses Dilemma's überheben würde, und begab mich nach einigen Tagen zu ihm, um der Fortschaffung meines neuen Kaufs beizuwohnen. Jocko ward unter gewaltigen Grimassen und heftigem Sträuben in eine hölzerne Kiste eingepackt, deren Deckel sehr sorgfältig zugenagelt wurde. Diese Kiste hatte mehrere Löcher, die zwar nicht so groß waren, daß unser Gefangener die Pfote hindurchstecken konnte, aber doch groß genug, um ihn Luft schöpfen und sehen zu lassen, was draußen vorging. In diesem Zustande wurde der arme Sankt-Jago, wie ihn meine Matrosen in der Folge nannten, auf der Landkutsche von London nach Portsmouth spedirt, und er kam

mir so unglücklich vor, daß ich einen Augenblick meine Grausamkeit gegen ihn bereute. Indeß er war nun einmal unterweges. Da er übrigens weiter nichts zu essen bei sich hatte, als ein paar Nüsse, so sehnte er sich am ersten Morgen nicht wenig nach dem Frühstück, als der Bootsmann ihn aus dem Zollhause aufs Schiff brachte, wo die Offiziere bereits versammelt waren. Der Befehl zum Absegeln war erst seit einigen Tagen bekannt, und es hatten sich daher noch wenig Matrosen eingeschifft; bald jedoch kamen ihrer eine ganze Menge herbei, und ich konnte nicht umhin, ihre Eilfertigkeit zum Theil der Anziehungskraft meines aus London mitgebrachten Spaßmachers zuzuschreiben, dessen Ruf sich schnell im Hafen verbreitet hatte.

Um einen Schiffsaffen zu schildern, brauche ich nicht alle die wohlbekannten Streiche zu erzählen, womit er Matrosen und Reisende ergötzt. Der unsrige that es hierin allen anderen gleich; er nahm die Taue und wickelte sie von einem Ende bis zum anderen auf; er stahl dem Untersteuermann seine silberne Pfeife und ließ sie von der Spitze des Mastbaums herabfallen, oder er schlich sich in die Kajüte des Capitains und riß dessen Papier ein Stücken. Einer seiner größten Späße bestand darin, daß er einen von der Mannschaft belauschte, wenn dieser seine Habseligkeiten in seinen Sack zusammenschnürte; sobald der Matrose seine Sachen in Ordnung gebracht und sich entfernt hatte, schlüpfte Jocko seinerseits an den Sack heran, knüpfte die Bänder auf, öffnete ihn, riß ein Stück nach dem anderen heraus, roch daran, zerzauste es und warf es bunt durch einander auf das nasse Verdeck. Dabei war es spaßhaft, zu beobachten, daß er jedesmal, wenn er uns einen solchen Streich spielte, nicht nur seine Schuld zu wissen, sondern auch davon überzeugt zu seyn schien, daß er sich eine tüchtige Portion Schläge für seine Mühe verdient habe. Aber das Bedürfniß, zu sündigen, war so lebhaft und eingewurzelt in ihm, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte und durch sein Kreischen bald eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst, bald das Gefühl der Furcht ausdrückte, bis der Eigenthümer des Sackes, vielleicht wüthender gegen seine boshaften Kameraden, die den Affen aufmunterten, statt ihn zu unterbrechen, als gegen Jocko selbst, sich über ihn her machte und ihn weidlich durchprügelte.

Doch dies Alles ist nichts gegen die Streiche, die er, von unseren lustigen Matrosen belehrt, den tapfern Marinesoldaten spielte. Ich weiß nicht, wie sie es anfingen, um ihn in diesem Punkt zu unterrichten, aber es gelang ihnen, dem Affen einen solchen Widerwillen gegen die Rothröcke einzuflößen, daß Hunde und Katzen sich nicht ärger hassen konnten, als sie und er. Täglich gab es einen neuen Anlaß zu Händeln, täglich neue Neckereien. Zuweilen begnügte sich Jocko damit, ihnen ein verächtliches Gesicht zu schneiden, sie in die Fersen zu beißen, ihnen ihre schönen Paradebeinkleider zu beschmutzen und das Pulver aus ihren Patronen auf's Verdeck zu streuen, obgleich er recht wohl wußte, daß er unter dem Rohr des Sergeanten dafür büßen werde, wenn man sich bei diesem darüber beklagte. Die Matrosen lachten dann aus vollem Herzen, wenn sie ihren gezüchtigten Freund Jocko mit den Händen auf den Rücken fassen und sich schmerzlich den Ehrensitz reiben sahen; und wenn er nur ein wenig politisch gewesen wäre, so hätte er bald sehen müssen, daß bei dieser offensiven, aber nicht auch defensiven Allianz mit den Matrosen gegen die Soldaten kein Heil für ihn sey. Manchmal schien er auch wirklich seine jämmerliche Lage zu fühlen; von seinen Feinden gereizt, von seinen Freunden verlacht, kehrte er sich dann plötzlich mit grinsendem Maul gegen die Letzteren und schnappte nach ihnen; aber zum Lohn für diesen meuterischen Anfall empfing er einen tüchtigen Schlag auf die Nase, der den Schmerz, welchen er am anderen Ende seiner Person empfand, wenigstens aufweg, wo nicht übertraf. Da gab es denn doppelte Arbeit für seine Hände und neuen Stoff zum Lachen auf seine Kosten. Kurz, der arme Sankt-Jago erhielt buchstäblich, was man gemeinhin das Affentraktament nennt, nämlich „mehr Prügel als Geld."

Mit Hülfe der strengsten und besten Lehrmeisterin, der Erfahrung, wurde Jocko indessen nach und nach in der Kriegskunst und Schiffsdiplomatie geübter und den Soldaten dadurch um so furchtbarer, indem es ihm oft gelang, dem unerbittlichen Rohrstock des Sergeanten zu entwischen. Eine vorzügliche Lust gewährte es auch den Matrosen, wenn sie den Affen mit einem Hebebaum oder Hißblock als Schildwache auf das Barkholz des Vorderkastells stellten. Man konnte ihm nichts Anderes in die Hand geben, als eine Pike von der bezeichneten Art; diese war ihm aber zu schwer, um sich ihrer als Wurfgeschosses gegen die Rothröcke zu bedienen; doch er lernte sehr bald damit umgehen, und das war dem Feinde nicht sehr erfreulich. Zwar wußte der arme Jocko in der Theorie so wenig von den Gesetzen der Schwere, als seine Freunde, die Matrosen, die Centripedalkraft kannten, wenn sie das Senkblei ins Meer warfen; aber ohne diese Kenntniß begriffen der Affe und seine Verbündeten sehr wohl, daß, wenn man von der Kastelleiter einen Hißblock auf einen Heraufsteigenden hinabwerfe, der Block unvermeidlich das so unversehens angegriffene Individuum an der Ferse oder am Schienbein verletzen müsse. Kaum hatte nun Jocko seinen Block fahren lassen, so verließ er sich im Uebrigen auf die Gesetze der Schwerkraft, schwang sich auf das Vordertheil des großen Bootes, kauerte sich daselbst nieder, richtete den Schwanz in die Höhe, glotzte mit den Augen umher und wies die Zähne, die mit einem Geräusch wie die Castagnetten im Bolero gegen einander klapperten, indem er auf diese Weise einerseits die Furcht vor der Bestrafung und andererseits die Freude über seinen glücklichen Erfolg ausdrückte. Unterdessen rieb der Verwundete sich die Knöchel und ergoß sich in Schimpfworten, die aber zu weiter nichts dienten, als eine Menge von Zeugen herbeizuziehen, die ihn wegen seines Abenteuers mit dem schelmischen Affen verspotteten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Hortus Britannicus — von London, nebst nachträglichen Zusätzen. Pr. 23½ Sh.

The industrial situation of Great-Britain. (Großbritanniens industrielle Lage.) Von Mundell. Pr. 5½ Sh.

The christian's warfare. (Der Christen Kriegführung.) Von Vaughan. Pr. 10½ Sh.

Memoirs etc. (Denkwürdigkeiten der Verwaltung Henry Pelham's.) Aus Familienpapieren und anderen authentischen Aktenstücken zusammengestellt von W. Coxe. 2 Bde. Pr. 5½ Pfd.

Mannigfaltiges.

— Geistesabwesenheit. Der berühmte Französische Moralist La Bruyère hat den Charakter eines Zerstreuten höchst lebendig geschildert, und Steele oder Addison kopirten dieses Portrait im „Spectator" für ihre Englischen Leser. Unter den im wirklichen Leben vorgekommenen Fällen von Geistesabwesenheit verdient wohl ihrer Seltsamkeit wegen folgende Geschichte erwähnt zu werden, die einem im Jahre 1776 verstorbenen Englischen Geistlichen begegnete. Er hieß George Harvest und war ein grundgelehrter, aber eben so überspannter Mann. Einst freite er um eine Dame und fand auch Gehör. Schon war der Tag der Hochzeit bestimmt; am frühen Morgen aber nahm er Schnur und Angel, denn er war ein leidenschaftlicher Angler, und ging zu seinem Vergnügen auf den Fischfang aus, ohne im geringsten seines Versprechens zu gedenken, bis es zu spät war, um noch zur Hochzeit sich einzustellen. Die Braut war tief gekränkt und wollte keine Entschuldigungen gelten lassen; kurz, er mußte auf die Heirath verzichten. Ein noch komischeres Beispiel von Zerstreutheit wird von einem gewissen Herrn K., einem Hofmann unter der Regierung Georgs III., erzählt. Dieser Mann soll der zerstreuteste Mensch in allen drei Königreichen gewesen seyn. An einem Abende, als bei Hofe ein Geburtsfest gefeiert wurde, ging er noch vorher auf White's Kaffeehaus am St. James-Pallast, um dort eine Tasse Kaffee zu schlürfen. Er war in vollem Staat, nur die Strümpfe hatte er vergessen, und er ward es auch nicht eher gewahr, bis er sich zufällig einigen heißen Kaffee auf die Beine goß. Der Aufwärter wurde sogleich abgesandt, um ihm ein Paar weißseidene Strümpfe zu holen; er staunte selbst über seine Gedankenlosigkeit und wünschte sich Glück, daß er die Sache zur rechten Zeit gemerkt habe. Als die Strümpfe anlangten, zog er sie beide an Einen Fuß und begab sich zur Cour. (Obs.)

— Schwierigkeit des Zusammenarbeitens einer großen Anzahl Menschen. Es erfordert einige Geschicklichkeit und bedeutende Vorbereitungen, um viele Leute in den Stand zu setzen, alle ihre Kräfte auf einen gegebenen Punkt wirken zu lassen, und wenn die Zahl derselben sich auf Hunderte oder Tausende beläuft, so bieten sich auch verhältnißmäßig größere Schwierigkeiten dar. Wenn zehntausend Leute angestellt werden, gemeinschaftlich und gleichzeitig zu arbeiten, so würde es außerordentlich schwer seyn, zu ermitteln, ob Jeder seine ganze Kraft anstrengt und also die Pflicht erfüllt, für die er bezahlt wird. — Die Schwierigkeit, eine große Anzahl Menschen in den Stand zu setzen, ihre Kräfte in demselben Augenblick und auf denselben Punkt wirken zu lassen, ist fast immer durch die Anwendung des Tones aus dem Wege geräumt worden. Die Pfeife des Bootsmannes verrichtet gelegentlich diesen Dienst; und als der große Granit-Block, auf welchem in St. Petersburg die Statue Peters des Großen steht, und der ungefähr 1400 Tonnen wiegt, durch Menschen-Hände fortbewegt wurde, stand oben auf demselben immer ein Trommelschläger, der den Arbeitsleuten das Signal zum Anziehen gab. — Vor einigen Jahren entdeckte Champollion eine alte Aegyptische Zeichnung, auf der eine Menge Menschen dargestellt sind, die einen großen Stein ziehen; auf der Spitze desselben steht eine Person, die ihre Hände in die Höhe gehoben hält, augenscheinlich, um dieselben zusammenzuschlagen und so das Zeichen zu der vereinigten Anstrengung in demselben Augenblick zu geben. (Babbage's Economy.)

— Grönlands Gefahren. Zwischen den Grönländischen Eisbergen ist das Echo so stark, daß der leiseste Schall aus der Ebene augenblicklich bis an die höchsten Gipfel forthallt. Sind diese nun morsch oder verwittert, so werden sie oft durch ein bloßes Wort dermaßen erschüttert, daß sie sogleich einstürzen. Einst fuhr ein Boot mit sieben Eingeborenen durch eine Höhle oder Wölbung in dem Eisgebirge, und ein Knabe schlug unbedachtsamer Weise mit einem Stück Holz auf das über dem Boot ausgebreitete Fell. In wenig Augenblicken hatte der Schall den Gipfel des Eisberges erreicht; man vernahm ein donnerähnliches Krachen, die Höhle verfinsterte sich plötzlich und fiel über den unglücklichen Menschen zusammen, denn der Gipfel war herabgestürzt und begrub das Boot unter den Wellen. Einer der berühmtesten Fischerplätze ist die Bucht von Disko; hier versammelt sich zu gewissen Zeiten des Jahres eine große Menge Volks; aus weiter Ferne kommen Einkäufer und Fischer hierher zu Markte. Es wird dann eine völlige Messe. Obgleich nun jeder Eisberg den Leuten mit dem Tode droht, so sind sie doch so sorglos und sicher, als wäre gar keine Gefahr vorhanden. Der Dänische Missionair Egede besuchte diesen Ort mehrmals und versuchte es, die Einwohner mit der Religion bekannt zu machen. Er fand die Bucht stets mit dickem Eis bedeckt. (Carne's lives of eminent missionaries.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Mittwoch den 5. September 1832.

Spanien.

Literarische und wissenschaftliche Institute in Spanien.

Die vorzüglichsten literarischen Institute in Spanien sind die Königl. Spanische Akademie und die Königl. Akademie der Geschichte. Philipp V., erster König des Hauses Bourbon in Spanien, führte daselbst den Geschmack und die Einrichtungen Frankreichs ein, und er war es, der die Königl. Spanische Akademie gründete. Diese Akademie ist durch ihre Werke über die Spanische Sprache, und besonders über die Orthographie derselben rühmlichst bekannt. Seit dem 16ten Jahrhundert wünschten die Spanischen Gelehrten die Orthographie zu vereinfachen und sie mehr mit der Aussprache in Einklang zu bringen. Die Akademie bemühte sich, dieses große Resultat zu erlangen, und trotz dem, daß nicht allein die Feinde aller Neuerungen, sondern auch diejenigen, welche der Meinung waren, daß die Etymologie eher als die Aussprache zur Richtschnur dienen müsse, sehr viel Schwierigkeiten entgegenstellten, ist doch jetzt die Spanische Orthographie die geregeltste aller Europäischen Sprachen, und das Spanische schreibt sich, mit wenigen Ausnahmen, wie es sich spricht. Die Königl. Akademie der Geschichte wurde in der Absicht errichtet, einige dunkle Thatsachen in der Spanischen Geschichte aufzuklären, und ihre Arbeiten sind von großem Nutzen gewesen. Außer diesen beiden Akademieen existirt in Madrid eine Königl. Akademie der Medizin, eine Akademie der Theologie und eine Akademie der schönen Künste; diese letztere wird die Königl. Akademie von San-Fernando genannt, und sie war eine Zeit lang mit Recht berühmt. In Valencia und in Valladolid bestehen noch zwei andere Akademieen der schönen Künste, der von San-Fernando ähnlich; aber alle drei sind bei dem traurigen Zustand des Landes nach und nach immer mehr gesunken, wie die Künste selbst. Vor funfzig Jahren konnte sich Spanien einer großen Menge ausgezeichneter Architekten und Maler rühmen; aber gegenwärtig besitzt es keinen einzigen Künstler von Rang.

Es giebt in Spanien mehrere Akademieen der Medizin und der Chirurgie; aber alle sind gleich unbedeutend geworden; nicht sowohl durch die Schuld der Mitglieder als durch die der Regierung. In Segovia ist eine Militair-Schule, wo 200 junge Leute erzogen werden; in Valladolid eine Schule für die Artillerie-Offiziere und in Alcala eine Ingenieur-Schule. In diesen Schulen, so wie in vielen anderen Anstalten in Madrid und in den Provinzen, wird vorzüglich Mathematik getrieben. Keine Wissenschaft wird gegenwärtig in Spanien mehr gepflegt, als diese; sie bildet den größten Theil des Unterrichts fast aller jungen Leute der mittleren und höheren Klassen. Das Studium der Sprachen ist zur Mode, ja fast zur Manie geworden. Vor dreißig Jahren war es eine Seltenheit, einen Spanier zu finden, der Englisch lesen konnte; jetzt ist die Kenntniß dieser und noch mehr der Französischen und Italiänischen Sprache etwas sehr Gewöhnliches.

Von den Journalen und anderen periodischen Schriften ist sehr wenig zu sagen; denn es erscheinen in ganz Spanien nur drei politische Blätter, davon sind zwei offiziell und eines halb-offiziell. Die beiden ersten sind die Gazeta de Madrid, die dreimal wöchentlich, und el Mercurio, der allmonatlich erscheint. Das halb-offizielle Blatt ist die Estaffette von Sankt-Sebastian, welche sehr gut redigirt wird. Der Redacteur ist Lista, ein Dichter und Gelehrter, der, nachdem er Afrancesado*) gewesen war, ein eifriger Liberaler wurde und dann, zum zweiten Male umspringend, dem jetzigen System seine Dienste verkauft hat, die gar nicht zu verachten sind. Diese politische Wetterfahne redigirt mit noch zwei Anderen derselben Gattung die Estaffette, deren Geschichte so sehr zum Verständniß der Geschichte Spaniens seit 1824 dient, daß ich sie in gedrängter Kürze erzählen werde. — Gegen das Ende jenes Jahres glaubte das Spanische Ministerium, daß es, da alle andere Regierungen ein halb-offizielles Blatt hätten, auch das seinige haben müsse; Lista und Miñano wurden zu Redaktoren desselben erwählt; aber die Apostolischen befanden sich damals auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht, und sie widersetzten sich dieser Publication so heftig, daß die Minister, um ihre Einwilligung zu erlangen, genöthigt waren, apostolische Censoren zu ernennen. Diese Censoren waren indeß so streng, daß nichts ihnen genügte; sie gingen so weit, Artikel zu streichen, die von den Ministern selbst eingesandt waren, und nicht selten war die ganze Zeitung mit Anzeigen und medizinischen Abhandlungen angefüllt, da die Censoren alle andere Artikel zurückgewiesen hatten. Endlich ermüdeten die Minister sowohl als die Redaktoren, die Zeitung ging ein, und die Apostolischen triumphirten. Dieser Sieg war indessen von kurzer Dauer. Lista und Miñano machten dem Ministerium den Vorschlag, das Blatt in Frankreich herauszugeben. Der Gedanke gefiel, und um die Verbreitung des Journals in Spanien so viel als möglich zu befördern, wurde das Porto auf weniger als 2 Sous für alle Theile des Königreiches festgesetzt. Es ist dies vielleicht das erste Beispiel, daß ein Ministerium genöthigt war, sein halb-offizielles Journal im Auslande drucken zu lassen. Es nahm damals den Namen Gazeta de Bayona an und behielt denselben bis zu der letzten Revolution in Frankreich, welche die Redaktoren in Schrecken setzte. Sie gingen über die Pyrenäen zurück und verlegten ihr Institut nach Sankt-Sebastian, wo ihr Journal gegenwärtig erscheint.

Außer den beiden politischen Blättern wird in Madrid auch noch ein literarisches Blatt, el Correo, gedruckt. Der Herausgeber desselben zahlt der Regierung jährlich 160 Louisd'or, welche sich dagegen verpflichtet, die Erscheinung keines anderen Blattes der Art zu erlauben. Dieser einzige Correo ist, wie der Mangel an Konkurrenz es erwarten läßt, unter der Mittelmäßigkeit. Ungeachtet dieses Monopoles aber ist kürzlich ein anderes literarisches Journal unter dem Titel Cartas literarias begründet worden. Der Herausgeber des Correo beschwerte sich bitter darüber; da aber die Cartas unter dem unmittelbaren Schutz der Königin erschienen, so fand man ein Mittel, das Gesetz zu umgehen, indem man entschied, daß die Cartas zu unbestimmten Zeiten erscheinen, die Herausgeber des Correo aber fortwährend das ausschließliche Recht behalten sollten, ein periodisches Blatt herauszugeben.

Acht Hauptstädte verschiedener Provinzen haben ihre Journale; aber alle sind im höchsten Grade unbedeutend; sie sind nur mit Anzeigen, mit Verordnungen der Lokal-Behörden und mit genauen Schilderungen religiöser Feierlichkeiten angefüllt. Auch giebt es drei Journale der Medizin und der Natur-Wissenschaften, und kürzlich hat der Professor Cosaseca noch ein anderes unter dem Namen El Propagador herausgegeben.

Die Zahl und der Charakter der Zeitschriften eines Landes sind zuweilen als Maaßstab für die Kenntnisse des Volkes betrachtet worden. Mit einiger Freiheit würden in Spanien bessere Schriften der Art und in weit größerer Anzahl erscheinen, wie schon aus dem Umstande abzunehmen ist, daß im Jahre 1820 nicht weniger als 64 ausschließlich politische Zeitungen erschienen, und seitdem sind die Spanier aller Klassen große Liebhaber von Journalen geblieben. Während der letzten fünf Jahre hat sich ein neuer Handelszweig durch die Verbreitung ausländischer Zeitungen gebildet. Ich könnte in dieser Hinsicht Anekdoten von seltsamer Schmuggelei erzählen, wenn nicht Rücksichten zu beobachten wären. Der apostolische Klub erhält die Revue de Paris jetzt regelmäßig als Contrebande.

Die Censoren in Spanien sind fast durchgehends unwissende, bigotte und unduldsame Leute. Obgleich die Preß-Gesetze schon hinreichend streng waren, so hat man doch im Juli d. J. noch ein neues promulgirt, welches die Strafen vermehrt und ausdrücklich verbietet, irgend eine Schrift drucken zu lassen, die sich nur einigermaßen mit der Regierung oder mit dem Verfahren der Behörden beschäftigt. Zu gleicher Zeit wird unter sehr strengen Strafen befohlen, kein Buch, das nur eine Stelle über die Religion enthält, in Spanien einzuführen. Dieses Verbot ist buchstäblich ausgelegt worden, so daß vor kurzer Zeit folgende zwei Bücher verboten wurden: das eine war ein Roman, in dem gesagt wurde, daß ein Papst zwei Söhne gehabt habe; das zweite ein philosophisches Werk, in dem der Verfasser bemerkte, daß das Wunder des Josua sich mit dem System des Kopernikus in Einklang bringen lasse. Kurz, es giebt jetzt sehr wenig Bücher, die man auf gesetzliche Weise in Spanien einführen darf. Ich sage auf gesetzliche Weise; denn sehr Viele umgehen diese Gesetze, die den früheren Verordnungen der Inquisition gleichen. Es ist eine bekannte Sache, daß zur Zeit jenes heiligen Gerichtshofes die jungen Spanier den Index expurgatorius zu Rathe zogen, um die Bücher kennen zu lernen, die sie vorzugsweise studiren wollten. Iriarte sagt in seinen Epigrammen von einem schlechten Schriftsteller, daß seine Werke niemals gelesen werden würden, selbst dann nicht, wenn die Inquisition sie verböte.

Denkt man über den Charakter und über die natürlichen Anlagen der Spanier nach, so müßte man darüber erstaunen, daß

*) Anhänger Joseph Bonaparte's.

dieses Land in den moralischen und Natur-Wissenschaften so wenig Schriftsteller aufzuweisen hat, wenn man nicht den traurigen Grund in seiner Geschichte entdeckte. Vor der Thronbesteigung Karl's IV. gab es einen kurzen Zeitraum, wo die Spanische Regierung das Studium der Wissenschaften offen begünstigte, und nichts glich dem Eifer der jungen Spanier, mit dem sie sich hinzudrängten, um von den Erleichterungen, welche ihnen angeboten wurden, Vortheil zu ziehen. Aber unglücklicher Weise änderte die Regierung bald ihre Politik. Die Jugend bemerkte, daß sie nichts zu hoffen hatte, wenn sie nicht den alten Schlendrian der Rechtsgelahrtheit, der Medizin und der Theologie verfolgte, und daß die geringste Abweichung rechts oder links hinreichte, um Verdacht zu erregen. Ein Gelehrter, der mit einer Biographie aller Spanischen Schriftsteller seit dem Jahre 1800 beschäftigt ist, hat mir versichert, daß beinahe drei Viertel von denen, welche seit jener Zeit Original-Werke herausgegeben haben, entweder in der Verbannung gestorben sind oder in Frankreich, England, Italien, in Amerika oder in Rußland im Exil leben. Welche Folgen kann man aus dieser einzigen Thatsache ziehen!

Während der letzten funfzig Jahre hat man in Spanien zwischen dem Wunsche, zur Ehre der Nation die Wissenschaften zu verbreiten, und zwischen dem Verlangen geschwankt, dieselben so viel als möglich zu beschränken, ohne sich dem Erröthen auszusetzen. Dies erklärt auch die Inkonsequenz in den Maaßregeln, besonders in den letzten fünf Jahren. Mit dem Wunsche, nicht hinter den anderen Regierungen zurückzubleiben, hat man die Errichtung mechanischer Institute und die Lehr-Vorträge über Naturgeschichte begünstigt; aber zu gleicher Zeit fürchtet man die möglichen Folgen dieser Maaßregeln; man besorgt, daß die Gemüther, einmal erregt, sich mit verbotenen Gegenständen beschäftigen werden. Deshalb sucht man so viel als möglich das Gute zu neutralisiren, das sonst aus jenen Anstalten hervorgehen könnte. (R. d. P.)

Bibliographie.

Sobre la tolerancia en general. (Ueber Duldung im Allgemeinen, oder Bekämpfung des von den neueren Philosophen angenommenen Systems von der vorgeblichen Unduldsamkeit der Römischen Kirche.) Von Dr. Luis Fris Duces.

El cólera-morbo ¿ invadirá la España? (Wird die Cholera nach Spanien kommen?) Pr. 2 Rß.

England.

Der literarische Charakter.

Ich hatte oft Gelegenheit, das häusliche Leben literarisch berühmter Männer zu beobachten, und es betrübte mich, wahrzunehmen, wie oft ihre Genüsse durch Ursachen, die unzertrennlich mit ihren Beschäftigungen verknüpft sind, verbittert werden. Dem Publikum, das ihre Schriften liest, oder denjenigen von ihren näheren Bekannten, die sie im Sonntagskleid ihrer Laune sehen, erscheinen diese Leute in sich selbst beglückt und ein unversiegbarer Born von Glückseligkeit für Jeden, der mit ihnen stets in Berührung kommt. Ihre Werke und Unterhaltungen erwecken bei dem, der sie nicht ganz genau kennt, den Gedanken, daß sie einen Strom von Geist und Humor besitzen, der immer überschwillt, oder eine unerschöpfliche Mine von Kenntnissen, welche die Mühe des Nachgrabens überflüssig macht. Wie oft habe ich Frauenzimmer das Loos der Frau Doktorin N. N. beneiden hören! „Welch ein Glück, an der Seite eines solchen Mannes zu leben!“ „Welcher Zauber, unabläßig in eine Art Atmosphäre von Geist und Gelehrsamkeit eingehüllt zu seyn!“ O weh! O weh! Dr. Johnson hat die Wahrheit gesagt, indem er bemerkte, der Uebergang von dem Buch eines Schriftstellers zu seiner Unterhaltung sey gleich dem von der fernen Aussicht auf eine große Stadt zur Bekanntschaft mit ihren kothigen, engen und dumpfigen Straßen. Seine Analogie würde noch treffender geworden seyn, hätte er den öffentlichen Charakter des Autors mit seinem Privat-Charakter verglichen.

Ein Schriftsteller von Gewerbe — d. h. einer der unabläßig beschäftigt ist — lebt in seiner eigenen Welt; er bemerkt zwar die Gegenstände um ihn, sie durchdringen seine sinnlichen Organe, aber sie wirken nur schwach auf sein Inneres, dessen geistige Vermögen ganz von seiner Abhandlung, Geschichte oder Dichtung verschlungen werden. Hält nichts die gewohnte Abstraction im Zaume, so werden nach und nach alle Annehmlichkeiten des Lebens, die nothwendigsten Pflichten und täglichen Sorgen, besonders aber die kleinen Plackereien, unerträgliche Usurpation seiner Zeit und lästige Brandschatzung seiner Aufmerksamkeit; sie martern und erbittern ihn. Lebt er im ehelosen Stande, so trifft die ganze Strafe ihn selbst; hat er Frau und Familie, so müssen sie nothgedrungen Antheil nehmen.

„Bitte, mein Lieber, willst du deinen Thee nicht trinken?“ — „St! — was störst du mich!“ — „Bitte um Verzeihung; aber der Thee steht bereits drei Viertelstunden auf dem Tische, und die ganze Zeit siehst du mit gespannter Aufmerksamkeit der kleinen Fliege nach, die dort an der Wand kriecht.“ — „Ach laß mich, ich habe Etwas im Kopfe.“ — „Komm, erhole dich ein wenig. Ich habe auf Morgen eine kleine Gesellschaft zu uns gebeten.“ — „Eine Gesellschaft! Welcher Wahnsinn! Weißt du nicht, daß ich Herrn N. einen Artikel für — für sein Magazin versprochen habe — mein erster Beitrag und auf Morgen!“ — „Ich glaubte ja, der sei fertig!“ — „Fertig! einfältiges Weib, als ob Schreiben so leicht wäre wie Säen! Ich habe noch nicht angefangen. Ist das nicht Grund genug? — Heda! Wartet der Junge!“ — „Ja, Herr; er will eine Copie abholen für“ — „Licht in mein Zimmer — geschwind!“

Das ist ein treues Gemälde vieler verheiratheten Schriftsteller von Gewerbe. In der ewigen Fieberhitze des geistigen Schaffens geht das häusliche Glück verloren. Ein Tag verfolgt den anderen ohne allen Genuß, wenn nicht die Production der Ideen einigen gewährt; der Schriftsteller verdammt sich selbst zu einer Art von eingekerkertem Daseyn — et propter famam vivendi perdere causas; obgleich man statt famam oft lucrum lesen kann.

Aber auch unter den Schriftstellern aus Liebhaberei — wenige glückliche Genien ausgenommen, die ohne auffallende Beschwerde der flüchtigen Essenz von Geist und Wissenschaft, aus reichen in alimente verwahrten Vorräthen gebraut, sich entäußern — sind viele im Augenblick des Kreisens so knurrig wie Hirtenhunde. Das Fallen eines Buches, das Oeffnen einer Thür, das Schlagen des Regens gegen die Fenster zerstört die Verkettung der Ideen, hemmt den Flug der entzückten Seele zum Empyreum oder zerreißt das wunderbare Gewebe der Phantasie, das niemals wieder angeknüpft werden kann — kurz, der Autor wird pro tempore verrückt. Ein Ereigniß jener Art soll die Scheidung des Doktors X. von seiner Gattin herbeigeführt haben.

Nichts kann weniger zu beneiden seyn, als das Schicksal geistloser Schriftsteller. Ich meine diejenigen, die von der Uebung des schaffenden Gedächtnisses leben und vom Morgen bis spät in die Nacht dazu verdammt sind, (um mich orientalischer Wörter zu bedienen) „am Nagel der Verdutztheit zu kauen und den Kopf der Quälerei zu kratzen“. Nichts hat mich gründlicher von dem körperlosen Wesen der Seele überzeugt, als der Zustand solcher Leute. Wäre die Seele materiell, sie müßte, auch wenn sie aus Luft oder Diamant bestände, durch die unaufhörliche mechanische Friction, der sie bei den unermüdlichen Anstrengungen jener Subjekte ausgesetzt ist, endlich abgenutzt werden.

Der Einfluß, den regelmäßige literarische Thätigkeit, sofern sie schaffend ist, auf den Charakter übt, modifizirt sich nach dem Temperamente der Person. Sie macht den Reizbaren noch reizbarer, den Mürrischen noch mürrischer und den Melancholischen noch schwermüthiger. Jeder Beruf, der die Geisteskräfte stark in Anspruch nimmt, pflegt diese Wirkungen hervorzubringen, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade. Im Allgemeinen kann man also annehmen, daß die Familienglieder eines Literators ex professo — freilich mit vielen Ausnahmen — eben nicht glücklich sind.

Es ist eine Sache von großer Wichtigkeit, diese Regel, wenn sie Anerkennung verdient, zu allgemeiner Kenntniß zu bringen; denn sie kann viele von jenen ehelichen Verbindungen hintertreiben, die durch das, was man Unverträglichkeit des Temperamentes nennt, unglücklich gemacht werden. Einem verständigen jungen Frauenzimmer pflegt kein Charakter besser zu gefallen, als ein literarischer; wenige Triumphe sind ihr erfreulicher, als die Eroberung eines Mannes von Genie. Mag er nun gesellschaftliche Talente besitzen oder nicht, sein Umgang mit einem liebenswürdigen Weibe erschließt die Schranken der Zurückhaltung, entfernt alle conventionelle Schweigsamkeit, und die Ueberredungskunst der Liebe entwickelt sich aus den Schätzen der Literatur und Wissenschaft mit unwiderstehlichen Reizen. Es ist die beste Probe der Fähigkeiten einer jungen Dame, das sicherste Kriterium ihres Verstandes, wenn sie die Unterhaltung eines wissenschaftlichen Mannes dem schimmernden Unsinn eines Verehrers nach der Mode vorzieht.

„Was haltet Ihr aber von weiblichen Schriftstellern ex professo?“ hör' ich Jemand sagen. Aufrichtig gesagt, sie gefallen mir nicht sehr. Es liegt etwas Unangenehmes in der Vorstellung von gebildeten Frauen, die um Lohn schreiben. Der Ausdruck „Blau-Strumpf“ *) führt uns gewisse unweibliche und unliebliche Attribute vor die Seele. Doch muß ich gestehen, daß ich niemals eine Schriftstellerin kennen gelernt habe, die ein unangenehmes Weib war. Die Lage der männlichen und weiblichen Schriftsteller ist freilich nicht ganz dieselbe. Ich glaube, daß eine verheirathete Dame selten in den Fall kommt, sich selbst und ihren Gemahl mit ihrer Feder zu ernähren. Nicht, als ob ich die Tüchtigkeit einer Frau zu solch einem Berufe bezweifelte; im Gegentheil scheint mir das Weib noch rascher und geistig gewandter. Aber selten wird ihr so viel literarische Thätigkeit obliegen, daß sie, gleich dem Manne, für die Gesellschaft untüchtig wird.

Ich hoffe nicht, daß literarisch gebildete Männer irgend eine meiner Bemerkungen ungnädig aufnehmen werden; ich bin ein Freund der Wissenschaft, ein Bewunderer des literarischen Charakters, und parteiische Freunde nennen mich selbst einen Literaten. Ich unterschreibe einen großen Theil von Cicero's Lob der Wissenschaften; aber, wiewohl ich an das non impediunt foris glaube, so zweifle ich doch, ob man in allen Fällen und in jedem Verstande von ihnen sagen könne: „delectant domi.“ (L. P.)

Schiffs-Scenen und Seebilder vom Cap. Basil Hall.

Ein Affe an Bord.

(Schluß.)

Ich erinnere mich, daß einst ein Marinesoldat, ein sehr flinker Bursche, dem eben ein solcher Streich gespielt worden war, das Ende des Kabeltaues vom großen Stagsegel, welches an den Raaen hing, herabriß und, ehe sich Jocko es versah, ihm einen Schlag über die Ohren beibrachte, den das Thier ihm niemals vergessen und verzeihen konnte. Am folgenden Tage verkroch sich Jocko hinter die Pumpen, bis der Soldat vorüberkam; da stürzte er auf ihn los, packte ihn an der Wade und ließ, ungeachtet der ihm beigebrachten Fußtritte und Faustschläge, seinen Fang nicht eher los, bis er sich mitten in denjenigen Theil der Wade eingebissen hatte, den der Gehülfe des Wundarztes im Stolz seiner anatomischen Weisheit die

*) Blue-stocking, so heißen seit der Zeit der berühmten Lady Montague alle Frauen in England, die sich mit Schriftstellerei abgeben.

gastrolnemischen Muskeln nannte. Der Soldat schrie Mord und Tod, und auf sein Geschrei kamen ihm endlich seine Kameraden und mehrere Matrosen zu Hülfe, denen Jocko durch die Füße schlüpfte und sich so aus dem Staube machte. Zwei oder drei Tage lang ließ er sich nicht sehen; nach Ablauf derselben wurde aber zwischen den Blauen und Rothen auf dem Schiff eine Art von Waffenstillstand ausgerufen, den beide Parteien einige Zeit hindurch um so strenger beobachteten, weil ihre Vorgesetzten ihnen kundthaten, daß es, da sie doch so viel Muße zu gegenseitigen Fehden hätten, das beste Mittel seyn würde, den Frieden zu sichern, wenn man ihnen noch einige außerordentliche Beschäftigungen auflege.

Jocko aber theilte gleiches Schicksal mit den kleineren Europäischen Mächten, deren Loos von ihren Nachbarn, den politischen Riesen, geregelt wird; er war selbst kein mitkontrahirender Theil; und da er einmal die Süßigkeit der Rache gekostet hatte, so konnte er nicht umhin, sein Beißen fortzusetzen, so lange seine Zähne gegenhielten. Nun aber richtete er seinen Angriff nicht mehr auf die Rothröcke, sondern erkühnte sich, einen seiner alten Freunde, den Bramstengen-Capitain in eigener Person, zu beleidigen. Es war gerade in der heißen Jahreszeit, und unsere Schiffsmannschaft speiste wie gewöhnlich auf dem Oberdeck; der Grog war eben aufgetragen worden, und die glücklichen Matrosen fingen an, ihre Lippen mit ihrem Lieblingstrank zu netzen, als mein Herr Jocko, den sein Beruf zum Bösesthun stachelte, und der nicht lange ruhen konnte, ohne sich hatten Repressalien auszusetzen, an den Schiffsluken den Grog-Krug auf der Tafel des Kastell-Capitains bemerkte. Er begann, rings herum zu schleichen, als ob er ein Stück Brod suchte, und wandte den Kopf immer von dem eigentlichen Ziel seiner Schliche ab, so daß Niemand seine Absicht gewahr wurde. Als er den Unheils-Krug erreicht hatte, fehlte es ihm an Muth, aber nicht an bösem Willen; denn er war das herrlichste Urbild jenes Charakters, von dem es in den Satiren des Junius heißt: „Wenn er auch nicht den Muth hat, das Verlangen nach einer schlechten That zu unterdrücken, so besitzt er doch gerade noch so viel Tugend, um sich dessen zu schämen." Was aber auch der Beweggrund zu Jocko's Handlungen gewesen seyn mag, genug, er hielt einen Augenblick an und murmelte, schrie und zitterte, als wäre das Rohr des Sergeanten nur noch zwei Zoll von seinen Nieren entfernt.

„Was hast du, mein lieber Monsieur Sankt-Jago?" sagte der Bramstengen-Capitain, sich freundlich zu dem Affen wendend; „was ist dir? Niemand will dir was zu Leide thun; wir sind hier Alle Matrosen und gute Freunde; es ist nicht ein einziger Soldat unter uns." Aber schon hatte der Schelm aus vollen Leibeskräften den Grog-Krug in seine Arme gefaßt, und mit dem ersten Sprung war er den über diesen verwegenen Streich stutzigen Matrosen aus dem Wurf. Allein Jocko hatte nicht Kaltblütigkeit genug, um diesen Spaß mit seiner sonstigen Geschicklichkeit auszuführen, und ein Theil des köstlichen Nektars strömte über das Verdeck hin.

„Verdammter Affe!" rief der Bramstengen-Capitain, „gieb den Raub zurück, oder ich werfe dir dies Messer an den Kopf." Die Drohung aussprechen und vollziehen war eins, und hätte der Affe nicht zur rechten Zeit noch den Kopf gebückt, so wäre sein Lebenslauf zu Ende gewesen. Als er die blitzende Klinge an sich vorüberfliegen sah, vergaß er ganz, was er in den Pfoten hielt und ließ es fallen, indem er auf die Raaen entsprang. Das Gefäß wurde durch den Rahmen des Rösterwerks einen Augenblick in seinem Fall aufgehalten und rollte dann in die Kranken-Station, zum großen Erstaunen des Unterbootsmanns, eines tüchtigen Trinkers, der mit allen Arten von Flüssigkeiten vertraut war und die Bemerkung machte, daß er noch niemals den Grog in Tuschbädern habe regnen sehen.

Wüthend erhoben sich nun alle Matrosen. Alles schrie: „Packt den Affen!" und in wenig Sekunden hatte sich die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdeck versammelt; selbst der Koch mit seinem Napf und der Küchenjunge mit seinem Blasebalg fehlten nicht. Jocko kletterte bis zur Spitze des großen Fockstags, ehe noch ein einziger der Matrosen, die ihm nachklettern wollten, die sechs ersten Webeleinen des Takelwerks hinter sich hatte. Die Offiziere eilten herbei, denn sie glauben, es sey ein Mensch ertrunken, weil ein solcher Lärm gemacht wird; aber bald belehrt sie das überall erschallende Gelächter von ihrem Irrthum.

Einige Augenblicke lang ruhte sich Jocko auf dem Eselshaupt des großen Mastes aus. Sechs Matrosen erreichten das Eselshaupt des Marsmastes, zwei andere das große Fockstag und vier oder fünf andere die Wand des Marsmastes, von wo aus sie ihm den Rückzug abschneiden wollten. Endlich schwang sich einer der flinksten Burschen aus dem Takelwerk auf die Bramstenge, ließ sich an dem stark betheerten Sparrwerk hinunter und fiel dem Flüchtling beinahe auf den Kopf. Da mußte dieser eine neue Zuflucht suchen. Er schlüpfte nun von den Toppenants auf den Kloben der äußersten Raa. Der Unter-Kanonier hatte dieses Manöver vorhergesehen, sich darum dicht an den Bereich des Ladebaums gestellt, einen Seising in der Hand, und glaubte schon ganz sicher, er werde den Spitzbuben erhaschen. Aber wie könnte wohl ein Unter-Kanonier einen Affen fangen? Der Kampf zwischen Beiden wäre ein Seitenstück zu der Fabel von dem Hasen und der Schildkröte. Jocko hatte den Kerl mit dem Seising ankommen sehen und saß schon auf der Boyleine des großen Marsmastes, so ruhig wie auf dem Zweig eines Kokusbaums, und wie wenn er die kühlende Seeluft auf seiner Geburtsinsel am grünen Vorgebirge einathmete. Von da stieg Jocko noch höher und spazierte mit der unbefangensten Miene an den Körben des großen Mastes entlang, bis er an das äußerste Ende des Fockmastes gelangte; dann, als ob er sich einen Scherz machen wollte, oder um seinen Verfolgern trotz ihrer Wuth noch Bewunderung abzunöthigen, machte er einen gefährlichen Sprung auf den Dirk des Besanmastes bis an das äußerste Hißtau. Dort blieb er sitzen und spottete der vergeblichen Jagd, die von hundert und funfzig Matrosen und Schiffsjungen gegen einen einzigen Affen angestellt wurde.

Die Matrosen sind nicht etwa die Leute, die eine Jagd so bald aufgeben; aber nach Verlauf einer Stunde mußten sie doch ihre Ermattung eingestehen, und Jocko erhielt einstimmigen Pardon. Der Bramstengen-Capitain jedoch kam zwei Tage darauf noch einmal mit dem Affen zusammen; er ließ es sich nämlich einfallen, mehr zum Scherz als aus Groll, Jocko ins Ohr zu kneifen; das Thier aber kehrte sich um, packte ihn am Daumen und biß ihn so heftig, daß er sich an den Doktor wenden mußte. Als der Wundarzt mich davon benachrichtigte, schien es mir doch, daß mein vierfüßiger Freund ein wenig zu keck werde, und daß man umgekehrt gegen ihn sich zu viel Freiheiten erlaube, und ich befahl daher, daß man ihn inskünftige in Ruhe lassen solle. Trotz dem fand Jocko noch Gelegenheit, den Sergeanten und den Flaggenjungen zu beißen; auch zeigte mir am folgenden Tage der Chirurg mit sehr mißvergnügtem Gesicht das Verzeichniß der Verwundeten. „Capitain", sagte er zu mir, „das ist denn doch ein wenig zu arg; sehen Sie, hier habe ich drei Verwundungen auf meiner Liste, woran diese höllische Bestie Schuld ist." „„Drei!"" erwiederte ich, selbst unwillig über meine eigene Thorheit, so wie über die Bosheit meines Affen, und in den Ton eingehend, den der Doktor angestimmt hatte, setzte ich hinzu: „„Man sende mir augenblicklich den Quartiermeister Black her."" Black erschien. „„Black"", sagte ich zu ihm, „„habt Ihr nicht für den Affen zu sorgen?"" „Ja, Capitain, Ihr habt es mir aufgetragen." „„Nun, warum laßt Ihr es zu, daß er die Leute auf dem Schiff beißt?"" „Ja, das kann ich nicht verhindern, bester Herr." „„Nicht? nun wohlan, so macht ihm das Garaus. Da ist der Affe gerade auf der Gallerie des Schiffsraumes; werft ihn ins Meer. Ich will nicht, daß das Schiffsvolk der Gefahr ausgesetzt seyn soll, von einem Affen verwundet oder getödtet zu werden. Ins Meer mit ihm, sage ich.""

Der Quartiermeister begab sich auf die Gallerie und ergriff das erschreckte Thier; der arme Jocko schien seinerseits das ihm bevorstehende Schicksal zu ahnen, denn er streckte seine Arme gegen die entblößte Brust des Matrosen aus, als ob er ihn um Mitleid flehen wollte. Der alte Quartiermeister konnte sich kaum die Thränen verhalten und warf mir unter seinem Strohhut hervor einen bittenden Blick zu, während ich, noch ärgerlich über den halb offiziellen Vorwurf des Doktors, auf dem Verdeck auf und nieder ging. Da ich bemerkte, daß er mir etwas sagen wollte, so fragte ich ihn endlich, ob es sich um einen Vorschlag in Betreff seines Freundes Jocko handelte? Meine Frage deutete schon auf eine Frist hin, und ich sah die Stirn des alten Matrosen sich aufheitern; er zauderte eine Weile, murmelte etwas in den Bart und sagte dann: „Das Alles, lieber Herr, rührt von seinen beiden großen Zähnen her; wenn man ihm diese ausrisse, würde er sanft seyn wie ein Lamm." „„Wahrhaftig, Black"", antwortete ich, „„ich will ja weiter nichts, als daß die sämmtliche Schiffsmannschaft nicht am Ende der Reihe nach durch die Schuld Eures verdammten Affen auf die Liste der Verwundeten komme; wollt Ihr ihm also lieber seine beiden abscheulichen Hauer ausreißen, so willige ich ein, daß er am Leben bleibe.""

Nie wurde vielleicht eine Begnadigung von den Freunden des Verurtheilten mit innigerer Freude aufgenommen, als diese Strafmilderung von den Kameraden Sankt-Jago's. Selbst die Marinesoldaten, so eingenommen sie auch gegen ihn waren, gaben ihr Vergnügen zu erkennen, und ich hörte meine Kajüten-Schildwache sagen: „Ich wußt' es wohl, daß der Capitain seinen Affen zu sehr in Ehren hält, um ihm ein Leid widerfahren zu lassen." Kein Leid! Je nun, ich weiß in der That nicht, ob der arme Jocko den Ausweg für eine Gunst ansah. Uebrigens schienen seine Freunde in großer Verlegenheit, wie sie die Bedingung vollziehen sollten, unter der ich ihn von der Strafe des Ertränkens freigesprochen hatte, denn ich sah sie sehr ernstlich Rath pflegen, auf welche Weise man am besten dem Affen die Zähne ausreißen könnte. „Wer soll ihn halten?" sagte der Eine. Keine Antwort. Es war eine Wiederholung des alten Mährchens, wo es sich darum handelt, der Katze die Schellen anzuhängen, und keine Ratte an Bord war so dreist, an einem wohlgewachsenen Affen, der als bissiges Thier seine Kinnlade gewiß zu vertheidigen wußte, diese Probe zu versuchen.

„Nehmen wir selbst an", sagte der Hochbootsmann, „daß wir das arme Thier knebeln könnten, wie dann diese ungeheuren Zähne ausreißen, ohne in Gefahr zu kommen, daß wir ihm sein ganzes Gebiß zerbrechen?" Neues Stillschweigen. „Ich glaube", rief endlich ein Matrose, „daß der Gehülfe des Wundarztes, ein gefälliger junger Mann, uns hierin rathen wird." Es wurde nun eine Deputation von Freunden des Affen an den Wundarztgehülfen mit der unterthänigen Bitte abgesandt, er möchte seine chirurgische Weisheit zum Besten geben und das Gebiß, vielleicht das Leben eines der ergötzlichsten Vagabunden im Dienst Sr. Majestät des Königs von Großbritanien retten.

Glücklicherweise war der Wundarztgehülfe keiner von jenen kleinen eben so dummen als unwissenden Quacksalbern, die das Aushängeschild ihres Gewerbes ihrer vermeintlichen Würde als Beistand beifügen zu müssen glauben. Er war im Gegentheil ein junger wohlunterrichteter Mensch; er hatte eben ein Glas Grog eingeschlürft, und die Deputation traf ihn daher bei sehr guter Laune. „Hat es große Eile?" fragte er. „„Ja, mein Herr"", erwiederte der Sprecher des Trupps; „„es ist keine Zeit zu verlieren, denn der Capitain tobt und sagt, wenn wir dem Affen nicht die Zähne ausreißen, so ließe er ihn vor Ablauf einer Stunde ins Meer werfen."" „Ausreißen ist nicht das rechte Wort, mein Lieber; ausziehen heißt es; aber das thut nichts, ich will Euch folgen." Und in wenigen Minu-

ten sahen wir den jungen Aeskulap anlangen. „„Einen Augenblick noch, meine Lieben"", rief er, „„wie soll ich das Thier operiren, wenn man es nicht hält? Und wer wird es halten!"" „Ich will es schon fassen", sagte der Eine. „Und ich auch, ich auch", versetzten die Anderen. Aber man hatte in der Eil vergessen, daß das Ding doch so leicht nicht sey. Jocko vermuthete beinahe, was ihm bevorstand, und sträubte sich so, daß die Matrosen alle ihre Kräfte aufbieten mußten, während der junge Doktor lachend wiederholte, daß er bereit sey, sobald nur der Patient geruhen wolle, sich der Operation zu unterziehen. Der Zufall wollte, daß am Abend vorher ein Windstoß unser Vorstagsegel zerrissen hatte, und die Arbeiter, die es durch ein neues ersetzen wollten, hatten gerade nach Segeltleinwand geschickt. Ein Matrose sah das Packet vorübertragen und sagte: „Warum wickeln wir nicht Jocko wie eine Mumie in das alte Segel? So, sagt man, machten es die Aegypter zu Mosis Zeit mit ihren Lieblingskatzen." Dieses historische Citat wurde angewandt und der unglückliche Sankt-Jago del Cabo Verde dermaßen eingewindelt, daß man von seiner ganzen Person nichts als das kläglich verzerrte Gesicht sehen konnte. Unterdessen hatte der Doktor Zeit gehabt, zu bedenken, daß es eine unnütze Grausamkeit seyn würde, Jocko die beiden Zähne auszuziehen, und daß es hinreichte, wenn man die Spitzen derselben abbräche. Er nahm also anstatt des Hebe-Instruments ein Paar Brecheisen, und es gelang ihm, dem Affen das Beißen für immer abzuschneiden, ohne ihm großes Leid anzuthun. Aber das Thier gerieth nichtsdestoweniger darüber in fürchterliche Wuth, und kaum von dem Segeltuch befreit, welches ihm den Gebrauch seiner Pfoten raubte, stürzte er auf die Luken zu; hier traf er gerade den schon einmal gebissenen Sergeanten und packte ihn an der Hand, um ihn abermals zu beißen. Der Soldat schwang instinktmäßig sein Rohr, aber man rief ihm zu: „Halt, halt; Jocko kann nicht mehr beißen; schlagt ihn nicht!" Und in der That, Sankt-Jago mochte drücken, so viel er wollte; er war nicht im Stande, in die schwielichte Faust des alten Veteranen einzudringen, und ließ sie endlich fahren, um sich unter dem Gelächter des Schiffsvolks voller Schaam in einen Winkel zu verkriechen.

Als wir nach England zurückgekehrt waren, schenkte ich meinen Affen dem Hochbootsmann, der ihn vor einer Versammlung von Neugierigen im Hafen so viel Possen reißen ließ, daß ein Jude ihm eine beträchtliche Summe für das Thier bot; das Anerbieten war zu lockend, und Sankt-Jago wechselte seinen Herrn nochmals. Der Jude machte dabei ohne Zweifel nur eine Handelsspeculation und behielt den Affen gewiß nicht lange, so daß derselbe endlich von Spekulanten zu Spekulanten nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder in seine Londoner Menagerie zurückkam. Einige Zeit nachher begleitete ich einige Freunde zu Herrn Croß, und wir belustigten uns daran, die verschiedenen Thiere in ihren Kajüten zu betrachten, als plötzlich ein Affe hinter den eisernen Stangen des seinigen einen solchen Lärm machte, daß alle Welt aufmerksam wurde, unter Anderen auch der Wärter der Menagerie. „Dieses Thier scheint Sie zu kennen, mein Herr", sagte er zu mir; und als ich näher getreten war, erkannte auch ich wirklich meinen Scheim von Affen, der mir eine freundschaftliche Grimasse schnitt. Ich muß gestehen, daß ich beim Anblick seiner abgebrochenen Zähne einige Gewissensbisse fühlte, um so mehr, als das arme Thier mir seine Pfote mit den Zeichen vollkommener Aussöhnung hinreichte.

Ein anderer von meinen Affen endete tragischer und in einem anderen Theile der Welt. Ich kommandirte die „Lyra", und auf unserer Rückkehr von China berührten wir auf der Reise nach Kalkutta die Philippinischen Inseln, wo ich unter anderen Thieren auch einen als großen Reisenden berühmten Affen erhandelte; man versicherte uns nämlich, er sey auf Teneriffa geboren, in Kadix erzogen und habe den stillen Ocean, Lima, Akapulko, Manilla und wer weiß was gesehen. Wir ließen ihn seine Reise um die Welt vervollständigen, indem wir ihn nach Malakka und Pulo Penang, nach Bengalen, Kalkutta, Madras, Isle de France, nach dem Cap und endlich nach St. Helena, zu der Zeit, als der große Kaiser dort residirte, mitnahmen.

Dieser merkwürdige Affe unterschied sich von dem Ersteren, dessen Abenteuer ich oben erzählt habe, durch seine besondere Vorliebe für die Marinesoldaten, die ihn gern liebkosten und sogar seine Neigung für sie benutzten, um den Matrosen hin und wieder einen Streich zu spielen; indeß diese Letzteren trösteten sich immer damit, daß sie einst die Schuld mit sammt den Zinsen würden abtragen können.

Alle Sonntage früh werden die Schiffsmannschaften auf beiden Seiten des Verdecks divisionsweise in Schlachtordnung aufgestellt, jeder Soldat und Matrose rein gekleidet und rasirt, namentlich aber die Soldaten, welche dann mit dem Staat ihrer rothen Uniform zu glänzen suchen. Wenn Alle zusammen sind, mustert der Capitain die Leute und ihre Waffen. Als ich nun eines Tages so durch die Reihen schritt, ohne den geringsten Makel entdeckt zu haben, stand ich mit einemmal vor einer Gestalt still, deren erster Anblick mich in Verlegenheit setzte. Es war unser Affe, der große Reisende, als Marinesoldat gekleidet und als Schildwache vor die Gallerieleiter postirt. Seine Uniform war ganz vollständig, und unter den Kinnbacken hatte man ihm eine Binde aus Pumpernickel befestigt, die so steif und prall war, daß er den Kopf nicht rühren konnte. Kinn und Backen waren rasirt; nur einen Schnauz- und Backenbart hatte man ihm stehen lassen. Der Schwanz vollendete das Komische in der Physiognomie dieses neuen Rekruten, den man an den Ellbogen festgebunden hatte, während an seiner linken Schulter eine Schiffspistole anstatt der Flinte befestigt war.

Bei meiner Annäherung zitterte der Affe an allen Gliedern, und ich konnte kaum das Lachen unterdrücken; meine Matrosen aber sahen sich einander mit ernsten Mienen an, weil sie noch nicht wußten, wie ihr Vorgesetzter diesen Scherz aufnehmen würde; indeß ich ließ es im Vorbeigehen bei den Worten bewenden: „Dem Reisenden sollte man nicht dergleichen Streiche spielen; man gebe ihm die Freiheit wieder." Sogleich nahm ein Matrose sein Messer heraus, zerschnitt den Strick, der den Spanischen Affen fesselte, und ließ ihn laufen. Aber zum großen Unglück für den Anstand der Offiziere und der Mannschaft schlupfte Jocko an die Seite der Marinesoldaten und stellte sich gerade vor die Front des Corps, ohne zu ahnen, wie lächerlich er seine Freunde dadurch machte. Indeß auch diese konnten sich das Lachen nicht verbeißen, und ein allgemeiner Ausbruch der Lust beschloß diese Parade.

Ein paar Tage darauf bemerkte unser Affe, der sich noch immer das Kinn kratzte, daß der Schiffs-Arzt eine chemische Mischung vernahm; wißbegierig, wie es ein solcher Reisender nicht anders seyn kann, schlich er sich heimlich ins Laboratorium und sah sehr aufmerksam zu, wie der Arzneiteig bereitet wurde. Als der Doktor eben seine Mischung in fünf Stücke getheilt hatte, aus deren jedem zwölf Pillen geformt werden sollten, rief ihn Jemand ab, und er begab sich nach der Luke hin. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, so sprang der Affe auf das Präparat los, steckte das Ganze in seine Backentaschen, lief davon und setzte sich auf eine Raa, um daselbst seine Beute mit Muße zu kosten. Im ersten Augenblick ärgerte sich der Doktor über den Diebstahl, im zweiten aber zitterte er für das Thier, das im Begriff war, sich mit der Medizin zu vergiften. Er rannte auf das Verdeck, in Hemdeärmeln, ohne Hut, seine Spatel in der Hand, zum großen Aergerniß des wachthabenden Offiziers.

„Ergreift den Affen", schrie der Doktor, „und nehmt ihm den gestohlenen Teig aus dem Munde." Die Matrosen aber lachen und glauben, der Doktor sey von Sinnen. „Lacht nicht", rief der gutherzige Arzt, „der Affe hat mehr als hundert Gran Kalomel zwischen seinen Zähnen, und wenn man sie ihm nicht herausnimmt, muß er bersten." Jocko hatte wirklich eine solche Dosis Kalomel gestohlen. Endlich verstand man den Doktor, und Alles läuft auf den Affen zu; der Dummkopf aber verschlang als erste Portion 24 Gran Kalomel und sprang dann auf die Bramstenge, wo er abermals 24 Gran hinunterschluckte. Man verdoppelt die Anstrengungen, um sich seiner zu bemächtigen; aber in dem Augenblick, wo ihn der Hochbootsmann am Schwanz erwischte, schlang er die letzte Dosis Kalomel herunter.

Alle Gegenmittel, die wir zur Hand hatten, wollten nichts helfen; Jocko starb unter schrecklichen Qualen. Zuerst verlor er den Gebrauch seiner Glieder; dann wurde er blind, hierauf gelähmt; endlich nach Verlauf von vier Stunden befand er sich in einem solchen Todeskampf, daß ich eine Handlung der Menschlichkeit zu thun glaubte, indem ich befahl, seinen Martern ein Ende zu machen und ihn ins Meer zu werfen. Dieser Befehl wurde vollzogen. Wir hatten gerade guten Wind und maßen sieben bis acht Knoten in einer Stunde. Bald darauf trat eine Windstille ein, und am anderen Morgen drehte sich der Wind nach Osten und verschlug uns über funfzig Meilen von dem Punkt zurück, nach dem wir steuerten. Wir mußten daher ziemlich lange in See bleiben und sahen uns genöthigt, unseren täglichen Bedarf an Wasser und Speisen sehr zu vermindern. Die Matrosen wollten nun durchaus behaupten, unsere Reise wäre glücklich fortgegangen, wenn wir den Affen hätten sterben lassen, statt seinen Tod durch Ertränken zu beschleunigen. Ich hatte diesen Aberglauben nicht gekannt und gedacht, er gelte nur von den Katzen.

Bibliographie.

A compendium of naval architecture. (Kompendium der Schiffsbaukunde.) In Fragen und Antworten arrangirt von Rev. Bindley. Devonport.

Sermons for sunday evenings. (Predigten für die Sonntags-Abende.) Von C. Wilson.

A familiar illustration etc. (Leichte Unterweisung in der Astronomie und im Gebrauche der Globen.) Von W. Newton.

Mannigfaltiges.

— Der Stich der Tarantel. Als Capitain Skinner auf seinen Reisen über den Himalaya in die Nähe des Dorfes Tuki kam, bemerkte er von einer Anhöhe, daß alle Bewohner, die sich versammelt hatten, um ihn und sein Gefolge zu empfangen, mit der größten Lebhaftigkeit und auf die drolligste Weise hüpften und tanzten. Sie schlugen dabei an verschiedene Stellen ihres Körpers und schnitten so possirliche Fratzen, daß Skinner vermuthete, es sey dies ein Nationaltanz, womit man seine Ankunft feierte; allein kaum waren die Reisenden dem Haufen näher gekommen, als auch sie die Tanzlust wie ein Wirbel ergriff und alle jene Gebehrden nachzumachen zwang. Skinner dachte an die elektrischen Aale eines Afrikanischen Flusses und glaubte dieses Phänomen hier wiederzufinden; allein das Räthsel löste sich bald. Sie waren in den Bereich des giftigen kleinen Insektes gekommen, das unter dem Namen Tarantel bekannt ist. Es ist eine unscheinbare Wespe, schwerlich größer als eine Sandfliege, mit grünem Körper und ein paar unbarmherzigen Scheeren. Ihre Stiche lassen jedes Mal schwarze Fleckchen zurück. Es ist lustig anzusehen, wie ein geschäftig dasitzender Mensch urplötzlich aufspringen und auf seinen Körper losschlagen muß. Dann arbeitet er weiter; aber nach kurzer Pause kommt es zu neuen Sätzen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Freitag den 7. September 1832.

Frankreich.

Mémoires de Louis XVIII. (Denkwürdigkeiten Ludwigs des Achtzehnten.) Vierter Theil*).

Wir haben bereits in einer früheren Nummer dieser Blätter unsere Zweifel gegen die Aechtheit der vorliegenden Memoiren ausgesprochen, eine Ansicht, zu der sich auch das Journal des Debats bekannt hat. Doch läßt es sich nicht verkennen, daß der Verf. hier und dort aus Quellen geschöpft haben müsse, die nicht einem Jeden zugänglich sind, und wenn es wahr ist, daß ein berühmter Französischer Diplomat in London dieselbe Ansicht geäußert hat, so möchte diese Compilation auch für den Geschichtsforscher nicht ganz ohne Ausbeute seyn.

Der vierte Theil beginnt die Geschichte der Revolution und umfaßt wenig mehr als das erste Jahr derselben. Es ist interessant, diese vielbesprochenen Begebenheiten einmal aus einem anderen Standpunkt anzuschauen, als es gewöhnlich geschieht, nämlich aus der Perspektive des Hofes. Anstatt daß wir sonst wohl das Volk von Paris und Versailles und die Nationalversammlung im Vorgrunde erblicken, so wird in dem Gemälde, das in diesen Denkwürdigkeiten nicht selten mit Geschicklichkeit entworfen ist, der Hof mit seinen Umgebungen in den Vordergrund gestellt, die Nationalversammlung aber und das Volk von Paris und Versailles bilden den dunkeln unheilschwangern Hintergrund — eine Gruppirung, die künstlerisch gewiß höchst wirksam ist. Die Hauptfiguren sind der Graf von Provence und der Herzog von Orleans. Der erste führt seine vermittelnde Rolle zum Theil mit edler Resignation durch; aber die Enthüllung der geheimen Intriguen des Herzogs von Orleans geschieht mit so unaufhörlich wiederholtem gehässigen Detail und so unverbeienen Anspielungen auf die Zustände des jetzigen Frankreich, daß man die Feindseligkeit gegen die Regierung Ludwig Philipps nicht verkennen kann, die bei der Bearbeitung dieses Werkes vorgewaltet hat. Wir theilen als Proben die Schilderung der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober mit.

„Was thaten wir während dieses Tumultes im Innern des Schlosses? Ich hatte mich mit Madame und der Prinzessin Elisabeth vereinigt, und wir warteten bei der ersteren die Ereignisse und die Befehle des Königs über die zu ergreifenden Maaßregeln ab. Eine Aufforderung der Königin beschied uns in ihre Gemächer. Wir fanden sie mit ihren beiden Kindern, ruhig und fest inmitten des Sturmes, nicht für sich, sondern lediglich für die Ihrigen besorgt. Die Königin behielt die Besonnenheit, als jeder Andere schon den Kopf verloren hatte, dachte an Alles, sah Alles voraus und zeigte sich mit einem Worte in ihrem wahren Lichte. Von allen Seiten empfingen wir die Nachricht, daß die Verschworenen (die Partei des Herzogs von Orleans) die Ausführung ihres Planes beeilten. Sie ließen uns auf offiziellem Wege den Rath ertheilen, die Flucht zu ergreifen. Der Marquis von Barbantane, dem Herzoge von Orleans durchaus ergeben, und welchen ich bis dahin aus Rücksicht auf seine Familie mit Auszeichnung empfangen hatte, verließ nach der Ankunft des Pöbels die Versammlung und suchte mich im Schlosse auf..... Ich wußte bereits, was er „von den Laternen" in der Nationalversammlung geäußert hatte, ignorirte es aber und ging ihm mit der Frage entgegen: Was bedeutet mir Ihre Gegenwart? — Nichts Gutes, Monseigneur, der Tag ist kritisch, und ich komme hierher, um zu verhindern, daß er ein tragisches Ende nehme. — Ich höre Sie an, antwortete ich mit kaltem Blute, was ihm mißfiel. — Ich muß Ihnen sagen, Monseigneur, daß Sie vielleicht morgen nicht mehr sind, wenn Sie, der König und die Königin nicht heute Nacht noch abreisen. Die Menge umlagert das Schloß, sie läßt Geschrei nach Tod vernehmen, und nur ein kluger Rückzug wird ihr das Verbrechen ersparen können, das sie gegen die Königliche Familie im Sinne hat. — In unserer gegenwärtigen Lage ist es besser, in Versailles zu sterben, als auf irgend einer Heerstraße ermordet zu werden. Ich weiß nicht, was der König thun wird; was mich betrifft, so weiß ich, was ich der Monarchie schuldig bin, und ich werde es nicht vergessen. — Herr von Barbantane verwickelte sich in Versicherungen seines Eifers und seiner Anhänglichkeit und sagte mir, daß der nächtliche Angriff der Wüthenden mich nicht mehr als die Uebrigen verschonen werde; daß ein Rückzug von wenigen Stunden, nach Chartres oder Rambouillet, keine Flucht aus dem Königreiche sey; daß es weise sey, der Gefahr auszuweichen, wenn man nicht Kraft genug habe, ihr zu begegnen; mit einem Worte, er suchte mich auf jede mögliche Weise zu überreden, aber ich blieb unerschütterlich und entließ ihn sehr mißvergnügt. Ich kehrte zu meiner Tante zurück, der ich Alles erzählte, was dieser Sendling des Herzogs von Orleans mir eben gesagt hatte. Die Prinzessin antwortete mir: „Es ist möglich, daß Ihr Leben gefährdet ist, wenn Sie diese Nacht in Versailles bleiben; aber gewiß ist, daß Ludwig XVI. seine Krone verliert, wenn er heimlich abreist." Die Alternative war grausam, wir blieben gleichwohl in der Gewalt unserer Feinde. Wenn das Verbrechen nicht ausgeübt wurde, so hat die Vorsehung uns beschützt; denn alle menschliche Voraussicht war gegen uns. Ich kehrte augenblicklich zur Königin zurück, der man eben ein anonymes Billet übergab, das ungefähr so lautete:

„Madame! Ein treuer Freund glaubt Ihnen anzeigen zu müssen, daß Mirabeau und Pétion heute Abend oder spätestens morgen früh darauf antragen werden, Sie in Anklagestand zu versetzen. Sie werden durch zügellose Banden unterstützt werden, die in jedem Augenblick in Paris ankommen. Vermeiden Sie es, in ihre Hände zu fallen; ich kenne nur zu gut das Schicksal, das Ihnen bevorsteht. Auch der König muß sie fürchten; er ist verloren, wenn er in Versailles bleibt; denn es ist die Absicht der Anführer dieser Elenden, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen."

Es war dies nicht einer jener anonymen Rathschläge, die eine schüchterne oder verschwiegene Freundschaft uns ertheilt. Mir war es leicht, den geheimen Zweck dieses mir von der Königin mitgetheilten Briefes zu errathen; es war der nämliche, der den Marq. v. Barbantane zu mir geführt hatte. Eben so ertheilt der König Rathschläge, bald drohend, bald von treuer Liebe eingegeben; wir kamen gleichwohl überein, nicht nachzugeben. Wie dem auch seyn mag, jede Minute vergrößerte die Gefahr; Versailles war von den immer neu zuströmenden Mörderbanden überschwemmt, und wir waren ohne Vertheidiger. Der Graf von Estaing war verschwunden, er schwankte zwischen Ludwig XVI. und dem Herzog von Orleans*); der Marquis von Lafayette setzte sich über seine Aufgabe, uns zu vertheidigen, hinweg; das Regiment Flandern hatte uns, gänzlich verführt, verlassen; die Schweizer waren zweideutig, und die unglücklichen Gardeducorps, getrennt und zu gering an Zahl, schienen die bestimmten Opfer der Volkswuth.

Die Nacht rückte vor. Marquis von Lafayette erklärte, man könne ruhig schlafen, die Maaßregeln zur Aufrechthaltung der guten Ordnung seyen genommen, und übrigens wolle das Volk den Frieden. Jeder von uns begab sich in seine Wohnung, sehr unruhig über die Folgen des eben verlebten Tages. Die Orleanisten, weit davon entfernt, Ruhe zu suchen, begaben sich mit dem Herzog in die Kirche Saint-Louis, und da wurde beschlossen, daß man sich um jeden Preis der Königl. Familie entledigen müsse, da sie darauf bestehe, in Versailles zu bleiben. Aber dies Verbrechen war leichter auszudenken, als auszuführen. Der Pöbel hegte, obgleich sehr aufgeregt, gleichwohl keinen Haß gegen Ludwig XVI. und mich; ja, er mißhandelte die, welche ihm den Vorschlag machten, unser Leben zu gefährden. Anders stand es um die Königin, die man schon seit langer Zeit nicht mehr liebte. „Sey's denn um die Oesterreicherin!" rief der Herzog von Orleans aus, als man ihm die Gesinnungen des Pöbels hinterbrachte, und demgemäß wurde das Zeichen gegeben. Aus diesem Grunde richtete sich seit dem 6. Oktober der Angriff mit so vieler Erbitterung auf das Gemach der Königin, die ohne die heroische Ergebenheit des Gardeducorps Meomandro in Stücke gehauen worden wäre:

Meine Feinde haben die Wahrheit ausgesagt, daß ich in dieser Nacht des Schlafes für Hrn. v. Lafayette kein Auge zuthat; denn ich blieb angekleidet auf einem Lehnstuhl, um beim ersten Lärmzeichen bereit zu seyn. Madame wollte mich nicht verlassen, und wir leisteten uns eine traurige Gesellschaft, indem wir in jedem Augenblick Flintenschüsse und drohendes Pöbelgeschrei vernahmen. Ich schickte häufig Boten nach Erkundigungen aus, und Alles ließ mich glauben, daß ein blutiger Auftritt vorbereitet werde. Gleichwohl wurden wir verschont; die Königin allein war in großer Gefahr, und Gott weiß, wie wenig diese unglückliche Fürstin sie verdiente.**) In

*) Siehe Nr. 22 des Magazins.

*) Von diesem heißt es Pag. 244: „Offenbar war es, daß der Herzog von Orleans Regent oder Stellvertreter des Königs werden mußte, um sich desto leichter der Krone bemächtigen zu können."

**) An einer anderen Stelle dieser Memoiren heißt es über Marie Antoinette: „Die Königin, ich wiederhole es mit Bedauern, verstand ihre Stellung nicht; sie erkannte nicht die Ohnmacht der mit ihr verbundenen Partei, jener seit dem Anfange des Jahres bei allen Gelegenheiten überwundener

unaussprechlicher Angst hörten Madame und ich den Lärm, der bei Tagesanbruch im Schlosse stattfand. Obgleich weit genug von den Gemächern der Königin entfernt, war uns doch verdächtig, was dort vorging, und da ich gleichfalls ein Hinderniß der Orleanistischen Plane war, so ahnte ich das Loos, das mir bereitet werde. Meine Leute verbarrikadirten deshalb alle meine Thüren, um mich gegen die Gefahr zu waffnen. Durch einen geheimen Ausgang schickte ich den lieben d'Avaray zum König, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, an seiner Seite sterben zu dürfen, und, ohne Antwort abzuwarten, ging ich, in Begleitung von Madame, die, voll einer bewundernswürdigen Resignation, mich nicht verlassen wollte, zu meinem Bruder. Bei den ersten Worten meines Abgesandten unterbrach ihn der König und verbot mir, zu ihm zu kommen: „Vergißt man ihn, desto besser! Vielleicht ist er bestimmt, die Monarchie zu retten.“ Prophetische Worte, deren Anwendung ich später fand, mit einiger Hoffnung, sie zu erfüllen. Zur selben Zeit schickte mir Ludwig XVI. den Herzog v. Villequier, der ihn in diesem gräßlichen Augenblicke nicht verlassen hatte, um mir den Befehl Sr. Majestät zu wiederholen. Ich fügte mich mit Schmerz und kehrte in meine Gemächer zurück. Unverzüglich begab ich mich zu meinen Tanten, die mehr als einer von uns in Unruhe waren; aber sie zitterten nicht für sich selbst, sondern für den Rest der Familie. Ich fand sie im Gebet mit dem Bischof von Evreux, ersterm Almosenier von Madame Victoire. Wir blieben mehrere Stunden zusammen, die mir niemals aus dem Gedächtnisse schwinden werden. Die Gefahr der Königin war groß; doch draugen die Mörder nicht bis in ihr Schlafgemach, obgleich es fast in allen Berichten über diese fürchterlichen Tage erzählt worden ist. Sie flüchtete sich bei Zeiten zum König, welcher sie in die kleinen Gemächer führte, deren Ausgänge nur den Bewohnern des Schlosses bekannt waren. Dort erwartete sie mit ihren Kindern den Rückzug jener rasenden Menge, der gegen sieben Uhr des Morgens stattfand.

Zehn Personen mindestens haben ausgesagt, daß sie den Herzog von Orleans mitten unter dem Volkshaufen gesehen hätten, wie er auf die Gemächer der Königin deutete. Er hat es geläugnet, und, die Wahrheit zu sagen, dies ist das Beste, was er thun konnte. Wie dem auch seyn mag, er gab sich während des 5ten und in der folgenden Nacht eine unendliche Mühe, um die Verschwörung gelingen zu machen. Aber er wurde schlecht unterstützt. Die blinde Wuth des Volkes warf sich auf die Gardeducorps, und so verfehlte der Herzog seinen Hauptzweck, die Königliche Familie und die ihrer Pflicht annoch treuen Deputirten zu ermorden. Der Pöbel that mehr; er wollte unsere Flucht verhindern und uns nach Paris abführen. Wer aber glaubt, diese Maaßregel sey von den Verschwörern ausgegangen, der irrt sehr; sie verursachte ihnen vielmehr lebhaften Verdruß, denn wirklich waren wir sicherer in Paris als in Versailles.

Um acht Uhr erhielt ich eine Einladung des Königs. Meine Tanten gingen voraus zur Königin, auch Madame kam mir zuvor. Als Ludwig XVI. mich erblickte, reichte er mir die Hand und sagte: — Der Tag und die Nacht sind sehr grausam gewesen, und Gott weiß, was uns heute noch bevorsteht. — Was denken Sie zu thun, Sire? fragte ich, nachdem ich meinen Bruder meinerseits von all' der Angst unterrichtet, die ich ausgestanden. — Das Volk wünscht, daß ich nach Paris gehe; ich bin es zufrieden. Wir werden ruhiger in den Tuilerieen seyn, als hier; es ist dort eine kräftige Verwaltung und eine zahlreiche Bürgergarde, dies ist unserer jetzigen precären Lage vorzuziehen. — Ich billigte die Ansicht des Königs, und er fuhr fort: Die Königin ist nicht meiner Meinung; aber kann ich als Herr nach meinem Willen handeln? Hier bleiben wollen, hieße unsern jetzigen Zustand verlängern, und in diesem Falle müßte man eine bestimmte Partei ergreifen.

Der unglückliche Monarch! Das war seine größte Besorgniß, und sie richtete ihn zu Grunde. Diese traurige Unentschlossenheit, die Grundlage seines Charakters, führte die blutige Katastrophe herbei, die sein Leben endete, und die lange Reihe von Verbrechen, welche der Restauration vorangingen. Eine Partei ergreifen! War dies so schwer? Bis dahin war es möglich gewesen, die Wuth der Anarchisten zu besiegen, weil sich der König noch nicht erklärt hatte und er immer noch die Partei des Volkes der Hofpartei vorziehen konnte. Aber vom 5ten und 6ten Oktober an, wo er vom niedrigsten Pöbel beleidigt worden war, wo man die Königin verfolgt hatte in der offen ausgesprochenen Ansicht, sie zu tödten, wurde es unumgänglich nothwendig, daß Ludwig XVI. seinen Willen erkläre, und daß er sich nicht so tief erniedrige, um in Gemeinschaft mit diesen Räuberhorden nach Paris zu gehen. Er durfte es verweigern, die Nationalversammlung hätte ihn unterstützt; zum mindestens mußte er erklären, daß er später, als König, nicht als Gefangener, seine Rückkehr ins Werk setzen werde. Was ich hier sage, ist nicht die Meinung, die ich zu jener Zeit aussprach, und man wird dies ohne Mühe begreifen. Ich spreche jetzt zu den Fürsten und gebe ihnen eine allgemeine Regel, wie sie sich zu benehmen haben; da ich aber den schwachen Charakter Ludwigs XVI. kannte, so mußte ich übereinstimmen, daß der Aufenthalt in Paris mehr Sicherheit darbiete, als der in Versailles, wo ähnliche Beleidigungen erneuert werden würden, ohne daß man sie würdiger abgewiesen hätte.

Als die Königin mich sah, sagte sie: — „Was sagen Sie dazu, mein Bruder? Herr von Lafayette hat diese Nacht geschlafen, aber der Herzog von Orleans hat gewacht, und wir ernten die Frucht ihres Schlummers und ihres Wachens. Wenn ich lebe, so verdanke ich's dem edlen Mecmandro! Man klagt mich an, daß ich es bin, die regiert; o, wenn ich frei wäre, ich würde mich lieber in Versailles tödten lassen, als hundert Tode dulden in Paris. Hören Sie dies Geheul? Hören Sie diese Elenden, Blutrunkenen? Das ist unser gutes Volk! Gestehen Sie mindestens, daß seine Art, uns seine Liebe zu bezeugen, höchst seltsam ist. — Doch, mein Herr, gehorchen wir dem Souverain, den wir als unseren Herrn anerkennen. Wir hätten, die Wahrheit zu sagen, ein minder widerwärtiges Mittel wählen können!“ Ich schwieg. Die Worte der Königin waren unglücklicherweise zu gegründet, als daß ich ihr hätte widersprechen wollen. Der König hörte auf seine Gegenvorstellung und gab die Befehle zur Reise mit einer Ruhe, die mir weh that. Wir stiegen in den Wagen und waren sechs Stunden unterweges. Diese sechs Stunden alterten uns um 10 Jahre. Ich fühle nicht die Kraft, die Beleidigungen zu beschreiben, deren Zielscheibe wir wurden, die Schreckensbilder, die wir zu ertragen hatten. Aber wir mußten den Beleidigungen und Drohungen Würde entgegen zu setzen, und unsere Feinde hatten nicht im mindesten die Freude, in unseren Zügen einen Anflug von Furcht zu erblicken. Wir gingen zuerst nach dem Stadthaus, wo die Königin sich so zeigte, daß sie Bewunderung erzwang. Ich führte den König nach den Tuilerieen zurück, dann begab ich mich mit Madame nach dem Luxemburg, und wir blieben dort bis zum Tage unserer Auswanderung.“

Wir theilen schließlich noch ein Aktenstück mit, das, wenn es ächt ist, zu den wichtigsten gehört, die uns dies Buch wörtlich mittheilt, nämlich ein Schreiben Katharina's der zweiten an Ludwig XVI.

„Mein Herr Bruder!

Es giebt Fälle, die von der gewöhnlichen Regel abweichen, und die deshalb auf außergewöhnlichem Wege behandelt werden müssen; dahin gehört, was gegenwärtig in Frankreich vorgeht, und was, wie ich glaube, unmöglich mit Ihrer Einstimmung geschehen kann. Der Graf von Artois, Ihr Bruder, schreibt mir, um mich zu versichern, daß Sie seit dem 14. Juli d. J. nicht mehr Ihrer Freiheit genießen, und daß die Gewalt allein Ihnen die Einwilligung zu den Akten, die Sie unterschrieben haben, abnöthigen konnte. Er drängt mich, Ihnen zu Hülfe zu kommen, er provozirt eine Vereinigung der Europäischen Mächte, um Sie der Gefangenschaft zu entreißen, in welcher übermüthige und strafbare Unterthanen Sie halten. Ich möchte gern glauben, daß ihr Wille wirklich nicht frei ist, wenn ich nicht bedächte, daß Sie bis zu diesem Tage nichts gethan haben, um zu beweisen, daß, was in Ihrem Königreich geschieht, wider Ihren Willen geschehen sey. Weit davon entfernt, haben Sie weder mit den Waffen, noch mit Worten Widerstand geleistet, Sie sind Allem beigetreten, was man Ihnen vorgeschlagen hat, obgleich es Maaßregeln sind, die alles Königthum untergraben. Sie haben augenblicklich eine Art von Volkssouverainetät anerkannt, weshalb die übrigen Monarchen Ihnen Rechenschaft abfordern könnten. Findet von Seiten der Nationalversammlung Gewalt statt, so ist sie doch mindestens nicht Ihrerseits gemißbilligt.“

„Um dieser Ungewißheit loszuwerden, in die mich die Protestationen des Grafen von Artois und Ihr Betragen versetzen, um positiv zu wissen, was ich von der Lage der Dinge in Frankreich zu halten habe, und wie ich in dieser Beziehung handeln soll, habe ich beschlossen, Ihnen direkt zu schreiben. Dieser Brief ist kein diplomatisches Aktenstück von einer Regierung an die andere, er ist an Sie von mir gerichtet er ist ein Pfand meines Freimuths, eine Probe meines guten Willens, Sie zu verpflichten und Ihnen, wenn meine Hülfe von Nutzen seyn kann, aus der Verlegenheit zu helfen. Ich erwarte von Ihnen allein die Belehrungen hierüber zu erhalten; sie werden für mich allein seyn, und ich werde sie nur nach Ihrem Gutdünken einem Anderen mittheilen. Ich bitte daher Ew. Majestät, mich ohne allen Rückhalt wissen zu lassen, ob Sie die Veränderungen, welche die National-Versammlung mit der Verfassung Frankreichs vorgenommen hat, billigen, oder nicht; ob Ew. Majestät, indem Sie die Beschlüsse billigen, welche die gegenwärtige Ordnung der Dinge umstoßen, mit ihrem Wissen in der vollen Ueberzeugung handeln, daß diese Veränderungen gut sind; ob Sie nicht vielmehr der Furcht vor der Usurpation Ihrer ganzen Machtvollkommenheit, vor Aufruhr und Bürgerkrieg nachgeben; ob ihre Person und ihr Wille vollkommen frei ist; ob Ihre Befehle ohne Hinderniß ausgeführt werden oder es werden würden; ob Sie sich, Sire, nach freier Wahl aus Paris nach einer anderen Stadt des Königreichs begeben können; ob Monsieur, der Graf von Provence, in seinen Bewegungen gleichfalls nicht beschränkt ist, und ob Gewalt ihn nicht zurückhalten würde, wenn er mit Ihrer Erlaubniß nach der Gränze abgehen wollte; endlich, ob sich die National-Versammlung der äußersten Mittel bedient, um zu ihren Beschlüssen die Königliche Bestätigung zu erhalten? Dies, Sire, sind die Fragen, die ich im Interesse Ihrer Person, Ihrer Familie und Ihrer Staaten an Ew. Majestät richte. Ein lebhaftes Verlangen, Sie zu verpflichten, die Erfüllung von Königspflichten gegen ein befreundetes Königthum und gegen uns Souveraine selbst, die wir nothwendig von dem Schlage mitgetroffen werden, der Ihren Thron trifft, wird mich bestimmen, wenn Ihre Antwort meine Furcht verwirklicht und die von denen des Prinzen von Condé bekräftigten Aussagen des Herzogs v. Artois bewahrheitet, alle Maaßregeln zu ver-

---

Coterie, welche die Erklärung vom 25. Juni nicht herbeiführen, die Vereinigung der drei Stände nicht verhindern und die Bastille nicht retten konnte, die das Volk zurückwies, und die der größte Theil des Heeres nicht vertheidigen wollte. . . . . Weit davon entfernt, sich diese traurige Wahrheit einzugestehen, verfolgte die Königin ihren Plan, Ludwig XVI. zum zweitenmale zu bewegen, Versailles zu verlassen.“ Der Verf. dieser Denkwürdigkeiten läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um den schädlichen Einfluß darzustellen, den Marie Antoinette auf die Entschließungen der Regierung ausübte, indem sie durch ihr geheimes Conseil, das nach der Emigration der Polignac's aus dem Hrn. v. Lavorte, Bertrand de Molleville, dem Cardinal von Larochefoucauld u. A. bestanden habe, die Maaßregeln des Königs und seiner Minister paralysirte. So soll sie es gewesen seyn, die durch geschickte Intriguen den Beschluß der National-Versammlung, daß keines ihrer Mitglieder in Konial. Dienste treten dürfe, hervorgerufen habe, um den Stolz Mirabeau's, mit dem sie eben damals unterhandelte, zu demüthigen und seine übertriebenen Forderungen zu mäßigen.

anlassen, welche dahin abzielen werden, Ihnen die Freiheit wiederzugeben und Ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, für das Beste Ihrer Völker zu sorgen, ohne daß man Sie dazu zwinge. Ihre Sache wäre alsdann die unsrige; aber bis zu Ihrer Antwort werde ich nicht handeln. Sollten Sie aber mit dem zufrieden seyn, was um Sie herum vorgeht, sollten die möglichen Folgen dieser Maaßregeln Ihnen keinen Schrecken einflößen, so würden Sie Herr seyn, sie anzunehmen; nur würden wir uns in diesem Falle versehen, damit solche Prinzipien den inneren Frieden unserer Staaten nicht stören."

„Ich hoffe, daß Ew. Majestät in diesem Schreiben nur die gute Absicht sehen werden, die es diktirt, so wie auch, daß Sie mir keine Aufklärung versagen werden, geeignet, meine Meinung über Frankreich aufzuklären. Ich wünschte auch zu wissen, was Monsieur denkt. Ich schreibe ihm nicht, denn er hat nie daran gedacht, mir zu schreiben, und eine Frau darf gegen einen Mann von Geist nicht zuvorkommend seyn."

„Der Königin von Frankreich den Ausdruck meiner aufrichtigen Anhänglichkeit und meine Wünsche für ihr Glück."

„Ueberdies bitte ich Gott, mein Herr Bruder, Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz zu nehmen! Katharina."

Der König antwortete der Kaiserin nicht freimüthig, ein zweideutiger Brief wurde mit Hülfe des Herrn v. Montmorin geschmiedet. Die Königin setzte sich dagegen mit Katharina von Rußland in eine mysteriöse Korrespondenz, die erst nach der Rückkehr von Varennes aufhörte, als sie fürchtete, sich zu sehr zu kompromittiren. —

Der fünfte und sechste Band dieser Memoiren ist nun ebenfalls bereits erschienen.

Bibliographie.

Essai etc. (Versuch über die Französische Revolution, seit 1789 bis zur Thronbesteigung Ludwig Philipp's von Orleans.) Von Hrn. v. Norvins. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Perfectionnement etc. (Zur Vervollkommnung der geographischen Studien.) Nebst 3 Karten. Pr. 1½ Fr.

Jérusalem délivrée. (Tasso's befreites Jerusalem.) Neu übersetzt von A. B. F. de l'Horme. Mit dem Italiänischen Texte. 4 Bde. Pr. 10 Fr.

Oeuvres complètes. (Horaz's Werke.) In 6 Sprachen: Lateinisch, Französisch, Spanisch, Italiänisch, Deutsch und Englisch. Sieben Lieferungen. Pr. jeder Lfg. 3½ Fr. Die erste ist bereits erschienen.

England.

Percy Byssche Shelley.

Eine biographische Skizze.

Der größte Theil der menschlichen Urtheile ist irrig; oft genügt es, um zur Wahrheit zu gelangen, gerade das Gegentheil von dem zu glauben, was die allgemeine Ansicht genehmigt und feststellt. Selbst über die Materien, welche von den größten Philosophen erörtert und auf alle mögliche Weise gleichsam durchgeschüttelt worden sind, findet man nichts seltener als eine gesunde Ansicht, ein vernünftiges Urtheil und einen vollkommen richtigen Gedanken. Wie sollte es auch anders seyn? Unsere Freunde, unsere Vertrauten, unsere nächsten Verwandten beurtheilen wir falsch, und wir werden dagegen auch von ihnen falsch beurtheilt. Die Gegenstände werden nicht allein, wenn ich mich so ausdrücken darf, von ihrer eigenen Dunkelheit bedeckt, sondern der Schleier unserer Leidenschaften und unserer Interessen verdoppelt diese Finsterniß; unsere Gewohnheit und unsere Neigungen vergrößern dieselbe; ein ungeheures Gewölk bildet sich, und eine Atmosphäre von Lügen umhüllt alle Dinge.

Der Atheismus des Spinoza ist zum Sprüchwort geworden. Dieser Mann, den die Idee von der Allgegenwart Gottes ganz eingenommen und berauscht hatte, ist als das Oberhaupt einer Schule betrachtet worden, welche den Glauben an Gott zu vernichten strebte. Von diesem Juden, der das höchste Wesen überall sah, hat man geschrieben und allgemein behauptet, daß er nicht an das höchste Wesen glaube. Sein tiefer und obwohl irriger, doch erhabener Pantheismus ist in eine gänzliche Verläugnung des Urstoffes verwandelt worden. Sein Fehler war, die Natur und den Menschen nicht von Gott zu unterscheiden, während man behauptet hat, daß er Gott aus dem Weltall auslösche. Man konnte die Abstractionen einer gränzenlosen, aber ungeregelten Frömmigkeit und eines blinden Glaubens, den der eigene Eifer verwirrt und verführt, nicht weiter treiben. Und doch hat dieser Mystiker für einen Atheisten gegolten.

Ein anderer Atheist derselben Art, das heißt, ein mystischer Pantheist hat vor nicht langer Zeit Anlaß zu großem Aergerniß gegeben. Percy Byssche Shelley, von dem Bannfluche der Orthodoxen getroffen, verließ freiwillig sein Vaterland. Er schloß sich in Italien an Lord Byron, gleich ihm verbannt, und starb vor dessen Augen.

Er war ein seltsames Genie, hatte einen glänzenden, aber unvollkommenen Verstand, ein durch die Unregelmäßigkeit, durch die Ausnahme und das Paradoxe verführten Geist; er war ein Dichter, den die pedantischen Formen der Englischen Sitten langweilten, ein Philosoph, der der Gemeinplätze unserer Schulen und unserer Gesellschaften überdrüssig war. Er hat sich aus Verachtung, aus Kühnheit, aus Ungestüm, aus Geschmack, aus Bedürfniß nach Neuheit, vielleicht nach Ruhm in bizarre Systeme, in unbekannte Theorieen, in unerforschliche Räume gestürzt. Er hat sich nicht mit dem ironischen, heftigen und widersprechenden Skeptizismus begnügt, dem Lord Byron so viel Beredsamkeit lieh. Er bedurfte einer weiten und unbestimmten Theorie, in die sich seine Einbildungskraft nach Gefallen versenken und in der seine Verehrung der Natur hinreichende Befriedigung finden konnte. Spinoza, algebraischer Pantheist, hatte durch a + b bewiesen, daß Gott überall sey, und daß der große Körper des Weltalls, von dem schöpferischen Athem belebt, ein Theil des göttlichen Wesens sey. Shelley, als metaphysischer Dichter, erschuf einen philosophischen und sentimentalen Pantheismus. Seine innere und tiefe Theilnahme an der belebten und unbelebten Natur verwandelte die Welt in ein Werk der Liebe, welche durch eine harmonische, geheime und immer gegenwärtige Macht unterstützt und ewig erhalten wird. Dies ist sein Atheismus. Er ist die Anbetung des Allmächtigen, den diese als eine allesbelebende Seele der Natur, als in allen Wesen existirend und athmend, betrachtet.

Aus welchem Prinzipe ging nun wohl jenes seltsame, aber glänzende und poetische System hervor, das die Freunde und Feinde Shelley's ihm als Verbrechen anrechneten? Nur aus seiner Frömmigkeit, deren Ueberspannung ihn irre leitete. Es lebte eine natürliche und tiefe Frömmigkeit in ihm; eine religiöse Zärtlichkeit, die sich auf Alles erstreckte, war so zu sagen der Grund seiner Seele, die Triebfeder seiner Gedanken. Sie zeigte sich in allen seinen Beziehungen zu seinen Nebenmenschen, zu der Natur, zu seinen Verwandten, zu seinen Freunden und zu seinen Feinden. Das Insekt im Walde und das Blatt der Pflanze waren für ihn mitlebende Wesen, Mitbürger, geliebte Brüder. Wenn er über den grausamen Gott spottete, dessen Bild die Priester erfunden hatten, so meinte er nicht den großen Lenker des Weltalls, sondern das tyrannische Götzenbild, Schöpfung der Unwissenheit und Dummheit, jenen barbarischen Gott, der so oft angerufen wird. Mit zu großem Unwillen gegen diesen Mißbrauch erfüllt, bemerkte Shelley nicht, daß die Menge, als sie sah, daß er das Götzenbild in Stücken zerschlug, seine Absicht verkannte und in ihm nur den Feind des höchsten Gottes erblickte. Unvorsichtig und ungestüm in der Aufstellung und Entwickelung seiner Paradoxen, verletzte er die Masse der Menschen weniger noch durch seine Ideen, als durch die kühnen Formen, womit er sie bekleidete. Wir wollen hier nicht seine Angriffs-Methode vertheidigen; wir wollen jene Ungeduld, jenen Zorn, jene Heftigkeit, jene feindselige Bitterkeit nicht entschuldigen, die sich darin gefällt, die gewöhnlichen Vorurtheile mit Füßen zu treten. Der wahre Philosoph betritt einen anderen Weg; er ist sanfter und mitleidsvoller gegen die Schwächen unseres Geistes. Er bewaffnet sich nicht mit einer so beständigen und so bitteren Unzufriedenheit und Verachtung; er ist wohlwollender bei der Verbreitung seiner Lehren, duldsamer in seinem Kampf selbst mit der Unduldsamkeit.

Ein großer Theil der Leiden und des Kummers, womit Shelley's Leben verbittert wurde, hatte keine andere Quelle. Aufrichtiger Freund der Natur, der Wahrheit, der Menschlichkeit, mit Eifer und mit einer Art Fanatismus an das Daseyn einer „großen idealen Ursache," wie er sie in seiner Sprache nannte, glaubend, ließ er sich durch eine geistige Leidenschaft, durch eine Wuth nach Paradoxen zu den excentrischsten Ideen und zu der unvorsichtigsten Declamation verleiten.

Denken und sprechen wie andere Menschen war ihm unmöglich; die Neuheit verführte ihn immer. Wenn ein Gedanke ihm gefallen sollte, so mußte er nicht allein aus ihm selbst hervorgegangen, sondern dem allgemeinen Glauben entgegen, nicht allein originell, sondern feindselig und kränkend für Andere seyn. Es ist dies das System der freien Untersuchung bis zum Wahnsinn, der Geist des Protestantismus bis zur Wuth getrieben. Für Shelley war es hinreichend, daß eine Sache alt und allgemein geglaubt sey, um ohne Werth für ihn zu seyn. Das Beispiel, die Autorität, die allgemeine Meinung, die öffentliche Stimme, anstatt Zeugen und Bürgschaften für ihn zu seyn, waren ihm nur Gründe zum Mißtrauen. Jede bewiesene Wahrheit wurde ihm zweifelhaft, eben weil sie bewiesen war. Die Benennung Skeptizismus paßt nicht mehr für eine solche Bizarrerie. Shelley zweifelte an nichts, er glaubte blind das Gegentheil von dem, was alle Menschen glaubten. Sein Glaubens-Symbol war eine ewige Verneinung, und da er den allmächtigen Gott nicht läugnen konnte, so verwandelte er ihn in Seele der Welt, in einen Geist der Liebe und der Sympathie, und fand dadurch ein Mittel, dem Materialismus und dem Deismus zu entgehen, um sich in einen Glauben zu flüchten, der ihm eigen war und nur ihm gehörte.

Auf diese Weise gab er den Gegnern der Vernunft und der philosophischen Forschung Waffen in die Hand. Sehet, sagten sie, diesen unvernünftigen Philosophen, diesen Empedokles, der alle Welt beleidigt. Hütet Euch, ihm gleich zu werden; die Mißbräuche, die er angreift, sind besser als die Theorieen, die er anempfiehlt und feiert. Unsere Vorurtheile sind seinen neuen Lehrsätzen hundert Mal vorzuziehen; unser Egoismus ist weniger gefährlich als seine Uebertreibungen; unsere blinde Unterwerfung ist besser als seine Unabhängigkeit und Auflehnung gegen alles Bestehende. — Dies ist die unvermeidliche Rückwirkung aller Uebertreibungen. Die Geschichte ist nichts als ein beständiges Schwanken zwischen zwei widerstrebenden Extremen. Aus der Knechtschaft erwächst die Zügellosigkeit; die Zügellosigkeit bringt wieder die Knechtschaft hervor. Es ist das Verbrechen und das Unglück der Uebertreibung, der entgegengesetzten Uebertreibung den Weg zu öffnen.

Warum also nicht allein die Laster, sondern auch die Tugenden, nicht allein traurige Vorurtheile, sondern auch nützliche Meinungen unter seine Feinde reihen? Warum die Weisheit mit den Farben der Gottlosigkeit, der Thorheit und der Zügellosigkeit bekleiden? Das heißt, sie ersticken, unter dem Vorgeben, ihr zu dienen. Das heißt, die undurchdringlichen Mauern verstärken, womit der Aberglaube und die Lüge sich umgeben, die Aussichten auf den Triumph der Freiheit und der Vernunft vermindern. Das sind die Vorwürfe, welche man Herrn Shelley zu machen hat, wenn man auch die Anklagen und

thörichten Schmähungen, womit seine Feinde ihn überhäuft haben, zurückweisen darf.

Er war ein rechtlicher, muthiger, zuverlässiger Mann, ohne Egoismus, ohne Charlatanismus, ohne Bosheit. Logisch in seinen Irrthümern, paßte er sein Leben seinem System an und regelte seine Handlungen nach seinen Theorieen; konsequent mit sich selbst, kam ihm diese Strenge theuer zu stehen. Aufrichtig und paradox; skeptisch in seinen Meinungen und ascetisch in seinem Leben; Aristokrat durch Geburt und durch seine Gewohnheiten, war er im Privatleben einfach wie ein Apostel; und so wird man wohl schwer ein zweites Beispiel so vieler Widersprüche in Einem Menschen finden. Sein Aeußeres entsprach seiner Seltsamkeit, der Ungeregeltheit seines Geistes und Charakters: lang, hager und von schwächlichem Körperbau, war die Stirn mit grauem Haar bedeckt, obgleich er kaum sein dreißigstes Jahr erreicht hatte, als er starb; er hatte eine schneidende und klanglose Stimme, ein tiefliegendes, funkelndes Auge, die bleichen Wangen auf einigen Stellen mit dunkelm Roth gefärbt, Gesichtszüge ohne Energie und Spannkraft, die dem Beobachter eine unheilbare Schwäche der Organisation verriethen. Wenn man aber vor ihm stand und ihm gerade in's Gesicht sah, so erinnerte der sanfte, resignirte, engelgleiche Ausdruck seiner Physiognomie an das Bild eines Apostels.

Shelley wurde im Jahre 1792 geboren; er entstammt einer adeligen Familie in der Grafschaft Sussex. Als Student in Eton und Oxford zeichnete er sich nicht allein durch seinen Hang zur Einsamkeit und durch eine der Jugend nicht eigene Melancholie, sondern auch durch seine Auflehnung gegen die entehrenden Strafen aus, welche die Professoren damals den Zöglingen auferlegten. Diese grausamen Züchtigungen machten auf seine Seele einen tiefen Eindruck, den er noch in einem seiner Gedichte aufbewahrt hat.

Ein ungleicher Kampf erhob sich zwischen den Lehrern Shelleys und dem jungen ihnen widerstrebenden Rebellen, der nicht aufhörte, ihre Grundsätze zu bekämpfen und sogar ihre Argumente zu widerlegen. Wenn ihm eine Frage vorgelegt wurde, so konnte man sicher darauf rechnen, daß er sie in einem den Lehren der Universität entgegengesetzten Sinne lösen würde. So entwickelte sich seine Liebe zu dem Paradoxen; so bereitete sich die Unregelmäßigkeit seines Lebens und seines Geistes vor. Man versagte ihn aus dem Kollegium: ein beispielloser und nicht zu entschuldigender Akt der Tyrannei. Seine Lehrer, um ihn dafür zu strafen, daß er andere Schlüsse zog, als sie, vernichteten seine Zukunft und stießen ihn in die Welt, aller Hülfsmittel beraubt, im Voraus durch eine schmähliche Ausstoßung mit dem Siegel der Schande gebrandmarkt. Welch eine Prüfung für diesen heißen und mystischen Kopf! Shelley erlitt alle Folgen dieser ungerechten Vertreibung; er erschuf sich für seinen eigenen Gebrauch einen Kodex besonderer und strenger Moralität, ein Gesetz beständiger und unerschütterlicher Gleichheit. Bei unwichtigen Gelegenheiten, so wie bei den größten Ereignissen seines Lebens, war dies sein einziger Leitfaden. Man tadle ihn, nichts ist leichter und erlaubter; mögen aber diejenigen, welche den ersten Stein auf die Ehebrecherin werfen, vorher mit sich zu Rathe gehen. Mögen sie sich aufrichtig befragen, ob sie, um einem Gewissens-Skrupel Genüge zu thun, um einem Grundsatze gemäß zu handeln, um einer Theorie treu zu bleiben, auf eine ungeheure Erbschaft Verzicht leisten würden. Das hat unser Dichter gethan. Von Anfrote seines eigenen Glaubens, ist er bis zum Tode nicht von demselben abgewichen; er ist der Märtyrer seiner Theorieen gewesen. Eine unpassende Heirath, ebenfalls die Folge jener ritterlichen Selbstverläugnung, stürzte ihn in tiefen Kummer und endigte mit einer Scheidung. Shelley vermählte sich zum zweitenmale mit der Tochter Godwin's, dessen Werke er bewunderte, dessen paradoxe Ideen ihn verführt hatten, und dessen männlicher Geist und Tugenden sein Leben hätten versüßen und verschönern können, wenn nicht ein tragisches Ereigniß den ruhigen Lauf desselben gestört hätte. Seine erste Frau, deren schwacher Geist und beschränkter Kopf ihn weder hatten trösten noch verstehen können, stürzte sich gleich nach der Vollziehung seiner zweiten Heirath in's Wasser und fand den Tod in den Wellen.

Ein Romanenschreiber, der logisch die moralischen Resultate der falschen Richtung entwickeln wollte, die der unglückliche Shelley eingeschlagen hatte, könnte nichts Lehrreicheres ersinnen als dieses Leben, diesen langen und ungleichen Kampf eines Menschen gegen die Gesellschaft.

Seine erste Frau hatte ihm zwei Kinder hinterlassen; sobald seine ersten Werke erschienen waren, die des Mangels an Orthodoxie beschuldigt wurden, entzog ihm das Gesetz die Vormundschaft über seine Kinder; ein grausames Gesetz, unwürdig eines Volkes, das so stolz auf seine häuslichen Sitten ist; eine barbarische Ungerechtigkeit, welche die Söhne Condorcet's oder Hume's, Gibbon's oder Jean Jacques Rousseau's zu Waisen machen könnte. Shelley, von Schmerz durchdrungen, verließ die Grafschaft Buckingham, wo er bisher gelebt hatte, und wo die Armen ihn als ihren Versorger betrachteten, um sich mit seiner Familie in Italien niederzulassen. Dort lernte er Lord Byron kennen, dessen positives und weniger spekulatives Genie auch bei weitem ausgebildeter war. Shelley theilte die thörichte und voreilige Freude beim Ausbruch der Revolution in Neapel, und sie begeisterte ihn zu jener bekannten „Ode an Neapel, während seiner Revolution". Vielleicht fehlte jenem Gedichte Haltung, Ueberlegung, Gewicht der Gedanken und Worte, doch ist ihm weder Aufschwung und Kolorit, noch wahrhafter poetischer Enthusiasmus abzusprechen.

Eine andere, „Ein Abend in Neapel" betitelte, Ode ist reiner und vollkommener; die Täuschung herrscht darin nicht mehr, der Poet zeigt sich darin, wie die Natur ihn geschaffen hat: mystisch, zärtlich und traurig. Hier der Versuch einer Uebertragung derselben, bei dem freilich, da er in Prosa gegeben werden mußte, ein großer Theil des poetischen Kolorits verloren gegangen ist:

Ein Abend in Neapel.

„Die Sonne brennt; der Himmel funkelt; die Wellen glänzen, drängen sich und brausen. Auf den blauen Inseln, auf den schneeigen Gipfeln der Berge breitet der Abend seinen durchsichtigen Purpur aus. Der Wind, die Vögel, die Wogen, das ferne Gemurmel der Stadt selbst: himmlischer Wohlklang; alle Stimmen scheinen sanft, zärtlich und rein, wie die Stimmen der Einsamkeit."

„Von hier aus erblicke ich die Fläche des Ocean's, die kein menschlicher Fuß jemals betreten hat, und seine grün und purpurn bekränzten Ufer, und seine Wellen, die sich am Strand in tausend blitzenden Funken brechen. Ich setze mich nieder, allein, in den Sand; der Strahl, welchen die Wellen spiegeln, der Blitz des Ocean's spielt um mich her. Sein rythmischer Takt trifft mein Ohr. O! Entzücken! Wenn ein befreundetes Herz mit empfände, was mich jetzt beseelt!"

„Hier wenigstens ist die Verzweiflung sanft wie jene Wellen, sanft wie dieses kühlende Fächeln des Windes. Ich kann hier mich niederlegen und einschlafen, wie das ermüdete Kind einschläft. Ich kann weinen ohne Bitterkeit und möchte mit meinen Thränen das traurige Leben dahin fließen sehen, das ich erduldet habe und noch erdulden muß. Der letzte Augenblick würde sich meiner bemächtigen, wie ein angenehmer Schlummer. Mit welcher Wonne würde ich es empfinden, wie meine Wange in dieser noch brennenden Luft kalt und immer kälter würde, wie mein Blut immer langsamer flösse, wie das letzte eintönige Gemurmel des Meeres meinen ersterbenden Gedanken einschläferte."

„Unnütze Klagen! Mein zu früh gealtertes Herz beleidigt durch seine Schmerzen einen so schönen Abend. Vielleicht, wenn ich sterbe, würden einige Seelen meinen Tod beklagen; so will ich Dich beweinen, schöner Abend, aber ohne Bedauern; wenn Dein reiner Ruhm und Deine fleckenlose Schönheit mit der sinkenden Sonne erloschen seyn werden, soll doch die heitere und sanfte Erinnerung an Dich in meinen Gedanken nicht untergehen; sie soll in mir leben wie ein unauslöschliches Gut, wie eine immer gegenwärtige Wonne."

Man kennt den tragischen Tod Shelley's, der beim Baden im Adriatischen Meere ertrank, und dessen sterbliche Ueberreste Lord Byron und einer seiner Freunde am Ufer des Meeres auf einen Scheiterhaufen legten und zu Asche verbrannten. Keine Leichen-Feierlichkeit hätte mehr mit den Ideen, dem Leben und der Poesie dieses merkwürdigen Mannes, dieses mystischen Schwärmers in Einklang stehen können; seine Ueberreste vermischten sich mit den Winden, die er besungen, mit den Wellen, die er geliebt, mit den Blumen, deren Duft ihn entzückt hatte. — Wenn wir ihn als Dichter zu würdigen versuchen, so können wir ihm unmöglich Genie, Seele, Kolorit, Anmuth und Tiefe des Talentes verweigern. Aber, ach! ein geheimes Uebel, ein verstecktes Fieber, welches sein Leben verzehrte, schadeten dem seltenen Genie, womit Natur ihn ausgestattet hatte. Astrolog der Poesie, opferte er unendliche Fähigkeiten auf dem Altar einer pantheistischen Theorie und einer großartigen, aber unbestimmten Metaphysik.

(Edinb. Review.)

Bibliographie.

On elections. (Ueber die Parlaments-Wahlen nach der Reform-Akte.) Von Russell. Pr. 9 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ein Türkisches Bad. Ich stand des Morgens früh auf, um ein Bad à la Turque zu nehmen. Der erste Eindruck war nichts weniger als angenehm; aber die Operation selbst gefiel mir ganz wohl. Beim Eintreten in das Hemmam fand ich mich plötzlich in einem Gemach, das einem Keller gleich, von kleinen Oeffnungen schwach erleuchtet und eben mit einem Glasfenster versehen war. Rings an der Mauer standen Bänke aus Steinen und Ziegeln, mit Tüchern und groben Teppichen bedeckt. Auch befand sich daselbst ein Feuerheerd, wo man Kaffee kochte und Tücher trocknete. Ich kleidete mich aus, bekam ein Tuch um den Leib und ward in ein zweites Gemach geführt, das voller Dampf und so heiß von Temperatur war, daß ich im ersten Augenblick den Athem verlor und im nächsten am ganzen Körper triefte. Schon dachte ich, mein „festes Fleisch" werde bald geschmelzen seyn, als mich ein drittes eben so gedautes Zimmer aufnahm und etwas Erleichterung folgte. Hier waren vier Cisternen, beinahe dem Erdboden gleich, in welche das heiße Wasser durch Hähne, die oben an der Mauer angebracht waren, strömte. Sobald ich das Wasser erträglich befunden hatte, wurde ich an eine der Cisternen placirt, und die Operation begann. Akt 1. Ueberschwemmt mit heißem Wasser, durch einen sämmigen Kerl. — Akt 2. Von besagtem Burschen auf eine steinerne Ottomane, im Mittelpunkt des Zimmers, niedergesetzt. — Akt 3. Der ganze Körper von dessen Fäusten zerknetet; die Gelenke ausgereckt, der Schnauzbart gefärbt, die Glieder mit einem haarigen Handschuh gerieben. — Akt 4. In warme Handtücher gewickelt und mit einer Pfeife bedient. — Akt 5. Trocken gerieben, in das äußere Gemach geführt, angekleidet und — das Stück ist zu Ende.

(Stocqueler's Reise nach Persien.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Montag den 10. September 1832.

Nord-Amerika.

Tekumsih, der Indianer-Häuptling.

Das zur genaueren Kenntniß ausgezeichneter Nordamerikanischer Eingeborenen nothwendige Material ist in gegenwärtiger Periode so ergiebig und so leicht zu benutzen, als es bisher noch nie der Fall war. Daher auch ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse für Alles, was sich auf die Indianer bezieht, rege geworden ist. Und dieses Interesse hat seinen Grund. Den Beziehungen jener merkwürdigen Stämme zu der gebildeten christlichen Bevölkerung, die gegen ihre Gränzen andrängt, steht eine große Krisis bevor. Die öffentliche Stimmung ist für und wider sie. Habsucht und Ehrgeiz blicken mit gierigem Auge nach den fruchtbaren Landschaften, wo ihre letzten Sprößlinge noch um die Wohnsitze ihrer Kindheit und die Gräber der Vorfahren sich herumschleppen. Zwar tritt die Philanthropie dazwischen; neue und alte Pläne der Civilisation und Verschmelzung werden hervorgesucht, aber Stolz und Vorurtheil widersetzen sich ihr. Inzwischen gilt es, die Rechte des Volkes, das all' diese Aufregung veranlaßt, näher auszumitteln. Dazu ist nun Kenntniß seiner Urverfassung, der sittlichen und geistigen, und besonders seiner kollektiven und individuellen Ansprüche auf ein civilisirtes Leben nothwendig. Hier müssen Geschichte und Biographie zu Hülfe kommen. Es bedarf keiner Speculation oder Theorie, sondern schlichter Thatsachen. Jahr aus, Jahr ein sind Zeitschriften, Reisebeschreibungen u. dergl. mit Schilderungen Indianischer Sitten, Gebräuche und Einrichtungen angefüllt worden; die gelehrtesten Philologen Europa's und Amerika's haben Jahre lang ihre Sprachen studirt; andere haben ihrem Ursprung, ihren Alterthümern, ihrer Geschichte nachgeforscht, und nirgends fehlte es an reicher Ausbeute. Warum ist aber die Biographie vernachlässigt worden? Warum hat man die großen und weisen Männer dieses merkwürdigen Geschlechts, ihre Redner und Eroberer, Patrioten und Propheten nicht historisch zu schildern versucht? Warum weiß man so wenig von einem Pontiac und Unkas, einem Piskaret, Garangula und Logan? Hätten solche Menschen in einer civilisirten Gesellschaft gelebt, ihre Thaten und Beredtsamkeit würden ganze Bände angefüllt haben. Warum sollte ihr Andenken unter Umständen, die sie noch interessanter und bewundernswerther machen, ganz der Vergessenheit anheimfallen? Ach! ihre Waffe war das Tomahauk, nicht die Lanze; sie trugen eine wollene Decke (blanket), statt der Toga, und bemalten sich mit Zinnober statt der Schminke.

Der Name Tekumsih (Tecumtha, Tecumsah) ist neueren Amerikanischen Lesern ungefähr eben so bekannt, wie es König Philipp*) vor anderthalb Jahrhunderten war. Aber sein Charakter ist oft entstellt und verkannt worden. Die Mittel, eine richtige und günstige Ansicht von ihm zu erhalten, sind in unserem Bereich; aber die Verhältnisse zwischen Europäern und Indianern und zwischen Individuen beider Theile, besonders während seiner Lebenszeit, gaben Veranlassung zu vorgefaßten Meinungen und zur Verheimlichung von Thatsachen. Dies war auch Philipp's Schicksal; und obgleich die veränderte Lage des Landes nach seiner Zeit Tekumsih zu einem viel weniger furchtbaren und also weniger schädlichen Feinde machte, als den Sachem von Pokanoket, so hat doch eben dieser Umstand den Ruf des Ersteren wahrscheinlich verringert. Philipp lebte in einer Periode und unter einem Volke, die ihm einige Aussicht auf guten Erfolg gaben; aber Tekumsih's Bestrebungen waren hoffnungslos. Er wurde zu wenig gefürchtet, um nach Verdienst geschätzt zu werden, gerade wie man Jenen zu sehr fürchtete. Jenen traf vergleichungsweise eben so viel Haß, als diesen Geringschätzung.

Da Tekumsih von Geburt ein Glied des Stammes Kiskopok aus dem Volke der Schawani war, so wird hier eine kurze Geschichte dieser Nation nicht am unrechten Orte seyn. Die Schawani sind, nach Heckewelder, der sie viele Jahre sowohl persönlich als aus ihren Thaten kannte, ein muthiges hochgesinntes Volk und mehr als irgend ein anderes darauf bedacht, für Zeiten der Noth Vorkehrungen zu treffen. Wie ihr Name besagt, kamen sie ursprünglich aus Süden; und die ältesten Individuen des Mohikan-Stammes, ihres älteren Bruders, erzählten Herrn Heckewelder, daß sie in der Nachbarschaft von Savannah, in Georgien, und in beiden Florida's gewohnt hätten. Sie waren ein so unruhiges kriegslustiges Volk, daß ihre Nachbarn, die Cherokesen, Chektah's, Kriki's, Yamassi's und andere mächtige Stämme zuletzt ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen, das ihre Vertreibung aus dem Lande bezweckte. Allein die Schawani's, zu klug, um sich mit einem solchen Feinde zu messen, wanderten, nachdem sie die Erlaubniß erhalten, nordwärts. Ihr Kern ließ sich am Ohio nieder. Einige rückten bis in die Gegend des Forts Duquesne (jetzt Pittsburg) vor; Andere in das Gebiet des Delaware, und einige Wenige sogar in die Nähe des heutigen Philadelphia. Die am Ohio wurden bald zahlreich und mächtig, zogen über das Alleghani-Gebirge und bekamen blutige Händel mit den Delawaren, ihrem Großvater*), von denen sie anfänglich, durch Vermittelung der Mohikan's, Frieden und Schutz erbeten hatten. Bald darauf (1755) nahmen sie an dem Kriege der Franzosen gegen die Engländer Theil. Die ersten Ansiedler in Kentucky mußten viel von ihnen ausstehen. Im Revolutionskriege schlossen sie sich den Engländern an und setzten ungeachtet des Friedens von 1783 die Feindseligkeiten offen fort, bis General Wayne (1795) seinen berühmten Sieg erfocht. Ein Umstand, welcher die Gesinnung kund giebt, die sie noch 1773 gegen ihre Amerikanischen Nachbarn hegten, mag einiges Licht auf ihren Charakter und ihre Unternehmungen werfen. Der berühmte Missionär Zeisberger begegnete dem Häuptling ihres Stammes. Dieser reichte ihm die Hand und sprach: „Heute hat der große Geist befohlen, daß wir uns von Angesicht zu Angesicht sehen und sprechen sollen." Hierauf beschrieb er umständlich die Ränke des weißen Volkes und behauptete endlich, sie seyen, Einer wie der Andere, allzumal Heuchler und Schurken. Er erlaubte zwar dem Prediger, die Wohnplätze der Schawani zu besuchen, gab ihm aber die tröstliche Weisung mit, daß er sich darauf verlassen könne, man werde ihm recht bald das Gehirn ausschlagen. Dreißig Jahre früher entging der fromme Zinzendorf unter den Weioming-Schawani's nur durch einen glücklichen Zufall der ihm zugedachten Ermordung.

Bei welchem anderen Volk als diesem konnte man der Geburt und Erziehung des Philipp unserer Tage mit größerem Recht entgegensehen, und zu welcher geeigneteren Zeit, als in den stürmischen Tagen der Revolution? Vielleicht, daß der junge Held, der später durch den Hauch seines Geistes an der ganzen Gränze der Vereinigten Staaten die Kriegsflamme anfachte, eben um die Zeit, wo die Truppen des Kongresses die Schawani's westwärts vom Scioto trieben und ihre Dörfer hinter ihnen verbrannten, auf den Trümmern seines Geburtslandes und im Blute seiner Stammesgenossen die ersten Rachegedanken nährte. Es ist ziemlich gewiß, daß Tekumsih bei Tschillikoth, an den Ufern des Scioto, geboren ward. Seinen Vater, einen tapferen Krieger, verlor er schon als Knabe. In diesem zarten Alter zeichnete ihn schon die Festigkeit seiner Grundsätze aus. Er rühmte sich seiner Mäßigung und Wahrhaftigkeit, stand in einem ungewöhnlich tadelfreien Rufe, und, was bei seinen Landsleuten noch seltener ist, er genoß niemals Speise und Branntwein über Gebühr. Erst lange nach der herkömmlichen Zeit wollte er sich verheirathen, und endlich nahm er, vermuthlich dem Zureden seiner Freunde nachgebend, eine bejahrte Frau, die wohl nicht einmal sonderlich anmuthig oder zärtlich war. Sie schenkte ihm sein einziges Kind. Die Schawani's erzählen, daß er in einem Scharmützel mit den Truppen von Kentucky, an den Ufern des Mad-River, zuerst gekämpft habe. In der Hitze des Gefechtes machte er ein höchst unritterliches „Kehrt!" und rannte in möglichster Eile vom Wahlplatz, während einer seiner Brüder mit den anderen Indianern das Feld behauptete und so lange focht, bis er verwundet weggetragen wurde. Sein außerordentlich zartes Alter mag diese Verzagtheit erklären; denn seitdem hat man ihn niemals zittern sehen. Wirklich soll er bereits vor der Zeit des Traktates von Greenville (1759), um welche Epoche er im 25sten Jahre stehen mochte, schon so ausgezeichnet gewesen seyn, daß er für einen der kühnsten Indianischen Krieger galt. Keiner nahm regelmäßigeren Antheil an jenen fürchterlichen Einfällen, welche den ersten Ansiedlern von Kentucky so hart zusetzten; und Wenige konnten sich rühmen, so viele Kähne auf dem Ohio geraubt oder so viele Häuser an dem civilisirten Ufer geplündert zu haben. Zuweilen wurde er verfolgt, aber niemals eingeholt. Rückte der Feind in seinem Lande vor, so zog er sich an die Ufer des Wabasch zurück, bis der Sturm ausgetobt hatte; allein kaum hatten Jene das Schwerdt mit Axt und Pflugschar vertauscht, so überfiel er sie wieder in ihren Besitzungen. Von seiner uneigennützigen Großmuth, die

*) Ueber das Leben und die Thaten dieses tapferen Indianer-Häuptlings ist in Nr. 28 des Magazins berichtet worden.

*) So wird dieser Stamm von 40 anderen genannt; die Mohikan's heißen der ältere Bruder, und die Wyandots werden selbst von den Delawaren (dem Großvater) Onkel genannt, was auf ihr hohes Alter hindeutet

ihm stets zugeschrieben ward, zeugt das, daß er, wie groß und werthvoll auch die auf solchen Streifzügen gemachte Beute gewesen seyn mag, selten auch nur den geringsten Antheil für sich behielt. Die Liebe zum Ruhm war in ihm vorherrschend, wie bei seinen Gefährten die Sucht nach Gewinn.

Wir sind jetzt zu einer Epoche seines Lebens gelangt, wo wir seine Geschichte durchaus mit der seines berühmten Bruders, des Propheten, verknüpfen müssen. Der Name dieses Menschen war Elskwatawa (umherwanderndes Feuer). Man sagt, daß beide Brüder um das Jahr 1806 den Plan faßten, alle westliche Indianer zu einem Kriege gegen die Freistaaten zu vereinigen. Der Prophet war viele Jahre der einzige und innige Vertraute seines Bruders, begnügte sich aber stets mit einer untergeordneten Rolle. Vermuthlich war der prophetische Wahnsinn des Elskwatawa erkünstelt, und sein Bruder leitete ihn an, zur Förderung ihres großen Planes den rechten Gebrauch davon zu machen. Wer den Propheten genauer kannte, bezweifelte seinen gesunden Verstand am wenigsten. General Harrison entdeckte in ihm ungewöhnliche Talente und staunte über die Gewandtheit, womit er die Indianer beherrschte. Man konnte aus der Sprache, die er führte, unmöglich abnehmen, ob er unter Britischem Einflusse stehe oder nicht. Ueberhaupt ist dieser Punkt niemals aufgehellt worden. Ja, der Biograph des Generals Harrison gesteht aufrichtig, daß die ungemeine Verschlagenheit dieses Menschen, der ihn unter Anderem im August des Jahres 1808 einen 14tägigen Besuch abstattete, den General förmlich getäuscht habe, obgleich dieser die Kniffe der Indianer schon im Allgemeinen kannte und gegen Elskwatawa ein besonderes Vorurtheil hatte.

So äußerst abergläubisch die große Mehrheit der Indianer ist, so gewandt und listig sind ihre Gaukler und Wahrsager. Eine ziemlich richtige Ahnung oder Vorherverkündigung ist aber schon hinreichend, sie in großen Ruf zu bringen. Wie gewaltig mußte nun der Einfluß des Elskwatawa seyn, dem der heldenmüthige und beredte Tekumsih zur Seite stand! Der Prophet predigte zunächst, daß die Sitten des rothen Volkes (der Indianer) von Grund aus reformirt werden müßten. Den Beleg dazu gaben die vielen Uebel, welche die Nachbarschaft der Weißen zur Folge hatte, — die Nachahmung ihrer Kleidung und Sitten, die Einführung geistiger Getränke, Krankheiten, Händel und Kriege; die bedeutende Verminderung der Lebensmittel; die engen Gränzen, in die sie eingepfercht seyen, und andere Betrachtungen von der empörendsten Weise, mit Rückblicken auf das lange, ruhige und glückliche Leben ihrer Voreltern. Nach dieser Einleitung verkündete Elskwatawa seine göttliche Sendung, die er mit erstaunlichen Wundern und noch mehr mit großen Wohlthaten bekräftigte. Endlich wurde die Reform-Bill vorgelegt. Zwischen den Indianischen Stämmen sollte keine Fehde mehr bestehen, — sie waren Brüder. Dem Gebrauch der geistigen Getränke sollten sie entsagen und statt der wollenen Tücher Felle umlegen, wie ihre Altvorderen gethan. Stehlen, Hadern und andere unsittliche neue Gewohnheiten wurden denuncirt.

In den ersten Jahren bekehrte Elskwatawa nicht viele Leute; denn wie groß auch der Einfluß ist, den ein Mann von seinem angemaaßten Berufe auf seine unwissenden Landsleute ausübt, sobald sein Ruf erst feststeht, so ist dieser Ruf doch nicht gleich erworben. Auch Elskwatawa mußte mit Schwierigkeiten kämpfen; allein er war ausdauernd und siegte. Sein erstes Etablissement bestand aus ungefähr hundert Kriegern, denen er den Vorzug der Schawani's über jedes andere Volk unter dem Himmel gepredigt hatte. Diese Lehre war jedoch nicht zu allgemeinem Gebrauche berechnet, und kaum hatte der Prophet seine Anhänger zu Greenville um sich versammelt, als der Zweck, ihre Zahl aus anderen Stämmen zu vergrößern, ihn nöthigte, seine Theorie so zu modifiziren, daß etwa die Hälfte seiner eigenen Landsleute ihn verließ. Aber bald wurden sie durch Ueberläufer aus verschiedenen Quartieren ersetzt. Im Juni 1807 schrieb der Agent der Vereinigten Staaten in Fort Wayne an General Harrison, den damaligen Statthalter des Indianischen Gebietes: Nicht weniger als 1500 Indianer hätten diese Stationen verlassen, um den Schawanischen Propheten predigen zu hören. Im Verlaufe dieses Jahres wurden die Wirkungen seiner Predigten so fühlbar, daß sie in den Gränz-Kolonieen einige Besorgniß erregten. Man bemerkte verdächtige Bewegungen unter den Kickapub's und einem Theil der Potawatami's, Chippawäer und Ottawa's. Im Jahre 1809 zog der Prophet von Greenville nach Tippekanoi am oberen Wabasch, und seine Schüler folgten ihm. Während des nächsten Jahres verbreiteten sich allgemein Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege, und obschon der Prophet kurz vorher beinahe ganz allein im Stiche gelassen worden war, so hieß es nun doch, über tausend Mann ständen ihm zu Gebote. Die Wyandot's und viele der Winebago's hatten sich mit ihm verbunden; die tapferen Sak's und Fol's folgten bald nach. Unterdeß hörte man von Ermordungen und anderen Gewaltthätigkeiten in der Nähe des Aufenthaltes des Propheten. Allgemeine Bestürzung ergriff die Weißen durch ganz Indiana und Illinois. Schon waren, unter dem unmittelbaren Oberbefehl des Generals Harrison, Maaßregeln zu Vertheidigung der Gränzen, besonders des Forts Vincennes, getroffen, wo man den ersten Angriff des Feindes erwartete. Die Aufmerksamkeit des General-Gouvernements war so gefesselt, daß ein Vorschlag des Präsidenten, den Tekumsih und seinen Bruder gefangen zu nehmen, aufgeschoben wurde, damit nur eine letzte Anstrengung zum Vergleich mit den abspenstig gemachten Stämmen vortheilhafter ausfallen könnte. Im Anfang des Jahres 1811 war die zu Tippekanoi aufgestellte Indianische Heeresmacht stärker, als Harrison selbst je zu berechnen vermochte, und die Leibgarde des Tekumsih, auf einem Besuche, den er Ersterem bei Vincennes abstattete (im Juli), belief sich auf mehr als 300 Mann.

Dieser Besuch war die Folge einer Anrede, die der Statthalter den beiden Brüdern in ihr Lager am Wabasch (im Juni) geschickt hatte. Er wiederholte bei dieser Gelegenheit seine früheren Klagen über Kränkungen Amerikanischer Bürger durch Indianer von ihrer Partei, zeigte ihnen an, er habe von ihren jüngsten Versuchen, zwischen der Union und verschiedenen Indianischen Stämmen Feindseligkeiten zu beschleunigen, erfahren, und hielt ihnen endlich mit kräftigen Ausdrücken die Folgen vor, wofern sie in diesem Betragen verharrten. „Brüder!“ so hieß es in dieser Rede, „ich selbst gehöre zu dem Lang-Messer-Feuer. Sobald es meine Stimme hört, werdet ihr sehen, wie es seine Schwärme von Jagdlittel-Männern ausgießt, so zahlreich, wie die Mosquitos an den Ufern des Wabasch. Brüder, hütet euch vor ihren Stacheln!“ Tekumsih erwiederte gleich mit dem Versprechen, er werde unfehlbar in 18 Tagen zum Statthalter kommen, um „all' diese bösen Gerüchte wegzuwaschen.“ Es kam ein Aufschub dazwischen; aber am 27. Juli erschien er mit seiner Leibwache zu Vincennes. Da weder der Gouverneur noch die Einwohner überhaupt diese Gäste länger bei sich sehen wollten, gedachte man die Verhandlungen am 29sten zu beginnen; Tekumsih kam aber erst spät am 30sten nach der Laube, die zu dieser Versammlung bestimmt war. Zuvor wollte er genau wissen, ob der Statthalter von Bewaffneten begleitet seyn werde, um alsdann die nämliche Etikette zu beobachten. Man überließ das seinem eigenen Gutachten, mit der Bemerkung, der General werde sich nach ihm richten. So erschien Tekumsih mit einer Leibwache von beinahe 300 Mann, die theils Bogen und Pfeile, theils Messer, Tomahauks und Streitkeulen trugen. Den Statthalter begleitete ein voller Trupp Dragoner zu Fuße mit Feuergewehren. Auch hatte er bei Tekumsih's erster Ankunft Sorge getragen, die Stadt zu sichern, indem er zwei Compagnieen Fußvolk und ein Detaschement Reiter in die Außenwerke legte. Er stellte sich an die Spitze seiner Dragoner; Tekumsih stand vor seiner lohfarbigen Bande, und die Konferenz begann mit einer Rede von Seiten des Statthalters. Diese ward kurz beantwortet; aber ein heftiger Regen ließ die Dinge im statu quo, bis zum nächsten Tage, wo Tekumsih eine lange geistvolle Rede hielt, die seine Pläne mit größerer Offenheit enthüllte und rechtfertigte, als dies jemals geschehen. Als der Statthalter verlangte, man möge ihm zwei Mörder von den Potawatami, die in Tippekanoi sich aufhielten, zur Bestrafung ausliefern, bestritt er die Anwesenheit derselben und bewies dann mit vieler Klugheit, daß er sie nicht ausliefern könnte, selbst wenn sie anwesend wären. Es wäre Unrecht, sagte er, diese Leute zu bestrafen. Man müsse ihnen eben so gut verzeihen, wie Jenen, die neuerlich seine Leute in Illinois ermordet hätten. Die Weißen möchten seinem Beispiel im Verzeihen folgen; er habe den Ottawa's und Osagen verziehen. Sodann wünschte er, die Dinge möchten in ihrem gegenwärtigen Zustande bleiben, besonders aber sollte man auf den Stücken Landes, die gewissen Stämmen neulich abgekauft seyen, keine Niederlassungen gründen, bis er von einem Besuche bei den südlichen Indianern zurück sey. Dann wolle er nach Washington gehen und alle Schwierigkeiten mit dem Präsidenten ausgleichen; mittlerweile sey er gesonnen, in jedes Gebiet der benachbarten Stämme, die gänzlich unter seiner Leitung ständen, Boten abzuschicken, damit künftigem Unheil vorgebeugt werde. Endlich bot er dem Statthalter, als volle Sühne für oben erwähnte Mordthaten, eine Quantität Wampum. Der Gouverneur gab eine beleidigende Antwort; die Konferenz ward abgebrochen, und bald nachher begann Tekumsih, von Wenigen begleitet, seine Reise nach Süden, den Wabasch abwärts.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Chit-chat. (Allerlei.) Kleine Geschichten in einsylbigen Worten. Philadelphia.

The merchants law-book. (Kaufmännische Gesetzsammlung.) Durch viele tausend Beispiele erläutert, vom Advokaten W. Grimshaw. Philadelphia.

An account etc. (Bericht über das Entstehen, die Symptome und die Heilung der Influenza.) Philadelphia.

A manual etc. (Handbuch der Ornithologie der Vereinigten Staaten und Kanada's.) Von Th. Nuttall. Cambridge.

Modern American cookery. (Die moderne Amerikanische Küche.) Von Miß Prudence Smith. New-York.

A pomonological manual. (Ueber Obst- und Gartenbau.) Von Rob. Price. Erste Abtheilung. New-York.

England.

Engländer, Schotten und Irländer.

Wollte man die Charaktere dieser drei Nationen nach dem allgemeinen Prinzipe ihrer Handlungen bezeichnen, so könnte man sagen, der Engländer werde durch die Gewohnheit, der Schotte durch Ueberlegung und Leidenschaft, der Irländer aber durch Leidenschaft allein geleitet.

Das Wesen des Engländers ist im Vergleich mit dem der beiden Anderen kalt, schweigsam und nicht sehr mittheilend; es kostet Zeit und Mühe, sein Herz und seine Freundschaft zu gewinnen. Gewährt er Jemand den Zutritt bei sich, was erst nach vielerlei Vorsichtsmaaßregeln geschieht, so ist er höflich, aber nicht herzlich, und scheint beim Empfange des Gastes mehr eine Pflicht zu erfüllen, als etwas zu thun, was ihm angenehm wäre; er dringt nicht in denselben, die gute Mahlzeit, die eben aufgetragen wird, mit ihm zu theilen oder den Besuch zu verlängern, und der einzige Theil der Homerischen Gastfreundschaft, den er ausübt, scheint der zu seyn, daß er sich beeilt, dem scheidenden Gast das Geleit zu geben.

Er spricht von Geschäften, vom Staate, von Neuigkeiten, vom Wetter, giebt sich aber keine Mühe, die Saite des Vergnügens anzuschlagen: er rühmt sein Vaterland, während er zugleich alle Einrichtungen desselben tadelt; er häuft Reichthümer auf, obgleich er unaufhörlich wiederholt, daß er so wie seine ganze Umgebung dem Untergange nahe sey; er sagt, er sey an den Bettelstab gekommen, und sein Haus ist ein Palast, er sterbe vor Hunger, und er ist übersättigt von Speise; er erfüllt seine Pflichten gegen seine Familie und zeigt sich freundlich gegen seine Dienstboten, weniger aus Wärme des Herzens, als weil sie die seinigen sind. An Allem merkt man, daß er auf seine Persönlichkeit hält, obgleich er weder seine Talente, noch sein Besitzthum, noch seine Verbindungen rühmt; sein Stolz ist nicht der des Genies, des Glücks oder der Geburt, sondern nur das Gefühl seiner selbst, das Bewußtseyn, daß er in England geboren ist, daß er seine Zeche bezahlen kann, daß er alle Bekanntschaften, die zu keiner Vermehrung seines Vermögens führen, nicht achtet, und daß, wenn es ihm nur gut geht, er sich wenig darum kümmert, ob die übrige Welt untergeht oder besteht. Sein Inneres ist die Festung, in die er seine Ansichten verschließt, und in die man eben so schwer eindringt, als in sein Haus. Selbst der Bau des letzteren beweist, daß dasselbe nur für ihn eingerichtet ist; wie unbequem und beschwerlich es auch für ihn und seine Frau seyn mag, ein halbes Dutzend Treppen und Treppchen hinauf- und hinabzusteigen, niemals wird er über oder unter sich eine andere Familie im Hause dulden; seine Wohnung mag nun groß oder klein, ein Palast oder ein Häuschen seyn, er muß, wenn er ausgeht, die Thür verschließen und den Schlüssel in seine Tasche stecken können.

Wenn aber auch der Hang nach persönlicher Unabhängigkeit aus dem Engländer einen frostigen Gesellschafter macht, so hat derselbe auch wieder seine guten Seiten. Der Engländer sucht nie einem Anderen sein Geheimniß abzuhorchen, und wenn er an dem Glücke des Anderen nicht den freudigen Antheil nimmt, der vom Herzen kommt, so ist man andererseits im Unglück nicht dem ausgesetzt, von ihm verlassen oder vollkommen unglücklich gemacht zu werden. Da er nie leidenschaftlich liebt, so haßt er auch nicht mit Bitterkeit. Dieselbe Eigenschaft, die ihn auf die gute Meinung eines Anderen keinen großen Werth legen läßt, macht ihn gleichgültig gegen seine eigene Rache, und obgleich er eine ihm gewordene persönliche Beschimpfung nicht hinnimmt, so wird er dennoch den Verlust eines Theiles seines Vermögens mit mehr Gleichmuth und mit weniger Peinigungssucht gegen die Urheber desselben ertragen, als ein Individuum irgend einer anderen Nation. Dieselbe Eigenschaft giebt ihm bei allen seinen Händeln eine günstige Stellung; er macht keine schlechte Späße, wie der Schotte, er prahlt nicht, wie der Irländer, er sucht seinen Gegner nicht zu überrumpeln und greift ihn nicht in überlegener Anzahl an; er tritt stolz auf, sieht seinen Vortheil ab und kämpft wie ein Löwe; wird er besiegt, so ergiebt er sich gern, und eben so wenig wie eine ehrenwerthe Niederlage ihn demüthigt, macht ein davongetragener Sieg ihn unverschämt. Diese Unabhängigkeit und das Streben nach persönlichem Siege erstreckt sich sogar auf die Schüler und auf die Knaben auf der Straße; nie wird man einen reichen Knaben finden, der sich Bundesgenossen gegen den armen miethete, und selten wird der listige ein Komplott gegen den einfältigen zu schmieden suchen; Kraft mißt sich mit Kraft, und nur der stärkere, von welchem Range er auch seyn mag, ist der Sieger. Eben daher entspringt auch die große Offenheit, die den Engländer so leicht Betrügereien aussetzt, die jeder Andere bemerken würde; England ist eine wahre Goldgrube der Charlatane. In Geschäften sind die Engländer die sichersten und angenehmsten Leute von der Welt; ihr persönliches Interesse veranlaßt sie, beim Abschlusse eines Handels eine Menge von Schwierigkeiten zu machen; ist er aber einmal abgeschlossen, so wird auch Niemand denselben treuer beobachten. Seiner Halsstarrigkeit ungeachtet, ist kein Volk in Europa leichter zu überreden und geneigter, seine Ansichten von zweiter Hand anzunehmen, nur muß man zu verhindern suchen, daß er es inne wird; hat er sich erst in seine stationaire Stellung verschanzt, so vermag keine Macht, ihn aus derselben herauszubringen; setzt er sich aber in Bewegung, so ist er leicht zu leiten. Wie in sich selbst, so konzentrirt der Engländer sich auch auf sein Geschäft, und hierin liegt vielleicht der Hauptgrund seines Glückes im Handel und seiner Ueberlegenheit in den mechanischen Gewerben; was er auch unternimmt, er bemüht sich, die Sache aus dem Grunde zu lernen, nicht nur, um den größtmöglichen Vortheil daraus zu ziehen, sondern auch, um es so gut wie möglich zu machen. Das Wort eines Kaufmanns und der Händedruck eines Handwerkers sind in England so zuverlässig, wie die des strengsten Ehrenmannes in anderen Ländern.

In seinen Erholungen steht der Engländer unter dem Einflusse der Gewohnheit; er besucht immer dasselbe Kaffeehaus, geht in dieselbe Loge, trinkt dasselbe Getränk, liest dieselben Blätter, nicht weil sie die besten sind, sondern weil er daran gewöhnt ist. Eben so ist es mit seinen politischen Ansichten; er hält an ihnen fest, nicht aus theoretischer Ueberzeugung, daß sie absolut vernünftig sind, noch aus konsequenter Folgerung aus den verfassungsmäßigen Prinzipien, sondern weil er daran gewöhnt ist und sich konsequent bleiben will. In Allem ist der Engländer ein Wesen der Gewohnheit und der Form, ein Beobachter der bestehenden Gesetze und Sitten, ein Schüler der Zeit mehr als der Vernunft, aufrichtig, rechtlich, hartnäckig und kalt von Herzen.

Von ganz verschiedener Art ist der Schotte; statt abgesondert und unabhängig zu leben und sein Vergnügen, ja seine ganze Existenz auf sich selbst zu begründen, wie der Engländer, wird er durch seine Neugierde getrieben, jeden Menschen und jedes Ding, die ihn begegnen, zu prüfen, durch seine Leidenschaftlichkeit, sie zu lieben oder zu hassen. Es ist hinreichend, ihm vorgestellt zu seyn, um Zutritt in sein Haus zu erhalten, und wenn seine Tafel nicht so gut besetzt ist, wie die des Engländers, so ist der Empfang bei ihm herzlicher; er streitet mit dem Gaste, widerspricht, erzählt von sich und seinen Angelegenheiten mehr, als ein Engländer Lust haben würde, zu hören, und fragt mehr, als der Letztere antworten würde, aber während der ganzen Zeit beschäftigt er sich mit dem Gaste und macht seine Dreistigkeit durch Höflichkeit wieder gut. Der Schotte ist durch diesen Charakter ein angenehmerer Gesellschafter, aber nicht so zuverlässig, wie der Engländer; er zergliedert nicht nur die Ansichten des anwesenden Gastes, sondern auch dessen Charakter, wenn derselbe sich entfernt hat, und bemerkt bald die Flecken desselben. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Vermögensumständen des Anderen; ist dieser im Wohlstande, so kann Niemand dienstfertiger seyn, als der Schotte; ist dem Anderen aber ein Unglück widerfahren, so zieht er sich auch eben so schnell und ohne Ceremonien zurück. Wenn er nicht so gleichgültig ist, wie der Engländer, so geht ihm dafür dessen Aufrichtigkeit ab. Der Engländer giebt es zu, wenn er unwissend ist, und dankt, wenn man ihn belehrt; der Schotte hingegen, wenn er auch einen Gegenstand gar nicht oder, was häufiger ist, nur oberflächlich kennt, bietet Alles auf, um den Anderen zu überreden, daß er schon längst gewußt habe, was er so eben zum ersten Male gehört hat. Der Engländer räumt ein, wenn er Unrecht hat; der Schotte strengt seine ganze Spitzfindigkeit an, um zu zeigen, daß Recht Unrecht ist. In theoretischer Beziehung sind die politischen Ansichten des Schotten viel klarer und tiefer als die des Engländers, er erreicht aber nicht die praktische Kraft und Unabhängigkeit des Letzteren.

Doch unterscheiden sich der Engländer und der Schotte nicht durch so auffallende Sonderbarkeiten, wie der Irländer von beiden; ein Irländer ist unmöglich zu erkennen, denn er gleicht nur sich selbst. Trifft man zufällig mit ihm zusammen, so wird er sogleich unser Freund, seine Bewunderung für uns spricht sich in den leidenschaftlichsten Hyperbeln aus; sobald aber ein anderer Gedanke sich seines Geistes bemächtigt, zieht er sich zurück und wird der erklärteste Feind; er theilt seine letzte Kartoffel mit dem Gaste und stößt ihm vielleicht das Messer, womit sie zerschnitten worden, in die Gurgel, ehe noch die Kartoffel verzehrt ist. Wenn man ihn beschäftigen will, so ist er zu Allem geeignet, hat alle Kenntnisse, weiß Alles; seine Seele, sein Leben, Alles, was er hat, steht dem Anderen zu Diensten; giebt man ihm aber einen Auftrag, so erfüllt er nur die Hälfte von dem, was er versprochen hatte, und macht das Uebrige schlecht; er verfährt aber dabei mit so viel Naivetät, daß man nicht umhin kann, ihm dennoch wieder neue Aufträge zu geben. Auch er ist, wie die beiden anderen, persönlich, obgleich er die Worte Freundschaft und Hingebung beständig im Munde führt; seine Freundschaft hat aber nicht die Aufrichtigkeit und den Muth der Freundschaft eines Engländers und nicht die Ruhe und Klugheit der des Schotten; sie ist der Egoismus der Leidenschaft, ohne Nachdenken über die Vergangenheit und ohne Voraussicht für die Zukunft; er ist der Sklave und das Opfer seiner Leidenschaft, ihr opfert er Freunde, Ehre, Vaterland, Lebensglück, kurz Alles auf. Er schwört ewige Freundschaft, und wenn man stets dieselben Ursachen auf seine Leidenschaften einwirken lassen könnte, so würde er auch Wort halten; sobald diese Beherrscher seiner Seele ihm aber eine andere Richtung geben, so muß er blindlings folgen.

Fröhlich, glänzend, einnehmend in seinem Wesen, scheint er auf den ersten Blick mehr Aussicht zum Fortkommen in der Welt zu haben, als der Engländer und der Schotte; da es ihm aber an der Aufrichtigkeit und Festigkeit des Ersteren und an der berechnenden Klugheit des Letzteren fehlt und er immer nach Dingen strebt, die seine Kräfte übersteigen, so begeht er eine Thorheit über die andere, und der Ehrgeiz weicht bald anderen Leidenschaften. Der Engländer geht gerade auf sein Ziel los; der Schotte macht dann und wann Umwege, sobald er sich den Weg abkürzen oder erleichtern kann; der Irländer, bald hier- bald dorthin abirrend, strauchelt in seinem schnellen Laufe und befindet sich zuletzt oft auf dem Punkte, von wo er ausgegangen ist. In Bezug auf geistige Fähigkeiten ist der Engländer beharrlich, aber schwer erregbar; der Schotte ist feuriger und mannigfacher, bleibt aber nicht mit derselben Beharrlichkeit bei einem Gegenstande; der Irländer ist so ungestüm, aber auch so leichtfertig wie der Wind. Der Engländer, wenn er im Amte ist, hat große weitaussehende Pläne und rechnet nicht auf Beistand oder Gunst eines Anderen; der Schotte ist mehr zur Intrigue geneigt, und die Eitelkeit, sich seine Umgebungen verbindlich zu machen, läßt ihn Dinge begehen, die der Engländer kläglich finden würde; der Irländer ist im Stande, sein Interesse seiner Eitelkeit aufzuopfern, und läßt sich von denen hintergehen, die sich zu Werkzeugen seiner Leidenschaften machen. Die Armuth erträgt der Engländer so leicht wie möglich und zählt die Stunden, nach deren Verlauf er am Sonntage ausruhen und ein besseres Mahl einnehmen kann; in der Jugend rühmt er sich der Gewandtheit seiner Faust und seiner Muskelkraft, sein Gehalt empfängt er murrend und dankt nicht, wenn er nicht mehr erhält, als ihm zukommt; wird er älter, so rühmt er sich, England zum Vaterland zu haben; er scheint keinen Wunsch zu hegen, sich und seine Familie zu einer höheren Stufe emporzuschwingen. Der Schotte ist sparsam und freut sich bei dem Gedanken, daß durch seine Ersparnisse wenigstens einer seiner Söhne einmal Gentleman werden wird; in der Jugend ist er stolz auf seinen modischen Rock und auf die Schönheit seiner Geliebten; im Alter fährt er lieber fort, zu arbeiten, als daß er einem Anderen zur Last fiele. Der arme Irländer quält sich um nichts und findet Vergnügen an warmen Freundschaftsversicherungen, von denen sein Stock vielleicht einen Beweis liefern wird; in seiner Jugend setzt er seinen Ruhm in seine Händel

und Liebschaften, im Alter ist das Grab sein Asyl. In einem Englischen Gerichtshofe ist Alles kalt und förmlich; der Angeklagte wird dort mit derselben Kaltblütigkeit zum Galgen, wie zu einer Geldstrafe verurtheilt; in Schottland ist dieselbe Scene feierlicher; in Irland ist der Gerichtshof ein wahres Schlachtfeld. Der Englische Advokat geht nach den Formen und Thatsachen zu Werke, der Schottische zieht Folgerungen aus den Prinzipien, der Irländische appellirt an die Leidenschaften; der Erstere ist klar, der Zweite spitzfindig, der Dritte heftig. Es gehört ein großes Verbrechen dazu, um aus Schottland, ein kleines, um aus England, und gar keines, um aus Irland verbannt zu werden. Daher kann in Neu-Süd-Wales ein deportirter Irländer ein ehrlicher Mann, ein Engländer wenigstens erträglich seyn, aber der dort befindliche Schotte ist gewiß immer ein Schuft. (F. d. P.)

Bibliographie.

Observations on the blood. (Beobachtungen über das Blut.) Von Stevens. Pr. 15 Sh.

Essay on the periodical disease of the human female. (Ueber Frauen-Krankheiten.) Von Dr. Power. Pr. 3 Sh.

Stories from German writers. (Geschichten, von Deutschen Schriftstellern. Nach Locke's Plan.) Pr. 2½ Sh.

The museum. (Das Museum.) Von Charlotte Elisabeth. Pr. 2 Sh.

Simeon's works. (Simeon's Werke.) [Horae homileticae.] Bd. I—VI.] Pr. 3 Pfd.

Bible stories. (Biblische Geschichten.) Von Wood. Pr. 2 Sh.

Swallow Barn — oder der Aufenthalt in Virginien. Eine Amerikanische Erzählung. 4 Bde.

A comparative view etc. (Vergleichende Uebersicht der industriellen Lage von Großbritanien, vom J. 1775 bis auf unsere Zeit.) Nebst einer Untersuchung der Ursachen des gegenwärtigen Nothstandes. Von Alex. Mundell.

Ostindien.

Das Klima von Kalkutta,

nach der Folge der Monate.

Der Indische Januar ist für gesunde Personen einer der lieblichsten Monate von frischer und erquickender Temperatur. Die Tage sind nur am Morgen und Abend trüb und neblig. Der Wind bläst aus Norden und ist selten stark; aber in diesem Fall begleitet ihn Regen und strenge Kälte. Vegetabilien aller Art haben dann ihre volle Zeitigung erreicht und füllen die Märkte. — Der Februar beginnt in der Regel kühl und erfrischend, besonders wenn Nordwinde vorherrschen; späterhin wird das Wetter unangenehm, bis gegen den 20sten, wo der Südwind eintritt. Die Temperatur wird mild und wohlthätig, vor Allen für rheumatische und mit Gicht behaftete Personen. Die Tage sind schon öfter heiß, die Nächte kühl und frostig, mit starkem Thau. Während dieses Monats herrschen die Masern sehr stark. Warme Kleidung ist sehr zu empfehlen, obschon sie neuen Ankömmlingen weit beschwerlicher fällt, als alten Indiern. Die Lebensmittel sind immer noch gut und in Fülle vorhanden. — Im März waltet eine angenehme Wärme, die ansässigen Indiern außerordentlich zuträglich ist; doch giebt es auch zuweilen drückende Hitze. Sobald der Regen den Grund erweicht hat, beginnen verschiedene Feldarbeiten. Gegen Ende des Monats stellen sich Nordwest-Winde mit Gewittern und Regen ein. — Der April ist ein sehr fataler Monat. Der Wind bläst stark aus Süden, und oft ist er unerträglich heiß, besonders wenn es an Regen fehlt. Nur dann und wann herabfallende Regenschauer können die Vegetation retten. Die Nordwest-Winde sind zuweilen von furchtbaren Gewitterstürmen begleitet, die Regen und Hagel in Strömen herabsenden. In diesem Monate bietet der Markt wenig von Bedeutung. — Der Mai, von allen Monaten in Indien der abscheulichste, ist fürchterlich heiß und ohne Regen. Von 10—5 Uhr droht die Hitze Jedem, der ohne Kopfbedeckung ausgeht, mit dem Tode; nur die Eingeborenen können ihr Trotz bieten; aber auch sie fallen zuweilen als Opfer der Sonnengluth. — Um die Mitte des Juni fängt der periodische Regen an. Hätte die göttliche Vorsehung nicht dafür gesorgt, so würden dieser und die kommenden Monate vor entsetzlicher Hitze ganz unerträglich seyn, und alle Vegetation würde untergehen. Aber erfrischende und kühlende Regenschauer und zuweilen ein heftiger Platzregen machen die mittlere Temperatur dieses und der drei folgenden Monate gelinder, als man erwarten sollte. Das Wetter ist, je nachdem viel oder wenig Regen fällt, bald angenehm, bald erdrückend heiß. — Der Juli und August sind die feuchtesten Monate, indem es da am häufigsten und stärksten regnet. Die zwei großen Triebfedern in der Natur, Hitze und Nässe, sind in voller Wirksamkeit. Die Vegetation keimt hervor und verbreitet sich mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit. — Im September läßt der Regen bedeutend nach. Die Winde bleiben, wie zum Theil auch in den beiden vorigen Monaten, leicht und veränderlich, zuweilen mit umwölktem Himmel. Die Tage sind zuweilen schön, mild und hell und die Temperatur angenehm. — Die erste Hälfte des Oktober hat gewöhnlich reichlichen Regen und wirkt gleich einem zweiten Frühling auf alle organische Wesen. Hitze und Feuchtigkeit bringen rasche Vegetation. Die Regenzeit pflegt zwischen dem 10ten und 20sten aufzuhören; die Spätregen sind häufig stark und von 6—24 Stunden anhaltend; aber dann wird das Wetter schön, ruhig und beständig. Alsdann kommt die für den Küchengarten günstige Jahreszeit. — Der November hat heitere und beständige Witterung, und die Temperatur ist mäßig. Der Morgen und Abend ist immer kühl und angenehm. Wenn die Regen im Oktober früh aufhören und das kalte Wetter bald nachher folgt, so wird der November schön und erfreulich. Nichts kann einem Genesenden förderlicher seyn, als diese Jahreszeit. Gelinde Nordwinde wehen. Die in den zwei vorhergehenden Monaten dem Erdreich anvertrauten Saaten gedeihen mit einer Lebenskraft, wie sie anderen Klimaten unbekannt ist. — Im Dezember bleibt die Witterung heiter, kühl und im Ganzen außerordentlich schön. Gegen Ende des Monats werden die Morgen und Abende neblig. Die Lebensmittel aus beiden Naturreichen sind vortrefflich und in Überfülle vorhanden.

(East-India-Magaz.)

Bibliographie.

Babu Dschugernath Prisad Mullick in Kalkutta hat so eben eine Ausgabe des Sanskrit-Wörterbuches Amera Cosha veranstaltet, in welchem die Bedeutung jedes Sanskritischen Wortes im Bengalisch wiedergegeben wird. Es ist beinahe 400 Seiten stark und unter des Babu Anleitung von Ramedopund Bidgalueta zusammengetragen; der Letztere ist jetzt damit beschäftigt, einige veraltete medizinische Abhandlungen aus dem Sanskrit ins Bengalische zu übersetzen. (As. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Sklavenhandel. In der Nordamerikanischen Stadt Charleston befindet sich eine Straße, welche den Namen „Vendue Range" führt, und wo allerlei Bedürfnisse, unter Anderem auch Neger, versteigerungsweise gekauft und verkauft werden. Könnte man das traurige und widerwärtige Gefühl überwinden, welches den Menschen ergreift, wenn er seine Mitgeschöpfe wie Schaafe und Ochsen dem Meistbietenden zuschlagen sieht, so würde der Anblick von Vendue Range viel Unterhaltung gewähren. Der Werth eines zu Markt gebrachten Negers hängt nicht sowohl von seiner persönlichen Stärke oder mechanischen Geschicklichkeit ab, als davon, ob er seinem neuen Eigenthümer gern zu dienen bereit ist. Es ist daher vor dem Abschluß eines Kaufs auf einer Sklaven-Auction durchaus nothwendig, sich vorher darüber Auskunft zu verschaffen, ob der arme Mensch Lust hat, das Eigenthum des Käufers zu werden. Wenn ihm der vorgeschlagene Dienstwechsel nicht genehm ist, vielleicht weil er dadurch von seinem Weibe und seinen Kindern getrennt wird, oder aus irgend einem anderen Grunde, so bringt er eine Lüge hinsichtlich seiner Gesundheit vor, versichert, daß er ein schlechter Arbeiter und stets betrunken sey, und dergleichen mehr. Merkt er, daß man nichtsdestoweniger auf ihn bieten will, so sagt er sogleich: „Massa, wenn Du mich kaufst, Massa, Glück zu, ich seyn sehr schlechter Kerl, *ich nicht* arbeiten, gar nicht, nichts thun als essen; ich seyn *betrunken ganzen* Tag und nicht werth zehn Dollars." Kauft man einen solchen Sklaven wirklich, so ist das Geld geradezu weggeworfen. Er kostet dann gerade doppelt so viel, als er verdient. Ist aber der Bietende vielleicht als ein sehr gütiger und menschenfreundlicher Mann bekannt, und will der Sklave gern von ihm gekauft seyn, so giebt es keine Eigenschaft eines tüchtigen Knechts, die der arme Pompey nicht von sich rühmen sollte. Seine Freude darüber, daß er den Klauen eines hartherzigen Herrn entschlüpft ist, kennt keine Gränzen, und man kann ihn dann für eine große Summe immer noch als einen wohlfeilen Kauf betrachten. Oft kommt es vor, daß die Herren ihren Sklaven den Auftrag geben, sich selbst zu verkaufen. Der größte Ehrgeiz eines Negers besteht darin, einen hohen Kaufpreis einzubringen. Er ruft „die guten Buckra-Männer" an und bittet sie, ihn zu kaufen, indem er sich so beredt und gewandt herauszustreichen weiß, wie ein alter Auctions-Kommissarius seine Waare. Der Preis eines guten Negers wechselt von 400 bis 1000 Dollars. Als der Verfasser dieses sich in Charleston aufhielt, wurde ein Mulatte, den man in einem Auctionszimmer als Thürsteher gebrauchte und für einen treuherzigen und nüchternen Burschen hielt, für 1500 Dollars (2100 Thaler Preuß.) gekauft. Dies war die bedeutendste Summe, die, so viel der Verfasser erfuhr, jemals für einen Sklaven bezahlt wurde. (Notes on America.)

— Mechanische Kunststücke. Ludwig XIV. erhielt als Kind ein von Herrn Camus verfertigtes merkwürdiges Spielzeug zum Geschenk. Es bestand in einer kleinen Kutsche, die von zwei Pferden gezogen wurde; ein Bedienter und ein Page standen hinten auf. Wenn diese Maschine auf die vorgeschriebene Weise an das äußerste Ende eines Tisches gestellt worden war, so knallte der Kutscher mit seiner Peitsche, und augenblicklich zogen die Pferde an und bewegten ihre Beine ganz auf natürliche Art. Wenn die Kutsche an der gegenüberliegenden Ecke des Tisches angekommen war, so drehte sie scharf in einem rechten Winkel um und fuhr auf die andere Ecke zu. Sobald sie dem Platze des Königs gegenüber angekommen war, hielt sie an; der Page sprang herunter und öffnete den Kutschenschlag; die Dame stieg aus und überreichte mit einer Verbeugung dem Könige eine in der Hand haltende Bittschrift. Nachdem sie einige Zeit gewartet hatte, verneigte sie sich abermals und stieg wieder in den Wagen. Der Page machte die Thür zu, stieg wieder hinten auf, der Kutscher knallte, und die Pferde zogen an. Der Bediente, welcher auch abgestiegen war, lief hinter dem Wagen her, und sprang, als er ihn erreicht hatte, hinten auf.

(Brewster's Natural Magic.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Mittwoch den 12. September 1832.

England.

Capitain Basil Hall's Unterredung mit Napoleon auf St. Helena.*)

Die Gesandtschaft des Lord Amherst verließ Canton im Jahre 1817. Die Brigg „Lyra", welche ich kommandirte, wurde darauf mit Depeschen an den General-Gouverneur nach Kalkutta gesandt. Von dort segelten wir nach Madras und Isle de France, und nachdem wir das Vorgebirge der guten Hoffnung glücklich umschifft hatten, gingen wir am 11. August bei St. Helena vor Anker.

Nichts erregte natürlich auf dieser Insel so lebhaft unsere Aufmerksamkeit, als ihr außerordentlicher Bewohner — Napoleon Bonaparte. Seit mehreren Wochen hatte die Möglichkeit, ihn zu sehen, unser Aller Gedanken in Anspruch genommen. Welche Vorurtheile, welche Abneigung wir auch früher gegen seinen Charakter gehabt haben mochten, jedes andere Gefühl machte dem Wunsch Platz, den Mann zu sehen, der einen so wunderbaren Einfluß auf das Schicksal der Welt ausgeübt hatte. Das mächtige Interesse, welches eine weite Reise und das Vergnügen, die Ersten zu seyn, die unbekannte Nationen auffinden, in uns erregt hatten, war nichts mehr im Vergleich mit der Aufregung, in der unsere Herzen klopften, als wir uns in der Nähe Napoleons wußten. Selbst die, welche vermöge ihrer Stellung gar keine Aussicht hatten, ihn zu sehen, wurden von dem Fieber des Augenblickes ergriffen; wie stand es erst um diejenigen, die, wie ich, sich mit der Hoffnung einer Audienz schmeicheln durften!

Da ich den Gouverneur und seine Familie persönlich kannte und mich derselbe eingeladen hatte, in Plantation-House zu wohnen, so hoffte ich um so mehr, zu der Zahl der begünstigten Personen zu gehören. Zu meinem großen Leidwesen vernahm ich daher, daß zwischen dem Kaiser und dem Gouverneur Mißhelligkeiten herrschten. Letzterer that indessen für mich Alles, was er konnte, indem er an den Capitain Blakeney, der die Wache in Longwood hatte, schrieb, daß ich den General Bonaparte zu sehen wünschte, und ihn bat, meinen Wunsch auf die zur Erfüllung geeignetste Weise vorzutragen.

Der Tag verging, ohne daß wir eine Antwort erhielten, und ich schloß die ganze Nacht über kein Auge. Eine bestimmte Weigerung würde wahrscheinlich eine andere Wirkung hervorgebracht, ich würde mich in mein Schicksal gefunden haben; aber diese Ungewißheit regte mich auf eine unglaubliche Weise auf, die ich mir indessen heute erklären kann, wenn ich bedenke, wie sehr ich es bedauert haben würde, den merkwürdigsten Mann seines Jahrhunderts nicht gesehen zu haben.

Den Morgen brachte ich in nicht geringerer Unruhe zu, als die Nacht. Nach dem Frühstück erhielt ich eine Antwort aus Longwood. Der Capitain Blakeney ließ mich wissen, daß mein Name dem Kaiser genannt und mein Wunsch ihm zu erkennen gegeben worden sey; er hätte aber kaum Acht darauf gegeben. Der Capitain fügte hinzu, daß er glaube, ich würde eben so gut thun, mich nach Longwood zu begeben, da Bonaparte mich vielleicht empfangen würde, wenn ich einmal dort wäre. Ich stieg daher sogleich zu Pferde; zwei Passagiere von meinem Schiffe begleiteten mich.

Auf der Gränze von Longwood wurden wir von dem Doktor O'Meara und von dem Capitain Blakeney empfangen, die uns aber wenig Hoffnung machten. Sie bedauerten es, daß wir nicht einige Minuten früher gekommen wären, weil der Kaiser so eben einen Spaziergang durch den Garten gemacht hätte und wir ihn dann doch wenigstens von weitem hätten sehen können. Dies war in der That für uns ein Zuwachs an Widerwärtigkeit.

Ich habe eine solche lebhafte Neugierde oft für eine Thorheit erklären hören, und ich habe Leute gekannt, die behaupteten, daß sie keinen Schritt thun würden, um Napoleon zu sehen. Mit solchen Leuten kann ich nicht übereinstimmen, und auf die Gefahr, in ihren Augen für höchst geistlos zu gelten, wage ich es, zu erklären, daß keine Bemühung meines Lebens mir so gut belohnt zu seyn schien, als die, die mich einen Augenblick in die Nähe jenes großen Mannes führte.

Wir begaben uns indessen zu dem Grafen Bertrand, am Fuß des Hügels, auf dessen westlicher Seite die Wohnung des Kaisers lag. Zwischen den beiden Häusern sah man einen hübschen Blumengarten, der von Sandwegen durchschnitten und mit einer niedrigen Hecke umgeben war. Einige Bäume, von denen man glauben konnte, daß sie durch Zufall in diese Wüste niedergefallen wären, zeichneten diese Gegend vor der dürren traurigen Einsamkeit aus, die überall herrschte. Die Gräfin Bertrand empfing uns im Kreise ihrer Familie, in einem niedrigen, engen Zimmer, das, an sich schon nicht sehr behaglich, durch einige Reparaturen, die in einem anderen Theil des Hauses vorgenommen wurden, noch unbequemer geworden war, indem man alle Möbeln daselbst aufgehäuft hatte. Die gute Gräfin selbst schien an heftigen Zahnschmerzen zu leiden. Das Wetter war kalt, und ein schwaches Feuer erwärmte kaum die Stube, ein kleines Kind weinte auf dem Arm der Mutter; kurz, es war ein Anblick der Traurigkeit und der Unordnung, der das Herz ergriff. Diejenige indessen, die am meisten dabei interessirt war, schien am wenigsten davon zu empfinden; die Gräfin empfing uns mit einem reizenden Lächeln des Wohlwollens und ersparte uns die langweiligen Entschuldigungs-Formeln. Mehrere hübsche Kinder liefen, als sie fremde Stimmen vernahmen, herbei und spielten fröhlich um uns herum; sie wußten nicht, die armen Kleinen, welches traurige Geschick sie mit ihren Eltern theilten. Die Gräfin sprach sehr gut Englisch und gewann uns bald durch ihre Theilnahme an der Angelegenheit, welche uns so sehr am Herzen lag. Auch Graf Bertrand bewies sich sehr artig gegen uns; aber er besaß nicht die Lebhaftigkeit seiner Frau und schien sehr betrübt über seine Lage. Er erzählte uns Alles, was er durch die Gefangenschaft und durch die ungesunde Luft auf St. Helena zu leiden hatte.

Nach einer halbstündigen Unterredung sagte uns der Graf Bertrand, es sey wohl möglich, daß der Kaiser uns empfangen würde, er wolle jedenfalls zu ihm gehen, ihm unseren Wunsch vortragen und augenblicklich zurückkehren, um uns das Resultat seines Gesuches mitzutheilen. Die Zwischenzeit bis zu seiner Wiederkehr wurde in einem Zustand unglaublicher Spannung verbracht. Bei jedem Geräusch glaubten wir den Tritt des Groß-Marschalls zu vernehmen und erhoben uns in der Hoffnung, die Einladung zu erhalten, ihm zu folgen. Die Gräfin tröstete und neckte uns abwechselnd über unsere Ungeduld. Endlich, nach Verlauf einer zweiten halben Stunde, öffnete sich die Thür; aber statt des Groß-Marschalls trat ein Bediente ein, der uns in seinem Namen sagte, daß der Kaiser, vom Spaziergange zurückgekommen, seinen Ueberrock ausgezogen und sich auf's Sopha geworfen habe; mit einem Worte, daß er keinen Besuch empfangen wolle.

Und somit waren wir denn mit unseren Hoffnungen am Ende. Wir standen auf, um mit einer Mischung von großem Bedauern und etwas Aerger gegen Napoleon Abschied zu nehmen. — Wir waren wieder zu Pferde gestiegen und auch vielleicht schon eine Viertelstunde von Longwood entfernt, als uns einfiel, daß wir keinen Besuch bei dem Doktor O'Meara abgestattet hätten, der alle Gewohnheiten und den Charakter Napoleons genau kannte. Wir kehrten also um und fanden den Doktor vor seiner Thür. Er gab uns wenig Hoffnung, und wir wollten nun in vollem Ernst zurückkehren, als ich zufällig die Bemerkung fallen ließ, daß ich es um so mehr bedauerte, den Kaiser nicht zu sehen, als ich gern mit ihm von der Militair-Schule in Brienne gesprochen hätte, wo mein Vater, Sir James Hall, zu gleicher Zeit mit Napoleon gewesen sey. Der Doktor bemerkte, daß dies den Fall wesentlich ändere, weil Bonaparte sich lebhaft für Alles interessire, was ihn an Brienne erinnere. „Der Kaiser", fügte er hinzu, „würde Sie höchst wahrscheinlich empfangen haben, wenn er genauer davon unterrichtet worden wäre, wer Sie sind. Er hat schon einige Fragen über die Reisen der „Lyra" gemacht; aber er schien sich zu wenig dafür zu interessiren, um Ihnen aus dieser Ursache allein eine Audienz zu gestatten; ein Grund mehr kann ihn leicht dazu bestimmen. Unglücklicherweise ist die Stunde, wo er gewöhnlich zu empfangen pflegt, schon längst vorüber, und ich rathe Ihnen daher, für jetzt zurückzukehren, verspreche Ihnen aber, die Gelegenheit wahrzunehmen, von Ihnen zu reden und, wenn es mir gelingt, den Gouverneur durch den Telegraphen davon in Kenntniß zu setzen.

Mit dieser schwachen Hoffnung verließen wir Longwood: meine Begleiter begaben sich direkt nach James-Town und ich nach Plantation-House.

Wir wunderten uns sehr, am anderen Morgen keine Botschaft, weder eine günstige noch ungünstige, durch den Telegraphen zu erhalten; aber ich hielt mein Pferd gesattelt und gezäumt, so daß ich auf den ersten Wink mich auf den Weg machen konnte. Um 1 Uhr Mittags erfuhr ich, daß schon vor einer Stunde in Plantation-

*) Aus den bereits mehrfach erwähnten reichhaltigen Beobachtungen und Reiseberichten des Capitains.

Hause ein Signal angekommen war, um zu sagen, daß der General Bonaparte den Capitain Hall um 2 Uhr zu sprechen wünsche. Da der Beamte auf dem Telegraphen mich nicht kannte, so glaubte er natürlich, daß ich mich in James-Town befände, und signalisirte nach dem Fort nahe bei dem Ankerplatz, so daß ich erst nach der Rückkehr der Botschaft von der Stadt davon in Kenntniß gesetzt wurde.

Mir blieb gerade noch so viel Zeit, um, auf Gefahr, mir den Hals zu brechen, zur rechten Stunde einzutreffen, und an dem Thore von Longwood fand ich bereits meine beiden Passagiere, die, als sie das Signal auf unserer Brigg erhielten, sogleich herbeigeeilt waren. Die Gräfin Bertrand theilte lebhaft unsere Freude. Ihr Zimmer befand sich in besserer Ordnung, ihr Zahnschmerz war verschwunden, und Alles lächelte uns bei ihr entgegen.

Der Graf Bertrand sagte uns, daß der Kaiser wünsche, daß ich ihm zuerst und allein vorgestellt würde, und dann meine beiden Geführten zusammen. Da ich von seiner Ungeduld gegen die, welche das Französische nur unvollkommen verständen, gehört hatte, so bat ich den Groß-Marschall, bei mir zu bleiben, um mir zu helfen, falls ich in Verlegenheit kommen sollte. Der Groß-Marschall beruhigte mich, indem er mir erklärte, daß ich Unrecht hätte, zu glauben, daß der Kaiser bei solchen Gelegenheiten ungeduldig würde, er sey im Gegentheil äußerst ruhig und immer bereit, mit denjenigen Nachsicht zu haben, denen er Audienz ertheile. Ich begab mich in das Vorzimmer, wo ich ungefähr zehn Minuten wartete, bis ein Bedienter meldete, daß Se. Majestät der Kaiser bereit sey, mich zu empfangen.

Beim Eintritt in das Zimmer stand Bonaparte vor dem Feuer, den Kopf auf die Hand und den Ellbogen auf den Marmor des Kamines gestützt. Er schlug die Augen auf und trat zwei Schritte näher, indem er meine Verbeugung mit einer Art Kopfnicken erwiederte. Seine erste Frage war: „Wie ist Ihr Name?" und als ich ihm geantwortet hatte, sagte er: „Ah! ja, Hall ... ich habe Ihren Vater gekannt, als ich auf der Militair-Schule in Brienne war. Ich erinnere mich seiner ganz genau. Er liebte die Mathematik sehr. Er gab sich wenig mit den jungen Schülern ab und ging lieber mit den Mönchen und mit den Professoren um."

Nach diesen Worten schwieg er einige Augenblicke, und da er zu erwarten schien, daß ich reden würde, so machte ich die Bemerkung, daß ich meinen Vater oft hätte sagen hören, daß er zu jener Zeit auf der Schule in Brienne gewesen sey, daß ich mich aber wundern müsse, daß Napoleon sich eines einfachen Individuums nach Verlauf so vieler Jahre, die noch dazu mit so wichtigen Ereignissen angefüllt gewesen wären, noch erinnere. „Oh, nein!" rief Napoleon aus, „das ist gar nicht zu verwundern, Ihr Vater war der erste Engländer, den ich in meinem Leben sah, und deshalb ist er mir auch immer im Andenken geblieben."

Ich muß bemerken, daß die Unterredung in Französischer Sprache geführt wurde, daß ich mich nach Beendigung der Audienz beeilte, alle Details derselben niederzuschreiben, und daß ich beinahe gewiß bin, genau dieselben Worte wiederzugeben, so lebhaft und tief war der Eindruck, den dieselben auf mich hervorgebracht hatten.

Einige Sekunden nach seiner letzten Bemerkung fragte mich Bonaparte mit einer Art von Lächeln, als ob er sich über seine Frage lustig machte: „Haben Sie Ihren Vater jemals von mir sprechen hören?" — „Sehr oft", erwiederte ich sogleich. — „Und was sagte er von mir?" versetzte er mit einem Accent, der eine schnelle Antwort verlangte. — „Ich habe ihn oft die größte Bewunderung darüber ausdrücken hören, daß Sie, während Sie auf dem Throne saßen, den Wissenschaften immer die größte Aufmunterung haben zu Theil werden lassen."

Napoleon lächelte und wiegte den Kopf, als ob ihm das Kompliment sehr viel Vergnügen machte; dann fuhr er fort: „Haben Sie jemals ihren Vater den Wunsch ausdrücken hören, mich zu sehen?" — „Ich habe ihn oft sagen hören, daß kein lebender Mann so sehr gesehen zu werden verdiente, als Napoleon, und er hat es mir dringend empfohlen, diesen Vortheil zu genießen, wenn sich mir Gelegenheit dazu darbieten sollte." — „Sehr wohl", erwiederte Bonaparte, „wenn Ihr Vater mich für eine so große Merkwürdigkeit hält, und wenn er ein so großes Verlangen hat, mich zu sehen, warum kömmt er nicht nach St. Helena?"

Ich wußte Anfangs nicht, ob die Frage ernsthaft oder ironisch gemeint sey; da ich aber bemerkte, daß er auf eine Antwort wartete, so sagte ich ihm, daß mein Vater zu sehr beschäftigt sey, um sein Vaterland verlassen zu können. — „Bekleidet er ein öffentliches Amt?" fragte der Kaiser. — „Kein öffentliches Amt", entgegnete ich, „aber er ist Präsident der Königlichen Gesellschaft in Edinburg, und diese Stellung nimmt einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch."

Diese Antwort führte eine Reihe von Fragen über die Organisation der Edinburger Gesellschaft herbei. Napoleon wollte wissen, was alle die Beamten dieser gelehrten Gesellschaft zu thun hätten, und auf welche Weise die wissenschaftlichen Mittheilungen ihnen zugingen. Der Gebrauch, die der Gesellschaft zur Prüfung vorgelegten Fragen öffentlich zu erörtern, schien ihm sehr zu gefallen. Als er erfuhr, daß die Gesellschaft mehrere hundert Mitglieder zähle, schüttelte er den Kopf und sagte: „Aber alle diese Mitglieder können doch keine Gelehrte seyn." — Nachdem er diesen Gegenstand erledigt hatte, kam er auf meinen Vater zurück, und nachdem er eine Berechnung angestellt zu haben schien, sagte er: „Ihr Vater muß, wenn ich mich nicht irre, neun oder zehn Jahre älter seyn als ich; neun wenigstens ... aber ich glaube zehn, nicht wahr?" Ich erwiederte ihm, daß es gerade zehn wären. Darüber fing er an zu lachen, drehte sich auf dem Absatz herum und wiegte den Kopf. Ich wagte es nicht, ihn zu fragen, was ihn so sehr freue; aber ich vermuthete, daß seine richtige Rechnung der Grund war. Er fuhr mit seinen Fragen fort und wollte wissen, wie viel Kinder mein Vater habe, wie alt sie wären, und welches ihr Stand sey. Dann fragte er mich: „Wie lange Zeit haben Sie in Frankreich gelebt?" — „Ich bin niemals in Frankreich gewesen", war meine Antwort. — „Aber wo haben Sie das Französische gelernt?" — „Von verschiedenen Franzosen am Bord von Kriegsschiffen." — „Waren Sie Gefangener jener Franzosen, oder waren es die Ihrigen?" — „Es waren Französische Offiziere, die von den Schiffen gefangen genommen waren, auf denen ich diente." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Elements etc. (Elemente der Materia medica) Von Dr. A. T. Thomson.

The reformer. (Der Reformist.) Vom Verfasser des „Massenburg." 3 Bde.

Vortigern. — Ein historisches Schauspiel. Mit einer Vorrede von W. H. Ireland. Im J. 1796 auf dem Drurylane-Theater als ein angeblich Shakespeare'sches Drama aufgeführt.

Nord-Amerika.

Tekumsih, der Indianer-Häuptling.

(Schluß.)

Die Aufregung im ganzen Lande wurde jetzt größer als jemals. Man hielt Zusammenkünfte und richtete Vorstellungen und Beschlüsse an die Regierung. Aber noch ehe diese Dokumente ihre Bestimmung erreichen konnten, war dem General Harrison Vollmacht gegeben, die Offensive zu ergreifen, wenn es Noth thäte. Auch stellte man eine Verstärkung an Truppen zu seiner Verfügung. Die militairischen Operationen des Generals, deren Detail nicht hierher gehört, endigten mit der berühmten Schlacht bei Tippekanei, welche den 7. November 1811 stattfand. Vorher hatte der Gouverneur Indianische Boten abgeschickt, welche die verschiedenen Stämme in dem Lager des Propheten auffordern sollten, in ihre respektiven Wohnsitze zurückzukehren, die gestohlenen Pferde wieder auszuliefern und alle in Tippekanei geborgene Mörder der richterlichen Behörde zu übergeben. Die ersten Boten (gegen Ende September) erwirkten eine freundliche Deputation von dem Propheten, voll von Friedensversicherungen. Aber zu gleicher Zeit begingen seine Anhänger neue Exzesse; und als einige Häuptlinge der Delawaren im Oktober einer zweiten Mission sich unterzogen, soll ihnen jählings eine Gegen-Deputation von dem Propheten begegnet seyn, mit dem Begehr einer kategorischen Antwort auf die Frage: „ob sie ihm gegen die Vereinigten Staaten beistehen wollten oder nicht?" Die Delawaren begaben sich indessen direkt aus des Propheten Zelt zu dem bereits anrückenden General Harrison und berichteten ihm, sie seyen mißhandelt, insultirt und endlich mit schimpflichen Bemerkungen über sie selbst und den Statthalter entlassen worden. Hierauf unternahmen 24 Miami's eine Gesandtschaft des Statthalters. Diese scheint man besser aufgenommen zu haben, und zwar aus dem guten Grunde, weil sie sich entschlossen, das Tomahauk gegen ihren Absender zu gebrauchen. Auf jeden Fall ersparten sich diese dienstbaren Diplomaten die Mühe der Wiederkehr.

Die besonderen Umstände der darauf folgenden Schlacht sind den Amerikanischen Lesern ziemlich bekannt. Der Statthalter drang in das Herz des von dem Propheten besetzten Gebietes und kampirte in der Nacht des 6. November der Streitmacht des Propheten gegenüber. Die letztere, aus 500 — 800 Kriegern bestehend, that am frühen Morgen des 7ten einen lebhaften Angriff auf die Amerikanische Armee, und es folgte eines der verzweifeltsten Scharmützel, deren man sich aus allen Indianischen Kriegen erinnern kann. Der Feind wurde endlich zurückgedrängt und ließ 38 Todte auf dem Felde. Die Amerikaner verloren etwa 50 Mann an Todten und 100 an Verwundeten. Die Stadt des Propheten wurde geplündert, und die Armee zog sich wieder nach Vincennes.

Tekumsih, der sich, wie man allgemein glaubt, während der Schlacht im Süden befand, kam bald zurück und war ohne Zweifel mit dem Benehmen des Propheten sehr unzufrieden. Von dieser Zeit an verlor der Letztere viel von seinem Einfluß, und der Erstere trat selbstständiger auf. Ob er schon früher mit den Briten in besonderem Einverständnisse gewesen, läßt sich nicht bestimmt entscheiden; aber seine folgenden Schritte sprechen desto mehr dafür. Er schlug dem General Harrison vor, er wolle die beabsichtigte Reise nach Washington machen; als aber der Statthalter entscheidend erklärte, er dürfe mit der Vollmacht, die er seiner Stellung zukommend wähnte, nicht dahin gehen, gab er diesen Gedanken auf und hielt es jetzt für nothwendig, zu kämpfen. Natürlich durfte er — welches auch seine Stimmung gegen die Briten gewesen sey, — keine günstige Gelegenheit fahren lassen, die ihm Beistand zuführte. Im Juli 1812 schrieb Capitain Wells an General Harrison aus Fort Wayne, Tekumsih habe hier neulich eingesprochen; er sey auf dem Wege nach Malden, wo er von der Britischen Regierung zwölf Pferde-Ladungen Munition für seine Leute zu Tippekanei erwartete. Unmittelbar nachher verband er sich offen mit seinen neuen Alliirten, wurde Brigade-General Tekumsih und leistete unbezweifelt die wesentlichsten Dienste, besonders im Aufbieten und Zusammenhalten der Indianischen Streitkräfte. Während der ersten Monate des Krieges verwendete er alle seine Zeit auf Rekrutirungen. Noch war er bei der Belagerung von Fort Meigs zugegen und kommandirte an dem denkwürdigen 5. Mai 1812 die mitwirkende Indianische Streitmacht am südöstlichen Ufer des Flusses. Auch wohnte er dem zweiten Sturme auf Fort Meigs, im Juni, bei. Dann finden wir ihn,

als Sandusky belagert wurde, an der Spitze von 2000 Kriegern, die Stellung des Generals Harrison rekognoszirend. In der entscheidenden Schlacht bei den sogenannten Mährischen Städten (Moravian Towns) kommandirte er den rechten Flügel der Alliirten und war selbst an dem Theile desselben postirt, der allein mit den Amerikanischen Truppen zu thun hatte. Dies war sein letzter Kampf. Die Flucht verschmähend, während Alles um ihn her, seine nächsten Begleiter ausgenommen, floh, drang er selbst wüthend in das dichteste Handgemenge, ermuthigte die Wilden mit seiner Stimme und schwang das Tomahauk mit fürchterlicher Kraft. Er schien gerade auf den Obersten Johnson loszugehen, der von der anderen Seite an der Spitze seiner berittenen Infanterie vorwärts drängte. Plötzlich fingen die Reihen der Indianer an zu wanken. Man hörte unter ihnen keinen Kommando-Ruf mehr. Tekumsih war gefallen, und seine tapfersten Leute, die immer noch Stand gehalten, entmuthigte der Schuß, welcher den Führer zu Boden gestreckt hatte. Daß sie in diesem Kampfe ihre Pflicht gethan, erhellt unwidersprechlich aus der Thatsache, daß 33 derselben todt auf dem Schlachtfelde lagen, die Meisten bei Tekumsih, und Viele auf der Flucht erschlagen wurden, während die Briten nur 12 Todte zählten. Die Britische Regierung bewilligte Tekumsih's hinterlassener Gattin und Familie eine Pension, welche vermuthlich bis auf diesen Tag noch ausbezahlt wird.

Für den Propheten wurde auf ähnliche Weise gesorgt, und zwar vom Ende des Krieges bis zu seinem Tode, der vor einigen Jahren erfolgt ist. Elskwatawa war geistreich und einschmeichelnd, hatte mehr Zuversicht als Energie, mehr Ehrgeiz als Grundsatz. Tekumsih stand in diesen Eigenschaften seinem Bruder nicht nach, hatte aber weit mehr Unverzagtheit und Würde. Der Erstere besorgte sein Geschäft gut; allein ihm war es darum zu thun, daß es heimlich geschah und seine persönliche Sicherheit nicht gefährdete; wie er denn auch von seinem Berggipfel der Schlacht bei Tippekanoi zusah und den Schlachtgesang brüllte, ohne den geringsten Antheil am Kampfe zu nehmen. Die Indianer stürzten sich aber, wie von magischer Gewalt erfaßt, geradezu in die Bajonnette der Amerikanischen Truppen, warfen sogar manchmal die Muskete des Soldaten auf die Seite und zerschmetterten ihm den Schädel mit ihrer Streitkolbe. Tekumsih durchwanderte den Kontinent des nordwestlichen Amerika nach allen Richtungen, drohend, schmeichelnd, Erbitterung weckend, den Aberglauben aufschreckend, Neugierde erregend. So erweiterte er Jahr aus, Jahr ein die Gränzen des großen Bundes. Keine Mühseligkeit konnte ihn ermüden, keine Schwierigkeit, kein Mißlingen entmuthigen, keine Gefahr schrecken, keine Noth außer Fassung bringen. Vier Jahre lang war er in steter Bewegung; bald sah man ihn am Wabasch; bald hörte man von ihm an den Ufern des Erie oder Mitchigan; bald unter den Indianern am Mississippi. Endlich, als im Norden und Westen Alles, was er bewerkstelligen konnte, gethan war, unternahm er eine mühselige und gefahrvolle Reise von einigen Monaten zu den entfernten Stämmen des Südens. Der nachmalige Aufruhr der Kriht's, den man mit Recht seinem Einflusse zuschreibt, beweist genugsam, was zu rechter Zeit hätte ausgeführt werden können, wären seine Bundesgenossen so klug als er selbst gewesen. Die Schlacht bei Tippekanoi war eine unzeitige, für sein Interesse höchst unglückliche Explosion. Sie hemmte die Unterhandlungen wegen neuer Alliirten, schwächte die moralische Kraft des Propheten und erschreckte und zwang Viele, die ihm anhingen oder sich angeschlossen haben würden, hier zur Neutralität, dort zu offener Feindseligkeit. Der gewaltige Plan des Tekumsih, so lange der Gegenstand seiner ganzen Thätigkeit und Bekümmerniß, hatte im Augenblick des Erfolges eine Störung erlitten; er selbst war aufgebracht, gedemüthigt, gekränkt. Er hätte weinen können, wie Philipp that, als *seine* Pläne, so ähnlich denen Tekumsih's, von der Unbesonnenheit seiner Krieger durchkreuzt wurden. Allein diese Lage war der Probierstein seiner edelsten Eigenschaften. Er trat hervor und that jeden einer Vermittelung ähnlichen Vorschlag, den er mit seiner Würde verträglich und vielleicht ihr nothwendig glaubte; aber vergebens. Nun sah er deutlich, daß gekämpft werden müsse, und seine Seele wurde stark. Die Leiden und Beeinträchtigungen seines Volkes, die Macht und der Stolz der Weißen gingen vor seinem Inneren vorüber. Der Schmerz des Mißlingens von seiner Seite, die Schande, welche auf dem Namen seines Bruders lastete, der Schimpf einer Unterwerfung, der Tadel und Spott seiner wilden Nebenbuhler, der Triumph seiner civilisirten Feinde, alles dies waren Dolchstiche für sein Herz. Jetzt durchtobte ihn Verzweiflung; Furcht und Hoffnung kämpften um die Oberherrschaft. Stolz, Rache, Ehrgeiz waren aufgeregt. „Laßt sie denn kommen", sagte er, „ich höre und sehe sie, in Süden und Osten, gleich den Herbstblättern, die im Abendwinde rollen und rauschen. Es ist gut! Soll Tekumsih zittern? Soll man sagen, daß er die weißen Männer haßte *und* fürchtete? Nein! Die Berge und Ebenen, die der große Geist verliehen, umgeben mich. Auch *ich* habe meine Krieger, und hier — wo wir geboren sind und sterben wollen — am Scioto, am Wabasch, an den geräumigen Wassern des Nordens, soll meine Stimme gehört werden."

Wer nur einigermaßen die Geschichte des letzten Amerikanischen Krieges kennt, darf nicht daran zweifeln, daß Tekumsih, der Sache wie dem Namen nach, die Seele des Englisch-Indianischen Bündnisses gewesen, und daß größere Streitkräfte durch seinen Einfluß gesammelt und unter seinem Befehl dienstfähig geworden seyen, als jemals seit Gründung der ersten Kolonie in den Freistaaten. An Allem, was er Großes und Bewunderungswürdiges vollbrachte, hatten jedoch Verschlagenheit und Heuchelei von seiner Seite keinen Antheil. Niemand besaß eine edlere Freimüthigkeit, selbst gegen Feinde. Er gestand offen, daß sein Hauptzweck der sey, durch innigere herzlichere Verbindung der verschiedenen Stämme dem weiteren Vordringen der weißen Unterdrücker ein Ziel zu setzen. Im Juli 1810 sprach er sehr ausführlich über diesen Gegenstand mit einem Manne, den der Statthalter von Indiana zu seinem Bruder schickte, ihm vom Kriege abzurathen und wegen seiner Pläne sich zu erkundigen. Er sagte, der große Geist habe diese große Insel — das Amerikanische Festland — seinen rothen Kindern geschenkt; aber die Weißen, die auf jene Seite des großen Wassers hingehörten, wären, mit ihrem Antheil unzufrieden, herübergesegelt, hätten sich der Küste bemächtigt, die Indianer von dem Meere zu den Seen getrieben und sich erfrecht, zu sagen, dieser Landstrich gehöre dem einen Stamme, jener dem anderen, da doch der große Geist alle diese Länder zu ihrem gemeinsamen Eigenthum geschaffen hätte. *Sie* seyen weit genug zurückgegangen und wollten nicht noch weiter. Er läugnete es, daß er einen Krieg beabsichtige, bemerkte aber dabei, daß es nicht möglich seyn werde, den Frieden zu erhalten, bevor das Indianische Prinzip des gemeinsamen Eigenthums angenommen und dem weiteren Vorrücken der Kolonisten gesteuert werde. Dann beschloß er nach Vincennes zu gehen, um den Statthalter zu überzeugen, daß man ihn übel berichtet habe. Bei der förmlichen Zusammenkunft mit Letzterem zeigte Tekumsih, der mit Gefolge gekommen war, so viel Erbitterung, daß der Statthalter einen augenblicklichen Angriff besorgte. In der nächsten Konferenz entschuldigte zwar der stolze Häuptling seinen Eifer und erschien ganz kaltblütig, blieb aber bei seiner Meinung. Als der Statthalter ihn fragte, ob es sein Zweck gewesen sey, die Vermessung eines neu angekauften Grundstückes zu hindern, antwortete er, daß er selbst und seine Gefährten darauf bestehen würden, daß die alte Gränze bliebe. Später besuchte ihn der Statthalter in seinem Lager, um seine *Privat-Meinung* zu erfahren, und erhielt gleiche Antwort. Er *hatte* sonst keine Klage über die Freistaaten zu führen, als daß sie Indianisches Land kauften. Wenn der Präsident, sagte er, den letzten Ankauf wieder fahren lassen und versprechen wolle, nichts Aehnliches mehr zu unternehmen, so sey er bereit, selbst ihr Alliirter zu werden. Im entgegengesetzten Falle müsse er es mit den Engländern halten. Der Statthalter versicherte ihn, der Präsident sollte von seinen Absichten unterrichtet werden, bemerkte aber dabei, daß wenig Aussicht zu Erfüllung seiner Wünsche sey. „Gut!" antwortete Tekumsih, „wenn der große Häuptling sich anschickt, die Sache zu entscheiden, so hoffe ich, der große Geist wird ihm so viel Vernunft in den Kopf bringen, daß er jenes Land aufgiebt. Uebrigens ist er so weit entfernt, daß der Krieg ihm nicht schaden wird. Er kann ruhig in seiner Stadt sitzen und Wein trinken, während wir beide die Sache ausfechten."

Es ist unbezweifelt, daß Tekumsih die Politik der Engländer ganz durchschaute. Er sagte dem General Harrison, als er ihm erklärte, es könne ein Bündniß mit ihnen nothwendig werden, er wisse recht gut, daß sie die Indianer immer zu ihrem eigenen Vortheil, und nicht, um seinen Landsleuten wohlzuthun, zum Kriege anspornten; hierbei machte er eine Geberde, wie Jemand, der zwei Hunde auf einander hetzt. — Er war zu stolz, um eine subalterne Rolle zu spielen. Seine Verbündeten mochten es treiben, wie sie wollten; er selbst aber wollte die Würde eines freien und tapferen Mannes, eines Kriegers, behaupten. Er gab seinen Plan, den Präsidenten zu besuchen, auf, weil er nicht als das Haupt der Deputation empfangen werden konnte. In der letzten Konferenz zu Vincennes fand er sich am Ende einer langen und feurigen Rede ohne Stuhl. Harrison ließ ihm einen bringen, und der Dollmetscher sprach: „Euer Vater bittet euch, niederzusitzen." „„Mein Vater!"" entgegnete der Häuptling, „„die Sonne ist mein Vater, die Erde meine Mutter; ich will an ihrem Busen ruhen."" Und er ließ sich nach Indianischer Sitte auf den Boden nieder.

Von seinem Muthe und seiner Freimüthigkeit zeugt unter vielen anderen auch die merkwürdige Rede, die er an den Englischen General Proctor hielt, als dieser im Begriff war, sich von Malden zurückzuziehen.

„Vater!" begann er, „höret Eure Kinder an! Ihr habt sie jetzt Alle vor Euch. Im vorigen Kriege gab unser Britischer Vater seinen rothen Kindern die Streitaxt, als unsere alten Häuptlinge lebten. Jetzt sind sie todt. In jenem Kriege ward unser Vater von den Amerikanern auf den Rücken geworfen, und unser Vater reichte ihnen die Hand ohne unser Wissen. Wir besorgen, daß er jetzt wieder so handeln wird."

„Höret! Als der letzte Krieg erklärt war, stand unser Vater auf, gab uns das Tamahauk und sagte uns, er sey bereit, die Amerikaner zu schlagen — er bedürfe unseres Beistandes. — Er wolle uns gewiß unser Land wieder zurückgeben, das die Amerikaner uns genommen hatten."

„Höret! Als wir zuletzt an den Wasserfällen waren, es ist wahr, da halfen wir Euch wenig. Es ist schwer, gegen ein Volk zu fechten, das wie die Maulwürfe lebt." (Anspielung auf die Befestigungen der Amerikaner.)

„Vater, höret! Eure Flotte ist abgesegelt. Wir wissen, daß sie gekämpft habt. Wir haben das grobe Geschütz gehört (Perry's Sieg); allein wir wissen nicht, was aus unserem Vater mit *einem Arme* (Commodore Barclay) geworden ist. Alle Schiffe sind *einen* Weg gegangen, und es nimmt uns Wunder, zu sehen, wie unser Vater Alles zusammenrafft und weglaufen will, ohne seine rothen Kinder davon zu unterrichten. Ihr sagtet uns immer, Ihr wolltet niemals Eure Füße von Britischem Boden zurückziehen. Aber jetzt, Vater, sehen wir, daß Ihr rückwärts geht, und es schmerzt uns, zu sehen, daß unser Vater so handelt, ohne den Feind zu sehen. Wir müssen das Benehmen unseres Vaters mit dem eines fetten Hundes vergleichen, der seinen Schwanz auf dem Rücken trägt; aber sobald man ihn erschreckt, nimmt er ihn zwischen die Beine und rennt davon."

„Vater, höret! Die Amerikaner haben uns noch nicht zu Lande besiegt — wir wissen nicht, ob sie es zu Wasser gethan — wir wünschen demnach, hier zu bleiben und zu kämpfen. Schlagen sie uns, so wollen wir mit unserem Vater uns zurückziehen."

„Vater! Ihr habt die Waffen und Munition bekommen, die unser großer Vater zum Besten seiner rothen Kinder schickte. Habt Ihr den Plan, fortzugehen, so gehet sie uns, und Ihr möget gehen und von uns grüßen. Unser Leben ruht in den Händen des großen Geistes, — wir sind entschlossen, unser Land zu vertheidigen — und ist es sein Wille, so wünschen wir unser Gebein auf demselben zu lassen." (North-Amer. Rev.)

Bibliographie.

The vision of Quevedo. (Die Erscheinung von Quevedo.) Aus dem Spanischen übersetzt von W. Elliott. Philadelphia.

On clock and watch-making. (Ueber Glocken- und Uhren-Verfertigung.) Theoretisch und praktisch. Von Th. Read. Philadelphia.

Feathers from my own wings. (Federn aus meinen eigenen Schwingen.) Von Ch. Edwards. New-York.

Shakespeare's seven ages. (Shakespeare's sieben Lebensalter.) Erläutert durch eine Reihefolge von Auszügen in Prosa und in Versen. Von John Evans. New-York.

Mineralogy etc. (Mineralogie und Geologie von Neu-Schottland.) Von C. F. Jackson und F. Alger. Cambridge.

The Polish chiefs. (Die Polnischen Oberhäupter.) Ein historischer Roman von dem Verfasser der „Skizzen von Staatsmännern." New-York.

Essay etc. (Versuch über den Bau von Schulhäusern.) Preis-Schrift von W. Allcott. Boston.

Mannigfaltiges.

— Sir Walter Scott. Der Verfasser von „Peters Briefen an seine Verwandten" giebt unter Anderem auch eine Schilderung von der Persönlichkeit Walter Scotts und von seinem Privatleben. Jetzt, wo dieser große Genius fast nur noch halb dieser irdischen Welt angehört, hat es einen wehmüthigen Reiz, uns noch einmal seine sterbliche Individualität recht zu vergegenwärtigen. „Ich stieg herab", erzählt jener Schriftsteller, „und wurde zu Herrn Scott geführt, den ich in seiner Bibliothek antraf. Der freundlichste Empfang wurde mir zu Theil; und so einfach und anspruchslos ist das Benehmen dieses Mannes, daß ich ganz erstaunt war, mich nach wenigen Minuten schon beinahe heimisch in seiner Gesellschaft zu finden, obgleich ich mich mit ganz anderen Gefühlen zu ihm begeben hatte, als ein Mann von meinem Alter und meiner Erfahrung beim Zusammentreffen mit gewöhnlichen Fremden empfindet. Es war eine große Tischgesellschaft, denn an Besuch fehlte es in diesem Hause niemals, und rings um mich her gab es die köstlichste und anmuthigste Unterhaltung. Aber Du wirst Dich sicher nicht wundern, daß ich wenig Muße fand, auf Jemand zu hören und zu sehen, außer auf meinen Wirth. Und was nun zuvörderst seine Person anbelangt, so war mir dieselbe fast ganz neu, obgleich ich wohl mehrere Dutzend Portraits von ihm gesehen hatte, ehe ich nach Schottland kam. Nie haben Maler eine Physiognomie mit so kärglicher Gerechtigkeit behandelt; aber ich muß auch gestehen, daß diese Physiognomie beinahe außer den Gränzen ihrer Kunst liegt. Noch niemals hat mich ein Antlitz nach näherer Bekanntschaft weniger getäuscht; im ersten Augenblick aber sah ich weniger in ihm, als ich erwartet haben würde, hätte ich nicht die armseligen Gemälde von ihm gekannt; und gewiß wird der Eindruck, den dieses Gesicht auf den in der Schädellehre unbewanderten Laien machen muß, von einer gänzlichen Täuschung wenig verschieden seyn. Nicht als mangelte es irgend einem Theil seines Antlitzes an Ausdruck, sondern der Ausdruck, der überall hervorleuchtet, ist nicht von der Art, wie man ihn erwarten sollte, wenn man seine Werke gelesen, aber von seinem Aeußeren noch nichts gehört hat. Das natürliche Gepräge seiner Züge drückt scharfen Verstand und klare Einsicht verbunden mit der entschiedensten Bestimmtheit und Charakterfestigkeit aus. Er lächelt öfters, und nie sah ich ein Lächeln, welches so deutlich die Verschmelzung der größten Gutmüthigkeit mit der beißendsten Ironie kundgiebt. Doch dies Alles würde Walter Scotts Physiognomie immer noch kaum zu einer ausgezeichneten machen. Obgleich er selbst äußerst mäßig ist — einige Unpäßlichkeiten in den letzten Zeiten haben ihn dazu genöthigt — so ließ er doch seinen Bordeaux-Wein schneller herumkreisen, als ich selbst gewünscht haben könnte. Glaube jedoch nicht, daß Scott in seinem Gespräch etwa die geringste Absicht, zu glänzen oder das Wort zu führen, verräth. Im Gegentheil, es schien eher, als ob Jedermann nur um desto mehr spräche, weil Walter Scott da war und es hörte; und seine Gegenwart war hinreichend, um Jedem die auserlesensten Worte zu entlocken; gleichsam als ob ein berühmter Tondichter alle Saiten angeschlagen hätte, und sie dann selbst unter gewöhnlicheren Fingern die trefflichste Musik hätten von sich geben müssen. Ueberdies ist seine Unterhaltung von der Art, daß Alle daran Theil nehmen können, obgleich es ihm Niemand darin gleich thut. Es scheint, als könnte er nie einen Augenblick in Verlegenheit seyn, stets einen neuen Schatz aus der Fundgrube aller seiner eigenthümlichen und bezaubernden Talente, seiner scharfen Auffassung, seinem außerordentlichen Gedächtniß und seiner glänzenden Einbildungskraft hervorzuholen, welche sein ganzes Leben hindurch in beständiger Thätigkeit waren und seinen Geist mit einem solchen Reichthum von einzelnen Charakterzügen und Anekdoten, ernsten und komischen, individuellen und nationalen Inhalts, erfüllt haben, wie er vielleicht noch keinem originellen Genius vor ihm bei seinen Schöpfungen zu Gebote stand. Nicht wenig überraschte mich seine Reitergeschicklichkeit, denn obgleich er an einem seiner Füße gelähmt ist, regiert er sein Roß doch mit so vollendeter Meisterschaft und scheint auf dem Sattel eben so zu Hause zu seyn, wie einer seiner wilden Romanritter, Deloraine oder Lochinvar. Er hat überhaupt in seiner ganzen übrigen Gestalt etwas sehr Kerniges, und seine derben und massiven eisernen Muskeln scheinen in derselben Form gegossen zu seyn, wie die des alten Wats von Harden und des handfesten Wold Rutherfurd."

— Theorie des Tones. Es ist eine seltsame Thatsache in der Lehre von den Tönen, daß das lauteste Geräusch sich fast nicht über den Ort seines Entstehens hinaus verbreitet, während musikalische Laute in großer Entfernung gehört werden. Wenn wir uns z. B. einer Stadt oder einem Dorfe, wo ein Markt gehalten wird, auf eine viertel oder halbe Stunde nähern, so hören wir das Geräusch der Menge nur sehr undeutlich, dagegen aber sehr deutlich die Orgeln und andere musikalische Instrumente, welche daselbst gespielt werden. Wenn eine Kremoneser Geige, ein wirklicher Amati, neben einer neuen Violine gespielt wird, so wird die letztere von beiden bei weitem am lautesten klingen; aber der weiche glänzende Ton des Amati wird in einer Entfernung gehört werden, wohin der andere nicht zu dringen vermag. Dr. Young erzählt und beruft sich dabei auf die Versicherung Derham's, daß in Gibraltar die menschliche Stimme 10 (Engl.) Meilen weit gehört worden sey. Es ist eine sehr bekannte Sache, daß die menschliche Stimme in weiterer Entfernung gehört wird, als die irgend eines Thieres. Wenn die Hüttenbewohnerin im Walde oder auf offenem Felde ihren Mann, der in einiger Entfernung arbeitet, rufen will, so schreit sie nicht, sondern sie giebt ihrer Stimme den musikalischen Ton, den die Erfahrung sie gelehrt hat, und auf diese Weise erreicht sie sein Ohr; das lauteste Gebrüll des größten Löwen reicht nicht so weit. Diese Eigenthümlichkeit der musikalischen Töne in der menschlichen Stimme zeigt sich recht deutlich in großen Kathedralen, wo die Messe gänzlich in musikalischen Tönen abgehalten und von Jedem der Anwesenden, wenn er auch in dem entferntesten Winkel der Kirche steht, vernommen wird; wenn dagegen der Gottesdienst gesprochen würde, so möchte er kaum über die Gränzen des Chors hinaus gehört werden. In großen Versammlungen werden diejenigen Redner am deutlichsten und in der größten Entfernung verstanden, welche die Stimme durch Modulation am musikalischsten machen. Laute Sprecher werden selten gut gehört. Burke's Stimme soll eine Art hochfahrendes Geschrei gewesen seyn, das neben der Weitschweifigkeit seiner Rede nur dazu diente, die Mitglieder des Unterhauses zum Mittagessen einzuladen. Chatam's leisestes Geflüster war dagegen deutlich zu vernehmen; wenn er die Stimme erhob, so füllte dieselbe das Haus vollkommen aus, und der Eindruck war feierlich, ausgenommen, wenn er Beifall oder Begeisterung zu erwecken wünschte, und dann hatte seine Stimme einen gemüthaufregenden Klang, der durchaus unwiderstehlich war. Kean besitzt eine im höchsten Grade musikalische Stimme. Jeder, der seine berühmte Scene mit der Lady Anna in „Richard III." gesehen hat, wird sich der eigenthümlich rührenden und überzeugenden Töne erinnern, welche er bei dieser Gelegenheit aus dem natürlichen Wohlklang seines Stimmen-Organs hervorzulocken weiß. Und wie pathetisch sind dann wieder seine Töne, in denen er als Othello sein Schicksal beklagt, wenn der verrätherische Jago in sein Ohr das Gift der Eifersucht geträufelt hat. Welche wilde schneidende Stimme dagegen, wenn er als Shylock ausruft: „Oh! Wenn ich ihn einmal bei der Hüfte fassen kann!" Kemble's Stimme war schlecht; die von Macready ist noch schlechter. Miß Fanny Kemble's Stimme hat so wenig Umfang, daß, wenn ihr Darstellungs-Talent auch noch so groß ist, es ihr niemals gelingen wird, eine vollkommene Herrschaft über ihr Auditorium zu erlangen. Liston's Stimme besitzt einen größeren Umfang, als die irgend eines anderen Schauspielers. Es ist in der That die Verbindung seiner prachtvollen Stimme mit den niedrigen und sinnlosen Charakteren, die er darzustellen hat, der wir die unwiderstehliche Drolligkeit seines Spiels zuschreiben müssen.

(Music of Nature by W. Gardiner.)

— Rauchende Mitglieder des Parlamentes. In dem Reglement des Unterhauses, welches ungefähr in der Mitte des 17ten Jahrhunderts erlassen wurde, findet sich folgende Stelle: „Es wird verordnet, daß kein Mitglied in der Gallerie oder an der Tafel des Hauses Taback rauchen darf." — Ein Parlaments-Mitglied des 17ten Jahrhunderts scheint die Würde unserer jetzigen Ehrenwerthen nicht besessen zu haben und mochte wahrscheinlich Gefallen an einer Pfeife finden. Welch' einen Anblick muß in alten Zeiten das Unterhaus dargeboten haben, wenn ein Repräsentant von dem anderen sprechend ihn etwa so bezeichnete: „das ehrenwerthe Mitglied, welches sich eben die Pfeife anzündet;" oder „der tapfere Offizier mit dem kurzen Stummel." Es muß höchst komisch gewesen seyn, wenn Jemand erklärte, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen sey, „den gelehrten Herrn gegenüber, der sich eben in eine Wolke hülle", zu beleidigen, oder die Gefühle „des ehrwürdigen Mitgliedes, das so eben seine Tabacks-Büchse geleert habe", zu verletzen. — An Dampf lassen es inzwischen unsere jetzigen Parlaments-Redner auch noch nicht fehlen. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Freitag den 14. September 1832.

Frankreich.

Pater Lamiot's Nachrichten von China.

Der verstorbene Pater Lamiot, von der Mission der barmherzigen Brüder in Peking, war daselbst 29 Jahre lang Kaiserlicher Astronom und Dollmetscher der Europäischen Sprachen. In den folgenden Auszügen aus Briefen, die er an verschiedene Französische Gelehrte geschrieben hat, erfährt man außer mehreren interessanten Details über Gegenden des Chinesischen Reiches, die kein Europäer vor ihm besucht und beschrieben hat, etwas Näheres über die Christen-Verfolgung von 1820, derzufolge der Abbé Clet erdrosselt und Lamiot selbst genöthigt wurde, nach Makao zu flüchten, woselbst er im vergangenen Jahre, nach vierzigjähriger apostolischer Thätigkeit, verstorben ist.

Der eine dieser Briefe ist den 19. Februar 1820 in Wu-dschang-Fu geschrieben. Er lautet also:

. . . Herr Franz Schen, Chinesischer Priester bei unserer Congregation, wurde vergangenes Jahr mit zehn anderen Christen festgenommen. Dies gab Veranlassung zu jeder Art von Drangsal, das man den übrigen Christen zufügte: Güter, Frauen und Alles wurde die Beute einer Klasse von Räubern, die man jedoch zuletzt gerichtlich verfolgte. Herr Clet, der einzige Französische Amtsgenosse, der mir geblieben war, ein ehrwürdiger Siebenziger, dem ich meine Berufung nach China verdankte, sah kein Mittel mehr, sich nützlich zu machen, und beschloß daher, sich nach einer benachbarten Provinz zu begeben, indem er hoffte, daß er dort eine ruhigere Zeit abwarten könne, ohne Gefahr zu laufen. Unglücklicherweise brachte ihn ein treuloser Christ in Verhaft, und jetzt war ich selbst verdächtig; man beschuldigte mich, mit ihm in Briefwechsel zu stehen, ihm Hülfsmittel und Missionaire zugeschickt zu haben. Die Regierung stellte ihn mir unter einem Chinesischen mir unbekannten Namen vor; ich hielt mich daher für vollkommen berechtigt, zu sagen, daß ich Niemanden dieses Namens kannte. Diese Antwort zog mich zwei Monate lang aus der Untersuchung. Gegen Ende des September trat der Statthalter von Hu-Pe wieder ins Amt. Der Kaiser befahl dem Polizei-Tribunal, mich zu verhören und dem Kriminal-Gericht zu übergeben, wenn ich in der Verbreitung des Christenthums fortfühe; läugnete ich aber die Korrespondenz mit dem Menschen, dessen Name mir unbekannt sey, so möchte ich nach Wu-dschang-Fu gebracht und mit ihm konfrontirt werden. Was den letzteren Punkt betraf, so erlaubte zwar der entstellte Name einige Ausflüchte; aber auf die erstere Frage blieb mir keine andere Wahl, als Abschwörung meines Predigtamtes oder freimüthige und bestimmte Erklärung. Ich griff zum Letzteren und erklärte, daß ich unsere Religion, als die einzige wahre, allen denen predigte, die sich an mich wendeten.

Man schlug mir verschiedene mehr oder weniger hinterlistige Formeln vor, um den Kaiser zu überzeugen, daß ich nicht mehr predigte. Da ich keine derselben unterschreiben wollte, schickte man mich ins Gefängniß und gab mir einen Mandarin mit zwei Soldaten zur Bewachung, die Tag und Nacht kein Auge von mir verwendeten. Mit einbrechender Nacht mußte ich auf das Kriminal-Gericht. Fünf Mandarinen erwarteten mich daselbst. So wie ich dort war, mußte ich niederknieen und einen Theil der Nacht in dieser Lage zubringen. In ihrem Bericht an den Kaiser sagten sie, ich sey zehn Stunden da gewesen; vermuthlich haben sie ein paar Stunden zu viel angesetzt; aber dessenungeachtet war die Probe hart genug; es war Quatember-Fasten; man ließ mich von Zeit zu Zeit aufstehen, und am Ende waren zwei Männer nöthig, um mir emporzuhelfen. Ich ging nur noch mit wankenden Schritten. Darüber lachten meine Richter und ahmten endlich gar meinen Gang nach. Wenn ich zuweilen vor Mattigkeit gähnte, sagten sie: „So schlafet doch!" Alle diese Spöttereien ermuthigten mich, statt mich niederzuschlagen; denn ich rief mir das Bild des Erlösers vor Herodes Richterstuhl ins Gedächtniß. Beim ersten Tribunal hatte man mich wegen meiner Lehre ausgefragt, und ohne mein Wissen wurde dem Kaiser vorgestellt, ich predigte die Lehre von Himmel und Erde (Naturlehre), was mich aus einem Missionair zum bloßen Gelehrten machte und dahin abzweckte, meine Sache zu beendigen; denn von meinem Briefwechsel mit Herrn Clet wurde wenig Notiz genommen. Das Kriminal-Gericht that sein Möglichstes, um mir diese vorgebliche Aussage aufzudringen; aber ich erklärte laut, daß ich mich zu der Lehre des Herrn von Himmel und Erde bekennte; daß die Bewegungen der Himmelskörper, die Wunder der Natur auf Erden, die Harmonie des ganzen Weltgebäudes die Existenz dieses höchsten Herrschers darthaten, den man verehren müsse. Ich wollte in einige Details eingehen; da aber Niemand mich anzuhören beliebte, so verlangte ich nur, sie möchten meine Antwort unverfälscht dem Kaiser mittheilen.

Damit war die Sache noch nicht abgethan. Ich wurde während der zehn Tage meiner Haft noch mehrere Male vernommen, und zwar unter verschiedenen Formen, die denselben Zweck hatten. Das letzte Verhör geschah öffentlich, vor einem zahlreichen Auditerium; die Einen schienen meiner Freimüthigkeit Beifall zu schenken, während Andere staunten. Endlich verließen die ältesten Richter die Sitzung, und ihr jüngster Kollege, der zurückblieb, sagte mir: „Es liegt am Tage, daß Ihr Euch gegen die gesetzmäßige Macht unseres Reiches auflehnet." So, versetzte ich, hat das Kaiserliche Tribunal nicht geurtheilt, als ich aus gleichen Gründen vor 14 Jahren angeklagt war. Ich wurde frei gesprochen und werde nun an denselben Gerichtshof appelliren. Verweigert mir dieser eine günstige Entscheidung, so erbiete ich mich, Seiner Majestät lieber Zeitlebens in einem Kerker zu dienen, oder den Tod zu erleiden, als meinem Predigtamte zu entsagen. „Sterben werdet Ihr nicht", antwortete der junge Mandarin, „aber es wird Euch theuer zu stehen kommen."

Für diesen Augenblick schien Alles beendigt; aber plötzlich kam der Befehl, mich nach Wu-dschang-Fu zu transportiren, wo ich mit Herrn Clet konfrontirt werden sollte. Der Weg betrug 300 Meilen. Eine große Karre, mit drei Ochsen und zwei Pferden bespannt und von zwei Kärrnern gelenkt; zwei Bedienten und ein gesatteltes Maulthier, das mir dienen sollte, wenn ich vom Fahren ermüdet seyn würde, bildeten nur einen Theil meiner Equipage. Das Gouvernement gab mir außerdem einen Soldaten, einen bewaffneten Bedienten und eine zweite Karre mit, in die ich einen Theil meines Gepäckes legen sollte. So viel Gefolge und Gepränge werden Sie, mein theurer Confrater, bei einem Missionair, der in Allem einfach seyn soll, Wunder nehmen. Allein, was würden Sie davon denken, wenn ich Ihnen sagte, daß die Regierung mir in Peking 33 Bedienten bewilligte! Aber diese Bedienten sind lauter würdige Christen und mir sehr liebe Brüder.

Alle verdächtige Leute führt man hier zu Lande mit einer Kette um den Hals und läßt sie nur im Gefängniß übernachten. Die Mandarinen sind davon ausgenommen, sie müßten denn großer Verbrechen angeklagt seyn. Man behandelte mich überall mit der Rücksicht, die Mandarinen gebührt; überall wurde ich mit Ketten und Gefängniß verschont, bis zum Orte meiner Bestimmung. Ich logirte in allen Gasthäusern wie ein gewöhnlicher Reisender. Durch die Umwege, auf denen ich geführt wurde, verdreifachte man die 300 Meilen. In der ersten Stadt von Ho-Nan begann ich diese Umwege und Gegenmärsche. Der dort befehligende Gouverneur war ein Tatar von einem vornehmen Geschlechte; er empfing mich sehr ehrerbietig und sagte mir, daß ich nicht den Hoang-Ho passiren könnte, welcher ausgetreten sey; er habe den Befehl, mich nach Peking zurückbringen zu lassen. Die freundliche Aufnahme des Gouverneurs ließ mich eine Veränderung hoffen; aber meine Täuschung war bald zerronnen, als ich sah, daß man mich einen Weg nehmen ließ, der ganz meinen Hoffnungen zuwiderlief. Ich mußte über unzugängliche Berge und an Schluchten und Abgründen vorbei, wie sie eine dichterische Phantasie kaum schaffen kann. Allein das war noch nichts in Vergleich mit dem kothigen Lande, das wir beim Austritt aus den Gebirgen antrafen. Jetzt konnte von Fahren oder Reiten gar nicht mehr die Rede seyn; man bot mir eine Sänfte an, aber das Loos der Träger machte mich schaudern, und ich wollte mit meiner Person dafür büßen. Im Morast bis an die Knie, ließ ich oft meine Fußbekleidung stecken; bald gleitete ich aus, bald fiel ich der Länge nach hin. Mein gebrechlicher Soldat wollte mir zu Hülfe kommen, fiel aber häufig selbst, und ich mußte ihn aufheben. Doch gelangten wir vermöge unserer Ausdauer um Weihnachten bis zwei Tagereisen von Wu-dschang-Fu. Dort schrieb ich an Herrn Clet, ihm meine Ankunft zu melden und wegen meiner Antworten mit ihm Abrede zu treffen. Ich erhielt einen sehr rührenden Brief von ihm. Er erklärte mir, daß er Alles auf sich nehmen werde; denn gelänge es mir nicht, das Institut in Peking zu retten, so sey es dort um die Religion geschehen.

Zu Wu-dschang-Fu logirte man mich mit zwei Verbrechern in ein Zimmer des Gefängnisses, jedoch ohne die herkömmliche Halskette. Des anderen Tages, um Mittag, ward ich auf das Tribunal geführt, wo die Herren Clet und Schen sich schon befanden. Wir

mußten alle Drei niederknieen, und ich wurde gefragt, ob ich Herrn Elet kenne. Ich bejahete das, obschon sein Gesicht so entstellt war, daß ich keinen seiner Züge mehr erkannte. Beim Weggehen vom Tribunal begrüßte mich ein Tatarischer Mandarin, mit dem ich als Dollmetsch in Berührung gekommen war. Er fragte mich, was mich hierher führte, und wie es mit meiner Sache stände. Er wußte Beides und das Letztere wahrscheinlich besser als ich selbst. Unsere Unterhaltung verlängerte sich, und da sie in Mandschu-Tatarischer Sprache vor sich ging, so staunten die Mandarinen und das Volk nicht wenig; sie begriffen nicht, wie ein Europäer eine Sprache, die sie selbst nur sehr unvollkommen erlernen konnten, so geläufig redete*). Ich bemerkte die Herren Elet und Schen an meiner Seite und sagte zum Ersteren: „Nur gutes Muthes! seyd meiner eingedenk im Gebete! wie befindet Ihr Euch?" Er antwortete lächelnd: „Ich kann weder Französisch, noch Latein, noch Chinesisch mehr sprechen." Herr Schen lachte auch. Man bemerkte dies, und gleich wurden wir getrennt. Dies waren unsere letzten Worte .... Ich glaubte, ins Gefängniß zurückzukommen; allein man führte mich nach dem Hotel, wo meine Bedienten rasteten, mit einer Wache, die mich nicht aus den Augen ließ. Es war eine möblirte Wohnung, deren Miethspreis sowohl als die Reisekosten mir erst begreiflich machten, wie es mit dem „theuer zu stehen kommen" jenes jungen Mandarinen gemeint war.

Nach einigen anderen Vorbereitungs-Verhören ohne Bedeutung mußten wir zweimal vor den Statthalter, der allein das Recht hatte, uns zu richten. Im ersten Verhör schien es, als wollte er nur seine Neugier befriedigen. Dies mögen Sie aus folgenden Fragen beurtheilen. Welches ist Euer Glaube? Was habt Ihr davon, daß Ihr ihn predigt? Kennt man die Chinesische Literatur in Frankreich? Warum weigern sich die Christen, auf das Kreuz zu treten, und ziehen sogar ein ewiges Exil vor? Stellt man in Frankreich öffentliche Prüfungen an, wie in China? Das Christenthum, sagte ich ihm, ist die Religion der ganzen Welt; und um dies zu erweisen, citirte ich mehrere Stellen aus den kanonischen Büchern der Chinesen, die mit Stellen der Genesis vollkommen übereinstimmten. Er schien mir sehr befriedigt und sogar äußerst verwundert. Er fragte, ob man die Chinesischen Idole auch in Europa verehrte? Ich sagte ihm, vor Alters sey es dort ungefähr so wie in China gewesen, aber seit Verkündigung des Christenthums hätten alle Europäer diesem Glauben gehuldigt, obgleich viele seine Vorschriften nicht streng beobachteten. In Betreff unserer Weigerung, auf das Kreuz zu treten, sagte ich ihm, es sey das Symbol unserer Erlösung, und erbot mich, ihm darüber noch mehr Auskunft zu geben; was aber das Predigtamt beträfe, antwortete ich ihm, so predigten wir unseren Glauben, um hienieden Gutes zu thun und jenseits Gutes zu erfahren. Was habt Ihr in dieser Welt für Glück! sagte er; seht einmal diesen an! und zeigte dabei auf Herrn Elet, der mit schweren Ketten belastet kniete. Und Ihr, was für Beschwerden habt Ihr nicht ausgestanden! Mußtet Ihr nicht 300 Meilen machen? Er wußte wohl, daß es mehr als das Doppelte betrug. Der gute Statthalter sah nicht ein, daß die Ausübung des Guten auf Erden der höchste Genuß eines wahren Christen sey. Ich nannte ihm die Chinesischen Bücher, die ins Französische übersetzt seyen, und sagte ihm, man examinire die Militär-Personen über militärische und die Magistrate über Civil-Materien. Er schien durch meine Antworten so befriedigt, daß er öffentlich sagte: „Nun, es gehe Euch wohl!" und mich von meinem lästigen Wächter befreite. Seitdem dieser Statthalter die Verhöre über Glaubenssachen leitet, hat er seine Gattin und seinen Sohn, die er zärtlich liebte, verloren. Sein Bruder, der ihm als einziger Trost blieb, ist vor kurzem auch gestorben. Man sagt, seine Verzweiflung verzögere unsere Angelegenheit, und er wolle nicht mehr Mandarin seyn.

Die zweite Citation war feierlicher und ernster; 80 Angeklagte, sowohl Christen als Heiden, figurirten im Verhör; 23 Christen, die sich geweigert hatten, abzuschwören, kamen in lebenslängliche Verbannung; die Anderen wurden freigesprochen. Ueber Elet wurde das Todesurtheil verhängt, weil er, so lautet der Spruch, „viele Menschen gestört und verwirrt hat." In der Zwischenzeit bis zur Hinrichtung, die erst nach Kaiserlicher Bestätigung des Urtheils vor sich gehen konnte, versammelte Herr Elet acht Ober-Vorsteher der Chinesischen Christenheit und ertheilte ihnen seine letzten Ermahnungen bei einem einfachen Mahle, das an die Liebesmahle der ältesten Zeiten erinnerte. Den 18. Februar in der Nacht ward er erdrosselt....

Von Peking bis hierher habe ich weder Mandarinen, noch Soldaten, noch Scharwächter gefunden, die gegen unsere Religion gesprochen hätten. Die Einen hielten sie für gut, die Anderen wenigstens für unschädlich.... Meine Reise nach Wu-dschang-Fu bietet wenig Interessantes bis zur ersten Stadt in Ho-Nan. Aber alle Umwege, die ich machen mußte, gaben mir Gelegenheit, einige Provinzen, wohin niemals ein Europäer gekommen ist, und die dem Beobachter viel Merkwürdiges darbieten, genauer kennen zu lernen. Vor meiner Reise hatte ich eine besondere Vorliebe für die Eingebornen der Provinz Schan-Si, die man in ganz China findet. Die Zugänge ihres Landes sind schreckbar; aber das Interesse, welches mir sehr viele seiner Bewohner eingeflößt hatten, und die Sehnsucht, ihr Vaterland zu sehen, ließen mich allen Schwierigkeiten und Gefahren mit Freuden Trotz bieten. Eine unermeßliche Volksmenge bewohnt dieses an sich unfruchtbare Gebirgsland. Es wird aber so sorgfältig angebaut, daß man die kleinsten Fleckchen Erde benutzt, und daß auf den Hochstraßen nicht zwei Karren neben einander fahren können. Begegnen sich zwei, so muß gewöhnlich die eine derselben an einem weniger engen Orte Halt machen und warten. Es giebt sehr geräumige Hochebenen, wohin man das Wasser der Flüsse durch ungeheure Arbeit und mit bewundernswürdiger Kunst geleitet hat.

*) Das Mandschu-Tatarische ist bekanntlich von dem Chinesischen ganz verschieden, aber für den Europäer von weit geringerer Schwierigkeit.

Ich habe das Land von Nordost nach Südwest durchzogen. Ueberall ist sehr harte Thonerde. Die Wege sind in diese Erde durch Aushöhlung eingeschnitten, und sie hält sich zu beiden Seiten in einer Höhe von 10, 20, 30 Fuß und darüber senkrecht. An vielen Orten enthält der Boden Felsgestein und widersteht der Zeit gleich dem Steine. Die Ackersleute kletten auf diese Felsen, flachen deren Spitze ab und säen dann, um in guten Jahren eine halbe Garbe oder zwei bis drei Handvoll zu gewinnen. Die meisten Berge bestehen aus dieser sehr harten Erde, sind alle amphitheatralisch geformt und der Gipfel abgeflacht. Die Erde hält sich in diesem Zustande von selbst, ohne Beihülfe von Steinen und Mauerarbeit, wie in anderen Provinzen. Manche der amphitheatralischen Berge haben zehn, zwanzig und mehr Etagen, was einen prachtvollen Anblick gewährt, besonders wenn noch eine gewisse Anzahl Bäume hinzukommt, wie im südlichen Theile, der sehr fruchtbar scheint; denn im Norden wird der harte Boden schwer erwärmt. Dort habe ich in vielen Gegenden nur Bäume von der Stärke eines Oberschenkels gesehen. Gesträuche und Kräuter schmachteten; doch war kein Fußbreit Landes unangebaut. Im Herbste wird dieser harte und kompakte Boden tüchtig umgepflügt. Dann empfängt er allen Winterfrost und Schnee und wird im Frühling, wo man ihn besäet, zur Vegetation geschickt.

Ungeachtet der darauf verwandten Sorgen und Arbeiten sah ich im Norden von Schan-Si, wo ich, als es Herbst war, durchreiste, an dem kurzen und dünnen Stroh, daß der Boden undankbar ist. Im Süden ist derselbe Boden weit fruchtbarer, besonders an Getreide. Dort befindet sich jener goldgelbe, sehr harte, leicht zerreibliche Thon, dessen feiner Staub den Hoang-Ho (gelben Fluß) anfüllt und färbt. Diesen Staub verbreiten Winde und Ueberschwemmungen des genannten Stromes, die bisweilen an 40 Meilen weit sich erstrecken, in den wundervollen Ebenen von Ho-Nan und befruchten dieselben. Ich habe auch Landstriche bemerkt, die man besäet hatte, ohne zu pflügen; man hatte sich damit begnügt, den Saamen wieder zu bedecken, und das Getreide stand sehr schön. So verfährt man am Ufer des Flusses, wenn die Wasser etwas spät zurücktreten. In einigen Gegenden warf man den Saamen sogar bloß in die Ritzen. Im Herbste war dies Getreide besser gerathen und frischer, als das von Pe-Dschili. Gegen Ende des Frühlings ist das Stroh dieses Getreides hell und glänzend gelb, und das ziemlich gelbe aus diesem Getreide gebackene Brot ist das leichteste, saftigste und schmackhafteste, das ich in meinem Leben genossen habe. An den Ufern des Hoang-Ho, von welchen die Ueberschwemmungen erst vor kurzem zurückgetreten waren, war die gelbe Erde dermaßen gehärtet, daß man kaum die Spur unserer Pferde bemerkte. Die Regierung soll ungeheure Summen auf die Eindämmung oder Ableitung der Fluthen verwenden, die aber darum nicht weniger schrecklich sind. Als ich zuerst dort ankam, hatte der Hoang-Ho eben eine ganze Stadt sammt allen Bewohnern weggeschwemmt. Auch sah ich in der Nähe des Flusses die Hälfte einer anderen fortgeschwemmten Stadt, welches Unglück man jedoch anderen Gewässern zuschrieb, die plötzlich von den Bergen herabstürzten. Es wäre für die Provinz Schan-Si ein schiffbarer Strom, zum Behuf ihres Verkehrs mit dem Süden, sehr wünschenswerth. Aber der Hoang-Ho ist in gewissen Gegenden so reißend, daß die Kähne nicht stromaufwärts können; denn diejenigen, so man in Schan-Si und Schen-Si zimmert, fahren nach Süden, ohne wiederzukommen.

Die Bewohner von Schan-Si haben mir immer vorzugsweise gefallen. Sie sind treue Freunde, verehren ihre Wohlthäter und lieben die angestrengteste Thätigkeit. Von Beschwerden überhäuft, singen sie zu ihrer Zerstreuung, erquicken sich durch einen Witz und rächen sich mit einem Scherz an ihren Feinden. Die Chinesischen Gebirgsländer sind weit volkreicher als die Ebenen. Ich habe die prächtigen Ebenen von Ho-Nan selbst gesehen. Dort essen die Bewohner alle nach Herzenslust von ihren kostbaren Feldfrüchten; ihre Kleidung ist warm; ihre blühende Gesichtsfarbe verkündigt Wohlleben. Und doch ist die Bevölkerung verhältnißmäßig weit geringer als in Frankreich. In den Bergen dagegen findet der Chinese bei seiner Geduld, Ausdauer und Genügsamkeit leicht die Mittel zum Leben, wie denn in Schan-Si die Meisten sich damit begnügen, in ihre Thonberge ein Loch zu graben. Da leiden sie weder Frost noch Hitze und sind vor Regen und Wind sicher; sie verheirathen sich Alle und haben viele Kinder. Wollen sie etwas essen, so laufen sie in allen Ecken herum. Fortwährend sind die engen Heerstraßen mit Menschen angefüllt. Selbst auf den abgelegensten Wegen sieht man, bei Tag und Nacht, weit mehr Leute, als in der Pariser Straße Saint-Honoré, aber keine Frauen darunter, sondern nur Männer in Beinkleidern und Westen von blauer Leinwand, Lasten tragend, Karren lenkend oder schiebend u. s. w. Hätten die Eingebornen von Schan-Si Gold und Silber, ihr Charakter und ihre Anzahl würden sie leicht zu Herren von ganz China machen. Sie gelten für kriegerische Leute. Ich war Zeuge einer Schlacht, d. h. einer Chinesischen, wo man viel schrie und mit den derbsten Schimpfwörtern und ärgsten Verwünschungen um sich warf; auch prügelte man sich wacker, doch ohne einander großes Leid anzuthun; denn Alle wissen, daß, wenn der Verwundete sich dem Mandarin vorstellt, der Thäter es theuer bezahlen muß, in aere et in cute. Sie hüten sich während der Schlägerei sogar, ihren Gegnern einen blauen Fleck beizubringen.

Die Stadt Hu-Pe, welche durch die Flüsse Han-Keu und Han-Yang getheilt wird, verwechselt man oft mit denselben unter dem allgemeinen Namen Han-Keu (Mündung des Han). Alle große Ströme des ungeheuren Reiches treffen hier zusammen und stehen durch unzählige Flüsse und Kanäle, die auf einem Terrain von 700 bis 800 Meilen im Durchmesser zirkuliren, mit dem Ocean in Verbindung. Sie führen dieser Stadt die Erzeugnisse China's und der ganzen Erde zu. In allen Straßen sieht man im Ueberfluß und zu wohlfeilen Preisen die Gemüse und Früchte aller Klimate, die Han-

delsartikel Cantons neben denen aus Tibet und der Tatarei. Man verspeist hier besonders viele Arten trefflicher Fische, selbst den Stör und eine Art Stockfisch, ähnlich dem, der 3—400 Meilen von Peking an den Küsten der Tatarei gefischt wird. Im Westen von Han-Keu sind alle Gebirge der Provinz Hu-Pe. Man begreift leicht die Wichtigkeit eines solchen Platzes, und eben dieser Umstand mag der Provinz in Kriegszeiten ein so großes Uebergewicht gegeben haben; denn die Eingebornen scheinen nicht zu einer großen Rolle geschaffen. Uebrigens ist die Provinz sehr arm. Ein Mandarin von dem Schatzmeisteramte sagte mir, daß die Einkünfte aus derselben die Ausgaben der Regierung nicht decken, und daß man alljährlich etwas zuschießen müsse. Han-Keu allein scheint demnach im Besitz aller Reichthümer zu seyn; aber die Vorsehung hat dieser Stadt ihre kostbarste irdische Gabe, eine gesunde Luft, verweigert. Ich befand mich an zehn Tage daselbst, ohne die Sonne zu sehen. Da man nur zu Fuße geht oder sich tragen läßt, so stoßen alle Gebäude wegen des kostbaren Raumes und der ungeheuren Bevölkerung an einander und sind nur durch sehr kleine Höfe getrennt. Engere Straßen kann es nirgends geben. Die ganze Stadt ist von Wasser eingeschlossen, und ihre ohnehin so feuchte Luft zirkulirt nur schwer. Unter den vielen Menschen, die sich durch die Straßen drängen, bemerkt man selten genug einen, der gesund aussieht. Die Chinesen aus Schan-Si, diese Holländer des Mittelreiches, die der Golddurst überall hinzieht und festhält, finden sich hier zahlreich. Aber kaum entdeckt man auf ihren bleichen und kränklichen Gesichtern noch Spuren der früheren Lebenskraft. Die Feuersbrünste richten hier unglaubliche Verwüstungen an. Die an einander stoßenden Häuser bestehen fast alle aus Holz und Matten. Seitdem ich hier bin, habe ich eine Feuersbrunst gesehen, die nur ungefähr 100 Wohnhäuser eingeäschert hat; aber vor einigen Jahren wüthete das Feuer einmal drei Tage lang, ohne gelöscht werden zu können.

(Rev. Eur.)

Bibliographie.

Lettres etc. (Briefe von Leander an Theophil über die Art, seine Pflichten in dieser Welt christlich zu erfüllen.) 2 Bdchn. Pr. 60 Cent.

Clinique de l'hôpital Saint-Louis. (Ueber Haut-Krankheiten.) Vom Baron Alibert. Mit 63 Abbildungen. Pr. 25 Fr.

Annuaire etc. (Jahrbuch des Militair-Staats von Frankreich für 1832.) Pr. 5 Fr.

Coup-d'oeil etc. (Ueber Mittel-Amerika, insbesondere die Staaten Nicaragua und Costa rica.) Von Dumartray und Rouhaud.

Histoire etc. (Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts.) Von Fr. Schöll. Dritter Band [Bd. XXVI des großen Geschichtswerkes]. Pr. 7 Fr.

England.

Capitain Basil Hall's Unterredung mit Napoleon auf St. Helena.

(Schluß.)

Napoleon forderte mich auf, ihm die Schlachten zu beschreiben, denen ich beigewohnt hätte; da er aber bald merkte, daß dieser Gegenstand weniger interessant für ihn sey, als er geglaubt haben mochte, so unterbrach er mich mit der Aufforderung, ihm einige Details der eben zurückgelegten Reise zu erzählen.

Meine ersten Bemerkungen reizten seine Neugierde lebhaft. Die vielfachen Gelegenheiten, welche ihm sein hoher Rang gegeben hatte, sich über fast alle Gegenstände zu unterrichten, seine große Fassungskraft und sein ungeheures Gedächtniß machten es so schwer, ihm etwas Neues zu erzählen, daß ich mich sehr glücklich schätzte, ihm Manches mittheilen zu können, was im Stande war, unsere Unterhaltung von den Gemeinplätzen einer amtlichen Audienz zu unterscheiden. Man hat immer gesagt, daß Napoleon ein ganz besonderes Interesse für Alles empfunden habe, was sich an den Orient knüpft. Durch die Begierde, mit der er alle Details über Lu-Tschu, über China und die angränzenden Länder zu verschlingen schien, bewies er mir die Aufrichtigkeit seiner Vorliebe für das Morgenland. Man hatte auch behauptet, daß er nur oberflächliche geographische Kenntnisse von jenen entfernten Regionen besitze; ich war daher nicht wenig erstaunt, wahrzunehmen, daß seine Ansichten über die Lage der Länder im Chinesischen und Japanischen Meere sehr bestimmt und ganz genau seyen. Als ich ihm die Insel Lu-Tschu nannte, schüttelte er den Kopf mit einer Miene wie Jemand, der diesen Namen zum erstenmale hörte, und er fragte mich, wie weit Lu-Tschu von Canton, von Japan und von Manilla läge? Mittelst der Durchschnittspunkte dieser drei Linien schien er sich die Lage der Insel Lu-Tschu im Geiste ziemlich richtig vorgestellt zu haben; denn alle Bemerkungen, die er in der Folge machte, stimmten mit diesem Punkt überein. Er befragte mich darauf über die Einwohner jener Insel mit einer wahrhaften Examinator-Strenge. Seine Fragen waren nicht so auf den Zufall hingeworfen, sondern jede Frage knüpfte sich an die vorhergehende an, oder bereitete auf die nächstfolgende vor. In kurzer Zeit war ich so ausgeforscht, daß es mir nicht mehr möglich gewesen seyn würde, die geringste Einzelnheit zu entstellen oder zu verheimlichen. So groß war in der That die Schnelligkeit seiner Auffassung und die merkwürdige Leichtigkeit, mit der er alle ihm gegebene Details klassifizirte, daß er zuweilen meinen Worten vorauseilte, den Schluß errieth, bevor ich ihn ausgesprochen hatte, und mir so gleichsam meine Geschichte stahl.

Einige Umstände in Bezug auf die Einwohner von Lu-Tschu fielen ihm außerordentlich auf, und ich hatte das Vergnügen, mehr als einmal zu sehen, daß er ordentlich in Verlegenheit war, sich einige in meiner Erzählung vorkommende auffallende Erscheinungen zu erklären. Nichts überraschte ihn aber so sehr, als der Umstand, daß die Einwohner jener Insel keine Waffen haben. — „Keine Waffen", rief er aus, „das heißt keine Kanonen, keine Gewehre?" — „Selbst nicht einmal Gewehre", antwortete ich. — „Also Lanzen, oder doch wenigstens Bogen und Pfeile?" — „Weder eins noch das Andere." — „Dolche denn doch?" sagte er mit zunehmender Lebhaftigkeit. — „Eben so wenig", war meine Antwort. „Aber", sagte Napoleon, indem er die Faust ballte und die Stimme immer mehr erhob, „wie schlägt man sich denn ohne Waffen?" — Ich erwiederte, daß, so weit wir Gelegenheit gehabt hätten, uns davon zu überzeugen, jene Völker niemals Kriege geführt und in einem fortwährenden Zustand äußeren sowohl als inneren Friedens lebten. „Keine Kriege!" sagte er mit einem Ausdruck der Verachtung und Ungläubigkeit, als ob die Existenz eines Volkes ohne Krieg eine wahre Unmöglichkeit unter der Sonne wäre.

Eben so, obgleich nicht so lebhaft davon ergriffen, schien Napoleon daran zu zweifeln, als ich ihm erzählte, daß jene Insulaner kein Geld hätten und auf unsere Gold- und Silber-Münzen keinen Werth legten. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, sagte er halblaut zu sich selbst: „Den Gebrauch der Münzen nicht kennen! ... Sich weder um Gold noch um Silber bekümmern!" — Dann, den Kopf erhebend, sagte er mit einem klugen Blick: „Wie haben Sie es denn gemacht, Capitain, um jenem Volke die Ochsen und die anderen guten Dinge zu bezahlen, die sie Ihnen in so großer Menge an Bord sandten?" Und als ich ihm bemerkt hatte, daß wir die Bewohner der Insel nicht dazu hätten bewegen können, irgend eine Art von Zahlung anzunehmen, drückte er das lebhafteste Erstaunen über diese Uneigennützigkeit aus und ließ mich zweimal das Verzeichniß der Gegenstände wiederholen, mit denen wir auf eine so edelmüthige Weise von den gastfreien Insulanern versehen worden waren.

Ich hatte auf den Rath des Grafen Bertrand einige Zeichnungen der Gegenden und der Kostüme von Lu-Tschu und von Korea mitgebracht, die mir sehr zu Statten kamen, um die Einwohner jener Gegenden zu beschreiben. Während wir von Korea sprachen, nahm mir der Kaiser eine der Zeichnungen aus der Hand, und indem er sie mit dem Blick durchlief, machte er für sich die Bemerkung: „Ein Greis mit einem sehr großen Hut und mit einem weißen Bart. Ah! Eine lange Pfeife in der Hand. Eine Chinesische Matte ... ein Chinesisches Kostüm ... ein Mann, der schreibt ... das ist Alles sehr, sehr gut gezeichnet."

Er bat mich darauf, ihm zu sagen, wo die verschiedenen Stoffe fabrizirt würden, mit denen sich die Bewohner jener Gegenden bekleideten, und welches der Preis derselben sey — Fragen, auf die ich nicht antworten konnte. Er wollte etwas von dem Zustand des Ackerbaues in Lu-Tschu wissen, ob man den Acker mit Pferden oder mit Ochsen bestelle, wie man säe und ernte, und ob die Felder, wie in China, besprengt würden? Er unterrichtete sich über das Klima, über den Anblick des Landes, über den Bau und die Form der Häuser und der Schiffe, über die Moden, die Kleidung und sogar über die Anfertigung der Stroh-Sandalen und der Tabacks-Taschen. Die Hartnäckigkeit jener Insulaner, ihre Weiber versteckt zu halten, schien ihn sehr zu belustigen; aber er billigte zu verschiedenen Malen die Mäßigung und den Verstand des Capitain Maxwell*), der es sich zur Pflicht gemacht hatte, in nichts, weder in ihren Gewohnheiten noch in ihren Gesetzen, den Eingebornen zu widersprechen. Er richtete mehrere Fragen an mich über die Religion in China und in Lu-Tschu, und es fiel ihm die äußere Aehnlichkeit zwischen den katholischen Priestern und den Chinesischen Bonzen auf; eine Aehnlichkeit, die, wie er bemerkte, sich auch auf mehrere Gebräuche der beiden Religionen ausdehne.

Mit Ausnahme einer vorübergehenden Miene von Verachtung und Ungläubigkeit bei der Erzählung, daß die Bewohner von Lu-Tschu weder Kriege noch Waffen hätten, war Napoleon während der ganzen Unterredung von sehr liebenswürdiger Laune. Seine Heiterkeit und, ich möchte beinahe sagen, seine Vertraulichkeit raubten mir nicht allein jede Gezwungenheit in seiner Gegenwart, sondern ließen mich auch zuweilen jene ehrerbietige Aufmerksamkeit vergessen, die zu beobachten meine Pflicht und mein aufrichtiger Wunsch war. Das Interesse, welches er an Dingen nahm, die damals meine Gedanken am meisten beschäftigten, regte mich natürlich immer mehr auf, und mehr als einmal überraschte ich mich dabei, so frei mit ihm zu reden, daß ich ganz verwirrt wurde, wenn ich zum Bewußtseyn meines Unrechts kam; er ermunterte mich aber alsdann, in demselben Ton fortzufahren, und zwar mit einer so offenen und wohlwollenden guten Laune, daß ich einen Augenblick darauf mich eben so ungezwungen fühlte, als zuvor.

„Kennen Ihre Freunde in Lu-Tschu", fragte er mich, „andere Länder?" — „Sie kennen", erwiederte ich, „China und Japan." — „Ja, ja, ohne Zweifel", fuhr er fort; „aber Europa, was wissen sie von Europa?" — „Sie wissen nichts von Europa, nichts von Frankreich, nichts von England und", fügte ich hinzu, „sogar nichts von Ew. Majestät." — Bonaparte lachte aus vollem Halse über diese besondere Eigenthümlichkeit von Lu-Tschu; eine Eigenthümlichkeit, die, wie er wohl behaupten konnte, jenes Land von allen übrigen bekannten Ländern der Erde unterschied.

Ich hielt eine Zeichnung von der Schwefel-Insel in der Hand, einem öden unfruchtbaren Felsen, in der Mitte des Japanischen Meeres. Napoleon blickte die Zeichnung einen Augenblick an und sagte dann plötzlich: „Aber das ist die Insel St. Helena."

*) Der bei dieser Expedition die „Alceste" kommandirte.

Als er alle Fragen über unsere Reise erschöpft oder mir wenigstens Alles abgelockt hatte, was ich ihm darüber sagen konnte, kam er auf den Gegenstand zurück, der ihn zuerst beschäftigt hatte, und fragte mich ohne irgend einen Uebergang: „Ist Ihr Vater einer der Redaktoren der Edinburg Review?" — Ich erwiederte ihm, daß die an dieser Sammlung arbeitenden Schriftsteller sämmtlich anonym blieben, daß aber einige Werke meines Vaters in derselben analysirt worden wären. Bei dieser Bemerkung wendete sich Napoleon zu dem Grafen Bertrand und sagte, den Kopf wiegend, mit einem bedeutungsvollen Lächeln: „Ah! Ah!" als ob er zeigen wollte, daß er den Unterschied zwischen einem Verfasser und einem Kritiker sehr wohl zu machen wisse.

Bonaparte fragte mich darauf: „Sind Sie verheirathet?" — „Ich bin es nicht", entgegnete ich. — „Und warum nicht?" fuhr er fort, „aus welchem Grunde sind Sie nicht verheirathet?" — Ich war ein wenig um eine passende Antwort in Verlegenheit. Er wiederholte indessen seine Frage auf eine Weise, daß ich genöthigt war, etwas zu antworten; und ich bemerkte ihm, daß ich mein ganzes Leben hindurch zu sehr beschäftigt gewesen sey, um daran denken zu können, daß ich mich übrigens auch nicht in der Lage befinde, eine Ehe zu schließen. Er schien mich nicht zu verstehen und bestand auf seine Frage, warum ich Hagestolz geblieben sey. Ich sagte ihm darauf, daß ich zu arm sey, um eine Frau ernähren zu können. „Ah! Ah!" rief er aus, „nun begreife ich; Mangel an Geld ... kein Geld ... ja, ja!" und darüber lachte er recht herzlich. Ich lachte unwillkürlich mit ihm, obgleich ich nicht wohl einsah, was dabei so lächerlich wäre.

Die letzte Frage, die er an mich richtete, betraf die Größe und Stärke des Schiffes, welches ich kommandirte, und dann sagte er mir in einem zuversichtlichen Ton, als ob er eine Macht darüber hätte: „In fünf und dreißig Tagen werden Sie in England seyn;" eine Voraussagung, die, beiläufig bemerkt, unglücklicherweise nicht in Erfüllung ging; denn wir brachten 62 Tage auf der Reise zu und wären noch obendrein beinahe Hungers gestorben. Nach jener Phrase schwieg Napoleon einige Augenblicke, wünschte mit einer leichten Neigung des Kopfes glückliche Reise, und einige Schritte zurücktretend, gab er mir das Zeichen, daß die Audienz beendigt sey.

Meine beiden Gefährten, die Herren Clifford und Harvey, wurden demnächst eingeführt. Napoleon richtete einige Fragen an sie, wahre Gemeinplätze der Höflichkeit, und entließ sie nach einer Audienz von wenigen Minuten.

Ich war erstaunt, einen so großen Unterschied zwischen Napoleon, wie ich ihn im Bilde oder in Büsten und wie ich ihn nun lebend gesehen hatte, zu finden. Sein Gesicht war breiter und viereckiger als auf allen Bildern. Seine Korpulenz, die man damals für sehr groß hielt, war durchaus nicht auffallend. Er hatte nicht die geringste Spur von Farbe auf den Wangen, und seine Haut hatte etwas marmorartiges. Weder auf seiner Stirn noch in seinen Zügen bemerkte man eine Falte. Dem Anschein nach waren seine Gesundheit und seine Laune vollkommen gut, obgleich man zu jener Zeit in England allgemein glaubte, daß er an verschiedenen Krankheiten leide und unter dem Gewicht einer moralischen Niedergeschlagenheit erliege. Seine Art, zu sprechen, war eher langsam als schnell und vollkommen verständlich. Er wartete mit Ungeduld meine Antworten auf seine Fragen ab, und im Laufe unserer Unterredung brauchten wir uns nur einmal an den Grafen Bertrand zu wenden. Ich kann den glänzenden und zuweilen strahlenden Ausdruck seiner Augen nicht mit Stillschweigen übergehen, es war indessen kein fortwährender Glanz, auffallend war er nur, wenn er in Eifer gerieth oder sich für etwas lebhaft interessirte. Unbeschreiblich war die Sanftmuth und Güte, welche während der ganzen Zeit, die ich bei ihm zubrachte, auf seinem Gesichte lag. Wenn er daher zu jener Zeit krank oder übler Laune war, so mußte er in einem noch außerordentlicherem Grade, als man glaubte, die Kraft der Selbstbeherrschung besitzen.

Wir gingen am folgenden Tage unter Segel und kamen in der Mitte Oktobers, nach einer Abwesenheit von 20 Monaten, in England an. In dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit hatte ich ungefähr 14,000 Seemeilen zurückgelegt, was beinahe einer zweimaligen Reise um die Welt gleichkommt; ich hatte einen großen Theil der Küsten von China, mehrere Inseln des östlichen Archipelagus und der Japanischen Meere, die Haupt-Stationen auf dem Festlande und auf den Inseln Ostindiens besucht, zweimal das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft und — Napoleon gesehen!

Bibliographie.

Treatise on chemistry. (Lehrbuch der Chemie.) Bildet den 34sten Band von Lardner's Encyklopädie. Pr. 6 Sh.

Sermons etc. (Predigten über verschiedene Gegenstände.) Von Horn. Pr. 3½ Sh.

History of Noah's day. (Geschichte der Zeit Noah's.) Pr. 8 Sh.

Life of Peter Houghton. (Houghton's Leben.) Von Wilson. Pr. 3 Sh.

Journal etc. (Tagebuch eines Aufenthalts in Bagdad in den Jahren 1830—31.) Von Grove. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Byron, der Lord.** Eines Tages — so erzählt die Gräfin Blessington — besuchte uns Byron in einer allem Anschein nach sehr üblen Laune; nachdem wir eine halbe Stunde lang über gleichgültige Dinge gesprochen hatten, machte er endlich seinem Unmuth Luft und sagte: „Denken Sie sich einmal, da erhalte ich heute eine Tragödie mit folgender Zueignung: Von George N. N. an George Byron! Das ist denn doch eine verteufelte Grobheit. Nie hat mich etwas so aufgebracht. Wie anmaßend, wie ungeschliffen, meinen Rang so ganz hintanzusetzen! Ich werde die Tragödie auf keinen Fall lesen, denn ein Mensch, der einen solchen Verstoß gegen die gute Erziehung und den gewöhnlichsten Anstand begeht, kann auch nichts Lesenswerthes schreiben." Wir erstaunten über seinen Aerger ob dieses Vorfalls und wurden dadurch um so mehr überzeugt, daß Stolz auf seine Geburt einen der Hauptzüge seines Charakters bildet. Wenn er auch selbst manchmal seinen Stand vergißt, so vergiebt er es doch nimmermehr, wenn ein Anderer es thut; da er nun von Natur durchaus kein würdevolles Ansehen hat und seine Neigung zu Schlüpfrigkeiten ihm noch weniger ein solches verleiht, so befindet er sich oft in einer schiefen Lage und bemüht sich aus allen Kräften, die verlorene Haltung wiederzugewinnen. Wir suchten ihn zu trösten, indem wir ihm erzählten, daß wir Herrn George N. N. ziemlich kennten, daß derselbe äußerst artig und liebenswürdig sey, und daß er die Uebergehung von Byrons Titel gewiß als ein Kompliment für diesen betrachtet habe; es sey ein zarter Vorzug, der dadurch dem als George Byron berühmten Dichter vor dem Lord eingeräumt werde, dem Rang und Titel wären doch bloß zufällige Vorzüge, die nur durch den Besitzer veredelt würden, an sich selbst aber seinem Ruhm nichts hinzufügen könnten. Aber alle unsere Beweisgründe waren vergeblich; er antwortete: „Das konnte die Meinung des Mannes nicht seyn, da er mich mit sich auf gleiche Stufe stellte." (N. M. U.)

— **Eigenschaften des Diamants.** Die Kunst, den Diamant zum Schneiden des Glases zu brauchen, hat seit einigen Jahren eine sehr bedeutende Verbesserung erfahren. Die Glaserlehrlinge fanden bei dem Gebrauch des in ein kegelförmiges eisernes Heft gefaßten Diamants, eine Fassung, die etwa seit zwanzig Jahren üblich war, eine große Schwierigkeit darin, sich in der Kunst, ihn zu handhaben, Sicherheit zu erwerben, und nach dem Ablauf von sieben Lehrjahren hatten Viele nur eine sehr geringe Fertigkeit in diesem Geschäft bekommen. Dies rührte von der Schwierigkeit her, genau den Winkel aufzufinden, unter welchem der Diamant schneidet, und, wenn er gefunden ist, den Stein gerade in der gehörigen Richtung über das Glas hinzuziehen. Fast der ganze Zeitaufwand und Verlust an Glas, der früher mit der Kunst des Glasschneidens verbunden war, kann jetzt, vermöge eines verbesserten Instruments, erspart werden. Der Edelstein wird in ein kleines viereckiges Stück Messing gesetzt, mit seiner scharfen Kante einer Seite des Vierecks so viel als möglich parallel. Wer damit umzugehen weiß, feilt sodann die eine Seite des Messings so weit ab, bis er durch beständiges Versuchen findet, daß der Diamant einen reinen Schnitt macht, wenn man, diese Seite fest an ein Lineal andrückend, über das Glas fährt. Der Diamant und seine Fassung werden nun durch einen Ring an ein bleistiftähnliches Stäbchen befestigt, welches eine etwas schiefe Haltung zuläßt. So kann auch der ungeübteste Anfänger die scharfe Kante sogleich unter dem richtigen Winkel handhaben, indem er bloß die abgefeilte Seite des Messings an ein Lineal festdrückt; und wenn auch der obere Theil des Stiels, den er in seiner Hand hält, ein wenig von dem erforderlichen Winkel abweichen sollte, so hat dies keinen Einfluß auf die Lage des Diamants, der selten seinen Dienst versagt, wenn er so gebraucht wird. — Die beziehungsweise Härte des Diamants in verschiedenen Richtungen ist eine besondere Eigenthümlichkeit desselben. Ein erfahrener Künstler erzählte, daß er einen Diamant drei Stunden lang in einer Mühle aus Gußeisen mit Diamantpulver habe schleifen sehen, ohne daß er sich irgend abgenutzt hätte, daß jedoch dieselbe Kante, als man ihre Richtung gegen die schleifende Fläche veränderte, sich sogleich habe abschleifen lassen. (Babbage's Economy.)

— **Vertrauen in der Handelswelt.** Eine der größten Englischen Fabriken stand mit einem Hause im Mittelpunkt von Deutschland in ausgedehnter Geschäfts-Verbindung, als Napoleon die Kontinental-Häfen gegen England sperrte. Es wurden von ihm schwere Strafen für die Uebertretung der Dekrete von Mailand und Berlin festgesetzt. Die Englische Fabrik erhielt dessenungeachtet fortwährend Aufträge, mit der Angabe, auf welche Weise die Waaren zu übersenden wären, und wie nach Ankunft derselben die Zahlung dafür geleistet werden solle. Die Handschrift der Briefe war zwar dem Engländer bekannt; aber es waren dieselben der Vorsicht halber immer nur mit den Vornamen eines Theilnehmers der Handlung unterzeichnet, und in vielen Fällen trugen sie auch gar keine Unterschrift. Diese Aufträge wurden, ungeachtet daß ihnen alle kaufmännische Beglaubigung und Verpflichtung fehlte, streng ausgeführt und gaben nie zu der geringsten Streitigkeit Anlaß. (Babbage's Econ.)

— **Glückliches Mißverständniß.** Vor einiger Zeit hatte es in Paris ein Dieb auf ein sehr elegantes Haus in der Rue des Victoires abgesehen. Er hatte den Balkon im ersten Stockwerk erklettert, und die Thüre öffnend, trat er vorsichtig in das Zimmer ein, als er plötzlich durch einen Mann aufgehalten wurde, der hinter einer Gardine hervorsprang und ihm ein Pistol auf die Brust setzte. „Ihr Leben", rief er aus, „ist in meinen Händen, aber ich will meine beleidigte Ehre auf eine edlere Weise rächen. Ich will Ihnen erlauben, dieses Haus ungehindert zu verlassen, unter der einzigen Bedingung jedoch, daß sie sich morgen früh als Mann von Ehre im Boulogner Hölzchen einfinden." — Der erstaunte Dieb, der nun wohl merkte, daß er für eine Art Don Juan gehalten wurde, versprach, sich einzustellen, erhielt ehrenvollen Rückzug und soll noch bis zur jetzigen Stunde seinen eifersüchtigen Gegner auf sich warten lassen. (F. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Montag den 17. September 1832.

England.

Military Memoirs. (Militairische Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls, Herzogs von Wellington.) Von Capitain Moyle Sherer. Zweiter Band.*)

Wenn der Verfasser uns in dem ersten Bande seinen Helden in der Entwickelung zeigt, wie er in fernen Zonen bei seinen ersten Versuchen schon das Genie verräth, dem eine glänzende militairische Laufbahn vorbehalten war, so finden wir in diesem zweiten Theil den gereiften Feldherrn, die Tafeln seines Ruhmes, auf denen bisher Seringapatam und Tippo Saib am hellsten glänzten, mit den Namen: Ciudad Rodrigo, Valladolid, Waterloo, Massena, Soult, — Napoleon anfüllend. — Es beginnt dieser Theil mit der Belagerung und der Einnahme von Ciudad Rodrigo und schließt mit der Schlacht von Waterloo; — eine in politischer und militairischer Hinsicht so bedeutende und ereignißreiche Zeit, daß die Schilderung derselben an und für sich schon das lebendigste Interesse erregt; in einem noch höheren Grade aber ist dies der Fall, wenn, wie in dem vorliegenden Werke, den bekannten Thatsachen noch eine Menge bisher unbekannter Details hinzugefügt werden, die theilweise dazu dienen, ein helles Licht auf den Charakter eines Mannes zu werfen, dem Erfahrung, Talent und Glück wetteifernd zur Seite standen, um ihm einen der ersten Plätze in einer Epoche anzuweisen, die zu allen Zeiten eine der wichtigsten in der Geschichte der Völker bleiben dürfte.

Die Feldzüge auf der Pyrenäischen Halbinsel werden von dem Verfasser, wenn auch mit sichtlicher und verzeihlicher Vorliebe für seinen Helden, doch so ausführlich und klar geschildert, und er giebt so manche und interessante Aufklärungen über den Charakter und über die Operationsweise des Herzogs von Wellington, daß sein Werk als eine der besten Quellen für diesen Theil des großen Völkerkampfes angesehen werden kann. — Wir wählen, um unsern Lesern auch aus diesem Bande eine Probe der Darstellungsweise des Verfassers zu geben, das Schluß-Kapitel, in welchem wir den Herzog mehr im Mittelpunkt der großen Ereignisse jener Zeit erblicken, wodurch dasselbe ein allgemeineres Interesse erhält.

Der Herzog von Wellington hatte Soult bei Toulouse auf's Haupt geschlagen, und mit den Englischen, Spanischen und Portugiesischen Truppen diese Stadt besetzt, als die Nachricht von den Begebenheiten in Paris, von der Abdankung Napoleons und von dem abgeschlossenen Waffenstillstande einlief, und allen Feindseligkeiten plötzlich ein Ende machte.

„Da nun hierdurch", so erzählt der Verfasser, „die schwierigen Arbeiten seines Ober-Kommando's glorreich beendigt waren, so ging Lord Wellington in der Nacht des 30sten Aprils 1814 von Toulouse nach Paris ab. Am 4ten Mai erreichte er die Hauptstadt Frankreichs, und wurde von den Monarchen, Staatsmännern und Generalen, die sich zu jener Zeit in Paris befanden, mit großer Auszeichnung empfangen. Der Ruf seines edelmüthigen Betragens im südlichen Frankreich war ihm vorangeeilt, und wenn er auf den Straßen oder an öffentlichen Orten erkannt wurde, bezeigten ihm die Pariser Bürger große Ehre und Hochachtung. Seine Erhebung zur Würde eines Englischen Herzogs wurde hier bekannt gemacht; und bei dieser Gelegenheit darf nicht unerwähnt bleiben, daß er bereits die Insignien jedes ausgezeichneten Ordens in Europa erhalten hatte."

„Der Herzog verließ Paris am 10ten Mai, und ging, nach einem viertägigen Aufenthalt in Toulouse, nach Madrid, wo Ferdinand alle die Ehren bestätigte, welche die Cortez auf ihn gehäuft hatten, und ihn zum General-Capitain von Spanien machte. Er verließ Madrid am 5ten Juni, erreichte Bordeaux am 10ten, musterte die Truppen und traf Anstalten zu ihrer Einschiffung. Am 14ten Juni nahm der Herzog durch einen Tagesbefehl Abschied von der Armee, und landete am 23sten in Dover, von wo er ohne Verzug nach London abging. Als sein Wagen durch die Parlaments-Straße fuhr, wurde er erkannt, und das Volk begrüßte ihn mit jubelndem Willkommen und lauter Bewunderung. Nach einem kurzen Besuch bei seiner Familie, eilte er nach Portsmouth. Hier empfing ihn der Prinz Regent mit jedem Zeichen wahrer Hochachtung und herzlichen Wohlwollens. Diese Auszeichnungen ehrten ihn nicht allein vor England, sondern im Angesicht von Europa; denn der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren zu jener Zeit die Gäste des Englischen Hofes."

„Am 28sten Juni nahm der Herzog von Wellington zum ersten Male seinen Sitz im Oberhause ein. Bei dieser denkwürdigen Gelegenheit erschien der Herzog in Feldmarschalls-Uniform, mit den Insignien des Hosenband-Ordens, und wurde durch die Herzöge von Beaufort und Richmond eingeführt. Er hatte sein Vaterland fünf Jahre zuvor als ein Bürgerlicher verlassen; diese Jahre hatte er im Lager zugebracht; und nun bei seinem ersten Erscheinen im Oberhause wurden seine verschiedenen Patente als Viscount, Earl, Marquis und Herzog zu gleicher Zeit verlesen. Die Lady Mornington, seine Mutter und die Herzogin von Wellington waren gegenwärtig. Der Lord-Kanzler richtete eine Rede an ihn, und er empfing den Dank und die Glückwünsche des Hauses „zu der Rückkehr von seinem Kommando auf dem Kontinente, und für die großen, wesentlichen und ausgezeichneten Dienste, welche er Sr. Majestät und dem Lande geleistet habe." — Der Herzog war tief erschüttert und konnte seine Rührung nur mit Mühe verbergen. Würdevoll und bescheiden war seine Antwort; er hob besonders den Muth und die Anstrengung der Armee hervor, welche er die Ehre gehabt habe zu kommandiren."

„Das Unterhaus ernannte ebenfalls eine Deputation, die dem Herzoge dieselben Glückwünsche abstattete, und er erschien persönlich im Hause, um dafür zu danken. Der 1. Juli war zu dieser besonderen Feierlichkeit festgesetzt. Als dem Hause gemeldet wurde, daß der Herzog von Wellington, in Folge der ihm gesandten Deputation, vor dem Hause zu erscheinen wünsche, und als der Sprecher die Frage stellte: „„Gefällt es dem Hause, daß Se. Gnaden hereingerufen werden?"" erscholl ein lautes und einstimmiges „„Ja!"" durch die Halle. Bei seinem Eintritt erhoben sich alle Mitglieder mit entblößtem Haupte und begrüßten ihn mit enthusiastischem Beifall. In seiner Anrede legte er wieder den größten Nachdruck auf die Verdienste des Heeres. Dieser, mit dem lautesten Beifall aufgenommenen Rede folgte eine bewundernswürdige Antwort des Sprechers, aus welcher der nachfolgende Auszug einer besonderen Erwähnung verdient:

„„Es war nicht allein die Größe Ihrer militairischen Erfolge, die unsere Bewunderung erregt und unsern Beifall hervorgerufen hat; es war jener edle und erhabene Geist, der Ihren Truppen ein unbegränztes Vertrauen einflößte und denselben die Ueberzeugung verschaffte, daß der Tag der Schlacht ein Tag des Sieges seyn müsse; es war ferner jener moralische Muth und jene ausdauernde Festigkeit, die in gefährlichen Zeiten, als Trauer und Zweifel die gewöhnlichen Gemüther befielen, unerschüttert blieben. Wir haben nun noch Ew. Gnaden zu der hohen und wichtigen Sendung, die Sie im Begriff sind, anzutreten, Glück zu wünschen; und wir zweifeln nicht, daß dieselben glänzenden Talente, die Sie im Kriege entwickelt haben, mit gleicher Festigkeit und Mäßigung zur Aufrechthaltung unserer National-Ehre und unserer Interessen dienen werden.""

„Des Herzogs Aufenthalt in England war von kurzer Dauer; aber er war durch jeden Ausdruck herzlicher Bewunderung und wahrer Anhänglichkeit bezeichnet, den ein Volk nur an den Tag legen kann. Wo er sich zeigte, füllten sich die Straßen, aus den Fenstern blickten belebte und freudige Gesichter, die Knaben kletterten auf die Giebel und die Mütter hoben ihre Kinder empor, um ihnen den Mann zu zeigen, den das ganze Land ehrte."

„Er war bereits zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Französischen Hofe ernannt worden, und am 8. August ging er nach dem Kontinente ab. Auf seinem Wege nach Paris besuchte er die Niederlande, und besichtigte in Gesellschaft des Prinzen von Oranien die Gränz-Festungen auf jener Linie sehr sorgfältig. Am 24. August ward er Ludwig dem Achtzehnten vorgestellt, überreichte seine Accreditive als Botschafter und nahm seinen Aufenthalt in Paris."

„Die Grundsätze und Gesinnungen des revolutionirten Frankreichs waren damals zwanzig Jahre alt. Die Französische Jugend wußte zwar wenig von Revolution und von Republik; aber von den Bourbonen wußte sie gar nichts. Sie war größtentheils in militairischen Schulen erzogen, hatte unter einer kriegerischen Gewalt gelebt und einen militairischen Geist eingesogen. Schaaren von abgedankten Offizieren und Soldaten, welche unter den Kaiserlichen Adlern gefochten hatten, waren über das Land verbreitet. Diesen Leuten, durch die Eroberungs-Kriege an fortwährende Abwechselung und an beständige Aussicht auf Gewinn gewöhnt, ging es in ihren neuen und beschränkten Verhältnissen sehr elend. Denen aus der

*) Eine Anzeige des ersten Bandes befindet sich in Nr. 15 des Magazins. — Exemplare dieses Werkes sind in der Asher'schen Buchhandlung zu finden.

alten Armee, die von der Regierung beibehalten worden waren, ging es eben so schlimm oder noch schlimmer. Sie blickten zurück auf ihren kühnen, kriegerischen Kaiser, den Freund der Soldaten, und verachteten den ehrgeizlosen und friedliebenden Ludwig. Sie haßten die Unthätigkeit und die Disziplin des Garnisondienstes und sehnten sich nach Krieg und Bivouac. Sie dachten nur an die Lebhaftigkeit und an die Belohnungen des Krieges, nicht an seine Leiden oder Schrecken — nur an den Sieg, nicht an die Niederlage — an den Ruhm, nicht an das Grab."

„Es ist nicht zu verwundern, daß, da der Wunsch nach der Rückkehr des Kaisers von so Vielen gehegt wurde, die bestimmte Erwartung derselben sich allgemein verbreitete, und daß heimliche Verschwörungen angezettelt wurden, um diese Rückkehr vorzubereiten. Er kam. Er wußte, daß Krieg, sofortiger und furchtbarer Krieg, die unvermeidliche und traurige Folge seiner Rückkehr seyn würde. Eben so wußte er, daß Bürgerkrieg ein anderes Resultat seiner Wiederkehr seyn würde. Aber trotz dieses Wissens, sagte er, er liebe Frankreich, Frankreich sey ihm theuer, und ging daher auf die Pläne der Verschwörer ein, welche den Weg zu seinem Wiedererscheinen bahnten, brach den Vertrag, welcher ihm die Souverainetät von Elba sicherte, und entfloh von der Insel. — Der Abfall der Armee war beinahe allgemein; die Ausnahmen beschränkten sich hauptsächlich auf Offiziere von strengem Ehrgefühl, die den Eid der Treue und des Gehorsams nicht verletzen wollten. — Nach drei kurzen Wochen saß Napoleon wieder auf dem Kaiserlichen Thron, musterte wieder seine Truppen und sprach von Ruhm; und jenes wankelmüthige Volk, welches sich, als er Frankreich verließ, auf seinen Weg drängte, um ihn mit Verwünschungen zu überhäufen, ließ ihn jetzt denselben Weg nicht allein ohne Widerstand, sondern unter lautem und ermunterndem Zuruf zurücklegen, und beugte sich wieder unter sein Joch. Es kann nicht überraschen, daß ein Mann, wie Napoleon, der so viele Gründe hatte, die Menschen zu verachten, ihre Rechte und ihre Glückseligkeit gleichgültig mit Füßen trat."

„Während dieser plötzliche, zauberhafte und blutlose Monarchenwechsel in Frankreich vor sich ging, waren die Mächte, welche den Pariser Traktat unterzeichnet hatten, auf dem Wiener Kongresse versammelt. Der Herzog von Wellington befand sich daselbst als Bevollmächtigter für Großbritanien; er war am 24. Januar 1815 von Paris dahin abgegangen. Zu demselben Augenblick, wo die Minister der in Wien versammelten Verbündeten die Nachricht von der Rückkehr Napoleons erhielten, und ehe noch der Erfolg seines Unternehmens bekannt war, erließen sie eine feierliche Erklärung ihrer Gesinnungen und Absichten. Sie erklärten, daß sie fest entschlossen seyen, den Pariser Traktat in allen seinen Punkten aufrecht zu erhalten, und daß sie alle Mittel anwenden und ihre Anstrengungen vereinigen wollten, auf daß der allgemeine Friede, der Gegenstand der Wünsche Europa's, und der beständige Zweck ihrer Bemühungen, nicht neuerdings gestört werden könne. — Die Verbündeten gaben dieser Erklärung durch eine Million Soldaten den gehörigen Nachdruck."

„Bonaparte befand sich in einem Palast und auf einem Thron, aber er sah sich von den Königen und von den Höfen Europa's wie ein Abenteurer und Geächteter behandelt, und er wußte, daß er von dem bessern Theil des Französischen Volkes nur ertragen aber nicht unterstützt wurde. Seine einzige Kraft und alle seine Hoffnung gründeten sich auf den Muth einer ergebenen Soldateska. — Er war nun wieder im Besitz aller militairischen Hülfsquellen Frankreichs; aber in Gent war ein Französischer Hof und ein König von Frankreich, und die Unsicherheit seiner Lage mußte ihm immer deutlicher werden. Er sah ganz Europa, mit dem eingestandenen Zweck, ihn abzusetzen, zu den Waffen eilen. Er sagte, that, versprach daher alles Mögliche, um sich bei den verschiedenen Parteien in Frankreich beliebt zu machen, die sein altes System haßten. Er versammelte einen gesetzgebenden Körper, der aus Männern von allen Parteien bestand, und gab dem Lande eine neue Constitution. Sie war gewiß nicht dazu bestimmt, lange zu dauern, aber sie entsprach einigermaßen den Wünschen des Augenblickes. Am 1. Juni hatte Napoleon 375,000 Mann unter den Waffen, außer einer National-Garde von 200 Bataillonen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit hatte er eine bedeutende und vortreffliche Kavallerie organisirt."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Surgical reports. (Chirurgische Berichte.) Von Macfarlane. Pr. 7 Sh.

Observations in surgery. (Beobachtungen in der Chirurgie.) Von Element. Pr. 8 Sh.

On the blood. (Ueber das Blut.) Von Praten. Pr. 10 Sh.

Examples etc. (Beispiele häuslichen Glücks, in Familien-Scenen.) Pr. 5 Sh.

Spanien.

Die Spanischen Räuber.

(In einem Schreiben aus Madrid.)

Hier bin ich nun wieder in Madrid, nachdem ich Monate lang in Andalusien, auf diesem klassischen Boden der Straßenräuber, umhergestreift bin, ohne einen einzigen anzutreffen. Fast schäme ich mich dessen. Ich hatte mich auf einen Angriff von Räubern eingerichtet, nicht um ihn abzuwehren, sondern um mit ihnen zu plaudern und sie sehr höflich über ihre Lebensweise auszufragen. Beim Anblick meiner an den Ellbogen abgestoßenen Röcke und meines geringen Gepäckes bedaure ich, diesen Herren entgangen zu seyn. Das Vergnügen, sie zu sehen, wäre mit dem Verluste eines leichten Mantelsackes nicht zu theuer erkauft gewesen.

Wenn ich indeß keine Räuber gesehen habe, so habe ich dafür von nichts Anderem sprechen hören. Die Postillone, die Gastwirthe auf jeder Station, wo man anhält, um Maulthiere zu wechseln, erzählen jämmerliche Geschichten von ermordeten Reisenden und von entführten Frauen. Die Begebenheit, die man erzählt, hat immer erst ganz kürzlich und auf dem Theil der Straße, den Sie zu passiren haben, sich zugetragen. Der Reisende, der Spanien nicht kennt und, so ungläubig er übrigens auch seyn mag, auch nicht Zeit gehabt hat, sich die erhabene Andalusische Gleichgültigkeit — la flema castellana — anzueignen, kann sich eines gewissen Eindrucks bei diesen Schilderungen nicht erwehren. Die Nacht bricht herein, und mit weit mehr Schnelligkeit, als in unserem nördlichen Klima. Die Dämmerung dauert hier nur einen Augenblick. Dann erhebt sich, besonders in der Nähe der Berge, ein Wind, den wir in Paris freilich warm nennen würden, der aber hier, im Vergleich mit der Hitze des Tages, kalt und unangenehm erscheint. Während Sie sich in Ihren Mantel hüllen und Ihre Reisemütze tief über die Ohren ziehen, bemerken Sie, daß die Mannschaft Ihrer Eskorte das Zündpulver von den Flinten wirft, ohne neues aufzuschütten. Erstaunt über dies sonderbare Manöver, fragen Sie nach der Ursache. Ihre tapferen Schutzwächter antworten Ihnen von der Imperiale herab, auf die sie gekrochen sind, daß sie zwar Muth genug hätten, aber gegen eine ganze Räuberbande nichts machen könnten. „Würden wir angegriffen, so wäre an keinen Pardon zu denken, wenn wir nicht bewiesen, daß wir keine Absicht hatten, uns zu vertheidigen." — Wozu nimmt man denn aber diese Menschen mit ihren unnützen Flinten mit? — O! sie sind sehr brauchbar gegen die rateros, d. h. gegen die Dilettanten unter den Räubern, die gelegentlich die Reisenden plündern; diese sind nie stärker, als zwei bis drei Mann.

Jetzt bereut der Reisende, daß er so viel Geld mitgenommen hat. Er nimmt seine Breguet'sche Uhr heraus, die er zum letzten Mal zu erblicken glaubt, und sieht, wie spät es ist. Er wollte, daß sie ruhig in Paris an seinem Kamin hinge. Er fragt den Mayoral (Schirrmeister), ob die Räuber den Reisenden die Kleider nähmen? — „Mitunter, mein Herr! Vorigen Monat wurde die Diligence vier Meilen von der Carlota angehalten, und die Reisenden fuhren alle in Ecija ein, wie die lieben Engelein." — Wie die lieben Engelein, was soll das heißen? — „Ich meine, die Banditen hatten ihnen alle Kleider genommen, und nicht einmal das Hemde gelassen." — Teufel! ruft der Reisende, seinen Rock zuknöpfend, wird aber bald etwas ruhiger und lächelt sogar beim Anblick seiner Reisegefährtin, einer schönen Andalusierin, die mit einem andächtigen Stoßseufzer ihren Daumen küßt. (Bekanntlich ist das Küssen des Daumens, nachdem man das Kreuz geschlagen hat, sehr zuträglich.)

Es ist nun völlig Nacht geworden; aber glücklicherweise geht der Mond an dem wolkenlosen Himmel prachtvoll auf. Man gewahrt in der Ferne den Eingang einer furchtbaren Schlucht, die nicht weniger als eine halbe Meile lang ist. „Mayoral, ist das die Stelle, wo man die Diligence anhielt?" — „Ja, mein Herr, und wo einer der Reisenden getödtet wurde. Postillon!" fährt der Mayoral fort, „knalle nicht mit der Peitsche, damit du sie nicht herbeirufst." — Wen? fragt der Reisende. — „Die Räuber!" antwortet der Mayoral. — Teufel! ruft der Reisende. — „Mein Herr, sehen Sie doch einmal dorthin, wo sich die Straße wendet — sind das nicht Menschen? Sie verbergen sich in den Schatten jenes großen Felsen." — Ja, Madame! Ein, zwei, drei . . . sechs Mann zu Pferde. — „Ach, heiliger Jakob von Kompostella!" (Kreuzigung und Daumenküssen.) — Mayoral, sehen Sie dort unten etwas? — „Ja." — Da ist Einer, der einen großen Stock trägt, vielleicht ein Gewehr! — „Sollten es wohl gute Leute (buena gente) seyn?" fragt die junge Andalusierin ängstlich. — „Wer weiß!" antwortet der Mayoral achselzuckend und zieht die Mundwinkel herab. — „Dann sey Gott uns Allen gnädig!" ruft sie, ihr Gesicht am Busen des zwiefach bewegten Reisenden verbergend.

Der Wagen fährt mit Windesschnelle. Acht kräftige Maulthiere im starken Trabe. Die Reiter halten an und bilden eine Linie, . . . vermuthlich, um den Weg zu versperren. Nein, sie geben Raum. Drei stellen sich zur Linken, drei zur Rechten des Wagens, . . . wahrscheinlich, um den Wagen zu umringen. „Postillon, halte an, sobald diese Leute es befehlen, und ziehe uns keinen Kugelregen zu." — „Seyd ruhig, Herr! Es ist mir eben so sehr darum zu thun, als Euch."

Endlich ist man so nahe, daß man an den sechs Reitern schon die großen Hüte, die Türkischen Sättel und die weißen ledernen Kamaschen erkennen kann. Wenn man ihre Züge sehen könnte, was würde man für Augen, für Bärte, für Narben erblicken! Es ist nicht mehr zu zweifeln, es sind Räuber, denn sie haben alle Flinten.

Der erste Räuber greift an den Hut, und sagt mit ernster und sanfter Stimme: Vayan Vds con Dios! (Geht mit Gott!) Dies ist der gewöhnliche Gruß unter Reisenden. Vayan Vds con Dios! rufen die übrigen Reiter und machen höflich dem Wagen Platz; denn es sind nichts anderes, als ehrliche Pächter, die sich auf dem Markte zu Ecija verspätet hatten und nach ihrem Dorfe zurückkehren; sie reisen truppweise und bewaffnet, weil der Glaube an Räuber einmal allgemein ist.

Hat man einige Vorfälle dieser Art erlebt, so kömmt es bald so weit, daß man gar nicht mehr an das Daseyn der Räuber glaubt. Man gewöhnt sich so sehr an die etwas wilde Gestalt der Bauern, daß man wirkliche Räuber nur noch für ehrliche Landleute halten würde, die sich lange nicht rasirt haben. Ich lernte zu Grenada einen jungen Engländer kennen, der, weil er lange die schlimmsten Straßen Spaniens ohne Unfall bereist hatte, das Daseyn der Räu-

der endlich hartnäckig läugnete. Eines Tages wird er von zwei bewaffneten Männern, mit Schelmengesichtern, angehalten. Er denkt nicht anders, es seyen muthwillige Bauern, die sich mit seiner Furcht einen Spaß machen wollten, und antwortet auf alle ihre Forderungen, sein Geld herauszugeben, nur immer: er lasse sich nichts weiß machen. Um ihm den Irrthum zu benehmen, mußte ihm endlich einer der Räuber mit dem Flintenkolben Eins auf den Kopf geben, wovon er die Narbe noch nach drei Monaten aufzuweisen hatte.

Die Spanischen Räuber mißhandeln nie die Reisenden, seltene Fälle ausgenommen. Bisweilen begnügen sie sich, ihnen ihr Geld abzunehmen, ohne die Koffer zu öffnen, selbst ohne ihre Taschen zu durchsuchen. Ein junger Madrider Stutzer reiste nach Kadix und hatte zwei Dutzend schöner Hemden bei sich, die er von London hatte kommen lassen. Er wird bei La Carolina von Räubern angehalten, und nachdem sie ihm all sein baares Geld, und noch überdies die Ringe, Ketten, Liebesandenken, woran es einem so allbeliebten Mann nicht fehlen konnte, genommen hatten, bemerkte ihm der Räuberhauptmann sehr höflich, daß die Wäsche seiner Leute, da sie bewohnte Oerter meiden müßten, sehr der Reinigung bedürfte. Die Hemden werden auseinander gelegt, bewundert, und der Hauptmann, der mit Hali meinte: Unter Kavalieren ist jede Freiheit erlaubt, steckte einige davon in seinen Schnappsack. Dann wirft er die schwarzen Lumpen ab, die er wenigstens seit sechs Wochen auf dem Leibe trägt, und legt vergnügt das feine Battisthemde seines Gefangenen an. Die anderen Räuber folgen seinem Beispiel, so daß in einem Augenblick der unglückliche Reisende für seine schönen Battisthemden einen Haufen Lumpen vor sich hat, die er nicht mit der Spitze seines Stockes angerührt hätte. Dazu mußte er sich noch von den Räubern aufziehen lassen. Der Hauptmann, mit dem possenhaften Ernst, den die Andalusier so gut anzunehmen wissen, sagte ihm beim Abschied, daß er den guten Dienst, den er ihm geleistet, nie vergessen würde. Er werde ihm die gefälligst geliehenen Hemden pünktlich wieder zustellen und die seinigen zurücknehmen, sobald er die Ehre hätte, ihn wieder zu sehen. „Vergeßt nur ja nicht, die Hemden dieser Herren waschen zu lassen!“ setzte er hinzu; „wenn Ihr nach Madrid zurückreist, werden wir sie in Empfang nehmen.“ Der Eigenthümer der Hemden, der mir selbst sein Mißgeschick erzählte, gestand, daß er den Spitzbuben den Raub seiner Wäsche lieber verziehen hätte, als ihre boshaften Spöttereien.

Die Spanische Regierung hat sich verschiedenemal ernstlich bemüht, die Landstraßen von den Räuberbanden zu säubern, die seit undenklichen Zeiten das Privilegium haben, sie unsicher zu machen. Ihre Bemühungen haben jedoch nie zu einem entscheidenden Resultate geführt. Wurde eine Bande aufgerieben, so entstand sogleich eine andere. Mitunter gelang es einem General-Capitain mit vieler Anstrengung, die Räuber ganz aus seiner Provinz zu vertreiben; dann aber wimmelte es von ihnen in den benachbarten Provinzen.

Die Beschaffenheit des Landes, welches voller Berge und ohne gebahnte Straßen ist, macht die gänzliche Ausrottung der Räuber sehr schwierig. In Spanien giebt es, wie in der Vendée, eine große Menge einzelner Meierhöfe (aldeas), die mehrere Meilen von jedem bewohnten Orte entfernt liegen. Wenn man alle diese Meierhöfe, alle Weiler mit Truppen besetzen könnte, würde man die Räuber bald zwingen, um nicht Hungers zu sterben, sich der Justiz zu überliefern; aber wo soll man so viele Soldaten und Geld hernehmen!

Die Besitzer der Meierhöfe finden, wie leicht begreiflich, ihren Vortheil dabei, mit den Räubern, deren Rache furchtbar ist, in gutem Vernehmen zu leben. Die Räuber ihrerseits, die ihre Lebensmittel von Jenen erhalten, schonen sie, bezahlen, was sie brauchen, gut, und theilen sogar oft die Beute mit ihnen. Hierzu kömmt noch, daß das Räuberhandwerk nicht als entehrend betrachtet wird. Auf den Landstraßen plündern, heißt bei vielen Leuten: Opposition machen, gegen tyranische Gesetze protestiren. Daher ist ein Mann, der nichts hat, als seine Flinte, und kühn genug ist, der Regierung Trotz zu bieten, ein Held, den die Männer ehren und die Frauen bewundern. Es ist ruhmvoll sagen zu können, wie es in der alten Romanze heißt:

A todos les desafio
Pues à nadio tengo miedo!

Anfangs ist der Räuber gewöhnlich Schleichhändler. Sein Handel wird aber bald von den Zollbeamten gestört. Neun Zehntel des Volkes halten es für himmelschreiend, einen braven Mann zu quälen, der bessere Zigarren als der König und billiger liefert, der den Frauen seidene Zeuge, Englische Waaren und alle Neuigkeiten auf zehn Meilen in die Runde zuträgt. Tödtet nun ein Zollbeamter sein Pferd oder nimmt es ihm ab, so ist der Schleichhändler ruinirt; rächen muß er sich auch; was thut er also? er wird Räuber. — Man fragt, was aus dem hübschen Burschen geworden, den man vor einigen Monaten gesehen, und der im ganzen Dorfe beliebt war? „Ach,“ antwortet eine Frau, „man hat ihn gezwungen, sich in die Berge zu werfen; er kann nichts dafür. Der arme Junge, er war so sanft! Gott schütze ihn!“ Die guten Seelen machen die Regierungen für alles Unheil verantwortlich, welches die Räuber anrichten. Die Regierung, sagen sie, bringt diese armen Leute, die so gern ruhig bei ihrem ehrlichen Gewerbe blieben, auf's Aeußerste.

Das Muster der Spanischen Räuber, das Urbild eines Heerstraßenritters, der Robin Hood, der Roque Guinar unserer Zeit, ist der berühmte José Maria, mit dem Beinamen: el tempranito, der Frühaufstehende. Dies ist der Mann, der von Madrid bis Sevilla und von Sevilla bis Mallaga am meisten zu reden giebt. José Maria ist schön, tapfer, höflich, so sehr es ein Räuber nur seyn kann. Hält er eine Diligence an, so hilft er den Damen aus dem Wagen und sorgt dafür, daß sie bequem im Schatten sitzen; denn seine Thaten werden gewöhnlich am Tage vollbracht. Nie hört man einen Fluch, nie ein rohes Wort; im Gegentheil, fast ehrfurchtsvolle Achtungsbezeigungen und eine natürliche Höflichkeit, die sich nie verläugnet. Zieht er einer Dame den Ring ab, so heißt es: „Ach, Madame, eine so schöne Hand bedarf keines Schmuckes,“ und indem er den Ring vom Finger streift, küßt er die Hand auf eine Art, daß man, wie eine Spanische Dame bemerkte, glauben möchte, der Kuß sey ihm lieber als der Ring; den Ring nimmt er gleichsam aus Zerstreuung, aber bei dem Kusse verweilt er lange. Man hat mir versichert, daß er den Reisenden immer Geld genug ließe, um die nächste Stadt zu erreichen, und daß er nie Jemanden die Bitte versagt habe, ein Kleinod, welches als Andenken besonderen Werth hatte, behalten zu dürfen.

Man hat mir José Maria als einen jungen Mann von zwanzig Jahren geschildert, groß, wohlgewachsen, mit offenem und freundlichem Gesichte, Zähnen, weiß wie Perlen, und sehr ausdrucksvollen Augen. Er trägt gewöhnlich das sehr reiche Kostüm eines Majo. Seine Wäsche ist immer blendend weiß, und seine Hände würden einem Pariser oder Londoner Elegant Ehre machen. Es ist nicht viel über fünf oder sechs Jahre, daß er Straßenraub treibt. Er war von seinen Eltern für die Kirche bestimmt und studirte Theologie auf der Universität zu Grenada, aber sein Beruf dazu war nicht groß, denn er schlich Nachts zu einem Fräulein von guter Familie. Die Liebe, sagt man, entschuldigt so Manches; aber es wird von Gewalt gesprochen, von der Verwundung eines Bedienten. Ich konnte über diese Geschichte nie in's Klare kommen. Der Vater machte viel Lärm; ein Kriminalprozeß wurde eingeleitet; José Maria mußte nach Gibraltar flüchten. Hier ohne Geld, schloß er mit einem Englischen Kaufmanne einen Vertrag, eine starke Partie verbotener Waaren einzuschmuggeln. Ein Mann, dem er sein Projekt mitgetheilt hatte, verrieth ihn; die Zollbeamten erfuhren, welchen Weg er nehmen würde, und lauerten ihm auf. Alle seine Maulthiere wurden genommen, er ließ sie jedoch erst nach einem hartnäckigen Kampfe, in welchem er mehrere Zollbeamten getödtet oder verwundet hatte, im Stiche. Von nun an blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Reisenden zu brandschatzen.

Bis jetzt war ihm das Glück immer treu. Ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt; sein Signalement ist an allen Stadtthoren angeschlagen*), mit der Verheißung von 8000 Realen für Jeden, der ihn todt oder lebendig lieferte, wäre er auch sein Mitschuldiger; dennoch treibt José Maria sein gefährliches Handwerk ungestraft fort, und seine Streifzüge erstrecken sich von den Gränzen Portugals bis zum Königreiche Murcia. Seine Bande ist nicht zahlreich, aber sie besteht aus Männern von längst erprobter Treue und Entschlossenheit. Eines Tages überfiel er, mit zwölf auserlesenen Leuten, in der Venta de Gazin 70 Königl. Freiwillige, die gegen ihn ausgeschickt waren, und entwaffnete sie alle. Dann sah man ihn langsam den Bergen zuschreiten, zwei Maulthiere mit den siebzig Stutzbüchsen vor sich her treibend, die er gleichsam als Trophäen mit sich nahm.

Von seiner Fertigkeit im Schießen erzählt man Wunderdinge. Zu Pferde, im schnellsten Galopp, trifft er einen Olivenbaumstamm auf 150 Schritte weit. Folgender Zug zeugt zu gleicher Zeit von seiner Geschicklichkeit und seinem Edelmuthe:

Ein Capitain Castro, ein sehr muthiger und thätiger Offizier, der, wie man sagt, die Räuber eben so sehr aus persönlichem Rachgefühl als aus militairischer Pflicht verfolgte, erfuhr durch einen seiner Spione, daß José Maria an einem gewissen Tage in einer entlegenen Aldea seyn würde, wo er eine Geliebte hatte. Castro macht sich am bestimmten Tage zu Pferde auf, und um durch starke Begleitung keinen Verdacht zu erregen, nimmt er nur vier Lanciers mit sich. So behutsam er seinen Marsch auch zu verbergen suchte, bekam José Maria doch Wind davon. In dem Augenblick, wo Castro, nachdem er eine tiefe Schlucht passirt hatte, das Thal betrat, wo die Aldea lag, erschienen plötzlich zwölf wohlberittene Männer in seinen Flanken und der Schlucht, durch welche der einzige Rückweg führte, näher als er. Die Lanciers hielten sich für verloren. Ein Mann aus dem Räuberhaufen, auf einem braunen Pferde, sprengt herbei und hält hundert Schritte weit von Castro an. „José Maria läßt sich nicht überfallen!“ ruft er. „Capitain Castro, was that ich Euch, daß Ihr mich der Justiz überliefern wollt? Sehet ich könnte Euch tödten; aber beherzte Männer sind selten geworden, ich schenke Euch das Leben. Hier habt Ihr ein Andenken, welches Euch lehren wird, mir künftig aus dem Wege zu gehen. Es gilt Eurem Tschakko.“ Bei diesen Worten legt er an und schießt dem Capitain eine Kugel durch den oberen Theil seines Tschakkos; darauf wendet er um und verschwindet mit seinen Leuten.

Hier noch ein Beispiel seiner Artigkeit:

Man feierte eine Hochzeit auf einem Meierhofe in der Gegend von Andujar. Schon hatten die Brautleute die Glückwünsche ihrer Freunde entgegengenommen, und man wollte sich eben vor der Thür des Hauses unter einem großen Feigenbaum zu Tische setzen. Alles war zur Lust aufgelegt, und der Duft des Jasmins und der Orangenblüthen vermischte sich lieblich mit dem solideren Dampfe, der aus den Schüsseln, unter denen der Tisch erseufzte, aufstieg. Plötzlich kömmt aus dem Wäldchen, einen Pistolenschuß weit vom Hause, ein Mann zu Pferde hervor. Der Unbekannte springt rasch ab, begrüßt die Gäste mit der Hand und führt sein Pferd in den Stall. Man erwartete Niemanden, aber in Spanien ist jeder Vorübergehende bei einem Festmahl willkommen; überdies schien der Fremde, seiner Kleidung nach, ein Mann von Bedeutung. Der Bräutigam steht sogleich auf, um ihn einzuladen. Während man sich leise fragte, wer

*) In Sevilla fand man eines Morgens, an der Porta de Triana, unter dem Signalement des José Maria folgende Worte von ihm selbst mit Bleistift geschrieben: „Unterschrift des Besagten: „„José Maria.““

der Fremde wäre, wurde der Notar von Andujar, der mit auf der Hochzeit war, leichenblaß. Er versucht, von seinem Sitze neben der Braut aufzustehen, aber die Kniee brechen unter ihm zusammen, und seine Beine tragen ihn nicht mehr. Einer der Gäste, der schon lange im Verdachte des Schleichhandels stand, nähert sich der Braut. „Es ist José Maria; ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht herkömmt, um ein Unglück anzurichten (para hacer una mueria). Es ist auf den Notar abgesehen. — Aber, was sollen wir anfangen? ihn entwischen lassen? — Unmöglich; José Maria würde ihn bald einholen. — Den Räuber arretiren? — Aber seine Bande ist ohne Zweifel in der Nähe, zudem hat er Pistolen im Gurt und geht nie ohne Dolch. — Aber, Herr Notar, was haben Sie denn gethan? — „Ach, nichts, durchaus nichts!" — Jemand flüsterte leise, der Notar hätte seinem Pächter vor zwei Monaten gesagt, wenn José Maria ihn jemals um einen Trunk bäte, so sollte er ihm ein Quentchen Arsenik in den Wein thun. Man berathschlagte noch, ohne die Olla zu berühren, als der Bräutigam mit dem Unbekannten erschien. Kein Zweifel mehr, es ist José Maria. Er warf im Vorübergehen einen Tigerblick auf den Notar, der, wie von Fieberschauern geschüttelt, zitterte, grüßte die Braut mit Anmuth und bat um Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit zu tanzen. Sie nahm sich wohl in Acht, nein zu sagen oder unfreundlich auszusehen. José Maria nahm sogleich einen niedrigen Sessel von Korkholz und setzte sich ohne Umstände zwischen die Braut und den Notar, der jeden Augenblick in Ohnmacht zu sinken vermeinte. Man fing an zu essen. José Maria war ganz Artigkeit und Zuvorkommenheit gegen seine Nachbarin. Als man fremden Wein auftrug, nahm die Braut ein Glas Montilla, (der nach meinem Geschmacke besser ist als der Xeres) berührte es mit den Lippen und reichte es dann dem Banditen. Dies ist eine Höflichkeit, die man bei Tische der Person, die man achtet, erweist; man nennt das: una fineza. Schade, daß diese Sitte in der guten Gesellschaft abkömmt, die hier, wie überall, sich angelegen seyn läßt, alle nationale Gebräuche abzulegen. — José Maria nahm das Glas, dankte mit Herzlichkeit und erklärte der Braut, daß er sie bäte, ihn als ihren Diener zu betrachten, der mit Freuden Alles thun würde, was sie ihm gebieten möchte. Da neigte sich diese schüchtern und zitternd zu dem Ohre ihres furchtbaren Nachbars und flüsterte: „Erweist mir eine Gnade." — Tausend! rief José Maria. — „Vergeßt, ich beschwöre Euch, die Böswilligkeit, die Euch vielleicht verführte. Versprecht mir, daß Ihr, mir zu Liebe, Euren Feinden vergeben und auf meiner Hochzeit keinen Skandal machen wollt." — Notar, sagte José Maria, sich zu dem zitternden Juristen wendend, bedankt Euch bei der jungen Frau. Wäre sie nicht gewesen, so hätte ich Euch getödtet, ehe Ihr Euer Mittagbrod verdaut hattet. Seyd ohne Furcht, ich thue Euch nun nichts zu Leide. Und, ein Glas Wein einschenkend, setzte er mit etwas boshaftem Lächeln hinzu: „Hier, Notar, auf meine Gesundheit! Der Wein ist gut und nicht vergiftet!" Der unglückliche Notar glaubte Nadeln hinunterzuschlucken. „Wohlan, Kinder", rief der Räuber, „lustig! (Vaya de broma!) Die Braut soll leben!" Dann sprang er auf, holte eine Guitarre und fing an, Verse zu Ehren der Neuvermählten zu improvisiren. Kurz, er zeigte sich während der Mahlzeit und des darauf folgenden Balles so liebenswürdig, daß den Frauen die Thränen in die Augen traten, wenn sie erwogen, daß ein so herrlicher Bursche sein Leben vielleicht am Galgen beschließen würde. Er tanzte, er sang, er war Allen Alles. Gegen Mitternacht nahete sich ihm ein kleines, zwölfjähriges, halb mit Lumpen bedecktes Mädchen und sagte ihm einige Worte in Zigeunerischem Rothwälsch. José Maria fuhr zusammen. Er lief nach dem Stalle und führte bald sein gutes Pferd heraus. Er näherte sich der Braut, den Zügel um den Arm geschlungen. „Lebe wohl, Kind meines Herzens (hija de mi alma)!" sagte er; „nie werde ich die Augenblicke vergessen, die ich bei Dir zugebracht habe; es sind die glücklichsten, die ich seit vielen Jahren verlebte. Nimm diese Kleinigkeit von einem armen Teufel, der Dir gern eine Goldgrube anbieten möchte." Bei diesen Worten überreichte er ihr einen schönen Ring. — „José Maria!" rief die Braut, „so lange es ein Brod in diesem Hause giebt, ist die Hälfte davon Euer." Der Räuber drückte allen Gästen, selbst dem Notar, die Hand, küßte alle Frauen, dann sprang er schnell in den Sattel und ritt den Bergen zu. Nun erst athmete der Notar frei auf. — Eine halbe Stunde später erschien ein Detaschement Miqueletes, aber Niemand hatte den Mann gesehen, den sie suchten.

Das Spanische Volk, welches die Romanzen von den zwölf Pairs auswendig weiß und die Thaten des Rinaldo von Montalban besingt, muß natürlich an dem Manne, der in unseren prosaischen Zeiten die ritterlichen Tugenden der alten Paladine wieder in's Leben ruft, lebhaften Antheil nehmen. Noch ein anderer Umstand dient dazu, José Maria sehr beliebt zu machen; er ist sehr freigebig. Das Geld wird ihm nicht sauer zu erwerben, und er theilt es gern mit den Unglücklichen. Man sagt, daß nie ein Armer, der ihn ansprach, ohne eine reichliches Almosen von ihm ging.

Ein Maulthiertreiber erzählte mir, er hätte einst ein Maulthier verloren, das sein ganzes Vermögen ausmachte, und wäre im Begriff gewesen, sich in den Guadalquivir zu stürzen, als ein Unbekannter seiner Frau eine Schachtel mit 6 Unzen Goldes zustellte. Er zweifelte nicht, daß es ein Geschenk von José Maria wäre, dem er eines Tages, als er von den Miquelets verfolgt wurde, eine Furth gezeigt hatte.

Ich will diesen langen Brief mit einem anderen Zuge der Wohlthätigkeit meines Helden schließen.

Ein armer Hausirer, in der Gegend von Campillo de Arenas, führte eine Ladung Essig zur Stadt. Dieser Essig war nach Landesitte in Schläuchen und wurde von einem mageren, schäbigen, halb verhungerten Esel getragen. Auf einem engen Pfade stößt der Essighändler auf einen Fremden, den man, seiner Kleidung nach, für einen Jäger halten konnte, und der beim Anblick des Esels laut auflachte. „Was hast Du da für eine Schindmähre, Kamerad, haben wir jetzt Karneval, daß Du sie herumführst!" rief er, immerfort lachend. — „Herr", antwortete der tief gekränkte Eseltreiber mißmüthig, „dies arme Thier, so häßlich es ist, verdient mir mein Brod. Ich bin ein armer Teufel und habe kein Geld, mir einen anderen zu kaufen." — „Wie!" rief der Lacher, „diese garstige Mähre schützt Dich vor dem Hungertode! aber sie wird ja krepiren, ehe eine Woche vergeht! Hier", fuhr er fort, indem er ihm einen ziemlich schweren Beutel reichte, „der alte Herrera hat ein schönes Maulthier zu verkaufen, er will 1500 Realen dafür, hier sind sie; kaufe das Maulthier heute am Tage, nicht später, und handle nicht. Finde ich Dich morgen noch mit dieser schändlichen Mähre auf der Straße, so werfe ich Euch beide in einen Abgrund, so wahr ich José Maria heiße." — Der Eseltreiber, als er sich mit dem Beutel in der Hand allein sah, glaubte zu träumen. Die 1500 Realen waren richtig gezählt. Er wußte, was ein Eid von José Maria zu bedeuten habe, ging zu Herrera und vertauschte eilig seine Realen gegen ein schönes Maulthier. Die Nacht darauf wird Herrera plötzlich aufgeweckt. Zwei Männer halten ihm eine Blendlaterne und einen Dolch vor das Gesicht. „Vorwärts! geschwind Dein Geld her!" — „Ach, meine guten Herren, ich habe keinen Quarto im Hause!" — Du lügst! Du hast gestern ein Maulthier für 1500 Realen an den und den aus Campillo verkauft." — Sie hatten so unwiderstehliche Gründe, daß die 1500 Realen bald heraus- oder, wenn man will, wiedergegeben wurden. (R. d. P.)

Bibliographie.

Principios elementales de estrategia. (Grund-Prinzipien der Strategie.) Von Don Juan Sanches de Cisneres. 2 Bde.

Teodora. — Die Heldin von Aragonien. Historische Novelle aus dem Unabhängigkeitskriege. Pr. 9 Rs.

Beneficiencia y ingratitud. (Wohlthun und Undank.) Schauspiel in 5 Akten. Pr. 3 Rs.

Viage a la luna. (Reise nach dem Monde, oder Zulema und Lambert.) Von Don Joaquin del Castillo y Mayone.

La desterrada de Holyrood. (Die Verbannte von Holyrood.) Pr. 7 Rs.

Carta historica etc. (Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Stiergefechte in Spanien.) Von N. F. de Moratin. Pr. 2 Rs.

Nuevo método de hacer el vino mas fuerte etc. (Neue Methode, den Wein kräftiger, geistiger und dauerhafter zu machen.) Pr. 3 Rs.

Mannigfaltiges.

— Byron's Ansicht von weiblicher Schönheit. „Ich rede nicht", sagte Byron, „von der bloßen Schönheit des Gesichtes oder der Gestalt, sondern von der des Ausdrucks, der durch die Augen aus der Seele blickt und, meiner Ansicht nach, die wahre Schönheit darstellt. Es sind mir Frauen als schön bezeichnet worden, die mich wegen ihres Mangels an Ausdruck niemals hätten interessiren können, und andere, die wenig bemerkt wurden, sind mir eben durch die Kraft des Ausdrucks reizend erschienen. — Ein weibliches Gesicht soll, wie ein Tag im April, des Wechsels und der Veränderung fähig seyn; Sonnenschein muß aber oft durchblicken, um die Wolken und den Nebel zu zerstreuen, die den Glanz desselben verdunkeln, was die poetische Beschreibung bei Seite gesetzt, in einfacher Prosa sagen will, das freundliche Lächeln muß immer bereit seyn, den Ausdruck des Nachdenkens und der Sorge zu verscheuchen, den Empfindung oder irdische Leiden hervorrufen. Die Frauen sind dazu bestimmt, das Herrlichste, was in unseren Naturen, liegt, zu wecken und das Stürmische und Unruhige zu beschwichtigen. Welchen Einfluß kann daher ein schönes Gesicht üben, das keine Veränderung kennt, obgleich es manche hervorbringt! Es zeigt ein solches Antlitz eine Art von Blicken, die ich nicht eine Woche lang aushalten kann, und doch sind es gerade diese Gesichter, die in der Gesellschaft für niedlich, hübsch und schön gelten." (N. M. M.)

— Zur Statistik der Verbrechen. Herr Guerry, ein Advokat, hat kürzlich ein Werk unter dem Titel: „Ein Versuch über die moralische Statistik Frankreichs", herausgegeben. Er berechnet darin unter Anderem, daß von 100 von Frauen angestifteten Mord-Versuchen 6 mittelst Gift gemacht wurden, während bei 100 ähnlichen Verbrechen durch Männer nur 1 Mal das Gift benutzt wurde; mehr als drei Fünftel der Vergiftungen bei Ehepaaren wurden entweder von der Frau allein oder mit Hülfe eines Genossen versucht. Von 100 Mordthaten, die wegen Ehebruchs geschahen, sind 92 gegen den Mann oder die Frau gerichtet gewesen, gegen den oder die gesündigt worden war, und nur 4 gegen den schuldigen Theil. Von 100 Mord-Anschlägen unter Ehepaaren sind 60 von dem Mann und 40 von der Frau gemacht worden; von letzteren waren $\frac{1}{4}$ vorbedacht, von ersteren aber nur $\frac{1}{2}$. Die ungesetzlichen Ehen bringen eben so viel Verbrechen hervor, als der Ehebruch, nur in einem anderen Verhältniß. Beim Ehebruch ist der größte Theil der Verbrechen gegen das Leben des Mannes gerichtet, in der ungesetzlichen Ehe der größte Theil derselben gegen das Leben der Frau. (F. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Mittwoch den 19. September 1832.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutsche Briefe im und über das Ausland.

Der Verstorbene. — Fr. v. Raumer. — Göthe.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, der Aufnahme zu gedenken, welche die Briefe eines Verstorbenen im Auslande gefunden haben*); mancherlei divergirende Urtheile darüber sind seitdem, namentlich aus England, für das freilich das pikante Buch noch viel pikanter als für Deutsche Leser seyn muß, zu uns herübergekommen. Der Acclamation, mit der es dort vom großen Publikum und von den kleinen Journalen aufgenommen wurde, glaubten die souverainen Reviews (Edinburgh- und London Quarterly) ihr kritisches Veto entgegenstellen zu müssen, und wiewohl sonst in politischer Hinsicht sehr von einander abweichend, vereinigten sich doch beide hohe Mächte gegen den Deutschen, der es gewagt hatte, sowohl die aristokratischen Reuts, als die radikalen Tavernen mit undeutscher Persiflage darzustellen. Eben so, wie man früher in Lobpreisungen sich erschöpft hatte, gingen jetzt diese geharnischten Kritiker in ihren Angriffen, ja sogar in den Drohungen Englischer Rache, falls der verwegene Deutsche wieder einmal nach London kommen sollte, so weit, daß eine dritte mehr unparteiische Autorität, die Foreign-Quarterly-Review, sich erheben mußte, um den Abwesenden gegen unbegründete Anklagen zu vertheidigen und seine absichtlich verdeckten Lichtseiten von Neuem hervorzuheben. Dieser Streit hat natürlich dem Buche nicht geschadet; er hat vielmehr dazu beigetragen, es noch allgemeiner zu verbreiten, und so kann denn auch dreist behauptet werden, daß von allen Deutschen Schriftstellern — Göthe sogar nicht ausgenommen, von dessen Leben nach seinem Tode alle Englische Blätter voll waren, und dessen Konterfei sowohl in ganzer als in halber Figur mehreren Journalen als interessante Zugabe beigefügt war — keiner in England so bekannt und gelesen worden, als der „German Prince."

Gegenwärtig steht ihm, wenn auch schwerlich ein gleiches Glück wie in England, doch — da die Franzosen jetzt dem literarischen Geschmacke der Engländer stark den Hof machen — ein ansehnliches Publikum in Frankreich bevor: eine Französische, wie es scheint, recht gute Uebersetzung der Briefe eines Verstorbenen ist so eben beim Buchhändler Fournier in Paris erschienen.**) Der Franzose hat das Buch unstreitig erst aus dem Englischen übersetzt, und aus dem Französischen dürfte es wohl nun auch, wie dies mit Englischen oder Deutschen Werken häufig geschieht, ins Italiänische übertragen werden — obgleich in Italien bereits das allerkurioseste Anathema gegen den Verstorbenen ausgesprochen worden.

In den zu Mailand erscheinenden Annali universali heißt es nämlich in einer Kritik der „Lettere di un defunto": „Der Verfasser ist ein vornehmer Deutscher Herr, der noch von allen Vorurtheilen des Feudalwesens befangen ist; weshalb auch seine Reise durch solche Länder, wo die Feudal-Institutionen entweder schon gestürzt sind oder eben dem gewaltigen Stoße jener Macht der öffentlichen Meinung weichen, welche die Nationen civilisirt, einen seltsamen Kontrast an Bemerkungen gewähren muß. Nun, es dürfte in der That einmal eine Zeit kommen, wo es interessant seyn möchte, die Empfindungen darzustellen, die in einem Menschen, der einer stationair gebliebenen Nation angehört, die Freiheiten eines gebildeten Volkes erregen. Inzwischen wollen wir doch auch nicht läugnen, daß unser Deutscher Reisender es hin und wieder auch liebt, sein gravitätisches Wesen abzulegen und mit einiger Leichtigkeit, ja bisweilen sogar mit Anmuth, die Sitten und Gebräuche des Auslandes zu schildern. Doch — wir überlassen den Autor denen, die sein Buch zu lesen wünschen, und wollen hier bloß den Bericht von einem Besuche mittheilen, den er einem Manne gemacht, welcher durch die Liebe zu seinem Vaterlande und durch das Gute, das er ihm erwiesen, so allgemein bekannt geworden." — Der Rezensent theilt nun einen Auszug von der bekannten Schilderung O'Connell's mit und setzt dann voll kritischer Indignation hinzu: „Der Leser wird sich gewiß selbst sagen, daß äußerst wenig dazu gehört, auf diese Weise über einen Mann abzusprechen, der sich den Enthusiasmus seiner Landsleute durch das unzählige Gute erworben, das er ihnen mit so großer Anstrengung erwiesen hat." — Man weiß in der That kaum, worüber man sich mehr wundern soll: ob über ein solches politisches Raisonnement, das aus Italien kommt, oder über die Naivetät des Kritikers, der unstreitig das Buch, über das er urtheilt, gar nicht gelesen hat.

Nicht minder bekannt als diese Briefe scheinen die unseres gelehrten Mitbürgers, Herrn Professor Friedr. von Raumer, im Auslande werden zu wollen. Herr von Raumer hat bekanntlich nach der Rückkehr von seiner im J. 1830 zu wissenschaftlichen Zwecken nach Frankreich unternommenen Reise zwei verschiedene Sammlungen von Briefen, die eine über seine historischen Forschungen in der Pariser Bibliothek und die andere über seine reichen Erlebnisse und Beobachtungen in Paris und im übrigen Frankreich, sowohl vor als nach der Juli-Revolution, herausgegeben. Von der ersteren erschien in Schweden ein Auszug unter dem Titel „Maria Stuart och Elisabeth. Ur hittils otryckta källor, under en resa i Frankrike funduc och utgivne af Fredrik von Raumer" (Maria Stuart und Elisabeth. Aus bisher ungedruckten, während einer Reise in Frankreich aufgefundenen Quellen, herausgegeben von Fr. v. Raumer. — Upsala, Palmblad). Das Buch hat, den in Schwedischen Zeitungen enthaltenen Ankündigungen zufolge, einer großen Theilnahme, namentlich beim gelehrten Publikum, sich zu erfreuen. Wenn indessen der Schwedischen Universitätsstadt zuerst der historische Theil der Pariser Briefe zu einer Uebersetzung Anlaß gegeben, so mußte dagegen, wie leicht zu erwarten stand, in einem Lande, das zunächst die Folgen der Französischen Juli-Revolution empfand und diese zum Theil noch jetzt empfindet, indem es sich, zum Schutze seiner bedrohten Unabhängigkeit und Integrität, auf einem seine natürlichen Kräfte bei weitem übersteigenden Kriegsfuß erhalten muß, der politische Theil der Raumerschen Korrespondenz ein allgemeineres Interesse erregen.

„Parijs en Frankrijk, voor en na de jongste omwenteling" (Paris und Frankreich vor und nach der letzten Revolution), so heißt die fast unmittelbar nach dem Originale in Harlem erschienene Holländische Uebersetzung der beiden Bände dieser Briefe. Einem Niederländischen Kritiker*) haben dieselben zu nachstehenden Betrachtungen Anlaß gegeben:

„Frankreich und die Franzosen sind zu allen Zeiten, wegen des Einflusses, den sie auf die Geschichte des übrigen Europa ausübten, der Betrachtung und des Studiums würdig gewesen; vor Allem war dies aber in dem letzten halben Jahrhundert der Fall, ja, es liegt in der That kein einseitiges Vorurtheil zum Grunde, wenn man die in diesem Zeitraume in anderen Ländern vorgefallenen Staatsumwälzungen und Insurrectionen zum größten Theile dem Vorgange Frankreichs oder dessen Umtrieben und Aufmunterungen zuschreibt. Kein Wunder denn auch, wenn dasjenige, was uns über jenen Vulkan aller politischen Eruptionen in unserem Welttheile mitgetheilt wird, die Aufmerksamkeit eines Jeden erregt, dem das Schicksal seines eigenen Vaterlandes am Herzen liegt, und wenn wir darum mit Wißbegierde nach Allem greifen, was uns über die Zustände Frankreichs und dessen Einwohner, besonders in wichtigen Zeiträumen, näheren Aufschluß verschafft. Nicht immer sind freilich solche Berichte von Werth, und namentlich ein großer Theil von den in Frankreich fortwährend erscheinenden Memoiren eignet sich mehr zu einer unterhaltenden Lektüre in Stunden der Abspannung als zu einer Beleuchtung der eigentlichen Geschichte. Von dieser Art ist jedoch das vorliegende Werk nicht, das dem Rezensenten ungemein interessant scheint, und das gewiß Niemand, der die Wahrheit über das Erdichtete, das wirkliche Leben über die Romanenwelt stellt, unbefriedigt aus der Hand legen wird."

„Professor von Raumer reist mit einem wissenschaftlichen Zwecke, nämlich zur Aufsuchung und Vergleichung alter Handschriften nach Frankreichs Hauptstadt und verweilt daselbst im Verlaufe des Jahres 1830, jenes Jahres, in welchem mehrere Monate nach seiner Ankunft die herrschende Dynastie vom Throne gestürzt, dieses Thrones für immer verlustig erklärt und ein anderer Zweig desselben Hauses darauf erhoben wird. Wiewohl zu einem bestimmten gelehrten Zwecke reisend, ist indessen der Deutsche Professor doch weit davon entfernt, ein bloßer Stuben-Gelehrter zu seyn, der nur im Staube der Bibliotheken seine Zeit hinbringt und mit gleichgültigem Blicke sieht, was rings um ihn vorgeht. Im Gegentheil, er liebt den geselligen Umgang und die Vergnügungen des Zusammenlebens; er macht Bekanntschaften und verkehrt mit den Staatsmännern und berühmtesten Gelehrten von Frankreich; er besucht die Theater und öf-

*) S. Nr. 2 des Magazins.

**) Auszüge aus dieser Uebersetzung theilt der Pariser Voleur vom 31. August und 5. September mit.

*) Algemeen Letterlievend Maandschrift. August 1832.

sentlichen Orte, vor Allem aber die vornehmen Salons, zu denen ihm der Zutritt gestattet ist, und überall ist er derselbe feine Beobachter und aufmerksame Wahrnehmer der Gesinnungen sowohl als der Aeußerungen derjenigen, mit denen er in Berührung kommt."

„Das vorliegende Werk ist eine Sammlung von Briefen, die der Verfasser während seines Aufenthaltes in Frankreich nach der Heimath gerichtet hat. Sie tragen sämmtlich den Stempel der Wahrheit, d. h. die Kennzeichen, daß sie nicht erst nach der Rückkunft geschrieben worden sind. Im vertraulichen Tone, wie man an Verwandte und Freunde schreibt, schildern sie seine Begegnisse und Wahrnehmungen in Paris; sie sind offenherzig, ohne Umwege und in dem ungezwungenen Stile abgefaßt, den man natürlich in Briefen erwarten muß, die, als sie niedergeschrieben wurden, nicht für die Presse bestimmt waren."

„Die Politik bildete damals das Leben und die Seele des Franzosen und besonders des Pariser; die fast allgemeine Opposition gegen die Regierung Karl's X. und der Haß gegen die zur Zeit am Ruder befindlichen Minister hatte die Gemüther in eine solche Spannung versetzt, daß jeder kommende Tag, jedes neue Ereigniß mit einer Vehemenz der Leidenschaften erwartet und aufgenommen wurde, die nur durch die Heftigkeit der Journale noch übertroffen und gesteigert werden konnte. In höheren wie in niederen Zirkeln wurde unaufhörlich politisirt, und Jeder, zu welchem Stand er auch gehören mochte, mußte irgend eine Partei ergreifen, entweder für oder gegen die Regierung sich erklären, wenn er nicht ein ganz überflüssiges kaum zu duldendes Glied der Gesellschaft seyn wollte. Darum kommt auch der gelehrte Abfasser dieser Briefe fast in jedem derselben auf diesen Gegenstand zurück; darum sind aber auch seine Mittheilungen vom höchsten Interesse, denn von einem vorurtheilsfreien Augenzeugen werden wir auf diese Weise mit den Ideen und dem Geist der Französischen Nation vor dem Eintreten der beklagenswerthen Juli-Revolution bekannt gemacht. Wir sehen dieses Ereigniß sich vorbereiten und lernen die Stimmung der Gemüther von der Art kennen, daß, wenn es einen mit dem Resultate noch unbekannten Leser gäbe, er aus dieser Darstellung den richtigen Schluß zu ziehen vermöchte, was Alles eintreten mußte, sobald der Unwille gegen Polignac cum suis zum thätlichen Ausbruche kam. Viele Staatsmänner, und besonders solche, die nach den Juli-Tagen eine ausgezeichnete Rolle auf der politischen Weltbühne spielten, lernen wir hier in der Nähe kennen, und die Skizzen, die uns der Vers. von ihren Charakteren giebt, setzen uns in den Stand, ihre früheren und späteren Handlungen mehr mit der Wahrheit übereinstimmend zu beurtheilen. Ist nun aber auch dieses Buch nicht reich an lebendigen Schilderungen, romantischen Begegnissen und überraschenden Vorfällen, die der Liebhaber solcher Dinge vergebens darin suchen wird, so ist es dagegen um so reicher an Erfahrungen von dauerndem Werth, und wiewohl ein großer Theil des Inhalts spekulativer Art ist und aus Raisonnement besteht, ist er doch gleichwohl sehr unterhaltend, und je mehr man sich damit bekannt macht, um so anziehender wird die Lektüre, die uns ein richtiges Urtheil über Ereignisse fällen lehrt, deren eigentliche Folgen sich vielleicht erst noch entwickeln werden." —

Wir haben hier, wie wir es auch öfter schon in den Artikeln unter der voranstehenden Ueberschrift gethan, das Ausland über Deutsche Erzeugnisse sprechen lassen, weil wir, der auch in der Ankündigung dieser Blätter ausgesprochenen Ansicht zufolge, das fremde Urtheil über die heimische Literatur, ohne Rücksicht darauf, ob es ein durchweg richtiges sey, zur Kenntniß sowohl wechselseitiger Beziehungen und Einflüsse, als des Auslandes überhaupt, für wichtig halten. Wir wiederholen dies hier, weil wir kürzlich, zu unserer eigenen Genugthuung, diese Ansicht, so wie überhaupt den Grundgedanken des „Magazins für die Literatur des Auslandes", von einer hohen Autorität bestätigt fanden. Göthe schrieb nämlich im J. 1829 in einem (erst bei der diesjährigen Feier des 28. Aug. zu allgemeinerer Kenntniß gekommenen) Briefe an einen hiesigen Verein, der sich mit der ausländischen schönen Literatur beschäftigt:

„Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer fremden Nation nicht erkannt und empfunden werden kann, ohne daß man den Kompler ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtige. Dies geschieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Dies ist aber nicht genug, sondern man hat noch hinzu zu fügen, was sie in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der Deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind..... Folgen wir diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht."

Es kann gar nicht schaden, darum werden wir auch nicht bloß die lobenden, sondern (wie dies übrigens schon in Nr. 3 des Magazins geschehen) auch die tadelnden Urtheile, die das Ausland über Deutsche Erzeugnisse fällt, zur Kenntniß des Deutschen Publikums bringen. Auf eine Autorität wie Göthe gestützt, werden wir wohl von der Eigenliebe der getroffenen Autoren nicht leicht etwas zu besorgen haben. 50.

England.

Benjamin West.

Eine biographische Skizze.

Als Benjamin West, ein berühmter Maler, Präsident der Königlichen Maler-Akademie in England und besonders als er Liebling des Königs geworden war, fand man auch einen Stammbaum für ihn, und der Marquis von Buckingham erklärte, daß er ganz unbezweifelt vom Lord Delaware, einem der tapferen Ritter Eduard's III., abstamme; aber seine Vorfahren, weit friedliebender im Jahre 1667 geworden, hätten den Glauben der Quäker angenommen und sich, um den Unruhen und den Reactionen des Bürgerkrieges zu entgehen, nach Amerika geflüchtet. Dort gab John West, der Vater Benjamin's, von dem unglücklichen Schicksal der Neger gerührt, zuerst seiner Sekte das Beispiel der Freilassung der seinigen, und es ward bald ein Grundsatz der Gesellschaft der Freunde, daß kein Christ ein menschliches Wesen in dem Zustande der Sklaverei erhalten dürfe. Madame West, schon Mutter von 9 Kindern, sah der Entbindung eines zehnten entgegen, als sie unter freiem Himmel einen gewissen Seward Peckover predigen hörte. Dieser hatte zu seinem Vortrage einen Gegenstand gewählt, der seinen Zuhörern gefallen mußte: die Verderbtheit und Erniedrigung der alten Welt im Vergleich mit der reinen Moral und den blühenden Einrichtungen der neuen. Er schilderte mit großer Lebendigkeit die schamlosen Sitten und den Atheismus Frankreichs, die verächtliche Liebe zum Gewinn, welche den Englischen Charakter entehre, und verkündigte, daß Tag und Stunde naheten, wo diese Länder von dem Zorn Gottes heimgesucht, die Atheisten und die Geizigen vernichtet werden und der Rest der Bevölkerung gezwungen seyn würde, in seinem Schrecken eine Zuflucht in dem glücklichen Amerika zu suchen. Die Schmerzen einer zu frühen Niederkunft ergriffen Madame West während dieses furchtbaren Vortrages. Sie schrie laut; die Frauen bildeten einen Kreis um sie und trugen sie bald todt nach Hause, so war sie aufgeregt. Zwölf Tage lang war sie gefährlich krank, bis sie am 10. Oktober 1738 glücklich mit ihrem zehnten und letzten Kinde, Benjamin West, niederkam.

Dies Alles machte großen Eindruck auf das Gemüth des Vaters, John West; und wie im Allgemeinen Jeder geneigt ist, dergleichen Ereignisse zu seinen Gunsten auszulegen, so glaubte auch er die Verhersagung eines ungewöhnlichen Schicksals für den Sohn darin zu erblicken. Peckover, ohne Zweifel sehr erfreut, daß man ihm Glück wünschte, statt ihn wegen seiner seltsamen Predigt zu tadeln, ging in die Idee des gläubigen Quäkers ein und ermahnte ihn, mit besonderer Sorgfalt über einen Sohn zu wachen, der nothwendig dereinst ein merkwürdiger Mann werden müsse. Trotz Allem aber, was man von einem Kinde erwartete, das auf diese Weise zwischen einer Predigt und einer Prophezeihung zur Welt gekommen war, hatte man doch vor seinem siebenten Jahre noch nichts Außergewöhnliches in ihm entdeckt, als eines Tages der kleine Benjamin mit einem Fliegen-Wedel an die Wiege des kleinen Mädchens seiner ältesten Schwester gesetzt wurde, während die Mutter in den Garten ging, um Blumen zu pflücken. Das kleine Mädchen lächelte im Schlaf. Benjamin, von der Schönheit des Kindes betroffen, nahm ein Stück Papier und zeichnete ihr Gesicht mit rother und schwarzer Dinte. Die Mutter tritt ein, entreißt ihm das Papier, welches er zu verstecken sucht, und ruft, indem sie sich zu ihrer Tochter wendet: „Ei, das ist ja ein sehr ähnliches Bild der kleinen Sufette!" Sie nahm ihn darauf in ihre Arme und liebkoste ihn auf's zärtlichste; dann rief sie ihren Mann, der, sich der Voraussagung Peckovers erinnernd, nun seinerseits versicherte, daß sein Sohn dereinst ein ausgezeichneter Mann werden würde. Wenn John West einen Künstler darunter verstand, so schien auch dies noch eine schwierige Sache; denn unter den ersten Kolonisten in Pennsylvanien gab es weder Gemälde, noch Kupferstiche, noch Zeichnenlehrer.

Dennoch war Benjamin West inmitten günstiger Umstände zur Entwickelung seiner natürlichen Anlagen geboren. Die gutmüthige Sekte der Quäker hatte jene Einfachheit der Sitten und jene Heiterkeit des Blickes, welche die Künstler lieben, während rings um sie her die Kinder aller Völker Europa's wie Sand am Meere sich niedergelassen hatten. Der lustige Franzose, der phlegmatische Holländer, der energische Engländer und der arbeitsame Schotte, Alle fand man dort, Jeden mit den unterscheidenden Zügen seines Ursprunges und die Sprache seines vaterländischen Bodens sprechend. Auch die Wüste hatte ihre pittoresken Stämme, welche eine natürliche Schule für das Studium des Nackten darboten, und West zog frühzeitig einige Vortheile daraus.

Er war erst acht Jahre alt, als ein Trupp Indianischer Nomaden, der nach Springfield kam, wo West's Aeltern wohnten, über die groben Skizzen, welche das Kind von Vögeln, Früchten und Blumen entworfen hatte, ausnehmende Freude bezeugte; denn die Amerikanischen Wilden haben einen natürlichen Geschmack für Zeichnungen und machen selbst deren vortreffliche. Sie zeigten ihm ihre eigenen Malereien und lehrten ihn die rothen und blauen Farben zubereiten, womit sie ihre Waffen färbten. Seine Mutter fügte den Indigo hinzu, und so befand sich West im Besitz der drei Grundfarben. Die Indianer wollten ein solches Kind nicht verlassen, ohne ihm auch noch das Schießen mit dem Bogen zu lehren, und er erlangte bald eine solche Fertigkeit darin, daß er den Vogel durchbohrte, der ihm nicht sitzen wollte. Der künftige Präsident der Akademie, in dem Augenblicke, da er von einem Cherokesenstamm Unterricht im Malen und Bogenschießen erhält, würde ein hübscher Stoff zu einem Gemälde seyn. (Fortsetzung folgt.)

Militairische Denkwürdigkeiten des Herzogs von Wellington.

(Schluß.)

„Mittlerweile trafen auch die Verbündeten große Zurüstungen. Von der Weichsel, von der Donau und von Italien setzten sich die Russischen und Oesterreichischen Truppen nach der Französischen Gränze zu in Bewegung. Die Preußen waren bereits in Flandern

eingerückt, und eine Armee von Englischen, Belgischen und Hannoverschen Soldaten war in den Niederlanden versammelt und stand unter dem unmittelbaren Befehl des Herzogs von Wellington, der im Anfang des April von Wien in Brüssel angekommen war und sogleich mit dem Preußischen General einen Operations-Plan verabredete. Die Preußischen Truppen hielten Charleroi, Namür und Lüttich besetzt. Der rechte Flügel der Preußischen Kantonirungslinie stand mit dem linken der von dem Herzog von Wellington kommandirten Armee in Verbindung."

„Brüssel zu decken, war der große Zweck; eben so nothwendig war es aber, das Heranrücken der Franzosen über Mons und Tournay und jeden Angriff auf Gent über Lille zu verhindern. Alle diese Wege waren sorgfältig untersucht und die Armee des Herzogs so aufgestellt worden, daß jeder offensiven Bewegung sogleich begegnet werden konnte. Ob es den vorgeschobenen Truppen möglich seyn würde, den Feind, wenn er plötzlich und mit Gewalt auf irgend einem Punkt vordränge, so lange aufzuhalten, bis die verbündete Armee in einer Stellung konzentrirt war, die Brüssel schützte, das war eine Frage von großer Schwierigkeit."

„Frankreich war nach der Belgischen Gränze zu mit Festungen bedeckt; Belgien war offen und unvertheidigt; es wurde daher Napoleon sehr leicht, die Versammlung und Vertheilung seiner Streitkräfte zu bewirken, welchen Vortheil er mit großer Geschicklichkeit benutzte. In der zweiten Woche des Juni fingen die Truppen an, sich in und hinter den Festungen zu sammeln. Durch forcirte Märsche konzentrirte Napoleon in der Nacht vom 14. Juni seine Armee in drei großen Divisionen dicht an der Gränze. Soult war General-Major dieser Armee. Sie bestand aus fünf Infanterie-Corps, der Kaiserlichen Garde, vier Kavallerie-Corps, 350 Kanonen und zählte im Ganzen 130,000 streitbare Männer. Die Infanterie-Corps wurden von den Generalen Erlon, Reille, Vandamme, Girard und Lobau kommandirt, die Kavallerie-Corps von den Generalen Pajol, Exelmans, Kellermann und Milhaud. Marschall Ney kommandirte im Centrum, Jerome Bonaparte auf dem linken und Marschall Grouchy auf dem rechten Flügel."

„Die Preußische Armee bestand aus vier Corps, unter den Generalen Ziethen, Bülow, Borstell und Thielemann. Dieselbe wurde auf 100,000 Mann geschätzt und stand unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Blücher, dessen Hauptquartier in Namür war."

„Die Armee des Herzogs von Wellington bestand aus Holländern, Belgiern, Nassauern, Braunschweigern, Hannoveranern, der Deutschen Legion und Engländern und betrug nicht ganz 80,000 Mann. Darunter waren nur 33,000 Engländer. Diese Armee war in zwei große Corps, jedes von fünf Divisionen, getheilt. Das erste wurde von dem Prinzen von Oranien, das zweite von Lord Hill kommandirt. Die Kavallerie stand unter dem Befehl des Grafen von Urbridge (jetzigem Marquis von Anglesey). Das Hauptquartier des Herzogs von Wellington war in Brüssel, das des Prinzen von Oranien in Braine le Comte, und das des Lord Hill in Grammont; die Kavallerie unter Graf Urbridge kantonirte in kleinen Städten und Dörfern auf der rechten Seite und die Artillerie in der Nähe von Gent. Quatre Bras war die von dem Herzog von Wellington gewählte Stellung, wo er den Feind, falls er auf dieser Seite vorrücken sollte, bis zur Konzentrirung der Verbündeten aufhalten wollte."

„Napoleon verließ, seiner Gewohnheit gemäß, Paris nicht eher, als bis alle Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges beendigt waren. „„Ich gehe,"" sagte er, als er sich in seinen Wagen warf, „„mich mit Wellington zu messen."" Am 14ten traf er bei seiner Garde ein und datirte von dem Kaiserlichen Hauptquartier in Beaumont einen jener Tagesbefehle, in die er auf eine so eitele Weise verliebt war, und die auch sicherlich sehr geeignet dazu waren, den Muth einer aus Franzosen zusammengesetzten Armee zu entflammen. Er war von dem Jahrestage der Schlachten von Marengo und Friedland datirt, und an die Siege von Austerlitz und Jena wurde darin erinnert."

„Am 14. Juni bei Sonnen-Untergang war auf der Gränze Alles ruhig, und den Preußischen Vorposten war nichts Besonderes aufgefallen. Am 15. um 3 Uhr Morgens setzten sich die Französischen Kolonnen in Bewegung, und bei Tages-Anbruch wurden die Preußischen Posten bei Thuin und Lobez an der Sambre angegriffen. Die Nachricht von diesem Vorfall traf an demselben Abend beim Herzog von Wellington ein, der augenblicklich den Truppen Befehl ertheilte, sich zum Marsch bereit zu halten. Sobald die Berichte von anderen Seiten es ihm klar machten, daß des Feindes Bewegung auf Charleroi der wirkliche Angriff sey, setzte er seine Armee in der Richtung nach links in Bewegung."

„Die Befehle zu diesem denkwürdigen Marsch wurden auf einem Balle in Brüssel ertheilt, wo der Herzog von Wellington sich gerade befand, als gegen Mitternacht Depeschen einliefen, welche des Feindes wahre Operations-Linie bestätigten. Die anwesenden Generale wurden im Stillen benachrichtigt und verschwanden im Stillen aus der Gesellschaft, unter ihnen der tapfere Herzog von Braunschweig. Bald darauf wurden die jüngeren Offiziere vom Tanze abgerufen. Die Truppen waren bereits unter den Waffen, und ehe der Tag anbrach, befanden sich Alle auf dem Wege zum Felde der Ehre und Viele zu einem frühen Grabe."

„Der Feind verdrängte die Preußischen Vorposten am 15ten von der Sambre, und General Ziethen, der das Corps in Charleroi kommandirte, zog sich langsam und in guter Ordnung auf Fleurus zurück. Blücher zog die Preußische Armee in möglichster Eile bei Sombref zusammen und besetzte in der Fronte dieser Stellung die Dörfer St. Amand und Ligny. Das Hauptquartier Napoleons befand sich am 15ten in Charleroi; aber die Französischen Truppen unter Ney setzten ihren Marsch auf dem Wege nach Brüssel fort, und seine Vorposten griffen noch an demselben Abend eine Brigade der Niederländischen Armee unter dem Herzoge von Weimar bei Frasnes an und trieben dieselbe bis nach Quatre Bras zurück. Auf diesem Punkt durchkreuzen sich die Wege von Charleroi nach Brüssel und von Nivelles nach Namur."

„Der Prinz von Oranien verstärkte sogleich die Brigade des Herzogs von Weimar mit der des Generals Perponcher, und am 16ten Morgens nahm er einen Theil des verlorenen Terrains wieder. Auf diese Weise war der Weg von Brüssel und Nivelles nach Blüchers Stellung wieder frei. Mittlerweile rückte die ganze Armee des Herzogs von Wellington gegen Quatre Bras vor. Die 5te Division unter Sir Thomas Picton erreichte diesen Punkt gegen halb 2 Uhr Mittags, nach ihr traf das Corps des Herzogs von Braunschweig ein und dann die Nassauischen Truppen."

„Am 16ten früh hatte der Herzog von Wellington eine persönliche Besprechung mit dem Feldmarschall Blücher in Bry, ungefähr 5 (Engl.) Meilen links von Quatre Bras. Zu jener Zeit befand sich der Feind noch nicht in Masse vor Quatre Bras, wohl aber zwischen Frasnes und Gosselins, und auf diesem Punkt erwartete man einen Angriff. Die Thätigkeit, die geschickten Combinationen und die bewundernswerthe Eintracht der beiden verbündeten Befehlshaber gaben sich überall kund; aber im Kriege ist der Werth weniger Stunden oft ungeheuer groß, und dieser Vortheil steht in der Regel dem zu Gebote, von dem die offensiven Bewegungen ausgehen. Napoleon hatte also demgemäß schwere Massen in der Fronte der Preußischen Stellung gesammelt und war mit großer Ueberlegenheit an Streitkräften zu einem Angriff gerüstet, bevor das 4te Armee-Corps unter General Bülow eingetroffen war, und ehe der Herzog von Wellington möglicherweise dem Feldmarschall Blücher seine Unterstützung leihen konnte. Viele von des Herzogs Truppen, besonders die Kavallerie, hatten einen weiten Weg zurückzulegen und waren noch nicht eingetroffen, während diejenigen, die da waren, ihre Stellung bei Quatre Bras, wo sich der Herzog in Person befand, gegen den heftigen Angriff des Ney'schen Corps zu vertheidigen hatten. Gegen 3 Uhr rückte der Feind mit zwei schweren Kolonnen Infanterie, vieler Kavallerie und zahlreicher Artillerie zum Angriff vor. Das Schlachtfeld bei Quatre Bras war, bis auf einige kleine Hügel, mit Weizen und Roggen bedeckt, der sehr kurz wächst. Es war ein schöner Sommer-Tag und Abend. Beim Beginn waren nicht mehr als 19,000 Mann der verbündeten Truppen anwesend, darunter 4500 Engländer. Diese Letzteren und die Truppen des Braunschweigischen Corps waren lange im Gefecht und hielten sich tapfer. Der Feind griff die Britische Infanterie zu verschiedenen Malen mit starken Massen Kavallerie an, ward aber immer zurückgetrieben. Der Herzog von Braunschweig fiel, tapfer fechtend, an der Spitze seiner eigenen Truppen. Die Operationen des Feindes waren kühn und entschlossen, und sie erlangten im Anfang einige Vortheile."

„Bald kam die 3te Division unter dem General Alten auf dem Schlachtfelde an und hatte sich kaum aufgestellt, als sie heftig angegriffen wurde. Das 69ste Regiment, im Quarré aufgestellt, erhielt durch ein Mißverständniß gerade in dem Augenblick, wo die feindliche Kavallerie anrückte, den Befehl, sich zu deployiren. Es verlor bei dieser Gelegenheit eine Fahne und viele Todte und Verwundete; aber der Feind ward zurückgeworfen, ohne Gefangene machen zu können, und bald darauf verlor er auch alle die vorgerückten Stellungen auf der linken Seite wieder, welche er eingenommen hatte. Da er auf dieser Seite zurückgetrieben war, so rückte Ney aus dem Walde bei Bossu rechts auf die Stellung bei Quatre Bras vor; aber in diesem Augenblick kamen die Garden unter General Cooke heran und rückten in Schlachtordnung, gerade als die Belgier im Begriff waren, zu weichen, und so wurde auch dieser Angriff zurückgewiesen. Unter der Leitung des Herzogs rückte General Maitland mit seiner Brigade in den Wald, und der Feind wurde in Unordnung nach Frasnes zurückgetrieben. Von beiden Seiten war mit großem Muth gekämpft worden, und der Verlust war bedeutend. Der Feind war an Artillerie sehr überlegen und hatte eine starke Kavallerie, und nur durch die größten Anstrengungen war es dem Herzog gelungen, die wichtige Stellung zu behaupten. Hätten die Franzosen die Engländer aus Quatre Bras vertrieben, so wäre der rechte Flügel der Preußen umgangen und das Heer des Herzogs von dem des Fürsten Blücher getrennt worden."

„Der Angriff auf Blücher war so gewaltsam und mit so überlegenen Streitkräften ausgeführt, daß nach einem sehr blutigen und hartnäckigen Kampf, den die Preußen aufs tapferste fochten, ihr Centrum durchbrochen, das Dorf Ligny genommen wurde und eine bedeutende Abtheilung der Französischen Kavallerie nebst einem starken Corps Infanterie bis in das Herz der Preußischen Position vordrang. Hier machte Blücher in Person an der Spitze seiner Kavallerie eine heroische Anstrengung, um die Schlachtordnung wieder herzustellen; aber es schlug fehl, und die Franzosen blieben im Besitz von Ligny. Da das 4te Corps unter Bülow noch nicht herangekommen war und Blücher viel Verlust erlitten hatte, so zog er sich in der Nacht von Sombref zurück und beschloß, seine Armee bei Wavre zu konzentriren. Der Feind hatte ebenfalls sehr gelitten und verfolgte ihn nicht. In der That aber wußte Napoleon nichts von dem Rückzug; denn es war dunkel, als die Schlacht aufhörte. Am 17ten um 12 Uhr war er noch ungewiß über den Weg, den sie eingeschlagen hatten, und sandte deshalb Grouchy mit 32,000 Mann zur Verfolgung ab. Dieser General konnte sein Corps nicht vor 3 Uhr Nachmittags in Bewegung setzen, erreichte in der Nacht nur Gembloux und kam erst am 18ten Mittags vor Wavre an, wo er das Preußische Corps unter General Thielemann fand und angriff."

„Der Rückzug der Preußen und die Richtung desselben wurden dem Herzog von Wellington erst am 17ten um 7 Uhr Morgens bekannt. Blücher hatte ihm einen Adjutanten mit dieser Nachricht gesandt, derselbe wurde aber unglücklicherweise getödtet. — Als der Herzog von Allem in Kenntniß gesetzt worden war, zog er sich am 17ten um 10 Uhr Vormittags über Genappe auf Waterloo zurück. Es war schon spät, als die Truppen daselbst anlangten. Das Wetter war stürmisch, der Regen goß in Strömen unter Blitz und Donner. Die Leute lagen auf dem nassen Boden oder im feuchten Korn und warteten ungeduldig auf den Anbruch des Tages. Er erschien endlich in tiefe Nebel gehüllt. Der Regen hörte auf, aber die Sonne blieb verhüllt. Keine „Sonne von Austerlitz", auf die Napoleon hätte anspielen können. In Wellington's Brust leuchtete der Sonnenschein der guten Hoffnung, einer guten Sache und eines festen Entschlusses. Die Truppen standen schon in Schlachtordnung und hatten die Stellungen inne, welche sie zu behaupten entschlossen waren. Die ganze Französische Armee, mit Ausnahme des Corps unter Grouchy, war ihnen gefolgt und stand ihnen nun unter dem persönlichen Befehl Napoleons gegenüber. Die Armee des Herzogs von Wellington belief sich auf ungefähr 74,000 Mann; von diesen standen aber 5000 Mann als Observations-Corps auf dem Kreuzwege bei Braine le Chateau. Napoleon hatte ungefähr 76,000 Kombattanten."

„Bald nach 10 Uhr bemerkte man eine große Bewegung auf der Französischen Linie. Von einem besonderen Punkt, wo starke Reihen Infanterie unter den Waffen standen, sah man viele Offiziere abgaloppiren und andere ankommen. Bald überzeugte man sich, daß dort Napoleons Standpunkt sey, und jene Reihen waren seine berühmten Garden. Es war ein schönes Plateau auf der Seite der Chaussée, nahe bei dem einsamen Pachthofe Rossome."

„Der Standpunkt des Herzogs von Wellington war in diesem Augenblick und fast während der ganzen Schlacht unter einem Baum im Mittelpunkt seiner Stellung; denn es waren in seinem Centrum einige schwache Punkte, zu deren Vertheidigung die größte Wachsamkeit und eine persönliche Oberaufsicht nothwendig waren."

„Die feindlichen Massen bildeten sich nun schnell in Angriffs-Kolonnen. Ungefähr um halb 12 Uhr machte ein bedeutendes Corps einen heftigen Angriff auf Hougoumont, der unter lautem Geschrei und mit heißem Ungestüm ausgeführt, aber mehrmals zurückgewiesen wurde. Gleichzeitig mit dem Angriff auf Hougoumont eröffnete die ganze feindliche Artillerie ein Feuer auf die Linie der Verbündeten, und auf der äußersten Linken bei Papillotte begann ein Scharmützel zwischen den leichten Truppen. Von diesem Pachthofe, von Smohain und von dem Flecken Ter la Haye nahmen die Franzosen bald Besitz. Die fürchterliche Kanonade war besonders gegen den rechten Flügel und gegen das Centrum der Verbündeten gerichtet und wurde von den Britischen Kanonen gut beantwortet. Da Napoleon sah, daß der Angriff auf Hougoumont gänzlich fehlgeschlagen war, so setzte er sein furchtbares Artilleriefeuer fort, und unter dem Schutz desselben richtete er einen kräftigen Angriff auf das linke Centrum mit einer so bedeutenden Anzahl Infanterie und Kavallerie, daß die ganze Umsicht und Geschicklichkeit des Herzogs erforderlich war, um seine Truppen so aufzustellen, daß sie denselben aushalten konnten."

„Der Pachthof la Haye Sainte war ungefähr um 3 Uhr vom Feinde genommen worden, und seit dieser Zeit machte er unaufhörliche Angriffe auf die Britische Stellung zwischen den beiden Wegen, und auf der ganzen Linie wurde mit wahrer Verzweiflung von beiden Seiten gekämpft. (Wir übergehen hier, als hinlänglich bekannt, einige von dem Verfasser noch angeführte Details der Schlacht.)

„Inmitten dieses furchtbaren Kampfes ordnete der Herzog von Wellington von seinem Standpunkte aus jede Bewegung an und durchdrang mit dem Blick eines Adlers den Dampf der Schlacht. Von hieraus flog er überall hin, wo irgend eine Schwierigkeit seine persönliche Gegenwart erforderte. Als der Feind seine Artillerie vor La Belle Alliance konzentrirte und ein furchtbares Feuer auf unser Centrum eröffnete, ordnete er die Quarré's unterm Schutze der Hügel und gab ihnen, sich selbst dem heißen Sturm aussetzend, zuerst das Zeichen vom Heranrücken des Feindes. — Als die feindliche Kavallerie einige von den Kanonen, die vor den Quarré's aufgefahren waren, genommen hatte, rückte er selbst mit einer Brigade Engländer und Braunschweiger vor und jagte sie ihnen wieder ab."

„Bis jetzt war indessen immer die Schlacht noch unentschieden und zweifelhaft; kein Punkt der Stellung war verloren, kein Quarré durchbrochen. Der Feind war beständig zurückgetrieben worden und hatte großen Verlust erlitten; aber der Verlust auf unserer Seite war ebenfalls furchtbar, die Reihen wurden immer lichter; denn eine überlegene Menge und eine überlegene Artillerie hatten mehrere Stunden lang auf die Engländer gewirkt. Bis jetzt waren die Preußen noch nicht erschienen, und es war 5 Uhr Nachmittags. Berichte waren allerdings eingegangen, daß das Bülowsche Corps in St. Lambert angekommen, und daß Blücher mit dem seinigen von Wavre aufgebrochen sey; aber der Zustand der Straßen und die Anzahl ihrer Kanonen legten ihrem Marsche Hindernisse in den Weg, und die einzige Diversion, die sie bis jetzt hatten machen können, waren einige schwache Kavallerie-Patrouillen, die in dem Wald bei Fritschermont, rechts vom Feinde, erschienen waren und die Aufmerksamkeit einer Brigade leichter Kavallerie beschäftigten, welche zu ihrer Beobachtung detaschirt war. Kurz nach 5 Uhr wurde indessen von jener Seite das Feuer der Preußischen Artillerie gehört; es schien sich aber bald wieder zurückzuziehen und aufzuhören."

„Zwischen 5 und 6 Uhr wurden, da ein neuer Angriff auf den schwachen Theil der Stellung bei La Haye Sainte gewiß schien, zwei Brigaden von dem Corps des Lord Hill vor dem Centrum aufgestellt. Von beiden Seiten war eine ängstliche Pause; die letzte Anstrengung, die Krisis der Schlacht stand bevor."

„Als Napoleon um 3 Uhr den kleinen Posten La Haye Sainte genommen und eine Masse Truppen unterhalb der Englischen Position aufgestellt hatte, hielt er den Sieg für gewiß und sandte einen Courier mit dieser Nachricht nach Paris. Da er aber nun fand, daß er nach fünfstündigem Gefecht nicht den geringsten Eindruck auf unsere Haupt-Stellung gemacht hatte, und daß Hougoumont, der Schlüssel derselben, noch nicht genommen war; daß die Preußen dem Schlachtfelde immer näher rückten und ein Theil derselben schon auf seinem rechten Flügel erschien, da verließ ihn die Heiterkeit, die er bis dahin behauptet hatte. Ein guter und regelmäßiger Rückzug war nicht länger möglich; auch ließ die verzweifelte Lage seiner Point in jenem Augenblick einen solchen Gedanken nicht aufkommen. Eine letzte Hoffnung blieb ihm noch übrig. Die Garde hatte noch keinen Angriff gemacht. Diese edle Reserve — von der es sein Stolz war in früheren Schlachten sagen zu können: la garde n'a pas donné — führte er jetzt in Person an den Fuß der feindlichen Stellung. Hier ritt er einige Schritte seitwärts hinter einen etwas schützenden Hügel; und die entschlossene und muthige Kolonne rückte vorwärts, ihre Blicke noch einmal, und zum letztenmale, auf ihn richtend. Dies geschah gegen 7 Uhr. Sie rückten in zwei Kolonnen vor und ließen 4 Bataillone der alten Garde als Reserve zurück; Ney führte sie an. Das Vorrücken dieser unerschrockenen Veteranen wurde durch eine furchtbare Kanonade unterstützt. General Maitlands Garde-Brigade und General Adams Brigade vom rechten Corps wurden von dem Herzoge in Person an die Spitze der Stellung geführt, um den Angriff abzuwehren. Auf Wellington's ausdrücklichen Befehl stellten sie sich 4 Mann hoch auf, und an ihren Seiten wurde Artillerie aufgefahren. Sie standen fest und kalt, während die Kaiserliche Garde unter dem zerstörenden Feuer des Geschützes mit gefälltem Bajonett den Hügel herauf kam. Das Feuer der Britischen Infanterie wurde nun mit großer Wirksamkeit eröffnet. Ungefähr 100 Schritte vor der Britischen Linie hielt die Garde an und versuchte, sich zu deployiren; aber unter einem solchen Feuer war dies nicht möglich. Die äußersten Enden der ihnen gegenüber stehenden Linie verhinderten das Ausbreiten ihrer Flanken; sie blieben in gedrängtem Haufen, mußten bald weichen und stehen endlich in größter Verwirrung."

„Durch das Mißlingen des Angriffs der Kaiserlichen Garde war die Schlacht bereits entschieden*); und da der Herzog von Wellington nun die Preußen schon mit dem rechten Flügel des Feindes im Gefecht sah, so befahl er ein allgemeines Vorrücken der ganzen Linie. Er leitete und führte diese Bewegung in eigener Person an der Spitze der Britischen Garden mit entblößtem Haupt. Die 4 Bataillone der alten Garde, welche in Reserve geblieben waren, hatten ein Quarré gebildet und versuchten einen regelmäßigen Rückzug; aber schon war die ganze Armee in Verwirrung. Der Ruf: Sauve qui peut, ertönte von allen Seiten; ganze Kolonnen warfen ihre Gewehre von sich, und suchten ihr Heil in der Flucht. Als unsere Linie vorrückte, löste sich auch die alte Garde auf, und nun wurde Flucht, Verwirrung und Schrecken allgemein."

„Nachdem die Britische Armee die Stellungen eingenommen hatte, welche den ganzen Tag über vom Feinde besetzt gewesen waren, machte sie auf dem Schlachtfelde Halt. Die Preußen verfolgten die ganze Nacht durch die Franzosen mit solchem Eifer, daß es diesen nicht gelang, ein einziges Bataillon zu sammeln."

„Wellington und Blücher trafen bald nach Sonnen-Untergang bei La Belle Alliance zusammen, und der Preußische Veteran umarmte den Herzog unter den herzlichsten Glückwünschen, die dieser auf das wärmste erwiederte. Blücher hatte große Thaten verrichtet**), und seine Bewegungen, obgleich durch unübersteigliche Hindernisse verspätet, waren mit meisterhafter Kühnheit und Entschlossenheit ausgeführt. Grouchy in seinem Rücken verachtend, war er mit geschickter Berechnung und mit wahrhaft herzlichem guten Willen auf Waterloo zugeeilt. Es war nun spät geworden, und da Blücher sein letztes Pferd und seinen letzten Mann zur Verfolgung absenden wollte, so kehrte der Herzog nach seinem Hauptquartier in Waterloo zurück."

„Die Worte und die Aufregung des Siegers am Abend dieses denkwürdigen Tages werden denen, die mit ihm am 18. Juni zu Abend speisten, ewig unvergeßlich bleiben. Die Thränen-Quelle eines großen Herzens liegt tief, und die Selbstbeherrschung eines ruhigen Gemüthes gestattet keine Zähren; aber an diesem Abend lehnte sich Wellington mehrere male auf seinen Stuhl zurück, und seine Hände krampfhaft zusammenschlagend rief er laut aus: „„Dank Dir Gott! ich habe ihn getroffen!"" Und jedesmal, wenn er sprach, wurde das Lächeln, welches in seinem Antlitz aufstieg, durch jene seltenen großen Thränen unterdrückt, die warm aus einem dankerfüllten Herzen strömen."

*) In den unter Napoleon's Diktat auf St. Helena geschriebenen Memoiren des General Gourgaud wird behauptet, daß, wenn, wie der Kaiser mit Zuversicht erwartete, Grouchy mit seinem Corps nur eine Stunde früher als Blücher auf dem Schlachtfelde erschienen, der Ausgang der Schlacht unbezweifelt günstig für die Franzosen gewesen wäre. Der Angriff der Garden wurde erst beschlossen, als Napoleon sich überzeugt hatte, daß nicht der sehnlichst erwartete Grouchy, sondern die Preußen im Begriff waren zu debouchiren. Die vor einiger Zeit in den Französischen Blättern geführte Kontroverse zwischen dem Marschall Grouchy und dem General Gourgaud giebt über dieses wichtige Zwischen-Ereigniß mehr Aufklärung.

**) Es darf nicht Wunder nehmen, wenn der Britische Biograph des Englischen Feldherrn der Heldenthaten des Preußischen Heeres und seines Anführers nicht so ausführlich gedenkt, als es dem Nicht-Englischen Leser wünschenswerth erscheint. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Freitag den 21. September 1832.

Frankreich.

Scenen aus Südamerika.

Die Osterwoche in Quito.

(Aus dem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn v. Naigecourt, der im Jahr 1830 Süd-Amerika durchreiste.)

Welch' seltsame Stadt ist Quito! Auf dem Abhange des Pichincha, eines erloschenen, aber noch rauchenden Vulkans, erbaut, mit seinen treppenartigen Straßen, der Menge seiner Kirchen, Thürme und Klöster, unter denen sich vornehmlich das des heiligen Franziskus auszeichnet, für dessen Erbauung der Schatz des Königs von Spanien sechszig Jahre lang zur Verfügung des Ordens gestanden haben soll, gewährt Quito dem eintretenden Wanderer einen eben so seltsamen als malerischen Anblick. Die Stadt liegt über mehreren tiefen Schluchten, und hat es dieser wunderbaren Lage zu verdanken, daß sie von den Erdbeben, von denen die Umgegend heimgesucht wird, nichts zu leiden hat. Diese Schluchten sind in dem größten Theile der Stadt durch Brücken, Häuser oder natürliche Gewölbe gänzlich verdeckt. Die Straßen sind, obgleich die heftigen und in kurzen Zwischenräumen auf einander folgenden Regengüsse dieselben reinigen, dennoch die schmutzigsten, die ich vielleicht gesehen habe; denn man kennt hier keine der einfachsten Maaßregeln, die in Europa für die Reinlichkeit und das Gesundheitswesen vorgeschrieben sind; die öffentliche Straße ist der Ort, wohin aller Schmutz und alle Unreinigkeiten geworfen werden. Quito liegt nur 13′ 17″ von der Linie entfernt; Tag und Nacht sind einander gleich; die Temperatur wechselt zwischen 10 und 18 Grad, und ist für den, der aus warmen Gegenden kommt, so kalt, daß ich die ganze Zeit meines dortigen Aufenthaltes hindurch, trotz aller Schutzmittel, die ich dagegen ergriff, empfindlich davon litt. Freilich kann ich das Einheizen unter diese Schutzmittel nicht rechnen, denn die Kamine sind dort vollkommen unbekannt. Die Lage der Stadt, die einzige der Art in der Welt, bringt es mit sich, daß man im Umkreise einiger Stunden alle Temperaturen der Erde, von der eisigen bis zur heißen Zone, findet, und gewährt den großen Vortheil, daß man die Erzeugnisse aller Klimaten das ganze Jahr hindurch haben kann. Das Europäische Obst, und namentlich die Pfirsichen, sind indessen sehr mittelmäßig.

Wir langten am 13. März 1830 bei starkem Regen, der den Straßen das Ansehen von Flüssen gab, in Quito an. Die Kunde von unserer Ankunft setzte die ganze Stadt in Bewegung; Jedermann wollte uns sehen. Die Bewegung ist so sehr gegen die Natur dieser Völker, daß sie sich nicht vorstellen können, Jemand verlasse seine Heimath nur, um andere Länder zu sehen; sie legen daher Reisenden immer Zwecke des Eigennutzes oder Ehrgeizes unter. Ich reiste mit einem jungen Verwandten, dessen Name etwas Deutsch klingt; ich für meine Person war Französischer Militair, und hierauf bauten die Leute die seltsame Hypothese, mein Reisegefährte sey der Herzog von Reichstadt und ich sein Adjutant. Daraus erklärte sich die ungeduldige Eile, mit der die Einwohner uns besuchten, und vielleicht war es dies alberne Gerücht, dem wir unsere Einführung in die besten Gesellschaften verdankten. Jedoch muß ich anerkennen, daß auch nach eingesehenem Irrthum die Höflichkeit gegen uns dieselbe blieb. Da die Feierlichkeiten der Osterwoche nahe waren, so beschlossen wir, einige Ausflüge in die Umgegenden von Quito zu machen, und verschoben unsere Abreise bis nach Ostern; denn wenn der Glanz und die Pracht des Osterfestes in Rom imposant sind, so ist die Feier desselben in Quito durch ihre Eigenthümlichkeit nicht minder anziehend. Ostern fiel dieses Jahr auf den 11. April, und acht Tage vorher, mit dem Sonnabend vor dem Palmsonntag, begannen die Ceremonien, welche die ganze Charwoche hindurch ununterbrochen fortdauerten. Am Abend dieses Tages zogen fünf Männer unter unseren Fenstern vorüber, seltsame weißgekleidete Figuren, denen ein Schwarm von Kindern, Lieder singend, vorangiug. Jede dieser Figuren trug eine fünf bis sechs Fuß hohe Mütze von Zuckerbrot auf dem Kopfe, an welcher hinten zwei lange schmale Bänder herabhingen, die manchmal die Erde fegten. Ein weißer Rock, der durch einen Gürtel festgehalten wurde und bis an die Ferse herabreichte, bedeckte den übrigen Theil des Körpers; in der Hand trugen sie Klingeln, die sie abwechselnd ertönen ließen. Diese Figuren werden heilige Seelen (almas santas) genannt, aus welchem Grunde, weiß ich nicht.

Am folgenden Tage ging ich nach der Kathedrale, um der Einweihung der Palmen beizuwohnen; die Kirche war voll von Leuten, die an langen Stäben große Bündel grüner Zweige von Palmen, Bananen oder Schilf trugen; die Bananenblätter waren manchmal höchst künstlich mit einander verflochten. Da ich zu lange auf den Beginn der Feierlichkeit warten mußte, so ging ich fort und wandte mich nach dem Franziskaner-Kloster, wo in diesem Augenblick die Prozession dieser Mönche, singend und Palmenzweige tragend, in die Kirche zurückkehrte; sie schritten einem Heiligen voran, von dem ich anfangs glaubte, er werde von ihnen getragen; aber die seltsamen Bewegungen, die ich ihn machen sah, veranlaßten mich, ihn in der Nähe zu prüfen, als die Prozession eben unter den Bogen des Klosters Halt machte, und nicht ohne Verwunderung entdeckte ich, daß der Heilige von einem Esel getragen wurde, der seiner Last überdrüssig war und sie unfehlbar abgeworfen haben würde, wenn nicht zwei auf beiden Seiten stehende Männer unaufhörlich beschäftigt gewesen wären, ihn im Gleichgewicht zu erhalten. Die Lachlust, die mich bei diesem Anblick ergriff, und die ich nur mit Mühe unterdrücken konnte, theilte sich dem Pater Provinzial mit, der zufällig einen Blick nach mir hinwarf und schnell den Kopf neigte und sich das Gesicht mit seinem Gebetbuche bedeckte. Ein noch sonderbareres Schauspiel genoß ich in der Kirche der heiligen Klara, wo ich durch das Gitter die Nonnen des dazu gehörenden Klosters einen Esel geschäftig umgeben, dann niederknieen und beten sah; wahrscheinlich war das Thier bestimmt, in einer ähnlichen Prozession, wie die vorhin beschriebene, eine Rolle zu spielen.

Eine noch größere Prozession als die erste kam Abends aus dem Franziskaner Kloster und zog unter meinen Fenstern vorbei. Voran marschirte eine Anzahl Männer, die an langen Stöcken Laternen trugen, von denen die ersten zwei die Form von Sternen hatten; hierauf folgten zwei Figuren, deren eine, wie man mir sagte, Johannes den Evangelisten und die andere die heilige Magdalena vorstellten, hinter ihnen drei heilige Seelen, wie ich sie oben beschrieben, nur ragte die in der Mitte gehende mit dem ganzen Kopfe über ihre Gefährten hervor und trug eine lange weiße Schleppe, die von einem als Engel gekleideten und mit zwei Flügeln versehenen Knaben gehalten wurde. Diese drei Figuren bewegten abwechselnd ihre Klingeln, so daß der Ton ununterbrochen war. Eine Anzahl Frauen, unter denen ich mehrere von Stande bemerkte, folgte in zwei Reihen und Wachskerzen tragend; zwischen den Reihen sah man einige Franziskaner-Mönche beschäftigt, die Ordnung aufrecht zu erhalten; dann kamen abermals drei heilige Seelen, die mittlere um einen Kopf größer, als die beiden andern, sie waren aber schwarz gekleidet und trugen einen langen Degen an der Seite; hinter ihnen gingen je zwei und zwei die Barbiere der Stadt barhaupt und barfuß, übrigens aber in ihrem schwarzen Staats-Kostüm; jeder trug ein großes silbernes Rauchfaß an zwei Ketten von demselben Metall. Jetzt folgte eine große Tragbahre von Goldleisten, mit einem Thronhimmel bedeckt und mit Lampen, Spiegeln und Heiligenbildern geschmückt; auf der Bahre sah man den Heiland in einem langen, goldgestickten Gewande und sein Kreuz tragend; hinter ihm Don Simon den Cyrenäer, wie ihn die Umstehenden nannten, der, anstatt wie es gewöhnlich der Fall ist, das Kreuz tragen zu helfen, sich damit begnügte, dasselbe mit einer Hand zu unterstützen. Don Simon war von schlankem Wuchse, trug eine Halsbinde bis an die Ohren, einen großen Schnurrbart und den Hut stutzermäßig auf die Seite gerückt. Frauen mit Wachskerzen folgten der Bahre, deren Last zwanzig Träger fast erdrückte, dann der Polizei-Präsident mit einer großen Laterne und von zwei Franziskanern begleitet, endlich die heilige Jungfrau in einem blausammtenen mit goldenen Sternen gestickten Kleide. In Zwischenräumen standen an der Seite Musikchöre, welche Mißtöne vernehmen ließen, die ich nur denen vergleichen kann, welche bei uns das Instrument des kleinen Savoyarden hervorbringt, der seine Marionetten tanzen läßt. Diese Prozession bewegte sich langsam durch eine lange etwas abschüssige Straße und brachte, ungeachtet manches Lächerlichen, dennoch eine imposante Wirkung hervor.

Am folgenden Morgen fand eine zweite, aber weit weniger glänzende Prozession statt, die ganz von Indianern gebildet war und nichts Bemerkenswerthes darbot. Im Laufe des Tages kam ein von Kopf bis zum Fuße vielet gekleideter Mann mit einem Ledergürtel und das Gesicht mit einer Maske verdeckt, zu mir; ich wartete ruhig, bis er mir den Zweck seines Besuches sagen würde; er blieb aber bescheiden an der Thürschwelle stehen, ohne ein Wort zu sprechen, schlug dreimal mit einem Geldstücke an einen silbernen Teller, den er in der Hand hielt und entfernte sich schweigend; ihm folgte ein

zweiter, dieselben Bewegungen wiederholend; ich erfuhr, daß es Büßende waren, welche milde Beiträge sammeln, und daß oft die bedeutendsten Männer der Stadt dies Geschäft übernehmen. Die Prozession, welche am Dienstage statt finden sollte, wurde eines anhaltenden Regens wegen auf den folgenden Tag verschoben. Am Mittwoch früh um 10 Uhr bewegte dieselbe sich in folgender Ordnung aus der Kathedrale. Zunächst erschien eine Menge Büßender, barfuß, die Mehrzahl mit einem Strick um den Hals und einer Dornenkrone auf dem Kopfe, dann eine sogenannte heilige Seele mit einem Kreuze in den Armen, dann zwei Heilige, deren Namen mir entfallen sind, ein Garten von Oelbäumen mit einem den Heiland tröstenden Engel, ein ecce homo, den Sankt Peter auf den Knieen um Verzeihung zu bitten scheint, ein ungeheures Crucifix, eine Kreuzabnahme und endlich die heilige Jungfrau in einem prachtvollen mit Silber gestickten Gewande, dessen Schleppe ein Engel trug. Alle diese Figuren gingen nicht dicht hinter einander, sondern waren durch die verschiedenen geistlichen Orden getrennt, die sämmtlich der Ceremonie beiwohnten, ferner durch die Schüler der Gymnasien von San Fernando und San Luis, die ersteren in schwarzen weißringefaßten, die anderen in halb gelben und halb rothen Röcken, und durch eine Anzahl von Beamten von allen Graden, welche Wachskerzen trugen. Hinter der Jungfrau gingen sieben Domherren in schwarzseidenen Käppchen und Gewändern von demselben Stoffe mit ellenlangen Schleppen; dem Bischof, welcher die mit einem Schleier bedeckte Monstranz trug und den Zug schloß, wurden vier große schwarze Fahnen mit rothen Kreuzen vorangetragen.

Am grünen Donnerstage ward keine Prozession gehalten; in jeder Kirche wurde eine Messe gelesen und nach dieser ein Grabmal errichtet, als Symbol desjenigen, welches den Heiland umschloß. Diese Grabmäler waren reich mit Statuen und Spiegeln verziert, mit denen der schlechte Geschmack der Einwohner von Quito äußerst freigiebig ist. Die Prozession am Charfreitage übertraf alle früheren an Glanz, und ich nahm mir vor, sie nicht zu versäumen. Ich wohnte früh dem Gottesdienste in der Kirche des heiligen Dominikus bei, wo ich genöthigt wurde, ein Kreuz in die Hand zu nehmen und in Prozession nach dem Grabe zu wandern, um die für das Abendmal des Priesters geweihte Hostie zu holen. Die lintische Art, mit der ich mich dieses für mich neuen Geschäfts entledigte, beschämte mich anfangs, ich tröstete mich aber, als ich später erfuhr, daß der Englische Oberst Young, ein Protestant, am Tage vorher genöthigt gewesen war, bei einer ähnlichen Ceremonie mit einer Kerze in der Hand eine Rolle zu spielen. Abends kehrte ich in dieselbe Kirche zurück, von welcher die Prozession ausgehen sollte; bei meinem Eintritte wurde gerade die Passionspredigt gehalten; hinter dem Hauptaltar standen drei große Kreuze, das mittlere war leer, an den beiden anderen hingen die beiden Missethäter, von denen der eine ein Weißer, der andere ein Indianer war. Tiefe Stille herrschte in der Kirche, aber in dem Augenblicke, wo der Prediger die Ankunft Christi am Kalvarienberge schilderte, ertönte der Hammer und der Heiland ward am Kreuze befestigt. Als das Begräbniß desselben geschildert wurde, stiegen zwei Priester auf Leitern zu dem Kreuze hinan und zogen die Nagel aus den Händen der Figur, während zwei andere die Füße frei machten und den Körper hielten; alle vier zusammen nahmen dann die Figur langsam ab und zeigten dieselbe von vorne dem Publikum, welches zu weinen anfing, dann kehrten sie die Figur um und zu dem Schluchzen gesellte sich das Klatschen der Ohrfeigen, welche die Frauen einander um die Wette gaben; dann wurde die Figur in einen silbernen Sarg gelegt, dieser auf eine Bahre gestellt, und die Prozession setzte sich in größter Ordnung in Bewegung.

Voran gingen nahe an Tausend almas santas, von denen einige so hohe Mützen trugen, daß sie bis an das erste Stockwerk reichten und manchmal daran hängen blieben; von diesen Mützen flatterten bunte Bänder auf die Schultern der Figuren herab; einige hatten Schleppen an den Kleidern, die von einem Engel getragen wurden. Auf einer Tragbahre, die hierauf folgte, stand ein Engel, zu dessen Füßen ein scheußliches Skelett lag, das den vom Heilande besiegten Tod darstellen sollte; dann kam eine Reihe von Priestern mit den verschiedenen Emblemen der Passion; der erste trug ein breites Messer, an dessen Spitze das Ohr des Malchus steckte, der zweite einen Hahn auf einem Stocke, ein dritter die dreißig Silberlinge des Judas, die auf eine hölzerne Fahne gemalt waren, die Würfel wurden auf einem silbernen Teller und auf einem anderen die Nägel, der Hammer und die Zangen getragen; die Ruthen, welche zur Peitschung gedient hatten, das Rohr und das Kleid Christi waren nicht vergessen; letzteres wurde wie eine Fahne an einer langen Stange getragen. Dieser seltsamen Gruppe folgte ein Chor maskirter Musikanten in violettem Anzuge, die auf ihren umflorten Instrumenten Grablieder spielten. Hinter ihnen ging der Heiland, sein Kreuz tragend und abermals von Simon dem Cyrenäer begleitet, dann der erste Alkade der Stadt in schwarzer Kleidung mit einem Federhut; auf dem Rücken trug er eine zur Erde gekehrte schwarze Fahne, auf welcher ein rothes Kreuz gemalt war. Ein Haufe von Negern in blauer Livré und mit Schärpen von derselben Farbe, die seinen Hausstand vorstellten, folgte ihm; hinter diesen kamen zwei lange Reihen von Mönchen mit Kruzifixen, dann die Schüler der genannten beiden Gymnasien, dann der zweite Alkade der Stadt mit einer zur Erde gekehrten Fahne, wie der erste. Ihm folgte der Sarg mit dem Leibe Christi, von silbernen Säulen getragen; diesen umgab ein Haufe in Kleidern von allen Farben, mit Stöcken, Säbeln, Degen und Spießen bewaffnet und mit Laternen in der Hand; er stellte die Juden vor, welche in den Oelgarten kamen, um sich des Heilandes zu bemächtigen. Man versicherte mich, diese Rolle sey so verhaßt, daß Niemand in der Stadt sie freiwillig übernehmen wollte und man die Gewürzkrämer und anderen mit Lebensmitteln handelnden Kaufleute dazu zwingen mußte. Hinter den Juden gingen sämmtliche Offiziere der Garnison mit Kerzen und dann in Abtheilungen die Truppen; diesen folgten Mönche, Domherren, der Bischof, die heilige Jungfrau, eine Menge Frauen mit Kerzen und ein Peloton Gendarmerie.

Die tiefe Stille, welche nur durch religiöse Gesänge und durch Musik unterbrochen wurde, gab dem Aufzuge etwas Imponirendes, welches die grellsten Einzelnheiten vergessen ließ. So weit das Auge reichte, sah man eine doppelte Reihe sich langsam bewegender Lichter, deren Glanz die dunkele Nacht erhellte. Ein Zufall unterbrach auf einen Augenblick den Ernst der Umstehenden. In der Mitte der einen Straße, durch die der Zug ging, befand sich ein Abzugskanal, dessen Oeffnung durch die Menschenmasse verdeckt war; als die Juden, welche dem Sarge des Heilands folgten, an diese Stelle kamen, verschwanden mehrere derselben plötzlich in diese Oeffnung zu großem Ergötzen einiger Zuschauer, welche dieselben in ihrer Illusion für die wahren Juden hielten und diesen Zufall als eine Strafe des Himmels betrachteten. Die Akteurs wurden aus dem Loche hervorgezogen und hatten sich bei dem Falle glücklicher Weise nicht beschädigt.

Um eine Vorstellung von der Anzahl der Personen zu geben, die dieser Prozession beiwohnten, genügt die Angabe, daß an diesem Tage nicht weniger denn fünftausend Kerzen in der Stadt verkauft worden waren. Der General Farfan, ein aus Cuzco gebürtiger Indianer und Abkömmling einer alten Kaziken-Familie, erzählte mir, er habe allein deren für zweihundert Piaster gekauft, und fügte hinzu, er würde dieses Geld lieber den armen Soldaten im Lazareth gegeben haben, denen es an Allem mangele. Die letzte sogenannte Auferstehungs-Prozession fand am Ostersonntage statt; da dies aber schon früh um 4 Uhr geschah, so habe ich sie nicht gesehen; sie wird ohnehin den früheren mehr oder weniger ähnlich gewesen seyn.

Ich habe diesen Ceremonien mit lebhaftem Interesse beigewohnt, ohne Vorurtheil weder für oder wider dieselben. Ueber den Pomp und die seltsamen Spektakel, die damit verbunden sind, ist vielfach gesprochen worden; doch darf man nicht übersehen, daß, wenn dieser theatralische Charakter des äußeren Kultus das Dogma und die Moral der Religion vergessen läßt, derselbe im Anfang zur Bekehrung der Indianer, deren rohes Gemüth sinnlicher Eindrücke bedurfte, viel beigetragen haben mag. In Kolumbien hat jede Messe ihren kleinen Theater-Coup, der in dem plötzlichen Erscheinen einer mit Lichtern umgebenen heiligen Jungfrau, eines Kruzifixes oder einer Monstranz besteht, während der Priester die Altarstufen hinansteigt. Oft geschieht dies mittelst eines Schleiers, der dann plötzlich in die Höhe gezogen wird; manchmal öffnet sich das Tabernakel von selbst, oder dreht sich um, so daß die Hinterseite erscheint. Die Indianer verfertigen die vielen Figuren, die man bei allen diesen Ceremonien sieht, und ihr Künstler-Talent darin verdient eben nicht großes Lob. Dagegen schnitzen sie mit großer Geschicklichkeit in einer Art von Kokosschale kleine Figuren von Heiligen oder Thieren, und machen kleine Holzfiguren, die sie dann färben und welche die Landestrachten äußerst treu wiedergeben. Alle mechanischen Gewerbe werden fast ausschließlich von ihnen im Lande betrieben; die übrige arbeitende Klasse besteht aus Mulatten und Negern, die größtentheils Sklaven sind. Die Fabrikate bestehen in Tuch, groben Baumwollen-Zeugen, Teppichen u. s. w. Auch verdankt man den Indianern die Erfindung wasserdichter Gewebe aus Gummi elasticum; die von ihnen fabrizirten stehen den Europäischen mindestens gleich.

Außer den aus der Provinz gebürtigen und darin wohnenden Indianern sieht man in Quito noch andere, die entweder aus Neugierde oder um Sachen von geringem Werthe zu kaufen, aus der Ferne dahin kommen. Die meisten sind aus der an den Amazonenfluß gränzenden und zu Kolumbien gehörigen Provinz Maynas; ihre äußerst malerische Tracht besteht für beide Geschlechter in einer Art von Tunika von gewürfeltem Zeuge, die den Leib vom Halse bis zum Knie bedeckt und Arm und Beine frei läßt; der Kopf ist unbedeckt, und das lange glatte Haar fällt gescheitelt nach beiden Seiten auf die Schultern herab. Die einzige Waffe der Indianer ist eine Schleuder von 6 bis 7 Fuß Länge, mit der sie kleine Pfeile von hartem Holze und vergifteter Spitze sechzig Schritte weit werfen. Das Gift, dessen sie sich bedienen, ist, wie man mir sagte, der Saft einer Liane; es wirkt nur auf das Blut, dessen Umlauf es hemmt; innerlich eingenommen schadet es nicht. Der damit Verwundete bekommt Schwindel, fällt und stirbt. Die einzigen Rettungsmittel sind Syrup von Zuckerrohr oder in etwas Wasser zerquetschter Knoblauch, die aber gleich nach der Verwundung eingenommen werden müssen. Im Unabhängigkeitskriege soll diese Waffe gegen die Spanier große Dienste geleistet haben. Ich habe eine Quantität von diesem Gifte nach Frankreich mitgebracht, um es analysiren zu lassen; da das Gefäß aber wahrscheinlich schlecht verschlossen war, so hatte die Substanz bei meiner Ankunft ihre Kraft gänzlich verloren.

Bibliographie.

Relation etc. (Die Belagerung von Turin im J. 1706.) Nach Original-Dokumenten herausgegeben, von G. Mengin, Hauptmann vom Ingenieur-Corps.

Vie de Napoléon II. (Leben des Herzogs von Reichstadt.) Pr. 1¼ Fr.

Henry. (Heinrich, oder Leiden eines jungen Verbannten.) Herausgegeben von Frau v. B... Pr. 3 Fr.

La guerre de Spartacus. (Der Krieg des Spartacus. In drei Feldzügen.) Von A. Renzi. Pr. 3 Fr.

La 32e Demi-brigade. (Die 32ste Halb-Brigade.) Militairische Geschichte aus der Zeit der Republik. Von A. Barginet. Pr. 7½ Fr.

Digitized by Google

England.

Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Die Bedürfnisse West's vermehrten sich mit seinen Kenntnissen. Er zeichnete und hatte Farben; wie er aber diese Farben auflegen und anwenden sollte, das konnte er nicht begreifen. Ein Nachbar sagte ihm, daß man sich dazu der Pinsel von Kameelhaaren bediene. Da es nun keine Kameele in Amerika gab, so nahm er zu einer Katze seine Zuflucht, deren Rücken und Schwanz er berupfte. Diese Katze war ein Liebling des Hauses, und die Abnahme ihrer Haare wurde einer Krankheit zugeschrieben, bis das Kind die wahre Ursache zum großen Erstaunen seines Vaters eingestand, der ihm indessen Vorwürfe machte, obgleich mehr zärtliche als zornige. Glücklicherweise fand er jedoch bald etwas Besseres, als den Schwanz einer Katze. Ein Kaufmann, Namens Pennington, fand an den Skizzen seines kleinen Vetters Benjamin ein solches Gefallen, daß er ihm einen Farbenkasten mit Pinseln, eine für die Staffelei eingerichtete Leinewand und 6 Kupferstiche von Greuling schenkte. West stellte den Kasten auf einen Stuhl neben seinem Bette, und konnte die erste Nacht kein Auge zuthun. Mit Tages-Anbruch stand er auf, brachte seine Leinewand und seine Farben auf den Boden, hing daselbst seine Kupferstiche an der Wand auf, machte eine Palette zurecht und fing an zu kopiren. Sein Eifer für diese Arbeit war so groß, daß er sich mehrere Tage lang von dem Besuch der Schule zu befreien wußte, und als seine Abwesenheit von dem Lehrer angezeigt wurde, suchte ihn seine Mutter auf dem Boden, um ihn zu bestrafen, konnte aber, statt ihn zu schelten, dem Vergnügen nicht widerstehen, seine Fortschritte zu bewundern. Sieben und sechzig Jahre später hing West diesen ersten Versuch in seiner Werkstatt neben seinen „gemißhandelten Christus" auf und sagte, daß in seinem ersten Gemälde Züge der Erfindung vorhanden wären, die er mit allem späteren Studium und mit aller Erfahrung nicht hätte übertreffen können. Man erzählt dasselbe von Canova, der, in den Tagen seines Ruhmes sein Vaterland besuchend, bei dem Anblick der ersten Versuche seiner Jugend mit Betrübniß sagte: „Ich bin wohl gegangen, aber nicht gestiegen."

Neun Jahre alt, begleitete West seinen Vetter Pennington nach Philadelphia, und zeichnete daselbst eine Ansicht von den Ufern des Flusses, die einen Maler, Namens Williams, der damals in Philadelphia lebte, entzückte. Die Gemälde jenes Williams, die ersten wahrhaften Kunstwerke, die er in seinem Leben sah, ergriffen ihn so sehr, daß er in Thränen ausbrach. Der überraschte Künstler erklärte wie Peckover, daß das Kind ein merkwürdiges Geschick haben würde. „Welche Bücher hast Du?" fragte er den Knaben. „Du mußt das Leben großer Männer lesen." — „Ich lese die Bibel und das neue Testament", erwiederte West, „und ich kenne die Geschichten Adam's, Joseph's, Mosis, David's, Salomon's und der Apostel." — „Du verdienst aufgemuntert zu werden", fuhr Williams fort, „ich werde Dir zwei Bücher schicken, die Dir gefallen sollen." — Er schickte ihm in der That Dufresnoy und Richardson und lud ihn ein, so oft in seine Werkstatt zu kommen, als es ihm Vergnügen machen würde. Der Anblick jener Gemälde und das Lesen der beiden Bücher fachten die Liebe zur Kunst bei West zu hellen Flammen an, und er kehrte zu seinem Vater mit dem festen Entschluß zurück, Maler zu werden. Seine Familie, die innere Bestimmung wahrnehmend, wagten nicht, zu widersprechen.

Eines Tages wollte einer seiner Mitschüler den jungen West bereden, einen Spazierritt mit ihm zu machen. „Da ist das Pferd", sagte er, „gesattelt und gezäumt, steig hinter mir auf." — „Ich steige hinter Niemanden auf", sagte der kleine Benjamin stolz. — „Wie Du willst; setze Dich vorn", entgegnete der Andere, der nicht so stolz war. „Es wird der letzte Ritt seyn, den ich für lange Zeit mache; morgen komme ich zu einem Schneider in die Lehre." — „Zu einem Schneider!" rief West. — „Nun ja; ist das nicht ein gutes Handwerk? Und Du, was gedenkst Du zu werden?" — „Ein Maler." —„Was ist denn das für ein Handwerk?" — „Ein Maler", sagte der arme Sohn eines Amerikanischen Quäkers, „ist der Freund der Könige und der Kaiser." — „Du bist ein Narr", bemerkte der Schneider in spe, „es giebt ja weder Könige noch Kaiser in Amerika." — „Es giebt deren anderswo, und die Welt ist groß", sagte der kleine Benjamin; „aber willst Du wirklich Schneider werden?" — „Ohne Zweifel." — „Nun denn, so reite allein spazieren, ich mag keinen Schneider zum Freunde haben." — Dieser Künstlerstolz bemächtigte sich eine Zeit lang der ganzen Schule; Jeder suchte es dem Andern zuvorzuthun, und die Wände waren mit Figuren von Kreide oder Kohle bedeckt.

Oft fehlten dem jungen West die nöthigen Materialien zur Ausübung seiner Kunst; man führte damals nicht täglich Farben und Pinsel in Pensylvanien ein. Ein Zimmermann schenkte ihm drei große Tafeln von Pappelholz, und ein Doktor Morris gab ihm Geld, um sich verschiedene Gegenstände zu kaufen. Man sprach bald in der ganzen Umgegend von dem Malerkinde in Springfield. Herr Flower, der Friedensrichter in Chester, erhielt die Erlaubniß, den kleinen Benjamin einige Wochen bei sich zu behalten. Derselbe hatte bei seinen Töchtern als Gouvernante eine junge Engländerin, welche die Grundsätze der Malerei kannte und auch so viel Latein und Griechisch wußte, um dem jungen Maler die schwierigen Stellen in den Schriftstellern erklären zu können. Er hatte weder von Griechenland noch von Rom, noch von den Helden, Philosophen, Dichtern, Malern und Geschichtschreibern je sprechen hören, welche jene Länder hervorgebracht hatten. Er hörte seiner neuen Lehrerin mit einem Enthusiasmus zu, der in einem Alter von 70 Jahren noch nicht ganz erloschen war, wenn er von dieser Zeit seines Lebens sprach. Bei Herrn Flower machte er die Bekanntschaft eines Advokaten, Herrn Roß, dessen Frau, die auffallend schön war, sich von West malen ließ. Der Erfolg dieses Gemäldes verdrehte der ganzen Nachbarschaft den Kopf. Jeder wollte ihm sitzen. Nun erwachte in ihm der Geschmack zur Geschichts-Malerei; und ein Waffen-Fabrikant verfiel darauf, den Tod des Sokrates bei West zu bestellen. Das Gemälde wurde ausgeführt: Sokrates nach der Phantasie des Malers und der Sklave mit dem Giftbecher nach einem halbnackten Arbeiter, den der Liebhaber selbst dem Künstler zuführte.

Dieser war damals 15 Jahre alt, und trotz der Schule, von der wir gesprochen haben, war seine Bildung sehr vernachlässigt. Um bei der Wahrheit zu bleiben, so muß man gestehen, daß er niemals ein Gelehrter war, und der Präsident der Londoner Akademie las eben nicht sehr geläufig. Der Doktor Smith, der sich für ihn interessirte und bemerkte, was seinem jungen Freunde fehlte, gab ihm sehr schlechten Unterricht in der Grammatik. Anstatt ihn nach Grundsätzen zu unterrichten und seine Aufmerksamkeit auf die grammatikalischen Constructionen zu lenken, unterhielt er ihn, weil er einen künftigen Maler in ihm erblickte, von dem, was am meisten zur Einbildungskraft sprach; und plötzlich wurden alle diese klassischen Studien durch ein Fieber unterbrochen, welches den Schüler bettlägerig machte.

Der Zeitpunkt war inzwischen gekommen, wo West die Malerei als ein Gewerbe betreiben mußte. Seine Familie glaubte, bevor sie ihn diesen entscheidenden Schritt thun ließ, die Sekte der „Gesellschaft der Freunde" um Rath fragen zu müssen. Die Quäker versammelten sich, und der Geist des Wortes ergriff zuerst einen gewissen John Williamson. „Ein Knabe", sagte er, „ist dem John West und der Sara Pearson geboren worden, ein Knabe, den Gott mit einigen merkwürdigen Gaben ausgestattet hat. Ihr wißt Alle, daß das Kind durch eine Art Begeisterung dazu getrieben worden ist, die Malerei zu studiren. Es ist wahr, daß unsere religiösen Grundsätze uns verbieten, den Nutzen jener Kunst für die Menschen einzugestehen; aber wenn andererseits Gott dem jungen Mann Genie für jene Kunst gegeben hat, — sollen wir die göttliche Weisheit in Zweifel ziehen? Ich wenigstens sehe hier den Finger Gottes. Wir müssen die Malerei freisprechen und den jungen Maler aufmuntern." — Die Quäker, durch diese Argumente überzeugt, und wahrscheinlich nicht böse darüber, daß aus ihrer Sekte ein Genie hervorgehen sollte, von dessen Glanz etwas auf sie zurückfallen würde, ließen Benjamin vor sich kommen. Er trat zwischen seinem Vater und seiner Mutter ein. Er vernahm einen schönen Vortrag über die Nothwendigkeit, sein Talent zum Ruhme Gottes dienen zu lassen, erhielt den Handschlag der Männer und wurde von den Frauen umarmt. Der Eindruck, den diese Scene auf West machte, findet sich in allen seinen Werken wieder. Die gehaltene Einfachheit des Quäkers behielt er stets in seinem Aeußern bei, und sein Pinsel blieb immer züchtig und moralisch.

Aber so frühzeitig in die Gemeinde aufgenommen und Herr seines Schicksals geworden, glaubte er für kurze Zeit diejenige Laufbahn verfolgen zu dürfen, für welche die Sekte der Freunde noch nie eine Entschuldigung gefunden hat. Von einem Anfall militairischen Enthusiasmus ergriffen, wurde er Soldat und schloß sich den Truppen des General Forbes an, die sich eben zur Aufsuchung der Ueberreste jener tapferen Armee anschickten, die sich unter Anführung des unglücklichen Generals Braddock in der Wüste verirrt hatte.

Mit den Freiwilligen, unter denen sich West befand, marschirte ein Corps Indianer und die Offiziere eines alten Schottischen Regimentes unter den Befehlen des Majors Sir Peter Halket, der seinen Vater und seinen Bruder bei dieser unseligen Expedition verloren hatte. Obgleich mehrere Monate seit der Schlacht verflossen waren, obgleich die Zeit, die Raubvögel, die wilden Thiere und die noch wilderen Eingeborenen die Leichen um die Wette entstellt haben mochten, so hoffte doch der Major Halket, die sterblichen Ueberreste seines Vaters und seines Bruders wieder zu erkennen, da ein Indianischer Krieger ihm gesagt hatte, daß er unter einem leicht wieder zu findenden Baum einen alten Offizier habe fallen sehen, und daß ein jüngerer Offizier, der ihm zu Hülfe geeilt wäre, eben daselbst verwundet worden sey. Nach einem langen Marsch durch die Wälder erreichten sie das verhängnißvolle Thal. Als sie auf den Schauplatz des fürchterlichen Gemetzels angekommen waren, ging der Führer, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hatte, in das Gehölz und stieß nach Verlauf weniger Minuten einen durchdringenden Schrei aus. Halket und West liefen hinzu. Der Indianer zeigte auf den Baum. Ein Kreis von Soldaten bildete sich um ihn, während Andere die seit der Schlacht gefallenen Wätter hinwegräumten. Man fand zwei Gerippe, eines auf dem anderen. Halket betrachtete die Hirnschädel. „Das ist mein Vater!" rief er aus, und fiel ohnmächtig in die Arme seiner Gefährten. Als er wieder zu sich kam, sagte er: „Ich habe ihn an einem künstlichen Zahn erkannt." — Man grub ein Grab in der Wüste, wickelte die beiden Gerippe in einen Schottischen Mantel und begrub sie mit tiefer Rührung. Welch schöner Gegenstand zu einem Gemälde, um als Seitenstück zu dem Tode Wolfe's zu dienen! West hatte oft den Plan, es auszuführen.

Unser junger Soldat wurde von dem Felde der Ehre durch einen Boten zurückgerufen, der ihm meldete, daß seine Mutter gefährlich krank sey. Er kehrte zurück, kam aber gerade nur noch zur rechten Zeit, um das Lebewohl in ihren Blicken zu lesen und einen stummen Segen zu erhalten. Er liebte und ehrte sie als guter Sohn, und noch als Greis sprach er oft von ihr, schilderte ihr Aeußeres und erinnerte sich der Ausdrücke ihrer parteiischen Zärtlichkeit mit einer Wehmuth, die er weder zu verbergen noch zurückzuhalten suchte. Mit der Gegenwart seiner Mutter verschwand für ihn aller Reiz im

Digitized by Google

älterlichen Hause, und er verließ dasselbe ohne Kummer, um nach Philadelphia zu gehen, wo er sich im achtzehnten Jahre als Portrait-Maler niederließ. Seine außerordentliche Jugend, das Romantische in seiner Geschichte und sein wirkliches Talent brachten ihre Wirkung hervor. Seine Preise waren überdies mäßig: 2 Guineen und 2 Schillinge für einen Kopf, und 5 Guineen für eine ganze Figur. Alles Geld, was er auf diese Weise verdiente, wurde sorgsam gesammelt, um die Mittel zum Reisen und zum Studiren zu erhalten. Er wußte, daß die Vorbilder der Kunst in anderen Ländern wären, als in Amerika, und besonders träumte er von einer Reise nach Rom. Von Philadelphia reiste er nach New-York, wo er mit den Einwohnern weniger zufrieden war. Dort absorbirten die Handelsunternehmungen alle Gedanken und allen Ehrgeiz. Von Zeit zu Zeit kam indessen wohl ein Kaufmann, der ein gutes Geschäft gemacht hatte, zu dem jungen Maler, und dieser konnte alsdann auch seine Preise verdoppeln, ohne daß deshalb die Zahl derer abnahm, die sich aus Dankbarkeit verpflichtet glaubten, ihr Bild in dem Tempel des Glückes aufzuhängen.

Ein Brief des Doktor Smith berief ihn nach Rom. Da die Ernte in Italien mißrathen war, so wurde eine Ladung Getreide und Mehl von der neuen Welt nach der alten geschickt, und die Herren Allen in Philadelphia, die die Versendung machten, boten West die Ueberfahrt nach Livorno an. Ein New-Yorker Kaufmann, der sich gerade von ihm malen ließ, als er seinen Reise-Plan erfuhr, gab ihm ein Empfehlungs-Schreiben an zwei Banquiers auf dem Kontinent, die dadurch beauftragt wurden, ihm Jeder 50 Guineen auszuzahlen, damit solche zur Ehre der Kunst verwendet würden. Die Einwohner von New-York stiegen um Funfzig Prozent in der Achtung unseres Künstlers, der sich von Livorno unverzüglich nach Rom begab.

West, wie alle Leute von Phantasie, welche Rom gesehen haben, liebte es, seine ersten Eindrücke beim Anblick dieser Stadt zu beschreiben. Er war zu Fuß vorangegangen, während man die Pferde fütterte, und befand sich plötzlich auf einer Anhöhe, welche eine weite Aussicht darbot. Die Sonne war eben aufgegangen, der Himmel heiter und rein; er sah vor sich eine weite Ebene, von grünenden Hügeln umschlossen, und in der Mitte eine kolossale Masse edler Ruinen, über welche die Kuppel der St. Peters-Kirche hervorragte. Zu seinen Füßen sagte ihm das Bruchstück einer Säule, welches als militairische Gränze diente, daß er 8000 Schritte von der vormaligen Beherrscherin der Welt entfernt sey, und ein bäuerischer Hirt, mit einer Büffelhaut bekleidet, der seine Heerde in den Ruinen eines Tempels weiden ließ, zeigte ihm, wie tief sie gefallen sey. Einen Vergleich anstellend zwischen den Bauern der Campagna und den gemalten Wilden des nördlichen Amerika's, trat er nachdenkend und träumend am 10. Juli 1760, 22 Jahre alt, in die Ringmauern Roms. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Devonshire and Cornwall illustrated. (Ansichten der beiden genannten Grafschaften.) Pr. 42 Sh.

The philosophic alphabet. (Philosophisches Alphabet.) Pr. 6 Sh.

Reflections and admonitory hints. (Betrachtungen und Ermahnungen.) Von Fawcett. Pr. 2½ Sh.

The United States. (Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von Ferrall. Pr. 10½ Sh.

Legends of the Rhine. (Sagen vom Rhein.) Vom Verf. der „Heer- und Quer-Straßen". 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

On cholera. (Ueber die Cholera.) Von Keir Pr. 5 Sh.

Basket of fragments. (Sammlung von Bruchstücken.) Von Jones. Pr. 3 Sh.

A chart of modern Europe. (Neueste Karte von Europa.) Pr. 12 Sh.

Anecdotes of animals. (Thier-Geschichten.) Pr. 2½ Sh.

The astrologian's guide. (Anleitung zur Astrologie.) Pr. 4½ Sh.

St. Herbert's isle. (Die St. Herberts-Insel.) Nebst anderen Gedichten. Von Bree. Pr. 10 Sh.

Comparative coincidence of reason and scripture. (Die Uebereinstimmung der Vernunft mit der Schrift.) 3 Bde. Pr. 27 Sh.

The cotton spinners' assistant. (Des Baumwollen-Spinners Gehülfe.) Pr. 9 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Die Chol's oder Kohl's, ein Volk in Hindostan.** Diese Stämme, obgleich weniger als 300 (Engl.) Meilen von Calcutta, in den Provinzen Bahar und Orissa wohnhaft, die zu den ältesten Besitzungen der Englisch-Ostindischen Compagnie gehören, sind immer noch nicht bekannt genug. Sie scheinen von einem Indischen Urvolke abzustammen, ihre verschiedenen Stämme sind aber an Charakter und moralischen Eigenschaften sehr verschieden untereinander. Einer ihrer Hauptsitze, Tschota Nagpohr, an der Südspitze von Bahar, ist eine große gebirgige Landschaft, mit tiefen Schluchten und starken Waldungen. Die Lehre der Brahmanen ist nicht bis zu ihren Gebirgsvesten gedrungen. Sie bilden zwei große Zweige, die Lerka-Kohl's und Dhangar-Kohl's, beide voll gegenseitiger Abneigung. Die Ersteren, 1820 von den Briten unterjocht, thaten verzweiflungsvollen Widerstand, obschon ihre Waffen nur Bogen, Pfeile, Streitäxte und Steine waren. Sie werden von einem Radschah beherrscht, der unter Britischer Oberhoheit steht. Nach neueren Berichten sind die Lerka's ein rohes aber harmloses Volk, und fürchten sich ungemein vor ihren Stammesverwandten, den Dhangar's, die sie für böse Geister halten, und wohl nicht ohne Grund, indem die Dhangar's ihre häufigen früheren Einfälle mit jeder Art von Grausamkeit bezeichneten. Da die Kohl's sich zu keiner Religion bekennen, so standen sie auf ihren Raubzügen niemals an, in die Tempel zu dringen, und die Idole aller ihrer Kostbarkeiten zu berauben. Daneben erlaubten sie sich Verunglimpfungen und Verstümmelungen der Götzen. Ihr Land ist sehr gut angebaut; aber wie bei den meisten Barbaren fällt auch hier die häusliche Arbeit und der Feldbau den Weibern zur Last, während die Männer entweder auf der Jagd sind oder daheim faullenzen und zechen. Sie lieben den Branntwein leidenschaftlich, ähnlich den Dhangar's und anderen Wilden. Wahrscheinlich destilliren sie ihn aus Reis. In der Wahl ihrer Speisen sind sie nicht sehr spröde; denn es mundet ihnen auch Schlangen- und Tigerfleisch. Die äußerste Geringschätzung des Lebens stimmt sie zu roher Todesverachtung. Ihre Pfeile sind unbehülflich groß, und das Eisen an denselben gleicht zuweilen mehr einer Lanzen- als Pfeil-Spitze. Es muß große Stärke dazu gehören, sie wirksam abzuschießen. Man sagt, daß sie die Füße auf ihre Bogen stemmen und die Sehne mit beiden Händen so lange anziehen, bis sie fast platt auf dem Rücken liegen, und ihre Füße die gewünschte Zielrichtung haben; alsdann schnellen sie den Pfeil ab. Ihre Weiber, deren männliche Handthierungen sie zum Kriege geschickt machen, nehmen lebhaften Antheil an ihren Kämpfen. Das weibliche Geschlecht geht beinahe völlig nackt, und Männer wie Frauen haben eine sehr dunkle Hautfarbe. — Die Dhangar-Chol's, ein sehr liederlicher und entarteter Menschenschlag, haben gleichfalls ihre eignen Radschah's, die der Britischen Regierung angeblich unterthan sind. Sie gehen immer nackt, mit Ausnahme eines schmalen Stückes Zeug um die Lenden. Jeder Mann trägt einen Bogen, drei Pfeile und eine Art Streitaxt, die gefährlich verwunden kann. Der Bogen ist nicht sehr fest und sieht aus, als wäre er für Kinder bestimmt. Bei all' ihrer Barbarei fehlt es den Dhangar's nicht an einer gewissen Courtoisie, besonders gegen das weibliche Geschlecht, was folgende Anekdote belegen kann. So oft sie ein Dorf angreifen wollen, schicken sie dem Oberhaupt desselben einen Pfeil; wird er angenommen, so betrachten sie das als ein Zeichen von Freundschaft und legen einen Baumzweig auf die Schwelle seines Hauses, wodurch es unverletzlich wird. Dann besuchen die Kohl's das Dorf und verschaffen sich ohne Tumult, was sie nöthig haben. Wird der Pfeil zurückgeschickt, so gilt dies für Kriegserklärung; wird er gar zerbrochen, so ist dies ein unverzeihlicher Affront. Einst schickten sie der Fürstin von Patkuhn einen Pfeil, den sie annahm, da es an Mitteln zum Widerstand fehlte. Sie drangen ins Dorf, brannten einige Hütten nieder, plünderten so viel sie nöthig hatten und entfernten sich, ohne zu ahnen, daß die alte Dame nur manövrirte. Denn als die meisten Kohl's fort waren, verschaffte sie sich den Beistand einiger Bewaffneten und ließ 75 Mann gefangen nehmen, die gegenwärtig das Britische Lager zieren; denn die Feindseligkeiten mit den Briten haben dieses Jahr begonnen. So verächtlich dieser Feind ist, scheint er den Truppen der Compagnie dennoch Mühe zu machen. (A. J.)

— **Zärtliche Bewerbung.** Die jungen Damen in Neu-Kaledonien und den in der Nähe liegenden Inseln gehen in patriarchalischer Einfachheit nach den Brunnen und Quellen, um Wasser zu schöpfen. Wenn ein Jüngling eine derselben gesehen und eine Neigung für sie gefaßt hat, so versteckt er sich in ein Gebüsch oder hinter einem Felsen. Wenn nun das Mädchen mit ihrem Kruge naht und sich bückt, um Wasser zu schöpfen, so benutzt der Liebhaber diese wehrlose Stellung, stürzt auf sie los und versetzt ihr einen Stoß, daß sie in's Wasser fällt; dann zieht er sie bei den Haaren heraus, schleppt sie verwundet und blutend in seine Hütte, und auf diese Weise wird sie sein Weib.

— **Amerikanische Expedition.** Im Jahre 1820 sandte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Expedition ab, um die nördlichen Felsen-Gebirge und das Land westlich von dieser Berg-Kette zu untersuchen. Nach Verlauf von 11 Jahren sind Nachrichten von den Reisenden eingegangen. Sie landeten in Green-Bay im See Michigan, wo sie den Winter über verweilten; dann setzten sie über den Meadow nach dem Wasserfall bei St. Antoni auf dem Mississippi. Dann reisten sie den St. Peter-Fluß 200 (Engl.) Meilen aufwärts und suchten nach Blei-Minen, und waren auch so glücklich, einige nicht unbedeutende zu finden. Hier brachten sie den zweiten Winter zu. Von dort schifften sie den St. Peter wieder hinunter nach dem Mississippi, und fuhren auf diesem Flusse bis zu der Stelle, wo er sich mit dem Missouri vereinigt, und auf diesem Flusse bis an den Fuß der Felsen-Gebirge, wo sie den dritten Winter zubrachten. In der Mitte des Augusts überstiegen sie die Gebirgs-Kette und blieben 8 Jahre lang auf der westlichen Seite derselben. Während dieser langen Zeit befanden sie sich auch nahe an den Küsten des Eis-Meeres und gingen sogar nach Asien hinüber. Der Schnee lag 14 Fuß hoch, und der Mangel zwang sie, 41 ihrer Pack-Pferde zu schlachten und zu verzehren. Unter den verschiedenen Entdeckungen, die sie gemacht haben, befinden sich große Lagen Salz, Alaun, Eisen, Kupfer, Gold und Silber. (N. Y. J.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement am 30sten d. M. zu Ende geht, werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig zu erneuern. Den hiesigen Lesern, welche das Magazin bereits halten, wird die Pränumerations-Quittung wie gewöhnlich durch die Stadtpost in das Haus gesandt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Rthlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Montag den 24. September 1832.

Dänemark.

Den Danske Billedhugger Bertel Thorvaldsen, og hans Vaerker. (Der Dänische Bildhauer Thorwaldsen und seine Werke.) Von Professor Thiele. Erster Band, mit 81 Kupfern. Kopenhagen, 1832.

Dieser erste Band eines Werkes, das den genialsten aller plastischen Künstler unter den Lebenden zum Gegenstand hat, beschränkt sich, die Genealogie des Künstlers und wenige Anekdoten aus seinem Knabenalter abgerechnet, fast ganz auf Anführung seiner Werke und ihrer Zeitfolge. Ungern vermissen wir darin etwas über Thorwaldsen's Charakter und häusliches Leben, welchem Mangel der zweite Band vielleicht abhelfen wird. Der Herausgeber sagt uns, daß er auf einem Besuche in Rom Thorwaldsen's Schöpfungen immer zugesehen habe. „An einem der letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes", erzählt er, „ging ich nach dem kleinen Garten, der von den drei kleineren Ateliers Thorwaldsen's umgeben ist, um das Buch meiner Erinnerungen mit dem Bilde einer mir so theuern Stelle zu bereichern. Plötzlich stand der Künstler mir zur Seite, und lenkte aus eigener Bewegung die Rede auf den Gegenstand, der meinem Herzen damals am nächsten lag: „„Es thut mir leid"", sagte er, „„daß noch niemand an meine Biographie gedacht hat."" — Bei diesen Worten ergriff mich die Idee, die mir in den folgenden sechs Jahren mitten unter den liebsten Beschäftigungen anhing. Ich erklärte ihm, daß ich gern die erforderliche Zeit und die Fähigkeiten, die mir zugemessen seien, dazu verwenden wollte, unserem beiderseitigen Wunsche einigermaßen zu genügen, wenn er mir eine offene Mittheilung und Beistand verspräche. Allein hier stieß ich schon auf Schwierigkeiten. Er versicherte, nur wenig von sich zu wissen, da die Beschäftigungen seiner späteren Jahre einen immer dichteren Schleier über die bedeutungslosen Ereignisse seiner geräuschlosen Jugend gezogen hätten; auch habe er jetzt nicht Muße, an dergleichen zu denken; ich möchte bei seinen Jugendfreunden Erkundigung einziehen." Diese mündliche Quelle, die Archive der Kopenhagener Akademie, und das Wenige, was Thorwaldsen selbst auf diese oder jene Weise entlockt werden konnte, gaben Herrn Thiele das Material seiner biographischen Nachrichten.

Eine beigefügte genealogische Tabelle verkündigt uns, daß Thorwaldsen von mütterlicher Seite aus Königlichem Skandinavischen Geblüte stammt. Seine Vorältern waren lange in Island ansässig, und verarmten in dieser ultima Thule immer mehr, bis sein Vater, Gottschalk Thorwaldsen, nach Kopenhagen auswanderte, wo er sich vom Holzdrechseln ernährte. Er arbeitete vornehmlich für Schiffbauer, wagte sich aber nicht eher an solche Figuren, die den gewöhnlichen Zierrath des Vordertheils eines Schiffes bilden, bis sein Sohn im Stande war, seine Mißgriffe zu verbessern. Ungeachtet dieses niedern Gewerbes bekam Gottschalk Thorwaldsen doch die Tochter eines Geistlichen zur Frau, die ihm den 19. November 1770 seinen Sohn Bertel (die Skandinavische Form von Albert) gebar.

Der Knabe zeigte früh Anlage zum Skizziren und Modelliren, und wurde deshalb unter die Zöglinge der Kopenhagener Kunst-Akademie aufgenommen. Rasch durchwanderte er die verschiedenen Schulen und gewann bereits im Jahre 1787 den niedrigsten Preis der Akademie, die kleine silberne Medaille. In dieser Periode bereitete er sich zur Confirmation vor, und voll von künstlerischen Bestrebungen, mochte er dem Religions-Unterricht wenig Aufmerksamkeit schenken. Zufällig war der Examinator des nicht sehr ausgezeichneten Confirmanden, der weit im Hintergrund unter den ärmeren Knaben steckte, ein Bruder des Sekretairs der Akademie. Als er des Schülers Namen hörte, ward er aufmerksam und fragte: „Bist du ein Bruder dessen, der die silberne Medaille gewonnen hat?" Thorwaldsen erwiederte: „Der bin ich selbst!" Der kunstliebende Geistliche beförderte ihn gleich auf den ersten Platz und nannte ihn seit der Zeit „Monsieur Thorwaldsen."

Im Jahre 1789 gewann der junge Künstler die große silberne und 1791 die kleine goldene Medaille, bei welcher Gelegenheit er ein merkwürdiges Beispiel von der ihm angeborenen Bescheidenheit gab. Des früheren günstigen Erfolges ungeachtet, machte der Gedanke eines Wettstreites um diesen Preis, wobei es darauf ankam, das beste historische Basrelief zu liefern, unseren Thorwaldsen so bestürzt, daß seine Freunde und Kameraden ihn nur mit erstaunlicher Mühe zur Theilnahme an der Bewerbung bereden konnten. Dessenungeachtet versuchte er, als die Kandidaten in besondere Gemächer abgesperrt waren, sein Heil in der Flucht, und wurde nur durch zufällige Dazwischenkunft eines Lehrers verhindert. 1793 erhielt er in einem ähnlichen Wettstreit, den er jedoch aus eigenem Antriebe mitkämpfte, die große goldene Medaille. Seine drei Preis-Basreliefs, die noch in Kopenhagen aufbewahrt werden, finden sich unter den diesem Werke beigefügten Kupfern. Sie enthüllen schon den Keim künftiger Größe. Die Sujets sind kühn erfaßt und die Geschichte treu dargestellt.

Der sieggekrönte Kunst-Jünger hatte nun auch das Recht, auf Kosten der Akademie auf drei Jahre nach Rom reisen zu können. Er mußte aber warten, bis der Termin des jungen Künstlers, der damals noch diese Wohlthat genoß, abgelaufen war. Unterdessen studirte er eifrig, und verdiente sich seinen Unterhalt mit Zeichnenlehren und Abzeichnen.

Thorwaldsen hatte sich vorgenommen, auf seinem Wege Dresden und Wien zu besuchen, als wollte er sich stufenweise an die Wunder der Kunst gewöhnen, die in Rom seiner harrten. Aber die Unruhen auf dem Continent im J. 1796, dem Termin der Abreise, und seine schwächliche Gesundheit, bewogen seine Freunde, ihm eine Seereise anzuempfehlen. Er ging an Bord einer Dänischen Fregatte und landete nach langweiligem Herumkreuzen in Neapel, ohne Deutschland berührt zu haben. Dies Letztere bemerken wir nur, um einen Fehlgriff der Frau von Stael in ihrem „Deutschland" zu verbessern, wo sie Thorwaldsen auf Deutschem Boden erzogen werden läßt. Er erreichte die ewige Stadt den 8ten März 1797 und nannte seitdem, wenn er nach seinem Geburtstage gefragt wurde, diese Epoche als die seines wahren Eintritts in's Leben. Wirklich ist dieser Tag oft feierlich als sein Geburtsfest begangen worden.

Thorwaldsen studirte mit unermüdetem Eifer, kopirte Antiken und schickte die akademischen Proben seines Fleißes und seiner künstlerischen Veredlung, welche letztere schon in den ersten Römischen Leistungen des Künstlers auffallend hervorleuchtet, an die Akademie; allein er erntete nichts, wohl nicht einmal Ruf. Der ungünstigen Zeitumstände wegen erhielt Thorwaldsen nichts, als eine zweijährige Verlängerung seiner Frist; aber auch diese beiden Jahre vergingen ohne pecuniären Vortheil, obgleich er im Verlaufe derselben den Jason modellirte. Dies Modell erhielt den Beifall der strengsten Kritiker, und nöthigte selbst Canova, der damals im Genuß eines ungetheilten Ruhmes schwelgte, zu dem Bekenntniß, „das Werk dieses jungen Dänen ist in einem neuen und großartigen Stile ausgeführt." Aber der mit Lob überhäufte junge Künstler fand seinen Beutel leer, und ein zweites Modell des Jason schwebte in Gefahr, das Schicksal des ersten zu theilen, welches er aus Verzweiflung in Stücke zerschlagen hatte. Die erste Unterstützung gewährte ihm eine Landsmännin, die gefeierte Dichterin Brun, damals in Rom anwesend. Diese Dame verschaffte ihm die Mittel, einen Gypsabdruck von Paris gegossener Statue des Jason zu nehmen, aber mehr konnte sie nicht für ihn thun; und eben wollte er voll Mißmuth nach Kopenhagen zurück, als der Friede von Amiens den Continent eine Zeit lang Britischen Reisenden eröffnete, und der verstorbene Thomas Hope in Thorwaldsens Atelier trat.

Hope, der Besitzer einer prächtigen Statuen-Gallerie, war mit den Ueberresten der Griechischen Skulptur zu vertraut, um nicht von der hohen Vollendung des Jason angezogen zu werden, und er fragte, welches wohl der Preis der Statue in Marmor seyn dürfte? Der Künstler, dem in diesem Augenblick wohl nichts im Leben so am Herzen lag, als die Ausführung seines herrlichen Entwurfs, verlangte 600 Zechinen. Der eben so großmüthige als feine Kunstkenner bot ihm 800 Zechinen an und versorgte ihn auf der Stelle mit Allem, was sonst noch zur Arbeit nöthig war. Aber noch vor Beendigung des Jason brach der Krieg von neuem aus, und Thorwaldsen wurde vernachlässigt, weil er für einen Briten arbeitete. Als späterhin Napoleons Sturz alle Schwierigkeiten beseitigt hatte, fühlte sich Thorwaldsen in solchem Grade vervollkommnet, daß er gern eine spätere Schöpfung seinem Jason substituirt hätte; da der Brite jedoch auf dem ersten Kauf beharrte, legte er die letzte Hand daran. Im Jahre 1828 ging Jason nach England ab. Ihn begleiteten, als Zeichen der Dankbarkeit des Künstlers, zwei schöne Basreliefs — ein genio lumen und ein Anakreon und Cupido — sammt den Büsten der Mistreß Hope und ihrer Töchter.

Mit Recht konnte Thorwaldsen dem Britischen Gönner verbunden seyn, denn Hope's Besuch war der Wendepunkt seines Glückes. Von dem Augenblick an ward er zum Ueberfluß beschäftigt und reichlich belohnt. Sein Ruhm schwang sich hoch und drang in die Ferne;

man stellte ihn neben Canova; jede Akademie war begierig, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen; die Großen, die Reichen und die Männer von Talent bewarben sich um seine Freundschaft. Wir folgen dem Biographen nicht in das Detail der Werke Thorwaldsens aus den letzten zehn Jahren, welches zu weit führen würde. Der erste Auftrag, den er von Hause erhielt, war der, einen Taufstein anzufertigen, mit dem die Gräfin Schimmelmann und ihr Bruder, Baron Schubarth, die Kirche von Brahe-Tolleborg auf der Insel Fünen beschenken wollten. Dieser Taufstein, geziert mit vier schönen Basreliefs, die Taufe des Erlösers, eine heilige Familie, Christus, wie er die Kindlein segnet, und drei schwebende Engel vorstellend, wurde in Kopenhagen ausgestellt und nach Verdienst gepriesen. Eine eben so fleißig ausgearbeitete Kopie des Kunstwerks hatte Thorwaldsen der Kirche Myklabye in Island, der schauerlichen Heimath seiner Vorfahren, zum Geschenk bestimmt. Allein diese Kopie erreichte nicht ihre Bestimmung, indem sie das Eigenthum eines Nordischen Kaufmannes ward, worauf der Künstler sofort eine andere Kopie aus Carrarischem Marmor bildete, um ihre Stelle zu ersetzen.

Wir kommen jetzt zu dem herrlichen Fries, der Thorwaldsen in dem Basrelief-Zweige der Bildhauerkunst die Palme errungen hat. Im Spätherbste des Jahres 1811 verordnete Napoleon, daß man einen päpstlichen Palast auf dem Quirinalischen Hügel zu seiner Aufnahme im Mai des kommenden Jahres in Stand setzen sollte. Die Römischen Künstler wetteiferten in Ausschmückung desselben; allein erst zu Anfang März erging an Thorwaldsen der Vorschlag, das Seinige beizutragen. Nur drei Monate konnte man ihm bewilligen; aber trotz dessen unternahm er freudig einen Fries für einen der geräumigsten Säle, dessen Gegenstand der triumphirende Einzug Alexanders in Babylon war. Das Sujet zerfällt in drei besondere Gruppen-Partieen. Die erste zeigt die Babylonier in Erwartung des herannahenden Siegers; die zweite stellt die Magier und Großen des Reiches vor, wie sie in Prozessionen heranrücken, ihm zu huldigen; die dritte aber den Alexander selbst, an der Spitze seines Heeres. Dieser Fries, mit dem an Großartigkeit, Kühnheit und Freiheit der verschiedenen Gruppen keine Leistung eines neueren Künstlers verglichen werden kann, verschaffte Thorwaldsen bei den Italiänern selbst den Titel des Patriarchen der Basreliefs. Eine marmorne Kopie dieses einzigen Meisterwerkes befindet sich in Dänemark, und eine andere im Palast des Grafen Sommariva auf dem Lago di Como. Auf der letzteren hat Thorwaldsen noch eine Gruppe angebracht, die ihn selbst darstellt, wie er das Werk dem Grafen übergiebt. Der Kopf dieser kleinen Figur ist dem Künstler ähnlicher, als andere Büsten und Portraits auf Kupfertafeln; aber keines der Bilder giebt einen Begriff von dem gebietenden Genius, der in seinem Auge lebt, oder von der liebenswürdigen Einfalt, die seine rauhen Züge charakterisirt.

Für diejenigen Leser, welche geneigt sind, zwischen Thorwaldsen und Canova eine Parallele zu ziehen, bemerken wir, daß Ersterer allgemein als treuerer Nachahmer der Natur und Künstler von feinerem Sinn für das Schöne anerkannt ist. Thorwaldsen hat Einfalt und Lauterkeit; Canova verräth etwas Gallische Ziererei. Dagegen läßt der Italiäner den Dänen in der Manipulation des Marmors hinter sich; das Fleisch an seinen Bildwerken ist vollendeter. Obgleich übrigens das Basrelief für Thorwaldsen's größten Triumph gilt, so besitzt doch Herr Baring einen Merkur von seinem Meißel, der, alle Vorzüge, die eine Bildsäule nur haben kann, in sich vereinigend, wohl selbst dem berühmten Fries die Palme streitig macht, und uns darüber ungewiß läßt, in welchem Zweige der plastischen Kunst der Meister sich am höchsten emporschwingt. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Grundtræk til Philosophiens Philosophie. (Die speculative Logik.) Als Leitfaden bei seinen Vorlesungen auf der Kriegsschule. Von J. L. Heiberg.

Fabelbog for Unge og Gamle. (Fabelbuch für Jung und Alt.) Von Fred. Schaldemose.

Om Danmarks Forsvarsvæsen. (Ueber Dänemarks Vertheidigungswesen.) Vom Lieut. Wernich. Pr. 2 Mk.

Om Sovelosheden. (Ueber die Schlaflosigkeit, deren Ursache und Heilung.) Von Dr. A. F. Fischer. Pr. 6 Mk.

Efterretninger om den danske og norske Somagt. (Nachrichten über die Dänische und Schwedische Seemacht.) Von Cap. H. G. Garde. Pr. 3 Mk.

Phantasie-Verdenen. (Die Phantasie-Welt.) Von A. G. Hansen. Pr. 1 Mk.

Blodmarken ved Waterloo. (Das Blutzeichen bei Waterloo oder der rechtschaffene Husar.) Pr. 3 Mk.

England.

Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Als man in Rom erfuhr, daß ein junger Amerikaner angekommen sey, um Raphael und Michel Angelo zu studiren, erregte diese Nachricht einige Neugierde unter den dortigen Künstlern. Der Erste, der das Glück hatte, dieses Phänomen des barbarischen Amerika zu zeigen, war Lord Grantham; er lud West zum Essen ein und führte ihn dann in eine Abend-Gesellschaft, wo er fast alle Personen fand, an die er Empfehlungs-Schreiben hatte, unter Anderen den Kardinal Albani, der, obgleich alt und blind, doch ein so feines Gefühl hatte, daß er als oberster Richter in Allem, was Medaillen und geschnittene Steine betraf, betrachtet wurde. „Ich habe die Ehre", sagte ihm Lord Grantham, „Ihnen einen jungen Amerikaner vorzustellen, der ein Schreiben an Ew. Eminenz hat und der nach Italien gekommen ist, um die schönen Künste zu studiren." Der Kardinal kannte die neue Welt so wenig, daß er glaubte, ein Amerikaner könne nur ein Wilder seyn. „Ist er weiß oder schwarz?" fragte der alte Herr, indem er beide Hände ausstreckte, um wenigstens das neue Wunder zu befühlen. Lord Grantham lächelte. „Er ist weiß, sehr weiß!" sagte er. — „Was, so weiß wie ich?" rief der Prälat aus, dessen Gesichtsfarbe ganz gelb war, wogegen West eine fast zu zarte Haut hatte; man verglich sie lächelnd mit einander. „So weiß wie der Kardinal!" war den ganzen Abend hindurch die liebende Redensart.

Andere Künstler, die zwar mit beiden Augen sahen, schienen nichtsdestoweniger den jungen Amerikaner als eine Art von Wilden zu betrachten, und sie waren neugierig, seine Empfindungen zu erforschen. Besonders wünschte man zu wissen, welchen Eindruck der Apoll, die Venus und Raphael's Meisterwerke auf ihn hervorbringen würden. Dreißig der prächtigsten Equipagen Rom's, angefüllt mit den Vornehmsten, was die Hauptstadt der Christenheit in sich schloß, bildeten den Zug des jungen Quäkers, als er die Meisterwerke der Kunst zum ersten Male besuchte. Man war übereingekommen, mit dem Apollo anzufangen. Die Bildsäule war verschleiert, und als der Wächter die Hülle fortnahm, rief West unwillkürlich aus: „Mein Gott! das ist ein junger Mohawk-Krieger." Die Italiäner waren überrascht und gekränkt, ihre schönste Statue mit einem Wilden vergleichen zu hören, und West, der diesen ungünstigen Eindruck wahrnahm, beeilte sich, ihn zu verwischen, indem er die Mohawks beschrieb, und mit großer Lebendigkeit ihre natürliche Zierlichkeit und das bewundernswerthe Ebenmaaß ihres Körperbaues, die Geschmeidigkeit ihrer Glieder und die anmuthsvolle Weichheit in allen ihren Bewegungen schilderte. „Ich habe sie oft", fügte er hinzu, „in dieser Stellung des Apollo gesehen, wie sie mit aufmerksamem Blick dem entsandten Pfeil nachschauten." — Die umwölkten Gesichter der Italiäner erheiterten sich, und sie räumten ein, daß der Vergleich von einem trefflichen Urtheil zeuge. West war kein Barbar mehr.

Er hatte indessen noch keine Probe abgelegt, daß er es verdiene, einen Platz unter den Künstlern einzunehmen. Er hatte wohl Mengs und Hamilton seine Zeichnungen vorgelegt, aber sie waren, seinem eigenen Geständniß zufolge, ohne Originalität und unglücklicher Weise auch nicht einmal korrekt. Er wendete sich an Lord Grantham und sagte ihm: „Ich kann nicht, wie die anderen Schüler, eine gute Skizze entwerfen, denn ich habe nie zeichnen gelernt; aber ich kann ein wenig malen, und wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollten, mir zu sitzen, damit ich Mengs ein Gemälde zeigen kann, so würden Sie mir eine große Gunst erweisen." — Lord Grantham willigte ein; das Bild war beendigt; der Name des Künstlers aber blieb ein Geheimniß; man stellte es in Crespigny's Gallerie aus, und lud alle Künstler zur Besichtigung deffelben ein. Man wußte, daß Lord Grantham dem Mengs saß, und diesem schrieben daher mehrere das Gemälde zu, bemerkten jedoch, daß das Kolorit seine früheren Bilder übertreffe. Dance, ein Mann von Geschmack, betrachtete es aufmerksamer und sagte: „Das Kolorit übertrifft das von Mengs, aber die Zeichnung ist weder so vollendet noch so rein wie die seinige." Eine lebhafte Erörterung entspann sich. Crespigny nahm einen günstigen Augenblick wahr und sagte: „Es ist nicht von Mengs." — „Aber von wem denn?" rief man ihm zu, „denn es giebt keinen Maler in Rom, der das hätte leisten können." — „Es ist von diesem jungen Manne", erwiederte Crespigny, indem er sich zu West wendete, der in der größten Spannung sitzen geblieben war. Die Engländer reichten ihm die Hand, die Italiäner umarmten ihn.

Mengs selbst trat bald darauf herein, betrachtete das Bild, ließ sich lobend darüber vernehmen, und sagte zu West: „Junger Mann, Sie brauchten nicht nach Rom zu kommen, um malen zu lernen. Ich empfehle Ihnen Folgendes: Betrachten Sie hier Alles, was der Aufmerksamkeit werth ist, entwerfen Sie Skizzen von fünf bis sechs der besten Statuen; gehen Sie nach Florenz, um die Gallerie zu studiren; gehen Sie nach Bologna, um die Werke der Caracci kennen zu lernen; gehen Sie nach Venedig, um die Gemälde des Tintoretto, des Titian, des Paul Veronese zu sehen. Dann kehren Sie nach Rom zurück, malen Sie uns ein historisches Bild, stellen Sie es öffentlich aus, und die allgemeine Stimme, welche sich über Ihr Talent kund giebt, wird Ihnen die Richtung anweisen, der Sie folgen müssen." — Eine gefährliche Krankheit stellte sich der Befolgung dieser vortrefflichen Rathschläge entgegen. Die Veränderung des Klima's, die Umgebung der Meisterwerke, sein unruhiger Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, wirkten nachtheilig auf West's Gesundheit. Der Schlaf floh sein Lager; der Schlaflosigkeit folgte das Fieber, und auf den Rath der Aerzte mußte er nach Livorno zurückkehren, wo er erst nach Verlauf von 11 Monaten vollkommen wiederhergestellt wurde.

Die Beschützer eines Talentes, welches sich emporzuschwingen strebt, sind Wohlthäter der ganzen Menschheit; ihre Namen verdienen ein Andenken. Ich liebe die Antwort Muhamed's, die er der schönen Ayescha ertheilte, als sie ihm sagte, seine erste Frau Cadische sey alt und häßlich gewesen und jetzt gut ersetzt: „Nein, bei Allah! es gab niemals eine bessere; sie glaubte an mich, als ich von den Menschen verachtet wurde; sie unterstützte mich, als ich arm und verfolgt war." — Die Namen Smith, Hamilton, Kelly, Allen, Jackson und Grantham müssen den Bewunderern West's theuer seyn. Sie bewiesen sich als seine Freunde, da er unbekannt und arm war. Die Geschichte mit dem Bilde des Lord Grantham wurde dem Kaufmann Allen erzählt, als dieser in Philadelphia mit dem Gouverneur Hamilton speiste. „Ich betrachte diesen jungen Mann", rief der würdige Allen aus, „als die Ehre seines Vaterlandes, und der erste Amerikaner, der sich der Kunst widmet, soll in seinen Studien nicht

gehindert werden; denn ich werde ihm so viel Geld senden, als er nur immer braucht." — „Sie haben Recht, mein Herr!" sagte Hamilton; „aber Sie werden erlauben, daß auch ich zu dieser patriotischen Freigebigkeit beitragen darf." — Als West zu seinem Banquier kam, um die letzten ihm übrig bleibenden 10 Guineen zu erheben, wurde ihm gesagt: „Wir haben einen Brief erhalten, demzufolge Sie hier einen unbeschränkten Kredit haben. Fordern Sie, was Sie bedürfen." — Amerika hatte also nunmehr einen Künstler und einen Magistrat, der für den Ruhm der Medicis empfänglich war.

Da West wieder hergestellt und seine Börse weniger leicht war, so konnte er die Rathschläge Mengs' befolgen. Er besuchte Bologna, Florenz und Venedig; aber vergebens bemühte er sich, das Geheimniß des Titian'schen Kolorites zu durchdringen. Reynolds fand dieses Geheimniß, und behielt es für sich. West meinte später auch, sich desselben bemächtigt zu haben. Aber man glaubt noch jetzt, daß weder der Eine noch der Andere es wirklich besessen habe. So viel ist gewiß, daß sie sich desselben nicht mit dem Glücke des Titian bedienten, dessen Kolorit sich zu dem aller modernen Maler wie die Sonne zu einem künstlichen Lichte verhält. Die Farben der West'schen Bilder bleichen und verschießen; denen des Venetianischen Meisters scheint die Zeit einen neuen Glanz zu verleihen.

Nachdem er Alles gesehen hatte, was sich der Mühe des Sehens verlohnte, kehrte West nach Rom zurück. Ein neues Abenteuer erwartete ihn daselbst; denn es schien, daß der ruhige und ernste Quäker von romantischen Begebenheiten und Prophezeihungen verfolgt werden sollte. Er unterhielt sich mit Garm Hamilton in dem Englischen Kaffeehause, als ein Greis mit einer Guitarre über den Schultern ihnen sein Talent als Improvisator anbot. — „Hier", sagte der Scheite mit einem muthwilligen Blick, „hier ist ein Amerikaner, der die schönen Künste in Rom studirt; nehmt ihn zum Gegenstand, das ist gewiß ein schöner Stoff." — West, der nie in solche Scherze einging, blieb ernsthaft und unbeweglich, während der Sänger seine Guitarre zur Hand nahm, und Hamilton einen Blick des Einverständnisses zuwerfend, seinen Gesang begann. Anfänglich war derselbe ein wenig mystisch und dunkel, als er aber zu bemerken glaubte, daß sein Gegenstand eine ziemliche Dosis Leichtgläubigkeit besaß, erlaubte er sich deutlichere Anspielungen. „Ich sehe", sang er, „in diesem jungen Manne ein vom Himmel auserlesenes Werkzeug, um in seinem Vaterlande den Geschmack für jene Künste zu verbreiten, welche die Natur des Menschen veredeln; ein sicheres Zeichen, daß jene entfernten Regionen eines Tages der Zufluchts-Ort der Wissenschaft und der Musen seyn werden, wenn die Musen und die Wissenschaft den Gestaden des hinfälligen Europa's enteilen. Alle Dinge himmlischen Ursprunges nehmen ihre Richtung gen Abend; die Wahrheit und die Kunst haben ihre Zeiten des Glanzes und der Finsterniß. Freue Dich, o Rom! denn Dein unsterblicher und ewig jugendlicher Geist nimmt seine Richtung nach einer neuen Welt, wo er, wie die Seele des Menschen im Paradiese, sich immer vollkommner ausbilden wird." — Diese Tirade entlockte West Thränen und einige Studi, und er erinnerte sich noch im späten Alter gern der Prophezeihung des verschmitzten Vagabunden.

Eines Tages begleitete er den Schottischen Geistlichen Grant nach St. Peter, um einer großen Messe beizuwohnen. In dem Augenblick, als der Priester die Hostie erhob, und Alles in tiefster Stille das Knie beugte, rief eine Stimme im Schottischen Accent: „O, Herr! Warum stürzest Du nicht das Gebäude auf ihre Häupter, um sie für diese Lästerung zu strafen!" — Glücklicher Weise wurde dieser Ausruf in Schottischer Sprache für den Ausbruch frommer Begeisterung eines Katholiken gehalten. Aber Grant, für seinen Landsmann besorgt, beschwor ihn, zu schweigen, wenn er nicht von dem Volke zerrissen werden wolle. Dieser Mensch war nach Rom gekommen, entschlossen, den Papst zum Kalvinismus zu bekehren, oder das Märtyrerthum daselbst zu finden. Er begab sich am anderen Tage wieder nach der Kirche und verlangte laut die Bekehrung des heiligen Vaters und die Vernichtung des papistischen Götzendienstes. Dieses Mal wurde er zu seiner großen Freude von der Inquisition verhaftet und in's Gefängniß geworfen. Aber der letzte der Stuarts, der sich in Rom befand, verwandte seinen Einfluß zu Gunsten des fanatischen Presbyterianers und setzte es durch, daß er mit heiler Haut nach Edinburg geschickt wurde.

Ueber alle diese romantischen Begebenheiten vergaß West seine Studien nicht. Er führte ein Gemälde: „Cymon und Iphigenia" und ein anderes: „Angelika und Medor" aus, welche die günstige Meinung seiner Freunde rechtfertigten, und ihm die akademischen Preise verschafften, welche in der Regel nur sehr glücklichen Künstlern zu Theil werden. Nachdem er die großen Meister Italiens studirt, und sich treffliche Kenntnisse in der Kunst der Composition und des Kolorits erworben hatte, fühlte er den Wunsch in sich erwachen, Rom Lebewohl zu sagen, um dorthin zurück zu kehren, wohin ihn sein Herz zog, — nach dem heimathlichen Boden. Er wollte indessen vorher noch die Insel seiner Vorfahren besuchen. Er ging über Parma, wo er zum Mitglied der Akademie erwählt wurde, eine Ehre, welche ihm schon in Florenz und Bologna zu Theil geworden war, und machte seinen neuen Kollegen eine so schöne Kopie des heiligen Hieronymus von Correggio zum Geschenk, daß der regierende Herzog den Künstler zu sehen wünschte. Er erschien, dieser Aufforderung gemäß, bei Hofe, und behielt, zum Erstaunen der Anwesenden, den Hut auf dem Kopfe. Aber dem Herzoge waren die Sonderbarkeiten der Quäker und die Duldsamkeit, welche die Engländer zu ihren Gunsten ausüben, hinlänglich bekannt. Außerdem war er ein Bewunderer William Penn's, und so empfing er den jungen Künstler mit vieler Güte.

West, seine Reise fortsetzend, kam durch eine Französische Gränzstadt, wo er vom Pöbel insultirt wurde, der die Engländer beschuldigte, daß sie die Französischen Fabriken zu Grunde richteten. Ein Mitglied des Magistrats war genöthigt, ihn unter seinen Schutz zu nehmen, und die Art von Entschuldigung, welche er an ihn richtete, nahm wieder den Schein einer Prophezeihung an. „Diese unwissende Welt", sagte er ihm, „beschuldigt England, anstatt unsere eigene Regierung anzuklagen. Der Französische Hof ist ein Schauplatz der Ausschweifungen geworden, von dem das Talent und die Tugend verbannt sind. Dies kann nicht dauern. Frankreich wird einst furchtbare Rechenschaft von denen verlangen, die die Verschwendung des Hofes unterstützen." — Diese Worte wurden 24 Jahre vor der Revolution gesprochen. West konnte nicht zur Welt kommen, keine Bestimmung wählen, sich in keinem Kaffeehause erholen, noch in Frankreich reisen, — ohne eine Prophezeihung.

Von der Französischen Kunst faßte er keine sehr gute Meinung; er fand, daß es ihr an Einfachheit fehle, daß bei ihr immer etwas Gesuchtes durchblicke, und sie den Mangel des wahren Genie's für die Malerei durch Zierlichkeit und Ausführlichkeit der Details zu verdecken suche. Boucher herrschte damals in der Französischen Künstler-Welt. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Reply etc. (Beantwortung von Angriffen auf den verstorbenen General-Lieutenant Long.) Pr. 5 Sh.

Reply etc. (Erwiederung auf Smith's Dialog über Treu und Glauben.) Von Mac Gavin Pr. 2 Sh.

Instructive gleanings. (Aehrenlese zur Belehrung.) Von Mainwaring. Pr. 6 Sh.

Facts etc. (Zur Kenntniß der Albigenser und Waldenser.) Von Maitland. Pr. 16 Sh.

Rußland.

Zur Kenntniß der Russischen Literatur.

Die Russische Literatur ist dem Auslande zu wenig bekannt, als daß dasselbe ein richtiges Urtheil darüber fällen könnte. Als wesentliche Ursachen dieser Unkunde läßt sich Folgendes näher bezeichnen: Alle bisher in Rußland gemachten Versuche, ein Deutsches literarisches Blatt zu begründen, welches das In- und Ausland mit der Literatur Rußlands bekannt machte, scheiterten bald; denn theils ist die Zahl der Deutsch Lesenden nicht so groß in Rußland, theils ist ein großer Theil dieser Klasse auch der Russischen Sprache mächtig und bedarf daher solcher Schriften nicht; ein anderer eben so großer Theil dieser Klasse wird durch überhäufte Geschäfte (theils der Aemter, theils des Erwerbs willen) vom Lesen abgehalten, der bei weitem größere Theil aber huldigt in seinen Klubbs lieber dem Kartenspiele als der Literatur. Doch — über den Geschmack ist nicht zu streiten. Ein anderer Grund ist wohl in Folgendem zu suchen: Mancher Gelehrte Rußlands würde sich gern zur Uebersetzung des einen oder anderen wichtigen Russischen Werkes entschließen und es einem ausländischen Verleger anbieten; allein theils ist die Entfernung zu groß, theils mangelt es an direkter Verbindung mit dem Auslande, theils aber, wenn er selbst einen Verleger fände, würde er wahrscheinlich vergebens auf die Zahlung des Honorars warten. Schreiber dieses hat selbst in diesem Falle sehr unangenehme Erfahrungen gemacht. Doch genug hiervon; gehen wir zu unserem Gegenstande über.

Der Reichthum der Russischen Literatur steigt mit jedem Jahre, theils an Originalwerken, theils an Uebersetzungen. Bevor ich zu den Hauptwerken dieses Jahres übergehe, möge es mir erlaubt seyn, einige Bemerkungen über die Russische Literatur im Allgemeinen vorauszuschicken und dann eine skizzirte Uebersicht der in den Jahren 1829, 30 und 31 erschienenen Werke zu geben.

Die Russische Literatur ist, vergleicht man die Erzeugnisse der letzten Decennien mit einander, in der That mit Riesenschritten vorwärts gegangen; sie hat mit dem besten Erfolge die Fortschritte anderer Völker benutzt, ohne bei ängstlicher Nachahmung stehen zu bleiben. Natürlich konnten die Fortschritte in allen Fächern des menschlichen Wissens unmöglich gleich seyn, aber in vielen sind die Russen ihren Vorbildern gleich gekommen, wenn sie auch in manchen anderen noch zurückgeblieben sind. Rußland besitzt geschickte Mathematiker und tüchtige Aerzte, doch wenig Originalschriften in diesen Fächern der Wissenschaft, weil diejenigen, welche sich denselben gewidmet haben, mit Amtsgeschäften so sehr überhäuft sind, daß sie an die Ausarbeitung irgend eines Werkes in ihrem Fache nicht denken können. Im Fache der Geschichte und Geographie ist noch wenig geschehen, und mit Ausnahme von Karamsin, Buturlin, Kardanew und Arßenjew erheben sich die Werke der übrigen nicht über das Mittelmäßige. Im Fache der Philosophie ist es noch dürftiger bestellt. Dagegen besitzt Rußland treffliche Dichter und mehrere sehr gute Romantiker. Im Fache der Staatswirthschaft besitzen wir außer den Werken des Herrn von Stosch nur wenige, aber dafür recht treffliche Werke. — Das Fach der literarischen Kritik ist am allerschlimmsten daran, denn bei den kritischen Streitigkeiten führt nur zu oft eine gewisse Leidenschaftlichkeit den Vorsitz, welche man gern entfernt sähe; aber die Hand auf's Herz: finden wir diese Leidenschaftlichkeit nur in Rußland? finden wir nicht häufig auch in dem gelehrten Deutschland der Splitterrichter genug, welche an ausgezeichneten Werken berühmter Männer ihren Witz zu üben suchen oder die Werke manches Gelehrten blos deshalb zu entwürdigen streben, weil der Verfasser nicht mit ihnen einstimmig denken und handeln will? Doch genug der Digressionen. Ich gehe zunächst zur Uebersicht der wichtigsten im Jahre 1829 erschienenen Werke über.

I. Jurisprudenz.

a) In Russischer Sprache:

Theorie der Rechte überhaupt, enthaltend eine philosophische Uebersicht des allgemeinen Staatsrechts. Von dem (jetzt verstorbenen) Staatsrath Lodi, Prof. an der Universität zu St. Petersburg.

Römisches Civil-Recht, von Nikolai Rosbestwenski. St. Petersburg.

b) In Deutscher Sprache:

Practicum Juridicum, oder Wünsche, Hoffnungen, Vorschläge für die wissenschaftliche praktische Ausbildung der Juristen in Rußland. Von Dr. E. G. von Bröcker, Prof. zu Dorpat.

II. Staats-Oekonomie und politische Wissenschaften.

a) In Russischer Sprache:

Ueber das Verhältniß der Abgaben zur Zahlungsfähigkeit der Besteuerten, und Mittel, um dies Verhältniß zu erreichen. Von P. Jowski.

Ueber Papier-Geld. Vom wirkl. Staatsrath N. Demidow.

b) In Deutscher Sprache:

Ueber das Kameral-Studium, insbesondere auf Russischen Universitäten und zunächst in Dorpat. Vom Prof. Dr. E. G. von Bröcker in Dorpat.

Politik. Andeutungen des Inhalts seiner öffentlichen Vorträge über diese Wissenschaften, von Joh. Phil. Gustav. Ewers.

III. Mathematische Wissenschaften.

In Russischer Sprache:

Astronomie, für Unkundige in der Mathematik, oder vollständige Uebersicht dieser Wissenschaft in ihrem neuesten Zustande, mit hinzugefügten Biographieen der berühmtesten Astronomen. Aus dem Französischen übersetzt von D. Pereweschtschikow.

IV. Geschichtliche Werke.

a) In Russischer Sprache:

Beschreibung der Dschungarei und des östlichen Turkestan, in ihrem ehemaligen und jetzigen Zustande. Aus dem Chinesischen übersetzt vom Pater Hyacinth.

Geschichte der alten und neuen Literatur, von Friedrich Schlegel. Aus dem Deutschen übersetzt.

Entwurf der alten Geschichte Bessarabiens, nebst historischen Auszügen und einer Karte. Herausgegeben von Weitmann, Stabs-Capitain des General-Stabes.

Gemälde der Kriege Rußlands gegen die Türken, während der Regierungen der Kaiserin Katharina II. und Alexander's I. Vom General-Major Buturlin. 2 Thle.

Briefe Peter's des Ersten an verschiedene Personen, nebst den Antworten auf diese Briefe. 2 Thle.

Das gerettete Griechenland, oder Gemälde der Kriegs-Operationen Rußlands gegen die Türken in den Jahren 1827 u. 1828.

Entwurf einer Geschichte des Russischen Reichs. Von Naidanow, Prof. am Lyceum zu Zarskoje Sselo.

Geschichte von Zarskoje Sselo, in drei Bänden von Jakowkin.

Geschichte der vier ersten Chane aus der Familie des Tschingis. Aus dem Chinesischen übersetzt vom Pater Hyacinth.

Kurze historische Nachricht über die Akademie der Künste, von 1764 bis 1829.

Ueber die in Rußland stattgehabten Kirchen-Versammlungen, seit der Einführung des Christenthums in Rußland bis zur Regierung des Czars Iwann IV. Wassilewitsch.

b) In Deutscher Sprache;

Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses. Verfaßt von Ssanang Ssetzen, Chungtaidschi der Ordus. Aus dem Mongolischen übersetzt und mit dem Original-Texte nebst Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus anderen unedirten Original-Werken herausgegeben von J. Jakob Schmidt, Dr. der Philosophie.

V. Geographie, Länder- und Völkerkunde, Reisen ꝛc.

In Russischer Sprache:

Reise durch die Türkei aus Konstantinopel nach England über Wien, von R. Walsh. Aus dem Französischen übersetzt von S. de Chaplet.

Beschreibung der Wasser-Communicationen zwischen St. Petersburg und den verschiedenen Russischen Gouvernements, mit einer hydrographischen Karte. Von D. Kästürew.

Ueber die Kaukasische Linie und die Kosaken am Schwarzen Meer, oder allgemeine Ansichten über die angesiedelten Truppen, welche die Kaukasische Linie bewachen, und über die benachbarten Gebirgsvölker. Herausgegeben vom wirkl. Staatsrath Joseph Debou (gegenwärtig Civil-Gouverneur im Gouvernement Orenburg).

Beschreibung von Peking. Vom Pater Hyacinth.

VI. Schöne Literatur.

Homer's Iliade, in Hexametern übersetzt von Gnedítsch. 2 Bde.

Worstij. Dichtung von Podolinskij.

D. W. Wenewitinow's Schriften. 2 Thle. (Dieser junge Mann von großen Talenten starb, zu früh für die Wissenschaften, in einem Alter von 22 Jahren.)

Drei Gedichte des Barons Rosen.

Poltawa, Gedicht von Alexander Puschkin.

San-Tsi-Tsin, oder die Trilogie, mit dem lithographirten Chinesischen Text. Aus dem Chinesischen übersetzt vom Pater Hyacinth.

Das Mädchen der sieben Engel und das Geheimniß. Vom Baron Rosen.

Geschichte des Barons Delwig.

Parisina. Aus dem Englischen des Lord Byron, von Kärjow. (Eine bessere Uebersetzung der Parisina ist von Wörderewskij erschienen.)

Der Sonnabend-Abend auf dem Lande in Schottland. Aus dem Englischen des Burns, von Koslow.

Walter Scott's Woodstock. — Zwei Uebersetzungen; eine (die bessere) von S. de Chaplet, und eine andere von Gerássimow in Moskau.

Schiller's Braut von Messina. Aus dem Deutschen übersetzt von Rötschew.

Schiller's Wilhelm Tell. Aus dem Deutschen übersetzt von Rötschew. (Herr Rötschew besitzt ein ausgezeichnetes Talent als Uebersetzer und ist der Deutschen Sprache vollkommen mächtig. Schade nur, daß er an zu großer Eilfertigkeit leidet, die seinem Talent sehr vielen Schaden thut.)

Puschtin's Gedichte. Erster Theil. (Seitdem sind noch zwei Theile erschienen.)

Walter Scott's Mädchen von Perth. Aus dem Englischen von Woskressénskij.

Wisin's Schriften und Uebersetzungen. 2 Thle.

Almanache: Nordische Blumen. — Der Newaische Almanach, herausgeg. v. Mädjin. — Der Moskowische Almanach v. Glinka. — Der Kranz der Grazien. — Orpheus. — Das Schneeglöckchen.

Dies sind, wie gesagt, nur diejenigen im J. 1829 erschienenen Werke, welche vorzüglich der Erwähnung werth schienen. Nächstens die Fortsetzung dieser Uebersicht, welche die Literatur Rußlands in den Jahren 1830 und 31 und eine Uebersicht der Zeitschriften und Zeitungen in sich begreifen wird.

St. P. O.

Mannigfaltiges.

— Holman, der blinde Reisende. Mit großem Vergnügen berichten wir, daß dieser interessante Mann vor wenigen Tagen in sein Vaterland zurückgekehrt ist, nach einer mehr als 5jährigen Abwesenheit, während welcher er die Erde umschiffte und die Kontinente von Asien, Afrika, Amerika und Australien, so wie die Inseln Mauritius, Ceylon und Van Diemens Land bereiste. Er besuchte nächstdem China, die Inseln Madeira, Teneriffa, St. Jago, Fernando del Po, Ascension, Madagaskar, Pinang, Singapore und viele andere merkwürdige Oerter. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß er, in einer so eigenthümlichen Lage und trotz der ungesunden Beschaffenheit mehrerer Gegenden, die er besuchte, und der Gefahren, die er zu bestehen haben mußte, gesund und wohlbehalten zurückgekehrt ist. Betrachten wir das Riesenhafte seiner Unternehmung und die großen Beschwerden, mit denen er zu kämpfen hatte, so können wir nicht genug die Charakterfestigkeit und außerordentliche Beharrlichkeit bewundern, mit denen er das unternahm und vollführte, was wenige andere Menschen, obgleich im vollen Besitze aller ihrer Sinne, unternommen haben würden. Wenn wir in den früheren Berichten des Hrn. Holman von seinen Reisen durch den größten Theil des festen Landes von Europa und durch Liberia so manche interessante Beweise seiner scharfen Beobachtungsgabe, Klarheit der Darstellung und merkwürdige Begegnisse fanden, wie viel neues Vergnügen dürfen wir uns nicht von diesen seinen jüngsten, weit ausgedehnteren Wanderungen versprechen! Die Literatur der Reisen kann nichts Interessanteres darbieten. (Litterary-Gazette.)

— Geistige Aufregung. Gemüthsbewegung ist eine der häufigsten und wichtigsten Krankheits-Ursachen. Wenn wir in den Straßen großer Handelsstädte umherwandern, so muß uns an den wohlgekleideten Personen, die vorübergehen, der hastige Schritt und das Gepräge des Kummers in ihren Zügen auffallen. Zwar erblicken wir mitunter einen jungen Mann, der den natürlichen Frohsinn und die frische Farbe noch nicht verloren hat; aber selten reichen diese Erscheinungen über das Mannesalter hinaus. Cuvier sagt am Schlusse einer beredten Schilderung des animalischen Lebens und seiner Wechsel: „das Leben ist ein gewaltsamer Zustand.“ Was er in physischer Beziehung behaupten wollte, möchten wir noch stärker in moralischer behaupten. Die Civilisation hat unser Gemüth eben so verändert, als unseren Körper. Wir leben in einem Zustande unnatürlicher Aufregung, unnatürlich, weil sie theilweise regellos und ausschweifend ist. Unsere Muskeln sterben ab, aus Mangel an Thätigkeit, während unser Nervensystem durch übertriebene Thätigkeit aufgerieben wird. (Thackrah, On health.)

— Ein Bischof in Nord-Amerika. Fast jede Art religiöser Ansichten findet ihre Anhänger in der Stadt Charlestown, und die Geistlichkeit jedes Glaubens wird dort höchlich und nach Verdienst geehrt. Während meines Aufenthaltes daselbst war Dr. England, der katholische Bischof, durch Talent und geistige Energie am meisten ausgezeichnet. Er ist einer der besten argumentirenden Redner, die ich je auf der Kanzel gehört habe, und seine Nachmittags-Predigten wurden immer sehr stark besucht, selbst von den wohlhabendsten und gebildetsten Protestanten des Orts. — Seine eigentliche Gemeinde war sehr arm, und er war genöthigt, eine Schule zu halten, um sein geringes Einkommen zu vermehren. Gewiß hielt ich ihn deshalb nicht minder für einen sehr würdigen Nachfolger der Apostel, und so oft man die Nothwendigkeit geltend macht, die hohe Geistlichkeit unserer eigenen Kirche reich zu dotiren, um ihr die Hochachtung und Ehrfurcht der Weltkinder zu sichern, denke ich an den hochbegabten Bischof von Charlestown, der sich bloß durch Ausübung christlicher Tugenden, ohne allen bischöflichen Pomp, die Liebe und Verehrung seiner Heerde, so wie die allgemeine Hochachtung seiner Mitbürger zu erwerben wußte. (Notices on America.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Mittwoch den 26. September 1832.

Griechenland.

Ueber die christlichen (nicht-Griechischen) Völkerschaften in der Europäischen Türkei *).

Nach dem Untergange des byzantinischen Kaiserreichs blieben in der Europäischen Türkei mehrere, durch Sprache zwar verschiedene, durch das christliche Religionsbekenntniß aber vereinigte Völkerschaften der osmanischen Herrschaft unterworfen, nämlich die Moldauer und Wlachen (Walachier), die Bulgaren und Serwen, die Albanier und Griechen. Alle diese Völkerschaften wurden, da sie von der Herrschaft der Kaiser in Konstantinopel, oder in Neu-Rom, zu der der Sultane in Stambul übergegangen waren, theils von den Herrschern, theils unter sich selbst mit dem Namen: Romaei (Ῥωμαῖοι) bezeichnet, wiewohl dieser Name vorzugsweise nur den Griechen gegeben wurde.

Die Moldauer und Walachier sind die Nachkommen der alten Geten und Dacier, thracischer Völkerschaften, welche seit undenklichen Jahrhunderten jene Gegenden bewohnt hatten. Das Geschlecht der Thracier war, dem Herodot zufolge, nach den Indiern das weitverbreitetste, und es wohnte, in mehrere Völkerstämme geschieden, diesseits und jenseits des Ister. Zweige davon waren jenseits desselben, die Dacier und Geten. Die thracische Sprache theilte sich in mehrere Verzweigungen. Thracier waren, nach der Meinung der bessern Kritiker, die Pelasger, aus deren Sprache die der Griechen sich bildete und vervollkommnete; eben so waren Thracier die Illyrier, Triballer u. A. Die Sprache der Dacier und Geten ward indeß von der Römischen verdrängt, nachdem Trajan jene Völkerschaften in zwei Feldzügen (101 und 107 u. Chr. Geb.) der Römischen Herrschaft unterworfen hatte. Römische Kolonieen und Römische Gesetze verbreiteten auch die Sprache der Römer über Dacien; allein ganz vermochte dieselbe die Landes- und Volkssprache gleichwohl nicht auszurotten. Sie nahm zwar Vieles von der Römischen an, blieb aber in der Hauptsache sich selbst treu, und erhielt sich in den Formen und in der Syntax in ihrer Eigenthümlichkeit.

Was den Daciern und Geten, jenseits des Ister, wiederfuhr, war den Völkerschaften diesseits desselben bereits früher widerfahren. War es doch einst dem Macedonischen Helden in zehn Jahren gelungen, durch seine Heerzüge die Griechische Sprache in Asien bis nach Indien hin auszubreiten: was Wunder also, daß auch der weltbeherrschenden Roma ein Gleiches mit den ihr unterworfenen Völkern gelang? Nachdem die Römer in einem Zeitraume von ungefähr acht Jahrhunderten die Völker von den Küsten Englands an bis zum Euphrat, und von der Elbe bis zu den Wüsten Afrika's sich unterjocht und auf dem Wege der Colonisation dieselben unter einander vermischt und verschmolzen hatten, führten sie unter ihnen natürlicherweise auch ihre eigene Sprache ein. Illyrien ward eine Römische Provinz im Jahre 219 vor Chr. Geb., Macedonien und Epirus im Jahre 167, und im Jahre 146 Griechenland. Durch fast sechs Jahrhunderte hindurch, bis zu dem Verfalle der Römischen Herrschaft, war die heutzutage sogenannte Europäische Türkei mit Römischen Heeren und Römischen Konsuln, mit Prätoren, u. s. w. überschwemmt; und die nothwendige Folge davon war, daß die Einwohner jener Länder, die Macedonier, Thessaler, Griechen u. s. w. die Sprache der Sieger und ihrer Beherrscher erlernten, und daß viele dieser Völkerschaften ihre eigene Sprache gänzlich verloren. Nur in den größeren Städten erhielt sich die Griechische Sprache als die vorherrschende, und auch die Berge Illyriens wehrten der fremdgebornen mit Erfolg den Zugang. Aber die Bewohner der Dörfer in den Ebenen und Thälern vermengten die angeborne Sprache mit der Römischen, und so bildete sich ein eigener Dialekt der sich noch in vielen Theilen Macedoniens, und hin und wieder in Epirus, Thessalien und Griechenland erhalten hat.

Alle diese Völker werden mit dem gemeinschaftlichen Namen: „Wlachen" bezeichnet **). Der Ursprung dieses Namens ist Dacisch; dann ging er auf die Völker diesseits des Isters über. Wie der gelehrte Jo. Leunclavius in seinem Lateinisch geschriebenen und im J. 1650 in Paris, zugleich mit der „Geschichte der Türken" von Chalkondylas, herausgegebenen Werke „über die Türkische Geschichte" (S. 429) meint, so benannten die in Transsylvanien (Siebenbürgen) wohnenden Deutschen jene Völkerschaften mit diesem Namen, weil sie sie, wegen ihrer dem Römischen ähnlichen Sprache, für Italiäner hielten, diese aber von den südlichen Deutschen, bei der Nähe der Italiäner und Gallier, und mit der in der Deutschen Sprache bei Eigennamen gewöhnlichen Aenderung des G in W ***), „Wallier" (Βάλλοι) statt „Gallier" genannt wurden. So nannten auch die Angelsachsen die nach England ausgewanderten Gallier „Wallier", und das Land „Wallien" (Englisch: Wales); eben so nannten sie — die Deutschen — die Italiänische Sprache die Wälsche. Aus Βάλλος machten nun ferner die Deutschen beim Sprechen: Walch, Walach, und nach Art der Slaven: Wlach, Wlachos (Βλάχος, gesprochen: Wlachos). Uebrigens sind diese sogenannten Walachier eben so wenig Wlachen oder Römer, als die in Asien lebenden Christen, die ihre Griechische Sprache verloren haben und die der Türken, ihrer Herren, reden — Türken sind. Jene Wahrheit ergiebt sich schon daraus, daß sie den Namen „Rumuni" für fremd und entehrend halten, und nur des eigenen als eines ächten sich bedienen. **)

Die Dacier und Geten wurden nach der Einnahme Konstantinopels der Osmanischen Herrschaft unterworfen, während sie nur ihre innere Autonomie sich erhielten und von einem Fürsten, der bald Woiwode, Hospodar oder Effendi (ἀυθέντης) hieß (auch bald ein Eingeborner — bis zum Anfange des 18ten Jahrhunders —, bald ein Fremder — von da bis nach 1821 — war) regiert wurden. Seitdem, bis auf den heutigen Tag, zerfallen die Einwohner nur in zwei Klassen, nämlich: in Herren und Knechte. Jene bewohnen die Hauptstädte Bukarest und Jassy; diese bebauen das Land, wogegen sie jedoch keinen anderen Gewinn haben, als Polenta für ihre Nahrung, Lumpen zu ihrer Bedeckung und elende Hütten, in denen sie, wie die Troglodyten, leben, während ihre Herren sardanapalisch und in Asiatischem Wohlseyn schwelgen. Seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts wurden die beiden Provinzen (nämlich die Moldau und Walachei) von den Phanarioten beherrscht, welche (im Ganzen Griechischer Abkunft), gleichsam neu gemachte Fürsten, dieselben vom

*) Aus des Neugriechen Kumas Ἐγκυκλοπαιδεία τῶν ἀνθρωπίνων γνώσεων (Wien 1831 — 1832) Bd. 12. Diese Zusammenstellung über die christlichen Völkerschaften in der Europäischen Türkei, wie sie Kumas a. a. O., zwar nur kurz und — in historischer Beziehung — freilich nur in den Hauptzügen, giebt, dürfte gleichwohl auch für andere, als Griechische, Leser von Interesse seyn, besonders bei dem Standpunkte, aus welchem der Verfasser diese Völkerschaften in nationaler und sprachlicher Hinsicht betrachtet.

**) Eigentlich sind diese Βλάχοι, auch Μαυρο-Βλάχοι, d. i. schwarze Walachier, die Walachier in der Walachei, die indeß, wie Leake in seinen „Researches in Greece" sagt, von den höflicheren Griechen Μουσοῦλμαν genannt werden. Sie selbst nennen sich auch Rumuni (verstümmelt aus Ῥωμαῖοι). Außer der Walachei haben die Βλάχοι (Wlachen) auch den Beinamen: Κουτζο-βλάχοι, die nicht mehr als ein Ganzes zu betrachten sind und nur in einzelnen Dörfern (Βλαχοχωρία) Rumeliens zerstreut leben, namentlich im alten Macedonien und in Thessalien. Sie leben größtentheils in den Gebirgen als Hirten und Jagdleute, und der Baron v. Stackelberg führt sie in seinem Werke: „Trachten und Gebräuche der Neugriechen" (Berlin, 1831) geradezu als einen der drei, seit 1453 in der Neugriechischen Nation sich auszeichnenden, in Namen, Sprache, Tracht und Lebensweise verschiedenen, Stämme der Neugriechen an, nämlich: eigentliche Griechen (Ῥωμαῖοι), meist Handels- und Schiffsleute; Albanesen (Ἀρβανῖτες), Land- und Kriegsleute, und Walachier — eigentlich Wlachen — (Βλάχοι), Hirten und Jagdleute. Manche Reisende in Griechenland bezeichnen diese Wlachen oder Wlacken geradezu als „das Gebirgsvolk"; nach Anderen wurden die Bauern in Morea also genannt, oder überhaupt „bewaffnete Bauern, Nachkommlinge Römischer Kolonisten." Κουτζοβλάχοι (krumme Wlachen) sollen sie wegen ihrer mit vielen Lateinisch-Italiänischen Wörtern vermischten Sprache genannt werden; indeß sagt der Verf. der „Nouvelles observations sur la Valachie" (Paris, 1822) Pag. 22 von den Walachiern überhaupt: „leur langue dérive évidement du latin; mais c'est un latin bien corrompu et mêlé de quelques mots slavons et allemands." Die Walachische Sprache theilt sich übrigens in zwei Haupt-Dialekte: das Dacisch-Walachische oder reine Rumunische, und in das gröbere und unreinere Thracisch-Walachische oder Kuzo-Walachische. Die Walachische Sprache war schon im 17ten Jahrhundert Schriftsprache, und im 18ten ließen einige Hospodare der Walachei die heiligen Schriften in dieselbe übersetzen (Rizo „Histoire moderne de la Grèce." 1828. Pag. 229); aber eine eigene Grammatik soll diese Sprache erst seit einigen Jahren besitzen. Beim Gottesdienste haben jedoch selbst die Κουτζοβλάχοι, wie andere sonst nicht Griechisch redende Völkerschaften in Griechenland, die Griechische Sprache beibehalten. Leake spricht im dritten Kap. seines oben erwähnten Werkes auch von den Walachiern und ihrer Sprache. Eine Grammatik derselben ward, nach ihm, bereits 1787 gedruckt worden. In Leipzig gab vor einigen Jahren ein junger Walachier eine Walachische Zeitschrift heraus. — Unter Anderem sieht jener Engländer auch in den Morlachen in Dalmatien „schwarze Walachier" (d. i. Morlachen-Moro-Wlachi; „Moro" bedeutet im Slavonischen: schwarz, und ist das Griechische: Μαῦρος). S. Iken's „Eunomia" 1827. Bd. 1 S. 251 ff.

*) So i. B. in Willimer, für Gilimer; Wilhelm, für Guilhelm; Welphen, für Guelphen. Anm. des Kumas.

**) Man sehe im Allgemeinen des gelehrten Bibliothekars in Wien, Kopitar, Abhandlung über die Albanische, Walachische und Bucharische Sprache, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1829. Bd. 46 S. (6)—106. Anm. des Kumas. — Von dem gelehrten Neugriechen Daniel Philippidis giebt es eine, im J. 1810 gedruckte, Geschichte Rumuniens. Rizo: Cours de littérature grecque moderne. 1827. Pag 57. 132. D. E.

Sultane als Lohn für das bekleidete Pforten-dollmetscheramt erhielten. Jeder dieser Fürsten brachte einen Haufen Verwandte und Freunde mit sich in die Provinz, wo sie dann, in Verbindung mit den mächtigeren der einheimischen Großen, die Unterthanen aussogen. Der häufige Wechsel dieser Herrscher vermehrte das Uebel, und nur die beiden Hauptstädte hatten den Vortheil, daß, da die Hospodare Griechen waren, auch die Eingebornen sich genöthigt sahen, Griechisch zu reden und zu studiren, und daß daselbst Griechische Schulen mit Griechischen Lehrern errichtet wurden, von welchen letzteren manche von dort aus der gesammten Griechischen Nation genützt haben. Da aber die beiden Provinzen in der Nähe derjenigen Mächte lagen, welche öfters die Türkei bekriegten, wie früher Oesterreich und Polen, nachher Rußland, so wurden sie gewöhnlich der Kriegsschauplatz, so daß man sich in der That wundern muß, daß trotz des oft jahrelangen Aufenthaltes fremder Truppen in denselben, die Fruchtbarkeit des Landes sich so frisch zu erhalten vermocht hat. Der Aufstand der Griechen (1821) brachte die Phanarioten um den Besitz der Fürstenthümer, die nun von eingebornen Großen beherrscht werden; eben so hat der letzte Russisch-Türkische Krieg den beiden Provinzen gewisse Rechte verschafft, durch deren wohlthätige Anwendung das Land beglückt und besonders die niedere Klasse der Einwohner humanisirt werden kann. Indeß kann dies ohne Volks-Bildung nicht geschehen, und ein gründlicher Unterricht kann nur auf der Griechischen Sprache beruhen.

Die Serwen, ein Slawisches Volk, das um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in das westliche Mösien einwanderte und dort sich niederließ, theilten, nachdem Mohamed II. ihr Land unterjocht hatte, das Schicksal der anderen christlichen Völker in der Türkei, bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, wo die Türken selbst sie zum Aufstande nöthigten. Denn da die vornehmsten Janitscharen in Belgrad die Gewalt besaßen, und der vom Sultan hingeschickte Pascha ihnen so gut wie untergeordnet war, so behandelten sie auch die Unterthanen ganz und allein nach ihrer Willkür. Nach dem Frieden von Sistow (1791), durch den die Pforte Belgrad von Oesterreich zurückerhielt, benutzte sie die Gelegenheit, sich wieder in den Besitz des Landes zu setzen, und verwehrte daher auch den Janitscharen den Eintritt in jene Festung. Der vom Sultan abgeordnete Pascha behandelte die Einwohner mit Milde, und das Land hatte glückliche Tage. Die vertriebenen Janitscharen aber, die da und dorthin sich zerstreut hatten, vereinigten sich endlich unter einander, um dem abtrünnigen Pascha von Widdin, Paßwan-Ogiu, Beistand zu leisten, der denn auch vom Sultan die Rückkehr der Janitscharen nach Belgrad erlangte. Die Janitscharen fingen nun aber von Neuem an, über den Pascha von Belgrad sich zu erheben, und belagerten ihn sogar in seiner Burg, so daß sich dieser nicht anders zu helfen wußte, als indem er durch Briefe ein Häuflein Christen aufbot, ihm gegen die treulosen Janitscharen beizustehen. Einer dieser Briefe fiel den Janitscharen in die Hände; diese erklärten darauf den Pascha als einen Ungläubigen, nahmen ihn gefangen und ermordeten ihn (1801). Ueber seinen Nachfolger gebot der Anführer der Janitscharen, Phuska-Ogiu, wie über seinen Diener.

Da dieser Phuska-Ogiu alle Gewalt in Händen hatte, faßte er den Entschluß, die vornehmsten der Christen, die sogenannten Knesen, unter dem Vorwande, als wären sie die Mitverschworenen des ermordeten Pascha gewesen, in Wahrheit aber nur, um sich ihrer Güter zu bemächtigen, umzubringen. Als erste Opfer seiner Wuth fielen ein bejahrter Archimandrit und ein gewisser Alexios Stephanidis. Darauf durchzog Phuska-Ogiu das Land, ließ die Knesen umbringen und konfiszirte ihre Güter. Nachdem er bereits über siebzig hatte ermorden lassen, sandte er sieben Janitscharen nach dem Dorfe Kaminicza, daß sie den dort wohnenden Czerni, oder schwarzen Georg (Kara Georg) tödteten. Dieser kühne Mann, der indeß von dem Geschehenen bereits unterrichtet war, ging den ihn Suchenden bewaffnet entgegen; und da er sah, daß diese mit bloßen Schwerdtern auf ihn zukamen, schoß er auf sie, tödtete davon zwei, schlug die anderen in die Flucht und floh in die Wälder, in der Absicht, nach Bosnien sich zu begeben. Unterweges traf er einen Leidensgefährten, Namens Stanok Servatis, und nach wenigen Tagen war die Zahl der Fliehenden bis auf siebzig angewachsen, so daß sie nun beschlossen, ihre Landsleute zu den Waffen zu rufen und sich zu einem Bündnisse, entweder frei zu leben oder zu sterben, gegenseitig zu verbinden. Czerni Georg, ob er gleich ungebildet war, ward dennoch, weil er voll Muth und Kühnheit und wohl geeignet war, das Zutrauen und die Liebe seiner Landsleute sich zu verschaffen, zum Anführer gewählt. Vierhundert Janitscharen wurden aus Belgrad ausgesandt, den noch unbedeutenden Aufstand zu unterdrücken; aber Georg überfiel sie mit achtzig Serwen ganz unerwartet in dem Dorfe Sramenitza, nahm ihren Anführer gefangen und jagte die Uebrigen, die die Zahl der Feinde nicht kannten, in die Flucht. Solches geschah im August 1801.

Die Pforte sah dem Serwischen Aufstande zwei Jahre hindurch ruhig zu, in der Absicht, daß der Uebermuth der Janitscharen sich selbst vernichten solle, und zugleich auch in der Hoffnung, daß dann die Serwen sich ihr wieder unterwerfen würden, wie ihr denn auch vernünftige Serwen selbst dies versichert hatten. Als sich darauf Georg in der Nähe von Semendria befestigt hatte, stellte er dem Sultan ausführlich vor, welche Leiden das Land bisher von den Janitscharen erduldet habe; und der Sultan erließ ihnen auf diese Vorstellung, dies anerkennend, auf neun Jahre die Steuern. Allein Georg, dadurch ermuthigt, blieb dabei nicht stehen, sondern verlangte nun auch noch, daß die Pforte Serwien zu einem eigenen Fürstenthume, wie die Moldau und Wallachei, erheben solle. Da begann die Pforte im J. 1804, die Serwen ernstlich zu bekriegen. Zwei Jahre dauerte der Krieg; Georg that Wunder der Tapferkeit und gab eben so viele Beweise der Klugheit; er schlug die Türken an den Flüssen Drina und Morawa, belagerte und nahm Belgrad (im Dez. 1806), bald darauf auch Schabacz und Nissa, so daß es fast schien, als wolle das Schicksal die Angelegenheiten der Serwen mit glücklichem Erfolge krönen.

Im Jahre 1806 brach auf der anderen Seite der Krieg zwischen Rußland und der Pforte aus. Ein Russischer Offizier, der jedoch von Geburt ein Grieche war, Namens Rodophiniki, ward zu den Serwen gesendet, um sie für die Interessen Rußlands zu gewinnen. Um so weniger vermochten nun die Türken, etwas mit Ernst und mit Erfolg gegen die Serwen zu unternehmen, da sie auch den Krieg mit den Russen zu bestehen hatten, und sie erlitten daher von den Serwen von Zeit zu Zeit manche harte Unfälle. In dem Frieden von Bukarest (1812) empfahl Rußland die Serwen der Gnade der Pforte*), Czerni Georg aber war gezwungen nach Rußland zu entfliehen. Noch ehe das Türkische Heer in Schumla aufgelöst ward, marschirte der Großvezier Churschid Pascha nach Serwien, zerstreute die Haufen der Serwen und nahm Belgrad. Georg kehrte darauf, auf diese Nachricht, sogleich wieder um, um seinen Landsleuten beizustehen, ward aber gefangen genommen und von den Türken ermordet**). Der Sultan Mahmud, der die Absicht hatte, das viele Jahre hindurch mannigfach heimgesuchte Land zu beruhigen, sandte (1814) den Topal-Aldin-Bei nach Serwien, damit er sich von dem Zustande desselben überzeuge und ihm die Mittel nachweise, wie die Wunden zu heilen seyen, welche dem Lande geschlagen worden waren. Dieser wohlgesinnte Muselmann schlug dem Sultan als eine wohlthätige Maaßregel vor, die Christen von den Türken zu trennen, dergestalt, daß die ersteren unter einer eigenen Verwaltung das Land bewohnen und nur jährlich ihre Abgaben entrichten, diese aber mit ihrem Pascha, als Kommandanten der Festung, in Belgrad wohnen sollten. Der Sultan billigte den Vorschlag, und so erhielten die Serwen (d. 15. Dez. 1815) durch ihren neuen Befehlshaber Milosch jene selbstständige Verwaltung. Dieser Zustand befestigte und vervollkommnete sich unter Vermittelung Rußlands, und im J. 1830 ward Milosch als erblicher Fürst von Serwien vom Sultan anerkannt***).

Die der Sprache nach mit den Serwen verwandten Bulgaren kamen um das Ende des fünften Jahrhunderts (489) von der Wolga her; und nachdem sie Konstantinopel bedroht und in Schrecken versetzt hatten, breiteten sie sich diesseits der Donau und an den Küsten des schwarzen Meeres, in Thracien und Macedonien, bis nach Thessalien hin aus, und wurden endlich, nach manchen Wechselfällen, den Türken unterworfen. Sie sind Landbebauer und sehr arbeitsam, aber ungebildet und roh, mit Ausnahme derer, welche in den Städten in Folge der Erlernung der Griechischen Sprache auch zu besseren Sitten sich gebildet haben. Gleichwohl sind sie im Ganzen achtbar von Charakter und eifrige Anhänger der Griechischen Kirche. Sie stehen unmittelbar unter der Pforte und theilen das Schicksal der übrigen Türkischen Unterthanen†).

Die Albanier sind die Illyrier des Alterthums. Als in den alten Zeiten die anderen Griechen, zuerst die Athenienser, die Waffen ablegten, behielten, nach Thucydides (I. 6.), die Barbaren die Gewohnheit ferner bei, bewaffnet einherzugehen. Unter Barbaren versteht er vorzugsweise die Illyrier, weil er da, wo er von der Stadt Epidamnos spricht, sagt, daß in der Nähe derselben die barbarischen Taulantier, von Illyrischem Stamme, wohnten. Auch damals theilten sich die Illyrier, wie heutzutage die Albanier, in mehrere Völkerschaften. Ihre Sprache ist, nach dem Urtheile Unterrichteter††), die alte Sprache der Thracier und Pelasger, aus welcher sich mehr oder weniger die Dialekte Griechenlands bildeten; später aber wurden mit ihr Wörter und Idiome aus den Sprachen der gegenüber wohnenden Italiäner, der Hellenen, mit denen sie eine Zeitlang die Religion gemeinschaftlich hatten, und der Türken, deren Herrschaft sie endlich alle unterworfen wurden, vermischt, gleichwie auch die meisten Albanier deren Glauben annahmen. Ihr größtentheils gebirgiges und unfruchtbares Land zwang sie, die Waffen als ein Erwerbsmittel zu betrachten und gegen Lohn denen zu dienen, welche ihnen am meisten boten. Während der letzten Zeit der byzantinischen Herrschaft waren die Albanier die Wächter des Peloponneses und der Palaeologen, der Herren desselben†††). Als darauf ihr Vaterland von Murad II. und

*) Eben so wie früher 1774 in Kainardschi und 1792 in Jassi die Griechen.

**) Nach der gewöhnlichen Angabe indeß hat der Nachfolger des Georg, Milosch, an dessen Tode im J. 1817 die hauptsächlichste Schuld gehabt.

***) Die Serwische Volkspoesie ist in neuerer Zeit, wie die Volksdichtkunst anderer Nationen, auch in Deutschland und Europa überhaupt bekannt geworden. In England erschien: Servian popular poetry, translated by John Bowring (1827); in Rußland: Serwische Volkslieder, in's Deutsche übertragen von P. v. Götze (St. Petersburg, 1827); in Deutschland: Wila. Serwische Volkslieder und Heldenmährchen, von W. Gerhard (2 Theile. Leipzig, 1828). Außerdem sehe man das Conversations-Lexikon, in der 7ten Aufl. 1827. Bd. 10.

†) Vor einigen Jahren theilte uns der Engländer Trant manches Interessante über die Bulgaren mit, in seiner „Reise durch die Türkei", die auch unter Anderem Deutsch in Braus „Ethnographischem Archiv" 1829 Bd. 33 findet.

††) Man sehe die obenangeführte Abhandlung von Kopitar, S. 68 f. Anmerkung des Kumas. — Nach von Stackelberg in seinem Werke: „Trachten und Gebräuche der Neugriechen" (Berlin, Reimer. 1831) S. 6. gleichen die Albanesen in Lebensart und Sitten den alten Pelasgern, mit denen sie auch fast dieselben Wohnsitze gemein hatten, so, daß das Albanesische Volk als Abkömmlinge der Pelasger wohl zu betrachten seyn könnte. „Auffallend scheint es", sagt er, „daß man auf diese Uebereinstimmung noch nicht geachtet hat. Eine genaue Untersuchung der Albanesischen Sprache, die nicht Schriftsprache geworden, würde vielleicht interessante Aufschlüsse geben." Auch über die Albanesische Sprache theilt Leake in den Researches Kap. 2. Einiges mit. S. Ilen's Eunomia Thl. 1. S. 234 f. Darnach ist seit dem 17ten Jahrhundert Manches in dieser Sprache gedruckt worden.

†††) Dagegen wurden sie im 18ten Jahrhundert, und zwar nach dem Russisch-Griechisch-Türkischen Kriege von 1770, die Verwüster derselben. Volkslieder und Gedichte anderer Art aus jener Zeit erzählen noch jetzt von diesen Verwüstungen, und das Land selbst mag noch manche sichtbare Spuren derselben an sich tragen. D. E.

Mohamed II. bekriegt ward, wanderten Viele nach den nahe gelegenen Inseln Hydra und Spetsia, und sind auf diese Weise Veranlassung geworden, daß die Einwohner dieser Inseln die Albanesische Sprache noch bis auf den heutigen Tag reden*).

Woher die Illyrier den Namen: Albanier erhalten haben, dies zu enthüllen, bleibt den genaueren Untersuchungen der Gelehrten überlassen. Weder vom alten Albanien in Kleinasien, noch von einem Albanien Europa's scheint der Name entstanden zu seyn. Vielleicht sind sie von den hohen Gebirgen, die sie bewohnten, und die man mit den Alpen in Verbindung brachte, Alpanier, dann Albanier genannt worden**).

Nachdem die Albanier unter dem tapfern Skanderbeg gegen die Türkische Macht im 15ten Jahrhundert Jahre lang gekämpft hatten, unterwarfen sie sich endlich nach dem Tode jenes der Herrschaft des Sultans, und ein großer Theil von ihnen nahm den Islamismus an, wiewohl die Zahl der Christen immer noch die überwiegende blieb. Als aber um das Jahr 1600 die Venetianer dieselben zum Abfall verleiteten, und dies auch durch die Vermittelung eines kühnen Metropoliten von Cariffa, Dionysios, auf ganz Thessalien zu erstrecken wußten, wandte die damals mächtige Pforte alle Mittel gegen die Rebellen an, züchtigte die Thessaler, ließ viele Geistliche, und unter diesen auch den Erzbischof von Phantari und Neochori, Seraphim, dessen Fest in ganz Thessalien und dem übrigen Griechenland noch alljährlich am 4. Dezember feierlich begangen wird, umbringen und drängte überhaupt die Albanier dergestalt, daß ihnen nichts übrig blieb, als mit Weibern und Kindern die christliche Religion zu verläugnen und zu dem Glauben Mohamed's sich zu wenden. Da verringerte sich die Zahl der christlichen Albanier; aber die übrig gebliebenen, ungefähr der dritte Theil, leben mit den Türken in dem Zustande einer vollkommenen Gleichheit zusammen. Sie kleiden sich wie jene, sind immer bewaffnet wie jene, unternehmen mit ihnen Raubzüge, so daß oft Christen die Anführer der Türken sind, und haben völlig freie Religionsübung. Ein beträchtlicher Theil der die gebirgigeren Gegenden bewohnenden christlichen Albanier nahm vor längerer Zeit den Römisch-katholischen Glauben an. — Nur dem Ali Pascha gelang es, ganz Albanien, mit Ausnahme des stets von einem eingebornen Pascha beherrschten nördlichen Theiles von Scutari, seiner Macht zu unterwerfen; allein nach dessen Tode zerfiel es wieder, wie früher, in mehrere Theile, und nur gegen Bezahlung gehorcht es gegenwärtig den Winken des Sultans. Gegen die Einführung des neuen Militair-Systems erklärte es sich, und die Pforte sah sich daher (Mai 1831) genöthigt, die Albanier mit Gewalt ihrem Willen zu unterwerfen.

Die eigentlichen Wlachen, theils Macedonier, Thessaler oder Griechen, der Abkunft nach, sind in einzelnen, meist in Gebirgen liegenden Dörfern, von Macedonien bis in den Peloponnes herab, zerstreut. Ihre Sprache nähert sich, in Folge ihrer Vermischung mit Griechen, immer mehr dem Griechischen, und es giebt keinen Wlachen, der nicht auch zugleich Griechisch spricht. Die Landbewohner unter ihnen sind meistentheils Schaafhirten oder Fuhrleute; die verständigeren dagegen werden oft gute Handwerker. Aus der vornehmeren Klasse, z. B. in Kleisura, Metsowo u. s. w., haben viele den Handel erwählt, und eine ganz von Wlachen bewohnte Stadt, Moskopolis, wetteiferte während der Zeit ihrer Blüthe mit der Bildung der Griechen, um durch gemeinnützige Werke sich auszuzeichnen. Vor hundert Jahren unterhielt diese Stadt nicht nur zwei Griechische Schulen, sondern ließ auch aus Europa eine Druckerei kommen, mit deren Hülfe sie alle zum Unterricht nothwendige Bücher drucken ließ. Verschiedene Handwerker, wie Schlosser, Messer- und Waffenfabrikanten, verschafften der Stadt manchen Gewinn, und ihre Kaufleute fingen an, durch Oesterreich mit Europa in Verbindung zu treten. Aber die blühende Stadt ward von den Türken im J. 1770 verwüstet und Alles dem Erdboden gleich gemacht***), viele wohlhabende Einwohner derselben flohen nach Oesterreich, wo sie in der Beschäftigung mit dem Handel ihren früheren Eifer für Griechische Bildung ganz vergessen zu haben scheinen; die anderen zerstreuten sich nach verschiedenen Städten der Türkei. — Indeß haben die Wlachen im Allgemeinen, selbst in den größern Dörfern, Griechische Schulen. Ihr Gottesdienst wird in Griechischer Sprache gehalten; mit den Griechen leben sie in brüderlicher Gemeinschaft, ganz wie Griechen, und beide zeigen nie gegen einander irgend eine Nationalabneigung, wie sie denn auch in der That die Kinder einer Mutter und die Nachkommen derselben Vorfahren sind†).

Dr. Theodor Kind.

*) Viele haben die Hydrioten als Albanier betrachtet und ihre Abstammung von denselben in Sprache und Sitten nachzuweisen und historisch zu begründen gesucht. Griechen selbst, die in Hydra gewesen sind, haben diese Abstammung als ausgemacht gegen mich ausgesprochen.

**) Mündlich hat einmal gegen mich Dr. Ludwig Jahn den Namen: „Albanesen" von alibi, d. i. also die Fremden, die Herumkreisenden, abgeleitet. Im Mittelalter hießen in Frankreich die Ausländer albani oder albini, daher z. B. droit d'Aubaine.

***) Sie hatte also ungefähr das nämliche Schicksal, das im J. 1821 der fast nur von Griechen bewohnten, durch Handel und Wissenschaft ausgezeichneten Stadt Cydoniae oder Ainvali in Kleinasien widerfuhr. D. E.

†) Noch siehe hier, mit Bezug auf dasjenige, was in dem Vorstehenden über Sprachverwandtschaft der Thracier, Dacier, Geten u. s. w. gesagt wird, folgende Notiz. Im Jahr 1828 erschien in Pressburg eine Schrift: „Die Griechen als Stamm- und Sprachverwandte der Slawen. Historisch und philologisch dargestellt von Gregor Dankovsky." Der Verf derselben bemerkt darin, daß sich die Ursprache der Griechen in den Slawischen Mundarten am reinsten erhalten habe, und daß von diesen die Böhmische und hauptsächlich die Slowakische Sprache dem Aeolisch-Dorischen Dialekte und der Sprache der Macedonier nahe komme, während in der Sprache des Illiriers und in dem sogenannten alten oder kirchlichen Dialekte die Jonische Mundart sich wiederfinde; und er sucht das auch durch einige aus der Slawischen und Griechischen Sprache entlehnte Sätze darzuthun. Darauf gründet der Verf. den Beweis seiner Behauptung von der Verwandtschaft der Slawen (Geten, Thracier, Sarmaten) mit den alten Griechen auf Zeugnisse der Alten und überhaupt auf die Geschichte, und sagt dann, zum sichersten Beweise dessen, eine 316 Wörter umfassende Probe eines Slawisch-Griechischen und eine gleiche eines Altslawisch-Griechischen Wörterbuchs, ferner ein Probestück einer Slawisch-Griechischen Grammatik bei. Der Verf. sagt endlich, als Resultat: „Von drei leiblichen Schwestern blieb die eine ihrer angeerbten Muttersprache getreu (die Slawische Sprache); die zweite gab ihrer angeerbten Muttersprache die höchste Bildung (die Griechische Sprache); die dritte vermengte ihre Muttersprache mit einer fremden Zunge (die Lateinische Sprache)." Die Neugriechische Sprache bezeichnet er als die ausgeartete Enkelin der Altgriechischen. — Auch der in der Neugriechischen Literatur bekannte Grieche Konstantin Oikonomos, der (im J. 1821) bei Bestattung des Körpers des in Konstantinopel gemordeten Patriarchen Gregorios die Leichenrede in Odessa hielt und darauf mehrere Jahre in Petersburg sich aufgehalten hat (im Monat September 1832 reiste er durch Berlin und Leipzig nach Wien), hat im Jahr 1828 in Petersburg eine Schrift über die nahe Verwandtschaft der Slawo-Russischen Sprache mit der Griechischen (Δοκίμιον περὶ συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ρωσσικῆς γλώσσης πρὸς Ἑλλ[illegible]) drei Bänden, drucken lassen.

England.

Benjamin West.

(Fortsetzung.)

Am 20. Juni 1763 kam West in London an. Allen, Hamilton und Smith, seine ersten und treusten Freunde, befanden sich daselbst; sie empfingen ihn mit offenen Armen und stellten ihn mehreren Offizieren von Rang vor, welche in Pennsylvanien von ihm hatten sprechen hören. Zu jener Zeit hatte er durchaus nicht die Absicht, sich in England niederzulassen, oder während seiner dortigen Anwesenheit seine Kunst auszuüben. Er besuchte die Gallerieen von Hampton-Court, von Windsor und von Blenheim, wohnte einige Zeit in Reading bei Thomas West, dem Halbbruder seines Vaters, und war Zeuge des eitlen Gepränges in Bath während der Bade-Saison. Nach und nach fing er an, England und die Engländer zu lieben. Er wurde Reynolds vorgestellt, und ein Schreiben von Mengs machte ihn mit Wilson bekannt. Der Umgang mit diesen Künstlern und die Anschauung ihrer Werke erweckten seinen Ehrgeiz. Ohne irgend Jemanden um Rath zu fragen, miethete er sich eine Wohnung in Bedford-Street und fing an zu malen. Als sein Entschluß bekannt geworden war, eilten seine Brüder in Apollo in Masse herbei, wünschten ihm von Herzen Glück und munterten ihn auf, seine Laufbahn als Geschichts-Maler fortzusetzen. Reynolds malte nur Portraits; Hogarth stand mit einem Fuß im Grabe; Barry wurde durch seine Streitigkeiten in Rom ganz von der Kunst abgezogen; Wilson war vernachlässigt; Gainsborough war nur als Landschafts-Maler ausgezeichnet, und der umsichtige Amerikaner gewahrte, daß er eine schöne Laufbahn vor sich und keine Nebenbuhler zu fürchten habe.

Sobald er daher seine „Angelika und Medor" ganz vollendet hatte, sandte er, dem Rathe Reynolds gemäß, dieses Bild, mit „Cimon und Iphigenia" und einem Portrait des General Monckton, der unter den Befehlen Wolfe's in der Schlacht bei Quebeck kommandirte, nach der Ausstellung. Während er die letzte Hand an diese Werke legte, hatte er das Glück, die Bekanntschaft des Doktor Johnson und des Herrn Burke zu machen. Johnson flößte ihm große Bewunderung ein, er fand denselben höflich und wohlwollend. Burke war auch sehr freundlich gegen ihn; aber unser Künstler glaubte in seinem ganzen Wesen etwas Zurückhaltendes, Geheimnißvolles zu finden. West erkannte ihn sogleich als den Bruder des Priors bei den Benediktinern in Parma.

Seine ausgestellten Arbeiten erfreuten sich einer sehr beifälligen Aufnahme; die Erfindung derselben war gut, und das Kolorit rein. Sein Geschmack für ernste und heilige Gegenstände zog die Aufmerksamkeit einiger Prälaten auf sich. Er malte für den Doktor Newton „den Abschied des Hektor" und für den Bischof von Worcester „die Rückkehr des verlorenen Sohnes". Durch diese Werke wuchs sein Ruf dermaßen, daß Lord Buckingham ihm 700 Guineen festes jährliches Gehalt bieten ließ, wenn er für sein Schloß in der Grafschaft York historische Bilder malen wolle. West befragte seine Freunde über dieses verführerische Anerbieten; sie sagten ihm, daß er besser thun würde, auf das Publikum zu rechnen; er glaubte ihnen und that wohl daran.

Dieser glückliche Anfang und die gegründete Hoffnung, daß es ihm nicht an Arbeit fehlen würde, bestimmten ihn, sich in England niederzulassen. Aber eine Neigung zog ihn nach Amerika zurück. West war verliebt nach Europa abgereist, verliebt, wie es ein Quäker seyn konnte, ruhig in seiner Leidenschaft; aber beständig, treu und der Meinung, daß er nicht umhin könne, diejenige zu heirathen, welche er liebe. Sie nannte sich Elisabeth Shadwell, und West vertraute seinen Freunden Smith und Allen, daß er nach Philadelphia reisen wolle, um sie zu holen. Allen und Smith hatten keine große Mühe, diesen Anfall romantischer Leidenschaft zu dämpfen; sie hielten es für besser, die Braut, deren Zeit weniger kostbar war, die Reise machen zu lassen, und sie ordneten die Sachen dergestalt, daß Elisabeth eines Morgens unvermuthet in West's Zimmer trat. Er heirathete sie am 2. Sept. 1765, und an häuslichem Glück blieb ihm nun nichts mehr zu wünschen übrig.

Der Doktor Drummond, Erzbischof von York, ein großer Liebhaber der Malerei, lud West eines Tages zum Essen ein, und lenkte das Gespräch auf die Stelle im Tacitus, wo Agrippina mit der Asche des Germanicus an's Land steigt. Der Erzbischof ließ diesen schönen Stoff für ein Gemälde mehrere Male von seinem Sohne vorlesen und empfahl denselben seinem Gast. Dieser kam etwas spät nach Hause; aber noch ehe er sich niederlegte, machte er einen Entwurf, und brachte denselben am anderen Morgen dem Erzbischof, der, entzückt darüber, daß sein Gedanke durch einen geschickten Pinsel verwirklicht werden würde, West aufforderte, das Gemälde im großen Maaßstabe auszuführen, und ihm außerdem vorschlug, 3000 Guineen

durch Subscription sammeln zu wollen, um ihn in den Stand zu setzen, das Portraitiren ganz aufgeben und sich ausschließlich der Geschichts-Malerei widmen zu können. Der Erzbischof und seine Freunde brachten sogleich 1500 Guineen zusammen; aber das Publikum verweigerte seine Theilnahme und der Plan wurde aufgegeben.

Dem Erzbischof ging das Mißlingen eines solchen Planes zu Herzen; es war, seiner Ansicht nach, eine Schande für England; seine Eigenliebe war verletzt. Der Kälte des Herzogs von Portland und den ausweichenden Antworten des Lord Buckingham Trotz bietend, an die er sich vergebens gewandt hatte, erlangte er endlich eine Audienz beim Könige, der damals jung und ohne Sorgen war, welche seine spätere Regierung störten, und erzählte ihm, daß ein frommer Amerikaner, ein Quäker, ein so schönes Bild gemalt habe, daß er sein Talent dem Throne und England zu erhalten wünschte. Der König wurde neugierig. „Laßt mich Euren jungen Maler und seine Agrippina sehen", sagte er; und der Prälat beeilte sich, West herbei zu holen. Dieser hatte die Antwort Sr. Majestät schon erfahren, bevor sie ihm noch der Erzbischof hinterbrachte. Lag auch hierbei etwas Wunderbares zum Grunde? West's natürliche Leichtgläubigkeit ließ es ihn beinahe vermuthen. — Eine Dame des Palastes, welche ohne Zweifel an der Thür gelauscht hatte, war in der That zu West geeilt, um ihn von dem Erfolg des Erzbischofes zu unterrichten, und war wieder fortgegangen, ohne ihren Namen zu nennen.

Der König empfing West mit einer liebenswürdigen Herablassung, er half ihm die Agrippina in das rechte Licht stellen, holte die Königin, stellte ihr unseren Quäker vor, erzählte ihr die Geschichte des Bildes, machte sie auf die Einfachheit der Zeichnung, auf die Schönheit des Kolorits aufmerksam und sagte: „Es giebt noch einen anderen edlen Stoff in der Römischen Geschichte: das Scheiden des Regulus." — „Das ist ein herrlicher Gegenstand", erwiederte der Maler. — „Wohlan", sagte der König, „führen Sie ihn für mich aus. Der Erzbischof hat Ihnen den Tacitus von seinem Sohn vorlesen lassen; ich würde Ihnen selbst den Titus Livius vorlesen, wenn dieses Kapitel seiner Geschichte nicht unglücklicher Weise verloren gegangen wäre." — Seit diesem Tage war West vom Könige immer gern gesehen, und die Königliche Gunst hat 40 Jahre gedauert.

Während West an dem vom Könige bestellten Gemälde arbeitete, wurde die Königl. Maler-Akademie in London gegründet. Die Gesellschaft der Künstler, deren Mitglied er war, hatte durch ihre jährlichen Ausstellungen gute Einnahmen gemacht, und es handelte sich darum, eine zweckmäßige Verwendung dieses Geldes zu finden. Die Architekten wollten ein Haus, die Bildhauer Statuen, und die Maler schlugen den Ankauf einer Bilder-Gallerie vor; während ein oder zwei weniger enthusiastische Mitglieder darauf antrugen, daß man die Gelder auf Zins anlegen solle, um das Vergnügen zu haben, die Summe zu vermehren. West und Reynolds billigten keinen dieser Vorschläge und trennten sich daher von der Gesellschaft. Der König, welcher die Details dieser unschicklichen Debatte aus West's Munde erfuhr, erklärte, daß er jede neue Gesellschaft, die sich in dem wohlverstandenen Interesse der Kunst bilden würde, unter seinem Schutz nehmen wolle. Bald reiheten sich einige Dissidenten um Reynolds und West; sie entwarfen einen Plan, welcher dem Könige vorgelegt wurde, der ihn verbesserte und eigenhändig einige Artikel hinzufügte. So wurde die Königliche Akademie gegründet, und auf ihrer ersten Ausstellung erschien der „Regulus."

Es bereitete sich eine Revolution in der Kunst vor. Bisher konnten die modernen Helden auf einem Gemälde nur in Griechischem oder Römischem Kostüm erscheinen. „Der Tod Wolfe's" von West war eine Neuerung, welche die Klassiker barbarisch nannten. Lord Grosvenor, Alles in den Wind schlagend, was über den schlechten Geschmack jener Figuren in Stiefeln und Uniform gesagt wurde, kaufte das Gemälde, welches eins der schönsten Stücke der Englischen Schule geblieben ist. Es ist wahre Poesie in dem Wilden, der sich dem sterbenden Generale nähert, um zu sehen, ob er den Kindern der Wüste an Muth gleich kömmt. Reynolds hatte an den Erfolg gezweifelt; er nahm sein Urtheil zurück. Der König, der der Meinung der Klassiker beigepflichtet hatte, sagte zu Reynolds: „Warum haben Sie nicht früher widerrufen? Lord Grosvenor hätte dann den „Tod Wolfe's" nicht erhalten; wenigstens werde ich mir eine Kopie davon machen lassen."

West hatte das persönliche Vertrauen des Königs und die Gunst des Publikums erlangt; er erhielt zahlreiche Bestellungen; aber denen des Palastes gab er natürlich den Vorzug. Er malte für den König „den Tod des Epaminondas", als Seitenstück zu dem Tode Wolfe's, ferner, „den Tod des Ritter Bayard", „Cyrus, die Familie des Königs von Armenien befreiend", „Segestes und seine Tochter vor dem Germanicus." — Die Hofluft blieb sogar auf den Quäker nicht ganz ohne Einfluß. Da Leibnitz den Segestes als einen der Vorfahren der Fürsten des Hauses Braunschweig bezeichnet hatte, so gab West demselben einige Züge seines Abkömmlings Georgs III., und Sr. Majestät waren entzückt.

Man behauptet, daß Reynolds anfing, die Gunst, die West genoß, mit neidischen Augen zu betrachten; er dachte, daß einige Sonnenstrahlen des Hofes auch wohl ihn hätten erwärmen können. Reynolds war klug genug, um sich nicht zu beklagen, aber seine Freunde thaten es für ihn, während West, viel zu vorsichtig, um sich seines Glückes laut zu rühmen, im Stillen sich seiner Erfolge freute, und äußerlich immer demüthig und dankbar erschien. Reynolds wurden alle Portraits der Großwürdenträger im Staat und in der Kirche außerhalb des Schlosses zu Theil; aber im Schlosse selbst herrschte West. Reynolds und West theilten sich auf diese Weise das Reich der Englischen Malerei, während Barry und Wilson kaum ihr Brod verdienten.

West wußte auf eine geschickte Weise den Patriotismus des Königs für seine Kunst zu interessiren. Als er die Italiäner tadelte, daß sie ihre National-Geschichte vernachlässigt hätten, um nichts als die Wunder und die Legenden ihrer Heiligen zu malen, fühlte sich Georg III. plötzlich von einem schönen Enthusiasmus für die Regierung Eduard's III. ergriffen, und er trug seinem Maler eine Reihe von Gegenständen für das Schloß in Windsor auf. Daher der Ursprung folgender acht Gemälde: 1) Eduard III., den schwarzen Prinzen nach der Schlacht von Creey umarmend; 2) die Stiftung des Hosenband-Ordens; 3) der schwarze Prinz in Poitiers; 4) der heilige Georg und der Drache; 5) die Schlacht bei Nevil Croß; 6) die Belagerung von Calais; 7) Eduard's III. Uebergang über die Somme, und 8) der König Eduard und Eustaz von Ribaumont. — Diese Bilder kosteten West langes Studium und viel Arbeit; man hält sie, mit Ausnahme von Wolfe's Tod und der Schlacht an der Hogue, für seine besten Werke. Ihr Firniß ist gut erhalten, ihr Kolorit natürlich; sie schildern ziemlich gut den Geist der damaligen Zeit; aber es fehlt ihnen an Kraft und Abwechselung; sie ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, aber fesseln sie nicht. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Portraits of the principal female characters in the Waverley Novels. (Portraits von Frauen aus Walter Scott's Romanen.) Erstes Heft. Enth. Flora Macivor, Rose Bradwardine, Mary Avenel, Mysie Happer. Pr. 5½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Walter Scott, ein Wilddieb. Bekanntlich werden von Walter Scott noch zwei Romane: „Die Belagerung von Malta" und „Bizarro, eine Kalabresische Geschichte" erwartet. Bedeutenderes, als von diesen beiden Werken, in denen er seine früheren schwerlich übertreffen wird, läßt sich von seinem Tagebuche und seiner Korrespondenz erwarten, deren Bekanntmachung ebenfalls versprochen wird. In dem vor langen Jahren begonnenen Tagebuche hat der berühmte Schotte mit größter Pünktlichkeit und Genauigkeit die Geschichte seines ganzen Privatlebens und seiner Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Männern Europa's niedergelegt. Nach so vielen Schilderungen, die den Verfasser Ivanhoe's nur als Schriftsteller betrafen, ist es interessant, auch die Schilderung zu lesen, die James Hoog in einem geistreichen Artikel über die Statistik von Selkirkshire von Scott, als moralischem Menschen, macht. „Wer Walter Scott", sagt dieser, „nur aus den zweihundert Bänden kennt, die er geschrieben hat, kennt nur die eine, und zwar nicht die bessere, Hälfte des Mannes. Er ist ein zuverlässiger aufrichtiger Freund, der seine Meinung stets offen ausspricht, sie mag mit der des Anderen übereinstimmen oder nicht; er ist keines Menschen Feind, wenn ihm auch dessen Grundsätze zuwider sind, und ich glaube nicht, daß er in seinem ganzen Leben Jemand beleidigt hat. Seine Unparteilichkeit als Richter ist so anerkannt, daß niemals weder ein Reicher noch ein Armer einen Versuch gemacht hat, auf seine Entscheidung den mindesten Einfluß auszuüben. Wenn er sich ja einmal eine Parteilichkeit zu Schulden kommen ließe, so würde es zu Gunsten der Forstdiebe seyn. Diese behaupten wenigstens Alle, zwischen ihnen und ihm bestehe eine wahrhafte Sympathie; in Walter Scott fließe etwas vom alten Blute der Wilddiebe, und wenn es seine Umstände erlaubt hätten, würde er sich als einen der Entschlossensten unter ihnen gezeigt haben. In der That wird versichert, daß er in seiner Jugend manchmal die Flinte nahm und davonging, um heimlich ein Haselhuhn und anderes Wildpret wegzuschießen.

— Joseph Bonaparte. Der Ex-König von Spanien, Graf v. Survilliers, der sich seit Kurzem in London befindet, ist jetzt 65 Jahr alt. Nachdem er hinter einander die Kronen von Neapel und Spanien getragen, hat er die letzten funfzehn Jahre in der Nähe von Philadelphia zugebracht, wo er vollkommen die Sitten und die Lebensweise eines Amerikanischen Landmannes annahm. Der Graf v. Survilliers gilt, wenn nicht für den ausgezeichnetsten, doch für den liebenswürdigsten von Napoleons Brüdern und ist einer der ersten Naturforscher unserer Zeit. Im Jahre 1799 gab er einen kleinen, ziemlich mittelmäßigen Roman in Französischer Sprache, „Moina" betitelt, heraus. Seine Unterthanen auf der pyrenäischen Halbinsel hatten ihm den Beinamen des „Flaschenkönigs" gegeben. Seine Gemahlin, eine geborene Clary aus Toulon, hat ihm zwei Töchter geboren, die an seine Neffen, die Söhne von Lucian und Louis Bonaparte verheirathet sind. Die Rückkehr des Grafen v. Survilliers nach Europa scheint einen politischen Zweck zu haben, und die Familie Bonaparte noch nicht alle ehrgeizige Hoffnungen aufgegeben zu haben. Bei einem seiner letzten Besuche in Washington machte der Graf dem Präsidenten Jackson die Aufwartung, der unter Anderem zu ihm geäußert haben soll: „Ich halte viel auf Ihre Familie, und Ihren Bruder, den Kaiser, habe ich mir in meinen Kriegen zum Muster genommen." — „In der That, Herr Präsident", war die Antwort, „Sie haben Napoleon viel Ehre gemacht."

(L. P.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement am 30sten d. M. zu Ende geht, werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig zu erneuern. Den hiesigen Lesern, welche das Magazin bereits halten, wird die Pränumerations-Quittung wie gewöhnlich durch die Stadtpost in das Haus gesandt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Freitag den 28. September 1832.

Schweden.

Runlära (Runenlehre). Von J. G. Liljegren. Stockholm 1832, mit 10 Kupfertafeln.

Durch die Herausgabe des Werks, welches in der Akademie der Alterthümer und schönen Wissenschaften von Stockholm den Preis gewonnen hat, ist eine seit längerer Zeit fühlbar gewesene Lücke in der Schwedischen Literatur ausgefüllt und Skandinaviens Alterthumskunde in einem ihrer wichtigsten Theile durch neue Aufschlüsse bereichert worden.

Daß die alten Skandinavier eine Schreibkunst besaßen, beweisen unzählige unserer Felsen und Berge; wie dieselbe jedoch beschaffen war, ist lange unbestimmt und zweifelhaft geblieben. Die durch Gustav Wasa gleichsam umgeschaffne Schwedische Nation, that seit jener Zeit viel für die Bildung einer vaterländischen Geschichte, und ein Buraeus, Stjernhjelm, Vereline, Peringskiold, Björner, Wonde und Rudbeck verdienen in dieser Hinsicht von der spätesten Generation mit Achtung genannt zu werden. Wenn aber viele Resultate ihrer Forschungen, gegen die in späteren Zeiten unternommenen, unbefriedigend gefunden worden sind, so lag die Ursache wohl hauptsächlich in dem egoistischen Eifer, mit welchem sie die skandinavische Halbinsel zu der alten verlorenen Atlantis, der ursprünglichen Wiege der Künste und Bildung, umschaffen zu können glaubten. Hierdurch wurden unläugbar wichtige Resultate für die Bildung einer späteren Literatur geschaffen, jedoch ein Hauptfehler war dabei nicht zu vermeiden; es war ungefähr derselbe, welchen Peter der Große beging, als er in dem blinden Eifer, seinem Lande eine schnelle Bildung zu geben, Akademieen anlegte, jedoch die Schulen vergaß.

Die Runen waren die ersten Schriftzeichen, welche ihrer Natur nach, deutlich genug zeigten, daß sie als alphabetische Schrift auf die Hieroglyphen und Bilderschriften folgten. Im ersten antiquarischen Enthusiasmus wollte man sie als Grundlage für die Bildung aller Völkerschaften aufstellen, oder wenigstens im Werthe den Aegyptischen Hieroglyphen gleichstellen; — jedoch hiergegen bildete sich bald eine Oppositionspartei, welche dieselben als dem Griechischen und lateinischen Alphabete entnommen erklärte. Diese Ansicht blieb nun die herrschende im 18ten Jahrhunderte, und ward besonders durch Dalin erhalten, welcher die Alterthumsforschung gewissermaßen zur Modensache und daher zur Spielerei machte. Man fand es natürlich am bequemsten, die Runen als von den Römern erhalten zu erklären, ohne die Widersinnigkeit dieser Behauptung zu bedenken, indem alsdann der Erfinder der Runen, nachdem er ein Alphabet von 24 Buchstaben zum Vorbilde gehabt hatte, nur 16 davon sollte entnommen, die übrigen aber selbst gebildet haben; — und weshalb sollte er die Zeichen für p und t weggeworfen haben, da diese Laute sich doch in seiner eigenen Sprache befanden? — Obgleich keine gesunde Kritik sich dergleichen Inkonsequenzen vorstellen kann, so waren sie in der damaligen oberflächlichen, aller gründlichen Kenntniß ermangelnden Zeit, jedoch verzeihlich. Ihre war der Einzige, welcher in dieser Hinsicht durch seine tieferen Ansichten, die Ehre des Schwedischen Namens aufrecht erhielt.

Dem in der neuesten Zeit wieder erwachten Eifer für Alterthumsforschung, bereichert durch Erfahrungen von Jahrhunderten, ist es möglich geworden, die Runen von einem richtigen Standpunkte aus zu betrachten; — man fand die Benennung Runen vollkommen den Litterae der Römer und den γράμματα der Griechen entsprechend.*)

Obgleich Schweden viele um die Alterthumskunde sich verdient gemachte Männer aufzuweisen hat, so gebührt doch dem Verfasser obiger reichhaltigen Schrift einer der ersten Plätze unter denselben. Indem wir ihren Inhalt hiermit kurz angeben, erlauben wir uns einige, wenn auch nicht neue, Gedanken über die Beschaffenheit der Runen voranzuschicken.

Vor Erfindung der Schreibkunst bewahrte jedes Volk seine historischen Erinnerungen in Sagen und Gesängen; erst später dachte man daran, sich durch Zeichen für das Auge eine treue Erinnerung der erworbenen Kenntnisse zu bewahren, und so ward das erste Mittel hierzu die Bilder- oder Hieroglyphenschrift. Die Spuren, welche man hiervon sowohl in der alten als neuen Welt, an den Ufern des Obie, Mississippi, Ganges und Nil, wie an den Gestaden der Ostsee findet, lassen vermuthen, daß alle Völkerschaften auf diese Art ihre Schreibkunst zu bilden anfingen. Selbst das Alphabet der Semitischen Völkerschaften, besonders die Namen und Figuren einiger Hebräischen Buchstaben, verrathen Spuren hiervon.

Die gründlichsten Forschungen belehren uns, daß lange vorher, ehe die Vedas der Braminen mit den neuerfundenen heiligen Buchstaben des Deva Nagaris geschrieben wurden, die Braminen ihre Wissenschaften schon in den zahlreichen Bildern und Hieroglyphen, womit die Felsentempel Salsettas, Elephantinas, und Ghautbergs bedeckt waren, niedergeschrieben hatten. Ebenso wurden auch bei den Griechen und Römern zum Andenken merkwürdiger Begebenheiten Nägel in die Wände geschlagen, ehe die Schreibkunst so allgemein wurde, daß Homers Rhapsodieen gesammelt werden konnten.

Endlich kam der menschliche Geist auf den Gedanken, statt der mehrfach zu deutenden unzureichenden und schwer zu lesenden Bilderschrift, jeden artikulirten Laut durch ein eigenes Zeichen auszudrücken, und somit war der entscheidende Schritt zur Bildung einer Buchstabenschrift gethan. Bei der unter den alten und besonders den Asiatischen Völkerstämmen herrschenden Kasten-Einrichtung, war es natürlich, daß eine solche Erfindung von der höheren Kaste als ein ihr allein gehöriges Privilegium angesehen wurde. Die Härte der ältesten Schreibmaterialien, da man Stein, Holz oder Bronze zu den Inschriften gebrauchte, machten, daß die ältesten Alphabete mehr oder weniger eine keilförmige Form annehmen mußten.

Nachdem wir dieses auf unsere Runen anwenden, kommen wir zu demselben Resultate, zu dem der Verfasser durch seine gelehrten und vieljährigen Forschungen auf dem Wege der Erfahrung geführt worden ist.

Als Odin die nordischen Reiche gegründet und denselben die vom Morgenlande verpflanzte Bildung gegeben, oder in der Sprache der Sagas: „die Runen aus dem Brunnen des Mimers heraufgeholt hatte", blieb diese Bildung nur im Bereiche der höheren Kasten, bei dem Königlichen Stamme und den Priestern, welche während des ganzen heidnischen Zeitalters die Kenntniß der Runen bewahrten. Mit der Einführung des Christenthums unter den Germanisch-Skandinavischen Völkerstämmen verloren auch die Runen ihren geheimnißvollen Werth. Sie konnten nun nicht mehr für Symbole einer höheren Weisheit, welche die neue Kirche durchaus verbannte, gelten, und mit den Schriftzeichen verknüpfte man nicht mehr Begriffe von magischen Kräften, welche die neue Lehre als von der Hölle herstammend erklärte. Nachdem daher das Interesse, die Schreibkunst heimlich zu halten, verschwand, traten die in der Runenschneidekunst Erfahrenen, wie ein Osmund Kareson, als öffentliche Lehrer derselben auf, um Erwerb und Ansehen dadurch zu erlangen.

In der Einleitung seines Werkes giebt der Verfasser ein vollständiges Register aller Arten von Runen. Er nimmt an, daß man im ausgedehntesten Sinne Wissenschaft, Geschicklichkeit, Zauberkunst darunter verstand; im engeren Sinne waren sie das Mittel zum mündlichen oder schriftlichen Ausdruck der Gedanken. Bei jedem der Völkerstämme, welche sie anwandten, erhielten sie verschiedene Namen, daher entstanden Schwedische, Dänische, Wendische und Angelsächsische Runen.

Die 3 ersten Kapitel des ersten Theils handeln über den Werth der Runen als Buchstaben, ihre Bestandtheile und Stellungen, so wie über die verschiedenen Lesarten.

Sehr interessant setzt der Verfasser die Entstehung des Runen-Alphabets aus einander, indem er uns zeigt, wie, mit Ausnahme von ein paar deutlichen Entlehnungen vom Lateinischen Alphabete, dasselbe einzig und allein durch die Stellung einiger einfacher Striche zwischen zwei Linien entstanden ist. Eben so anziehend ist die Darstellung über die Verwandtschaft dieses Alphabets mit den Irländischen Ogham-Schriften, den vermuthlichen Schriften der Druiden und dem einfachsten bekannten Alphabete.

Das 4te und 5te Kapitel handeln von den Veränderungen und Abarten der Runen, ihren Namen, so wie von der Ordnung und den Abtheilungen der Runenzeichen.

Am wichtigsten ist indessen das 7te Kapitel, welches uns über das Alter der Runen und deren Gebrauch in Skandinavien aufklärt. Das goldene Zeitalter derselben rechnet der Verfasser von der Regierung Olofs Skötkonungs bis zum Geschlecht der Swerker, um welche Zeit sie auch in Dänemark, Norwegen und Island gebräuchlicher wurden. Ein merkwürdiger Vergleich mit den vorhin erwähnten Isländischen Ogham-Schriften beschließt diesen Theil.

Die andere Abtheilung des Werks enthält Untersuchungen über die Beschaffenheit der bis jetzt übrig gebliebenen Denkmäler. Die

*) Das Wort Runen hat wohl einen ganz anderen Ursprung als diesen Römischen oder Griechischen; das Deutsche rinnen und rennen deutet augenscheinlich auf einen mit der fortlaufenden Schrift verwandten Begriff, der vielleicht auch dem Englischen write zum Grunde liegt. D. R.

Digitized by Google

auf letzteren befindlichen Runen theilt der Verfasser in Mäl-Runen und Märkis-Runen, deren Unterschied er näher aus einander setzt. Eben so giebt er Beispiele von kürzeren Aufzeichnungen mit Runenschrift, welche auf Holz, Haus- und Küchengeräthschaften gefunden worden sind.

In den geschriebenen Runenbüchern, von denen die mehrsten Gesetzsammlungen oder Kalender enthalten, findet man die längsten und ausführlichsten Aufsätze. Die Mäl-Runen wurden auf Gränzzeichen, oder bei Zeitberechnungen auf den bis auf unsere Zeiten gebräuchlichen Runstäben gebraucht. — Die geistreichste Anwendung jedoch, welche die christlichen Normannen von ihren Runen machten, war unstreitig das Calendarium Perpetuum, wodurch sie, mit Hülfe von nur 7 derselben, die Sonntage, die Jahreszeiten, das Eintreten der Feste und das Datum auf das genauste bestimmten.

Da es zu weit führen würde, uns näher über den so reichhaltigen Inhalt dieses Werkes auszulassen, so schließen wir diese kurzen Angaben mit dem Wunsche, daß des Verfassers Bemühungen durch eine lebhafte Theilnahme des Publikums für sein Werk belohnt werden mögen, und empfehlen dasselbe allen wahren Freunden der nordischen Alterthumskunde.

Bibliographie.

Geografi öfwer Konungariket Swerige. (Erit Tunelds Geographie des Königreichs Schweden.) Achtzehnte Auflage.

Om Beskattningens Grunder i Swerige. (Ueber die Besteuerungs-Prinzipien in Schweden.) Von M. Björnstierna. Mit 22 Tabellen. Pr. 2 Rdr. 16 Sk.

Om Styrelsens Organisation. (Ueber die Organisation der Regierung in Schweden.)

Johan Kasimir Wasa. Nach A. Bronikowski aus dem Deutschen übersetzt.

Pappenheimarne. (Die Pappenheimer.) Nach A. von Tromlitz aus dem Deutschen übersetzt.

Algier och Paris År 1830. (Algier und Paris im J. 1830.) Nach Ludwig Rellstab aus dem Deutschen übersetzt.

England.

Benjamin West.

(Schluß.)

Später, als der älter gewordene König der Schlachten und Feldlager müde war, schlug der Künstler einen anderen Weg ein, und, sich an die religiösen Gesinnungen seines Königlichen Beschützers wendend, schlug er ihm eine Reihe von Gemälden in Bezug auf die geoffenbarte Religion vor. Man entwarf den Plan zu einem prachtvollen Betsaale, der durch jene Bilder geschmückt werden sollte, und sechs hohe Geistliche wurden zusammenberufen, um zu berathen, ob es passend sey, Bilder an einem dem Gottesdienste geweihten Orte aufzuhängen. „Wenn ich bedenke", sagte der König, „daß die Reformation die Bilder in den Kirchen verdammt hat, und daß unter der unglücklichen Regierung Karl's I. das Parlament nicht weniger streng in diesem Punkte war, so fürchte ich, eine Neuerung einzuführen, welche mein Volk für Papismus halten könnte. Wollen Sie mir, ehrwürdige Herren, wohl Ihre Meinung darüber sagen?" — Nach einigen vorläufigen Erörterungen erklärte der Bischof von Hurd im Namen seiner Kollegen, daß die Einführung religiöser Gemälde in die Kapelle Sr. Majestät weder die Gesetze noch die Gebräuche der Englischen Kirche verletze. „Wir haben auch", fuhr der Prälat fort, „fünf und dreißig Gegenstände geprüft, welche der Maler uns zur Auswahl vorgelegt hat, und wir glauben, daß keiner darunter ist, der nicht behandelt werden könnte, ohne daß selbst ein Quäker Aergerniß daran nehmen würde." — Der König glaubte in den letzten Worten eine Anspielung auf West zu bemerken, und erwiederte etwas verstimmt: „Die Quäker sind ein Theil der Christenheit, für den ich große Achtung hege. Ich liebe ihre Grundsätze des Friedens und des gegenseitigen Wohlwollens, und wenn mich nicht die Pflichten meiner Geburt hinderten, so würde ich selbst Quäker werden." — Der Bischof verneigte sich ehrfurchtsvoll und nahm Abschied von Sr. Majestät.

Niemals studirte ein Theologe den Text einer Kontroverse genauer und sorgfältiger, als unser Künstler seine Stoffe zu den Gemälden. Er brachte dieselben in vier bestimmte Abtheilungen: in das zur Zeit vor der Sündfluth Gehörige, in das Patriarchalische, in das Mosaische und in das Prophetische, welche im Ganzen 36 Stoffe bildeten, wovon 18 dem alten Testamente angehörten. Er skizzirte sie sämmtlich und führte 28 derselben aus, wofür er im Ganzen die Summe von 21,705 Pfd. Stlg. erhielt. Niemals war eine so ausgedehnte, so erhabene Arbeit von irgend einem Maler ausgeführt worden; aber die Phantasie West's war diesen großen Gegenständen nicht gewachsen; seinem Talent sagten mehr sanfte, anmuthige, häusliche Gegenstände zu. Auch hatte er mit den Meisterwerken großer Künstler zu kämpfen. Das „Abendmahl", die „Kreuzigung", die „Verkündigung", waren schon vor West sehr häufig behandelt worden, und er hatte von dem Vergleich Alles zu fürchten. In dem Unternehmen war Kühnheit, aber nicht in West's Genie.

Während dieser wichtigen Arbeit fand er noch Zeit, den König, die Königin und die jungen Prinzen zu malen, welche Portraits ihm 2000 Guineen eintrugen. Diese Bilder sind ziemlich gut angelegt, aber flach, ohne Seele und Gemüth, wahre Schatten des Adels und der Anmuth; das Auge glaubt durch die Farben und durch die Leinwand durchzusehen.

Der Krieg, welcher zwischen Großbritanien und seinen Kolonieen ausbrach, stellte die Empfindungen West's auf eine harte Probe. Seine ersten Freunde und seine gegenwärtigen Beschützer befanden sich in den einander gegenüberstehenden Heeren. Er blieb, wie er vorgab, nicht stumm; er war zu oft im Schlosse und allein mit dem König, um nicht hin und wieder auf die Ereignisse des Tages geführt zu werden. Der König befragte ihn über die Hülfsmittel seiner Feinde und über das Talent ihrer Anführer, und der Künstler glaubte darüber genauere Auskunft geben zu können, als irgend ein Agent der Regierung. Er hatte Amerika schon seit langer Zeit verlassen, und kannte die einflußreichen Insurgenten fast gar nicht; aber West gab sich über diesen Gegenstand, wie über so viele andere, der Täuschung hin. Wenn er sich die gute Meinung beider Parteien zu erhalten wußte, so verdankte er dieses der Vorsicht des Quäkers und seinen friedlichen Neigungen.

Durch den Tod Reynolds' wurde die Präsidenten-Stelle bei der Akademie erledigt, und West als der geeignetste für dieselbe bezeichnet. Der König beeilte sich, diese Wahl zu genehmigen, und West, am 24. März 1792 installirt, hielt seine Antritts-Rede unter lebhaftem Beifall des Auditoriums, obgleich sie ihm nicht viel Mühe gekostet haben konnte, da sich dieselbe nur um zwei Punkte drehte: die Vortrefflichkeit der Englischen Kunst und das huldreiche Wohlwollen seines Königl. Gönners.

Die Arbeits-Stunden West's waren so regelmäßig und seine Zeit so gut eingetheilt, daß man, wenn man einen Tag seines Lebens beschreibt, ganze Jahre desselben beschrieben hat. Er stand früh auf, las vor dem Frühstück, fing um 10 Uhr an zu arbeiten und malte ohne Unterbrechung bis um 4 Uhr; dann kleidete er sich an, empfing Besuche und pflegte nach dem Essen wieder zu lesen. Seine Gemälde waren beinahe sämmtlich historischer Art; er hatte fast nur mit den Todten zu thun, und die Einsamkeit seiner Gallerie wurde selten von den Reichen und Großen, die sich malen lassen wollten, gestört. Zuweilen drangen einige Besucher bis in seine Werkstatt, wenn er den Pinsel zur Hand hatte; aber er liebte es nicht, sich auf diese Weise den Müßiggängern zu zeigen, und in der Regel blieb er stumm und unbeweglich sitzen, wie einer seiner Apostel. Mit Worten war er sparsam, in seinen Manieren gefällig; das zurückhaltende Wesen des Quäkers schien sich durch seinen Umgang mit den Edelleuten des Hofes und den Ehren-Damen nicht verloren zu haben.

Man kann sich leicht denken, daß der Neid nicht ohne Stirnrunzeln das Glück West's mit ansah. Barry schmachtete im Elend, und beklagte sich ohne Rückhalt. Füßli mit seinem Talent, seiner Kenntniß und Phantasie verdiente wenig, und Opie empfand die Unbeständigkeit der Modewelt. Selbst die Ruhe und Mäßigung West's hatten etwas Herausforderndes. Er ging und kam nach und von Windsor mit dem demüthigen Wesen, mit dem seine Brüder, die Quäker, nach der Kapelle gingen. Er sprach übrigens gern ein wenig von seiner Gunst bei Hofe, obgleich mit großer Behutsamkeit, wie von einem wichtigen politischen Gegenstande, und in den unbestimmten Ausdrücken der Diplomatie. Er hatte gewiß keine Geheimnisse zu bewahren; auf jeden Fall aber bewahrte er sie gut. Als er Reynolds im Amte folgte, wollte der König ihn zum Ritter schlagen. Diese Königliche Ehrenbezeugung einem Quäker ertheilt, war etwas Neues, und die Hofleute schienen sehr neugierig auf diese Feierlichkeit. Der Herzog von Gloucester kam im Namen des Königs zu West, um zu hören, ob ihm diese Ernennung angenehm seyn würde. „Niemand", erwiederte dieser, „kann die öffentlichen Ehren und Auszeichnungen höher schätzen als ich; aber ich glaube in der That durch meinen Pinsel eine höhere Stellung erlangt zu haben, als mir die Ritterwürde verschaffen könnte. Titel sind kostbar, besonders um in Familien die Achtung für die Grundsätze fortzupflanzen, welche sie dem verschafft haben, der sie zuerst erhielt; aber die einfache Ritterwürde für einen Mann, der sich durch sich selbst wenigstens eben so bekannt gemacht hat, als die neue Ehrenbezeigung es thun würde, kann meinen Ehrgeiz nicht lebhaft reizen. Ew. Königliche Hoheit werden einsehen, daß jene Würde für mich keine seyn kann; und da sie mit mir stirbt, so würde sie eben so wenig eine Auszeichnung für meine Familie seyn. Mit mehr Vermögen, nicht bloß von meiner Kunst abhängend, und im Stande meiner Familie so viel hinterlassen zu können, um ihrem Range gemäß zu leben, das gestehe ich, würde ich leicht einen dauerhaftern Titel wünschen, als den eines Ritters; aber so wie die Sachen stehen, ist daran nicht zu denken. Ich habe mich nur deutlich gegen Ew. Königliche Hoheit aussprechen wollen, damit kein Mißverständniß entstehe." — Der Herzog drückte dem Künstler die Hand und sagte: „Sie haben die Meinung, welche der König von Ihnen hat, gerechtfertigt. Ihre Antwort wird ihm viel Vergnügen machen."

Diese Antwort war eben nicht die eines Quäkers. Es ist nicht unmöglich, daß West hoffte, der König würde ihm nun nicht die Ritterwürde, welche nur persönlich ist, sondern die eines Baronet, die erblich ist, verleihen, und ihm eine jährliche Revenue aussetzen, um seinem Range Ehre machen zu können. Wie dem aber auch seyn mag, es war nicht weiter die Rede davon. Er besuchte das Schloß als einfacher Maler des Königs, und wurde nach wie vor gut empfangen.

Unglücklicher Weise trat die Geistes-Verwirrung Georg's III. ein. Von 1769 bis 1801 hatte West alle Befehle hinsichtlich seiner Arbeiten aus dem Munde des Königs erhalten. Sie waren immer ohne irgend eine Vermittelung über den Gegenstand und den Preis übereingekommen. Außer den 1000 Guineen, welche ihm jährlich auf Abschlag gezahlt wurden, ließ er sich das auszahlen, was er für beendigte Gemälde zu fordern hatte. Der Maler Sr. Majestät war der erste, der es bemerkte, daß es nicht mehr dieselbe Hand war, die das Scepter führte. Die Pforten des Palastes, die sich sonst freiwillig für ihn öffneten, wie das Paradies Miltons, schienen sich bei seiner Annäherung nur mit Widerwillen in ihren Angeln zu drehen.

Herr Wyat, Architekt des Hofes, kündigte ihm endlich an, daß die Arbeiten für die Kapelle in Windsor bis auf weitern Befehl eingestellt werden sollten. Dieses Verfahren ergriff ihn lebhaft. Er sah sich bedroht, die Früchte ehrenwerther Arbeiten zu verlieren, auf die er für die Ruhe seines Alters gerechnet hatte. Er beklagte sich in einem Schreiben, in welchem er sowohl im eigenen gerechten Interesse als in dem der Kunst auftrat. Dieses Schreiben blieb ohne Antwort. Da Georg III. für einen Augenblick seinen Verstand wieder erlangte, so bat West um eine Privat-Audienz, die ihm bewilligt wurde. Der König hatte weder das Schreiben erhalten, noch von der Einstellung der Arbeiten sprechen hören. „Fahren Sie mit Ihren Arbeiten fort, West", sagte er ihm, „und ich werde Sorge für Sie tragen." — Er drückte ihm beim Abschiede die Hand. Dies war das letzte Mal, daß West den König sah. Er empfing noch einige wenige Abschlags-Zahlungen, bis der König für immer den Verstand verloren hatte. Als er sich dann wieder bei der Kasse meldete, erfuhr er, daß ihm nichts mehr ausgezahlt werden würde. Er ging fort, ohne ein Wort zu sagen. Als man aber seine Verweisung vom Hofe erfuhr, stellte die Bosheit seiner Feinde die Sache in einem für ihn so nachtheiligen Lichte dar, daß er gezwungen wurde, sich zu vertheidigen. Man ließ drucken, daß er von der Krone 34,187 Pfund Sterling erhalten habe, und das Publikum glaubte, daß West Schätze gesammelt haben müsse. Es kam indessen von dieser Meinung etwas zurück, als West seinerseits eine detaillirte Note aller seiner Arbeiten drucken ließ, und zeigte, daß er jene bedeutende Summe allerdings erhalten habe, aber im Verlauf von 34 arbeitsamen Jahren.

West war noch immer vom Prinz-Regenten vernachlässigt, als der Friede von Amiens den Engländern den Kontinent öffnete, und West nach Frankreich reiste, um die Meisterwerke der Maler- und Bildhauer-Kunst zu sehen, welche Napoleon im Louvre aufgehäuft hatte. Der Präsident der Englischen Maler-Akademie wurde in Paris, und selbst von den Politikern, als eine wichtige Person betrachtet. Die Minister und die Künstler bereiteten ihm um die Wette den freundlichsten Empfang. Die Herren von Talleyrand und Fouché, Denon und David luden ihn abwechselnd ein, und sprachen mit ihm von der Geschichts-Malerei und von ihrem Einfluß auf die Völker.

Vor Ablauf des Waffenstillstandes kehrte West nach England zurück. Nicht allein, daß er die seit der Geistes-Zerrüttung Georg's III. verlorene Gunst nicht wiederfand, sondern die Gleichgültigkeit, welche man ihm zeigte, ging nach und nach bis zur Grobheit. Man machte ihm ein Verbrechen daraus, daß er seine Bewunderung für Frankreich und für Napoleon offen aussprach. Selbst in der Akademie bildete sich eine so heftige und hartnäckige Opposition gegen ihn, daß er seine Entlassung als Präsident einreichte, und Wyat wurde an seiner Stelle erwählt. Wyat war der Architekt des Hofes, übrigens aber hatte er noch nichts gethan, was ihn berechtigte als Nebenbuhler West's aufzutreten. Die Akademie wurde seiner auch bald müde, entsetzte ihn seiner Stelle und übertrug dieselbe wieder dem in Ungnade gefallenen Künstler, und zwar durch ein beinahe einstimmiges Votum; denn nur Füßli trat nicht bei, sondern warf den Namen der Mistreß Moser in die Urne. Die Frauen konnten damals nämlich Mitglieder der Akademie werden, und ohne Zweifel sollte der schlechte Spaß andeuten, daß eine alte Frau der würdige Mitbewerber West's sey.

Der wieder eingesetzte Präsident suchte damals einen National-Verein zur Aufmunterung großer Werke zu gründen, und erhielt das Versprechen der ministeriellen Unterstützung. Mehrere aber von denen, welche diesen Plan begünstigten, waren vorsichtige und ängstliche Leute, denen es an jenem Enthusiasmus fehlte, der zu jedem großen Unternehmen unentbehrlich ist. Außerdem waren auch die Zeiten nicht günstig. Die Engländer hatten damals an andere Sachen zu denken, als an Malerei und Bildhauerkunst. Pitt, der geneigt schien, dem neuen Vereine seinen ganzen Einfluß zuzuwenden, starb bald. Auch Fox, der dem Unternehmen günstig war, wurde bald darauf seinem Vaterlande entrissen. Das Pistol eines Mörders endlich war Schuld, daß Perceval die dritte Denkschrift, welche West entworfen hatte, nicht in Ueberlegung nahm.

West war damals 64 Jahr alt. Ein weises und regelmäßiges Leben hatte ihm seine ganze physische Kraft erhalten; und immer sich so auf sich selbst verlassend, wie in den Zeiten seiner Jugend, glaubte er sich noch einmal an das Publikum wenden zu können, da der Hof ihm verschlossen war. Er unternahm es, eine Reihe religiöser Gegenstände im großen Maaßstabe zu malen, und das erste Bild, das erschien, war der „Christus, die Kranken heilend." Die Quäker von Philadelphia hatten West gebeten, ihnen zur Gründung eines Hospitals beizustehen. Er antwortete, daß er seinen Beitrag als Künstler entrichten und ihnen ein Bild malen würde. Als aber sein eben erwähnter „Christus", der ihnen bestimmt war, in London ausgestellt wurde, bot ihm das Brittische Institut 3000 Guineen dafür, die er, da er nicht reich war, unter der Bedingung annahm, daß er eine Kopie mit einigen Veränderungen anfertigen dürfe. Diese Kopie wurde nach Philadelphia gesandt und daselbst gegen Eintrittsgeld gezeigt. Der Erfolg war eine Summe, die hinreichte, das Gebäude des Hospitals vergrößern und mehr Kranke darin aufnehmen zu können.

Dieser glückliche Erfolg brachte West zu dem Glauben, daß sein Talent sich ganz besonders für Gemälde in sehr großem Maaßstabe eigene. Er hatte deren bald mehrere skizzirt und einige ausgeführt. Aber er fand mehr erbaute Liebhaber als Käufer. Die kleinen und bequem eingerichteten Englischen Häuser konnten diese kolossalen Werke nicht fassen; die Kirchen waren ihnen noch durch das Anglikanische Vorurtheil geschlossen, und die Eigenthümer von Gallerieen fanden wenig Geschmack an Kirchen-Bildern. West blieb dabei, sich genug Genie zuzutrauen, um alle diese Schwierigkeiten zu besiegen, und setzte seine „Ergießung des heiligen Geistes", seine „Kreuzigung", seine „Himmelfahrt", seinen „Petrus" u. s. w. fort.

Zu seinen Unannehmlichkeiten als Künstler kam nun auch häuslicher Kummer hinzu. Elisabeth Shadwel, seine zärtlich geliebte Gattin, starb nach einer 50jährigen glücklichen Ehe am 6. Dez. 1817, und West, 79 Jahre alt, fühlte, daß er ihr bald folgen würde. Seine Hand verlor täglich mehr an Sicherheit, und der Pinsel entfiel ihm einige Male in seiner Werkstatt, wo er dann mitten unter seinen geliebten Bildern still sitzen blieb, das lebende Bild eines frommen und ergebenen Alters, über sein Grab sinnend. Er starb endlich mit vollkommener Heiterkeit am 11. März 1821 in seinem 82sten Jahre, und wurde neben Reynolds, Opie und Barry in der St. Pauls-Kirche beigesetzt. Sein Leichentuch wurde von vornehmen Herren, von Gesandten und Akademikern getragen. Seine beiden Söhne und ein Enkel führten den Trauer-Zug, der aus 60 Wagen bestand.

Benjamin West war von mittlerer Gestalt und gut gebaut. Sein Blick drückte Festigkeit des Geistes aus, und seine Augen versprachen mehr Lebhaftigkeit, als er im Gespräch verrieth. Seine Güte gegen junge Künstler war groß, wie seine Freigebigkeit. Er wurde es niemals müde, weise Rathschläge zu ertheilen. Leutselig gegen Alle, zeigte er ein besonderes Wohlwollen für zwei Künstler, welche seitdem eine bedeutende Stufe erklimmt haben, Chantrey und Martin. Für Ersteren erhielt er den Auftrag zur Anfertigung der Statue Washingtons, welche in Boston aufgerichtet ist; den Anderen ermunterte er durch seine Lobsprüche. Weder eifersüchtig auf das Glück Anderer, noch geizig mit den Geheimnissen seiner Kunst, war seine Eitelkeit, die Niemanden schadete, liebenswürdig und unterhaltend.

Sein Leben war lang und arbeitsam; seiner Werke sind daher viele. Er malte in Oel mehr als 400 Bilder, und in seinem Portefeuille fanden sich über 200 Skizzen vor. Er glaubte, und das Publikum theilte eine Zeit lang diese Meinung, daß er im Stil der großen Meister arbeite; er bildete sich auch ein, durch seinen Pinsel die heilige Schrift imposanter zu machen. Kein Gegenstand schien ihm zu erhaben; er hielt sich für fähig, dem begeistertsten Aufschwung der Propheten folgen zu können, und er wagte sich sogar an die strahlende Glorie Gottes und an die Schrecken des letzten Gerichts. Die bloße Aufzählung einiger seiner Werke läßt uns über die menschliche Anmaßung erschrecken: „Moses auf dem Sinai, die Gesetztafeln empfangend", — „das Niederlassen des heiligen Geistes auf den Heiland", — „die Eröffnung des siebenten Siegels der Apokalypse", — „der heilige Michael und die Engel, den großen Drachen bekämpfend", — „der große Erzengel, den einen Fuß auf dem Meere, den anderen auf der Erde", — „die Auferstehung", und so viele andere ähnlicher Art. Nur ein Michel Angelo konnte so großartige Gegenstände in sich aufnehmen.

In allen Gemälden West's ist die menschliche Gestalt nach den Regeln der akademischen Vorschriften behandelt; seine Figuren sind mit Kunst angeordnet; das Kolorit ist abwechselnd und harmonisch. Das Auge verweilt mit Vergnügen auf seiner Leinwand, und der gewöhnliche Beschauer bewundert das Werk des Genies. Aber unter diesem oberflächlichen Glanz ist sehr wenig wirkliches Leben. Man bemerkt eine einförmige Regelmäßigkeit in den Charakteren, in den Figuren und in den Gruppen. Es fehlte West an dem Feuer der Einbildungskraft; einige seiner Gemälde, kalt, feierlich, bleich und ohne Leidenschaft, erinnern an den Traum Ezechiel's, wo die Skelette mit Fleisch und Haut bedeckt waren, bevor der Athem Gottes ihnen Leben und Gefühl gegeben hatte.

Dies ist im Allgemeinen der Eindruck, den West's Bilder hervorbringen; aber es ist nicht zu läugnen, daß einige derselben große Verdienste haben. In seinem „Tod auf dem bleichen Pferde" hat er sich den Meistern genähert. Man kann nicht ohne innere Aufregung den triumphirenden Schritt des furchtbaren Phantoms anschauen, das Alles unter seinem Huf zermalmt, was den Stolz der Erde ausmacht. „Der Tod Wolfe's" ist ebenfalls ein natürliches und edles Gemälde. — Die „Schlacht an der Hogue" ist von einem Kenner für das beste Gemälde der Englischen Schule erklärt worden. Endlich sind auch einige einzelne Figuren West's vom ersten Range. In einigen seiner Frauen ist eine natürliche Anmuth, die von wenigen Künstlern übertroffen worden ist.

West wurde durch seine ersten Erfolge verdorben; er erlangte seinen Ruf zu leicht, anstatt ihn durch lange Studien erringen zu müssen, und er bildete sich ein, daß ihm Alles gelingen müsse. Seine kalte Einbildungskraft versagte seinen erhabenen Gegenständen jenes Leben, jene heroische Schönheit, welche die Geschichte zur Poesie erheben.

(Allan Cunningham.)

Bibliographie.

American ornithology. (Amerikanische Ornithologie von Wilson und Bonaparte.) Herausgegeben von Sir W. Jardine 3 Bde. Pr. 3 Pfd. 3 Sh.

On secondary punishments. (Ueber die der Todesstrafe zu substituirenden Bestrafungen.) Von Whately. Pr. 7 Sh.

On the ear. (Ueber das Ohr.) Von Tod. Pr. 7½ Sh.

A month in London. (Ein Monat in London.) Pr. 5 Sh.

Sketches of the Edinburgh clergy. (Die Edinburger Geistlichkeit.) Pr. 7½ Sh.

Santarem — oder Skizzen der Sitten u. s. w. in Portugal. Pr. 6 Sh.

The boundary act. (Die Parlaments-Akte wegen Abgränzung der Grafschaften.) Nebst Anmerkungen von Rowe.

Morgenländische Literatur.

Ueber die Arabischen, Persischen und Türkischen Werke, welche zu Konstantinopel im Druck erschienen sind.

„In Konstantinopel", sagt Reinaud*), „existirt schon etwas über hundert Jahre eine Buchdruckerei für Arabisch, Persisch und Türkisch, die, ungeachtet langer Unterbrechungen, etwa 100 Werke zu Tage gefördert hat." Jetzt erscheinen wöchentlich einmal zwei politische Zeitungen, die Eine in Französischer und die Andere in Türkischer Sprache, von denen jedoch die erste nur als eine freie Uebersetzung der zweiten anzusehen ist, die zugleich in Griechischer und Armenischer Sprache herauskommen soll.

Vom 16ten Jahrhundert an unterbielten die Juden dort eine Buchdruckerei, die einzelne Abschnitte der Bibel und des Talmud ans Licht stellte. Die Griechen und Armenier thaten ein Gleiches im folgenden Jahrhundert, zum Besten ihres religiösen Kultus und ihrer Studien. Erst im Jahre 1725 machten die Türken den Anfang mit typographischen Versuchen. Man schnitt Patrizen, goß Lettern und 1728 erschien ein Arabisch-Türkisches Wörterbuch in zwei Folianten.

Einen beinahe vollständigen chronologischen Katalog der typographischen Erzeugnisse Konstantinopels findet man in dem 7ten Bande von Herrn v. Hammers Geschichte des Ottomanischen Reiches. Reinaud, der nur eine summarische Uebersicht giebt, klassifizirt sie folgendermaßen nach der Ordnung der Materien:

I. Sprachkunde. Die Arabischen Wörterbücher des Dschauhari und Firusabadi, das Erstere Sihach Allogbat (Reinheit der Sprache), das Andere Kitamus (der Ocean) betitelt. Ferner ein Persisch-Türkisches Wörterbuch, Ferhenk Schouri, in zwei Bänden.

II. Rhetorik, Logik und Metaphysik. Eine Arabische Uebersetzung der Isagoge des Porphyrios u. s. w.

III. Theologie, religiöse und bürgerliche Jurisprudenz. Keine Ausgabe des Koran, aber seit 1803 gegen funfzehn theologisch-juridische Abhandlungen in Arabischer und Türkischer Sprache, von denen Mouradgea d'Ohsson und Garcin de Tassy einige ins Französische übersetzt haben u. s. w.

IV. Geographie. Der Dschihan Numa oder Weltspiegel (1732). Eine andere umfassende Erdbeschreibung (1804). Ein Reise-Tagebuch von Konstantinopel nach Mekka, das Bianchi in dem zweiten Theil der Memoiren der Pariser geographischen Gesellschaft zum Theil übersetzt hat. Diese drei Werke sind Türkisch abgefaßt.

V. Geschichte. Die chronologischen Tafeln des Hadschi Chalfa (von der Schöpfung der Welt bis 1733). Geschichte Aegyptens, von den ältesten Zeiten bis zu Selim's Eroberung. Geschichte der Entdeckung Amerika's, nebst Beschreibung einiger Naturprodukte der neuen Welt (1729 gedruckt). Geschichte der Invasion Persiens durch die Afghanen, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts (zuerst von dem Polnischen Jesuiten Krusinski Lateinisch geschrieben, dann von demselben ins Türkische übersetzt). Türkische Chroniken seit dem Jahre 1592. Erzählung von der Ausrottung der Janitscharen (1825—26), in Prosa und in Versen u. s. w.

VI. Politik und Statistik. Nisam Alumumam, d. h. Leitung der Völker, Türkisch geschrieben von Ibrahim und 1731 publizirt.

VII. Heilkunde. Eine Compilation von Schani Sadeh (die ersten drei Bücher erschienen 1830). Eine Abhandlung über Maaßregeln, die gegen die Cholera zu treffen sind (vor einigen Monaten in 4000 Exemplaren gedruckt) u. s. w.

VIII. Mathematische Wissenschaften, Strategie und Nautik. Tafeln der Logarithmen. Geometrie, nach dem System des Euklides im 13ten Jahrhundert, Arabisch geschrieben. Uebersetzungen der Werke Vauban's und Belidor's, und des Werkes über Nautik von Truguet. Erster Theil einer Sammlung der mathematischen Wissenschaften, von Eslaf Effendi, mit Ankündigung dreier folgender Theile, die unter der Presse sind. Von diesem Werke sind 1100 Exemplare abgezogen, und es ist bei dem Verfasser zu haben, wie der Ottomanische Moniteur sich ausdrückt.

IX. Eine Encyklopädie, betitelt: Perlen zur Auswahl, die also vertheilt sind, daß sie die verbreitetsten Irrthümer verbessern können. Es ist alphabetisch geordnet und Türkisch geschrieben. — Im Jahre 1730 etablirte man eine Französische Buchdruckerei und später noch mehrere andere. Man verdankt denselben einige Sprachlehren, militairische Werke u. s. w. 1826 edirte ein reicher Armenier auf seine Kosten ein Persisch-Armenisches Wörterbuch.

Am Ende seiner Notiz gedenkt der Verf. noch des Zustandes der Typographie bei den Persern. Erst in den letzten Jahren hat Abbas Mirza in seiner Hauptstadt Tauris eine Buchdruckerei errichtet, auf deren Fortschritte der unglückliche Krieg mit Rußland (1826) störend einwirkte. Doch citirt man unter den zu Tauris gedruckten Werken, Sadi's Gulistan (Rosengarten), und eine Geschichte der Dynastie der Kadscharen, die gegenwärtig regiert. Es giebt sogar noch eine zweite von Abbas Mirza errichtete Buchdruckerei zu Sultanieh, zwischen Tauris und Teheran. (Journal des Savans.)

*) S. dessen Notice des ouvrages Arabes etc., imprimés à Constantinople. Paris. 18 S. 8.

Bibliographie.

In Kalkutta erschien in Arabischer Sprache:

Futawa Alemgiri, eine Sammlung von Ansichten und Vorschriften in Bezug auf das Muhammedanische Gesetz. Vom Schreich Nizam und anderen Gelehrten; auf Befehl des Kaisers Aurung-zeb Alemgir veranstaltet. 3 Bde. Pr. 9 Pfd. 15 Sh.

In Cambridge erschienen:

Selections etc. (Auswahl aus der Jad hachasakah des Maimonides.) Nebst Englischer Uebersetzung und Erklärungen aus dem Talmud. Von H. H. Bernard.

In Siena erscheint:

Nuovo Dizionario etc. (Neues Hebräisch-Italiänisch-Französisches, Italiänisch-Hebräisch-Französisches und Französisch-Hebräisch-Italiänisches Elementar-Wörterbuch.) 3 Bde. Von Angelo Pezzi.

Mannigfaltiges.

— Das Tabakrauchen bei den Orientalen. Die Kunst des Tabakrauchens ist im Orient zur höchsten Vollendung gediehen. Erwägt man, mit welcher Geringschätzung und mit welchem Argwohn der Osmane jede Neuerung betrachtet, so könnte man glauben, daß die Völker des Ostens den Gebrauch dieser Blätter schon kannten, bevor sie durch Raleigh's Entdeckung nach dem Occident kämen. Allein der alte Britische Reisende Sandys beklagt sich noch über den schlechten Tabak in der Levante, und giebt als Ursache davon an, daß nur der Auswurf Europäischer Tabaksmärkte in die Türkei wanderte. Und doch wächst gegenwärtig der edelste Tabak in der Welt an Syriens Küsten! Was trieb der Asiate nur, ehe er rauchen konnte? Von dem reich gekleideten Pascha, der seinen mit Juwelen und einer Bernstein-Spitze gezierten Tschibuk von mehr als Lanzenlänge in der Hand hält, bis zu dem halbnackten Araber, der aus einem kurzen ausgehöhlten Stück Dattelholz schmaucht, von Stambul bis Kairo, ist dieser Zeitvertreib fast die einzige Erquickung. Wer im Osten einen Besuch abstattet, wird eben so regelmäßig mit einer Pfeife bedient, als in Europa mit einem Stuhl. In vornehmen Häusern giebt es wahre Pfeifen-Prozessionen. Prächtig aufgeputzte Sklaven rücken heran, die brennenden Tschibuk's am Munde hin- und herwiegend; Andere tragen Gefäße mit vielfarbigen Scherbet's, und umgeben einen Ober-Bedienten, der den starken, siedend heißen Kaffee in kleinen Porzellan-Tassen herumträgt, deren Gehäuse aus silbernem Filigran gearbeitet sind. Bei öffentlichen Audienzen ist Alles dies Formalität. „Die Ehre der Pfeife" bezeichnet die Achtung, in der man steht. Ihr berühret sie mit den Lippen, gebt sie zurück, schlürfet ein halbes Täschen Kaffee und entfernt Euch dann. Aber bei Privat-Besuchen weiß man den Genuß der Pfeife besser zu schätzen. Ein Wirth rühmt sich der Zahl und Schönheit seiner Tschibuk's, der goldhellen Farbe des Bernstein-Mundstücks, des raren Geruches und Geschmackes seiner Tabake, der Geschicklichkeit, womit das Rosenwasser in den Scherbet gemischt wird u. s. w. Im Sommer wählt man statt des Tschibuk's aus Kirschenholz vom Balkan, das leichtere Jasmin-Rohr aus Damaskus oder Aleppo, mit saider Seide überzogen und mit Silber befranzt. — Die von Strabo wegen ihrer Weine gepriesenen Hügel von Laodicea bringen jetzt, unter dem Namen Latakiah, den preiswürdigsten und erlesensten aller Tabake. Leider verträgt dies köstliche Produkt keine Reise, und verriecht sich schon auf den Märkten von Alexandrien. Der Latakiah kann mit dem Chateau-Margaux verglichen werden. Dschibel, das Erzeugniß einer benachbarten Hügelreihe, obgleich ein stärkerer Tabak, ist gleichsam ein reicher Portwein, und kommt zuweilen in ungeschwächter Kraft nach England. Dieser ist Mehmed Ali's Lieblingstabak. Keiner versteht es besser, ihn zu rauchen. Seine herrlich gearbeitete silberne Schischa, so nennt man die Tabakspfeife in Aegypten, präsentirt ihm ein gleissender Nubischer Eunuche in goldbesetztem Scharlach-Mantel, nachdem er wenigstens fünf Minuten daran gefüllt hat, wohl wissend, daß sein hoher Gebieter um so höheren Genuß hat, je mehr Kunst auf das Füllen der Bowle verwendet ist. Sehr vorzüglich ist auch der Beirut, eine Sorte Tabak aus der Gegend des alten Berytus. Er sprüht Funken, wenn er brennt, und giebt eine blaue Flamme. Alle diese Sorten sind von sehr dunkler Farbe. In der Türkei giebt es einen sehr edeln Tabak, der aus Salonichi, im alten Thracien, kommt. Er ist von hellgelber Farbe und mag mit sehr gutem Madeira verglichen werden. Der feinste Kanaster hat gegen diesen, wie gegen obengenannte Sorten, einen faden Geschmack. — Die Schischa gleicht sehr der Indischen Hukah. Die Nargil, oder Persische Pfeife, hat ein Rohr von Glas. In allen dreien zieht man den Dampf durch Rosenwasser; aus den beiden ersteren raucht man eine Composition, statt des reinen Tabaks. Der kunstverständige und erfahrene Raucher wird sich am liebsten an den Türkischen Tschibuk halten. Er muß viele derselben besitzen, keinen zwei Tage hinter einander in Gebrauch nehmen, so oft er raucht, die Bowle wechseln, und den Tschibuk jeden Tag mit Orangenblüthen-Wasser reinigen lassen. Alles dies verlangt große Aufmerksamkeit und nicht wenig Kostenaufwand, so daß nur ein Mann von ansehnlichem Vermögen zu seiner vollen Befriedigung auf orientalische Weise rauchen kann. (N. M. M.)

— Gas-Beleuchtung. In London brennt das Gas in 62,000 Lampen, die in Häusern, Läden u. s. w. angebracht sind, und in 7500 Straßen-Laternen. Im J. 1830 waren die Gasröhren in und um London ungefähr 1000 Engl. Meilen lang. Gasflammen von einem halben Zoll im Durchmesser geben ein Licht, das dem von 20 Kerzen gleichkommt; von einem Zoll im Durchmesser ist die Flamme der von 100, von zwei Zoll der von 420 und von drei Zoll der von 1000 Kerzen gleich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Montag den 1. Oktober 1832.

England.

Der Bosphorus.

Aus einem Englischen Skizzen-Buche.

Der Reisende, der so glücklich gewesen ist, an den Ufern des Bosphorus vorbeizusegeln, wird noch oft mit gemischten Gefühlen des Bedauerns und des Vergnügens an jene zauberische Fahrt zurückdenken. Diese prachtvolle Straße, welche sich von dem Hafen von Konstantinopel bis zur Spitze des Schwarzen Meeres erstreckt, kann ungefähr 20 (Engl.) Meilen lang seyn, und ist fast an keiner Stelle breiter als 1 (Engl.) Meile. Die alte Griechische Sage war, daß man den Gesang der Vögel auf dem gegenüber liegenden Ufer hören könne. Auf diese Weise sind zwei große Erdtheile durch ein Meer getrennt, das schmaler ist wie viele Flüsse, die nur Gränzen zweier Landstriche sind. Dabei ist es seltsam, daß nirgend vielleicht der Charakter jener zwei großen Abtheilungen unserer Erde so auffallend hervortritt, als an den Ufern des Bosphorus.

Die Europäische Seite, bis etwa vier oder fünf Meilen vom Schwarzen Meere, ist fast ununterbrochen mit wunderlichen und zierlichen Gebäuden bedeckt: da sind schöne Dörfer, glänzende Sommer-Paläste, reizende Kiosks mit Arabesken verziert. Der grüne Hintergrund der Scene ist eine schimmernde Wand terrassenartig gebauter Gärten, die sich auf einer Kette von Hügeln erheben, deren anmuthsvolle Windungen mit Cypressen- und Kastanien-Wäldchen gekrönt sind. Hin und wieder öffnen sich dem Blick reizende und liebliche Thäler, reichlich mit Gehölz versehen und von antiken Wasserleitungen durchkreuzt.

Aber in Asien wachsen die Hügel zu Gebirgen und die Haine zu Wäldern. Alles verkündet ein unermeßliches reiches und fruchtbares Land; doch in der allgemeinen Erscheinung desselben liegt etwas Klassisches, Alterthümliches und sogar Geheimnißvolles. Eine tiefe Ruhe herrscht auf den weniger kultivirten und weniger bevölkerten Ufern, und die Adler, die über dem luftigen Gipfel des gigantischen Grabes schweben, scheinen sich bewußt, daß die Grabstätte von Heroen unter ihnen liegt.

Ich erinnere mich, Zeuge eines der seltsamsten und erhabensten Schauspiele gewesen zu seyn, als ich an einem milden Herbst-Abend in meinem Boot von Therapia nach Pera zurückkehrte. Ich begegnete einem Heer von Delphinen, die auf dem Wege vom Aegäischen nach dem Schwarzen Meere durch den Bosphorus kamen. Sie ruderten rechts durch das Wasser, und ich berechnete, daß sie in kurzen Zwischenräumen ungefähr einen Raum von 3 bis 4 Meilen bedeckten. Es war sehr schwierig, ihre Zahl zu schätzen; aber es müssen natürlich mehrere Tausende gewesen seyn. Die Erscheinung dieses Heeres war großartig, und es brachte eine ungeheure Bewegung hervor. Das Schnauben, Springen und Spritzen und die wilden lärmenden Bewegungen dieser Thiere werde ich niemals vergessen. Da es schon spät war, so sahen wir kein anderes Fahrzeug mehr, und meine Ruderer, aus Furcht umgestürzt zu werden, hielten an, um sich mit ihren Rudern zu vertheidigen. Ich hatte meine Pistolen bei mir und konnte meine Jagdlust vollkommen befriedigen; denn obgleich die Delphine Alles aufboten, um uns zu vermeiden, so kamen doch immer ganze Haufen in die Schußnähe. Immer, wenn einer getroffen war, entstand eine allgemeine Verwirrung in der ganzen Linie; alle plätscherten dann mit vermehrter Schnelligkeit, tauchten ihre runden Köpfe in's Wasser und schlugen mit ihren spitzigen Schwänzen in die Luft. Nach dreiviertelstündigem Anhalten war endlich das mächtige Heer bei uns vorübergesegelt, und meiner Berechnung nach, mußten sie gerade in Semplegades angekommen seyn, als ich in das gastfreie Hotel der Britischen Gesandtschaft in Pera eintrat.

The new Gil Blas. (Der neue Gil Blas, oder Pedro von Penaflor.) Vom Verfasser von „Spanien im Jahre 1830." 3 Bände. London, 1832.

Was mag der Verfasser (Herr Inglis) sich dabei gedacht haben, als er dieses Werk den neuen Gil Blas nannte? In welcher Hinsicht gleicht es dem alten Gil Blas? In Witz, Weisheit oder National-Portraitirungen? Sicherlich in keinem dieser Stücke. Es war gar keine Nothwendigkeit vorhanden, dem Leser den Vergleich aufzudringen; und eben weil der Verfasser dies gethan hat, wird Jedermann, der das Buch liest, unwillkürlich die wirklichen Verdienste desselben verkennen. Wenn er den Gil Blas bei Seite gelassen hätte, so würde sein Pedro von Penaflor mit einem kritischen Seitenhieb, aber auch mit herzlichen Lobsprüchen durchgegangen seyn; aber so wie es ist, hat er nur zu dem Seitenhieb Anlaß gegeben. Pedro ist ein vollkommener Spanischer Straßenräuber, ein bloßer Spitzbube, der vor nichts zurückschrickt, der besonders die Abenteuer liebt, die ihn in die größten Verlegenheiten stürzen, und der, gleich Gil Blas, aber nicht mit dem hundertsten Theil seiner Erfindungsgabe, sich anscheinend mit keinem anderen Zweck in Verlegenheiten verwickelt, als um seinen Witz zu üben, wie er sich wieder aus denselben befreit. Mordthaten und Intriguen, Räubereien und Betrügereien liefern die Haupt-Materialien zu dem Werke; während die Zwischen-Ereignisse, deren sehr viele sind, in der kalten, kurzen, gleichgültigen Art abgefertigt werden, die Spanischen Romanen dieser Art eigen ist. Das Buch ist in der That sehr Spanisch; aber es beschäftigt sich fast durchgängig nur mit der Oberfläche der Charaktere, und dringt selten in den Kern derselben. Die Caballeros sind alle ein und dieselben, kleiden sich auf gleiche Weise, tragen große Schwerdter, machen sich kein Gewissen daraus, bei dem geringsten Anlaß den sterblichen Fleck eines Menschen mit der Spitze ihres Dolches aufzusuchen, haben ein hochmüthiges, trotziges Ansehen und sind ganz unglaubliche Prahlhänse. Was einer von ihnen thut, thun sie so ziemlich Alle; es ist kein Schatten von Unterschied zwischen ihnen. Dasselbe ist mit den Hereinen in dem Buche der Fall; sie sind alle gleich unschuldig und verschlagen, zärtlich und unversöhnlich, so verliebt in ihre Liebhaber, daß sie sich nicht darum kümmern, was aus ihren Männern wird, und stets bereit, für die neueste Laune ihres abgenutzten Herzens die geschwornen Eide zu verletzen und ihren Pflichten untreu zu werden. Sie sind die sügsamsten Weiber von der Welt. Sie schmollen, singen, tanzen, weinen, lachen und werden mit gleicher Ungezwungenheit, und stets mit dem Anschein der Nothwendigkeit.

Aber obgleich dieses Werk auf den Gil Blas gepropft, und von dem, man möchte sagen, Idiom des National-Charakters keine Spur darin zu finden ist, so ist es doch der Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth. Es kann nicht gelesen werden, ohne daß man einen gewissen, wenn auch mangelhaften und unbestimmten Begriff von den Spanischen Sitten und von dem alltäglichen Drama des Spanischen Lebens erhält. Jeder, der mit Aufmerksamkeit liest, wird leicht wahrnehmen, daß der Verfasser nicht Herr seines eigenen Planes ist, und daß er nur skizzirt, wo er glaubt ein ausgeführtes Gemälde zu liefern. Aber doch sind die Seltsamkeiten in Pedro's Leben unterhaltend, wozu die häufigen Veränderungen des Schauplatzes und der Ereignisse und auch sogar die abgeschmackten Uebergänge von der Tragödie zur Posse das ihrige beitragen. Den Geist Le Sage's wird man allerdings vergebens suchen; Herr Inglis besitzt ihn nicht. Es ist aber Talent in dem Werke, und da dasselbe sich unter günstigeren Umständen entwickeln kann, so wünschen wir um so mehr, Zeugniß davon abzulegen. — Wir geben deshalb einige Auszüge, um zu zeigen, wie Herr Inglis die Episoden behandelt.

I. „Die betrübte Geschichte des Valencianers; und warum er seinen Feind in den Straßen von Murcia erschlug."

„Ich bin in San Felippo, in dem Königreich Valencia, zur Welt gekommen, und ward zum Mediziner erzogen. Mein Vater starb, ohne mir das geringste zu hinterlassen, und da meine Mutter ebenfalls todt war, so nahm mich mein Onkel, ein Arzt, in sein Haus und behandelte mich wie seinen Sohn. Unter seiner Leitung lernte ich die Erkennung und Behandlung der Krankheiten, und erlangte eine, ich kann wohl sagen, mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit in der Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten der medizinischen Pflanzen, an denen ganz Valencia, aber besonders die Umgegend von San Felippo einen solchen Ueberfluß hat."

„Don Montera — dies war der Name meines Onkels — hatte eine Tochter Namens Inez, und wir gewannen uns bald gegenseitig lieb. Es ist nicht meine Absicht, die Fortschritte unserer Leidenschaft zu schildern; wir waren Spielgefährten ehe wir Liebende waren, und liebten uns schon als Kinder. Ihr Vater, nicht mißbilligend, was ihm nicht unbemerkt bleiben konnte, beschloß, als er krank wurde und sein Ende herannahen fühlte, sein Kind meinem Schutze anzuvertrauen, und ehe er die Augen schloß, legte er unsere Hände ineinander, und wir waren verbunden. Zwei Monate nach unserer Verbindung verließ ich San Felippo, um in der Nähe von Enguera die medizinischen Kräuter zu sammeln, deren ich zur Ausübung meiner Kunst bedurfte; und da meine theure Inez mich beschwor, sie nicht

allein zu lassen, so willigte ich ein, sie mit mir zu nehmen. Wir bestiegen jeder ein Maulthier, und hatten bald die Umgegend von Enguera erreicht."

„Am zweiten Abend, nachdem wir San Felippo verlassen, als wir eben die angenehme Beschäftigung des Tages beendet hatten, und uns anschickten nach Enguera zurückzukehren, wurden wir plötzlich von Banditen angefallen, welche, ohne Rücksicht auf das Geschrei meiner Inez und auf mein Erbieten einer ansehnlichen Ranzion, uns in das Innere des Gebirges schleppten, welches zwischen Enguera und Chinchilla liegt. Ich will in meiner traurigen Erzählung so kurz als möglich seyn, und wünsche Euch nur zu beweisen, daß das Blut des Bösewichtes, welches gestern durch meine Hand vergossen worden ist, das Verbrechen noch nicht halb gerächt hat, und daß noch mehr Blut fließen muß, bevor die Gerechtigkeit befriedigt ist. Als die Räuber uns in ihre Höhle geschleppt hatten, banden sie mich an Händen und Füßen und legten mich so, daß ich die schändlichen Gewaltthätigkeiten, welche sie meiner Inez widerfahren ließen, mit ansehen mußte. Gnädiger und gerechter Gott! ich danke Dir, daß ich meine Hand in das Blut des Einen habe tauchen und mich an Allen habe rächen können. Ich krümmte mich auf einer geistigen Folter; ich strengte mich so gewaltsam an, meine Banden zu lösen, daß meine Hände sich aus dem Gelenk drehten; ich schrie und schäumte vor Wuth, weinte dann wieder und schloß meine Augen, um nichts zu sehen. Sie lachten über meine Raserei, verspotteten meine ohnmächtigen Drohungen, und loosten dann darum, wessen Weib Inez seyn sollte. Gerechter Gott! Wessen Weib! und sie fiel dem Moralez zu, dem Schurken, dessen erbärmliches Leben Alles war, was die gräßendste Rache nehmen konnte; aber er fuhr in seinen Sünden dahin, die Hölle erwartet ihn; und ich habe ihn dahin gesandt — Ach, es liegt Seligkeit in dem Gedanken!"

„Tage lang sah ich meine Inez nicht; sie war in dem inneren Gemach der Höhle; aber ihr Geschrei erreichte zuweilen mein Ohr. Endlich ward ich von meinen Fesseln befreit und zur Arbeit gezwungen. Eines Tages, als ich mich weigerte, eine niedrige und gemeine Arbeit zu verrichten, banden mich drei der Bösewichter an einen Pfahl, und während sie auf mich einhieben, gelang es Inez, die meine Stimme vernommen hatte, alle Hindernisse zu besiegen, die sie von mir trennten, und sie fiel in meine Arme, die ich mit übernatürlicher Kraft losgemacht hatte, um sie zu empfangen. Sie rissen sie aus meiner Umarmung, und Moralez — Gott gieb mir Kraft, es auszusprechen und ihm zu fluchen! — Moralez schleuderte sie mit roher Gewalt zu Boden und sie starb. Ich mag nicht sagen wie; sie starb — er tödtete sie; ich sah sie in ihrem Blute liegen und hörte ihren letzten Seufzer. Ich betete in meinem tiefsten Innern ein grimmiges Gebet um Rache; aber ich dankte Gott, daß sie todt und außer ihrem Bereich war. In jener Stunde legte ich mir das feierliche Gelübde auf, für Rache zu leben; daß ich, um dieselbe auszuüben, meiner Natur Gewalt anthun, mich mit Räubern verbinden, ein Heuchler seyn, gegen diejenigen freundlich thun wolle, deren Herzblut zu vergießen mir für die größte Seligkeit galt. Alles dies schwur ich mir, der Rache halber; und mein Gelübde nähert sich jetzt seiner Erfüllung. Moralez ist jetzt einer der Verdammten, und die übrigen sind ihrer Strafe nahe.

„Nach Inez Tode handelte ich meinem Gelübde gemäß. Ich weigerte mich keiner Arbeit, ich gehorchte blind, ich bemühte mich nützlich zu seyn, ich zeigte keine Feindseligkeit, ich sagte ihnen, daß sie eine schlechte That gethan hatten, daß aber Vergeben unsere Pflicht sey. Sie trauten mir lange nicht, und bewachten mich auf das Sorgfältigste; aber meine fortwährende Gefügigkeit, mein Gehorsam und mein ruhiges Benehmen wirkte zuletzt auf ihre Gemüther und da ich zufällig hörte, wie zwei Mitglieder der Bande einen Plan machten, die anderen zu betrügen, so unterrichtete ich den Anführer davon. Die Räuber wurden gehängt, und ich hatte auf diese Weise die doppelte Genugthuung, mich an den Dieben und an dem Tode zweier dieser Ungeheuer zu weiden, und das Vertrauen der Bande zu gewinnen."

„Ich heuchelte nun große Theilnahme für ihre Sicherheit und für ihre Unternehmungen; und nach und nach auch ein Gefallen an ihren Beschäftigungen. Ich schwatzte mit ihnen von Raub und Blut, nahm Theil an ihren Räubereien, lachte über ihre gemeinen ekelhaften Späße, bewunderte ihren Muth, rühmte ihre Unmenschlichkeit und verehrte ihren Aberglauben. Ich that mehr. Ich nahm meinen Theil an der Beute und an den Schwelgereien, die durch Raub, vielleicht durch Blut erkauft waren; und endlich wurden sie Alle meine Freunde und Vertraute. Dies waren Augenblicke der Freude und des Jubels; denn sie nährten meine Hoffnungen auf Rache, und ich brütete über Plänen, dieselbe auszuführen. Der sterbende Seufzer meiner Inez tönte mir beständig vor den Ohren; die Schändlichkeiten der Banditen waren mir immer gegenwärtig; und die Zeit, welche gewöhnlich unsere Entschlüsse schwächt und unsere Leidenschaften mildert, diente nur dazu, meinen Wunsch nach Rache zu vermehren."

„Ich hatte jetzt meine letzte und wichtigste Absicht erreicht. Man traute mir, und betrachtete mich sogar als den Nachfolger Don José's. Bei ihren Expeditionen war ich immer der Erste, und entwarf dieselben eben so gut, als ich sie ausführte; dabei war ich nur immer besorgt, mein Leben zu dem beabsichtigten Zweck zu schonen. Einmal stand es in meiner Gewalt, die ganze Bande zu verrathen; aber es war meinen Ideen von Rache nicht angemessen, zu sehen, und nur zu sehen, daß diejenigen, die ich so grimmig haßte, starben, und noch dazu mit dem Trost der Kirche starben, und so nach dem armseligen Fegefeuer Eintritt in den Himmel finden konnten. Nein! die Opfer, die ich mir ausersehen hatte, mußten wissen, welche Hand ihnen den Todesstreich versetzte, und das selige Lächeln sehen, welches ihrem Todes-Kampfe Hohn sprach, und das furchtbare Wort „Rache" vor ihren Ohren hören, und von dem Hohn des Rächers in die Gewalt eines Mächtigern und zu einer Ewigkeit, — ja, zu einer Ewigkeit von Strafen übergehen."

„Heute ist es gerade eine Woche, als Moralez nach Murcia gesandt wurde, um heimlich einige Waffen zu kaufen, mit dem Befehl, in drei Tagen zurückzukehren. Die drei Tage gingen vorüber, und er war noch nicht wieder erschienen; nachdem auch der vierte Tag vorübergegangen war, fingen seine Kameraden an, besorgt zu werden, und man beschloß, Einen von der Bande nach Murcia zu schicken, um nach Moralez zu forschen. Ich wurde zu dieser Sendung ausersehen, und mein Herz klopfte vor Freude, denn ich sah die Stunde der Rache nahen. Vor zwei Tagen verließ ich die Bande, und mein Plan war schon entworfen. In jener Gegend wächst ein Kraut, dessen Eigenschaften mir schon in San Felippe sehr gut bekannt waren. Ein geringer Aufguß dieses Krautes, sobald er genossen ist, beraubt den Menschen gänzlich seiner Muskelkraft; er bleibt seiner Sinne und seines Verstandes mächtig, weil der Trank weder auf die Nerven noch auf das Gehirn wirkt, aber er verliert die Macht über seine Glieder, und wird so schwach und hülflos wie ein Schlafender. Durch dieses Kraut wollte ich meinen Plan der Rache und der Gerechtigkeit ausführen."

„So lange Moralez bei der Bande war, konnte ich nichts unternehmen, weil er das Küchen-Amt verwaltete; aber in seiner Abwesenheit fiel mir dieses Amt zu, und als daher beschlossen wurde, daß ich Moralez aufsuchen sollte, sah ich, daß meine wohl überlegte und lange verzögerte Rache ihrer Erfüllung nahe war. — Ich verließ die Bande vor Tages-Anbruch, und da ich die Orte kannte, wo das Kraut wuchs, so ward es mir leicht, bald eine bedeutende Quantität zu sammeln, und ich ging dann nach Murcia, zog aber auf dem Wege alle nöthige Erkundigungen ein, um der Möglichkeit zu entgehen, mein erstes Schlachtopfer zu verfehlen. Ich kannte den Ort, wo er sich in Murcia aufhalten mußte, und erfuhr dort, daß er einige Augenblicke vor meiner Ankunft nach einer nahe liegenden Posada gegangen sey und noch in derselben Nacht abreisen wolle. Ich fand ihn bald auf und ging mit ihm nach der Vorstadt zu, aber ohne in jenem Augenblick die That ausführen zu wollen, die bis zu unserer Rückkunft nach Murcia verschoben bleiben sollte. Des Menschen Entschlüsse werden aber oft durch geringfügige Umstände bestimmt. Moralez erlaubte sich gegen ein vorübergehendes junges hübsches Frauenzimmer einige freche Späße, und blickte ihr nach; dieser Blick erinnerte mich an den, den er auf meine hülflose Inez zu werfen gewagt hatte. Tausend Erinnerungen drangen auf mich ein; das Ungeheuer ging neben mir — und mein Messer fuhr ihm in's Herz. Er starb zu bald; aber ich denke, er hat mein Lächeln gesehen und mein Geflüster verstanden! Das ist indessen gleichgültig; seine Strafe hat erst begonnen und wird niemals enden! — Und nun", sagte der unglückliche Arzt von San Felippe, plötzlich sein Maulthier anhaltend und sich zu mir wendend, „nun, da Ihr meine Geschichte gehört habt, glaubt Ihr, daß ich ein Recht hatte, zu handeln, wie ich handelte, und daß mein Gewissen mich nicht anklagt?"

— Dieser grauenerregenden Geschichte, in der ohne des Dichters künstlerische Idealisirung das lange dumpfe Brüten einer Spanischen Rache geschildert wird, lassen wir hier, zur völligen Charakteristik des Buches, eine kurzweiligere Novelle folgen:

II. Wie ein armer Teufel ein Heiliger wurde und dadurch zu vielem Gelde gekommen ist.

„Dein Name, denk' ich, ist Fernando", sagte einer der Mönche eines Tages zu mir, indem er mich in seine Zelle führte, als ich von Mittageffen aufstand. „Fernando ist mein Name", erwiederte ich, „und mein Name ist mein ganzes Erbtheil." — „Du bist ohne Zweifel arm", entgegnete er, „aber ich beabsichtige, Dich bald reicher zu machen, wenn Du meinen Anweisungen folgen willst." — „Niemand", sagte ich, „kann geneigter seyn als ich, Befehlen zu gehorchen, die ein so angenehmes Resultat herbeiführen sollen." — Hierauf setzte mir der Mönch auseinander, in welchem schlechten Zustand sich die Finanzen des Klosters befanden, daß man einer neuen Orgel für die Kapelle und mehrerer Verzierungen für den Haupt-Altar bedürfe; und daß man bei dem nahe bevorstehenden Feste, wo die Frommen in der Regel eine Gabe auf den Altar des Heiligen niederzulegen pflegten, gern ein auffallendes Zeichen der Dankbarkeit von Seiten des Heiligen veranlassen wolle. Endlich gab er mir zu verstehen, daß, wenn ich es übernehmen wollte, den Heiligen durch Anlegung seiner Kleider und Aufsetzung seiner Krone zu repräsentiren, und jedes Mal den Kopf zu neigen, wenn die Gabe einen Duro überstiege, so solle ich 1000 Realen als Belohnung erhalten; aber unter der Bedingung, daß ich gleich darauf Valencia verlassen und meinen Wohnort in einer anderen Stadt aufschlagen müsse."

„An dem für die Festlichkeit anberaumten Tag wurde ich von dem Abt empfangen, in welchem ich dieselbe Person erkannte, die früher mit mir gesprochen hatte, und der mit zwei oder drei Anderen allein im Geheimniß des frommen Betruges war, bei dem ich eine Hauptrolle spielen sollte. „„Hierdurch"", sagte er, „„überzeugen wir die Zweifelnden und stärken die Gläubigen, und so heiligt der Zweck die Mittel."" — Die Kleidung des Heiligen war weit und steif, und nachdem das Bild weggenommen worden war, schlüpfte ich an seine Stelle. Die Krone wurde auf mein Haupt gesetzt, eine sauber gearbeitete Maske bedeckte mein Gesicht und ein silberner Teller meine Hand. Nachdem ich so ausstaffirt war, wurden die Thüren der Kapelle geöffnet, und die Morgen-Glocke begann zu läuten. Die frommen Valencianer drangen herein und füllten bald die Kapelle, wo ich unter einem Thron-Himmel von Silberstoff stand."

„Die Nachricht von der Noth des Klosters war auf eine ge-

schickte Weise durch die Mönche verbreitet worden, und nicht weniger Mühe hatte man sich gegeben, den Glauben zu nähren, daß irgend eine sichtbare Kundgebung der Dankbarkeit von Seiten des Heiligen zu erwarten sey. Die ersten, die eintraten, waren einige Bettler, die nicht viel mehr haben mochten, als ihre zerlumpten braunen Mäntel, und einige wenige Quartos fielen auf den Teller; reichere Gaben folgten: Pesetas, halbe und ganze Duros; aber kein Zeichen der Dankbarkeit oder der Zufriedenheit wurde wahrgenommen. Endlich fiel ein Goldstück auf den Teller, und sogleich neigte der Heilige das Haupt. Das Wunder wurde von Allen gesehen, und in einem Augenblick hatten tausend Hände das Kreuz geschlagen, tausend Kniee waren gebeugt, und ein lautes und inbrünstiges Gebet erschallte in der Kirche; in demselben Augenblick ertönten die feierlichen Klänge der Orgel, und „Preis Dir Gott, Preis Dir in der Höhe" war der allgemeine Lobgesang."

„Aber das Wunder wirkte auch noch in einer mehr materiellen Form; die Zuneigung eines einflußreichen Heiligen war wohl des Opfers einiger Duros werth, — Gold floß auf den Teller, und zwar in solchem Maaße, daß nicht allein der Arm des Heiligen das Gewicht empfand, sondern daß auch wirklich ein anderes Wunder nothwendig wurde. Der Teller war nämlich zu klein, um alle Gaben zu fassen, und das Gold drohte von den Seiten herabzufallen. Der Heilige zog daher den Teller zurück, steckte das darauf Liegende in die Tasche und hielt denselben dann wieder den vor Erstaunen starren Andächtigen hin."

„Der Strom, der in die Kapelle gedrungen war, begann endlich abzunehmen; die Messe am Haupt-Altare hatte ihren Anfang genommen und die Anwesenden eilten dorthin, so daß die Kapelle des wunderbaren Heiligen eine Zeitlang von Betenden leer war. — Nun, dachte ich, ist der rechte Augenblick gekommen. Ich zog die Arme aus den weiten Aermeln des Heiligen, befreite mich von der beschwerlichen Kleidung, die steif genug war, um auch ohne die Hülfe eines Bildes oder eines Repräsentanten aufrecht zu stehen; die Maske ließ ich eingeklemmt an ihrer Stelle; ein Gleiches würde ich auch mit dem Teller gethan haben, wenn es möglich gewesen wäre, so aber war ich gezwungen, anderweitig über denselben zu disponiren: er folgte seinem Inhalt in meine Tasche. Nachdem ich verstohlen von meinem Postamente heruntergestiegen war, nahm ich meinen alten Mantel, der hinter mir lag, über die Schultern, zog meinen Hut über die Augen, schlich leise aus der Kapelle und durch die Kirche, und befand mich bald im Freien und in Sicherheit."

„Was im Kloster vorgefallen ist, als die Messe beendigt war, zu welcher Zeit die Entdeckung gemacht, oder was für Schritte gethan wurden, um die Spur des falschen Heiligen zu entdecken, das weiß ich nicht, auch habe ich mir niemals Mühe gegeben, es zu erfahren; sondern beruhigt durch den Gedanken, daß ich an den Mönchen einen geringeren Betrug verübt, als sie an dem Volke, setzte ich meinen Weg und zwar an besuchten Orten fort, damit ich keinen Verdacht erregte, und beschäftigte mich, wie Andere, sorglos damit, eine Melone zu schälen, die ich im Gehen verzehrte."

Bibliographie.

The Lady's family library. (Frauen-Bibliothek.) Erster Bd. Enth. Lebensbeschreibungen der Frau von Stael und der Mad. Roland. Von Mrs Child. Pr. 6 Sh.

Condition etc. (Das Britisch-Orientalische Reich im J. 1832.) Pr. 9 Sh.

On Cholera. (Ueber die Cholera.) Von Corbyn. Pr. 12 Sh.

Life etc. (Gerhard Terstеegen's Leben.) Aus dem Deutschen übersetzt. Pr. 5 Sh.

Illustrations etc. (Darstellungen der neueren Stulptur.) Eine Reihefolge von Kupferstichen nebst Erklärungen in Versen und in Prosa. Von Hervey. Pr. 6½ Sh.

Morgenländische Literatur.

Kosmogonie, Mythologie und Religions-Philosophie der Tibetaner und Mongolen.

Alle Dinge, so lautet der Buddhistische Mythos, waren in einem chaotischen Zustand, als ein gewaltiger Sturmwind sich erhob und einer dichten Masse von ungeheuerem körperlichen Inhalt das Daseyn gab. Eine Menge goldfarbiger Welten drängten sich aneinander und ließen Wassertropfen von der Größe eines Wagenrades herabfallen, welche den Ozean bildeten. Fürchterliche Orkane erzeugten auf der Oberfläche des Ozeans einen dicken Schaum, welcher der jetzigen Welt ihr Daseyn gab. Dann erschien auf den Wassern eine goldfarbige Schildkröte, die der Gott Mangdzuschiri mit einem Pfeil durchbohrte und auf den Grund des Weltmeers versenkte, damit sie dem unermeßlichen Berge Semer-Obla, der aus verdichtem Schaum entstand, als Grundlage diente. Die eine Hälfte dieses Berges erhob sich über den Welt-Ozean, die andere blieb unter dem Wasser. Jede Hälfte ist über 100,000 Meilen hoch. Der sichtbare Theil ist ein viereckiger Felsen, mit vier Absätzen, von denen der oberste der niedrigste ist. Die östliche Seite des Semer-Obla ist von Silber, die südliche von Lapis Lazuli, die westliche von Rubin, und die nördliche von Gold. Den Berg umgeben sieben große Meere und sieben andere Berge *). Sechs von den letzteren sind golden, der siebente aber, der sich wie eine Mauer um das Ganze herumzieht, ist eisern. An den vier Hauptecken des Semer-Obla sind vier große Inseln *). Die südliche derselben, aus Juwelen bestehend, ist dreieckig. Sie enthält unsere Erde. Die östliche, ganz von Gold, hat Bewohner von ausnehmender Schönheit, die 150 Jahre alt und 18 Fuß hoch werden. Die Einwohner der westlichen zirkelrunden und aus Rubinen gebildeten Insel sind noch einmal so groß als die vorigen und werden auch doppelt so alt. Die vierte Insel ist silbern. Den Tod ihre Bewohner, welche 1000 Jahre alt und 72 Fuß hoch werden, verkündigt eine Schicksalsstimme ein paar Tage vorher.

Die Tengri's oder göttlichen Wesen (tengri heißt noch jetzt im Türkischen und vielen alten Tatarischen Dialekten der Himmel oder Himmelsgeist) führten in grauester Vorzeit ein glückseliges Leben, bis Zwietracht unter ihnen entstand, die offene Fehde erzeugte. Der Sieg begünstigte die tugendhafte Partei. Die Assuras oder bösen Geister flohen, verließen die himmlischen Wohnsitze und verloren stufenweise ihre uranfängliche Vollkommenheit. Die erste Gottheit, welche die Flucht ergriff, ließ sich in dem Theile der Welt nieder, der zunächst an den Himmel gränzt, d. h. auf dem Gipfel des Semer-Obla. Im Fortgang des himmlischen Krieges wuchs die Zahl der Flüchtlinge bedeutend an, so daß endlich der ganze Berg, von oben bis unten, mit Göttern bevölkert war. Neue Züge von Tengri's, die in den höher liegenden Regionen keinen Platz mehr fanden, setzten sich in den vier niederen Regionen fest.

Obgleich diese himmlischen Exulanten nicht länger blieben, was sie gewesen waren, so behielten sie doch viele Eigenschaften, die ihre Abkunft verkündigten. Die Bewohner der Erde, wie die des Semer-Obla, waren mit außererdentlichen geistigen und körperlichen Vorzügen begabt, mußten sie aber nach und nach einbüßen. Alle ihre Wünsche wurden erfüllt; sie hatten ein strahlendes Antlitz und Flügel; sie lebten ohne Speise, kamen zur Welt ohne fleischliche Vermischung und erreichten ein Alter von 80,000 Jahren. Ihre Nachkommen genossen dieselben Vortheile. Tausende dieser Wesen kehrten in den Himmel zurück, und wurden daselbst Burchan's oder Götter. Die Vollkommenheit der Weltbewohner ging unter, als sie eine weiße Frucht zu genießen anfingen, die auf der Oberfläche der Erde erschien und so süß wie Zucker schmeckte. Kaum hatten sie diese Frucht gekostet, so erfolgte schon im ganzen Körper eine Metamorphose und es bildeten sich Absonderungskanäle. Sie fühlten zum ersten Male Hunger, der ihnen bis jetzt fremd war; der Glanz ihres Antlitzes wich von ihnen; die Flügel fielen ab; sie konnten sich nicht mehr vom Boden aufschwingen, und ihre Lebenszeit ward auf 10,000 Jahre eingeschränkt. Beim Erlöschen des Glanzes, den das menschliche Angesicht verbreitet hatte, hüllte sich die Erde in dichte Finsterniß. Da ergriffen vier wohlthätige Tengri's den Berg Semer-Obla und schüttelten ihn kräftiglich, worauf zuerst zwei große Lichter, Sonne und Mond, das eine aus Feuer und Glas, das andere aus Wasser und Glas, hervorkamen. Dann folgte eine unzählbare Menge kleinerer Lichter, die Sterne.

Die Sonne ist eine hohle, mit Feuer angefüllte Glaskugel. Mitten in dieser Glaslampe wohnt ein Tengri, dessen strahlendes Angesicht Licht und Wärme versendet. Der kolossale Lichtkörper steht in einer schönen, mit wohlriechenden Bäumen geschmückten, von einer 4500 Fuß hohen Mauer umgebenen Ebene. Die Kugel, sammt der schwebenden Insel, auf der sie ruht, wird alle 24 Stunden einmal von 7 ätherischen Rossen, die ein Tengri lenkt, um den Semer-Obla gezogen. Die silberne Seite des Berges empfängt den Sonnenstrahl am Morgen, die azurne Seite des Mittags, die Rubinenseite des Nachts, die goldene am Abend. Der Lauf der Sonne ist nach den vier Jahreszeiten verschieden. Während der schlimmen Jahreszeit kommt sie dem großen Ozean nahe, und gewaltige Stürme erheben sich, besonders an dem breiteren Theil des Weltberges. Während der großen Hitze umkreiset sie den oberen Theil, aber wegen ihrer Entfernung von dem Meere mit geringerer Schnelligkeit, als in den übrigen Jahreszeiten.

Der Mond, die große Wasserkugel, wird ebenfalls von einem lichtgebenden Tengri bewohnt. Der Thau fällt aus dem Monde. Fünf ätherische Rosse ziehen ihn um den Weltberg. Den periodischen Wechsel seiner Gestalt bedingt nach Einigen seine größere oder geringere Entfernung vom Berge, nach Anderen die Entfernung der Sonne. Die Flecken im Monde werden verschieden erklärt. Einige halten sie für Schatten von Welten, die über dem Monde existiren; Andere für Schatten monströser Geschöpfe im Ocean. Die Meisten aber nehmen an, daß diese Flecken von einem der mächtigsten Tengri's herrühren, welcher die Figur eines Hasen in den Mond gesetzt hat, und zwar dem Schakiamuni (Buddha) zu Ehren, der sich einst in einen Hasen verwandelte, um einem verschmachtenden Reisenden zur Nahrung zu dienen.

Nach der Schöpfung von Sonne und Mond hielten die Götter einen Rath. Der böse Geist Arago mischte sich unter sie, ohne daß sie etwas davon bemerkten, leerte ein Gefäß mit heiligem Wasser aus und verunreinigte dasselbe. Als die Götter dies bemerkten, beschlossen sie, den Arago zu züchtigen; allein dieser tückische Genius fand Mittel, sich so gut zu verstecken, daß man ihn nicht auf die Spur kam. Die Sonne wurde befragt und konnte keine befriedigende Antwort geben. Endlich entdeckte der Mond Arago's Schlupfwinkel, und dieser erhielt seine Strafe. Von der Zeit an schwur Arago diesen beiden Himmelslichtern ewigen Haß, und wenn er sie angreift, ist eine Verfinsterung die Folge davon. Um nun den Arago von seinem bösen Beginnen zurückzuscheuchen, machen die Mongolen und andere Buddhisten bei solcher Gelegenheit mit musikalischen Instrumenten und anderen Werkzeugen einen entsetzlichen Lärm.

Auch die Sterne, an der Zahl 285 Millionen, sind leuchtende

*) Man sieht deutlich, daß dieser fabelhafte Berg eins ist mit dem Meru der Indier, dem Kaf der Perser u. s. w. Er ist der gemeinschaftliche Vereinigungs- und Anlehnungspunkt des Mythenkreises der meisten Asiatischen Völker. Sonderbar, daß die Figur dieses Götterberges mit der eingebildeten Figur des Babylonischen Thurmes übereinstimmt.

*) Man vergleiche Ritters geistreiche Darstellung der Sage vom Berge Meru, in der Einleitung zur zweiten Auflage seines Asien (Berlin, 1832.)

Glaskugeln, nur viel kleiner als die Sonne. Der Polarstern steht fest, aber die anderen kreisen, mit himmlischen Rossen bespannt. Ein fallender Stern (Sternschnuppe) bedeutet den Tod eines Tengri, der zur Erde hinabsteigt, um daselbst in anderer Gestalt wieder zu erscheinen.

Die Veränderungen der Temperatur bewirkt ein geflügelter Drache, der im Winter unthätig bleibt, auf den sieben Meeren gelagert, und im Sommer zum Himmel steigt, wo er die Dünste aushaucht, welche Regen und Schnee erzeugen. Von Zeit zu Zeit besteigt ein Tengri das Ungeheuer und zwingt es, zu brüllen, wobei seinem Rachen Feuer entströmt (Donner und Blitz). Manchmal entsendet er glühende Wurfgeschosse, die Seuchen und Tod bringen.

Die allmähliche Verunedlung des Menschengeschlechts begann, wie schon bemerkt, mit dem Genusse der Frucht Schimi. Damals fühlten die Menschen auch zuerst das Bedürfniß der Bekleidung. Die Frucht Schimi war bald nicht mehr zureichend, um ihren Hunger zu stillen, weil sie mit zu großer Gier darüber herfielen. Nun genossen sie Honig und auf die Länge sogar Binsensaamen. Bald gebrach es auch an dieser Hülfsquelle, indem Einige Vorräthe davon aufspeicherten. Ueberfluß bei diesem und Mangel bei jenem führte zu Gewaltthätigkeiten. Da war man genöthigt, Oberhäupter zu wählen, die dem Unrecht durch Gesetze und Strafen steuern sollten. Aber diese Leute mißbrauchten ihre Gewalt; sie wurden Despoten.

Das Ziel des menschlichen Lebens ward immer mehr abgekürzt und endlich auf höchstens 100 Jahre eingeschränkt. In künftigen Weltaltern werden die Menschen körperlich immer mehr zusammenschrumpfen und immer kürzere Zeit leben, bis der gänzliche Untergang dieses Geschlechts erfolgt. Vor dieser Katastrophe werden sieben Mißjahre kommen, welche der größte Theil der Zwerge, die alsdann auf Erden wohnen, nicht überlebt. Am Ende der Hungerperiode verkündigt eine göttliche Stimme dem Einen der Uebriggebliebenen, der tugendhaft gelebt hat, daß es sieben Tage lang Schwerter regnen wird. Der Zwerg versteckt sich mit seiner Familie in eine Berghöhle, und alle seine Mitmenschen werden durch den Schwert-Regen ausgerottet. Dann kommt das neue Regime: Alles wird verjüngt; Lebens- und Luxusmittel fallen vom Himmel; der Zwerg-Noah erfreut sich mit den Seinen der neuen Schöpfung, und das Lebensalter der Menschen nimmt wieder in eben dem Maaße zu, als es früher abgenommen hatte. Während der zunehmenden Verschlimmerung des Menschengeschlechts offenbarten sich vier göttliche Wesen (Burchans) in irdischem Leibe, um Buße und Tugend zu predigen. Einer fünften Offenbarung wird nach Ablauf des jetzigen Weltalters entgegengesehen.

Es giebt drei Klassen göttlicher Wesen, die Tengri's, Burchan's und Raghini's. Die erste ist die erhabenste und zahlreichste Klasse. Sie existirten schon vor Schöpfung der Welt und bewohnten den höchsten der Himmel. Die unter ihnen ausgebrochene Zwietracht, war Veranlassung, daß sie zu niederen Himmeln, auf den Berg Semer-Obla und andere Berge des Ozeans herabstiegen. Es giebt gute und böse Tengri's. Die Ersteren haben nur wenig Einfluß auf das Schicksal der Menschen; die Letzteren aber desto mehr; daher man diese am häufigsten verehrt. Alle sind nach einer ungeheuer langen Lebenszeit dem Tode und der Seelenwanderung unterworfen. Die Burchan's stammen zumeist von den Tengri's ab; aber auch Menschen können durch frommen Lebenswandel diese Würde erreichen. Ein großer Theil derselben ist Wohlthäter der Menschheit. Vor Allem verehrungswürdig ist Schakiamuni (Buddha), der in unzähligen Gestalten auf Erden erschienen ist, zu bessern und zu bekehren. Oberster Schutzgeist der Erde ist Charmuseda; Richter der Todten Erlik Chan u. s. w. Die meisten Attribute der Burchan's erinnern an Brahmanische Gottheiten, wie denn überhaupt der Buddhismus ein Sprößling der Hindu-Religion ist. Die Raghini's sind weibliche Gottheiten. Außerdem giebt es noch eine Menge lustbewohnender böser Dämonen.

Die Seelenwanderung ist ein Grund-Artikel des Mongolischen Buddhismus. Man betrachtet die Leiden dieses Lebens als Strafen für die Verbrechen, die wir in einer früheren Existenz begangen. Die Seele aller belebten Wesen bereitet sich während des irdischen Daseyns zu künftigen Wanderungen vor. Sie ist unaufhörlich in Bewegung, von Glied zu Glied wandernd und täglich ihre Stelle verändernd. Dieser psychische Kreislauf vollendet sich in einem Monat. Wer an dem Theile verwundet wird, wo die Seele zufällig weilt, muß unfehlbar sterben. Verläßt die Seele den Körper, so stehen ihr zum Uebergang in einen anderen Leib sechs Wege offen: diese sechs Wege oder Reiche sind: das der Tengri's, der Assura's (die in den tiefen Schluchten des Semer-Obla hausen), der Menschen, der Thiere, des Fegefeuers und der Hölle. Das Höllen-Tribunal entscheidet über unser Schicksal. Tief im Schooß der Erde und von sechszehn eisernen Mauern umringt, ist der Thron des Buddhistischen Minos oder Pluto, Erlik Chan. Die Seele, welche im Augenblick ihres Scheidens, durch die Kraft des Gebetes nicht unmittelbar den höheren Regionen zueilt, muß sieben Wochen lang vor Erlik Chan erscheinen. Ein wohlthätiger und ein böser Genius führen sie zu ihm, und breiten die guten und bösen Handlungen des Erblichenen, die sie gesammelt, in der Gestalt weißer und schwarzer Steine vor dem Richterstuhl aus. Ist die Zahl der weißen Steine größer, so transportirt man die Seele auf goldnem Stuhl in das Reich der Tengri's; im entgegengesetzten Falle überantwortet sie Erlik Chan seinen Dienern, die sie nach dem Orte der Pein befördern. Sind die weißen und schwarzen Steine an Zahl gleich, so wird ein tugendhafter, frommer Büßer aufgesucht, der für die Seele Fürbitte einlegt, daß die Verdammniß sie nicht berühre. Vor dem Urtheilsspruche consultirt Erlik Chan das Buch Altantobli, oder „den goldenen Spiegel", worin alle Handlungen der Menschen aufgezeichnet stehen.

Die Beschreibung der Qualen, in Fegefeuer und Hölle, ist so kindisch-abenteuerlich, daß wir den Leser damit verschonen wollen. Wir bemerken nur, daß das Hirn der Buddhistischen Pfaffen auch Tantalische Martern ausgebrütet hat, obgleich wahre Zerrbilder von Homers Tantalus. „Die armen Seelen im Fegefeuer", heißt es, „gleichen Feuerbränden, und werden außerdem von Hunger und Durst gepeinigt. Wünschen sie zu trinken, so erscheinen gleich Schwerter, Lanzen und Messer vor ihnen. Gelingt es ihnen, eine Flüssigkeit zu haschen, so verwandelt sie sich in Blut oder stinkendes Pfützenwasser. Erlangen sie Speise, so zieht sich ihr Mund bis zur Kleinheit eines Nadelöhrs, ihr Schlund bis zur Dicke eines Fadens zusammen. Oft gewahren sie Bäume voll herrlicher Früchte, und kommen sie nach unendlicher Anstrengung dem Baume nahe, so verwelkt er plötzlich und seine Früchte sind hohl oder mit Staub und Asche gefüllt." Es giebt übrigens eine glühende und eine eisige kalte Hölle.

Man kann sich denken, daß bei Schilderung der Freuden des Paradieses die Farben nicht weniger dick aufgetragen sind. Man nimmt fünf Paradiese an, über welche fünf Burchan's regieren und außerdem noch andere Wohnsitze der Seligen auf dem Gipfel des Semer-Obla, wo Charmuseda waltet.

Bibliographie. In Kalkutta erschien in Arabischer Sprache:

Kifayah. — Ein Kommentar zur Hidayah: d. h. eine Abhandlung über die Fragen des Muhammedanischen Gesetzes. Von Hakim Moluwi Abdul Medschid. Pr. 2 Pfd. 10 Sh.

Inayah. — Ein Kommentar zur Hidayah. Ein Werk über das Muhammedanische Gesetz von Mohammud Akmuluddin, Ibn Muchmud, Ibn Achmudenil Hanufi. Herausgegeben von Munschi Ramdhun Sen. Pr. 1 Pfd. 17½ Sh.

Mannigfaltiges.

— **Unterricht in England.** Dieser hat sich im Allgemeinen keiner Unterstützung von Seiten des Staates zu erfreuen. Sowohl die Gymnasien — d. h. die sogenannten free grammar-schools — als die beiden Universitäten Oxford und Cambridge, beziehen das Hauptsächlichste ihrer Einkünfte — nicht, wie in anderen Ländern, vom Staate — sondern von der Freigebigkeit der Individuen, von denen sie begründet worden. Dessenungeachtet sind die Universitäts-Gebäude in England die großartigsten und prächtigsten, die es giebt. Das von Oxford enthält 19 Kollegien-Säle und 5 große Hallen, und das von Cambridge 13 Kollegien-Säle und 4 Hallen. Die Studierenden auf beiden Universitäten zusammen belaufen sich in der Regel jetzt auf mehr als 3000. Die Kollegia sind hauptsächlich durch Ländereien dotirt, und zwar kommt ein Theil des Fonds den Studirenden selbst als Stipendia, ein anderer Theil den Kandidaten (fellows) und dem Rektor, und ein dritter Theil endlich, der aus geistlichen Pfründen besteht, fließt den Kirchen-Amts-Kandidaten nach der Reihefolge zu und führt zu ihrem Eintritt in das Geschäfts-Leben. Den dem Parlamente im J. 1818 vorgelegten Nachrichten zufolge, gab es damals in England 4187 dotirte Schulen mit einer Revenue von mehr als 3 Millionen Pfd. Sterl., 14,282 nicht dotirte Schulen und 5162 Sonntags-Schulen. In allen diesen Anstalten wurde 644,282 Kindern, die hauptsächlich zu den arbeitenden Klassen gehörten, Unterricht ertheilt, und zwar erhielten ihn davon ungefähr die Hälfte (322,518) gratis. Seit dem J. 1818 sind keine amtlichen Nachweise bekannt geworden; doch aus den Antworten, die Herr Brougham, der jetzige Lord-Kanzler, im J. 1829 auf sein in dieser Hinsicht erlassenes Rundschreiben erhalten, ist abzunehmen, daß damals etwa 1½ Millionen Kinder der niederen Klassen in England die Wohlthaten des Unterrichts genossen haben. (N. M. M.)

— **Gouvernanten in Paris.** In Paris giebt es eine Dame, deren einzige Beschäftigung darin besteht, die Papiere von Frauen durchzusehen, die als Lehrerinnen auftreten wollen, und sie alsdann über den Umfang ihrer Kenntnisse zu befragen. Sie wird dadurch in den Stand gesetzt, der Jury für den öffentlichen Unterricht zu bezeugen, daß Madame A. oder Mademoiselle Z. sich zur Prüfung eignet, und in diesem Fall erscheint die Letzte vor zwei oder drei Mitgliedern jener Jury, und antwortet auf die ihr vorgelegten Fragen so gut sie kann. Drei Arten von Zeugnissen werden ertheilt. Das erste ist das einer Schullehrerin; hierzu sind richtige Antworten auf Fragen über Gegenstände aus der heiligen Schrift, aus der Grammatik und aus der Arithmetik erforderlich. Mit diesem Attest versehen, kann ein Frauenzimmer eine Schule für den Elementar-Unterricht eröffen. Der zweite Grad ist schon schwieriger; denn es gehören dazu, außer den obenerwähnten Gegenständen, noch Kenntnisse in der Geschichte Frankreichs und in der Geographie; aber mit diesem Attest zweiter Klasse versehen, kann die Inhaberin über ihre Thür das Wort: „Pensions-Anstalt" anbringen lassen. Das nec plus ultra aber der Diplome ist das einer Gouvernante (instructrice). Nur wenigen Frauenzimmern wird diese Auszeichnung zu Theil. Sie muß mit der alten, mittlern und neueren Geschichte vertraut, in der ausländischen sowohl als in der Französischen Literatur bewandert, und selbst Logik und Rhetorik dürfen ihr keine unbekannte Dinge seyn. Wenn eine Dame mit diesem Attest sich erbietet, Eure Töchter zu unterrichten, so könnt Ihr sie derselben blindlings anvertrauen; denn sie besitzt gewiß alle erforderliche Fähigkeiten dazu. (Livre des Cent-et-un.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Mittwoch den 3. Oktober 1832.

Frankreich.

Lafayette und die Revolution von 1830.

Die unter diesem Titel vor einiger Zeit in Paris erschienene Schrift des Herrn Sarrans, ehemaligen Secretairs des General Lafayette, ist bereits in den dortigen Journalen der Gegenstand von Beurtheilungen geworden, aus denen, so verschieden sie auch, je nach der politischen Farbe jedes einzelnen Blattes, seyn mochten, sich dennoch abnehmen ließ, daß das Buch, wie fast alle ähnliche, die jetzt in Frankreich erscheinen, nichts anderes, als eine nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchende Parteischrift sey. Diese Ansicht bestätigt sich auch bei einem genaueren Durchlesen desselben vollkommen; dennoch ist dasselbe reich an interessanten Thatsachen und Aufschlüssen, unter denen sich viele befinden, die, der Absicht des Verfassers ganz entgegen, den Gegnern der Juli-Revolution reichen Stoff zur Erhärtung ihrer Ansicht geben können. Das nachstehende Fragment, welches die Unterhandlungen in Bezug auf die Ernennung des Herzogs v. Orleans zum General-Statthalter enthält, ist aus dem doppelten Grunde gewählt worden, weil es das wichtigste Kapitel des ganzen Buches ist und weil die darin enthaltenen Angaben, so viel Grund auch dazu vorhanden gewesen wäre, wenn sie der Wahrheit ermangelt hätten, noch von Niemanden für falsch erklärt worden sind.

Wir sind am 29. Juli; die Königl. Truppen ziehen sich, nachdem die Tuilerieen und das Louvre vom Volke genommen worden, zurück; Lafayette ist als Chef der bewaffneten Macht im Stadthause installirt und hat dies den Parisern in einer Proclamation mitgetheilt.

„Auf dem Stadthause befand sich die einzige wirkliche Regierung, der einzige Hebel, der die Massen in Bewegung setzte und das Vertrauen des Volkes besaß. Der Kampf war beendigt, es handelte sich nur noch darum, den Sieg zu befestigen. — Seit dem Erscheinen der Ordonnanzen hatten einige seit mehreren Jahren den Interessen des Hauses Orleans ergebene Männer den Plan gefaßt, den älteren Zweig durch den jüngeren zu stürzen, und alle ihre Schritte während des dreitägigen Kampfes waren auf dieses Ziel hin gerichtet gewesen. Namentlich war dies der vorherrschende Gedanke des Herrn Laffitte.*) Der Herzog v. Orleans befand sich in Neuilly zwischen dem Hofe, der den Fehler beging, ihn nicht aufzufordern, nach St. Cloud zu kommen, und Paris, dessen Aufstande er völlig fremd geblieben war. Am 28. Juli um 8 Uhr Morgens schickte Herr Laffitte, der erst vor einigen Stunden in Paris angekommen war, nach dem Secretair der Herzogin v. Orleans, Herrn Oudart, den er beauftragte, nach Neuilly zu gehen und den Herzog davon zu benachrichtigen, daß um 12 Uhr bei Herrn Audry de Puyraveau eine Deputirten-Versammlung stattfinden solle, und Se. Königl. Hoheit zugleich zu bitten, sich vor den Garnen von St. Cloud in Acht zu nehmen. Der Herzog brachte auch wirklich die Nacht in einem in der Mitte seines Parkes gelegenen Kiosk zu, in dessen Umgebung treue Freunde wachten. Am 29sten Morgens sandte Herr Laffitte abermals Herrn Oudart nach Neuilly; seine Bitten waren diesmal dringender, er unterrichtete den Herzog von dem, was in den Versammlungen des vorigen Tages vorgefallen war, von der Erbitterung der Gemüther gegen den älteren Zweig, von der Entwickelung der Ereignisse, von der Wichtigkeit der Lage und von der für den Herzog vorhandenen Nothwendigkeit, binnen 24 Stunden zwischen einer Krone und einem Passe zu wählen. Herr Laffitte hatte bereits die Deputirten und einige Mitglieder der provisorischen Regierung für die Ernennung des Herzogs v. Orleans zum General-Statthalter gestimmt, als Lafayette und die Munizipal-Commission von dem Stadthause Besitz nahmen."

„Während die Militair-Chefs Maaßregeln zur Befestigung des von dem Volke davon getragenen Sieges trafen und die Municipal-Kommission nebst den mit den verschiedenen Departements beauftragten Kommissarien den allgemeinen Dienst neu organisirten, war eine bei Laffitte versammelte Fraction der Deputirten-Kammer beschäftigt, die neue Ordnung der Dinge festzustellen. Eine aus den Herren v. Argout, v. Semonville und Bitrolles bestehende Deputation war auf dem Stadthause erschienen, um im Namen Karls X. zu unterhandeln und der Commission die Zurücknahme der Ordonnanzen und die Ernennung eines neuen Ministeriums anzuzeigen, dessen Mitglieder die Herren C. Perier und Gerard waren. Diese Abgeordneten wurden bei der Municipal-Commission eingeführt. Die Antwort erfolgte bald; die Herren Lafayette, Audry de Puyraveau und Mauguin erklärten den Abgesandten von St. Cloud in Gegenwart des Herrn Perier, der Stillschweigen beobachtete, es sey zu spät, die Bourbonen hätten aufgehört, zu regieren. Am folgenden Tage kam Herr v. Sussy mit einem Schreiben des Herzogs v. Mortemart, des neuen Premier-Ministers Karls X., und einer die Zurücknahme der Ordonnanzen enthaltenden Depesche zu Lafayette, der von seinen Offizieren und einer Menge von Bürgern umgeben war. „Wir brauchen uns nicht zu geniren", sagte dieser zu Herrn von Sussy, „ich bin hier unter meinen Freunden, vor denen ich keine Geheimnisse habe." Hierauf öffnete er das Paquet, las dessen Inhalt laut vor und fragte dann das Volk: „Nun, was sollen wir antworten!" Keine Unterhandlungen mehr! wurde von allen Seiten gerufen. „Sie hören es", fuhr Lafayette fort, „es ist zu spät."

„Einige Zeit darauf kam ein, zu den Regimentern, welche den Hof beschützten, gesandter Parlamentair mit dem Bescheide zurück, der Kommandant der Königlichen Truppen an der Brücke von St. Cloud beschwere sich darüber, daß man sich seit der Zurücknahme der Ordonnanzen noch nicht erklärt habe, und verlange eine kategorische Antwort. Lafayette schickte den Parlamentair auf der Stelle mit folgendem Billette zurück:

„„Man verlangt von mir eine bestimmte Erklärung über die Lage der Königlichen Familie seit ihrem letzten Angriffe auf die öffentlichen Freiheiten und seit dem Siege der Pariser Bevölkerung: ich werde dieselbe offen abgeben. Jede Versöhnung ist unmöglich und die Königliche Familie hat aufgehört, zu regieren. Lafayette.""

„Die Kommissarien Karls X. hatten, da sie ihre Anträge von den Männern des Stadthauses hartnäckig zurückgewiesen sahen, bei Herrn Laffitte eine bessere Aufnahme gehofft. Am 29sten um 10 Uhr Abends war Herr v. Argout zu den bei Laffitte versammelten Deputirten gekommen und hatte ihnen erklärt, er komme im Namen des Königs, seines Herrn, ihnen die Zurücknahme der Ordonnanzen und die Bildung eines Ministeriums aus populären Notabilitäten anzuzeigen, die Sachen seyen also zu dem Zustande zurückgeführt, in dem sie sich vor den Ordonnanzen befunden und Karl X. zweifele nicht, daß die Repräsentanten der Nation als Vermittler auftreten würden, um das Volk unter seine Autorität zurückzuführen. Die Antwort Laffitte's war eben so peremtorisch, wie die von Lafayette. „Der Krieg hat entschieden", sagte er zu Herrn von Argout, „Karl X. ist nicht mehr König von Frankreich." Herr v. Argout entfernte sich, nachdem er vergeblich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß, nach seiner Ansicht, die Person des Königs durch die Verfassung unverletzlich sey. Einige Augenblicke später kam Herr Forbin-Janson, um anzuzeigen, daß sein Schwager, der Herzog v. Mortemart, ein freies Geleite verlange, um sich in die Versammlung der Deputirten zu begeben. Diesem Verlangen wurde gewillfahrt und Herr Laffitte allein beauftragt, auf die Eröffnungen des neuen Präsidenten des Ministerraths Karls X. zu antworten, aber Herr v. Mortemart erschien nicht."

„Von diesem Augenblicke an war die Sache des ältern Zweiges der Bourbonen unwiderbringlich verloren, nicht nur beim Volke, sondern auch bei den beiden Gewalten, die sich der Leitung der Revolution bemächtigt hatten. Das Stadthaus und der Laffittesche Deputirten-Verein stimmten in Betreff der Vertreibung der regierenden Familie überein; dies war indessen in Bezug auf die künftige Regierungsform und auf die zu wählende Dynastie keineswegs der Fall. Ueber diese wichtigen Fragen wurde auf dem Stadthause lebhaft hin und her debattirt, während man bei Herrn Laffitte über die Wahl des Herzogs v. Orleans oder vielmehr über die Proklamirung dieser durch die Bemühungen und geheimen Umtriebe Laffitte's schon vorbereiteten Wahl fast einstimmig war."

„Bevor ich auf Lafayette und die Municipal-Kommission zurückkomme, muß ich berichten, was Alles bei Laffitte im Interesse Ludwig Philipps geschehen war. Am 30sten früh hatten sich einige Vertraute, wie Thiers, Larreguy und Mignet, zu ihm begeben, um die Mittel für das Gelingen dieses Planes zu verabreden. Bevor man noch die Deputirten befragt hatte, ward hier eine Proclamation

*) Dieser Gedanke datirte von mehreren Jahren her. Man erinnere sich der Rede, die Laffitte als Deputirter des Seine-Departements am 21. Februar 1817 über das Finanz-Gesetz hielt und worin er behauptete, die Engländer hätten ihre Freiheit der Revolution zu verdanken, welche Wilhelm III. die Krone verlieh. Diese kühne Aeußerung veranlaßte damals die heftigsten Angriffe der Blätter der Restauration gegen Herrn Laffitte und gab dem Premier-Minister, Herzog v. Richelieu, Gelegenheit, den ehrenwerthen Deputirten zu fragen, ob es seine Absicht gewesen sey, zu einem Aufstande zu Gunsten des Herzogs v. Orleans aufzufordern? Anm. des Vers.

abgefaßt, die den Herzog von Orleans zum General-Statthalter berief; hier wurde auch beschlossen, wie man die einflußreichen Blätter für diesen Zweck gewinnen könne. Diese kleine Camarilla von neuer Art begab sich von Lafitte zu dem Restaurateur Loimier, um einen dort versammelten Verein von Patrioten zu bearbeiten. Gegen 10 Uhr versammelten sich fast alle in Paris anwesende Deputirte bei Herrn Lafitte; auch einige Pairs fanden sich ein, unter ihnen der Herzog von Broglie, der viel von der Aufregung der Gemüther und von den Gefahren einer Republik sprach. Diese Gefahren wurden von Herrn Dupin noch weiter ausgemalt und brachten eine allgemeine Bangigkeit hervor, welche von Lafitte geschickt benutzt wurde, die Wahl des Herzogs von Orleans in Vorschlag zu bringen, als das einzige Mittel, aller Ungewißheit ein Ende zu machen und den Strom zu hemmen. Dieser zum ersten Mal officiell ausgesprochene Vorschlag erregte einige Verwunderung und fand Widerspruch, ward aber von Dupin mit großer Beredsamkeit und Kraft unterstützt. Dennoch waren viele noch immer unentschieden und die Diskussion wurde immer lebhafter, als Lafitte feierlich bemerkte, der Platz der Deputirten von Frankreich, welche die Regierung eines großen Reiches zu konstituiren im Begriff wären, sey nicht im Kabinet eines Privatmannes, sondern im Palast Bourbon. Hierauf ward beschlossen, sich in zwei Stunden im Sitzungssaale der Kammer zu versammeln und die Orleanisten benutzten diese Zwischenzeit, um ihre Anstrengungen und Lockungen zu verdoppeln."

„Indessen schienen bei Eröffnung dieser denkwürdigen Sitzung die Meinungen getheilter denn jemals zu seyn; alle Systeme, mit Ausnahme der Republik, fanden Anhänger; man sprach von dem Herzog v. Orleans, von dem Herzoge v. Bordeaux, dem Herzoge v. Angoulême und selbst von Karl X., der noch immer die Mehrzahl für sich hatte. In diesem entscheidenden Augenblicke hörte man Herrn Sebastiani ausrufen, als von der auf dem Stadthause aufgepflanzten dreifarbigen Fahne die Rede war: „Nur die weiße Fahne ist heutzutage national." Herr v. Sussy, der auf dem Stadthause abgewiesen worden war, kam jetzt und überreichte der Kammer die Notification von der Zurücknahme der Ordonnanzen und der Ernennung des neuen Ministeriums, indem er vergeblich darauf bestand, daß Herr Lafitte diese Ernennungen den Männern übersenden möge, für die sie bestimmt waren. Der Hauptzweck der Versammlung war, die Erklärung, wodurch der Herzog von Orleans zum General-Statthalter ernannt werden sollte, festzustellen. Eine Commission war beauftragt, über diese wichtige Maßregel Bericht zu erstatten und diese hatte einige Mitglieder der Pairs-Kammer, unter ihnen den Herzog v. Broglie, zugezogen. In dieser Commission erhob sich eine lebhafte Debatte über das Prinzip, nach welchem der Thron für erledigt erklärt werden sollte; die Pairs und einige Deputirten bestanden darauf, daß man die Abdankungen Karls X. und des Herzogs v. Angoulême zur alleinigen Grundlage machen müsse."

„Inzwischen äußerte sich in- und außerhalb der Kammer eine lebhafte Aufregung. Man sprach von neuen geheimen Machinationen, um eine Vertagung des Beschlusses der Kammer zu bewirken, man versicherte, eine bedeutende von Karl X. zum Präsidenten des Ministerraths erhobene Person sey auf dem Wege nach St. Cloud gesehen worden und diese Nachricht wurde auf dem Stadthause von mehreren Patrioten bestätigt, auf deren Aussage ein Verhaftsbefehl gegen Herrn C. Perier erlassen wurde. Wie es auch mit der Wahrheit dieses Umstandes beschaffen seyn mag, die Unruhe war allgemein, als der Präsident der Kammer, Lafitte, von den Vorgängen bei der Commission unterrichtet und der Ungeduld, die sich auf allen Seiten äußerte, nachgebend, einen Sekretair absandte, um die Commission aufzufordern, sich sofort in den Schooß der Versammlung zu begeben, und dieselbe zu benachrichtigen, daß, wenn sie noch länger zögere, die Deputirten für sich berathen würden, ohne auf sie zu hören. Dieser kluge und kühne Schritt machte den Vorstellungen der Anhänger der Legitimität und dem Schwanken der Furchtsamen ein Ende, und die Proclamation ward in der Form abgefaßt, wie sie am folgenden Tage im Moniteur erschien."

„Der Herzog von Mortemart, den man in die Kammer bestellt, fand sich nicht ein. Dennoch waren die Gemüther der Deputirten noch dergestalt zum Karlismus geneigt, daß man glauben kann, die Anwesenheit dieses Diplomaten würde noch die Majorität zu einem Beschlusse vermocht haben, der die Kammer oder die Revolution ins Verderben gestürzt hätte. Wie dem auch sey, die Proclamation, wodurch der Herzog v. Orleans zum General-Statthalter berufen wurde, ward unterzeichnet und der Sieg blieb der Partei dieses Fürsten. Eine Commission erhielt den Auftrag, dem Herzoge diese Botschaft zu überbringen. Sie begab sich gegen 8 Uhr Abends nach dem Palais-Royal; der Herzog war noch in Neuilly. Die Commission benachrichtigte ihn schriftlich von ihrem Auftrage und übersandte ihm den von den Deputirten gefaßten Beschluß. Der Herzog beeilte sich, nach Paris zu kommen, wo er um 11 Uhr, von dem Obersten Berthois, jetzigem Adjutanten Sr. Maj., begleitet, anlangte. Am anderen Morgen um 8 Uhr ward die Deputation benachrichtigt, der Herzog sey bereit, sie zu empfangen. Um 9 Uhr wurde sie vorgelassen. Sie bestand aus den Herren Gallot, Berard, Benj. Delessert, Duchaffault und Mathieu Dumas. Ich mache meine Leser auf alle Umstände dieser Unterredung aufmerksam, weil dieselben von unwiderlegbarer Authentizität sind. Herr Berard nahm das Wort und setzte ausführlich die Gründe des allgemeinen Interesses der Nation so wie die des Privat-Interesses auseinander, die es, nach der Ansicht des Redners, dem Herzoge zum Gesetz machten, den Antrag der Deputirten anzunehmen und unter dem provisorischen Titel eines General-Statthalters die Zügel der Regierung zu ergreifen. Herr v. Sebastiani äußerte die entgegengesetzte Ansicht, und behauptete aus Gründen, die aus der der Legitimität schuldigen Achtung, aus der precairen Lage der Dinge und aus der Möglichkeit der Rückkehr der Königl. Familie geschöpft waren, der Herzog v. Orleans müsse ohne Zögern das ihm gemachte Anerbieten zurückweisen. Herr Benj. Delessert, die Meinung des Herrn Berard annehmend, dessen Gründe er wiederholte und mit Bitten unterstützte, beschwor den Fürsten, Frankreich vor Anarchie und Bürgerkrieg und seine eigene Familie vor dem Sturze zu retten, den seine Weigerung unfehlbar herbeiführen würde. Unentschlossen, und offenbar von Furcht und Hoffnung beherrscht, sprach der Herzog von seiner Verwandtschaft mit Karl X., und erklärte schließlich, er könne keinen Beschluß fassen, ohne eine Person, die nicht anwesend sey, um Rath gefragt zu haben. Hierauf begab sich Se. Königl. Hoheit in sein Kabinet, wo sich Herr Dupin bereits befand und wohin Graf Sebastiani bald berufen wurde. Die Person, von deren Rathe Frankreichs Schicksal abhing, war der Fürst Talleyrand. Graf Sebastiani begab sich insgeheim zu dem ehemaligen Ober-Kammerherrn Karl's X., bei dem sich ein tapferer Admiral befand, dessen royalistische Gesinnungen nicht zweifelhaft waren, dessen Herz aber über das Unglück des Vaterlandes blutete. Graf Sebastiani legte dem Fürsten Talleyrand die Erklärung der Deputirten vor und dieser antwortete: „„Das ist gut; man muß es annehmen."" Hierauf nahm der Herzog von Orleans an. Diese Thatsachen sind, ich wiederhole es, von der größten Genauigkeit. Nach drei Viertelstunden begab sich der Herzog, von den Herren Sebastiani und Dupin begleitet, wieder zur Commission und erklärte, daß er die Stelle eines General-Statthalters annehme."

Bibliographie.

Considerations etc. (Betrachtungen über das Empfindungsvermögen, als etwas vom intellectuellen Prinzip ganz Verschiedenes.) Von C. M. Passe.

Mémoires sur l'horlogerie. (Die Uhrmacherkunst.) Von Urban Jürgensen. Pr. 6 Fr.

Godrun. — Erzählungen und See-Abenteuer, von J. v. Lanfac. Pr. 7½ Fr.

Le peintre. (Der Maler, oder ein Künstlerleben.) Von S. Tilleul. Pr. 15 Fr.

La résurrection. (Die Auferstehung.) Nebst Vor- und Nachrede, von Nadan. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Le barbier du roi d'Arragon. (Der Barbier des Königs von Arragonien.) Drama in 3 Akten. Mit Musik von A. Piccini. Pr. 2½ Fr.

England.

Mirabeau's Letters. (Mirabeau's Briefe während seines Aufenthaltes in England, mit einer Vorrede über das Leben, die Schriften und den Charakter des Verfassers.) 2 Bände. London, 1832.

Das vorliegende Werk enthält keine vertrauliche Mittheilungen, es überliefert uns keine erläuternde Details über den persönlichen Charakter des Briefstellers. Dieser ist uns zwar hinreichend sichtbar, aber von dem eigentlichen Menschen sehen wir wenig. Neun Zehntheile von dem, was er geschrieben, hat er aufgerafft, wo er es nur immer finden konnte; und es sind nur wenige Stellen, wo er uns einen Begriff von seinen eigenen Eindrücken giebt. Seine Ansichten, welche immer charakteristisch sind, entnimmt er Anderen, und obgleich er oft scharf und gründlich ist, so hängt doch die Richtigkeit seiner Gedanken fast gänzlich von den zuweilen richtigen, zuweilen karrikirten Begriffen ab, welche er von seinen Englischen Bekannten erlangt hat. Die Original-Theile des Werkes sind interessant; aber es ist natürlich Alles oberflächlich, und Mirabeau's Berichte über Englands politische, gesellschaftliche und religiöse Verhältnisse erregen oft ein Lächeln auf seine Kosten. Ihn trifft derselbe Tadel, der seinen Landsleuten so oft gemacht worden ist, und den eine Englische Dame so gut ausdrückte, als sie von dem Werke eines ihrer literarischen Freunde sagte: „Ihr habt England nur im Lauf und im Galopp gesehen, wie Deggen, die das Wasser des Nils auflecken."

Ein vorherrschender Irrthum, der durch das ganze Buch geht und den, wie wir glauben, fast alle Franzosen theilen, ist, daß der National-Charakter der Engländer melancholisch sey; dies schreibt der Verfasser theils dem Klima des Landes, theils der Nahrung der Einwohner zu. Dies, versichert er, sey auch der Haupt-Grund unserer politischen Revolutionen, des finsteren Charakters unserer Frömmigkeit und der so häufigen Selbstmorde, durch die wir uns von unseren leichtfertigeren Nachbarn unterscheiden, — ein gewöhnlicher Glaube, der durch den Augenschein der Thatsachen widerlegt wird; denn wo sind wohl die Selbstmorde so häufig, als in Frankreich! Im Allgemeinen indessen schreibt Mirabeau in einem philosophischen Geiste, und ist freier von Vorurtheilen, als die meisten Fremden, die es unternommen haben, unsere Einrichtungen und unsere Sitten zu beschreiben. Von Religion wußte er durchaus nichts, und mit den inneren und mächtigen Ursachen, welche dazu beitrugen, unsere politischen Revolutionen hervorzubringen, schien er eben nicht sehr bekannt zu seyn. Von Cromwell spricht er durchgehends in Ausdrücken der Verachtung, welche beweisen, wie wenig er sich dazu eignete, ein richtiges Urtheil über den Charakter jenes merkwürdigen Mannes und über die Grundsätze zu fällen, die zu einer momentanen Aufhebung der Monarchie führten. Mirabeau, obgleich im Allgemeinen der Freiheit günstig, war im Herzen ein Aristokrat. Er lobte die Britische Verfassung, wollte sie aber mit allen ihren Mißbräuchen beibehalten sehen, und fürchtete eine Reform in dem populairen Zweig der Legislatur. Ueber diesen Gegenstand dachte er beinahe wie unsere Ultra-Tories. Er betrachtete die

rotten boroughs als die Stütze des Thrones, und prophezeihte den Untergang Beider, wenn jener ministerielle Einfluß verloren gehen sollte, der zu seiner Zeit im Unterhause beinahe unumschränkt war.

Die unterhaltendsten Theile des Werkes sind die, wo der Verfasser die Sitten und die Gesellschaft der Frauen schildert. Die folgende Skizze der Englischen und Französischen Frauen ist geistreich und galant, und wir freuen uns, daß sich die Waagschale auf die Seite unserer schönen Landsmänninnen neigt, obgleich wir wünschten, die Vortrefflichkeiten Beider vereinigt zu sehen. — Wir geben den folgenden Auszug, weil wir zu unterhalten und zu belehren wünschen.

„Frauen sind ein Gegenstand, über den von so vielen talentvollen Männern so viel gesagt und geschrieben worden ist, daß es schwer seyn dürfte, sie in einem neuen Lichte zu zeigen, oder sie in eine Stellung zu versetzen, in die sie noch nicht versetzt worden wären. Aber, wenn man von einer Nation spräche, ohne etwas über einen so bedeutenden Theil derselben zu sagen, so müßte der Gegenstand verstümmelt und unvollkommen erscheinen. Da Kürze die Seele des Witzes ist, so werde ich kurz seyn und nur die Haupt-Punkte berühren, in denen die Frauen Frankreichs von denen anderer Länder verschieden sind."

„Wenn eine Französin in's Zimmer tritt, so fällt Euch zuerst auf, daß sie besser geht, sich besser hält, geschmackvoller gekleidet ist, als irgend ein anderes Frauenzimmer, das Ihr bisher gesehen habt. — Wenn sie spricht, so ist sie die personifizirte Grazie. Ihre Augen, ihre Lippen, ihre Worte, ihre Bewegungen sind bezaubernd. Ihre Sprache ist die Sprache der Liebenswürdigkeit; ihre Töne sind die Töne der Anmuth; sie verschönert das Unbedeutendste, interessirt für ein Nichts; sie versüßt einen Widerspruch; sie benimmt einem Kompliment seine Abgeschmacktheit, indem sie es zierlich zu wenden weiß; und wenn sie Verstand hat, so schärft und feilt sie die Spitze eines Epigrammes besser, als alle Frauen der Welt."

„Ihr Auge glänzt von Geist; beim Erzählen einer Geschichte ist sie unnachahmlich; die Bewegung ihres Körpers und die Töne von ihren Lippen sind eben so zierlich als gefällig; sie ist beständig munter und aufgeräumt, und der einzige Zweck ihres Lebens ist, zu gefallen und unterhalten zu werden."

„Ihre Lebhaftigkeit mag sich zuweilen der Ausgelassenheit nähern; aber vielleicht sind es eben die Momente der Ausgelassenheit, wo sie am interessantesten und angenehmsten ist. Die Englischen Frauen sind den Französischen in vielen Punkten überlegen; letztere dagegen jenen in vielen anderen. Hier will ich nur einen erwähnen, in dem sich keine Frau der Welt mit der Französin vergleichen kann, und dies ist die geistige Erregbarkeit. Sie zieht Witz und Geist sogar aus einem Narren. Sie weiß mit solcher Geschicklichkeit die Saiten der Eigenliebe anzuschlagen, daß sie einem anscheinend starren und gefühllosen Geiste Leben und Feuer entlockt."

„Ich habe eben der Engländerinnen gedacht, und ich habe Unrecht gethan; denn es war nicht meine Absicht, als ich diesen Brief begann. Sie fielen mir ein, als die einzigen Frauen in der Welt, die es verdienen, mit den Französinnen verglichen zu werden. Den gegenseitigen Ansprüchen des schönen Geschlechts in diesen beiden Ländern gehörig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dazu gehört eine talentvollere Feder als die meinige. Ich werde es nicht wagen, dieselben auch nur in einem einzigen Punkt zu prüfen, und mir nicht anmaßen, zu entscheiden, ob in dem wichtigen Punkt der Schönheit Gestalt und Farbe dem Ausdruck und der Anmuth vorzuziehen seyen. Ich will nicht untersuchen, ob das Pikante Frankreichs vor dem Gemüthlichen Englands den Vorzug verdient, oder ob tiefe Empfindsamkeit über Lebendigkeit und Witz gestellt werden muß. Ein so wichtiger Gegenstand erfordert allein ganze Bände. Ich will es nur wagen, ein Bild aufzustellen. Wenn man annehmen könnte, daß eine Göttin gebildet werden könnte, in der sich Juno und Minerva vereinigten, so würde diese Göttin ein Sinnbild der Frauen Englands seyn. Venus, wie sie ist, mit all' ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Unvollkommenheiten, mag mit gleichem Rechte für das Sinnbild der Frauen Frankreichs gelten. Absichtslos habe ich die Frage entschieden; denn ich habe den Engländrinnen den Vorzug gegeben."

„Einen Punkt habe ich vergessen, und zwar einen wesentlichen, der noch dazu keinem Streite unterliegt. Die Engländerinnen sind die besten Gattinnen unter der Sonne, und Schande den Männern, die sie zur Verläugnung dieses Charakters zwingen." —

Was auch Mirabeau für Ansichten über die Frauen gehabt haben mag, sein Leben war das eines Ausschweifenden, eines Wollüstlings. Der Verfasser der kurzen Vorrede zu dem Werke sagt von ihm: „Glühend als Liebhaber, war er eben so unbeständig als glühend: sinnlich, herzlos und ausschweifend." Etwas der Art, wir müssen es gestehen, leuchtet aus dem folgenden Auszuge hervor, mit dem wir diese kurze Anzeige schließen wollen.

„Hegt die größte Sorgfalt für Eures Weibes Gesundheit, ein gutes Weib ist ein so kostbares Ding; — aber nur schwache Leute pflegen ein hohes Alter zu erreichen. Glaubt mir, mein Freund, es giebt wenige so gute Frauen, als die Eurige, und auf die mit einem Grad von Billigkeit das berühmte Epigramm nicht angewendet werden kann. Wenn Euch Eure Augen lieb sind, so rathe ich Euch, es nicht der ersten Dame, die Euch in den Weg tritt, zu übersetzen:

Aspice quid pejus? tigris; quid tigride? Daemon:
Daemone quid? mulier: quid muliere? nihil."

(N. M. M.)

Egyptian Antiquities. (Aegyptische Alterthümer.) 1ster Bd. London, 1832.

Dieses Werk, das aus zwei Bänden bestehen wird, soll Folgendes enthalten: eine populäre Darstellung Aegyptens nach seinem physischen Charakter, eine kurze Skizze seiner alten Geschichte; eine allgemeine Uebersicht der Denkmäler Aegyptens und Nubiens, und endlich eine Zurückführung der charakteristischen Merkmale der späteren Architektur, wie sie im Sesostris'schen und Ptolemäischen Zeitalter beschaffen war, auf die Bauart der weit älteren, in Felsen eingehauenen Tempel von Aethiopien. Diese seltsamen und erstaunlichen Gebäude, einem Gottesdienste gewidmet, dessen Priester schon lange nicht mehr sind, werden mit den Pagoden und Höhlentempeln Indiens verglichen, wo noch täglich viele Tausende ihre Opfer bringen. Wir geben hier dem Leser die Beschreibung eines Aegyptischen Tempels im Großen, weil der Raum uns verbietet, in das Detail einzugehen. Es ist der Tempel von Karnak, nordöstlich von Luxor (in der Gegend des alten Theben), dessen Hauptfronte dem Nil zugekehrt ist.

„Bei diesem Tempel landete der Fromme, der von fern zu Ammon's Heiligthume kam, und wandelte voll heiligen Schauers zwischen den majestätischen Sphinxen hindurch, die den Zugang des noch majestätischeren Vorhofs bilden. Dieser kolossale Eingang ist ungefähr 360 Fuß lang und 148 hoch, aber ohne Skulptur; das große Thor in der Mitte hat eine Höhe von 64 Fuß. War der Eintretende durch die Pforte, so empfing ihn ein geräumiger Hof, an der Nord- und Südseite von einer Reihe Pfeilern unterstützt, während eine Doppelreihe noch längerer Pfeiler sich durch die Mitte zog. Den Pfeilern in der Mitte des Vorhofes steht an beiden Enden eine kolossale Statue gegenüber, und zwar an der Fronte eines zweiten Vorhofes, durch welchen man auf 27 Stufen in eine große Halle gelangte, deren steinernes Dach platt war. Dies ist die große Säulenhalle von Karnak, die 144 kolossale Pfeiler tragen, indem 9 parallele Säulenreihen, jede aus 16 Säulen bestehend, den Bau der Breite nach durchlaufen. Die Breite beträgt etwa 338 Fuß; die Länge oder Tiefe (in der Richtung der Axe gemessen) 170½ Fuß. Es ist merkwürdig, daß die großen Höfe und Gemächer in einigen der ältesten Aegyptischen Gebäude, wie z. B. Medinet-Abu und das Grabmal des Osymandyas, eine größere Breite als Länge haben. Das Areal der gigantischen Halle beträgt 57,629 Quadratfuß, und auf demselben erheben sich die 144 Säulen, von welchen die stärkste beinahe 11 Fuß im Durchmesser hat, und die vormals eine aus ungeheuern Steinen zusammengefügte Decke trugen. Chamvollion sagt: „die Phantasie, welche sich in Europa hoch über unsere Portiken erhebt, sinkt beschämt am Fuße der 144 Säulen der Halle von Karnak nieder." Die Kirche St. Martins in the Fields, eines der schönsten und größesten gottesdienstlichen Gebäude neuerer Zeit in London, ist 137½ Fuß lang und 81 breit, d. h. an der Aussenseite gemessen, ohne Stufen und Halle. Dies giebt einen Flächenraum von beinahe 11,150 Quadratfuß, was nicht ein Fünftheil der großen Halle von Karnak ausmacht, obgleich diese nur an der inneren Seite gemessen ist. Aber die große Halle selbst nimmt nicht mehr als ein Siebentheil des ganzen Raumes ein, den die Tempelmauern umgeben."

Daß solche Tempel, wie der genannte, den Nil aufwärts sich fortsetzen und daß in Aegypten und Nubien derselbe Stil in der Baukunst, wie derselbe Glaube herrschte, wird so bewiesen: „Bauten von demselben Charakter wie die jetzt in Aegypten existirenden findet man sowohl in der Libyschen Wüste, als südlich von Philä in erstaunlicher Anzahl und Größe. In dem Wadi Siwah entdeckte General Minutoli die unbezweifelten Ueberreste eines Aegyptischen Tempels, und dieser Umstand sowohl als das Vorhandenseyn warmer Quellen beweiset, daß dieser Fleck die Oase des Ammon ist, wie Rennell schon früher aus anderen Gründen dargethan hat. In dem Wadi El Chardscheb, der Oasis Magna des Alterthums, nahe der Stadt El Chardscheb, sind die Trümmer verschiedener Aegyptischen Tempel, von denen einer sehr große Dimensionen hat. Diese und andere Ueberbleibsel aus verschiedenen Zeitaltern, in anderen Gegenden der Wüste, beweisen unleugbar, daß anfangs ein mit den Aegyptern verwandtes Volk dort wohnte, und daß später Griechen sich dort niederließen. Die Römer benutzten diese fruchtbaren Striche zu Militair-Stationen, und die Tempel wurden von den Aegyptischen Christen in Kirchen verwandelt. Das niedere Nubien, sagt Gau, war die Wiege der Aegyptischen Baukunst."

Wir können die Indischen und Aegyptischen Denkmäler nicht genau mit einander vergleichen, da wir kein Buch haben, das in den Beschreibungen von Ellora, Elephanta u. s. w. so genau zu Werke geht, daß es den Leistungen eines Gau, Heeren, Denon, Champollion, Belzoni, Hamilton und Anderer an die Seite zu stellen wäre. Unser Autor sagt: „Die pyramidalischen Eingänge der Indischen Pagoden sind den Aegyptischen Propyläen analog, da man in den Tempeln beider Länder häufig die großen, auf Säulen gestützten Hallen findet, die ein plattes Dach aus Steinen tragen. Unter den zahlreichen Abtheilungen der Höhlentempel von Ellora findet sich ein oberes Stockwerk, den Verkörperungen des Wischnu geheiligt, dessen Decke 64 Pfeiler auf viereckigen Sockeln, acht in jeder Reihe, unterstützen. Das massive Material, die dunkelen Gemächer und die mit Skulptur in hohem Relief bedeckten Wände; die Teiche an den Tempeln mit ihrer steinernen Befriedigung und den Stufen für Pilger: all' diese Merkmale hat eine Indische Pagode mit einem Aegyptischen Tempel gemein. Dazu kommt noch die hohe dicke Mauer, von rechtwinkeliger Form, die sich ganz um den heiligen Raum zieht. Noch ist eine Aehnlichkeit solcher Indischen Pagoden mit dem großen Tempel des Phtha in Memphis bewerkenswerth. Der Aegyptische Tempel hatte vier Haupt-Eingänge oder Propyläen, den vier Himmelsgegenden zugekehrt, und dasselbe ist der Fall bei der Pagode von Tschalembaram, einer anderen zu Siringam und vermuthlich noch mehreren."

Unter diesen ungeheuren Aegyptischen Tempeln, und zuweilen

auch unter den Indischen, finden sich monolithische, d. h. solche, die aus einer Steinmasse gehauen sind. „Herodot (II, 155) blickte in das Temenos (den eingeschlossenen heiligen Raum) von Buto im Delta. Die vier senkrechten Seiten desselben waren aus einem Steine geformt. Jede Seite hatte 60 Fuß Länge und Höhe. Die Decke bildete gleichfalls ein einziger Stein, der noch 6 Fuß über den scheitelrechten Rand der Mauern hinausragte und 72 Fuß lang und breit war. Sein Flächenraum kam also beinahe der Hälfte des Areals der St. Martinskirche gleich. Es ist nicht anzunehmen, daß Herodot übertrieben hat, wenn wir die beiden großen Kolosse auf der Thebaidischen Ebene betrachten.“ Aber mit welcher mechanischen Kraft zogen die Aegypter diese gigantische Masse von den Steinbrüchen Syene's bis zum Delta? Wo giebt es heutiges Tages Maschinen, die so etwas bewerkstelligen könnten? Die glänzende unzerstörbare Politur des härtesten Granits, welche die Alterthümer des Britischen Museums zeigen, kommt den besten Arbeiten der Neueren gleich.

Die Sphinx — nicht bloß jener beflügelte Löwe mit weiblichem Antlitz und Busen, sondern die Andro-Sphinx, deren Menschenkopf bärtig ist und eine hohe Mütze trägt; der Löwe mit dem Habichtkopfe und die Krio-Sphinx, ein Löwenkörper und Widderkopf, werden in diesem Werkchen beschrieben. Sie werfen Licht auf die Löwen und Sphinxe des Britischen Museums, wie die Fragmente des Letzteren die übrigen wunderbaren Werke beurtheilen lehren. Ex pede Herculem. In den Kapiteln über kolossale Figuren bezieht sich der Verf. sehr häufig auf das Memnonshaupt in dem Museum. Die ungeheure Zahl dieser riesenhaften Gestalten, ihre verschiedene Stellung, die polirte Oberfläche, mit Hieroglyphen geziert, und der außerordentliche Raum, den sie von dem Steinbruch aus zurücklegen mußten, sind eben so viele Gegenstände des Erstaunens. Die Obelisken Aegyptens werden mit den Römischen verglichen. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. auch die Steine von sehr ähnlichem Charakter berücksichtigt hätte, die man im Britischen Reiche findet. Obelisken verrathen überall die Stelle der Bücher und der Geschichte, wo nur irgend ein Künstler fähig war, die menschliche Gestalt nachzubilden. Dies bezeugt Sweno's Stein, in der Provinz Moray.

(Atlas.)

Bibliographie.

A letter etc. (Schreiben über die Wichtigkeit, die Sandwich- und Bonin-Inseln unter die directe Herrschaft Englands zu bringen.) Von T. Horton James.

Analysis of the currency-question. (Die Frage über das Geld-Umlaufs-System.) Nebst einer Geschichte des Bank-Systems in England. Von T. Joplin.

Passion and reason. (Leidenschaft und Vernunft.) Ein Roman von E. Cullen Brown. 4 Voc.

Venice. (Venedig.) Ein Gedicht, und Romanus und Emilia, eine dramatische Skizze.

Mannigfaltiges.

— Babbage's Rechnenmaschine. Von allen Maschinen, die in neuerer Zeit erfunden worden, ist die Rechnenmaschine ohne Zweifel die merkwürdigste. Schon längst hat man ähnliche mechanische Hülfsmittel zu besonderen arithmetischen Operationen gekannt; aber diese halten mit dem genialen Plane, den Babbage entworfen und beinahe ganz ausgeführt, keine Vergleichung aus. Wie sehr man auch von den Kräften des Mechanismus überzeugt ist, so wagen wir doch, zu behaupten, daß viele der einsichtsvollsten Leute schwerlich begreifen werden, wie es möglich sey, astronomische und nautische Tabellen durch bloßes Maschinenwerk mit Genauigkeit zu berechnen; wie die Maschine ihre eigenen Fehler wieder verbessern könne, und wie die Ergebnisse ihrer Berechnungen, wenn sie ganz fehlerfrei sind, ohne Beihülfe menschlicher Hände und ohne Mitwirkung menschlicher Geisteskraft, sich zum Drucke befördern. Alles dies bewerkstelligt die obgenannte Maschine. Der Verfasser dieser Notiz war Augenzeuge ihrer Wirksamkeit, und zergliederte mit Beihülfe des Erfinders ihren Bau. Sie besteht aus zwei Theilen, einem berechnenden und einem druckenden. Beide sind nothwendig, indem der ganze Vortheil verloren ginge, wenn die Ergebnisse der Kalküls durch menschliche Hände kopirt und auf gewöhnlichem Wege abgedruckt würden. Die Arbeit ist so kunstreich und schön, daß sie wohl nirgends ihres Gleichen hat. Es bedurfte sehr kostbarer und komplizirter Werkzeuge, um vorzüglich solche Bestandtheile des Apparates auszuführen, die von den bei jeder anderen mechanischen Construction gebrauchten abweichen. Auch dies hat zu vielen höchst sinnreichen Erfindungen veranlaßt, die in verschiedenen Zweigen der mechanischen Künste von ausgedehntestem Nutzen seyn müssen. In einem so wunderbar zusammengesetzten Mechanismus — das Triebwerk allein deckt einen Raum von mehr als 400 Quadratfuß —, wo unterbrochene Bewegungen gleichzeitig durch sehr mannigfaltige mechanische Getriebe fortgeleitet werden, sollte man häufige Stockungen oder selbst Unverträglichkeiten im Agiren argwöhnen, da nicht alle mögliche Combinationen der Bestandtheile sich voraussehen lassen; allein diesen Zweifel hebt gänzlich ein von Babbage erfundenes System mechanischer Kennzeichen, das jeden Augenblick den Fortgang der Bewegung durch alle Theile dieser wie jeder anderen Maschine anschaulich macht. Indem solchergestalt die für alle Bewegungen erforderlichen Zeitabschnitte auf Tafeln bezeichnet sind, macht es diese Methode leicht, jede Möglichkeit des Zusammentreffens zweier entgegengesetzter Wirkungen an irgend einem Theile der Maschine zu vermeiden. — Der druckende Theil der Maschine ist von Seiten der Berechnung weiter vorwärts gediehen, als von Seiten der Ausführung. Die Ursache davon ist die größere Schwierigkeit der Erfindung. Diese besteht nicht in Uebertragung der Berechnungen von dem berechnenden Theile auf das Kupfer oder eine andere Platte, die geeignet ist, sie zu empfangen, sondern darin, daß die Platte selbst diejenigen Bewegungen macht, welche nöthig sind, um die erforderlichen Formen hervorzubringen. — Der praktische Zweck der Rechnenmaschine ist: Berechnung und Druck sehr verschiedener und umfassender astronomisch-nautischer Tabellen, die nicht ohne ungeheure Arbeit des Kopfes wie der Hände bewerkstelligt werden könnten, und selbst dann nicht mit erforderlicher Genauigkeit. Mathematiker, Astronomen und Nautiker brauchen nicht erst von dem Werthe solcher Tabellen in Kenntniß gesetzt zu werden; allein für die Anderen bemerken wir, daß die Französische Regierung siebzehn starke Foliobände, die nur logarythmische Tabellen enthalten, mit ungeheuren Kosten anfertigen ließ, und daß die Britische Regierung den nationalen Werth dieser Tabellen hoch genug anschlug, um dem Französischen Kollegium der Längenmessung vorzuschlagen, sie möchten auf gemeinsame Unkosten beider Nationen eine Abkürzung jenes Werkes drucken lassen, mit dem Anerbieten eines Vorschusses von 5000 Pfd. Außer logarythmischen Tabellen kann die genannte Maschine auch Tabellen der Potenzen und Zahl-Produkte, und astronomische Tabellen zu Bestimmung der Stellungen von Sonne, Mond und Planeten ausrechnen; und dieselben mechanischen Prinzipien haben den Erfinder fähig gemacht, unzählige Gleichungen bestimmter Differenzen zu integriren, d. h., wenn die Gleichung von Differenzen gegeben ist, so kann er, vermittelst Maschinenwerks, am Ende einer gegebenen Zeit jeden entfernten Termin, den man verlangt, oder jede Aufeinanderfolge von Terminen, die an einem entfernten Punkte anfangen, berechnen. — Außer der Wohlfeilheit und der Raschheit, womit diese Maschine arbeitet, verdient die absolute Genauigkeit der gedruckten Ergebnisse besondere Beachtung. Durch besondere Vorkehrungen wird jeder kleine Irrthum, den etwas Staub oder irgend sonst eine kleine Ungenauigkeit an einem der Räder verursachen kann, gleich beim nächsten Rade wieder verbessert, und zwar geschieht dies auf eine Weise, daß jeder Anhäufung kleiner Irrthümer, die beim Endresultat eine unrichtige Figur erzeugen könnten, vorgebeugt wird.

(Brewster, Natural Magie).

— Frömmigkeit und Unsauberkeit. Manche Mönche glaubten steif und fest, daß die Heiligkeit in einem bestimmten Verhältniß zu der Unreinlichkeit eines Heiligen stände. Der heilige Ignatius, sagen sie, fand ein Vergnügen daran, überall in schmutzigen Schuhen zu erscheinen; er bediente sich niemals eines Kammes, und hütete sich sorgfältig, seine Nägel zu reinigen. Ein Heiliger brachte es in der Frömmigkeit so weit, daß er 300 Flicken in seinen Beinkleidern hatte, die denn auch nach seinem Tode als Vorbild zur Nachahmung öffentlich aufgehängt wurden. Der heilige Franziskus entdeckte bei einer gewissen Gelegenheit, daß die Teufel durch solche Art von Beinkleidern verscheucht und durch reinliche Bekleidung angefeuert würden, den Träger derselben zu versuchen und zu verführen; ja einer der berühmtesten Mönche erklärt, „daß die reinsten Seelen in den unreinlichsten Körpern stecken.“ Als Beleg erzählt er folgende Geschichte: „Bruder Juniper war in jener Beziehung ein vollkommen frommer Mann; sein Verdienst in dieser Art von Buße war in der That so groß, daß ein Bruder erklärte, er könne den Bruder Juniper immer schon eine Meile vom Kloster riechen, vorausgesetzt, daß der Wind aus der rechten Gegend komme. Einstmals, als Bruder Juniper Gast in einem Hause war, bereitete ihm der Hausherr, stolz auf die Ehre, einen so frommen Mann zu bewirthen, ein vortreffliches Bett zu und überzog es mit den feinsten Laken; aber dem Bruder Juniper war solch' eine Pracht ein Gräuel, was er auch durch seine eilige Entfernung aus dem Hause bethätigte. Der große Juniper, sagt sein Biograph, that dies nicht sowohl seiner natürlichen Neigungen halber, als wegen seiner außerordentlichen Frömmigkeit, und um der Welt zu zeigen, wie ein wahrer Heiliger reine Bett-Ueberzüge verachtet.“

(D'Israeli's Curiosities of Literature.)

— Domino-Wetten. In Frankreich giebt das Domino-Spiel zu fast eben so vielen Wetten Anlaß, als etwa das Billard- oder Schach-Spiel in anderen Ländern. Kürzlich hat einer der berühmtesten Domino-Spieler von Paris eine allgemeine Ausforderung ergehen lassen, in der er sich gegen eine Wette von 1000 Franken anheischig macht, zehn Tage hinter einander, jeden Tag drei Stunden, Domino zu spielen und — das Spiel immer zu gewinnen.

— Triftiger Grund. Copp war ein berühmter Pariser Schuhmacher; derselbe, der, als ihm eine seiner weiblichen Kunden einen Schuh brachte, und sich beklagte, daß er schon geplatzt sey, obgleich sie ihn erst eine Stunde getragen habe, den Schuh aufmerksam betrachtete, und endlich den Grund des Mißgeschickes auffand, indem er ausrief: Ja, das glaube ich wohl, da muß ein Schuh reißen, Madame sind damit gegangen!

— Zwei Fliegen mit Einer Klappe. Kürzlich erschien ein Pariser Schneider als Zeuge vor den Assisen. Als der Präsident bemerkte, daß er mehrere Papiere in der Hand hielt, machte er ihn darauf aufmerksam, daß alle Aussagen mündlich und ohne irgend eine Vorbereitung erfolgen müßten; er ersuchte ihn daher, seine Notizen bei Seite zu legen. Der Schneider näherte sich dem Präsidenten und zeigte ihm, daß es bloß Adressen seiner Wohnung wären, die er zur gütigen Beachtung unter die Herren Geschwornen vertheilen wolle.

(F. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Freitag den 5. Oktober 1832.

England.

Ein Gebet für Lord Byron.

Aus dem Tagebuche der Gräfin Blessington.

Byron erzählte mir eines Tages, daß die Zahl der anonymen Liebesbriefe und Portraits, die er von Englischen Damen erhalten hätte, ein ganzes Buch füllen würden. Er habe indessen niemals von einem derselben Notiz genommen; offenbar aber gedenkt er dieses Umstandes mit großer Selbstgefälligkeit. — Er hatte mir schon oft von einem Briefe anderer Art gesprochen, der den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien, und den er mir heute mitbrachte, um eine Abschrift davon zu nehmen. Niemals, versicherte er, sey er tiefer gerührt gewesen, als beim Lesen dieses Briefes, der folgendermaaßen lautete:

„„Mylord! Vor mehr als zwei Jahren verlor ich nach einer kurzen Verbindung ein liebenswürdiges und geliebtes Weib an einer abzehrenden Krankheit. Sie war von unveränderlicher Freundlichkeit und Ergebung, und besaß eine Frömmigkeit, die sich selten in Worten kund gab, aber ihrem ganzen Wesen eine engelgleiche Güte verlieh. — Nach dem zweiten Jahrestage ihres Hinscheidens habe ich einige Papiere durchgelesen, welche während ihres Lebens Niemand gesehen hat, und die ihre geheimsten Gedanken enthalten. Ich fühle mich angetrieben, Ew. Herrlichkeit eine Stelle aus jenen Papieren mitzutheilen, die sich ohne Zweifel auf Sie bezieht:

„„„O! mein Gott! ich fühle mich durch die Tröstungen Deines Wortes ermuntert, zu Dir zu beten für Einen, an dem ich kürzlich lebhaften Antheil genommen habe. Möge derjenige, den ich meine, — und der jetzt, wie wir fürchten, sich eben so durch die Vernachlässigung Deiner, als durch die strahlenden Talente, welche Du ihm verliehen hast, auszeichnet, — möge er zu einem Gefühl seiner Gefahr erwachen, und den Frieden der Seele, den die Zerstreuungen dieser Welt nicht gewähren, in der Religion suchen! Gewähre Gott daß sein künftiges Beispiel zu um so größerer Erbauung dienen möge, als sein vergangenes Leben und seine Schriften Uebles gestiftet haben; und möge die Sonne der Tugend, die, wie wir hoffen, ihm einst aufgehen wird, hell genug scheinen, um die Finsterniß der Nebel zu zerstreuen, welche ihn als einen Schuldigen erscheinen lassen, und ihm in dem Grade Heilung und Linderung gewähren, als die Leiden bitter sind, welche seine Laster ihm auferlegt haben. Möge es zu hoffen seyn, daß die Aufrichtigkeit meiner Bestrebungen, wahrhafte Frömmigkeit zu erlangen, diesem Gebet und jedem anderen zum Wohl der Menschen eine größere Wirksamkeit verleihe! Leite mich auf der Bahn der Pflicht; aber laß mich nicht vergessen, daß, wenn es uns auch erlaubt ist, uns durch jeden unschuldigen Beweggrund zu Thaten anzufeuern, dies doch nur die kleineren Wellen sind, um zur Vergrößerung des Stromes zu dienen, und daß dieselben, der großen Quelle des Guten — der innigen Ueberzeugung und des festen Glaubens, daß Christus für das Heil derer gestorben ist, die an ihn glauben — beraubt, bald austrocknen, und uns aller Tugenden entblößen würden.“““

„Es ist, Mylord, in diesem Auszuge nichts, was im wörtlichen Sinne Interesse für Sie haben könnte; aber es dürfte vielleicht Ihres Nachdenkens nicht unwürdig scheinen, welch' eine tiefe und innige Theilnahme an dem Seelenheile Anderer der christliche Glaube selbst in der Fülle der Jugend und des Reichthumes erwecken kann. Hier ist nichts Poetisches und Glänzendes, wie in der klagenden Huldigung des Herrn de Lamartine; aber hier ist das Erhabene, Mylord; denn diese Vermittelung zu Ihren Gunsten ward an die höchste Quelle der Glückseligkeit gerichtet. Ich will hoffen, daß ein Gebet, welches, wie ich gewiß weiß, ganz aufrichtig war, nicht immer unerfüllt bleiben möge. — Es würde, Mylord, dem Ruhme, mit welchem Ihr Genius Sie umgeben hat, nichts hinzufügen, wenn ein unbekanntes Individuum Ihnen bloß seine Bewunderung ausdrücken wollte. Ich will daher lieber zu denen gezählt werden, die wünschen und beten, daß Erleuchtung von oben und Friede und Freude in ein solches Gemüth einziehen mögen. John Sheppard.“

Nachdem uns Lord Byron diesen Brief laut mit einer von innerer Bewegung zitternden Stimme und einem Ernst im Blick vorgelesen hatte, der bewies, wie tief er ergriffen war, bemerkte er: „Bevor ich dieses Gebet gelesen hatte, verstand ich den so oft gebrauchten Ausdruck: die Schönheit der Frömmigkeit, nie recht. Dieses Gebet und dieser Brief haben mehr dazu gethan, mir einen hohen Begriff von der Religion zu geben, als alle religiöse Bücher, die ich in meinem Leben gelesen habe.“

Diejenigen, welche Byron des Unglaubens beschuldigen, sind im Irrthum; er ist ein Skeptiker, aber kein Ungläubiger, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß eine Zeit kommen wird, wo dieser schwankende Glaube so fest begründet seyn wird, wie es jetzt seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele ist — eine Ueberzeugung, von der er erklärt, daß sie jeden schönen und edeln Impuls seiner Natur entschiedener hervortreten lasse. Er ist ein geschworener Feind des Materialismus, indem er alles Mangelhafte in uns den Schwächen beimißt, die uns deshalb einwohnen, weil der göttliche Funke gleichsam in einem Gefängnisse von Staub eingekerkert ist. Das Gewissen ist ihm ebenfalls ein Beweis von dem göttlichen Ursprunge des Menschen, der auch aus seiner natürlichen Hinneigung und Liebe zum Guten hervorgehe. Ein schöner Tag, (sagte Byron,) eine Mondschein-Nacht, wie jede andere großartige Erscheinung in der wundervollen Werkstatt der Natur, erregt in jedem unverdorbenen Gemüthe lebhafte religiöse Gefühle und eine Ausgießung von dem Geiste des Schöpfers, der, heiße er nun so oder so, das Wesen der uns angeborenen Liebe und Dankbarkeit gegen die Gottheit sey.

Es ist ein Ernst in Byron's Wesen, wenn er von seinem Gegenstande erwärmt wird, der einem die Wahrheit dessen, was er sagt, aufdringt. Er äußerte noch: „Ich spreche selten von Religion; aber ich fühle sie. Ich rede mit Ihnen offen über diesen Gegenstand, weil ich weiß, daß Sie weder über mich lachen, noch sich mit mir in einen Streit einlassen werden. Es ist seltsam, aber wahr, daß Mistreß Sheppard sich in alle meine religiöse Betrachtungen mischt; nichts hat jemals meine Einbildungskraft so aufgeregt, oder mein Herz so gerührt, als ihr Gebet. Ich habe sie mir tausendmal in Gedanken vorgestellt, wie sie in der Einsamkeit ihres Zimmers, an einer Krankheit leidend, die in der Regel die Gefühle auf das eigene Ich und auf die nächste theure Umgebung lenkt, an mich denkt und für mich betet, den Alle als einen Verworfenen betrachteten. Ihre Reinheit, ihr tadelloser Wandel und die tiefe Demuth, die sie in ihrem Gebet ausdrückt, machen sie in meinen Augen zu dem interessantesten und engelgleichsten Wesen, das jemals lebte, und sie mischt sich in alle meine Gedanken über einen künftigen Zustand.“

Bibliographie.

Zohrab, the hostage. (Zohrab, der Geißel.) Vom Verf. des „Hadschi Baba“ (Morier). 3 Bde.

The East-India sketch-book. (Ostindisches Skizzenbuch.) Von einer Dame. 2 Bde.

Life. (Lebensbeschreibung Sir David Baird's.) Nebst dessen Briefwechsel mit den berühmtesten Militairs seiner Zeit. 2 Bde.

The literary souvenir. — Taschenbuch auf das Jahr 1833, herausgegeben von Alarie A. Watts. Pr. 8 Sh.

Nord-Amerika.

Ornithological Biography. (Biographie der Vögel.) Eine Schilderung der Lebensweise der Amerikanischen Vögel. Nebst Skizzen Amerikanischer Sitten, und Lebensgemälde. Von J. J. Audubon. Philadelphia, 1831.

Einer der ersten Witzlinge seiner Zeit gab uns vor mehreren Jahren folgendes Charakter- und Sittengemälde John Bull's: „Obgleich friedfertiger Natur und recht gut wissend, daß, wer sich in den Krieg begiebt, dies auf seine eigene Gefahr thut, verläßt er dennoch beim ersten Geräusch eines noch so entfernten Streites sein warmes Bette, wirft das erste beste Kleidungsstück über, ergreift seinen Knüttel und begiebt sich sofort auf den Kampfplatz, wo er gewöhnlich eine Tracht Prügel erhält, die einen weniger festen Schädel zerschmettern würden. Ist diese Ceremonie vorüber, so begiebt sich die ganze Gesellschaft nach der Schenke, wo unser John, aus Erkenntlichkeit für das seiner Tapferkeit gespendete Lob, den ganzen Streit vollends beilegt, indem er die Zeche bezahlt, worauf er sich dann, sehr zufrieden mit seinen Thaten, nach Hause begiebt.“ Dieses Gemälde, obgleich nur auf ein Individuum angewandt, zeichnet doch fast jeden Krieg, in welchen besonders England seit den letzten 200 Jahren verwickelt war, nach dem Leben. Die Völker haben dies auch so gut eingesehen, daß der große Körper des Menschen-

geschlechts, der sich ehemals allzu glücklich dünkte, wenn es ihm erlaubt war, sich für den Ruhm eines kühnen Eroberers todtschlagen zu lassen, nunmehr große Abneigung bezeigt, sich, ohne gewichtigen Grund, zum Kanonenfutter herzugeben. Diese wichtige Entdeckung von Seiten des großen Haufens, obgleich so heilsam für ihn selbst, kommt denen, die nach Ruhm streben, doch sehr ungelegen. Glücklicherweise stehen aber noch manche andere Wege zur Auszeichnung offen, die mit eben so viel Eifer und Entschlossenheit betreten werden, als jemals der blutige Pfad des Ruhms. Einige thun sich etwas darauf zu Gute, in der nächtlichen Todesstille eines Polarsees zu erfrieren; Andere drängen sich zu der glücklichen Aussicht, ihre Gebeine auf glühendem Sande von der heißen Sonne Afrika's bleichen zu lassen; noch Andere entzückt die Idee, dem Laufe von Flüssen nachzuspüren, die, nach den besten Autoritäten, weder Anfang noch Ende haben. Manche sterben zufrieden, wenn sie Berggipfel erstiegen haben, wo sie, vor Kälte erstarrt, mehrere Zoll höher stehen, als je ein Menschensohn erreichte. — Alle diese rastlose Thatkraft, dem Schlachtfelde entrückt, gleicht dem elektrischen Fluidum, welches, in die Elemente vertheilt, unschädlich und heilsam ist, aber in Donnerwolken angehäuft, Verderben bringt.

Es giebt viele Menschen mit sehr geläutertem Geschmack, aber zu beweglich, um an stiller literarischer Thätigkeit Gefallen zu finden. Es giebt deren, die ihren Geist nicht beschäftigen können, wenn nicht auch ihr Körper in Bewegung ist, und gewiß ist die Beschäftigung unserer Natur am angemessensten, welche unsere physischen und geistigen Kräfte zugleich übt. Zu dieser Gattung gehört die Unternehmung, durch welche der Verfasser des vorliegenden Werkes sich jüngst so ehrenvoll auszeichnete. Sie hat des Anziehenden gar viel; sie erfordert die selbstzufriedene Geschicklichkeit des Jägers und die romantische Wildheit des Abenteurers; sie eröffnet dem schönen Talente des Künstlers und der feinen Beobachtungsgabe des Kenners ein gleich weites Feld; sie vereinigt die Würde der Wissenschaft mit dem erstarkenden Bewußtseyn der Gefahr. Jedes Ding in der Natur flößt uns neue Gefühle ein, sobald wir den Geist mit scharfer Aufmerksamkeit darauf richten, und wir fangen an, in seinem Schicksale, seinem Entstehen und Hinscheiden, Aehnlichkeit mit dem Menschen zu finden; so wahr ist es, daß Unwissenheit und Gleichgültigkeit fast Eins sind, und daß jeder Gegenstand an Interesse gewinnt, so wie sich unsere Kenntnisse erweitern. Hieraus erklärt sich, wie Männer von großen Fähigkeiten oft Dingen nachhängen, die dem Unwissenden kleinlich vorkommen; wie sie, mit dem Späherblick eines Liebenden, den Flug eines kleinen Vogels belauschen, oder seinem Gesange lauschen können, als wäre Seele in jedem Hauche. Daher erscheint ihnen die Welt mit Allem, was darin ist, in so glänzender Klarheit, während Andere in dem Vogel nur ein fliegendes Thier, in der Blume nur die Hülle einer Erdscholle sehen. Dies erklärt so Manches, was gemeinen Seelen ein Geheimniß ist. So erzählt Wilson einem Freunde, er hätte eines Abends eine Maus gezeichnet und an jedem Zucken ihres kleinen Herzens ihre Todesangst wahrgenommen. Er hatte sie Anfangs tödten wollen; als er aber zufällig einige Tropfen Wasser nach der Stelle spritzte, wo sie angebunden war, leckte sie dieselben so begierig auf, und sah ihn so flehentlich und angstvoll an, daß dies seinen Entschluß erschütterte und er sie laufen ließ. „Der Mensch war ein Narr!" hören wir Manchen rufen; wir bitten aber nicht zu voreilig zu urtheilen, indem es doch wohl verschiedene Meinungen darüber geben könnte, wem diese Bezeichnung zukommt.

Eine so hingebende Neigung für die Werke der Natur ist das sichere Zeichen eines zarten und feinen Gefühls, und wir haben dies Beispiel angeführt, um zu zeigen, wie ungegründet das gemeine Vorurtheil ist, welches diese mit Seelenstärke und Thatkraft für unverträglich hält; denn sicher können die glänzenden Reihen der Kriegsheere kaum einen entschlossenern Geist aufweisen, als den jener Männer, welche den Sitz des civilisirten Lebens verlassend, ihr Kanoe unbefahrenen Gewässern preisgeben, ihre Nahrung sich nur mit der Flinte verschaffen, und, nach einer einsamen Tagereise, wenn der Vogel sein Abendlied anstimmt, keine andere Abendgesellschaft haben, als das Knistern ihres Feuers. Ein solches Leben steht auch keineswegs in Widerspruch mit ihren Pflichten; im Gegentheil, die Pflicht gebietet uns, das Glück aus der Quelle zu schöpfen, die weder durch Wechsel noch durch Unfälle versiegt. Der Dichter Gray, einer der geistreichsten und zartsühlendsten Menschen, sagt: „Glücklich derjenige, der einen Rosenbaum oder ein Geisblatt aufziehen, das Brüten der Hennen, oder das Segeln der Entenbrut auf dem Teiche belauschen kann!"

Doch wir dürfen kaum hoffen, die Menschen von dieser Wahrheit zu überzeugen, eher noch dürften wir sie für den Nutzen Anderer, als für ihren eigenen gewinnen. Wir können daher den Reichen mit Zuversicht sagen, daß es ihren Kindern, der Gesellschaft, in der sie leben und den Wissenschaften im Allgemeinen sehr ersprießlich seyn werde, wenn sie dieses Werk mit seinen prachtvollen Abbildungen kaufen. Wir bilden uns nicht ein, daß sie es Alle selbst lesen werden; Reichthum und Geschmack geben selten Hand in Hand; wir empfehlen es nur als eine Begünstigung Anderer. — Wenn ein Mann jeden anderen Erwerb, jede andere Aussicht aufgegeben hat, um sich einem solchen Werke ganz zu widmen; wenn er mühselige Tage, gefahrvolle Nächte durchlebt hat, um ein Vorhaben zu vollbringen, welches ihm, nach innerer Ueberzeugung, Anspruch auf Beifall und Aufmunterung giebt, so kann es ihm eben nicht tröstlich seyn, zu hören, er möge seine Schätze einem Journal für einen Dollar per Spalte hingeben, oder, gleich Wilson, in den Vereinigten Staaten umherwandern, um unter 10 Millionen Menschen 200 Subskribenten zusammen zu bringen, ein Geschäft, so niederschlagend und demüthigend, daß es einem wandernden Kesselflicker das Herz brechen könnte.

Nicht Einer unter Hunderten, die sich für diese Gegenstände interessiren, hat eine wissenschaftliche Kenntniß von einem Vogel, einem Insekt, einer Blume. Ein Werk dieser Art muß also gleich willkommen seyn, sowohl denen, die aus Liebhaberei, als denen, die mit ernstem Studium sich diesem Fache widmen.

Es ist zum Erstaunen, wie wenige von allen den Vögeln, die uns jährlich besuchen, wir nach Namen und Lebensweise kennen. Am meisten sind den Eingeborenen von Neu-England wohl noch bekannt: der blaue Specht, einer der frühesten Ankömmlinge, der seine gefiederte Trompete, gleich einem Herolde des Frühlings, erschallen läßt, und entweder sich selbst an den Possen ergötzt, die er anderen ernsthafteren Vögeln spielt, oder ihnen durch seine getreue Nachahmung eines fahrenden Franzosen Unterhaltung gewährt; der geringelte Eisvogel, jedem Müller und wandernden Fischer bekannt, der Stunden lang von seinem Lieblingssitze, einem dürren Aste, mit ruhigem hellen Auge in den tiefsten Grund des Wassers schaut; das Rothkehlchen, das sich so beliebt zu machen weiß, nicht bloß durch die Sage von der Freundschaft, diese in Europäischer Vetter den Kindern im Walde bezeigt, sondern durch sein gemüthliches Zwitschern, welches tönt, als wüßte es, daß wir Alle mit Freuden die Kunde von dem Abschiede des Winters hören, und durch trauliches Wesen gegen den Menschen das zu sagen scheint: selbst diejenigen, die es am wenigsten verdienen, könne man oft durch bewiesenes Vertrauen bessern; die ernste Krähe, welche dem Menschen auch traut, doch nur in so fern er ihr nicht nahe kommt; die Reislerche mit ihrem sorglosen Geschwätz; die Schwalbe, welche ihre Wohnung in unseren Schornsteinen aufschlägt, oder jene, welche mit donnerähnlichem Getöse in unserem Schornsteine auf- und niederfliegt; die rothe Mauerschwalbe, die ihre Hausmiethe mit den Insekten abträgt, die sie in unseren Gärten wegfängt; der Schneevogel, der vom Polarkreise auf den Fittigen des Wintersturmes zu uns kömmt, und der Baltimore oder das Goldrothkehlchen, welches durch das grüne Laubdach wie Feuer glänzt. Dies wäre so ziemlich die Liste aller bei uns genau bekannten Vögel.

Wir sagen, genau bekannt, weil es viele giebt, welche die Leute im Allgemeinen zu kennen glauben, und doch sehr falsch beurtheilen. So beschuldigt der Landmann den Specht, daß er seine Bäume anbohre, während er doch nur mit seinem Schnabel das Loch erweitert, welches der Regenwurm gemacht hat, um mit seiner langen spitzen Zunge, die er hineinsteckt, dem Minirer den Garaus zu machen. In gleicher Weise wird mancher arme Vogel, nachdem er Tausende von Insekten getödtet hat, die Obst- und Gemüsegärten verwüstet haben, wegen desselben Schadens, den er so fleißig abwandte, zum Tode verurtheilt. Wir haben selten ein Schauspiel so ganz verkehrter Justiz vor Augen, als wenn wir einen müßigen jungen Taugenichts mit der Vogelflinte ausschicken sehen, um Geschöpfe zu tödten, von denen man oft nicht zuviel sagt, wenn man behauptet, sie haben mehr Gutes in der Welt gestiftet, als er Böses thun wird, (und das will viel sagen), und wir dann noch die Lobpreisungen des alten Vaters hören, der in selbstzufriedener Unwissenheit sich Glück wünscht, einen Sohn von so nützlicher Thätigkeit zu haben. — Jedes Jahr hören wir Klagen aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten über die Verwüstungen, die irgend ein Insekt anrichtet, und reiche Belohnungen werden für die Erfindung eines Mittels dagegen ausgesetzt. Damit man uns nicht zuvorkomme, wollen wir mit um den Preis werben, und zur Sicherstellung der Gärten und Obstbäume, die Vögel in Schutz nehmen, indem wir für die abgeschnittenen Ohren eines jeden, der sie schießt, eine hübsche Prämie versprechen. Kalm erzählt uns, daß es den Virginischen Pflanzern mittelst Regierungs-Verordnungen endlich gelungen wäre, die kleine Krähe auszurotten, worüber sie eine große Freude hatten; doch bald verwandelte sich ihr Triumph in Trauer; denn sie wurden in Kurzem inne, daß jene Verordnungen den Insekten und nicht ihnen zu Gute kämen, und hätten gern einen höheren Preis bezahlt, um die verfolgten Vögel zurückzubringen. Wir wollen uns nicht zum Anwalt der Krähe aufwerfen, die wohl für sich selbst zu sorgen weiß, aber gegen die Ausrottung der Gartenvögel müssen wir Protest einlegen, denn außerdem, daß man uns ihres schönen Anblicks und Gesangs beraubt, giebt man einer Unzahl von Insekten, welche die Vögel abgehalten hätten, freien Spielraum, und wenn wir finden werden, daß dieses Uebel mit jedem Jahre zunimmt, was nicht ausbleiben kann, so wird es uns zum schwachen Trost gereichen, daß wir es selbst verschuldet haben.

Den Gesang der Vögel kennt man nicht besser als ihre Gestalt und Lebensweise. Mehrere Personen versicherten mir, den Spottvogel in Massachusetts gehört zu haben, und in einigen Fällen möchte dies, nach ihrer Beschreibung, richtig seyn, obgleich dieser Vogel selten in so hohen Breiten gefunden wird; doch in anderen Fällen sind wir überzeugt, daß sie das Geschrei des Katzenvogels, (cat bird) dafür genommen hatten. Dies wird Vielen freilich fast so unglaublich vorkommen, als die Behauptung, daß die Katze selbst lieblich singt, allein die Talente jenes Vogels beschränken sich durchaus nicht auf bloßes Miauen und Quiken. Obgleich sehr scheu vor Menschen, und mit Recht, ist er doch ein guter Sänger, ein Schalk und ein Possenreißer, der dem Spottvogel wenig nachgiebt, allein er ist so schüchtern, daß seine Stimme uns nur selten seinen Aufenthalt verräth, außer nach Einbruch der Nacht und vor der Morgendämmerung. Im Monat Mai kann der Reisende aus den Fenstern von Tremont-House liebliche Töne hören, welche von einem singenden Blatte auf dem höchsten Baumgipfel herzukommen scheinen, und das Pfeifen der Holzfäller und das Rasseln der Räder übertönen. Auf seine Nachfrage wird man ihm selten mehr sagen können, als daß es der Gesang eines Vogels sey, während der Sänger und sein rothäugiger Bruder

unbekümmert um die Aufmerksamkeit oder Gleichgültigkeit der Menschen ihren Gesang fortsetzen. Doch nicht bloß in der Stadt, auch auf dem Lande hört man sie, von dem breiten Aste der Ulme herab, die den Thorweg überschattet, mit einem Geschmack und einer Kunst singen, die andere Vögel mit Bewunderung und Verzweiflung vernehmen. Noch giebt es einen Vogel, wohlbekannt unter dem Namen des kleinen Dreschers (im Süden soll er der Französische Spottvogel heißen), dessen musikalisches Talent sehr verkannt wird. Er hat nicht den Ehrgeiz, sich dem Menschen zeigen zu wollen, aber er setzt Alle, die ihn hören, durch seine vollönende Stimme in Erstaunen. Wie Wenige sahen wohl je den hochrothen Hänfling, wie er auf dem Gipfel der höchsten Bäume sein Lied flötet, zuweilen den Ton bis zum Hinsterben dämpft, dann die Stimme, wie von wonniger Begeisterung emporgerissen, mächtig erhebt. Man sagt gewöhnlich, daß schönes Gefieder und eine herrliche Stimme nicht beisammen gefunden werden; es mag seyn, daß sie in höchster Vollendung selten vereint sind, aber jedes Kind weiß, daß das helle Zwitschern des Baltimore und der wechselreiche Gesang des Goldfinken dem Ohr eben so angenehm sind, als ihre Farbe dem Auge, und der glänzende Rothvogel, der zuweilen Neu-England besucht, ist nicht weniger ausgezeichnet durch sein blendendes Scharlachgefieder, als durch seine liebliche und kraftvolle Stimme.

Die verschiedenen Vogelgattungen sind ein so anziehender Gegenstand der Neugierde, daß man sich die Unbekanntschaft vieler Menschen mit ihrer Lebensweise schwer erklären kann. Wenn der Schnee bis an die Berge verschwindet, hat die Stimme des Rothkehlchens, welches uns seine Freude über das Wiedersehen zu erkennen giebt, eine zauberische Wirkung. Sie setzt Herz und Gedanken in Thätigkeit, und ruft uns Alles, was wir lieben, ins Gedächtniß. Es ist wieder da, ohne uns sagen zu können, wo es gewesen ist, welche Regionen es durchwandert hat, noch welche unsichtbare Hand ihm seinen Pfad durch die Lüfte zeigte. Liegt uns sehr daran, dies zu wissen, so laßt uns gegen Ende des Jahres umherschauen. Wir sehen, daß die Vögel zu verschwinden anfangen, so wie die Blätter sich roth färben; einige berathschlagen ernstlich über das bevorstehende Unternehmen, andere empfehlen sich auf Englisch (wie man es unpassend nennt) ohne Ceremonie und Abschied.*) Manche, wie die große weiße Eule, vergnügen sich an dem Anblicke des Mondlichts, das die beschneiten, in Todesstille ruhenden Ebenen des Nordens bescheint; andere wie die Schnee-Lerche (snow-bunting), finden ihre Freude daran, dem Sturme zu folgen, wenn er über gefrorene Meere und Seen dahin fährt. Doch die meisten Vögel sichern sich ein mildes Klima und ewiges Grün, indem sie dem Wintersturme flüchtiger als er selbst, entweichen. Einige, wie die kluge Krähe und die leichte Schwalbe, von der man sonst dachte, sie versenke sich ins Wasser, um dem Winter zu entgehen, fliegen nur am Tage, während andere, gleich den Reisenden in der Wüste, am Tage ruhen, und bei Nacht wandern. Es ist merkwürdig, die Ordnung zu beobachten, in welcher Einige fliegen. Die wilden Gänse z. B., deren Kommando-Ruf wir so oft in stiller Nacht über uns hören, bilden zwei Reihen, welche an der Spitze in einem scharfen Winkel zusammenstoßen; hier durchschneidet der Anführer die Luft und leitet die Prozession, und wenn er müde ist, tritt er seinen Platz dem Nächsten in der Reihe ab. Alle diese Karavanen reisen mit einer Ordnung und Pünktlichkeit, die ihnen große Ehre macht. Dem großen Zweck der Reise wird Alles untergeordnet, die Schwalbe schnappt ihr Insekt und der Eisvogel seinen Fisch, ohne den Flug zu unterbrechen. — Auf den ersten Blick scheint es ein schweres Unternehmen für einen Vogel, von der Hudsons-Bai nach Mexiko oder Süd-Amerika zu fliegen; allein, da mehrere von ihnen 60 Engl. Meilen in der Stunde und bei günstigem Winde noch mehr zurücklegen, so ist die Reise bald vollendet, und die erreichte Herberge ist wohl der Mühe des Aufsuchens werth.

Nicht weniger interessant ist es, zu beobachten, wie die Vögel ihre Vorräthe einsammeln. Hier sieht man, wie der Instinkt, da, wo die Vernunft zuweilen fehl geht, stets seines Erfolges sicher ist. Wir haben bereits vom Specht gesprochen, der sich mit seinen Klauen an den Stamm eines Baumes klammert, und sich auf seinen Schwanz stützt, während er die Insekten aus ihren Höhlen hervorzieht. Man sagt, er lege sich bei einem Ameisenhaufen wie todt nieder, mit ausgestreckter Zunge, die er einzieht, so oft sie mit seiner Lieblingsspeise, den Ameisen, bedeckt ist. Der Nußpicker schlägt die Nüsse und Steinobst-Kerne mit seinem scharfen hornigen Schnabel auf. Der Neuntödter, der von Insekten und kleinen Vögeln lebt, soll die letzteren durch Nachahmung ihres Geschreis herbeiziehen. Die Insekten, die er augenblicklich nicht braucht, spießt er auf Dornspitzen. Einige glauben, er gebrauche sie als Lockspeise für andere Vögel; doch dies ist nicht warscheinlich, weil es unnöthig ist, vielmehr scheint es, daß er diese Neigung, mehr einzusammeln als er braucht, und den Vorrath so lange aufzuheben bis er ihm unnütz wird, von dem Menschen angenommen habe. Ein anderer Vogel (der Whippoorwill) sitzt auf einem Zaune oder einer Thorschwelle mit klägelichem Gesange, als traure er um verlorene Freunde; aber wehe der Schabe, die etwa glaubt, der Leidtragende habe auch den Appetit verloren, er schnappt sie weg, ohne auch nur seinen Gesang zu unterbrechen. Der Rabe und die Möwe, so lüstern nach Schaaltieren, aber ohne Werkzeuge, sie zu öffnen, schwingen sich damit hoch in die Luft und lassen sie auf einen Felsen herabfallen, um sie zu zerschellen. Bei solcher Gelegenheit soll vor Alters ein Philosoph ein Loch in den Kopf bekommen haben, indem man ihn zufällig für einen Stein ansah. Ich weiß nicht, ob die Sage wahr ist; indeß, heutzutage haben die Philosophen härtere Schädel. Der fable Adler, so stolz und wegwerfend er auch scheint, gewinnt seinen Unterhalt auf eine Art, die seiner Schlauheit und Stärke mehr Ehre macht, als seiner Moral. Er sitzt in erhabener Ruhe, dem Spiele der Seevögel auf der Wasserfläche lauschend, und bewegt nur leise seine Schwingen, als schlüge er den Takt zum Wellentanze. Bald sieht er den Fischhabicht herabschießen und mit einem Triumphgeschrei den betaubten Fisch aus dem Wasser holen. Jetzt wird des Adlers Blick feurig und durchbohrend; mit ausgespannten Schwingen macht er auf den Habicht Jagd, bis er ihn nöthigt, seine Beute fallen zu lassen; doch diese geht nicht verloren, denn der Adler schwebt in weiten Kreisen nahe an der Wasserfläche und fängt sie auf, ehe sie ins Meer zurückfällt. Nichts kann majestätischer seyn, als der Flug dieses edlen Vogels; er scheint ohne die geringste Anstrengung, ohne die Schwingen zu bewegen, dahin zu schweben. Ewig schade, daß er sich durch so gemeine Räubereien entehrt!

Die Kunst, welche die Vögel beim Baue ihrer Nester zeigen, verdient Bewunderung. Wir sprechen gewöhnlich von dem Neste als der Wohnung des Vogels, es ist aber weiter nichts, als die Wiege seiner Jungen. Die alten Vögel sind allen Elementen ausgesetzt, aber mit einem Oel versehen, womit sie ihr Gefieder bestreichen, von dem dann der Regen abläuft. Dieser Oel-Vorrath nimmt ab, wenn der Vogel bei dem Menschen ein Obdach findet. Während der kleine Vogel durch den stärksten Regenschauer munter und trocken dahin fliegt, gebehrdet sich die nasse Henne eben so kläglich, wie der vom Regen durchweichte Mensch. — Das Nest des Kolibris, dieses so reizenden und, wie die meisten Schönen, so schwächlichen kleinen Wesens, ist das niedlichste Werk, das man sich denken kann. Es ist von Moos geformt, und so künstlich damit bedeckt, daß man es für einen Knorren des Astes, auf dem es sitzt, halten muß. Dennoch wird dieses Nest noch von dem des Indischen Schneidervogels übertroffen, der, in einem Klima lebend, wo so vielerlei Feinde seinen Jungen nachstellen, zwei Blätter am äußersten Ende eines Zweiges zusammennäht, wohin sich weder Affen noch Schlangen wagen würden. Der Schnabel dient zum Pfriem und Fasern zum Draht, und so näht er die Blätter geschickt zusammen, die er dann inwendig mit Federn, Sommerfaden und Daunen auspolstert. Etwas Aehnliches sehen wir an dem Neste der Baltimore-Oriola, die im Sommer in den Amerikanischen Gärten so häufig ist; dieses besteht aus zwei, an der Spitze eines Zweiges befindlichen, gabelförmigen Zacken, die entweder mit Fasern, oder mit von Propfreisern gestohlenen Fäden zusammengebunden werden. Diese Zacken bilden einen Webstuhl, rings um welchen sie eine grobe Decke aus Garn, Wolle oder Werg webt, um das Nest einzuhüllen; das eigentliche Nest ist auf dem Grunde dieser äußeren Tasche, wo es ungefährdet in der Luft schwebt, von oben durch die Baumblätter gegen Sonne und Regen geschützt. Dieser verständige Vogel kam bald dahinter, daß er sich viele Mühe ersparen könnte, wenn er Garn gebrauchte, das schon von Menschenhänden bereitet wäre; wo er daher zu einem Strähn Garn oder dergleichen gelangen kann, nimmt er es, ohne zu fragen, wem es gehöre. — Dies sind in unseren Gegenden die merkwürdigsten Arten von Nestern; wenn wir indeß einigen Berichten glauben dürfen, so giebt es in Indien einen Vogel, der ein ähnliches Nest mit mehreren Gemächern anlegt, die er des Nachts mit Leuchtwürmern erhellt.

Es giebt Vögel, welche ihr Nest weniger zierlich bauen, aber mehr Arbeit darauf verwenden. Z. B. der Specht, welche seine Galerie in den Stämmen oder Aesten der Bäume zimmert, und so nicht bloß sich selbst, sondern dem Nußpicker, der schwarzköpfigen Meise (black capt titmouse) und anderen Vögeln, die sein verlassenes Haus in Besitz nehmen, eine Wohnung bereitet. Der Eisvogel wählt sich eine Uferbank, dem Schauplatze seines Wirkens nahe, und hier arbeitet er, gemeinschaftlich mit seinem Weibchen, mit Schnabel und Klauen — ziemlich schwache Werkzeuge —, bis er eine horizontale, mehrere Fuß tiefe Röhre ausgeböhlt hat. Der hintere Theil ist geräumig und ofenähnlich, der Eingang aber nur für Einen weit genug. Dieser Vogel arbeitet nicht leichtfertig, wie viele andere, sondern er richtet sein Haus für eine mehrjährige Dauer ein. Die kleine Wasserschwalbe macht es eben so. Die rothe Mauerschwalbe und die republikanische Schwalbe, welche aus dem Westen bei uns einwandert, sichern ihre Wohnungen durch eine Wand von Straßenkoth. Die goldbuschigte Drossel macht ihr Nest auf der Erde, und zwar so eben, daß es sich nicht von dem Rasen unterscheidet. Manche Vögel hingegen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, zeigen viel Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht, wie die Henne, die sich statt des Nestes nur ein Loch scharrt, und doch nachher so besorgt für ihre Jungen ist. Die Seevögel, gewöhnlich von rauher und harter Lebensweise, lassen ihre Eier lose im Sande liegen; die Ente hingegen, besonders aber die Eidergans, die einer unserer nördlichen Gäste ist, fühlt so mütterlich, daß sie sich die Daunen aus der eigenen Brust reißt, um das Nest für ihre Jungen damit zu polstern. In den nördlichen Regionen, wo sie brütet, plündern die Eingeborenen die Nester; sie füllt sie auf's Neue, bis sie abermals geplündert werden, und wird so der Märtyrer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit.

Die meisten Vögel bauen ihr Nest auf rechtliche Weise und mit eigenem Fleiße; es giebt aber einen Haufen Gesindels, dem es, aus unbekannten Gründen, vergönnt ist, sich die Mühe des Unterbringens und Erziehens seiner Brut zu ersparen und diese Last Anderen aufzubürden. In anderen Ländern macht sich der Kuckuk dieses unredlichen Verfahrens schuldig, welches Abtrünnigkeit mit Betrug vereint. Natürlich macht man seinem Amerikanischen Namensbruder den gleichen Vorwurf; aber unser gelbschnabeliger Kuckuk fühlt und handelt wahrhaft mütterlich. Zwar hat man seine Eier in fremden Nestern gefunden, doch ein ausgezeichneter Naturforscher meint, daß es wohl seine Absicht sey, sich das Nest zuzueignen, aber

*) Diese Art fortzugehen, heißt bei den Engländern und Nord-Amerikanern, seltsam genug, sich auf Französisch empfehlen.

nicht, seine Jungen fremder Sorge zu überlassen. Das Einzige, was man ihm vorwerfen kann, ist, daß er sich von den Eiern fremder Vögel nährt. Die eigentliche Rabenmutter dieser Gegenden ist aber die wohlbekannte kleine Amsel. Sie legt ihre Eier in die Nester verschiedener Vögel, ohne lange zu wählen, und scheint es wohl zu wissen, daß sie schlecht handelt. Wenn die Besitzerin des Nestes eigene Eier hat, so pflegt sie die fremden lieber, als daß sie die ihrigen verlassen sollte, wo nicht, so läßt sie das Werk ihres sauren Schweißes im Stich. Zuweilen wirft der Vogel die ihm aufgedrungenen Eier hinaus, zuweilen legt er einen neuen Boden in sein Nest, gewöhnlich aber läßt er, aus Zärtlichkeit für seine Jungen, sich gefallen, was er nicht abwenden kann. Wenn der junge Findling ausgebrütet ist, so ist ihm die Wohnung so enge, daß er oft die anderen Jungen, bloß aus Mangel an Raum, erdrückt. Sobald er fliegen kann, macht er sich fort, als wüßte er, daß er kein Recht an diese Heimath habe. Unser Kuckut hingegen liebt doch wenigstens selbst etwas zusammen, das, als ehrlich erworben, immer ein Nest heißen mag. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The coronal. (Die Krone.) Eine Sammlung vermischter Schriften, von Mrs. Child. New-York.

The amaranth. (Das Tausendschön.) Eine literarische und religiöse Spende. Herausgegeben von J. H. Buckingham. Newburyport.

The complete cattle-keeper. (Der vollständige Viehzüchter.) Ein Handbuch für Meiereibesitzer und Viehhändler. Von B. Lawrence. Philadelphia.

The forsaken. (Die Verlassene.) Erzählung vom Verfasser des „Cajus Marius". 2 Bde. Philadelphia.

Poems. (Gedichte.) Von William Cullen Bryant. New-York. [Eine Ausgabe dieser Gedichte hat Washington Irving auch in England veranstaltet. Der Dichter gilt für den besten Lyriker der westlichen Hemisphäre.]

Rußland.

Victor Tepliakow's Gedichte.

Wunderbar ist das Schicksal der Russischen Literatur. Seit dem Barden Bojan bis zu den zwei oder drei Poeten unserer Tage, deren Genius unter ihren Landsleuten gleichsam eine Civilisation für sich ausmacht — welche Wechsel! welche Uebergänge vom Lichte zur Finsterniß! Von Wladimir bis auf Peter den Großen ist der ganze Zeitraum ein Abgrund, den die zerstörende Hand des Tataren oder innere Kriege ausgehöhlt haben, und heutzutage, wo ein Lomonossow, Derjawin, Karamsin und Oserow einige Seiten der Literar-Geschichte so ruhmreich einnehmen, zweifelt selbst noch ein sehr gelesenes Russisches Journal an der Existenz einer vaterländischen Literatur!

Tepliakow's Gedichte werden von der „Nordischen Biene" so günstig beurtheilt, als blieben die ausgezeichnetsten Französischen Dichter unserer Zeit in ihren Leistungen hinter dem Russen zurück. Können wir auch in diesen enthusiastischen Ton nicht einstimmen, so muß doch zugegeben werden, daß er mehrere Eigenschaften eines wahren Dichters besitzt. Die glänzendsten dieser Eigenschaften sind: Harmonie des Verbaues, reiche Farbengebung und eine, bei seinen Landsleuten ungewöhnliche, Energie im Ausdruck. Aber diese Farbenpracht und dieser blendende Glanz verstecken nicht seine Armuth an Naturwahrheit und eine gewisse Monotonie in Behandlung erhabener Gegenstände, die zu sehr das Gepräge erzwungener Begeisterung tragen. Die höheren Regionen der lyrischen Poesie sind einzig dem höheren Genius zugänglich, und nur wenigen Lieblingen der Muse war es vergönnt, solch einen Adlerflug zu thun. In der Russischen Literatur können wir nur Derjawin nennen.

Betrachtet man aber Tepliakow als einen jener Dichter, welche unserem irdischen Daseyn das härene Gewand der Wirklichkeit abzustreifen wissen und uns zurückführen in die phantastische Welt längst zerronnener lieblicher Täuschungen: so verdient er lobende Anerkennung. In dem beschreibenden Theile seiner Dichtungen finden wir Naturgemälde voll Anmuth und reich an Gefühl. Dahin gehören: „die vier Weltalter", „die Wünsche" und „ein Tatarisches Lied".

Die Zergliederung seiner erhabeneren lyrischen Stücke, deren Russische Tageblätter mit so großem Ruhme gedacht haben — der Kaukasus, der Genius, Ganymed, das seltsame Haus (чудной домъ, tschudnoi dom) — gehört nicht hierher. Letzteres vorzüglich ist reich an Poesie. In einem jener seltenen seligen Augenblicke, wo eine Welt erhabener Betrachtungen der Seele sich erschließt, erweckt die Muse in dem Dichter wehmuthsvolle Erinnerungen; sie entrückt ihn zum Tempel der Unsterblichkeit, zum Heiligthum der Wissenschaft und Kunst, aller Schönheit, aller irdischen Glorie, und läßt ihn überall das Wesenlose erblicken. Die Idee ist nicht mehr neu. Es ist das omnia vana, jenes scheußliche Bild vom Daseyn, jene Nichtigkeit des menschlichen Wissens, welche Faust in die Gewalt des Mephistopheles brachten. Dergleichen Süjet's widerstreben dem Geschmacke Vieler, die nicht gern philosophische Ideen finster und dräuend einem Todtenschädel entsteigen sehen; doch ist Vieles in dieser Schöpfung von allgemeinem Interesse, und jedes für Dichtkunst empfängliche Gemüth wird auch davon ergriffen werden.

Strenge Rüge verdient ein sehr ungerechter Vorwurf, den Russische Journale dem Dichter Tepliakow, wie den Poeten überhaupt, gemacht haben, als trüge er zur nationalen Literatur nichts bei. Der „Teleskop" folgert dies lächerlich genug aus dem Umstande, daß Tepliakow nur solche Ueberschriften gewählt habe, die sich bei Französischen, Italianischen und Englischen Autoren fänden; also stände er unter dem Einflusse fremder Begeisterung. (!) Man ersieht hieraus zur Genüge, daß die guten Journalisten noch gar weit davon entfernt sind, mit ihren Begriffen von National-Literatur ins Klare zu kommen. Hätte Tepliakow sich's einfallen lassen, seinen Dichtungen lauter selbständig ersonnene Titel zu geben: gewiß würde Keinem über seine echt Russische Originalität und poetische Nationalität ein Zweifel geblieben seyn.

Die Russische Literatur ist zwar noch weit von ihrem Culminationspunkte entfernt; aber sie ist wenigstens vorhanden, und wird sich unter günstigeren äußeren Umständen mehr und mehr entwickeln. Man könnte denjenigen, die darüber ungeduldig sind, daß sie in Rußland keinen großen, der Nation ihre Apotheose gebenden Genius emporkeimen sehen, die nämliche Antwort ertheilen, die ein Gärtner einem desperaten Pflanzen-Liebhaber gab, dem eine prächtige exotische Pflanze auf seinem Zimmer nicht gedeihen wollte: „Alles konnte gut gehen, mein Herr; aber es fehlte noch etwas: Licht und Wärme." (J. d. O.)

Mannigfaltiges.

— Kunst und Gewerbe in Piemont. Die diesjährige Kunst- und Industrie-Ausstellung in Turin hat zu der Bemerkung Anlaß gegeben, daß dort die Industrie im umgekehrten Verhältnisse zur Kunst stehe, indem in der Ersteren bedeutende Fortschritte, in der Letzteren aber Rückschritte wahrzunehmen sind. Die Kunst erfreut sich keiner großen Aufmunterung in Piement, da nur wenige Liebhaber neue Gemälde kaufen. Die Akademie der Künste setzt zwar Preise und Pensionen für junge Künstler aus, die dadurch in Stand gesetzt werden, sich in Rom auszubilden; die Konkurrenz findet jedoch stets unter so mittelmäßigen Talenten statt, daß selbst der Ausgezeichnetste noch immer ein sehr schwaches Licht ist, das zwar für die Kunst brennt aber nicht leuchtet. Seltsam genug ist der Königliche Ober-Kammerherr, dieser mag nun physisch blind seyn oder mindestens von der Kunst so wenig verstehen, als der Blinde von der Farbe, doch auch immer Präsident der Akademie, und zwar ist dies ein alter Gebrauch seit der Zeit, da der als Architekt ausgezeichnete Graf Alfieri zugleich bei Hofe das Ober-Kammerherrn-Amt bekleidete. Als Maler von Ruf werden die Herren Ayres, Cavalleri, Migliara, die Gräfin Massino di Mombello und Righini (Letzterer ist Landschaftsmaler) genannt. Die Ausstellung ist in den letzten Tagen des Mai und Anfangs Juni von vielen Tausend Personen besucht worden, — an den Sonntagen sollen oft, da der Eintritt frei ist, über 12000 Menschen da gewesen seyn — die allgemeine Aufmerksamkeit ist jedoch größtentheils durch Gegenstände des Gewerbfleißes gefesselt worden. Ueber die Ausstellung dieser letzteren sagt ein Bericht aus Turin: „Unsere Leder-Arbeiten können mit denen Englands und der Schweiz wetteifern; unsere Kristall-Waaren sind auf das reichste gearbeitet und würden der glänzendsten Tafel zur Zierde gereichen; Vasen in Gold und Silber waren ausgestellt, die an Kunstfertigkeit denen des unsterblichen Cellini kaum etwas nachgeben. Unsere Eisenguß-Waaren sind zwar nicht so vollendet, wie diejenigen aus den Berliner Fabriken, geben jedoch zu den schönsten Hoffnungen Anlaß. Die meisten Fortschritte lassen sich in der Seiden-Manufaktur wahrnehmen. Die in Frankreich seit zwei Jahren vorgefallenen politischen Ereignisse haben viele Arbeiter bewogen, dieses Land zu verlassen, und bei uns Arbeit und Subsistenz-Mittel zu suchen, weshalb denn auch eine überraschende Mannigfaltigkeit und ein blendender Glanz von Seiden-Stoffen und Bändern auf unserer Ausstellung sich bemerklich macht."

— Stereotyp-Stich. Ein junger Künstler hat jüngst eine neue Art des Holzschneidens erfunden, welche, wenn die sanguinischen Hoffnungen des Erfinders auch nur zur Hälfte in Erfüllung gehen, das bisherige Verfahren leicht verdrängen dürfte. Die neue Methode, offenbar dem Stereotyp-Druck entlehnt, ist, so weit man sie bis jetzt kennt, folgende: Eine glatte und ebene Metallplatte wird bis zur Dicke hervorstehender Lettern mit irgend einer weichen Composition bestrichen, welche die Hitze verträgt. Der Erfinder sagt nicht, welches Material er hierzu nehmen will, man glaubt aber, daß mehrere Sorten Töpferton dazu taugen würden. Während die Composition weich ist, wird die Zeichnung mit einem scharfen Instrumente gleichsam eingegraben, wobei man dafür sorgt, daß jeder Strich durch die weiche Oberlage auch in die Platte dringe. Die großen Vorzüge hierbei sind, daß der Künstler in ein viel weicheres Material arbeitet, als Buchsbaumholz, daß die Zeichnung in die Platte geschnitten wird, statt als Haut-relief ausgeschnitten zu werden, was weit mühsamer und zeitraubender ist; ferner, daß man nicht nöthig hat, die Zeichnung umzukehren; dies ist von großer Wichtigkeit, besonders wo man Buchstaben und Inschriften braucht, welche natürlich jedes Mal verkehrt eingeschnitten werden mußten, bei dieser Methode aber werden sie gerade so eingeschnitten, wie sie auf dem Papier stehen sollen. Ist das Verfahren so weit vollendet, so darf man die Composition nur härten und eine oder mehrere Platten in Stereotyp-Metall abformen, wie man sie von einer Seite eingeschnittener Lettern abformt; mit diesen druckt man dann auf gewöhnliche Weise. Sollte dies Projekt gelingen, so würden die Kosten des Holzschnittes sich bedeutend vermindern. (J. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Montag den 8. Oktober 1832.

Morgenländische Literatur.

Schilderungen des Orients.

I. Abdallah, Pascha von Acre.*)

Abdallah, der Sohn eines Sklaven und selbst ein Sklave, diente von frühster Jugend als Knecht in den Pferdeställen Soliman's des Pascha von Acre. Seine Verstellung und Klugheit zeigte sich hier schon darin, daß die schlechte Behandlung, die ihm von seinen Vorgesetzten zu Theil wurde, seinen Diensteifer nur verdoppelte; er war unterwürfig, fügte sich auch in Ungerechtigkeiten und nie hörte man aus seinem Munde ein Murren des Unwillens entschlüpfen. Er bemühte sich, den Wünschen eines Jeden zuvorzukommen und war eine Arbeit auch noch so schwierig und mühsam, der junge Abdallah übernahm dieselbe, trotz seines schwächlichen Körpers, willig, um sich seine Kameraden zu verbinden. Dieses musterhafte Benehmen kam zu den Ohren des Pascha's, der jedes Verdienst zu belohnen wußte, und kaum 15 Jahr alt, kam Abdallah auf die Liste der Palastbeamten. Da ihm seine neue Stelle mehr Gelegenheit gab, die Aufmerksamkeit seines Gebieters auf sich zu ziehen, so verdoppelte er seine Anstrengungen, um sich in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Er unterstützte Unglückliche bei jeder Gelegenheit, verwandte sein ganzes Geld zu guten Handlungen, ohne jemals Prunk damit zu treiben, und seine sanften Gesichtszüge, seine freundliche Stimme schienen der treue Abdruck eines Herzens voll Güte zu seyn. Der früh gereifte Verstand, der edle Anstand und die geregelten Sitten Abdallah's hatten ihre Wirkung auf Soliman nicht verfehlt und ohne daß dieser ehrwürdige Greis seine Absichten in Bezug auf die Wahl seines Nachfolgers bestimmt zu erkennen gegeben hatte, so verriethen sich dieselben genugsam in seinem zärtlichen und väterlichen Wohlwollen für Abdallah. Als ihm daher nach einer schmerzhaften Operation sein nahes Ende angekündigt wurde, ließ er alle hohe Beamte des Palastes und der Stadt vor sein Bett kommen, und ernannte in ihrer Gegenwart Abdallah zu seinem Nachfolger.

Die von Soliman getroffene Wahl mißfiel in Konstantinopel, weil man bei Abdallah's Jugend und Mangel an Bildung wenig Vertrauen in seine Regierungsfähigkeit setzte, dennoch empfing er nach dreimonatlichem Zögern den Firman seiner Bestätigung. Er hatte bereits die Maske seines Charakters abgeworfen, und zeigte die Neigungen eines Tigers. Nur beim Anblick des Bösen lachte er, und man sah, daß sein Glück darin bestand, dasselbe zu begehen. Die Männer, welche sein Vorgänger Soliman mit seinem Vertrauen beehrt und mit Aemtern bekleidet hatte, wurden bald abgesetzt, verbannt oder umgebracht. Das Beil, der Galgen und der Pfahl bedrohten alle diejenigen, deren Vermögen die Habsucht des Tyrannen reizte. Er wählte zu seinen Hausbeamten solche Individuen, deren Niedrigkeit vor keinem Verbrechen zurückschreckt. Einen einzigen achtbaren Mann ließ er in seinem Amte, den Juden Malem Chaim, Intendanten der Finanzen, den seine Verwaltungs-Talente und seine Thätigkeit unentbehrlich machten. Die Pforte, die durch ihre geheimen Agenten Kunde von diesem Stande der Dinge erhielt, war unwillig darüber, und hatte mehremals Meuchelmörder gegen Abdallah gedungen; aber alle Versuche mißlangen, der Pascha wußte sich durch treue Wächter zu sichern, die Mörder wurden zu rechter Zeit festgenommen, und nur ihre Köpfe wanderten nach Konstantinopel zurück.

Malem Chaim war von dem grausamen Vorgänger Soliman's, Dschezzar, mit seinem Posten bekleidet worden; zur Belohnung für die wichtigen Dienste, die er jenem geleistet, hatte derselbe ihm ein Auge ausstechen, die Ohren abreißen und die Nase abschneiden lassen, ihn aber dennoch auf seinem Posten behalten. Der folgende Pascha, Soliman, hatte den Greis, um ihn für diese schrecklichen Verstümmelungen zu entschädigen, mit Wohlthaten und Zeichen der Achtung überhäuft, unter Abdallah aber sollte er sein dem Besten seiner Gebieter gewidmetes Leben qualvoll enden. Die Veranlassung dazu war folgende. Ein Renegat, Franzose von Geburt und früher Artillerie-Offizier bei Napoleon's Armee, hatte unter dem Namen Ibrahim-Effendi den Posten eines Ober-Ingenieurs der Festungswerke von St. Jean-d'Acre erhalten; dieser verlangte vom Pascha das nöthige Geld zum Bau eines Arsenals, und der Letztere war geneigt, es zu bewilligen, als Malem Chaim, der die Summe auszuzahlen hatte, vorstellte, daß der erschöpfte Zustand des Schatzes diese Ausgabe nicht gestatte und sich derselben lebhaft widersetzte; zugleich schilderte er die Noth des Volkes, das durch eine Vermehrung des Drucks leicht zur Empörung gereizt werden könnte. Abdallah gab auf diese Vorstellungen sein Vorhaben auf, dankte Malem Chaim für seinen guten Rath und verschob den Bau des Arsenals auf günstigere Zeiten.

Der Kiaya-Bey, einer der Günstlinge Abdallah's, der bei dieser Unterredung zugegen gewesen war und nach der Entfernung Malem Chaims vom Pascha um seine Meinung gefragt wurde, verspottete die Schwache seines Gebieters. „Bist Du denn wirklich unser Pascha!" fragte er, ihn vom Fuße bis zum Turban mit seinem Blicke messend. „Sage uns, wer der Pascha von Acre ist, damit kein Anderer unsere Huldigungen empfange. Siehst Du denn nicht, daß dieser ungläubige Jude Dich leitet, wie der Wind ein Palmblatt wendet? Wirst Du Dich nie von dieser demüthigenden Vormundschaft befreien?" Bestürzt, beschämt schlug Abdallah die Augen nieder, dachte einige Augenblicke nach, schlug sich an Kopf und Brust und sagte halblaut: Bin ich wirklich Pascha! Ja! schrie er dann plötzlich auf, ich bin Abdallah, der einzige Gebieter hier! Wer wagt es aber, meine Autorität nicht anzuerkennen und sich gegen meine Beschlüsse aufzulehnen! Ist Malem Chaim von Dschezzar noch nicht genug für seine Anmaßung bestraft worden! Wohlan! man befreie mich von ihm, man kündige mir bald seinen Tod an, und Dich beauftrage ich, das Werkzeug meiner Gerechtigkeit zu seyn. Der Kiaya begab sich, von einigen Henkern begleitet, sogleich eilig nach der Wohnung Malem Chaim's; es war Nacht und seine Diener schliefen bereits, während er noch arbeitete. Die Mörder klopfen an seine Thür; er fragt, wer so spät komme, und was man wolle? Der Kiaya fordert ihn auf, zu öffnen, da der Pascha ihn zu sprechen verlange. Malem Chaim, obgleich Verdacht schöpfend, öffnet, durch die Betheuerungen des Kiaya getäuscht, die Thüre, wird von den Mördern gefaßt und von einer Galerie hinabgestürzt. Da der Kiaya an dem Geschrei des unglücklichen Greises wahrnimmt, daß der Fall ihn noch nicht getödtet hat, geht er hinunter und erdrosselt ihn. Malem Chaim hatte einen Bruder, den Abdallah zwang, das Amt desselben zu übernehmen, ohne die Talente dazu zu besitzen. Der Pascha bereute daher oft die an Malem Chaim verübte Gewaltthat, und sagte eines Tages, über den Verlust dieses treuen und thätigen Dieners nachdenkend, zu dem neben ihm stehenden Kiaya: Ich möchte wohl den armen Malem Chaim einmal wiedersehen, den ich auf Deinen Rath umbringen ließ; kannst Du mir ihn nicht holen! Der Kiaya erblaßte und konnte nichts erwiedern. Ich begreife Deine Verlegenheit, fuhr der Pascha fort, Du brauchst einen Paß, um in das Land zu gelangen, wo Malem Chaim jetzt wohnt, und wagst nicht, denselben zu verlangen. Wohlan! hier hast Du ihn, mach' Dich sogleich auf den Weg! Ein Pistolenschuß streckte den Kiaya zu Boden.

Wenn Abdallah schlief, so mußten, selbst bei Tage, die Thore der Stadt geschlossen werden, damit Niemand ohne seine Erlaubniß in dieselbe eintreten konnte; alle ankommende Reisenden wurden ihm vorgestellt; waren es Türken und zeigte sich in ihrem Gesicht die geringste Bewegung, so wurden sie gefoltert, um von ihnen das Geheimniß eines Mordplans gegen Abdallah zu erzwingen. Gelang es ihnen, ihre Unschuld zu beweisen, so wurden ihnen, ehe er sie entließ, die Zunge und die Hände abgeschnitten, damit sie ihn nicht anklagen könnten. Wenn Abdallah sich bei den neuesten Ereignissen dem Sultan treu gezeigt hat, so geschah es, weil er Beistand von demselben hoffte, und es vorzog, Unterthan eines mächtigen Souverains als Mehmed Ali's zu seyn, dessen kühne Pläne durch einen Unglücksfall jeden Augenblick scheitern konnten.

*) Derselbe, der in diesem Jahre von Ibrahim Pascha, nach einer langen Belagerung von Acre zum Gefangenen gemacht, nach Aegypten gesandt und hier von Mehmed Ali überaus freundlich aufgenommen wurde.

II. Charakter und Sitten der Kirgisen.

Die Kirgis-Kaisaken sind ein nomadisches Volk, das die geräumigen Ebenen zwischen Sibirien, dem Kaspi-See, dem Irtisch, Balkasch-See und Ser-Daria (Jaxartes) bewohnt. Es theilt sich in drei große Horden (Aiman's), und zählt im Ganzen etwa drittehalb Millionen Individuen. Hätte J. J. Rousseau einige Monate unter diesen Horden gelebt, welche an Rohheit, Unwissenheit, Trägheit und ungezügelter Leidenschaft eine so auffallende Analogie mit seinem homme de la nature zeigen: seine Betrachtungen über die Ungleichheit der Menschen, die Nachtheile der Wissenschaften u. dgl. würden schwerlich an's Licht getreten seyn. Die Kirgisen sind zwar keine Anthropophagen; allein welcher civilisirte Europäer dürfte wohl das

Loos einer Menschen-Gesellschaft beneiden, die keinen moralischen Trieb, ja nicht einmal die Mittel zu Verbesserung ihrer physischen Existenz kennt! Versunken in die tiefste Barbarei widerstrebt diese Nation Allem dem, was ihren ungestümen, wilden und neidischen Charakter mildern könnte. Räuberei ist ihr wahres Element; sie haben keine Vorstellungen als solche, die von selbstischen Gefühlen ausgehen, und sind unfähig, zu begreifen, was öffentlicher Nutzen ist. In ihrer Trägheit gleichen sie den Bewohnern des südlichen Asiens. Sie durchschlafen einen Theil des Sommers, um der Hitze zu entgehen, und verlassen im Winter selten ihre Zelte, weil der Schnee die Wege bedeckt.

Da sie mit keiner Art von Kunst vertraut sind, und außer der Obhut über ihre Heerden nichts Anderes zu treiben wissen, fühlen sie kein Bedürfniß nach großer Beschäftigung, und ihre Weiber und Töchter überheben sie der Sorge für die Haushaltung. Diese angewöhnte Trägheit erzeugt in den Kirgisen unbändige Sucht nach Lebensgenuß, Hang zur Unmäßigkeit und Schmauserei; sie werden erpicht auf Neues und Neuigkeiten. Sobald der Fremde in ein Kirgisisches Lager kommt, umringen ihn Alle in möglichster Eil und bieten ihm, wenn er erzählt hat, statt gastfreier Beherbergung, Neuigkeiten von ihrer Seite an. Sie sind größtentheils finsteren Temperamentes, und finden keinen Geschmack an lärmenden Vergnügungen. Diese Stimmung mag der einförmige und freudenlose Anblick ihrer Steppen erzeugen. Viele sind zu tiefer Melancholie geneigt. Doch besitzen sie große Leichtgläubigkeit und wenig Mißtrauen, weil sie nicht die Sklaven eines Despoten sind. Merkwürdig ist bei dieser Leichtgläubigkeit ihr Hang zum Betrügen, besonders wenn sie nicht Muhamedaner sind. Daher kann man sich nicht auf ihre Versprechungen verlassen, und am wenigsten, wenn das Versprechen mit Aussicht auf Gewinn gegeben wird. Sobald sie haben, was ihnen nöthig war, denken sie nicht mehr an ihre Zusage. Man könnte annehmen, daß Leute, deren Bedürfnisse so eingeschränkt sind, denen der Luxus unbekannt ist, und die nicht wissen, was sie mit ihrer Habe anfangen sollen, gegen Gewinn und unbedeutenden Verlust gleichgültig seyen; aber bei diesem Volke finden wir gerade das Gegentheil. Die Habsucht eines Kirgisen geht unglaublich weit, und die Theilung der geringfügigsten Gegenstände veranlaßt die blutigsten Händel. Haben sie eine Karawane geplündert, so wird jeder Tand in Stücke gebrochen. Von einer Uhr z. B. nimmt der Eine das Rad, der Andere das Gewicht, ein Dritter den Zeiger oder die Feder u. s. w.; und jedes Individuum muß, wenn es von einer Plünderung heimkehrt, den Antheil von der Beute wieder mit seinen Verwandten und Freunden theilen, wenn gleich ihm selbst für seine Mühe und Gefahr fast nichts übrig bleibt. Verleihen sie einen Artikel oder geben ihn weg, so verlangen sie das Doppelte seines Werthes.

Wird ein Kirgise gefragt, was er für eine Religion habe, so antwortet er gewöhnlich: das weiß ich nicht. In der That, es ist schwer zu bestimmen, ob sie Muhamedaner oder Heiden sind. Sie erkennen zwar ein höchstes Wesen, das die Welt geschaffen hat; aber Einige verehren dasselbe nach den Dogmen des Koran, und Andere vermengen den Islam mit Ueberbleibseln alter Abgötterei. Auch glauben sie an viele Geister oder Genien, an Zauberer und Wahrsager. Doch ist die Religion Muhamed's vorherrschend; und flößt sie auch diesem Volke nicht so viel Fanatismus ein, wie anderen Muselmännern, so betrachten sie doch Andersgläubige als Ungläubige, die man unterdrücken darf. Zu diesen rechnen sie sogar die Muhamedanischen Schiiten; denn sie selbst sind Sunniten, ohne darum den Unterschied zwischen beiden Sekten genau angeben zu können. Der Polygamie sind sie am eifrigsten zugethan, wenn sie anders den herkömmlichen Kaufpreis für ihre Frauen entrichten können. Sie beobachten weder Fasten noch Waschungen, und finden es beschwerlich, fünf Mal des Tages zu beten. Sie haben weder Moscheen noch Mollah's von ihrer Nation. Zuweilen liest ein alter Mann einer großen Versammlung, die um ihn auf den Knieen liegt, Gebete vor. Gewöhnlich aber betet ein jeder, wann und wo er es schicklich findet. Der Islam wird unter ihnen bloß durch Priester aufrecht erhalten, die aus Chiva, Buchara und Turkestan kommen, oder durch Mollah's, welche die Russische Regierung den Chan's und Häuptlingen der Stämme als Secretaire zuschickt. Es dürfte wohl schwer seyn, einen Kirgisen zu finden, der in Mekka gewesen ist. Aber viele wallfahrten zu dem Grabe des Heiligen Hadschi Achmed in Turkestan. Sie glauben, daß heilige Männer an den Orten wohnen, wo ihre sterblichen Ueberreste versenkt sind; auch sind sie überzeugt, daß die Seelen anderer Menschen in Sternen wohnen, und zwar je nachdem sie gelebt, bei guten oder bösen Genien. Inbrünstiges Gebet läßt sie auf die Erde herabsteigen.

Ihre Zauberer und Wahrsager theilen sie in verschiedene Klassen; die zahlreichste sind die Dscharundschi's, die Alles, was man wünscht, vermittelst eines Knochen von einem Schaf errathen, der so lange gebrannt wird, bis er an mehreren Stellen aufspringt. In den Rissen glauben sie Vergangenheit und Zukunft zu lesen. Die Ramschi's, eine andere Klasse, gründen ihre Wahrsagung auf die Farbe der Flamme, welche daraus entsteht, daß man Hammelfett in Feuer wirft. Während dasselbe brennt, sprechen sie Gebete und rufen ihre vertrauten Geister an. Die fürchterlichste Klasse aber sind die Basli's, den Sibirischen Schamanen am ähnlichsten. Ihr Kleid ist bald lang, wie gewöhnliche Kleider, bald kurz, und besteht oft aus lauter Fetzen, in solch einem verwitterten Zustande, daß schon ihr bloßer Anblick mächtig auf die Phantasie wirkt. Der Basli, den ich sah, trat mit sehr gemessenen Schritten, niedergeschlagenen Augen und feierlicher Miene in's Zelt; er war in Lumpen gekleidet, nahm eine plumpe Geige, setzte sich auf einen Teppich, spielte und sang, schwang sich mit Anmuth herum, und machte endlich mit seinem ganzen Körper mannigfache Bewegungen. Seine Stimme wurde allmählich stärker, die Windungen seines Körpers lebhafter, häufiger und schwieriger. Er krümmte, dehnte und bog sich, wie ein Besessener; der Schweiß drang reichlich aus allen Poren; Schaum bedeckte die Lippen und seine Lumpen. Plötzlich warf er die Geige weg, that einen Satz, überkugelte sich, schüttelte das Haupt gewaltig, stieß ein gellendes Geschrei aus und begann, die Geister zu zitiren, indem er ihnen bald mit der Hand winkte, bald diejenigen zurückstieß, die er nicht haben wollte. Endlich, als seine Kraft erschöpft, sein Gesicht bleich und die Augen mit Blut unterlaufen waren, warf er sich auf den Teppich, that einen fürchterlichen Schrei, verstummte dann und lag ausgestreckt wie ein Todter. Nach wenigen Minuten stand er auf, schaute um sich, als wüßte er nicht, wo er sey, sprach dann ein Gebet und verkündigte, was er in seiner Vision erfahren haben wollte.

Beobachtet man einen Kirgisen, wie er mit Interesse und zuweilen mit Thränen im Auge die Erzählung einer rührenden Begebenheit anhört; bemerkt man seinen Enthusiasmus, nicht bloß für Gegenstände der Kunst, sondern auch für glänzende Thaten, manchmal sogar für prunkende Ausdrücke: so möchte man glauben, er sey gutherzig und mitleidig. Aber die Täuschung verschwindet, wenn wir seine Fühllosigkeit gegen diejenigen bemerken, die im Elend schmachten. Seine Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und seine Ehrfurcht vor alten Männern sind noch die besten Züge in seinem Charakter.

Was bei den Kirgisen für Muth gilt, ist Kühnheit in plötzlichen Ueberfällen und Gewandtheit im Plündern; aber an wahre Tapferkeit ist nicht zu denken. Zum regelmäßigen Kriege sind sie ganz untüchtig, weil es ihnen an Subordination, Methode und Einigung fehlt. Selten kommen sie in zahlreichen Banden, und meistens in der Nacht. Ihr Ueberfall geschieht mit unglaublicher Schnelligkeit und fast unwiderstehlicher Kraft. Dabei brüllen sie laut und gebrauchen Waffen von aller Art, wie Säbel, Flinten, Bogen und Pfeile, Prügel, Steine und lange Stricke mit Schleifen, die (ähnlich den lazos der Mexikanischen Räuber) zum Gefangennehmen und Festbinden dienen. Mißglückt aber der erste Sturm, so sind Kraft und Beherztheit erschöpft, und sie fliehen auf die feigste Weise. Sind sie gar genöthigt, zu Fuße zu fechten, so ist es ganz mit ihnen vorbei. Ihr Muth hat also nur zwei Stützen — Vertrauen auf ihre Pferde und Hoffnung auf Beute. Eine dicht geschlossene Fronte oder ein Quarré guter Infanterie kann einer zehnfach überlegenen Kirgisen-Horde Widerstand leisten. Der bloße Anblick einer Kanone macht sie beben. Sie drängen sich zusammen, und Einer sucht hinter dem Anderen Schutz, so daß die Kugel eine lange Reihe niederschmettert. Bei allem dem schaden sie den tapfersten Feinden sehr, indem sie unversehens ihre Pferde wegnehmen, und kleine Transporte oder die Schildwachen der Vorposten gefangen fortschleppen. Ihre Habsucht unterdrückt ihre Blutgier; denn sie verkaufen die Gefangenen an benachbarte Völker.

Die Gastfreiheit der Kirgisen erstreckt sich nicht auf Fremde, viel weniger Andersgläubige. Ein Europäer, der ohne bewaffnete Eskorte durch ihr Land zöge, würde unfehlbar zum Sklaven gemacht. — Nichts kann fürchterlicher seyn, als die Rachsucht der Kirgisen und ihre Folgen. Rache vertritt bei ihnen die Genugthuung, welche nur das Gesetz geben sollte, und zerstört den wahren Muth. Sie lassen sich dabei ganz von ihrer zügellosen Raubgier leiten; es kommt zu gegenseitiger Plünderung und oft zu blutigen Händeln. Ein Kirgise, dem sein Versuch, sich zu rächen, mißlungen ist, gleicht im Augenblicke der Wuth einem Besessenen; oft erstechen sie sich selbst mit ihrem Dolche, aus Raserei über das Entkommen des Feindes. Gelangt der Beleidigte nach langem Nachsuchen und Bemühen endlich in das Bereich des Verhaßten, so wird er zu einem Tiger. Vor einigen Jahren griffen die Kirgis-Kaisaken von der kleineren Horde (Berschi) wegen der Ermordung einiger ihrer Stammesgenossen die Alimulin's an, und nahmen mehrere gefangen. Die Phantasie vermag kaum ein Gemälde von der Bestrafungsart dieser Unglücklichen zu entwerfen, unter denen Einige gewiß an dem Morde unschuldig waren. Beim Schluß dieses grausenhaften Schauspiels fingen die Sieger das Blut des vornehmsten Opfers mit ihren Händen auf, und schlürften es.

Die Anhänglichkeit der Kirgisen an ihre Steppen ist wahrhaft bewundernswürdig. Die verständigsten unter ihnen besorgen, daß Anarchie und innere Zwietracht ihnen noch lange nicht erlauben werden, die Früchte der Ruhe zu genießen; doch ziehen Alle es vor, diese Leiden zu ertragen, als den Fleck zu verlassen, wo sie geboren sind und ihrer gewohnten Lebensweise zu entsagen. Zwar haben einige tausend Familien ihr Land verlassen und nach Rußland gehen müssen, und viele der ärmeren Kirgisen thun das noch; aber der größere Theil sehnt sich, allen Bequemlichkeiten, die sie im Russischen Reiche genießen, zum Trotz, in die heimatlichen Steppen zurück, und die, welche unter den Waschkiren sich niederließen, desertiren unaufhörlich. Von den sieben- bis achttausend Familien im Gouvernement Astrachan war 1820 ein Drittheil wieder heimgekehrt. Es war äußerst rührend, die Letzteren zu beobachten, wie sie den Fluß Ural passirten und einmal wieder den Fuß auf heimischen Boden setzten. Sie hüpften vor Freude und küßten die Erde mit Entzücken. Schirgazi, Sultan der mittleren Horde, der früher Chan von Chiwa gewesen war, hatte lange Zeit in Petersburg gelebt, wo er den Rang eines Majors bekleidete und einer der angesehensten Hofbeamten Katharina's sein Gönner war. Man sollte denken, er hätte sich an die Genüsse und Bequemlichkeiten des Europäischen Lebens, ja selbst an die künstlichen Bedürfnisse, die es erzeugt, gewöhnen müssen; aber als er zu seiner Horde zurückkehrte, ward er in jeder Beziehung wieder ein ächter Kirgise, und blieb es bis an sein Ende.

Die Kirgisischen Frauen verdienen in sehr vieler Rücksicht den

Vorzug vor den Männern. Sie führen ausschließlich die Haushaltung, übernehmen wenigstens die Hälfte der Arbeiten, welche die Pflege des Viehes erfordert; machen die Kleidungsstücke für sich und ihre Kinder, und besorgen alles, was ihren Männern nothwendig ist. Manchmal satteln sie sogar die Pferde und helfen dem Manne aufsteigen. Ihr Lohn ist harte und tyrannische Behandlung. Sie werden zwar nicht in Harem's eingemauert, aber das verdanken sie nur der Faulheit ihrer Männer, die bei den Kirgisen noch stärker ist als die Eifersucht. Mit großer Arbeitsamkeit verbinden die Kirgisischen Frauen Herzensgüte, Mitleid und mütterliche Zärtlichkeit. Wie groß auch die Zahl der Weiber eines Kirgisen sey, so wohnt doch jede in einem besonderen Zelte, das zu ihrer Mitgift gehört. Die erste Frau wird Baibischa (die Reiche) genannt; sie ist die eigentliche Herrin. Auch wenn der Mann keine Zuneigung für sie hat, muß er sie doch ehren und die übrigen Frauen anhalten, ein Gleiches zu thun. Die Baibischa allein darf sich von ihrem Manne scheiden. Das besondere Eigenthum des Mannes und der Frau bleiben getrennt, damit die leiblichen Kinder der letzteren nicht zu kurz kommen. Die Kirgisen ziehen die Kalmückischen Weiber denen ihrer Nation vor, weil sie mehr Ausdauer haben. Sie zwingen dieselben aber nicht, ihre Religion zu ändern. Wer übrigens eine Frau von seiner Nation heirathen will, hütet sich sehr, eine Blutsverwandte zu nehmen, und wäre die Verwandtschaft noch so weitläufig; einige vermeiden sogar die Ehe mit einer Stammesgenossin. Nach dem Tode des Gatten übernimmt der älteste seiner Brüder oder Söhne die Hauswirthschaft. Der Onkel, welcher so die Stelle des verstorbenen Vaters einnimmt, muß seinen Nichten eine Aussteuer geben, die dem Vermögen der Familie entspricht. Das übrige wird unter die Brudersöhne vertheilt. (Asiatic Journal.)

Bibliographie. In Mailand erscheint:

Dizionario Turco, Arabo e Persiano. (Türkisches, Arabisches und Persisches Wörterbuch.) Von Anton Giadorgy, Armenischem Priester aus Konstantinopel. [Der Verf. ist ein Schüler des Kollegiums de propaganda fide; sein Buch ist, wie er in der Vorrede selbst sagt, bloß ein Auszug des großen Meninski'schen, nur Wenigen zugänglichen und für Anfänger fast unbrauchbaren, Wörterbuches. Es erscheint in Lieferungen, von denen die erste, die bis zum Worte Chyz reicht und 150 S. stark ist, bereits versandt worden.] Pr. jeder Lfg. 5 Lire.

Nord-Amerika.

Audubon's Amerikanische Vögel.

(Fortsetzung.)

Gleich den Menschen, betrachten die Vögel einander gewöhnlich als rechtmäßige Beute. Dies macht manche Fürsorge der Natur erforderlich, um den Schwachen gegen den Starken zu schützen. Der Bau ihres Auges ist gleich vortheilhaft für den Räuber wie für sein Opfer eingerichtet. Es ist auf wunderbare Weise dem Bedürfnisse des Thieres, und dem Elemente, in dem es lebt, angemessen. Mittelst seiner Einrichtung kann der Vogel es heraustreten lassen und es einziehen, und so seinen Gesichtskreis nach Belieben erweitern oder verengen; er kann das Licht schwächen, ohne das Auge zu schließen; der Nerv ist für jeden Eindruck höchst empfindlich, und so sind die Vögel im Stande, Insekten, die dicht vor ihnen liegen, aufzupicken, und Meilen weit über Land und See in die Ferne zu schauen. Der Fischhabicht sieht den Fisch in unermeßlicher Tiefe, und andere derselben Gattung erspähen ihre Beute am Boden oder im Fluge, wo ein so kleiner Gegenstand dem menschlichen Auge durchaus unsichtbar seyn würde. Der niedliche kleine Königsvogel, dessen rothes Gefieder den Krieger zu verrathen scheint, wagt sich an die größten Tyrannen der Luft, und nicht bloß Krähen, sondern Habichte und Adler fliehen vor ihm mit einer Schnelligkeit, welche beweist, daß sie in dem Treffen weder Gewinn noch Ehre davon trügen. Wenn die kleinen Vögel den Kampf nicht angemessen finden, so verkriechen sie sich unter Hecken und Reisholz, und der Habicht schaut nach ihnen umher, wie Britische Fregatten nach Griechischen Seeräuber-Fahrzeugen, kaum wissend, ob sie in die Erde gesunken oder in die Luft verweht sind, während diese ruhig am Ufer liegen, um nach verschwundener Gefahr sogleich wieder zum Vorschein zu kommen. Läßt sich dies nicht gut thun, so stürzen sie zuweilen in großer Menge hervor, umschwärmen den Raubvogel mit großem Geschrei von allen Seiten, versuchen, ihm auf den Rücken zu kommen, und bringen den armen Tropf — der ohnehin nicht der Klügste ist — so in Verwirrung, daß er das Feld räumen muß, um seine Sinne ein wenig zu sammeln. Bleibt ihnen gar kein Ausweg, so suchen sie auch wohl Schutz bei den Menschen; doch dies betrachten sie immer als das äußerste Mittel, zu dem sie nur in verzweifelten Fällen greifen. Für manche Vögel, die zu einfältig sind, um sich selbst zu vertheidigen, hat die Natur gesorgt. Einige gleichen so sehr den Bäumen, daß sie lästiger Beobachtung entgehen; anderen gewährt ihre Aehnlichkeit mit Steinen und Erde dieselbe Sicherheit. Manche unserer Leser haben ohne Zweifel auf ihren Wanderungen durch die Wälder die Wachtel mit ihrer zahlreichen Familie angetroffen. Wenn sie die Schlauheit der Mutter genug kennen, um sich durch ihr verstelltes Hinken nicht täuschen zu lassen, so können sie sich der Brut bemächtigen; doch müssen sie sehr glücklich und scharfsichtig seyn, um sie zu entdecken, so ähnlich sind sie den dürren Blättern, zwischen denen sie hocken. Die Furcht macht die Vögel so scheu gegen den Menschen, daß man ihren Charakter nur wenig kennen lernt. Die Krähe z. B. zeigt sich nie in ihrem wahren Lichte, bis sie gezähmt und mit dem Menschen vertraut ist; in ihrem wilden Zustande ist sie außerordentlich mißtrauisch. Läßt man in der Nähe eines Kornfeldes einen Bindfaden sehen, so hält sie ihn sogleich für eine Schlinge; wenn sich Jemand mit einer Flinte nahet, so bleibt sie in gehöriger Entfernung; vor unbewaffneten Menschen dagegen zeigt sie keine Furcht. Ist aber der ernsthafte und behutsame Schlaukopf einmal gezähmt, so legt er sein gravitätisches Wesen bei Seite, und wird so muthwillig wie ein Affe; dabei zeigt er einen merkwürdigen Scharfsinn, die Gelegenheit und die Gegenstände seiner Späße zu wählen.

Die Stimme ist diejenige Eigenschaft, welche den Vogel am merkwürdigsten macht, und diese beruht hauptsächlich auf der Schärfe seines Gehörs, worin er den Menschen weit übertrifft. Die Lungen sind ungemein groß im Verhältniß zu seiner Gestalt, und so eingerichtet, daß sie viel Luft zulassen, was den Ton sehr verstärkt. Die Entfernung, in welcher man den Flügelschlag des Vogels hören kann, ist fast unglaublich. Das Geschrei des Adlers erreicht unser Ohr aus der fernsten Höhe, und das wilde Kreischen des Seevogels übertönt die donnernde Brandung. Nicht weniger erstaunlich ist die Verschiedenheit ihrer Stimme; der gewöhnliche Scheunthor-Vogel kann zum Beispiele dienen; seine Töne haben eine wunderbare Aehnlichkeit mit den menschlichen, und drücken jeden Wechsel der Leidenschaft aus, am schärfsten aber Unzufriedenheit, Angst, Sorge und Verzweiflung. Doch die kleinen Vögel sind es eigentlich, welche Gärten und Wälder mit ihrem geisterähnlichen Gesange erfüllen. Ihre Lieder schwellen den Strom vereinter Melodieen, die des Frühlings Stimme sind, eine Stimme, lieblich und voll süßer Ahnungen, welche die theuersten Erinnerungen uns zujubelt, und oft die Seele mit Wonne und das Auge mit Thränen füllt. Kein Land übertrifft das unserige an dieser süßen Musik der Natur. Die Europäische Nachtigall ist lange als unvergleichlich betrachtet worden; allein man giebt jetzt zu, daß ihre Stimme einen Theil ihres Zaubers der Stunde verdankt, in welcher sie singt, wo das Geräusch des Tages vorüber ist und Alles in athemloser Stille horcht; doch unser Spottvogel — mit Unrecht so benannt, weil er seinem Gesange Bruchstücke vom Gesange anderer Vögel einwebt, nicht aus Armuth der Erfindung, sondern aus Uebermuth, um zu zeigen, wie weit er sie alle übertrifft — ist eher ein Schwärmer, als ein Nachahmer, wie Jeder bekennen muß, der ihn in seinen Morgenstunden sah, vor Wonne zitternd und dem heiligen Ignatius gleichend, von dem uns Massei erzählt, die Verzückung seiner Andacht hätte ihn oft mehrere Fuß hoch emporgehoben. Diese schöne Gabe des Gesanges ist indeß nicht auf wenige Vögel beschränkt; da, wo man nie den Spottvogel hört, vernimmt man dennoch Töne, die vielleicht nicht so mannigfaltig und eindringend, aber eben so schmelzend und eigenthümlich sind.

Den Gesang des Vogels vernimmt wohl ein Jeder mit Theilnahme und Vergnügen, und jede Darstellung der Geschichte und Lebensweise des wilden und einsamen Sängers muß sehr willkommen seyn. Aus leicht denkbaren Ursachen ist diesem Gegenstande bis jetzt noch keine allgemeine Aufmerksamkeit gewidmet worden. Die bedeutenden Werke, in denen man hätte Belehrung suchen können, waren bloß in kostbaren Bücherssammlungen aufgestapelt, gerade denen unzugänglich, die sie am meisten interessiren. Doch einige Männer wie Audubon, werden bald die Resultate ihrer Beobachtungen in Werken niederlegen, die allgemeinere Verbreitung finden. Der Geschmack an ihrer Lieblings-Wissenschaft wird immer allgemeiner werden, und der Beifall der Welt ihnen nicht entgehen.

Der berühmteste Abenteurer, der auf eine solche anziehende Unternehmung ausging, war Alexander Wilson. Bis zum achtzehnten Jahre war er in der Lehre bei einem Weber; doch schien er sein Gewerbe nie als ein sitzendes zu betrachten, sondern wanderte oft in Schottland, seinem Vaterlande, als Hausirer umher, und zeigte eine so große Gleichgültigkeit gegen Gewinn und so viel Leidenschaft für Poesie, wie man sie bei diesem wackern Volke selten antrifft. Die letztere Neigung wurde durch die Erfolge Burns' angefeuert; doch als er die Eingebungen seiner Muse dem Druck übergab, machte er kein Glück damit, außer einmal, als er eine Satire, die er gegen einen Mann geschrieben hatte, von dem er die Weber gekränkt glaubte, mit eigener Hand auf öffentlichem Markte verbrennen mußte, bei welcher Gelegenheit er von dem großen Haufen als Patriot und Märtyrer hoch gepriesen wurde.

Wilson betrat Nord-Amerika im Jahr 1794 in so zerrütteten Umständen, daß er während der ganzen Ueberfahrt auf dem Verdecke schlief, und als er an das Land stieg, kein anderes Eigenthum, als seine Vogelflinte bei sich hatte. Er landete zu New-Castle; auf seinem Wege nach Philadelphia schoß er einen reibkörfigen Specht. Man sagt, daß er späterhin oft davon sprach, wie er sich bei dem Anblick dieses schönen Vogels gefreut hätte, und da dies zu einer Zeit vorfiel, wo er natürlich sehr aufgeregt war, so mochte dieser Umstand viel dazu beitragen, ihn zu einem Unternehmen zu bestimmen, in dessen Folge er der Geschichtschreiber der Vögel wurde. Nach einigen Jahren der Noth, in denen er Schulmeister und dann wieder Hausirer war, fand er endlich eine Ruhestätte an den Ufern des Schuylkill, in derselben Gegend, welche später Audubon gleichen Geschmack und Enthusiasmus wie ihm einflößte. Hier war er so glücklich, Freunde zu finden, die es zwar nicht wagten, ihn bei einem Unternehmen zu unterstützen, in welchem bedeutender Verlust, aber wenig Gewinn zu erwarten war, die aber doch mit ihm sympathisirten und der Meinung waren, daß das Buch der Natur wohl eben so sehr verdiente gelesen zu werden, als Journal und Hauptbuch. Dieses war gerade die Aufmunterung, deren sein energischer Geist bedurfte. Der erste Entwurf zu seinem Plane war bereits gemacht, und einmal versichert, daß sein Vorhaben von denen gebilligt wurde, deren Urtheil er schätzte, wußte er bald die kleineren Schwierigkeiten

zu beseitigen. Während seiner Freistunden legte er sich mit Ernst auf das Studium der Naturgeschichte, und machte viele Versuche, Vögel zu zeichnen, doch mit so geringem Erfolge, daß es ihn mit Unwillen und Verzweiflung erfüllte. Dennoch blieb er beharrlich und fest entschlossen, zu seiner Reise diejenigen Vorbereitungen zu treffen, ohne welche sie vergeblich gewesen wäre. Im Jahr 1805 reiste er zu Fuß nach dem Niagara, und bei seiner Zurückkunft fanden wir ihn mit ungeschwächtem Muthe, zwar mit weniger noch als einem Dollar im Vermögen, aber in der festen Zuversicht, daß er die Hülfsmittel besäße, die seine Unternehmung erforderte, nämlich eine körperliche Constitution, die von der mühseligen Lebensweise nur gestärkt wurde, ein Herz, von keinen Familienbanden gefesselt, eine Genügsamkeit, die mit einem Indianer-Feuer eben so vorlieb nahm, wie mit einem bequemen Bette, und über Alles eine Entschlossenheit, welche kein Fehlschlagen entmuthigen, kein Hinderniß abschrecken konnte. Er schloß einen Vertrag mit einem Buchhändler in Philadelphia, der die nöthigen Fonds zu einer Auflage von 200 Abdrücken hergeben sollte, zu der Wilson die Abbildungen und Beschreibungen zu liefern übernahm.

Im Jahre 1808 machte er sich auf, und nahm seinen Weg nach Osten. Er stellte seine Vorposten und Späher so gut aus, daß er hoffen durfte, wie er sagte, es könne kein Zaunkönig ohne sein Vorwissen von New-York nach Canada fliegen. Die Subscribenten fanden sich indeß nur sparsam, er konnte nicht über 41 zusammenbringen; dabei war es für ein melancholisches und etwas stolzes Gemüth wie das seinige, äußerst niederschlagend, unaufhörlich seine Anträge zurückgewiesen zu sehen. Sein Vorhaben wurde so wenig begriffen, daß man ihn in Haverhill in New-Hampshire für einen Spion ansah. Die guten Leute bildeten sich nämlich ein, eine fremde Macht habe sich in ihr Paradies verliebt, und sinne auf eine Invasion. Nach seiner Rückkehr aus dem Osten, gönnte er sich kaum einige Tage Ruhe, worauf er sich nach den südlichen Staaten aufmachte. Hier gelang es ihm, seine Subscribenten-Liste um 125 zu vermehren; außerdem boten ihm die Cypressen-Sümpfe und Fichten-Savannen Gegenstände für seinen Pinsel. Alle seine Bemerkungen über Menschen und Sitten zeigen uns einen scharfen, denkenden und etwas trüben Beobachter. Doch auf einer dritten Wanderung, die er durch die westlichen Gegenden unseres Landes anstellte, wo zu jener Zeit die „Archen" und Holzfäller noch nicht von den Dampfschiffen verdrängt waren, welche die Einöde immer weiter zurückdrangen, und die Civilisation in einem Zeitraume von 10 Jahren um ein Jahrhundert vorrücken, scheint er mit leichterem Schritte und Herzen gereist zu seyn, als hätten ihn die Gegenstände seiner Kunst mit ihrer Menschenscheu angesteckt. Doch selbst da fehlte es ihm nicht an Kränkungen. Ein Richter äußerte gegen ihn, daß da sein Buch dem gemeinen Manne unzugänglich wäre, so sey es antirepublikanisch und verdiene keine Aufmunterung. Wilson fragte ihn, was er denn von seinem schönen dreistöckigen Hause dächte? ob solche Gebäude für den gemeinen Mann zu erlangen wären? Es ist nicht bekannt, ob der Richter auf diese Frage eine befriedigende Antwort gab: gewiß ist es aber, daß Wilson so rohe Aeußerungen tiefer empfand, als die ernsteren Schwierigkeiten und Drangsale seiner Reise.

Wilson war ein Mann von einfachem Aeußern, auffallend durch seinen kühnen und scharfen Blick und stark hervorstehende Backenknochen. Sein Benehmen war anspruchlos und für Fremde nicht sehr anziehend. Seine Züge waren fast gemein, und sein Anzug mehr für die Wälder als für das Putzzimmer geeignet. Uebrigens bezeugen Alle, die ihn kannten, einstimmig, daß, obgleich reizbar und unfähig, die geringste Zurücksetzung zu ertragen, er doch von Natur sehr freundlich, freigebig und gerecht, und im Verkehr mit Anderen ein wahrer Ehrenmann war. Wilson war ein Mann, dessen Geistesfähigkeiten alle auf Einen Punkt gerichtet waren, diesen verfolgte er, nicht als ein Vergnügen, auch nicht als ein Geschäft, sondern als den großen Zweck seines Lebens, und mit einer Entschlossenheit und Tiefe des Geistes, die wenige verstanden. Die Gegenstände seiner Kunst und Forschung waren für ihn kein Spielwerk, sie waren seine innigen und vertrauten Freunde; die Stimme der Vögel war ihm nicht Musik, sondern Sprache, sie verklang nicht in dem Ohr, sondern drang tief in seine Seele. Für ihn hatten die Töne, womit sie den Frühling begrüßen, etwas Hehres, und wenn sie im Herbste dem Walde ihr Abschiedslied sangen, so klang es ihm feierlich und rührend, als käme es aus einem fühlenden Herzen. Wenn er die Vögel beschrieb, so sprach er von ihren Sitten und Gewohnheiten, als wären sie verständige Wesen, und so gab er seinen Beschreibungen ein Leben und einen Reiz, welche sein Werk auf lange Zeit zu einem der anziehendsten dieser Wissenschaft machen werden. Doch läßt sich denken, daß eben dieser Enthusiasmus ihn zu manchen Irrthümern verleitete. Er vertraute seiner Einbildungskraft zu sehr; von dem, was er sah, zog er Schlüsse auf das, was er nicht sah, und daher haben seine Nachfolger fortwährend die Irrthümer ihres Meisters zu berichtigen gehabt. Audubon ergab sich diesem Studium mit gleichem Enthusiasmus, aber viel leichterem Herzen. Die Neigung dafür fing mit seiner Kindheit an, und da sie mit ihm zugleich wuchs und erstarkte, so wurde sie mit mehr Einsicht und richtiger geleitet, als wenn er in spätern Jahren dem ganzen Strome seiner Gefühle diese neue Richtung gegeben hätte. Außer diesem materiellen Unterschiede war er auch glücklicher als Wilson, indem er eine Familie hatte, welche mit ihm sympathisirte, während andere Freunde ihn entmuthigten und seine Zeit und Mühe für weggeworfen hielten. Mehr Weltmann als Wilson, ohne jedoch die Einfachheit seines Herzens zu verlieren, läßt er sich nicht so leicht von seiner Phantasie verleiten, und man vertraut ihm daher als einem sicherern Führer, wenn auch nicht als einem anziehendern Gesellschafter. Doch ist er gleich nicht so poetisch wie Wilson, so hat er dennoch viel von dem Geiste seines Vorgängers. Schon der Titel seines Buchs: Biographie der Vögel, zeigt, daß ihm ist, als wenn er verständige und mit Seelen begabte Wesen beschriebe, und so flößt er uns ein pythagoräisches Interesse ein, wie es die Naturgeschichte nur selten erregt. Wenn er uns mit einem Vogel bekannt macht, so ist es offenbar, daß er sich bemüht, seine Tugenden und gute Eigenschaften in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, als spräche er von einem Freunde. Es bedarf daher wohl kaum der Erinnerung, daß sein Werk sehr anziehend ist.

Audubon ist in Amerika geboren, stammte aber von einer Französischen Familie, und wurde frühzeitig nach Frankreich geschickt, um dort erzogen zu werden. Schon in früher Kindheit nahm sein Geschmack die Richtung, welche ihn später auf seinen Berufs-Weg führte. Sein Vater feuerte diese Neigung an, indem er ihn auf die anmuthigen Bewegungen und die schöne Gestalt der Vögel aufmerksam machte; doch die Flamme bedurfte des Anfachens nicht. Von seiner ersten Kindheit an, war es sein höchster Genuß, dem Lebenslaufe der Vögel, von der Eierschale an, durch alle ihre Wanderungen und Wechselfälle zu folgen. Er wünschte die Gegenstände seiner Forschungen immer vor Augen zu haben, doch die ausgestopften Vögel, welche, gleich den Aegyptischen Mumien, nur geringe Spuren von dem zeigen, was sie im Leben waren, gewährten ihm wenig Befriedigung. Endlich erhielt er von seinem Vater ein Buch mit Abbildungen; dies weckte einen neuen Ehrgeiz in ihm; er wollte mit diesen Leistungen wetteifern, wo nicht gar sie übertreffen. Seine ersten Versuche glichen Karrikaturen, und jeder neue Fortschritt machte ihn mit den bisherigen unzufrieden. Es ist ein betrübendes Ding für einen Menschen, über seine eigenen Werke lächeln zu müssen, denn er fühlt, daß er, um einige Jahre weiter, seine gegenwärtigen Versuche wohl eben so lächerlich finden wird als jetzt die früheren; doch ist dies eines von den wahren Kennzeichen des Talents und Geschmacks; es zeigt, daß der Künstler ein hohes Ideal des Vortrefflichen in sich trägt, und dies ist stets ein Vorzug, er sey Jüngling oder Mann; denn von dem Augenblicke an, wo man mit seinen Leistungen zufrieden ist, ist das enthusiastische Streben nach Vollkommenheit dahin, ein Streben, vom Genius erzeugt, und ohne welches Niemand wahrhaft groß seyn kann.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Questions and notes. (Fragen und Anmerkungen, kritische und praktische, zur Genesis.) Von G. Rusb. New-York.

Theological common-place book. (Sammlung theologischer Gemeinplätze.) Nebst ausführlichem Inhalts-Verzeichnisse. Cambridge.

Remonstrance etc. (Gegen das Bestehen einer herrschenden Religion im Staate Massachusetts.) Von P. Coole. Boston.

The general laws of Massachusets. (Die allgemeinen Gesetze von Massachusetts.) Herausgegeben von Theron Metcalf. Dritter Theil. Boston.

Mannigfaltiges.

— Neuer Improvisator. In Florenz ist kürzlich ein junger Römer, Namens Luigi Cicconi, als Stegreifdichter aufgetreten und hat sich als solcher nicht bloß den Beifall des großen Publikums sondern auch den der strengen Kritik erworben. Die letztere hebt in dem Improvisator, dessen Kunst, wenn er nicht ganz Außerordentliches leistet, in Italien jetzt kaum noch beachtet wird, vorzüglich den Poeten hervor, als welcher sich auch, wie die Florentiner Kritiker bemerken, der junge Cicconi dereinst auszeichnen werde, da er den Vorsatz gefaßt, nach zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre das Improvisiren ganz aufzugeben, und die Erfahrung bereits gelehrt hat, daß ein guter Improvisator auch ein guter Dichter wird, sobald er es erst über sich gewinnen kann, nicht mehr bloß den Eingebungen des Augenblickes zu folgen, sondern seine Gedanken aus der Tiefe des Gemüths, zwar langsam aber desto reicher, zu schöpfen. Zwei Trauerspiele: „Der Herzog von Athen" und „Ludwig der Mohr" hat Herr Cicconi in Florenz improvisirt, und zwar das Erstere in vollen Theater und das Letztere — was weit schwieriger ist, da eine große Versammlung den Improvisator erwärmt und seiner Sache sicherer macht — in einem Privathause vor einem Kreise von Gelehrten und imponirenden Kunstverständigen der Toskanischen Hauptstadt.

— Ein Toast. Dies Wort, sagt Addison, soll, wie die Witzlinge behaupten, seinen Ursprung einem Vorfalle verdanken, der sich unter der Regierung Karl's II. in Bath zutrug. Es traf sich nämlich an einem Feiertage, daß eine berühmte Schönheit jener Zeit im Kreuz-Bade war. Einer aus dem Haufen ihrer Anbeter nahm ein Glas voll von dem Wasser in welchem die Schöne badete, und trank es der Gesellschaft auf ihre Gesundheit zu. Ein lustiger Bursche, bereits halb berauscht, erbot sich ins Wasser zu springen, und schwur, er wolle, obgleich ihm das Getränk nicht schmecke, den darin befindlichen Toast*) herausholen. Man hinderte ihn an seinem Vorhaben, aber seit jenem Einfalle nannte man jede, in irgend einem Getränke ausgebrachte Gesundheit, einen Toast.

*) Bekanntlich nennt der Engländer so die geröstete Brodrinde, die er ins Bier wirft.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Mittwoch den 10. Oktober 1832.

Frankreich.

Skizzen aus Charakteristiken, von Benj. Constant.

Aus den nachgelassenen Papieren desselben.

I. Madame Recamier.

Laharpe, Frau v. Staël und Necker.

Unter den Frauen unserer Zeit, die sich durch Schönheit, Geist oder Charakter berühmt gemacht haben, ist eine, die ich zu schildern versuchen will. Anfangs erwarb ihre Schönheit ihr Bewunderung, später zeigte sich ihre Seele und diese übertraf noch ihre Schönheit; häufiges Leben in Gesellschaft gab ihrem Geiste Gelegenheit, sich zu entwickeln, und auch ihr Geist ist weder hinter ihrer Schönheit noch hinter ihrer Seele zurückgeblieben. In einem Alter von kaum dreizehn Jahren mit einem Manne vermählt, der bei der ungeheuren Last seiner Geschäfte ihre Jugend nicht zu leiten vermochte, war sie in einem Lande, das noch einem Chaos glich, fast ganz sich selbst überlassen. Alle gesellschaftlichen Verhältnisse waren verworren durch einander gemischt; die alten Familien waren untergegangen, das Glück der neuen war prekär; die Gesetze, welche die Vergangenheit beherrscht hatten, waren nicht mehr vorhanden; die Gesetze, welche die Gegenwart regieren sollten, waren auf keiner Gewohnheit begründet; die öffentliche Meinung, welche die Stelle der Gewohnheit vertritt, hatte kein Centrum mehr; Niemand glaubte mehr weder sich noch den Anderen; die Personen aus den höheren Ständen entgingen der Verfolgung nur dadurch, daß sie sich unter die emporgekommenen Klassen mischten. Die letzteren, welche fühlten, daß Alles Frühere im Widerspruch mit ihnen stand, hielten die Religion, die Sitten, die Erinnerungen, ja selbst die Gesetze des Anstandes für ihre Feinde. Die Sittlichkeit gebot nicht mehr Achtung, und Macht war von Ansehen getrennt. Mehrere Frauen dieser Zeit haben Europa mit ihrem Rufe erfüllt; die meisten haben entweder durch unzarte Liebschaften oder durch strafbare Willfährigkeit gegen die auf einander folgenden Tyrannen ihrem Jahrhunderte den Tribut entrichtet. Diejenige, die ich hier schildere, wußte sich dem Einflusse dieser Atmosphäre, die Alles, was sie nicht anzustecken vermochte, wenigstens zu beflecken suchte, zu entziehen. Zunächst war ihre große Jugend ihr Schutzengel, so sehr wußte der Schöpfer dieses schönen Wesens alles zu ihrem Vortheil zu wenden. Von der Welt entfernt, und in ihrer Einsamkeit von jungen Freundinnen umgeben, überließ sie sich mit ihnen oft lärmenden Spielen; leicht und gewandt überholte sie dieselben im Laufe, und ihre Augen, die später in jedes Herz dringen sollten, glänzten damals nur von kindlicher Freude. Ihr Haar, das sich jetzt nicht auflöst, ohne uns in Verwirrung zu setzen, fiel damals ohne Gefahr für irgend Jemand auf ihre blendendweißen Schultern herab. Lautes und anhaltendes Gelächter unterbrach oft die kindlichen Unterhaltungen, aber schon damals konnte man an ihr jene feine und schnelle Beobachtungsgabe wahrnehmen, die das Lächerliche auffaßt, jene gutartige Bosheit, die sich lustig macht, ohne zu verletzen und vor allem jenes zarte Gefühl für Eleganz, Reinheit, guten Geschmack, jenen wahren angebornen Adel.

Die damalige große Welt war dem Wesen der Madame Recamier so entgegen, daß sie die Zurückgezogenheit vorzog. Nie sah man sie in den Häusern, wo offene Gesellschaft war — und damals waren nur solche Versammlungen möglich, denn jede geschlossene Gesellschaft würde Verdacht erregt haben —, wo alle Klassen sich zudrängten, weil man dort sprechen konnte, ohne etwas zu sagen, und sich dort begegnen konnte, ohne sich zu kompromittiren, wo endlich schlechter Ton die Stelle des Geistes und Ausgelassenheit die der Fröhlichkeit vertrat. Nie sah man sie am Hofe des Directoriums, wo die Gewalthaber sich furchtbar und zugleich vertraulich zeigten und Schrecken einflößten, ohne darum der Verachtung zu entgehen. Doch trat sie manchmal aus ihrer Einsamkeit heraus, um das Schauspiel oder die öffentlichen Spaziergänge zu besuchen, und ihr seltenes, unerwartetes Erscheinen an diesen von aller Welt besuchten Orten war jedesmal ein bedeutendes Ereigniß. Sobald sie sich zeigte, war jeder andere Zweck dieser zahlreichen Versammlungen vergessen und Alle drängten sich in ihre Nähe. Der Mann, dem das Glück zu Theil wurde, sie zu führen, hatte mit den Hindernissen zu kämpfen, die ihm die Bewunderer in den Weg legten; jeden Augenblick wurden seine Schritte durch die sich hinzudrängenden Neugierigen gehemmt. Sie genoß den Sieg ihrer Reize mit der Heiterkeit eines Kindes und der Schüchternheit eines Mädchens; aber ihr Geist bedurfte einer anderen Nahrung, ihr Instinkt für das Schöne trieb sie, die Männer von Talent und Genie zu lieben, ohne dieselben zu kennen.

Herr v. Laharpe war einer der ersten, der die Frau zu schätzen wußte, die einst alle berühmte Männer ihres Jahrhunderts um sich versammeln sollte; er hatte sie als Kind gesehen, sah sie dann als vierzehnjährige Frau wieder und die Unterhaltung mit ihr hatte unendlichen Reiz für einen Mann, den übertriebene Eigenliebe und der Umgang mit den geistreichsten Männern Frankreichs sehr anspruchsvoll machten.

Herr v. Laharpe legte in der Nähe der Madame Recamier die meisten der Fehler ab, die seinen Umgang unangenehm und fast unerträglich machten; es gewährte ihm Vergnügen, ihr Führer zu seyn, und er bewunderte die Schnelligkeit, mit der ihr Geist den Mangel an Erfahrung ersetzte und Alles begriff, was er ihr über die Welt und die Menschen sagte. Gerade in diese Zeit fiel die vielbesprochene Bekehrung Laharpe's, die von Vielen für Scheinheiligkeit erklärt worden ist; ich hingegen habe diese Sinnes-Aenderung immer als aufrichtig betrachtet. Das religiöse Gefühl ist eine dem Menschen einwohnende Anlage, und es ist eine abgeschmackte Behauptung, daß Lug und Trug dieselbe erst hervorgebracht hätten. Man legt nichts in die menschliche Seele, was die Natur nicht hineingelegt hätte. Verfolgung und Willkür können uns gegen uns selbst täuschen und uns gegen eine Ansicht erbittern, die wir theilen würden, wenn man sie uns nicht aufdränge; sobald aber diese äußeren Einflüsse aufhören, kehren wir zu unserer ursprünglichen Richtung zurück. Wenn der Widerstand aufgehört hat, ein Zeichen des Muthes zu seyn, gewährt er uns keine Selbstbefriedigung mehr. Als daher die Religion dem Unglauben diesen Verth genommen hatte, konnten diejenigen, die aus Eitelkeit ungläubig geworden waren, wieder aufrichtig religiös werden. Zu dieser Klasse gehörte Herr v. Laharpe, und der Anblick des Unglücks, das ihn umgab, bestätigte ihn in der Anrufung des Schutzes Gottes gegen die Wuth der Menschen; er trug aber in diese Bekehrung seine Intoleranz, seine schneidenden Formen und die bittere Stimmung hinüber, die zu dem alten Hasse, den er hegte, noch neuen hinzufügte. Alle diese Ecken seiner Frömmigkeit verschwanden indessen bei Madame Recamier; sie kannte die Vergangenheit nicht, die Herrn v. Laharpe unangenehm war, und belästigte ihn nicht mit Erinnerungen, die Andere durch ihr Wort wie durch ihr Stillschweigen in ihm hervorriefen. Er war daher freier und behaglicher in ihrer Nähe und freute sich über das Vertrauen, dessen er bei ihr genoß, um so mehr, als er dasselbe nicht überall in demselben Grade fand. Da er bei ihr die Gewißheit hatte, daß sie ihm auf sein Wort glaube, so war er in ihrem Umgange nicht in der gereizten Stimmung, die ihn an alle andere Orte begleitete, weil er fühlte, daß man mißtrauisch gegen ihn war.

Zwar entgingen die lächerlichen Seiten Laharpe's dem durchdringenden und feinen Blicke seiner jungen Freundin nicht, aber sie lachte mit Heiterkeit und ohne Spott darüber, sie ehrte sein Alter und seinen Ruf. Eine ihrer eigenthümlichen Eigenschaften ist, daß sie mit einer Zartheit, die um so bewundernswerther ist, als man dieselbe kaum bemerkt, Alles vermeidet, was verletzen könnte. Man sieht, daß sie durch ihren Scherz nicht beleidigen will, und fühlt sich daher weder gedemüthigt noch verlegen, wenn man der Gegenstand desselben wird; man freut sich, daß sie heiter ist und daß man ihr Gelegenheit dazu gegeben. Einige Zeit nachher schloß Madame Recamier mit einer Frau, die viel berühmter ist als Laharpe, eine Freundschaft, die inniger wurde und die noch besteht.

Als Necker von der Emigranten-Liste gestrichen worden war, beauftragte er seine Tochter, Frau v. Staël, ein Haus, das er in Paris besaß, zu verkaufen. Herr Recamier kaufte es, und hierbei bot sich für seine Frau eine natürliche Gelegenheit dar, Frau v. Staël zu besuchen. Der Anblick dieser berühmten Frau erfüllte sie anfangs mit großer Schüchternheit. Ueber die Physiognomie der Frau von Staël ist viel gestritten worden: ein stolzer Blick, ein sanftes Lächeln, ein Ausdruck des Wohlwollens, die Abwesenheit aller Affectation und beengenden Zurückhaltung, schmeichelhafte Worte, ein etwas direktes Lob, das aber aus Enthusiasmus hervorzugehen scheint, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Unterhaltung setzen in Erstaunen, ziehen an und gewinnen ihr fast Alle, die sich ihr nähern. Ich kenne keine Frau und selbst keinen Mann, der von seiner Ueberlegenheit über alle Andere mehr überzeugt wäre und dennoch diese Ueberlegenheit weniger fühlen ließe. Die Unterhaltungen der Frau v. Staël mit ihrer jungen Freundin waren höchst anziehend; die Schnelligkeit,

womit die Eine tausend neue Gedanken aussprach, während die Andere sie mit gleicher Schnelligkeit auffaßte und beurtheilte, der männliche und starke Geist der Einen, der Alles enthüllte und der feine und zarte Geist, der Alles das begriff, bildeten ein Ganzes, das sich nicht schildern läßt, ohne das Glück gehabt zu haben, Zeuge davon zu seyn. Die Freundschaft der Madame Recamier für Frau v. Staël wurde noch durch ein beiden gemeinsames Gefühl, durch die kindliche Liebe, enger geschlossen. Madame Recamier liebte auf's zärtlichste ihre Mutter, eine Frau von seltenem Verdienste, deren Gesundheitszustand bereits damals bedenklich war, Frau v. Staël aber verehrte ihren Vater bis zur Anbetung, und diese Art von Kultus ist seit seinem Tode noch exaltirter geworden. So hinreißend sie stets in ihrem Gespräch ist, so wird sie es noch mehr, wenn sie von ihm spricht. Ihre bewegte Stimme, ihr Auge, in das Thränen treten, und die Aufrichtigkeit ihres Enthusiasmus rührten selbst den, der ihre Meinung von diesem berühmten Manne nicht theilte. Man hat das Lob, das sie ihm in ihren Schriften spendet, oft lächerlich machen wollen, wer sie aber über ihn sprechen gehört hat, kann darüber nicht spotten, denn etwas Wahres ist niemals lächerlich. Necker, wenn er auch den Verhältnissen, in denen er sich befand oder in die er sich versetzte, nicht gewachsen war, verdient dennoch in vieler Hinsicht das Lob seiner Tochter. Wenig Menschen haben so reine Gesinnungen gehegt, wie er; sein Stolz selbst bewahrte ihn vor Engherzigkeit und Habsucht, und das Lob, das er sich ertheilte, trieb ihn an, desselben in seinen eigenen Augen würdig zu bleiben. Er hielt sich, seine Frau und seine Tochter für Wesen höherer, ja fast übermenschlicher Art, die Folge davon war aber, daß er mit etwas steifen Formen viel Gutes that. Sein Verhältniß zu seiner Tochter zeugte von dem ungeheuern Unterschiede, den er zwischen Allem, was von ihm ausging und zwischen der übrigen Welt machte; er betrachtete ihren Geist, ihre Anmuth, ihre Lebhaftigkeit und selbst ihre Heftigkeit als übernatürliche Eigenschaften; er beschützte sie wie ein Vater und betete sie wie ein Liebender an und auch ihr Gefühl für ihn war eine wahre Leidenschaft. Wenn Frau von Staël Madame Recamier von ihrem Vater erzählte, bewunderte Letztere an ihr die Stärke und Tiefe des edelsten Gefühls. Es liegt in der Bewunderung etwas Schönes, was uns für den, der sie hegt, fast eben so sehr einnimmt, wie für den Gegenstand derselben, und in die Bewunderung der Frau von Staël für ihren Vater mischten sich trübe Empfindungen, welche dieselbe noch rührender machten. Diesen von ihr angebeteten Vater verließ sie dennoch häufig; ihre Erziehung in Paris, in dem Salon ihrer Mutter, welche das Glänzen in der Unterhaltung für das höchste Vergnügen, ja sogar für die erste Pflicht hielt, hatte ihr Genüsse dieser Art zu einem Bedürfnisse gemacht, dessen Entbehrung sie in der Einsamkeit quälte; sie ließ daher ihren Vater einen Theil des Jahres allein, um in Paris Beifall zu suchen, aber auch Verfolgungen zu erfahren. Bei aller Befriedigung, die es ihr gewährte, eine Schaar von Zuhörern durch ihre Unterhaltung zu entzücken, machte sie sich dennoch Vorwürfe darüber, daß sie das Alter eines Vaters, der nur an ihrer Gesellschaft Freude fand, zu wenig pflege, und dieser innere Vorwurf gab Allem, was sie von ihm sagte, einen gefühlvollen und trüben Ausdruck, den man bemerkte, ohne die Ursache davon zu kennen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Französische Romane:

Les deux cadavres. (Die beiden Leichname.) Von F. Soulié. 2 Bände.

Vertu et tempérament. (Tugend und Temperament.) Vom Bibliophilen Jacob. 2 Bde.

Contes fantastiques. (Phantastische Erzählungen.) Von J. Janin. 2 Bände.

Scènes de la vie maritime. (Scenen des Seelebens.) Von Jal. 3 Bde.

Nord-Amerika.

Audubon's Amerikanische Vögel.

(Schluß.)

Audubon nahm, während seines Aufenthalts in Frankreich, bei David Unterricht im Zeichnen; dies verlieh ohne Zweifel seiner Hand und seinem Auge eine Geübtheit, die ihm später sehr zu statten kam. Gleich darauf begann er die Unternehmung, durch die er sich einen so rühmlichen Namen erworben hat. Sein Vater schenkte ihm einen Landsitz am Schuylkill, ein Aufenthalt, der sein Vorhaben sehr begünstigte. Hier begann er täglich mit der Morgendämmerung seine Wanderungen, von denen er, vom Thau durchnäßt, aber triumphirend und glücklich, die Vögel zurückbrachte, die seine Sammlung zieren sollten. Diejenigen, welche die Weise der Vögel kennen, wissen, daß sie auf ihren periodischen Wanderungen gern dem Laufe der Flüsse folgen, so daß ein fleißiger Beobachter an einem der größten Ströme Nord-Amerika's fast alle inländische Vögel zu sehen bekommen muß. Doch ihm genügte es nicht, ihre Gestalt zu kennen, er wollte auch mit ihrer Geschichte bis auf die kleinsten Züge vertraut werden. Um sich diese Kenntniß zu verschaffen, unternahm er lange und gefahrvolle Wanderungen, die ihn oft Jahre lang von seiner Familie entfernt hielten, um Wiesen, Berge und Seen zu durchforschen. Indeß war es Anfangs seine Absicht nicht, seine Beobachtungen bekannt zu machen; seine Liebe zu diesem Studium gewährte ihm Lohn genug. Gleich Lieb's Freunden, bemühten sich die Seinigen zwar, ihm zu beweisen, daß seine Beschäftigung sehr zu tadeln wäre, und er gesteht selbst, daß, wer seine Lebensweise beobachtete, leicht denken mochte, er vernachlässige seine häuslichen Pflichten; doch seine Frau und Kinder, die doch am meisten dabei betheiligt waren, stimmten nicht in diesen Tadel ein, und werden jetzt ihren Lohn in dem Ruhme finden, der ihm zu Theil ward.

Wie ernst es ihm mit seinen Wanderungen war, ergiebt sich aus einer Schilderung seiner Reise nach dem Niagara, in welcher er ein Gemälde von sich selbst entwirft, eben so treu als seine kolorirten Abbildungen. Nachdem er Monate lang an den Seen umhergestreift, war er, mit seinen Zeichnungen von Pflanzen und Vögeln, auf der Rückreise begriffen. Seine Wäsche war längst, bis auf das kleinste Läppchen, zum Putzen seiner Flinte verbraucht; sein Anzug war der eines der ärmsten Indianer; der Bart bedeckte seinen Hals, die Haare hingen ihm über die Schultern herab und seine lederne Bekleidung bedurfte sehr der Ausbesserung. Er hatte ein großes Messer an der Seite und eine grobe Decke um die Schultern befestigt, in welche er seine zinnerne Büchse mit Zeichnungen barg. In diesem Aufzuge trat er in eine Schenke und forderte ein Frühstück. Alle Gegenwärtige waren erstaunt, von einem solchen Wesen die Sprache eines civilisirten Menschen zu vernehmen, und der Wirth hatte ihn beinahe wie einen Löwen eingesperrt, ihn, der gekommen war, um den Wasserfall zu zeichnen. — Er machte, beiläufig gesagt, bei dieser Gelegenheit eine Entdeckung, die den Malern sehr zu Statten kommen kann, daß nämlich Miniatur-Zeichnungen solcher Scenen nie eine richtige Idee, weder von der Größe des Falles, noch von dessen Tosen, geben können; dies könnte uns manches Gemälde ersparen, in welchem das Meer zum Mühlbache zusammenschrumpft. Von dort ging er den Hudsen entlang, über die großen westlichen Seen. Wer die Berichte von seinen verschiedenen Wanderungen liest, wird finden, daß er, trotz der Hingebung für einen einzigen Gegenstand, dennoch Zeit fand, über Alles, was er sah, nachzudenken. In der Beschreibung einer Reise auf dem Obio, die er mit seiner Frau und seinen Kindern machte, ist er wahrhaft beredsam. Es war im Oktober, in der Jahreszeit, die man in diesen Gegenden den Indianischen Sommer nennt, wo der zeitige Frost vorüber ist und der Winter, nachdem er seine Ankunft leise angekündigt, seine Schritte hemmt, als wäre es ihm leid um die prachtvolle Jahreszeit. Die Bäume hatten ihre goldnen glänzenden Gewänder angelegt, die, mit Ranken von Weinlaub umwunden, sich in der dunklen Wasserfläche spiegelten; der dünne Nebel, der die Landschaft bedeckte, gab den Licht- und Schattenpartieen einen sanfteren Charakter, indem er den Glanz der Sonne milderte und das Mondviertel in einen goldenen Halbzirkel verwandelte, der im Strome eben so hell wie am Himmel glanzte. Das Plätschern des Bootes war der einzige Laut, der die Stille unterbrach, außer, wenn irgend ein großer Fisch auftauchte, um einen Haufen kleiner zu verfolgen, die, gleich einem silbernen Pfeile, dahin schossen und wie ein Lichtschauer verschwanden. Abends hörten sie den fernen Klang der Glöckchen, wenn das Vieh nach Hause kehrte, dessen seltsame Schatten am düsteren Ufer dahin gleiteten. Bei einbrechender Nacht lauschten sie dem Horn des Schiffers, das in der Ferne fast harmonisch tönte. Mitunter hörten sie das düstere Geschrei der großen Eule, oder das dumpfe Rauschen ihrer Fittige, wenn sie langsam über den Strom flog. —

Doch auch den Gegensatz zu diesem Bilde einer Einsamkeit ohne Verödung liefert uns Audubon. Viele unserer Leser haben ohne Zweifel schon in mehreren Blättern sein Abenteuer in einer Hütte, auf seiner Rückkehr vom Mississippi gelesen. Er hatte eine Steppe zurückgelegt, und suchte in dieser Hütte ein Obdach für die Nacht. Zufällig ließ er seine Uhr vor seiner Wirthin sehen, die sogleich beschloß, sich in deren Besitz zu setzen, indem sie ihn in eine andere Welt schaffen wollte, wo man keines Zeitmessers bedarf. Glücklicherweise kamen noch zu gelegener Zeit zwei Reisende, die, wie gewöhnlich auf solchen Wanderungen, bewaffnet waren. Diese halfen ihm, seiner Wirthin und ihrer beiden Söhne sich bemächtigen, welche bei dem besten Willen zu jener Zeit wohl noch nicht im Stande seyn mochten, die guten Lehren ihrer Mutter zu benutzen. Für diesen Mordversuch brannten die Reisenden ihre Hütte nieder, schenkten ihr Hausgeräthe einem Indianer, der Herrn Audubon vor der Gefahr gewarnt hatte, und hielten über die Delinquentin Gericht, nach der Weise der Regulatoren, einer Art extemporirter Polizei, die aus Freiwilligen gebildet wird, um dem unmächtigen Arm der Gesetze nachzuhelfen. Wenn in jenen Gegenden irgend ein gefährliches Vergehen ruchbar wird, so bildet sich ein Gerichtshof, oder eine Art von Volksversammlung und nimmt die Sache in ernste Erwägung. Der Angeklagte wird verhaftet und verhergeführt, sein Ruf und Betragen scharf geprüft, und wenn das Verdict seiner Mitbürger ihn für schuldig erklärt, so giebt man ihm den freundschaftlichen Rath, ein anderes, seiner Constitution mehr zusagendes Klima aufzusuchen. Da es wohl hierbei nicht ganz nach der Form hergeht, und die Beweise oft nicht zureichend sind, so neigt sich das Gericht natürlich mehr zur Milde. In solchen Fällen thut der Beschuldigte wohl, den Wink zu benutzen und den Gerichtsbezirk zu verlassen; zieht er aber vor, zu bleiben, und vergeht sich abermals, so wird er bei der nächsten Sitzung gerichtet und streng bestraft, wenn man ihn schuldig findet. Zuweilen besteht die Strafe in körperlicher Züchtigung und Niederbrennen des Hauses, wie im obigen Falle; zuweilen aber findet man es sogar nothwendig, mit dem Tode zu bestrafen, in welchem Falle man den Kopf auf einen Pfahl steckt, zur Warnung für andere Uebelthäter. Diese Strafen thun ihre gute Wirkung, besonders die letztere. Uebrigens ist jetzt diese Art gerichtlicher Prozedur im Westen schon fast ganz verschwunden. An jenem Orte, wo Audubon's Leben so in Gefahr gerieth, findet man jetzt Wirthshäuser, diese Vorboten der Civilisation, Landstraßen und bebaute Felder, alle der Wildniß in dem kurzen Zeitraum von 15 Jahren abgewonnen. Jetzt hört man die Schläge der Axt am Ufer, und bei der Nacht erhellen Feuer den Pfad durch die Wälder. Das

Elenthier, der Hirsch, der Büffel suchen andere Regionen auf; die Regierung hilft auf ihre Weise nach, indem sie die Indianer erdrückt, und dabei immer von Gnade, Gerechtigkeit und Schutz spricht, Worte, bei denen die, welche unsere Sprache verstehen, sich mit der größten Eile fortmachen. Es ist ein Glück, daß Audubon seine Wanderungen vor zwanzig Jahren anstellte, denn wir wüßten nicht, wohin von jetzt über 20 Jahren ein Freund der Wildniß wird gehen müssen, um die gewünschte Einsamkeit zu finden. Lange vor diesem Zeitpunkte werden wir von Reisenden hören, welche die Urquellen der westlichen Flüsse zugedammt haben, und mit dem Adler seinen Sitz auf den höchsten Spitzen der Felsengebirge theilen.

Herr Audubon giebt uns eine anziehende Schilderung der Gastfreundschaft, welche in den westlichen Gegenden herrscht, eine Tugend, die mit den Fortschritten der Civilisation keineswegs zunimmt, sondern sich im Gegentheil zurückzieht, wo das Wirthshaus-Schild zum Vorschein kommt, indem sie, im Gegensatze zu anderen Dingen dieser Welt, da am häufigsten ist, wo man sie am meisten braucht. Auf einer Reise mit seinem Sohne miethete er für eine Strecke Weges einen Wagen; der Fuhrmann unternahm es, sie über einen Seitenpfad zu führen, und so hatten sie bald das Vergnügen, von einem Sturm und Ungewitter in stockfinsterer Nacht überfallen zu werden, so daß sie nicht von der Stelle gekommt hatten, wenn ihnen auch der Weg, dessen Spur sie gänzlich verloren bekannt gewesen wäre. Niedergeschlagen und triefend, wie Najaden, saßen sie lange da, bis sie endlich beschlossen, zu versuchen, ob der scharfe Sinn der Pferde sie aus der Verlegenheit ziehen werde, in welche der Scharfsinn des Menschen sie gebracht hatte. Sie überließen den Thieren die Wahl des Weges, die bald eine andere Richtung nahmen, und sie in kurzer Zeit an eine Stelle brachten, wo sie Hunde bellen hörten, und Licht durch die Bäume schimmern sahen. Ein junges Ehepaar, welches sie in der Hütte aufnahm, schien sich dieser Gelegenheit, Gastfreundschaft üben zu können, herzlich zu freuen. Die Negerburschen wurden sogleich geweckt, und während der eine das Feuer schürte, ging der andere nach dem Hühnerstall, von wo man bald ein Geschrei vernahm, welches andeutete, daß die Henne, wenn auch widerstrebend, die Pflichten der Gastfreundschaft theilen würde. Bald war der Tisch gedeckt, doch es fehlte an Whisky; um diesen zu ersetzen, bestieg der Hausherr sein Pferd, ritt mitten im Sturme drei (Engl.) Meilen weit zu seinem Schwiegervater und brachte ein Fäßchen Cider zurück. Es war nur Ein Bett in der Hütte, und trotz ihrer Weigerung, bestand ihr Wirth darauf, den Raum desselben mit ihnen zu theilen. Bald versanken sie in einen tiefen Schlaf, während der Fuhrmann ihnen noch auseinandersetzte, wie wunderbar es sey, daß er den Weg verloren habe. Nichts kennzeichnet die Hausbewohner am anderen Morgen bewegen, eine Belohnung oder irgend ein Geschenk anzunehmen, sie bieten die Reisenden so lange als möglich bei sich, und sahen sie ungern scheiden. Wahrlich, wir möchten solche Wirthe den seltensten Vogel in Herrn Audubon's Sammlung nennen, doch es ist zu vermuthen, daß so herzliche Gastfreundschaft in keinem Theile unserer westlichen Provinzen ungewöhnlich ist.

Unser Reisender scheint einer von den Menschen zu seyn, die sich unter allen Umständen zu helfen wissen, und daher weniger von den Ereignissen abhangen, wie manche Andere in der Welt. Als er in Ober-Canada umherstreifte, stahl man ihm sein Geld, vermuthlich in der Meinung, ein Naturforscher könne wohl ohne Geld fertig werden. Wir wollen den Schelmenstreich nicht vertheidigen, aber die Folge zeigte, daß der Dieb richtig geurtheilt habe. „Zu klagen, wo nicht zu helfen ist, wäre unmännlich gewesen", sagte Herr Audubon; dies ist mannhaft gedacht, doch wo zu helfen ist, giebt es auch keinen Grund zur Klage. Er war mit seinem Gefährten 1500 Meilen von der Heimath entfernt, und es blieben ihnen nicht mehr als 7½ Dollars. Sie waren zu der Zeit auf dem Wasser; als sie landeten, miethteten sie ein Fuhrwerk nach Meadville für 5 Dollars, und blieben unterwegs die Nacht in einem Wirthshause an der Landstraße. Man wies sie in ein Schlafzimmer, worin mehrere Betten standen. Nachdem sie sich niedergelegt hatten, traten einige junge Mädchen in's Zimmer, löschten das Licht aus, und legten sich in eines der entferntesten Betten. Wir bitten unsere Leser, zu bemerken, daß dies weder in New-York noch in Boston geschah; diese Sitte ist im Innern der Wälder zu Hause, wo sie sich durch die Noth entschuldigen läßt, indem das Haus gewöhnlich nur ein Gemach enthält. Herr Audubon hatte ein Wort von Portrait malen fallen lassen, und die jungen Mädchen, welche die Reisenden eingeschlafen glaubten, ließen sich darüber aus, wie sehr es sie freuen würde, sich gemalt zu sehen. Am anderen Morgen fing der Reisende seine Skizzen an, und bezahlte damit nicht allein seine Zeche, sondern hatte noch das Vergnügen, diesen jungen Herzen eine Freude gemacht zu haben. In Meadville angelangt, nahm er seine Mappe unter den Arm, und nach einigen Gängen durch die Straßen, trat er in einen Kaufmannsladen und bat um Erlaubniß, ein wenig ausruhen. Das Gespräch gab eine natürliche Veranlassung, seine Mappe vorzulegen, und der Kaufmann bekam nicht bloß Lust, sich selbst malen zu lassen, sondern erbot sich auch, ihm so viele Kunden zu verschaffen, als er nur verlangen würde. Auf diese Weise wurde sein Beutel bald schwerer und sein Herz leichter. Auch verzweifelte er nie, wie er uns sagt, an dem Schutze desjenigen, dessen große und schöne Werke er studirte.

Sein Zusammentreffen mit Samuel Boon, dem Patriarchen von Kentucky, gehört zu den anziehendsten Begegnissen, die er uns erzählt. Es traf sich, daß er mit diesem merkwürdigen Mann unter Einem Dache schlief. Alles an demselben war auffallend. Sein Wuchs war fast riesenhaft; seine Gestalt zeugte von großer Körperkraft, und seine Züge drückten Nachdenken und Entschlossenheit aus. Des Nachts legte er bloß seinen Jagdkittel ab, und breitete ein Bettuch auf den Fußboden; dies, sagte er, zöge er dem weichsten Bette vor. Er erzählte Herrn Audubon, daß er vor vielen Jahren von einer Bande Indianer gefangen worden wäre. Sie banden ihn, und schleppten ihn nach ihrem Lager, wo sie ihm durch verständliche Zeichen andeuteten, daß der nächste Tag ihn von allen irdischen Sorgen befreien würde. Die Frauen seiner Ueberwinder durchsuchten sein Gepack, und fanden zu ihrer großen Freude eine Flasche Whisky. Diesen ließen sie sich schmecken, bis der entfernte Schall eines Schusses sie in Bewegung brachte. Die Krieger gingen sogleich auf Kundschaft aus, und überließen ihren Schönen die Bewachung der Gefangenen und den Whisky; dieser behagte ihnen zu seinem Glücke so sehr, daß sie bald in tiefen Schlaf versanken. Jetzt kroch er zum Feuer, durchsengte seine Stricke und griff nach seiner Flinte. Er war in starker Versuchung, seiner schnarchenden Leibwache Gutes mit Bösem zu vergelten, doch er widerstand, und nachdem er mit einem Tomahawk einige Hiebe in einen Eschenbaum gethan hatte, um sich den Fleck zu merken, ging er von dannen. Dreißig Jahre später, als Oberst Boon sich vor der Fluth der nach Kentucky eindringenden Bevölkerung von Kork zurückgezogen hatte, kam ein Mann nach Kentucky, der Anspruch auf einen großen Landstrich machte, dessen eine Gränze, wie es in dem Kauf-Kontrakt hieß, durch eine Esche kenntlich war, an welcher drei Hiebe von der Art eines weißen Mannes zu sehen waren. Es kam nun darauf an, den Baum zu finden, um die Gränze des Landstrichs festzustellen, doch der Baum war gewachsen und die Kerben mit Rinde bedeckt, so daß keine Spur zu sehen war. Unter diesen Umständen sandte der Eigenthümer zum Obersten Boon, von dessen Abenteuer er gehört hatte, und bat um seine Uebertunft, um mit seiner Hülfe den Baum heraus zu finden. Da der Veteran nichts Besseres zu thun hatte, so kam er dem Wunsche nach. Alles war verändert in der Gegend, dennoch versuchte er es mit einigen Begleitern, beim Mondschein den Fleck aufzufinden, wo die Indianer gelagert hatten; hier verweilten sie, und als es hell wurde, untersuchte Boon den Fleck, und erklärte endlich eine von den Eschen für den gesuchten Baum. Die Rinde wurde in Gegenwart von Zeugen angehauen, doch kein Zeichen war zu sehen, als man aber tiefer in den Baum hieb, fand man deutlich die drei Kerbe, die mit dreißigjährigem Holzwuchs bedeckt waren. Ein solches Gedächtniß ist in der That erstaunlich, wenn wir bedenken, welche Aehnlichkeit ein solcher Fleck mit anderen hat, und welche Veränderungen die Hand des Menschen unterdessen bewirkt hatte.

Außer der Gelegenheit, den Menschen in wilden und eigenthümlichen Lagen kennen zu lernen, hatte Audubon auch noch den Vortheil, mehrere außerordentliche Natur-Erscheinungen zu erleben. Eines Tages wurde er, zu Pferde, von einer plötzlichen Finsterniß überrascht. Da er an Ungewitter eben so gewöhnt war, als die Vögel selbst, so achtete er nur in so fern darauf, daß er sein Pferd antrieb; allein das Thier gehorchte seinem Willen nicht, sondern blieb vielmehr, wie in den Boden gewurzelt, stehen. Der Reiter war im Begriff, abzusteigen und das Pferd am Zügel zu führen, als dieses anfing, zu stöhnen, den Kopf senkte und die Glieder so weit als möglich von sich streckte. Er erschöpfte sich in Muthmaßungen, was dies zu bedeuten habe, und woher die Todesangst des Pferdes rühre, als die Erde anfing, zu dröhnen, Bäume und Sträucher vor ihm hin und her schwankten, und das konvulsivische Zucken der ganzen Natur ein nahes Erdbeben verkündigte. Die Erdstöße dauerten mehrere Wochen an, und er wurde bald mit der Aussicht vertraut, unter einem einstürzenden Gebäude begraben zu werden. — Er war auch glücklich genug, einen Orkan zu erleben; wir sagen glücklich, weil er unverletzt davon kam. Seine Beschreibung desselben ist bewundernswürdig, und wir bedauern nur, daß uns der Raum nicht gestattet, sie ganz zu geben. Er sah in Nord-Westen einen gelben länglichen Fleck und fühlte einen scharfen Luftzug, der schnell zunahm und Aeste und kleine Zweige von den Bäumen riß, bis der ganze Wald zu taumeln schien. Die stärksten Stämme beugten sich und brachen zuletzt. Die Windsbraut führte dichte Massen von Laub und Zweigen mit dicken Staubwolken hinweg, und die riesenhaften Bäume ächzten und krachten wie in Todesqual, ehe sie als formlose Trümmer hinstürzten. Das Werk der Zerstörung war bald vorüber, aber dichte Schauer von kleinen Zweigen folgten noch lange, als würden sie von einer geheimen Macht fortgetrieben. Der Himmel hatte eine dunkle, gelblich grüne Farbe, und die Atmosphäre war mit Schwefelgeruch erfüllt. Dieser Orkan erstreckte sich auf mehrere hundert Meilen. Herr Audubon war auch diesmal zu Pferde, allein das Thier zeigte keine Unruhe. Ohne Zweifel lag der Grund, daß es das Erdbeben früher gewahrte, als sein Herr, darin, daß seine Füße auf dem Boden standen, die des Reiters aber nicht.

Niemand kann des Verf. herrliche Zeichnungen sehen und sie mit gewöhnlichen naturhistorischen Abbildungen vergleichen — in welchen die Thiere so geistlos aussehen, als hätten sie dem Maler gesessen —, ohne seinen Geschmack und seine Kunst zu bewundern. Statt einzelner Figuren haben wir hier Gruppen aller Art nach dem Leben dargestellt, und da das Gefieder der Vögel sich von der Jugend zum reiferen Alter oft verändert, und ferner die Weibchen ganz andere Farben haben, als die Männchen, so würde eine einzige Abbildung wenig nützen. Wir könnten vielleicht an Zeichnung und Kolorit hier und da etwas aussetzen, wo sie von unseren beschränkten Beobachtungen abweichen; doch die beste Erwiederung hierauf wäre, daß er Hundert gesehen hat, wo wir Eins sahen. Die Geschichte der Vögel dieses Landes ist noch immer unvollkommen, und wer sie in ein System bringen will, wird späteren Forschern immer Gelegenheit zu Berichtigungen lassen. Was der Verf. für beständige Gewohnheiten einer ganzen Klasse ausgiebt, mögen oft nur zufällige Eigenheiten einzelner Individuen seyn, und da Klima, Nahrung und viele andere Umstände sehr auf die Vögel ein-

wirken, so möchten die Resultate wiederholter Beobachtungen das System leicht umstürzen, das auf wenige frühere gegründet ist. Wir heilen daher nicht den Mangel systematischer Ordnung in seinem Werke, diese würde für jetzt ohne Nutzen seyn; doch wenn das große Werk vollendet ist, so hoffen wir, daß Herr Audubon seinen eigenen Ideen folgen, und uns eine systematische Uebersicht der Amerikanischen Vögel, mit Einschluß derer, die von ihm entdeckt wurden, geben werde.

Die Ornithologie verdankt Herrn Audubon die Entdeckung und Beschreibung eines Adlers, dem er sehr passend den Namen Washington gab. Dies ist der größte und stärkste unter allen Vögeln. Herr Nuttal vermuthet, daß er auch in Europa anzutreffen und kein anderer sey, als der von Brisson beschriebene große See-Adler, welcher an Größe und Gefieder dieser Gattung ähnlicher ist, als irgend ein anderer. Der von Herrn Audubon getödtete ist ein völlig erwachsenes Männchen, und maß drei Fuß sieben Zoll in der Länge und zehn Fuß zwei Zoll von einer Flügelspitze zur anderen; dies ist eine ungeheure Größe, doch bei den Raubvögeln ist das Weibchen immer größer, als das Männchen; wenn diese Regel auch hier zutrifft, wie nicht zu zweifeln ist, so läßt es sich erklären, warum sie nicht auf Bäumen nisten, nämlich aus demselben Grunde, aus welchem, nach einem Französischen Schriftsteller, der Condor seine Eier auf den nackten Felsen legt, weil sein gewaltiger Flügelschlag ihm nicht gestattet, in die Wälder zu dringen.

Eine andere Entdeckung Audubon's ist die Muscicapa Bonapartii, oder Bonapartes Fliegenfänger, den er zu Ehren des Naturforschers Karl Lucian Bonaparte so benannte. Dies ist ein kleiner Vogel mit eintönigem Gesang; er fand ihn in Louisiana bei Francisville. In seiner Abbildung hat er ihn auf die Magnolia Grandiflora gesetzt, macht uns aber aufmerksam, daß er nicht jeden Vogel auf der Pflanze anbrachte, die er am meisten liebt, oder von der er sich nährt; indeß hat das Werk durch diese glückliche Zusammenstellung der Pflanzen und Vögel sehr an Schönheit und Werth gewonnen.

Unter den Habichten fand er einen, den er Stanley nannte, nach dem Präsidenten der Linnéischen Gesellschaft in London, zum Danke für die Güte, die dieser Herr ihm bewies. Nuttal scheint zu glauben, daß dies derselbe sey, den Bonaparte unter dem Namen Cooper beschreibt; es ist ein starker und kühner Vogel. Der Vers. erzählt, als er in Louisiana war, habe er einst des Morgens einen Hahn krähen hören, und unmittelbar darauf flog ein solcher Habicht herbei, und zwar so nahe, daß er ihn mit der Flinte hätte zu Boden schlagen können; bald hörte er die Henne gackern, und sah den Habicht, der sich einige Fuß hoch in die Luft erhoben hatte, auf's Neue herabstürzen. Als er näher trat, fand er den Hahn im Kampfe mit dem Habicht, dem er bald unterlag. Später sah er einen weiblichen Habicht dieser Art eine Brut Küchlein angreifen, allein die Henne kam zeitig genug herbei, und warf sich dem Habicht mit solcher Wuth entgegen, daß sie ihn unter sich bekam und mit Schnabel und Füßen zerarbeitete, bis Audubon hinzukam und ihm den Garaus machte, um ihn seiner Sammlung einzuverleiben.

Außer dem Zuwachse, den das Verzeichniß der Vögel durch ihn erhielt, lehrt uns Herr Audubon auch die bereits bekannten besser kennen durch die Anekdoten, die er aus seinem eigenen Verkehr mit denselben uns mittheilt, und durch Thatsachen, die allen anderen Beobachtern entgingen. Der Spottvogel erscheint in seiner Beschreibung wie ein neues Geschöpf der Phantasie; er zeigt ihn uns, wie er in weiten Kreisen sein Weibchen umflegt, die Augen von wilder Wonne glühend, dann läßt er sich bei ihr nieder, neigt sich mit halb geöffneten Schwingen zu ihr hin, und strömt nun seine süßesten Töne aus, als könnte sein Herz das Entzücken nicht mehr fassen. Wenn sie ihr Nest gemacht haben, und die Eier, nach einer kurzen Abwesenheit, von ihrer Stelle verrückt oder ausgenommen finden, so ergießen sie sich in Klagetöne, als wollten sie sich ihr Mitgefühl zu erkennen geben. Die Nähe des Menschen scheuen sie nicht, als wüßten sie es, daß sie gefährlichere Feinde haben, als ihn; sie kommen vertraulich in die Gärten und Pflanzungen, setzen sich auf Dächer oder Rauchfänge, und entzücken Alles mit ihrem unvergleichlichen Gesang. Eins ist besonders merkwürdig in ihrer Geschichte: es ist bekannt, daß sie die östlichen Staaten besuchen, denn man sieht sie mitunter in der Gegend von Boston. Wenn diese Wanderer zurückkehren, werden sie sogleich von den andern Vögeln erkannt und angegriffen, gleichsam, um sie dafür zu strafen, daß sie klüger seyn wollen, als ihre Nachbarn, und statt sich von ihren Reisen erzählen zu lassen, zwingen sie sie, sich entfernt zu halten, wenigstens bis sie sich überzeugt haben, daß die „große Tour" sie nicht verdorben hat, wie dies wohl mitunter bei den Menschen geschieht.

Wir haben uns bemüht, von diesem Werke einen Bericht zu geben, der unseren Lesern Lust machen möge, sich selbst damit bekannt zu machen, ohne von der wissenschaftlichen Eintheilung zu sprechen. Hätte Herr Audubon sich mit Linnéischen Beschreibungen begnügt, so würde er vielleicht mehr neue Vögel als Leser gefunden haben; doch sind wir darum keine Gegner der wissenschaftlichen Classificationen, indessen würden wir in einer Sammlung doch lieber die Vögel ohne Namenszettel, als die Zettel ohne Vögel sehen. Um an dieser Wissenschaft Geschmack zu gewinnen, und sie mit Erfolg zu betreiben, muß man sie im Buche der Natur studiren; hier schöpfen wir Begeisterung auf jedem Blatte, und während hundert Bände ornithologischen Inhalts kein Interesse für den Gegenstand hervorbringen können, wird Jeder, der Wald und Feld durchstreift, und mit aufmerksamem Auge um sich schaut, bald in der Wissenschaft fortschreiten, denn sein Lehrer ist nicht das Gedächtniß, sondern das Gemüth. (N.-Am. R.)

Bibliographie.

The last night of Pompeii. (Die letzte Nacht von Pompeji.) Ein Gedicht von S. L. Fairfield. New-York.

Fashionable satires. (Moderne Satiren.) Von Arthur Craigen gelt. New-York.

The christian doctrine of regeneration. (Die christliche Lehre von der Wiedergeburt.) Von J. H. F. Blanchard. Boston.

The new Divinity tried. (Prüfung der neuen Gottheit des ehrwürdigen Herrn C. G. Finney.) Von Asa Rand. Boston.

The pleasures etc. (Die Vergnügungen des Luxus sind der Ausübung christlicher Wohlthätigkeit ungünstig.) Von J. C. Hertins. Boston.

When does the Sabbath begin? (Wann fängt der Sabbath an?) Eine sorgfältige Untersuchung der Stellen in der Schrift, wonach vorgeblich der Sabbath schon am Sonnabend Abend bei Sonnenuntergang anfangt. Von Melvie Copeland. Hartford.

Mannigfaltiges.

— Der Verfasser des Waverley. Walter Scott's dichterische Laufbahn nahm eine zwiefache streng von einander geschiedene Richtung. Er war nicht, wie Göthe und Schiller, zu gleicher Zeit Meister in Poesie und Prosa, sondern er war es erst in der Einen und dann in der Anderen. Auch fing er nicht, wie Göthe und Schiller, mit der ungebundenen Rede an und stimmte sich allmälig zur rhythmischen Vollendung hinauf; er hatte vielmehr schon einen für die Nachwelt begründeten Namen als Sänger des „letzten Minstrel", des „Fräulein vom See", des „Lords der Eilande" und anderer Gedichte — da verließ er plötzlich den fast bis an das Ziel verfolgten Weg, um nie wieder darauf zurückzukehren, und betrat eine neue Bahn, wo er, gleich einem literarischen Anfänger, von dem ersten Werke, das einiges Glück machte, die Firma für alle folgenden lieh und als „Verfasser des Waverley" sich bemühte, den berühmten Namen des Dichters so vieler populairen Gesänge zu verläugnen. Walter Scott selbst giebt in der letzten von ihm besorgten Gesammt-Ausgabe seiner Werke einigen Aufschluß über die in einem solchen Grade fast unerklärliche Scheidung von Poesie und Prosa in seiner literarischen Thätigkeit. Die aufgehende Sonne Byron's war es, deren Allmacht Scott bald erkannte und von der überstrahlt zu werden er, nicht ohne Schmerz um den erworbenen Ruhm, befürchten mußte. Besser, der Erste in einem Dorfe als der Zweite in Rom, dachte er, und so wählte er die Prosa, seinem mächtigeren Nebenbuhler das klassische Gebiet der Poesie überlassend. Um aber nicht den Anspruch auf Nachruhm, den er sich hier bereits erworben hatte, durch die ungewissen Versuche der Ausdehnte *eines anderen* Feldes auf das Spiel zu setzen, zog er es vor, *hier incognito auf*zutreten und bei dem allgemeinen Interesse, das die Maske des Unbekannten erregte, diese für's Erste nicht abzulegen. Leider ist es nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser des Waverley noch vor seinem Tode die beiden Novellen: „Bijarro" und „die Belagerung von Malta", zu denen ihm die Reise nach Italien den Stoff gegeben, vollendet hat, und so ist denn sein mit dem „Grafen Robert von Paris" ausgesprochenes Abschiedswort an die Lesewelt, das wir in den ersten Blättern des „Magazins" (S. 6) mitgetheilt haben, nur allzuwahr geworden, und eine Ahnung seines nahen Endes war es, wenn Walter Scott dort sagte: „Ich benachrichtige hiermit den geehrten Leser, daß dies, aller Wahrscheinlichkeit nach, die letzte Erzählung ist, die der Verfasser dem Publikum vorlegen wird." 30.

— Byron's Veränderlichkeit. „Ich bin gewiß", sagt die Gräfin Blessington, in ihrem in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten Tagebuche, „daß, wenn zehn Personen es unternehmen, Byron zu beschreiben, nicht zwei in ihrem Urtheil übereinstimmen, oder zwei ähnliche Bilder entwerfen würden, und doch kann die Schilderung jedes Einzelnen richtig seyn, je nach dem Eindruck, den er empfangen hat. In der That ist Byron in seinem Charakter oder in seinem Wesen so veränderlich, daß es seine große Schwierigkeit hat, ihn zu schildern, und das Vergnügen, das er darin findet, seine Umgebung über seinen Charakter irre zu leiten, vermehrt noch die Schwierigkeit der Aufgabe. Diese seltsame Laune ist mir so oft an ihm aufgefallen, daß ich mich gar nicht darüber wundere, daß selbst von seinen näheren Bekannten so viele von einander abweichende Schilderungen entworfen worden sind, die doch zu gleicher Zeit alle eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Original haben, gleich den Gemälden einiger berühmten Schauspieler in verschiedenen Charakteren, wo sich die Aehnlichkeit durch die Kleidung und durch die Rolle, welche sie auszuführen haben, modifizirt. John Kemble als Cato gleicht nicht dem John Kemble als Macbeth oder Hamlet, und doch sehen alle diese Bilder dem großen Künstler vollkommen ähnlich; so kommt es denn auch, daß Byron, täglich eine andere Gestalt annehmend, und ein Vergnügen darin findend, diejenigen irre zu leiten, die er im Verdacht hat, ihn malen zu wollen, unter der Hand jedes Zeichners immer als ein Anderer erscheint."

— Einfluß des Geistes auf den Körper. „Nichts trägt", sagt der berühmte Französische Arzt Sorbière, „so sehr zur Heilung der Krankheiten bei, als Geduld und Ruhe des Gemüths. Diesem Grundsatze schreibe ich auch den Umstand zu, daß die Krankheiten der Thiere nicht so lange dauern als die der Menschen. Thiere denken nicht und quälen sich nicht mit der Zukunft; sie ertragen ihre Krankheiten, ohne über dieselben zu grübeln, und genesen in der Regel ganz allein durch Mäßigkeit und Ruhe."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Freitag den 12. Oktober 1832.

Dänemark.

Die Dänen im Jahre 1832.

Geschildert von einem Franzosen.

Der gesellschaftliche Zustand der Dänen hat viel Aehnliches mit dem der Engländer. Auch ist bei ihnen so ziemlich dasselbe System der Jugend-Bildung und Erziehung eingeführt, wie bei den Engländern, besonders in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht. Sie haben gleiche Gewohnheiten und häusliche Sitten, debauchiren jedoch nicht so leicht im Essen und Trinken, wie jene Insulaner. Sie sind gastfrei und hülfreich. Ihre Arbeitsamkeit und Vorsorge schützt sie im Alter gegen Mangel, und selten begegnet man einem Bettler. Alle Stände lieben die Toilette, und die ärmsten Leute beleidigen das Auge nicht durch Zerlumptheit oder durch den Schmutz ihrer Kleidung. Im Allgemeinen sind die Männer kräftig und wohlgebaut; die Frauen hübsch und anmuthig.

Die Tapferkeit der Dänen, ihr fügsamer methodischer Geist und ihre außerordentliche Vaterlandsliebe machen sie zu trefflichen Kriegern auf beiden Elementen. Ihr Landheer, das im Nothfall auf 60,000 Mann gebracht werden kann, ist vortrefflich einexerzirt. Gewiß dürfte keine Armee sich schmeicheln, über die Dänische große Vortheile zu gewinnen, und ohne Zweifel würde sie noch vorzüglicher werden, wenn man die Würde des Soldaten nicht durch die unedelsten und schrecklichsten Züchtigungen, wegen eines Fehlers gegen die Disziplin, oder wegen eines Verbrechens, von dem die auferlegte Strafe reinigen soll, schändete. Stockprügel und das barbarische Spießruthenlaufen sind noch stark im Gebrauche. Eine solche militairische Gesetzgebung in unserer Zeit ist um so beklagenswerther, als das Schicksal des Angeschuldigten nur von dem Auditeur abhängt, der ganz nach Willkür entscheiden kann, und auf dessen Bericht ohne Weiteres der Urtheilsspruch des Obersten erfolgt. Ich war Zeuge einer dieser Executionen, bei welcher der Muth des Delinquenten noch größer war, als die Grausamkeit der Strafe. Ein junger Soldat stand im Verdachte, einem Kaufmann von Helsingör neun Dänische Thaler (etwa 23 Franken) gestohlen zu haben. Allem Nachsuchen zum Trotz, fand man das Geld nicht bei ihm. Schon sollte er freigesprochen werden, als sein eigenes Geständniß den Zweifel in Gewißheit verwandelte. „Nein", sagte er, „ich will nicht ein Feiger seyn, nachdem ich eine Handlung begangen habe, die schon niedrig genug ist. Ich bin der Schuldige; das Geld werdet Ihr auf dem Post-Bureau finden; ich schickte es meinem Vater, der arm und krank ist. Diese Hülfe wäre ihm wohl zu Statten gekommen; aber ich hätte ihn nicht unterstützen sollen, indem ich mich selbst entehrte. Er selbst würde mir lieber gerathen haben, ihn sterben zu lassen. Ich weiß, welche Strafe meiner wartet; allein ich unterwerfe mich ihr ohne Murren." Die Triebfeder einer solchen Handlung, wie tadelnswerth sie auch an sich war, verdiente wohl einige Nachsicht. Allein das Gesetz mußte in Wirksamkeit treten. Der Unglückliche wurde dazu verurtheilt, zwischen zwei Reihen Soldaten, von denen jede aus funfzig Mann bestand, zwanzig Mal Spießruthen zu laufen, so daß er in Allem 2000 Ruthenstreiche empfing. Er war bis auf den Gürtel entkleidet, hatte die Hände nach vorn gebunden und den Mund voll Hanf, damit er sich vor fürchterlichem Schmerz nicht die Zunge abbeiße. Zwei Unteroffiziere hielten ihm, rückwärts marschirend, die Spitzen ihrer Säbel gegen die Brust, um ein schnelleres Vorwärtsgehen, das ihm einige Hiebe ersparen konnte, zu verhindern. Die Gerten, von der Stärke eines kleinen Fingers, waren in Seewasser getaucht und wurden bei jedem Gange wieder angefeuchtet. Mehrere Offiziere nöthigten die Soldaten unter Drohungen, aus allen Kräften drein zu hauen, und um die Marter des Delinquenten vollständig zu machen, begleitete ihn ein Pfeifer mit lustigen Arien auf seinem Schmerzensgange! Dennoch las man in seinen Zügen nicht den geringsten Schmerz, und er behielt diese Miene voll ruhiger Fassung bis ans Ende der Execution. Als er sah, daß man seine Bande löste, um ihn nach dem Hospital zu bringen, spuckte er den Hanf aus, den seine Zähne so fest wie Pappe zusammengepreßt hatten, nahm das Wort und sprach mit lauter Stimme ungefähr Folgendes: „Ihr habt es gesehen, ich habe meine Qual gut ausgehalten; Eurem Recht ist Genüge geschehen; wenn aber mein Muth Euch gegenwärtig Trotz geboten hat, so dürfte er wohl für andere Proben nicht stark genug seyn. Träte ich wieder in meine Compagnie, man würde mir nicht mehr trauen, immer stünd' ich im Ruf eines Diebes, und solch eine Existenz wäre mir entsetzlich. Ich habe Euch beweisen wollen, daß der Schmerz mich nicht erschreckte; aber jetzt muß ich sterben. Lebet wohl!" Mit diesen Worten lief er in größter Hast auf die Gräben der Festung Kronenburg los, wo die ganze Scene vor sich gegangen war, stürzte sich von einem Walle und fiel etwa funfzig Schuh tief auf einen Felsen, der, ihn zerschmetternd, seine Leiden endigte.

Jene Art von Züchtigung hat indessen gewöhnlich keine so bedenklichen Folgen, als man annehmen könnte; der, welcher sie erlitten, pflegt in sechs Wochen oder zwei Monaten wieder geheilt zu seyn. Sollte man wohl glauben, daß sie nicht bei jedem Individuum fähig ist, eine zweite Uebertretung zu verhindern? Ohne Zweifel sind solche Beispiele selten, aber man hat sie. Die Zahl der Spießruthenhiebe wird alsdann um Tausend vermehrt und in drei Raten applizirt, so daß der Delinquent, wenn seine Wunden zu heilen anfangen, von Neuem zerfleischt wird. Einige Soldaten habe diese Marter bestanden; allein das Grausenhafte derselben bewegt die meisten, die sich ihr zum zweiten Mal ausgesetzt, dem Tod vorzuziehen und, sobald sie entdeckt sind, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Die Dänische Armee beläuft sich auf ungefähr 30,000 Mann; da aber jeder Soldat nur sechs Monate im Jahre dient, so stehen in Friedenszeiten nie mehr als 15,000 unter den Waffen. Das Feier-Semester widmen sie ihren bürgerlichen Berufspflichten, und nach Verlauf desselben erscheinen sie sehr pünktlich wieder in Uniform. Stellvertretung findet nicht statt, und in Kriegszeiten schließt sich eine sehr gut organisirte Landwehr den Linien-Truppen an.

Jedermann weiß, wie trefflich die Pferde von Holstein, Jütland und Seeland zum militairischen Gebrauche sind: die Dänische Kavallerie ist eine der schönsten in Europa. Die Leitung der Gestüte, welche sehr geschickten Stallmeistern anvertraut ist, führt zu herrlichen Resultaten und mehrt den Wohlstand des Reiches von Tag zu Tag. Dänemark liefert Schweden seine ganze Remonte.

Die Dänen sind von Natur unverzagt, und dennoch zeigt keine Nation weniger Neigung zur Fehde. Fleißig, aufmerksam und geneigt, von denen Belehrung zu empfangen, die überlegene Kenntnisse besitzen, führt sie die Eigenliebe zu keinem Hader. Sie bemühen sich eifrig, das Wissenswürdige und Nützliche von jeder Sache zu merken, und nicht selten findet man bei schlichten Matrosen und Handarbeitern eine Vielseitigkeit des Wissens, die in Frankreich Personen aus viel höheren Ständen noch Ehre machen würde.

Wie alle Völker des Europäischen Nordens, so legen sich auch die Dänen stark auf das Studium fremder Sprachen. Zur Aussprache derselben fehlt ihnen zwar die außerordentliche Geschmeidigkeit der Russen und Polen, doch bringen sie es darin ohne Vergleich weiter als die Engländer und Deutschen*). Ihr Accent behält immer etwas Unregelmäßiges, das aber nicht mißfällt. Sehr lieblich klingt das Französische im Munde der Damen. Gleichwohl hat die Dänische Sprache an und für sich nichts, was dem Ohre schmeicheln könnte. Mein langer Aufenthalt in dem Lande konnte mir eine Unterhaltung in derselben nie weniger peinlich machen. Wendet man seine Blicke von dem Sprechenden ab, so scheint es, als ob ein großer Schmerz ihm jeden Augenblick ein Schluchzen auspreßte(!), als wär' er dem Ersticken(!) nahe, und als kostete es ihm unsägliche Mühe, seine Gedanken in Worte zu fassen. Dieser Dialekt wird sich auf die Länge noch ändern; die gute Gesellschaft bedient sich seiner wenig oder verwebt ihn mit einer Menge fremder Wörter, deren Gebrauch die Mode und die Nothwendigkeit (sic) vorschreiben.**)

Die fortschreitende Aufklärung und die Bemühungen der Philosophen in Dänemark haben noch nicht allen Aberglauben vertilgen können. Die Landleute glauben immer noch, gleich denen in Schottland, an das Daseyn häuslicher Genien, guter und böser. Aber bei allen diesen geistigen Verirrungen giebt es doch kein civilisirtes Land, wo Verbrechen aller Art seltener verübt würden. Das arbeitsame und regelmäßige Leben der Dänen läßt nicht leicht einen

*) Wo es auf die Aussprache fremder Laute ankommt, ist eine Zusammenstellung der Engländer mit den Deutschen in hohem Grade absurd. Wenig Europäische Nationen bilden die Laute fremder Sprachen ungeschickter nach, als die Englische, während der Deutsche, wegen der Reinheit seiner Vokale, der aspirirten Gaumenlaute und tieferen Kehlhauche, die dem Engländer wie dem Dänen fehlen, eine Menge fremder Idiome ohne Vergleich richtiger artikuliren kann, als jene beide, und in dieser Hinsicht wenigstens gleich nach dem Slaven genannt werden kann. Hört der Franzose irgendwo seine Muttersprache richtig aussprechen, so ist ihm dies eine Prämisse zu den abenteuerlichsten Schlüssen.

**) Pfui der Schande! Also wird die Dänische Sprache edler und menschlicher werden, wenn sie ihre acht Germanische Bildungskraft schnöde verläugnet und ausländischen Plunder in Fülle aufnimmt? Gottlob, daß solche Propheten wenigstens in Deutschland keinen Glauben mehr finden.

Raub- oder Mordgedanken in ihnen aufkommen: und gutes Beispiel in den Familien wirkt bei dieser Nation mehr als furchterregende Declamationen. Die jungen Leute beider Geschlechter genießen großer Freiheit. Sobald die Confirmation vorüber ist, welche im 15ten oder 16ten Jahre stattfindet, werden ihre Schritte im Leben und die Verbindungen, welche sie eingehen, nicht mehr scharf beobachtet. Das wäre Unrecht, wenn die jungen Dänen flatterhafte Neigungen hätten, allein das Ergebniß ihrer ersten Liebe ist fast immer die eheliche Verbindung. Bei ihnen brandmarkt noch die öffentliche Meinung den Mann, der seine Treue bricht, und jeder Offizier, der aus Wankelmuth und Leichtsinn die Braut verließe, würde sofort aus der Armee-Liste gestrichen.

Die Dänischen Gesetze ahnden mit Strenge den Zweikampf. Sowohl Kämpfer als Zeugen werden mindestens in Verbannung geschickt. Gleichwohl wird ein Däne von guter Erziehung niemals eine Herausforderung ablehnen; aber dann giebt es auch ein Duell auf Tod und Leben, weil die Folgen, mit denen ein solcher Kampf den Sieger bedroht, alle Großmuth niederschlagen.

Der jetzige König von Dänemark, Friedrich VI., wird von seinen Unterthanen geliebt und verdient es. Er lebt in seiner Hauptstadt mit weniger Aufwand und Etikette als ein Französischer Präfekt in seinem Departement. Er ist allen denen zugänglich, die seinen Schutz anrufen, und der geringste Bauer überreicht ihm unerschrocken seine Vorstellung. In der einfachsten Offizier-Uniform durchwandert er täglich allein und zu Fuße Kopenhagen und dessen Umgebungen; er besucht die öffentlichen Anstalten, die Verwaltungs-Behörden, den Hafen, überzeugt sich selbst, ob jeder an seinem Posten sey, zieht über Alles sorgfältige Erkundigungen ein, und die unermüdete Thätigkeit des Fürsten giebt allen Bestrebungen Energie und Triebkraft. Vor Kurzem hat er seinem Staate die Institution der Provinzial-Stände geschenkt, obschon er dieser und ähnlicher Institutionen nicht in hohem Grade benöthigt war, da Dänemark zu den wenigen glücklichen Ländern gehört, deren rechtschaffene Bewohner die Gewalt fast nie auf drückende Weise gefühlt haben.

Die geographische Lage der Dänen und ihre angeborene Fähigkeit machen sie zu vortrefflichen Seeleuten. Mit Bewunderung sieht man sie das hohe Meer beherrschen und Schiffen, die in Noth sind, zu Hülfe eilen. Kaum verkündet der Himmel einen Sturm, so werfen sich die Lootsen in ihre Fahrzeuge, hissen die Segel und richten ihren Lauf theils nach der Nordsee, theils nach dem klippenreicheren Baltischen Meere. Man kennt ihre nautische Geschicklichkeit; sobald sie ein Schiff erreicht haben, steht es unter mächtigem Schutze, und die Rettung ist nicht mehr zweifelhaft. Wie lange die Gefahr auch dauern mag, sie gönnen sich keinen Augenblick Ruhe. Freilich lassen sie sich ihre Dienste auch gut bezahlen. Zwei oder drei Seeleute verlangen manchmal bis an 1200 Franken dafür, daß sie einem in Gefahr schwebenden Schiffe einen Anker gebracht haben.

Die Kaufleute sind im Allgemeinen rechtlich, stehen einander im Unglück bei und falliren selten. Aber mehr vorsichtig als kühn, unternehmen sie nicht häufig weit reichende Speculationen. Die großen Handelshäuser haben Englische Chefs, was unglücklicher Weise den Einfluß einer Nation aufrecht hält, die sie nicht lieben, und die Konnexionen der Briten auf dem Baltischen Meere begünstigt. Von ungefähr 12,000 Schiffen, die jährlich den Sund passiren, gehören 4000—5000 den Engländern. Die Zahl der Französischen Schiffe ist dagegen erbärmlich gering; man schätzt sie höchstens auf funfzig. Die Dänische Kriegsflotte befindet sich in dem armseligsten Zustand. Sie wagen es nicht, neue Kriegsschiffe zu bauen, und diejenigen, welche die Britische Großmuth ihnen weiland übrig ließ, verfaulen ohne Geschütz und Bemannung in den Häfen, wo man nur noch für Kauffahrteischiffe sorgt.

Der Boden Dänemarks ist sehr fruchtbar, und der Lebensunterhalt kostet dem Bürger sehr wenig, der den Luxus von seiner Tafel entfernt. Ein Arbeiter kann von 20 Franken des Monats gemächlich leben, und die Unterhaltung eines Pferdes kommt dem Besitzer jährlich im Durchschnitt nur etwa 120 Franken zu stehen. Das Porterbier, die Weine und gebrannten Wasser sind keinen übermäßigen Einfuhr-Zöllen unterworfen. Die dortigen Engländer konsumiren von diesen Getränken verhältnißmäßig das Meiste.

Der Winter ist die Jahreszeit der Vergnügungen. Von Anfang Dezembers bis zum Frühling unterbricht das stürmische Meer die Schifffahrt und läßt den Handel ausruhen. Dann füllen sich die Klub's, die Bälle und Konzerte, die auch der König zuweilen besucht. Seine Bruderssöhne, die Prinzen Christian (der muthmaßliche Thronerbe) und Ferdinand, mischen sich ohne Ziererei unter die jungen Leute und gewinnen durch ihren wohlwollenden Charakter die Liebe der neuen Generation. Das Dänische Theater nährt sich nur (!) von übersetzten Stücken, welche obendrein die Originale schlecht reproduziren. Ihre neueren Dichter haben eben so wenig Talent als Ruf*); die allgemeinen Ideen sind zu sehr auf das Positive gerichtet, um glänzend zu werden. Doch zeigen die Dänen vielen Sinn für Tonkunst und kultiviren sie mit Erfolg. Der komischen Oper geben sie vor allen Bühnenstücken den Vorzug; die Lustspiele Holberg's, die Dramen Ewald's, Pram's, Nordal-Brun's, Samsoe's und Sander's, die ehemals so viel Epoche gemacht, werden nicht mehr aufgeführt. Rossini, Boyeldieu, Weber und Auber sind fast allein an der Tagesordnung.

Dänemark besitzt gegenwärtig keinen berühmten Maler oder Kupferstecher. Doch besuchen die Jünglinge, welche sich diesem Zweige der schönen Künste widmen, die besten Akademieen Europa's. Ohne Zweifel hat man die mittelmäßigen Talente, die sie gewöhnlich nach Hause zurückbringen, ihrem geringen Enthusiasmus und einer dürftigen schaffenden Phantasie zuzuschreiben. Vielleicht würden sie weiter bringen, wenn die Regierung sie mehr beschützte und ermuthigte. Ganz anders steht es um die Wissenschaften. Die Kopenhagener Universität ist in dieser Hinsicht eine wahre lichtspendende Sonne; sie bildet vorzügliche Mathematiker, Geometer und verdienstvolle Physiker.

Die Dänischen Aerzte schienen mir gelehrter, verständiger und scharfsinniger im Beobachten als die Französischen, von denen sie wenig halten. Dagegen erkennen sie uns in chirurgischen Operationen den Vorrang zu und zollen der Geschicklichkeit unserer Operateure wahre Bewunderung. Diese hohe Meinung theilen sie übrigens auch mit allen Deutschen Fakultäten.

Ihre mechanischen Künste, Tuchfabriken, Seiden- und Leinwand-Manufakturen, Waffenschmieden, Buchdruckereien können sich in keiner Leistung mit denen Frankreichs oder Englands messen. Den Fabrikanten fehlt es gar nicht an Einsicht, wohl aber an richtiger Leitung. Wenn man Vorsteher fremder Atelier's an die Spitze der Manufakturen stellte, gewiß würden sie etwas Vollkommneres liefern. Die arbeitende Klasse ist sehr gelehrig und begehrt nur Unterweisung.

Die Bevölkerung Dänemark's übersteigt nicht 2 Millionen Seelen; die Verwaltung ist einfach; der König selbst vertheilt alle wichtige Civil- und Militair-Aemter. Die Geburt berechtigt zu keinem Vorzug; jeder Bürger kann sein Glück von seinem Verdienst erwarten. Aber ein Mißbrauch, der schon lange besteht, ist der, daß die Civil-Beamten zu viel Gehalt bekommen, während die Offiziere, wenn sie nur auf ihr Einkommen beschränkt sind, ärmlich leben müssen. Ein Lieutenant erhält monatlich nur 35, ein Hauptmann 60 Franken Besoldung, wovon sie sich logiren, ernähren und equipiren. Die meisten ärmeren Offiziere suchen das Fehlende dadurch zu ersetzen, daß sie von irgend einem Talente Gebrauch machen. Der eine ertheilt Kindern Elementar-Unterricht, der andere giebt Stunden in Musik, Tanz oder fremden Sprachen, und die Sparsamkeit, deren Opfer sie sind, verleidet ihnen am Ende ihren vornehmsten Beruf.

Kopenhagen ist, im Ganzen genommen, eine der schönsten Städte, hat aber, gleich Petersburg, wenig interessante Denkmäler aufzuweisen. Die Gothischen Gebäude, die man dort antrifft, sind unendlich besser, als die modernen. Mehrere Reiter-Statuen zieren die öffentlichen Plätze, allein sie stehen an Kunstwerth noch unter den Französischen. Ueberhaupt werden alle Zweige der Skulptur jetzt sehr vernachlässigt.*)

Summa summarum — die Dänen sind ein braver Menschenschlag, und kein Reisender hat bei ihnen Plackereien zu befürchten. Empfiehlt er sich durch sein Benehmen, so wird er allgemein herzliche und gastfreie Aufnahme finden. Kein Schurke wird seine Unerfahrenheit zu nützen suchen; im Gegentheil werden ihm Viele eifrig beistehen, wenn er in seinen Angelegenheiten ihre Vermittelung wünscht. Besonderer Gunstbezeugung erfreuen sich aber die Franzosen, und unser dortiger General-Konsul, Herr Mure de Pelanne, der schon lange Jahre sein Vaterland würdig repräsentirt, versteht es, die Achtung, welche Dänemark Frankreich zollt, aufrecht zu erhalten. (J. F.)

*) Weiß der Verf. nichts von dem Daseyn Oehlenschlagers?

*) Sollte Albert Thorwaldsen, der freilich mehr in Rom als in Dänemark zu Hause ist, der erste und zugleich der letzte große Bildhauer seiner Nation seyn?

Bibliographie.

Alzire. — Trauerspiel von Voltaire, in's Dänische übersetzt von H. von Buchwald.

Efterretninger om den udenlandske nyere theologiske Literatur. (Nachrichten über die neuere theologische Literatur des Auslandes.) Vom Bischof F. Plum. 14te Heft.

Holbergiana. — Kleine Schriften von und über Holberg. Herausgegeben von A. C. Bove. Mit Holbergs Bildniß. Pr. 3 Mk.

Frederiksborg Slots Beskrivelse. (Beschreibung des Schlosses Friedrichsburg.) Nach älteren und neueren Quellen von J. P. Rasbech. Pr. 9 Mk.

Frankreich.

Skizzen aus Charakteristiken, von Benj. Constant.

(Schluß.)

II. Fürst Talleyrand.

Herrn v. Talleyrand's Charakter hat seine Richtung durch seine Füße erhalten; da er hinkte, so bestimmten seine Eltern ihn für den geistlichen Stand und seinen Bruder zum künftigen Stammhalter der Familie. Verletzt, aber sich in sein Geschick ergebend, legte Herr v. Talleyrand den Abbé-Mantel wie eine Rüstung an und warf sich in die geistliche Laufbahn, um irgendwie auf derselben Glück zu machen. Bis zur Revolution stand er in dem Rufe eines geistvollen Mannes und eines Glückskindes. Nach seinem Eintritt in die konstituirende Versammlung schloß er sich sofort der Minorität des Adelstandes an und nahm seinen Sitz zwischen Sièyes und Mirabeau. Vielleicht meinte er es aufrichtig, denn Jedermann hat es in einer Epoche seines Lebens einmal aufrichtig gemeint. Ueberdies konnte man es zu damaliger Zeit redlich meinen und dabei sein Glück machen, weil die Ansichten und die Interessen mit einander übereinstimmten. Um in der konstituirenden Versammlung zu glänzen, hätte er arbeiten müssen; Herr v. Talleyrand ist aber seiner Natur nach faul, doch hatte er dabei das Talent eines großen Herrn. Andere für sich arbeiten zu lassen. Ich sah ihn nach seiner Rückkehr aus Amerika; damals hatte er kein Vermögen, war bei der Regierung nicht gut angeschrieben und hinkte durch die Straßen von

einem Salon zum anderen, um seine Aufwartung zu machen. Bei alledem harrten jeden Morgen vierzig Personen in seinem Vorzimmer, und seine Erscheinung unter ihnen glich der eines Fürsten.

Er hatte sich nur aus Eigennutz in die Revolution geworfen und war sehr verwundert, als er sah, daß das Resultat derselben seine Verbannung aus Frankreich war. Als er sich nach England einschiffte, warf er noch einen Blick auf die Küste, die er so eben verlassen, und rief aus: „Man soll mich nicht zum zweiten Male dazu bringen, eine Revolution für Andere zu machen!“ Und er hat Wort gehalten. Höchst ungerechter Weise auch aus England vertrieben, flüchtete er nach Amerika, wo er sich drei Jahre hindurch langweilte. Sein Verbannungs- und Unglücks-Gefährte war ebenfalls ein Mitglied der konstituirenden Versammlung, der Marquis v. Blacons, ein Mann von Geist, aber ein toller Spieler, der sich nach seiner Rückkehr nach Paris aus Lebensüberdruß und Aerger über seine Gläubiger eine Kugel durch den Kopf jagte. Herr v. Talleyrand war mit ihm und auf seinen Arm gestützt, da er nicht allein gehen konnte, alle Städte Nord-Amerika's durchwandert. Als er Minister geworden war, verlangte Herr v. Blacous, der auf seine Einladung nach Frankreich zurückgekehrt war, von ihm eine Stelle von 600 Livres Rente. Herr v. Talleyrand antwortete ihm nicht, nahm seinen Besuch nicht an, und Blacous erschoß sich. Einer ihrer gemeinsamen Freunde, den dieser Tod bewegt hatte, sagte zu Herrn v. Talleyrand: „Sie sind Schuld an Blacous Tode“, und machte ihm heftige Vorwürfe darüber. Herr v. Talleyrand hörte ihn, an den Kamin gelehnt, ruhig an und antwortete gähnend: „Armer Blacous!“

Während er noch in Amerika war, erfuhr er, Frau v. Staël sey nach Frankreich zurückgekehrt, und gab seinen Freunden den Auftrag, dieselbe für seine Rückkehr geneigt zu machen. Dies hielt nicht schwer, denn Frau v. Staël ist unter allen Frauen diejenige, die am liebsten Anderen Dienste erzeigt; sie glaubt, man könne dieselben nicht verweigern, als wenn es etwas gäbe, was man in der Welt nicht verweigern könnte. Sie verwandte sich mit großem Eifer für Herrn v. Talleyrand; in Folge ihrer Bemühungen schilderte Chenier den verbannten Talleyrand dem Konvente als einen Erz-Republikaner, als einen ewigen Feind der Monarchie u. s. w. Der Konvent, der damals mit gleichem Enthusiasmus seine Freunde proskribirte und seine Feinde zurückrief, gestattete Talleyrand die Rückkehr. Nachdem er einmal zurückgekehrt war, mußte er Minister werden, und auch für diesen Zweck diente ihm Frau v. Staël zum Werkzeuge.

III. Abbé Sièyes.

Sièyes war beim Ausbruch der Revolution etwa 35 Jahr alt; er schlug sich zur Partei der Freiheit, weil diese eine Feindin des Adels war und er den Adel tödtlich haßte. Seit seiner Kindheit hatte dieser blinde Haß ihn beherrscht, und da er mehr Geist als die übrigen Revolutionsmänner hatte, so wurde sein Haß durch die Ueberzeugung erhöht, daß es nicht gelingen werde, dem Adel alle Geltung zu rauben. Wenn er gegen diesen Stand heftig deklamirt hatte, endigte er seufzend: „Und nach dem Allen werde ich doch nie ein Montmorency seyn!“ Als von Vertreibung aller Adeligen aus Frankreich die Rede war, vermochten keine Gründe gegen diese Maaßregel Eindruck auf ihn zu machen; er entgegnete stets: — „Wer nicht zu meiner Gattung gehört, ist nicht meines Gleichen; ein Adeliger ist nicht von meiner Gattung, also ist er ein Wolf, und ich schieße nach ihm“(!!). Bei seinem Eintritte in die konstituirende Versammlung war in dieser die Abneigung gegen die Priester noch heftiger als die gegen den Adel, was ihm sehr mißfiel, weil er sowohl seinem Charakter als seinem Stande nach Priester war. Er vertheidigte dieselben daher mit einem Muthe, den er später nicht mehr zeigte, und sprach bei Gelegenheit des Verkaufs ihrer Güter zum Konvente jene Worte, die sich nur als zu wahr gezeigt haben: „Ihr wollt frei seyn und versteht nicht, gerecht zu seyn!“

Mirabeau, der Sièyes nicht geneigt war, glaubte ihn zu täuschen, indem er ihn mit Lob überschüttete; so nannte er einmal auf der Rednerbühne das Schweigen des Abbé Sièyes ein öffentliches Unglück. Sièyes war so klug, in seinem Schweigen zu beharren, und Mirabeau's Aeußerung diente so nur zur Vermehrung seines Rufes. Nächst dem Hasse war die Furcht Sièyes heftigste Leidenschaft; er glaubte sich stets in Gefahr und suchte dann Jemand, auf den er dieselbe von sich ableiten konnte. Als man ihm eines Tages die Verhaftung eines der Männer meldete, mit denen er am meisten umging, sagte er: „Der Teufelskerl denkt nie an etwas Anderes, als mich zu kompromittiren“, und unterstützte aus allen Kräften die Anklagen, die auf Jenem hafteten. Im Beginn seiner Laufbahn war er sehr uneigennützig, weil er den Werth des Geldes nicht kannte, wie die Löwen nur dann grausam sind, wenn sie Blut gekostet haben. Sobald er hinter die Macht des Geldes gekommen war, änderte sich sein Charakter, und er konnte nie genug davon bekommen. Einem seiner Freunde, der ihm darüber Vorwürfe machte, entgegnete er: „Als ich zu Fuß ging, guter Freund, sagten die Leute, die mir begegneten, Böses von mir, und ich hörte es; jetzt, da ich fahre, höre ich es nicht, und darin liegt der ganze Unterschied.“ Nachdem er sich einmal in die Revolution eingelassen hatte, machten ihn seine beiden Leidenschaften, Haß und Furcht, zu einem schrecklichen Menschen. Unter Robespierre's Herrschaft spielte er jedoch keine Rolle; nach dessen Sturze aber war er der Urheber oder Begünstiger fast aller harten Maaßregeln, ohne jemals im Vordergrund erscheinen zu wollen. In der Nacht des 18. Fructidor befand er sich hinter einer Art von Vorhang, der die Estrade, auf welcher die Deputirten in der medizinischen Schule saßen, in zwei Hälften theilte, und reichte durch eine Oeffnung Zettel mit den Namen hinüber, die er den Proscriptions-Listen hinzufügen ließ.

Als er zum Mitgliede des Direktoriums ernannt wurde, war sein erstes und einziges Ziel eine Veränderung der Verfassung, um seine Kollegen zu vertreiben, und wenn man ihm Einwendungen machte, erwiederte er immer: „Ich bin ein guter Karrengaul, aber für ein Gespann tauge ich nicht.“ Als es ihm gelungen war, zwei seiner Kollegen auszustoßen, wünschte er, daß man ihnen entweder gar keine Nachfolger oder zwei seiner Kreaturen dazu ernennen möchte; aber er wollte errathen seyn und gerieth in Wuth darüber, daß man seinen Wunsch nicht errieth. Die Jakobiner fragten ihn, wen er haben wolle; er sah dieselben mit über einander geschlagenen Armen an und sagte: „Geht zum Henker und denkt selber nach!“ Sie dachten so gut nach, daß sie gerade die beiden Männer wählten, die er nicht wollte! Dessenungeachtet würde Sièyes noch haben regieren können, denn seine neuen Kollegen waren bereit, ihm zu gehorchen; er verlangte aber, sie sollten ihn errathen, und beantwortete ihre Fragen nie mit einem Worte. (Livre des cent-et-un. Vol. VII.)

England.

History of the King's German Legion. (Geschichte der Königlichen Deutschen Legion.) Von M. L. Beamish. London, 1832.

Die Deutsche Legion des Königs von Großbritanien hat sich während der letzten Kriege in Rücksicht ihrer Tapferkeit und Mannszucht so rühmlich hervorgethan, daß es erfreulich ist, zu sehen, wie eine Britische Feder diesen Kriegern durch Aufzeichnung ihrer Verdienste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der Bericht wird vorzüglich für Militairs interessant seyn; aber auch solche, die wenig mehr als angenehme Unterhaltung suchen, werden das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Es ist eine geschickte Darstellung des Krieges, nach den besten gedruckten Quellen und zugleich mit Benutzung handschriftlicher, auch Hannöverscher Urkunden bearbeitet: eine Schilderung derjenigen Kämpfe, an welchen die Legion besonderen Antheil hatte, und kleinerer Evolutionen, die mit den großen nicht zusammenhingen.

Major Beamish beginnt mit der Besetzung Hannovers durch die Franzosen (1803), deren leichte Ausführung er der Unbesonnenheit des Ministers Baron v. Lenthe und einigen Fehlgriffen des Generals Walmoden Schuld giebt. Dem sey nun wie ihm wolle, genug, die Armee ward aufgelöst, und aus ihr selbst ging der Plan hervor, ein Deutsches Regiment für England zu rekrutiren. Anfangs waren die Fortschritte unbedeutend, allein der übermüthige Druck der Feinde beschleunigte die Verwirklichung des Planes; die Leute desertirten zu Hunderten aus ihrer Heimath, und ein sehr bedeutendes Corps von schönen Soldaten aller Waffengattungen trat in Britische Dienste.

Das erste Ereigniß, in welches diese Mannschaft verflochten war, konnte für eine üble Vorbedeutung gelten, hätte nicht ihre Disziplin sie von jedem Vorwurf freigesprochen; wir meinen die Rauferei mit Irländischer Miliz bei Tullamore, im Jahre 1806, die einiges Blut kostete. In Folge dieses verdrießlichen Auftrittes wurden sie zurückberufen, brachten aber mehrere Hibernische Frauen mit sich und waren, jenes Ereigniß abgerechnet, mit der Irländischen Gastfreundschaft höchlich zufrieden.

Die Deutsche Legion diente unter Lord Cathcart bei der Expedition gegen Dänemark und verlor damals 1175 Mann, von denen einige Hundert auf scheiternden Transportschiffen ums Leben kamen. Ueberhaupt scheint ihnen das Glück auf dem Meere nicht günstig gewesen zu seyn; denn selten machten sie eine Seefahrt, ohne irgend einem Unstern zu begegnen. Im Jahre 1808 fuhr ein Theil derselben nach der Pyrenäischen Halbinsel, und wir lassen hier, als ersten Auszug, die schöne Beschreibung der segelnden Flotte folgen, die ein Offizier von ihrem dritten Husaren-Regiment entworfen hat:

„Imposant ist der Anblick einer großen Transport-Flotte unter vollen Segeln. Die Masse der Schiffe, welche die Truppen bergen, im Centrum, die als Eskorte dienenden Kriegsschiffe an der Fronte, im Rücken und zu beiden Seiten, das Ganze unter der sicheren Leitung des Kommodore: Alles erinnert an ein wohlgeordnetes Landheer, das über eine geräumige Ebene marschirt. Gegen Abend hört man den Signal-Schuß, der die Schiffe wieder zusammenruft; und diejenigen, die zu schlecht segeln, als daß sie mit den anderen gleichen Schritt halten könnten, bewegen sich langsam und in größter Ordnung ihren Stationen zu. Tritt alsdann eine Windstille ein, was am Abend eines Sommertages nicht selten ist, so stehen die Schiffe regungslos, wie feste Gebäude, auf der krystallenen Oberfläche der Wasser. Die Sonne geht majestätisch in dem ungeheuren Spiegel unter, der ihr Bild zurückgestrahlt; und sobald ihr letzter sanfter Strahl hingeschwunden ist und ringsumher tiefe Stille herrscht, hört man plötzlich den Donner der Abend-Kanonen von den Kriegsschiffen, und ihre im Verein ertönenden Musik-Chöre, deren Harmonie fern in den Wogen verschwimmt, beschließen diese magische Scene.“

In der Schlacht bei Benevento ereignete sich unter Anderem Folgendes: „Ein gemeiner Soldat, Namens Bergmann, der erst im 18ten Jahre stand, hatte bereits einen Französischen Offizier niedergehauen und sich seines Degens bemächtigt. Hierauf bestieg er ein tüchtiges Englisches Pferd, kämpfte unter den Vordersten und machte einen Gefangenen in grünem Ueberrock, der einen aufgekrempten Hut trug und hinter den fliehenden Schwadronen geritten war. Der Flüchtling hatte mit seinem Degen nach dem Verfolger gestoßen; der Stoß ward parirt, und er bat um Pardon. In diesem Augenblick griff ein Englischer Husar, der sich ganz in der Nähe befand, in die Zügel des Pferdes des Gefangenen und führte ihn fort.“ Es scheint, daß diese Person General Lefebvre war, dessen Gefan-

gennehmung verschiedene Husaren sich beimäßen. Major Beamish vermuthet, der Sergeant-Major Grisdale, vom 10ten Engl. Regiment, der auch eine Belohnung erhielt, sey das Individuum gewesen, welches Bergmann seinen Gefangenen abnahm.

Bei Coimbra (1809) waren 3,000 Deutsche in Wellingtons Heer. Sie kämpften rühmlich bei Talavera, Busaco, Barosa und in anderen großen Schlachten; außerdem theilten sie alle Beschwerden und Gefahren in Vorposten-Gefechten, Scharmützeln, Deckung der Evolutionen und überhaupt allen weniger glänzenden, aber nicht weniger schweren und Muth erfordernden kriegerischen Leistungen. Als Wellington (1810) hinter seinen unüberwindlichen Verschanzungen die ganze Französische Streitkraft unthätig machte, wurden im Verlaufe dieser Zeit (vom 26. Juni an) die Kavallerie-Vorposten verdoppelt und der Dienst sehr hart. In den letzten Tagen hatte der Feind den Strom mit starken Detaschements Infanterie besetzt; und oft standen dem Husaren-Piquet eines Korporals, d. h. nur fünf oder sechs Reitern, volle hundert Feinde gegenüber: allein die Wachsamkeit der kleinen Britisch-Deutschen Posten ergänzte vollkommen, was ihnen an Stärke gebrach. Der Feind war bei dieser Gelegenheit auf die wackre Deutsche Reiterei so eifersüchtig, daß der General, welcher die Vorposten kommandirte, dem Detaschement, das nur eines der kleinen Britischen Piquets niedermetzeln würde, 100 Dublonen versprochen haben soll!*)

Bald nachher fand ein sehr hartnäckiges Gefecht bei Galleges statt, in Beziehung auf welches Lord Wellington dem General Crawfurd schreibt: — „Ich habe Ihren Brief vom 4ten dieses erhalten und freue mich sehr über das Benehmen des Capt. Krauchenberg, des Kornet Kordemann und der Husaren-Schwadron. Ich ersuche Sie, den Oberstlieutenant v. Arentschild zu benachrichtigen, daß ich Sr. Majestät bei erster Gelegenheit mein Urtheil über das Betragen seines trefflichen Regimentes, während der langen und mühevollen Zeit des mit Ihnen versehenen Vorposten-Dienstes, zusenden werde."

Nach der Schlacht bei Busaco wird ein Zug von den Deutschen erzählt, der ihnen nicht weniger Ehre macht. „Früh am Morgen des 29sten entdeckte man von den Anhöhen große Menschenmassen. General Crawfurd konnte aus dieser Entfernung nicht unterscheiden, was für Leute es waren, und schickte daher den Hauptmann von Linsingen mit seiner Schwadron zum Rekognosziren ab. Nach einem mühseligen Klettern über die Menge von Leichnamen, die ihnen den Weg versperrte, erreichten die Husaren den Haufen und fanden, daß es Portugiesische Bauern waren, die sich um drei- bis vierhundert zurückgelassene feindliche Verwundete versammelt hatten. Diese unglücklichen Geschöpfe waren nicht im Stande, sich zu bewegen, und erwarteten jeden Augenblick von den Händen der Bauern ihren Tod. Sie flehten die Husaren um Schutz an, der ihnen willig ertheilt ward; einige auf dem Schlachtfelde gefundene Tragsessel oder Bahren boten die Mittel zum Transport; die Bauern wurden fortgejagt, und es gelang den Deutschen, jene Unglücklichen in das benachbarte Kloster zu bringen, wo die Mönche ihrer pflegten."

Ein paar Tage später ereignete sich während eines Scharmützels beim Uebergang über einen Fluß folgender Vorfall: „Der kleine Nachtrab hielt sich tapfer, und als die vorrückenden feindlichen Reiter ihnen im Strome nachsetzten, schwenkten sich jene und leisteten kraftvollen Widerstand. Mehrere Pferde stürzten, und ihre Reiter ertranken; aber ein Theil der Deutschen Kavallerie begann, am jenseitigen Ufer absitzend, ein lebhaftes Feuern auf die Franzosen und schützte so den Uebergang des Nachtrabes. Jetzt sprangen auch feindliche Reiter von ihren Pferden und unterhielten ein mörderisches Feuer. Die Husaren behaupteten jedoch ihren Standort, bis die feindliche Infanterie ankam, und folgten hierauf der Kolonne, deren Rückzug durch das Defilé sicher von Statten gegangen war." In einem der handschriftlichen Berichte über dieses Gemetzel wird erzählt, daß ein großer Hund, der sich seit einiger Zeit den Husaren angeschlossen hatte, während des Kampfes einem in's Wasser gestürzten Reiter nachsprang, ihn herauszog und mitten durch die Streiter wegtrug.

Bei Barosa wurde die Hälfte der anwesenden Deutschen Division, dem Berichte ihres Befehlshabers, Generals von dem Busche, zufolge, durch die Thorheit des Generals Wöttingham daran verhindert, entscheidend zu wirken. Ueber diesen, wie über den Spanischen General La Peña, beklagen sich die Deutschen bitterlich, als hätten sie dem Siege seine Früchte geraubt. Wir schließen mit noch einem charakteristischen Zuge:

„November 1810. Anhaltende Regengüsse im nördlichen Portugal hatten während der Wintermonate, nach Massena's Rückzug gegen Santarem, keinem der beiden Heerführer eine Operation von Bedeutung erlaubt, und der Kern beider Armeen verhielt sich ruhig. Nur die Kavallerie an den Vorposten wurde in Thätigkeit gehalten. Am Morgen des 22. November mußten die ersten Husaren der Legion, von überlegener Macht angegriffen, hinter die Brücke von Celarice zurückweichen. Das Scharmützel dauerte den ganzen Tag, und Lieutenant Ernst Poten, der noch früh mit einer starken Patrouille nach Tremes abging, wäre beinahe abgeschnitten worden; allein, obgleich der Feind ihm auf den Fersen folgte, wurde die Patrouille dennoch von ihrer kleinen aus zehn Mann bestehenden Arrière-Garde unter dem Sergeanten Bergmann so wunderbar gedeckt, daß Lieutenant Poten sich und die Seinigen mit dem Verlust eines einzigen Mannes und Pferdes retten konnte. Als die Patrouille einen Fluß passiren sollte, wurde dem braven Sergeanten ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Gleich zog er den Säbel, sammelte seine Leute, die im Begriff waren, zu fliehen, und hielt so den Feind zurück, bis Poten glücklich hinüber war. In dieser Periode des Vorposten-Dienstes litten die Husaren sehr durch das anhaltend schlechte Wetter und durch Entbehrung fast alles dessen, was ihre Pferde kräftig erhalten konnte; und da sie in Cantonnements gehen mußten, war die größte Wachsamkeit unerläßlich. Gegen Ende des Jahres hatten sie weit mehr mit Krankheiten als mit dem Feinde zu thun. Um die Mitte des Januar kamen einige Verstärkungen zur Britischen Armee, und der Französische Befehlshaber vermuthete, sie werde sich bei Alconatre konzentriren. Dies bewog den Marschall Junot, die Vorposten bei Rio Mayor (am 19. Jan.) zurückzuwerfen, damit das Vorhaben der Alliirten ans Licht käme. Er trieb mit bedeutender Kavallerie und Infanterie die dritte Schwadron der Deutschen aus Rio Mayor und besetzte den Platz. In seiner Ungeduld rückte der Marschall mit den Plänklern vorwärts und empfing durch den Karabiner eines Husaren, Namens Drège, eine Wunde ins Gesicht, die ihn lange Zeit unthätig machte. Des folgenden Tages zog sich der Feind zurück, und die Husaren besetzten wieder ihr altes Quartier. Den Rest des Januars und den ganzen Februar fiel nichts Merkwürdiges vor, gelegentliche Plänkeleien mit den Fourageuren und Piquets des Feindes abgerechnet, in denen die Kavallerie der Verbündeten fast immer siegreich war.*) Auch hier gaben die Deutschen Husaren glänzende Beispiele von Kühnheit und Unerschrockenheit. Ein Unter-Offizier, Namens Wettermann, der am 23. Februar mit vier Mann nach Alcobaca *patrouillirte*, wagte es, ein Piquet von 24 Jägern, die ein Offizier *befehligte*, anzugreifen, trieb mehrere von den Feinden nieder und brachte sieben Mann und acht Pferde als Beute mit! Auch der Fähnrich v. Streuanwitz überraschte die feindlichen Vorposten mehrmals mit Glück. In der Nacht des 9. Feb. hieben neun oder zehn Mann, von diesem Offizier befehligt, den größeren Theil eines überrumpelten Kavallerie-Piquets nieder und außerdem noch acht oder zehn Mann Infanterie, die zum Nachtrab gehörten, worauf eine Infanterie-Reserve, die etwa 50 Mann stark war, die Flucht ergriff. Die Husaren verloren keinen einzigen Mann und machten einen Offizier mit eilf Reitern zu Gefangenen. In der Nacht des 20sten führte derselbe Fähnrich listiger Weise ein feindliches Piquet, das aus einem Offizier, zwanzig reitenden Jägern und zwanzig Infanteristen bestand, in einen *Hinterhalt*, den dreißig Dragoner und Husaren vom 16ten Regimente bei Ferrageas bildeten. Die ganze Infanterie, sammt dem Offizier, wurde gefangen oder getödtet, eben so mehrere Chasseurs; die Uebrigen entstehen. Der Offizier, ebenfalls verwundet, war ein Adjutant des Generals Clausel und hatte mehrere Tage den Britischen Patrouillen aufgelauert; allein das Kriegsglück brachte ihn selbst mit siebzehn seiner Leute in Gefangenschaft.

Wir übergehen die Thaten derjenigen Abtheilungen von der Deutschen Legion, die der Expedition nach der Scheldе**) und der aus Sicilien gegen Neapel sich anschlossen, und bemerken nur noch, daß eine Anzahl illuminirter Kupfer, mit denen das Buch geziert ist, diese bewundernswerthen Krieger in ihren verschiedenen Uniformen darstellt. (Litterary Gazette.)

Mannigfaltiges.

— Porto oder Oporto? Beide Namen derselben Stadt kommen jetzt häufig in den Zeitungen vor; welches ist der richtigere? O ist der Portugiesische Artikel, den Porto eben so führt, wie Le Hâvre, La Haye (S'Gravenhage, Haag), Les Cayes (Haïty), Las Naves (Spanien) u. a. m. Hier ist nun zunächst zu fragen, ob der allgemeinere Gebrauch den Artikel fortläßt oder nicht? Bei Porto geschieht es, namentlich im Deutschen, fast immer, beim Haag dagegen in der Französischen Benennung niemals, in der Deutschen nur zuweilen. In Porto selbst läßt man, wie aus der vor uns liegenden Chronica constitucional do Porto hervorgeht, den Artikel in der gewöhnlichen Schreibart jedesmal fort, und auch wir pflegen nicht Oporto- oder Oport-Wein, sondern Porto- oder Port-Wein zu sagen. 50.

*) Die vielen kleinen Vorposten-Gefechte in dieser Periode gaben zu häufigen Proben individueller Tapferkeit Veranlassung. Einer der aufgezeichnetsten Kämpfer von Britischer Seite war ein Deutscher Husar, Namens Schroder. Dieser Soldat, der Pferd und Schwerdt meisterlich handhabte, besaß eine Kaltblütigkeit, die selten ihres gleichen findet. Er war regelmäßig der Erste beim Angriff und der Letzte beim Rückzug und verrichtete so glänzende Thaten, daß die Franzosen ihn sogar dem Namen nach kennen lernten. „Ah! sous voilà Monsieur Schroeder!" tönte es oft aus ihren Reihen, wenn der Deutsche vorwärts sprengte. Ein feindlicher Offizier, der eines Tages, um einen Waffenstillstand zu besprechen, herüber kam, ließ sich dem berühmten Monsieur Schroeder, von dem er so Vieles gehört, vorstellen und sagte ihm große Lobsprüche. Es ist eine ausgemachte Sache, daß dieser Bursche innerhalb der Jahre 1810 und 1812 mit eigener Hand wolf Feinde niederhieb, Viele verwundete und siebenundzwanzig gefangen nahm. Anm. des Verf.

**) Der Verfasser der „Letters from Flushing" erklärt sich, nachdem er die Erstürmung der Batterie durch Oberst-Lieutenant Pack's Truppen beschrieben, in folgenden Ausdrücken über die Brigade des Generals v. Alten: „Ich weiß nicht, ob ich vorher jemals der ausgezeichneten Tapferkeit der Deutschen Legion erwähnt habe. In unserem Dienste thut es kein Regiment diesen Fremden zuvor. Sie waren die Ersten, die sich jeder Gefahr freiwillig unterzogen, und thaten in den gefährlichsten Lagen Wunder der Tapferkeit. Ich hoffe, daß ihre wiederholten Beweise achten Heldenmuthes jene Vorurtheile gegen Ausländer, denen England nur zu leicht Gehör giebt, gänzlich verbannen werden." Anm. des Verf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Montag den 15. Oktober 1832.

England.

Thomas Bewick.

Skizze eines Künstler-Lebens.

Frau v. Staël, deren glänzender und metaphysischer Geist durch poetische Bilder, die abstraktesten Ideen populair machte, vergleicht den unregelmäßigen Lauf der Civilisation, ihre krummen Gänge und ihre unmerklichen Fortschritte mit den Schwingungen der Spiral-Feder, die, sich dem Mittelpunkt nähernd, sich doch immer von ihrem Ziele zu entfernen scheint. Die Civilisation ruht niemals. Unsterblich, aber launenhaft und zuweilen verschleiert, scheint sie zu verlöschen und zu sterben, oft gerade dann, wenn sie im Stillen ihre edelsten Eroberungen und ihre glänzendsten Siege vorbereitet. Sie scheint sich auf ihrem Wege einige ihrer Resultate und ihrer Attribute zu entledigen; Künste gehen verloren, nützliche Kenntnisse werden vergessen, Wissenschaften verschwinden, um anderen Wissenschaften, anderen Künsten, anderen Kenntnissen Platz zu machen. Manche Fabrications-Verfahren, die unseren Verfahren eigen waren, werden uns fremd. Geheimnisse, die ein Griechischer oder Römischer Handwerker besaß, kennen wir nicht. Indessen verfließt die Zeit, und tausend neue Erfindungen ersetzen den Verlust, den wir erlitten haben, mit Wucher. Auch geschieht es, daß im Verlauf der Jahre die Künste die wir für verloren hielten, neu erstehen, und daß das Menschengeschlecht sich seiner früheren Eroberungen wieder bemächtigt. Wunderbare Fortschritte, die ihren Geschichtsschreiber noch nicht gefunden haben, obgleich sie von dem Augenblick herstammen, wo die Industrie des Menschen unter dem Druck der Bedürfnisse erwachte, und nur mit dem gänzlichen Erlöschen unseres Geschlechtes aufhören werden.

Die Glas-Malerei, abwechselnd unbekannt, mit der größten Geschicklichkeit ausgeübt, wieder aufgegeben, verloren, wiedergefunden; das Schießpulver, von den Chinesen und Arabern fabrizirt, fast ungenutzt in ihren Händen, den alten Völkern unbekannt, von dem Mittelalter wieder erobert, heute mit einer so furchtbaren Geschicklichkeit angewandt, sind seltsame Beispiele von dieser beständigen Schwankung, welche immer zum Vortheil der Civilisation endigt. Die Holzschneidekunst, welche die Engländer in unseren Tagen auf eine so bewundernswürdige Weise vervollkommnet haben, ist nicht, wie man wohl glauben könnte, eine neue Kunst. Sie war schon im 14ten und 15ten Jahrhundert im Gebrauch, und gab zur Erfindung der Buchdruckerkunst Anlaß; eine Zeitlang erhielt sie sich neben dieser Kunst, verschwand dann aber für mehrere Jahrhunderte. Wir haben sie vor nicht gar zu langer Zeit unter dem geschickten Meißel des Thomas Bewick wieder erwachen sehen, eines jener geduldigen und schaffenden Künstler, die in ihre Sphäre den Geist der Vollkommenheit einführen, die Alles verbessern, was sie berühren, und die doppelten Dank verdienen, theils als Künstler, theils als Beförderer der allgemeinen Interessen und der Civilisation.

Bewick wurde im Jahre 1753 in dem kleinen Dorfe Cherryburn, in Northumberland, geboren. Sein Vater, Eigenthümer eines kleinen Landgutes, lebte nicht in Dürftigkeit. Thomas Bewick beobachtete schon als Kind mit Vergnügen die Bewegungen und die Gestalten der Thiere. Mit einem Stückchen Kreide oder Kohle zeichnete er an Thüren und Mauern, so gut er konnte, diejenigen Gestalten ab, die seine kindliche Einbildungskraft am lebhaftesten angeregt hatten. So gab sich schon der Maler-Instinkt und selbst die besondere Neigung zu erkennen, welche aus Bewick einen der merkwürdigsten Künstler, den mit Recht berühmtesten Thier-Maler unserer Zeit machten. Die Mauern und die Hütten von Cherryburn waren mit jenen grotesken Fresko-Gemälden verziert; einige jener unförmlichen Skizzen verkündigten das Talent, die verschiedenen Stellungen und Lagen aufzufassen, welche die Thiere annehmen, wenn sie sich ruhen oder wenn sie spielen. Ein Kupferstecher, Namens Bielby, der in Newcastle wohnte, kam durch das Dorf und bemerkte die Skizzen Bewick's; er erkundigte sich, wer der Bauer sey, der dieselben entworfen habe; und überrascht von der Jugend und den Anlagen des Verfertigers begab er sich zu dem Vater des Kindes. Dieser gab den Bitten Bielby's nach, und willigte darein, daß Thomas der Lehrling des Kupferstechers werden und ihm nach Newcastle folgen dürfe.

Bielby war nicht ohne Talent und Geschicklichkeit; Bewick machte reißende Fortschritte unter seiner Leitung. Dennoch hätte er sein ganzes Leben hindurch in der Klasse der geschickten Kupferstecher versteckt bleiben können, deren es in England so viele giebt; aber der Zufall lenkte seine Aufmerksamkeit auf einen besondern Theil seiner Kunst und machte aus ihm, zwar nicht den Schöpfer, aber den Wiedererwecker der Holzschneidekunst.

Der berühmte Doktor Hutton in Wolwich war im Begriff seine Abhandlung über die Schifffahrt, mit vielen geometrischen Tafeln geziert, herauszugeben; die Ausführung der letzteren übertrug er Bielby. Dieser machte ihm die Bemerkung, daß, wenn man jene Figuren in dem Text selbst anbrächte, statt besondere Tafeln anzuhängen, dies nicht allein zur größern Verständlichkeit des Inhaltes beitragen, sondern auch die Kosten bedeutend vermindern würde. Um dieses Resultat zu erlangen, war aber die Ausführung auf Kupfer sehr unbequem und schwierig, wogegen die auf Holz wesentliche Vortheile darbot. — Hutton folgte dem Rathe Bielby's, und willigte darein, daß die Figuren in Holz geschnitten würden. Bielby gab dem jungen Bewick die gehörige Anleitung und übertrug ihm den größten Theil der Figuren. Die Sauberkeit und Genauigkeit, welche der junge Lehrling denselben zu geben wußte, setzten den Meister in Erstaunen, der ihm empfahl, sich ganz besonders auf diesen vergessenen Theil seiner Kunst zu legen. Es gab in London in einer kleinen engen Gasse neben Hatton-Garden noch einen Holzschneider, einen unbekannten Greis, der fast alle die Meisterwerke verfertigt hatte, womit die Balladen und Romane für zwei Pence das Stück verziert waren. Bewick ging zu ihm in die Lehre, erkannte aber bald, daß er von diesem Meister durchaus nichts lernen könne, und kehrte deshalb schnell nach Newcastle zu dem Kupferstecher Bielby zurück.

Die einfache Lebensweise Bewick's, seine Neigung zur Beobachtung der Thiere in ihren Spielen und ihren Gefechten hätten ihn ohnehin nach Newcastle zurückgeführt. London mißfiel ihm. Jene lärmende Welt, jene ewigen Zerstreuungen, jenes Geräusch der Hauptstadt hatten keinen Reiz für ihn. Auch hatte man ihn verächtlich behandelt. Wer hätte in dem armen Lehrling eines Holzschneiders ein ausgezeichnetes Talent vermuthet? Nur durch die Unterstützung und unter dem Schutz vornehmer und reicher Leute kann man in London fortkommen, wo das Leben so theuer ist, und wo der Zusammenfluß von Künstlern den Erfolg schwieriger und die Nebenbuhlerschaft feindseliger macht. Mit leerer Börse und mißvergnügt über seine Reise kehrte er zu seinem Vater zurück, dessen letzten Segen er empfing. Bald darauf nahm ihn Bielby, der viel Arbeiten auszuführen hatte und immer älter wurde, als Compagnon in sein Geschäft. John Bewick, sein jüngerer Bruder, verließ ebenfalls den väterlichen Sitz und erlangte unter Thomas Anleitung eine bedeutende mechanische Fertigkeit. Seit jener Zeit verließ der bescheidene Künstler niemals mehr seine Provinz. Ganz dem Studium seiner Kunst hingegeben, sparsam mit seiner Zeit, einfach in seinen Sitten, frei von Eitelkeit, entfernte er sich nie mehr über eine Viertelmeile von dem Ort seiner Geburt und von dem, wo er seine Lehrjahre zugebracht hatte.

Um 5 Uhr Morgens stand er auf. Von dieser Zeit an bis um 4 Uhr Nachmittags blieb er in seiner Werkstatt, wo er frühstückte; dann stärkte er sich durch ein einfaches Mahl, und am Abend, nach vollbrachter Arbeit, ging er spazieren, wie auch das Wetter seyn mochte. Ein praktischer Philosoph, streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, von einer Mäßigkeit, die ein Ascet ihm beneidet haben würde, war er glücklich inmitten von Entbehrungen, welche der größte Theil der Menschen nicht ohne Klagen ertragen haben würde. Im Winter wie im Sommer schlief er bei offenen Fenstern, zuweilen war sein Bett mit Schnee bedeckt, er drang durch seine Decken und durchnäßte ihn, ohne daß er deshalb eine Aenderung vornahm. Vergnügungen, Pracht, selbst das Geld, das in den Augen so vieler Leute für das Höchste gilt, flößten ihm weder Bedauern noch Wünsche ein. Man fand ihn immer bei der Arbeit, entweder mit Entwerfung einer Skizze oder bei einer Platte beschäftigt, singend und pfeifend bei Werken, die ihm bei seinem Leben wenig Nutzen verschafften, aber nach seinem Tode einen bedeutenden Werth erlangten. Seine einzige Leidenschaft war die Kunst, der er seinen Ruhm verdankt. Immer friedfertig, und nachsichtig, gerieth er nur zuweilen gegen Verschwendung und Trägheit in Zorn; zwei Laster der Civilisation, vor denen seine Erziehung ihn bewahrt hatte, und die seine thätige Lebensweise ihm verhaßt machte.

Diesem beharrlichen und muthigen Fleiße hatte es Bewick zu verdanken, daß er ohne Beschützer, ohne Freunde, fern von der Hauptstadt, fern von den Schulen und Meistern, die Ruhm und Gunst vertheilen, bald den ersten Platz unter den Künstlern jener

Gattung einnahm. Im Jahre 1775 hatte die Gesellschaft der Künste einen Preis für den besten Holzschnitt ausgesetzt, der zu der jährlichen Ausstellung der Gesellschaft eingesandt werden mußte. Man wollte durch Erregung des Ehrgeizes der Künstler eine Kunst wieder in's Leben rufen, die seit langer Zeit verschwunden war. Thomas Bewick, damals ganz unbekannt, schickte dem Präsidenten der Gesellschaft einen Holzschnitt zu, den er nach einer seiner Zeichnungen angefertigt hatte; es war die Darstellung eines alten Jagdhundes. Bewick hatte alle seine Mitbewerber weit hinter sich zurückgelassen, nicht allein was die Sauberkeit der Ausführung, sondern auch was die Zeichnung betraf. Die Stellung des Hundes, die außerordentliche Wahrheit der Details, das gründliche Studium aller Glieder kündigten einen Nebenbuhler Dujardin's, Bergbem's und Potter's an. Er erhielt den Preis. Das gekrönte Blatt wurde einer Ausgabe von Gay's Fabeln beigeheftet, welche Thomas Saint, ein Buchhändler in Newcastle, herausgab. Die anderen Verzierungen und Vignetten jenes schönen Werkes waren ebenfalls von Thomas Bewick und von seinem Bruder ausgeführt und jenes Meisterwerkes würdig. Man erstaunte darüber, endlich einen Zweig der Kunst wiederzufinden, dessen Geheimniß verloren gegangen zu seyn schien. Bewick wurde mit Aufträgen überschüttet. Gelockt durch die Billigkeit des Holzschnittes, durch die Leichtigkeit des Abzuges und durch die Dauer der Platten nahmen die Buchhändler um die Wette Zuflucht zu diesem neuen Talente, welches sich im Stillen gebildet hatte. Das Publikum, der matten Manier und des weichen Stiles der punktirten Kupferstiche müde, gab bald dem Holzschnitte, dessen Züge sauber, dessen Umrisse bestimmt und dessen Formen frei waren, den Vorzug. Je mehr Arbeiten Bewick ausführte, je mehr Leichtigkeit erlangte er, und um so mehr vervollkommnete er sich. Zu seinen bildlichen Studien fügte er Studien der Naturgeschichte hinzu, welche ihm zur Erholung dienten und die Masse seiner Kenntnisse vermehrten. Mit 30 Jahren war der Sohn des Landwirthes einer der ersten Künstler Europa's.

Die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, mit Holzschnitten, nach seinen eigenen Zeichnungen ausgeführt, drückte seinem Rufe das Siegel auf, nicht allein als Holzschneider, sondern auch als schaffendem Künstler. Sechs Jahre lang hatte er an den Materialien zu jenem großen Werke gesammelt und seine Mappen mit unzähligen Skizzen angefüllt, welche die Saugethiere in allen Gestalten und in den verschiedenartigsten Stellungen darstellten. Man hat bis dahin nur unbedeutende und unrichtige Platten erscheinen sehen, die, Parodieen der Natur, dazu bestimmt waren, durch lügenhafte Darstellungen den nicht weniger lügenhaften Text der naturgeschichtlichen Abhandlungen zu erläutern. Selbst zu der Zeit, wo wir schreiben, geben die Buchhändler der Hauptstadt jährlich eine Menge solcher Arbeiten heraus, die von Zeichnungen ohne Verhältniß oder wenigstens ohne Physiognomie begleitet sind. Bewick hatte sich nicht damit begnügt, die äußere Gestalt des Ochsen, des Hundes, der Katze, des Hammels wiederzugeben; er hatte die Nüancen aufgefaßt, welche die Gattungen von einander unterscheiden, und mit dem sorgfältigsten Fleiße die verschiedenen Stellungen abgebildet, welche sie im Schlafe, in ihren Kämpfen, in der Ruhe und in dem Gange annehmen. Das, womit nur eine kleine Anzahl ausgezeichneter Künstler begabt war, das besondere Talent, welches de Potter's Gemälden von Kühen und Ochsen und Bergbem's Bildern von Ziegen und Schaafen einen so großen Werth gab, wußte Bewick sich anzueignen und auf die verschiedensten Gattungen anzuwenden. Kenner und Liebhaber wurden durch seine Arbeiten in Erstaunen gesetzt, und sein Platz wurde ihm unter den ersten Künstlern seiner Zeit angewiesen.

Wir können uns nicht in Einzelnheiten über die Werke einlassen, welche wir dem fruchtbaren Meißel, dem scharfen Grabstichel und der leichten Nadel Bewick's verdanken. Die Zahl derselben ist unermeßlich, da alle Tage seines Lebens bis in sein Alter der Arbeit gewidmet waren. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er mit dem Grabstichel in der Hand starb, und daß sein ganzes Leben der Kunst gewidmet war, die seinen Trost, sein Glück, seinen Ruhm ausmachte.

Landseer und Carlo Dujardin sind ihm vielleicht in der Nachahmung der Thiere gleich gekommen. Als Holzschneider hat Bewick keinen Nebenbuhler; er erfand ein neues Verfahren, wodurch man auf Holz alle Schattirungen und alle Abstufungen der Tinten nachahmen konnte, denen die Kupfer- und Stahlstiche ihre Ueberlegenheit und ihre Feinheit verdankten. Vor ihm bot das Material, auf dem man arbeitete, nur zwei Oberflächen dar, die eine ganz leer und so tief gegraben, daß die Schwärze sie nicht berühren konnte, die andere erhaben und dazu bestimmt, die Schwärze zu empfangen und den Abdruck zu bewerkstelligen. Der Holzschneider hatte daher nur über zwei sich schroff entgegenstehende Nüancen zu verfügen: die Weiße des Papiers in seinem natürlichen Zustande und die Schwärze der Dinte. Man konnte deshalb auf Holz nur schroffe Effekte oder energische Kontraste erlangen; aber die Feinheiten des Halbdunkels gingen ganz verloren, und deshalb konnte der geschickteste Holzschneider nicht mit dem Kupferstecher wetteifern. Bewick war der Erste, der darauf fiel, die Oberflächen zu vervielfältigen, die Theile des Holzes, welche am schärfsten abdrucken sollten, am meisten zu erhöhen, die Theile, welche weniger hervortreten sollten, minder scharf herauszuheben, und so von Relief zu Relief bis zu dem Punkte hinabsteigend, wo das Papier, nicht mehr vom Holze berührt, ganz rein bleibt. Dieses Verfahren, einfach in der Auffassung, ist sehr schwierig in der Ausführung. Man begreift, welche Sicherheit der Hand, welche Uebung in der Ausführung zur Verbindung dieser verschiedenen Oberflächen gehört, die, kaum eine Viertel-Linie von einander entfernt, auf einer so schwer zu behandelnden Masse eingegraben werden, und wo das geringste Versehen nicht wieder gut gemacht werden kann. Aber die größte Verbesserung, die der Holzschnitt dem Thomas Bewick verdankt, ist ohne Widerrede die, daß er das Kern-Holz dem Faden-Holze substituirt hat.

Dies ist die Kunst, welche Thomas Bewick auf die Stufe der Vollkommenheit geleitet hat. Seit seinem im Jahre 1828 erfolgten Tode sind ihm mehrere Künstler, wie Thomas Hood, Harvey, Sears, Tabagg u. A.*) an Geschicklichkeit gleich gekommen, keiner aber hat ihn übertroffen. (Library of Entertaining Knowledge.)

Bibliographie.

Elements etc. (Elemente der Trigonometrie.) Von Abbot. Pr. 7 Sh.

St. Matthews gospel. (Das Evangelium Matthäi.) Griechisch, Lateinisch und Englisch. Pr. 9 Sh.

Explanation of the Psalms. (Erklärung der Psalmen.) Von J. Slade. Pr. 5 Sh.

Narrative etc. (Reise nach der Südsee und Beschreibung von Van Diemens Land.) Von Goodridge. Pr. 5 Sh.

Arithmetical text-book. (Arithmetische Aufgaben.) Von Cunningham. Pr. 3½ Sh.

Frankreich.

Ein Schreiben Jefferson's an Frau v. Staël, über die Süd-Amerikanischen Staaten.

Monticello, den 6. September 1816.

Madame, eine in Ihrem Schreiben vom 6. Januar enthaltene Frage ist Ursache, daß ich Ihnen die Mühe verursache, Nachstehendes zu lesen. Sie wünschen Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Süd-Amerika zu haben. Uns selbst, die wir in heimlichen Verbindungen mit diesen Gegenden stehen, wird es schwer, uns eine genaue Vorstellung davon zu machen, und was in den Vereinigten Staaten schon schwer ist, ist wahrscheinlich in Europa unmöglich. Das System der Täuschung, dessen sich Spanien, nach dem Beispiele Englands, als eines der Hauptträder in der Regierungs-Maschine bedient, vereitelt alle Nachforschungen und macht es unmöglich, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Die Spanier haben nach ihren Berichten große Siege in Schlachten davongetragen, die niemals geliefert werden sind, sie haben eine Million Amerikaner niedergemetzelt, die sie nie zu Gesicht bekommen haben, und so wie die Engländer bei unserer Revolution täglich Vortheile über uns davontrugen, bis sie durch die Menge ihrer Siege aus Nord-Amerika vertrieben wurden, so sind die Spanier auf dem besten Wege, aus Süd-Amerika verjagt zu werden. Da indessen meine Begriffe über den Zustand der Spanischen Kolonieen nicht klar und bestimmt sind, so kann ich Ihnen nur eine allgemeine Vorstellung davon geben. — Um zu dieser zu gelangen, müssen wir diese Kolonieen in große Massen theilen, deren Kern Brasilien bildet, und um den sie sich in folgender Weise gruppiren:

1) Buenos-Ayres und das Land südlich von Brasilien.
2) Chili, die Provinz Tucuman und Peru, westlich von Brasilien und am stillen Ocean.
3) Caraccas und die Gegenden nördlich von Brasilien am Golf von Merike, und
4) Merike.

1) Die Provinz Buenos-Ayres hat ihre Unabhängigkeit begründet, wie die Spanischen Beamten selbst einräumen. Eine Zeit lang wurde ihre Ruhe durch den Ehrgeiz von Montevideo, auf dem linken Ufer des Platastromes, gestört, welches sich zur Hauptstadt machen wollte und seine Ansprüche mit Gewalt der Waffen unterstützte; zuletzt trafen beide Parteien ein gütliches Uebereinkommen und gaben sich eine geordnete Regierung. Spanien, das sehr gut weiß, daß dieses Land ihm unwiederbringlich verloren ist, unterhandelt, wie es heißt, mit dem Brasilianischen Hofe über einen Austausch gegen Portugal. Sie sind besser als wir im Stande, zu beurtheilen, ob Spanien mit Güte oder Gewalt den Haß, den Portugal bisher gegen dieses Land hegte, wird in Liebe verwandeln können. Uebrigens scheint die Sitte, ein Volk, wie eine Heerde, mit dem Lande, das es bewohnt, zu verkaufen, ein Artikel des Europäischen Völkerrechtes geworden zu seyn; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieser Grundsatz auch bei uns Eingang finden werde, da wir die Heerden als Eigenthümer ihres Bodens betrachten. Von revolutionnairen Ländern und Prinzipien umgeben, wie Brasilien es ist, könnte es am Ende wohl geschehen, daß Brasilien zu Buenos-Ayres geschlagen würde, statt umgekehrt.

2) Chili, Tucuman und Peru, die bereits im Fortschreiten begriffen waren, haben später Niederlagen erlitten; doch versichert man, daß Buenos-Ayres ihnen Hülfe gesandt hat, und daß das Mutterland wenig Einfluß auf dieser Küste behalten wird.

3) Die Provinz Caraccas ist den Spanischen Waffen am zugänglichsten, und hier schwankt der Sieg auch am meisten. Vor Kurzem stürzten die Patrioten Alles um, was sich ihnen entgegenstellte, jetzt aber ist Ursache vorhanden, zu glauben, daß sie ernstliche Niederlagen erlitten haben. Die entsetzlichsten Grausamkeiten sind verübt worden; vergebens haben die Patrioten durch Beispiele der Mäßigung denselben ein Ziel zu setzen versucht, die Royalisten haben durch Beispiele der Vertilgung darauf geantwortet. So schwierig aber der Kampf auch seyn mag, dieses Land wird dennoch seine Revolution beendigen.

4) Merike. Die Royalisten sind noch im Besitz der Stadt Merike und des Hafens Vera-Cruz, des einzigen in dieser Provinz.

*) Die Deutschen dürfen hier wohl mit Recht an Gubitz und dessen Schüler erinnern.

während die Patrioten das übrige Land besetzt halten. Man sagt, die Belagerung von Vera-Cruz sey begonnen oder stehe wenigstens nahe bevor, und diesem Grunde schreibt man die Rückkehr Apodaca's, des neuen Vice-Königs von Mexiko, zu, der von Havanah nach Vera-Cruz gesegelt war und sich genöthigt gesehen hat, umzukehren, ohne eine Ladung zu wagen. Diese Provinz, die erste unter allen Spanischen Besitzungen, dem Mutterlande an Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Bevölkerung, wie an Reichthum und Bildung überlegen, hat von der geringen Macht Spaniens nichts zu fürchten.

Bis hierher würde Alles gut gehen; aber die schwierigste Aufgabe besteht nicht darin, die Angriffe des Mutterlandes zurückzuweisen, sondern die Parteien, die das Land im Innern zerfleischen, zu entwaffnen. Man hat eine Verfassung nach der anderen eingeführt und wieder umgeworfen, und unterdessen ist Alles der Willkühr der Militair-Kommandanten Preis gegeben! Das südliche Festland liegt tief in Unwissenheit und Aberglauben begraben; ein einziger Priester genügt, um einer Armee die Spitze zu bieten, und hätte nicht die niedere Geistlichkeit, die eben so unterdrückt ist, wie das Volk selbst, allgemein für die Insurgenten Partei ergriffen, so würde die Sache der letzteren von Anfang an verloren gewesen seyn. Nachdem sie aber ihre Freiheit errungen haben werden, wird dieselbe Unwissenheit und derselbe Aberglaube sie unfähig machen, eine freie Regierung zu begründen und zu bewahren, und es ist ein schrecklicher Gedanke, daß Alles mit einem militairischen Despotismus unter mehreren Buonapartes dieser Regionen endigen wird. Die einzige tröstliche Aussicht, welche dieser umwölkte Himmel darbietet, ist die, daß diese Völker, nachdem die neuere Zeit in ihnen den von der Natur allen Menschen verliehenen gesunden Verstand geweckt, fortfahren werden, einer höheren Bildung entgegen zu gehen, daß sie allmälig das Gefühl der Freiheit erlangen und mit der Zeit ihre Beherrscher nöthigen werden, dieselbe zu achten. Inzwischen beten wir von ganzem Herzen zu Gott für das Wohl Ihres Vaterlandes und bitten ihn, Ihnen Geduld für die Zeit Ihres Unglücks und eine glückliche Befreiung von allen Betrübnissen zu verleihen. Ich wünsche Ihnen Glück zu der Vermählung Ihrer Tochter mit einem Pair und Patrioten Frankreichs, und wenn Ihr Sohn den Plan ausführt, den Zufluchtsort aller Unglücklichen aus allen Ländern zu besuchen, wo der Wolf mit dem Lamm zusammen wohnt und der Leopard friedlich neben dem Rehe ruht, so soll er als Sohn der Frau v. Staël und als Enkel Neckers begrüßt werden. Erlauben Sie uns, die Versicherung zu erneuern u. s. w. Thomas Jefferson.

(Livre des cent-et-un. Vol. VII.)

Die Pariser Polizei unter Herrn v. Sartines.

Der ehemalige Polizei-Lieutenant, Herr v. Sartines, hatte einen Freund, dem er mit brüderlicher Neigung zugethan war. Solche Freundschaften sind zuweilen gefährlich, indeß, wie dem auch sey, seine Freundschaft war so warm, wie sie unter zwei Landsleuten zu Monemotapa seyn mag, wenn kein anderes civilisirtes Wesen in der Nähe ist. Der Freund seinerseits ließ sich's einfallen, den Monemotapaner in vollem Ernste zu spielen, doch in ganz anderem Sinne, wie man gleich sehen wird. Eines Tages ließ er sich im Gespräche so vernehmen: „Wahrhaftig, die Polizei ist eine schöne Sache! Ich wette, daß Sie nie etwas Ersprießliches erfahren, denn man sagt Ihnen bloß, was Sie wissen sollen." Herr v. Sartines gerieth in Eifer. Die Wachsamkeit seiner Späher in Abrede stellen, hieß seine Allmacht bezweifeln; denn sein Ansehen in Versailles beruhete bloß auf ihrer unvergleichlichen Geschicklichkeit, die verborgensten Dinge an den Tag zu bringen. — „Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen Alles, was Sie während einer ganzen Woche gethan haben, haarklein erzähle!" rief er. Der Freund mußte heimlich lächeln bei dem Vorschlag. „Topp", sagte er, „wir wollen den Versuch machen; aber ich wette hundert Louisd'or, daß Ihre Hunde auf falsche Spur gerathen. Vergessen Sie nicht, daß keine Stunde fehlen darf, sonst wird Alles, was Sie in Erfahrung bringen, für nichts gerechnet." — Es gilt, rief Herr v. Sartines. Man gab sich die Hand darauf, und am folgenden Tage sollte der Anfang gemacht werden.

Am zweiten Morgen stellte sich der Spion, der Herrn v. — nicht aus den Augen gelassen und unterdessen den Pariser Spitzbuben einen guten Tag gemacht hatte, mit seinem Rapport ein. Dieser enthielt ausführlich: der Bewußte sey um 9 Uhr aufgestanden, habe Pantoffel und Schlafrock angelegt, eine Viertelstunde lang gegähnt, genießt und gehustet, dann habe er seine Chokolate getrunken, den „Mercure de France" und „Fréron's Bulletin" gelesen; darauf habe er ein Billet geschrieben, man wisse aber nicht an wen, denn er habe es sogleich in die Tasche gesteckt, wohin selbst ein Polizei-Spion nicht folgen könne; doch ein Liebesbrief war es gewiß, denn er sey parfümirt und auf eine eigene Art zusammengelegt gewesen; es war ganz bestimmt ein Liebesbrief. Dann sey der Freund nach den Tuilerieen gegangen, habe einige Gänge auf der Terrasse an der Seine gemacht und sey dann in der mittleren Allee dreimal auf und ab spazirt. Er habe Mademoiselle Arnould dreimal gegrüßt, Madame Dugazon einmal, und Madame Gaussin zweimal. Hierauf habe er bei Le Premier gespeist, denn man kann nicht den ganzen Tag seine Freundinnen grüßen, wenn sie auch noch so hübsch sind. Nach Tische machte er den Partner der Mad. Le Premier beim L'hombre, und gewann acht Louisd'or, die er im Piquet großmüthig wieder verspielte. Alsdann habe er die Oper besucht, alle Damen in den Logen lorgnettirt, Eine aber ganz besonders. Nach der Oper habe er bei Herrn v. Sartines soupirt: er müsse nicht sonderlich zu Mittage gegessen haben, denn er habe beim Abendbrod sehr hungrig geschienen, und von fünf oder sechs Gerichten gegessen, und — so treu war der Rapport — alle Delikatessen: auf der Tafel des Herrn v. Sartines waren aufgezählt. Nur, hieß es zuletzt im Rapport, konnten meine Kameraden und ich durchaus nicht entdecken, was Herr v. — vornahm, als er das Hotel verließ, er fuhr so schnell davon, daß kein Mensch ihm folgen konnte.

„Was, Schlingel", rief Herr v. Sartines. „Du hältst mich zwei Stunden lang mit abgeschmackten Geschichten von Pantoffeln, Schlafröcken und Essen hin, und in dem wichtigsten Augenblicke verlierst du die Spur! Gieb wohl acht, daß es morgen besser geht, ich muß wissen, wo Herr v. — jede Minute zubringt."

„Mein theurer Freund, rief er diesem entgegen, ich habe viel von Ihnen gehört; am Ende der Woche werde ich es Ihnen beweisen. Ha, ha, das sind also Ihre Schliche! Nehmen Sie guten Rath an, verkehren Sie nicht so viel mit Schauspielerinnen; gestern hat man Sie mit einer der reizendsten in den Tuilerieen gesehen, ich wünschte nicht, daß Sie sich so ins Garn locken ließen; und dann in der Oper! Folgen sie meinem Rath, wählen Sie Ihre Gesellschaft besser; in dieser niederen Sphäre findet das Herz keine wahre Befriedigung; Sie verstehen mich." — „Vollkommen", erwiederte der Freund, „und um so besser, als ich bereits Ihrem Rathe zuvorgekommen bin." — „Wirklich!" rief Herr v. Sartines verwundert. — „Wirklich." — „Dann machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten!" — „O nein, es ist Ihre Sache, Alles herauszubringen, was Sie zu wissen wünschen, ich sage kein Wort."

Herr v. Sartines, dessen Neugierde durch diese Worte noch mehr gereizt wurde, erwartete den nächsten Rapport mit der größten Ungeduld, allein er fand sich wieder getäuscht. Die Pantoffel, der Schlafrock, die Chokolate waren richtig wieder da, aber von Mitternacht bis ein Uhr verschwand Herr v. — wie durch Zauberei, und keine Spur war zu finden. Herr v. Sartines wurde wüthend. „Ich sage Euch alle zum Teufel", rief er, „wenn Ihr mir nicht morgen einen Rapport bringt, wie ich ihn verlange." Die armen Leute sahen einander bestürzt an, als sie das Kabinet verließen. „Was ist da zu thun!" fragte einer von ihnen den Vornehmsten. „Hier ist nicht anders zu helfen" — — erwiederte dieser, und theilte den Anderen seinen Plan mit.

Herr v. — war am folgenden Morgen eben in seine Pantoffeln geschlüpft, hatte den wohlbekannten Schlafrock angezogen und war im Begriff, seinen Kaffee zu trinken; ein schalkhaftes Lächeln spielte um seine Lippen, siehe, da meldete der Bediente drei Männer, die ihn zu sprechen wünschten, und inständigst bäten, vorgelassen zu werden. Herr v. —, der Niemanden gern abwies, ließ sie eintreten und schickte seinen Bedienten fort. „Herr Graf", sagte der Wortführer mit flehendem Tone, „Sie werden gewiß nicht ehrliche Leute und noch dazu Familienväter um ihr Brot bringen wollen. Wir sieben um unser Leben; denn wenn wir unseren Dienst verlieren, so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns aufzuhängen oder zu ersäufen." Alle drei warfen sich bei diesen Worten zu seinen Füßen. „Um's Himmels willen, Ihr guten Leute", rief Herr v. —, indem er sie aufstehen hieß, „was soll das heißen, auf welche Weise kann Euer Schicksal von mir abhängen? ich verstehe Euch nicht." — „Ach, gnädiger Herr! Ihre Wette mit Herrn v. Sartines — — wir sollen ihn von Allem unterrichten, was Sie jede Minute vornehmen; wir wissen es recht gut, aber — aber —" Herr v. — fing an zu merken. — „Aber, Sie verstehen wohl, Herr Graf, wir können doch unmöglich Herrn v. Sartines sagen, daß Sie jene Stunde, in der Sie so spurlos verschwinden, bei Frau v. Sartines zubringen! Und doch müssen wir reden. Entweder erlauben Sie uns, etwas zu erdichten, oder geben Sie andere Wege." — Herr v. — sah den Sprecher lächelnd an. „Du bist ein pfiffiger Bursche", sagte er, und warf ihm eine Börse mit Gold hin. „Da, theilt Euch das, ich habe meine Wette verloren. Es läßt sich denken, daß er ihre Verschwiegenheit nicht länger auf die Probe stellte. Er erkannte ihren Rapport als richtig an und erklärte sich besiegt. „Habe ich es nicht gesagt!" rief Herr v. S. und rieb sich die Hände, „wie konnten Sie wohl glauben, mein guter Mann, daß einem Polizei-Minister etwas entgehen könnte! Ich wünschte nur, sagte er späterhin noch oft, daß Sie ein wenig solider lebten; zum Henker, können Sie sich nicht etwas Vornehmeres aussuchen!" (Mémoires de la Duchesse d'Abrantes.)

Bibliographie.

Code progressif. (Handbuch für Kaufleute, Banquiers, Fabrikanten u. s. w., um sich in rechtlichen Dingen Raths zu erholen.) Von Ginouvier. Pr. 5 Fr.

Manuel de droit français. (Handbuch des Französischen Rechts.) Von J. B. J. Paillet. Erste Lfg. Pr. 3 Fr.

Session législative. (Die gesetzgebende Session von 1831—32) Von J. B. J. Paillet. Pr. 1 Fr.

Vues politiques. (Politische und praktische Bemerkungen über die öffentlichen Arbeiten von Frankreich.) Von Lamé, Clapeyron und Flachat.

Considérations pratiques etc. (Ueber die Neuralgie des Gesichtes.) Von Hallidav.

Lettres etc. (Briefe über die Ursachen u. s. w. der im Darm-Kanale sich bildenden Gaze oder Winde.) Von P. Baumès.

Morgenländische Literatur.

Schilderungen des Orients*).

III. Ein Festtag in Konstantinopel.

Die Taschenspielerkunst ist in den Augen der Einwohner von Konstantinopel noch die wahre Zauberei. Obgleich der jetzige Sultan die Turbane über den Haufen geworfen, die Beinkleider geän-

*) Vergl. Nr. 199 des Magazins

dert und eine Revolution in den äußeren Sitten seines Volkes bewirkt, so hat er ihm doch seine Derwische und seine Zauberer gelassen, die das Volk unterhalten und betrügen. Nachstehendes ist ein Fall, der sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hat und von dem Reisenden Macfarlane als ein Beweis angeführt wird, wie man die Leichtgläubigkeit jenes Volkes, das immer so begierig nach dem Wunderbaren ist, ohne Mühe mißbrauchen kann:

„Es war der Tag des Beniche, ein großer Festtag, wo sich der Sultan dem Volke im höchsten Glanze zeigt, wo Feuerwerke, Illuminationen, Seiltänzer und Taschenspieler das gaffende Volk unterhalten. Der Sultan Mahmud hat sich wohl gehütet, eine so mächtige politische Springfeder zu zerstören; man ändert wohl die Religion, aber man schafft die Volks-Lustbarkeiten nicht ab; das hieße sich einer zu drohenden Gefahr aussetzen."

„Der Beniche war glänzend gewesen; tausend durch den Dscherid zertrümmerte Köpfe, Pferderennen, farbige Lampen, Alles, was die Türken von ihren Sultanen statt anderer Institutionen fordern, hatte die allgemeine Neugierde befriedigt. Der Tag wollte sich eben zu Ende neigen, als auf dem Platze Dolma-Baschi ein kleiner Mann erschien, dessen ungewöhnliche Beleibtheit noch durch die weitesten Beinkleider vermehrt wurde, die jemals ein Türke getragen hatte. Er redete die versammelten Zuschauer auf folgende Weise an: „„Die Kunststücke, die meine Vorgänger gezeigt haben, sind nichts im Vergleich zu dem, was ich Euch jetzt zeigen will. Ich werde alles Vorhergegangene verdunkeln, wenn Ihr mir Eure Aufmerksamkeit schenken wollt.""

„Er wußte eine sehr zuversichtliche Miene anzunehmen, aber Niemand kannte ihn. Die ironischen Blicke der Derwische und Seiltänzer, welche vor ihm ihre Künste produzirt hatten, fielen auf ihn. Mehrere derselben kehrten ihm den Rücken zu, und von vielen Seiten hörte man auf eine verächtliche Weise fragen: Wer ist der Mensch? „„Wer ich bin?"" erwiederte der Zauberer in den weiten Beinkleidern. „„Erlaubt, daß ich meinen großen Krug herbei holen darf, und Ihr sollt sehen, wer ich bin.""" — In Gottes Namen, Inschalla! riefen die Zuschauer. Er hole seinen Krug! Baccalam, sagten die Anderen; wir wollen einmal sehen."

„Der kleine unbekannte Zauberer verschwand auf einen Augenblick und kehrte bald darauf mit einem kolossalen Kruge zurück, den er in der Mitte des Platzes aufstellte. „„Allah ist mächtig!"" hob er darauf wieder an. „„Gebt mir etwas, womit ich diesen Krug anfüllen kann, und Ihr werdet sehen. Turbane, Yataghan's, Shawls, was Ihr wollt. Ebelibis, Effendis, helft mir eins der schönsten Kunststücke zu Stande bringen, das Ihr jemals gesehen habt!""

„Der kleine Mann schielte auf eine merkwürdige Weise, was ihm, ich weiß nicht welche, fast magische Würde verlieh. Die Neugierde war auf das lebhafteste angeregt. Ein junger Türke, ein wahrhafter Stutzer, untersuchte mit eigener Hand das Innere der Vase, um sich von ihrer Reinlichkeit zu überzeugen, und band dann einen prächtigen Shawl vom Halse, den unser Zauberer sogleich in das Gefäß warf; dieses Beispiel fand eine Menge Nachahmer. Pantoffeln, Säbel, Yataghans, Pfeifen, Dolche häuften sich in dem Kruge; und als derselbe voll war, rief der Zauberer aus: „„Ebouk' Allah! Gelobt sey Gott! Nun habe ich nichts mehr nöthig!"" Nun ging er dreimal um den Krug herum und grüßte die Zuschauer ehrerbietig; dann kletterte er in die geheimnißvolle Vase hinein und machte sich mitten unter den Beiträgen der Gläubigen Platz. Als man nichts mehr von ihm sah, als den Kopf mit dem gelben Turban, ließ er seine verdächtigen Blicke über die Versammlung schweifen und sagte: „„Wenn Ihr, o Ebelibis und Effendis, nicht das schönste Kunststück, das jemals versucht worden ist, verderben wollt, so schließt jetzt Eure Augen und öffnet sie nicht eher wieder, als bis Ihr Eure Gebete hergesagt habt, und nähert Euch besonders dem Kruge nicht eher, als in dem Augenblick, da meine Stimme Euch dazu auffordern wird.""

„Kaum waren diese Worte gesprochen, als alle Zuschauer ihre Köpfe neigten, die Augen schlossen und im Chor die Gebete des Korans murmelten. Als indessen die Gebete beendigt waren, öffnete man die Augen wieder. Was wird nun geschehen? Wie wird dieses Stück endigen? Wird der Krug sich in einen Seiltänzer, in eine Odaliske, in einen Tempel oder in einen Drachen verwandeln? Tausend ungeduldige Blicke hingen an dem geheimnißvollen Gefäß. Endlich wurde diese Ungeduld unleidlich, unerträglich; eine ganze Stunde war verflossen. Schon regneten Türkische Verwünschungen auf den Zauberer, auf seine Mutter, seine Groß- und Ur-Großmutter herab. Von den Klagen ging man zum Geschrei über, und vom Geschrei zu Drohungen; und als die Aufregung allgemein geworden war, nahten sich die Kühnsten, ungeachtet der Warnung des Zauberers, dem großen Gefäß. Welches Erstaunen! Der Krug war leer."

„„Sohn der Hölle!"" schrie der Erste, der diese Entdeckung machte, „„mein Shawl ist fort, es ist nichts in dem Kruge!"" — Nun kann man sich das Geschrei, die Verwünschungen der Menge denken. Man mochte den Krug noch so viel nach allen Seiten umkehren; Pantoffeln, Säbel, Pfeifen, Shawls waren und blieben verschwunden. Der Escamoteur hatte sich selbst escamotirt, und das verwunderte Konstantinopel erinnert sich noch heutiges Tages seiner weiten Beinkleider und seines großen Kruges." (K. B)

Mannigfaltiges.

— Das Genie, in Verührung mit der Gesellschaft. Von Thomas Moore sagte Lord Byron: „Er glänzt sehr in einer gewählten Gesellschaft; wenn er Lords und Ladies zu Zuhörern hat, leuchtet er gleich einem Diamanten und glaubt, daß sein Glanz, wie der jenes kostbaren Steines, eigentlich nur für die feine Welt bestimmt sey. Moore hat glückliche Anlagen, sein Gemüth ist gut und er hat eine feurige Einbildungskraft, die beständig in Bewegung ist und bei jeder Wendung neuen Glanz strahlt. Er hat sich selbst keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er so viel in Gesellschaft lebte; um stets den Charakter eines geistreichen und witzigen Mannes zu behaupten, hat er manche seiner Talente abgenutzt. Gesellschaft und Genie sind unverträglich, und das letztere kann selten, wenn überhaupt, in eine enge und beständige Berührung mit der ersteren kommen, ohne auszuarten. Anders ist es freilich mit Witz und Talent, welche durch die Reibung der Gesellschaft erregt und in Thätigkeit erhalten werden. Ich urtheile aus persönlicher Erfahrung; und da mir etwas Genie beigelegt worden ist, so kann ich wohl, ohne außerordentliche Eitelkeit an den Tag zu legen, meine Gedanken über diesen Gegenstand aussprechen. Wohlan denn, wenn ich irgend Genie habe — was allerdings sehr problematisch seyn mag — so kann ich wohl sagen, daß es mir immer entschwand, wie Schnee vor der Sonne, wenn ich viel in der Welt lebte. Meine Gedanken wurden zerstreut und unbestimmt; ich verlor die Kraft, meine Ideen zu sammeln, und wurde ein ganz anderes Wesen. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, in tiefer Einsamkeit zu denken und zu dichten, und die Gesellschaft bald unangenehm finden; die Scheide-Münze der Conversation muß ihm nichtig erscheinen, gegen das gewichtige Metall der Gedanken, an das er gewöhnt ist, und gleich dem Mann, der allem Ungemach der Armuth ausgesetzt war, während er sich im Besitz eines Diamantes von solcher Größe befand, daß ihn Niemand bezahlen konnte, so wird Jener in Gesellschaft nicht im Stande seyn, seine edlen und erhabenen Gedanken gegen das conventionelle Geschwätz derer, die ihn umgeben, auszutauschen."

— Bulwer's Urtheil über Walter Scott. Man vergleiche das, was Walter Scott für das Volk gethan hat, indem er das Volk zeichnete, mit den Werken der Dichter, die von den Doctrinairs Liberale genannt werden; man vergleiche Scott's Schriften mit denen des Lord Byron — welche haben denn wirklich am meisten dazu beigetragen, unsere Theilnahme für das Volk zu erwecken? Jener hat die Saiten unseres inneren Herzens berührt; der Andere hat schöne Stanzen über die Freiheit geschrieben. Lara, der Korsar, Childe Harold, Don Juan, dies sind die Werke, wir wollen nicht sagen eines Misanthropen, doch wenigstens eines Aristokraten. Sind Scott's von dieser Art? Und doch war Byron ein Liberaler und Scott ein Tory. Die Theilnahme an der Menschheit ist der wahre Republikanismus eines Schriftstellers. Liberaler und Tory sind Worte, welche außerhalb der Sphäre der Tages-Politik nichts bedeuten. Wen sollen wir von den liberalen Dichtern unserer Zeit nennen, der, so wie Scott, unsre Theilnahme für das Volk erregt hätte? Shelley, mit seinen metaphysischen Grübeleien? Moore, mit seinem studirten patriotischen Stil? — Nein! Wir fühlen gleich, daß die Natur Walter Scott mit einer allgemeinen Menschenliebe begabt hat, als die Philosophie den Einen oder die Einbildungskraft den Anderen. Außerhalb seiner Werke mochte Scott einer Partei angehören, in denselben gehörte ihm Jedermann an. Der Torysmus, welches ein anderer Name für den Geist des Monopols ist, verließ ihn auf dem Punkt, wo seine Forschungen über die menschliche Natur begannen. Es trifft ihn daher, wie wir glauben, der Vorwurf nicht, daß ihm eine gesunde Moral, ja selbst die große politische Moral gemangelt habe, welche, im allgemeinen Sinne des Wortes, die höchsten Klassen zwingt, die niedrigsten zu berücksichtigen und zu achten. Hierin wird er, mit weit weniger Gelehrsamkeit und mit weit weniger abstrakter Philosophie als Fielding von diesem nur in einem einzigen Charakter übertroffen, nämlich in dem des Parson Adams. Jeany Deans dagegen ist mehr werth als tausend Fanny Andrews. Fielding, Le Sage und Cervantes sind, so lange die Welt steht, die einzigen Romanen-Schreiber, welche mit ihm verglichen werden können. Und vielleicht übertrifft er sie, wie Voltaire alle Schriftsteller seiner Nation übertraf, nicht durch das überwiegende Verdienst eines Werkes, sondern durch den vereinigten Glanz sie vieler. Tom Jones, Gil Blas, Don Quixote, sind ohne Zweifel bedeutendere, weit bedeutendere Werke, als Waverley; aber die Verfasser des Tom Jones, des Gil Blas und selbst des Don Quixote haben nicht denselben fruchtbaren und mächtigen Genius bekundet, wie der Verfasser der Waverley-Novellen. (N. M. M.)

— Alte Englische Gesetze. Die ersten Quellen des Angelsächsischen Rechts waren die Statuten verschiedener Angelsächsischer Könige, sowohl während der Heptarchie, als nach der Vereinigung der Königreiche. Diese Statuten, obgleich wir sie nur als solche kennen, sind doch großentheils weiter nichts als eine Gültigkeits-Erklärung früher bestandener Rechte und Gebräuche. Das älteste derselben ist von Ethelbert, dem ersten christlichen Könige, aus dem sechsten Jahrhundert. Sie sind in einem einzigen Manuskript enthalten, welches von Ernulph, Bischof von Rochester, unter Heinrich dem Ersten zusammengetragen seyn soll; doch die Sprache ist offenbar modernisirt und manche Stellen durch verfälschten Text ganz unverständlich. (Edinburgh Review.)

— Wahnsinnige in England. Die Zahl derselben verhält sich zur ganzen Bevölkerung wie 1 zu 1000. Nimmt man die ärmeren Klassen allein, so ist das Verhältniß wie 1 zu 1500. In den Ackerbau treibenden Distrikten ist die Krankheit am häufigsten, am seltensten unter den Bergleuten. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Mittwoch den 17. Oktober 1832.

Spanien.

Vasco Nuñez de Balboa und Francesco Pizarro.

Wir haben kürzlich (in Nr. 60 des Magazins) der Lebensbeschreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Josef Quintana gedacht. Es befinden sich darunter die beiden eben so durch ihre Abenteuerlichkeit wie durch ihren Heldenmuth berühmten Entdecker des Amerikanischen Kontinents, Balboa und Pizarro, deren Lebens-Skizzen jetzt auch durch eine Dame, Mistreß Hodson, in's Englische übertragen worden sind. Von diesen beiden Skizzen lassen wir hier einen Ueberblick und die interessantesten Momente folgen.

Die Entdeckung des Kolumbus gab Europa den höchsten Zuwachs an Macht, Reichthum und Herrschaft, den es je erhielt. Die Unternehmungen von Cortez und Pizarro bilden die glänzendste Episode in der Geschichte Europäischer Eroberungen. Die alte Theorie über die Oberherrschaft der Reiche erkennt als Prinzip, daß diese ihre Richtung von Osten nach Westen genommen; richtiger ist aber die Annahme, daß jede große Nation in Europa ihre Periode hatte, in welcher ihre Macht durch Umstände, die mit ihrem Verdienste wenig zu thun hatten, sich plötzlich weit ausdehnte. Spanien, Deutschland und Frankreich, selbst Portugal und Holland, haben auf diese Art, zu verschiedenen Zeiten, plötzlich einen merkwürdigen Einfluß auf die Schicksale der Welt erlangt. Ungeheure Besitzungen fielen ihnen wie durch ein Wunder zu, und sie standen da als Gegenstände allgemeiner Furcht oder Bewunderung. Eine kurze Zeit dauerte dieses glänzende Uebergewicht, dann sind sie eben so schnell und auf eben so unerklärliche Weise, wie sie gestiegen waren, wieder gesunken.

Die glänzende Periode Spaniens begann mit Vertreibung der Mauren durch Ferdinand und Isabelle und endete mit dem Untergange der Armada. Ein einziges Jahrhundert umfaßte den Kreislauf des kriegerischsten und bedeutendsten der neueren Staaten. Der Glanzpunkt dieser Periode begann mit der ersten Reise des Entdeckers der neuen Welt und schloß mit der Eroberung der Hauptstadt der Inka's durch Pizarro.

Kolumbus erblickte die neue Welt zum ersten Mal am 12. Oktober 1492. Er landete an der Insel Guanahani, nach einer Reise von etwas mehr als zwei Monaten; sechs Jahre später ließ er die Küsten des Kontinents untersuchen. Für seinen edlen Geist war Gebiets-Vergrößerung Hauptzweck, Colonisation das Mittel; seinen rohen und engherzigen Zeitgenossen war es nur um Gold zu thun, und ihr Erwerbungsmittel das Schwert. Doch die Einwohner der zuerst entdeckten Inseln waren nur arm und hatten kein anderes Gold, als die Zierrathen, die sie trugen. Die Spanier, die auf dem Kontinente landeten, sahen sich ebenfalls getäuscht. Sie fanden ein herrliches Land, aber fast in wildem Zustande, ungeheure Waldungen, mächtige Ströme und Gebirgsketten, kurz, ein Gebiet, das dem wildesten Eroberungsgeiste oder der üppigsten Genußsucht genügen konnte, nur keine Schätze. Indeß ward ihr Golddurst beständig unterhalten durch die Erzählungen der Indianer von Haufen Goldes im fernen Westen und im Lande jenseits des Meeres, welches sich bis ans Ende der Welt erstrecke. Doch alle Expeditionen, welche sie aussandten, um in dies goldreiche Land vorzudringen, gingen zu Grunde, und der größte Theil der Abenteurer kam um, theils durch klimatische Krankheiten, theils durch die strenge Witterung, bald den furchtbarsten Stürmen, bald der glühendsten Sonne ausgesetzt, oder auch auf der so gefahrvollen Seefahrt, die noch jetzt die Kunst der Seeleute auf harte Proben stellt. Indeß die „Reiche im Westen" waren noch immer die Losung der Indianer, und neue Haufen kühner Abenteurer drangen vorwärts, um ihr Leben in den Sümpfen und Untiefen der neuen Welt aufzugeben; doch erlangten sie mit der Zeit mehr Erfahrung, und alle Anstrengungen wurden jetzt nur auf die Mittel gerichtet, zur See das Goldland zu erreichen. Die Indianer behaupteten beharrlich, daß der nächste Weg zu den großen Schätzen Amerika's über die Bergkette von Darien führe, und endlich fand sich ein Spanier, kühn genug, nochmals den Versuch zu wagen, den so viele seiner unerschrockenen Landsleute vergebens unternommen hatten, und glücklich genug, ihn durchzusetzen und so seinem Namen die wohlverdiente Unsterblichkeit zu erringen.

Vasco Nuñez de Balboa war zu Xeres de los Caballeros geboren. Seine Familie gehörte zum Spanischen Adel. Er begann seine Laufbahn frühzeitig als ein Mittelding von Kaufmann und Krieger, wie es damals fast Alle waren, die nach der neuen Welt gingen. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, Reichthümer zu erwerben, ließ er sich in Hispaniola nieder und übernahm eine Pachtung; doch Balboa gehörte nicht zu jenen Gemüthern, die des Lebens Gemächlichkeiten in Ruhe genießen können. Ein neuer Zug nach Westen ward angekündigt; er beschloß, Theil daran zu nehmen, doch er war tief in Schulden, und der Gouverneur hatte ausdrücklich verboten, daß kein Schuldner die Insel verlassen solle. Balboa ließ sich in einer Tonne an Bord bringen und erschien nicht eher auf dem Verdeck, als bis das Schiff auf offener See war. Der Befehlshaber der Expedition, aufgebracht hierüber, drohte, ihn an's Land zu senden; doch Balboa, schön, thätig, klug und einschmeichelnd, war nicht der Mann, den man zurückwies, zu einer Zeit, wo jeder Spanier seinen Werth hatte, und bald wußte er sich in Gunst zu setzen. Nicht lange darauf wurde eine Kolonie an der Ostseite des berühmten Isthmus gegründet. Balboa wurde in kurzer Zeit Gouverneur derselben, und hier entfaltete er ein Herrscher-Talent, welches ihm in seiner Stellung sehr zu Statten kam. Die Insulaner, welche Kolumbus vorgefunden hatte, waren ein furchtsames und unschuldiges Völkchen, das fast in ursprünglicher Sitten-Einfalt lebte; allein die Abenteurer, welche auf dem festen Lande vordrangen, fanden sich oft von kühnen Völkerschaften umringt, die nicht ganz ohne Disziplin waren und die erlittene Unbill oft blutig vergalten. Die verwegensten, stärksten und disziplinirtesten Stämme, welche den Spaniern noch vorgekommen, waren diejenigen, welche die Kolonie von Darien umgaben, und nichts als die schärfste Wachsamkeit und eine verzweifelte Tapferkeit konnten die eingedrungenen Gäste vor dem Untergang schützen.

Die Aehnlichkeit dieser Völker in Sitten und Begriffen mit den Bewohnern der Südsee-Inseln, die wahrscheinlich von ihnen abstammen, ist merkwürdig. Die Indianer von Darien fochten mit Keulen oder hölzernen Schwertern und mit Pfeilen, doch vergifteten sie nie ihre Waffen, noch verzehrten sie ihre Gefangenen, wodurch sie sich von den andern Indianern an den umliegenden Küsten vortheilhaft unterschieden. Sie rissen dem Gefangenen bloß einen Zahn aus, und alsdann war er Sklave. Im Kampfe erhaltene schwere Wunden gereichten zur Ehre; wer sie erhielt, wurde in den Adelstand erhoben, mit einem Stücke Land, einem Weibe und einem militairischen Rang belohnt; ihren Häuptlingen bewiesen sie höhere Achtung, als es sonst unter den Indianern Sitte ist. Sie hatten Aerzte, Priester, welche eine Art von Orakel ertheilten, und eine Gottheit, Tuira genannt, welcher sie Opfer von Brod, Blumen und Früchten darbrachten. Ihre Häuser waren künstlich gebaut; ihre Häuptlinge trugen baumwollene Mäntel; sie lebten meistens von Fischen, und beide Geschlechter besaßen eine große Geschicklichkeit im Schwimmen, eine Leibesübung, die sie besonders liebten.

Die Schattenseite des Gemäldes bildet die moralische Verderbtheit dieser Völker. Die Geburten mit gewissen Kräutern abzutreiben war etwas Gewöhnliches. Ihre höchste Lust war es, sich in einem von Mais bereiteten Getränke zu berauschen. Tanz und Trunkenheit waren ihre Hauptvergnügen; die Todten bewahrten sie vor der Fäulniß, indem sie die Leichname dörrten, welche dann mit ihren Festkleidern und Waffen in ein Gemach gelegt wurden, das zu diesem Zwecke bestimmt war. Ein sehr üppiger Nationaltanz, oder die Versammlung dazu, hieß Arieto. Mit diesem rohen Gemisch von Gutem und Bösem verbanden sie eine gewisse Höflichkeit, die Allem einen Anstrich von Europäischer Civilisation gab.

Die Erzählung der Indianer von einem Goldlande entflammte fortwährend die Spanier und reizte sie endlich zu einem Feldzuge gegen einen König Namens Dabariba, welcher eine mit Schätzen angefüllte Stadt bewohnen und einen Götzen von gediegenem Golde anbeten sollte. Entfernung, Krankheiten, mit ewigem Schnee bedeckte Berge, Meere von unaufhörlichen Stürmen beunruhigt, nichts konnte die Abenteurer mehr zurückhalten, und Balboa stellte sich selbst an die Spitze seiner Landsleute, die in der Plünderung jenes Königs und seines Tempels ihren Lohn erwarteten. Doch zuerst mußten die umherwohnenden Kaziken besiegt werden, und ihr langer und tapferer Widerstand machte ihm viel zu schaffen; dennoch rückten die Spanier immer vor, und selbst ihre Gefechte mit den Eingeborenen erhöhten ihren Golddurst noch mehr. Ein Bündniß mit Comogre, einem tapferen Häuptling, der an der Spitze von dreitausend Bergbewohnern stand, erhöhte ihre Zuversicht. Sein Sohn kam zu den Spaniern mit einem Geschenke von 60 Sklaven und 4000 Goldstücken. Hier ereignete sich ein charakteristischer Vorfall

Nachdem Balboa den fünften Theil für den König zurückgelegt hatte, sollte das Uebrige gewogen und vertheilt werden; dabei entstand ein Streit, und Schwerter wurden entblößt. Der junge Indianer sah Anfangs mit Erstaunen, dann mit Verachtung zu; endlich trat er herbei, warf die Waagschale mit geringschätzigem Lächeln zu Boden und rief: „Um solchen Plunder streiten sich die Spanier! Wenn es Euch um Gold zu thun ist, so sucht es da, wo es wächst; ich kann Euch ein Land zeigen, wo Ihr es mit den Händen zusammenscharren könnt.“ Diese Kunde versammelte alle Spanier um ihn her, und er fuhr in seiner Mittheilung fort: „Ein Kazike, der Gold in Menge besitzt, wohnt im Süden, sechs Sonnen von hier“, er wies nach der Gegend, „dort, sagte er, werdet Ihr das Meer finden, aber auch Schiffe, so groß wie die Eurigen, mit Segeln und Rudern.“ — Dieser Zusatz machte die Spanier ein wenig stutzig, allein das Folgende entzündete ihre Habsucht wieder zur hellen Flamme. „Die Bewohner jener Länder sind so reich“, sagte er, „daß sie von goldenen Geschirren essen und trinken.“ — Dies war ihre erste Kunde von Peru.

Die Zeit der zweiten großen Entdeckung in der westlichen Welt war jetzt gekommen. Balboa, förmlich zum Statthalter von Darien ernannt, beschloß, die Welt der Wunder, welche jenseits der Berge liegen sollte, selbst zu erforschen. Er raffte ungefähr 190 Spanische Krieger und 1000 Indianer zusammen, und mit einigen Metzgerhunden, welche man als einen nothwendigen Bestandtheil jeder Indianischen Expedition betrachtete, und die sich den unglücklichen Eingeborenen furchtbar genug erwiesen, zog er in die Wildniß.

Die Indianischen Stämme geriethen sogleich in Aufruhr, und jene hatten kaum den Fuß der Gebirgskette erreicht, als sie auf ein kleines Heer derselben, von ihrem Kaziken angeführt, stießen. Die Indianer, gleich den alten Griechen, forderten zuerst die Feinde mit Verwürfen und Schmähungen heraus, dann begann das Gefecht. Torecha, ihr König, der, hätten die Wilden einen Barden oder Geschichtschreiber gehabt, den Ruhm eines Hektor oder Leonidas erlangt hätte, stand im Königlichen Mantel an der Spitze der Seinigen und gab das Zeichen zum Angriffe. Die Indianer drangen mit wildem Geschrei vor; allein die Bogen und Flinten der Spanier waren eine zu furchtbare Waffe für ihren nackten Muth. Ein Pfeil- und Kugelregen brachte sie in Unordnung; sie sahen Wesen vor sich, welche, wie sie meinten, Blitz und Donner trugen, schneller tödtend, als die des erzürnten Himmels. Ihr heldenmüthiger König blieb mit sechshundert Kriegern todt auf dem Platze, und Balboa schritt über ihre Leichname zur Plünderung der Stadt.

Jetzt begann man, die Berge zu besteigen. Die Entfernung von einem Meere zum anderen ist, in der größten Breite, nicht über 18 Seemeilen, und in der kleinsten nur 7. Careta, wo ihr Marsch begann, ist von dem Stillen Meere nur 6 Tagereisen entfernt; allein sie brauchten 20 dazu. Der Isthmus besteht aus der großen Gebirgskette, welche das Rückgrat der neuen Welt von Norden nach Süden bildet, und dem Marsche der Spanier stellten sich alle Hindernisse einer gebirgigen Gegend, eines glühenden und ungesunden Klima's und eines mit ewigem Gestrüppe bedeckten Bodens entgegen. Doch der Augenblick war nahe, der alle diese Mühseligkeiten belohnen, mehr als belohnen sollte. — Unter allen mächtigen und verlockenden Genüssen des menschlichen Geistes kommt keiner dem Vergnügen gleich, welches erlangte Kenntniß gewährt. Entdeckungen in jedem Gebiete der Wissenschaften füllen das Gemüth mit einer Wonne, die, mehr als jede andere, an Extase gränzt. Das urplötzliche Aufrauschen jener Thore, die uns so lange die Kenntniß, nach der wir hoffnungslos schmachteten, versperrten; das weite Gebiet der Forschung, der Wahrheit und des Ruhmes, das oft ein einziger glücklicher Schritt unserer Macht unterwirft; das neue und glänzende Licht, das den Geist des Menschen überströmt, wenn er plötzlich einen jener großen Lehrsätze erfaßt, die der Schlüssel zu den Wissenschaften sind, das Alles zusammen bildet einen Verein von Hochgenüssen, denen kein anderer gleich kommt. Philosophen und Könige dürften Balboa um sein Gefühl beneiden, als er sich durch die unermeßlichen Waldungen hindurch gearbeitet hatte und seine Indianischen Führer, die Quarequono's, ihm unter den in Nebel gehüllten Hügeln denjenigen zeigten, von dem man das Stille Meer sehen konnte. Balboa behielt sich selbst die Ehre dieser herrlichen Entdeckung vor; er gebot seinen Truppen am Fuße des Hügels Halt und stieg allein hinan, mit gezogenem Schwerte, gleich dem Sieger, der, nach einer harten Belagerung, von einer eroberten Stadt Besitz nimmt. Als er die Spitze erreicht hatte, lag der Stille Ocean vor ihm.

Die rohen Religions-Begriffe der Spanier spielten zu jener Zeit bei allen Vorfällen eine Rolle, und ihr Aberglaube verließ sie mitten im Gemetzel nicht, aber das Gemälde, das jetzt vor den Augen des heldenmüthigen Entdeckers lag — die hochstrebenden Träume von Größe, Herrschaft und Ehre, welche dieser Anblick heranrief — der Blick auf jene Wellen, die zu Ländern führten, welche an Reichthümern die kühnsten Träume der alten Welt überboten und die herrlichsten Erzeugnisse der Natur im Ueberfluß besaßen — die Wellen, an deren Ufern Peru und Mexico fast zu seinen Füßen lagen, die die entfernten Küsten von China und Hindostan bespülten, Länder, welche die Natur und der fabelhafte Ruf mit Wundern angefüllt hatte, geheimnißvolle Sitze von Reichthum, Religion, Königspracht und phantastischem aber großartigem Aberglauben — alles rechtfertigte den Aufschwung edler Gefühle und die Dankbarkeit eines vom höchsten Glücke fast betäubten und überwältigten Herzens. Balboa fiel auf die Kniee und brachte mit überströmenden Augen dem Himmel seinen Dank dar, daß er ihn dieses herrlichen Anblicks gewürdigt habe. Seine Truppen hatten sein Hinaufsteigen mit der gespanntesten Theilnahme bewacht, als Leute, deren Schicksal an seinen Erfolgen hing; doch als sie seine Geberden, Staunen und Entzücken ausdrücken und ihn bebend auf die Kniee fallen sahen, konnten sie sich nicht länger halten; sie eilten den Hügel hinan, erblickten mit Entzücken das unvergleichliche Schauspiel, und, seine Gefühle theilend, ergossen sie sich mit ihm in Dankgebeten.

Balboa's Anrede an die Truppen war seiner kräftigen Seele würdig. Kurz, kühn und mächtig wußte er jedes Gefühl in ihnen aufzuregen; seine Worte waren die Posaune, welche sie zu den Siegen rief, die Mexico's und Peru's Schätze seinem Vaterlande erringen sollten.

„Castilianer!“ rief er, dort liegt das Ziel aller eurer Wünsche, der Lohn aller eurer Anstrengungen. Dort rollen die Wogen jenes Meeres, von dem ihr so viel gehört habt, und welches die unermeßlichen Reichthümer umschließt, die euch so lange versprochen werden. Ihr seyd die ersten, die diese Ufer erreicht, diese Wellen erblickt haben. Euch allein gehören daher die Schätze, euch allein der Ruhm, dieses unermeßliche, nie betretene Gebiet der Herrschaft unseres Königs zu unterwerfen, dem Lichte unserer heiligen Religion zu öffnen. Heran denn, die Welt wird an Reichthum und Ruhm nicht eures Gleichen sehen!“

Noch war eine erhabene Ceremonie zu verrichten. Ein großer Baum wurde abgehauen, von Aesten befreit, zu einem Kreuze geformt und auf dem Gipfel des Berges als Zeichen des christlichen Glaubens aufgestellt.

Doch jetzt galt es, die Küste zu erreichen. Balboa lieferte den Indianer-Häuptling, der die unteren Pässe der Cordilleras vertheidigte, eine Schlacht, besiegte ihn und stand endlich am Ufer des Meeres. Als die Fluth stieg, ging der Spanische Anführer in voller Rüstung, das bloße Schwert in der einen Hand, einen Banner mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Wappen von Castilien zu ihren Füßen in der anderen, in das heranströmende Wasser und rief mit lauter Stimme: „Langes Leben den mächtigen und hohen Herrschern von Castilien. In ihrem Namen nehme ich Besitz von diesen Meeren und Ländern, und wenn irgend ein anderer Fürst, Christ oder Ungläubiger, ein Recht darauf zu haben glaubt, so bin ich bereit und entschlossen, ihm entgegen zu treten und die gerechten Ansprüche meiner Fürsten zu behaupten.“

Ein anderer Glanzpunkt in seinem Leben war der Empfang seiner Landsleute. Am 19. Januar 1514 kam er nach einer Expedition von 4½ Monaten wieder in seiner Kolonie in Darien an. Sein Triumph war vollständig; die ganze Bevölkerung strömte ans Ufer, ihn zu empfangen, begrüßte ihn als die Zierde des Spanischen Namens, als den Schöpfer ihres Glücks, als einen Gottgesandten, der sie zum Besitze unermeßlichen Reichthums und Ruhmes führen sollte. Alle Ehrentitel, die Spanische Bewunderung zu ertheilen weiß, wurden dem Helden gespendet, und die Huldigung des Volks, die nie verdienter war, erklärte ihn als den Eroberer der Berge, den Friedensstifter der Landenge, den Entdecker des südlichen Meeres und, nicht wie andere Krieger der alten oder neuen Welt, als den Besieger von Menschen, sondern als den Ueberwinder der Natur.

Man muß diesem berühmten Manne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich dieser glänzenden Popularität würdig zeigte. Seine Erfolge hoben seine großen Naturgaben nur noch mehr hervor; das Glück machte ihn nie anmaaßend, noch die Gewalt tyrannisch, oder der Reichthum geizig. Er wurde von seinem Volke aufs höchste geachtet und von den Indianern bis an sein Ende geliebt. Noch lange nach seinem Tode sagte man, kein Befehlshaber in Indien hätte es besser verstanden, sich die allgemeine Hochachtung zu erwerben, als Vasco Nuñez de Balboa.

Doch die Eifersucht des Spanischen Hofes, der selten die Macht auf edle Weise zu gebrauchen wußte, bezeichnete ihn bald als ihr Opfer. Seine Tugenden und Talente waren seine Ankläger. Seine Gewalt wurde durch die Ankunft des Pedrarias, eines höchst argwöhnischen und grausamen Mannes, beschränkt. Ob der Unwille über diesen Schimpf sein Verbrechen war, oder die Absicht des Hofes, ihn zu stürzen, ihn zu Verrätherei trieb, ist noch unentschieden; doch nach einer langen Reihe heftiger Vorstellungen von seiner Seite, und verstellter Hinterlist von Seiten des neuen Gouverneurs, der ihm während der Zeit sogar seine Tochter zur Ehe gab, wurde Balboa mit einigen seiner vornehmsten Freunde, als Verräther und unrechtmäßiger Besitzer von Krongütern, enthauptet. Er starb im zweiundvierzigsten Lebensjahre. Sein Vaterland ehrte ihn, als es zu spät war, wie es die öffentliche Dankbarkeit gewöhnlich thut, und Spanien hat ihn seitdem stets zu den merkwürdigsten jener ausgezeichneten Männer gezählt, die ihm eine neue Welt erwarben.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Noticia histórica etc. (Historische Notiz über die Pestkrankheiten, Epidemieen u. s. w., welche die Menschheit seit der frühesten Zeit bis zu unseren Tagen heimgesucht, nebst besonderer Erwähnung der Cholera.) Pr. 6 Rs.

Recopilacion de lo mas interesante etc. (Zusammenstellung des Interessantesten, das im Monat April d. J. in der Gazette de France über die Cholera gestanden.) Von Don Eugenio Ortajan y Brunet. Pr 4 Rs.

Sistema musical de la lengua castellana. (Musikalisches System der Spanischen Sprache.) Pr. 20 Rs.

Frankreich.

Das Fort Ham.

Vom Grafen von Peyronnet.

(Aus dem 7ten Bande des Buches der Hundert und Ein Schriftsteller.)

Der den obigen Titel führende Aufsatz des zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilten Ministers Karl's X. ist unter den vie-

len interessanten Beiträgen zu dem neuesten Bande des Buches der Hundert und Ein Schriftsteller einer der werthvollsten. Das Gewand, in welches der Verfasser seinen Gegenstand, eine Beschreibung des festen Schlosses Ham, seines jetzigen Gefängnisses, eingekleidet hat, ist eigenthümlich. Er versetzt uns in den Anfang des künftigen Jahrhunderts, läßt einen seiner Enkel, den er unter dem Namen Richard einführt, zu einem Greise herangealtert seyn, der auf dem einsamen Landsitze der Familie seinen Kindern das unglückliche Schicksal ihres Urgroßvaters erzählt und dadurch auf eine Beschreibung des Gefängnisses desselben geführt wird.

„Das Schloß war nur mittelmäßig befestigt;" so beginnt die Schilderung. „Der Connetable von Saint-Pol ließ es in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts auf den Trümmern des alten Schlosses erbauen; es war von viereckiger Form, an den Ecken standen vier runde Thürme, die unter einander durch schmale Wälle verbunden waren. In Nordwest beschützte ein viereckiger Thurm das einzige Thor des Forts, und ein anderer Thurm, von ähnlicher Form, erhob sich an der entgegengesetzten Seite in nordöstlicher Richtung; zwei Halbmonde in Ost und West waren die einzigen Außenwerke. Längs des südlichen und östlichen Walls floß der Kanal des Herzogs v. Angoulême; auch die Somme, welche die Mauer der Stadt benetzte, floß dicht an dem Schlosse vorüber. Im innern Hofraume dienten zwei mittelmäßige Gebäude zu Kasernen, an der äußersten Ecke eines dieser Gebäude befand sich das Staats-Gefängniß. Dort, meine Kinder, habe ich in einem engen, düstern Zimmer lange Zeit Euren Ahnherrn gesehen, ruhig, geduldig, nichts verlangend, sich über Niemand beklagend und von dem Unglück Frankreichs nur das vergessend, das ihn selbst getroffen hatte. Nur auf dem Gesimse des Kamins hatte er den naiven und deutungsvollen Sinnspruch Philipps des Kühnen eingegraben: Es dauert mir sehr lange! Merkwürdig an dem Schlosse war der östliche Thurm, der den Beinamen des Connetable behalten hatte; diese schwerfällige Steinmasse war 100 Fuß hoch und hatte denselben Durchmesser, die Mauern waren 32 Fuß dick. Ohne die unterirdischen Kerker war das Innere dieses unförmlichen Baus in drei Stockwerke getheilt."

„Unter der alten Monarchie diente das Schloß lange Zeit zum Staatsgefängniß. Ludwig XVI., der die Staats-Gefängnisse aufhob, änderte die Bestimmung desselben, die es aber unter der Republik wieder erhielt. Ludwig XVIII. nahm bei seiner Thronbesteigung dem Schlosse auf's Neue seine Bestimmung, aber als Karl X. vom Thron stieg, öffneten sich die Gefängnisse wieder, und auch das Schloß ward wieder zu einem solchen. Am äußersten Ende des Hofes stond eine große Linde, der einzige Baum, den die Gefangenen in der Ferne sahen. Betrachte diesen Baum, sagte einst mein Großvater zu mir, ein bekannter Mann hat ihn einst gepflanzt, ein Mann, Namens Bourdon, einer der Stifter der Französischen Republik und den die Republik zum Lohn in dieses Gefängniß warf. Obgleich gefangen, blieb er dennoch hartnäckig bei seinem politischen Glauben und pflanzte an jener Stelle einen jungen Baum, den er, der Theorie jener Zeit gemäß, der Freiheit widmete. Die Natur ließ, mit grausamem Spotte, den Freiheitsbaum, der an allen anderen Orten abgestorben war, in einem Gefängnisse wachsen und grünen. Er grünt noch, mein Sohn, aber wann wird die Freiheit grünen?"

„Ein ander Mal erzählte Graf Richard seinen Kindern und Enkeln die Geschichte des Schlosses und der Stadt Ham, wie sie ihm von seinem Großvater überliefert worden war. Diese Stadt, sagte er, hat in alten Zeiten tapfere und berühmte Herren gehabt. Eudo von Ham nahm unter Philipp August das Kreuz und kämpfte tapfer bei den beiden Stürmen auf Konstantinopel, an dem Tage, wo Lascaris, Ducas und Marzulph, die blutige Hülle des jungen Alexis einander streitig machend, statt sie zu vertheidigen, die Griechische Kaiserkrone auf das Haupt eines Grafen von Flandern fallen ließen. Drei Jahre später vollbrachte Hues von Ham große Waffenthaten in der unglücklichen Schlacht bei Adrianopel, in welcher der heldenmüthige Graf v. Blois umkam und der Kaiser Balduin in die Gewalt des Königs der Bulgaren fiel. Ein anderer Besitzer von Ham blieb in der Schlacht von Montlhery in dem Augenblicke, wo die Reisigen Ludwig's XI. den linken Flügel des Grafen von Charollais in die Flucht schlugen. Auch ist zu nennen, doch mit Verwünschung, der schändliche Heribert, Herr von Ham und Vermandois, der seinen Herrn beraubte, ohne es zu wagen, von dem Raube Besitz zu nehmen, und denselben nach sechsjähriger Gefangenschaft in Peronne schändlich sterben ließ; ferner der Connetable von Saint-Pol, der dreimal zum Verräther und Meineidigen wurde, der den Herzog von Burgund, den König von England und den von Frankreich zugleich verrieth und verdientermaßen durch Verrath umkam."

„Auch der Krieg hat diesen Ort heimgesucht. Im Jahre 932 hatte sich Hébrard, Sohn des Grafen Helgaud, der beim Ueberfalle des Lagers bei Arras von den Normannen getödtet ward, zum Herrn von Ham gemacht. Graf Heribert eilte herbei, stürmte das Schloß und machte Hébrard zum Gefangenen. Kurze Zeit darauf belagerten König Raoul und Hugo der Große den Ort; lange ward gekämpft, endlich aber wurden die Getreuen Heriberts gezwungen, dem Könige Geißeln zu geben. Vor dieser Stadt begann Johann von Burgund im Jahr 1411 den blutigen Kampf, der sein Haus und das Haus Orleans so lange entzweite. Die Flamändischen Truppen, die er herbeigeführt hatte, besiegten nur mit großer Mühe den hartnäckigen Widerstand der Einwohner, die zuletzt doch nachgeben mußten. Die unglückliche Stadt ward geplündert, und alle Kirchen und Häuser wurden in Asche gelegt. Doch erstand die Stadt wieder aus ihren Ruinen; aber im Jahr 1414 nahm Johann von Luxemburg dieselbe und plünderte sie abermals. Zwanzig Jahre später ward sie von Ghire wieder erobert. In geringer Entfernung von dem Thore fiel 1595 der tapfere d'Humières, ein glücklicher Kriegsheld, dessen Tod Heinrich IV. beweinte. Gomeron, der den Platz für den Herzog v. Aumale inne hatte, war so schwach gewesen, 1500 Spanier in die Stadt aufzunehmen, und vor Gram darüber gestorben. Sein Sohn, der ihm im Kommando folgte, begab sich mit zweien seiner Brüder nach Brüssel zum Spanischen General. Als dieser sie in seiner Gewalt hatte, wollte er dies benutzen, um sich das Schloß überliefern zu lassen, und drohte der in demselben zurückgebliebenen Mutter Gomeron's, ihr die Köpfe ihrer drei Söhne in einer Schüssel zu übersenden, wenn sie zögere. Dorvilliers, Schwager Gomeron's, der an dessen Stelle getreten war und keinen Verrath begehen wollte, rief den tapfern d'Humières. Dieser kam, griff die in der Stadt verschanzten Spanier muthig an, ward zwei Mal zurückgeworfen und von einem Büchsenschusse getödtet. Aber seine Soldaten rächten ihn, die Stadt wurde genommen, und von den 1500 Spaniern entkamen nur einige Mann. Der Spanische General, der gerade Cafelet belagerte, rückte, über diesen Verlust entrüstet, gegen Ham an, forderte den Platz zur Uebergabe auf, ward mit Kanonenschüssen empfangen und rächte sich für seine Schmach, indem er den unglücklichen Gomeron vor den Augen seiner Mutter aufhängen ließ. Noch vor wenigen Jahren zeigte man den Baum, an dem die That geschehen war, und der davon den Namen Gomeron's führte."

„Diesen Erzählungen fügte Graf Richard andere interessante Notizen über das Schloß Ham hinzu. Der General Foy ist hier geboren, sagte er; mein Großvater hat ihn gekannt, liebe Kinder, und lange Unterredungen, entfernt von dem Tumulte der öffentlichen Versammlungen, mit ihm gehabt. Er war ein geschickter und es aufrichtig meinender Mann, der denen, die ihn mit sich fortzogen, nur von ferne folgte, der einzige vielleicht unter so vielen Rednern derselben Partei, der den Ruf verdiente, den diese ihm verschafft hatte. Auch erzählte der gute Richard von den vornehmen Gefangenen, die im Fort Ham gesessen, deren aber nur wenige gewesen, weil die Regierung für diese Vincennes und die Bastille, die näher und sicherer waren, vorgezogen habe. Doch ward ein König, Karl III., eine Zeit lang hier von dem Grafen von Vermandois gefangen gehalten, der ihn dann nach einem anderen Fort, Chateauthierry, bringen ließ. Auch ein Graf von Oxford, ein treuer und muthiger Diener des Hauses Lancaster, ward elf Jahre in das Schloß Ham eingesperrt und entfloh endlich mit dem Gouverneur Walther Blount, den er bestochen hatte. Dann kam die Zeit der Revolution und des Konvents, der sich an einem Tage von Barrère, Billaud-Varennes und Collot-d'Herbois befreite, die er zur Deportation verurtheilte, und von Bourdon, Hugues, Ebâles, Fauffedoife, Duhem und Chondieu, die er nach Ham verbannte. Bald kamen Gefangene von anderem Charakter und Range hinzu, wie Vibraye, Choiseul, Montmorency, Emigranten, die durch einen Sturm an die Küste zurückgeworfen worden waren. Zu derselben Zeit kam auch derselbe Polignac nach Ham, den sein Geschick abermals dahin geführt hat, damals in die Katastrophe von Moreau, Pichegru und Georges verwickelt, jetzt an einer unendlich unglücklicheren Katastrophe Theil nehmend, ein vom Geschick unerbittlich verfolgter Fürst, der sein Leben mit einer langen Gefangenschaft begann und am Ende desselben eine neue Gefangenschaft antritt."

E n g l a n d.

Die drei ersten Begründer der Englischen Literatur.

I. Thomas Elyot.

Thomas Elyot ist der erste Englische Schriftsteller, der es unternahm, seine Muttersprache auszubilden. Wir finden bei ihm die Spuren der ersten schwachen Tritte auf dieser neuen Bahn und entdecken die Verirrungen eines Geistes, der einen großen, volksthümlichen, aber noch nicht scharfgezeichneten Plan verfolgt, oft Widerstand findet, aber den Beifall der öffentlichen Meinung hat. Er war einer der interessanten Autoren, die uns die Geschichte ihrer eigenen geistigen Entwickelung hinterlassen haben, und er verdankt es wohl hauptsächlich diesem Umstande, daß seine Werke auf die Nachwelt gekommen sind.

Als ein einnehmender, liebenswürdiger Gelehrter, wurde er sehr früh bei Hofe eingeführt. Sein alter Busenfreund war Thomas Morus. Heinrich VIII. schenkte ihm seine Gunst und übertrug ihm unter anderen Geschäften auch die geheime Sendung nach Rom, wo er wegen der Scheidung von Katharina unterhandelte. Doch scheint die Liebe zur Schriftstellerei den Ehrgeiz des Staatsmannes überflügelt zu haben, und als er von seiner letzten Gesandschaft zurückgekehrt war, beschloß er, über verschiedene Materien gemeinnützige Bücher zu schreiben, und zwar, wie er sich ausdrückte, in der gemeinen Sprache (vulgar tongue). Vielseitige Belesenheit und eine unermüdliche Feder kamen ihm dabei sehr zu Statten. Das erste ausführliche Werk Elyot's heißt: „das Buch vom Staatsmann" (The Boke of the Governor). Es erschien 1531 und war einmal so populär, daß es sieben oder acht Auflagen erlebte und von den Englischen Alterthümlern noch jetzt geschätzt wird. Der „Governor" ist eine jener Schriften, die in einer frühen Kultur-Epoche, wo das Unterrichts-System noch unvollkommen war, der Bildung eines Hof- und Staatsmannes sehr förderlich seyn mußte. Elyot empfängt den künftigen Beamten in den Armen seiner Amme und umgiebt sein Ideal mit Allem, was die Tugenden oder Studien, die er näher beschreibt, auszubilden fähig ist. Er hat das Werk Heinrich VIII. gewidmet. Ein neuerer Kritiker würde nicht redlich gegen die damalige Zeit verfahren, wenn er bemerken wollte, daß die gesunde Vernunft, die in dem Buche vorherrscht, doch etwas gar Alltägliches, und jedes darin vorkommende Citat aus der alten Geschichte fast trivial

zu nennen sey. Die philologische Bildung jenes Zeitalters ist freilich jetzt zur Knaben-Weisheit geworden. Damals gab es keine andere Autorität als die alten Klassiker.

Elyot behauptete, der Menschengeist habe in dem letzten Jahrtausend Rückschritte gethan; und verglich er die Schriftsteller dieses Zeitraums, selbst die scharfsinnigen geschwätzigen Scholastiker nicht ausgenommen, mit den großen Meistern des Alterthums, so erhielt seine Behauptung einen Anschein von Wahrheit. Noch hatte das Christenthum in den Homilien der Kirchenväter dem neueren Europa nichts geboten, was der fein entwickelten Moral eines Seneka gleich kam, und die Mönchs-Chroniken, worauf alle Geschichte beschränkt war, durften schwerlich mit Livius und Tacitus wetteifern. Was aber die Dichter des Alterthums betraf, so erklärte Elyot, das Englische seiner Zeit habe nicht einmal Worte, um die Feinheit der Wendungen und den Wohllaut des Lateinischen Verses wiederzugeben.

Das angeführte Buch giebt ein merkwürdiges Beispiel von der Nüchternheit des Zeitgeistes. Ein gelehrter und würdiger Autor deklamirt in mehreren Kapiteln feierlich über „den ehrbaren Zeitvertreib des Tanzens" und giebt eine ganze Reihe moderner Allegorieen zum Besten. Die verschiedenen Stellungen und gegenseitigen Bewegungen der Paare, „wobei sie einander die Hand reichen", bedeuten Ordnung, Eintracht, Klugheit, Umsicht und andere für das Gemeinwohl nothwendige Tugenden. Bei dieser Philosophie des Tanzes ist es lustig zu sehen, wie der Verfasser sich zum Narren seiner eigenen Einbildung macht, indem er mit Gewalt Motive und Analogieen entdecken will, die den Gegenständen durchaus fremd sind. Lange nach unserem Staatsmanne entdeckten die Puritaner in den anmuthigen Attitüden der Tanzer eben so viele Schlingen des Satans, womit er die Seelen beider Geschlechter umstrickt. Es war überhaupt in Elyot's Zeitalter Sitte, über die gewöhnlichen Handlungen des Lebens allegorisch zu raisonniren. So eröffnet der Franzose Gaston Phebus sein Werk über die Jagd in demselben Geiste. „Durch das Jagen", bemerkt er, „entgehen wir den sieben Todsünden; darum wird unser Seelenheil um so gewisser, je öfter wir diese Beschäftigung treiben. Jeder gute Weidmann hat Freude, Lust und Erquickung und sichert sich eine Stelle im Paradies oder wenigstens in dessen Vorstädten, weil er dem Müßiggang, der Wurzel alles Uebels, ausgewichen ist."

Vielleicht verdankte die Welt den „Staatsmann" einem noch berühmteren Buche, dem Cortegiano (Hofmann) von Castiglione, das nur zwei Jahre vor der ersten Ausgabe desselben erschien und Elyot auf seinen Gesandtschaftsreisen zu Papst und Kaiser gewiß nicht unbekannt blieb. In einem folgenden Werke: „Von den Kenntnissen, die Einen zum weisen Manne machen" (Of the Knowledge which maketh a Wise Man), erzählt Elyot, wie er sein Inneres dem Volke (the vulgar) erschlossen habe. An einem Hofe war es eben so gefährlich, zu moralisiren, als derbe Erzählungen vorzubringen. Ersteres galt für Strafpredigt, letztere sollten verkappte Persönlichkeiten seyn. So bewirkte ein Kapitel über „die verschiedenen Arten der Schmeichler", daß „mancher verwundete Klepper hinten ausschlug", und legte er die Salbe auf, so erhielt er einen Hufschlag zur Belohnung. Sie wunderten sich, daß der Ritter überhaupt schriftstellerte. „Andere Leute, die weit klüger und gelehrter sind", sagte man, „schreiben ja gar nichts!" Unter seine antiken Bildnisse schrieb man moderne Namen. Der geplagte Autor rief aus: „Leute, wie mein Gnathos, mag es in Spanien geben wie in Griechenland, und solche, die meinem Pasquill gleichen, in England so gut als in Rom. Will man diejenigen, die ich an andere Orte versetzt habe, in England suchen, so kann ich's nicht verhindern." Aber ein anderes Werk: „Konterfei von Regierungen" (Images of Governance 1540), in dem er „das scheußliche Leben des Kaisers Heliogabalus" detaillirte und den groben Epikuräer mit Severus in Kontrast stellte, mußte den Königlichen Wüstling und seine Genossen hart verletzen. Gleichwohl zeigte sich der Fürst nichts weniger als beleidigt und lobte sogar mit Worten voller Majestät die edle Freimüthigkeit Elyot's.

Für einen Autor, der Bahn bricht in der Schriftstellerei und noch ohne Nebenbuhler ist, sind alle Gegenstände gleich verführerisch. So wählte er jetzt einen Stoff, der seiner politischen Exbit sehr fremd war. Er publizirte „die Burg der Gesundheit" (the Castle of Health), ein medizinisches Werk, das fast eben so viele ehrenvolle Ausgaben erlebte, als „der Staatsmann". An der Stelle seiner früheren Widersacher hatte er nun die ganze Innung der Aerzte auf dem Halse. In seiner Vorrede zur dritten Ausgabe (1541) sagt er: „warum soll ich mich ärgern über Vorwürfe, womit einige meiner Landsleute mir lohnen, und zwar für Arbeiten, die ich ohne Hoffnung auf zeitlichen Lohn und nur aus glühendem Eifer für das Gemeinwohl des Vaterlandes unternommen habe!" „„Ein würdiges Unternehmen!"" sagt man. „„Herr Thomas Elyot ist Arzt geworden und schreibt über Heilkunde, was doch einem Ritter nicht anstehe; er hätte sich besser mit was Anderem beschäftigt.""" Recht so; gefällt es Euch, den einen Arzt zu nennen, der für das Wohl seines Vaterlandes sorgt, wohl! dann thut es. Ich für mein Theil schäme mich nicht, Bücher von jeder Art zu schreiben, und mein erlauchter Fürst ist mir mit seinem Beispiele vorangegangen. Hochderselbe hat es nicht verschmäht, der Haupt-Verfasser einer Einleitung in die Grammatik für die Kinder seiner Unterthanen zu seyn..... Wenn die Aerzte sich darüber ärgern, daß ich mein Werk Englisch geschrieben, so mögen sie sich nur daran erinnern, daß die Griechen Griechisch, die Römer Lateinisch und Avicenna Arabisch geschrieben haben, was doch auch ihre respektiven Muttersprachen gewesen sind. Diese Leute waren Heiden und Juden, aber in diesem Theil der Menschenliebe thaten sie es uns Christen um Vieles zuvor."

Als unser Elyot einige Jahre später wieder auf seine „Burg der Gesundheit" zurückkam, war sie von den Strahlen der Volksgunst erleuchtet. Er freute sich jetzt, daß sein Werk „die Menschen lange erhalten werde, wie sehr auch einige Aerzte sich härmen möchten." Der Philosoph hatte es versucht, jenen mystischen Schleier, mit dem Einige die Arkana der Medizin verhüllen wollten, „als wollten sie in Chiffern schreiben, die kein anderer Mensch lesen könnte", wegzuziehen. Er antizipirte jene Revolution in der Heilkunde, die lange nach ihm einige der trefflichsten medizinischen Werke in den neueren Sprachen Europa's ans Licht gefördert hat.

Die patriotischen Bemühungen Elyot's waren mit seinen ethischen und populairen Schriften noch nicht abgeschlossen. 1535 erschien sein „Wörterbuch", worin er „das Latein durch Englisch erklärt", und zu allen künftigen Wörterbüchern der Engländer den Grund legte.

Wie aber hienieden alles unvollkommen ist, so blieb auch der weise Elyot von den Schwächen der menschlichen Natur nicht frei. Als die Klöster aufgehoben wurden, drängte sich eine Schaar von Bittstellern zum Antheil an der ungeheuern Beute, die selbst ein unumschränkter Monarch nicht wohl allein behalten konnte. Ein jeder beeilte sich, seine früher geleisteten Dienste oder die Noth des Augenblicks zu urgiren, um nur Etwas zu erhaschen, und leider finden wir auch unseren Philosophen in dem bunten Haufen. Lord Cromwell war die Hauptperson, durch deren Vermittelung die neuen Schenkungen von Häusern und Ländereien vor sich gingen. Aber ohne die größte Bestechung konnte man nicht auf Aufmerksamkeit von seiner Seite rechnen. Als der Kanzler Audley wegen der Abtei St. Osith mit Cromwell unterhandelte, schickte er ihm 20 Pfund nebst „seinem armen, herzlich guten Willen, auf Lebenslang." Elyot fand bei seiner Bewerbung ein bedingtes Versprechen gerathener. Er führt Seiner Herrlichkeit zu Gemüthe, daß er, mit Ausnahme eines kleinen Gütchens, gar nichts besitze, und sagt darauf: „Wie klein auch das Stück Land sey, welches die Gnade des Königs mir zutheilen wird, auf jeden Fall verspreche ich Eurer Herrlichkeit den Ertrag des ersten Jahres mit Versicherung meiner treuesten Ergebenheit zukommen zu lassen." Jedermann bot dem Lord Cromwell sein Herz und den Rest seines Lebens zur Verfügung an.

Elyot hat noch einen anderen merkwürdigen Brief an Lord Cromwell geschrieben. Er hatte zur Zeit Wolsey's, der die Königliche Gunst an Geistliche verschwendete, als Hofmann gewisse Beeinträchtigungen erlitten. „Ohnerachtet meines knappen Einkommens", sagt er in diesem Briefe, „habe ich meinem bisherigen Amte so gut, wie irgend ein anderer Ritter, der weit mehr zu verzehren hat, vorgestanden; aber ein neues, mir übertragenes Amt, das bedeutende Ausgaben erfordert, wird mein Ruin seyn, und ich weiß nicht, welcher Tücke des Schicksals ich besagtes Amt, dem der Verlust des Geldes und der Ehre gleichsam anklebt, zu verdanken habe; denn heutiges Tages ist strenge und eifrige Ausübung der Gerechtigkeit allenthalben ein Aergerniß. Und das fällt gerade in eine Zeit, wo ich verheffte, ruhig zu leben, meine Gläubiger nach und nach zu bezahlen, und mich mit meinen alten Studien wieder auszusöhnen."

Bei Allem dem ist es wahrscheinlich, daß Elyot mit seinem Gesuche glücklich war; denn man findet seinen Namen unter den Kommissären, die 1534 eine allgemeine Untersuchung über Kirchen- und Universitäts-Güter anstellen mußten. Man weiß, wie verhaßt diese Gilde war, und welchen Mißbrauch sie von ihrer Gewalt machten, bis endlich der König selbst in's Mittel trat. Aber in diesen Tagen der Prüfung sank Elyot noch tiefer. Er kam in Verdacht, ein Papist zu seyn, und weil seine enge Freundschaft mit Thomas Morus den Argwohn verstärkte, brach er mit seinem alten und ehrwürdigen Freund! Er, der strenge Moralist, der selbst in seinem „Staatsmann" ein merkwürdiges Kapitel über treue Freundschaft geschrieben hatte, konnte es über sich gewinnen, Folgendes an Lord Cromwell zu schreiben: „Ich bitte Ew. Herrlichkeit, meine freundschaftliche Verbindung mit Herrn Thomas Morus, die, wie es im Sprichwort heißt, nicht weiter reichte als usque ad aras, zu vergessen, in Erwägung, daß ich diesem Manne niemals in solchem Grade zugethan war, als ich Treue und Ergebenheit gegen meinen allergnädigsten Oberherrn fühlte."

Die literarische Geschichte Thomas Elyot's zeigt, mit welchen Schwierigkeiten ein Schriftsteller zu kämpfen hat, der es unternimmt, in der Literatur seiner Muttersprache die erste Bahn zu brechen. Es scheint, daß dieser Autor all' seine Seelengröße aufbieten mußte, wenn er im eignen Kreise durch Verachtung muthwilliger oder bosshafter Kritik seine Ueberlegenheit behaupten wollte. Dafür aber krönte die Stimme der Nation alle seine Bestrebungen.

Mannigfaltiges.

— Literarische Lotterie in China. Ein literarischer Spekulant in Canton hat einen Plan zu einer „Lotterie zur Belohnung des Talentes" bekannt gemacht. Er fordert nämlich auf, ihm Nachbildungen von jeder der beiden Figuren, welche in seinem Prospektus abgedruckt sind, nebst 1 Mace und 5 Candarin's (ungefähr 1 Schilling Sterling) einzusenden, und verpflichtet sich, über die Verdienste der eingesandten Abbildungen in einer öffentlichen Versammlung zu entscheiden. Der erste Preis soll 120 Taels, der zweite 60, und 100 Preise sollen jeder einen Tael betragen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Allerhöchst. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Freitag den 19. Oktober 1832.

England.

Characteristics of women, moral, poetical and historical. (Weibliche Charaktere.) Von Mistreß Jameson. 2 Thle. London, 1832.

Mistreß Jameson zeichnet sich vor allen weiblichen Schriftstellern des Tages aus. Sie ist ihnen allen unähnlich, nicht allein in dem, was sie thut, sondern auch in der Art, wie sie es thut. Sie hat kein Gefallen am bloßen Bücherschreiben oder an Kunstgriffen, wodurch Geld und eine leichte Popularität zu gewinnen sind; sie huldigt nicht der Mode oder der Ziererei irgend einer Art; sondern fern von dem Treiben der Welt behandelt sie das Aechte und das Verwerfliche nach seinem Werth; sie schreibt gleichsam von Herzen und um sich von der Masse von Gedanken und Gefühlen zu befreien, die ihr Gemüth beschweren. Ihr Geschmack ist von der reinsten und erhabensten Art; sie stellt intellectuelle Forschungen an, des moralisch Guten und der Schönheit halber, die sich daraus entwickeln lassen, und ist sich keiner anderen Beweggründe bewußt, als der des edelsten literarischen Eifers. Sie verwirklicht in der Zeit der Reife die Träume einer enthusiastischen Jugend. Aber die Zeit, welche ihr Urtheil gemäßigt, hat sie nicht ihrer Liebe für das Anmuthige und Geistreiche beraubt, und sie behandelt ihren Lieblings-Gegenstand — die Analyse weiblicher Charaktere — zugleich mit dem Vortheil einer reifen Kenntniß und mit dem Eifer eines frischen Gemüthes. Dieser besondere Reiz verleiht ihren Werken ein hohes Interesse.*) Wir sind immer gewiß, daß ihre Wahl des Gegenstandes eine ausgesuchte ist, und daß sie denselben durch den Ernst der Leidenschaft und durch die Lebendigkeit der Poesie verschönert. Wie erfreulich ist es, sich von der bloßen Gewinnsucht unserer Bücher-Schreiber zu einem so unfreiwilligen Geständniß der Reinheit zu wenden, wie es in folgenden Worten der Mistreß Jameson enthalten ist:

„Dieses kleine Werk ward unternommen, ohne einen Gedanken an Ruhm oder Geld; aus der Fülle meines Herzens und meiner Seele habe ich es geschrieben. Durch das Vergnügen, welches es mir gewährt, durch die neue und mannigfaltige Ansicht der menschlichen Natur, welche es mir eröffnet, und durch die schönen und lieblichen Bilder, welche es mir vorgeführt hat, so wie durch die Uebung und Läuterung meiner eigenen Fähigkeiten, bin ich schon hinreichend entschädigt; wenn Lob und Vortheil dazu kommen, so geschieht es unerwartet. Ich würde erfreut und dankbar seyn; aber ich habe nicht an sie gedacht und nicht für sie gearbeitet. Glaubt Ihr dies!"

Von dem Charakter und von dem Zweck dieses wahrhaft erfreulichen Werkes sagt sie:

„Ich habe mich bemüht, die verschiedenen Modificationen, deren der weibliche Charakter fähig ist, so wie ihre Ursachen und Folgen darzuthun. Mein Leben habe ich mit Beobachten und Denken zugebracht; ich habe, wie Ihr wißt, mehr Gelegenheit zu dem Ersteren und mehr Muße zu dem Letzteren gehabt, als die meisten anderen Leute. Was ich gesehen, gefühlt, gedacht und gelitten habe, hat mich dahin gebracht, mir gewisse Ansichten zu bilden. Es scheint mir, daß die Stellung der Frauen in der Gesellschaft, so wie wir sie jetzt wahrnehmen, falsch in sich selbst und beleidigend für uns ist, — daß die Erziehung der Frauen, wie sie jetzt geleitet wird, auf falschen Grundsätzen beruht und dazu dient, die Summe des Elends und des Irrthums bei beiden Geschlechtern furchtbar zu vermehren; aber ich habe es nicht auf eine anmaßende Weise versucht, diese Ansichten der Welt in Form von Versuchen über die Moral oder von Abhandlungen über Erziehung vorzulegen. Ich habe es vorgezogen, gewisse Sätze durch Beispiele zu erläutern, und überlasse es meinen Lesern, sich die Moral selbst abzuleiten und selbst die Schlüsse zu ziehen."

So ist also dieses Werk dazu bestimmt, Mistreß Jameson's Ansicht über den weiblichen Charakter, wie er sich unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen entwickelt hat, zu erläutern und für die bessere Bildung des weiblichen Gemüthes Rathschläge zu ertheilen, die auf erklärende Beispiele und auf eine sorgsame Untersuchung begründet sind. Die Geschichte, glaubt sie, zeigt die Frauen niemals, wie sie sind, sondern verwandelt sie lieber in die Triebfeder irgend eines großen Ereignisses, am liebsten eines Unglücks. Die Charaktere, wie sie Mistreß Jameson zeichnet, sind der Geschichte unbekannt; denn sie ist überzeugt, daß die historische Frau ein gemaltes Ding ist, das man in ein besonderes Licht gestellt hat, um die Wirkung der Züge zu erhöhen.

„Beispiele", sagt sie, „bieten sich mir in Masse dar, aber laßt uns das nächstliegende nehmen. Erinnert Ihr Euch der Herzogin von Longueville, deren schönes Bild wir gestern besahen? Der Heroine der Fronde? Denkt Euch diese Frau kühn, intriguant, ausschweifend, eitel, ehrgeizig, aufrührerisch und mit einem Lächeln die Männer zu Rebellen machend; oder, wenn das noch nicht genug ist — die Dame war eben nicht bedenklich — denkt sie Euch ohne Grundsätze wie ohne Scham — nichts war ihr zu arg. Und dann denkt Euch dieselbe Frau, wie sie den tugendhaften Philosophen Arnauld beschützt, als er angeklagt und verurtheilt ist, wie sie ihn, aus Gründen, die selbst ihre ärgsten Feinde nicht herabwürdigen konnten, in ihrem Hause verbirgt, so daß selbst ihre eigenen Diener nichts davon wissen, wie sie sein Essen selbst zubereitet, für seine Sicherheit wacht und ihn endlich wirklich rettet. Ihre Zärtlichkeit, ihre Geduld, ihre Verschwiegenheit, ihr uneigennütziges Wohlwollen verachtet nicht allein die Gefahr — dies wäre wenig für ein Weib mit ihrem Gemüthe — sondern hielt eine verlängerte Prüfung und all' die Langeweile aus, welche die Nothwendigkeit, zu Hause zu bleiben, mit sich brachte; sie unterwarf sich einer fortdauernden Selbstbeherrschung und all' den tausend kleinen täglichen Opfern, welche einer eitlen, zerstreuungssüchtigen, stolzen, ungeduldigen Frau so schwer geworden seyn müssen. Wenn uns nun also Shakespeare den Charakter der Herzogin von Longueville gezeichnet hätte, so würde er uns dieselbe Frau in beiden Situationen gezeigt haben; denn sicherlich war es dasselbe Wesen, mit denselben Fähigkeiten, Leidenschaften und Kräften; wogegen wir sie in der Geschichte auf der einen Seite als eine Furie der Zwietracht, als ein Weib ohne Scham und Mitleiden, und auf der anderen als einen Engel der Güte erblicken, und nichts wahrnehmen, was diese beiden Extreme in unserer Phantasie verbinden könnte."

Diese Unterscheidung ist sehr zart und richtig. Die Geschichte verschmilzt niemals Extreme, wenn dieselben sich in einem Individuum begegnen, sondern trennt solche vielmehr noch schärfer und erbaut auf diese Weise Widersprüche und irreleitende Theorieen, die nur dazu dienen, das, was an sich schon dunkel ist, noch unauflöslicher zu machen. Da Mistreß Jameson die Geschichte deshalb nicht für die Quelle hielt, aus der sie die geeigneten Materialien für ihren Zweck schöpfen konnte, so suchte und fand sie in Shakespeare, „dessen Charaktere Geschichte und wirkliches Leben in sich vereinigen", Alles, was sie brauchte. Auf diesen Charakteren erbaute sie das Gebäude ihrer Ansichten; und die Resultate sind eine Reihe bewundernswerther Versuche, in denen Poesie und Kritik sich vereinigen, und die schon ihrer Schönheit halber mit Vergnügen gelesen werden, selbst ohne Rücksicht auf die tieferen Verdienste, die unter der Oberfläche liegen. Unter den einzelnen Beispielen mischt sie hie und da Gedanken ein, die ihrer Wahrheit und Richtigkeit halber aufbewahrt zu werden verdienten. Zum Beispiel:

„Das geistige Vermögen der Frau steht in demselben Verhältnisse zu dem des Mannes, wie ihre physische Organisation; es ist geringer an Kraft und von verschiedener Art. Daß einige Frauen manche Männer an körperlicher Kraft oder geistiger Energie übertroffen haben, widerspricht dem allgemeinen in der Natur begründeten Prinzipe nicht. Die wesentliche und unveränderliche Unterscheidung scheint mir diese: bei den Männern sind die geistigen Fähigkeiten selbstständiger und unabhängiger von dem übrigen Charakter, als wir dies jemals bei Frauen antreffen, bei denen das Talent, so hervorstechend es auch seyn mag, in einem bei weitem größeren Maaße von ihren Neigungen und moralischen Eigenschaften modifizirt wird."

Und dann wieder:

„Die Neigungen einer Frau, wie stark sie auch seyn mögen, bleiben Gefühle, so lange sie sanft dahin fließen; Leidenschaften werden sie erst, wenn sie Widerstand finden."

Die Untersuchung des Charakters der Portia ist vortrefflich, eben so die der Rosalinde. Ueber die Erstere giebt sie folgenden beredten Kommentar:

„Viele Frauen haben viele von den Eigenschaften besessen, welche Portia so liebenswürdig machen. Sie ist in sich selbst ein Stück der Wirklichkeit, an dessen möglichem Vorhandenseyn wir durchaus nicht zweifeln; und doch hat vielleicht niemals ein menschliches Wesen existirt, in welchem die moralischen und geistigen Fähigkeiten in einem so herrlichen Verhältnisse zu einander und zu allen äußeren Gegenständen und Einflüssen standen; gewiß ist es, daß ein solches

*) Vgl. in Nr 7 des Magazins die Anzeige ihrer „Denkwürdigkeiten berühmter souveräner Herrscherinnen."

Wesen jetzt nicht existiren könnte. Ein Weib wie Portia in unsere Zeit und in den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft versetzt, würde die Gesellschaft gegen sich bewaffnet finden, und anstatt wie Portia ein liebliches, glückliches, geliebtes und liebendes Geschöpf zu seyn, würde sie dem riesenhaften Götzen, öffentliche Meinung genannt, zum Opfer fallen. Giebt es denn kein Heiligthum für solch' ein Gemüth? Wo kann es eine Zuflucht vor der Welt finden? Wo kann es Kraft gegen sich selbst finden? Wo, als im Himmel?"

Von Beatrice (in „Viel Lärmen um Nichts") giebt die Verfasserin folgende Schilderung:

„Es ist bemerkenswerth, daß, trotz der Bündigkeit und der Lebhaftigkeit des Dialoges, wenige Reden der Beatrice einer allgemeinen Anwendung fähig sind oder sich deutlich in's Gedächtniß einprägen; im Allgemeinen enthalten sie mehr Laune und Fröhlichkeit als Gedanken, und obgleich Witz der hervorstechende Zug in diesem dramatischen Portrait ist, so entzückt und erheitert uns Beatrice doch mehr durch das, was sie ist, als durch das, was sie sagt. Es sind nicht bloß ihre geistreichen Antworten und heiteren Späße, es ist die Seele des Witzes und der Geist der Fröhlichkeit, der ihren ganzen Charakter durchdringt, die wir lebendig und voll Leben vor uns sehen. Im Ganzen entlassen wir Benedikt und Beatrice zu ihrem ehelichen Bunde mehr mit dem Gefühl der Lustigkeit, als mit dem des Glückwunsches oder der Theilnahme; mehr mit der Ueberzeugung, daß sie zu einander passen und Einer des Anderen werth sind, als mit einer begründeten Aussicht auf ihre häusliche Ruhe. Wenn, wie Benedikt versichert, „Beide zu klug sind, um friedlich zu lieben", so kann man hinzufügen, daß Beide zu klug, zu witzig, zu muthwillig sind, um friedlich mit einander zu leben. Wir haben einiges Mißtrauen gegen Beatrice — einige Befürchtungen, daß der arme Benedikt dem zerkratzten Gesicht nicht entgehen wird, welches er demjenigen prophezeiht hat, der diese witzige, kecke und lustige Dame gewinnen würde; wenn wir aber bedenken, daß der Witz und die muthwillige Laune Beatrice's mit einem Edelmuth des Geistes gepaart sind, der sie weit über jede Selbstsucht und über jeden armseligen Streit um die Gewalt erhebt; wenn wir inmitten ihres sarkastischen Leichtsinnes und ihrer Zungen-Beweglichkeit eine so hingebende Neigung und ein so tiefes Gefühl für weibliche Tugend und Ehre wahrnehmen, so sind wir wieder geneigt, das Beste zu hoffen. Wir halten es für möglich, daß, wenn auch der Mann hin und wieder toben und die Frau mitunter zanken wird, doch die natürliche gute Laune der einen und der wahrhaft richtige Verstand des anderen, und der Werth, welchen sie augenscheinlich einer auf des anderen Achtung legen, ihnen einen beträchtlichen Theil häuslicher Glückseligkeit sichern werden, und in dieser Hoffnung trennen wir uns von ihnen."

Die Apostrophe an Ophelia ist außerordentlich schön:

„Ophelia — arme Ophelia! O, viel zu sanft, zu gut, zu schön für dieses gewöhnliche Leben, viel zu zart, um nicht auf dem Dornenpfad dieses Lebens zu verbluten! Was soll man von ihr sagen? Beredsamkeit verstummt vor ihr! Wie der Klang einer süßen Musik, der auf den Flügeln der stillen Nacht zu uns herübertönt, und den wir mehr fühlen als hören, — gleich der Schneeflocke, die sich in der Luft auflöst, ehe sie die Erde berührt, — gleich dem leichten Schaum, der sich von der Welle ablöst, und den ein Hauch vernichtet, — so ist der Charakter Ophelia's; so überaus zart, daß es scheint, als ob die leiseste Berührung sie entweihen würde. Die Liebe Ophelia's, die sie niemals eingesteht, gleicht einem Geheimniß, das wir ihr entwendet haben, und das unsere Herzen zu erdrücken droht, wie das übrige. Ihr Gram sucht nicht Worte, sondern Thränen; und ihr Wahnsinn bringt genau denselben Eindruck hervor, den wirkliche Todtheit auf uns machen würde; wir wenden uns unwillkürlich ab und verhüllen das Gesicht in ehrerbietigem Mitleid und mit zu schmerzlicher Theilnahme. — Unter allen Charakteren, die Shakespeare gezeichnet — Hamlet allein ausgenommen —, macht uns der der Ophelia den Dichter in seiner eigenen Schöpfung vergessen. Wenn wir an sie denken, so geschieht es mit dem ausschließlichen Gefühl ihrer wirklichen Existenz, ohne Beziehung auf die wunderbare Macht, die ihr das Leben gab. Die Wirkung — und was für eine Wirkung — wird durch so einfache Mittel, durch so wenige und unmerkliche Striche hervorgebracht, daß wir nie an dieselben denken. Sie ist so rein natürlich und unverfälscht, und doch so tief pathetisch, daß, wie Hazlitt bemerkt, sie uns zu den alten Balladen zurückführt; wir vergessen, daß sie in ihrer vollkommenen Kunstlosigkeit der höchste und vollendetste Triumph der Kunst ist."

Gleich vortrefflich ist folgender der Desdemona dargebrachter Tribut: „Kein auf eine andere Weise erdachtes weibliches Wesen hätte dasselbe innere und schmerzliche Mitleiden erwecken können, ohne etwas von dem hohen Reiz zu verlieren, der ihr vom Anfang bis zum Ende beiwohnt, und den wir leicht dem Interesse der Situation und der poetischen Färbung zuschreiben könnten, der aber in der That in dem eigentlichen Wesen ihres Charakters liegt. Desdemona mit all' ihrer schüchternen Weichheit und sanften Nachgiebigkeit ist nicht schwach; nur das Negative allein ist schwach, das bloße Vorhandenseyn der Güte und Zärtlichkeit schließt aber schon eine Art von Kraft in sich; — eine Kraft ohne Bewußtseyn, ohne Anstrengung, eine Kraft der Ruhe — die Seele der Anmuth. — Ich kenne eine Desdemona im wirklichen Leben, bei der der Mangel an großen Geistesgaben nicht als ein Mangel bemerkt wird, der Mangel an Energie doch der Würde keinen Eintrag thut und die unerschütterliche Heiterkeit nie für Gefühllosigkeit gehalten wird. Eine Frau, der die Gedanken instinktartig zuströmen, bei der ein richtiger Takt die Stelle der Grundsätze vertritt und die Tugend selbst mehr den Anschein eines nothwendigen Zustandes als eines auferlegten Gesetzes hat. Kein Schatten von Sünde oder Eitelkeit hat je diese herrliche Unschuld verdunkelt, keine innere Zwietracht je diese äußere Liebenswürdigkeit getrübt — kein Streit der unruhigen Außenwelt je die Harmonie im Inneren gestört. Die Befürchtung des Uebels scheint für ewig ausgeschlossen zu seyn, als ob die Güte alle Dinge zu sich bekehrt hätte; und der Reinheit des Herzens muß nothwendig Alles rein erscheinen. Der dadurch hervorgebrachte Eindruck ist ganz derselbe, den der Charakter der Desdemona hervorbringt. Bei der Desdemona fühlen wir, daß die geringste Kundgebung geistiger Kraft oder thätigen Willens der Wirkung schädlich gewesen seyn würde. Sie ist ein fleckenloses Opfer, ganz Harmonie, ganz Anmuth, ganz Reinheit, ganz Zärtlichkeit, ganz Wahrheit! Aber, ach! es zu sehen, wie sie gleich einem Engel in den Klauen eines Teufels flattert! Es zu sehen — arme Desdemona!"

Das Werk ist auch äußerlich hübsch ausgestattet, ja, man kann sagen verschönert, durch einige von Mistreß Jameson selbst verfertigte Vignetten, denn außer ihrem schriftstellerischen Talent besitzt sie auch noch eine bedeutende künstlerische Geschicklichkeit. Wir haben an diesem Buche fast nichts auszusetzen, sowohl in seinem literarischen als in seinem malerischen Theil. Beide sind vortrefflich und zuweilen außerordentlich zierlich und wirkungsreich. Es ist sehr möglich, daß wir, wenn wir in einer comischen Laune wären, in der wir aber nicht sind und niemals seyn werden, so oft Mistreß Jameson's Werk vor uns liegt, das verschwenderische Gepränge einer blumenreichen Sprache tadeln würden. Bilder aller Art sind hier so häufig wie Brombeeren im Walde. Hierin kann zu viel geschehen seyn, und die Beschaffenheit des Gegenstandes macht die Verzierungen nur auffallender und als Geschmacks-Sache um so tadelnswerther. Wir sagen dies nur, um Mistreß Jameson gegen einen Fehler zu warnen, den sie unbewußt begeht, und der die ganze weibliche Anmuth und ausgesuchte Schönheit ihrer Gedanken, die ihren Werken zu so hoher Zierde gereichen, mitunter stören könnte. (Atlas.)

Bibliographie.

Select essays. (Abhandlungen über Religion und Moral.) Von Belfrage. Pr. 5½ Sh.

The christian amusement (Christliche Erbauung.) Von einem Landprediger. Pr. 2 Sh.

The christian portrait (Das Bild einer Christin.) In einer Denkschrift Elisa's. Pr. 5 Sh.

Christ our example. (Christus, unser Vorbild.) Pr. 6 Sh.

Life etc. (Andrew Marvell's Leben.) Von Dove. Pr. 2½ Sh.

The youth's book. (Des Jünglings Buch über natürliche Theologie.) Von Gallandet. Pr. 4 Sh.

Spanien.

Vasco Nuñez de Balboa und Francesco Pizarro.

(Fortsetzung.)

Franz Pizarro war von einer unbekannten Mutter geboren; seine Geburt war die fast aller Gründer alter Reiche und, gleich einem Heroen des Alterthums, von romanhaften Umständen begleitet. Man sagt, er wäre an einer Kirchthüre in Truxillo ausgesetzt und in diesem Zustande von einer Sau gefunden worden, die ihn säugte. Seine erste Beschäftigung war, Schweine zu hüten. So viel ist wenigstens gewiß, daß seine Erziehung sehr vernachlässigt war, denn er konnte nie seinen Namen schreiben und wahrscheinlich nicht lesen. Als einen merkwürdigen Umstand in seinem wechselvollen Leben führt man an, daß die Furcht, zu dem Eigenthümer der Schweine, von denen sich einige verlaufen hatten, zurückzukehren, die erste Idee, nach der neuen Welt zu gehen, bei ihm erzeugte. Er fand auf dem Wege vier Reisende, die nach Sevilla gingen, welches damals der Vorhof aller Spanischen Entdeckungen war. Er folgte ihnen entschlossen, schiffte sich nach St. Domingo ein und begann seine blutige, aber glänzende Laufbahn.

Garcilosa indessen, mehr besorgt für die Ehre seines berühmten Landsmannes, behauptet, er sey der Sohn des Capitains Pizarro und einer bekannten, obgleich unehelichen Mutter, Namens Francisca Gonzalez, aus Truxillo gebürtig, gewesen. Es wird auch behauptet, daß er seine Laufbahn in den Italiänischen Kriegen begann. Ungleich anderen berühmten Männern, blieb Pizarro lange in der Dunkelheit, denn man hörte vor seinem dreißigsten Jahre nichts von ihm; damals wurde ihm, bei der letzten Expedition des Ojeda nach Terrafirma, als dessen Lieutenant, der Oberbefehl in der Kolonie Uraba übertragen. Diese Ernennung beweist, daß er sich bereits hervorgethan hatte, denn sie setzt bekannten Muth und Treue voraus. Dennoch blieb er noch vierzehn Jahre in einer untergeordneten Stellung, in welcher er, ohne es zu wissen, durch Thätigkeit und Erfahrung sich zu seinem großen Unternehmen vorbereitete.

Die Spanier hatten, wie wir gesehen, bereits die Landenge durchschritten und von den Bergen herab einen Blick auf die weit ausgedehnte Südsee gethan. Die Entdeckung eines neuen Meeres war fast eben so wichtig, als die einer neuen Welt; doch die romantische Einbildungskraft jener Zeit hatte dieses Meer mit Wundern angefüllt. Die Spanier erblickten jetzt die Gewässer, welche die goldenen Ufer Cathai's bespülen. Indien, das Mutterland glänzender Wunder, lag im Niedergange der Sonne, welche täglich Himmel und Meer mit einem Glanze überströmte, den Europäische Augen noch nicht erblickt hatten, und der an sich selbst schon das Gemüth mit Träumen von nie geahnten Herrlichkeiten erfüllte. Das Land der Seide, der Diamanten, der Perlen schien bloß den ersten kühnen Abenteurer zu erwarten, der sich in den herrlichen Wasserspiegel zu seinen Füßen stürzen wollte, dessen angenehmende Klarheit ein neues

Wunder und gleichsam das Pfand war, daß die Natur diese zauberischen Gegenden nach anderen Gesetzen regiere. Eine alte Sage von der Niederlassung der zehn Stämme Israels in den mit allen Naturschätzen gesegneten Bergen und Thälern von Hindostan, welche aber nur durch besonderen göttlichen Schutz den Einfällen der ringsum wohnenden Heidenvölker widerstanden, erhöhte das Geheimnißvolle, welches zu allen Zeiten mit so magischer Kraft nach Indien zog. — Eine andere Sage, die den düsteren Glauben der Spanier noch mehr ansprechen mußte, erzählte von einem mächtigen Reiche im Norden, das von einem christlichen Priesterkönige regiert würde und mit der Wunderpracht des Ostens eine Europäische Staats-Verfassung und den Römisch-katholischen Glauben verbände.

Das Stille Meer und der Weg, der durch dasselbe nach Indien führt, war der große Gegenstand aller Bestrebungen der Spanier; doch Gold war das erste Bedürfniß ihres Lebens. Die Indianer, welche Balboa an der Westseite der Hügel von Darien fand, bezeichneten den unermeßlichen Landstrich, den man von deren Gipfeln erblickte, als von Golde strotzend; der Strom der Abenteurer stürzte daher unaufhaltsam diesen berühmten und glücklichen Gegenden zu. Doch furchtbare Schranken bewahrten diese Schätze. Die rohen Waffen und die geringe Kriegsgeübtheit der Eingebornen konnten dem Schwerdte der Spanier allerdings nicht widerstehen, aber sie fanden schlimmere Feinde an dem Klima, dem Boden und den Stürmen eines Landes, welches mit allen Schönheiten der Natur zugleich alle ihre Schrecknisse zu entfalten scheint. Sie wurden von einer unerträglichen Hitze versengt, von einer Kälte erstarrt, gegen die kein Schutz zu finden war; Stürme, die Himmel und Erde in Aufruhr brachten, warfen sie nieder, und Ueberschwemmungen ertränkten sie; Krankheiten der schrecklichsten Art lauerten auf jedem Schritte; Mattigkeit und Hunger waren ihr Gefolge. Eine Menge der kühnsten Abenteurer jener Zeit fand so ihr Grab, bis endlich selbst die Spanische Unerschrockenheit entmuthigt wurde; die Liebe zum Ruhme starb dahin, und die Gier nach Gold, die unersättlichste nie zu stillende Leidenschaft des menschlichen Herzens und besonders der Abgott der damaligen Spanier, schien entschlummert. Der Altar des Mammons stand verlassen; doch bald sollten die Pforten, die zu Gold und Blutbad führten, sich auf's Neue und für viele Jahre aufthun.

Pizarro, der sich nach Jahren unbelohnter Dienste nach Panama zurückgezogen hatte, ward plötzlich durch den Antrag, einen „Kontrakt" über eine Reise auf gut Glück nach dem Süden abzuschließen, aus seiner Dunkelheit gerissen. Seine Theilnehmer waren: Hernando de Luque, der zwanzig Tausend Unzen Goldes zur Expedition beschoß, und Diego Almagro, ein Krieger von ausgezeichnetem Geist, Scharfsinn und Kühnheit. Einige Freiwillige waren bald aus den zerstreuten Abenteurern, die noch immer an der Küste von Darien sich herumtrieben, zusammengebracht. Doch ihre erste Unternehmung wurde durch anhaltende Stürme vereitelt, sie geriethen bald in Hungersnoth. Der Gouverneur von Panama, durch die Bitten der Leidenden bewegt, sandte ein Schiff nach der Insel Gallo, um alle diejenigen, welche es wünschten, zurückzuführen.

Bei dieser Gelegenheit bewies Pizarro durch einen charakteristischen Zug, daß er zu großen Dingen bestimmt war. Er stand vor der Fronte der Krieger, welche die Hoffnung, ihrem Elende zu entgehen, bereits in Taumel versetzte. „Gehet nach Panama", sagte er, „Ihr, die Ihr nach Arbeit, Dürftigkeit und Verachtung verlanget, diese werdet Ihr dort finden. Ich beklage es, daß Ihr so die Früchte Eurer Kämpfe wegwerfet, in dem Augenblick, wo die Länder, welche die Indianer von Tumbaj uns verkündeten, nur unser Erscheinen erwarten, um uns mit Ruhm und Reichthum zu überhäufen. Gehet denn, aber sagt nimmer, daß Euer Anführer nicht der Erste war, allen Gefahren und Mühseligkeiten zu trotzen, und nicht stets über Eure Sicherheit, selbst auf Kosten der seinigen, wachte."

Dieser muthige Zuspruch that keine Wirkung; die Erinnerung an die erduldeten Leiden war zu schauderhaft. Pizarro sah, daß er auf dem Punkte war, verlassen zu werden, und machte einen letzten Versuch, um wenigstens sich selbst von der allgemeinen Schmach fern zu halten. Er zog sein Schwerdt, zeichnete damit eine Linie von Osten nach Westen und rief, indem er nach Süden wies: „Dieser Weg führt nach Peru mit seinen Schätzen, jener nach Panama und an den Bettelstab; wer ein guter Kastilianer ist, wähle!" Mit diesen Worten überschritt er die Linie; nur dreizehn folgten. Diese 13 Männer von niedrigem Stande leben als Helden im Andenken der Nachwelt und haben noch jetzt Theil an der Huldigung ihres Vaterlandes.

Nach Verlauf eines unter verzweifelten Anstrengungen, gränzenlosen Drangsalen und beständigen Kämpfen mit dem unruhigen und feindseligen Geiste seiner Mannschaft hingebrachten Jahres kehrte Pizarro nach Panama zurück, so arm, als er beim Beginn seiner Reise war, aber mit dem Verdienste, das Talent und Muth verleiben können, und vor Allem mit der Hoffnung, endlich das wahre Land der kostbaren Metalle, Peru, entdeckt zu haben.

Die Erzählung seiner wunderbaren und gefahrvollen Begebenheiten verbreitete sich bald in ganz Europa und ersetzte den hinsterbenden Glanz des Ritterthums. Die menschliche Einbildungskraft wußte, seit den frühesten Zeiten, ihrem Hange zum Wunderbaren immer Nahrung zu verschaffen; doch das Zeitalter der Realität war gekommen; der Osten war erschöpft, der Strom des Wunderbaren sollte jetzt von Westen her fließen, und die Europäischen Romanenschreiber, der ewig wiederholten Orientalischen Träumereien müde, fanden neuen kräftigen Stoff in den harten Prüfungen, dem kühnen Ehrgeiz, den unermeßlichen Entdeckungen der Spanier in der neuen Welt.

Es möchte jetzt schwer seyn, den Fictionen nachzuspüren, auf welchen der berühmteste aller Barden sich einen Tempel errichtet; doch welche Schätze entgingen wohl der Phantasie Shakespeare's, die er nicht erfaßt und in Stoff zur Unsterblichkeit verwandelt hätte! In seinem „Sturm", unter allen Spielen seines Genius das reichste an zarter und malerischer Lieblichkeit, stellt er ohne Zweifel eine Insel der Südsee dar, und in ihren Einwohnern jene unstäten und eigenwilligen Wesen, von denen jede Reise nach der Südsee Beispiele liefert, und von denen die Spanische Geschichte jener Zeit voll ist. Pedro Alcon gab ihm ohne Zweifel die erste Idee zu seinem Trinculo.

Als nämlich Pizarro, die Küste entlang, nach Panama zurückkehrte, wurde er von einem Indianer-Stamme mit großer Gastfreundschaft aufgenommen. Ihre Königin, Namens Capillana, begrüßte ihn und seine Gefährten mit Freude und Bewunderung, und da es zu jener Zeit in seiner Politik lag, jeden Bruch zu vermeiden, erwiederte er ihre Höflichkeit mit Europäischer Feinheit. Doch einer seiner Krieger, Pedro Alcon, ein Mann von körperlicher Schönheit, die er aber mit einer Sorgfal. pflegte, welche ihn oft zum Gelächter seiner Kriegsgefährten machte, wurde bei dieser Gelegenheit ganz zum Narren. Kaum gelandet, verliebte er sich in die Königin, die, wie er glaubte, seine Leidenschaft erwiderte. Eine Königin der Verzweiflung preiszugeben, wäre gegen alle Galanterie gewesen; Pedro Alcon bat daher um Erlaubniß, sich in diesem Gebiet niederzulassen. Pizarro war unerbittlich. Jetzt gerieth der galante Mann in Feuer und Flamme; doch es war nicht mehr die Flamme der Liebe, sondern die des Ehrgeizes. Er kündigte allen Gehorsam auf und schweifte an der Küste umher, ein zerbrochenes Schwerdt schwingend, mit welchem er allen seinen Gefährten drohte, die er Räuber des Landes nannte, welches ihm und seinem Königlichen Bruder gehöre. Doch das zerbrochene Schwerdt ward ihm unbarmherzig entwunden und seine Königliche Person in vollem Staate mit Ketten beladen und unter das Verdeck geworfen. Diese verständige Behandlung, welche vielleicht bei manchem unberufenen Thron-Kandidaten gut angewandt wäre, heilte Alcon auf einmal von der Liebe und dem Ruhme; er kehrte ruhig nach Panama zurück, und das Reich Trinculo's war zu Ende.

Pizarro sollte nunmehr auf einem höheren Schauplatze in der Welt erscheinen. Er segelte nach Europa, mit den Ansprüchen und dem Ruhme eines großen Entdeckers, dem weder König noch Volk damals ihre Achtung versagten. Seine Forderungen waren hoch. Er verlangte für sich die Statthalterschaft über die neu entdeckten Länder, für seinen Gefährten Almagro die Stelle eines Capitains, und ein Bisthum für seinen Mitunternehmer Hernando Luque.

Sein erstes Auftreten in Spanien war von schlimmer Vorbedeutung. Er wurde, wegen einer in Darien gemachten Schuld, verhaftet; doch Pizarro hatte nicht das Atlantische Meer durchsegelt, um in einem Spanischen Gefängnisse zu sterben. Er wandte sich an die Regierung, die ihn befreite, und machte sich sogleich auf den Weg nach Toledo, wo damals Karl V. sich aufhielt. — Ueber keinen Monarchen jener Zeit hatte Fortuna ihre Gaben so lange, so reichlich und mit solcher Beständigkeit ausgeschüttet; aber zu jener Zeit stand Karl auf dem Gipfel seines Glückes. Frankreich war in der Schlacht bei Pavia unterlegen, Italien war seine Eroberung, der Französische König sein Gefangener, der Papst sein Vasall, und er war im Begriff, zu Bologna die Kaiserliche Krone aufzusetzen. In diesem Augenblicke erschien Pizarro, um diesem Herrn von Europa die Herrschaft über ein Königreich anzubieten, das fast eben so groß war und von den reichsten Erzeugnissen strotzte, welche die Erde hervorbringt oder in ihrem Schooße birgt. Cortez und Pizarro, die Zwillinge-Eroberer, kamen, um zu den Füßen Karls die Schlüssel von Mexiko und Peru niederzulegen. Pizarro's schöne Gestalt, kühnes Benehmen und würdevolles Wesen gewannen ihm allgemeine Bewunderung an einem Hofe, wo Alles versammelt war, was Europa Edles, Tapferes und Liebenswürdiges aufzuweisen hatte. Seine Anrede an den Kaiser war voll der gravitätischen Hoheit, die Gewohnheit und Natur die Spanier mehr als andere Menschen lehrt. Karl legte diesmal seine gewohnte Zurückhaltung ab, und der Held wurde zum Friedensfürsten des neuen Reichs, der keinen Anderen über oder neben sich hatte, ernannt.

Pizarro, jetzt am Quell der Ehre, wollte seinen Durst bis zur Sättigung stillen, wenn der Durst eines solchen Mannes irgend gestillt werden kann. Er erhielt den Orden von St. Jago und nahm die Kaiserliche Devise an, einen schwarzen Adler, der die beiden Herkules-Säulen umklammert, und als Sinnbild seiner Süd-Amerikanischen Triumphe, die Stadt Tumbaj, mit Wällen und Thürmen, einem Löwen und einem Tiger an den Thoren, und in der Entfernung auf einer Seite die See mit den Schiffen dortiger Art, und auf der anderen Schaaf- und Vieh-Herden. Um den Wappenschild las man die Inschrift: Caroli Caesaris auspicio, et labore, ingenio ac impensa Ducis Pizarro, inventa, et pacata. Dieser ungeheure Glücksstrom, der sich so reich über einen Menschen von gemeinem Herkommen ergoß, mag unser Erstaunen erregen, aber es gab einen anderen Augenblick in seinem Triumphe, um den wir ihn beneiden dürfen. Er besuchte seinen Geburtsort; seine Eltern lebten noch, und der tapfere und glückliche Sohn genoß der seltenen Freude, sie vor den Augen der Welt zu ehren. Er fand seine vier Brüder in Trurillo und nahm sie mit nach Amerika, um gleichem Ruhme und gleichen Reichthümern nachzujagen.

Indeß alle diese Ehren waren der Lohn für Eroberungen, die erst zu machen waren, und als Pizarro von Panama abgesegelt, zählte er nicht mehr als drei kleine Schiffe und 183 Mann. Mit diesen unternahm er es, das weitläuftigste, mächtigste und civilisirteste Reich des Südens zu erobern. Es erstreckte sich 2000 Meilen weit von Norden nach Süden längs des stillen Meeres.

Die Geschichte aller heidnischen Völker beginnt mit einer Fabel, doch diese Fabeln haben alle eine starke Aehnlichkeit mit einander. Ein Gesetzgeber, Krieger oder Prophet erscheint plötzlich aus einer unbekannten Gegend, civilisirt die Völker, unterrichtet sie in nützlichen Künsten, giebt ihnen eine Regierung und Gesetze und verschwindet eben so plötzlich, ohne daß man weiß, woher er kam, oder wohin er ging. Die wohlthätigen Genien von Peru hießen: Manco Capac und Mama Ocllo. Sie kamen aus einem unbekannten Lande. Manco unterwies die Einwohner im Landbau, und Mama lehrte sie Flachs spinnen. Sie gründeten die Stadt Luzco. Die Sage erzählt ferner, daß sie der Sonne einen Tempel bauten, ihren Dienst einführten und ein Gesetzbuch machten. Sie hinterließen das Reich einer Nachkommenschaft, welche sich für das reine Geblüt der Sonne ausgab, und die diese Reinheit sorgfältig erhielt, indem sich Bruder und Schwester mit einander verheirathteten, und nur die Abkömmlinge dieser unnatürlichen Verbindungen waren regierungsfähig.

In dem Laufe von 4 Jahrhunderten seit dem Tode des Manco Capac zählten die Peruaner 12 Fürsten, welche fortfuhren, die benachbarten Provinzen zu erobern, bis Huayna Capac, in dessen Zeiten die Ankunft der Spanier nach Amerika fiel, das Reich durch die Eroberung von Quito vervollständigte. Das Königreich erstreckte sich nun von Chili bis Quito, und die kräftige Verwaltung des Inka versprach die unruhigen Stämme, welche die Hauptbevölkerung bildeten, schnell zu civilisiren. Seiner Regierung verdankte man drei Hauptvortheile der Civilisation, eine gemeinschaftliche Sprache, eine Postverbindung, um die Befehle der Regierung durch das ganze Reich zu verbreiten, und Landstraßen, die von Luzco bis Quito über Berge durch Sümpfe und Wüsten sich hinzogen und in gewisser Entfernung mit Karavanserai's versehen waren, groß genug, um Tausende von Truppen zu beherbergen; ja, die Vorsorge war so weit getrieben, daß, in gewissen Fällen, diese Karavanserais mit Gegenständen versehen wurden, die zum Ausbessern der Waffen und des Gepäckes der Truppen und Reisenden nöthig waren.

Der Ursprung dieser weit verbreiteten Nation ist eine der interessantesten Fragen für den Alterthumsforscher, wenn sie auch diesem Werke fremd ist. Daß Amerika vom nördlichen Asien aus bevölkert wurde, scheint jetzt außer Zweifel. Die Entdeckungen, die von dem großen Cook und seinen gelehrten Begleitern in beiden Breiten gemacht wurden, haben dargethan, mit welcher Leichtigkeit große Seereisen, selbst in Kanoe's, zwischen den nördlichen Ländern Rußlands und den Küsten von Nord-Amerika zu machen sind. Der Verkehr zwischen diesen Gegenden ist noch jetzt gewöhnlich und war es vermuthlich seit den frühesten Zeiten. Der Russische Kolonist läßt sich eben so unbedenklich an den Amerikanischen Ufern als in Sibirien nieder, und der Eskimo ist an Gestalt, Lebensweise und vielleicht selbst traditionellen Erinnerungen unverkennbar der Zwillingsbruder des Tartaren. Der Hunger, der am häufigsten zum Auswandern antreibt, mochte leicht mehrere Sibirische Horden vermögen, ihren Lebens-Unterhalt an einer Küste zu suchen, die mit allen Schätzen der Natur prangte, und die sie so oft besuchten, wenn sie auf den Fischfang ausgingen, und war die Niederlassung einmal gemacht, so mochte die große Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens sie immer mehr nach dem Süden locken.

Doch Amerika scheint offenbar seine Bevölkerung zwei verschiedenen Racen zu verdanken, da es zwei ganz verschiedene Menschengattungen enthält, wovon die eine sich höchst roh, unbändig wild und jeder Verbesserung abhold, die andere hingegen erfinderisch, üppig und bildsam zeigt. Die erstere ist arm, haßt den Landbau und lebt in wilder Zwietracht; die zweite ist reich, weiß dem Boden Alles abzugewinnen und lebt in großem Staatsverbande. Es läßt sich kein schärferer Kontrast denken, als die ganze Stufenleiter von Sitten, Beschäftigungen und Denkweisen der nördlichen Amerikaner gegen die an der Linie und südlich an der Linie wohnenden. Der rothe Indianer, athletisch, gewaltthätig und blutdurstig, der in den Wäldern umherschweift, untauglich, in geselligem Vereine zu leben, beständige Kriege führend, die aber nur einzelne abgesonderte Fehden sind, unstät, ohne bestimmten Gottesdienst, Gesetzgeber oder König; dagegen der dunkle Sohn Mexiko's oder Peru's, schmächtig, geduldig und friedliebend, der in großen Dörfern oder in wohlgeordneten Städten wohnt, selten Krieg führt, aber dann mit Armeen, und nicht aus Rachsucht, sondern um zu erobern, der große Tempel erbaut, eine zahlreiche Priesterschaft und hochverehrte heilige Gebräuche hat, wohlgekannten Gesetzen gehorcht und von erblichen Königen beherrscht wird, die er mit orientalischer Abgötterei verehrt. Der Geschmack der Letzteren an körperlichen Zierden, an heiteren Bau- und Bildwerken, ihre religiöse Verehrung der Gestirne, ihre Hieroglyphenschrift, Alles spricht für eine orientalische Abstammung, aber eine Abstammung von den südlichen Nationen Asiens. Humboldt erwähnt einer Chinesischen Sage von einem Stamme, welcher nach einer Empörung sich nach dem Norden gewendet, und von dem man nie wieder etwas vernommen habe. Das Gesicht der Südamerikaner ist allerdings nicht Chinesisch, doch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß bei den Erschütterungen in jenen unermeßlichen und unbekannten Gebieten, welche im Osten und Süden von China liegen und an den Unruhen in diesem Reiche Theil nahmen, eine der Nationen von Birmah, Pegu, Malacca, oder selbst von Japan gänzlich nach Norden auswanderte, wohin kein Feind ihr folgen konnte, vom Norden mit seinem Schnee und Sturme nach den gegenüber liegenden Küsten der neuen Welt, und von diesen Küsten abwärts nach den Ländern unterhalb der Landenge. Auf diese Weise mögen die Künste, Gesetze und Religionen Asiens nach und nach durch die neue Welt geschritten seyn, bis sie endlich einen festen Sitz in den fruchtbaren metallreichen Ländern des Südens fanden. Das Innere von Nord-Amerika trägt noch jetzt sichere Kennzeichen von dem Aufenthalte oder den Durchzügen großer Menschenmassen, in einem Lande, das fast von Einwohnern leer ist. Die Erdwälle und Ueberbleibsel von Verschanzungen im Westen des Mississippi zeugen von einem, obgleich wahrscheinlich nur kurzen Aufenthalt einer Nation, die nach dem Süden wanderte; man findet keine Spur von festen und regelmäßigen Bauwerken einer Stadt, nichts als augenblickliche Befestigungen, rohe Wälle, welche die Niederlassung gegen andere Auswanderer schützen sollten, oder zuweilen auch gegen die Ueberschwemmungen der zahlreichen Seen und Flüsse. Der Abkömmling der Tartaren blieb in den Waldern, theils weil dieser Aufenthalt seiner angebornen Wildheit am meisten zusagte, ihm ein natürliches Obdach und Thiere zur Nahrung bot, die er nur erlegen durfte, theils weil er, wenn er aus den Waldern hervorkam, andere Nationen vorfand, die ihm an Civilisation, an Disziplin überlegen waren und Mittel zum Kriege besaßen, denen seine rohe vereinzelte Art zu fechten nicht gewachsen war. Der verständigere Asiate dagegen zog von einer Region zur anderen, stiftete Königreiche, bis er endlich den Punkt erreicht hatte, über welchen hinaus das Land wieder wilder, ärmer und abschreckender wurde. So gründete der Mexikaner seine Herrschaft in dem reichen Landstriche nördlich vom Isthmus, während der Peruaner seinen Königsitz auf dem Plateau im Süden aufschlug, welches die Natur mit einem wolkigen Horizont umgeben und so durch eine der einfachsten, aber bewundernswürdigsten Vorkehrungen gegen die Hitze der senkrechten Sonne schützt. Hier genoß er mitten in einer pestilenzialischen und glühenden Atmosphäre auf seinem hohen Wohnsitze einer erfrischenden und gesunden Luft und erbaute Städte, die mit einigen der berühmtesten in der alten Welt wetteifern können. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Don Lucas y don Martin solos en su camarin. (Die Beiden allein.) Capriccio voll Ernst und Scherz von Don Lucas Aleman.

Pláticas dogmático-morales de los principales misterios de Ntra. Sta. Religion. (Dogmatisch-moralische Predigten über die Haupt-Mysterien unserer heiligen Religion.) Gehalten vor dem Hofe vom Pater Josef del Salvador, Barfüßermönch und Prediger Sr. Maj. 6 Bde. Pr. 76 Rs.

Memoria físico-química. (Physikalisch-chemische Untersuchung über Infection im Allgemeinen und Kontagium insbesondere.) Von D. Antonio Valcellos y Camos. Pr. 5 Rs.

El segundo año, o ¿ Quién tiene la culpa? (Das zweite Jahr oder: Wer trägt die Schuld?) Uebersetzt von Manuel Breton de los Herreros. Pr. 2 Rs.

Mannigfaltiges.

— Jakobitische Manuskripte. Vor kurzem ist ein Literat der Stadt Edinburg in Besitz einer ansehnlichen Sammlung von Denkwürdigkeiten der Stuartschen Familie gekommen, die derselbe so bald als möglich öffentlich bekannt machen will. Unter den verschiedenen Memoiren befindet sich auch eines von dem Schottischen Haupt-Agenten der Familie Stuart vor dem Jahre 1745, welches über die geheimen Unterhandlungen vor dem Aufstande, in die er selbst verwickelt war, genauen Bericht erstattet und die Namen vieler großen Familien enthält, von deren Verbindung mit den damaligen Insurgenten man bis jetzt nie etwas geahnt hatte. Ferner enthält die Sammlung ein Memoire über die Expedition von 1745 nebst mehreren während ihres Verlaufs geschriebenen Briefen des Ober-Befehlshabers der Armee, Lord George Murray, so wie noch eine andere von einem der angesehensten Edelleute der Insurrection entworfene Schilderung eben dieser Expedition; in letzterem Bericht wird auch jede Raths-Versammlung, die während des Feldzuges bei dem Prinzen gehalten wurde, aus eigener persönlicher Anschauung geschildert. Außer einigen Erzählungen untergeordneter Theilnehmer des Aufstandes von einzelnen Begebenheiten desselben und einer großen Menge von Original-Briefen ist darunter auch ein Manuskript in zehn kleinen Oktavbänden, welches der ehemalige Bischof der Nichtschwörenden zu Leith, Herr Robert Forbes, zusammengetragen hat, und das über jedes Ereigniß auf der Flucht des Prinzen nach Mittheilungen der angesehensten Augenzeugen Bericht erstattet. Dieses Manuskript, worauf der genannte Bischof nicht weniger als dreißig Jahre Zeit verwandt zu haben scheint, enthält auch viele andere interessante Artikel, von denen einer fast ein Lächeln abnöthigt, eine Abschrift nämlich von dem Haushaltungsbuch des Prinzen, woraus man den Namen und Preis aller Lebensmittel ersehen kann, die von seiner Ankunft zu Holyrood-House bis zur Schlacht bei Culloden für seine Küche angekauft wurden. Aus den besonderen Umständen, unter denen diese ganze Sammlung von Denkwürdigkeiten vor einigen Jahren zu Stande gebracht wurde, kann man mit füglichem Grund entnehmen, daß sie an historischem Werth nur von den berühmten Stuartschen Manuskripten übertroffen wird, welche der vorige König von England ankaufte, die jedoch bis jetzt noch nicht im Druck erschienen sind*). (Edinburgh Observer.)

*) Vergl. Nr. 26 des Magazins

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Montag den 22. Oktober 1832.

England.

Ein Besuch bei Thomas Payne.

Ich war Schullehrer in der Grafschaft Wicklow im Jahre 1795, als die Welt durch den Sturm der Französischen Revolution erschüttert wurde, und als die verschwenderische Hand des jungen Pitt sich mit Goldbarren bewaffnete, um den Angriffen des Konvents, des Direktoriums und der Fünfhundert die Spitze zu bieten. Niemand war aufrichtiger religiös als ich. Ich hatte in meinem kleinen Hause fünf Bibeln; eine, die mir mein Onkel, ein presbyterianischer Geistlicher, geschenkt hatte; die zweite in Groß Folio, mit Noten von John Knox versehen; eine dritte, die von meiner alten Mutter ganz zerlesen worden war; eine vierte in Französischer Sprache und merkwürdig durch die darin befindlichen Kupferstiche Bernard Picard's; fünftens endlich eine Hebräische Bibel, mit einer lateinischen Uebersetzung zwischen den Zeilen und mit Noten von Richard Simon versehen. Ich blätterte abwechselnd in allen fünfen, verschiedene Erinnerungen machten mir sie theuer. Wenn die Lehrstunden vorüber waren, schloß ich mich mit meinen Bibeln ein und träumte.

Eines Tages las ich die Zeitungen und fand eine Bücher-Anzeige folgenden Inhalts: „Vertheidigungen der heiligen Schrift gegen die Angriffe des Thomas Payne, von Sr. Herrlichkeit dem Bischof Watson." — Eine Vertheidigung der Bibel! Wer kann sie denn angegriffen haben; und wer ist der Rasende, der sie vertheidigen will?

Ich kaufte sogleich Payne und Watson; der Eine schien mir ein bösartiger Pamphletist, der Andere schwach und unbedeutend, wie ein Sinekurist. Ihre Kontroverse ekelte mich an; und der geschworne Vertheidiger des göttlichen Wortes schien mir noch feiger und strafbarer als der wüthende Angreifer. Ich stellte die beiden unnützen Werke auf das höchste Brett in meiner kleinen Bibliothek; sie würden daselbst lange neben einander geschlafen haben, wenn nicht der Vater eines meiner Schüler sie in ihrem Schlummer gestört hätte. „Was halten Sie", fragte er mich, „von diesen beiden Schriftstellern?" — „Die Feder des Laien", antwortete ich, „ist mehr werth, als der Schäferstab des Bischofs." Er sah mich mit einem forschenden Blick an und ging. Ein Dorf in England ist von allen Orten in Europa derjenige, wo man den Gefahren der Klatscherei, dem Spioniren der Nachbarn, der Verleumdung der Dienstboten am meisten ausgesetzt ist. Nach Verlauf einer Woche hatte meine Antwort den ganzen Umfang meiner Sphäre durchlaufen. Ich mußte nun die finstere Miene des Rektors, die gerunzelte Stirn des Pfarrers, das Geflüster der Frauen in der Kirche und die neugierigen Besuche der Väter und Mütter ertragen, die sich überzeugen wollten, ob sich Thomas Payne wirklich in meiner Bibliothek befände. Ich hätte ihn hinter den vierzig Bänden, die meinen ganzen literarischen Schatz ausmachten, verstecken können. Das wollte ich aber nicht. Warum sich die Unruhe eines Geheimnisses machen, wenn das Gewissen rein ist?

Sobald es ganz ausgemacht war, daß Thomas Payne mein Lieblings-Schriftsteller, daß ich ein Ungläubiger sey, daß ich meinen Schülern Unterricht in der Gottlosigkeit gäbe, daß ich damit umginge, England zu revolutioniren, gerieth meine Schule in Verfall, und ich sah mich endlich genöthigt, mein Haus zu verkaufen. Ich sagte meinen Büchern, meinen Freunden, den Lehrern meiner Jugend Lebewohl. Mein Plan war, in die Marine einzutreten; mein Großvater hatte mit Ehren gedient und war im Marine-Invalidenhause von Greenwich gestorben. Ich begab mich nach London, der einzigen Stadt in der Welt, wo das, was man gewöhnlich Höflichkeit nennt, für Unverschämtheit gilt; wo man einer Frau, die im Begriff ist, zu fallen, nicht beispringen darf, ohne von ihrem Bruder oder Gatten einen Faustschlag befürchten zu müssen, und einen Bekannten nicht grüßen darf, ohne von den Vorübergehenden ausgelacht zu werden. Der Banquier, bei dem ich die aus meinem väterlichen Erbtheil gelöste kleine Summe niedergelegt hatte, übernahm es, meinen Eintritt in den Seedienst zu erleichtern. Bald war ich Matrose; der Admiral Gambier war nicht unzufrieden mit mir, und nach abgeschlossenem Frieden erhielt ich die Erlaubniß, einen kriegsgefangenen Französischen Matrosen, der ausgetauscht werden sollte, zu begleiten. Von Morlaix begab ich mich nach Paris. Servan, dies war der Name des Französischen Matrosen, wählte meine Wohnung, machte mir die Honneurs der Hauptstadt und zeigte mir alle Merkwürdigkeiten dieser seltsamen Stadt. Ich wohnte Rue de la Mortellerie.

„Wißt Ihr", fragte mich eines Tages mein Cicerone, „welcher Eurer Landsleute Euch gerade gegenüber wohnt?" — „Nein." — „Dort, in jenem schwarzen Hause, im dritten Stockwerk?" — „Nein, ich versichere Euch." — „Ein berühmter Mann, Thomas Payne." — „Ah!" — Ich konnte diesen Ausruf kaum hervorbringen, so seltsam erschien es mir, daß der Zufall mich dem gerade gegenüber führte, der Schuld an meiner freiwilligen Verbannung war. Sobald Servan mich verlassen hatte, eilte ich hinunter und klopfte an der Thür, die er mir bezeichnet hatte. Ein Thürsteher in Lumpen, einer jener schmutzigen und boshaften Spione, durch welche die Pariser ihre Wohnungen bewachen lassen, sagte mir: „Im dritten Stock, mein Freund. Der Bürger Payne frühstückt." — Ich stieg hinauf. Die Thür stand offen. In dem unordentlichen Vorzimmer fand ich einen alten Bedienten, der mit einer Bürste einen abgeschabten grauen Rock abrieb. — „Kann man Euren Herrn sprechen?" — „Herrn Payne?" — „Ja." — Eine ältliche Frau, wie eine Haushälterin gekleidet, trat in's Zimmer, warf einen Blick auf mich und sagte dann mit geläufiger Zunge: „Setzen Sie sich, mein Herr, setzen Sie sich, Herr Payne wird gleich kommen." — Dann ging sie in ein anstoßendes Kabinet und begann eine Unterredung, von der ich nur die letzten Worten hörte: „Ist's ein Engländer?" — „Ich glaube wohl." — „Zum Teufel mit den Engländern, erbärmliches, stolzes, teuflisches Geschlecht!" — „Dieser hier ist jung und scheint von sanfter Gemüthsart." — „Dann irrt Ihr Euch vielleicht, und es ist kein Engländer."

Thomas Payne trat ein. Seine kurzen schlecht befestigten Beinkleider, deren Bänder um die Beine flatterten, seine alten durchlöcherten Strümpfe, seine auffallende Unreinlichkeit stachen gegen den zierlichen Gruß ab, mit dem er mich beehrte. Er war weder rasirt, noch gekämmt, noch gewaschen, ohne Halstuch, ohne Weste, ohne Rock. Das Frühstück bestand in einem in Branntwein getauchten Stückchen Brod, das ächte Frühstück eines Trunkenboldes. Seine Hände und sein Kopf zitterten, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß das ein recht erbärmlicher Gegner Gottes sey.

„Herr Payne", sagte ich ihm lächelnd, „Sie sind mir eine Genugthuung schuldig." — „Wenn dem so ist, so bin ich bereit, sie Ihnen zu geben." — „Sie haben mich aus meinem Vaterlande vertrieben." — „Ich?" — „Ja, Sie", und ich erzählte ihm meine Geschichte, in der ich gegen das Ende durch eine lärmende Militair-Musik unterbrochen wurde. Payne, mürrisch über den Lärm, runzelte die Stirn, stieß sein Glas mit Branntwein zurück, daß es umfiel, und rief, indem ihm das Blut in's Gesicht stieg: „So also soll die Geschichte sich endigen!"

Ein Greis von stattlicher Gestalt war mittlerweile eingetreten und sagte mit ruhigem Ton: „Ich vermuthe, Thomas, daß diese Musik Euren Ohren wehe thut!" — „Ja, Tate, weh, sehr wehe!" Der Greis war der General Tate. Jene Trompeten, Pfeifen und Trommeln feierten den Ruhm und begleiteten den Triumph-Zug des ersten Konsuls. Bei diesem Lärm empörte sich die republikanische Seele meines Landsmannes; alle Träume von atheistischer Gleichheit erwachten nur in seiner verwundeten Einbildungskraft, um ihm einen tödtlichen Schmerz zu verursachen. Tate, von weniger leidenschaftlichem Charakter, theilte seine Ansichten und seinen Kummer. Sie versanken Beide in ein tiefes Stillschweigen.

„Ja", sagte ich zu ihnen, gleichsam auf ihre Gedanken antwortend, „man kann sich nicht genug darüber wundern, wenn man sieht, wie ein Volk, das noch kürzlich ganz Europa durch seinen republikanischen Enthusiasmus in Schrecken setzte, freiwillig vor dem ersten Despoten, der sich zeigt, das Knie beugt." — „O! Sie kennen die Franzosen nicht", erwiederte Payne. „Ihr Enthusiasmus hängt sich an Alles. Sie sind für eine Constitution eingenommen, wie für die Farbe eines Kleides; für den Schnitt einer Weste wie für einen König. Alles Neue sagt ihnen zu; Alles, was ihnen gefällt, versetzt sie in Entzücken. Der Mann, den sie jetzt mit dem Namen Konsul begrüßen, kennt diese Eigenheiten des Französischen Charakters. Er behandelt sie, wie sie es verdienen. Wenn er sich Kaiser genannt hätte, so würde man ihn ausgepfiffen haben; wenn er sich zum König gemacht hätte, so würde er guillotinirt worden seyn. Jetzt ist er Konsul; dieses Wort wird zwei Jahre dauern. Dann wird er die Benennung ändern, sich zum Tribun, Kaiser, Diktator machen, was weiß ich? zu Allem, was ihm einfällt, wenn er einmal die Macht in Händen hat."

Kein Feind Napoleons beurtheilte ihn strenger, als Payne; ich theilte die Verachtung, den Haß, den Zorn nicht, welche ihm der

neue Herr von Frankreich einflößte, und während aus den benachbarten Straßen der Ruf: „Es lebe Bonaparte! Es lebe der erste Konsul! Es lebe der General der Republik!“ zu uns herauf tönte, machte ich mir ein Vergnügen daraus, dem republikanischen Atheisten in allen seinen Ansichten zu widersprechen. „Wenn Bonaparte“, sagte ich, „dem Despotismus zueilt, so mag dies daher kommen, weil die Franzosen eines Despoten bedürfen. Warum soll man also einen Mann tadeln, der sie leitet, wie sie geleitet werden müssen?“ — „Weil“, erwiederte Payne, (dessen Unterhaltung ich hier wörtlich wiedergebe) „weil ich Bonaparte durchaus kein Talent zugestehe, selbst nicht das Talent eines Feldherrn, und weil es schimpflich ist, sich vor einem so mittelmäßigen Menschen zu beugen.“ — „Sie sind ein Jakobiner. Bonaparte ist Ihr und der Ihrigen Feind; Sie können daher nicht unparteiisch richten.“ — „Nicht das geringste Talent!“ rief Payne mit erhöhter Stimme. „Erfahrung, Voraussicht, die Kunst, seine Mittel zum Erfolg zu kombiniren, selbst persönlichen Muth, kurz Alles spreche ich ihm ab, was zu einem großen Manne gehört.“

„Meine Mutter hatte ein Sprüchwort“, unterbrach ihn Tate: „Eine erschrockene Katze zerbricht alles Porzellan!“ — „Ja, gewiß“, fuhr Thomas Payne fort, „er wird Böses thun, viel Böses. Aber seine Regierung kann nicht von Dauer seyn. Eigenmächtig, voll Galle, übermüthig, stolz, rachsüchtig, wird er weder von der Vergangenheit noch von der Zukunft Lehre annehmen. Wenn er Ruhm erwirbt, so wird er ihn abnutzen; wenn er Macht gewinnt, so wird er sie erschöpfen. Ihr werdet sehen, wie er, jenen Stieren gleich, denen man die Augen verbunden hat, sich den Kopf gegen die Felsen zerschmettert. Wenn es ihm an Gefahren fehlt, so wird er sie aufsuchen; wenn sich nur ein einziger Abgrund vor ihm öffnet, so wird er sich hineinstürzen, und wenn derselbe verschlossen ist, so wird er ihn öffnen.“

Tate, der über diesen ungerechten Ausfall lächelte und in den Worten Payne's viel Zorn und wenig Verstand sah, bemerkte mit ruhiger Stimme: „Weißt Du denn nicht, daß er Herr einer bewunderungswürdigen Armee ist; Soldaten, die nicht ihres Gleichen haben!“ — „Republikanische Soldaten!“ rief Payne aus. — „Und daß seine Feinde vernichtet sind!“ — „Ja, ja“, erwiederte Thomas, „ich weiß das Alles; und ich sage, daß, wenn es dieser Mensch auch weit bringt, er sich doch nicht lange halten wird. Unruhe ist ihm Bedürfniß. Er wird die fremden Nationen so lange quälen, drücken und beunruhigen, bis sie sich alle verständigen, um seiner los zu werden. Wenn er Frankreich und Europa unter einander geschüttelt hat, so wird er seinen Abgrund finden, er wird hineinstürzen, und es wird nicht mehr die Rede von ihm seyn.“

Ich versichere, daß dies die eigenen Worte Payne's waren. Wenn die Ereignisse seine Vorhersagung gerechtfertigt zu haben scheinen, so ist das nicht meine Schuld; der Leser möge über die Seltsamkeit der Prophezeihung und über die Gültigkeit der Anklage urtheilen. Unzufrieden mit dem schneidenden Ton, den Payne angenommen hatte, vertheidigte ich den ersten Konsul: „Niemals werde ich glauben“, sagte ich, „daß ein Mann, der sich durch seine eigene Kraft und mit seinen eigenen Hülfsmitteln auf eine solche Höhe geschwungen hat, nur ein gewöhnlicher Mensch sey. Bonaparte kann ein Despot, er kann von einem heftigen und unersättlichen Ehrgeiz seyn; aber gewiß ist er ein außerordentlicher Mann.“

„Wer bestreitet das! Nur ist er nicht der Heros, der Gott, das Götzenbild, der wunderbare Sieger, für den ihn das Volk jetzt hält. Die Geschichte wird vielleicht nicht seine wirkliche Schwäche kennen lernen. Sie wird ihn beurtheilen, wie Ihr, wie die Welt ihn beurtheilt. Die scharfsichtigsten Geschichtsschreiber besitzen wenig Wahrheitsliebe, und die unterrichtetsten wenig Scharfsinn.“ — „Geschickt oder nicht, mittelmäßig oder voll Genie“, unterbrach ihn Tate, „ Bonaparte, glaube mir, wird das nicht wieder verlieren, was er einmal gewonnen hat. Er ist ein Usurpator, aber kein Unsinniger.“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Er ist ein außerordentlicher Mann.“ — „Du bist wie alle Anderen, Tate; ein Mann scheint Euch groß, wenn er auf Stelzen steht: sein Schwerdt, sein Mantel, seine Garden, Alles, was nicht er ist, das ist seine Größe. Ihr seht am Wege einen armen Tropf, mit einem Knittel bewaffnet, den er nach einem Hasen wirft, welcher von seinem Lager aufgestört worden ist, und Ihr geht vorüber, ohne Euch um ihn zu bekümmern. Gleich darauf begegnet Ihr einem schönen Herrn, in einer rothen Jagd-Weste, mit einer Sammet-Mütze auf dem Kopfe, ein muthiges Pferd reitend, Diener und Hunde hinter sich; Ihr grüßt ihn und sagt: das ist ein Jäger! So bilden sich nun einmal unsere Urtheile. Der äußere Schein blendet uns immer. Die Revolution hat Generale hervorgebracht, welche eben so groß sind als Bonaparte; Pichegru z. B., an den Niemand denkt, ohne von Moreau und einigen Anderen zu sprechen. Man vergißt sie, und der eitle Pomp, mit dem der erste Konsul sich umgiebt, stellt sie in Schatten.“

Ich wunderte mich, in Payne den Freund der Jakobiner, den Lobredner Pichegru's zu vernehmen. „Sie kennen Pichegru!“ fragte ich ihn. — „Ja, er ist ein Mann, der sich leicht irrt. Er glaubt, daß die Bourbonen sich ändern werden, und daß man in Frankreich mit Tugenden allein durchkommen kann. Er trägt keinen Puder, zieht Stiefeln an, wenn er kurze Beinkleider und Schuhe tragen müßte; er verachtet die Marionetten der Gewalt, wahre Hanswürste, die sich abwechselnd prügeln und liebkosen. Schwere Irrthümer, die ihn zu Grunde richten werden! Sein Charakter stimmt nicht mit dem der Leute überein, die sich um ihn herumdrängen. Ich betrachte ihn nicht als einen Franzosen. Er widerspricht nicht, fällt Niemanden in die Rede, sagt seine Meinung über eine Sache nicht eher, als bis man ihn darum fragt, spielt nicht den schönen Geist, lacht niemals über eine Ungeschicklichkeit, über ein Unglück oder über eine Verlegenheit, intriguirt nicht, tanzt und singt nicht, sagt selten: ich, mein Glück, meine Erfolge, grüßt ernst, hört mit Geduld zu, erröthet zuweilen und spuckt in Gegenwart von Frauen niemals auf den Boden. Er ist menschlich und uneigennützig. Ohne die Bourbonen zu lieben, sieht er, daß Frankreich und eine Republik unverträgliche Dinge sind. Ueberdies hofft er, daß der Stolz, die Schwäche und die Thorheit jener Familie durch das Unglück gebessert seyn werden. Ich zweifle nicht, daß er wünscht, sie auf den Thron zurückzuführen; und das ist sein größter Irrthum; eines Tages wird der rechtlichste Mann seiner Zeit erschossen werden.“ — „Und sollten die Bourbonen niemals wieder über Frankreich herrschen!“ — „Darauf möchte ich nicht schwören. Wenn die Republik, das Direktorium, Bonaparte dem Volke alles Blut abgezapft haben, dann wird es ihre unbegreifliche Verblendung vergessen und sie zurückwünschen.“

„Payne“, unterbrach ihn der General Tate auf's Neue, „ich habe Dich niemals für einen Träumer gehalten, jetzt muß ich es aber fast glauben. Diese Dynastie wiederaufnehmen, niemals werden sich die Franzosen das einfallen lassen!“ — „Und ich, Tate, ich sage Dir, man wird sie wieder aufnehmen, sie wieder zurückstoßen und doch wiedernehmen, bis das Volk endlich ermüdet seyn wird.“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The ocean gem. (Die Perle des Oceans.) Von Davis. Pr. 4½ Sh.
The pilgrim of Erin. (Der Irländische Pilger.) Pr. 4 Sh.
Investigation of the currents of the Atlantic. (Ueber die Ströme des Atlantischen Meeres.) Von Rennel. Pr. 3 Sh.
Whistle Binkie. — Eine Sammlung von Liedern. Pr. 1 Sh.
Synopsis of stenography. (Stenographisches Uebersichts-Blatt.) Pr. 5 Sh.

Spanien.

Vasco Nuñez de Balboa und Francesco Pizarro.

(Schluß.)

Die lange Verzögerung, welche der Einfall der Spanier in Peru erlitt, gehört zu den merkwürdigsten Glücksfällen, die zusammentrafen, um die neue Welt der alten zu unterwerfen. Einige Jahre früher hätten sie die Peruaner unter der Regierung eines kräftigen, klugen und kriegerischen Monarchen gefunden, der die Abenteurer vielleicht mit Einem Schlage vernichtet hätte. Doch ihr Einfall geschah gerade zur Zeit eines Thronfolge-Streites; der Bürgerkrieg machte das Peruanische Reich zu einer leichten Beute. Ein *unerfahrener Fürst*, ein bestrittener Titel, entzweite Parteien, Alles *vereinigte sich*, die stärkste Schutzwehr gegen feindliche Anfälle niederzureißen; die Spanischen Waffen und der Spanische Golddurst thaten das Uebrige.

Die Geschichte jener Thronfolge und jenes Unterganges beweisen in gleichem Maaße, daß der Mensch überall derselbe ist, und daß unter der Linie so wie am Pol die nämlichen Ursachen immer die nämlichen Unfälle herbeiführen. Huayna-Capac, der Eroberer, unter dessen Regierung das Reich den Gipfel der Macht erreichte, hinterließ bei seinem Tode die Regierung seinem mit der Coya, oder Kaiserin, erzeugten Sohne Huascar; die Provinz Quito aber dem ältesten, jedoch unehelichen Sohne Athahualpa, den ihm die Tochter eines der vornehmsten Kaziken von Quito geboren hatte. Athahualpa erhob das Panier der Empörung, wurde besiegt und in Fesseln gelegt. Er wußte sich in Freiheit zu setzen und gab vor, sein Aeltervater, die Sonne, hätte ihn in eine Eidechse verwandelt, um seine Flucht zu bewirken. Er brachte nun eine Armee zusammen, zog nach Cuzco und nahm den Huascar gefangen. Um *diese* Zeit war es, als der Usurpator die erste Nachricht von der Annäherung der Spanier erhielt, denen er ohne Verzug entgegenzog. Pizarro, nach einem Marsche von zwei Monaten, zu dem man in späteren Zeiten kaum mehr als eine Woche brauchte, zog am 15. November 1532 in die Peruanische Stadt Caramalca ein. Ein furchtbares Schauspiel bot sich ihm auf dem Gebirge dar; die Armee des Inka lagerte auf demselben, um sein Vorschreiten nach Cuzco zu hemmen, und hatte ihr Lager mit einer Regelmäßigkeit aufgeschlagen, die ihm bewies, daß er endlich einen Feind vor sich hätte, gegen den er alle seine Kräfte würde aufbieten müssen.

Doch Pizarro hatte wahrscheinlich bereits den Plan gefaßt, eine Waffe zu versuchen, die bei einem einfältigen und gutmüthigen Volke wirksamer war, als das Schwert. Nachdem er sein Quartier auf dem Hauptplatze der Stadt aufgeschlagen hatte, der, mit Mauern umgeben, als Citadelle dienen konnte, beschloß er, den Inka in sein Netz zu locken, und die Art, wie er dies ausführte, giebt eine Idee von der gewissenlosen Verschlagenheit und schlauen Kühnheit dieses Mannes. Er sandte zwei seiner Offiziere und eine Abtheilung Reiter, um dem Inka seine Ehrfurcht zu bezeigen. Athahualpa empfing diese kriegerischen Gesandten in vollem Staate. Auf einem Throne von Gold und Juwelen sitzend, ließ er sie fragen, in welcher Absicht sie dies Land betreten hätten? Sie antworteten, ihr Feldherr, Don Francesco Pizarro, wünsche sehnlich eine Zusammenkunft, um ihn mit den Gründen seiner Ankunft in Peru bekannt zu machen und ihn einzuladen, den Abend oder den folgenden Mittag bei ihm in der Stadt zu speisen. Der Inka erwiederte, es wäre bereits zu spät, aber am folgenden Tage wolle er mit seiner Armee in die Stadt rücken. Diese Ankündigung machte jedoch den Spaniern keine Sorge.

Der folgende Tag war verhängnißvoll in den Annalen der Inka's. Athahualpa, ohne Zweifel von unbedachtsamer Neugierde verleitet,

brach auf, von einer Menge Frauen begleitet, die das Gepäck trugen. Der Fürst, mit Juweelen bedeckt, befand sich in einer mit Geld belegten, von Federn überschatteten Sänfte, die von den Vornehmsten seines Adels auf den Schultern getragen wurde. An der Stirn trug er, als Abkömmling der Sonne, das Borla oder heilige rothe Büschel. Der ganze Zug bewegte sich nach dem Klange der Musik, wie eine heilige Prozession. Noch gab es eine Chance der Rettung für das Reich. Der langsame Zug der Prozession hatte den Abend herbeigeführt, und die Peruaner begannen, ihre Zelte aufzuschlagen, in der offenbaren Absicht, die Nacht zu kampiren. Doch die Anstalten zum Verrath, welche Pizarro getroffen hatte, duldeten keine so nahen Beobachter. Er hatte Musketiere in den Hinterhalt gelegt, die Kanonen so aufgestellt, daß sie die Thore bestreichen konnten, seine Kavallerie in Schwadronen vertheilt, und er selbst, mit einer Leibwache von zwanzig Schildträgern, schickte sich an, seinen unglücklichen Gast gefangen zu nehmen oder zu vernichten. Einige Spanische Geschichtsschreiber bemühen sich, die Spanische Ehre zu retten, indem sie behaupten, der Inka wäre nur in seine eigene Schlinge gefallen; denn er hätte auf den Untergang der Spanier gesonnen, und sein Verlangen, sie sollten die Pferde und Hunde anbinden, bewiese seine bösen Anschläge. Doch die Spanische Ehre steht hier auf zu schwachem Grunde. Das Begehren des Inka, daß man diese Thiere entferne, welche seinem Volke große Besorgnisse einflößten und daher leicht zu Gegenangriffen führen konnten, war ganz natürlich. Daß er drei Viertheile seiner Bedeckung entließ, da er doch seine ganze Armee mitbringen konnte, bewies seine friedlichen Gesinnungen. Sein Einzug in die Mauern der Stadt setzte ihn in persönliche Gefahr, was er wissen mußte und vermeiden konnte, wenn er Pizarro in seinem Lager erwartete. Auch wäre das freie Feld offenbar der beste Platz gewesen, um gegen die Spanier Gewalt zu üben; denn so mangelhaft die Kriegskunst der Peruaner auch seyn mochte, so war doch der Inka Soldat und mußte daher wissen, wie weit günstiger ein offenes Feld der überlegenen Zahl sey, als enge Straßen, von Wällen eingeschlossen. Die natürlichste Schlußfolge ist daher, daß den unglücklichen Inka seine Neugierde ins Verderben führte, daß er sich in Gefahr begab, um Menschen zu sehen, die den Indianern als die mächtigsten, merkwürdigsten und erhabensten Wesen erscheinen mußten, als ein Geschlecht, das, vom Aufgange der Sonne kommend, der unmittelbare Erbe ihres Feuers, ihres Glanzes und ihrer Macht war.

Als der Inka in das verhängnißvolle Thor einzog, durch das er nie zurückkehren sollte, war Neugierde sein vorherrschendes Gefühl. Die gewohnte orientalische Gravität vergessend, richtete er sich auf und blieb während des ganzen Einzuges stehen, indem er mit gespannter Neugierde Alles um sich her anstaunte. Valverde, ein Dominikaner, näherte sich jetzt mit dem Kreuze und der Bibel und begann eine Rede, welche dem Ohre eines Eingebornen sehr widerlich klingen mußte. Er erklärte, der Papst hätte Indien an Spanien geschenkt, und der Inka müsse Gehorsam leisten. Das Buch, welches er trüge, enthielte die wahre Art der Gottesverehrung; der neue Statthalter böte dem Inka Frieden an, den er nicht zurückweisen dürfe, wenn sein Land nicht eine Beute des Krieges werden solle.

„Wo ist Eure Religion zu finden?" fragte der Inka. „In diesem Buche!" antwortete der Priester. Der Inka erklärte, wie friedlich auch immer die Spanier gesinnt seyn möchten, so müßte er doch, wie sie auf dem Wege gewirthschaftet hätten, daß sie seine Kaziken gemißhandelt und die Häuser verbrannt hätten. Dann nahm er die Bibel, wandte einige Blätter um und hielt sie an's Ohr. „Dies hat keine Zunge!" rief er; „es sagt mir nicht ein Wort!" Mit diesen Worten warf er sie verächtlich von sich. Der Mönch schrie laut auf über diesen Frevel und rief seine Landsleute zur Rache. Der Inka sah sogleich das Gefährliche seiner Lage ein, wandte sich zu seinen Leuten und sagte ihnen einige Worte, die durch ein Gemurmel des Unwillens und der Rache erwiedert wurden. In diesem Augenblick gab Pizarro seinen Truppen das Zeichen; eine allgemeine Salve von Kanonen, Gewehren und Armbrüsten erfolgte und schmetterte die unglücklichen Indianer nieder, die Kavallerie hieb ein und durchbrach beim ersten Angriff die Königliche Leibgarde. Jetzt war der Augenblick da, die blutige Verräterei zu vollbringen. Während der Inka in der ersten Bestürzung war, eilte Pizarro an der Spitze seiner Schildträger herbei, um ihn zu ergreifen. Er fand den unglücklichen Fürsten von einem Kreise umgeben, der jene passive Tapferkeit und treue Hingebung bewies, die noch jetzt die Indianer im Osten charakterisiren. Sie standen wie eine Mauer oder warfen sich den Schwerdtern der Spanier entgegen; sie sahen, daß es um ihren Fürsten gethan sey, und weihten sich demselben Schicksale. Bald wurde der Kreis dünner, und fast hätte der Inka das Glück gehabt, seinen Tod in der Schlacht zu finden; doch Pizarro fühlte, wie wichtig ihm ein solches Pfand werden könnte, und suchte ihn lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Er rief seinen Kriegern laut zu, keine Hand an den Inka zu legen, bahnte sich einen Weg zu der Sänfte, faßte Atahualpa beim Mantel und riß ihn zu Boden. Die Peruaner, die ihn mitten unter den Spanischen Lanzen fallen sahen, glaubten ihn erschlagen und gaben sogleich, ebenfalls nach orientalischer Sitte, die Schlacht verloren, indem sie nur noch für das Entrinnen kämpften. Die Menge brach mit verzweifelter Anstrengung durch die Mauer und suchte ihr Heil im offenen Felde. Zweitausend Todte lagen innerhalb der Mauern. Der Ueberfall war so unerwartet, daß nicht ein einziger Spanier gefallen war, und nur einer war verwundet, Pizarro selbst, der in dem Gedränge von der Lanze eines seiner eigenen Krieger an der Hand verwundet wurde.

Die Scene des Triumphs, der Plünderung und des berauschenden Vorgenusses, die jetzt folgte, ist unbeschreiblich. Die Träume der Spanischen Habsucht waren nun in Erfüllung gegangen. Sie hatten ein blutiges und verbrecherisches Spiel gespielt und sollten sich jetzt eines Gewinnes erfreuen, wie noch Keiner vor ihnen. Der gefangene Fürst, der endlich die wahren Absichten seiner Feinde erkannte, fing an, um sein Lösegeld zu unterhandeln. Er erbot sich, den Boden des Zimmers, welches die Spanier ihm angewiesen hatten, mit Klumpen Goldes und Silbers zu bedecken. Als seine Kerkermeister ungläubig lachten, glaubte er, es geschehe aus Geringschätzung; er richtete sich daher auf, streckte die Hand so hoch empor als er konnte, und sagte ihnen, er könne das Zimmer so hoch, wie seine Hand reichte, mit Schätzen anfüllen. Man weiß noch jetzt, daß dieses Zimmer 22 Fuß lang und 16 breit, und der Punkt, den er mit seiner Hand erreichte, 9 Fuß hoch war. Das Anerbieten verhieß Schätze, die alle Berechnung überstiegen. Pizarro zögerte nicht länger, sondern sandte sogleich drei von seinen Kriegern mit den Boten des Inka aus, um dieses unerhörte Lösegeld herbeizuschaffen.

Die vornehmsten Schätze des Landes waren in den Tempeln aufgehäuft, und des Fürsten Befehle ergingen an die Priester, sie ohne Verzug nach Caramalca zu schicken. Die Spanischen Einnehmer wurden auf dem 600 Meilen langen Wege bis Cuzco fast mit göttlicher Ehre behandelt. Ihr eigenes Erstaunen war nicht geringer, wenn sie die herrliche und reizende Gegend, durch welche sie reisten, mit der rauhen Wildniß und den ungastlichen Stämmen an den Gränzen des Reichs verglichen. Sie konnten nicht aufhören, die breiten und vortrefflichen Landstraßen, die schönen Landhäuser, den herrlichen Anbau des Landes und die Pracht und Regelmäßigkeit der Städte zu bewundern. Diese Eindrücke mußten freilich durch die Erinnerung an die rauheren Gegenden Spaniens und an die öden Regionen, durch welche sie bis Peru und Mexiko gedrungen waren, verstärkt werden; doch die Bevölkerung Peru's, ihr Reichthum, ihre Gesetze, ihre Baumwollen-Fabriken und selbst ihre Versuche in Wissenschaften und Literatur können auch wir uns nicht anders erklären, als durch eine alte und weise eingerichtete Staatsverfassung, Erinnerungen eines civilisirten Ursprungs und einen verständigen, friedfertigen und thätigen Volksgeist.

Die Verworfenheit der Spanischen Boten vereitelte indeß ihre Mission. Die Peruaner hatten nicht sobald entdeckt, daß die neuen Götter kaum Menschen wären, als sie ihre Schätze vergruben. Die Priester verbargen die Kleinodien der Tempel, und die Boten wurden mit Ausflüchten hingehalten, bis Pizarro genöthigt war, seinen Bruder Hernando mit 20 Reitern abzuschicken, um die Erfüllung des Traktats zu betreiben; doch selbst dieser entschlossene und kühne Räuber wurde mitunter verhöhnt; indeß brachte er doch 26 Pferde-Lasten Gold und 1000 Pfd. Silber zurück; andere Schätze wurden von einigen gefangenen Kaziken und Feldherren des Inka herbeigeschafft, und Pizarro schritt endlich zu ersten Vertheilung dieser großen Beute. Nachdem ein Fünftel für den König zurückgelegt war, betrug der Antheil eines jeden Kavalleristen 9000 Unzen Goldes und 300 Mark Silbers. Der Antheil des Oberbefehlshabers betrug 57,220 Unzen Goldes und 2350 Mark Silbers, außer der goldenen Tafel aus der Sänfte des Inka, die auf 25,000 Unzen geschätzt wurde.

Der Geiz hatte nun seinen vollen Triumph, aber der Ehrgeiz hatte seine Krisis noch zu bestehen: einen wilden, schauderhaften und fruchtlosen Kampf, welcher, nach einem kurzen Anscheine glücklichen Erfolges und dem bitteren Genusse einer prekären Macht, diese kühnen Männer alle nach einander in ein blutiges Grab stürzte. Es galt jetzt, sich der Regierung des Reichs zu bemächtigen. Pizarro hatte bisher, mit schlauer Politik, im Namen des gefallenen Königs regiert; doch, vom Ehrgeiz geblendet, beschloß er, die Gewalt nunmehr in seinem eigenen Namen zu üben. Man beschuldigte den Inka, daß er auf eine Empörung sinne, und — ein Schandfleck selbst auf der befleckten Ehre Spaniens — er wurde hingerichtet. Seine Feldherren und Edle theilten sein Schicksal oder wurden im Lande zerstreut. Ein Knabe, der Sohn des Inka, wurde als ein Schattenbild auf den Thron gesetzt, und nach einer Reihe von Kämpfen, in welcher die Peruaner zu gleicher Zeit ihre Verzweiflung, ihre Hingebung, aber auch ihre Schwäche gegen Spanische Disziplin und Waffen bekundeten, nahm Pizarro endlich Besitz von der Königlichen Hauptstadt Cuzco.

Diesem neuen Triumphe folgte eine zweite Scene von Schwelgerei und Plünderung; doch auf die Beute von Cuzco machten 480 Mann Anspruch, dennoch erhielt ein jeder 4000 Unzen, eine ungeheure Summe, aber der Fluch des ruchlosen Erwerbs ruhte darauf. Der Werth der Schätze verminderte sich im Verhältnisse ihrer Anhäufung; sie geriethen bald in die Hände jenes Haufens, der gewöhnlich einer Armee folgt, um seinerseits die Räuber zu plündern; die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse wurden unerschwinglich, und man sah den Spanier zugleich der Last des Goldes und dem Mangel an Brod erliegen.

Die Goldgier hatte nun ihr üppigstes Fest gefeiert, auch der Ehrgeiz konnte sich an einer ungeheuren Eroberung sättigen; persönliche Ehre, das dritte große Reizmittel für Gemüther, die nur für das Zeitliche leben, wurde Pizarro und seinen Gefährten ebenfalls reichlich gespendet. Nie häufte das Glück so hohe Gunstbezeugungen auf Menschen niedrigen Standes. Hernando brachte für sich selbst den Orden von St. Jago, den Titel eines Admirals und ein Patent mit, um eine neue Armee zu errichten; der Feldherr Almagro wurde Statthalter eines Gebiets von 600 Meilen längs der Küste: Pizarro erhielt den Titel eines Marquis, und seine Statthalterschaft wurde durch ein Gebiet von 60 Meilen nebst der Stadt Cuzco vergrößert; der Mönch Valverde wurde vom Papst zum Bischof von Cuzco ernannt.

Pizarro hatte jetzt eine Höhe erstiegen, auf welcher jede Verän-

derung nur ein Sinken seyn konnte. Er fühlte bald das Elend, nichts mehr zu hoffen und Alles zu fürchten zu haben; gefährlicher Zwiespalt brach plötzlich im Reiche aus und bedrohte ihn und seine Macht, zu einer Zeit, wo er nur nach Ruhe verlangte. Eine noch furchtbarere Gefahr erwuchs ihm aus dem Unwillen seines Gefangenen Almagro, eines Mannes von großer Klugheit und Tapferkeit, der aber dem Pizarro an Schlauheit und Selbstbeherrschung nicht gleich kam. Der Bürgerkrieg brach aus, und die Indianer sahen mit Entzücken die Lanzen ihrer Tyrannen gegen einander gerichtet. In der entscheidenden Schlacht, in welcher Almagro, durch Krankheit verhindert, den Oberbefehl dem Orgonez übergab, wurde er gänzlich geschlagen. Außer Stande, ein Pferd zu besteigen, war er auf einem Hügel der unglückliche Zeuge seiner Niederlage. Er floh nach Cuzco, wurde gefangen genommen, als Verräther verurtheilt und in seinem dreiundsechszigsten Jahre im Gefängnisse erdrosselt. Es gab aber noch andere Zuschauer dieses denkwürdigen Gefechts, die Indianer, welche sich auf die Hügel drängten und, als die beiden Armeen gegen einander anrückten, durch lautes Geschrei und wilde Geberden ihre Freude zu erkennen gaben. Und als die Schlacht vorüber und das Gefilde mit den gefallenen Spaniern bedeckt war, stürzten sie hinunter, gleich wilden Thieren, um an den Leichnamen ihre Wuth zu üben. Eine weit wirksamere Rache war nicht fern. Hernando Pizarro war mit einer neuen Ladung von Schätzen für den König nach Europa gesandt worden; allein die Kunde von dem Bürgerkriege hatte bereits das Ohr des Königs erreicht. Der Ehrgeiz der Familie Pizarro schärfte wahrscheinlich die Gerechtigkeitsliebe des Königs; man fand es der Politik angemessen, den mächtigsten und verwegensten Bruder des Mannes zu demüthigen, der seine Lage bei der ersten Gelegenheit benutzen konnte, um sich selbst auf den Thron von Peru zu schwingen. Hernando wurde, auf den Antrag des Diego de Alvarado, eines Freundes des verstorbenen Almagro, vor Gericht gezogen und zur Einkerkerung verurtheilt. Man schleppte ihn von einem Gefängnisse zum anderen, bis er endlich in das Kastell von La Mota de Medina gebracht wurde, wo er bis zum Jahre 1560 in Vergessenheit schmachtete.

Pizarro, jetzt Marquis de las Chazcas, ungerührt von dem Schicksale seines Bruders, fuhr in seinem Stolze und seinen Gewaltthätigkeiten fort und verstärkte immer mehr den Haß seiner Feinde und den Widerwillen seiner Freunde. Diego, der Sohn des Almagro, fing an, Ruf zu erlangen, und sein Schwerdt dürstete danach, das Blut seines Vaters zu rächen. Eine Verschwörung wurde in Lima unter den Anhängern des Almagro und den mißvergnügten Soldaten des Statthalters angezettelt. Pizarro wurde vergebens gegen Pläne gewarnt, die bald jedem Auge sichtbar waren, nur dem seinigen nicht. Die Verschwörer drangen eines Tages um Mittagszeit in sein Haus und fanden bloß zwei seiner Freunde und zwei Pagen bei ihm, die sie sämmtlich tödteten. Nach einer langen Gegenwehr stürzte Pizarro, am Halse verwundet, zu Boden. Er fühlte die Nähe des Todes und verlangte nach einem Beichtvater; die einzige Antwort war ein Becher mit Wasser, den man ihm in's Gesicht schleuderte; er sank zurück und starb. So beschloß Pizarro seine Laufbahn im fünfundsechszigsten Lebensjahre, eine Laufbahn des wunderbarsten Glückes, welches von dem kühnsten Heldenmuthe, der feinsten Schlauheit und der beharrlichsten Entschlossenheit unterstützt, aber durch die rücksichtsloseste Falschheit entwürdigt und durch die schändlichste Grausamkeit befleckt wurde. Im heidnischen Alterthume wäre Pizarro unter die Halbgötter versetzt worden; im Mittelalter hätte man geglaubt, er sey vom bösen Feind besessen. Wir, in unseren nüchternen Zeiten, können nur den Mißbrauch edler Kräfte und die Vergeudung des Genies und der Tapferkeit im Dienste der Raubsucht und des Verbrechens beklagen.

Bibliographie.

Novena al glorioso S. Roque. (Neuntägige Andacht zum heiligen Rochus, dem Beschützer gegen alle Pest-Uebel, Epidemieen und Kontagien, worunter auch die Cholera.) Pr. 12 Cuartos.

Fumigaciones desinfectantes. (Räucherungen zum Desinfiziren, als Präservativ gegen die Cholera.) Von Francisco de Paula Garcia. Pr. 4 Rs.

El seno de Abraham. (Abraham's Schoß.) Ein Gedicht in drei Gesängen, von Don Juan de Plano.

Vida de S. Fernando III. (Leben Ferdinand's III. Königs von Castilien und Leon.) Von Alonzo Nuñez de Castro. Pr. 16 Rs.

El último de los mohicanos. (Der letzte Mohikan.) Uebersetzt von R. P.

Frankreich.

Die Familie Bonaparte.

Unter den Tages-Ereignissen nimmt das kolossale Vorhaben der Madame Lätitia Bonaparte einen nicht unbedeutenden Platz ein. Nahe an 79 Millionen Franken sollen als Majorats-Gut zu dem Vermögen des ältesten Bonaparte hinzugefügt werden, wodurch derselbe natürlich eine wichtige Person werden muß. Madame Mutter, die durch das Vermächtniß ihres Sohnes und noch mehr durch ihre eigene Sparsamkeit und verständige Verwaltung ihres Vermögens bereichert wurde, dachte wohl früher niemals ernstlich daran, daß sie noch eine so bedeutende Rolle spielen werde, wie sie ihr jetzt, durch die Umstände herbeigeführt, sich darbietet. Wenn man sonst in sie drang, daß sie doch ihren Haushalt glänzender einrichten solle, hörte ich sie oftmals sagen: „Ich muß mich einschränken; dereinst werden alle diese Könige kommen und mich um eine Mahlzeit bitten, und ich muß so wirthschaften, daß ich ihnen dann etwas geben kann.“ Sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; und Canova's schöne Statue, welche sie im Kostüm der Agrippina darstellt, giebt eine vollkommene Vorstellung von ihrer würdevollen Gestalt und ihrem edlen und heiteren Antlitz. Ich sah sie vor vielen Jahren zu Marseille in der Mitte ihrer Kinder, und es lag etwas in dieser interessanten Gruppe, was auf das ihrer wartende außerordentliche Schicksal hinzudeuten schien. Ihre beiden Töchter, Pauline und Karoline, die erste nachmals Fürstin Borghese, und die zweite später Königin von Neapel, waren herrliche Gestalten; Pauline war damals erst 15 und Karoline 12 oder 13 Jahr alt. Elise, die auf ihren weiblichen Schultern das Haupt und Antlitz ihres unsterblichen Bruders trug, zeichnete sich durch ihre lebhaften und gebieterischen Züge aus. Lucian, der sich um diese Zeit in dem Kommissariat befand, hatte eben die Tochter eines wohlhabenden Gastwirths zu St. Maximine geheurathet. Seine Gattin war ein sehr interessantes Weib und ein Muster von Tugend und guter Aufführung. Joseph war abwesend, Louis und Jerome besuchten die Schule. Napoleon langte an, um den Befehl über die Italiänische Armee zu übernehmen. Er war äußerst schmachtig; über seine hohlen Wangen hingen wellenförmige Locken herab, damals oreilles de chien genannt. Seine Uniform hatte einen schlechten Zuschnitt, und die langen Schöße seines Rockes schlugen bammelnd gegen seine Beine. Er saß nicht gut zu Pferde, und seine Erscheinung verursachte nicht wenig Mißbehagen unter einer Division von 12,000 Mann, die ich ihn auf der St. Michaels-Ebene befehligen sah. Wenige Wochen vergingen, und der Held schien schon hundert Mal größer, als er sich beim Beginn seiner Laufbahn dargestellt hatte, als er die furchtbare Batterie errichtete, durch die Toulon befreit wurde. Ich werde es nie vergessen, wie ich an jenem Paradetage die Ehre hatte, bei ihm zu speisen. Er nahm mich mit ins Theater, und nach dem Schauspiel kehrten wir im Hotel Beauvein ein, wo er abgestiegen war. Als er in sein Zimmer trat, begab er sich sogleich zu Bett, ließ eine Bowle Punsch bringen und las mir und einem mich begleitenden Freunde verschiedene Stellen aus den Papieren vor, die seinen Operationsplan enthielten. Dieser Entwurf schloß mit folgenden merkwürdigen Worten: „Endlich den Feind zum letzten Mal schlagen und unter den Mauern des erstaunten Wiens Frieden schließen.“ Wir sahen ihn lächelnd an, was ich mir späterhin oft vorgeworfen habe, denn sein glorreiches Programm ging in Erfüllung. Es befand sich damals ein alter Königlicher Hausbeamter zu Marseille, der die Thorheit besaß, für einen Dichter gelten zu wollen, und der fortwährend Stellen aus einer seiner eigenen Tragödien citirte. Sie führte den Titel: „Die beiden Greise, oder die gerächte Tugend“, und spielte in der Tartarei. Jedem, der in Marseille ankam, theilte er eine Rolle in dieser Tragödie zu und brachte dann die Nächte damit hin, wieder einen neuen Tartaren zu schaffen. Der General Bonaparte wünschte ebenfalls eine solche Tartaren-Rolle für sich, und der Dichter schrieb eine für ihn. Aber jeden Morgen war die Rolle verloren, die er in der Nacht geschrieben hatte, und der unglückliche Dichter mußte seine Aufgabe stets von neuem beginnen. Der nachmalige Eroberer von Italien und Aegypten lachte wie ein Kind über diese wiederholentliche Mystifizirung. (Corresp. of the Times.)

Mannigfaltiges.

— Guttenberg und Koster. Bekannt ist der Streit, den ein nunmehr verstorbener Holländischer Gelehrter, Jacobus Koning, vor mehreren Jahren dadurch erregt hat, daß er seiner Vaterstadt Harlem die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst vindizirte. Die Holländer, deren Nationalstolz dadurch angeregt worden war, feierten auch bereits vor einigen Jahren das 400jährige Jubiläum jener Erfindung, und so sehr auch Mainz, wie ganz Deutschland überhaupt, dagegen protestirte, beeilten sie sich doch, dem Erfinder Guttenbergs — so nennen ihn mindestens die Holländer —, dem Buchdrucker Laurens Koster, ein prächtiges Denkmal in Harlem zu setzen, bevor noch das für die 400jährige Feier Guttenbergs (1836) in Mainz projektirte zu Stande kommen konnte. Mit dem Denkmal ist indessen die Frage noch nicht entschieden; sie blieb seitdem ein Gegenstand der Kontroverse, und drohte sie auch nicht, wie die Schelde-Frage, mit einem Europäischen Kriege, so wurde sie doch nicht minder lebhaft als diese von den Holländern verfochten. Gegen das ausführliche Werk unseres Landsmannes C. A. Schaab: „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch, genannt Guttenberg“, ist ein Freund des verstorbenen Koning, Herr Jacobus Scheltema in Utrecht, mit einer neuen Streitschrift aufgetreten, in der er nicht bloß Koster gegen Guttenberg, sondern auch das in der That von Herrn Schaab etwas hart angegriffene Holland gegen Deutschland in Schutz nimmt. Entschieden scheint aber, selbst nach dem Geständnisse des Holländischen Verfassers, auch damit noch nichts zu seyn, denn die Hauptbeweise, ein mit den nöthigen Abbildungen versehenes Werk, worin die frühesten Leistungen der Holländischen Buchdruckerkunst dargestellt werden sollen, hat sich Herr Scheltema unter dem Titel: „Geschiedenis der uitvinding en broefening der boekdrukkunst door Laurens Koster, te Haarlem, vóór den jare 1440“ (Geschichte der Erfindung und Ausübung der Buchdruckerkunst durch Laurens Koster zu Harlem, vor dem Jahr 1440), noch vorbehalten, und zwar gedenkt er damit auch noch vor der zu Mainz im Jahr 1836 projektirten Feier hervorzutreten. Die Bundesfestung mag sich daher zu neuer Vertheidigung rüsten. 50.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Mittwoch den 24. Oktober 1832.

Morgenländische Literatur.

The Shah-Nameh of the Persian poet Firdausi. (Das Schah Nameh des Persischen Dichters Firdusi.) In Prosa und Verse übersetzt und erläutert von J. Atkinson. London, 1832.

Das Schah-Nameh (das Königs-Buch), diese ungeheure Persische Epopöe, mit der sich nur die epischen Gedichte der alten Indier an Umfang messen können, erscheint hier in einem reichhaltigen Auszuge in Englischem Kostüm. Der gelehrte Bearbeiter fand es nicht gerathen, ein Werk von 60,000 Doppel-Versen, vor dessen Lektüre selbst ein kaltblütiger Brite zurückschaudern dürfte, in seinem ganzen Umfang auf Europäischen Boden zu verpflanzen. Das Geschichtliche und Sagenhafte ist in eine bündige Uebersicht zusammengedrängt, und ächt poetische Stücke sind vollständig in Versen wiedergegeben. So erhält der Leser einen Total-Eindruck von den Begebenheiten der 36 Jahrhunderte, welche das Schah-Nameh umfaßt, von den Charakteren seiner Helden, den Schlacht-Scenen und romantischen Abenteuern.

„Das Schah-Nameh", sagt der Herausgeber, „ist wirklich eine Geschichte in Reimen*). Es begreift die Annalen der alten Könige Persiens, von Kaiumers (Kayomert) bis zur Invasion der Araber (636 n. C.), eine Periode, die auf mehr als 3600 Jahre geschätzt wird! Es war zu Anfang des eilften Jahrhunderts beendigt, und sein Material bildeten Erzählungen, die sich im Munde des Volkes fortgepflanzt hatten. Diesem Ursprung zufolge, ist es reich an romantischen Begebenheiten, an wunderbaren Proben von Kraft und Heldenmuth, und der Persische Barde besingt Heldinnen so kühn und schön, wie sie jemals bei einem abendländischen Dichter das Schwerdt zückten oder die Herzen besiegten. Das Schah-Nameh gilt für eines der schönsten Erzeugnisse dieser Art, deren sich die Orientalen oder wenigstens die Muhamedaner rühmen können; und während der Charakter der Persischen Dichtkunst im Allgemeinen Ueberladung und Schwulst ist, besitzt Firdusi's weit schlichtere Sprache viel Energie und Anmuth. Seine Verse sind äußerst glatt und fließend, und niemals stört sie eine Härte der Construction. Er ist vielleicht eben so wohl der lieblichste als der erhabenste Dichter Persiens zu nennen. Im episch Großartigen überragt er alle, und außerdem gehört er zu den leicht verständlichsten." Wir fügen noch hinzu, daß Firdusi der einzige wahrhaft patriotische Dichter seiner Nation heißen kann. Niedergebeugt von der schmachvollen Gegenwart, konnte ein Gemüth wie das seinige nur so lange Erquickung fühlen, als die Bilder einer glorreichen Vergangenheit an ihm vorüberschwebten, und seine treue Anhänglichkeit an das Vaterland thut sich rührend kund, wo er seinem Herzen die Worte des Trostes zusingt:

„Horch, wie die Nachtigall Altpersisch spricht!"

Auch hat kein Persischer Dichter die Muttersprache so jungfräulich rein bewahrt als Firdusi, während Andere im Einmengen Arabischer Floskeln zu wetteifern scheinen.

Herr Atkinson bedient sich in dem metrischen Theile seiner Uebersetzung, wie es dem Inhalt am angemessensten schien, bald gereimter, bald reimloser Verse. In den beiden Gattungen zeigt er wahre Meisterschaft und nähert sich sehr der hohen patriarchalischen Einfalt des Originals.

Den Deutschen Leser brauchen wir wohl nicht erst zu erinnern, daß auch in unserem Vaterlande schon Manches für die Einbürgerung des Firdusi geschehen ist, obgleich bis jetzt nur fragmentarisch, und bald mit hohem Sinn für das Schöne auf Kosten der Treue, bald mit gewissenhafter Geschmacklosigkeit.

Bibliographie. In London wurden kürzlich vom Oriental translation fund herausgegeben:

Raghuvansa. — Ein Gedicht des Kalidasa. (Sanskrit und Lateinisch.) Uebersetzt von A. F. Stenzler. Pr. 21 Sh.

San kok tson ran to sets — d. h. eine allgemeine Uebersicht der drei Königreiche. Aus dem Japanisch-Chinesischen Original übersetzt von J. Klaproth. Pr. 15 Sh.

Hoei lan ki — d. h. die Geschichte des Kreide-Zirkels. Drama in Prosa und Versen, aus dem Chinesischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Stanislas Julien. Pr. 7 Sh.

Siyar el mutacherin. — Geschichte der muhamedanischen Macht in Indien, während des letzten Jahrhunderts. Von Mir Ghoslam Hussein Chan. Uebersetzt vom Oberst-Lieutenant Briggs. Erster Theil. Pr. 14 Sh.

Tezkereh el vakiat. — Geheime Denkwürdigkeiten des Moguls Humayun. Persisch von Dschuher. Uebersetzt vom Major Charles Stewart. Pr. 10 Sh.

*) Jeder Halb-Vers eines Couplet des Schah Nameh reimt mit dem anderen.

Frankreich.

Lamartine und seine Vorgänger.

Zu jeder Zeit und selbst in den verworrensten Jahrhunderten, denen es am meisten an Zucht und Glauben fehlte, gab es zartfühlende, glühende, begeisterte Seelen, die von einer unendlichen Sehnsucht bewegt und durch einen inneren Drang zu den unbegränzten Regionen der Wahrheit, Schönheit und Liebe emporgezogen wurden. Diese geistige Welt des wahren Seyns, deren erhabene Idee Plato den Weisen unseres Abendlandes vorbildete, und aus welcher der Ehrist etwas Gutes, Lebendiges und Allen Zugängliches geschaffen hat, ist seitdem den Blicken der Sterblichen niemals wieder entzogen worden; immerdar, auch unter den wildesten Zerfleischungen, auch unter dem Staub der menschlichen Kämpfe, vernahmen einige Getreuen ihre Harmonie, verherrlichten ihr Licht und weihten ihr Daseyn dem Streben, sie zu erreichen.

Das höchste Urbild unter denen, welche ihre Gedanken über diesen göttlichen Gegenstand in Worte brachten, ist ohne Zweifel Dante; leider trat in den ihm zunächst folgenden Jahrhunderten eine allmälige Zerstückelung und Vereinzelung der Fähigkeiten und Talente ein, welche jener große Mann in sich vereinigt hatte; und diese Zerstückelung fand eben auch in dem Katholizismus selbst statt. Die Theologie hörte auf, Alles zu umfassen und sich in die unerschöpfliche Tiefe zu versenken, aus der sie sonst ihre Nahrung saugte; sie vertrocknete nach und nach und brachte nichts als Dornen hervor. Die Philosophie riß sich von ihr los, gerieth in Erbitterung und kehrte sich gleich einem feindlichen Werkzeug, gleich einer aufrührerischen Art gegen den ehrwürdigen Baum. Die Dichter und Künstler, da sie nicht mehr aus dem Quell alles Lebens und alles Daseyns ihre Begeisterung schöpften, sanken herab von der hohen Stufe, auf der sie in Dante's Person thronten, und die Meisten kamen endlich auf jene sechste Sprosse, am Fuß der Seelenleiter, hinab, wo ihnen Plato ein wenig über den Arbeitern und Tagelöhnern ihren Platz angewiesen hatte.

Dahin war es im achtzehnten Jahrhundert, namentlich in Frankreich, mit der Welt gekommen. Und doch gab es noch zarte und edle Seelen, die das Leben für ein Exil und das Unsichtbare für die wahre Wirklichkeit hielten; die Religion in ihrer verkümmerten Gestalt war noch für viele derselben ein Asyl; die herrschende Philosophie machte zwar Einige abwendig, ohne sie jedoch ganz zu unterdrücken. Aber Allen fehlte es an einem allgemeinen und harmonischen Organ, an einem Dolmetscher ihrer Wünsche und Seufzer, an einem Dichter in dem höheren Sinne des Wortes. Racine hatte in einigen Theilen seiner Werke, in den Chören seiner biblischen Tragödien, in der leider zu geringen Zahl seiner dem heiligen Paulus nachgesungenen Hymnen und an anderen Orten wohl einige himmlische Töne angestimmt, die unter ihrer schwachen Melodie ein tieferes Gepräge trugen. Jean Baptiste Rousseau wollte darin fortfahren, er wollte ähnliche Töne hören lassen, nicht weil er eben so fühlte, sondern weil er auf eine gewisse Gattung der Literatur hinzielte; aber dem Wiederhall seiner wohlklingenden Verse fehlte es an aller Innerlichkeit; Racine der Sohn, zwar ebenfalls nur ein schwacher Nachahmer, kam doch seinem hohen Vater schon näher, und es ruhte wirklich ein schwacher Abglanz desselben auf ihm. Wo aber den Sänger voll heiliger Begeisterung finden? Keiner erreichte Fenelon an einschmeichelnder blühender Zartheit, eben so wenig wie Mallebranche an majestätischer Ordnung und Klarheit. Während Vaudenargues' ernster und melancholischer Geist, vom Skeptizismus gefesselt, erlischt, ehe er sich zu der religiösen Philosophie, nach der er strebte, wenden konnte, geben sich empfindsame, zartfühlende, gebrechliche und reuige Naturen, wie Mademoiselle Aissé, der Abbé Prévost und Gresset, nur halb zu erkennen und verrathen sich durch unbestimmte Klagen; aber es mangelt ihren Gefühlen ein ausdrucksvoller Laut; nirgends nimmt ihre innere Welt Form oder Gestalt an. Später legten Diderot und Rousseau, zwei fragmentarische Talente, einzelne große und herrliche Beweise von Begeisterung ab; sie verbreiten ein glänzendes Licht über Seele und Welt; aber sie gefallen sich eben so in Dunkel und Finsterniß. Ihre Kost ist gemengt

und unverdaulich. Die Vernunft bläht sich auf, das Herz verwirrt sich, und keine Heilung wird angedeutet. Sie haben nichts Demüthiges und einfach Schlichtes; ihr Zorn widerstrebt ihrer Liebe. Noch mehr gilt dies von Voltaire, der jedoch an einigen Stellen seiner Zaire, besonders aber in mehreren seiner vermischten Gedichte, rührende Saiten anschlägt und geheime Sehnsucht ahnen läßt, aber immer nur abgebrochen und wie aus plötzlicher Laune.

Ein Mann, ein einziger Mann im achtzehnten Jahrhundert scheint Alles, was sich sonst irgendwo frommes, klares und süßes kümmerlich erhielt, Alles, was in den edlen Seelen vor dem Hauch des Jahrhunderts dahinwelkte, in sich zu vereinigen, in seiner Brust zu bergen und nur in Mysterien von sich zu geben; Demuth, die reinste Aufrichtigkeit, Geschmack an Einsamkeit und Stillschweigen, rastloser Aufschwung in Gebet und Sehnsucht, — dies ist sein innerstes geheimnißvolles Seyn; diese mit den zartesten Gaben geschmückte mystische Natur weckt in unserer Vorstellung die heiligsten Bilder. Mitten unter einer zerstörenden materialistischen Philosophie und einem stets mehr und mehr zu Boden gedrückten Christenthum hatte die Quintessenz der Religion in sein Denken sich geflüchtet und war dort wie in einem symbolischen Gefäß den Blicken des Pöbels entzogen. Dieser damals unbekannte und jetzt fast vergessene Mann, der sich selbst mitten in der geräuschvollen Einöde seiner Zeit den geistigen Robinson nannte, den Herr de Maistre als den liebenswürdigsten und geschmackvollsten unter den Theosophen bezeichnete, ein auserwähltes Wesen, wahrhaft geschaffen zum Lieben, Glauben und Beten, — Saint-Martin war es — wandte sich aus weiter Ferne zu seinen Zeitgenossen und rief in der ihm eigenen fließenden und ambrosischen Sprache: „Mein, Mensch, geliebter und meinem Herzen heiliger Gegenstand, ich fürchte nicht, daß ich dich getäuscht habe, da ich dir dein Schicksal mit so tröstlichen Farben mahlte. Betrachte dich mitten unter den geheimen und inneren Eingebungen, die so oft deine Seele anregen, mitten unter allen den reinen und strahlenden Gedanken, die so oft in deinem Geist aufblitzen, mitten unter allen den Thaten und allen den Gemälden der denkenden, sichtbaren und unsichtbaren Wesen, mitten unter allen den wunderbaren Erscheinungen der physischen Natur, mitten unter deinen eigenen Werken und deinen eigenen Erzeugnissen; betrachte dich, als unter eben so vielen Religionen oder unter eben so vielen Gegenständen befindlich, die dich mit der unwandelbaren Wahrheit vereinigen sollen. Gedenke mit heiligem Entzücken, daß alle diese Religionen nichts Anderes wollen, als deine Organe und deine Fähigkeiten den Quellen der Bewunderung öffnen, deren du so sehr bedarfst. . . Gehen wir also mit einander mit Ehrfurcht in die zahlreichen Tempel, denen wir auf allen Schritten begegnen, und laßt uns nicht einen Augenblick aufhören, uns in den Hallen des Allerheiligsten zu glauben.“ Meint man hier nicht ein Vorspiel zu Lamartine's Harmonieen zu hören? Ein großer Theil der Psalmen und Gesänge in dem Sehnsuchtsvollen könnten für große und kräftige Entwürfe unseres berühmten Zeitgenossen gelten. Und gewiß beschämt Saint-Martin alle die sogenannten Dichter seiner Zeit, die aus Mode und mit erlernter Kunst ihre Reime in Schilderungen, Tragödien oder Epopöen verschwendeten, mit seiner rohen und natürlichen Kunst. Leider besaß Saint-Martin, diese unerschöpfliche Fundgrube von Begeisterung und Liebe, nur ein unvollkommenes Werkzeug der Mittheilung; die wenigen Verse, in denen er sich versuchte, sind kaum erträglich zu nennen; überdies ließ er sich nie angelegen seyn, ganz verstanden zu werden. In eine geheime Wissenschaft verschlungen, mit selbstgewähltem Dunkel sich umgebend, nach innen und nach oben gekehrt, ist er gewissermaßen nur da, um die geistige Ueberlieferung in ungetrübter Lebendigkeit fortzupflanzen, um durch seine unbemerkte Gegenwart Zeugniß abzulegen vor Gott, um wie ein Engel hinter dem Gebirge zu beten, während die Riesen im Siegesflug vorüberziehen. Ich weiß nicht, ob er auf den so weit abgelegenen Straßen, die er wählte, viele dem Mystizismus ergebene Gemüther gewonnen hat; aber an der großen Zahl der Gemüther, welche sonst wohl für schöne und gute Worte zugänglich und des Trostes werth sind, ging er spurlos vorüber. Um sich ihnen zu nähern, um sie zu entzücken und als ihr Wohlthäter von ihnen gepriesen zu werden, muß man mit einem so kostbaren und herrlichen Schatz, wie er in dem Sehnsuchtsvollen enthalten ist, einen Ausdruck verbinden, der sich den Augen nicht in Räthseln verhüllt, eine eben so klare als bezaubernde Form, eine glänzende, ideale, aber doch menschliche Schönheit, einfache und sprechende Bilder, wie Virgil und Fenelon sie gebrauchten, Bilder, aus denen die Natur uns entgegenathmet, und die unseren inneren Ideen entsprechen; man muß ein Mensch aus der gewöhnlichen Welt seyn und vielleicht nicht ganz so rein gelebt haben, wie der Theosoph, wenn nur das Gefühl des Heiligen nie in unserer Brust erloschen ist; kurz, man muß auf sich selbst vertrauen und wagen, nicht die Demuth eines zerknirschten Asceten haben, und den Ruhm ein wenig lieben, so wie ihn jene auf dem Kapitol gekrönten christlichen Dichter liebten.

Rousseau hatte, wie gesagt, hin und wieder eine hohe Begeisterung gezeigt; er hatte vielen dunkelen Gemüthsbewegungen und in der Natur zerstreuten Harmonieen eine bewundernswürdige Sprache geliehen. Menschenhaß und Stolz standen ihm im Wege, fortwährende Streitigkeiten durchkreuzten seine Träume, die beständige Rückkehr zu gewagten Hypothesen und, um es mit dem richtigen Wort zu benennen, ein politischer und logischer Geist, der sich nicht zu beschränken verstand, machten etwas Anderes aus ihm als einen Dichter, der bezaubert, berauscht und besänftigt. Und dann schrieb er Prosa; Prosa aber, so schön, so würdevoll, so wohlklingend sie auch geschrieben ist (und was für eine Prosa schrieb Jean Jacques!), wird doch niemals Gesang.

An Rousseau reihen sich in näherer oder weiterer, aber bestimmt und sicher zu erkennender Verwandtschaft Bernardin de Saint-Pierre, Frau von Staël und Herr von Chateaubriand. Alle drei neigten sich vorzugsweise auf die geistige, schwärmerische, enthusiastische Seite ihres Vorgängers hin und bereicherten ihn je nach dem ihnen eigenthümlichen Genie. Frau von Staël warf sich auf eine freilich sehr schwankende Philosophie, die auch, nach einigen stoischen Halbheiten, sehr bald aufgegeben wurde und in Sentimentalität ausartete, aber sie blieb doch immer eine Frau von anbetender und edler Gesinnung. Bernardin de Saint-Pierre verbreitete über alle seine Schriften die evangelische Salbung eines Savoyarden-Predigers. Herr von Chateaubriand, nachdem er sich aus einem anfänglichen Schwanken emporgearbeitet, erhob sich bis zu den Altären des Katholizismus, deren neue Weihe er feierlich begrüßte. Diese beiden Letzteren, die unter dem äußeren Schein der Menschenliebe oder der Rechtgläubigkeit nur mit Mühe einen Hintergrund von kummervoller Trauer und bitterer Persönlichkeit verbargen, woven bei ihrer geschmeidigen Nebenbuhlerin keine Spur vorhanden ist, hatten das Verdienst, ganz anders wie diese die einsame Natur, welche sie so oft für die Menschen entschädigt hatte, zu empfinden und zu malen; so waren sie wahrhaft religiös, während Jene nur vermöge ihres menschlichen Mitgefühls religiös war. Bei allen dreien vollendete sich diese großartige Entwickelung, der man in dem Zeitraum von zwanzig Jahren die Studien und die Harmonieen der Natur, Delphine und Corinna, den Geist des Christenthums und die Märtyrer verdankte, vermittelst einer reichen, blühenden, gründeten Prosa, welche bei Frau von Staël oft metaphysisch, bei den anderen Beiden rein rectisch und um so kühner war, da sie neben sich und ihr gegenüber nur die niedlichen Künsteleien der Delilleschen Versmacherei hatte. Aber Lamartine hatte das Licht der Welt erblickt.

Nicht mehr von Jean Jacques unmittelbar, sondern von Bernardin de Saint-Pierre, von Herrn von Chateaubriand und von sich selbst nimmt Lamartine seinen Ursprung. In der ersten Jugend ist Bernardin de Saint-Pierre eine köstliche Lektüre, die großen Eindruck auf das Gemüth macht. Zwar hat er wenig Ideen, unbehagliche Ansichten, eine falsche Bescheidenheit, und ein gewisses Prahlen damit, daß er nichts wisse, kehrt beständig wieder und ist etwas lästig. Aber er empfindet die Natur, er betet sie an, er umarmt sie in ihren magischen Schauspielen, seine Worte bringen eine musikalische Wirkung hervor, und sie klingen uns hin und wieder aus seinem Stil wie Aeols-Harfen entgegen, um uns in süße Träume einzuwiegen. Wie oft habe ich mir als Kind des Abends auf meinen Spaziergängen entzückt und mit Thränen seinen Zuruf an die Wälder und an ihre echoreichen Lichtungen wiederholt! Der Zufall wollte es, daß Lamartine um das Jahr 1808 sehr viel in Bernardin's Studien las; er wollte es, daß er durch ihn sich schon damals in das Geheimniß jener üppigen Farbentöne einweihte, deren süße Erinnerung ihm nachmals zu der herrlichen Schilderung in seinem See Anlaß gab. Das pittoreske Talent des Prosaisten ist ganz auf seine Muse übergegangen; und indem es ihr Nahrung gab, verdunkelte und zerstörte es sich selbst in ihr. Auch wird man, Paul und Virginie ausgenommen, worin Bernardin de Saint-Pierre unerreichbar ist, durch Lamartine jetzt fast der Lektüre des Ersteren überhoben; und bei dem Namen Harmonieen wird sich die Nachwelt nur an die des Dichters erinnern. Lamartine las um dieselbe Zeit gewiß viel und gern in dem Geist des Christenthums und in René; und wenn sein schlichter und einfacher Geschmack sich nur unvollkommen einige Züge aus diesen Werken anzueignen wußte, so befähigte ihn doch seine religiöse Erziehung und seine innere Gemüthsbewegung, die unzähligen Schönheiten darin zu empfinden und aufzufassen. Auch Rousseau, ich weiß es, hatte großen Einfluß auf Lamartine, aber erst durch Vermittelung von Bernardin de Saint-Pierre und Herrn von Chateaubriand. Er hatte nichts aus Werther geschöpft; Byron kannte er gar nicht, und er wußte wenig von ihm, als er seine Entgegnung an ihn richtete, außer daß er ihm durch seinen phantastischen Ruf bekannt war. Lamartine's Genius existirte schon, ehe noch irgend ein fremder Einfluß auf ihn einwirkte. André Chénier, dessen spätes Bekanntwerden (im Jahre 1819) viele hohe Talente weckte, namentlich das von Alfred de Vigny, blieb bis auf diese letzten Zeiten unbemerkt und, es sey gesagt, verkannt von Lamartine, der freilich auch aus dieser Art von antiker Begeisterung, deren Stil schon von selbst aus der Quelle seiner Gedanken hervorgegangen war, nichts zu entnehmen hatte. Ich wage es, zu behaupten, ohne eine Widerlegung zu fürchten, daß Ducis' flüchtige Gedichte, wenn sie Lamartine zu Händen gekommen sind, ihn gewiß durch ihre süße Herzlichkeit mehr bewegt und zum Schaffen angefeuert haben, als es André's Gedichte vermocht hätten, wären sie auch zehn Jahre früher erschienen. Saint-Martin, den ich oben genannt, kam wahrscheinlich nie in den engen Bereich seiner Kenntniß. Lamartine ist nicht der Mann, der umhersucht und lange ausarbeitet; er sammelt, säet und erntet auf seinem Wege; er wendet sich seitwärts, er vernachlässigt und läßt fallen; seine überreiche Quelle ruht in ihm; er will nur das, was ihm leicht und stets gegenwärtig bleibt. Einfach und unbegränzt, sanft unwiderstehlich, besitzt er die Gabe, die glänzendsten Naturgemälde, den hohen Schwung glühender Begeisterung und alle in den Menschenherzen verborgenen Wahrheiten mit einander zu vereinigen. Er verbindet eine ruhige und beschauende Empfindsamkeit mit dem Geschmack an den buntbewegten Schauspielen des Lebens, den Geist der Einsamkeit mit der Liebe zu den Menschen, das wollüstige Entzücken mit den Dogmen der allgemeinen Moral. Seine erhabenste Poesie ist stets eine Uebersetzung des gewöhnlichsten Christenthums und findet umgekehrt in diesem ihre Erklärung. Seine Seele ist gewissermaßen das vollkommenste Ideal jener allumfassenden Seelen, welche die Ironie noch nicht ausgetrocknet hat,

die nichts Neues über die Maaßen berauscht, und die unter dem Toben der Welt noch ihre Zartheit und Freiheit bewahrt haben.
(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Contes arabes. (Arabische Erzählungen des Scheik El Mohey.) Aus dem Arabischen nach dem Original-Manuskripte übersetzt. Erster Theil, zweite Lfg. Pr. 2 Fr.

Dictionnaire abrégé de l'académie française. (Wörterbuch der Französischen Akademie, im Auszuge.) Nebst Abhandlungen über Grammatik, Prosodie ꝛc. von B. Berger. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

L'ermite au palais. (Der Eremit im Justiz-Palast.) Eine Fortsetzung der bekannten Sittenschilderungen vom Verf. der „Denkwürdigkeiten eines Pagen".

Mémoires de mes créanciers. (Denkwürdigkeiten meiner Gläubiger.) Von Villemarest und Rousseau. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

England.

Ein Besuch bei Thomas Payne.

(Schluß.)

Das Geschrei auf der Straße hatte aufgehört, und die Unterhaltung nahm eine andere Wendung. Payne, der so viel Böses von seinen Adoptiv-Landsleuten sagte, glich ihnen doch hinsichtlich der leidenschaftlichen Beweglichkeit seiner Gedanken; seine Sprache war heftig, seine Stimme stark, und seine Bewegungen erschienen lebhaft und übertrieben. Man sah, daß er sich an das Geschrei der Volks-Tribune gewöhnt hatte.

„Meine Schriften", sagte er unter Anderem, „haben mich aus meinem Vaterlande vertrieben. Ich bedaure, daß ich nicht der Einzige bin, dem sie Verfolgungen zugezogen haben. Das Buch, das Sie gezwungen hat, Ihr Hab und Gut zu verkaufen und Ihre Provinz zu verlassen, hätte ich nicht drucken lassen sollen; die Gründe, worauf es sich stützt, finden sich überall. Gibbon hat sie in seine Geschichte eingestreut; Shaftesbury hat sie in einer zierlicheren Gestalt erscheinen lassen. Der Eine war Pair von England, der Andere Mitglied des Unterhauses. Beide trugen einen Degen und eine schöne Perücke; aber mich, mich, der, wie Sie sehen, sich nicht frisirt, und dessen Kleidung ziemlich zerlumpt aussieht, mich verfolgte, mich richtete, mich verurtheilte man."

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren. Thomas Payne spielte häufig auf Zierlichkeit der Kleidung und auf Reinlichkeit an; zwei Dinge, die ihm ziemlich fremd waren und ihm Verachtung einzuflößen schienen. Er bemerkte mein Lächeln und sagte: „Sie finden mich sehr vernachlässigt, nicht wahr? Seife und Wasser widerstehen mir. Uebrigens ekelt mich Alles an, und meine Philosophie allein läßt mich das Leben ertragen." — „Glauben Sie, Herr Payne, daß, wenn Sie sich die Mühe erspart hätten, jene Werke, deren Sie vorhin erwähnten, zu schreiben, die Welt oder Sie viel verloren haben würden?" — „Verloren? Unendlich viel! Die Welt hätte richtige und gesunde Ideen verloren. Ich allein würde gewonnen haben." — „Ach! Herr Payne, welchen Werth haben die richtigsten, die weisesten Ideen, wenn sie nicht Werkzeuge zur Glückseligkeit des Menschen sind? Wozu dient die Philosophie, wenn sie nicht zu unserem Wohlergehen beiträgt? Die Weisheit, welche Schmerzen verursacht, ist nicht die gute." — „Nein, gewiß nicht!" erwiederte Payne lebhaft, „und es ist nicht die meinige. Ich habe Vorurtheile zerstört; ich habe die alten geheiligten Wälder gelichtet, deren Schatten das Licht abhielt, und die Welt ist mir Dankbarkeit schuldig." — „Jene Wälder, welche die Religion geheiligt hatte, durchwandelte der Philosoph und lächelte; der Pirat befestigte seine Barke an den verehrten Bäumen und beschimpfte ihre Götter. Später fielen sie unter dem Schlag der Aexte. Da überfiel uns die Pest, die Pest, der sich der Schatten jener Bäume wie eine undurchdringliche Mauer entgegengestellt hatte. Ruhigere Philosophen erkennen jetzt den Nutzen jener heiligen Wälder und segnen die Religion, welche sie gepflanzt und beschützt hat."

„Man bringe diesem jungen Mann ein Glas Branntwein", rief Payne, „er spricht wie ein Buch." — „Ich trinke keinen Liqueur." — „Ja, in Eurem Alter kann man diese Mittel gegen die Langeweile und gegen geistige Uebel entbehren. Ihr jungen Leute, Ihr habt die Liebe, den Ruhm, den Ehrgeiz; mir bleibt dies." Hierbei leerte er sein Glas. „Ich gestehe", fuhr er fort, „diese verdammte Musik hat mir wehe gethan. Ich könnte, wenn ich mir nicht Gewalt anthäte, in Klagen ausbrechen und dann leicht Eure Achtung und meine eigene verlieren."

Er richtete den Kopf empor, der nicht mehr zitterte. Alles, was Männliches und Ehrenwerthes in diesem gemischten Charakter lag, erschien plötzlich auf seinem Antlitz. Es klopfte. Ein junger Mann, sehr einfach, aber sehr anständig gekleidet, trat ein, grüßte den General, Payne und mich ernsthaft und setzte sich.

„Guten Tag, Zacharias, guten Tag. Hier ist einer Ihrer Brüder, ein junger Mann, eben so fromm wie Sie. Ich hörte ihm mit einem Vergnügen zu, das Sie theilen werden. Es giebt in der Welt zwei gute Dinge: Vernunft und Aufrichtigkeit. Ich bin überzeugt, daß er aufrichtig ist; was die Vernunft betrifft, so wollen wir sehen. Fahren Sie fort, fahren Sie fort, ich bitte darum. Ich habe Sie in dem Augenblick unterbrochen, wo Sie die Religionen, selbst die falschen und abgeschmackten, unter dem Vorwand ihres gegenwärtigen oder entfernt liegenden Nutzens vertheidigten."

„Wenn die Menschen sich vereinigen", fuhr ich darauf fort, „und wenn ihre Absichten rein, ihre Seelen wohlwollend sind, so vermehrt eine solche Berührung ihre gegenseitige Theilnahme, ihr Mitleid mit dem Kummer und den Leiden ihrer Nebenmenschen. Sie haben mehr Kraft gegen das Schicksal, mehr Erbarmen gegen die Menschen. Sie verdammen alle Religionen, ich vertheidige sie alle; Betrug, Ehrgeiz, Herrschsucht, Grausamkeit können sich hineinmischen, aber sind niemals das Wesen derselben. Wir armen Sterblichen bedürfen einer Stütze. Der Eine braucht eine eiserne Säule, der Andere einen Oelzweig, ein Dritter ein bequemes Kissen; was kümmert Euch die Zerbrechlichkeit dieser Materialien oder ihre Unbiegsamkeit? Laßt uns geben, wie es uns gut dünkt, und beraubt uns nicht unserer Stützen. Was bliebe uns, wenn Ihr sie fortnähmet?" — „Die Wahrheit." — „Vielleicht befindet sie sich gerade in den Stützpunkten, die Ihr verachtet. Sie, Herr Payne, energischer Sophist und gemäßigter Schriftsteller, fürchten Sie nicht, irgend einem armen Menschen, der friedlich lebte, seinen Talisman des Glückes und der Tugend entrissen zu haben?" — „Alle Entdeckungen sind mit Gefahren, selbst mit Unglück begleitet; eine solche ist die Wahrheit." — „Nein, nein, ein tugendhafter Mensch macht sich kein Vergnügen daraus, bloß des Spaßes halber den Baum umzuhauen, unter dem die Bauern tanzen und schwatzen, um Abends in ihre Hütten zurückzukehren und vergnügt einzuschlafen. Allerdings wirft dieser Baum Schatten, und ihn umstürzen, heißt die Gegend erhellen. Doch aber wäre es besser gewesen, ihn stehen zu lassen." — „Die beiden Handlungen, welche Sie mit einander vergleichen, sind keineswegs vergleichbar." — „Es ist wahr, die Hitze des Argumentirens hat mich fortgerissen. So sind wir Alle, wir diskutiren nicht mit voller Aufrichtigkeit. Das Geräusch unserer Worte schmeichelt unseren Ohren. Die größten Redner haben dieses Unglück. Einem lächerlichen Wort-Gebrauche zufolge, heißt dies Beredsamkeit." — „Junger Mann, das ist gut gesagt und gut gedacht. Lord Mansfield und Lord Chatam haben niemals etwas Klügeres vorgebracht. Die Beredsamkeit, der Firniß der Lüge!"

Ich hatte in der Tasche zwei kleine Bände, die mich niemals verließen: Pascal und Epiktet. Ich zog sie hervor und sagte zu Thomas Payne: „Dies hier sind zwei beredte Männer." — „Nein", erwiederte er, nachdem er die Bücher betrachtet hatte, „es sind die bestgeschriebenen Bücher, die ich kenne. Der Stil ist einfach und das Raisonnement methodisch; sie wenden sich an die Vernunft. Die Beredsamkeit aber richtet sich an die Leidenschaften. Burke ist beredt; ich bin ein Logiker. Ich bin ihm darin überlegen, daß ich harte, schwer zu lenkende Wahrheiten kühn ergreife. Ich bemächtige mich ihrer, wende sie nach allen Seiten, nichts schreckt mich ab. Mein Verdienst ist die Analyse, sie hat nichts Beredtes. Ich folge den Spuren des Aristoteles und nicht denen des Plato. Der Letztere kann Euch eine prachtvolle Beschreibung von einem Kameel machen; aber sie wird eben so gut auf einen Leoparden als auf ein Kameel passen." — „Aber Adam Smith ist auch analytisch und dabei doch beredt." — „Nicht doch, er ist zierlich. Die Philosophie verträgt sich wohl mit der Eleganz, aber nicht mit der Beredsamkeit. Burke's Zeit ist auf ewig vorüber, Adam Smith's beginnt kaum. Smith hat Jahrhunderte vor sich, Jahrhunderte umzuschmelzen und neu zu gestalten." — „Ich möchte Ihnen die Bibel und besonders das neue Testament als Muster tiefer Vernunft und einer sanften, eindringlichen und unwiderstehlichen Beredsamkeit anführen. Erlauben Sie mir, Ihnen diese Bücher zu bringen, oder Sie zu ersuchen, mir solche aus Ihrer Bibliothek zu geben." — „Wozu sollte das nützen?" — „Es würde das heilsamste Gegengift gegen falsche Theorieen und gegen Vorurtheile seyn. Wenn Ihre Philosophie duldsam ist, so gewähren Sie mir meine Bitte." — „Mein Lieber, die Bücher, von denen Sie sprechen, gewähren Ihnen Trost und Beruhigung; das freut mich um Ihretwillen. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so fühlen Sie sich erleichtert; auf mich machen geistige Getränke denselben Eindruck. Wir gelangen auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziel. Meine zwölf Apostel befinden sich in dieser Flasche, und ich lasse sie immer so kurze Zeit als möglich eingeschlossen."

Ich war entmuthigt und angeekelt. Thomas Payne füllte sein Glas und sah mich lächelnd an. „Wenigstens, mein Herr", bemerkte ich, „sollten Sie Anderen ihre Gewohnheiten und ihren Weg lassen, und achten, was sie verehren. Erlauben Sie ihnen, die Gegenstände ihres Glaubens anzubeten, und glauben Sie, daß, wenn man die Flasche lieben kann, ohne zu sündigen, man gewiß Gott verehren kann, ohne ein Verbrechen zu begehen." — „Ohne Zweifel, ohne Zweifel; gebt, meine Kinder, laßt Euch täuschen, laßt Euch betrügen, laßt Euch Euer Geld und Eure Zeit stehlen, im Namen eines Gottes, eines Heiligen, einer Madonna oder eines Götzenbildes, ich billige es, ich willige darein." — „Nein", rief ich nun meinerseits, „gegen die Heuchler sollten Sie donnern, aber nicht gegen die Religion. Jene verdienen Ihren Haß, diese ist Ihrer ganzen Achtung würdig."

Payne war durch diese Unterhaltung ermüdet, sey es, daß er die Schwäche seiner Stellung eingesehen hatte, oder daß dieses lange Gespräch wirklich seine Kräfte erschöpt hatte. Ein Stillschweigen von einigen Augenblicken folgte unserer Kontroverse. Er stand auf und reichte mir die Hand; ich bat ihn, die Freiheit meiner Sprache zu entschuldigen, und so trennte ich mich von diesem seltsamen Mann, der Cyniker war wie Diogenes, rechtlich und Atheist wie Spinoza(!); ein Mann, der sein Vermögen und seine Ruhe dem opferte, was er für Wahrheit hielt; ein Mann, der in der Verborgenheit und ganz unnütz tugendhaft*) war, und der sich selbst den mit Wahrheit und Lüge gemischten Theorieen opferte, die er angenommen und verbreitet hatte.
(Landor's Conversations.)

*) Ein Zug aus dem Leben des Thomas Payne hat die größte Aehnlichkeit mit der Geschichte, welche dem Schiller'schen Gedichte: „die Bürgschaft" zum Grunde liegt. Thomas Payne verbürgte sich nämlich mit seinem Leben bei Robespierre für einen zum Tode verurtheilten jungen Engländer, der demzufolge die Erlaubniß zu einer 24tägigen Reise erhielt. Der junge Mann löste treulich sein Wort, traf aber zum Glück an dem Tage in Paris ein, wo das Haupt seines Dionys auf dem Schaffotte fiel.

Bibliographie.

Journal of locomotion. (Eisenbahn- und Dampfwagen-Journal.) Herausgegeben von Alexander Gordon.

Geraldine Hamilton. — 2 Bde. Pr. 21 Sh.

The narrative of a journey to the metropolis of France. (Reise nach Paris und Beschreibung dieser Hauptstadt.) Von G. Clayton.

The spanish novelists. (Spanische Novellen von der frühesten Zeit bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts.) Uebersetzt und mit biographisch-kritischen Anmerkungen versehen von Thomas Roscoe. 3 Bde. Pr. 3½ Sh.

Italien.

Römische Journale.

Noch nie haben Zeitschriften, sowohl politische, als wissenschaftliche und literarische, bei den Italiänern in solchem Ansehen gestanden, wie heutiges Tages. Namentlich ist Rom gar nicht arm an Journalen. Sein ältestes und einziges politisches Blatt ist freilich die etwas langweilige Römische Zeitung, die abwechselnd unter den Namen Diario di Roma und Notizie del giorno erscheint — doch politische Erörterungen und Nachrichten wird und kann Niemand aus Rom erwarten.

Ihr zunächst steht, dem Alter nach, das Giornale Arcadico, welches zuerst im Januar 1819 unter guten Auspizien ans Licht trat und drei Jahre lang mit einem Nebenbuhler, den nachmals eingegangenen Effemeridi Litterarie, wetteiferte. Das Arcadico hat 240 Subskribenten und wird von der Regierung mit 300 Piastern jährlich unterstützt. Heilkunde, Archäologie und schöne Literatur machen den Haupt-Inhalt dieses Blattes aus. In der Fehde zwischen Klassikern und Romantikern kämpfte das Arcadico leidenschaftlich für die Ersteren. Viele Artikel haben das Verdienst, in vorzüglich gutem Italiänisch geschrieben zu seyn. Das Blatt geht einen langsamen, aber vielleicht desto sicherern Gang, und es scheint nicht, als ob es mit dem Jahr 1832 ein Ende nehmen werde.

Der Advokat Pietro Castellano unterhält seit dem Jahr 1826 sein Giornale del Foro, in dem hauptsächlich von den Entscheidungen und Urtheilssprüchen der oberen Tribunale, und vorzugsweise von denen des Tribunals Santa Rota, die in Civil-Angelegenheiten außerordentlich wichtig sind, gehandelt wird.

Die Alterthums-Wissenschaft beschäftigt zwei Journale, an denen gelehrte Römer und Ausländer arbeiten; diese Journale sind: das Bulletino dell' istituto di corrispondenza archeologica (seit 1829) und die Memorie, die schon 1824 in's Leben traten. Außer den genannten Zeitschriften giebt es noch „Akten der Akademie der archäologischen Studien", angefangen 1821, die bereits fünf Bände von sehr schätzbarem Inhalt umfassen. Keine andere Römische Akademie publizirt ihre Verhandlungen, nicht einmal die Academia de' Lincei, welche doch älter ist, als alle gelehrte Gesellschaften Europens.

Endlich wird auch ein neues „Journal des Handels, der Künste, des Ackerbaus und der Gewerbe" in Rom erscheinen. Die Ankündigung ist bereits in den Händen des Publikums. Ihr zufolge wird dieses Blatt enthalten: 1) Notizen, Entdeckungen, Erfindungen, Projekte, Versuche und Bestimmungen in Beziehung auf Handel, Künste, Industrie und Landwirthschaft, und zwar mit gleicher Berücksichtigung des In- und Auslandes. 2) Die Ankunft aller mit Waaren befrachteten Schiffe in allen Häfen des Mittelländischen und Adriatischen Meeres, und die Abfahrt derselben, nebst Anzeige ihrer Beladung und Bestimmung, nach dem Datum geordnet. 3) Die jährlichen Getreide-Tabellen derjenigen Orte des Kirchen-Staates, wo der Handel am meisten blüht, nebst Angabe der Erzeugnisse oder des Ertrages und des Ueberflusses oder Mangels an inländischen sowohl als fremden Erzeugnissen. 4) Die Uebersicht und den Fortgang der Manufakturen des Staates, zu Erleichterung des inneren und äußeren Verkehrs. 5) Die Ereignisse oder Phänomene in der Natur, welche dem Handel und der Oekonomie nützlich oder schädlich sind. 6) Notizen in Beziehung auf den Handel mit Mode-Waaren. 7) Nachrichten über den öffentlichen oder Privat-Verkauf von Gütern und Gegenständen des Handels oder der Gewerbe. 8) Den Cours der öffentlichen Fonds und der Wechsel. 9) Endlich Privat-Anzeigen. — Möge dies Römische Journal dem Florentinischen und Mailändischen gleichen Inhalts würdig zur Seite stehen!

(Antologia di Firenze.)

Bibliographie.

Teodolo. Geschichte des achten Jahrhunderts. Von Defendente Sacchi. Mailand.

Elementi di filosofia. (Elemente der Philosophie.) Vom Baron Pasquale Galuppi. Mailand.

Elementi etc. (Elemente der empirischen Psychologie.) Von Prof. Francesco Zantedeschi. Verona.

Rime. (Gedichte.) Vom Abbate Antonio Cesari. Mailand.

Fiore di poesie greche. (Griechische Anthologie.) Wörtliche Uebersetzung mit philologischen Anmerkungen. Von Prof. Michele Sartorio. Mailand.

Sulla storia lombarda. (Ueber die Lombardische Geschichte des 17ten Jahrhunderts.) Als Erläuterung zu Manzoni's „Verlobten", von Cesare Cantu. Mailand.

La fidanzata d'Abido. (Die Braut von Abydos.) Nach Lord Byron, in Italiänische Verse übersetzt von Dr. Angelo Fava. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Walter Scott's Persönlichkeit. Der jüngst verstorbene große Schottische Dichter war körperlich schön gestaltet, beinahe sechs Fuß hoch, stark und fest gebaut; seine Arme waren muskulös; seine Blicke stattlich und befehlend, und sein Antlitz, wie es in einem seiner Romane heißt, „geröthet wie ein krystallener Becher, wenn er mit Wein gefüllt wird." Seine Augen saßen tief unter den etwas buschichten Brauen; ihre Farbe war blaugrau; bei einer humoristischen Erzählung lachten sie mehr noch als die Lippen; sein thurmähnliches Haupt und dünnes weißes Haar zeichnete ihn unter Tausenden aus; und wer seine Stimme einmal gehört hatte, der vergaß sie nie wieder aus dem Gedächtniß, denn sie war weich und rauh zugleich, aber, wie der Minnrel von Douglas sagt, „sie klang ihm wunderbar schön", und verlieh einer traurigen Geschichte etwas äußerst Liebliches; in der That, er schien den rauhen Ton seiner Stimme nur für launige und scherzhafte Geschichten aufzusparen und gebrauchte den weichen für die zärtlichen und wehmuthsvollen. Wenn man hierzu noch nimmt, daß in einer Gesellschaft von Hunderten sein Hut gewiß der kleinste war und gewiß auf Niemandes Kopf, außer auf seinen, paßte, so hat man Alles, was über seine äußere Erscheinung zu sagen ist. Er ergötzte sich an mancherlei körperlichen Uebungen. In seiner Jugend war er bei allen Spielen und herzlosen Streichen voran. Bis zum Jahre 1820 erfreute er sich einer unterbaste Gesundheit, wie er selbst an Sir Andrew Halliday schrieb; dann aber fingen ihn Seitenstiche und Magenkrämpfe an zu quälen, über die er nur mit großer Mühe Herr wurde. Er liebte es, in einem kurzen Reck und weiten Beinkleidern auf einem kleinen flämmigen Gaul zu reiten, und die steilste Anhöhe hielt ihn nicht auf, das tiefste Wasser schreckte ihn nicht zurück. Außerdem machte es ihm auch Vergnügen, oft seine Pflanzschulen zu besuchen; er führte dann eine kleine Axt und Handsäge bei sich, womit er die überflüssigen Aeste und Zweige ausmerzte oder manchmal einen ganzen Baum fällte, wenn er dem Wuchs der übrigen hinderlich war.

— Zweite Afrikanische Reise der Gebrüder Lander. Diese kühnen und erfolgreichen Reisenden sind von Liverpool auf einer eigens dazu eingerichteten Handels-Expedition nach Afrika abgesegelt. Das Geschwader besteht aus zwei Dampfschiffen und einer Brigg. Seine erste Bestimmung ist die Mündung des Flusses Quorra, 40 Meilen unterhalb des Kap Formosa. Das größere Dampfschiff trägt 145 Tonnen Last, bei einer Kraft von 50 Pferden. Es führt 10 Sechspfünder, einen Vierundzwanzigpfünder auf dem Vordertheil und einen Achtzehnpfünder auf dem Hintertheil. Außer diesen Vorkehrungen gegen die Spanischen Seeräuber, die an der Küste herumschwärmen, und gegen feindliche Eingeborene, ist es auch noch mit sogenannten Spanischen Reitern, so wie mit kleinem Gewehr und Enter-Spießen für 40 Mann versehen. Dies Dampfschiff ist nach dem Flusse benannt, den es hinauffahren soll, nämlich „Quorra". Es ist so eingerichtet, daß es die Segel statt des Dampfes gebrauchen kann. Der „Quorra" soll den Hauptstrom hinauffahren, das kleine Boot aber, welches ganz von Eisen ist und nur 18 Zoll tief im Wasser geht, soll die Nebenflüsse befahren und zugleich Tombuktu, Warre und Stockatu besuchen. Es trägt 51 Tonnen und heißt „Albarcha", welches im Arabischen „der Segen" bedeutet. Die Brigg „Columbine", welche die Expedition so weit als möglich begleiten soll, ist mit Brennmaterialien und anderen Vorräthen für die Mannschaft der beiden Dampfschiffe beladen. Man hofft Holz genug an den Küsten zu finden, um das Feuer unterhalten zu können, wenn die Kohlen verbraucht sind. Das Geschwader steht unter dem Befehl des Herrn G. L. Harris, dem eine sechsjährige Erfahrung auf jenen Meeren Anspruch auf das Vertrauen der Eigenthümer der Expedition verleiht. Die Gebrüder Lander, (der ältere war bekanntlich ein Gefährte Clapperton's) werden von den Herren Macgregor Laird und Dr. Briggs aus Liverpool begleitet. Letzterer geht als Arzt und Botaniker mit.

— Juden in Rom. Die Furcht vor der Cholera und die Vertheidigungs-Maaßregeln, die bereits gegen den sich annähernden Feind auch in der alten Hauptstadt der Welt getroffen werden, hat die Römische Regierung bewogen, sich auch einmal in dem Innern des bisher ganz sich selbst überlassen gewesenen Ghetto (des Judenviertels) umzusehen. Bekanntlich hat Leo XII. den Juden in Rom die ihnen zuerst von der Französischen Herrschaft bewilligten und später von Pius VII. bestätigten Freiheiten wieder genommen, und das Ghetto, ein enger schmutziger Stadttheil, öffnete sich wieder für die aus allen übrigen Straßen vertriebenen, mitunter sehr angesehenen, jüdischen Einwohner. Die jetzt zum ersten Male vorgenommene Zählung derselben hat ergeben, daß sich auf einem Flächenraume der etwa den 200sten Theil der ganzen Stadt beträgt, nicht weniger als 3,500 Menschen befinden, so daß Rom, wenn es in allen übrigen Stadttheilen eben so bevölkert wäre, mindestens eben so viel Einwohner zählen müßte als Paris, von dem es doch nur den fünften Theil (140,000) besitzt. Das Zusammenleben so vieler Menschen auf einem Fleck — es bewohnen oft mehrere Familien ein einziges Zimmer — verursacht natürlich große Unsauberkeit und mancherlei Krankheiten; die Regierung hat sich daher unter den jetzigen Umständen veranlaßt gesehen, einzelnen vermögenden Israeliten zu gestatten, sich auch außerhalb des Ghetto niederzulassen und eben so für den Fall des Ausbruchs der Cholera in einem anderen Stadttheil ein Cholera-Hospital zu errichten. Hinsichtlich des Handels mit alten Kleidern und Geräthschaften sind besondere polizeiliche Vorschriften erlassen worden. (Ant. d. F.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Freitag den 26. Oktober 1832.

Nord-Amerika.

Aus dem Tagebuche des Nord-Amerikanischen Gesandten G. Morris.

Die Mittheilungen und Bemerkungen über die Französische Revolution vom Jahre 1789, welche wir in Nr. 89 und 90 des „Magazins" dem obigen Tagebuche entlehnten, haben so allgemein angesprochen, daß wir uns veranlaßt finden, noch einige andere Auszüge aus demselben Werke (Life of Gouverneur Morris, by Jared Sparks. Boston, 1832.) zu geben. Wir lassen hier zunächst den Herausgeber von Morris' reichhaltiger Lebensbeschreibung, Herrn Sparks, sprechen:

„Im Januar 1790 erhielt Herr Morris, der bis dahin ununterbrochen ein Zeuge aller Ereignisse in Paris gewesen war und die hereinbrechende Zerstörung als ein warnender Prophet verkündet hatte, von dem General Washington Akkreditive als Privat-Agent zur Betreibung wichtiger Angelegenheiten mit dem Britischen Ministerium. Die Lage der Dinge in Frankreich war schon zu jener Zeit auf keine Weise erfreulich für die Monarchie. Der Strom der Revolution stürzte so gewaltig dahin, daß Niemand es wagte, ihm einen Widerstand entgegenzusetzen. Mit fast verlöschender Hoffnung richtete Morris vor seiner Abreise eine Note an die Königin, worin er rieth, daß der König sich keinesfalls an die Spitze der Revolution stellen, sondern die Dinge ihren Lauf gehen lassen möchte; oder mit anderen Worten, daß er das Ruder fallen lassen und das Schiff dem Winde und den Wellen überlassen solle.

Im Monat Februar kam er in London an. Einige Stipulationen des Friedens-Traktates waren von England noch nicht ausgeführt worden; besonders diejenigen, in welchen es sich zu einer Entschädigung für die aus den südlichen Staaten weggeführten Neger und zur Herausgabe der befestigten Plätze an der westlichen Gränze verpflichtet hatte. Morris hatte den Auftrag, die Gesinnungen der Britischen Regierung hinsichtlich dieser Punkte zu erforschen und sich zu erkundigen, ob sie geneigt sey, einen Handels-Traktat mit den Vereinigten Staaten abzuschließen und einen Gesandten nach Amerika zu schicken. Sobald er in London angekommen war, theilte er den Zweck seiner geheimen Mission dem Französischen Gesandten am Englischen Hofe, Herrn de la Luzerne, mit, um dem Kongreß den Anschein zu geben, als ob er in Bezug auf den Handels-Traktat keinen Schritt ohne Wissen seines alten Verbündeten thäte; wobei er augenscheinlich übersah, daß er keine Vollmachten hatte, entscheidende Maaßregeln zu ergreifen, sondern sich nur vergewissern sollte, ob welche ergriffen werden könnten. Auf jeden Fall gereichte diese Mittheilung mehr seiner Offenheit als seiner Vorsicht zur Ehre; denn Herr de la Luzerne, der dieses Geheimniß für zu werthvoll hielt, um es unbenutzt zu lassen, suchte das Britische Ministerium zu überzeugen, daß die ganze Verhandlung vom Französischen Hofe ausgegangen sey, und auf diese Weise wurde der Plan in den Vereinigten Staaten bekannt, wo, wie man gleich sehen wird, die Offenheit des Herrn Morris sehr zu seinem Nachtheil wirkte. Es geht aus verschiedenen Umständen deutlich hervor, daß sein Scharfblick und seine Menschenkenntniß nicht mit der Schlauheit gepaart waren, welche die Europäische Diplomatie jener Zeit auszeichnete. Seine Mission erwies sich durchaus fruchtlos. Das Britische Kabinet wußte noch nicht, ob es in einen Krieg verwickelt werden würde, und wollte gern jede freundschaftliche Demonstration gegen die Vereinigten Staaten so lange verschieben, bis die Freundschaft derselben ihm von größerem Werth seyn konnte. Späterhin, als der Krieg mit Frankreich wirklich ausbrach, schlug es dagegen den Weg freundschaftlicher Beziehungen mit äußerster Eilfertigkeit ein.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten kehrte Herr Morris nach Paris zurück. Hier fand er den König auf einem schwankenden Thron, fast ganz von der Gnade der Führer der Volks-Partei abhängend; und er ging wiederum mit solchem Interesse und mit solchem Eifer in die politischen Spaltungen des Tages ein, als ob er eben nichts Anderes zu thun hätte. Es ist ein merkwürdiges Zeichen von der Thätigkeit seines Geistes, daß er Zeit und Lust fand, sich mit jenen Angelegenheiten zu beschäftigen, da er unter einer Last von Privat-Geschäften seufzte, die alle Muße und alle Fähigkeiten eines gewöhnlichen Mannes hinlänglich in Anspruch genommen haben würden. Einige wenige Auszüge aus seinem Tagebuche werden am besten zeigen, wie er die Angelegenheiten Frankreichs zu seinen eigenen machte:

„Am 25. Januar 1790. Um 3 Uhr zum Diner bei Frau von Staël gegangen. Den Abbé Sièyes daselbst gefunden, der mit großer Selbst-Zufriedenheit über Regierungs-Formen schwatzt und Alles verachtet, was vor ihm über diesen Gegenstand gesagt und geschrieben worden ist. Frau von Staël sagt, daß seine Schriften und seine Ansichten eben so in der Politik eine neue Aera bilden würden, wie Newton's in der Physik."

„1. Mai. Nach dem Essen habe ich eine lange Unterredung mit Herrn von Montmorin gehabt; im Laufe derselben zeigte ich ihm eine Note, welche ich über den jetzigen Zustand Frankreichs entworfen habe. Er bat mich, sie ihm anzuvertrauen; ich gab sie ihm, aber unter der Bedingung, daß Niemand außer Ihren Majestäten erfahren dürfte, von wem sie komme. Ich unterrichtete ihn von dem, was mit den Häuptern der Jakobiner vorgenommen worden sey. Er erzählte mir, wie die Minister in dieser Beziehung ständen, und versicherte, daß sie nichts mit dem Könige, wohl aber Vieles durch ihn thun könnten."

„20. Mai. Herr von Montmorin sagt mir, daß er die National-Versammlung als beendigt betrachte, und dies giebt mir einen schlechten Begriff von seinem Scharfblick. Vor einigen Tagen zitterte er noch vor Furcht, und jetzt befindet er sich in einer Art von Sicherheit; beides ohne Grund. Er fürchtet indessen noch immer für die Person des Königs. Er sagt, daß ihn verschiedene Leute bestürmten, verschiedene Dinge zu thun, daß er aber nicht wisse, was zu thun sey. Ich rieth ihm, sich ruhig zu verhalten, da die Versammlung jetzt Alles, was sie könne, für den König thue, und dabei doch die Absicht habe, ihm so viel als möglich zu schaden."

„1. Oktober. Ich ersuchte den Herrn von Montmorin um Zurückgabe der Rede, die ich für den König bei Gelegenheit der Ablegung des Eides, die Constitution aufrecht zu erhalten, entworfen hatte. Er gab mir sein Ehrenwort, sie mir wieder zu verschaffen. Ich ersuchte ihn, dem Könige mein Schreiben über die Subsistenz-Mittel vorzulegen, und sagte ihm, daß der Gegenstand selbst mich weiter nicht kümmere, daß es aber seine Pflicht sey, dem Könige meine Bemerkungen vorzulegen. Ich fragte ihn, wer des Königs letzte Rede entworfen habe, die vortrefflich gewesen sey; er versicherte, daß sie fast durchgängig vom Könige selbst gearbeitet worden, worauf ich ihn bat, den König auf den Unterschied der Wirkung aufmerksam zu machen, den diese Rede im Vergleich zu den langen Geschichten, die man ihn früher habe erzählen lassen, hervorgebracht habe. Er sagte mir, daß er dies schon gethan habe."

„14. Dezember. Ich lasse den See-Minister, Herrn von Molleville, wissen, daß ich einige Notizen über eine Constitution entworfen habe, die ich ihm zu zeigen wünsche. Er antwortete mir, daß er den König über diesen Gegenstand befragt und derselbe ihm befohlen habe, dem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zu schenken."

„21. Dezember. Der Bischof von Autun äußerte gegen mich, daß die Jakobiner bei Gelegenheit ihrer Adresse nicht im Stande gewesen wären, einen Aufstand zu bewirken. Ich bemerkte ihm, daß seit dem Vorfall auf dem Marsfelde ein Aufstand nicht leicht zu besorgen sey, weil das Volk keinen Geschmack daran fände, wenn es sähe, daß der Tod ein Spiel sey, welches Zwei spielen könnten. Er erzählte mir, daß der König sich in der besten Laune befinde, seit seine Veto's so leicht durchgegangen wären, und daß er jetzt dieselben hin und wieder anwenden werde. Armer König!"

„22. Januar 1791. Heute Morgen habe ich Anstalten zu meiner Abreise getroffen. Vic. d'Azyr, der Leibarzt der Königin, besuchte mich noch und ersuchte mich im Namen Ihrer Majestät, wenn ich in England irgend etwas erführe, was sie interessiren könne, es ihr mitzutheilen."

Die hier erwähnte Reise unternahm er zu seinem Vergnügen nach London, wo er sich kaum einige Tage befand, als er die Nachricht von seiner Ernennung zum bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten am Französischen Hofe erhielt. Diese Stellung war unbezweifelt seit langer Zeit der Gegenstand seiner Wünsche gewesen, aber sie wurde nicht ohne ernstlichen Widerstand erlangt. Seine oben erwähnte Mittheilung an den Französischen Gesandten in London, der schlechte Erfolg, der seine dort versuchte Unterhandlung begleitete, und mehr als alles dieses, seine Feindseligkeit gegen die revolutionnairen Grundsätze, wirkten so lebhaft zu seinem Nachtheil, daß seine Ernennung im Senat nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen bestätigt wurde. General Washington hielt es für nothwendig, ihm in einem Privat-Schreiben größere Vorsicht anzuempfehlen, und Morris ließ diesen Rath nicht außer Acht. Es ist unnö-

thig, zu bemerken, daß die Beschuldigungen, welche gegen ihn vorgebracht wurden, so weit sie begründet waren, keinen Flecken auf seinen Charakter werfen; sie bewiesen nur, daß er hin und wieder die Gränzen der Vorsicht überschritt und den Eingebungen eines warmen und unabhängigen Gefühls folgte.

Von jener Zeit an scheint er entschlossen gewesen zu seyn, sich nicht weiter in die Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, als seine amtliche Stellung es erforderte; aber er betrachtete es als einen Theil seiner Pflicht, möglichst für die persönliche Sicherheit des Königs zu sorgen, der jetzt selbst des Schattens von Macht beraubt war. Es wurde zwischen ihm und mehreren Anderen ein Plan verabredet, um die Königliche Familie aus Paris zu entfernen, und es wurden Anordnungen getroffen, die den Erfolg des Unternehmens sicherten; aber an dem Morgen des Tages, der zur Abreise festgesetzt worden war, gab der unglückliche Monarch, der eben so unentschlossen im Unglück als schwach in glücklicheren Zeiten war, den Plan auf. Er ließ später dem Herrn Morris für seine Rathschläge besonders danken und drückte sein Bedauern aus, daß er dieselben nicht befolgt habe. Seitdem war aber der unselige 10. August herangerückt und alle fernere Hülfe unmöglich. Die Girondisten wichen den wüthenden Angriffen der Jakobiner, obgleich sie ihrem Einflusse noch nicht gänzlich unterlagen; aber auch die Girondisten betrachteten den Amerikanischen Gesandten nicht mit günstigen Augen.

Sein Vorgänger, Herr Short, hatte den Auftrag erhalten, eine Anleihe abzuschließen, um einen Theil unserer Schuld an Frankreich abzutragen, und es lagen in den Händen Holländischer Banquiers bedeutende Summen, die zu diesem Zweck bestimmt waren. Als Herr Morris zum Gesandten ernannt wurde, betrachtete Herr Short seine Mitwirkung in dieser Angelegenheit als beendigt; aber dem Ersteren waren noch keine Instructionen über diesen Gegenstand zugegangen. Er kam indessen mit der Französischen Regierung dahin überein, daß ein Theil der Zahlungen geleistet werden solle. Ehe dieses aber geschehen konnte, war der König entsetzt und die alte Regierung umgestürzt. Auf den Rath des Herrn Morris übernahm es Herr Short, trotz seiner Zweifel über die Angemessenheit eines solchen Verfahrens, der Französischen exekutiven Gewalt den versprochenen Theil der Schuld auszuzahlen. Unsere Regierung mißbilligte nicht allein diesen Schritt, sondern befahl auch, alle fernere Zahlungen einzustellen. Die exekutive Gewalt war bemüht, unsere Regierung zu weiteren Zahlungen zu veranlassen, und machte den Vorschlag, statt baaren Geldes Kolonial-Waaren in Zahlung zu nehmen. Herr Morris wollte sich hierauf nicht einlassen und schützte Mangel an Vollmachten vor, einen Einwand, den man müßig und ausweichend nannte, und der Ton der exekutiven Gewalt wurde zuletzt so leidenschaftlich und beleidigend, daß der Gesandte sich veranlaßt fand, seine Pässe zu fordern, um das Land zu verlassen. Da man bemerkte, daß die Drohungen keine Wirkung machten, so richtete man ein Schreiben an Herrn Morris und bezeichnete den Inhalt desselben als eine Entschuldigung. Aber Gewaltthätigkeit und Beleidigung wurden bald das System der damaligen Französischen Regierung. Unser Handel erfuhr fortwährende Beeinträchtigungen, für die der Gesandte ohne Erfolg Genugthuung verlangte, und täglich wurde er durch die Klagen und das Murren seiner Landsleute gequält, denen er keine wirksame Hülfe verschaffen konnte.

Die Republik verlangte endlich seine Zurückberufung, als Repressalie für die des Bürgers Genet, welche unsere Regierung selbst wegen der übertriebenen Grundsätze jenes originellen Diplomaten verlangt hatte. Das Verlangen wurde aus Gründen der Politik von Washington genehmigt. Es ist Grund da, anzunehmen, daß Morris diese Abberufung ungern gesehen; in der That konnte auch keine Beschwerde irgend einer Art gegen ihn vorgebracht werden, da er sich unter sehr schwierigen Umständen mit ungemeiner Festigkeit und Würde benommen hatte; sein Tagebuch und sein Briefwechsel drücken inzwischen kein anderes Gefühl aus, als das der Zufriedenheit, eines so mühsamen und undankbaren Amtes überhoben zu seyn.

Anfänglich war es seine Absicht, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren; er änderte aber später seinen Entschluß und brachte die sieben folgenden Jahre in Europa zu. Er wählte sich Altona zum Aufenthaltsort und unternahm von hier aus Reisen nach verschiedenen Ländern und Hauptstädten.

Im Anfang der Revolution stand Herr Morris in sehr genauer Verbindung mit der Familie Orleans, welche zu der Zeit, da er in Deutschland lebte, sehr verarmt war. In Hamburg erhielt er durch einen gemeinschaftlichen Freund von der dürftigen Lage Nachricht, in der sich der Herzog, jetziger König der Franzosen, befand. Er sandte ihm sogleich Geld, um die Reise nach Hamburg bestreiten zu können, und da der Herzog den Wunsch äußerte, die Vereinigten Staaten zu besuchen, so bot er ihm dazu jede in seinen Kräften stehende Erleichterung an. Der Herzog änderte indessen seinen Entschluß und durchreiste noch eine Zeit lang Europa, bis seine Hülfsmittel gänzlich erschöpft waren. Herr Morris eröffnete ihm darauf einen Kredit von 1500 Pfd. Stlg. bei seinem Banquier in London, und als er erfuhr, daß der Herzog nach England zu gehen entschlossen sey, eröffnete er ihm für die Zeit seines dortigen Aufenthaltes einen unbeschränkten Kredit. Diese freigebige und thätige Freundschaft wurde tief gefühlt und anerkannt. In einem im Jahre 1795 an ihn gerichteten Schreiben sagt Ludwig Philipp: „Es ist unmöglich, tiefer, als ich es thue, den lebendigen Antheil zu empfinden, den Sie so freundlich an meinem Schicksal nehmen, und ich bitte Sie, die Versicherungen meiner innigen und aufrichtigen Liebe zu genehmigen.“

(Schluß folgt.)

Bibliography.

Cholera-Gazette. (Epidemie-Zeitung.) New-York.

Lives etc. (Lebensbeschreibungen berühmter Reisenden.) Von J. A. St. John. Washington.

A dictionary of the holy bible. (Wörterbuch der heiligen Schrift.) Von John Brown. New-York.

Frankreich.

Lamartine und seine Vorgänger.

(Schluß.)

Alphons von Lamartine soll zu Macon ganz gegen Ende des Jahres 1790 oder im Anfange des Jahres 1791 geboren seyn, als man sich eben mitten in dem Strudel der Revolution befand. Sein Großvater hatte ehedem ein Amt in dem Hause Orleans bekleidet und sich später in die Provinz zurückgezogen. Die Revolution traf seine Familie wie alle diejenigen, welche vermöge ihrer Geburt und ihrer Ansichten an der alten Ordnung der Dinge festhielten; die früheste Erinnerung Lamartine's trägt ihn bis in das Gefängniß, wohin man ihn führte, um seinen Vater zu besuchen. Als sie dem Schrecken entflohen waren, lebten seine Eltern, um die folgenden schweren Jahre in Ruhe zuzubringen, eingezogen in jenem *wenig* gekannten Milly, welches der Dichter mit solcher Pietät verherrlicht hat, wie Herr von Chateaubriand sein Combourg und Victor Hugo sein Feuillantines. Dort verlebte er mit seinen Schwestern eine lange und harmlose Kindheit, frei, nach Bauernart, umherwandernd wie der Minstrel von Beattie, aber zu sittlicher Tüchtigkeit und zu der ihn auszeichnenden Herzensgüte durch die Sorge einer trefflichen Mutter, der er ganz gleichen soll, frühzeitig angehalten und ausgebildet. Dieses Familienleben verließ er nur dann, wenn er nach Valley ins Kollegium ging, wo er sich zwar nicht so glücklich als zu Milly fühlte, doch aber auch manches Schöne fand, Freunde, die er sich stets erhielt, und nachsichtige und freundliche Lehrer. Abgesehen von der Lamartine's schöner Seele natürlichen Leutseligkeit, kann man es wohl auch dieser väterlichen Erziehung zu Valley zuschreiben, daß nichts Aengstliches und Menschenscheues in ihm zurückblieb, wie es sonst häufig bei so empfindsamen Naturen unseres Zeitalters vorzukommen pflegt. Als er das Kollegium verlassen hatte, um das Jahr 1809, lebte Lamartine zu Lyon und machte, wenn ich nicht irre, damals seine erste kurze Reise nach Italien. Dann kam er nach Paris und überließ sich, obwohl stets mit Sitte, den Aufforderungen seiner Freunde und seiner Jugend; seine Grundsätze schwankten, sein Glaube verdunkelte sich, aber niemals war er ruchlos oder ein systematischer Vernünftler; er machte schon damals viel Verse, die sich bis auf seine vertraulichen Briefe erstreckten; er dachte an Dichterruhm und beschäftigte sich namentlich viel mit dem Theater; übrigens war er ziemlich mißvergnügt über sein Schicksal und fand nicht leicht etwas, das seinen angeborenen Sinn *für Hoheit und* Größe zu befriedigen vermochte. Das Vermögen, *welches er später* ihm von einem Onkel ererbte, verursachte ihm nur Peinlichkeit, indem es ihn in eine gewisse Abhängigkeit von diesem Verwandten versetzte.

Im Jahre 1813 war seine Gesundheit etwas gestört, und er machte eine zweite Reise nach Italien; eine Menge Verse in den Meditationen und viele Erinnerungen schreiben sich von dieser Reise her; die erste Liebe in den Harmonieen bezieht sich wahrscheinlich auch darauf. Der Sturz des Kaiserreichs und die Restauration brachten eine bedeutende Veränderung in Lamartine's Geschick hervor. Er war mit antirevolutionnairen Gesinnungen geboren und groß geworden; er hatte dem Kaiserthum niemals gedient. Im Jahre 1814 trat er in eine Compagnie der Gardes-du-Corps ein. Doch sein Royalismus war schon mit liberalen und constitutionnellen Ideen verschmolzen; er hatte selbst eine politische Broschüre in diesem Sinn geschrieben, die jedoch nicht gedruckt wurde, weil er keinen Verleger dazu finden konnte. Nach den hundert Tagen nahm Lamartine keine Dienste mehr; eine Leidenschaft, deren himmlischen Gegenstand er unter dem Namen Elvire verewigt hat, scheint ihn um diese Zeit gänzlich eingenommen zu haben. Wir werden uns wohl hüten, auch die geringste Falte von dem funkelnden und heiligen Schleier aufzudecken, unter dem diese geheimnißvolle Gestalt uns von weitem entgegenschimmert. Nur so viel sey bemerkt, daß Elvire den Dichter auf seiner Reise nach Italien nicht begleitete. Alle Scenen also, welche Italien zum Rahmen haben, namentlich in den zweiten Meditationen, beziehen sich ursprünglich nicht auf Elvire, sondern sind früheren Ursprungs; doch könnte sie wohl, nach einer den Dichtern gewöhnlichen Fiction, mitunter versetzt und verschoben seyn. Elvirens Tod, eine tödtliche Krankheit des Liebenden, seine Rückkehr zur religiösen Innerlichkeit, das Opfer, welches er diesem Gefühle darbringt, als er noch krank niederliegt, ältere und minder bedeutende Dichtungen, deren er sich jedoch vor der Welt nicht zu schämen hat, dies sind die Ereignisse, welche dem Erscheinen der poetischen Meditationen, das in den ersten Monaten von 1820 erfolgte, vorhergegangen waren.

Der plötzliche Erfolg, den dieses Werk davontrug, war seit dem Geist des Christenthums der glänzendste des Jahrhunderts; es war ein allgemeiner und einstimmiger Beifallsruf. Der Name des Verfassers, der auf der ersten Ausgabe nicht stand, wurde augenblicklich berühmt; tausend Mährchen, tausend übereilte Muthmaßungen mischten sich darunter. Den Wünschen seiner Familie nachgebend, benutzte Lamartine diesen Erfolg, um einen Schritt in der diplomatischen Laufbahn zu versuchen, und er ward bei der Gesandtschaft zu Florenz angestellt. Ruhm, eine reiche Erbschaft, eine Heirath nach seinem Geschmack, Alles floß ihm fast mit einem Mal zu; von dieser Zeit an ist sein Leben zu bekannt, zu positiv, als daß wir uns noch länger dabei aufzuhalten hätten.

In dem Wenigen, was wir in Bezug auf die früheren Jahre zu erzählen versucht haben, wird man vielleicht über einige Dunkelheit und Unbestimmtheit klagen; aber wenigstens glauben wir, nichts in einem falschen Licht dargestellt zu haben. Lamartine ist von allen berühmten Dichtern derjenige, der sich am wenigsten zu einer genauen Lebensbeschreibung eignet, noch weniger zu einer in's Einzelne gehenden Chronologie, zur Aufzählung geringfügiger Umstände und ausgewählter Anekdoten. Sein großes, einfaches, nachlässig entworfenes Leben idealisirt sich in der Ferne und gestaltet sich in große Massen, ähnlich den Landschaften, die er uns geschildert hat. Das frische Grün der Natur, der Duft der Pflanzenwelt, das Farbenlicht auf den Bergrücken, der kühlende Hauch im Schatten hoher Wipfel, dies herrscht in seinem Leben wie in seinen Bildern vor. Wenn man von einem solchen Manne spricht, kann man sich vielmehr an den Geist der Zeiten halten, als an die gewöhnlichen Einzelnheiten, die bei Anderen charakteristisch seyn würden.

So ganz durch und durch lyrisch, wie er auch ist, wendet er sich doch selten rückwärts, zeigt selten ein Zurücksehnen nach entschwundenen Zeiten, das immer eine gewisse Schlaffheit und augenblickliche Leere zum Grunde hat. Hin und wieder gefällt er sich in Ausschmückung einiger vergangenen Erlebnisse; am Abend schürt er auf diesem und jenem fernen Hügel seine verlöschenden Feuer an, dann verläßt er sie wieder; Hoffnung und Zukunft füllen seine Seele. Bei näherer Betrachtung der ersten Meditationen konnte wenigstens der Schein vorwalten, daß Elvirens Bild sein Leben beherrsche, daß sie ihm diese zufällige romantische Begeisterung eingeflößt, und daß, je mehr er sich von ihr entfernte, Alles in ihm erblassen würde. Das Publikum, welches das Schöne wohl liebt, wenn es in flüchtiger Erscheinung an ihm vorübergeht, hatte jene Einbildung so fest aufgefaßt, daß mehrere Jahre hindurch jedes neue Werk von Lamartine einen immer geringeren Beifall fand, indem sich Abgeschmacktheit und Neid zu der Ansicht vereinten, daß das Genie unterginge. Aber im Verlaufe der Zeit, namentlich als man die letzte und unvergleichliche Entfaltung dieses Talents in den Harmoniccn gewahrte, konnte man, was offen am Tage lag, nicht länger verkennen. In Lamartine war der Dichter vor Elviren geboren und hat sie überlebt; in Lamartine war der Dichter nichts Anderem, Niemanden, selbst dem Liebenden nicht untergeordnet. Andere sind mehr Liebende als Dichter; eine besondere Liebe begeistert sie, entrückt sie der Erde, erhebt sie zur Poesie; stirbt diese Liebe in ihnen, so gehen auch sie zu Grabe und schweigen. Lamartine aber war mehr Dichter als Liebender; als sich die Wunde der Liebe erst in ihm geschlossen hatte, sprudelte sein lebendiger Dichterquell aus seiner Brust nur um so reicher und vielfacher hervor. Er war schon da vor seiner Leidenschaft, er kehrte wieder in freiem unversiegbarem Erguß, der nach der höchsten Poesie hinströmte, nach der unbegränzten Liebe, nach der Schönheit, die keinen Raum, kein Symbol, keinen Namen hat. Das Höchste ist ihm nichts Anderes als jene Vernunft, jener ewige Logos, das Wort des Johannes, welches Fleisch ward und ewig unter den Menschen wohnet. Er begreift die Umgestaltungen der Menschheit, selbst die unserer Tage, nur vermöge jenes großen Geheimnisses, das der Urquell alles Lebens, aller Schöpfung und Wiedergeburt ist. So erschien uns Lamartine, als er vor Kurzem seine Segel nach dem Orient ausspannte; so wird er uns bald wiederkehren, entzückter noch und noch gestählter, wenn er die heilige Wiege jener großen Umgestaltungen geküßt hat. (Sainte-Beuve. — R. d. d. M.)

Bibliographie.

Le dernier des Condé. (Der letzte Condé.) Von Albert von Calviment. Pr. 7½ Fr.

Essai historique etc. (Historischer Versuch über die Freiheit zu schreiben bei den Alten und im Mittelalter, über die Preßfreiheit seit dem 15ten Jahrhundert, nebst vielen Anekdoten und Anmerkungen und einer übersichtlichen Tabelle in Bezug auf den Zustand der Buchdruckerkunst in Frankreich in den Jahren 1704, 1739, 1810 und 1830.) Von Gabriel Peignot. Pr. 4½ Fr.

Henri le prétendant. (Heinrich der Prätendent.) Pr. 7½ Fr.

Mémoires et voyages du prince Puckler-Muskau. (Briefe eines Verstorbenen.) Uebersetzt von Cohen. Bd. 1 und 2. Pr. 15 Fr.

La philosophie du notariat. (Briefe über das Geschäft eines Notars.) Gerichtet an Hrn. Chardel. Von H. Cellier.

England.

Die drei ersten Begründer der Englischen Literatur.

II. Thomas Morus.*)

Thomas Morus ist ein Mann, dessen Charakter, Schicksale und Schriften immer interessiren werden, mag man ihn nun als Gesandten oder Kanzler, vor Gericht oder im Parlament, im thätigen wie im beschaulichen Leben betrachten. Seine Englisch geschriebenen Werke sind ein schätzbares Denkmal der alten kernigen Sprache**). Sie waren das Erzeugniß „jener dem Schreiben gewidmeten Stunden, die er seiner Essens- und Schlafzeit raubte." Er selbst gesteht, daß „jenes weichliche und verzärtelte Volk, die evangelischen Brüder (so nennt er die frühesten Englischen Reformatoren), seine Werke für zu lang bieten, wie ihnen überhaupt Alles zu lang vorkäme." Er spielt hier auf die wachsende Sucht an, alle kirchlichen Ceremonien abzukürzen und zu verstümmeln.

Obgleich im Lateinischen sehr wohl bewandert, strebte Morus, um seine Meinungen allgemeiner auszubreiten, doch vorzugsweise nach Popularität und kultivirte die Muttersprache, welche dem fruchtbaren Geiste des Autors große Bereicherung verdankt. Nur die unglücklich gewählten Stoffe, die den größeren Theil des gewaltigen Bandes seiner Werke ausfüllen, versagen dem Autor die Unsterblichkeit, die ihm sein Genius gesichert hätte.

Morus hat eifrige Biographen gefunden; aber kein Xenophon oder Boswell ist unter ihnen gewesen, sie würden uns sonst mehr über ihn erzählt haben. Er hatte in seinen Gesprächen die seltene Gabe vollkommener Gegenwart des Geistes, ohne welche der am reichsten ausgestattete Mensch langsam und schwerfällig bleibt. Seine Erfahrung in Staats-Geschäften, verbunden mit genauer Beobachtung des häuslichen Lebens, gaben ihm stets eine bewundernswürdige Gewandtheit in klarer Mittheilung; aber die Leichtigkeit seines Witzes und die Fülle seines Humors konnten den tiefen Sinn nicht verbergen, der immer seinen Gedanken Gewicht und seinen Handlungen etwas Entschiedenes gab. Bei aller Gelehrsamkeit und Meditation war eine scherzhafte Laune, eine philosophische Munterkeit in wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten seine stete Begleiterin, als böte sie ihm eine Zuflucht vor den Thorheiten Anderer. Diese komische Ader entdecken wir schon in dem Knaben, und sie verließ ihn nicht einmal auf dem Blutgerüste, wenige Sekunden vor seinem Tode. Der Henker hatte bereits das Mordbeil aufgehoben: da ersuchte ihn Morus, nur so lange zu warten, bis er seinen Bart auf die Seite geschoben hätte, mit der Bemerkung: „dieser ist niemals ein Verräther gewesen."

Sein politischer Scharfsinn kam der Lebendigkeit seines Witzes gleich. Er wußte die Gunstbezeigungen Heinrich's VIII. sehr gut zu würdigen. Der König besuchte ihn einst in seinem Hause zu Chelsea, und während sie im Garten lustwandelten, legte er seinen fürstlichen Arm um den Nacken des Kanzlers. Sein Schwiegersohn Roper gratulirte ihm wegen dieser Gunst. Morus aber entgegnete: „Sohn, der König begünstigt mich mehr als irgend Einen, und doch hab' ich keine Ursache, darauf stolz zu seyn; denn könnte er mit meinem Kopf ein Schloß in Frankreich gewinnen, er müßte unfehlbar vom Rumpfe!" Morus hatte die Gewitterwolke der Reformation schon ausgespäht, als Andere noch nicht einmal bemerkten, daß der politische Horizont überhaupt trüber werde. Er und Roper sprachen einst von ihrem „katholischen Fürsten, ihrer gelehrten Geistlichkeit, dem kräftigen Adel, den gehorsamen Unterthanen, und wie kein Ketzer es wagen dürfe, sein Angesicht zu zeigen." Morus ging in seinem Lobe der Ersteren noch weiter als Roper; allein er fuhr fort: „Und dennoch, Sohn Roper, bitte ich Gott, daß Einige von uns (wie hoch wir auch auf den Bergen zu thronen scheinen, die Ketzer gleich Ameisen mit Füßen tretend) nicht den Tag erleben mögen, wo wir gern mit ihnen Verträge schließen möchten, kraft deren sie ihre Kirchen ruhig besuchten und sich begnügten, uns im ruhigen Besitz der unsrigen zu lassen." Der erstaunte Roper bot alle seine Gründe auf, um die Unmöglichkeit solcher Ergebnisse darzuthun, und als Morus den immer wüthenderen Eifer des jungen Katholiken bemerkte, rief er munter aus: „Gut, mein Sohn Roper, es wird nicht dahin kommen!"

Die Züge dieses Mannes waren ein treuer Abdruck seines jovialen Gemüthes. Doch nahm er gewöhnlich, gerade wenn er scherzte, eine ernste und feierliche Miene an, so daß der Angeredete oft in Verlegenheit war, ob er für Ernst oder Scherz nehmen sollte, was Morus sagte. Diese ungezwungene Jovialität, — dies Lächeln, dessen Süßigkeit die Herbheit der Zunge linderte, — dies unschuldige Aufziehen Anderer, ohne beißenden Spott — und die Kunst, das Gemüth auf ergötzliche Weise von dem Gegenstand abzulenken, finden wir auch in seinen Schriften wieder.

Die ernsten und unfreundlichen polemischen Abhandlungen des Thomas Morus, dessen Schriften hauptsächlich den Streit zwischen Katholiken und Protestanten zum Gegenstand haben, sind vielleicht die einzigen Streitschriften, die in ihren Randnoten oftmals eine „lustige Erzählung" enthalten. „Eine drollige Anekdote kommt mir niemals ungelegen", sagt Morus mit Recht von sich selbst. Er vertheidigt sich ob seines ungleichen Stiles und behauptet, es stünde ihm, als einem Laien, besser an, „sich munter auszusprechen, als feierlich zu predigen." Niemand fühlte besser als Morus, daß man sich zu dem Volke herablassen müsse, wenn man es gewinnen wollte. Ging aber sein Scherz mitunter in Schmähung über, und fiel sein Spott in's Possenhafte, so verdiente das keine bittere Beschuldigung der Unduldsamkeit und Bigotterie. Alles dies lag auf der Oberfläche, und außerdem schrieb Morus in der Zeit einer furchtbaren Krise. Der falsche Spiegel, in dem er die Religionsneuerer nur als Zerstörer der bürgerlichen Ordnung und Räuber der Kirchengüter sehen konnte, war wohl im Stande, auch den Verstand eines Weisen irre zu leiten.

Eine berühmt gewordene Schmähschrift, „Supplik der Bettler", beschleunigte die Reformation. Aller Druck, unter dem das Volk seufzte, wurde in derselben den Pfaffen Schuld gegeben. Sie waren die Räuber und Wölfe des Staates, und der König hatte nichts weiter zu thun, als sie die Karre schieben zu lassen und ihre Ländereien einzuziehen. Die schlagendsten Beweise dieses merkwürdigen Pamphlets, das auf geheimem Wege zu Heinrich kam, waren arithmetischer Art. Es berechnete alle Besitzungen des Klerus, welcher, obgleich nur $\frac{1}{20}$ der Nation, die Hälfte ihrer Einkünfte besaß! Morus erwiederte auf die „Supplik der Bettler" mit seinen „Supplik den der armen Seelen im Fegefeuer." Er schilderte sie als voll Entsetzen wegen der frevelhaften Aufhebung der Messen, die zu ihrer ewigen Ruhe gelesen wurden; und solch ein Argument mochte damals eben nicht unkräftig seyn. In seinen Augen waren die Ketzer gemeine Rebellen, wie aus dem Stile seiner Erzählung erhellt. Die übertriebene Schätzung der Kirchengüter zieht er in's Lächerliche und

*) I. Thomas Elyot. S. in Nr. 113 des Magazins.

**) Die Ausgabe von 1557 ist ein engegedruckter ehrwürdiger Foliant von ungefähr 1500 Seiten in doppelten Kolumnen.

bemerkt gar zierlich, daß die Supplik so voll von Lügen (lies) sey, wie der Bettler, der sie abgefaßt, von Ungeziefer (lice) u. s. w. Dessenungeachtet wurde das Bettel-Pamphlet bei Hofe klassisch befunden, und der Verfasser, der entflohen war, um Wolsey's Klauen zu entrinnen, kam unter Zusicherung des Königlichen Schutzes wieder nach England zurück.

Morus war im Herzen ein Mönch, was zur Entschuldigung seiner Schritte hinreichen wird. Er trug ein härenes Büßerhemde, geißelte sich mit dem Knotenstrick, that Buße und appellirte an wunderbare Reliquien, als Zeugen seines Glaubens. Was die Reliquien betrifft, so handelte er damals mit einer außer Mode gekommenen Waare. Bei Auflösung der Klöster sanken sie dermaßen im Werthe, daß Niemand daran dachte, verpfändete Reliquien wieder einzulösen.

„Die Geschichte König Richard des Dritten", das älteste historische Buch in Englischer Sprache, liest sich noch mit Vergnügen. Als Morus dieses Werk ausarbeitete, war er noch reich an Phantasie und die Historiker der Griechen und Römer, die er zu Mustern nahm, in ihm lebendig. Die Details aus dem Leben eines Fürsten vom Hause York treten hier mit dem Gewichte gleichzeitiger Autorität vor uns, wiewohl nicht ohne Beimischung von der Galle des Lancasterschen Kardinals Morton. Dem Letzteren kann Morus viel Materielles verdanken, aber die Reize des Werkes, die uns immer noch fesseln, sind: der natürliche und doch dramatische Dialog, die materischen Züge und mitunter ein Stil, dessen Schönheit während dreier Jahrhunderte nicht verwelkt ist.

Das berühmteste Werk des Thomas Morus, „Utopien", gehört, da es der Verfasser Lateinisch geschrieben und Andere in's Englische übersetzt haben, eigentlich nicht hierher. Es ist im Ganzen ein sehr leckeres Gewebe politischer Fictionen und obgleich in vieler Hinsicht von Plato's idealer Republik erborgt, dennoch eines Philosophen und erfahrenen Staatsmannes würdig, der im Augenblick des Schreibens nicht bloß über seinem Zeitalter, sondern, wie nachmals erhellte, auch weit über sich selbst stand. Wie vertrug sich seine Freude über den Flammentod eines Ketzers, der zu behaupten gewagt hatte, die Belohnungen und Strafen des künftigen Lebens nähmen erst am jüngsten Tage ihren Anfang, mit dem großartigen in seinem Utopien ausgesprochenen Grundsatz, es müsse die unumschränkteste Religionsfreiheit herrschen, und Jeder, der den Nächsten wegen seines Glaubens anfeindete, habe Verbannung oder Sklaverei verwirkt?! Man glaube ja nicht, daß Morus um weltlicher Vortheile willen seine Ueberzeugung geändert hat. Er war ein Staatsmann ohne Ehrsucht und ein Lord-Kanzler, der sein Amt eben so arm niederlegte, als er es angetreten.

In den Zeiten der großen Religions-Umwälzung scheint Morus die Theologie zuweilen mit der Politik verwechselt zu haben. Eine seltsame Veränderung ging in seinem Innern vor, deren unmerkliche Abstufungen ein Geheimniß sind, das sein Grab verschließt. Der große Mann unterwarf sich dem Tode durch Henkersband, um seine Ueberzeugungen mit seinem Blute zu besiegeln. Die Protestanten beklagten diesen Akt als eine Schwäche, die Papisten erklärten ihn für ein Märtyrthum. Bei seinen ihm theuren Vorurtheilen beharrend, bewies er, wie das Prinzip der Unsträflichkeit über das der Selbsterhaltung siegen könne.

Bibliographie. Taschenbücher für das J. 1833.

Litterary souvenir. Pr. 12 Sh. — The keepsake. Pr. 21 Sh. — Heath's picturesque annual. Pr. 21 Sh. — New-year's gift. Pr. 8 Sh. — The amulet. Pr. 12 Sh. — Juvenile forget-me-not. Pr 8 Sh. — Friendship's offering. Pr. 12 Sh. — Comic offering. Pr. 12 Sh. — Musical gem. Pr. 16 Sh. — Lyrical offerings. Pr. 10½ Sh. — Landscape annual. Pr. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Fabrikfleiß in England. Die ersten Kosten der Baumwolle, die ein Jahr hindurch in England verarbeitet wird, belaufen sich auf 6 Millionen Pfd. Sterl. Das Arbeitslohn von 833,000 Personen, die sie auf verschiedene Weise verarbeiten, beträgt 20 Millionen Pfd. Der Nutzen der Fabrikanten läßt sich mindestens auf 6 Millionen Pfd. anschlagen; dies giebt also einen reinen Gewinn von 26 Millionen Pfd., auf einen Betrag von weniger als ⅓ dieser Summe, oder, der erhöhte Werth des verarbeiteten Stoffes gegen den rohen verhält sich wie 13 zu 3, oder wie 4⅓ zu 1; außerdem, daß diese Werth-Erhöhung den Reichthum des Landes vermehrt, ist die Beschäftigung und Ernährung von beinahe einer Million Menschen kein geringes Resultat, das bloß die Verarbeitung der Baumwolle gewährt. (N. M. M.)

— Wiederhall. Sir John Herschel beschreibt ein Echo von ganz eigenthümlicher Art, welches von einer Hängebrücke über den Menai-Straits in Wales hervorgebracht wird. Der Schall eines Hammerschlages auf einen der Hauptpfeiler hallt von allen Querbalken, auf denen der Fahrweg ruht, nach einander wieder, dann von dem entgegenstehenden Pfeiler bis auf eine Entfernung von 576 Fuß. Außerdem wiederholt sich der Schall mehrere Male zwischen dem Wasser und der Brücke, 28 Mal in 5 Sekunden.

— Speculationsgeist. In den so eben zu London erschienenen „Erinnerungen aus dem Leben von John Taylor" kömmt folgende Anekdote vor, die von den Handelsgeistern der Engländer des vorigen Jahrhunders eine kleine Probe liefert: „Coan der Zwerg" heißt es in der Erzählung, „lebte im Hause eines der Pinschbecks. Diese Familie bestand aus drei Brüdern, welche alle mit meinem Vater bekannt waren. Sie hatten das unter ihrem Namen bekannte Metall erfunden, und um die Aufmerksamkeit des Publikums noch mehr auf sich zu ziehen, stellten sie sich, als wären sie mit einander in Streit, indem jeder von ihnen auf jene Erfindung Anspruch machte und zu gleicher Zeit seinen Handel als den vorzüglichsten anempfahl. In Wirklichkeit aber lebten sie zusammen auf dem freundschaftlichsten Fuß und pflegten jede Nacht sich zu treffen, um den Gewinnst des Tages unter einander zu theilen. Mein Vater besuchte die Pinschbecks fast jedes Mal, wenn ihn sein Weg bei ihnen vorbeiführte. Damals hatte Einer von ihnen den Spielzeug- und Raritätenkram in Cockspur Street und erfreute sich des besonderen Schutzes von König Georg III., der ein großer Freund von Seltenheiten und Merkwürdigkeiten war; der Andere hatte eine Pfandleihe in West Smithfield, und der Dritte war Inhaber eines Kaffeehauses in Chelsea. Bei Letzterem wohnte Coan, der Zwerg, dessen Portrait der Taverne als Schild diente."

— Einstimmiges Auditorium. Als Herr J. Kemble Direktor eines Theaters zu Portsmouth war, in welchem wöchentlich nur zwei oder drei Mal gespielt wurde, kam eines Abends, wo kein Schauspiel war, ein Matrose zu ihm und bat ihn, eine Vorstellung zu geben. Der Direktor erwiederte ihm, daß er die Ausgaben unmöglich daran wenden könne, wenn das Schauspiel nicht vorher in der Stadt angekündigt worden. „Nun, was würde es kosten, wenn Sie heut Abend spielen ließen?" sagte der Matrose; „denn morgen reise ich ab, und wer weiß, ob ich jemals wieder ein Theater sehe." Herr Kemble meinte, es würde fünf Guineen machen. „Gut denn", antwortete der theerige Sorgenfrei, „ich will das Geld unter der Bedingung zahlen, daß Sie Niemand weiter in das Haus einlassen, außer mich und die Schauspieler." Er ward nun gefragt, was für ein Stück er wünsche, und bestellte sich Richard III. Das Haus wurde sogleich erleuchtet, die übrigen Schauspieler fanden sich an, und der Theermann nahm auf der ersten Bank im Parterre Platz. Herr Kemble spielte den Richard, und das Stück war gerade eines von denen, welche die Gesellschaft an der Schnur hatte. Es wurde ganz zu Ende gespielt, und der Matrose war äußerst aufmerksam, lachte und klatschte zuweilen, sah sich aber oft um, ob sich auch nicht ein anderer Zuhörer hineingestohlen habe, um ihn sein Vergnügen nicht allein genießen zu lassen. Dann empfahl er sich höchlichst befriedigt und dankte dem Direktor für seine bereitwillige Gefälligkeit. (Records by John Taylor.)

— Der Sklavenhandel und die Neger in Congo. In diesem Reiche werden einige der bedeutendsten Sklavenmärkte von Afrika gehalten. Douville, dessen Glaubwürdigkeit jedoch kürzlich, sowohl in Frankreich als in England, in einigen Zweifel gestellt worden, beschreibt uns zwei der größten, zu Bibé im Süden und Cassango im Norden von Congo, auf folgende Weise: Ein Neger kostet 50 bis 65 Schilling, oder den Werth davon in Kattun oder anderen Waaren; z. B. eine schlechte Flinte für einen guten Neger u. s. w. An sechstausend Schwarze, wovon zwei Drittheile weiblichen Geschlechts, werden jährlich nach Bibé zu Markte gebracht, und ungefähr 50 Mulatten kommen zum Einkauf und treiben sie dann gefesselt nach Angola oder Benguela, wo diese unglücklichen Geschöpfe eingeschifft werden. Douville meint, dieser abscheuliche Handel hätte vor den Christen, die ihn begünstigt, nicht stattgefunden; allein er vergißt, daß man sowohl in der heiligen Schrift, als im Herodot und in verschiedenen Bildwerken, die sich noch in Aegyptischen Gräbern finden, Beweise seines Alterthums antrifft. Seit jenen frühen Zeiten hat dieser Handel keine Veränderung erlitten, als daß er einen anderen Weg genommen hat. — Unter den Congo-Negern herrscht noch fast aller Aberglauben wilder Völker. Der Domnezett wird besonders verehrt und sein vermeintlicher Zorn zuweilen durch Menschenopfer versöhnt, deren Fleisch unter den großen Haufen vertheilt und von diesem sogleich verzehrt wird. Wenn die Zauberer oder Wahrsager verkündigt haben, man müsse seinen Zorn durch ein solches Opfer besänftigen, so versucht man sogleich, irgend einen jungen Mann oder eine Frau von einem benachbarten Stamme zu verlocken, unter dem Vorwande, sie zu hohen Würden oder besonderen Ehren zu erheben. Die unglücklichen Opfer gehen in die Schlinge, und werden mit Liebkosungen und Gastereien empfangen; dann leitet man sie zu einem öffentlichen Platze, wo die rohe Menge ihnen wild entgegenjauchzt. Mitten in ihrem Freudentaumel wird ihnen dann von hinten der Todesstreich versetzt. Ihr letzter Seufzer verhallt unter dem wilden Geheul ihrer Schlächter, und kaum haben sie den Geist aufgegeben, so wird ihr Körper in Stücke zerrissen und vertheilt. Derjenige, der das Opfer herbeigelockt hat, wird zum Häuptling erhoben. Douville war angeblich selbst mehr als einmal in großer Gefahr, ihr Opfer zu werden. Einst hielten ihn die Priester acht Tage lang eingesperrt, und das Volk sah mit Ungeduld seiner Hinrichtung entgegen, als er seine Kerkermeister durch das Anerbieten eines schönen rothen Mantels, mehrerer Stücke Baumwollenzeug und einiger Flaschen Rum erweichte. Nach Empfang dieses Lösegeldes verkündeten die Priester, ihr Gott würde das Opfer des weißen Mannes nicht nur sehr übel aufnehmen, sondern es sey sein ausdrücklicher Wille, daß der Gefangene sogleich in Freiheit gesetzt werde und ungehindert abreisen dürfe. (Vergl. Nr. 83 und 84 des Magazins.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Montag den 29. Oktober 1832.

Aegypten.

Das Aegyptische Theben.

Der Charakter der Aegyptischen Baukunst ist das Phantastische; bei der Griechischen ist die Grazie vorherrschend. Als die Ptolemäer das Scepter der Pharaonen überkamen, vereinigten sie den feinen Geschmack Joniens mit der reichen Erfindungsgabe des Nil-Volkes und brachten so die glänzendsten architektonischen Schöpfungen hervor, wie das zierliche Philoe, das prachtvolle Denderah, das pomphafte Edfou. Die hinterbliebenen Bauwerke der berühmtesten Nationen und größten Reiche, — die Amphitheater, die Schwibbogen und Säulen der Römer, die Tempel der Griechen, der Syrier, der Sicilianer, das Kolosseum, das Parthenon, die Hallen von Baalbek, die Säulengänge von Palmyra und Girgenti — alle diese sinken zur Unbedeutendheit herab, wenn sie mit den Bauresten am Ufer eines Afrikanischen Flusses verglichen werden. Mit gewaltigem Schwunge versetzt sich die Phantasie mitten unter ihre weiten so verschiedenen und unzähligen Räume; neue Combinationen steigen empor vor unserem beschränkten Erfindungsgeiste, unserem eingeengten Geschmack — die Pyramiden, das Propyläum, der Koloß, die Katakomben, der Obelisk, der Sphinx.

Wir nehmen die Karte zur Hand, wir folgen den Windungen des geheimnißvollen Flusses, der selbst unserem Alles unternehmenden Zeitalter Hohn spricht und noch verborgen bleibt, nachdem der Niger bereits entdeckt ist. Er fließt durch eine Wildniß; auf der einen Seite Lydien's endlose Flächen, auf der anderen eine felsige Wüste, die bis an den Ocean reicht; aber seine Ufer sind fruchtbar wie ein Garten, und 150 Meilen vom Meere theilt er sich in zwei Arme, welche eine unermeßliche Ebene einschließen, die ehemals die Kornkammer der Welt war.

Ein Nubier, fast nackt, sprengt an mir vorüber, mit einem vergifteten Speer bewaffnet und geschützt von einem Schilde, der von der Haut eines Nilpferdes gemacht ist. In diesem Lande ist das Thier, Mensch genannt, schön von Gestalt, wiewohl seine Bedürfnisse gering sind — etwas Reis, eine Kalebasse mit Palmwein und ein Fisch, den er mit seinem Speere sticht. Waren es seine Vorfahren, die jenen Tempel schufen, der mit schönen Bildhauereien bedeckt ist und von kolossalen funfzig Fuß hohen Statuen getragen wird? — Es ist ein eigener Genuß, bei dem Tosen des Nil-Kataraktes über die Vervollkommnungs-Fähigkeit des Menschen nachzudenken.

Die Dunkelheit der Aegyptischen Vorzeit ist endlich aufgehellt. Können wir auch nicht die Quellen des Nils entdecken, so vermögen wir doch, mindestens theilweise, seine Hieroglyphen zu entziffern. Diejenigen, die dieses Studium nicht kennen, glauben nicht an die Frucht, die es getragen; sie glauben nicht an die Sonne, weil ihre Strahlen sie blenden. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte oder Vertheidigung des phonetischen Systems zu schreiben; dem gewöhnlichen Leser soll hier nur auf verständliche Weise eine Idee der Entdeckungen gegeben werden, welche sich jetzt dem Alterthumsforscher aufthun; wir laden ihn zu einer Wanderung unter den wundervollen Schöpfungen der Pharaonen und Ptolemäer, mit einem Talisman versehen, der ihre Geheimnisse und romantische Geschichte, so unterhaltend als lehrreich, vor ihm entfalten soll.

Wir treten zu dem nächsten Tempel. Eine Gans und eine Kugel, von einem länglichen Kreise umschlossen, sagen uns sogleich, daß er von einem „Sohne der Sonne", einem Phrah oder Pharaoh, erbaut wurde. Es ist merkwürdig, daß die Griechen dieses denkwürdigen Titels nie erwähnen, den sie immer durch ihren gefeierten personifizirten Sol oder Apollo übersetzten. Auf dem berühmten Obelisk, den Ammianus Marcellinus beschreibt, muß es daher, in der dritten Kolumne, statt „der mächtige Apollo", heißen: „der mächtige Phrah oder strahlenreiche Sohn der Sonne". — Beim Weiterlesen ergiebt sich, daß der Tempel von Rameses II. erbaut wurde, einem Monarchen, von dem wir mehr hören werden, und der auch mehrere der wundervollen Monumente von Theben errichtete.

Wer Aegyptische Alterthümer studiren will, sollte damit anfangen, alle Erinnerungen an alte Autoren aus seinem Gedächtnisse zu verwischen. Ist er erst zu eigenen Resultaten gelangt, dann mag er den Herodot mit Interesse, den Diodor mit Behutsamkeit lesen, besonders aber wird er den bisher verachteten Manetho schätzen lernen, der, außer allem Zweifel, die Reste von den Werken eines geborenen Aegyptiers aufbewahrt hat. Die Geschichte und Theologie der alten Aegypter müssen an den mit Bildwerken bedeckten Wänden ihrer Paläste und Tempel studirt werden, in denen noch die heiligen Mysterien und heroischen Kriegsthaten zu athmen scheinen; ihre Sitten und Gebräuche aber in den Katakomben und Gräbern, wo der Maler das gesellige Leben und Hauswesen der ältesten aller Nationen bis in die kleinsten Züge dargestellt hat.

Schon zu Strabo's Zeiten war das Aegyptische Theben ein Haufen ungeheurer Ruinen, deren Ursprung kein Forscher ergründen konnte. Aus den Inschriften, welche wir jetzt entziffern, erkennen wir, daß diese mächtigen Denkmäler hauptsächlich die Thaten eines großen Eroberers, Rameses II., oder des Großen, verherrlichen, den selbst die strengste Kritik wohl wenigstens in das 15te Jahrhundert vor Christo versetzen wird. Diese großen Schöpfungen beweisen also die hohe Kultur der Aegypter vor weit mehr als 3000 Jahren. Rameses und seine berühmten Vorfahren, die Thothmes, die Amunophs, werden als Könige der achtzehnten Dynastie genannt. Einer von ihnen, Thothmes IV., ließ den großen Sphinx der Pyramiden verfertigen, denn was die Pyramiden selbst betrifft, so ist es jetzt wohl erwiesen, daß sie nicht aus einer vergleichungsweise so späten Zeit sind, als Herodot und Diodor angeben. Kein Monument in Aegypten kann sich mit ihnen an Alterthum messen, und die Namen der Vorfahren Rameses des Großen, die man in ihrer Nähe findet, sind offenbar aus einer späteren Zeit. „Die Pyramiden", sagte Champollion in Aegypten zu einem Freunde, „sind wenigstens 10,000 Jahre alt." Er rieb sich dabei die Hände, und in seinen Augen funkelte der Enthusiasmus des beglückten Forschergeistes.

Höchst wahrscheinlich ist Herodot's Sesostris kein Anderer als Rameses der Große; jener Name ist eine rein Griechische Erfindung und findet sich auf keinem Aegyptischen Monumente. Das prachtvolle Grabmal, das zuerst von Belzoni geöffnet wurde, ist das des Großvaters dieses Monarchen, Rameses I. Aus den Thebaischen Bildwerken und Inschriften geht unwiderleglich hervor, daß Rameses und seine Vorfahren in einen langen Krieg mit einem mächtigen Feinde verwickelt waren, einem orientalischen Volke, Menschen, schön von Angesicht, mit weiten fliegenden Gewändern, die ein hügeliges und holzreiches Land bewohnten. Wahrscheinlich sind dies die alten Assyrier, welche, nach alten Schriftstellern, unter Ninus und Semiramis in Aegypten einfielen. Thothmes III. und IV., Amunoph und Rameses I., führten diese Kriege mit abwechselndem Erfolge. Der Nachfolger von Rameses I., dessen phonetischer Name ungewiß ist, war des Sohnes nicht unwürdig, den ihm Gott zum Lohne seiner Tapferkeit und Großmuth schenkte. Dieser ungenannte Fürst führte den Krieg in eigener Person und wahrscheinlich gegen entartete Fürsten. An den Mauern von Karnak, — eine steinerne Schriftrolle, dauernder als die seiner Dichter und Geschichtschreiber, — sehen wir ihn auf seinem Triumphwagen, an der Spitze eines Heeres von Fußvolk und Streitwagen, gegen eine Festung anrücken, die von hohen Wällen beschützt und von Wasser umgeben ist; den Feind erblickt man, wie er die Gegend im voraus verwüstet, das Vieh wegtreibt und Wälder niederhaut, um die feindlichen Streitwagen aufzuhalten; doch zuletzt kehrt der Pharaoh als Sieger, mit einer großen Menge Gefangener und Tribut aller Art, zum Nil zurück.

Der Sohn dieses Monarchen war Rameses II. der Große. Nach dem Beispiele seines erhabenen Vorgängers stellte auch er sich an die Spitze zahlreicher und erlesener Heere, um die Eroberungen der Aegypter auszudehnen. Sein Zug geht längs der Seeküste eines Landes, welches ohne Zweifel Syrien ist, denn der Name Rameses II. ist noch jetzt an diesen Ufern unvergessen, gleich dem des alten Berytus, oder Beirut, wie wir jetzt sagen. Er setzte seinen Zug in das Innere des Landes fort, und endlich finden wir ihn an dem Ufer eines großen Stromes, wahrscheinlich des Euphrats, einer starken feindlichen Macht gegenüber. An dem entgegengesetzten Ufer liegt eine große und stark befestigte Stadt. Die Schlacht ward geliefert und gewonnen; die besiegten Morgenländer bitten um Frieden. Die Stadt ist nicht als erobert dargestellt, doch sind viele Belagerungen an diesen Wänden abgebildet, und die Aegypter erscheinen immer mit Sturmleitern und dem Sturmdache. Was war das nun für eine Stadt? War es Babylon, war es Ninive? Wie wunderbar, nach so vielen Jahrhunderten die Zeitung der Pharaonen zum erstenmal zu lesen!

Es scheint nicht die Absicht der Aegypter gewesen zu seyn, in den eroberten Ländern beständige Niederlassungen zu gründen. Sie verwüsteten Länder, schleppten Beute zusammen, sicherten sich den Frieden durch den Schrecken ihrer Waffen, und mit derselben

Digitized by Google

Schnelle heimkehrend, mit der sie gekommen waren, genossen sie ihrer Siege und verewigten sie durch Verschönerung ihrer majestätischen Wohnsitze. Die übrige Zeit der langen Regierung Rameses II. war der Pflege der Künste gewidmet. Den Namen dieses Königs findet man auf einer größeren Zahl von Monumenten, Statuen, Tempeln, als den irgend eines anderen Beherrschers von Aegypten; man begegnet ihm in den Ruinen fast aller Städte dieser Gegend; ihm verdankt man auch die Felsentempel von Nubien und die unübertrefflichen Obelisken von Luxor. Er war es, der jenen prachtvollen Bau westlich von Theben aufführen ließ, der von kolossalen Statuen getragen wurde, und den man, lächerlich genug, Memnonium nennt. Er vergrößerte Karnak bedeutend, erbaute den Tempel des Osiris zu Abydus, schmückte den großen Tempel zu Memphis mit kolossalen Statuen, für welche er offenbar eine große Vorliebe hatte; endlich ist auch, unzähliger anderen Tempel, besonders in Nubien, nicht zu gedenken, der berühmte jetzt zu Rom befindliche Obelisk vom Monscorlis sein Werk. Welche Thaten man auch dem Sesostris zuschreiben mag, so viel ist gewiß, daß kein Aegyptischer König Rameses den Zweiten übertraf oder ihm gleich kam.

Die Eroberungen Rameses' II. verschafften Aegypten einen langen Frieden. Die Regierungen seiner beiden Nachfolger sind durch die zwei Reihen von Sphinxen berühmt, die sie von Luxor bis Karnak — eine Strecke von 1½ Meilen — aufstellen ließen, glänzende Zeugen von dem Wohlstande Aegyptens und dem Kunstsinne der Pharaonen. Unter Rameses III. brach jedoch der Krieg wieder aus, aber gegen eine andere Macht, und, wie es scheint, eine Seemacht. Rameses, siegreich zurückkehrend, bereicherte Karnak mit einem neuen Bau; er errichtete den Tempel und Palast von Medinet Habu. — Hier schließt die interessanteste Periode der Aegyptischen Geschichte. Eine lange Reihe von Fürsten folgte, von denen viele den Namen Rameses führten, doch, so viel wir wahrnehmen, zeichneten sie sich weder durch Kriege noch durch Bauwerke aus. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß der Trojanische Krieg in die Zeit Rameses III. fiel. Von dem Memnon der Dichter erwähnen die Aegyptischen Jahrbücher nichts; der Name ist nicht Aegyptisch, wiewohl vielleicht entstellt. Es wäre unnütz, diese Erdichtung der lügenhaften Griechen zu besprechen, deren blinder Dünkel und Leichtsinn an der völligen Dunkelheit Schuld sind, welche die Geschichte der Vorzeit verhüllt. Die berühmte musikalische Statue des Memnon sitzt noch jetzt würdevoll und heiter auf ihrem Thron in der Ebene von Theben. Es ist ein Koloß von 50 Fuß Höhe, und die Basis desselben ist mit Inschriften Griechischer und Römischer Reisender bedeckt, welche bezeugen, daß sie bei Sonnenaufgang die wunderbare Melodie gehört hätten. Der geistvolle Gelehrte Wilkinson, der sich länger als 10 Jahre in Theben aufhielt und die Aegyptischen Monumente studirte, scheint das Räthsel dieser Musik gelöst zu haben. Er sagte mir, er habe die Statue erstiegen und entdeckt, daß man in deren Brust eine metallische Substanz verborgen hatte, welche, wenn sie angeschlagen wurde, einen wirklich melodischen Ton von sich gab. Bei der Stellung der Bildsäule war es einem Priester leicht, des Nachts hinaufzusteigen und hinter den dicken Armen der Bildsäule verborgen zu bleiben, während er an die Brust schlug, oder, was nicht unwahrscheinlich ist, es gab einen geheimen jetzt verschütteten Weg, um hinaufzukommen; denn diese Statue mit denen, die noch übrig sind, obgleich jetzt isolirt stehend, bildeten Theile eines ungeheuren Tempels, dessen Ruinen noch da sind, und von dem man noch den Grundriß zeichnen kann. Mittelst des phonetischen Systems wissen wir jetzt, daß diese musikalische Statue Amunoph II. vorstellt, der mehrere Jahrhunderte vor dem Trojanischen Kriege lebte. In der That könnten die Griechen, deren Einfluß eben so verderblich für die Kenntniß des höheren Alterthums, als wohlthätig für neueren Kunstsinn war, sich nichts Aelteres denken, als den Trojanischen Krieg und über diesen hinaus das Chaos. Das Chaos ist eine poetische Legende, und der Trojanische Krieg war eine Rauferei herumstreifender Ritter; aber wo sind die Jahrbücher der großen Assyrischen Monarchie, wo die Bücher der Meder und Perser, wo die gelehrten Annalen der Pharaonen!

Es ist sonderbar, daß man auf den Aegyptischen Monumenten bis jetzt noch nicht die geringste Hindeutung auf die Juden gefunden hat; doch an den Mauern von Medinet Habu bemerkte ich wiederholte Darstellungen der im Triumph getragenen Bundeslade; dies ist keine phantastische Aehnlichkeit, sondern trifft in allen Punkten auf's genauste zu.

Ich habe die Geschichte der alten Aegypter berührt, weil einige Kenntniß derselben nöthig ist, um Theben zu erläutern. Ich verlasse nun einen Gegenstand, der, wenn auch merkwürdig, doch wahrscheinlich für den gewöhnlichen Leser zu wenig Interesse hat, und trete nun mit ihm in die Stadt der hundert Thore.

Der Nil windet sich durch das Thal von Theben; ein Thal, gebildet von zwei Reihen Bergen, die es auf der einen Seite gegen die große Lybische Wüste schützen, und auf der anderen gegen die felsige Einöde, welche bis an das Rothe Meer reicht. An jeder Seite des Stromes liegen die Ruinen zweier großer Stadtviertel; Luxor und Karnak an der Seite des Rothen Meeres, an der anderen der Tempel, Memnonium genannt, und die Pfeiler, welche, unter dem gemeinschaftlichen Namen Medinet Habu, höchst wahrscheinlich mit noch mehreren anderen Gebäuden den vornehmsten Palast des ersten Pharaoh's in sich faßten. An der Seite nach Lybien sind auch die Begräbnißplätze der großen Stadt, die Mumienhöhlen von Gernou, die sich zwei Meilen weit erstrecken. Ueber denselben sind die Gräber der Königinnen in Felsen gehauen, und in dem nahe liegenden Thale Biban-el-Melut die berühmten Gräber der Könige. Die Bevölkerung der Stadt mit hundert Thoren besteht jetzt aus wenigen Arabischen Familien, welche vier Dörfer bilden, deren Lehmhütten an jenen gigantischen Säulen und Obelisken kleben, nach deren Besitz die größten Monarchen Europa's streben, als die merkwürdigsten Schätze, um ihre Paläste und Museen damit zu schmücken. Oft habe ich in der That ein ganzes Arabisches Dorf von dem Dache eines einzigen Aegyptischen Tempels erbauen sehen; Denderah ist ein Beispiel hiervon. Die Bevölkerung von Gornou, zwischen 3 — 400 Köpfe stark, hat bloß die Gräber zur Wohnung.

Luxor mag, wegen seiner Lage, zuerst die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Es liegt dicht am Flusse auf einer hohen Terrasse. Seine ungeheuren Säulen sind die erste Probe des kolossalen Genius der Pharaonen, den die Ptolomäer nie zu erreichen versuchten. Der Eingang zu diesem Tempel führt durch ein mächtiges Propyläum, d. h. ein Portal mit pyramidalischen Säulen zu beiden Seiten; es hat 200 Fuß in der Breite und erhebt sich zu einer Höhe von beinahe 60 Fuß. Dieses Thor ist ganz mit Bildwerken bedeckt, welche die Triumphe Rameses des Großen über die (vermuthlichen) Assyrer darstellen. An beiden Seiten des Portals stehen zwei kolossale Statuen von rothem Granit, die bis an die Schultern im Sande stecken, aber von diesen bis zu den Spitzen ihrer Kronen über 20 Fuß messen. Auf beiden Seiten derselben, etwas weiter vor, erheben sich die zwei vollkommensten Obelisken, die man noch hat, ebenfalls von rothem Granit, jeder etwa 80 Fuß hoch. Aus dem Propyläum tritt man in den Vorhof, von ungefähr 239 Fuß Länge und 170 Breite, dessen Dach ehemals von einer doppelten Säulenreihe getragen wurde, von denen noch einige da sind, und so geht es weiter, durch Pyramiden-Thore, Höfe, Peristilo's und Gemächer, welche aller Wahrscheinlichkeit nach älter sind, als die vorher beschriebenen Thore, Obelisken und Kolosse, welche letztere vielleicht von Rameses hinzugefügt wurden, der seine Triumphe verewigte, indem er ein berühmtes Gebäude noch berühmter machte.

Von Luxor kommt man nach Karnak, der zweiten großen Abtheilung an dieser Seite des Flusses, durch eine doppelte Reihe von Sphinxen, über eine Meile lang. Hier ist der Ort, zu bemerken, daß die Aegyptischen Sphinxe entweder Andro- oder Krio-Sphinxe sind; erstere eine Verbindung von Löwen und Menschen, letztere von Löwen und Widdern. Ihr Geheimniß ist endlich erforscht, sie sind männlichen und nie weiblichen Geschlechts; es sind Männer und Monarchen. Diese Doppelreihe, die sich von Luxor nach Karnak erstreckt, wurde von den zwei Nachfolgern Rameses des Großen errichtet und stellt die lange Reihe ihrer Vorfahren dar.

Noch gedenke ich des Morgens, als ich vor dem Propyläum oder Haupteingange von Karnak stand. Die silbernen Sterne glänzten noch an dem kalten blauen Himmel, der dem mächtigen Bau von gelbem Stein, den die Stürme von drei Jahrtausenden unbeschädigt ließen, ein herrliches Relief verlieh. Die Fronte dieses kolossalen Einganges ist viel breiter als die Pauls-Kirche in London, und an Höhe übertrifft sie die Trajanssäule. Er ist ganz ohne Bildwerke, ein seltener Mangel, und wahrscheinlich darauf berechnet, daß der Haupt-Effekt ungetheilt bleibe. Das große Thor des Centrums hat 64 Fuß Höhe. Durch dieses tritt man in einen Säulenhof, welcher an jedem anderen Platze die ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde, bis man endlich vor einem zweiten Propyläum steht. Nachdem man einige Stufen hinangestiegen, tritt man in die große Halle von Karnak. Der Flächen-Inhalt dieser Halle beträgt beinahe 58,000 Quadratfuß, und man hat jüngst berechnet, daß vier solche Kirchen, wie die von St. Martins in London, in diesem ungeheuren Gemache neben einander stehen können, ohne den ganzen Raum einzunehmen. Das Dach, aus einzelnen Steinen bestehend, gegen welche die Massen von Stonehenge nur Backsteine scheinen würden, ist eingestürzt; doch die 134 kolossalen Säulen, welche es tragen, und die mehr als 30 Fuß im Umfange haben, stehen noch und sind, so wie die Wände und Propyläen, ganz mit Bildwerken bedeckt. Ich unternehme keine Beschreibung des übrigen Theiles von Karnak, das Gedächtniß erliegt der Anstrengung. Es gehören mehrere Gebäude dazu, größer als die meisten Tempel, eine Unzahl von Thoren, Obelisken und Säulen; doch tritt die Einbildungskraft unwillkürlich das Bild einer heiligen Prozession hervor, die mit feierlichem Pompe sich durch die Doppelreihe von Sphinxen von Luxor nach Karnak bewegt und sich in malerischen Gruppen um die gigantischen Säulen dieses erhabenen Gebäudes sammelt. Welche feudalistische Pracht, welche gothische Ceremonie, welche Kampfspiele und Turniere können sich mit dem unermeßlichen, schönen und erhabenen Pomp des alten Aegyptens messen!

Wenn wir uns über den Fluß nach dem westlichen Theben begeben, gelangen wir zuerst an die zwei sitzenden Kolosse, deren einen ich bereits als den tönenden Memnon bezeichnet habe. Diese bewachten ohne Zweifel einst den Eingang eines Tempels, älter als alle noch stehenden, denn sie wurden von Amunoph II. errichtet, der dem großen Rameses um einige Generationen voranging. Sie faßen bestimmt einst zu beiden Seiten eines Propyläums, wie zu Luxor, und hatten wahrscheinlich Obelisken zur Seite. Ob der Tempel zum Behufe neuer Bauwerke abgetragen oder von dem angehäuften Schlamm bedeckt wurde, mögen künftige Nachgrabungen ausmitteln.

Jetzt gelangen wir zu dem Memnonium. Dieser Tempel wurde von Rameses dem Großen errichtet. An den kolossalen Karyatiden erkennen wir denselben Genius, der die Felsen von Ipsambul aushöhlte und einen Tempel auf Riesenhäupter setzte. Aus dem Memnonium ist die Statue, welche sich jetzt im Britischen Museum befindet. Diese Figur, obgleich ein schönes Muster Aegyptischer Bildhauer-Arbeit, wird unbedeutend, was die Größe betrifft, wenn man sie mit der Statue des Rameses selbst vergleicht, welche, in der Mitte des Leibes abgebrochen, jetzt im Bereiche des Heiligthums hingestreckt liegt. Dies ist wahrscheinlich der ungeheuerste Koloß, den die Aegypter jemals errichteten. Das Fragment ist von rothem Granit und

bewunderungswürdig gearbeitet; unglücklicher Weise ist das Gesicht unkenntlich. Die Bildsäule liegt auf dem Rücken, und ihr Fall hat den ganzen Tempel ringsumher zerstört. Um die Schultern herum mißt sie mehr als 60 Fuß; die Breite des Nackens ist beinahe 7 Fuß, und die in den Arm eingegrabenen hieroglyphischen Figuren sind so weit, daß ein Mensch hinein gehen kann.

Das Quartier von Medinet Habu ist vielleicht die interessanteste Ruinengruppe zu Theben. Die meisten Gebäude sind aus den Zeiten Rameses III. Die Wände, mit Bildhauer-Arbeiten bedeckt, welche Schlachten, Streitwagen, Gefangene und Sklaven vorstellen, sind von Hamilton auf würdige Weise beschrieben worden. Sie verherrlichten die siegreichen Feldzüge des Monarchen. Hier erbaute auch Rameses III. seinen Palast, und, merkwürdig ist es, unter anderen häuslichen Scenen finden wir auch, in herrlichem Stile, Rameses, wie er mit der Königin Schach spielt. Schach ist wahrscheinlich das älteste Spiel im Orient. Rameses III. lebte vor dem Trojanischen Kriege, in welchen die Griechen, nach ihrer Weise, die Erfindung des Schachspiels verlegen.

Die Gräber von Theben sind bis jetzt noch nicht beschrieben. Dies Thema ist noch reicher an Interesse und Belehrung, als selbst die Paläste und Tempel. Die Kunst der Aegypter muß in ihren Gräbern studirt werden, und um zu erfahren, wie dieses merkwürdige Volk lebte, muß man es da aufsuchen, wo es begraben liegt. Statt aller anderen Beispiele wollen wir in diesem schon allzu langen Aufsatze nur anführen, daß wir aus einer Schilderei in einem Grabe bei Beni Hassan lernen, wie die Aegypter es anfingen, aus den entfernten Steinbrüchen von Nubien jene Massen Stein und Granit herbeizuschaffen, aus denen sie die Säulen von Karnak und die Obelisken von Luxor verfertigten.

Doch wir müssen schließen. Wir haben einen noch unberührten Gegenstand, reich an anmuthiger Belehrung, in Anregung gebracht, und wenn unsere Leser von den Wanderungen an den Ufern des Nils nicht ermüdet sind, so führen wir sie vielleicht noch einmal in die Gesellschaft der Pharaonen ein. (N. M. M.)

Nord-Amerika.

Aus dem Tagebuche des Nord-Amerikanischen Gesandten G. Morris.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit eines Besuches in London heißt es in dem Tagebuche:

„Am 15. Juli 1795. Heute Morgen um 9 Uhr besuchte ich Herrn Pitt. Ich sagte ihm, daß es, da ich vermuthete, Lord Grenville würde ihm den Inhalt unserer Unterredung mitgetheilt haben, am besten seyn dürfte, wenn er mir Fragen stellte. Er that es, und ich antwortete ihm. Unsere Unterredung dauerte lange, und er schien zufrieden damit zu seyn. Ich empfahl ernstlich, Jemanden an den Grafen von Artois abzusenden, um ihn von thörichten Unternehmungen zurückzuhalten. Er verlangte über eine an Frankreich künftig zu ertheilende Verfassung meine Ansichten, welche abzugeben ich jedoch so viel als möglich vermied. Einige Punkte wurden indessen erörtert."

„25. November. Ich kleide mich an und gehe nach Lord Grenville's amtlicher Wohnung, und von dort nach Hofe. Lord Grenville kömmt spät. Ich werde dem Könige (Georg III.) vorgestellt, der mich anfänglich für einen Engländer hält. Lord Grenville berichtigte den Irrthum und sagte Sr. Majestät, daß ich von der bestehenden Regierung in Frankreich nicht geliebt würde. „„Ich vermuthe," sagte der König, „„daß Herr Morris ein zu großer Anhänger einer regelmäßigen Regierung ist." — „„Ja, Sire, und wenn Sie Ihre mißvergnügten Unterthanen nach Frankreich senden wollten, so würde ihnen das sehr wohlthätig seyn." — „„Gut, wenn Sie es an meiner Stelle thun wollen, so gebe ich meine herzliche Einwilligung dazu." — Lord Grenville fügte hinzu: „„Es giebt deren genug, Sire." — „„Ach Gott ja, vollkommen genug!" — „„Ich kann Eurer Majestät gute Nachrichten vom Kontinente geben," sagte Lord Grenville, „„General Clairfait verfolgt die Franzosen noch immer." — „„Und ich, Sire, kann Ihnen eine Nachricht mittheilen, welche Ihnen gewiß angenehm seyn wird. Ich erfahre aus einer zuverlässigen Quelle, daß die niederen Volks-Klassen in Holland die größte Anhänglichkeit für den Statthalter hegen." — „„Ah! das ist gut", rief der König mit Erstaunen aus. — „„Sire", bemerkte ich, „„sie waren es immer." — „„Dann hat er also nur die aristokratische Partei gegen sich?" — „„So ist es, Sire." — „„In welchem Theil von Amerika sind Sie geboren, Herr Morris?" — „„In der Nähe von New-York, Sire. Ich habe einen Bruder, der die Ehre hat, General-Lieutenant in Ew. Majestät Diensten zu seyn." — „„Ah! Sie sind also ein Bruder des Generals Morris? Ja, nun bemerke ich auch einige Aehnlichkeit; aber Sie sind viel jünger!" — „„Ja, Sire." — „„Und wie geht es Ihrem Bruder? Ist er nicht in Plymouth?" — Ich sah darauf noch, wie dem Könige auf dem Thron eine Bittschrift von der Universität Oxford überreicht wurde."

Morris erwähnt in seinem Tagebuche auch einer zu Ende des Jahres 1797 unternommenen Reise nach Berlin, wo er die Ehre hatte, bei Hofe vorgestellt zu werden, und wo er einer überaus schmeichelhaften Aufnahme sich zu erfreuen hatte. Er erzählt, daß die huldvolle Königin ihn auf einem Hof-Balle mit einem Fräulein von Riedesel, als einer geborenen Amerikanerin, bekannt gemacht und ihm bemerkt habe, daß dieselbe den Vornamen „Amerika" führe.

Im Winter des Jahres 1798 kehrte Morris nach seinem Vaterlande zurück, schlug seinen Wohnsitz in seiner prachtigen Besitzung Morisania auf und faßte den Entschluß, der vor ihm von Tausenden gefaßt und gebrochen worden war, sich nie wieder auf den stürmischen Ocean der Politik einzuschiffen. Hier verbrachte er seine Zeit mit Verschönerung seiner Güter, bis er durch die New-Yorker Legislatur zum Senator der Vereinigten Staaten erwählt wurde, wo er dann seine schönen Vorsätze sogleich aufgab. Er kam in Washington an, als der Streit um die Präsidentschaft zwischen Jefferson und Burr begann. Seine politischen Ansichten stimmten mit denen der Föderativ-Partei überein; aber in diesem Fall trennte er sich von ihr, da es ihm einleuchtete, daß die öffentliche Stimmung der Wahl des Herrn Jefferson günstig war. Im Jahre 1803 erlosch sein Amt, und von dieser Zeit an kann man sagen, daß seine politischen Ansichten nicht sehr von denen des Herrn Ames abweichen. Er hielt den Lauf der Amerikanischen Angelegenheiten für höchst gefahrvoll; aber unter allen seinen Besorgnissen vor Unheil gab er doch nie den Ton der Ermuthigung und Hoffnung auf.

Wahrend der letzten sechs Jahre seines Lebens widmete er sich fast ausschließlich der Ausführung des Planes zur Verbindung des Hudson-Flusses mit dem Erie-See, dessen Vollendung er leider nicht mehr erlebte. Er war auf diese Weise mit den nützlichsten öffentlichen Arbeiten beschäftigt, genoß zu gleicher Zeit das Vergnügen, eine liberale Gastfreundschaft ausüben und sich durch sein bedeutendes Vermögen jede Behaglichkeit des Lebens verschaffen zu können, als am 6. Nov. 1816 eine plötzliche Krankheit seinem langen und thätigen Leben ein Ende machte.

Die Gestalt des Herrn Morris wird von seinem Biographen als gut gebaut und gebietend geschildert. Seine Züge waren regelmäßig und ausdrucksvoll und seine Bewegungen gefällig und würdevoll. Von seinem intellektuellen Charakter wird gesagt: „Man kann vielleicht am besten darüber urtheilen, wenn man einen Blick auf die Sphäre wirft, in der er sich bewegte. Es würde offenbar keinem untergeordneten Geiste erlaubt worden seyn, zu einer Zeit, wo die geistigen Kräfte kaum zur Reife in ihm gediehen waren, in der ersten Reihe mit jenen Männern zu stehen, die das Schicksal unseres Landes in seinen verhangnißvollsten Stunden leiteten. Es konnte Niemand in jener langen Periode der Schwierigkeiten und Gefahren der genaue und vertraute Freund Washington's, Hamilton's, Jay's und Jefferson's seyn, in dessen Fähigkeiten und moralische Eigenschaften sie nicht das vollste Vertrauen setzten. Die verwickelten Verhältnisse unseres Landes mit anderen Nationen durchschaute Niemand klarer als er. Seine Vermuthungen über die Beweggründe und die Politik der Europäischen Kabinette waren immer verständig und gewöhnlich richtig. Er besaß jene Kenntniß des menschlichen Charakters und jenen Scharfblick, welche den geheimen Gedanken durchdringen, und waren sie nicht von Uebereilung im Wesen und von Gleichgültigkeit gegen Andere begleitet gewesen, so würde er vielleicht als Diplomat und Staatsmann keinen Nebenbuhler zu fürchten gehabt haben."

„Sein scharfer Verstand, das Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit und sein lebhafter Sinn für's Lächerliche, verbunden mit einer stolzen Unabhangigkeit des Geistes, verführten ihn oft zu einer Kühnheit im Ausdruck und zu einer Nachsicht gegen seine eigene Laune, die wenig dazu geeignet war, dem Stolz derer, mit denen er in Berührung kam, wohlzuthun, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, oder ihre Zuneigung zu gewinnen. Niemand war besser als er mit den Formen und mit der Etikette der Gesellschaft bekannt. Niemand hatte sich so viel in den höheren Kreisen bewegt, oder gründlicher die Quellen der menschlichen Leidenschaften untersucht, oder wußte besser, wie die Seiten des menschlichen Herzens in Bewegung zu setzen waren, und doch trug dieser seltene Scharfblick, diese noch seltenere Erfahrung und diese große Menschenkenntniß wenig dazu bei, seine natürlichen Neigungen zu modifiziren oder die plötzlichen Eingebungen seiner Laune zurückzuhalten."

„In der Unterhaltung war er zuweilen ermüdend; aber wenn er sprach, so verlangte er, daß man ihm zuhörte. Bei einem Frühstück unterhielt er sich einst angelegentlich mit einem Herrn, dessen Bemerkungen er sehr geduldig mit angehört hatte. Als die Reihe der Antwort an ihn kam, war der Andere sehr unaufmerksam und ein schlechter Zuhörer. „„Sir"", sagte Herr Morris, „„wenn Sie meinen Beweisen keine Aufmerksamkeit schenken, so werde ich mich an den Thee-Kessel wenden!"" und er fuhr mit vieler Lebendigkeit in Ton und Geberden fort, bis er mit seiner Erwiederung zu Ende war."

„Diese Mängel waren indessen nur Flecken auf der Oberfläche. Sie drangen nicht in das Wesen, berührten kein inneres Gefühl und waren in der That nichts Anderes, als der Auswuchs einiger höherer Eigenschaften, denen durch andere geringere und werthlosere nicht das gehörige Gleichgewicht gehalten wurde. Es war Unabhängigkeit, Offenheit, Selbstachtung, ohne die gewöhnliche Beimischung von Vorsicht, rückhaltendem Wesen und Aengstlichkeit. Es war Kühnheit ohne Heuchelei, Zutrauen ohne Furcht, Würde ohne Verstellung. Edle und großmüthige Tugenden wohnten in seinem Herzen und trugen reiche Früchte. Gerechtigkeit, Wahrheit, Unbestechlichkeit und Ehre übten eine unbeschränkte Gewalt in seiner Seele und verloren niemals ihren Einfluß oder ihr Ansehen."

England.

Byron über Geselligkeit, Freundschaft, Liebe und Ehe.

(Aus dem Tagebuch der Grafin Blessington.)

Als wir eines Tages über den Unterschied zwischen den Gedanken und den Handlungen der Menschen sprachen, ein Gegenstand, auf den Lord Byron öfter zurückkam, äußerte er, es wäre häufig der Fall, daß ein Mensch, an sich ausgezeichnet durch Geist und Verstand, sich doch in Gesellschaft sehr mittelmäßig und unbedeutend zeige. „Ich spreche hierin aus eigener Erfahrung", sagte er, „denn ich habe dies an mir selbst bemerkt und wünschte oft zu wissen, ob

andere Leute den nämlichen Fehler haben oder sich dessen eben so bewußt seyen. Während nämlich mein Geist in der Einsamkeit mit ernsten und erhabenen Gedanken sich beschäftigt, sinkt er in Gesellschaft zu einer armseligen Leichtigkeit des Tons herab, den ich an Anderen mit Unwillen und Ekel bemerken würde. Noch einen andern Fehler habe ich; ich bin nämlich so wenig eigen in der Wahl oder vielmehr Nichtwahl meiner Gesellschaft, daß die dümmsten Menschen mir eben so und vielleicht noch mehr genügen, als die glänzendsten Geister, und doch fühle ich, so lange sie bei mir sind, daß sie meiner unwürdig sind, und, was noch schlimmer ist, wir scheinen in der Unterhaltung auf so gleichem Standpunkte, daß es mir gar nicht schwer wird, zu ihnen herabzusteigen, wiewohl es meinem Stolze wehe thut, daß sie diese Herablassung kaum zu bemerken scheinen. Wenn ich die sogenannte gute Gesellschaft suchte, so geschah es mehr aus einem Gefühl der Schicklichkeit und dessen, was ich meiner Stellung in der Welt schuldig bin, als des Vergnügens willen; denn selbst bei meinen glänzendsten und gebildetsten Bekanntschaften fand ich mich immer getäuscht, indem ich irgend einen Zug von Egoismus oder Armseligkeit entdeckte, der zu egoistisch oder zu armselig war, um verziehen zu werden; denn ich finde, daß wir die Fehler, zu denen wir selbst am meisten geneigt sind, Anderen am wenigsten nachsehen. Denken Sie auch so hierüber?"

Ich antwortete, daß, so wie ein klarer und fleckenloser Spiegel die Gestalten am reinsten zurückstrahlt, so wäre der Gute auch immer am meisten geneigt, an Anderen Gutes zu sehen; dagegen befinde ein unreines Gemüth Alles, was es aufnimmt, gleich dem schmutzigen Spiegel, der jeder Gestalt, die er zurückwirft, seine Flecken mittheilt.

„Dieser Gedanke ist hübsch", rief Byron lachend, „und, was nicht alle hübsche Gedanken sind, er ist richtig; ich werde ihn in mein nächstes Gedicht einweben. Doch was halten Sie von meiner Hinneigung zur alltäglichen Unterhaltung, da doch mein Geist sich in der Einsamkeit mit sehr ernsten Gegenständen beschäftigt?" — Gerade dies sey die Ursache, antwortete ich; der Bogen könne nicht immer gespannt seyn; die Gedanken, die ihm in Gesellschaft beifielen, wären nur Folge der Erschlaffung eines aufs höchste angespannten Geistes, der nach seiner Anstrengung ausruhe; auch würde sein Geistesvermögen, bei dem Gefühle seiner Ueberlegenheit über die Personen, mit denen er umginge, nicht angeregt, sondern schlummere gleichsam und sammle Kräfte für die Einsamkeit.

Diese Ansicht gefiel ihm, und als ich hinzufügte, große Schriftsteller wären selten gute Redner und so vice versa, war er noch vergnügter. Er sagte, der alltägliche Stoff der Unterhaltung wäre ihm zuwider, auch hielte er diese für Zeitverschwendung; wenn er aber eine Person fände, bei welcher er laut denken und seinen abstrakten Ideen Raum geben könnte, so wäre er sicher, dies würde die Energie seines Geistes anspornen und schlummernde Gedanken wecken, die nur der Anregung bedürften. „Ich gehe gern mit einer neuen Idee nach Hause, sagte er, sie setzt meinen Geist in Thätigkeit; ich erweitere sie, und oft entstehen daraus viele andere; dies kann aber nur in einem tête-à-tête stattfinden. Ich gewahrte dies auf meinen Spazierritten mit Hoppner in Venedig; er war ein guter Zuhörer, und seine Bemerkungen waren scharfsinnig und originell; dabei ist er ein durchaus trefflicher Mensch, und wenn er eine Meinung äußerte, so wußte ich, daß es ihm Ernst war. Aber die Unterhaltung, wie man sie in Gesellschaften, besonders in Englischen Gesellschaften findet, ist eben so fade als voll Falschheit, und selten kann man aus der besten mit dem Troste fortgehen, einen neuen Gedanken mitzunehmen, oder einen alten Freund zurückzulassen." Er lachte über seine eigene Antithese. „Beim Jupiter, es ist wahr", fuhr er fort, „Sie wissen, wie man in England auf Jeden loszieht, sobald er den Rücken wendet. Ein ami intime von mir, dem irgend eine teuflische gute Seele hinterbrachte, was ich von ihm gesagt hatte, stellte mich darüber zur Rede. Ich konnte nichts thun, als mich schuldig bekennen, setzte aber hinzu, Sie wissen, daß Sie es mir mehr als funfzig mal eben so gemacht haben, und doch fand ich mich nie beleidigt und liebte Sie darum nicht weniger. Er lachte, und wir blieben gute Freunde wie vorher. Verstehen Sie mich recht, (ein Lieblingsausdruck Byron's) ich hatte nie gehört, daß er von mir übel gesprochen hätte, dennoch nahm ich es als aufgemacht an und hatte es getroffen. — So viel über Freunde."

Ich bemerkte ihm, daß dieser Zweifel an der Aufrichtigkeit und Dauer der Freundschaft eben nicht sein Gefühl dafür bezeugte, besonders da er zugäbe, daß er von den Wenigen, denen er getraut hätte, nicht getäuscht worden sey, folglich beruhe seine Ansicht nur auf Selbstkenntniß. Dies machte ihm Spaß, und er sagte, er glaube wirklich, seine Menschenkenntniß, auf die er sich bis jetzt so viel eingebildet habe, sey das Kriterium, nach dem ich ihn so ungünstig beurtheilte, indem ich seine schlechte Meinung von den Menschen der genauen Kenntniß seines eigenen Ich's zuschriebe. Wenn er aufgeräumt war, liebte er solchen Scherz, und nichts schien ihm mehr zu gefallen, als wenn man ihn für ein mauvais sujet hielt; er wies diese Beschuldigungen mit einer Art zurück, welche zeigte, daß sie ihm gar nicht mißfiel.

Von der Liebe hatte er seltsame Begriffe; er sagte, die meisten Menschen empfänden le besoin d'aimer, und bei diesem besoin nähme man mit der ersten Person vorlieb, die einem in den Weg käme. Er behauptete, daß diejenigen, welche die meiste Phantasie besäßen, z. B. Dichter, am beständigsten in ihren Neigungen wären, denn indem sie le beau ideal in ihrem Korse mit dem Gegenstande ihrer Neigung identifizirten, bliebe ihnen nichts zu wünschen übrig; sie sähen ihre Geliebten durch das glänzende Medium der Phantasie, statt durch das gewöhnliche der Augen. „Ein Dichter", sagte B., „stattet die geliebte Person mit allen ersinnlichen Reizen aus und bedarf nicht der wirklichen Schönheit, um das Bild auszumalen, daher wählt er gewöhnlich eine Frau, die mehr angenehm als schön ist. Die Schönen überläßt er denen, die keine Einbildungskraft besitzen und daher der materiellen Reize bedürfen, um ihren Geschmack zu befriedigen. Und im Grunde welche noch so sehr ausgezeichnete Schönheit ließe sich wohl den glänzenden Schöpfungen des Dichters vergleichen! Wo sind die Frauen, die jenen halb sterblichen, halb himmlischen Wesen gleich kämen, die seine Phantasie erfüllen? Die Liebe, die man blind malt, (ein Beweis, wie unnütz die Schönheit ist,) kann jeden Mangel ersetzen. Wir können die, welche wir lieben, mit den höchsten Reizen ausstatten, und wenn auch die Zeit die Rosen von ihren Wangen und den Glanz aus ihren Augen streicht, so bleibt doch das erste schöne Ideal zurück und füllt das Gemüth und berauscht die Seele mit dem allmächtigen Zauber der Lieblichkeit. Ich schmeichle mir, daß meine Leila, Zuleika, Gulnare, Medora und Haidee für meinen Geschmack bürgen können, daher bin ich der Meinung, daß der Dichter bei dem Gegenstande seiner Neigung der großen Schönheit nicht bedarf; Alles, was er verlangt, ist eine treu ergebene Anhänglichkeit, und wo sich diese mit Jugend und Gesundheit findet, bedarf es wenig mehr, wenigstens für den Jüngling, denn im reiferen Alter wird der Mann anspruchsvoller." — „Die Liebe", sagte B., als wir von der Verschiedenheit derselben in der Jugend und im reiferen Alter sprachen, „gleicht den Masern, je älter die Leute, desto gefährlicher wird die Krankheit."

Von der Ehe sprechend, sagte Byron, daß außer ihrem Bezirke kein wahres dauerndes Glück zu finden sey. „Wenn", fügte er hinzu, „ein Paar Leute sich gegenseitig so lieb haben, daß sie nicht ohne einander leben können, so ist dies das einzige Band, das ihnen Glück verheißt, während jedes andere mit großen Trübseligkeiten verknüpft ist. Religion und Moral lasse ich hierbei noch außer Acht, wiewohl natürlich jene Trübseligkeiten durch den Einfluß beider noch um das Zehnfache vermehrt werden; aber zugegeben, daß Leute weder Religion noch Moral besitzen — und die böse Welt glaubt, daß es deren nur allzu viele giebt —, so müssen doch liaisons, die nicht durch das Band der Ehe geheiligt sind, immer von Trübsalen begleitet seyn, wenn die Gemüther nicht ganz vernachlässigt sind und jenen ehrenwerthen Stolz besitzen, der den wahrhaft Gebildeten eigen ist. Die Demüthigungen und Herabsetzungen, denen eine Frau unter solchen Umständen ausgesetzt bleibt, müssen nothwendig auf ihr Gemüth und ihren Geist einen gewissen Eindruck machen, der sie der Reize beraubt, welche die Zuneigung gewinnen; er macht sie empfindlich und argwöhnisch; während ihre Selbst-Achtung sich mindert, wird sie dadurch doppelt eifersüchtig auf den, durch den sie sie verloren hat, und von dem sie jetzt abhängt; und besitzt er das Zartgefühl, sie mit sich aussöhnen zu wollen, so muß er sich darum einer Sklaverei unterwerfen, die härter als die Ehe ist, ohne so achtbar zu seyn wie sie. Frauen werden um so anspruchsvoller, je mehr sie das Bewußtseyn erhalten, daß ihnen die Aufmerksamkeiten, die sie verlangen, nicht zu Theil werden, und gerade dieses anspruchsvolle Wesen ist es, was die Entweichung des blinden Gottes beschleunigt, der, wie das Griechische Sprüchwort sagt, immer gebend ankommt, aber fliehend sich zurückzieht."

So oft ich übrigens mit Byron zusammentraf, leitete er auch auf irgend eine Weise das Gespräch auf Lady Byron. Ich gelangte dadurch zur Ueberzeugung, daß seine Gedanken unaufhörlich mit ihr beschäftigt waren, und daß er eine Aussöhnung mit ihr sehnlich wünschte. Er erklärte, seine Heirath hätte durchaus keinen eigennützigen Bewegungsgrund gehabt, und wenn sie auch nicht auf Liebe gegründet wäre, wie man sich diese gewöhnlich denkt, nämlich als eine wilde, Alles verzehrende, unbändige Leidenschaft, so wäre doch Neigung genug da gewesen, um ihr Glück zu sichern, wenn nur sein Temperament besser gewesen wäre. Lady Byron's Gestalt, sagte er, hätte ihm im ersten Augenblicke gefallen und gefiele ihm noch immer, und wären seine Vermögens-Umstände nur weniger zerrüttet gewesen, so würde während der kurzen Zeit ihrer Verbindung sein Gemüth nicht täglich, ja stündlich durch den Andrang unverschämter Gläubiger verbittert worden seyn, die er nicht befriedigen konnte, und die ihn fast von Sinnen brachten, bis er am Ende alle Herrschaft über sich selbst und dadurch zugleich die Neigung seiner Frau verlor.

„Ich muß gestehen", bemerkte er, „daß ich wohl eben keinen günstigen Eindruck bei ihr zurücklassen konnte. Bei meinem reizbaren Temperament, von ewigen Mahnern gepeinigt, war es kein Wunder, daß ich düster, heftig und, fürchte ich, zuweilen wirklich unartig oder noch schlimmer wurde und mir so ihren Haß zuzog. Hätte sie mich indeß wirklich geliebt, so würde sie meine Schwachen ertragen und meine Kränkungen verziehen haben. Ich habe ihr wiederholt geschrieben und pflege ihr noch jetzt lange Briefe zu schreiben, von denen ich viele absandte, ohne je Antwort zu erhalten; viele behielt ich zurück, weil ich nicht hoffen durfte, daß sie etwas fruchten würden. Ich will Ihnen einige davon zeigen, da sie meine Gefühle am besten schildern." — Den Tag darauf schickte mir Byron jenen Brief an seine Frau, der bereits in Moore's „Leben Byron's" abgedruckt ist.

Er konnte nie der Idee entsagen, daß sie ein tiefes Interesse an ihm nähme. Er sagte, ihr Kind bliebe doch immer ein Band der Vereinigung zwischen ihnen, so viele Jahre auch verstreichen möchten, und dieser Gedanke schien ihm Trost zu geben. Und doch, trotz dem Bande, welches ein Kind, wie er sagte, um seine Eltern schlingt, gab er unbedenklich seine völlige Gleichgültigkeit gegen die Mutter seiner einzigen Tochter zu erkennen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Mittwoch den 31. Oktober 1832.

Nord-Amerika.

Gedichte von William Cullen Bryant. New-York, 1832.

Obgleich Herrn Bryant's Gedichte in allen Zeitungen von Maine bis Florida in den letzten zehn Jahren gelobt und besprochen worden sind, so hat der bescheidene Dichter doch erst jetzt der gerechten Forderung des Publikums Genüge geleistet, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten. *)

Man kann nicht sagen, daß Herr Bryant mit seinen Poesieen eine durchaus neue Bahn gebrochen hat. Andere vor ihm haben die Schönheit der Natur und die Größe Gottes besungen; aber niemals hat ein Dichter die Außenwelt schärfer beobachtet oder die Eindrücke, die er von ihr empfangen, mit lebhafteren Farben wiedergegeben. Bis in das kleinste Detail sind seine Gemälde naturgetreu ausgeführt; er hat mit der Natur in all' ihren „sichtbaren Formen" Gemeinschaft und versteht sie, ob sie im Zephyr säuselt oder im Sturme spricht. Man lese nur seine vielbesprochene Beschreibung eines Waldes im Winter nach dem Regen. Wir geben als eine Probe der besten Manier unseres Autors einen Auszug aus dem Gedicht: „Monument mountain."

. . . . Der Abhang dort
Das Bruchstück scheint er eines mächt'gen Walles,
Zur Völkerscheide aufgethürmt der Urwelt
Und umgestürzt, als ihn die Fluth versenkte.
Im Norden führt ein Pfad zum engen Gipfel;
Jäh ist der Berg im Westen, rauh und wild,
Mit moos'gen Bäumen, Kegeln von Granit
Und schreckhaft überhängendem Gestein.
Jedoch im Ost führt senkrecht in das Thal
Der nackte Bergsturz. Ungeheure Pfeiler
Erheben dorten zum Zenith des Himmels
Die sturmgepeitschten Kapitäler, schwarz
Vom dicken Moose der Jahrhunderte,
Und dort von kreid'ger Weiße, wo der Blitz
Den Stein zersplittert hat. Es ist erschrecklich,
Zu stehen auf dem Gipfel jenes Berges,
Zu seh'n, wie Sturm und Blitz von jenem grauen
Granitwall ungeheure Felsenblöcke
Ablösten und im Grund zu kleinen Stücken
Zerdröckelten. Erschrecklich ist's, zu lauschen
Ueber der schwindelnd jähen Tiefe und das Rauschen
Des Sturm's zu hören, der den Wald zerzaust,
Wie Meeresbrausen tönt es aus der Schlucht.
Doch ringsumher wie lieblich! Dort der Strom,
Er schlängelt sich durch reizend üpp'ge Matten
Und schafft ein Paradies in seinem Lauf.
Den Hügel aufwärts schmilzt an jeder Seite
Das reiche Feld, und über jenen Hügeln
In blauer Ferne steigen mächt'ge Säulen,
Durch die den Himmel unsre Erde stützt. . . .

Diese so schön beschriebene Scene liegt in dem Thal Housatonic, im Weichbild von Groß-Barrington in Massachusetts.

Thomson in seiner eigenthümlichen Manier zu erreichen, wo nicht zu übertreffen, würde Auszeichnung genug für einen Dichter seyn; aber die Stärke in der Beschreibung ist nicht Herrn Bryant's Hauptverdienst. Er ist wesentlich kontemplativ; er liebt es, in Wald-Einsamkeit oder auf den Gipfeln der Berge zu dichten. Seine Gedanken gehen über die äußere Erscheinung hinaus und enthüllen ihm Dinge, die gewöhnlichen Sterblichen unsichtbar sind. Die Ströme sind ihm Gegenstände des Nachdenkens, die Früchte geben ihm Zeugniß von der Größe ihres Gebers. Er verdankt Büchern nur wenig; daher ist der Gang seiner Gedanken, wie der der Natur, deren Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes er ist, eben und stätig. In seinen Gedichten ist nichts Blendendes, kein „konzentrirtes Feuer", keine „brennende Worte"; seine Verse machen niemals die Wangen glühen und die Adern pochen. Seine Einbildungskraft entführt ihn niemals dem Gesichtskreis des gesunden Menschenverstandes. Seine Kraft ist nie ungestüm, seine Kühnheit nie ausschweifend. Er ist nachdenklich, aber nicht düster oder gar melancholisch; er ist zu sehr Philosoph, um schwermüthige Visionen zu nähren. Schlimme Erfahrungen über die Vergangenheit lassen ihn Besseres von der Zukunft hoffen. Stirbt der Gute und Weise, so tröstet ihn der Gedanke, daß er die Erben seiner Weisheit und Tugend hinterläßt. Der Tod ist in seinen Augen ein Befreier, von Gott gesandt, um den Unglücklichen zu erheben und den Arm des Despoten zu schwächen. Der Hymnus auf den Tod ist eine der edelsten Predigten, die jemals geschrieben worden sind. In dem Gedicht „des alten Mannes Leichenbegängniß", ist so viel Poesie, als in irgend einem Gedicht von gleicher Länge, das wir uns erinnern, gelesen zu haben, und ein großer Theil praktischer Weisheit mehr.

Es hat größere Dichter gegeben, als Herrn Bryant. Er hat keine Beweglichkeit des Talents, aber er hascht nicht nach Effekt, er weiß genau, wie weit seine Kräfte reichen, und versucht nie etwas, was er nicht durchführen kann. Das erste von Bryant's Gedichten — außer einigen jugendlichen Versuchen —, welches die Aufmerksamkeit des Publikums fesselte, war überschrieben: „die Lebensalter", in 35 Spenserstanzen. Es wurde im Jahr 1821 der Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft vorgelegt und mit mehreren anderen in Form eines Pamphlets herausgegeben. Der Dichter wollte durch einen Rückblick auf die Weltgeschichte darthun, daß die Menschheit immer stufenweise an Weisheit und Tugend zugenommen habe. — „Thanatopsis" ist das allgemein bekannteste und geachtetste von Bryants Gedichten. Wir glauben an manchen Stellen einem alten Bekannten zu begegnen, indem die Ideen aus dem Hiob entlehnt zu seyn scheinen. Da das Gedicht zu lang ist, so müssen wir unsere Leser auf das Buch selbst verweisen. Wir theilen ein anderes mit, das zu Bryants zartesten Naturdichtungen gehört.

Der Abendwind.

Du Hauch der Luft, der durch mein Fenster geht,
Der mir den Durst des schweren Tages kühlt,
Wie lieblich mich dein frischer Hauch umweht!
Du hast wohl draußen auf der See gespielt,
Reitend auf wilder Wogen Majestät,
Und hast im Schaum gekräuselt und gewühlt,
Und schwelltest weiße Segel. Sey gegrüßt
Dem dürren Land. Meerwandrer, sey gegrüßt!

Nicht ich allein — wohl tausend ringsumher,
Sie athmen, Luft, voll sel'ger Wonne dich,
Die matten Pulse hüpfen fröhlicher,
Wenn Abendweben durch die Locken schlich;
Und kühlungschmachtend, wie ein todtes Meer,
Erstreckt das Binnenland, das weite, sich.
Geh', weh' im Wald, du Segensbauch, geschickt
Vom Herrn, der gern die kranke Erd' erquickt.

Geh', wiege mir das Vöglein spät und früh,
Geh', kräusle mir den sternenhellen Bach,
Den Urwald weck' aus träger Apathie,
Und ruf' in Millionen Zweigen wach
Die seltsam tiefe Waldesharmonie.
Sanft sey dein Weg, wo sich am hellen Tag
Das Bächlein schlängelt, wo es still und leis
Sich birgt im Schatten und ein kranker Greis

Sein Silberhaupt, o Nachtwind, dir enthüllt.
Geh', küsse mir das holdentschlaf'ne Kind
Und trockn' ihm von der Stirne lind und mild
Die Perlen, die des Schlafes Zeugen sind.
Die um ein Siechbett stehn — entsetzlich Bild! —
Erfreue sie, du lieber Abendwind,
Und fächle auch durch die Gardinen ihm,
Und kühle sanft des Fiebers Ungestüm.

Doch, nach dem ew'gen Gange der Natur,
Nimmst du zur Heimath wieder deinen Lauf,
Geschwellt von Duft und Klang in Wald und Flur,
Schlägst du dein Nest auf wilden Wogen auf;
Dem heimathkranken Schiffer flüstre nur,
Dein süßes Wehn ruf' ihm das Land heran,
Und, lauscht er dir, so gaukle ihm der Traum:
Strom, Wald und Flur und Berg und Blüthenbaum.

Die Herausgabe eines Bandes Gedichte, wie der vorliegende, ist ein bedeutendes Ereigniß in der Amerikanischen Literatur. Wir waren zu

*) In England hat Washington Irving eine Ausgabe der Gedichte seines Landsmannes veranstaltet.

sehr gewohnt, nach fremden Beispielen und Mustern uns umzusehen, und unsere Dichter haben meistentheils das gewöhnliche Glück aller Nachahmer gehabt; ihre Kopieen haben fast das Original erreicht. Und fast immer waren diese Originale schlecht ausgewählt. Wir haben kein Muster der Vortrefflichkeit in unserer eigenen Literatur gehabt, und wir empfinden unseren Mangel in dieser Beziehung so sehr, daß wir es kaum wagen, von einem in Amerika erschienenen Werke günstig zu urtheilen, bis es die Billigung der Englischen Kritiker erhalten hat. Nur Bryant hat den rechten Weg eingeschlagen, um den Stichelreden der Fremden zu begegnen. Werke, wie die seinigen, sprechen lauter zu Gunsten unseres Vaterlandes, als alle von verwundetem Nationalstolz eingegebene Declamationen.

Fast möchte man wünschen, daß so glänzende Anomalieen von der Ordnung der Natur, wie Burns, niemals aufgetreten wären. Burns und einige Andere haben die Ansicht geläufig gemacht, daß der Genius für alle Mängel des Studiums Ersatz bietet. Daher die Sorglosigkeit unserer gegenwärtigen Schriftsteller, daher die Fluth des Mittelmäßigen, mit der die Lesewelt jetzt überschwemmt wird. Aber ohne Anstrengung hat noch Niemand Ruhm geerntet. Dieser Irrthum hat den verderblichsten Einfluß auf Amerikanische Schriftsteller geäußert. Das poetische Material liegt ringsumher in gränzenloser Verwirrung zerstreut. Die Alleghanies und weißen Berge können einem Amerikaner mindestens eben so viel Ideen erwecken, als Benan und Benvenue einem Engländer. Der Mississippi und Missouri übertreffen den Cam und Isis eben so sehr, als der Erie und Ontario die Seen vom Cumberland. Ein Indianer ist eine so poetische Gestalt, als ein Türke oder ein Hochländer. Aber wir setzen diese Materialien in Eile zusammen und machen das Gedicht, wie einen Schuh, für den gegenwärtigen Gebrauch. Unsere Dichter müssen, mit einem Worte, für ihren Erwerb arbeiten.

Herr Bryant ist eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Er wird zwar nicht immer ein Liebling der Menge bleiben, denn er verschmäht die Effekte, die dieser besonders zusagen, aber er wird stets Männer von gesundem Urtheil und gebildetem Kunstsinn ergötzen.

(N. Am. R.)

Bibliographie.

The American elementary singing book. (Die Amerikanische Singschule.) Von E. Ives, Vorsteher des musikalischen Seminars zu Philadelphia. Hartford.

Hints to the people on Cholera. (Andeutungen über die Cholera für das Volk.) Von C. R. Gilman. New-York.

Lempriere's classical dictionnary. (Klassisches Lexikon für Schulen und Akademieen.) Von Lempriere. New-York.

England.

Zohrab, the hostage. (Zohrab, der Geißel.) Vom Verfasser des Hadschi Baba. London, 1832.

„Ein guter Anfang ist eine gute Sache", sagt das Sprüchwort, und der Beweis seiner Wahrheit liegt vor uns. Hadschi Baba, das erste Werk des Herrn Morier, fand überall gute Aufnahme; er that uns eine romantische und lehrreiche Welt auf, von der wir keine Idee hatten; es war ein Quell in der Wildniß, eine Oasis in der Sandwüste. Alles gewann bei ihm ein neues Leben, und wir wurden nicht bloß mit dem Aeußerlichen und den Sitten der Bewohner Persiens vertraut, sondern auch mit ihrem häuslichen Leben und ihren Vorurtheilen. Die Verhänge ihrer Harems wurden zu Spinnewebe, zu dünn, um deren Geheimnisse den Luchsaugen des Europäers zu verbergen, und wir fühlten uns im Divan eben so zu Hause, wie in unserem Putzzimmer.

Hadschi's Gesellschaft wurde von allen Ständen gesucht, und Alles, was Geschmack hatte oder zu haben glaubte, sah mit Ungeduld einem neuen Werke des Herrn Morier entgegen, über ein Land und über Gegenstände, die er sich so ganz zu eigen gemacht hat. Dies Werk ist endlich da, und Alles, was uns zu thun bleibt, ist, zu lesen und uns an der Lektüre zu ergötzen. — Zohrab ist in jeder Hinsicht seines Vorgängers würdig. Der Verfasser hat auf eine sehr glückliche und sinnreiche Weise historische Wahrheit und Dichtung mit einander verbunden. Wer die Geschichte über das Leben des Aga Muhamed-Schach zu Rathe ziehen will, wird wohl thun, Sir John Malcolm's „Persien" nachzulesen, wo man die wirkliche Erzählung von der Weisheit, den Kriegen und Grausamkeiten des Schachs findet. Der Held und die Heldin des Herrn Morier sind höchst anziehend; der Eine tapfer, ehrenhaft und unerschrocken, — die Andere reizend, sanft und liebevoll; Beiden wird das gehörige Maaß von Gefahren und Drangsalen zu Theil, und Beide — doch, wir überlassen es unseren Lesern, die Entwickelung selbst zu suchen, überzeugt, daß es ihnen mehr Vergnügen machen wird, das Geheimniß selbst zu enthüllen, als es sich von uns erzählen zu lassen.

„Der Prinz Fatteh-Ali", sagt uns Herr Morier, „unter dem der jetzige König von Persien gemeint seyn soll, der Wesir Hadschi Ibrahim und der Sklave Sadeck sind historische Personen; aber der buckelige Barbier, die eifrige Zulma, der dienstfertige Shir-Eban, Saul-Eban, die Asterabadis und Turkomanen sind Geschöpfe meiner Phantasie. Mehrere in dem Werke vorkommende Anekdoten sind mir von glaubwürdigen Zeugen erzählt worden. Die Todesart des Schachs ist historisch, die einzelnen Umstände aber erdichtet. Es wäre langweilig und in der That unnütz, genau anzugeben, wo in dem gewundenen Faden meiner Erzählung die Geschichte aufhört und die Fiction anfängt: es genügt vielleicht, wenn ich sage, daß es meine Absicht war, dem Leser eine Reihe von Personen vorzuführen, deren Art zu sprechen, deren Gedanken, Handlungen und Benehmen überhaupt einen richtigen Begriff von Persien und dem Osten geben mögen."

Wir wünschten, daß der Raum uns lange Auszüge gestattete, um zu zeigen, mit welcher Kunst der Verf. seinen Plan ausarbeitete. Während wir sein Werk lasen, bedünkte es uns, als wären wir in Persien und selbst den Veränderungen und Glückswechseln unterworfen, welche eine launenhafte und despotische Regierung herbeiführt.

Zohrab, der Held, ein freier Mazanderinen-Häuptling, hat den Schach sehr erzürnt, wird aber aus poetischen Gründen geschont. Folgende Scene giebt ein merkwürdiges Beispiel von dem, was ein Tyrann im Orient wagen darf:

„Der Oberjäger war ein Mann mit dickem Kopf, üppigem schwarzem Bart und Schnurrbart und großen buschigen Augenbrauen, und dieser Kopf saß auf herkulischen Schultern. Rauh und gemein in seinem Wesen, kannte er wenig von den Sitten des Hofes, und obgleich der König auf der Jagd es mit der Huldigung, die ihm gebührte, nicht sehr genau nahm, so war er doch sehr kitzlich in diesem Punkte, wenn er auf seinem Musnud saß; denn er wußte, daß der Schrecken, den seine hohe Stellung einflößte, bei einem Volke, das so viel auf äußeres Gepränge hielt, zur Hälfte verschwinden würde, wenn man ihm je einen Schein von Vertraulichkeit erlaubte. Um zu begreifen, was den Oberjäger an den Hof brachte, muß der Leser wissen, daß es häufig Gebrauch bei den Königen von Persien war, nach einer großen und glücklichen Jagd, in welcher Wildern aller Art, als Antilopen, Hirsche, wilde Ziegen, Bären, wilde Eber in Menge getödtet wurden, eine Säule zu errichten, an welcher man die Köpfe dieser Thiere befestigte; man findet noch solch eine Art Säule zu Guladun, in der Nähe von Ispahan, zum Andenken einer Jagd des berühmten Schach Ismael, an welcher, noch nach Jahrhunderten, sich mehrere Schädel und Hörner wilder Thiere befinden. Aga Muhamed Schach hatte beschlossen, bei dieser Gelegenheit ein ähnliches Andenken zu hinterlassen. Seine Jagd war in dem Augenblicke, wo man Zohrab gefangen nahm, besonders glücklich gewesen, und in seiner Freude über dieses unerwartete günstige Ereigniß beschloß er, einen Haufen Schädel zu errichten, einen Kelleh-Minar, wie man es nennt, und den Kopf seines Gefangenen, oder seines schönsten Stück Wildes, wie ein Höfling sich ausdrückte, auf dessen Spitze zu befestigen, um so das Andenken an den glücklichen Erfolg dieses ereignißvollen Tages aufzubewahren. Der Schikar-Baschi erhielt den Befehl dazu auf dem Felde, und da kein Gegenbefehl kam, so wurde er schnell vollzogen, und das Monument war mit Köpfen besetzt, ehe eine neue Verordnung eintreffen konnte. Eine eiserne Spitze ragte aus dem Gipfel hervor, gleichsam das letzte Opfer erwartend. Sobald der Oberjäger vor dem Schach erschien, warf er sich auf ungeschickte Art nieder, und ohne seine Stiefel abzuziehen, wie es in der That für Männer seines Gewerbes die Etikette mit sich brachte, begann er zu sprechen, ehe ihn der Schach noch eines Blickes gewürdigt hatte. Dieser Mangel an Ehrfurcht war gleichsam die Lunte, welche den still lodernden Brand in des Königs Gemüth zur hellen Flamme entzündete, die sich in folgenden Schmähungen Luft machte: „„Wer bist Du Hund! — Wem gehörst Du Hund an! — Wie kommt es, daß Du mit Deinem Kopfe vor mir stehst, den schon längst eine Bombe hätte wegreißen müssen! — Soll sich der Schach fortwährend unehrerbietig behandeln lassen, als wäre er ein Jude oder ein Franke! Gelte ich in meinem eigenen Gebiete Nichts! Ein Mazanderani-Knabe bietet mir Trotz, und nun rennt gar eine Kuh gegen mich an, die sich für einen Menschen ausgeben will! Sprich, Merdili, sprich, warum stehst Du da!""

„Der rohe Jäger, der sich keines solchen Empfanges versah, stand da, als wäre er gespießt; die Zunge klebte ihm am Gaumen, und kaum konnte er Anfangs die Worte herausbringen: „„...Arzi mi kunum!""" bis er endlich nach mehreren Versuchen — denn die Furcht hatte fast seine Sinne gelähmt — ausrief: „„Die Sinne ist bereitet, Deine Füße zu küssen; sie steht bereit, die Schädel sind alle daran, nur ein Schädel fehlt noch auf der Spitze, nur ein Schädel, beim Haupte des Königs, ein Schädel nur!""" — Sey es nun, daß ein feindseliger Verschnittener auf den König einwirkte, oder daß die zusammengestellten Worte des Oberjägers: „„Ein Schädel, bei des Königs Haupte!""" einen widrigen Eindruck auf ihn machten, genug, er gab plötzlich dem Blutdurste Raum, der durch sein ganzes Wesen wüthete, und rief: „„Einen Kopf brauchst Du!""" — „„Ja""", sagte der Jäger, „„einen Kopf, mit Deiner Majestät Erlaubniß.""" — „„Welcher Kopf kann besser dazu taugen, als der Deinige!""" brüllte der Tyrann mit wilder Lustigkeit. „„Hier, herunter mit seinem Kopfe! He, Nasakchi, Scharfrichter!""" rief er einem Manne von blutigem Gewerbe zu, der sich stets bereit hielt, „„gehe hin und mache den Minar voll!""" Die Diener zögerten mit der Vollziehung dieser abscheulichen That. Der Mann, der zur Hinrichtung berufen war, ging verdrossen an's Werk, und die Unschuld sprach so mächtig für den armen Kerl, daß alle Gegenwärtige zu erwarten schienen, ein so barbarischer Befehl würde zurückgenommen werden; aber nein, das Thier lechzte einmal nach Blut, und Blut mußte es haben. Sein schreckliches Antlitz verzerrte sich zur teuflischen Wuth, als er sah, daß man zögerte, seinem Befehle zu gehorchen. Die runzelige Haut, welche in Furchen an seinen Wangen herabhing, schwoll an, die Augen schienen sich in Blut zu wälzen, und das ganze Gesicht, durch welches sonst kein Blutstropfen schimmerte, wurde purpurroth. Er wäre von seinem Sitze aufgesprungen und hätte nicht allein das schreckliche Urtheil an seinem Opfer selbst vollzogen, sondern seine wüthende Rache würde sich auch auf die erstreckt haben, die sich weigerten, es zu vollziehen, hätte sich nicht der Nasakchi-Baschi in eigener Person, — ein würdiger Diener eines solchen Herrn — verstohlen hinter das Opfer geschlichen

und mit einem Streiche seiner schwarzen Khoraffan-Klinge das Haupt des unglücklichen Mannes vom Rumpfe getrennt. Der schwere Körper fiel krachend auf der einen Seite nieder, während der Kopf zu den Füßen des Despoten hinstürzte. Der Wesir, der es eben noch einmal versuchen wollte, die Leidenschaft seines gefährlichen Herrn zu beschwichtigen, kam zu spät, um die Hinrichtung zu hindern, und sein Glück war es, daß er zu spät kam, denn nichts als das entsetzliche Schauspiel, welches sich jetzt darbot, konnte die Heftigkeit des Königs zufrieden stellen. In dem Augenblicke, als er Blut sah, schien es, als wenn Ruhe in ihn zurückkehrte. Es muß in der verderbtesten Natur eine gewisse Umwandlung vom Bösen zum Guten geben; das Gewissen erhebt seine Stimme, wenn man ihm auch Anfangs das Gehör versagt; der Löwe wird zahm, sobald er sich am Raube gesättigt hat. So war es mit dem Schach. Er blickte gedankenvoll auf sein Werk, sein Gesicht erhielt wieder die gewohnte Stumpfheit und Bleifarbe, und als wenn es seinem mit sich selbst zerfallenen Gemüthe nicht genügte, ihn selbst zu quälen, wandte er sich mit Härte zu dem Nasakchi-Baschi und warf ihm mit Schmähworten vor, daß er sich in Dinge gemischt, die ihn nichts angingen. „„Schuftiger Hund,““ rief er, „„warum hast Du meinen Oberjäger erschlagen? welcher böse Geist machte dich so dienstfertig zu dieser That! Es ist Dein Glück, daß es auch ein Gefühl des Mitleids giebt, und daß der Schach eben sowohl schonen als verderben kann. Gehe hin, schaffe Dein Werk fort und meide dann unsere Gegenwart.““

Obgleich solche Scenen, die eben so sehr von der Grausamkeit als der Laune des Tyrannen zeugten, nichts Ungewöhnliches waren, so folgte doch im ganzen Lager ein grausenvolles und dumpfes Schweigen nach diesem entsetzlichen Auftritte.“

Bibliographie.

Otterbourne. — Eine Geschichte der Englischen Marken. Vom Verf. des „Derwentwater.“ 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Visit to Germany. (Reise nach Deutschland und den Niederlanden in den J. 1829—30 und 31.) Von Sir A. B. Faulkner. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Memoirs and correspondence. (Denkwürdigkeiten und Briefwechsel des Sir J. E. Smith.) Herausgegeben von Lady Smith. 2 Bde. Pr. 31½ Sh.

Materia medica. — Von Thomson. Bd. I. Pr. 15 Sh.

Anatomy of the horse. (Anatomie des Pferdes.) Von Percivall. Pr. 20 Sh.

On the use etc. (Ueber den Gebrauch physikalischer Agentien im Leben.) Von Edwards. Pr. 16 Sh.

On diet. (Ueber Diät.) Von Cameron. Pr. 5 Sh.

Italien.

Opere di Raimondo Montecuccoli.

Von den Werken Raimund Montecuccoli's ist im vorigen Jahre in Mailand bei Silvestri eine neue von dem verstorbenen Grassi besorgte Ausgabe erschienen, die den 290sten und 291sten Band der von jenem Buchhändler herausgegebenen und auserwählten Bibliothek bildet. Dieser Werke sind drei: 1) Aphorismen über die Kriegskunst. 2) Aphorismen über die Kriege in Ungarn in den Jahren 1661, 1662, 1663 und 1664. 3) Aphorismen über die Möglichkeit eines Krieges mit den Türken in Ungarn.

Die Ausgaben der Werke Montecuccoli's waren bisher äußerst inkorrekt und lückenhaft gewesen, bis Ugo Foscolo in den Jahren 1807 und 1808 eine neue Ausgabe unternahm, die neben einem korrekteren Texte noch mancherlei literarischen Apparat enthielt. Der neueste Herausgeber, Grassi, sah aber, daß auch die Edition von Foscolo noch Manches zu thun übrig gelassen hatte, und widmete sich daher mit großem Fleiße der Aufgabe, die für die Kriegswissenschaft so wichtigen Werke des großen Feldherrn in möglichster Reinheit und Ursprünglichkeit hinzustellen. Grassi selbst spricht sich in seiner Vorrede in folgender Weise darüber aus:

„Die glänzende Ausgabe Foscolo's füllt, obgleich sie mit großer äußerlicher Pracht ausgestattet und mit neuen Fragmenten, Noten und guten Erläuterungen versehen ist, dennoch bei weitem nicht alle die Lücken aus, die sich in den früheren Ausgaben vorfanden. Italien ermangelte daher noch einer ächten und reinen Edition, die wenig reich an äußerem Schmuck und Beiwesen, aber genauer im Texte und mit den eigenen Anmerkungen des Verfassers versehen, ohne großen Kostenaufwand in die Hände aller Militairs gelangen und ihnen zum Führer und Muster, sowohl in der Theorie der Kriegswissenschaften, als in der Art und Weise, dieselben in der Muttersprache darzustellen, dienen könnte. Denn die Werke Montecuccoli's werden stets als unwiderlegbare Elemente der Kunst und als Muster des militairischen Stils betrachtet werden. Meine warme Liebe für alles Große in Italien und der Wunsch, das Andenken eines unserer ausgezeichnetsten Feldherrn zu ehren, trieben mich, mir überall und auf jede Weise Hülfsmittel zu suchen, um seine Werke so wiederherzustellen, wie sie aus seiner freimüthigen Feder hervorgegangen, und gleichsam die Gebeine des unsterblichen Kriegers zu der ursprünglichen Majestät ihrer Formen wieder zusammenzusetzen. Das Geschick war hierin meinem Plane so günstig, daß ich Gelegenheit fand, mehrere treffliche Handschriften, die älter als alle Ausgaben sind, zu prüfen und zu vergleichen, auch wurden mir von mehreren Seiten viele und werthvolle Varianten eingesandt. Ich überreiche daher dem Vaterlande sämmtliche Werke des Montecuccoli in ihrer wahren Gestalt, nach den besten Handschriften und den aus dem in Wien aufbewahrten Original entnommenen Varianten, so wie mit den Anmerkungen des Verfassers; die letzteren sind mit dem Buchstaben M. bezeichnet. Hinzugefügt sind, um den Werth des Buches noch zu erhöhen: 1) die schöne Lobrede, die der Graf Augustin Paradiso auf seinen großen Mitbürger geschrieben; 2) die Noten und Betrachtungen Foscolo's, in Bezug auf die Kriegskunst; 3) die geographischen Anmerkungen des Französischen Uebersetzers, und 4) einige wenige kritische und philologische Anmerkungen von mir. Dem ersten Bande habe ich die schönen Betrachtungen Foscolo's, über den Gebrauch der alten Kriegsbücher und über die Dragoner, angehängt. Dann folgen einige Betrachtungen von mir über die praktischen Ingenieur-Schulen und eine Abhandlung über die verschanzten Lager, der einzige Theil, den Montecuccoli unberührt gelassen hat, und den ich aus den Zusätzen des Generals Turpin de Crissé und aus den goldenen Lehren Bousmard's zusammensetzte. Im zweiten Bande erscheint zum ersten Male eine kleine Schrift Montecuccoli's, „Ungarn“ betitelt, nebst einer Abhandlung, in der die Aechtheit derselben bewiesen wird.

Bibliographie.

Introduzione etc. (Einleitung zum Studium der Moral-Philosophie.) Nebst einem Kursus dieser Wissenschaft, so wie der Rechte des Menschen und der Gesellschaft. Vom Abate Pietro Tamburini, Professor in Pavia. [Wird in 4 Banden bei Silvestri in Mailand erscheinen.]

Materia medica. — Von Domenico Bruschi, Professor an der Päpstlichen Universität in Perugia. 4 Bde. Perugia.

Giurisprudenza medica etc. (Ueber die Lebensfähigkeit der vor dem siebenten Monat gebornen Kinder, so wie über ihre bürgerlichen Rechte.) Von Domenico Meli. Zweite Aufl. Ravenna.

Vita etc. (Leben Nicolo Buonafede's, Bischofs von Chiusi. Aus der Zeit Alexander's VI. bis zu der Clemens' VII.) Vom Grafen Menaldo Leopardi. Pesaro.

Griechenland.

Das alte und neue Korinth.

Briefliche Mittheilung. *)

Sie werden aus dem Datum dieses Briefes ersehen, daß ich mich auf einem der interessantesten Punkte befinde, der in Zukunft vielleicht auch zu den wichtigsten auf Erden gehören wird. Der Isthmus von Korinth ist der Schauplatz so großer Thaten gewesen; so viele Heere der verschiedensten Nationen haben ihn durchzogen, und seine Lage giebt ihm noch immer eine so hohe Bedeutung für den Handel, daß Sie mit Recht eine genaue Beschreibung desselben verlangen können. Allein hier, wie überall in Griechenland, eröffnet sich dem Beobachter ein so ungeheures Feld, daß er in Verlegenheit kommt, wo er anfangen und wann er endigen soll.

Von geographischer Seite ist dieser berühmte Isthmus wohl bekannt, und die neueren Untersuchungen einer Kommission Französischer Gelehrten werden über seine geologische Construction am gründlichsten belehren.**) Jedoch glaube ich, daß diese Herren sich getäuscht haben, indem sie annahmen, der engste Theil dieser Landzunge eigne sich am besten zur Anlegung eines Kanals. Sie ist wirklich zwischen Kallimachi und Kontraki noch enger als da, wo sie zunächst an Morea stößt, und dort haben auch die Alten mit ihrem Kanal den Anfang gemacht, von dem noch Trümmer zu sehen sind; allein die Natur des Bodens widerstrebt einem solchen Unternehmen. Am nordwestlichen Ufer des Isthmus und ungefähr eine (Engl.) Meile vom Fuße des Berges Geranion bemerkt man die angefangene Arbeit. Dieser Kanal mußte eine bedeutende Breite und Tiefe haben; denn er ist niedriger als der Golf von Korinth, und man geht eine Meile lang in seinem Bette zwischen großen, aus Erde und herausgeworfenen Steinen gebildeten Anhöhen. Dann kommt man zu einem engen künstlichen Einschnitt im Felsen, der noch Spuren des Meißels an sich trägt; eine gleichfalls in den Felsen gehauene Treppe ist noch sehr wohl erhalten. Etwas weiter, nachdem einige andere Einschnitte von derselben Art zurückgelegt sind, verschwindet jede Spur des Kanals. Hier scheint das trockene und sandige Erdreich größere Hindernisse dargeboten zu haben.

Man glaubt allgemein, die Alten hätten den Kanal deswegen unvollendet gelassen, weil sie besorgten, die Inseln des Aegeischen Meeres möchten durch das gewaltsame Eindringen des Meerbusens von Korinth versenkt werden, da man diesen für höher belegen hielt, als den Saronischen Golf. Es ist aber schwer, anzunehmen, daß Leute, die doch in mechanischen Kenntnissen so weit vorgerückt seyn mußten, nicht im Stande gewesen seyn sollten, dies hydraulische Problem zu lösen. Wer sich mitten auf dem Isthmus befindet und nach dem Augenschein urtheilt, wird ohne Zweifel glauben, die Wasser des Korinthischen Golfs ständen höher, als die des Saronischen; allein dieser optische Betrug erklärt sich aus der Natur des Wasser-Gefälles, das im ersteren sanft und im letzteren steil ist.

Die Frage über die Möglichkeit, den Isthmus zu durchstechen, ist bejahend entschieden; aber nun bleibt noch ein anderer Punkt aufzuhellen, nämlich der: welchen Zuwachs der Handel dieses Orts erhalten muß, bevor das Unternehmen einträglich werden kann? Hierüber ist viel gestritten worden, und doch hat man einen sehr starken Einwurf unberücksichtigt gelassen; in dem Golfe von Korinth regieren gewöhnlich West-Winde, so daß es Schwierigkeiten macht, herauszusegeln. Ich wage zu behaupten, daß der Wind, der im

*) Von dem Amerikaner S. G. Howe an den Herausgeber des American Journal of science. Der Brief ist vom 29. Dezember 1829 datirt.

**) Vgl. über die Leistungen dieser Männer die Florentinische Anthologie (im Junius-Hefte dieses Jahres, S. 18).

Golfe weht, mehr als acht Zehntheile des Jahres von Westen herkommt.

In allen Gegenden des Isthmus stößt man auf Trümmer antiker Bauten; die gewaltige Mauer, die ihn der Länge nach durchzog, ist zwar heutiges Tages nur ein Haufe Ruinen, beurkundet aber dennoch, wegen der Dimension und ungeheuren Masse der bearbeiteten Steine, die Macht und den Unternehmungsgeist ihrer Erbauer. Sehr bedeutend und sehr kenntlich sind die Ueberreste der Städte; eine geräumige Platform aus Steinen und Blöcke von ungeheuren ausgefurchten Säulen bezeichnen die Stelle, wo der Tempel des Neptun stand; die Bänke des Theaters stehen der Bühne gegenüber und zur Rechten; das Stadium bewahrt noch ganz seine antike Gestalt, obgleich die Marmor-Bekleidung fort ist. So viel übrigens der Mensch zur Zierde und Verschönerung dieses Ortes gethan hat, so verschwindet doch Alles vor den Leistungen der Natur. Es würde mir schwer werden, Ihnen nur einen schwachen Begriff von der weiten, reichen, vielgestaltigen Aussicht zu geben, die sich von Akro-Korinth herab den Blicken erschließt. Von meiner Wohnung aus hat man zwar eine minder großartige und beschränktere, aber gewiß die interessanteste Aussicht, die ich mir denken kann. Das Haus liegt auf einer kleinen Anhöhe am Fuße des Berges, der den Isthmus gegen Morea schließt. Zur Rechten gewahre ich den Archipelagus, der einem stillen See gleicht; ich entdecke Aegina, Salamis und Attika, die ihn an jener Seite berühren; das Auge lustwandelt über den Kithäron und Geranien und ruht mit Entzücken auf den waldigen Gipfeln des Parnasses der jenseits vor mir liegt. Der Meerbusen verlängert sich zur Linken und wird von dem Bergrücken von Sikyon, wie auch von dem Peloponnesischen Gebirge, das noch höher emporstrebt, begränzt. Der Berg, auf welchem Akrokorinth steht, ist nicht etwa die schwächste Partie des Gemäldes. Er erhebt sich einsam, von der Kette losgerissen, düster und felsig; sein Gipfel ist mit Wällen und bedeutenden Mauern umgeben. Mächtig wirkt der Anblick dieses drauenden Kolosses bei Sonnenuntergang, wenn seine Umrisse kühn am Abendhimmel gezeichnet sind.

Als militairischer Posten hat die Burg von Korinth lange nicht so viel Bedeutung, als man aus dem ungeheuren Umfang ihrer Befestigungen schließen könnte. Kaum würden 3000 Mann hinreichend sehn, sie zu besetzen, und es erhellt aus den Magazinen, den unterirdischen Gewölben, den Zisternen u. dgl., daß sie für 10,000 berechnet ist. Es wäre interessant, zu untersuchen, warum man so riesenhafte Zisternen an einem Orte gegraben hat, wo das Wasser in Ueberfluß vorhanden ist, und zugleich das Räthsel zu lösen, woher auf dem Gipfel eines Berges, der mit anderen in gar keiner Berührung steht, so viel Quellwasser kommt. Man zählt daselbst beiläufig 300 alte Brunnen, von denen mehr als die Hälfte noch mit frischem und klarem Wasser gefüllt ist. Die Artillerie dieser Festung würde niemals eine Armee verhindern können, in den Peloponnes zu dringen, und der Platz liegt an jeder Seite zu weit vom Meere, als daß er seine Wasser-Communication unterhalten könnte; daher auch Hungersnoth das Mittel gewesen ist, wodurch Griechen und Türken die Akropolis bezwangen.

Die Ueberreste des steilen und mächtigen Korinth, obgleich wenig zahlreich, bilden einen starken Kontrast zu der neuen Stadt. Ueberall begegnet man den Werken eines zahlreichen unternehmenden Volkes und sieht nicht ohne schmerzliches Gefühl die Säulen eines Tempels als Mauerpfeiler eines Hauses benutzt. Die Fundamente der antiken Mauern scheinen dauerhafter, da sie die modernen Wohnhäuser unterstützen helfen, von denen Hunderte nach einander eingestürzt sind, während jene unerschüttert blieben.

Die Lage der Stadt ist ungesund; dies ist die Ursache, warum Korinth nach seiner Zerstörung im Revolutionskriege sich nicht wieder erhelt hat. Der wieder aufstehende Handel wird der neuen Stadt eine zweckmäßigere Lage auf dem Isthmus anweisen, und es ist zu hoffen, daß künftige Jahre der Sicherheit die Ursachen entfernen werden, welche ältere und neuere Griechen zur Wahl der Stelle, wo Korinth erbaut ist, bestimmten; dieser Beweggrund war die Nachbarschaft der Burg Akrokorinth, wohin man in Zeiten der Noth flüchten konnte. Sämmtliche Städte des alten Griechenlands hatten eine ähnliche Lage, Sparta ausgenommen, wo man von dem edeln Gefühl durchdrungen war, die Brust der Tapferen sey die beste Mauer.

Einer der schlagendsten Beweise von der Wahrhaftigkeit der alten Griechischen Schriftsteller ist die Geographie des Landes. Man kann von einem Orte zum anderen seinen Weg finden, wenn man nur Strabo und Pausanias zu Wegweisern hat. Es war die Natur, nicht die Verfassung, welche den verschiedenen Staaten Griechenlands ihre Gränzen anwies. Das Erstaunen, womit man die Geschichte so vieler unabhängiger Staaten auf einem so kleinen Raume liest, verschwindet beinahe, wenn wir das Land selbst besuchen. Finden wir eine Ebene von zwanzig, dreißig oder funfzig (Engl.) Meilen im Umfang, die ringsumher von Bergen eingeschlossen ist, so können wir überzeugt seyn, daß sie im Alterthum einen Staat bildete. Stößt man in irgend einem Theile dieses Raumes auf eine felsige Erhöhung, die noch Spuren von ungeheuren Wällen zeigt, so kann man überzeugt seyn, daß es die Akropolis des Landes war, in welche die Bewohner der Ebene sich selbst und ihre Heerden flüchteten, wenn ein feindlicher Angriff bevorstand.

In allen Kantonen Griechenlands entdeckt man mehr oder weniger wohl erhaltene Denkmäler aus dem Alterthum, und Reisende, die mit der alten Geschichte vertraut sind, sehen auf jeder Ebene und auf jedem Hügel Gegenstände von lebendigstem Interesse. Die Trümmer Mykene's, der Residenz des Königs der Männer (ἄνακτ ἀνδρων. Hom.), die in meiner Nachbarschaft liegen, und die ich häufig besuche, erregen mein Erstaunen wegen ihres Umfangs, wegen der ungeheuren Dimension der Steinmassen, aus denen sie bestehen, und wegen des vollkommen guten Standes, in dem sie sich erhalten haben. Man tritt durch die Pforte der Löwen, die noch ihre Stelle behaupten, in die Akropolis und beschaut mit einem Interesse, das sich nicht in Worte fassen läßt, die Mauern, die Massen von Ruinen und die gewaltigen Steinhaufen, welche Agamemnons Palast so genau bezeichnen, daß man glauben möchte, er habe ihn erst seit einem Jahrhundert verlassen.

Bibliographie.

Der praktische Arzt Dr. Anastasius Georgiades in Bucharest hat so eben in Griechischer Sprache ein Werk „über die Pest und die Cholera" herausgegeben. Es ist im Jonischen Dialekte geschrieben und in Aphorismen abgetheilt, in der Weise der Abhandlungen, als deren Autor der Vater der Arzneiwissenschaft, Hippokrates, gilt. Das Werk ist dem König Otto von Griechenland gewidmet.

Mannigfaltiges.

— Lord und Dichter zugleich. Byron hatte zweierlei Arten von Ehrgeiz; der eine bestand darin, für den größten Dichter seiner Zeit zu gelten, der andere, ein vornehmer Mann zu seyn, der auch ohne Hülfe seines Dichtertalents zu hohen Auszeichnungen kommen könnte; dies erzeugte oft sonderbare Anomalieen in seinem Benehmen und seinen Meinungen und eine Art gegenseitiger Eifersucht dieser beiden Charaktere, die für einen aufmerksamen Beobachter höchst ergötzlich seyn mußte. Sprach man lobend von Dichtern, so berief er sich auf Rang und Stand, der ihm in der Gesellschaft ein Recht auf jene Stellung gäbe, in welcher man das Genie nur duldete; „denn", — sagte Byron, „die Schriftsteller mögen denken, sagen oder thun, was sie wollen, sie werden doch nie in Gesellschaften von hohem Tone, zu denen ihr literarischer Ruf ihnen Zutritt verschafft, als vornehme Leute betrachtet, wenn sie nicht zufällig von hoher Geburt sind. Wie oft habe ich dies in London bemerkt, wie oft die lächerlichen Anstrengungen jener Schriftsteller wahrgenommen, das ungezwungene Wesen eines feinen Edelmannes anzunehmen. Man muß nur sehen, wie sie sich an die Vornehmen drängen; Lords und Ladies scheinen in ihren Augen eine gewisse Anziehungskraft zu haben, die ich nie herausfinden konnte, und der Eifer, mit dem sie sich zu Bällen und Assemblées drängen, wo sie eben so déplacés als ennuyés sind, da alle Unterhaltung an solchen Oertern wegfällt, möchte Einen fast auf die Gedanken bringen, daß sie diese heiße Atmosphäre gleichsam als Mistbeete aufsuchen, um ihren Genius emporzutreiben." — Lobte man dagegen einen vornehmen Adeligen, so hielt sich Byron über die kleinlichen Bestrebungen des Adels, seine Unwissenheit en masse auf und sprach von der Nothwendigkeit der Talente, um den hohen Ständen Glanz zu verleihen. Kurz, er schien zu denken, die Lorbeern des Schriftstellers müßten um eine Grafenkrone geschlungen seyn, um beiden Werth zu geben, vereinzelt aber wären sie nicht anziehend genug. Dies hatte gewiß seinen Grund darin, daß er in seiner eigenen Person Rang und Genie vereinigte. Ich erinnere mich, daß ich ihm einst scherzend sagte: er wäre glücklich, sich unter den Lords als Dichter und unter den Dichtern als Lord betrachten zu können. Er schien nicht recht zu wissen, wie er die Parodie aufnehmen sollte, lachte jedoch am Ende selbst mit.

(Lady Blessington's Journ.)

— Jervas der Maler. Herr Northcote gab einst seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß in Pope's Schriften so viel Rühmens von den Gemälden eines gewissen Jervas sey, und doch habe er niemals ein Werk von einem Manne dieses Namens gesehen. Miß Reynolds, die Schwester von Sir Joshua Reynolds und selbst eine tüchtige Künstlerin, an die jene Bemerkung gerichtet war, stimmte vollkommen bei, denn auch sie hatte nie ein solches gesehen. Sie wandte sich daher an ihren tauben Bruder und schrie ihm ins Ohr: „Wie kommt es, daß man von Jervas gar keine Gemälde sieht?" „„Weil sie alle in der Rumpelkammer liegen!"" antwortete Sir Joshua. Und in der That, so sehr Pope auch die Malerei liebte, so verstand er doch gar nichts von dieser Kunst und pries den Maler Jervas mehr mit dem Eifer eines Freundes, als mit dem Urtheil eines Kritikers. Jetzt möchte es wahrscheinlich unmöglich seyn, noch ein Werk von dem Maler aufzufinden, dessen Namen der Dichter verewigt hat.

(Rec. b. J. Taylor.)

— Was ein Verstorbener nicht Alles erlebt! Nicht bloß in's Englische, Französische, Italiänische und Irokesische, sondern sogar zurück in seine eigene Sprache — nämlich in's Deutsche! sieht er seine Deutschen Werke übersetzt. Ein Norddeutsches Blatt giebt nämlich nach einem Französischen — dem Voleur — unter dem Titel: „Skizzen aus England, aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Pückler-Muskau", die Uebersetzung mehrerer Brief-Fragmente des Verstorbenen und führt dadurch in aller Unschuld den Beweis, daß ein gutes Deutsches Original, selbst wenn es die Feuer- und Wasserprobe durch das Englische in's Französische und von diesem wieder zurück in's Deutsche macht, doch dabei nicht ganz zu Grunde zu gehen braucht. Für den Verstorbenen, der hier in einem Spiegel sein von zwei anderen Spiegeln bereits reflektirtes Bild sehen kann, möchte ein Vergleich nicht ohne Interesse seyn. 50.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Freitag den 2. November 1832.

England.

Heinrich Füßli.

Skizze eines Künstler-Lebens.

Heinrich Füßli oder vielmehr Fuseli — denn so schrieb er selbst seinen Namen, wiewohl seine Vorfahren, so wie jetzt noch seine Verwandten in der Schweiz, sich Füßli schrieben — wurde, nach Behauptung aller derer, die von ihm gesprochen haben, im Jahre 1741 in Zürich geboren; da er aber weder mit aller Welt übereinstimmen, noch den Tag seiner Geburt von der Tradition oder von den Civil-Registern abhängig machen wollte, so ließ er in einer in Deutschland erschienenen Notiz drucken, daß er im Jahre 1745 geboren sey, ohne den Monat oder den Tag seiner Geburt anzugeben. Er mochte nicht gern über sein Alter befragt werden und antwortete einmal Jemanden, der ihn danach fragte, ganz verdrießlich: „Wie soll ich das wissen? Ich bin im Februar, oder im März, oder sonst einem eisigen Monat geboren worden, wie Sie es meiner kleinen Gestalt und meiner ärgerlichen Laune leicht anmerken können.“

Er war der zweite von 18 Geschwistern. Sein Vater, Johann Kaspar Füßli, war nicht ganz ohne Ruf als Portrait- und Landschafts-Maler. Seine Liebe zur Dichtkunst brachte ihn in bestreundete Verhältnisse mit Kleist, Klopstock und Wieland. Er war von einer Familie mit Mathias Füßli, einem Maler aus Zürich, dessen ungeregelte Phantasie es liebte, Schlachten, Dörfer während der Plünderung, Feuersbrünste und Stürme zu malen. Dieser Geschmack fand sich in Heinrich wieder vor, der gegen die Ideen seines Vaters anzukämpfen hatte. Dieser bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Heinrich gehorchte und richtete seine Studien demgemäß ein, wobei er aber seine klassische Lektüre auf seine Lieblings-Kunst bezog und sich in seinen Muße-Stunden mit den Kupferstichen von Michael Angelo's Werken einschloß, von denen sein Vater eine schöne Sammlung besaß. Er liebte es noch in seinen alten Tagen, sich diese Zeit seiner Jugend in's Gedächtniß zurückzurufen, besonders gedachte er oft der Rathschläge und der zärtlichen Sorgfalt seiner Mutter, Elisabeth Waser, die er im 18ten Jahre verlor, seines Enthusiasmus für seinen Lieblings-Maler und des Vergnügens, welches er empfunden hatte, wenn er heimlich die verbotene Frucht genoß. Mit Lichtern, die er aus der Küche zu entwenden wußte, und mit Pinseln, die er von seinem ersparten Taschengelde kaufte, setzte er oft seine Studien bis spät in die Nacht fort und kopirte Michael Angelo und Raphael, wodurch er schon frühzeitig mit dem charakteristischen Stil dieser beiden großen Meister vertraut wurde.

Mit dem doppelten Geschmack für Literatur und Kunst kam er auf die Schule in Zürich, wo er von Bodmer und Breitinger Unterricht erhielt. Er wurde daselbst der innige Freund des liebenswürdigen Enthusiasten Lavater, lernte Englisch und faßte eine solche Liebe zu Shakespeare, daß er Macbeth in's Deutsche übersetzte, die anderen Dichter Großbritaniens studirte und dann selbst einige Gedichte machte, in denen man die Schule Wieland's und Klopstock's erkannte. Aber, gleich einigen anderen jungen Dichtern der Schweiz, wollte auch er ein Reformator seyn. In Verbindung mit Lavater verfaßte er eine Satire auf einen öffentlichen Beamten, der seine Gewalt gemißbraucht und vielleicht die beiden Freunde persönlich beleidigt hatte. Das Spottgedicht machte Aufsehen in der Stadt. Man drohte den beiden Verfassern, die man erriet, obgleich sie sich nicht genannt hatten. Darauf nannten sie sich und erklärten öffentlich, daß sie bereit wären, ihre Anklage zu beweisen. Die Sache kam vor den Magistrat, und die beiden Freunde hatten die Genugthuung, daß der ungerechte Beamte verbannt wurde; wenn aber ihr Triumph ihnen, dem Anschein nach, einige Freunde gewann, so verschaffte er ihnen noch weit mehr Feinde, und diese wußten es ihrerseits dahin zu bringen, daß Fuseli genöthigt wurde, Zürich zu verlassen.

Da er als ein unterrichteter junger Mann, als Dichter, Maler und Patriot, einen kleinen Ruf erlangt hatte, so sagte er dem väterlichen Hause Lebewohl und ging in Begleitung Lavater's nach Berlin, wo er sich Sulzer anschloß, der ihn bald für geeignet erkannte, eine Verbindung zwischen der Deutschen und Englischen Literatur zu eröffnen. Sir Andrew Mitchell, damals Englischer Gesandter am Preußischen Hofe, wurde um Rath gefragt, und von dem jungen Talent so wie von seinen Uebersetzungen und Zeichnungen zum Lear und Macbeth entzückt, rieth er ihm, nach England zu gehen. Lavater gab seinem Freunde, als sie sich trennten, eine Karte, worauf in Deutscher Sprache geschrieben war: „Vollbringe nur den zehnten Theil von dem, was Du vollbringen kannst.“ — „Hänge diese Karte“, sagte ihm der Physiognomiker, „über Dein Bett auf, befolge den Dir ertheilten Rath, und Ruhm und Glück harren Deiner.“

Dem Züricher Kirchenbuche zufolge, war Fuseli 22 Jahr alt, als er nach London kam. Er behauptete, nur 18 Jahr alt gewesen zu seyn, und nach dem, was er von seiner Verlegenheit und seinen Thränen erzählt, als er sich in dieser großen Stadt allein befand, könnte man seiner Angabe beinahe Glauben schenken. Man weiß nicht, was er that, um den Auftrag des Professors Sulzer auszuführen. Alles, was wir wissen, ist, daß er Briefe an Johnson, Millar und Cadell mitgebracht hatte. Diese Buchhändler verschafften ihm eine Hauslehrer-Stelle bei einem vornehmen Herrn, der ihn mit nach Paris nahm. Ein solches Geschäft paßte aber wenig für die glühende Ungeduld und für den ungetheilten Enthusiasmus Fuseli's. Er mochte später nie den Namen seines Zöglings aussprechen und berührte überhaupt diese Epoche seines Lebens nicht gern. Aus Allem ist abzunehmen, daß er bald nach London zurückkehrte, um seine Feder den täglichen Arbeiten der Literatur und den Uebersetzungen und Kritiken für Journale zu widmen. Von allen seinen Schriften dieser Art ist jedoch die Uebersetzung von Winkelmann's Werk über die Malerei und Bildhauerkunst die einzige, zu der er sich späterhin auch noch bekannte.

Fuseli versuchte sich auch in der literarischen Kontroverse, indem er eine Broschüre über den Streit zwischen Voltaire und Rousseau schrieb; aber in dem Augenblick, wo sein Werk erscheinen sollte, wurde es durch eine Feuersbrunst verzehrt, und weder Voltaire noch Rousseau erfuhren, auf welche Seite sich dieser Fechter geschlagen hatte, und zwar um so weniger, als Fuseli, statt den Verlust seiner Broschüre zu bedauern, es zu verheimlichen suchte, daß er jemals daran gedacht habe, dieselbe zu schreiben.

Inmitten seiner kritischen Versuche und seiner Uebersetzungen hatte Fuseli seine erste Neigung für die Malerei nicht vergessen. Er fand ein Mittel, sich dem Sir Joshua Reynolds vorstellen zu lassen und legte demselben mehrere Zeichnungen vor. Reynolds fragte ihn: „Wie lange Zeit haben Sie in Italien studirt?“ — „Ich habe nicht in Italien studirt“, erwiederte Fuseli, „sondern nur in Zürich; ich bin aus der Schweiz. Sind Sie der Meinung, daß ich in Italien studiren sollte?“ — „Junger Mann“, sagte Reynolds, „wenn ich Verfasser dieser Zeichnungen wäre, und man böte mir eine Million, um nicht Künstler zu seyn, so würde ich diesen Vorschlag mit Verachtung zurückweisen.“ — Dieses günstige Urtheil eines Mannes, der wohl überlegte, was er sagte, und der sich durch die Richtigkeit seiner Voraussagungen so auszeichnete, entschied den Beruf Fuseli's. Er gab für immer das schwere und undankbare Handwerk der Literatur auf, lehnte eine geistliche Pfründe ab, die ihm einer seiner Beschützer anbot und widmete sich ausschließlich der Malerei.

Der erste Versuch seines Pinsels war „Joseph, wie er die Träume des Mundschenks und des Hofbäckers des Pharao auslegt“. Dieses Bild reizte, wie es scheint, die Liebhaber nicht sehr; denn es wurde das Eigenthum des Buchhändlers Johnson und blieb bei diesem, bis Fuseli es später zurückverlangte, um Einiges daran zu verbessern; wahrscheinlich aber berührte er es nicht, sondern ließ es verloren gehen oder vernichtete es. Er hatte damals acht Jahre lang in England gelebt und war im 30sten Jahre seines Alters. Sein Enthusiasmus war außerordentlich, sein Wissen ausgedehnt, seine Phantasie erhaben; man durfte viel von ihm erwarten, welche Laufbahn er nun auch immer ergreifen mochte.

Bis jetzt waren alle seine in England erschienenen literarischen Productionen sorgfältig von allen Eigenthümlichkeiten gereinigt worden, welche dem Stil eines Ausländers anhaften. Fuseli vermied in seinen Schriften nicht allein die Deutsche Construction, sondern auch die Deutschen Gedanken. Ohne Zweifel unterwarf er sich den Verstümmelungen eines puristischen Herausgebers; aber sobald sein Talent als Maler seinem Namen einigen Ruf verschafft hatte, wurde seine Feder kühner, und er erlaubte sich viele Sprach-Freiheiten. Sein Deutscher Enthusiasmus siegte über seine Englische Erziehung und verlieh seinen Schriften eine wahrhaft poetische Wärme. Der Umgang mit einer vornehmeren Welt gab auch seiner Unterhaltung einen neuen Schwung. Die Skizzen und die Zeichnungen Fuseli's waren den Productionen seiner Feder weit überlegen, und da der Pinsel eine allgemeine Sprache spricht, so waren sie auch von den

Barbarismen frei, die man in seinen Schriften leicht bezeichnen kann. Als er sich auf den Rath seiner Freunde entschloß, ausschließlich der Muse der Malerei zu huldigen, trat er eine Reise nach Rom an, wo er ankam, nachdem er beinahe bei einem Schiffbruch um's Leben gekommen wäre.

Seit seiner Kindheit hatte er Michael Angelo in Kupferstichen bewundert; er konnte ihn nun in seiner ganzen Herrlichkeit schauen. Er erzählte oft, wie er mehrere Tage hinter einander auf dem Rücken gelegen, die Augen auf die Wölbung der Sixtinischen Kapelle gerichtet. Er fügte allerdings hinzu, daß diese Lage der Ruhe seinem durch die Zerstreuungen Rom's ermüdeten Körper nothwendig gewesen wäre. Jedenfalls bildete er sich ein, daß er so den Geist des herrlichen Michael Angelo einathme, und daß er beim Studium in der Sixtinischen Kapelle wie mit dem Mantel der Begeisterung bedeckt sey. Die stürmische Einbildungskraft verlangte indessen einen ruhigeren Lehrer; die Launen seiner Phantasie überflügelten oft sein Urtheil und zogen ihm den Vorwurf der Uebertreibung zu, ein bei den Englischen Künstlern so seltener Fehler, daß er ihnen da, wo er vorkommt, fast für eine Tugend angerechnet werden kann. Fuseli war kein bloß beobachtender Bewunderer des Genie's; denn er suchte dasselbe nachzuahmen; auch war er kein unwissender Bewunderer, denn er lobt den Meister mit folgenden Worten:

„Die Erhabenheit der Auffassung, die Größe der Form und die Großartigkeit der Behandlung sind die Elemente des Stiles Michael Angelo's. Nach diesen Grundsätzen wählte oder verwarf er seine Stoffe. Als Maler, als Bildhauer, als Architekt, übertraf er alle seine Mitbewerber in der Verbindung der Pracht des Planes und der unendlichen Verschiedenheit der Details mit der größten Einfachheit und Tiefe. Bei ihm ist Alles groß. Charakter und Schönheit suchte er nur auf, um die Größe in ihnen darzustellen: das Weib, das Kind, die Niedrigkeit und selbst die Mißgestalt erhielten diesen Ausdruck. Ein Bettler ging aus seinen Händen als der Patriarch der Armuth hervor. Der Buckel seines Zwerges hat eine eigene Würde. Seine Weiber erscheinen als Gründerinnen von Generationen: aus seinen Kindern blickt der Geist des Mannes; seine Männer sind ein Riesen-Geschlecht. Michael Angelo ist der Erfinder der epischen Malerei in jenem erhabenen Rund-Gemälde der Sixtinischen Kapelle, welches den Ursprung, die Fortschritte und den schließlichen Zweck der Theokratie vor Augen bringt. Er hat in seinen Gruppen der Pisaner Kartone die Bewegung personifizirt, in seinen Denkmälern von San Lorenzo der Empfindung einen Körper gegeben, und in seinem „jüngsten Gericht" hat er, alle Stellungen des physischen Menschen zur Anschauung bringend, den charakteristischen Zug aller Leidenschaften aufgefaßt, die das menschliche Herz beherrschen. Obgleich er als Bildhauer den Charakter des Fleisches besser ausdrückte als irgend ein Anderer, so kopirte er doch niemals ein Individuum, mit Ausnahme Julius II., und in diesem stellte er mehr die herrschende Leidenschaft als den Menschen dar. In der Malerei begnügte sich Michael Angelo mit einer negativen Farbe; Maler des Menschen-Geschlechtes, verwarf er alle kleinlichen Verzierungen."

Diese Schilderung giebt einen Begriff von dem Geist ihres Verfassers; indessen ist der Stil klarer, der Ausdruck weniger verwickelt, weniger dunkel, als der gewöhnliche Stil und Ausdruck Fuseli's. Ein Sudler wußte seine Unkenntniß der Anatomie nicht besser unter einer Masse von Drapperieen zu verbergen, als Fuseli gewöhnliche Gedanken unter großartigen Worten. Hier folge seine Schilderung Leonardo da Vinci's:

„Leonardo da Vinci erschien plötzlich in einem Glanz, der alles Vorherige weit hinter sich zurückließ. Aus allen Elementen zusammengesetzt, die das Wesen des Genie's bilden, durch Erziehung und durch Umstände begünstigt: ganz Ohr, ganz Auge, ganz Hand; Maler, Dichter, Bildhauer, Anatom, Architekt, Chemiker, Musiker, Gelehrter und zuweilen Empiriker, bemächtigte er sich aller Schönheiten dieses magischen Kreises; aber ohne ausschließliche Anhänglichkeit für eine derselben, verabschiedete er jede nach der Reihe. Mehr dazu geeignet, Andeutungen zu geben, als durch sein Beispiel zu lehren, brachte er sein unersättliches Leben mit Versuchen hin. Mit einer Fähigkeit, welche anfänglich den Grundsatz und den wahren Zweck der Kunst durchdrang, verband er eine ungeregelte Einbildungskraft, welche ihm bald Flügel lieh, um die Schönheit zu erreichen, und ihn bald zu Boden warf, um der Mißgestalt nachzukriechen; wir verdanken ihm das Halbdunkel mit seinem Zauber und die Karrikatur mit ihren Unförmlichkeiten. Seine Kenntniß der ausgearbeitetsten Vollendung und sein Mangel an Ausdauer standen fast auf gleicher Stufe. Nur der Mangel an Ausdauer konnte ihn veranlassen, seinen für den Raths-Saal zu Florenz bestimmten Karton, von dem der berühmte Kampf der Ritter nur eine Gruppe war, aufzugeben; denn derjenige, der diese Compositien entwerfen und ordnen konnte, brauchte Michael Angelo nur als einen Nacheiferer zu betrachten und nicht als einen Nebenbuhler zu fürchten."

Fuseli hatte in der Kunst wie in der Literatur selten gemäßigte Ansichten, und er gefiel sich darin, den Gegenstand seiner Liebe mit den glänzendsten Farben des Himmels zu schmücken, während er die Gegenstände seines Hasses in das schwärzeste Dunkel einhüllte. Er drückte seine Bewunderung mit Worten aus, die er gern in Blitz und Donner verwandelt hätte; seine Ironie verwundete, wie der Stachel einer Viper, und sein Spott zerriß, wie ein zweischneidiges Schwerdt. Da Fuseli Schriftsteller und Maler zugleich war, so führen wir noch eine Stelle aus seinen Schriften an, wo er von der Malerei mit der Autorität seines doppelten Talentes spricht.

„Der Begeisterung Michael Angelo's folgte das ruhigere Genie Raphael's, des Vaters der dramatischen Malerei, des Malers der Menschheit; weniger erhaben, weniger kräftig, aber überzeugender, mehr zum Herzen sprechend und das Geheimniß unserer Sympathieen besitzend. Welche Wirkung der Beziehungen der Menschen zu einander, welcher Zug der Seele, von der sanftesten Aufregung an bis zum Ausbruch der heftigsten Leidenschaft, ist von ihm vernachlässigt worden? Michael Angelo suchte die Natur auf; Raphael wurde von der Natur aufgesucht; er gab das Bild wieder, wie durchsichtiges Kristall, rein und ohne Flecken. Vor Michael Angelo stehen wir in ehrerbietiger Bewunderung und zittern vor der Höhe, zu der er uns führt. Raphael umarmen wir und folgen ihm überall, wohin er uns leitet. Raphael hat nicht die vollkommene Schönheit dargestellt; keines seiner Gesichter ist vollkommen schön; keine seiner Figuren, auf abstrakte Weise betrachtet, hat die Verhältnisse, welche es zu einem Muster erheben könnten; die Form war für ihn nur ein Mittel, den Charakter oder das Pathetische auszudrücken; und dem Charakter wie dem Pathetischen eignete er die Form mit einer Wahrheit an, die die Hand zur Verzweiflung brachte, welche kühn genug war, sie korrekter machen zu wollen. Seine Erfindung, immer in den Gränzen des Möglichen und des Wahren, überrascht unsere Phantasie, überzeugt unser Urtheil und rührt unser Herz. In seiner Composition erfaßt er den nothwendigsten Punkt gleich als den Mittelpunkt, von dem auf eine natürliche Weise Alles ausgeht, und auf den sich Alles bezieht. Der Stil Raphaels ist an Korrektheit, an Eleganz und Energie, seine Farbe an Ton-, Wahrheit und Harmonie, seine Massen sind an Rundung und sein Halbdunkel ist an Wirkung übertroffen worden; aber als Mittel zum Pathetischen sind sie niemals erreicht worden, und in Compositien, Erfindung und Ausdruck hat sich Niemand Raphael genähert."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The prophetic messenger. (Der prophetische Bote.) Für das J. 1833. Pr. 2½ Sh.

Geographical annual. (Geographisches Jahrbuch.) Für das J. 1833. Pr. 21 Sh.

Craven Derby. — Vom Verf. des „Crockford." 2 Bd. Pr. 21 Sh.

Spanien.

Spanische Histrionen.

Folgende einem Spanischen Blatte entlehnte Aufzählung der Charlatanerieen auf der Bühne sind bezeichnend für den Zustand der scenischen Kunst in Spanien, passen aber auch auf manche Bühnen anderer Länder:

„Ein guter Spanischer Schauspieler muß Talent und Gefühl mit Studium verbinden; ein Charlatan hingegen ist mit einiger Gewandtheit, einer starken Lunge und einer guten Dosis Frechheit fertig. Seine hauptsächlichsten Hülfsmittel sind folgende: 1) In seiner Kleidung muß er die Goldflittern und den Prunk der Einfachheit und Treue des Kostüms vorziehen. 2) Immer laut sprechen, vor allen Dingen an den Stellen, wo er für sich spricht. 3) Stolz einhergehen und den Kopf hoch tragen. 4) Den Vers tüchtig zerhacken, d. h. ihn mit demselben Tongeklingel rezitiren, das vor einem Jahrhundert gebräuchlich war, weil dies und vieles Andere ehrwürdige Ueberlieferungen sind, von denen nicht abgegangen werden darf. 5) Es ist nicht gerade nöthig, wirklich zu weinen, wenn der Dichter es angiebt, oder dem Gesichte den Ausdruck des Schmerzes zu geben; es ist hinreichend, daß das Schnupftuch häufig zu den Augen geführt werde, jedoch mit Vorsicht, damit nicht die Schminke abgerieben wird. 6) Nicht warten, bis der Mitsprechende seine Rede geendigt hat, um das Wort zu ergreifen; wenn auch daraus mancherlei Uebelstände entstehen, so zeigt doch derjenige, der diesen Kunstgriff anwendet, sein gutes Gedächtniß. 7) Sich wenig darum kümmern, ob die Geberden und Stellungen den Leidenschaften, welche durch die Worte ausgedrückt werden, entsprechen. Er muß gestikuliren und sich unermüdet nach allen Richtungen hin bewegen, und wenn er damit auch vielen Zuschauern mißfällt, so rufen Andere aus: „„Welch' ein Ausdruck! Wie sehr ist der Schauspieler seiner Rolle mächtig!"" 8) Häufig an das Publikum das Wort richten, da für dieses doch die Komödie gespielt wird; die Mitspielenden kennen den Inhalt ja aus den Proben und werden schon aufpassen, wenn an sie die Reihe kommt. 9) Wer bei einer Schilderung und Erzählung deklatscht seyn will, muß bei den letzten Versen aus allen Leibeskräften schreien. 10) Auf einen guten Dolchstich muß ein dröhnender Sturz erfolgen. 11) Der Sänger, der ein Wort oder die Stichnote vergißt, muß einen zornigen Blick auf den Mitspielenden werfen, gleichsam, als wenn er diesem die Schuld vorwerfe, und wenn er aus dem Takte fällt, muß er so, daß das Publikum es bemerkt, in Wuth gegen das Orchester gerathen. 12) Ein anderes erprobtes Mittel gegen den Zorn des Parterre besteht darin, die Hand an die Brust zu legen, zu husten, die Schultern zusammenzuziehen und den Kopf zu senken, um zu zeigen, daß man entrhümirt sey, bevor man die Arie beginnt, wenn man sich nicht die Kraft zutraut, sie gut zu singen. 13) Jeder Bösewicht in Tragödien, Opern und Schauspielen muß schwarzes Haar, einen starken Bart, starren Blick haben, barsch, verwegen und plump seyn, wenn es auch in der Wirklichkeit viele rothe, bartlose und elegante Bösewichter giebt."

Kunst-Ausstellung in Madrid.

Die diesjährige Kunst-Ausstellung der Madrider Akademie San Fernando ist, den Versicherungen der dortigen Blätter zufolge, sehr reichhaltig und befriedigend ausgefallen. Als historische Hauptbilder werden genannt: ein Bild des ersten Königl. Hofmalers Vicente Lopez, den Bischof San Ansо vorstellend, wie er vor seiner Gemeinde predigt; ferner „die Selbstbeherrschung Scipio's", von Ma-

brazo, einem jungen Künstler; „König Don Alonso, wie er den Eid zum Ritter schlägt", „das Abendmahl des Königs San Fernando", „Isaak, wie er Esau und Jakob segnet", „Vasco Nuñez de Balboa, wie er dem Himmel bei Entdeckung der Südsee dankt", „König Jaime der Eroberer zieht dem Bernardo Guillen einen Pfeil aus, womit diesen die Mauren verwundet haben, und heilt ihm die Wunde", „die Uebergabe des jungen Königs Don Alonso IX. an seine Mutter und seinen Oheim durch den Bischof von Avila vor dieser Stadt", „Saul wirft unwillig seine Lanze nach David, welcher entfliehet, während Jonathan den Vater besänftigt". Unter den Kopieen zeichnet sich „eine heilige Familie nach Murillo" aus. In dem für die Portraits der Königl. Familie bestimmten Kabinette bemerkte man das Bildniß des Infanten Don Francisco de Paula und eines seiner Söhne, vom Hofmaler Lopez; in einem anderen Zimmer die Portraits der Herzoge von San Fernando. Auch mehrere Miniaturbilder, Landschaften und architektonische Gemälde werden rühmlich erwähnt, unter letzteren die Hauptfacade des Museums del Prado. Unter den Miniatur-Gemälden und Portraits sind mehrere Arbeiten von Damen genannt. Von Skulpturſachen sind einige Basreliefs aufgeführt. Die jungen Künstler, welche bei der stattgefundenen Preisbewerbung gekrönt worden sind und auf Kosten des Königs als Pensionaire nach Rom gehen, sind drei Maler: Don Carlos Luis de Ribere, Saez und Gariot; zwei Bildhauer: de Medina und Ponciano Ponzano, und zwei Architekten: Alvarez und de Mesa.

Bibliographie.

Vidas de los padres mártires. (Lebensbeschreibung der heiligen Väter, welche als Märtyrer gestorben sind.) Von Butler. 3 Bde.

Refutacion de las nuevas doctrinas medicas del Dr. Broussais. (Widerlegung des Broussais'schen Systems.) Von Don Josef Gonsalez y Avensa, Leib-Arzt Sr. Maj., und Don Josef de Alonso y Quintanilla, praktischem Arzt und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Pr. 12 Rs.

Noches de Torcuato Tasso. (Tasso's Nächte.) Pr. 7 Rs.

La dama blanca. (Die weiße Dame, oder das Schloß Tallaser.) Moralische Novelle. Pr. 6 Rs.

Usages y demas derechos de Cataluña. (Gebräuche und sonstige Rechte von Katalonien.) 3 Bde. Pr. 84 Rs.

Schweiz.

Die Helvetischen Alpen.

Kein Hochgebirge auf Erden kommt an Pracht und Majestät den Alpen gleich, selbst den Himalaia — die Asiatische Schweiz — und die Cordilleren nicht ausgenommen. Eine Kuppel des ersteren erreicht, nach Britischen Angaben, die ungeheure Höhe von 25,000 Fuß über dem Meeresspiegel, ließe folglich den Chimborasso noch um 3000 Fuß hinter sich; der Cotopaxi, 17,712 Fuß hoch, ist ein Nebenbuhler des Chimborasso, und an der Seite dieser Giganten könnten der Finsteraarhorn mit seinen 13,000, der Mont Rosa und Montblanc mit ihren 14,000 Fuß als niedrige Berge erscheinen. Allein man beachte, was Humboldt in seinem großen Werke über Neu Spanien sagt: „Das Langenthal, welches die Cordilleren in zwei parallele Ketten theilt, ist ungefähr 9000 Fuß über den Ocean erhaben, so daß der Chimborasso und Cotopaxi, von der Ebene von Licam und Mulalo aus gesehen, nicht bedeutender erscheinen, als der Col de Géant und der Crammont. Die außerordentlich hohe Lage der Ebenen, welche die Kolosse der Cordilleras umgeben, schwächt auf diese Weise gar sehr den Eindruck, den ihre Massen auf das Gemüth eines Europäers machen, der an die majestätischen Scenen der Alpen und Pyrenäen gewohnt ist." Bern liegt 1708 Fuß hoch über dem Meere; die Jungfrau erscheint also den Bernern mit 11,164, der Finsteraarhorn mit 11,604 Fuß. Selbst in dem Thale Lauterbrunnen, das am Fuße der Jungfrau sich ausdehnt, mißt dieselbe immer noch 10,000 Fuß; der Eiger hat, von Grindelwald aus gesehen, mehr als 9000, während der Chimborasso in Quito weniger als 11,000, der Antisana 9000, der Cotopaxi nur 8700 Fuß ersteigt.

Außerdem haben die Cordilleren einen Ueberfluß an Vulkanen, von denen die Alpen frei sind; der Cotopaxi speit Flammen in einer Höhe von 3000 Fuß, und man hört sein unterirdisches Getöse 200 Leguas weit. Dagegen, welche hehre Ruhe in den Alpen! Wie malerisch breiten sie ihre silbernen Wälle aus! Welche Mannigfaltigkeit in den Formen ihrer Gipfel, verglichen mit der einförmigen Kegelgestalt der Amerikanischen Kolosse! Auch zeigen die letzteren nicht auf jedem Schritte einen stolzen Wasserfall, einen herrlichen See, der ihr Bild zurückspiegelt, oder bergen in ihren Schlünden Meere von Eis, erhaben und schauerlich anzusehen, wie die Helvetischen Alpen. Die Schneelinie beginnt auf den Cordilleren mit 14,000 Fuß; sie findet sich in der Schweiz bei 8000 Fuß Höhe. Also auch in dieser Beziehung stehen die Alpen den Cordilleren nicht nach; denn die weiße Pyramide, die auf dem Chimborasso 6000 Fuß beträgt, ist auf dem Rosa und Montblanc wenigstens eben so bedeutend.

Der Mensch muß sich selber Gewalt anthun, um dem Eindruck nicht zu erliegen, den das Anschauen der Alpen-Zinnen und das Gefühl ihrer Größe erzeugt. „Wenn die Majestät der Alpen", sagt Stapfer, „ob des Bewußtseyns unserer Schwäche, uns niederdrückt, so erhebt sich wieder der Geist gewaltig gegen diese Entmuthigung und stellt den Adel seiner Abkunft, seine göttliche Natur, mit diesen seelenlosen Massen in Kontrast. Dann empfinden wir eine Mischung von Schmerz beim Anblick dieser Giganten, deren Dauer unser eph emeres Daseyn zu verspotten scheint, und von Trost, ob des Vorzugs, den uns die Vernunft über die Körperwelt einräumt." Unser Geist erhebt sich ja noch unendlich weit über diese Kolosse in die gränzenlosen Räume, wo Sonnen und Milchstraßen wandeln.

Nicht weniger erstaunenswürdig und ein unermeßliches Feld für den denkenden Geist sind die Trümmer einer durch häufige und mannigfache Revolutionen untergegangenen Ur- und Vorwelt, welche die Alpenkette in so großer Zahl darbietet. „Auf den höchsten Zinnen unserer Alpen", schreibt Bonstetten, „wo jetzt keine Spur von Vegetation mehr zu finden ist, finden wir aller Orten Ueberreste kolossaler Bäume. Da oben war also vormals Erde und reges Leben! — Im Walliser Lande ward eine Brücke entdeckt, die nothwendig zu Thälern führen mußte, welche jetzt in ewigem Eise begraben sind. Man beobachtet auf den Alpen Ueberreste alter Straßen, die heutzutage an Abgründe leiten würden. Es lebten also weiland Pflanzen und Menschen mitten in einer Natur, die schon so viele Jahrhunderte erstorben ist." Auch die Fackel der Geschichte wirft Licht auf jene Zeiten, in welchen der Sonnenstrahl auf die Kuppeln der Hochgebirge wohlthätiger wirkte. Der Gletscher von Lauteraar war vor Zeiten ein lachendes Thal, das Blumbisalp (der blühende Weideplatz) genannt wurde. — Diese Umwälzungen dauern fort, obgleich in weniger merklichem Grade. Straßen, die noch seit Menschengedenken gewisse Alpen-Distrikte in Communication setzten, sind jetzt durch ewiges Eis ungangbar geworden. Haller erzählt, daß er Berge gesehen habe, die noch in seinem Knabenalter nur im Winter mit Schnee bedeckt waren und, als er ein Greis war, noch im Sommer Schneemassen trugen. Und wie Vieles haben schon plötzliche schreckbare Ereignisse, herabrollende Lawinen, reißende Bergströme u. s. w. verschüttet und verwandelt! Wenn aber die Alpen in einigen ihrer Gegenden das fürchterliche Gepräge ewiger Zerstörung tragen, so sind dergleichen imposante Scenen große auf das Gemälde geworfene Schatten, die es noch malerischer und mannigfaltiger machen. Hier mischt sich Grausenhaftes und Liebliches, Düsteres und Lachendes in solchem Kontraste, daß man vielleicht behaupten kann, die Natur habe nirgends ihre Reize freigebiger gespendet.

Durch üppige Wiesen, Felder, Fruchtbäume, liebliche Thäler und Hügel näherst Du Dich den Alpen. Schon hast Du ihre erste Abflachung erstiegen. Ruinen alter Schlösser bekränzen dieselbe; zerstreute Felsengruppen zeigen sich rings umher, zur Hälfte in den waldigen Abhang versteckt. Hier ruhest Du auf dem Grase, womit ein Rebenhügel sich bekleidet; dort empfängt Dich eine Barke, mit der Du den herrlichen See durchschneidest. Seine Ufer sind das Bild der Fruchtbarkeit, des Ueberflusses, und noch an der Schwelle des riesigen Felsen- und Eispalastes glaubst Du die mit Epheu gekrönten Ufer des Genfer-Sees oder die prächtigen Obstwälder, die im Zuger-See sich spiegeln, wieder zu erblicken.

Du gehest weiter, und Deine Füße schreiten über die Trümmer uralter Städte, welche die Jahrhunderte mit Gras und Dornen bedeckt haben. Du trittst in ein abgeschiedenes Thal; romantische Klöster, Kapellen aus dem Mittelalter, Fragmente zerstörter Mauern tragen Deine Phantasie in ferne Zeiten. Düstere Einöden reihen sich ihnen an. Jetzt stürzen Wasserfälle, die kein Pinsel malt, aus ungeheuren Bergspalten; jetzt umgiebt Dich mitten in dieser hehren Natur der Typus eines Idylls.

Am Fuße der höchsten Zinnen erschrecken Dich wohl anfangs die unnennbaren Wunder der Eis-Region, und unwillkürlich bebst Du vor den schimmernden Kuppeln zurück, die vielleicht ein Abgrund berührt. Allein Du erhebst Dich wieder in dem kleinen Thale, dessen Gränze das ewige Eis bildet. Da erquickt Dich der würzige Duft der Alpenkräuter; eine Schäferin, ganz Unschuld und blühende Gesundheit, reicht Dir die schäumende Milch; und während Du in der gastfreien Hütte beim ländlichen Mahle sitzest, fällt Dein Blick durch die geöffnete Thür auf die prächtige Wölbung von azurnem Kristall, unter der ein rauschender Gießbach dem nahen Gletscher entströmt.

Trotzest Du endlich mit frischer Kraft der eisigen Wüste, so glaubst Du die Gottheit des Flusses majestätisch auf ihrem ewigen Eis-Thron zu erblicken. Von nie gekannter Lust fortgerissen, überstiegst Du die Stelle, wo Gefahren lauern, bis der Führer Deinen Enthusiasmus zügelt. Und kehrst Du wieder heim, so wird Dir alles Gesehene wie ein Traum erscheinen. Du glaubst, einen unbekannten Planeten besucht zu haben.

Was sind die Erzählungen der Reisenden, was die feiernden Lieder der Dichter, mit ihrem erhabenen Gegenstande, den Alpen, verglichen? Wer wird jemals mit der Zauberkraft der Beredsamkeit die himmlische Ruhe dem Anderen einflößen können, die er dort oben eingeathmet? Wer wird jemals den Anblick jener in Eis und Nebel gehüllten Kolosse, die Menge der Blumen, die ihren Farbenschmelz über die Alpenweiden ausgießen, und deren Lebhaftigkeit mit dem dunkelen Grün der Tannen und der Lerchenbäume wunderbar kontrastirt, würdig beschreiben können? Wer schildert die einsamen Sennenhütten, an riesige Felsenjoche gelehnt? die Heerden, die am Rande der Abgründe grasen, und die Flüsse, welche jählings aus den Flanken der Berge stürzen, lange, blendend weiße Streifen an der Felsenmauer; und die Alpen-Seen, die beim aufgehenden Sonnenstrahl in Feuer glühen und, wenn der Mond sie bescheint, gleichsam zu flüssigem Silber werden?

Doch hiermit ist mein Stoff noch nicht erschöpft. Die bizarren Kontraste des Lichtes und Schattens, die Phantasmagorie der Wolken und Nebel, die Harmonie und der Krieg der Elemente; auch das ist ein schönes Thema zu unerschöpflicher Unterhaltung.

Der Bewohner eines ebenen Landes, der niemals den Fuß in ein Gebirge gesetzt hat, kann sich keine Vorstellung von den atmosphärischen Phänomenen machen, deren Schauplatz die Alpen sind, und hört er eine Beschreibung derselben, so hält er Alles für Träume einer schwärmenden Phantasie. Freilich sind diese herrlichen Natur-

Digitized by Google

spiele so flüchtig und vorübergehend, daß man die Gelegenheit, sie zu beobachten, wie im Fluge erhaschen muß.

Die Wolken veranlassen auf der majestätischen Alpen-Bühne den reichsten Scenen-Wechsel. Damit aber der Zuschauer das Panorama von jeder Seite anstaune, führe ich ihn zunächst in den Thalgrund. Bald umschleiert das Gewölk die Gipfel und schneidet den Abhang wagerecht, so daß die Landschaft verkleinert und beschränkt wird; bald gürtet es die Mitte der Berge und bietet unseren Blicken eine zweite Landschaft, die, getrennt von der, wo wir uns befinden, im weiten Raume schwebt und nur mit Flügeln erreichbar scheint. Die Täuschung wächst an Lebendigkeit, wenn in der oberen Region, die der lichte Wolkengürtel von der niederen trennt, Hütten, Heerden und Schäfer zum Vorschein kommen.

Die aus der Ebene in irgend ein hochliegendes Thal gewehten Dünste werfen bald einen dichten einförmigen Schleier über das verschwindende Land, bald lassen sie die Bäume, die Hütten, die Felsen in seltsamen Gestalten durchschimmern, und bei jedem gelinden Hauch des Zephyrs scheinen die Gegenstände in dem Nebelmeer zu wanken. Wächst die Gewalt des Windes, so zertheilen sich die Nebel in Flocken oder schwinden dahin wie Rauch. Oftmals ziehen sie sich in die Schlünde der Berge, und sieht man, wie sie um die Klippen sich anhäufen, so möchte man glauben, sie suchten von dieser Festung aus dem Winde Trotz zu bieten.

Im Herbste sieht man nicht selten beim heitersten Himmel ein Nebelzelt über das ganze Land sich ausspannen, so daß auf wenige Schritte kein Gegenstand mehr deutlich wird; aber mit eben der Schnelligkeit rollt es sich wieder auf, und von Neuem erscheint die entzückende Landschaft, wie durch einen Zauberschlag. Auch geschieht es häufig, daß eine Seite des Thales sich in Nebel verliert, während die andere, vom hellsten Sonnenstrahl erleuchtet, eine prächtige Perspektive von Licht, Leben und Grün darbietet. Ein anderes Mal wandelt eine dichte Wolke feierlich langsam durch den Himmelsraum, und auf der Erde bezeichnet ihren Weg ein riesiger Schatten, der große Landstriche, einen nach dem anderen, in Dunkel hüllt. Zuweilen erscheint eine wunderbare Brücke aus Wolken, die mit ihren kolossalen Pfeilern auf jener Seite des Thales fußt und sich regelmäßig wölbt, so daß unter dem gewaltigen Bogen eine reizende Landschaft mit ihren Wäldchen, Häusern und im Sonnenstrahl glitzernden Strömen uns anlächelt.

Jetzt besteigen wir den Berg selbst. Ein prächtiges Rundgemälde umgiebt uns bei heiterem Himmel; allein, wer vermöchte wohl alle die mannigfaltigen Scenen zu beschreiben, die wechselnd vor ihm sich entfalten, wenn die Luft mit Dünsten geschwängert ist! Hier ein silbergraues wellenschlagendes Meer, dort ein Archipelagus, aus dessen Mitte nackte oder belaubte Klippen die Häupter erheben, auch wohl Dächer von Häusern und Spitzen von Kirchthürmen hervorblitzen; und wie die Sonne nach und nach das Nebelmeer zertheilt, rücken die zerstreuten Inseln an einander und verwandeln sich in Festland. „Um dieses Schauspiel recht zu genießen", sagt Saussure in seiner Alpenreise, „muß Einen der Zufall so begünstigen, wie mich, als ich auf dem Gipfel des Dole stand. Ein dichtes Gewölk überzog den See, die Hügel, die ihn beträngen, und die weniger hohen Berge. Die Sonne spielte in den Dünsten, und meine Lage hatte etwas Schauerliches; denn es schien mir, als ständ' ich allein auf einem Felsen mitten im tobenden Meere, und weit entfernt von einem Ufer, das schneeige Gipfel (die Gletscher) unzugänglich machten."

Ganz unvergleichlich aber ist das Schauspiel eines Gewitters, das zu den Füßen des Zuschauers wüthet. Der Luftkreis, der ihn umgiebt, ist heiter und ruhig, während die Elemente, nicht weit entfernt, sich fürchterlich bekriegen. Ein Mantel von dunklem Roth breitet sich über die Tiefe; der Sturmwind häuft Wolken von jeder Gestalt und Größe zusammen, die bald nur eine einzige Schichte bilden. Jetzt spaltet und furcht sie der Blitz, nach allen Richtungen seine zackige Flamme versendend, und der Donner brüllt mit endlosem Wiederhall. Die Niederungen werden vom Regen überschwemmt, vom Hagel zerschmettert und dampfen nach dem unheilbringenden Wetterstrahl, in eben dem Augenblick, wo auf dem erhabenen Gipfel die tiefste Ruhe herrscht. Keine Farben, kein Pinsel, von der Hand eines Sterblichen geführt, werden jemals fähig seyn, solche atmosphärische Phänomene auf der Leinwand wiederzugeben.

Die Flüsse und Ströme, von fern gesehen, wechseln ihre Farbe nach den Zeiten des Tages. Bald sind sie azurne Streifen, ähnlich dem Himmel, der sich in ihnen spiegelt, bald, wenn die Sonne niedergeht, scheinen sie Feuerwellen durch die Thäler zu wälzen. Einmal erkennt man ihren Lauf nur an dem geschlängelten Nebelstreif, der aus ihnen emporsteigt und die Wipfel der Bäume, die sie bekränzen, durchblicken läßt; ein anderes Mal könnte man die Wasser, die sich an den Felsen brechen und dieselben mit Schaum bedecken, für Schneemassen ansehen. Durchsichtige Bächlein gleiten sanft über den belaubten Bergrücken; der Gießbach tanzt durch eine webende Gruppe von Weiden und Eschen den Fels hinab; der Strom stürzt sich von dem umnebelten Gipfel, als käme er aus den Wolken.

In heiteren Nächten verschönert der Mond die Alpen-Länder wunderbar mit seinem sanften Strahl, indem er sie von den Gipfeln der Berge bis in den Grund der Thäler Schritt vor Schritt erleuchtet. Er wandelt die Flüsse in gewundene Silberfaden, verklärt die Wipfel der Bäume, läßt den Thau der sammtnen Wiesen funkeln, und die ganze Natur erquickt sich. Der Regenbogen prangt nirgends mit so lebhaften Farben, wie im Alpenlande; auch kann man ihm nirgends so nahe kommen. Nach einem Sommerregen ist er so durchsichtig, daß der Zuschauer deutlich auf dem Bergrücken, vor dem der Bogen schwebt, den vom Winde gewiegten Baum, den Wasserfall, die Sennenhütte unterscheidet. Das himmlische Prisma wirft ein magisches Licht auf diese Gegenstände.

Und wie zauberisch ist der Anblick der kleinen Alpen-Seen, wo nun das Mondlicht in ihren sanften Wellen sich brechen, oder ein Orkan ihre Wasser aufwühlen, eine Regensäule, ein Nebelbild sie langsam verdunkeln, oder das Bild der Tannen, der Felsen, des Schnees aus ihrem Krystallspiegel zurückstrahlen!

Die ungeheure Felsenmassen, ihre zackigen Kronen, ihre seltsamen Gestalten sind oft herrlich anzuschauen. Wie oft gürtet sich an riesenhafter Granitwall an seinem Fuße mit Wolken, daß man ihn für ein in die Lüfte gebautes Zauberschloß halten sollte, dessen Säulen lange Reihen von schwarzen Tannen sind! Endlich, welche Pracht malt die Pracht der Gletscher, wenn die untergehende Sonne sie beleuchtet! — Selbst der auf Ebenen so melancholisch lastende Winter giebt den Alpen eigenthümliche Reize. Das dunkle Laub der Pinien durchbricht den blendenden Schnee; ganze Schichten von silbern glänzendem Eise bekleiden Felsen und Abhänge; und der Sonnenstrahl funkelt und spiegelt sich in zahllosen Prismen.

Verkündet aber die Morgenröthe der Natur den Morgen des Jahres, den Frühling, so spielt der Zephyr in den Wellen des Grases; Legionen von Insekten, mit schimmernden Flügeln bekleidet, schwingen sich summend auf die Pflanzen. Die Hügel ertönen von dem Geblök und Gebrülle der Heerden, von dem Lauten ihrer Glöckchen, dem Alphorn und Kuhreigen. Die Lerche trillert, daß es im Thale wiederhallt. Die Sonne steigt empor in ihrer ganzen Pracht, und mit jedem ihrer Schritte keimt neues Leben, erwacht neue Lust. In den Lüften, auf den Wassern, in den Felsenhöhlen vernimmt man rufende und antwortende Stimmen. Selbst die Nacht hat ihre Akkorde, ihre Harmonieen. Und wer möchte alle die Bewegungen beschreiben, welche die Lüfte der Pflanzenwelt geben, wie die Bäume bald vor einander nicken, bald sich überneigen, wie zur gegenseitigen Umarmung, bald egeistisch sich wiegen, oder vor einander zu fliehen scheinen, als wären sie von Leidenschaften beseelt! Dann breitet wieder ein riesiger Baum, der in anderen Jahrhunderten gelebt hat, seine blattlosen Aeste unbeweglich aus. Fremdartige, tiefe, melancholische Töne dringen durch die Gebüsche, begleitet von den süßen Klagen der Nachtigall und dem Rauschen des Stromes: eine Harmonie, die zu wollüstiger Schwermuth stimmt. Meine Seele giebt sich ihr hin.... Majestätische Wälder, ruhige Einöden, die ihr so oft meine aufwallende Leidenschaft gedämpft, möge nimmer ein Kriegs-Geschrei euren Frieden stören! Euer frommes Geflüster begleite nur der Gesang der Vögel, oder das süße Gespräch der Freunde und Liebenden, die in euren Schatten ausruhen! (Ant. d. F.)

Bibliographie.

Essai etc. (Ueber die Aussprache des Französischen in den Kantonen Genf, Waad, und Neuchatel.) Von L. Pelletier. Genf.

Du système théologique etc. (Vom theologischen System der Dreieinigkeit.) Vom Prediger und Professor Chenevière. Genf.

De l'usage de la raison etc. (Von der Anwendung der Vernunft in Glaubenssachen.) Von Chenevière. Genf.

De l'autorité etc. (Von der Autorität in der reformirten Kirche.) Von Chenevière. Genf.

Napoleone a S. Elena. (Napoleon in St. Helena.) Zusammenstellung aus den Werken von Las Cases und O'Meara, nebst Original-Noten zur Widerlegung der Geschichte Napoleons von Walter Scott. Lugano.

Mannigfaltiges.

— **Wie man sich in China beim Examen hilft.** Die Zeitung von Peking enthält einen Bericht des Wang pun-kin an den Kaiser, worin er meldet, daß die Schüler, welche öffentlichen Prüfungen unterworfen, fast alle als unwissend und unbekannt mit den Klassikern befunden worden seyen; daß sie daher, wenn sie zur Prüfung kämen, fast immer heimlich kleine Ausgaben der Klassiker bei sich führten, um darin nachzuschlagen, und daß die Buchhändler, ihres Vortheils halber, dergleichen kleine Ausgaben ganz ungemein vervielfältigten. Da die Schüler befürchteten, bei dem Eintritt in den Prüfungs-Saal untersucht zu werden, so drängen sie immer in großer Menge, unregelmäßig und in Unordnung in den Saal ein, wodurch eine strenge Kontrolle verhindert würde. Daher komme es, daß die geschriebenen Arbeiten in der Regel nicht das Werk der Schüler selbst, sondern nur Abschriften wären. Am Schlusse des Berichtes wird vorgeschlagen, daß man die Buchhändler zwingen solle, alle Taschen-Ausgaben der Klassiker zu verbrennen. Folgendes ist die Kaiserliche Antwort mit dem rothen Stift: „Von diesem üblen und unwürdigen Verfahren habe ich bereits gehört. Wenn ich es dabei bewenden ließe, den Buchhändlern Befehle wegen Verbrennung jener Bücher zu ertheilen, so würde Letzteres nur dem Schein, aber nicht der That nach geschehen. Was geschehen soll, und welche Maaßregeln ergriffen werden müssen, um diesen Ungesetzlichkeiten zu steuern und diese Mißbräuche abzustellen, darüber mögen die Minister des Geheimen-Rathes mit dem Lehr-Amte und mit dem allgemeinen Censorat berathschlagen und mir nach reiflicher und sorgsamer Ueberlegung Bericht erstatten. Achte dies!"

Berichtigung. Im vorletzten Blatte des Magazins letzte Zeile St. „einzigen" l. natürlichen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Montag den 5. November 1832.

Frankreich.

Zur Anthropologie.

Ueber frühreife Kinder.

Wer auf dem Theater von Arras die Kinder-Truppe des Herrn Castelli die schwierigsten Stücke unserer modernen Lustspiel-Dichter mit der größten Vollkommenheit hat spielen sehen, der glaubt auch unbedenklich an das, was die Geschichte uns von frühreifen Kindern erzählt, welche die Orte, wo sie lebten, in das größte Erstaunen setzten. Wir sammeln heute einige Thatsachen, die von glaubwürdigen Zeugen bescheinigt sind, um darzuthun, daß, so außerordentlich, so bewundernswerth auch jene Schauspieler von 6, 8 und 10 Jahren seyn mögen, doch in der Geschichte des Menschen noch weit wunderbarere Beispiele einer frühzeitigen Reife bei Kindern zu finden sind.

Aus der von seinem Lehrer Christian von Schönaich herausgegebenen Lebens-Beschreibung des Christian Heinrich Heinekken geht hervor, daß dieses Kind in Lübeck am 6. Febr. 1721 geboren wurde und am 27. Juni 1725 starb. Es lebte also nur 4 Jahre und beinahe 5 Monate. In dieser kurzen Zeit aber gab es so außerordentliche Beweise seines Geistes und seines Gedächtnisses, daß man sich kaum entschließen könnte, dem, was in dieser Hinsicht erzählt wird, Glauben zu schenken, wenn nicht alle Thatsachen durch eine große Anzahl unverwerflicher Zeugen bescheinigt würden. — Im 10ten Monate fing das Kind an zu sprechen, und zwar bei Gelegenheit verschiedener Figuren, deren Erklärung es zu wünschen schien. Man ertheilte ihm dieselbe, und plötzlich bemerkte man, daß der Knabe mit einer seltsamen Aufmerksamkeit die Bewegung der Lippen der Sprechenden betrachtete; und daß es ihm, wenn auch nicht ohne Anstrengung, gelang, das ihm Vorgesagte Sylbe für Sylbe nachzusprechen. Seit dieser Zeit machte er ungeheure Fortschritte; ein Jahr alt, wußte er schon die Haupt-Begebenheiten in den fünf Büchern Mosis, im 13ten Monat kannte er die Geschichte des alten und im 14ten die des neuen Testamentes. Im Monat September 1723 hatte der Knabe eine so genaue Kenntniß der alten und neuen Geschichte und der Geographie erlangt, daß er auf alle Fragen, die man ihm über diese Gegenstände vorlegte, eine richtige Antwort ertheilte. Er belud sein Gedächtniß mit einer Menge Lateinischer Wörter, und bald drückte er sich in dieser Sprache mit ziemlicher Leichtigkeit aus. Einige Zeit darauf war er auch schon der Französischen Sprache mächtig, und ehe er noch das dritte Jahr ganz zurückgelegt hatte, war er mit der Genealogie der vorzüglichsten Häuser in Europa genau bekannt. Ein großer Theil seines vierten Jahres wurde mit einer Reise nach Dänemark hingebracht, wo er von dem ganzen Hofe bewundert wurde und den König so wie die Prinzen mit großer Ungezwungenheit anredete. Nach Lübeck zurückgekehrt, lernte er schreiben, und zwar in wenigen Tagen; nach mehrmonatlichem Kränkeln aber starb er zu der oben angegebenen Zeit. Merkwürdig war es, die außerordentlichen Talente dieses Kindes mit seinem zarten Körperbau zu vergleichen; auch hatte es hinter einander mehrere schwere Krankheiten zu bestehen. Eben so merkwürdig war es, daß das Kind erst wenige Monate vor seinem Tode von seiner Amme entwöhnt wurde, da es immer gegen jede Nahrung, ausgenommen gegen Milch, einen heftigen Widerwillen bezeigt hatte.

Wir wissen nicht, was in der Folge aus Jacopo Marini, einem Venetianer, geworden ist; aber die Geschichte hat uns das Gedächtniß seiner erstaunlichen Fähigkeiten in einem Alter, wo sonst bei den Kindern kaum der Grund zu einer wissenschaftlichen Erziehung gelegt wird, aufbewahrt. Frethens erzählt uns, daß dieses Kind in seinem siebenten Jahre in Rom öffentliche Theses über Theologie, Rechtsgelahrtheit, Medizin und mehrere andere Wissenschaften durchführte und die Bewunderung vieler dabei versammelten Kardinäle und anderer ausgezeichneter Personen einernte.

Ferdinand Cordoue, obgleich älter als der eben Erwähnte, verdient wegen seines tiefen Wissens nicht weniger Bewunderung. Er kam im Jahre 1645 nach Paris und war damals 20 Jahr alt. Er wußte die ganze Bibel auswendig, sprach Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Arabisch und Chaldäisch. Außerdem hatte er das Civil- und kanonische Recht und selbst die Theologie dermaßen inne, daß ihm nichts von dem, was Thomas von Aquino, Alexander von Hales, Scotus und St. Bonaventura über diesen Gegenstand geschrieben hatten, fremd war. Er hatte schon einen Kommentar zu der Offenbarung Johannis geschrieben; dabei konnte er malen, singen und sehr viele Instrumente spielen, war in allen Leibes-Uebungen sehr geschickt und verband mit allen diesen Vorzügen viel Bescheidenheit, Sanftmuth und Höflichkeit. Er disputirte im Kollegium von Navarra gegen funfzig der gelehrtesten Doktoren und trug die allgemeine Bewunderung davon. Diese Thatsache findet sich in der Geschichte der Stadt Paris von Felibien vor.

Der Sohn des Herrn Barratier, Pastor der Französischen reformirten Kirche in Schwalbach, war ein Beispiel ähnlicher Art. Der Vater schilderte die Talente seines Sohnes in einem Schreiben, das er auf Bitten mehrerer seiner Freunde abfaßte, und diejenigen, welche das wunderbare Kind gekannt haben, stimmen darin überein, daß der Vater ihm nicht geschmeichelt habe. — Der Knabe hieß Johann Philipp. Als er 2½ Jahr alt war, fing er erst an, die Buchstaben zu lernen, und trotz häufiger und gefährlicher Krankheiten konnte er doch schon, als er das dritte Jahr zurückgelegt hatte, ganz geläufig lesen. Sein Vater, der zugleich sein Lehrer war, begnügte sich damit, ihn in diesem Alter mit der heiligen Geschichte bis zu Christi Geburt und mit der Geographie bekannt zu machen, die sich auf diesen Theil der biblischen Geschichte bezog. Er lenkte demnächst alle Sorgfalt auf Sprachen, und als das Kind 3 Jahr und 3 Monat alt war, begann es schon Lateinisch zu sprechen, was ihm bald so geläufig wurde, daß es, 4 Jahr alt, keine andere Sprache mehr mit seinem Vater redete. Im 5ten Jahre ließ der geschickte Lehrer ihn die Lateinische Bibel von Sebastian Castellio lesen, die ihm um so mehr Vergnügen gewährte, da er schon viel von der biblischen Geschichte wußte. Er wiederholte diese Lektüre zweimal binnen 14 Monaten. In einem Alter von 4½ Jahren begann er das Studium der Griechischen Sprache. Nach Verlauf von fünf Monden las und erklärte er mit großer Leichtigkeit die historischen Bücher des neuen Testaments; und als er mit der Griechischen Sprache hinlänglich vertraut war, hielt sein einsichtsvoller Lehrer es für passend, ihn im Hebräischen zu unterrichten. Dieses neue Studium begann im Oktober 1725. In wenigen Tagen und ohne große Anstrengung lernte er Hebräisch lesen, und bis zum 1. Februar 1727 hatte er die ersten 24 Kapitel der Genesis vollkommen inne. Am folgenden 25. August war er am Schlusse des zweiten Buches Samuel. Gegen Ende Oktober hatte er alle historische Bücher der Bibel im Hebräischen gelesen, bis zu den Chroniken einschließlich, mit Ausnahme jedoch von Esra und Nehemia. Der Knabe beschäftigte sich vorzugsweise gern mit den Psalmen, deren erhabener, gedrängter und sentenzenvoller Stil ihm sehr gefiel. Es machte ihm Vergnügen, die zuweilen dunklen Stellen aufzusuchen und zu erklären, und gegen Ende seines siebenten Jahres begann der Vater sein Gedächtniß dadurch zu üben, daß er ihn die Psalmen in der Ursprache auswendig lernen ließ, was ihm mit erstaunenswürdiger Leichtigkeit gelang. — „Obgleich dieses Kind", sagt der bescheidene Barratier am Schlusse seines Berichtes, „Fortschritte gemacht hat, die ungewöhnlich erscheinen, so ist doch in alle dem nichts, was sein Alter überstiege. Er hat eine ziemlich beträchtliche Zeit darauf verwendet; er ist auf unmerkliche Weise und durch so kleine und schwache Abstufungen dahin gelangt, daß es kaum wahrzunehmen gewesen. Wenn man genau betrachtet, was dieses Kind in der Geographie und in der Geschichte wußte, so wird man sehen, daß es nur Oberflächliches war; es kannte weder die Zeitfolge der Ereignisse, noch die geographischen Lagen weiter, als dieselben sich von selbst, ohne Nachdenken und ohne Anstrengung, durch seine Lektüre an einander reihten. Was die fünf Sprachen betrifft, die er wußte, so kostete ihm die Erlernung der drei ersten nicht mehr Mühe, als einem Kinde die Muttersprache. Er lernte sie, ohne es gewahr zu werden. Das Griechische und Hebräische kosteten ihm kaum mehr Anstrengung, wenn man die Zeit betrachtet, die er darauf verwandte, und die schwachen Anfänge, durch welche er zu denselben gelangte. Er begann beide mit einem oder zwei Versen aus der heiligen Schrift, bei welchen ich ihn oft ganze Tage aufhielt und ihn nur in dem Verhältniß weiter fortschreiten ließ, als eine leichtere Auffassung es gestattete; er hat die beiden Sprachen nicht zu gleicher Zeit gelernt. Ich habe ihn erst zum Griechischen gelassen, als das Lateinische ihm so geläufig wie seine Muttersprache war, und zum Hebräischen, als er genug Griechisch wußte, um die Bibel zu lesen, ohne daß er neue Wörter zu lernen brauchte."

Der Baron von Helmfeld, ein Schwede, starb im Jahre 1674, 23 Jahr alt, und gab seinen Zeitgenossen ein ähnliches Beispiel von einer außerordentlichen Begünstigung der Natur. In seinem 20sten Jahre sprach er zehn Sprachen und war in der Philosophie, in der Rechtsgelahrtheit und in der Mathematik sehr bewan

dert. Auch rechnete die Königliche Gesellschaft in London es sich zur Ehre, ihn in seinem 17ten Jahre zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Zwei Jahre später wurde er Assessor beim Tribunal zu Wismar, eine sehr wichtige Stelle, besonders zu der Zeit, wo Schweden mehrere Provinzen in Deutschland besaß; und es war ein wirklicher Verlust für den Staat, als der Tod einen so trefflich organisirten Kopf hinwegraffte.

In Sicilien leben gegenwärtig drei Kinder, die mit gleicher Anlage für die mathematischen Wissenschaften begabt scheinen. An der Spitze dieses kleinen Triumvirates befindet sich Vincenzo Zuchero, dessen Rechner-Genie kürzlich zweimal die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Neuerliche Erfahrungen scheinen darzuthun, daß der Geist dieses Kindes sich auch, abgesehen von den mathematischen Wissenschaften, mit seltenem Glück den anderen Zweigen des menschlichen Wissens widmen könnte. Vor zwei Jahren wußte er noch nichts vom Alphabet, und jetzt liest er, Dank dem Eifer seines Vormundes, des Abate Minardi, die schwersten Lateinischen und Italiänischen Schriftsteller. Die beiden anderen Kinder, Ignaz Landolina und Joseph Puglisi, sind mit ihm in die Schranken getreten. Der erstere ist noch nicht 10 Jahr alt, und doch hat er schon in öffentlichen Versammlungen die verwickeltsten geometrischen Fragen gelöst, welche ihm von den Professoren Nobili, Scuderi und Alessi vorgelegt wurden. Bei diesen Gelegenheiten beschränkte sich Landolina nicht auf einfache Antworten; sondern er gab die Gründe derselben an und ging in die Metaphysik der Wissenschaft ein. Das dritte Kind, Puglisi, welches ungefähr 7 Jahr alt ist, hat nicht weniger deutliche Beweise eines außerordentlichen Talentes abgelegt, indem es im Kopfe und augenblicklich Aufgaben auflöste, welche sonst nur durch die tiefsten arithmetischen Berechnungen erforscht werden. Es ist interessant, zu beobachten, wie dieses Kind, indem es auf eine Frage hört und sich mit der Auflösung derselben beschäftigt, seine Spiele wie ein anderes Kind fortsetzt, als ob eins für ihn nicht schwieriger wäre, als das andere. Die frühreifen Talente dieser kleinen Mathematiker scheinen anzudeuten, daß der Geist des Archimedes sein Geburtsland nicht verlassen hat.

Adrian Baillet, dem wir eine merkwürdige Abhandlung über berühmte Kinder verdanken, hätte sich selbst in die Reihen jener Ausgezeichneten stellen müssen. In Ermangelung dessen, ließ das Publikum ihm zu seiner Zeit alle die Ehre widerfahren, die seine Bescheidenheit ablehnte. Er wurde im Jahre 1649 in dem Dorfe Neuville nahe bei Beauvais geboren. Sein Vater, ein Bauer, war nicht im Stande, ihm Unterricht im Lesen ertheilen zu lassen; aber die Lust, die der junge Baillet dazu hatte, veranlaßte ihn in seinem 8ten Jahre, sich in ein Kloster zu begeben, wo der Kapellan ihn lesen und schreiben lehrte. Einige Zeit darauf nahm ihn sein Vater von dort fort und vertraute ihn einem Pfarrer an, der ihn nach dem Kollegium in der Stadt Beauvais schickte. Er legte sich mit so großem Eifer auf das Studium der Sprachen und der Geschichte, daß, als er in die rhetorische Klasse kam, er bereits Hebräisch wußte und chronologische Tabellen angefertigt hatte. Später widmete er sich ganz der Theologie und zeichnete sich dann auch durch einige poetische und mehrere andere Werke aus. Nachdem er im Jahre 1672 eingekleidet worden war, nahm er von einer Pfarre Besitz, die er aber bald wieder aufgab, um Bibliothekar des Herrn Lamoignon zu werden. Er starb am 21. Jan. 1705.

Baillet ist nicht der einzige, der sich damit beschäftigt hat, Notizen über Kinder zu sammeln, die durch ihre literarischen Arbeiten berühmt geworden sind. Andere Gelehrte haben denselben Gegenstand behandelt, und unter ihnen zeichnet sich besonders Gözius aus, dessen Werk: Goezii Elogia quorundam precocium eruditorum mit Recht berühmt ist. Kleffecker hat uns eine Bibliothek frühreifer Gelehrten gegeben und war selbst noch nicht 20 Jahr alt, als er sie drucken ließ. Wolf und von Seelen haben ebenfalls über denselben Gegenstand geschrieben; aber keiner von ihnen hat uns jemals von einem Manne wie Castelli erzählt, der, sich mit der Erziehung von Kindern von ganz gewöhnlicher Fähigkeit beschäftigend, es binnen wenigen Monaten dahin bringt, vortreffliche Schauspieler aus ihnen zu machen.

Nachdem hier vielfache Beispiele von Kindern angeführt worden, bei denen sich eine frühreife geistige Entwickelung gezeigt hat, mögen nun auch einige andere Beispiele über hier und da vorgekommene unglaublich rasche Entwickelungen körperlicher Fähigkeiten folgen, die, wenn auch nicht in demselben Grade unsere Bewunderung, doch eben so, wie die früher erwähnten Fälle, unser Erstaunen in Anspruch nehmen.

Bartholin berichtet uns folgende Thatsache, welche von Gabriel Clauderus und Deplace bestätigt wird. Im Jahre 1672 wurde die Frau eines Müllers in dem Flecken Bezendorf zur gehörigen Zeit von einer Tochter entbunden, die so weit gesund zu seyn schien, nur daß ihr Leib stärker als gewöhnlich war. Acht Tage nach ihrer Geburt wurde die Tochter von heftigen Schmerzen im Unterleibe befallen, was man ihrem anhaltenden Geschrei und ihren unruhigen Bewegungen anmerkte; kurz darauf gebar sie ein lebendiges Kind weiblichen Geschlechts. Dieses Embryo hatte die Größe eines Mittelfingers, und da es lebte und menschliche Gestalt hatte, so wurde es getauft; aber Mutter und Kind starben am anderen Morgen. — Obgleich zu einer von der Geburt weit entfernteren Zeit vorgefallen, bleibt doch auch folgende Thatsache nicht weniger erstaunenswerth. Man liest in dem Journal des Savans vom Jahre 1684, daß in einem Dorfe 2 oder 3 Stunden von Ypern ein Mädchen, das noch nicht ganz 9 Jahr alt war, von einem gesunden Knaben entbunden wurde. Das Alter der Mutter wurde durch einen Auszug aus den Tauf-Registern bescheinigt. — In Vernon, in der Champagne, wurde im September 1756 ein Mädchen geboren, das alle äußere [illegible] der Mannbarkeit mit zur Welt brachte. Dergleichen Erscheinungen sind nicht so selten, als man vielleicht glaubt; man würde von weit mehreren Beispielen der Art hören, wenn sie immer durch die öffentlichen Blätter mitgetheilt würden.

Am 23. Juli 1753 wurde in Cahors ein Knabe von gewöhnlicher Gestalt geboren; auch Vater und Mutter hatten in ihrem Aeußeren nichts Auffallendes. Wenige Zeit nach seiner Geburt wuchs das Kind auf wunderbare Weise, und der männliche Ton seiner Stimme setzte in Erstaunen. In einem Alter von 3 Jahren war das Kind wie ein 30jähriger Mann gebaut. In dem Alter von 5 Jahren und 2 Monaten, wo Sages von Gazelles, ein Arzt, den Knaben untersuchte, war er 4 Fuß und 3 Zoll groß, breitschulterig, die Brust ausgedehnt, die Muskeln kräftig, der Kopf groß, aber nicht ungestaltet. Seine kindliche Physiognomie und seine unausgebildeten Gesichtsgaben bildeten einen seltsamen und komischen Kontrast mit seinen leidenschaftlichen Trieben, zu denen auch der Geschlechtstrieb gehörte. Seine Stimme war nicht weniger merkwürdig als das Uebrige; es war ein tiefer Baß. Seine körperliche Kraft war verhältnißmäßig; er hob mit Einer Hand von der Erde ein Gewicht von 50 Pfund auf. Sein Vater, Michael Dufour, war Weinbauer, und das Kind wurde daher schlecht genährt, was die Erscheinung um so außerordentlicher machte.

Im Jahre 1695 lebte ein ähnliches Wunderkind bei dem Berge Saint Claude, dessen in der Geschichte der Akademie Erwähnung geschieht. Dieses Kind fing in einem Alter von 6 Monaten an zu gehen. Im 4ten Jahre schien es mannbar; im 7ten Jahre hatte es einen Bart, und im 10ten Jahre glich es einem vollkommen ausgebildeten Manne.

Im November-Hefte des Mercure vom Jahre 1735 liest man von einem Kinde, das in einem Alter von 11 Monaten 4½ Fuß groß war und mehr als 40 Zoll im Umfang hatte. Sein Arm war nahe an der Faust 8 Zoll dick, und alle übrige Glieder im Verhältniß. Er stand fest auf den Beinen und gab nur erst einige unartikulirte Töne von sich. Außer der Milch seiner Mutter nahm er täglich noch ein Quart Kuhmilch zu sich. Die Erzherzogin ließ ihn nach Brüssel kommen und ihn von den dortigen Aerzten untersuchen, die der Meinung waren, daß, da er in gewöhnlicher Größe und Stärke zur Welt gekommen sey, er nicht lange leben könne, da die Natur ihre Kräfte in solchem Uebermaaß nicht auf lange Zeit verschwenden könne. Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, ob diese Vorhersagung eingetroffen ist.

Im Jahre 1736 sah man ein Phänomen derselben Art. Man stellte zu dieser Zeit der Akademie einen kleinen Bauer Namens Noel Fichet vor, der am 19. März 1729 in der Normandie geboren und wegen seiner Größe und Stärke merkwürdig war. Schon in seinem ersten Jahre bemerkte die Mutter, daß das Kind ungewöhnlich schnell wuchs; in seinem 4ten Jahre war es bereits 3½ Fuß groß, und im 7ten betrug seine Größe 4 Fuß 8 Zoll 4 Linien. Schon in seinem zweiten Jahre gab der Knabe Zeichen einer frühreifen Mannbarkeit, welche bald darauf ihre Vollkommenheit erreichte. Als Knabe von 4 Jahren hob er Säcke mit Hafer, 15 Pfund schwer, in die Höhe und schüttete sie in die Krippen der Pferde; und im Sommer 1735 warf er Getreide-Garben, die 25 Pfund wogen, über den Kopf weg auf den Wagen. Die Akademie hatte Gelegenheit, dieses Kind im Jahre 1737 wieder zu sehen, bis wohin es nur noch 3 Zoll und 2 Linien gewachsen war. Im Jahre 1741, also in seinem zwölften Jahre, war er nur noch einen Zoll gewachsen und damals 5 Fuß und 6 Linien groß, was nun in keinem Verhältniß mehr zu dem außerordentlichen Wachsthum in den ersten Jahren seines Lebens stand.

Man wundert sich ohne Zweifel, daß Kinder, die schon so früh groß werden, später nicht zu Riesen heranwachsen. Wenn sie aber zu gleicher Zeit Zeichen der Mannbarkeit geben, so kann das nicht mehr seltsam erscheinen. Sie verkündigt bei allen Wesen, daß sich dieselben dem Zustande ihrer Vollkommenheit nahen. Wenn sie sich daher bei Kindern zeigt, die so außerordentlich schnell wachsen, so beweist dies nur eine schnellere Entwickelung, ohne daß das Individuum deshalb eine riesenhafte Größe zu erreichen braucht.

Diese seltsamen Erscheinungen, die aber wahrscheinlich nicht so selten sind, wie man gewöhnlich glaubt, zeigen sich meistens bei Leuten, die auf dem Lande wohnen. Hier noch ein Beispiel aus dem vorigen Jahrhundert. Jakob Dobrzensky, Professor an der Universität zu Prag, berichtet, daß im Jahre 1693 in dem Flecken Teirsowitz, sieben Meilen von Prag, in einer Bauern-Familie ein Kind, Namens Jakob Sima, geboren wurde, welches schon im 3ten Jahre so groß und stark war, daß es in der Scheune beim Dreschen half und die schwersten Feld-Arbeiten verrichtete. In diesem Alter zeigten sich bei ihm auch schon Spuren des Bartes, und in seinem 13ten Jahre war der Bart so stark wie bei einem vollkommen ausgebildeten Manne. Seine Glieder und sein Körper waren zu dieser Zeit ganz proportionirt, nur auf dem linken Bein war er seit seiner Geburt lahm. Er war 2¼ Elle groß, seine Breite mit ausgestreckten Armen betrug 2 Ellen.

Andere Beispiele, die wir noch anführen könnten, würden nichts Wunderbareres als die bisher erzählten darbieten, welche alle beweisen, daß die Natur, freigebiger gegen einige Personen, hier oft ihre eigenen Gesetze bei dem Wachsthum und der Ausbildung des Körpers überschreitet und dort den Geist zuweilen mit frühreifen Fähigkeiten ausstattet, die auf gewöhnlichem Wege erst nach vielen Jahren erlangt werden können. (J. Fr.)

Bibliographie.

Expériences hydrauliques etc. (Hydraulische Experimente über die Gesetze des Wasser-Abflusses.) Angestellt in Metz von den Herren Poncelet und Lesbros. Mit 7 Abbildungen. Pr. 14 Fr.

Notice inédite, historique et littéraire sur la vie et les ouvrages de La Fontaine, composée par feu Desrenaudes. (Desrenaudes kritische Bemerkungen über La Fontaine.) Zum ersten Mal dem Druck übergeben von Treuttel und Würtz in deren Ausgabe der La Fontaine'schen Fabeln.

Poésies. (Gedichte.) Von Amedee Pommier. Mit dem Motto: Anch' io son pittore. Pr. 5 Fr.

Recherches etc. (Ueber die Reisen und Entdeckungen der Normännischen Seefahrer in Afrika, Ostindien und Amerika.) Von L. Estancelin.

Histoire de Lyon. (Geschichte Lyon's, von seiner Begründung bis zum heutigen Tage.) Vom Dr. P. Cierjon. 4 Bde. Lyon.

England.

Heinrich Füßli.

(Fortsetzung.)

Von Correggio sagt Fuseli mit demselben Talent der Analyse: „Es fehlte noch ein Reiz, um den Kreis der Kunst zu vervollständigen; es war die Harmonie, welche mit Antonio Lonti, genannt Correggio, geboren wurde, dessen Werke sie wie ein zauberischer Geist begleitete. Die Harmonie und die Grazie des Correggio sind sprüchwörtlich geworden; die Verbindung des Lichtes mit dem Schatten, durch einen unmerklichen Uebergang, bildet die Grundlage seines Stiles. Dies giebt seinen Figuren eine so ungemeine Grazie, und die unmerkliche Farben-Veränderung, welche diese beiden entgegengesetzten Grundsätze verbindet, bringt diese Grazie hervor. Correggio nahm die natürlichsten zierlichsten Stellungen an oder verwarf sie, um jenem vorherrschenden Prinzip zu gehorchen. Harmonie und Zusammenhang leuchtet aus Allem hervor, was uns von Correggio übrig geblieben ist, von seinen Kuppeln an bis zu dem kleinsten Oel-Gemälde. Die Harmonie des Correggio, obgleich sie durch ausgesuchte Tinten unterstützt wurde, war doch unabhängig von der Farbe. Sein größtes Mittel war das Halbdunkel im ausgedehntesten Sinne. Mit der Ausdehnung verglichen, in welcher sich Correggio bewegt, waren die Wirkungen Leonardo da Vinci's nur Strahlen der erbleichenden Sonne. Die sanfte Klarheit eines Weltalls, welches sich unmerklich durch halbdunkle Farben zu reichem Glanz bewegt, das macht den Reiz des Correggio aus, ein Reiz, der die sanften Empfindungen eines köstlichen Traumes in uns aufregt."

Dies sind die Schilderungen, welche die Feder Fuseli's entworfen hat. Bei der Beurtheilung jener vier berühmten Künstler ist er weniger von der stillen Würde, von der feierlichen Anmuth und von der göttlichen Ruhe Raphael's, als von den kräftigen, energischen und erstaunenswerthen Werken Michael Angelo's ergriffen. Die letzteren waren in der That der Einbildungskraft Fuseli's gemäßer, die ein Gefallen daran fand, wie ein Meteor in unerreichbaren Höhen zu glänzen und die Finsterniß einer Region zu erleuchten, welche die Gränze zwischen der Vernunft und dem Abgeschmackten bildet. Der intellektuelle Glanz, in dem Raphael's Werke strahlten, war, seiner Ansicht nach, der muskulösen Kraft seines Nebenbuhlers untergeordnet. Fuseli empfand wenig für Sanftmuth und Ruhe; er glaubte, daß Würde nicht ohne Handlung, das Erhabene nicht ohne Uebertreibung bestehen könne. Trotz den Empfehlungen Reynolds', nährte er sich gewissermaßen in Rom nur von Michael Angelo. Durch klüger geleitete Studien hätte er seine Einbildungskraft regeln können; aber er vermied die friedlichere Gesellschaft Correggio's und Raphael's, um sich aus dem Becher des Riesen der modernen Kunst zu berauschen. Er lebte in einer Art von Taumel; — er suchte sogar in Kleidung und in den Manieren Michael Angelo nachzuahmen. In seinen Skizzen gab er sich Mühe, der Energie und der übertriebenen Kühnheit seines Meisters gleich zu kommen, so daß ihm Piranesi sagte: „Fuseli, das heißt nicht einen Menschen zeichnen, sondern ihn aufbauen." — Als sein Geschmack durch die Zeit gereift und er selbst Lehrer geworden war, fuhr er fort, diese kühne und nervichte Freiheit der Hand vorzuziehen und machte Alles lächerlich, was nur vorsichtig korrekt oder ängstlich anmuthig war.

Fuseli hat uns eine ausführliche Erzählung seiner Studien in den zahlreichen Gallerieen Italiens hinterlassen. Er verschmähte die gewöhnliche Methode, die vorzüglichsten Gemälde der großen Meister ängstlich zu kopiren. Er versuchte vielmehr, seine eigenen Compositionen zu beleben, indem er die Meisterwerke betrachtete. Seinen Skizzen fügte er Bemerkungen seiner Feder bei; sie drücken Begeisterung für alles Erhabene aus, und es fehlt ihnen weder an Sinn noch an Feinheit. Er träumte gern auf seinen Gängen, verfolgte Phantome einer zügellosen Einbildungskraft, schrieb ironische Bemerkungen nieder, und wenn ihm ein seltsamer Gedanke durch den Kopf ging, rief er aus: „O, Michael Angelo!" Seine Gesellschaft wurde von Allen, die für Leute von Talent und Geist gelten wollten, begierig aufgesucht, und er schloß mit den damals in Rom befindlichen Englischen Malern Freundschaften, die ihm später sehr nützlich wurden.

Auf welche Weise Fuseli sich während seines achtjährigen Aufenthaltes in Rom unterhielt, hat er uns nicht gesagt. Man weiß nur, daß seine Unterhaltung so verführerisch war, und daß man ihm schon so viel Talent zuerkannte, daß er zu einer Zeit von Englischen Reisenden allein für 8000 Thaler Bestellungen hatte. Einige seiner Briefe aus Rom sind von einem Lakonismus, der diejenigen täuscht, welche etwas daraus zu erfahren wünschten; andere athmen jene Melancholie und Entmuthigung, welche den Genies so eigen ist.

„Ich bin nicht zu entschuldigen", schrieb er an Miß Moser; „ich weiß Ihren Brief auswendig und habe nicht darauf geantwortet; aber ich bin oft innerlich so unglücklich, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, eine Freundin, wie Sie, durch meine Abgeschmacktheiten zu betrüben. Es ist vielleicht ein eingebildeter Kummer, aber wer Phantasie besitzt, bedarf keiner wirklichen Uebel, obgleich es mir auch daran nicht fehlt. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich mich der Epoche nähere, die über das Leben eines Menschen in Bezug auf Ruhm oder Schande entscheidet. Wenn dieser Gedanke mir das Gehirn verwirrt, so müssen wenigstens die, welche den Rubikon überschritten haben, mich entschuldigen, und Sie gehören zu dieser Zahl."

Im Jahre 1774 sandte er eine Zeichnung von dem Tode des Kardinals Beaufort nach der Englischen Ausstellung, und drei Jahre später „eine Scene aus Macbeth", welche sich durch Kühnheit und Originalität auszeichnete. Er beschäftigte sich vorzugsweise gern mit Shakespeare und Milton; der Teufel des Letzteren, der auch beim Unterliegen noch seine Majestät behauptete, war sein Lieblings-Studium. „Der Sturm" und „der Sommernachts-Traum" enthielten Figuren, die seinem Geschmack nicht weniger zusagten, und seine Mappe war schon mit Zeichnungen angefüllt, die dem Zauberstab des Prospero Ehre machten. Seine Einbildungskraft war, obgleich er es nicht zu merken schien, durchaus gothischer Art; seine Seele lebte mit der Poesie und dem Aberglauben des Christenthums; und was die Götter des Olymps betraf, so sprach er zwar von ihnen, aber zeichnete sie selten.

Im Jahre 1778 verließ Fuseli Italien mit zahlreichen Bestellungen; aber nicht Alle, welche ihm deren ertheilt hatten, wollten sich später derselben erinnern. Dieser Wankelmuth, in England gewöhnlicher als man glaubt, verdroß ihn und versetzte ihn in ärgerliche Laune. Er brachte sechs Monate in Zürich bei seinem Vater zu, und kehrte nach London mit dem Rufe zurück, den seine achtjährigen Studien in Rom ihm verschafft hatten.

Sein erstes Auftreten war glücklich. Die Englische Malerei zählte damals einige ausgezeichnete Künstler: Reynolds als Portraitmaler, Wilson und Gainsborough als Landschaftsmaler, Barry und West, welche das Gebiet der historischen und religiösen Malerei mit einander theilten. Für Fuseli blieb daher nur die poetische Malerei übrig. Die Natur hatte ihn ganz besonders für diesen Zweig der Kunst ausgestattet, für den in England der Geschmack aufzublühen begann. Der Enthusiasmus für Shakespeare und Milton war wieder Mode geworden.

Das erste Gemälde, welches die Ankunft eines originellen Malers in England bewies, war „der Alp", der im Jahre 1782 ausgestellt wurde. Der Eindruck, den dieses Bild hervorbrachte, war außerordentlich; aber der Kupferstich, den Raphael Smith davon machte, hatte noch mehr Erfolg; denn das Gemälde brachte dem Maler nur 20 Guineen ein, während der Herausgeber des Kupferstiches deren 500 einnahm. Es war ein Gegenstand, den die Idee des Künstlers bewundernswürdig ausgebildet hatte, und niemals ist wohl der Dämon, welcher unseren Schlaf tödtet, wie Macbeth sagt, der Einbildungskraft unter einer poetischeren Form erschienen.

Dem „Alp" war noch ein Gemälde vorangegangen, welches weniger Eindruck auf das Englische Publikum machte, obgleich es von erhabenerer Gattung war, ich meine den „Oedip und seine Töchter." Der trostlose Greis sitzt auf der Erde, und sein ganzer Körper scheint durchschauert von dem Vorgefühl der göttlichen Rache, welche sich nahet; seine Töchter umfangen ihn krampfhaft, und der Himmel häuft Donner und Blitz, inmitten welcher der tragische Dichter ihn verschwinden läßt. (Fortsetzung folgt.)

Morgenländisches.

Japan, ein Privilegium der Holländer und Chinesen.

Vom Capitain Falconer.

Da fast alle meine auf Seereisen gesammelten Notizen bis 1817 durch den Orkan zerstört worden sind, der im Februar d. J. auf dem Ganges wüthete, so kann ich von meiner Reise nach Japan (1803) nur so viel niederschreiben, als im Gedächtniß geblieben ist.

Im Juli des genannten Jahres schifften wir uns in Kalkutta zu einer Handelsreise nach Pinang ein, und zwar auf dem Schiffe „Frederick", von 400 Tonnen, das James Topp befehligte. Die Ladung bestand aus allen erdenklichen Artikeln und Bequemlichkeiten; doch war Zucker der vornehmste derselben. Die Bestimmung unserer Fahrt blieb ein Geheimniß, bis wir ostwärts von Pedro Branca gekommen waren. Alsdann wendeten wir uns nach Nordost, passirten die Straße von Formosa und steuerten nach einem heftigen Sturm auf die Insel Marima los. In der Nähe dieser Insel begegneten wir Fischern und Kähnen, welche, als wir Lust zeigten, mit den Leuten zu sprechen, ohne das geringste Mißtrauen herbeikamen. Wir fragten sie, nach welcher Richtung Nangasaki läge? Sie blickten auf unseren Kompaß und wiesen uns an, Ost-Nord-Ostwärts zu segeln. Am folgenden Tage kamen wir bei unzähligen Kähnen vorüber, allein keiner derselben wollte zu uns heran, und befragten wir sie wegen Nangasaki, so legten die Fischer ihre Hände an den Nacken, und zwar mit einer sägenden oder schneidenden Pantomime, als wollten sie uns zu verstehen geben, entweder sie selbst oder wir (es ließ sich nicht ausmitteln, welche Partei gemeint war) müßten mit dem Kopfe dafür büßen.

Jetzt näherten wir uns den Chapel-Eilanden und der sogenannten „Henne mit den Küchlein", wo ein Boot von der Regierung mit einem Polizei-Beamten, der, wie es schien, von subalternem Range war, unser Schiff anging. Als wir ihm versicherten, unsere Bestrebungen seyen kaufmännischer Art, schien er befriedigt und zeigte uns eine Karte von jenem Theil der Küste, bemerkte aber, wir müßten unsere Ankunft melden, bevor wir weiter segelten.

So ankerten wir denn bis zum nächsten Tage. Bis jetzt hatten wir nur eine weiße und rothe Flagge aufgezogen, die gleich der der Ostindischen Compagnie gestreift, aber ohne Devise war, weil es nicht für rathlich erachtet ward, die Englische mit dem Kreuz zu zeigen, und sonderbar genug, ließ sich diese Flagge leicht in die Kaiserlich Japanische verwandeln, nur mit dem Unterschied, daß letztere kreisförmig wie Schwalbenschwänze um einen Reifen lief.

Am nächsten Tage — so viel ich mich erinnere, früh im September — waren wir beinahe Pappenberg's Haupt (einem Kap) gegenüber, als eine Anzahl Böte, von denen eines die Holländische, alle anderen aber die Japanische Flagge führten, zu uns herankam. Wir wurden Holländisch begrüßt und ersucht, anzulegen. Eine beträchtliche Zahl wohlgekleideter Personen kam jetzt an Bord, theils mit einem, theils mit zwein Schwerdtern umgürtet. Stühle, Polster und Teppiche wurden zur Bequemlichkeit dieser vornehmen Beamten auf das Verdeck gebracht. Unter denselben befanden sich die beiden Statthalter von Nangasaki, auch der Holländische erste Supercargo. Dieser Letztere wurde von dem Statthalter und dessen Umgebung sehr en bagatelle traktirt, und während er die Rolle des Dolmetschers spielte, beugte er, so oft er sich an den Statthalter wendete, sein Haupt bis zum Niveau mit dem Polster, worauf Seine Exzellenz ruhte. Nach einer langen Konferenz über unsere Absichten bei einer Landung in Japan, gab der Gouverneur den Befehl, daß alle unsere Waffen und Munition seinen Beamten auszuliefern seyen, und erklärte, er wolle in dem Gesetzbuche nachschlagen, ob es uns erlaubt sey, hier zu verkehren; im entgegengesetzten Falle würden wir unsere Waffen u. s. w. wohlbehalten zurückbekommen und müßten sofort die Küste verlassen; mittlerweile werde er Böte schicken, die uns an einen sicheren Ort geleiten sollten.

Dies geschah des folgenden Morgens. Sobald wir die Anker auswarfen, waren wir von Wach-Schiffen umgeben, die während der drei Tage unseres Aufenthalts Tag und Nacht bei uns blieben. Die ganze Nacht waren wir von Fackelschein umgeben. Am Tage fuhr eine Menge von Lustböten, mit Herren und Damen angefüllt, um unser Schiff. Einige Frauenzimmer sangen und spielten eine Art Guitarre; aber Niemand durfte zu uns an Bord kommen, einige Beamten abgerechnet, die auf alle unsere Bewegungen ein wachsames Auge hatten. Am dritten Tage nach Mittag fuhren mehrere Böte mit Kaiserlicher Flagge um das Schiff, ankerten dann in einer gewissen Entfernung und sendeten ein kleines Boot ab, welches den Capitain und Secretair nach dem Boote des Herrn Ober-Richters beschied, der im Namen des Gouverneurs das Ergebniß der Nachsuchungen im Koder ihnen mittheilen sollte.

Es lautete ungefähr so: „Keine Nation darf mit Japan in Verkehr treten, ausgenommen Chinesen und Holländer. Nur in der dringendsten Noth ist es Amerikanern und Franzosen erlaubt, zu landen und ihre Schiffe auszubessern. Jeder anderen Europäischen Nation ist es bei Todesstrafe untersagt.“ Da der Zweck unserer Reise an einer so bestimmten Antwort ganz scheitern mußte, sahen wir uns genöthigt, die Küste zu verlassen.

Während unseres kurzen Aufenthalts vor Nangasaki wurden wir mit Wasser versorgt. Da man keine Bezahlung annahm, wollte unser Commandeur ein Geschenk anbieten und suchte zu diesem Zweck ein sehr schönes Teleskop aus. Er fragte den auf dem Schiff anwesenden Beamten (Bandschos), ob ein Präsent angenommen würde. Dieser sagte, er wisse es nicht, jedoch wolle er seiner Pflicht genügen und des Capitains Wunsch seinen Vorgesetzten mittheilen. Er schickte deshalb einen Expressen ans Ufer. Dieser brachte folgende Antwort: „Es würde durchaus kein Geschenk angenommen, und wenn man ihnen ja ein solches zuschickte und das Schiff bereits abgesegelt, die Zurückstellung des Geschenkes also unmöglich sey, so würde selbiges vernichtet und in die See geworfen werden, sollte es auch der köstlichste Juwel seyn.“

So lichteten wir denn die Anker und steuerten nach den Lu-qua-Eilanden (Capitain Hall's Lu-Tschu-Inseln), die wir in wenigen Tagen erreichten. Die Eingebornen empfingen uns sehr gastfrei. Wir bekamen Schweine, Federvieh, Eier und Wasser, wofür sie keine Bezahlung annahmen, weil, wie sie sagten, ihre Regierung diesen Proviant bewilligte. In jeder anderen Hinsicht zeigten sie großes Mißtrauen. Sie wollten uns über den Theil der Insel, wo ihr König residirte, keine Auskunft geben und baten recht angelegentlich, wir möchten wieder abreisen. Wir waren nicht so glücklich, hier einen guten Ankergrund zu finden, wie Capitain Hall, und da uns der Augenschein überzeugte, daß das Land keine Produkte lieferte, gegen die wir unsere Waaren eintauschen konnten, fuhren wir weiter nach China und kamen im Oktober 1803 zu Canton an. Von dort kehrten wir nach Kalkutta zurück. Die Eigenthümer der Waaren erlitten einen Schaden von 10 — 12,000 Pfund Sterling.

(E. J. M.)

Mannigfaltiges.

— Byron und die öffentliche Meinung. Byron's geistiger Muth zeigte sich stärker in seinen Studien, als in der Gesellschaft. In Augenblicken der Begeisterung, mit der Feder in der Hand, trotzte er der öffentlichen Meinung und verlachte die Kritiken aller Gelehrten, aber mit der Ueberlegung kam Zweifel und Aengstlichkeit, und obgleich er im Allgemeinen sich hartnäckig weigerte, etwas zu ändern, das er einmal geschrieben hatte, so entstand doch diese Beharrlichkeit mehr aus der Furcht, man möchte ihn des Mangels an geistigem Muth beschuldigen, als aus dieser Eigenschaft selbst. Dies zeigte sich eben so sehr in seinen Handlungen, als in seinen Schriften; er war ein Werkzeug äußeren Einflusses, bedachte nie die möglichen oder wahrscheinlichen Folgen seiner Aufführung, bis diese ihm Tadel und Verläumdung zujog, dann schrak er zusammen, „entsetzt über die Töne, die er selbst hervorgebracht.“ Diese Empfindlichkeit zeigte sich bei allen Gelegenheiten und erstreckte sich auf alle seine Verhältnisse mit Anderen. Wenn seine Freunde oder Bekannten Gegenstände öffentlichen Tadels wurden, so zog er sich von ihrer Gesellschaft zurück oder vermied es wenigstens, sich öffentlich mit ihnen zu zeigen, läugnete jede vertraute Bekanntschaft mit ihnen, obgleich er ihnen im Stillen recht wohl wollte. Ich habe manche Beispiele davon erlebt und mich überzeugt, daß diejenigen, die mit der Welt gut standen, seiner Freundschaft weit sicherer waren, als Jene, welche die öffentliche Meinung ohne ihr Verschulden verscherzt hatten. Ich machte ihm einst eine Bemerkung über diesen Punkt, als die Rede von Personen war, mit denen er, wie ich wußte, auf vertrautem Fuße gestanden hatte, was er später nicht zugeben wollte. „Was zum Gukguk“, war seine Antwort, „kann ich ihnen gegen die öffentliche Meinung helfen! ich würde nur mir selbst schaden und ihnen nicht nützen.“ Ich nahm mir die Freiheit, ihm zu sagen, daß dies gerade das System jener Engländer wäre, die er so sehr herabsetzte, und daß die Selbstachtung, wenn nicht ein besseres Gefühl es thue, uns schon antreiben müßte, diejenigen, denen wir Theilnahme bezeugt hätten, in ihren Widerwärtigkeiten nicht zu verlassen. Er erröthete und gestand, ich hätte Recht, „wiewohl Sie“, fügte er hinzu, „eine eben so seltene als seltsame Ansicht haben, denn ich habe Beweise für meinen Ausspruch; in dem Augenblick, als die Englische Presse mich mit allen Schmähungen überhäufte, nahm ein Freund von mir eine schmeichelhafte Zumuthung oder Episode (ich weiß nicht, welches von beiden er sagte) zurück, da er fand, daß das Publikum ungünstig von mir dachte. Wahrscheinlich wird er sie zum Vorschein bringen, wenn das Barometer meines Rufes beau fixe zeigt; so lange es aber, wie jetzt, auf Veränderlich steht, wird sie nie ans Licht kommen, ich müßte denn in Griechenland sterben und eine Art von halb romischem, halb heroischem Nachruhm hinterlassen.“

(Journ. of Lady Blessington.)

— Indianischer Aberglaube. Mackenzie erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß der Lachs in dem Flusse, der seitdem danach genannt wird, so häufig sey, daß die Fischer quer durch den Fluß einen Damm aufgeworfen hatten, auf dem sie förmliche Maschinen zum Fangen der Fische errichteten, deren nähere Besichtigung sie ihm jedoch aus unbekannten Gründen nicht gestatteten. Man bemerkte bei den Einwohnern einen außerordentlichen Aberglauben in Bezug auf ihre Fische, sie aßen dieselben nie, sondern schienen das als eine Entweihung zu betrachten. Als einmal einer ihrer Hunde eine Gräte verschluckt hatte, die von einem Reisenden an die Erde geworfen worden war, prügelte ihn sein Herr so lange, bis er die Gräte wieder von sich gab. Eine gleiche Verehrung bezeigen sie dem Wildprett. Mackenzie war Zeuge, daß der Knochen eines Rehbocks in's Wasser fiel; sogleich stürzte sich ein Eingeborner nach, holte ihn herauf, verbrannte ihn und wusch sich sehr sorgfältig die Hände. Einer Gesellschaft ihre Kähne zu einer Jagd-Partie zu leihen, weigerten sie sich auf das hartnäckigste. Obgleich sie die Fremden mit so vielen gebratenen Fischen versehen, als diese nur immer gebrauchen, so geben sie ihnen doch nicht einen einzigen im rohen Zustande. Sie glauben, daß der Lachs einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Eisen hat, und fürchteten, daß, wenn sie denselben den weißen Männern roh gäben, diese ihn in einem Kessel von jenem widerwärtigen Metall kochen würden.

— Brasilianische Ameisen. Die in Brasilien außerordentlich zahlreichen Ameisen bauen sich kegelförmige Erdwälle von 10—12 Fuß Höhe und 9—10 Fuß Umfang. Die äußere Einhüllung ist ein gelber gehärteter Thon. Macht man in dies Gebäude einen senkrechten Schnitt, so findet man das Innere in eine Menge wagrechter Steckwerke abgetheilt, die aus dünnen Schichten gebrannter und oft wie Porzelan glänzender schwarzer Erde bestehen. Diese Wohnungen sind der Aufenthalt von Myriaden großer braunen Ameisen, die eine klebrige Flüssigkeit bei sich führen, welche den Thon so feucht macht, als zu ihrem Häuserbau nöthig ist. Einige Gattungen bauen auf diese Art bedeckte Wege, und man sieht Kanäle von bedeutender Länge, durch welche sie hin und her wandern, ohne bemerkt zu werden. Zuweilen unternehmen sie größere Wanderungen, und dann fallen in der Regel merkwürdige Ereignisse vor. Sie ziehen in gerader Richtung fort und verzehren, wie ein Schwarm Heuschrecken, was ihnen begegnet. Ein Garten bei Rio Janeiro hatte das Vorrücken eines solchen Zuges gehemmt; sie fanden einen Stock, der zufällig quer über einen tiefen Wassergraben lag, bedienten sich dessen als einer Brücke und zogen nun schaarenweise hinüber, so daß der Garten in wenigen Stunden voll und alles Grün verschwunden war. Dann rückten sie gegen die Wohnung des Schwedischen Geschäftsträgers vor und bahnten sich einen Weg durch das Haus. Mitten in der Nacht trieb den Gesandten ein unerträgliches Gefühl aus seinem Bette; er war über und über mit Ameisen bedeckt. Am nächsten Morgen sah man keine einzige mehr. Sie hatten ihren Marsch fortgesetzt, nachdem alle Insekten im ganzen Hause von ihnen verzehrt worden waren. Oft sieht man sie in einem großen Bambus-Rohr Quartier nehmen. Dann ist jeder Absatz des Rohres eine Kolonie von zahlloser Bevölkerung.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Mittwoch den 7. November 1832.

China.

Hoei-lan-ki, oder Geschichte des Kreide-Zirkels. Drama in Prosa und in Versen, aus dem Chinesischen übersetzt und mit Noten begleitet von Stanislas Julien. London, 1832.

Der Inhalt dieses Chinesischen Bühnenstückes hat große Aehnlichkeit mit dem uns im ersten Buch der Könige überlieferten Urtheil Salomon's. Herr Ma hat zwei Frauen; er stirbt in Folge einer Vergiftung und hinterläßt nur ein Kind von der zweiten Frau, Namens Hai-tang. Die erste Frau, in deren Interesse es liegt, für die Mutter dieses Kindes zu gelten, das den Verstorbenen beerbt, klagt Hai-tang an, diesen vergiftet zu haben, und nimmt ihr das Kind weg. Bestochene Zeugen, ein schändlicher Richter und Gerichtsschreiber begünstigen dieses Komplott und verurtheilten Hai-tang. Zum Glück wird der Prozeß von einem höhern Richter revidirt, der mit Gerechtigkeit zu Werke geht und durch eine der von Salomo angestellten ähnliche Probe die Ueberzeugung gewinnt, daß Hai-tang die Mutter des Kindes und daß dieselbe mit Unrecht angeklagt worden ist. Da es nicht in dem Plane des Uebersetzers, Herrn Julien, lag, vom Theater und von den Bühnendichtern der Chinesen zu sprechen, so dürfte es nicht unangemessen seyn, hier einige Punkte auseinanderzusetzen, die das Verständniß des Stückes erleichtern werden.

In China giebt es keine öffentliche Theater, wo man sich versammelte, um der Darstellung von Bühnenstücken beizuwohnen. Unter den zahlreichen Chinesischen Dramen, die bekannt sind, giebt es sehr wenige, bei denen der Name ihrer Verfasser angegeben ist. Die Stücke werden manchmal mitten auf der Straße aufgeführt, wo man für den Augenblick ein Gerüste erbaut, auf denen sich umherziehende Schauspieler produziren. Die Schauspielkunst wird in China weder geachtet noch aufgemuntert; die größte Gunst, die den Schauspielern zu Theil wird, besteht darin, in die Privathäuser gerufen zu werden, um den Gebieter und die Gesellschaft bei Festmahlen einige Augenblicke lang zu unterhalten. Eine dramatische Vorstellung gehört in der Regel zu einem vollständigen Familienfeste. Die herkömmlichen Gastmahle der Mandarine sind oft von einer dramatischen Vorstellung begleitet, während die Gäste bei Tische sitzen. Dabei wird folgendes Ceremoniel beobachtet:

Nachdem die Gäste Platz genommen haben, treten einige reich gekleidete Hauptschauspieler in den Saal, grüßen ehrerbietig die Gesellschaft, verbeugen sich tief und berühren viermal mit ihrer Stirn die Erde; dann erheben sie sich wieder, einer von ihnen geht auf den vornehmsten Gast zu und überreicht demselben ein Buch, worin mit goldenen Buchstaben die Titel der Stücke ihres Repertoirs verzeichnet sind, das aus mehr denn funfzig Schauspielen besteht, die sie alle auswendig wissen und auf dem Flecke darzustellen im Stande sind; er bittet diesen Gast, eins darunter auszuwählen, dieser lehnt es ab, und das Buch geht dergestalt bei allen am Tische sitzenden Personen herum. Alle weigern sich höflich, eine Wahl zu treffen, bis endlich der erste Gast das Buch öffnet und das Stück angiebt, das nach seiner Meinung der Gesellschaft das angenehmste seyn möchte. Wäre mit der Aufführung des gewählten Drama's irgend ein Uebelstand verbunden, so müßte der Schauspieler davon Anzeige machen; so wäre es z. B. ein großer Fehler, wenn eine Person im Stücke den Namen eines der Gäste führte. Der Schauspieler zeigt nun den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft den Titel des gewählten Stückes, und alle geben durch eine Kopfbewegung nach der Reihe ihren Beifall zu erkennen. Der Jesuit, Pater Bouvet, war bei einem großen Gastmahl, zu welchem er in Canton von dem Vorsteher der Provinz mit Tung-tao-tye, Ober-Mandarin des Hofes und seinem Führer, eingeladen war; der obenan sitzende Gast und der Chef der Schauspieler-Truppe, die bei diesem Feste ein Stück aufführen wollte, erzeigten dem Pater die Höflichkeit, sich an ihn mit der Bitte zu wenden, ein Stück zu bezeichnen; aber der kluge Pater, der besorgte, in den Chinesischen Dramen könne manche für christliche Ohren verletzende Stelle vorkommen, gab zu verstehen, das Schauspiel sey kein für seinen Stand passendes Vergnügen, und die Schauspieler wurden daher entlassen.

Die Vorstellung beginnt mit einem Konzert von Trommeln aus Büffelfell, Flöten, Pfeifen, Trompeten und Becken von Kupfer oder Stahl, deren Zusammenschlagen einen rauhen, schneidenden Ton hervorbringt. Theater-Decorationen sind nicht vorhanden; man breitet einen Teppich am Boden aus und die Schauspieler treten durch die Thüre eines anstoßenden Zimmers auf die Bühne. Die Frauen sitzen außerhalb des Saales hinter einem mit seidener Gaze verhangenen Gitterfenster aus Bambusrohr und wohnen so dem Schauspiele bei, ohne gesehen zu werden. Ein und derselbe Schauspieler spielt mehrere Rollen zugleich und wiederholt daher sorgfältig seinen Namen beim Heraustreten auf die Bühne, obgleich er ihn schon bei seinem ersten Erscheinen ausgesprochen hat.

Um ein in fremden Landern und in früheren Zeiten gedichtetes Bühnenstück zu beurtheilen, muß man nothwendig die Sitten des Landes und der Zeit kennen. Im gegenwärtigen Falle muß man erwägen: 1) daß man in China zu der ersten Frau, die dem Range nach immer die erste bleibt, noch eine zweite nehmen kann, die, wenn gleich untergeordnet, die Eigenschaft und die Rechte einer Gattin besitzt; 2) daß der Stand eines öffentlichen Mädchens dort keineswegs eine Schande ist, und daß das Gesetz selbst erlaubt, aus dieser Klasse sich seine zweite Frau zu nehmen; 3) daß die erste Frau, die ihrem Manne keine Kinder geboren hat, ihre Ansprüche auf die Erbschaft verliert, wenn von der zweiten Frau Kinder vorhanden sind. Jetzt wird man den Inhalt des Stückes „der Kreide-Zirkel" leichter verstehen. Das Drama besteht aus vier Akten; man kann aber, wie bei den unsrigen, fünf Akte annehmen, da der in sechs Scenen getheilte Prolog in der That ein erster Akt ist. Die Handlung beginnt in demselben, einige der Hauptpersonen erscheinen darin, und er endigt mit der Verheirathung der Hai-tang mit Herrn Ma, einer Heirath, welche die Veranlassung und der Anfang der Begebenheiten und Zwischen-Ereignisse ist, aus deren Entwickelung das Drama besteht. Um das Stück zu verstehen, muß man daher nothwendig den Prolog hinzunehmen.

In dem letzteren erscheint zuerst die Wittwe Tschang's. Sieben Menschenalter hindurch haben ihre Vorfahren hohe Aemter, als Belohnung ihrer literarischen Verdienste, bekleidet; sie hat einen Sohn, Tschang-lin, und eine Tochter, Hai-tang; da sie aber in große Noth versunken ist, so hat diese Mutter ihre Tochter gezwungen, mit ihrer Schönheit ein Gewerbe zu treiben. Herr Ma ist einer ihrer Hofleute und wünscht sie zur zweiten Frau. Tschang-lin ist unwillig darüber, daß seine Schwester dieses unedle Gewerbe treibt, wird heftig gegen sie, schlägt sie und trennt sich von seiner Familie. Herr Ma tritt auf und giebt sein lebhaftes Wohlgefallen an Hai-tang zu erkennen: „Stets war ich", so äußert er sich, „ein Freund des Vergnügens und bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der Blumen und der Weiden. Hier in der Nähe wohnt eine reizende Schöne, die ein hübsches Gewerbe treibt und in den angenehmsten Verbindungen mit mir steht .... Ich habe die Absicht, sie zur zweiten Gattin zu nehmen." Und in der That wird die Hochzeit gefeiert.

Wenn der erste Akt beginnt, ist die Mutter Hai-tang's bereits todt; sechs Jahre sind seit der Heirath verflossen, und Hai-tang hat einen Sohn von fünf Jahren. Frau Ma, die erste Gattin, ist, wie man sich denken kann, weder Hai-tang noch deren Kinde gewogen; ihr wird von dem Gerichtsschreiber Tschao der Hof gemacht, dessen seltene Eigenschaften sie rühmt. Sie verabredet mit ihm ein Mittel, sich Herrn Ma vom Halse zu schaffen, und Beide kommen überein, sich dazu des Giftes zu bedienen. Es ist gerade der Geburtstag des Sohnes der Hai-tang; ihr Bruder, Tschang-lin, ist arm und elend in das Land zurückgekehrt; er bittet seine Schwester um einige Unterstützung; diese aber empfängt ihn mit Härte und sagt, sie habe kein Recht, über die Güter des Hauses zu verfügen. Frau Ma aber bewegt dieselbe aus Hinterlist, ihrem Bruder Kleider und einigen Kopfschmuck zu geben. Als Herr Ma aus den Kapellen, die er wegen des Geburtstages seines Sohnes besucht hat, zurückkehrt, giebt Frau Ma die Hai-tang bei ihm an und beschuldigt dieselbe, jene Sachen einem Liebhaber geschenkt zu haben. Hai-tang versucht vergebens, sich zu rechtfertigen und klagt auch ihrerseits Frau Ma des unerlaubten Umganges mit einem Geliebten an. Herr Ma geräth dermaßen in Zorn, daß er ohnmächtig wird; er verlangt Fleischbrühe, Hai-tang bringt dieselbe, und Frau Ma schüttet mit Geschick das schon in Bereitschaft gehaltene Gift hinein. Herr Ma genießt das Getränk und stirbt auf dem Flecke; die erste Frau beschließt nun, Hai-tang anzuklagen und sich für die Mutter des Kindes auszugeben, und verabredet mit dem Gerichtsschreiber die Mittel, den Richter zu bestechen.

Im zweiten Akte tritt Su-scheu, Gouverneur von Tsching tscheu, auf die Bühne und äußert: „Obgleich ich das Amt eines Richters bekleide, so kenne ich doch keinen einzigen Artikel des Gesetzbuches. Nur eine Sache liebe ich: das Geld, und mit Hülfe dieses glänzen-

den Metalls ist der Kläger stets sicher, seinen Prozeß zu gewinnen.“ Man wird begreifen, daß vor einem solchen Richter, den der Gerichtsschreiber Tschao assistirt, Hai-tang einer Verurtheilung nicht entgehen kann. Bestochene Zeugen sagen gegen sie aus, das Kind wird der Frau Ma zugesprochen, Hai-tang der Ermordung des Verstorbenen für schuldig erklärt, und der Richter giebt Befehl, sie nach Kai-fung-fu zu führen, wo ihre Verurtheilung ausgesprochen werden soll; er tritt mit den Worten ab: „Mag nun Jemand zu prügeln oder in Freiheit zu setzen seyn, ich überlasse das dem Belieben des Schreibers Tschao, wenn man auch von mir sagt, ich sey ein ..... Schuft; ich verlange nur eine Sache: Geld und wieder Geld, das ich zu zwei Hälften theile, die eine für mich, die andere für ihn.“

Im dritten Akte wird Hai-tang dahin geführt, wo ihre Verurtheilung ausgesprochen werden soll; unterweges begegnet sie ihrem Bruder, der bei dem Gerichte angestellt ist; er vernimmt das Unglück seiner Schwester und bezeigt ihr Theilnahme. Frau Ma und der Schreiber kommen bald an und suchen die Soldaten, welche Hai-tang bewachen, zu bestechen, damit sie die Gefangene ermorden möchten. Ein Theil dieses Aktes, des schwächsten im Stücke, wird durch Zänkereien und Scenen in einer Schenke ausgefüllt.

Erst im vierten und letzten Akt gelangt man vor den Gouverneur von Kai-fung-fu; er sitzt auf seinem Richterstuhl; Hai-tang, von ihrem Bruder begleitet, betheuert, daß sie an dem Tode Ma's unschuldig und daß sie die Mutter des Kindes sey. Weiter unten folgt ein Theil des Verhörs. Frau Ma erscheint und behauptet noch immer, das Kind sey das ihrige.

Pao-tsching (der Gouverneur): Offizier, bolet ein Stück Kreide und beschreibt an den Stufen des Richterstuhls einen Kreis, stellet das Kind in die Mitte und befehlt den beiden Frauen, das Kind eine jede nach ihrer Seite zu ziehen; sobald die wahre Mutter dasselbe gefaßt hat, wird es ihr leicht werden, das Kind aus dem Kreise zu bringen, die falsche Mutter aber wird nicht im Stande seyn, es zu sich zu ziehen. — Der Offizier. Euer Befehl ist vollzogen. (Er hat einen Kreis von Kreide gezogen und dem Kinde befohlen, in der Mitte stehen zu bleiben. Frau Ma zieht dasselbe aus dem Kreise heraus, während es der Hai-tang nicht gelingt. Ein zweiter Versuch hat dasselbe Resultat.)

Hai-tang. Herr, als Eure Magd mit Ma verheirathet wurde, gebar sie bald dieses Kind. Nachdem ich es neun Monate unter meinem Herzen getragen, säugte ich es drei Jahre lang mit meiner eigenen Milch und pflegte es mit aller Sorgfalt der mütterlichen Liebe. Wenn es fror, so wärmte ich seine zarten Glieder. Ach! wie viel Mühe hat es mich gekostet, dasselbe bis zum Alter von fünf Jahren heranzuziehen! Schwächlich und zart, wie es ist, würde es schwer verletzt werden, wenn man es gewaltsam nach zwei entgegengesetzten Seiten hin ziehen wollte. Gebieter, wenn ich meinen Sohn nur dadurch wieder erlange, daß ich ihm seine Arme ausrecke oder zerbreche, so will ich lieber unter Schlägen umkommen, als die geringste Anstrengung machen, ihn aus dem Kreise herauszuziehen.

Diese Rede rührt Pao-tsching und giebt ihm Licht; die wahre Mutter ist nun endlich erkannt. Die Antworten und Geständnisse der Frau Ma und des Gerichtsschreibers lassen keinen Zweifel über das Verbrechen der Vergiftung mehr übrig, und das Urtheil fällt dahin aus: der erste Richter wird degradirt und tritt in die Volksklasse zurück, ohne jemals wieder ein Amt erhalten zu können. Die bestochenen Zeugen erhalten jeder achtzig Stockschläge und werden verbannt; eine ähnliche Strafe wird über zwei Beamte verhängt, welche Geschenke angenommen hatten. Die Ehebrecherin und ihr Mitschuldiger, die Herrn Ma vergiftet und das Kind geraubt haben, werden zum Tode verurtheilt, und ihre Leichen sollen in hundert und zwanzig Stücke zertheilt werden. Das Drama schließt mit folgenden von Hai-tang gesprochenen Worten: „Diese Geschichte vom Kreidezirkel ist werth, bis zu den vier Meeren verbreitet zu werden und zur Kenntniß des ganzen Kaiserreichs zu gelangen.“

Es ist eine der Eigenthümlichkeiten des Chinesischen Dramas, daß in den prosaischen Dialog Stellen in Versen eingeschaltet werden, die deklamirt, häufiger aber unter Begleitung der Musik und nach bekannten im Stücke angegebenen Melodieen gesungen werden. Man kann diese Form mit den kleinen Arien und Couplets unserer lyrischen Dramen vergleichen. Diese in Versen geschriebenen Stellen enthalten nicht immer neue Erzählungen, Ereignisse oder Gefühle, die für den Fortgang der Handlung nothwendig wären; aber sie entwickeln die bereits erzählten Umstände weiter, und insbesondere die von den Personen ausgedrückten Gefühle. Daraus folgt, daß, wenn diese Verse, als angenehmes Beiwesen der Handlung, in der Regel auch nicht unumgänglich nothwendig sind, doch ihre Weglassung unter gewissen Umständen der Klarheit der Handlung und dem Verständniß des Stückes schaden würde. Bisher haben die Französischen, wie die Uebersetzer anderer Völker, diese Stellen in Versen nicht übertragen, theils unter dem Vorwande, dem Gange des Drama's mehr Leben und Bewegung zu geben, theils wegen der großen Schwierigkeit, Chinesische Verse zu übersetzen; denn die Sinologen gestehen alle ein, daß der Stil der Chinesischen Poesie für denjenigen, der, wenn er auch die Prosa schon versteht, jenen Stil nicht besonders studirt hat, wenig verständlich ist. Die Einwohner des Landes selbst gelangen nur mit Mühe und durch vieles Studium zum Verständniß desselben. Herr Julien ist der erste Sinologe in Europa, der den Muth gehabt hat, die vollständige Uebersetzung der in das Stück eingeschalteten gesungenen Verse zu übernehmen. Ob ihm der Versuch gelungen, mögen die Kenner entscheiden. Indessen werden auch die mit der Sprache Unbekannten bemerken, daß die von Herrn Julien übersetzten Verse einen mit dem Zusammenhang so eng verbundenen Sinn darbieten, daß man schwerlich einen [illegible]en Sinn im Original vermuthen kann. Als Probe wähle ich das Verhör der angeklagten Hai-tang vor dem Richter, ein Fragment, in dem die Weglassung der Verse den Zusammenhang unterbrochen haben würde.

Pao-tsching. Wohlan! Tschang-hai-tang, wessen Tochter seyd Ihr, was war Euer Stand, als Ihr Ma-lün-ling als zweite Frau heirathetet?

Hai-tang (singt). Ich lebte unter den Weiden und Blumen; ich begleitete Einen hinaus, um den Anderen zu empfangen, und meine gewöhnliche Beschäftigung war Gesang und Tanz.

Pao-tsching. Ah ha! Ihr wart ein Freudenmädchen! Und Ma-lün-ling behandelte Euch gütig?

Hai-tang (singt). Ma-lün-ling und ich lebten wie zwei zärtlich vereinigte Gatten.

Nach einigen anderen Fragen bringt der Richter die Rede auf die erste Frau Ma-lün-ling's.

Pao-tsching. Da sie am Tode ihres Mannes schuld war, wie kommt es, daß sie Euch vor Gericht anklagte, ihn vergiftet zu haben?

Hai-tang (singt). Trotz meiner Unschuld vor das Gericht geschleppt, mußte ich alle Qualen der Folter erleiden.

Hierauf spricht der Richter von dem streitigen Kinde.

Pao-tsching. Die Nachbarn und Nachbarinnen versichern aber doch, die erste Frau sey Mutter desselben?

Hai-tang (singt). Sie hat das Zeugniß dieser Männer und Frauen mit Geld erkauft und sie für ihre Pläne gewonnen.

Pao-tsching. Hat der Richter sich nicht von der Wahrheit ihrer Aussagen zu überzeugen gesucht?

Hai-tang (singt). Kein Gerichts-Beamter gab sich Mühe, zu entdecken, auf welcher Seite Verbrechen oder Unschuld, Wahrheit oder Lüge sey.

Pao-tsching. In diesem Falle mußtet Ihr aber nicht die Schuld bekennen!

Hai-tang (singt). Ich war weit entfernt, die Verbrechen, deren man mich anklagte, zu bekennen und sie durch meine Unterschrift zu bestätigen; aber ich konnte die Martern, die man anwandte, um mir das Geständniß auszupressen, nicht bis zu Ende ertragen.

Pao-tsching. Ist es möglich, daß der Richter von Tschingtschen Euch der Folter unterworfen hat?

Hai-tang (singt). Wie konnte ich einem Richter widerstehen, der die Angeklagten foltert, ohne zu fragen, auf welcher Seite Verbrechen oder Unschuld ist? Aber noch mehr: ich fand beim Gerichte selbst einen erbitterten Feind, der diese grausamen Schergen unterstützte, und blieb vor ihnen ohne Vertheidigung und Beistand. Ach! ein Hagel von Schlägen ergoß sich über meine Seiten und entblößte sie ganz ... Meine Glieder knackten, meine Gebeine zerbrachen unter den Streichen der Henker, und ihre nervigen Arme hielten nicht eher ein, als bis ich ohne Besinnung und Leben niedersank.

Dieser Dialog scheint mir so natürlich, und die Antworten in Versen entsprechen den Fragen in Prosa so vollständig, daß ich zu sagen wage, Herr Julien würde, wenn er diese Antworten selbst gemacht hätte, kaum etwas Besseres zu Stande gebracht haben, als jetzt, da er sie übersetzt hat. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Herausgabe dieser Französischen Uebersetzung der in London bestehenden Gesellschaft für orientalische Uebertragungen verdankt wird, und ich mache diese Bemerkung, um Gelegenheit zu haben, den Mitgliedern dieses Vereins öffentlichen Dank zu sagen.

(Raynouard. — Journal des Savans.)

England.

Heinrich Füßli.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der wachsende Ruf Fuseli's, sein poetisches Gefühl, seine wissenschaftlichen Kenntnisse, seine große Zuversicht, trieben ihn zu einer des erhabensten Geistes würdigen Arbeit, — die Shakespeare-Gallerie. Der Zufall führte auf diese Idee bei einer Unterredung an der Tafel des Alderman Boydell. West, Romney und Hayley theilten die Ehre der Erfindung mit Fuseli; aber dieser grübelte schon seit langer Zeit über einen ähnlichen Plan, der sich seinem Geist in Rom während der Entzückung in der Sixtinischen Kapelle dargestellt hatte. Seine Phantasie zeigte ihm einen prachtvollen Tempel, wie der Sixtinische mit Gemälden angefüllt, welche seinem Lieblingsdichter entnommen waren. Alles war künstlerisch geordnet; an den Pfeilern hingen die Figuren der Haupt-Personen; die Wände waren mit den verschiedenen Scenen nach dem Leben geziert — mit dem Burlesken und dem Traurigen, mit dem Pathetischen und dem Komischen, mit der häuslichen Glückseligkeit und den bereischen Inspirationen; während die Kuppel, welche das Ganze krönte, erhabenere Schilderungen enthaltete: die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle, Alles, was übernatürlich, und Alles, was schrecklich war. Diese glänzende Auffassung wurde von Boydell, der dieselbe mit Eifer ergriff, auf ausführbare Verhältnisse zurückgeführt. Reynolds ließ sich, nachdem er 500 Guineen erhalten hatte, obgleich ungern, auf ein Unternehmen ein, welches viel Zeit erforderte; Fuseli aber, der in dem Augenblick keine einträgliche Bestellungen hatte, war mit ganzer Seele bei der Sache, und der enthusiastische Alderman fand einen noch enthusiastischeren Maler, der gar keine Bedingungen vorher machte, sondern seine Farben auf die Palette rieb und begann.

Shakespeare bot der Kunst eine ganze Welt dar; allen seinen Visionen oder nur einem Theil derselben einen Körper zu geben,

verlangt einen Verein von Fähigkeiten, der bei keinem Menschen vorauszusetzen ist. Wie es zu erwarten stand, bemächtigte sich Fuseli zuerst der seltsamsten Theile der Dramen, wo Shakespeare der Einbildungskraft am meisten Spielraum gegeben hatte, und behandelte sie mit einer Art glücklicher und energischer Uebertreibung, die den Haufen betäubte. Der Sturm, der Sommernachts-Traum, Lear und Hamlet lieferten ihm die Stoffe zu den acht besten der Gemälde, die er für die Shakespeare-Gallerie übernahm, und von allen ist Hamlet das edelste. Wenn in der That ein Geist aus dem Grabe heraufkommen kann, so muß er Fuseli erschienen seyn. Sein abgeschiedener König von Dänemark ist kein gewöhnliches Gespenst, um Kinder zu erschrecken, sondern ein melancholischer und majestätischer Schatten mit der Haltung eines Gottes. Dieses Gemälde bedurfte der Einbildungskraft, und daran gebrach es unserem Künstler niemals. Er hatte Geschmack für das Großartige und überschritt niemals die Gränze zwischen dem Furchtbaren und Abscheulichen, wohl wissend, daß sich das erstere der Größe, das letztere aber dem Mißgestalteten und Widerwärtigen zugesellt. Ein ausgezeichneter Philosoph, der die Gallerie besah, ehe sie öffentlich ausgestellt war, rief, als er den Schatten Hamlet's erblickte: „Gott erbarme Dich meiner!" und erklärte später, daß diese Erscheinung ihn lange verfolgt habe.

Zwei seiner Gemälde verdienen eine genauere Erwähnung: ‚Shakespeare als Kind" und „Titania." Auf dem ersten Bilde ist die Tragödie in der Gestalt einer ernsten schönen Mutter dargestellt, welche den jungen Dichter mit ihrer Milch nährt. Ihre mütterliche Sorgfalt scheint sie erschöpft zu haben, und das Kind, dessen Lippen noch von der Milch feucht sind, scheint die Brust der Mutter gern mit der Komödie vertauschen zu wollen, eine jüngere und heitere Frau, mit freieren Blicken und leichterer Kleidung, die anfängt, mit dem Kinde zu spielen. Um diese Gruppe herum hat der Künstler die verschiedenen Charaktere versammelt, die der Dichter später schuf. Frau Constanze mit ihrem resignirten Schmerz; Lady Macbeth in der Scene des Nachtwandelns, welcher Mistreß Siddons neue Schrekken verliehen hat; die drei Hexen; Falstaff als ein Faß voll Geist mit einem menschlichen Kopf. Auf alle diese Figuren wirft der Schatten Hamlets ein übernatürliches Licht. Die Maske Othello's befindet sich in den Falten des Mantels der Tragödie; die Fee Mab und eine ihrer lärmendsten Schwestern spielen an der Wiege Shakespeare's.

Das Bild der „Titania" ist ausschließlicher komisch und kann nicht besser verglichen werden, als mit den wandernden Komödianten von Hogarth. Der Künstler hat die Scene des 4ten Aktes gewählt, wo die Königin der Feen, durch einen Zauber verblendet, den Weber Bottom, auf dessen Schultern Oberon einen Eselskopf gezaubert hat, liebkost. Titania, die heitere und verführerische Fee, sucht ihrem neuen Geliebten so liebenswürdig als möglich zu erscheinen, der seinerseits seinen Kopf mit den langen Ohren niederbeugt und den dummsten Blick der Welt annimmt.

Die Shakespeare-Gallerie brachte unserem Maler zahlreiche Lobsprüche zu Wege; aber sie war nicht im Stande, ihm auch Popularität zu verschaffen; denn die groben Organe der Menge wissen in der Kunst die Wirklichkeit des Lebens besser als poetische Gegenstände zu würdigen. Glücklicherweise war dem Künstler weniger an Popularität als an der Achtung der Kenner gelegen. Diejenigen Bilder, welche er nach der Gallerie noch ausführte, gehörten ebenfalls der poetischen Malerei an. Dante's Hölle begeisterte ihn zu „Francesca und Paolo;" Virgil zur „Dido", Sophokles zu „Oedip und sein Sohn", Boccaccio zu „Theodor und Honorie." Im Jahre 1790 wurde Fuseli zum Mitgliede der Akademie ernannt, eine Ehrenbezeigung, die er seinem Talente und nicht der Intrigue verdankte.

Im Jahre 1758 hatte er sich ein Haus in Queen-Anne-Street gekauft, daselbst eine zweckmäßige Werkstatt eingerichtet und sich mit Sophie Rawlins vermählt, einer zärtlichen und treuen Gattin, die ihn in den Stunden der Aufregung beruhigte, ihn aufrichtig liebte und sein Talent anbetete. Sie war weder von vornehmer Geburt, noch hatte sie eine sehr ausgezeichnete Erziehung genossen; aber sie war schön und liebenswürdig und verdiente die Prüfungen nicht, die sie erdulden mußte. An der Tafel des Buchhändlers Johnson lernte Fuseli seinen Freund Armstrong kennen, der ihn in den Journalen pries, Wolcot, den er verabscheute, und Mary Wolstonecraft, die Schriftstellerin, die ihn bei dem ersten Zusammentreffen mit ihrer Liebe beehrte. Die Französische Revolution war zu der Zeit die Hoffnung der Jugend und die Furcht des Alters. Fuseli wurde nur unbedeutend dadurch angeregt; aber die Freiheits-Mütze war kein eitles Symbol für Mary Wolstonecraft, die sich betrug, als ob es albern gewesen wäre, daran zu zweifeln, daß die neue Ordnung der Dinge das Menschen-Geschlecht von den alten moralischen Verpflichtungen befreie, und daß die Heirath, seit der von La Reveillere-Legeaux verkündigten Religion, eine für immer unnütze Ceremonie sey. Mit solchen Gesinnungen warf Mary Wolstonecraft ihre Augen auf den Shakespeare der Englischen Malerei. Er, anstatt dieses ziemlich lächerliche Entgegenkommen zurückzuweisen, glaubte sich vom Dämon der platonischen Liebe besessen, nahm das schmachtende Wesen eines sentimentalen Korydon's an und bemühte sich, in der Phantasie die Flammen der Jugend wieder anzufachen. Man behauptet indessen, daß diese gegenseitige Zärtlichkeit seiner rechtmäßigen Frau keinen eigentlichen Grund zur Eifersucht habe geben können.

Der Verfasser des „Caleb Williams", Herr Godwin, der später Mary Wolstonecraft heirathete, schildert jenes Verhältniß folgendermaßen: „Mary und der berühmte Fuseli hegten Gesinnungen wahrhafter Zuneigung zu einander; sie sah ihn oft; seine Unterhaltung entzückte und belehrte sie. Trotz der Verschiedenheit ihres Alters, war der Charakter Mary's nicht der Art, in einer solchen Vertraulichkeit mit einem talentvollen Manne leben zu können, ohne ihn zu lieben. Den Reiz, den sie in seiner Gesellschaft fand, übertrug sie auf seine Person. Die Gefühle, welche Fuseli in ihrem Herzen erregte, entdeckten ihr ein Geheimniß, welches ihr bis dahin unbekannt gewesen war. Man glaube indessen nicht, daß es etwas Anderes als ein reines Gefühl war, das mit der Vernunft und der Moral in vollkommener Uebereinstimmung sich befand."

Ein verheiratheter Mann von 50 Jahren und eine philosophische sentimentale Frau, die für einander schmachten, bieten eben kein sehr romantisches Gemälde dar; aber Fuseli's Frau wollte anfänglich diese Untreue nicht von ihrer spaßhaften Seite betrachten. Ihr Mann sagte ihr eines Tages, als sie sehr im Zorn zu seyn schien, mit der ganzen Ruhe eines guten Gewissens: „Sophie, meine Freundin, warum fluchst Du nicht? Du glaubst nicht, wie zuträglich Dir das seyn würde!"

Mary Wolstonecraft fühlte indessen doch endlich, daß es nothwendig sey, sich von einer Leidenschaft zu befreien, die wahrscheinlich eine weniger platonische Richtung nahm, als sie anfänglich geglaubt hatte. Sie reiste im Jahre 1792 nach Frankreich. — Arme Philosophin! so sahst Du das Gebäude Deiner platonischen Liebe in Trümmern zerfallen. Glücklicherweise tröstet sich eine Frau von 30 Jahren eben so leicht wie eine von zwanzigen darüber, zu spät geliebt zu haben. Für Mary Wolstonecraft gab es noch ein ganzes Leben voll Abenteuern, die weniger philosophisch waren, als ihr Verhältniß mit Fuseli, und der Verfasser des „Caleb Williams" hat uns die Geschichte desselben als nachsichtiger Ehemann erzählt.

Fuseli's platonische Liebe hielt ihn glücklicherweise nicht von seinen Arbeiten ab. Im Jahre 1791 unternahm er seine Gallerie von Gemälden nach Milton, welche im Jahre 1800 beendigt wurde und aus 47 Bildern bestand. Es war ein prachtvolles Seitenstück zu der Shakespeare-Gallerie; aber als das Publikum zur Betrachtung dieses gigantischen Werkes zugelassen wurde, entdeckte es, daß das Genie Fuseli's anderer Art war als das Milton's. Die unfügsame Einbildungskraft des Malers hatte sich der ruhigen und strengen Majestät des Dichters nicht fügen wollen. Die imponirende Größe des Reiches der Dämonen und die erhabene Verzweiflung des stolzen Herrschers desselben lag außer seinem Bereich. Er konnte der Wuth des Molochs wohl die Bosheit Beelzebub's hinzufügen; aber die furchtbare Kühnheit, die muthvolle Hartnäckigkeit und den überirdischen Glanz, wodurch sich der Teufel auch noch nach dem Falle auszeichnet, konnte er nicht mit gleicher Wahrheit wiedergeben. Von den Gemälden der Milton-Gallerie wurde „das Hospital" von den Kennern und „Satan, von der Lanze Ithuriel's getroffen" von der Menge am meisten bewundert.

Bevor er dieses Unternehmen begann, war Fuseli der vertraute Freund Cowper's geworden, wozu ihre gemeinschaftliche Liebe zum Homer Anlaß gegeben hatte, und Cowper gesteht, daß er sich beim Uebersetzen des Griechischen Dichters oft Glück gewünscht habe, einen so gelehrten Kritiker zum Freunde zu besitzen. Fuseli seinerseits legte großen Werth darauf, für einen Sprachkundigen gehalten zu werden. „Welch' ein Vortheil ist es doch", sagte er oft, „unterrichtet zu seyn, und welch' ein Glück ist es besonders, alle Sprachen zu verstehen. Ich z. B., der ich Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Deutsch, Holländisch, Dänisch und Spanisch spreche, ich kann, wenn man mich ärgert, meinen Zorn durch acht verschiedene Ausgänge Luft machen."

Als Barry im Jahre 1799 seine Stelle als Professor der Malerei verlor, wurde Fuseli einstimmig zu seinem Nachfolger ernannt. Während seines Professorates hielt er neun verschiedene Lehr-Vorträge, von denen drei besonders merkwürdig waren; nämlich die über die alte und neue Kunst und über die Erfindung. Der Professor zeigt sich beständig als ein Enthusiast der Kunst; er wollte einen Kultus daraus machen und wies alle Schüler zurück, von denen er vermuthete, daß sie sich ihr nur des Lebens-Unterhaltes halber widmeten. Von allen Kapiteln der Bibel, zu denen er mit Westall eine Reihe von Zeichnungen anfertigte, führte er das am liebsten an, in welchem Jesus die Krämer aus dem Tempel jagt.

Während des kurzen Friedens im Jahre 1802 besuchte Fuseli in Paris die reiche Gallerie des Louvre. Bei seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der Herausgabe des Wörterbuches für Maler von Pilkington, ein mittelmäßiges Werk, welches nicht zur Vergrößerung seines Rufes diente. Seiner Ansicht nach, hatte man Ansprüche auf eine biographische Erwähnung, sobald man versucht hatte, ein historisches Bild zu malen, während er sich den Anschein gab, den Landschaftsmaler Gainsborough nicht einmal dem Namen nach zu kennen, und von Hogarth unter den Todten eben so wenig hielt, als von Reynolds unter den Lebenden.

Da Fuseli eine wahre Bewunderung für die Skandinavischen Dichtungen Grav's empfand, so entwarf er mehrere Gemälde, deren Stoff der nordischen Mythologie entlehnt war. Sein „Gott Thor und die Schlange" wurde sein Lieblings-Bild. Alles, was die nordische Tradition Schreckliches und Düsteres hatte, entzückte seinen Geist. Sein Geschmack für grausenhafte Gegenstände war so groß, daß seine Kollegen, die Akademiker, ihn unter sich den Hof-Maler des Teufels nannten. Als ihm Jemand dieses Witzwort hinterbrachte, lachte er aus vollem Herzen und sagte; „Nun ja, der Teufel hat mir mehr als einmal in meiner Werkstatt gesessen."

Nach dem Tode des Bildhauers Milton wurde Fuseli Inspektor der Königlichen Akademie, ein Amt, wodurch er eine Wohnung im Somerset-House und ein Gehalt erhielt, welches ihn aller Nahrungs-Sorgen überhob; aber ein Artikel des Reglements nöthigte ihn, seinen Lehrstuhl aufzugeben. Als Opie, der diese Stelle eingenommen hatte, starb, wurde er indessen wieder gewählt und behielt nun beide Plätze, die er bis zu seinem Tode mit Auszeichnung ausfüllte. Seine

Witzworte und Sarkasmen belustigten seine Schüler, selbst diejenigen, die davon getroffen wurden. Einer von ihnen zeigte ihm eines Tages eine Zeichnung und bemerkte dabei mit Prahlerei: „Da ist meine Skizze, die ich angefertigt habe, ohne eine einzige Krume Semmel zu gebrauchen.“ — „Desto schlimmer für Ihre Skizze“, erwiederte Fuseli; „kaufen Sie eine Semmel für zwei Penny und löschen Sie sie ganz aus.“ — „Was sehen Sie denn da?“ fragte er einen anderen, der zerstreut in die Luft blickte. — „Nichts, Herr Professor.“ — „Nichts, junger Mann?“ entgegnete Fuseli, „nichts? Ich sage Ihnen aber, daß Sie immer etwas sehen müssen; sie müssen immer das, was Sie zeichnen wollen, deutlich vor sich sehen. Ich sehe Alles, was ich malen will, klar vor Augen, und wollte Gott, ich könnte malen, wie ich sehe.“ — Einige seiner Epigramme hob er stets für seine Kollegen von der Akademie auf. Er glaubte, Ursache zu haben, sich über Northcote und Opie zu beklagen, die sich deshalb zu ihm begaben, um sich zu entschuldigen. Sobald Fuseli sie bemerkte, öffnete er ihnen die Thüre. „Treten Sie geschwind ein“, rief er ihnen entgegen, „um Gotteswillen, oder Sie stürzen mich in's Unglück!“ — „Wie das?“ fragte Opie. — „Wie das?“ wiederholte Fuseli mit komischem Ernst. „Zum Teufel, wenn meine Nachbarn Euch sähen, würden sie nicht sagen: „„Der arme Herr Fuseli, da ist ein Gerichts-Diener — auf Opie zeigend —, der ihn verhaften, und ein Schacherer — auf Northcote zeigend —, der seine Möbeln mit Beschlag belegen will.““ Herein, sage ich, damit man Euch nicht bemerkt.“ — Northcote diente ihm besonders häufig zur Zielscheibe. Eines Tages betrachtete er dessen Bild: den Engel, der Bileam und seinem Esel entgegentritt. „Wie gefällt es Ihnen?“ fragte Northcote. „Vortrefflich!“ erwiederte Fuseli; „Sie haben Ihren Esel einem Engel gleich gemalt; aber unglücklicherweise auch Ihren Engel gleich einem Esel.“

Er haßte den Bildhauer Nollekins wegen seines Geizes und ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, wo er ihn mit den Pfeilen seines Spottes treffen konnte. Eines Abends nach dem Essen bei dem Banquier Coutts kam die Wirthin des Hauses tanzend in dem Kostüm der Morgane herein und drohte im Scherz jedem Gaste mit dem Dolch. Als sie sich Nollekins näherte, rief Fuseli: „Stoßen Sie zu, Madame, stoßen Sie zu! Sie wissen wohl, daß Nollekins nicht mehr Herz hat, als seine Statuen.“ — In einem seiner Vorträge auf der Akademie nannte Fuseli die Landschaftsmaler Topographen der Malerei, und Beechey, ein Portraitmaler, der sich unter den Zuhörern befand, stieß den neben ihm sitzenden Turner mit dem Ellbogen an, um ihn auf die Härte der Definition aufmerksam zu machen. Einen Augenblick darauf sprach Fuseli von den Liebhabern von Portraits wie von Leuten, die, nachdem sie einige Guineen bezahlt hätten, um ihre Köpfe ohne Gehirn malen zu lassen, sich das Ansehen von Beschützern der Kunst gaben; nun war die Reihe an Turner, um Beechey mit dem Ellbogen anzustoßen. Dieser näherte sich nach beendigter Stunde dem Professor und sagte: „Sie haben uns übel mitgespielt“ — „Nicht Ihnen“, erwiederte Fuseli, „sondern den Thoren, die Ihnen zu arbeiten geben.“

Während der Ausstellung seiner Milton-Gallerie kam Fuseli eines Morgens auf das Comtoir des Herrn Coutts und sagte einem der Commis, daß er einiges Geld zu einer kleinen Reise bedürfe. „Wie viel gebrauchen Sie?“ — „Wie viel? Ach! nicht weniger als 20 Guineen, und da dies eine bedeutende Summe ist, so habe ich Sie 24 Stunden vorher davon in Kenntniß setzen wollen.“ — „Ich danke Ihnen“, sagte der Kassirer, den ironischen Ton Fuseli's nachahmend, „wir werden uns bereit halten; da wir aber knapp bei Gelde sind, so würden Sie mich verbinden, wenn sie uns einige Eintritts-Karten zu Ihrer Gallerie gäben. Unsere Kasse würde um so viel reicher und Ihre Ausstellung nicht so leer seyn.“ — Fuseli drückte ihm die Hand und erwiederte: „Ei, mein vortrefflicher Herr, mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen die Billets zukommen lassen. Ich habe über meine Gemälde die Meinung der Liebhaber, der Dilettanten, der Kenner, des Adels und der Bürger gehört; — sehr gern hörte ich nun auch einmal die des Plebs; ich werde Ihnen 20 Billets für Sie und Ihre Freunde senden.“

Von 1817 bis 1825 stellte Fuseli zwölf Gemälde aus, welche bewiesen, daß weder seine Einbildungskraft erschöpft, noch seine Hand ermattet war. Sechs davon wurden von den übrigen ausgezeichnet, nämlich: „Perseus, aus der Höhle der Gorgonen tretend“; „die Dame und der teuflische Ritter“; „Dante, Paolo und Francesca in der Hölle begegnend“; „eine Hexen-Scene“; „Theseus, Ariadne und der Minotaur“ und „der Comus von Milton“. — Fuseli that wohl daran, seinem Ruhm mit dem Grabstichel zu Hülfe zu kommen. Der Grabstichel konservirt seine Zeichnung, verbirgt dagegen sein seltsames Kolorit und läßt den Ausdruck seiner Werke in der Vollkommenheit erscheinen. Moses Houghton hat Fuseli's „Hospital“, seinen „Satan“, seinen „Hamlet“, seinen „Sommernachts-Traum“ und seine „Euphrosyne“ vortrefflich in Kupfer gestochen.

Das Leben hatte seine Widerwärtigkeiten für Fuseli gehabt; aber die Gesundheit hatte ihm niemals gefehlt; indessen rückte das Alter heran. Er hatte 80 Jahre gelebt, die Welt und den Ruhm gemessen. „Ich bin nicht unglücklich gewesen“, sagte er, „denn ich habe mich immer wohl befunden und habe immer gethan, was ich wollte.“ Wenige Leute von Talent können ein Gleiches von sich sagen. Wenn sein Pinsel ruhte, griff er zur Feder; sein Leben war daher gut ausgefüllt, und er liebte es nicht, seine Zeit zu verschwenden. Er stand früh auf und frühstückte mit einem Buche in der Hand, abwechselnd lesend und essend; er war mäßig, aß nur zweimal des Tages und nie zu Abend. Man erzählt sich, daß er nur ein einziges Mal zu Abend gespeist habe, und zwar gebratenes Schweinefleisch, um sich den Alp zu verschaffen, ehe er ihn malte. Nach dem Frühstück ging er in seine Werkstatt und arbeitete bis zum Mittagessen, welches er sehr rasch beendigte, wenn er zu Hause aß, und hierauf las er seine Lieblings-Dichter, Homer oder Dante, Shakespeare oder Milton. Wenn er einen Anfall seiner üblen Laune hatte, so kannte seine Frau aus Erfahrung das Mittel, derselben durch eine Krisis Einhalt zu thun. Sie versetzte ihn in Zorn. Fuseli sprang dann auf, wüthend wie sein eigener Satan, schloß sich eine oder zwei Stunden in seine Werkstatt ein und trat dann heiter und lächelnd wieder heraus; die Krisis war vorüber.

Er starb am 16. April 1825 in Putney-Hill, dem Landsitze der Gräfin Gilford, wo er mit Rogers dem Dichter und Sir Thomas Lawrence, seinem vertrautesten Freunde, zum Besuche war.

Trotz seiner vielen Launen war Fuseli allgemein geliebt, und von Niemanden mehr als von seinen Schülern, welche er zuweilen so übel behandelte. Er errieth mit einem sehr richtigen Takt diejenigen unter ihnen, welche eines Tages seinem Unterricht Ehre machen würden. So sagte er Lawrence und Wilkie ihre ruhmvolle Zukunft voraus. Fuseli sah so schlecht, daß er sich immer einige Schritte von der Staffelei entfernen mußte, um seine Arbeit durch eine Lorgnette zu betrachten. Dieser physische Mangel mußte nothwendig seinen Fortschritten in der Kunst schaden und erklärt auch gewisse Härten in den anatomischen Details, welche selbst in seinen besten Gemälden sichtbar sind. Einer seiner Schüler benutzte eines Tages diese Kurzsichtigkeit, um sich an ihm zu rächen; er stellte ihm eine Bank in den Weg, gegen die er stieß und zu Boden fiel. „Gott steh' mir bei!“ rief er, „ich muß am Ende noch auf den Knieen eine Brille tragen.“ Dieser Witz verhinderte einen Ausbruch des Zorns.

Da er sich immer über die wenige Aufmunterung beklagte, die man den Künsten zu Theil werden ließ, so hielt man ihn für arm, und seine Freunde handelten niemals beim Kauf seiner Bilder. Nach seinem Tode sah man mit Erstaunen, daß er Vermögen hinterließ. — Sein Verdienst war kein gewöhnliches. Sein kühnes und originelles Talent gefiel sich in den Ungeheuren, Seltsamen und Wunderbaren. Die Scenen des häuslichen Lebens hielt er unter der Würde seines Pinsels, indem er sich nur den Halbgöttern der Poesie zugesellen wollte und sich oft beklagte, daß seine Hand zu schwach sey, um die Erfindungen seines Geistes wiederzugeben. Sein Zweck war, zu überraschen und in Erstaunen zu setzen; er suchte seinen Stolz darin, Fuseli der Kühne, der Maler Milton's und Shakespeare's, der Nacheiferer Michael Angelo's genannt zu werden. Von 70 Gemälden, die er ausstellte, kann keines gewöhnlich genannt werden; sie sind alle poetisch und auf poetische Weise behandelt; zwanzig stoßen zurück und mißfallen, zwanzig können schon verstanden werden, *zwanzig andere* verdienen einen Platz in den Gallerieen der Liebhaber; *aber die letzten* zehn, wahrhaft schöne Auffassungen, sind in der Ausführung nur den Werken der großen Meister untergeordnet.

Das Kolorit Fuseli's ist originell, wie seine Zeichnung; es ist eine Art übernatürliche Tinte, welche mit dem größten Theil seiner Gegenstände im Einklang steht. So ist also gegen dieses Kolorit nichts einzuwenden, wenn der Maler höllische Geister oder Hexen darstellt; aber bei Wesen von Fleisch und Bein kann es nicht befriedigen.

Fuseli hat mehr als achthundert Zeichnungen oder Skizzen hinterlassen, welche Beweise von seinen verschiedenen Kenntnissen und von seiner kräftigen Einbildungskraft ablegen. In den Augenblicken seiner Muße zeichnete er Alles auf, was ihm beim Lesen besonders aufgefallen war, und so hatte er beinahe die ganze ältere und neuere Poesie skizzirt. Auffallend ist es, daß man in seinen Skizzen nur selten die Uebertreibung in Stellung und Handlung findet, welche uns in seinen großen Gemälden abstößt. — Fuseli liebte die freie Ausgelassenheit der *alten* Schriftsteller Italiens und Englands; er hatte die keckesten Scenen derselben gezeichnet; aber die keusche Hand seiner Wittwe überlieferte den größten Theil dieser Zeichnungen den Flammen; nur einige wenige blieben in den reichen Portefeuilles, die in die Hände des Sir Thomas Lawrence übergingen. (Allan Cunningham.)

Mannigfaltiges.

— Der Gang durch das Feuer bei den Hindu's. Diese Ceremonie geschieht zu Ehren der Mariamah, einer Gottheit, die vor den Kinderpocken bewahrt, und welcher, bevor man sich in die Gluthen wagt, ein Hahn geopfert wird. Ein Englischer Offizier, der Zeuge dieser Feierlichkeit war, berichtet darüber Folgendes: „Wir kamen zu dem Orte, wo die Indier unseres Corps eine Grube von 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite ausgehöhlt hatten. Die Tiefe derselben bemerkte ich nicht, weil sie voll roth glühender Kohlen war. Jetzt kam ein Zug Menschen von der entgegengesetzten Seite, und jeder derselben schritt oder tanzte der Länge lang durch das Feuer, dessen zunehmende Heftigkeit uns ein paar Ellen weit vom Rand der Grube entfernt hielt. Alle waren mit einer gelben Materie bestrichen, und keiner gab ein Zeichen des Schmerzes von sich. Selbst Kinder wurden hindurch getragen und blieben ruhig. Es ist eine Aufgabe für den Chemiker, die Natur des gelben Stoffes, womit diese Leute sich bestreichen, zu untersuchen. Von Eingebornen konnte ich niemals darüber Auskunft erhalten.“ (E. J. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Freitag den 9. November 1832.

Griechenland.

Neugriechische Dichtkunst.

Im Jahre 1827 erschien bei Eberhuliez in Genf ein in mehrfacher Beziehung interessantes Buch: „Cours de littérature grecque moderne, par Jacovaky Rizo Néroulos." Nachdem der ruhmlichst bekannte Verfasser desselben die Geschichte der Neugriechischen Literatur in drei Perioden, vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, dargestellt hat, verbreitet er sich in einem Anhange kritisch über einzelne Klassen und Zweige jener Literatur selbst. Wie mangelhaft auch in mancher Hinsicht die von ihm gegebene Uebersicht seyn mag, so darf doch überhaupt unter den Materialien zu einer Geschichte der Neugriechischen Literatur jener „Cours" nicht unbenutzt gelassen, er muß vielmehr besonders beachtet werden, und namentlich kann er recht gut als Grundlage zu diesfallsigen Mittheilungen dienen, auf die man dann weitere Ergänzungen gründen kann. Ich will ihn hier dazu benutzen und wähle für dies Mal dasjenige, was Rhisos von der Neugriechischen Dichtkunst sagt, wozu ich hier und da und auch in der Hauptsache Einiges beifügen werde.

Der Verf. sagt zunächst: Nachdem die Quelle der alten Poesie in Griechenland vertrocknet war und sich nach einem langen Zeitraume tiefer Unwissenheit fast nur die Erinnerung daran erhalten hatte, bildeten sich die Griechen, selbst unfähig, die klassischen Musen anzurufen, zwei Gattungen der Dichtkunst, die freilich beide der alten Literatur ganz fremd waren: eine, die dem Reime unterworfen war, die andere, die nur in dem rhythmischen Accent des Verses*) ihre Regel und ihr Gesetz hatte. Denn einige in neuerer Zeit, mit Hülfe von Wörterbüchern und Grammatiken, in gelehrtem (Bücher-) Griechisch verfaßte Jamben und Hexameter**) kann ich als Poesie nicht betrachten. Der Reim war von keinem alten Dichter angewendet worden. Die alte, von Natur melodische, Griechische Sprache ward dies in Versen, bei der Mannigfaltigkeit der Versarten und dem Rhythmus der Prosodie noch mehr, so daß die alten Griechen des Reimes gar nicht bedurften; im Gegentheile würden sie bei seiner Anwendung unübersteigliche Schwierigkeiten in den Hindernissen gefunden haben, denen ihre Versbildung unterworfen war. Gleichwohl war ihnen die Wirkung des Reimes nicht unbekannt, und die Prosa erhielt, bei ihrer größeren Freiheit gegen die Poesie, bisweilen diesen Schmuck. Gorgias von Leontium war der erste, der ihn auf künstliche Art benutzte, und er soll sich sogar dadurch einen Theil seines Ruhmes erworben haben. Selbst Isokrates suchte bisweilen den Ohren seiner Zuhörer durch die Gleichmäßigkeit ihrer Konsonanten zu schmeicheln, wie man die Spuren davon in den meisten seiner Reden antrifft.

Viel später ward in Griechenland eine neue Art, die Verse zu messen, eingeführt. Joh. Tzetzes und Konstantin Manasses im gelehrten Griechisch, und Prodromos nebst einigen anderen im Neugriechischen wendeten zuerst Verse mit einer bestimmten Sylbenzahl an, die jedoch den Versmaaßen und der Prosodie der alten nicht unterworfen waren***). Endlich ging der stete und regelmäßige Reim von der Arabischen Poesie in die Literaturen Europa's über und kam unter der Herrschaft der Franken nach Griechenland, so daß bei uns die gereimte Poesie von der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts her datirt. Der poetische Roman: Erotokritos,†) eine Idylle: die Schäferin*), das Gedicht: Abrahams Opfer, das Trauerspiel: Eriphile, eine Uebersetzung des Homer und einige andere gereimte Dichtungen aus der nämlichen Zeit**) zeichnen sich durch niedrigen Stil, sklavische Nachahmung der Italiänischen Literatur und ermüdende Weitschweifigkeit aus. Alle diese ersten Versuche einer erst entstehenden Literatur entbehren eines bestimmten nationalen und lokalen Charakters; man findet in ihnen keine Spur von Studium der alten, keinen Begriff von Regeln. Wenige Funken dichterischen Geistes sind das ganze Verdienst dieser mit Recht der Vergessenheit anheim gefallenen Dichtungen; und diese selbst sind Alles, was wir an gereimten Neugriechischen Gedichten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten.

Unsere gereimte Poesie war eine Nachahmung der abendländischen Literaturen; die nichtgereimte fand dagegen ihren Ursprung in den Höhlen des Olymps, auf den Felsen des Pindus und in den Thälern von Doris, Aetolien und Akarnanien. Geboren unter und von freien Bergbewohnern, war sie einfach und rauh, wie diese selbst, aber voll Kraft und voll Originalität. Das ist die sogenannte Klephtenpoesie, von welcher ich spreche, und dieser Art sind die Volksgesänge des neuen Griechenlands, die von dem Philhellenen Fauriel gesammelt, übersetzt und erläutert worden sind***). Diese einfache und kunstlose Poesie zeichnet sich durch männliche Schönheiten und Reize aus, die der genannte Franzose, obgleich Ausländer, gut erkannt und geschickt in den Hauptzügen entwickelt hat. Die Gattung der Klephtengesänge ist sehr alt und reicht vielleicht bis in die ersten Zeiten der Eroberung (durch die Türken) hinauf. Es giebt eine Menge solcher Nationalgesänge, die sich in dem Gedächtnisse der Griechen erhalten haben und fortpflanzen; diejenigen, welche Fauriel gesammelt hat, obgleich aus einer ziemlich neueren Zeit, reichen doch hin, von der Gattung und ihren Verdiensten einen klaren Begriff zu geben. Aeltere Gesänge dieser Art würde man aus dem Munde der bejahrten Krieger haben hören und noch hören können, die jüngst für die Freiheit Griechenlands gefochten haben, wie Kolokotronis, Karaiskakis, Notis Botsaris, Diamantis, Tsongas, Makris und Panourias.

Seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Neugriechische Poesie ein Gegenstand der weiteren Ausbildung von Seiten des aufgeklärteren Theiles der Nation geworden.

Jannakakis Tyanitis von Konstantinopel dichtete eine *Βοσπορομαχία* (Wettstreit zwischen den beiden Ufern des Bosporos). Dieses Gedicht ist voll poetischer Schönheiten; der Stil ist leicht, edel und regelmäßig; der Gegenstand geistreich und unterhaltend: beide Ufer sind personifizirt und machen gegen einander ihre eigenthümlichen Reize geltend. Die Beschreibung beginnt für Asien mit der Stadt Chalcedon und erstreckt sich bis zum schwarzen Meere; für Europa reicht sie von Pera und Galata bis zum Dorfe Phanarati, das auf einer Anhöhe gelegen ist, an deren Fuße die ungeheuren Wellen jenes Meeres sich brechen, — der Schrecken der alten Schifffahrer. Anfangs scheint Asien in diesem Wettstreite den Sieg davonzutragen; aber Europa endet den Kampf mit folgenden Worten: „Gestehe nun, wie sehr ich Dich übertreffe! Und wärest Du auch wirklich schöner, als ich, auch dann würde ich Deiner Reize mich erfreuen, indem ich sie betrachtete."

Konstantin Daponti von Stopelos hat in gereimten Versen eine Sammlung von Anekdoten auf die Verdienste der Frauen, unter dem Titel: „Spiegel der Frauen" (Leipzig, 1766), gedichtet. In einer ziemlich korrekten Sprache abgefaßt, ist sie jedoch arm an wahrer Poesie.†)

---

*) Oder in der accentuellen Versification, welcher der Bau der alten Prosodie wich. Das Vorherrschen des Accents vor der Quantität scheint auch in Griechenland eine Folge des Einbruchs der barbarischen Nationen des Nordens und Ostens zu seyn.

**) Dergleichen finden sich z. B. in der Neugriechischen, von 1811 — 1821 in Wien erschienenen, Zeitschrift: *Λογιος ο Ερμης*.

***) Es ist dies das sogenannte politische Versmaaß (*πολιτικος στιχος*.) Was die Zeit seines Ursprungs anlangt, so soll es etwa aus dem zehnten oder elften Jahrhundert herstammen; der Name: *πολιτικος*, aber scheint hier nur mit: *ἰδιωτικος* identisch zu seyn, weil jenes Versmaaß ein gewöhnliches alltägliches war. Der politische Vers besteht aus funfzehn Sylben und zerfällt in zwei Hemistiche, deren der erste acht, der zweite sieben Sylben enthält. Er ist also eine Art verlängerter Alexandriner. Uebrigens findet sich dasselbe Versmaaß auch in der Englischen Literatur; Byron erwähnt in einem Anhange zu seinem Childe Harold, wo er von Neugriechischer Literatur spricht, dieser Aehnlichkeit, indem er sich auf ein Englisches Volkslied, zu deren Beweise, bezieht. — Das politische Versmaaß, mit und ohne Reim, ist auch von neueren Griechischen Dichtern beibehalten worden, für alle einzelnen Dichtungsarten. Man sehe im Allgemeinen: K. E. Struve „Ueber den politischen Vers der Mittelgriechen." (Königsberg, 1828).

†) Ueber diesen kann man sich besonders des Weiteren aus Ikens „Neuen Rothea", Thl. 1. S. 185 f. belehren. D. E.

*) Der Titel ist, im Neugriechischen, *Βοσκοπούλα*.

**) Im Allgemeinen findet man über die genannten Gedichte und andere derselben Gattung, nach des Engländers Leake Researches in Greece, in Iken's Eunomia (1827) genügenden Aufschluß.

***) Man sehe hierüber Fauriel's in mehrfacher Hinsicht interessanten und lehrreichen discours préliminaire in jener Sammlung. Die *κλεφτικα τραγουδια* sind übrigens, wie sich auch aus Fauriel ergiebt, nur eine besondere Gattung der Neugriechischen Volkspoesie, die, außer Vaterland und dessen Leben und Geschichte, wohl ziemlich alle Verhältnisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens umfaßt, auf die Begebenheiten in der Natur sich bezieht. Unter anderen werden sich die Leser vielleicht des Gedichtes auf den Charos (den Tod der Neugriechen) noch erinnern, welches Gerhe in seinem „Kunst und Alterthum" Bd. 4. Heft 2. übersetzte und in poetischer Hinsicht so hoch stellte, daß er den Gegenstand desselben zu einer Preisaufgabe für ein Gemälde machte. Der Würtemberger Leybold gewann den Preis. S. das Weitere im Kunstblatte, 1826. Nr. 10. 11. und „Kunst und Alterthum" 1826. B. 3. S. 7. f. Bei Fauriel findet sich jenes Gedicht im zweiten Bande des Französischen Originals Pag. 228. D. E.

†) Von demselben erwähnt Iken in der Neuen Rothea Thl. 2. S. 111 noch

Digitized by

Alexander Maurokordatos, Hospodar der Moldau, der im Jahre 1780 nach Rußland floh, hat in Neugriechischen Versen Fabeln, Briefe, Oden und vaterländische Gesänge gedichtet, die in Moskau gedruckt worden sind. Indeß bieten, kalt und zu gekünstelt, wie sie sind, diese Dichtungen wenig neue und auffallende Ideen dar; die Erfindung ist wenig natürlich, wie denn auch freilich der Aufenthalt des Verfassers am Dnieper nicht geeignet war, seine Einbildungskraft besonders aufzuregen.

Zampelios von Sta. Maura hat mehrere Trauerspiele gedichtet, von denen jedoch nur eines: Timoleon (Wien, 1818), gedruckt worden ist. Es ist mit Kunst angelegt; die Charaktere sind kräftig gezeichnet, die Verwickelungen gut berechnet, und man bewundert darin sinnreiche und glänzende Züge; aber die Sprache hat nicht ganz die wünschenswerthe Nationalität, weil der Verfasser, enthusiastischer Verehrer der Italiänischen Literatur, die Schreibart Alfieri's gar zu sehr nachgeahmt hat.

Nikolaos Piccolos hat ein Trauerspiel drucken lassen, dessen Gegenstand Demosthenes ist, wie er von den Schergen der Macedonischen Tyrannei dem Altare des Poseidon entrissen wird. Es wurde zuerst auf dem Griechischen Theater zu Odessa im Jahr 1818 dargestellt und fand großen Beifall. Derselbe Verfasser hat auch den Philoktetes des Sophokles ins Neugriechische paraphrasirt.

Zacharias Mavrudi hat ein Gedicht: der Traum, oder der Tod der Maria Gbika (Wien, 1808), gedichtet; endlich Georg Servios mehrere Französische Trauerspiele, wie der Tod Cäsar's, Merope u. s. w., in Neugriechische Verse übersetzt.

Was die lyrische Dichtkunst anlangt, so hat dieselbe zu allen Zeiten eine wichtige Stelle in unserer Poesie eingenommen; die alten Griechen bildeten sie mit Erfolg aus, und auch jetzt noch gehören die meisten unserer dichterischen Compositionen dieser Gattung an. An die Spitze aller dieser müssen wir die patriotischen Kriegsgesänge des Rhigas, dieses ersten Märtyrers unserer Freiheit, stellen. Seine Hymnen glänzen von kräftiger Schönheit, — Vorzüge, welche aus dem National-Charakter und dem damaligen Zustande Griechenlands geschöpft sind; auch wurden sie, bei ihrem Erscheinen, mit Begeisterung aufgenommen, und noch gegenwärtig stehen sie in verdienter Achtung. Noch ehe sie gedruckt wurden, waren sie lange Zeit von Munde zu Munde gegangen, oder waren heimlich durch Abschriften verbreitet, auf diese Weise aber auch durch solche, die nur Enthusiasmus besaßen, entstellt worden, so daß sie viel von ihrer ursprünglichen Kraft verloren hatten, als sie in Jassy im Jahre 1814 im Druck erschienen.*)

Athanasios Christopulos, mit der nämlichen Geistesrichtung, mit derselben Anmuth und Feinheit wie Anakreon geboren, hatte sich ihn auch zum Muster genommen, ohne ihm jedoch sklavisch nachzuahmen. Der scherzhafte und leichte Stil, das gefällige und melodische Versmaaß, das bezaubernde Kolorit der Anakreontischen Verse: seine Gedanken, die nur die sanfteste naivste Wollust athmen; alle poetische Eigenschaften des Teischen Sängers finden sich in den Gesängen des Christopulos vereinigt. Diese Dichtungen (im J. 1811 in Wien gedruckt) werden mit Wohlgefallen gelesen werden, so lange es Menschen geben wird, die Griechisch reden: sie haben mächtig auf die gesammte Nation gewirkt und sind das Entzücken aller Bewohner Griechenlands. Eine Auswahl jener Oden ist vor Kurzem mit einer Französischen Uebersetzung erschienen.**) Aber Christopulos ist unübersetzbar, wie sein Muster; seine Poesie ist ganz Griechisch; sein Hauptverdienst ist die Anmuth des Stils und die Feinheit der Ausdrücke. Man muß ihn Griechisch lesen, wenn man ihn lesen und genießen will. — Was das Persönliche dieses Dichters betrifft, so ist er von Kastoria in Macedonien gebürtig; aber er hat den größten Theil seines Lebens in Konstantinopel zugebracht, und so ist es auch der Dialekt, den man im Fanal (dem Hauptsitze der sogenannten Phanarioten in Konstantinopel) sprach, dessen er selbst sich bedient. Seit mehreren Jahren hat sich Christopulos nach Herrmannstadt in Siebenbürgen zurückgezogen, wo er beschäftigt ist, die Iliade in Neugriechische Verse zu übersetzen. Welches Talent er auch bei dieser neuen Arbeit entwickeln mag, so glaube ich doch nicht, daß sie seinen literarischen Ruhm vermehren werde, in welcher Rücksicht er überhaupt — Nichts mehr zu wünschen hat.

Die Oden von Kalvos sind reich an erhabenen Bildern, und es fehlt ihnen selbst nicht an Tiefe und Originalität; aber die Sprache ist oft dunkel. Uebrigens hat sich Kalvos ein eigenes Versmaaß willkürlich geschaffen, das von dem allgemein gebrauchten verschieden ist; und so lange die Zeit diese literarische Neuerung nicht geheiligt haben wird, werden auch seine Verse etwas Ungewöhnliches und Fremdartiges haben und nur als eine poetische Prosa demjenigen erscheinen, der das System des Dichters nach den Regeln, die er selbst aufstellt, nicht studirt hat. Die erste Sammlung der Oden des Kalvos erschien in Genf im Jahr 1824***); eine zweite ist so eben in Paris erschienen, mit einer angenehmen und treuen Französischen Uebersetzung.

Die Dichtungen des Dionysios Salomos von Zante sind mit Ausdrücken und Wendungen vermischt, deren Gebrauch einzig und allein der gesellschaftlichen Unterhaltung angehören sollte; indeß haben sie das seltene Verdienst einer kräftigen und hinreißenden Begeisterung, so wie einer kühnen und fruchtbaren Einbildungskraft. Mehrere Strophen seiner Dithyrambe an die Freiheit (in der erwähnten Sammlung Fauriels abgedruckt) sind voll bewundernswerther Schönheiten.

So weit Rhigos. — Ich setze dazu noch Folgendes: Zu den Dichtern des neuen Griechenlands muß vor Allen der Verfasser des „Cours" selbst gerechnet werden. Von Rhigos giebt es zwei Neugriechische Trauerspiele in Versen, zum Theil mit Chören in alten Versmaaßen, nämlich Aspasia (Wien, 1813; wieder gedruckt zu Leipzig, 1823, leider mit schlechter Orthographie und nachlässig in der Interpunction) und Polyxena (1813), die mehrmals auf den Griechischen Theatern in Jassy, Bukarest, Korfu und Odessa dargestellt worden sind. Man kann von ihnen unterschreiben, was der Herausgeber des Cours, J. Humbert, in der Vorrede über beide lobend und tadelnd äußert. Von der Aspasia sagt er nämlich: „Sie ist die erste Neugriechische Tragödie, worin das Gesetz der Einheit beobachtet worden ist. Die Absicht des Dichters war, die Gemüther seiner Landsleute mit Hülfe erhabener und patriotischer Gesinnungen zu erheben; auch wollte er zeigen, daß die Neugriechische Volks- (oder gemein-Griechische) Sprache, von manchen Kritikern gar zu wenig gewürdigt, der Eleganz, Erhabenheit und Würde wohl empfänglich sey (und er hat dies auch bewiesen). Als dramatisches Werk dürfte indeß die Aspasia den Tadel verdienen, daß es ihr an Handlung und an Verwickelungen fehle; aber die Sprache ist vollendet." Von der Polyxena heißt es, daß sie jene übertreffe; wenn nicht, was die Diction betrifft, doch in Ansehung der Intrigue und des durch anziehende und tragische Situationen lebendig erhaltenen Interesse.

Ferner giebt es von Rhigos noch ein komisches Gedicht: Der Raub des Truthahns (Wien, 1815), wovon jedoch nur drei Gesänge gedruckt sind. Der moralische Zweck, welchen der Verfasser dabei hatte, war, den Griechen Verachtung gegen frivole Gedanken und nichtssagende Beschäftigungen einzuflößen, sie auf die Gegenstände einer höheren Ordnung der Dinge hinzuweisen und besonders die Liebe zur Freiheit in ihnen zu wecken. Im Ganzen sollte das Gedicht eine Gesammtsatire auf die Gebrechen der Nation enthalten. Die davon gedruckten Gesänge sind eine boshafte Anspielung auf die Sitten der Griechen von Konstantinopel, ihre eitelen Zwistigkeiten, ihren Luxus und ihren Leichtsinn. — Außer diesen Dichtungen hat Rhigos noch eine erhabene Ode auf die Katastrophe von Chios (1822) in den von E. Gresse und H. Stieglitz im J. 1823 herausgegebenen „Gedichten" drucken lassen, die sodann auch in dem „Taschenbuche für Freunde der Geschichte des Griechischen Volkes" (1824) wieder abgedruckt worden ist. Nach der Vorrede zu seinem Cours besitzt er noch viele handschriftliche eigene Dichtungen. Eine Ode an sich selbst hat er am Schlusse jenes Werkes mitgetheilt.

Aus einer Notiz bei Iken, in der Leukothea Bd. 2 S. 115, gedenke ich hier der Gedichte des Arztes Georg Sakellarios, die unter den Griechen, wenn auch nicht sehr bekannt, doch geachtet zu seyn scheinen; eben so wie, nach der Eunomia Bd. 1 S. 60 ff., eines satirischen Gedichtes in dramatischer Form: Der Russ-Anglo-Franzose, das von einem Ungenannten im gemeinen Griechischen, aber in Versen, die zum Theil gereimt sind, gedichtet ist. Es ist eine Satire auf die Griechische Geistlichkeit, die Fürsten und Vornehmen der Nation. Byron, der in dem Anhange zu seinem Childe Harold auch hiervon spricht und Einiges aus dem Originale mittheilt, schlägt den poetischen Werth desselben nicht sehr hoch an.

Von der Griechin Angelika Pali, die auch durch ihre Improvisationen und Gedichte im Italiänischen (z. B. ein Trauerspiel: Romeo e Giulietta) bekannt ist, giebt es mehrere in eigenthümlichen Versmaaßen und einer nicht kunstlosen Sprache gedichtete Oden, z. B. auf Lord Byron (1824), welche sich auch im zweiten Theile von Ikens Eunomia S. 141 zugleich mit einer Altgriechischen Paraphrase von Rhigos (S. 144—145) findet, und auf die Katastrophe von Psara (1825).

Von Alexander Sutsos giebt es Neugriechische Satiren, die in Hydra (1826), so wie von Panagos Sutsos Kriegslieder, die ebendaselbst in dem nämlichen Jahre (letztere auch in Paris 1828) gedruckt worden sind. Jene sind besonders gegen Al. Maurokordatos und die oligarchische Partei gerichtet, übrigens beide gar zu sehr in der gemein-Griechischen Sprache abgefaßt. Auch in neuester Zeit haben Griechische und andere Zeitungen von Gedichten jener beiden Sutsos berichtet und Einzelnes davon mitgetheilt.

Ein in gereimten Versen mit abwechselnden Versarten verfaßtes Gedicht eines gewissen Alexander Rhigos: Rangabi: Ἄλιγος ὁ Ἕλλην, erschien in Nauplien 1831, ist aber weder in Sprache noch in der Ausführung ausgezeichnet. Besser ist eine ebenfalls in Griechenland (1827) gedruckte Heroide in zwei Gesängen, auf die Verbrennung der Türkischen Flotte bei Navarin, von Anagnostes Nautis.

Aus dem Deutschen, Italiänischen und Französischen sind auch viele Dichtungen, z. B. Dramen, wie die Iphigenie von Göthe, Tasso's Streitzen, Lustspiele von Goldoni, Molières Tartuffe, u. s. w. ins Neugriechische übersetzt worden; aber sie verdienen hier wohl um so weniger eine besondere Erwähnung, als die Uebersetzungen in Prosa verfaßt sind. Bei Iken kann man darüber ein Mehreres finden. Ein Drama in Prosa: Νικηφόρος, das die Katastrophe von Meselonghi (1826) zum Gegenstande hat und von einer Griechin, Evanthia, der Schwester des gelehrten Griechen Theophilos Kairis von der Insel Andros gedichtet ist, ist im Jahre 1826 in Nauplion

drei in gewöhnlichen (politischen) Versen geschriebene Compositionen und andere poetische Werkchen, — nach Leake's Researches in Greece.

*) Einzelne dieser Hymnen finden sich hier und da verstreut, z. B eine der ausgezeichnetsten und bekanntesten bei Fauriel Thl. 2. Pag. 20, und auch die unter dem Titel: Ὕμνος εἰς τὴν πατρίδα ἀναχώρησιν (ohne Jahrzahl und mit dem nämlichen gemeinen Dialekte: Κομπανία, etc.) etc. neue Sammlung enthält besonders patriotische Lieder des Rhigas.

**) Sie erschienen, zugleich mit zehn Neugriechischen Oden des bald nach der erwähnten Kalvos, unter dem Titel: Κλείων καὶ Χρυσοπολίτου Ἀνθολογία (Paris, 1826). Auch im Jahre 1831. waren lyrische Gedichte des Chr. in Paris im Originale und mit Französischer Uebersetzung erschienen, wie schon früher (1821) in Wien mit Deutscher Uebersetzung, unter dem Titel: Ὁ νέος Ἕλλην Ἀναχωρητής.

***) Unter dem Titel: Ἡ λύρα Französisch unter dem Titel: La lyre pa[illegible] Paris, 1824.

D. E.

gedruckt worden. Es hat dramatisches Interesse, aber der poetische Werth ist nicht groß.

Dr. Theodor Kind.

Serbien.

Ueber die Volks-Poesie der Serben, mit besonderer Beziehung auf die beiden Gedichte vom Lazar und den Abenteuern des Marco.

Das Slavische ist gewissermaßen die Sprache der Volks-Poesie überhaupt zu nennen. Von siebzig verschiedenen Völkerschaften von den Ufern des Adriatischen Meeres bis zu den Gränzen China's hin gesprochen, sind seine zahlreichen Idiome, welche sich im Süden durch das Italiänische, Neugriechische und Türkische, im Norden durch die Teutonischen Dialekte modifiziren, fast alle reich an Gesängen, deren Rhythmen und Weisen, so wie ihr Inhalt, sich in einer unendlichen Mannigfaltigkeit ergehen. Da diese Lieder vorzugsweise Eigenthum der Geschichte und Religion dieses Völkerstammes sind, der, nach Malte-Bruns Ansicht, beständig im Osten von Europa wohnhaft gewesen, so pflanzen sie sich auch naturgemäß vom Vater auf den Sohn fort und erklingen im Kreise des winterlichen Heerdes von Mund zu Mund, indem sie sich zugleich nach den eintretenden Wechseln und Veränderungen des Glaubens, der Sitten und volksthümlichen Gewohnheiten und Stimmungen umzugestalten pflegen. Ein Volk, das durch Eroberer in einer langen Kindheit erhalten wird, legt in seiner Poesie den Drang seiner Lebensthätigkeit, die Bilder seiner Phantasie und die ganze Kraft nieder, deren anderweitige regelmäßige Entwickelung ihm durch seine Gewalthaber versagt wird. Sich in ihrer Aufklärung zu fördern, sich zu unterrichten oder irgend eine Arbeit außer der zu unternehmen, welche zur Befriedigung ihrer täglichen Bedürfnisse vollbracht werden muß, würde eine ganz unerhörte Sache für den größten Theil aller der Menschen seyn, welche in Rußland und Polen, in Böhmen, Croatien, Dalmatien, Illyrien, Serbien und Bosnien mehr oder weniger in der Dienstbarkeit erhalten werden; aber ihre Gesange und Lieder-Versuche, ihre eigenthümlichen Gastgelage und ihre feurigen Tänze sind es, an denen sie sich ergötzen, und die die einzige Freude ihres Lebens ausmachen. In diesen Ländern, wo sich zahlreiche nur mit unnützen Kräutern bedeckte Brachfelder ausbreiten, wo die Industrie selten und Verkehr fast gar nicht vorhanden ist, gedeiht gleichwohl die Poesie, wie eine wilde Pflanze, in der ganzen Ueppigkeit ihres Wachsthums, und beinahe alle diese Slaven sind Musiker und Dichter.

Nur ein Homer hat diesem großen Volksstamme gefehlt, der in so zerstreute Völkerschaften unter verschiedene Oberherren zerstückelt ist. In der That bedurfte es der Hand eines Homerischen Genius, um alle diese Traditionen zu verbinden, den Grundton aller auseinanderliegenden Typen in so verschiedenen Gesängen auf- und zusammenzufinden, den einzelnen Theilen einen Mittelpunkt zu geben und so gewissermaßen die Einheit dieses alten Stammes wiederherzustellen, der heutzutage durch die Gewalt der Eroberung allen Zusammenhalt verloren. Die sogenannte Epopöe ist kein bloßes geniales Spiel des Geistes; sie ist die Geschichte eines Volkes in seiner Kindheit bis zu dem Augenblick, wo es sich erhebt, sich ausbreitet, vergrößert und zu sich selbst sagt: ich bin. Das Epos bildet sich aus den Liedern, die in den ersten Träumen eines Volkes spielen; es ist der Abdruck jener abergläubischen Vorstellungen, welche in dem Frühnebel seines ersten Morgens die Luft bevölkern, jedem flüchtigen Schatten eine Körpergestalt leihen, dem Rauschen des Windes, dem Murmeln der Wellen eine Absicht unterlegen und den Vögeln und anderen Thieren menschliche Stimmen zuschreiben. Dies ist die Zeit, wo der Mensch, mit der Natur zu einem Bunde der tiefsten Sympathie vereinigt, dennoch das Menschliche überwiegend in der Natur hervortreten läßt. Homer ist in meinen Augen das Einheits-Prinzip der Griechischen Völker, und noch heutzutage geben sie zu dem alten Dichter zurück, um an ihm ihre Nationalität wieder aufzufrischen. In der That finden sie an ihm unzerreißbare Bande des einen Ursprungs, der gemeinsamen Erinnerungen und eines National-Ruhmes, der sich aus so vielen zertheilten Strahlen bei ihm zu einem einzigen Lichte sammelt. Meiner Ansicht nach würde es ohne das Epos des Homer zwar Rumelioten und Moreoten, Mainoten und Arkadier, Gebirgsbewohner des Pindus und Fischer vom Arta, aber keine Griechen mehr geben. Wäre auf ähnliche Art aus der Mitte der Slaven ein Dichter hervorgegangen, der die Gesänge Aller in einen einzigen Körper zusammengeschmolzen hätte, so würden sich diese Völker vielleicht zu einem gemeinschaftlicheren Leben vereinigt fühlen, sie würden einen Stützpunkt ihrer Nationalität haben, und das Bewußtseyn Aller könnte sich in einem Grundton ausprägen.

Der Dichter hat sich nicht gefunden, aber die Materialien für ihn sind zahlreich und in Fülle vorhanden. Die Griechische Geschichte ist nicht reicher an tragischen Begebenheiten, an Zügen der Energie und wahren Größe, der Einfachheit und Anmuth der Sitten. Von dem erhabensten Unglück bis zu den naivsten Details der Volkssitten und dem zärtlichsten Geplauder der Liebe charakterisirt sich Alles in den Liedern der Serben mit einer ungemeinen Beweglichkeit des Gefühls. Die historische und rittermäßige Partie dieser Gesänge kann man in drei Perioden abtheilen: den ereignißvollen und durch große Klagelieder gefeierten Sturz des Lazar und Serbiens auf dem Amselfelde; die romanesken Abenteuer des wilden und tapferen Marco, oder die Zeit des Kampfes und wechselnden Unterliegens gegen die Türken; und endlich, mit Czerni Georg, die letzten Seufzer der Unabhängigkeit und den Widerstand einer in den Bergen und Wäldern versammelten kleinen Schaar Unabhängiger, welche offene Empörung und Tod der Unterwerfung vorzogen, während auf den Ebenen und in den Dörfern Verrätherei und Hinterlist die einzigen Zeichen der Nationalität und des Patriotismus waren.

Die poetischen Ueberlieferungen über Lazar, den letzten Abkommen des glorreichen Hauses der Nemagne, sind sehr mannigfach, und doch finden alle ihren Wiederhall bei den Geschichtschreibern. Diese Letzteren schwanken in der Bestimmung der Epoche der großen Schlacht von Kossevo, die zwischen dem Czar oder Kral von Serbien und Amurat II. vorfiel, innerhalb eines Zeitraumes von 1389 bis 1448. Die Gesänge aber, die sich durchaus um keine Daten bekümmern, geben ganz die religiösen und kriegerischen Eindrücke dieser Periode und den Nachklang des großen Falles wieder. Das dichtende Volk, das den Verlust der Seinigen nur nach der Empfindung seiner Schmerzen, den der Türken nur nach seiner Tapferkeit abmißt, schartt die Haufen seiner Erschlagenen ein, ohne sie zu zählen; nur der Verrath hatte es besiegen können, nur der Wille der heiligen Jungfrau allein vermochte sein Oberhaupt zu beugen. Dieser Czar, der von dem ganzen Slavischen Adel erwählt worden, stammte aus dem Hause des großen Stephan Nemagne, dessen natürlicher Sohn er vielleicht war. An der goldenen Tafel geschah es, daß Lazo (oder Lazar), den Honig, das Lebenswasser und den rothen Wein dem alten Jug und dessen neun Söhnen in Fülle zutrinkend, die Tochter des Alten, Militza, zur Ehe begehrte. Darauf nimmt auch der mächtige Czar das Wort und fordert für Lazo Militza, die junge Tochter, das liebe Kind, die Letztgeborene von Bogdan. Aber die Söhne des Jug, auf ihren leichten Füßen sich erhebend, ziehen ihre Degen, doch der Alte, ihr Vater, hält sie zurück. Darauf liest er in den alten und berühmten Büchern: seine Tochter ist dem Lazo bestimmt. Dieser soll als der Letzte das Reich des Czar erben und mit Militza zu Kruschwacz über die Morava herrschen. Das Gefühl der Vorahnung des Falles Serbiens, welches die Seele des alten Jug erfüllt, wiederholt sich in mehreren Gesängen, und scheint auf wirklichen Volksahnungen und nur zu häufig gerechtfertigten Prophezeiungen zu ruhen. Man findet es unter anderen auch in dem Gesang von der Gründung von Ravanitza wieder. Der Czar Lazar feiert das Fest des heiligen Amos, er hat seinen Platz an der Spitze der Tafel, und neben ihm sind alle edele Vasallen nach Alterstrang gesetzt, da erscheint eine Frau, Militza, die Herrin, strahlend Tag und Nacht, wie eine Sonne, den Leib mit neun Schmuckgehängen umgürtet und am Halse neun Perlenschnüre tragend; sie erscheint und ruft dem Czar in einer wahrhaft Homerischen Aufzählung die frommen Stiftungen in's Gedächtniß zurück, welche von allen denen, die aus dem Hause Nemagne abstammen, ausgegangen, während er, Lazar, auf ihren Lorbeern ruhend, Schätze anhäufe und noch nichts geschaffen und gebaut habe. Alsbald giebt der Kral seinen Entschluß zu erkennen, die Kirche Ravanitza in Resava, am Flusse Ravan, zu bauen. Er will diesen Bau zu einem herrlichen und ansehnlichen machen, die Mauern desselben sollen strahlen von Silberschmuck, und im Innern will er sie verzieren mit Perlenschnüren und Diamanten. Da erheben sich alle Edlen und klatschen ihm Beifall; Milosch Obilisch aber, von fürstlichem Geblüte, blieb allein sitzen unten an der Tafel. Aufgefordert vom Czar, der ihm den goldenen Becher darreicht, zu sprechen, erhebt sich Milosch, seinen verbrämten Kalpac abnehmend und den Tschelenk*) neigend, und spricht:

„Schlag' auf, o Fürst, die alten Bücher der Czaren. Sieh selbst nach, was die Schriften sagen. Die letzten Zeiten nahen heran: der Türke wird unsere Klöster zerstören, er wird unsere frommen Stiftungen vor unseren Füßen zertrümmern und mit ihnen auch die Ravanitza; das Blei der Gebäude wird ihm zu Kugeln dienen, um unsere Festungen zu zerstören, das Silber der niedergestürzten Mauern wird die Roßmähnen des Siegers schmücken, das Gold der Dächer wird seinen Weibern Halsgehänge liefern, der Perlenschmuck der Oberstübe den Busen seiner Favoritinnen zieren, und die abgebrochenen Diamanten werden am Griff seines Sabels und an den Ohrringen seiner Frauen prangen. Höre mich also, glorreicher Herr! erbaue Deine Kirche aus Felsstücken aus Marmor und hartem Stein; denn aus dem Stein kann man nichts als Stein gewinnen, und der Türke wird zwar das Königreich zu erobern im Stande seyn, aber die Kirche wird ausdauern für den geweihten Dienst bis zum letzten Gerichtstage Gottes!"

Diese unheilvollen Weissagungen verkündeten die Schlacht, die das Schicksal Serbiens entschied. Nach der Angabe der Volkslieder fehlte kein einziger Serbier auf der Wahlstatt, und vergebens bat die Czarin Militza, daß nur einer von den Woiwoden oder einer der Diener bei ihr bleiben möge, damit sie ihn zum Czar um Nachrichten von dem Kampfe senden könne. Der Tag bricht an, und man sieht sie schon unter den Wällen der Festung; sie erwartet das Heer, welches in Reih und Glied vorbeizieht, und jedes Roß ihrer Lieben hält sie an, sie drückt die Kniee jedes ihrer neun Brüder an sich und flieht, daß ihr nur Einer verbleibe, aber alle wollen ihr Blut für das Kreuz verspritzen, und sie wird allein und ohnmächtig von dem Diener Goluban fortgetragen. Die Thränen des Mitleids rollen über die Wangen des Soldaten, aber dennoch erträgt er es nicht, zurückzubleiben, sein Herz schwillt auf in Betrübniß, er besteigt sein wackeres schwanenhalsiges Pferd und jagt davon nach dem Amselfelde. Zwei schwarze Raben aber sind es, welche die Thurmspitze umschwärmen, die der Militza die Geschichte der mörderischen Feldschlacht berichten. Das Wenige, was von der christlichen Armee übrig geblieben, liegt verstümmelt in seinem Blute. Da naht sich ein

*) Der Tschelenk ist der alte Serbische Federbusch, halb Roßhaar, halb Feder, der von einer Verzierung von kostbarem Metall, nicht selten auch mit Diamanten besetzt, eingefaßt wird. Er wird auf dem Kalpac, einer mit Pelz verbrämten Mütze, getragen.

alter Diener, in seiner Linken hält er seine rechte abgehauene Hand, siebzehn Wunden bedecken seinen Körper, und das Blut rieselt über sein Roß hernieder; und als man die Stirn des Kriegers mit kaltem Wasser gewaschen, als man seinen Körper mit rothem Wein gerieben und er wieder einige Kraft gewonnen, beantwortet er die dringenden abgerissenen Fragen der Frau des Czar, der Tochter des Jug, der Schwester der Jugsöhne, der schönen Mutter des Milosch und Wuk, mit kurzen, aber gräßlichen Nachrichten. Der Tod aller Blutsverwandten, Angehörigen und Diener der Czarin ist von den schrecklichsten und mitleiderregendsten Umständen begleitet und verherrlicht zugleich die Tapferkeit Aller, die gefallen sind. „Denn der edle Milosch, ach! er hat den Sultan Amurat und zwölftausend Türken getödtet, und der Herr segne ihn für diese That, ihn und die Seinigen! er wird leben in den Liedern und Sagen, so lange das Amselfeld noch steht. Aber der Verräther Wuk, der Sohn des Branko, sey verflucht, er und sein Stamm, denn er war es, welcher den Czar verrathen!“

Die Türkischen Geschichtschreiber und die Topographie des Landes selbst befinden sich hier in vollkommener Uebereinstimmung mit den Serbischen Volks-Gesängen. Auf der Ebene, welche noch heut den Namen Kossovo (Amselfeld) trägt, erhebt sich, eine halbe Meile von dem Flusse Schinitza, das Grabmal Amurat's, getödtet von Milosch Obilitsch. Derwische, die in einer benachbarten Teke wohnen, unterhalten die unverlöschlichen Lampen, die an dem Grabes-Monument brennen, und auf dem Abhang eines wenig entfernten Hügels zeigt man noch das Grab des Serbischen Fahnenträgers, der den Sultan erschlug und von den Janitscharen in Stücke gehauen wurde.

Noch kurz vor der Schlacht hatte ein grauer von Jerusalem hergeflogener Falke — „doch nein, es war kein grauer Falke, es war der Prophet Elias selbst gewesen“ — dem Czar eine Schrift von der Mutter Gottes gebracht. Dem Lazar war darin die Wahl gegeben zwischen dem irdischen und himmlischen Königreich, und er zog das letztere vor; er errichtete auf dem Schlachtfelde, so wie es die heilige Jungfrau ihm vorgeschrieben, ein großes Zelt von Gold und Scharlach, und dort nahm das ganze Heer das Abendmahl, sich zum Tode vorbereitend. Zahlreiche Gesänge verkünden von der Schlacht, die entscheidend war, und sind unerschöpflich an rührenden Bildern und Schilderungen. Sie scheinen das Grabes-Monument des Vaterlandes zu seyn; es ist ein ununterbrochener Hymnus von Lobpreisungen und Stimmen des Schmerzes. In dem einen wird von einem jungen Mädchen erzählt, die, zwei kostbare goldene Becher in ihrer Hand haltend, von denen der eine mit frischem Wasser, der andere mit rothem Wein gefüllt ist, die weißen Aermel zurückgeschlagen bis zum Ellbogen und auf ihrer Schulter Brodte tragend, sich so auf das Amselfeld vor Tagesanbruch begiebt. Dort wendet sie die Körper der in ihrem Blute schwimmenden Helden um, und als sie einen Lebenden darunter findet, wäscht sie ihn mit dem Wasser, tröpfelt ihm den Wein in seinen Mund und giebt ihm das weiße Brod zu essen. Sie hilft so einem jungen verstümmelten Krieger auf, dessen Herz man aus der verwundeten offenen Seite beben sieht; er rafft sich zusammen und fragt das junge Mädchen, warum sie in dem Blute der Helden wühle? Sie antwortet mit liebenswürdiger Unbefangenheit: „Theurer Bruder, unbekannter Krieger“, spricht sie, „ich suche keinen meiner Blutsverwandten, weder Bruder, noch Brudersohn, noch Aeltervater oder Vater. Weißt Du wohl, unbekannter Krieger, weißt Du wohl, wie vor zwanzig Tagen dreißig Mönche dem Heere des Königlichen Lazar in der prächtigen Kirche von Samodrischa das Abendmahl reichten? Alle Serben nahmen in dieser Nacht daran Theil; — die Letzten, die hinzutraten, waren drei Woiwoden, drei Tapfere — — —. Ich, ich stand unter meiner Thür, als Milosch, der Woiwode, vorüberschritt. Ach, wie groß war der Held doch in diesem Leben! Sein Säbel klirrte an der Erde, Federn zierten seinen Kalpack von Seide, er trug einen gestreiften Mantel, und eine seidene Binde umgab seinen Hals. Er schaute um sich, und sein Blick traf auf mich; da nahm er seinen gestreiften Mantel ab, er nahm ihn ab, und, mir ihn reichend, sprach er zu mir: Nimm, junges Mädchen, diesen Mantel, nimm ihn zum Andenken meiner, und erinnere Dich dabei meines Namens. Sieh, mein Kind, ich gehe, um dort zu fallen, auf dem Felde der Fürstenschlacht. Bitte Gott, theure Seele, daß ich gerettet und wohlbehalten wiederkehre, und Glück soll Dir daraus entsprießen! Wenn ich wiederkehre, will ich Dich meinem Milau verheirathen, dem Milau, meinem theuren Freund, er, den ich noch heut meinen Bruder nenne. Beim höchsten Gott und dem heiligen Johannes, ich werde Dein Brautvater seyn am Tage der Hochzeit.“ — Die Erzählung des Mädchens geht darauf in derselben Weise zu den beiden anderen der drei Woiwoden über. Der zweite schenkt ihr einen goldenen Ring und verspricht ihr Brautführer zu seyn; der dritte, Milau Sopliza, giebt ihr sein goldenes Armband und gelobt, wenn er wiederkehre, solle das junge Mädchen seine treue Braut seyn. Aber alle drei gehen hin, um dort zu fallen.

„Erblickst Du wohl, theure Seele — antwortete der junge verwundete Krieger — theure Schwester, Tochter des Amselfeldes, erblickst Du wohl dort diese Feldzeichen der Schlacht? Dort, wo sie hoch und übereinandergehäuft hervorragen, entfloß das Blut der Tapferen in Strömen. Es spritzte bis zum Steigbügel, bis zum Steigbügel und dem Sattelgurt des Rosses und bis zum seidenen Gewiel der Helden hinauf; dort ist es, wo die drei Tapferen fielen. Geh, kehre zurück zu Deinem weißen Hause und beflecke nicht mit Blut Deine Arme und den Saum Deines Kleides.“ — Das junge Mädchen weinte und ging zurück; sie legte sich zur Ruhe unter den grünen Rasen; die Blätter fielen ab von den Bäumen und verdorrten auf ihrem Leichnam.

Indeß sah man noch nach vierzig Sonnen, als eine Karawane von Scupi (Uskup in Macedonien) aus dem frischen Quell zu schöpfen kam, das Haupt des Lazar im Wasser glänzen wie der Mond in seinem vollen Scheine. „Das heilige Haupt des heiligen Fürsten der Serben, als man es auf den grünen Rasen warf, begann sich langsam zu bewegen, und im Angesicht von dreihundert alten Priestern, zwölf Erzbischöfen und vier Patriarchen fügte es sich wieder mit dem heiligen Körper zusammen und begehrte Begräbniß; nicht in fremden Klostermauern, sondern in seiner eigenen geweihten Stiftung, in seinem schönen Kloster Ravanitza, auf der grünen Bergshöhe in den Wäldern Kutschaia, in dem Kloster, das Lazar selbst gründete, als er noch blühte, an seinem herrlichen Hofe, dem Kloster, zum Heil seiner Seele erbaut, von seinem eigenen Hab' und Gut, nicht von den Seufzern und dem Gut des Armen.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Ein Wort Napoleons.** Der bekannte Irländische Demokrat Wolfe Tone berichtet im zweiten Bande (S. 275) seiner Denkwürdigkeiten über eine Unterredung, die er im Jahre 1797 mit Napoleon gehabt hat. Der Letztere sagte dabei unter Anderem: „Was wollen denn nun eigentlich die Jakobiner? Frankreich ist revolutionirt; Italien ist revolutionirt; die Schweiz ist revolutionirt; Holland ist revolutionirt; ja, bald wird ganz Europa revolutionirt seyn; aber dies ist ihnen, wie es scheint, immer noch nicht genug. Doch ich weiß wohl, was ihnen fehlt; ihnen fehlt die Herrschaft von 30 oder 40 Individuen, begründet auf dem Blute von 3 oder 4 Millionen; ihnen fehlt die Constitution von 1793 mit allen ihren Gräueln; aber sie sollen sie nicht haben, und wehe dem, der sie zu fordern wagt! Was mich selbst betrifft, so erkläre ich, daß, *wenn* mir keine andere Wahl als die zwischen dem Königthum und jenen Herren bliebe, ich nicht einen Augenblick mich besinnen würde, um mich für das Königthum zu erklären.“ (Edinb. Mag.)

— **Galanterie in Grönland.** Die Mährischen Brüder hatten die größte Mühe, die Grönländer dazu zu bringen, daß sie ihren alten Gebräuchen hinsichtlich der Heirath entsagten. Die Ersteren verheiratheten sich mit Frauen, welche sie liebten, und lebten mit ihnen auf eine sehr anständige Weise, in der Hoffnung, daß die Eingebornen bald ihrem Beispiel folgen würden. Aber in Grönland erheischt es die Sitte, daß ein Mädchen sich nicht selbst ihren Mann wählt; auch die Eltern dürfen sich nicht in die Heirath ihrer Töchter mischen, sondern dieselben werden von ihren Liebhabern auf gewaltsame Weise entführt. Die alte Galanterie jener Wilden, welche auch heute noch nicht ganz erloschen ist, äußerte sich auf folgende Weise. Einige Freunde begeben sich mit dem Liebhaber in das Haus des jungen Mädchens und entführen es entweder gutwillig oder gewaltsam, selbst in Anwesenheit der Eltern. — Oft ereignet es sich, daß das Mädchen es gar nicht weiß, daß es der Gegenstand der Neigung des Grönländers ist, der sie entführt; aber selbst wenn sie von seiner Liebe unterrichtet ist, so schickt es sich, daß sie den lebhaftesten Widerstand leistet und sich sogar bei den Haaren fortschleppen läßt. Wenn ihr Widerstand fortdauert, sobald sie sich außerhalb der Hütte ihrer Eltern befindet, und wenn sie sich weigert, ihrem Liebhaber zu folgen, so erhält sie sicherlich einige tüchtige Faustschläge auf den Kopf. In der Hütte ihres Liebhabers angekommen, überläßt sie sich der heftigsten Verzweiflung; ihre Haare hängen wild um die Schultern, ihr Gesicht ist in Thränen gebadet, und sie entflieht bei der ersten Gelegenheit. Wenn sie entkommen kann, so sucht sie auf den mit Schnee bedeckten Bergen oder in einsamen Thälern einen Zufluchtsort, und zuweilen, als letztes Hülfsmittel, schneidet sie sich die Haare ab. Diese letzte Handlung ist durchaus entscheidend; denn ein Mädchen, das seine Haare geopfert hat, wird in jenem Lande niemals zur Ehe begehrt. — Wenn es dem jungen Mann gelingt, die Geliebte in seine Hütte zurückzubringen, so bleibt sie einige Tage höchst niedergeschlagen, sie nimmt keine Nahrung zu sich; wenn aber sanfte Tröstungen ohne Erfolg bleiben, dann wehe ihr; denn nun nehmen sich die alten Weiber des Hauses der Sache an, und diese behandeln dann das junge Mädchen sehr hart. — Dies war der barbarische Gebrauch, den die Mährischen Missionarien abzuschaffen suchten. Sie verlangten von den jungen Grönländern, die sich verheirathen wollten, daß sie sich erst bei ihnen Raths erholten, um dann von ihren Absichten mit den Eltern des jungen Mädchens zu sprechen. In vielen Fällen gelang es ihnen auch; aber sehr oft trugen doch auch noch die alten Sitten den Sieg davon. — Eine Wittwe muß ihre Trauer nicht allein durch Thränen und betrübte Blicke, sondern auch durch große Nachlässigkeit in ihrer Kleidung und an ihrer ganzen Person ausdrücken. Wenn sie sich einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes reinlich und geputzt zeigt, so ist das ein Beweis, daß sie nicht abgeneigt ist, neue Bande zu knüpfen. — Der Dämon der Eitelkeit und der Koketterie herrscht auch bei den Frauen in Grönland. Ein vollständiger Anzug von Rennthier-Fellen ist bei jenen Insulanerinnen der schönste Schmuck und ihnen eben so viel werth als unseren Europäerinnen die schönsten Kleider. Obgleich die Grönländerinnen nicht schön sind, so fehlt es ihnen doch nicht an Anmuth, und ihr liebenswürdiges und sanftes Wesen nimmt sehr für sie ein.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Montag den 12. November 1832.

England.

The spanish novelists. (Die Spanischen Novellendichter). Eine Reihefolge von Erzählungen, von der frühesten Periode, bis zum Schlusse des 17ten Jahrhunderts. Aus dem Spanischen von Thomas Roscoe. London, 1832.

Die Spanische Novelle bildet eine eigene, von allen anderen verschiedene Art. Das Mannigfache und Buntscheckige der Ereignisse, die sinnreiche Intrigue, die unerschöpflichen und stets nahe liegenden Quellen der Erzähler, eine Ader von Weisheit, die sich durch Alle hinzieht, bei einer Fülle von Witz, wie nur irgend eine Sprache ihn aufweisen kann, sind jedes an und für sich höchst eigenthümlich, aber in ihrer Vereinigung ohne Gleichen. Die Spanische Novelle, wie das Spanische Drama, haben das Besondere, daß der individuelle Charakter selten ausgemalt ist. Der Novellendichter denkt mehr an die menschliche Natur im Allgemeinen, als an das besondere Geschöpf Mensch, in welchem alle natürliche Leidenschaften ihren Sitz haben. Die gegenseitigen Einflüsse des geselligen Zustandes, die conventionellen Charaktere der Menschen in ihrem politischen Vereine, die Intriguen und Ueberlistungen, die der Mensch in seinen äußeren Handlungen anwendet, dies ist Alles, womit er zu thun hat. Selten dringt er in die innerste Tiefe, wo die Seelenkräfte ihr Wesen treiben, und wo das wahre Spiel des Lebens geheimnißvoll und im Dunkeln gespielt wird. Nur mit der äußeren Form des Schauspielers hat er zu schaffen, und diese faßt er mit bewundernswürdiger Schärfe auf, mit allen ihren Verzerrungen und Windungen, ihrem Lächeln und ihrem Trübsinn, bis wir mit der ganzen Gestalt des erdichteten Charakters so bekannt werden, daß wir ihn dem inneren Auge mit unvergeßlichen Zügen vorzeichnen können. Er schildert uns Scheine, Mörder, treulose Liebende, gichtische Ehemänner feurige Ritter, plumpe Wirthe und rothbäckige Kammermädchen, und füllt den Rahmen mit flatternden Bändern, runden Hüten, fliegenden Mänteln, maskirten Gesichtern und Theaterputz aus, und dies Alles zusammen bildet ein buntes Gemälde, welches durch mannigfache Figuren, geschickte Zeichnung, Beweglichkeit der Schauspieler und vor Allem durch Züge von Witz und Klugheit, die gleich köstlichen Diamanttropfen überall durchschimmern, das Auge blenden. — Dieses sind die hervorstechenden Merkmale der Spanischen Novelle, welche in den kleineren Erzählungen, wovon Herr Roscoe uns sehr interessante Proben liefert, sämmtlich wahrzunehmen sind.

Für Leser, die mit der Spanischen Literatur ganz unbekannt sind, möchte es nicht leicht seyn, aus so kurzen Mustern einen klaren Begriff von deren Hauptcharakter zu schöpfen; doch Herr Roscoe hat seinen Uebersetzungen einen fortlaufenden historischen, biographischen und kritischen Kommentar beigefügt, der die Schwierigkeiten für den fremden Leser größtentheils beseitigt. Aus der großen Liste von Schriftstellern, von denen uns Herr Roscoe Proben giebt, heben wir hier eine Erzählung von Don Juan Manuel aus, der im Anfange des 14ten Jahrhunderts blühte, einem Zeitgenossen Petrarka's, und der sich um die Verfeinerung seiner Muttersprache und die Einführung eines besseren Geschmacks bei seinen Landsleuten großes Verdienst erwarb. Sie führt den Titel:

„Historie, wie es einem gewissen jungen Manne an seinem Hochzeitstage erging."

„In einer gewissen Stadt lebte ein edler Maure, der hatte einen einzigen Sohn, welcher vielleicht der beste junge Mensch war, den es in der Welt gab. Er war aber nicht reich genug, um ihn in den Stand zu setzen, auch nur die Hälfte von den guten Dingen zu vollbringen, die er so gern unternommen hätte, deshalb war er in großer Bekümmerniß, weil er wohl den Willen, aber nicht die Macht zur Ausführung hatte. Es wohnte aber in derselben Stadt ein anderer Maure, viel geehrter und reicher als der Vater des jungen Menschen, und dieser hatte seinerseits eine einzige Tochter, die aber der völlige Gegensatz des trefflichen Jünglings war, denn sie war eben so heftig und boshaft, als dieser sanft und gefällig, so daß kein Mann an eine Verbindung mit einem so eingefleischten Zankteufel denken mochte. Eines Tages kam der gute Jüngling zu seinem Vater und sagte: „„Vater, ich weiß, daß Du nicht reich genug bist, um mir einen anständigen und ehrenvollen Unterhalt zu geben, so daß ich entweder ein niedriges und unthätiges Leben führen oder das Land verlassen muß, daher möchte ich lieber, wenn Du es für gut findest, irgend eine Heirath thun, die mich in den Stand setzte, mir den Weg zu höheren Dingen zu bahnen."" Der Vater antwortete, daß es ihm sehr lieb seyn würde, wenn sein Sohn sich nach seinen Wünschen verheirathete. Darauf sagte der Sohn, er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn sein Vater es zu machen wüßte, daß der reiche Mann ihm seine einzige Tochter zur Frau gäbe. Der Vater war sehr erstaunt, als er dieses hörte, und meinte, seines Wissens gäbe es keinen Mann, wäre er auch noch so arm, der diese böse Sieben heirathen möchte, der Sohn aber erbat es sich als eine besondere Gunst, diese Heirath zu Stande zu bringen, und lag dem Vater so sehr an, daß er einwilligte, so sonderbar ihm auch das Verlangen vorkam."

„Demzufolge begab er sich sogleich zu dem vornehmen Manne, mit dem er auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, und nachdem er ihm den ganzen Vorfall erzählt hatte, hielt er um die Hand seiner Tochter für seinen Sohn an, der Muth genug hätte, sie zu heirathen. Als der gute Mann aus dem Munde seines besten Freundes diesen Antrag vernahm, sagte er zu ihm: „„Das wäre ein schlechter Streich, mein Freund, den ich Dir spielen würde, denn Du hast einen trefflichen Sohn, und es wäre wahre Verrätherei von mir, wenn ich ihn so unglücklich machte und durch die Heirath mit meiner Tochter seinen Tod veranlaßte, oder vielleicht noch etwas Schlimmeres, denn der Tod wäre besser für ihn, als diese Heirath. Denke übrigens nicht, daß ich dies sage, um mich Deinen Wünschen zu widersetzen, denn was das betrifft, so wollte ich sie recht gern Deinem Sohne oder auch jedem Anderen geben, der auch thöricht genug wäre, sie mir abzunehmen."" Darauf erwiederte sein Freund, daß er ihm für die Freundschaft, die aus seinen Worten hervorginge, recht sehr verbunden wäre, bat ihn aber dennoch, die Jungfrau seinem Sohne zur Ehe zu geben, da diesem so sehr daran gelegen zu seyn schiene. Der Andere willigte ein, und die Ceremonie ging vor sich. Die Braut wurde zu dem Bräutigam in's Haus gebracht, und, wie es bei den Mauren Sitte ist, die Verwandten bereiteten ihnen ein Abendessen, setzten es vor sie hin und verließen sie dann, um erst an anderen Tage zurückzukehren. Doch gingen die Eltern und alle Verwandte der Brautleute mit bösen Ahnungen fort, denn sie fürchteten, daß sie bei ihrer Rückkehr am folgenden Tage den Bräutigam entweder todt oder sonst in einem schlimmen Zustande finden möchten."

„Es geschah nun, daß die jungen Leute, sobald sie allein waren, sich zu Tische setzten, und ehe noch die gefürchtete Braut Zeit hatte, den Mund zu öffnen, sah sich der Bräutigam um und erblickte seinen Liebling, einen großen Hund, der hinter ihm stand. Zu diesem sagte er mit einiger Strenge: „„Herr Bullenbeißer, bringt uns etwas Wasser zum Waschen."" Der Hund stand still und rührte sich nicht. Sein Herr wiederholte den Befehl mit mehr Hitze, aber der Hund ging nicht von der Stelle. Nun sprang der Herr in großem Zorn vom Tische auf, ergriff sein Schwerdt und rannte auf den Hund los, welcher, als er ihn kommen sah, über Tisch, Stühle und Feuerheerd setzte, um ihm zu entwischen, der Bräutigam aber war immer hart hinter ihm. Endlich holte er ihn ein, schlug ihm den Kopf ab und hieb ihn in Stücke, bis der ganze Platz mit Blut bedeckt war, dann nahm er, über und über mit Blut befleckt, seinen Platz an der Tafel wieder ein. Darauf warf er die Augen wieder umher, erblickte ein Schooßhündchen und befahl ihm, Wasser zum Waschen zu bringen, und da dies nicht geschah, sagte er: „„Was, du falscher Verräther, siehst du nicht, wie es dem großen Hunde ergangen ist, weil er nicht thun wollte, wie ich ihm befahl? Wenn du mir noch einen Augenblick Widerstand leistest, so soll es dir nicht besser ergehen als ihm! Und als er fand, daß sein Begehr doch nicht gethan wurde, sprang er auf, ergriff es bei den Beinen und schlug es so heftig gegen die Mauer, daß er ihm den Schädel zerschmetterte; dabei zeigte er noch mehr Wuth, als gegen den armen Bullenbeißer. Dann kam er in großer Leidenschaft wieder zu Tische und sah sich nach allen Seiten um, während seine Braut, welche fürchtete, daß er von Sinnen wäre, sich nicht unterstand, ein Wort zu sprechen. Endlich bemerkte er sein Pferd, welches vor der Thür stand, da er nur das einzige hatte. Diesem befahl er ebenfalls, Wasser zu bringen, das Pferd that es aber nicht. „„Was ist das, Meister Gaul!"" schrie der Bräutigam; „„denkst Du etwa, weil ich kein anderes Pferd habe, als Dich, werde ich Dich am Leben lassen, wenn Du nicht thust, was ich befehle? Nein, Du sollst eines eben so harten Todes sterben, als die Anderen; ja, kein lebendes Wesen, das ich in der Welt habe, will ich verschonen, wenn es mir den Gehorsam versagt!"" Das Pferd aber stand, ohne sich zu rühren; da ging sein Herr mit großer Wuth darauf los, schlug ihm den Kopf ab und hieb es ebenfalls in Stücke. Nun wohl. Als seine

Frau sah, daß er auch sein Pferd getödtet hatte, da er doch kein anderes besaß, und noch von ihm hörte, er wolle es mit jedem anderen Geschöpf eben so machen, wenn es ihm ungehorsam wäre, merkte sie wohl, daß das kein Spaß sey, und gerieth so in Schrecken, daß sie kaum wußte, ob sie todt oder lebendig wäre; er aber setzte sich, ganz mit Blut bedeckt, wie er war, wieder zu Tische und schwur, daß, wenn er auch tausend Pferde, Frauen oder Dienstboten hätte, und sie thäten nicht, was er befehle, so wollte er sie alle todtschlagen; dabei fing er wieder an, sich, mit dem Schwerdt in der Hand, nach allen Seiten umzusehen. Als er sich nun recht umgesehen hatte und kein lebendes Wesen mehr erblickte, sah er seine Frau wild an und sagte mit großer Heftigkeit: „„Steh' auf und hole mir Wasser, die Hände zu waschen!““ Die Frau, die sich nichts Geringeres versah, als in Stücke gehauen zu werden, gab zur Antwort: „„Ach, wie habe ich Gott zu danken, der Dir den Gedanken eingab, so zu verfahren, wie Du gethan hast; denn sonst würde ich, durch die verkehrte Behandlung meiner thörichten Freunde verleitet, es mit Dir eben so gemacht haben, wie ich es mit ihnen machte.““

„Darauf befahl er ihr, sie sollte ihm etwas zu essen reichen, und das in solchem Tone, daß sie schon zu fühlen glaubte, wie ihr der Kopf von den Schultern flöge. Auf diese Weise herrschte die ganze Nacht das beste Vernehmen unter ihnen; sie sprach kein einziges Wort, sondern that nur Alles, was er verlangte. Nachdem sie einige Zeit geruht hatten, sagte der Mann: „„Der Eifer, in welchen ich diese Nacht gerathen bin, hat mich verhindert, zu schlafen. Stehe Du auf und gieb wohl Acht, daß Niemand hereinkomme, mich zu stören, und mache mir auch etwas Gutes zu essen zurecht.““

„Als es heller Tag war und die Eltern und anderen Verwandten an die Thür kamen, horchten sie Alle, und da sie Niemanden sprechen hörten, so glaubten sie nicht anders, als daß der unglückliche Mann von seiner wüthenden Frau entweder umgebracht oder tödtlich verwundet worden sey. In dieser Meinung wurden sie bestätigt, als sie sie an der Thür stehen sahen und den Bräutigam nicht erblickten. Doch die junge Frau, die sie herbeikommen sah, schlich ihnen auf den Zehen entgegen und flüsterte leise: „„Ihr falschen Freunde, wie könnt Ihr es wagen, auf diese Art an die Thür zu kommen oder auch nur ein Wort zu sprechen? Seyd still, so lieb Euch Euer Leben oder das meinige ist; husch! weckt ihn ja nicht auf.““

„Als die Verwandten recht verstanden, was sie sagte, verwunderten sie sich gar sehr; da sie aber Alles erfuhren, was in der Nacht vorgegangen war, verwandelte sich ihr Erstaunen in Bewunderung des jungen Mannes, der es so gut verstanden hatte, wie man sich benehmen müsse, um Herr in seinem Hause zu seyn.“

„Von diesem Tage an ließ sich seine Frau so gut leiten und betrug sich in jeder Art so vortrefflich, daß sie das angenehmste Leben mit einander führten. Das gute Beispiel des Eidams gefiel dem Schwiegervater so sehr, daß ihm die Lust ankam, in seinem Hausstande auch eine Veränderung einzuführen. Er schlug daher auch ein Pferd todt; allein seine Frau bemerkte ihm bloß: „„Wahrhaftig, Don Fulano, Ihr kommt mit diesem Plane etwas zu spät; wir kennen uns schon zu gut.““ —

Diese Geschichte führt sehr natürlich auf die Bemerkung, wie manche Volks-Erzählungen und dramatische Scenen, an denen unsere Traditionen so reich sind, wir den früheren Productionen der Spanischen Literatur verdanken. Eine Geschichte, ganz das Gegenstück der obigen, wird häufig erzählt, als hätte sie sich in dem westlichen Theil England's zugetragen; in dieser ist der Held ein Pächterssohn. Beaumont und Fletcher haben denselben Stoff in dem Stücke: Rule a Wife, and Have a Wife, bearbeitet, und eben so Shakespeare in seinem Lustspiele: The taming of the Shrew.*) Einen ähnlichen Vorfall finden wir im Französischen bearbeitet, und Alle verdanken ohne Zweifel ihren Ursprung der obigen Novelle aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts, die einen Spanischen Prinzen von Geblüt zum Verfasser hat.

*) Nach Ersteren ist bekanntlich Schröder's „Stille Wasser sind tief“ und nach Letzteren Holbein's „Liebe kann Alles“ bearbeitet.

Miß L. E. Landon.

Wir haben unsere Leser bereits mit einer geistreichen jetzt lebenden Englischen Schriftstellerin, Mistreß Jameson, bekannt gemacht, von deren zuletzt erschienenen Werken („Ueber berühmte souveraine Herrscherinnen“ und „Weibliche Charaktere“) in diesen Blättern Bericht erstattet worden ist. Nicht minder ausgezeichnet ist eine andere Engländerin, Miß Landon, die, eben so wie jene, in ihren vielgelesenen poetischen Erzeugnissen weibliche Zartheit mit männlichem Ernst, ein feines Beobachtungstalent mit tiefer Auffassung verbindet. Miß Landon verschaffte schon als kaum erwachsenes Mädchen den Anfangsbuchstaben L. E. L., mit denen ihre Gedichte unterzeichnet waren, einen guten Klang; die Kritiker riethen lange hin und her, wem diese Buchstaben wohl gehören mochten, bis endlich die ungeduldigen Freunde derselben den Namen der bescheidenen Dichterin verriethen. Aber immer noch liebt sie es, unter dem halben Inkognito ihrer Initialien aufzutreten, und selbst ein größeres prosaisches Werk: Romance and reality (Roman und Wirklichkeit), das sie vor einiger Zeit herausgegeben, trägt noch dieselben Buchstaben, die man Englisch durch Lovely, Easy, Lively gedeutet hat und Deutsch durch Lieblich, Einfach und Lebendig deuten könnte. Um unsere Leser mit dem Geiste dieser interessanten Frau bekannt zu machen, theilen wir aus dem eben erwähnten Werke einige Gedanken und Aussprüche mit, die, so aphoristisch sie auch sind, doch hinlängliches Zeugniß geben, um das oben Gesagte zu bestätigen:

„Eine große Veränderung in unserer Lebensweise gleicht einem kalten Bad im Winter; wir zaudern lange, ehe wir uns hineinbegeben.“

„Mit der Ehe geht es wie mit dem Gelde; man macht sich oft nichts daraus, will man es aber gerade, so ist es nicht bei der Hand.“

„Wir sind niemals größere Philosophen, als wenn unsere Eitelkeit einen Stoß erlitten hat.“

„Das alte auf Feuer und Wasser angewandte Gleichniß kann auch auf die Phantasie bezogen werden: sie ist eine gute Dienerin, aber eine gar schlechte Herrin.“

„In der moralischen wie in der physischen Welt ist das Gewaltsame keine Bürgschaft für die Dauer. Die Pflanze, die zu vorzeitiger Production getrieben wird, bringt zwar rasche Blüthen, doch sie stirbt auch bald.“

„Die Ereignisse unseres Lebens lassen sich in folgende drei Kategorieen bringen: unsere Thorheiten, unsere Fehler und unsere Unglücksfälle.“

„Suche wo möglich geistreich zu seyn in dem Augenblicke, da Du Dich empfiehlst; denn Deine letzten Worte werden die einzigen seyn, deren man sich erinnert.“

„Nichts kommt so rasch in Umlauf als ein Geheimniß.“

„Man sagt immer, wir vergäßen Andere so leicht, aber noch mehr vergessen wir uns selbst. Wir erinnern uns wohl dessen, was wir gesehen, gelesen und gehört, aber ganz anders ist es mit dem, was wir gefühlt haben, und wovon wir nur ein ganz unbestimmtes verworrenes Bild behalten. Man kann daher in der That sagen, das Gedächtniß sey diejenige unserer Fähigkeiten, die den wenigsten Egoismus besitze.“

„So lange die Wissenschaft das Eigenthum von Wenigen war, hat sie fast immer nur zu Mißbräuchen gedient.“

„Die Gewohnheit versteinert das Gefühl.“

„Die Phantasie ist der Liebe, was das Gas dem Luftballon ist; sie erhebt sie weit über diese Erde hinweg.“

„Eifersucht muß tragisch seyn, um nicht lächerlich zu scheinen.“

„Kleine Verdrießlichkeiten sind oft schwieriger zu bekämpfen, als große Leiden. Man erträgt schwere, aber seltene Unglücksfälle mit größerem Muthe als Unbehaglichkeiten, die sich unaufhörlich erneuern.“

„Selbst im bittersten Kelch ist immer noch ein Tropfen Honig zu finden.“

„Wie viel Dinge sind doch in einer Minute enthalten, wenn wir bedenken, daß diese Minute sich über die ganze Welt ausdehnt.“

„Erfahrung ist der beste Lehrmeister; sehr wahr, nur Schade, daß ihre Lehren immer etwas zu spät kommen. Jedes Ereigniß trägt freilich eine Lehre in sich, die wir nicht leicht vergessen, doch dasselbe Ereigniß beehrt sich nie zum zweiten Male.“

„Ihr Patrioten, wollt Ihr lernen, so lernt von der liebenden Frau Hingebung und Selbstverläugnung.“

Bibliographie.

The housekeeper for 1833. (Haushaltungsbuch für das J. 1833.) Von Cruttwell. Pr. 2 Sh.

Views. (Ansichten der Abtei Dryburg und von Abbotsford.) Pr. 2½ Sh.

The eastern story-teller. (Morgenländische Erzählungen.) Von Shipp. Pr. 6 Sh.

On ship-building. (Ueber Schiffbau.) Von Schomberg. Pr. 4 Sh.

The refugee in America. (Der Flüchtling in Amerika.) Von Mrs. Trollope. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Serbien.

Ueber die Volks-Poesie der Serben, mit besonderer Beziehung auf die beiden Gedichte vom Lazar und den Abenteuern des Marco.

(Schluß.)

Der religiöse und feierliche Anstrich der Gesänge vom Lazar findet sich fast vollkommen eben so in den Popjevke*) wieder, welche die Thaten des Marco Kralewitsch (Marco's des Königssohns) verherrlichen. Doch ist es nicht mehr dieselbe Zeit-Epoche; der Serbe lebt mit den Türken, obwohl er sie haßt und, so oft er nur kann, mit ihnen den Kampf beginnt; zuweilen vertauscht er auch wohl seinen Kalpak mit dem Turban, denn jene unübersteigliche Kluft zwischen den Christen und den Ungläubigen ist nicht mehr vorhanden; bürgerliche und auswärtige Kriege haben das Volk entsittlicht, und die Ordnungslosigkeit des Staats läßt fast kein anderes Verdienst mehr aufkommen, als die rohe Gewalt und Stärke. Sie herrscht, und so ist auch Marco, der Held des Volkes, stark und tapfer vom Wirbel bis zu den Zehen.

Göthe hat den Marco Kralewitsch mit dem Griechischen Herkules und dem Persischen Rustan verglichen; eine noch hervorstechendere Aehnlichkeit könnte man zwischen dem Serbischen Heros und dem Französischen Roland finden. Wie der Paladin, so hat auch Marco keinen besseren Gefährten, als sein treues Roß; wie der Neffe Karl's des Großen, so übt er seine Tapferkeit an den Mauren. Keine Frauen, Kinder, kein zärtliches Gefühl ist da, um sein eisernes Herz weich zu machen; ohne Besitzthum und Krone, ist er doch der Schiedsrichter über Könige und rauft dem Sultan an sei-

*) Die heroischen Gesänge von einer gewissen Länge werden pisme, piesne, pojche, popjevke, popjevkinje, von dem Worte poji oder pjevati, singen, genannt. Die Lieder von geringerem Umfange, kleinere anakreontische Stücke, nennt man sacsinka. Die einen wie die anderen sind selten gereimt, doch ist das Metrum der letzteren mannigfach, aber die popjevke halten sich gemeiniglich in einem zehnsylbigen Maaß.

nem Bart; ein Musterbild des umherziehenden und raufslustigen Adels jener Periode im Orient, so wie Roland im Occident, geht, kommt und kriegt er ganz nach seiner Willkür und Phantasie; allein befreit er die Tochter des Sultans, allein macht er Heere nieder, bindet Fürsten als Gefangene an sein Roß, verurtheilt sie zum Lösegeld und befreit die Woiwoden, seine Freunde, bloß durch die alleinige Stärke seines Armes.

Die verschiedenen Sagen über seinen Tod lassen denselben noch zweifelhaft, gewissermaßen, als ob ein so tapferer Held nicht zu sterben vermöchte, und als ob eine Lebensdauer von drei Jahrhunderten noch nicht ausreichte, um die Fülle von Kraft und Jugend, die in ihm war, auszuströmen. Nach einigen Liedern lebt er, versteckt in den Gebirgen und Wäldern, voller Schaam und Groll über die Erfindung des Schießpulvers, wodurch jetzt in der Kriegführung unserer entarteten Zeiten in die Hand des schwächsten Kindes das Leben des größten Helden gegeben würde. Die Französischen Paladine ziehen im Süden und Osten umher, in Afrika und selbst bis nach Asien, um gegen die Sarazenen und Mauren Krieg zu führen; die Normannischen Abenteurer geben darauf aus, Königreiche zu erobern, deren Namen und Ort sie noch nicht einmal kennen, und mit ihrem guten Degen sich Fürstenthümer zu erwerben, die ihnen unterweges auf ihren Zügen von ungefähr gerade in den Wurf kommen, und auch in diesen Kreuz- und Querzügen, welche den ganzen Erdkreis umdrehen und auf den Kopf stellen, bieten sich genug verwandtschaftliche Bezüge zwischen dem Serbischen Helden und dem Französischen Chevalier dar. In mehreren der entlegensten Städte Deutschlands sieht man kolossale Statuen, bewaffnet von Kopf bis zu Fuß und das nackte Schwerdt in der Hand, die vom Volke den Namen Rolands-Säulen erhalten haben. Selbst in der Dalmatisch-Slavischen Stadt Ragusa erhebt sich auf dem öffentlichen Platze zwischen vier Säulen ein gigantischer Orlando, eine Statue, die, wie die Chronisten sagen, zum Gedächtnisse Roland's, des Schwestersohnes Karl's des Großen, errichtet worden, welcher die Stadt von den Sarazenischen Seeräubern errettete, die Schiffe der Verbrecher ins Meer versenkte und, nachdem er ihren Anführer Spucento gefangen genommen, denselben enthaupten ließ und zum Denkmal seines Sieges das Brustbild des Seeräubers an das Thor des Arsenals von Ragusa anschlug.

Auf dem Amselfelde ist es jedoch wieder, wo die große Gestalt Marco's erscheint. Vier Feldlager sind aufgerichtet vor der Kirche von Samodrischa; vier Woiwoden streiten sich um das Erbe des Lazar. Es sind drei Brüder: Wukachin, der König, Ugliesch, der Despot, und der Woiwode Golko, und das vierte Zelt ist das eines Kindes, des Sohnes des Czaren. Jeder der Bewerber sendet seinen Abgesandten zu dem Protopapas, der dem Könige in seiner letzten Nacht, welche der Schlacht vorherging, das Abendmahl gereicht und seine letzte Beichte vernommen hatte. Jeder der Herren will sich auf das Zeugniß des Prälaten stützen und behauptet sich als den rechtmäßigen vom Lazar selbst bezeichneten Nachfolger. Der heilige Priester aber entläßt die Abgesandten der Fürsten mit Bedauern wieder. „Er hat den Czar nach seinen Sünden gefragt, aber nicht nach seinem Erbe, und er sendet die ungeduldigen Boten zu seinem Zögling Marco. Der Sohn des Königs war die rechte Hand des Czaren, er schrieb und kämpfte für ihn; er liest in den heiligen Büchern und weiß, wem das Königreich gehört. Rufet den Marco auf das Amselfeld, er wird die Wahrheit verkündigen; denn der Held fürchtet Niemanden, außer Gott allein." Marco befindet sich mit seiner Mutter in seiner stattlichen Festhaltung; er öffnet selbst die Pforte und klopft den Boten freundlich auf die Schulter, indem er sie um Nachrichten von den Königen und Czaren bittet. Als er sieht, daß sie sich einander mit ihren goldenen Dolchen drohen, und daß sie in ihrem Streit sein Zeugniß begehren, kehrt Marco wieder zu seiner Mutter zurück. „Wenn meine Milch, die Dich ernährte, nicht verflucht war, Marco, einziger und theuerster Sohn Deiner Mutter, so wirst Du kein falsches Zeugniß ablegen!" spricht sie zu ihm. Es ist der Vater des Marco Kralewitsch, es sind seine Oheime, die nach dem Throne streben, und der junge Czar ist sein Pathenkind. So erscheint denn der Held mit den Abgesandten vor dem Zelte des Wukachin. „Heil mir!" spricht dieser, „das ist mein Sohn Marco; er wird sagen, daß der Thron mir gehört, denn der Sohn soll der Erbe des Vaters seyn!" Marco hört es, erwiedert aber nichts und geht vorüber. So schreitet er bei den Zelten seiner beiden Oheime vorbei; jeder überläßt sich bei seinem Anblick einer unredlichen Freude, die sich auf die Hoffnungen stützt, welche die Verwandtschaft und die alten Bande ihrer Liebe ihrem Neffen geben müssen, und auf die Anerbietungen, die sie ihm zuflüstern, während er vorübergeht. „Marco", sprechen sie zu ihm, „Neffe, Du wirst alsdann der Erste seyn, und der Czar, den Du erwählen wirst, soll sich nur bis zu Deinen Knieen erheben." Dennoch schweigt der Held immer und schreitet vorüber; endlich steht er vor dem Zelte des Urosch still und verweilt dort den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am anderen Morgen aber, nach der Messe und dem Mahl, schlägt Marco die alten Bücher auf und verkündet die ernsten Worte: „König Wukachin, geehrter Vater, genügt Dir Dein Königreich nicht? Wenn es Dir nicht genügt, so bleibe es ohne Herrn! Warum gelüstet Dich nach einem fremden Königreich?" Dieselbe Anrede wiederholt er in derselben Form an die drei Woiwoden und spricht das Königreich dem jungen Urosch zu, „weil der Sohn seines Vaters Erbe seyn soll."

Fürchterlich aber ist der Zorn des Wukachin; nur ein Wunder scheint ihn daran zu verhindern, daß er seinen Sohn tödtet, der sich in den Umkreis der Kirche geflüchtet hat. „Ja, der edle Marco ist geflohen, denn es ziemt dem Sohne nicht, zu streiten gegen den, der ihn erzeugt hat." Da er seinen Sohn nicht zu tödten vermag, schmäht ihn Wukachin und ruft verwünschend: „Du sollst weder der Kinder je haben noch ein Grabmal, und bevor Deine Seele den Körper verläßt, sollst Du noch ein Sklave des Sultans gewesen seyn." Von der anderen Seite aber segnet der junge Czar seinen Pathen: „Immer soll Deine Gestalt im Rathe glänzen, Marco; immer soll Dein Degen mähen auf dem Schlachtfelde; kein Held wird größer seyn als Marco, und sein Name wird so lange dauern, als Sonne und Mond leuchten werden."

In der That giebt es nichts Herrlicheres als den Namen Marco's. Ein Diener der Türken, macht er diese doch vor sich zittern; er schlägt das Haupt des Vesirs ab und rühmt sich dessen gegen den Sultan, der ihm dafür tausend Goldstücke giebt, sich aus vollem Halse darüber zu lachen zwingt und ausruft: „Wenn Du nicht so gethan hättest, mein Sohn Marco, so würde ich Dich nicht mehr meinen Sohn nennen können. Der geringste Türke kann Vesir werden, aber es giebt nur einen Marco auf der Welt!" Der Königssohn nimmt die Börse, schweigt und verläßt den Divan zur Stunde. „Denn der Sultan hatte ihm das Geld nicht gegeben — setzt der Dichter naiver Weise hinzu — damit Marco ruhig sitzen bleiben solle, um den goldenen Wein zu trinken, sondern damit der Held fortginge, denn Marco war in Wuth!"

Der Serbische Held schlägt sich nach der Prophezeiung seines Vaters für die Türken und wird ihr Opfer. Er hat sie an den schwarzen Mauren gerächt, welche die Riesen und Zauberer dieser Ritterzeit sind; aber man hört jetzt nicht mehr von ihm sprechen. Unterdeß hat sich Mussa, der Albaneser, am Ufer einen Thurm erbaut, einen Thurm, geschmückt mit eisernen Haken, um daran die Priester und die Wanderer aufzuhängen: „Mussa hat bei sich selbst gedacht, daß er seit neun Jahren dem Sultan von Stambul diente, ohne etwas erworben zu haben, wovon er sich ein Pferd, Waffen oder Kleider hätte anschaffen können. Da belagert er die Zugänge, besetzt die Wege am Meeresufer, und alles Geld, das für den Sultan anlangt, d. h. jährlich dreihundert Wagenlasten voll, nimmt der Albaneser allein für sich." Dreitausend Krieger, die der Türke gegen ihn gesandt, sind bereits getödtet, und der Vesir von Kiuprie, der sie anführte, kehrt allein wieder zurück, die Hände auf den Rücken gebunden, die Füße an sein Roß gefesselt. Von allen denen, die der Sultan so gegen den Mussa geschickt, ist auch nicht Einer wieder nach Konstantinopel zurückgekehrt, und der Chodscha von Kiuprie ruft aus: „Herr, Czar von Stambul, Marco allein kann tödten den Mussa!" — „Geh mir, Chodschae von Kiuprie, was sprichst du mir von Marco? seine Gebeine sind längst verwest. Drei Jahre sind vergangen, seitdem ich seinen Kerker nicht habe öffnen lassen." Da macht sich der Vesir auf seine leichten Füße, geht hin, öffnet das Gefängniß und läßt den Marco Kralewitsch heraustreten. Der Haarwuchs des Helden, reichend bis zum schwarzen Erdboden, hüllt ihn weit und breit ein; mit seinen langen Nägeln würde er auf den Feldern haben arbeiten können, und der Schlamm des Kerkers hat ihn schwarz gemacht, wie einen Schieferstein. Auf die Bitten des Sultans antwortet Marco: „Ach, Herr, Czar von Stambul, beim allmächtigen Gott, der Unflath des Kerkers hat mich bedeckt, und wie sollte ich kämpfen können? Meine Augen sehen nicht mehr. Aber laß mich forttragen in den neuen Karavanserai, laß mir Wein geben und Lebenswasser ohne Maaß, Fleisch von den fettesten Hammeln, Brod von dem weißesten Mehl, damit ich mich wieder ein wenig erhole, und ich will dir dann sagen, wann ich wieder werde kämpfen können." Drei Monde hindurch ißt, trinkt und erholt sich Marco; wie alle Serbische Helden trinkt der Königssohn Marco so viel Wein im Zelt, als er Blut auf dem Schlachtfelde vergießt. Nach Verlauf von drei Monaten läßt er sich dürres Holz vom Koralltirschenbaum bringen, das seit neun Jahren gefällt worden, und er preßt es stark in seiner rechten Hand; das Holz zerspringt in mehrere Stücke, aber es fließt kein Tropfen Wasser heraus. Es ist noch nicht Zeit; Marco tafelt noch einen Monat lang, wiederholt sodann die Probe, drückt das Holz mit seinen mächtigen Fingern, und zwei Tropfen Saft fließen daraus hervor. Nun rüstet er sich, läßt sein Schwerdt wetzen, baut zur Probe den Amboß mit einem einzigen Schlage entzwei, besteigt dann sein frommes Roß, seinen guten Scharatz, und geht, um den Mussa aufzusuchen, nach dem er überall fragt, bis er ihn endlich findet. Mit gekreuzten Beinen auf seinem kleinen Pferde sitzend, wirft der Albaneser, sich im Spiel ergötzend, seine Keule in die Wolken und fängt sie wieder auf in seinen weißen Händen."

Die Worte des Mussa, die ihm Marco abgenöthigt, sind nach meinem Gefühl bewundernswürdig: „Geh' Deiner Wege, Marco, beginne nicht den Streit, oder steige vielmehr vom Rosse und komm mit mir zu trinken; denn ich werde Dir niemals weichen. Wenn eine Königin Dich auf zarten Polstern geboren hat, wenn sie Dich, eingehüllt in rohe Seide und goldene Windeln, mit Honig und Zucker aufgenährt hat, so hat mich dagegen eine wilde Albaneserin niedergeworfen auf den kalten Erdboden neben ihre Heerde; sie hat mich eingehüllt in Ziegenhaare und mich zugedeckt mit dem Gesträuch wilder Dornenhecke; sie hat mich genährt mit dickem Haferbrei und mich schwören lassen, niemals Jemanden zu weichen, wer es auch seyn möge!" Den Kampf, in welchen die Beiden gerathen, beklagt Wila, die Nymphe der Wälder, die sich mit dem Echo unterhält, im Flüstern der Bäume; sie rauscht vor Zorn wie im Sturmwetter, denn der Kampf ist fürchterlich, und Marco endigt ihn mit Sieg. —

Ueber die im Lande selbst sich noch erhaltenden Sagen von Marco und seinen Thaten, worunter sich auch vornehmlich eine veränderte Erzählung des eben erwähnten Kampfes befindet, erhielt der Verfasser dieses Aufsatzes einen Brief eines Freundes, aus dem folgende Stelle hier nicht am unrechten Orte seyn dürfte:

„Wir haben hier einen Priester, einen Bewohner Thraziens an den Küsten des schwarzen Meeres. Er ist bereits bejahrt und hat

wohl das siebzigste Jahr überschritten; er hat einen langen weißen Bart, ein sehr braunes Gesicht, hohen Wuchs. Den Geschichten, die er alle Abend nach der Mahlzeit zu erzählen pflegt, sieht man es an, daß er selbst zu etwas Anderem als zum Priester geboren worden. Er spricht mit Begeisterung von Rossen, Gewehren und Waffen aller Art und kennt sie ganz vollkommen. Er ist auferzogen worden unter den Sultanen der Krimm, den Tartarischen Chans, die sich nach Adrianopel geflüchtet hatten und Thronfolger des Sultans sind, im Fall der gegenwärtige Kaiserliche Stamm ausstirbt. In seinen Geschichten kommt er häufig auf diese Fürsten zurück, doch erzählt er auch von Klephten, und zwar von berittenen Klephten. Das Verdienst seiner Erzählungen beruht mehr in der Art und Weise, wie er erzählt, als in den Geschichten selbst; er vergißt durchaus nichts in seinen Angaben: der rechte, der linke Flügel, die Eigennamen, die Beschreibung der Pferde, der Waffen, der Helden, Alles kommt darin vor. Wenn er von seiner Jugend und seinen Kriegsthaten spricht, wird er wahrhaft bewundernswürdig; dann vergißt er ganz, daß er ein Priester ist, und wenn man dann nicht Allem, was er sagt, vollkommenen Glauben beimißt, kann er wahrhaft wüthend werden. Eines Abends fragte ich ihn, ob er etwas von Marco Kralis wisse? „Bei Gott, ja!" antwortete er, „ich habe sein Gefängniß zu Konstantinopel gesehen, wie auch seinen Stiefel, der an der Thür des Kerkers, welcher seit seiner Befreiung immer verschlossen ist, aufgehängt ist; das Gefängniß wurde von Marco selbst mit ungeheueren Steinen angefüllt. Die Art, in der er entkam, ist höchst wunderbar. Ein berittener Araber, tapfer wie kein anderer in seinem Lande und zu seiner Zeit, verheerte die Umgegenden der Stadt; die Muselmänner, wie zahlreich sie auch waren, konnten sich doch nicht gegen ihn erhalten, und wer die Kühnheit hatte, ihn anzugreifen, war seines Unglücks gewiß. Da erinnerten sich die Türken, daß sie den Marco im Gefängniß hielten, den Marco, der allein fähig wäre, den Araber zu besiegen. Unter dieser Bedingung befreiten sie ihn nun und stellten ihm die Wahl der Waffen anheim. Er aber wollte deren gar keine und zog aus, waffenlos und zu Fuß, um mit dem Araber zusammen zu treffen, und bald sah er ihn vor sich. Der Held stand still in der Nähe eines Feldarbeiters, dessen Pflug mit sechs Rindern bespannt war, und diesen Pflug an der Deichsel angreifend, schleuderte er ihn mit den sechs Rindern auf seinen Gegner, der davon natürlich zerschmettert wurde." — „Vater", sagte ich, „erlaubt mir eine kleine Bemerkung, gesteht zu, daß dies ein wenig übertrieben ist. Die sechs Rinder und den Pflug in die Luft zu schleudern, das scheint mir ein wenig zu stark." — „Ihr habt Recht, denn Ihr habt seinen Stiefel nicht gesehen, in dem sich ein Knabe von zwölf Jahren hätte verstecken können. Wenn der Stiefel und die Rippe, die ich von ihm in Konstantinopel habe angenagelt gesehen, und die mir die Türken zeigten, mit der Bemerkung, daß sie von Marco wären, wirklich von ihm herrühren, so wird es ihm nicht schwer gewesen seyn, Pflug und Rinder auf einmal aufzuheben und den Pflüger dazu, wenn Ihr wollt."

Unter den verschiedenen Sagen über Marco's Tod giebt es eine, die mir besonders poetisch scheint. Der Held ritt auf seinem wackeren Scharatz vor Sonnenaufgang am Sonntag früh die Küste des Meeres entlang nach dem Gebirge Urwina, als auf einmal Scharatz stillsteht und zu wehklagen beginnt. Das Herz des Königssohnes erbangt, und er fragt den Scharatz, warum er still stehe; es ist das erste Mal seit den hundert und sechzig Jahren, die sie zusammen wandeln. Die Stimme Wilas antwortet aus dem Gebirge: „Scharatz wehklagt über seinen Herrn, von dem er bald getrennt seyn wird." Aber Marco erwiedert: „Daß der Hals Dir erkranke, weiße Wila, Du hast gelogen! So lange mein Haupt auf meiner Schulter stehen wird, werde ich mich niemals von Scharatz trennen. Es giebt kein besseres Roß auf Erden, so wie es auf Erden keinen besseren Helden giebt als mich." — „Du kannst nicht getödtet werden, Freund Marco", antwortet die Wila, „weder von dem Arm eines Helden, noch von der Schärfe des Schwerdtes, noch von dem Wurf der Keule, noch von der Spitze der Lanze, und dennoch wirst Du sterben, armer Marco!" Wenn er sein Antlitz im Spiegel der Quelle auf der Höhe des Berges beschaut, wird der Held erkennen, daß er sterben muß. Er thut, wie ihm die Wila gesagt; er geht, bindet sein Pferd an eine grüne Tanne, neigt sich über das Wasser des Quells, betrachtet sein Antlitz in diesem Spiegel und erkennt, daß er sterben muß.

„O, mein schönes Leben, süße Blume! Wie süß warst Du, kurze Pilgrimschaft! Kurzes Leben, das nur dreihundert Jahre gewährt, und schon soll ich der Welt entsagen!"

„Da zieht der Held sein scharfes Schwerdt; er zieht es, es von seinem Gürtel lösend, und gebt damit auf sein treues Roß los. Mit einem Schlage haut er den Kopf des Scharatz ab, damit er nicht in die Hände der Türken falle, damit er nicht des Muselmannes Sammroß werde. Dann bricht er sein Schwerdt in vier Stücke, auf daß es ebenfalls nicht in die Hände der Türken falle, auf daß sie sich nicht rühmen könnten, daß ihnen Marco sein Schwerdt gelassen, und damit der Held nicht von der Christenheit geschmäht würde. Seine Lanze zerbrach er in sieben Stücke und warf sie in die Zweige der Tannengebüsche; dann endlich ergriff er seine Keule, ergriff sie mit seiner mächtigen Rechten und schleuderte sie von der Höhe des Berges Urwina weithin in die Wogen des dunkelen Meeres. Und dann sprach er, Marco: „An dem Tage, wo diese Keule sich wieder auf den Wassern zeigen wird, an dem Tage erst wird ein Krieger erscheinen, gleich dem Königssohne Marco."

Der Held schreibt darauf seinen Willen nieder auf eine Tafel und vermacht einen Beutel Geld dem, der seinen Körper begraben wird, einen anderen für die Ausschmückung der Kirchen, einen dritten aber hinterläßt er den Hinkenden und den Blinden, damit sie, die die ganze Welt durchstreichen, in ihren Gesängen die Thaten Marco's verherrlichen mögen. Dann heftet er die geschriebene Tafel an die Rinde der grünen Tanne, wirft seinen Dolman auf das Gras, drückt sich seinen Kalpac von Zobelfell tief in die Augen und erscheint nicht wieder.

Während einer ganzen Woche hindurch trat jeder Reisende, welcher diese Straße wanderte und den Marco hingestreckt erblickte, bei Seite und sprach zu sich: „Der Held schläft!" Endlich langt Basil vom Berge Athos, mit seinem Schüler an und entfernt sich ebenfalls aus Scheu und Ehrfurcht; aber nachdem er die Tafel gelesen, beginnt er zu weinen, trägt den Leichnam des Helden fort und führt ihn auf einem Schiffe nach dem Berge Athos, wo er den Klöstern in der heiligen Kirche begräbt; aber er errichtet ihm ein Denkmal der Erinnerung, aus Furcht, daß die Feinde, das Grab des Marco ausspähend, sich nicht daran erfreuen, sondern aus ihrem Hohn ihr Gespötte damit treiben würden.*) (R. E.)

Mannigfaltiges.

— **Denkmal für Sir Walter Scott.** In Schottland ist der sinnreiche Vorschlag gemacht worden, für jedes Schottische Kirchspiel ein Exemplar der sämmtlichen Werke des großen Schottischen Schriftstellers anzukaufen und zur Belehrung für die Einwohner in den Gemeindehäusern niederzulegen. Es steht dahin, ob dieser Plan, der in der That der beste scheint, den Dichter im lebendigen Andenken des ganzen Volks zu erhalten, zur Ausführung kommen wird.

— **Zeitvertreib der Grönländer.** Wenn diese Insulaner auf den benachbarten Inseln Besuche abstatten, so pflegen sie Geschenke mitzubringen. Sobald sie dort ankommen, nehmen die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite Platz. Diese unterhalten sich mit Ernst von allerlei Geschäften und von ihren gewöhnlichen Vergnügungen; jene von den Verwandten, welche sie verloren haben; sie seufzen und weinen dabei; dann erzählen sie sich, um ihre Schmerzen zu lindern, eine Menge übertriebener Geschichten von Ungerfolt, Elverforteck, und wie ihre Gottheiten alle heißen. In den Zwischenräumen hört das Hirsch-Horn, mit Tabak gefüllt, nicht auf, in der Reihe herum zu gehen; und wenn das Mahl zubereitet ist, nehmen alle Mitglieder der Famile Platz an der Tafel, zu der auch oft Nachbarn und Freunde eingeladen werden. Bei solchen Gelegenheiten trägt man gewöhnlich drei oder vier verschiedene Gerichte auf; wenn aber ein Fest schon längere Zeit vorher angesetzt gewesen ist, dann herrscht ein bei weitem größerer Ueberfluß an Speisen. — Das Sonnen-Fest ist bei diesen Völkern die wichtigste von allen ihren Feierlichkeiten, und sicherlich hat man auch nirgend mehr Ursach, die Wiederkehr dieses Gestirns zu feiern. Dieses Fest fällt in die zweite Hälfte des Dezembers. Zu dieser Zeit sind im ganzen Lande zahlreiche Versammlungen, bei denen man die Folgen der Unmäßigkeit nicht zu fürchten hat, da man in Grönland weder Wein noch Liqueur kennt; Wasser ist das einzige Getränk, und dabei bringt man die Nächte mit Tanzen und Singen hin. — Einer der seltsamsten Gebräuche bei jenen Völkern ist der Lieder-Kampf. Wenn ein Grönländer von einem anderen beleidigt worden ist, so zeigt er weder Verdruß noch Zorn, sondern verfertigt sogleich ein satyrisches Gedicht, welches er überall absingt, so daß die treffendsten Züge desselben sich in das Gedächtniß der Frauen, Kinder und Dienstboten eingraben. Dann läßt er bald alle Welt wissen, daß er seinen Gegner zum Zweikampf herausgefordert hat, aber nicht etwa auf den Degen, sondern auf Gesang. Die beiden Gegner finden sich in Begleitung einer zahllosen Menge an dem bezeichneten Ort ein. Der Beleidigte singt seine Satire mit Accompagnement der Trommel, das einzige Instrument, das jene Völker besitzen, und während er singt, ermuntern ihn seine Freunde durch ihren Zuruf. Wenn das Gesang beendigt ist, tritt der Beleidigte in die Mitte des Kampfplatzes, und wenn es ihm gelingt, seinen Gegner an Bitterkeit und Ironie zu übertreffen, so treten die Lacher auf seine Seite, sein Feind ist geschlagen, und der Sieg wird ihm durch den Jubel der Menge bekannt. Bei dieser Art von Kampf ist der Scherz, der Spott und selbst die bitterste Ironie erlaubt, aber Zorn und Grobheit sind streng verpönt. Die Versammlung bildet die Jury und erkennt dem besten Dichter den Sieg zu**).

— **Die Ehescheidung durch den Tod.** Vor einigen Jahren wurde ein Irländer eines Verbrechens angeklagt und zu Tode verurtheilt. An dem Tage, wo der Urtheilsspruch an ihm vollzogen werden sollte, erhielt er plötzlich Begnadigung, da seine Unschuld sich zur Genüge dargethan hatte. Der arme Kerl besaß jedoch zu Hause ein fürchterlich zänkisches Weib, mit der er in der größten Unruhe lebte, so daß er ihren Umgang mehr als den Tod selbst scheute. In der Hoffnung, jetzt eine endliche Scheidung von ihr zu bewirken, schrieb er ihr deshalb einen Tag darauf, nachdem er die Begnadigung erhalten, folgenden Brief: „Meine theuere Marie! Gestern wurde ich gehängt und starb wie ein Mann. Nichts, als der Tod trennt Dich mehr von Deinem Dich liebenden Gatten."

---

*) Vgl. die Deutsche Uebersetzung Serbischer Volks-Lieder von Talvj (Fräulein v. Jacob) und „Wila" von W. Gerhard.

**) Wir müssen die Richtigkeit dieser Erzählung von Grönländischer Civilisation dahin gestellt seyn lassen, welche kultivirteren Nationen als Vorbild dienen könnte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№. 125. Berlin, Mittwoch den 14. November 1832.

Frankreich.

Denkwürdigkeiten der Juli-Revolution.

Von Majas, Secretair des Herzogs v. Mortemart.

Sowohl die Berichte, welche die Pariser Blätter während und nach der Juli-Revolution über dieses ungeheure Ereigniß enthielten, als die vielen Beschreibungen desselben, die seitdem erschienen sind, haben das, was in jenen verhängnißvollen Tagen in St. Cloud am Hofe der unglücklichen Königsfamilie geschah, so wie die Schritte, welche der Herzog v. Mortemart als neu ernannter Premier-Minister that, um die Französische Krone, wenn nicht Karl X. so doch Heinrich V. zu erhalten, gar nicht oder nur oberflächlich berührt. Diese wesentliche Lücke auszufüllen, ist der Zweck der Memoiren des Herrn Majas, die durch denselben eine Wichtigkeit erhalten, welche durch einige unbedeutende Ungenauigkeiten, die in den Zeitungen gleich nach dem Erscheinen des Werks gerügt worden sind, kaum verringert werden seyn dürfte. Hierin mag die Rechtfertigung dafür liegen, daß wir aus diesem Buche einen etwas ausführlicheren Auszug geben, der viele bisher unbekannte Umstände und Ereignisse enthält.

Herr Majas erzählt als Einleitung, wie er durch seine im Jahre 1828 erschienenen „Lebensbeschreibungen der großen Französischen Feldherren im Mittelalter" sich die Gunst des Baron v. Damas erworben und von diesem als Kabinets-Secretair des Herzogs v. Bordeaux angestellt worden sey. Diesem Amte gemäß, speiste er am 25. Juli 1830 in St. Cloud an der Tafel des jungen Prinzen mit zwölf Garde-Offizieren; beim Schlusse der Mahlzeit, während deren eine trübe Stimmung geherrscht hatte, die Herr Majas sich nicht erklären konnte, weil er in das Geheimniß der Ordonnanzen nicht eingeweiht war, fiel es ihm auf, daß Herr v. Damas zu ihm sagte, er brauche erst nächsten Donnerstag wieder nach St. Cloud zu kommen; denn noch nie war eine so lange Pause zwischen den Arbeitstagen anberaumt worden. Er kehrte daher nach Paris zurück und war in den folgenden Tagen Zeuge des Beginns und der sich immer erweiternden Ausdehnung der Feindseligkeiten zwischen den Königlichen Truppen und dem Volke, sah mannigfach wechselnde Scenen, wie der Bürgerkrieg sie herbeiführt, sprach mehrere Royalisten, unter ihnen den bekannten Advocaten Hennequin, die vor Begierde brannten, sich für den König zu schlagen und Schmerz und Unwillen darüber äußerten, daß man die Freunde der Regierung von nichts in Kenntniß gesetzt und ihnen keinen Sammelpunkt angegeben habe, und begab sich endlich am Mittwoch, den 28. Juli, von Ungeduld getrieben und als Jäger verkleidet nach St. Cloud. Doch er mag nun selbst erzählen.

„Nach dem energischen Widerstande, den die Regierung in der Hauptstadt fand, glaubte ich, ich würde tausend Hindernisse zu überwinden haben, um nach St. Cloud zu gelangen; nach den geringen militairischen Kenntnissen, die ich mir im Kriege erworben, raisonnirend, sagte ich zu mir: „„Nothwendigerweise muß die Brücke von Grenelle mit einer starken Avantgarde besetzt, der Park von St. Cloud coupirt seyn oder von imposanten Streitkräften vertheidigt werden, die treffliche Position des Schlosses wird mit Batterieen umgeben seyn; zum Glück kennen mich viele Offiziere der Garde, die mir den Zugang bis zum Schlosse erleichtern werden."" In dieser Ueberzeugung ging ich weiter, fand aber auf der Brücke von Grenelle nur zwei Gendarmen, die über das Schicksal ihrer Kameraden in Paris sehr besorgt zu seyn schienen. Das Preisgeben eines so wichtigen Punktes befremdete mich in hohem Grade, ich durchschnitt den Weg nach Versailles und betrat den nach St. Cloud; kein Mensch begegnete mir. Einige Schritte vor Auteuil sah ich ein Peloton reitender Grenadiere kommen, das von Herrn Kamenerosky, ersten Adjutanten des Marschall Marmont, geführt wurde; ich ging durch das Boulogner Gehölz, ohne auf etwas zu stoßen, und gelangte endlich zur Brücke von St. Cloud, die ich mir furchtbar vertheidigt vorgestellt hatte, fand aber nur einen Hauptmann mit einer halben Compagnie; er erkundigte sich bei mir, da ich ihn aber voller Sicherheit sah, so wollte ich nicht für einen Lärmschläger gelten. Ich stieg die Schloßtreppe hinan, die Soldaten der Königlichen Garde standen auf ihren gewöhnlichen Posten; der sonst gewöhnlich mit Wagen angefüllte Hof war leer; ich begab mich zu Herrn v. Damas; im inneren Dienste des Schlosses fand ich nichts verändert, außer daß ich in den schmalen Gängen, wo man sich sonst durch die Menge der Gehenden und Kommenden hindurchdrängen mußte, keiner Menschenseele begegnete. Ich gelangte zu den Zimmern des Herzogs von Bordeaux, fand aber alle leer. Der Thürsteher, den mein nachlässiger Anzug etwas zu befremden schien, der mich aber bald als einen Hausbeamten erkannte, sagte mir: Sie sind im Trocadero. Ich ging über die Brücke, welche das Schloß mit dem Hügel verbindet, und erblickte Herrn v. Damas, nachdem ich ihn in dem großen Garten eine Zeit lang gesucht hatte, in der Mitte eines bepflanzten Platzes am Fuße des Hügels. Der junge Prinz spielte mit den Kindern der Frau v. Damas, die ihnen, auf einer Bank sitzend, zusah. Herr v. Damas ging mit Herrn Duhamel, Deputirten des Gironde-Departements und Bruder des Maires von Bordeaux, der mit seinem Sohne gekommen war, um seine Dienste anzubieten, auf und ab. Als er mich bemerkte, fragte mich Herr v. Damas lebhaft nach Neuigkeiten aus Paris. „„Die Ereignisse des Tages sind sehr ernst"", erwiederte ich, „„ich habe diese Art von Verkleidung anlegen müssen, um bis zu Ihnen zu gelangen; die Hauptstadt ist in vollem Aufstande, die Insurgenten haben viel Terrain gewonnen."" In diesem Augenblick trat der General Croffard hinzu, der eben von Paris gekommen war, um ebenfalls seine Dienste anzubieten; er schilderte die Lage der Dinge noch viel düsterer als ich und sagte unter Anderem: „„Der Herzog v. Ragusa hat einen unverzeihlichen Fehler begangen, seine Truppen in den Straßen von Paris ins Gefecht zu verwickeln; sobald man in der Mitte einer Stadt Widerstand findet, zieht man sich zurück und setzt seine Truppen nicht einem Kriege mit Nachttöpfen aus."" Der General Croffard verlangte eine Uniform, denn er war im Leibrock gekommen, und erbot sich, dem Herzoge v. Ragusa den Befehl zu überbringen, das Innere von Paris zu räumen, um seine Streitkräfte um die Tuilerieen zu versammeln und die allmälige Ankunft der von allen Seiten heranrückenden Truppen abzuwarten."

„Frau von Damas hatte ihre Bank verlassen und hörte uns mit Unruhe zu. Während wir so im Kreise standen, rief plötzlich die über uns an einer Ecke des Trocadero stehende Wachtposten: Zu den Waffen! zu den Waffen! wie wenn der Feind die Stellung umgangen hätte. Ein Blitzstrahl, der unter uns gefahren wäre, würde keinen größeren Schreck verbreitet haben. Herr v. Damas stürzte auf den Herzog von Bordeaux und trug ihn fort, seine Gemahlin und Kinder meiner Sorge anvertrauend. Wir kehrten über die Brücke in die Gemächer zurück; hier trat Alles unter die Waffen, die Thüren wurden verrammelt, und ich bekenne, daß ich mich bestimmt glaubte, einen Tag zu erleben, wie den 5. oder 6. Oktober 1789. Die übrigen Personen schienen nicht weniger erschrocken; jedoch nahm die Angst bald ein Ende, und wir erfuhren, daß die Schildwacht, einige an der Mauer vorübergehende Personen für die Insurgenten haltend, blinden Lärm geschlagen hatte. Wir blieben in den Zimmern des Herzogs v. Bordeaux versammelt und standen an den Fenstern wie angefesselt. Wir konnten die Kanonenschüsse deutlich hören. Da der Abend hereingebrochen war, so erbot ich mich gegen Herrn v. Damas, die Nacht bei ihm zuzubringen und nicht nach Paris zurückzukehren, was er um so lieber annahm, als fast alle den Dienst habenden Personen wie durch einen Zauber verschwunden waren. Der junge Prinz, der sich über die um ihn herrschende Bewegung wunderte, begab sich später zur Ruhe, als gewöhnlich. Als wir mit Herrn v. Damas in seinem Kabinet allein waren, sagte er zu mir: Hier ist eine Menge von Briefen, die der Ereignisse wegen liegen geblieben sind, öffnen Sie dieselben, sie enthalten wahrscheinlich alle Unterstützungsgesuche an den Herzog v. Bordeaux."

„Zweimal täglich wurden Briefe dieser Art von der Post gebracht, unter zwanzig enthielten achtzehn Gesuche um Unterstützung, und Herr v. Damas bezeichnete mit Bleistift die Summe, die gegeben werden sollte. Auch diejenigen, die er an diesem Abende öffnete, waren der Art; brodlose Arbeiter, Arme aller Gattungen nahmen das Mitleid des Prinzen in Anspruch. Herr v. Damas, der sich durch nichts von der Erfüllung seiner Pflichten abbringen ließ, bezeichnete, wie gewöhnlich, bei jeder Bittschrift die zu zahlende Summe. Ach! vielleicht schoß in demselben Augenblicke der Arbeiter, dem diese Unterstützung bestimmt war, von den Aufwieglern irre geleitet, auf die Königl. Truppen. Den Rest des Abends brachte ich am Fenster zu, die Kanonade schien bis 1 Uhr Morgens zu dauern; ich warf mich angekleidet auf einen Feldstuhl, konnte aber kein Auge schließen; beim Tagesanbruch trat ich wieder ans Fenster und hörte Gewehrfeuer in der Ferne (Donnerstag den 29. Juli). Ich begab mich zu Herrn v. Damas, den ich allein, mit großen Schritten auf und abgehend, fand; er sah ermüdet, aber nicht niedergeschlagen aus; ich that einige schüchterne Fragen, um zu erfahren, ob

der König vielleicht Conseil gehalten habe und ein energischer Entschluß gefaßt worden sey, erhielt aber ausweichende Antworten."

„Mit Hülfe eines Fernrohrs konnten wir deutlich eine dreifarbige Fahne auf einem der Thürme der Notre-Dame-Kirche unterscheiden; dann ward dieselbe abgenommen und erschien erst gegen Mittag wieder. Herr v. Damas befahl mir, wichtige Papiere zu ordnen, einige davon zu verbrennen und Vorbereitungen zu einer baldigen Abreise zu treffen. Um 7 Uhr Morgens ging er zum Prinzen und ließ denselben sein Gebet verrichten; gegen 8 Uhr führte der Baron ihn zum Könige, indem er zu mir sagte: „Nähern Sie sich Paris so weit wie möglich, um Neuigkeiten zu erfahren; treten Sie aber nicht in die Stadt ein und kommen Sie bald zurück, denn ich sehe, daß ich Ihrer bedürfen werde." Ich ging durch Boulogne, durch das Gehölz und durch Auteuil, ohne einem Soldaten zu begegnen; die Einwohner sahen mich mit aufgeregtem Blicke an, in beiden Dörfern herrschte eine dumpfe Gährung. Auf der Versailler Straße fand ich eine Reihe kleiner Wagen, die von Paris zurückkamen, wo ihnen der Eintritt versagt worden war; die Fuhrleute erzählten, daß die Barrièren mit Steinhaufen geschlossen seyen, und daß Niemand hinein dürfe. Ich drang bis zur Brücke von Grenelle vor, die durch eine hohe Palissade verschlossen war; etwa hundert unbewaffnete Menschen standen in verschiedenen Gruppen auf dem Wege; ich mischte mich unter sie; Alle stießen die furchtbarsten Verwünschungen gegen die Minister und den Herzog v. Ragusa aus. Plötzlich trat aus einem an die Brücke stoßenden Hause ein mit einer Flinte bewaffneter Mann heraus, der sich um die Hüften ein mit Patronen gefülltes Schnupftuch gebunden hatte und ausrief: „Brave Burschen, folgt mir, die Königlichen greifen Grenelle an, wir wollen sie zurückwerfen!" Keiner von meiner Umgebung folgte ihm; er sprang über die Palissaden und lief nach dem anderen Ende der Brücke. Ich kehrte nach St. Cloud zurück, da ich die Gewißheit hatte, daß ich nicht in die Barrière eingelassen wurde, und nahm meinen Weg über Sèvres. Der Aufruhr debute sich schon auf dieses Dorf aus; man hatte versucht, eine dreifarbige Fahne an der Thüre des Parks aufzupflanzen. Hier erfuhr ich, daß die Einwohner von Versailles dem Beispiele der Pariser folgten. Am Ende der Allee von Breteuil fand ich einen Posten der Königl. Garde, der mir nicht stärker zu seyn schien, wie gewöhnlich; ein Theil der Soldaten schob Kegel, und 500 Schritt weit von ihnen entfaltete Sèvres die Fahne des Aufruhrs. Ich trat in das Zimmer des Baron v. Damas und erzählte ihm, daß die Pariser Meister der Barrièren seyen und den Eintritt in die Stadt verwehrten. Herr v. Dreux-Brézé und der General Vincent kamen einige Augenblicke später; sie beschwerten sich bei dem Baron darüber, daß Niemand eine Art von Vertheidigung organisire, daß es an aller Leitung mangele, und daß der General Bordessoult, dem man das Kommando der Truppen in St. Cloud anvertraut habe, halb vom Schlage gelähmt sey. Herr v. Damas erwiederte, er für seine Person sey mit keinem Kommando bekleidet, seine ganze Sorge müsse sich auf die Bewachung des jungen Prinzen beschränken, und unter den gegenwärtigen Umständen erscheine ihm diese Pflicht dringender als die Vertheidigung seines eigenen Lebens. Vor solchen Worten verneigten sich jene Herren. Die Herzogin von Gontart trat in demselben Augenblicke ein, sie schien über die Ereignisse in Versailles sehr erschrocken und berichtete uns die Ankunft der Zöglinge der Kriegs-Schule von Saint-Cyr. Diese jungen Leute waren voll Eifers mit vier Kanonen, die sie bei ihren Uebungen brauchten, nach St. Cloud geeilt. Da Vincennes an der anderen Seite von Paris lag, so hatte man kein Geschütz nach St. Cloud bringen können, und die ersten Kanonen, über die Karl X., der mächtigste Souverain in Europa, zu seiner persönlichen Vertheidigung verfügen konnte, gehörten einer Kriegs-Schule an und wurden von Knaben bedient. Uebrigens zeigten die Zöglinge von St. Cyr solchen Eifer, nach Paris zu marschiren und zur Garde zu stoßen, daß sie in einen Hof eingeschlossen werden mußten; ich sah, wie sie an dem Gitterthore hinankletterten und aus allen Kräften riefen: „Es lebe der König!" Welch' seltsamer Kontrast gegen das Benehmen der Zöglinge der polytechnischen Schule!" (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

De l'impossibilité etc. (Von der Unmöglichkeit, in Frankreich das Prinzip und die Formen der republikanischen Regierung durchzuführen.) Von J. L. Pichot. Erste und zweite Abtheilung.

Les premiers jours etc. (Die ersten Tage der Portugiesischen Verfassung.) Von Lord Porchester. Uebersetzt von J. Cordier. Pr. 2½ Fr.

La revolution de 1830. (Die Juli-Revolution und Frankreich's gegenwärtige Lage.) Von Cabet, Mitglied der Deputirten-Kammer. Pr. 7½ Fr.

Les phénomènes de notre planète. (Die Phänomene unseres Planeten und die Gesetze, nach denen er regiert wird.) Von Agathon Bressy. Pr. 3 Fr.

Bonnard — oder der Unteroffiziers-Sohn. Roman von Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Nord-Amerika.

A Ramble. (Ein Ausflug von 6000 Meilen durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von S. A. Ferrall. London, 1832.

In der That ein hübscher Ausflug, wird Mancher sagen. Hätte damals, als eine Reise von London nach Edinburg noch eine Sache von 14 Tagen war, und als eine Reise über das Atlantische Meer einer lebenslänglichen Transportation gleich geachtet wurde, Jemand den Vorsatz kund gegeben, eine Reise von 6000 — wenn auch nur Englischen — Meilen zu unternehmen, so würde man ihn wahrscheinlich in irgend eine Irren-Anstalt gesperrt haben. Jetzt haben wir aber viele Reisende, die die Welt umschiffen und nicht halb so viel daran denken, als einer unserer Ur-Großväter an eine Reise nach der nächsten Messe gedacht haben würde. Sechstausend Meilen sind ein hübscher Strich, selbst für eine regelmäßige Reise-Beschreibung; aber hier haben wir einen Verfasser, der sein Werk nur als einen Ausflug bezeichnet.

Seine Skizzen, wie er sie nennt, waren ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt. „Spätere Rücksichten", die er nicht genauer angiebt, veranlaßten ihn jedoch in der Folge, seine Skizzen mit allen ihren Unvollkommenheiten der Presse zu übergeben. Man findet darin keine eigenthümliche Anmuth des Stils, keine satirische Ader, keine malerische Schilderungen, und doch werden sie den Lesern nicht unwillkommen seyn, welche sich für das Fortschreiten Amerika's interessiren. Der Verfasser hat sich der Schilderung der häuslichen Sitten jenes Landes enthalten, da er wohl fühlte, daß dieser Theil seines Gegenstandes schon durch mehr als Einen talentvollen Schriftsteller zur Genüge abgehandelt worden ist. Auch hat er sich nicht in Details in Betreff derjenigen Städte und Distrikte der Union eingelassen, welche durch frühere Schriftsteller bereits bekannt genug sind. Er hat seine Aufmerksamkeit besonders auf diejenigen Theile des Amerikanischen Gebietes gerichtet, die noch am wenigsten bekannt sind, und sich so bemüht, seinem Werke so viel Neuheit zu geben, als nur immer möglich. Seine Bemerkungen zeichnen sich im Allgemeinen durch richtigen Verstand und durch vernünftige Berücksichtigung der wirklichen Lage aus, in der sich die wachsende Republik befindet. Er hat nicht, wie Capitain Hall, erwartet, ihre politischen Institutionen frei von jedem Tadel zu finden, und sich nicht, wie Mrs. Trollope, in Cincinnati nach dem Londoner Luxus umgesehen.

Nachdem er in New-York angekommen war, wo er das Glück gehabt hatte, den männiglich bekehrenden weiblichen Reformer, Miß Fanny Wright, zu sehen, deren außerordentliche Beredtsamkeit er rühmt, fuhr er in einem Dampfschiff den Hudson hinauf nach Albany, — eine Entfernung von 165 Meilen, wofür er 3 Dollars bezahlte. Die Landschaft an beiden Ufern des Hudson wird für die schönste in ganz Amerika gehalten. Von Albany aus nahm er seinen Weg nordwestlich, berührte die gar schön benannten, aber bis jetzt erbärmlich aussehenden Städte Utika, Rom und Syrakus. Zwischen den beiden letzteren Plätzen liegt ein sumpfiger Wald, der, fast nur aus abgestorbenen Bäumen bestehend, einen widerwärtigen Anblick darbietet und einen unerträglichen Geruch verbreitet. Nimmt man hierzu das Quaken der unzähligen Frösche, das unaufhörliche Gezirpe der Heuschrecken und den melancholischen Gesang der Uhu's, so kann man sich ungefähr einen Begriff von dem Reiz dieser Römischen oder Sicilianischen Landschaft machen. Etwas trägt daselbst wirklich den Italiänischen Charakter, nämlich die Irrlichter, die man überall in den Gründen der Wälder sieht.

Unser Reisender befand sich nun einige Meilen vom Niagara-Fall, den er natürlich besuchte; aber er hat Takt genug gehabt, keine Beschreibung jenes berühmten Getöses zu versuchen. Wir finden ihn dann wieder auf der Reise nach einer Stadt, die den barmenischen Namen Tonawanta führt, und von dort nach Buffalo, einer bedeutenden Stadt an den Ufern des Erie-See's, welches einst ein Platz von großer Wichtigkeit zu werden verspricht, da es ein Stapelplatz für westliche Produkte und östliche Waaren und der Hafen der See-Schooner und einer großen Menge Dampf- und Kanal-Böte ist. „Einige wenige Indianer", sagt Herr Ferrall, „sieht man bei Buffalo herumstreichen, wie die Hunde in Kairo, ein Opfer des unmäßigen Genusses geistiger Getränke." Wir hoffen doch nicht, daß der Verfasser der Meinung ist, die Hunde in Kairo trinken Schnaps.

An dem südlichen Ufer des See's hinabfahrend, landete der Verfasser in Portland, jetzt Sandusky-Stadt genannt, im Staate Ohio, und machte von dort aus eine Fußreise durch diejenigen Gebietstheile, welche daselbst noch den Indianern vorbehalten sind. Er beschreibt die Gegend als durchgängiges Wald-Land, mit Ausnahme einiger wenigen Wiesen und hier und dort einiger sandigen Stellen. In die Grafschaft Crawford eintretend, kam er durch die Wyandot-Ebene, die erste der vielen großen Wiesen, welche er sah. Er hatte das Glück, bei einem Indianischen Palaver gegenwärtig zu seyn; aber es war unglücklicher Weise eine jener Berathungen, um sich über den Preis ihrer Ländereien zu verständigen, welche der Staat kaufen wollte, und also eines der Anzeichen von dem gänzlichen Verfall des einst so mächtigen Reiches. In Marion, einer der vielen neuen Städte von Ziegel-Steinen, welche so rasch in allen Theilen von Ohio entstehen, fand er in einer Zeitung nicht weniger als drei Ehescheidungen angezeigt, welche sämmtlich auf Ansuchen der Frauen veranlaßt worden waren. Eine derselben gründete sich auf die einjährige Abwesenheit des Gatten, die zweite hatte einen erhaltenen Schlag zum Vorwand, die dritte Vernachlässigung im Allgemeinen. „Es giebt", fügt der Verfasser hinzu, „in den westlichen Grafschaften sehr wenige Beispiele, daß einer Frau die Scheidung versagt wird, da man die Abneigung als einen hinreichenden Grund ansieht, um den Damen ihre Freiheit zu bewilligen." Der Himmel möge uns schützen, wenn ein solches Ehescheidungs-Gesetz jemals bei uns in Anwendung gebracht würde!

Der Reisende beschreibt Columbus, die Hauptstadt von Ohio, als sehr hübsch liegend, mit guten Wirthshäusern, vortrefflichen Wirthstafeln, breiten Straßen, einem Rath-Hause, vielen öffentlichen Gebäuden und durchgängig von Stein erbaut. Sie liegt am

Flusse Scioto, der für kleine Fahrzeuge fast bis zu seiner Quelle schiffbar ist. Dieser Fluß wird durch einen tiefen Graben mit einem anderen Fluß verbunden, der in den Erie-See fällt; aber es besteht jetzt außerdem noch eine ungleich zweckmäßigere Verbindung durch den Ohio-Kanal, der den Erie-See mit den großen westlichen Gewässern verbindet. Das Gebiet ist in Gemeinden und diese sind wieder in Sectionen getheilt, welche dann nach der Konvenienz der Käufer wieder in kleinere Abtheilungen zerfallen. Aber jede 16te Section bleibt immer unverkauft und wird zur Unterstützung der Armen oder zu anderen öffentlichen Zwecken aufbewahrt. Die Bevölkerung von Ohio bestand im Jahre 1770 im Ganzen aus 3000 Seelen und beläuft sich jetzt auf ungefähr eine Million.

Unser Reisender ging dann über Louisville nach New-Orleans, wo er, wie wir mit Bedauern bemerken, in dem Sklaven-System, welches er täglich vor Augen hatte, nichts Tadelnswerthes sah. Er ist der Meinung, daß eine Gesetzgebung, welche die Emancipation der Sklaven verordnete, eine eben so große Ungerechtigkeit begehen würde, als wenn sie die öffentliche Schuld angriffe. „Sklaven-Besitzer", sagt er, „sind nur Actien-Besitzer; und die Philanthropen sollten eben so wenig von Befreiung der Sklaven als von Vernichtung der öffentlichen Schuld sprechen, wenn sie nicht im Stande sind, diejenigen Personen zu entschädigen, welche unglücklicherweise ihr Kapital in dieser Art von Eigenthum angelegt haben." — Dies ist eine herrliche Ansicht — das Eigenthum in öffentlichen Fonds mit dem Eigenthum in menschlichen Wesen zu vergleichen! Ist es nicht abscheulich, daß in unserer Zeit noch Jemand gefunden wird, der die Behauptung aufstellt, daß in moralischer Hinsicht kein Unterschied zwischen einer Geld-Verschreibung und einem Wesen ist, das der Allmächtige zu seinem Ruhm geschaffen hat? — Wir theilen nachstehend einige Bemerkungen des Verfassers über die Provinz Texas mit:

„Die Frage wegen des Kaufes der Provinz Texas von der Mexikanischen Regierung ist im ganzen Lande vielfach angeregt worden und hat in den Sklaven-Distrikten viele leidenschaftliche Anhänger. Der Ankauf dieser ungeheuren Strecke fruchtbaren Landes würde den Sklaven-Distrikten ein unbilliges Uebergewicht geben, und dieser Umstand allein ist Schuld daran gewesen, daß der Ankauf nicht allgemein gebilligt wird; denn sonst scheint in Amerika das Erweiterungs-System den Kongreß und die Gesetzgebungen bei allen ihren Handlungen zu leiten. Die Amerikaner operirten in Bezug auf jene Provinz in folgender Weise. Zuerst errichtete ein Mann, Namens Austin, unter Bewilligung der Mexikanischen Regierung, eine Niederlassung. Dann nahmen Pioniere, unter dem Vorwande, den Boden zu untersuchen, nach und nach von dem Lande Besitz und fingen an, ohne Erlaubniß der Regierung, Handels-Verbindungen anzuknüpfen. Diesem Beispiele folgte die öffentliche Presse, als sie den Gegenstand aufnahm, den ungeheuren Werth jenes Landes und die Vortheile auseinandersetzte, welche für die Vereinigten Staaten aus dem Besitz desselben entstehen würden. Die Ansiedler erregten Unruhen und verursachten Mißvergnügen und Unzufriedenheit unter den rechtmäßigen Besitzern, und durch ihre Anreizungen entstanden Insurrectionen unter den Indianern, welche die Regierung in große Verlegenheit setzten. Als die Sachen so weit gediehen waren, begann der Amerikanische Gesandte, Herr Poinsett, seine diplomatischen Manöver, indem er Unzufriedenheit zu erregen wußte, die Parteien aufmunterte und sich auf andere Weise in die inneren Angelegenheiten des Landes mischte. Er schien indessen seine Intriguen nicht geheim genug zu leiten; denn sie wurden entdeckt, und er ward der Regierung und dem Volke von Mexiko so verhaßt, daß Jackson sich genöthigt sah, ihn zurückzuberufen und den Oberst Butler an seine Stelle hinzusenden, der den Auftrag erhielt, 5 Millionen Dollars für die Provinz Texas zu bieten."

Von New-Orleans fuhr unser Reisender mit dem Dampfschiff nach Louisville. Während der Reise begegnete dem Schiffe das Unglück, daß der Kessel sprang, wodurch funfzig bis sechzig Personen getödtet oder verwundet wurden. „Der Anblick", sagt der Verfasser, „war der furchtbarste, den man sich denken kann; die Todten waren in Stücken zerrissen, und die Sterbenden erlitten die wüthendsten Schmerzen, indem sie vom Kopf bis zu den Füßen geschunden waren. Viele starben binnen einer Stunde, während Andere unter jammervollem Gestöhne sich noch bis zum Abend hinquälten. Die an dem Ufer versammelten Personen legten die widerwärtigste Gleichgültigkeit an den Tag, und die meisten Passagiere trugen erst Sorge für ihr Gepäck, ehe sie den Unglücklichen irgend Beistand leisteten."

Es ist ein merkwürdiger Beweis von dem Aufschwung des Handels auf den Gewässern des Ohio und des Mississippi, daß, während vor dem Jahre 1812 die Schifffahrt auf dem Ober-Ohio sich auf 150 kleine Barken beschränkte, welche einen Monat damit zubrachten, von dem Pittsburg-Fall herauszukommen, und während auf dem Nieder-Ohio und dem Mississippi nur ungefähr 20 Barken, von 100 Tonnen jede, beschäftigt waren, welche mehr als drei Monate auf dem Wege von Orleans nach Louisville zubrachten, jetzt auf den beiden Flüssen mehr als 300 Schiffe von 250 bis 500 Tonnen im Durchschnitt fahren und der Weg von New-Orleans nach Louisville in acht Tagen zurückgelegt wird!

Ueber Kentucky und dessen Bewohner möge der nachfolgende Bericht sprechen:

„Das Klima von Kentucky ist dem Bau des Hanfes, des Flachses, des Tabacks und aller Arten von Getreide günstig. Der größere Theil des Bodens ist lehmig, schwarz oder mit rother Erde gemischt; die Landschaft ist abwechselnd und das Land durchgängig gut gewässert. Die Kentuckianer tragen sämmtlich große Taschen-Messer, deren sie sich bei allen Streitigkeiten bedienen, und häufig sieht Ihr einen Herrn vor der Thüre eines Wirthshauses sitzen, sich auf einem Stuhle wiegen und sich die Zähne mit einem Messer stochern, dessen Klinge volle sechs Zoll lang ist. Bei alle dem sind die Kentuckianer keineswegs streitsüchtiger als irgend ein anderes Volk der westlichen Staaten, und sie sind es bei weitem weniger als z. B. die Irländer. Aber wenn sie einmal Streit angefangen haben, so fechten sie mit der größten Bitterkeit, wie fast alle Amerikaner."

„Ich bin im Westen niemals in einen Gerichtshof gekommen, ohne bemerkt zu haben, daß die Richter und die Advokaten ihre Füße beständig auf die vor ihnen stehenden Pulte gestützt hätten, so daß dieselben höher lagen als der Kopf. Dies ist aber nur in den westlichen Provinzen der Fall; denn in den Gerichtshöfen in Orleans, New-York und Philadelphia wird der größte Anstand und die größte Ordnung beobachtet. Man hatte mir erzählt, daß die Richter oft auf ihren Bänken schliefen; aber ich muß bekennen, daß ich dies nicht in einem einzigen Fall bemerkt habe, obgleich ich funfzehn Monate lang zu allen Jahreszeiten häufig den Sitzungen beigewohnt habe."

„Ich war bei einer Wahl im Innern des Staates gegenwärtig. Es kam darauf an, einen Repräsentanten für die Legislatur des Staates zu wählen, und die Kandidaten waren ein Huimacher und ein Sattler; der erstere war zugleich Major bei der Miliz und ein Methodisten-Prediger aus der Percival- und Gordon-Schule. Verschiedene prahlerische Reden wurden bei dieser Gelegenheit zur Erbauung der Wähler gehalten, und um die Feierlichkeit auf eine angemessene Weise zu beendigen, fand zum Schluß ein Faustkampf zwischen den beiden Kandidaten statt. Der Major bewies sich bei diesem Kampf als ein ächter Kentuckianer; nämlich halb ein Pferd und halb ein Alligator, was nicht wenig dazu beitrug, seine Wahl zu sichern. Nach der Wahl unterhielt ich mich mit einem der heftigsten Gegner des siegreichen Kandidaten und bemerkte ihm, daß ich vermuthete, er würde bei der nächsten Wahl alle seine Kräfte aufbieten, um den Major wieder abzusetzen. Er antwortete: „„Das kann ich noch nicht sagen."" — „„Wie, also seyd Ihr nicht entschlossen, Euch ihm zu widersetzen?"" — „„O!"" sagte er, „„wenn er sonst nur seine Pflicht erfüllt."" — „„Ihr meint also,"" fuhr ich fort, „„daß, wenn er seine Schuldigkeit thut, er Euren Widerstand nicht zu fürchten braucht?"" — Er sah mich an, als ob er mich nicht recht verstanden hätte, und sagte: „„Nun, das versteht sich doch wohl von selbst.""

„Die Bootsleute des Ohio und des Mississippi sind die aufrührerischste und zügellosesten Menschenklasse in Amerika und am wenigsten geneigt, sich den bestehenden Autoritäten zu unterwerfen. In Cincinnati sah ich einen dieser Leute auf dem Werfte Schulden halber verhaften, er schien eben nicht geneigt, sich gutwillig zu unterwerfen, da er, wenn es ihm gelang, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, in Sicherheit war. Er rief seine Gefährten zu Hülfe, welche auch augenblicklich herbeikamen und bereit schienen, ihn aus den Händen der Gerichtsdiener zu befreien. Der Konstabler zog sogleich, nicht etwa ein Pistol, sondern ein Blättchen Papier hervor und sagte: „„Ich ergreife ihn im Namen des Staates."" Seine Gefährten sahen ihn einige Augenblicke an, und dann sagte einer von ihnen: „„Ja, da mußt Du wohl dem Konstabler folgen."" Ein ander Mal, als ich in New-York spät Abends nach Hause kam, hörte ich in einem Wirthshause großen Lärm, und da ich zu sehen wünschte, wie man in diesem Lande die Ruhe herstellt, so trat ich mit einigen anderen Personen ein. Ich fand daselbst nur einen einzigen Konstabler, und es schien mir unmöglich, daß er ohne Beistand ein halb Dutzend Kerle gefangen nehmen könnte, die nur mit Mühe abgehalten wurden, sich einander in die Haare zu fallen. Seine Hand schien indessen so mächtig zu seyn, als der berühmte Zauberstab der Armide; denn so wie er dieselbe auf die Schultern der Streitenden fallen ließ, schienen sie wie gelähmt und ließen sich so geduldig wie Schaafe fortführen. Die Lösung dieses Wunders liegt darin, daß jene Männer alle das Wahlrecht ausgeübt und wenn auch nicht gerade diesen, doch andere Konstabler gewählt hatten und es daher für ihre Pflicht hielten, die Autorität derselben zu unterstützen, und wohl fühlten, daß, wenn sie sich ihm widersetzten, dies ein Widerstand gegen ihre eigene Machtvollkommenheit seyn würde. Selbst in den größeren Städten der westlichen Provinzen hat der Konstabler keine Leute unter seinem Befehl, sondern findet immer den mächtigsten Beistand unter den Bürgern selbst, wenn es darauf ankömmt, einen Uebelthäter gefangen zu nehmen."

Den andererseits aber auch stattfindenden politischen Unfug der arbeitenden Klassen in New-York schildert der Verfasser folgendermaßen:

„Als ich in New-York war, erfuhr ich, daß sich die arbeitenden Klassen in förmliche Körperschaften bildeten, wie die „Unionen der Handwerker" in England, um sich alle politische Gewalt anzumaßen. Diese Organisation fand auf das Anrathen von Frances Wright statt und hat eine ungeheure Ausdehnung erreicht. Es giebt drei oder vier verschiedene Unionen der „Arbeitenden", wie sie sich zu nennen pflegen, die in ihren Grundsätzen etwas von einander abweichen und in ihren Angriffen auf die jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen verschiedene Wege einschlagen. Man sieht an den Straßen-Ecken der Stadt fast immer Zettel angeschlagen, worin die Unionen zu Versammlungen einladen. Ich lasse hier die Abschrift eines solchen Anschlages folgen, den ich von einer Mauer abgerissen habe und noch jetzt besitze:

„„Die Sache der Armen.

Die Handwerker und andere arbeitende Männer der Stadt New-York, und von diesen die und nur die allein, die von ihrer Hände Arbeit leben, welche alle politische Gewalt in ihren Händen zu sehen wünschen,

die günstig gestimmt sind für:	und die abgeneigt sind:
eine billige Entschädigung der Arbeit;	den Banken und Banquiers;
die Abschaffung der Gefängniß-Strafe wegen Schulden;	den Auctionen und Auctions-Kommissarien;
ein zweckmäßiges Salz-Gesetz;	den Monopolen und Monopolisten jeder Art;
ein allgemeines Erziehungssystem, mit Einschluß der Nahrung, Kleidung und des Unterrichtes, für Alle gleich, auf öffentliche Kosten, und ohne Trennung der Kinder von den Eltern;	den Mäklern, Advokaten und den Leuten, die sich durch ihr Amt bereichern, und allen denen, arm oder reich, die solche Leute unterstützen;
die Aufhebung des Gesetzes wegen exekutorischen Verkaufs des Handwerks-Geräthes;	der Befreiung des Eigenthums von Abgaben;

werden eingeladen, sich am nächsten Donnerstag Abend, 15. September, um 8 Uhr in Wooste-Street in der Militair-Halle zu versammeln, um durch Abstimmung durch Kugeln unter den am 6. d. vorgeschlagenen Personen Kandidaten für die Gouverneurs- und Senatoren-Stellen zu wählen und Kandidaten für den Kongreß vorzuschlagen. — Auf Befehl des Ausschusses der Funfzig.

(gez.) J. R. Soper, Vorsitzer.""

Es ist sehr Schade, daß Miß Fanny Wright nicht die rechtmäßige Gattin des jetzt wieder in England befindlichen Reformators gesellschaftlicher Einrichtungen, Herrn Owen, geworden ist; da sie, in zwei Punkten wenigstens, auf das Vollständigste übereingestimmt haben würden; nämlich in dem Enthusiasmus für die allgemeine Gleichheit und in dem Haß gegen jede Religions-Form. Es scheint der Lehrsatz Beider gewesen zu seyn, daß Jedermann sich durchaus um nichts Anderes zu bekümmern habe, als um diese sichtbare Welt, daß der einzige Zweck der Menschen irdische Glückseligkeit seyn müsse; daß das Umschauen nach einer idealen Existenz die Aufmerksamkeit von den Vergnügungen dieses Lebens ablenke, alle wirkliche Theilnahme an dem Geschick der Nebenmenschen zerstöre und ihn gefühllos gegen ihre Leiden mache. Als Miß Wright zuerst anfing, zu predigen, glaubte Niemand, daß sie irgend einen Anklang finden würde. Aber für Amerika giebt es keinen Unverstand, der nicht bald seine Anhänger fände. Als unser Autor das erste Mal nach New-York kam, war sie das Idol des Ortes, und der große Saal, in dem sie las, war zum Erdrücken angefüllt. Die folgende Stelle ist dem New-York-Enquirer entlehnt:

„Die Abschieds-Rede, welche Miß Wright am vergangenen Mittwoch im Bavery-Theater hielt, war eine seltsame Mischung von Politik und Gottlosigkeit, Beredsamkeit und Irreligiosität. Das Theater war sehr gefüllt, und gewiß nicht weniger als 3000 Menschen gegenwärtig; wobei der auffallendste Umstand war, daß ungefähr die Hälfte der Versammlung aus Frauen bestand. Als Fanny in dieser Stadt zuerst als Rednerin auftrat, fanden sich sehr wenig anständige Frauen ein. Bei ihrer ersten Vorlesung im Park-Theater erschien kaum ein halbes Dutzend, und diese verließen bald das Haus. Von jener Zeit an bis jetzt haben wir sie nicht öffentlich reden hören; aber ihre Lehrsätze, ihre Meinungen und ihre Philosophie scheinen in der Stadt weit größere Fortschritte gemacht zu haben, als wir uns je träumen ließen. Ihre feurige Beredsamkeit, ihr Anstand, ihre helltönende Stimme, ihre kühnen und verwegenen Angriffe auf das ganze gesellschaftliche System, und besonders auf die Priester, Politiker, Banquiers und Aristokraten, wie sie sie nennt, haben ihr eine Partei von bedeutender Größe, Eifer und Enthusiasmus zu Wege gebracht. — Miß Fanny Wright gesteht, daß es ihr Zweck ist, eine gänzliche und radikale Reform und Veränderung in allen Verhältnissen des Lebens, selbst in den theuersten und geheiligtsten, zu bewirken. Vor zwei Jahren gab es in New-York nicht 20 Menschen, die es offen zu gestehen wagten, daß sie sich zu den Ansichten und Lehren der Miß Wright hinneigten, jetzt beläuft sich die Zahl ihrer Anhänger auf mehr als 20,000."

Bibliographie.

The art of being happy. (Die Kunst, glücklich zu seyn.) In einer Reihe von Briefen eines Vaters an seinen Sohn. Von Timothy Flint. Boston.

A sketch etc. (Skizze der letzten Polnischen Revolution.) Vom Major Hordinski, Offizier der aufgelösten Polnischen Armee. Nebst Schlacht-Plänen. Boston.

Elements. (Elemente der Natur-Philosophie.) Von F. J. Grund, Uebersetzer von Meier Hirsch's Aufgaben. Boston.

Elementary treatise etc. (Elemente der Conchologie.) Mit zahlreichen Abbildungen. Von G. W. Benedict, Professor der Chemie und Naturgeschichte an der Universität Vermont. Burlington.

Selections from the Edinburgh Review. (Die besten Aufsätze aus der Edinburg-Review.) Vom Beginn dieser Zeitschrift bis zum heutigen Tage. Herausgegeben von M. Croß. Boston.

Mannigfaltiges.

— Etwas über Madeira. Die Straßen von Funchal, der Hauptstadt dieser Insel, sind außerordentlich steil, weil sie am Abhang eines Berges laufen, und mit kleinen Kieselsteinen gepflastert sind, deren scharfe Kante hervorspringt und das Gehen sehr unsicher macht. Es ist demnach sehr mühselig, zu Fuße hinauf, und höchst gefährlich, zu Pferde herab zu steigen. Wir sahen, wie man Spanische Pferde in dieser Richtung sehr rasch traben ließ, und erwarteten jeden Augenblick, daß Pferd und Reiter von oben herunterstürzen würden; aber mit bewundernswerther Klugheit zogen die Pferde, so oft sie an eine sehr abschüssige Stelle kamen, ihre Hinterfüße dicht an die vorderen und glitten solchergestalt über die gefahrvolle Passage weg. Die Lasten werden von einer kleinen Art Ochsen, dem gewöhnlichen Zugthiere, fortbewegt. Man spannt ihrer zwei vor einen Schlitten, auf dem eine Tonne Wein mit Stricken befestigt ist. Ein Bauer, der einen Stachelstecken führt, lenkt die Thiere an dem Seil, das durch Löcher an den Spitzen ihrer Hörner gezogen ist; ein Anderer geht dem Wagen zur Seite und trägt einen großen in Wasser getauchten Leinwandlappen, den er von Zeit zu Zeit unter den Schlitten wirft, damit er feucht bleibe und geschmeidig fortgleite. Das Vieh ist von kleinem Wuchs und hellbrauner Farbe. Es ist sehr sanft und lenksam. — Ich habe bemerkt, daß die Luft in heißen Klimaten dem Bleichen der Wäsche sehr günstig ist. Niemals habe ich gesehen, daß Zeuge aus Baumwolle oder Linnen nach wiederholtem Waschen jenen schmutzig gelben Grund bekamen, der in unserer kalten und neblichten Atmosphäre so gewöhnlich ist. Das verbrauchteste Stück Weißzeug ist noch eben so blank als neue Leinwand. — Wir besuchten den Markt, der am Sonnabend stattfindet. Die ausgebotenen Lebensmittel bestanden hauptsächlich in Früchten, als violetten und grünen Feigen, Bananen, Aepfeln, Birnen, dicken rothen Zwiebeln und Pfirsichen. Die letzteren waren hart wie Steine; man kauft sie immer in diesem unreifen Zustande, weil man sie dann am liebsten genießt. Auch sahen wir Weintrauben von verschiedener Qualität, vorzüglich solche mit sehr dicken, fleischigen und dunkelbraunen Beeren, die ich auch im Garten der Englischen Gesandtschaft in Konstantinopel anbauen sah. Es giebt noch eine andere kleinbeerige Sorte von eben so dunkler Farbe, die man tinto nennt; die Traube ist manchmal so groß, daß sie an 20 Pfund wiegt. Vor Allem aber setzte mich der Ueberfluß von Kartoffeln, die hier sehr gut sind, in Erstaunen. Selten gedeihen beide Vegetabilien an demselben Orte; denn die Hitze und Trockenheit, welche dem Weine nothwendig sind, schaden den Kartoffeln. Aber diese fruchtbare und gesegnete Insel, wo jeder höher liegende Strich Landes sein besonderes Klima und Erdreich hat, läßt jede Art von Vegetabilien aufkommen und wuchern. Unter den Wurzeln, die ich auf dem Markte sah, befand sich die Arums-Wurzel (caladium esculentum), die einzige eßbare Gattung dieser herben Familie. Auch diese macht, wenn man sie roh genießt, Gaumen und Zunge wund. Da jedoch die herben Theile flüchtig sind, so verlieren sie sich beim Kochen. In einem Garten außerhalb der Stadt war ein großer Raum damit überdeckt; das Blatt war größer und weniger spitz als das des arum maculatum. Man genießt nicht allein die knollige Wurzel, sondern auch das Kraut dieser Pflanze, welches Indischer Kohl genannt wird. — Auf Madeira bereitet man zwei Sorten Wein, den weißen und den rothen. Die erstere ist bekannt genug. Sie wird aus einer Traube gewonnen, deren ursprüngliches Vaterland die Insel Cypern seyn soll, und die man kurz nach der Entdeckung Madeira's dahin verpflanzte. Aber der Wechsel des Bodens und Klima's hat die Eigenthümlichkeit dieser Traube in solchem Grade verändert, daß der Wein mit dem Cyper-Wein nur die Farbe gemein hat. Der rothe Wein gleicht dem Weine von Tenedos im Archipelagus, ist stärker als der Bordeaux, aber schwächer als Portwein. Die Traube, die ihn liefert, ist eben jene kleinbeerige dunkle, die wir auf dem Markte gesehen hatten. Ihr Saft färbt jede Substanz, die man hineintaucht, daher der Name tinto (tinctus). Das Erdreich, welches den besten Wein hervorbringt, ist das magerste und steinigste. Die Lese findet im September statt. Man wirft die Trauben in eine Küfe, wo sie der Bauer mit nackten Füßen zerstampft. Die berühmtesten Wein-Sorten sind der Negremale, der Verdelha und der Buso. Der jährliche Ertrag beläuft sich auf ungefähr 30,000 Pipen. — Die Seidenwürmer hat man kurze Zeit nachdem Prinz Heinrich daselbst eine Kolonie gegründet, in Madeira eingeführt; allein dieser Versuch mißglückte, obschon der Maulbeerbaum einheimisch ist. (Walsh's Notes on Brazil.)

— Malayische Hochzeiten. Diese werden von dem Französischen Naturforscher Perrotet also beschrieben. Wenn ein junger Malaye sich verliebt, so macht er seiner Erwählten den Hof, bis er ihr Gegenliebe eingeflößt hat. Dann wirbt er bei dem Vater des Mädchens um ihre Hand. Der Vater sagt, er wolle sich die Sache bedenken, und erkundigt sich sofort nach den Umständen des Jünglings, ob seine Hütte dazu geeignet ist, ein Frauenzimmer aufzunehmen, und ob er Ackerland genug besitzt, um sie zu ernähren. Das Gesetz schärft diese Vorsicht mit Strenge ein. Hat der junge Mann die Einwilligung der Verwandten des Mädchens, so macht er die Seinigen damit bekannt. Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste, an der Zahl funfzig, mit Musik, und die Verwandten des Bräutigams bringen Mundvorrath zu einem Feste in Körben mit. Das Haupt des Bräutigams ist mit einer Mütze bedeckt, die einem Tschako ähnlich sieht; sein ganzer übriger Anzug besteht in Pantalons. Er besteigt einen schäumenden Zelter, und ein Mann zu seiner Seite bestreicht die entblößten Theile des Körpers mit einer gelben Farbe, die immer wieder angefrischt wird, wenn Schweiß und Hitze sie verwischen. Der ganze Tag vergeht unter Schmausen, Jubeln und Musiziren. Den nächsten Tag unterwirft sich die Braut einer ähnlichen Ceremonie, das Bemalen der Haut ausgenommen, und damit ist die Hochzeit zu Ende.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 126. Berlin, Freitag den 16. November 1832.

England.

Zu Lord Byron's innerer und äußerer Charakteristik.

Eines Tages, als Lord Byron (in Genua) mit uns speiste, verlangte sein Jäger ihn zu sprechen, während wir noch bei Tische waren; er verließ das Zimmer und kam nach wenigen Minuten in heftiger Bewegung zurück, bleich vor Zorn, mit einem Blicke, wie ich ihn noch nie an ihm gesehen hatte, so oft ich ihn auch zornig sah. Er sagte uns, sein Bedienter hätte ihm angezeigt, er müsse vor halb zehn Uhr zum Thore hinaus, (er wohnte vor der Stadt) denn es wäre Befehl da, später Niemanden mehr durchzulassen. Diesen Befehl, der ihn persönlich gar nichts anging, betrachtete er als gegen ihn gerichtet und war wüthend darüber. Er ergriff die Feder und fing an, an unseren Minister zu schreiben, zerriß zwei oder drei Briefe, ehe einer zu seiner Zufriedenheit gerieth, kurz benahm sich so unbändig, daß alle Anwesenden in Erstaunen geriethen. Er schien sehr geneigt, sich mit den Behörden in einen persönlichen Streit einzulassen, und nur mit Schwierigkeit überredeten wir ihn, die Sache ganz dem Englischen Minister, Herrn Hill, anheimzustellen, der sie am besten beilegen würde. Byron's Aussehen und Benehmen bei dieser Gelegenheit erinnerten mich stark an Rousseau. Dieser hielt sich überall für ein Opfer der Verfolgung, meinte, alle Potentaten hätten einen Bund geschlossen, ihn zu verfolgen und zu kränken, und beging tausend andere Thorheiten, welche bewiesen, daß er nicht Herr über sich war. Jetzt begriff ich, wie leicht man, bei der geringsten gewaltsamen Aufregung, ihn für wahnsinnig halten konnte, und überzeugte mich von der Wahrheit jener Zeilen:

„Mit Narrheit stets ist großer Witz verwandt;
Es trennt sie nur ein äußerst schmaler Rand."

Als wir am nächsten Tage zusammenkamen, sagte Byron, er hätte von Herrn Hill eine befriedigende Erklärung erhalten, und fragte mich dann, ob ich ihn nicht vergangenen Abend für närrisch gehalten hätte? „Ich versichere Ihnen", sagte er, „daß ich mich oft selbst nicht recht bei Sinnen glaube, und dies ist vielleicht der einzige Punkt, in welchem ich mit Lady Byron (seiner Frau) übereinstimme; die liebe gefühlvolle Seele hält mich nicht allein für verrückt, sondern möchte auch gar zu gern andere Leute bereden, es ebenfalls zu glauben."

„Ich denke oft," sagte er ein anderes Mal, „daß ich mein heftiges und schlimmes Temperament von meiner armen Mutter geerbt habe, wiewohl mein Vater, so viel ich jemals wahrnehmen konnte, eben kein besseres hatte; es ist daher nicht zu verwundern, daß das meinige so sehr böse ist. Ich war, so weit ich mich zurückerinnern kann, von jeher heftigen Wuthanfällen unterworfen, deren Veranlassungen oft so unbedeutend waren, daß ich selbst darüber erstaunte, wenn sie vorüber waren, und so ist es noch jetzt; ich kann nichts, das mein Gefühl aufregt, mit kaltem Blute betrachten, und ist einmal der lauernde Dämon in mir erwacht, so verliere ich alle Selbstbeherrschung. Von einem solchen Anfalle kann ich mich mehrere Tage lang nicht erholen. Verstehen Sie mich recht, ich meine nicht, daß die üble Laune anhält, im Gegentheil, diese verfliegt schnell, durch ihre eigene Heftigkeit erschöpft, aber die furchtbare Erschütterung dauert fort und macht mich niedergeschlagen und nervenschwach. Seyen Sie versichert, unser Gemüth muß in der Kindheit gebessert werden; denn mit den besten Entschlüssen sind wir nicht im Stande, die Gewohnheit der üblen Laune oder des Jähzorns zu besiegen, so sehr wir es auch nachher bereuen. Meine arme Mutter gerieth täglich in heftigen Zorn und machte mich zuweilen fast wahnsinnig, besonders wenn sie mir, in ihrer Leidenschaft, mein körperliches Gebrechen vorwarf; dann rannte ich fort, um in der Einsamkeit ungesehen meine Wuth und meinen Schmerz auszulassen, und verfluchte mein Gebrechen, welches ich jetzt anfing, als einen Beweis der besonderen Ungerechtigkeit der Vorsehung zu betrachten. Das waren bittere Augenblicke; noch jetzt leben sie in meiner Erinnerung; sie verwundeten unheilbar ein Herz, welches, glaube ich, von Natur liebevoll war, und zerrütteten vollends ein zur Heftigkeit geneigtes Temperament. Jene Gefühle waren es, die mir die Idee zu der „umgestalteten Mißgestalt" eingaben. Oft blicke ich auf die Tage meiner Kindheit zurück und bin erstaunt, wenn ich mich erinnere, wie tief ich damals fühlte; die ersten Eindrücke sind unauslöschlich. Meine Mutter und später meine Schulgefährten brachten es durch ihre Verhöhnungen dahin, daß ich meine Lahmheit als das größte Unglück betrachtete, und nie war ich im Stande, dies Gefühl zu besiegen. Es gehört eben so viel natürliche Gutherzigkeit als Nachdenken dazu, das Gefühl dieser Kränkung zu unterdrücken, welches ein körperlicher Fehler im Gemüthe erzeugt, und welches, fortwährend an sich selbst nagend, uns gegen die ganze Welt erbittert. Ich habe gelesen, daß ein körperliches Gebrechen sich stets auf dem Gesichte verrathe, so schön dieses auch seyn möge; ich bin überzeugt, man meint damit bloß, daß das Bewußtseyn eines solchen Gebrechens den Zügen einen Ausdruck fortwährenden Mißvergnügens verleihe, und dies halte ich für wahr; denn es wäre zu arg (fügte er mit Bitterkeit hinzu), wenn man darum kein einnehmendes Gesicht sollte haben können, weil man einen lahmen Fuß hat."

Es ist zum Erstaunen, wie krankhaft sein Gefühl in diesem Punkte ist, und ich glaube fast, daß dies sehr viel zu der Richtung seines Charakters beitrug. Als Byron mir sagte, er habe die Idee zu der „umgestalteten Mißgestalt" aus seinem eigenen Zustande geschöpft, wagte ich die Einwendung, daß er in der Vorrede zu diesem Drama behauptete, er habe es aus der Erzählung „die drei Brüder" genommen; er antwortete, beides wäre richtig, und sprach dann von anderen Dingen. Es ist möglich, daß er selbst nicht weiß, welche Ideen er borgt; denn er liest äußerst flüchtig, und die Gedanken, die er auffaßt, werden, von seinem Genius durchglüht, so verschönert, daß von den ersten rohen Geburten nichts mehr zu erkennen ist. Ich fand dies bei einer anderen Gelegenheit bestätigt, als ich ein Buch in die Hände bekam, welches er oft durchzublättern pflegte; ich fand mehrere Stellen, in denen ich den Ursprung gewisser Gedanken in seinen Werken zu erkennen glaubte. Er sagte mir, er lese selten eine Seite, die nicht eine Reihe von Gedanken in ihm erzeugte, die erste Idee wäre dann gleichsam der Ring der Kette, an den sich die anderen Glieder von selbst fügten.

„Nur Eine weck', und Myriaden steigen auf."

Ich habe bemerkt, daß hingeworfene Aeußerungen im Gespräche ihn oft zu langen Erörterungen führten; seine Einbildungskraft ist so fruchtbar, daß der kleinste Funken sie entzündet.

(Journ. of Lady Blessington.)

Seebilder.

Ein Leichenbegängniß und eine Hinrichtung.

— — Ein Leichenbegängniß sollte stattfinden. Wir hatten die Ueberreste des braven Richard Bowen, Capitains der „Terpsichore", und die seines ersten Lieutenants von der Insel mitgenommen. Unsere Feinde selbst, um der Tapferkeit unserer Helden die letzte Huldigung darzubringen und sie mit uns zu betrauern, hatten uns deren Leichname durch Spanier an Bord gesandt. Die düsteren Zubereitungen zu dieser Ceremonie begannen. Nichts war trauriger, als der Anblick der unermeßlichen Wasserfläche, die einem der tapfersten Vertheidiger seines Vaterlandes zum Grabe dienen sollte. Er, der so oft auf dem Ocean gekämpft hatte, der ihn nun verschlingen sollte, er, der nach dem Zeugnisse des großen Nelson selbst, sich eben so viele Rechte auf die Erkenntlichkeit der Britischen Nation erworben hatte, als irgend Einer, den ein Denkmal in Westminster verewigte, sollte, von seinem treuen Achates begleitet, in das unermeßliche Grab sinken, dessen Ort kein Denkmal bezeichnete.

Wir waren damals auf der hohen See, wo das Senkblei keinen Grund fand. Alle Matrosen waren auf dem Verdecke versammelt, um die Ceremonie feierlicher zu machen. Die Leichen lagen auf dem Boden des Verdecks ausgestreckt. Während der Capitain Trompson die Todtengebete las, herrschte eine andächtige und feierliche Stille. So unempfindlich gewöhnlich die Englischen Matrosen sind, so unzugänglich für Gram und Trauer sie uns auch erscheinen mögen, diesmal bedeckte dennoch tiefe Schwermuth selbst die härtesten Züge, und mehrere von ihnen vergessen schweigend reichliche Thränen bei der Erinnerung an die erprobte Tapferkeit ihrer Kampfgenossen.

Ein heiliger Schauer ergriff uns, als der Capitain, in dem Augenblicke, wo man die Leichname ins Meer warf, das sie gierig verschlang, mit diesen Worten den Trauerdienst beschloß: „Wir übergeben ihre Leiber dem Abgrunde, damit sie, durch Auflösung und Fäulniß, mit neuem und höherem Glanze hervorgehen. Wenn jener Tag unseren Augen leuchten wird, an dem sie, zum Lichte berufen, in eine künftige Welt schauen, die der Heiland der Menschen uns verkündete, dann wird auf seinen Ruf die Erde sich öffnen, und Alles, was gelebt hat, wird aus ihrem Schooße hervorgehen, von

neuem Leben strahlend, und das Meer wird alle Todten zurückgeben, die seine Wellen verschlungen haben."

— — Eine Scene ganz verschiedener Art fesselte bald unsere Aufmerksamkeit. Einige Tage, nachdem wir vor Cadix angekommen waren, wurden alle Schiffs-Capitaine auf das Admirals-Schiff zu einem Kriegs-Gericht berufen, um über eine Empörung, die auf unserer Rückkehr von Santa Cruz am Bord einer der Fregatten des Geschwaders entstanden war, Gericht zu halten. Ein Unteroffizier vom „Emerald" glaubte sich von dem Capitain und den anderen Unteroffizieren des Schiffes beleidigt. Von Rachsucht entflammt, zettelte er eine Verschwörung gegen ihr Leben an. Das Komplott war reif, und die Zeit der Ausführung rückte heran, als die göttliche Vorsehung durch folgenden Vorfall die Vollziehung hinderte. Der Meuterer unterhielt sich heimlich mit einem seiner Mitverschworenen, als ein Segelmeister, der ihnen nahe war, ohne daß sie ihn bemerken konnten, die Worte hörte: „Ich sage Dir, Bob, es wird eine blutige Nacht; ich sehe es vorher." — Bestürzt über diese Aeußerung, theilte sie der Segelmeister eilig dem Capitain mit. Dieser, dem mehrere Umstände einfielen, die ihm bereits Verdacht erregt hatten, ließ sogleich den Unteroffizier arretiren. Man fand Waffen bei ihm, von denen er auch einen Vorrath an einem sicheren Ort verborgen hatte. Noch andere Anzeigen ließen keinen Zweifel über sein strafbares Vorhaben. Man legte ihm Ketten an Hände und Füße, und wenige Tage darauf stieß die Fregatte zur Flotte. — Da die Thatsachen vor dem Kriegs-Gericht völlig erwiesen wurden, so ward er verurtheilt, an einer Segelstange aufgehängt zu werden.

Am dritten Tage nach dem Urtheilsspruch ward eine schwarze Flagge an der Bramstenge aufgesteckt, und ein Kutter von jedem Schiffe wurde vollständig bemannt und so aufgestellt, daß er Zeuge der Hinrichtung seyn konnte. Eine Rolle, um welche der verhängnißvolle Strick lief, wurde an die Segelstange befestigt, daß der Schiffsmeister, auf ein gegebenes Zeichen, den Delinquenten daran aufknüpfen konnte. — Der unglückliche Unteroffizier wurde auf das Verdeck geführt. Seine Füße waren frei von Fesseln, aber die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Auf dem Kastell hielt man an, wo man zu diesem Zwecke ein kleines Gerüst errichtet hatte. Er war von hohem Wuchse, edel gebildet, und sein Benehmen war fest und ruhig. Er erkannte die Gerechtigkeit seiner Verurtheilung an und äußerte die Hoffnung, bei dem, der die Herzen richtet, die Gnade zu finden, die die Menschen ihm versagten.

Die zahlreichen Boote, welche den „Emerald" umgaben, die große Menge Matrosen, die dieses traurige Schauspiel mit ansehen mußten, ihre trüben Blicke, die unbeweglichen Ruder, Alles erhöhte das Düstere dieses imposanten Schauspiels. Die Schiffsmannschaft und alle Offiziere der Fregatte waren auf dem Verdeck versammelt und erwarteten, den Blick auf das Gerüst gerichtet, in banger Stille, das schreckliche Zeichen, welches dem Verbrecher das Leben kosten sollte; dieser aber hörte gelassen und mit Ergebung einem seiner Gefährten zu, der ihm das Gebet für Sterbende verlas. — Plötzlich ward ihm eine Decke über das Gesicht geworfen, der verhängnißvolle Strick schlang sich um seinen Hals, und als das Gebet zu Ende war, wurde eine Kanone gelöst.... Der Dampf, der das Schaffott einhüllte, entzog es einige Augenblicke unseren Augen. Als er sich zertheilte, hatte der Unglückliche ausgelebt. Einige Augenblicke nachher wurde er abgenommen und in seine Hangematte gelegt, die man noch mit einer starken Last beschwerte. Eine Barke entfernte sich mit dieser traurigen Ladung von der Küste, und als sie das hohe Meer erreichte, warf sie die Ueberreste des unglücklichen Unteroffiziers in sein unermeßliches Grab. (Edinb. Mag.)

Bibliographie.

Sermons by Wesleyan ministers. (Predigten Wesley'scher Geistlichen.) Pr. 10½ Sh.

Works of John Howe. (Howe's Werke.) Pr. 42 Sh.

The present state etc. (Der gegenwärtige Zustand der Repräsentation von England und Wales.) Pr. 5 Sh.

The mechanic's calculator. (Des Handwerkers Ausrechner.) Von Grier. Pr. 5½ Sh.

Our island. (Unsere Insel.) 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

History of the reformed religion in France (Geschichte des reformirten Glaubens in Frankreich.) Von Smedley. Erster Bd. Pr. 6 Sh.

Frankreich.

Mazas' Denkwürdigkeiten der Juli-Revolution.

(Fortsetzung.)

„Inzwischen erbot sich der General Vincent, allein nach Versailles zu gehen und zu versuchen, ob er die Stadt werde unter die Autorität des Königs zurückführen können. Er wurde dort, wie ich erfuhr, von einer wüthenden Volksmenge empfangen, der er indessen durch seine Kaltblütigkeit und seine energischen Worte zu imponiren wußte. „Ihr wollt mich tödten", sagte er zu ihnen, seine Uniform und die mit Narben bedeckte Brust öffnend, „wohlan, stoßt zu, hofft Ihr, daß ich aus Furcht vor dem Tode meine Pflicht vergessen werde!" Aber vergeblich suchte er diese Rasenden zum Gehorsam zurückzubringen, er mußte nach St. Cloud zurückkehren, ohne etwas ausgerichtet zu haben."

„Der grüne Salon des Herzogs v. Bordeaux ward der Versammlungsort aller in St. Cloud befindlichen Personen; man verbreitete die widersprechendsten Nachrichten. Ein beim Königl. Hofstaate attachirter Stabs-Offizier meldete, mehrere Deputirte von der linken Seite, und namentlich Herr Casimir Périer seyen diesen Morgen auf dem Vendôme-Platze erschossen worden. Der junge Prinz horchte begierig auf Alles, was gesprochen wurde, ohne indessen Schrecken oder Besorgnisse zu zeigen; sein Gouverneur hielt ihn beständig an der Hand, ihn mit der größten Aufmerksamkeit bewachend. Gegen 3 Uhr Nachmittags standen der Baron v. Damas und der Prinz an einem Fenster in der Mitte einer Gruppe von fünf bis sechs Personen, wozu auch ich gehörte. Man beklagte das Unglück des Tages. „Was wollen Sie", sagte ein höherer Hofbeamter in goldgesticktem Kleide, „von jeher ist das Königthum im Monat Juli geschlagen worden." Aber Bourmont, mein Herr, entgegnete der Baron v. Damas mit seiner gewöhnlichen Ruhe, und die Siege von Taillebourg und Denain, fügte ich meinerseits hinzu, wurden im Juli erfochten. Der Unbesonnene schwieg, aber in demselben Augenblicke, wo wir sprachen, bestätigten die Pariser seine Behauptung. Mitten unter diesen verschiedenen Gesprächen hörte ich auch den Namen des Herzogs v. Orleans nennen. Alle fanden es befremdend, daß dieser Prinz nicht zum Könige gekommen war; es wurde laut geäußert, man müsse sich seiner Person bemächtigen, und man nannte sogar den Garde du Corps-Offizier, den man, seiner Charakter-Festigkeit wegen, für geeignet hielt, diesen Auftrag auszuführen."

„Mit jedem Augenblicke lauteten die Nachrichten ungünstiger, man versicherte, das Uhlanen-Regiment sey ganz vernichtet, und zuletzt erlangte man die traurige Gewißheit, daß die Königlichen Truppen Paris räumten und sich auf St. Cloud zurückzogen. Sobald diese Nachricht bekannt war, wurden die Anstalten zur Reise thätiger betrieben. Frau v. Damas wollte mit ihren Kindern nach der Touraine abreisen, aber ihr Kutscher weigerte sich geradezu, anzuspannen. Gegen 4 Uhr erfuhr man, es seyen Abgeordnete von Paris angekommen, um Eröffnungen zu einer Ausgleichung zu machen. Der Schrecken war sofort vorüber, Vertrauen kehrte in alle Herzen zurück, und man begann wieder zu schwatzen. Nie habe ich so viel Schimpfreden gegen Herrn v. Polignac gehört, wie damals; ich, der ich ihn gar nicht kannte, war ganz versteinert darüber. Wer den Hof in jenen drei Tagen gesehen hat, muß für sein ganzes Leben Widerwillen dagegen bekommen haben."

„Als ich die Treppe zu Herrn v. Damas hinaufstieg, sah ich das Zimmer des General Tregoff offen und trat in daſſelbe ein. Dieser General, den ich in jenen Tagen häufig sah, gehörte zu den Wenigen, die in diesen schwierigen Augenblicken Schicklichkeit in Ton und Haltung zu bewahren wußten; er zeigte Ruhe und Entschlossenheit, aber ohne großzusprechen und namentlich ohne sich in nutzlose Verwürfe zu ergießen. In einem Winkel seines Zimmers sah ich einen Stoß von Exemplaren der „Denkwürdigkeiten von Maria Stella", einer gegen den Herzog v. Orleans erschienenen Schmähschrift. Als ich den General fragte, was er mit so vielen Exemplaren eines und desselben Buches mache, erwiederte er mir, der König habe ihm befohlen, alle im Schlosse von St. Cloud befindliche Bände davon in Beschlag zu nehmen, weil Se. Maj. nicht erlaube, daß eine Schmähschrift gegen den Herzog v. Orleans in seiner Wohnung cirkulire. Der Chevalier v. Lasalle trat in diesem Augenblick beim General mit der Nachricht ein, die Herren v. Vitrolles und v. Semonville seyen so eben von Paris angekommen, um zu unterhandeln; ich wunderte mich, diese beiden Namen bei einander zu hören. — Um 5 Uhr kam die Königl. Garde auf ihrem Rückzuge über die Brücke von St. Cloud; ich sah sie unter Trommelschlag vorüber marschiren. Welch ein Anblick! Die Soldaten schienen von Strapatzen entkräftet, zeigten aber dennoch eine stolze und muthige Haltung; die Bataillone des 15ten leichten Regiments fielen mir besonders durch die Aufregung auf, die sich in dem Gesichte jedes Soldaten kund gab; ihr Oberst, Herr v. Perregaux, ritt mit der Fahne seines Regiments an mir vorüber; in seinem ganzen Wesen lag etwas Heldenartiges. Die von Paris kommenden Truppen hatten seit 24 Stunden keine Lebensmittel erhalten; man raffte alles Brod zusammen, das man in St. Cloud finden konnte; auch die verschiedenen Küchen und Tafeln des Schlosses mußten beisteuern, auf den Korridors sah man nur mit Brod beladene Bedienten, und ein Theil der Braten und anderen Gerichte wanderte in den in der Mitte des Parks errichteten Bivouak." — Herr Mazas erzählt nun weiter, wie er noch an demselben Abende zu dem Herzog v. Mortemart, der mittlerweile in St. Cloud angekommen war, gerufen und von demselben als Secretair angestellt worden sey. Auf welche Weise der Herzog v. Mortemart vom Könige zum Conseils-Präsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten angestellt worden, läßt Herr Mazas den Herzog in folgender Art erzählen:

„Ich reiste nach dem Bade ab und befand mich gestern (Mittwoch, den 28. Juli) schon zwei Stunden von Neauphle (dem Landgute des Herzogs) auf der Pariser Straße, als der Zahlmeister meiner Compagnie*) meinen Wagen anhalten ließ, mich von den Ereignissen unterrichtete und mir anzeigte, daß die Garden zu Fuß in St. Cloud versammelt seyen. Ich ließ den Offizier in den Wagen einsteigen und vertauschte meine Pferde gegen Postpferde; das Volk aber, das erfahren hatte, daß wir zum Königlichen Hofstaate gehörten, warf mit Steinen nach uns, mein Wagen ward damit bedeckt und mein Bedienter verwundet. Der mich begleitende Offizier wurde von einem Steine an der Lende und ich selbst von einem anderen in den Rücken getroffen; ein Peloton Nationalgarde befreite mich und geleitete mich bis zum Thorgitter. Um 10 Uhr Abends langte ich in St. Cloud an; ich wünschte den König zu sprechen, um ihn von dem Zustande von Versailles zu unterrichten; da er aber im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben, so ließ er mir sagen, er werde mich heute in aller Frühe empfangen. Kaum brach der heutige Tag an, als eine Menge von Hofleuten zu mir kam und mich aufmunterte,

*) Der Herzog kommandirte nämlich eine Compagnie der Königlichen Leibgarde.

dem Könige das Gefährliche unserer Lage darzustellen, da derselbe bisher nicht daran habe glauben wollen. Heute früh um 6 Uhr begab ich mich zu ihm, berichtete, was ich in Versailles gesehen, und was ich über Paris erfahren hatte, und bat ihn, in seinem eigenen Interesse irgend eine neue Maaßregel zu treffen, denn der Thron schwebe nach meiner Ansicht in großer Gefahr. Der König erwiederte, indem er mich mit der Hand liebkoste: „„Sie sind ein rechtlicher und loyaler Diener, ich weiß Sie nach Ihrem Werthe zu schätzen, aber Sie sind noch jung; während der Revolution geboren, betrachten Sie die Dinge nach den neuen Ansichten, und das geringste Geräusch setzt Sie in Schrecken; ich aber habe nicht vergessen, welchen Gang die Ereignisse seit vierzig Jahren genommen haben, ich will nicht, wie mein Bruder, auf den Armensünder-Karren, sondern ich will zu Pferde steigen.““ — „Ich glaube, Sire, der Augenblick ist nicht fern, wo Sie genöthigt seyn werden, zu Pferde zu steigen.“ — „„Wir wollen sehen, wir wollen sehen““, und mit diesen Worten entließ er mich.“*)

„Ich begab mich zu meiner Compagnie und sandte Abtheilungen nach allen Punkten, wo deren verlangt wurden. Um 3 Uhr Nachmittags ließ mich der Fürst Polignac rufen, den ich erstaunt war in St. Cloud zu sehen; dieser benachrichtigte mich, die Herren v. Semonville und v. Vitrolles wären als Vermittler gekommen und hätten angezeigt, daß die Ernennung eines neuen Ministeriums, mit Herrn v. Mortemart an der Spitze, eine Versöhnung herbeiführen könne; dem gemäß sey der König entschlossen, mich zum Chef eines neuen Kabinets zu ernennen. Ich bat Herrn v. Polignac, dem Könige zu sagen, daß ich Se. Maj. an der Spitze meiner Compagnie bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würde; daß ich mich aber in politische Angelegenheiten nicht mischen wolle und am allerwenigsten in die jetzige. Mit diesen Worten entfernte ich mich und wandte mich nach dem am äußersten Ende des Trocadero gelegenen Thore, welches, wie es hieß, die Insurgenten angreifen wollten; ein Theil meiner Compagnie befand sich schon dort, um dasselbe zu vertheidigen, und ich wollte die Gefahren mit meinen Leuten theilen, zugleich aber mich den Anträgen des Herrn v. Polignac entziehen. Noch hatte ich das Thor nicht erreicht, als ich zurückgerufen wurde und den bestimmten Befehl des Königs erhielt, mich zu ihm zu begeben; seufzend gehorchte ich. Der König erschien mir ganz anders, nicht seiner Miene nach, denn diese war ruhig wie zuvor, aber seiner Gesinnung nach. „„Sie hatten Recht,““ redete er mich an, „„die Lage ist schwieriger, als ich diesen Morgen dachte; man glaubt, ein Ministerium, an dessen Spitze Sie stehen, könne Alles in's Gleiche bringen, ich habe Sie daher ernannt.““ — Ich erwiederte, ich fühle mich nicht fähig zu diesem Posten, und bat Se. Maj., eine andere Wahl zu treffen. Der König nahm meine Weigerung nicht an; ich beharrte eine Viertelstunde lang bei derselben, als der König ein Papier aus der Tasche zog und mir sagte: „„Hier haben Sie Ihre von Herrn Chantelauze kontrasignirte Ernennung; von diesem Augenblicke an sind Sie Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Conseils-Präsident.““ Ich weigerte mich, das Papier anzunehmen; der König trat auf mich zu, um mir die Ernennung in die Hand zu geben, ich wich zurück, bis ich bis an die Tapetenwand gedrängt war; der König folgte mir, und da ich nicht weiter zurück konnte und die Arme eng an den Leib geschlossen hielt, steckte er mir das Papier in meinen Degengürtel; ich zog dasselbe schnell heraus, um es zurückzugeben. „„Sie weigern sich also,““ begann der König, „„meine Krone und den Kopf meiner Minister zu retten!““ — „Diesen Worten kann ich nicht widerstehen“, entgegnete ich, „ich behalte meine Ernennung. Doch vergessen Ew. Maj. niemals, was ich die Ehre habe Ihnen zu sagen: Wenn es mir gelingt, die Königliche Autorität in Paris wiederherzustellen, so wird dies nur durch die schmerzlichsten Zugeständnisse geschehen können, welche die Nothwendigkeit uns abdringt. Ohne Zweifel wird man mich für die möglichen Folgen derselben verantwortlich machen. Scheitere ich mit meiner Unterhandlung, so werde ich nicht weniger zu beklagen seyn und von Glück sagen können, wenn man mich keinen Verräther nennt.“ So ward ich mit der in der Regel so viel beneideten Würde eines Premier-Ministers bekleidet.“

Herr Mazas fährt nun fort: „Nachdem Herr v. Mortemart seine Erzählung geendigt hatte und wir noch lange Zeit gewartet hatten, traten endlich um 2½ Uhr Morgens (Freitag den 30. Juli) die Herren v. Vitrolles und v. Argoût ein; der Letztere vertrat Herrn v. Semonville, welchen Ermüdung unfähig gemacht hatte, zu gehen; ich entfernte mich, um sie mit dem Herzoge allein zu lassen; die Unterredung dauerte drei Viertelstunden. Der Herzog begab sich mit Herrn v. Vitrolles zum Könige. Unterdessen brach der Tag an; Herr v. Mortemart kam ganz außer Athem zurück und sagte zu mir: „Jetzt an die Arbeit; holen Sie Schreibzeug.“ Ich holte dieses, nahm aus dem Kabinet, wo ich gewöhnlich arbeitete, mehrere Hefte großes mit dem Königl. Medaillon bedrucktes Papier und errichtete unsere Kanzelei in der Mitte eines Eßsaales auf einem runden Tische. Die Herren v. Argoût und v. Vitrolles setzten sich zu mir und wiederholten, daß kein Augenblick zu verlieren sey. Herr v. Vitrolles hatte einen großen jungen Mann, Herrn Langsdorf, mitgebracht, der sich erbot, mir zu helfen; schon war es so hell geworden, daß man ohne Licht schreiben konnte. Herr v. Argoût diktirte mir die Formel zu mehreren Verordnungen, denn man hatte für nothwendig erkannt, daß der neue Conseils-Präsident bei seiner Ankunft in Paris die Haupt-Verordnungen mitbringe. Es ward beschlossen, deren sechs abzufassen; ihr Gegenstand war: 1) die Zurücknahme der Verordnungen vom 25. Juli; 2) die Wiederherstellung der Pariser National-Garde; 3) die Ernennung des Marschall Maison zum Befehlshaber derselben; 4) die Ernennung des Herrn C. Périer zum Finanz-Minister; 5) die des General Gérard zum Kriegs-Minister und 6) die Zusammenberufung der Kammern. Herr v. Mortemart hatte sich zum zweiten Male zum Könige begeben. Während ich schrieb, verlangten die Herren v. Argoût und v. Vitrolles Brod; man brachte ihnen aus der Küche ein großes Laib, über das sie mit Heißhunger herfielen. Von Zeit zu Zeit trat Herr v. Vitrolles zu mir, um zu sehen, ob sich auch kein Fehler in die Abfassung einschleiche, und entdeckte beim ersten Blick einen ziemlich groben. Ich war von dem vielen Sprechen um mich herum so zerstreut, daß ich das Wort session (des chambres) mit einem c geschrieben hatte. Herr v. Vitrolles zeigte mit dem Finger darauf und sagte, mich mit seinen großen hervorstehenden Augen zornig ansehend: „Mein Herr, Sie irren sich, der König hat noch keines seiner Rechte aufgegeben (le Roi n'a encore fait aucune cession de ses droits).“ Ich glaube es gern, entgegnete ich, ich will meine Fehler verbessern, und machte schnell aus dem unangenehmen c ein s. Wir hatten die Verordnungen beendigt; es war nahe an fünf Uhr, als Herr v. Mortemart zurückkam; er sah aufgeregt aus, wie Jemand, der eifrig gestritten hat, und sagte mit erstickter Stimme: „Der Mund ist mir ganz trocken; ich habe eine Stunde lang mit dem Könige gesprochen, um ihn zu Maaßregeln zu bewegen, deren Nothwendigkeit ich selbst im Grunde meines Herzens verwünsche; welch' furchtbare Lage!“ Der König wollte kein neues Ministerium mehr ernennen. Trotz seiner Aufregung las der Herzog die Verordnungen aufmerksam und fand sie angemessen. Herr v. Argoût machte ihm bemerklich, daß die Ernennung des Marschalls Maison zum Befehlshaber der Pariser Nationalgarde den versammelten Deputirten vielleicht nicht gefallen werde und es also besser sey, ihn vor der Hand stillschweigend zu übergehen. Diese Bemerkung fand Beifall, und die Ernennung des Marschalls ward gestrichen. Herr v. Mortemart trug die Verordnungen zum Könige, bei dem er noch eine halbe Stunde blieb. Unterdessen trat der Fürst v. Polignac in der Uniform eines Adjutanten des Königs in den Saal ein und unterhielt sich mit dem Herzoge v. Maillé; sein Gesicht erschien äußerst ruhig. Der Herzog v. Mortemart kam mit den vom Könige unterzeichneten Verordnungen zurück und übergab sie mir; ich steckte dieselben in meine Seitentasche und befestigte sie mit einer Nadel. Herr v. Mortemart behielt nur seine Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei sich. In diesem Augenblicke trat Herr v. Polignac zu ihm, nahm ihn beim Arm und führte ihn in einen den Saal umgebenden bedeckten Gang. Sie sprachen einige Augenblicke mit einander; ich näherte mich ihnen, um Herrn v. Mortemart anzuzeigen, daß seine Kalesche vorgefahren sey, und hörte Herrn v. Polignac, seinen Blick nach Paris gewendet, die merkwürdigen Worte sagen: „Welch ein Unglück, daß mir mein Degen in der Hand zerbrochen ist! Wäre es mir gelungen, so hätte ich die Charte auf unzerstörbaren Grundlagen befestigt.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Die unglückselige Zuversicht des Königs hatte folgenden Grund. Eine Stunde vor seiner Unterredung mit dem Herzoge v. Mortemart, am 29. Juli früh, hatte er eine Depesche erhalten, worin Herr v. Polignac meldete, die Nacht sey gut verflossen, den Parisern fehle es an Pulver (und dies verhielt sich wirklich so), und er habe Ursache zu hoffen, daß er die Rebellion werde dämpfen können, ohnehin hätten die Häupter der liberalen Partei mehrere Versuche gemacht, in Unterhandlung zu treten. Anm. d. Red.

Bibliographie.

Lettres philosophiques. (Philosophische Briefe.) An einen Berliner gerichtet vom Prof. E. Lerminier. Pr. 7½ Fr.

Recherches etc. (Ueber die Krankheiten der menschlichen Stimme.) Von Bennati. Pr. 6 Fr.

Examen critique. (Kritische Untersuchung von Champollion's Arbeiten über die Hieroglyphen.) Von J. Klaproth. Pr. 10 Fr.

Vocographie. (Die Kunst, der Stimme die größte Reinheit des Ausdrucks zu verleihen.)

Antiquités. (Die Alterthümer von Attika.) Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zeichnungen vermehrt von J. J. Hittorf. Mit 60 Abbildungen. Pr. 56 Fr.

Mannigfaltiges.

— Die letzten Tage der Mademoiselle Clairon. Wir hielten vor einem Hause still — heißt es in den Memoiren der Herzogin von Abrantes — das früher ein schönes Gebäude gewesen seyn mußte, dessen zerfallenes und vernachlässigtes Ansehen aber mich sehr in Erstaunen setzte. Ich konnte nicht begreifen, wie eine Frau im hohen Alter ihren Wohnsitz in einem so öde und trostlos aussehenden Gebäude nehmen könne. Der Bediente mußte lange klingeln, ohne eine Erwiederung zu vernehmen, außer von sieben oder acht Hunden, die zusammen Tenor und Baß im Chorus aufführten, unter Anleitung eines großen Kettenbundes im Hofe, der seinen wachthabenden Dienst bewundernswürdig versah, indem er aus Leibeskräften bellte. Endlich erschien eine alte Frau, um uns einzulassen. Die ungewöhnliche Form ihres Anzuges zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; er bestand aus einer so seltsamen Mischung von Altfranzösischem mit Griechischem und Römischem Kostüm, daß alle Gesetze der Höflichkeit mich kaum zurückhalten konnten, über die alte femme de chambre zu lachen. Ihre Schürze, die mit geblümtem Musselin eingefaßt und an den Taschen mit Band geschmückt war, verrieth ihre Eigenschaft als Aufwärterin. Als sie Herrn von Brunetière wiedererkannte, brach sie in einen Ausruf der Freude aus und sagte: „Endlich sind Sie doch gekommen! Ach, wie angenehm wird das der Mademoiselle seyn! Und das ist Mademoiselle Alexandrine auch, glaube ich? O, wie ähnlich ist sie Ihnen! Theure junge Dame, sie haben einen würdigen Vater! Und nun denke man, nicht einmal Früchte haben wir im Hause, um sie dem theuren Kinde vorzusetzen!“

Während dieses Monologs der Eleantis half mir der Herr von Brunetière aus dem Kabriolet steigen; und wir gingen über einen schmalen Hof, mitten unter dem tobenden Beifern der Hunde, welche die Alte mit einer kleinen Gerte schlug, der Herr v. Brunetière aber zu allen Teufeln verwünschte. Endlich gelangten wir in das Zimmer der Dame, die den Anblick einer bereits sehr bejahrten Frau darbot, obwohl ihr von ihrer Bedienung der Titel Mademoiselle gegeben wurde. Sie muß in ihrer Jugend ausnehmend schön gewesen seyn, und das Alter hatte ihr noch keinen Zoll ihrer hohen Gestalt geraubt. Ihr Haar, weiß, aber ungepudert, war hinten nach Griechischem Stil aufgebunden und bildete vorn ein Toupet, das eine edle Stirn und ein Paar Augenbrauen beschattete, welche dem ganzen Ausdruck eines ruhigen, aber beseelten Auges entsprechend waren. Der Anzug dieser Dame, deren Miene beim ersten Anblick Ehrfurcht einflößte, war eben so außerordentlich, als der ihrer femme de chambre. Sie trug eine Art von Musselin-Mantel, der nicht, wie Mäntel gewöhnlich pflegen, von den Schultern herabhing, sondern in Form antiker Draperie um sie herum gefaltet lag. Ein Kleid unter demselben war kürzer als der Mantel; beide waren weiß und mit Lorbeer-Guirlanden besetzt. Diese einst so berühmte und reizende Dame saß in einem weiten Armstuhl, mit Kopfkissen wohl zugedeckt und ein Bärenfell unter den Füßen. Auf einem mit Büchern bedeckten Tisch, der vor ihr stand, sah man eine Büste Voltaire's von ungewöhnlicher Schönheit. Viele andere Büsten und Portraits waren sonst im Zimmer rund herum aufgestellt, oder durch Ständer an den Wänden befestigt, welche dürftig mit Papier-Tapeten bekleidet waren, die aber durch die Einwirkung der Feuchtigkeit in Stücke zu zergehen drohten. Der zerfallene und öde Zustand des Hauses stellte sich noch trostloser dar in diesem Zimmer, wo er mit seinem Elend ein weibliches Wesen umgab, das früher in Bequemlichkeit und Ueberfluß zu leben gewohnt war.

— Eine zufällige Erfindung. Die erste Verbesserung der berühmten irdenen Geschirre, welche in der Grafschaft Stafford angefertigt werden, verdankt man einem Zufall. Ein Töpfer aus Burslem, damals dem Mittelpunkt der Topfwaaren-Fabriken, der zu Pferde nach London ritt, wurde durch eine Augen-Entzündung seines Pferdes unterweges aufgehalten. Da er sah, daß der Stallknecht — zu jener Zeit und auch jetzt noch oft der Pferde-Arzt — ein Stück Kiesel in's Feuer legte und dann dasselbe zu einem schönen weißen Pulver zerstampfte, welches als Heilmittel gegen kranke Augen gebraucht wurde, so entstand bei dem Reisenden der Gedanke, ob nicht die Verbindung dieses schönen Pulvers mit dem Thon, welchen er zu seinen Geschirren gebrauchte, eine vortheilhafte Veränderung in der Farbe und in der Masse seiner Waaren hervorbringen könnte. Das Experiment gelang, und dies war der Ursprung der Englischen Fayence.

— Zur Kenntniß der Zigeuner. Der Charakter der Zigeuner ist völlig verkannt worden. Er ist ganz orientalisch. Der Zigeuner ist ruhig, geduldig, mäßig, ausdauernd, von gefälliger Rede; träge, aber anstellig; durchaus nicht erfinderisch, aber tüchtig zur Ausführung. Wenn sein Zorn entflammt ist, so bricht er hervor wie ein Blitz. Unähnlich seinem Hunde, giebt er seinen Unwillen durch kein Murren kund, sondern dieser flackert auf, wie sein Feuer von dürrem Farrenkraut. Streit giebt es selten unter ihnen, doch wenn er ausbricht, ist er furchtbar. Die Gesetze des Landes, in welchem sie leben, haben unter ihnen den Gebrauch der Messer verbannt, die sie jetzt nur noch schleifen, um ihr Brod damit zu schneiden, sonst würden ihre Zwistigkeiten immer schreckliche Folgen haben. Sie kämpfen wie Tiger mit Zähnen und Nägeln, mit Knieen und Füßen und scheinen wahrhaft von dem bösen Geiste besessen. Glücklicher Weise ist ihre schlimmste Waffe ein Stecken und, wenn sie der Teufel versucht, ein Zaunpfahl. Die Folgen eines solchen Streites, den wir mitansahen, und wodurch wir mit diesem sonderbaren Volke besser bekannt wurden, gaben uns den Gedanken, etwas über die Zigeuner zu sagen. Ein Zwist, durch Eifersucht veranlaßt, war von den traurigsten Folgen gewesen. Ein Schlag auf den Kopf mit einer Zeltstange hatte das Gehirn erschüttert, wo nicht gar den Schädel gespalten, und der Unglückliche lag auf seinem Strohlager in gänzlicher Bewußtlosigkeit. Das Zelt hatte drei Abtheilungen, die eine für die Frauen, — das Gynäkaion der Griechen, das Andron der Perser, — in den beiden anderen war der ganze Anhang des Sterbenden versammelt. Neun oder zehn schwärzliche, aber hübsche Gesichter bewachten mit angstvollen Blicken das Röchrin ihres unglücklichen Gefährten; Einige seufzend, Einige in Schmerz versunken, Andere trübe, doch keiner wild. Ein altes Weib — vielleicht seine Amme vor dreißig Jahren — bemühte sich, ihm Milch einzuflößen. Vor ihr, oder vielmehr zu ihren Füßen, lag eine Gestalt, so edel, wie die Natur sie jemals bildete, mit einem schönen dunkelen, aber ganz Indischen Gesichte, welches mit dem dicken Schweiße des Todeskampfes bedeckt war. An Licht fehlte es nicht, das Feuer am Eingange warf oft einen lichten Schein hinein, und als die Aerzte kamen, streckte fast jede Hand einen Leuchter hin, damit sie besser sehen könnten. Der Mann starb am vierten Tage. Die Wundärzte hatten ihn zersetzen müssen, als sie nach der Verletzung suchten; nach seinem Tode mußte, von Justiz wegen, der Leichnam geöffnet werden. Und doch, bei allen diesen schmerzhaften Umständen, war, wie ein glaubwürdiger Zeuge versichert, das Betragen dieses vermeintlich gesetzlosen Volkes nicht bloß anständig, es war mehr als musterhaft, es zeugte von Zartgefühl, ja von wirklicher Feinheit, dabei war es durchaus frei von Vorurtheil und doch zugleich gefühlvoll. Wären die einzelnen Umstände hier am Platze, so würde man vielleicht zugeben müssen, daß es wenig glänzendere Beispiele von Freundschaft und wahrem Gefühl giebt, als das „dunkle Volk", wie sie sich selbst nennen, bei dieser Gelegenheit zeigte.

(N. M. M.)

— Mißbräuche in den Londoner Hospitälern. Es ist nicht zu läugnen, daß die Anordnung, welche studirende Mediziner von diesen praktischen Schulen der Arznei-Wissenschaft ausschließt, ein großes Uebel ist, welches nur von denen in seinem ganzen Umfange geschätzt werden kann, die den Nutzen der Hospital-Praxis aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben. Wie mancher Irrthum, wie manches Versehen würde den jungen Aerzten erspart werden! Ein noch weit größerer Mißbrauch in unseren Hospitälern ist es aber, daß man das Amt der Verbinder an Lehrlinge und junge Burschen für Geld verkauft, ohne auf ihre Fähigkeiten und Kenntnisse die geringste Rücksicht zu nehmen, und daß man es für hinreichend hält, wenn sie die 50 oder 100 Pfd. bezahlen können, die der Wundarzt verlangt. Wenn man sich so einen Burschen denkt, der vielleicht sein ganzes Leben in einer kleinen Land-Apotheke zugebracht hat, wie ihm in einem Londoner Hospital die Untersuchung eines zerbrochenen Beines, oder das Wiedereinrenken einer ausgefallenen Schulter anvertraut wird, so kann man sich leicht einen Begriff von der Leiden des unglücklichen Patienten machen. Viele fallen in der That als Opfer des abscheulichen Gebrauches, jene Aemter für Geld zu verkaufen, ohne auf die Fähigkeiten des Käufers Rücksicht zu nehmen. Den jungen Leuten erlauben, sich in den Hospitälern durch Anschauungen zu belehren, ist ganz etwas Anderes, als ihnen Verrichtungen anvertrauen, durch die das Leben des Patienten gefährdet wird. In keinem anderen Lande existirt ein so schändlicher Gebrauch.

(N. M. M.)

— Das Klima von Brasilien. Je mehr Brasilien an Bevölkerung zunimmt, desto mehr wird seine Kultur sich ausbreiten und einen vortheilhaften Einfluß auf das Klima üben; aber schon jetzt scheint das Land ein gesunder Aufenthalt zu seyn. Zu San José fiel das Thermometer während der chove fria (kalten Regenzeit) bis auf 14° 21' (Réaumur) und stieg höchstens bis 20° 87'; sein gewöhnlicher Standpunkt war 16° 43' — 16° 87'. Dies war für den Engländer eine Hitze wie um Johanni. Die allgemeine Wirkung der Luft war erfrischend und köstlich, während die übrigen Aequinoctial-Gegenden eine höchst ungesunde Regenzeit haben. Einige Wochen hindurch wurde mein Hemd acht bis neun Stunden des Tages nicht trocken, und die Kleidungsstücke, die ich des Abends ablegte, waren am folgenden Morgen feucht. In den wenigen Zwischenräumen, wo der Regen nachließ, brannte die Sonne heftig. Unsere Körper dampften, wenn wir gingen, und die Feuchtigkeit verdunstete durch die Hitze, als hätte sich unser Wesen in Dampf aufgelöst. Fast keine menschliche Constitution vermag es, einer ähnlichen Temperatur unter gleicher Breite in Afrika Trotz zu bieten, und beinahe jeder Europäer, der sich ihr ausgesetzt, wurde ihr Opfer. Nicht so in Brasilien; dort schadet Niemanden ein atmosphärischer Zustand, der anderwärts überall todtbringend ist. Was mich betrifft, so befand ich mich niemals besser, als wenn ich von Schweiß oder Regen troff. Ich möchte gern Giraud Barry's Bemerkungen über das gesunde Klima Irlands, zu der Zeit, als er auf dieser Insel lebte, auf Brasilien anwenden. Er sagt sprüchwörtlich, es sey dies ein Land, wo kein Arzt leben könne, und wo er doch niemals sterbe.*) Zu San José gab es keine Aerzte; man sagte mir, es befänden sich ihrer zwei zu San Joaõ do Rey; der Eine sey aber fortgezogen, weil er keine Patienten gefunden habe, und der Andere habe seit langer Zeit keinen Patienten, außer sich selbst. — Die immer wechselnde Landschaft gehört ebenfalls zu den Merkwürdigkeiten Brasiliens. Ich kam auf meiner Reise durch sechs Regionen, deren Oberfläche ganz verschiedene Ansichten, Gestaltungen und Erzeugnisse darbot. Die erste war der Beira-Mor, eine fruchtbare Ebene längs dem Meeresufer, am Fuße der großen Gebirgskette. Ihre gewöhnliche Breite beträgt ungefähr 60 (Engl.) Meilen. Im Ganzen ist die Oberfläche gleichförmig, der Boden sandig oder angespült, ausnehmend fruchtbar, überdeckt mit Pachtgütern (fazendas, Span. haciendas) und größten Theils gut angebaut. An die Stelle der Ur-Wälder sind fast allenthalben Pflanzungen von Bananen, Mango's und anderen eßbaren Vegetabilien getreten. Die Wege sind mit Mimosa bekränzt, die man künstlich zugestutzt hat, wie den Weißdorn in England. Zu den Pflanzen, welche dieser Boden ausschließlich hervorbringt, gehört der Wunder-Apfel (momordica balsamina), der im Orient so sehr geschätzt wird. Er umzieht mit seinen langen biegsamen Stengeln alle Bäume und Hecken und schmückt sie mit seiner gelben Blüthe und rothgelben Samenkapsel, die an Größe einer Zitrone gleicht. Berührt man sie, so öffnen sich die Valven elastisch, rollen sich auf und zeigen inwendig ganze Reihen großer Samenkörner, die in eine hochrothe Membrane eingehüllt und von einem schimmernden Fluidum umgeben sind. Alles vereinigt giebt der Pflanze einen eben so prächtigen als seltsamen Anblick. Die Araber in Aegypten und Palästina, so wie auch die Türken in Kleinasien, lösen diese Frucht in Oliven-Oel auf, das sie der Sonnenwärme aussetzen, bis es roth wird. Dann tauchen sie Baumwolle hinein und legen dieselbe auf frische Wunden. Sie ziehen dies Heilmittel dem Balsam von Mekka vor. Ich vermuthe, daß dieses Produkt aus der Levante nach Brasilien verpflanzt worden ist. Allein dort kennt man seine Heilkraft noch nicht.

(Walsh's Notes on Brazil.)

*) Giraud Barry, noch bekannter unter dem Namen Giraldus Cambrensis, lebte von 1140 — 1220. Er widmete sich dem geistlichen Stand und bekleidete wichtige Aemter. Im Jahre 1184 begleitete er Johann, den Sohn Heinrich's II. von England, als geheimer Rath nach Irland, auf welcher Reise er die Materialien zu seiner Topographia Hiberniae in drei Büchern sammelte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Montag den 19. November 1832.

Deutsche Literatur im Auslande.

Goethe in Italiänischem Gewande. — Bürger.

Was die unserer Zeit vorzugsweise angehörige Erfindung und Ausbildung der Dampf-Maschinen für den äußeren Welt-Verkehr geworden ist, bedeutet, könnte man sagen, mutandis mutatis, die heut bei allen Nationen so allgemein erwachte Uebersetzungs-Lust für den Literatur-Verkehr, für die geistigen Annäherungen der Völker. Dieser Vergleich dürfte weniger paradox seyn, als er vielleicht scheint; denn beide gleichzeitig das Tages-Interesse belebende Phänomene der heutigen Kultur-Entwickelung gehen nach ihren verschiedenen Seiten hin doch offenbar aus demselben Grund-Gedanken der Zeit hervor, nämlich ein Ueberwinden und Aneinanderrücken aller sich getrennt gegenüberstehenden Räume der civilisirten Welt durch möglichst geringen Zeit-Aufwand, durch eine möglichst geringe Kraft-Verschwendung an die materiellen Mittel des Lebens zu bewerkstelligen. Woran die Philosophen seit Jahrtausenden schwerfällig konstruirt haben, nämlich Raum und Zeit, das überwindet heutzutage immer mehr und mehr der Dampf, der es durch eine erfinderische Ironie des Zeitgeistes bald zu einer weltbistorischen Bedeutung bringen kann. Eine allgemeine Europäische Welt-Nationalität scheint sich bilden zu wollen; der einzelne und abgeschlossene Landes- und Nationen-Patriotismus ist verbraucht und bereits zu eng geworden für ein an großen Anschauungen gereiftes Geschlecht, und so will die Kultur Europa's sich zu einem kosmopolitischen Individuum herausbilden, denn die Kultur ist überhaupt immer mehr Kosmopolit als Patriot. Um die Schwere der irdischen Bewegung zu besiegen, hat nun dies kosmopolitische Individuum seinen Fuß zuerst durch Dampf-Wagen und Dampf-Schiffe zu beflügeln angefangen und durchschreitet so mit immer größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit Länder und Meere und verbindet alle Nähen und Fernen, um auch die entlegensten Individualitäten durch jenes allgemeine Heimaths-Gefühl, welches das Menschenleben wahrhaft wohnlich und heiter macht, zu umfassen. Während es durch die Vermittelung der Dampf-Werkzeuge bald dahin gekommen seyn wird, daß sich befreundete Engländer, Franzosen und Deutsche gegenseitig zu einem Gevatterschmaus in Paris bestellen können, um dann, nach beendigter Mahlzeit, bei der allgemeinen fröhlichen Stimmung noch eine kleine Landpartie nach Mailand zu unternehmen, wo sie noch zeitig genug eintreffen, um den Gastrollen einer großen Tänzerin aus dem Cap der guten Hoffnung im Teatro della Scala beiwohnen zu können — eine Partie, welche der ehrliche Deutsche nur unter der Bedingung mitzumachen sich entschlossen hat, daß er noch spätestens um 11 Uhr wieder in seinem Berlin wie ein solider Mann zu Bette gehen kann —, während diese scheinbaren Wunder sich im geselligen Weltleben durch den Dampf ereignen, werden sich im Reich der Geister durch den intellektuellen Eroberungs-Krieg, den heut eine noch nie so rüstig gesehene Schaar von Uebersetzern aller Völker auf alle Terrains bereits hinüberzuspielen gewußt hat, bald noch großartigere Erscheinungen zutragen. Das Hinderniß der Zungen ist doch auch nur eine materielle Trennung der Geister, denn die Sprache steht für den Geist in einem ähnlichen Verhältniß zum Gedanken, wie die Bewegung für den Körper zum Raume. Jenem Grundgedanken einer allgemeinen Völker-Annäherung gemäß, zeigt sich aber die größte Regsamkeit aller Literaturen gegenwärtig offenbar in dem fast enthusiastischen Uebersetzungs-Verkehr, der überall herüber und hinüber sich geschäftig bewegt und ein Schauspiel darbietet, das in der Literar-Historie für völlig neu und eigenthümlich gelten muß.

Um das obige Gleichniß von den Uebersetzern, als den literarischen Dampf-Wagen der Zeit, aber nicht zu weit auszudehnen, schweigen wir hier billig von jener vor Eil dampfenden fabrikmäßigen Uebersetzungs-Industrie, die heutzutage zugleich als ein böses Merkmal an einer an sich löblichen Sache sich herausstellt. Die Deutschen waren bis in die neueste Zeit hinein noch immer fast das einzige Volk, das die Uebersetzungs-Kunst als eine wirkliche Kunst, als eine Aufgabe des Talents bei sich betrieb, und unsere Literatur hat sogar geborene Uebersetzer-Talente aufzuweisen, die bekanntlich Jean Paul in seiner Aesthetik unter die „weiblichen Genie's" klassifizirte. Wenn gleich auch bei uns durch Fabrik- und Speculations-Uebersetzerei heillos und oft genug gefrevelt worden ist, so haben wir doch unläugbar in dieser Hinsicht nie so viel am Auslande gesündigt, als dies an uns. Engländer und Franzosen, mit so vieler Mühe sie auch gegenwärtig in unsere Literatur einzudringen suchen, haben doch noch bis in die letzten Tage hinein nur zu oft das Abschwächungs-, Verstümmelungs- und Naturalisirungs-System in Uebertragung Deutscher Literatur-Werke befolgt, und den Meister-Werken unserer Dichter ist bei ihnen noch kein Schlegel, kein Gries, kein Lindau, denen sie selbst so viel für die Aufnahme ihrer größten Schriftsteller bei uns verdanken, zu Gute gekommen. Besonders die Franzosen, die jetzt so unendlich viel aus Deutschland übersetzen, greifen fast nur in Bausch und Bogen heraus, was und wie es ihnen gerade behagt; sie übersetzen, damit die Franzosen Etwas zu lesen haben, nicht, damit den Deutschen Schriftstellern ihr Recht geschehe. Darum sind sie noch weit entfernt davon, das eigenthümliche Uebersetzer-Talent bei sich hervorzubilden; sie sind noch bei weitem zu egoistisch, um gute und kunstgemäße Uebersetzer zu seyn. Wie bei den Franzosen gleich Alles politisch wird, so ist ihre Uebersetzungs-Kunst auch eigentlich nur eine Uebersetzungs-Politik; sie wollen aus den fremden Literaturen nur Aneignungen, Eroberungen machen, um die ihrige zu bereichern, ihre Deutschen Uebersetzer-Bureaus sind literarische Reunions-Kammern zum Besten der Pariser Romantiker. Erst wenn sie die fremde Schönheit um ihrer selbst willen zu genießen verstehen werden, dürfen wir uns Hoffnung machen, unbefangene und wohlgesinnte Uebersetzer bei ihnen auftreten zu sehen, die unsere Dichter-Werke mit der Treue, die dem Geist gebührt, wenn auch nicht dem Buchstaben, in ihrer Sprache reden lassen. Konnte doch selbst der geistreiche Benjamin Constant in seiner Uebersetzung des Schillerschen Wallenstein das Gedicht mit seinen großartigen Schönheiten noch nicht so ertragen, wie es ist, sondern suchte es durch Umgestaltungen dem Geschmack seiner Landsleute und seinem eigenen anpassender zu machen.

Merkwürdig ist es dagegen, daß für die Verbreitung Deutscher Literatur im Auslande gegenwärtig in Italien ein wahrhaftes weibliches Genie erstanden ist, ein „weibliches Genie", sowohl in jener ästhetischen Bedeutung Jean Paul's, als dem ganz natürlichen Sinne nach. Dies ist Madame Eduige de Battisti di S. Giorgio de Scolari in Verona, die bereits durch ihre frühere Uebertragung von Schiller's Maria Stuart, worin sie mit Maffei siegreich wetteiferte, auch bei uns bekannt geworden ist, und von der uns hier die

Ifigenia in Tauride, Dramma di G. Volfango*) Goethe, tradotto in versi italiani. Verona, 1832. 8.

als neueste Arbeit dieser thätigen Dame vorliegt. Sie besitzt nicht nur in einem außerordentlichen Grade das erforderliche Talent zu einer kunstgemäßen Uebersetzerin, sondern sie hat es sich auch zu einem eigenen Beruf gemacht, dies Talent mit Vorliebe gerade der Deutschen Poesie zuzuwenden, von der sie sich auch in literar-historischer Hinsicht eine zusammenhängende und ziemlich umfassende Kenntniß erworben zu haben scheint. Madame de Scolari verwendet, wenn wir nicht irren, ihre Nadelgelder zu einem der schönsten Zwecke, zu dem sie je von einer Dame verwandt worden. Sie läßt ihre Uebersetzungen Deutscher Dichter auf ihre Kosten prachtvoll drucken, wie schwerlich je die Originale in Deutschland gedruckt worden, sendet mit anerkennenswerther Freigebigkeit an Deutsche Journal-Redakteren und Kritiker Exemplare zur Beurtheilung ein und begleitet dieselben mit geistreichen Briefen, die, wie wir selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, in einem so musterhaften Deutsch geschrieben sind, als nicht jeder Deutsche Journal-Redacteur es zu schreiben vermag. Außerdem ist sie unermüdlich, die Deutschen Journale selbst durchzulesen, alle Rezensionen über ihre Uebersetzungen darin aufzusuchen, ja selbst zu berücksichtigen, welches Letztere allerdings ein so unerhörter und merkwürdiger Fall ist, daß es Deutsche Autoren, die sich Aehnliches längst abgewöhnt haben, vielleicht nicht glauben werden. Aber Madame Eduige spricht im Vorwort zur Ifigenia selbst davon, indem sie des ihr in Beurtheilungen gemachten Vorwurfs, daß sie in ihren Uebersetzungen zu sehr paraphrasire, entschuldigend gedenkt. Sie fügt hinzu, daß sie sich in der Uebertragung der Ifigenia diesen Fehler möglichst zu vermeiden bemüht habe, so weit es die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen nur irgend gestatten wollten, da ein Uebersetzer bei der Uebertragung eines fremden Werkes die Idiome seiner Muttersprache nicht aufgeben könne, sondern dieselben als Gesetze seines Ausdrucks befolgen müsse. Mit Recht führt sie an, daß es Italiänischen Dichterwerken bei Deutschen Uebersetzern nicht anders

*) So nennt Eduige unseren Deutschen Wolfgang. Es war aber kein Grund vorhanden, den Namen in Volfango umzuwandeln, da die Italiänischen Wörterbücher selbst Volfgango bieten.

ergangen sey, nämlich paraphrasirt zu werden, wie z. B. in der Uebertragung der Divina Commedia von Streckfuß. Sie hätte auch Gries in Bezug auf den Tasso und Ariost nennen können, denn jene anerkannt musterhaften und meisterhaften Uebersetzungen sind ebenfalls nichts weniger als wortgetreu; wir möchten sie an vielen Stellen wahrhaft geniale Nachdichtungen ihres Originals nennen.

Ueberhaupt sind wir der Ansicht, daß am allerwenigsten eine Italäinerin nöthig hat, sich zu entschuldigen, wenn sie einen fremden Gedanken in ihrer weichen, aber umständlichen Zunge paraphrasirt. Die natürliche Weitschweifigkeit der Italiänischen Sprache führt den Gedanken, den sie langsam auffaßt, in einem behaglichen Wortmüßiggang und seligen dolce far niente ihrer Constructionen erst lange umher, ehe sie ihn zu einer anschaulichen Periode abschließt, und es ist deshalb vielleicht das Allerschwerste, gerade ein Drama in diese Sprache zu übersetzen. Dennoch scheint sich Madame de Scolari vorzugsweise diese Dichtungsart für ihre talentvolle Uebersetzerfeder gewählt zu haben, und es kann ihr nicht ohne eine wirklich planmäßige Ueberwindung und Anstrengung gelungen seyn, so viel zu leisten, als sie, namentlich in dieser Ifigenia, geleistet hat. Denn unter allen neueren gebildeten und literarischen Sprachen giebt es wohl kaum eine, die so wenig dramatischen Nerv in sich hätte, als die Italiänische. Sie ist die Sprache des lyrischen Phantasirens, der epischen Beschreibung und anmuthigen Ausmalerei, aber nicht der kräftig heraustretenden Handlung, und darum hat die Italiänische Literatur auch im Drama so wenig Erwähnenswerthes und Eigenthümliches hervorgebracht, oder die dramatische Poesie der Italiäner ist der musikalischen Natur ihrer Sprache gemäß vorherrschend lyrisch und melodramatisch ausgefallen. Mich wundert, daß unsere eifrige Freundin im Süden noch nicht darauf gekommen ist, ihre kunstsinnige Hand an ein Werk unserer Romanen- und Novellen-Literatur zu legen. Abgesehen davon, daß auch bei uns die Novellen-Literatur bedeutender ist als die dramatische und deshalb auch im Auslande den Deutschen Geist tiefer und eigenthümlicher nachwirken zu lassen vermag, würde die Uebersetzerin auch hier durch die größeren Mittel ihrer Muttersprache, die ja selbst den feingebildetsten Novellenstil eines Boccaccio, Sacchetti, Bandello u. A. hervorgebracht hat, im Stande seyn, ihren Landsleuten die bedeutendsten Genüsse zu gewähren.

Die Uebersetzerin wollte sich indeß diesmal ein Deutsches Drama wählen, das zu dem kunstbegünstigenden Himmelsstrich ihres Vaterlandes selbst in mehrfacher Beziehung gestanden, und so nahm sie sich Göthe's Iphigenia, diese schöne in gedankenvoller Ruhe und Klarheit ausgeprägte antike Statue mit modernem Herzschlag. Was unser Dichter auf Italiänischem Boden in Deutscher Zunge gesungen, wohlthätig angeregt zum emsigen Ausarbeiten und, wir möchten sagen, andächtigen Durchbilden dieses Werkes durch eine allen heiligen Erinnerungen der klassischen Vorwelt geweihte Umgebung, gibt jetzt wieder durch die Bemühung der Madame Eduige als Italischer Wiederhall auf den ursprünglichen Boden seiner Erzeugung zurück. Um auf die gegenwärtige Richtung, in welcher die Tagespoesie der Italiäner zu einer neu erblühenden Entwickelung begriffen zu seyn scheint, bedeutsam einzuwirken, halten wir indeß gerade diese Arbeit der Uebersetzerin weniger geeignet, weil die Natur des Göthe'schen Gedichts jener Richtung widerspricht. Zum Glück haben die heutigen Italiänischen Dichter aufgehört, sich die Nachahmung der Antike zur Aufgabe ihres Talents zu setzen, während dies bei denen des sechszehnten Jahrhunderts ein Hauptbestreben und ein Hauptgrund zur allmäligen Verderbung und unnatürlichen Verrenkung ihrer vaterländischen Poesie war. Nun kann zwar Göthe's Iphigenia, wie kein anderes Gedicht, meisterhaft lehren, auf welche Weise man die Antike wahrhaft und doch eigenthümlich aufnehmen müsse, aber wir möchten dennoch nicht wünschen, daß diese Lehre die Italiäner von Neuem verführen möchte, das Wagniß zu bestehen, und sie von ihrer jetzt glücklich betretenen Bahn, auf der sie statt der Antike sich die Romantik als Prinzip verleuchten lassen, wieder abzöge in die alten unfruchtbaren Bestrebungen. Merkwürdig ist es, daß auch bei den Italiänern, wie bei den Franzosen, gegenwärtig die Romantik es ist, in der sie eine eigenthümliche Wiedergeburt ihrer sich überlebt habenden Nationalpoesie zu erarbeiten hoffen und streben, und zwar bei beiden die allgemeine wiederklingende Romantik des Deutschen Parnasses, der sich jetzt Alles wahlverwandtschaftlich zuwendet. Indeß hat sich auch Göthe selbst der neueren romantischen Dichterschule in Italien, wenn auch nicht durch den Einfluß seiner Werke selbst, so doch, wie bekannt, durch persönliche Theilnahme und als Kritiker förderlich und günstig gezeigt, namentlich in seinem Verhältnisse zu Manzoni, den er besonders bei Gelegenheit seines Grafen von Carmagnola gegen die Angriffe der altgläubigen Italiänischen Rezensenten lebhaft vertheidigte*) und überhaupt so begünstigte, daß er dadurch vornehmlich in Mailand sich selbst und der Deutschen Poesie eine einflußreiche Partei gewann; wie es denn überhaupt hier und in dieser Gegend Italiens war, von wo die neue Bewegung der Italiänischen Geister, an der Deutschen Literatur sich entzündend, zuerst ausging. Eben aber auch wegen der gegenwärtigen Hinneigung der Italiänischen Poesie zur Deutschen Romantik möchten wir den oben ausgesprochenen Wunsch hier nochmals wiederholen, daß nämlich unsere Uebersetzerin in ihrer, wie es scheint, ununterbrochenen Thätigkeit auch die Deutschen Romane und Novellen nicht übergehen möge, in denen sich ohne Zweifel der Geist der Deutschen Romantik am bedeutendsten und herrlichsten zur Gestalt gebracht hat. Es müßte interessant seyn, eine Novelle von Tieck oder einem andern neueren Dichter durch ihre Feder übertragen zu sehen.

Ihre Uebersetzung der Ifigenia wird man, selbst wenn man genau in's Einzelne gehen will, überall für gelungen und geschmackvoll anerkennen müssen, um so mehr, wenn man ihre eigene im Vorwort dazu ausgesprochene Bemerkung berücksichtigt, daß es nämlich bei weitem schwieriger für sie war, das Kolorit und den Ausdruck des Deutschen Originals im Italiänischem zu treffen, als für Göthe, die Griechische Ausdrucksform in glücklicher Abbildung seinem Gedicht aufzuprägen, da ihrer Meinung nach, die sich wohl vertreten läßt, das Griechische Idiom dem Deutschen verwandter und entsprechender ist, als das ihrer Muttersprache. Bei allem Bestreben, auch hinsichtlich des Technischen formgetreu zu übersetzen, mußte jedoch der Charakter des Jambus, dem Göthe in diesem Stück einen so eigenthümlichen Zauber zu verleihen gewußt, indem er ihn durch Kolorit, Accent und Haltung den großartigen Takten des antiken Trimeters deutlich annäherte, ohne darum das Deutschen Ohren natürlichere fünffüßige Maaß aufzugeben, in der Italiänischen Diction mehr oder weniger verloren gehen. Außer jener Veränderung und Umstimmung des eigenthümlichen jambischen Taktes, dessen die Uebersetzerin jedoch aus natürlichen Gründen in ihrer Sprache nicht mächtig zu werden vermochte, hat sie sich jedoch wirkliche faktische Veränderungen des Metrums ihres Originals nur an den lyrischen Stellen erlaubt, wie zu Anfang und Ende des vierten Aktes, wo Göthe den Jambus des Dialogs in ein anderes Maaß überschlagen läßt. Hier wählte sie ein lyrisches Kanzonenmetrum und fügte auch den Reim hinzu, da, wie sie im Vorwort zu ihrer Rechtfertigung bemerkt, das Gegentheil durchaus ohne Beispiel in ihrer vaterländischen Literatur gewesen seyn würde, indem lyrische Partieen in der Italiänischen Sprache durchaus immer den Reim als zu ihrem Wesen gehörig verlangen. Wir theilen hier den Parzengesang, der bekanntlich den vierten Akt schließt, und den sie in der gedachten Weise in ihrer Sprache übertragen hat, zugleich als Probe von dem Talent unserer Uebersetzerin mit:

Tema le umane genti
Abbian de' Numi. Con eterne mani
Tengon l'impero, e come lor più giova
Ne possono far prova —
E più ancor li paventi
Lui che giunto a sublime
Altezza sia per loro —
Stan sopra nubi e cime
Seggi disposti intorno a mense d'oro;
Ma se insorge contesa
Precipitano gli ospiti infamati
E vilipesi entro notturni abissi,
E stanno in van sperando, fra le dense
Tenebre incatenati,
Una giusta sentenza — All' auree mense
Pur restan essi nelle eterne rocche.
Dall' una all' altra balza
Incedono, e dall' ime
Voragini s'innalza
Incontro a lor di lieve nube in forma
L'alito de' Titani soffocati
Qual di vittime odor — Da intiere schiatte
Torcono i dominanti
Il benefico sguardo, e nei nepoti
Di riconoscer schivano dell' avo
I già cari sembianti
Mutamente parlanti —
Tale era il canto delle Parche. Il regno
Proscritto ascolta nelle oscure bolge
Le tormentose note;
Il suo pensiero volge
Ai figli ed ai nepoti, e il capo scuote. — —

Einen Anhang zu dieser Uebersetzung der Iphigenia bildet die Uebertragung von Bürgers Lied vom braven Mann: „La Canzone del brav' uomo", von derselben Verfasserin. Diese Uebertragung ist jedoch schon vor länger als einem Jahr auf einem fliegenden Blatte verbreitet gewesen und auch in Deutschland bekannt und besprochen worden. Der Stoff der Bürgerschen Ballade lag der Uebersetzerin sehr nahe, da er bekanntlich ihre heimathliche Lokalität berührt, und dies mag bei der Wahl dieser Uebersetzung nicht ohne Einfluß gewesen seyn. Auch besitzen die Italiäner selbst mehrere Gedichte über diesen Gegenstand, unter anderen ein sehr berühmtes in Lateinischen Hexametern von Giovanni Costa. Bürger hat jedoch in seiner Weise diesen Stoff ganz Deutsch volksthümlich ergriffen und ausgemalt, und wie sich seine Gedichte überhaupt am allerwenigsten zu einer Uebersetzung in's Italiänische eignen dürften, was auch Madame Eduige selbst zu fühlen scheint, so auch dies Lied vom braven Mann schon seiner ganzen Einkleidung wegen nicht, obwohl es sich auf Italiänischem Grund und Boden selbst bewegt. Die vielen leidenschaftlichen Ausrufungen und Exclamationen der Bürgerschen Balladensprache erscheinen durchaus fremdartig und steif in der Italiänischen Diction; die Ausrufungen des Sängers an sein Lied, wie

Narra or narra, canzon mia diletta

und anderes Aehnliche, was durchaus im Ton Deutscher Naivetät gehalten ist, kann unmöglich die Landsleute der Uebersetzerin ansprechen. Indeß sagt sie selbst, daß man einen Fremden nach den Manieren seines eigenen Landes beurtheilen und ihn nehmen müsse, wie er ist.

Diese Gattung der Deutschen Balladen-Poesie wird jedoch überhaupt wohl in Italien wenig Anklang finden, da die Ballade ihrer Natur nach so sehr nordisch ist. Die Definition, welche Madame Eduige ihren Landsleuten von der Deutschen Ballata, im Vorwort zu dieser Uebersetzung, giebt, ist sonst nicht ganz unangemessen; sie sagt: „Bürger war der Volks-Dichter der Deutschen und nannte sein Gedicht Ballata, weil dies der den Deutschen gebräuchliche Name ist, womit sie solche lyrische Gedichte zu bezeichnen pflegen, in denen Volks-Traditionen oder auch selbsterfundene mährchenhafte und wunderbare Stoffe in rascherer und lebhafterer Darstellung (con più rapidi e vivaci concetti) erzählt werden, als dies in der Epopöe der Fall seyn kann; im Gegensatz zu dem, was die Italiäner unter Ballata verstehen, bei denen dies Wort eine besonders im dreizehn-

*) S. Kunst und Alterthum, Bd. III. Heft 2. S. 60. Vergl. auch die Schrift: K. W. Müller, Göthe's letzte literarische Thätigkeit, S. 66.

ten Jahrhundert viel verbreitete Dichtungsform bezeichnete, welche vorzugsweise die Liebe zu ihrem Inhalt hatte." —

Wenn Bürger's Balladen sich nicht zum Uebersetzen ins Italiänische eignen, für welche Behauptung wir die Uebersetzerin selbst auf unserer Seite haben, so sind sie dagegen zur Uebertragung ins Englische ausnehmend geschickt. Auch für diese Behauptung haben wir eine Uebersetzerin auf unserer Seite, Mary Howitt, die in dem Englischen Taschenbuch Forget me not für 1833 eine sehr gelungene Uebertragung der „Weiber von Weinsberg" — The Goodwives of Weinsberg — geliefert hat. Man höre nur die beiden ersten Strophen, um sich zu überzeugen, mit welcher Gewandtheit und Treue die Uebersetzerin es verstand, in ihrer Sprache die ganze Tonart und das leiseste Kolorit des Originals auszudrücken:

Who can tell me where Weinsberg lies?
As brave a town as any;
It must have cradled good and wise,
Both wives and maidens many.
Should I e'er wooing have to do,
I' faith, in Weinsberg will I woo.

The Emperor Conrad, on a time,
In wrath the town was battering,
And near it lay his warriors prime,
And sturdy horsemen clattering;
And, with fierce firing, rode and ran
All round about it horse and man.

Die ungezwungene Leichtigkeit, mit der sich Bürger's Balladen ins Englische übertragen lassen, geht nicht bloß aus der Verwandtschaftlichkeit beider Sprachen hervor, sondern auch aus dem Verhältniß, in dem sich Bürger selbst zur Englischen Balladen-Poesie darstellt, der er bekanntlich so viel verdankt, und deren Stil er ursprünglich vor Augen hatte, obwohl er meistentheils die Naivetät des Englischen und Schottischen Balladen-Tons zu sehr durch Deutsche Bänkelsänger-Manier gefärbt hat.

Theodor Mundt.

Frankreich.

Mazas' Denkwürdigkeiten der Juli-Revolution.

(Fortsetzung.)

Der Herzog v. Mortemart und Herr v. Argout fahren nun mit Herrn Mazas und Herrn Langsdorf von St. Cloud ab, steigen vor der Barrière aus, schließen sich einem Haufen bewaffneter Arbeiter, die von Sèvres kommen, an und dringen mit ihnen in die Stadt. Der Herzog will auf den Rath des Herrn v. Argout zunächst zu Herrn Lafitte gehen; sie begegnen aber in der Straße des Mathurins dem General Mathieu Dumas und Herrn Berard; dieser zieht sie in sein Haus und räth dem Herzog dringend, von seinem Vorsatz, zu Herrn Lafitte zu gehen, ab, da ihn vor dessen Hause ein wüthender Volkshaufe erwarte, um ihn als Pair seiner Wuth zu opfern. Von dem Zwecke der Mission des Herzogs in Kenntniß gesetzt, erklärt Herr Berard, daß es zu spät sey, und daß man mit dem Anknüpfen der Unterhandlungen zu lange gewartet habe. Dennoch will Herr v. Mortemart alle Mittel versuchen, um sich seines Auftrags zu entledigen; er verläßt mit seinen Begleitern die Wohnung des Herrn Berard; sie gehen durch mehrere Straßen, überall finden sie Barrikaden und die Häuser, wie bei Nachtzeit, fest verschlossen. Herr v. Mortemart nimmt Herrn Mazas die Königl. Verordnungen ab und trennt sich von der Gesellschaft, um sich nach dem Palast Luxemburg zu begeben. Auf dem Wege dahin begegnet er mehreren Deputirten, unter ihnen Herrn Lepelletier d'Aulnay; er theilt ihnen mit, welche Vollmachten er vom Könige besitze, und daß er davon erst den im Luxemburg versammelten Pairs, dann auf dem Stadthause und endlich in der Deputirten-Kammer Anzeige machen wolle; zugleich ersucht er sie, so viele ihrer Kollegen, wie nur immer möglich, zu versammeln. Herr Berard und der General Mathieu Dumas hatten ebenfalls versprochen, sich einzufinden. Herr v. Semonville, von der Ankunft des Herzogs v. Mortemart benachrichtigt, hatte einige zwanzig Pairs versammelt. Sie alle waren der Ansicht, daß es angemessen sey, wenn der Herzog seinen festen Sitz im Palast Luxemburg nehme; als dieser ihnen sein Vorhaben ankündigte, die Königl. Verordnungen nach dem Stadthause zu tragen, erklärten die meisten Pairs, daß sie es für unmöglich hielten, daß er selbst dies thue, da seine Eigenschaft als Abgesandter Karl's X. ihn nicht nur in eine höchst gefährliche Lage gegen das Volk versetzen, sondern auch alles Unterhandeln unnütz machen würde. Der Graf Collin de Sussy erbot sich, Herrn v. Lafayette die Verordnungen zu überbringen, und der Herzog gab ihm diesen Auftrag. Der Graf v. Sussy begab sich zunächst nach der Deputirten-Kammer, ließ dort eine beglaubigte Abschrift der Königl. Verordnungen, deren Originale ihm der Herzog anvertraut hatte, zurück und zeigte den versammelten Deputirten an, der König wünsche eine Ausgleichung, habe seinen Truppen alle Feindseligkeiten untersagt und die Minister entlassen; hierauf wandte er sich nach dem Stadthause.

Der Herzog von Mortemart begab sich, Herrn Mazas zufolge, darum nicht selbst in die Deputirten-Kammer, weil er im Palast Luxemburg seinen festen Sitz aufgeschlagen hatte, damit man ihn zu jeder Zeit finden könne, und weil er zu Regierungs-Maaßregeln schreiten wollte. Herr v. Semonville stellte sämmtliche Secretaire der Pairs-Kammer zu seiner Verfügung. Der Herzog sandte an den Redacteur des Moniteur, Herrn Sauvo, den Befehl, die Verordnungen in möglichst kurzer Zeit und auf einem halben Bogen zu drucken; dieser ließ aber antworten, daß er es nicht könne, da seine Druckerei von bewaffneten Leuten der Kommission des Stadthauses besetzt sey, die ihn hinderten, irgend einen von der Königl. Autorität ausgehenden Akt zu publiziren. Herr v. Mortemart wandte sich an die Druckereien mehrerer anderer Journale und sogar an mehrere Privat-Drucker, fand aber überall, selbst bei Herrn Didot, dem Drucker der Pairs-Kammer, hartnäckige Weigerung, weil alle besorgten, daß das Volk ihre Pressen vernichten werde. Der Herzog setzte sich nun in Verbindung mit dem diplomatischen Corps und versuchte, Werkstätten zu errichten, um dem Volke Arbeit zu verschaffen, es fehlte ihm aber an den Elementen dazu. Ohne Vollmacht dafür zu besitzen, hob er den Belagerungs-Zustand von Paris auf und sandte die von ihm unterzeichnete Verordnung nebst Abschriften der Königl. Ordonnanzen an alle Gerichtshöfe. Die Präsidenten und General-Prokuratoren beeilnigten den Empfang jener Verordnung, und am folgenden Tage, Sonnabend, wurden in der That die ordentlichen Gerichte wieder eröffnet und sogar Prozesse instruirt, als das Volk in die Sitzungssäle eindrang und die Justiz-Beamten zwang, die Sitzung aufzuheben.

Inzwischen war der Graf v. Sussy um 1 Uhr (Freitag, 30. Juli) unverrichteter Sache vom Stadthause zurückgekommen. Gegen 2 Uhr kamen vier Deputirte, die Herren Benj. Delessert, Sebastiani, Augustin Périer und Guizot nach dem Palaste Luxemburg und zeigten dem Herzoge v. Mortemart an, die in Paris versammelten Deputirten hätten angemessen befunden, sich zu konstituiren, und wären im Begriff, den Herzog v. Orleans zum General-Statthalter des Königreichs zu ernennen. Herr v. Mortemart erwiederte, daß er gegen diesen Schritt aus allen Kräften protestire, daß er ihn als Franzose vielleicht billige, weil die Anarchie dadurch im Zügel gehalten werde, daß er ihn aber als Minister des Königs als ungesetzlich und als ein Attentat gegen die Majestät des Throns betrachte. Während dieser Erörterungen erhielten die vier Deputirten ein Schreiben von ihren im Palast Bourbon versammelten Kollegen, worin diese ihnen anzeigten, die von Herrn v. Mortemart gemachten Versprechungen, daß alle Feindseligkeiten eingestellt wären, und daß Herr v. Polignac so wie die übrigen Minister den König verlassen hätten, seyen trügerisch, denn so eben erfahre man, daß die Königl. Truppen Versailles angriffen, und daß Herr v. Polignac mit seinen Kollegen bei Karl X. im Conseil versammelt seyen. Obgleich Herr v. Mortemart die Falschheit dieses Berichts betheuerte, der nur den Abbruch der Unterhandlungen bezwecke, so entfernten sich dennoch die vier Deputirten sofort, und nach ihrer Rückkehr in die Deputirten-Kammer schritt diese zur Ernennung des Herzogs v. Orleans zum General-Statthalter.

Von dem Stadthause aus, wo General Lafayette die Königl. Verordnungen dem versammelten Volke vorgelesen hatte, war unterdessen der Zweck der Mission des Herzogs v. Mortemart bekannt geworden; ein anarchischer Volkshaufe suchte den neuen Premier-Minister in seiner Wohnung und, da er ihn dort nicht fand, im Palast Luxemburg. Der Herzog mußte sich in ein entfernt liegendes Gemach flüchten, wo er die Nacht, die mittlerweile eingebrochen war, zubrachte. Dort ließ er Herrn Mazas zu sich rufen und ertheilte demselben den Auftrag, nach St. Cloud zu gehen und den König dringend zu bitten, daß er dieses Residenz-Schloß nicht verlassen möge, selbst wenn er am nächsten Tage vom Volke dort angegriffen werde. „Melden Sie dem Könige", sagte der Herzog, „daß die Verordnungen auf dem Stadthause abgewiesen worden sind; die dort befindliche Versammlung hat die Entsetzung des Königs ausgesprochen. Noch habe ich einige Hoffnung, mit Hülfe der Pairs-Kammer zu unterhandeln. Im Palast Bourbon hat sich ein zahlreicher Deputirten-Verein konstituirt; er ist von dem des Stadthauses sehr verschieden und bei weitem besser gestimmt, aber die faktische Regierungsgewalt ruht in den Händen des General Lafayette, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Kommandanten der Nationalgarde erklärt hat. Wenn meine Maaßregeln gelingen sollen, muß der König St. Cloud nicht verlassen und alle Anstalten treffen, um sich dort bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Dringen Sie daher darauf, daß die Brücken von St. Cloud und Sèvres sofort abgebrochen werden, und daß man sogleich Emissaire absende, um den Marsch der Truppen aus dem Lager von St. Omer und Lunéville zu beschleunigen. Wiederholen Sie, daß ich Hoffnung auf Erfolg behalte, so lange der König sich in St. Cloud befindet, daß ich aber nichts mehr vermag, sobald er von dort abreist." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Clotilde. — Schauspiel in 5 Aufzügen, von F. Soulé und A. Boffange. Pr. 4 Fr.

La mort de Charles I. (Der Tod Karl's I.) Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Doubouchet. Pr. 3 Fr.

England.

Mistreß Trollope.

Diese Englische Schriftstellerin ist unseren Lesern schon durch ihre der neuen Welt eben nicht sehr schmeichelhaften Schilderungen Amerika's *) bekannt. Wir lassen hier, um auch zu zeigen, wie sie die alte Welt und namentlich Alt-England darstellt, eines ihrer anderen kleinen Gemälde folgen, die zwar hinlängliches Zeugniß von ihrer Menschen- und Weltkenntniß geben, aber auch die Ansicht bestätigen, daß Weiblichkeit und Gemüth außerhalb der Sphäre dieser scharfsinnigen und — wie auch aus ihrer Darstellungsweise leicht zu errathen ist — nicht mehr jugendlichen Schriftstellerin liegen.

„Vor einigen Jahren las man in einem Journale zu Bath folgende Anzeige: „„Gestern Abend ist Lady Johanna Macleure angekommen und im Hotel York abgestiegen. Diese edle hochgeborne Dame ist die einzige Tochter und Erbin des Grafen Dingleford, der vor ungefähr sechs Monaten gestorben ist. Der berühmte und alte Titel der Dingleford erlosch mit ihm, aber sein ungeheures Vermö-

*) Vgl. Nr. 45 u. 46 des Magazins.

gen, sowohl an beweglichen als unbeweglichen Gütern, ist der Lady Johanna zugefallen.""

Diese Anzeige wurde von allen unverheiratheten Männern, die sich eben in Bath befanden, mit einem gewissen Interesse gelesen. Man suchte eifrig in den Stamm-Registern der Schottischen Pairie nach und erfuhr auf diesem Wege, daß Lady Johanna ihr zweiundfunfzigstes Jahr erreicht hatte. Einige fanden sie zu alt, andere fanden sie zu jung. Indessen suchte doch eine große Anzahl Personen, gleich in der ersten Woche nach ihrer Ankunft, Zutritt bei ihr zu erlangen.

Lady Johanna war das originellste Wesen, das sich denken läßt. Wunderlich von Person, wunderlich in ihrer Toilette, wunderlich in ihrer Lebensweise und obendrein wunderlich in ihren Manieren, war sie doch dabei ein schlaues und sehr arglistiges Geschöpf. Nichts war schwieriger, als das Herz einer solchen Dame zu gewinnen; dennoch versuchten viele galante Herren die Eroberung, und Lady Johanna hatte so viele Anbeter abzuweisen, daß dieses Geschäft ihr bald sehr lästig wurde. Sie hätte sogar gleich Anfangs die Geduld verloren, hätte sie nicht ein so unschuldiges Vergnügen daran gefunden, jeden Abend ihrer ehrwürdigen Kammerfrau alle die niedlichen Sachen zu erzählen, die ihre Verehrer ihr den Tag über gesagt, und die schönen Antworten, die sie ihnen gegeben hatte. Nach einem Monat indeß hatte sie selbst dieses Vergnügen satt, und eines Abends sagte sie beim Schlafengeben gähnend zu Frau Margarethe, sie wäre Bath's und seiner zudringlichen Gäste höchst überdrüssig und wollte ohne Verzug nach Schottland zurückkehren, wobei sie es indessen ihren Liebhabern freistelle, sich aus Verzweiflung aufzuhängen oder zu erschießen, wie sie eben Lust hätten.

Frau Margarethe machte ein trauriges Gesicht, als sie von diesem Reiseplan hörte, obgleich sie bisher bei den Erzählungen ihrer Gebieterin von den kläglichen Liebeserklärungen, die man ihr gemacht, immer herzlich gelacht hatte. „Was machst Du für ein Gesicht, Margarethe!" sagte Lady Johanna. „Ach, meiner Treu', gnädige Frau", erwiederte die Zofe, „ich muß Ihnen nur sagen, daß es mir recht nahe geht, daß Sie, nachdem Sie die Wahl unter so vielen Anbetern gehabt, durchaus als alte Jungfer sterben wollen." — „Hm!" brummte Lady Johanna und sagte kein Wort weiter. — Frau Margarethe bereute bald, was sie gesagt hatte, denn ihre Gebieterin zuckte die Achseln, drehte ihr den Rücken zu, kehrte sich gegen die Wand und steckte den Kopf in die Kissen. Vergebens ging die besorgte Kammerfrau ab und zu, hustete leise, machte sich an den Bettüchern, an der Decke, an den Vorhängen zu thun; sie konnte kein Wort mehr erlangen und schlich endlich aus dem Schlafzimmer, voll Unruhe und Sorge über die Folgen ihrer Kühnheit.

Am anderen Morgen, als die Klingel Frau Margarethe zu ihrer Gebieterin rief, erwartete sie nichts Anderes, als sie in der abscheulichsten Laune zu finden, allein ihre Besorgniß schwand bald, denn die Dame zeigte sich im Gegentheil ganz ausgelassen lustig. Während der nächsten acht Tage war keine Rede mehr vom Abreisen; die Spöttereien über die Anbeter Lady Johanna's hatten ebenfalls gänzlich aufgehört, und ihr Hauptvergnügen bestand jetzt darin, täglich eine Spazierfahrt auf das Land zu machen. Eines Morgens endlich erklärte sie der Frau Margarethe plötzlich, sie werde sich nächstens verheirathen.

Unsere Zofe bereitete eben ihrer Herrschaft einen herrlichen Posset von Madeirawein. Bei dieser unerwarteten Erklärung wollte die arme Margarethe, wie vom Donner gerührt, die Tasse auf den nahen Tisch setzen, aber in ihrem Eifer, die Geberde zu machen, mit welcher sie seit sechzig Jahren ihre Verwunderung auszudrücken pflegte, eilte die rechte Hand zu sehr, mit der linken zusammen zu schlagen, und ließ die Tasse fahren, ehe sie noch den Tisch erreicht hatte. Die Tasse zerbrach, der Posset floß auf den Teppich, und Margarethe stieß ein Jammergeschrei aus, aber Lady Johanna zeigte durchaus keine Ungeduld, sondern fing vielmehr an zu lachen. „Thu' doch nicht so erschrocken, Margarethe," sagte sie, „vielleicht heirathe ich auch nicht. Die Tasse war übrigens so sehr viel nicht werth. Wische nur den Teppich ab, bringe mir ein Glas Wein, und dann höre, was ich Dir sagen will."

Margarethe gehorchte diesen verschiedenen Befehlen, und nachdem ihre Herrin das Glas Wein bedächtig ausgeschlürft hatte, fuhr sie fort: „Mein Entschluß ist gefaßt, und meine Wahl auf einen Mann gefallen, den ich liebe; ich will also — aber sieh' erst nach, Margarethe, ob die Thüre fest zu ist, und ob kein Lauscher uns hören kann. — So, jetzt setze Dich zu mir und glotze mich nicht so verdutzt an, alte Närrin, setze Dich, ich will Dir ein Geheimniß vertrauen."

Nachdem sich Margarethe zu ihrer Dame gesetzt hatte, steckten die beiden Alten die Köpfe so dicht zusammen, daß Niemand ein Wort vernommen hätte, wäre auch ein Dutzend Horcher da gewesen. — Die geheime Konferenz dauerte ungefähr zehn Minuten; dann stand die treue Kammerfrau auf, hielt den Finger an den Mund, wie Macbeth's Hexen, schüttelte den Kopf, wie Lord Burleigh, und ging hinaus. Lady Johanna ihrerseits schien sehr vergnügt, und einen Augenblick strahlte ein Lächeln auf ihrem Gesichte, welches — ich bin nun einmal im Zuge mit meinen Gleichnissen — es unbedenklich mit dem Lächeln, das gewöhnlich um Mephistopheles' Lippen spielen soll, hätte aufnehmen können.

Drei Tage nach dieser Unterredung holte ein Miethswagen Lady Johanna und ihre Margarethe aus einem kleinen Laden im unteren Theile der Stadt ab und brachte sie nach einem wenige Meilen entfernten Dorfe.

Der Leser wird nicht verlangen, daß wir ihm das geheime Gespräch wieder erzählen, welches die Damen mit einander führten. Wir haben nie etwas davon erfahren. Alles, was wir sagen können, ist, daß der Kutscher, der sie gefahren hatte, dem Stallknecht bei seiner Rückkunft erzählte, er hätte nie lustigere Passagiere gehabt, als die beiden alten Frauen; denn auf dem ganzen Wege hätten sie nichts gethan, als gelacht.

Sie stiegen an einem kleinen Hause von sehr bescheidenem Ansehen aus. Ein achtbarer Gentleman, von vierzig Jahren ungefähr, empfing sie an der Thüre und führte sie in sein Kabinet. Dort fanden sie, ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen, einen anderen sechs Fuß hohen Gentleman, mit einem herrlichen rothen Schnauzbart. Der erste Herr, der eine Art von Geistlicher zu sein schien, schlug einen Spaziergang vor. Da Lady Johanna nichts dagegen hatte, bot ihr der Herr mit dem rothen Schnauzbart sehr artig den Arm, welchen sie annahm. Frau Margarethe ging hinten drein. Sie machten einige Gänge durch den Garten des Pastors, besahen sein Heu, stiegen auf einen Erdhügel, um sich die Gegend anzusehen, endlich begab man sich nach der Kirche. Wenn hier eine Trauung stattfand, so ging es, wahrscheinlich aus Schonung für die verschämte und zartfühlende Braut, so heimlich dabei her, daß keine lebende Seele etwas merkte. Von der Kirche ging es wieder nach dem Hause des Geistlichen. Hier trennte sich Lady Johanna von dem Herrn mit dem rothen Schnauzbart und kehrte mit ihrer Begleiterin nach Bath zurück.

Am Abend desselben Tages lohnte Lady Johanna alle ihre Leute ab, außer Frau Margarethe, und den Morgen darauf stieg sie mit ihrer Kammerfrau in den Reisewagen und nahm den Weg nach Paris. — In Dover fanden unsere Damen den Major Rattle O'Donaugh — den oben erwähnten sechs Fuß hohen Herrn mit dem großen Schnauzbart —, der seine Frau mit aller Ungeduld eines jungen Ehemannes erwartete. Die beiden Eheleute setzten sogleich nach Calais über, wo der thätige und verständige Major sofort anfing, allen Aufwand zu machen, der sich für den Rang seiner Gemahlin schickte. Dann nahmen sie ihren Weg nach Paris und fanden sich nach acht Tagen bereits in einem prächtigen Hotel garni eingerichtet.

Der Major war liebevoll und seine Frau freigebig. Alles ging daher die ersten vier Wochen vortrefflich; aber der unbeständige Mond hat unstreitig großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen. Kaum hatte dieses wandelbare Gestirn seit der Ankunft unseres Ehepaares zu Paris alle seine Phasen durchlaufen, als die Sachen im Hotel O'Donaugh anfingen, ein anderes Ansehen zu gewinnen. Der Major blieb zum ersten Male eine ganze Nacht aus. Lady Johanna war mit Frau Margarethe aufgeblieben, um ihn zu erwarten. Um 5 Uhr Morgens kam der Gentleman endlich nach Hause, ließ sich aber von seinem Kammerdiener ein anderes Zimmer als das seiner Frau öffnen. Frau Margarethe kam schnell, um Lady Johanna zu erzählen, was im Hause vorging. „Hm!" brummte die Dame, steckte aber diesmal den Kopf nicht in die Kissen, sondern machte ihrer Kammerfrau eine sehr ausdrucksvolle Grimasse, drehte sich herum und schlief ein.

Wir haben keine Zeit, dem liebenswürdigen Paare durch alle eheliche Scenen ähnlicher Art zu folgen. Lady Johanna's Freigebigkeit war groß; aber die Habsucht des Majors noch größer. Was aber das Schlimmste war, er nahm sich nicht mehr die Mühe, zu verbergen, daß nicht das Spiel allein ihn des Nachts vom Hause fern hielt. Und dennoch, wie wunderlich sind doch die Frauen, so oft man diesen ein neues Vergehen des Majors hinterbrachte, wollten sie sich todt lachen. — Endlich, nachdem der verschwenderische Gentleman mit den letzten tausend Franken fertig war, die Lady Johanna ihm überlassen, glaubte er ihr die Ehre seines Besuches beim Frühstück gönnen zu müssen, um neue Fonds zu holen. Lady Johanna hörte seinen Vortrag sehr ruhig an; dann klingelte sie ihrer Kammerfrau. Als Margarethe herbeigeeilt war, befahl ihr ihre Herrschaft ganz kaltblütig, einzupacken, indem sie unverzüglich nach Schottland abreisen wolle. „Indessen kannst Du alles Tischzeug und Hauslinnen hier lassen", setzte die Dame mit freundlichem Lächeln hinzu. „Es ist ein kleines Geschenk für den Major, welches er hoffentlich zum Andenken unserer Liebe bewahren wird."

Der Gentleman war Anfangs ganz verdutzt, bald aber nahm er seine ganze Würde als Mann zusammen und bediente sich mehrere Minuten lang jener Redefreiheit, die das Gesetz keinem Ehemann versagt. Lady Johanna antwortete nur durch ein abermaliges so sanftes Lächeln, daß es wahrhaft exemplarisch gewesen wäre, hätte nicht etwas Bosheit durchgeblickt.

„Sehr wohl, Major Rattle O'Donaugh, Sie sprechen, wie es sich gehört, und als wahrer Ehemann; nur muß ich Ihnen sagen, daß Sie eben so wenig mein Mann sind, als der der Frau Margarethe. Wenn Sie geschickt genug sind, um unseren Trauschein beizubringen, o, dann will ich Ihnen gern mein ganzes Vermögen preisgeben, denn Sie wissen, ich bin großmüthig, und ich weiß ebenfalls, daß Sie viel brauchen können. Unterdessen leben Sie wohl, Major Rattle, auf Wiedersehen." — Und die beiden Alten lachten unbarmherzig aus vollem Halse.

Es bedürfte eines ganzen Bandes, um die Wuth und Verzweiflung des Gentleman zu schildern, und die vergebliche Mühe, die er sich gab, die Gültigkeit einer Heirath zu beweisen, die nie wirklich stattgefunden hatte. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß Lady Johanna ihr Gewissen beruhigte, indem sie ihre übrige Lebenszeit auf ihren Gütern in Schottland zubrachte und ihre unermeßlichen Einkünfte mit den Armen der Gegend theilte."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Mittwoch den 21. November 1832.

Italien.

Die Liebeshändel des Tasso.*)

Ein Reisender der die Thäler der Schweiz durchwandert und das eben so reiche als erhabene Gemälde in seiner ganzen Unermeßlichkeit sich aufrollen sieht, würde, von den ersten Eindrücken berauscht und fast überwältigt, die wahre Höhe dieser Kolosse, die sein Haupt zu bedrohen scheinen, eben so wenig erkennen, als ihr gegenseitiges Verhältniß. Er muß sich entfernen, damit die unvollkommene menschliche Sehkraft ihn nicht täusche; und dann erst, wenn er die rechte Distanz gewonnen hat, erscheinen ihm die Berge zweiten Ranges zu den Füßen der schneeigen Zinnen des Berner Oberlandes, während der Montblanc, über Alle erhaben, von seinem eisigen Throne auf sie herniederschaut.

Eben so ist es mit dem Ruhme der Schriftsteller; die Zeitgenossen verstehen es schlecht, das Wahre oder Falsche, das Ewige oder Vergängliche an ihren Werken zu beurtheilen. Tausend vorgefaßte Meinungen bestechen uns; wir raisonniren mit unseren Leidenschaften, unserem Glauben, unseren Gewohnheiten. Die Zeit allein bringt jedes Ding an seinen Ort. Blicken wir in die Vergangenheit, so sehen wir die Schöpfungen eines Homer, Virgil, Dante, Tasso und ihrer wenigen Mitbewerber, wie eben so viele Monumente, denen das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt ist, über dem Abgrunde der Vergessenheit, der so manche Eintagsfliege des Ruhmes verschlang, emporstreben. Als Repräsentanten ihrer Jahrhunderte, scheinen diese großen Dichter den Ausdruck derselben in ihren Werken, wie in einem Brennpunkte, konzentrirt zu haben; gewiß hat Jeder den charakteristischen Typus seiner Zeit sich angeeignet, allein er that es, indem er ihn veredelte, und seine Schöpfungen bewahren ihn, auch wenn er längst spurlos verschwunden ist. Nichts, was auf solche Menschen sich bezieht, darf uns gleichgültig bleiben; ihre Biographieen haben das Interesse allgemeiner Geschichten; man lernt den Menschen kennen, um den Dichter besser zu verstehen, und die Nachwelt forscht mit wahrer Sympathie den Umständen nach, die ihre Leiden und ihre Triumphe herbeiführten.

Die Leiden des Dichters Tasso begreifen, mit wenig Ausnahme, seine ganze Lebens-Geschichte. Sie tragen ein mystisches Gepräge, das unser Interesse noch vermehrt, indem es die Neugierde reizt. Schon haben sich Meister im Stil an diesem Gegenstande versucht. Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens, Prof. Rosini zu Pisa, hat mehrere Jahre darauf verwendet, die widrigen Schicksale des Sängers der Gerusalemme liberata und ihre Veranlassungen im Einzelnen zu ergründen. In dem vorliegenden Ergebniß dieser Bemühungen versucht er, wie man sieht, aus dem Dichter selbst zu erklären, was so vielen anderen Kritikern, die in der Wahl ihrer Mittel weniger glücklich gewesen, dunkel geblieben ist. Der Erfolg hat die neue Methode gerechtfertigt, und die Sache scheint jetzt den geistreichsten Männern Italiens, ohne daß es einer Appellation bedürfte, entschieden. Es folge hier eine Analyse dieser interessanten Schrift.

Torquato Tasso war fast mit allen den Vortheilen geboren, die seine Wünsche befriedigen konnten. Es fehlte ihm nichts als — Vermögen, und die gänzliche Abwesenheit dieses irdischen Gutes zwang ihn zu einer abhängigen Lage, die seinem Glücke, wo nicht selbst seinem Talente, verderblich wurde. Er war von hoher Abkunft, und er erklärte mitten in seinen herbsten Leiden, es sey ihm unmöglich, da ein Asyl anzunehmen, wo man ihm nicht unter den Edelleuten, die sich um die Person des Monarchen drängten, den ersten Rang zusicherte; denn Torquato glaubte nur am Hofe ein Asyl zu finden, das seiner würdig sey. Die im Kloster des heiligen Onofrio zu Rom aufbewahrte Büste des Dichters, welche, gleich nachdem er gestorben, auf seinem noch zuckenden Gesichte modellirt ward, bezeugt, daß seine Schönheit auch im abnehmenden Alter und trotz der langen Reihe physischer und moralischer Leiden, die seine Lebenskraft verzehrt hatten, immer noch ans Ideale gränzte. Seine Tapferkeit war nicht geringer, als seine Dichtergaben. Er hatte jenes Bewußtseyn des eigenen Verdienstes, das große Männer niemals zu verbergen sich bemühen. Darf es nach allem dem uns Wunder nehmen, wenn seine Hoffnungen, erhitzt durch eine glühende Phantasie und genährt durch lange Fürstengunst, endlich alle Gränzen der Vernunft und selbst der Wahrscheinlichkeit überschritten?

Widriges Geschick verfolgte unseren Tasso von der Wiege an. Sein Vater, selbst ein unschätzbarer Dichter, hatte das Loos der exilirten Fürsten von Salerno mit einer Treue getheilt, deren Bande das Unglück in edlen Gemüthern noch fester und heiliger macht. Bernardo Tasso hinterließ dem früh verwaisten Sohne nichts als hohe Ansprüche, unbestimmte Hoffnungen, die Keime eines herrlichen Talents und Neigung zu jener düsteren Schwermuth, für welche der Italiäner keinen Ausdruck besitzt, und die in dem letzten Sprößling einer verbannten Familie früh erlebte häusliche Drangsale entwickelten. Seine Mutter erlag dem Gram in der Blüthe ihres Lebens. Zu Sorrento geboren, fand sich der junge Tasso im sechzehnten Lebensjahre an die Ufer des Po versetzt, wo er beinahe sein ganzes Leben zubrachte. Immer blieb er dort ein halber Fremdling; Niemand verstand ihn, und bei Zeiten flüchtete seine glühende Seele zur Dichtkunst, um in Gefühlen sich zu ergießen, die sie nicht gut als Geheimnisse bewahren konnte.

Torquato selbst gesteht uns, daß ihm wahre Gefühle die von Leidenschaft durchglühten Verse eingeflößt haben, die wir jetzt nach der Zeitfolge betrachten wollen. „Alles ist wahr", sagt er zu Anfang des interessanten Canzoniere, „Alles ist wahr in der Schilderung meiner Gluthen, meiner Freuden und meiner Thränen." Er sagt ferner, es seyen drei weibliche Wesen, die in verschiedenen Epochen sein Herz gefesselt hätten, von denen aber die eine das Bild der anderen bald erbleichen ließ: „Drei strahlende Frauen sah ich, deren Schönheit, obwohl ungleich, doch so ähnlich ist, daß ihre Züge und ihr Gang verkündigen: wir sind Schwestern. Gewiß, ich habe jede von ihnen gepriesen; aber die Eine hat mich überwältigt, daß ich mein ganzes Selbst ihren Vollkommenheiten weihe. Für sie allein werd' ich von jetzt an seufzen, singen, ihren Namen und meine Liebe bis zu den Sternen erheben. Für sie allein brenne ich, und beschaue ich noch die Anderen, so geschieht es, um in fremder Schönheit den Schatten der Reize zu erspähen, die ihr allein angehören; ich bete sie im Abbild ihrer Gottheit an."

Wer waren nun die drei Gegenstände seiner ungleichen oder vielmehr unbeständigen Zuneigung, die über das Lebens-Schicksal des Dichters entschied? Im neunzehnten Jahre befand sich Tasso auf der Universität Padua, wo er, das Studium der Rechte vernachlässigend, an seinem Rinaldo arbeitete. Laura Peperara, ein junges Fräulein aus edlem Geblüte in Mantua, empfing den ersten Zoll der Liebesgluth und dichterischen Begeisterung, die bereits im Sänger des Rinaldo den des Aminta und Gottfrieds von Bouillon ahnen ließen. Torquato sah diese Laura zum ersten Mal im Jahre 1564, als er nach Mantua reiste, um seinen Vater, der seinem Ende schon nahe war, zu umarmen. Laura zog bald nach Ferrara, wo sie, dem Serassi zufolge, als Ehrenfräulein an den Hof der Herzogin kam. Die köstliche Canzone „Vaghe Ninfe del Po", spricht die Wünsche aus, die ihr Tasso auf diese kurze Reise nachschickte. Bald sah er sie an eben dem Hofe wieder, der ihm so verhängnißvoll wurde, und obgleich ihn hier ein anderer Gegenstand fesselte, so vergaß er doch nie seine erste Liebe. Ueber sechzig Gedichte sind ihr geweiht; einige athmen die lebendigste Gluth; andere, damals geschrieben, als Laura mit dem Grafen Hannibal Turchi sich verband, sind voll von eifersüchtiger Melancholie, die von der Reinheit seiner Neigung zeugt: „Jetzt, wo mein Lebenshauch*) andere Wälder und Gefilde erquickt, wie soll ich meinem armen Herzen Trost geben, das einsam weilet im düsteren Thale der Mißgunst! . . . — O, Amor, vielleicht werde ich die, die mir als Mädchen so theuer war, schon morgen als junge Frau erblicken, ähnlich der Rose unserer Gärten, wenn sie ihren Purpurkelch der glühenden Sonne erschließt. — Doch nie werd' ich meinen beglückten Nebenbuhler sehen, ohne daß mein Herz den eisigen Neid empfände, und wenn jemals wieder eine mitleidige Flamme meinen Busen zu erwärmen sucht, so kennst Du allein, o Amor, sein künftiges Loos. — Unglückselige! ich soll Zeuge davon seyn, wie eine verabscheute Hand die Thränen ihrer schönen Augen trocknet! Wie soll ich denn die Last des Lebens tragen, wenn ein Blick, der noch zärtlich ist, mir versichert, daß ich nicht vergebens seufze?" —

Kaum wird man glauben, daß der Dichter diese Worte in eben dem Augenblick niederschrieb, als die [illegible] Luft), wie öfter bei Boccaz und

*) Rime inedite u. s. w. (Ungedruckte oder zerstreute Gedichte des Torquato Tasso.) Nebst historischem Versuch über die Liebes-Abenteuer des Dichters und die Ursachen seiner Verhaftung. Vom Prof. Rosini. Pisa. 1832.

*) Wortspiel mit [illegible]

Haupt bedroht hatte, endlich sich entlud. Einige Tage später war Tasso Gefangener, und sein damaliger Briefwechsel beweist, daß sein Gemüth alle Mißhandlungen des beleidigten Fürsten schon vorher empfand. Allein so groß war auf der einen Seite die Leichtfertigkeit und sittliche Erschlaffung der Zeitgenossen, auf der anderen der süße dichterische Wahnsinn und die unbeständige, wiewohl unerschöpfliche Empfindsamkeit Torquato's, daß diese Verse am Eingange des Kerkers diktirt wurden, und daß man nur daran dachte, sie zu bewundern.

Während Tasso in Sankt Anna schmachtete, beschäftigte ihn noch das Andenken an Laura, und er rühmte sich, ihr in seinen Versen die Unsterblichkeit gesichert zu haben. Er schrieb 1580 an den Marquis von Palena, der eine Ausgabe seiner Rime vorbereitete: „Was ich geschrieben und diktirt in meinen quälenden und süßen Träumen, ward bald nachher dem Windhauch meines bösen Schicksals preisgegeben, wie die mystischen Blätter der Sibylle, der Staub unserer Felder, oder der Sand an der Afritanischen Küste. Die edle Laura würde also in die Nacht der Vergessenheit versunken seyn, und jene andere Flamme — soll ich sagen meine Freude, oder meine Qual? — der ich so viele Jahre gedient, ... jetzt reut sie mich!"

Wir wollen sehen, wer der Gegenstand dieser Leidenschaft war, die Tasso's Herz gewaltiger beherrschte, als die übrigen, und auf sein Schicksal so verderblich wirkte. Aber es konnte nicht ohne Interesse seyn, den Dichter zu zeigen, wie er an der Neige seines Lebens, nachdem alle Täuschungen zerronnen, noch mit treuer Zärtlichkeit an Laura hing, die er bis zu seinem letzten Lebenshauch im Herzen trug, und zwar mit jener süßen sympathetischen Hingebung, die Eleonoren's allzu berühmten Namen der Vergessenheit weihte.

Es war im Jahre 1566, als Tasso zum ersten Mal den Hof von Ferrara betrat, und bald nachher schrieb er folgende leidenschaftliche Erklärung nieder, die er funfzehn Jahre lang geheim hielt: „Worte, zu meinem Lobe gesprochen, haben in Deinem Königlichen Busen eine edle Gluth entzündet, und die Flamme, die mich verzehrt, dankt ihren Ursprung den schimmernden Farben einer belebten Leinwand. So haben wesenlose Bilder eine wahre Flamme angefacht, und ich wünsche, daß mein Leben mit ihr erlöschen möge." — Diese Worte reichen schon hin, uns zu überführen, daß Torquato bereits in der ersten Zeit seines Aufenthalts am Hofe des Alfons von Este die glühendste Liebe für ein Wesen von hoher Geburt empfand, und daß er sich schmeichelte, ihre Gegenliebe zu besitzen.

Als Aldus Manucius 1581 das Sonnet, das die obigen Worte enthält, zuerst publizirte, begriff er, wie augenscheinlich solche Worte das Geheimniß der Leiden Tasso's verriethen, und da sämmtliche Helden des mysteriösen Drama's noch lebten, betitelte er das Sonnet: „An die Königin von Frankreich." Der Umstand, daß dieser unschuldigen List nichts Ernsthaftes zum Grunde lag, überhebt uns der Mühe, nachzuforschen, ob der gelehrte Herausgeber Katharina von Medicis im Sinne gehabt, die, als Tasso nach Paris reiste, im 51sten Jahre stand, oder Elisabeth von Oesterreich, die unser Dichter kaum flüchtig zu sehen bekam.

Um aber die in den erwähnten Versen verborgene Anspielung besser zu verstehen, muß man wissen, daß, als Tasso dem Herzog Alfons vorgestellt wurde, eine Unpäßlichkeit aus Nervenschwäche die Prinzessin Eleonore ihre Zimmer hüten ließ. Demnach konnte ihr der junge Dichter zunächst nur durch seinen Ruf und sie ihm nur durch Bildnisse bekannt seyn. Wir lassen ihn jetzt sein erstes Zusammentreffen mit Eleonore schildern: „Hätten nicht", sagt er, „Ehrfurcht und Staunen mein Herz gestärkt, als die reine Schönheit Deiner Stirn meinem geblendeten Auge sich darbot, und als ich den Liebesgott in seiner ganzen Rüstung auf dieser Stirn erblickte: ohne Zweifel wär' es einen zwiefachen Tod gestorben."

Die Worte „zwiefacher Tod" beziehen sich auf die zärtliche Liebe, die Torquato für Laura hegte, und die er mit seiner neuen Leidenschaft zu versöhnen sich abmühte. In einem anderen Gedichte, wahrscheinlich aus demselben Jahre, nimmt er „die Sache seiner alten Liebe gegen die neue Leidenschaft, die nicht ganz weichen will", in Schutz.

Unter denjenigen Gedichten, welche auf den wahren Gegenstand dieser „neuen Liebe" das hellste Licht verbreiten und zugleich den besten Begriff von der Unbefangenheit geben, womit Tasso in Beziehung auf eine Dame von so hohem Range sich ausdrückte, gebührt die erste Stelle dem Sonnet: „Non son sì belli i fiori, onde natura ...." Das Alter der Prinzessin wird hier klar angedeutet durch die „Reize, welche der Herbst gezeitigt." Manucius glaubte, keinen besseren Ableiter zu finden, als wenn er das Sonnet: „An die Herzogin von Urbino" überschrieb. Jedermann wußte damals, daß die Schwester Eleonorens den Genius des Tasso nach Gebühr schätzte, daß aber ihr Wohlwollen zu keiner Zeit einen verdächtigen Anschein hatte. Auch müssen wir das Sonnet beachten: „Era la notte, e sotto il manto adorno", in welchem Tasso mit bezaubernder Farbenpracht die Erscheinung seiner Erlauchten Gebieterin schildert, ein Ausdruck, den der Dichter selbst in der Ausgabe von Brescia sehr naiv also erklärt: „diese Worte enthalten eine Anspielung auf den hohen Rang der Person, die ich meine."

Bei allem dem war Leonore noch nicht genannt worden. Torquato schien eines Theils die Nothwendigkeit einzusehen, daß er einen so furchtbaren Namen verschweige, anderen Theils aber unter dem Zwange zu leiden, den diese Zurückhaltung seiner Liebe auflegte. So geschah es, daß er, selbst in Verlegenheit ob der feurigen Ausdrücke, die er in dem Sonnet: „Tra'l bianco manto ....." gebraucht hatte, sich verpflichtet glaubte, sie bei der Bekanntmachung zu dämpfen; auch bewahrte das Original in seiner Brieftasche und erklärte freimüthig: „es sey für die Dame seines Herzens gedichtet." Man muß es erkennen, mit welcher Tasso [illegible] um den Rausch der Begeisterung zu [illegible]: zugleich aber auch, um den Unwillen zu begreifen, den Herzog Alfons empfand, nachdem er von Allem, was der Dichter gethan und geschrieben, unterrichtet war. Der Prinz hatte schon Zeichen seiner Unzufriedenheit gegeben. Da er jedoch zu verstehen gab, daß er gern darein willigte, über den Gegenstand so feuriger Erklärungen getäuscht zu werden, so glaubten die Freunde Tasso's, dem Dichter einen Dienst zu erweisen, indem sie das Gerücht verbreiteten, Lucrezia Bendidio, eine junge Hofdame, habe ausschließlich die Neigung des Dichters gefesselt und seine Huldigungen empfangen. Aber Tasso verdarb die wohlgemeinte List. In einem Liede, das er drucken ließ, nannte er den Namen der Livia, Gräfin von Arco, der vertrautesten Freundin Eleonorens, die um seine geheimsten Gedanken wußte. „Man vergönnt mir, zu lieben", sagt er, „und doch legt man mir hartnäckig ein quälendes Schweigen auf. Die Botin der schönsten aller Gottheiten, Livia, spricht zu mir; allein es ist die Liebe, die aus ihrem Munde tönt." Es scheint, daß einer der Hofleute des Alfons die zarte Sorge, dem Dichter die Warnungen der Prinzessin zu verkünden, mit der Gräfin von Arco getheilt hat; allein er fürchtete bald die Herzogliche Ungnade und brach dies gefährliche Verhältniß. Torquato beklagt sich darüber bitterlich in den Worten: „Rebellischer Freund gegen die Liebe und von Stund' an fühllos gegen unsere Pein, möchtest Du wenigstens das große Geheimniß, das Dein Busen beherbergt, in seine innerste Tiefe begraben!"

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Della prima e della seconda Giovanna, regine di Napoli. (Ueber die beiden Königinnen von Neapel, Johanna I. und II.) Bruchstücke einer Geschichte von Italien zur Zeit des Mittelalters. Von Domenico Crivelli. Padua.

Conghietture sopra l'antica leggenda etc. (Konjekturen über die alte Sage von dem in den Fundamenten des Kapitols gefundenen Kopfe.) Von F. Orioli. Rom.

Della lode di Romolo e Roma. (Romulus und Rom.) Eine Rede, gehalten von Herrn Fea, am Jahrestage der Erbauung Rom's. Rom.

Quadro in musaico scoperto in Pompei il di 27 Ottobre 1831. (Beschreibung eines kürzlich in Pompeji entdeckten Mosaik-Gemäldes.) Von Antonio Niccolini, Hof-Architekten und Direktor des Instituts. Neapel.

Frankreich.

Mazas' Denkwürdigkeiten der Juli-Revolution.

(Schluß.)

Herr Mazas eilt, sich seines Auftrages zu entledigen, geräth aber auf dem Wege nach St. Cloud in mehrere Insurgentenhaufen, hat mit allerlei Hindernissen zu kämpfen und erfährt unterweges (am 31. Juli Morgens um 3 Uhr), daß der König so eben St. Cloud verlassen habe; er kehrt daher nach Paris zurück und fährt in seiner Erzählung fort: „Ich erfuhr, daß einige Stunden nach meiner Entfernung aus dem Palast Luxemburg, also noch in der Nacht, ein Abgeordneter des Herzogs v. Orleans bei Herrn v. Semonville erschien und diesen bat, ihn mit dem Herzog v. Mortemart, an den er einen Auftrag habe, in Verbindung zu setzen. Herr v. Semonville ließ ihn in das kleine Entresol führen, wohin der Herzog sich geflüchtet hatte. Dieser Abgeordnete zeigte an, er komme von Seiten des Herzogs v. Orleans, um Herrn v. Mortemart zu bitten, sich im Interesse der Sache des Königs zu ihm zu verfügen. Der letztere Grund bestimmte Herrn v. Mortemart, der Aufforderung zu folgen, seine Eigenschaft als Minister würde ihn zurückgehalten haben, wenn es sich um irgend einen anderen Gegenstand gehandelt hätte. Der Offizier fügte hinzu, er sey beauftragt, den Herzog dahin zu geleiten, wo der Prinz sich befinde. Sie verließen zusammen um 3 Uhr des Morgens den Palast Luxemburg. Die Umgegend des Palais-Royal war mit bewaffneten Banden angefüllt, die auf den Höfen, in den Höfen und anliegenden Straßen bivouakirten. Dieses ganze Viertel, das durch Lampen erleuchtet wurde, die an den Fenstern der Häuser und auf den Barrikaden standen, bot ein eben so schauderliches als seltsames Schauspiel dar. Der Tag brach eben an. Herr v. Mortemart ward zuerst in das Zimmer des Secretairs des Prinzen, Herrn Oudart, geführt, wo Alles von den Kugeln zertrümmert war; von dort holte ihn Herr Berthois, Adjutant des Herzogs v. Orleans, ab und führte ihn auf vielen Umwegen in ein Gemach, wo der Prinz sich befand; dieser war ermüdet, von der Hitze ermattet und halb entkleidet. Als der Herzog v. Orleans Herrn v. Mortemart erblickte, sagte er lebhaft zu ihm; „„Herzog v. Mortemart, wenn Sie den König früher sehen, als ich, so sagen Sie ihm, daß man mich gewaltsam nach Paris geführt hat, daß ich mich aber lieber in Stücke zerreißen als mir die Krone aufs Haupt setzen lassen werde. Der König macht es mir ohne Zweifel zum Vorwurf, daß ich nicht nach St. Cloud gekommen bin, es thut mir leid, aber ich hatte erfahren, daß man seit Dienstag Abend in den König drang, mich verhaften zu lassen, und ich gestehe Ihnen, daß ich in kein Wespennest gerathen wollte; andererseits befürchtete ich eben so sehr, daß die Pariser mich holen möchten, und habe mich daher an einen sicheren mir meiner Familie bekannten Zufluchtsort*) zurückgezogen. Aber gestern Abend drangen eine Menge Menschen in Neuilly ein und verlangten mich im Namen der versammelten Deputirten. Auf die Antwort, daß ich abwesend sey, erklärten sie der Herzogin, für

*) Der Prinz brachte, wie man mir gesagt hat, zwei Tage bei einem seiner Forstbeamten zu, den er später fürstlich dafür belohnt hat.
Anm. des Verf.

werde mit ihren sämmtlichen Kindern nach Paris geführt und so lange gefangen gehalten werden, bis der Herzog wieder erscheine. Die Herzogin, über ihre Lage erschrocken und für ihre Kinder zitternd, schrieb mir ein dringendes Billet, mit der Bitte, sobald wie möglich zurückzukehren. Dieses Billet ward mir von einem Vertrauten gebracht; nach seinem Empfange schwankte ich nicht mehr und kam zurück, um meine Familie zu befreien; man hat mich spät Abends hierher geführt.““ Nachdem der Herzog v. Orleans Herrn v. Mortemart angezeigt, daß die Deputirten-Versammlung ihn zum General-Statthalter des Königreichs ernannt, um den General Lafayette am Proklamiren der Republik zu verhindern, fragte er ihn, ob seine Vollmachten so weit gingen, um ihn (den Prinzen) in dieser Eigenschaft anzuerkennen. Herr v. Mortemart erwiederte, daß er dies nicht könne, daß er sogar gegen diesen Schritt als Minister protestirt habe, obgleich er ihn als Franzose für höchst geeignet halte, das Vaterland zu retten und die Anarchie zu zügeln.

Während diese beiden Personen so wichtige Angelegenheiten verhandelten, entstand in der Umgegend ein furchtbarer Lärm, der allmälig zunahm und sich dem Zimmer zu nähern schien; Herr Berthois trat ein und berichtete, daß ein Volkshaufe den Herzog zu sehen wünsche. „Ist es eine Deputation der Schulen oder der National-Garde?“ fragte der Prinz. „Nein“, erwiederte der Adjutant, „es sind Leute aus dem Volke; sie sagen, sie wollten Sie sehen und würden, wenn Sie nicht erschienen, Alles über den Haufen werfen, um bis hierher zu gelangen.“ Der Herzog v. Orleans entgegnete: „Sagen Sie den Leuten, daß ich äußerst ermüdet und ausgekleidet bin, daß ich sie nicht empfangen kann, aber mit ihrem Anführer sprechen will; führen Sie denselben zu mir.“ Hierdurch ward die Konferenz unterbrochen; Herr v. Mortemart entfernte sich, dem Herzoge ankündigend, daß er den König von der Lage der Dinge unterrichten und ausgedehntere Vollmachten verlangen wolle, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Man hat mir versichert, der von Herrn Berthois vor den Prinzen geführte Volks-Redner sey einem Verschworenen in einem Melodrama vollkommen ähnlich gewesen und habe furchtbar verwildert ausgesehen. „Wir sind gekommen“, redete er den Herzog an, „um Dich zum Könige zu ernennen; wir wollen aber nur Dich, und weder Pairs, noch Deputirte; sie Alle sind Lumpe; Du bist ein guter Fürst, Du wirst gut regieren, und das genügt uns.“ Der Herzog v. Orleans, über die Sprache des Redners äußerst betroffen, erwiederte, daß, wenn er jemals König werde, er es im Gegentheil nur unter der Bedingung seyn wolle, daß er Pairs und Deputirte zur Seite habe. Der Volks-Redner nahm wieder das Wort, drang aber den Prinzen nicht mehr, bestand jedoch darauf, daß man den Lumpen von Pairs und Deputirten den Abschied gebe. Der Herzog weigerte sich abermals. „Nun gut“, fuhr Jener fort, „machen Sie das, wie Sie denken; aber wir wollen Sie zum Könige.“ Hierauf gingen wichtige und für den Herzog v. Orleans ehrenwerthe Dinge vor; höhere Rücksichten hindern mich aber, sie zu veröffentlichen.

Entschlossen, alle Kräfte aufzubieten, um seinen Auftrag zu erfüllen, begab sich Herr v. Mortemart um 2 Uhr Nachmittags in die Deputirten-Kammer, mit der Hoffnung, die Gemüther für die Königl. Autorität wieder zu gewinnen. Man nahm ihn übel auf und schien sehr ungehalten darüber, daß der König fortfahre, Herrn v. Polignac und die übrigen Minister zu Rathe zu ziehen. Herr v. Mortemart behauptete aufs Neue, daß böser Wille diese Gerüchte absichtlich verbreite. Daß seine Behauptung richtig war, beweist folgender Umstand: Der Marquis v. Berac, Gouverneur des Schlosses in Versailles, das er durch seine Festigkeit unversehrt erhalten hatte, ward am Sonnabend (31. Juli) Morgens zum Könige nach Trianon gerufen. Als er durch mehrere Gemächer ging, um zum Kabinet des Königs zu gelangen, sah er Herrn v. Polignac und die übrigen Minister. Dieser Anblick befremdete ihn, und er äußerte gegen den König, daß deren Anwesenheit eine unangenehme Wirkung hervorbringen werde. „Kann ich sie denn forttreiben“, antwortete derselbe, „und der Wuth des Pöbels preisgeben! Ueberdies ziehe ich sie nicht mehr zu Rathe; sie sind nichts mehr, und an ihre Stelle sind diejenigen getreten, die Herr v. Mortemart zu Paris ernannt hat.“ Der König beauftragte Herrn v. Berac, sich zu Herrn v. Mortemart zu begeben, sich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen und dann nach Trianon zurückzukehren.

Der Herzog v. Mortemart begab sich vom Palast Bourbon nach seinem Hotel, um sich nach seinem Sohne Arthur, Pagen des Königs, zu erkundigen, über dessen Schicksal er sehr besorgt war. Der Portier zeigte ihm an, daß mehrere Male Volkshaufen gekommen wären und nach ihm gefragt hätten, die Drohung hinzufügend, das Haus zu durchsuchen. Herr v. Mortemart blieb, statt sich in sein Zimmer hinauf zu verfügen, in der Portierloge und war hier etwa eine Viertelstunde, als zehn bis zwölf nicht schlecht gekleidete Individuen eintraten und nach dem Herzoge fragten. Der Portier erwiederte, auf ein Zeichen seines Herrn, der Herzog sey abwesend, er habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen. „Wir wollen hinaufgehen und selbst zusehen.“ — „Gehen Sie hinauf, wenn Sie wollen.“ Als Herr v. Mortemart diese Unterredung hörte, trat er aus der Loge heraus, ging ruhig durch die Gruppe hindurch und verließ das Haus, ohne daß jene Individuen ahnten, daß er sich so nahe bei ihnen befinde. Der Herzog gelangte ohne Hinderniß zu Herrn v. Rougé und bat denselben, sich sofort nach Trianon zu begeben, um den König vom Stande der Dinge zu benachrichtigen. Herr v. Rougé reiste sogleich ab, gerieth aber bei Sèvres in die Mitte einer Insurgentenbande, die ihn für einen Beamten des Königl. Hauses hielt und ihn verfolgte; er entkam ihnen durch den Garten der Fürstin v. Roban, wurde von deren Thürsteher verborgen gehalten und kehrte am Abend nach dem Faubourg St. Germain zurück.

Herr v. Berac war unterdessen nach manchen Schwierigkeiten nach Paris gelangt, hatte Herrn v. Mortemart beim Marquis v. Semonville getroffen und den Auftrag des Königs erfüllt; er war im Begriff, mit der Antwort des Herzogs wieder abzureisen, als man es angemessen fand, ihn im Palast Luxemburg zurückzubehalten, da es von Wichtigkeit war, so viele Pairs, wie möglich, beisammen zu haben, denn sie allein vertheidigten noch die Legitimität. Herr v. Labourdonnaye erbot sich, statt seiner nach Trianon zu fahren; eine Stunde später fertigte der Herzog v. Mortemart noch Herrn v. Makau ab.

Ich hatte erfahren, der Herzog von Orleans werde sich nach dem Stadthause begeben; um ihn zu sehen, wandte ich mich nach dem Pont-au-Change. Auf dem Wege dahin bemerkte ich, besonders in den Vierteln auf dem linken Ufer und in den Straßen in der Nähe des Louvre und des Palais-Royal, Proclamationen ohne Unterschrift, in denen man die Offiziere und National-Gardisten aufforderte, sich nach dem Palais-Royal zu begeben, um das Gefolge des Prinzen zu bilden; sie wurden darin ersucht, sich ohne Fahne und ohne Kokarde einzufinden. Diese Aufforderungen waren meist lithographirt und von einer sehr kleinen Handschrift; sie erregten großes Aufsehen; ich riß eine derselben ab und steckte sie zu mir, habe sie aber später wieder verloren. Der Herzog von Orleans begab sich auf den Weg nach dem Stadthause; ich eilte herbei, um ihn vorbereiten zu sehen. Ich begrüßte ihn mit freudigem Zuruf, denn ich betrachtete ihn als einen Vermittler; er trug die drei Farben nicht; ich bemerkte sehr wohl, daß der Beifall nicht einstimmig war, und sah viele drohende Volks-Gruppen, welche riefen: „Fort mit den Bourbonen! Keinen Bourbon mehr! Die Freiheit lebe!“ Der Prinz sah sehr angegriffen aus; nur ein einziger Adjutant, Herr Berthois, begleitete ihn nebst einer großen Anzahl von Offizieren der National-Garde. Ich erkannte unter der ihn umringenden Menge mehrere Deputirten, namentlich Herrn Viennet. Je näher der Zug dem Grève-Platze kam, desto feindseliger ward das Geschrei; ich stellte mich auf eine Barrikade bei der Brücke von Arcole. Der Herzog stieg ab und ging langsam die Treppe des Stadthauses hinauf. Niemand kam ihm entgegen; bei seinem Eintritt in den großen Saal ward er mit Schmähungen und Verwürfen gegen die Familie der Bourbonen empfangen. Der Prinz winkte mit der Hand, um zu sprechen, und als eine laute Stimme äußerte, er müsse sich entfernen, wenn er im Namen des meineidigen Karl's X. komme, sagte er: „Sie irren sich, meine Herren, der König hat nie die Absicht gehabt, die Verfassung zu verletzen.“ Am Abend desselben Tages erfuhr ich, daß die Entsetzung des Königs eine vollendete Thatsache sey; aber alle Personen, die ich sprach, zweifelten nicht daran, daß wir den Herzog von Bordeaux retten würden.

Am Sonntag, den 1. August, ging ich früh um 9 Uhr nach dem Hotel des Herzogs v. Mortemart, um noch einmal den Versuch zu machen, zu ihm zu gelangen. Der Portier sagte mir, ich würde ihn im Saal mit einer großen Anzahl von Pairs zusammen finden; der Herzog trat eilig heraus und redete mich mit den Worten an: „Sie sind gestern Nacht zu spät gekommen; der König hatte St. Cloud bereits vor Ihrer Ankunft verlassen. Sie wissen, daß die Deputirten den König entsetzt haben; ich widerstand dem Strome, so lange ich konnte, er hat mich umgeworfen, doch hoffe ich noch, mit Hülfe der Pairs-Kammer den Rechten des Herzogs von Bordeaux den Sieg zu verschaffen. Kommen Sie um 3 Uhr wieder; ich werde Sie zum Diktiren brauchen.“ Ich kehrte noch vor dieser Zeit zum Herzoge zurück und fand ihn im Begriff, auszugehen; ich erfuhr von ihm, daß er sich zum Herzoge v. Orleans begebe, der ihn im Interesse des Königs habe rufen lassen. Der Grund war folgender: Einige dem Könige sehr ergebene, aber schlecht unterrichtete Personen hatten dem Herzoge von Orleans gemeldet, Karl X. befinde sich in Rambouillet in der größten Gefahr; die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften sey aufgestanden und drohe, die Königliche Familie umzubringen. Der Herzog v. Orleans, durch diese Nachrichten sehr beunruhigt, ließ Herrn v. Mortemart in der Absicht rufen, mit ihm die Mittel zu verabreden, um den König aus dieser neuen Gefahr zu retten. Herr v. Mortemart eilte herbei, und man beschloß, Kommissarien zu ernennen, die sich sofort nach Rambouillet begeben sollten, um die Königliche Familie zu beschützen und ihr Geld zu bringen. Man mußte Personen wählen, denen der König vertrauen konnte, und andererseits solche, deren Name populär genug war, um ihnen Einfluß auf die empörten Volksmassen zu geben. Herr v. Mortemart wählte seinerseits den Herzog v. Coigny, Adjutanten des Herzogs v. Bordeaux, dem der halbe Arm abgenommen ist, und der in der Pairs-Kammer eifrig für die Königliche Sache gesprochen hatte; der Herzog v. Orleans wählte den Marschall Maison und die Herren Schonen und Odilon-Barrot. Herr von Mortemart händigte dem Herzog v. Coigny eine lange Depesche für den König ein, worin er diesem über alle von ihm getroffene Maaßregeln so wie über die unübersteiglichen Schwierigkeiten Bericht erstattete, auf die er gestoßen, und ihm die verzweiflungsvolle Lage schilderte, in der er sich befinde. Die vier Kommissarien kamen in der Nacht in Rambouillet an; sie fanden den König äußerst ruhig und keineswegs besorgt; er wies das Geld, das man ihm brachte, zurück, hinzufügend, daß er dessen nicht bedürfe und den Ausgang der Unterhandlungen des Herzogs v. Mortemart ruhig abwarten werde. Nachdem die Kommissarien sich überzeugt, daß man falschen Lärm geschlagen hatte, kehrten sie nach Paris zurück. Ich vermuthe, daß der König, nachdem er mit dem Herzog v. Coigny gesprochen, sich zur Abdankung entschloß und aus eigener Machtvollkommenheit den Herzog v. Orleans zum General-Statthalter des Königreichs ernannte.

Am Dienstag (3. August) Morgens begab ich mich nach dem Hotel Mortemart; der Herzog war in dem Palaste der Pairs-Kammer, hatte aber um 6½ Uhr Nachmittags viele Pairs zu sich bestellt.

Ich kam um diese Zeit wieder; der Herzog sagte zu mir: „Durch die Ernennung des Herzogs v. Orleans zum General-Statthalter von Seiten des Königs sind meine Vollmachten aufgehoben, und ich bin von meiner Last befreit; der König und der Dauphin haben abgedankt, die Königl. Familie wünscht sich nach Italien oder Oesterreich zurückzuziehen; wir werden den Herzog v. Bordeaux erhalten, der auf eine unseren Institutionen angemessene Weise erzogen werden soll." Von Herrn v. Mortemart ging ich zu Herrn Hennequin, um ihn von dem, was ich so eben erfahren, zu benachrichtigen, dieser empfing mich in seinem Kabinet; wir freuten uns über die gute Wendung, welche die Dinge zu nehmen schienen, als die Thüre plötzlich geöffnet wurde und ein Hausfreund des Herrn Hennequin, Herr Staffart, eintrat, seinen Hut zornig auf den Tisch warf und sagte: „Wissen Sie, was vorgeht? Karl X. nimmt seine Abdankung zurück und will die Zügel der Regierung wieder ergreifen; er befestigt sich in Rambouillet; auf diese Nachricht ist das Pariser Volk abermals aufgestanden, es rottet sich von allen Seiten zusammen, um gegen die Königl. Truppen zu marschiren und Karl X. anzugreifen; ich sehe großes Unglück voraus." Diese Erzählung erfüllte uns mit Schrecken; ich verließ schleunig Herrn Hennequin und sah auf den beiden Quais viele einzelne Individuen laufen; die Masse des Volks nahm aber an dieser Bewegung keinen Theil, der vernünftige Theil der Pariser Einwohner war von seiner Exaltation zurückgekommen und berechnete schon das Unglück, das er sich bereitet hatte. Ich ging über den Pont-Royal und sah etwa funfzig Fiacres und mehrere Omnibus mit Leuten aus dem Volke angefüllt, welche riefen: „Nach Rambouillet! Nach Rambouillet!" Ich habe nie daran gezweifelt, daß diese Bewegung von der Partei, welche auf die Ausschließung des älteren Zweiges der Bourbonen bestand, geschickt vorbereitet worden war. Die Regierungs-Kommissarien, welche den Kolonnen vorangingen, suchten selbst Schrecken zu verbreiten. Dieser Marsch der Pariser nach Rambouillet war eine Kopie des Zuges der Patrioten nach Versailles im Oktober 1789. Es war natürlich, daß man einen ähnlichen Ausgang befürchtete. Der König fragte einen der Kommissarien, wie hoch man die Anzahl der heranziehenden Pariser berechnen könne. Mindestens auf 80,000 Mann, antwortete der Kommissar, der als Partei-Chef, aber nicht als Freund der Wahrheit sprach. Wußte er, wie viel zu 80,000 Mann gehören? Dachte er an die Schwierigkeiten, eine solche Menschenmasse plötzlich in Paris zu versammeln? Aber der König sollte um jeden Preis bewogen werden, sich sofort zu entfernen und den unwiderruflichen Entschluß zu fassen, den Französischen Boden zu verlassen. Dies stand mit den Ereignissen im Zusammenhange, die man im Palaste der Deputirten-Kammer vorbereitete. Der Kommissar erreichte seinen Zweck; seine Worte fanden Glauben, und er konnte sich über seine gelungene List freuen. Die Abreise des Königs nach Cherbourg beendigte das Drama."

Bibliographie.

Le testament de la pauvre femme. (Das Testament der armen Frau.) Schauspiel in 5 Aufzügen. von B. Ducange. Pr. 2½ Fr.

Le conteur noir. (Erzählungen.) Von Drez Desvoyes. Pr. 6 Fr.

Cours complet etc. (Vollständiger Kursus der Freimaurerei, von ihrem Ursprung bis zu ihrer Einführung in Frankreich.) Von Dr. Vassal. 5te Lfg. Pr. 1½ Fr.

Deux mois de sacerdoce. (Zwei Monate im Priesterstande.) Von A. Labutte. Pr. 3½ Fr.

De l'esprit etc. (Ueber literarischen Sinn und Kritik bei den alten und neueren Völkern.) Von A. F. Thery. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

England.

Winterwohnungen der Eskimo's.

Capitain Franklin, in seiner Reise nach dem Polarmeer, giebt uns folgende Schilderung von den Winterwohnungen der Eskimo's:

„Das Eis hielt unser Schiff von allen Seiten so fest eingeschlossen, daß wir nicht die kleinste Bewegung versuchten, um es loszumachen. Dafür liefen wir lieber an der Küste umher, um Fische oder weiße Bären zu tödten, welche wir mit einigen Lebensmitteln, die wir zu diesem Zwecke hinlegten, herbeilockten. Es geschah aber oft, daß die wilden Eingebornen dieses eisigen Erdstriches unsere Lockspeise wegholten und so unsere mühseligen Wanderungen fruchtlos machten. Wir bemerkten den Diebstahl bald und beschlossen, ihn nicht unbestraft zu lassen. Da unsere Jagdbeute unter die ganze Mannschaft vertheilt wurde und frisches Fleisch ihnen sehr willkommen war, so durften wir unseren Matrosen nicht erst anempfehlen, gute Wache zu halten, damit unsere Feinde nicht mehr unsere Jagd beeinträchtigen könnten."

„Seit mehreren Tagen hielten nun zwar die Matrosen scharfe Wache, aber vergebens; denn unsere Lockspeise verschwand stets, und die Jagd wurde immer unergiebiger. Dieser Neckerei müde, beschloß einer unserer jungen Lieutenants, einen Einfall in's feindliche Lager zu thun, das gar nicht weit entfernt war. Von zwei entschlossenen und wohlbewaffneten Männern begleitet, drang er ohne Schwierigkeit über Eishügel, die man mühsam aufgethürmt hatte, bis zu den Hütten der Wilden. Hier, nach einigen Erörterungen von beiden Seiten und einigen reichlichen Libationen von Rum und Branntwein, erlangte unser Lieutenant-Diplomat gänzliche Einstellungen der Feindseligkeiten. Die wunderbare Beschreibung, die er bei seiner Zurückkunft von den Hütten der Wilden machte, die, wie er sagte, von Eis erbaut wären, machte mir Lust, mich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um mich von der Wahrheit seines Berichts zu überzeugen."

„Ich wußte wohl, daß die Russischen Großen in sehr kalten Wintern schon Paläste von Eis erbauen ließen, wahre Feengebäude, die indessen den Menschen nie gegen die strenge Witterung zu schützen vermögen;*) allein ich konnte mir nicht denken, daß ein Volk von Jägern, mit Fellen und Pelzwerk jeder Art versehen, zu seinen Winterwohnungen ein so unerquickliches Material wählen sollte. Endlich hatte ich Gelegenheit, meine Neugier zu befriedigen, und konnte die Eishügel, unter welche sich diese Söhne des Nordens vergraben und da sorglos fortleben, in der Nähe betrachten."

„Die Eskimo's theilen sich in Haufen von funfzig Personen ungefähr, aus Männern, Frauen und Kindern bestehend, und wählen gewöhnlich die Ufer der Flüsse oder des Meeres zu ihrem Winteraufenthalte. Dadurch wird es ihnen leicht, die Fische zu fangen, die an der Mündung der Löcher, welche sie in's Eis machen, sich blicken lassen, oder die weißen Bären zu tödten, welche im Winter sich von Fischen nähren. Jeder Haufe erkennt den Aeltesten als Oberhaupt und gehorcht seinen Gesetzen. Sobald dieser den Ort der Winterwohnung bezeichnet hat, macht sich Jeder an's Werk. Einige reinigen den gewählten Platz, stecken kleine runde Graben ab, in welche die ersten Schichten des neuen Baues gelegt werden sollen, dann ebnen sie den Fußboden des inneren Raumes der Hütte, der gewöhnlich 12 Fuß im Umfange hat, und belegen ihn mit Moos. Unterdessen werden die Materialien zu dem neuen Gebäude herbeigeschafft. Andere begeben sich nämlich nach dem Flusse, wählen die Stellen, wo das Eis zugleich platt und dick ist, zeichnen runde Linien von demselben Umfange wie jene Graben ab und schneiden mit großen Messern Platten heraus, welche 6 Zoll breit, 3 Fuß lang und 2 Fuß dick sind. Diese Materialien schafft man dann nach dem Ort der zu errichtenden Wohnung. Hier werden sie kreisförmig in Schichten gelegt und mit lauem Wasser gekittet, welches, da es sogleich gefriert, die Eisstücke mit einander verbindet. Sobald die Mauer zwei Fuß hoch ist, macht man die Schichten nach innen etwas dünner, damit der obere Theil des Gebäudes sich unmerklich zu einem Gewölbe runde. Nur zwei Oeffnungen werden zum Gebrauch der Bewohner gelassen; die eine, 2½ Fuß hoch und 1½ Fuß breit, dient zur Thüre, die andere, wie ein Schießloch gestaltet, ist dazu bestimmt, nach Belieben der Bewohner, Luft oder Licht einzulassen. Diese Oeffnungen werden mit Bären- oder Fuchshäuten verhangen."

„Man kann leicht denken, daß in diesen sonderbaren Wohnungen nie Feuer gemacht wird; deshalb bringen die Baumeister eine Art von Vorhalle vor der Thür an, die aus Materialien erbaut ist, welche das Feuer aushalten. Hier ist der Heerd; hier werden die Speisen für die Familie bereitet, und hier erwärmen sie ihre von Kälte erstarrten Glieder. Im Inneren der Hütte erhebt sich eine Art von Estrade von Eis, die 1½ Fuß hoch ist und den Bewohnern zur Lagerstätte dient. Damit sie unter den warmen Körpern nicht schmelze, belegt man sie mit einer dicken Lage von Moos und jungen Fichten-Nadeln. Auf diesem Bette überlassen sich die unglücklichen Einwohner, bunt durch einander gemischt, einem zwölfstündigen Schlafe. An einigen Stellen ragen die Schichten etwas hervor, und dienen dazu, die Lampe, Geräthschaften oder andere kleine Gegenstände darauf zu stellen."

„Meine Empfindung beim Eintritt in diese Hütten war sehr angenehm. Die äußere Temperatur war 16° unter 0, während wir in der Hütte nur 9 Grad Kälte hatten. Die größte Höhe der Decke ist 6½ Fuß. Durch die dicken Wände dringt ein mattes ziemlich unangenehmes Licht; übrigens ersetzt eine stets brennende Lampe das Tageslicht. In einigen Hütten bemerkte ich, daß die Decke von 4 Pfeilern getragen wurde. Die armen Leute sagten mir, es geschähe zuweilen, daß, wenn sie in der Vorhalle ein zu starkes Feuer machten, die Hitze eindringe und das Eis schmelze, so daß sie, ohne diese Vorsicht, in Gefahr seyn würden, von dem einstürzenden Gewölbe zerschmettert zu werden."

Bibliographie.

On suspension bridges. (Ueber Hängebrücken.) Von Drew. Pr. 12 Sh.

New readings of old authors. (Neue Lesarten alter Autoren.) Nr. 1. Romeo und Julie. Pr. 1½ Sh.

The island of Propontis. (Die Insel Propontis.) Nebst anderen Gedichten. Von Pinkerton. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— *Statistisches.* Die in England im J. 1831 vorgenommenen Volkszählungen lieferten manche interessante Resultate. Die Zahl der Einwohner in einem Kreise von 8 (Engl.) Meilen rund um die St. Pauls-Kirche ist 1,776,556. Die Bevölkerung desselben Raumes um Paris im J. 1829 betrug 1,013,000. Die Stadt Woolwich (17,661 S.) wurde in jener Berechnung weggelassen, um eine gleiche Anzahl zu kompensiren, die in der Pariser Zählung nicht mit begriffen war. Die ganze Bevölkerung Großbritaniens (ohne Irland) betrug im Jahre 1801: 10,942,646, und im J. 1831 belief sie sich auf 16,537,398. Hiervon beschäftigt sich ungefähr ein Drittel mit Ackerbau, welche Zahl aber nach und nach abnimmt; etwas weniger als die Hälfte mit Gewerben, Manufakturen und Handel; diese Zahl ist fortwährend im Steigen, und ungefähr ein Fünftel bildet die höheren Klassen, als: hohen und niederen Adel, Geistlichkeit, Personen, die von ihren Einkünften leben können, und den Gelehrtenstand.

*) Im Jahre 1740 errichtete man in St. Petersburg von dem Eise der Newa ein Gebaude, das 52 Fuß lang, 17 Fuß breit und 20 Fuß hoch war

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Freitag den 23. November 1832.

Frankreich.

Oeffentlicher Unterricht in Frankreich und Nord-Amerika.

Der Zustand des Schulwesens geht in Frankreich einer großen Verbesserung entgegen, aber er bedarf ihrer auch sehr dringend. Die Berichte, die Herr Victor Cousin über das Unterrichtswesen im nördlichen Deutschland und namentlich in Preußen abgestattet hat*), haben auf gründliche Weise dargethan, worin das Geheimniß besteht, das dem benachbarten Deutschland ein unverkennbares moralisches Uebergewicht über das an physischen Kräften so reiche Frankreich verleiht. Die Ansichten, zu denen sich Herr Cousin bekennt, sind auch die des doctrinairen Ministeriums, welches ihn zum Pair gemacht hat; entgegen zu arbeiten der weit verbreiteten Entsittlichung, zu deren Kennzeichen auch jene Bewegung gehört, die nicht ein Vorschreiten der Humanität, sondern das aus dem Mangel an religiöser und intellektueller Bildung entspringende Bedürfniß einer immerwährenden Aufregung und Unruhe ist; die Macht der Unwissenheit durch die größere Macht des belehrenden Wortes zu bekämpfen und zu besiegen, ist die Aufgabe, die es bei der inneren Verwaltung sich gestellt hat. Wenn nicht Europäische Angelegenheiten den Blick von denen der inneren Staats-Verbesserung ablenken, so dürfte noch in diesem Jahre (d. h. in der bevorstehenden Session) den beiden Kammern ein von Herrn Cousin ausgearbeiteter Gesetz-Entwurf in dieser Hinsicht vorgelegt werden. Einstweilen beschäftigen sich die nicht in den Strudel der Tages-Politik hineingezogenen oder den bloßen müßigen Zeitvertreib ihrer Leser zum Zweck habenden Französischen Journale, deren es freilich nur sehr wenige giebt, mit dem Gegenstande. Zu diesen wenigen gehört die Revue-Britannique, der wir bereits sehr schätzbare statistische Notizen über Nord-Amerika verdanken, und welche in ihrem neuesten Hefte die nachstehenden vergleichenden Bemerkungen über den öffentlichen Unterricht in Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika enthält. 50.

Die Kosten des öffentlichen Unterrichts in Frankreich werden zum Theil durch die Summen, die das Staats-Budget anweist, und zum Theil durch die Universitäts-Gebühren gedeckt, welche die Akademie einzieht. Die jährlich dazu ausgesetzte Summe ist 900,000 Fr.

Am besten steht es um den Unterricht in den Departements des Nieder-Rheins und der oberen Marne, wo man auf 8 Seelen 1 Schulkind zählt; dann in den Departements: Aube, wo man auf 9 Einw. 1 Schulkind rechnet; Doubs, Oise, Goldhügel, Ardennen, Meurthe, Maas, Ober-Rhein, wo 1 auf 10 kommt. In den Vogesen ist das Verhältniß 1 auf 11; in den Dep. Somme, Ober-Saone 1 auf 13, und in den Nieder-Pyrenäen, Pas-de-Calais und Mosel 1 auf 15.

Am meisten vernachlässigt ist der Unterricht in den Departements Seine, wo unter 48 Einw., Cher: 92, Ober-Vienne und Allier: 95, Cantal: 98, Morbihan: 99, Ober-Loire: 100, Finistère: 112, Puy-de-Dôme: 120 und Correze, wo unter 152 Einwohner Einer die Schule besucht.

Man rechnet auf die ganze Bevölkerung von 32 Millionen Ew. 3,142,375 männliche Individuen zwischen 6 und 16 Jahren. Von dieser Anzahl sind die, welche öffentlichen Unterricht genießen, folgendermaßen vertheilt:

Königliche Schulen:	Zahlende 10,239 unentgeltlich 875	11,114
Kommunal-Schulen:	Zahlende 26,480 unentgeltlich 3,306	29,786
Stiftungen:	Zahlende 8,395 unentgeltlich 927	9,232
Pensionate:	Zahlende 19,840 unentgeltlich 688	20,528
Elementar-Schulen		1,244,579
Summe der Schüler		1,315,239.

Vergleicht man die Bevölkerung Englands, die 14 Millionen Seelen beträgt, mit der von Frankreich, und vergleicht die Anzahl der Kinder, welche in beiden Ländern die Elementar-Schulen besuchen**), so wird man finden, wie viel uns noch zu thun bleibt, um den Unterricht bei uns auf den Punkt zu bringen, auf welchem er in jenem Theile des vereinigten Königreichs ist. Der Unterschied ist aber noch auffallender, wenn man das Verhältniß der Schul-Kinder in Nord-Amerika zur Bevölkerung mit dem in den vornehmsten Staaten Europa's vergleicht.

Mittleres Verhältniß der Schul-Kinder zur Bevölkerung.

	Schulk.	Ew.		Schulk.	Ew.
Vereinigte Staaten	1	4	Frankreich	1	20
Würtemberg	1	6	Irland	1	21
Preußen	1	7	Polen	1	78
Bayern	1	10	Portugal	1	88
England	1	11	Rußland	1	367
Oesterreich	1	13			

Der Mangel an Zusammenhang in den statistischen Dokumenten, die in den Vereinigten Staaten erscheinen, erlaubt uns unglücklicherweise nicht, allgemeine Nachweisungen über den Unterricht in diesem Lande zu geben. Diejenigen indeß, welche wir über den Staat New-York besitzen, sind eben so ausführlich als merkwürdig; wir lassen sie daher hier folgen:

Die Bevölkerung des Staates New-York, unstreitig der reichste und blühendste der Union, beläuft sich auf 2 Millionen Seelen. Dieser Staat verwendet jährlich 200,000 Dollars (1,060,000 Fr.) auf den Unterricht der Kinder, deren es an 500,000 giebt, während Frankreich nur 900,000 Fr. für den Unterricht von 3 Millionen Kinder hergiebt. Die Quellen, aus welchen die Fonds zur Besoldung der Lehrer und Erhaltung der Schulen in New-York fließen, sind folgende:

Der Staat giebt her	100,000 D.	530,000 Fr.
Abzug von Immobilen-Steuer	128,099 „	668,924 „
Verschiedene ausgesetzte Summen	16,786 „	88,965 „
Summa für das J. 1830	244,885 D.	1,287,889 Fr.

Während also Frankreich ungefähr 30 Cent. jährlich auf den Unterricht jedes Kindes wendet, setzt der Staat New-York jährlich zu diesem Zwecke mehr als 2 Fr. für jedes Kind aus. Wie verschieden aber auch die Zahl der Kinder, die in beiden Ländern die Schule besuchen. Wir haben oben gesehen, daß in Frankreich nur ¼ der Kinder Elementar-Unterricht erhält; in New-York übersteigt die Zahl der Lernenden fast immer die der Kinder, die es in dem Staate giebt. Hier ist diese merkwürdige Tabelle:

	Zahl der Schulen in New-York.	Zahl der Kinder v. 5—16 J.	Zahl der Schüler, die die Schule besuchen.
1830.	8,872	468,257	480,041
1831.	9,063	497,503	499,424
1832.	9,339	507,105	509,967.

Diese sonderbare Anomalie läßt sich leicht erklären. Da viele Familien, die aus Europa kommen, Kinder über 16 Jahre mitbringen, die gewöhnlich keinen Unterricht gehabt haben, so schicken sie dieselben in die Schulen, um der Wohlthat theilhaft zu werden, welche die Regierung der Vereinigten Staaten allen denjenigen, die unter ihren Gesetzen leben, gewährt; denn man kann mit Recht sagen, daß, wenn ein Amerikaner nicht lesen und schreiben kann, es seine eigene Schuld ist; daher giebt es mehr Schüler als Kinder zwischen 5 und 16 Jahren. (Revue Britannique.)

Bibliographie.

Institutions etc. (Institutionen des Natur- und des Völker-Rechts.) Von G. v. Raynerval. Neue Ausgabe. 2 Bde.

Histoire etc. (Geschichte der Cholera im Stadtviertel des Pariser Luxemburg.) Von H. Boulay de la Meurthe, Präsidenten der Gesundheits-Kommission in diesem Viertel.

Dictionnaire topographique etc. (Topographisches, historisches und statistisches Lexikon des Departement der Sarthe.) Von J. R. Peschc.

Italien.

Die Liebeshändel des Tasso.

(Fortsetzung.)

Bevor wir die Epoche im Leben Torquato's verlassen, wo Täuschungen, die ihm das Eitle seiner Hoffnungen und die nahende Gefahr, der seine Freimüthigkeit ihn aussetzte, verbargen, seine Schmerzen

*) Vgl. Nr. 291. der Allgm. Preuß. Staats-Zeitung vom Jahre 1832.
**) S. Nr. 106 des Magazins.

lindernd unterbrachen, zieben wir die Schriften der Zeitgenossen darüber zu Rath, ob die Prinzessin Eleonore eine so blinde und doch so aufrichtige Zuneigung mit etwas Gegenliebe lohnte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß eine so hochbegabte Fürstin, wie die Schwester des Herzogs Alfons, würdig, das ausgezeichnete Verdienst eines Tasso zu schätzen, sich's wohl gefallen ließ, wenn ein Talent, das Amynt, ein Herz, das Herminien schaffen konnte, in gewisser Hinsicht ihr ganz geweiht war. Gern empfing sie sein Versprechen, ihr Alles zu Füßen zu legen, was er hinführo dichten werde; und versagte ihm, wenigstens in den ersten Jahren, keinen Beweis von Achtung, ja sogar von Bewunderung und vertrauter Freundschaft. Aber es scheint ganz unglaublich, daß Leonore die Leidenschaft des Tasso genährt oder ihm Veranlassung gegeben haben sollte, mit solcher poetischen Glut von ihren Zusammenkünften zu reden. Der beste Beweis ist der, daß Alfons, obgleich von Allem unterrichtet, dem Torquato das Leben schenkte und durchaus nichts Strenges gegen Leonoren verfügte. Erwägt man die Maximen, nach denen im 16ten Jahrhundert an allen Höfen und, so zu sagen, in allen angesehenen Häusern Italiens gehandelt wurde, und bedenkt man, daß die öffentliche Meinung diese Maximen heiligte, so wird es einleuchtend seyn, daß Alfons, dem Beispiele des Paul Orsini und Pietro von Medici folgend, den Flecken seines Hauses mit Blut getilgt hätte*).

Torquato stand noch im Dienste des Kardinals von Este; er war genöthigt, ihm zu Anfang des Jahres 1571 nach Frankreich zu folgen. Vor der Abreise beauftragte er seinen Freund Ercole Rondinelli, im Fall er jenseit der Alpen sterben sollte, alle seine Flug-Gedichte, einige wenige ausgenommen, die er auf Begehr eines Freundes geschrieben habe, zum Drucke zu befördern. Die Stücke, die er so verlegen und ängstlich bezeichnet, sind eben diejenigen, die ihn zu Grunde richteten, die glutvollen, ja unsinnigen Bekenntnisse von empfangenen oder vielmehr erträumten Gunstbezeugungen, die er seiner Muse that. Rondinelli bewahrte dies Unterpfand gewissenhaft. Tasso erhielt es wieder, als er nach Ferrara zurückkehrte, und seitdem war es ihm wohl nicht minder peinlich, die Verse zu vernichten, als sie bekannt zu machen. Wir werden auf diesen wichtigen Gegenstand zurückkommen.

Torquato konnte es nicht über sich gewinnen, auch nur ein Jahr in Paris zu bleiben. Er nahm bei dem Kardinal seine Entlassung und erhielt von dessen Bruder, dem Herzog, das Amt eines Kammerherrn, womit ein beständiger Aufenthalt in Ferrara verbunden war; Eleonore, die dem ehelichen Leben entsagt hatte, lebte auch daselbst im Herzoglichen Palaste. Alfons war für Tasso's Genius enthusiastisch begeistert; er rühmte sich, den Fürsten der Dichter damaliger Zeit an seinem Hofe zu haben. „Der Herzog", schrieb Tasso in dieser Periode, „hört mich oft und gern; er läßt mich zu seinem Tische und schenkt mir seine Freundschaft; er hat mir bis jetzt keine Gunstbezeugung, um die ich ihn bat, abgeschlagen." Eleonore, durch das Wohlwollen ihres fürstlichen Bruders ermuthigt, legte sich im Ausdruck ihrer Freundschaft keinen Zwang mehr an, und der Dichter deutete diese Gunst mit einer Kühnheit, die ihm sanften Tadel von ihrer Seite zuzog. Torquato scheint dies erste Jahr im Rausche eines an Entzückungen und Genüssen überreichen Traumes verlebt zu haben. Zeigte ihm zuweilen die Vernunft in einem Nebel den Abgrund, dem er entgegeneilte, so rief er gleich wieder in neuem Entzücken aus: „Fliehet, schmerzliche Sorgen, ihr Qualen eines kranken Herzens, das zu lange unter eurer Bürde geächzt! Jetzt bestimmt Amor dieses Herz zur Wohnung neuer Hoffnungen und des süßesten Sehnens."

Um diese Zeit schrieb Tasso die Episode „Olindo und Sofronia", ein unnachahmliches Meisterstück, das aber mit der Handlung seiner Gerusalemme nicht zusammenhängt. Tasso vergaß, als er diese Episode dichtete, seinen Helden Gottfried und dachte nur an sich selber. Bald nachher floß Amintas aus der fruchtbaren Feder des Dichters. Diese Pastorale, welche seine Nachahmer zur Verzweiflung brachte, sollte bei Hofe aufgeführt werden; er konnte also in diesem Stücke nicht so klar und so vielseitig den Zustand seines Herzens beleuchten, wie in jener Episode. Amintas hatte den glänzendsten Erfolg, und sofort regte sich der Neid gegen den Verfasser. Ein Umstand, der aus seinem eigenen Triumphe hervorging, stellte Tasso eine Zeit lang den Intriguen der Neider bloß; die Herzogin von Urbino lud den Dichter zu sich ein, um aus seinem Munde die Verse zu hören, von denen ganz Italien bezaubert war. Während seiner Abwesenheit bot der einzige Nebenbuhler, den er mit Recht fürchten konnte, nämlich Guarini, Alles auf, um sich bei Leonoren in Gunst zu setzen, die ihm für seinen ehrerbietigen Eifer auch Dank wußte. Tief gekränkt über diesen Vorzug, gab sich Torquato ganz unbesonnener Eifersucht hin und ließ seinen Briefwechsel mit der Prinzessin einige Monate stocken. In seinem Verdrusse ging er so weit, daß er einen Schein von Untreue erkünstelte und das berühmte Sonnet Negli anni acerbi tuoi...., welches eben im Druck erschien, für eine der Herzogin von Urbino gebrachte Huldigung ausgab. Lucrezia (die Herzogin) lächelte vielleicht über diesen Kunstgriff. Endlich schrieb unser Dichter, unfähig, sich länger zu verstellen, an die Prinzessin Eleonore und schickte ihr ein Gedicht, welches, wie er sagte, das Gepräge seines gegenwärtigen Zustandes trug. „Sie werden es", fügte er hinzu, „eben so arm an poetischem Schwunge finden, als ich an Glück bin; und irre ich nicht, so hält es mit den schönen Versen, die Eure Durchlaucht jetzt gewohnt ist zu hören, keine Vergleichung aus." Diese Bemerkung bezog sich, wie sich leicht errathen läßt, auf seinen Nebenbuhler Guarini; der Verfasser des Pastor fido rächte sich bald mit Bitterkeit. Das Sonnet ist vorhanden, und einige Verse desselben sind für diese Geschichte der Leiden Torquato's von hohem Werthe: „Der Zorn", sagt er, „ein verwegener Kämpfer, aber ein schwacher Krieger, reißt mich fort, die Liebe zu bekämpfen .... Aber bald besiegt, verläßt er mich mit den Trümmern seiner ohnmächtigen Waffen. Ich strecke einen entkräfteten Arm aus, ich beuge die Kniee, flehe um Gnade. Möge das Mitleid, wenn er noch kämpfen will, jetzt für mich streiten. Rinnt eine einzige Thräne aus dem Auge des Mitleids, so ist mein Tod ein Sieg; in meiner Qual werde ich triumphiren."

Gleichzeitig schrieb Tasso eine beißende Satire gegen Guarini, in der die beleidigte Liebe ihn ebenfalls zu weit führt. „Amor", ruft er aus, „dulde niemals, daß eine erhabene Schönheit, deren Besitz Du Deinen ächten Verehrern weigerst, eine Beute der Treulosigkeit werde!"

Vielleicht gehört auch ein von Serassi aufbewahrter Brief an Leonoren in diese Periode. Er enthält eine schon überflüssig gewordene Versicherung seiner ewigen und leidenschaftlichen Ergebenheit. „In Ihrem Anschauen", sagt er, „ist für mich alles denkbare irdische Glück enthalten. Ich werde dieser Seligkeit Alles zum Opfer bringen, was der Mensch theuerstes besitzen kann, nicht bloß mein Leben, sondern auch meinen Ruhm und mein Vaterland. Vergönnen Sie mir Ihren Anblick, und ich bin vollkommen beglückt. Wäre meine Liebe von meinem eigenen Willen abhängig, so müßte ich sie für einen unverzeihlichen Fehler halten; allein die Gewalt meines Schicksals befreit mich von jedem Verbrechen, indem sie mir den Gebrauch meines Willens raubt."

Welches war Leonorens Antwort? Wir können sie aus den Versen abnehmen, die dem bald gebrochenen, bald resignirten Herzen des Dichters entquollen: „Unter dem Joche, das Amor mir auflegt, habe ich das Feld der Freundschaft gefurcht .... Amor, ich will bis ans Ende der Laufbahn gehen, ein eben so ehrenvolles als unglückliches Beispiel zurücklassend .... Mein Kummer ohne Frucht, meine Lieder ohne Lohn, meine schönsten Jahre hingeschwunden ohne Gewinn ....."

Noch einmal dem Enthusiasmus einer Leidenschaft nachgebend, die er, wie wir gesehen, mit der unwiderstehlichen Allgewalt des Schicksals verwechselte, kam Torquato gegen Ende des Jahres 1573 nach Ferrara zurück. Sogleich legte er Hand an die Vollendung des „befreiten Jerusalem", und indem er dieses Epos dem Herzog Alfons widmete, sicherte er diesem Fürsten ein unsterbliches Andenken. In dieser Huldigung, die so große Publizität erhalten sollte, wagte er nicht, Eleonorens Namen dem ihres Bruders beizufügen; allein er bekannte laut, Sofronia sey das Bild der Prinzessin, und schrieb ihr mit Entzücken: „Ja, das eisige Scythien, ja, die brennenden Sandwüsten Afrika's werden Deinen schönen Namen wiedertönen! Mitten im grausigen Kriegsgetümmel wird Deine edle und züchtige Schönheit gefeiert werden."

Bevor er jedoch sein Jerusalem dem Drucke übergab, veranstaltete er mehrere Abschriften, von denen jede einen Censor erhielt, den er selbst wählte. Dies Revisions-Geschäft dauerte drei Jahre. Die Feinde Tasso's — er hatte deren viele wegen seines Verdienstes, seines Stolzes und der noch ungetrübten Gunst des Fürsten — benutzten diese Zeit mit unermüdlicher Ausdauer und bewundernswerther Schlauheit. Es gelang ihnen, den Herzog dahin zu bringen, daß er einige Stellen der Gerusalemme als unsittlich tadelte; andere Stellen wurden als ketzerisch angeschwärzt. Die Besorgniß, auf irgend eine Weise den Glauben verletzt zu haben, dem er brünstig anhing, raubte unserem Dichter alle Seelenruhe, ihm, der die Dornen seines Ruhmes ernten sollte, bevor er noch dessen ganze Süßigkeit gekostet hatte. (Schluß folgt.)

*) Eleonore von Toledo hatte Peter, den Sohn des ersten Großherzogs von Toskana, Cosmus von Medici, geheirathet; Isabelle, Peter's Schwester, war die Gemahlin des Grafen Paolo Giordano Orsini. Beide empfingen den Tod aus den Händen ihrer Gemahle, Eleonore den 11. Juli 1576, und Isabelle fünf Tage später.

Bibliographie.

Vita del' Cardinale Pietro Bembo. (Leben des Kardinals Bembo.) Lateinisch geschrieben von Giovanni della Casa und jetzt zum ersten Male Italiänisch herausgegeben von Memmart. Pesare.

Delle tragedie greche. (Vier Bücher über Griechische Trauerspiele.) Erster Band. Neapel.

Biblioteca militare. (Militair-Bibliothek.) In 60 Bden. Herausgegeben und dem Könige gewidmet von L. Gabrielli. Neapel.

Sulla dominazione degli Svevi in Sicilia. (Die Herrschaft der Hohenstaufen in Sicilien.) Historisch-literarischer Versuch von Pietro Lanza, Fürsten von Scordi. Palermo.

England.

Zur Kenntniß der Englischen Kriminal-Rechtspflege.

Die unanständige Eile, mit welcher gewöhnlich die gerichtlichen Untersuchungen in dem Londoner Gerichtshofe Old Bailey geführt werden, ist vielfältig von allen denen gerügt worden, die Zeuge davon gewesen sind. Ich habe verschiedene Sessionen hindurch eine Berechnung der Zeit angestellt, welche im Durchschnitt auf jede Untersuchung verwandt wurde, und fand dieselbe niemals länger als acht und eine halbe Minute, obgleich manche Fälle den Gerichtshof zufällig den ganzen Tag über aufhielten. Die Eile, mit der die Untersuchungen betrieben werden, bringt die Gefangenen in die äußerste Verwirrung. Funfzig oder sechzig derselben werden immer in dem Gewölbe unter dem Gerichtshof in Bereitschaft gehalten, um, wenn sie aufgerufen werden, sogleich erscheinen zu können. Wenn dieselben nun sehen, daß ihre Mitgefangenen in ein oder zwei Minuten verhört und schuldig befunden werden, so entschwindet ihnen jede

Hoffnung auf ein geduldiges Verhör, und sie werden so bestürzt und aufgeregt, daß sie alle Herrschaft über sich selbst verlieren, ihre Gedanken für die Vertheidigung nicht zu sammeln vermögen und so, um mich ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, heraufgeschleppt und wie Ochsen niedergeschlagen werden, ungehört. — Volle zwei Drittel der Gefangenen wissen bei ihrer Rückkehr vom Verhör gar nicht, was vor Gericht mit ihnen geschehen ist, ja, sehr häufig wissen sie gar nicht einmal, ob sie verhört worden sind; und es ist in der That gar nicht ungewöhnlich, daß ein Gefangener, dem sein Urtheil an dem dazu festgesetzten Tage vorgelesen wird, ausruft: „Damit kann ich nicht gemeint seyn; ich bin ja noch gar nicht verhört worden!" Landleute, die in ihrem ganzen Thun und Treiben schwerfällig sind, kann man oft gar nicht vom Gegentheil überzeugen. Wahr ist es, daß man unter den Gefangenen oft welche von der krassesten Dummheit findet; dies giebt ihnen indessen nur einen größeren Anspruch auf unsere Berücksichtigung; und was auch immer ihr Stand oder ihre Verbrechen seyn mögen, so sollte man es ihnen doch jedenfalls deutlich zu machen suchen, daß bei Untersuchung ihrer Sache mit Vorsicht und Gerechtigkeit zu Werke gegangen wird. Bei der gegenwärtigen Verfahrungsweise können sie in dieser Beziehung niemals zufrieden gestellt werden. In Old Bailey wurde es gerühmt, daß ein kürzlich verstorbener Richter 60 bis 70 Sachen in einem Tage abfertigen konnte, und man beklagte sich über den Nachfolger, der die Geschäfte nicht mit dieser Eile betreibe. Kann man sich unter diesen Umständen wundern, daß sich so viele traurige Irrthümer ereignen? Die augenscheinliche Besorgniß aller Richter, die Geschäfte mit unanständiger und ungebührlicher Eile zu betreiben, macht sie oft bei irgend einer Unterbrechung oder Hemmung der gewöhnlichen Schnelligkeit verdrießlich, was sie durch Bitterkeit gegen den Advokaten zu erkennen geben, die immer darauf berechnet ist, den Gefangenen ohne Schutz zu lassen und Fragen zu verhindern, die dem ganzen Verfahren eine neue Wendung geben könnten.

Die unwürdige Weise, wie die Untersuchungen geleitet werden, begünstigt hinwiederum oft die Lossprechung der gefährlichsten Menschen. Ich erinnere mich, daß ich eine Vertheidigung für einen jungen Mann zu machen hatte, der schwerer Vergehen angeklagt war, die er eingestand. Bei der Unregelmäßigkeit der Verhöre war dieser Verbrecher schon drei Tage hinter einander nach dem Gerichtshofe beschieden, um verhört zu werden, während welcher Zeit er sechsmal hineingerufen worden war, um bei der Installirung neuer Geschworenen gegenwärtig zu seyn, und jedesmal sagte er mir bei der Rückkehr in's Gefängniß, daß er seinen Ankläger in der Gallerie gesehen habe; ein Beweis, daß dieser nicht den Wunsch hatte, seine Pflicht, gegen den Gefangenen aufzutreten, zu vernachlässigen. Als er jedoch endlich vor die Barre gerufen wurde, erschien kein Ankläger; seine Geduld war wahrscheinlich durch die Länge der Zeit, welche man ihn auf eine so unverantwortliche Weise von seinen Geschäften entfernt hielt, erschöpft worden. Dies bewirkte die Lossprechung des Verbrechers, der auf's Neue in die Welt geschickt wurde, um Sünden zu begehen. Die vielen Hindernisse, welche die Vertheidiger der Gefangenen zu beseitigen haben, und welche hauptsächlich durch die Unbestimmtheit der Zeit, wann die Sachen vorkommen, veranlaßt werden, machen es ihnen oft unmöglich, die nöthigen Zeugen zu stellen, da diese oft acht bis neun Tage hinter einander vergeblich erscheinen müssen. Hierzu kömmt auch noch die Schwierigkeit, die Zeugen in den Saal hineinzubringen, wenn eine Sache aufgerufen wird. Ich kenne einen Fall dieser Art, der, wenn es nöthig seyn sollte, eidlich erhärtet werden könnte, da ich die Parteien noch vor ganz kurzer Zeit gesprochen habe und dieselben bereit sind, Beweise der Thatsache beizubringen und sich jeder Untersuchung zu unterwerfen, obgleich die Sache sich schon vor drei Jahren zugetragen hat. Sie warteten mit dem Vater eines jungen Mannes, der wegen eines angeklagten Raubes verhört werden sollte, um das Alibi zu beweisen; der Zutritt wurde ihnen aber von dem Thürsteher verweigert, obgleich sie ihm den Zweck ihres Erscheinens und auch den Umstand mittheilten, daß der junge Mann so eben verhört werden sollte. Die Details dieses Falles sind mehreren Aldermen bekannt, welche in meinem Beisein das Verfahren des Thürstehers in den härtesten Ausdrücken mißbilligten; dennoch ist kein Schritt gethan, um diesem Uebel abzuhelfen. In Folge der Abwesenheit jener Zeugen wurde der Angeklagte für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Die Geschichte wurde zweien Aldermen erzählt, welche nun eine sehr genaue Untersuchung anstellten und die nöthigen Aussagen aufnahmen, um die Unschuld des Verurtheilten darzuthun. Zuletzt gaben sie ihre feste Ueberzeugung zu erkennen, daß er ungerecht verurtheilt worden sey, waren aber nicht im Stande, ihm Begnadigung zu verschaffen, obgleich sie zu diesem Zweck dem Sir Robert Peel, damaligen Minister des Innern, wiederholentliche Vorstellungen machten. Ich werde die Gründe anführen, warum er sich weigerte, dem dringenden Gesuch jener Herren nachzugeben. Nichts beweist besser, wie Unwissenheit oft den Unschuldigen als strafbar darstellt. „Alles, was Sie sagen, meine Herren", entgegnete Sir Robert Peel, „mögen Sie glauben; aber ich habe eine Bittschrift von dem Gefangenen in Händen, worin er seine Schuld eingesteht. Ich muß es daher ablehnen, in diese Sache einzugreifen; indessen soll ihn nicht die ganze Strenge des Gesetzes treffen." — Wenn Sir Robert Peel gewußt hätte, daß es eine Klasse von Menschen in Newgate giebt, die, weil sie schreiben können, sich für fähig halten, Bittschriften aufzusetzen, und daß sie dies immer nach einem und demselben Muster thun, in welchem immer die Phrase vorkömmt, daß es des Bittstellers *erstes Vergehen* sey, so würde er vielleicht weniger unbeugsam gewesen seyn. Eine solche Bittschrift war dem Minister in der That von dem Vater des jungen Mannes überreicht worden; dieser hatte dieselbe auch unterzeichnet, aber niemals gelesen.

Ein Mann von Enfield, den ich vertheidigte, wurde eines Verbrechens für schuldig befunden und schwer dafür verurtheilt, welches er, meiner festen Ueberzeugung nach, nicht begangen hatte; es war eine rachsüchtige und boshafte Verfolgung, was auch dem Gerichtshofe genügend dargethan seyn würde, wenn die Sache in den ersten fünf Tagen der Session vorgekommen wäre, oder wenn ich später nur einige Tage zuvor mit Bestimmtheit die Zeit, wo das gerichtliche Verhör stattfinden würde, hätte in Erfahrung bringen können. Er hatte vier Zeugen, die fünf Tage lang warteten, um die Aussagen seines Anklägers zu widerlegen; aber endlich trieb ihre Armuth, nicht übler Wille, sie nach Hause, und sie ließen den Gefangenen den Angaben eines rachsüchtigen und interessirten Anklägers ausgesetzt, dem seine Zeit reichlich bezahlt wurde.

Im vorigen September vertheidigte ich einen gewissen Price, der angeklagt war, 40 Pfund Butter gestohlen zu haben. Sechs Tage hinter einander sollte seine Sache immer vorkommen, und endlich war er der vorletzte Gefangene, der verhört wurde. Als ihm Sergeant Arabin sein Urtheil verkündete, welches in sechsmonatlicher Zuchthausstrafe bestand, sagte er ihm, daß er zur Transportirung verurtheilt seyn würde, wenn nicht ein Herr Zeugniß für sein bisheriges sittliches Betragen abgelegt hätte. Dieser Herr war an demselben Morgen 15 Meilen geritten, um dieses Zeugniß abzulegen, nachdem er mit drei anderen alle Tage der vergangenen Woche vergeblich gewartet hatte. Er trat gerade in dem Augenblick der Krisis in den Saal; denn der Gefangene sollte eben abgeführt werden. Hier haben wir nun des Richters eigene Erklärung, daß dieser Zeuge dem Angeklagten eine Strafe von nicht weniger als 6½ Jahren erspart hatte, vorausgesetzt, daß die Deportation nur auf 7 Jahre bestimmt gewesen wäre. Was würde nun vielleicht die Wirkung gewesen seyn, wenn alle Zeugen zu seinen Gunsten gehört worden wären, deren er durch Mangel an System in diesem Gerichtshofe beraubt worden war! Und selbst dieser eine Zeuge würde ausgeblieben seyn, wenn er nicht ein Pferd gehabt hätte. Darf das Schicksal der Angeklagten vor Gericht von solchen Zufälligkeiten abhängen?

Ich habe ein langes Verzeichniß von unbedeutenden Fällen, mit welchen dieser Gerichtshof während der letzten drei Jahre behelligt worden ist; viele derselben sind in der That lächerlich und machen den Magistrats-Personen Schande, die deren Verhandlung in Old Bailey veranlaßt hatten. Der erste auf dem Verzeichniß mag als Probe dienen. — Ein Fuhrmann aus Tottenham, der fast alle Markttage mit seines Herrn Heu nach Smithfield kam, kaufte sich in einem Laden bei Long Lane eine neue Peitsche, welche ihm einige Tage darauf abhanden kam. Da er dieselbe bezeichnet und einen neuen Ring um den Stiel befestigt hatte, so sah er sich bei den anderen Fuhrleuten beständig nach ihr um und entdeckte sie endlich in den Händen eines Bekannten, der auf demselben Wege fuhr. Er verlangte die Peitsche sogleich zurück; aber sein Recht auf dieselbe wurde ihm abgestritten, und es erhoben sich nun von Zeit zu Zeit auf dem Markte und auf dem Wege Streitigkeiten zwischen den beiden Fuhrleuten. Endlich sah der ursprüngliche Besitzer die Peitsche unter dem Karren des jetzigen Inhabers in Smithfield liegen; und da er dies für eine gute Gelegenheit hielt, wieder zu seinem Eigenthum zu kommen, so nahm er sie und legte seine alte Peitsche an deren Stelle. Der Andere, gleich vermuthend, wer ihm die Peitsche genommen hatte, begab sich am nächsten Abend nach der Schenke in Tottenham und forderte sie zurück. Dieser Streit wegen der Peitsche dauerte mehrere Abende und endete endlich damit, daß der gegenwärtige Besitzer den Vorschlag machte, am folgenden Tag zu einer Magistrats-Person in der Nachbarschaft zu gehen und ihm die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Da dieser Vorschlag angenommen wurde, so stellten sich beide am nächsten Tage vor dem Richter. Da dieser aber nicht im Stande war, den Streit zu entscheiden, so fragte er den letzten Besitzer, ob er schwören wolle, daß die Peitsche sein Eigenthum sey? Er erklärte sich dazu bereit und legte augenblicklich den Eid ab. „Dann", sagte der Richter, „hat der Andere einen Diebstahl begangen, und es ist meine Pflicht, ihn nach Newgate zu schicken"; obgleich der Mann sich erbot, am nächsten Tage den Peitschen-Händler zu stellen, um zu beweisen, daß er sie von ihm gekauft habe. Der Befehl zur Absendung wurde sogleich ausgefertigt und unser Fuhrmann auf einem Karren zehn Meilen weit ins Gefängniß gesandt, ein junges Weib zurücklassend, dessen Erscheinen am nächsten Morgen in Newgate die allgemeinste Theilnahme erregte, da sie sich wie eine Verzweifelnde gebehrdete. Ein rechtlicheres und zärtlicheres ländliches Paar habe ich niemals gesehen. Ich wurde Behufs seiner Vertheidigung zu Rathe gezogen; aber Beide, Mann und Weib, waren so aufgeregt und erschüttert, daß es mir drei Tage hindurch, in verschiedenen Zwischenräumen, nicht gelang, den eigentlichen Zusammenhang der Geschichte zu erfahren; denn wenn der Mann anfing, zu erzählen, so verwirrte er sich dermaßen, daß ich in der That für seinen Verstand besorgt wurde, und da die Session nahe bevorstand, so war keine Zeit zu verlieren. Endlich fiel mir der andere Mann ein, den der Richter so schnell zum Ankläger gemacht hatte, und sandte ich einen Boten an ihn ab. Ob das Verfahren der Magistrats-Person denselben erschreckt hatte, oder ob, nachdem der Zorn vorüber war, sein Gedächtniß sich aufgeklärt hatte, das weiß ich nicht; aber als mein Bote zu ihm kam, fing er an, zu zweifeln, ob die Peitsche wirklich ihm, oder ob sie nicht doch am Ende dem Gefangenen gehöre, den er am nächsten Tage im Gefängniß besuchte, indem er sich unter dem Vorgeben, der Bruder desselben zu seyn, Eintritt verschaffte. Er machte mich mit allen Details des Falles bekannt, und ich setzte eine Beantwortung der Klage auf. In meiner ersten Unterredung mit dem Gefangenen und seiner Frau hatte ich ihnen, als sie mich fragten, was ich von ihrer Sache

biete, gesagt, daß bei der Beschaffenheit des Gerichtshofes Niemand, der einmal eingezogen worden, sicher sey, wenn er nicht Alles aufbiete, um seine Unschuld zu beweisen. Ich sagte dies, theils weil meine Erfahrung es mich wirklich gelehrt hatte, theils um sie anzuspornen, alle Schritte zu ergreifen, die zur Lossprechung des Gefangenen erforderlich seyn möchten. Nachdem ich den Ankläger gesprochen hatte, war ich überzeugt, daß kein „Schuldig" ausgesprochen werden könnte, und ich gab ihnen auf ihr Gesuch zum Zeitvertreib die Klage-Beantwortung. Später, nach erfolgter Freisprechung, erfuhr ich, daß die zärtliche Gattin, so wie sie meine Schrift in Händen hatte, nach Hause geeilt war, alles irgend entbehrliche Hausgeräth für 3 Pfd. 5 Sh. verkauft und diese mit der Vertheidigungs-Schrift zu nochmaliger reiflicher Erwägung einem Anwalt übergeben hatte, damit ihr Gatte nicht etwa aus Mangel irgend eines Opfers von ihrer Seite verurtheilt würde. Niemand kann die Magistrats-Person vertheidigen, welche jenen Mann in's Gefängniß bringen ließ; ich habe seinen Namen verschwiegen; sollte er dies lesen, so wird er sich vielleicht der Sache erinnern. Ich wünsche ihm keine andere Strafe für seinen Leichtsinn, als daß er die Scenen im Gefängniß mit hätte ansehen müssen, deren Zeuge ich war; wenn er nur irgend menschliches Gefühl hat, würde er bestraft genug gewesen seyn. In jeder Session kommen dergleichen Fälle vor, und die wenigsten haben sich, wie der eben erzählte, noch eines so glücklichen Ausganges zu erfreuen.

Fordert dieser Zustand der Dinge nun nicht laut zur Errichtung eines Appellations-Gerichtshofes auf, wo die Gefangenen das Recht haben müßten, ihre Sachen von Neuem untersuchen zu lassen, falls neue Beweise dazu eine billige und gerechte Veranlassung gäben? Eine Begnadigung des Königs setzt zwar den Gefangenen in Freiheit; aber sie stellt seinen guten Ruf nicht wieder her und ersetzt ihm die Verluste nicht, die ein ungerechtes Urtheil zu Wege gebracht haben kann. (L. P.)

Bibliographie.

Anatomical demonstrations. (Professor Leerig's anatomische Erklärungen zu kolossalen Abbildungen des menschlichen Körpers.) Fol. Zweite Abth. Pr. 8½ u. 12 Sh.

Theory and practice. (Theoretische und praktische Rechtswissenschaft.) Von Sauiez. Pr. 2½ Sh.

Three centuries of meditations. (Geistliche Betrachtungen dreier Jahrhunderte.) Von Bischof Hall. Erstes Jahrhundert. Pr. 1 Sh.

Mannigfaltiges.

— Anaradschapura und Mebentele auf der Insel Ceylon. Im Dezember 1828 besuchte Captain J. Chapman diese merkwürdigen Trümmer einer weiland berühmten Stadt, dem Sitze des Buddha-Dienstes auf Ceylon und der Residenz des Fürsten. Die mündlichen Ueberlieferungen, welche diesem Reisenden dort mitgetheilt wurden, stimmen auffallend mit den schriftlichen Nachrichten der Ceyloneser überein, von denen die Asiatische Gesellschaft in London Uebersetzungen veranstalten wird. Die Stadt Anaradschapura (Anaradhépura) liegt in dem Distrikte Neura Wanny, im Innern der Insel, unter 8° 15' N. Breite und 80° 35' O. Länge von Greenwich. Nach einheimischen Berichten behauptete sie ihren Rang und ihr Ansehen 1500 Jahre lang. Eine riesenhafte Periode! Die noch vorhandenen Trümmer ihrer Pracht-Gebäude sind neun Tempel, die bis auf den heutigen Tag sehr heilig gehalten werden, Säulen-Gruppen u. s. w. Sie decken eine Fläche von mehreren Englischen Meilen. Der eine dieser sogenannten Tempel ist ein eingeschlossener Raum, die heiligen Bäume enthaltend; der andere heißt „der Tempel von tausend Säulen"; das Uebrige besteht in sieben künstlichen Erdhügeln. Diese sind Gräber. Im inneren Eingang des Paines bemerkt man einen halbzirkelförmigen Stein, auf dessen einer Seite Figuren von Elephanten, Löwen, Pferden und Kühen ausgehauen sind. Das historische Werk Mahawansi sagt, daß die vier großen Flüsse, die den Dambedíwa durchschneiden, in vier Höhlen entspringen, welche die Gestalt des Mundes jener Thiere haben, und von denen jede an einem großen See liegt. Herr Chapman und seine Begleiter gingen von Anaradhépura nach Mebentele, einem Tempel in den Bergen, der ungefähr 12 Engl. Meilen weiter nordöstlich belegen ist. Ihr Weg führte sie an dem See Neura Waawa vorbei, dessen Ufer eine Art von Damm bildet und an einigen Stellen über 30 Fuß hoch ist. Der große Dagobah oder Erdwall von Mebentele soll gegen 60 Ellen hoch und über einem Haare des Buddha errichtet seyn, das aus der Stirn des Heiligen, gerade über dem linken Auge, hervorwuchs. Eine Treppe von 200 Stufen führt auf die Terrasse. Chapman vermuthet, in Folge seiner historischen Nachsuchungen, daß Anaradhépura 470 Jahre vor Christus gegründet sey. Er giebt also diesen merkwürdigen Ruinen ein Alter von 2300 Jahren. Dieser Reisende, der auch die Gebäude auf der Insel Ramisseram geprüft und gezeichnet hat, behauptet, daß die Indier unserer Zeit noch eben so prächtige architektonische Werke aufführen können, wie ehemals. (Asiatic Journal)

— Die Eingebornen Australiens (Neuholland's). Ein Missionar, Threthfeld, der längere Zeit mit diesen Wilden in Berührung gekommen und bei dem gerichtlichen Verhör eines wegen Diebstahls angeklagten Eingebornen als Dolmetscher diente, giebt ihnen von moralischer und intellektueller Seite folgendes Zeugniß: „Ich kenne die Sprache und Sitten der Eingebornen so ziemlich. Auch weiß ich, daß Europäer ihnen oft ihre Weiber geraubt haben. Bei zwei Fällen dieser Art trat ich ins Mittel und übernahm die Rolle eines Polizei-Beamten. Die Schwarzen beklagten sich nicht selten bei mir, daß meine weißen Landsleute ihre Weiber zu sündhaften Zwecken entführten. Ich glaube nicht, daß sie sich einbildeten, sie hätten das Recht, Repressalien zu gebrauchen. Sie haben allerdings Begriffe von dem Recht des Eigenthums. Keiner von ihnen bestiehlt den Anderen, und sie bedienen sich selten der Gelegenheit, einem Weißen etwas zu entwenden; ich vermuthe, aus Furcht. Sie wissen gar nichts von den Englischen Gesetzen; eine geringe Belohnung kann sie leicht dazu bewegen, ein Schaaf zu stehlen; ihre Unbekanntschaft mit den Folgen giebt ihnen diese Keckheit. Ich habe bei diesen Wilden viele Schlauheit bemerkt; sie entfalten in ihrer Rede eine große Stärke des Raisonnements; auch sind sie moralischer Veredlung fähig, und zwar weit mehr, als manche Individuen der niederen Englischen Volksklasse. Sie zeigen sehr viel Geschicklichkeit, wenn sie einen Zweck ausführen wollen; sie machen einen Unterschied zwischen freien Kolonisten und solchen, die sie Kroppi nennen, d. h. Gefangenen und Deportirten. Begegnen sie im Walde einem freien Mann, so thun sie ihm nichts zu Leide; ist es aber ein Deportirter, so werden sie ihn wahrscheinlich ausplündern. Die Ursache davon ist, daß, als Newcastle noch eine Verbrecher-Kolonie war, der Befehlshaber die Gewohnheit hatte, ihnen die Kleider der Ausreißer zu schenken, die sie zurückbrachten. Ich habe mich zehn Jahre lang unter den Insulanern des großen Oceans aufgehalten und glaube, daß die Eingebornen dieser Kolonie (Sidney in Neuholland) für Civilisation eben so empfänglich sind als jene. Die in England herrschende Meinung von der gänzlichen Unfähigkeit dieser Leute ist nach meiner Ueberzeugung ganz ohne Grund. Dies zeigt schon die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der sie unter einander das Recht des Eigenthums respektiren; sie dulden es nicht, daß Einer dem Anderen das unbedeutendste Ding entwende. Sie borgen einander oft dieses oder jenes, und obschon sie im Zurückfordern der geliehenen Sache nicht sehr pünktlich sind, so kennen sie doch recht gut den Unterschied zwischen Leihen und Schenken und haben in ihrer Sprache für jeden dieser Akte ein besonderes Wort. Auch wissen sie etwas von Tauschhandel. Die Stämme von Newcastle z. B. fabriziren Sagaven und versenden sie eingepackt ins Binnenland. Dagegen erhalten sie von dort her Stricke aus dem Fell des Wallabi." — Der Umstand, daß diese Apologie der Neu-Holländer von dem guten Missionar in einiger Hast extemporirt zu seyn scheint, mag den losen Zusammenhang entschuldigen. (Asiatic Journal.)

— Das Gebirge Bachtiari. So viel auch über die Geschichte, Statistik und Topographie Persiens geschrieben worden, so haben wir doch bis jetzt über den Landstrich nichts Näheres erfahren, welcher Chusistan von den östlichen und südlichen Gegenden dieses Reiches trennt. Herr Stocqueler war auf seinem Wege nach Ispahan gezwungen, diese Landschaft zu durchwandern. Er giebt uns demnächst eine Skizze von den Bachtiarischen Bergen, beschreibt ihre geographische Lage und nennt die *wenigen bewohnten* Ortschaften, die sie enthalten. Der Raum, den *dieses Gebirge einnimmt*, erstreckt sich nicht über zwei Breitengrade und drei Längengrade, aber seine Abhänge sind so steil, daß man zehn Tage nöthig hat, um darüber hinweg zu kommen. Die Bewohner machen sich mit dem Landbau wenig zu schaffen; es findet sich aber eine große Mannigfaltigkeit von Vegetabilien, unter denen Stocqueler einige ganz neue Arten entdeckt haben will. Er glaubt, daß die Bemühungen der Naturforscher nirgends so gut belohnt würden, als in dieser Gegend. Von hier beziehen die Perser das berühmte Harz Moniareh, das beim Einrichten zerbrochener Glieder so gute Dienste thut. Die am Abhang eines ungeheuren Felsen erbaute Stadt Simisuhn, vier Tagereisen von Ispahan, hat zahlreiche Quellen herrlichen Wassers. Die Häuser sind aus sehr guten Backsteinen erbaut und lehnen sich an den Felsen. Die Einwohner, lauter Färber, verbrauchen eine große Menge Indigo, den sie einführen. Der Umfang und Charakter der Ueberreste von Gebäuden, *denen man in* diesen Bergen begegnet, lassen Herrn Stocqueler *vermuthen*, daß die Barbaren-Horden, welche heutzutage dort hausen, *nicht immer* daselbst ihr Wesen getrieben. Das Klima ist ohne Zweifel gesund, und Stocqueler bemerkt, daß der Genuß des Schneewassers in den Bachtiari-Bergen keine Kröpfe erzeuge, wie in Syrien. Die Gräber, die man dort findet, haben keine Inschriften; ihr einziges Merkmal ist ein Kreuz*). Man sieht keine Moscheen; aber die Eingebornen zeigen viel Religiosität. — Als Herrn Stocquelers Gesellschaft diese Berge verließ, wurde sie überfallen und beraubt. Er empfiehlt deshalb Reisenden, sich mit Pässen von dem Schach und Statthalter der Provinz zu versehen.

— Indische Tradition. Die Bewohner der Umgegend von Sicligully in Indien glauben, daß das verlassene Grab eines Kriegers, dessen Name unter den auf die frühzeitige Eroberung Bengalens durch die Muselmänner folgenden Verwirrungen und Unruhen in Vergessenheit gerathen sey, von einem Tiger bewacht werde. Die Lampe auf seinem Grabmal ist schon längst verloschen; aber eine unsichtbare Hand bewahrt das Innere des Mausoleums vor dem Schmutz und Gewürm, das sich gewöhnlich auf Trümmern anzuhäufen pflegt. Das Denkmal selbst, welches auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Nähe von Radschmahal steht, giebt der Landschaft einen sehr reizenden und pittoresken Charakter. Ein ähnlicher Aberglaube findet sich zu Secundermallih. Das dortige Gebirge wird von allen Kasten als ein Heiligthum betrachtet, weil es das Grab Alexanders des Großen enthalten soll, dessen auf dem Gipfel befindlicher Tempel, der Sage nach, von Königstigern mit ihren Schweifen regelmäßig rein gefegt wird. (Orient. scenes by Emma Roberts.)

*) War diese Strecke vielleicht ehedem von Jakobischen Christen bewohnt?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Montag den 26. November 1832.

Morgenländische Literatur.

Die Londoner Gesellschaft zur Uebersetzung aus Orientalischen Sprachen.

Es ist bereits in einer früheren Nummer dieses Blattes (Nr. 20) Mittheilung davon gemacht worden, daß im Jahre 1828 die vor nunmehr fast zehn Jahren gestiftete Asiatic society aus ihrer Mitte einen Verein hervorgehen ließ, der es sich zum Zweck machte, Werke aus dem Gesammt-Gebiete der Orientalischen Literatur in Uebersetzungen, denen jedoch die Original-Texte jedesmal beizufügen, durch den Druck bekannt zu machen. Zu diesem Ende werden jährlich vier Preise, von 50 bis 100 Guineen jeder, und vier goldene Medaillen, jede von 15 Guineen, dazu bestimmt, um die eingesandten Uebersetzungen Orientalischer Werke, welche die Billigung des Comité erhalten, durch Vertheilung derselben auszuzeichnen. Man legte den Arbeiten für's Erste die im Britischen Museum befindlichen Handschriften zum Grunde, nutzte indessen auch die Verbindungen in Indien zur Errichtung korrespondirender Ausschüsse, um Uebersetzungen von dort her zu erhalten. Der Plan umfaßte die Orientalische Literatur in ihrem ganzen Umfange, Arabische und Persische, aber auch die des diesseitigen und jenseitigen Indiens und Chinas. Von der weitverbreiteten Herrschaft der Briten in Indien ließen sich namhafte Hülfsmittel erwarten; der Gouverneur Lord W. Bentink, die von Madras, Bombay, Ceylon und die Missionen traten dem Vereine unterstützend bei, dem es ohnehin an Geldmitteln nicht fehlen konnte, da der Ertrag beisteuernder Subscriptionen bereits im ersten Jahre die Summe von 1100 Guineen erreichte. Das oberste Patronat übernahm König Georg IV., ihm zur Seite die Edelsten des Landes. — So begann man die Herausgabe der Werke, welche sich ungezwungen in theologisch-philosophische, in geographisch-historische und in poetische abscheiden.

Sind nun gleich die Bemühungen des rastlos thätigen Vereins in Deutschland keineswegs unbekannt, wie denn die Bibliotheken von Wien, Berlin, München, Leyden und Göttingen das Glück haben, die vollständige Reihe der bis jetzt erschienenen Werke zu besitzen, so dürfte es nichtsdestoweniger dankend anerkannt werden, wenn von Zeit zu Zeit von der gesammten Wirksamkeit der Gesellschaft Bericht erstattet würde; es kann dies aber kaum besser und vollgültiger geschehen, als an der Hand der vom Vereine jährlich ausgegebenen Berichte (reports) selbst. Der so eben erschienene vierte umfaßt die Arbeiten des Vereins vom Juli 1831 bis dahin 1832. Dem Verzeichniß der erhabenen Beschützer und der Namhaftmachung der Beschlüsse in der Plenar-Sitzung vom 23. Juni schließt sich der Bericht selbst an, um vor Allem Wichtiges aus der Chronik der Gesellschaft mitzutheilen; dahin gehört der Uebergang des durch den Tod seines Vorgängers erledigten obersten Patronats an des jetzt regierenden Königs Majestät; dahin gehören die offiziellen Aktenstücke über die Gründung des in Rom durch die Bemühungen des Obersten Fitz-Clarence (nunmehrigen Grafen v. Münster) gebildeten Ausschusses, bestehend aus den Herren Dr. Wiseman, Dr. Cullen und Lewis. Mit Uebersendung der Begründungs-Urkunde wird es diesen Herren durch Instruction zur Pflicht gemacht, für's Erste namentlich unter den kostbaren Hebräischen, Syrischen, Aethiopischen, Arabischen, Koptischen und Armenischen Handschriften des Vatikans, demnächst unter den Schätzen anderer Italiänischer Bibliotheken für die Zwecke der Gesellschaft Geeignetes auszuwählen und zu bearbeiten. Außer anderem in Rom bereits Vorbereitetem kann man der baldigen Bekanntmachung der höchst interessanten Geschichte des Birmanen-Reiches entgegensehen, welche der Missionair Saugermann, nachdem er sechs und zwanzig Jahre in Ava gelebt, aus den Original-Chroniken übersetzt hat.

Der an ihn ergangenen Aufforderung leistete der zeitige Gouverneur von Bombay, Graf von Clare, sofort Folge, indem er unter dem 3. November 1831 den Ausschuß in Bombay für konstituirt erklärte. Die Aktenstücke, so wie die Liste der Mitglieder, bringt der report p. 13 und 14. Auf diese Weise hat die Gesellschaft nun bei jeder der drei Indischen Präsidentschaften in Kalkutta, Madras und Bombay — ihren Ausschuß.

Der Austritt des Herrn Will. Huttmann aus dem Ehren-Sekretariat und der Eintritt des Herrn Haughton unter Assistenz des Herrn Mitchell in die erledigte Stelle sind Ereignisse mehr lokalen Interesses;*) dagegen können wir nicht unterlassen, der Errichtung eines Ehren-Sekretariats für Deutschland und der Uebertragung dieser Stelle an unseren allgemein geschätzten Landsmann, Professor Rosen, zu gedenken, welcher bekanntlich für seine Uebersetzung der Algebra des Mohammed Ben Musa von der Gesellschaft mit dem Preise beehrt worden ist.

An diese Berichte schließt sich die Namhaftmachung der im verflossenen Vereinjahre ausgegebenen zehn Werke,*) es sind dies die folgenden:

1. Der Schah-Nameh des Firdausi übersetzt von James Atkinson.

Dies berühmte epische Gedicht enthält die Geschichte Persiens von den ältesten Zeiten bis zur Muhamedanischen Eroberung; es ist sichtlich nach alten in Pahlavi Sprache abgefaßten Urkunden gearbeitet, gleich wichtig wegen seines bedeutenden historischen wie poetischen Werthes. Man hofft daher durch die vorliegende gekürzte Uebertragung den Gelehrten wie das größere Publikum zu verpflichten.

2. Der erste Band von dem Sigar-al-Mutacherin, neuerdings übersetzt von Colonel Briggs.

Es ist dies die Geschichte der letzten Periode der Mogolen-Herrschaft in Indien, vom Tode des Kaisers Aurengzebe bis zum Jahre 1780. Ein Werk des Gholam Ali Huffein, eines gelehrten Emirs am Hofe zu Delhi.

3. und 4. Zwei geographische Werke des Sádik Isfahání, übersetzt von J. C. und herausgegeben von Sir Will. Ouseley.

Die erste dieser Abhandlungen bestimmt die Länge und Breite einer beträchtlichen Anzahl von Punkten im Orient; die zweite ist rein topographisch, bestimmt indessen die genaue Aussprache der Namen vieler Städte und Punkte. In demselben Bande befindet sich:

5. Ein kritischer Versuch (Aufsatz) über verschiedene Orientalische Werke, aus dem Persischen übersetzt von J. C. und herausgegeben von Sir Will. Ouseley.

Der Verfasser nennt eine bedeutende Anzahl bekannter Werke, lobt ihren Werth, tadelt die Mängel und macht die Quellen namhaft, aus denen jene Lücken zu ergänzen.

6. Hoei-lan-ki oder der Kreidezirkel. Ein Chinesisches Drama, in's Französische übersetzt von Herrn Julien in Paris.

Gegenstand des Drama ist der Streit zweier Frauen um den Besitz eines Kindes und der Sieg des Muttergefühls.

7. Der San-kokf-tsou-ran-to-setz. Ein Japanisches Werk über die Geschichte von Korea und die der Inseln Lu-tschu und Jesso, von Herrn Klaproth übersetzt.

8. Der Raghu Vansa. Ein Sanskrit-Gedicht, übersetzt von Dr. Stenzler.

Das Gedicht enthält eine geistreiche Geschichte des Geschlechtes der Rághava, der Mutter des Ráma. Man schreibt es dem Kalidása zu. Der Uebersetzung zur Seite befindet sich der nach mehreren vortrefflichen Handschriften berichtigte Original-Text**).

9. Der erste Band der Annalen des Naima, übersetzt von Charles Fraser.

Diese ausgezeichnete Chronik des Türkischen Reiches geht vom Jahre 1591 bis 1659, giebt eine Geschichte der Kriege mit Oesterreich u. a. m.

10. Die Memoiren des Kaisers Humáyún, übersetzt von Major Stewart.

Anspruchlose einfache Darstellung zeichnet dieses Werk aus der Feder eines Großen in der Umgebung des Kaisers vortheilhaft aus.

Unvorhergesehene äußere Umstände verzögerten den Abdruck 1. des zweiten Bandes von Dr. Dorn's Geschichte der Afghanen und 2. den von Colebrooke's Uebersetzung und Text des Sanchya Karika; nichtsdestoweniger beläuft sich die Zahl der in dem verflossenen Zeitraume seit 1830 gedruckten Werke, mit Einfluß der oben genannten zehn, auf nicht weniger als neunzehn, die Gesammtzahl aber der seit dem Bestehen des Vereins zu Tage geförderten auf dreißig!

Während dem Vereine der Verlust des Herrn Abel Rémusat gemeldet wird, berichtet zugleich ein Brief des Herrn Klaproth, daß Rémusat die übernommene Uebersetzung des Fo-koue-ke, eines interessanten Chinesischen Werkes, über die Reisen einiger Buddhisten-Priester noch vor seinem Tode beendet habe. — Der König von Sardinien übersendet der Gesellschaft die Abschrift eines werthvollen Per-

*) Herr Haughton ist überdies genöthigt worden, dem Ehren-Amte neuerdings zu entsagen.

*) Die in den vorangegangenen Jahren herausgegebenen Werke sind in Nr. 20 des „Magazins" namhaft gemacht worden. Einige von den nachfolgenden zehn Werken (namentlich das Schah-Nameh und Hoei-lan-ki) sind zwar in diesen Blättern schon ausführlich besprochen worden, doch konnten sie hier, der Ordnung wegen, nicht übergangen werden.

**) Herrn Dr. Stenzler wurde für sein gelungenes Werk die Preismedaille zuerkannt.

fischen Manuskripts aus der Turiner Bibliothek: die Romanzen von Humâi und Humâyûn; der Major Yule in Edinburg aber überreicht eine Probe seiner Uebersetzung der Sprüche des Ali, des Sohns von Abu Taleb, aus dem Arabischen, und begleitet dieselbe mit vortrefflich lithographirten Schriftproben.

Der Report geht nun auf die der nächsten Zukunft angehörigen Leistungen des Vereins über und berichtet zuerst von der Thätigkeit einheimischer Mitglieder. Herr Haughton sey mit einer Uebersetzung der Geschichte des Radschah Krischan Chandra aus dem Bengalischen, Herr Prof. E. B. Pusey aber mit der Herausgabe und Uebersetzung von Rabbi Tanchum's Arabischen Kommentarien über das alte Testament beschäftigt; Herr T. Jarett habe eine Uebertragung der Arabisch geschriebenen Geschichte der Samaritaner, Herr Dr. Rosen aber seine Ausgabe und Uebersetzung des ersten Buches der Hymnen Rig Veda eingereicht. — Herrn Thea's Uebersetzung der Persisch geschriebenen Geschichte der ersten Könige von Persien, einem Werke des Mirkhond, Herrn Belfour's dritter Theil der Reisen des Macarny seyen bereits im Drucke weit vorgerückt, wie denn dasselbe mit Herrn v. Hammers Reisen des Evliya Effendi und mit Klaproths Geschichte von Japan der Fall sey. — Von Auswärtigen seyen namentlich Herr Baron Silvestre de Sacy mit einer Ausgabe des Alfiya of Ebn Malek, eines für Arabische Grammatik höchst wichtigen Werkes, Herr Kosegarten mit einer Ausgabe und Uebersetzung des Diwân der Huzeilis, einer Sammlung alter Arabischer Gedichte, beschäftigt; Herr Langlois sey für die Uebersetzung des für Indische Theogonie und Mythologie höchst wichtigen Harivansa, Herr Dr. Stenzler für eine Ausgabe und Uebersetzung eines anderen Sanskrit-Werkes, des Vrihad Aranyaka, gewonnen; Herr Dubeux bearbeite den Tarikh-i-Tabari, bekanntlich der Persische Auszug der großen Arabischen Chronik des Tabari; Herr Julien endlich den Li-ki, das Sitten- und Ceremonial-Gesetz von China.

Gleicherweise sind befreundete Beamtete für das Gedeihen des Vereins thätig; Herr Dupuis, der Vice-Konsul in Tripolis, übersendet die bis dahin nur aus Herbelot bekannte höchst seltene Geschichte der Wesire und verspricht Anderes von Werth. In Madras übersetzt Herr Brown (Mitglied des Ausschusses) die Lalita Upâkhyânam und Herr Lushington die Memoiren des Nuwab Wâlajah; der Kolonel Briggs aber ist mit der Ausarbeitung des zweiten Theiles des oben genannten Werkes beschäftigt. Lieut. Chambers übersetzt den Akber-Nâmeh und Lieut. Rowlandson hat den Tuhfat al Mujâhedin (die Geschichte der Niederlassung der Muhamedaner in Babylon) beendet. Die Literary Society in Ceylon richtet ihr Augenmerk auf Uebersetzungen aus der Pali- und Singalesischen Sprache; dort sind die Herren Clough und Friur für die Zwecke des Vereins thätig, wie denn auch die Missionaire in Jaffa ihre Unterstützung zusagen. Ein Versprechen, welches zu großen Erwartungen berechtigt; denn da sich die Missionaire fleißig mit dem Studium der Tamulischen Sprache beschäftigen, so dürfte man der Uebersetzung der Skanda-Purâna, des Nalodaya und der eines Tamulischen Kalenders bald entgegensehen können.

Den Gesetzen des Vereins schließt sich die Liste der Subskribenten und Beamteten, mit Einschluß der Ausschüsse, dieser aber das Verzeichniß sämmtlicher bis jetzt vom Vereine herausgegebenen Werke an. Daß sich die Fonds der Gesellschaft bei weitem mehr als um das Doppelte vermehrt haben, ist ein äußeres, aber vollgültiges Zeugniß von dem immer allgemeiner gewordenen Geschmack an Orientalischer Literatur in Europa; aber auch ein Zeugniß mehr für die oft beobachtete Erscheinung, daß gerade in den bewegtesten aufgeregtesten Zeiten geistige intensive Entwickelung mächtig fortschreitet.

Italien.

Die Liebeshändel des Tasso.

(Schluß.)

Um diese Zeit erschien Eleonore von San Vitale, Gräfin von Scandiano, am Hofe. Tasso und Guarini brachten gleich dieser schönen und geistreichen Dame ihre Huldigungen. Guarini mochte aus reiner Verehrung so handeln; vielleicht aber beharrte er auch nur bei seinem alten Systeme, in jeder Hinsicht Tasso's Nebenbuhler zu werden. Was Letzteren betrifft, so nöthigt uns Alles, zu glauben, daß er nur die alte Zuneigung Leonorens, die sich jetzt äußerst zurückhaltend und mit einiger Kälte gegen ihn benahm, durch Eifersucht wieder gewinnen wollte. Die List gelang; die Prinzessin besorgte, Tasso zu verlieren, und, allen Rücksichten der Weisheit zum Trotz, empfänglich für den Ruhm, über den schönsten Genius Italiens zu gebieten, zog sie ihn durch neue Beweise von Achtung und Güte leicht wieder auf ihre Seite. Nichts von Allem dem entging Guarini's böswilligem Scharfblick. Er nahm diese Gelegenheit wahr, um gegen seinen Nebenbuhler folgende Anklage zu schreiben, in der kein Wort sein Ziel verfehlte: „Er rühmt sich zweier gleichzeitigen Flammen; er zerreißt zu wiederholten Malen ein Liebesband und knüpft es wieder an, und durch diese List gelingt es ihm — wer könnte es glauben? — die Gunst der Götter selber zu gewinnen."

Während diese Anklage von den Feinden des Dichters eifrig kommentirt ward, verfaßte Letzterer jene so gedankenreichen und harmonischen Verse, die er der Gräfin v. Scandiano gewidmet hat, die aber mehr Kunst als inniges Gefühl zeigen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die schöne San Vitale auf ein Herz Eindruck gemacht, welches, wie wir gesehen, auch wenn es am lebendigsten sich ergoß, keiner strengen Beständigkeit fähig war; doch bezeugt Alles, wie vorübergehend diese Neigung gewesen. Eleonorens erneuerte Freundlichkeit ermuthigte unseren Tasso, und er gab sich wieder jener verderblichen Leidenschaft mit einem Enthusiasmus hin, der endlich seinen durch Feinde längst vorbereiteten Sturz herbeiführte.

Das Signal dazu gab die Treulosigkeit eines Freundes, dem Tasso seine geheimsten Gedanken mittheilte. Dieser Mensch publizirte einige besondere Umstände, die über den wahren Gegenstand der Liebe des Torquato keinen Zweifel ließen. Der Dichter erfährt es, und unfähig, seine gerechte Erbitterung zurückzuhalten, giebt er jenem im Hofe des Palastes einen Backenstreich. Sofort kommt es zur Herausforderung.

Tasso erzählt in seinem Schreiben an Capponi, vom 10. Oktober 1575, „daß sein Feind ihn mit Hülfe vieler Elenden angefallen und dennoch die Flucht ergriffen habe, bevor ihn sein Degen berührt." Manso giebt die Thatsache genauer; „die drei Brüder des Maddalo (so hieß Tasso's Gegner) standen ihm ehrloser Weise in seinem Duell mit Tasso bei; dieser aber vertheidigte sich muthvoll gegen alle Vier, bis Hülfe herbeikam."

Der Herzog beauftragte seinen Secretair Crispo, dem Tasso zu versichern, daß sein Benehmen bei dieser Gelegenheit die Achtung und Liebe noch vermehre, die er für ihn hege; Alphons zweifelte nicht mehr an dem, was er als ein unverzeihliches Verbrechen betrachtete, allein er wollte ihn jetzt nicht bestrafen, um an der Schurkerei des Maddalo keinen Theil zu haben.

Von diesem Augenblick an fühlte sich Tasso jeden Tag unglücklicher; er sah sich von Feinden und Angebern umringt; den Zorn des Herzogs verkündigten ihm dessen finstere Blicke und kurze abgebrochene Reden; Eleonore unterhielt ihn nur noch mit Kälte, mit Zwang und beinahe mit Schrecken. Von allen Seiten kamen ihm bittere Satiren über den Plan und die Charaktere seiner Gerusalemme zu Ohren. Lebhaft, stolz und leidenschaftlich, wie er war, empfand er die schmerzlichste Knechtschaft; er war gezwungen, den Ausdruck seiner Gedanken zurückzuhalten; er durfte nicht seinen gerechten Stolz geltend machen und seiner Zärtlichkeit freien Lauf lassen. Ein geringfügiger Umstand entzündete die Wetterwolke über seinem Haupte. Den 17. Juni 1577 rannte er im Empfang-Zimmer der Herzogin von Urbino, mit einem Messer in der Hand, einem Bedienten nach, der ihn gestoßen hatte. Sogleich gab Alphons Befehl, ihn zu verhaften und im kleinen Zimmer des Schloßhofes zu bewachen.

Eine diplomatische Depesche, die dem Großherzog von Toskana über diese Begebenheit Rechenschaft ablegt, lautet also: „Tasso ist gestern verhaftet worden, weil er im Zimmer der Herzogin von Urbino gegen einen Bedienten ein Messer gezogen hat; allein das wahre Motiv dieser scheinbaren Härte war, eine Veranlassung zu finden, um seine Geistesverwirrung zu heilen. Die Furcht, in eine ketzerische Sünde gefallen und die, vergiftet worden zu seyn, haben ihm den Kopf verrückt. Nach meiner Vermuthung liegt die Ursache in seinem melancholischen Blute, das, im Herzen zusammengepreßt, nach dem Gehirne dampft (!) Alle Welt beklagt *seine Talentheit* und Herzensgüte."

Gegen Ende des Juni schenkte der Fürst dem Dichter seine Freiheit und scheinbar auch seine Gunst wieder. Hierauf begab sich Alphons nach seiner herrlichen Villa Bel Riguardo am Po und nahm den Tasso mit. Was in dieser Villa vorging, war bis jetzt ein Geheimniß geblieben. Prof. Rossini scheint dieses Dunkel endlich aufgehellt zu haben.

So viel ist gewiß, daß der Dichter am 11. Juli unter Bedeckung von Bel Riguardo nach dem Franziskaner-Kloster zu Ferrara gebracht wurde. Ein Brief des Fürstlichen Geheimschreibers gebot dem Superior dieses Klosters, ein wachsames Auge auf ihn zu haben, „denn er sey von Sinnen und gefährlich." Der Herzogliche Hofmarschall Coccapani empfing zu gleicher Zeit den Befehl, „ihn durch zwei Mönche genau bewachen zu lassen, weil er eine Tollheit um die andere begehe." Von seiner Seite aber schrieb Tasso aus dem Kloster mehrere Briefe, die vieles Licht auf das werfen, *was sich letztlich* sowohl in Ferrara als in Bel Riguardo zugetragen hatte.

Zuerst wendet er sich an den Herzog selbst. „Was mir eben begegnet ist", schreibt er ihm, „davon weiß die Frau Herzogin,*) daß ich es lange vorhergesagt habe, sogar am Abend meiner Verhaftnehmung.**) . . Die unendliche Güte Eurer Durchlaucht hat mir verziehen. Gnädigster Fürst, wenn ich hinführo Jemanden spreche, werde ich ihm sagen, was ich hier erkenne, daß ich meine Gesundheit durch Heilmittel wiederherzustellen suche." Ferner. „Ich möchte wenigstens nicht unsinniger scheinen, als ich bin. Ich bin entschlossen, Mönch zu werden, sobald meine Genesung ganz erfolgt ist." Dies war damals das sicherste Mittel, der Rache mächtiger Familien, deren Ehre verletzt war, sich zu entziehen.

Um dieselbe Zeit schrieb Tasso an den Herzog von Urbino: „Um Gott, meinem Herren zu gefallen, glaubte ich nicht, mich zu erniedrigen, wenn ich dem Beispiele des Brutus und Solon folgte. Man weiß, daß Beide sich wahnsinnig stellten, der Eine um Tarquins Wüthen zu entgehen, der Andere, um dem Volke von Athen ungestraft die Wahrheit sagen zu können."***) Torquato giebt also hier sehr deutlich zu verstehen, daß er seinen Wahnsinn bloß erheuchelte. Was diese Konjektur noch kräftiger unterstützt, ist der ächt wahnsinnige Brief, den Tasso am nämlichen Tage an seinen treuen Freund Scipio Gonzaga schrieb. Wie viel mußte diese bizarre und demüthigende Verstellung dem stolzesten und berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit kosten!

Es scheint demnach erwiesen, daß Alfons dem Dichter in Bel

*) Es ist hier entweder Eleonore oder deren Schwester Lucrezia, Herzogin von Urbino, gemeint. Der Herzog Alphons war damals Wittwer und schritt eben zur dritten Ehe.

**) D. h. der Verhaftung im Palaste, den 20. Juni.

***) Noch christlicher hatte sich Tasso auf das Beispiel David's bei dem Könige der Philister berufen, als er die Rolle eines rechtmäßigen spielte.

Riguardo die Verbindlichkeit auflegte, sich öffentlich für wahnsinnig zu erklären, wenn er für die Verwegenheit, das Auge bis zur Schwester seines Gebieters zu erheben, nicht strenger bestraft seyn wollte. Allein auf welche Weise hatte Alphons dem Tasso das Bekenntniß dieser unseligen Liebe abgedrungen? Verse, die Tasso in dieser Epoche dichtete, und die nach seinem Tode bekannt wurden, setzen außer Zweifel, daß der Fürst mancherlei Kunstgriffe gemeinschaftlich wirken ließ. Dazu gehörten wahrscheinlich Zeichen von Zorn, versprochene Nachsicht und jene bald schmeichelnden, bald fürchterlichen Blicke, denen Tasso niemals widerstehen konnte. „Großmüthige Seele des Alcides*)!" rief der Dichter aus, „ich weiß, daß Du mit Staunen niederblickest auf die unerbittliche Härte Deines Königlichen Nachkommen, der durch unerhörte List mir Worte und Zeichen zu entlocken sucht, die seinen Zorn gegen mich waffnen."

Auch befand sich damals wahrscheinlich der schriftliche Beweis von Tasso's Verwegenheit in Alfonsens Händen. Der unglückliche Dichter bezeichnet in seiner Korrespondenz unter dem allegorischen Namen Brunello**) einen falschen Freund, von dem er argwöhnte, er habe ihm geheime Papiere entwendet, um sie dem Herzog Alfons zuzustellen. Verzehrt von Aerger und Mißtrauen sah er überall Brunello's. Er nennt als solche den Montecatino, Giraldini, Maddalo, Patrizio, Bertazzuolo und selbst den Horaz Ariosto, den Neffen jenes gewaltigen Dichters, von welchem Tasso sagte: „Es ist leichter, dem Herkules seine Keule zu entreißen, als Messer Ludovico die Krone des Italiänischen Parnasses."

Da er weder von dem Herzog noch von Lucrezia Antwort erhielt, benutzte er einen Augenblick, wo er allein war, um, wie er an den Herzog von Urbino schrieb, „sein Heil durch eine eben so rechtmäßige als nothwendige Flucht zu sichern". Den 20. Juli entfernte er sich insgeheim von Ferrara, um nach Neapel, seinem Geburtslande, zu fliehen. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als seine stürmische Leidenschaft von Neuem erwachte. Er wandte sich schriftlich an den Herzog Alfons, an die Herzogin von Urbino und an Eleonoren und flehte um erneuerte Gnade. Nur Eleonore antwortete ihm, „und die in ihrem Schreiben sichtbare Verlegenheit", sagt Tasso, „machte mir begreiflich, daß sie mir nicht ihren Beistand leihen konnte." Indeß befahl der Herzog seinem Minister in Rom, Tasso zu erklären, er wolle ihn wieder in seine Dienste nehmen, „unter der strengen Bedingung, daß er sich von Aerzten behandeln ließe und nichts Unkluges spräche." Der Unglückliche gab nach. Zu Anfang des Aprils 1578 erschien er wieder am Hofe von Ferrara, entschlossen, den sonderbaren Anmuthungen des Herzogs Folge zu leisten. „Ich glaube nicht", schrieb er an den Herzog von Urbino, „daß die Geschichte des Alterthums ein Opfer, gleich dem, welches ich bringe, aufzuweisen hat. Nur das Opfer Abraham's kann damit verglichen werden." Es war die Aufopferung seiner Liebe, seines Ruhmes, seiner ganzen Seele.

Alfons war damit noch nicht zufrieden. Er zeigte bald eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Tasso's Person und Gedichte; er gab ihm auf vielen Umwegen zu verstehen, daß er hinführo keinen literarischen Ruhm mehr erstreben solle; er müsse der Poesie entsagen und ein müßiges, ruhiges, kurz — ein materielles Leben führen. „Alfons ging noch weiter, gab aber nur Winke, weil er sich schäme, zu sprechen." Das sind Tasso's eigene Worte an den Herzog von Urbino. Offenbar wünschte Alfons immer noch, der Dichter möge sich verrückt stellen.

Unfähig, zu dulden, daß sein bereits erlangter Ruhm, und der, den er noch zu ernten hoffte, durch eine solche Schmach befleckt würden, wandte sich Torquato an Eleonoren und Lucrezien; er ward auf eine kränkende Weise zurückgewiesen. Der Herzog verweigerte ihm seine Audienz. Ganz verzweiflungsvoll entfloh er zum zweiten Mal, allein und zu Fuß, im Juli 1578.

Mantua war sein erster Zufluchtsort; er fand daselbst nur eine frostige Aufnahme. Dasselbe Schicksal harrte seiner in Padua, in Venedig, überall, wo die Sucht, dem Hause Este zu gefallen, dem Mitleid die Thür versperrte. Im September desselben Jahres befand er sich zu Pesaro. Plötzlich erscheint ein Edelmann von Alfons, mit dem Auftrage, ihn nach Ferrara zurückzubringen. Er selbst berichtet seiner Schwester diese Thatsache. Es war dem Herzog an der Ausführung seines Planes viel gelegen; die Blicke von ganz Italien waren auf den geistreichen Hof von Ferrara und auf seine vornehmste Zierde, den Tasso, gerichtet. Man wußte, daß der Dichter sterblich in Eleonoren verliebt sey; Alfons wollte ihn aber durchaus für geisteskrank erklärt wissen, und zu diesem Zweck mußte er sich seiner Person versichern. Jedoch mißlang der erste Versuch. Tasso begab sich nach Urbino, als sein Beschützer, der Herzog, in der Villa Durante war. Hier genoß er einiger Erholung und schien jetzt hauptsächlich bemüht, das Gerücht von seinem Wahnsinn zu widerlegen. „Ich bitte Dich", schrieb er an Gonzaga, „komme von diesem Irrthum zurück, den man Dir vielleicht eingeredet hat." — „Und Du, Lamberti", schreibt er an einen geistlichen Freund, „bemühe Dich, einen so unwürdigen Glauben aus dem Herzen zu reißen, damit ein so entsetzlich abgeschmacktes Gerücht aufhöre, mich zu umtönen." Auch vertheidigte er sich in einem Briefe an den Herzog von Urbino sehr geschickt gegen diese boshafte Nachrede. Als treuen Dolmetsch der öffentlichen Meinung über das erhabene Opfer führen wir den Gesandten von Toskana am Hofe zu Ferrara an, welcher den 12. Juli 1578 schrieb: „Tasso giebt eher Zeichen einer tiefen Betrübniß, als Symptome eines Verrückten."

Von Toskana, wo ihm jedoch, wie es scheint, keine Gefahr drohte, wandte sich Tasso plötzlich nach Piemont. Der Fürst Karl Emanuel nahm ihn sehr gütig auf und machte ihm die lockendsten Anerbietungen; aber sein Geist hatte wieder die alte Kraft erlangt und mit ihr jene unbezwingliche Leidenschaft, die alle seine Schritte bestimmte und die vornehmste Triebfeder seiner Seelenkräfte zu seyn schien. Um nach Ferrara zurückzukehren, erwartete er nur zweideutige Versprechungen und vage Trostsprüche. „Wer hat mich verleitet?" rief er bald nachher in seiner Verzweiflung aus, „Wer hat mein Heil verrathen? Wer hat mich in die Schlinge geführt?" Ungeachtet des herzlichen Zuredens seines edlen Beschützers und des Unglücks, das ihm Cavallerino, der Secretair des Fürsten, weissagte, folgte Tasso seinem bösen Dämon. Den 21. Februar 1579 kehrt er nach seiner Ungnade zum zweiten Mal in den Palast von Ferrara zurück; die Höflinge weichen ihm aus, stoßen ihn zurück und geben ihn dem unmenschlichsten Spotte preis. Man verbietet ihm, sein altes Zimmer zu beziehen; seine flehentlichen Bitten, das zu erlangen, was ihm versprochen war, werden mit Verachtung zurückgewiesen; der Zorn führt ihn so weit, daß er beleidigende unsinnige Reden gegen den Herzog ausstößt — dies gesteht er selber ein; — der längst gesuchte Vorwand ist endlich gegeben; Tasso wird für einen Rasenden erklärt und im Hospital der heiligen Anna eingesperrt. Um den Vortheil besser zu benutzen, den Tasso's verwegene Klagen dem Herzog gegeben hatten, mußte ihm das Geständniß erpreßt werden, „diese verbrecherischen Worte seyen die einzige Ursache seiner Strafe." Doch konnte Tasso in den Briefen, die er mitten in seiner Pein schrieb, einige bald erstickte Protestationen gegen ein so schimpfliches Bekenntniß nicht zurückhalten. „Ich flehe zu Eurer Hoheit", schrieb er dem Herzog von Urbino, „mich gnädigst bei dem Herzog, meinem Herrn, zu unterstützen, damit ich aus diesem Gefängniß herauskomme, ohne ferner beunruhigt zu werden ob dessen, was ich in einem beklagenswerthen Delirium der Liebe gethan." Dann schüttete er sein Herz dem treuen Gonzago aus: „Ich bin gewiß", sagt er, „daß, wenn diejenige, die meine Neigung so schlecht erwidert hat, mich in diesem traurigen Zustande sähe, ihr Mitleid rege würde."

Eleonore war indessen gegen eine so rührende Berufung nicht unempfindlich und verdiente vielleicht den Vorwurf nicht, der auf die Nachwelt überging. Seit Tasso's Einkerkerung führte Alfonso's Schwester nur noch ein siechtes Leben und starb einen frühen Tod. Allein es ist wahrscheinlich, daß jede Unternehmung von ihrer Seite gescheitert wäre, oder vielmehr, daß sie, ihr eigenes Heil daran wagend, das Schicksal des Unglücklichen noch härter gemacht hätte.

So ging Tasso in den ersten Jahren seiner Haft abwechselnd von demüthigen Gefühlen zu unkluger Offenheit über, welche die Wirkung der ersteren wieder vernichtete. Sein wunderbares Talent, das kein Elend ihm rauben konnte, lieh sich einmal den eisig kalten Berechnungen des Herzogs, ein anderes Mal der Wahrheit und schmerzlichen Wirklichkeit, die sein Herz erdrückten. Seine Freiheit um jeden Preis wieder zu erlangen, war Torquato Bedürfniß. Sein Stolz hielt ihn nicht mehr zurück. Nachdem er bei dem Herzog alle Hülfsquellen der bezaubernden Dichtkunst, alle Bitten und Versprechungen erschöpft hatte, schämte er sich nicht, den Beistand der Maitresse des Fürsten, ja sogar den seines Hofnarren anzurufen: . . . . . „Möge Deine Engelsstimme", sagte er zu der Ersteren, „meine Bitten zu meinem Herrn bringen . . . ."

Ueber die Behandlung des Dichters in Sankt Anna weiß man nichts Gewisses. Da Alfonsens Rache gegen das Ende der Einkerkerungszeit gesättigt war, so darf man glauben, daß seine Qual etwas gelindert ward. Allein von seinem Zustand in den ersten Jahren wollen wir ihn selbst sprechen hören. Da klagt er „über seinen finsteren Kerker, über den Durst, den er aushalten muß, über seinen wüsten Bart, über seine Haare, die er nicht schneiden kann, über Ekel und Elend rings um ihn her." Ein anderes Mal läßt er sich bitter über den Herzog vernehmen. Da heißt es unter Anderem: „Derjenige, welcher verlangt, daß ein Anderer verrückt sey, darf nicht klagen, wenn der Unglückliche, aus Verzweiflung, das Unmögliche nicht thun zu können, von tausend Hoffnungen und tausendfachem Argwohn bewegt, seinem Delirium keine Gränzen mehr stecken kann."

Sollen wir Alfons schuldlos nennen? Nein! Tasso's Vergehen konnte schwer seyn; aber einen Tasso seiner Vernunft berauben! diese Strafe war ärger als Alles, was die unversöhnlichste Rache, selbst in jener Zeit, für erlaubt halten konnte. In den schätzbaren Entdeckungen Betti's, die Prof. Rosini seinem Werke so geschickt eingewebt hat, findet sich eine Oktave, die Tasso ohne Zweifel schrieb, als er im Begriff stand, aus dem Franziskaner-Kloster zu fliehen. Der große und unglückliche Genius beurtheilt hier seinen eigenen Fehler und seine Strafe mit wahrhaft überlegener Geistesstärke und hoher Dichterglut: „Du konntest, mächtiger Gebieter, mein Leben nehmen, das war Dein Herrscher-Recht; aber mich dessen zu berauben, was die himmlische Güte mir verlieh, und darum, weil ich von Liebe sang! . . . . Dies Verbrechen geht über alle Verbrechen. Ich habe Dich um Verzeihung gebeten; Du hast sie mir abgeschlagen; Lebe wohl! . . . . Jetzt reut mich nichts, als meine Reue selbst!"

Und dennoch bewahrte Tasso dem Alfons die Huldigung seines „befreiten Jerusalem!" (Bibliothèque universelle.)

*) Er meint den Stammherrn, Herkules von Este.

**) Brunello entwendet in dem Orlando innamorato und Orlando furioso den bezauberten Ring der Angelika und den Panzer des Marphisa.

Bibliographie.

Atlante. (Geographisch-physikalisch-historischer Atlas von Toskana.) Vom Dr. Attilio Zuggagni-Orlandini. 20ste Lfg. Toskanischer Archipelagus. Florenz.

Rimedio più efficace etc. (Ueber ein wirksameres und rascheres Mittel zur Heilung von Koliken und anderen Unterleibsbeschwerden.) Von Dr. Ridolfa del Tacca, Korrespondenten der medizinischen Gesellschaft von Livorno. Pisa.

Del costume veneziano. (Ueber das Venetianische Kostüm bis zum 17ten Jahrhundert.) Ein Versuch von F. Mutinelli. Venedig.

Frankreich.

Der junge Napoleon in Orleans.

Von der Gräfin von Bradi.

Die Kosaken plünderten Pithiviers, sie drangen in Chilleurs ein, waren vier Stunden von uns entfernt, und sie gingen rasch. Das Schloß Rebrechien, obgleich tief im Lande gelegen, konnte man doch mit seinen vier Thürmen weit hinaussehen; der Kirchthurm des Dorfes war ebenfalls sehr hoch, und so durften wir nicht hoffen, daß die Russische Avantgarde uns unbemerkt bei Seite liegen lassen würde. Es ist ein seltsamer Augenblick, wenn man weiß, daß man in wenigen Stunden Möbel und Kleider zusammen suchen muß, welche dann vielleicht das Einzige sind, was von einer hübschen und zierlichen Behausung, und von Allem, was eine gewisse gesellschaftliche Stellung um uns her nöthig macht, übrig geblieben ist. Wenn man bloß für sein Leben fürchtet, so vereinfacht das die eiligen und unfreiwilligen Abreisen ausnehmend; ich habe das seitdem erfahren. Aber im Jahre 1814 hatte ich noch Zeit, mir vorzujählen, was ich für drei Kinder und eine Wirthschaft nothwendig erachtete: und das war ungeheuer viel.

Ich stand trostlos vor den Kisten, vor den Ballen, vor den verschiedenartigen Gegenständen, welche jeder Dienstbote nach seiner Ansicht für unumgänglich nothwendig erklärte. Meine Kinder bemühten sich, die geheime Freude zu verbergen, welche ihnen diese ganze Unordnung verursachte; sie fanden längst vertramte Spielsachen wieder, durften ohne Furcht vor Scheltworten die verbotensten Gegenstände berühren und sahen eine lange Reihe freier Tage und häufige Orts-Veränderung voraus; das war Grund genug, um vergnügt zu seyn. Aber meine Nichten, welche durch die Bürgerkriege in ihrem Vaterlande Korsika gelernt hatten, wie man sich bei solchen Gelegenheiten benimmt, betrübten sich über unsere Drangsale so heftig wie Korsische Mädchen. Als sie die Wagen beladen sahen, stießen sie ein durchdringendes Geschrei aus, nahmen sich sorgfältig die Kämme aus den Flechten und rauften sich die Haare aus. Ich hatte sehr viele Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß man in Frankreich nur inwendig zu verzweifeln pflege, und daß die äußeren Zeichen des Schmerzes ganz gegen den guten Ton wären. Die Wilden der neuen Welt sind noch weit ausgebildeter; man lehrt sie, nicht zu weinen. — Ich fiel noch auf ein Mittel, welches uns nichts zu bedauern übrig gelassen hätte, nämlich kurz vor unserer Abreise das Schloß in Brand zu stecken; das schien mir groß und ein gutes Beispiel und uns zugleich den Kummer zu ersparen, daß sich die Kosaken das Verdienst beimaßen. Ich konnte indessen diesem Plan nicht den Beifall des Herrn von Bradi verschaffen; er wies ihn mit Abscheu zurück, und wir traten unsere Reise nach Orleans an.

Die Stadt Orleans war damals mit den Soldaten der so lange Jahre siegreichen Kaiserlichen Garde angefüllt, und bald verkündigte man die Ankunft der Kaiserin Marie Louise, die am 29. März mit ihrem Sohn und ihrer Umgebung Paris verlassen hatte, um sich nach Blois zu begeben. — Fast die ganze Bevölkerung der Stadt hatte sich in den Straßen versammelt, durch welche die Kaiserin und der König von Rom kommen mußte. Um vier Uhr stand ich bei dem Thore Saint-Jean auf der Straße nach Blois. Die Kaiserliche Garde bildete daselbst ein Spalier; die Soldaten waren traurig und schweigsam. Die Neugierigen, welche sich um uns her drängten, kümmerten sich wenig um die Achtung, die man dem Unglück schuldig ist, und vergaßen, daß man zuweilen klug handelt, daran zu denken. Ein leises Gelächter, die zufriedene Haltung und einige hin und wieder ausgestoßene Worte, welche die Freude über den Regierungs-Wechsel verriethen, verfinsterten jene Gesichter noch mehr, die von der Sonne und dem Pulverdampf auf dem Schlachtfelde schon dunkel gefärbt waren. Unwillige Blicke forderten die Bürger von Orleans zu edelmüthigeren Gesinnungen auf. Die Offiziere schienen keinen Theil an dem zu nehmen, was um sie her vorging; nur von Zeit zu Zeit warfen sie einen Blick der Verachtung auf die Menge und deuteten ihren Grenadieren mit dem Finger an, wo etwa eine zu laute Bewegung zu unterdrücken war. Aber die Menge, der die Zeit anfing lang zu werden, hörte auch auf zu lärmen und sich zu bewegen, und die tiefste Stille herrschte, als die Vorreiter mit leisem Ton „die Kaiserin" verkündigten. Ein gemischter Ausdruck der Freude, des Stolzes und der Verzweiflung machte sich plötzlich auf den Gesichtern der militairischen Anführer bemerklich. Ein oder zwei Wagen fuhren vorüber, kein Zurruf ließ sich hören. Endlich ritt ein Offizier vorüber, dessen Rang ich nicht kannte, und dieser rief sehr laut: „die Kaiserin!" — Der Offizier, welcher an der Stelle kommandirte, wo ich stand, drehte sich gegen das Volk um, schwang seinen Säbel und sagte mit furchtbarer Stimme und mit funkelnden Blicken: „Ruft, Es lebe die Kaiserin!" Dieser Befehl, der noch mit einem Fluche begleitet war, und den ein innerer und unfreiwilliger Eindruck zu unterstützen schien, wurde augenblicklich ausgeführt, und Alles schrie um die Wette: „Es lebe die Kaiserin!"

In demselben Augenblick fuhr eine große grüne Berline, mit dem Kaiserlichen Adler verziert, durch das alte und niedrige Thor Saint-Jean und bewegte sich im Schritt durch das Spalier vorwärts. Ich stand rechts vom Wagen und also auf der Seite, wo die Kaiserin saß, den König von Rom auf dem Schoß haltend. Es würde schwer gewesen seyn, sich der Thränen zu erwehren, beim Anblick dieses Zuges, der uns zeigte, von welcher Höhe so viel Größe herabzustürzen im Begriff war. — Nur durch einen dicken Staub erkannte man die Wappen und die Livreen. Der Hof schien von Müdigkeit erschöpft, und der ganze Zug bot das Bild der Trauer dar. Die Mutter des Kaisers saß so weit zurück, daß ich sie nicht sehen konnte; aber Allen fiel die Königin von Westphalen auf. Sie trug ein blaues Kleid; ein großer weißer Schleier bedeckte ihr Haar. Ihre ausnehmende Bläße und die stilleidenden Züge gaben ihrem ganzen Wesen etwas so Ideales, daß man ihre Schönheit ganz darüber vergaß; es war der personifizirte Schmerz, die Gottheit dieses Trauerzuges. Ich dachte beim Anblick dieser jungen Prinzessin, daß Hieronymus sich Glück wünschen konnte, sie nicht jetzt erst als Gattin behandelt zu haben. Wer weiß nicht, wie edel sich später Katharine von Württemberg benommen hat?

Die Kaiserin und der König von Rom stiegen im bischöflichen Palast ab, der gewöhnlichen Wohnung aller durch Orleans kommenden erlauchten Personen. Ich gestehe, daß ich die nächste Nacht schlaflos zubrachte. Welche Gedanken bestürmten mich beim Anblick eines solchen Schauspiels! Welche Erinnerungen erwachten! Ich empfand den lebhaftesten Wunsch, den Sohn des unglücklichen Feldherrn zu sehen, dem die Franzosen so lange gehorcht hatten. Der Festlichkeiten seiner Krönung hatte ich nicht beiwohnen wollen; mein Mann hatte die Akte nicht unterzeichnet, durch welche er als Konsul auf Lebenszeit und später als Kaiser anerkannt wurde. Wir waren nicht allein seinem Glücke fremd geblieben, sondern es hatte ihm auch die Macht gegeben, uns zu schaden. Jetzt dachte ich nur an sein Unglück und an die Undankbarkeit derer, die er mit Ehren und Wohlthaten überhäuft hatte, und die ihn jetzt verließen und schmähten. Ich hatte das Recht, bei Hofe vorgestellt zu werden, und ich machte es jetzt geltend, um diesem in Frankreich geborenen Kinde eines Korsen die erste und letzte Huldigung darzubringen. Ich schrieb; man antwortete mir, daß ich um 5 Uhr empfangen werden würde. Als ich über den Hof des bischöflichen Palastes ging, sagte mir der Abbé Raillon: „Madame, Sie wenden sich nicht der aufgehenden Sonne zu." — „Gott behüte mich, mein Herr, ich achte die Ehre höher als den Vortheil." (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La baronne et le prince. (Die Baronin und der Fürst.) Eine Katastrophe. Von Th. Anne und Rousseau. 4 Bde.

Le pont des soupirs. (Die Seufzerbrücke.) Episode aus der Zeit Ludwig's XIII. Von Touchard Lafosse. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le bourreau de Rome. (Der Scharfrichter von Rom.) Erzählung von Eug. Roch. Pr. 7½ Fr.

Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten des Kardinal Barthelemi Pacca, Premier-Ministers Pius' VII.) Aus dem Italiänischen. Erster Theil. Lyon.

Mannigfaltiges.

— *Baukosten eines Hauses in London und in Paris.* Die Verschönerungen, die man gegenwärtig in dem Stadtviertel von Westminster vornimmt, haben mehrere in Journalen erschienene Aufsätze über diesen Gegenstand veranlaßt. In einem derselben finden wir einige Angaben über die Baukosten eines Hauses, die wohl einige unserer Leser interessiren möchten. Dem Verfasser jenes Aufsatzes zufolge, läßt sich die Summe aller Baukosten eines Hauses folgendermaßen mittheilen: 54 pCt. für den Ankauf der Materialien; 36 pCt. Arbeitslohn und 10 pCt. Abgaben von den Materialien. Der Verf. wendet diese Berechnung, die er aus langer Erfahrung geschöpft, bei dem Anschlag der Baukosten eines Hauses an, das 24 Fuß Fronte, 45 Fuß Tiefe hat und außer dem Giebel 2 Stock hoch ist.

Ankauf der Materialien . .	Pfd.St. 1350	oder Fr. 33,750	(Rtl. 9,450)
Abgaben von den Materialien	„ 250	„ „ 6,250	„ 1,750)
Arbeitslohn	„ 900	„ „ 22,500	„ 6,300)
	Pfd.St. 2500	oder Fr. 62,500	(Rtl. 17,500)

Da man annimmt, daß zu einem solchen Bau 280,000 *Backsteine* gehören, so würden die Abgaben von diesem einzigen *Material* 82 Pfd. St. (2050 Fr.) betragen. Schade, daß der Verf. des Anschlages den Werth des Terrains nicht angiebt; wir hätten alsdann eine vollkommene Parallele gegen die Kosten ziehen können, die die Aufführung eines ähnlichen Gebäudes in Paris erfordert. Indessen geben wir hier den Anschlag der Baukosten eines Hauses in dieser letzteren Stadt, das 5 Toisen Fronte, 6 Tiefe und 3 Stock Höhe nebst Giebel hätte.

	Arbeitslohn.	Material.	Summe.
Mauerwerk	Fr. 14,000	14,000	28,000
Zimmerwerk	„ 2,200	8,800	11,000
Tischler-Arbeit	„ 5,400	3,600	9,000
Schlosser-Arbeit	„ 1,200	4,800	6,000
Maler-Arbeit	„ 1,666	834	2,500
Dachdecker-Arbeit	„ 103	647	750
Gegossenes Blei	„ 77	673	750
Marmorwerk	„ 667	333	1,000
Glaser-Arbeit	„ 50	450	500
Boden legen	„ 100	400	500
Summa	Fr. 25,463	34,537	60,000

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß Bauwerke in Frankreich, obgleich von besserer Beschaffenheit, nicht so kostspielig sind, als in England. Dem Aeußeren nach sind allerdings obige zwei Häuser gleich; allein das Pariser ist von Bruchsteinen erbaut und hat drei Etagen, das Londoner hingegen ist von Backsteinen und hat nur zwei Stockwerke, und dennoch würde letzteres 2500 Fr. mehr als jenes kosten. (Revue Britannique.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Mittwoch den 28. November 1832.

Deutsche Literatur im Auslande.

Ludwig Tieck in Frankreich.

Die vielseitig interessante Revue de Paris theilt in ihrem Oktoberheft die Uebersetzung einer Tieckschen Novelle unter dem Titel: „L'enchantement d'amour" mit, die nicht nur ihrer fast wörtlichen Treue, sondern auch der glücklichen Auffassung wegen, mit welcher sich der Uebersetzer der Schreibart und Manier seines Originals anzunähern gewußt hat, erfreulich ist. Die Deutschen Freunde Tiecks werden sich dieser Novelle aus dem „Phantasus" erinnern. Es ist keine andere, als das wunderbar-romantische Nachtstück: „Liebeszauber", durch dessen grauenhafte Farbenmischung bereits das glänzende Darstellungs-Talent Tiecks hervorblickt, das er freilich eigentlich erst später in höherem Maaße in seinen größeren, künstlerischer ausgebildeten Novellen entwickelt hat.

Weniger erfreulich als diese Uebertragung ist die ihr vom Uebersetzer vorangeschickte ästhetische Einleitung über Tieck und die mit ihm zusammenhängende Richtung der Deutschen Poesie, unter der sich der Verfasser: Amédée Prévost aus Genf, unterzeichnet. Indeß muß man doch jede Bemühung lobend anerkennen, welche den Genius unsres Tieck auch im Auslande zu verherrlichen sucht, da es diesem Dichter, der sich gerade mehr als irgend ein anderer Deutscher um die Anerkennung fremder Literaturen Verdienste erworben hat, bisher noch weniger widerfahren ist, allgemein und außerhalb der vaterländischen Gränzen verstanden zu werden. Deshalb war es auch gut, daß hier einmal auch aus der älteren Periode Tieck's etwas übersetzt wurde, aus der die Franzosen, den „gestiefelten Kater" (Le Chat botté) und den „Sternbald" ausgenommen, noch nichts bei sich kennen, und jene beiden Dichtungen waren wohl am allerwenigsten dazu geeignet, Ausländer mit Tieckscher Poesie zu befreunden. Die lyrische und phantastische Ironie der Periode Tieck's, welcher der „gestiefelte Kater", und die verschwimmende Kunstandächtelei, welcher der „Sternbald" angehört, mußten gleicherweise den Franzosen fremd und unverständlich bleiben, da sie eigentlich nur in der Geschichte des Deutschen Gemüths Anklang gefunden oder eine Entwickelungsstufe darin bezeichnet haben. Vielleicht spricht dieser „L'enchantement d'amour" die Franzosen mehr an, da das grauenhafte Genre, in dem diese Erzählung sich hält, jetzt bei ihnen so beliebt ist, und sie dasselbe hier einmal bei einem wahren Dichter in einer künstlerischen Veredelung und Verklärung erblicken können, wie es ihnen in ihren einheimischen Darstellungen dieser Art fast nie geboten wird. Unter den neueren Novellen Tieck's sind ebenfalls manche vor Kurzem in's Französische übersetzt worden, und wir wundern uns, daß Herr Amédée Prévost nur die Uebertragung des „Dichterlebens" davon kennt und namhaft macht. Auch „der Gelehrte" ist übersetzt, und in den neuerdings in Paris angekündigten „Oeuvres complètes de Ludwig Tieck" sind bereits, außer dem „Dichterleben" selbst, — der zweiten Uebertragung dieser Novelle in's Französische — auch der Prolog und die fortsetzende Novelle des „Dichterlebens", zusammen unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Shakspeare et ses contemporains" geliefert. Es hat aber Alles freilich noch keinen rechten Eindruck gemacht, da den Franzosen diese ganze Art, zu dichten, zu komponiren und das Leben in ironisch-sinnreichen Gegensätzen aufzufassen, noch zu neu und fremdartig ist, und man hört über das „Dichterleben" in Pariser Journalen, wie z. B. in der Revue encyclopédique, die abgeschmacktesten Urtheile laut werden. Auch was Herr Prévost hier in der Revue de Paris in seiner oben angeführten ästhetischen Einleitung über die Shakespeare-Novelle sagt, ist gar nicht sonderlich, vielmehr höchst precair. Er ruft aus: La Vie de poète ne doit pas être jugée comme un roman" Das Dichterleben darf nicht als ein Roman angesehen werden! Wofür denn! Man höre Herrn Prévost: „Es ist eine Studie über den Charakter Shakespeares und Frucht langer Untersuchungen, die Tieck über den Englischen Dichter angestellt und vor einigen Jahren auf einer Reise nach England vervollständigt hat.

Dieser ästhetische Aufsatz des Herrn Prévost wimmelt überhaupt von unrichtigen Ansichten und Angaben. Wenn er z. B. von Schiller als von einem „partisan des doctrines de Fichte" spricht, so irrt er sich bekanntlich ungemein, da Schiller die eigentliche Blüthezeit der Fichte'schen Philosophie kaum erlebt hat, als Kantianer gewiß aber nie ihr Anhänger seyn konnte. Der Verfasser hat auch bloß Kant mit Fichte verwechselt. Eben so unbegründet ist aber auch die Wahlverwandtschaft, die er einem anderen Deutschen Philosophen, Schelling, zuführen will, indem er meint, daß Tieck durch seinen ganzen Charakter und die ganze Richtung seiner Bestrebungen zu einer engen Gemeinschaft mit der Schellingschen Philosophie hingeleitet worden sey. Wir wollen nicht läugnen, daß die Natur-Philosophie nicht auch auf die sogenannte neue Schule einigen Einfluß ausgeübt haben sollte. Welche Philosophie, die einmal die Gesinnung ihrer Zeit wahrhaft beherrschte, hätte sich wohl nicht in alle Theile und Tiefen des Lebens durchzudringen bemüht, und also auch in der Poesie, die unter allen Künsten dem Gedanken am nächsten steht, ja nur eine andere Form und Offenbarung des philosophischen Gedankens ist! Indeß kann von einer engeren Annäherung der romantischen Dichter der neuen Schule an die Schelling'sche Philosophie nicht die Rede seyn; am allerwenigsten aber bei Tieck, der von jeher seine offene Abneigung gegen alle philosophischen Systeme und jedes schulmäßige Anschließen und Hingeben an dieselben deutlich bekannt hat. Findet man aber in jener früheren Periode seiner Poesie allerdings ein bestimmtes und keineswegs zufälliges Hinwenden auf die Natur, deren Eindrücke und Anschauungen er in allen seinen damaligen Dichtungen mit lyrischer Ueberschwänglichkeit feierte, so ist diese Richtung eher auf seine jener Zeit angehörige Hinneigung und Versenkung in den Dichtungs-Geist des Deutschen Mittelalters und dessen romantische Natur-Anschauung als auf seine Verwandtschaft mit der Schelling'schen Philosophie zurückzuführen. Es sind die kindlich spielenden Naturlaute der Minnesänger, die damals in Tieck wiederklangen, und es war zugleich die Stimmung einer subjektiven Religiosität und inbrünstigen Natur-Andacht — möchten wir sagen — zu sehr darin vorherrschend, als daß man einen Anklang an die titanenhaften und himmelstürmenden Prinzipien jener absolutistischen Natur-Philosophie herauszuhören vermöchte.

Was Herr Prévost sonst zur Charakteristik der neuen Schule sagt, ist nicht uninteressant und verdient wohl hier herausgehoben zu werden, nachdem wir die darin anzutreffenden Unrichtigkeiten bereits im Vorhergegangenen meistentheils berichtigt haben: „Die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Wackenroder, vornehmlich aber die drei Erstgenannten, müssen als Repräsentanten dieser Schule angesehen werden. Tieck war der Dichter, Wilhelm Schlegel der Kritiker, und Friedrich Schlegel der Philosoph derselben. Sie bekämpften glücklicherweise die Gräcomanie der Voßischen Schule und die französirende Schule von Wieland und Kotzebue. Sie suchten die Deutsche Kunst auf ihren ursprünglichen Typus zurückzuführen und gruben nach in den Ueberlieferungen aus dem alten Deutschland, um dort die heimathlichen Spuren der Kunst und Poesie aufzufinden. Lessing hatte bereits seine Zeitgenossen auf die Nibelungen hingewiesen, aber die Popularität und Verbreitung, welche die Dichtungen der Minnesänger und die Stücke aus dem alt-Deutschen Theater darauf fanden, verdanken sie zum großen Theil der Schule Schlegel's und Tieck's. Man kann indeß doch nicht sagen, daß diese Männer eine wahrhaft nationale Schule in Deutschland gegründet hätten, oder daß dies auch nur die Absicht ihrer Bestrebungen gewesen. Ihre Richtung war vielmehr die, statt der Nachahmung der Alten oder der Franzosen die Calderon's und vornehmlich Shakespeare's an die Stelle zu setzen. Shakespeare repräsentirt nach Schlegel mit unübertrefflicher Musterhaftigkeit die wahre romantische oder moderne Poesie. „„Die Deutschen"", sagte Tieck, „„sind von derselben Abstammung und haben denselben National-Charakter, wie die Engländer. Ihre Literatur muß sich also auch an die Englische wieder anschließen, und vor Allem an Shakespeare, welcher der Enlminationspunkt derselben ist. Der von Shakespeare eröffnete Weg in der Poesie muß nicht in ihm für abgeschlossen angesehen werden; die schönsten Hervorbringungen unserer Zeit, ja Alles, was uns die Zukunft noch Bedeutendes bringen wird, ist wie ein Keim in Shakespeare enthalten.""

„Die großen Genien, welche zu derselben Zeit, als Tieck und die beiden Schlegel, in Deutschland glänzten, haben fast alle ihren Bestrebungen Beifall und Ermuthigung zu Theil werden lassen, ohne sich jedoch je ganz mit ihnen zu vereinigen. Herder's literarischer Kosmopolitismus und seine Begeisterung für die Urzeit (?? son admiration pour les temps primitifs) machten ihn der Schlegelschen Schule geneigt, von der er sich jedoch in anderer Hinsicht wieder entfernte. Göthe und Schiller griffen zuweilen diese Schule an, aber aus sehr einzelnen Gesichtspunkten. Dennoch weicht die Richtung, welche beide Geister eingeschlagen hatten, sehr wenig von der Tieck's und Schlegel's ab, und Tieck erzählt selbst, daß es die Let-

türe von Göthe's Eöß von Berlichingen gewesen, die zuerst seine Studien und Bestrebungen auf das Deutsche Mittelalter und den Katholizismus (!) hingelenkt habe. Die Bemühungen der Schlegel'schen Schule vermischten sich mit einer Bewegung in der Philosophie, die zu gleicher Zeit in den Geistern sich regte. Die große Reform, welche Kant im vorigen Jahrhundert in der Philosophie hervorgebracht hatte, richtete den Geist auf die ideale Seite der Dinge. Fichte hatte diese Richtung noch gesteigert, und seit der Erscheinung seiner Philosophie übten die auf die Erkenntniß des menschlichen Geistes gerichteten Studien eine fast ausschließliche Herrschaft aus, die der Kunst und Poesie fast hätte verderblich werden können. Man sah, wie Schiller, welcher ein Anhänger der Fichte'schen Lehre war, auf mehrere Jahre die Poesie verließ, um sich mit Geschichte, für die er wenig geeignet war, und mit Metaphysik, von der er noch weniger verstand, zu beschäftigen (!!!).*) Da gründete Schelling die Natur-Philosophie und suchte die Geister zur Wahrnehmung des Objektiven und dadurch des Absoluten zu bilden. Unbeschreiblich ist die unendliche Aufregung, die er in Deutschland hervorbrachte. Eine ungewöhnliche Begeisterung bemächtigte sich der Wissenschaft, die aus dem neuen philosophischen Standpunkt in allen Fächern eine Reihe von Hervorbringungen begann. Man kann den Schellingschen Philosophen vorwerfen, daß sie an die Stelle strenger wissenschaftlicher Formen phantastische Bilder setzten, die nicht dahin gehören; aber das unbestreitbare Verdienst dieser Schule war doch, daß sie die Schranken zerbrach, welche die Kantische Analyse zwischen den verschiedenen Wissenschaften aufgerichtet hatte, und die menschliche Erkenntniß zu einer Höhe brachte, von wo sie das Prinzip der allgemeinen Harmonie der Dinge anzuschauen beginnt. Novalis und Wackenroder waren todt, als Schelling sein System zu entwickeln begann; aber er erlebte den Triumph, Tieck und die beiden Schlegel und in ihrem Gefolge Arnim, Brentano und eine Menge anderer Künstler und Dichter seiner Schule anzuschließen. Auch Göthe, dessen Geist vorzugsweise pantheistisch war, verband sich mit der Natur-Philosophie." —

Im Einzelnen fällt das Urtheil des Verfassers über Tieck nicht minder unrichtig aus. Wenn er z. B. den dramatischen Leistungen dieses Dichters den Vorzug zuerkennt vor seinen Novellen, so können wir nichts weniger als beistimmen. Die zur reifsten Vollendung gediehene Dichterkraft spricht sich unseres Erachtens erst in den Novellen Tieck's aus, in denen, bei ungeschwächter Phantasie und vielleicht noch erhöhter Gedanken-Gewalt, zugleich die maaßvolle Klarheit, Sicherheit und Weisheit des Meisters in der Anlage der Gestalten sichtbar ist, während in seinen rein phantastischen Dramen mehr noch die Willkür der Genialität waltet. Es ist kein Zweifel, daß Tieck wohl selbst einmal geglaubt hat, sein eigentlicher Beruf sey der zur dramatischen Dichtkunst, und daß ihm dieselbe zugleich mit dem Bilde seines Shakespeare lange als Zielstern seiner Bestrebungen vorgeschwebt. Aber er wollte ohne Zweifel erst das leisten, was er sich Höchstes vom Drama dachte. Doch es blieben seine Deutschen Kaiser-Tragödien, mit deren Plänen er sich herumgetragen, unausgeführt, und als er seit dem Jahre 1820, nach längerem Stillschweigen seiner Muse, wieder zur Production zurückkehrte, war es die Novelle, in der sich sein Genius eigenthümlich erneuerte. —

Herr Prévost verspricht den Lesern der Revue de Paris in einer nächsten Lieferung eine biographische Skizze über Tieck und eine ausführlichere Erörterung seiner Werke mitzutheilen. Bei etwas mehr Deutscher Genauigkeit und etwas weniger Französischer Keckheit im Aburtheilen können seine sonst mit Geist unternommenen Bemühungen zur Verbreitung der Deutschen Literatur im Auslande nur Dank verdienen.

Theodor Mundt.

*) Herr Prevost wird hier auf Einmal ein Sanscülott in der Kritik. Was mag er wohl von Schillers historischen und metaphysischen Bestrebungen kennen? Gewiß nicht mehr, als von Kant und Fichte selbst, mit deren Namen er nicht einmal einen bestimmten Begriff zu verbinden im Stande ist, da er sie beide mit einander verwechselt. Daß doch des Franzosen Zunge immer mit seinem Verstande davonläuft! Th. M.

Frankreich.

Der junge Napoleon in Orleans.

(Schluß.)

Der König von Rom befand sich in dem Schlafzimmer des Bischofs; die Gräfin von Montesquiou hielt ihn bei der Hand. Er hatte ein sogenanntes Matrosen-Habit von blauem Tuch und einen Hut von schwarzem Filz auf, unter dem sich die schönsten blonden Locken vordrängten. Alle seine Züge waren die des Vaters; aber seine zarte Haut, so wie die Farbe seiner Haare, erinnerten an die mütterliche Abkunft. Er war groß und stark für sein Alter, und sein Gesicht würde vollkommen schön gewesen seyn, wenn er nicht etwas zu vollbäckig gewesen wäre; dieses Embonpoint, das er von Napoleon hatte, mag er wohl mit der ersten Jugend verloren haben.

Der Anblick des Kindes ergriff mich auf's tiefste; es zog Frau von Montesquiou bei der Hand und rief: „Ich will fort; ich will meinen Wagen; ich will nach Hause, zu meinem Vater!" — „Seyn Sie doch nicht so ungeduldig, mein kleiner König", sagte ihm Frau von Montesquiou; „Sie wissen ja, daß wir gleich abreisen." — Diese Versicherung half nichts; er fuhr immer fort: „Ich will meinen Wagen, ich will zu meinem Vater!" — „Darf ich, Madame", fragte ich die Frau von Montesquiou, „die Hand des Königs von Rom küssen?" — „Ach, Gott! Madame", erwiederte Sie, „wohl dürfen Sie es, das arme Kind . . . ja, ja, Sie dürfen es. Mein kleiner König, reichen Sie Madame ihre Hand." — Ich beugte ein Knie zur Erde und hielt einige Augenblicke diese kleine Hand in den meinigen. Er betrachtete mich mit einem zugleich traurigen und zornigen Blick, stampfte dann mit dem Fuß auf die Erde und wiederholte: „Ich will fort, ich will zu meinem Vater!" — Diese Worte schnürten mir das Herz zusammen. Ich küßte weinend seine Hand. Welche Thorheit! Ist man nicht zu glücklich, wenn man sein Leben nicht in diesem Zustande grausamer und alberner Qual zubringt, der „regieren" heißt? Aber ich empfand den Einfluß des Augenblicks; es herrschte eine solche Niedergeschlagenheit in diesem Zimmer, die Gesichter waren so finster, man sprach so leise, man bewegte sich so ängstlich. Die Stimme des Königs von Rom, obgleich kindisch, war doch stark, und sie war die einzige, die nicht bewegt klang. Mir fiel die Einfachheit in der Haltung der Oberhofmeisterin auf, die sich jetzt damit beschäftigte, die nöthigen Befehle für den Dienst des Königlichen Kindes zu ertheilen. „Ich bitte Sie", sagte sie zu einem der Haus-Beamten, „besorgen Sie mir Wasser für die Nacht, daß ich es ihm geben kann, wenn er danach verlangt; Sie wissen, wie er ist, er will niemals warten. Daß ich ihm auch gleich zu trinken geben kann; bitte, sorgen Sie für Alles, damit er nicht zu warten braucht." — Frau von Montesquiou dachte an Alles, ging in die kleinsten Details ein, hatte nur Einen Gedanken und beschäftigte sich so ausschließlich mit den Pflichten ihrer Stellung, daß sie es für den Augenblick ganz zu vergessen schien, wie Mühseligkeiten und Gefahren die unzertrennlichen und einzigen Resultate derselben geworden waren. Es lag in dieser Aufmerksamkeit und in diesen kleinen Sorgen, welche immer von einer gewissen Würde begleitet waren, etwas von der heldenmüthigen Kaltblütigkeit, welche tapferen Feldherren inmitten der Gefahren eigen zu seyn pflegt. Frau von Montesquiou benahm sich wie eine wahrhafte Edelfrau, die von der Bedeutung des geleisteten Eides durchdrungen war.

Die Bourbonen sind in dieser Hinsicht überhaupt weit glücklicher gewesen, als die Bonaparte; die Diener der Ersteren haben sich immer viel anhänglicher gezeigt. Kann man, ohne sich zu entehren, einen Fürsten im Unglück verlassen, dem man im Glück diente! Die Personen, welche sich in der Umgebung des Kaisers oder seiner Angehörigen befanden, haben nicht ein einziges Mal seinetwegen ihr Leben in Gefahr gesetzt, ausgenommen, während des Marsches von der Insel Elba nach Paris; und doch wurden Alle immer überreichlich belohnt. Man wird sie niemals mit den Getreuen Ludwig's XVI. mit der Prinzessin von Lamballe, die von London zurückkehrte, um das Loos der Königin zu theilen, oder mit Clery vergleichen können, der im Tempel freiwillige Gefangenschaft erlitt, um seinen Königlichen Herrn zu bedienen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die größten Gefahren den Eifer der Diener Napoleon's nicht abgekühlt haben würden; aber diese Gefahren waren niemals vorhanden; denn man muß die Anhänglichkeit an die Sache nicht mit der Treue für die Person verwechseln.*)

Ich konnte mich, wie gesagt, nicht enthalten, bitterlich zu weinen, als ich die Hand des Königs von Rom küßte, *und ich ging so* tief bewegt aus dem Zimmer, daß ich in einem der Säle, durch die mich mein Weg führte, still stehen mußte, um mich zu erholen. Ich stützte mich auf ein Fenster, welches offen stand und nach dem Garten führte, wo die Kaiserin sich mit ihren Damen befand. Sie schien sehr aufgeregt, stand oft still und sprach mit heftigen Bewegungen und sehr lauter Stimme.

Nachdem ich eine Zeit lang diejenige betrachtet hatte, welche noch kurz zuvor die größte Monarchin der civilisirten Welt gewesen war, und deren Umgebung jetzt nur auf den Augenblick zu warten schien, der ihnen erlaubte, sie mit Anstand zu verlassen, trat ich aus dem Palast. Die Sonne ging unter; gestern um dieselbe Zeit war der Hof angekommen, aber die Dinge nahmen jetzt mit jeder Stunde eine andere Gestalt an. Ich sah unten an der Treppe die große Berline mit dem Kaiserlichen Wappen. Die Postillone schnitten neben den acht Pferden her, welche vorgespannt waren; der einzige Wagen nahm die Hälfte des Hofes ein; aber die militairischen Ehren von gestern wurden nicht mehr bezeigt; kein Spalier von Soldaten, keine militairische Musik mehr; ich weiß nicht, ob auch nur ein Piket Kavallerie zur Begleitung da war. Meine Augen, die vom vielen Weinen brannten, unterschieden nur den Russischen Offizier mit seinem Federhut und seiner weißen Binde um den Arm. Alles das war fremd — feindlich . . . das arme Kind entfernte sich also unter dem Schutz eines Mannes, der ihren Vater besiegt und die Franzosen geschlagen hatte. Welche Nacht werden die Personen zubringen, die dieser Wagen erwartet! Wie wird die Dunkelheit die Schwermuth ihrer Gedanken erhöhen! Zuweilen wird der lebendige Eindruck der Gegenwart, das Bedauern der Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft so verwirrt ihre Phantasie durchkreuzen, daß sie zu träumen glauben; dann erscheint plötzlich die Wahrheit, und mit ihr Seufzer und Thränen! — Diese Gedanken beschäftigten mich, nachdem ich den Sohn Napoleon's und Marie Louisens gesehen hatte. Ich war damals jung; ich glaubte, daß es ein ungeheurer Verlust sey, wenn man dergestalt einen Thron verlöre. Aber in der Unwissenheit seines Schicksals wird dieser entthronte König bald eben so vergnügt mit seinen Spielsachen spielen, als mit der Krone und dem Scepter, die sein Vater ihm zugedacht hatte. Dieser Gedanke tröstete mich, und ich hielt denselben fest, indem ich mich langsam von dem Schauplatz gefallener Größe entfernte.

*) Es scheint nicht billig, daß die Verfasserin hier die Begleitung Napoleons nach St. Helena mit Stillschweigen übergeht.

Bibliographie.

Jeanne d'Arc — oder die Jungfrau von Orleans. Drama in 5 Akten und in Prosa, von H. Millot. Pr. 3½ Fr.

Annales romantiques. (Auswahl von Novellen ꝛc. jetzt lebender Schriftsteller.) Erster Band.

England.

Die drei ersten Begründer der Englischen Literatur.

III. Roger Ascham.*)

Roger Ascham, der gelehrte Philolog und Professer der Griechischen Sprache, dürfte sich wohl gewundert haben, wenn er gewußt hätte, daß eine Geschichte der Englischen Literatur mit seinem Namen anfangen würde; denn die Sujets seiner Schriften sind bloß von der Gelegenheit eingegeben, und waren vor der Spottsucht damaliger Zeit nicht sicher, weil man noch nicht gelernt hatte, daß ein bescheidener Titel einem Werke vorstehen kann, welches mehr leistet, als der Titel versprach, und daß selbst Kleinigkeiten in der Werkstätte des Genies aufhören, trivial zu seyn.

Eine Selbst-Apologie wegen seiner Lieblings-Erholung, des Bogenschießens; ein Bericht über die politische Lage Deutschlands, den er als Secretair bei der Englischen Gesandtschaft abfaßte, und die posthume Abhandlung „der Schulmeister", die einem zufälligen Tischgespräch ihr Daseyn verdankte, begründen alle Ansprüche Aschams auf den Rang eines Englischen Klassikers — eine Stufe, zu der weder Elyots Gelehrsamkeit, noch das Genie des Morus ihre Besitzer erheben konnten.

Ascham bewahrte den ganzen Schatz der Literatur des Alterthums — damals die einzige Literatur, welche die Nation besaß, in seinem Geiste. Er war stolz, mit Beziehung auf seinen Lehrer Ehele und seine Schülerin Elisabeth, sagen zu können, er sey der Schüler des größten Gelehrten und der Lehrer der größten Schülerin in England; allein wir müssen die Kühnheit seines Genies bewundern, die ihn das edle Streben, literarische Versuche in der Muttersprache durch sein Beispiel zu ermuntern, freimüthig bekennen ließ, während ein hitziges Fieber der Gräkomanie in den höheren Ständen beider Geschlechter wüthete. So erbot er sich, Heinrich VIII. eine Griechische oder Lateinische Uebersetzung seines Englischen „Toxophilus" zu liefern, wenn es Sr. Majestät beliebte; „Hätte ich dies Werk in einer alten Sprache geschrieben, sagt er, es würde meinen Studien förderlicher und für meinen Ruf ehrenvoller gewesen seyn. Doch halte ich meine Arbeit für belohnt, wenn sie den Gentlemen und Yeomen Vergnügen gewährt. In der Lateinischen und Griechischen Sprache ist so viel Herrliches in allen Stücken geleistet, daß Niemand noch Besseres leisten kann; im Englischen dagegen ist jegliches Ding so armselig, Beides in Stoff und Behandlung, daß es kein Mensch noch schlechter machen kann."

Der „Bogenfreund", oder „Unterweisung in der Kunst, den Bogen zu führen" (Toxophilus, the School of Shooting) war Aschams erste Englische Schrift und feierte ihren wohlverdienten Triumph. Sie erwirkte ihm eine kleine Pension von Seiten Heinrichs VIII., und selbst die bigotte Maria, deren Tyrannei den Autor, einen eifrigen Protestanten, in die Verborgenheit gescheucht hatte, schenkte ihm volle Königliche Gunst, nachdem es ausgemittelt war, daß keine Ketzerei in dem Buche steckte.

„Der Schulmeister" (The Schoolmaster) mit seinem anspruchslosen Zwecke, „die Kinder das Latein verstehen, schreiben und sprechen zu lehren", ist zwar unvollendet, aber ein wahrhaft klassisches Werk, das „Cicero's Redner" und den „Institutionen Quintilian's" an die Seite treten kann. Es wird durch interessante Details belebt. Im Verlaufe des Werkes hatte der Verfasser manche Verdrießlichkeit und vertraute seine Empfindungen darüber dem Buche an. Eine zufällige Begegnung mit Lady Johanna Grey — seine Lektüre mit Elisabeth bei ihrem täglichen Umgang mit den schönen Geistern des Alterthums und die Erholungen Beider am Schachbrett — diese und ähnliche Umstände bewahren viele individuelle Züge, die zum wiederholten Durchlesen ermuntern können.

Sein dreijähriger Aufenthalt in Deutschland als geheimer Sekretär des Englischen Gesandten bei Kaiser Karl V. gab seinem Beobachtungsgeist ein ausgedehnteres Feld und brachte ihn mit den merkwürdigsten Männern damaliger Zeit in Berührung. Es ist sehr zu beklagen, daß sein Tagebuch nicht aufgefunden werden konnte. Daß Ascham scharfer Beobachter war und sowohl über Personen als Verhandlungen viel geheime Kunde erhielt, beweist zur Genüge sein bewundernswürdiger „Bericht von der Lage und den Interessen Deutschlands und von Kaiser Karl's Hofe." (Report of the Affairs and State of Germany etc.) In diesem sorgfältig ausgearbeiteten Berichte, der übrigens nur Privat-Mittheilung an einen Freund war, zeichnet er mit Meisterhand die komplizirten Intriguen der verschiedenen Mächte, als Karl Deutschland und Italien Gesetze vorzuschreiben schien. Er schildert die Unzufriedenheit der kleineren Italiänischen Herzoge und Deutschen Fürsten, die von dem stolzen Selbstherrscher nach und nach abfielen, was ihn endlich zur Thron-Entsagung bestimmte. Er beleuchtet das Doppelspiel des Römischen Hofes unter dem ehrgeizigen und unruhigen Julius III., der, den Kaiser gegen Frankreich und den Französischen Monarchen gegen den Kaiser aufhetzend, sich selbst in das von ihm gesponnene Netz des allgemeinen Elends verstrickte. Dies kostbare Fragment aus der geheimeren Geschichte hätte dem berühmten Robertson, der es niemals entdeckt zu haben scheint, neue Ansichten und viele Charakterzüge liefern können.

Es ist beklagenswerth, daß ein Mann von Roger Ascham's Geist und bedeutender Stellung in der Gesellschaft so wenig geschrieben hat. Er bemühte sich eben so wenig um Autor-Celebrität, als um Vergrößerung seines Vermögens. In seinem Testamente hinterließ er den Seinigen weiter nichts, als das Manuskript des eben erwähnten „Schulmeisters", das, wie er sich ausdrückte, der rechte Weg zu gründlicher Gelehrsamkeit sey, auf dem sie ganz bequemlich ein gutes Auskommen erreichen würden. Damals bedurfte der Genius eines Schutzherrn. Die Wittwe und der Sohn Ascham's genossen die Wohlthaten seines letzten Willens. Bei allem dem blieb das Testament seltsam genug und hätte leicht keinen Vollstrecker finden können. Das Zeitalter der Gönnerschaft war niemals das der Unabhängigkeit für die Autoren.

Auch Johnson bemerkt in seiner meisterhaften Biographie Ascham's, er sey ein freundlicher und geselliger Mann gewesen, der sich gern fröhlich unterhalten, aber zu Geschäftigkeit wohl wenig Neigung verspürt habe. Doch müssen wir seine Papiere als für uns verloren betrachten. Während seines Aufenthalts in Deutschland arbeitete er jede Nacht an seinem Tagebuch, von dem keine Spur mehr zu finden ist. Er selbst erzählt, er habe ein Buch über das „Hahnengefecht" geschrieben, dessen Verlust wenigstens dem Alterthümler schmerzlich seyn wird, besonders da er „alle Arten beschwerlicher Zeitvertreibe, die bei Tageslicht und unter freiem Himmel vor sich gehen", mit aufnehmen wollte. Enthüllte er die Mysterien des Hahnengefechts, so trat er nicht aus seinem Berufe, da ihn Elisabeth zu ihrem Bären-Wärter (bear-keeper) ernannt hatte.

Die neue Religion erhitzte schon früh Ascham's Leidenschaften und beengte seine Urtheilskraft. Er schrieb in einer Periode, wo der unbedingteste National-Haß auf Religions-Haß basirt war; und so verabscheute er nicht nur alle Italiäner als Papisten, sondern auch alle Italiänischen Bücher als Papistisch. Er rief die Obrigkeit um Hülfe gegen Petrarka und Boccaccio, deren Werke damals in jedem Laden feil standen, und selbst die alten Englischen Romanzen entgingen seiner Verunglimpfung nicht. Das waren überhaupt die ersten Wirkungen der Kirchen-Verbesserung, die, wie jede andere Reform, mit Fanatismus anfing. Hätte Ascham einen nüchternen philosophischen Blick in die Sache geworfen, er würde bemerkt haben, daß in dem melancholischen Petrarka wie in dem munteren Erzähler Boccaccio eben so wenig Papstthum steckt, als im Hahnengefecht und Würfelspiel, denen er beiden zugethan war.

Ascham, dessen leidender Gesundheits-Zustand seine Studien oft unterbrochen hatte, starb in den besten Jahren. Die sparsame Königin taxirte seinen Werth emphatisch genug, indem sie erklärte, sie würde lieber 10,000 Pfund verloren haben — von welcher Summe indessen der nachlässige, obwohl nicht vernachlässigte Ascham bei seinen Lebzeiten keinen Deut erhielt.

Seine Werke, die man in Einem Bande besitzt, werden denen, die noch reinen Sinn für die ursprüngliche Einfalt der Englischen Schriftsprache haben, immer willkommen bleiben. Noch jetzt, nach drei Jahrhunderten, ist sein Englischer Stil kritisch ohne Pedanterie und schön ohne Ziererei; — endlich, was von den Schriften des Elyot und Morus nicht gilt, Ascham's Werke sind in jeder Englischen Bibliothek, deren Besitzer auf irgend eine Weise dahin strebt, die Fortschritte des guten Geschmacks und der öffentlichen Meinung in England's Geschichte aufzuzeigen, ganz unentbehrlich. (N. M. M.)

*) Vgl. Nr. 113 und Nr. 117 des Magazins.

Bibliographie.

Beauties of Shelley. (Auswahl aus Shelley's Gedichten.) Pr. 3 Sh.

Medical dictionary. (Medizinisches Wörterbuch.) Erste Abtheilung. Pr. 9 Sh.

Geography in all ages. (Die Erdbeschreibung aller Zeitalter.) Pr. 8 Sh.

Morgenländische Literatur.

Kanuni Islam oder Grundsätze des Islam im Reiche Dekkan. Verfaßt von dem Indier Dschafer Scherif und übersetzt von Herklots, Wundarzt in Madras. London, 1832.

Die eigenthümlichen religiösen Gebräuche der Muselmänner Indiens, eines großen Theiles seiner unermeßlichen Bevölkerung — sind erst in neuester Zeit berücksichtigt worden. Das vorliegende Werk hat einen sehr umsichtigen, kenntnißreichen und im Forschen unermüdeten Eingebornen zum Verfasser. Es ergänzt, was in dem rühmlich bekannten Werke der Frau Mier Hassan Ali vermißt wird; denn in diesem lernen wir nur die Gebräuche der Indischen Schiiten kennen, während Dschafer Scherif, selbst ein Sunnite, uns mit denen der Sunniten vertraut machte. Außerdem beschränkt sich Letzterer auf die Gebräuche der Muselmänner in Dekkan.

Das Werk beginnt mit den bei Schwangerschaft und Geburt beobachteten Ceremonien und führt den Leser durch alle Stufen des Daseyns, mit Einschluß aller religiösen und abergläubischen Gewohnheiten, Feste u. s. w. bis zum Tode, der Beerdigung und den posthumen Ceremonien. Nekromantie und Exorcismus sind nicht vergessen. Die Details sind außerordentlich genau, und gelegentlich wird auch der Ursprung und das Historische einer Ceremonie berichtet. Einen bedeutenden Raum in dem Buche füllt das Heiraths-Ritual. Man erfährt hier, daß Ehe-Kontrakte mit Hülfe einer astrologischen Tafel geschlossen werden, die über das Schicksal des neuen Paares Auskunft giebt; das endlose diesem Hokuspokus sich anreihende Ceremoniell, die Hochzeits-Späße, die Paraphernalia der Brautleute: Alles wird umständlich erzählt. Wir wählen aus der Fülle des Gegebenen die Beschreibung eines muselmännischen Gastmahls, das, wie der Autor sagt, bei Reichen und Armen so ziemlich in der Form übereinkommt.

Man breitet im Speisesaal einen mehr oder weniger kostbaren Teppich, auch wohl nur ein Tuch, über den Fußboden. Die Gesellschaft zieht vor der Thüre die Schuhe aus und ruft beim Hereintreten: „Esselaam aleicum!" (der bekannte Arabische Gruß: Friede mit Euch!) *) Es ist respektwidrig, beschuht hereinzutreten, und

*) Aus besonderer Pietät gegen die Sprache des Koran bedienen sich die meisten Muhamedaner, welcher Nation sie auch angehören mögen, dieser Ara-

und um dem Evangelium genau zu folgen, anstatt die Taufe in dem künstlichen Jordan in der Kirche zu vollziehen, sich an das Ufer eines wirklichen Flusses begeben und dort mit aller möglichen Genauigkeit untertauchen."

Dr. Evans scheint den Grafen nicht darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß es wenig pittoreskere Schauspiele giebt, als eine solche Taufe im fließenden Wasser. Auf uns wenigstens machte es diesen Eindruck, als wir vor einigen Jahren einer solchen Feierlichkeit beiwohnten. Es war ein schöner Sommertag; der Strom floß unregelmäßig durch eine weite grüne Ebene, welche auf allen trockenen Stellen mit einer ungeheuren Versammlung von Männern, Weibern und Kindern bedeckt war, die im Schatten grüner Bäume standen. Die Volks-Gruppen an den Ufern, der sprützende Strom, die im Wasser stehenden Priester, die Täuflinge, einige harrend, andere die Taufe empfangend, während hin und wieder ein Gesang aus der Menge ertönte, — alles dieses gewährte einen schönen und feierlichen Anblick. Wir sind nicht sicher, ob, wenn ein solcher Eindruck immer herbeigeführt werden könnte, wir nicht selbst die Taufe im Flusse vertheidigen würden. Aber unglücklicher Weise bietet eine solche Gelegenheit auch oft ganz andere Anblicke dar, welche die dem Grafen Pecchio gegebene Warnung, sich vor Lachen zu hüten, keineswegs überflüssig machen. Es sind erst einige Jahre her, daß es sich bei einer dieser Festlichkeiten ereignete, daß der Priester, welcher von kleiner Statur war und ein sehr großes Frauenzimmer zu taufen hatte, unter dem Gewicht sank und in's Wasser fiel, während seine schöne Last auf der Oberfläche schwamm, zum unauslöschlichen Gelächter der Zuschauer.

Aber der Graf beschränkt seine Bemerkungen nicht auf die Wiedertäufer: die Unitarier, die Methodisten und die Quäker ziehen seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich, und mit der heiteren Laune, welche ihn charakterisirt, findet er bei Allen etwas zu bemerken. Ob diese Bemerkungen richtig sind, ist eine andere Frage. Es ist kaum möglich, daß ein eingeständlicher Skeptiker ein Richter über religiöse Gegenstände seyn kann; und es war ganz natürlich, daß einem Manne von solcher Gesinnung, der erst kürzlich den Mysterien der Römischen Kirche entschlüpft war, die Einfachheit der Unitarier sehr wohl gefiel, und daß er mit Vergnügen den Argumenten der Methodisten über die religiösen und politischen Vortheile der Vervielfältigung der Sekten zuhörte. Wenn die Unitarier wohlthätig und duldsam sind, so muß wenigstens zugegeben werden, daß sie diese Tugenden mit dem gebildeten Theil der bestehenden Kirche theilen, während wohl Niemand sonst als sie selbst läugnen wird, daß sie streitsüchtiger, stolzer und selbstgenügsamer sind, als irgend eine andere Sekte in diesem Lande. Ihre Duldsamkeit von aller Proselytenmacherei ist uns neu; obgleich wir diesen Zug den Quäkern gern zugestehen. In seiner Lage und in seinen Verhältnissen sind wir übrigens sehr geneigt, dem Grafen Alles, was er zu Gunsten des Unitarismus gesagt hat, um der Stelle willen zu vergeben, mit welcher er das Kapitel schließt:

„Ich muß übrigens diejenigen, welche diese Insel besuchen, darauf aufmerksam machen, daß die Engländer unduldsam gegen Atheisten, Deisten und überhaupt gegen alle irreligiöse Leute sind. Nicht etwa als ob sie dieselben noch einkerkerten oder verbrennten; aber sie fühlen oder scheinen wenigstens einen Abscheu gegen Ungläubigkeit zu fühlen und hören den geringsten Scherz auf Kosten der Religion mit Unwillen. Was man in Italien vor einem Erzbischof oder in Spanien vor einem Groß-Inquisitor sagen darf, würde in England, selbst wenn man schon einige Flaschen Port-Wein mit einander geleert hätte, nicht geduldet werden. Die Verachtung gegen Ungläubige von Seiten der Engländer ist so groß, daß sie fast der Römischen Ausschließung von Wasser und Feuer gleichkömmt; sie ist mehr als ein päpstlicher Bannstrahl; denn die öffentliche Meinung giebt ihr Gewicht. Ich möchte behaupten, daß Voltaire in Spanien mehr gelesen wird, als in den drei Königreichen von Großbritanien."

Da Wenige eine ganze Nation im Verdacht der Heuchelei haben werden, so danken wir dem Grafen Pecchio, daß er dieses Resultat seiner Wahrnehmungen bekannt gemacht hat. Er giebt es zwar nicht als ein Lob; wir betrachten es aber als das größte, was zu Gunsten des Protestantismus und der religiösen Duldsamkeit ausgesprochen werden konnte. — Zu den unterhaltendsten der von dem Grafen mitgetheilten Skizzen über das Leben in London gehört ein Diner bei Herrn Fowell Buxton:

„Der Banquier Herr Fry, ein reicher Londoner Quäker, forderte mich an dem ersten Tage unserer Bekanntschaft auf, ihn zum Mittagessen bei seinem Verwandten, Herrn Buxton, zu begleiten und ihm zu erlauben, mich demselben vorzustellen. Punkt 6 Uhr klopfte ich sanft an Herrn Buxton's Thür; der Diener, der mich für einen der Gäste hielt, öffnete und führte mich in das Speisezimmer; und ich, vermuthend, daß es so von Herrn Fry angeordnet sey, trat mit aller Zuversicht und Gelassenheit ein, als ich mich zu meinem größten Erstaunen in der Mitte einer großen Anzahl von Gästen befand, unter denen ich meinen Freund nicht sah. Ein so verdrießlicher Umstand würde Jedermann außer Fassung gebracht haben, und besonders Jeden, der, so wie ich, ziemlich schlecht Englisch sprach und mit den gewähltesten Worten, die er erfinden konnte, sein unerwartetes Erscheinen unter Personen entschuldigen mußte, die er nicht kannte, und die augenscheinlich über seinen Eintritt erstaunt waren. Wir mußte aber mein Erstaunen und meine Verwirrung sich vermehren, als ich mich in einer Gesellschaft von Damen sah, die, wie in einem Kloster, ganz gleich gekleidet waren, in schweigender Haltung, mit kalten durch keine Leidenschaft bewegten Gesichtern, und mitten unter ihnen vier Männer mit gemalten Gesichtern, Ringen in den Ohren und einem Ring durch die Nase, mit buntscheckigen Kleidern und mit Ketten und Zierrathen behangen. Aber ich hatte nicht Zeit, mich vor Erstaunen in eine Bildsäule zu verwandeln; denn die Damen überboten sich an höflichen Einladungen zum Niedersitzen an der Tafel. Wenn ich in Italien gewesen wäre, so würde ich das Ganze für eine lustige Mascerade gehalten haben; aber in England konnte ich mir durchaus nicht denken, was es vorstellen sollte. Während ich beschäftigt war, darüber nachzudenken, in welche Hände ich gefallen seyn könnte, auf die freundlichen Anerbietungen der Damen zu antworten und einen Blick auf die vier Gesichter, die wie Karten-Könige aussahen, zu werfen, trat zum Glück endlich Herr Fry ein und erklärte mein Erscheinen, welches die übrigen Gäste bisher für ein Mißverständniß gehalten haben mochten, und dann wurde mir auch das Räthsel der seltsamen Gäste gelöst. Die vier Männer, welche so viel Ringe in Ohren und Nase hatten, waren Oberhäupter von Stämmen Amerikanischer Indianer, welche sich seit Kurzem in London befanden, um bei ihrem Bruder, dem Könige von England, gegen das ungerechte Verfahren der Regierung von Kanada Klage zu führen. Die Damen waren Quäkerinnen; unter ihnen befand sich die berühmte Mistreß Fry, welche mit Gutmüthigkeit und ausgebildetem Verstand eine würdige, ruhige und feierliche Haltung verband. Als das Diner vorüber war, begann der gewöhnliche Umgang der Flaschen, welche ihre Taufnamen auf silbernen Schildern um den Hals trugen; worauf der Herr des Hauses eine der fremden Majestäten bat, die Klagen, welche sie gegen die Englische Regierung hätten, vorzutragen und, zum größeren Vergnügen der Zuhörer, in ihrer eigenen Sprache. Der älteste von ihnen erhob sich mit großer Bereitwilligkeit und hielt eine Rede, die von dem Dolmetscher, der sie stets begleitete, sogleich übersetzt wurde. Der merkwürdigste Umstand in der Rede dieses Wilden war der, daß er sich höchlichst verwunderte, wie ihr Bruder, der König von England, sie nun bereits einen Monat habe in London zubringen lassen, ohne ihnen eine Audienz zu ertheilen. Herr Buxton nahm dann den Gegenstand in Englischer Sprache auf und suchte die Ehre seiner Nation dadurch zu rechtfertigen, daß er sagte, der Andrang der Geschäfte habe wahrscheinlich den König bis jetzt verhindert, ihren Klagen Gehör zu schenken, daß ihnen aber, sobald sie gehört werden wären, Gerechtigkeit widerfahren würde."

Der Graf fügt hier eine Bemerkung hinzu, über die wir, mit Berücksichtigung der Gelegenheit, die dazu Anlaß gab, uns des Lächelns nicht erwehren können:

„Ich bemerke hier beiläufig, daß unter anderen Aehnlichkeiten, die das Britische mit dem alten Römischen Reiche hat, sich auch das Patronat befindet, welches die Mitglieder des Britischen Parlamentes mit lobenswerthem Stolz allen Individuen, Provinzen oder Königen in der ganzen Welt, die sich für beeinträchtigt halten, angedeihen läßt. So verpflichtete sich Herr Buxton, diesen vier Indianischen Kaziken Genugthuung zu verschaffen, wenn ihre Klagen als begründet befunden würden."

Das Kapitel schließt auf folgende Weise:

„Diese Kaziken zeigten eine ungemeine Willfährigkeit, die Gesellschaft zu unterhalten. Nachdem wir Thee getrunken hatten, sangen und tanzten sie, ohne sich lange bitten zu lassen, nach Sitte ihres Landes; und obgleich die Quäker weder Musik noch Tanz billigen, so schien es mir doch, daß den Gegenwärtigen das Singen und Tanzen dieser Königlichen Personen viel Vergnügen machte; wiewohl das erstere schrecklich, das andere furchtbar war."

Graf Pecchio hatte am nächsten Tage das Vergnügen, Mistreß Fry vor den weiblichen Verbrechern in Newgate predigen zu hören, und bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Da man zu rechtlichen Leuten predigt, um sie noch besser zu machen, als sie sind, so finde ich es ganz natürlich, daß man zu Verbrechern predigt, in der Hoffnung, einige Besserung bei ihnen zu bewirken." — Der fragliche Punkt ist aber nicht, ob diesen armen Leuten gepredigt werden soll, sondern, ob es sich schickt, daß eine Mistreß Fry ihr Prediger ist. — Der Verfasser hatte später Gelegenheit, die Irren-Anstalt der Quäker in York zu sehen, von der er einen sehr interessanten Bericht abstattet. Er ist übrigens im Irrthum, wenn er glaubt, daß die Quäker zuerst die Entdeckung gemacht haben, daß die milde Behandlung bei Wahnsinnigen vortheilhafter ist, als das entgegengesetzte Verfahren. In der That machte man diese, wie alle solche Entdeckungen, welche aus wachsender Intelligenz und zunehmender Civilisation entstehen, gleichzeitig an verschiedenen Orten. Es mag übrigens wahr seyn, daß die Quäker die erste öffentliche Anstalt errichteten, welche nach diesem Grundsatze handelte, und dies macht jener mildreichen Sekte Ehre genug. Wir hoffen, daß es unserem Verfasser gelingen wird, die Italiäner zu veranlassen, einige von den in England wahrgenommenen Verbesserungen in der Leitung solcher Anstalten bei sich einzuführen. — Die folgende Stelle ist ein seltsames Beispiel von seiner Abneigung gegen die religiösen Gebräuche der Engländer, und von der Bewunderung, welche er dessenungeachtet ihren Wirkungen nicht versagen kann:

„Der Sonntag wird von den Engländern so viel als möglich beobachtet, wo und in welchen Verhältnissen sie sich auch immer befinden mögen. Die Ruhe an diesem Tage, besonders an Bord ihrer Schiffe, ist noch düsterer als gewöhnlich. Jedermann putzt sich und ist bemüht, so reinlich in seiner Kleidung, als nur immer möglich, zu erscheinen. Einige lesen in der Bibel. Ihre Religion ist für ihre Gemüther eine Erbauung zu gleicher Zeit und ein Schrecken. Ein Engländer hat keinen andern Vermittler bei seiner Hinneigung zum höchsten Wesen, als seine eigenen Gebete. Bei einem Sturm erfüllt er seine Pflicht, zeigt die ganze Standhaftigkeit seiner Seele und die ganze Stärke seines Körpers und kämpft gegen den Tod bis zum letzten Augenblick; nur erst, wenn er vergebens alle geistigen und körperlichen Kräfte aufgewendet hat, ergiebt er sich in sein

Schicksal, erhebt sein Auge gen Himmel und erwartet in Demuth den Willen der Vorsehung."

Der Graf, des Londons überdrüssig, auf das er, als die Zeit vorüber war, in der er für eine Sehenswürdigkeit galt, sich beschränkt sah, begab sich nach Nottingham und von dort später nach York, an welchen Orten er ebenfalls das Geschäft eines Sprachlehrers betrieben zu haben scheint; und dort scheint er bessere Gelegenheiten gehabt zu haben, den wahren Werth der Englischen Gesellschaft zu beurtheilen, als in London. Von seinen dortigen Bekanntschaften, namentlich von den jungen Damen, ist er ganz eingenommen, und wir möchten wohl wissen, ob eine der Schilderungen, welche er uns entwirft, der Englischen Dame entspricht, die er später geheirathet hat. Er äußert sich mit einem Enthusiasmus, der eben nicht vortheilhaft für Italien spricht, über den fast unbeschränkten Verkehr, der in England zwischen Personen beider Geschlechter stattfindet, und über die vollkommene und ungezierte Bescheidenheit der jungen Engländerinnen.

Des Verfassers Schilderung eines Kirchweih-Festes in der Grafschaft York ist lebendig und voll seiner charakteristischen guten Laune; mit ihr wollen wir unsere Auszüge beendigen:

„Als ich eines Tages einen Spaziergang auf's Land, ohne bestimmten Zweck, machte, bemerkte ich, daß sehr viel Leute einen besonderen Weg einschlugen. Ich beschloß, dem Zuge zu folgen, und hatte nicht Ursache, es zu bereuen; denn er führte mich zu einem Dorfe, Namens Eislington, drei Meilen von York, wo ein ländliches Fest gefeiert wurde. Das Dorf ist nur von Pächtern und Arbeitern bewohnt. Alle Einwohner standen, in kleine Haufen zerstreut, hier und dort auf dem Wege. Vor den Thüren der Häuser sah man nur die alten Frauen, in ihren besten Kleidern, und um zehn Jahre verjüngt durch die Heiterkeit, die sie belebte, und durch die Lobsprüche, welche sie heute schon über ihre gut gerathenen Plum-Puddings eingeerntet hatten. Bei einem ländlichen Feste in Italien würde man schon eine Meile weit den Lärm und das Geschrei gehört haben, welche der Ausdruck der Italiänischen Fröhlichkeit sind; aber in Eislington war bis zu diesem Augenblick Alles Ordnung, Ruhe und gegenseitige Höflichkeit. Plötzlich erhoben sich indessen einige Ausrufungen; ich bemerkte, daß die Haufen sich in zwei Reihen theilten, und ich sah in einiger Entfernung 8 oder 9 Landleute, von denen jeder ein Faß vor sich herrollte und sich beeilte, die Schenke zu erreichen. Dies war das erste ihrer Olympischen Spiele. Dann fand eine Art von Untertauch-Wette statt. Mitten auf dem Wege wurde zu dem Ende ein großer Kübel mit Wasser hingestellt, in das man einige Geldstücke geworfen hatte. Eine Anzahl Knaben, bis an die Brust entblößt, warteten auf das Zeichen, um in das Wasser zu tauchen. Die Hände waren ihnen auf den Rücken gebunden, und es kam nun darauf an, das Geld mit dem Munde herauszuholen. Die Grimassen der Knaben, wenn sie mit dem Kopf herauskamen, bald erstickt durch das Wasser, ohne etwas von dem Preise erwischt zu haben, erregte ein unmäßiges Gelächter unter den Umstehenden. — Als dieses Spiel beendigt war, sah ich an der Außenseite eines Wirthshauses einen neuen Sattel und Zaum und zwei Hüte aufgehängt. Ich faßte die Hoffnung, daß irgend ein Turnier oder sonst ein epischer Kampf stattfinden würde, und fand mich in meiner Erwartung nicht getäuscht. Es sollte in der That ein Pferderennen stattfinden; bald sah ich vier Gäule, von stattlichen Burschen geritten, auf dem Kampfplatz erscheinen. Um die Wahrheit zu reden, so waren die Jockei's, das Sattelzeug und die Pferde himmelweit von denen verschieden, die ich einige Tage zuvor auf dem Grafschafts-Rennen gesehen hatte; aber sie waren doch nicht so übel, daß man sie eine Karrikatur hätte nennen können. Ich konnte daher nicht umhin, mich für dieses Spiel, so wie für die übrigen, zu interessiren, und setzte mich in Positur, den Sieger zu bewundern. Kurz, nach einem schweren Galopp von zehn Minuten kamen die Renner an, und der Sieger wurde mit demselben Jubel wie bei großen Pferderennen empfangen und nach dem Ort geführt, wo die Richter saßen."

„Ich trat nun in das Wirthshaus, wo das Gedränge größer war. Funfzehn oder zwanzig Pächter saßen mit irdenen Pfeifen vom schönsten Weiß um Töpfe, die mit Gin und Wasser gefüllt waren. Ich setzte mich mitten unter sie, und, sey es nun, daß das Wettrennen, welches sie eben mit angesehen hatten, und wovon Einer dem Anderen erzählte, sie allein beschäftigte, oder hielten sie mich für einen alten Besucher des Wirthshauses, so viel ist gewiß, daß keiner einen Blick der Neugierde oder der Verwunderung auf mich warf. Ein Fleischer trat herein und klagte über sein Unglück, daß eines seiner Pferde beim Rennen ein Bein gebrochen habe. Er nahm beim Erzählen seiner Geschichte einen sehr betrübten Ton an, um Mitleiden zu erregen; da er aber sah, daß die Zuhörer mehr zum Lachen als zum Bemitleiden geneigt waren, so begann er sich alsobald bei einem dampfenden Glase Punsch zu trösten; und hierauf versicherte er, eine erhabene und heroische Haltung annehmend, daß es nicht das Geld sey, was ihm so schwer auf dem Herzen liege, sondern das arme Thier thue ihm leid; es sey immer sein Liebling gewesen. Dieses tragische Ereigniß zusammen mit den Wetten und den Geistern, „welche selbst den Stummen Sprache verleihen", hatten die Pächter so gesprächig gemacht, daß ich mich bald in einem Meer von Worten befand. Ich sage in einem Meer von Worten; denn ich verstand von ihren Gesprächen höchstens nur hin und wieder ein Wort. Obgleich ich das Englische bereits ziemlich gut verstand, so war dies doch noch nicht vollkommen mit dem Yorker Dialekt der Fall, der einer der seltsamsten und unregelmäßigsten in ganz England ist. Jene Unterredung machte daher einen ganzen komischen Eindruck auf mich, da ich nur unzusammenhängende Worte aufzufassen im Stande war, — es kam mir gerade so vor, als ob ich ein Dictionair läse. Wenige der Redner konnten sich noch im Mittelpunkt der Schwere erhalten. Wenn sie auf den Beinen standen, so taumelten sie von einer Seite zur anderen; aber sie glichen dem berühmten Thurm zu Bologna, denn so sehr sie sich auch auf eine Seite neigten, und obgleich sie immer zu fallen drohten, so fielen sie doch niemals. Noch mehr wunderte ich mich aber darüber, daß, während ihre Körper schwankten, sie ihrer Sinne vollkommen mächtig blieben."

„So wurde der Abend bis gegen 11 Uhr hingebracht; dann ging die Gesellschaft aus einander, und ich entschloß mich noch, nach York zurückzukehren. Wie entzückend ist es, in England bei Mondschein wandern zu können, ohne die geringste Furcht hegen zu müssen, einem Räuber zu begegnen, der uns unsere Uhr oder Börse abnimmt. Ein anderes Vergnügen ist es, die große Straße verlassen und den Weg über weiche Wiesen einschlagen zu können, welche vielleicht das einzige und auch das älteste Eigenthum sind, was die niederen Klassen noch an dem Boden haben. Endlich ist es kein weniger schätzenswerthes Vergnügen für den Müden, zu Hause anzukommen und in der kleinen Wohnung alle Behaglichkeit und Ruhe zu finden, welche zu ihrer Zeit weder der Marquis von Carabas auf den Besitzungen seiner Väter, noch der gute König von Yvetot in seinem Palast genoß."

Und hier nehmen wir Abschied von dem Grafen Pecchio, unseren Lesern versichernd, daß, wenn sie seine Religion und Politik übersehen können, sie in diesem kleinen Werke hinreichende Unterhaltung und Belehrung finden werden, um ihnen die Mühe, es in einer fremden Sprache lesen zu müssen, zu vergüten. Es ist tröstend in der gegenwärtigen Zeit, wo einheimische Schriftsteller sich bemühen, uns unzufrieden mit Allem zu machen, was Englisch ist, einen Fremden und noch dazu einen Liberalen zu finden, der uns so viele Quellen des Vergnügens und der Zufriedenheit im Bereich eines Jeden zeigt, und auf so viele wirkliche Vortrefflichkeiten sowohl in den Sitten und in dem Charakter des Volkes, als auch in den noch bestehenden Institutionen des Landes hindeutet. (Q. R.)

Bibliographie.

Pietro di Russia. (Peter der Große.) Gedicht von Angelo Curti. Mit Anmerkungen des Verf. Turin.

Note filologiche. (Philologische Bemerkungen über sieben verschiedene im „rasenden Roland" vorkommende Worte, welche in Asien eine Würde oder ein Amt bezeichnen.) Von Giovenale Vegezzi. Turin.

Le usure. (Drei Bücher über den Wucher.) Vom Abate Mastrofini. Turin.

Se il cholera visiterà l'Italia. (Ob die Cholera nach Italien kommen wird.) Schreiben des Professors Ritter Speranza an den Ritter Megliati in Neapel. Mailand.

Itinerario d'Italia. (Handbuch für Reisende in Italien.) Beschreibung aller bedeutenderen Städte und besuchten Landstraßen. Mit 20 Landkarten. Von G. Ballardi. Mailand.

Schweden.

Svenska Konungar och Deras Tidehvarf. (Schwedische Könige und deren Zeitalter.) X. Heft. Stockholm, 1832.

Wir machen es uns zur Pflicht, unsere Leser auf das unbestreitbare Verdienst des Verfassers dieser Charakter-Schilderungen Schwedischer Fürsten und Staatsmänner, welches mit dem Talent des dabei beschäftigten Lithographen einen völlig gleichen Schritt hält, aufmerksam zu machen, da Ersterer in gedrängter Kürze die ausgezeichnetsten Lebens-Momente der dargestellten Personen so zu beschreiben versteht, daß er weder diesen noch den Ereignissen der Zeit ihren wahren Charakter nimmt; Letzterer dagegen mit Treue und Kunst die lithographirten Brustbilder nach den Original-Gemälden der Bilder-Gallerie in Gripsholm und anderer Kunst-Sammlungen zu bearbeiten gewußt hat.

Von diesem Werk erscheint alle zwei Monat ein Heft, aus vier Bildern in Folio bestehend. Wir wählen unter denen im Xten Heft herausgegebenen Brustbildern, des Herzogs Johann von Ostgothland, des Reichsraths Freiherrn Johann Skytte, des Reichsraths Grafen von Wasaborg und des Reichsraths Freiherrn Carl Carlson Gyllenhjelm, des Letzteren Schilderung, welche diejenige eines Mannes ist, der in der Geschichte einen ausgezeichneten Platz behauptet hat und außerdem durch seine merkwürdigen Lebens-Umstände Theilnahme erregen muß.

Carl Carlson Gyllenhjelm, Freiherr zu Bergvaarn, Herr zu Sundbyholm, Schwedischer Reichsrath und Reichs-Admiral ꝛc., ward in Nyköping den 4. März 1574 geboren.*) Er war der natürliche Sohn des nachmaligen Carl's X. mit der Tochter eines Predigers von Ostgothland, Karin Nilsdotter, die zuletzt in dritter Ehe mit dem Statthalter Peder Christerson Sjöblad zu Flätna (dessen 4te Frau sie war) verheirathet wurde.

Gyllenhjelm ward auf dem Rittersitze Julita in Südermanland erzogen, ward durch Johann III. im Jahre 1592 in den Adelstand erhoben und im Jahre 1594 nach Frankreich gesandt, wo er in Kriegesdienste trat und durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit die Aufmerksamkeit des großen Heinrich IV. auf sich zog. Bei seiner Zurückkunft ins Vaterland (1597) trat er als Kammerjunker in die Dienste des damaligen Herzogs Carl und ging bald darauf als Abgesandter nach Ostfriesland. Im Jahre 1598 ernannte man ihn zum

*) Anm. des Uebersetzers. Eine (merkwürdig genug Deutsche) Inschrift auf einem Steine in dem ihm einst angehörigen Hause in Stockholm nennt ihn Carel Carelsson Gildenhelm, Freiherre auf Bergvaarn, Herr zu Sundsholm und Tafsby, Reichsrath und Admiral.

Admiral und vertraute ihm den Befehl über Stockholm an; aber er ward durch den Legaten des Königs, Sigmund Samuel Lascy, ins Gefängniß geworfen. Nachdem er durch Verkleidung entkommen war, gelangte er zu seinem Vater und ward zum Anführer über die Kriegsmechte in Dalekarlien beordert, in welcher Eigenschaft er der Schlacht bei Stängebro beiwohnte. In demselben Jahre beförderte man ihn zum Richter (Lagman) in Westmanland und bald darauf zum Oberbefehlshaber der Kriegsvölker in Uppland, Südermanland und Ostgothland (1599). — Nach kurzer Zeit ernannte man ihn zum General-Lieutenant des Königs und zum Kriegs-Obersten in Liefland (1600), wo er durch seine ausgezeichnete Tapferkeit zur Einnahme von Fellin, Dorpt und Neckenhusen nebst mehreren befestigten Oertern beitrug. Endlich bei der Uebergabe Wolmar's gefangen, führte man ihn als Gefangenen auf ein altes Schloß Rava in Masurien. Es gelang ihm indessen, von hier zu entkommen; doch er wurde ertappt, und ein zweiter Versuch wurde entdeckt, ehe er noch zur Ausführung kam. Bei den erneuerten Unruhen, die in Polen im Jahre 1607 ausbrachen, schmiedete man Gyllenhjelm in Ketten und hielt ihn fünf Jahre hindurch in einer harten für seine Verfolger entehrenden Gefangenschaft. Eingeschlossen in einem ungeheizten Zimmer, durch dessen hölzerne Wände der kalte Wintersturm ungestüm durchdrang, litt er alle nur erdenkliche Plagen des Hungers, der Kälte und der Entblößung. Sein langer Bart war oft mit Frost und Eis bedeckt, man versagte ihm jede Pflege, und um sein Elend zu vergrößern, schickte man ihm einen Schwarm Jesuiten zu, die alle ihre Kunstgriffe in Bewegung setzten, um seinen festen protestantischen Glauben wankend zu machen. Sie suchten ihn zur katholischen Lehre hinüber zu ziehen und quälten ihn mit beunruhigenden, obgleich nur erdichteten Gerüchten aus seinem Vaterlande. Durch die Vermittelung der Königin Constantia ward er endlich (1612) aus seiner harten Gefangenschaft befreit und im darauf folgenden Jahre ausgewechselt.

Bei seiner Rückkehr nach Schweden erhob man ihn (1615) zum Freiherrn mit dem Namen Gyllenhjelm, dann zum Feldmarschall und übergab ihm den Befehl in Liefland gegen die Russen. Im Jahr 1617 ward er Schwedischer Reichsrath und kurz darauf Statthalter in Narwa und Kommandant über mehrere Städte in Ingermanland und Liefland; 1630 führte er als Reichs-Admiral den König Gustav Adolph mit seinem Kriegsheere nach Deutschland über, und 1634 ward er Richter von 10 Gerichts-Distrikten (Lagman uti häraders Lagsaga) und endlich Präsident im Admiralitäts-Kollegium. Unter der Königin Christine Unmündigkeit war er Mitglied der vormundschaftlichen Regierung.

Gyllenhjelm starb kinderlos in Carlberg den 17. März 1650 und liegt in Strängnäs in der Domkirche begraben, wo die Ketten, die er während seiner Gefangenschaft in Polen trug, in seinem Grabchor aufgehängt sind. Er vermählte sich im Jahr 1615 mit Christina Ribbing.

Nach den Urkunden jener Zeit, war Gyllenhjelm „von freundlichem und liebenswürdigem Sinne, so wie in Allem ein edler Herr, sehr belesen, ein tapferer Krieger, ein gottesfürchtiger Christ, ein treuer Unterthan und ein redlicher Schwede." Während seiner Gefangenschaft verfertigte er eine Arbeit: Scholæ te ipsum, beschrieb sein Leben in Schwedischen Reimen und verfaßte und übersetzte mehrere Psalme. Künste und Wissenschaften beschützte er freigebig, unterstützte wißbegierige Jünglinge und Künstler, oder auch schlecht besoldete Lehrer, errichtete Schulen und schenkte der Universität Upsala ein Stipendium, das noch in jetzigen Tagen des edlen Gebers Namen trägt. Das Original-Gemälde Gyllenhjelm's befindet sich in Upsala im akademischen Gebäude. M. E.

Bibliographie.

Tempelherrarne i Hannover. (Die Tempelherren in Hannover.) Romantische Erzählung. **Stockholm.** Pr. 32 Sk.

Hangwitz och (und) Contarini. — Erzählung von Helmina v. Chezy. **Helsingborg.** Pr. 12 Sk.

Femton Månader ꝛc. (Funfzehn Monat aus dem Leben eines jungen Schweizers, oder Reisen durch Schottland, England, Irland, Belgien, die Rheinlande und die Schweiz, in den Jahren 1830 und 1831.) Schwedisches Original-Werk. 2 Bde. **Stockholm.** Pr. 2 Rdr. 24 Sk.

Mannigfaltiges.

— **Byron's Urtheil über die Uebersetzungen seiner Werke.** Oft kam es, daß Lord Byron über irgend eine repartie oder einen gegen ihn selbst gerichteten Scherz lachte, aber nach einigem Besinnen böse wurde; doch ließ er sich immer durch eine artige Entschuldigung wieder besänftigen, obgleich es offenbar war, daß er höchst ungern lächerlich erschien, wie die meisten Menschen, die gern Andere aufziehen, und dazu war er gewiß sehr geneigt. Die Uebersetzungen seiner Werke in verschiedene Sprachen, so sehr sie auch seiner Eitelkeit als Schriftsteller schmeicheln mußten, brachten ihn stets in Harnisch, weil sie, meinte er, durch jede Uebersetzung so sehr verlieren müßten. Ich sah ihn wüthend über einige Stellen in Französischen Uebersetzungen, die er als Beweis anführte, daß die Uebersetzer das Original durchaus nicht verstanden hätten. „Il traditore", rief er, „il traditore!" (statt il traduttore) und schwur dem unglücklichen Uebersetzer bittere Rache. Er erklärte, daß jede Uebersetzung, die er gesehen, den Sinn so entstellt hätte, daß er nicht begreifen könnte, wie die Franzosen und Italiäner seine Werke bewundern könnten, wie sie doch behaupteten. „Dies beweist", sagte er, „auf welchem niedrigen Standpunkt die Dichtkunst in beiden Ländern sich befinden muß." Die Französische Poesie verabscheute er und machte sich beständig lustig darüber; er sagte, sie wäre Mißlaut für sein Ohr. Von seinen eigenen Werken, wenige ausgenommen, sprach er nur mit Spott. Er könnte weit besser schreiben, sagte er, wenn er nicht dem verdorbenen Geschmack seiner Zeit folgen müßte. Zeige sich in seinen Werken ein Schimmer wahren Gefühls oder Dichtergeistes, so folge gewiß etwas Lächerliches darauf, das er nicht unterdrücken könne. Byron war hierin nicht aufrichtig und sagte dies bloß, um Erstaunen zu erregen und seine Ueberlegenheit über alle Dichter der Welt zu zeigen. Aus demselben Grunde setzte er Shakespeare herab, was ich oft von ihm hörte, obgleich wiederholte Bemerkungen von ihm und die allgemeine Richtung seines Geistes mir die Ueberzeugung gaben, daß er die Schönheiten unseres unsterblichen Dichters nicht bloß studirt, sondern auch tief empfunden habe. (Journ. of Lady Blessington.)

— **Byron und die Griechen.** Ruhm ist das Endziel seines Lebens. Bis jetzt war es seine Feder, die ihm den Weg dazu bahnte, und der Pfad war glänzend; doch ihn dünkt, das Licht werde etwas bleicher, und nun will er zum Schwerdt greifen, um sich eine neue Bahn des Ruhmes zu öffnen. Kriegsthaten sind der Hauptgegenstand seiner Gespräche und noch mehr seiner Gedanken, doch selbst hierin zeigt er nicht den geringsten Aufschwung, (élan) und außerordentlich scheint es, einen Mann, der im Begriff ist, auf ein abenteuerliches und, wie es Vielen vorkommt, chimärisches Unternehmen auszugehen, für welches seine Art und Weise sich so wenig eignet, ohne eine Spur von jenem Enthusiasmus zu sehen, der die Menschen in solche Laufbahnen zu schleudern pflegt. Vielleicht denkt er wie Napoleon: „il n'y a rien qui refroidit, comme l'enthousiasme des autres;" allein er hat Unrecht; Kälte theilt sich gewöhnlich mit, und wir sind wenig geneigt, die Gefühle Anderer zu theilen, wenn wir bemerken, daß diese Gefühle nicht so warm sind, als sie bei solchen Gelegenheiten seyn sollten. Es liegt etwas so Ergreifendes in der Verstellung, daß der größte Dichter seiner Zeit sein Vermögen, seine Beschäftigungen, seine Genüsse, kurz alle die unermeßlichen Vortheile, die Stand, Reichthum und Genie verleihen können, auf den Altar der Freiheit opfert, daß man sich der Bewunderung nicht erwehren kann. Hört man aber denselben Mann mit der größten Gelassenheit über die Schlechtigkeit jenes Volkes sprechen, für welches er so viel thun will, über die Vorschüsse, die er zu machen denkt, über die Uniformen, die er tragen will; hört man ihn in die kleinsten Einzelnheiten eingehen und das Alles mit dem vollkommensten sang froid, so schwindet die Bewunderung, die That verliert allen Zauber, obgleich das Verdienst noch immer ungeschmälert bleibt. Vielleicht will Byron zeigen, daß seine Reise nach Griechenland mehr Sache der Grundsätze, als der Gefühle ist, dann hat er um so größeren Anspruch auf Achtung, wenn er auch kein so warmes Mitgefühl mehr erregt. Wie dem auch sey, so ist seine ganze Art und Unterhaltung über diesen Gegenstand dazu geeignet, die Bewunderung abzukühlen, die ein solches Unternehmen erzeugen muß, um es zu einer gewöhnlichen Angelegenheit zu machen. (Journ. of Lady Bless.)

— **Amerikanische National-Waffen.** In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wird fast jeder Fuß urbaren Landes der Wildniß durch mühselige Ausrottung dicker Holzungen abgewonnen. Die Ansiedler vom „Alten Lande" (d. h. die Europäischen Kolonisten) in Kanada sind als höchst ungeschickte Arbeiter in diesem Fache bekannt, und selbst die im Lande gebornen können sich mit den Eingeborenen der Vereinigten Staaten nicht vergleichen. Einen Beweis davon gab die erstaunliche Schnelligkeit, mit welcher die Amerikaner im Kriege Militair-Straßen durch die Wälder bahnten. Bringt man nun noch die allgemeine Anstelligkeit dieses Volkes in Rechnung, so läßt sich wohl denken, daß ihre Holzaxt so vollkommen seyn muß, als sie die Mechanik nur ersinnen kann, und wirklich ist sie das beste Geräth dieser Art, das ich je in Händen hatte. Die mechanische Fertigkeit, womit der Amerikanische Holzfäller sie handhabt, ist ohne Gleichen. Es ist zum Erstaunen, wie schnell die dicksten Bäume unter ihren Streichen fallen; ich sah aber auch nie, daß einer von ihnen einen Hieb mit der Axt ohne Bedacht that. Zuerst hauen sie herabwärts, in einem Winkel von ungefähr 45°; darauf folgt ein horizontaler Hieb, der einen keilförmigen Splitter herausschlägt. Kein Hieb geht verloren, und wenn der Baum fällt, so ist der Stumpf, der ungefähr zwei Fuß hoch über dem Boden stehen bleibt, auf drei Vierteilen seiner Oberfläche so glatt wie ein Tisch. Diese Stümpfe läßt man gewöhnlich wegfaulen, wozu drei oder vier Jahre gehören, und ein Holzfäller, der ein verfuschtes Stück Arbeit stehen ließe, würde Schimpf und Spott davon haben, denn der Stumpf würde während dieser ganzen Zeit gegen ihn zeugen. Der Griff an der Amerikanischen Axt ist lang, etwas einwärts gekrümmt und fast elastisch, denn man fand, daß ein schwerer und fester Griff die Gewalt des Hiebes schwächt. Die Länge des äußeren Endes trägt, wie die Feder am Pfeile, sehr viel zum Schwunge der Axt bei, um den Fleck besser zu treffen. Ein Handarbeiter wird dies am besten begreifen, wenn er sich vorstellt, wie ungeschickt es sich mit einem Hammer ohne Kopf schlagen ließe. Die Klinge fällt nach der Mitte etwas dicker, doch dies kümmert den Amerikanischen Holzfäller wenig, der würde sich seiner Ungeschicklichkeit schämen, wenn ihm der Griff an der Axt bräche. — Man kann die Axt und die Flinte die National-Waffen der Amerikaner nennen. Die letztere ist von eigenthümlicher Beschaffenheit, es ist die vervollkommnete Flinte der Engländer und Deutschen, die sie zuerst in Amerika einführten. In den Kriegen mit den Indianern wurde sie ein nothwendiger Artikel; ihre Verbesserung war daher ein Hauptgegenstand für jeden Jäger und Gränzbewohner, bis sie ihre jetzige Vollkommenheit erreichte.

(Notes on America.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Montag den 3. Dezember 1832.

England.

Die Naturtöne und ihr Verhältniß zur Musik.

Nichts ist den Forschungen der Philosophen so unzugänglich, als die Theorie der Töne. Die schönen Experimente über Luft-Schwingungen und Akustik sind wahre Wunder der Geduld, des Scharfsinnes, der Divination möchte man sagen. Indessen wagte man es nicht, über diese Experimente hinauszugehen. Man wußte nicht die Musik, als Kunst betrachtet, mit der Theorie des Tons, als abstrakter Wissenschaft, in Verbindung zu setzen; man verstand es nicht, das von der Natur hervorgebrachte Geräusch, den Gesang der Vögel, das Murmeln der Wellen, das Pfeifen oder Krachen des Windes, die Stimme des Menschen systematisch zu klassifiziren; man vermochte nicht, darzuthun, auf welche Weise das Genie des Menschen, indem es diese Materialien verarbeitete, Instrumente erfand, sie mit einander verband, die eigentliche Musik schuf, d. h. die Leidenschaften aufzuregen, das Ohr zu entzücken und die Seele durch Nachahmung und Vereinigung der Naturtöne mit Wonne zu berauschen wußte.

Dies wäre der Stoff eines Buches, das bis jetzt noch Niemand zu schreiben unternahm. Grétry, Viotti haben über die Musik mit Wärme, aber romanhaft geschrieben. Diderot und die Deutschen(*) haben diese Wissenschaft als ein Arcanum, als einen Text zu Declamation und Argumentation behandelt. Ein Franzose (Dupont von Nemours) hat den Gesang der Vögel in Noten gebracht und gab vor, ihre Worte zu verstehen. Thomas Gardener in einem kürzlich zu London erschienenen Werke, (Music of nature) *) ist in Dupont's Fußtapfen getreten und hat eine große Zahl Töne jeder Art von Vögeln, vierfüßigen Thieren und Insekten zusammengetragen; er vergaß aber die Analogie dieser Töne mit dem kunstvollen und gewaltigen Ausdruck der Musik, mit den Regungen, die sie erweckt, und dem Vergnügen, das sie gewährt, zu zeigen.

Die Kunst, eine Schöpfung des Menschen, hat die Natur zur Basis. Unsere geistigen Fähigkeiten bemächtigen sich der zerstreuten Elemente, die sie vorfinden, bilden sie zu einem Ganzen und geben ihr eine Form. Die Natur liefert uns alle Farben, alle Töne, aber Malerei und Musik sind unser Werk. Unsere Geschicklichkeit ist es, die die Sänger des Waldes zu übertreffen und, von ihnen belehrt, Resultate zu gewinnen weiß, die keiner von ihnen erlangen kann. Der Hänfling, der Zeisig, die Amsel, die Grasmücke, selbst die Nachtigall sind unsere Meister und bleiben dennoch weit hinter uns zurück. Ihr Gesang ist keine Musik. Vermöge unserer bewundernswürdigen Organisation erheben wir das zur Kunst, was bei ihnen nur Instinkt ist, so wie wir wilden Blumen, durch Verpflanzung, reichere, schönere und mannigfachere Farben verleihen. Unser feines und scharfes Gehör macht uns alle Töne kenntlich, so wie die Einrichtung und Zügsamkeit unserer Luftröhre, der Stimmritze, des Zäpfchens und der Lungen uns in den Stand setzt, jedes Geräusch, jede Tonbiegung nachzuahmen. Unsere höhere Intelligenz und unser Combinations-Vermögen vollenden das Werk und erzeugen die Musik mit ihren Instrumenten und ihren Wundern.

Hiermit ist aber das Problem nur aufgestellt und nicht gelöst. Wenn man sagt, der musikalische Ton komme nur aus elastischen Körpern, so hat man noch nichts erklärt. Der Ton kommt aus dem elastischen Körper; die ganze Musik aber beruht auf der Gleichheit der Schwingungen; je gleichförmiger und reiner diese Schwingungen sind, desto musikalischer ist der Ton. Die Akkorde sind nur das Resultat völlig gleicher Schwingungen. Hört man eine große Anzahl der letzteren verwirrt durch einander, oder schlägt man auf einen Körper ohne Resonanz und mit einer Schnelligkeit, die von den auf einander folgenden gleichen Schwingungen nichts wahrnehmen läßt, so giebt es keinen musikalischen Ton. Läßt man z. B. alle Klaven eines Klaviers zugleich anschlagen, so entsteht der unmusikalischste Ton, der sich denken läßt. Das Geheimniß und die Seele der wahren Musik sind der Numerus, das Tempo und der gleiche Takt, gleiche Schwingungen, gleiche Vertheilung dieser Schwingungen und gleiches Zusammenwirken des Rhythmus.

Der Ton legt in einer Sekunde 1142 Fuß zurück; ein Geräusch also, welches sich von einem gegebenen Punkte bis zu einem anderen fortpflanzt, muß eine gewisse Zeit hindurch mit einer fortlaufenden Reihe von Tönen an's Ohr schlagen. Wenn man eine Linie von Soldaten auf den Raum einer (Engl.) Meile aufstellt, und sie feuern zu gleicher Zeit ihre Gewehre auf einen Gegenstand im Centrum der Linie ab, so hört man, wenn man sich auf einer der Flanken befindet, 5 Sekunden lang ein Rollen, welches nach und nach schwächer wird; steht man im Centrum, so dauert das Geräusch nur 2½ Sekunden, ist stärker und wird erst gegen das Ende schwach; stellt man sich bei dem Fünften in der Reihe, so vernimmt man in der ersten Sekunde ein doppelt starkes Geräusch und in den drei übrigen Sekunden ein schwächeres, immer im Abnehmen. Man kann auch die Schießenden im Centrum so in Zickzack stellen, daß man zu gleicher Zeit mehrere Salven hört; das Geräusch wird natürlich stärker seyn, und man kann so durch Vermehrung und Berechnung der Zickzacke ein Diminuendo und Crescendo hervorbringen. Hält man, im Centrum der Linie, das Ohr senkrecht und gehörig entfernt, so hört man nur einen sehr heftigen Knall, wie einen Kanonenschuß. Auf diese Weise hört man zuweilen den Donner zur See; die elektrische Materie bildet in den Wolken die nämlichen Zickzacke, und wenn der Hörer entfernt genug ist, so erfolgt genau dieselbe Wirkung.

Das stärkste Geräusch erstirbt auf der Stelle ohne sich weiter fortzupflanzen, die accentuirten Töne aber, die Singtöne, werden in großer Entfernung deutlich vernommen. Es scheint, die Melodie sey in der That nichts Anderes, als ein Mittel, den Ton durch einen größeren Raum fortzupflanzen. Unsere Straßenverkäufer schreien nicht, um von fern gehört zu werden, sie singen. Nähert man sich einem Dorfe an einem Markttage, so bildet das Geschrei des Volks, sein Jauchzen, sein Gelächter nur ein verwirrtes und dumpfes Getöse, aber das Flageolet, das Hoboe, die Dreherorgel, lassen sich deutlich vernehmen. Eine Cremoneser Geige, eine Amati, hat nur einen schwachen Ton, aber die weichen Schwingungen ihrer Saiten ertönen durch einen Raum, den unsere neueren weit stärkeren Geigen nicht ausfüllen. Als berühmte Violinisten, ein Bartholemon, ein Viotti sich auf ihren Amatis hören ließen, stellten sich die Kenner in die Gallerie, um besser zu hören. Unter den Vögeln ist es die Nachtigall, deren süße Töne am weitesten dringen. — In den großen katholischen Kirchen vernimmt man die gesungene Messe an jeder Stelle, bloß gesprochen, selbst von der stärksten Stimme, würde man sie kaum über den Chor hinaus vernehmen. — Chatham, von der Gicht geplagt, kränklich und matt, und mit einer sehr schwachen Stimme, wurde dennoch mittelst der Modulation seiner Stimme und der geschickten Accentuation seiner Worte im ganzen Hause vernommen und gern gehört; Burke dagegen, dessen Declamation ein fortwährendes Geschrei war, konnte, mit allem seinen Talent, die Aufmerksamkeit seiner Hörer nicht fesseln; sobald er aufstand, um zu sprechen, erhoben sich seine Kollegen und gingen zu Tische.

Man hat die Töne mit den Farben vergleichen wollen; ich halte dies für eine Chimäre und sehe nicht ein, warum die Klarinette und das Hoboe mehr Aehnlichkeit mit der gelben Farbe haben sollen, als die Flöte und das Fagott; das Farben-Klavier des Paters Castel war ein Kinderspiel ohne allen Nutzen. Wenn Haydn, um den allmäligen Uebergang von der Finsterniß zum Lichte auszudrücken, zuerst ein gedämpftes Instrument gebraucht, dann den Ton durch Vermehrung der Massen verstärkt, bis er zuletzt alle Instrumente des Orchesters zu einem Tutti vereinigt, daß sie wie Donner toben, so findet man allerdings einige Aehnlichkeit zwischen diesem harmonischen Crescendo und dem Crescendo des Lichts. Aber man führe diese Symphonie vor einem Menschen auf, der von den Absichten des Komponisten nichts weiß, so wird er gewiß an keinen Sonnenaufgang denken. Lasset doch die Musik als Musik wirken und fordert nicht noch andere Dinge von ihr.

Wie oft haben wir über jene Komponisten gelächelt, welche mit ihren Noten Poesie und Malerei darstellen wollten. Der halbe Takt soll das Girren der Taube, das Sechzehntheil den Galopp des Pferdes, das Harpeggiren den Wellenschlag des Meeres bedeuten. Armselige Pedanterie! Diese materielle und plumpe Nachahmung führt zu nichts. Als Beethoven in seinem Siegs-Tedeum Kanonendonner anbrachte, um die Wirkung zu erhöhen, so machte er bloß viel Lärm und weiter nichts. So wie die Stellung gewisser Linien durch die angenehme oder widrige Empfindung, die sie erregt, Schönheit oder Häßlichkeit erzeugt, so bringen gewisse gleichzeitige oder auf einander folgende Schwingungen diese oder jene Regung in uns hervor. Mehr wissen die größten Philosophen nicht, und wer das Gebiet der Töne mit dem der Farben vermengen will, muß in den ersten Elementen beider Künste ein Fremdling seyn.

Im Zustande der Leidenschaft erhebt sich die menschliche Stimme

*) S. Nr. 76 des Magazins.

Digitized by Google

von Natur zur Melodie. Eine angenehme Regung, ein Aufwallen des Zornes, der Liebe, des Hasses, der Rache, geben der Sprache eine Accentuation, welche die Grundlage und das Wesen der musikalischen Melodie ausmacht. Die Accente der Freude, des Zorns, der höchsten Spannung gehören im Allgemeinen der Kopfstimme an; die leidenschaftlichen, zärtlichen, gefühlvollen, melancholischen Laute dagegen sind der Bruststimme eigen. Die Sängerinnen, die nur hohe Stimmen haben und damit Schmerz, Zärtlichkeit, Kummer ausdrücken wollen, machen gewöhnlich einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Dies haben nicht nur die großen Gesang-Künstlerinnen, eine Catalani, Pasta, Sontag, Malibran, eingesehen, sondern die Schauspieler ersten Ranges haben nie die Kopfstimme gebraucht, wo sie die Bruststimme gebrauchen sollten. Kean wußte seine Donnerstimme wohl zu mäßigen. In der Scene mit Lady Anna*) fließt die Ueberredung von seinen Lippen. Im Othello mußte man ihn hören, wenn er den Irrthum beklagt, in den der Verräther Jago ihn gestürzt hat. Nie hörte man tiefere und pathetischere Laute. Im Kaufmann von Venedig hingegen, wo Rachsucht und Blutdurst vorherrschen, gebrauchte er seine Kopfstimme. Noch jetzt erinnert man sich in London jenes Rufes, der das Parterre zum Zittern brachte.

„O, find' ich Dich wieder! find' ich Dich wieder!"

Dieses Studium der leidenschaftlichen Musik, der Accentuation, des Ausdrucks wird nur zu oft vernachläßigt. Unsere Sängerinnen, in den Konservatorien erzogen, an Schwierigkeiten gewöhnt, geben uns die Note und glauben dann genug gethan zu haben. Aber richtig und taktmäßig singen ist nur erst das Materielle der Kunst.

Die Vögel, deren Instrumentation und Hülfsmittel nicht weit gehen, singen, um ihr Verlangen, ihre Liebe, ihre Freuden, ihr Leid auszudrücken, oder auch zu ihrem Vergnügen. Laßt uns, indem wir ihre Töne nachahmen, sie nicht von der Leidenschaft entkleiden, die ihnen Seele giebt. Diese glänzenden Kadenzen, dieses Anhalten des Tones, dieses melancholische Hauchen dürfen nicht zu einem geistlosen nichtssagenden Getöse werden. Die Töne, welche die physische Natur erzeugt, haben selbst einen gewissen Ausdruck, der manche Regungen in uns weckt. In Winternächten, wenn der Sturm heult, findet man ein eigenes melancholisches Vergnügen daran, bei einem guten Kaminfeuer, wohlverschlossenen Fensterladen, zugezogenen Vorhängen, dem Toben draußen zuzuhören, auf das Aechzen des Windes zu horchen, der den nahen Wald schüttelt und durch die Dachsparren pfeift. Es bedünkt einen dann, als wäre der Unglückliche, der kein Obdach hat, vor der Thür und flehte um Aufnahme. Anderen Völkern giebt die Natur noch schrecklichere Konzerte, das dumpfe Dröhnen des bebenden Erdbodens, das wilde Toben des Orkans, das Donnergekrach der Vulkane. In England umgiebt uns überall das Brausen des Oceans; man weiß, welche bewundernswürdige Harmonie ihm entströmt, sey es, daß das Ungethüm in Schlummer liegt und nur dumpf murmelt, sey es, daß es sich erhebe und seine Wellen weit über den Leuchtthurm von Eddystone schleudere, die weißen Felsen der Orkaden mit Schaum bedecke und auf 30 Meilen weit eine ganze Ernte zu Grunde richte.

Das Geräusch des Windes in den Wäldern ist nicht weniger furchtbar als das Toben des Meeres. Die Bäume beugen sich krachend zu Boden, von Regen und Wind gepeitscht scheinen die alten Stämme bis an die Wurzeln zu erzittern. Man muß durch die Deutschen Wälder gereist seyn, um sich einen Begriff von diesem schrecklichen Getöse zu machen. Sir Thomas Lauder beschreibt mit großer Genauigkeit die verschiedenen Arten von Getöse, die im J. 1829 bei der großen Ueberschwemmung in der Grafschaft Murray vernommen wurden. Er unterscheidet das Aechzen des Windes von dem Toben der Fluthen; jener heulte wie der Dämon der Verzweiflung und trieb den Wassersturz vor sich her, diese brüllten dumpf wie der Schall von hundert Kanonenschüssen in einer tiefen Höhle. Rossini, Händel, Beethoven haben dies Getöse nachgeahmt. Zwischen dem lauten Lärm der Instrumente ließen sie lange majestätische Pausen eintreten, die sie der Natur abgelernt hatten. Das Crescendo, welches Rossini bis zum Mißbrauch angewendet hat, wird oft in den Wäldern vernommen, wenn der Wind durch das Laub pfeift und von verhaltenem Grimme nach und nach bis zur unbändigsten Wuth steigt. Händel besonders hat oft den schneidenden Kontrast gänzlicher Stille mit betäubendem Getöse glücklich benutzt. Beethoven hatte eine besondere Vorliebe für das Echo, dieses Zurückprallen des Tones, seine Zersplitterung in unendlich kleine und schwache Töne, die er dann gleichsam in Garben, in Massen von Wohlklang wieder sammelte. In seinen Symphonieen thut dies eine wunderbare Wirkung. Die Noten trennen, vereinzeln sich, schweben von einem Instrumente, von einem Ende des Orchesters zum anderen; diese melodischen Bruchstücke werden, wie durch ein Echo, wiederholt, bis sie, in einen Abgrund von Harmonie versinkend, gänzlich untergehen. Auf dieselbe Weise hat Händel in seinem Chor im Judas „der Herr vernichtet sie alle" eine erhabene Wirkung hervorgebracht.

Fast jeder Komponist scheint es sich zur Aufgabe zu machen, eine der großen Wirkungen der Naturmusik hervorzubringen, sie zu seinem Lieblings-Typus zu wählen, der ihm bei allen seinen Werken vorschwebt. Das Echo, dessen Spuren wir bei Haydn und Beethoven finden, ist in der Theorie des Tons unter allen Phänomenen das merkwürdigste. Von ähnlichen Gesetzen regiert, wie die Luft, prallt der Ton eben so zurück, konvergirt eben so nach einem einzigen Punkte, oder vertheilt sich in dem weiten Raum. Die Licht- und Tonstrahlen lassen sich denselben Combinationen, demselben System unterwerfen. Was noch wunderbarer ist, jeder Ton ist aus drei Grundtönen zusammengesetzt, wie jeder Strahl aus sieben Grundfarben. Unser Bild im Spiegel ist nichts Anderes, als das Echo unserer äußeren Form, und unsere Stimme, die in der fernen Höhle wiederhallt, ist nur das zurückgeworfene Bild von dem Tone, der aus unserer Brust kommt.

Man stelle sich in eine der halbrunden Nischen der Westminster-Brücke, so hört eine Person, die in der entgegengesetzten Nische steht, die Worte, die man leise murmelt, und die die zunächst stehenden nicht hören. Unter der St. Pauls-Kuppel erzeugt sich dasselbe Phänomen auf noch erstaunlichere Art. Die Stimme, so schwach sie auch sey, durchläuft den ganzen Kreis des inneren Gewölbes und gelangt zu einer gewissen Stelle, wo sie stark und vernehmlich wird. Man hat das Zurückprallen des Tones berechnet und folgende Resultate gefunden. Eine einzelne Sylbe wird 70 Fuß weit von dem Echo zurückgesandt; zwei Sylben vernimmt man 40 Fuß weiter und so fort immer 40 Fuß für jede Sylbe mehr, bis die Entfernung so groß ist, daß das Echo erstirbt. Einige Echos in Italien wiederholen ganze Melodieen, wie sie gesungen oder gespielt werden. Oft, wenn die Klangstrahlen auf ihrem Wege ein Hinderniß finden, nehmen die Töne eine andere Richtung und scheinen uns von einem entgegengesetzten Punkte herzukommen. Wenn man die Glocke hört, so ist es einem oft, als wenn die Kirche in einer anderen Gegend läge, als wo sie wirklich ist. — Man ruft seinem Hunde, die Tonstrahlen ändern ihre Richtung und der Hund läuft nach dem Orte, wo der Ton herzukommen scheint, und sucht seinen Herrn da, wo er nicht ist.

Die Baumeister, welche Konzert-Säle bauen, sollten die Akustik mit mehr Fleiß studiren, dann würden sie ihren Bühnen nicht die runde oder elliptische Form geben; sie würden dann wissen, daß die Krümmungen der Bogen des Gewölbes die Klangstrahlen an gewissen Punkten sammeln, so daß sie sich nicht durch das ganze Gebäude verbreiten können. Das Parallelogram, welches dem Tone gestattet, sich nach allen Seiten zu vertheilen, ohne irgend anzuhaften, und sich in Tonmassen und Gruppen zu sammeln, ist für musikalische Aufführungen am besten geeignet. In unseren Hauptkirchen sind die runden Gewölbe zu hoch, um den erwähnten Nachtheil herbeizuführen, die Form des Parallelograms ist vorherrschend, und die Wirkungen der Musik sind bewundernswürdig. Die in der Kirche verbreiteten Töne, in dem Maaße, wie sie der verlängerten Ellipse der ungeheuren Bogen folgen, scheinen sich zur Unendlichkeit aufzuschwingen und darin zu verlieren. Im Jahr 1823 wurde in der Domkirche zu York Probe einer großen Messe gehalten, die man aufführen wollte. Es wurden nur fünf Personen bei dieser Probe zugelassen; ich war einer von den fünfen. Sechshundert Instrumentisten und Sänger stimmten zugleich mit einem Male den Chor von Händel: „Gott die Ehre! Gott die Ehre!" an. Die erste Wirkung dieser Explosion von Harmonie war unbeschreiblich. Nichts hinderte ihre Verbreitung in dem unermeßlichen Gebäude. Als das furchtbare Getöse sich legte, als die der großen Wirkung erliegende Imagination sich wieder sammelte, als das große Tutti unter dem Gewölbe langsam hinstarb, glaubte man das Rollen des Donners zu vernehmen, der in fernen Wolken verhallt. (Schluß folgt.)

*) In Richard dem Dritten, wo dieser Usurpator um Lady Anna's Liebe wirbt.

Bibliographie.

Attempt etc. (Versuch zur Erklärung der Phänomene von Hitze, Elektrizität u. s. w.) Von Pollock. Pr. 5 Sh.

History in all ages. (Die Geschichtsschreibung aller Zeitalter.) Pr. 7 Sh.

Morning-discourses. (Morgen-Unterhaltungen.) Pr. 10½ Sh.

The lady's medical guide. (Medizinischer Rathgeber für Damen.) Von Reece. Pr. 4 Sh.

The prophetic messenger. (Der Prophet für das Jahr 1833.) Pr. 2½ Sh.

Nord-Amerika.

Die Zufluchtshäuser in den Vereinigten Staaten.*)

„Die Zufluchtshäuser", sagt der Gouverneur Clinton, der sich in dem Staate New-York unsterblichen Ruhm erworben hat, „sind die besten Straf-Anstalten, die der menschliche Geist erdacht und die seine Wohlthätigkeit ins Werk gesetzt hat."

Das erste Zufluchtshaus wurde 1825 in New-York errichtet; ähnliche Anstalten entstanden in Boston 1826 und in Philadelphia 1828. Gerührt von dem schrecklichen Loose junger Uebelthäter, die, mit verhärteten Verbrechern vermengt, in den Gefängnissen schmachteten, faßten Privatleute zu New-York den Vorsatz, diesem Uebel abzuhelfen. Sie vereinigten ihre Bemühungen, bestrebten sich zuerst, die öffentliche Meinung zu gewinnen, gingen sodann mit edlem Beispiele voran und brachten bedeutende Geld-Opfer, und in Kurzem schlossen sich ihnen zahlreiche Subskribenten an.

Die Zufluchtshäuser, die so ihre Entstehung wohlthätigen Menschen verdankten, waren Anfangs Privat-Anstalten; sie wurden indeß von den öffentlichen Behörden sanctionirt. Alle Individuen, die sie aufnehmen, befinden sich darin in gesetzlicher Haft. Indem jedoch das Gesetz die Zufluchtshäuser gestattet, mischt es sich keineswegs in ihre innere Verwaltung, die sie den Stiftern derselben überläßt. Der Staat giebt jährlich eine Geld-Unterstützung zu ihrem Unterhalte her, und dennoch nimmt er keinen Theil an der Verwaltung derselben.

Die Regierungs-Gewalt der Zufluchtshäuser ruht gemeinschaftlich bei denen, die zur Errichtung des Gebäudes beigetragen haben und noch zu den jährlichen Unterhaltungs-Kosten beisteuern. Die

*) Für die Bewohner Berlin's, das die treffliche Anstalt „zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder" besitzt, dürfte dieser Artikel ein um so größeres Interesse haben.

Digitized by Google

Subskribenten kommen zusammen und ernennen Direktoren (Managers), denen sie die Macht übertragen, die Stiftung nach ihrem Gutdünken zu verwalten. Diese Direktoren ernennen die Beamten und ordnen den Gang der Verwaltung. Sie haben aus ihrer Mitte ein permanentes thätiges Comité niedergesetzt, welches über die Vollziehung aller Beschlüsse zu wachen hat; dies ist die vollziehende Gewalt der Anstalt. Die Beamten der Zufluchtshäuser stehen unmittelbar unter dem thätigen Comité, dem sie alle ihre Akte zur Billigung vorlegen müssen; sie haben der Regierung keine Rechenschaft abzulegen, die ihnen auch keine abfordert. Unter den Beamten ist es der Ober-Aufseher, der von den Direktoren mit der größten Behutsamkeit gewählt wird; denn er ist die Seele der ganzen Verwaltung.

Die Zufluchtshäuser gedeihen so, sich selbst überlassen und nur dem Urtheil der öffentlichen Meinung unterworfen. Man wirkt um so kräftiger zu ihrem Bestehen mit, als diese Mitwirkung frei ist und nur aus eigenem Antrieb geschieht. Die Kosten werden ohne Mühe und ohne Widerstand herbeigeschafft; denn die Beiträge sind freiwillig, und jeder, auch der geringste Beitragende hat Antheil an der Verwaltung und folglich auch an dem Gedeihen der Anstalt. Die Kosten des Baues und der Erhaltung fallen demnach, obgleich nicht vom Staate bestritten, dennoch dem Publikum zur Last; aber sie treffen wenigstens nur diejenigen, deren Vermögen sie am besten zu tragen vermag, und die in dem Verdienste, sich diese Last selbst aufgelegt zu haben, eine moralische Entschädigung finden.

Die Zufluchtshäuser haben zwei Haupt-Klassen von Bewohnern; erstens junge Leute beiderlei Geschlechts unter 20 Jahren, die eines Verbrechens oder Vergehens wegen verurtheilt sind, und zweitens solche, die, ohne verurtheilt zu seyn, noch selbst vor Gericht gestanden zu haben, bloß zur Vorsorge hineingebracht werden. Die Nothwendigkeit solcher Häuser für junge Züchtlinge bestreitet wohl Niemand. Man hat zu allen Zeiten und in allen Ländern den Uebelstand eingesehen, junge Sträflinge mit alten verhärteten Verbrechern in den nämlichen Ort einzusperren. Dieser Uebelstand ist so groß, daß Beamte oft Anstand nehmen, junge Verbrecher vor Gericht zu ziehen, und die Jury, sie zu verurtheilen. Dies führt aber eine andere Gefahr mit sich; die Strafloſigkeit macht sie nur verwegener, und bald begehen sie größere Uebelthaten, von denen eine zweckmäßige Züchtigung sie vielleicht auf immer fern gehalten hätte. Das Zufluchtshaus, in welchem die Behandlung weder zu streng für ein Kind, noch zu gelinde für den Schuldigen ist, hat also den doppelten Zweck, den jungen Sträfling der Gefahr einer zu strengen Züchtigung und einer gänzlichen Strafloſigkeit zu entziehen.

Die nicht verurtheilten Individuen, die man in's Zufluchtshaus schickt, sind junge Bursche und Mädchen, welche, ohne gerade ein Verbrechen begangen zu haben, dennoch in einer Lage sind, die für die Gesellschaft und für sie selbst Besorgniß erregt. Waisen, welche das Elend zum Herumstreichen und Betteln zwingt: Kinder, die von ihren Eltern verlassen wurden, und ein unsittliches Leben führen: kurz, alle diejenigen, welche, sey es nun durch eigene Schuld, durch die Schuld der Eltern oder eines ungünstigen Schicksals in einen Zustand gerathen sind, der so nahe ans Verbrechen streift, daß sie nothwendig darein versinken müßten, wenn man ihnen ihre Freiheit ließe. *) Das Zufluchtshaus nimmt also eben sowohl junge Verbrecher auf, als solche, die nahe daran waren, es zu werden. Diesen erspart es dadurch die Schande einer Verurtheilung, beiden aber die Schmach der Einkerkerung.

Damit keine Art von Unehre an dem Aufenthalte in dem Zufluchtshause hafte, hat man ihm diesen Namen beigelegt, der nur die Idee erlittenen Unglücks weckt. — Das Zufluchtshaus ist also kein Gefängniß, obgleich es mehreren Verurtheilten zum Gewahrsam dient, und der Verhaftete, der es bewohnt, leidet keine Strafe. Auch fehlt es im Allgemeinen der Verfügung, welche die Kinder in dies Haus sendet, an der Feierlichkeit und Form eines richterlichen Urtheils, und hier müssen wir auf eine Thatsache hinweisen, die jene Anstalten besonders zu charakterisiren scheint. Die Beamten nämlich, welche Kinder in dies Haus senden, bestimmen nie eine Zeit für die Dauer ihres Aufenthaltes in demselben; sie beschränken sich darauf, das Kind dem Hause zuzusenden, welches, von dem Augenblick an, die Rechte eines Vormundes über dasselbe erlangt. Diese Vormundschaft geht mit dem 20sten Jahre des Verhafteten zu Ende; die Direktoren können ihn aber schon vor diesem Alter entlassen, wenn es ihnen ersprießlich für ihn scheint. Das Zufluchtshaus hält die Mitte zwischen Schule und Gefängniß. Die jungen Sträflinge werden aufgenommen, weniger zur Züchtigung, als um ihnen eine Erziehung zu geben, die ihre Eltern oder das Schicksal ihnen versagten; daher können die Behörden die Dauer des Aufenthaltes in diesem Hause nicht bestimmen, weil sie nicht voraussehen können, wie viel Zeit dazu gehören wird, um die Kinder zu bessern und ihre bösen Neigungen auszurotten. **) Uebrigens bleiben die Kinder, welche in Folge ihrer guten Aufführung das Haus verlassen dürfen, nichts desto weniger bis zum 20sten Jahre unter der Oberaufsicht der Direktoren, und diese haben das Recht, sie in das Zufluchtshaus zurückbringen zu lassen, wenn sie ihren Erwartungen nicht entsprechen, und können zu diesem Behufe den Arm der Gesetze in Anspruch nehmen.

Man hat in Pennsylvanien Einwendungen erhoben, ob das Zufluchtshaus das Recht habe, Menschen in Haft zu halten, die kein Verbrechen begangen haben und von keinem Richter verurtheilt worden sind. Eine solche Gewalt, sagte man, liefe der Constitution der Vereinigten Staaten zuwider. Man sagte ferner, daß die Macht der Direktoren, die Dauer der Haft nach Belieben zu verlängern oder abzukürzen, eine Willkür wäre, die in einer freien Gesellschaft nicht geduldet werden dürfte. Diese Einwendungen lassen sich theoretisch schwerlich widerlegen; dennoch hat man erkannt, daß das Zufluchtshaus, anstatt das Loos der jungen Verbrecher zu erschweren, es vielmehr erleichtert, und daß die nicht verurtheilten Kinder, die man darin in Haft hält, unter keinem Drucke seufzen, sondern nur eine für sie selbst schädliche Freiheit einbüßen. Niemand hat mehr etwas gegen die Zufluchtshäuser einzuwenden. Indeß begreift man, mit welcher Behutsamkeit die Gewalthaber dieses Hauses ihr Amt verwalten müssen, wenn man erwägt, daß sie die Befugniß haben, ein Kind seinen Eltern mit Gewalt zu nehmen, um es in die Anstalt zu bringen, und daß sie von dieser Befugniß jedesmal Gebrauch machen, wenn Eltern an dem schlechten Wandel ihrer Kinder Schuld sind.

Das Gesetz hat die Möglichkeit von Mißbräuchen vorausgesehen und ihnen vorzubeugen gesucht. Das Kind hat nach dem Gesetze das Recht, von dem Spruche des Beamten, der es in's Zufluchtshaus schicken will, an den ordentlichen Richter zu appelliren. Die Eltern können dies ebenfalls, und man hat Beispiele, daß sie davon Gebrauch machen. Uebrigens, wenn in diesen Anstalten etwas zu fürchten ist, so ist es nicht der Druck der Tyrannei. So wenig dies Haus die Strenge und rein materielle Behandlungsart eines Gefängnisses nachahmen darf, so gefährlich wäre es, wenn es das nachsichtige und ganz auf den Geist berechnete Verfahren einer Schule annähme. Wenn aber diese Anstalten in Amerika irgend von ihrem wahren Zwecke abweichen, so besteht dies wohl mehr in einer zu großen Hinneigung zur Milde als zur Strenge.

Die Grundprinzipien, auf welchen die Einrichtung der Zufluchtshäuser beruht, sind einfach. In New-York und Philadelphia werden die Kinder des Nachts in einsame Zellen abgesondert und dürfen nur am Tage mit einander verkehren. Die guten Sitten scheinen diese Absonderung des Nachts durchaus zu fordern; am Tage aber ist sie nicht nothwendig. Eine gänzliche Absonderung würde Kindern tödtlich seyn, und Schweigen könnte man bei ihnen nur durch Strafen bewirken, deren Härte uns empören muß. Die gänzliche Beraubung geselligen Verkehrs würde außerdem den größten Nachtheil für sie haben, indem sie die geistige Entwickelung bei ihnen hemmte. In Boston werden sie weder bei Tage noch bei Nacht getrennt. Wir haben nicht gefunden, daß die Gemeinschaft des Nachts in diesem Hause schädliche Folgen gehabt hätte; dennoch ist sie in unseren Augen nicht weniger bedenklich und wird zu Boston nur durch eine ganz außerordentliche Aufsicht und Sorgfalt unschädlich gemacht, die man im Allgemeinen selbst von den treusten und eifrigsten Beamten nicht erwarten darf.

Die Zeit der Kinder ist zwischen Unterricht und körperliche Arbeit getheilt. Man bringt ihnen die Elementar-Kenntnisse bei, die ihnen im Leben von Nutzen seyn können, und lehrt ihnen ein Handwerk, welches ihren Lebensunterhalt sichern mag. Ihre geistigen Beschäftigungen geben der Anstalt das Ansehen einer Elementar-Schule; ihre Arbeit in den Werkstätten ist dieselbe, wie in den Gefängnissen. Die Ordnung wird durch zwei Disciplinarmittel erhalten: durch Strafen und Belohnungen. In der Anwendung derselben weichen aber die Zufluchtshäuser von Philadelphia und New-York von dem zu Boston ab. In den beiden ersteren sind folgende Strafen eingeführt: 1) Ausschließung von den Erholungsstunden; 2) Einsperrung in eine einsame Zelle; 3) Wasser und Brod statt aller Kost; 4) bei schweren Vergehen körperliche Züchtigung, d. h. Peitschenhiebe. In New-York gestattet das Reglement die Schläge ausdrücklich; in Philadelphia beschränkt es sich darauf, sie nicht zu verbieten, da es sie nicht ausdrücklich gut heißen mag. Die Strafe wird von dem Oberaufseher verhängt, der in der Anstalt eine unbeschränkte Macht hat.

Während die widerspenstigen Gefangenen so, nach Maaßgabe ihrer Vergehungen, verschiedene Strafen erleiden, genießen diejenigen, die sich besonders gut betragen, ehrenvoller Auszeichnungen. Zur ersten Klasse zu gehören, ist an und für sich eine Ehre, außerdem tragen diejenigen, die sich in den übrigen Klassen hervorthun, gewisse Ehrenzeichen, die sie von allen Uebrigen unterscheiden. Endlich ernennt der Oberaufseher noch, unter den besten Subjekten, eine Anzahl Monitoren, denen er einen Theil seiner Aufsicht überträgt. Dieser Beweis von Vertrauen ist eine Auszeichnung, auf welche sie großen Werth setzen.

In Boston finden körperliche Strafen im Zufluchtshause nicht statt; die Disciplin der Anstalt ist ganz moralisch und auf Prinzipien der erhabensten Philosophie gegründet. Alles ist darauf berechnet, die Seelen der jungen Züchtlinge zu erheben und ihnen ein Streben nach ihrer eigenen Achtung und nach der ihrer Nebenmenschen einzuflößen. Zu diesem Zwecke giebt man sich das Ansehen, sie wie Erwachsene und Glieder einer freien Gesellschaft zu behandeln. Wir rechnen diese Theorie zu den Disziplinar-Mitteln, weil es uns schien, daß die hohe Meinung, die man dem Kinde von seiner Moral und seiner geselligen Stellung beibringt, nicht allein seine Besserung bewirke, sondern auch das beste Mittel sey, völligen Gehorsam von ihm zu erlangen. Als Haupt-Grundsatz steht erstlich in dem Hause fest, daß Niemand für einen Fehler bestraft werden

*) Als wir zu New-York das Zufluchtshaus besuchten, überzeugten wir uns, daß über die Hälfte der bis jetzt aufgenommenen Kinder in Folge von unverschuldeten Unglücksfällen hineingebracht wurden. Von 513 Kindern hatten 135 ihre Väter, 40 ihre Mütter verloren; 67 waren elternlos; 51 waren durch die Schlechtigkeit oder Vernachlässigung ihrer Eltern zu Vergehen verleitet worden. Es waren 47 darunter, deren Mütter wieder geheirathet hatten.

**) Folgendes sind die Behörden, welche Kinder in's Zufluchtshaus schicken können: 1) Das Kriminal-Gericht. 2) Die Polizei-Beamten (police officers). 3) Die Kommissarien des Armen-Hospitals (almhouse). Die revidirten Statuten des Staats New-York enthalten, Kap. 1. §. 13. Tit. 7. Folgendes. „So oft ein Individuum unter 16 Jahren eines strafbaren Vergehens (felony) überführt wird, kann der Gerichtshof, anstatt es zur Einsperrung in ein Central-Gefängniß zu verurtheilen, seine Haft in dem von der Gesellschaft zur Besserung junger Züchtlinge zu New-York errichteten Zufluchtshause verordnen; es sey denn, daß die gedachte Gesellschaft den Gerichtshof in Kenntniß setze, daß es an Platz zur Aufnahme fehle."

kann, der durch kein Gesetz Gottes, des Landes oder der Anstalt selbst untersagt ist; dann enthält das Reglement noch folgende Bestimmung: „Da es die Macht des Menschen übersteigt, die gegen die Gottheit verletzte Ehrfurcht zu bestrafen, so wird demjenigen, der sich eines solchen Vergehens schuldig macht, bloß alle Theilnahme an dem Gottesdienste untersagt, indem man so den Schuldigen der Gerechtigkeit Gottes, die seiner wartet, anheimstellt" — Dies Ausschließen vom Gottesdienste wird in dem Zufluchtshause zu Boston von allen Kindern, so wie von den Ausgeschlossenen selbst, als die schrecklichste aller Strafen betrachtet. — An einer anderen Stelle heißt es, daß keine Angeberei der Kinder gegen einander angenommen werden solle; und in dem darauf folgenden Artikel wird erklärt, daß kein Kind für einen aufrichtig bekannten Fehler Strafe zu erwarten habe.

In Boston giebt es auch ein Sitten-Buch, wo jeder Gefangene, gut oder schlecht, eingeschrieben steht. Was aber dieses Buch von dem in anderen Zufluchtshäusern unterscheidet, ist, daß in Boston jedes Kind selbst die es betreffenden Noten diktirt. Jeden Abend werden die jungen Gefangenen nach einander befragt. Jeder hat sein Betragen den Tag über selbst zu beurtheilen, und nach seiner eigenen Erklärung wird die ihn betreffende Note eingeschrieben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie sich immer selbst strenger beurtheilen, als es Andere gethan hätten; man muß daher oft die Strenge, ja die Ungerechtigkeit ihrer Urtheile mildern. Wenn sich bei der Classification nach dem Sitten-Buche Schwierigkeiten erheben oder einige junge Sträflinge sich gegen die Disziplin vergangen haben, so wird ein Gericht gehalten. Zwölf Geschworene werden unter den Kindern der Anstalt gewählt, die den Angeklagten verurtheilen oder lossprechen. So oft unter ihnen ein Beamter oder Monitor gewählt werden soll, versammelt sich die ganze Körperschaft, schreitet zur Wahl, und der Kandidat, der die meisten Stimmen erhält, wird zum Präsidenten erklärt. Es läßt sich nichts Ernsteres denken, als die Art, wie diese zehnjährigen Wähler und Geschworenen ihr Amt verrichten.

Die Disziplin hat indeß noch andere Waffen, wenn die moralischen Mittel nicht ausreichen. Die Kinder, die sich gut aufführen, genießen besonderer Vorrechte. Sie nehmen an den Wahlen Theil und sind allein wählbar. Die Stimme derjenigen, welche die erste Klasse bilden, zählt sogar doppelt. Diese Art von doppeltem Votum kann die Anderen nicht neidisch machen, weil es bei ihnen steht, dieselbe Gunst zu erhalten. Die Guten haben die wichtigsten Schlüssel des Hauses in Verwahrung; sie dürfen frei aus dem Hause gehen, und in den Versammlungen können sie ihren Platz wechseln, ohne einer Erlaubniß zu bedürfen; man glaubt ihnen bei allen Vorfällen auf ihr Wort, und ihre Geburtstage werden gefeiert. Nicht alle Gute genießen dieser Vorzüge; aber wer zu einer der guten Klassen gehört, hat auf eines dieser Vorrechte Anspruch.

Die Bestrafung der Bösen besteht: in Entziehung des Wahl- und Wählbarkeits-Rechts; ferner dürfen sie bei dem Ober-Aufseher, ohne seine Erlaubniß, nicht eintreten, noch mit ihm sprechen; auch die Unterhaltung mit den anderen Gefangenen ist ihnen verboten; endlich legt man dem Verbrecher, wenn es nöthig ist, körperliche Strafen auf, die ihm sehr empfindlich sind: man legt ihm Handschellen an, er muß eine Binde vor den Augen tragen oder wird in eine einsame Zelle gesperrt.

So weit das System des Zufluchtshauses zu Boston. Dasjenige der Anstalten zu Philadelphia und New-York ist, wenn auch weniger merkwürdig, doch vielleicht besser. Das Zufluchtshaus zu Boston scheint uns zwar allerdings vortrefflich verwaltet und vorzüglicher als die beiden anderen; allein wir schreiben dies weniger dem System selbst zu, als dem ausgezeichneten Manne, der es in Anwendung bringt.

(Syst. pénitentiaire des Etats-Unis par Beaumont et Tocqueville.)

Bibliographie.

Acts of the general assembly etc. (Verhandlungen der General-Versammlung über die Besserungs-Anstalten von Pennsylvanien und die neuen Gefängnisse der Stadt und Grafschaft Philadelphia.)

First and second annual reports etc. (Erster und zweiter jährlicher Bericht der Inspektoren der Besserungs-Anstalt des östlichen Distriktes von Pennsylvanien.) Abgestattet an die Legislatur während der Sessionen von $18\frac{22}{23}$ und $\frac{23}{24}$. Philadelphia.

Morgenländische Literatur.

Ueber Sprachen und Schrift-Charaktere der Tataren, Japanesen und Koreaner.

Das Studium der Chinesischen Sprache führt uns nicht bloß zu vertrauter Bekanntschaft mit der ungeheuren Nation, die sie redet, sondern wir lernen auch andere Völker, die das Reich der Mitte umlagern, auf diesem Wege näher kennen. Manche Sprache des östlichen Asiens ist dem Europäischen Forscher bis jetzt nur mit Hülfe des Chinesischen zugänglich, nicht als ob letzteres mit seinen nachbarlichen Idiomen erweisliche Verwandtschaft zeigte — darüber breitet sich noch ein dichter Schleier — aber seitdem China durch Mongolen und Mandschu ein politisches Uebergewicht in Ost- und Hoch-Asien erhalten hat, suchten sich die Beherrscher des weitläuftigen Reiches Kenntniß von Sprache und Schrift der einverleibten Völker zu erwerben. Schon früher bahnte der Buddhismus dem Sanskrit einen Weg nach China, und die beispiellose politische Selbstständigkeit des Japanischen Insel-Reiches schützte dessen Bewohner wenigstens nicht vor einer gewissen geistigen Abhängigkeit von China, dem sie, mit mehr oder weniger Modificationen, ihre Schriftzüge verdanken.

Wirklich finden wir in der Chinesischen Literatur viele Uebersetzungen Indischer, Tibetanischer und Arabischer Werke, größtentheils religiösen Inhalts; ferner Mandschu-Tatarische Sprachlehren, Mandschusche und Mongolische Wörterbücher, Polyglotten, Wörterbücher u. s. w. Auch besteht in Peking seit dem Jahre 1382 das sogenannte Uebersetzungs-Kollegium, welches unter gegenwärtiger Dynastie die Akademie der Hanlin beaufsichtigt. Man bildet daselbst Dolmetscher für acht fremde Sprachen: 1) Sanskrit, 2) Siamisch, 3) Bucharisch (mit dem Persischen verwandt), 4) die Papa-Sprache (von den Pa-pe, einem noch unbekannten Volke in Hinter-Indien gesprochen), 5) Uigurisch (ein Türkischer Dialekt), 6) Tibetanisch, 7) Birmanisch, 8) Pe-y (ein anderes Volk jenseit des Ganges).

Der verstorbene Professor Abel Remusat giebt in seinem (unvollendet gebliebenen) Werke „Recherches sur les langues Tartares" manche interessante Notiz über die vornehmsten dieser Sprachen. Seine Untersuchungen, die theils philologischer, theils historischer Art sind, machen es höchst wahrscheinlich, daß man bei den Völkern Hoch-Asiens keine für die Urgeschichte der Menschheit werthvolle literarische Denkmäler zu suchen hat. Das Tibetanische, die rauhe und barbarische Sprache eines Gebirgs-Volkes, das gerraume Zeit, von der übrigen Welt abgeschieden, seine schneeigen Hoch-Plateaux bewohnte, scheint keine andere Literatur zu besitzen, als eine Buddhistisch-religiöse, deren Werke aus dem Sanskrit übertragen sind, und die Schrift der Tibetaner ist eine Verstümmelung des Indischen Dewanagari.

Die Mandschu-Tungusen, die heutigen Beherrscher des Chinesischen Reiches, haben ihr Alphabet oder Syllabarium von den Mongolen bekommen, die vor ihnen im Besitze China's waren. Die Mongolen aber verdanken ihre Schrift den Uiguren, einem Türkischen Stamme, der die Gegenden des heutigen Hami (Chamil) und Turfan bewohnt. Das Studium der Uigurischen Schrift hat zu dem merkwürdigen Ergebniß geführt, daß sie aus Syrien stammt. Sie wurde in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung durch Syrische Priester in das Innere Asiens gebracht. Gewisse Sekten, die in einigen Punkten von der allgemeinen Lehre abwichen, als Manichäer und Nestorianer, schützen sich frühzeitig im Herzen des Orients vor dem orthodoxen Verfolgungsgeiste. Sie predigten das Christenthum in jenen unermeßlichen Steppen und beschenkten die bekehrten Völker noch mit einer anderen Wohlthat, der Buchstabenschrift. Wie unermeßlich groß sind die Räume, in denen die Schrift der Phönicier (der sich bekanntlich als Schwestern oder Töchter das Hebräische, Syrische, Arabische, als selbstständigere Verwandte aber das Griechische und die übrigen Europäischen Schriftarten anreihen) ausgebreitet ist! Wie vielen und verschiedenartigen Sprachen mußte sie sich anbequemen!

Viel Merkwürdiges bietet uns auch Sprache und Schrift der Japanesen. Obgleich die Sprache von dem Chinesischen wesentlich eben so verschieden ist, als von den Tatarischen Idiomen, so haben selbige doch gewissen Einfluß auf das Japanische gehabt. Das Chinesische, wenigstens die Schriftsprache, ist dem gebildeten Japaner eben so bekannt, als seine Muttersprache, nur daß die Pronunciation verstümmelt wird. So giebt es in Japan für alle Dinge zwei Benennungen, eine verdorbene Chinesische und eine nationale. Der ersteren bedient man sich lieber zur Bezeichnung solcher Gegenstände, die in die Fächer der Politik, der Gesetzgebung, Religion, schönen Wissenschaften u. s. w. gehören. Darauf gründet sich nun der sonderbare Umstand, daß solche Werke, die nicht ausschließlich für Gelehrte oder Ungelehrte geschrieben sind, ein bizarres Gemengsel Chinesischer und Japanischer Wörter darbieten, die oft sogar in der nämlichen Phrase zusammengestellt sind. So durchdringen sich diese beiden Sprachen wechselseitig, wie das Japanische und Chinesische Element. Noch sonderbarer ist das Schrift-System der Japanesen, wovon es zwei Hauptarten giebt.

Die erste ist folgende: man bedient sich der Chinesischen Zeichen, die aber nicht als Symbole der Begriffe, die sie ursprünglich darstellen, sondern als Merkmale eines Lautes gelten, der ihnen willkürlich beigegeben worden. Diese phonetisch gewordenen Zeichen weisen nicht immer auf den Laut hin, der ihnen im Chinesischen entspricht, sondern oft auch auf das Japanische Synonym. So wird derjenige Schrift-Charakter, der im Chinesischen einen Baum bezeichnet, bald, wie bei den Chinesen, mu, bald Japanisch ki ausgesprochen. Es kommen noch andere Sonderbarkeiten hinzu, die dem Leser, der weder die Chinesische noch die Japanische Schrift kennt, unmöglich klar gemacht werden können. Die zweite Schreibweise ist viel einfacher. Man wählte eine bestimmte Zahl Chinesischer Charaktere, mit Abstraction von ihrer Bedeutung und in abgekürzter Form, um das Japanische Alphabet oder vielmehr Syllabarium darzustellen. Hier beobachtet man mit Interesse, wie der menschliche Geist von der hieroglyphischen Schrift zur Sylbenschrift fortschreitet, und wie diese endlich in ein wahres Alphabet übergeht. Ein solches hat Abel Remusat bei den Koreanern entdeckt, deren 24 Buchstaben auf ähnlichem Wege aus Chinesischen Zeichen sich entwickelt haben. Von einer anderen Seite ist Champollion zu ähnlichen Ergebnissen gekommen, indem er auf den Denkmälern Aegyptens durch ähnlichen Prozeß die hieroglyphische Schrift in die alphabetische übergehen sah.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Mittwoch den 5. Dezember 1832.

Altnordische Literatur

(Erster Artikel.)

„Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed." (Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde.) Herausgegeben von der Königlichen Gesellschaft für Nordische Literatur. Erster Band. Kopenhagen, 1832. 8. (mit 1 Kupfertafel.)

Wenn diese Zeitschrift, wie wir wünschen, Bestand hat, und wenn alle folgende Hefte dem ersten an Werth und anziehender Mannigfaltigkeit gleich kommen, so hat die Königliche Gesellschaft, welche sie veranstaltet und die Herausgabe besorgt hat, neuen bedeutenden Anspruch auf den Dank aller Literaturfreunde; denn, obschon man, nach einer bekannten Klugheitsregel, gewöhnlich in den ersten Heften einer Zeitschrift ihre besten Beiträge zu suchen hat, so erinnert sich Rez. doch nicht, unter so manchen schönen Vorläufern einen gefunden zu haben, der diesen hier übertroffen hätte. Aus den meisten der sieben Fächer dieser Zeitschrift finden sich hier bereits Beiträge. Sie will nämlich mittheilen: 1) Uebersichten der Altnordischen Literatur, im Allgemeinen, oder einzelner Zweige derselben. 2) Abhandlungen über denselben Gegenstand. 3) Kurzgefaßte alterthümliche Nachrichten und Aufsätze, sammt Bemerkungen über die Altnordische Sprache und Auszügen dahingehöriger Schriften. 4) Bearbeitungen Altnordischer Dichtung oder Prosa. 5) Bericht über die eigenen Arbeiten der Gesellschaft. 6) Anzeigen von gefundenen Alterthümern und Alterthumssammlungen. 7) Nachrichten von den Fortschritten und Bereicherungen der Alterthumskunde.

Aus solchem Umfange ersieht man, daß diese Nordische Zeitschrift, welche zugleich als eine Fortsetzung der Antiquarischen Annalen („Antiquarisk Annaler") anzusehen, doch noch mehr umfassen will; was sie denn auch schon mit dem ersten Hefte erfüllt. Dieses wird würdigerweise von dem Manne eröffnet, welcher unter allen jetzt lebenden Dänen die größten Verdienste hat um die Isländische Literatur im Allgemeinen und besonders um ihr wichtigstes Fach, die Geschichtschreibung.

Wir lesen hier nämlich I. des Bischofs P. E. Müller umgearbeitete so inhaltsreiche Abhandlung über der Isländischen Geschichtsschreibung Ursprung, Blüthe und Untergang (Seite 1 — 54), welche vor zwei Jahrzehnten in der Königlich Dänischen Wissenschaftsgesellschaft vorgelesen und, aus des Verfassers Handschrift vom verstorbenen Professor Sander ins Deutsche übersetzt, bald darauf im Druck erschien,*) aber bisher noch nicht Dänisch gedruckt wurde. Es wäre sehr zu bedauern gewesen, wenn diese gründliche Untersuchung nicht auch der vaterländischen Literatur einverleibt wäre.

Rez. beginnt mit der Bemerkung, daß bei keinem anderen Volke auf Erden, welches Geschichtschreibung gehabt hat, diese Kunst sich vom Beginn unter solchen Bedingungen entwickelt und auch auf seine Höhe gelangt ist, als in Island. Diese Bedingungen aufzufinden und in ihr rechtes Licht zu stellen, war um so mehr vonnöthen, als diese Entwickelung in dem sonst so verdienstlichen Werke des Professors L. Wachler („Geschichte der historischen Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der liter. Kultur in Europa") vermißt wird.**) Bischof Müller hat nachgeholt, was Professor Wachler übergangen, und genügend die Frage beantwortet: „Warum waren es gerade die Isländer, welche im Norden die Fakel der Geschichte anzündeten, und wie konnte deren Schein so lange von dem fernen Eilande her leuchten!"

Schon die Art, wie Island bevölkert wurde, ist sehr merkwürdig und mußte des Landes Verfassung und ganze Richtung nach dem Geiste der Ansiedler bestimmen. Hier war es nicht, — wie gewöhnlich bei Ansiedlungen, — die Hefe des Volks, welche sich niederließ, sondern die ersten Anbauer waren vielmehr die Blüthe des Volks. Denn einerseits hatten die ärmeren Normänner nicht die Mittel, Schiffe auszurüsten und damit nach Island zu ziehen; andererseits hatten auch die Geringen und Unangesehenen im Volke keinen solchen Grund, vor Harald Schönhaar zu flüchten, wie die, welche in der Schlacht bei Hafursfjord den Heerschild gegen ihn erhoben hatten, oder die, stolz auf den eigenen väterlichen Adel, es für schmählich achteten, einem Könige zu dienen, welchen sie als einen angemaaßten Herrscher ansahen. Es war eigentlich Norwegens Adel, der Island bevölkerte. Natürlich zog mit dem Häuptlinge nicht allein Frau und Kinder, sondern auch Hausgesinde, Knechte und Vieh. Eben so pflegten Freunde, Bundesbrüder und mehrere freie Männer sie zu begleiten. Die neue Wohnstätte bestimmten Wind und Wetter und der Glaube an die Götter der Väter; sobald man dem Lande im Gesichte war, warf der Schiffsherr, unter Anrufung Thors, die Säulen des Hochsitzes oder die beiden an den Enden ausgeschnitzten Holzstöcke, welche den Hochsitz des Hausvaters gezieret hatten, ins Meer; und wo diese ans Land trieben, da wurde der neue Wohnsitz errichtet. Nach dem Verlaufe von sechzig Jahren war das ganze Land in Besitz genommen. Die Verfassung ward aristokratisch. Jeder Häuptling herrschte in seinem Umkreise. Gütliche Vereinigungen waren die einzigen, so stattfinden konnten, und zu diesen wurden die neuen Ansiedler frühzeitig getrieben. Man erneute des Mutterlandes alte Gebräuche. Dort war man gewohnt, sich mit seinem angehörigen Gefolge auf der Thing- (Volksversammlungs- und Gerichts-) Stätte, im Gotteshause, bei den großen Opfern und Gastmählern nach der Ernte und am Feste (Neujahr) zu versammeln. Eben so geschah es auch in Island; nur ward die Verfassung hier noch freier, als in Norwegen; denn dort hatte doch selbst der reichste Bauer (Grundbesitzer) der Uebermacht des Königs huldigen müssen.

Beim Thinge befolgte man, bis förmliche Gesetze eingeführt wurden, die alten Gewohnheiten. Die streitenden Theile ernannten selber ihre Richter unter den Nachbarn. Meist gewann der seine Sache, dessen Partei die stärkste war. Die Häuptlinge waren oft zugleich Priester (hof-godar) und erhielten von jeder Hofstätte im Umkreise eine Tempel-Abgabe (hof-tolld). Diese wurde späterhin als Erstattung der Reisekosten zum All-Thinge (des ganzen Landes) entrichtet. Außerdem erhielt er Verehrungen von dem, dessen Sache er führte, und einen Zoll von den Schiffen, welche an seinem Ufer landeten. Sein Amt konnte verkauft und veräußert werden; auch konnte es zur Strafe verlustig gehen. Uebrigens war es erblich, wie in Norwegen.

So lange die Einwanderung währte, blieb der große Umfang des Landes Bürge für die inwärtige Ruhe. Seitdem geschah es zuweilen, daß ein streitlustiger Mann durch einen Holmgang (Zweikampf auf einem Holm, d. i. Eiland) oder durch Drohung damit einen Grundbesitzer von seinem Eigenthume vertrieb. Aber in der Regel wurde die Wahrheit des Ausspruches anerkannt, welchen Erich auf Guddalen zu Reidar that: „Es ist unstatthaft, daß das Volk mit einander kämpfe, so lange noch ein solcher Volks-Mangel im Lande ist."

Daß die Isländer den alten Norwegischen Brauch der Seeräuberei aufgaben, erklärt der Verfasser aus ihrem Mangel an Schiffsbauzeug. Aus ihren kurzstämmigen Bäumen konnten sie nur kleine Schiffe zimmern. Die kriegsgewohnten Männer saßen also nun daheim auf ihrem Hofe und ermangelten der Beschäftigung. Daraus folgte, daß die verschwundenen Zeiten oft vor ihre Erinnerung traten. Die eigenen Thaten führten sie dahin, auch der Väter Thaten zu gedenken. Die meisten Ansiedler waren ahnenstolze Männer. Die Skandinavier legten Werth auf vornehme Geburt. Die ersten Bewohner Islands mußten demnach wohl Lust und Trieb empfinden, ihren Kindern von dem alten Norwegen, seinen berühmten Geschlechtern und deren Thaten zu erzählen. Auf solche Weise entstand eine zusammenhangende Erzählung von den Thaten der Altvordern, eine Saga.

Die Saga's, welche uns noch übrig sind, gehen jedoch nicht weit in der Zeit zurück; sie pflegen nur vom Vater und Großvater anzuheben. Desto älter waren die Erinnerungen, welche durch die Lieder der Skalden im Gedächtniß aufbewahrt wurden. Die Lieder von Völund (dem Deutschen Heldenschmid Wieland), von den Volsungen und Giukungen (den Söhnen Gibichs, d. i. den Nibelungen), mögen schon vor Islands Bevölkerung gesungen seyn, entweder wie wir sie noch in der älteren oder Sämunds-Edda lesen, oder in einer älteren Gestalt.

Daß eben so die Sagen von den Dänischen Königen durch die Ansiedler nach Island überbracht worden, erhellt sowohl aus den Edda-Liedern von den Helgi's, als daraus, daß die Dichter schon zur Zeit des ersten Anbaues der Insel das Gold Frodi'

*) Ueber den Ursprung und den Verfall der Isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der Altnordischen Gedichte. Kopenhagen, 1813. 8.

**) Dänemarks Geschichtschreibung wird darin Bd. II. Abth. 4. S. 408 — 12 abgehandelt.

Mehl und Fyrisvold's Saat und den Galgen Habor's Roß nannten.*)

Geschichtliche Lieder von bedeutendem Umfange gehörten jedoch zu den Seltenheiten; häufiger waren diejenigen, worin Eines Helden sämmtliche Thaten aufgezählt wurden. Kein Wunder, daß die Helden-Lieder, welche von den Skalden in des Helden eigenem Hause abgesungen wurden, durch Ueberlieferungen aufbewahrt blieben. Ihr Umfang in einer unliterarischen Zeit darf nicht nach den wenigen Brocken beurtheilt werden, welche wir — ringsum so mit Büchern versehen — gegenwärtig noch auswendig lernen. Die Aufbewahrung der Homerischen Rhapsodieen und der Gesänge Ossian's lehrt uns, was das Gedächtniß leisten kann, wenn es vonnöthen oder der Mühe werth ist. Zuweilen wurden die Isländischen Lieder von einer ganzen Menge auswendig gelernt. Es mangelt nicht minder an Beispielen, daß man dem Gedächtnisse zu Hülfe kam, indem man die Lieder mit Runen auf Stäbe einritzte. Es waren besonders die Skalden, welche die älteren Lieder in ihrem Gedächtnisse bewahrten. Doch darf man nicht glauben, daß ihr ganzes Geschäft nur darin bestand, neue Lieder zu dichten und die alten auswendig zu lernen: nein, sie sangen nicht bloß, sondern sie sochten zugleich; und wir haben, wie Bischof Müller bemerkt, beinahe eben so viele Denkmäler ihrer tapferen Thaten, wie ihrer Dichtkunst übrig. Sie waren zuweilen des Königs Vertraute; auf jeden Fall wurde ihnen der Hochsitz am Hofe eingeräumt: z. B. bei Harald Schönhaar und anderthalb Jahrhunderte später bei dem Schweden-König Olof, genannt Schoßkönig.

Als die drei Grundlagen, aus welchen die Isländische Geschichtschreibung hervorging, nennt der Verfasser (vergl. besonders S. 15) die Lust, alte Sagen zu erzählen, den Sinn für die Dichtkunst und das Ehrgefühl; Alles natürlicherweise gepflegt und geordnet durch die Beschaffenheit des bürgerlichen Zusammenlebens. Daß die Begebenheiten auf Island nur klein waren (denn ein Treffen, in welchem zwölf Mann fielen, wurde hier schon für bedeutend angesehen), kann sie des Anziehenden nicht berauben. Ein großer Geschichtschreiber hat gesagt, daß nichts in der ganzen Geschichte Griechenlands ihn in solchem Maße angezogen habe, als die Messenischen Kriege.

Die Lust an der Dichtkunst erhielt sich in Island unter demselben Himmelsstrich und bei derselben Lebensweise. Der Kornbau, welcher viel Arbeit erfordert, war daselbst nur unbedeutend. Die Heu-Ernte und Fischerei beschäftigten nur einzelne Jahreszeiten, und der wichtigste Nahrungs-Zweig, die Viehzucht, verlangte nur wenig Pflege. Die häuslichen Zusammenkünfte, besonders in den langen Winter-Abenden, veranlaßten Mittheilung und Lust an Unterhaltung.

Viel Zeit wurde außerdem auf gesellige Lustbarkeiten verwandt. Die Pferdekämpfe und Viertels-Versammlungen**) wurden fleißig besucht, besonders die allgemeine Volks-Versammlung (Allthing), wo alle ansehnliche Männer der Insel jährlich zusammenkamen. Es wurde für eine Schande angesehen, nicht dahin zu reisen, und für eine Ehre, dort die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen. Die Häuptlinge wurden dabei von anderen Thing-Männern, ihren Schutz-Genossen, begleitet und waren darauf bedacht, sie zu vertheidigen, selbst in gefährlichen Sachen. „Gleich wie die Europäische Politik Kenntniß von dem Charakter der Fürsten fordert, so mußte der Isländische Landmann, zu seiner eigenen Sicherheit, von der Gemüthsart aller Häuptlinge unterrichtet seyn."

Daraus leitet Bischof Müller die Begierde ab, womit alle Isländer neue Saga's von gleichzeitigen merkwürdigen Begebenheiten aufnahmen. Gewiß ist, daß die allermeisten Saga's, welche wir noch übrig haben, dieses politische Gepräge an sich tragen. Sie enthalten die Darstellung der wichtigsten Streitigkeiten eines einzelnen Mannes, oder eines Geschlechts, oder einer Landschaft; diese werden bis auf die kleinsten Züge geschildert, und beigefügt wird eine allgemeine Charakteristik der wichtigsten Personen.

Was die Darstellungsweise betrifft, so tritt dabei niemals die Eigenthümlichkeit des Erzählers hervor; sondern es klingt, als hörte man nur einen Wiederhall der allgemeinen Sage. Keine Betrachtungen werden angestellt, keine Einleitungen vorausgeschickt. Die Geschichte beginnt stets mit den Worten: „Es war ein Mann, der hieß ꝛc." Auch keine Beurtheilungen der Handlungen werden beigefügt; es wird nur gesagt, daß diese That das Ansehen des Mannes vermehrte, daß jene That Manche tadelten. In den meisten Saga's herrscht die Gesprächsweise, und je älter eine Saga ist, desto mehr tritt diese hervor.

Wo viel erzählt wird, und wo man gern Geschichten hört, da wird sich auch bald bei Manchem ein Geschick entwickeln, gut zu erzählen. Island bekam frühzeitig seine Sagamänner. Aber wenn diese Kunst anfangs ein Gegenstand der Ehrbegierde, so war der Uebergang leicht, noch mehr durch erdichtete Erzählungen zu wirken. Der historische Roman ist nicht erst in Walter Scott's Tagen ein Anstoß für manchen Geschichtforscher geworden. Schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte man in Island erdichtete Saga's, welche neben den reingeschichtlichen erzählt wurden.

Solches war der Kreislauf der mündlichen Erzählung auf Island; er begann mit dem mythischen Stoff, entwickelte sich an dem geschichtlichen und endete mit dem fabelhaften.

Nachdem der Bischof Müller entwickelt hat, auf welche Weise die Isländer Geschichtschreiber ihres eigenen Landes wurden, geht er S. 21 über, zu zeigen, auf welche Weise sie zugleich Geschichtschreiber des ganzen Nordens wurden. Die einsame Lage der Insel schien sie hieran zu hindern; aber der Verkehr mit Norwegen blieb lebendig und zugleich die Theilnahme an den Angelegenheiten des Mutterlandes. Selbst als die Einwanderung schon aufgehört hatte, fuhren jährlich noch immer Kaufleute zwischen Norwegen und Island. Diese waren häufig von ansehnlicher Herkunft, zuweilen der Norwegischen Könige Hofleute. Außerdem reisten die Isländer selber in fremde Länder; sie fuhren nach England, nach den Orkney's und besonders nach den drei nordischen Höfen. Daß die reisenden Skalden meist Isländer waren, erklärt der Verfasser daraus, daß die Skaldenkunst der Ausdruck des altnordischen Geistes war, welcher sich in Island erhielt, während er im übrigen Norden, erstlich durch die Macht der Oberkönige, danach durch die Einführung des Christenthums, verloren ging. Auch die Sagamänner reisten auf ihre Kunst außer Landes; aber wie dies erst in späteren Zeiten geschah, so standen sie auch in geringerem Ansehen. Die Skalden gehörten zum Hofgesinde; die Sagamänner behandelte man wie Histrionen.

Wenn der gereiste Mann heim kam nach Island, so wurde er mit großer Aufmerksamkeit empfangen; bei der Volksversammlung suchte man ihn auf, und er mußte erzählen, was er gehört und gesehen hatte. In des Bischofs Magnus Leben wird berichtet, daß, als er im Jahre 1135 von seiner Reise nach Sachsen über Norwegen zurückkam, das Volk gerade wegen einer Sache versammelt war, worüber man nicht einig werden konnte: da meldete ein Bote, daß der Bischof geritten käme, und Alle wurden darüber so erfreut, daß sie sogleich die Versammlung verließen, und der Bischof mußte auf eine Erhöhung vor der Kirche treten, um der versammelten Menge Alles zu erzählen, was sich in Norwegen, während er im Auslande gewesen, zugetragen habe. Dieses ist nicht der einzige Zug im Leben der Isländer, welcher uns an Morgenländische Sitten erinnert.

Man nahm sonst gewöhnlich an, daß vor Ari Frodi's Zeit in Island nichts Geschichtliches aufgeschrieben worden; und man schließ nun weiter, daß alle Geschichtschreibung in diesem Lande nur eine Frucht des durch das Christenthum erweckten Sinnes für Schreibekunst und Bücher gewesen; ferner nahm man an, daß die verschiedenen Saga's, welche wir ohne Angabe des Verfassers übrig haben, zu Ende des dreizehnten oder gar erst im vierzehnten Jahrhundert geschrieben worden. Bischof Müller berichtigt diese Vorstellungen und giebt vollgültige Beweise für das höhere Alter der Saga-Literatur. Aber der Raum verstattet uns hier nicht, dem Verfasser weiter zu folgen; was auch um so minder vonnöthen scheint, als der geschichtkundige Leser bereits mit des Bischofs Müller Ansichten und Ergebnissen bekannt seyn muß, theils aus seiner Saga-Bibliothek, theils aus seinen Untersuchungen über Snorri und Saxo.

Dagegen wollen wir noch einige Blicke auf die von ihm angeführten Ursachen des Verfalls der Isländischen Geschichtschreibung werfen.

Die Hauptursache muß in dem Verfalle der alten Verfassung gesucht werden. So lange die öffentliche Meinung noch einiges Gewicht hatte, mußte auch die Stimme der Saga gelten. Aber als mächtige Geschlechter sich mit einander durch Heirathen verbanden, stieg ihre Macht zugleich mit der Anzahl ihrer Thingmänner (Gefolges). Zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte Hafliði Marsen einen Streit mit Thorgils Oddsen; der Erste ritt mit 1200 Mann, der Letzte mit 700 Mann zum Thinge. Gegen solche Gefolge konnten einzelne unabhängige Männer nicht lange mehr bestehen. Damit beschränkte sich der Kreis der Isländischen Geschichte auf die Fehden weniger Häuptlinge (S. 48). Es fehlt viel, daß man die Sturlunga-Saga mit derselben Theilnahme läse, wie die älteren Erzählungen von weit geringeren Fehden. Aus der eben genannten Saga wird einem verständlich, was sonst wunderlich erscheinen muß, warum die Isländer sich gutwillig unter die Herrschaft der Norwegischen Könige begaben. Es war nämlich jetzt, während der beständigen Bürgerkriege zwischen den Häuptlingen, keine Sicherheit mehr im Lande. Anstatt daß zuvor nur ein einzelnes Gehöft abbrannte, lagen nunmehr ganze Landschaften verwüstet. König Hakon Hakonson wußte bald diese Umstände zu benutzen und beschleunigte (im J. 1260) eine Begebenheit, welche in sich selbst eine Folge des natürlichen Laufs der Dinge war.

Sobald die Norwegische Königsherrschaft auf Island Wurzel gefaßt hatte, wurde die innere Ruhe hergestellt; aber zugleich verminderte sich der Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten, welcher bereits unter der Herrschaft weniger Häuptlinge geschwächt war. Es giebt seit der Zeit keine Saga's mehr von inländischen Begebenheiten.

Dies sind einige Hauptzüge der höchst merkwürdigen Abhandlung, welche von einem weit größeren Kreise gelesen werden sollte, als der der Geschichtschreiber und Alterthumsforscher ist.

P. A. H.

*) Ueber den Ursprung dieser Benennungen vergl. auch die Edda-Lieder und die jüngere (Prosa-) Edda.

**) Island war in vier Viertel getheilt, daher Fiordungs-thing.

Dänische Bibliographie.

Juridisk Tidsskrift. (Juristische Zeitschrift.) Herausgegeben von Prof. Rosenvinge, Prof. Bang und Justizrath Hansen. 19r Band.

Blade af Negerslaven Martins Portefeuille. (Blätter aus dem Taschenbuche des Negersklaven Martins.) Herausgegeben von M. Winther. Pr. 1 Mk.

Fädrenelandske Romancer. (Vaterländische Romanzen.) Von J. P. Holst. Pr. 2 Mk.

Gallerie for Danske og fremmede Classikere. (Gallerie Dänischer und fremder Klassiker.) 1r Bd.

Dramatiske Scener. (Dramatische Scenen.) Aus einer alten Handschrift frei übersetzt von C. Bredahl. 5r Bd. Pr. 8 Mk.

Efterretning ꝛc. (Nachrichten von alten Burgen Dänemarks und der Herzogthümer.) Von Dr. B. Becker. 3r Bd. Pr. 8 Mk.
Ueber Schleswig's und Holstein's Unzertrennlichkeit nach der Versicherungs-Urkunde 1460. Historische Untersuchung von Dr. H. F. J. Estrup.

England.

Die Naturtöne und ihr Verhältniß zur Musik.

(Schluß.)

Das Instrument großer Kirchen, der König der Instrumente, ist die Orgel; kein anderes kommt ihr an Mannigfaltigkeit, Kraft und Umfang bei. Sie ist die Tochter des Mittelalters, das Organ christlicher Musik; tief und ernst, wie der Glaube, unnachahmlich in ihrer grandiosen Wirkung.

Im Jahr 1824 hörten der König und die Königin der Sandwich-Inseln, die das Christenthum kaum ein wenig civilisirt hatte, zum ersten-Mal den Klang der Orgel von Westminster. Ich war bei dieser Feierlichkeit zugegen. Noch glaube ich den kleinen Neger im Chor bei dem Dechanten zu sehen, in schwarzem Kleide, weißer Weste, grünlichen Handschuhen, die Augen starr nach der Decke gerichtet. Ein wenig weiter saß eine Frau von kolossalem Wuchse, mit edlen Zügen und stolzer Physiognomie; es war die Königin. Beim ersten Ton der Orgel stürzte sie aus ihrem Chorstuhl, und die Englische Dame, die bei ihr war, konnte nur mit Mühe die heftige Bewegung der armen Frau etwas besänftigen. So oft die Orgelpfeifen ihre melodischen Akkorde ausströmten, gerieth die arme Königin in dieselbe Extase, in dasselbe Erstaunen und fiel fast in Konvulsionen. Endlich mußte man sie forttragen, so heftig hatte sie diese Musik angegriffen.

Die Blas-Instrumente, an deren Spitze der harmonische Koloß steht, von dem wir eben sprachen, ahmen die Stimmen der Menschen und der Vögel nach. Einige Vögel, wie die Enten, haben in ihrem Bau die Urform der Klarinette und der Hoboe; andere, wie der Hahn, lassen ihre Stimme schmetternd erschallen, wie die Trompete und das Clarin. Von allen Singvögeln aber ist der Papagei, wegen seiner täuschend getreuen Nachahmung der menschlichen Stimme, der merkwürdigste. Er bildet seine Noten tief in der Kehle. Lord Kelly hatte einen Papagei, der das God save the King vollständig und ohne einen einzigen Fehler sang. Wenn man ihn fragte: „Willst Du singen?" antwortete er: „Ich singe nie am Sonntage." — „Nur zu, das hat nichts zu sagen, ein kleines Liedchen." — „Ich bin heiser; hören Sie nicht, wie heiser ich bin?" —

Braham's, des berühmten Sängers, Papagei war nicht weniger bewundernswürdig. Eine Dame, welche das Talent dieses Künstlers sehr bewunderte, pflegte ihren Papagei in ihre Theater-Loge mitzunehmen. Der Papagei brachte es durch langes Anhören des Sängers dahin, seine Manier vollkommen nachzuahmen. Eines Tages, als Braham bei dieser Dame speiste, brachte ein Bedienter den Vogel herein, der, auf seinem Stabe sitzend, sogleich das Gespräch eröffnete: „Sing' uns etwas, Braham!" Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Nun, wenn Du nicht singen willst, so will ich an Deiner Stelle singen." Und nun stimmte er das Rule Britania mit klarer sonorer Stimme an, mit silberhellen Appoglaturen und Kadenzen, ganz in Braham's Manier, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte. Er nahm den Vogel später zu sich. Dies ist derselbe Papagei, vor dem Madame Catalani, in ihrer Bewunderung seines Talents und seiner vollen Stimme, sich einst auf die Kniee warf.

Wenn es dem Gesang des Vogels an Abwechselung fehlt, wenn seine improvisirten Melodieen unvollständig und immer die nämlichen sind, so wird dagegen die Vollendung seiner Töne von dem vollkommensten Instrumente selten erreicht. Einige dieser Instrumente, wie die Flöte, haben nur zwei Oktaven, was ihre Leistungen auf eine sehr enge Sphäre beschränkt. Die Klarinette, ein schwer zu behandelndes Instrument, von schneidendem, oft unangenehmem Ton, war es noch mehr vor Erfindung der Klappen, die dessen Gebrauch erleichtern. Die Posaune, welche die Römer und Hebräer bei ihren Triumphen und religiösen Ceremonieen gebrauchten, war seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen, als man eines dieser Instrumente beim Nachgraben in Herkulanum entdeckte. Das Mundstück war von Gold und die Schallöffnung von Erz. Der König von Neapel schenkte diese Seltenheit Georg III. Dieser ließ nach dem Muster derselben kupferne Posaunen anfertigen, die seitdem bei allen Europäischen Armeen eingeführt wurden und in der Militair-Musik eine so wundervolle Wirkung thun.

Die Trompete, die Wenige recht zu benutzen wissen, wird bei den Russen in Konzerten gebraucht. Als der berühmte Baillot in Moskau war, führte ihn der Fürst Potemkin in eine finstere Gallerie, wo ein Trompeten-Konzert gegeben wurde.

„Wie finden Sie das?" fragte der Fürst den Virtuosen, nachdem das Stück vorgetragen war. — „Ich habe nie etwas gehört, das sich hiermit vergleichen ließe. Dies ist Musik aus einer anderen Welt, und ich kann nicht begreifen, womit man solche Wirkungen hervorbringt." Man brachte Fackeln. Baillot sah jetzt zweihundert Soldaten in einer Linie stehend, von denen jeder eine Trompete hatte, beinahe von der Form eines Löschbütchens, und welche an Größe von einem Zoll bis zu 20 Fuß Länge abwechselten. Jede Trompete gab nur eine Note; es bedurfte deren 200, um das Konzert von Haydn auszuführen, und die zweihundert maschinenmäßigen Spieler hatten jeder ihre Note so richtig angegeben und so genau Takt gehalten, daß es vollkommen und selbst besser als von wirklichen Künstlern exekutirt wurde. Ein gewöhnliches Orchester hätte nicht jedem Ton dieselbe Gewalt, dieselbe Klarheit und denselben Umfang geben können.

Das Urbild der Orgel und aller Blas-Instrumente, die wir gebrauchen, findet man in den weiten Höhlen, in denen der Wind sich verfängt, und deren ungeheure Röhren eine so furchtbare Harmonie ausströmen. Die Küste von Cornwallis ist voll ausgehöhlter Felsen, welche vor einem Sturme einen kläglichen tiefen Laut, ganz wie den einer Orgel, von sich geben. Kein Fischer läßt seinen Nachen ins Meer, sobald diese düstere Stimme sich hören läßt. Der Matrose, auf dem Verdeck seines Schiffes, zittert, wenn er sie hört, und er, den die feindlichen Kanonen nicht schrecken, erbebt bei der Stimme dieses wohlbekannten Vorboten. Man weiß, welcher Schrecken die Landleute ergreift, wenn der Meeradler seine kreischende Stimme vernehmen läßt oder auch nur der Rabe in der alten Eiche krächzt. Nicht ohne Absicht sind diese so furchtbar tönenden Stimmen den Raub- und Nachtvögeln gegeben, und wenn man an der allgemeinen Harmonie, die in den Werken des Schöpfers herrscht, zweifeln könnte, so dürfte man, um sich davon zu überzeugen, nur das zarte Girren der harmlosen Taube mit dem Geträchze des blutgierigen Geiers, oder das muntere Liedchen des unschuldigen Hänflings mit dem Siegesgeschrei des Adlers vergleichen.

Der Mensch hat alle Arten von Tönen nachgeahmt, die durch das Zusammenschlagen der Metalle, die Schwingungen der Saiten und den Mechanismus der Luftröhre und der Stimmritze hervorgebracht werden. Der Wind, der durch das Laub fährt, lehrte ihn, die Saiten der Leyer ertönen zu lassen, und von den Echo's lernte er, wie man durch geschicktes Anbringen des Resonanzbretts dem Ton, der sich da konzentrirt und zurückprallt, mehr Kraft und Weichheit geben kann. Die Harfe, die Guitarre, das Fortepiano sind die Resultate dieser Entdeckungen.

Die Guitarre, welche die Musiker so verachten, ist ein Orchester im Kleinen. Ein geschickter Guitarrenspieler kann auf seinem Instrumente Trio's und Sextetten spielen. Freilich kann sie bei ihrem schwachen Ton und ihrem geringen Wiederhall keine große Wirkung thun, besonders heutzutage, wo die Komponisten in ihren Partituren, wenn sie könnten, gern Kanonendonner, Wetterschlag und Erdbeben anbrächten. Die Guitarre, Mutter unserer Violine und Tochter der alten Laute und der Griechischen Lyra, ist eben so leicht gebaut als gestimmt. Ein Jeder, der für Musik Sinn hat, wird ihr Akkorde entlocken können, ohne von einem Meister die Tablatur gelernt zu haben. Für den einsamen Spieler hat die Guitarre unendlichen Reiz. Sie erzittert an seiner Brust, sie ist ganz sein eigen. Je näher der Spieler mit seinem Instrument in Berührung kommt, desto gefühlvoller und mächtiger sind die Töne, die er ihm entlockt. Die Sackpfeife, unter den Blas-Instrumenten, und die Mandoline, unter den Saiten-Instrumenten, sind ohne Ausdruck. Bei der ersteren hat der Hauch des Blasenden einen zu weiten Raum zurückzulegen, und das schneidende immerwährende Pizzikato der Mandoline, in die man nicht mit dem Finger, sondern mit einer Feder greift, ist bekannt. Die Harfe hingegen, die Geige, die Flöte, die von dem Spielenden unmittelbar beseelt werden, geben seine Gefühle ganz wieder.

Und so ist es mit der Guitarre. Damit sie indeß ihre gehörige Wirkung thue, müssen Umstände und Lokalitäten günstig seyn. Ein Herbst-Abend, ein dunkles Wäldchen, ein halb erhelltes Zimmer, tiefe Stille — dann ruft dieses Instrument, trotz seiner schwachen und sanften Töne, die tiefsten Regungen unserer Brust hervor. — Die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel, unter allen Völkern dasjenige, welches seine Gefühle am meisten in sich selbst zurückdrängt und ihnen mit der höchsten Wollust nachhängt, hat stets die Guitarre in hohen Ehren gehalten. Die Geschichtsschreiber erzählen uns von einer Portugiesischen Armee, welche, in die Flucht geschlagen, 11,000 Guitarren auf dem Schlachtfelde zurückließ. Im Erbfolge-Kriege überraschte ein Reiter, der auf Rekognoszirung ausgeschickt war, eine feindliche Vedette in dem Augenblick, wo sie, aus langer Weile, ihre Guitarre stimmte. Der Reiter fand, daß der feindliche Soldat es unrecht angriff, nahm ihm die Guitarre aus der Hand, stimmte sie und gab sie ihm mit den Worten zurück: „Ahora es templada" (Jetzt ist sie gestimmt). In einem kleinen Instrumente, welches so die Seele beherrscht, muß gewiß eine geheime Macht verborgen seyn.

Was die Geige betrifft, so ist sie das Wunder, die höchste Vervollkommnung der Tonkunst. Um dieses wundervolle Instrument, das der Mensch allein erfand, zu schaffen, bedurfte sein Genius eines höheren Aufschwungs, denn die Natur gab ihm kein Vorbild dazu her. — Man kann die Geige als das End-Resultat der Experimente mehrerer Jahrhunderte betrachten. Sie vereinigt die Vorzüge der Lyra, der Laute, der Mandoline und der Viola, ohne deren Fehler zu haben, und die großen Künstler der neueren Zeit haben ihr eine Vollkommenheit gegeben, die man von einem so schwachen und anfangs so verachteten Instrument nie erwarten durfte.

Seit einigen Jahren hat man neue Experimente gemacht. Das Erbeben des Glases oder der Metalle, wenn sie von festen Körpern geschlagen oder vom Winde bestrichen werden, gab neuen Instrumenten das Daseyn, wovon einige, wie Franklin's Harmonika, fast magische Wirkungen hervorbringen.

Der Rhythmus, den die Trommel so genau angiebt, ist ein wichtiger, zu sehr vernachlässigter Theil der Tonkunst. Der Accent, der nicht ganz das ist, was der Rhythmus, hat ebenfalls seine Wichtigkeit. Die ganze Kraft und Gewalt der Trommel besteht in Rhythmus und Accent. Eine Sonate, auf der Trommel exekutirt, ist das Skelett der Composition; man findet Accent und Rhythmus, aber allein, abgesondert, ohne Harmonie und Melodie. Für den, der philosophischen Forschergeist mit der Inspiration des Künstlers verbindet, ist dies ein sehr interessantes Studium.

In ungleichen Zwischenräumen, deren Ungleichheit jedoch einem allgemeinen Gesetz unterworfen ist, thut man mehrere, bald rasche, bald langsame Schläge. Die ganze Masse dieses Geräusches wird in gleiche Abtheilungen gebracht, welche den Takt geben. Man kann aber der einen oder der anderen Note mehr Nachdruck geben, und dies ist der Accent. So hört man, wenn der Schmidt auf den Ambos schlägt, drei Schläge von gleichem Zeitmaaß, aber von ungleicher Stärke: Eins, zwei, drei; Eins, zwei, drei. Der Accent ruht auf der ersten Note. Der sogenannte Rappel, der fast in ganz Europa derselbe ist, besteht ebenfalls aus drei Schlägen, auf deren erstem der Accent ruht. Der Generalmarsch hingegen besteht nur aus Doppelschlägen, wovon immer der erste den Accent hat. Das ganze System des musikalischen Zeitmaßes beruht auf dieser einfachen Grundlage. Der Takt ist entweder gerade oder ungerade; man kann die Noten, aus denen er besteht, entweder in Paare oder nur zu dreien abtheilen. Legt man, wo der Takt zwei Tempo's hat, den Accent auf die ungeraden Noten, so wird der Charakter der ganzen Melodie verändert; geht man noch weiter, und nimmt die Noten eines Walzers zu zweien, statt zu dreien, oder zu dreien, statt zu zweien, so erhält man eine ganz neue Melodie. Der Accent und der Rhythmus bestimmen den besonderen Charakter der Melodie. Jede Nation hat ihren eigenen Rhythmus. In unseren Kirchenliedern erkennt man noch die Spur der langen und weichen Ondulation der Griechischen Musik. Die Polnische Musik nimmt die Noten zu dreien und fünfen; die Schottische zu vieren und die Deutsche zu zweien. Alle Schiffer-Lieder haben den Drei-Noten-Takt; es ist der Ruderschlag; Eins, zwei, drei. Der Accent ruht auf der ersten Sylbe.

Giebt man den Noten gar keinen Accent und läßt sie ohne alle Nüancen auf einander folgen, so entsteht nur ein langes harmonisches Gestöhn; aller Ausdruck ist dahin; daher sind auch die Musikdosen, Drehorgeln, u. dgl., die durch Mechanismus spielen, eintönige Instrumente, deren man bald müde wird. Der Unterricht in der Musik ist noch so weit zurück, daß man dem Schüler, wenn vom Takte die Rede ist, nichts vom Accent sagt, und doch ist es ausgemacht, daß, bei einem Takt von zwei Tempo's, der aus zwei schwarzen oder vier Achtelnoten besteht, der Accent nicht der nämliche ist, als in dem $\frac{2}{4}$ Takt, der dieselben Noten enthält, aber verschieden accentuirt, und paarweise statt zu vieren genommen. Der $\frac{4}{4}$ Takt unterscheidet sich ebenfalls von $\frac{2}{4}$ Takt nicht durch die Länge der Note, sondern durch die Stelle des Accents. In dem $\frac{4}{4}$ Takt sind die großen Abtheilungen in gerader Zahl, und diese werden wieder in eine ungerade Zahl von Unter-Abtheilungen gebracht; im $\frac{2}{4}$ Takt sind die Haupt-Abtheilungen ungerade und die Unter-Abtheilungen gerade. Die Musikstücke im $\frac{4}{4}$ Takt müssen also 4 Accente in jedem Absatze haben, und die im $\frac{2}{4}$ Takt, 6 oder 3; nämlich die Zahl 12 wird entweder in 2 mal 6 und diese wieder in 2 mal 3, oder in 3 mal 4, und diese in 2 mal 2 abgetheilt.

$\frac{4}{4}$ T. — $\underline{\underline{1}}$, 2, 3, | $\underline{\underline{4}}$, 5, 6; | — $\underline{\underline{7}}$, 8, 9, | $\underline{\underline{10}}$, 11, 12.

Der Accent ruht auf 1, 4, 7, 10.

$\frac{2}{4}$ T. — $\underline{\underline{1}}$, 2, | $\underline{\underline{3}}$, 4; | — $\underline{\underline{5}}$, 6, | $\underline{\underline{7}}$, 8; | — $\underline{\underline{9}}$, 10, | $\underline{\underline{11}}$, 12.

Hier ruht der Accent auf 1, 3, 5, 7, 9 und 11.

Die Walzer haben immer den $\frac{3}{4}$ Takt und die Gigs den $\frac{6}{8}$ Takt. Doch wir wollen, ohne hierbei zu verweilen, auf die Prinzipien der Kunst zurückgehen. — Nicht bloß ist die Wirkung anders bei den accentuirten Noten, als bei den nicht accentuirten, sondern bei dem zweitheiligen Zeitmaße ist die erste Hälfte des Taktes immer stark und die letzte schwach; in dem dreitheiligen Zeitmaße hingegen ist das erste Drittel stark, das zweite schwächer und das dritte noch schwächer. Vergebens würde der Spieler gegen die Natur der Musik, die er vorträgt, ankämpfen wollen, das Diminuendo in Hinsicht des Accents ist in jedem Takte unvermeidlich; den Accent erhält immer die erste Note, die man greift.

Die Trommel, deren eintöniges Wirbeln keine Nüancen zu gestatten schien, ist heutzutage, durch Rossini und Beethoven erweitert, in dem Orchester zu einer hohen Würde gelangt. Wird sie pianissimo geschlagen, so gleicht ihr Ton dem Murmeln eines fernen Echo's und giebt die Idee eines unermeßlichen und geheimnißvollen Raums. Dieses so beschränkte Instrument hat in England einen leidenschaftlichen Liebhaber gefunden, den Grafen Sandwich. In den Konzerten, die er veranstaltet, übernimmt er immer selbst die Trommel. Er ließ im Saale zu Himbinbrook eine ganze Seite mit Pergament bespannen, um ein Oratorium von Händel aufzuführen, und als man an dieses tönende Pergament schlug, gab es einen nie geahnten, so furchtbaren Ton von sich, daß mehrere Damen ohnmächtig wurden.

Rossini hat den Gebrauch der Glöckchen und Triangel eingeführt. Wir zweifeln nicht, daß man diese bis jetzt so beschränkten metallischen Percussions-Instrumente noch sehr vervollkommnen wird. Wenn man erwägt, daß man mit acht Glocken oder Schellen, welche die diatonische Skala bilden, 320 verschiedene Passagen geben kann, so wird man einsehen, wie viel sich aus diesem jetzt so vernachlässigten Theil der Musik noch machen läßt. In Musikstücken, die im Freien vor einem großen Auditorium vorgetragen werden, muß das Zusammenschlagen der Metalle, von einem geschickten Komponisten verständig angebracht, eine mächtige Wirkung thun. Dies beweisen unsere Glocken, trotz dem daß sie keine Harmonie haben und man sie weder stimmt, noch ihre Schwingungen mäßigt, oder sie besonderen Gesangweisen unterwirft.

Welche neue Instrumente man aber auch erfinden, so sehr man auch die alten vervollkommnen mag, wird doch nie eines der menschlichen Stimme gleich kommen. Wer die höchste Wollust kennen will, die aus dem Verein und Aufeinanderfolgen von Tönen zu schöpfen ist, muß nach Deutschland gehen und eine Fahrt auf der Donau in Gesellschaft jener herumziehenden Musikbanden machen, die in Deutschland so häufig und so geschickt sind. In der erfrischenden Sommerabend-Kühle, bei schwachem Sternenschimmer, muß man auf dem Strome langsam dahinschweben, wenn überall Ruhe, Größe, Schweigen herrscht und der Sänger-Chor jene Ströme majestätischer, edler, einfacher und süßer Harmonie aushaucht, die der Stille des Orts, der Schönheit des Abends und den Schatten, die über die Wellen gleiten, so ganz entspricht. (Monthl. Rev.)

Bibliographie.

Magdalen. — Nebst anderen Erzählungen. Von J. S. Knowles. Pr. 4½ Sh.

Memoirs etc. (Denkwürdigkeiten des Dr. Berney.) Von Mad. d'Arblay. 3 Bde. Pr. 36 Sh.

Lives etc. (Leben und Thaten berüchtigter Banditen und Räuber.) Von Macfarlane. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Oriental scenes etc. (Morgenländische Scenen, Skizzen und Erzählungen.) Von Roberts. Pr. 10½ Sh.

Irish and English dictionary. (Irländisch-Englisches Wörterbuch.) Von O'Brien. Pr. 12 Sh.

Taylors system of short hand. (Taylors Tachygraphie.) Herausgegeben von Cooke. Pr. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Theologie in Dänemark. Man schreibt aus Kopenhagen: „Die Professoren der Theologie an der hiesigen Universität, Clausen und Hohlenberg, beabsichtigen eine Zeitschrift für ausländische theologische Literatur herauszugeben, welche, der Ankündigung zufolge, besonders Mittheilungen, Auszüge und Uebersetzungen Deutscher theologischer Werke enthalten wird. Für theologische Streitfragen herrscht hier fortwährend ein besonderes Interesse, und namentlich ist die Frage wegen Abänderung oder Beibehaltung des geltenden Rituals, wie der liturgischen Bücher, ein beständiger Gegenstand von Streitschriften."

— Lord Eldon und Lord Stowel. John Scott, Lord Eldon, ehemaliger Lord-Kanzler von England, ist zu New-Castle am Tyne geboren und der dritte Sohn von William Scott. Sein Vater war das, was man in der Handelssprache jenes Platzes einen „Schaffner" nennt, d. h. ein Agent, der den Verkauf und die Verschiffung von Steinkohlen besorgte. Er hatte mit Wenigem angefangen, aber durch Industrie und Sparsamkeit ein bedeutendes Vermögen erworben. Dabei war er ein Mann von großer Schlauheit und Weltkenntniß. Da er sehr bald die hervorstechenden und, was ihm noch vorzüglicher schien, die nutzbaren Talente seiner jüngeren Söhne, William und John, bemerkte, so gab er ihnen eine ihren Anlagen angemessene Erziehung. Eine merkwürdige Verschiedenheit in den Fähigkeiten beider Brüder soll sich bereits in ihren Knabenjahren gezeigt haben. Wenn der Vater, nach seiner sonntäglichen Gewohnheit, sie über die eben vernommene Predigt befragte, so gab William, der ältere, (jetzt Lord Stowel) auf der Stelle eine bündige und lichtvolle Uebersicht der Haupt-Argumente der Predigt, — wenn sich dergleichen Dinge darin fanden, was nicht oft der Fall ist. John hingegen ging alle kleinen Details der Rede durch, wenn sie auch noch so lang war, aber der klare Ueberblick, den sein Bruder mit halb so viel Worten gegeben hatte, fehlte; und in dieser Weise stellte sich ihr Charakter durch das ganze Leben dar. So richtig ist Wordsworth's treffliche Bemerkung: „Der Knabe erzeugt den Mann." William war von Anfang an zum Studium der Rechte bestimmt; John hingegen sollte sich zuerst der Kirche widmen, was aber seine frühe Heirath glücklicherweise verhinderte. Beide Brüder ergaben sich also der Jurisprudenz. Der Erfolg blieb nicht lange aus, denn nicht bloß Erziehung und Charakter, sondern jeder Vorgang seines früheren Lebens trug wunderbar dazu bei, den Grafen von Eldon zu der Rolle, die er spielen sollte, geschickt zu machen. (Tait's Magazine.)

— Theater-Einnahme in London. Die höchste jährliche Einnahme, die je das Covent-Garden-Theater oder, wie wir glauben, irgend ein anderes Theater in London hatte, fand in der Saison von 1810 — 11 statt, in welcher 100,000 Pfd. Sterling an der Kasse eingingen. Der ganze Mehrbetrag der Einnahme gegen andere Jahre entstand daher, daß man Kavallerie auf die Bühne brachte. Die Ausgaben in dieser und der folgenden Saison betrugen im Durchschnitt 300 Pfd. Sterling jeden Abend. — In Drury-Lane zog keine neue Erscheinung jemals so an, als die des jungen Master Betty in den Jahren 1804 — 5. Als dieser Knabe das zweite mal den Douglas spielte, am 13. Dezember 1804, war die Einnahme 751 Pfd. 19 Sh. Am 13. Februar 1805 wurden 718 Pfd. 18 Sh. eingenommen; am 7. März aber gingen 763 Pfd. 3 Sh. ein, und dies war die höchste Summe in den 26 Abenden seines Auftretens. Er trat damals in 6 Rollen auf: als Norval, Selim (in Barbarossa), Friedrich (in Lovers' Vows), Tankred, Hamlet und Romeo. Die schwächste Einnahme in der Zeit seines Auftretens war die vom 1sten April, an welchem nicht mehr als 505 Pfd. 18 Sh. eingingen. An diesem Abende wurde Douglas gegeben. (Mag. of fashion)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Freitag den 7. Dezember 1832.

Holland.

Holland im Kampfe mit England.

Es ist für Europa ein ungewohntes Schauspiel, diese beiden Staaten im Kampfe mit einander zu sehen. Uebereinstimmende Zwecke und Bestrebungen, gemeinsame Interessen, sowohl materieller Art, wie die des Handels und Verkehrs, als rein geistiger, wie die der religiösen und bürgerlichen Freiheit, verbündeten die große Insel mit demjenigen Lande, welches ihm seine zahlreichen Kanäle als Communications-Wege mit dem Europäischen Kontinent stets offen hielt, und der Feind des einen, von Philipp II. bis zu Napoleon, galt auch als der des anderen Landes. Nur einmal, und zwar zu einer Zeit, da Karl's II. unenglische Politik seinem Nachfolger den Weg zum Exile und seinem Oranischen Gegner, dem nachmaligen Wilhelm III., den zum Englischen Throne bahnte, war Großbritanien im offenen Kampfe mit Holland, gab aber dadurch diesem nur Gelegenheit, die Jahrbücher seines National-Ruhmes, aus denen es jetzt noch Begeisterung und den Muth zu schweren Opfern schöpft, mit neuen Heiden-Namen zu vermehren.

Wir erinnern uns in der Zeit harter Prüfungen gern der Vergangenheit, deren thatenreiche Geschichte uns Trost und die Hoffnung einer großen Zukunft verleiht. Wir leben die Thaten unseres Volkes noch einmal; wir sterben, aber wir siegen auch mit ihm, und mit dem Siege leben wir von Neuem auf. Der Dichter, der uns seine Thaten besingt, Homer, der im Achill den göttlichen Helden seines Volkes feiert, wird zum wahren vates, zum Seher der Zukunft, dem auch die spätesten Enkel noch mit klopfendem Herzen zuhören. Dem Geschichtsschreiber kommt die Popularität auf halbem Wege entgegen, wenn er in der eigenen Sprache die Geschichte des eigenen Volkes würdig zu erzählen weiß, und wie scharfsinnig, wie gelehrt, wie unterhaltend auch der seine Gibbon seyn mag, er ist von seinen Landsleuten doch nie so viel gelesen und bewundert worden, als Hume, der von jenen Eigenschaften ein bei weitem geringeres Maaß besitzt.

Mögen wir es darum auch den Holländern zu gut halten, wenn sie jetzt in ihren Proclamationen und Reden, wie in ihren literarischen Erzeugnissen, so viel von ihren Vorfahren und ihrem vereiterlichen Ruhme sprechen. Es steht den schweigsamen Handels-Herren gar nicht übel, wenn sie, von dem Drange der Zeit aus den alten Gewohnheiten aufgerüttelt, mit lauter Begeisterung von dem großen Oranien, dem Heldenmüthigsten aller Schweigsamen, reden. Die Frauen wissen mit lieblicher Rührung alte Familien-Traditionen von Entsagungen und Selbstaufopferungen zu erzählen; die Schul-Knaben deklamiren uns aus Helmers, dem Sänger von Alt-Niederland, vor, und selbst die Hökerinnen auf den Straßen von Amsterdam sprechen von Tromp und De Ruiter, als wenn sie gestern noch diese Helden gesehen hätten.

De Ruiter namentlich ist ein populairer Held. Die See, das Wasser ist das Element des Holländers; in seine „See-Löwen" setzt er ein ganz besonderes Vertrauen, und van Speyk hat seiner Meinung nach nichts weiter gethan, als was jeder Niederländische Seemann, der auf seine Flagge etwas hält, ihm täglich nachthun würde. Wir wollen hier, um den Grund dieses National-Stolzes nachzuweisen, eine Episode aus den Holländischen Seekriegen der in der Ueberschrift bezeichneten Epoche mittheilen, und zwar so, wie sie ein jetziger Holländischer Schriftsteller erzählt:

„Im Jahre 1672 erwarteten wir die Heimkehr einer bedeutenden Flotte von Smyrna, deren Werth auf 1½ Millionen Gulden geschätzt ward. Da rüstete der König von England, mitten im tiefsten Frieden und ohne irgend eine Kriegs-Erklärung, verrätherischer Weise eine Flotte aus, mit dem Befehl, die unsrige anzugreifen und wegzuführen."

„Robert Holmes, der nämliche, welcher im letzten Kriege, ohne vorgängige Erklärung, die Feindseligkeiten gegen uns begonnen hatte, stach mit 38 Schiffen in See, die er in drei Geschwader vertheilte, um die Holländische Flotte gleich bei ihrem ersten Erscheinen anzugreifen. Unsere Kauffahrtei-Flotte von Smyrna bestand aus 72 Schiffen mit einem Convoy von 5 Kriegs-Fahrzeugen. Holmes brannte vor Ungeduld, einer so reichen Beute sich zu bemeistern. Den 23. Mai 1672 entdeckte er unsere Flotte auf der Höhe der Insel Wight und schickte ihr sogleich sechs Fregatten entgegen, die mit vollen Segeln über uns herfielen. Die Holländer waren schon zu weit im Kanale vorwärts gesegelt, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, umzukehren; sie entschlossen sich also, den verrätherischen Angriff zu bestehen. Sie theilten auch ihre Flotte in drei Geschwader; den Oberbefehl über das Centrum erhielt der Capitain van Haas, als Admiral; das Vorder-Treffen befehligte Capitain Dubois, als Vice-Admiral, und die Reserve der junge Kornelius Evertzen, in der Eigenschaft eines Contre-Admirals. Die Kauffahrer, welche keine Kanonen hatten, wurden gleichmäßig unter die Geschwader vertheilt, um über die Linie hinauszurücken; unsere fünf Kriegsschiffe hielten sich zwischen dem Feinde und den Kauffahrern, damit diese ihren Zug fortsetzen konnten, ohne aus der Linie und Schlacht-Ordnung zu treten. Dieser Plan wurde pünktlich befolgt. Weit entfernt, sich zu ergeben, kämpfte unsere Mannschaft so ruhmvoll, daß Holmes nach einem Treffen von wenigen Stunden sich zurückziehen mußte."

„Am folgenden Morgen um 9 Uhr erneuerte sich der Kampf. Die Engländer hatten eine Verstärkung von vier Linien-Schiffen und einer beträchtlichen Anzahl kleiner Fahrzeuge erhalten. Der feindliche Admiral, welcher 80 Kanonen an Bord hatte, griff den Capitain van Haas an, dessen Schiff nur 50 Stück Geschütz und 80 Bewaffnete trug. Der Englische Vice-Admiral bekämpfte den Capitain Dubois, der um ein Drittheil schwächer war, als sein Gegner, und dennoch konnten beide Englische Admirale nicht den geringsten Vortheil davontragen. Nach Mittag versuchte Holmes einen neuen Angriff und umzingelte das Schiff des älteren Johann van Nes. Dieser focht muthig und starb den Heldentod; sein fürchterlich mißhandeltes, gänzlich rhederloses Schiff sank auf den Grund. Unsere übrigen Schiffe wehrten sich eben so heldenmüthig, aber auch van Haas mußte seine treue und hartnäckige Vertheidigung der Ehre und der Interessen des Vaterlandes mit dem Leben büßen. Dem Allen zum Trotz konnten die Engländer nur vier von unseren Kauffahrtei-Schiffen kapern; die übrigen kamen wohlbehalten in den Häfen des Vaterlandes an. So fielen unsere wackeren Streiter und rötheten den Ocean mit ihrem Blute, das meuchlerisch in tiefem Frieden vergossen ward!"

„Im nämlichen Jahre brach jener berühmte Krieg aus, während dessen wir eine verbündete Englische und Französische Flotte bekämpfen mußten. Schon hatten die Engländer allein eine furchtbare Flotte bereit, aber die General-Staaten waren entschlossen, ihnen zuvorzukommen, und noch vor Ende Aprils stach die Niederländische Flotte, 91 Segel stark, in die See. Diese Flotte kommandirte der Held De Ruiter, auf dessen Schiff sich Rewaard de Witt, als Abgeordneter der General-Staaten, befand. Die Flotte war in drei Geschwader, unter De Ruiter, Bankerd und van Gend, vertheilt. Ihr erster Zweck war, die Vereinigung der Englischen und Französischen Flotte zu hindern; allein dieses Projekt scheiterte. Erst am 7. Juni entdeckten die Unseren die verbündete in der Bai von Souls ankernde Flotte, die aus 140 Kriegsschiffen bestand, von denen 30 unter dem Befehl des Französischen Admirals d'Estrées standen. Der Herzog von York kommandirte als Chef, war aber, von Eigenliebe und Stolz auf seine eingebildeten nautischen Kenntnisse aufgeblasen, zum Kampfe nicht vorbereitet, als De Montague, Graf von Sandwich, ihm das Herannahen der Unserigen verkündete. Auf diese Nachricht eilte jedes Schiff an seinen Posten, und viele mußten ihre Anker im Stiche lassen, um zu gleicher Zeit in Schlachtlinie treten zu können. De Ruiter benutzte diesen Augenblick der Unordnung und griff den Feind an, was auch vom besten Erfolg gewesen wäre, wofern nicht Sandwich, mitten in der Gefahr die größte Kaltblütigkeit bewahrend, die Flotte aus der Bai ins Freie gebracht und sie auf diese Art gegen unsere Brander geschützt hätte."

„Jetzt begann die Schlacht mit gleicher Erbitterung von beiden Seiten. De Ruiter griff den Herzog von York an und zwang ihn, sein völlig ruinirtes, von unseren Kugeln durchlöchertes Schiff zu verlassen, so daß York nicht den Muth hatte, ein zweites Treffen zu wagen. Der Capitain Johann van Brakel, der sich schon in der Schlacht bei Chattam so rühmlich hervorgethan hatte, sollte zwar, nach dem Schlacht-Plane, nur die rothe Flagge bekämpfen*); er fand jedoch Gelegenheit, das Schiff des Grafen von Sandwich anzugreifen, welches die blaue Flagge führte. So steuerte er mit 60 Kanonen und 300 Mann auf dieses Fahrzeug los, das mit 104 Kanonen und 1000 Streitern bemannt war. Van Brakel's Schiff nahm sich neben diesem Koloß wie eine Schaluppe aus.

*) Man weiß, daß die Engländer ihre See-Flaggen in die rothe, blaue und weiße abtheilen.

Ohne Feuer zu geben, fuhr es quer durch die feindlichen Schiffe, die unaufhörlich kanonirten, um es in Schach zu halten. Das Schiff empfing noch auf seinem weiteren Laufe die Ladung des „Sandwich", und als es gleichsam Bord an Bord mit letzterem gekommen war, entlud es endlich seine Feuerschlünde gegen diesen und begann ein fürchterliches Gemetzel. Der Englische Segler war in einem so hülflosen Zustande, daß Sandwich sich ergeben haben würde, wenn van Brakel die Flagge des Eskadre-Chefs geführt hätte. Endlich, als das Schiff auf dem Punkte war, unterzusinken, fuhr eine mit Menschen überfüllte Schaluppe von demselben ab, und bald ging jenes große und prächtige Gebäude mit aller noch übrigen Bemannung auf den Grund des Meeres, und der Seeheld Sandwich verlor sein Leben."

„Unser kühner van Gend, der sich besonders gern mit den Engländern messen wollte, weil sie seine Auslieferung verlangt hatten, um ihn exemplarisch dafür zu bestrafen, daß er die Königliche Jacht „Merlyn" nicht salutirt hatte, eröffnete ein mörderisches Feuer mit der blauen Flagge, ward aber gleich zu Anfang der Action getödtet. De Witt bestand auf dem Verdeck seines Schiffes ein hartnäckiges Scharmützel. Drei seiner Hellebardiere stürzten, von dem feindlichen Blei durchbohrt, entseelt an seiner Seite nieder, drei andere wurden tödtlich verwundet. Drei Bürger von Amsterdam, Gerhard Hasselaaer, Konrad Heemskerk und Johann Berg, gaben an der Spitze eines Matrosen-Trupps, den sie auf eigne Kosten ausgehoben, glänzende Proben von Tapferkeit. Hasselaar bezahlte diesen Ruhm mit seinem Leben. De Ruiter erklärte: „„er habe vielen See-Gefechten beigewohnt, aber niemals sey er bei einem mörderischeren und heißeren Kampfe zugegen gewesen."" Ein Lieutenant von dem in den Grund gebohrten „Sandwich", der zu De Ruiter an Bord gebracht wurde, konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „„Welch ein Kampf! Es ist noch nicht um Mittag, und man hat schon mehr gethan, als im Jahre 1666 in vier Tagen!"" Am Abend, nachdem er Zeuge von Allem gewesen war, was am Bord des Admiral-Schiffes sich zugetragen hatte, rief er, von Staunen überwältigt: „„Welch ein Admiral! Er ist zu gleicher Zeit Admiral, Capitain, Steuermann, Matrose und Soldat; dieser Mann, dieser Held vereinigt Alles in sich!""

„Das hier beschriebene See-Treffen begann um 7 Uhr des Morgens und endete in der Nacht. Die Franzosen erlitten bei weitem den geringsten Verlust, indem sich Graf d'Estrées stets in ehrerbietiger Entfernung gehalten hatte. Aber die Niederländische Flagge behauptete noch einmal heldenmüthig ihren alten Ruhm im ungleichen Kampfe von 91 Fahrzeugen gegen 140 Kriegesschiffe der vereinigten Britisch-Französischen Flotte!"

„Im Verlaufe desselben Jahres, das eben so stürmisch als glorreich für unseren Staat war, unternahmen die Engländer, nachdem sie von ihrer blutigen Niederlage in der Bai von Soulz sich erholt hatten, eine Landung im Texel. Der Tag war festgesetzt, und sie erwarteten nur noch die Fluth, um das Unternehmen auszuführen. Aber gegen die Ordnung der Natur dauerte die Ebbe länger als zwölf Stunden, und dieser Umstand gab De Ruiter Zeit, unsere Küsten zu säubern. Bald nachher zerstreute ein heftiger Sturm aus Süd-West die Britisch-Französische Flotte, und wir waren an der See-Seite gerettet. Endlich kreuzten die Engländer, aus Rache wegen ihrer verunglückten Landung, auf dem Meere, um unsere Handels-Schiffe aus Ostindien, die sich nach Süden gewendet hatten, damit sie den Kriegsgefahren entgingen, bei ihrer Wiederkehr in Empfang zu nehmen. De Ruiter, von seiner Seite, wollte diese Räubereien verbüten und rüstete sich zu neuen Kämpfen; aber jene reich beladenen Schiffe, an der Zahl vierzehn, kamen bei Emden an, von wo sie De Ruiter bis nach dem Texel und Vlie geleitete. Endlich ankerten sie, durch ihn gerettet, mit einem Schatze, der auf mehr als 140 Tonnen Goldes (1,400,000 Gulden) berechnet ward."

„Damals wendeten unsere Väter, unsere frommen Vorältern, noch ein Mal ihre dankbaren Blicke zur göttlichen Vorsehung, von der sie diesen unmittelbaren und mächtigen Schutz empfingen. Die Erinnerung an dieses wunderbare Zusammentreffen denkwürdiger Ereignisse hat uns immer aufrecht erhalten in Zeiten der Drangsal; sie hat uns ermuthigt, sie wird uns noch ermuthigen in unserer gegenwärtigen Lage. Wie damals, werden wir auch jetzt unser Vertrauen auf dieselbe göttliche Vorsehung setzen, die so oft unser kleines Holland auf eine glänzende Weise gnädig errettet hat. Die Gerechtigkeit unserer Sache wird Gnade finden vor dem Throne des Ewigen! Laßt uns ihn ansehen in der Demuth unserer Herzen, daß er noch einmal, wie ehemals, der Gott und der Vater der alten Niederlande seyn werde!"

Bibliographie.

Handboek der Hoogduitsche Letterkunde. (Handbuch der Deutschen Literatur.) Eine Blumenlese aus den besten Deutschen Prosaisten, von der frühesten Zeit ab, chronologisch geordnet; mit Lebensbeschreibungen derselben und erklärenden Anmerkungen von N. G. van Kampen. Harlem.

De tocht naar Tervueren. (Der Zug nach Tervüren.) Helden-Gedicht, an Sylvanus van de Weyer gewidmet. [Von Herrn van der Hoop.] Dritte vermehrte Auflage. Rotterdam.

Magazijn voor volwassene meisjes. (Magazin für erwachsene Mädchen.) Von A. B. van Meerten, geb. Schilperoort. 2 Bde. Breda.

Bijbelsche gedichtjes. (Kleine biblische Gedichte für die Jugend.) Mit Abbildungen. Amsterdam.

Frankreich.

Neuere Französische Romane.*)

Von einem Englischen Kritiker.

Der Unterschied zwischen einem modernen Französischen und einem modernen Englischen Roman ist sehr merklich. Der Englische hat es hauptsächlich mit materiellen Unterscheidungen zu thun; er stellt uns den Luxus der privilegirten Klassen in seinen verschiedenen Formen dar und zeigt uns den Unterschied zwischen den ächten Fashionables und denen, die ihnen nur nachstreben, — zwischen den geborenen gehörig dazu instruirten Wettkämpfern auf der Rennbahn des Vergnügens und den lächerlichen Bestrebungen derjenigen, die weder durch Geburt noch durch Erziehung sich dazu eignen, auf der Liste berühmter Modeleute zu glänzen. In Englischen Romanen erscheint der Mann nur als ein Theil seines Aufzuges; er ist die erste Person in seinem Hauswesen, aber darum nicht nothwendiger zu dessen Vollständigkeit, als der Kellermeister oder Kutscher. Was ihn charakterisirt, ist die Straße, in der er wohnt, das Vermögen, welches er erbt, die Gesellschaft, mit der er umgeht, und der Rang, zu dem er geboren ist. Das Wechselspiel seiner Gefühle, die Licht- und Schattenseite seiner Seele kommen eben so wenig in Betracht, als das Schlagen seines Herzens oder das Hüpfen seines Pulses. Sein Charakter ist Familien-Sache, wie seine Livree. Die einzige Verschiedenheit, die der Verfasser seinen Leuten geben kann, besteht in ihrer Beschäftigung; der Lord des Oberhauses gefällt sich in stumpfsinniger Häuslichkeit; der Stutzer ist nur mit seinem Anzuge beschäftigt; der Roué sitzt die ganze Nacht am Spieltische oder brütet den ganzen Tag über Verführungs-Plänen. — In den Französischen Romanen hingegen läßt sich schwer sagen, ob der Held Equipage hat oder ein Dachstübchen bewohnt. Wenn Unterschiedungen stattfinden, so sind es die des Gefühls, der Sprache, der Sitten. Die Französische Erfindung strebt hauptsächlich danach, Gefühle darzustellen, die durch gewisse Lagen oder Verhältnisse des Lebens hervorgerufen werden.**) — Sein Mittagsmahl nimmt ein Jeder ein. In Französischen Romanen wird dies stillschweigend vorausgesetzt; in Englischen hingegen ist es ein Haupt-Geschäft, bei welchem der Wirth alle seine Fähigkeiten entfaltet. In Französischen Romanen handelt der Held, bei besonderen Ereignissen, nach den Gesetzen der Ehre und des Gefühls, oder gewöhnliche Lebens-Verhältnisse geben dem Charakter seine Entwickelung; die Englischen geben uns niedliche Skizzen von Mode-Thorheiten oder treffende Schilderungen besonderer Narrheiten. — Wer das sucht, was man in England die Welt nennt, wird sich durch deren Schilderung in unseren Romanen befriedigt finden; wer aber nach menschlicher Natur verlangt, wer ihr Treiben unter gewissen Umständen mit treffender Wahrheit gezeichnet, mit Zartheit (!) dargestellt sehen möchte, der nehme die Meisterstücke Französischer Dichtungen dieser Art (!) zur Hand. In beiden Ländern ist der Charakter das Lieblings-Studium des Romanenschreibers; allein sie unterscheiden sich hierin eben so scharf, als in anderen Dingen. Britische Schriftsteller schildern uns den National-Charakter; sie zeichnen mit dicken allgemeinen Pinselstrichen das Bild einer zahlreichen Klasse, die durch gleiche Umstände gleiche Züge annahm; aber nur dieser Klasse. In der Französischen Novelle hingegen ist der Charakter durchaus individuell; die Aeußerungen desselben sind so, wie sie gewöhnliche Ereignisse bei alltäglichen Naturen erzeugen; aber dennoch zeichnen sie mit scharfer Nüance alle Schattirungen, die nothwendig jedes menschliche Wesen von seinen Mitgeschöpfen unterscheiden. — Es giebt jedoch eine andere Gattung von Romanen, in welcher die Engländer sich auszeichnen, und in der die Franzosen wenig mehr als schwache Nachahmungen aufzuweisen haben, nämlich die abenteuerlichen Romane. In diesem Gebiete herrscht der herumschwärmende Geist des Briten allmächtig. Es giebt fast keine wilde Gegend, kein halbbarbarisches Reich, das nicht von den Romanen-Dichtern eben so sehr als von Reisenden und Kaufleuten ausgebeutet worden wäre, und wir besitzen, von „Anastasius" ab bis auf Trelawney's „Jüngeren Sohn", eine Reihe von Werken, die an Mannigfaltigkeit, Interesse und Belehrung die Dichtungen aller anderen Länder weit hinter sich zurücklassen.

Die beiden in der Anmerkung genannten Werke haben wir unter den jüngsten Erscheinungen zu Paris herausgehoben, als Muster zweier Haupt-Gattungen Französischer Dichtungen und als Gegensätze der Englischen. Beide sind vorzüglich in ihrer Art und machen uns auf eine eben so leichte als angenehme Weise mit den jetzt in Frankreich herrschenden moralischen Ansichten und Gefühlen vertraut.

Die „mariage sous l'empire" ist ein empfindsamer Roman; d. h. die Schilderung von Gefühlen unter gewissen Umständen, ein Experiment mit dem menschlichen Herzen. In „Madeleine" findet man auch Gefühl; auch hier hat das Herz seine Prüfungen zu bestehen; sie werden aber nur als Mittel zur Darstellung des Charakters der mittleren Klassen in Paris und in den Provinzen gebraucht. Wir haben bereits über Paul de Kock's Romane unser Urtheil gegeben und führen den neuesten von ihm an, nicht weil wir eine bessere Meinung von ihm gefaßt, sondern weil seine Romane die besten und unterhaltendsten Muster einer großen Gattung von Dichtungen sind. Sie sind immer dieselben und doch stets verschieden; der Rahmen ist der nämliche, aber die Mannigfaltigkeit der Charaktere ist fast unendlich, und dabei die Schattirungen dennoch außer-

*) Un mariage sous l'empire. Von Mad. Gay. 2 Bde. — Madeleine. Von Ch. P. de Kock. 4 Bde.

**) Aber mitunter auch Gefühle, die in ihrer Verworfenheit und Abscheulichkeit im menschlichen Leben Gottlob! so selten sind, daß wir eine Epoche, die auf solche Abwege gerathen kann, wie die der jetzigen Französischen Romanen-Literatur, nur bedauern können. Die beiden hier besprochenen Romane gehören freilich noch zu den gesunderen. D. R.

ordentlich fein und zart gehalten. Bei jedem neuen Roman von ihm wissen wir genau, welche Art und welchen Grad von Vergnügen wir zu erwarten haben. Es ist, als wenn der Verfasser sagte: „Ich will Dir ein liebliches Lebensbild zeigen. Tritt zu mir in mein Büchlein, und ich führe Dich sogleich als unsichtbaren Beobachter in eine kleine Gesellschaft, die, wenn auch ein Gebilde meiner Phantasie, darum doch nichts weniger als erdichtet ist.“ Es giebt wenig Werke, bei denen der Leser so ganz sich selbst und den Verfasser vergißt, wie die von Paul de Kock.

Madame Sophie Gay ist eine Schriftstellerin von ganz verschiedenem Schlage. Ihre Charaktere sind romantisch, ihre Begebenheiten gränzen an's Unwahrscheinliche, die Geschichte ist überspannt, aber durch das ganze Werk weht wahre Leidenschaft. Sie ist innig vertraut mit der Natur weiblicher Gefühle in den verschiedensten Lagen und hat auch den Mann mit dem scharfen Blick eines tiefsühlenden Weibes beobachtet. Die Leidenschaft der Liebe, wie sie sich unter allen Verhältnissen der verfeinerten Gesellschaft gestaltet, ist ihr genau bekannt, und sie kennt jede Phase des weiblichen Charakters, wie er sich in Frankreich in den höheren Lebensverhältnissen darstellt. Sie ist mit allen Triebfedern der Intrigue, mit allen Schlichen der Selbstsucht und des Ehrgeizes vertraut, dabei findet Alles, was rein, edel und großmüthig ist, Anklang in ihrem Gemüthe. Sie verweilt mit besonderem Wohlgefallen bei dem traurigen Genuß der sich selbst opfernden Hingebung; ihre Seele scheint geläutert und emporgehoben, ihr Geist scheint einen höheren Aufschwung zu nehmen bei dem rührenden Schauspiel stillen Duldens, edler Rache, unablässig nagender Reue eines edlen Gemüths über einen einzigen Fehltritt. Man nennt dies romanhaft, aber die talentvolle Verfasserin weiß ihre Wirkung ohne Hülfe eines überspannten oder auch nur schwärmerischen Styls hervorzubringen. Sie erzählt in dem Tone der feineren Gesellschaft und weiß alle die verschiedenen Arten von Charakteren einzuweben, die unter dem allmächtigen Scepter des Kaisers existirten.

Die „Ehe unter der Kaiserherrschaft“ ist eine Heirath par ordre, wie sie in den Memoiren seiner Generale oft erwähnt wird. In denen des Herzogs von Rovigo findet man mehr als eine mit merkwürdiger Ausführlichkeit beschrieben. Das Motto dieses Buchs giebt uns das Prinzip an, nach welchem Napoleon handelte. „Mon système de fusion le demandait.“ Dieses Verschmelzungs-System bestand in einer Mischung von Aristokratie, aus Militair, altem Adel und Reichthum zusammengesetzt. Wo diese drei Elemente durch Verbindung zweier Personen sich vereinigen ließen, wurde eine Heirath angeordnet. Zweifeln konnte man deren nur zwei zusammenbringen. Militair-Ruhm wurde dann mit Millionair-Ruf gepaart und bildete so einen aristokratischen Stamm, in dem Sinne des neuen Kaiserlichen Regime. Auf diese Art glaubte Napoleon den Thron zu befestigen. Man kann wohl annehmen, daß diese Ehen par ordre beiden Parteien unangenehm waren, und es ließ sich wenig häusliches Glück von solchen nach Laune geschlossenen Verbindungen erwarten. Dies kümmerte indeß den Kaiser wenig. Zu derselben Zeit, wo er strenge Moralität verschrieb und von seinem Hofe Sittlichkeit forderte, befolgte er ein System, welches seiner Natur nach zu einem zügellosen Leben führen mußte. Indeß, der militairische Eroberer war es auch im Gebiete der Moral, und sein Hof war wirklich keusch.

Die Heirath, von der es sich in dem Romane handelt, ist die eines ausgezeichneten Adjutanten, Abkömmling einer alten Familie, Namens Adhémar de Lorency, mit der Tochter eines reichen Armee-Lieferanten oder dergl., Herrn Brenneval. Das Fräulein, Namens Ermance, ist in der berühmten Pensions-Schule der Madame Campan zu Ecouen, welche unter dem Patronat des Kaisers errichtet wurde, und ihm zu einer Art von *Pflanzschule* sowohl für junge Erbinnen, als für Töchter würdiger Offiziere diente, welche letzteren er den Millionairs seines Reiches zudachte. Alles zu Gunsten seines großen Vermischungs-Systems. Der Kaiser, als ihm die erwähnte Partie in den Sinn kam, hielt natürlich weiter nichts für nöthig, als den General, bei dessen Stab Lorency angestellt war, kommen zu lassen und ihm seinen Wunsch mitzutheilen, daß die Sache ohne Verzug in Ordnung käme. Der Befehl wurde mit derselben Unbefangenheit ertheilt, als wenn von irgend einem militairischen Manöver die Rede gewesen wäre. Nicht so aber erschien die Sache dem General. Dieser war in keiner geringen Verlegenheit, denn er kannte seinen Adjutanten als einen Mann, der dem Kaiser über sein Herz nicht dieselben Rechte wie über sein Leben einräumte. Indeß wird die Sache durch Vermittelung von Höflingen eingeleitet, die gern Alles unternehmen, um ein Kaiserliches Lächeln, das so viele wesentliche Vortheile mit sich führt, zu erlangen. Eine gefällige Herzogin läßt Ermance aus der Pension holen, und ein eben so gefälliger General bereitet Adhemar auf die Ceremonie vor. Die Charaktere, Personen und Neigungen der jungen Leute, die so „vereint, aber nicht gepaart“ werden, sind nun zwar von der Art, daß aus der „mariage de Convenance“ allenfalls eine „mariage d'amour“ werden konnte; allein das Gefühl des Zwangs auf beiden Seiten, zu dem noch bei beiden das gewaltsame Losreißen von gewissen zärtlichen Erinnerungen kam, stimmte die jungen Leute schon ungünstig gegen einander. Indeß, Eigenschaften, wie sie sie besaßen, ließen es zu keinem Widerwillen kommen, sie nöthigten ihnen selbst Achtung für einander ab, die jedoch nicht ohne Beimischung von Kälte und Mißtrauen war. Bei einer solchen Verbindung mußte natürlich Alles Stoff zu Mißdeutungen geben; auch fehlt es nie an Freunden, die beiden Theilen schmeicheln und die Flamme anfachen. Unter diesen Umständen giebt das Betragen des jungen Mannes reichlichen Anlaß zur Eifersucht; denn, bei aller Achtung für die Tugend seiner Frau, liebt er heimlich dieselbe Herzogin, die so dienstfertig die Heirath schließen half. Die Ränkesucht sammelt alle erforderliche Beweise. Besondere Umstände fachen den Funken, der in dem Busen des Schul-Mädchens glimmte, in dem Weibe zur hellen Flamme an, und, von gereizter Empfindlichkeit, Zärtlichkeit und Rachsucht hingerissen, bereitet sie sich in einem Augenblick des Selbstvergessens gränzenloses Elend. Der Gegenstand ihrer früheren flüchtigen Neigung, von einer verschmähten Geliebten in seinem ehrlosen Vorhaben unterstützt, weiß ihr ein Billet ihres Mannes in die Hände zu spielen, welches an ihrem Hochzeitsmorgen geschrieben, einer Anderen seine fortdauernde Liebe zusichert. — Ihre Verirrung dauert nur einen Augenblick, aber ihr folgen Jahre der bittersten Reue, die noch durch die erlangte Ueberzeugung geschärft wird, daß unter der anscheinenden Kälte ihres Gemahls eine zärtliche Neigung für sie, von der hohen Achtung für ihre vortrefflichen Eigenschaften und Bewunderung ihrer Reize erzeugt und genährt, täglich mehr heranwuchs. Unterdessen ist Adhemar de Lorency, jetzt Oberst in der Kaiserlichen Armee, der glorreichen Bahn der Kaiserlichen Waffen gefolgt. Es ist der Zeitpunkt der Schlacht bei Wagram; der Friede ist geschlossen, und der Gemahl wird zurück erwartet. Jetzt wird die Stimme des Gewissens immer lauter, und die unglückliche Frau fühlt sich zu jedem Opfer bereit. Sie hat keine Mutter mehr, der Vater ist ein Weltmann; rathlos ohne Vertraute nimmt sie daher ihre Zuflucht zu einem ältlichen Verwandten, dem Präsidenten Montvilliers, dessen Charakter einen herrlichen Verein strenger Sittlichkeit und milder Menschenliebe darstellt. Er heischt von ihr das Schwerste und Schmerzlichste für ein zartfühlendes Gemüth, — Verheimlichung, — Heuchelei. Das Kind soll für rechtmäßig gelten und sie ihrem Mann, als seiner Liebe würdig, unter die Augen treten. Das Raisonnement, welches den Präsidenten für diese Maaßregel stimmt, wird außerhalb Frankreichs schwerlich ansprechen. — Ein dorniger Pfad ist es für die Sünderin, allein die Gesetze der Ehre sind so widersinnig, daß ein Geständniß dem getränkten Ehemanne nur Elend und Unheil bereiten würde. Welche peinliche Rolle für eine junge höchst gefühlvolle Frau, die, trotz dieses einzigen unbesonnenen Fehlers (denn so wird er dargestellt), dennoch stets ihre Seelenreinheit bewahrte! Oberst Lorency findet bei seiner Wiederkunft das Benehmen seiner Frau unerklärlich. Seine Liebe und Achtung für sie haben rasch zugenommen, auch ihre Anhänglichkeit hat sich in Neigung verwandelt, dennoch weckt sein liebevolles Benehmen nur ihren Trübsinn, und sie scheint vor seinen Liebkosungen zurückzuschaudern. Seine Eigenliebe findet sich verletzt, sein Herz ist von Schmerz durchwühlt. Er quält sich, um die heimliche Ursache ihres Widerwillens herauszufinden, und Alles giebt seiner Eifersucht Nahrung. — In den Augen der Welt ist ihre Aufführung musterhaft, sie ist die Zierde des Hofes, eingezogen, sinnig, anmuthig, ein Muster ihres Geschlechts. Die Eifersucht ihres Mannes wird allgemein als unvernünftig betrachtet, denn Niemand ahnt den geheimen Zwiespalt im Innern. Das Leben der armen Verirrten ist indeß eine Reihe bitterer Gefühle; Furcht, Gewissensbisse, unerwiderte Neigung, zerstörtes Glück bei allen Mitteln zum Genusse, verhaltene Eifersucht, — wahrlich sie ist hart bestraft, und der strengste Moralist wird ihr sein Mitleid nicht versagen. Und doch ist dies noch nicht Alles. Das Kind stirbt; — jenes Kind, welches, trotz der Sünde, die an seiner Geburt haftet, ihre einzige Hoffnung, ihr einziger Trost war. In der Nacht seines Todes sitzt seine unglückliche Mutter, von Gram und Wachen erschöpft, an seinem Lager und strebt vergebens, die Idee seines Todes von sich zurückzuweisen. Sie glaubt ihren Mann bei der Armee; sie selbst befindet sich auf dem Schlosse ihres Verwandten, des Präsidenten. In der Nähe dieses Schlosses wird eben die Schlacht bei Montereau geschlagen. Der Oberst Lorency wird schwer verwundet und heimlich in's Haus gebracht, denn man will seine Gegenwart der schon halb wahnsinnigen Frau verheimlichen, damit Besorgniß für ihn nicht ihr Leiden noch erschwere. Aber ihr Mann, mochte er sich nun besser fühlen, oder ließ ihn seine Angst nicht rasten, machte sich auf nach dem Krankenzimmer. Bleich, erschöpft und leidend tritt er hinein, in dem Augenblicke, wo die arme Mutter sich endlich von dem Tode ihres Kindes überzeugt hat. Man erinnere sich, daß dies das Kind der Sünde war, daß ihre Nerven schon durch Kummer, Angst und Erschöpfung unnatürlich gespannt waren; kein Wunder daher, wenn die unerwartete Erscheinung ihres Mannes um diese Stunde, an dieser Stelle und in einem so traurigen Moment ihren Geist überwältigt. Sie glaubt, die drohende Gestalt eines Anklägers zu sehen, der gekommen sey, ihr die leblosen Reste des Zeugen ihrer Schuld zu entreißen, und wilde Ausrufungen entströmen ihrem Munde, die dem unglücklichen Manne das lang verhehlte Verbrechen enthüllen. Sie sinkt endlich besinnungslos hin; das ganze Haus geräth in Aufruhr, und Alles wird angewandt, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Allein, schon hat sie beschlossen, die Offenbarung ihrer Schande nicht zu überleben; kein Kind fesselt sie mehr an's Daseyn, und so hält sie nichts vom Selbstmord zurück. — In einem Teiche des Gartens wird ihr lebloser Körper gefunden.

Die Aufgabe der Dichterin wird jetzt höchst schwierig. Die Heldin so sterben zu lassen, scheint zu grausam; das Vergeben gehört zu den schwersten; allein, sollte es durch nichts abzubüßen seyn? Diese Frage hat die Verfasserin zu beantworten. Sie löst sie als Weib. Die unglückliche Ermance wird wieder zum Leben gebracht, und, in Erwägung ihrer langen Leiden, ihrer bei tausend Gelegenheiten bewiesenen innigen Neigung und Achtung für einen Mann, der ihr, mit Verletzung aller ihrer Gefühle, aufgedrungen wurde, und dem sie, seit er ihre Liebe gewann, nie mit einem Gedanken untreu wurde — erhält sie Vergebung. Diese Vergebung würde in England schwerlich Billigung finden, und ein Werk, welches von dem Grundsatze ausginge, daß dergleichen Vergebungen unter gewissen Umständen zu verzeihen wären, möchte bei uns wohl kein Glück machen. Auch fühlte die Verfasserin das Mißliche ihrer Lage wohl und

ließ kein Beschönigungsmittel unversucht. In Frankreich wird man diese große Aengstlichkeit vielleicht für Prüderie halten.

Die Französischen National-Begriffe über diesen Gegenstand sind vielleicht in „Madeleine", dem anderen vor uns liegenden Werke, mit mehr Wahrheit dargestellt. Hier ist die Heldin in denselben Fehler verfallen, und hat zur ärmlichen Entschuldigung nur die Verschiedenheit des Alters und Mangel an Uebereinstimmung der Gefühle, denn auch dies ist eine Ehe aus Konvenienz, wie leider so oft in Frankreich. Frau von Noirmont leidet in der That durch Gewissensbisse, Furcht und verlorene Selbstachtung, doch das sündhafte Verhältniß hört nur mit der Untreue ihres Geliebten auf, und als er vor ihren Augen sich verliebt und heirathet, scheint es, als wenn sie nur mit Widerwillen zu der ehelichen Pflicht zurückkehre. Dies Alles sucht der Verf. als verzeihlich darzustellen. Der Mann erscheint als höchst widerwärtig, und die Frau, wenn wir gegen ihre Schuld die Augen verschließen könnten, würde eine der lieblichsten und interessantesten Schöpfungen eines Romans seyn. Die Tendenz eines solchen Werkes ist höchst tadelnswerth, dennoch ist sie in Französischen Romanen etwas sehr Gewöhnliches, und trotz der hohen Achtung, die wir in so vieler Hinsicht für Französische Frauen hegen, können wir doch nicht umhin, Paul de Kock auch hierin, wie in so manchem anderen Betracht, für den treuen Maler der National-Sitten zu halten.

In anderer Hinsicht ist „Madeleine" nicht bloß unterhaltend, sondern auch moralisch. Madeleinens Prüfungen, die Ruf und guten Namen auf's Spiel setzt, ja selbst Verleumdungen geduldig erträgt, um ihre Wohlthäter nicht zu verrathen, sind sehr gut geschildert und der ganze Charakter vortrefflich gehalten, was bei Paul de Kock, wo es sich nicht um Keuschheit handelt, nichts Seltenes ist. Der Bauer Jaques ist herrlich und giebt uns eine erfreuliche Idee von der rechtlichen und unabhängigen Sinnesart des Französischen Landmannes. Dufour, der argwöhnische Künstler, ist ein köstliches Lebensbild. Der wahre Held des Ganzen ist aber Herr v. St. Elme, der vornehme Windbeutel. Die Frechheit, Ungezwungenheit, die geläufige Zunge, Lebendigkeit und Gefügigkeit dieses Chevalier d'industrie sind bewundernswürdig. Auszüge aus diesem Schriftsteller zu geben, ist fast unmöglich; die vier Bände sind aus einem Gusse. Fast auf jeder Seite begegnen wir humoristischen Pinselstrichen, und jeder folgende Zug ist mit den vorhergehenden so innig verwebt und trägt so sehr zur Harmonie des ganzen Gemäldes bei, daß, einzelne Züge herausheben hieße, gleich jenem Hausverkäufer, einen Backstein als Probe des Gebäudes vorzeigen. Nichts ist merkwürdiger an diesem Schriftsteller, als die unabweichliche Treue seiner Charaktere. Jedes Wort, jede Handlung entspricht so vollkommen der ganzen Persönlichkeit, wie man es nur im wirklichen Leben antrifft. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Le duc Charles de Brunswick avant et depuis la révolution de Brunswick en Septembre 1830. (Der Herzog Karl von Braunschweig vor und nach der Braunschweiger Revolution vom September 1830.)

Histoire morale, civile, politique et littéraire du charivari etc. (Moralische, bürgerliche, politische und literarische Geschichte der Katzenmusik von ihrem Ursprunge an, vom Dr. Calybariat de Saint-Flour. Nebst einer Fortsetzung der Geschichte der Katzenmusiken bis zum Jahre 1833, von Bassinet.)

Salmigondis etc. (Salmigondis.) Erzählungen von allen Farben. 2ter Band.

England.

The constitution of man, considered in relation to external objects. (Die Constitution des Menschen, in ihren Beziehungen zu den äußeren Gegenständen betrachtet.) Edinburg, 1832.

Der „Versuch über die Constitution des Menschen" ist, ohne Widerspruch, eines der merkwürdigsten Werke, die in England über die auf die Moralwissenschaft angewandte Schädellehre erschienen sind. Der Verf., Herr George Combe in Edinburg, den Phrenologen bereits als einer der geschicktesten Schüler Gall's und Nebenbuhler Spurzheim's bekannt, verdient auch von den Moralphilosophen, wegen der Richtigkeit seiner Ansichten, der Klarheit seines Stils, der Genauigkeit seiner Deductionen, ausgezeichnet zu werden. Was aber vielleicht am meisten an ihm gefällt, ist eine besonnene und gewissermaßen methodische, dabei aber doch höchst milde Menschenliebe. Seine Manier erinnert an die Werke Franklin's, wo die Philanthropie sich vielmehr in der Ordnung der Ideen, als in der Lebhaftigkeit der Gefühle zeigt.

Das Werk des Herrn Combe hat zur philosophischen Basis: Das Glück des Menschen hängt von der Harmonie seiner Handlungen mit den Gesetzen der Natur ab.

Der Verf. erkennt drei Klassen von Naturgesetzen: physische, organische und moralische, und zeigt zuvörderst: 1) ihre gegenseitige Unabhängigkeit; 2) die Strafen und Belohnungen für ihre Uebertretung und Befolgung; 3) ihre Allgemeinheit und beständige Einwirkung; 4) ihre Uebereinstimmung mit der Constitution des Menschen. Sodann, da er es mit dem Menschen besonders zu thun hat, beleuchtet er dessen Constitution und ihre Beziehung zur äußeren Natur.

Zu diesem Zwecke betrachtet er ihn nach einander von drei Seiten und zeigt, daß der Mensch, als physischer Körper, als organisirtes Wesen, als moralisches und intelligentes Wesen, dreifachen Einwirkungen der Naturgesetze unterworfen ist und folglich vom Schöpfer eine Constitution empfangen haben muß, die mit jenen drei göttlichen Gesetzen im Einklang steht.

In menschlicher Beziehung muß es in dieser Dreieinigkeit der Naturgesetze, wie in einem geometrischen Dreieck, irgend eine Spitze, einen Culminationspunkt geben. Aber welches ist dieser Punkt, dessen Bestimmung so wichtig ist? Um ihn zu finden, darf man nur die menschlichen Fähigkeiten in ihren besonderen Werken analysiren und den Einfluß einer jeden auf das wahre Glück nachweisen. Da nämlich die Natur das Streben aller belebten Wesen nach Wohlbehagen, als erste Bedingung des Daseyns angedeutet zu haben scheint, so folgt daraus, daß die Fähigkeiten, welche das Individuum auf dem sichersten Wege zum Wohlbehagen führen, alle andere beherrschen müssen.

Die Schädel-Lehre stellt nun aber fest, daß unser Gehirn drei Klassen von Fähigkeiten begreift: 1) diejenigen, welche den Menschen zur Befriedigung physischer Lüste antreiben; 2) die moralischen; 3) die intellektuellen Fähigkeiten. Dies sind sie so ziemlich alle; es kommt nur darauf an, festzusetzen, wie jede von ihnen in verschiedenen Lebens-Umständen besonders wirkt. Die physischen Fähigkeiten haben die Menschen alle mit dem niederen Thiere gemein, während die moralischen und größtentheils die intellektuellen Fähigkeiten dem Menschen allein eigen sind, so daß, wenn man den Haupt-Unterschied zwischen diesen beiden Klassen von Fähigkeiten sucht, man findet, daß die erste die Erhaltung des Individuums selbst und seiner Familie zum Zweck hat, während die letztere nach dem Wohlbehagen Anderer oder der Erfüllung unserer Pflichten gegen den Schöpfer strebt. Es findet also von einer Seite ein Hinneigen zum Egoismus und von der anderen eine Neigung zur Selbst-Verläugnung statt. Betrachtet man das menschliche Individuum vereinzelt, so ist ausgemacht, daß die physischen Fähigkeiten eben dadurch, daß sie alle ihre Kräfte in der Persönlichkeit erschöpfen, am mächtigsten sind, um unmittelbar zum Wohlbehagen zu führen, und nicht ohne triftigen Grund sind diese Fähigkeiten bei den niederen Thieren vorherrschend, da sie durch ihre Organisation zu einem wilden und einsamen Leben verurtheilt sind. Alle ihre Genüsse beschränken sich nur auf Befriedigung ihrer Lüste. Die Natur, indem sie ihnen dieses Ziel ihrer Thätigkeit anwies, mußte ihnen auch die Mittel verleihen, es zu erreichen, und dies that sie. Aber der Mensch, ist er auch zum einsamen und wilden Leben bestimmt? Ist er nicht vor Allem ein geselliges Wesen? Ist er, andererseits, so beschaffen, daß er das in der Gesellschaft finden soll, was die niederen Thiere in der Absonderung finden, nämlich sein Wohlbehagen und die Befriedigung seiner Bedürfnisse, müssen dann nicht bei ihm die geselligen Fähigkeiten, und folglich die Gesetze derselben, den ersten Platz behaupten? Wenn man, von diesem Grundsatze ausgehend, das menschliche Leben in seinen Beziehungen analysirt, so begreift man, daß für das Individuum das Glück nur durch die moralischen Fähigkeiten zu erreichen ist. Man findet, daß die Genüsse, die sie gewähren, die erhabensten sind, und daß die sinnlichen Vergnügungen, wenn sie nicht auf moralischer Basis ruhen, nur Leere und Uebersättigung bieten. Dies führt zu dem wichtigen Resultat, daß für den Menschen das Moral-Gesetz das höchste ist, daß die moralischen Gefühle und die Intelligenz seine höhere Natur ausbilden und seine physischen Fähigkeiten im Zaume halten oder wenigstens ihr blindes Wirken, den Forderungen der Gesellschaft gemäß, leiten müssen.

(R. E.)

Mannigfaltiges.

— Schlacht-Teppiche. Von dem Gebrauch des bekannten Trauerspiel-Teppichs auf Englischen Bühnen spricht Mirabeau auf launige Weise in einem seiner jüngst herausgekommenen Briefe. „Bei der Darstellung von Schlachten und anderen blutigen Scenen", sagt er, „wird die Bühne gewöhnlich mit einem großen dicken Teppich belegt; dieser stellt das Schlachtfeld vor. Nach dem Gefecht wird er mit den todten Körpern fortgetragen, um die Fallthüren für die Geister frei zu lassen, welche in den darauf folgenden Scenen auf der Bühne erscheinen."

— Marco Sciarra, der Räuber der Abruzzen. Folgender Vorfall bildet eine glänzende Episode in dem Leben dieses Räuber-Hauptmannes. Marco und seine Bande hatten eine Gesellschaft Reisender auf dem Wege zwischen Rom und Neapel überfallen. Die Plünderung begann; die Sattelgurte der Pferde und Maulthiere der Reisenden wurden durchgeschnitten, und diese lagen, dem Befehle der Räuber gehorsam, platt auf der Erde; Einer ausgenommen, ein Mann von stattlichem und einnehmendem Ansehen. „Faccia in terra!" schrieen mehrere Räuber zu gleicher Zeit; doch der kühne Mann, ihre Drohungen nicht achtend, schritt auf den Häuptling zu und sagte ihm: „Ich bin Torquato Tasso." — „Der Dichter!" rief der Räuber, auf die Kniee fallend, und küßte ihm die Hand. Tasso blieb nicht allein von der Plünderung befreit, sondern alle seine Reise-Gefährten erhielten, bei der bloßen Nennung seines Namens, die Erlaubniß, ihre Thiere zu besteigen und ihres Weges zu ziehen, ohne auch nur einen Scudo einzubüßen. Es ist in der That merkwürdig, daß ein Banditen-Hauptmann einen richtigeren und edleren Begriff hatte von dem, was dem unglücklichen Dichter zukam, als manche der damaligen Italiänischen Fürsten. (Court. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Montag den 10. Dezember 1832.

Frankreich.

Sittenschilderungen der Französischen Bretagne.

Wir hatten einen Theil der Nieder-Bretagne betreten, der ehemals den Bischöfen von Leon untergeben war und noch jetzt das Leonnesische heißt. Zu beiden Seiten gingen Bauern neben uns her. Sie hatten seit einigen Augenblicken angefangen, kurze und rauh tönende Ausrufungen mit einander zu wechseln, und wir begriffen nicht, was wohl so plötzlich ihr Stillschweigen und unsere Traumerei unterbrechen mochte, als, beim Umbiegen um eine Hecke, ihre Blicke und Geberden uns einen Mann wahrnehmen ließen, der auf uns zukam. So viel wir merken konnten, war es ein Bauer aus einem nicht fern liegenden Dorfe und ein Feind unserer Gefährten, welche jetzt rascher zuschritten und mit steigender Hitze drohende und zornige Worte ausstießen. Sie stemmten ihre Stöcke heftiger gegen den Boden, und ihre Geberden wurden immer eifriger. Ueberzeugt, daß es hier zu Thätlichkeiten kommen würde, trieben wir unsere Pferde an, um im Nothfalle als Vermittler einzuschreiten. Unterdessen näherte sich der Mann mit ruhigem Wesen, und man konnte nun seine Gesichtszüge erkennen. Er trug etwas auf dem Arm, das die Bauern noch nicht unterscheiden konnten. Bald war er nur noch eine Mannslänge von ihnen entfernt. Jetzt streckten sie den rechten Arm nach hinten aus, ein dumpfes Gemurmel, der Vorläufer eines Angriffs-Schrei's, wurde hörbar; der Mann jedoch, ohne stehen zu bleiben, bob lächelnd einen Zipfel des Linnens in die Höhe, welches seine Last verhüllte, und sogleich ließ man die Stöcke fallen, senkte die Häupter und griff beschämt nach Hut oder Mütze; man stellte sich in zwei Reihen, um den Mann, den man eben noch mißhandeln wollte, durchzulassen, und Jeder rief ihm, als er durchging, ein halblautes: „Gottes Segen!" zu.

Diese Last aber, die vielleicht ein Verbrechen verhütet hatte, war nichts Anderes, als ein kleines Kind in Windeln. Dem blassen und abgemagerten Gesichtchen nach, welches der aufgehobene Zipfel sehen ließ, hätte man es für todt halten können, wenn es nicht, von der kalten Luft erweckt, geschrieen hätte. — Der Anblick dieses armen kleinen Wesens hatte also hingereicht, in den Bauern alle Feindschaft zu unterdrücken. Sie waren wieder stumm geworden und setzten ihren Weg mißvergnügt und in einer Art von Stumpfsinn fort; wir Beide aber, wir sahen uns an, von demselben Gedanken ergriffen. Dieser Zug von den Sitten der Leonnesen war gleichsam die Inschrift, in welcher wir den ganzen Charakter des Landes lasen, das wir jetzt durchwanderten.

Wenn die gleichförmige Abwechselung des Lebens das Herz anekelt, möchte man sich aus dem Kreise der Alltäglichkeit hinausstürzen, auf Erwerbung neuer Eindrücke, auf Erinnerungen aus einer fremden Welt ausziehen. Gewöhnlich kehrt man auch mit einem reichen Vorrath von Bildern, aber dennoch verstimmt zurück. „Was liegt", ruft man, „an der Verschiedenheit des Himmels und des Bodens, der Sitten und Sprachen; es sind doch überall die Menschen des 19ten Jahrhunderts!"

Das Leonnesische liegt nicht außerhalb unseres Französischen Vaterlandes. Seine Haiden, seine Wälder, seine poetischen so malerischen Ufer werden vielleicht Vielen nicht anders vorkommen, als so manche andere Haiden, Wälder und Ufer, die sie gesehen und bewundert haben. Wer aber, in der That, sich gern in die Mitte von moralischen Begriffen, Glaubens-Meinungen, Ideen und Sympathieen versetzt sehen möchte, wie wir sie nur noch in der Geschichte finden, dem wollen wir zurufen: „Gehe hin ins Leonnesische! In diesem Winkel Frankreichs scheint ein Schatten aus dem Mittelalter sich festgesetzt und sein altes Geschlecht vor dem Schimmer unseres schwankenden Skeptizismus bewahrt zu haben."

In den übrigen Theilen der Bretagne ist der Bauer nicht sowohl religiös als andächtig. Ist auch der Gottesdienst noch Alles für ihn, murmeln auch seine Lippen unaufhörlich Gebete her, hat auch Gewohnheit wie die Erinnerung des früheren Joches seine Stirn gebeugt, so kann man sich doch leicht überzeugen, daß der Feuereifer seines Glaubens abgekühlt ist, daß seine Seele sich nicht mehr so arglos dem Glauben an Paradies und Hölle hingiebt, daß die heilige Andacht nicht mehr steinerne Stufen aushöhlt, die Reue nicht mehr den Beichtstuhl abnutzt. Nur der Leonnese hat das tiefe Gepräge jenes trüben und mystischen Wesens behalten, welches den wahren Katholizismus bekundet. Eine träumerische Schwermuth umflort seine Unwissenheit. Ernst, in sich gekehrt, scheint ihn der Verkehr mit der äußeren Welt wenig zu kümmern; sein Leben ist fast ganz in einen Theil seines tiefsten Innern zurückgedrängt; die Hülle gleicht einem hohen Berge, rauh und eisig, aber man ahnt, daß im Innern ein Vulkan siedet.

Der Gang des Leonnesen ist langsam, feierlich, kräftig; er schreitet einher, als Mensch und als Christ, unter dem Auge Gottes. Seine Freude ist ernst, und nur zuweilen bricht ein Schimmer derselben, gleichsam wider seinen Willen, hervor. Seine Sprache, harmonischer und stärker accentuirt, als die in Cornwallis, ist eine Art von Gesang, den er modulirt, je nachdem er mehr oder weniger sanft sprechen will. Die fröhlichen Tänze der Berg-Bewohner sind ihm unbekannt; sein Tanz, beim einfachen etwas kläglichen Ton des Binion, ist steif und düster; er findet meistens auf dem sandigen Meeresufer bei dem majestätischen Brausen der Wellen statt, und selbst diesen irdischen Freuden mischt der Leonnese instinktartig einen heiligen und ernsten Gedanken an die Ewigkeit bei.

Der Leonnese trägt weite, fliegende, schwarze Gewänder. Nur ein rother oder blauer Gurt giebt ihnen ein wenig Lebhaftigkeit. Der breite Rand des Hutes fällt über das braune Antlitz herab, und die Haare fliegen um die Schultern. Die Kleidung der Frauen ist nicht weniger düster; sie ist weiß und schwarz, und die weiten keusch verhüllenden Gewänder haben viel Aehnlichkeit mit denen unserer Hospital-Schwestern. Ihre Trauerkleider allein sind etwas munterer; sie sind blau wie der Himmel, das Ziel ihres Hoffens. Diese Christen tragen Trauer um das Leben, nicht um den Tod.

Wir haben das düstere und einförmige Leben des Leonnesen studirt und fanden es stets auf dieselbe Art beschaffen. Für ihn giebt es keine wichtige Handlung, ohne Einmischung der Religion. Das neu erbaute Haus, die neue Tenne, der frisch bestellte Acker, Alles giebt Anlaß zu frommen Ceremonien. Wir befragten einst Einen von ihnen über die Bedeutung einer Prozession um den Acker, die zur Zeit der „Fürbitten" angestellt wird. „Das muß seyn", sagte er; „denn der schlechte Acker wird fruchtbar unter dem Priesterrocke." Bei Tische bescheidet sich der Hunger, bis der Segen gesprochen ist; man würde kein Stück Brod abschneiden, ohne vorher mit dem Messer das Zeichen der Erlösung zu machen. An großen Festtagen befreit weder Entfernung noch Schwächlichkeit vom Kirchgange, und es ist ein besonderer Anblick, zu sehen, wie sich alsdann die Straßen mit Männern, Frauen und Kindern, Alle im höchsten Putze, anfüllen. Von allen Seiten kommen sie hervor; bei jedem Schritte, hinter jedem Strauche erblickt man Gruppen von Kirchgehern mit Rosenkränzen in den Händen. Während dessen hört man das ferne Glockengeläute, mit seinen geisterartigen so sanft erzitternden Tönen. Der Wind trägt sie uns zu, diese Töne, über Hügel und Flüsse, bald klagend und düster, bald hell und fröhlich; denn diese lustigen Stimmen scheinen bald diesen, bald jenen Ausdruck anzunehmen, je nachdem die Sonne scheint, der Wind weht, oder auch der Hörer schwermüthig oder heiter gestimmt ist.

Die Kirche ist für die Leonnesischen Bauern der einzige Vereinigungs-Punkt. In einzelnen Meierhöfen und im engen Familien-Verein lebend, kommen sie fast nie anders zusammen, als in der Kirche, um zu beten, oder auf dem Kirchhofe, um ihren Sarg zu füllen. Die Kirche ist ihr Schauspiel, ihr Erholungs-Ort. Außerhalb dieser schleicht ihr schwerfälliges Leben unter immer wiederkehrenden geisttödtenden Arbeiten hin, die keinem einzigen Gedanken Raum lassen. „Der Nieder-Bretagner Bauer ist ein Pflug, der an Gott glaubt", sagte uns einst Jemand. Es liegt Wahres hierin, wenn man die zwei Haupttheile, die sein ganzes Wesen bilden, von einander sondert: die Maschine und den Christen.

Dieses im Ur-Zustande lebende Volk begreift wenig von den heiligen Pflichten des civilisirten Menschen und unterwirft sich ihnen fast nur gezwungen. Dem Leonnesen ist die bürgerliche Ehe ein Unding, den Unterschleif hält er erlaubt, politische Rechte sind für ihn ohne Werth und Bürger-Pflichten ein Räthsel. Die Freischule sieht er keineswegs als eine Begünstigung der Regierung an. Es ist, sagt er, eine Kinder-Conscription, welche ihn ihrer schwachen Hülfe beraubt, die seine Arbeit erleichtern könnte. Dennoch besitzt er, neben dieser Gleichgültigkeit für Alles, was die Gesellschaft so hoch hält, einen Schatz christlicher Tugenden, die man anderwärts nicht findet.

Unsere Staats-Oekonomen würden nicht wenig erschrecken über die Unbedachtsamkeit, mit welcher diese armen Leute das Ehebund knüpfen und neuen Konsumenten das Daseyn geben. Viele von denen, die heirathen, haben nicht einmal einen Ort, um in der ersten

Nacht ihr Haupt niederzulegen. Wir sahen deren, denen man für diese einzige Nacht ein Bette lieh. Indeß, warum sollten sie sich Sorge machen um ihre Armuth? Fühlen sie nicht auch jene Lebenswärme, welche die Kraft giebt, Alles zu wagen, und vertrauen sie nicht außerdem auf denjenigen, der die Vögel im Walde ernährt? Wenn der Mensch auf Alles bedacht seyn wollte, wozu wäre die göttliche Vorsehung da? — Und die Mildthätigkeit ihrer Brüder, ist sie nicht unerschöpflich? — Die armen Brautleute gehen mit einander zu allen Familien der Gegend und laden sie zur Hochzeit. Alle kommen, denn sie wissen, daß sie ein gutes Werk thun. Sie bringen dem jungen Paare einige Feldfrüchte, Leinen, Honig und selbst Geld mit. Zuweilen vereinigen sich so an dreihundert Gäste, und ihre Geschenke setzen die Neuvermählten in den Stand, ihren Hausehalt anzufangen; denn sie bringen auf diese Art oft mehrere hundert Francs zusammen und können so ihr bescheidenes Plätzchen in der Gesellschaft einnehmen.

Tausend andere Gebräuche, die unseren Sitten eben so fremd sind, haben sich im Leonnesischen erhalten. Wenn eine Frau Mutter wird, so schickt sie allen schwangeren Frauen in der Nachbarschaft Weißbrod und heißen Wein. Dies dient zugleich als Anzeige ihrer Niederkunft und als Anwünschung einer gleich glücklichen Entbindung. Es ist ein Liebesmahl, welches die junge Mutter mit denen hält, die diesem süßen Namen noch entgegensehen. Eine Niederkunft ist übrigens ein religiöses und feierliches Ereigniß, welches tausend merkwürdige und interessante Züge herbeiführt. Die Wöchnerin ist von allen jungen Müttern aus der Nachbarschaft umgeben, und Jede erbittet es sich als eine Gunst, dem Neugebornen die Brust reichen zu dürfen; denn ein neugebornes Kind ist in ihren Augen eine Seele, die eben vom Himmel kommt; es hat etwas Heiliges; seine unschuldigen Lippen geben der Brust, die sie zuerst berühren, eine heilige Weihe, und sein erstes Lächeln bringt Glück. Dieser Glaube ist so fest bei ihnen, daß der Säugling von einer Hand in die andere geht und nicht eher zur Wöchnerin zurückkehrt, als bis er eben so viele Mütter gefunden hat, als junge Frauen da sind. Hat er das Unglück, seine wahre Mutter durch den Tod zu verlieren, so fürchtet nur nicht, daß es ihm an einer Stütze fehle. Der Pfarrer des Kirchspiels tritt an die Wiege, welche die jungen Mütter schweigend umgeben. Er nimmt das Kind, sucht unter den Frauen diejenige aus, die ihm eines so kostbaren Pfandes am würdigsten scheint, und reicht es ihr mit den Worten: „Nehmt hin, Gott schenkt Euch dieses Kind." — „Großen Dank," sagt die arme Frau, und geht mit dem Kinde, stolz und beglückt durch den Vorzug, von dannen. Mitunter indessen, wenn die Nachbarinnen der Verstorbenen gar zu arm sind, als daß Eine allein das Kind übernehmen könnte, behalten sie es als gemeinschaftliches Eigenthum. Eine von ihnen nimmt es zu sich, aber Jede von den anderen hat ihre gewisse Stunde, in der sie es wartet und ihm die Brust reicht. Wir haben solche Frauen gesehen, welche in der Nacht aufstanden und ziemlich weit gingen, um die übernommene Mutterpflicht zu üben, und nie hörten wir eine Klage.

Oft dachten wir beim Anblick dieses rührenden Wetteifers an die Veränderungen, welche der Lauf der Zeiten herbeiführen wird: „Ja auch dieses Land wird alle die Phasen menschlichen Geschicks durchlaufen, die wir bereits zurückgelegt haben. Einst werden unsere Enkel an dieser Stelle jene Scenen gemeinschaftlicher Freuden und Leiden von dem Schauspiele der Philanthropie, welche die christliche Liebe vorschreibt, verdrängt sehen. Einst wird das Leonnesische Volk, während man den Worten: „Liebt Euch einander!" eine andere Deutung giebt, in seiner Muthlosigkeit eben so sagen, wie heutzutage das Volk im übrigen Frankreich: „Mögen unsere Kinder und unsere Armen umkommen, wenn diejenigen, die unsere Arbeit bereichert, uns nicht helfen wollen, sie zu ernähren", und die Reichen, von Mitleid oder auch wohl von Schrecken ergriffen, werden sagen: „Wir müssen doch wohl die Kinder dieser armen Leute aufziehen, denn wir können sie doch in der That nicht auf unserer Schwelle umkommen lassen. Wir wollen diesen Armen, die sich einander im Stiche lassen, wohlthätige Anstalten eröffnen, denn ihre Blässe ist zum Erschrecken und unsere Gefängnisse sind voll. Ich sehe im Geiste, in einer Leonnesischen Stadt, ein Findelhaus, mit großen Kosten erbaut. An dem Thore ist ein Kasten mit einem Klingelzug angebracht. Mehr als eine Mutter, die Frucht ihres Schoßes unter doppelter Hülle sorgfältig verbergend, schleicht vor diesem Hause vorbei und blickt verstohlen nach dem Kasten und der Klingelschnur. Sie ist bereits wieder in ihre dunkle Hütte zurückgekehrt, und noch schweben sie ihr vor Augen. Sie hat einen furchtbaren Kampf zu bestehen; aber nachdem sie, ihren Angstruf erstickend, bedacht hat, daß schon lange Niemand mehr das Bette der armen Wöchnerin besucht, daß man nicht mehr glaubt, das Neugeborne sey ein Engelein aus den Schaaren Jesu, das vom Himmel herabgekommen, daß der Winter streng und der Tagelohn kärglich ist, daß jede arme Mutter genug mit sich selbst zu thun hat, trocknet sie ihre Augen, waffnet sich mit entsetzlicher Resignation und trägt schnell das theure Wesen hin und legt es in die öffentliche Krippe, die entweder seine Wiege oder sein Sarg werden soll; dann, convulsivisch an der Klingel ziehend und erschreckt von dem schauerlichen Klange der Glocke, flieht sie davon. Sie hat ihrem Kinde die erste und letzte Mutterpflicht erwiesen. Auch in der Nieder-Bretagne werden die Weisen darthun, wie gefährlich die Mildthätigkeit sey, die der Bettelei Vorschub leistet. Man wird den Bettler mit Verachtung abweisen. Die Mildthätigkeit wird aufhören, eine persönliche Tugend zu seyn, man wird sie, wie anderwärts, provisorisch zur administrativen Maaßregel erheben. Man wird Königliche Wohlthätigkeits-Bureaus errichten, mit ihren Präsidenten, ihren Berathschlagungs-Protokollen, ihren gedruckten Karten. Gebrechlichkeit und Alter werden sorgfältig ins Register eingetragen, Leiden und Schmerz werden in Klassen gebracht. Wer nicht gebrechlich genug ist, oder ein Jahr jünger, als das Reglement vorschreibt, wird nicht eingeschrieben; man weist ihm die Thüre. Dem privilegirten Armen macht man seinen Hund, seinen Pfeifenstummel und selbst seine eigene milde Gabe zum Vorwurf, wenn er, vom Andenken der Väter ergriffen, dem Elenden, der vorübergeht, von seinem Stück Brod etwas mittheilt. Glücklich genug, wenn zuweilen, statt der Inquisition mildthätiger Kommissarien, Damen in seine Hütte treten, die mit ihren guten Werken wenigstens eben so gern prunken, als mit ihren Ballkleidern. Ja, Ihr guten Leonnesen, Ihr werdet durch diese Prüfungen gehen. Und dann? — O, dann! dann werdet Ihr in der Hoffnung leben, wie wir, die wir schon diese Zukunft erreicht haben, und sie doch nicht mit Eurer Gegenwart vertauschen möchten."

Wenn Du durch das Leonnesische wanderst, und Kälte oder Hunger Dich überfällt, so nähere Dich ohne Furcht der armen Hütte; lasse Deinen Wanderstab an der Thür und setze Dich um Essenszeit mit der Familie zu Tische. Die Armen sind „die Gäste Gottes", nie scheucht sie eine rauhe Stimme von der Schwelle zurück; auch bleiben sie nicht furchtsam an der Thüre stehen, sie treten vertrauensvoll mit dem Spruche ein: „Gott segne Alle, die hier sind." — „Euch auch", antwortet der Herr vom Hause und weist dem Ankömmling einen Platz am Heerde an. Der zerlumpte Gast setzt sich nieder, das Feuer wird angeschürt, und man nimmt ihm seinen Quersack ab, den er beim Fortgehen wohlgefüllt wieder erhält, und nun beginnt er, zum Dank für die erhaltene Gastfreundschaft, seinem Wirthe zu erzählen, was er auf seinen Wanderungen Neues erfahren hat. Er sagt ihm, daß der oder jener Pfarrer krank ist; daß das Korn auf diesem Felde besser steht, als auf einem anderen; was die Leinwand auf dem letzten Markt zu Landernau gegolten hat. Mitunter weiß er ihm auch ein nützliches Heilmittel zu empfehlen. Er sagt ihm, wer schlimme Augen habe, müsse nach St. Jean du Doigt pilgern. Hat er Gichtschmerzen, so räth er ihm, sich unter den Brunnen des heiligen Lorenz zu setzen. Den heirathslustigen Mädchen nennt er die Brunnen, in welche sie eine Stecknadel aus ihrem Brustlatz werfen müßten; wenn diese mit der Spitze zu Grunde fällt, so heirathen sie noch in demselben Jahre. Er erzählt, wie viel junge Mädchen am letzten Michaelistage auf der Brücke von Pinzé gesessen, und wie viel junge Männer sich auf diesem Weibermarkte ihre Frauen ausgesucht haben. Er singt auch wohl die letzten Lieder, die auf den Schiffbruch der acht Zöllner bei Kerlaude oder auf den ermordeten Müller von Ponton gemacht worden sind, denn der Nieder-Bretagnische Bettler ist zu gleicher Zeit der Barde, der Neuigkeitskrämer und der reisende Kaufmann dieses patriarchalischen Völkchens. Vor kurzem theilte er noch mit dem Dorfschneider, der auch eine Art von wanderndem Erzähler ist, das Geschäft der Freiwerberei. Der Bettler weiß auch am besten jene Zaubergeschichten, die der Leonnese in den langen Winterabenden an seinem großen Heerde so gern hört.

Eine dieser Wunder-Geschichten, welche wir einst mit anhörten, als die Jagd und das schlechte Wetter uns in einen Leonnesischen Meierhof geführt hatten, machte einen besonderen Eindruck auf uns. Wir wollen sie hier, ohne Zusatz und ohne Abkürzung, wiedergeben, nur Schade, daß jene wilde Energie der Bretagnischen Sprache, die rauhe und scharfe Betonung des Bettlers und besonders das Schauerliche, welches der halbdunkle Schein des Kaminfeuers, die Gruppen angstlicher Kinder und Frauen und die feierliche Stimme des zerlumpten Erzählers dem Ganzen lieh, während draußen der Sturm tobte, die Blitze durch die Spalten der an mehreren Stellen geborstenen Wände leuchteten und die Dachsparren im Winde krachten, beim Uebersetzen und Nacherzählen verloren gehen.

Eingang.

„In nomine patris et filii et spiritus sancti."

„Ich bitte Gott Vater, seinen Sohn Jesum Christum und den heiligen Geist, mir die Gabe der Ueberredung zu verleihen, damit Ihr, junge Leute, aus der wahren Erzählung, die ihr hören sollt, Nutzen ziehen möget. Nehmt sie wohl zu Herzen, denn durch eine gute Erinnerung kann man zuweilen seine Seele retten. Amen."

Das Leichentuch, eine Erzählung.

„Es war einmal in Plouescat ein junges Mädchen, Namens Rosa-le-Zur, schön wie der junge Tag und so gescheidt wie ein Fräulein, das eben aus dem Kloster kommt. Aber schlechter Rath hatte sie verführt. Rosa war leichtsinnig wie Haferstroh geworden und flatterte, vom Winde des Vergnügens fortgeweht, überall umher. Sie dachte an nichts, als an die Schmeicheleien der jungen Burschen und an schönen Putz, um Anderen Herzweh zu machen. Man sah sie weder in der Kirche noch im Beichtstuhl, und während der Vesper schlenderte sie mit ihrem Liebhaber umher; ja sogar am Allerheiligen-Tage hatte sie das Grab ihrer Mutter nicht besucht, um darauf zu beten."

„Gott straft die bösen Kinder; höret die Geschichte Rosa's!"

„Eines Abends, schon sehr spät, machte sie einen weiten Weg, um ein Kränzchen zu besuchen, wo man an dem Heerde saß und Lieder sang. Sie kehrte allein zurück und summte ein Liedchen, welches sie von einem jungen Manne aus Rosceu gelernt hatte. Sie kam an den Kirchhof und hüpfte die Stufen hinan, so munter wie ein Vogel im Mai. Als sie gerade hinaustieg, schlug es zwölf; aber das junge Mädchen dachte nur an den hübschen Burschen, der sie das Liedchen gelehrt hatte. Sie schlug kein Kreuz und that kein Gebet für diejenigen, die hier ruhren, sondern schritt, keck wie eine Ungläubige, über den heiligen Ort. Schon war sie der Kirchthüre gegenüber, als sie umhersah und bemerkte, daß auf jedem Grabe ein weißes Tuch lag, welches an den Zipfeln von vier schwarzen Steinen

niedergehalten wurde. Das junge Mädchen blieb stehen, sie befand sich in diesem Augenblick vor dem Grabe ihrer Mutter, aber anstatt von einem heiligen Schauer ergriffen zu werden, bückte sich Rosa, von dem Dämon angetrieben, nahm das Leichentuch vom Grabe und trug es nach Hause."

„Sie ging zu Bette und schloß bald die Augen, aber ein schrecklicher Traum lagerte sich ihr zur Seite. Es war ihr, als läge sie auf dem Kirchhofe hingestreckt. Ein Grab öffnete sich neben ihr, das Gerippe einer Hand kam hervor, streckte sich nach ihr aus, und eine Stimme sagte: „„Gieb mir mein Leichentuch wieder, gieb mir mein Leichentuch wieder"", und zu gleicher Zeit fühlte sie sich von unsichtbarer Macht nach dem Grabe hingezogen. Laut schreiend erwachte sie; dreimal schlief sie wieder ein und hatte dreimal denselben Traum. Als es Tag wurde, lief Rosa mit Schrecken im Herzen und auf dem Gesichte zu dem Pfarrer und erzählte ihm, was ihr begegnet war. Sie beichtete ihm Alles und beweinte ihre Fehler, denn sie fühlte, daß sie gesündigt hatte."

„Der Pfarrer war ein wahrer Apostel, gütig und sanftmüthig gegen den Armen. „„Meine Tochter"", sagte er ihr, „„Du hast die Gräber entweiht. Gehe heute Abend nach dem Kirchhofe und lege das Leichentuch wieder hin, wo du es genommen hast."" Die arme Rosa fing an zu weinen, denn ihre ganze Kühnheit war dahin, aber der Pfarrer sagte ihr, „„sey gutes Muths, ich werde in der Kirche seyn und für Dich beten, Du wirst von dem Orte aus, wo Du seyn wirst, meine Stimme hören können."" Das junge Mädchen versprach zu thun, was der Priester befahl. Sie machte sich am Abend um die bestimmte Zeit auf den Weg nach dem Kirchhofe. Ihre Füße zitterten, und es war ihr schwindlig vor den Augen. Als sie in den Kirchhof trat, verhüllte sich plötzlich der Mond, und es schlug zwölf. Eine Zeit lang hörte man nichts, endlich rief der Pfarrer mit lauter Stimme: „„wo bist Du meine Tochter, fasse Muth, ich bete für Dich."" „„Ich bin an dem Grabe meiner Mutter"", antwortete eine schwache und entfernte Stimme, „„guter Vater, verlaßt mich nicht."" Es entstand wieder eine Stille. — „„Fasse Muth, ich bete für Dich"", rief der Priester abermals laut. „„Mein Vater, ich sehe die Gräber sich öffnen und die Todten heraussteigen."" Dies Mal war die Stimme so schwach, daß man hätte denken mögen, sie komme aus sehr weiter Ferne. „„Muth, mein Kind"", wiederholte der gute Priester. „„Vater, Vater"", murmelte die Stimme, die noch schwächer geworden war, sie breiten ihre Leichentücher über die Gräber... Vater, verlaßt mich nicht."" „„Ich bete für Dich, meine Tochter, was siehst Du?"" „„Ich sehe das Grab meiner Mutter... sie erhebt sich... da ist sie, da ist sie... mein Vater...."

„Der Priester horchte einen Augenblick, er vernahm nur ein entferntes und unverständliches Gemurmel. Plötzlich hörte man einen Schrei; ein großes Geräusch, als wenn hundert Leichensteine niederfielen, ertönte durch die Nacht, dann war Alles still. Der Pfarrer warf sich auf die Kniee und fing an von ganzer Seele zu beten, denn auch sein Herz war von Schrecken ergriffen. Am anderen Morgen suchte man Rosa vergebens, Rosa kam nicht wieder zum Vorschein, das Grab ihrer Mutter hatte sie verschlungen."

Moral.

„Laßt Euch also, Ihr Mädchen und junge Burschen, diese Geschichte zum Beispiel dienen. Seyd fromm in Gott und liebt Eure Eltern, denn Leichtsinn und Bosheit entgehen nie ihrer Strafe." —

Wir haben viele andere ähnliche Geschichten gehört, die unter dem Volke im Gange sind, und haben einige davon niedergeschrieben, aber es dünkt uns, daß sie, so umgebildet, allen Reiz verlieren und kaum so viel werth sind, wie rein erdichtete Mährchen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Seize ans sous les Bourbons. (Sechszehn Jahre unter den Bourbonen.) Von Ed. Mennechet. 1r Band.

Histoire des ducs d'Orléans. (Geschichte der Herzöge von Orleans.) Band 4. 1stes Heft.

Histoire de France etc. (Geschichte Frankreich's, für die Jugend und nach einem neuen Plane.) Von Heinrich Duval. 1r Bd.

Histoire politique de l'Eglise. (Politische Kirchengeschichte.) Von Bidaillon. 1r Band.

Histoire secrète du Directoire. (Geheime Geschichte des Direktoriums.) 3r und 4r Band.

Les Polonais et les Polonaises etc. (Die Polen und Polinnen der Revolution vom 29. November 1830.) Von Straszewicz. Zolie. Dritte Lieferung.

England.

Peter der Große in London.

Nachdem sich Peter der Große einen Monat in London aufgehalten und alles Sehenswürdige in Augenschein genommen hatte, gab er den Wunsch zu erkennen, daß er gern in der Nähe einer Königlichen Schiffswerfte wohnen möchte, und man sah sich unverzüglich in der Gegend dieser Anstalten am Ufer des Flusses nach einem passenden Logis für ihn um. Es traf sich gerade, daß das Haus des berühmten Herrn Evelyn dicht an der Deptfordschen Schiffswerfte um diese Zeit leer wurde, indem der bisherige Miether desselben, Admiral Benbow, auszog. Man wählte es daher sogleich zur Wohnung für den Czar und sein Gefolge, und um eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Werftplatz und dem genannten Wohnhause herzustellen, wurde durch die Gränzmauer des ersteren ein Thorweg durchgebrochen. Peters nunmehriger Aufenthalt führte damals den Namen Saye's Hof. Es war Evelyn's Lieblingsort, und er wurde von allen Leuten von Geschmack in damaliger Zeit angestaunt und bewundert. Das Grundstück wird im Leben des Großsiegelbewahrers Guildford als „höchst gebüschreich und gleichsam als eine Musterkarte zu seinem (Evelyn's) Buch über Waldbäume" geschildert. Admiral Benbow hatte als Miether dem Eigenthümer sehr mißfallen, denn dieser sagt in seinem Tagebuch: „Zu meinem Aerger sehe ich dort täglich immer mehr von meiner Mühe und meinen Kosten verloren gehen, weil ich einen so ungeschliffenen Miethsmann habe." Es scheint jedoch, daß der Fürstliche Einfasse kein „geschliffenerer Miethsmann" war als sein Vorgänger, der rohe Seemann; denn Evelyn's Hausbedienter schreibt Folgendes an seinen Herrn: „Wir haben da ein Haus voll recht schmutzigen Volks. Der Czar schläft neben Ihrer Bibliothek und speist in dem Gesellschaftszimmer neben Ihrer Studierstube. Er hält seine Mahlzeiten um zehn Uhr Morgens und um sechs Uhr Abends, ist den ganzen Tag über selten zu Hause, sehr oft aber auf den Königlichen Werften oder auf dem Wasser, wobei er bald diese, bald jene Kleidung trägt. Heute wird der König dort erwartet. Das beste Gesellschaftszimmer ist so ziemlich gesäubert worden, um ihn darin zu empfangen. Der König wird Alles bezahlen." Doch dies war noch nicht genug; Herr Evelyn hatte eine Lieblingshecke aus Stechpalmen, und durch diese, heißt es, pflegte der Czar zur Uebung des Morgens gewöhnlich einen Schiebkarren hindurchzurollen. Herr Evelyn spielt wahrscheinlich in folgender Stelle hierauf an, indem er fragt: „Giebt es wohl unterm Himmel ein herrlicheres und erquicklicheres Ding der Art, als eine undurchdringliche Hecke von ungefähr vierhundert Fuß Länge, neun Fuß Höhe und fünf im Durchmesser, wie ich sie noch jetzt in meinem (Dank dem Moskowitischen Czar) ruinirten Garten in Saye's Hof aufweisen kann, die zu jeder Jahreszeit mit ihren gewappneten und buntgesprenkelten Blättern prangt, während die höheren Stämme in regelmäßiger Entfernung wie natürliche Korallen daraus hervorfunkeln? Sie spottet des wüthendsten Andrangs von Wetter, Thieren und Heckenstürmern, et illum nemo impune lacessit."

O über den Glanz der prangenden Stechpalmen, verschnittenen Hecken und langen Alleen in Saye's Hof! Die Zeit, dieser große Reuterer, hat sie alle zerstört; Evelyn's Lieblingsorte und entzückende Park-Anlagen sind in Kohl- und Gemüsegärten verwandelt. Auf der Stelle, wo sich die von dem guten alten Evelyn so werth gehaltenen schattigen Alleen und beschnittenen Hecken befanden, liegt jetzt der Theil des Victualienhofes, wo Ochsen und Schweine für die Marine geschlachtet und eingesalzen werden; und wo das alte Herrenhaus stand, ist jetzt das öffentliche Arbeitshaus des Kirchspiels Deptford Strond.

Es sind wenige Angaben dafür, daß der Czar während seines Aufenthalts an diesem Ort jemals als Schiffs-Zimmermann gearbeitet hätte. Vielmehr scheint es, daß er seine Zeit damit zubrachte, sich bei dem kenntnißreichen Marine-Kommissar und Intendant, Sir Anthony Deane, der nach dem Marquis von Carmarthen sein vertrautester Freund in England war, über Gegenstände, die sich auf die Schiffsbaukunst beziehen, zu unterrichten. Seine Lieblingsbeschäftigung aber, das Segeln und Lenken von Böten, betrieb er hier noch viel stärker als in Holland; und jene Herren waren fast täglich mit ihm auf der Themse, wo sie bald in einer Jacht segelten, bald in Böten ruderten, ein Geschäft, welches sowohl der Czar als der Marquis trefflich verstanden haben sollen. Das Marine-Amt erhielt von der Admiralität den Befehl, zwei Fahrzeuge zu miethen, die dem Czar zu Gebote stehen sollten, so oft er belieben möchte, auf der Themse zu segeln, um sich im Schiffsdienst zu vervollkommnen. Außerdem machte ihm der König den „Royal Transport" zum Geschenk, mit dem Befehl, daß jede Veränderung und Einrichtung, die Seine Majestät wünschen möchten, daran vorgenommen werden sollte; und wenn der Czar es für gut hielte, zur Verbesserung des Fahrzeuges und um es schneller segeln zu machen, die Masten, Segel und das Takelwerk zu verändern, so solle auch hierin ihm willfahrt werden. Das größte Vergnügen des Letzteren bestand jedoch darin, sich auf ein kleines Verdeck-Boot, welches dem Werfte gehörte, zu begeben und bloß Menzikoff und drei oder vier Andere aus seinem Gefolge mit hinaufzunehmen, um das Fahrzeug mit ihrer Hülfe zu regieren, wobei er selbst den Steuermann abgab. So, meinte er, würde er dann daheim im Stande seyn, sie zu lehren, wie man mit Schiffen umgehen müsse. Wenn sie mit ihrem Tagewerk zu Ende waren, pflegten sie in ein Gasthaus in Great Tower Street dicht bei Tower Hill einzukehren, dort ihre Pfeife zu rauchen und Bier und Branntwein zu trinken. Der Gastwirth hatte sich als Aushängeschild den Kopf des Czaren von Moskau malen lassen, und dieses alte Schild blieb daselbst bis zum Jahr 1808, wo ein gewisser Waxel ein Gelüst danach bekam und dem Besitzer des Hauses anbot, er wolle ihm ein neues dafür malen. Das Original wurde daher kopirt, und die Kopie behauptet noch bis auf den heutigen Tag ihren Platz als Schild des „Czaren von Moskau", der hier wie ein rechter Tartar in die Welt hinausschaut.

Peters Aufmerksamkeit wurde von dem prächtigen Gebäude des Greenwich-Hospitals mächtig angezogen, und bevor er es besucht und die alten Gnadenbrodesser gesehen hatte, wollte er es für nichts Anderes als wenigstens einen Königlichen Palast halten. König Wilhelm fragte ihn eines Tages, wie ihm sein Hospital für invalide Matrosen gefiele, und der Czar antwortete: „Wäre ich Ew. Majestät Rathgeber, so würde ich Ihnen rathen, Ihren Hof nach Greenwich zu verlegen und St. James in ein Hospital zu verwandeln."

Es war gerade Gerichtszeit, als der Czar sich in London aufhielt, und er wurde nach der Westminsterhalle mitgenommen. Hier angekommen, fragte er, wer alle diese geräuschmachenden Leute in schwarzen Mänteln und wallenden Perücken wären, und was sie da thäten? Als man ihm zur Antwort gab: „Es sind Rechtsgelehrte,

Sire", rief er verwundert aus: „„Rechtsgelehrte! Ei, ich habe deren nur zwei in meinem ganzen Reiche, und ich glaube, Einen davon werde ich hängen lassen, wenn ich nach Hause komme.""

(Family Library.)

Bibliographie.

History of the Greek revolution. (Geschichte der Griechischen Revolution.) Von Gordon. Pr. 18 Sh.

Essay etc. (Versuch über Mineral- und warme Brunnen.) Von Gairdner. Pr. 8 Sh.

French, english and latin vocabulary. (Französisch-Englisch-Lateinisches Wörterbuch.) Von Gibson. Pr. 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Tagebuche der Gräfin v. Blessington. Byron spricht oft von Napoleon, dessen großer Bewunderer er ist. Am meisten, sagt er, schätze er in dessen Charakter den Mangel an Mitgefühl; dieser zeuge von seiner Menschenkenntniß, denn nur diejenigen, welche in glücklicher Unwissenheit in diesem Punkte lebten, wären der Sympathie fähig. Ich antwortete: Diese Menschenkenntniß führe ihre eigene Strafe mit sich, denn Napoleon hätte kein Mitgefühl gefunden, als er dessen am meisten bedurfte, und ein Weniges von dem, was er zu verachten vorgab, nämlich Enthusiasmus und Sympathie, würde ihn vor der Erniedrigung bewahrt haben, die er zwei Mal erduldete, als er sich von denen verlassen sah, auf die er gerechnet hatte. — So sehr auch Byron sich das Ansehen giebt, die Menschen zu verachten, so kann ich doch nicht glauben, daß er wirklich so fühlt; dies ist einer jener kleinen Kunstgriffe, zu denen er sich herabläßt, um seine Hörer in Erstaunen zu setzen, und die nur Leichtgläubige täuschen können. Er ärgert sich, wenn er entdeckt, daß diese kleine List nicht immer gelingt; er ist dann wie ein verzogenes Kind, dem es nicht nach Willen geht. Wie unendlich höher würde er stehen, wenn er nur seinen eigenen Kräften vertraute; er würde dann einsehen, wie fruchtlos und unwürdig zugleich diese Kunstgriffe sind, um die Rolle des Menschenfeindes durchzuführen, zu welcher er nicht geschaffen ist, und der er auch nie seyn wird. Ich fand ihn bei tausend Veranlassungen gefühlvoll, aber nicht Einmal beständig. Sein immerwährendes Losziehen gegen seine Freunde schien mir stets mehr Inkonsequenz als Bosheit, und er will, glaube ich, mehr damit beweisen, daß er über Parteilichkeit in der Freundschaft erhaben ist, als daß seine Freunde derselben unwürdig wären. Er hat die Sucht, seine Menschenkenntniß zur Schau zu tragen, und glaubt diese mehr zu beweisen, wenn er die Flecken an den Menschen, als wenn er ihre Vollkommenheiten herausfucht. Wenn er seinen eigenthümlichen Charakter freier walten ließe, wie sehr würde man ihn lieben und hochschätzen, anstatt daß jetzt selbst diejenigen, die seinen Genius am meisten bewundern, sich in dem Menschen getäuscht finden. — Den Geheimnißvollen spielt Byron so gern, daß er unaufhörlich mysteriöse Winke über Begebenheiten aus seinem Leben fallen läßt; bei solchen Gelegenheiten nimmt er, um die Neugierde zu wecken, ein Wesen an, daß zu jenen Andeutungen paßt. Ist es ihm gelungen, seinen Zuhörer neugierig zu machen, so ist er zufrieden, thut noch geheimnißvoller und bricht kurz ab; schlägt ihm dies aber fehl, so sieht man deutlich, wie er verdrießlich und mürrisch wird; dabei schielt er die Person, die er hat mystifiziren wollen, von der Seite an, um die Wirkung zu belauschen. Bei solchen Gelegenheiten pflegte ich ihn schalkhaft anzusehen und zu lachen, ohne eine einzige Frage zu thun, und oft brachte ich ihn dadurch selbst zum Lachen über seine fehlgeschlagenen Mystificationen. — Sein Gedächtniß ist außerordentlich; er weiß aus jedem Schriftsteller, dessen Werke ihm gefallen haben, Stellen herzusagen, und eben so treu bewahrt es die Stellen, die ihm besonders schlecht oder lächerlich vorkamen. Er sprach oft darüber, wie angenehm es sey, mit Personen zusammenzutreffen, mit denen man sich über interessante Gegenstände aus früherer Zeit, es seyen Menschen oder Bücher, unterhalten könne, und meinte, nichts befestige die Freundschaft oder den Verkehr so sehr, als wenn man mit einander dieselben Bücher gelesen oder dieselben Leute gekannt habe. — Auf unseren Spazierritten bemerkte ich, daß, wenn wir an einen besonders schönen Fleck kamen, Byron anhielt und ganz Auge war, als wenn er sich die Erinnerung daran recht einprägen wollte; selten pries er das, was ihm doch so offenbar gefiel, er wurde vielmehr auf einige Zeit still und zerstreut, als wenn er die Hauptzüge des Gesehenen auf seine Gedächtnißtafel zeichnete. Er erzählte mir, er hätte, von frühester Kindheit an, die Einsamkeit leidenschaftlich geliebt; die See, gleichviel ob still oder stürmisch, sey immer ein höchst anziehender Gegenstand und eine ergiebige Quelle von Gedanken für ihn gewesen. „Wie die Künstler", sagte er, „ihre Mappen mit Zeichnungen nach der Natur anfüllen, um sie späterhin bei Gelegenheit zu benutzen, so sammle er die Bilder in seinem Gedächtnisse, um sie hervorzuziehen, wenn er sie brauche, und er fände sie weit lebendiger, wenn er seine Bewunderung nicht in Worte verbraucht, sondern sie mit aller Macht dem Gedächtnisse eingeprägt hätte."

— Mechanismus der menschlichen Stimme. Der obere Theil der Luftröhre oder die knorplige Höhlung, in der sich die Stimme bildet, senkt und dehnt sich aus, um die tiefen, hebt und verengt sich, um die hohen Töne hervorzubringen. Alle Welt weiß es, daß Bassisten den Kopf senken, Tenoristen dagegen ihn in die Höhe heben. Herr Bennati hat aber noch außerdem bemerkt, daß ein Knochen, an den die Zungenwurzel sich lehnt (os hyoideus), beim Herausstoßen des Tones durch seine Muskeln festgehalten werde, daß er der Luftröhre einen Unterstützungs-Punkt darbiete und die Ton-Erzeugung unterstütze. Doch genügt die Luftröhre allein nicht für die Bildung der Töne, vielmehr befinden sich an ihrem oberen Theile sehr bewegliche Organe, deren Bewegungen zu beobachten Herr Bennati den Plan gehabt hat. Folgendes sind die merkwürdigen Thatsachen, die Herr Bennati durch häufige Beobachtung von Sängern und Sängerinnen gewonnen. Bei den tiefen Tönen erhebt sich der Gaumensegel, zieht sich zurück und nimmt eine bogenförmige Gestalt an, das Zäpflein verkürzt sich; so erweitert sich die Höhlung, wo die Luft wiedertönt, und wo der Ton sich verstärkt, sowohl durch die Erhebung des fleischigen Gaumensegels, als auch durch die Senkung der Luftröhre. Gerade umgekehrt ist es in den hohen Tönen. Der Gaumensegel senkt sich und bewegt sich zu derselben Zeit nach vorn, während die Luftröhre sich erhebt. Die Mandeln schwellen an und nähern sich einander. Der Doktor Kreff hat einmal eine geniale Anwendung von dieser Beobachtung gemacht. Er hatte nämlich an den Mandeln, die so tief lagen, daß sie unsichtbar waren, eine chirurgische Operation zu machen, und bat daher den Kranken, er möchte die höchste Note singen, die in seiner Stimme läge. Augenblicklich kamen die Mandeln zum Vorschein und waren den Instrumenten zugänglich. — Das Spiel der oberen Partieen der Tonröhre wird hauptsächlich in den hohen Tönen angewandt. Hr. B. schreibt diesen oberen Theilen fast ausschließlich die Bildung des zweiten Registers zu, das nur uneigentlich Kopfstimme genannt wird. Die durch die Luftröhre in den Noten des ersten Registers ausgeführte Modulation geht durch die Arbeit der Muskeln des Gaumensegels und der Zungenwurzel vor sich. Man darf nicht glauben, daß die Luftröhre in dem zweiten Register gänzlich passiv sey, aber die Hauptthandlung der Modulation geht höher vor.

— Täglicher Verbrauch an Getreide. Herr Dureau de la Malle hat Untersuchungen über das Durchschnitts-Quantum Getreide angestellt, welches in alter und neuer Zeit ein einzelner Stadt- oder Landbewohner täglich verbrauchte. Zu dieser Untersuchung wurde Herr Durand durch den Wunsch veranlaßt, die Bevölkerung Italiens unter Römischer Herrschaft genauer auszumitteln, als dies bis jetzt geschehen konnte. Ueber die freie Bevölkerung hat man Zählungen, auf die man sich ziemlich verlassen kann, aber über die Anzahl der Sklaven fehlt es an allen Nachweisungen. Man achtete sie viel zu gering und ließ es sich eben so wenig einfallen, ihrer in einem öffentlichen Dokument zu gedenken, als der Pferde, Ochsen oder Schaafe, die nebst ihnen zu den beweglichen Gütern ihrer Herren gehörten. Da man indeß den Verbrauch des Getreides in Italien zu jener Zeit ausmitteln kann, wenn man einerseits den Flächeninhalt des angebauten Bodens, andererseits das Quantum des eingeführten Getreides in Anschlag bringt, so bleibt, wenn man von dieser Hauptsumme den Verbrauch der freien Bevölkerung abzieht, der Ueberschuß für den Unterhalt der Sklaven. Dieser Ueberschuß, durch das Durchschnitts-Quantum des jährlichen Bedarfs eines Individuums dividirt, giebt ziemlich genau die Zahl der Sklaven an. Bei dieser Berechnung muß man jedoch die Bevölkerung der Städte genau von jener des platten Landes trennen, denn bei letzteren ist der Durchschnitts-Verbrauch beträchtlicher. So weiß man z. B., daß in Paris täglich im Durchschnitt weniger als ein Pfund auf die Person kommt, (343 Pfund jährlich) aber man würde sehr irren, wenn man den Verbrauch für ganz Frankreich nach diesem Maaßstab berechnete. Für die Bewohner der übrigen Städte kann man im Durchschnitt $1\frac{1}{2}$ Pfund täglich annehmen, und für das Landvolk etwas über $1\frac{1}{2}$ Pfund. Im alten Italien fand ungefähr dasselbe Verhältniß zwischen dem Verbrauch der Stadt- und Landbewohner statt, nur war für beide der Bedarf stärker als jetzt, welches wahrscheinlich seinen Grund in der unvollkommneren Art des Mahlens und Brodbackens hatte. Man kann den damaligen täglichen Bedarf einer Person in der Stadt auf 2 Pfund und auf dem Lande auf $2\frac{1}{4}$ bis $3\frac{1}{2}$ Pfund annehmen. (F. d. P.)

— Zärtliches Attachement. Ein seltsamer Ehescheidungs-Prozeß wurde jüngst vor den Pariser Tribunalen verhandelt. Die Frau hatte auf Scheidung geklagt; der Mann seiner seits stellte sie als einen wahren Ehe-Teufel dar, der ihn mehr als einmal die Kraft ihrer Fäuste hatte fühlen lassen und sich sogar nicht scheute, seinen Secretair zu erbrechen, um sein Ausgabe-Buch zu entwenden; aber auch sein Portrait, von einem theuren verstorbenen Freunde gemalt, hatte sie mitgenommen. Die Frau vertheidigte die Entwendung des Ausgabe-Buchs mit der Absicht, ihren Mann gewisser heimlicher im Ehe-Budget nicht zulässiger Ausgaben zu überführen; das Portrait aber habe sie als theures Andenken an die glücklichen Tage ihrer Ehe mitgenommen. „Nie werde ich mich von dem theuren Bilde trennen", sagte sie; „denn dies wird mir nie untreu werden." Das Gericht entschied: die Frau erhält 1200 Fr. Alimente, das Ausgabe-Buch bleibt bei dem Advokaten des Mannes liegen, wo die Frau es nach Belieben einsehen kann, und das Portrait erhält der Mann provisorisch zurück, bis das Eigenthums-Recht daran bei der Auseinandersetzung gehörig begründet ist.

— Tröstliche Berechnung. Ob die menschliche Glückseligkeit seit den letzten 40 Jahren zugenommen hat, wird wohl ein Jeder nur nach sich allein berechnen wollen; doch daß die Durchschnitts-Dauer des menschlichen Lebens sich verlängert hat, ist eine Thatsache, die durch das Pariser Längen-Bureau in ihrem diesjährigen Bericht außer Zweifel gesetzt wurde. Er giebt an, daß im Jahre 1789 das Durchschnitts-Alter des Menschen 28 Jahr 9 Monat war, im Jahre 1831 hingegen war es auf 31 Jahr 6 Monat gestiegen — ein Resultat, zu dem wohl die Vaccination nicht wenig beigetragen haben mag.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Mittwoch den 12. Dezember 1832.

England.

The Life of General Sir David Baird. (Leben des Generals Sir David Baird.) 2 Bände. London, 1832.

Die Laufbahn des Sir David Baird in Indien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Aegypten, bei Kopenhagen, Coruña und in Irland ist voller Belehrung für den Soldaten und voller Beispiele von Geistesstärke, richtigem Blick und Ausdauer für Jedermann. Er war der fünfte Sohn des Herrn William Baird in Newbyth, wo er im Dezember 1757 geboren wurde. Da sein Vater starb, als der junge Baird 8 Jahre alt war, so fiel seine fernere Erziehung der Mutter anheim, die, wie es scheint, wenig Mühe hatte, sich für seine künftige Bestimmung zu entscheiden, indem seine Vorliebe für den Soldatenstand sich schon sehr früh zu erkennen gab. Im 15ten Jahre erhielt er eine Fähnrichs-Stelle im 2ten Infanterie-Regimente, und 5 Jahre darauf hatte er eine Compagnie in dem 73sten Regimente der Hochländer. Ein so lebhafter Geist, wie der seinige, war nicht dazu gemacht, viel Ruhe im Privatleben zu genießen, und wir finden Sir David fast von dem Augenblick an, wo er in das Heer eintrat, bis zu seinem Tode in schwierigem und mühseligem Dienst beschäftigt. In Indien fand man ihn fast immer auf der Seite einer milden und duldsamen Politik, im Widerspruch mit den Behörden. Er handelte den Befehlen seiner Vorgesetzten gemäß, unterließ aber niemals, Vorstellungen zu machen, wenn er gezwungen wurde, gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Sein mannliches Betragen gegen den Radschah von Tandschore, zu dessen Gunsten er seinen ganzen Einfluß anwendete und der Regierung rieth, eine menschlichere und gewiß weniger kostspielige Politik zu befolgen, erregte das größte Mißfallen in Madras und hatte seine Zurücksendung nach England zur Folge. Jetzt aber, wo jene Zeit verschwunden und es uns erlaubt ist, die Mittel, welche in jenen Tagen der Gewalt und Grausamkeit angewendet wurden, um das Ansehen der Ostindischen Compagnie zu begründen, leidenschaftslos zu erwägen, jetzt dürfte der Rath des Sir David Baird besser gewürdigt werden. Man fühlt jetzt, daß die Eroberungen vollständiger gewesen seyn würden, wenn man die Neigungen der Einwohner zu gewinnen gewußt hätte, während man von ihrem Eigenthum Besitz nahm. Sir David wollte Beides verbinden; aber die Eroberungs-Wuth und die Furcht, durch den Anschein von Menschlichkeit einen Sieg aufs Spiel zu setzen, erlaubte den Direktoren jener mächtigen Bewegungen nicht, den Eingebungen der Milde zu gehorchen.

Der Raum gestattet uns nicht, irgend einen entsprechenden Beweis von dem Interesse der Ereignisse vorzulegen, welche in diesem Werke geschildert werden. Der Verfasser hat Zugang zu allen authentischen Quellen gehabt und so viele Aktenstücke zu den Theilen der Geschichte, bei denen Sir David selbst mitwirkte, beigebracht, daß sein Buch in jeder Hinsicht von persönlichem und allgemeinem Nutzen ist. Vielleicht ist er, wie alle liebevolle Biographen, für manche Fehler zu nachsichtig gewesen, und man kann ihm auch vielleicht den Vorwurf machen, daß er die Verdienste seines Helden überschätzt hat. Aber es fragt sich, ob Jemand mit weniger Enthusiasmus für seinen Gegenstand denselben auch so tief hätte ergründen können; so daß das, was wir an kalter Unparteilichkeit verlieren, reichlich durch die Masse der Details ersetzt wird. Von Sir David Baird's Charakter in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, in denen er sich befunden hat, wäre es schwer gewesen, mehr zu sagen, als seine ausgezeichneten Talente und seine edelmüthigen Gesinnungen verdienen; und nur, weil sein Biograph diesen Umstand nie aus dem Gesicht verliert, wird der Leser zuweilen versucht, zu glauben, daß er zu viel sage.

Es giebt sehr wenige Militairs, welche in ihrer Laufbahn so vielen Gefahren ausgesetzt gewesen sind, als General Baird. Seine Pflicht führte ihn unter die verschiedenartigsten Himmelsstriche und auf Schauplätze, wo der Tod in seiner abschreckendsten Gestalt erschien. Unter allen Gefahren und in jedem Verhältnisse behielt er die Herrschaft über sich selbst und zeigte die seltene Vereinigung einer außerordentlichen Kaltblütigkeit mit einem unerschütterlichen Muthe. Nicht weniger ausgezeichnet war er als Diplomat. Seine Kenntniß von dem Zustande Indiens, von dem Charakter des Volkes, von den Mitteln, durch welche es am besten gewonnen und regiert werden konnte, und seine große Erfahrung als Taktiker verschafften ihm ein bedeutendes Gewicht selbst bei denen, welche, durch weniger edle Gründe geleitet, geneigt waren, über die Freiheit und Unabhängigkeit seines Geistes zu spotten. Es ist auffallend und sehr zu bedauern, daß die Ansprüche eines Offiziers, der im Felde immer siegreich gewesen ist, und der so viele Zeugnisse der Hochachtung und des Ruhmes aufzuweisen hat, von der Britischen Regierung fortwährend vernachlässigt und sogar bei Seite geschoben worden sind. Im Jahre 1809 wurde er zum Baronet erhoben, mit der Bestimmung, daß die Würde auf seinen Bruder übergehen solle, wenn er ohne Nachkommen stürbe; aber außer den gewöhnlichen militairischen Ehrenzeichen hat er keine weitere Belohnungen aufzuweisen. Als im Jahre 1814 die fremden Monarchen in London waren, erhielten die Lords Lynedoch, Hill, Beresford, Niddry und Combermere Titel und Pensionen von 2000 Pfd. Stlg., weil sie zum Generalstab des Herzogs von Wellington gehört hatten. Sir David wollte seine Ansprüche auf ein gleiches Zeichen der Zufriedenheit geltend machen, aber dieses Gesuch, wie alle seine übrigen, blieb unbeantwortet und unberücksichtigt. Solch' ein Mann lebt indessen in der Geschichte auch ohne Titel fort. Sein Ruhm ist sein schönster Titel, und wenn bereits viele seiner Waffengefährten mit all ihrem betitelten Ruhm vergessen seyn werden, so wird das Andenken an Sir David Baird die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen überleben.

Nach einem Leben großer Anstrengung und ununterbrochener Thätigkeit zog er sich mit sehr geschwächter Gesundheit nach Edinburg zurück. Er wurde von dort mit großen Schwierigkeiten nach seinem Lieblings-Aufenthalt Fern Tower gebracht, woselbst er am 18. August 1829 starb. (Atlas.)

Bibliographie.

The year of liberation. (Das Befreiungsjahr.) Ein Tagebuch der Vertheidigung Hamburgs gegen die Französische Armee unter Davoust im J. 1813. Nebst Skizzen der Schlachten von Lützen, Bautzen u. s. w. 2 Bde.

Frankreich.

Sittenschilderungen der Französischen Bretagne.

(Schluß.)

Kein Ereigniß in dem Leben des Leonnesen trägt ein so religiöses Gepräge, wie sein Tod. Am Ziele all' seines Elends, an der Schwelle jener Welt, wo seine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollen, umgiebt er sich mit seinem ganzen Glauben und entfaltet ganz sein christliches Gemüth. Selten ruft er die Kunst der Natur zu Hülfe. Nur erst seit einigen Jahren bedient man sich der Aerzte auf dem Lande, und das Vertrauen zu ihnen ist noch lange nicht allgemein. Einige Arzneien aus der Väter Zeiten, Gebete, Messen, die man lesen läßt, Gelübde an die bekanntesten Heiligen, das sind die gewöhnlichsten Mittel, die man anwendet. Jeden Sonntag sieht man beim Gottesdienste Frauen mit rothgeweinten Augen zum Altar der Jungfrau hintreten, Kerzen anzünden und dort aufstellen. Es sind Schwestern, Mütter, Gattinnen, welche bei der Himmels-Königin, die auch einst an einem Sarge geweint hat, um das Leben eines theuren Wesens bitten, das im Todeskampfe liegt. Indem man die Kerzen zählt, welche mit bleichem Schimmer auf dem Altare brennen, kann man wissen, wie viele Todkranke es im Kirchspiele giebt, wie viel Häuser, in denen man das Röcheln eines Sterbenden hört, wie viel Gattinnen, denen der trostlose Wittwenstand bevorsteht. Wir konnten diese stummen Zeichen des Todeskampfes, welche gleichsam dahingestellt sind, um uns alle an die Nähe des Todes und an die menschlichen Schwachheiten und Schmerzen zu erinnern, nie ohne ein Gemisch von Schrecken und Mitleid betrachten.

Sobald die Krankheit tödtlich zu werden scheint, wirft sich die Familie rings um das Bett auf die Kniee, und der Aelteste sagt mit lauter Stimme die Gebete für den Sterbenden her. Der Priester kommt und ertheilt ihm die letzten Sakramente. Gewöhnlich empfängt sie der Kranke mit vieler Ruhe. In sich gesammelt und in Gegenwart seines Gottes stirbt er unter Gebeten, arm, wie er gelebt hat, aber gestützt auf den Glauben, daß er glänzend in jene Welt eingehen werde, und daß an der Pforte des ewigen Lebens die Sternenglorie ihm winke. Der Schmerz der Familie ist ernst und heilig. Der Leonnese thut übrigens nichts, um der Vorstellung seiner Auflösung zu entgehen. Hart gegen seine arme Seele, wie gegen seinen Leib, schreckt ihn moralisches Leiden eben so wenig als Beschwerde oder Gefahr. Während der Stadt-Bewohner seinem

Kummer zu entweichen, seine Thränen zu überlisten sucht und Alles flieht, was sein verwundetes Herz verletzen könnte, tritt der Bretagnische Bauer seinem Schmerze kühn entgegen, er empfängt ihn selbst und läßt ihn nicht durch Mittelspersonen abweisen, er sieht ihm gerade ins Auge. Verschließt immerhin Eure Thüren, heißt die Priester schweigen, um nichts von dem Leichenzug zu vernehmen; er verläßt die Stube nicht, wo der Leichnam liegt, er sieht die Kerzen anzünden, das Leichentuch nähen, den Sarg vernageln, und wenn die Todtengräber kommen, so steht er auf und geht mit. Er folgt der Leiche mit zerstreuten Haaren, er hört die Erde langsam auf den Sarg niederfallen und geht nicht eher fort, als bis Alles vorüber ist, bis der Priester gesagt hat: „Friede sey mit Dir!" Nichts ist herzzerreißender, als diese muthvolle Zartlichkeit des Armen und Verlassenen, der die geliebte Leiche bis ans Grab begleitet. Dieser Aufwand von Schmerz hat etwas, das das Herz erfaßt und zermalmt. Bei solchen Begräbnissen entblößt man unwillkürlich das Haupt und beugt das Knie; denn wer möchte es wohl wagen, Unglauben oder Spott vor diesem Manne blicken zu lassen, der keine andere Hoffnung mehr hat, als den Glauben an Belohnung und Unsterblichkeit.

Am Tage Aller-Seelen, der auf den Aller-Heiligen-Tag folgt, ist die ganze Bevölkerung, düster und in Trauerkleidern, in Bewegung. Dies ist das wahre Familien Fest. Der ganze Tag wird mit Andachts-Uebungen hingebracht. Gegen Mitternacht, nach einem gemeinschaftlichen Mahle, geht man aus einander, aber man läßt Speisen auf den Tafeln zurück; denn ein rührender Aberglaube überredet sie, daß diejenigen, die sie betrauern, um diese Stunde aus den Gräbern aufstehen und unter dem heimathlichen Dache ihr jährliches Mahl einnehmen werden. Doch fängt dieser Gebrauch jetzt an, zu verschwinden.

Nach Allem, was wir bisher gesagt haben, läßt sich leicht denken, welchen Einfluß die Priester in Nieder-Bretagne haben müssen. Man muß aber anerkennen, daß diese gewöhnlich Alles besitzen, was erfordert wird, um über die Massen eine hohe Macht zu üben; denn wer die Bretagnischen Geistlichen nach denen in den Städten, welche schmucke Höflinge und schöne Redner sind, beurtheilen wollte, würde sich sehr irren. Der Bretagnische Priester, hinter dem Pfluge hervorgezogen, bei dem unter dem Priesterkleide noch der Kittel des Ochsentreibers hervorblickt, hat eine barsche Stimme und harte Hände. Mit einem groben Priesterrock bedeckt, in Schuhen mit Eisen beschlagen, mit dem Stock in der Hand, wandert er auf kothigen Landstraßen und durch ungangbare Haiden, um den Kranken das Abendmahl, den Todten Gebete und Erlösung zu bringen. Unwissend, wie jene Fischer, welche ihre Netze verließen, um Menschenfänger zu werden, haben sie, gleich ihnen, den Glauben, der das Wort beseelt und ihm die Macht des Donners leiht. Wer nie einer Bretagnischen Predigt beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff von der Gewalt dieser Leute machen, wenn sie einmal auf der Kanzel stehen. Die Menge erzittert, ächzt unter ihren Worten, wie das Meer beim Toben des Sturmes, und fürwahr, es sind nicht jene milden Thränen, die man mit einem battistenen Tuche trocknen kann, wie man es in den Predigten auf unseren katholischen Bühnen sieht; es ist keine literarische Bewunderung oder Rührung, in welcher man die Hände zusammenschlägt, mehr um Beifall zu klatschen, als um zu beten; es ist Zerknirschung, Reue in ihrem kräftigsten Ausdruck; die Thränen fließen in Strömen, man schluchzt, man schreit; diese abgehärteten eisernen Männer schlagen mit ihren kräftigen Fäusten an ihre kräftige Brust. Die Frauen, mit dem Antlitze am Boden, von tödtlicher Reue ergriffen, rufen: „Gnade!" beim Ton dieser schrecklichen Stimme, welche von oben herab die zwei Worte erschallen läßt, die ihr ganzes Wesen durchschauern: Verdammniß, Ewigkeit. Es ist selten, daß man nicht während der Predigt mehrere von ihnen ohnmächtig fortträgt. Wir haben einen Unglücklichen gesehen, der, in Folge eines Aufenthalts im Kloster St. Pol de Leon, toll geworden war. Die Predigten, die Einsamkeit und seine natürliche Schwärmerei hatten ihn in eine Art von fanatischem Wahnsinn versetzt, der schrecklich, aber merkwürdig war. Nie werden wir die seltsame Scene vergessen, in welcher wir Gelegenheit hatten, diese für uns so neue Art von Tollheit zu beobachten.

Es war an einem Sonntage, in dem kleinen Flecken Penzé (Gemeinde Taule), wo gerade Ablaßtag war. Die Versammlung war sehr zahlreich, und man tanzte am Meeres-Ufer. Wir hatten uns niedergesetzt, um dem Tanze der Tauleserinnen zuzusehen. Plötzlich bemerkte man eine Bewegung in dem Haufen, das Hautbois schwieg, der Tanz hielt ein, und der Name Joan von Guiclan lief durch den Kreis. Schon den Abend vorher hatten wir diesen Namen vernommen. Dieser Wahnsinnige ging überall umher, predigte Kasteiung und Buße und warf sich zwischen alle Freuden des Lebens, wie ein Todesbote. Eine Dame aus der Gegend hatte uns erzählt, daß dieser seltsame Mensch seit mehreren Jahren ohne Haus, ohne Freunde, ohne Familie lebe. Er lehrte das Wort Gottes in den Dörfern, schlief unter den steinernen Kreuzen an Scheidewegen, oder an den Thüren einsamer Kapellen. Er nahm nur so viel geschenkt, als er brauchte, um seinen Hunger zu stillen, und wies das Geld, welches man ihm anbot, mit Verachtung zurück. Nie hatte, seit seiner Tollheit, seine Hand eine andere gefaßt oder freundschaftlich gedrückt; nie kam ein anderes Wort aus seinem Munde, als fromme Ermahnungen oder prophetische Drohungen. In den dunkelsten und kältesten Winternächten, wenn Frost oder Schnee ihn auf einsamer Straße überfielen und ihn verhinderten, auf seinem steinernen Bette zu schlafen, blieb er stehen, mit dem Rosenkranze in der Hand, und sang mit lauter Stimme Kirchen-Lieder in Bretagnischer Sprache. Oft hatte ein spät heimkehrender Bauer diese seltsame Stimme von fern vernommen und war erschrocken umgekehrt. Man erzählte sich in der Gegend, daß der Himmel dem Joan eine wunderbare Gabe der Weissagung verliehen hätte, und daß, so oft der Tod in ein Haus einkehrte, er ihm stets mit dem Rufe: Buße! Buße! voranschritte. — Diese und noch viele andere Umstände kamen uns in's Gedächtniß und erhöhten unsere Neugier, als der Name des Fanatikers Guiclan unter dem Volke ertönte. Wir drängten uns zu dem Orte, wo er war, und sahen ihn bald auf der geschwärzten Mauer eines vor mehreren Jahren abgebrannten Hauses stehen. Es war ein großer, blasser, hagerer Mann, seine Haare fielen ihm über die Schultern, und seine tief liegenden Augen rollten wild umher. Seine Geberden waren lebhaft und hastig, oft schüttelte er den Kopf, wie ein wildes Thier, und dann gab ihm sein schwarzes Haar, welches ihm zum Theil über das Gesicht hing, einen furchtbaren Ausdruck. Seine rauhe und donnernde Stimme nahm zuweilen jenen klangreichen Ton an, der dem Bretagnischen Accente eigen ist, aber dies dauerte nicht lange. Seine Predigt, die bloß von den Gefahren des Tanzes und von der Nothwendigkeit, die Freuden der Welt zu fliehen, handelt, war Anfangs nur eine ziemlich flache Wiederholung von dem, was wir in den Dorfkirchen mehr als zwanzig Mal gehört hatten, aber nach und nach gerieth er in Ekstase, und die Schwärmerei gab seinen Worten eine Kraft, die uns selbst hinriß. Es waren lebendige und poetische Bilder, erschütternde Apostrophen, eine scharfe, rohe, immer an's Herz gehende Ironie, die wie glühendes Eisen einbrannte. Er zeigte den Tanzenden die steigende Fluth, die mit ihren Wellen bald die Spuren verwischen würde, die ihre Füße in den Sand gedrückt hatten. Er verglich dieses Meer, welches rings um ihre Freuden drohend tobte, mit der Ewigkeit, die auch unaufhörlich eine furchtbare Warnung durch ihr Leben rief. Dann, mit einem plötzlichen und wunderlichen Gedankensprunge, wandte er sich an einen jungen Mann, der vor ihm stand: „Guten Tag, Peter, guten Tag. Tanze und lache nur mein Sohn. Du stehst gerade auf der Stelle, wo man vor zwei Jahren den Leichnam Deines ertrunkenen Bruders fand." In demselben Tone fuhr er fort, nannte Jeden beim Namen, wühlte in den Herzen die schmerzlichsten Erinnerungen auf, die er mit barbarischer Sorgfalt ausmalte. Dies dauerte lange, und der schneidende Spott ließ keinen Augenblick nach. Unwille, Bewegung, Abscheu bearbeiteten abwechselnd das Herz, beim Anhören dieser wie Dolche stechenden Spottreden, welche das Leben eines Jeden aufwühlten, um eine Narbe zu finden, die sie aufreißen konnten. Endlich ließ er die Persönlichkeiten bei Seite und sprach von den Strafen, die den Sündern bevorständen, und indem er Gott eine furchtbare Ironie beilegte, verkündete er denen, die auf Erden den Rausch des Tanzes und der Feste geliebt hatten, einen ewigen Tanz in den Flammen der Hölle. Er schilderte diesen schrecklichen Reigen der Verdammten, die, Millionen Jahrhunderte hindurch, in einem immerwährenden Wirbel von Qualen unter Heulen und Schluchzen und Zähneklappern umhergetrieben würden. Wir sahen uns erstaunt an, denn in unserem Leben hatten wir noch nichts so Ergreifendes, so schrecklich Schönes gehört, als diese Schilderung, mit lautem Gelächter, Verwünschungen, Gebeten und flammenden Bildern untermischt. — Das Volk stöhnte laut.

Dieser schrecklichen Schilderung stellte Joan alsdann ein Gemälde von dem Glücke der Seligen gegenüber, aber seine Ausdrücke waren matt und farbenlos; er fand sich nur hingerissen, wenn er von der Nothwendigkeit sprach, sich zu kasteien und Gott seine Leiden darzubringen. Dann erzählte er sein Leben mit einer so natürlichen, so majestätischen Einfalt, daß man glaubte, einen Abschnitt aus der heiligen Schrift zu hören. Er erzählte, wie er sein Vermögen, seine Frau, seine Kinder verloren hatte, und bei jedem Verlust, den er nannte, rief er: „Du hast wohl gethan, Gott! Dein Name sey gepriesen." — Die Zuhörer zerflossen in Thränen. Er gab ihnen dann gute Rathschläge, ermahnte sie zur Buße, endlich sagte er, mit immer steigendem Eifer, daß seine Unfälle ihm noch zu gering schienen, um seine Vergehungen abzubüßen. Jesus Christus wäre ihm im Traume erschienen und hätte gesagt: „Joan, gieb mir Deine linke Hand, denn ich gab mein Leben, um Dich zu erlösen." — „Herr, sie ist Dein!" hatte er geantwortet, — „und ich habe Wort gehalten!" rief er, indem er seine linke bis jetzt verborgene Hand in die Höhe streckte; es war ein Stumpf mit blutigem Linnen umwickelt. Staunen und Schrecken wurde bei Allen laut; die Frauen bedeckten sich die Augen mit den Händen.

„Wer fürchtet sich, wer fürchtet sich!" schrie der Unglückliche, dessen Heftigkeit immer zuzunehmen schien. „Ich habe Gott zurückgegeben, was er mir geschenkt hatte. Verdammung über Euch, wenn das Werk, das ich auf das Geheiß Christi that, Euer Herz zagen macht. Seht, Christus hat es gewollt; das habe ich Christo zu Liebe gethan," und mit epileptischer Wuth riß der Unglückliche das Linnen von seiner Wunde und schüttelte den nackten Stumpf, daß der Blutstrom sich auf zwanzig Schritte weit über ihre Köpfe ergoß.

Ein lauter Schrei des Entsetzens ertönte von allen Seiten. Ein Theil der Zuschauer floh bestürzt; einige Männer ergriffen Joan und trugen ihn bald ohnmächtig nach der nächsten Hütte.

Tief erschüttert und bebend verließen wir schweigend den Platz. Wir hatten erfahren, was ein Fanatiker ist. (Rev. Enc.)

Altnordische Literatur

(Zweiter Artikel.)

Aechtheit der Nordischen Mythologie.

Die im vorangehenden Artikel erwähnte Verdeutschung, in welcher jene Schrift des Bischofs Müller zuerst erschien, zeigt die Bestimmung derselben zugleich zum Beweise der Aechtheit der Nor-

dischen Dichtkunst und damit der N. Mythologie. Sie bildet dadurch ein Seitenstück und Ergänzung zu dem früheren Werke desselben Verfassers: „Ueber die Aechtheit der Asalehre und den Werth der Snorri'schen Edda", welches ebenfalls bisher nur Deutsch (aus der Dänischen Handschrift vom Professor Sander übersetzt) erschienen ist. Wir müssen hiebei noch etwas länger verweilen, da es einen Gegenstand betrifft, der in Deutschland und nun auch im Norden so mannigfaltig angeregt und besprochen worden und in jeder Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit ist.

In dem Buche über die Asalehre hatte der Verfasser die Aechtheit dieser Nordischen Mythologie, wie sie hauptsächlich in den beiden Edda's aufbehalten ist, auch schon geschichtlich erwiesen, und zwar eben aus der innigen Verbindung derselben mit der Geschichte. Der höchste Grund für die Aechtheit ist allerdings ihre innere sich selbst beweisende und genügende Wahrheit, ihr tiefes und eigenthümliches Einschauen in die geheime Werkstätte der Schöpfung und des menschlichen Geistes, ihr unerschöpflicher Sinn und ihre mannigfaltige lebendige und kunstvolle Ausbildung, wodurch man im voraus gewiß ist, daß auch die Geschichte dafür basten werde. Dies letzte ist nun besonders durch die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Verfassers wirklich dargethan. Er war der erste, welcher in die Entstehung, Zusammensetzung, Gestalt und Bedeutung der jüngeren oder Snorri'schen Edda*) wahrhafte und befriedigende Einsicht nahm und gab, er zeigte, daß dieser große Nordische Geschichtschreiber bei seiner Edda, neben dem Zweck einer würdigen Gemüths-Ergötzung an den uralten Mythen und des Verständnisses der ihnen zum Grunde liegenden Götter- und Heldenlieder der älteren oder Sämundischen Edda, hauptsächlich die Erklärung und Abfassung der späteren geschichtlichen Lieder im Auge hatte. Wenn jene mythischen Lieder fast alle von namenlosen Dichtern herrühren und unverdenkliches Volkseigenthum geworden, so waren dagegen diese geschichtlichen Lieder insonderheit das Werk namhafter und auch sonst in der Geschichte bekannter Skalden, deren Beruf und Amt es war, denkwürdige Thaten darin aufzubewahren; so wie andere edle Männer und Frauen und die Helden selbst (auch hierin ähnlich den Morgenländern) sich in erhebenden Augenblicken auf der Stelle in Liedern aussprachen. Diese Skaldenlieder nun, welche der wahrhafte Snorri, und gewiß vor ihm, wie nach ihm, viele Andere, in die wirkliche prosaische Geschichte, als älteste Urkunden derselben, eingeflechten, sind durchaus von jener alten Edda-Lehre und von mythischen und heroischen Ausdrücken und Anspielungen, als zu jener Zeit allbekannt, durchdrungen. Und die Snorrische Edda, welche vornehmlich aus dem seit Einführung des Christenthums (im Jahre 1000) immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse der Erklärung solcher Gedichte hervorgegangen, enthält in dem besonders hierauf gerichteten Theile, welcher mit mehr Sicherheit als die Mythen-Sammlung dem Snorri zugesprochen wird, nämlich in den Kenningar (poetischen Ausdrücken), als Beispiele gegen 500 Stellen und Stücke von beinahe 80 solcher Skalden und Männer, deren Namen und Lebenszeit großentheils auch aus der Geschichte wohl bekannt sind: von Biarki (um 520), sicherer von Bragi dem Alten und Ragnar Lodbrok (st. 790), und dann von Thiodolf von Hvina (auf Island) und Harald Schönhaar (st. 939) in voller Reihe bis auf Snorri selber, der 1241 fiel, weil er die Runen, welche ihn vor Verrath warnten, nicht mehr erkannte. Selten sind in diesem Haupttheile der Edda, genannt Skalda (oder Skaldskaparmál, d. i. Rede der Skaldenschaft, Dichtkunst) die Beispiele aus jenen namenlosen Edda-Liedern, weil diese eben der in der Mythen-Sammlung (Gylfaginning, Bragaraedur) dargestellte und eben so durch Stellen daraus belegte Stoff waren, mit welchem die Skalden-Lieder sich meist so künstlich und beziehungsschwer schmückten. Häufiger sind dagegen die Beispiele aus einigen Liedern eben dieser Skalden, worin auch noch ein mythologischer Gegenstand behandelt wird, zwar nicht in jener älteren meist so einfachen Darstellung, sondern in derselben künstlichen und verwickelten Manier, wie in den meisten ihrer geschichtlichen Gedichte. Jedoch sind auch manche von diesen letzten, zumal aus der älteren Zeit, noch in jener volksmäßigeren Art und Weise, z. B. Thiodolfs Inglinga-tal, Eyvinds Haleygia-tal und Hakonar-mal.

Alle diese so gestalteten Skalden-Lieder liefern nun auch den ganz entschiedenen geschichtlichen Beweis für die Aechtheit der Nordischen Mythologie. Und so wenig Einzelne (Mönche und Schulmeister), oder die Langeweile in den langen Winter-Abenden, oder in den Spinnstuben die bloße Mährchen-Lust solche Mythen zu ersinnen und hervorzubringen vermochten, eben so undenkbar ist es, daß alle diese geschichtlichen Lieder, mit ihren mythischen Beziehungen, so wie die mythologischen auch auf einander hinweisenden Lieder, nur späteres Machwerk in eben diesem Sinne, also absichtlich untergeschoben seyen.

Diese durch die bekannten wiederholten Angriffe von Schlözer, Adelung, Delius und besonders Rühs veranlaßte Vertheidigung begegnete schon zum voraus des Letzten Einleitung zur Uebersetzung der Snorri'schen Edda (nur der Mythen-Sammlung) und erschien auch früher als diese, welche daher ganz anders ausfallen und nicht bloß in einigen Anmerkungen auf Müller's Schrift hinweisen mußte. Durch Müller's Beweis war jedoch über Ragnar's und Harald's Zeit hinaus noch nichts gewonnen gegen die Zweifler. Ja, es war von diesen noch ein anderer starker Einwand zu erwarten; nämlich, da keine Nordische Handschrift über das dreizehnte Jahrhundert und kein namhafter Nordischer Schriftsteller über das eilfte Jahrhundert hinaufsteigt, so ließ sich Alles, was diese aus früherer Zeit geben und berichten, eben so verdächtigen, wie die vielen namenlosen Werke von derselben Zeit. Solches abzuweisen, führt wieder auf die tieferen inneren Gründe aus dem Inhalt und der Darstellung dieser Denkmale zurück. Freilich sind die Urkunden zu solchem ferneren Beweise auch keine anderen, als eben diese Nordischen Denkmale selbst; aber hier kommt, nächst ihrer inneren Glaubwürdigkeit, hauptsächlich in Betracht ihre gegenseitige Bestätigung und Voraussetzung, ihre bestimmte Hinweisung und Beziehung auf einander und Alles, was sie über ihre eigene so wie der älteren darin benutzten und verwebten Werke Entstehung und Bildungs-Geschichte enthalten und andeuten. Und diese Untersuchung hat Müller in vorliegender Schrift mit aller dazu erforderlichen und in Kopenhagen allein möglichen Durchforschung der großentheils noch ungedruckten Quellen und mit durchdringendem Geist und klarem ruhigem Sinne geführt und darauf den Beweis für die Nationalität der Altnordischen mythischen wie geschichtlichen Gedichte noch fester begründet.

I.

Zuvörderst ergiebt sich schon aus der obigen Anzeige im Allgemeinen und noch bestimmter aus Folgendem, daß es 1) eine Altnordische National-Geschichte gab.

Das Alter und die Aechtheit der eigentlich Isländischen Saga's, von Landnama-Bok (Buch von der Besitznahme des Landes) bis auf Sturlunga-Saga (von dem Untergange der Freiheit Island's durch die Sturlungen, zu welchen auch Snorri, Sturli's Sohn, gehörte), beweist sich schon aus der Menge derselben, da ihrer gegen hundert größere und kleinere übrig sind. Uebersteigt nun auch keine Handschrift derselben das dreizehnte, wenige das vierzehnte Jahrhundert, so müssen sie doch aus älteren Urschriften herrühren, weil man in diesem Zeitraum auf Island schwerlich so viel Abschriften machen konnte, neben den vielen noch von anderen Werken vorhandenen und überhaupt verlorenen. Noch weniger konnten seit jener Zeit alle diese Werke erst verfaßt werden. Ari und Sämund (im 11—12ten Jahrh.) werden nun zwar von Snorri und Anderen einstimmig als die ältesten Schriftsteller genannt, und außerdem beziehen sich Alle, wie Ari selbst, nur auf mündliche Gewährmänner und Zeugen, nirgends auf namhafte Schriftsteller. Jedoch kommen früh schon namenlose Schriften vor. Die Hurgurvaka (Geschichte der ersten Isländischen Bischöfe), welche sich auf Giffur, Hall's Sohn (st. 1206), beruft, erwähnt schon Gesetze, Saga's und wissenschaftlicher Werke in Nordischer Zunge geschrieben. Und diese müssen Isländische seyn, weil um dieselbe Zeit Theodorich bei seiner Norwegischen Geschichte in Lateinischer Sprache keine Norwegische Geschichtschreiber fand, sondern sich nur auf Isländische beruft. Snorri führt in seiner Heimskringla (Norwegischen Geschichte) mehrere von ihm benutzte Saga's so an, daß er wahrscheinlich doch die (verlorene) Skioldunga-, Ragnar-Lodbrokar- und Orkneyinga-Saga schon geschrieben vor sich hatte. Mit anderen noch vorhandenen Saga's stimmt Snorri bald wörtlich, bald auszugsweise überein, z. B. mit Olaf's Tryggvasonar-Saga der Isländischen Mönche Oddur (st. um 1200) und Gunlaug (st. um 1218). Diese Saga ist in der Skalholter Ausgabe der Flateyschen Handschrift zwar eine spätere Compilation aus beiden, von denen Gunlaug's Werk Lateinisch war; aber Oddur's Isländisches Werk (in Resenhjelm's Ausgabe) ist auch noch vorhanden und findet sich zum Theil wörtlich eben in dieser späteren, mit mancherlei Zusätzen und anderen Saga's erweiterten, doch gewiß schon vor 1387 geschriebenen Compilation wieder. Aus diesem Verhältnisse beider Werke unter sich und zu Snorri ist nicht unwahrscheinlich, daß alle drei aus einer gemeinsamen Urschrift geschöpft haben, zumal da Snorri keinen von beiden nennt. Gunlaug schrieb freilich Lateinisch, aber der Kompilator aus ihm hatte vielleicht auch noch das ältere Werk vor sich. In Landnama-Bok, das Ari und Kolskeyp anfingen, erwähnt der Fortsetzer Sturli Thordarson (aus Snorri's Zeit) vieler zum Theil noch vorhandener Saga's, z. B. Eyrbyggia-, Isfirdinga-, Svarfdäla-Saga u. a. Eben so beziehen sich auf einander, wie auf andere verlorene Saga's, die Eyrbyggia-, Laxdäla- und Finboga Ramma-Saga. Eine alte Nachricht endlich bei demselben Sturli Thordarson Sturlunga- oder Islendinga-Saga bemerkt ausdrücklich, daß die meisten Isländischen Geschichten vor 1201, seitdem aber nur wenig davon aufgeschrieben worden, bis eben auf die Sturlunga-Saga.

Es gab also, wie gewiß vor Snorri, höchst wahrscheinlich auch schon vor Sämund und Ari aufgeschriebene Saga's. Daß diese beiden aber als die ersten Schriftsteller genannt werden, kömmt wohl daher, weil sie zuerst durch ihre Gelehrsamkeit chronologischen Zusammenhang und Fortfluß in die bisher nur durch die Genealogie geordnete Saga brachten. Diese gelehrten und mühsamen Arbeiten wurden begreiflich sehr berühmt, als neue und feste Grundlage der Nordischen Geschichte, und ihre namhaften Verfasser wurden nun vor allen genannt. Sie bekamen freilich durch diese Richtung und nach dem Muster der ausländischen Lateinischen Chroniken die trockene annalistische Form, welche wir noch in den Nachrichten, Auszügen und Ueberbleibseln von Ari's Isländischer und Sämund's Norwegischer Geschichte, so wie in dem vermuthlich nach und aus ihnen geschriebenen Lateinischen Geschichtbuche des Mönchs Theodorich, erkennen. Hiermit begann aber, neben der Saga-Schreibung, die eigentliche Geschichtschreibung, und mehrere namhafte Schrift-

*) Sie ist zuerst vollständig, aus den Hdss. berichtigt, 1818 in Stockholm erschienen, zugleich mit der Sämundischen Edda, durch den trefflichen Rask, gleichsam auf der Durchreise auf dem Landwege über den Kaukasus und durch Persien nach dem Urlande des Indisch-Germanischen großen Sprachstammes, von welchem er unter anderen die so wichtigen Urkunden der Zendsprache heimbrachte, deren Bearbeitung leider jetzt eben fein in aller Hinsicht zu früher Tod (im 45sten Jahre) abgebrochen hat.

steller, z. B. Gunlaug und Oddur, folgten dieser Bahn, bis auf Snorri, in dessen Norwegischer Geschichte sich die Anforderung der chronologischen Grundlage mit der lebendigen Fülle der alten Saga, der Ernst der Geschichte sich mit der alten mythischen und poetischen Darstellung innig durchdrang und so das Höchste der Isländischen Geschichtskunst erreichte, wodurch jene älteren Werke Ari's und Sämund's verdunkelt wurden und größtentheils untergingen. Wenn nun schon vor diesen beiden Männern manche Werke aufgeschrieben waren, so hatten sie ohne Zweifel auch noch großen Einfluß auf fernere Niederschreibung solcher alten Denkmale und Saga's, gaben mächtigen Anstoß dazu, ließen wahrscheinlich manche, als ihnen nöthige Hülfsmittel, selbst aufschreiben, sahen sie durch und wirkten auf die Darstellung ein. Daher kam es denn, daß ihnen mehrere Werke beigelegt werden, welche doch nicht ihren Namen führen. Diese Saga's aber, die bisher mündlich überliefert und ausgebildet und somit Volkseigenthum geworden waren, blieben solches auch dadurch, daß bei ihrer Aufzeichnung kein Verfasser namhaft ward. Es war eben keiner da, oder man wußte ihn doch nicht. Der sie zuerst bloß niederschrieb, konnte und wollte sich nicht Verfasser nennen; und war er es auch wirklich, wie etwa bei gleichzeitigen Saga's, so dachte er, mehr noch volksmäßiger Erzähler denn gelehrter Bücherschreiber, nicht an Schriftstellerruhm, gegen welchen, wie gesagt, die Isländer überhaupt sehr gleichgültig waren. Jedoch werden in diesen Saga's die Zeugen und ersten oder nächsten Erzähler hier und da als Gewährsmänner und jedes Mal auch die Skalden genannt, von denen Lieder darin vorkommen, gleich wie alle andere Personen. Natürlich nannten nun auch andere Geschichtschreiber bei dem Inhalte dieser Saga's, nachdem solche gewiß schon niedergeschrieben waren, doch nicht sowohl die Aufzeichner als die Gewährsmänner derselben.

Unter solchen Umständen und in solcher Art waren schon vor dem Jahre 1200 alle ältere eigentlich Isländische und wahrscheinlich auch alle ältere den übrigen Norden betreffende Saga's und Lieder aufgeschrieben; und Alles zeugt „von einer fortschreitenden historischen Literatur, deren spätere Erzeugnisse auf die älteren hinweisen." Dieser Gang derselben offenbart sich auch in der großen Verschiedenheit jener Werke an Darstellung und Sprache, welche z. B. schon in den einzelnen Theilen des großen Flateyschen Kodex, der jene Olafs Tryggvasonar-Saga enthält, auffallend ist; und von den ältesten und einfachsten Saga's und Liedern, von Ari und Sämund bis auf Snorri, dann abwärts durch die Sturlunga-Saga bis zu den mageren Jahrbüchern, bilden alle einen vollständigen, ihrem Inhalte, der Landesgeschichte selber entsprechenden Kreislauf, welcher schon mit der durch das Christenthum (im J. 1000) und dann durch die bischöflichen Schulen leichteren und allgemeineren Schreibkunde beginnen muß.

Die Aechtheit dieser Saga's auch über diese Zeit bis zum ersten Anbau des Landes hinauf beweist sich ferner aus inneren Gründen: die ersten Aufzeichner standen jener Zeit so nahe, daß sie zuverlässige Kunde davon haben konnten, und ihre Erzählungen selbst tragen so ganz das innere Gepräge der Wahrheit, sind so genau über Oerter und Personen und bei dieser behaglichen Ausführung bis ins Kleinste oft auch reizend von Inhalt, meist aber so einfach, daß sie unmöglich erdichtet, sondern nur, weil sie wahr sind, verfaßt und aufbewahrt seyn können. Sodann greifen sie so fest in einander, durch dieselben Stammbäume namhafter und damals noch blühender Geschlechter, durch dieselben Personen und Thaten, durch Andeutung und bestimmte Hinweisung, theilweise Wiederholung, Anknüpfung und Fortsetzung derselben, daß sie gegenseitig ihre Wahrheit vollkommen bezeugen. Daß darin auch Wunderbares, Ahnungen, Vorbedeutungen, weissagende Träume, Zauberer und Gespenster erscheinen, darf so wenig befremden, als daß überhaupt die ganze nordische Mythologie darin vorkömmt oder doch im Hintergrunde steht. Allerdings giebt es auch (wie schon gesagt) einige ganz erdichtete Isländische Geschichten; aber diese unterscheiden sich sehr kenntlich, wie durch den märchenhaften Inhalt, so auch durch die Darstellung; sie betreffen unbekannte Personen, haben wenige und mit den übrigen nicht übereinstimmende Genealogieen und wenige oder gar keine Verse; sie sind meist aus späterer Zeit und beweisen überhaupt nur, daß man neben der wahren Geschichte auch solche Dichtungen hatte, welche man schon bestimmt davon unterschied.

Was von dieser eigentlich Isländischen, gilt auch von denen die Orkney's, die Faröer und Grönland betreffenden Saga's, die ganz von derselben Art und ihnen auch durch den Inhalt zunächst verwandt sind; denn jene Inseln wurden zugleich mit Island von Norwegen aus bevölkert, hatten dieselbe Verfassung, waren zunächst gelegen und standen in vielfacher Verbindung mit Island; Grönland aber wurde erst von Isländern entdeckt.

Die Saga's von Norwegischen Geschichten seit der Auswanderung nach Island sind durch ein ähnliches fast noch innigeres Verhältniß eben so glaubwürdig, ja noch mehr durch jene hauptsächlich auf sie gerichteten gelehrten Arbeiten Sämunds, so wie durch die in ihrer Form vollendete Isländische Geschichtschreibung Snorri's; welcher Letzte, aus edlem Geschlechte der Sturlungen, der angesehenste Mann seines Landes (er war dreimal Lagman, d. i. Gesetzverweser 1213, 1222, 1235), am Norwegischen Hofe mehrmals lange verweilte, eifrig forschte und eben so wahrhaft als lebhaft beschrieb. Auch läßt sein obiges Verhältniß zu Oddur und Gunlaug, welches zugleich seine wirkliche historische Kritik beurkundet, auf gemeinsame ältere geschriebene Nachrichten von Norwegen schließen. Die nach Snorri über gleichzeitige Norwegische Geschichten schrieben, Erich Odds Sohn, Karl Jons Sohn u. A., können noch weniger angefochten werden.

Von Schwedischen Geschichten aus diesem Zeitraume giebt es keine besondere Isländische Saga's: die einzige dahin gehörige Ivars Vidförla (des Weitgereisten) Saga ist ganz fabelhaft.

Dagegen haben die Dänemark betreffenden Jomsvikinga- und Knytlinga-Saga ebenfalls ganz das Gepräge der Wahrheit.

Außer diesen eigentlich geschichtlichen Saga's giebt es noch eine lange Reihe von Saga's über die ältere Zeit des Nordens. Diese sind freilich mehr von mythischer Bedeutung und schließen sich den uralten mythologischen und heroischen Liedern an, welche auch zum Theil darin verarbeitet sind. Sie waren es, die zuerst, vorzüglich von Schweden aus, den Ausländern bekannt wurden, und dadurch allein wird die Wegwerfung und Vergleichung der Isländischen Saga's überhaupt, deren Name Saga schon verdächtig klang, mit Hunibaldus, Gottfried von Monmouth und Turpin, einigermaßen entschuldigt. Aber auch diese Saga's sind unter sich noch sehr verschieden; manche sind offenbar ganz fabelhaft und später erdichtet, auch wohl vom Auslande übertragen. Viele haben dagegen gewiß geschichtliche Bedeutung, nicht nur als wahrhafte Schilderungen des Lebens und Sinnes der Zeit ihrer Abfassung, sondern auch durch ihren Inhalt, dessen Wunderbares eben nur beweist, daß die Geschichte überall mit dem Mythus aufdämmert. Die, welche Norwegen betreffen, sind im Allgemeinen zuverlässiger, als die über Schweden und Dänemark. Die besten enthalten offenbar uralte Ueberlieferungen des Nordens über sich selbst; und wie sie auf der einen Seite mit der eigentlichen Mythologie ursprünglich zusammenhängen, so reiht sich auf der anderen Seite wieder an sie fortschreitend die eigentlich historische Literatur an. Und selbst Snorri hat mit so größerem Fug seine Geschichte sogar mit der Göttersage angehoben, als auch die Nordische Mythologie überhaupt noch mehr das Gepräge der Geschichte an sich trägt, als etwa die antike, und so mannigfaltig in sie überschreitet. Eines setzt das Andere nothwendig voraus und konnte sich so nur aus dem Anderen entwickeln. Wunderbar und erklärlich zugleich ist es, wie sich auf Island gerade, früher und reicher als irgendwo im neueren Europa, die Geschichtschreibung und wirkliche historische Kunst in der Landessprache gebildet und doch dort allein die älteste Nordische, ja überhaupt Germanische Helden- und Göttersage sich so vollständig entfaltet und bewahrt hat, ja noch bis heute die Sprache dem Ursprung am nächsten geblieben ist. Alles dieses ist einzig und doch natürlich, so wie die Lage, Beschaffenheit, Verfassung und Geschichte Islands, wovon es nur das edelste Erzeugniß und erhöhte Abbild ist.

Auf demselben Grunde beruht es, daß auch in der Lateinischen Sprache, welche damals im übrigen Europa für die Prosa und Geschichtschreibung fast ausschließend herrschte, doch kein Land so früh einen so bedeutenden Geschichtschreiber aufzuweisen hat, als der Norden an Saxo (st. 1204). Denn Saxo ist solches nicht bloß durch seine Behandlung der Sprache und Darstellung, sondern hauptsächlich durch den Inhalt; offenbar hat die Fülle und die Aehnlichkeit desselben mit der antiken Sagengeschichte ihm diese klassische Einkleidung nahe gelegt und begünstigt. Er beruft sich auf Isländische Quellen, und man erkennt auch wohl, wie er in jedem der neun Bücher seiner Dänischen Geschichte, welche die mythische Zeit umfassen, eine oder zwei solcher jetzt noch vorhandenen Saga's und Lieder zum Grunde legte und die letzten metrisch übersetzte, z. B. Biarka-mal, Rolfs Kraka-, Ragnar lodbrokar-Saga u. a. Er verband damit aber die alten Sagen, wie sie damals in seiner Heimath (Seeland) in Liedern umgingen, welche zum Theil, wenn auch etwas verändert, noch vorhanden sind in den Alt-Dänischen Kjämpevisern (Kämpferweisen, Heldenliedern), unter welchen z. B. die Lieder von Grimhilds Verrath, welche Saxo zwar nur andeutet, doch ganz genau zu seiner Erzählung passen, mehr als etwa die Edda-Lieder desselben Inhalts. Auch bei den ältesten Götter-Geschichten folgt Saxo nicht sowohl der Edda, als solchen örtlichen und späteren entstellten Sagen, obwohl er überall noch die reinere Nordische Gestalt durchblicken läßt und auch dadurch eben ihr höheres Alter und ihre Aechtheit beurkundet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Abkunft einiger berühmter Männer. Euripides war der Sohn einer Fruchthändlerin; Virgil, eines Bäckers; Horaz, eines Freigelassenen; Arwot, eines Gärbers; Voiture, eines Steuer-Einsammlers; Lamothe, eines Hutmachers; Sixtus V., eines Schweinehirten; Flechier, eines Lichtziehers; Massillon, eines Drechslers; Tamerlan, eines Schäfers; Quinault, eines Bäckergesellen; Rollin, eines Messerschmidts; Molière, eines Tapezierers; J. J. Rousseau, eines Uhrmachers; J. B. Rousseau, eines Schuhmachers; Beaumarchais, eines Uhrmachers; Sir Samuel Romilly, eines Goldschmidts; Ben Johnson, eines Maurers; Shakespeare, eines Schlächters; Sir Thom. Lawrence, eines Zoll-Beamten; Cellini, eines Hutmachers; Gray, eines Schreibers; Beattie, eines Pächters; Sir Edw. Sugden, eines Barbiers; Thomas Moore, eines Getränk-Krämers; Rembrandt, eines Müllers u. s. w. Diese genialen Männer waren alle keine Rentiers, keiner hatte Vermögen von Haus aus, und schwerlich hätte einer von ihnen in der Französischen Deputirten-Kammer sitzen können, da sie, nach dem bestehenden Ersatz hinsichtlich des Wahl-Census, nicht wählbar, ja nicht einmal wahlfähig gewesen wären. (Obs.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Freitag den 14. Dezember 1832.

Frankreich.

Der Herzog von Reichstadt.

Auszug aus dem nächstens unter diesem Titel erscheinenden Werke des jetzt in Wien lebenden Grafen von Montbel, Mitglieds des letzten Ministeriums Karl's X.

. . . „Durch die Ereignisse des Jahres 1815 und durch die Vernichtung des Traktats von Fontainebleau befand sich der Sohn Napoleons, der bis dahin Herzog von Parma geheißen wurde, plötzlich ohne Namen, ohne Titel und ohne Erbtheil. — Der Kaiser von Oesterreich half diesem Zustand der Dinge ab; es that seinen väterlichen Gefühlen wohl, seinem Enkel einen Rang, einen Titel, eine Existenz zu geben und ihn für die Staten zu entschädigen, welche ihm früher durch den Traktat von Fontainebleau zugesichert worden waren. Obgleich die Invasion Napoleons den Mächten das Recht gegeben hatte, jenen Traktat zu vernichten, so wollte doch der Kaiser den Sohn nicht für die Handlungen des Vaters leiden lassen. Er willigte in alle Opfer, in alle Vorsichts-Maßregeln, welche die Politik verlangte; aber er wollte es mit dem in Einklang bringen, was ihm die Billigkeit und seine Zärtlichkeit für das Kind vorschrieb, welches die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut hatte. In dieser Absicht ordnete der Kaiser durch eine Verfügung vom 22. Juli 1818 auf eine definitive Weise die Stellung des jungen Prinzen."

„Er erhielt den Titel: Herzog von Reichstadt. Eine Zeit lang war die Rede gewesen, ihm den Titel eines Herzogs von Modling zu verleihen, nach dem Namen eines Schlosses der alten Markgrafen von Oesterreich. Da aber Modling nicht mehr dem Kaiserlichen Hause gehörte, hielt man eine solche Bezeichnuug für unpassend, und man wählte den Titel Herzog von Reichstadt, nach dem Namen einer der Besitzungen, die zu seiner Apanage gehören sollten. Durch dieselbe Verordnung wurde festgesetzt, daß der Prinz Franz Joseph Karl Herzog von Reichstadt fortan sowohl bei Hofe als im ganzen Reiche seinen Rang unmittelbar hinter den Prinzen der Kaiserlichen Familie einnehmen solle."

„Das innige Verhältniß, welches sich von dem ersten Augenblick an zwischen dem Kaiser und dem jungen Prinzen anknüpfte, bot ein rührendes Schauspiel dar. Ein geheimer Instinkt schien dem Kinde zu sagen, daß seine ganze Existenz sich fortan unter den Schutz seines Großvaters flüchten müsse. Der Kaiser empfand jene tiefe Theilnahme, welche ihm nothwendig ein Wesen einflößen mußte, das ihm so nahe angehörte, und das, so jung, schon der Spielball eines unbegreiflichen Geschickes geworden war; sie trennten sich fast gar nicht mehr. Viele dem Alter des Kindes angemessene Spiele befanden sich in dem Zimmer des Kaisers, der ein Vergnügen daran fand, Zeuge der Lebendigkeit des Kindes zu seyn. Der junge Herzog drang sogar häufig in das Arbeits-Kabinet des Kaisers und scherzte und plauderte in den Augenblicken, wo der Monarch von seinen wichtigen Geschäften ruhte. Das Kind sprach voller Vertrauen mit ihm, weil es überzeugt war, verständliche Antworten und Erklärungen zu erhalten, die mit der Güte gegeben wurden, welche dem Gegenstande derselben so wohl thun."

„In einem jener Augenblicke der Offenherzigkeit lehnte sich der junge Herzog auf das Knie des Kaisers und fragte mit ernsthafter Miene: „„Nicht wahr, Großvater, als ich in Paris war, hatte ich Pagen?"" — „„Ja, ich glaube, Du hattest Pagen."" — „„Nannte man mich nicht auch König von Rom?"" — „„Ja, man nannte Dich König von Rom."" — „„Aber, lieber Großvater, was bedeutet denn das, König von Rom zu seyn?"" — „„Mein Kind"", erwiederte der Kaiser, „„wenn Du älter seyn wirst, so werde ich Dir das leichter erklären können; für jetzt will ich Dir nur sagen, daß ich außer Kaiser von Oesterreich auch noch König von Jerusalem heiße, ohne irgend eine Gewalt über diese Stadt auszuüben. So warst Du nun König von Rom, wie ich König von Jerusalem bin."" — Diese Antwort überraschte das Kind; es schwieg still und schien lange Zeit nachzudenken."

„Wer die Lebensweise des Kaisers kennt, weiß, daß seine Häuslichkeit nicht von der eines guten Familienvaters verschieden ist. Wenn er im Sommer auf's Land zog, so begleitete ihn der Herzog überall hin; ihr Verhältniß wurde immer zutraulicher und inniger. Sie aßen immer zusammen, und wenn der Kaiser aus irgend einem Grunde allein speisen wollte, so wußte man, daß dieser Befehl niemals dem Herzog von Reichstadt, dem nothwendigen und unzertrennlichen Begleiter seines Großvaters, galt."

„Uebrigens bestand kein Unterschied in der Art und Weise, wie man die jungen Erzherzöge, und in der, wie man den Herzog von Reichstadt behandelte; von der Familie erhielt er dieselben Beweise der Sorgfalt und Zärtlichkeit, und bei Hofe erwies man ihm dieselbe Ehre."

„Ein Französischer Maler, der seit längerer Zeit in Wien lebt, Herr Hummel, erhielt den Auftrag, den jungen Prinzen, der damals 5 Jahr alt war, zu malen. Er fand ihn mit einer Menge bleierner Soldaten spielen, unter denen sich auch Kosaken befanden. Der Maler, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln, fragte ihn: „„Haben Sie jemals Kosaken gesehen, mein Prinz?"" — „„Ja, allerdings habe ich welche gesehen, es sind dieselben, die uns in Frankreich eskortirten."" — „„Wenn sie so, wie die, welche Sie dort haben, mit bloßem Halse und nackten Beinen reiten, dann müssen sie recht frieren."" — „„Nein, sie fühlen die Kälte nicht, weil sie in einem Lande leben, wo man daran gewöhnt ist."" — So treffend antwortete er auf alle Fragen des Malers, aber immer, nachdem er sich einige Augenblicke besonnen hatte."

„Als das Bild beinahe fertig und von dem Kostüm die Rede war, fragte der Maler den Grafen Dietrichstein, welchen Orden der junge Prinz tragen solle? Der Graf bestimmte den St. Stephans-Orden, welchen der Kaiser dem Kinde bei der Geburt ertheilt hatte. „„Aber Herr Graf"", sagte der Herzog, „„ich hatte noch viele andere Orden."" — „„Ja, aber Sie tragen sie nicht mehr."" Er begnügte sich mit dieser Antwort."

„Er erinnerte sich ziemlich deutlich der glänzenden Lage, welche er in Frankreich genossen hatte, und beschäftigte sich häufig in Gedanken damit. Er wußte sehr wohl, daß man ihn König genannt hatte, und daß sein Vater ein großer Mann sey. Eines Tages, als die Kaiserliche Familie im Kreise versammelt war, zeigte ihm einer der Erzherzöge eine der kleinen silbernen Medaillen, welche man bei seiner Geburt geprägt hatte und welche nach seiner Taufe unter das Volk vertheilt worden waren; seine Büste befand sich auf derselben. Man fragte ihn, ob er das Bild kenne. „„Das bin ich"", erwiederte er sogleich, „„als ich König von Rom war.""

„Seine außerordentliche Begierde, etwas über seine frühere Lage, über die Geschichte seines Vaters, über dessen gegenwärtige Existenz, über die Ursachen seines Falles zu erfahren, setzte uns täglich in die größte Verlegenheit; die ausweichenden Antworten genügten ihm nicht, und wir befanden uns bei solchen Gelegenheiten immer auf der Folter. Wir theilten endlich dem Kaiser unsere Verlegenheit mit und baten um seine bestimmten Befehle. Der Kaiser antwortete uns: „„Die Wahrheit muß die Grundlage der Erziehung des Prinzen seyn; Sie müssen alle Fragen, die er Ihnen vorlegt, offen beantworten; dies ist das einzige und das beste Mittel, seine Einbildungskraft zu beruhigen und ihm das Vertrauen einzuflößen, dessen Sie zu seiner Leitung bedürfen.""

„In der ersten Zeit befragte er uns mit Begierde und mit einem überraschenden Zuströmen von Gedanken; und da wir die Erlaubniß hatten, ihm zu antworten, so thaten wir es mit unbeschränkter Offenheit. Was der Kaiser vorausgesehen hatte, traf bald ein; nach einigen Tagen schien er an dieser Unterhaltung gesättigt; er wurde ruhiger und rückhaltender über diesen Gegenstand. Merkwürdig ist es, daß er in keinem Alter, bei keiner Gelegenheit ein Bedauern seiner vergangenen Lage laut werden ließ. Als er älter wurde, bemerkte man wohl, daß er die Fehler seines Vaters zu würdigen wußte; aber niemals hat er ein Wort in dieser Beziehung geäußert."

„Die Nachricht vom Tode Napoleon's wurde durch einen Courier des Herrn von Rothschild nach Wien gebracht. Der Graf von Dietrichstein war zu der Zeit gerade auf einer Reise nach Würzburg begriffen, und so beauftragte mich der Kaiser, dem jungen Prinzen, der eben sein zehntes Jahr zurückgelegt hatte, dieses traurige Ereigniß anzuzeigen.... Es war am 22. Juli in Schönbrunn! An demselben Ort und an demselben Tage, wo er selbst eilf Jahre später seinen Geist aufgeben sollte. Ich kündigte ihm den Hintritt seines Vaters an; er weinte bitterlich, und seine Traurigkeit dauerte mehrere Tage. — „„Herr von Foresti"", sagte er zu mir, „„mein Vater war wohl im Sterben weit davon entfernt, zu glauben, daß Sie mir eine so liebevolle Sorgfalt widmen und mir so viele Beweise von Anhänglichkeit geben."" — Der Prinz spielte dabei auf ein Ereigniß meines Lebens an, welches ich ihm erzählt hatte. In dem Feldzuge von 1809 in dem Treffen bei Regensburg zum Gefangenen gemacht, wurde ich mit einigen anderen Oesterreichischen Offizieren vor den Kaiser der Franzosen

geführt; er war zu Pferde, von einem zahlreichen General-Stabe umgeben, unter dem sich mehrere Marschälle befanden, und sehr aufgeregt. „„Wo ist denn der Erzherzog?““ fragte er uns mehrere Male rasch hinter einander; dann sich an mich wendend, ereiferte er sich darüber, daß Oesterreich seinen Krieg mit Spanien habe benutzen wollen und ihm Schwierigkeiten erregt, die ihn verhinderten, jenen blutigen Streit zu beenden. Ich war erstaunt über seine Heftigkeit gegen Offiziere, deren Pflicht es war, ihrem Monarchen treu zu dienen, und die sich nicht erlauben durften, die Ursachen eines Krieges zu prüfen oder zu erörtern.“

Bibliographie.

Vie de Frédéric II. (Leben Friedrich's des Großen.) Von Lord Dover. Aus dem Englischen übersetzt von Denot. 3 Bde. Pr. 21 Fr.

Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten Villard de Beauz's, ehemaligen Pendre-Chefs.) Dritter Bd. Pr. 7½ Fr.

Madame, duchesse de Berry. (Die Herzogin von Berry.) Von L. G. Magniant. Pr. 8 Fr.

Madame, Nantes, Blaye et Paris. (Soll heftweise erscheinen.) Von Fortuné de Chollet. Pr. jedes Heftes 60 Cts.

La prisonnière de Blaye. (Die Gefangene von Blaye.) Von Theodor Anne. Pr. 7½ Fr.

Mouecas y Tchiccas. — Land- und See-Abenteuer. Von H. Mansion. Pr. 7½ Fr.

Italien.

Ueber einige merkwürdige Denkmäler in Venedig.

Vom Ritter Mustoxidi.

Am Eingang des Zeughauses von Venedig stehen zwei Löwen aus venetianischem Marmor, von kolossaler Größe. Der eine ist in kauernder, der andere in liegender Stellung, und beide scheinen das Werk Eines Künstlers zu seyn, der die Wirkung verschiedener Attitüden ausdrücken wollte. Der erste ist unversehrt, die Mähne des zweiten ist modern; aber der Bildhauer hat seinen antiken Vorgänger glücklich aufgefaßt. Der kauernde Löwe stand ehemals an der Küste von Attika im Hintergrund des Piräeus, dem er den Namen Porto Leone gegeben hat, dessen sich noch heutiges Tages alle Schiffer bedienen; der andere aber war an der Straße aufgestellt, die von diesem Hafen in die Stadt führt. Reisende, wie Guilletiere, Wheler, Spon, Magni und mehrere Andere, die Athen besucht haben, als jene Löwen noch daselbst standen, gedenken ihrer oder beschreiben sie. Wheler giebt dem kauernden Löwen 10 Fuß Höhe; und Spon sagt, daß er dreimal größer sey, als ein natürlicher Löwe. Man erkennt leicht, daß diese Bildsäule vor Zeiten als Fontaine diente; sie hat im Kopfe ein Loch, das dem Schlunde entspricht, zu welchem das Wasser durch eine Röhre längs dem Rücken geleitet ward. Man sieht noch die Höhlung, die jene Röhre fassen mußte, obgleich sie in der Folge mit Marmor-Bröckchen ausgefüllt ward. Wahrscheinlich landeten die Schiffe an jener Stelle, um sich mit Wasser zu versorgen, und der Leu schützte den Hafen als Symbol der Stärke und Wachsamkeit.

Wir könnten noch eine andere Konjektur wagen. Diese Löwen zierten vielleicht das Grab tapferer Bürger, die im Kampfe für's Vaterland fielen. Ein Basrelief zu einem Grabmal, der aus Athen gekommen ist und jetzt in dem Museum von Aegina sich befindet, stellt einen Löwen in derselben Attitüde dar, wie der vom Piräeus; obgleich es allerdings auch wahrscheinlich ist, daß man hier auf den Namen des Verstorbenen anspielen wollte, welcher Leon hieß. Auch setzten die Spartaner einen Löwen auf das Denkmal des Leonidas, nicht sowohl, um auf seinen Namen hinzudeuten, als um an die Seelengröße dieses Helden zu erinnern. Der tragbare Tempel, in dem Alexanders Leiche fortgebracht ward, hatte vor seiner Pforte zwei goldene Löwen. Ein Löwe aus Marmor schmückte das Mausoleum des Hermias auf der Insel Cypern; der Löwe am äußersten Ende des Palastes Barberini ward in einem Grabe gefunden; und Pausanias und die Dichter der Anthologie bezeugen uns, daß dieses edle Thier häufig die Gräber schmückte.

Es ist schwer zu entscheiden, in welches Zeitalter die beiden Löwen von Athen gehören. Sind sie aus einer späteren Epoche als die Regierungszeit der Antonine, da Pausanias ihrer nicht gedenkt? Wie dem auch sey, sie haben ächt künstlerische Vollendung, und Winckelmann zählt sie zu den schönsten Antiken dieser Art. Bei den Griechen, sagt dieser geniale Kunst-Historiker, war das Studium der thierischen Natur nicht weniger ein Ziel der Künstler, als der Philosophen, und diese antiken Löwen-Statuen bieten uns etwas Idealisches, das sie von dem lebenden Thiere unterscheidet.

Die Löwen von Athen findet man nachgestochen in den Werken von Fanelli (Atene Attica), Coronelli (Singolarità di Venezia), Zanetti (Delle antiche Statue greche e romane), und im Kleinen in fast allen Beschreibungen der Stadt Venedig.

Sie wurden nach der Einnahme Athens durch die Venetianer (1687) von dort nach Venedig transportirt. Zwei den Piedestalen eingegrabene Inschriften bezeugen diese Faktum. Unter demjenigen Löwen, der dem Eintretenden zur Linken steht, findet man die Worte:

Franciscus Maurocenus Peloponnesiacus, expugnatis Athenis, marmorea leonum simulacra, triumphali manu e Piraeo direpta, in patriam transtulit futura Veneti Leonis quae fuerant Minervae Atticae ornamenta.

Unter dem Löwen zur Rechten aber:

Atheniensia Venetae classis trophaea Veneti senatus decreto in navalis vestibulo constituta, anno salutis MDCLXXXVII.

Morosini wollte damals der Stadt Venedig noch eine andere Trophäe seines Sieges verehren, nämlich die wunderbar erhaltenen Rosse am Wagen der Minerva, auf der westlichen Façade des Parthenons; aber diejenigen, welche beauftragt waren, die Gruppe loszumachen, ließen sie aus Unvorsichtigkeit fallen, und sie ging auf dem Felsen in Stücke.

Auf den Schultern des Löwen, der zur Linken steht, entdeckt man nicht ohne Anstrengung zwei lange Inschriften in Runen-Charakteren, die sich wie abenteuerlich verschlungene Bänder ausnehmen. Zwar sind die Buchstaben größtentheils zerstört; allein die Umrisse des schlangenartigen Bandes, in welches die Charaktere eingeschnitten waren, lassen sich, selbst in gewisser Entfernung, noch leicht unterscheiden, besonders an der linken Seite. Sie hätten der Aufmerksamkeit keines Menschen entgehen sollen, der die Runen-Schrift auch nur von Ansehen kannte, und doch wurden sie vor dem Ende des verflossenen Jahrhunderts von Niemanden beobachtet oder zitirt. Der gelehrte Schwede Akerblad war ihr erster Entdecker und schickte 1800 eine Notiz über dieselben an eine gelehrte Gesellschaft in Kopenhagen.*)

Akerblad erregte durch diese Notiz das Interesse der Nordischen Gelehrten. Wenn man dahin gelangt seyn wird, diese Inschriften zu erklären, wird man vielleicht entdecken, von wem und in welcher Epoche sie abgefaßt wurden. Indeß können die Leute sich nicht enthalten, gleich an die Gothen zu denken, welche zweimal Griechenland durchstürmt und Athen eingenommen haben; zuerst im dritten Jahrhundert unter Gallienus, und das zweite Mal unter Arkadius. Diese Gothen haben wahrscheinlich niemals die Runenschrift gekannt. Sie hatten ihre eigene Buchstabenschrift, die der Lateinischen fast gleich und von den Runen ganz verschieden ist.

Es ist sehr glaublich, daß die Runen-Züge im nördlichen Deutschland erfunden wurden und von dort aus über die nördlicheren Regionen sich verbreiteten. Aber zu welcher Zeit verweilten diese Nordländer, die Besitzer der Runenschrift, in Athen? Wer hatte in Athen ein solches Ansehen, daß er zwei so lange Inschriften mit Sorgfalt einem öffentlichen Denkmal eingraben lassen konnte?

Um das zehnte Jahrhundert entspann sich zwischen dem Byzantinischen Kaiserthum und den Völkern des Nordens ein Verkehr, der in den folgenden Jahrhunderten fortdauerte. Diese Nationen konfundirte man unter dem allgemeinen Namen Waranger (Wäringer), die deshalb bald Angelsachsen, bald Dänen, Celten und Eingeborene von Thule genannt werden. Die Waranger bildeten die Kaiserliche Leibwache; sie begleiteten den Kaiser bei seinen Feldzügen, bewahrten die Schlüssel der Städte, durch welche der Kaiser passirte, beschützten den Palast, dienten beim Krönungs-Pomp, — kurz, sie waren die Söldner-Maschine, welche Politik und Ehrgeiz in Bewegung setzten, um Schrecken einzuflößen. Die Waranger blieben ihrer Muttersprache getreu und kamen zu dem Gastmahle, das der Kaiser bei großen Festlichkeiten gab, um in der eigenen Sprache ihre Glückwünsche auszudrücken. Diese Sprache war das alte Gothische, welches noch im Herzen Islands gesprochen wird. Es wäre also nicht zu verwundern, wenn die Waranger neben der Sprache auch das Alphabet ihrer Heimath beibehalten hätten, und vielleicht könnten sie die Urheber jener Inschrift seyn.

Der Graf Luigi Bossi hat es unternommen, in einem 1805 zu Turin gedruckten Werkchen den Schwedischen Gelehrten anzugreifen.**) Er hält die Charaktere für Etruskisch oder Pelasgisch, aber um seine Meinung zu bestätigen, bedarf es gewichtigerer Beweise, als diejenigen sind, die er vorbringt.

Nahe bei dem Löwen zur Rechten sieht man eine Löwin von weniger als Naturgröße. Man weiß nicht, woher sie gekommen ist. Die im Piedestal eingegrabenen Worte: anno Corcyrae liberatae, erklären uns nur so viel, daß die Statue im Jahre 1716 aufgestellt ward. Ein noch kleinerer Löwe steht nicht weit davon. Dies Kunstwerk ist weniger als mittelmäßig. Ein Alterthumsforscher unserer Zeit versetzt es in die älteste Periode der Kunst, etwa 7 Jahrhunderte vor Christi Geburt, weil man auf dem Rücken des Löwen ein, von der Rechten zur Linken geschriebenes Griechisches Wort liest. Das Wort ist *AΘENIΘEN* und bedeutet: aus Athen. Offenbar wurden aber die Buchstaben verkehrt gestellt, um eine Alterthümlichkeit zu affektiren.

Wir können nicht umhin, diesen Artikel mit einer Erwähnung des kolossalen Löwen zu beschließen, den man noch eine Viertelmeile nördlich von der heutigen Stadt Zea auf einem Stück Landes sieht, das Herrn Giovanni Cangali gehört. Wir bedienen uns der Beschreibung des Herrn Bronsted (Voyage et Recherches dans la Grèce, p. 30).

„Dieser kolossale Löwe ist so dargestellt, daß er auf der linken Seite ruht; er ist wach und richtet den Kopf empor. Die Form der Masse, woraus er besteht, hat ohne Zweifel bei dem Künstler die Idee angeregt, in dieser Bildung der Natur zu folgen. Es ist in der That einleuchtend, daß der ungeheure Stein nicht hierher transportirt seyn kann, sondern daß er an eben dieser Stelle behauen werden mußte. So besteht er ganz aus demselben Marmor, wie die Felsen umher. Das Ganze ist energisch ausgeführt. In der Ruhe des Thieres, wie in dem Verhältniß seiner Glieder, ist Natur und Wahrheit. Die gewaltige Figur ist darauf berechnet, daß sie aus der Ferne beschaut werde; darum hat der Künstler mit Recht die Einzelnheiten nicht zu genau berücksichtigt. Nichtsdestoweniger nahm es uns Wunder, daß der Kopf des Löwen gerade in einer

*) Diese Notiz kam in das erste Heft des Skandinavischen Museums vom Jahre 1801 und erschien, Französisch übersetzt, im 7ten Bande des Magasin Encyclopédique von Millin (1802), mit Anmerkungen von Villoison. Aus dieser Notiz haben wir das Wichtigste in gegenwärtigem Artikel entlehnt. Anm. d. Verf.

**) Lettre de M. Louis Bossi de Milan sur deux inscriptions prétendues runiques trouvées à Venise, avec des observations sur les runes et 3 gravures.

gewissen Entfernung zu dünn und etwas verlängert scheint, ein Uebelstand, der in der Nähe dieser Antike gehoben ist, sobald man das Ganze nicht mehr mit einem Blick übersieht. Wir haben diesen Löwen, der, so nahe er bei der neuen Stadt liegt, meines Wissens noch von keinem Reisenden beschrieben werden, genau ausgemessen, und Folgendes sind seine Verhältnisse: Von der Nase bis zum Anfange des Schweifes ist er, über die Stirn und längs dem Rückenbug gemessen, 28 Fuß lang. Von dem Schlunde bis zum oberen Theil der Mähne, über die rechte Seite des Halses, mißt er 11 Fuß. Die Höhe des Vordertheils, von der Knochenfügung des rechten Vorderbeines bis zur Mitte des Rückgrats, beträgt 9 Fuß. Es schien uns, als hätte diese ungeheure Masse an dem steilen Abhang nicht Stütze genug, so daß nicht etwa bloß ein Erdbeben, sondern auch anhaltende Regengüsse, wenn sie den Boden umher locker machen sollten, das Gleichgewicht aufheben und die Figur in den Abgrund stürzen könnten." Herr v. Bronsted glaubt die Deutung des Monumentes in einer ganz örtlichen Fabel zu finden, die Heraklides Pontikos uns aufbewahrt hat. „Die Nymphen", sagt er, „bewohnten weiland diese an Quellen reiche Insel; aber ein Löwe setzte sie in Schrecken, und sie flüchteten nach Karistas. Daher wird ein Vorgebirge von Keos der Löwe genannt u. s. w."

Dessenungeachtet bezweifle ich sehr, daß diese Fabel zu einem Monumente die Idee angab, welches so weit vom Meere und in einer Bergschlucht, d. h. an einem Orte steht, wohin man vorsätzlich sich begeben muß, um es zu beobachten. Da es nicht fern von der heutigen Stadt und dem alten Tulis sich befindet, darf man mit größerem Rechte annehmen, daß auch dieses Denkmal zu Ehren der Krieger von Keos, die mit den übrigen Hellenen bei Salamis oder Platäa den Barbaren die Spitze boten, oder einem anderen ruhmgekrönten Unternehmen zufolge errichtet sey.

Diese Konjektur stützt sich wenigstens bis zu einem gewissen Punkte auf folgende Worte des Pausanias: „Kommt man in der Stadt Chäronea an, so findet man das Polyandrion, wo die Thebaner beerdigt sind, die im Kampfe gegen Philipp ihr Leben einbüßten. Das Monument hat keine Art von Inschrift, allein darüber steht ein Löwe, der den Heldenmuth dieser Männer versinnbildet." Die angeführte Stelle verdient um so mehr Beachtung, als der Löwe, von dem es sich handelt, in Caprena (dem alten Chäronea) 1820 entdeckt worden ist. (Antologia di Firenze.)

Bibliographie.

Il libro d'Isaia. (Jesajas.) Poetische Version nach dem Hebräischen Texte, von Isaaco Reggio. Udine.

Fiore di storia ecclesiastica. (Cesari's Kirchengeschichte.) Nebst Notizen über das Leben und die Werke des Verfassers. Von G. Manuzzi. Mailand.

Litotomo, o processo di litotomia. (Ueber Stein-Operationen.) Von Dr. F. Gatteri. Pesaro.

Pensieri sulla elettricità. (Gedanken über die Elektrizität.) Vom Professer Dr. Agatino Longo. Catania.

Atlante storico-statistico della Polonia. (Historisch-statistischer Atlas von Polen.) Florenz.

Altnordische Literatur

(Zweiter Artikel.)

Aechtzeit der Nordischen Mythologie.

(Schluß.)

II.

Nach allem diesem ist wohl nicht mehr zu bezweifeln, daß es 2) auch wirklich eine uralte Isländische und überhaupt Nordische Volkspoesie gab. Auf Island hat die Dichtkunst zwar vorzüglich geblüht und ist von hier erst wieder recht über den ganzen Norden ausgegangen, besonders durch die meist Isländischen Skalden, so wie hier allein und am längsten sich die eigenthümlich Nordische Poesie und alle noch übrige Denkmale derselben erhalten haben; jedoch ist diese Poesie ursprünglich dem ganzen Norden gemein gewesen, und nicht nur die ältesten namenlosen mythologischen und heroischen Denkmale derselben weisen durch innere Bedeutung und örtliche Beziehung auf diese frühere gemeinsame Heimath zurück, sondern auch späterhin sind Lieder und namhafte Skalden aus dem übrigen Norden erwähnt und erhalten. Schwedische und Dänische Skalden benutzte Saxo, und einige Bruchstücke von ihnen sind noch übrig. Der Anfang eines Dänischen Kriegsliedes findet sich in Knytlinga-Saga. Besonders aber sind mehrere und berühmte Norweger unter den Skalden, z. B. gerade der berühmteste und vortrefflichste aller Eyrind Skaldaspillir (Skaldensinger), und viele Verse von anderen Normännern werden in den Saga's angeführt. Die obige Angabe Theodorichs, daß er bei seiner Norwegischen Geschichte keine Norwegische, nur Isländische Vorgänger gefunden, bezieht sich nur auf die eigentlichen Geschichtschreiber Sämund und Ari, denen er folgte, wie er denn gleich ihnen auch erst mit Harald Schönhaar anhub, und besagt nichts über und gegen die älteren geschichtlichen und anderen Lieder Norwegens. Die Poesie scheint aber im Norden, besonders auf Island, von allen anderen volksmäßig, dadurch, daß ihr Geist so allgemein im Volke lebte, wie nirgendwo, und nicht bloß Skalden, sondern auch Fürsten und Helden und viele andere Männer und Frauen in Versen sprachen. Sehen auch diese Verse manchmal künstlich aus, so beweist dies eben die vorzügliche allgemeine Anlage und Uebung, diese bewährt sich auch durch die verhältnißmäßig sehr große Anzahl der eigentlichen Skalden, welche die Poesie wirklich zur Kunst ausbildeten und zur Hofpoesie erhuben. Als Volkspoesie aber erscheint sie fast durchaus noch in den, schon deshalb viel älteren, namenlosen Eddaliedern, wie in den Liedern der ältesten mythischen Saga's, sodann in späteren volksmäßigen Liedern, in den meisten Versen der nicht eigentlichen Dichter, in Spottliedern u. dgl., endlich noch in einigen (und zwar ebendeshalb den besten) geschichtlichen Liedern der Skalden, obschon bei diesen, zumal späterhin, immer seltener. Die hier einzig frühe Kunstbildung der Poesie, ihres bildlichen Ausdrucks und ihrer metrischen Formen, so wie die darauf erst und nothwendig folgende Ueberkünstelung derselben, welche unläugbar ist, die aber Snorri schon (in der Edda) an den Dichtern seiner Zeit tadelte, sind eben ein Beweis für das hohe Alter und die Aechtheit der Volkspoesie, aus welcher sie hervorgingen.

Die in den geschichtlichen Saga's vorkommenden Lieder aber, von denen hier besonders die Rede ist, würden auf jeden Fall doch, wie diese Saga's selbst für die Geschichtschreibung, so für die Volks- und Kunstpoesie der Zeit ihrer Abfassung zeugen. Aber sie müssen noch mehr, als diese Saga's, wirklich der Zeit angehören, welche sie darstellen, da sie meist die eigensten Worte dieser Zeit sind, die sich in kurzer und begränzter Liedesweise noch ehr getreu überliefern konnten, und auch wirklich in verschiedenen Saga's wesentlich übereinstimmend aufbehalten, und somit beurkundet sind. Sie greifen meist ganz genau in den Inhalt der Erzählung ein, und sind oft gerade der Gegenstand derselben, z. B. manche ihren Urhebern tödtliche Spottlieder einige Liebeslieder, Beschwörungen, Lehren, Räthsel, Wechsel- und Wettgesänge, und viele andere Lieder, besonders in den eigenen ausführlichen Saga's, von dem Leben mehrerer berühmten Skalden, z. B. von Egil Skalagrim und Gunlaug Armstunga (Drachenjunge) und Grase. Diese Erzählungen hängen wieder mit dem Uebrigen so genau zusammen, wie das ganze Leben solcher Skalden (welches manchmal an ihren Liedern hing, dadurch gelöset wurde) mit der übrigen Geschichte. Die einzelnen Verse von mancherlei Personen in den Saga's sind zwar manchmal sinnreich, räthselhaft, und künstlich genug, meist aber so schlicht, einfach und kunstlos, wie die Saga's selbst, also gewiß eben so wenig erdichtet, als diese. Von den längeren, für sich bestehenden eigentlich geschichtlichen Liedern, sind zwar nicht viele noch ganz vorhanden, sondern nur theilweise, wie sie den Saga's gleichsam als Urkunden eingefügt werden; von manchen wird nur der Anfang oder sonst Einzelnes angeführt, weil das Uebrige als bekannt vorausgesetzt ward; die Saga- und Geschicht-Schreiber, welche sie also benutzten, waren an solcher Vernachlässigung wohl selber Schuld, besonders wieder Snorri, dessen vollendete Darstellung gewiß so manche ältere Geschichtswerke vergessen machte, und der diese Skaldenlieder nach ihrer doppelten Geistbedeutung, der geschichtlichen, in seiner Heimskringla, und der poetischen und mythischen in seiner Edda, erkannte und verarbeitete. Daß nun alle diese geschichtlichen Lieder von dem Sagaschreiber erst erdichtet seyn sollten, ist eben so undenkbar, als daß die ihnen gleichzeitigen Lieder dieser Art erdichtet seyn könnten, welche Mehrere kennen mußten, und die ja auch (wie nachgewiesen) bei Mehreren vorkommen. Sind aber die gleichzeitigen Lieder ächt, so können es ja auch wohl die älteren seyn, welche überdies gleichfalls bei mehreren vorkommen. Bei Snorri besonders ist es geradezu moralisch unmöglich, daß dieser im Uebrigen so aufrichtige und wahrhaft besundene Geschichtschreiber, der in der Vorrede die Skaldenlieder ausdrücklich als seine älteste Quelle anerkannt, dieselben ersunden haben sollte, zumal, da er der Zeit seiner Geschichte noch so nahe lebte, und die Lieder meistens von namhaften Skalden herrühren, deren Geschlechter noch um ihn blühten, und also wohl noch davon wissen mußten. Eben so unmöglich ist es, daß Snorri die vielen Hunderte aus diesen Skaldenliedern hergenommenen Beispiele in seiner Edda selber gedichtet habe. —

Die Allitteration oder der Konsonanten-Reim ist bekanntlich vorherrschend in der Altnordischen Poesie; der Vokal-Reim aber auch früh schon nicht selten, und beide sind hier als ursprünglich anzusehen. Ueberall, wo Poesie ist, findet sich, als ihr nothwendiger gemessener Ausdruck, auch das Metrum und der Reim, die eben so ursprünglich sind; und überall, wo nicht das antike Metrum Statt oder Bestand hat, mußte man leicht auf diesen Ersatz desselben kommen. In der Indischen Dichtkunst trifft man sogar noch Alles beisammen, Metrum und Reim, und auch Allitteration. Die letzte findet sich denn auch im Finnischen und Wallisischen noch jetzt, im Angelsächsischen und spät herab noch im Englischen, im Altsächsischen in Deutschland, wo sie kürzlich sogar auch im rein Althochdeutschen entdeckt worden; und fortwährend lebt sie noch auf Island, wie im Altnordischen. Im übrigen Norden ist zwar nunmehr, wie in Deutschland (abgesehen von der neuesten künstlichen Nachbildung) die Allitteration ganz dem Reime gewichen; jedoch lebt sie, hier wie dort, noch in Sprüchwörtern und Liedern. Daß aber Island auch hierin das Alte, einst Gemeinsame bewahrte, ist wieder Begünstigung seiner Isolirung, deren auch England, besonders Schottland, vor Skandinavien und Deutschland genoß. Die Behauptung (von Rühs), daß die Nordische Poesie aus dem Angelsächsischen herstamme, ist gewiß ohne Grund, schon deshalb, weil jene sich so vorzüglich volksmäßig gebildet hat, wie diese bei weitem nicht. Die (von Rühs) aufgeführten Wörter, welche nur aus dem Angelsächsischen entlehnt und zu erklären seyn sollten, sind allzumal gut Nordisch; und die Aehnlichkeit in eigens poetischen Ausdrücken läßt sich, so wie die der Sprache überhaupt, aus der nahen Verwandtschaft beider Völker (zumal, da auch Jüten mit den Angeln und Sachsen zogen) hinlänglich erklären. Der Verkehr zwischen England und Island war überhaupt nicht bedeutend, und Island wurde nicht durch Englische Missionaire bekehrt, sondern von Norwegen aus und durch sich selbst. Auch hätten fremde Priester nimmer eine solche Aehnlichkeit der Sprache und Dichtkunst erst zuwege-

bringen können, sondern diese muß ursprünglich seyn. Man hat also auch nicht erst nöthig, weiter (mit Rühs) die Angelsächsische Alliteration aus der Wallisischen herzuleiten, sondern man muß jenen beiden, eben so wie dieser letzten, die Eigenthümlichkeit zugestehen.

Nicht minder unstatthaft ist die Annahme (unter Anderen auch von Rühs), daß die Runen aus den Lateinischen Buchstaben verderbt und, selbst der Name, Angelsächsisch seyen. Denn dieser Name ist nicht nur gut Nordisch, sondern stammt auch aus einer allgemein Germanischen, ja noch tieferen Wurzel. Sodann bezeugt die Münze (gegen 1400) und die Uebereinstimmung der über ganz Skandinavien, und auch auf Island, vorhandenen Runensteine,*) wie Münzen, deren öffentlicher Gebrauch und wirkliche Beziehung auf das Heidenthum, daß sie ganz volksmäßig und älter als das Christenthum sind. Dieses brachte ja eine ganz andere, zugleich leichtere Schrift mit, neben welcher sich die an Gestalt, Zahl Folge und bedeutsame Namen davon verschiedenen Runen-Buchstaben, welche die Angelsachsen und Altsachsen ebenfalls mit den Skandinaviern gemein haben, noch lange erhielten, besonders zu solchen öffentlichen Denkmälern, auf welchen sie auch bisher meist beschränkt waren, und selbst noch von den der Lateinischen Schrift Kundigen wurden sie, zwar nur zu eigentlichen Büchern, doch zu kurzen Liedern und ähnlichen Aufzeichnungen angewendet, wie zu Kalendern und endlich zum uralten Magischen Gebrauche. Die Aehnlichkeit der Runen mit der Lateinischen Schrift ist übrigens nicht so groß, als die mit der älteren Griechischen, Hebräischen und Celtiberischen, und hat wohl mit diesen gemeinsamen Ursprung im Morgenlande.

III.

Giebt es nun aber eine Isländische und überhaupt Nordische National-Geschichte und National-Poesie, so giebt es 3) auch eine Altnordische Mythologie.

Die Altnordische Volks-Poesie muß, wie jede andere, den Volks-Glauben ausdrücken. Die mythologischen und heroischen Lieder, auf welche die Fabel-Lehre der jüngeren Edda gebaut ist, sind eigens dieses Inhalts, und stellen ein ausgebildetes System dar, welches, tief in sich begründet, auch seine Aechtheit in sich selber trägt. Aber selbst die geschichtlichen Lieder und die Saga's setzen diese Mythologie nicht nur voraus, sondern berufen und beziehen sich bestimmt darauf und bedienen sich derselben auf jede Weise, so daß schon aus ihnen ein ziemlich vollständiges Bild derselben zusammengesetzt werden kann. (Grundzüge dazu giebt schon Finni Johannaei hist. eccles. Island. T. I. p. 6—31, und hier Müller, der Deut. Uebers. S. 99—100, 139.) Durch das Ganze blickt noch die unsinnliche Ur-Religion (vom Allvater), mehr als etwa bei der antiken Mythologie; und aus demselben Grunde tritt der geschichtliche Antheil in der Nordischen Mythologie noch mehr hervor, und geht ein weit tieferer ironischer Zug durch sie hin. Eben daher gab es im heidnischen Norden, neben der Vielgötterei, bei Einzelnen nicht nur ausschließliche Wahl und Verehrung des einen oder anderen Gottes, sondern auch wirkliche Freigeisterei und Verachtung aller Götter, Glaube nur an die eigene inwohnende Kraft und Stärke. Wie diese Verhältnisse auf der einen Seite der Einführung des Christenthums (und nachmals der Reformation) begegneten, so begünstigten sie andererseits die mannigfaltige Erhaltung der alten Mythologie noch über das durch Landsleute verbreitete und friedlich angenommene Christenthum hinaus. Geistliche waren freilich meist die ersten eigentlichen Geschichtschreiber und Bewahrer der alten Denkmale in der neueren bequemeren Schrift; jedoch außer einigen Lebensbeschreibungen der Bischöfe, Legenden und jener Olaf's Tryggvasonar-Saga der beiden Mönche Oddur und Gunlaug, die ganz christlichen Ton haben, ist in fast allen anderen Saga's keine Spur der eigentlichen Religion des Verfassers, kein Bekehrungs-Eifer, keine Verläugnung oder Verhöhnung der alten Götter; selbst wenn dergleichen etwa Gegenstand ist (wie ein solches Beispiel in der Kristai-Saga, d. i. Geschichte der Einführung des Christenthums, vorkommt), so wird es doch ohne alle Theilnahme erzählt. So unverdächtig also hierin die späteren gleichzeitigen Saga's sind, so getreue Ueberlieferungen sind auch die älteren. Diese Saga's, zumal die eigentlich Isländischen und geschichtlichen, haben (wie gezeigt) hauptsächlich eine politische Tendenz; um so sicherer ist also, was darin nur gelegentlich und zerstreut von der alten Mythologie vorkömmt. Da so viele dieser Saga's das Jahrhundert vor Einführung des Christenthums (1000) betreffen, so kennen wir mit Gewißheit wenigstens für diese Zeit das Isländische und damit auch das ganze Nordische Heidenthum. Und dieses stimmt mit den älteren, so wie mit den mythischen Saga's und Liedern und mit beiden Edda's so vollkommen, daß es nur die geschichtlichen Belege dazu giebt. Aber auch nach und neben dem Christenthum hat sich noch Manches von dem alten Heidenthum erhalten, und sich sogar damit vermischt. Zwar geschah dies besonders in der Dichtkunst, welche zu tief in ihre angestammte Mythologie eingesenkt war, als daß sie derselben sobald entbehren mochte; und lange noch blieb sie in Skaldenliedern, selbst in den geschichtlichen auf die das Christenthum verbreitenden Olafe und Knute, der herkömmliche Schmuck, so daß auch Snorri noch in seiner Edda sie als solchen erkannte, lehrte und darstellte.

Es ist demnach geschichtlich erwiesen: ohne die Nordische Mythologie giebt es keine Altnordische Poesie, und ohne beide giebt es überhaupt keine Altnordische Geschichte. So tief und innig sind diese drei in einander verwachsen, daß, wer eines läugnet, alle läugnen muß.

Die endlich auch wohl (besonders von Rühs) aufgeführten allgemeinen Sätze von der Rauhheit des Landes und Himmels und von der Rohheit und Wildheit der alten Einwohner des Nordens, welche mit den Irokesen und Kamtschadalen verglichen werden, und die Folgerungen daraus, daß keine ausgebildete Mythologie und Poesie dort hätte gedeihen können, widerlegen sich, wie durch eine große und wundervolle Natur, besonders in Norwegen und Island, — wo der eisige Feuerberg und die himmelan springenden heißen Quellen wohl das Gemüth aufregen können, — so in Ansehung der Bewohner nunmehr hinlänglich durch die Geschichte und That selber. Die Unterstützung solcher grundlosen Behauptungen durch einzelne Züge von der gegenwärtigen Ungeschlachtheit der Norwegischen Bauern entkräftet Müller durch eine würdige und mit den neuesten Reisebeschreibungen übereinstimmende Schilderung, insonderheit der Gebirgsbewohner Norwegens, deren Gestalt, häusliche Tüchtigkeit, Geschick zu künstlichen Arbeiten und Sinn für höhere Geistesbildung, Dichtkunst und Musik sie gar sehr von den Bewohnern der Küsten und Ebenen unterscheidet, und auffallend an unsere Tyroler erinnert, so wie Bonstetten schon darin seine Bergschweizer wieder erkannte. Auch paßt diese Schilderung noch recht wohl auf die Isländer, wie sie Olaffen und neuere Reisende beschreiben.

v. d. H.

*) Vgl. Rafnerups Verzeichniß der 1824 noch in Dänemark vorhandenen Runensteine. Kopenhagen, 1824. 8. Kürzlich hat man auch in Grönland dergleichen gefunden. — Bei Hamburg liegt in der Elbe ein Runenstein, der nur bei niedrigem Wasser sichtbar wird; er ist bisher der einzige im eigentlichen Deutschland; in Schleswig sind sie schon weit seltener, als in Jütland, und in Holstein sind gar keine.

Mannigfaltiges.

— Freie Wahlen. Die Offiziere von der Miliz in Nord-Amerika werden von ihren Untergebenen gewählt. Wie frei es bei diesen Wahlen hergeht, zeigt folgende Anekdote: Ein Franzose kam im August v. J. durch eine Stadt am Ohio, wo er vor der Thüre eines Wirthshauses eine Menge Menschen versammelt sah. Er erkundigte sich nach der Veranlassung, und erfuhr, daß ein Lieutenant von der Miliz gern General werden wollte und eben seine Freunde vor der Wahl traktire. In demselben Augenblick kam ein trunkener Bursche auf ihn zu gestolpert, mit einer Rumflasche in der Hand, die er beim Halse gefaßt hatte, und fragte mit drohender Stimme: „Mit wem haltet Ihr es? In's T....ls Namen, wollt Ihr für General Twig stimmen?" — „Pardonnez-moi!" antwortete der Franzmann; „ich werde weder für noch gegen den General Twig stimmen." — „Was, Ihr wollt nicht für General Twig stimmen, (die Flasche schwingend) und warum?" — „Weil ich gar kein Recht zu stimmen habe!" erwiederte der Franzose ruhig; „ich bin kein Bürger der Vereinigten Staaten." — „So ist das! Zum Henker, warum sagter Ihr das nicht gleich? Kommt, nehmt einen Schluck gegen den bösen Nebel!" — Darauf thaten sie sich in gutem alten Jamaika-Rum Bescheid. — „Stimme für meinen Mann, oder ich schlage Dir den Kopf entzwei!" heißt es in den westlichen Staaten.

(United Service Journal.)

— Nicht bloß jeder Mensch, sondern auch jedes Pferd hat seinen Fehler. Der Rechts-Anwalt Bond that einst einen kuriosen Pferdekauf, den er auf launige Weise folgendermaßen erzählt: „Ich kaufte einmal von einem Roßtäuscher ein Pferd, das er für ganz fehlerfrei ausgab. Ich glaubte, einen Schatz erworben zu haben; dennoch wollte ich gar zu gern wissen, ob denn das Pferd wirklich keinen Fehler habe. Als daher das Geld ausgezahlt war, sagte ich zu dem Verkäufer: „Nun, mein Freund, habt Ihr Euer Geld und ich habe mein Pferd; der Handel ist abgemacht; jetzt sagt mir aber als ehrlicher Mann aufrichtig, ob denn das Pferd gar keinen Fehler hat?" — „Herr", antwortete er, „Sie haben sich als ein Gentleman gezeigt, und da sie mich auf's Gewissen fragen, so will ich's Ihnen nur gestehen, das Pferd hat einen Fehler." — Ich spitzte die Ohren. „Und was denn für einen?" — „Je nun, in Uxbridge, im Gasthof zur Krone, ist es durchaus nicht in den Hof hinein zu bringen." — „Bah, wenn es weiter nichts ist", erwiederte ich, „das will ich ihm erlassen, denn in Uxbridge habe ich nichts zu thun." — Dennoch fügte es sich bald einmal, daß ich nach Uxbridge mußte; ich wollte daher bei dieser Gelegenheit sehen, ob mein Pferd noch immer seinen alten Widerwillen gegen den Gasthof zur Krone hätte. Ich ritt also die Straße entlang, und als ich vor dem Gasthof war, trat ich recht fest in die Steigbügel und setzte mich gehörig zurecht, um die große That zu vollbringen. Da ich nicht anders erwartete, als daß mein Pferd sich aus allen Kräften sträuben würde, so drückte ich ihm die Sporen tief in die Seite und nahm nun einen kräftigen Anlauf. Allein, wie erstaunte ich, als das Pferd eben so geduldig in den Hof trabte, wie die Kuh, die eben vor ihm herging. Das Räthsel löste sich indessen bald, denn der Wirth kam auf das Pferd zu, schlug es sanft auf den Rücken und rief „Ei, ei, Jack! das ist mir lieb, daß ich Dich wiedersehe, ich gab Dich schon ganz verloren." — „Was wollen Sie damit sagen, Herr Wirth?" — „Sir, dieses Pferd wurde mir vor 6 Monaten gestohlen und seitdem habe ich es mit keinem Auge gesehen." — Diese Auskunft machte mir eben keine große Freude, doch mußte ich über die Schlauheit meines Pferdehändlers lächeln, der mich auf solche Weise vor dem Ort warnte, wo sein Diebstahl sogleich an den Tag kommen mußte. Hätte ich nur seinen Wink besser benutzt, denn da der Kauf nicht in gehöriger Form abgeschlossen war, so mußte ich mich mit dem Wirth vergleichen, so gut ich konnte." — Wie der Vergleich ausfiel, hat uns Herr Bond verschwiegen. (Frasers Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Montag den 17. Dezember 1832.

England.

Ueber den jetzigen Zustand der Eisenbahnen und Dampf-Wagen in England.

Die Anwendung des Dampfes statt der Pferdekraft, zur Fortschaffung von Fuhrwerken, war länger als 20 Jahre hindurch der Gegenstand allgemeinen Interesses. Seit eben so langer Zeit haben die wiederholten Ankündigungen von anscheinendem Erfolge und von Lösung des großen Problems auch die schwächsten Hoffnungen in Zuversicht verwandelt, allein nur, um das völlige Fehlschlagen derselben desto fühlbarer zu machen. Gegenwärtig giebt es, weder in England, noch in irgend einem anderen Lande, ein einziges Beispiel eines Landfuhrwerks, das durch Dampf in Bewegung gesetzt wird. Auf gewöhnlichen Landstraßen sahen wir (in England) bloß kurze Versuche, die eben so bald scheiterten, als sie gemacht wurden, und auf Eisenbahnen ging es nicht viel besser. Auf der Strecke von Liverpool nach Manchester werden die Dampf-Wagen bloß durch ungeheure Geld-Opfer und Einbußen der Eigenthümer erhalten. Die dazu gebrauchten Dampf-Maschinen sind plumpe, verhältnißlose, schwerfällige, mechanische Massen, die, ihrem Bau nach, mehr für den bedächtigen und schweren Tritt eines Elephanten, als für den pfeilschnellen Pflug, den man von ihnen fordert, gemacht scheinen; und wenn man es auch durch die höchste Anstrengung dahin gebracht hat, daß sie in der That mehr fliegen als rollen, so gehen sie doch dabei zu Grunde, eben so wie die Landstraßen, die sie befahren — dem Ackergaule gleich, den man durch Stachel und Peitsche auf einen Augenblick in Galopp setzt.

Ein solcher Zustand verdient wohl eine nähere Untersuchung. Giebt es, möchten wir fragen, bei den Landfuhrwerken eigene Hindernisse, welche nicht gestatten, die Räder eines Wagens eben so in Bewegung zu setzen, als die eines Bootes? Sind diese Hindernisse so beschaffen, daß eine Maschine, die zu Wasser die Kraft von 100 Pferden hat, zu Lande nicht die eines Gespannes von vieren erreichen kann? Hat die Kraft des Dampfes ihr non plus ultra erreicht? Hätten wir wirklich bis jetzt nur einer Chimäre, gleich dem Stein der Weisen, nachgejagt? Kann die Regierung nichts thun, die Erfindung zu fördern und sie zur Vollendung zu bringen? — Diese Fragen sind ernst, und ihre Beantwortung ist von großer Wichtigkeit. Unseres Erachtens läßt sich auf überzeugende Weise darthun, daß der Fehler bisher nicht in der Natur des Gegenstandes, sondern in den Mitteln lag, die man zu dessen Erreichung anwandte. Wir können in Allem, was bisher dafür geschah, Fehler nachweisen, nicht in Nebendingen, sondern in den Haupt-Grundsätzen des Baues und der Einrichtung, die nothwendig jeden Versuch vereiteln mußten. Durch die Frage: „Was ist gethan worden?“ kommen wir vielleicht auf das, was zu thun ist. Um den Gegenstand in sein rechtes Licht zu setzen, wollen wir unsere Bemerkungen in drei Abtheilungen bringen:

1) Die Natur des Dampfes, die Art seiner Bereitung, die besonderen Erfordernisse zur Anfertigung eines guten Dampf-Wagens und die Schwierigkeiten der Ausführung. — 2) Die Ursachen des Fehlschlagens derjenigen Versuche, die dem Gelingen am nächsten waren. — 3) Die Mittel und Wege, ein glückliches Resultat zu erlangen, und die davon zu erwartenden Vortheile.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß es mit neuen Erfindungen geht, wie mit Kindern. Manche derselben gelangen nämlich frühzeitig zur vollen Reife und stehen, kaum ins Leben getreten, völlig ausgebildet da. Dies war der Fall mit der Dampf-Maschine. Bis zu Watt's Zeiten war sie kaum mehr als ein Spielzeug für Gelehrte; er machte sie mit einem Male zu dem, was sie ist, zur vollkommenen Maschine. Seitdem haben wir nichts gethan, nichts hinzugefügt, nichts verbessert. Wir haben allenfalls ihren Gebrauch vervielfältigt, sie zu allerlei Dingen angewandt, eine kleine Ersparniß an Feuerungs-Material oder an Raum bewirkt; doch die Maschine selbst blieb, was sie war. Ihre Einrichtung erlitt eben so wenig eine Veränderung, als die Organisation eines Menschen dadurch, daß er zu verschiedenartigen Verrichtungen gebraucht wird. Sonst wurde der Dampf zum Wasserziehen benutzt, jetzt ist er Bergmann, Schiffer, Kohlenträger, Baumwollenspinner, Koch, Kaffeemühle und Gott weiß, was sonst noch.

Indem wir sorgfältig den Bau der Dampf-Maschine von dem Mechanismus ihrer Anwendung trennen, werden wir einen weit klareren und richtigeren Begriff davon erlangen. In Hinsicht der Anwendung ist der Dampf dem Wasser, dem Winde oder der Pferdekraft nur in so fern vorzuziehen, als man ihn leichter, auf einfachere oder sparsamere Weise, erhält. Die Mittel, durch den Dampf eine einförmige und fortdauernde Bewegung hervorzubringen, sind fast überall dieselben; wenigstens giebt es nur zwei Haupt-Arten von Dampf-Maschinen, die in einem wesentlichen Punkte abweichen, nämlich, die Maschinen mit oberem und mit unterem Druckwerk. Wir setzen bei unseren Lesern eine hinlängliche Bekanntschaft mit diesen Dingen voraus und überheben uns daher jeder Beschreibung derselben. Bei Dampf-Wagen wird nur das obere Druckwerk angewandt. Die große Masse kalten Wassers und das Gewicht des Kühl-Apparats würden seine leichte und schnelle Bewegung hindern; beim Schiff hingegen schaden sie nicht, weil es sich leichter bewegt und kaltes Wasser immer zur Hand ist.

Die Anwendung des Dampfes zur Fortschaffung von Fuhrwerken geschieht auf folgende Art: Eine Dampf-Maschine mit einem Kessel und einem Vorrath von kaltem Wasser wird in dem Wagen oder oben darauf über der hinteren Achse angebracht, damit sie den Hinterrädern nahe sey. Von dem einen Ende des beweglichen Theils der Maschine geht eine Stange bis zu der Achse oder einer der Speichen jedes Rades, wo sie in eine Handhabe greift, dergestalt, daß die Räder, so wie der Saugestock sich auf und nieder bewegt, herumgedreht werden und die Maschine so den Wagen fortschiebt. Diese einfache Vorrichtung ist Alles, was zur Einrichtung eines Dampf-Wagens gehört. Da wir bereits wissen, daß die Dampf-Maschine überhaupt gebraucht wird, die Räder eines Maschinenwerks zu treiben, so dürfen wir sie uns nur auf vier Rädern ruhend denken, so daß dieselben Räder sie tragen und von ihr getrieben werden, und sie bewegt sich selbst vom Flecke. Die Passagiere sitzen entweder in demselben Wagen, oder in einem anderen, der von diesem gezogen wird.

Daß man schon früh auf eine so einfache Anwendung des Dampfes kam, ist nicht zu verwundern. Die erste Idee dazu soll vom Professor Robinson zu Edinburg, einem Freunde Watt's, herrühren. Zur Ausführung kam sie durch Richard Trevithick zu London, welcher im J. 1802 das Problem vollkommen löste, indem er einen Dampf-Wagen herstellte, der auf gewöhnlichen Landstraßen ohne Hinderniß rollte und völlig lenkbar war; doch bei dem damaligen Zustande der Straßen erhielt die Maschine in ihrem schnellen Laufe so viele Stöße, daß sie bald unbrauchbar wurde.

Schon vor jener Zeit, gegen das Ende des letzten Jahrhunderts, wurde in Pennsylvanien ein noch glücklicherer Versuch von Oliver Evans, einem geschickten Amerikanischen Mechaniker, gemacht. Vermöge einer neuen Einrichtung der Maschine benutzte er sie zuerst zum Mehlmahlen, dann setzte er sie auf einen Wagen, um dasselbe Mehl zu Markte zu bringen, endlich, da er auf dem Wege über einen Fluß zu setzen hatte, brachte er an dem Wagen, der wie ein Boot gestaltet war, Schaufelräder statt der Wagenräder an und brachte so seine Ladung glücklich an's Ziel. Wir wissen nicht, warum dies Fuhrwerk wieder einging.

Es scheint also erwiesen, daß man schon seit 30 Jahren Dampf-Wagen von verschiedener Größe anfertigte, daß ihre Brauchbarkeit in Hinsicht auf das Treiben der Wagenräder sich vollkommen bewährte, und doch sind noch keine als regelmäßiges Fuhrwerk eingeführt worden. Jeder Zeitungsleser weiß, wie viele Versuche seit 20 Jahren als völlig gelungen angekündigt wurden, und wie sie doch einer nach dem anderen fehlschlugen. Noch jetzt hören wir täglich von glücklichen Experimenten, wie man bergan 10 bis 50 (Engl.) Meilen in einer Stunde mache, und das mit der ungeheuren Ladung von 5 bis 8 Tonnen und einer Kraft von 30 bis 40 Pferden*). Man sagt uns, sie werden nächstens in Gang kommen und nach bestimmten Plätzen fahren, und doch bleibt es eine ausgemachte Sache: daß es in diesem Augenblicke in Großbritanien nicht ein einziges Dampf-Fuhrwerk giebt, das irgend eine Landstraße auch nur mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit befahre.

Diese wiederholt mißlungenen Versuche und die dabei vergeudeten bedeutenden Summen zeigen zu deutlich, daß gewisse radikale Fehler oder Mißgriffe zum Grunde liegen, und zwar so tief versteckt, daß sie bis jetzt nicht aufzuspüren waren. Einige einfache Betrach-

*) Einer der letzten Spekulanten giebt an, seine Maschine habe eine Kraft von 30 Pferden, und doch finden wir, daß sie auf ebenem Boden höchstens 12 Meilen in der Stunde macht. Frage: Wenn 4 Pferde einen Wagen 10 Meilen in einer Stunde ziehen, wie weit würden 30 Pferde damit kommen?

rungen führen uns vielleicht zur Entdeckung dieser Fehler und der Art der Hindernisse, die sie verursachten.

1) Der erste mag wohl in der Einrichtung des Kessels liegen. Gewöhnliche Kessel pflegt man von dicken eisernen Platten zu machen, die eine starke Kiste oder verschlossene Büchse bilden, welche zur Hälfte mit Wasser gefüllt wird. Das Feuer brennt unter dem Kessel, und der Schornstein ist an der Seite desselben. Die Masse sowohl als die Macht des Dampfes hängt davon ab, wie stark das Feuer und wie viel von dem Boden des Kessels demselben ausgesetzt ist. Eine Dampf-Wagen-Maschine erfordert wenigstens, daß ein Flächenraum von 7 Yard Länge und 1 Yard Breite dem Feuer unmittelbar ausgesetzt sey, so daß, nehmen wir die Höhe des Kessels und des Ofens zu 4 Fuß an, dies einen Körper von ansehnlicher Größe giebt, den der Wagen zu tragen hat. Doch, abgesehen von der unverhältnißmäßigen Größe des Kessels, muß auch sein Gewicht nothwendig sehr bedeutend seyn, denn er muß, um nicht zu platzen, von dicken eisernen Platten gemacht seyn, und zwar um so dicker und schwerer, je größer die Maschine und je stärker ihre Kraft ist. Der Kessel muß also zuvörderst groß seyn, um viel Kraft zu haben, und schwer, um stark genug zu seyn. Diese beiden Umstände bilden das Dilemma, zwischen welchem die Erfindung schon so lange fest sitzt. Man machte den Kessel anfangs groß, damit er hinlängliche Kraft habe, aber indem man ihn auch stark genug machte, wurde er so schwer, daß die Maschine genug zu thun hatte, ihn selbst fortzuschaffen, und weiter keinen Nutzen leistete. Nach dieser Erfahrung machte man den Kessel klein, um sein Gewicht zu vermindern, allein nun fehlte es ihm wieder an der gehörigen Kraft. Zuletzt wollte man ihn groß und doch leicht machen, nahm daher nur dünne Platten dazu, da platzte der Kessel, und die Maschine flog in Stücke. Wie ist nun der Kessel groß genug und bei völliger Sicherheit doch leicht genug zu machen? Dies ist die erste Schwierigkeit des Problems.

Man hat verschiedene Methoden angewandt, um den Kessel zu gleicher Zeit von großer Kraft leicht und sicher zu machen. Die meisten dieser Erfindungen beruhen auf der Erfahrung, daß die Kraft des Kessels weniger von seinem Umfange, als von der Stelle des Feuers und dem Theil des Kessels, der demselben ausgesetzt ist, abhängt. Wenn das Feuer nicht bloß unter dem Kessel, sondern auch an den Seiten desselben brennt, um ihn rundum zu erhitzen, so muß sich durch die Seitenhitze eben so viel Dampf erzeugen, als durch die untere; mit einem Worte, die Wirkung eines Kessels hängt nicht von der Menge Wasser ab, die er enthält, sondern von der Größe der Fläche, die er dem Feuer darbietet, und davon, daß keine Hitze verloren gehe. Dies nun wird auf die einfachste Art bewirkt, indem man das Feuer rund um den Kessel legt, ehe man die heiße Luft und den Rauch in den Schornstein steigen läßt. Eine noch zweckmäßigere Art von Kessel brachte man zu Stande, indem man das Feuer um den Schornstein innerhalb des Kessels anbrachte, wodurch gar keine Hitze verloren geht. Nach dieser Methode sind die Kessel auf Dampf-Schiffen eingerichtet. Doch bei dieser Einrichtung erhält der Kessel einen bedeutenden Umfang und muß folglich von gehöriger Dicke seyn. Eine andere Vervollkommnung der Kessel ist die, sie röhrenförmig zu machen. Ein solcher besteht aus mehreren dünnen Röhren, die Wasser enthalten; einige von diesen gehen mitten durch das Feuer, wo die Hitze am größten ist, andere bilden die Stangen, auf welchen das Feuer liegt, und noch andere empfangen die Hitze unmittelbar über dem Feuer. Alle diese Röhren senden ihren Dampf in ein oberes Behältniß, aus dem er in die Maschine steigt. Denselben Zweck erreicht man auch wohl, wenn man in einem ziemlich großen Kessel mehrere dünne Röhren oder Rauchfänge zieht, durch welche die Flamme zu dem Schornstein geleitet wird und auf dem Wege das Wasser erhitzt. Indem man die Fläche der auf verschiedene Weise verbundenen Röhren oder Kanäle, die dem Feuer ausgesetzt ist, vermehrt, erhält man in der That Kessel, die stark, leicht und von großer Kraft sind, und durch eine oder die andere dieser Methoden sind die Kessel der Dampf-Wagen wirklich der Vollkommenheit näher gebracht worden, als irgend ein anderer Theil ihres Maschinenwerks.

2) Wenn nun jede Schwierigkeit bei Gewinnung des Dampfes beseitigt ist, so kommt es zunächst darauf an, ihn aufs beste zu benutzen, damit so wenig wie möglich verloren gehe. Erst nachdem der Dampf aus dem Kessel in den Cylinder getreten ist, wirkt er auf die Maschine und setzt sie in Bewegung. Der Cylinder beschränkt die Kraft des Dampfes auf den Saugestock, den er niederwärts und dann aufwärts drückt und so das Rad dreht. Der Dampf aber wird aus dem Kessel dem Cylinder durch eine Röhre zugeführt, die, da sie von einer Seite den Druck des Kessels und von der anderen den des Cylinders auszuhalten hat, von beträchtlicher Länge, also mehrmals gewunden seyn muß. Hier erhebt sich nun eine neue Schwierigkeit. Die Natur des Dampfes bringt es mit sich, daß jeder Kanal, sobald er lang, eng oder gewunden ist, seine Kraft beträchtlich schwächt, so daß auf diese Art viel verloren geht. Eine einzige Rohr-Mündung raubt dem Dampfe $\frac{1}{10}$ seiner Kraft, und jede folgende Windung nach Verhältniß mehr. Wenn daher die Kraft des Dampfes in dem Kessel groß genug ist, um 1000 Pfd. zu heben, und er geht durch eine Rohr-Windung, ehe er in den Cylinder tritt, so wird er nur noch 900 Pfd. heben; 4 oder 5 Windungen werden die Kraft auf die Hälfte vermindern. Noch sind keine Maschinen gemacht worden, wo der Dampf nicht 2 oder 3 solche Windungen zu passiren hätte, daher geht jederzeit $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{4}$ der Kraft rein verloren. Bei dem Bau der Dampf-Wagen hat man diese Rücksicht so ganz aus den Augen gesetzt, daß der Fall eintrat, wo eine Maschine $\frac{1}{2}$ ihrer Kraft verlor.

3) Hat nun ein Erfinder diese Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, so stellen sich ihm größere und bedeutendere entgegen. Die Gestalt und der Umfang des Cylinders haben großen Einfluß auf die Schnelligkeit der Maschine. Man hat jetzt eine wahre Sucht, lange und dünne Cylinder zu machen, die dadurch der Wirkung der Friction und der Kälte eine zu große Fläche preisgeben. Auch pflegt man zwei Cylinder statt eines zu machen. Nach unserer Meinung ist ein Cylinder eben so wirksam und rathsamer als zwei. Wir wissen durch Theorie und Erfahrung, daß er mehr leistet. So wenig zwei Pferde zusammen noch einmal so viel ziehen können, als jedes allein, eben so wenig können zwei Cylinder mit vollkommener Genauigkeit zusammenwirken. Wenn ein Cylinder nicht Kraft genug hat, um mit Einem Stoß das Rad über das Centrum zu treiben, so möchte wohl das ganze Experiment vergebens seyn.

4) Ein anderes bei Dampf-Wagen unumgängliches Erforderniß ist, daß der Wagen und das ganze Maschinenwerk von höchst elastischen Federn getragen werden, damit sie sich frei nach allen Richtungen schwingen und doch mit gleichförmiger Schnelligkeit vorwärts getrieben werden können. Um ein Paar Räder, mittelst Federn, durch eine Maschine in fortwährender Bewegung zu erhalten, die hin und her schwebt und so den Rädern bald nahe, bald fern ist, wird eine Vereinigung von Steifheit und Biegsamkeit vorausgesetzt, die ein völliger Widerspruch scheint; es wird hierzu erfordert, daß diejenigen Theile beweglich seyen, welche bei einer feststehenden Maschine durchaus unbeweglich seyn müssen. Der Versuch ist wiederholt gemacht worden und sollte jedesmal gelungen seyn, und dennoch ist er (wie wir nachher zeigen werden,) an jedem Dampfwagen, den man auf die Landstraße brachte, verunglückt. Nicht daß die Federn fehlten, sondern entweder ruhte nicht die ganze Last darauf, oder sie hatten keine Schnellkraft. Bei einigen ruhte der Wagen selbst auf Federn, aber nicht die Maschine; bei anderen ruhte zwar das Ganze auf Federn, da man aber ihre Wirkung in Widerspruch mit dem übrigen Mechanismus fand, so band und klammerte man sie fest, damit sie sich nicht biegen sollten, oder man machte sie so stark und kurz, daß sie wenig mehr waren, als dicke Metallblöcke. Wir wollen uns jetzt nicht mit der Lösung dieser Schwierigkeit beschäftigen, doch sind wir vielleicht im Stande, unseren Lesern deren wahre Beschaffenheit begreiflich zu machen. Sie haben bereits verstanden, auf welche Weise die Maschine den Wagen treibt, indem sie die Räder durch eine Stange oder einen Arm dreht, der von der Maschine ausgeht und in eine Handhabe faßt, wie ein Mensch das Rad eines Krahns dreht. Ruht nun die Maschine auf Federn, die zwischen derselben und den Rädern sitzen, so kommt sie diesen bald nahe, bald entfernt sie sich von ihnen, sonst würde jeder Stoß, indem er die Maschine, auf die eine oder die andere Seite des Rades, rückwärts oder vorwärts würfe, das ganze Rad bald in diese, bald in jene Richtung treiben, und dadurch die Bewegung ungleich und das Fortrollen des Wagens unregelmäßig und holperig machen. Das Einzige, was man dagegen ersann, ist, daß man die Last nicht ganz frei schweben läßt. Dies war aber der Untergang jeder Maschine, die bis jetzt noch gebaut wurde. Wenn eine schwere Masse, wie ein Wagen von 4 bis 8 Tonnen Last, auf einer unebenen Straße rollt, so versetzt jeder Stein, auf den er geräth, der ganzen Maschine und dem Wagen einen heftigen Stoß. Diese Stöße bringen doppelten Nachtheil; erstlich rauben sie der Masse einen Theil ihrer Bewegung, so daß sie an Schnelligkeit verliert und mehr Kraft zum Fortschieben erfordert, dann müssen auch wiederholte Stöße ein Maschinenwerk, das so fein gearbeitet ist und doch so sehr angestrengt wird, nothwendig beschädigen und in kurzer Zeit zerstören. — Die Federn sollen die Wirkung haben, den Wagen und seine Ladung so von den Rädern und ihren Achsen abzuhalten, daß die Stöße, die diese erleiden, sich jenen nicht mittheilen, und so lange dies nicht geschieht, werden alle neue Versuche keinen besseren Erfolg haben, als die bisherigen.

5) Eine letzte Schwierigkeit, die wir zu bekämpfen haben, ist, eine Maschine von ungleicher Kraft zu bauen, die ihren Kraftaufwand, gleich einem Pferde, nach dem Grade des Widerstandes abmesse, indem sie auf ebenem Grunde nicht mehr Kraft anwende, als zur gehörigen Schnelligkeit erforderlich ist, und bei einer Anhöhe die Anstrengung vermehre, und zwar nach Verhältniß der größeren oder der geringeren Abschüssigkeit; die ferner bergab die Kraft gänzlich spare, um sie, wo es noth thut, desto besser zu gebrauchen. Dahin hat man es noch nie gebracht, und doch bedarf es wohl erst der Erinnerung, daß dies zu einem glücklichen Erfolge unumgänglich ist?

Diese fünf Aufgaben des Problems müssen jede für sich, im vollkommensten Grade gelöst und dann zu einem passenden und gleichförmigen Ganzen vereinigt werden, ehe wir uns von irgend einem Versuche mit Dampf-Wagen ein befriedigendes Resultat versprechen dürfen. Wird eines der Erfordernisse vernachlässigt oder unvollkommen ausgeführt, so ist das Werk verdorben, wenn auch alles Andere vollkommen wäre. Wir müssen einen Kessel haben, der zugleich stark und leicht ist, einen großen Feuer-Raum läßt, eine große Fläche der Hitze darbietet und einen weiten Behälter hat; der Dampf muß aufs äußerste gespart werden, indem man die Leitröhren weit, kurz und gerade macht; die Cylinder, denen er zugeführt wird, müssen so proportionirt seyn, daß ihre Form, Lage und einfache Zusammensetzung den größtmöglichen Nutzen gewähren. Und während diese Theile aufs festeste zusammengehalten werden, um ihre Wirksamkeit zu sichern, müssen sie doch zu gleicher Zeit auf sehr biegsamen und elastischen Federn ruhen, damit sie nach allen Richtungen hinlängliche Schwungkraft haben, um auf und nieder, rückwärts oder vorwärts, rechts oder links zu schweben, ohne die gleichförmige Schnelligkeit des Wagens im geringsten zu hindern. Endlich muß entweder durch Abwechselung in der Kraft oder Menge des Dampfes, oder durch eine andere Einrichtung des Wagens, eine

Vorkehrung getroffen werden, um die Kraft der Maschine der Beschaffenheit des Weges anzupassen, damit die Geschwindigkeit, bergauf, bergab, oder auf ebenem Boden, immer dieselbe bleibe. Ist diese Einrichtung möglich, und wir zweifeln nicht, daß sie es ist, so dürfen wir immer noch hoffen, die Erfindung zur Vollkommenheit gebracht zu sehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

On the structure etc. (Ueber die Beschaffenheit und die Functionen der Haut.) Von Dr. William Wood. Pr. 5½ Sh.

New readings of old authors. (Neue Lesarten alter Schriftsteller.) Nr. 1. Romeo und Julie. Pr. 1½ Sh.

Posthumous works. (Nachgelassene Werke.) Des Bischofs Huntingford. Pr. 12 Sh.

Harmony of religious truth. (Die Harmonie der religiösen Wahrheit.) Pr. 5½ Sh.

General system etc. (Allgemeines System des Gartenbaues und der Botanik.) 2r Bd. Pr. 3 Pfd. 12 Sh.

The masque of anarchy. (Die Maske der Anarchie.) Ein Gedicht von Percy Bysshe Shelley. Zum ersten Male publizirt, mit einer Vorrede von Leigh Hunt.

Frankreich.

Ueber die Verhältnisse der Bevölkerungs-Zunahme.

Eine statistische Untersuchung von A. Moreau de Jonnès.*)

Wenn die Bevölkerung ganz frei von solchen Geheimnissen wäre, die sich ihrer natürlichen Entwickelung unaufhörlich entgegenzustellen pflegen, so würde sie bald in allen Ländern auf eine wunderähnliche Weise zunehmen. Nach der Zeugungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts vermag jede Ehe für den Zeitraum einer einzigen Generation sechs Kinder hervorzubringen, von denen gewöhnlich zwei im frühen Alter sterben, die anderen vier aber ihre Eltern überleben und, ihrerseits sich verheirathend, zum Stamm einer neuen Generation werden, welche die vorangegangene um das Doppelte an Zahl übertrifft. So giebt die unmittelbare Abkommenschaft eines einzigen Paares dem Lande, in dem es wohnt, sechs Personen in einem Verlauf von zweiunddreißig Jahren, zwölf in einem Verlauf von siebzig, achtzig in einem Jahrhundert, hundert und zweiundzwanzig in zweihundert Jahren, mehr als achtundneunzig tausend in fünfhundert Jahren und gegen drei Milliarden in tausend Jahren. Nach diesem Verhältniß würde, wenn sich kein Hinderniß der natürlichen Ordnung der Dinge in den Weg stellt, eine einzige Familie, die unter der Regierung Philipp August's gelebt, ausgereicht haben, um durch ihre Nachkommenschaft die bedeutende Bevölkerung hervorzubringen, welche den Boden Frankreichs bedeckt. Alle gegenwärtige Bewohner Europa's könnten von einem einzigen Paar aus der Zeit Hugo Capets abstammen, und der ganze Erdkörper würde seine gesammte Bevölkerung von einer unter Karl dem Großen lebenden Familie, deren sich bis auf unsere Zeit regelmäßig folgende Generationen keine Hemmung in ihrer Entwickelung erlitten, haben erhalten können.

Indeß findet die Vervielfältigung des menschlichen Geschlechts keineswegs in einem so reißend schnellen Verhältniß statt. Die Bevölkerung Galliens belief sich, auf die Gränzen Frankreichs eingeschränkt, auf vier Millionen Einwohner, als das Land von den Römern erobert wurde. Es erforderte also die Verdoppelung, die sich in zweiunddreißig Jahren bewerkstelligen könnte, jedes Mal 615; das heißt: einen zwanzig Mal so langen Zeitraum, was zugleich voraussetzen läßt, daß das jährliche Resultat im Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen nur das eines überlebenden Individuums auf fast tausend Einwohner war.

Wenn, wie anzunehmen ist, der ganze Erdkörper gegenwärtig wenig mehr als eine Milliarde Einwohner besitzt, so hat sich seine gesammte Bevölkerung seit der großen in der Bibel beschriebenen Sündfluth nur achtundzwanzig Mal verdoppelt, und jede Periode der Verdoppelung hat in einem mittleren Durchschnitt gegen hundert und funfzig Jahre gebraucht. Diese Langsamkeit der Bevölkerungs-Zunahme berechtigt anzunehmen, daß während des Zeitraums von zweiundvierzig abgelaufenen Jahrhunderten das Resultat der jährlichen Geburten und Sterbefälle in seinem mittleren Durchschnitt noch nicht das Verhältniß eines überlebenden Individuums auf zweihundert und zwanzig erreicht hat. Die Zunahme der Bevölkerung ist indeß in Europa fast um vier Mal so schnell und wird auch nicht in allen Ländern unseres Kontinents in gleich engen Gränzen gehalten. Folgendes sind die Durchschnitte der Bevölkerungs-Zunahme, die wir aus Untersuchungen hier herstellen, deren Details in einem bis jetzt noch ungedruckten Werke enthalten sind:

In Preußen verdoppelt sich die Bevölkerung in einem Zwischenraum von neununddreißig Jahren. Dies ist die höchste Annäherungsstufe, welche in Europa erreicht wird.

In Oesterreich verdoppelt sie sich in vierundvierzig Jahren.

Im Europäischen Rußland in achtundvierzig Jahren.

In Polen und Dänemark in einem halben Jahrhundert.

In Großbritanien in zweiundfunfzig Jahren.

In Schweden, Norwegen, der Schweiz und Portugal, in sechsundfunfzig Jahren.

In Spanien in zweiundsechszig Jahren.

In Italien in achtundsechszig Jahren.

In Griechenland und der Europäischen Türkei in siebzig Jahren.

In den Niederlanden in vierundachtzig Jahren.

In Deutschland in hundert und zwanzig Jahren.

In Frankreich in hundert und fünfundzwanzig Jahren.

Wenn man die nördlichen Gegenden zusammengruppirt, wird man finden, daß sie nur ein halbes Jahrhundert zur Verdoppelung ihrer Bevölkerung bedürfen, während dagegen die südlichen fast gegen achtzig Jahre nöthig haben, um zu demselben Ziel zu gelangen. Die Periode der Verdoppelung tritt für das gesammte Europa im Durchschnitt in siebenundfunfzig Jahren ein. Der Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Staaten Europas stellt sich aber in der That so bedeutend dar, daß die ersteren hinsichtlich der Schnelligkeit ihrer Bevölkerungs-Zunahme die letzteren beinahe um das Doppelte übertreffen, und daß sie nur drei Jahre bedürfen, um dasselbe Ziel zu erreichen, das in den anderen erst in fünf Jahren gewonnen wird.

Die höchste Stufe der Bevölkerungs-Zunahme, die sich im Norden von Europa entwickelt, zeigt sich in Preußen, Oesterreich und Rußland, und die natürlichen Gründe dieser Erscheinung sind keine andere, als die folgenden*): Die angeheure Ausdehnung der Territorien dieser Länder, verglichen mit der Zahl ihrer Bewohner, wodurch es möglich gemacht wird, daß der Grundbesitz im Verhältniß zu ihren Bedürfnissen anwächst; die Begünstigung ferner, welche das kalte Klima dem menschlichen Leben im reiferen Alter gewährt; die Neuheit der Civilisation, welche in ihrer Entwickelung die Mittel der Existenz vervielfältigt; und endlich die Gewohnheit, mit Wenigem zu leben; welche man ausschließlich bei den Völkern findet, deren Civilisation noch jung ist, wodurch offenbar jeder Familie die Ausbreitungs- und Fortpflanzungs-Fähigkeit erleichtert wird.

Das niedrigste Verhältniß der Bevölkerungs-Zunahme hat in Frankreich, in Deutschland überhaupt und in den Niederlanden statt, und als Grund davon ergiebt sich die hohe Stufe der Civilisation dieser Länder, die eine Unzahl von Bedürfnissen hervorruft und das gesellschaftliche Leben einer Menge Bedingungen unterwirft, welche die Ausbreitung der menschlichen Generationen hindern. Großbritanien überwindet diese Hemmungen nur durch die unermeßlichen Hülfsquellen, welche seine Industrie, sein Handel und seine Kolonieen den Bedürfnissen seiner Bevölkerung darbieten.

In den anderen Staaten Europas wird der natürliche Trieb jeder Bevölkerung, mit reißend schnellen Schritten anzuwachsen, aufgehalten oder unterdrückt durch Extreme des Klimas, durch mangelhaften Ertrag des Bodens, durch verheerende Ueberschwemmungen, Erdbeben, durch verderbliche Einwirkung der Sumpfgegenden, durch epidemische Krankheiten und Pesten, durch Feudal-Knechtschaft, Mönchs-Cölibat, Militair- oder Priester-Despotismus, Concentration des Grundeigenthums, Gesetze über Erbschaftstheilungen und dergleichen mehr.

Die von uns angegebene Durchschnittszahl der Verdoppelungs-Periode einer Bevölkerung ist jedoch nur ein analytischer Ausdruck der menschlichen Fortpflanzungs-Fähigkeit in jedem Lande, und keineswegs eine Voraussbestimmung der Einwohnerzahl, welche dieser oder jener Staat zu einer festgesetzten Zeit-Epoche wirklich haben müßte. In der That könnte es sich ereignen, und es steht dem nichts im Wege, daß sich die gegenwärtige Bevölkerung in mehreren Ländern Europas verdoppelt, während dasselbe in anderen völlig unmöglich gemacht wird. Man wird daher leicht den einen und den anderen Fall in dem nachfolgenden Tableau unterscheiden. Dies giebt eine Uebersicht von den verschiedenen Stufen der Bevölkerungs-Verdoppelung, wie sie nach einer verhältnißmäßigen Reihe von Jahren eintreten würde, und zwar in dieser Gestalt;

	Epochen der Verdoppelung.	Angabe der Bevölkerung zu dieser Zeit.	Zahl der Einw. auf jeder □M.
Niederlande	Im J. 1912	12,200,000 Ew.	4,000
Italien	" " 1873	40,000,000 "	2,600
Großbritanien	" " 1872	41,000,000 "	2,550
Frankreich	" " 1951	63,000,000 "	2,400
Deutschland	" " 1947	26,000,000 "	2,000
Portugal	" " 1874	7,360,000 "	2,000
Preußen	" " 1862	23,400,000 "	1,700
Schweiz	" " 1883	4,000,000 "	1,700
Dänemark	" " 1896	3,000,000 "	1,500
Spanien	" " 1876	25,500,000 "	1,350
Oesterreich	" " 1872	54,500,000 "	1,260
Europäische Türkei	" " 1898	20,000,000 "	1,000
Griechenland	" " 1898	2,000,000 "	800
Rußland u. Polen	" " 1874	93,000,000 "	410
Schweden u. Norwegen	" " 1879	7,354,000 "	200
Nördliches Europa	" " 1947	260,400,000 "	800
Südliches "	" " 1951	161,600,000 "	1,800
Ganz Europa	" " 1949	422,000,000 "	1,000

Aus diesen Angaben geht hervor, wie sich die allgemeine Bevölkerung Europas verdoppeln kann, und zugleich ist klar, wie es einzig und allein in ihren Territorial-Verhältnissen beruht, wenn Hindernisse eintreten, welche sie in dieser Entwickelung hemmen. Unmöglich dürfte es z. B. seyn, daß sich die Bewohner-Zahl der Niederlande zu vier Tausend auf die Quadrat-Meile erhebe, da die Geschichte kein ähnliches Beispiel einer so zusammengedrängten Be-

*) Vorgelesen in der wissenschaftlichen Abtheilung des Instituts von Frankreich.

*) Was wir jedoch gar nicht vertreten wollen, und zwar schon darum, weil der Verfasser, in der beliebten Manier seiner Landsleute, Preußen, Oesterreich und Rußland, unter dem Kollektiv-Namen: die nordischen Mächte, ohne Weiteres zusammenwirft, während doch eben so hinsichtlich der Breitengrade (Oesterreich liegt sogar zum Theil viel südlicher als Frankreich) wie hinsichtlich der Kultur eine größere Abweichung in Europa wohl kaum stattfinden kann, als gerade unter diesen drei Ländern. D. R.

völkerung, selbst in einem ausgedehnten Lande, darbietet. Auch ist es schwer, zu glauben, daß Italien, Großbritanien und Frankreich jemals dahin gelangen werden, 2400 bis 2600 Menschen auf der Quadrat-Meile zu besitzen. Indeß läßt es sich ohne Zweifel behaupten, daß diese Zahl nicht die der alten Bevölkerung Italiens überschreiten würde. In allen übrigen Staaten Europa's ist die Verdoppelung möglich, oder selbst nothwendig und leicht zu verwirklichen; sie könnte jedoch die Bevölkerung Deutschlands, nach Verhältniß seines Territoriums, nicht höher bringen, als jetzt die der Niederlande; sie würde die Einwohner-Zahl Oesterreichs nur zu der des gegenwärtigen Frankreichs erheben und der Europäischen Türkei eine Bevölkerung geben, wie sie heut in Portugal stattfindet.

Völlig neue und der Aufmerksamkeit würdige Resultate erhält man, wenn man die Bevölkerungs-Zunahme jedes Landes nach einem absoluten Maaßstabe betrachtet, ohne auf seine Masse und die intensive Kraft seiner Entwickelung Rücksicht zu nehmen. Ein solches Anwachsen der Bevölkerung, das aus der jährlichen Ueberzahl der Geburten über die Sterbefälle entstehen kann, würde für ganz Europa etwas mehr als zwei und eine halbe Million ergeben. Die nördlichen Länder würden fast drei Viertel dieser Menschen-Zahl liefern. Folgendes Tableau giebt eine Anschauung von dem Erzeugungs-Verhältniß, das jedes Volk in dieser Hinsicht nach seiner Gesammt-Masse behaupten würde:

Europäisches Rußland	615,000	Individuen	ein 4tel
Oesterreich	425,000	"	" 6tel
Großbritanien	271,000	"	" 9tel
Preußen	206,000	"	" 12tel
Italien	205,000	"	" 13tel
Deutschland (im eigentlichen Sinne)	175,000	"	" 14tel
Frankreich	173,800	"	" 14tel
Spanien	140,000	"	" 18tel
Europäische Türkei	101,000	"	" 25tel
Polen	57,000	"	" 40stel
Niederlande	50,100	"	" 50stel
Portugal	46,000	"	" 60stel
Schweden und Norwegen	45,100	"	" 60stel
Schweiz	25,000	"	" 100stel
Dänemark	21,100	"	" 120stel
Griechenland	10,000	"	" 255stel
Nördliches Europa	1,865,900	"	3 Viertel
Südliches "	700,300	"	1 Viertel
Ganz Europa	2,566,200.		

Diese Zahlen können besser als Konjekturen zu Wegweisern für politische Berechnungen dienen; sie deuten auf die zukünftige Gefahr hin, von welcher Europa in einigen Gegenden des Kontinents durch die mit reißend schnellen Schritten gehende Zunahme ihrer Bevölkerung bedroht wird. Die Uebel, welche daraus hervorgehen können, sind, in einzelnen Ländern, das Mißverhältniß der Einwohner-Zahl zu den Subsistenz-Mitteln, und, für Europa im Allgemeinen, die Gefahr, der seine Unabhängigkeit durch das unermeßliche Anwachsen der Slavischen Bevölkerung ausgesetzt ist, welche, unter einer einzigen Oberherrschaft vereinigt, die größte Militair-Macht bilden würde, die jemals dagewesen ist.

Das Europäische Rußland allein begreift, ohne Polen und die Russischen Besitzungen in Asien mit einzurechnen, in dem jährlichen Anwachsen seiner Bevölkerung den vierten Theil von der Zunahme, welche das übrige Europa in seiner Einwohner-Masse durch die Ueberzahl der Geburten über die Sterbefälle empfängt.

Die beiden großen Mächte des westlichen Europa's, Frankreich und Großbritanien, erhalten auf dieselbe Weise jährlich noch nicht eine Einwohner-Zahl, welche den beiden Drittheilen derjenigen gleichkäme, die Rußland im Verein mit Polen gewinnt.

Das südliche Europa, mit einbegriffen Frankreich, die Schweiz, Portugal, Spanien, Italien, Griechenland und die Europäische Türkei, vermehrt seine Bevölkerung in jedem Jahre um keine viel größere Anzahl, als die ist, welche das Europäische Rußland, vereinigt mit dem Königreich Polen, erreicht. Die Differenz verhält sich wie 35 zu 33.

Wenn Rußland fortfährt, seine Bevölkerung in demselben Maaßstabe wie jetzt zu vermehren, so wird es noch vor einem halben Jahrhundert hundert Millionen Einwohner zählen und eine Menschen-Macht besitzen, welche sich wie das Dreifache zu der verhält, die Frankreich gegenwärtig zählt, und wie das Fünffache zu der, die in ganz Großbritanien wohnt. Und doch ist die Größe seines Territoriums so ungeheuer, daß es nur 420 Menschen auf die Quadrat-Meile zählt, gleich wie es in den wilden Gegenden Dalmatiens, oder in dem heutigen Griechenland, im Zustande seiner Verwüstung, der Fall ist. (Rev. Enc.)

Bibliographie.

Lettres politiques etc. (Politische, religiöse und historische Briefe.) Von Cauchois Lemaire. 2 Bde. Pr. 7 Fr.

Les droits de l'homme dans le vrai sens. (Die Menschenrechte, im wahren Sinne des Wortes.) Pr. 7 Fr.

Aliénation mentale. (Ueber Geistesabwesenheit und die damit verbundenen Täuschungen.) Medizinisch-juridische Frage über die Absonderung der Geisteskranken. Von Esquirol. Pr. 1½ Fr.

Coup d'oeil etc. (Ueber die Migräne und deren verschiedene Behandlungs-Arten.) Von J. Pelletan. Pr. 2½ Fr.

Recherches etc. (Ueber verdorbene Luft und deren Einwirkungen.) Von Rigaud de l'Isle.

Notice etc. (Ueber die Organisation des Oesterreichischen Heeres.) Von Ravichio von Peresdorf. Pr. 2½ Fr.

La diligence. (Der Postwagen.) Roman von Ricard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Le petit-neveu de compère Mathieu. (Der Groß-Neffe des Gevatter Mathieu.) Von Ch. Duveyr. 5 Bde. Pr. 15 Fr.

Une vie de courtisane. (Leben einer Buhlerin.) Von Napoleon Landais. 3 Bde. Pr. 9 Fr.

Mannigfaltiges.

— Eröffnung der neuen Pinakothek in Turin. Am 2. Oktober d. J. wurden die Säle der neuen Gemälde-Gallerie zum ersten Mal dem Publikum geöffnet. Sie befindet sich in dem Schlosse, welches Ludwig von Savoyen, Fürst von Achaia, erbauen ließ, und wo im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts kriegerische Uebungen und Turniere vor sich gingen. Ihre Einrichtung ist folgende: Hat man die prachtvollen und wahrhaft Königlichen Treppen des Palastes erstiegen, so tritt man in den ersten sehr geräumigen Saal, eine Art Vorhalle, mit Statuen und Büsten verziert. Dann kommt eine Gallerie von zwölf Sälen, alle so eingerichtet, daß die Gemälde schön in's Auge fallen, und daß der Schaulustige sie gemächlich betrachten kann. Unter den Schöpfungen der gewaltigsten Meister bewundern wir die ganz eigenthümliche Anmuth des Albani, die Schätze der Raphael'schen Schule, die hohe Vollendung der Niederländischen Maler. Wenn die Gallerie in anderer Hinsicht der Florentinischen und Römischen nachstehen kann, so gebührt ihr wenigstens in Bezug auf die Niederländische der Vorzug; die Kunstjünger werden an keinem anderen Orte Italiens einen größeren Reichthum von jenen Mustern reiner Naturwahrheit antreffen, die den Flamandischen Maler auszeichnet. Neben der Königlichen Gallerie findet man in fünf anderen Sälen viele schätzbare Gemälde, die der verdiente Mossi gesammelt und der Akademie der schönen Künste zu Turin vermacht hat. Die Anordnung der Gallerie ist in weniger als drei Monaten vollendet gewesen; diese verdankt man der umsichtigen Thätigkeit des Directors, Roberto Tapparelli d'Azeglio, welcher selbst als Maler rühmlichst bekannt ist, besonders in derjenigen Gattung, die jetzt gewöhnlich Genre-Malerei genannt wird.

(Antologia di Firenze.)

— Seltenheit des Thee's vor 200 Jahren. Thomas Garway, ein Tabackshändler und Kaffeewirth in London, war der Erste, der im Einzelnen Thee verkaufte, den er als ein Mittel gegen alle Krankheiten anpries. Folgender Laden-Anschlag giebt bessere Auskunft darüber als ein historisches Dokument: „Der Thee ist bis jetzt in England in Blättern zu 6 Pfund Sterl., auch *wohl zu 10* Pfund Sterl. das Pfund verkauft worden und *wurde wegen seiner* Seltenheit und des hohen Preises nur bei Königlichen Gastmählen als etwas sehr Köstliches gereicht; auch machte man Fürsten und anderen großen Herren Geschenke damit. Im Jahre 1657 jedoch brachte Thomas Garway eine bedeutende Quantität Thee an sich und verkaufte denselben zuerst öffentlich, sowohl in Blättern als abgekocht, und zwar nach der Anweisung der erfahrensten Kaufleute, die in östlichen Ländern gereist sind. Mittelst seiner Kenntniß, Sorgfalt und Industrie weiß sich besagter Garway stets den besten Thee zu verschaffen und ihn aufs beste zu bereiten, daher so viele Edelleute, Aerzte und Kaufleute nach seinem Thee schicken oder auch zu ihm kommen, um davon zu trinken. Er verkauft ihn von 16 bis 50 Schilling das Pfund." — Wahrscheinlich wurde der Gebrauch des Thees in Familien nicht eher allgemein als im Jahre 1687; denn wir lesen in dem Tagebuch des berühmten Grafen Clarendon: „Pater Couplet speiste Abends bei mir. Nach dem Abendessen *hatten wir* Thee, den er, wie er sagte, völlig so gut fand, wie irgend eine Sorte, die er je in China getrunken hätte." Wenn der Thee für Se. Herrlichkeit etwas Gewöhnliches gewesen wäre, so würde er wohl nicht in seinem Tagebuch davon sprechen.

(D'Israelis Curiosities of Literature.)

— Das wandernde Nest. Jesse erzählt in seiner Naturgeschichte: „Ein Herr in meiner Nachbarschaft hatte einen Wagen mit verschiedenen Körben und Kisten bepacken lassen, um sie nach Worthing zu senden, wohin er selbst zu gehen gedachte. Seine Reise verzögerte sich indeß, und er ließ den aufgepackten Wagen unterdessen unter einen Schuppen in seinem Hofe stellen. Während dieser hier stand, bauten ein Paar Rothkehlchen ihr Nest in dem Stroh, welches sie darauf fanden, und hatten eben ihre Jungen ausgebrütet, als der Wagen abfuhr. Eines von den Alten, anstatt durch die Bewegung des Wagens fortgescheucht zu werden, flog mit und verließ ihn nur von Zeit zu Zeit, um von der nächsten Hecke Futter für die Jungen zu holen, und so, sie abwechselnd pflegend und fütternd, kam es glücklich in Worthing an. Der Fuhrmann, der die zärtliche Sorge des Vogels beobachtet hatte, nahm sich beim Abladen in Acht, um das Nest nicht zu zerstören, und unser Rothkehlchen kam mit seinen Jungen wohlbehalten nach Waltonheath, von wo sie ausgereist waren, zurück. Ich habe nicht erfahren können, ob es das Männchen oder das Weibchen war, welches die Reise mitmachte, doch wahrscheinlich war es das Weibchen, denn was thut nicht Mutterliebe und Muttersorge! Der Weg, hin und zurück, betrug nicht weniger als 100 (Engl.) Meilen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Mittwoch den 19. Dezember 1832.

Italien.

Rubini, der Sänger.

Eine biographische Skizze von Castil-Blaze.

Neapel ist das Land der Macaroni; nur dort erlangt diese Speise den wünschenswerthen Grad der Vollkommenheit. Von diesem bis jetzt einzigen Punkt gehen die Versendungen ab, welche die Neapolitanischen Fabrikanten den übrigen Erdbewohnern zukommen lassen wollen. Rußland hat vergebens versucht, diesen Zweig der Industrie auszubeuten; das Mehl der Ukraine, mit dem Wasser der Newa durch kunsterfahrene Neapolitanische Hände angefeuchtet, hat erbärmliche Resultate geliefert. Man hat darauf die rohen Stoffe von Neapel kommen lassen; aber die Russischen Macaroni sind deshalb nicht besser geworden. Dazu hätte man auch die sprudelnden Quellen, die Atmosphäre, die Sonne, den Wellenschlag des mittelländischen Meeres und, was weiß ich! vielleicht auch den Gesang des Lazaroni nach St. Petersburg versetzen müssen. Das innere Wesen der Macaroni ist ein für den menschlichen Geist undurchdringliches Geheimniß; eine eherne Mauer umschließt dasselbe; hier ist der Wissenschaft des Physiologen, der Forschung des Philosophen, der Berechnung des Spekulanten ein Ziel gesetzt. Bei den Macaroni wie bei den Trüffeln, dem Diamanten und der Cholera sind die Ursachen der Existenz unbekannt, und man ist gezwungen, sich auf Beobachtung der Wirkungen zu beschränken.

Man wird mir zurufen, daß diese Einleitung sich besser für ein Kochbuch als für die Biographie eines Sängers passe. Nur einen Augenblick Geduld, vielleicht befinde ich mich doch nicht so ganz auf falschem Wege. Neapel bringt die Macaroni hervor; Bergamo und seine Umgegend haben das Privilegium, das musikalische Europa mit Tenoren zu versehen. Ist es die Luft, die Sonne, das Wasser, welches dieses begünstigte Völkchen trinkt, die Frische der Thäler oder der heftige Wind, der von den Bergen herabweht, wodurch die Bergamoer Kehlen so glücklich disponirt werden? Ich weiß es nicht. Aber es ist eine feststehende und unwiderlegbare Thatsache, daß vier Fünftel der Italiänischen Tenore aus Bergamo stammen; daß die Theater-Unternehmer sich dorthin begeben, um ihren Tenor zu rekrutiren, wie die Pferdehändler nach der Camargue reisen, um weiße Pferde zu kaufen. Man suche aber in Bergamo weder Baß-, noch Sopran-, noch Kontra-Alt-, noch Bariton-Stimmen; das Land bringt nur Tenore hervor. Ich will nur die bekanntesten der Bergamoer Tenoristen anführen, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts am musikalischen Himmel glänzten, und diejenigen, welche noch jetzt die Zierden der Bühne sind. — Die drei Brüder Bianchi, David (Vater und Sohn) Viganoni, Nozzari, Donzelli, Bordogni, Marchetti, Trezzini, Bonetti, Pasini; Cantu, der seine dramatische Laufbahn aufgegeben hat, um seine herrliche Stimme dem Kirchendienste zu widmen; Bolognesi, ein großer Tenorist, aber auch ein großer Säufer, der Italien und Sicilien entzückte und sich um's Leben brachte, als er seine Stimme verloren hatte.

Wenn es sich in Bergamo von Tenoren handelt, so ist selten von Einheiten die Rede. Paris kennt nur Einen Rubini, ich werde es mit dreien bekannt machen: Geremia Rubini, ein sehr geschickter Sänger, der eine vortreffliche Stimme hatte, verließ das Theater, weil er die Anstrengung nicht ertragen konnte; Giacomo, erster Tenorist der Hof-Kapelle des Königs von Sachsen; endlich Giambattista, der jüngste und der, dessen Name eine solche Sensation im Reich der Harmonie gemacht hat. Vier Schwestern, von denen eine todt ist, vervollständigten diese Familie; jeder der drei Brüder hatte eine schöne Tenorstimme, während die Schwestern nicht eine Note singen konnten. Diese Laune der Natur ist im Bergamischen Lande nicht auffallend, wo es den Menschen wie den Vögeln geht: das männliche Geschlecht allein hat die Gabe des Gesanges.

Unser Giambattista Rubini wurde am 7. April 1795 in Romano, einer kleinen Stadt in der Provinz Bergamo, geboren; Giambattista und Katharina sind die Namen seines Vaters und seiner Mutter. Der Vater, Professor der Musik und zugleich Hornist im Orchester des Theaters, übernahm auch die musikalischen Kirchen- und Kapell-Festlichkeiten der Umgegend. Er engagirte eine singende und spielende Truppe, mit der er überall hinzog, wo man seine Gegenwart verlangte. Er brachte stets sein Repertoir von Messen, Vespern, Motetten und Litaneien mit, welche er immer für die Kapitel und Klöster in Bereitschaft hielt. Seine Musiker, durch zahlreiche Wiederholungen eingeübt, kamen zur bestimmten Stunde an, und vorausgesetzt, daß man ihnen Pulte und ein gutes Frühstück angeordnet hatte, konnte man sich darauf verlassen, daß der Festtag mit dem den Lokalitäten und der versprochenen Belohnung angemessenen Pomp gefeiert wurde. Rubini Vater figurirte bei diesen Feierlichkeiten als Unternehmer und als Hornist; besser ging es, als seine drei Söhne in die Musikanten-Compagnie eintraten. In einem Alter von acht Jahren erlangte unser Rubini schon den Beifall und die Bonbons einer Nonnen-Gemeinde, als er die Soli eines Salve regina ausführte, welche er von einem Stuhl herabsang. Der alte Rubini, umsichtig, arbeitsam, unermüdlich, ein wahrer Musiker der Provinz, denn dort findet man die ächten musikalischen Universal-Talente, die zu Allem geschickt sind, obgleich sie in keinem Punkt glänzen, ließ seine drei Söhne zuerst singen; da aber ihre Stimmen nicht immer nothwendig waren, so setzte seine vorsorgende Umsicht die jungen Virtuosen in den Stand, auch im Orchester figuriren zu können. Wenn das Ober ohne ihre Mitwirkung vollständig war, so spielten Giambattista und Giacomo die Geige und Geremia die Orgel. Der Unternehmer sicherte auf diese Weise die Vollständigkeit seines Quartett's; er beugte den verschiedenen Chancen des Schicksals vor und wußte seine Truppe so zusammenzusetzen, daß die Einnahmen nie schwächer wurden. Als guter Musiker und als guter Vater hat er Ansprüche auf unser Lob, auf unsere ganze Dankbarkeit. Findet man wohl viele berühmte Virtuosen, die der musikalischen Kunst so wesentliche Dienste geleistet haben?

Rubini Vater liebte seine Kinder so zärtlich, er war so ängstlich für ihre Zukunft besorgt, daß er seinen eigenen Talenten mißtraute und Giambattista dem Unterrichte des Don Santo, Organisten in Adro, einer Stadt in der Provinz Brescia, anvertraute. Don Santo verstand den Generalbaß und hatte einige Kenntnisse von der Kunst des Gesanges. Er beschäftigte sich ein Jahr lang mit seinem jungen Zögling und sandte ihn dann dem Vater mit der Bemerkung zurück, daß er ihn für durchaus unfähig halte, singen zu lernen, und daß man nothwendig eine andere Laufbahn für ihn wählen müsse. Rubini machte sich über dies trübselige Horoskop lustig und gab dem Giambattista von Neuem Unterricht, und als er Resultate erlangt hatte, welche die Vorhersagungen Don Santo's Lügen straften, lud er diesen Organisten zu einer Messe ein, in welcher der junge Virtuose das Qui tollis auf eine hinreißende Weise sang. Als Vater und als Lehrer genoß Rubini die Freude eines doppelten Triumphes.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le fabbriche principale in Pisa. (Die vornehmsten gottesdienstlichen Gebäude in Pisa und einige andere Ansichten dieser Stadt.) Gestochen von Ranieri Grassi. Nebst Beschreibung. Pisa. Pr. 32½ Lir.

Monumenti storici del Friuli. (Geschichtliche Monumente von Friaul.) Vorgelesen in der Akademie von Udine am 3. Juni 1832 von dem Vice-Secretair Jacopo Pirona. Udine.

L'Area di Sant' Agostino. (Ueber ein dem h. Augustinus gewidmetes marmornes Denkmal aus dem 14ten Jahrhundert, welches sich jetzt in der Kathedrale von Pavia befindet.) Von Defendente Sacchi. Nebst Kupfern von E. Ferreri. Pavia.

Rime. (Gedichte.) Von Maria Giuseppa Guacci. Neapel.

Frankreich.

Gesetzbuch des guten Geschmacks — bei Gastmahlen.

Folgender kurzer Auszug aus einem berühmten für Pariser Feinschmecker entworfenen Gesetzbuche wird der so schätzbaren — leider sehr abnehmenden — Klasse der Veranstalter von Gastereien und der noch immer sehr gesegneten Zahl der Gäste von Profession hoffentlich sehr willkommen seyn. Leser! ist es Dir darum zu thun, eine der wichtigsten Handlungen, die das Schicksal dem Menschengeschlecht auferlegt hat, heilbringend für Dich und pflichtmäßig gegen die Welt zu vollziehen, so präge Dir die nachstehenden trefflichen Maximen tief in die Seele.

Tit. I. Von den Einladungen.

§. 1. Eine Einladung kann persönlich oder schriftlich geschehen. Persönliche Einladungen finden nur bei besondern Veranlassungen statt.

§. 2. Die Einladungs-Karten müssen des Morgens früh nüchtern geschrieben werden, damit man mit der größten Umsicht und reiflichsten Ueberlegung dabei zu Werke gehe.

§. 3. Der Zeitraum zwischen der Einladung und dem Gastmahl richtet sich nach der Wichtigkeit des letzteren; doch darf er nicht länger seyn, als dreißig Tage, und nicht kürzer, als vier.

§. 4. Soll irgend ein besonderes Gericht das Festmahl verherrlichen, so muß dies nachschriftlich angezeigt werden; z. B. „Eine Rehkeule!" so wie wir auf Einladungs-Karten zu Abend-Gesellschaften besonders bemerkt finden: „Es wird getanzt!"

§. 5. Der Eingeladene muß im Laufe desselben Tages antworten. Hat er einmal angenommen, so kann er nicht zurückziehen, er ist nicht mehr sein eigener Herr; wie ein freiwilliger Rekrut, muß er sich am bestimmten Tage zur Fahne stellen.

§. 6. Noch weit weniger kann der Wirth sein Gastmahl wieder absagen, sobald er einmal Einladungs-Karten herumgeschickt hat.

Tit. II. Wie der Tisch beschaffen seyn muß.

§. 1. Der wahre Epikuräer wird von seiner Tafel stets jene prunkenden Vasen, die nichts als Blumen enthalten, verbannen. Wenn sie auch noch so kostbar sind, so rauben sie doch den Platz, den ein anspruchloses, aber köstliches Gericht einnehmen könnte.

§. 2. Der „vin ordinaire" muß im Sommer in geschliffenen Kristall-Flaschen und bis zur Thau-Temperatur abgekühlt aufgesetzt werden, damit er an schönem Ansehen gewinne, was ihm an Wohlgeschmack abgeht.

§. 3. Ein reichlicher Vorrath von Tellern, Gläsern und anderem Kriegs-Material muß auf den Seitentischen bereit stehen; denn der Anblick eines wohl versehenen Arsenals ist die beste Aufmunterung für die Kämpfer.

§. 4. Ein wichtiger Punkt ist, den Gästen ihre Plätze nach ihrem Rang und ihren Talenten anzuweisen, damit bei Tische Alles im Gleichgewicht bleibe.

§. 5. Die Flaschen müssen genau die verschiedenen Central-Schwerpunkte der Tafel einnehmen, d. h. die, wo die stärksten Trinker sitzen.

§. 6. Das Speisezimmer muß wohl geheizt und glänzend erleuchtet seyn; lieber ein Gericht weniger und ein Licht mehr.

Tit. III. Ueber das Mittagsmahl selbst.

§. 1. Ein großes Mittagsmahl besteht aus 4 Gängen. Der erste, der einem noch ungeschwächten Hunger Trotz bieten soll, muß tüchtigen Widerstand leisten können und daher aus Entrées und Beiessen bestehen. — Die Braten, von verschiedenen Saladen eskortirt und von einem Hülfs-Corps von Gemüsen unterstützt, bilden den zweiten Gang. Beim dritten muß irgend eine kalte Speise, durch Größe und Wohlgeschmack imponirend, das Centrum einnehmen und von Entremets umgeben seyn, so heiß, wie sie eben vom Feuer kommen. Zuletzt erscheint das Dessert, zum großen Behagen der Damen und Leckermäuler.

§. 2. Die Hors d'oeuvre bleiben während der ersten drei Gänge auf dem Tische, Behufs kleiner Scharmützel, während man von den ernsteren Angriffen ausruht. Sie dienen dem Hunger zum Wetzstein.

§. 3. Beim Schlusse jedes Aktes in dem großen Eß-Drama muß die Bühne völlig von den vorhergehenden Gängen geräumt werden, ehe man ein einziges Gericht des folgenden aufsetzt. Doch darf der Tisch nur einen Augenblick leer bleiben.

§. 4. Da selbst der thätigste Wirth nicht von jedem Gericht vorlegen oder für die Wohlfahrt aller seiner Gäste sorgen kann, so muß er unter seinen besten Freunden, mit Einsicht, die artigsten und geschicktesten auswählen, sie gehörig unter die anderen Gäste vertheilen, und als Adjutanten gebrauchen, die ihren General in seinem schweren Amte unterstützen.

Tit. IV. Von dem Wirth.

§. 1. Der Wirth ist König bei Tische. Sein Reich dauert so lange, als das Mahl, und endet mit diesem.

§. 2. Er ist es, der jedem Gaste seinen Platz anweist, die Gänge anordnet, die seinen Weinsorten einschenkt oder Anderen zuschiebt und die Tafel aufhebt.

§. 3. Sein Glas soll, von Rechts wegen, größer seyn als das seiner Gäste.

§. 4. Gegen seine männlichen Gäste darf er munter, gegen die Damen galant seyn; den Hübschen kann er mitunter ein Kompliment machen, das von ihm gewiß beifällig aufgenommen wird.

Tit. V. Seine Pflichten.

§. 1. Der Wirth ist verbunden, die Haupt-Gerichte zu tranchiren und vorzulegen.

§. 2. Den Pflichten der Gastfreundschaft getreu, muß er mit väterlicher Zärtlichkeit für den Magen der seiner Obhut anvertrauten Gäste sorgen, den Schüchternen Muth einsprechen, die Bescheidenen aufmuntern und die tapfer Einhauenden noch mehr anfeuern.

§. 3. Er darf weder seine Gerichte noch seine Weine anpreisen.

§. 4. Er muß dahin sehen, daß man jedem ausgebrachten Toast Bescheid thue, sollte es ihn auch seine letzte Flasche Wein kosten.

§. 5. Er darf seine Stellung nicht benutzen, um schale oder gemeine Witze vorzubringen.

§. 6. Die Handhabung der Polizei bei Tische kommt ihm von Rechts wegen zu; er darf nicht zugeben, daß eine Schüssel voll oder ein Glas leer bleibe.

§. 7. Wenn man vom Tische aufsteht, muß er sich nach den Gläsern umsehen; sind sie nicht alle geleert, so diene ihm dies zur Warnung, künftig seine Gäste oder seine Weine besser zu wählen.

Tit. VI. Von den Gästen.

§. 1. Die erste Pflicht eines Gastes ist, zu rechter Zeit zu kommen, was er auch dadurch versäumen möge.

§. 2. Wenn der Wirth dem Gast ein Gericht anbietet, so ist die einzige höfliche Art, es auszuschlagen, daß er sich von dem, was er vorher bekommen hat, noch ein wenig ausbittet.

§. 3. Ein Gast, der Lebensart besitzt, wird während des ersten Ganges nie ein Gespräch anknüpfen. So lange dieser dauert, ist das Essen ein zu wichtiges Geschäft, als daß man sich durch etwas Anderes könnte abhalten lassen.

§. 4. Beim Erscheinen einer Dinde aux truffes muß jedes Gespräch aufhören, wäre es auch mitten in einem Satze.

§. 5. Jeder Scherz des Wirths muß beifällig belacht werden.

§. 6. Während der nächsten drei Stunden nach Tische ist es nicht erlaubt, von dem Wirth Böses zu sprechen. Die Dankbarkeit soll wenigstens so lange dauern, als man verdaut.

§. 7. Etwas auf dem Teller übrig zu lassen, ist eine Beleidigung, die man dem Wirth in der Person seines Kochs anthut.

§. 8. Ein Gast, der die Tafel verläßt, verdient keine bessere Behandlung, als ein Soldat, der desertirt.

Tit. VII. Von der Nachbarschaft der Damen.

§. 1. Wer einer Dame am nächsten sitzt, wird dadurch ihr Cavaliere Servente; er muß für ihr Glas eben so sorgen, wie für sein eigenes.

§. 2. Der Herr muß seiner Dame in der Auswahl der Speisen mit Rath und That zur Hand gehen; die Dame ihrerseits ist verbunden, die Rathschläge ihres Ritters in dieser Hinsicht zu achten und zu befolgen.

§. 3. Während des ersten Ganges darf ein Herr von gutem Ton nichts weiter als artig gegen seine Dame seyn; beim zweiten kann er ihr schon einige Komplimente machen; beim Dessert aber darf er sogar zärtlich werden.

§. 4. Der Händedruck darf nicht eher eine Rolle spielen, als bis das erste Glas Champagner getrunken ist.

§. 5. Wenn man von Tische geht, reicht der Herr seiner Dame die Hand. Aus dem Drucke der übrigen kann er abnehmen, ob er ihr im Theezimmer ferner die Cour machen darf.

Tit. VIII. Von der Nachbarschaft der Männer.

§. 1. Zwei Herren, die beisammen sitzen, sind einander weiter keine Höflichkeit schuldig, als sich die Wein- und Wasserflasche zu reichen. Letztere nochmals anzubieten, wenn sie einmal ausgeschlagen wurde, ist ein Verstoß.

§. 2. Wenn Dein Nachbar Dir von einem Gericht zuerst anbietet, so nimm an und mache keine Komplimente, denn durch diese werden nur die Speisen kalt.

§. 3. Sitzest Du nicht weit vom Wirth, so darfst Du das Essen nur ganz leise tadeln; laut mußt Du Alles loben.

§. 4. Zwei Tischnachbarn dürfen unter keinem Vorwande von Privat-Angelegenheiten sprechen; es sey denn, daß einer den anderen zu Tische bittet.

§. 5. Zwei Nachbaren, die sich mit einander verstehen, können jederzeit mehr Wein trinken, als die anderen Gäste; es darf nur immer einer zum anderen sagen: „Wollen wir einmal eins trinken?"

Tit. IX. Von der Nachbarschaft der Kinder.

Einziger Paragraph. Trifft Dich das Unglück, daß Du bei einem Kinde zu sitzen kommst, so mache nur, daß Du es so bald als möglich bedusselst, damit die Mama es fortschaffe.

Tit. X. Wie man bei allem Egoismus doch artig seyn kann.

§. 1. Ein ächter Feinschmecker richtet sein Haupt-Augenmerk auf die Speisen, während er die Gesellschaft rings um sich her mit Artigkeiten, Witzen und Scherzen traktirt.

§. 2. Reichst Du Anderen eine Schüssel, die Dir zunächst steht, so erlangst Du dadurch das Recht, daß man Dir alle andere Schüsseln reicht.

§. 3. Als Vorschneider müßtest Du sehr ungeschickt seyn, wenn Du nicht durch eine leichte Wendung das beste Stück für Dich auf die Seite zu schieben wüßtest, und so zwar das letzte, aber auch das beste bekämest.

§. 4. Oft meint es der Wirth nicht ernst, wenn er zuredet, von einer noch unberührten Schüssel zu essen. In solchen Fällen reiche Dich quasi für Deine Person, erbitte Dir aber aus bloßer Galanterie etwas davon für die nächste Dame.

§. 5. Der Wirth gilt allezeit für einen Gutesbeißer. Zeigt er sich daher etwas saumselig, ein Stück Wildpret anzuschneiden, ein delikates Entremet herumzureichen, seltene Früchte oder köstlichen Wein anzubieten, so sage ihm etwas Verbindliches über diese Artikel: „sie wären ohne Zweifel aus seinem eigenen Park, seinen Gärten, Treibhäusern oder Weinbergen ꝛc."

§. 6. Fordere Deine Nachbarn fleißig zum Trinken auf; dies ist zugleich ein Vorwand für Dich, das Nämliche zu thun.

§. 7. Wenn Du von einer frischen Flasche einschenkst, so gieße, wie absichtslos, zuerst etwas in Dein eigenes Glas, ehe Du Anderen einschenkst. Die Sitte erlaubt dies, und die ersten Tropfen aus der Flasche haben doch immer die beste Blume.

§. 8. Der Schenkel am Flügelwerk ist immer besser, als der Flügel; dies vergiß nie, wenn Du Neulingen oder Damen vorlegst.

§. 9. Die Hors d'oeuvre pflegen am Tische von Hand zu Hand die Runde zu machen; gelangen sie zu Dir, so mögen sie fortbleiben, wie die Säulen des Herkules. (F. d. P.)

Bibliographie.

Traité de tactique. (Kriegeschule.) Vom Oberst Marquis de Ternay. Verbessert und vermehrt von Fr. Koch, Oberst-Lieutenant im Generalstabe. 2 Bde. Pr. 45 Fr.

Pierre Desbordes — oder die Gefahr schlechter Bekanntschaften. Von B. d'Granvillier. Pr. 1 Fr. 30 Cent.

Le dessin enseigné sans maitre. (Der Zeichnen-Unterricht ohne Lehrer.) Nach den neuesten Entdeckungen, von A. Maison. Pr. 3 Fr.

England.

Ueber den jetzigen Zustand der Eisenbahnen und Dampf-Wagen in England.

(Schluß.)

Wenn wir uns über die Erfindungen der verschiedenen Dampf-Wagen eine richtige Meinung bilden wollen, so müssen wir jene fünf Erforderniße, die wir als Kriteria ihrer Güte aufgestellt haben, zum Maaßstabe nehmen. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind nicht weniger als hundert Dampf-Wagen zum Befahren der Landstraßen erbaut worden, die beinahe nichts als den unglücklichen Erfolg mit einander gemein hatten. Alle Erfinder scheinen den Hauptzweck gänzlich verkannt zu haben, welcher darin besteht, nicht bloß einen Dampf-Wagen von großer Kraft zu bauen, sondern einen solchen, der in Hinsicht auf erste Auslage, Brenn-Material und Abnutzung eben so sparsam eingerichtet ist, als geeignet, Pferde zu ersetzen. Sie haben nicht überlegt, daß, wenn die ersten Kosten und die Unterhaltung nicht wohlfeiler zu stehen kommen, als Pferde, die Erfindung nutzlos bleibt, so unterhaltend als Schauspiel oder interessant als technische Aufgabe sie auch seyn mag. Sie hätten bedenken sollen, daß, wenn ihre Maschinen es anfangs auch bis zu der Geschwindigkeit von 30 (Engl.) Meilen ständlich brachten, diese doch von keinem Nutzen war, wenn sie dadurch gleich so beschädigt wurden, daß sie zu fernerem Dienste nicht taugten. Ein gutes Rennpferd legt, wenn wir nicht irren, eine Meile in 2 Minuten zurück; wenn man daher eine Reihe derselben auf einer Strecke von 30 Meilen aufstellt, so wäre der Weg in einer Stunde zu machen; allein die Kosten dieses Verfahrens würden so ungeheuer seyn, daß es unausführbar wäre, und doch würden sie die der Dampf-Maschinen von gewöhnlicher Bauart nicht übersteigen, die auf gewöhnlichen Landstraßen dieselbe Geschwindigkeit erreichen sollten. — Es handelt sich also hier mehr um Ersparniß und Dauerhaftigkeit, als um Ausführbarkeit, und Erfinder, die einen Wagen zu Stande brachten, der sich mit ziemlicher Geschwindigkeit bewegt, sollten, ehe sie auf den Dank und Beifall des Publikums Anspruch machen, so lange warten, bis sie ihn wirklich sparsam und nützlich einzurichten vermögen.

Die meisten Erfindungen in diesem Fache sind längst in Vergessenheit gerathen, so daß wir uns die Mühe ersparen können, sie hier aufzuzählen. Wir haben nur noch von dem Dampf-Wagen des Herrn Stephenson, auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Mancheſter, und von denen der Herren Gurney, Hancock und Ogle und Summers, welche gewöhnliche Landstraßen befahren, zu sprechen. Herr Stephenson, Erbauer der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, ist als einer der talentvollsten Ingenieure Englands bekannt. Er hat jedoch erst bei Gelegenheit dieser Eisenbahn angefangen, sich mit dem Bau von Schnell-Fuhrwerken zu befassen. Nur mit der Einrichtung solcher Werke vertraut, die Stärke und Festigkeit erfordern, getrieb er auf ein neues Gebiet, als er die Aufsicht über Wagen übernahm, deren erstes Erforderniß Leichtigkeit und Elastizität ist. Dies erklärt manche Unvollkommenheit seiner Maschine, deren Haupt-Vorzug in einer besonderen Einrichtung des Kessels besteht. Dieser Kessel ist ein praktisches Beispiel von der Benutzung einiger der oben gegebenen Winke. Erstlich ist das Feuer in demselben, und zwar so groß, daß es auf eine Fläche von ungefähr 20 Fuß unmittelbar wirkt. Die Flamme steigt dann nicht gerade in den Schornstein, sondern in eine zweite Abtheilung des Kessels, die mit der ersten in unmittelbarer Verbindung steht und, in Form eines großen cylindrischen Kastens, an der Seite desselben liegt, und zwar dergestalt, daß der Theil des Kessels, der das Feuer enthält, an einem Ende des Kastens und der Schornstein am anderen Ende sich befindet. Die Flamme muß also, um in den Schornstein zu gelangen, durch diesen Kasten, was sie nicht durch eine lange Röhre, sondern durch 50 bis 100 dünne wie Flintenläufe gestaltete Röhren bewerkstelligt. In diesem cylindrischen Theil des Kessels wird der meiste Dampf erzeugt. Die erwärmte Luft in den Zugröhren setzt gleichsam jedes Theilchen Hitze ab. Die Flamme erhitzt fast jeden Theil des Wassers unmittelbar, wodurch der Dampf in reichem Maaße und sehr schnell erzeugt wird. Der Rauch steigt sodann durch den Schornstein in die Luft. Da die Schornsteine fortbewegender Maschinen nothwendig kurz seyn müssen, so würde der Zug zu schwach seyn; um diesen zu verstärken, läßt man den verfliegenden Dampf der Maschine durch eine Röhre den Schornstein hinansteigen. Wegen seiner starken Elasticität steigt er mit großer Schnelligkeit und führt Rauch und Luft in raschem Strome mit sich, wodurch das Brennen und die Dampf-Erzeugung außerordentlich gefördert werden.

Diese Kessel besitzen also zwei der erwähnten Erforderniße in hohem Grade, nämlich Kraft und geringen Umfang, allein das dritte geht ihnen ab — die Leichtigkeit. Sie müssen aus Metallplatten von ½ Zoll Dicke gemacht seyn, daher ein Kessel 4 bis 8 Tonnen wiegt. Ferner sind die Röhren so eingesetzt, daß ihre Ausdehnung durch Hitze oder andere Umstände sie bald beschädigen und öftere Ausbesserungen nöthig machen müssen. — Wir haben von dieser Maschine so viel Gutes gesagt, als wir konnten; wenden wir nun unsere Kriteria darauf an, so finden wir: die Kanäle sollen kurz und gerade seyn, diese sind lang und unterbrochen; die Cylinder sollen weit und von großer Kraft seyn, diese sind dünn und beschränkt; die Maschine soll in Federn hängen, dies geschieht hier den Worten nach, aber nicht in der Wirklichkeit; es sollte eine Vorrichtung da seyn, um die Kraft bergauf zu vermehren, diese fehlt hier, und man muß der Maschine beim Aufwärtsfahren nachhelfen. Der Mangel der geeigneten Federn scheint jedoch der wichtigste an dieser Maschine. Ein Jeder weiß, daß die Wirkung einer Feder von ihrer Länge und Dünne abhängt; hier sind aber die Federn kurz und dick und in der That nichts Anderes als Metallklumpen, die wie Federn aussehen. Allerdings dürfen bei fortbewegenden Maschinen die Federn nicht zu viel Spielraum haben; die Räder werden durch einen Griff in die Achse bewegt, was nicht geschehen könnte, wenn die Federn zu vielen Schwung haben. Um dies zu verhindern, werden sie vorn und hinten durch eine eiserne Klammer festgehalten, dadurch werden sie aber zu jeder Wirkung nach der Seite hin untauglich, und ihre Dicke verhindert jede vertikale Wirkung. Wir wissen kaum, ob diese Fehler der Maschine oder den Straßen mehr Nachtheil bringen. Man scheint noch nicht allgemein einzusehen, daß auf Eisenbahnen jede Art freien Schwunges eben so nöthig ist, als auf gewöhnlichen Landstraßen.

Eine Eisenbahn ist keineswegs, wie Viele glauben, ein glatter und ebener Weg von Metall. Sie besteht aus abgesonderten eisernen Stangen, ungefähr sechs Yard lang, deren Enden zusammengefügt sind, so daß die zusammengefügten Stellen, die wir Gelenke nennen wollen, sehr häufig sind. Sie können aber nicht ganz dicht zusammengefügt werden, weil man einen kleinen Zwischenraum lassen muß, wegen der Ausdehnung und Zusammenziehung, die das Wetter verursacht. Auch liegen die Stangen nicht unmittelbar auf dem ebenen Boden, sondern ruhen auf steinernen Pfeilern, die eine Elle von einander entfernt liegen. Die Pfeiler senken sich vermöge der großen Last der darüber gehenden Wagen mehr oder weniger in den Grund, so daß die Eisenbahn uneben wird. Diese Mängel, obgleich dem bloßen Auge nicht so leicht sichtbar, werden von den Maschinen sehr stark empfunden, indem die Räder, so wie sie über ein Gelenk kommen, einen Stoß erhalten und sich erst nach dieser, dann nach jener Seite der Straße wenden, so daß der Wagen wie ein Schiff auf der See hin und her schwankt; die Bewegung wird dadurch rauh und ungleich, und Federn, freiwirkende, durch nichts gehemmte Federn, werden durchaus nöthig, damit die Erschütterung, die das Rad erhält, wenn es über ein Gelenk geht oder gegen die Seite der Bahn schlägt, sich dem Wagen selbst nicht mittheile. Der Schaden, den die Eisenbahn zwischen Liverpool und Mancheſter durch diesen Umstand erlitten, ist sehr bedeutend, die Reparatur belief sich im letzten halben Jahre auf 7331 Pfd. Sterl., also auf mehr als 14,000 Pfd. Sterl. jährlich. Doch der Schaden trifft nicht die Eisenbahnen allein, sondern noch weit mehr die Maschinen und Wagen, denn die ersteren, vermöge ihres äußerst feinen Mechanismus, trifft jeder Stoß mit unverminderter Heftigkeit, und selbst die stärksten Theile derselben gehen bald in Trümmer. Gegen diesen Uebelstand hat man nicht das wahre Mittel, nämlich die möglichste Dehnbarkeit der Federn, angewandt, sondern man hat das Uebel vergrößert, indem man ihm abhelfen wollte. Man machte nämlich jeden Theil der Maschine stärker und dicker, damit sie die Stöße aushalte, die aber eben durch diesen Zusatz von Gewicht nur heftiger wurden. Die Einkünfte der Compagnie werden die Wirkung davon am stärksten gewahr, denn selbst jetzt, wo ihre Maschinen neu und im besten Zustande sind, belaufen sich die Kosten der Unterhaltung und Ausbesserung in sechs Monaten auf 10,582 Pfd. Sterl., was mit der Erhaltung der Straßen jährlich 35,000 Pfd. Sterl. macht. Dieser Aufwand läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, daß die Compagnie 24 Maschinen hält, von denen selten mehr als sechs im Gange sind, während die übrigen ausgebessert werden müssen. — Eine Vorrichtung, die Kraft der Maschine, wo es bergan geht, zu erhöhen, fehlt ebenfalls; man hilft mit anderen Maschinen nach, welche am Fuße der Hügel in Bereitschaft stehen, und geht es bergab, so nutzt die Maschine ihre Kraft ganz unnöthig ab.

Es bedarf keiner großen Anstrengung, um zu zeigen, wie unausführbar der Vorschlag einiger Personen war, daß man auf gewöhnlichen Landstraßen eben solche Maschinen gebrauchen möchte, wie auf Eisenbahnen. Das Projekt ist durchaus absurd. Diese Maschinen können eben so leicht auf gewöhnlichen Straßen fahren, als ein Elephant auf dem Seil tanzen. Ihre Fehler, die sich schon auf den Eisenbahnen zeigen, werden auf der Landstraße verzehnfacht. Ihr ungeheures Gewicht, und besonders die mangelhafte Schwungkraft der Federn, macht eine solche Einrichtung ganz unmöglich. Man vergleiche einen schwerfälligen Königlichen Staatswagen, der vor hundert Jahren gebaut ist, mit den eleganten und so erstaunlich leichten jetzigen Equipagen oder auch Diligencen, und man wird eine Idee bekommen von dem, was Dampf-Wagen jetzt sind, und was sie seyn sollten.

Nächst den Maschinen auf der Liverpooler Eisenbahn haben die des Herrn Goldsworthy Gurney, für gewöhnliche Straßen bestimmt, die Aufmerksamkeit des Publikums am meisten in Anspruch genommen und gaben die zuversichtlichste Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Wir wollen einige Nachrichten über diese Maschinen aus den „Vorlesungen über Dampf-Maschinen" des Professors Lardner ausziehen, eines Freundes des Herrn Gurney und großen Lobpreisers seiner Maschine:

„Der Irrthum, welcher so lange bei Anwendung der Maschinen-Fuhrwerke auf Eisenbahnen obwaltete und die Vervollkommnung der Erfindung hinderte, wurde auch von Herrn Gurney getheilt. Er nahm die Untauglichkeit der Räder zur Fortbewegung als ausgemacht an und verschwendete viel Arbeit und Kunst an der Erfindung von Hebeln und Triebwerken, welche beinahe auf die Weise wie die Füße der Pferde zum Fortziehen des Fuhrwerks angewendet werden sollten. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen dieser Art drang ihm die Erfahrung endlich die Wahrheit auf, und er fand, daß die Adhäsion der Räder nicht allein hinreichend war, um schwerbeladene Wagen auf ebenem Boden fortzuschieben, sondern auch alle Anhöhen, die auf Landstraßen vorkommen mögen, hinanzufahren. —

Der Kessel des Herrn Gurney ist von allen bisher erfundenen wesentlich unterschieden. Es giebt keinen Theil desselben, selbst die Roststangen nicht ausgenommen, in welchem das dem Feuer ausgesetzte Metall nicht zugleich mit dem Wasser in Berührung stände. Sein Kessel besteht aus drei starken metallenen Cylindern, welche in horizontaler Lage über einander liegen. Von der Seite des untersten Cylinders geht eine Reihe leicht gekrümmter Röhren aus; das andere Ende dieser Röhren ist mit einer zweiten Reihe gerader Röhren verbunden, und das obere Ende von diesen wieder mit einer dritten Reihe sanft gekrümmter, die in den zweiten Cylinder gehen. Man sieht also, daß der Raum, den das Feuer einnimmt, auf allen Seiten von einem Rostwerk von Röhren umgeben ist, und daß das Wasser, welches man in den oberen Cylinder gießt, durch die Röhren in den unteren Cylinder und von diesem in das Röhrenwerk des Ofens und in die anderen das Feuer umgebenden Röhren laufen muß. Der Theil der Hitze, der bei anderen Oefen die Stangen des Rostwerks zerfrißt, dient hier dazu, das Wasser in diesen hohlen Stangen zu erhitzen. Die Feuerstrahlen wirken hier zu gleicher Zeit auf die Röhren, die das Dach des Ofens bilden, auf die Röhren unter demselben und theilweise auch auf die horizontalen Cylinder und die Röhren, durch welche sie verbunden sind. So wie das Wasser in den unteren Röhren sich erhitzt, wird es leichter als dasjenige von minderer Hitze und bekommt folglich eine Tendenz zum Steigen; daher strömt es schnell durch die höheren Theile der Röhren, unterdessen fallen die kalten Theile nieder, und die schräge Stellung der Röhren ist diesem Spiel des erhitzten Wassers förderlich, so daß eine außerordentlich rasche Circulation entsteht, wenn das Feuer anfängt, auf die Röhren zu wirken, und der Dampf erzeugt sich äußerst schnell."

Dr. Lardner hält diese Einrichtung für bewundernswürdig, und es ist am besten, wir führen seine eigenen Worte hierüber an: „Was ich an dem Kessel des Herrn Gurney für das Vortrefflichste halte, ist dieses: kein Theil des Metalls, aus dem er besteht, kann eine größere Temperatur erhalten, als die des Wassers, das es umschließt, und daß diese Temperatur mit vollkommener Sicherheit und Genauigkeit regulirt werden kann, liegt am Tage."

Nach Allem, was wir von den Natur-Gesetzen wissen, sind wir gerade der entgegengesetzten Meinung. Will Dr. Lardner im Ernst behaupten, daß die Seite der Metall-Platte, die dem Feuer ausgesetzt ist, welches doch eine unendlich höhere Temperatur hat, als kochendes Wasser, nicht heißer werde, als diejenige, die dem Wasser zugekehrt ist, das eben ins Kochen geräth? Das Metall muß stets eine höhere Temperatur haben, als das Wasser, das es umschließt, und dem es erst die Hitze mittheilt. — Die Wahrheit ist, daß der Kessel des Herrn Gurney keineswegs für Dampf-Wagen taugt; denn erstlich ist es bekannt, daß durch die gewundene Lage der Röhren der erzeugte Dampf nicht ausströmen kann, ohne einen Theil des Wassers, welches sie enthalten, fortzunehmen; dann ist die Flamme nicht lange genug in Berührung mit dem Metall, um es gehörig zu erhitzen, sondern wirkt nur, im Vorbeigehen, auf die Seiten der Röhren; auch ist zwischen jedem Paar von diesen ein Raum, der das Feuer ohne alle Wirkung durchläßt, statt daß über jenen Zwischenräumen eine zweite Reihe von Röhren seyn müßte, um die Hitze aufzunehmen. Ferner ist das Feuer nicht überall vom Wasser umgeben, es ist auf zwei Seiten frei und auf diesen die Hitze verloren. Der Dampf wird ebenfalls nicht gleich benutzt, wie er aus dem erhitzten Metall kommt, sondern wird erst in einem kühleren vom Feuer entfernteren Gefäß gesammelt und verliert dadurch an Elastizität. — Auch zeigte es sich, daß die Maschine des Herrn Gurney immer kaum die zu einer mäßigen Bewegung hinlängliche Menge Dampf erzeugte, und wo ein Hinderniß eintrat, konnte man es nur überwinden, indem man den Wagen eine Weile halten ließ, bis sich Dampf genug gesammelt hatte, um die Kraft zu vermehren. Doch Herrn Gurney's Kessel hat noch ganz andere Fehler. Wir haben bereits erwiesen, daß die Kraft des Dampfstromes, wenn er aus dem Kessel in die Maschine tritt, hauptsächlich von der Kürze und Geradheit der Röhre abhängt, durch die er geht; in Gurney's Maschine aber sitzt der Kessel am hinteren Theile des Wagens, die Cylinder wirken unterhalb des mittleren Theiles, der Dampf sammelt sich in einem Gefäß am vorderen Theile und tritt durch den Deckel dieses Gefäßes in die Dampfröhren. Von da geht er, indem er die ganze Länge des Wagens zurücklegt, bis zum Konduktor hinab; hier wendet er sich aufwärts nach der Deichsel zu und von da wieder gerade abwärts nach dem hinteren Theile des Wagens; von hier geht er unter dem Wagen wieder zurück und dann noch durch zwei oder drei Ventile, so daß man wohl sagen kann: dieser Dampf ist gewunden wie Draht. In der That, wenn Herr Gurney nach der sichersten Methode gestrebt hätte, seine Maschine zugleich unwirksam und gefährlich zu machen, er hätte keine andere anwenden können. Indeß müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Cylinder in der letzteren Zeit sehr verbessert wurden. Anfangs waren sie außerordentlich eng; theure Erfahrungen haben ihn gelehrt, sie weiter zu machen. — Die Stangen des Saugstocks wirken durch andere angefügte Stangen, die in einen Griff der hinteren Achse fassen, wodurch das Rad gedreht und der Wagen fortgeschoben wird. Herr Gurney klagt, daß seine Achsen so häufig brechen; wir unsererseits wundern uns, daß sie, bei ihrer Lage und der doppelten Anstrengung, die sie auszuhalten haben, überhaupt als fortbewegende Kraft wirken können.

Jetzt ist zunächst zu untersuchen, ob seine Maschine in Federn hängt. Wie wichtig es sey, selbst bei Eisenbahnen, daß das Ganze auf leichten und biegsamen Federn ruhe, haben wir erwiesen, und daraus läßt sich abnehmen, wie weit nöthiger dies auf steinigen Landstraßen ist. Nun ruht zwar bei Herrn Gurney der Kessel und der Haupttheil des Wagens auf Federn, aber gerade das Wichtigste nicht, nämlich die Maschine mit ihrem Zubehör; diese ist, wie wir gesagt haben, unterhalb des Wagens angebracht und steht durch die Stangen, auf denen sie ruht, mit der hinteren Achse in Verbindung, empfängt daher bei jedem Stein, über welchen die Hinterräder gehen, einen tüchtigen Stoß.

Ein letzter Punkt bleibt noch zu untersuchen. Hat Herrn Gurney's Maschine eine Vorrichtung, um, wenn es eine Anhöhe hinangeht, oder die Last vermehrt, oder auch eine größere Schnelligkeit gefordert wird, die Kraft der Maschine zu vermehren? Herr Gurney schlägt dafür zwei Mittel vor: Das eine ist, daß man, wenn einer der gedachten Fälle eintritt, eine Zeit lang anhält, den Dampf so ansammeln läßt, daß fast der Kessel platzt, und dann den Wagen mit dieser ganzen Kraft vorwärts treibt. Das zweite besteht darin, daß man, nach Erforderniß der größeren oder geringeren Geschwindigkeit oder Kraft, größere oder kleinere Triebräder einsetzt; je kleiner das Triebrad, desto größer die Kraft, aber auch desto geringer die Geschwindigkeit. Diesen Vorschlag auszuführen, müßte man also bei jeder Reise einen hinlänglichen Vorrath von Rädern verschiedener Größe mitführen, um sie nach Beschaffenheit der Straße und der Last zu wechseln. — Herrliche Einrichtung!

Der von Herrn Walter Hancock erfundene Dampfwagen ist, nach seiner eigenen Beschreibung, so beschaffen: „Die Hauptverbesserung, die ich anbrachte, ist an dem Kessel. Er ist viel leichter als die bisher gebrauchten. Es sind nämlich darin flache Zellen neben einander angebracht, die ungefähr zwei Zoll dick sind; der Zwischenraum zwischen je zwei Zellen beträgt ebenfalls 2 Zoll. Es sind 10 Zellen und 10 dünne Röhren. Unter den Röhren ist ein Feuer, das 6 Quadratfuß einnimmt, welches die Dimension des Kessels ist. Die Zellen werden ungefähr bis zu zwei Drittheile mit Wasser gefüllt, das letzte Drittel wird für den Dampf gelassen. Die Zellen sind sämmtlich mit einander verbunden, durch zwei große Riegel, welche sie zusammenhalten, und zwar der untere Riegel die Boden der Zellen, und der obere ihre Decken. Läßt man die Riegel los, so fallen die Zellen alle zusammen; schraubt man sie wieder an, so stehen die Zellen wieder fest da. Der Dampf wird durch das Centrum einer der Röhren hinausgetrieben, und das Wasser wird am Boden ausgepumpt. Der Kessel sitzt hinter dem Wagen. Zwischen dem Kessel und dem Wagen ist ein Maschinenbehälter; die Maschinen stehen senkrecht zwischen den Passagieren und dem Kessel; der vordere Theil des Wagens ist bloß für die Passagiere, so daß das ganze Maschinenwerk sich hinter dem Wagen befindet. Die Kraft wird an zwei Räder oder auch nur an eines gewendet. Die Achse ist auf gewöhnliche Art gemacht, gerade und nur am Ende gekrümmt. Eine Kette wird an die Nabe des Rades gelegt und steht in Verbindung mit einem Kettenrade, welches von der Maschine getrieben wird. Die Maschine ist 4 Fuß von der Achse des Hinterrades entfernt. Die Kette gestattet der Maschine auf Federn zu ruhen, und diese geben dem Wagen freien Schwung auf und nieder."

Die Herren Ogle und Summers haben seit Kurzem ebenfalls einen Wagen im Gange, der im Durchschnitt 8 oder 10 Meilen die Stunde macht; allein das Maschinenwerk ruht nicht auf Federn, und er ist so schwer und plump gearbeitet, daß wir ihm keine lange Dauer versprechen.

In Hinsicht des Nutzens, der von der Vervollkommnung der Dampfwagen-Fahrt zu erwarten steht, ist das Comité des Unterhauses der Meinung, „daß der Gebrauch lebloser Kraft an der Stelle der animalischen eine der wichtigsten Verbesserungen ist, die für die Communication im Innern je eingeführt wurde." — Die moralischen, politischen und kommerziellen Resultate werden von Herrn Gordon in seinem Werke über Maschinen-Fuhrwesen ausführlich entwickelt. Theilen wir auch nicht ganz seine sanguinischen Ansichten über diesen Gegenstand, so versprechen wir uns doch sehr viel Gutes davon. Wenn diese Maschinen, durch Zeit-Ersparniß und erleichterten Verkehr, den entfernteren Theilen des Landes den Zugang zu Wohlstand und Industrie eröffnen; wenn sie der Grausamkeit gegen Thiere und damit einem Theil unserer moralischen Entwürdigung ein Ende machen; wenn sie Pferde ersetzen, wie sie Menschen ersetzten, und so das Uebel, welches sie angerichtet, einigermaßen wieder gut machen; wenn das Brod des Armen, durch verminderte Kornpreise, auch nur um einen Dreier wohlfeiler oder seine Lage nur um etwas weniger elend wird, dann haben wir ein hohes und edles Ziel erreicht, — ein Ziel, des Genius eines Newton und des Stolzes der Nationen würdig! (Foreign Quarterly Review)

Mannigfaltiges.

— Fossile Thiere. Das naturhistorische Museum in Birmingham hat von Herrn J. Graves zu Edgbaston ein sehr schönes Exemplar des „Ichthyosaurus" erhalten. Es wurde neulich in einem Steinbruch bei Stratford am Avon entdeckt. Dieses merkwürdige Thiergeschlecht scheint seit langer Zeit ausgestorben. Man findet nur noch Exemplare davon in fossilem Zustande. Der Name ist ein zusammengesetztes Griechisches Wort und bedeutet buchstäblich: Fisch-Eidechse. Dieses merkwürdige Thier hat eine Schnauze wie ein Delphin, Zähne wie ein Krokodill, Kopf und Brustbein einer Eidechse, Schwimmtatzen eines Wallfisches und den Rückgrat eines Fisches. Die Knochen des Vorderschenkels sind nicht erkennbar; an dem Schulterknochen sitzen eine Menge anderer von vieleckiger Form. Der Vorsprung der Stirn ist breit. — Bis jetzt zählt man vier oder fünf verschiedene Species dieses Geschlechts. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Freitag den 21. Dezember 1832.

Ostindien.

Die (der Germanischen ähnliche) Lehens-Verfassung bei den Radschputen in Hindostan.

Der Englische Oberst Tod, Herausgeber der sehr schätzbaren „Annalen und Alterthümer von Radschestan", läßt sich's angelegen seyn, die Identität jener Indo-Skythischen Race mit den Urbewohnern des Europäischen Nordens darzuthun. Einige dieser Analogieen sind grillenhaft, andere finden sich bei allen Völkern wieder, die auf gleicher Stufe der Civilisation stehen; manche sind jedoch sehr merkwürdig. Der ganzen Argumentation fehlt aber nothwendig ein höherer geschichtlicher und ethnographischer Standpunkt, da Indiens ältere Geschichte jetzt erst im Begriffe scheint, aus dem verworrensten Gewebe von Mythen und Legenden sich mühsam herauszuarbeiten, und der Zeitpunkt noch ziemlich fern liegen dürfte, wo man die ganze Kette von bedeutsamen Ereignissen unter einem Gesichtspunkt und mit ungetrübtem Auge überschauen kann.

Die Religion der kriegerischen Radschputen und der Dienst ihres Kriegsgottes hat, wie Tod erzählt, wenig mit dem Kultus der sanften Hindu*) gemein, die eine Arkadische Gottheit anbeten und sich von Früchten, Gemüsen und Wasser nähren. Die Radschputen letzen sich an Blut; ihre dem Kriegsgott gebrachten Opfer sind Blut und Wein; die Libation wird in einem Menschenschädel gereicht. Der Radschpute erlegt Büffel, jagt und verzehrt Eber und Rothwild, schießt Enten und wilde Hühner. Er huldigt seinem Pferde, seinem Schwerdte und der Sonne und horcht lieber auf den kriegerischen Sang seines Barden, als auf die Litanei des Brahmanen. In der Mythologie und Dichtkunst der Skandinavier bietet sich der Vergleichung ein weites Feld, und die Zusammenstellung der poetischen Denkmäler der Asi in Ost und West könnte, wie der Vers. meint, schon hinreichen, einen gemeinsamen Ursprung zu erweisen. Der Bardai spielt unter den Radschputen eine eben so wichtig Rolle, wie der Barde bei Celten und Germanen, der Skalde in Skandinavien, der Minstrel in den Zeiten der Feudal-Herrschaft, oder, um noch höher in das Alterthum hinauf zu steigen, der ἀοιδός (Sänger) in Agamemnons Palaste. Sie lieben, wie alle rohe Kriegsvölker, das Spiel und starke Getränke. Die Achtung, welche der Radschpute dem Frauenzimmer erweist, hat eine starke Tinktur Asiatischer Eifersucht. „Einem Germanischen Gemüthe, sagt Tacitus, ist der Gedanke, ein Weib in Gefangenschaft zu wissen, unerträglich;" und um dies zu verhindern, stößt der Radschpute seinen Dolch in das Herz, das nur für ihn schlägt. Auch die barbarische Sitte, daß die Frau sich auf dem Grabe ihres Mannes opfert, hat Anklänge genug im Norden.

Es bedarf kaum erst einer Bemerkung, wie wenig beweisend solche Paralleten sind. Allein Herr Tod hat unter den Clans von Radschputana auch ein vollkommenes Feudal-System entdeckt, welches in seiner ganzen verwickelten Anlage, wenigstens theilweise, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Zustand Europa's im Mittelalter darbietet. Darauf gründet er nun eine kühne Hypothese: „Die Vervollkommnung des Lehens-Systems in England verdankt man den Normannen, die es aus Skandinavien brachten, wohin es wahrscheinlich durch Odin oder noch früher aus Asien (nach Richardson aus der Tartarei) verpflanzt war. Obgleich spekulatives Raisonnement nicht in meinen Plan gehört, so darf ich doch auf Analogieen hinweisen. Eine Thatsache leidet keinen Zweifel — Kenntnisse müssen die Fluth der Wanderung aus Osten begleitet haben; und aus dem höher liegenden Asien zogen die Asi, die Catten und die Cimbrischen Lombarden, die jenes System in Skandinavien, Friesland und Italien ausbreiteten."

In Europa entstand das Lehens-System aus der Niederlassung der nördlichen Eroberer, als Herren des Bodens, auf den Trümmern einer früheren Civilisation. Sollten wir nun annehmen, daß jene unstäten Wander-Horden ihr Feudal-System mit sich brachten, während ihr Eigenthum auf dem Boden, den sie mit ihren Zelten bedeckten, mehr dem der Nomaden, als dem rechtmäßigen Besitze ansäßiger Gemeinheiten glich, der auf regelmäßige Vertheilung der Ländereien oder oberherrliche Bewilligung sich gründet? Die Ur-Elemente des Feudalismus liegen in der menschlichen Natur, und die Vertheilung eines eroberten Gebietes mit einbedungener Dienstleistung im Kriege erwächst ganz natürlich aus dem Zustand der Gesellschaft. Dennoch ist es interessant, zu sehen, wie der Mensch als Glied einer Gemeinheit in allen Zonen die Tendenz hat, unter ähnlichen Umständen ähnliche Formen zu schaffen.

Das „Ritterthum der Radschputen" stützt sich theils auf Herkommen, theils auf Gesetze, die in Stein gegraben sind, und andere geschriebene Dokumente. Der Adel ist bei ihnen erblich. Der ärmste Radschpute bewahrt seinen Ahnenstolz, oft die einzige Erbschaft, die ihm geblieben; er schämt sich, hinter dem Pfluge zu gehen oder seine Lanze anders als auf Rosses Rücken zu gebrauchen. Die Ehrenzeichen, Privilegien und Rangstufen unter den Vasallen zeigen von einem sehr verfeinerten socialen Zustand. Jeder, der zum hohen Adel gehört, darf ein Banner, Kesselpauken, Herolde mit silbernen Scepteren u. dgl. mit sich führen. Selbst heraldische Insignien im wahren Sinne des Worts unterscheiden ihre Schilde und Banner. Die Kaste der Edlen ist streng von den übrigen Kasten geschieden, und nur wer aus adeligem Geblüte stammt, kann Lehensgüter von der Krone empfangen. Der Fürst selbst darf die Tochter des ärmsten Edelmannes heirathen. Jede andere Art von Würde ist niemals erblich.

Die Krone behält ein Domainen-Gebiet, das um die Hauptstadt liegt. Die älteren Fürsten waren zu klug, als daß sie irgend einen Theil dieses Gebietes veräußert hätten, einige Aecker vielleicht ausgenommen, als Belohnung für außerordentliche Dienste. Die Chefs wurden in vier Klassen abgetheilt. Zur ersten Klasse gehören diejenigen, deren Güter 50 — 100,000 und mehr Rupien als jährliche Rente einbringen. Diese erscheinen nur auf Einladung bei festlichen Gelegenheiten am Hofe und sind die erblichen Räthe des Fürsten. Die zweite Klasse, von 5000 — 50,000 Rupien, mußte immer bei Hofe aufwarten. Aus ihnen wurden besonders die Kriegs-Beamten gewählt. Die dritte Klasse besitzt Ländereien von weniger als 5000 Rupien Rente und bediente stets die Person des Oberhauptes. Die vierte besteht aus den Abkömmlingen der jüngeren Zweige der Königlichen Familie, die ihre Leibgedinge hatten. Die Einkünfte der Krone resultirten aus der Domaine, den Handels-Gebühren, dem Münz-Recht, den Minen, aus unmittelbaren Auflagen bei besonderen Gelegenheiten, Gebühren beim Antritt der Lehen und beigelegten Streitigkeiten und einer Art von Lieferungen, jetzt in Taxen verwandelt, gleich dem „droit de giste et de chevauche" in Frankreich. Die Lehensträger hatten das Recht, in ihren Gebieten die Gerechtigkeit zu handhaben. Die Gerichts-Bezirke lagen stets in dem Krongebiet; die Städte hatten ihre lokalen Magistrate. Ein widerspenstiger Vasall wurde zuweilen dadurch bestraft, daß man einen Herold mit zwanzig Reisigen in seinem Lehen einquartierte, und diesen mußte er bestimmte Rationen geben. In den glücklichen Tagen des Staates Mewar*) folgten dem Fürsten 15,000 Reisige in's Feld, die alle ihre Lehen hatten, von dem Chef, der 500 seiner eigenen Vasallen anführte, bis zum einzelnen Reitersmann. Von je 1000 Rupien Rente wurden zwei bis drei Reiter ausgerüstet; das Frei-Lehen eines Edelknechts kann auf 250 Rupien oder 30 Pfd. Sterling berechnet werden; unter Wilhelm dem Eroberer war es auf 20 Pfd. festgesetzt. Die Feudal-Ritter von Radschestan machten keinen Anspruch auf Beschränkung im Dienste: „in und außer dem Hause sollen sie dienen, wenn es verlangt wird."

Die Häuptlinge von Marwar bedienen sich in einer Erklärung an ihren Fürsten folgender beinahe buchstäblich Kastilianischen Phrase: „Nimmt er unsere Dienste an, so ist er unser Fürst und Führer; sonst aber nur unseres gleichen und wir seine Brüder, mit Anspruch auf den Boden." Die Berufung der unteren Vasallen von Deogurh (eines der bedeutendsten Lehen) an den König, gegen ihren Lehensherrn, ist ein noch merkwürdigeres Dokument. Im Allgemeinen bemerkt Oberst Tod mit Beziehung auf die Streitfrage, ob der Vasall verbunden sey, der Fahne seines Herrn gegen den König zu folgen, daß ein Radschpute mit drohender Zweideutigkeit antworten würde: „Er ist das Oberhaupt des Staates, aber dieser ist mein Herr." Dennoch riefen jene den Schutz der Krone an, weil ihr Lehensherr die alten Gebräuche nicht achtete, keinen Schutz gegen die Feinde gewährte, ihre Ländereien ad libitum einzog und andere despotische Streiche mehr. Diese Bittschrift kam während Oberst Tod's Aufenthalt an den Fürsten von Mewar.

Der Betrag der Lehens-Gebühren ist dem in Europa außeror-

*) Hier scheint der Vers. ganz zu vergessen, wie mancher kriegerische und barbarische Stamm noch außer den Radschputen in dem geräumigen Hindostan existirt.

*) Radschestan besteht aus mehreren unabhängigen Staaten, die von verwandten Königen beherrscht werden, als Mewar, Marwar, Bundi u. s. w. Die Chronik von Mewar ist der interessanteste Theil des Tod'schen Werkes.

deutlich ähnlich. Die herkömmlichen Gesetze in Frankreich entschieden für die Einkünfte eines Jahres, und eben so ist es in Mewar. In einigen Perioden wußten mächtige Vasallen ihren schwachen Oberherren den Erlaß dieses Lehensgeldes abzunöthigen; allein die Veräußerung der Güter, ausgenommen in gewissen Fällen, zu religiösem Zwecke, darf nicht stattfinden. Lehensgüter kamen wieder an die Krone durch Heimfallung, wenn keine Erben da waren, oder durch Verwirkung, wegen politischer Verbrechen. Hülfeleistungen und Benefizien sind nicht ungewöhnlich, z. B. wenn die älteste Tochter sich verheirathet, oder wenn der Herr in Gefangenschaft geräth, was nicht selten auf ihren Raubzügen sich ereignet. Die Vormundschaft ist bekannt, und, wie ehedem in Europa, eine häufige Quelle tyrannischer Mißbräuche. Die Benefizia oder Lehen waren vermuthlich anfangs beweglich, dann auf Lebenszeit und zuletzt erblich, doch wurden auch einige Theile von Radscheftan als Allodia besessen. Die Inhaber waren die Nachkommen der ältesten Häuptlinge.

Der Hof und die häusliche Einrichtung eines Häuptlings ist ein Miniatur-Bild der des Rana (Oberhauptes.) Hier findet man dieselben Beamten, von dem Majordomus bis zum Mundschenken. Er tritt in die große mit Teppichen belegte Halle, der Minstrel geht vor ihm her und singt das Lob seiner Ahnen. Nach seinem Throne schreitend erwiedert er die Huldigungen seiner zur Rechten und Linken gruppirten Vasallen mit gnädigen Bücklingen. Setzt er sich nieder, so folgen alle seinem Beispiel, und Schild raffelt an Schild, während sie ihre Plätze einnehmen. Folgt ein Häuptling dem anderen als Erbe, so ist es hinreichend, daß sein Lehens-Eid innerhalb der Gränzen des Gebietes verkündigt werde. Selten begeht ein Radschpute Verrath an seinem Lehensherrn, wogegen Beispiele von Selbstaufopferung unzählig sind. Treue gegen den Häuptling ist die vornehmste Tugend. Von Kindheit auf wird der Radschpute durch die Lieder seines Barden daran gewöhnt, hierin seine Ehre und künftige Glückseligkeit zu setzen. Auf der Jagd begleiten die Vasallen den Häuptling; mitten im Walde verzehren sie ihr gemeinsames Mahl, und der Becher darf nicht fehlen. Zu jeder Zeit haben sie vertrauten Zutritt bei ihm und folgen ihm an den Hof des gemeinschaftlichen Oberhauptes. Doch bemerkt der Verfasser: „Ich schildere die Radschputen mehr, wie sie waren, als wie sie sind. Innere Streitigkeiten und Armuth haben ihre Bande der Sympathie und gegenseitigen Zuneigung schlaffer gemacht; allein der Philanthrope muß hoffen, daß sie wieder zu ihrem alten Glanze sich erheben werden."

Italien.

Rubini, der Sänger.

(Fortsetzung.)

In seinem zwölften Jahre debütirte Rubini auf dem Theater von Romano in einer Frauen-Rolle mit großem Beifall. Nach diesem ersten Erfolg begab er sich nach Bergamo, wo er in der Oper im Chor sang und in den Zwischen-Akten die Violine im Orchester spielte. — Es wurde ein neues Stück einstudirt, worin Jemand eine Cavatine singen mußte. Der Unternehmer war in großer Verlegenheit, er hatte Niemanden, der dieses Gesangstück ausführen konnte; der Regisseur sprach von Rubini; man ließ ihn rufen und bot ihm eine Gratification von 5 Francs, wenn er singen wolle. Er nahm dies Anerbieten mit Vergnügen an, sang die Cavatine und machte Furore. Diese Arie war von Lamberti; Rubini hat sie als Andenken aufbewahrt und singt sie noch jetzt zuweilen aus Dankbarkeit. Die Stimme des jungen Virtuosen füllte das Theater von Bergamo, welches größer als unser Opernhaus ist, vollkommen aus, und dennoch wollte der Unternehmer des Mailänder Theaters, der Rubini gehört hatte, ihn nicht engagiren, weil er seine Stimme für zu schwach erklärte. — Man bildete eine Truppe für Palazzuolo; Marchetti sang bei derselben die ersten Tenor-Partieen, Rubini wurde für die zweiten engagirt; er war zu der Zeit 17 Jahr alt.

So trat er denn also aus dem Chor, und es eröffnete sich ihm eine seinem Talente entsprechende Laufbahn. Später begab er sich mit einer wandernden Truppe, die keinen Direktor hatte, nach Fossano in Piemont. Hier führten sie „die beiden Gefangenen" von Puccitta und „Don Papirio" von Guglielmi auf. Das Publikum nahm diese neuen Schauspieler außerordentlich wohlwollend auf, aber die Neugierde desselben war nur zu bald befriedigt. Nach den ersten Vorstellungen war das Haus beinahe ganz leer; ein Kassirer war unnütz, denn es wurde nichts eingenommen. Man mußte jedoch leben, und der besorgte Gastwirth sprach schon davon, die tägliche Vertheilung der Lebensmittel einzustellen. Jeder sann nun darauf, ein großes Mittel für so große Uebel aufzufinden; man versammelte sich dann, die Pläne wurden geprüft und immer verworfen. Endlich, nach langem Suchen, nachdem die beschützenden Gottheiten der Sänger und Komödianten wiederholentlich angefleht waren, hatte der Neapolitanische Buffo Ascolesi einen glänzenden, einen lichtvollen Gedanken. „Ich habe es gefunden", rief er, wie Archimedes, aus, „il caso è serio, ma credete, si farà (der Fall ist schwierig, aber glaubt mir, es wird gehen); mit der Oper geht es nicht mehr in der guten Stadt Fossano, aber das Ballet muß Furore machen, wenigstens für einige Tage, und die Einnahmen werden unsere Zukunft sichern, oder wenigstens unseren Rückzug decken. Un ballo, amici miei! un ballo!" Die Versammlung brach in lautes Lachen aus, und man trennte sich zuletzt nach dieser burlesken Entdeckung nur noch trauriger.

Am anderen Morgen dachte Rubini im Bette an die Drohungen des Gastwirthes und hatte keine Hoffnung zu einem Frühstück, — eine sehr verdrießliche Lage für einen Sänger und selbst für einen Philosophen. Man klopft an die Thür; es ist der Theater-Diener, der die Probe zu einem von Ascolesi improvisirten Ballet ansagt. Besserer Rath war über Nacht gekommen; die starken Geister der Gesellschaft hatten Zeit zum Nachdenken gehabt; Ascolesi besiegte durch seine Beredsamkeit alle Hindernisse und überzeugte die Ungläubigsten. Er sprang vor Freude und tanzte vor Vergnügen, während er auf Rubini wartete, dem er als erstem Tenor auch die Rolle des ersten Liebhabers und des ersten Tänzers zugetheilt hatte. Rubini gehorchte, wie die Uebrigen, mit Ergebung den höchsten Gesetzen der Nothwendigkeit. Man probirte, richtete die Decorationen ein, ordnete die Gruppen an, druckte die Zettel, und noch an demselben Abend wurde dem Publikum das Ballet vorgeführt. Rubini tritt als Liebhaber auf, eine Leiter in der Hand haltend, und nach einigen mit mehr oder weniger Glück ausgeführten Späßen lehnt er die Leiter an das Fenster seiner Schönen und singt eine niedliche Cavatine ganz allerliebst. Man applaudirte sehr lebhaft, und bis dahin ging Alles gut. Rubini kletterte in's Fenster, und nun trat Ascolesi auf, sehr grotesk gekleidet und einen lächerlichen Nebenbuhler vorstellend; er tanzte mit dem zweiten Tenor, der als zierliche Schäferin gekleidet war, ein Pas de deux. Das Publikum nahm anfänglich diese Bouffonnerie ziemlich geduldig hin, begleitete aber doch das Abtreten der beiden Tänzer mit einigem Pfeifen. Ascolesi stellte sich, als ob er dieses Geräusch übler Vorbedeutung nicht gehört hätte; er klatschte sich selbst Beifall zu und entschädigte sich so für die üble Laune des Parterre's. Rubini springt wieder auf die Bühne; die erste Sängerin, welche die Geliebte spielt, folgt ihm hüpfend, so gut sie kann, und sucht einen Schmetterling zu erhaschen, den ihr Geliebter ihr auf der Spitze eines Stockes entgegenhält. Naive Späße, kindlich mimisches Spiel, anmuthsvolle Stellungen, nichts wird vergessen, und so spielen unsere Sänger mit Armen und Beinen nach besten Kräften; die Zuschauer aber schienen dieser wahrscheinlich etwas ungeschickt ausgeführten Pantomime keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen. Der Sturm brach auf eine fürchterliche Weise los; man riß zuletzt in der Wuth die Bänke los, um sie auf's Theater zu werfen. Die ganze tanzende Truppe flüchtete nach allen Seiten; Einige stiegen auf's Dach, Andere retteten sich in den Keller. Dort traf Rubini den Ballet-Meister Ascolesi und Ferrari, das Oberhaupt der Gesellschaft, auf der Erde knieend, wie ein Paar Gnomen und beim Schein einer Blendlaterne die Kasse überzählend. Ein volles Haus, ein herrlicher Streich, eine schöne Einnahme; die Einwohner von Fossano hatten sich, entzückt, zu einem solchen Feste eingeladen zu seyn, in Massen zu dem Schauspiel eingefunden. Ascolesi, dessen Muth weder durch das Pfeifen, noch durch die zahllosen Wurfgeschosse gebeugt worden war, jubelte, indem er die Beute überzählte. „Was habe ich Euch versprochen", rief er aus, „eine Einnahme! Da ist sie, schön, gut und schwer, wie meine Phantasie sie mir vormalte; sie ist in Sicherheit; die Feinde werden die Regiments-Kasse nicht erbeuten. Mögen sie sich da oben mit den Bänken lustig machen; mögen sie sich wie der donnernde Jupiter geberden; ich lache ihrer Wuth, und um diesen Preis will ich mich derselben immer unterwerfen."

Als keine Bänke mehr zu zerbrechen und keine Schauspieler mehr zu verfolgen waren, zogen sich die guten Einwohner von Fossano tappend in der Dunkelheit, in der man sie gelassen hatte, zurück, und bald folgte dem Kriegsgeschrei und dem wüthenden Toben eine tiefe Stille. Die Tänzer, durch den geheimnißvollen und verschwiegenen Schein von Ascolesi's Lampe geleitet, kamen nach und nach aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Man schritt zu dem namentlichen Aufruf, und mit Einschluß der Todten und Verwundeten war Alles wohlauf. Wie Leporello sagte Jeder zu seinem Nachbar: „Ecco il tempo di partir." Man öffnet ein Pförtchen, um sich zu überzeugen, ob auch der Rückzug nicht neue Gefahren darbiete. O, Erstaunen! O, Schmerz! die wüthenden Fossanianer umzingeln das Theater; sie haben den Platz und die angränzenden Straßen besetzt, man vertheilt Stöcke unter diejenigen, die keine haben, und das Losungswort, welches durch die Reihen läuft, wird laut genug gesagt, um den unglücklichen Tänzern keinen Zweifel übrig zu lassen, daß es sich darum handelt, ihnen Arme und Beine entzwei zu schlagen.

Auch in dieser gefährlichen Lage verliert Ascolesi die Geistesgegenwart nicht; man fragt ihn, ob es nicht am Besten sey, sich durch die feindlichen Reihen hindurch zu schlagen. „Nein, meine Tapfern," sagt er, „laßt uns keine solche Thorheit begehen. Die Kraft der Unthätigkeit ist die einzige, welche wir ihrer Wuth entgegensetzen können; die Thüren sind geschlossen, sie werden sie nicht aufbrechen; sie werden ihr Theater nicht in Brand stecken, um das Vergnügen zu haben, Tänzer brennen zu sehen, deren Talent ihrem guten Willen nicht gleich kömmt. Ich kenne kein Beispiel, daß man einen Scheiterhaufen angezündet hat, um einen schlechten Tänzer zu verbrennen. Jo mi pongo ad aspettar, da liege ich fest auf der Treppe; folgt meinem Beispiel, wir wollen sehen, ob sie eben so viel Geduld haben als wir." — Der Buffo hatte richtig vermuthet: zwei Stunden später waren die Umgebungen des Hauses geräumt. Man wartete der größeren Sicherheit halber noch eine Zeitlang. Nach dieser vorsichtigen Zögerung schlichen alle leisen Schrittes davon. Das Geräusch ihrer Stiefeln konnte sie nicht verrathen; sie hatten noch ihre Tanz-Sandalen an; in der furchtbaren Unordnung, welche der Vorstellung folgte, hatte noch Niemand daran gedacht, andere Kleider anzulegen. In dem zierlichen Kostüm von Schäfer und Schäferinnen flüchteten sie über's Feld. Der Thau der Wiesen würde ihnen wahrscheinlich sehr unangenehm gewesen seyn, wenn nicht ein wohlthätiger Platzregen dafür gesorgt hätte, daß ihnen die Füße nicht allein naß wurden. Es ist leicht zu begreifen, daß bei einem so eiligen, mit so vielen Gefahren verknüpften Rückzug Niemand

daran dachte, den Gastwirth zu wecken, um mit ihm abzurechnen und ihm einen Theil der Einnahme in die Hand zu schütten. Die kostbare Total-Summe kam daher mit der flüchtigen Truppe in Saluzzo an.

Aber wie kam diese in Saluzzo an? Das muß ich erzählen. Wenn auf Stürme Ruhe folgt, wie die Dichter sagen, so folgt auch auf Regen Sonnenschein. Unsere tanzende Truppe, durchgeweicht wie Enten, sah mit Vergnügen, wie Phöbus das Gewölk zertheilte und seine glühenden Strahlen auf Schultern warf, die der wohlthätigen Wärme bedurften. Die Gesellschaft machte Halt, um die Toiletten etwas in Ordnung zu bringen und sich an der Sonne zu trocknen. Ascolesi, der nie gern Zeit verloren gehen ließ, schlug vor, eine Probe von der Oper zu machen, welche man in Saluzzo bei Eröffnung des Theaters geben wollte. Die Studien und die Quälereien des Ballets konnten überdies das Gedächtniß der singenden Virtuosen geschwächt haben; eine Probe war nothwendig und hinderte das Gestirn des Tages keineswegs, die Flüssigkeiten auszuziehen, welche sich so reichlich über die Schauspieler ergossen hatten. Mitten auf dem Felde probirte und setzte man in Scene. Die Decoration war allerliebst, und so sangen unsere Virtuosen die Oper mit alleiniger Begleitung einer Violine. Kaum hatten sie das Finale begonnen, als ein Wagen ungefähr hundert Schritte vom Schauplatz stillhielt. Auf seinem Bock saß der Kutscher wie in einer Loge des ersten Ranges; er sah dem Schauspiel umsonst zu, und gönnte seinen Pferden Zeit, sich zu verschnaufen. Die Schauspieler bemerken bald ihren Zuschauer, und überzeugen sich eben so bald, daß der Wagen leer ist; che fortuna! Sie bemächtigen sich schnell der Kutsche, steigen hinein, hinten und oben auf, und unter 15 Personen seufzen zwar die Federn, sie kommen aber glücklich in Saluzzo an.

Da die lyrischen Vorstellungen in Saluzzo nichts Bemerkenswerthes darbieten, so führe ich Rubini und seine Kameraden gleich nach Vercelli. Sie sangen daselbst den ganzen Sommer auf eine für das Publikum und für die Schauspieler gleich zufriedenstellende Weise; die Finanzen der Letzteren befanden sich in guten Umständen, als das Theater, einiger Reparaturen halber, auf einen Monat geschlossen wurde. Ein sehr geschickter Violinist, Namens Modi, befand sich zu der Zeit in Vercelli; Rubini schlug ihm vor, Konzerte in der Umgegend zu geben, um die Muße, welche ihnen die Schließung des Theaters ließ, nützlich zu verwenden. Die beiden Virtuosen machten gemeinschaftliche Kasse, um die Reisekosten zu bestreiten. Rubini besaß sechs Louisd'or, und Modi vier. Mit diesem Schatz versehen, mietheten sie ein Cabriolet, und befanden sich bald auf dem Wege nach Alessandria. In dieser Stadt angekommen, wenden sie sich an den Podesta, um die Erlaubniß zum Konzertgeben zu erhalten; er verweigert sie ihnen, weil er am Tage zuvor einem andern Violinisten die Erlaubniß bewilligt habe, und man bei solchen Gelegenheiten die Konkurrenz nicht begünstigen dürfe. In Novi verhinderte sie das Schauspiel daran, sich hören zu lassen. Sie werden durch lange Erörterungen aufgehalten, welche kein anderes Resultat ergeben, als daß sie ihr Geld verzehren. In Valenza trafen unsere beiden Troubadours weder Nebenbuhler noch Theater — das war vortrefflich; aber der Bischof ist eben gestorben, und es dürfen keine Lustbarkeiten stattfinden. Das Geläute der Glocken und die klagenden Töne des Requiems dürfen allein das Ohr der Valenzaner berühren, welche wahrscheinlich die Stimme Rubini's und die Violine Modi's vorgezogen hätten. Durch alle diese Widerwärtigkeiten entmuthigt, und nur noch mit einem Thaler in der Börse, geben sie ihre musikalische Wallfahrt auf und schlagen den Rückweg nach Vercelli ein. Sie kommen durch Trino; beim Hineinfahren in diesen Flecken wird ihr Wagen durch zahllose Heerden von Schweinen aufgehalten, welche auf dem großen Platze lagerten; es war Markt. Inmitten dieses Meeres von Schweinen bemerken sie einen Violoncell-Dilettanten, den sie in Vercelli gekannt hatten, und diesem erzählen sie ihre Abenteuer. Der Dilettant hält sie voller Eifer zurück, um ein Konzert zu geben, welches er auf dem Fleck zu Stande zu bringen sich bereit erklärt. „Ihr sollt keine Kosten haben," sagt er ihnen, „ich leihe Euch meinen Saal; die Sonne scheint hell, und erspart Euch Ausgaben für die Beleuchtung. Ich werde den Baß spielen und noch einen Hornisten herbeiholen, der entzückt seyn wird, Euch einen Gefallen zu erzeigen." — Um zwölf Uhr verkündigte in der That schon der Trompeter des Dorfes das Programm des Konzertes. Die Schweinehändler und die Schlächter eilten herbei, und zahlten tapfer ihre 10 Soldi, um gute Musik vortrefflich ausgeführt zu hören, und die Einnahme belief sich auf 35 Frcs.; diese Summe brachte sie wieder nach Vercelli.

Ferrari sang in der Oper zu Vercelli die Baßpartieen. Seine Frau, seine Tochter und sein Sohn waren ebenfalls bei der Oper beschäftigt. Ferrari besaß die Partituren und die nöthigen Kostüme für alle Stücke des Repertoirs. Wenn dieser furchtbare Bassist alle Abzüge für sich und seine Familie von der Einnahme gemacht hatte, so blieb für die Anderen nichts übrig. So viel Quälereien und so wenig Nutzen machten Rubini diese Lebensweise zuwider; er verließ die Truppe. Sein Abgang setzte dieselbe in große Verlegenheit. Man suchte vergeblich nach einem Tenoristen, und um das Theater nicht schließen zu müssen, war Madame Ferrari gezwungen, Männerkleider anzuziehen und Rubini's Partieen zu singen.

Unser Virtuose ging nach Mailand, wo der Marquis Belcredi, Korrespondent mehrerer Theater, ihm den Vorschlag machte, ihn für 4 Monate beim Theater in Pavia, mit einem Gehalt von Eilf Thalern monatlich, zu engagiren. Auf alle Einwendungen Rubini's, wie er mit so geringem Gehalt seine Bedürfnisse nicht bestreiten könne, hatte Belcredi eine beschwichtigende Antwort; und Rubini ging auch wirklich nach Pavia, er machte Glück, und der Ruf von seinem Erfolge drang bald bis nach Mailand. Derselbe Belcredi kam nach Pavia, engagirte ihn für den folgenden Karneval, den vom Jahre 1815, schickte ihn nach Brescia und gab ihm 1000 Frcs. für die Saison; von Brescia brachte er ihn nach dem Theater San Mose in Venedig, wo er für das Frühjahr 2000 Frcs. Gehalt erhielt. In Venedig sang er mit dem Bassisten Zamboni und mit der Marcolini, der Sängerin, für welche Rossini „die Italiänerin in Algier" geschrieben hat.

Belcredi veranlaßte ihn, einen Kontrakt mit Barbaja, Direktor der Theater in Neapel, für 6 Monate zu unterzeichnen; es wurden ihm 84 Ducati monatlich zugesichert. Er sang im Theater i Fiorentini mit Pellegrini. Der Kontrakt lautete dahin, daß nach einem Vierteljahr das Engagement auf ein Jahr für 1320 Ducati verlängert werden könnte. Barbaja wollte Rubini entlassen, obgleich er die Gunst des Publikums erlangt hatte. Diesem lag daran, länger in Neapel zu bleiben, um seinen Ruf sicherer zu begründen. Der Unternehmer wollte ihn nur unter der Bedingung behalten, daß das monatliche Gehalt auf 70 Ducati herabgesetzt würde. Rubini dachte mehr an seine Zukunft als Sänger, als an einen Gewinn von 1000 Frcs. Der Aufenthalt in Neapel bot ihm große Aussichten zu Fortschritten dar; er lebte daselbst mit Nozzari, der ihm vortrefflichen Unterricht ertheilte. Rubini unterwarf sich daher den harten Gesetzen Barbaja's; da er indessen bereits die Macht seines Talentes kannte, so sagte er beim Abschluß des Kontraktes zu Barbaja: „Sie benutzen die Vortheile, welche ihnen meine Lage darbietet; aber ich werde Ihnen das später schon wieder abnehmen."

Im Jahre 1816 schrieb Fioravanti „Adelson und Salvini". Es war dies die erste Oper, welche für Rubini geschrieben wurde; ein Duett in dieser Oper, welches von ihm und Pellegrini gesungen wurde, machte ganz besonderes Glück. Derselbe Komponist schrieb im Jahre 1817 sein Comingio romito. Die Hauptrolle wurde Rubini anvertraut, und er hatte einen solchen Erfolg, daß Barbaja sich genöthigt sah, ihm eine bedeutende monatliche Zulage zu geben. Im Jahre 1818 begab sich unser Sänger mit Pellegrini nach Rom. Fioravanti, der daselbst Kapellmeister geworden war, komponirte die Oper: Enrico IV. al passagio della Marne. Er schrieb noch an der Partitur, als man die fertigen Stücke schon einstudirte. Einen Tag vor der ersten Vorstellung gab er Rubini erst die große Cavatine, welche dieser als Heinrich IV. zu singen hatte. Rubini las sie, gab sie dem Soufleur und sang sie am anderen Tage.

Ein merkwürdiges Ereigniß in den Annalen der Römischen Oper war die Aufführung der Gazza ladra, welche im Karneval 1819 stattfand. Rubini, Ambroggi, Pellegrini und Mlle. Mombelli traten in diesem Meisterwerke auf. Ambroggi gab den Podesta, der für ihn geschrieben war; Pellegrini übernahm die Rolle des Fernando. Der Beifall war enthusiastisch, wüthend, fanatisch; das Duett im Gefängniß mußte jeden Abend wiederholt werden. Während des ganzen Karnevals trugen die Römischen Damen auf den Bällen kleine Figuren, welche Gianetto und Ninetta im Kostüm vorstellten. Benelli, den man nach Italien gesandt hatte, um eine Opern-Gesellschaft für das Pariser Theater zusammenzubringen, wollte Rubini engagiren, aber Barbaja hütete sich wohl, dies zuzugeben. Rubini kehrte nach Neapel zurück, und ging von dort bald nach Palermo, wo er mit Lablache und Donzelli sang. Er trug daselbst einen vollkommenen Sieg in der „heimlichen Ehe" davon, in welcher Oper Lablache erst den Grafen Robinsone und dann den Geronimo sang. Der Erfolg und der Ruf Rubini's verbreitete sich bald über das Theater hinaus; er wurde für die Konzerte und besonders für die geistlichen Musiken gesucht. Der Lieblings-Tenorist sang häufig in den Kirchen. Seine hinreißende Stimme, seine leidenschaftlichen Accente entzückten eine Nonnen-Gemeinde dermaßen, daß die Aebtissin ihn an das Gitter rufen ließ und ihm sagte, daß ohne Zweifel die heilige Rosalie seine bewundernswürdige Kehle gebildet habe, und daß diese mächtige Beschützerin immer über die Erhaltung derselben wachen werde. (Schluß folgt)

Bibliographie.

Dell' amore verso la patria. (Von der Liebe zum Vaterlande.) Vom Grafen G. Roberti. Mailand.

Della diffusione e studio del latino in Europa da Carlo Magno. (Ueber die Verbreitung und das Studium des Lateinischen in Europa zur Zeit Karl's des Großen.) Padua.

Teatro greco scelto. (Auswahl Griechischer Dramen.) Uebersetzt von D. S. Oliva. Neapel.

England.

The Lives and Exploits of Banditti and Robbers in all parts of the World. (Leben und Thaten von Banditen und Räubern in allen Theilen der Welt.) Von C. Mac Farlane. 2 Bde. London, 1832.

Es ist schwer, zu bestimmen, für welche Art von Publikum dies Werk geschrieben ist. Wer getreue Darstellung der Thatsachen, spekulative Untersuchungen über den Ursprung und die Organisation der Räuberbanden, die ehemals so viele Länder Europa's verheerten und noch jetzt in manchen Gegenden den Behörden Trotz bieten und die öffentliche Sicherheit gefährden, zu finden glaubt, wird sich getäuscht sehen; denn der Verf. giebt uns hauptsächlich nur malerische Darstellungen einzelner Vorfälle und Züge, mit Anekdoten untermischt, ohne besondere Rücksicht auf Zusammenhang und Gesammt-Effekt. Wer, andererseits, das Wunderbare liebt, kühne Thaten, seltsame Abenteuer, empfindelnden Menschenhaß, der für erlittene Unbill an

der menschlichen Gesellschaft Rache nimmt, kurz, das Laster im Gewande des Heldenmuths und der Selbstopferung sucht, wird sich ebenfalls umsonst danach umsehen. Hier giebt es keinen Karl Moor, und vergebens blicken wir nach einem schönen Zuge, der dem niedrigen Laster, in welches die ganze Räuber-Genossenschaft versunken ist, einen Lichtpunkt verleihe.

Einer Betrachtung indeß können wir uns beim Lesen solcher Geschichten nicht erwehren: wir sehen, wie in erdichteten Abenteuern dieser Art die Verfasser ihren Gegenstand so gänzlich verkannten; wie sie das schändlichste Gewerbe mit täuschenden Farben malten, um ihm Interesse zu geben; wie sie — nicht vergebens — suchten, für diese Feinde der menschlichen Gesellschaft eine gewisse Sympathie zu wecken, indem sie sie als Schwärmer darstellten, die, von edlem Irrthum befangen, gegen die Menschheit sündigten. Herr Mac Farlane hascht nicht nach solchem Effekt, wenn er ihn auch nicht ganz zu vermeiden sucht. Er zeigt uns den Räuber als vollendeten Bösewicht, der keinen Blick der Theilnahme verdient und in tiefste Verworfenheit versunken ist, blutdürstig, gefühllos, alles Gesetzliche hassend und dem Laster gänzlich verfallen. — Seine Gemälde sind wahr genug, aber es sind deren zu viel; die Einbildungskraft ermüdet bei einer so langen Reihe von Verbrechen, die einander so ähnlich sind. — Dennoch ist das Sammeln und Ordnen eines solchen Stoffes nicht ohne Verdienst. Folgendes skizzirte Gemälde der Räuber der Lombardei kann einen Begriff von dem Charakter des ganzen Werkes geben:

„Lombardische Räuber."

„Eine gewisse Gegend der Lombardei war stets wegen ihrer Räuberbanden berüchtigt. Wer die Reise von Mailand nach Turin gemacht hat, wird sich der Gegend um Vercelli, Novara u. s. w. und der Gränzen, die das Oesterreichisch-Mailändische Gebiet von Piemont trennen, erinnern. Dies war ihr Schauplatz. Mein alter Freund, Signor C., erzählte mir, daß, wenn man in seiner Jugendzeit in einer gewissen kleinen Stadt (dem Hauptsitz der Räuber) den oder jenen Einwohner fragte, wie sein Vater gestorben wäre, er gewiß zur Antwort gab: „Auf dem Rade." — Und sein Großvater? — „Ebenfalls." — Fragte man weiter, welcher Todesart er sich selbst versähe, so hieß es fast immer: „Auch auf dem Rade." Mit einem Worte, die ganze Einwohnerschaft war eine Rotte verruchter Bösewichte. — Viele Jahre nachher, als die Franzosen das nördliche Italien im Besitz hatten, keine Gränze mehr ein Versteck darbot, die Räuberei fast ganz vertilgt und das Volk jener Gegend genöthigt war, sein Brot auf friedlichem Wege zu erwerben, konnte man doch keinen von ihnen dahin bringen, einem Gendarmen gutwillig unter die Augen zu treten; sie konnten ihre ehemalige Antipathie gegen Polizei-Agenten nicht vergessen, und obgleich sie jetzt ehrlich lebten und durch dieselben Gesetze geschützt waren, die sie sonst so oft verletzten, so nahmen sie doch Reißaus, wenn sie einen Gendarmen von fern erblickten, wie der gezähmte Fuchs, der, wiewohl er nichts mehr zu fürchten hat, dennoch in sein Häuschen eilt, sobald er von ferne die Hunde bellen hört."

„Ein Herr reiste dieses Weges, von zwei Gendarmen eskortirt, was noch immer als nothwendig betrachtet wird. Ein bedeckter Karren, bei welchem kein Fuhrmann zu sehen war und der die Mitte der engen Straße einnahm, kam ihnen entgegen. Es war ein heißer Tag, und der Fuhrmann hatte sich unter sein Schirmdach schlafen gelegt. Die Gendarmen, damit er munter würde und aus dem Wege führe, ritten mit lautem „Halloh!" voran. Der Bauer, durch das Geschrei erweckt, hatte nicht so bald den Kopf erhoben und die Gendarmen erblickt, als er vom Wagen sprang, sich in einen tiefen Graben an der Seite der Straße warf und sein Heil in der Flucht suchte. Im Augenblick des Erwachens, wo die Macht längst gewohnter Gefühle am stärksten ist, brachte ihn der Anblick der Gendarmen um alle Besinnung, und nur erst als er in Gefahr gerieth, im Schlamme zu versinken, kam er so weit zu sich, daß er sich erinnerte, er sey pro tempore ein ehrlicher Mann und habe nichts zu fürchten. Er rief nun um Hülfe, die ihm auch geleistet wurde. Als er aus dem „Schlamme der Trübsal" erlöst war, schob er seinen Karren auf die Seite; doch so stark wirkte die negative magnetische Kraft der Gendarmen auf den Bauern, daß er, als jene schon längst fortgeritten waren, seine Pferde stärker antrieb, um aus ihrem Bereich zu kommen."

„Zu jener Zeit aber, in welche die Anekdoten meines alten Freundes C — fallen, wußten die Räuber nichts von solcher Furcht, und statt sich auf einen einzigen Distrikt zu beschränken, verbreiteten sie sich über die ganze Ebene der Lombardei, und verübten ihre Räubereien selbst unter den Mauern von Mailand, ja sogar innerhalb derselben. Besonders im Jahre 1770—71, nahmen diese so sehr überhand, daß kein Pachtgut, ja kein Dorf oder Städtchen vor ihnen sicher war. Sie brandschatzten sowohl einzelne Personen als ganze Ortschaften, doch scheinen sie damals noch nicht den Gebrauch gehabt zu haben, Gefangene fortzuschleppen und sie nur gegen Lösegeld frei zu geben. Im Gegentheil, mein Freund, der in seiner Jugend ein eifriger Jäger war, erzählt, daß, obgleich er damals kaum eine Meile zum Römischen Thor hinausgehen durfte, ohne auf Räuber zu stoßen, sie doch nie mehr von ihm verlangten, als etwas Pulver und Blei. Dies macht dem liberalen Sinne der damaligen Lombardischen Räuber viel Ehre; denn im südlichen Italien und zu meiner Zeit hätte es sogleich geheißen: Fort in's Gebirge mit ihm und dann schnell ein Lösegeld, oder einen Schnitt durch die Kehle."

„Wer das heutige Mailand kennt, dem muß es seltsam vorkommen, wenn man ihm von ungepflasterten, dunkeln Gassen erzählt, die keine Beleuchtung hatten, als hin und wieder ein Lämpchen vor einem Madonnenbilde, und wo Raub und Mord fast jede Nacht begangen wurden. Und doch war es wirklich so um das Jahr 1770. Die Stadträuber pflegten den Vorübergehenden einen weiten Sack über den Kopf zu werfen, sie dann nach dem dunkeln Portal irgend eines Palastes oder in ein enges Gäßchen zu schleppen, wo ihnen dann der Garaus gemacht wurde. Das Pechpflaster unserer „Burker" ist nichts gegen den Mailändischen „Sack" zu jener Zeit. Das Geschrei „Sacco, Sacco!" setzte eine ganze Straße oder ein ganzes Stadtviertel in Todesschrecken."

Als aber der Erzherzog Ferdinand eintraf und eine rechtliche und feste Regierung errichtet war, wurde dem Frevel bald ein Ende gemacht, und Stadt und Land genoß wieder der Ruhe. Die Räuber wurden niedergehauen, zerstreut oder gefangen. In Mailand allein sah Signor C — 24 an einem Tage rädern; doch war die Abscheulichkeit dieses barbarischen Verfahrens nur noch scheinbar, denn die Verbrecher wurden von dem Scharfrichter erst durch einen Messerstich getödtet, ehe sie das Rad zerschmetterte."

„Nachstehenden Brief erhielt ich von meinem Freunde, dem Grafen —, als obige Zeilen bereits dem Druck übergeben waren: „„Wie sehr bedaure ich, daß es mir nicht früher einfiel, Ihnen für Ihren „Plutarch der Bösewichte und Mörder," den in der ganzen Lombardei so berühmten Prozeß des Legarino und Battista Scarlino mitzutheilen, welche vor 200 Jahren unter der Spanischen Herrschaft blühten. Sie waren beide Banditen-Hauptlinge, deren Schlupfwinkel der Wald von Meriata war, (jetzt ein unbedeutendes Gehölz, welches sich aber damals von Como bis Barlassina, also auf zwölf Meilen weit erstreckte) und die ihr Wesen viele Jahre trieben, alle Märkte besuchten, und oft, verkleidet, Mailand selbst unter den Augen des Spanischen Gouverneurs betraten. Zuletzt wurden sie überfallen, verhaftet, vor Gericht gestellt und, nach damaliger Rechtspflege und Philanthropie, gefoltert, mit Zangen gekneipt, gerädert und geviertheilt. Die Geschichte steht in einem kleinen Buche, welches alle unsere Kinder kennen und eifriger lesen, als ihren Virgil oder ihre Bibel. — Ein anderes Räubernest, selbst noch in unseren Zeiten berüchtigt, war Retegno, ein kleiner Flecken zwischen Lodi und Cremona, welcher bis zum Jahre 1796 dem Herzoge von Parma gehörte. „Retegno und Räuber" ist noch jetzt eine sprüchwörtliche Redensart in der Lombardei.""

Bibliographie.

Four lectures. (Vier Vorlesungen über das Studium der Medizin.) Von Conolly. Pr. 5 Sh.

New London medical etc. pocket-book. (Medizinisch-pharmaceutisches Taschenbuch von London.) Pr. 8 Sh.

The siege of Maynooth. (Die Belagerung von Maynooth.) Ein Irländischer Roman. 2 Bde. Pr. 16 Sh.

Hogarth's works. (Hogarth's Werke.) Major's Ausgabe. 55 Kupferstiche und 12 Holzschnitte. Pr. 39 Sh.

Robinson Crusoe. — Abbildungen dazu von G. Cruikshank. 3 Theile in Einem Bd. Pr. 21 Sh.

The British story. (Die Englische Geschichte, kurz erzählt.) Mit 24 Holzschnitten und 6 Stahlstichen. Pr. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— Respekt der Malabaren vor den Europäern. Die heidnischen Malabaren nennen alle Europäer Pirindschi's (Franken), und wir haben in keiner unserer Sprachen einen Ausdruck, der so viel Abscheu und Verachtung in sich schließt. Ein Pirindschi kann, nach ihrer Meinung, weder Höflichkeit, noch Geschicklichkeit, noch Kenntnisse besitzen. Sie ziehen es vor, die Qualen des Hungers und Durstes zu ertragen, als einem Pirindschi auch nur ein Glas Wasser abzunehmen; bei einem Pirindschi in die Kost zu gehen, wäre eine infamirende Handlung. Ganze Kasten werden als verworfen angesehen, wenn Eines ihrer Glieder heraustritt, um Christ zu werden. Denn wer die Taufe empfangt, ist nach ihren Begriffen noch nichtswürdiger als der Taufende selbst; der Schüler steht unter seinen Lehrer. Die ersten Portugiesen, welche diese Küste besuchten, waren zu wenig geeignet, dies Vorurtheil hinwegzuräumen. In ihrem Bekehrungs-Eifer fragten sie ohne Umstände den Malabaren, ob er in die Kaste der Christen treten, d. h. ein Pirindschi werden wolle. Außerdem kannten sie damals noch keine der Sprachen dieses Theils von Indien und bedienten sich bei ihren Ermahnungen Muhammedanischer Ausdrücke, welche die Gemüther vollends erbitterten, weil sie selbst durch das Formelle an die verhaßten Moslim's erinnert wurden. Mehrere Umstände bestärkten die Vorurtheile der Eingebornen. Die Europäer aßen Kuhfleisch, tranken Wein, spuckten in ihren Wohnungen aus, begruben ihre Todten in Kirchen und bedienten sich sogar, gleich den verworfenen Paria's, der Thüren im Innern ihrer Häuser. Diese abgeschmackten Gewohnheiten waren hinreichend, alle Heiden entfernt zu halten. Außerdem sind diese Völker überzeugt, daß die Brahmanen allein das göttliche Gesetz studiren können und daß die Wissenschaft ein Privilegium ihrer edlen Kaste ist, während Unwissenheit den geringeren Kasten von Rechtswegen zukommt. Sie glauben daher, ein Franke könne zwar tapfer und begütert sein (wie die Kasten der Krieger und Kaufleute); aber nie sei es ihm möglich, den Adel und die Weisheit der Brahmanen zu erreichen. (Journal Asiatique.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 142. Berlin, Montag den 24. Dezember 1832.

Portugal.

Die Portugiesischen Dichter.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum bei Leuten, die ohne Sachkenntniß urtheilen, daß die Portugiesische Sprache nur ein Dialekt der Spanischen sey, von einem bigotten ungebildeten Volke gesprochen werde, und daß es in derselben, außer Camoens' Lusiade, kein Werk gebe, das gelesen zu werden verdient. Diese Idee ist ganz falsch. Daß die Portugiesische und die Spanische Sprache nahe verwandt sind, kann nicht bestritten werden und läßt sich a priori beweisen, da sie Schwester-Sprachen sind, von den nämlichen Eltern erzeugt, — deren sie, beiläufig gesagt, ein doppeltes Paar haben, nämlich die Lateinische und die Celtische, die Gothische und die Arabische Sprache. Doch, wie das in Familien öfter der Fall ist, ihr Charakter ist ganz verschieden. Die Portugiesische ist übrigens die ältere Schwester. Ihre eigenen Autoren nennen sie sogar die erstgeborene Tochter der Lateinischen Sprache, und der Anspruch mag wohl begründet seyn, wenn wir das hohe Alterthum eines noch jetzt vorhandenen Fragments eines Gedichtes anerkennen, das im Jahr 1187 aufgefunden seyn und von der Zeit so gelitten haben soll, daß beinahe nur noch 30 Zeilen lesbar waren. Dieses Gedicht soll, nach der Meinung der Portugiesischen Gelehrten, Roderich, den letzten Gothischen König von Spanien, zum Verfasser haben und wäre demnach aus der Zeit der Eroberung der Halbinsel durch die Araber im Anfang des achten Jahrhunderts. Dieses Alter und dieser Verfasser würden beweisen, daß die Portugiesische Sprache einst in dem ganzen Lande gesprochen wurde. Doch wenn dies Werk auch nicht vom König Roderich ist, so muß ein Manuskript, welches im 12ten Jahrhundert bereits durch Alter unleserlich war, selbst im Vergleich mit der Romanischen oder Provençalischen Sprache, alt seyn, und die geringe Anzahl Arabischer Wörter, die man darin antrifft (wir erinnern uns, nur deren zwei gefunden zu haben: Almirante und Gibraltar), bestärkt unsere Ueberzeugung, daß es nicht viel jünger seyn kann, als das ihm beigelegte Datum. Die Sprache in diesem Fragment ist nicht schwerer zu verstehen, als die von Chaucer oder Gower, und ein Liedchen, welches unter dem ersten Beherrscher von Portugal, Graf Heinrich, der 1112 starb, geschrieben wurde, ist selbst uns Ausländern des 19ten Jahrhunderts vollkommen verständlich. — Nachdem wir so das Alter der Portugiesischen Sprache festgestellt haben, müssen wir noch bemerken, daß sie gänzlich von der großen Zahl Kehllaute frei ist, welche die Spanische Sprache charakterisiren, und daß sie an Sanftheit der Italiänischen gleichkäme, wenn ihr Wohllaut nicht durch gewisse Endungen auf am, em und ão oder om entstellt würde, deren Nasenlaut, obgleich dem Französischen einigermaßen ähnlich, dennoch von keinem anderen als einem eingeborenen Organ gehörig ausgesprochen werden kann.

Daß Portugal eine lange Zeit hindurch bigott und ungebildet war, muß leider zugegeben werden. Doch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert stand es mit den kultivirtesten und unternehmendsten Nationen Europa's wenigstens auf gleicher Stufe. Damals gab der wissenschaftliche Eifer und Unternehmungs-Geist eines ihrer Fürsten, des Prinzen Heinrich, den Impuls zu jenen geographischen Entdeckungs-Reisen, welche ihre muthigen und geschickten Seeleute nach Ostindien führten und Kolumbus den kühnen Gedanken eingaben, den gewünschten Punkt in entgegengesetzter Richtung zu suchen, und so die Entdeckung der neuen Welt veranlaßten. Und als die Portugiesen, vermöge ihrer astronomischen und nautischen Geschicklichkeit, das erwünschte Ziel erreicht hatten, fanden sie in ihrem kühnen Muth und der in den Kämpfen mit den Mauren erlangten Kriegskunst die Mittel, mit einer Handvoll Menschen, von dem kleinsten Königreich Europa's ausgesandt, jene gefürchteten Muhammedaner zu besiegen, die Asien erobert hatten, und der Portugiesischen Herrschaft unermeßliche und reiche Gebiete zu unterwerfen. In dieser Periode politischen Glanzes war es, wo die noch jetzt als klassisch erkannten Portugiesischen Schriftsteller blühten. Doch Portugal's Größe war nicht von Dauer. Dom Sebastian's kindische Unbesonnenheit tränkte die Afrikanischen Sandwüsten mit dem besten Blute seines Landes. Seine Krone, ihrer kühnen Vertheidiger beraubt, fiel, mehr eine Last als ein Schmuck, auf das Haupt seines Groß-Oheims, des Kardinals Heinrich, eines Mannes, den sein Alter und sein mönchisches Wesen gleich untauglich machten, unter schwierigen Umständen zu regieren, und nach dessen Tode wurde sie der Macht, dem Golde und der Hinterlist Philipp's II. zur Beute. Das unterjochte Portugal verlor seine Kraft. Seine Kolonieen wurden von den Holländern erobert, und seine Schriftsteller schrieben in schlechtem Spanisch. Wunderbar scheint es, daß jene wiedererwachte Energie der Portugiesen, welche das Spanische Joch abschüttelte, um den rechtmäßigen Thronerben, den Herzog von Braganza, zum König zu krönen, welche den Holländern einige der entrissenen Kolonieen wieder abnahm, nicht auch ihre geistigen Kräfte neu belebte. Einer ihrer Schriftsteller, Francesco Manuel de Nascimento, schreibt dies den langwierigen Kriegen zu, die sie zu bestehen hatten; allein, wem ist es unbekannt, daß die Literatur der Griechen mit ihrem kriegerischen Ruhm zugleich in höchstem Glanze strahlte? Die schreckliche Inquisition, mit ihrer despotischen Gewalt und ihrem angeborenen Abscheu gegen alle Aufklärung, bietet eine nur zu natürliche Lösung des Räthsels. Als zweite Ursache möchte wohl noch die lange Vernachlässigung der Literatur und Wissenschaften von Seiten des Hofes und des hohen Adels in Portugal hinzukommen; und doch Camoens schrieb zur Zeit dieser Vernachlässigung, die sich nicht auf Literatur allein erstreckte, und wenn Camoens in einem Hospitale starb, so hatten mehrere Generale, die ihrem undankbaren Vaterlande halb Indien eroberten, kein besseres Loos. Doch Indiens Reiche fanden neue Eroberer; Camoens aber blieb ohne Nachfolger bis beinahe hundert Jahre nach der wiederhergestellten Unabhängigkeit Portugal's. Zwar schrieben bald nach jener Revolution mehrere Schriftsteller wieder in Portugiesischer Sprache; allein sie brachten alle die Fehler mit, die damals die Spanische Literatur entstellten, und denen sie noch die von Marini in die Italiänische Literatur eingeführte Künstelei hinzufügten. Erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte der Portugiesische Genius wieder auf, wahrscheinlich in Folge der kräftigen und nationalen Verwaltung des Marquis von Pombal und des neuen Impulses, den er, unter so vielen anderen Reformen, der vorher gänzlich unbedeutenden Universität zu Coimbra gab.

Der dritte Punkt des geringschätzigen Urtheils über Portugiesische Literatur, als gäbe es in derselben, außer der Lusiade, kein lesenswerthes Werk, ließe sich durch die vor uns liegenden fünf Bände des „Parnaso Lusitano" und der „Adozinda" vielleicht am besten widerlegen; wir müssen jedoch einige Worte über den allgemeinen Charakter der Portugiesischen Literatur, oder vielmehr ihrer Poesie, auf die wir uns hier beschränken wollen, voranschicken, ehe wir es versuchen, bei unseren Lesern einiges Interesse für die Sprache und die Schriften eines zu lange verkannten Volkes zu wecken.

Die Portugiesische Poesie ist von der des Schwester-Reiches auf der Halbinsel gänzlich verschieden. Sie ist völlig frei von den Ausschweifungen und häufigen Abgeschmacktheiten, welche dieser von klassischen Kritikern vorgeworfen werden. Allein, nach unserem Urtheil, bezahlt sie diesen Vorzug sehr theuer durch Mangel an Eigenthümlichkeit und Nationalität. In allen Ländern war die Dichtkunst, unseres Wissens, die freie Geburt des eingebornen Genius. In Spanien, so wie in England, waren die Schriftsteller einer aufgeklärteren Zeit zu sehr von demselben Geiste und denselben Neigungen durchdrungen, die den ersten dichterischen Versuchen das Daseyn gaben, um die rohen Weisen ihrer ungebildeten Vorgänger zu verschmähen; sie widmeten vielmehr ihre höhere Kenntniß und klassische Bildung der Vervollkommnung und Verfeinerung der vaterländischen Muse. In Portugal hingegen, so wie in Italien, scheint das Studium der Klassiker den Geschmack für alles Andere verdrängt zu haben. Die einfache Chacra aus früherer Zeit, die mit der Spanischen Romanze und der Englischen Ballade Aehnlichkeit hat, wurde verächtlich hintangesetzt. Diese Chacras waren, so viel uns bekannt ist, gleich den Spanischen Romanzen, mit einem eigenthümlichen Reim ausgestattet, welcher auf der Halbinsel asonancia hieß: ein unvollkommener Reim, in welchem bloß auf die Vokale Rücksicht genommen wird. In Portugal hat sich die Assonanz mit den Chacras verloren, und bis vor wenigen Jahren hielt sie kein Literat seiner Aufmerksamkeit werth. Das höchste Streben des Patriotismus und des Nationalgefühls ging nicht weiter, als die Muttersprache in die Formen antiker Muster zu gießen und in dieser klassisch-Portugiesischen Versart vaterländische Gegenstände zu besingen. Gleiches Streben hat, in vielen Punkten wenigstens, große Aehnlichkeit zwischen der Portugiesischen und Italiänischen Literatur erzeugt, nur unterscheidet sich die Portugiesische von jener durch einen gewissen Anstrich von Philosophie und Schwermuth, der mehr mit der nordischen Muse verwandt ist. Diese Aehnlichkeit verleitete vermuthlich die Portugie-

lischen Dichter, von den Italiänischen mehrere metrische Formen zu entlehnen, als die achtzeilige Stanze, die Terzina, die Canzone, das Einschalten reimloser Verse u. s. w. Das einzige wirklich nationale Metrum, welches sich, so weit wir wissen, erhalten hat, ist die Redondilha, und dies wird nur wenig gebraucht.

Die Portugiesische Literatur ist demnach reich an Oden, Eklogen, Idyllen und Sonnetten, auch einige mittelmäßige Epopaen besitzt sie; aber das Drama, so reich in Spanien, ist hier ein fast unbebautes Feld. Nur Ein klassisches National-Trauerspiel besitzt sie, und zwar von Ferreira, einem der ersten Schriftsteller, der seine Muse Portugiesisch reden ließ. Auch einige Lustspiele schrieb er, so wie sein Freund Sa de Miranda, in welchen er viel komisches Talent zeigte und den Gil Vicente, den wahren Portugiesischen Plautus, dessen nationale, komische, aber rohe und ungeschlachte Stücke jetzt nicht mehr geachtet werden, hinter sich zurück ließ. Allein die kalte klassische Einfachheit der Form dieses Schriftstellers sprach den modernen Geschmack zu wenig an, um Leidenschaft für scenische Darstellung zu wecken, ohne welche kein Theater gedeihen kann. Ferreira fand wenig Nachahmer. Seine Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger zogen das Epos dem Drama vor; die Bühne erhielt sich von Uebersetzungen, und erst seit dem Wiederaufleben der Portugiesischen Literatur sind Original-Dramatiker erstanden.

Wo von dem Portugiesischen Epos die Rede ist, denkt wohl ein Jeder gleich an Camoens Lusiade, und der Ruhm dieses großen Dichters steht so hoch, seine Werke sind in ganz Europa durch Uebersetzungen so bekannt, daß wir uns enthalten, hier, wo wir nur das weniger Gekannte einführen wollen, von ihnen zu sprechen. Die Lusitanischen Dichter, die in seine Fußtapfen traten, blieben so weit hinter ihm zurück, daß wir hier den Raum mit ihren Namen nicht anfüllen wollen. Die Gattungen, in welchen sich Sa de Miranda, Bernadim Ribeyra, Bernardes, Pereira, Fernão Alves de Oriente, Lobo, der Dramatiker Ferreira und Andere hervorthaten, waren vorzüglich Eklogen und Idyllen, und nächst diesen besonders lyrische Gedichte und Cartas, eine Art didaktischer Episteln.

Unter denen, welche vor 70 oder 80 Jahren gleichsam plötzlich auftauchten, um zu zeigen, daß der Portugiesische Genius zwar lange geschlummert habe, aber nicht gestorben sey, sind die berühmtesten: Garção und Diniz. Ihnen folgten Domingo dos Reis, Quita im Hirtengedicht vorzüglich, Claudio Manoel da Costa (besonders zu merken als der erste Brasilianische Mitbewerber um literarischen Ruhm) und sein Landsmann Gonzaga. Doch diese Amerikanischen Schriftsteller brachten sich selbst um den Vortheil, den sie aus ihrer lokalen Lage hätten ziehen können, indem sie bloß als klassische Portugiesen schrieben, anstatt dichterische Schilderungen der neuen Welt zu geben. Diese Klippe vermied ein anderer Brasilianer, J. Bazilio de Gama. Sein Uraguay ist ein Amerikanisches Epos, und wenn auch der Genius des Dichters seinem Gegenstand leider nicht gewachsen war, so geben Brasilianischer Stoff und Kolorit seinem Werke doch ein gewisses Interesse. Um diese Zeit bereicherte Antonio José, ein Jude, die Bühne mit einer Anzahl National-Lustspiele oder vielmehr komischer Opern, welchen es, obgleich sie den besseren Französischen und Englischen Lustspielen nicht gleich kommen, doch keineswegs an Witz, Humor und komischem Effekt fehlt.

Die Zahl der bereits verstorbenen Dichter, welche das Ende des letzten und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zierten, ist zu groß, um sie alle hier aufzuführen; wir wollen daher nur die berühmtesten erwähnen. Manoel Barbosa du Bocage *) war der berühmteste Improvisator in einem Lande, wo dies Talent fast eben so gewöhnlich ist, wie in Italien. Francisco Manoel do Nascimento wird als der Portugiesische Boileau oder vielmehr Horaz betrachtet, da er ein vorzüglicher lyrischer Dichter und zugleich ein scharfer Satiriker und Kritiker war. Joam Baptista Gomez war der erste tragische Dichter neuerer Zeit, und seine „Nova Castro" behauptet noch immer den ersten Rang auf der Portugiesischen Bühne. Dies Stück steht als Gedicht weit hinter Ferreira's „Castro" zurück, übertrifft aber dieses klassische Trauerspiel bei weitem an dramatischem und theatralischem Effekt. Diesen Namen kann man noch beifügen: Nicolau Tolentino, ein besonders nationaler Satiriker, Domingos Maximiano Torres, ein vorzüglicher Eklogen- und Canzonendichter, Antonio Ribeiro dos Santos, zierlicher Nachahmer Ferreira's, und der Brasilianer A. P. Souza Caldas, der als einer der besten lyrischen Dichter neuerer Zeit geschätzt wird.

Von noch lebenden Portugiesischen Dichtern sind die vorzüglichsten: J. M. da Costa e Silva, J. A. de Macedo, J. F. de Castilho, der in seinem sechsten Jahre erblindete, B. M. Curvo Semedo, J. Evangelista de Moraes Sarmento, J. B. Pimentel Maldonado und seine Schwester Marianna; noch drei andere Frauen: die Vicomteße von Balsamao, aus dem Hause Guimaraens, welche, über 70 Jahre alt, noch herrliche lyrisch-erotische Gedichte schreibt, Dona Francesca de Paula Pozzolo da Costa und Dona Leonor d'Almeida; ferner M. E. S. d'Aguiar, A. J. Osorio de Pina Leitão, ein Brasilianer, F. de Paula Medina e Vasconcellos, aus der Insel Madeira gebürtig, J. B. Leitão d'Almeida Garrett und Luiz da Silva Mozinho d'Albuquerque. Die Schriften dieses Letzteren sind bereits so zahlreich und mannigfach, daß wir hoffen, ihnen in Kurzem einen besonderen Artikel widmen zu können. Einen großen Theil der Werke dieses Dichters füllen Schmähungen gegen Französische Ehrsucht, und poetische Huldigungen, dem Helden Englands dargebracht, dem Portugal seine Unabhängigkeit verdankt. Es soll sogar ein episches Gedicht von Vasconcellos existiren, dessen Stoff der Krieg auf der Halbinsel ist; wir konnten dessen aber nie ansichtig werden.

*) Auswärtige Namen kommen nicht selten vor, da sich häufig Engländer, Franzosen und Deutsche in Portugal niederließen, deren Nachkommen indessen als Portugiesen betrachtet werden müssen.

Wir kommen, nach dieser etwas langen Einleitung, zu dem uns vorliegenden Parnasso Lusitano. Die Einleitung in Prosa ist von Almeida Garrett, und sehr lehrreich, obgleich ein starker Anstrich von National-Parteilichkeit und vielleicht National-Gefühl ihren kritischen Werth in den Augen des Ausländers schwächen muß. Der Sammler, P. J. de Fonseca, scheint seinem Mitarbeiter weit nachzustehen und hätte vielleicht eine bessere Auswahl treffen können. Er hat die in dieser Sammlung enthaltenen Stücke auf gewöhnliche Weise nach den Dichtungsarten eingetheilt; wir werden indeß dieser Eintheilung nicht folgen, sondern da die Portugiesische Poesie zwei große Hauptepochen hat, so wollen wir zuerst bei einigen Dichtern aus dem 16ten Jahrhundert verweilen und dann zu der neueren Schule übergehen.

Der erste Dichter, den wir unseren Lesern vorstellen, ist unser Liebling, Antonio Ferreira, ein Edelmann und ausgezeichneter Rechtsgelehrter, der im Jahre 1528 geboren wurde und vor dem 40ten Jahre starb. Ferreira kam, nach unserem Urtheil, allen seinen Freunden und Nebenbuhlern, — den einzigen Camoens vielleicht ausgenommen — fast in allen Dichtungsarten gleich, doch das Meisterstück, welches seinen Ruhm gründete, ist sein Trauerspiel Castro. Dies war die zweite Tragödie in neuerer Sprache, und seine Landsleute legen nicht wenig Werth darauf, daß es der ersten, nämlich Trissino's „Sophonisbe", so nahe folgte, daß kaum anzunehmen ist, der Portugiese habe das Italiänische Stück gekannt. Der Inhalt des Trauerspiels Castro gründet sich auf die Geschichte oder vielmehr Katastrophe der Liebe des Dom Pedro, Infanten von Portugal, und der Dona Inez de Castro. Nachdem sie sich, bei Lebzeiten der ersten Frau des Dom Pedro, lange geliebt hatten, heiratheten sie sich heimlich nach ihrem Tode. Inez lebte in der Einsamkeit an den Ufern des Mondego (der Ort heißt noch jetzt Quinta das Lagrimas, der Thränengarten) und wurde hier Mutter von vier Kindern. In den Augen der Welt galt sie nur für die Geliebte des Prinzen, allein die Feinde ihrer Familie entdeckten das Geheimniß ihrer Heirath, und da sie ihren künftigen Einfluß als Königin fürchteten, überredeten sie den König, daß das Interesse des Landes den Tod der Geliebten oder Frau seines Sohnes heischte. Demzufolge wurde sie mit des Königs Einwilligung, während einer zufälligen Abwesenheit ihres Gemahls, ermordet. Die Verzweiflung des Witwers suchte Linderung in der blutigen Rache, die ihn mit dem Namen des Grausamen brandmarkte. Nachdem er jedoch seine Wuth durch die Qualen und den Tod ihrer Mörder gestillt hatte, wurde seine wahnsinnige Heftigkeit zu einer stillen, aber unbeugsamen Strenge, die ihm den rühmlicheren Beinamen des Richterlichen erwarb. Diese Geschichte ist an sich höchst tragisch. Ferrara's Behandlungsart ist dramatisch, allein der klassischen Einfachheit zu Liebe ließ er diejenigen Scenen aus, welche zugleich dramatisch und tragisch gewesen wären. In seinem Stücke findet sich keine Zusammenkunft der Liebenden, keine Anstrengung des Gatten, sein angebetetes Weib zu retten. Der erste Akt zeigt uns die heiße Liebe Beider und Inez's Furcht vor ihren Feinden, ihre Angst, daß ihre Heirath entdeckt werden möchte, und ihr Vertrauen zu der Festigkeit ihres Gatten. Im zweiten bereden ihre Feinde den widerstrebenden König, ihren Tod zu genehmigen. Im dritten warnt man sie vor dem ihr bevorstehenden Schicksal. Im vierten geht es in Erfüllung, trotz dem anscheinenden Erfolg ihrer Bemühungen, ihren Schwiegervater zu erweichen. Den ganzen fünften Akt füllt Dom Pedro's Verzweiflung und Androhung seiner Rache. Ein Chor nimmt lebhaften Theil an der Handlung und singt in den Zwischen-Akten passende lyrische Verse.

Wir haben Ferreira, wegen seines poetischen Verdienstes und des hohen Aufschwungs seiner Muse, die erste Stelle angewiesen, die eigentlich dem Sa de Miranda gebührt hätte, wenn wir das Datum seiner Schriften, seinen Rang und eine Art von Vorzug, den ihm gleichzeitige Dichter einräumen, in Betracht ziehen. Senhor Garrett nennt ihn „den wahren Vater Portugiesischer Dichtkunst, den Dichter der Vernunft und der Tugend." Er führte das Italiänische Metrum ein, in welchem er Eklogen, Idyllen u. s. w. schrieb; dennoch beruht jetzt sein Ruhm hauptsächlich auf seinen Castas, didaktischen Episteln, die in dem eigenthümlichen Portugiesischen Redondilha-Versmaaß geschrieben sind. Als sein Meisterstück wird seine Epistel an König Johann III. betrachtet, die in Quintilhas oder fünfzeiligen Stanzen, welche nur einen regelmäßig abwechselnden Doppelreim haben, geschrieben ist.

Der dritte und letzte Dichter dieser glänzenden früheren Periode ist Diogo Bernardes, der vorzüglich wegen der einfachen und melancholischen Lieblichkeit seiner Hirtengedichte berühmt ist, doch die Hirtenflöte spricht unser nach starken Reizungen begehrendes Zeitalter so wenig mehr an, daß der Portugiesische Theokrit sich jetzt wohl wenig Beifall versprechen darf, und selbst seine beste Ekloge „Marilia" schwerlich einen geduldigen Leser finden dürfte, besonders da die Terza Rima, in welchem sie geschrieben ist, wenn sie auch vielleicht im Original der süßen Schwermuth seiner klagenden Schäfer höheren Reiz giebt, dennoch für den modernen Geschmack und unsere markigeren Sprachen zu einförmig und schleppend ist.

(Schluß folgt.)

Italien.

Rubini, der Sänger.

(Schluß.)

Italien ist das Land, wo man den vortrefflichsten Schlag von Ehemännern antrifft; die Eifersucht, diese bald innerlich wüthende, bald laut ausbrechende Leidenschaft, welche die Rache ersinnt und

ausführt, stört niemals die Ruhe ihres Gemüths. Nichts als den häuslichen Frieden, das Glück seiner theuren Ehehälfte, wünscht dieser Muster-Gatte, dieser Typus eines Ehemannes, dessen Nachsicht keine Gränzen kennt. Findet man wohl in Frankreich solche Gatten? Und doch wagt man es, die Italiäner eifersüchtig zu nennen! Aber man überschreite die Meerenge von Messina, und man findet den Dolch, das Gift, den Strick und das Gefängniß stets bereit, die den Sicilianischen Gatten zugefügten Beleidigungen zu rächen. Diese Herren verstehen keinen Spaß in solchem Punkt; wehe dem Tenoristen, dem Bassisten, oder selbst dem Buffo, der es sich herausnimmt, seine Blicke zu lange auf einer Loge ruhen zu lassen.

Als Rubini in Palermo ankam, stellte er sich einer Fürstin vor, deren Namen ich verschweige; er überbrachte ihr ein Empfehlungsschreiben und wurde mit der Freundlichkeit aufgenommen, welche seine Person und sein Talent verdienten. Nachdem Rubini auf diese Weise die Pflichten der Höflichkeit erfüllt hatte, erschien er auf der Bühne, und ohne Böses zu denken, ohne irgend einen Anspruch auf das Herz seiner schönen Beschützerin zu machen, unterließ er doch nicht, ihr einen ehrerbietigen Blick zuzuwerfen und seine glänzendsten Passagen nach der Seite hin zu singen, wo die Fürstin saß. Ihr Gemahl war von Natur eifersüchtig und wenig erfreut über diese musikalische Huldigung. Er wandte deshalb ein Mittel seiner Art an, um diesen unschuldigen Galanterieen ein Ende zu machen. Rubini hatte in einer Oper gesungen; die Vorstellung war glänzend gewesen, und er verließ das Theater noch ganz begeistert von dem Feuer der Musik und von dem Lärm des Beifalls. Zwei Männer erwarteten ihn an der Thür; sie folgen ihm, packen ihn bei den Armen, verbinden ihm die Augen und schleppen ihn fort, um ihn zu erdolchen und dann ins Meer zu stürzen. Er konnte nicht um Hülfe rufen, und übrigens inkommodirt sich in Palermo auch Niemand wegen solcher Expeditionen; es ist immer ein Mächtiger, der sie anbefohlen hat, und seine Befehle müssen geachtet werden. Rubini empfahl seine Seele Gott und glaubte, in seinem Leben keine Cavatine wieder zu singen, als einer der Banditen ihn als seinen Gönner erkannte, ihm erzählte, welches Verbrechens er beschuldigt würde, zu welcher Strafe er verurtheilt sey, ihn dann losließ und ihn ermahnte, so rasch als möglich zu entfliehen. Dieser gutmüthige Bandit war ein Dilettant niederen Ranges, enthusiastisch für Gesang und Theater eingenommen, eine Art von Lazaroni, dem unser Tenorist oft ein Freibillet gegeben hat. Niemals war eine Freigebigkeit dieser Art besser angewendet gewesen; ihr verdanken wir die Erhaltung der Kehle Rubini's, welche ein für den Reiz der Harmonie nicht empfänglicher Bandit ohne Erbarmen abgeschnitten haben würde. Der Tenorist Bonetti mußte eine etwas ernstere Spielerei mit dem Leben büßen; er war wirklich schuldig, man vergiftete ihn; so behandeln die Cavalleri in Palermo ihre Nebenbuhler.

Rubini kehrte im Jahre 1819 nach Neapel zurück; er fand daselbst Mlle. Chomel, eine Schülerin des Pariser Konservatoriums, welche sich schon in der Elisabeta in der Rolle des Pagen bemerklich gemacht hatte. Sie machte sehr viel Glück im Gianni di Parigi, einer Oper von Morlacchi; und endlich erhob die Rolle des Calbo in Maometto, von Rossini, diese Virtuosin zu einer des ersten Ranges. Rossini setzte seinen Barbier von Sevilla in Scene. Galli, ein vortrefflicher Figaro; Casaciello, ein Buffo voller komischer Laune; Lombardi, Rubini und Mlle. Chomel gaben eine Unzahl von Vorstellungen dieser Oper, welche das Publikum mit immer neuem Vergnügen hörte. Almaviva-Rubini drückte der Rosine-Chomel so oft seine liebevolle Glut aus und heirathete sie so oft vor dem Fall des Vorhanges, daß er den Wunsch empfand, dieses Band, welches so oft zum Schein abgeschlossen ward, auch für's Leben zu knüpfen. Mlle. Chomel wurde Madame Rubini. Es ist ein Unglück für dieses so gut zusammenpassende Paar, für die musikalische Kunst, daß kein Kind aus dieser Verbindung entsprossen ist, welches auf das Erbe der Stimme des Vaters und der Mutter Anspruch machen könnte.

Barbaja verlor im Jahre 1824 die Direction der Neapolitanischen Theater; er ließ alle seine Sänger nach Wien kommen, wo sich damals die zahreichste nnd schönste Opern-Gesellschaft zusammenfand, die man sich nur denken kann. Die Tenoristen waren: David, Rubini, Donzelli und Cicimara; Bassisten: Lablache, Ambroggi, Botticelli und Bassi; neun Prima Donnen, von denen die meisten einen großen Ruf hatten, und die anderen ihn später erlangten, vervollständigten diesen bewundernswürdigen Verein. Man hörte in Wien zusammen oder abwechselnd, die Fodor, die Rubini, Mombelli, Eckerlin, Unger, Sontag, Ginditta Grisi, Dardanelli und Grimbaun (Grünbaum?). Mercadante schrieb damals seinen Podesta di Burgos. Rubini, Lablache und Madame Mainvielle-Fodor spielten darin die Hauptrollen und verschafften der Oper einen glänzenden Erfolg.

Nach diesem siegreichen Feldzuge kehrte Rubini nach Neapel zurück und kam endlich nach Paris, wohin sein Ruf ihm vorausgeeilt war. Er debütirte daselbst im Theater Favart wenige Tage nach Eröffnung desselben, am 6. Oktober 1825, als Ramiro in der Cenerentola. Man erinnert sich der Sensation, die er machte, als er bei seinem Eintritt eine Cavatine von Raimondi sang. Der wunderbare Reiz seiner Stimme, seine zierliche und reine Methode, hatten die ganze Versammlung hingerissen; die Kühnheit seiner Ausführung in der Arie des zweiten Aktes setzte dieselbe in Erstaunen; enthusiastischer Beifall begleitete ihn durch die ganze Vorstellung. La Donna del Lago, in welcher er uns die berühmte Cavatine Ermione's Se sorda a mesto pianto, hören ließ; la Gazza Ladra, in welcher das Haupt-Duett: Forse un di conoscerai, welches in Paris niemals gesungen worden war, von Rubini und der Mombelli vorgetragen wurde; Otello, worin er die Hauptrolle mit überwiegendem Talent spielte und sang, steigerten seinen Ruf und seine Gunst beim Publikum auf den höchsten Grad, und Rubini verließ unsere Hauptstadt, den Beifall und das Bedauern unserer Dilettanten, so wie den Titel: „König der Tenoristen" mit sich nehmend, welchen die Journalisten ihm zuerkannt hatten.

Er kehrte im Jahre 1826 nach Neapel zurück und ging von dort nach Mailand, wo Bellini die schöne Rolle des Gualtiero im Piraten für ihn schrieb. Im Jahre 1827 war er von neuem für Wien engagirt, von wo er nach Mailand zurückkehrte. Donizetti komponirte damals die Anna Bolena, und Bellini die Sonnambula, welche auf dem Theater Carcano von Rubini, Galli und Madame Pasta aufgeführt wurden. Während dieses Zeitraums von 5 Jahren ist die Stimme unsers Tenoristen kräftiger und glänzender geworden, ohne deshalb etwas von ihrem Reiz und ihrer Leichtigkeit zu verlieren.

In London debütirte er mit seiner Frau in dem Piraten, und sie gefielen so sehr, daß sie nach der Vorstellung auf der Bühne erscheinen mußten. Obwohl Madame Rubini noch auf dem Theater glänzen und eine mit eben so viel Talent als Glück betretene Laufbahn verfolgen könnte, so hat doch ihr Gatte gewollt, daß sie ihren dramatischen Arbeiten ein Ziel setze; er ist stark genug, um sich allein mit der Sorge für ihr Vermögen zu beschäftigen. Rubini hat 15 Jahre lang im Solde von Barbaja gestanden, welcher über die Person und über die Stimme seiner Sänger verfügte, wie es gerade die verschiedenen Unternehmungen, die er leitete, erforderten. Er trat Rubini in jener Zeit verschiedenen Hauptstädten Europa's ab, die ihn mit Gold aufwogen, und diese Vermehrung der Einnahmen fiel in die Kasse des Unternehmers. Erst seit zwei Jahren genießt Rubini seine Freiheit und alle seine Vorzüge; auch vermehrte sich schon im ersten Jahre seine Einnahme um das Doppelte, indem er mit seiner Frau in diesem Jahre 125,000 Frcs. erhielt, während sie von Barbaja nur 60,000 Frcs. erhalten hatten.

Nach einer nur zu langen Abwesenheit entzückte Rubini, der in so gutem Andenken stand, wieder das Pariser Publikum. Am 1sten September 1831 erschien er auf unserm Italiänischen Theater in der Anna Bolena, und zeigte uns von neuem sein Talent als dramatischer Sänger. Der Pirat, die Nachtwandlerin, die Italiänerin in Algier, Don Juan und viele andere Opern gaben Rubini Gelegenheit, seine herrlichen Mittel vor uns zu entfalten. — Die Arie des Don Juan: Il mio tesoro, von so reiner Melodie und über die Mozart den ganzen Reiz seiner Melancholie ausgegossen hat, ist ein wahres Wunderwerk, wenn Rubini sie singt. Der Deutsche Tenorist Haitzinger hat sie uns um einen Ton höher hören lassen; Rubini könnte ohne Zweifel dieselbe Veränderung vornehmen; seine Stimme, immer zur Höhe geneigt, fürchtet die Transpositionen dieser Art nicht; aber als Mann von Geschmack und als geschickter Sänger hat er es vorgezogen, die Melodie unverändert zu lassen, um mehr Spielraum für die Verzierungen zu haben, die er hinzufügt.*)

Rubini ist 5 Fuß 3 Zoll groß; sein Gesicht ist sehr angenehm, der Ausdruck desselben höchst dramatisch, und der Sänger wird, wo es erforderlich ist, ein vortrefflicher Schauspieler. Seine Stimme ist ein hoher Tenor, der von E bis C in der Bruststimme, und im Falset bis zum zweigestrichenen A geht. Man bemerkt in der Stimme Rubini's ein gewisses Zittern bei den gehaltenen Noten; aber statt daß dies als ein Fehler erschiene, vermehrt es vielmehr den Ausdruck bei den pathetischen Zügen, welche häufig in den Rollen vorkommen, die für diesen Sänger geschrieben sind. Mit so vielen Mitteln, zu gefallen und zu verführen, verbindet Rubini eine immer hinreißende Begeisterung und einen Ausdruck im Ton, der die Seele trifft, weil er vom Herzen und nicht aus der Kehle kömmt. Es ist der vollkommenste Sänger, den ich jemals gehört habe; es ist das musikalische Wunder unserer Zeit; und, mögen es mir die verführerischsten Prima-Donnen nicht übel nehmen, es ist die Stimme, welche die sanftesten und lebhaftesten Empfindungen in mir erweckt hat. — Ich will meine Erzählung als Geschichtsschreiber bis zu dem Tage fortsetzen, wo dieser Artikel erscheinen soll, und so füge ich denn hinzu, daß Rubini, nachdem er uns im Frühjahr 1832 verlassen hatte, wieder nach Italien ging, und sich seit dem Monat September wieder in Paris befindet, und daß er uns noch lange Zeit hindurch entzücken wird, da der Direktor unseres Italiänischen Theaters ihn auf drei Jahre engagirt hat. (R. d. P.)

*) Vor einem Deutschen Publikum würden diese Verzierungen, die der Mozart'schen Musik hinzugefügt werden, schwerlich Gnade finden.

Bibliographie.

Le feste antiche d'Italia. (Die alten Feste Italiens.) Taschenbuch auf d. J. 1833. Turin.

L'uso del mondo. (Ueber den Umgang mit Menschen.) Pr. 1 Ltr. Opere poetiche. (Dichtungen.) Von G. Colleoni. Mailand.

Terzine. (Terzinen, dem Andenken Antonio Cesari's gewidmet.) Von Francesco Villardi. Modena.

Saggio del gusto. (Versuch über den Geschmack und die schönen Künste.) Von Mario Pagano. Lugano.

England.

The History of Ireland. (Geschichte Irlands, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage ꝛc.) Von John Lawleß. Erste Abtheilung. London, 1832.

Die authentische Geschichte Irlands beginnt ungefähr mit der Englischen Invasion unter Heinrich II. Die Geschichtsbücher, welche die Zeiten vor dieser Periode beschreiben, sind eben so unzugänglich, schlecht erhalten und voller Fabeln, wie die Russischen

Chroniken in Sklavonischer Sprache, die in Königlichen Büchersammlungen aufbewahrt werden. Die Werke von Keating, O'Flaherty und O'Connor, deren Name der unwissende Hause mit frommer und sklavischer Andacht verehrt, dürfen nur mit der äußersten Behutsamkeit benutzt werden. Keating glaubte entweder wirklich die abgeschmacktesten alten Legenden, oder stellte sich, als wenn er sie glaubte, brachte sie auch wohl in Umlauf und mischte auf unverzeihliche Weise wirkliche Facta und Mährchen so durch einander, daß es weit mehr Arbeit kosten würde, das Körnchen historischer Wahrheit aus dem Wust falscher Angaben herauszusuchen, als die Geschichte neuerdings zu schreiben. Indessen schmeichelte er durch diese Vermischung wahrer und erdichteter Begebenheiten der National-Eitelkeit, und gab jenem Glauben an die alte Größe und Herrlichkeit Irlands, dem sich das Volk so gern überläßt, willkommene Nahrung, und so gelang es ihm in seltenem Grade populär zu werden, ohne glaubwürdig zu seyn. Dasselbe läßt sich von den beiden anderen Geschichtsschreibern sagen, so daß wir in der That bis jetzt keine unparteiische und wahrhafte Geschichte von Irland haben.

Herr Lawleß, obgleich einer heftigen Partei angehörend, ist doch weit besonnener als Englische Leser wohl vermuthen durften. Der Mann ist allerdings ein großer Enthusiast; doch sein Buch beweist, daß, so entschieden auch seine Meinungen über gewisse politische Fragen seyn mögen, er doch den Beinamen des „ehrlichen Jack Lawleß" nicht bloß dem Vorurtheile seiner Bewunderer verdankt. In seinem Abriß der Geschichte Irlands zeigt er sich als ein wahrhaft rechtlicher Mann. Zwar ist er ganz Irländer und sieht Alles was sein Vaterland betrifft durch das Vergrößerungsglas seines Patriotismus; dennoch, wenn wir bedenken, wie nahe er bei den meisten lokalen Beschwerden betheiligt war, und daß er sein Leben hindurch von ganzer Seele die erbitterten Parteikämpfe mitfocht, so müssen wir gestehen, daß der gemäßigte Ton seines Werkes uns angenehm überraschte.

Ueber die früheren Perioden der Geschichte Irlands läßt er sich nicht aus, äußert aber dennoch, daß derjenige kein Freund Irlands sey, der den Glauben an die ehemalige Herrlichkeit des Landes zu erschüttern suche. Dies heißt, zu verstehen geben, daß er selbst zwar nicht alle die ruhmredigen Legenden glaubt, aber doch gern jedem Anderen seinen Wahn läßt, ohne ihn übrigens darin bestärken zu wollen. Von einem so gläubenden Patrioten konnte man kein größeres Opfer seiner Vorliebe verlangen. Das Werk beginnt mit der Regierung Heinrich's II. Die Geschichte der früheren Zeit wird in der Einleitung kurz abgefertigt. Was wir bis jetzt von dem Buche gesehen haben, ist nicht hinreichend, um unser Urtheil über dessen Geist festzustellen; doch dürfen wir uns schon jetzt eine kräftige Darstellung der Begebenheiten und eine kühne Auffassung derselben versprechen. Herr Lawleß schreibt nicht mit dem feierlichen Ernst des Historikers, sondern mehr mit dem lebendigen Scharfsinn eines Kontrovers-Führers. Sein Werk trägt nicht jene würdige und tief durchdachte Form, die dem Verf. einen Platz neben Hume und Southey anweisen könnte; es ist aber dem gegenwärtigen Zeitgeiste völlig entsprechend und wird die Bestimmung, die ihm Herr Lawleß zudenkt, vollkommen erfüllen. Wenn das Ganze vollendet ist, werden wir uns über das Verdienst desselben entschiedener aussprechen können. (Atlas.)

Bibliographie.

On cholera at Hull. (Ueber die Cholera in Hull.) Von Alderson. Pr. 5 Sh.

Humboldt's travels and researches. (Alex. von Humboldt's Reisen und Forschungen.) Auszug für die „Edinburger Kabinets-Bibliothek" und deren zehnter Band. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Hypochondrie. In einem Gespräch über Hypochondristen sagte Lord Byron: „Die Welt ist sehr unbarmherzig gegen zwei der schlimmsten Krankheiten, die den Menschen heimsuchen, — gegen geistige und körperliche Hypochondrie. Wirkliche Krankheiten können geheilt werden, aber eingebildete, sie seyen nun moralisch oder physisch, sind unheilbar. Man geht oft die vermeintlichen Ursachen einer Gemüthskrankheit durch, und ist der Kranke reich, von guter Geburt, schön und halbwege geschickt, so schließt man, er könne keinen Grund haben sich unglücklich zu fühlen. Man rechnet ihm wohl gar seine Geistesgaben, welche oft sein Unglück machen, als ein Mittel mehr zur Glückseligkeit an und fühlt kein Mitleid mit einem Unglück das man nicht begreift. Auf dieselbe Weise beurtheilt man eingebildete körperliche Uebel und bedenkt nicht, daß „Glückseligkeit (oder Gesundheit) oft nur in der Meinung besteht", und daß derjenige, der sich unglücklich oder krank glaubt, vielleicht mehr leidet, als ein Anderer, der es wirklich ist, aber kein so reges Gefühl für das Unglück oder durch Krankheit so abgespannte Nerven hat, daß er den wirklichen Schmerz weniger empfindet als Jener den eingebildeten. Die Reizbarkeit des Gemüths rührt bloß von einer feineren Organisation her, die uns gegen Eindrücke empfindlich macht, denen rohe Menschen unzugänglich sind; höhere Bildung schärft diese Empfindlichkeit nur noch mehr, bis das unglückliche Opfer ein Raub der Gemüthskrankheit wird." (Journ. of Lady Blessington.)

— Humboldt's wollhariger Affe. (Lagothrix Humboldtii.) Ein Paar dieser höchst seltenen und interessanten Thiere ist in England angekommen und befindet sich jetzt in der Sammlung der „Surrey Zoological gardens". Sie kommen von Para, am Ufer des Amazonen- oder Maranonstroms. Ihr Gesicht zeugt von vielem Verstand und gleicht sehr dem eines kleinen Negers. Den Sinn des Tastens besitzen sie in hohem Grade und unterscheiden sich von den Spinnen-Affen dadurch, daß sie vollkommene Daumen haben. Sie sind sehr zuthulich und harmlos und haben viel von dem Wesen des Orang-Outang; sie machen das Lager zurecht auf dem sie ruhen, bekümmern sich um Alles was vorgeht, schieben diejenigen, die sie belästigen, auf die Seite, ohne zu beißen, verhällen sich, wenn sie schlafen u. s. w. (N. M. M.)

— Giftige Schlangen in Süd-Afrika. Diejenigen Süd-Afrikanischen Schlangen, welche für die gefährlichsten gelten, sind die Cobra-Capello, die Puff-Adder und die Berg-Adder. Die erstgenannte hat ungeheuere Kraft und Lebendigkeit. Sie ist gewöhnlich 5—7 Fuß, niemals über 10 Fuß lang. Sie wagt es, einen Menschen, der zu Pferde sitzt, anzufallen, und behält oft die Oberhand. Die Puff-Adder dagegen ist schwerfällig, träge und bedarf mächtiger Reizmittel, um einen Menschen anzugreifen. Wegen ihrer unverhältnißmäßigen Dicke stürzt sie niemals von vorn auf den Feind, sondern wirft sich nach hinten und stiftet durch diese Ueberrumpelung noch mehr Unheil. Die Berg-Adder, obschon weit kleiner als die beiden ersten, ist nicht weniger mörderisch, und um so furchtbarer, als es schwerer ist, sie zu bemerken und ihr auszuweichen. Ein Reisender, der sechs Jahre in der Kap-Kolonie verweilt und mehrere lange Reisen in das Innere gemacht hat, erzählt folgendes Abenteuer: „Eines Tages führte ich Aufsicht über einige Hottentotten, die beschäftigt waren, auf einem zum Anbau bestimmten Felde die Sträucher auszureißen. Plötzlich bebte einer dieser Menschen zurück und schrie, in dem Strauchwerk sey ein Cobra versteckt. Damals war ich mit der ausnehmenden Gewandtheit und dem gefährlichen Biß dieser Schlange noch unbekannt; ich näherte mich also der Stelle, um sie zu betrachten. Sogleich riefen mir die Hottentotten zu, ich möchte mich vorsehen; aber fast in demselben Augenblick hörte ich ein scharfes Gezisch und sah die Schlange durch das Buschholz auf mich zustürzen. Ich taumelte zurück und fiel auf Steine, welche das Bette eines ausgetrockneten Stromes anfüllten. Der Fall verursachte mir einige starke Quetschungen, allein ich entrann glücklich einer viel entsetzlicheren Gefahr. Die Hottentotten griffen jetzt die Schlange mit Prügeln und Steinwürfen an und zwangen sie auf einen Mimosa zu flüchten. Dort konnten sie den Kampf gemächlich und gefahrlos fortsetzen, und bald fiel sie betäubt herunter. Die Hottentotten trennten, nach ihrem Gebrauche, den Kopf vom Rumpfe, und vergruben ihn mit Sorgfalt, weil sie befürchteten, daß, wenn einer zufällig auf diesen Kopf träte, die Zähne desselben seinen Fuß verwunden und ihm eben so schädlich seyn könnten, als beim Leben der Schlange. Sie glauben, das tödtliche Gift bleibe noch Monate lang wirksam." — Der Capitain Harding erzählt: „Auf einer militairischen Expedition an der Gränze war ich die Nacht unter einem Baume eingeschlafen, und war, wie gewöhnlich, in meinen Mantel gewickelt. Beim Erwachen erblickte ich, als ich eben den Kopf von dem Sattel meines Pferdes, der mir als Kissen diente, erhob, den Schweif einer gewaltigen Puff-Adder, die sich auf meine Brust gelehnt hatte und deren Kopf in den Falten des Mantels stak. Vermuthlich war sie von der Wärme angezogen worden. Wenn ich das Thier durch eine Bewegung in Schrecken setzte, so mußte ich eine tödtliche Wunde befürchten; ich faßte sie gelinde beim Schweif, zog sie rasch heraus und schleuderte sie mit Kraft von mir weg. So entrann ich der Gefahr, womit ein unheilvoller und ungebetener Gast mich bedrohte." Man weiß, daß die wilden Buschmänner in den Bergen und Wüsten von Süd-Afrika ihre Pfeile in ein starkes und feines Gift tauchen, zu dessen Haupt-Ingredienzien das Gift der gefährlichsten Schlangen gehört. Die Kühnheit und Geschicklichkeit, welche diese wilden Jäger auf der Jagd der Cobra capello und Puff-Adder zeigen, sind erstaunenswürdig. Aber es ist noch schrecklicher, den Schlangen-Jäger zu sehen, wie er seinen nackten Fuß auf den Kopf einer lebendigen Cobra stützt, aus ihrem Rachen den kleinen Sack nimmt, der das Gift enthält, und den Inhalt einschlürft, wie es bei uns die Kinder mit dem Honigbläschen einer Biene machen. Durch das Verschlingen dieses Giftes glauben sie sich vor den gefährlichen Folgen derselben Substanz, wenn sie in's Blut kommt, zu schützen. (Revue Britannique.)

— Ein Elephant als Straßen-Räuber. Vor mehreren Jahren traf ein Indischer Bediente, der einen Sack mit Zucker-Waaren trug, an einem ziemlich engen Felsen-Paß auf der Insel Ceylon mit einem einsam lustwandelnden Elephanten zusammen. Da dieses gewaltige Thier, wenn es von der Gesellschaft getrennt sich herumtreibt, am meisten zu fürchten ist, so warf der Bediente seine Last von sich und entfloh. Der Elephant mochte den Inhalt des Sackes sehr wohlschmeckend finden; denn von jetzt an hielt er geraume Zeit an dem genannten Paß Wache und ließ Niemanden durchgehen, der ihm nicht zuvor Tribut hingeworfen hatte. Da jener durch Felsen gebrochene Weg einen Theil der Heerstraße ausmachte, die nach der Hauptstadt des Königreichs Kandi führt, so konnte der kluge Räuber täglich auf Beute rechnen.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit dem Jahresschlusse zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den hiesigen Abonnenten wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen. Titelblatt und Register zum zweiten Bande (Juli — Dezember 1832) sollen im Laufe des Monats Januar beigelegt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Mittwoch den 26. Dezember 1832.

England.

George Romney.

Skizze eines Künstler-Lebens.

Ein Schriftsteller, Namens Hayley, den die Lebendigkeit seines Styls und die Kühnheit seiner Urtheile eine kurze Zeit in die Mode brachten, gab in der Zeit seiner Blüthe, im Jahr 1809, eine Lebensbeschreibung des Malers Romney heraus. Cumberland hat in seinen Denkwürdigkeiten mehrere Anekdoten von diesem Künstler aufbewahrt und in den meisten biographischen Wörterbüchern wird von seinem Talente, seinen Sonderbarkeiten und Verirrungen erzählt. Der Verfasser einer neuen Biographie dieses berühmten Malers, nämlich sein eigener Sohn, John Romney, sucht darin den Charakter des Vaters, der in allen diesen Werken und namentlich von Hayley in einem sehr zweideutigen Lichte dargestellt worden war, gegen jene Verläumdungen zu rechtfertigen. Sein Werk führt den Titel: Denkwürdigkeiten über das Leben und die Werke George Romney's und ist 1831 in London erschienen.

Der Vater George Romney's war ein sehr geschickter Tischler und besaß eine kleine Meierei in der Grafschaft Lancaster. Seine Kenntnisse im Ackerbau hatten ihm die Achtung seiner Nachbarn erworben, die von seiner Einsicht und seinen Entdeckungen Nutzen zogen; er vervollkommnete den Pflug, erfand mehrere Ackerwerkzeuge und führte das Mahagoniholz für die Tischlerei in England ein, indem er zuerst Kommoden daraus verfertigte, deren Erfinder er war. Vielfache und manchmal mißlingende Projekte, zu große Leichtigkeit in den Geschäften, und wenig Ordnung in seiner Buchhaltung waren Ursach, daß Romney der Vater sich nicht das Vermögen erwarb, welches seine Arbeiten ihm sonst eingetragen haben würden. Dennoch gab er seinen Kindern eine treffliche Erziehung und hinterließ seinem ältesten Sohne George das kleine Landgut Furneß, auf welchem dieser im Jahre 1735 geboren ward.

Romney wurde jung in die Schule gethan, wo er bis zu seinem eilften Jahre blieb, ohne große Fortschritte zu machen. Die folgenden zehn Jahre verflossen ihm im väterlichen Hause und in einem fortwährenden Kampfe mit den Hindernissen, die sich zwischen ihm und dem Ziele, zu welchem sein Genie ihn schon damals leiten zu wollen schien, aufthürmten. Der erste Trieb zum Zeichnen soll aus dem Wunsche entstanden seyn, die architektonischen Verzierungen, die er seinen Vater machen sah, nachzuahmen. Gleichzeitig zeigte sich bei dem jungen Schüler der Sinn für Musik, und in seinem zwölften Jahre verfertigte er eine Violine, die als ein merkwürdiges Instrument aufbewahrt worden ist. Ein Uhrmacher in Dalton, Namens Williamson, unterrichtete ihn in dem Gebrauch dieses Instruments, für welches er, nachdem er Giardini in einem Konzert zu Whitehaven gehört hatte, so leidenschaftlich eingenommen wurde, daß er nahe daran war, von der Malerei abzugehen, um sich ganz dem Studium der Musik zu widmen; doch die Lektüre der bekannten Abhandlung Leonardo's da Vinci führte ihn zu seiner ersten Neigung zurück. Dieses mit einer Menge trefflicher Kupferstiche ausgestattete Werk, das der Uebersetzer mit einer Biographie des großen Malers bereichert hatte, war wohl geeignet, den jungen Enthusiasten mit Bewunderung zu erfüllen; er las hierauf zwei Elementar-Werke: „die Leidenschaften" von Lebrun und „das Meisterwerk der Kunst", welche ihm theoretische und praktische Kenntnisse verschafften, die er in Anwendung zu bringen bemüht war.

Nach mehreren Versuchen, die sein Talent für eine Kunst, die er ohne alle Leitung trieb, augenscheinlich bekundeten, erlaubte ihm sein Vater, seinem Berufe zu folgen, und es ward zwischen ihm und einem reisenden Maler, Namens Steele, ein Kontrakt auf vier Jahre abgeschlossen; dieser, ein Zögling von Karl Vanloo, war in der Grafschaft Kendal sehr beliebt und hatte wegen seines affektirten Wesens und seiner Französischen Tracht den Spitznamen „Comte" erhalten, unter welchem er auch allgemeiner bekannt ist. Obgleich er anfangs Farben reiben und gewissermaßen den Bedienten seines Meisters spielen mußte, so machte unser Held dennoch in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes bei le Comte bedeutende Fortschritte. Inmitten seiner Lehrzeit und in einem Alter von kaum 22 Jahren verliebte sich Romney leidenschaftlich in Marie Abbos, ein junges Mädchen in Kendal, deren Mutter ohne Vermögen war. Steele reiste nach York ab, und sein Schüler sollte ihm folgen; dieser, der den Gedanken einer Trennung von seiner Geliebten nicht ertragen konnte, heirathete sie heimlich, nahm sie mit und wandte alle Mittel an, die sein erfinderischer Geist ihm eingab, um seinen Vater mit dieser voreiligen Ehe zu versöhnen. „Betrachten Sie die Sache mit kaltem Blute", schrieb er ihm, „so werden Sie zugeben, daß meine Verheirathung für meine Zukunft ein höchst glückliches Ereigniß ist; denn dadurch, daß ich jetzt für Zwei arbeiten muß, wird mein Eifer angefacht, und mein Geist, der jetzt in einer glücklichen und ruhigen Stimmung ist, wird meinem Pinsel besser gedachte und komponirte Gegenstände eingeben, als er sonst bei den Verirrungen und Thorheiten der Jugend gethan haben würde." — „Es unterliegt keinem Zweifel", fügt der Biograph hinzu, „daß diese Heirath meinem Vater bei der Vervollkommnung seines Talents sehr förderlich war; nachdem seine Neigungen ein für alle Mal Befriedigung gefunden hatten, widmete er sich ganz seiner Kunst und ging beharrlich seinem Glücke und seinem Ruhme entgegen." Die Wanderlust Steeles, die Regellosigkeit seiner Lebensweise und seine Verschwendungssucht bewogen seinen Schüler, ihm die Auflösung des geschlossenen Kontrakts vorzuschlagen. Jener willigte ein, und sie trennten sich, nachdem sie etwas über zwei Jahre zusammen gelebt hatten. Romney ging nach Kendal, wo er sich als Portrait-Maler ankündigte; sein erstes Werk in dieser Stadt war eine Hand, die einen Brief hält, und deren der dortige Postmeister sich lange als Schildes bediente; er fand bald in der Nachbarschaft viel Beschäftigung, aber ohne großen Vortheil davon zu ziehen, denn seine Portraits wurden ihm nur mit zwei bis drei Guineen das Stück bezahlt. Bei dem Mangel an guten Modellen kopirte der junge Künstler Kupferstiche, die er in York gekauft hatte, in Oel; doch verfertigte er auch einige Original-Gemälde, die seinen Ruf begründeten. Diese Sammlung trug ihm eine ziemlich bedeutende Summe ein, indem er dieselbe in einer Lotterie von 90 Loosen, jedes zu einer Guinee, ausspielte. Die Original-Gemälde darunter waren folgende: 1) König Lear, beim Erwachen von seiner Tochter Kordelia begrüßt; 2) derselbe während des Sturms seine Kleider zerreißend; 3) eine Landschaft mit Figuren; 4) eine Zankscene; 5) eine Kneipenscene; 6) eine Gruppe von Köpfen bei Lampenbeleuchtung; 7) ein Zahnauszieher bei Lampenschein. Die Mannigfaltigkeit dieser Gegenstände beweist eine große Leichtigkeit in der Composition, die um so merkwürdiger ist, als Romney damals die Malerkunst höchstens erst sechs Jahre übte und eines Führers gänzlich entbehrte. Ueber dem Fleiße in seiner Maler-Werkstatt vergaß er die Musik nicht, sondern widmete ihr die wenigen Stunden seiner Muße, und wenn er einen Augenblick die Palette bei Seite legte und einige Schritte zurücktrat, um den Effekt eines Gemäldes zu beurtheilen, griff er zur Violine, deren Töne einen neuen Gedanken hervorriefen oder ihm eine sinnreiche Verbesserung des Gemäldes eingaben; dann mußte das Instrument wieder dem Pinsel weichen, und so entzündeten ihn beide Künste um die Wette.

Auch der mittelmäßigste Maler würde heutzutage sich schämen, nur zwei Guineen für ein Brustbild zu nehmen und ein Kniestück für die bescheidene Summe von fünf Guineen anzufertigen; und dennoch arbeitete R. für diesen Preis, als bereits sein Talius in ihm den glücklichen Nebenbuhler eines Joshua Reynolds verkündigte. Die Schnelligkeit, womit er arbeitete, entschädigte ihn indessen einigermaßen für die Kargheit der Gentlemen von Kendal, und seine Familie hatte unter seiner Uneigennützigkeit nie zu leiden. Seine Erfolge in der Provinz richteten seinen ehrgeizigen Blick ganz natürlich auf die Hauptstadt; da er aber nur wenig Geld gesammelt hatte und gar keinen Gönner in London besaß, so wurde die Ausführung dieses Plans sehr schwierig, und unmöglich wurde es ihm, seine Familie sogleich mitzunehmen; sein Sohn rechtfertigt ihn gegen den Vorwurf Hayley's, in dieser Sache gegen den Wunsch seiner Gattin gehandelt zu haben, welche ihre persönlichen Gefühle aufopferte und in eine kurze Trennung willigte, um das Glück ihres Mannes zu befördern. Beide warfen ihre Sparpfennige zusammen, und es fand sich, daß sie etwas über hundert Pfund Sterling betrugen. R. nahm davon siebenzig für sich und ließ den Rest seiner Frau, bis er ihr andere Unterstützung würde senden können. Bald nach seiner Abreise verlor Mistreß Romney ihre Tochter und begab sich mit ihrem einzigen Sohn zu ihrem Schwiegervater, den sie bis zu dessen Tode nicht mehr verließ.

Kaum hatte R. sich in London einige Kundschaft erworben, als seine beiden Brüder zu ihm kamen, welche ihm einen Strich durch seine haushälterischen Pläne machten und seine Vereinigung mit seiner Familie verhinderten. Der Wunsch, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, bewog ihn zu einer Reise nach Paris und Rom;

nach seiner Rückkehr nach England traten andere Hindernisse ein, welche trotz seiner Versprechungen seine Wiedervereinigung mit Frau und Kind verzögerten und zwar so lange, daß Zeit und Abwesenheit selbst fast unübersteigliche Hindernisse wurden. Bei seiner Ankunft in London verheimlichte R. den jungen Künstlern, in deren Gesellschaft er kam, seine Ehe, um dem Spotte zu entgehen, und jedes Jahr, das mehr verfloß, erschwerte ihm das Geständniß eines Geheimnisses, das durch nichts zu rechtfertigen war. Seine Liebe zur Unabhängigkeit und der damit zusammenhängende Wunsch nach Vermögen ließen es ihn auch manchmal bedauern, so jung sein Schicksal an das einer armen Frau geknüpft zu haben, während er zwei seiner Freunde, Nathaniel Dance und John Astley, die an Talent ihm nachstanden, mit Frauen verbunden sah, die ihnen eine reiche Mitgift gebracht hatten. Unter allen Ursachen, welche R. von seiner Frau entfernt hielten, war ohne Zweifel die mächtigste seine Verbindung mit seinem Ankläger Hayley, der großen Einfluß auf ihn ausübte und ihn in eine Lebensweise hineinzog, die mit dem Familienleben nicht sonderlich verträglich war. Daß R. übrigens sorgfältig für den bequemen Unterhalt seiner Frau und seines Sohnes sorgte, mildert einigermaßen den strengen Tadel, der ihn sonst treffen würde. Nach seiner Rückkehr nach London, im Jahre 1762, gewann R. einen Preis von 50 Guineen, den die Maler-Akademie für das beste historische Bild ausgesetzt hatte; die Bewerber konnten den Gegenstand selbst wählen, und er malte den Tod des General Wolfe, der alle Stimmen der Kommission für sich gewann. Kaum war diese Entscheidung laubar geworden, als allerhand Intriguen angesponnen wurden, um die Zurücknahme derselben zu bewirken. Seine Gegner behaupteten anfangs, das Gemälde sey nicht von ihm sondern von einem alten Künstler, der sich seit langer Zeit in die Provinz zurückgezogen habe; einige sagten, sein Gemälde könne nicht als historisch betrachtet werden, da noch kein Historiker den Tod des General Wolfe beschrieben habe; andere wandten ein, die Uniform der darauf dargestellten Personen sey nicht genau, der General trage seidene Strümpfe, sein Gesicht sei zu blaß, und das ganze Bild bestehe aus zusammengehäuften Kleidern und Mäntelu. Der Neid siegte einen Augenblick über das Recht, der Preis ward Mortimer zuerkannt, aber aus Furcht vor öffentlichem Tadel erkannten die Richter dem Bilde R.'s einen Preis von gleichem Betrage zu. Mit Bedauern sieht man Reynolds bei dieser und mehreren andern Gelegenheiten unter den schlimmsten Feinden seines Nebenbuhlers. Dieses Benehmen war von Seiten Reynolds übrigens nur die Folge eines Grundsatzes, den er sich nicht scheute, offen als seine Ueberzeugung auszusprechen. „Es ist unmöglich," sagte er oft, „daß zwei Maler, die dasselbe Genre gewählt haben, nicht von dem Augenblicke an, wo sie Berühmtheit erlangen, Feinde würden." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Nights of the round table. (Abende der Tafelrunde.) Zweite Reihefolge. Pr. 5 Sh.

Tales and conversations. (Erzählungen und Unterhaltungen.) Von Cooper. Pr. 3 Sh.

Life of Penn. (Leben Penn's.) Von Draper. Pr. 2½ Sh.

Tales about natural history. (Naturgeschichtliche Erzählungen.) Mit 280 Holzschnitten. Pr. 5 Sh.

Statutes. (Das zweite und das dritte Statut Wilhelm's IV.) Pr. 24½ Sh.

Life and times of England's patriot King William IV. (Das Leben und die Zeiten von England's patriotischem Könige Wilhelm IV.) Mit Kupfern. Pr. 18 Sh.

Maxima Charta von 1832. — Pr. 3½ Sh.

Portugal.

Die Portugiesischen Dichter.

(Schluß.)

Mit Bernardes schließt die Periode, welche die Portugiesen selbst als das klassische Zeitalter in Portugal betrachten. Der zweite Abschnitt beginnt in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts mit dem Wiedererwachen ihres poetischen Genius. Der erste Dichter dieser Zeit war Pedro Antonio Correa Garçäo, der aus der tiefen Nacht, welche den Dichtergeist seiner Landsleute bedeckte, plötzlich mit der vollen Manneskraft eines mächtigen Genius emporstieg. Garçäo schrieb lyrische und satyrische Gedichte, doch seine beiden Satyren, welche die Sammlung enthält, geißeln bloß gewisse Erzeugnisse der Portugiesischen Literatur und sind für fremde Leser ohne alles Interesse, ja fast unverständlich. Am höchsten schätzt man sein Gedicht „Dido" von dem seine Landsleute mit der höchsten Bewunderung sprechen, und dessen Uebertragung wir hier versuchen wollen.

Bleich schimmern schon im rothen Osten fern
Die Segel der Trojan'schen Schiffe, die
Des Windes Athem blaht; der schwache Schein
Verliert sich bald im dunkeln Blau der Fluth.
Die unglückseel'ge Dido
Irrt jammernd in den königlichen Hallen,
Das thränenschwere Auge sucht vergebens
Den flüchtigen Aeneas.
Nur öde Straßen, menschenleere Plätze
Zeigt jetzt Carthago ihrem trüben Blick,
Und grausenvoll tont durch die öde Nacht
Der Wellen Toben an den nackten Klippen.
Und auf der gold'nen Zinne,
Des pracht'gen Domes Zier,
Krächzt, Unheil drohend, die prophet'sche Eule.
In wilder Phantasie
Hört sie Sichäus' Geist
Aus seinem Marmorgrab, mit schwachem Laut,
Tief seufzend und mit klaglichem Gewimmer
Ohn' Unterlaß Elisens Namen rufen.
Den unterird'schen Göttern
Ein Opfer zu bereiten,
Schickt sie sich an, — o Grausen!
Auf dem Altar, den Weihrauchdampf umhüllt,
Deckt schwarzer Schaum die heil'gen Opferschalen.
Des Weines Opfer ist
Zum ekelhaften blut'gen See geworden.
Von Raserei erfaßt,
Im Antlitz todtenbleich,
Das feid'ne Haar wild flatternd in der Luft,
Bewußtlos fast, mit ungewissem Schritt,
Betritt sie das Gemach,
Einst höchster Wonne Sitz,
Wo sie dem süßen Liebspiel,
Dem Schmeichelton des Ungetreuen horchte.
Das hämische Geschick entfaltet hier
Vor ihrem Blicke, über'm Bette hangend,
Des Teucriers Gewand, das bald verhüllt
Den blanken Schild um das Dardaner-Schwerdt;
Sie starrt zurück, — doch konvulsivisch greift
Sie plötzlich nach dem Schwerdt, reißt's aus der Scheide,
Beugt sich darüber hin und birgt die Spitze
Tief in den zarten, blendend weißen Busen,
Und sprudelnd stürzt ein schäumend rother Strahl,
Ein Strom des warmen Blutes aus der Wunde.
Und vor dem Zischen dieser Purpurfluth
Erbeben scheu die Saulen in der Halle.
Noch will sie dreimal sich erheben,
Und dreimal fällt sie ohne Kraft zurück.
So hingestreckt hebt sie das matte Auge
Zum Himmelszelt empor,
Dann schaut mit Ernst sie auf den blanken Harnisch
Des flüchtigen Trojaners
Und spricht mit starrem Blick die letzten Worte,
Die, schwebend in der gold'nen Wölbung Rund',
Dort weilten und, wie Geistertöne schaurig,
In spät'rer Zeit noch oft vernommen wurden:
„Du theures Angedenken,
Das einst mein Aug' entzückt,
So oft es Dich erblickt:
Als noch das ernste Fatum,
Die Götter wohl mir wollten,
Nicht meiner Liebe grollten
Nimm hin den letzten Hauch
Der unglückseel'gen Dido;
Des Kummers schwere Bürde,
Zu schwer dem schwachen Weibe,
Nimm von der Armen auch.
Elisa's kurzes Leben
Verfloß nicht ungenutzt,
Denn prangend steht Karthago,
Ihr Kleinod, ihre Wonne,
Vom hohen Wall geschutzt.
Ihr Geist, dem Licht der Sonne
Auf immer nun entflohn,
Schwebt hin zum dunkeln Strande
Des tragen Acheron,
Und Charon führt zum Lande
Der Schatten sie hinüber."

Antonio Dinez de Cruz e Silva war, wie schon erwähnt, der Zeitgenosse des Garçäo, und wird wegen seines kräftigen Stils geschätzt, obgleich seine Werke weniger elegant und gefeilt sind. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, und seine Pindarischen Oden werden sehr hoch geschätzt. Er zeigt sich darin in der That als großer Lyriker, dennoch aber werden sie von Portugiesischen Kunstrichtern nicht als seine besten Arbeiten betrachtet. „O Hyssope" oder der heilige Weihwedel, gilt allgemein als sein Meisterstück. Dieses heroisch-komische Gedicht ist eine Nachahmung oder vielmehr ein Nebenbuhler von Boileau's Lutrin, und ist für den Ausländer besonders merkwürdig, weil es zu gleicher Zeit das Talent eines sehr bewunderten Dichters, den Charakter des Portugiesischen Humors und die Freiheit, mit welcher man, trotz Bigotterie und Inquisition, es wagte, den Klerus lächerlich zu machen, bekundet. Die Geistlichkeit ist, nebst der Gallomanie, die damals in Portugal aufkam, hauptsächlich das Stichblatt der Portugiesischen Satire. Der Stoff des Gedichts ist ein Streit zwischen einem Bischof und einem Dechanten über eine gewisse Neuerung in der Art, wie der Erstere dem Letzteren den Weihwedel reichte. Während der Siesta besteigt der aufgebrachte Dechant einen Berg, auf welchem ein Kapuziner-Kloster liegt, und begehrt den Superior zu sprechen; allein dieser hält eben auch seine Siesta, und während der Zeit findet eine höchst komische Unterhaltung zwischen dem Dechanten und einem Pater Jubilado statt. So nennt man die wegen langen Dienstjahre von allen Kloster-Pflichten befreiten Patres. Der Pater zeigt ihm verschiedene Bildsäulen und erklärt ihm ihre Namen, wobei sich ergötzliche Mißverständnisse ergeben. So hält der Dechant den Paris für einen Franzosen und zieht bei dieser Gelegenheit gegen die allverbreitete Vorliebe für Französische Sprache und Sitten los. Die Penelope hält er für eine Dona Pena Lopez, und kann nicht begreifen, wie man ihre Geschicklichkeit im Weben so sehr bewundern könne, da sie zehn Jahre über einem Teppich zugebracht, und dergleichen Witze mehr. Bei einem Gelage endlich, durch welches der Dechant seinen nahe bevorstehenden Triumph über den Bischof feiert, richtet unter dem allgemeinen Jubel ein gespickter Hahn, der zwischen anderem Geflügel auf einer Schüssel prangt, sich plötzlich auf, schlägt seine gerupften Flügel schaurig gegen einander und hält eine sehr pathetische Anrede an den Dechanten, in welcher er ihm seine nahe Niederlage im Kampfe mit dem Bischof verkündet; dann legt er sich ruhig wieder hin, unbekümmert um die Bekreuzigung und den Exorcismus der erschrockenen Gäste, die endlich davon eilen.

So hoch indeß Garçäo und Dinez geschätzt werden, so kommt doch ihr Ruhm bei weitem nicht dem des Manuel Barbosa du Bocage bei. Dieser war indessen hauptsächlich als Improvisator berühmt, und als solcher ließ er es seinen Werken an der nöthigen Feile und Vollendung fehlen, daher sie eben so voller Fehler als Schönheiten sind. Das Beste, was man von ihm hat, sind seine Sonnette, Dithyramben und anakreontische Lieder, von welchen letzteren wir hier eines übertragen wollen.

An die Rose.

Du Liebling der Venus,
O Rose, so zart,
Die würzige Düfte
Mit Farbenschmuck paart.

All' andere Blumen
Beschämst Du; jedoch
Gesteh' nur, Marilia
Ist reitzender noch.

So wie vor der Sonne
Weltstrahlender Pracht
Das Mondlicht erbleichet,
So glänzend bei Nacht,

So beugst Du, der Blumen
Vollendetste Zier,
O Rose, Dich dennoch
In Demuth vor ihr.

Denn Liebe, die Herzen
So gerne bestrickt,
Mit schöneren Rosen
Die Wangen ihr schmückt.

Zwar schützen Dich Dornen,
Doch bringen sie Pein;
Marilien schützet
Ihr Liebreiz allein.

Du kennst nicht der Sehnsucht
Der Liebe Gewalt,
Die Küsse des Jrrthums
Sie lassen Dich kalt.

Doch Zärtlichkeit schwellet
Marilia's Brust;
Sie hört meine Lieder
Mit heimlicher Lust.

Der Frühling, geliebet
In üppiger Pracht,
Ist stolz auf die Rosen,
Die er uns gebracht;

Doch lächelt Marilia
So huldvoll so mild,
Dann wandelt die Flur sich
In Edens Gefild.

Nun, welche wohl schöner,
Wohl lieblicher ist?
Cupido, als Richter,
Entscheide den Zwist.

Auch könnte wohl Venus ....
Dort kommt sie — doch nein!
Es ist ja mein Liebchen,
Mich tauschte der Schein.

Wenn Bocage unter den neueren Portugiesischen Dichtern am höchsten bewundert wurde, so hatte dagegen Francisco Manuel do Nascimento den größten Einfluß auf die Portugiesische Literatur. Durch Priester-Kabale aus seinem Vaterlande verbannt, lebte er vierzig Jahre in Paris, wo er vor kurzem, über achtzig Jahr alt, gestorben ist. Dieser fruchtbare Schriftsteller widmete seine Feder hauptsächlich dem Zwecke, gegen die Aufnahme Französischer Wörter in seine Muttersprache zu eifern, und Achtung für die Portugiesischen Klassiker zu erwecken. Unglücklicherweise ging seine Bewunderung für alles Klassische überhaupt so weit, daß dies sein Gefühl für den Geist moderner Sprachen und Dichtkunst gänzlich abstumpfte. Dieser Bewunderung für das Alterthum müssen wir hauptsächlich seine Abneigung gegen den Reim zuschreiben; denn den Vorwurf seiner Nebenbuhler, daß ihm das Talent des Reimens abginge, wies er stets mit großem Unwillen zurück. Was aber auch sein wahrer Grund seyn mochte, genug, er schrieb nicht bloß reimlose Episteln, Satiren und Erzählungen, sondern auch Oden in klassisch-lyrischem Metrum oder in Stanzen von ungewöhnlicher Form, und diese Neuerungen behagten den Dichterlingen, die sie von einem großen Zwange befreiten, besser als sein strenges Halten auf klassisches Portugiesisch.

Mit diesem Dichter schließen wir die Reihe der bereits verstorbenen, und wollen nun zu den noch lebenden übergehen, wobei wir bedauern müssen, daß Fonseca von diesen so wenig in seine Sammlung aufnahm. Wir wissen nicht, ob der Grund davon in seiner Abneigung lag, mit noch lebenden Gliedern des „irritabile genus" viel zu thun zu haben, oder weil er sein Buch zu Paris herausgab, wo ihm Portugiesische Bücher vielleicht nicht so häufig zu Gebote standen.

Der erste, der uns der Anführung werth scheint, ist J. A. Macedo, ein Dichter, der sich in der epischen, tragischen und lyrischen Gattung versuchte, am meisten aber in der didaktischen auszeichnete. Das berühmteste und wohl das beste der letztern Art sind seine Meditações (Meditationen), sie enthalten vorzüglich philosophische Betrachtungen über Aegypten, welches als die Wiege der Staatsverfassungen, der Künste und Wissenschaften und der verschiedenen Religionen der Völker dargestellt wird.

„O Passeio" (der Spaziergang) ist ein malerisches Gedicht von J. M. da Costa e Silva in reimlosen Versen, und empfiehlt sich durch treffende Beschreibungen von Natur-Gegenständen und Thieren. — Gegen weibliche Dichter zeigt sich Fonseca wirklich ungalant; denn nur eine einzige Epistel von Dona Leonor de Almeida an den Reimhasser Francisco Manuel hat er aufgenommen, worin sie diesem Dichter ihre Bewunderung seines hohen Genius in schönen, wenn auch nicht ganz korrekten Versen ausdrückt. In der höheren lyrischen Gattung verdienen besonders zwei Dichter Erwähnung: J. Ev. de Moraes Sarmento, von dem sich eine treffliche Ode auf den Krieg in der Sammlung findet, und B. M. Curvo Semedo, dessen Dithyrambe an seine Geliebte von Portugiesischen Kritikern besonders gerühmt wird, welchem Urtheil wir indeß kaum beistimmen können. Das Gedicht fängt mit einer fürchterlichen Beschreibung des Winters an, dem er und seine Geliebte (wir wissen nicht, warum?) preisgegeben sind, so daß uns für die arme Clelia mit den „purpurrothen Wangen und rothen Händen" (nämlich von der Kälte) ganz bange wird, bis er endlich, als Spezifikum gegen die kalte Jahreszeit, einen tüchtigen Schluck (poetisch, den schäumenden Becher) empfiehlt. Allein, siehe da! was geschieht? Bacchus hat ein Wunder gethan; der begeisterte Liebhaber sieht mit einem Male doppelt, nicht bloß seine Clelia, sondern auch sich selbst, und dies bringt ihn, durch eine sonderbare Ideen-Verbindung, auf den Gedanken, daß er selbst Bacchus geworden sey; er bittet also seine Clelia, „ein Weilchen zu warten", weil er ein wenig in den Himmel fliegen wolle; auf den Fall jedoch, daß oben irgend ein glänzender Thron für ihn erledigt wäre, sagt er seiner Geliebten ein ewiges Lebewohl.

Und dies wollen denn auch wir dem berauschten Sänger sagen und uns zu einem nüchterneren Dichter wenden; dies ist Almeida Garrett, Verfasser der Adozinda und Wiederhersteller der Chacra's, deren er eine große Zahl gesammelt hat, die er herauszugeben verspricht. Adozinda selbst ist ein poetischer Roman in 4 kurzen Gesängen. Der Stoff ist von der Art, daß er eine äußerst geschickte Behandlung erfordert; es ist eine die Menschheit empörende Leidenschaft, und bei aller Behutsamkeit des Dichters möchte das Werk doch manche für fremde Leser anstößige Stellen enthalten; wir wollen daher die Geschichte auf unsere Weise kurz erzählen:

Nach einem dreijährigen Kriegeszuge gegen die Heiden kehrt Don Sisnando siegreich nach seinem Schlosse Landim zurück, wo ihn seine Gemahlin Auzenda mit Entzücken empfängt. Das Wiedersehen der beiden Gatten ist wahrhaft schön geschildert. Nachdem der erste Rausch der Freude sich gelegt hat, fragt Don Sisnando nach seiner Tochter; denn konnte er wohl denken, daß die herrliche Jungfrau, die in der üppigsten Blüthe jugendlicher Schönheit seiner Gattin zur Seite steht, sein vor drei Jahren verlassenes Kind sey? Mit mütterlichem Stolze stellt Auzenda dem Vater die schöne Tochter vor; allein das schüchterne Mädchen wagt kaum, zitternd seine Hand zu küssen. Der Wink, den wir oben fallen ließen, wird den Leser bereits auf die verbrecherische Liebe des Vaters vorbereitet haben. Der armen Adozinda ist sie kein Geheimniß. Ein Eremit, dem ihr Vater einst, auf ihre Bitte, Aufnahme gewährte, hat sie bereits gewarnt und ihr ihr Schicksal verkündet. Jede Nacht betet daher das fromme Mädchen in einer einsamen Grotte um Abwendung dieses Unglücks. Hier überrascht sie ihr Vater, und sie kann sich seiner Zudringlichkeit nur entziehen, indem sie ihm für die folgende Nacht Einlaß in ihre Kammer verspricht. Sie hält Wort; allein an ihrer Stelle empfängt die Mutter den strafbaren Gatten. Dieser wird wüthend, als er die Täuschung entdeckt, und verurtheilt die arme Adozinda, sieben Jahre und einen Tag in einem Thurme ohne Dach zu schmachten, in welchem ein Maurischer König einst seine ungetreue Gattin gefangen hielt. — Sieben Jahre sind verflossen; es ist ein ungewöhnlich heißer Tag, die ganze Natur scheint zu schmachten; da hört man in der Nähe des Thurmes ächzen und wimmern. „Ach, nur einen Trunk Wasser!" ruft eine klägliche Stimme; „ich muß verschmachten!" Mit banger Scheu naht sich das Landvolk dem Thurme; durch eine Mauer-Oeffnung erblicken sie die unglückliche längst todt geglaubte Adozinda, die nahe daran ist, vor Durst und Mattigkeit ihren Geist aufzugeben. Mit wenigen Worten erzählt sie ihnen, daß die Gnade Gottes sie sieben Jahre hindurch wunderbar erhielt; aber seit drei Tagen habe er seine Hand von ihr abgezogen, und sie müsse umkommen, wenn sie nicht bald durch einen Trunk erquickt werde. So gern die guten Leute helfen wollen, so wagt es doch Niemand ohne Sisnando's Geheiß. Bald dringt die Nachricht bis zu diesem. Von der wunderbaren Kunde heftig erschüttert, eilt er rasch dem Thurme zu. Des Gewissens Nattern sind erwacht; er ruft laut seiner Adozinda und fleht um ihre Verzeihung; doch die Aufregung war zu gewaltsam, er stürzt todt zu Boden.

Auzenda, die der Kummer auf's Krankenbett geworfen hat, rafft sich jetzt mit Anstrengung auf und begiebt sich nach dem Thurme; allein Niemand vermag die Pforten zu sprengen, bis endlich der Eremit herbeikommt. Auf sein Gebet öffnen sich die Kerkerthüren; doch zu spät! Adozinda ist todt; ihren Vater jedoch bringt des Eremiten Kunst zum Leben zurück, damit er durch lange und schwere Buße sein Verbrechen sühne. (F. Q. R.)

Italien.

Neue Beobachtungen über die Hunds-Grotte in Neapel.

Fast alle bisherige Beschreibungen dieser merkwürdigen Grotte verdankt man Wegweisern und Itinerarien, daher ihnen jene Genauigkeit fehlt, die der Naturforscher mit Recht verlangen kann. Der Ursprung ihres Namens ist leicht zu erklären. Vermuthlich entdeckte man hier zuerst die natürliche Erzeugung der Kohlensäure, und die meisten Experimente wurden an Hunden gemacht. Die Grotte ist eine gewöhnliche Ausböhlung an der Seite eines Berges, der am Ufer des Sees von Agnano sich erhebt, und es scheint, daß sie im hohen Alterthum als Steinbruch benutzt ward; denn vermuthlich lernte man ihre wunderbare Eigenthümlichkeit erst in der Folge kennen. Die Höhlung ist unregelmäßig, von 12 Fuß Länge, 4½ Fuß Breite und 5 Fuß Höhe. Sie ist im Hintergrund niedriger als am Eingang, so daß eine Person von Mittelgröße in derselben nicht aufrecht stehen kann. Die Wände bestehen aus vulkanischem Tuffstein, der etwas Aehnlichkeit mit Thon hat, aber nicht, wie Doktor Mead behauptete, durch die Kohlensäure entfärbt ist. Auf dem Boden der Grotte, der sich vom Eingang bis zum Hintergrund unregelmäßig absenkt, befindet sich eine Schicht Gas, die nothwendig nach hinten zu dichter wird; man könnte sie ein Becken nennen, welches die Dämpfe vereinigt. Im Vordertheil der Grotte steigt das Gas nur einige Zoll hoch; im Hintergrund dagegen sieht man eine Lage von 1½ Fuß Höhe. Niemals steigen die Dämpfe über dieses Niveau, und sammelt sich in irgend einer Zeit des Jahres eine größere Menge derselben, als gewöhnlich, so dringen sie leicht aus der Grotte hervor, weil sie größere Dichtigkeit haben, als die Luft; dieselbe Ursache hält sie zurück, so lange sie den Eingang der Grotte nicht überschreiten.

Diese Gas-Schicht hat merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Gewöhnlich sieht man dieselbe besonders im tiefsten Theil der Höhle aus den Spalten des Bodens dringen, und erkennt sie leicht an der Menge von Dämpfen, die sich durch ihre Verdichtung offenbaren. Sauffure's Hydrometer steht hier nach einigen Augenblicken auf dem Maximum der Feuchtigkeit, und die kalten Körper, die man hineinlegt, werden gleich von dem kondensirten Dampfe überdeckt. Seine Temperatur steht so hoch über der atmosphärischen, daß der Unterschied stark auf die Haut wirkt. Als diese Beobachtungen angestellt wurden, hatte die kohlensaure Schicht eine gewöhnlich 7—8 Grade höhere Temperatur als die sie umgebende Luft. Hält man eine angezündete Fak-

tel nur an das Niveau des Gas-Beckens, so verlischt sie sogleich. Läßt man ein Gefäß mit Wasser einige Zeit auf dem Boden stehen, so zeigt das Wasser bald die Merkmale des Acidum's. Eine kleine Quantität Kalkwasser bekommt sehr schnell eine milchähnliche Farbe. Der entzündete Phosphor, den man stufenweise in das Gas-Becken eintaucht, brennt zwar fort, aber mit bleicher und bläulicher Flamme; durch abwechselndes Erheben und Senken dieser Substanz, während sie brennt, läßt sich die Höhe der Schicht mit Genauigkeit bestimmen. Doktor Taylor ließ einen Hund in die Grotte bringen, den man am Eingang derselben mit Gewalt unter dem Niveau des Gases hielt. Anfangs strengte sich das Thier vergebens an zu entkommen; dann wurde sein Athem schwer; seine Zunge schwoll und hing ihm endlich aus dem Maule. Die Nasenlöcher waren mit schaumartigem Mucus bedeckt; die Augen quollen hervor und hatten einen merkwürdigen Glanz. Bald hörten die Empfindungen und die freiwillige Bewegung auf. Die Glieder zogen sich konvulsivisch nach hinten; die Brust erhob sich krampfhaft, und das Thier schien dem Tode nahe.

Diese verschiedenen Phänomene folgten rasch auf einander und dauerten nur zwei Minuten. Dann brachte man den Hund aus der Grotte in frischen Luftzug. Er kam allmälig wieder zum Gebrauch seiner Sinne und sah aus wie erstarrt. Bei seinen ersten Versuchen, sich aufzurichten, stürzte er mehrere Male zusammen. Keiner der Anwesenden hätte das Experiment an seiner eignen Person so weit treiben mögen; allein Jeder spürte denselben Eindruck, welchen die Kohlensäure — z. B. im Selterswasser — auf die Schleimhaut macht, wenn er sich zum Niveau des Gas-Becken herunterbückte. Die chemische Untersuchung einer Quantität dieser elastischen Flüssigkeit bewies, daß sie außer der reinen Kohlensäure auch von atmosphärischer Luft enthält. Von reinem Stickstoff und schwefelhaltigem Wasserstoff konnte man nichts entdecken.

Der wahre Ursprung dieser kohlensauren Dämpfe ist noch ein Räthsel. Diejenigen, welche den geologischen Character der Gegend um Neapel sorgfältig untersucht haben, stimmen darin überein, daß die vulkanischen Wirkungen, obschon äußerlich erloschen, im Innern des Erdreichs noch fortdauern. Der primitive Tuffstein, in dem die Grotte ausgehöhlt ist, liegt zwischen einer Reihe vulkanischer Kessel, die zum Theil noch nicht ganz ausgebrannt sind. Die Stadt Neapel selbst steht auf einem todten vulkanischen Boden, und Puzzuoli ist unmittelbar von Kesseln umgeben, die noch innerlich fortglühen. Es giebt in der Nachbarschaft des letzteren Ortes wenige Gegenden, wo man nicht bei einigem Nachgraben Salzsäure in Dämpfen, Kohlensäure oder schwefelhaltigem Wasserstoff entdeckte. In einiger Entfernung von der Hundsgrotte und in gleicher Linie entsteigt dem Boden eine sehr große Quantität des letzt genannten Stoffes, welche den Bädern von San Germano ihr Daseyn gegeben hat. Unmittelbar darunter liegt der Krater der Solfatara, der noch gar nicht lange ausgetobt haben kann. Man darf also annehmen, daß die Gase, die sich stets in größerer oder geringerer Tiefe unter dem Boden entwickeln, zu den letzten Zuckungen einer hinsterbenden vulkanischen Kraft gehören. Sind sie einmal entwickelt, so bahnen sie sich leicht einen Weg durch die Risse des Bodens und vereinigen sich dann auf der Oberfläche in Höhlen, und zwar in größerer oder geringerer Quantität, nach der Form oder Senkung dieser letzteren. Um also die Phänomene verschwinden zu lassen, die diesen Ort so berühmt gemacht, brauchte man der Grotte nur ein vollkommenes Niveau oder besser eine leichte Abdachung vom Grunde nach der Oeffnung zu geben. Allein dieses Experiment wird der Eigenthümer der Grotte schwerlich machen, weil sie ihn und seine Familie ernähren muß. (R. B.)

Bibliographie.

Dell' origine de' Latini. (Ueber den Ursprung der Lateiner.) Versuch einer vergleichenden Analyse der Lateinischen Sprache und Religion mit der alten Sprache und Religion der Indischen Völker. Von Francesco Salvolini. Paris.

Riflessioni etc. (Gedanken über die Wiedereinführung der Geschwornen-Gerichte in Korsika.) Bastia.

Mannigfaltiges.

— Byrons Gedanken über den Tod. „Der große Unterschied zwischen dem Glücklichen und dem Unglücklichen ist, (sagte B.) daß der erste den Tod nicht gern anschaut, der zweite hingegen ihn als den Erlöser von allen Leiden betrachtet. Da nun der Tod unvermeidlich und das Leben kurz und ungewiß ist, so sollte man, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, das Unglück eher wünschen als fürchten; doch möchten wohl Wenige Trost aus dieser Betrachtung schöpfen. Ich denke oft an den Tod, wie wohl die meisten Menschen, die nicht glücklich sind, thun mögen, und sehe ihn als eine Zuflucht an, wo der Böse nicht mehr schadet und der Müde ausruht. Der Gedanke an den Tod hat für mich etwas Sanftes und Beruhigendes. Nur dann denke ich ungern an ihn, wenn ich an einem heitern Tage, in einer schönen Landschaft, der Einsamkeit genieße, wenn die ganze Natur sich des Lichts und Lebens zu freuen scheint; dann fühle ich mit kaltem Schauer den Kontrast zwischen der schönen und belebten Welt um mich her und dem dunkeln engen Grabe; denn trotz aller gerühmten Philosophie, ist es doch unsere physische Beschaffenheit, die unseren Ideen über jenen Zustand, wo man nichts mehr fühlt, ihre Richtung giebt. Der vernagelte Sarg, das düstere Gewölbe oder Grab, mischen sich immer in unsere Vorstellung vom Tode; dann, die Auflösung unserer sterblichen Hülle, der Gedanke, eine Speise der Würmer zu werden, Alles dies macht die niedrigen Gebilde noch schauderhafter, und man muß seinen ganzen Glauben an Unsterblichkeit aufbieten, um Muth genug zu sammeln, die Brücke zwischen dem Leben, welches wir kennen und dem, welches wir hoffen, zu betreten." (Journ. of Lady Blessington.)

— Auszug aus dem Tagebuche eines Englischen Professors der Musik, geführt auf einer Reise durch Deutschland. Darmstadt hat mir in jeder Hinsicht besonders wohlgefallen. Der Großherzog (der verstorbene) ist der berühmteste Musik-Liebhaber in Deutschland; er ermuntert die Kunst nicht allein durch seine Freigebigkeit, sondern er leitet auch sehr häufig selbst die Proben der Opern. Diesen ehrwürdigen Fürsten, der jetzt zwischen 70 und 80 Jahr alt ist, sieht man bei solchen Gelegenheiten auf dem Theater an einem Musik-Pulte stehen, das Orchester auf die umsichtigste und gefälligste Weise dirigirend. Bei so vornehmem Beistand hat der Kapellmeister eine wahre Sinekure. — — Auf dem Königestädtischen Theater in Berlin ist jetzt Mademoiselle Sontag die Gottheit des Tages — die Gebieterin der Jugend und die Bestrie der Deutschen; und nur Wenige giebt es, deren Herz mit so undurchdringlichem Erz umgeben ist, daß sie sich gegen ihre Herrschaft auflehnen oder ihr die Anbetung versagen. Wenn sie singt, so sind die Thüren und Zugänge des Theaters durch die muntere Jugend Berlin's belagert, und Jeder derselben würde sich als einen Verräther an der Sache der Schönheit betrachten, wenn er nicht den Eingang, so viel in seinen Kräften steht, zu erschweren suchte. Diejenigen, welche in Mlle. Sontag ein musikalisches Genie zu finden hoffen, werden sich getäuscht sehen; sie hat eine sehr angenehme Stimme, wenig Fülle des Tons, aber eine ungemeine Geschmeidigkeit. Ihr größtes Verdienst ist, daß sie Rossinische Musik in der größten Vollkommenheit singt und sehr viel Lieblichkeit im Spiel entwickelt, Eigenschaften, die man selten vereinigt findet. Uebrigens ist Mlle. Sontag noch nicht von dem strengen Tribunal der großen Berliner Oper gerichtet worden*); sondern sie singt auf einem Theater, wo drei Viertel des Publikums nur hinkommen, um sie zu sehen, und ihre Bewunderer können sicherlich nicht zu denen gerechnet werden, deren Urtheil über musikalische Gegenstände gediegen zu nennen ist. Der leidenschaftslose, vorurtheilsfreie Zuhörer entdeckt in ihren Rouladen nichts Bewunderungswürdiges, als was er hundertmal von anderen Sängern gehört hat. Mlle. Sontag hat eine deutliche Aussprache und exerzirt in allen kleinen Künsteleien; aber im gehaltenen Gesang, in der Art von Bewegung, wo die Seele des Sängers zum Vorschein kommen soll, ist sie sehr schwach.

(Lond. and Paris Observer.)

— Zustand der Gesellschaft im Britischen Indien. Die Indische Geselligkeit — so spricht ein exilirt gewesener Engländer nach seiner Rückkehr — ist ein wahrhaft erbärmlicher Tausch gegen die geselligen Freuden in England. An öffentlichen Vergnügungsorten verhält sich die Zahl der Frauen zu der der Männer wie Eins zu Funfzehn oder Zwanzig. Dies allein mag schon die allgemeine Rohheit in den Sitten und dem Aeußeren der meisten jungen Männer erklären. Aber auch diese, so gering ihre Zahl ist, findet man nur selten durch Bande der Zuneigung verkettet. Ihre weite Entfernung von Hause bringt die Herzen einander nicht nah, wenn sie in Grundsätzen, Einsichten, Religion u. dgl. verschieden sind. Das größte Hinderniß aber beruht auf der so häufigen Vermischung mit weiblichen Inde-Briten. Vor einigen Jahren behauptete man, diese Race könnte sich wohl rühmen, daß Dschingis-Chan's und Aurengzeb's Blut in ihren Adern rolle. Ein sechsmonatlicher Aufenthalt in Indien kann die Ungereimtheit dieser Behauptung darthun. Der Kasten-Geist der Eingebornen, seyen sie nun Hindu's oder Muhamedaner, fällt zu stark in die Augen, um unserer Kenntniß zu entgehen. Indische Frauen aus einer höheren Kaste sind niemals die Mütter Europäischer Kinder: solche Weiber gehören im Gegentheil fast nur der niedrigsten Kaste an, und sind oft wahre moralische Scheusale, deren Quentchen Verstand zu niedriger Verschmitztheit, Betrug und Treulosigkeit gerade ausreicht. In den ersten fünf oder sechs, auch wohl zehn oder zwölf Lebensjahren überläßt man ihre unglücklichen Kinder — vielleicht die eines Europäischen Gentleman — ihren Gespielen; sonst warten ihrer nur einige Bedienten, und sie lernen fast nur Indisch. Nach dieser Periode wandern sie in eine „Anstalt für junge Damen" nach Madras oder Calcutta, wo sie in Dingen unterrichtet werden, die jeder denkende Mann seinem Weibe oder seiner Tochter mit möglichster Eil aus dem Kopfe vertreiben möchte. Putz- und Gefallsucht ist allgemein, und ihr Geschmack steht, wie gewöhnlich, zu jener Leidenschaft in keinem Verhältniß. Der junge Engländer kommt als Kadett, von den lieblichsten orientalischen Träumen entzückt, nach Indien, und hat er das gelobte Land erreicht — so verschafft ihm sein Einkommen höchstens die nothwendigsten Bedürfnisse. Er will das Traumbild mit Gewalt erhaschen, verwickelt sich in Schulden, heirathet die erste beste Dirne, die er kennen lernt, und deren mit Unwissenheit gepaarte Putz- und Prunksucht seine finanziellen Bedrängnisse noch vermehren — Jahre und Unglücksfälle häufen sich auf seinen Schultern, er sinkt in ein frühes Grab, und dann heißt es — „Alas! poor Yorick!"**)

(East-India Sketch-Book.)

*) Dieses strenge Tribunal hat später, wie ganz Europa, mit Einschluß der Landsleute des etwas misanthropen Herrn Verfassers, gerichtet und der Mlle. Sontag auch in klassischer, namentlich in Mozart'scher Musik, den verdienten Lorbeer zuerkannt.

**) Bekanntlich Worte Hamlet's in der Todtengräber-Scene, während er den Schädel des Possenreißers Yorik in der Hand hält.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Freitag den 28. Dezember 1832.

England.

Zustand der Heilkunde im Mittelalter.

Die Universitäten des Mittelalters wurden bekanntlich fast nur von Personen besucht, die sich dem geistlichen Stande widmeten; auch Aerzte und Wundärzte waren, mit wenig Ausnahmen, Mönche oder weltliche Priester. Wie bei den Arabern, den Griechen und Römern, trieb damals eine und dieselbe Person Alles, was zur Heilkunde gehörte; der Arzt schrieb Rezepte, bereitete sie und verrichtete chirurgische Operationen.

Diese Kunst ward einträglich; aber die Mönche, die sie betrieben, mußten ihre religiösen Pflichten verabsäumen. Bald nahmen ihre Confratres, entweder aus Frömmigkeit oder aus Eifersucht, an der Gleichgültigkeit Einiger derselben gegen die Ausübung der Ordens-Regeln Anstoß. Sie wollten dem Skandal ein Ende machen und brachten es so weit, daß man den Mönchen die ärztliche Praxis verbot. Dies erhellt unter Anderem aus dem achten Kanon des Konziliums von Tour, worin es heißt, kein Glied des regelmäßigen Klerus dürfe zu Ausübung der Heilkunde sein Kloster verlassen, und alle diejenigen, die zwei Monate lang aus dem Kloster entfernt blieben, seyen als exkommunizirt zu betrachten. Wurden sie wieder aufgenommen, so kamen sie auf die niedrigste Stufe und konnten keine Beförderung hoffen. Dieser in sehr mäßigen Ausdrücken abgefaßte Kanon beurkundet einen ungewöhnlichen Respekt vor denen, gegen die er gerichtet ist. Er klagt sie zwar an, sie hätten sich von dem höllischen Geiste verführen lassen, erzeigt ihnen aber daneben die Ehre, sie als Leckerbissen des Satans zu qualifiziren. Die den Mönchen auferlegten Beschränkungen erlaubten ihnen nicht mehr, die Medizin in ihrem ganzen Umfang zu treiben. Sie bereiteten selbst keine Heilmittel mehr und enthielten sich jeder chirurgischen Operation.

Herr Willcock theilt diejenigen, die sich damals mit der Medizin beschäftigten, in verschiedene Klassen. Er spricht zuerst von den Gelehrten oder Doktoren, von den Chirurgen jeder Art, und von den Apothekern oder Spezerei-Händlern. Dann thut er solcher Leute Erwähnung, welche die Kunst unter dem Namen Empiriker, Alchymisten, Magier, Hexen*) oder Herbaristen ausübten.

Doktoren der Medizin. Die Aerzte waren fast alle aus der Schule des Galenus, verordneten eifrig Mixturen und brachten immer Variationen hinein. Ein Simplum vorzuschreiben, hätte für einen Beweis von Unfähigkeit gegolten. Man wetteiferte in Häufung der Ingredienzien; man stritt sich gelehrt herum; aber in der Regel blieben die Meinungen getheilt. Diejenigen medizinischen Vorschriften, von denen man glaubte, sie seyen am geistreichsten komplizirt, standen in den Noten oder Kommentaren medizinischer Werke sorgfältig verzeichnet. Für jede Krankheit gab es Tausende von Medikamenten, aus Drogen aller Art zusammengesetzt und oft ganz verschiedener Natur. Die Quintessenz dieser Arbeiten ist uns in der „Medizinischen Rose" des Johann von Gaddesden aufbewahrt.**)

Die Geistlichen, denen die Organisation der Schulen das Studium der Medizin sehr erleichterte, begnügten sich nicht mit diesem Vortheil; es scheint, daß sie noch durch andere Mittel den bedeutenden Gewinn, welchen die medizinische Praxis verschaffte, sich aneignen wollten; denn ein Kanon des Lateranischen Konziliums verbietet jedem Doktor der Medizin, die Heilung des Körpers zu unternehmen, bevor dem Kranken die nothwendige geistliche Hülfe zu Theil geworden ist. Man begreift leicht, daß eine solche Verordnung den Mitgliedern des Klerus eine große Ueberlegenheit über diejenigen ihrer Mitbewerber verschaffen mußte, die nicht zu einem geistlichen Orden gehörten und folglich ihren Kranken keinen religiösen Beistand gewähren konnten.

Die medizinische Schule zu Salerno ward im siebenten Jahrhundert gegründet, und nachmals bildete die Chirurgie einen besonderen Zweig der Heilkunde. Aber erst 1237 erschienen die berühmten Verordnungen der Universität für das medizinische Fach.

Chirurgen. Bevor die Mönche die Chirurgie ganz aufgaben, mögen sie sich wohl zu solchen Operationen, die ihnen minder zusagten, der Hülfe eines Barbiers oder Kurschmiedes bedient haben. Später fiel die Chirurgie in die Hände von Leuten, die größtentheils ziemlich unwissend waren. Mit Ausnahme einiger Wenigen, die bei Hofe ein Asyl fanden, scheinen die Wundärzte nur einen sehr untergeordneten Rang in der Gesellschaft eingenommen zu haben.*) Am erfolgreichsten waren die Barbiere, weil sie in den Häusern der Reichen Zutritt hatten, die Bäder beaufsichtigten und Salben auflegten. Der Gebrauch des Skalpirmessers und der Lanzette vertrug sich ganz gut mit dem des Scheermessers und der Scheere. Diejenigen unter ihnen, welche lesen konnten, suchten in verschiedenen Werken die ärztlichen Vorschriften zusammen, welche ins Englische übersetzt seyn mochten, und auf diese Art gestaltete sich nach und nach ein Korpus chirurgischer Gelehrsamkeit, fast eben so streng als dasjenige, womit die Scholastiker in einer früheren Epoche die Heilkunde beschenkt hatten. Das erste von der Geschichte England's aufbewahrte Beispiel eines Uebels, das Aerzte und Chirurgen zugleich behandelten, ist die Verwundung des Richard Löwenherz. Dieser Fürst starb 1199 an einer Wunde, die er vor Chalons empfangen hatte, und zwar als Opfer der ärztlichen Behandlung. „Die Verletzung Richard's", erzählt Hume, „war an sich nicht tödtlich; aber der Chirurg vergiftete die Wunde dermaßen durch ungeschicktes Ausziehen des Pfeils, daß der Brand hinzukam."

Die Barbier-Chirurgen hatten kleine Läden, deren Kennzeichen eine mit einer Bandage umwickelte Stange war. Man ließ sich daselbst die Haare schneiden, nahm Bäder und pflegte seiner Wunden. Diese Anstalten blüheten besonders in der Umgebung Königlicher Schlösser und bei den Hotel's großer Herren. Guido von Cauliaco giebt in der Mitte des 14ten Jahrhunderts folgende Beschreibung von der Chirurgie: „Es giebt fünf chirurgische Sekten. Die Anhänger des Roger und Roland legen auf Wunden und Geschwüre aller Art erweichende Umschläge; die des Brunus und Theoderich bedienen sich in gleichen Fällen des Weines; die dritte Sekte, den Vorschriften des Saliceto und Lanfranc folgend, behandelt die Wunden vermittelst Salben und weichen Pflastern. Zur vierten Sekte gehören besonders Deutsche, die den Armeen folgen; sie gebrauchen Oel und Wolle und bedienen sich der Zaubertränke. Die fünfte Sekte besteht aus alten Weibern und unwissendem Volke, das unaufhörlich zu den Heiligen seine Zuflucht nimmt." Guido spricht hier nur von einfachen Fällen. Bei bedenklicheren Schäden wurde geschnitten, gebrannt, und der Patient mußte fürchterliche Martern ausstehen. Man durfte keiner andern Methode folgen, als der hergebrachten, um nicht eben so straffällig zu werden, wie ein Chinesischer Arzt, der seinen eigenen Weg gehen will.

Die Londoner Barbiere erhielten erst 1447 eine Charte, die ihre Körperschaft anerkannte. Die Autorität, welche die Charte ihnen zugestand, erstreckte sich aber nur auf die Hauptstadt und ihr Gebiet. Trotz ihres Privilegiums bildete sich eine, von den Barbieren unabhängige, chirurgische Körperschaft, die um das Jahr 1540 in die Barbier-Zunft aufgenommen ward und mit dieser den gemeinschaftlichen Namen der Barbier-Chirurge führte. Doch war es nicht einem und demselben Individuum erlaubt, die Wundarznei-Kunst auszuüben und den Bart zu scheeren, weil man Ansteckung befürchtete.

Zwei religiöse Orden, welche der Chirurgie oblagen, waren die Hospitaliter und Lazaristen. Die ersteren vereinigten dieses Amt mit ihrem kriegerischen Berufe; die Mitglieder des Lazarus-Ordens hatten zuvörderst den Zweck, Aussätzige zu behandeln oder waren vielmehr selbst Aussätzige. Ausgeschieden von der Gesellschaft bildeten sie eine Gilde, die immer zunahm und wegen ihrer Verdienste ein

*) In den Ritterzeiten waren die sogenannten Hexen nicht die einzigen Frauen, die sich die Behandlung der Kranken angelegen seyn ließen. Jedes Frauenzimmer höheren Standes glaubte, daß die Kenntniß einiger Zweige der Heilkunde zu ihrer Bildung gehörte. Dies bezeugen uns die Dichtungen damaliger Zeit. Es war nicht genug, wenn die Dame sich mit den offizinellen Kräutern bekannt machte und Tisanen oder Salben bereiten lernte; sie mußte auch zerbrochene oder verrenkte Glieder wieder einrichten können und die Heilung der Wunden eines tapferen Ritters beaufsichtigen. Welche bessere Pflege für einen Ritter, als die von Seiten seiner Herzensdame!
Anm. d. Verf.

**) Man höre, was dieser Mann, der zu den besten Englischen Aerzten seiner Zeit gehörte, über die Behandlung der Pocken sagt. Nach einer unendlichen Liste von Heilmitteln und verschiedenen diätetischen Regeln fährt er fort: „Jetzt wollen wir noch ein Mittel betrachten. Nimm ein Stück scharlachrothen Tuches und wickele den Kranken ganz darin ein. Dies that ich, als mir der Sohn des Königs von England zur Behandlung anvertraut war. Ich sorgte dafür, daß Alles rings um sein Bette von rother Farbe ware, und es gelang mir die schönste Kur; denn der Prinz genas, ohne daß die Krankheit irgend eine Spur zurückließ." (Rosa anglica, p. 1050 der Ausg. von 1595.)

*) Einer Akte Heinrich's VIII. (1540) über die Innung der Barbier-Chirurgen gemäß, war Jeder ermächtigt, in seinem Hause einen Diener zu unterhalten, der dies Gewerbe ausübte, ohne anderes Patent, als die Vollmacht seines Herrn.
Anm. d. Verf.

Ritter-Orden ward, in den man endlich auch gesunde Leute aufnahm. Nachmals bildeten sie zwei Klassen, die der Kranken und die der Gesunden. Letztere folgten den Armeen und zeichneten sich weit mehr durch Waffenthaten als durch chirurgische Leistungen aus. Aber nach den Statuten des Ordens durfte Niemand eintreten, der nicht wenigstens aussätzig gewesen war.

Apotheker. Lange vor der Eintheilung der medizinischen Fakultät in Aerzte, Chirurgen und Pharmaceuten, trieb man freien Handel mit Drogen und Spezereien. Derselbe Kaufmann lieferte Arznei-Kräuter und Küchen-Artikel. Er verkaufte Wein, Oel, Essig, Honig, Pfeffer, Speck, und bereitete Salben und Tisanen; der Theriakskrämer allein handelte ausschließlich mit Medicamenten. Hatte ein Spezereihändler durch seine Kenntniß der Simplen gewissen Ruf erlangt, und scheute er sich nicht, seinen Kunden Heilmittel zu bereiten, so verdankte er diesen Ruf nur dem Studium ärztlicher Vorschriften, die ihm zugänglich waren. Als aber die Rezepte komplizirter und schwieriger zu verstehen wurden, genügte die Kenntniß des Gewürz- und Victualienhändlers nicht mehr. Jetzt sah man die Pharmakopolen oder eigentlichen Apotheker entstehen, die bald auf größere Auszeichnung Anspruch machten, als die schlichten Spezereikrämer. Erst seit dem Jahre 1616 galten die Apotheker in England als eine selbstständige Klasse, doch blieben sie noch eine kaufmännische Gilde. Außerhalb Londons durfte Jeder Heilmittel verkaufen, vorausgesetzt, daß er seine siebenjährige Lehrzeit bestanden hatte. Nicht früher als 1815 wurde dem angehenden Pharmaceuten in England ein Examen vor den Abgeordneten der Innung zur Pflicht gemacht.

Wir gedenken schließlich noch der Bestrebungen solcher Leute, die weder Aerzte, noch Wundärzte, noch Pharmaceuten waren. Die Empiriker verwarfen alles Wissenschaftliche und alle Lehrsätze; Jeder bahnte sich selbst seinen Weg. Einigen fehlte es nicht an Talent, auch wohl an solchen Kenntnissen, die den gelehrten Aerzten fremd waren, und manchmal gelang ihnen eine Kur, die wunderbar schien. Man beschuldigte sie öfter der Zauberei, und sie selbst schrieben mitunter ihren Erfolg übernatürlichen Ursachen zu. Die Alchymisten forschten nicht bloß dem Golde nach; sie hofften auch, ein Lebens-Elixir zu erfinden, d. h. eine universale Reinigungs-Essenz, die Erdarten und Metalle in Gold, Silber oder Diamanten verwandeln, den menschlichen Körper aber gegen alle Zerstörung schützen und das Alter verjüngen könnte. Kein Alchymist trat als praktischer Arzt auf; wohl aber die Hexen und Hexenmeister unter allerlei Formen. Der König hatte die Gabe, gewisse Krankheiten durch bloße Berührung zu heilen. Den Geistlichen war es erlaubt bei der Heilung übernatürliche Mittel, als Fasten, Gebet u. dgl., anzuwenden. So lehrt uns die medizinische Rose folgendes Mittel gegen Epilepsie: „Der Kranke muß sich aufrecht halten und, um dem Anfall vorzubeugen, mit weit geöffnetem Munde ein Vaterunser sprechen — wohl zu merken: nach dem Verf. sind Mondsucht, Epilepsie und Besessenheit eins. — Nachdem er und seine Angehörigen drei Tage gefastet, bringe man ihn zur Kirche. Erlaubt es sein Alter und hat er den Gebrauch seiner Vernunft, so beichte er. Dann höre er während der Quatember-Fasten am Freitag und Sonnabend Messe. Am Sonntag lese ein guter und frommer Priester in der Kirche über dem Haupte des Kranken den Theil des Evangeliums, der im September zur Zeit der Weinlese vorgetragen wird. Dann schreibe der Priester diese Stelle auf ein Papier, das der Kranke um den Hals trage, worauf er genesen wird." Solche Krankheiten, die nur auf Einbildung beruhten, und deren es so viele giebt, wichen zuweilen dieser Behandlung.

Die Magier und Hexen trieben ihr Gewerbe nur geheim. Man fand den Magier in seinem Schlupfwinkel, wo er beim schwachen Lampenschein bizarre Charaktere entzifferte; vor ihm stand ein Todtenkopf oder ein anderes geheiligtes Symbol. Hier ertheilte er seine Orakelsprüche, unter den Auspizien des Fürsten der Dämonen. Die Hexen verordneten einfache Kräuter, denen sie heilende Kraft zuschrieben. Zu ihrer Therapeutik gehörte das Absingen von Psalmen, wenn die Pflanze gutartig war; sonst aber gebrauchten sie Exorzismen und Verwünschungen.

Die heilkundigen Juden wurden in den abergläubigsten Zeiten des Mittelalters auf eine harte Weise verfolgt oder beschränkt, weil man glaubte, auch das wohlthätigste Arzneimittel verwandle sich in Gift, wenn ein Christ dasselbe aus ihrer Hand empfinge. Indessen fehlte es ihnen gar nicht an nützlichen Kenntnissen. Sie hatten bei den Griechen, den Arabern und anderen Orientalen die Heilkunde erlernt, und praktizirten im Stillen. Nachmals, als die Spanischen Mauren mit dem christlichen Europa in Verkehr traten, und die Arabische Literatur mehr zugänglich ward, wurden die Geheimnisse der unter den jüdischen Aerzten verbreiteten Wissenschaft auch den christlichen bekannt. Der einzige Vorzug, der den Ersteren blieb, war ihre einfache und bedächtige Behandlung der Kranken. Ihre unsichere Stellung in der Gesellschaft nöthigte sie, vor gewagten Kuren sich zu hüten, die so viele Andere unbedenklich unternahmen.

(B. U.)

George Romney.

(Schluß.)

Im Jahre 1764 machte Romney eine zweite Reise nach Paris, wo der berühmte Landschaftsmaler Vernet, mit dem er sich innig verband, ihm Zutritt in die berühmtesten Bilder-Gallerieen und Ateliers verschaffte; von hier aus begab er sich mit dem Miniatur-Maler Humphrey nach Italien. Sein Ruf nahm nach seiner Rückkehr nach England sehr zu, und sein Gemälde „der Tod König Edmunds" trug 1765 unbestritten den Preis davon. Dieses Bild, dessen Werth von allen Liebhabern der damaligen Zeit anerkannt wurde, hat nicht wieder aufgefunden werden können. Romney blieb nach diesem neuen Siege nicht lange in London; er ging nach Italien und führte auf dieser Reise ein höchst interessantes Tagebuch, worin er die schönsten Gegenden dieses herrlichen Landes mit Begeisterung beschrieb. In der ewigen Stadt angekommen, widmete sich unser Künstler ausschließlich dem Studium; in Zurückgezogenheit von der Welt lebte er nur im Umgange mit dem Alterthum unter den erhabenen Ruinen, die davon noch übrig sind. Hayley schreibt diese Zurückgezogenheit einer Geistesschwäche zu, in deren Folge Romney sich fortwährend von Feinden umringt geglaubt habe, die sich gegen sein Glück verschworen hätten. Unser Biograph weist diese Beschuldigung auf das Entschiedenste zurück. — „Thatsachen", sagt er, „beweisen klar, daß mein Vater Feinde hatte, und daß diese Feinde gegen ihn mit neidischer Erbitterung verfuhren; doch artete der schmerzliche Eindruck, den ihr Haß auf seinen Geist machte, nie in Schwäche aus." Seine Liebe zur Kunst hielt ihn oft ganze Monate von aller Gesellschaft entfernt; gern fand er sich aber wieder in seinem gewöhnlichen Kreise ein, wenn ihm etwas Ruhe nöthig geworden war. Die Verbindungen, die er auf seinen Reisen anknüpfte, und die hohe Gönnerschaft, die er in seinem Vaterlande fand, beweisen die Geselligkeit seines Charakters. Der Herzog von Richmond, ein gebildeter Kunstfreund, beschäftigte den Pinsel Romney's, indem er durch ihn seine Gallerie mit Portraits mehrerer bekannter Personen bereichern ließ. Für ihn malte Romney 1775, in einer Epoche, wo sein Talent den Gipfel seiner Höhe erreicht hatte, den Admiral Keppel, Burke, Mrs. Dramer und mehrere andere Personen; er wollte eben Garrick's Portrait beginnen, als eine schwere Krankheit ihn daran verhinderte. In dieser für Romney so glänzenden Zeit richtete Hayley seine Epistel über die Malerei an ihn; diese Huldigung war der Ursprung der Freundschaft, die mehrere Jahre zwischen dem Dichter und dem Maler bestand, ein Verhältniß, über welches Romney's Sohn sich in seinem Buche oft beklagt, weil dasselbe höchst unangenehme Folgen für seinen Vater gehabt habe. Aus dem Unterschiede der Preise, welche Romney zu verschiedenen Zeiten für seine Portraits erhielt, läßt sich auf die Zunahme seines Ruhmes schließen. Während er 1672 für ein Brustbild nur 2 bis 3 Guineen erhielt, wurden ihm 1768 10 Guineen, drei Jahre später 15 und 1775 sogar 35 dafür bezahlt. Sein Pinsel war einer der fruchtbarsten, von denen man weiß, und die Zahl der Portraits, die man von ihm besitzt, ist unberechenbar. Drei bis vier Sitzungen, jede von einer Stunde, reichten ihm für ein Portrait in ganzer Figur hin, und oft saßen ihm sechs verschiedene Personen an einem Tage. Die Pausen zwischen diesen so schnell auf einander folgenden Sitzungen waren die einzige Zeit, die er auf eigene Composition verwandte; auch war er im hohen Grade erfreut, so oft ein angekündigtes Portrait-Modell sich nicht einfand. Aus dieser Art zu arbeiten erklärt sich, warum er so viel unbeendigte Gemälde hinterlassen hat. Andere Gründe kamen noch hinzu. Der Sohn eines Soldaten von der Garde, ein Knabe von hoher Schönheit, der ihm bei mehreren Gemälden z. B. „Shakespeare's Erziehung durch die Tragödie und Komödie," „Shakespeare als Knabe von den Leidenschaften geführt," Alope u. a. m. als Modell diente, starb, als mehrere dieser Bilder erst entworfen waren. Ein anderer Knabe, den er in seine Dienste nahm, saß ihm zu einem schlafenden Schäfer, der beim Herannahen eines Gewitters von seinem Hunde geweckt wird; er mußte aber den Knaben, der sich einer argen Veruntreuung schuldig machte, plötzlich entlassen und konnte das Gemälde, das eine hohe Vollendung in der Zeichnung und tiefes Studium der Wirkung von Schatten und Licht in den Bergen ankündigte, nicht beendigen.

Seit seiner Rückkehr aus Italien verdiente sich Romney jährlich über 3000 Guineen (21,000 Thaler). Sein Streben ging dahin, sich so viel Vermögen zu erwerben, um leben zu können ohne für Geld zu arbeiten; er wollte dann durch eine Reihe von Gemälden seinen Namen auf die Nachwelt fortpflanzen. Das Mittel, welches er wählte, um zu seinem Ziele zu gelangen, verhinderte ihn, dasselbe zu erreichen; das übermäßige Arbeiten untergrub seine Gesundheit. Er hatte die verschiedenen Scenen aus Milton's verlorenem Paradiese sorgfältig durchdacht und eine Reihe von Gegenständen gewählt, deren mehrere nach den von ihm über diese projektirte Arbeit hinterlassenen Noten einige Analogie mit den gelehrten Compositionen haben, die Martin mit großem Erfolge herausgab. Im Jahre 1795 schrieb er an seinen Sohn: „Ich habe einen Plan gefaßt, der, wenn er zur Wirklichkeit kommt, meinen Ruf sicher begründen wird; mein Plan ist ohne Widerrede einer der umfassendsten, die jemals entworfen worden sind; niemand ist von mir in dies Geheimniß eingeweiht. Um mein Vorhaben auszuführen, muß ich mich aber in die Einsamkeit zurückziehen, denn ich fange an zu fühlen, daß mein Geist keine Störung mehr vertragen kann." Diese Einsamkeit hatte aber in Verbindung mit dem schlechten Zustande seiner Gesundheit eine schlechte Wirkung auf seine Phantasie, die auf kostspielige und verkehrte Chimären verfiel. So erbaute er in Hampstead, wohin er sich zurückgezogen hatte, eine prächtige Galerie, in welche er alle seine Gemälde bringen ließ, bevor das Gebäude noch ganz ausgetrocknet war; einige Bilder verschwanden beim Transporte, den er nicht beaufsichtigte, und ein großer Theil des Ueberrestes ward von der Feuchtigkeit der Mauern zerstört. Romney kehrte 1798 nach einem Anfall von Lähmung, der ihn eines Theils seiner Geisteskräfte beraubte, zu seiner Frau und seinem Sohne zurück; das Uebel nahm bald dergestalt zu, daß er in einen kindischen Zustand verfiel, aus welchem er erst durch seinen Tod, der am 15. November 1802 erfolgte, befreit wurde.

Man hat Romney oft mit Reynolds zusammengestellt, ohne zu berücksichtigen, daß die Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer

Lebensweise großen Einfluß auf ihre Werke haben müßte; es gab nie zwei unähnlichere Menschen, als diese beiden Nebenbuhler. Wenn Reynolds die Arbeit, die er sich für den Tag vorgenommen, vollbracht hatte, so suchte er eifrig den Umgang der Gelehrten und anderer ausgezeichneter Männer; Romney hingegen war bei der großen Reizbarkeit seiner Nerven nach anhaltender Arbeit genöthigt, in der Ruhe neue Kraft zu suchen; er machte lange und einsame Spaziergänge bei Mondschein, und aß in der schönen Jahreszeit oft außerhalb der Stadt. Diese Streifereien waren nicht ohne Nutzen für seine Studien; unterweges trug er Alles, was ihm auffiel, in sein Skizzenbuch ein: eine Kindergruppe, eine Ansicht des Himmels, ein Bach, ein Baum, ja auch nur eine Blume, die dann in seine Compositionen aufgenommen wurden; besonders gern beobachtete er die Abenddämmerung, und er hat vier Gemälde mit gespenstischen und seenhaften Erscheinungen im Mondschein hinterlassen, die zu seinen geschätztesten Werken gehören. Beide Maler verfolgten also ganz verschiedene Wege, um zu einem und demselben Ziele, zum Ruhme, zu gelangen. Romney zog sich von der Gesellschaft zurück, hatte nur einen engen Kreis von Bekanntschaften, und die meisten seiner Anhänger bewunderten seine Werke, ohne den Urheber zu kennen; Reynolds hingegen, der in den glänzendsten Zirkeln geschätzt und gesucht war, erwarb sich neben dem Rufe eines berühmten Malers auch den eines liebenswürdigen Gesellschafters. (Polar Star.)

Bibliographie.

The life of Frederic II. (Leben Friedrichs des Großen.) Von Lord Dover. Zweite Auflage. 2 Bde. Pr. 28 Sh.

The splendid village. (Das glänzende Dorf.) Von Ebenezer Elliott.

Tales for very young childern. (Erzählungen für kleine Kinder.) Von Marcet. Pr. 2 Sh.

Outlines of pathology. (Grundzüge der Pathologie.) Von Allison. Pr. 10½ Sh.

Records of travels. (Erinnerungen einer Reise durch die Türkei, Griechenland ꝛc. in den Jahren 1829, 30 und 31.) Von Slade. 2 Bde. Pr. 31½ Sh.

Portraiture of modern scepticism. (Darstellung des Skeptizismus unserer Zeit.) Von Morison. Pr. 4 Sh.

A new Atlas of England and Wales. (Neuer Atlas von England und Wales). Erste Abtheilung. Pr. kolorirt 8 Sh.

Lyric leaves. (Lyrische Blätter.) Von Cornelius Webbe.

A Treatise on Chemistry. (Elemente der Chemie.) Von Michael Donovan. (Bildet auch den 34sten Bd. von Lardner's Kabinets-Encyklopädie.) Pr. 6 Sh.

Nord-Amerika.

Die Thal-Ebene des Mississippi.*)

Der Verf. ist in Neu-England geboren. Er verließ jenen Theil der vereinigten Staaten im Jahre 1815, begleitet von seiner Familie, in der Hoffnung, an irgend einem Orte der großen westlichen Einöde, wo die Kultur noch im Entstehen ist, seinem geistlichen Berufe leben zu können. Ueberall, wo er dies versuchte, war der Erfolg unbedeutend, woran das ungesunde auf seine Constitution sehr nachtheilig wirkende Klima vielen Antheil haben mochte. Nach zehn Jahren müdevoller Wanderung, die ihm genaue Kenntniß von den hinteren Wald-Kolonisten (backwoodsmen) erwarb, fand er endlich eine lebenslängliche Anstellung als Rektor eines Seminars in Louisiana. Vor dem Antritt seines neuen Amtes besuchte er noch einmal das Vaterland, um, wie er sagt, seine Nerven zu stärken und seinen Jugendfreunden Lebewohl zu sagen. Der Aufforderung einiger dieser Freunde verdanken wir vorliegendes Buch, das in lebhaftem, ungezwungenem, nicht selten energischem Stile geschrieben ist und von dem biedern edelmüthigen Herzen des Verf. zeugt, der selbst in seinen Vorurtheilen liebenswürdig bleibt.

Sein Gemälde von dem Leben eines Geistlichen in der Ebene des Mississippi ist so beschaffen, daß wir uns wundern müßten, wenn irgend ein zartfühlendes Gemüth, auch bei rüstiger Gesundheit, in jenen Gegenden zehn Jahre zubringen könnte, ohne in Schwermuth zu versinken. Dennoch finden wir in dieser rührenden Erzählung keine Spur von Spleen oder Bitterkeit. Im Gegentheil, der Verf. bekennt freimüthig die ungünstigen Verhältnisse, mit denen er so lange gerungen; verweilt mit Freude und Dankbarkeit bei einzelnen Beweisen von Freundschaft, die seine „Karte der Trübsal" belebten; spricht mit patriotischer Begeisterung von der feineren Kultur, die einst über diesen Schauplatz seiner persönlichen Leiden sich verbreiten werde, und betrachtet ein vernünftiges System religiöser Glaubens und kirchlicher Zucht als die wahren Früchte geistiger und geselliger Fortbildung. Wir lassen den Verf. selbst von den Widerwärtigkeiten seiner Amtsbrüder sprechen:

„Das Atlantische Gebiet (der Küsten-Staat) hat nur zu viel von der Bereitwilligkeit der Ansiedler gehört, in jenen Regionen Prediger zu unterhalten. Es mag Ausnahmen von der Regel geben, die mir, so weit ich auch herumwanderte, unbekannt geblieben sind; allein ich bin, allen Gegenvorstellungen zum Trotz, überzeugt, daß die Leute im Allgemeinen glauben, ihre Aufmerksamkeit auf seinen Unterricht belohne den Prediger zur Genüge. So viel mir bewußt, hat kein protestantischer Geistlicher jemals, nur zwei Jahre nach einander, sein nothwendiges Auskommen gehabt. Viele treue, thätige und ausdauernde Männer, die meine Leidens-Gefährten waren, sind, nachdem sie alles Ungemach bestanden, in diesen Wildnissen als Opfer gefallen, und, was noch schlimmer ist, sie fielen beinahe unbemerkt, und ihre Leiden blieben in Vergessenheit. Sie mühten sich ab und verschmachteten wohl 800 Meilen weit in einer Amerikanischen Wüste, wo nicht einmal romantische Gefühle ihren Tod feierten. In anderen Regionen unterliegt der Missionair wenigstens als Held und Märtyrer; man sorgt für seine Familie, und Begeisterung knüpft sich an sein Andenken."

Die größte Schwierigkeit beruht auf dem Starrsinn, womit solche Pflanzer, die noch etwas Religion haben, ihren verschiedenen kleinen Sekten anhangen. Es ist fast unmöglich, daß solch ein Zuhörer einen Prediger finden wird, der ganz nach seinem Zuschnitt ist. „Wann", sagt der Verf., „wird das Volk aufhören, zu dogmatisiren, zu definiren, zu disputiren, und in Feststellung gewisser Punkte seine Religion zu setzen? Der ätherische Geist verflüchtigt sich bei so roher Behandlung. Die Welt hat genug und schon zu viel gelehrte Traktate über das, was Religion und was nicht Religion ist. Viele Tausende werden niemals recht philosophische Begriffe von dem Gegenstande erlangen; aber jeder Einzelne kann Zerknirschung fühlen und sein Inneres vor dem Schöpfer ausströmen. Wie gut würde es, nach meinem Urtheil, um die Welt stehen, wenn man sich weniger um das systematisch Religiöse, und mehr um erfahrungsmäßige Bekanntschaft mit der Macht des Glaubens bekümmerte u. s. w."

Der Verf. scheint die meiste Zeit seines Aufenthalts in und um Jackson, einer neuen Stadt unweit der Mündung des Ohio, verlebt zu haben.

„Unter diesen Leuten hielt ich mich auf und predigte über ein Jahr; aber meine Zeit verstrich noch leerer an Interesse, an Zuneigung, Trost oder Nutzen, als irgend anderwärts. Das Volk ist im höchsten Grade ungesittet. Ihre Gegend ist ein guter Tummelplatz für alle Arten von Sektirern und hat eine Art Menschen in Fülle aufzuweisen, die unwissend und abergläubisch, durch Anhänglichkeit an irgend einen Lieblings-Priester oder eine Sekte, ihren Mangel an Moral, Ehrbarkeit und Allem, was zum Geiste des Christenthums gehört, zu ersetzen wähnen."

„Ich darf nicht unbemerkt lassen, daß man hier eine Merkwürdigkeit findet — eine isolirte, aber unvermischte Deutsche Kolonie, die wirklich ihre Nationalität und Sprache reiner erhalten hat, als selbst in Pennsylvanien. Es sind meistens Lutheraner, und Einige derselben kamen direkt aus Deutschland, die mehrsten aber aus Pennsylvanien und Nord Carolina. Sie haben sich an einem klaren und schönen Strom, das Weiße Wasser genannt, niedergelassen; dieser Strom fließt 25 Meilen weit und fällt in den großen Sumpf. Hier im Walde gelagert, nur mit ihren Landsleuten verkehrend und alle gröberen Handels-Artikel selbst anfertigend, haben diese Leute ihre Eigenthümlichkeiten ungemein treu bewahrt. Sie halten viel auf religiösen Unterricht und schätzen Deutsche Ehrlichkeit und Betriebsamkeit. Allein fast jeder Grundbesitzer hat seine Destillation, und der Whiskey, jenes verderbliche Gift, wird dem Getreide entlockt. Die große Gestalt ihrer Pferde, ihr eigener riesenhafter Wuchs, die eigenthümliche Tracht der Frauen, die kindliche Einfalt ihrer Unterhaltung, ergötzten mich ungemein. Nichts konnte zu der Einförmigkeit in den Sitten und Meinungen ihrer Amerikanischen Nachbarn einen stärkeren Kontrast liefern. Ich wohnte einem Leichenbegängniß bei, das sehr zahlreich besucht war. Nachdem ich meine gewohnten gottesdienstlichen Pflichten erfüllt hatte, trat ein sehr ehrwürdiger Greis, Namens Nyeswunger (Neuschwinger?), hervor und fragte mich, ob ich ihm wohl erlaubte, einige ihrer besondern Gebräuche zu vollziehen. Dann öffnete er das Lutherische Liederbuch, und alle fingen an, so laut zu singen, daß die Wälder wiedertönten; gleichwohl lag etwas Rührendes in dem vaterländischen Gesang dieser bejahrten Leute, die einen ihrer Brüder zur ewigen Heimath geleiteten. Schwermüthige Erinnerungen drängten sich mir auf, und ich werde lange dieser Hymne gedenken."

„Sie hatten einen Geistlichen, Namens Weiberg, mitgebracht, einen gebildeten, aber sehr dem Trunk ergebenen Mann. Der Ernst, mit dem er den Gottesdienst nach ihrem Ritual beging, stimmte sie zur höchsten Andacht. Als der Gottesdienst vorüber war, bekam er Lust, sich zu berauschen, und ward zanksüchtig, wie das oft unter ihnen der Fall ist. Sie begehrten die Erlaubniß, sich selbst zu berauschen, wollten aber dem Pastor nicht gern dasselbe Privilegium zugestehen. Die Folge davon war, daß man, als die Subscription zum Unterhalt desselben erfolgen sollte, mit der Unwürdigkeit des Seelenhirten sich entschuldigte. Auf diese Art hatte er drei Jahre hindurch mit ihnen gehadert und obgesiegt. Es blieb ihm in solchen Fällen nichts übrig, als die Gelegenheit wahrzunehmen, wenn eine tüchtige Quantität Whiskey ihre phlegmatischen Naturen aufgeregt hatte. Dann hielt er ihnen, wie sie sich ausdrückten, eine gewaltige Rede in reinem, altem Deutsch und las eine Deutsche Hymne von eigener Arbeit — denn er war zugleich auch Dichter —, wonach die Liste der Unterschriften wieder hervorgeholt ward, und selbst die Mißvergnügten nolens volens sich einschreiben mußten."

Die folgende Stelle giebt einen schlagenden Beweis zu Gunsten einiger von den bestrittensten Behauptungen der Mrs. Trollope — wir meinen ihr merkwürdiges Kapitel über die Lager-Versammlung (camp-meeting) in den Wäldern, und über die „serious bench."

„Ein allgemeiner Zug scheint mir diese Gegend in religiöser Hinsicht kräftig zu charakterisiren. Sie sind ängstlich bemüht, eine große Menge Volks und Prediger zu sammeln und, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, recht viel Gottesdienst mit einem Male abzufertigen; damit sie sich erholen und von religiösen Pflichten entbunden seyn können, bis zur regelmäßigen Wiederkehr der Periode, wo man das leere Magazin wieder füllt. Daher so viel Schein und Ge-

*) Recollections of the Last Ten Years etc. (Erinnerungen aus zehnjährigem Wandern und Verweilen in der Thal-Ebene des Mississippi, in Briefen mitgetheilt.) Von dem Presbyterianischen Geistlichen Timotheus Flint. Zweite Auflage. Boston, 1832.

pränge, häufige Versammlungen, Krämpfe, Geschrei, Fußfälle, Ohnmachten und — was den meisten Lesern ganz neu vorkommen wird — religiöses Lachen. Nichts ist bei diesen Schauspielen gewöhnlicher, als die eifrigsten Verehrer in ein albernes, krampfhaftes Gelächter ausbrechen zu sehen, das man auf meine Frage ein heiliges Lachen nannte. Mit dieser abgeschmackten Benennung bin ich jetzt so vertraut, daß sie mich nicht ferner in Staunen setzt. Bei demselben Volke aber sind Moralität, zartes Gefühl und Fähigkeit, durch Vernunft, Ueberzeugung oder Evangelium sich leiten zu lassen, ein schmerzliches desideratum."

Einige der letzten Stationen, wo unser Autor sein Missions-Zelt aufschlug, waren an den Ufern des Arkansas, wo jugendliche Ansiedelungen unter den schwachen Trümmern der Spanischen Herrschaft sich reißend vermehren, obgleich das Klima noch pestilentialischer ist als das der Backwood's. Seine Beschreibung der Landschaft ist äußerst malerisch.

„Ein oder zwei Meilen von dem Flusse sieht man zunächst dichte Rohr-Gebüsche, dann eine Reihe Seen, die dem Flusse in ihren Krümmungen und der Farbe ihrer Wasser äußerst ähnlich sind. Wenn der Fluß hoch steht, so ergießt er die Ueberwucht seiner Wasser in jene Seen, und das Wasser kommt in einer Breite von zwanzig Meilen in Bewegung. Die Seen sind mit den großen Blättern und zur rechten Jahreszeit mit den Blüthen der nymphaea nelumbo, der größten und prächtigsten Blume, die ich jemals gesehen, überdeckt. Viele waren so groß als der Deckel eines Hutes; die äußeren Blätter glänzend weiß, die inneren von einem schönen Gelb. Sie sind eine vergrößerte Kopie der Teich-Lilie von Neu-England, welches die schönste und duftendste Blume jener Landschaft ist. Die großen kegelförmigen Blätter dieser und anderer Wasserpflanzen breiten sich aus wie Sonnenschirme und stehen so dicht, daß ein Vogel trocknen Fußes über die Seen schreiten kann. Sie erheben sich aus allen Tiefen bis an 10 Fuß."

„Jenseit der Seen befinden sich ungeheure Cypressen-Sümpfe, die einen großen Theil der von dem Mississippi und seinem Stromgebiet überschwemmten Länder ausmachen. Kein Anblick auf Erden kann melancholischer seyn. Wenn der Baum seine Blätter verloren hat, so ist ein Cypressen-Sumpf mit seinen zahllosen grauen Aesten, die sich durchkreuzen, das Bild einer Todes-Oede. Im Sommer bekleiden schöne lebhafte grüne Blätter die grauen Aeste; das Wasser, in dem sie wachsen, ist wie erstorben und zwei oder drei Fuß tief; doch läßt es die unzähligen Cypressen-Kniee, wie man sie nennt, hervorblicken. Es ist mit einem dichten grünen Teppich bedeckt, der sich wie Sammt ausnimmt. Die Mosquitos schwärmen zu Millionen über dem Wasser. Oft ruht auch die Moccason-Schlange mit ihrem ungeheuren schuppigen Körper zum Knäuel gerollt an einem Cypressen-Stamm; und kommt man ihr nahe, so reißt das Thier bei all seiner Trägheit und Reglosigkeit die obere Kinnlade seines gewaltigen Rachens fast bis zum Nacken auf, um einem zu verkünden, daß es ihm zur Vertheidigung weder an Lust noch an Kraft fehle. Ich ritt 40 Meilen weit längs diesem Sumpfe und einen bedeutenden Theil des Weges am Rande des Wassers, wo mein Pferd bei jedem Schritte bis zur Hälfte des Unterschenkels einsank. Außer dem blauen Heher glaube ich dort keine Vögel bemerkt zu haben."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Biography of Stephan Girard. (Girard's [des bekannten reichen Banquiers] Leben.) Von S. Simpson. Philadelphia.

Indian Biography. (Lebensbeschreibungen von mehr als hundert Indianischen Häuptlingen.) Von S. Drake. Boston.

Memoir etc. (Selbstbiographie der Miß Hannah Adams.) Mit Anmerkungen eines Freundes. Boston.

Mannigfaltiges.

— Frühere Verfolgung der Quäker. In Sewell's „Geschichte der Quäker" findet man so viel Verfolgung einerseits, und so viel Festigkeit und Geduld im Leiden andererseits, daß man wohl nicht so leicht ähnliche Beispiele antrifft. Da diese Dinge wenig bekannt geworden sind, so wird man es kaum glauben, daß der Haß gegen die Quäker so weit getrieben wurde, daß es eine Zeit gab, wo dieselben Alle, fast ohne Ausnahme, ihres religiösen Glaubens halber im Gefängnisse schmachteten. Man zählte zu einer Zeit in den Gefängnissen 2400 Quäker; und wer die Gräuel in den damaligen Englischen Gefängnissen kennen lernen will, der lese Sewell's Geschichte. Aber die Bosheit der Verfolgung stand dabei nicht still; das Eigenthum der achtungswerthesten Familien wurde konfiszirt; es wurden Versuche gemacht, Einige zu transportiren, und Viele erlagen den Mißhandlungen. Die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten aber wurden von den Independenten in Neu-England verübt. Dorthin hatte sich eine Kolonie vor der Verfolgung im Mutterlande geflüchtet, und als man erfuhr, daß sich Quäker unter ihnen befanden, ergriff man drei Frauen und verurtheilte sie zu der fürchterlichen Strafe, durch elf Städte auf eine Entfernung von 80 Meilen gepeitscht zu werden.

— Ein Abend-Spaziergang in Venedig. Die Gesellschaft auf dem St. Markus-Platze trifft von allen Seiten her zusammen, und so glaubt man eher, daß sie sich zu einer Gala-Assemblee versammle, als um eine Abend-Promenade zu machen. Wir konnten unter der Menge nicht einen einzigen Menschen aus der sogenannten niedern Klasse entdecken. Die Frauen tragen gewöhnlich weiße Schleier, nicht um das Gesicht zu verhüllen, sondern um von hinten eine Draperie zu bilden, aus der es mit desto mehr Glanz hervortritt. Manche tragen bloß einen außerordentlich hohen Kamm um das Haar fantastisch, aber vermuthlich nach der Mode geflochten. Einige tragen mit Perlen gestickte Shawls, die in Venedig zu Hause sind; Andere schmücken sich mit Juwelen und jenen reichen goldenen Ketten, wegen deren diese Stadt so berühmt ist. — Nach und nach verschwindet das Tageslicht, aber ein stilles, blaues, klares Himmelsgewölbe hängt über der Piazza. Die Kaffeehäuser werden erleuchtet, Zeltdächer vor den Arkaden aufgespannt; man führt die Damen zu den Sitzen, drinnen oder draußen, wie sie es wollen, und Eis, Kaffee, Liqueur nebst dem so köstlichen Venetianischen Kuchen und Confituren werden reichlich dargeboten. Unterdessen nehmen die Musiker und Jongleurs ihre Plätze vor den Kaffeehäusern ein. Romantische Balladen, zärtliche Duetts, tragische Scenen, komische Opern sind abwechselnd zu hören und zu sehen. Ein Kaffeehaus an der Nordseite wird von den Damen besonders stark besucht; hier strahlt eine wahre Milchstraße von Schönheiten. Ein anderes ist der Sammelplatz der prachtliebenden Griechen, wieder ein anderes der Lieblingsort der Türken mit ihren Bärten und Kaftanen, die in behaglicher Trägheit ihre Pfeifen rauchen. Auch einen großen schmutzigen Kapuziner erblickten wir im Gewimmel, wie er durch die Vorhalle des Palastes hinschwebte, mit der Kutte von grobem Tuche, dem Gürtelstrick und dem schwarzem Käppchen. — Die nördliche Arkade scheint die Mode-Promenade zu seyn. Auswärts sind an manchen Stellen Reihen von Sitzen weit in den Platz hinein angebracht, und von innen strahlen einem durch die Fenster und Eingänge der Kaffeehäuser, die schönsten Gesichter in herrlicher Beleuchtung entgegen. Das Gedränge der Schauenden dazwischen ist so groß, daß oft auch einige Minuten eine Stockung entsteht, und man nicht von der Stelle kann. Manche jedoch durchwandeln auch die Arkaden der anderen Seiten des Platzes, ehe sie umkehren; Andere treten aus den Arkaden hinaus und lustwandeln auf dem Marmorsee; denn so sieht der mittlere, halb dunkle und öde Theil des Platzes um diese Zeit aus. Diese Wanderer, die, gleich Schatten, durch die Dunkelheit dahin gleiten, gehen gewöhnlich paarweise. „Beide sind jung und Eine davon ist schön." — Es wurde Morgen, ehe wir diese Scene verließen, um von Arabischen Nächten und Aladdin zu träumen. — Auf dem Platze, wo jetzt Trommel und Tambourin das nächtliche Echo von St. Markus weckt, und die fröhlichen Venetianer zusammen kommen, Bücklinge machen, lächeln und Eis essen, wehten ehemals die Flaggen zinsbarer Königreiche im Winde. „Und wie lange noch," (trachzt ein neuerer Reisender, Herr Rose,) „so wird Venedig ein kleines Babylon seyn, wo statt der Rohrdommel die Quappe, und statt des Fuchses das Meerschwein sich erlustigen werden!" (Travelling Sketches, by L. Ritchie.)

— Die Parsen in Bombay. Diese unvermischten Nachkommen der alten, vor dem Islam geflohenen Perser, zeichnen sich durch kräftigeren Bau und schönere Züge vor den Indiern aus. Ihre Miene verkündigt den ernsten Geschäftsmann im blühenden Wohlstand. Sie tragen einen bunten Turban von Kattun, mit einem senkrechten, spitzigen Aufsatz und ohne Falten. Die Jacke ist weiß und reicht bis zum Knie, die ziemlich weiten Beinkleider gehen bis unter die Waden. Ein großer Theil des Handels ist in ihren Händen, und ihre streng bewahrten Eigenthümlichkeiten geben ihnen eine Stellung zur übrigen Bevölkerung, die mit der der Quäker in England einige Aehnlichkeit hat. Ihre Frauen tragen eine orientalische Kleidung, häufig aus karmoisinrother Seide, mit breitem Purpur-Saum; dieses Oberkleid bildet zugleich auch die Kopfbedeckung. Immer erscheinen sie mit großen Wasserkrügen auf dem Haupte, wenn sie von benachbarten Brunnen kommen, und erinnern so an Rebekka und die Frauen von Israel. Unter solch einer Last gehen sie aufrecht und anmuthig, mit festem Schritte. Ihre Fußknöchel sind unbedeckt, aber den Fuß bekleidet ein Pantoffel mit krummer Spitze, ohne Hinterstück, während die Muselmänner einen, am Vordertheil breiten und eckigen Pantoffel tragen; der Stoff beider ist gestickter Maroquin von verschiedener Farbe. Die Parsischen Frauen sind groß und schön gewachsen; ihr Gesicht ist oval, die Züge einnehmend und die Mienen ausdrucksvoll. Die Parsen bleiben ihrem alten Gottesdienst getreu. Jeden Morgen huldigen sie der aufgehenden Sonne und jeden Abend der niedergehenden. Zur letzteren Zeit findet man eine Menge derselben am kühlen See-Gestade; ein Jeder betet laut und von dem Anderen etwas getrennt. Viele haben Gebetbücher, und alle beugen oft ihr Antlitz zur Erde. Die reichen Parsen bewohnen stattliche Häuser. Einige der vornehmsten geben den Europäischen Residenten von Zeit zu Zeit kostbare Gastmähler im Englischen Stil, und Keiner, wie hoch auch sein Rang sey, lehnt die Einladung ab. Nach Sonnen-Untergang brennt täglich eine Lampe vor der Thür jedes Individuums, die erst mit Anbruch des Tages ausgeht. Da sie in dem Feuer ein heiliges Element sehen, so blasen sie ihre Lichter niemals aus, und wo es der Anstand erfordert, fahren sie damit hin und her, bis irgend ein freundliches Lüftchen sie ausweht. (East-India-Sketch-Book.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit dem Jahresschlusse zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den hiesigen Abonnenten wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen. Titelblatt und Register zum zweiten Bande (Juli — Dezember 1832) sollen im Laufe des Monats Januar beigelegt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Montag den 31. Dezember 1832.

Frankreich.

Der Herzog von Reichstadt.

Zweiter Auszug aus dem Werke des Herrn von Montbel *)

Ein Französisches Blatt äußert zunächst über dieses Buch: „Die Geschichte des Sohnes Napoleon's, von einem vormaligen Minister Karl's X geschrieben, ist eine Erscheinung, welche die öffentliche Neugierde lebhaft reizen muß. Herr von Montbel hat sich darauf beschränkt, die Geschichte eines Kindes zu schreiben; er hat den Herzog von Reichstadt als eine Person betrachtet, welche einen mächtigen Einfluß auf das Geschick Frankreichs hätte ausüben können. Er zeigt uns den jungen Prinzen, wie die Erziehung ihn gebildet, und wie er geworden seyn würde, wenn die Vorsehung diesem Enkel der Maria Thereſia eine Zukunft bewilligt hätte. Der Verfasser erklärt, in seine Geschichte nur diejenigen Thatsachen aufgenommen zu haben, welche ihm durch die bedeutendsten Personen, durch Augenzeugen mitgetheilt worden sind oder sich auf authentische Aktenstücke stützen. Er hat in Verbindung mit Personen gestanden, welche lange in vertraulichen Verhältnissen mit dem Herzog von Reichstadt gelebt haben. Endlich hat der Fürst von Metternich selbst ihm einige Aktenstücke zukommen lassen."

Der frühere Auszug aus der Schrift des Herrn von Montbel bestand aus den interessanten Notizen, die demselben von Herrn von Foresti in Wien mitgetheilt worden waren. Nachstehendes sind die Aeußerungen des Verfassers selbst:

„Zur Zeit meiner Ankunft in Wien erfuhr ich, daß sich daselbst eine Person befinde, deren Namen, berühmt in der Geschichte der Revolution und des Kaiserreiches und gefährlich für alle Parteien, doch oft von ihnen angerufen wurde. Dieser Mann war mit dem Auftrage nach Wien gekommen, bestimmte Vorschläge zu Gunsten des Herzogs von Reichstadt zu machen, jedoch unter dem Schleier einer ganz anderen Mission. Seine Mittheilungen wurden angehört, aber mit einer kalten Ruhe, an der seine Pläne scheiterten; er entfernte sich bald darauf. Diesem ersten folgten zahlreiche andere Versuche, die zum Zweck hatten, den jungen Herzog entweder in Frankreich oder in Italien auftreten zu lassen; einige dieser Vorschläge wurden ausführlich entwickelt. Sie wurden durch Auseinandersetzungen über die Combinatien der Partei, über ihren Zweck, ihre Hülfsquellen und ihre Ausführungs-Mittel unterstützt und gründeten sich immer auf die Gefahr für Europa, Frankreich so ohne Leitung, ohne Gewalt und ohne eigentliche Regierung zu lassen. Man ging praktisch zu Werke und begnügte sich nicht damit, einfache Theorieen zu erörtern; man legte einen durchdachten Plan, eine neue Kaiserliche Constitution vor, in welcher man sich weit mehr damit beschäftigte, der Regierung eine hinreichende Gewalt zu geben, um sich zu konsolidiren, als daß man den Worten von öffentlicher Freiheit treu geblieben wäre, welche bei anderen Gelegenheiten von denselben Männern unter dem lebhaften Beifall einer Menge benutzt worden waren, die sich einer ganz verschiedenen Sprache, welche zu einer gewissen anderen Zeit gehalten worden war, nicht mehr zu erinnern schien."

„Die Rechte des neuen Kaisers auf die Erblichkeit gründend, datirten sie dieselben von dem National-Votum, welches Napoleon auf den Thron gesetzt hatte; aber die Einmischung des Volkes auf diesen Akt beschränkend, erklärten sie in dem ersten Artikel ihrer Constitution, daß die Souverainetät wesentlich in der Person des Kaisers wohne, und daß die Regierung unter seiner Leitung und unter seinem obersten Einfluß stehe."

„Diese motivirten Vorschläge wurden dem Fürsten von Metternich vorgelegt, um ihm zu beweisen, daß man eine Regierung und keine Doktrin aufstellen wolle; er ließ sich auf keine Erörterung über die Mittel ein, sondern beschränkte sich auf die Worte: „„Was verlangen, was erwarten Sie von uns?"" — „„Daß Sie uns den Herzog von Reichstadt an die Französische Gränze führen lassen. Seine Gegenwart, der magische Name Napoleons, werden in einem Augenblick das zerbrechliche Gebäude umstürzen, welches schwankend auf unserem Vaterlande lastet und uns mit seinen Trümmern bedroht."" — „„Welche Bürgschaft würde der Herzog von Reichstadt für seine Zukunft haben?"" — „„Der Muth und die Liebe der Franzosen werden ihn umgeben und eine Mauer um ihn bilden."" — „„Nach sechs Monaten würde er sich von Ehrgeiz, von Ansprüchen, von Haß, von Verschwörungen umgeben sehen, er würde sich am Rand eines Abgrunds befinden. Ich habe es Ihnen schon gesagt: der Kaiser hält zu viel auf seine Grundsätze und auf seine Pflichten gegen seine Völker, so wie auf das Glück seines Enkels, als daß er sich jemals zu solchen Verschlägen hergeben sollte. Uebrigens täuschen Sie sich durchaus über den Ausgang Ihres Unternehmens, oder vielmehr über die Dauer seiner Resultate. Bonapartismus ohne Bonaparte machen zu wollen, ist eine durchaus falsche Idee. Als es Napoleon mit seinem Genie, das man nicht so leicht wiederfinden wird, gelang, die Französische Revolution zu zähmen und zu unterwerfen, bedurfte er eines Zusammentreffens von Umständen, die seine Pläne begünstigten, einer ununterbrochenen Reihe von Siegen, die, indem sie ihm die Hingebung seiner Soldaten sicherten, den Geist des Volkes durch eine Mischung von Furcht und Enthusiasmus beherrschten. Geblendet durch die Fortdauer seiner Triumphe, glaubte er an sich selbst, und Alle theilten seinen Glauben; aber eine solche Kraft war nur auf Lebenszeit da, und dann nur unter der Bedingung, daß der Sieg treu blieb; die Niederlagen würden sein Uebergewicht vernichtet haben, wenn sie nicht sogleich seinen Thron umgestürzt hätten. Außerdem fand er, als er inmitten ihrer politischen Stürme auftrat, zu seinem Beistand eine Menge untergeordneter Götter: manchen mit Recht oder Unrecht erlangten, aber keineswegs bestrittenen Ruf, geschickte Generale, in den Geschäften bewanderte Administratoren. Was könnte bei dem gegenwärtigen Zustand selbst Napoleon, inmitten einer Masse, deren mißtrauische und kindische Eitelkeit seinen Ruf 24 Stunden lang leben lassen kann, wo alle die, welche gewesen sind, sich überlebt haben, wo alle Berühmtheiten vor den Witzeleien der Presse erloschen sind? Es scheint, daß ein böswilliger Geist es unternommen hat, Frankreich zu einer allgemeinen Nullität herabzudrücken. Alles zerstört sich und löst sich auf. Unter dem Hammer der Zerstörer versinkt die Gesellschaft in Staub. Napoleon errichtete ein Gebäude aus den Materialien der umgestürzten Gesellschaft, und Sie bestreben sich, selbst die Trümmer zu zerstören!""

„Zu jener Zeit wünschte der junge Herzog sehr lebhaft, den Fürsten Dietrichstein kennen zu lernen und sich mit ihm zu unterhalten. Der Fürst, älterer Bruder des Grafen Moritz, ist ein durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und durch einen wahrhaft edelmüthigen Charakter ausgezeichneter Mann. Die Unabhängigkeit seiner Gedanken, die Freiheit, mit der er sich ausdrückt, seine bekannte Bewunderung für die großen Eigenschaften Napoleons, flößten dem jungen Prinzen den Wunsch ein, ihn zu hören und um Rath zu fragen; er besuchte ihn auf seinem schönen Landsitze in der Nähe von Wien. Der Fürst redete mit dem Herzoge eine Sprache, welche ihm Vertrauen einflößen mußte. Er sagte ihm die Wahrheit, ohne den geheimen Gedanken zu schmeicheln, welche vielleicht in seinem Herzen schlummern mochten, und einige Tage darauf übersandte er ihm ein Resumé ihrer Unterhaltung, welches der junge Herzog oft mit Aufmerksamkeit gelesen hat."

„Der Fürst Dietrichstein ist so gütig gewesen, mir dieses Schreiben mitzutheilen. Es enthält ein getreues und vollkommen ausgeführtes Gemälde der Lage Frankreichs; es beweist die wirkliche Schwäche derjenigen, welche an eine Wiederherstellung des Kaiserlichen Systems denken, den wenigen Erfolg, welchen der Herzog von Reichstadt mit einer Partei erlangen würde, die, seit dem Verlust des Oberhauptes, dessen Genie allein die Macht hatte, so viel heterogene Elemente zusammenzuhalten, sich augenscheinlich dazu neigt, sich zu theilen, sich täglich zu vermindern und endlich zu verschwinden. Aber die thätigen Anlagen des Herzogs in's Auge faſſend, bezeichnet er demselben ein edles Ziel. Er spricht den großen Namen Eugen's von Savoyen aus; er regt den Herzog an, nicht hinter dem zurückzubleiben, was die öffentliche Meinung das Recht hat, von dem Sohne desjenigen, der einen so hohen Ruf erlangte, zu erwarten und zu fordern. Er ertheilt ihm Rathschläge, wie er seine Fähigkeiten pflegen, welche Richtung er ihnen geben müsse, um sie zweckmäßig und vollkommen zu entwickeln."

„In den vertraulichen Mittheilungen bemerkte man besonders die moralische Unruhe, in welcher sich damals der Herzog von Reichstadt befand, und welche durch die Umtriebe, deren Gegenstand er war, noch vermehrt wurden. In dieser Beziehung nehme ich die Erzählung des Herrn von Prokesch wieder auf:

„„Nach der Rückkehr von meinen Reisen fand ich den Herzog von Reichstadt traurig und nachdenkend; die Französische Revolution

*) Vgl. Nr. 136 des Magazins.

war ausgebrochen, und mit ihr erwachte der Gedanke an neue Kriege. Der junge Prinz beurtheilte den Zustand der Dinge mit wahrem Scharfsinn; er theilte mir seine Ueberzeugung mit, daß Frankreich fortan beständigen Schwankungen unterworfen seyn, und daß dies auf ganz Europa zurückwirken würde. Er sagte mir, daß der General Belliard gleich nach seiner Ankunft in Wien den Wunsch ausgedrückt habe, ihn zu sehen. Man sey aber dem Gesuch ausgewichen; denn was könne der außerordentliche Gesandte Ludwig Philipps mit ihm zu reden haben? Hätte er vielleicht seine Zustimmung zu dem, was in Frankreich vorgegangen war, erhalten wollen? — Ich bemühte mich, seine allzulebhafte Einbildungskraft auf nützliche Arbeiten zurückzuführen, welche ihr eine vortheilhafte Richtung geben konnten. Er befolgte meine Rathschläge; wir lasen, wir schrieben zusammen. Seine Reise nach Preßburg zur Krönung des Königs von Ungarn unterbrach unsere Verbindung eine Zeit lang; dieselbe erneuerte sich bei seiner Rückkehr. — Als ich mich eines Tages wie gewöhnlich zu ihm begab, kam er mir mit sichtlicher Aufregung entgegen. „„Lesen Sie diesen Brief““, sagte er, „„und ertheilen Sie mir einen Rath.““ — Ich nahm die Schrift aus seinen Händen und las mit lauter Stimme:

„„Wien, 17. Nov. 1830.

Mein Prinz, ich schreibe Ihnen zum dritten Male, sagen Sie mir, ob Sie meine Briefe erhalten haben, und ob Sie als Oesterreichischer Erzherzog oder als Französischer Prinz handeln wollen. Im ersteren Fall liefern Sie meine Briefe aus; indem Sie mich in's Verderben stürzen, werden Sie eine höhere Stellung erlangen, und dieser Akt der Anhänglichkeit wird Ihnen zum Ruhm ausgelegt werden; wenn Sie aber im Gegentheil meine Rathschläge benutzen, wenn Sie als Mann handeln wollen, so werden Sie sehen, wie die Hindernisse vor einem ruhigen und festen Willen verschwinden. Sie werden tausend Mittel finden, mich zu sprechen, die ich allein nicht anwenden kann. Sie können nur in sich selbst Hoffnung finden; der Gedanke, sich Jemanden anzuvertrauen, darf Ihnen nicht einmal einfallen. Wenn ich den Wunsch ausdrückte, Sie zu sehen, selbst vor hundert Zeugen, so würde man mir denselben verweigern. Sie sind todt für Alles, was Französisch ist, für Ihre Familie. Im Namen der fürchterlichen Qualen, zu denen die Könige von Europa Ihren Vater verurtheilt haben; bei dem Gedanken an jenen langen Todeskampf, durch welchen er das Verbrechen büßen mußte, zu großmüthig gegen sie gewesen zu seyn, lassen Sie sich von der Idee durchdringen, daß Sie sein Sohn sind, daß seine sterbenden Blicke auf Ihrem Bilde hafteten. Denken Sie an so viele Gräuel, und legen Sie den Urhebern keine andere Strafe auf, als Sie auf dem Throne Frankreichs sitzen zu sehen. Benutzen Sie diesen Augenblick, Prinz... Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt; mein Schicksal liegt in Ihren Händen, und ich kann Ihnen bereuern, daß, wenn Sie sich meiner Briefe bedienen, um mich in's Verderben zu stürzen, der Gedanke an Ihre Feigheit mir mehr Schmerz verursachen wird, als Alles, was man mir sonst zufügen könnte. — Der Mann, welcher Ihnen dieses Schreiben zustellt, wird auch die Antwort übernehmen; wenn Sie Ehre besitzen, so werden Sie mir eine solche nicht verweigern. (gez.) Napoleona Camerata.““

„„Dieser Brief““, sagte er mir, „„vom 17. Nov. datirt, ist mir erst heute am 24. Nov. zugekommen. Ich weiß nicht, wer denselben auf meinen Tisch gelegt hat, wo ich ihn gefunden habe. Wie dem auch sey, so wird mir jetzt erst eine Scene klar, welche sich kürzlich zugetragen hat, und die ich nicht begreifen konnte. Eines Tages kehrte ich mit Obenaus in's Schloß zurück; als ich die Treppe hinaufstieg, wurde ich durch den unerwarteten Anblick einer jungen Frau überrascht, die ganz in einen Schottischen Mantel eingehüllt war. Sie trat rasch auf mich zu, hielt mich auf und nahm ohne weitere Erklärung meine Hand, welche sie mit dem Ausdruck der größten Zärtlichkeit an ihre Lippen führte. Ich wußte nicht, was ich von einem so seltsamen Auftritt denken sollte. Obenaus, der mein Erstaunen theilte, unterbrach das Schweigen: „„Madame, was thun Sie, was ist Ihre Absicht?““ — „„Wer wird es mir verweigern““, rief sie mit außerordentlicher Aufregung, „„die Hand des Sohnes meines Souverains zu küssen?““ — Sie entfernte sich, und wir erschöpften uns in Muthmaßungen über diese so plötzliche und seltsame Erscheinung. Jetzt ist es mir nicht mehr zweifelhaft, daß ich damals die Gräfin Camerata gesehen habe. Sie begreifen wohl, daß ich zu Leitern meines Betragens und zu Bürgen meiner Zukunft nicht Personen von so exaltirtem Charakter nehmen werde; aber ich befinde mich in einer wahrhaften Verlegenheit. Meine Gefühle gegen den Kaiser, so wie die Würde meiner Lage erlauben mir nicht, ihm meine Gedanken oder meine Handlungen zu verheimlichen; ihm diesen Vorfall verschweigen, würde mir ein Unrecht gegen ihn scheinen. Auf der anderen Seite möchte ich der Gräfin nicht schaden; es fehlt ihr an Klugheit, aber sie hat alle Ansprüche auf meine Berücksichtigung; überdem ist sie eine Frau. Indessen ist meine erste Pflicht die gegen den Kaiser. Könnten Sie nicht in meinem Namen zum Grafen Dietrichstein gehen, ihm das Vorgefallene mittheilen und ihn bitten, daß er Alles auf eine Weise in Ordnung bringe, daß die Gräfin keine Verfolgung, keine Unannehmlichkeit erfahre, und daß sie nicht gezwungen werde, Wien zu verlassen?“ — Nachdem ich diese Sache reiflich überlegt hatte, billigte ich seinen Entschluß und übernahm mit Vergnügen den Auftrag, den er mir anvertraut hatte. Am anderen Morgen erhielt ich folgendes Billet:

„„Seit wir uns sahen, habe ich wiederum einen Brief von der Gräfin Camerata erhalten. Der Kammerdiener von Obenaus war es, der den ersten, den ich Ihnen anvertraut habe, auf meinen Tisch hatte. Senden Sie mir denselben zurück, ich halte es doch messener, daß ich ihn selbst dem Grafen Dietrichstein mit- werde die Sachen so einrichten, daß jede Dualerei und alles Aufsehen vermieden wird; aber ich will nicht antworten. Es sey von dieser Sache nicht mehr die Rede. Ich hoffe, Sie um 6 Uhr zu sehen, um unsere Lektüre fortzusetzen.

(gez.) Franz von Reichstadt.““

„Die Gräfin Camerata, Tochter von Elise Bacciochi, ist an einen reichen Italiänischen Großen verheirathet. Auffallend durch eine unglaubliche Thätigkeit der Einbildungskraft, durch die Entschlossenheit ihres Charakters, zeichnet sie sich, wie man sagt, im Reiten und in der Führung der Waffen aus; man behauptet auch, daß von allen Verwandten Napoleon's sie die meiste Aehnlichkeit mit ihm sowohl in ihren Zügen als in ihrem ganzen Wesen hat. Seit jener Zeit begegnete sie dem Herzog von Reichstadt mehreremale auf seinen Spaziergängen im Prater und in der Umgegend von Wien, ohne indeß in weitere Verbindung mit ihm gekommen zu seyn. Sie blieb noch eine Zeit lang in der Hauptstadt Oesterreichs; sie wohnte im Schwan in der Kärnthner-Straße; aber nach Verlauf einiger Wochen reiste sie ab und nahm ihren Weg nach Prag.“

„„Ich weiß,““ sagte mir eines Tages der Herzog, „„daß Sie den Plan, mich als Major nach Prag zu senden, mißbilligen; aber bedenken Sie, wie sehr es zu meiner Ausbildung nothwendig ist, den vollkommenen Gebrauch meines freien Willens zu erlangen. Ich muß mich daran gewöhnen, ich selbst zu seyn, ich muß sehen und gesehen werden; es ist das einzige Mittel, zur Kenntniß des Menschen und der Dinge zu gelangen. Was denkt man von mir in der Welt? Ueberdem würde es für jetzt mein größter Vortheil seyn, wenn die öffentliche Meinung sich wenig mit meiner Person beschäftigte, und wenn sie mir keine große Eigenschaften zumuthete. Die Einbildungskraft geht gern sehr weit in ihren Hypothesen, und es ist so gefährlich, mit ihren Täuschungen zu thun zu haben, wenn endlich der Tag der Wirklichkeit erscheint. — Wie kann man übrigens hoffen, sich mit den außerordentlichen Umständen, welche zur gegenwärtigen Zeit die Welt beherrschen, auf gleicher Höhe zu befinden? Welch' ein Unglück für mich, wenn ich heute auf einem Thron säße. In diesem Augenblick könnten die Schmeichelei und die Welt sich leicht meiner Leidenschaften bemächtigen und mich beherrschen. Arbeit, Nachdenken, die Zeit und besonders Erfahrung, können allein mein Urtheil reifen und mich lehren, ob ich ein Recht habe, auf meine Fähigkeiten zu zählen.““

„Die Kriegs-Zurüstungen, zu denen die Revolution überall Anlaß gegeben hatte, die Unterhaltungen der Militairs, welche darauf rechneten, bald in's Feld zu rücken, die Zeitungen, welche täglich eine kriegerische Sprache führten, wirkten heftig auf diese jugendliche Phantasie. Der Wunsch, thätigen Antheil an dem bevorstehenden Krieg zu nehmen, war bei ihm eine Leidenschaft, die, sich mit widersprechenden Gefühlen kreuzend, ihn oft in einen Zustand schmerzlicher Beängstigung versetzte. — „„Soldat seyn,““ sagte er damals, „„und unthätig bleiben, wenn sich Alles um mich her in Bewegung setzt, wäre eine schreckliche Lage; wenn ich andererseits an einen Angriffs-Krieg gegen Frankreich Theil nähme, was würde man von mir denken? Ich werde nur zu den Waffen greifen, wenn Frankreich Oesterreich angreifen sollte; es würde dann meine Pflicht seyn, mein Adoptiv-Vaterland zu vertheidigen.““ — Einen Augenblick darauf setzte er mit bewegter Stimme hinzu: „„Und doch legt das Testament meines Vaters mir eine Pflicht auf, welche alle Handlungen meines Lebens leiten wird.““

„Unsere Militair-Arbeiten wurden mit Thätigkeit fortgesetzt. Wir hatten eine mündliche Kontroverse über die verschiedenen Gegenstände der Militair-Kunst eingeführt. Die Richtigkeit seines Urtheils und die Feinheit seiner Bemerkungen überraschten mich oft. Er begriff nicht sehr rasch; aber er hatte ein wahres Talent, den Dingen auf den Grund zu gehen, wenn er sie einmal gefaßt hatte; er besaß in einem ausgezeichneten Grade die Fähigkeit des Geistes, welche wir im Deutschen durch den Ausdruck: den Nagel auf den Kopf treffen, bezeichnen.“

„In den Zirkeln und Bällen bei Hofe wurde er mit einem merkwürdigen Eifer und mit außerordentlicher Theilnahme umgeben; seine Lage zog immer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; sein Geist, die Leichtigkeit im Ausdruck, die Lebhaftigkeit seiner Antworten, die Eleganz in seinem ganzen Wesen, die Anmuth in seiner Haltung, die Schönheit seiner Züge, sicherten ihm glänzende Erfolge. Die Damen, gegen die er sich im Allgemeinen liebenswürdig und zuvorkommend bezeigte, kamen ihm immer mit außerordentlichem Wohlwollen entgegen. Er gestand mir, daß sein Herz sich von den Reizen und von dem lebhaften Geist einer jungen und schönen Dame, der Gräfin..., die er mehrere Male bei Hofe gesehen, und die durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelt schien, habe einnehmen lassen. Ich sah, welche Gefahr für den jungen Prinzen eine solche Leidenschaft haben könne, indem dieselbe, außerdem, daß sie ihn von seinen Arbeiten und Pflichten abziehen, ihn auch dem Rufe der Leichtfertigkeit aussetzen würde, welches zu vermeiden von Wichtigkeit war. Ich machte ihm diese Bemerkungen, welche er aufmerksam anhörte; sie flößten ihm den Entschluß ein, gegen diese Leidenschaft zu kämpfen, aber schützten ihn nicht vor Rückfallen.“

„Der 25. Januar 1831 war eine merkwürdige Epoche in dem Leben des Herzogs von Reichstadt. Bis dahin hatte er nur den Bällen und Festlichkeiten bei Hofe beigewohnt; zum ersten Male erschien er an jenem Tage in einer großen Gesellschaft bei dem Englischen Botschafter, Lord Cowley; er gefiel allgemein. Der Graf Dietrichstein, welcher ihn so lebhaft und aufrichtig liebte, empfand darüber sichtlich große Freude. — Am anderen Morgen besuchte ich den Herzog; er schien traurig. — „„Wie sind doch““, sagte er mir, „„solche Gesellschaften leer und betrübt! Was für auffallende Gegensätze waren in demselben Saal versammelt. Ich sah um mich her die Repräsentanten zweier Prinzen des Hauses Bourbon; den Baron

von Kentzinger, Gesandten Karl's X, und den Marschall Maison, Gesandten Ludwig Philipps, den Prinzen Gustav Wasa, natürlichen Erben des Schwedischen Thrones, und den Grafen Löwenhjelm, Gesandten des Königs Karl Johann!.. Ich habe zum erstenmale mit dem Marschall Marmont gesprochen; mein Vater führte ihn als einen Mann von Geist an, und seine Unterhaltung stimmte mit dieser Ansicht überein. Er wird mich heute besuchen. Es ist mir sehr lieb, daß ich in Verbindung mit Franzosen trete; ich wünsche nicht ganz unbekannt in Frankreich zu bleiben, wo man so falsche Ideen über meine Lage hat.""

Bibliographie.

Chronique du crime et de l'innocence. (Chronik des Verbrechens und der Unschuld.) Eine Sammlung von tragischen Scenen, Vergiftungen, Morden, Metzteleien und anderen Scheußlichkeiten. Von J. B. J. Champagnac. 2 Bde. (Dieses saubere Werk wird aus 6 Bänden bestehen.) Pr. 15 Fr.

Don Miguel. — Von einem vornehmen Portugiesen. Uebersetzt von J. B. Mesnard. Pr. 7½ Fr.

Marie Touchet. — Ein in Orleans spielender Roman. Von J. Lesguillon.

Mémoires etc. (Historische Denkwürdigkeiten und Briefwechsel der Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten.) Von Philippe Busoni. Pr. 7½ Fr.

Plus deuil que joie. (Mehr Trauer als Freude.) Gedichte von C. P. Dugrail. Pr. 3½ Fr.

Nord-Amerika.

Die Thal-Ebene des Mississippi.

(Schluß.)

Wenden wir uns jetzt zu der Schilderung, die Flint von den unglücklichen Ueberresten der Indianer giebt:

„Ich glaube," sagt er, „daß keine andere Menschen-Race ein solches Volk aufzuweisen hat, das verschiedene Sprachen redet, verschiedene Klimate bewohnt und doch im Uebrigen so wunderbar übereinstimmt. Leicht entdeckt man einen großen Unterschied in der Statur, in Körper- und Geisteskraft; allein der Wilde von Canada und der vom Rio del Norte haben das nämliche Gesicht, die nämliche Gestalt und, ich möchte sagen, gleiche Instinkte. Nach meiner Meinung sind sie unstreitig Alle von einem gemeinsamen Stamm. Wie wunderlich mögen die geträumt haben, welche annahmen, irgend eines dieser Völker stamme von den Wallisern oder von den Juden ab! Eine genauere Untersuchung ihrer Sprachen hat bewiesen, daß sie viel weniger von einander abweichen, als man sonst allgemein annahm. In der Wortfolge, im Bau der Verba, in den Zahl-Verhältnissen, zeigt sich auffallend große Analogie. Sie haben übrigens auch eine Zeichen-Sprache, die unter allen Stämmen, von Canada bis zum westlichen Ocean, verstanden wird. Gouverneur Clarke erklärte mir eine große Menge dieser Zeichen, die bei denen, welche verschiedene Sprachen reden, genau dieselben Begriffe erwecken; doch glaube ich, daß Einer, der nur vier dieser Dialekte reden kann, von Maine bis Mexiko den Wilden verständlich wird."

„Sie haben kein so lebhaftes und zartes Empfindungs-Vermögen wie andere Völker. Von allen Leidenschaften scheinen sie nur für den Zorn empfänglich. Beispiele von Frauen, die in ihrer Liebe zu Weißen so viel Gluth und Beständigkeit gezeigt, wie man erzählt, mögen wohl vorgekommen sein; allein dies waren Ausnahmen von dem herrschenden Charakter. In allen Lagen, in denen ich sie gesehen habe, schienen sie selbst gegen ihre Brüder keiner tieferen Zuneigung fähig. Sie sind ein düsteres, in sich selbst versunkenes Volk, für einen neuen, auffallenden oder wunderbaren Gegenstand zeigen sie sehr wenig Interesse. Ihr steter Umgang mit Wäldern, Felsen, nackten Einöden, heulenden Winden, die Gefahren, die sie unaufhörlich umschweben, ihre unsichere Existenz, die ihnen als ein gezwungener, unnatürlicher Zustand erscheint; — alles dies prägt ihren Zügen einen finsteren Ernst ein. Findet sich hier und dort ein junger Mann, den die Jugendfrische zu einem munteren Springinsfeld macht, so gilt er für ein läppisches Subjekt ohne alle Würde, und ein duckmäuseriger, schweigsamer Jüngling wird ihm vorgezogen. Sie sprechen sehr wenig mit einander, und suchen überhaupt mit der Außenwelt so wenig als möglich in Berührung zu kommen."

„Ihre unübertreffliche Tapferkeit und Ausdauer, die so sehr gerühmt werden, scheinen sich nur auf eine stärkere Dosis physischer Unempfindlichkeit zu gründen. Man hat mir erzählt — was ich gern glaube —, daß ihre Nerven bei keiner chirurgischen Operation erbeben und überhaupt nicht so viel Tendenz zum Krampfe zeigen, wie die der Weißen. Als jener Wilde, um seine Unempfindlichkeit gegen den Frost zu erklären, den Weißen darauf aufmerksam machte, wie wenig sein eignes Gesicht davon litte, weil es steis entblößt sey, fügte er wie Diogenes hinzu: „„Mein ganzer Körper ist Gesicht.""" Diese wachsende Unempfindlichkeit, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, durchdringt endlich das ganze Gewebe der animalischen Natur, und der Leib des Wilden scheint wenig empfindlicher zu seyn, als der Huf eines Pferdes. Kein gewöhnliches Reizmittel treibt sie zum Handeln. Sie scheinen auf das meiste, was uns rühren kann, mit Stolz herabzusehen. Ihre grausigen Kriege, die fürchterliche Wuth in Schlachten, die teuflische Raserei der Rache, der Wechsel von Hoffnung und Verzweiflung beim Spiel, dem sie noch weit mehr ergeben sind, als die Weißen, die viehische Aufheiterung durch Berauschung — das sind ihre Reizmittel, die sie energisch oder fröhlich machen. Dann schwingen sie das Tomahauk mit einer Wuth, die keine Schonung kennt, und die Zuckungen ihrer Opfer erfüllen sie mit schrecklicher Freude. Auch darf uns ihr feindlicher Sinn gegen die Gränz-Nachbarn nicht Wunder nehmen, sobald wir wissen, wie oft solche Feinde über ihre Frauen und Kinder hergefallen sind."

Der Vers. stellt den rothen Indianern die schwarzen Bewohner der Freistaaten gegenüber, die sich jetzt in den Süd-Provinzen unglaublich stark vermehren und die Aufmerksamkeit aller denkenden Personen in der Republik vorzugsweise in Anspruch nehmen. In der Indianischen und Afrikanischen Race glaubt er zwei wahre Extreme der menschlichen Natur zu erkennen. „Der Neger, leicht erregbar und für alle Leidenschaften höchst empfänglich, ist besonders auch zu sanften und zärtlichen Gefühlen geneigt. Erlaßt ihm nur Schmerzen und Hunger, so stört nichts seine Fröhlichkeit. Darf er nur einen Augenblick von der Arbeit ausruhen, so singt er, tanzt und spielt seine Fiedel. Hat er den Tag über sich geplackt, so wandert er in der Nacht von Plantage zu Plantage, macht Besuche und giebt Festgelage. Jedes Jahr haben die Neger zwei oder drei Feiertage, ihre Saturnalien. Dann schließen sich Hunderte von Schwarzen beider Geschlechter dem König des Festes an, der ein junger, durch Wuchs, Weiße der Augen und Schwärze des Gesichts ausgezeichneter Neger seyn muß. Statt der Krone trägt er eine pyramidalische Mütze aus Goldpapier, von der zwei ungeheure Troddeln herabhängen. Seine unzähligen Gesticulationen und Taschenspieler-Streiche sind von bezaubernder Wirkung auf die Menge. Sie tanzen, ihre Fähnlein flattern, und die Glöckchen an ihrem Körper klingen. Nirgends sieht man lustigere Gesichter, Beweise größerer Gleichgültigkeit gegen Vergangenes und Zukünftiges, und ausgelassneres Hingeben an die Freude des Augenblicks. Ich habe ganze Gruppen der müssigen und schweigsamen Indianer dem lustigen durch die Straßen tanzenden Zuge folgen und ihre düstere Miene kaum zu einem Lächeln sich verziehen sehen, während selbst die Herren der Neger über diese Grimassen in konvulsivisches Gelächter ausbrachen."

Ein interessantes Kapitel handelt von den Versuchen zur Bekehrung der Indianer, die bis jetzt nur von sehr unbedeutendem Erfolg waren. „Die Katholiken haben viele dahin vermocht, ein Kruzifix um den Hals zu hängen, welches sie gleich ihren Medaillen und anderen Zierrathen als Merkwürdigkeit zeigen; allein auf den Besitz dieses Zeichens beschränkt sich nur zu oft ihr ganzes Christenthum. Ich habe mit vielen Reisenden gesprochen, die über das steinige Gebirge nach den großen Missions-Anstalten von St. Peter und St. Paul gegangen waren. Diese Reisenden — Einige derselben bekannten sich zum Römischen Glauben — kommen darin überein, daß die Neubekehrten der Mission entschlüpfen, sobald es in ihrer Macht steht, nach ihren Wüsten zurückfliehen und dort die gewohnte Lebensweise wieder anfangen. So ist auch das große Reich der Jesuiten in Paraguay verschwunden, und man erzählt uns, daß die Nachkommen der von ihnen bekehrten Indianer sich auf keine Weise vor den anderen Wilden auszeichnen. Das Christenthum ist die Religion civilisirter Menschen, und da nicht wohl zu hoffen steht, daß die heutige Generation der Indianer civilisirt werden könne, so darf man noch weniger hoffen, daß sie Christen werden."

Daß aber wenigstens Keime genug zu geistiger Veredlung in den wilden Indianern schlummern, bestätigen des Vers. eigene Worte: „Was man auch von dem Charakter der Indianer denken mag, so bin ich fest überzeugt, daß sie von Natur ein kluger und verständiger Menschenschlag sind und insofern dem ungebildeten Weißen gar nicht nachstehen. Dies lehrte mich die eigene Erfahrung beim Unterricht Indianischer Kinder. Ich bemerkte auch an Erwachsenen beider Geschlechter die Tendenz, ihre Fähigkeiten zu prüfen. Untersuchen sie irgend eine unserer Erfindungen, als Dampf-Böte, Dampf-Mühlen und Baumwollen-Fabriken, — betrachten sie irgend eine unserer Anstalten in ihrer Wirksamkeit — so scheinen sie gleich durch rasche Analysis die Triebfeder und den Gegenstand zu erkennen. Kein Schauspiel erfreut sie mehr, als eine große wohleingerichtete Schule. Sie schienen gleich zu begreifen oder erklärten mir wenigstens, daß sie es fühlten, welche Vortheile diese Einrichtung ihren Kindern vor den unsrigen verschaffte."

An einem anderen Orte erzählt Flint eine artige Anekdote, woraus man ersieht, wie gut sie den Werth des Individuums unter den Weißen zu schätzen wissen.

„Kommt ein Stamm aus den entferntesten Regionen nach einer Stadt, so unterscheiden sie fast auf den ersten Blick unter dem neugierigen Haufen Leute von Ansehen und Bedeutung, die sie Väter nennen. Manuel Lisa, der große Spanische Kaufmann am Missouri, brachte eine Indianische Deputation von dem Felsen-Gebirge nach St. Louis. Sie schienen mir die robesten und pantherartigsten von allen Indianern zu seyn, die ich bis jetzt gesehen hatte. Als sie bei St. Charles landeten, umringte sie, wie gewöhnlich, ein Schwarm von Gaffern. Unter diesen befand sich ein Taugenichts aus Neu-England, ganz niedergebeugt von der Last eingebildeter Talente und Kenntnisse, der hierher gekommen war, um sein Licht — auf den Scheffel zu stellen. Dieser Anblick war für ihn eben so neu als imposant. Unter dem Volk an der Küste befanden sich Leute vom ersten Rang im Lande, und es ist Brauch, daß solche mit der Ceremonie des Handschlags den Anfang machen. Jener Herr wollte ihnen zuvorkommen, begab sich an Bord der Böte und ging, seine Hand bietend, im Kreise herum. Sie reichten ihm die übrige sehr tückisch und mit sichtbarem Hohn. Als er fort war, lachten sie untereinander und bemerkten, wie der Dollmetsch uns erzählte, dieser sey nur ein geringer Mensch und kein Vater. Dann kamen sie selbst an Bord, gingen herum und begannen den Vätern mit ehrerbietiger Miene, nach dem Grade des zuerkannten Ranges, die Hände zu schütteln. Wir selbst, die wir den Stand jener Leute kannten, hätten nicht passender wählen und unterscheiden können."

Digitized by Google

Zwischen den Nachkommen der Engländer in Amerika und den Indianern herrscht, nach dem Verf., eine unwandelbare Antipathie. Zum Frieden kommt es oft, aber höchst selten zu Freundschaft oder Vermischung. Weit mehr Glück machen in dieser Hinsicht die Franzosen. Sie lassen sich unter ihnen nieder, lernen ihre Sprache, verheirathen sich mit Indianerinnen und erhalten in kurzem dieselbe Kupferfarbe. Eine gemischte Race wächst in ihren Hütten auf und giebt einer besonderen Menschen-Klasse, den Quarteronen, ihr Entstehen. Das straffe Haar und die Indische Physiognomie sind noch bei diesen vorherrschend. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Indianischen Gesichtszüge viel weiter sich fortpflanzen und viel langsamer denen der Weißen amalgamiren, als die der Neger.

Der Verf. theilt uns auch interessante Bemerkungen über die Nord-Amerikanischen Antiken mit, diese Verkünder einer großen Urbevölkerung. Dahin gehören, außer einer Menge von künstlichen Brunnen, Grabmälern, Zierrathen von Silber und Kupfer, Thongefäßen u. s. w., auch große Erdwälle, regelmäßig geformt, in Gestalt von Kegeln oder Parallelogrammen. Die Bäume, die sie bekränzen, und andere Data, lassen ihr Alter auf 600 Jahre schätzen. Viele derselben sind, dem Sturm der Zeiten zum Trotz, noch immer 25 Fuß hoch, und manche decken mehrere Morgen. Sie stehen gewöhnlich in fruchtbaren Gegenden, und ihre Lage ist sehr ins Auge fallend. Die am Ohio sind mit sehr großen Bäumen bewachsen; aber in weidenreichen Gegenden, wo der Verf. die meisten gesehen hat, fand er sie mit langem Grase überwachsen. Außerdem spricht unser Missionair von Knochen und Gerippen vorweltlicher Thiere, und von den Gebeinen einer kleineren Menschen-Race, über die schon mehr bekannt geworden ist. (Quarterly Review.)

Bibliographie.

The North-American Arithmetic. (Amerikanisches Rechnenbuch). Von F. Emerson. 2 Theile. Boston.

The life etc. (Kolumbus' Leben.) In Erzählungen für die Jugend. Mit Kupfern. New-York.

The life etc. (Washington's Leben.) Eben so wie das vorstehende.

The general laws etc. (Die Gesetzgebung des Staates Massachusetts.) Boston.

A comparative view etc. (Vergleichender Ueberblick der Spanischen und der Italiänischen Sprache.) Von Pietro Bacchi.

A grammar of elocution (Lesen und Sprechen, durch Uebungen und Beispiele erläutert.) Von Jonathan Barber. New-Haven.

Elements of natural philosophy. (Elemente der Naturwissenschaft.) Von F. J. Grund. Boston.

Outlines of universal history. (Grundzüge der Weltgeschichte.) Von John Frost. Philadelphia.

Italien.

Eine Hochzeits-Feier in Konstantinopel.

Vor Kurzem erschien zu Venedig die Beschreibung der Festlichkeiten, zu welchen die Vermählung der ältesten Tochter des Sultans Amurat oder Murad III. (den 19. Mai 1586) Gelegenheit gab.*) Wir erfahren daraus, auf was für sonderbare Weise die Prunksucht des Osmanischen Hofes sich damals kund that.

„Der Vater des Bräutigams schenkte der Neuvermählten 500 irdische und himmlische Thiere aus Zucker; ein ungeheueres Zucker-Kastell, woran eine große Anzahl Matrosen zu schleppen hatten; eine Maulthier-Ladung Schminke, zum Bemalen der Hände, Füße, und anderer Theile des weiblichen Körpers, und vier solcher Ladungen mit Konfekt. Das vornehmste Geschenk der Mutter des Bräutigams war eine kolossale Maschine aus vergoldetem Silber, mit vielen Türkissen besetzt, nach Art eines Schul-Leuchters (doppiere da scuola) theils rund, theils länglich, theils viereckig gearbeitet, aber zwanzig Ellen hoch und an den meisten Stellen anderthalb bis zwei Ellen breit. Der Leuchter war mit Blumen und Laubwerk geziert, Alles von Gold, Silber und Seide, und gewährte einen wunderschönen Anblick. Den Werth dieses riesigen Kronleuchters, den ein Haufe Menschen vermittelst vieler Tragestangen transportiren mußte, schätzte man auf mehr als 20,000 Zechinen. Unter vielen anderen Dingen schickte die Pathin auch fünf Ladungen von jenem Stoffe, dessen sich vornehme Türkinnen, wenn sie aus ihren Kutschen steigen, um ihr Haus oder ihren Garten zu betreten, als eines Schirmes gegen die Neugier bedienen; das Tuch wird zu beiden Seiten ausgespannt, und die Dame schlüpft ungesehen hindurch."

Die Mitgift der Braut betrug 300,000 Zechinen. Als Ausstattung erhielt dieselbe hundert Sklavinnen zu Pferde, in kostbarer brokatener Kleidung, welche Geldstücke unter die Menge warfen; sie ritten nach Art der Männer, begleitet von funfzig sehr schönen schwarzen Eunuchen, die gleichfalls beritten waren. Hinter den Sklavinnen kam Einer, der ein goldenes Buch auf einem massiv goldenen, mit vielen Edelsteinen besetzten Schemel trug; dieses war der Koran, das Erbauungsbuch der Braut . . . . . Endlich folgte Einer mit einem silbernen Bratspieß, an dem ein Hammel steckte, und drei Andere trugen vieles Küchen-Geräth aus Silber."

Zu den Hochzeits-Geschenken gehörte außer dem obenerwähnten Kron-Leuchter „noch eine andere kolossale Maschine dieser Art, zu deren ungehinderter Passage der Vorsprung mehrerer zu breiten Dächer abgebrochen und Bäume umgehauen werden mußten. Die ungeheuren, mit Schmuck überladenen Gehäuse der Maschinen, deren Basis die ganze Breite der Straße einnahm, ruheten auf einem Stangen-Gitter, das mit Schlingen versehen war, die in den Schultern der Träger hingen, und liefen oberwärts pyramidalisch zu. Der Admiral des Zeughauses, welchem die Leitung der Maschine anvertraut war, wurde auf einem ähnlichen Gitter aus Stangen getragen."

„Die Schwermuth," fügt der alte Venetianer in seiner Naivität hinzu, „welche das ganze glänzende Elend in dem Zuschauer erweckt, wird etwas gemildert durch die tröstliche Betrachtung, daß man fremdes Gut doch nicht unnütz vergeuden und auf keine Weise den Despoten spielen dürfe, wenn man nicht mindestens zum Gelächter dienen will." (Antologia di Firenze.)

*) Das äußerst seltene Büchlein, von einem ungenannten Venetianer abgefaßt, hat Gamba neu aufgelegt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.

Bibliographie.

Storia di Como. (Geschichte von Como.) Von Professor M. Monti. Como.

Tragedie. (D. Bertolotti's Trauerspiele.) Umgearbeitet und zum ersten Male zusammen herausgegeben. Mailand.

Teatro tragico. (Trauerspiele.) Von Coriolano da Bagnole. 2 Bde. Turin.

I Geremei e i Lambertazzi. — Historisches Drama von G. B. Danielli. Genua.

Mannigfaltiges.

— Schwungkraft der Lügen. Das Londoner Hof-Journal (Court-Journal), ein Modeblatt, das eben nicht seiner Wahrheitsliebe wegen in Ruf ist, hat ausgerechnet, daß eine passable gut ausstaffirte Lüge, wenn sie zweien von den am meisten praktizirenden Londoner Aerzten, und nebenbei auch vier von den fashionabelsten Stutzern, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertraut werde, binnen 24 Stunden 7,963 Personen bekannt sey; am nachsten Sonnabend sey man dann sicher, diese Lüge im Hof-Journal zu lesen; am Montag stände sie in der Morning-Post und im Herald; am folgenden Freitag im Constitutionell; binnen zehn Tagen in der Allgemeinen Zeitung und in fünf Wochen in der New-York Evening-Post. Habe die Lüge nun endlich die Runde durch die ganze Welt gemacht, so sey sie eine unumstößliche Wahrheit geworden, und in vierzig Jahren werde sie von unseren Geschichteschreibern erzählt, die sich sammtlich auf die obigen eben so zahlreichen als gewissenhaften Quellen beriefen.

— Der Norqual, oder große Wallfisch. Dies größte aller lebenden Geschöpfe wurde voriges Jahr an den Ufern des Forth bei Nord-Berwick an's Land geworfen und von Dr. Knox und dessen Bruder secirt. Das Skelet dieses wahrhaft gigantischen Thieres, dessen Größe unglaublich scheint, wenn man es nicht gesehen hat, wird nun präparirt und hoffentlich so in Stand gesetzt, daß Freunde der Wissenschaft es ganz nach Wunsch besichtigen können. Die Fischbeingräten sind mit großer Sorgfalt und Mühe bearbeitet, und werden in ihrer natürlichen Stellung wieder in den Rachen eingesetzt. In dieser Stellung gewähren sie einen höchst merkwürdigen Anblick; denn unmöglich kann man sich durch Beschreibung einen Begriff von der ungeheuren Masse dieser Barten (über 2 Tonnen Last) und zugleich von ihrer schönen und zweckmäßigen Form machen. Der Schädel wurde vertikal gespalten, um den ungeheuren Kopf (derselbe wiegt über 8 Tonnen) besser regieren zu können. Durch diese Spalte sieht man die Höhlung, welche das Gehirn enthielt, und so wird man endlich die Gefühls-Mittheilungs-Organe eines Thiers, dessen Riesenmassen uns durch ihre Dimensionen in Erstaunen setzen, einigermaßen kennen lernen. Man ist bereits zu Resultaten gelangt, die, wie wir glauben, die meisten Anatomen überraschen werden. Die Höhlung (von welcher dem wissenschaftlichen Publikum eine Nachbildung vorgelegt werden soll) wurde nach der von Sir William Hamilton zuerst angegebenen Weise und unter seinen Augen ausgemessen. Das auf diesem Wege ausgemittelte Gewicht des Gehirns betrug 54 Pfund. Das Gehirn des von Herrn Hunter untersuchten kleinen Wallfisches, der nur 17 Fuß lang war, wog ungefähr 4½ Pfd. Das Gehirn des Elephanten wiegt zwischen 6 und 7 Pfd. und das des Menschen, 3 bis 4 Pfd. Bei manchen warmblütigen Thieren — zu denen der Wallfisch bestimmt gehört — steht also das Gehirn in einigem Verhältniß zur Körpergröße, bei anderen wieder nicht; die Gesetze und die Natur dieses Verhältnisses sind demnach noch nicht ermittelt. — Die von einem erfahrenen Südsee-Fischer aufgestellte Meinung, daß dieser Wallfisch in der Südsee zu Hause sey und auf seiner Wanderung sich so weit von seiner Heimath verirrte, erweist sich jetzt als irrig, da der Bau des Skelets von dem eines Südsee-Wallfisches, den Baron Cuvier von seinem Freunde Delalande zugesandt erhielt und beschrieb, wesentlich verschieden ist; eben so wenig gleicht er dem im Rathhause zu Bremen aufbewahrten Wallfisch, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Species noch von keinem Naturforscher beschrieben, ja auch nur gesehen wurde. Die volle Länge des Norqual maß 80 Fuß. Capitain Scoresby erzählt zwar, er habe von einem Wallfisch gehört, der über 100 Fuß lang seyn sollte, allein höchst wahrscheinlich war dieser nicht genau gemessen worden. Der Wallfisch, den Sir Robert Sibbald vor ungefähr 100 Jahren besichtigte, maß genau 78 Fuß. — „Vierzehn Mann konnten zu gleicher Zeit im Rachen stehen, und wenn die Fluth stieg, konnte man mit einem kleinen Boot gemächlich hineinfahren." (Scotsman.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 092 563 501

Digitized by Google